

Meyers Konversations-Lexikon

Meyers
Konversations-Lexikon.

Vierte Auflage.

Neunter Band.

Irideen — Königsgrün.

Holzfreies Papier.

Meyers
Konversations-Lexikon.

Eine

Encyklopädie des allgemeinen Wissens.

Vierte, gänzlich umgearbeitete Auflage.

Mit 550 Karten, Plänen und Bildertafeln sowie 3600 Abbildungen im Text.

(Beendet 1890.)

Neunter Band.

Irideen — Königsgrün.

Neuer Abdruck.

Leipzig und Wien.

Verlag des Bibliographischen Instituts.

1890.

J.

Das im laufenden Alphabet nicht Verzeichnete ist im Register des Schlußbandes aufzusuchen.

Iriden (Schwertliliengewächse), monokotyle Familie aus der Ordnung der Liliifloren, Stauden mit Zwiebeln oder Rhizomen, linealen, schwertförmigen, oft reitenden Blättern und regelmäßigen oder zygomorphen, dreizähligen Blüten, die aus zwei blumenblattartigen Perigonkreisen, einem einfachen, vor den äußern Perigonblättern stehenden, dreigliederigen Staubblattkreis und drei verwachsenen Karpiden bestehen. Oft sind die Narben blumenblattartig ausgebildet. Die Frucht öffnet sich fachspaltig mit drei Klappen u. enthält zahlreiche Samen mit hornigem oder fleischigem Endosperm. Vgl. Klatt, Revisio Iridearum (»Linnaea« 1863–66); J. Baker, Systema Iridacearum (»Journal of Linnean Society«, Bd. 16). Man zählt etwa 65 Gattungen mit gegen 700 Arten, welche vornehmlich in den wärmern Strichen der gemäßigten Zonen einheimisch, in den eigentlichen Tropen minder reichlich vertreten sind; in der größten Anzahl von Arten und im wunderbarsten Formenreichtum finden sie sich am Kap, wo besonders Gladiolus *T.* und eine Anzahl eigentümlicher Gattungen vertreten sind. Die Wurzelstöcke und Knollen enthalten viel Stärkemehl nebst Schleim. Die Narben von Crocus liefern den Safran. Viele Arten, besonders aus den Gattungen Iris *L.*, Gladiolus *T.*, Crocus *T.*, sind beliebte Zierpflanzen. Einige Arten von Iris *L.* und Iridium *Heer* kommen fossil in Tertiärschichten vor.

Iridektomie (griech., »Ausschneiden der Iris [Regenbogenhaut]«), eine Augenoperation, besteht darin, daß man durch einen 4–6 mm langen Einstich am Rande der Hornhaut mit einer Pinzette in die vordere Kammer eingeht, die Iris am Pupillarrand oder nächst ihrer Verwachsung mit der Hornhaut faßt, hervorzieht und außerhalb der Hornhaut mit einer Schere abschneidet. Man macht die J. bei Erkrankungen der Iris, Hornhauttrübungen und als Voroperation bei manchen Staroperationen, ganz besonders aber bei Glaukom (s. d.) oder dem grünen Star. Die J. vernichtet die Pupillenbewegungen, so daß eine solche Pupille dem Lichtreiz nicht mehr folgt und der Operierte allen Gefahren desselben ausgesetzt ist, falls er nicht versteht, mit dem Augenlid die Funktion jenes Muskels zu ersetzen. Um dem vorzubeugen, hat man eine Operation vorgeschlagen, durch welche die natürliche Pupille nur verlegt wird, nämlich die Iridodesis. Diese besteht darin, daß man einen 2 mm weiten Schnitt an dem Hornhautrand macht und, wenn das Kammerwasser abfließt und die Iris infolgedessen vorfällt, diesen Teil der Iris mit der Pinzette faßt und so weit herauszieht, daß die Pupille an jene Stelle zu liegen kommt, wo man sie haben will. Das vorgezogene Stück Iris wird mit einem Faden abgeschnürt. Vgl. Tafel »Augenkrankheiten«, Fig. 15.

Irideremie (griech.), s. Aniridie.

Iridium Ir, eins der sogen. Platinmetalle, findet sich als Osmiumiridium, bisweilen auch als Iridiumplatin in Begleitung des Platins und wird aus den Platinrückständen gewonnen. Ammoniumiridiumchlorid (Iridsalmiak) hinterläßt beim Glühen J. als schwammige Masse, welche, gepreßt und heftig geglüht, politurfähiges Metall liefert. J. ist rein weiß, stahlglänzend, nur bei Weißglut hämmerbar, läßt sich feilen, Atomgewicht 192,7, spez. Gew. 22,1, ist strengflüssiger als Platin, bleibt an der Luft bei jeder Temperatur unverändert und wird nach starkem Glühen von keiner Säure, auch nicht von Königswasser, angegriffen. Aus alkoholischer Lösung von schwefelsaurem Iridiumoxyd scheidet sich am Sonnenlicht fein verteiltes metallisches J. als schwarzes Pulver (Iridiumschwarz) ab, welches noch energischer oxydierend wirkt als Platin, in Königswasser sich löst und beim Erhitzen an der Luft sich in Iridiumsesquioxyd Ir_2O_3 verwandelt. Dies ist blauschwarz und dient als schwarze und, mit Zinkoxyd gemischt, als graue Farbe in der Porzellanmalerei. Eine Lösung von fein verteiltem J. in Königswasser enthält Iridiumchlorid $IrCl_4$, welches eine dunkelrot durchscheinende Masse bildet und mit Chlorammonium dunkel kirschroten, schwer löslichen Iridiumsalmiak $(NH_4)_2IrCl_6$ bildet, der beim Glühen schwammförmiges J. hinterläßt. Man benutzt J. hauptsächlich in Legierungen mit Platin. Eine solche Legierung aus 1 Teil J. und 9 Teilen Platin ist sehr hart, elastisch wie Stahl, schwerer schmelzbar als Platin, völlig unveränderlich an der Luft und dient zu Normalmaßstäben. Andre Platiniridiumlegierungen gebraucht man zu Gefäßen, die der Einwirkung des Königswassers widerstehen, wenn sie nach der ersten Einwirkung desselben ausgehämmert werden. Auch dienen J. und Osmiumiridium zu Goldfederspitzen.

J. wurde 1804 von Tennant in den Platinrückständen entdeckt.

Iridiumgold, s. Gold, S. 473.

Iridodesis, s. Iridektomie.

Iringsweg, in der deutschen Mythologie die Milchstraße, nach Iring, einem mythischen Helden der Thüringer, benannt, welchen J. Grimm mit dem auch auf Erden wandelnden Heimdall (s. d.) identifiziert.

Iris, in der griech. Mythologie Personifikation des Regenbogens und als solche die den Frieden in der Natur wiederherstellende und den Verkehr vermittelnde Botin des Himmels zur Erde, nach Hesiod Tochter des Thaumas und der Okeanide Elektra. Sie erscheint als jungfräuliche, schnellfüßige, geflügelte Götterbotin, eilt als solche rasch wie der Sturmwind von einem Ende der Welt bis zum andern und dringt selbst bis in die Tiefe des Meers. Vorzüglich wird sie vom Zeus und von der Hera entsandt (bei den spätern Dichtern nur von letzterer) und steht dem Götterboten Hermes besonders nahe, dessen Stab sie auch führt. Merkwürdigerweise wird sie in der »Odyssee« nie erwähnt (hier nur Hermes). Im Bild (auf Vasen oder Reliefs) ist sie der Nike ähnlich und oft schwer von ihr zu unterscheiden. Schlangenstab und Kanne, womit sie die Libation einschenkt, sind ihre Attribute.

Iris, Regenbogenhaut des Auges (s. d., S. 74). Fehlen der J., s. Aniridie.

Iris *L.*, Gattung aus der Familie der Iridaceen, Staudengewächse mit unterirdischem, kriechendem, verdicktem Wurzelstock, einfachem oder verästeltem, zuweilen sehr verkürztem Stengel, schwert- oder lilienförmigen, zweizeiligen Blättern, großen, endständigen, einzelnen oder in Trauben vereinigten Blüten und großer, lederartiger, vielsamiger Kapsel. Etwa 80 vorzüglich der nördlichen gemäßigten Zone angehörende Arten. Von drei Arten, I. germanica *L.*, mit dunkelblauen Blüten, in Süd- und Mitteleuropa, Nordindien und Marokko, I. pallida *Lam.*, mit hellblauen Blüten, in Südeuropa und dem Orient, und von I. florentina *L.*, mit weißen Blüten, in der Türkei und Vorderasien, wird die Wurzel als Veilchenwurzel in den Handel gebracht. Man kultiviert besonders I. germanica und pallida in der Umgegend von Florenz, hebt die Wurzeln im August heraus, schält und putzt sie und trocknet sie an der Sonne. Der frische Wurzelstock ist fleischig, riecht widerlich und schmeckt scharf bitter. Nach dem Trocknen ist er gelblichweiß, riecht veilchenartig und schmeckt mild. Er enthält sehr wenig den Veilchengeruch bedingenden Iriskampfer, wenig Harz und Gerbsäure und viel Gummi. Veilchenwurzel dient, wie schon bei den alten Griechen und Römern, hauptsächlich in der Parfümerie und wird zahnenden Kindern gegeben, damit sie darauf beißen; mit dem Pulver bestreut man Pillen, auch dreht man aus der Wurzel Kügelchen zu Fontanellen. Außerdem ist sie ein Bestandteil des Brustthees und wird auch zu Zahnpulver benutzt. I. germanica (Himmelslilie, Gilgen) wird neben mehreren andern Arten in vielen Varietäten als Zierpflanze kultiviert. I. pseudacorus *L.* (Wasserschwertel, Teichlilie, Gilgenwurzel), mit großen, gelben Blüten, an Teichen und Bächen in ganz Europa, hat einen innen rötlichen, kurz zusammengeschobenen Wurzelstock mit scharfem Saft,

runden Form ausbreitet und im S. durch den St. Georgskanal, im N. durch den St. Patricks- und den Nordkanal mit dem Atlantischen Ozean in Verbindung steht. Das Irische Meer erhält fast gar keinen bemerkenswerten Wasserzufluß durch Landströme und erscheint als ein ruhig umgrenztes Wasserbecken, das aber in seinen Kanälen um so heftiger strömt. Seine Tiefe beträgt bis zu 152 m, im Nordkanal kommen jedoch Tiefen bis zu 263 m vor. Die beiden größten Inseln im Irischen Meer sind Man und Anglesey.

Irische Sprache, s. Keltische Sprachen.

Irisches System, s. Gefängniswesen, S. 1000.

Irisch-römische Bäder, s. Bad, S. 224.

Irisdruck, s. Buntdruck.

Irisglas (irisierendes Glas), durchsichtiges, farbloses oder gefärbtes, in prächtigen Regenbogenfarben schimmerndes Glas, welches in der Weise erhalten werden kann, daß man die noch heißen Gegenstände, wie sie vom Glasofen kommen, in einen Raum einführt, welcher mit Dämpfen gefüllt ist, die sich aus einer erhitzten Mischung von salpetersaurem Baryt, salpetersaurem Strontian und Zinnchlorür entwickeln. Man benutzt hierzu ein eisernes Gefäß, dessen Boden durch Kohlenfeuer erhitzt wird, und dessen aufklappbarer Deckel eine Öffnung für den Hals der Glasbläserpfeife besitzt. Die Einwirkung darf nur einige Sekunden dauern. Worauf dieselbe beruht, ist noch nicht sicher ermittelt; doch kann man Glas auch durch Joddämpfe und gewisse Sorten durch Erhitzen mit etwa 15 Proz. Salzsäure enthaltendem Wasser unter einem Druck von 2—5 Atmosphären irisierend machen. Durch Abänderung der Chemikalien und der Temperatur soll man die Farben, in welchen das Glas irisiert, beliebig ändern können. Am besten eignen sich Kristallglas, Hyalithglas und die halbsatten Farbengläser zur Darstellung von J. Dasselbe wurde zuerst 1872 von Zahn in Ungarn dargestellt. Auf Thonwaren kann man irisierende Glasur durch Auftragen von Kalithonerdeglasur unter Zusatz von Aluminiumplatinchlorid darstellen.

Irish apricots (engl., spr. eirisch äppritots, »irländische Aprikosen«), Spottname für die Kartoffeln.

Irish Stew (engl., spr. eirisch stjuh, »irländisches Schmorfleisch«), ein ursprünglich irisches Nationalgericht, jetzt auch in Deutschland weitverbreitet, bestehend aus mit Weißkraut oder Welschkohl, Kartoffeln, Zwiebeln und Gewürzen gedünstetem Hammelfleisch.

Irisieren, in regenbogenartigen Farben spielen. Das J. wird meist hervorgebracht durch die Wirkung äußerst dünner Schichten oder Blättchen und kann daher durch Ablagerung zarter Überzüge auf Metalle ꝛc. künstlich erzeugt werden. Dies geschieht namentlich bei der »galvanischen Färbung der Metalle« (s. d.).

Irisieren der Wolken, eine atmosphärische Erscheinung, welche auftritt, wenn weiße Federschichtwolken, deren Ränder mit dem Horizont parallel sind, in der Nähe der Sonne stehen. Beim J. zeigt sich eine lebhafte prismatische Farbenreihe in Gestalt von Streifen, welche mit dem Rande der Wolke parallel gehen und zuweilen 10° und mehr von der Sonne abstehen. Sie sind unregelmäßig in der Wolke zerstreut und werden wahrscheinlich durch Bläschen von ungleichen Dimensionen hervorgerufen.

Irisknöpfe, s. Beugung des Lichts.

Irismuschel, Name für das Meerohr (s. d.) und

tungen als **rheumatische I.**, vielleicht am häufigsten ist sie eine Erscheinung der Syphilis (I. gummosa). In ihren Anfängen wird sie zuweilen nur durch ein leichtes Ermüden des Auges bemerkt, dann gesellt sich eine sehr zierliche, in Adern hervortretende Rötung um die Hornhaut hinzu, und gleichzeitig wird eine Entfärbung der Iris wahrgenommen. Die Gefahr beruht in der großen Neigung der entzündeten Regenbogenhaut zu Verwachsungen mit der Linsenkapsel (Synechia posterior) und der Hornhaut (Synechia anterior). Die Heilung erfolgt bei rechtzeitiger ärztlicher Behandlung regelmäßig. Das souveräne Mittel ist das Atropin, mittels dessen der möglichst hohe Grad der Pupillenerweiterung (Mydriasis) herbeigeführt wird, welcher schon beginnende Verlötungen trennt und neue Adhäsionen verhindert. Ist der rechte Zeitpunkt vorbei, so ist die spätere Behandlung nur von geringem Erfolg, oft folgt totale Erblindung. S. Tafel »Augenkrankheiten«, Fig. 5.

Irkaipij (Cooks Nordkap), Landspitze der Tschuktschenhalbinsel unter 180° L. v. Gr., 68° 50′ 13″ nördl. Br.

Irkutsk, russ. Gouvernement in Ostsibirien, an der West- und Nordseite des Baikalsees, grenzt südlich an China (durch das Sajanische Gebirge davon getrennt), westlich an das Gouvernement Jenisseisk, nördlich an das Gebiet Jakutsk, östlich (durch den Baikalsee davon getrennt) an das ehedem zum Gouvernement I. gehörige Transbaikalische Gebiet und umfaßt 800,768 qkm (14,246 QM.) mit (1883) 398,873 Einw. Das Land ist gebirgig, seine Hauptflüsse sind die Angara, welche in den Jenissei (s. d.) sich ergießt, und die Lena (s. d.). Unter den fünf Kreisen (I., Werchólensk, Balagansk, Nishne Udinsk und Kirensk) ist Balagansk der am dichtesten bevölkerte und fruchtbarste Ostsibiriens. Roggen, Gerste, Hafer und Gemüse gedeihen gut. Goldwäschen finden sich namentlich im Nishne Udinskischen Bezirk, im Flußsystem der obern Tunguska, an der Birjussa und deren Nebenflüssen, gaben aber nur wenig, zusammen mit dem Kanskischen Bezirk im Gouvernement Jenissei im J. 1880: 377 kg. Von 1876 bis 1880 lieferten beide Bezirke zusammen 2607 kg. Der Irkutskische Bezirk lieferte 1879 nur wenige Pfund Gold. Außerdem werden noch Eisen und Salz gewonnen, von letzterm 1879: 3,700,000 kg. Die einst sehr ergiebige Jagd gewährt dem Nomadenjäger kaum mehr den Unterhalt. Den Hauptbestandteil der Bevölkerung bilden Russen, Buräten und Tungusen; Haupterwerb ist Ackerbau, Viehzucht und Verfrachtung der Waren aus und nach den Hinterländern (China). Von den Russen sind ein Dritteil verbannte Zwangsarbeiter. Das Gouvernement wird von der wichtigen Poststraße von Krasnojarsk nach der Hauptstadt I., die sich jenseits zum Amur fortsetzt, durchzogen. Es besaß im J. 1877: 109 Fabriken und industrielle Anstalten mit 3121 Arbeitern und einem Produktionswert von 3,290,717 Rubel. Spiritus- und Branntweinbrennereien nehmen den ersten Platz ein, dann folgen Etablissements für Eisenverarbeitung, Salzsiedereien, Tuch-, Porzellan- und Fayencefabriken. Die Zahl aller Lehranstalten war 1883: 202 mit 5151 Schülern, nämlich 5 Fachschulen mit 523 Schülern (ein Priesterseminar, ein Lehrerseminar, eine Feldscherschule, ein Militärgymnasium, eine technische Schule), 8 mittlere Lehranstalten und 189 Elementarschulen.

Die gleichnamige **Hauptstadt** liegt an der Mündung des breiten und reißenden Irkut in die Angara, 370 m ü. M., und hat sich von einer ärmlichen Weilerhütte und Poststation (1652) zur bedeutendsten Stadt Sibiriens aufgeschwungen, die, nachdem sie 1879 durch eine mehrere Tage dauernde Feuersbrunst beinahe vollkommen zerstört worden war, doch (1881) 36,117 Einw. zählt. Sie ist die Residenz des Generalgouverneurs von Ostsibirien und Sitz eines Bischofs, hat breite Straßen mit reichlich versehenen Läden, eine schöne Kathedrale, 9 andre Kirchen, ein Gouvernements- und viele öffentliche Gebäude, ferner ein Gymnasium, Theater, eine Bibliothek, ein Mineralienkabinett, ein Arbeits- und Findelhaus, Gefängnis und zeigt bei reger Gewerbs- und Handelsthätigkeit mehr Wohlleben und westeuropäischen Luxus als irgend ein andrer Ort in Sibirien. I. ist Hauptstapelplatz für den Handel zwischen den Osten Asiens und Petersburg. Mit Beginn der Schneebahn treffen von der chinesischen Grenze Tausende von Schlitten mit Thee, Rhabarber ꝛc. in langen Reihen hintereinander ein. Die verminderte Theeeinfuhr auf dem Landweg über Kiachta (s. d.) hat dem Handel in den letzten Jahrzehnten starken Abbruch gethan; aber Provinz wie Stadt I. werden erhöhte Bedeutung erhalten, sobald die Besiedelung der russischen Mandschurei weitere Fortschritte machen wird.

Irland (engl. Ireland, bei den keltischen Urbewohnern Eirin oder Erin, d. h. Westland, woraus die bei den Alten üblichen Namen Jerne, Juverna und Hibernia entstanden), ein mit Großbritannien vereinigtes Königreich, umfaßt die westliche der beiden großen britischen Inseln und liegt zwischen 51° 25′—55° 23′ nördl. Br. und zwischen 5° 20′—10° 28′ westl. L. v. Gr. (s. Karte »Großbritannien«).

Übersicht des Inhalts:

Lage und Küstenbildung.

Die Insel I. wird von Schottland durch den Nordkanal, von England durch das Irische Meer und den St. Georgskanal getrennt und ist im übrigen vom Atlantischen Ozean umgeben. Die Gestalt der Insel ist in ihrer Grundform als Rautenviereck zu denken. Der nördlichste Punkt ist Malin Head, der südlichste Mizen Head; die Westspitze bildet Dunmore Head, den östlichsten Punkt die Küste südlich von Donaghadee. Die längste, in südwestlicher Richtung durch die Insel gezogene Linie mißt 497 km; die durchschnittliche Breite der Insel beträgt etwa 200 km, ihr Flächeninhalt 84,252 qkm (1602,7 QM.), wovon 638 qkm (11,6 QM.) auf 196 kleinere Inseln kommen. Die Küste hat eine Ausdehnung von 2254 km, und kein Punkt des Landes ist über 80 km vom Meer entfernt. Was Reichtum an schönen, natürlichen Häfen betrifft, so genießt I. im Vergleich zu Großbritannien entschieden den Vorzug; schade nur, daß die Mehrzahl der besten Häfen an der dem offenen Atlantischen Meer zugewandten Westküste liegen, wo sie dem Handel nur wenig nützen und eigentlich nur Fischerbooten eine Zufluchtsstätte bieten. Ganz wie in Großbritannien, ist auch in I. die Ostküste im allgemeinen flach und einförmig, die Westküste dagegen steil und vielfach gegliedert. Der einzige gute Hafen an der Ostküste wird durch den Belfast Lough gebildet. An der Nordküste verdient Lough Swilly Beachtung, an der Westküste die durch die 463 m hohe Clareinsel geschützte Clewbai und die durch die Araninseln ge-

schützte Galwaybai mit ihren Unterabteilungen. An der zerrissenen, durch tiefe Fjorde gekennzeichneten Südwestküste sind zu erwähnen: der Valentiahafen, der sicherste in ganz Kerry, die Dinglebai, der tief ins Land eindringende sogen. Kenmare River und die Bantrybai. An der Südküste liegt der sichere und geräumige Hafen von Cork.

Bodenbeschaffenheit.

Der größte Teil der Insel besteht aus einer welligen Tiefebene, reich an Seen, Sümpfen und Torfmooren. Diese Tiefebene erstreckt sich von der Ostküste bei Dublin ununterbrochen bis zur Westküste und bringt auch an andern Stellen bis an die Küste vor, so daß 77 Proz. der gesamten Oberfläche der Insel eine Meereshöhe von weniger als 150 m haben. Nehmen wir an, daß das Meer bis zu dieser Höhe stiege, dann würde sich J. in einen Archipel auflösen, bestehend aus zahlreichen Inseln, deren höchste, in Kerry, 890 m über den neuen Meeresspiegel sich erheben würde. Die Berge sind meist nackt und ohne Gehölz, oft wild und felsig und fast stets von malerischen Formen. Sie haben im allgemeinen die Normalstreichlinie der Berge von Wales oder Schottland und bilden keine eigentlichen Ketten, sondern einzelne Gruppen. Die wichtigsten dieser Gruppen sind in Nordirland: die Berge von Antrim, im nordöstlichsten Teil der Insel, welche im Trostan 554 m hoch ansteigen und in steilen Basaltmassen ins Meer abfallen (s. Giant's Causeway); die Mourne Mountains, im S. der vorigen, in der Grafschaft Down (mit dem 852 m hohen Slieve Donard), welche in den in südwestlicher Richtung streichenden Hügelzügen, die gleich ihnen vorherrschend aus silurischem Gestein bestehen, eine Fortsetzung finden; die Sperrin Mountains, auf der Grenze von Londonderry und Tyrone, von den Bergen Antrims durch das Thal des Bann, von jenen Donegals durch den Fluß Foyle getrennt (im Mount Sawel 683 m hoch); die Berge von Donegal, im nordwestlichsten Winkel der Insel, ein zerklüftetes Gebirgsland mit tiefen Thälern und kleinen malerischen Seen, mit dem Errigal (752 m) und Bluestack (676 m hoch); die Berge von Dowbally, in Leitrim und Cavan, von den vorigen durch den Fluß und See Erne geschieden (im Cuileagh 667 m hoch); die Nephinberge, an der Westküste, in der Grafschaft Mayo, und nördlich von der Clewbai (806 m); die Hochlande von Connemara (die Twelve Pins von Binabola 730 m) und die von ihnen durch die tief ins Land eindringende fjordartige Killerybai geschiedenen Gebirge im S. der Clewbai (Muilrea 796 m, Croagh Patrick 765 m). Im S. steigen an der Ostküste, dicht bei Dublin, die Berge von Wicklow an, berühmt durch landschaftliche Schönheiten, im Lugnaquilla 926 m hoch. Sie setzen sich in südwestlicher Richtung in einem Höhenzug fort, in welchem die Berge Leinster und Blackstairs zu 795 und 734 m ansteigen. Ferner sind hier zu nennen: die Comeragh- und Knockmealdownberge (755 und 795 m hoch), welche sich von der Südküste ins Innere erstrecken und von den Flüssen Suir und Blackwater begrenzt werden; die Berge von Kerry im äußersten Südwesten, die Irische Schweiz, mit den Seen von Killarney und aus mehreren Gebirgszügen bestehend, zwischen welchen die See tief hineindringt und Fjorde bildet. Sie erreichen ihren Höhepunkt im Carrantuohill in den Maegillieuddy Reeks, der 1074 m hoch ansteigt. Außer diesen Küstengebirgen erheben sich im Innern des Landes mehrere Höhenzüge, unter welchen die Galtymore- (919 m), Silvermine- (Keeper 694 m) und Slieve Bloomberge (528 m) die bedeutendsten sind.

In geognostischer Hinsicht besteht die große irische Ebene aus Kohlenkalkstein, auf welchem ausgedehnte Torfmoore lagern, über welche die aus älterm Gestein bestehenden Gebirgszüge hervorragen. Die geognostische Beschaffenheit der Gebirge läßt uns in ihnen eine Fortsetzung der Berge von Schottland und Wales erkennen. Die ersten drei der oben genannten Gebirgszüge bestehen aus silurischen Schiefern, gleich den in Schottland vorkommenden, durchbrochen von Granit, von dem metamorphische Gesteine sie scheiden. Im nördlichen Antrim tritt Basalt massenhaft auf, umlagert von Kreide, Grünsand und Lias, den einzigen Gliedern der obern sekundären Formation, welche man in J. antrifft. Im nordwestlichen J. findet man kristallinische Schiefer mit demselben Streichen und Fallen wie in Schottland (Sutherland); sie werden durchbrochen von Granit, Quarzfels und Porphyr, und in Verbindung mit ihnen treten Versteinerungen führende silurische Gesteine und devonische Sandsteine auf. Blei und Zinn kommen vor, werden aber nicht ausgebeutet. Die Wicklowberge im S. von Dublin bestehen aus Granit und Glimmerschiefer, mit Thonschiefer in den fruchtbaren Flußthälern. Sie bergen Blei und Kupferkies und in geringer Menge Zinn, Silber und Golderze. Auch wurde Gold in dem Flußsand des östlichen Abhanges gefunden. Die Gebirge des südwestlichen J. endlich stimmen in ihrem geologischen Bau mit denjenigen von Wales überein. Alte Kalksteine und silurische Schiefer herrschen vor. In den Galtymorebergen treten devonische Sandsteine auf.

Gewässer, Klima.

J. ist gut bewässert; nicht weniger als 237 Flüsse und Flüßchen (ohne die Nebenflüsse) eilen dem Meer zu. Ihr Lauf ist nicht reißend, häufig erweitern sie sich zu Seen, und viele unter ihnen sind fast bis zu ihrer Quelle schiffbar. Der wichtigste unter ihnen ist der Shannon, ihm zunächst kommen der Suir (mit dem Barrow und Nore) und der Bann. Eine Beschreibung der wichtigern dieser Flüsse findet der Leser in den besondern Artikeln. Hier beschränken wir uns auf Angabe der Größe ihres Flußgebiets und der Länge ihres Laufs:

Flüsse		Länge Kilom.	Flußgebiet QKilom.	QMeil.
Ostküste	Boyne	113	2693	48,9
	Liffey	132	1370	24,8
	Slaney	117	1761	32,0
Südküste	Suir (mit Barrow)	184	9207	167,9
	Blackwater	167	3325	60,4
Westküste	Shannon	258	15695	285,0
	Corrib (mit Clare)	9	3139	57,0
	Moy	100	2085	37,9
	Erne	104	4374	79,4
Nordküste	Foyle	117	2926	53,1
	Bann	137	5707	105,2

Der ansehnlichste unter den zahlreichen Seen ist der Lough Neagh (408 qkm oder 7,8 QM.), welchen der Bann durchfließt. Ihm an Größe zunächst stehen der Lough Corrib (176 qkm oder 3,2 QM.), die beiden vom Erne gebildeten Seen (zusammen 148 qkm oder 2,7 QM.), Lough Ree (129 qkm oder 2,3 QM.) und Lough Derg (93 qkm oder 1,7 QM.). Die Seen von Killarney sind berühmt wegen ihrer romantischen Umgebungen.

Das Klima von J. ist ozeanisch mild und feucht, im Durchschnitt fallen jährlich 91 cm Regen. An der Westküste sind die Regenmengen bedeutender als an der Ostküste, ganz ähnlich, wie dies in England der Fall ist. So fallen in Dublin jährlich 78 cm, in Lon-

donderry 79, in Cork bereits 103 und in den Bergen von Kerry bis zu 250 cm. Die Feuchtigkeit der Luft ist einesteils dem Ackerbau nicht günstig, erzeugt aber anderntteils in Verbindung mit der reichlichen Bewässerung jenes immer frische Grün, welchem das Land den Namen der »grünen Insel« oder der »Smaragdinsel« (Emerald island) verdankt. Selten bleibt, selbst auf den Bergen, der Schnee längere Zeit liegen. In Dublin beträgt die mittlere Jahrestemperatur 10° C. und der Unterschied zwischen dem kältesten und wärmsten Monat 12,3°. An der Südwestküste fällt das Thermometer nur in seltenen Fällen unter den Gefrierpunkt. Fauna und Flora stimmen im allgemeinen mit der Englands überein, nur daß im gebirgigen Teil Westirlands, wo auch der Arbutus (Erdbeerbaum) des Mittelmeers wächst, die Flora der Pyrenäen vertreten ist. An der Südküste gedeihen im Freien die amerikanische Agave, Kamelien, Proteen vom Kap und Südfrüchte. Bemerkenswert ist, daß Kröten und Nattern in J. nicht vorkommen. Der irische Hase gehört einer andern Spezies an als der englische. Der Wolf ist seit 1710 verschwunden. Unter den vorweltlichen Tieren fesselt besonders der irische Riesenhirsch (Cervus megaceros) unsre Aufmerksamkeit, welcher gleichzeitig mit dem Hippopotamus und Mammut existierte.

Areal und Bevölkerung.

Grafschaften	Areal QKilom.	Areal QMeilen	Bevölkerung 1881	Ab- oder Zunahme 1871—81 Proz.	Katholisch Proz.	Der irischen Sprache mächtig Proz.
Carlow . . .	896	16,3	46568	— 9,80	88,3	0,4
Dublin . . .	918	16,7	418910	3,37	78,9	1,9
Kildare . . .	1693	30,7	75804	— 9,24	87,0	0,9
Kilkenny . . .	2063	37,5	99531	— 9,00	93,6	9,9
King's County .	1999	36,3	72852	— 4,09	89,3	0,7
Longford . . .	1090	19,8	61009	— 5,41	91,0	1,1
Louth (mit Drogheda) . . .	818	14,0	77684	— 7,34	90,9	1,9
Meath. . . .	2347	42,6	87469	— 8,47	93,4	4,0
Queen's County	1719	31,0	73124	— 8,39	88,0	0,4
Westmeath . .	1835	33,3	71798	— 8,46	92,2	1,0
Wexford . . .	2333	42,4	123854	— 6,24	91,1	0,4
Wicklow . . .	2024	36,8	70386	—10,58	79,9	0,3
Leinster:	19735	358,4	1278989	— 4,61	85,8	2,1
Clare	3351	60,9	141457	— 4,59	97,9	46,0
Cork	7485	135,9	495607	— 4,19	90,9	35,1
Kerry	4799	87,1	201039	2,97	96,9	49,4
Limerick . . .	2755	50,0	180632	— 5,30	94,9	17,9
Tipperary . .	4296	78,0	199612	— 7,90	94,9	11,0
Waterford . .	1868	33,9	112768	— 8,55	94,4	45,5
Munster:	24554	445,0	1331115	— 4,49	93,8	33,5
Antrim . . .	3084	56,0	421943	4,44	26,7	0,8
Armagh . . .	1328	24,1	163177	— 8,97	46,4	4,0
Cavan. . . .	1932	35,1	129476	— 8,00	80,9	5,4
Donegal . . .	4844	88,0	206035	— 5,89	76,5	34,9
Down	2478	45,0	272107	— 7,07	30,9	0,4
Fermanagh . .	1851	33,8	84879	— 8,53	55,8	1,8
Londonderry. .	2114	38,4	164991	— 5,19	44,4	2,0
Monaghan . .	1294	23,5	102748	—10,83	73,7	6,4
Tyrone . . .	3264	59,3	197719	— 8,97	55,5	5,0
Ulster:	22189	403,3	1743075	— 4,99	47,9	6,8
Galway . . .	6352	115,3	242005	— 3,97	96,6	64,2
Leitrim . . .	1588	28,8	90372	— 5,49	90,9	10,8
Mayo	5507	100,0	245212	0,14	97,1	60,0
Roscommon. .	2459	44,7	132490	— 5,61	96,5	16,0
Sligo	1869	33,9	111578	— 8,09	90,9	28,3
Connaught:	17775	322,8	821657	— 2,90	95,3	44,8
Ganz Irland:	84252	1602,7	5174836	— 4,39	76,5	18,2

Mitte 1886 schätzte man die Bevölkerung auf 4,887,439 Seelen.

Die erste genauere Bevölkerungsangabe, von 1695, kennt 1,034,102 Bewohner Irlands; um 1750 war die Volkszahl schon auf 2,372,634, 1811, wo regelmäßige Zählungen begannen, auf 5,937,856, 1841 auf 8,196,597, 1845 auf 8,295,061 gestiegen. Damit hatte sie aber ihren Höhepunkt erreicht. Zwei Jahre hintereinander versagte die Kartoffelernte, und Hungersnot sowie Krankheiten forderten Tausende von Opfern. Dazu kam nun eine immer rascher sich steigernde Auswanderung nach Großbritannien und namentlich nach Nordamerika, nicht in geringem Grad gefördert durch Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen, und so ist es erklärlich, daß 1851 die Bevölkerung auf 6,574,278, 1861 auf 5,798,967, 1871 auf 5,412,377, 1881 aber auf 5,174,836 Seelen gesunken war. Während der Jahre 1851—1881 wanderten 2,628,856 Irländer nach dem Ausland aus (87,630 im Durchschnitt), und diese Auswanderung hat noch immer ihr Ende nicht erreicht, hat aber wesentlich abgenommen, denn sie belief sich 1871—81 auf nur 53,000 Seelen, allerdings 1882—85 wieder auf 80,752 jährlich. Aber auch in Großbritannien haben Tausende von Irländern eine neue Heimat gefunden, denn 1881 zählte man der Geburt nach 5,843,406 Irländer im Vereinigten Königreich, von denen nur 5,062,287 in J. wohnten. Dagegen lebten in J. nur 22,328 geborne Schotten und 69,382 geborne Engländer. 1876–81 wanderten 95,376 Irländer nach Großbritannien aus. Zeitweise gehen etwa 15,000 Irländer jährlich nach Schottland und England, um dort bei der Ernte zu helfen. Nach dem Zensus vom Jahr 1881 leben durchschnittlich 61 Menschen auf dem Quadratkilometer, und die Bevölkerung ist am dichtesten in Ulster (79 auf das Quadratkilometer) und in den Grafschaften Dublin, Antrim, Armagh und Down mit bez. 456, 137, 123 und 110 auf das Quadratkilometer. J. ist kein Land großer Städte wie England. Nur Dublin und Belfast haben je über 100,000 Einw., während es außer ihnen nur 16 Städte (Cork, Limerick, Londonderry, Waterford, Kingstown, Newry, Galway, Kilkenny, Drogheda, Wexford, Dundalk, Sligo, Lisburn, Lurgan, Armagh und Carrickfergus) von über 10,000 Einw. gibt. Insgesamt aber zählen diese 18 Großstädte des Landes nur 824,935 Bewohner oder 15,9 Proz. der gesamten Bevölkerung. Bewohnte Häuser zählte man 914,108, wovon noch 40,664 Erdhütten mit nur einem Zimmer. Über die Bewegung der Bevölkerung liegen ganz zuverlässige Angaben nicht vor. Im Durchschnitt der Jahre 1871—81 sollen auf 1000 Lebende nur 26,3 Geburten und 18,3 Todesfälle gekommen sein, und diese Zahlen werden anscheinend gerechtfertigt durch die Angaben über den Zivilstand, denn 1881 kamen auf 1000 Einw. 269 Verheiratete, 67 Verwitwete, 309 Unverheiratete über 15 Jahre und 355 Kinder. Auf 1000 Männer kamen 1042 Frauen. Von allen Geburten sind nur 2,4 Proz. unehelich.

Nationalität, Religion.

Die Bevölkerung Irlands hat wohl zum größten Teil keltisches Blut in den Adern. Jedenfalls haben sich die Nachkommen der schottischen und englischen Kolonisten den eingebornen Kelten derart assimiliert, daß sie in Charakter und Sinnesart als Kelten, d. h. als echte Iren, gelten müssen. In J. wie im Osten Europas bildet aber nicht die Nationalität, sondern die Religion die Scheidewand unter der Bevölkerung. Nicht Kelte und Sachse stehen sich hier gegenüber, sondern

Protestant und Katholik, Orangeman und Papist. Bei gewissen nationalen Fragen gehen jedoch beide Parteien oft Hand in Hand, nur daß der protestantische Ire, seinem Ursprung getreu, besonnener und in seinen Ansprüchen gemäßigter ist als der beweglichere Kelte. Von einer keltischen Nationalsprache kann kaum noch die Rede sein, und die Bemühungen der Society for the preservation of the Irish language werden ohne nachhaltigen Erfolg bleiben, obgleich es ihr gelungen ist, Irisch als Unterrichtsgegenstand in einigen Schulen einzuführen. Indes bedienten sich 1881 immerhin noch 949,932 Menschen der irischen Sprache (gegen 1,204,684 im J. 1851, 714,313 im J. 1871), aber nur 64,167 Menschen waren des Englischen unkundig. Am zahlreichsten ist diese irisch sprechende Bevölkerung im W. und SW. des Landes und namentlich in Donegal, in Mayo, Galway und Clare, in Kerry und den abgelegenen Gegenden von Cork und Waterford. In der That nimmt die sächsische Rasse in Irland ein größeres Gebiet ein, als man gewöhnlich meint. Sie bildet die Mehrzahl im westlichen Ulster, wo namentlich Schotten und neben ihnen auch Engländer den Hauptstamm der Bevölkerung bilden. Sie erstreckt sich auch von Dublin aus durch die Mitte des Landes bis nach Tipperary hinein und zum Shannon; sie hat ferner in Wexford und Waterford festen Fuß gefaßt. Mit ihr vermischt leben die Abkömmlinge der skandinavischen Eroberer aus frühster Zeit. In der Baronie Forth, in Wexford, leben die Nachkommen keltischer Einwanderer aus Wales, die Strongbow 1169 hier ansiedelte, und die noch Ende des 18. Jahrh. ihre kymrische Muttersprache nicht vergessen hatten. Von untergeordneter Bedeutung waren die Spanier, die sich in Galway und Kinsale niederließen, und die protestantischen Pfälzer (Palatines), die Lord Southwell im 17. Jahrh. bei Limerick einführte, und die sich noch jetzt vorteilhaft vom umwohnenden Landvolk unterscheiden, wenn sie auch längst ihre Muttersprache verloren haben. Beim keltischen Grundstock der Bevölkerung lassen sich zwei Typen unterscheiden. Die sogen. Milesier (der Sage nach von den aus Spanien herübergekommenen Söhnen des Königs Milesius abstammend) haben schwarzes Haar, glänzende, dunkle Augen, ovales Gesicht, fein gebildete und nervige Formen. Sie herrschen im W. und S. vor. Das mittlere J. und die Bergbezirke bewohnen die echten Iren, mit hohen Backenknochen, stumpfer Nase, rundem Gesicht, grauen Augen, grobem braunen Haar, muskulösem Körper und untersetztem Wuchs. Diese sämtlichen Elemente sind aber derart verschmolzen, daß man füglich von einer irischen Nationalität sprechen kann, die sich fester an das Land kettet als an Vorfahren und Muttersprache, und die, wenn auch großenteils englischer Abkunft, doch den Engländer als »Ausländer« betrachtet und fast einstimmig »Irland für die Iren« reklamiert.

Der Charakter der echten Iren ist ein höchst eigentümliches Gemisch von allerlei einander großenteils widersprechenden Eigenschaften, unter denen manche der schlechtern freilich durch die ungünstigen Verhältnisse, in denen sich dieses Volk seit langer Zeit befindet, stärker entwickelt sind. Ein beweglicher, leichter Sinn bildet die Grundlage des irischen Charakters, und derselbe zeigt fast alle Tugenden, die mit solchem vereinbar sind, während seine Fehler meist in entsprechendem Mangel an Besonnenheit, Ausdauer und Selbstbeherrschung beruhen. Dichterische Begabung, Kunstsinn, Liebe zur Musik und Beredsamkeit lassen sich dem Irländer nicht absprechen. Er ist wißbegierig, schlau, scharfsinnig und witzig, obschon er aus List gern den Anschein von Stumpfheit und Einfalt annimmt. Aber bei allen geistigen Anlagen fehlt ihm die Tiefe; oberflächlich in seinem Thun und Denken, unzuverlässig bei der Arbeit, wenig ausdauernd und flatterhaft, ist er großen Aufgaben nicht gewachsen und erringt bei aller krampfhaften Thätigkeit keine nachhaltigen Erfolge. »Paddy« (wie man den Iren nach dem oft vorkommenden Namen Potrick nennt) ist gutherzig und träumerisch; sein Vertrauen ist leicht zu gewinnen und seine Freundschaft dann zu Liebesdiensten der unbesonnensten Art bereit. Dabei hängt er fest an seiner Familie und seinem Stamm. Aber der ihm ferner Stehende kann ihm kaum Vertrauen schenken, und nur zu oft hat sich das Sprichwort bewahrheitet, daß »wenn man einen Iren an den Spieß steckt, stets ein andrer Ire bereit ist, denselben zu drehen«. Verräterei hat in allen irischen Erhebungen stets eine traurige Rolle gespielt. Gewissenhaftigkeit, wie sie den Engländer ganz besonders auszeichnet, geht dem Iren ab, und mit der Wahrheit nimmt er es bei großer Einbildungskraft nicht sehr genau. Reizbar, zur Rauferei und zu Gewaltthätigkeiten geneigt, liebt er auch laute Lustbarkeit. Gastfrei und verschwenderisch, vergißt er der Zukunft. Ebenso leicht, wie er sich der Völlerei ergibt, erträgt er auch den Mangel und ist zufrieden, wenn er nur Kartoffeln hot, das Leben zu fristen. Daß bei diesem Nationalcharakter die aus England nach J. verpflanzten Einrichtungen nicht stets einen günstigen Boden fanden, ist selbstverständlich.

Religion. Im J. 1881 zählte man 3,960,891 Katholiken (76,5 Proz.), 639,574 Mitglieder der bischöflichen Kirche (12,1 Proz.), 470,734 Presbyterianer (9,1 Proz.), 102,635 Methodisten und andre Dissidenten (1,9 Proz.) und 472 Juden. Dagegen bildeten die Katholiken 1731 nur 65 Proz., 1834 aber 81 Proz. der Bevölkerung. Die ehemalige protestantische **Staatskirche** wurde 1871 aufgehoben, ihr Vermögen (16,5 Mill. Pfd. Sterl.) eingezogen und aus ihm den Geistlichen &c. Leibrenten (zusammen 228,856 Pfd. Sterl.) ausgesetzt oder eine einmalige Entschädigung gezahlt. Ferner wurden der aus der ehemaligen Staatskirche hervorgegangenen Church of Ireland 1 Mill. Pfd. Sterl. als Entschädigung für Privatstiftungen gewährt; das katholische Maynooth College erhielt 372,330 Pfd. Sterl., die Presbyterianer 751,625 Pfd. Sterl., die ehemaligen Kirchenpatrone 740,510 Pfd. Sterl. Der Überschuß (etwa 5,2 Mill.) wird für allgemeine Zwecke verwendet. Die jetzige »Kirche von Irland« erfreut sich (1884) bereits wieder einer Jahreseinnahme von 190,611 Pfd. Sterl. An ihrer Spitze stehen 2 Erzbischöfe (zu Armagh und Dublin) und 10 Bischöfe. In ihrer Synode haben 207 Geistliche und 414 Laien Sitz und Stimme, während der aus ihr hervorgegangene Representative Church Body außer den Bischöfen aus 48 Mitgliedern besteht. Die römisch-katholische Kirche steht unter 4 Erzbischöfen (Armagh, Dublin, Cashel, Tuam) und 23 Bischöfen. Sie unterhält 2378 Kirchen mit 3171 Geistlichen, 97 Manns- und 270 Frauenklöster.

Bildung.

Was das **Schulwesen** anbelangt, so haben die seit 1845 eingerichteten konfessionslosen Nationalschulen viel geleistet, obwohl sie sich nie der Gunst des katholischen Klerus erfreuten und schon lange nicht mehr konfessionslose Schulen sind. Neben ihnen bestehen zahlreiche von religiösen Genossenschaften ohne Staatszuschuß geleitete Schulen. Der Zensus von 1881 führt an: 9151 **Elementarschulen** mit

675,036 Schülern (davon 7668 Nationalschulen mit 596,531 Schülern), 488 Sekundärschulen mit 20,405 und 16 Colleges mit 4315 Schülern. Im J. 1885 waren in den 7936 Nationalschulen 1,075,604 Kinder eingeschrieben, im Durchschnitt wurden sie aber nur von 502,454 Kindern besucht. Die Colleges sind: die 1591 gestiftete Dubliner Universität (Trinity College), jetzt allen ohne Unterschied des Glaubens zugänglich (1338 Studenten), die drei konfessionslosen Queen's Colleges in Belfast, Cork und Limerick (1043 Studenten), die katholische Universität von Dublin, mit 8 affiliierten Colleges (1068 Studenten), das katholische Priesterseminar Maynooth College (466 Studenten) und 3 protestantische Colleges (390 Studenten). Außerdem sind zu erwähnen: die technische Schule (School of science) in Dublin, die landwirtschaftliche Akademie zu Glasnevin, eine Kunstakademie, eine Akademie der Musik. An der Spitze der gelehrten Gesellschaften stehen die Royal Society von Dublin und die Royal Irish Academy. Daß der Unterricht gute Früchte trägt, beweist die Thatsache, daß 1881 nur 25,2 Proz. der über fünf Jahre alten Bewohner nicht lesen konnten, während sich 1861: 38,7 Proz. in der gleichen Lage befanden. Daß dabei die Katholiken weit hinter den Protestanten zurückstehen, ist nachgewiesen. 1881 waren 30,1 Proz. der im angegebenen Alter stehenden Katholiken des Lesens unkundig, dagegen nur 5,5 Proz. Methodisten, 7,1 Proz. Presbyterianer und 10,9 Proz. Mitglieder der bischöflich-protestantischen Kirche.

Mit fortschreitender Bildung und bei größerm Wohlstand hat die Zahl der Verbrechen abgenommen, doch war dabei wohl auch nicht ohne Einfluß, daß gerade viele der schlimmsten Elemente nach Großbritannien und Amerika auswanderten, wie die Gerichte dieser Länder erfahren haben. Es wurden während der letzten drei Jahrzehnte vor die Geschwornengerichte verwiesen:

	Verbrecher	Verbrecher auf 100000 Bewohner	Freigesprochen	Prozent
1851	24684	374	10288	42
1861	5586	104	2292	41
1871	4482	83	1911	42
1880	4716	88	2319	49
1881	5311	103	2698	51
1884	2925	59	1300	44

Dazu kommen aber noch die Vergehen, welche nach dem Gesetz vom Jahr 1882 (Crimes' Act) ohne Zuziehung von Geschwornen verfolgt werden, als Drohungen, Aufruhr, Agrarverbrechen ꝛc. Von solchen kamen 1883: 841 zur Verhandlung, 1884: 701, 1885: nur 506. Die große Zahl der Freisprechungen darf man wohl großenteils dem Einfluß der Nationalliga und ehemaligen Landliga zuschreiben, deren Repressalien die Geschwornen zu befürchten haben. Wegen geringerer Vergehen und Übertretungen wurden 1875: 243,145, 1881: 208,193, 1884: 233,188 Personen zur Rechenschaft gezogen. Verurteilt wurden 1884: 198,214 Personen, unter ihnen 92,927 wegen Trunkenheit und 28,993 wegen Schlägereien.

Im J. 1881 hatten die Gefängnisse eine Bevölkerung von 3280 Seelen, in 10 Besserungsanstalten (Reformatories) befanden sich 1195 jugendliche Verbrecher, in 52 Industrieschulen 6160 verwahrloste Kinder, die ein Vergehen begangen hatten. Das Tragen von Waffen unterliegt namentlich in den proklamierten, d. h. in Belagerungszustand erklärten, Bezirken einer Einschränkung.

Landwirtschaft, Fischerei, Bergbau.

Den Haupterwerbszweig bildet die Landwirtschaft, deren Entwickelung indes durch die Eigentumsverhältnisse wie infolge der Zerstückelung des Bodens gehemmt worden ist. Unter Elisabeth, Jakob I. und deren Nachfolgern kamen neun Zehntel des Landes durch Konfiskation in die Hände von Eigentümern, von denen viele bereits in England große Güter hatten. Die Bewirtschaftung ihrer neuen irischen Besitzungen überließen sie Mittelsmännern, die Einkünfte aber verzehrten sie im Ausland. Zwar sind in neuerer Zeit durch Vermittelung des Encumbered Estates Court viele verschuldete Güter zerstückelt und verkauft und auch ein Teil der Kirchengüter veräußert worden, im großen aber hat dies an den Besitzverhältnissen nur wenig geändert. Allerdings gab es 1875: 68,716 Grundeigentümer, von ihnen hatten aber 36,144 einen Besitz von unter 1 Acre (40 Ar), während fast die Hälfte des ganzen Landes sich im Besitz von 744 Eigentümern, nahezu zwei Drittel in dem von 1942 Eigentümern befanden. Von 19,547 größern Gutsbesitzern im J. 1870, welche eine Rente von 10 Mill. Pfd. Sterl. bezogen, lebten 5946 als Absentees außerhalb des Landes. Daß unter solchen Umständen der Wohlstand Irlands tief geschädigt wurde, liegt auf der Hand. Die Erkenntnis dieser Übelstände hatte Reformversuche zur Folge (darüber s. unten, Geschichte).

Bei der früher rasch anwachsenden Bevölkerung und dem Mangel an anderweitigen Erwerbsquellen hat sich in J. eine Zwergwirtschaft herausgebildet, wie sie wohl in keinem andern Land zu finden ist. Hungersnot, Auswanderung und auch die früher recht zahlreiche Ausschließung der Pachter haben indes zusammengewirkt und etwas bessere Zustände geschaffen. Während noch 1841 die durchschnittliche Größe eines Pachtgutes 11,33 Hektar war, stieg diese Größe 1860 auf 13,76, 1881 auf 14,97 Hektar. 1841 gab es erst 40,625 Pachtgüter, die über 12 Hektar groß waren, 1881 aber 150,139, und in letzterm Jahr waren in allem 7,401,027 Hektar unter 499,109 Pachtgüter (holdings) verteilt.

Welche Wandlungen die Landwirtschaft in J. seit 1851 durchgemacht hat, zeigt die folgende Tabelle:

Jahr	Areal in Tausenden von Acres (1 Hektar = 2,47 Acres)				
	Ackerland	Weiden	Wald	Gewässer	Unbebaut
1841	5238	8226	374	681	6303
1851	6054	8749	305	631	5083
1861	5931	9534	317	627	4413
1871	5642	10069	325	626	4160
1881	5213	10092	329	825	4563
1885	4973	10246	333	625	4646

Also auch in J. zeigt sich wie in Großbritannien eine Zunahme der Weiden auf Kosten des Ackerlandes und der Anpflanzungen (plantations) von Wald, gleichzeitig aber seit 1871 eine bedauerliche Abnahme der gesamten landwirtschaftlich verwerteten Fläche. Daß aber große Strecken der Moorländer und Marschen (1881: 1,720,000 Acres) durch Drainierung der Kultur gewonnen werden können, das hat das Parlamentsmitglied Mitchel Henry praktisch bewiesen. Immerhin aber kamen 1851 auf 100 Acres Ackerland noch 108 Bewohner, dagegen 1885 nur 99, während gleichzeitig die Weiden um 17 Proz. zugenommen hatten.

Hauptprodukte des Ackerbaues sind: Hafer, Kartoffeln, Rüben und Futterkräuter. Der Anbau von Weizen nimmt stetig ab, denn man sieht ein, daß J. schon seines feuchten Klimas halber nicht mit Amerika als

Getreidekammer konkurrieren kann, und daß es lohnender ist, die benachbarten großbritannischen Märkte mit Schlachtvieh, Butter und Speck zu versehen. Auch der Flachsbau hat bedeutend abgenommen trotz der von der Regierung bewilligten Unterstützungen. Im J. 1885 waren bebaut mit Getreide 642,200, mit Bohnen und Erbsen 2800, mit Kartoffeln 322,500, mit Rüben und Kohl 170,770, mit Flachs 43,705, mit Klee, Luzerne 2c. 822,696 Hektar. 7689 Hektar lagen brach, 504,219 bestanden aus Weiden, 134,755 waren bewaldet.

Der Viehstand nahm seit 1851 bedeutend zu:

	1851	1871	1881	1885
Pferde	543312	478124	489458	491000
Rinder. . . .	2967461	3973102	3954479	4229000
Schafe	2122128	4228721	3258583	3478000
Schweine . . .	1084857	1616754	1088041	1269000

Dazu kommen (1885) 13,849,000 Stück Geflügel (1851 erst 7,470,694).

Die **Fischerei** ist für J. von Bedeutung und könnte es in noch höherm Grad werden, denn das umgebende Meer wimmelt von Fischen aller Art: Kabeljaus, Rotaugen (hakes), Lengs, Heringen, Makrelen 2c., und in den größern Flüssen, namentlich im Bann, Foyle, Boyne und Shannon, wird die Lachsfischerei mit Erfolg betrieben. Die Austernzucht (an der Küste von South Wicklow) hat man zu heben gesucht, doch ohne wesentlichen Erfolg. Die Seefischerei wird 1886 von 27,300 Menschen mit 8972 Booten betrieben.

Es fehlt zwar J. nicht an nützlichen Metallen und Steinkohlen, aber der **Bergbau** ist nur wenig entwickelt. Im J. 1885 betrug der Wert der sämtlichen Produkte des Mineralreichs nur 388,283 Pfd. Sterl., wovon 285,624 auf Bausteine, Schiefer und Thon kommen. Am wertvollsten sind noch die **Steinkohlen** (Ertrag 1885: 109,035 Ton.), welche in sieben getrennten Feldern auftreten. Am ausgedehntesten ist das große Kohlenfeld von Munster in den Grafschaften Clare, Limerick, Cork und Kerry; ein kleineres Kohlenfeld liegt in Tipperary, ein andres in Leinster. Die in den erwähnten Revieren gefundenen Kohlen sind Anthracit, dagegen kommen in den drei kleinen Kohlenfeldern von Ulster und in demjenigen von Connaught (in der Nähe vom Lough Allen) bituminöse Kohlen vor und in letzterm außerdem Massen von Eisenerz. Auch in der Nähe von Waterford, im S. Irlands, will man jüngst gute Kohlen entdeckt haben. **Braunkohlen** finden sich am Lough Neagh. **Torfmoore** (bogs) kommen in großen Massen vor. Sie bedecken 6077 qkm (111 QM.) Flachland und 2486 qkm (45,1 QM.) Hügelland. Erstere sind selten über 2 m mächtig, letztere bis 10 m. Sie sind zum Teil rotbraun und mit Heidekraut bedeckt, zum Teil schwarz und fest, in der Tiefe aus fester, pech- oder kohlenartiger Substanz bestehend, dem gewöhnlichen Brennmaterial des Landvolkes. Manchmal enthalten sie Holzreste (bogwood), welche zur Anfertigung von Schmucksachen verwendet werden. Ein Teil der Torfmoore ist bereits entwässert worden und dient als Weide

Industrie, Handel, Nationaleinkommen.

Daß J. kein Fabrikstaat geworden, erklärt sich hinreichend durch die geringen natürlichen Hilfsmittel des Landes im Vergleich mit denjenigen des benachbarten Großbritannien. Allerdings trat England 1698—1779 der natürlichen Entwickelung der irischen Wollindustrie durch Ausfuhrverbote entgegen, die es zu gunsten seiner eignen Fabrikanten erließ, anderseits aber ließ es kein Mittel unversucht, um jene Industrie durch die Leinweberei zu ersetzen, und noch bis 1830 erhielten die irischen Fabrikanten hohe Ausfuhrprämien. Gegenwärtig ist ebenjene Leinweberei der blühendste Industriezweig des Landes. Von den 981,594 Spindeln und 25,472 mechanischen Webstühlen mit 68,158 Arbeitern, welche sich 1881 in sämtlichen 230 Textilfabriken Irlands befanden, entfielen 862,276 Spindeln, 21,954 Stühle und 61,749 Arbeiter auf Leinwandsfabriken. Nächst Leinwand ist die Fabrikation von wollenen und baumwollenen Waaren (einschließlich von Popelins) sowie die Spitzenklöppelei und Musselinstickerei von Bedeutung. Hauptsitz der gesamten Textilindustrie ist die Provinz Ulster und namentlich Belfast, aber auch in Dublin, Limerick und bei Cork sind Fabriken entstanden. Wichtig sind außerdem: die Maschinenbaustätten, Werften und Nagelschmieden von Belfast, die Tabaksfabriken von Dublin und Limerick, die Branntwein- (Whiskey-) Brennereien und die Bierbrauerei (in Dublin berühmter Stout). Vgl. **Großbritannien**, S. 769 f.

Der **Handel** Irlands ist wesentlich ein Handel mit der Nachbarinsel. Die Einfuhr vom Ausland betrug 1885 nur 8,982,887 Pfd. Sterl., und die direkte Ausfuhr ist ganz unbedeutend (1885: 750,871 Pfd. Sterl.), da die Ausfuhr irischer Produkte fast ausschließlich durch Liverpooler und Glasgower Häuser vermittelt wird. Zur Einfuhr gelangen namentlich Kolonialwaaren, Lebensmittel und Wein sowie verschiedene Manufakturen; ausgeführt werden Schlachtvieh, Pferde, Butter, Speck, Schmalz, Leinwandwaaren, Whiskey und Bier. Neuere Angaben über den Betrag dieses Handels liegen nicht vor. Im J. 1801 wertete die gesamte Ausfuhr 3,8 Mill. Pfd. Sterl., 1825 bereits 9,1 Mill. Pfd. Sterl. (wovon 697,667 Pfd. Sterl. nach dem Ausland). Den Handel fördern **Eisenbahnen** in einer Länge von 4040 km und **Kanäle** (zusammen 560 km), wovon zwei, der Grand und der Royal Canal (s. d.), Dublin mit dem Shannon verbinden, während der Ulsterkanal von Belfast nach Lough Neagh führt. **Seeschiffe** besitzt J. (1886) 1427 mit einem Gehalt von 235,345 Ton., darunter 277 Dampfer. Im J. 1885 liefen 1394 Schiffe von 900,405 T. vom Ausland und 28,831 Schiffe von 5,819,590 T. im Küstenhandel ein. Die **Post** beförderte 1884—85: 89 Mill. Briefe, 8 Mill. Postkarten, 33 Mill. Kreuzbandsendungen und 1 Mill. Pakete, und es wurden Geldanweisungen im Betrag von 1,210,843 Pfd. Sterl. ausgestellt.

Nationaleinkommen. Im Vergleich mit England darf man wohl J. ein armes Land nennen, immerhin aber haben sich die Verhältnisse seit der Hungersnot in den 40er Jahren bedeutend gebessert.

steuer wurde 1871 von 7,532,920, 1884 von 10,650,072 Pfd. Sterl. bezahlt; der Steuerwert des liegenden Eigentums ist 1873–84 von 13,417,922 auf 13,856,000 Pfd. Sterl. gestiegen. Eine Übersicht des Einkommens (in Tausenden von Pfund Sterling) bietet die folgende Tabelle:

Einnahmequellen	1862*	1876	1877	1884
Landbesitz	8193	9291	9938	9982
Häuser	3334	3814	3010	3355
Landwirtschaft	2937	3097	3313	3327
Eisenbahnen	798	1090	1186	1296
Handel, Gewerbe	4858	9187	8460	6890
Gehalte, Annuitäten, Zinsen von der Staatsschuld ꝛc.	3477	3056	2938	3353
Zusammen:	23597	29335	28840	30203

* 1862 und 1876 beziehen sich auf Einkommen über 100, 1877 und 1884 auf solche über 150 Pfd. Sterl.

Von dem deklarierten Einkommen entfallen 39 Proz. auf Leinster, 29 Proz. auf Ulster, 23 Proz. auf Munster und 9 Proz. auf Connaught; vom Steuerbetrag bez. 34, 31, 26 und 9 Proz. Wenn nun jedenfalls nach obigen Zahlen J. im ganzen wohlhabender geworden ist, so hat doch die Zahl der Armen nicht abgenommen wie in den benachbarten Königreichen, im Gegenteil, im Verhältnis zur Bevölkerung ist dieselbe gewachsen. Im J. 1861 erhielten 50,683 Arme Unterstützung (einschließlich 10,422 arbeitsfähige Erwachsene), 1871: 74,692; 1880: 100,856; 1884: 108,831; 1885: 106,717 (7416 arbeitsfähig), und es kam in den genannten Jahren bez. 1 Armer auf je 114, 72, 53, 46 und 46 Bewohner.

Verwaltung, Rechtspflege ꝛc.

Seit Auflösung des irischen Parlaments im J. 1799 bildet J. einen Teil des Vereinigten Königreichs von Großbritannien und J. und ist im Reichsparlament durch 28 Peers und 103 Vertreter der Gemeinen vertreten (s. Großbritannien, S. 776 f.). An der Spitze der Verwaltung steht der von dem jeweiligen Ministerium ernannte Lord-Lieutenant, als Vertreter der Krone, der einen Gehalt von 20,000 Pfd. Sterl. bezieht und von einem förmlichen Hofstaat umgeben ist. Ihm zur Seite stehen der Staatssekretär für J. (gewöhnlich Kabinettsminister) und ein Geheimer Rat, dessen Wirksamkeit indes eine sehr beschränkte ist. Die obersten Gerichtshöfe sind denjenigen Englands nachgebildet. Es sind ein High Court of Justice in 5 Abteilungen, ein Admiralitätsgericht, ein Gerichtshof für Bankrottsachen und ein Gerichtshof für Landfragen (Land Commissioners' Court) mit zusammen 21 Richtern. Die Verwaltung der Grafschaften liegt in den Händen eines Lieutenants und mehrerer Deputy-Lieutenants, welche sämtlich vom Lord-Lieutenant ernannt werden, und von Friedensrichtern, welche der Lord-Kanzler von J. ernennt. Sie bilden die sogen. Grand Jury, welche die Grafschaftssteuern erhebt und verwaltet. Ein besoldeter Richter (stipendiary magistrate) führt bei den Verhandlungen den Vorsitz. Die Verwaltung des Armenwesens liegt in den Händen von Guardians, die von den höher Besteuerten gewählt werden, zu denen aber auch die Friedensrichter ex officio gehören. Elf Städte haben eine Munizipalverfassung, 108 andre erfreuen sich beschränkterer städtischer Rechte, aber in allen ist die Wählerschaft eine sehr beschränkte. Für Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe sorgen eine militärisch organisierte Constabulary (13,334 Mann) und eine Schutzmannschaft in Dublin (1181 Mann). An Militär stehen in J. 5 Regimenter Reiterei, 8 Batterien Artillerie, 1 Gardebataillon, 4 irische und 21 nichtirische Bataillone Infanterie und 27 Milizbataillone. In J. rekrutieren sich aber 18 Batterien Küstenartillerie, 17 Linien- und 27 Milizbataillone.

Als J. mit Großbritannien zu einem Königreich vereinigt wurde, bestimmte man, daß es 1/18 der gemeinschaftlichen Ausgaben zu decken habe; augenblicklich aber beträgt sein Beitrag 2/23. Im J. 1884–85 zahlte J. 6,523,000 Pfd. Sterl. in die Staatskasse, wovon indes über 4 Mill. in J. selbst verausgabt wurden (ohne Militär). Anderseits hat der Staat von 1846 bis März 1886 für irische Zwecke 33,668,127 Pfd. Sterl. als Anleihen bewilligt, wovon 17,693,820 Pfd. Sterl. abgezahlt, 9,140,002 Pfd. Sterl. erlassen (allein für die Hungersnot 1846–49: 7,029,304 Pfd. Sterl.) und 6,834,305 Pfd. Sterl. noch rückständig sind. An Lokalsteuern wurden 1884 in J. erhoben 3,788,940 Pfd. Sterl. (2,955,955 Pfd. Sterl. von liegendem Eigentum). — Das Wappen Irlands ist eine goldene Harfe mit silbernen Saiten in blauem Feld; Wahrzeichen ist das Kleeblatt. Nationalfarbe ist eigentlich Hellblau, doch ziehen die Nationalgesinnten Grün vor, die prononcierten Protestanten aber Orange (zur Erinnerung an Wilhelm von Oranien). Alles übrige s. Großbritannien.

[Litteratur.] Vgl. außer den ältern Reiseschriften von Clement, Kohl, Venedey, V. A. Huber, Helfferich, Rodenberg (»Die Insel der Heiligen«, Berl. 1860, 2 Bde.): Hull, Physical geology and geography of Ireland (Lond. 1878); Kinahan, Geology of Ireland (das. 1878); Murphy, Ireland industrial, political and social (das. 1870); O'Driscol, Views of Ireland, moral, political and religions (das. 1823); Trench, Realities of Irish life (das. 1868 u. öfter); Campbell, The Irish land question (das. 1869); Sullivan, New Ireland (das. 1878); Lord Dufferin, Irish emigration and the tenure of land (das. 1878); O'Curry, On the manuers and customs of the ancient Irish (das. 1873, 3 Bde.); Joyce, Origin and history of Irish names of places (5. Aufl., Dubl. 1883, 2 Bde.); v. Lasaulx, Aus J. (Bonn 1877); Murray, Handbook for travellers in Ireland (Lond.). Von Kartenwerken sind zu nennen: die sogen. »Six inch map« (1 : 10,560, in 1907 Blättern, seit 1864) und die »One inch map« (1 : 63,360, in 205 Blättern), welche beide auf der in den Jahren 1825—46 erfolgten Landesaufnahme beruhen.

Geschichte.

Irland vor der englischen Eroberung.

Die älteste Geschichte Irlands ist reich an Sagen und Fabeln aller Art, aber nur wenig ist aus zuverlässigen Quellen darüber bekannt. Während die sogen. Bardengeschichte seit dem Jahr 2736 nach Erschaffung der Welt, in welchem J. von dem aus Asien eingewanderten Stamm der Milesier erobert worden sein soll, in ununterbrochener Folge ihre wundersame Erzählung abspinnt, von der im Licht kritischer Forschung auch nicht das geringste Detail bestehen bleiben kann, ist in Wirklichkeit die früheste Geschichte des Landes in tiefes Dunkel gehüllt. Griechen und Römer kannten nur wenig von der Insel, als deren ältere Namen Eirin oder Erin und Hibernia (s. d.) erscheinen; ihre ältesten Bewohner, keltischen Stammes, werden als Skoten und Pikten bezeichnet; die Namen Iren und J. sind erst von den Angelsachsen gebildet. Die Insel war in jenen frühsten Zeiten in eine große Anzahl kleiner und kleinster Staaten geteilt, an deren Spitze Fürsten oder Häuptlinge

standen, welche ihre Kraft in unaufhörlichen innern Kömpfen verzehrten. Die Religion der alten Iren war ein Kultus der Sonne und des Feuers; dem Feuerdienst gehören die vielbesprochenen runden Türme an, cylindrische Gebäude bis zur Höhe von ca. 40 m, mit kegelförmigem Dach, meist aus hellbraunem Sandstein erbaut, deren sich über 60 in verschiedenen Teilen Irlands auf Bergen und in Thälern erhalten hoben (clochach bei den Eingebornen, steeples bei den Anglo-Iren). Auch in I. wie in ollen keltischen Ländern gab es einen eignen Priester- oder Druidenstand; noch heute heißt im Irischen ein Zauberer Draoith. Eine andre erbliche Zunft war die der Barden oder Sänger, deren Lieder zur Harfe gesungen wurden, und deren Einfluß auch im Rat und Gericht der Stammhäuptlinge bedeutend wor. Der erste Versuch, den Bewohnern von I. das Christentum zu bringen, wurde 431 vom Papst Cölestinus I. gemacht; Pallodius, den dieser zum Bischof von Hibernien ernannte und dorthin absandte, starb aber bald darauf im Piktenland. Mit größerm Erfolg nahm das Werk der Schotte Succath oder Maun wieder auf, der vom Papst nach I. gesondt word und bei der Bischofsweihe den Namen Patricius (St. Patrick) erhieit. Es gelang ihm, seinen Lehren williges Gehör zu verschaffen, zohlreiche Schüler heronzubilden, das Bistum Armagh und andre Kirchen zu gründen und das Christentum in I. feste Wurzel schlogen zu lassen. Als er in hohem Alter (man sagt von 120 Jahren) starb, wurde er als Heiliger verehrt; er ist noch jetzt Schutzpatron der Insel, eine Abkürzung seines Namens (Paddy) die populäre Bezeichnung ihrer Bewohner. Im folgenden (6.) Johrhundert ist die christliche Kultur gerade in I. zu ganz besonderer Blüte gediehen; von irischen Klöstern aus zogen zahlreiche Apostel (so der heil. Columban, der Gründer von Bobbio, der heil. Gallus, der Gründer von St. Gallen, der heil. Livin, der heil. Fridolin u. a.) in alle Teile Europas, überall entstanden von irischen Mönchen besetzte sogen. Schottenklöster; das Mutterkloster auf Jona oder Hy, einer der kleinern Hebriden, war eine der berühmtesten und erfolgreichsten Kultusstätten des frühern Mittelalters. Die ruhige Blüte, deren sich I. erfreute, ward zu Ende des 8. Jahrh. durch die Einfälle der heidnischen Normannen gestört, die sich hier auf der westlichen Insel als Ostmannen bezeichneten, von den Eingebornen aber Lochlain genannt wurden. Im J. 795 überfielen sie zuerst eine an der nordöstlichen Küste Irlands gelegene kleine Insel, landeten darauf 798 in Ulster und wiederholten nun ihre Einfälle in immer kürzern Pausen. Besonders verhängnisvoll wurden ihre Angriffe 837, in welchem Johr Dublin zuerst eine Beute der Eroberer wurde, und 849, wo sie die inzwischen wieder verlorne Hauptstadt aufs neue besetzten. Eine besonders bedeutende Rolle in der Geschichte der Eroberung spielten um die Mitte des 9. Johrh. die drei Brüder Analav (Olav), Ivar und Sitherik, welche zu Dublin, Limerick und Waterford herrschten. Das Geschlecht des Olav, welches zu Dublin herrschte, galt als das vornehmste, seine Nachkommen als die Oberlönige des normännischen I. Spöter gingen Dublin und das Oberkönigtum auf die Nachkommen Ivars über, mit dessen Enkel Gottfried (920—933) eine unausgesetzte Reihe normännischer Herrscher beginnt, die zu Dublin residieren. Sie bekehrten sich um die Mitte des 10. Johrh. zum Christentum, beharrten aber in ununterbrochenem Kampf mit den noch unbezwungenen Einwohnern des Landes. Der glänzendste Heerführer der letztern war der topfere Brian, Fürst von Thomond, seit 976 König von Cashel, der die Normannen wiederholt besiegte, aber 1014 im Kampf gegen sie bei Clontarf fiel. Im J. 1102 erschienen die Norweger unter Anführung ihres Königs Magnus und nohmen Dublin, Connaught und Ulster. Magnus wor der letzte norwegische König, welcher über die irländischen Dänen gebot; forian hatten sie wieder ihre eignen Herrscher. Die irische Kirche wurde auf der großen Kirchenversammlung zu Drogheda 1152 dem Papst unterworfen und das Erzbistum Armagh zum Primat erhoben.

Irland unter englischen Königen aus dem Haus Plantagenet.

Die Insel zerfiel um diese Zeit in fünf Königreiche: Leinster, Munster, Ulster, Connaught und Meath. Über den Königen stand, wenigstens in Kriegszeiten, ein Oberkönig. Die einzelnen Königreiche zerfielen in Stammgebiete, welche von teils erwählten, teils erblichen Häuptlingen regiert wurden. Der Boden war Gesamteigentum des Stammes, und jeder neu hinzukommende männliche Nachkomme erhielt seinen Anteil an dem gemeinsamen Besitz. Dieses ursprüngliche Verhältnis der Einwohner zu dem Boden hat durch die Engländer eine völlige Veränderung erlitten. Zu derselben wurde der Anfang gemocht, als sich die englischen Normonnen in die irischen Händel mischten. Der englische König Heinrich II. hotte mit Zustimmung des Papstes Hadrian IV., eines Engländers, bereits die Unterjochung Irlands beschlossen, als der Fürst von Leinster, Diormait, welcher unter Beistand des Oberkönigs vertrieben worden war, 1168 zum König von England flüchtete und diesen um Hilfe bat. Auf Heinrichs II. Veranlassung gingen 1169 die anglonormännischen Barone Moritz Fitz-Gerald und Robert Fitz-Stephen nach I. hinüber, setzten Diarmait wieder in seine Herrschaft ein und erhielten von ihm hierfür die Stadt Wexford. Diarmait verbündete sich sodann mit dem topfern Richard Clare, Grafen Strigul, genannt Strongbow, zur Unterjochung von ganz I., und letzterer londete 1170 in I., nahm den Ostmannen Dublin und Waterford und trat, als Diormait zu Anfong 1171 storb, in dessen Erbe ein. Aber schon im Oktober d. J., als der Oberkönig Roderik O'Connor die Normannen in I. hart bedrängte, landete Heinrich II. selbst mit einem storken Heer in I. Eine Bulle des Papstes vom Jahr 1156 hotte ihm die Insel zugesprochen, und der Klerus fiel ihm daher sofort zu. Auch die Fürsten von Munster und Leinster unterwarfen sich ihm ohne weiteres, während andre, vor allen Roderik O'Connor, tapfere Gegenwehr versuchten. Nachdem sich Heinrich II. in den Besitz Dublins und des ganzen Küstenstrichs gesetzt hatte, hob er die alte irische Verfassung auf, führte englisches Recht ein und gab das eroberte Land seinen Baronen zu Lehen. 1172 verließ er das Land wieder und übertrug Strongbow die Statthalterschoft. Gleich diese ersten Anfänge der englischen Herrschoft in I. haben zu dem Notionalhaß der beiden Bevölkerungen den Grund gelegt: Heinrich und seine Ritter setzten sich in den Besitz der irischen Güter, ohne ihren neuen Unterthanen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. So konnte es an Aufständen und Bestrebungen, dem Druck der Fremden zu entgehen, von vornherein nicht fehlen. O'Connor erhob sich 1174 gegen die Engländer und erwirkte im folgenden Jahr einen vorteilhoften Frieden, worin er sich zwor zur Tributzohlung verpflichtete, aber die Herrschaft über den Norden der Insel behauptete, so

daß die Engländer zunächst nur die südöstlichen Küstenstriche als ihr Besitztum ansehen konnten. Seit dieser Zeit zerfällt die Geschichte von J. in zwei voneinander verschiedene Teile: die des unabhängig gebliebenen und die des den Engländern unterworfenen J. Jene bewegt sich in zahllosen Fehden der kleinen Fürsten und Stammeshäuptlinge teils untereinander, teils mit den Engländern an der Grenze; diese hat keine selbständige Entwickelung, sondern ist durchaus von der der englischen Geschicke abhängig, ist lediglich die Geschichte einer Kolonie. An der Spitze dieser Kolonie stand ein königlicher Justitiarius oder Statthalter (King's Lieutenant), der zu Dublin residierte. Gegen das Ende des 13. Jahrh. finden sich in diesem Teil Irlands Grafschaften nach englischem Muster, und seit dem Jahr 1253 läßt sich auch ein eignes irisches Parlament nachweisen, zu welchem anfangs die weltlichen und geistlichen Lehnsleute des Königs, später auch Abgeordnete der Städte berufen wurden. Zu Anfang des 14. Jahrh. machten die noch unabhängigen Iren den Versuch, die englischen Eroberer zu vertreiben, indem sie dem Heldenkönig Schottlands, Robert Bruce, die Krone von J. anboten. Dieser sandte seinen Bruder Eduard 1315 mit bewaffneter Macht nach J.; allein derselbe fiel in einem entscheidenden Kampf bei Dundalk gegen die Engländer, und Robert Bruce selbst, der wenige Tage später in J. landete, kehrte gleichfalls unverrichteter Sache nach Schottland heim. Während der Bürgerkriege in England, insbesondere während des Kriegs der beiden Rosen, sank die Macht der Engländer in J. sehr; um die Insel wieder zu unterwerfen, sandte Heinrich VII. den Statthalter Sir Edward Poynings dorthin. Dieser gab 1494 in der nach ihm benannten Poynings-Akte der Verfassung eine veränderte Gestalt, welche drei Jahrhunderte bestanden hat. Demnach war es dem irischen Statthalter nur erlaubt, mit Genehmigung des Königs ein Parlament zu versammeln, während der englischen Regierung die Gesetzvorschläge vorher zur Bestätigung vorgelegt werden mußten.

Irland unter den Tudors und Stuarts bis zur Revolution von 1649.

Heinrich VIII. suchte seine in England eingeführte Kirchenreform auch nach J. zu verpflanzen. Allein hier traf er nicht bloß bei den Eingebornen, sondern auch bei den in J. eingewanderten Engländern auf entschiedenen Widerstand. Selbst innerhalb der unmittelbar englischen Teile der Insel kamen daher die Maßregeln des Königs nicht zur vollständigen Durchführung; zu dem schon bisher so starken nationalen Gegensatz zwischen den keltischen Iren und den anglonormännischen Engländern, zu dem Haß zwischen Eroberern und Eroberten gesellte sich fortan noch die religiöse Feindschaft zwischen Katholiken und Anglikanern. Daß sich Heinrich VIII. 1542 von dem englischen und irischen Parlament statt des bisherigen Titels eines »Herrn« den eines »Königs« von J. verleihen ließ, vermochte das Mißtrauen nicht zu überwinden, und seiner Tochter Maria ward es leicht, die geringen Anfänge der Reformation in J. wieder auszutilgen. Der Königin Elisabeth Plan, das Vermögen der katholischen Kirche zu gunsten der protestantischen Geistlichkeit einzuziehen, rief seit 1560 eine Menge Aufstände hervor, welche durch den Papst, durch flüchtige Engländer und durch den spanischen Hof geschürt wurden. Vergebens versuchte der treffliche Statthalter, Sir John Perrot (seit 1584), die katholischen Iren durch Leutseligkeit und Milde zu gewinnen; an dem Widerstand der anglikanischen Geistlichkeit und der eingewanderten Engländer scheiterten seine Pläne zu einer durchgreifenden Reform der irischen Zustände. Da die Irländer vom öffentlichen Leben in ihrer Heimat gänzlich ausgeschlossen waren, nahmen viele Jünglinge in Spanien und Frankreich Kriegsdienste. Diesen Umstand machte sich der von der englischen Königin zum Grafen von Tyrone erhobene Häuptling Hugh O'Niell zu nutze, indem er es 1598 mit Hilfe der aus dem Ausland zurückgekehrten Krieger unternahm, J. von dem fremden Joch zu befreien. Umsonst rückte im Frühjahr 1599 der Graf von Essex, Günstling der Königin, mit einem starken Heer gegen ihn heran; er sah sich genötigt, mit O'Niell einen Waffenstillstand zu schließen, und kehrte nach England zurück. Glücklicher war sein Nachfolger Lord Mountjoy, der die von den Spaniern unter Aquila unterstützte Heeresmacht O'Niells 24. Dez. 1601 vor Kinsale vollständig aufs Haupt schlug. Darauf verließen die Spanier 1602 J. wieder, und Tyrone mußte sich ergeben. Bei dem Tod Elisabeths 1603 stand ganz J. unter englischer Botmäßigkeit. Doch hatte die Unterdrückung der Aufstände einer Menge Ureinwohner das Leben gekostet und zur Konfiskation von mehr als 600,000 Morgen Landes zu gunsten englischer Kolonisten erwünschten Vorwand gegeben.

König Jakob I. beabsichtigte, in J. durchgreifende Reformen einzuführen, und begann damit, daß er die Macht der irischen Häuptlinge zu brechen suchte, indem er ihnen alle Besitzungen, für die sie den Lehnsbrief nicht vorweisen konnten, abnahm. Auf diese Weise gelangte Jakob I. in den Besitz von 800,000 Morgen Landes, die größtenteils an englische Spekulanten und an Schotten verkauft wurden, welche die Stadt Londonderry und eine Menge anderer Kolonien gründeten. Der religiöse Zwiespalt zwischen den katholischen Iren und den protestantischen Engländern wurde durch diese Gewaltthätigkeiten nur noch mehr verschärft, und unter Jakobs Nachfolger Karl I. versuchten die bis 1641 von Lord Strafford (s. d.) mit strengster Härte regierten Irländer noch einmal, während der zwischen England und Schottland entstandenen Wirren, das englische Joch abzuwerfen. An der Spitze des Aufstandes standen Roger Moore, Sir Phelim O'Neal und Lord Cornelius Macguire, Enkel alter Stammeshäuptlinge; er begann im Oktober 1641 in der Provinz Ulster, wo es eine große Masse Heimatloser gab. Der Klerus wußte der Revolution auch ein religiöses Interesse beizumischen; binnen wenigen Tagen wurden nach einigen 5000, nach andern sogar gegen 20,000 protestantische Engländer ermordet, und eine noch größere Zahl fand ihren Untergang auf der Flucht. In England argwöhnte man, daß diese Hinschlachtung so vieler Männer, die der republikanischen Partei angehörten, nicht ohne Wissen des Königs geschehen sei, und dieser Umstand trug in der Folge viel zum Sieg der englischen Revolution bei. Das englische Parlament konfiszierte zwar $2^1/_2$ Mill. Morgen irisches Land, um mit dem Erlös desselben die Bewegung zu dämpfen, und erklärte 8. Dez. 1641, daß es kein Papsttum in J. oder andern Teilen des Reichs dulden wolle; aber die innern Zerwürfnisse zwischen ihm und dem König hinderten zunächst eine energische Bekämpfung des Aufstandes. Um die Sache Karls in J. soviel wie möglich aufrecht zu erhalten, knüpfte der königliche Statthalter, Marquis von Ormond, mit den Rebellen Verhandlungen an, an denen auch der päpstliche Nunzius Anteil nahm, die aber erst nach langen Wechselfällen zum Abschluß eines Frie-

dens führten, der 29. Jan. 1649, alſa erst am Tag vor der Hinrichtung Karls I., publiziert wurde. Nach diesem Ereignis, das in J. allgemeinen Unwillen hervorrief, betrieb Ormond unter den katholischen Irländern die Anerkennung des Prinzen von Wales, Karls II., als König. Deshalb landete 15. Aug. 1649 der vom englischen Parlament zum Lord-Lieutenant ernannte Cromwell mit einem Heer von über 12,000 Mann an der irischen Küste und nahm schnell nacheinander Drogheda und Wexford mit Sturm. Da hier die ganze zahlreiche Besatzung von den Siegern niedergemacht wurde und das von wildem Fanatismus beseelte Heer Cromwells überhaupt mit äußerster Wut und Grausamkeit gegen die Aufständigen verfuhr, so verbreitete sich bald allgemeiner Schrecken in J.; viele der Insurgenten gaben die von ihnen besetzten festen Plätze ohne Schwertstreich auf und flüchteten sich in die Moräste. So ward binnen drei Vierteljahren der größte Teil der Insel von den Republikanern eingenommen. Cromwell verließ hierauf J., seinem Schwiegersohn Ireton die fernere Befestigung der republikanischen Herrschaft überlassend. Dieser ging ebenso radikal zu Werke wie Cromwell, und 26. Sept. 1652 konnte das englische Parlament die irische Rebellion für beendet erklären. Aber in den elf Jahren ihrer Dauer war mehr als eine halbe Million Menschen durch das Schwert, Krankheiten oder Hunger umgekommen. Nun wurde noch blutige Nachlese gehalten, zahlreiche Hinrichtungen, darunter auch die O'Neals, fanden statt, an hunderttausend Iren wurden verbannt oder wanderten freiwillig nach Amerika oder in europäische katholische Staaten aus; alle, welche am Aufstand mit bewaffneter Hand teilgenommen, wurden mit Konfiskation von zwei Dritteln ihrer Güter bestraft, aber sogar diejenigen, welche denselben nur nicht bekämpft hatten, verloren ein Drittel ihrere Besitzungen; 2000 Kinder sollen als Sklaven nach Jamaica verkauft worden sein. Was von Katholiken in J. verblieb, wurde größtenteils in die Provinzen Connaught und Clare verwiesen. Das ihnen entrissene Land wurde unter die Krieger des Parlaments und Abenteurer aller Art verteilt. So sollte die härteste und drückendste Herrschaft die Insel im Zaum halten, aber in der unterdrückten Bevölkerung glimmte das unauslöschliche Feuer des glühendsten Hasses gegen ihre Besieger fort.

Irland von der Revolution bis zur Union mit England (1649–1801).

Nach der Wiederherstellung der Königsherrschaft in England gestaltete sich die Lage der Irländer nicht viel günstiger. Denn wenn auch unter Karl II. für J. größere Toleranz in religiöser Hinsicht obwaltete, so konnten doch nur wenige irische Katholiken wieder zu ihren Gütern gelangen, die sich in den Händen der Protestanten befanden. Daher war den Irländern die katholische Reaktion, die mit der Regierung Jakobs II. eintrat und 1687 zur Ernennung eines Katholiken, Richard Talbot, Grafen von Tyreonnell, zum Statthalter von J. führte, äußerst willkommen. Als nach der Vertreibung Jakobs ein französisches Heer von 5000 Mann in J. landete, ward es von den Katholiken mit offenen Armen aufgenommen. In kurzer Zeit konnte Jakob mit 38,000 Mann den englischen Truppen entgegentreten und ihnen einen festen Platz nach dem audern wegnehmen. Nur Londonderry und Enniskillen blieben in der Gewalt der Engländer, ein irisches Parlament ward 7. Mai 1689 von Jakob eröffnet, ungefähr 2400 protestantische Grundbesitzer verloren ihre Güter an Katholiken, und eine neue Ära der Freiheit und Selbständigkeit schien für das lange unterdrückte Land zu beginnen. Doch dieselbe war nicht von langer Dauer. Wilhelm III. von Oranien, der neue König von England, sandte schon 1689 ein Heer unter Marschall Schomberg nach J., landete dann 14. Juni 1690 selbst auf der Insel, und die Siege am Boynefluß 1. Juli 1690 und bei Aghrim 12. Juli 1691, deren ersten der König selbst, deren zweiten General Ginkel über die Iren davontrug, vollendeten die Unterwerfung des Landes. Der letzte feste Platz der Katholiken, Limerick, kapitulierte 1. Okt. 1691, wobei den Irländern freie Religionsübung, wie sie unter Karl II. bestanden, zugesagt wurde. Mehr als 18,000 Iren von der Partei Jakobs gingen ins Ausland. Ein Beschluß des englischen Parlaments verfügte wieder eine Konfiskation von 1 Mill. Morgen irischen Landes, das an Protestanten verteilt wurde, und die von den letztern in den Städten gegründeten sogen. Orangistengesellschaften (Orangemen), welche dem neuen Königshaus als Stütze dienen sollten, bedrückten die Katholiken auf jede erdenkliche Weise. Es wurden besondere Strafgesetze (penal laws) gegen den Katholizismus erlassen; dieselben verfügten unter anderm die Verbannung der höhern katholischen Würdenträger, die Beschränkung der niedern Priester auf ihre Bezirke, das Verbot des katholischen Unterrichts und der öffentlichen Zeichen des Kultus, die Ausschließung der Katholiken von öffentlichen Ämtern, das Verbot gemischter Ehen zwischen Protestanten und Katholiken, die Entwaffnung aller katholischen Einwohner; ja, man erließ sogar Vorschriften, welche die Katholiken des Rechts beraubten, ihre Kinder im Land oder auswärts zu erziehen: alles dies unter schnödester Mißachtung der Kapitulation von Limerick. Zwar wurden diese Gesetze nicht von allen englischen Beamten mit Strenge gehandhabt; allein schon ihr Bestehen reichte hin, die bereits vorhandene Erbitterung zu steigern. Die Irländer hatten seit 1695 in ihrem Parlament die Zurücknahme der Poynings-Akte und damit ihre legislative Selbständigkeit gefordert. Allein durch einen Beschluß des britischen Parlaments von 1719 unter Georg I. wurde nicht nur jene Akte bestätigt, sondern auch 1727 den Katholiken bei Parlamentswahlen das Stimmrecht ganz entzogen. Das unterdrückte irische Volk, dem es an jedem Organ fehlte, seinen berechtigten Klagen Gehör zu verschaffen, suchte sich nun auf andre Weise Luft zu machen. Es entstanden die Verbindungen der Defenders (s. d.), welche sich über die ganze Insel verbreiteten und Lynchjustiz übten. Auch die White Boys (»weißen Burschen«) tauchten schon um 1760 auf, so genannt von den Hemden, welche sie über ihre sonstigen Kleider zogen, wenn sie sich des Nachts zur Bestrafung übermütiger Beamten, Grundherren oder Pfarrer zusammenfanden. Eine andre ähnliche Verbindung waren die Hearts of oak (»Eichenherzen«), welche 1763 entstanden, als das Volk durch Straßenbaufronen bedrückt wurde.

Die Kunde von den Freiheitskämpfen in Amerika rief auch im irischen Volk Bewegungen hervor und nötigte den Engländern einige Zugeständnisse ab, namentlich wurden die unmenschlichen Strafgesetze in einigen Punkten gemildert. Da Frankreich einen Einfall in J. zu machen drohte und das Land nur von wenigen Truppen besetzt war, so gebrauchten die Irländer diesen Umstand als Vorwand, ein Heer von irischen Freiwilligen zu bilden. Schon nach zwei Jahren war dasselbe auf 50,000 Mann angewachsen, und es wurden nun mit den Waffen in

der Hand Sturmpetitionen unternommen. Die Regierung sah mit Schrecken diesmal sogar Protestanten sich den Katholiken anschließen: im irischen Parlament vertraten Männer wie Henry Grattan (s. d.), Lord Charlemont u. a. mit Entschiedenheit die Rechte Irlands. Man verlangte die Aufhebung der Strafgesetze, die Selbständigkeit des irischen Parlaments, eine völlige Reform des verrotteten Wahlgesetzes und gänzliche Befreiung des irischen Handels. Nun endlich wurde vom Parlament, da ein allgemeiner Aufstand drohte, die Poynings-Akte 1782 aufgehoben; die Strafgesetze wurden nochmals gemildert, und die Katholiken erhielten die Erlaubnis, Schulen zu errichten, Grundeigentum zu erwerben und ihren Kultus ungehindert auszuüben. Die Last des Zehnten, den die Katholiken an die protestantischen Pfarrer entrichten mußten, rief 1786 den geheimen Verein der Right Boys (»Rechtsburschen«) hervor, welche den Katholiken Eide auferlegten, den Zehnten nicht zu bezahlen, und alle Wortbrüchigen züchtigten.

Mit dem größten Enthusiasmus wurde die erste französische Revolution in J. begrüßt. Im November 1791 bildete sich zu Dublin der **Bund der vereinigten Irländer** (United Irishmen), welcher, die Pariser Jakobiner nachahmend, die Verwandlung Irlands in eine unabhängige Republik erstrebte, indem er mit dem französischen Konvent in geheimes Einverständnis trat. Dem gegenüber entschloß sich das britische Parlament, vorzugsweise infolge der Thätigkeit Edmund Burkes, der unermüdlich in diesem Sinn wirkte, zu einigen wichtigen Zugeständnissen, indem es die gesetzlichen Hindernisse der Gewerbthätigkeit und des Handels sowie die meisten der berüchtigten Strafgesetze aufhob und den Katholiken das Recht der Sachwalterschaft vor Gericht und das Eingehen von Ehen mit Protestanten zugestand. 1793 fiel auch das Gesetz, welches die Katholiken zum Besuch der protestantischen Kirchen zwang; gleichzeitig erhielten sie die Zulassung zu Ämtern niedern Ranges und das aktive Wahlrecht zum Parlament, aber noch nicht das Recht, gewählt zu werden. Weitere Forderungen des Bundes blieben unerfüllt, und als derselbe hierauf eine drohendere Stellung einnahm, schritt die Regierung zu Gewaltmaßregeln. Sie legte in die Städte Besatzungen, hob die Habeaskorpusakte (seit 1782 in J. eingeführt) wieder auf und verhängte über den Bund, der sich ganz militärisch organisiert hatte und 1796 an 100,000 Mitglieder zählte, Entwaffnung und Auflösung. Endlich im Dezember 1796 erschien die von letzterm erwartete französische Hilfe. General Hoche landete mit 20,000 Mann, mußte aber unverrichteter Sache wieder umkehren. Das Parlament ließ hierauf das Standrecht auf der ganzen Insel verkünden. Die Irländer erneuerten daher 1797 ihren geheimen Bund, der bereits mehr als 500,000 Verschworne zählte, als ein Verräter, Th. Raynolds, die Existenz desselben Anfang 1798 der Regierung denunzierte. Nichtsdestoweniger entbrannte der Aufruhr 23. Mai 1798; doch konnte er sich nicht gehörig entwickeln, da eine starke Militärmacht sein Aufkommen verhinderte. Schrecklich wurde nun von den bewaffneten Kolonnen, welche die ganze Insel durchstreiften, gegen die Iren gewütet: gegen 30,000 Menschen fielen als Opfer. Zwar erfolgten von Frankreich aus noch einige bewaffnete Expeditionen zu gunsten Irlands, die eine im August unter Savary, welcher etwa 1000 Mann unter dem General Humbert in der Killalabai an die irische Küste setzte, die andre im Oktober mit 9 Schiffen und etwa 3200 Mann; beide Expeditionen waren jedoch ohne Erfolg, ja letztere Flotte wurde vom Admiral Warren beinahe ganz weggenommen. Um nun die Revolutionsgelüste in J. einigermaßen niederzuhalten, versuchte die Regierung eine Verschmelzung des irischen Parlaments mit dem britischen, ein Plan, den Pitt und Castlereagh nur durch unerhörte Bestechung durchzuführen vermochten, da die Iren die Vereinigung mit Entrüstung von sich wiesen. So trat 1. Jan. 1801 die sogen. **Finalunion** zwischen J. und Großbritannien in Kraft, wonach J. fortan von 28 gewählten weltlichen Peers und 4 Bischöfen im Oberhaus und von 100 Deputierten der Grafschaften, Städte und Flecken im Unterhaus vertreten werden sollte. Gegen die Verpflichtung, für die ersten 20 Jahre $^{2}/_{15}$ der gesamten Staatslasten zu tragen, sollte J. im übrigen gleiche Rechte mit Großbritannien genießen und zwischen beiden ungehinderter Verkehr stattfinden. 1801 trat das vereinigte Parlament ins Leben; die Geschichte von J. bildet von nun an einen Teil der großbritannischen, auf deren Darstellung zu verweisen ist, indem hier nur eine kurze Skizze der insbesondere J. betreffenden Ereignisse gegeben werden soll.

O'Connell und die Repealagitation.

Die von Pitt verheißene völlige politische **Emanzipation der Katholiken** scheiterte an Georgs III. Bigotterie, und die schon ausgearbeitete Akte kam nicht zur Beratung. Dies rief 1802 zu Dublin einen neuen Bund der Katholiken (Catholic Association) hervor. Ihm gegenüber traten auch die alten protestantischen Orangelogen alsbald wieder ins Leben, und so begannen die Reibungen zwischen beiden Parteien von neuem. 1825 löste die Regierung zwar beide Vereine auf, doch setzte die katholische Association, von **O'Connell** (s. d.) neugestaltet, ihre Thätigkeit fort und organisierte sich in allen Grafschaften, vornehmlich auf die Wahlen, die von den kleinen Landwirten entschieden wurden, ihren Einfluß ausübend. Die Regierung sah sich daher endlich genötigt, die Frage der Emanzipation vor das Parlament zu bringen, und wirklich ward dieselbe trotz heftiger Gegenbestrebungen beschlossen und 13. April 1829 von Georg IV. genehmigt. O'Connell, der nun ins Parlament eintreten konnte, agitierte dort zunächst für Abschaffung des Zehnten, welchen die katholische Bevölkerung an die protestantischen Kirchen entrichten mußte. Als endlich Lord Stanley, der Staatssekretär für J., 1832 mit dem verheißenen Gesetz hervortrat, wonach die zwangsweise Ablösung des Zehnten erfolgen sollte, nahmen beide Häuser die Bill zwar an, allein die irischen Katholiken verwarfen diese Maßregel, da sie keine wesentliche Erleichterung biete. Als nun O'Connell als Ziel seiner Bestrebungen den Widerruf der Union zwischen J. und Großbritannien offen proklamierte, brachte er damit eine gewaltige Bewegung hervor: die Aufhebung der Union wurde die Losung der von O'Connell gestifteten Repeal Association, die bald der Mittelpunkt der irischen Opposition ward. Trotz aller Bemühungen vermochte O'Connell nicht, die Menge auf der gesetzlichen Bahn zu erhalten. Daher setzte 1833 das Ministerium Grey die sogen. irische Zwangsbill (Irish Coercion-Bill) trotz heftigen Widerspruchs durch, die dem Lord-Statthalter von J. die Befugnis einräumte, Volksversammlungen zu verbieten und das Kriegsrecht zu proklamieren. Ein Heer von 36,000 Mann und 6000 bewaffnete Polizeidiener, die man nach J. sendete, mußten der Akte Nachdruck geben. Um aber die allgemeine Erbitterung einigermaßen zu besänftigen, gewährte das Ministerium die irische

Kirchenbill, nach welcher in J. die Kirchenbausteuer aufgehoben, die Einkünfte der Pfründen herabgesetzt und ein Teil der außer allem Verhältnis zur Zahl der irischen Protestanten stehenden anglikanischen Pfarreien und Bistümer abgeschafft werden sollten. Nach Annahme dieser Akte trat Lord Littleton, der an Stanleys Stelle Staatssekretär für J. geworden, mit einer neuen Zehntenbill auf, welche statt der Zehnten eine Grundsteuer, die jedoch nur drei Fünftel des frühern Zehnten betrug, in Vorschlag brachte, aber von den Lords 11. Aug. 1834 verworfen ward, nachdem sie im Unterhaus durchgegangen war. Die Lords sahen nämlich in der der Bill beigefügten Klausel (Appropriationsklausel), wonach die durch die Kirchenbill gewonnenen Überschüsse des Kirchenvermögens zur Verbesserung des irischen Schul- und Gemeindewesens verwendet werden sollten, einen Raub an der protestantischen Kirche. Das Ministerium Melbourne (seit Juli 1834) nahm die Zwangsbill zurück und schlug überhaupt gegen J. die versöhnlichste Politik ein. O'Connell löste daher auch seinerseits die Repealassociation auf. Die plötzliche Entlassung des Ministeriums (November 1834) erregte aber neuen Sturm, welchen das neue Torykabinett unter Peel dadurch niederzuhalten suchte, daß es 1835 eine von der vorigen wenig verschiedene Zehntenbill einbrachte. Als aber das Unterhaus auf den Vorschlag Lord Russells die Appropriationsklausel abermals in das Gesetz einrückte, traten die Tories schon 8. April zurück, und Melbourne übernahm wieder die Leitung der Geschäfte. Seit im Mai 1835 der Graf Mulgrave zum Statthalter von J. ernannt worden, schlugen die irischen Angelegenheiten die Bahn friedlicherer Entwickelung ein. Mulgrave besetzte manche Ämter mit Katholiken, führte eine unparteiische Gerechtigkeitspflege ein, verbesserte die Verwaltung und steuerte dem Übermut der Orangistenverbindungen, die 1836 gesetzlich verboten wurden. Im Parlament dauerte inzwischen der Kampf um das Zehntengesetz fort; zweimal scheiterte dasselbe im Oberhaus an der Appropriationsklausel, und erst nachdem man dieselbe 1838 hatte fallen lassen, ward die Bill angenommen. Zur Linderung des unsäglichen Elends im Volk setzten die Minister noch 1838 eine irische Armenbill durch, nach welcher in den Grafschaften Arbeits- und Armenhäuser für 70—80,000 Dürftige erbaut werden sollten. Aber auch diese Maßregel konnte eine Nation nicht zufriedenstellen, die statt Almosen eine billige Ausgleichung unnatürlicher, auf gewaltsame Konfiskation gegründeter Besitzverhältnisse erwartete. Als im August 1841 die Tories unter Peel wieder ans Ruder kamen, reorganisierte O'Connell die Repealassociation, die um so mehr Anhänger fand, als sich jetzt auch der katholische Klerus für die irische Sache entschieden hatte. In den ersten Monaten 1843 geriet die ganze Insel in Bewegung; überall wurden Massenmeetings abgehalten, vielfach kam es zwischen Katholiken und Protestanten zum Handgemenge, und Hunderte von Landleuten verweigerten ihren Grundherren den Pachtzins. Daher wurde im August die Bill erneuert, welche den Irländern das Tragen von Waffen verbot, eine bedeutende Truppenmacht nach J. gesendet und im Oktober die zu Clontarf schon eröffnete große Repealversammlung

1846 infolge des gänzlichen Mißratens der Kartoffelernte in J. ein entsetzlicher Notstand ausbrach, wurde die öffentliche Ordnung wieder vielfach gefährdet: Hungeremeuten und Plünderungen waren an der Tagesordnung. Im Januar 1847 brachte daher Lord John Russell eine Reihe tief eingreifender Vorschläge vor das Parlament. Außer der Bildung von Hilfsausschüssen und der Bewilligung von Staatsgeldern zum Ankauf von Lebensmitteln ward darin beantragt, daß die von der Regierung den Grundbesitzern vorgeschossenen Gelder zur Hälfte erlassen und denselben sogar neue beträchtliche Summen zum Ankauf von Saatkorn und zur Urbarmachung der noch wüst liegenden 4,600,000 Acres dargeliehen werden sollten. Diese Vorschläge erhielten im allgemeinen die Zustimmung des Parlaments, desgleichen der Antrag der Regierung, 620,000 Pfd. Sterl. zum Bau dreier irischer Eisenbahnlinien zu verwenden.

Das junge Irland.

Mit O'Connells Tod (15. Mai 1847) erlosch die Repealagitation; aber als im Sommer 1847 infolge der reichen Ernte und gründlicher Hilfsmaßregeln der Notstand wich, erwachte die politisch-kirchliche Bewegung mit neuer Stärke. Schon bei den allgemeinen Wahlen im Juli 1847 trat eine ungemeine Parteileidenschaft hervor. Da die materielle Not die gesetzlichen Bande gelockert hatte und sich anarchische Ausbrüche, Gewaltthätigkeiten, Mordthaten in erschreckendem Maß häuften, legte die Regierung Ende November dem Parlament eine Bill zur Vermehrung der Polizeimacht, zur Suspension der ordentlichen Gesetze und zum Verbot des Waffenbesitzes vor, worauf der Lord-Statthalter 23. Dez. über eine Anzahl Grafschaften das Ausnahmegesetz verhängte. Die französische Revolution von 1848 konnte die Aufregung nur steigern, und eine gewaltsame Katastrophe schien unvermeidlich. Die revolutionäre Partei des »jungen Irland« war nicht geneigt, die friedliche Repealbewegung O'Connells fortzusetzen, sondern bezweckte eine gewaltsame Losreißung der Insel von England. Ihre Führer Smith O'Brien, Mitchell, Duffy, Meagher &c. knüpften Einverständnisse mit den französischen Republikanern an, während die Massen unverhohlen Rüstungen und Waffenübungen vornahmen. Die O'Connellsche Partei (moral force party, im Gegensatz zur jungirischen, physical force party) verlor täglich mehr Boden. Inzwischen hatte die britische Regierung diesen Bewegungen gegenüber eine »Bill zum Schutz der Krone« eingebracht. Die Folge davon war das Verbot eines Nationalkonvents von 300 Abgeordneten, den Smith O'Brien nach Dublin einberufen hatte, sowie die Unterdrückung einer im Entstehen begriffenen Nationalgarde (Anfang Mai). Zugleich wurden Smith O'Brien und Meagher als Volksaufwiegler vor Gericht gestellt, aber die Jury konnte zu keinem Verdikt kommen; John Mitchell dagegen, dessen »United Irishmen« offene Empörung gegen die britische Herrschaft predigten, ward zu 14jähriger Deportation verurteilt. Gleichwohl verbreiteten sich revolutionäre Klubs und Vereine zu Waffenübungen über die ganze Insel. Ein Teil der Repealer schloß sich an die Jungirländer an und bildete nach Beseitigung des jüngern O'Connell die Irish League. Die Regierung verhaftete Meagher aber-

unterdrückte die revolutionären Blätter. Die Führer flüchteten, und die Klubs lösten sich zum Teil auf; Smith O'Brien aber, von den Massen als König von Munster begrüßt, sammelte bewaffnete Haufen, die jedoch bei Ballingarry von der Polizei auseinander gesprengt wurden. O'Brien, Meagher u. a. wurden ergriffen, vor Gericht gestellt und zum Tod verurteilt, doch zur Deportation begnadigt. Bei Eintritt des Winters kehrte auch der Notstand wieder; daher erfolgte abermalige Suspendierung der Habeaskorpusakte und Einbringung einer Bill, wonach zur Unterstützung der Armen das Grundeigentum mit einer Einkommensteuer von $2^1/_2$ Proz. belegt ward. Trotzdem wiederholten sich die Notstände von 1846 bis 1847, und überdies dezimierte die Cholera die Bevölkerung. Über 200,000 Menschen wanderten aus. Zur Unterstützung der Armenhäuser wurden im April 1850 wieder 300,000 Pfd. Sterl. bewilligt; auch dehnte man das aktive Wahlrecht auf die Pachter aus, die eine Pacht von 12 Pfd. Sterl. zahlten. Obwohl sich allmählich die materielle Frage wieder günstiger gestaltete, so machte sich doch die Nachwirkung der durch die Not veranlaßten sittlichen Verwilderung noch geraume Zeit in Gewaltthaten bemerklich. Dazu rief der Versuch des römischen Stuhls, in Großbritannien wieder die römisch-katholische Hierarchie herzustellen, neue Bewegungen hervor. Der Erzbischof-Primas Cullen und der Bischof M'Hale fachten den konfessionellen Hader an, und während die Repealassociation allmählich verstummte, zeigte sich die Opposition auf dem kirchlichen Gebiet um so regsamer.

Die Bewegung der Fenier und die ersten Reformgesetze Gladstones.

Der religiöse Gegensatz aber weckte auch wieder den nationalen, und namentlich war es die Bewegung der Fenier, welche aufs neue zeigte, daß J. noch keineswegs in den Organismus des britischen Reichs völlig eingefügt war, und daß der auf Stammes- und Religionsverschiedenheit beruhende Gegensatz zwischen England und der Nachbarinsel sich lebendig erhalten hatte. Der Name der Fenier ist den oben charakterisierten durchaus sagenhaften Anfängen der irischen Geschichte entlehnt worden. Einer der berühmtesten Helden der altirischen Bardengeschichte war Fionu oder Finn, welcher am Ende des 3. Jahrh. unsrer Zeitrechnung große Heldenthaten verrichtet haben soll und in den irischen Volksliedern hoch gepriesen wird. Sein Ruhm ward so groß, daß die Krieger Irlands in späterer Zeit sich gern Finna (oder Fianna), d. h. Finns Männer, nennen hörten. Die Finna wurden im Englischen »Fenians«. Die Fenier sind also ein Bund bewaffneter Männer. Der Zweck dieser Verbindung war die vollständige Losreißung Irlands von England mittels einer revolutionären Erhebung. Dieselbe ward jedoch nicht in J. selbst, sondern in Amerika, wo Hunderttausende von Iren vor der verhaßten englischen Herrschaft und ihren Bedrückungen Zuflucht gefunden hatten, begründet. Der Bund ward zunächst dadurch veranlaßt, daß während des amerikanischen Sezessionskriegs die Irländer in Masse für die Union unter die Waffen traten. Die Haltung Englands aber neigte den Südstaaten zu, so daß auch hier wieder J. und England in feindlichem Gegensatz zu einander erschienen. Außerdem aber war dadurch die Möglichkeit eines Konflikts zwischen England und den Vereinigten Staaten nahegerückt, die Aussichten für die irische Agitationspartei erschienen demnach so günstig wie möglich. So schritt man zu einer förmlichen Organisation der unzufriedenen Elemente und rief gegen Ende 1861 den Bund der Fenians ins Leben. In Amerika stand John O'Mahony an der Spitze der neu angefachten Bewegung, in J. James Stephens. Schon seit Anfang 1862 fanden im Westen Irlands fenische Meetings hauptsächlich zu dem Zweck der Aufnahme neuer Bundesbrüder statt. Der Eid bei der Aufnahme lautete dahin, daß der Betreffende Mitglied der irischen Republik sein und sich bereit halten wolle, ohne Verzug auf den Befehl der Führer zu den Waffen zu greifen. Ein eignes Parteiorgan wurde im November 1863 in einem zu Dublin erscheinenden Journal: »The Irish People«, geschaffen. Da die englische Regierung anfangs dem Treiben der Fenier ziemlich gleichgültig zugesehen hatte, griff dasselbe weiter und weiter um sich und machte namentlich in den nördlichen und westlichen Staaten der Union so bedeutende Fortschritte, daß die Vorsteher der verschiedenen Distrikte, welche je nach ihrem Rang Centres oder Head Centres hießen, den obersten Head Centre, eben jenen John O'Mahony (Big John genannt), zur Berufung eines Kongresses veranlaßten. Derselbe trat im November 1863 in Chicago zusammen und faßte drei bedeutsame Resolutionen: der Kongreß hieß die Proklamierung der irischen Republik gut und verpflichtete sich, ihre Anerkennung seitens der fremden Regierungen zu veranlassen; sodann wurde die in J. vorhandene Zentralexekutive der fenischen Brüderschaft als zu Recht bestehend bezeichnet und endlich drittens beschlossen, Stephens nach Kräften zu unterstützen.

Das Jahr 1865 sollte das Jahr des Handelns werden und nicht vergehen, ohne daß das Banner der irischen Republik erhoben worden sei. Die englische Regierung war jedoch von allem genau unterrichtet und ergriff entscheidende Gegenmaßregeln. Zunächst schritt man in der Nacht vom 15. auf 16. Sept. gegen den »Irish People« ein, besetzte das Gebäude desselben, bemächtigte sich der Leiter der Agitation, nahm in den nächsten Tagen in den westlichen Distrikten Irlands zahlreiche Verhaftungen vor, proklamierte an einzelnen Orten den Belagerungszustand, verstärkte die Militärgewalt und ließ die Kanalflotte herbeikommen, um Zuzüge aus Amerika abzuschneiden. Emissäre aus Amerika wurden, da sie von der neuesten Wendung noch nichts wußten, bereits am Bord der Schiffe festgenommen. Stephens wurde zwar unter fremdem Namen in einem Landhaus bei Dublin aufgefunden und verhaftet, doch gelang es ihm, wieder zu entkommen. Durch die Beschlagnahme der Papiere in dem Redaktionsbüreau des »Irish People« waren der Regierung authentische Dokumente über Gang und Zwecke der Bewegung in die Hände gefallen. Die besonders Kompromittierten, deren man hatte habhaft werden können, wurden von Spezialkommissionen in Dublin und Cork abgeurteilt. Die ersten Versuche des fenischen Bundes waren damit gescheitert, die Bewegung selbst aber darum keineswegs erstickt. Vielmehr ging dieselbe, namentlich in Amerika, in großem Stil fort. Dort versammelte sich im Oktober 1865 zu New York ein aus Senat und Abgeordnetenhaus bestehender fenischer Kongreß, und es ward eine förmliche Regierung für die Republik J. eingesetzt, welche jedoch durch innere Zwistigkeiten bald lahmgelegt wurde. In J. selbst und in England äußerte sich die Fortdauer der Bewegung, nachdem das Parlament 1866 die Suspension der Habeaskorpusakte erneuert hatte, nur noch in einer Reihe blutiger Greuelthaten, wovon die entsetzliche Explosion in der Nähe des Clerkenwellgefängnisses im Dezember 1867 das meiste Aufsehen gemacht hat. Ihr Zweck, die Befreiung des fenischen Häuptlings

Burke, wurde nicht erreicht; dagegen kostete die That zahlreichen Personen aus dem nächstliegenden Stadtteil, welcher größtenteils von der niedern Klasse der Bevölkerung bewohnt war, das Leben. Durch diese Attentate und infolge von Zerwürfnissen der Leiter der fenischen Sache in Amerika verlor dieselbe alle Sympathien, die sie etwa noch gehabt hatte. Infolgedessen nahm die Bewegung in J. für einige Zeit einen ruhigern Charakter an, wozu einerseits die Versuche der herrschenden Dynastie, sich der irischen Bevölkerung mehr zu nähern (dahin gehören der Besuch des Prinzen von Wales im April 1868 und später die Ernennung eines jüngern Sohns der Königin zum Herzog des irischen Connaught), anderseits die gesetzgeberischen Maßregeln, welche die englische Regierung unter Gladstones Ministerium für J. traf, wesentlich beitrugen. Eine irische Reformbill von 1868 setzte den Zensus in den Städten von 12 auf 4 Pfd. Sterl. herab und erhöhte dadurch die Zahl der Wähler. Eine weitere wichtige Maßregel in diesem Sinn war das nach langem Widerstreben des Oberhauses endlich durchgebrachte Gesetz über die »Entstaatlichung der irischen Kirche« (Disestablishment of the Irish Church), wodurch eine seit drei Jahrhunderten bestehende Ungerechtigkeit, welche einem überwiegend katholischen Land eine reichdotierte protestantische Staatskirche aufdrängte, endlich beseitigt wurde. Indem die Güter der Kirche, wenigstens zum Teil, den auf ihnen lebenden Pachtern verkauft wurden, die den Kaufpreis in Jahresraten abtrugen, wurden gegen 6000 freie Bauerngüter auf irischem Boden geschaffen. Von noch größerer Bedeutung aber war die irische Landakte, die Gladstone in der Session von 1870 durchsetzte. Die Lage der irischen Pachter war seit lange eine sehr günstige. Die irischen Gutsbesitzer haben nur in wenigen Fällen ihren Pachtern Häuser gebaut oder die Unkosten der Urbarmachung des Landes getragen, trotzdem beanspruchten sie häufig einen Pachtzins, der dem vollen Werte des Pachtgutes entsprach (eine sogen. Rackrent). In Ulster war dies von jeher anders. Dort war es der Brauch, daß der neue Ankömmling dem abgehenden Pachter eine angemessene Entschädigung für die von ihm vorgenommenen Ameliorationen zahlte, um in friedlichen Besitz des Pachtgutes zu gelangen. Diesen »Ulsterbrauch« versuchte man durch die Landakte auf ganz J. auszudehnen. Sie verbesserte die Lage der Pachter, indem sie denselben einen gewissen Schutz gegen willkürliche Aufhebung des Pachtvertrags durch die Grundherren und gegen einseitige Erhöhung des Pachtzinses gewährte und ihnen eine Entschädigung für die von ihnen auf den Pachtgütern vorgenommenen Ameliorationen sicherte; sie wollte außerdem durch Vorschüsse aus Staatsmitteln den Pachtern den Ankauf der von ihnen bewirtschafteten Grundstücke erleichtern. Diese letztere Bestimmung kam indessen nur denjenigen Pachtern zu gute, welche wenigstens über gewisse Geldmittel verfügten, und der großen Masse des irischen Proletariats war damit nicht geholfen. Ein viertes Reformgesetz, das in der Session von 1873 vorgelegt wurde und durch die Regelung des irischen Universitätsunterrichts bringen- darum keineswegs überhaupt aufgehört. Bei der Eröffnung der Parlamentssession von 1872 zuerst trat ein beträchtlicher Teil der irischen Abgeordneten unter Führung von Isaak Butt (s. d.) und Sullivan als eine eigne, von Konservativen und Liberalen getrennte parlamentarische Partei auf. Das Stichwort dieser Partei war Home-rule, d. h. Selbstregierung Irlands durch ein eignes, in Dublin tagendes, dem britischen nur in gewissen Dingen untergeordnetes Parlament und ein diesem verantwortliches Ministerium. Die Partei der Homerulers vereinigte allmählich den größten Teil aller irischen Abgeordneten in sich, wodurch ihr parlamentarischer Einfluß wuchs, wenn auch die von derselben vorgeschlagenen gesetzgeberischen Maßnahmen regelmäßig abgelehnt wurden. Als nach Butts Tod (1879) die Führung der Partei zunächst auf Shaw, dann seit 1880 auf Charles Parnell (s. d.) überging, gewannen die radikalen Elemente innerhalb der Partei völlig die Oberhand. Ihre Waffe im Parlament war die systematische Obstruktion: mit allen Mitteln, welche die laxe Geschäftsordnung des englischen Unterhauses nur zu reichlich darbot, suchten sie die ruhige und ordnungsmäßige Erledigung der parlamentarischen Geschäfte zu stören und die parlamentarische Regierung unmöglich zu machen, um so ihren Forderungen und Beschwerden Gehör zu verschaffen. Und wirklich war es selbst durch wiederholte Änderungen der Geschäftsordnung des Unterhauses nicht zu verhindern, daß die ganze Gesetzgebung ins Stocken geriet. Im Land schuf Parnell 1880 die überaus geschickte Organisation der Landliga, und indem er und seine Parteigenossen in zahlreichen Volksversammlungen eine Fülle gefährlichsten Brandstoffes in die leicht aufzureizende Menge hineinwarfen, gerieten alle Verhältnisse in J. von neuem in die schwerste Erschütterung. Wiederum kam es zu agrarischen Verbrechen schlimmster Art; die weithin gefürchteten »Mondscheinbanden« durchzogen das Land und mißachteten die Autorität der Gesetze und der Behörden auf das schnödeste; ihre offenen Gewaltthaten und das System des »Boycotting« (s. Boycott) erzwangen den Anordnungen der Führer der Landliga Gehorsam und spotteten aller Maßregeln der Regierung.

Einerseits durch harte Zwangsgesetze, welche ganz J. unter einen Ausnahmezustand stellten, anderseits durch neue Reformgesetze versuchte Gladstone, der 1880 wiederum an die Spitze der Regierung getreten war, dieser Agitation entgegenzuwirken. Ein zweites Landgesetz, das er im J. 1881 nach hartem Kampf durchbrachte, schuf in J. eigne Gerichtshöfe, welche befugt sein sollten, auf Anrufen der Pachter oder der Grundherren einen gerechten Pachtzins auf einen Zeitraum von 15 Jahren ihrerseits festzusetzen. Es gab ferner den Pachtern die Erlaubnis, ihr Pachtrecht jederzeit zu verkaufen, wobei dem Grundherrn nur ein Vorkaufsrecht eingeräumt wurde. Es gewährte endlich neue und sehr bedeutende Erleichterungen für die Umwandlung des Pachtbesitzes in freies Eigentum. Allein Parnell und seine Anhänger verwarfen diese Zugeständnisse auf einer Konvention der Landliga im September 1881 unbedingt und

an die Stelle der Landliga traten neue Organisationen, insbesondere diejenige einer umfassenden Nationalliga, und weder die Freilassung der Verhafteten (April 1882) noch neue Zwangsmaßregeln oder Reformgesetze (Mai bis August 1882) verhinderten, daß Gesetzlosigkeit und Verbrechen in J. die Herrschaft behaupteten.

Gladstones Bündnis mit den Homerulers.

Da entstand bei Gladstone der Gedanke, diesen unheilvollen Zuständen durch Nachgiebigkeit gegen die politische Hauptforderung der irischen Homerulers ein Ende zu machen. Schon seine demokratische Reformbill von 1884 hing mit diesem Plan zusammen. Sie gewährte nicht nur in England denjenigen Elementen der Bevölkerung, welche naturgemäß am meisten mit den Iren sympathisierten, den unbemittelten Bewohnern des platten Landes, den größten Einfluß auf die Zusammensetzung des Unterhauses, sondern sie veränderte auch in J. das Wahlrecht zu gunsten der Parnelliten dergestalt, daß diese über nicht weniger als 86 Sitze in dem Ende 1885 neugewählten Parlament verfügten, und daß sie dadurch, da keine der beiden großen Parteien im Unterhaus für sich allein die Mehrheit hatte, die ausschlaggebende Macht in demselben erhielten. Bei den Wahlen waren zwar die Parnelliten noch mit den Tories zusammengegangen; gleich nach dem Zusammentritt des neuen Parlaments aber trat Gladstone mit ihnen in Verbindung und stürzte mit ihrer Hilfe im Januar 1886 das im Vorjahr gebildete Ministerium Salisbury. Dann legte er dem Unterhaus zwei Gesetzentwürfe vor, welche die irische Frage endgültig regeln sollten. Der eine derselben führte das Homerule ein, der andre bewilligte englische Geldmittel, um den Grundbesitz in J. in das Eigentum irischer Bauern überzuführen. Nur der erste dieser Entwürfe gelangte im Unterhaus zu eingehender Beratung. Er bestimmte die Errichtung eines irischen Parlaments in Dublin, das mit einem ihm verantwortlichen Ministerium die Regierung des Landes führen sollte. Der Kompetenz dieses Parlaments sollten die auswärtigen, die Heeres- und Flottenangelegenheiten, endlich die Zollpolitik entzogen sein; zu den Ausgaben für jene sollte J. einen fixierten Anteil entrichten. Das irische Parlament sollte ferner zu keiner Veränderung dieses Grundgesetzes befugt sein. Im übrigen wurden ihm die ausgedehntesten Rechte der Landesregierung beigelegt, wogegen die irischen Abgeordneten und Peers aus dem englischen Parlament ausscheiden sollten.

Während dies Gesetz in London beraten wurde, herrschte in J. die größte Erregung. Wenn auch die Homerulers den Vorschlag Gladstones mit Begeisterung aufnahmen und unterstützten, so bekämpften ihn doch die in J. angesessenen Protestanten, die besonders in Ulster mächtig waren, auf das entschiedenste. Sie erblickten in demselben eine Preisgebung aller ihrer Interessen; in einem irischen Parlament zu Dublin mußten unfehlbar die Ultramontanen die Herrschaft gewinnen, der sie sich nicht unterwerfen wollten. Sie verlangten für den Fall der Annahme des Gesetzes die Trennung Ulsters von J., sie drohten mit bewaffnetem Widerstand und rüsteten sich dazu.

Im Parlament wurde das Homerulegesetz 7. Juni abgelehnt, da ein beträchtlicher Teil der liberalen Partei Gladstone die Heeresfolge verweigerte. Nun löste dieser das Unterhaus auf, und bei den Neuwahlen verbanden sich die Gladstonianer und die Parnelliten einer-, die liberalen »Unionisten« unter Hartington und Chamberlain und die Konservativen andererseits. Erstere unterlagen, und Gladstone mußte einem Ministerium Salisbury Platz machen. Alsbald wurde die für kurze Zeit unterbrochene Agitation in J. aufs lebhafteste wieder aufgenommen. Die Führer der Nationalliga gaben das Losungswort aus, die Zahlung der Pachtzinsen einzustellen oder diese vielmehr, statt an die Grundherren, an eigne Vertrauensmänner zu entrichten, die aus den Kreisen der Liga genommen wurden. Die Regierung schritt dagegen auf Grund alter Gesetze aus mittelalterlicher Zeit energisch ein, erklärte das »neue System« für eine Verschwörung gegen die Gesetze und stellte einige der Führer, namentlich den Abgeordneten Dillon, im Dezember 1886 vor Gericht. Der Erfolg dieser Bemühungen steht dahin.

[Litteratur.] Vgl. die Sammlung der alten irischen Chroniken: »Rerum hibernicarum scriptores veteres«, mit lateinischer Übersetzung von O'Connor (Lond. 1814–26, 4 Bde.); **Cox**, Hibernia anglicana (das. 1689–90, 2 Bde.); **Leland**, The history of Ireland from the invasion of Henry II. (das. 1773, 3 Bde.; Dubl. 1814); **Plowden**, Historical review of Ireland (Lond. 1805, 2 Bde.); **Gordon**, History of Ireland from the earliest account to the accomplishment of the union with Great Britain (das. 1806, 2 Bde.); **Hegewisch**, Übersicht der irländischen Geschichte (Altona 1806); die Darstellungen der Geschichte Irlands von **Burdy** (Lond. 1819), **O'Driscol** (das. 1827, 2 Bde.), **Lindau** (fortgesetzt von Brandes, Leipz. 1829–46, 2 Bde.), **Th. Moore** (Lond. 1839, 4 Bde.), **Lappenberg** (in Ersch und Grubers »Encyklopädie«, Bd. 24, Leipz. 1846), **O'Grady** (Lond. 1881, 2 Bde.), **Walpole** (das. 1882), **O'Connor** (»History of the Irish people«, Manchester 1883, 2 Bde.). Von Spezialwerken: **Hassencamp**, Geschichte Irlands von der Reformation bis zu seiner Union mit England (Leipz. 1886); **Bagwell**, Ireland under the Tudors (Lond. 1885, 2 Bde.); **Gilbert**, History of the viceroys of Ireland (Dubl. 1865); **Lecky**, The leaders of public opinion in Ireland (Lond. 1871); **O'Brien**, Parliamentary history of the Irish land question (das. 1881); **Thebaud**, The Irish race in the past and the present (New York 1873); **Froude**, The English in Ireland in the eighteenth century (Lond. 1874, 3 Bde.); **Collier**, Staats- und Kirchengeschichte Irlands (Berl. 1845); **Murray**, Ecclesiastical history of Ireland (2. Aufl., Lond. 1848); **Killen**, Ecclesiastical history of Ireland (das. 1875, 2 Bde.); über das alte irische Recht (»Breton laws«) vgl. **Maine**, Early history of institutions (das. 1875).

Irländisches Perlmoos, s. Sphaerococcus.

Irmák (türk.), s. v. w. Fluß.

Irmensäulen (Irminsûli), die dem deutschen Gott Irmin (s. d.) geweihten Säulen, deren berühmteste bei der Eresburg, dem heutigen Marsberg (Stadtberge) in Westfalen, stand und 772 von Karl d. Gr. bei einem Sieg über die Sachsen zerstört wurde. Es waren hoch ragende (hölzerne) geweihte Säulenschäfte, die wahrscheinlich auch das Bild des Gottes trugen und das Hauptheiligtum des Volkes bildeten. Die im Hildesheimer Dom aufbewahrte »steinerne« Säule wird mit Unrecht als Irmensäule bezeichnet. Sie besteht nach neuern Untersuchungen aus Kalksinter, wie er sich in römischen Wasserleitungen findet, und mag aus den Niederlassungen der Römer am Rhein ins Innere von Deutschland gekommen sein. Schwartz reiht die Verehrung der J. dem weit über Abend- und Morgenland verbreiteten Säulen- und Baumkultus überhaupt an und findet den Ursprung desselben in der Auffassung und Verehrung des aufsteigenden

Sonnenlichts als einer aufsteigenden »Lichtsäule« oder eines sich am Himmel verästelnden »Lichtbaums«, Anschauungen, die auch im Talmud hervortreten (vgl. seine »Prähistorischen Studien«, S. 274 ff.). Simrock ist geneigt, die J. überhaupt als Bild des Weltbaums (Yggdrasil, s. d.), Mannhardt, sie als »Lebensbaum der Volksgesamtheit« zu fassen, Deutungen, welche nur für die Entwickelung des betreffenden Kultus eine Berechtigung haben.

Irmer, Karl, Maler, geb. 28. Aug. 1834 zu Babitz bei Wittstock, bildete sich in Dessau bei dem Hofmaler Becker und seit 1855 in Düsseldorf bei Gude. Auf häufigen Studienreisen in Deutschland, Österreich, Frankreich und Belgien sammelte er die Motive zu seinen fein empfundenen, stimmungsvollen Flachlandschaften, die meist Wiesen mit weidendem Rindvieh darstellen. Von ihnen sind zu nennen: Mondaufgang, Dieksee bei Gremsmühlen in Holstein (1876, Nationalgalerie zu Berlin), Landschaft von Rügen, Köhlerei aus dem Ilsethal im Harz, Landschaft in Holstein, Abend auf Rügen, ostfriesische Gehöfte auf Sylt, Straße aus Ilsenburg, Abenddämmerung, Schierke im Harz, Bodethal im Harz, von der Insel Borkum. J. lebt in Düsseldorf und besitzt die kleine goldene Medaille der Düsseldorfer Kunstausstellung.

Irmin, altgerman. Wort, welches s. v. w. allgemein oder umfassend bedeutete und in den ältesten Schriftdenkmälern gewöhnlich als Bestandteil zusammengesetzter Namen (z. B. Irminman, Irmingot, Irmanfrit, Irmangart) vorkommt (auch in Ermanarich oder Ermrich und vielleicht in Arminius klingt es wider), bei den eigentlich deutschen Stämmen aber als Beiname desjenigen Gottes (Thor?) aufzufassen ist, welchen die nach ihm benannten Stämme der Herminonen und Hermunduren als »gemeinsamen« Gott verehrten. Nach ihm hieß Irminswagen das Sternbild des Großen Bären. Auch waren ihm die sogen. Irmensäulen (s. d.) geweiht.

Irmisch, Johann Friedrich Thilo, Botaniker, geb. 14. Jan. 1816 zu Sondershausen, studierte seit 1836 in Halle Theologie und Philosophie und mit besonderer Vorliebe Naturwissenschaft, namentlich Botanik. 1844 erhielt er eine Anstellung am Gymnasium in Sondershausen, welchem er bis zu seinem Tod, 28. April 1879, angehörte. Seinen Ruf als Morpholog von der Richtung Schimpers und Brauns begründete J. durch das Werk »Zur Morphologie der monokotyledonischen Knollen- und Zwiebelgewächse« (Berl. 1850), in welchem er neben der Sproßfolge auch die Lebensverhältnisse dieser Pflanzen in lichtvoller Weise darstellte. Er veröffentlichte zahlreiche Abhandlungen über morphologische Gegenstände (»Beiträge zur vergleichenden Morphologie der Pflanzen«, Halle 1854—63, 4 Tle.) und wandte seine Beobachtungen mit Vorliebe einheimischen Pflanzen zu. Auch schrieb er: »Über einige Botaniker des 16. Jahrhunderts, welche die Flora Thüringens und des Harzes erforschten« (Sondersh. 1862). Ein umfassenderes Werk über Sproßfolge für das »Handbuch der

lehrt haben soll, ist unerwiesen. Er lehrte in Bologna zuerst die freien Künste, beschäftigte sich hierauf, von der Markgräfin Mathilde (gest. 1115) angeregt, mit den Justinianischen Rechtsbüchern und brachte deren Studium in neuen Aufschwung, so daß er als Stifter der Bologneser Rechtsschule der Glossatoren (s. Glosse) gilt. Wir besitzen von ihm ungedruckte Glossen und die sogen. Authentiken, d. h. Novellenauszüge im Justinianischen Kodex. Sein »Formularium tabellionum«, eine Anweisung für Notare, seine »Quaestiones«, Entscheidungen über Rechtsfällen, und ein von ihm verfaßtes Werk über die Klagen sind verloren. Sein Todesjahr ist unbekannt. Er starb vielleicht unter Kaiser Lothar II., jedenfalls vor 1140. Vgl. Del Vecchio, Notizie di Irnerio e della sua scuola (Pisa 1869); J. Ficker, Forschungen zur Reichs- und Rechtsgeschichte Italiens, Bd. 3 (Innsbr. 1870).

Iro, Seebecken im südlichen Wadai in Afrika, welches den Bahr es Salamat aufnimmt und wahrscheinlich zum Schari abfließt.

Irokesen (Hodenosauni, d. h. Volk des langen Hauses), Name eines einst großen und mächtigen Indianervolkes in Nordamerika, das in zwei Hauptgruppen zerfiel. Die nördliche (größere) Gruppe bestand wieder aus zwei Abteilungen, einer östlichen, welche die sogen. fünf Nationen: die Mohawk, Oneida, Onondaga, Cayuga und Seneca, in sich begriff und meist im S. des St. Lorenzflusses und des Ontariosees wohnte, und aus einer westlichen Abteilung, bestehend aus den Wyandot, den Huronen und den Attionandaron oder der sogen. neutralen Nation, welche im N. des Eriesees wohnte, sowie aus den Andasten (Guyandot) und Eriga (Cat-Nation) im S. des Eriesees. Die Konföderation der oben genannten fünf Nationen, wie sie von den Engländern bezeichnet wurden, während sie bei den Franzosen Iroquois hießen, war schon vor der Ankunft der Europäer sehr mächtig und wohl auch in beständigem Kampf mit verwandten und andern Stämmen begriffen. Sie waren in der Agrikultur und in der Anfertigung ihrer Waffen sowie in den wenigen Künsten der Indianer weiter vorgeschritten als die Algonkin und zeigten stets mehr Intelligenz als diese, besonders in der Kriegführung. Ihre Teilnahme an den Kriegen zwischen Engländern und Franzosen in jenem Teil von Amerika ist sehr wichtig gewesen. 1714 und 1715 wurden von der Konföderation als sechste Nation die Überreste der Tuscarora aufgenommen, eines früher mächtigen Irokesenstammes der südlichen Gruppe in Nordcarolina, der nach einem unglücklichen Krieg mit den Carolinern von dort auswanderte. Überreste der fünf Nationen und der Tuscarora finden sich noch in Oberkanada, im Staat New York (1883: 5119) und in Reservationen westlich vom Mississippi in einer Gesamtzahl von etwa 15,000 Seelen. Auch die Reste der Wyandot sind nach W. verpflanzt worden. Die südliche (kleinere) Gruppe der J. bestand aus den eben erwähnten Tuscarora und den Meherrin (Tutelo). Gänzlich ausgestorben sind die Attionandaron, (Erie, Nottaway und Andasten. Die Sprache der J.

Verspottung, Verhöhnung andrer dient; im ästhetischen Sinn Figur des feinern Spottes, die das Gegenteil von dem sagt, was man verstanden wissen will, oder die scheinbar ernst gemeinte Aufstellung des entgegengesetzten Verhältnisses von dem Dargestellten, in der Absicht, das Verkehrte, Widersprechende oder Lächerliche des letztern desto mehr bloßzustellen. Die J. muß ganz unbefangen auftreten, wenn es ihr gelingen soll, das Unwahre, Leere und Nichtige einer Meinung, Sache oder Handlung dadurch recht in die Augen springend zu machen, daß sie jener Meinung, Handlung 2c. den Anstrich der eignen Billigung gibt, daß sie also einen Kontrast zwischen dem eigentlichen Gedanken und dem wörtlichen Ausdruck desselben aufstellt. Man kann daher die J. auch eine frei durchgeführte Darstellung des Unwahren in der Form des Wahren nennen. Am lebhaftesten wird sie, wenn der Ton der Rede mitwirken kann. Als wissenschaftliche Lehrweise ist die J. von Sokrates, als Grundlage der Kunstkritik von der sogen. romantischen Schule angewandt worden. Romantische Ästhetiker, wie Solger und Tieck, verstanden unter J. das freie Spiel des Künstlers mit seinem Stoff oder, nach Tiecks Ausdruck, die letzte Vollendung eines Kunstwerkes, jenen Äthergeist, der befriedigt und unbefangen über dem Ganzen schwebt, was aber dem Sprachgebrauch Gewalt anthut. Andre, wie namentlich Fr. Schlegel, haben den Ausdruck J. dadurch in Verruf gebracht, daß sie darunter ein Hinwegsetzen über alles Wesentliche und Ernste, ein blasiertes Über-alles-hinaus-sein verstanden. Eine Abart der J. ist der Sarkasmus; eigentümliche Durchführungen derselben sind Parodie und Travestie. Vgl. Schasler, Das Reich der J. in kulturgeschichtlicher und ästhetischer Beziehung (Berl. 1879).

Iron Mountain Village (spr. eir'n mauntin willedsch), Dorf im amerikan. Staat Missouri, 110 km südsüdwestlich von St. Louis, bei einem aus Eisenerz gebildeten, 70 m hohen Hügel, mit (1880) 1243 Einw.

Ironsand (engl., spr. eir'nßänd, »Eisensand«), s. v. w. eisenschüssiger Sandstein oder Bohnerz.

Ironside (engl., spr. eirn-sseid, »Eisenseite«), Beiname des Königs Edmund (s. d.) von England.

Iron-Stone (spr. eir'n-stohn), s. Thonwaren.

Ironton (spr. eirn'tön), Stadt im nordamerikan. Staat Ohio, am Ohio, in der Nähe ergiebiger Eisen- und Kohlengruben, mit Gießereien, Maschinenfabriken und (1880) 8857 Einw.; 1849 gegründet.

Iroquois (franz., spr. -köa), Volk, s. Irokesen.

Iros (auch Arnäos), ein Bettler im Haus des Odysseus; sprichwörtlich für Bettler überhaupt.

Irradiation (lat., »Bestrahlung«), eine optische Täuschung, welche darin besteht, daß helle Gegenstände auf dunklem Grund größer und dunkle Gegenstände auf hellem Grund kleiner erscheinen, als sie wirklich sind. Man beobachtet die J. besonders auffällig an der Mondsichel, welche einer Scheibe von größerm Halbmesser anzugehören scheint als der Rest des Mondes, da sie über letztern übergreift. Die J. zeigt sich bei allen Entfernungen von der Weite des deutlichen Sehens bis zu unendlicher Entfernung. Je stärker der Glanz des Objekts ist, desto auffallender ist die Vergrößerung durch die J., jedoch so, daß diese Vergrößerung schon bei einem der Tageshelle gleichkommenden Glanz ihre Grenze erreicht. Nach Plateau erklärt sich die J. durch eine Ausbreitung des Lichteindrucks auf der Netzhaut unsers Auges, nach Helmholtz genügen zur Erklärung die Zerstreuungskreise, welche selbst bei vollkommener Akkommodation infolge der sphärischen und chromatischen Aberration des Auges noch auftreten. S. auch Gesicht, besonders S. 236. Vgl. Plateau, Mémoire sur l'irradiation (Brüssel 1839); Derselbe in Poggendorffs »Annalen« (Ergänzungsband 1842); Welcker, Über J. (Gieß. 1852).

Irrationāl (lat., irrationell), vernunftwidrig, unvernünftig; in der Mathematik Bezeichnung für eine Zahl, die in Bezug auf die Einheit inkommensurabel (s. d.) ist, deren Wert man daher nicht völlig genau, sondern nur annähernd (durch einen unendlichen, nicht periodischen Dezimalbruch) ausdrücken kann. Beispiele bieten die Wurzeln aus ganzen Zahlen, die nicht selbst ganze Zahlen sind, die Kreisumfangszahl $\pi = 3{,}1415926\ldots$ u. a.

Irrationalismus (lat.), Vernunftwidrigkeit, Mangel an Vernunft oder an Anwendung derselben.

Irrawaddy, Fluß, s. Irawadi.

Irredénta (Italia irredenta, »das unerlöste Italien«), Name eines Vereins in Italien, der die Befreiung aller italienisch redenden Gebietsteile außerhalb des Königreichs Italien von der Fremdherrschaft und ihre Vereinigung mit Italien erstrebt. Die Bewegung richtet sich also auf die Erwerbung von Südtirol, Görz, Istrien, Triest, Kanton Tessin, Nizza, Corsica und Malta; ja, auch Dalmatien wurde als ehemals venezianischer Besitz dazu gerechnet, obwohl nur ein Teil der städtischen Bevölkerung daselbst italienisch spricht. Größere Bedeutung erhielt die Agitation 1878, als Italien bei der Neuregelung der orientalischen Verhältnisse auf dem Berliner Kongreß leer ausging, während Österreich durch den Erwerb Bosniens und der Herzegowina sich den Besitz seiner adriatischen Küstenlande sicherte. Sofort stellte sich Garibaldi an die Spitze der Bewegung, und ihm schlossen sich Radikale, Republikaner und Sozialisten an, um der Regierung neue Schwierigkeiten bereiten zu können. Wegen dieser Zusammensetzung des Vereins richtete er sein Streben auch vor allem auf die Befreiung von Südtirol (Trentino) und Triest von der sogen. österreichischen Gewaltherrschaft, und eine 21. Juli 1878 in Rom unter Menotti Garibaldis Vorsitz abgehaltene Volksversammlung verlangte sofortige Besetzung von Trient und Triest durch Freiwilligenbataillone, wobei man sich auf die Sehnsucht der Einwohner dieser Gebiete, zu Italien zu gehören, berief. Der damalige Ministerpräsident Cairoli, einst selbst Freischärler, ließ die J. gewähren, wobei sich zeigte, daß sie im Volk selbst wenig Anhang fand und über leere Demonstrationen nicht hinauskam. Erst als die Okkupation von Tunis Italien zur Annäherung an die Kaisermächte veranlaßte, schritt der neue Ministerpräsident Depretis mit Erfolg gegen die Irredentisten ein. Im August 1882 planten Triester Irredentisten ein Bombenattentat gegen den Kaiser, die Verschwörung wurde aber rechtzeitig entdeckt und ein Mitglied, Oberdank, ergriffen und im Dezember hingerichtet. Weil aus diesem Anlaß die Agitation von neuem auflebte, sprach sich der auswärtige Minister Mancini in der Kammer 13. März 1883 aufs schärfste gegen die J. aus, die nicht die Größe Italiens, sondern den Sturz der Monarchie wolle. Vgl. Haymerle, Italicae res (Wien 1879).

Irreformābel (lat.), unverbesserlich.

Irregulär (lat.), »unregelmäßig«, alles, was von der Regel abweicht oder ihr widerstreitet. Irreguläre Raumgestalten nennt man solche, deren Seiten, Winkel, Ecken und Flächen nicht von gleicher Größe und Gestalt sind, irreguläre krumme Linien solche, die kein bestimmtes, mathematisch ausdrückbares Gesetz verfolgen. Irreguläre Truppen

sind solche, welche, zum Krieg aufgeboten, in Bekleidung, Ausrüstung und Bewaffnung ungleichmäßig, auch hierin nicht den übrigen Truppen des Heers gleichen, letzterm in der Regel nicht als fester Bestandteil angehören und selten feste, taktische Verbände bilden. Meist werden sie nur zum kleinen Krieg verwendet. In der Türkei bilden irreguläre Truppen einen wesentlichen Bestandteil der Kriegsmacht, ebenso gibt es solche im russischen Heer, wo auch die Kosaken, welche jetzt eine ganz bestimmte Organisation erhalten haben, offiziell noch immer als Irreguläre gelten. — J. in der **Botanik** s. v. w. zygomorph; s. Blüte, S. 70.

Irregularität (lat., »Unregelmäßigkeit«), das Vorhandensein von Mängeln, welche nach katholischem Kirchenrecht eine Person zum Empfang der Priesterweihe unfähig machen oder einen Geistlichen von der Ausübung seiner Funktionen oder von der Erlangung der höhern Weihestufen ausschließen. Man unterscheidet dabei zwischen Irregularitas ex defectu und I. ex delicto, indem unter Defectus ein solcher Mangel verstanden wird, welcher den damit Behafteten zur Ausübung geistlicher Funktionen unfähig macht oder in den Augen des Volkes als unwürdig erscheinen läßt; so z. B. der Defectus natalium, d. h. Mangel der ehelichen Geburt, Defectus aetatis, Mangel des erforderlichen Alters (für den Bischof 30, für den Priester 25 Jahre), Defectus scientiae, Mangel der erforderlichen Kenntnisse, und Defectus perfectae lenitatis, Mangel der erforderlichen Herzensmilde, welcher bei solchen Personen angenommen wird, die, wenn auch erlaubterweise, wie z. B. Soldaten im Krieg, den Tod eines Menschen verursacht haben. Irregularitas ex delicto liegt dagegen in Ansehung derjenigen vor, welche sich einer verbrecherischen Handlung schuldig gemacht haben. Wird der fragliche Mangel nicht etwa von selbst beseitigt, wie z. B. bei dem Defectus aetatis durch Erreichung des erforderlichen Alters, so kann er nur durch Dispensation seitens des Papstes, in gewissen Fällen auch seitens der Bischöfe, gehoben werden.

Irrelevánt (lat.), »unerheblich«, unwichtig, geringfügig; Irrelevantia, unerhebliche, geringfügige Dinge.

Irreligiosität (spätlat.), Religionslosigkeit, Religionsverachtung.

Irrenanstalten (Irrenhäuser), Gebäude zur Aufnahme von Geisteskranken, welche in denselben zweckmäßig beschränkt, verpflegt und ärztlich behandelt werden sollen. Die allgemeinen Erfordernisse einer Irrenanstalt sind teils die eines jeden Krankenhauses (s. d.), teils ergeben sie sich aus den speziellen Zwecken der Anstalt. Sie muß die Beaufsichtigung und Sicherung der Kranken ermöglichen, ohne das Gepräge eines Gefängnisses an sich zu tragen, sie muß daher die Mittel bieten, die verschiedenen Kranken zweckmäßig voneinander zu trennen, und ihnen möglichste Freiheit gewähren, ohne jemals die Gewalt über sie zu verlieren. Abgesehen von der Trennung der Geschlechter, trennt man auch die verschiedenen Formen und Zustände des Irreseins und erverschiedener Weise verwahrt, in neuerer Zeit aber häufig nur mit Glas von solcher Stärke versehen, daß dasselbe ohne schwere Instrumente nicht zertrümmert werden kann. Abtritte und Badeanstalten erfordern besondere Einrichtungen, und für Tobsüchtige hat man Isolierzellen mit gepolsterten oder dick mit Kautschuk belegten Wänden, so daß die Irren sich nicht beschädigen können. Die Größe der J. schwankt bedeutend, die Zahl der Patienten zwischen 100 und 1200.

Die oberste Leitung einer Irrenanstalt muß einem Arzt überwiesen, und alle übrigen Beamten müssen diesem unterstellt werden. Indessen besteht in manchen, selbst den besten englischen J. diese Einrichtung nur scheinbar; der erste Arzt führt neben der therapeutischen Behandlung nur die Oberaufsicht, und die eigentliche Seele der Anstalt ist der Hausmeister und die Aufseherin oder ein Chirurg. In den meisten französischen Anstalten üben die Barmherzigen Schwestern, indem sie dem Arzt zur Seite stehen, einen wohlthätigen Einfluß aus. Der gute Zustand der Anstalt und der gedeihliche Erfolg der Bemühungen des Arztes hängen zum großen Teil von der Beschaffenheit des Wärterpersonals ab. Das Durchschnittsverhältnis der Wärter zu den Kranken hat man wie 1:6 angenommen; es ist aber nicht zu übersehen, daß die Kranken höherer Stände mehr unmittelbare Beaufsichtigung, Bedienung und Wartung fordern als die der niedern, und daß zu gunsten jener die Zahl der Wärter für diese nicht verringert werden sollte; denn die Erfahrung lehrt, daß oft die sorgfältigste Behandlung des Wahnsinns nicht eher von Erfolg ist, als bis sie durch die Zuteilung eines besondern Wärters gefördert wird. Lange Zeit hindurch hat man geglaubt, die freie Bewegung namentlich tobender Irren durch äußere Gewaltmaßregeln beschränken zu müssen. In der Neuzeit sucht man die Tobenden gleichsam nur gegen sich selbst zu schützen; im übrigen aber läßt man die Kranken, selbstverständlich unter sorgfältiger Beaufsichtigung, sich frei bewegen und wendet Zwangsapparate nur in den äußersten Fällen an. Bei manchen Irren, welche Nahrungsaufnahme konsequent verweigern, ist Zwangsfütterung erforderlich.

Das Altertum scheint bei ziemlich richtigen Ansichten über die Geisteskrankheiten besondere J. nicht besessen zu haben. Später verwahrte man die Irren als von Dämonen Besessene auf dieselbe Weise und an denselben Orten wie Verbrecher und belud sie auch wie diese mit Ketten. Die ersten wirklichen J. wurden 1409 in Valencia, 1429 in Saragossa und 1436 in Sevilla errichtet. Dann folgte Stockholm 1531, und in Deutschland verwandelte Philipp der Großmütige 1533 die Klöster Haina, Merxhausen und Hofheim in J. Es folgten dann weiter England (Bedlam) 1547, die Türkei 1560, Frankreich (Charenton) 1645, Rußland 1776 und Österreich (Wien) 1784. Welcher Art aber die Behandlung der Irren in diesen Anstalten war, geht z. B. daraus hervor, daß das Volk sich noch zu Ende des 18. Jahrh. an den Sprüngen und dem Geheul der Tollen ergötzte. Erst Pinel

das gemischte System beibehalten wurde, auch nachdem Damerow mit seinen »relativ-verbundenen Heil- und Pflegeanstalten« hervorgetreten war und einige Orte dies System acceptiert hatten. Im allgemeinen haben diese Systeme weniger Erfolg gehabt als einige fremdländische, die teils aus finanziellen, teils aus wissenschaftlich-praktischen Motiven in Vorschlag gebracht wurden. Die Kosten für die Irrenpflege haben nämlich eine bedenkliche Höhe erreicht (in den fünf neuen Anstalten der Rheinprovinz beträgt das Baukapital 12,000 Mk. pro Kopf), und die Beobachtungen in den gemischten Anstalten ergeben, daß 35—45 Proz. der Kranken bei geringerer Freiheitsbeschränkung viel besser gedeihen als bei der bisherigen Behandlung. Bei dem englischen *Cottagesystem*, welches in Deutschland nur in Bunzlau nachgeahmt wurde, werden kleine, getrennte Häuser (cottages) in einfachster, ländlicher Bauart außerhalb der Ringmauern der Anstalt, aber doch noch auf dem Terrain derselben zur Aufnahme von ruhigen Kranken errichtet, welche sich hier unter Aufsicht zuverlässiger Dienstleute mit landwirtschaftlichen Arbeiten beschäftigen. In dem belgischen Dorf Gheel (s. d.) besteht, angeblich seit dem 7. Jahrh., eine Verpflegung ruhiger, ungefährlicher Irren *in einzelnen Familien*, während eine geschlossene Anstalt (infirmerie) die Behandlung der Kranken überwacht, das Maß der von ihnen zu fordernden Arbeit normiert und sie, sobald und solange es aus irgend welchen Gründen nötig wird, aufnimmt. Eine Nachahmung dieses Systems ist offenbar nur in einer spezifischen Ackerbaubevölkerung möglich und scheitert auch dort, wenn nicht eine eigentümliche Befähigung vorhanden ist. In Schottland hat man 30—40 Proz. aller Irren in Familienpflege gegeben, und in Ellen (Bremen) besteht seit 1779 eine ähnliche Einrichtung. Auch die Staatsanstalt Illenau in Baden bedient sich der Familienpflege gleichsam als Übergang zur völligen Entlassung der Rekonvaleszenten. Bei dem System der *agrikolen Kolonie*, zuerst 1847 von der Privatirrenanstalt der Gebrüder Labitte in Clermont ausgeführt, werden ruhige, ungefährliche Kranke auf einem Ökonomiehof untergebracht und bei dem größten Maß von Freiheit mit landwirtschaftlichen Arbeiten beschäftigt. Sicherheitsvorrichtungen werden durchaus vermieden, die Kolonie steht aber mit einer geschlossenen Anstalt in Verbindung, in welche Irre mit akuten Aufregungen und körperlichen Krankheiten sofort zurückversetzt werden. Dies System hat in Einum (Hannover), Zschadraß (Sachsen), Alt-Scherbitz bei Schkeuditz (Prov. Sachsen) Anwendung gefunden und sehr günstige Resultate ergeben. Für durchaus ruhige, ungefährliche Irre, die bei siechem Körperzustand nicht mehr arbeitsfähig sind, hat man *Irrensiechenhäuser* gebaut, bei welchen die kostspielige Einrichtung der eigentlichen J. fortfällt. Besondere Schwierigkeiten bietet die Unterbringung der *irren Verbrecher*, gegen deren Aufnahme sowohl die J. als die Zuchthäuser protestieren. In Irland besteht seit 1850 eine Anstalt für irre Verbrecher in Dundram, welche 150—200 Insassen, darunter ca. 50 Mörder, enthält. Die 1878 errichtete (einzige deutsche?) Heilanstalt für irre Verbrecher in Waldheim (Sachsen) gelangte zu dem Ergebnis, daß die größere Mehrzahl der irren Verbrecher recht gut in gewöhnlichen J. hätte verpflegt werden können; daß die Zahl derjenigen, die besonders strenger Beaufsichtigung bedürfen und also besser ins Zuchthaus gehören, äußerst gering war; daß ferner eine solche Irrenabteilung für ein Zuchthaus eine große Last ist, und daß die Simulationen in derselben sich bedeutend vermehren; endlich daß in der Mehrzahl der Fälle die Genesungen der Neuerkrankten in der Irrenabteilung des Zuchthauses ebensogut zu ermöglichen sind wie in J., daß aber in vielen Fällen der fortgesetzte Aufenthalt im Zuchthaus die Genesung beeinträchtigt, indem die Halluzinationen gesteigert, die Wahnideen befestigt werden. Als besondere Form der J. sind noch die *psychiatrischen Kliniken* an den Universitäten zu nennen, welche aus dem dringenden Bedürfnis und dem gerechtfertigten Bestreben, die Ärzte mehr, als früher geschehen konnte, in der Psychiatrie zu belehren, hervorgegangen sind. Allgemeine Anerkennung haben in neuester Zeit die *Heilanstalten für Nervenkranke* gefunden, welche die Behandlung aller chronischen Neurosen und leichten beginnenden Psychosen, die noch nicht in die J. gehören, übernehmen.

Die bei weitem größte Zahl der J. sind Staats- oder öffentliche Anstalten, errichtet von der Staatsregierung, von Provinzialverbänden (Ständen) und größern Kommunen. Diesen gegenüber stehen die Privatirrenanstalten, gegründet von einzelnen Personen oder von Genossenschaften, welche sich der Krankenpflege widmen. Diese letztern Anstalten bedürfen einer Konzession von der Verwaltungsbehörde und stehen wie die öffentlichen unter der Kontrolle der höhern Verwaltungsbehörde. Die Statistik der Geisteskrankheiten weist eine bedeutende Vermehrung der Irren nach, ganz besonders stark aber ist die Zahl der in J. Heilung Suchenden angewachsen und zwar aus dem einfachen Grund, weil sich die Überzeugung immer allgemeiner Bahn gebrochen hat, daß die Irren in den in neuerer Zeit so sehr vervollkommten J. viel mehr Aussicht auf Heilung haben als bei der sorgsamsten Pflege in der eignen Familie. In Frankreich stieg die Bevölkerungsziffer von 1836 bis 1861 um 9,47, die Zahl der in J. befindlichen Kranken um 172 Proz., in England steht einer Bevölkerungszunahme von 45 Proz. (1844—1878) eine Zunahme der Irren in den Anstalten von 250 Proz. gegenüber. In Preußen ergab die Statistik folgende Zahlen:

	1871	1880
Geisteskranke überhaupt	55013	66345
Auf 1000 Einwohner Geisteskranke .	22,4	24,3
Geisteskranke in Irrenanstalten . .	11760	18894
Von 1000 Irren sind in Anstalten .	21,4	28,6

Am 1. Jan. 1885 waren 23,547 Geisteskranke in J. untergebracht. Weitere Angaben s. im Art. *Geisteskrankheiten*. Vgl. *Damerow*, Die relative Verbindung der Irrenheil- und Pflegeanstalten (Leipz. 1840); *Brandes*, Die Irrenkolonien (Hannov. 1865); *Erlenmeyer*, Übersicht der öffentlichen und privaten Irren- und Idiotenanstalten in Deutschland und Österreich (2. Aufl., Neuwied 1875—76); *Derselbe*, Übersicht der schweizerischen Irren- u. Idiotenanstalten (4. Aufl., das. 1877); *Derselbe*, Die freie Behandlung der Irren in detachierten Kolonien (das. 1869); *Ruedy*, Gheel, oder Kolonie und Asyl (Bern 1874), und andre Schriften über Gheel (s. d.); *Lähr*, Die Heil- und Pflegeanstalten für Psychisch-Kranke des deutschen Sprachgebiets (2. Aufl., Berl. 1882); *Guttstadt*, Krankenhaus-Lexikon für das Königreich Preußen (das. 1886).

Irreparābel (lat.), unwiederherstellbar, unersetzlich; irreparabile tempus, die unwiederbringliche Zeit.

Irresein, allgemein jede Form von Geisteskrankheit (s. d.).

Irresistībel (neulat.), unwiderstehlich.

Irresolūt (neulat.), unentschlossen, unschlüssig.

Irrespirābel (spätlat.), zum Einatmen ungeeignet, bezeichnet sowohl solche Gase oder Luftarten, welche

an sich unschädlich sind, aber den für die Erneuerung des Bluts notwendigen Sauerstoff nicht enthalten (Stickstoff, Wasserstoff, Grubengas), als solche, welche eingeatmet werden können, aber giftig sind (Kohlensäure, Schwefelwasserstoff), und endlich solche, welche i. im engern Sinn sind, da sie nicht eingeatmet werden können, weil sie krampfhaftes Husten und Verschluß der Stimmritze bedingen (Chlor, Salpetersäuredämpfe, Bromdämpfe).

Irresponsābel (neulat.), unverantwortlich.

Irrevokābel (lat.), unwiderruflich.

Irridieren (lat.), verlachen, verspotten, verhöhnen; Irrision, Verspottung; irrisorisch, verspottend.

Irrigation (lat.), Anfeuchtung, Bewässerung.

Irrigātor (lat., »Bespüler«), Apparat zur Abspülung und Reinigung eiternder Wundflächen, wie er beim täglichen Verband der Wunden ganz allgemein benutzt wird. Die einfachste Form desselben besteht in einem Gefäß von Zink-, Eisen- oder Messingblech von beliebiger Größe, das nahe seinem Boden eine Öffnung mit einem kurzen Ansatzrohr zum Aufstecken einer Gummiröhre von mehreren Metern Länge besitzt, auf deren andres, freies Ende ein ebenfalls durchbohrtes Endstück von Knochen, Hartgummi od. dgl. aufgesteckt wird. Vorteilhaft versieht man das Kautschukrohr mit einem Quetschhahn. Beim Gebrauch wird das mit Wasser gefüllte Gefäß von einem Gehilfen in die Höhe gehalten, während der Arzt das Endstück so leitet, daß der hervordringende Wasserstrahl die beabsichtigte Stelle trifft. Zweckmäßig findet der I. auch zum Ausspülen der Nase, des Magens, der Blase, der Scheide (Nasen-, Magen-, Gebärmutterdouche) und zur Beibringung von Klystieren Verwendung.

Irritabilität (lat.), s. Reizbarkeit.

Irritantia (sc. remedia, lat.), »reizende« Mittel und Einflüsse, namentlich solche, welche insbesondere die Thätigkeitsäußerungen des Gefäß- und Muskelsystems erhöhen, während die Excitantia, die erregenden Mittel, besonders die sensibeln Nerven zu größerer Thätigkeit anregen.

Irritieren (lat.), reizen, aufreizen, ärgern; in der Volkssprache (unter Anlehnung an »irre«) s. v. w. beirren, irre machen; Irritation, An-, Aufreizung &c.

Irrlehre, eine Lehre, die einer bestimmten Kirchengemeinschaft verwerflich erscheint, weil sie mit ihren geheiligten Satzungen in Widerspruch steht.

Irrlichter (Irrwische, Ignes fatui), Lichter oder Flammen von verschiedener Größe, welche man bisweilen auf Wiesen, sumpfigen Stellen, Kirchhöfen &c. erblickt haben will. Alle ältern Nachrichten über I. sind so unbestimmt, daß man ihre Existenz überhaupt geleugnet hat. Und jedenfalls hat sehr oft eine überreizte Phantasie mehr gesehen, als in der That vorhanden war. Dazu kommt, daß faules, leuchtendes Holz oder das Johanniswürmchen (Lampyris noctiluca) recht gut für ein Irrlicht gehalten werden kann; ja, ein neuerer Beobachter hat bei »unzweifelhaften« Irrlichtern die dieselben veranlassenden Johanniswürmchen eingefangen. Wenn man aber alle unsicheren Beobachtungen unberücksichtigt läßt, so liegen doch so viele zuverlässige Berichte, z. B. von dem Astronomen Bessel, vom Professor Knorr in Kiew, Direktor Richter in Saalfeld u. a., vor, daß man die Thatsache der Erscheinung nicht wohl bezweifeln kann. Die Berichte enthalten aber so viel Rätselhaftes, daß es durchaus unmöglich erscheint, die verschiedenen Erscheinungen miteinander zu vereinbaren. I. sind stets auf solchem Boden beobachtet worden, der viele organische Substanzen enthält; sie hängen also vielleicht mit der Fäulnis zusammen. Bei diesem Prozeß entwickelt sich Phosphorwasserstoff, ein Gas, welches sich an der Luft von selbst entzündet, und man hat daher die I. einfach für Blasen von Phosphorwasserstoff halten wollen. Dies ist aber jedenfalls unrichtig, denn das fragliche Gas verbrennt mit intensiv weißer Flamme und gibt einen weißen Rauch; auch ist dabei ein eigentümlicher Geruch zu bemerken. Gerade die besten Beobachtungen über I. wissen aber nichts von Geruch und Rauch, und noch niemals ist behauptet worden, daß I. intensiv weiß seien, sondern ihre Farbe ist stets schwach bläulich, gelblich, rötlich, grünlich. Will man sie von brennendem Kohlenwasserstoffgas herleiten, so ist nicht zu erklären, wodurch sich dasselbe entzündet haben könnte. Sehr gute Beobachtungen stellen es aber sehr in Frage, ob die I. wirklich brennendes Gas seien. List (1859 im Fuldathal) bemerkte keine Wärme, obwohl er die Hand in ein Irrlicht hineinsteckte; auch das Irrlicht des Professors Knorr erwärmte einen hineingehaltenen messingbeschlagenen Stock nicht; ein andrer will aber Werg am Irrlicht entzündet haben. List hörte bei der Entstehung eines Irrlichts einen schwachen Knall; bei Knorr steht die Flamme ganz ruhig, und selbst künstlicher Luftzug hat keinen Einfluß auf sie; bei List bewegt sie sich auch nicht, aber der leiseste Luftzug bringt sie zum Erlöschen; bei Tschudi schwankt die größte Flamme bald links, bald rechts, steigt und sinkt, doch erfahren wir nicht, ob das untere Ende der Flamme an derselben Stelle bleibt und nur das obere Ende hin- und hergeweht wird. Dies würde auf ein aus dem Boden sich entwickelndes Gas hindeuten. Ist letzteres die Ursache der I., so können dieselben nicht hüpfen, ebensowenig, wie die Flamme von einem Lampendocht sich entfernen kann. Wenn aber plötzlich ein Irrlicht erlischt und in demselben Moment in einiger Entfernung ein andres aufleuchtet, so kann dies für ein Hüpfen gehalten werden. Von dem angeblichen Hüpfen, Wandern haben übrigens die I. ihren Namen. Der Volksaberglaube hält die I. (Tückbolde, Lüchtemännekens), welche die Menschen verlocken, für die Seelen ungetauft gestorbener Kinder.

Irrsinn, s. v. w. Irrwahn; in Fiebern ein leichtes, vorübergehendes Delirieren (s. Delirium).

Irrstern, s. v. w. Komet.

Irrtum, jedes falsche Urteil, insofern es durch den Schein (species veri) für wahr gehalten wird. Der I. ist entweder ein formaler, insofern das Urteil den Gesetzen des Denkens, oder ein realer, materieller, insofern dasselbe der Natur des Gegenstandes widerspricht. Jener wird durch genaue Kenntnis und richtige Anwendung der Denkgesetze, dieser durch besonnene Prüfung und unparteiische Untersuchung vermieden. In der Rechtswissenschaft versteht man unter I. (error) nicht nur das Falschwissen, sondern auch das Nichtwissen (ignorantia), indem es rechtlich von derselben Wirkung ist, ob man von einer Thatsache gar keine oder eine falsche Vorstellung hat. Der I. findet aber im Rechtsleben nur dann Berücksichtigung, wenn er ein entschuldbarer ist, und zwar gilt der faktische I., der I. über Thatsachen (error facti), regelmäßig als entschuldbar, während der Rechtsirrtum (error juris) der Regel nach nicht entschuldigt wird, da jeder Bürger das Recht seines Staats kennen oder sich doch darüber vergewissern soll (ignorantia nocet). Nur ausnahmsweise wird im gemeinen Rechte der Rechtsirrtum Minderjährigen, Soldaten und in gewissen Fällen auch Frauen und gänzlich ungebildeten Personen verziehen. Nicht zu

verwechseln ist aber damit der Fall des sogen. wesentlichen Irrtums (error essentialis) beim Abschluß von Rechtsgeschäften. Befindet sich nämlich ein Kontrahent über einen wesentlichen Umstand des Vertrags, z. B. über die Identität der Ware beim Abschluß eines Kaufs, in Unkenntnis, so gilt das ganze Geschäft, resp. der Vertrag als nicht abgeschlossen; denn was man nicht weiß, kann man auch nicht wollen. Es sind dies die Fälle, in welchen Savigny von einem sogen. uneigentlichen J. spricht, da hier der J. eigentlich nur Beweismoment für den fehlenden Willen sei. Dies ist die Bedeutung des Rechtssprichworts: errantis non est voluntas (beim J. ist der Wille ausgeschlossen). Auch in strafrechtlicher Beziehung wird der Rechtsirrtum, die Unkenntnis strafrechtlicher Bestimmungen oder einzelner Strafandrohungen, von dem Strafrichter nicht berücksichtigt. Dagegen kann der faktische J. unter Umständen von Bedeutung werden. Es gehört hierher namentlich die Bestimmung des deutschen Reichsstrafgesetzbuchs (§ 59), wonach, wenn jemand bei Begehung einer strafbaren Handlung das Vorhandensein von Thatumständen nicht kannte, welche zum gesetzlichen Thatbestand gehören oder die Strafbarkeit erhöhen, ihm dieselUmstände nicht zugerechnet werden sollen. Wenn also z. B. ein Unverheirateter mit einer Ehefrau den Beischlaf vollzieht, ohne zu wissen, daß diese Frauensperson verheiratet ist, so kann er nicht wegen Ehebruchs bestraft werden. Handelt es sich jedoch um fahrlässige Vergehen, so soll jene Bestimmung nur dann Platz greifen, wenn diese Unkenntnis selbst nicht durch Fahrlässigkeit verschuldet war. Vgl. außer den Lehrbüchern des römischen Rechts und des Strafrechts Zitelmann, J. u. Rechtsgeschäft (Leipz. 1879).

Irrumpieren (lat.), in feindlicher Absicht in ein Land einbrechen; Irruption, Einbruch.

Irrwahn, s. Delirium und Manie.

Irrwisch, s. v. w. Irrlicht.

Irsee, Flecken im bayr. Regierungsbezirk Schwaben, Bezirksamt Kaufbeuren, an der Wertach, hat eine kath. Pfarrkirche, eine Oberförsterei, eine Kreisirrenanstalt im ehemaligen Benediktinerkloster, eine Braunkohlengrube und (1885) 1045 meist kath. Einw.

Irtisch (Irtysch), Fluß in Westsibirien, entspringt auf chinesischem Gebiet als Schwarzer J. am Ostende des Altai, durchfließt, in nordwestlicher Richtung strömend, den Saisansee, bricht dann durch den westlichen Altai in einer wilden Bergschlucht, tritt bei Ustkamenogorsk in die weiten Steppen Sibiriens (links die Kirgisen-, rechts die Barabasteppe) und mündet unterhalb Tobolsk bei Samarow links in den Ob, 1830 m breit. Sein Lauf wird zu 2600 km, sein Stromgebiet zu 1,676,000 qkm (30,440 QM.) berechnet. Von Anfang November bis Ende April friert der J. zu, dann ersetzt die Schlittenfahrt die sonst von Semipalatinsk abwärts betriebene Dampfschiffahrt. Letztere erscheint nach den 1880 gemachten Untersuchungen sogar bis zum Saisansee möglich. Die Ufer des J. sind ziemlich dicht bewohnt, und der Fluß leistet dem Verkehr zwischen den Städten und den zahlreichen Etablissements der Montanindustrie an seinen Ufern die wesentlichsten Dienste. Seine Gewässer sind sehr fischreich; von Omsk bis zum Saisansee gehören die Fischereigerechtsame den Kosaken. Die wichtigsten Zuflüsse des J. sind rechts: die Buchtarma, der Om, Tara; links: der Ischim, Tobol, Konda. Am untern J. sind Semipalatinsk, im mittlern Lauf Omsk, im obern Tobolsk Handels- und Regierungsmittelpunkte. Oberhalb Tobolsk, am kleinen Sibirkabach, stand einst die Zarenburg Sibir, welche der Kosak Jermak erstürmte, und nach welcher das ganze Land den Namen erhielt.

Irun, Stadt in der span. Provinz Guipuzcoa, an der Bidassoa, dem französischen Ort Hendaye gegenüber, Endstation der von Madrid kommenden Eisenbahn, an die sich hier die französische Südbahn anschließt, hat eine schöne Kirche, eine Mineralquelle, (1878) 7040 Einw., Maisbau, Eisenbergwerk, Ziegeleien und Gerbereien. J. ist Sitz eines deutschen Konsuls. Südlich von J. erhebt sich der aussichtsreiche Berg La Haya (987 m), östlich der Hügel San Marcial, der Schauplatz blutiger Kämpfe zwischen den Franzosen und den Spaniern sowie zwischen den Karlisten und den königlichen Truppen.

Irvine (spr. írrwin), Hafenstadt im nördlichen Ayrshire (Schottland), mit bedeutender Kohlenausfuhr und (1881) 8517 Einw.

Irving, 1) Washington, nordamerikan. Schriftsteller, geb. 3. April 1783 zu New York, wo sich sein aus Schottland stammender Vater als Kaufmann niedergelassen hatte, begann 1800 auf dem Columbia College daselbst das Studium der Rechte, gab es aber aus Gesundheitsrücksichten wieder auf und bereiste zwei Jahre lang das westliche Europa. Nach seiner Rückkehr nahm er seine Studien wieder auf; aber weder sie noch das kaufmännische Geschäft, welches er später in Verbindung mit seinen Brüdern betrieb, sagten ihm zu. Als 1812 der Krieg mit England ausbrach, übernahm er daher unter dem amerikanischen General Tompkins die Stelle eines Adjutanten. Nach dem Eintritt der Waffenruhe ging er wieder an sein Handelsgeschäft, büßte aber durch dasselbe sein ganzes Vermögen ein. Nun warf er sich auf das Feld der Litteratur und verarbeitete den 1815 auf einer Handelsreise nach England gesammelten Stoff in seinem »Sketchbook of Geoffrey Crayon« (Lond. u. New York 1820, 2 Bde.). Schon früher war er der Leserwelt durch die »Letters of Jonathan Oldstyle« (enthalten in der von seinem ältern Bruder zu New York herausgegebenen Zeitschrift »Morning Chronicle«, später gesammelt und von Spiker, Berl. 1824, ins Deutsche übersetzt), durch die Herausgabe des humoristischen Blattes »Salmagundi« (zum Teil abgedruckt unter dem Titel: »Salmagundi, or the whimwams and opinions of Lancelot Longstaff and others«, Lond. 1823, 2 Bde.) und durch die »Humorous history of New York by Dietrich Knickerbocker« bekannt geworden. Er besuchte Europa abermals und schrieb in Paris die »Bracebridge-Hall, or the humorists« (Lond. 1823, 2 Bde.). Den Sommer 1822 brachte er in den Rheingegenden zu, hielt sich sodann längere Zeit in Prag und Dresden auf und ging 1824 nach England, wo er seine »Tales of a traveller« (Lond. 1824, 2 Bde.; deutsch, Berl. 1825) veröffentlichte. Nach einer kurzen Reise in Südfrankreich begab er sich 1825 nach Spanien, wo er im Escorial die auf die Entdeckung Amerikas bezüglichen Handschriften und Bücher durchforschte und sich während eines vierjährigen Aufenthalts eine genaue Kenntnis der spanischen Sitten und Gebräuche erwarb. Die Früchte dieses Studiums sind sowohl die historischen Arbeiten: »History of the life and voyages of Christopher Columbus« (Lond. 1828–30, 4 Bde.), die »Voyages and discoveries of the companions of Columbus« (das. 1831) und die aus Handschriften des Antonio Agapida und spanischen Chroniken zusammengetragene Schrift »Chronicle of the conquest of Granada« (das. 1829, 2 Bde.), als auch die später aus Enthusiasmus für die Glanzperiode der Araber in Spanien, für ihre Sitten und

Märchen geschriebene »Alhambra« (das. 1832, 2 Bde.). Letzteres Werk verfaßte er als Sekretär der amerikanischen Gesandtschaft zu London, wohin er von Spanien aus gegangen war. Von 1832 an lebte J. wieder in Washington, von wo er wiederholt Reisen nach dem noch unkultivierten Westen unternahm, bis er 1841 zum Gesandten der Vereinigten Staaten am spanischen Hof ernannt wurde. Nachdem er durch Testament eines ihm unbekannten Mannes 1843 ein beträchtliches Vermögen geerbt, legte er 1846 seinen Gesandtschaftsposten nieder und zog sich auf seinen Landsitz Sunnyside in der Nähe von New York zurück, wo er 28. Nov. 1859 starb. Seine spätern Schriften sind: »Miscellanies« (Lond. 1835–36), enthaltend: »A tour on the prairies«, »Abbotsford and Newstead-Abbey« und »Legends of the conquest of Spain«; ferner »Astoria, or the enterprise beyond the Rocky Mountains« (das. 1836, 3 Bde.); »Adventures of Captain Bonneville« (das. 1837, 3 Bde.); »History of Mahomet and his successors« (das. 1849–50, 2 Bde.; deutsch, Leipz. 1850), ein Werk, welches sich weniger durch Tiefe der Forschung als durch eleganten Stil und lichtvolle Darstellung auszeichnet; »Oliver Goldsmith« (Lond. 1849; deutsch, Berl. 1858), eine der anmutigsten Biographien, die je geschrieben worden, und »Life of George Washington« (New York 1855–59, 5 Bde.; deutsch, Leipz. 1855–59). Gesamtausgaben seiner Werke erschienen New York 1848–50, 15 Bde.; London 1851, 10 Bde.; New York 1882, 27 Bde. (Jubiläumsausgabe, zur 100jährigen Geburtstagsfeier des Dichters veranstaltet), und New York 1886, 9 Bde. Deutsch erschienen die »Sämtlichen Werke, übersetzt von Mehreren« (Frankf. 1826–37, 74 Bde.); in Auswahl von Adrian (2. Aufl., das. 1847, 4 Tle.); eine andre Auswahl (Leipz. 1856), illustriert von Ritter und Camphausen. Irvings Leistungen zeichnen sich durch ansprechende Darstellung, Frische und Gewandtheit der Schreibweise aus. Er ist kein schöpferisches Talent; wohl aber weiß er Dargebotenes geschickt zu verarbeiten und hat aus allen Ländern, welche er besuchte, sich etwas angeeignet. Tiefe Blicke in die menschliche Seele sind nicht in Irvings Schriften zu finden, wohl aber interessante psychologische Bemerkungen; ebenso werden wohl die verkehrten Neigungen belächelt, nie aber die starken Leidenschaften von ihm heraufbeschworen. Vgl. Pierre Irving, Life and letters of Washington I. (Lond. 1862–64, 4 Bde.; neue Ausg. 1883, 3 Bde.); Laun, Washington J., ein Lebens- und Charakterbild (Berl. 1870, 2 Bde.); Hill, Washington I. (New York 1879); Warner, Bryant und Putnam, Studies of I. (das. 1880); Warner, W. I. (Boston 1881).

2) Henry, berühmter engl. Schauspieler, geb. 6. Febr. 1838 zu Keinton bei Glastonbury, wurde in einer Londoner Schule erzogen, betrat 1856 zuerst die Bretter und spielte zunächst in kürzern Engagements in Edinburg und auf größern Bühnen in Glasgow, Manchester und London. 1866 spielte er auf Veranlassung des Dichters zuerst die Rolle des Spielers Rawdon Scudamore in Boucicaults »Hunted down« und betrat damit sein eigentliches Gebiet, auf dem er seitdem sich auszeichnet, das der Darstellung von Bösewichtern und diabolischen Charakteren. Er nahm zunächst ein Engagement am St. James-Theater an, dann spielte er am Queens-theater, 1870 im Vaudevilletheater, wo er in 300 Wiederholungen von Alberys »Two roses« auftrat, und stellte 1871 seine Kräfte dauernd in den Dienst des Lyceumtheaters, das hierdurch zum wichtigsten Theater Londons erhoben ward. An diesem Theater, in welchem er zunächst einige hundert Male durch die Darstellung eines Mörders in dem Volksstück »The Bells« Sensation erregte, kreierte er die Rollen des Hamlet (1874), des Macbeth (1875), des Othello (1876) und Richards III. (1877) und erwarb sich durch seine Leistungen als Darsteller Shakespearescher Charaktere den Ruf des ersten englischen Tragöden der Gegenwart. Vgl. Archer, Henry I., actor and manager (Lond. 1885).

3) Edward, engl. Geistlicher, Begründer der nach ihm benannten Sekte, s. Irvingianer.

Irvingianer (Irvingiten), nach ihrem Begründer, dem englischen Geistlichen Irving, benannte religiöse Sekte, welche die baldige Wiederkunft Christi erwartet und durch Erneuerung der apostolischen Einrichtungen darauf vorbereiten will.

Edward Irving, geb. 15. Aug. 1792 zu Annan in der schottischen Grafschaft Dumfries, studierte zu Edinburg Theologie, wurde 1812 Direktor einer höhern Lehranstalt zu Kirkcaldy, 1819 Hilfsprediger des berühmten Dr. Chalmers an der St. Johanniskirche in Glasgow u. 1822 Prediger an der kaledonischen Kirche in London. Bald überwog das phantastische Element seiner religiös erregbaren Natur den nüchternen Gedanken völlig; die biblischen Apokalypsen gaben die Texte zu Predigten, in denen er das Jüngste Gericht als nahe bevorstehend ankündigte und den gepriesenen Fortschritt des Geistes als Teufelswerk verdammte. Ueberdies tauchte 1827 die Anklage auf, daß Irving abweichend von der Kirchenlehre lehre, Christus habe die menschliche Natur in ihrem »gefallenen« Zustand angenommen, und seit 1828 bestätigten mehrere Veröffentlichungen diese Beschuldigung. Im folgenden Jahr besuchte Irving Schottland, ward aber dort von der eben in Edinburg versammelten Generalsynode, in die er als Mitglied des Presbyteriums von Annan einzutreten befugt war, als Irrlehrer zurückgewiesen. Gleichwohl predigte er in Edinburg mehrere Wochen hindurch täglich und schritt zur Behauptung einer der Kirche als solcher immer noch innewohnenden Kraft, Zeichen und Wunder zu thun, fort, welche derselben nie entzogen, sondern nur infolge ihres Unglaubens sistiert gewesen sei; der Zustand der apostolischen Kirche könne zurückgebracht werden, wenn die Kirchengemeinde zu dem wahren Glauben zurückkehre und mit dem Heiligen Geist getauft werde. Diese bevorstehende Neuausgießung des Heiligen Geistes predigte er fortan und suchte dieselbe in einem eignen Verein von Jüngern herbeizubeten. Sie »schrieen mächtig zu Gott Tag und Nacht«, führten eigne Morgen- und Abendandachten ein, und in diesem Zustand der Exaltation kam es schon 1830 zu Auftritten, an welchen Irving das Zungenreden, Weissagen und Wunderheilen der ersten Christen wieder zu erkennen glaubte. Während Irving das seinen Hausgottesdienst schließende Gebet sprach, unterbrach zuweilen eine Dame oder auch ein Herr plötzlich den Betenden durch fremdartige und unverständliche Laute, die aber mit außerordentlicher Schärfe der Betonung ausgestoßen wurden, und woran sich sodann erregte Ermahnungen zur Vorbereitung auf den Tag des Gerichts knüpften. Als sich bald dieselben Stimmen auch während des öffentlichen Gottesdienstes vernehmen ließen, gestand Irving unumwunden, daß es der Heilige Geist sei, der sich auf solche Weise vernehmen lasse. Gegen diese Prätensionen erhob sich natürlich die kirchliche Welt, und die eignen Kirchenvorsteher verschlossen ihm 1832 die Kirche. Dafür

richtete sich die Sekte in Newman Street ein Lokal für ihre Gottesdienste ein. Vor das Presbyterium von Annan auf 23. März 1833 geladen, replizierte Irving, daß man nicht ihn, sondern den Heiligen Geist anklage. Von der schottischen Kirche ausgestoßen, lebte er nun ganz der unabhängigen Genossenschaft, die sich in London um ihn sammelte. Hier schuf er eine Menge Ämter mit Namen, die der apostolischen Zeit entnommen waren, und traf die Anordnung, daß die gesamte Jugend seiner Gemeinde, Knaben und Mädchen, in dem Schiff der Kirche in einem amphitheatralisch sich erhebenden Chor vereinigt um ihn herum zu sitzen kam, so daß er auf seinem erhabenen Stuhl, nach allen Seiten von jugendlichen Gesichtern umgeben, wie ein Heiliger erschien. Aber die fortwährenden Angriffe auf ihn hatten seine Gesundheit untergraben; er starb 7. Dez. 1834 in Glasgow, wohin er sich aus Gesundheitsrücksichten begeben hatte. Irvings »Collected writings« gab Gavin Carlyle heraus (Lond. 1865, 5 Bde.). Seine Biographie schrieben Wilks (Lond. 1860) und Mrs. Oliphant (3. Aufl., das. 1865). Vgl. auch »Bruchstücke aus dem Leben und den Schriften Edward Irvings«, herausgegeben von Hohl (2. Aufl., St. Gallen 1850).

Bei Irvings Tod ward seine Lehre allein in London schon in sieben Kapellen verkündigt. Der Muttersitz der Irvingianer oder Irvingiten ward Albury, eine Besitzung Sir Henry Drummonds, eines Londoner Bankiers, von dem schon Irving unterstützt worden war. Die zwölf Apostel konstituierten sich 1835, teilten die Erde in zwölf Missionsbezirke für sich ein und überreichten 1836 dem König eine Denkschrift über ihre Tendenzen; ihnen untergeordnet sind die Propheten, Evangelisten und Hirten als allgemeine Kirchenämter, die Engel, Ältesten, Priester und Diakonen als Gemeindeämter. Zu dieser streng gegliederten und unter Entfaltung von großem Pomp fungierenden Hierarchie gesellt sich die buchstäbliche Anwendung der alttestamentlichen Typen, z. B. der Stiftshütte, auf die christlichen Zustände, weshalb man den Irvingianismus auch als Anglo-Judaismus bezeichnet hat. Auch das Abendmahl wird als Opfer aufgefaßt, aber nicht im römisch-katholischen Sinn. Im übrigen ruht das ganze Lehrgebäude auf apokalyptischer Basis. Die protestantischen Kirchen nicht weniger als die römisch-katholischen sind in dem Zustand Babylons; wer sich von dieser babylonischen Verbindung trennt und unter die Leitung des Heiligen Geistes stellt, hat die Aussicht, vor dem bevorstehenden Gericht in die Luft entrückt und gerettet zu werden. Sobald sich die Kirche so weit gereinigt hat, um ihren Bräutigam würdig empfangen zu können, erfolgt Christi sichtbare Wiederkunft. Von England gingen 1836 die Glaubensboten nach allen Ländern Europas aus, kamen 1838, nach 1260 Tagen (vgl. Offenb. Joh. 11, 2 ff.), wieder in London zusammen, glichen einige Differenzen aus und begannen sodann ihre Wirksamkeit nach außen von neuem. In der Schweiz konkurrierten mit ihnen die Jünger Darbys, die sogen. Plymouthbrüder (s. d.), welche von ähnlichen Grundsätzen ausgehen wie die Irvingianer. Nur in Basel, wo namentlich Caird und Woringer thätig waren, haben sich die Irvingianer auf die Dauer behauptet. In Deutschland gewann der Irvingianismus besonders seit 1848 Anhänger. In Berlin war es ein gewisser Charles Böhm, der Proselyten machte. Im Mai 1848 war die neue Gemeinde zu Berlin schon so gewachsen, daß der Apostel Gavin Carlyle (derselbe, welcher auch den protestantischen Theologen Thiersch für den Irvingianismus eroberte) dieselbe in pomphafter Weise weihen konnte. Hohe Militärpersonen und Zivilbeamte ließen sich für den Irvingianismus gewinnen, außerdem Geistliche, wie Köppen, Schriftsteller, wie Wagener, der Redakteur der »Neuen Preußischen Zeitung«. Als Prophet wurde Smith aus England berufen, ein Hilfsprediger des Dompredigers v. Gerlach zum Vizeengel, ein Geheimer Obertribunalrat zum Presbyter bestellt. Es war der antidemokratische Zug des Irvingianismus, die Polemik gegen alle Ordnung, die »von untenher« sich aufbaut, verbunden mit romantisch-apokalyptischem Pomp und Prunk, was der Sache damals mächtigen Vorschub leistete. Schon 1850 zählte die Sekte in Berlin über 500 Mitglieder und rekrutierte sich fortwährend stark aus den höhern Ständen. Zu den Versammlungen, die in einem Hintergebäude der Johannesstraße abgehalten wurden, war der Zutritt aber nur dem gestattet, der durch ein Gemeindeglied eingeführt wurde. Von Berlin gingen Sendboten namentlich nach Schlesien, wo Liegnitz ein Hauptherd der Sekte wurde. Auch in Königsberg, Posen, Magdeburg, Rostock und andern Städten entstanden Irvingianergemeinden; 1871 wurden in Preußen 1710 Irvingianer gezählt. Selbst unter der katholischen Bevölkerung in der Umgegend von Augsburg fand der Irvingianismus Eingang, bis 1857 das bischöfliche Ordinariat sämtliche Bekenner desselben, namentlich deren Haupt, den Priester Lutz in Oberroth, exkommunizierte. Auch in Württemberg und in Kurhessen, hier durch H. W. Thiersch (s. d.), fand die Sekte Sympathien. Jetzt ist die Sache überall im Niedergang begriffen; seit 1879 ist von den zwölf Aposteln nur einer noch am Leben. Vgl. außer den Schriften von Thiersch: Jacobi, Die Lehre der Irvingiten (2. Aufl., Berl. 1868); Böhm, Schatten und Licht in dem gegenwärtigen Zustand der Kirche (Frankf. 1855); Köhler, Het Irvingisme (Haag 1876); Miller, History and doctrines of Irvingism (Lond. 1878, 2 Bde.).

Irwell, rechter Nebenfluß des Mersey (s. d.) in England, wichtig für Industrie und Handel des an ihm liegenden Manchester (s. d.).

Isaak (hebr. Jizehak, »Lacher, Spötter«), Sohn des Abraham, den dieser im 100. Lebensjahr mit Sara zeugte. Er wird in den biblischen Relationen als Ahnherr der Edomiter und der Israeliten geschildert, und in dieser idealen Repräsentation der Stammeseinheit beider Völkerschaften scheint seine Bedeutung aufzugehen. In das Gebiet der Sage verweist ihn unter andern Bernstein, »Ursprung der Sagen von Abraham, I. und Jakob« (Berl. 1871).

Isaak, Name zweier byzantinischer Kaiser: 1) I. I., Komnenos, Sohn des unter Basilius II. hervorragenden Feldherrn Manuel, zeichnete sich als Krieger und Feldherr in den Kämpfen gegen die Araber in Kleinasien aus und heiratete eine gefangene bulgarische Prinzessin. Im J. 1057 rief ihn das mit der Regierung des alten und unselbständigen Kaisers Michael VI. unzufriedene Heer in Kleinasien zum Kaiser aus und setzte ihn nach Michaels Sturz auf den Thron. I. sicherte die Grenzen des Reichs gegen die Araber und Petschenegen, ordnete die Finanzen, legte indes wegen Kränklichkeit schon 1059 die Krone nieder, die, nachdem sie sein Bruder Johann abgelehnt hatte, auf einen Verwandten, Konstantin X., Dukas, überging. I. zog sich in ein Kloster zurück, wo er 1061 starb.

2) I. II., Angelos, ward nach der Entthronung

des Kaisers Andronikos Komnenos, der ihn selbst hatte töten lassen wollen, 1185 Kaiser. Sein tapferer Feldherr Alexios Branas besiegte in demselben Jahr das nach der Eroberung von Thessalonich gegen Konstantinopel heranziehende Heer des Königs Wilhelm II. von Sizilien und nötigte die Überreste desselben zur Flucht in die Heimat. J. selbst führte ein elendes und verschwenderisches Regiment. Durch seine Erpressungen erbittert, erhoben sich 1186 die Bulgaren und Wlachen im Norden der Balkanhalbinsel und behaupteten sich hinfort unabhängig. Dem Kaiser Friedrich I., welcher 1189 auf dem dritten Kreuzzug durch sein Reich zog, trat J., mit Saladin im Bund, feindlich entgegen; er wurde aber genötigt, Frieden zu schließen und das Kreuzheer über den Hellespont überzusetzen. J. wurde 1195 von seinem eignen Bruder Alexios vom Thron gestoßen, auf der Flucht gefangen, geblendet und in den Kerker geworfen. Während der Belagerung von Konstantinopel durch die von Isaaks Sohn Alexios herbeigeführten Kreuzfahrer und Venezianer 1203 entfloh der Usurpator Alexios III., und J. wurde mit seinem Sohn Alexios IV. zusammen wieder auf den Thron gesetzt; beide wurden aber 1204 während der neuen Belagerung Konstantinopels durch die Kreuzfahrer, denen sie ihre Versprechungen nicht hatten erfüllen können, aufs neue durch den Großdomestikus Alexios Murtzuphlos gestürzt, und J. starb bald darauf im Gefängnis.

Isaak, Heinrich, Komponist, geboren um 1450 mutmaßlich zu Prag, hielt sich während der 70er Jahre des 15. Jahrh. am Hof Lorenzos des Prächtigen (Magnifico) von Medici zu Florenz auf und wurde später in der Sängerkapelle des Kaisers Maximilian zu Wien angestellt, wo er vermutlich um 1530 gestorben ist. J. ist der erste deutsche Komponist, welcher auf dem Gebiet der von den Niederländern ausgebildeten Kontrapunktik diesen ebenbürtig gegenübertreten konnte. Aber nicht nur war er ihnen in allen damals blühenden Künsten des Tonsatzes gewachsen, er übertraf sie auch an Vielseitigkeit und Reichtum der Erfindung, da er die spezifisch deutsche Gabe, sich den Kunstgeist verschiedener Nationen zu assimilieren, so gut zu verwerten wußte, daß in seinen Kompositionen neben dem deutschen Ernst auch der Reiz der italienischen Melodie zur Erscheinung gelangt. Von seinen Schülern ist namentlich Ludwig Senfl (s. d.) zu hohem Ruhm gelangt. Isaaks Werke (Messen, Motetten und mehrstimmige Lieder) erschienen in den Sammlungen von Petrucci (Vened. 1503—19), von Pentinger (Augsb. 1520) und von Joh. Ott (Nürnb. 1544). Sein Wanderburschenlied »Inspruck, ich muß dich lassen« ging bald nach der Reformation mit dem Text »O Welt, ich muß dich lassen« als Choral in die evangelische Kirche über und wird dort noch jetzt auf den Text »Nun ruhen alle Wälder« gesungen.

Isabeau (spr. -bo, Isabelle), Königin von Frankreich, Tochter des Herzogs Stephan von Bayern, geb. 1371, wurde 1385 mit dem 17jährigen König Karl VI. vermählt und, als derselbe 1392 in Wahnsinn verfiel, nebst ihrem Schwager, dem Herzog von Orléans, und dem Herzog von Burgund Regentin des Reichs. Im Verein mit dem erstern, den sie begünstigte, bedrückte sie das Land mit großen Auflagen zur Befriedigung ihrer Verschwendung und Prachtliebe. Nach Orléans' Ermordung (1407) hielt sie es mit Johann von Burgund und wurde deshalb, als die Armagnacs über die Bourguignons siegten, 1417 nach Tours unter strenge Aufsicht gebracht. Aber von Johann bald befreit, schloß sie aus tödlichem Haß gegen ihren Sohn, den Dauphin Karl, der ihr ihr sittenloses Leben zum Vorwurf gemacht, mit Heinrich V. von England 21. Mai 1420 den Frieden von Troyes, in dem dieser nach seiner Verlobung mit Isabeaus Tochter Katharina als Erbe und Regent von Frankreich anerkannt wurde. Doch nach Heinrichs V. und Karls VI. Tod (1422) verlor sie allen Einfluß und starb verachtet und vergessen 1435.

Isabella (span. u. portug., s. v. w. Elisabeth), Königinnen von Spanien: 1) J. von Kastilien, Tochter des Königs Johann II. von Kastilien und Leon, geb. 22. April 1451, vermählte sich 1469 mit Ferdinand V., dem Katholischen, von Aragonien und bestieg nach dem Tod ihres Bruders Heinrich IV. 1474 den kastilischen Thron. Zwar erhob Johanna, die Tochter Heinrichs IV., die der Vater für illegitim erklärt, Anspruch auf die kastilische Krone und wurde von einem Teil des Adels und von Portugal dabei unterstützt; aber J. besiegte diese Gegner, und die Schlacht von Toro 17. März 1476 sicherte ihre Krone. J. und Ferdinand nahmen nach Vereinigung der Reiche Aragonien und Kastilien 1479 den Namen König und Königin von Spanien an, obwohl J. fortfuhr, die Regierungsgeschäfte in Kastilien allein zu verwalten; der Papst verlieh ihnen den Titel der »katholischen Könige«. Um den Übermut der Großen zu zügeln, führte J. die heilige Hermandad ein. Die Eroberung von Granada und die gänzliche Vertreibung der Mauren aus Spanien war großenteils ihr Werk. Ihrer Verwendung verdankte Christoph Kolumbus die Unterstützung der Krone zu seinem Unternehmen, das die Entdeckung von Amerika zur Folge hatte. Ihr aber muß auch die Einrichtung der Inquisition besonders zugeschrieben werden, denn ihr kirchlicher Eifer kannte keine Grenzen. J. war eine tüchtige Regentin; verbunden mit Ferdinand, einem Realpolitiker ersten Ranges, legte sie den Grund zur Großmacht Spanien. Sie hatte fünf Kinder, von denen drei Töchter sie überlebten; der Tod ihres Sohns Don Juan, Prinzen von Asturien, und ihrer ältesten Tochter, der Königin von Portugal, trübte ihre letzten Regierungsjahre. Sie starb 26. Nov. 1504 in Medina del Campo. Vgl. Prescott, Geschichte Ferdinands und Isabellas (deutsch, Leipz. 1843, 2 Bde.); Nervo, I. la Catholique, reine d'Espagne (Par. 1874).

2) J. II. Maria Luise, Tochter des Königs Ferdinand VII. und dessen vierter Gemahlin, Maria Christine, geb. 10. Okt. 1830, folgte 29. Sept. 1833 ihrem Vater, der am 29. März 1830 durch Aufhebung des sogen. Salischen Gesetzes die alte kastilische kognatische Erbfolge wiederhergestellt hatte, unter Vormundschaft ihrer Mutter auf dem Thron. Gegen die Empörung der Anhänger des von der Thronfolge ausgeschlossenen Don Karlos, der Karlisten, sicherte die Königin-Mutter Christine durch ihre Verbindung mit den liberalen Parteien ihrer Tochter den Thron; mußte sie auch selbst 1840 Spanien verlassen, so blieb unter der Regentschaft Esparteros doch J. Königin von Spanien; sie wurde 8. Nov. 1843 durch Beschluß der Cortes für majorenn erklärt. Die Frage ihrer Verheiratung war eine europäische Angelegenheit, weil Ludwig Philipp von Frankreich es so einzurichten wünschte, daß seine Dynastie in Spanien zur Herrschaft gelange, während England dagegen Einspruch erhob. J. vermählte sich 10. Okt. 1846 mit ihrem Vetter Franz d'Assisi Maria Ferdinand, dem Sohn des Infanten Franz de Paula, einem kränklichen Mann, wobei zugleich die Vermählung ihrer Schwester mit dem Sohn Ludwig Philipps, dem Herzog

von Montpensier, beschlossen ward: da man aus der königlichen Ehe keine Kinder erwartete, schien die französische Absicht erreicht. Wider Erwarten aber gebar die Königin eine Anzahl von Kindern: Maria Isabella Franziska, geb. 20. Dez. 1851, seit 1871 Witwe des Grafen von Girgenti; Alfons Franz, Prinz von Asturien, geb. 28. Nov. 1857, gest. 25. Nov. 1885 als König Alfons XII. von Spanien; Maria Berenguela, geb. 4. Juni 1861, gest. 5. Aug. 1879; Maria della Paz, geb. 23. Juni 1862, seit 1883 Gemahlin des Prinzen Ludwig Ferdinand von Bayern; Eulalia, geb. 12. Febr. 1864, seit 1886 Gemahlin des Prinzen Anton von Montpensier. Die Königin lebte, äußerst bigott und beschränkten Geistes, Werken der kirchlichen Frömmigkeit und zugleich sinnlichen Genüssen hingegeben: sie erfreute sich einer Schar wechselnder Liebhaber. In der Regierung ihres Landes war sie von ihrer Umgebung abhängig, in welcher zuletzt die Nonne Patrocinio und der Intendant Marfori den meisten Einfluß besaßen. Wiederholte Aufstände änderten wohl die Ministerien, brachten aber keine Besserung der Regierung. Endlich machte im September 1868 eine Erhebung, zu der sich die verschiedensten Parteiführer verbündet hatten, ihrer Herrschaft ein Ende, gerade als sie mit Napoleon III. eine Einmischung in die römische Frage zu gunsten des Papstes verabredet hatte; sie floh nach Frankreich. Der Krone entsagte sie 25. Juni 1870 zu gunsten ihres Sohns Alfons, der 1875 den Thron bestieg. Hierauf kehrte J. nach Spanien zurück und lebt teils dort, teils in Paris.

Isabelle, s. Pferd.

Isabellenorden, 1) königlich portug. Frauenorden, 4. Nov. 1801 vom Prinz-Regenten, spätern König Johann VI., auf Ersuchen seiner Gemahlin Charlotte Joachime und nach ihren Bestimmungen gestiftet, welche hauptsächlich die Überwachung der Kranken- und Waisenpflege im Auge haben. Der Orden zählt 26 von der Königin zu ernennende Damen, welche 26 Jahre alt sein müssen. Die Dekoration besteht in einer goldenen, von goldenen Rosen und Bändern umgebenen Medaille, mit einer Krone darüber; die Medaille zeigt vorn die einem Armen spendende heil. Isabella von Portugal mit der Devise: »Pauperum solatio« am Fuß, hinten die Namenschiffer der Prinzessin und die Umschrift: »Real ordem de Santa Isabel 1801«. Der Orden wird an Festtagen an rosafarbener, weiß gestreifter Schärpe, an andern Tagen auf der Brust getragen. — 2) Königlich span. Orden Isabellas der Katholischen, der dritte im Rang der spanischen Orden, gestiftet von König Ferdinand VII. 24. März 1815 »zur Belohnung des bewährten Royalismus und des bewiesenen Eifers für die Erhaltung der indischen Besitzungen sowie verdienter Staatsmänner in Spanien«. Der Orden, welcher später auch an Ausländer verliehen wurde, erhielt 26. Juli 1847 Zusätze zu den Statuten und hat jetzt vier Grade: Großkreuze, Komture erster und zweiter Klasse und Ritter. Er verleiht den persönlichen Adel und den Großkreuzen den Titel Exzellenz. Die Dekoration besteht in einem rot emaillierten Kreuz mit Strahlen in den Winkeln, das an einem grünen Lorbeerkranz hängt und an weißem, orange gestreiftem Band getragen wird. Der goldene Mittelschild zeigt zwei Säulen mit der Weltkugel, umschlungen von Bändern mit der Inschrift: »Ne plus ultra«, das Ganze umgeben von der Devise: »A la lealtad acrisolada« (der erprobten Treue). Die Großkreuze tragen das Kreuz am Band von der Rechten zur Linken und einen ähnlichen Stern, dessen Mittelschild die Umschrift trägt: »A la lealtad acrisolada por Isabel la Catolica«. Die Komture erster Klasse tragen den Stern auf der Brust und das Kreuz um den Hals, die zweiter Klasse letzteres ohne Stern, die Ritter das Kreuz im Knopfloch. Die Prälaten tragen das Kreuz an violettem Bande, die Westindier eine goldene Medaille mit dem königlichen Brustbild an schwarzem Band.

Isabellfarbe, bräunlich-weißlich-gelbe Farbe, wie Milchkaffee, soll ihren Namen von der spanischen Prinzessin Isabella, der Tochter Philipps II. und Statthalterin der Niederlande, erhalten haben. Diese gelobte nämlich, daß sie ihr Hemd nicht eher wechseln wolle, als bis ihr Gemahl, der Erzherzog Albrecht von Österreich, Ostende, das er 1601 zu belagern begann, erobert habe. Da diese Belagerung drei Jahre dauerte, so wäre wohl hinsichtlich der Farbe die Sage nicht zu bezweifeln.

Isabey (spr. -bä), 1) Jean Baptiste, franz. Maler, geb. 11. April 1767 zu Nancy, war in Paris Davids Schüler und wurde sodann Hofmaler Napoleons I., den er oft begleiten mußte, um merkwürdige Szenen, deren Glanz- und Mittelpunkt dieser war, sogleich im Bild festzuhalten. Nach Napoleons I. Sturz arbeitete der Künstler für die Bourbonen, die er sowie fast sämtliche Souveräne Europas in zahlreichen Bildern darstellte. Isabeys Werke sind äußerst anmutig und seine Porträte von großer Treue. Seine Miniaturen gehören zu den ausgezeichnetsten ihrer Art. Er verfertigte um 1805 auch die ersten vollendeten Zeichnungen in der Estampemanier. Als Meisterstück der Malerei auf Porzellan erklärte man die Platte nach Perciers Zeichnung, welche in der Mitte Napoleon I. im Ornat und um ihn herum die Büsten der Marschälle und Generale von Frankreich, welche 1805 seine Heere kommandierten, darstellt. Auch die auf dem Wiener Kongreß anwesenden Fürsten und Minister hat man von Isabeys Hand auf Einem Bild. Ein sehr gelungenes lithographisches Werk ist die »Voyage pittoresque et romantique dans l'ancienne France«. J. starb 18. April 1855 in Paris.

2) Eugène, Maler, Sohn des vorigen, geb. 22. Juli 1804 zu Paris, war Schüler seines Vaters, wohnte 1830 in der Eigenschaft eines königlichen Marinemalers dem Feldzug nach Afrika bei und stellte eine Reihe Bilder aus jenem Kriegsschauplatz dar. Zu seinen besten Darstellungen gehören: der Kampf bei Texel (1839, im Museum von Versailles), der Hafen von Marseille, die Überführung der Asche des Kaisers Napoleon I. (1843), Ansicht von Boulogne (1845), Zeremonie in der Kirche von Delft (1847), Heirat Heinrichs IV. (1848), die Einschiffung von A. de Ruyter (1850, im Luxembourg), der Schiffbruch des Dreimasters Emity (1865), Ausgang der Sakristei zu Brügge. Bei kecker Behandlung suchte er namentlich die glänzenden Farben- und Lichteffekte, das Perlen und Sprühen der Wogen, die Wirkungen der Luft, leicht und geistreich wiederzugeben. Diese einseitige Virtuosität wurde freilich oft zur Gleichgültigkeit gegen Form und Charakter der Dinge selbst, die in seinen letzten Bildern, namentlich in Kostümstücken, bis zur Flüchtigkeit ausartete. Doch hat seine flotte, bestechende Manier einen großen Einfluß auf französische und deutsche Künstler (Hoguet, E. Hildebrandt) ausgeübt. J. hat auch zahlreiche Aquarelle ausgeführt. Er starb 27. April 1886.

Isabeypapier, s. Bristolpapier.

Isafjördr, Handelsplatz auf Island (s. d.).

Isagōge (griech.), Einführung, Einleitung (besonders in eine Wissenschaft); Isagogik, Einleitungswissenschaft (besonders biblische).

Isagoras, nach Vertreibung des Hippias 510 v. Chr. Führer der aristokratischen Partei in Athen, vertrieb mit Hilfe der Spartaner 508 Kleisthenes und setzte einen Rat von 300 seiner Partei ein, wurde aber vom Volk in der Akropolis eingeschlossen und mußte nach drei Tagen mit den Spartanern Athen verlassen; er starb in der Verbannung.

Isaktscha, einst bedeutende, jetzt herabgekommene Stadt in der rumän. Dobrudscha, wenig oberhalb des Donaudelta, mit 3—4000 Einw. Hierhin verlegt man die Schiffbrücke, welche Dareios auf seinem Zuge gegen die Skythen über die Donau schlagen ließ. 3 km unterhalb erfolgte 1829 der Donauübergang der Russen.

Isambert (spr. isangbähr), François André, franz. Rechtsgelehrter und Gerichtsredner, geb. 30. Nov. 1792 zu Aunay im Departement Eure-et-Loire, widmete sich dem Studium der Rechte und ward Deputierter der Kolonien, 1818 auch Advokat am Kassationshof in Paris. Als Deputierter that er sich namentlich durch seine Bemühungen für eine Verbesserung der legislativen und administrativen Lage der Kolonien sowie durch seine Angriffe auf die katholische Kirche hervor. Gegen die Ordonnanzen vom Jahr 1830 protestierte er im Namen des Advokatenstandes. Auch begab er sich als einer der ersten auf das Stadthaus, wo er von der zusammengetretenen provisorischen Regierung zum Direktor des »Bulletin des lois« ernannt ward. Am 27. Aug. zum Rat am Kassationshof ernannt, redigierte er die von den 221 durchgesehene Charte und trat im Oktober d. J. in die Deputiertenkammer, wo er für das Ministerium Laffitte stimmte, aber unter dem Ministerium Périer zur Opposition übertrat. Nach der Februarrevolution von 1848 vom Departement Eure-et-Loire in die Nationalversammlung gewählt, hielt er sich in der Konstituante zur Rechten, wurde jedoch bei den Wahlen für die Legislative nicht wieder gewählt. 1854 trat er zum Protestantismus über. Er starb 13. April 1857 in Paris. Größere Werke aus seiner Feder von historisch-juristischem Interesse sind: »Recueil complet des lois et ordonnances à compter du 1 avril 1814« (Par. 1820—30, 17 Bde.), mit vollständigem Kommentar; »Recueil général des anciennes lois françaises depuis l'an 420 jusqu'à la révolution de 1789« (das. 1821—33, 29 Bde.), eine Sammlung, die er mit Jourdan, Decrusy, Armet und Taillandier herausgab; »Annales politiques et diplomatiques« (das. 1823, 5 Bde.; 2. Aufl. 1826); »Essai historique sur l'étude du droit naturel, du droit publique et du droit des gens« (das. 1826); »Code électoral et municipal« (2. Ausg., das. 1831, 3 Bde.); »État religieux de la France et de l'Europe« (das. 1843—1844, 2 Tle.); »Histoire de Justinien« (das. 1856, 2 Bde.) sowie die Übersetzung von Procopius' »Anecdota« (das. 1856). Seine »Pandectes françaises« (Par. 1834, 2 Bde.), eine vollständige Sammlung der französischen Gesetze, Verordnungen, Aktenstücke bis auf die neueste Zeit, für den praktischen Gebrauch bestimmt, sind unvollendet geblieben. N. war auch »Itinéraire descriptif, historique et archéologique de l'Orient« (2. Ausg. 1873, fortgesetzt von Chauvet).

Isambul (Ebsambul), Ort, s. Abu Simbal.

Isametralen (griech.), Linien, welche auf Erdkarten diejenigen Orte verbinden, die in den einzelnen Monaten gleiche Abweichung vom normalen Monatsmittel besessen haben. Sie lassen erkennen, für welche Orte die einzelnen Monate zu kalt oder zu warm waren, und für welche diese Abweichung dieselbe Größe hatte (s. Lufttemperatur).

Isandhlwana (Isandula), Ort in der nordöstlich an die brit. Kolonie Natal anstoßenden Zulureserve, am linken Ufer des Buffaloflusses. Hier wurde 22. Jan. 1879 eine Abteilung der britischen Truppen unter dem General Chelmsford von den Zulukaffern unter Cetewayo vollständig vernichtet.

Isanomalen (griech.), Linien, welche auf Erdkarten zwischen den Punkten gezogen sind, an denen die Mitteltemperatur des Ortes um gleichviel Grade von der mittlern Temperatur des Parallelkreises, unter welchem der betreffende Ort liegt, abweicht. Dove nennt die Differenz zwischen der Mitteltemperatur eines Ortes und der Mitteltemperatur seines Parallelkreises die thermische Anomalie, und daher verbinden die J. die Orte gleicher Anomalie. Je nachdem man die Mitteltemperatur eines Jahrs oder der einzelnen Monate einführt, erhält man verschiedene Kurven, aus denen interessante Schlüsse über die klimatischen Verhältnisse der Erdoberfläche gezogen werden können (s. Lufttemperatur).

Isäos, der fünfte in der Reihe der zehn attischen Redner, aus Chalkis auf Euböa, Schüler des Isokrates, lebte in Athen während der ersten Hälfte des 4. Jahrh. v. Chr. wahrscheinlich als Metöke, indem er Prozeßreden für andre schrieb und rednerischen Unterricht erteilte, unter andern auch an Demosthenes. Von den 64 Reden, welche ihm das Altertum beilegte, sind außer nicht unbedeutenden Bruchstücken 11 auf Erbschaftsangelegenheiten bezügliche erhalten, die eine Hauptquelle des attischen Privatrechts sind. Lassen dieselben die natürliche Eleganz und Einfachheit, welche Lysias auszeichnen, vermissen, so empfehlen sie sich dafür durch eine gebildetere Kunstform wie durch Kraft und Gedrungenheit des Stils. Ausgaben besonders von Schömann (mit Kommentar, Greifsw. 1831), Scheibe (Leipz. 1860) und Buermann (Berl. 1882); Übersetzung von Schömann (Stuttg. 1830, 2 Bde.). Vgl. Blaß, Die attische Beredsamkeit, Bd. 2 (Leipz. 1874); Moy, Étude sur les plaidoyers d'Isée (Par. 1876).

Isar, einer der bedeutendsten Nebenflüsse der Donau, entspringt in Tirol am Stalter Anger nordwestlich von der Speckkorspitze und zwischen den beiden mittlern Ketten des Karwendelgebirges, nordöstlich von Innsbruck, fließt erst 22 km weit nach W., wendet sich bei Scharnitz nach N. und durchbricht unterhalb in dem Scharnitzer Engpaß (wo ehemals die Feste Porta Claudia) die Kalkalpen. Weiterhin, von Mittenwald (920 m ü. M.) an, nach NO., dann wieder nach N. fließend, macht der auf 7 m eingeengte Fluß

von 352 km bei Isarmünd (312 m ü. M.) unterhalb Deggendorf in die Donau. Der größte Zufluß des Mittellaufs ist die Loisach (aus dem Kochelsee), die bei Wolfratshausen links mündet; auf dem Unterlauf fließt bei Moosburg links die Amper zu. Die schöne grüne J. fließt in weitem kiesreichen Bett, unterhalb München 130—320 m breit, zahlreiche Inseln einschließend, immer mit starkem Gefälle, bleibt aber für die Schiffahrt, die man von Tölz an rechnet, wegen des starken Falles und der sehr ungleichen Wassermenge unbedeutend. Nur mit beladenen Flößen wird sie abwärts befahren. Die J. ist der eigentliche bayrische Nationalfluß. Mehr als jeder andre Fluß durchströmt sie die bayrische Hochebene in ihrer ganzen Länge; sie hat fast zu allen Zeiten den Bayern gehört; an ihr liegen die besten Fruchtfelder des Bayernlandes, an ihr die alten bayrischen Herzogsitze München und Landshut sowie das alte Bistum Freising; in ihrem Flußgebiet wohnt noch heute der Kern der altbayrischen Bevölkerung. Nach ihr benannt war der frühere Isarkreis, der das jetzige Oberbayern umfaßte.

Isăschar, fünfter Sohn Jakobs mit der Lea, Stammvater des Stammes J. Das Gebiet desselben reichte vom See Tiberias und dem Berg Tabor bis zum Thal Jesreel, welches noch dazu gehörte, und grenzte gegen O. an den Jordan. Aus 1. Mos. 49, 14. 15 erhellt, daß der Stamm sich den Phönikern, deren Karawanenstraße durch sein Gebiet ging, mehr, als dem Nationalgefühl entsprach, dienstbar erwies.

Isatin $C_8H_5NO_2$ entsteht bei Behandlung des Indigos mit Salpetersäure, bildet gelbrote, glänzende, geruchlose Kristalle, schmeckt bitter, löst sich wenig in kaltem, leicht in heißem Wasser, in Alkohol und Äther, mit violetter Farbe in Alkalien, ist sublimierbar, gibt beim Kochen mit Alkalien Isatinsäure, mit Phosphorchlorür und Phosphor wieder Indigblau $C_{16}H_{14}N_2O_2$, kann aber auch zu Indol $C_{16}N_{14}N_2$ reduziert werden. Auch Isatinchlorid wird durch Zinkstaub in Indigblau verwandelt.

Isătis *L.* (Waid), Gattung aus der Familie der Kruciferen, meist zweijährige Kräuter mit ganzen (am Stengel pfeilförmigen) Blättern, meist gelben Blüten auf schlanken, bei der Fruchtreife abwärts gebogenen Stielen und großen, von den Klappenrändern her zusammengedrückten, einsamigen Schötchen. I. tinctoria *L.* (Färberwaid, s. Tafel »Farbepflanzen«), aus Süddeutschland, treibt im ersten Jahr eine breite Blattrosette von 15—30 cm langen, dunkelgrünen, länglich lanzettlichen, ganzrandigen oder gezähnelten Blättern, im zweiten Jahr einen 0,5—1 m hohen Stengel, der kleine Blätter mit pfeilförmiger Basis und an der Spitze eine Menge reichverzweigter Blütentrauben mit kleinen, goldgelben Blüten trägt. Die 1,3 cm langen, fast verkehrt dreieckigen, schwärzlichen Schötchen enthalten ein längliches, gelbes Samenkorn. Man kultiviert den Färberwaid für technische Zwecke. Er verlangt tiefgrundigen, lehmartigen, kalkreichen Boden und sehr starke Düngung. Im Juli stößt man die fußlangen Blätter bis auf die Herzblätter ab, und im September erntet man zum zweitenmal. Ein Hektar liefert 60—70 Ztr. lufttrockne Blätter. Diese werden auf der Waidmühle zermalmt, in Haufen aufgesetzt, nach 24 Stunden zu Handklößen geformt und getrocknet. Der Händler schüttet die Klöße auf einer Tenne 50—60 cm hoch auf, hält den Haufen feucht und leitet dadurch eine Gärung ein, durch welche im Lauf einiger Wochen ein in der Pflanze enthaltenes Glykosid unter Bildung von Indigo wie bei der Indigopflanze zersetzt wird (vgl. Indigo). Die vollständig zerfallene Masse wird schließlich in Fässer eingestampft und wird in diesen noch reicher an Farbstoff. Der Waid ist eine alte Kulturpflanze, wurde im Mittelalter und bis ins 17. Jahrh. viel angebaut und bildet in Deutschland das wichtigste Material zum Blaufärben. Erfurt war schon 1290 wegen seines Waidbaues berühmt, später erwarben auch noch Gotha, Arnstadt, Langensalza und Tennstädt das Recht, Waid zu bauen, und im Anfang des 17. Jahrh. beschäftigten sich damit außer den Bewohnern dieser fünf Waidstädte noch die von mehr als 300 thüringischen Dörfern. Gegenwärtig findet sich der Anbau, wiewohl beschränkt, noch in Thüringen, Böhmen, Ungarn, Frankreich (der beste), Belgien, und man benutzt den Waid als Hilfsmittel beim Färben mit Indigo (Waidküpe).

Isauricus, röm. Feldherr, s. Servilius; auch Beiname der griechischen Kaiser Zeno und Leo III.

Isaurien, im Altertum Landschaft im südlichen Kleinasien, auf der Höhe und am nördlichen Abhang des Taurus, von Lykaonien, Phrygien, Pisidien und Kilikien umschlossen, war nur in ihrem nördlichen, weniger gebirgigen Teil den Römern einigermaßen bekannt und hatte rohe, den Pisidiern stammverwandte Bewohner, welche durch Raubzüge die umliegenden Gegenden beunruhigten und sich später lebhaft bei den Seeräubereien der Kiliker beteiligten. Obgleich schon von dem römischen Feldherrn Servilius, der davon den Beinamen Isauricus erhielt, besiegt (76 v. Chr.), traten sie doch später immer wieder als kühne Piraten auf, und selbst nachdem Pompejus 67 der kleinasiatischen Seeräuberei ein Ende gemacht, setzten sie ihre Raubzüge ungestört fort, eroberten einen Teil von Kilikien und machten sich zum Schrecken aller Grenznachbarn. Ein Gegenkaiser, Trebellianus, welcher sich zur Zeit des Kaisers Gallienus (253—268 n. Chr.) unter ihnen erhob, wurde zwar besiegt und getötet; das Volk selbst aber behauptete seine Unabhängigkeit. Erst dem Kaiser Probus (276—282) gelang es, die Isaurier auf kurze Zeit dem römischen Zepter zu unterwerfen. Noch im 5. Jahrh. nahmen sie Seleukeia (an der Küste von Kilikien), verschwinden aber seitdem aus der Geschichte. Unter den Produkten des obwohl gebirgigen, doch nicht unfruchtbaren Ländchens wird auch Wein genannt. Die Hauptstadt Isaura, nahe am Taurus, wurde zuerst durch den Makedonier Perdikkas (322 v. Chr.), dann noch einmal von den Römern unter Servilius Isauricus zerstört. Zum drittenmal in der Nähe der alten Stadt aufgebaut, war sie die Residenz des Usurpators Trebellianus, aber schon zu Ammians Zeit in Verfall. Der andre wichtigste Ort war Lystra, nördlich von Isaura.

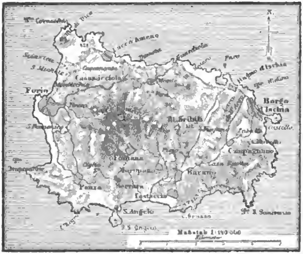
Isbá (russ., »Stube«), das russische Bauernhaus, aus behauenen Balken zusammengefügt; vorzeiten auch Name des Gerichtszimmers im Palast des Zaren; bei den Donischen Kosaken ums 16. Jahrh. die Kriegskanzlei (Wojsskoja I.). Sbornaja I., das Versammlungslokal der russischen Bauerngemeinde.

Ischämie (griech., »Blutverhaltung«), in der neuern Pathologie diejenigen Formen lokaler Anämie, welche auf krampfhafter Verengerung der das Blut zuführenden Schlagadern beruhen.

Ischariot (hebr., »Mann von Karioth«, einer Stadt Judäas), Beiname des Judas, des Verräters Jesu.

Ischia (spr. iskia, im Altertum Änaria und Pithecusa genannt), Insel im Tyrrhenischen Meer, nordwestlich am Eingang des Golfs von Neapel, zur ital. Provinz Neapel, Kreis Pozzuoli, gehörig, wird vom Festland durch einen gegen 10 km breiten Kanal getrennt, in welchem die Insel Procida liegt, hat 39 km Umfang und zählte 1881: 22,170 Einw. Die

Insel ist gebirgig und rein vulkanischen Ursprungs; steile, zerrissene Tuff- und Lavafelsen bilden ihre Küsten. Der scharf gezackte, 795 m hohe Epomeo, von dem man den besten Überblick über die Insel hat, war ein Hauptherd der vulkanischen Kräfte; außer ihm, der 1302 seinen letzten Ausbruch hatte, und dem nach NW. vorgeschobenen Monte Vico trägt die Insel noch elf kleinere Kegel. Der vulkanische Boden ist außerordentlich fruchtbar. Daneben nährt auch Fischerei die Bewohner, und eine wichtige Erwerbsquelle sind die warmen Mineralquellen, deren es 35 gibt, die berühmtesten die von Casamicciola. Diese ziehen im Sommer, Juni bis September, zahlreiche Besucher herbei. J. ist seit den ältesten Zeiten, zuletzt 1301, von gewaltigen vulkanischen Ausbrüchen heimgesucht worden, häufiger noch von Erdbeben, im 19. Jahrh. fünfmal, zuletzt und am heftigsten 28. Juli 1883, wobei Casamicciola und Lacco Ameno zerstört wurden. Übrigens wurden für die Verunglückten und Geschädigten mehr als 6 Mill. Lire, davon 2 Mill. im Ausland, ¾ Mill. in Deutschland, gesammelt.



Kärtchen der Insel Ischia.

Man hat diese Erdbeben von dem Vulkan Epomeo abgeleitet, auf dessen fortdauernde, wenn auch schlummernde Kräfte die zahlreichen heißen Quellen deuten; wahrscheinlicher aber handelte es sich um Einsturzerdbeben. Die feste kristallinische Lavenoberfläche der Insel ruht auf lose verfestigten Tuffen, in welchen sich weiche Thonmergel eingelagert finden. Letztere werden durch die Wirkung des Wassers, besonders der heißen Quellen, ihres Kalkes beraubt und in eine schlüpfrige Masse verwandelt, welche unter dem Druck des überlagernden Gesteins plötzlich ausweicht, den Zusammenbruch und damit das Erdbeben herbeiführt. Vgl. Johnston-Lavis, Monograph of the earthquakes of I. (Neap. 1886). — Die Hauptorte der Insel sind: Casamicciola (s. d.) an der Nordseite, Forio (s. d.) an der Westseite und das Städtchen J. an der Ostseite, Procida gegenüber, mit (1881)

Ischias (Ischialgie, griech.), s. Hüftweh.

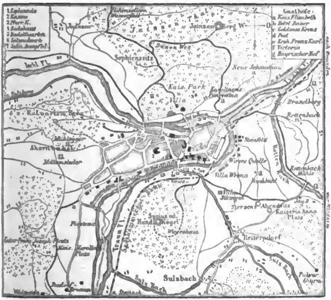
Ischim, linker Nebenfluß des Irtisch in Westsibirien, entspringt in der Kirgisensteppe und mündet nach einem Laufe von 730 km oberhalb Tobolsk.

Ischion (griech., lat. ischium), die Hüfte; Os ischion oder os ischii, das Sitzbein; ischiadisch, auf das Sitzbein bezüglich.

Ischkodra, Stadt, s. Skutari 1).

Ischl, Marktflecken und berühmter Badeort in der oberösterreich. Bezirkshauptmannschaft Gmunden, liegt reizend im Mittelpunkt des Salzkammerguts, 468 m ü. M., in einem freundlichen Thalbecken am Einfluß des aus dem St. Wolfgangsee kommenden Flusses J. in die Traun und am Westende des Totengebirges, ist Station der Salzkammergutbahn, Sitz eines Bezirksgerichts, einer Salinen- und Forstverwaltung, hat ein großes Salzsudwerk, eine kaiserliche Villa mit Park, ein neues großes Kurhaus mit Park, Museum, Theater, eine stattliche katholische und eine neue prot. Kirche, mehrere große Hotels, viele prachtvolle Landhäuser und Gartenanlagen und (1880) 2124 Einw. Als Badeort hat sich J. erst seit 1822 zu seiner jetzigen Berühmtheit und Vornehmheit emporgeschwungen. Die Badeanstalten sind sehr mannigfaltig; es gibt Solbäder, Bäder mit Zusatz von Schwefelquelle, von eisenhaltigem Moorwasser (Bergschlamm) ꝛc., Dampfbäder, eine Molkenanstalt, Kaltwasserheilanstalt und eine Salzquelle. Letztere (die Maria Luisen-Quelle), 2 km von J. entspringend, enthält (nach Fr. v. Erlach) in 1000 Teilen 0,027 Jodnatrium, 10,204 Chlornatrium, 0,205 Chlormagnesium, 0,249 schwefelsaure Kalkerde, 0,311 schwefelsaures Natron, 0,295 kohlensaure Kalkerde ꝛc. und wird mit besonderm Erfolg bei Drüsenanschwellungen (Kropf), Leiden der Magen- u. Darmschleimhaut, zu geringer Gallenabsonderung, Wurmsucht, chronischen Hautleiden, Schleimasthma ꝛc. innerlich gebraucht. In der Ischler Schwefelquelle finden sich in 1000 Gewichtsteilen 5,17 Chlornatrium, 1,60 schwefelsaures Natron, 1,31 Schwefel, 0,80 kohlensaurer Kalk ꝛc.; sie ist besonders angezeigt bei Schleimflüssen, chronischen Geschwüren, allgemeinen Dyskrasien skrofulöser, rheumatischer, arthritischer, psorischer Natur, bei Hämorrhoidal- und Menstruationsbeschwerden, bei chronischen Metallvergiftungen ꝛc. Die Badesole, durch Auslaugen gewonnen und vom Salzberg nach J. geleitet, enthält nach Schröders Analyse in 100 Teilen 23,613 Chlornatrium, 0,093 Chlormagnesium, 0,384 schwefelsaures Natron, 0,384 schwefelsaure Kalkerde, 0,069 schwefelsaures Kali ꝛc. und leistet vorzugsweise Dienste bei allen Formen der Skrofulose, bei Anschwellungen und Verhärtungen der Eingeweide wie der Ovarien und des Uterus, bei Lithiasis, chronischen Hautausschlägen, Gicht und Hämorrhoiden, Rhachitis, nervösen Krankheiten ꝛc. Die Jahresfrequenz von J. beträgt zwischen 4000 und 5000 Kurgäste. Das Salz von J. ist aufgelöstes Steinsalz, das in dem 4 km südöstlich entfernten,

Gips- und Kreidebrüche und einen stark vertretenen Gewerbestand. Außer den Anlagen in J. selbst, wie der Sophienesplanade, dem Rudolfsgarten mit Büste des Erzherzogs Rudolf, Erzbischofs von Olmütz, Wirers Garten mit der Kolossalbüste des Wiener Arztes Dr. Wirer von Rettenbach, durch dessen Bemühungen sich J. zum Kurort gestaltete, bietet die Umgebung nach allen Richtungen hin die herrlichsten



Karte der Umgebung von Ischl.

Spaziergänge und mannigfaltigsten Ausflüge und übertrifft in dieser Hinsicht die meisten andern Badeorte. Eine schöne Rundschau gewährt die Franz-Josephswarte am Siriuskogel. Zum Gemeindegebiet von J. gehört unter andern auch Laufen an der Traun (welche hier den wilden Fall bildet), mit schöner Wallfahrtskirche, der älteste Marktflecken des Salzkammerguts (seit 1282). Vgl. v. Kottowitz, Kurort J. in Österreich (2. Aufl., Linz 1882); »J. und seine Umgebung« (7. Aufl., Gmunden 1885); A. Reibmayr, J. als Terrainkurort (Wien 1886).

Ischoren, Volk, s. Karelier.

Ischtib (Schtiplje), gewerbreiche Stadt im türk. Wilajet Kossowo, am Fluß Bregalnitza, der in den Wardar mündet, ist amphitheatralisch gebaut, hat schöne Moscheen und gegen 20,000 Einw.

Ischurie (griech.), s. Harnverhaltung.

Isdegerd, s. Jesdegerd.

Ise, kleiner Fluß im preuß. Regierungsbezirk Lüneburg, entspringt aus einem See an der Grenze der Altmark, fließt in südlicher Richtung und mündet nach 50 km langem Lauf bei Gifhorn in die Aller.

Isebel (Jesebel, hebr., »die Unberührte«), Gemahlin des israelitischen Königs Ahab (875–853 v. Chr.), Tochter Ethbaals, Königs von Sidon, welcher früher Priester der Astarte gewesen war. Herrschsüchtig und grausam, war sie eifrig bemüht, der Religion ihres Vaterlandes in Israel Eingang zu verschaffen, und verfolgte die ihr hierin entgegenwirkenden Propheten. Sie regierte unter ihren Söhnen Ahasja und Joram noch zehn Jahre und ward schließlich auf Befehl Jehus, des vom Propheten Elisa aufgestellten Thronprätendenten, aus dem Fenster ihres Palastes zu Jesreel gestürzt (843 v. Chr.).

Iseghem, Stadt in der belg. Provinz Westflandern, Arrondissement Roussélaere, an der Mandel und an der Eisenbahn Brügge-Courtrai, hat Leinwand- und Spitzenfabrikation und (1885) 9520 Einw.

Isegrim (eigentlich Isangrim, »Eisenhelm«), in der deutschen Tiersage Name des Wolfs, der eine Hauptrolle in derselben spielt. Den Titel »Isengrimus« führt ein von einem ungenannten südflandrischen Dichter im 12. Jahrh. in leoninischen Hexametern verfaßtes latein. Gedicht, worin zwei Abenteuer der Tiersage, die Heilung des Löwen durch die dem J. abgezogene Haut u. die Erzählung von der Wallfahrt der Gemse Bertilia, behandelt sind (hrsg. von Jak. Grimm im »Reinhart Fuchs«, Berl. 1834 und von Voigt, Halle 1884). Vgl. Reineke Fuchs.

Isel, 1) (Berg-J.) Berg südl. von Innsbruck in Tirol, 649 m ü. M., mit schönen Gartenanlagen, Schießstätte des Tiroler Jägerregiments, herrlicher Aussicht auf Innsbruck und die umliegenden Alpenzüge, trägt zwei Denkmäler der in den Jahren 1809, 1848, 1849, 1859 und 1866 gefallenen Tiroler und seit 1880 eine Ruhmeshalle. Der J. war 1809 Schauplatz heißer Kämpfe; in drei Schlachten (11.–13. April, 29. Mai und 13. Aug.) siegten hier unter Hofer, Speckbacher, Haspinger und Teimer die Landesverteidiger über die Franzosen und Bayern, unterlagen aber in der vierten (1. Nov.), welche das Ende des Aufstandes herbeiführte. — 2) Linker Nebenfluß der Drau in Tirol, welcher er die Gewässer der Tauerngletscher aus den Thälern von Virgen, Teffereggen und Kals zuführt, entspringt am Umbalkees im S. der Dreiherrenspitze und mündet bei Lienz in die Drau. Das Iselthal im engern Sinn umfaßt den Lauf der J. von Windischmatrei bis Lienz, der Oberlauf des Flusses dagegen bildet das Virgenthal. Während das eigentliche Iselthal eine 25 km lange, breite, fruchtbare Aue ist, enthalten die Seitenthäler desselben, welche den Zugang zu den Gruppen des Großglockner und Hochschober (Kalser Thal) sowie des Großvenediger (Tauern-, Virgen- und Teffereggenthal) bilden, die großartigsten landschaftlichen Schönheiten.

Iselastische Spiele (griech. Eiselastika), bei den alten Griechen die einen siegreichen Einzug verherrlichenden Wettkämpfe und Feierlichkeiten.

Iselin, Isaak, philosophischer Schriftsteller, geb. 17. Mörz 1728 zu Bosel als Sohn des als historischer und politischer Schriftsteller bekonnten Jokob Christoph I. (gest. 1737 als Professor der Theologie in Bosel), studierte in Göttingen die Rechte, ward 1754 in seiner Voterstodt Mitglied des Großen Rats und Ratsschreiber; storb daselbst 15. Juni 1782. Nöchst seiner »Geschichte der Menschheit« (Zürich 1764–70, 2 Bde.; 5. Aufl. 1786) sind zu erwähnen seine »Vermischten philosophischen Schriften« (dos. 1770, 2 Bde.) und seine »Ephemeriden der Menschheit« (Bosel 1776–82, 7 Bde.), die Becker bis 1786 fortsetzte. Seine »Pädogogischen Schriften nebst pädogogischem Briefwechsel« wurden von Göring (Longensalza 1884) herausgegeben. Vgl. v. Mioskowski, Isaok I. (Bosel 1876).

Isenäcum, neulot. Nome für Eisenoch.

Isenburg, Morktflecken im preuß. Regierungsbezirk Koblenz, Kreis Neuwied, am Einfluß des Isenbochs in den Saynbach, hat Hopfenbau und Nogelschmieden und (1885) 642 kath. Einwohner. In der Nähe die geringen Reste des Schlosses I., Stommhouses des gleichnomigen Geschlechts.

Isenburg (Ysenburg), fürstliche und gräfliche Stondesherrschaft, liegt teils in dem preußischen Regierungsbezirk Kassel, teils in den großherzoglich hessischen Provinzen Storkenburg und Oberhessen, umfaßt 990 qkm mit etwa 58,000 Einw., wovon auf Preußen 250 qkm (mit den Ämtern Birstein, Longenselbold, Wächtersbach und Meerholz) kommen, und zerfällt in die Besitzungen des Fürsten von I.-Birstein (470 qkm, mit den Residenzen Birstein und Offenboch), der Fürsten von I.-Büdingen (250 qkm, mit der Residenz Büdingen) und I.-Wächtersbach (138 qkm, mit der Residenz Wächtersbach) und des Grofen von I.-Meerholz (110 qkm, mit der Residenz Meerholz). Das Stammhous des Geschlechts von I. wor Isenburg bei Koblenz; dasselbe wurde im 13. Jahrh. in einem Streite des Besitzers mit dem Erzbischof von Köln geschleift, später jedoch ols Nieder-I. wieder ousgebaut. Als Ahnherr des Hauses erscheint um 1100 Rembold I., dessen Söhne die Linien Limburg, I. und Kempenich gründeten. Dieselben spalteten sich später mehrfoch, jedoch storb die Linie Kempenich schon 1424 und die ältere Linie I. 1664 ous. Zu Ende des 15. Johrh. war von der Linie Limburg nur der Zweig Büdingen übrig, der sich 1511 in die Linien Ronneburg und Birstein teilte. Erstere starb 1601 aus, letztere spaltete sich 1631 in die Zweige I.-Offenbach und I.-Büdingen, welche die Grafen Wolfgang Heinrich (gest. 1635) und Johonn Ernst (gest. 1685) zu Stiftern hotten. Mit Wolfgong Heinrichs Enkel Johann Philipp starb 1718 die Houptlinie Offenbach aus, doch begründete sein zweiter Enkel, Wilhelm Moritz (1711), die Linie I.-Birstein und dessen zweiter Sohn, Wilhelm Moritz (gest. 1772), die Linie I.-Philippseich. In I.-Birstein wurde Grof Wolfgang Ernst I., der Sohn des Stifters, 1744 in den Fürstenstond erhoben; sein Urenkel, der Fürst Karl Friedrich Ludwig Moritz (geb. 1766, gest. 1820), trat im Juli 1806 dem Rheinbund bei, warb für Napoleon ein Fremdenregiment und erhielt sodann die Souveränität nicht nur über die drei jüngern, domals gräflichen Linien, sondern auch über die Grafen von Schönborn-Hausenstamm und Lerchenfeld. Nach Auflösung des Rheinbundes kam I. zunächst an Österreich und von diesem on das Großherzogtum Hessen, das es zum Teil durch Tausch on Kurhessen abtrot. Houpt dieser Linie ist der 1861 zur katholischen Konfession übergetretene Fürst Karl (geb. 29. Juli 1838), der seit 1865 mit einer toscanischen Prinzessin verheiratet ist. Die gröfliche Linie I.-Philippseich wird gegenwärtig durch Graf Ferdinond (geb. 15. Okt. 1841) repräsentiert. Die gräfliche Linie I.-Büdingen zerfiel 1685 in die Zweige I.-Büdingen in Büdingen, I.-Büdingen in Wächtersboch, I.-Büdingen in Meerholz und I.-Büdingen in Marienborn, von denen der letzte schon 1725 erlosch. Die erstgenannte Linie wurde 1840 unter Ernst Kosimir vom Großherzog von Hessen in den Fürstenstand erhoben; gegenwärtiger Fürst ist Bruno (geb. 14. Juni 1837). Der Zweig I.-Büdingen in Wächtersbach erhielt 1865 unter seinem gegenwärtigen Haupt Ferdinond (geb. 24. Okt. 1824) die fürstliche Würde. Houpt der gräflichen Linie I.-Büdingen in Meerholz ist Graf Karl (geb. 26. Okt. 1819), wie der vorhergenannte erbliches Mitglied des preußischen Herrenhouses. Vgl. Simon, Geschichte des reichsständischen Houses I. und Büdingen (Fronkf. a. M. 1864–65, 3 Bde.).

Isenhagen, Dorf und Kreishauptort im preuß. Regierungsbezirk Lüneburg, hot eine evang. Kirche, ein Domenstift, ein Amtsgericht und (1885) 134 Einw.

Iseo (im Altertum Lacus Sebinus), See om Südfuß der Alpen, an der Grenze der ital. Provinzen Brescia und Bergamo, vom Fluß Oglio gebildet, in 197 m Höhe, 24 km long, bis 5 km breit und 62 qkm groß, wird von einem Dompfboot befohren und ist sehr fischreich. Die Ufer sind lieblich; in der Mitte erhebt sich eine Insel mit zwei Fischerdörfern. Im südöstlichen Winkel liegt der Flecken I. mit (1881) 1981 Einw., Torflogern, Seidenindustrie, Hutmocherei, Töpferei, Gerberei, einem Hafen und Hondel mit Holz, Steinen und Seide.

Iser (tschech. Jizera), rechter Nebenfluß der Elbe in Böhmen, entsteht aus der Vereinigung der Großen und Kleinen I., deren erstere am Ochsenkomm im Isergebirge, letztere am Hinterberg im Riesengebirge entspringt, und welche unter dem Kouligen Buchberg zusommenfließen, tritt, nachdem sie den Isergrund durchflossen, bei Turnau, 52 km von der Quelle, ins offene Land und mündet nach 125 km langem Lauf oberholb Altbunzlau.

Isera, Ort bei Roveredo (s. d.).

Iséran (spr. -ang), Paß der Grofischen Alpen von 2769 m Höhe, welcher die Verbindung zwischen den französischen Thälern der Isère (La Torentaise) und des Arc (La Maurienne) und Piemont (Thal des Orco) herstellt.

Isère (spr. isähr), linker Nebenfluß des Rhône, entspringt im fronz. Deportement Savoyen in der Nähe des Iséranpasses in einer Höhe von 2300 m, verfolgt in großen Krümmungen südwestliche Houptrichtung, bildet im obern Lauf das Thal La Tarentaise, tritt bei dem Fort Barreaux in das nach ihm benannte Departement ein, durchfließt oberholb Grenoble das herrliche Thol Graisivaudan (s. d.) und mündet im Deportement Drôme oberhalb Valence. Die I., welche von keinem Alpensee gereinigt wird, führt viel Schutt mit sich, hat schmutziges Wasser und ist 290 km lang, wovon 164 km schiffbar, doch nicht ohne Gefahr. Ihre Zuflüsse sind reißende Alpengewässer, wie der Arc, Breda, Drac (mit der Romanche).

Das donoch benonnte franz. Departement I., ous einem Teil der Dauphiné gebildet, grenzt nördlich on dos Departement Ain, durch den Rhône davon geschieden, östlich an Savoyen, südöstlich an dos Deportement Oberalpen, südwestlich an Drôme und westlich on die Departements Ardèche, Loire

und Rhône und hat einen Flächenraum von 8289 qkm (150,5 QM.). Das Land liegt im Flußgebiet des Rhône und wird von diesem sowie den zahlreichen Zuflüssen, unter denen der Guiers, die Bourbre, die Gère und die Isère, die hier den Drac mit der Romanche aufnimmt, die bedeutendsten sind, reichlich bewässert. Der nordwestliche Teil ist ziemlich eben und hat zum Teil einen trocknen und dürren Boden, der südöstliche aber ist hohes Alpenland und reich an Naturschönheiten. Die nördlichen Vorberge sind ganz angebaut, die höhern mit Wald bewachsen, die höchsten südlichen dagegen mit nackten Felsen und zum Teil mit ewigem Schnee und gewaltigen Gletschern bedeckt. Als die bedeutendsten Berge sind zu nennen: die der Pelvouxgruppe angehörenden Aiguille d'Olan (3883 m) und Aiguille du Midi (3989 m) an der Südostgrenze; nördlich davon die Grandes Rousses (3478 m), nordwestlich von diesen die Bergkette von Belledonne (2981 m) und jenseit des Isèrethals die Berggruppe der Grande Chartreuse (2087 m). Unter den Hauptthälern des Landes sind das Graisivaudan (s. d.) oberhalb Grenoble und das von Oisans (das obere Romanchethal) die schönsten. Im O. gibt es viele Seen und Weiher sowie ausgedehnte Sümpfe. Das Klima ist gesund, aber sehr veränderlich; besonders in den Thälern folgt oft auf die größte Hitze die empfindlichste Kälte, und der Winter ist sehr streng. Im Gebirge gibt es nur Sommer und Winter, aber jener dauert kaum drei Monate. Die Bevölkerung beläuft sich auf (1886) 581,680 Seelen. Vom gesamten Areal kommen 3630 qkm auf Ackerland, 580 auf Wiesen, 360 auf Weinland, 1110 auf Heideland und 1630 qkm auf Wald. In dem hohen Thal von St.-Laurent du Pont oder La Grande Chartreuse gedeiht nur um St.-Laurent du Pont Getreide und Hanf; in dem von Oisans, dem weidereichsten und höchsten des Departements, wachsen nur Hafer, Gerste, Kartoffeln; die von Voiron und Vizille sind ergiebig an Hanf; das Graisivaudan, das fruchtbarste von allen, liefert Getreide, Wein, Früchte, Hanf rc. In den übrigen teils sandigen, teils dürren oder sumpfigen Gegenden erfordert der Ackerbau große Mühe; dennoch ist der Ertrag des Departements an Bodenprodukten ziemlich reichlich (die Weizenernte beträgt durchschnittlich 1½ Mill. hl, die Weinernte 700,000 hl). Die Gebirge sind reich an vorzüglichen Arzneipflanzen. Von den Produkten des Pflanzenreichs nennen wir noch: Walnuß-, Kastanien-, Maulbeer- und Mandelbäume, Tabak, Raps. Das Tierreich liefert kleine Pferde, Rindvieh, Schafe, Maulesel, Schweine, Ziegen, aus deren Milch guter Käse (Sassenage und Oisans) fabriziert wird, Murmeltiere, Gemsen, wildes Geflügel sowie stellenweise Bären, Wölfe und Luchse in den Hochgebirgen, Seidenraupen (jährlicher Ertrag an Kokons über ½ Million kg), Fische rc.; das Mineralreich Eisen, Steinkohlen (1884: 158,500 Ton.) und Torf (13,000 T.), ferner Marmor, Schiefer, Bausteine, Gips; auch mehrere besuchte Mineralquellen sind vorhanden. Die Industrie beschäftigt ansehnliche Fabriken und Manufakturen für Eisen und Stahl (Produktion 1885 an Roheisen 18,605 Ton.), Zink, Handschuhe, worunter die Grenobler Handschuhe einen europäischen Ruf genießen, Seide und Seidenzeuge (1881: 15,800 Arbeiter), Tuch (4010 Arbeiter), Leinwand, Kattun, Strohhüte, Papier, worin das Departement (1881: 5150 Arbeiter) den ersten Rang behauptet, hydraulischen Kalk und Zement, Seife, Kerzen, Likör (Chartreuse) rc. Auch der Handel des Departements, durch Eisenbahnen und gute Straßen unterstützt, ist lebhaft. Für höhere Bildung bestehen 3 Fakultäten (zu Grenoble), ein Lyceum und 3 Collèges. Eingeteilt wird das Departement in die vier Arrondissements: Grenoble, St.-Marcellin, La Tour du Pin und Vienne; Hauptstadt ist Grenoble.

Isergebirge, Gebirge im preuß. Regierungsbezirk Liegnitz und in Böhmen (s. Karten »Schlesien« und »Böhmen«), ein Teil der Sudeten, zwischen dem Riesengebirge und dem Großen Zacken einerseits, dem Lausitzer Gebirge und der Lausitzer Neiße anderseits. Es ist ein rauhes, waldiges und wenig bewohntes Gebirge, aus vier fast parallelen Ketten bestehend, die sich in der Richtung des gesamten Sudetenzugs, von SO. nach NW., erstrecken. Der höchste und Hauptzug derselben ist der Hohe Iserkamm, der sich mit einer Mittelhöhe von 1000 m in einer Länge von 15 km bis zu der 1123 m hohen Tafelfichte (s. d.) erstreckt, an deren Südostfuß die Quelle der Großen Iser liegt. Südlich vom Hohen Iserkamm und von demselben durch die 7 km lange, sumpfige Iserwiese getrennt, zieht sich der Mittlere Iserkamm 11 km lang zwischen der Großen und Kleinen Iser hin, nicht selten bis gegen 1000 m ansteigend; einen zweiten südlichen Parallelzug bildet der Welsche oder Wohlsche Kamm, der im Kratschenberg 1123 m Höhe erreicht. Der vierte, nördliche Parallelzug ist im allgemeinen niedriger, er führt den Namen Kemnitzkamm und ist im Nebelberg 724 m hoch. Der 1884 zu Reichenberg in Böhmen gegründete Touristenverein ist bestrebt, das J. für den Touristenverkehr, der ihm bis jetzt fast ganz fehlt, zu erschließen. Vgl. Neugebauer, Das J. (3. Aufl., Görl. 1887).

Iserin, s. v. w. Titaneisenerz.

Iserlohn, Kreis- und bedeutende Fabrikstadt im preuß. Regierungsbezirk Arnsberg, im Sauerland, am Flüßchen Baar und an der Linie Letmathe-Fröndenberg der Preußischen Staatsbahn, 250 m ü. M., hat 3 evangelische, eine kathol. Pfarrkirche und eine Synagoge, ein neues Rathaus, ein Kriegerdenkmal mit dem Erzstandbild Kaiser Wilhelms (seit 1883), ein Amtsgericht, eine Handelskammer, eine Reichsbanknebenstelle, ein Realgymnasium, eine Schule für Metallindustrie u. (1885) 20,102 meist evang. Einw.


Wappen von Iserlohn.

J. besitzt zahlreiche Fabriken zur Erzeugung von Eisen-, Stahl-, Messing-, Bronzewaren, von Näh-, Strick- u. Haarnadeln mit starkem Export; andre Fabriken liefern Regenschirmgestelle, Möbel, Reit- und Fahrgeschirre, Zinn- und Britanniawaren, chemische Produkte, Neugold-, Neusilber-, Panzerwaren rc. In den Fabriken werden über 3500 Arbeiter beschäftigt. Nicht unbedeutend ist auch der Bergbau auf Galmei, infolge dessen in neuester Zeit bedeutende Senkungen entstanden sind, die einen Teil der Stadt gefährden. — J. entwickelte sich seit dem 15. Jahrh. zu einem Fabrikort. Der Galmeibergbau nahm 1751, die Messingfabrikation seit Anfang des 19. Jahrh. einen besondern Aufschwung. In der Nähe steht auf einem Felsen ein kolossales eisernes Kreuz zum Andenken an die Befreiungskriege. Zwischen J. und Letmathe ist der Fabrikort In der Grüne, der teilweise noch zu J. gehört; daselbst die großartige, 1868 entdeckte Dechenhöhle (s. d.) mit prächtigen Tropfsteingebilden.

Isernia, Kreishauptstadt in der ital. Provinz Campobasso, am Fuß des Matesegebirges, unfern der Quelle des Volturno, hat (1881) 7678 Einw., Fabrikation von Leinwand, Pergament und Töpferwaren, Mineralquellen und ist Sitz eines Unterpräfekten, eines Bischofs und eines Tribunals. Von der alten samnitischen Stadt Äsernia, die im Bundesgenossenkrieg zerstört wurde, stehen noch alte kyklopische Ringmauern und ein gegen 2 km langer Aquädukt. Erdbeben haben die Stadt mehrmals fast ganz zerstört (847, 1349, 1805). J. ist Geburtsort des Papstes Cölestin V.

Isewi (arab., »Jesusbekenner«, von Isa, »Jesus«), in der Türkei offizielle Bezeichnung der Christen.

Isfahan, Stadt, s. v. w. Ispahan.

Is fecit cui prodest (lat.), Rechtssprichwort: »Der hat es gethan (d. h. der Thäter ist in dem zu vermuten), dem es nützt«.

Isgoi (russ.), ehedem in Rußland einer, der aus dem Geschlechts-, Gemeinde- oder Standesverband seines Vaters ausgeschieden und somit auf eigne Faust gestellt war.

Ishewsk, Fabrikstadt im russ. Gouvernement Wjatka, am Ish, einem Nebenfluß der Kama, mit 4 Kirchen, einer Synagoge, einer Moschee, einer großen Eisen- und Maschinenhütte sowie einer Gewehr- und Waffenfabrik (1807 gegründet) und (1879) 21,500 Einw. J. wurde 1760 von Schuwalow angelegt.

Ishewskoje, reiches Dorf im russ. Gouvernement Rjäsan, mit 3 Kirchen, Tuchfabrikation und 7700 Einw. J. versorgt den ganzen Süden Rußlands mit Böttchern.

Ishma, Fluß im nordöstlichen Rußland, durchfließt in nordwestlicher Richtung das Land der Ishemzen aus dem Stamm der Syrjänen und mündet nach 400 km langem Lauf links in die Petschora. An ihm liegt das Dorf J. mit 1600 Einw., das Zentrum aller Syrjänenstämme, ihres Handels und ihrer Industrie. Ausfuhrartikel sind: Renntierfelle (Sämischleder), Fische, Butter, Wild und Felle, welche sie von den Samojeden und Ostjaken gegen Korn einhandeln.

Ishoren (Ischoren), s. Karelier.

Isidorus, 1) J., der Heilige, von Pelusium (Pelusiota), geboren um 370 zu Alexandria, war Archimandrit in einem Kloster bei Pelusium in Unterägypten. Sein Todesjahr ist unsicher. Wir besitzen von ihm noch 2012 Briefe, welche für die Geschichte seiner Zeit von Wichtigkeit sind. Vgl. Niemeyer, De Isidori Pelusiotae vita, scriptis et doctrina (Halle 1825); Glück, Isidori Pelusiotae summa doctrinae moralis (Würzb. 1848).

2) Bischof von Hispalis (Sevilla) seit 594, daher J. Hispalensis, gebürtig aus Cartagena, teilt mit Boethius und Cassiodorus das Verdienst, zur Zeit des gänzlichen Verfalles der Litteratur und Wissenschaft die Kenntnis der alten Klassiker einigermaßen bewahrt und auf die Nachwelt verpflanzt zu haben, in welcher Hinsicht vornehmlich sein Werk »Originum s. etymologiarum libri XX« (hrsg. von Vulcanius, Basel 1577; ferner in der Sammlung der lateinischen Grammatiker von Gothofredus, Genf 1622, und von Otto im »Corpus grammaticorum« von Lindemann, Leipz. 1833) von Bedeutung ist, eine Art von Encyklopädie, welche eine Menge der wichtigsten Notizen über das Altertum, zunächst das römische, enthält. Minder wichtig ist eine kleinere, aus ältern Grammatiken geschöpfte Schrift: »De differentiis s. proprietate verborum libri III«, und noch unbedeutender die »Liber glossarum« betitelte. Als theologischer Schriftsteller trat er auf in seinem liturgischen Werk »De officiis ecclesiasticis libri II« und den »Sententiarum s. de summo bono libri III«, als Geschichtschreiber in seinem »Chronicon usque ad annum V. Heraclii«, worin eine kurze Geschichte der Goten, Vandalen und Sueven (hrsg. von Rösler, Tübing. 1803) enthalten ist. Er starb 636; sein Tag ist der 4. April. Über die ihm fälschlich beigelegten Dekretalen s. Dekretalen und Pseudo-Isidorus. J.' Werke wurden am besten herausgegeben von Arevalo (Rom 1790–1803, 7 Bde.) und Migne (Par. 1850); Ergänzungen in »Isidori Hispalensis liber quaestionum«, gesammelt von Heine (Leipz. 1848). Vgl. H. Hertzberg, Die Historien des Isidorus von Sevilla (Götting. 1874).

Isigny (spr. isinji), Stadt im franz. Departement Calvados, Arrondissement Bayeux, an der Aure unfern von deren Mündung in die Vire, 10 km vom Meer, an einer Zweiglinie der Westbahn gelegen, hat ein schönes Rathaus, (1881) 2160 Einw., Brettsägen, Ausfuhr von Butter, Käse und Eiern, Einfuhr von Getreide und Mehl, einen sichern Hafen und ein Handelsgericht.

Isis, ursprünglich ägypt. Göttin, deren Begriff und Kult durch asiatischen und griechischen Einfluß im Lauf der Zeit mannigfachen Modifikationen unterlagen. In der urägyptischen Anschauung galten J. und Osiris (s. d.) als die Repräsentanten des Nillandes und des dasselbe befruchtenden Stroms, und die Erinnerung an diese urägyptische Bedeutung zieht sich durch alle Wandlungen, welche diese Gottheiten im Lauf der Zeit erfahren haben. Osiris, der Nilgott, veranlaßt den Gebrauch des Pflugs, und J. erfindet die Behandlung des Weizens und der Gerste. Die Erde, nämlich diese als Nilland gedacht, dem alle Bildungen des Lebens entsprungen sind, ist der Leib der J. Mit Osiris ehelich verbunden, ist letztere das vom Nil befruchtete Land. Typhon, das Symbol des Feuerkults, stört durch sein Dazwischentreten den stillen Frieden des harmlosen Götterpaars. Osiris wird von ihm überlistet und getötet, von J. betrauert und gesucht (d. h. das Nilland dürstet nach dem Segen des Wassers). In ihrem Sohn Horos (s. d.) ersteht dem Vater ein Rächer. Infolge des von Syrien und Assyrien her eindringenden Sonnenkults mit seinen sinnlichen Symbolen gestaltete sich Osiris zum strahlenden Sonnengott, J. zur gehörnten Mondgöttin um. Als solche erhielt J. die ganze umfassende Bedeutung, welche die Alte Welt diesem Gestirn beilegte. Sie ist der Dämon, der die Zu- und Abnahme des Flusses, die Anschwellung der Kanäle leitet; ihre Thränen schwellen den Strom und befruchten das Land. Sie ist, wie Demeter, Spenderin der Nahrung, erfindet den Gebrauch von Weizen, Gerste und Lein; sie ist ferner, wie Demeter, Göttin der Unterwelt, beherrscht mit Osiris das Leben auch noch nach dem Tod und hat die Schlüssel des Schattenreichs in ihren Händen. Weil sie aber auch den Kranken Heilmittel im Traum angibt, so finden in ihren Tempeln Inkubationen statt, besonders von Blinden. Auch ist sie Geburtshelferin, wie alle Mondgöttinnen. Sie tritt ferner, wie Demeter, unter die Gottheiten der sittlichen Weltordnung ein: sie wird Gesetzgeberin, Stifterin der Ehe und Erhalterin der Staaten 2c.; kurz, sie wird allmählich ein Wesen von der umfassendsten Bedeutung. Aber auch von der verderblichen Seite zeigt sie sich; sie bewirkt namentlich Blindheit, Schwellen des Körpers und andre leibliche Leiden. Dann ist sie auch die Göttin der Rache, die ägyptische Nemesis, die besonders den Meineid straft. Nachdem Alexandria Sitz des Welthandels geworden, beherrscht

J. auch das Meer; sie erfindet das Segel, wird besonders an Handelsplätzen verehrt, und die durch sie vom Schiffbruch Geretteten stiften ihr Votivtafeln (daher ihr Name Pelagia, Pharia). Auch ist sie Beraterin in Liebesintrigen, die sie in ihren Tempeln begünstigt, so daß dieselben oft berüchtigte Häuser der Wollust werden. Endlich wird sie zur Fortuna, aber nicht zur blinden, sondern zur sehenden, die das verwickelte Netz der Geschicke mit weiser Umsicht entwirrt und die verderblichen Einflüsse der Gestirne abwehrt. Ihre Hauptverehrungsstätte war Memphis; in Sais hatte sie ein verschleiertes Bild mit der Inschrift: »Ich bin das All, das gewesen, das ist und das sein wird; kein Sterblicher hat meinen Schleier gelüftet«. Zeugnisse der Alten, Namenbildungen mit J., zahllose Inschriften beweisen, daß sie auch allenthalben, wo hellenisches Wesen Eingang fand, verehrt wurde. In Rom kam der Isisdienst zu Sullas Zeiten auf. Zwar wurde derselbe wegen des dadurch gegebenen Anstoßes durch einen Senatsbeschluß vom Kapitol wieder verbannt, später auch der Privatkult der J. und des Serapis verboten, sogar der Tempel derselben niedergerissen; aber eben diese öfters wiederholten gewaltsamen Reaktionen beweisen, welchen Anklang der Isiskult in Rom gefunden. Gleichwohl kam erst mit den Kaisern aus dem Flavischen Haus eine günstigere Zeit für den ägyptischen Kult. Domitian gründete ein Iseum und Serapeum, und seitdem wetteiferten die Kaiser in Begünstigung und Verherrlichung des Isisdienstes, den erst das aufkommende Christentum, wenn auch nur langsam, verdrängte. Der Kult der Göttin bestand in Lustrationen, Festzügen, geheimen, oft zu sinnlicher Lust mißbrauchten Weihen. Griechen wie Römer pflegten im Frühling, sobald das Meer wieder schiffbar geworden war, einen feierlichen Umzug zu halten und der Göttin ein Schiff darzubringen (Navigium Isidis, 5. März). Tacitus berichtet, daß auch die Sueven der J. geopfert hätten, wobei natürlich nur eine germanische Gottheit anzunehmen ist, deren Name uns verloren gegangen (Grimm denkt an Berchta oder Holda). Das Dienstpersonal der Göttin zerfiel in mehrere Grade und Klassen: einfache Eingeweihte, niedere Ministranten und Pastophoren oder eigentliche Priester. Die Lebensweise derselben war vielen Geboten der Enthaltsamkeit unterworfen; sie durften kein Schweine- und Schaffleisch, keine Bohnen und Zwiebeln essen, auch keine Fische, mußten oft baden, hatten die Tonsur und trugen leinene Kleidung. Auf ägyptischen Denkmälern trägt J., die oft mit dem jungen Horos auf dem Schoß dargestellt wird (Fig. 1), eine Geierhaube, Kuhhörner und dazwischen die Mondscheibe. Da ihr heiliges Tier die Kuh ist, tritt sie auch kuhhäuptig auf. Die alexandrinisch-römische Kunst hat sie wesentlich umgeformt, ihr die steif gefaltete Tunika und ein mit Fransen besetztes, auf der Brust geknotetes Obergewand gegeben, dazu das Sistrum (s. d.) und auf dem Haupte die Mondscheibe. Neben ihr steht gewöhnlich der Knabe Horos (Harpokrates) mit dem Zeigefinger auf dem Mund und dem Füllhorn in der Linken. So z. B. in der Münchener Gruppe (Fig. 2). S. auch Tafel »Bildhauerkunst IV«, Fig. 15.


Fig. 1. Isis mit Horos (Berliner Museum).



Fig. 2. Isis und Horos (Harpokrates). München.

Isjum (Isum), Kreisstadt im russ. Gouvernement Charkow, rechts am nördlichen Donez und an der Donez-Kohlenbahn, mit 5 Kirchen, Wollwäscherei, Talg- und Wachsfabriken, einer Kreditbank, einem Gymnasium, Theatergebäude und (1881) 17,854 Einw. Die Bewohner des Kreises J. beschäftigen sich mit Ackerbau und Vieh-, namentlich Schafzucht (1879: 160,130 Merinos, 96,508 gewöhnliche Schafe), Tabaksbau und Salzsiederei (s. Slawiansk). In den Dörfern Jampol und Sakotny bildet die Kultur des spanischen Pfeffers einen einträglichen Erwerbszweig. Im ganzen Kreis gibt es 1623 Windmühlen und 156 Ölschlägereien. Die Bewohner der dem Bachmutschen Kreis benachbarten Dörfer befassen sich vorzugsweise mit dem Transport der Steinkohlen von den Gruben bis zur Eisenbahn.

Iskander (arab., „Alexander"), Pseudonym des russischen Schriftstellers Alex. Herzen (s. d.).

Iskanderieh, arab. Name für Alexandria.

Iskanderûn, arab. Name für Alexandrette.

Isker (Iskra, im Altertum Oskos), rechter Nebenfluß der Donau in Bulgarien, entspringt auf dem Rilogebirge oberhalb Samakow, durchbricht, nach N. fließend, die Balkankette in einem 74 km langen Defilee (zwischen Sofia und Wratza) und mündet nach einem etwa 300 km langen Lauf unweit Gigen (der antiken Stadt Oskos). Das erwähnte Iskerdefilee, wichtig als der einzige vorhandene Durchbruch durch die Balkankette, wurde zuerst 1871 von Kanitz genauer erforscht (vgl. dessen »Donau-Bulgarien und der Balkan«, Bd. 2).

Isklimid, Stadt, s. Ismid.

Isla, José Francisco de, einer der berühmtesten und vielleicht der populärste der span. Schriftsteller des 18. Jahrh., geb. 24. April 1703 zu Vidanes im Königreich Leon, erhielt eine ausgezeichnete Erziehung und trat in seinem 16. Jahr in den Jesuitenorden. Seine ersten schriftstellerischen Versuche waren Übersetzungen aus dem Französischen. Als witzigen Kopf machte er sich zuerst durch die kleine Schrift »El dia grande de Navarra« (Pamplona 1746) bekannt, in welcher er die von den Navarresen zur Feier der Thronbesteigung Ferdinands VI. angestellten pomphaften Festlichkeiten mit so feiner Ironie lächerlich machte, daß die Betroffenen die satirische Absicht anfangs gar nicht ahnten und dem Verfasser ihren Dank abstatten ließen. Islas Hauptwerk ist der berühmte satirische Roman »Historia del famoso predicador Fray Gerundio de Campazas, alias Zotes« (Madr. 1758, Bd. 1), welchen er unter dem falschen Namen Francisco Lobon de Salazar herausgab. Derselbe geißelt in der Manier des Don Quichotte die schlechte Kanzelberedsamkeit jener Zeit u. machte gleich bei seinem Erscheinen außerordentliches Aufsehen, erweckte aber auch dem Verfasser so viele Feinde unter der Geistlichkeit, daß das Buch von der Inquisition verboten wurde. Als 1767 die Jesuiten aus Spanien vertrieben wurden, begab sich J. nach Bologna und konnte erst von hier aus den Druck des 2. Bandes seines Romans außerhalb Spaniens unter dem falschen Druckort Campazas (1770) erwirken. Bald folgten trotz des Verbots der Inquisition verschiedene Ausgaben beider Teile, und seitdem wurde der »Fray Gerundio« (später durch einen 3. Teil vermehrt) als eins der beliebtesten Bücher der neuern spanischen Litteratur sehr häufig gedruckt (am besten Madr. 1804, 3 Bde.; das. 1813, 4 Bde.; Leipz. 1885, 2 Bde.) und auch in mehrere europäische Sprachen (engl. von Baretti, Lond. 1771; deutsch von Bertuch, Leipz. 1773) übersetzt. Der Name des Helden ist in Spanien sprichwörtlich geworden, und der Roman erreichte gleich dem Don Quichotte seinen Zweck, indem er die schlechten Kanzelredner gänzlich in Mißkredit brachte. J. starb 2. Nov. 1781 in Bologna. Nach seinem Tod erschienen noch seine spanische Übersetzung des »Gil Blas« (Madr. 1787, 4 Bde., u. öfter); »Cartas familiares« (das. 1786–89; 2. Aufl. 1790, 6 Bde.), welche zu den besten Mustern des spanischen Briefstils gehören, u. seine »Sermones« (das. 1796, 6 Bde.). Außerdem hat man von ihm verschiedene kleinere, teils satirische, teils asketische Schriften. Sein litterarischer Nachlaß erschien unter dem Titel: »Rebusco de obras literarias, asi en prosa como en verso« (Madr. 1797, 2 Bde.). Mehreres unter seinem Namen Gedruckte ist nicht von ihm. Eine sehr gute Ausgabe seiner »Obras escogidas«, von P. Felipe Monlau besorgt, erschien als 15. Band der »Biblioteca de autores españoles« (Madr. 1850).

Islâm (arab., »Ergebung«, Islamismus), Bezeichnung für die mohammedanische Religion, weil ihr Stifter dieselbe auf gänzliche Ergebung in Gott gründete; s. Mohammedanische Religion.

Island, eine zu Dänemark gehörige Insel im nördlichen Atlantischen Ozean, liegt zwischen 63° 23′—66° 32′ nördl. Br. und 13° 31′—24° 29′ westl. L. v. Gr., ist 965 km von Norwegen und 360 km von Grönland entfernt und demnach füglich zu Amerika zu rechnen, während sie dagegen in ethnographischer und historischer Hinsicht entschieden zu Europa gehört. Ihre Ausdehnung mißt von N. nach S. 356 km, von W. nach O. 490 km, woraus die Figur eines von SW. nach NO. gelegenen länglichen Vierecks entsteht, mit einem Flächengehalt von 104,785 qkm (1903 QM.). S. untenstehendes Kärtchen von J.

[**Bodenbeschaffenheit.**] Die Küsten sind sehr unregelmäßig und enthalten zahlreiche, zum Teil tief einschneidende Buchten, namentlich an der West- und



Kärtchen von Island.

Nordseite, unter denen gegen W. Faxafjördur und Breidifjördur, gegen N. Skagafjördur u. Eyjafjördur hervorzuheben sind. Die Fjorde an der Ost- und der von der heftigsten Brandung umtobten Südküste sind kleiner. Das Innere von J. ist zu ¾ Gebirgsland, zu ¼ Flachland. Die Küste ist an vielen Stellen 4—7 km weit flach, und einzelne schmale Zungen des Flachlandes erstrecken sich 70—110 km tief in das Innere. Nur im SW. (bei Skálholt) ist das Flachland einigermaßen groß und bildet, von mehreren Gewässern durchströmt, eine breite Bucht zwischen dem hohen Felsland. Sonst sind die Küsten auch klippig und steigen bis 650 m auf. Am schmälsten ist der Flachlandsaum in einer Erstreckung von etwa 180 km an der Südostküste, wo die hohen Gletschermassen fast unmittelbar aus der See aufsteigen. Die Hauptmasse der Insel kann man als ein Hochplateau ansehen, das fast durchgängig eine Mittelhöhe von 650—980 m behauptet. Auf diesem Plateau erheben sich, teils inselartig, teils in längern Zügen, höhere Berge (die sogen. Jöklar, Sing. Jökull, »Gletscherberge«), die von ewigem Schnee bedeckt und von Gletschern umgeben sind (die Schneegrenze liegt in 870—970 m Höhe) und sich bald in allmählichem Abfall gegen ihre Basis senken, bald steil, oft senkrecht abstürzen. Die jetzigen Gletscher Islands übertreffen an Ausdehnung die der Schweiz bei weitem, sind aber doch nur ein schwacher Überrest der ehemaligen allgemeinen Gletscherbedeckung der Insel, welche die Spuren ihres Daseins in Schliffflächen und Schrammen, in erratischen Blöcken und Moränen aufzuweisen hat. Besonders den Südosten der Insel sowie

die Mitte bedecken ungeheure Gletscher; der größte derselben, der Klofa- oder Vatnajökull, nimmt allein 8810 qkm (160 QM.) ein. Das Innere dieser Eiswüste ist noch fast ganz unbekannt. Nach Winkler sind vier Hauptgebirgszüge zu unterscheiden, die mehr oder weniger alle vulkanischer Natur sind. Der südliche beginnt im W. mit dem Hekla und schließt mit der schon genannten Gletscherwüste des Klofajökull; an seinem Südende erhebt sich der Öräfajökull, der höchste Punkt der Insel, zu 1958 m. Dieses südliche Gebirge ist ganz vulkanisch; es enthält sechs thätige Vulkane, darunter den über 1600 m hohen Hekla (s. d.); ferner den Eyjafjallajökull, bisweilen von Fremden unrichtig Österjökull genannt (1700 m hoch), und die Vulkane im Thal Varmárdalur, südwestlich vom Skaptárjökull (der westlichste Teil des Klofajökulls). Der westliche Gebirgszug erhebt sich westlich von Reykjavík und zieht nach ONO. weiter, in der mittlern Region vulkanisch. Der nördliche Gebirgszug erreicht nur in einigen Gipfeln den ewigen Schnee und ist durch zahlreiche Thäler vielfach zerschnitten. Er enthält auf den Bergen Weiden, in den Thälern fruchtbare Wiesen und zeigt nur geringe und zwar verborgene vulkanische Thätigkeit. Die östliche Vulkangruppe liegt im NO., in der Nähe des Sees Mývatn, wo sich mehrere Krater befinden, darunter der Leirhnúkur, bisher gewöhnlich mit dem naheliegenden Krafla verwechselt. Außer den genannten vier Gebirgszügen gibt es noch kleinere isolierte Gruppen; so erhebt sich am äußersten Ende der südwestlichen Halbinsel Snäfellsnes der Snäfellsjökull zu 1430 m, auf der großen nordwestlichen Halbinsel der Dranga- und der Glámujökull ꝛc. Man zählt im ganzen 29 Vulkane auf J., von denen jedoch nur 7 regelmäßige Eruptionen gezeigt haben; die übrigen scheinen einem einmaligen Ausbruch ihre Entstehung zu verdanken. Die letzten, mehr bedeutenden vulkanischen Ausbrüche auf J. fanden im Frühjahr u. Winter 1875 im Vatnajökull und nördlich davon in einem neugeöffneten Vulkan (im Dyngugebirge, Dýngjufjöll) statt.

J. ist an der Ost- und an der Westseite aus Trapp- und Tuffbildung zusammengesetzt; zwischen beiden Seiten scheinen die jüngern vulkanischen Produkte eine breite Zone zu bilden, welche die Insel von SW. nach NO. durchschneidet. Der isländische Basalt ist leichter als der deutsche, von grauer, grünlicher und bräunlicher Farbe und bildet nicht vereinzelte kegelförmige Berge, sondern liegt in Schichten, deren Mächtigkeit zwischen 3 und 6,5 m wechselt, auseinander. In diesen sich horizontal erstreckenden Lagern bedeckt der Basalt ungeheure Flächen und gibt der Insel in Verbindung mit den nackten Lavafeldern (Hraun) den über alle Beschreibung öden Charakter. Letztere bedecken einen großen Teil der Oberfläche Islands (der aus dem Vulkan Trölladyngjur, wozu auch der oben genannte Dýngjufjöll gehört, in der östlichen Gruppe hervorgeflossene Strom allein wohl 2750 qkm oder 50 QM.). Mit den Lavafeldern wechseln sogen. Heidar (Sing. Heidi), d. h. Hochebenen mit sanften Wellenhügeln, die eine dünne, überall durchlöcherte und mit Steingerölle überzogene Rasendecke tragen, und die diesen verwandten, höchst verrufenen »Hälse« (Hálsar, Sing. Háls), worunter der Isländer die weniger hoch gelegenen Ebenen versteht, die sich überwiegend in Einer Richtung ausdehnen und aus Steinbänken, Schuttflächen und Sumpfstellen bestehen. In unmittelbarer Verbindung mit den vulkanischen Kräften der Insel stehen die warmen stehenden Gewässer (Laugar) und die heißen sprudelnden Quellen (Hverar), welche sich auf J. in so großer Menge finden wie in wenigen Gegenden der Erde (vielleicht nur noch auf der Nordinsel von Neuseeland und in Nordamerika am obern Yellowstone und Madison River). Die heißen Springquellen werfen Wasserstrahlen aus unter Erschütterung des Bodens, teils beständig, teils intermittierend. Fast alle setzen an ihrer Mündung Massen von Kieselsinter oder Tuff an und bauen sich so die allmählich sich erhöhenden, flach kegelförmigen Hügel, aus deren Mittelpunkt sie hervorbrechen, selbst auf. Die berühmtesten dieser über die ganze Insel verbreiteten Quellen sind die beiden Geiser (s. d.). Außer ihnen und 50 andern heißen Quellen, die sich in der Umgebung derselben finden, lassen sich wohl noch 100 andre aufzählen. Schwefelquellen kommen besonders häufig an der Nordküste vor, Schlammvulkane in Menge um den Mývatnsee.

[**Gewässer.**] Die Totenstille der isländischen Natur wird in etwas unterbrochen durch die große Anzahl von Bächen und Flüssen, die von den Bergen strömen. Sie sind meist kurz, 110—150 km lang, haben aber eine gewaltige Wassermasse. Mit fürchterlichem Getöse von Fels zu Fels stürzend, bilden sie im fernern Lauf herrliche Wasserfälle und schießen zuletzt einem See oder dem Meer zu, an der Mündung nicht selten breite Förden bildend. Die meisten dieser Gebirgsflüsse führen ein kristallhelles, durchsichtiges Wasser; die von Gletschern kommenden haben ein milchweißes, mitunter auch braungelbes Aussehen. Der bedeutendste Fluß der Insel ist die Thjórsá, die am Arnarfellsjökull entspringt und, westlich am Hekla vorbeifließend, nach 150 km langem Lauf an der Südwestküste mündet. Sonst sind bemerkenswert in der Südhälfte: Hvítá, in seinem untern Lauf Ölfusá genannt, Markarfljót, die berüchtigten Gletscherflüsse Skeidará und die beiden Jökulsá; im nordöstlichen J. Lagarfljót, der sich für eine längere Strecke zu einem bis 1000 m breiten See erweitert; an der Nordseite Jökulsá, Skjálfandafljót, Blanda ꝛc. Unter den Seen Islands (Vatn, Plur. Vötn) sind die größten der Thingvallavatn und Hvítárvatn im S. und der Mývatn (»Mückensee«) im N.; letzterer hat 60 km im Umfang und umschließt 34 Lavainseln.

[**Klima.**] Das Klima Islands hat entschieden ozeanische Beschaffenheit: kühle Sommer und milde Winter. Reykjavík hat eine jährliche Mitteltemperatur von 5,25° C. (Winter + 1,68°, Sommer 10,25°), Akureyri an der Nordküste von 0,58° C. (Winter −6,25°, Sommer 7,5°). Das Maximum im Sommer ist 32° C., das Minimum im Winter −25° C. Auf den Bergen herrscht Polarklima. In der Ebene ist weniger die Kälte unbequem als die Feuchtigkeit, der Nebel und die heftigen Stürme. Die Luft ist fast stets bewegt, eine kleine Kühlte nennen die Isländer schon Windstille. Die Stürme sind oft fürchterlich; sie werfen Menschen und Pferde nieder und peitschen das Meer zu Staubwolken auf, die als feiner Regen auf die über 600 m hohen Felsen niederfallen. In den mit vulkanischem Sand bedeckten Ebenen rast der Mistur, ein Wirbelwind, welcher Nebel und Staub bringt und nicht selten das Leben der Reisenden gefährdet. In Reykjavík sind die herrschenden Winde die aus N. und O.; der jährliche Niederschlag beträgt in Stykkisholm, wo durchschnittlich 217 Regentage beobachtet wurden, 68,1 cm. Der Regen fällt selten in heftigen Güssen, meist als feiner, andauernder Staubregen nieder. Schneefall tritt zu allen Jahreszeiten, zuweilen selbst im Hochsommer auf. Gewitter kom-

men meist nur im Winter vor und sind auch dann selten (etwa fünf pro Jahr). Der längste Tag währt 20—21 Stunden, der kürzeste 4; vom Mai bis September gibt es fast gar keine Nacht, besonders auf der Nordseite. In den Winternächten bringen das Eis und der Schnee, der Schein des Mondes und der Sterne sowie die häufigen und starken, in roten, gelben und grünen Farben spielenden Nordlichter ein Leuchten hervor, das die lange Dauer der Polarnacht weniger fühlbar macht.

[Bevölkerung.] Die Zahl der Bewohner Islands ist im ganzen stationär geblieben. Sie betrug 1703: 50,444, 1769: 46,201, 1786 nur 38,142, 1801: 47,240 und 1880: 72,445 Seelen, so daß gegenwärtig, wenn man nur den bewohnbaren Teil der Insel (42,068 qkm) rechnet, noch nicht zwei Menschen auf dem Quadratkilometer wohnen. Die Ursachen dieser geringen Zunahme der Bevölkerung sind hauptsächlich in den natürlichen Verhältnissen zu suchen, der Rückgang in früherer Zeit auch in großen Unglücksfällen, vulkanischen Verheerungen, häufigen Epidemien (namentlich unter Kindern), ungesunder Lebensweise, Hungersnot u. dgl. Unter den Krankheiten ist eine Art Leberkrankheit (von einem Eingeweidewurm der Schafe herrührend) gefährlich; die ältern Angaben, daß diese Krankheit durchschnittlich jeden siebenten Menschen befällt, sind sehr übertrieben. Nach neuern Untersuchungen leiden kaum mehr als 2—3 Proz. der Bevölkerung an derselben. Auch die früher auf den Vestmaninseln (Vestmannaeyjar) unter den Kindern epidemisch auftretende Maulsperre hat seit 1847 infolge einer zweckmäßigern Ernährung erheblich abgenommen. Die Isländer sind germanischen Stammes, gehören zur skandinavischen Familie und haben noch ihre eigentümliche Nationalität in völliger Reinheit bewahrt. Sie sind hoch gewachsen und kräftig, ruhig, ernst, vorsichtig, einfach in ihren Sitten, höflich und gastfrei, fromm, freiheitliebend, aber auch streitsüchtig und halten fest am Alten wie an ihrer Meinung. Ihre Sprache ist noch heute die eingeführte alte norwegische, welche man die isländische nennt, und besitzt eine alte, reiche und eigenartig bedeutende Litteratur sowie eine Fülle von Sagen (s. Nordische Sprache und Litteratur). Das Volk findet großes Vergnügen am Lesen. Landschulen gibt es nicht, aber die Eltern unterrichten selbst ihre Kinder; daher kommt es, daß man wohl kaum eine Person im Land findet, die nicht lesen und schreiben könnte. Eine gelehrte Schule besteht in Reykjavik; auch erscheinen mehrere Zeitungen. Von Holz erbaute und wohnlicher eingerichtete Häuser findet man nur in Reykjavik und in den Handelsplätzen. Auf dem Lande dagegen sind die Häuser durchgängig von Erde und Steinen gebaut und stellen gleichsam ein System von oberirdischen Höhlen dar. Ein wohleingerichteter Hof (Baer) besteht in der Regel aus sieben Häusern, von welchen das eine, worin die Bewohner sich aufhalten, 2—3 Zimmer (nebeneinander) hat. Alle Häuser sind mit Grastorf gedeckt; Öfen sind unbekannt; nur in der Küche, bei Zubereitung des Essens, wird Feuer angewendet. Leicht erklärlich sind diese Wohnungen dunkel, feucht und schmutzig, daher meist ungesund. Die Tracht der Männer besteht aus Hut und aus Jacke, Beinkleidern und Weste aus schwarzem Wollzeug. Eigentümlich sind die selbstverfertigten Schuhe aus halb gegerbtem Lammfell. Die Frauen tragen gewöhnlich eine kleine gestrickte schwarze Haube, die mit Nadeln im Haar befestigt wird und fast nur den Scheitel bedeckt; an ihrem Ende hängt an einer mit Silber- oder Goldstreifen umfaßten Abschnürung eine lange Quaste bis auf die Schulter herunter. Die aus alter Zeit überkommenen Übungen im Ringen haben sich teilweise bis zur Gegenwart erhalten.

[Naturprodukte.] Was die Mineralien betrifft, so ist J. der wichtigste Fundort für Doppelspat, der sich am Eskifjördur an der Ostküste findet, wo er einen 16 m langen, fast 8 m breiten und 3,9 m hohen Gang im Dolerit bildet. Außerdem liefert J. Chalcedone, Schwefel u. a. Die Versuche, die Schwefelbildung im großen auszubeuten, wollten nicht recht glücken; erst neuerdings (1872) hat man die Schwefellager am Myvatn verpachtet. Endlich findet sich noch der sogen. Surtarbrandur, eine Art Braunkohle, von alten Baumschichten herrührend, welche durch Basaltschichten und Lavaströme bedeckt worden sind. Es sind darunter Baumstämme von 10—13 m Länge und 0,6 m Dicke sowie Reste von Blättern und Früchten, welche beweisen, daß J. vorzeiten einen ansehnlichern Baumwuchs gehabt haben muß als jetzt, und daß die Arten der Bäume denen Amerikas nahe verwandt gewesen. Die gegenwärtigen Wälder Islands sind infolge der Stürme und vulkanischen Ausbrüche wie durch die schlechte Verwaltung in sehr ärmlichem Zustand; sie finden sich meist an den Ufergeländen der Flüsse. Außer Birken, die es jedoch meist nur zur Höhe von Haselnußsträuchern bringen, gibt es fast keine Bäume; ja, auch die Birken sind selten, und der berühmte Wald von Háls an der Nordküste, westlich von Akureyri, ist nur ein Gebüsch von etwa 1 Hektar Umfang mit einzelnen ansehnlichern Stämmen (bis 6 m hoch). Der höchste Baum der Insel ist ein Vogelbeerbaum (Reynir) von 8 m Höhe in Akureyri. Auf großen Strecken wachsen Heidekraut und Heidelbeeren, die hier als Nahrungsmittel dienen, aber erst im September genießbar werden, sowie wichtige Moosarten, darunter das weltberühmte Isländische Moos, das hier gedörrt und mit Milch zu einer Art Grütze gekocht wird, die man im N. und O. als Surrogat für Mehlbrei genießt. Alle blütentragenden Gewächse sind niedrig, aber meist sehr zierlich gebaut. Die verbreitetsten Pflanzen sind: Dryas octopetala, Silene acaulis und Statice armeria; auch Arten von Sedum und Saxifraga (S. hirculis und oppositifolia) kommen viel vor. Der Hauptreichtum besteht in den Wiesenflächen, die teilweise einen sehr üppigen Graswuchs haben; bei jedem Hofe findet man ein mit Steinen eingehegtes Stück Wiesland. Die Heumahd dauert von Mitte Juli bis zum September. Das gesamte Wiesland beträgt indes kaum 5500 qkm (100 QM.), und das bewohnbare Land, zum Teil mit sehr magern Weiden, ist überhaupt nur 42,000 qkm (764 QM.) groß. Der Anbau der Kartoffeln und der Küchengewächse, namentlich des Kohls und der weißen Rübe, nimmt von Jahr zu Jahr zu; Korn will nicht gedeihen, ein Surrogat geben in einzelnen Gegenden die Samen von Elymus arenarius, welcher auf den mit Flugsand bedeckten Strecken wild wächst. Der empfindlichste Mangel herrscht an Brennmaterialien; die vorkommenden Braunkohlen (s. oben) werden nicht benutzt, wohl aber Torf; auch brennt man eingeführte Steinkohlen, Treibholz, das in ansehnlicher Menge an die Nordküsten geschwemmt wird, Mist, Tierknochen, Fischskelette, gedörrten Seetang 2c.

Die Tierwelt ist arm an Arten, wenn auch reich an Individuen. Man zählt nur wenige Säugetiere, darunter den Polarfuchs und die nur in J. vorkommende isländische Maus. Renntiere, welche erst 1770 eingeführt wurden, aber dem Isländer geradezu

lästig sind, haben sich stark vermehrt und ziehen in großen Herden, unangetastet und ungenutzt, durch die Ebenen des Innern. Eisbären kommen nur auf dem Treibeis als Gäste an. Seehunde sind an den Küsten zahlreich. Unter den Vögeln sind besonders wichtig die Eidergänse, welche an vielen Orten sich in großen Scharen aufhalten; man schützt und hegt sie, nimmt ihnen aber einigemal im Jahr Eier und Daunen. Weniger wichtig ist der Schwan (Singschwan), der größte einheimische Vogel Islands, obwohl auch dessen Federn einen guten Exportartikel bilden. Schneehühner, Brachvögel, Schnee-Eulen, Bachstelzen, Schnee-Ammern und Zaunschlüpfer, Schnepfen und schön gefiederte Enten sind nicht selten; doch stellt man nur den Schneehühnern nach, die einen Handelsartikel abgeben. Reptilien finden sich nicht auf I. Von Wichtigkeit ist der Fischfang; von Seefischen werden Dorsche, Schellfische und Heilbutten überall gefangen, und seit einigen Jahren wird eine nicht unbedeutende Heringsfischerei an der Ostküste getrieben; selbst eine Art Haifische (Hákarl, Plur. Hákarlar) kommt nicht selten vor, ausnahmsweise auch Walfische. Im süßen Wasser findet man nur Lachse und Forellen. Bei weitem der größte Teil der Bevölkerung lebt von der Viehzucht. Das wichtigste Haustier ist das Schaf, eine Art, deren beide Geschlechter regelmäßig Hörner (bisweilen sogar vier) tragen, die ein vortreffliches Fleisch und gute Wolle liefert. Man zählt im ganzen Land ca. 800,000 Stück (auf einem gewöhnlichen Bauernhof etwa 80—100). Mit Ausnahme der milchenden treiben sich diese Tiere den ganzen Sommer frei auf den Hochebenen herum und kommen nur im Winter zu den Wohnungen, gehen jedoch auch da täglich ins Freie. Weniger zahlreich ist das Rindvieh (ca. 20,000 Stück). Der Isländer liebt gewöhnlich das Rindfleisch nicht, wichtig ist ihm aber die Milch. Dagegen ist wieder die Pferdezucht bedeutend. Die isländischen Pferde, seit alters eingeführt, gehören zu einer kleinen, aber flüchtigen und sicher gehenden Bergrasse und sind, da es nur Reitwege gibt, für die Bewohner unentbehrlich. Eigentümlich ist ihr großer Kopf. Sie begnügen sich mit der magersten Kost, und viele kommen das ganze Jahr hindurch nicht in den Stall. Man zählt etwa 30,000 Stück Pferde, auf einem gewöhnlichen Bauernhof durchschnittlich 10 Stück, eine Zahl, die notwendig ist, um die Produkte (Wolle, gesalzenes Fleisch, Talg rc.) an den Handelsplatz zu bringen und anderseits die Lebensbedürfnisse (Korn, Kaffee, Zucker, Eisen, Holz rc.) nach Hause zu schaffen. Vor Schweinen hat der Isländer beinahe Abscheu, und man sieht sie auf den Handelsplätzen nur ausnahmsweise; dagegen ist der Hund sein eigentliches Lieblingstier, von dem man 4—8 Stück auf einem Hof hält. Nationalspeise der Isländer ist Skyr, d. h. ausgepreßte dicke Milch. Außerdem besteht das Essen auf I. gewöhnlich aus Schaffleisch, Fischen, aus Vögeln, Eiern, zu flachen Kuchen geformtem Brot von Roggen, Butter und Milch. Endlich wird ziemlich viel Branntwein und Kaffee getrunken.

[Industrie und Handel.] Die Industrie Islands ist natürlich gering. Der Hausfleiß liefert grobes Wollzeug (Vadmál), Strümpfe und Handschuhe, die aber schlecht gearbeitet sind. Auch Handwerk existiert kaum, jeder ist in allen Stücken sein eigner Handwerker. Der Handel, bis 1854 ein königliches Monopol, ist jetzt freigegeben. Die Zahl der in I. eingelaufenen Schiffe betrug in den letzten Jahren durchschnittlich 160 (meist dänische) mit einer Tragfähigkeit von 15,000 Ton. Hauptgegenstände der Ausfuhr sind: getrocknete Fische (jährlich etwa 20,000 Doppelzentner), Wolle (gegen 5000 Doppelzentner), Thran (10,000 Ton.), Salzfleisch (ca. 2000 T.), Talg (bis zu 750 Doppelzentner), Federn (ca. 12,500 kg), Eiderdaunen (ca. 3000 kg), Schneehühner, Fuchspelze, Pferde rc. Die Einfuhr besteht in Korn und Mehl, Kolonialwaren, Holz, Steinkohlen, Eisen, Tabak, Spirituosen und allerlei Fabrikaten. Mit Ausnahme von Reykjavik (2500 Einw.), Akureyri (400 Einw.) und Isafjördr (300—400 Einw.) gibt es keine Städte auf I.; auch Dörfer sind nicht vorhanden. An mehreren Förden haben Kaufleute ihre Faktoreien und Häuser errichtet, welche Orte dann Handelsplätze genannt werden. Im ganzen bestehen einige dreißig solcher Handelsplätze auf I. Im übrigen wohnt der Isländer nur auf Höfen (s. oben). Eine regelmäßige Dampfschiffsverbindung Islands mit Kopenhagen findet an bestimmten Tagen statt; die Fahrt (über Leith, die Shetlandsinseln, Färöer) dauert 10—14 Tage und ebenso lange zurück. In den letzten Jahren haben zwei Schiffe diese Route befahren, die elf Reisen zwischen Kopenhagen und I. jährlich machten und außerdem in der Sommerzeit die Verbindung zwischen den verschiedenen Häfen Islands besorgten. Seit 1873 ist auch ein reguläres Postwesen auf der Insel eingeführt.

[Verwaltung.] I., dessen höchster Beamter der Landshöding (Landshöfdingi) ist, wird in vier Ämter (unter zwei Amtmännern) geteilt: Süd-, West-, Ost- und Nordamt. Diese zerfallen in 22 Sýslur (Sing. Sýsla, Distrikte) und diese in Hreppar (Sing. Hreppur, Gemeinden) und Sólnir (Sing. Sóln, Kirchspiele). In kirchlicher Hinsicht zerfiel I. bis Anfang dieses Jahrhunderts in die beiden Bistümer Hólar und Skálholt, die aber nun zu einem vereinigt sind. Unter dem Bischof (in Reykjavik) stehen 20 Propsteien und 141 Pfarreien (bei 250—300 Kirchen). Das Isländische ist Kirchen-, Schul- und Rechtssprache, und der größte Teil der Beamten besteht aus eingebornen Isländern. Überhaupt gestattet Dänemark den Bewohnern den größten Einfluß auf ihre eignen Angelegenheiten, und die Insel hat seit 1874 sogar wieder ihre eigne gesetzgebende Versammlung (Althing), die sich alle zwei Jahre in Reykjavik, dem Sitz der Regierung, mit dem Landshöding an der Spitze versammelt. Die Staatsrechnung für die zweijährige Finanzperiode 1880—81 ergab eine Einnahme von 777,825 Kronen, der Zuschuß aus der Staatskasse des Königreichs betrug 159,388 Kronen. Der Überschuß ward auf 73,100 Kronen berechnet. Militär wird auf I. nicht gehalten.

[Geschichte.] Gegen Ende des 8. Jahrh. bereits von Irland aus entdeckt und besucht, hat I. doch nicht von dort aus seine Bevölkerung erhalten. Erst 867 wurde es von Nadodd, einem norwegischen Wiking, zufällig aufgefunden und Schneeland genannt, dann von dem Schweden Gardar und dem Normannen Floki besucht; der letztere nannte die Insel wegen des vielen an den Küsten sich anhäufenden Treibeises I. (Eisland). 874 fuhr der norwegische Edle Ingolfr Arnarson, wegen Totschlags aus seiner Heimat vertrieben, nach I., um dort seinen bleibenden Wohnsitz zu nehmen. Der Ort der ersten Ansiedelung war Reykjavik. Rasch folgten andre Einwanderer nach; namentlich als Harald Harfagar seine Alleinherrschaft in Norwegen durch blutige Unterdrückung der Unterkönige und freien Grundbesitzer herzustellen suchte, flüchteten viele aus Norwegen nach I., das binnen 60 Jahren seine volle Einwohnerschaft erhalten haben soll. Nur wenige dänische und schwedische sowie keltische Männer waren darunter, die Gesamtheit war ziemlich gleich-

mäßig norwegischen Stammes. Um 930 wurde auch die Begründung eines geordneten Staatswesens begonnen. Nach norwegischem Muster entwarf Ulfljot ein gemeinsames Landrecht; ein Althing (Landsgemeinde), das jährlich im Hochsommer in Thingvellir (Dingstätte) zusammentreten sollte, wurde eingesetzt, den Goden (Priestern), welche bisher auch die politischen Häupter ihrer Tempelgemeinden gewesen waren, ein oberster Beamter übergeordnet, der den Vorsitz in der Landsgemeinde führte. 965 wurde das Land in vier Distrikte, die Bevölkerung jedes Distrikts in Thinge (13), diese in Godorde (39) eingeteilt. Nach längerm Wirken verschiedener Missionäre in I., namentlich Thorwald Kodranssons (seit 981), ward daselbst 1000 durch einen Beschluß der Landsgemeinde das Christentum eingeführt, und 1057 baute der erste Bischof von I., Isleifr, die Kathedrale zu Skálholt. Ein zweites Bistum entstand später zu Holum (Holar), wo 1106 ein Dom erbaut wurde, mit welchem man, wie auch mit der Kathedrale zu Skálholt, eine Schule verband. Auch nach Grönland, welches die Isländer bald entdeckten, und woselbst sie Kolonien gründeten, verpflanzten sie das Christentum, während auf ihrer Insel selbst Handel und Zivilisation bald aufblühten; viele junge Isländer erwarben sich ihre Bildung im Ausland. Fast drei Jahrhunderte hatte die Ulfljotsche Verfassung bestanden, als das Emporkommen einer mächtigen Aristokratie und die Zerwürfnisse des Freistaats mit der mächtigen Kirche Islands, welche unter dem norwegischen Erzbistum Drontheim stand, die Kraft des Staats schwächten. Mit Hilfe der hierarchischen Partei und der zahlreichen Isländer, welche in Norwegen erzogen waren (darunter der Geschichtschreiber Snorri Sturluson), unterwarf König Hakon der Alte von Norwegen 1264 ganz I. und ließ es durch einen Jarl (Statthalter) regieren; seit 1268 aber verwaltete er es direkt. 1280 erhielt I. ein neues norwegisches Gesetzbuch. Aber Friede und Ruhe kehrten auch unter der Fremdherrschaft nicht zurück, und die fiskalische Ausnutzung des Handels durch schwere Belastung und Beschränkung des Verkehrs schädigte den Wohlstand des Landes außerordentlich. Mit Norwegen fiel I. 1381 an Dänemark und wurde fortan durch dänische Statthalter regiert. Bereits um diese Zeit war jedoch I. dem Verfall nahe, wovon teils die erwähnten innern Streitigkeiten, teils eine verheerende Pest, der schwarze Tod, welcher 1402—1404 zwei Drittel der Bevölkerung hinraffte, die Ursache waren. Neue vorübergehende Unruhen veranlaßte die gewaltsame Einführung der Reformation (1540—50) durch den dänischen König Christian III. 1627 und 1687 ward die Insel von algierischen Seeräubern heimgesucht, wobei viele Einwohner ermordet oder als Sklaven weggeführt wurden. 1707 erlagen 18,000 Menschen in I. den Blattern, und 1784 und 1785 starben 9000 infolge einer Hungersnot. Zu einer großen Zahl von Miß- und Hungerjahren im 18. Jahrh. kamen die verwüstenden Ausbrüche der vielen Vulkane (besonders 1698 und 1724) sowie häufige verheerende Erdbrände (namentlich 1783).

Im März 1809 landete Jörgen Jörgenson, ein ehemaliger dänischer Matrose, mit zwei englischen Kaperschiffen vor Reykjavík, bemächtigte sich des dänischen Gouverneurs Grafen Trampe und schickte ihn gefangen nach London, proklamierte sodann 21. Juni eine isländische Republik, nahm Besitz von dem Gouvernementshaus und umgab sich mit einer Leibgarde, jeden Widersetzlichen mit dem Tod bedrohend. Allein schon im August erschien ein britisches Kriegsschiff im Hafen, und Jörgenson ward abgesetzt und als Gefangener nach London gebracht. 1810 wurde I. für ein England befreundetes Land erklärt, 1814 wieder mit Dänemark vereinigt. Hungersnot in den Jahren 1824 und 1825 und eine verheerende Epidemie 1827 reduzierten die Einwohnerzahl auf 40,000. In den letzten Jahrzehnten sind indes die Volkszahl sowie der Wohlstand auf I. wieder gestiegen. 1834 erhielt I. eine Vertretung im dänischen Landtag, 1843 auch einen eignen Landtag, allerdings nur mit beratender Stimme, durch Wiederherstellung des Althings. Alle Versuche, I. in den dänischen Gesamtstaat einzuverleiben, scheiterten an der festen Haltung des Volkes unter Führung Jon Sigurdssons. Dieses forderte, I. solle als ein eignes Reich betrachtet werden, dessen Name seinen Platz im Titel des Königs erhalten; es solle sein eignes Ministerium haben, und ein geborner Isländer solle als selbständiger Repräsentant der Insel im dänischen Staatsrat einen Platz einnehmen, die Erbfolge aber die dänische bleiben. Endlich nach langem Streit bewilligte auch der Reichstag 2. Jan. 1871 ein Gesetz über Islands verfassungsmäßige Stellung im Reich und 5. Jan. 1874 ein Verfassungsgesetz für Islands besondere Angelegenheiten, nachdem bereits 1854 der Handel von seinen bisherigen Fesseln befreit worden war und einen lebhaften Aufschwung genommen hatte. Am 1. Aug. 1874 feierte I. die 1000jährige Jubelfeier der ersten Kolonisation, welche der König von Dänemark durch seine Anwesenheit verherrlichte, und die Einführung der neuen Verfassung, welche dem Land in innern Angelegenheiten wieder Selbständigkeit verlieh: das Althing, aus 36 Mitgliedern bestehend, übt die gesetzgebende Gewalt und kontrolliert die im Namen des Königs durch einen verantwortlichen Minister für I. geführte Verwaltung. Doch genügte den Isländern dieses Maß von Selbständigkeit noch nicht. Sie beanspruchten auf einer 1885 in Thingvalla abgehaltenen Volksversammlung mehrere erhebliche Änderungen der neuen Verfassung, welche I. Dänemark gegenüber eine ähnliche Stellung wie die Norwegens zu Schweden eingeräumt hätten, was aber Dänemark entschieden ablehnte.

[Litteratur.] I., »der Liebling der Geologen«, ist seit der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der Zielpunkt vieler Reisen gewesen und oft beschrieben worden. Wir nennen von neuern Werken: Waltershausen, Physikalisch-geographische Skizze von I. (Götting. 1847); Schleißner, Island (Kopenh. 1849); Ebel, Geographische Naturkunde von I. (Königsb. 1850); Winkler, I., seine Bewohner, Landesbildung und vulkanische Natur (Braunschw. 1861);

J., Land und Leute etc. (Leipz. 1885); Poestion, J. Das Land und seine Bewohner (Wien 1885). **Karten**: Olsen und Gunnlaugson, Uppdráttur Islands (in 4 Blättern, 1:480,000, 1845; reduziert auf 1:960,000, 1849; neue Ausgabe 1866). Über die Geschichte Islands vgl. Maurer, J. von seiner Entdeckung bis zum Untergang des Freistaats (Münch. 1874); Derselbe, Zur politischen Geschichte Islands (Leipz. 1880); Finn Johannson, Historia ecclesiastica Islandiae (Kopenh. 1772—78, 4 Bde.; fortgesetzt von P. Peterson, das. 1841).

Isländisches Moos, s. Cetraria.

Isländische Sprache, s. Nordische Sprache und Litteratur.

Isländische Verskunst. Allen Erzeugnissen der altisländischen (und altnorwegischen) Dichtung sind strophische Gliederung und Stabreim gemeinsam. Zeitlich lassen sich zwei Kunstformen unterscheiden, die allerdings nicht ganz unvermittelt aufeinander folgen: eine ältere, volksmäßige (das sogen. Fornyrđislag), welche die Verse lediglich durch die Alliteration band, und eine jüngere, die den Reim (Binnenreim oder Endreim) einführte. A. Das Fornyrđislag (metrum antiquum), welches in der alten Volksdichtung, der die Lieder der Edda (s. d.) angehören, ausschließlich angewandt, aber auch von den Kunstdichtern (den Skalden) hin und wieder noch gebraucht ward, zerfällt in den Kviđuháttr (oder das Starkađarlag), den Ljóđaháttr und den Málaháttr. Der erstere entspricht (abgesehen von dem nie übertretenen Gesetz der Einteilung in Strophen) im allgemeinen dem Versmaß, dessen sich die Westgermanen (Deutsche und Angelsachsen) in ihren alliterierenden Dichtungen bedienten. Die Strophe (Vísa) enthält nach der Angabe der altisländischen Metriker acht Zeilen (richtiger wohl vier Langzeilen, von denen jede durch eine Cäsur in zwei Halbzeilen geteilt wird), von diesen Zeilen bilden je zwei das Strophenviertel (Vísufjórđungr), je vier die Strophenhälfte (Vísuhelmingr). Jede Zeile hat zwei, gewöhnlich zweisilbige, Füße, deren jeder eine Hebung enthält; doch ist es auch gestattet, daß ein Fuß aus drei Silben besteht (von denen dann die zweite oder dritte einen Nebenïktus tragen muß): in diesem Fall muß jedoch der andre Fuß einsilbig sein. Die Hebungen erfordern gewöhnlich eine lange Silbe (an deren Stelle jedoch auch ein iambischer oder pyrrhichischer Zweisilber treten darf); nur unter gewissen Einschränkungen kann auch eine einzelne kurze Silbe die Hebung tragen. Auftakte und mehrsilbige Senkungen sind nur in beschränktem Maß und in bestimmten Fällen gestattet. Von den vier Hebungen des Vísufjórđungr sind 2—3 durch den Stabreim gebunden. Im ersten Vers des Verspaars stehen der Regel nach zwei Reimstäbe (**Stollen**), oft auch nur einer; im zweiten Vers steht einer, der **Hauptstab**. — Im Ljóđaháttr, der höchst wahrscheinlich erst aus dem Kviđuháttr sich entwickelt hat, hat die Strophe der Regel nach sechs Zeilen (die Strophen von mehr Zeilen scheinen sämtlich interpoliert); die Zeilen 1 und 2, 4 und 5 sind in derselben Weise wie im Kviđuháttr durch den Stabreim gebunden; dagegen alliterieren Zeile 3 und 6 jede für sich, indem jede zwei Reimstäbe enthält. Der Bau des Ljóđaháttr scheint weniger an feste Regeln gebunden, doch fehlt es noch an eingehendern Untersuchungen. — Der Málaháttr ist eigentlich nur eine Abart des Kviđuháttr, indem jede der acht Zeilen um eine Silbe vermehrt ist. Kviđuháttr und Málaháttr fanden mehr in erzählenden, der Ljóđaháttr mehr in didaktischen Gedichten Anwendung. B. Der Kunstdichtung der Skalden gehören an das Dróttkvætt (Dróttkvæđr Háttr) und die Runhenda (Runhendr Háttr). Das seit dem 9. Jahrh. bezeugte Dróttkvætt (der »Hofton«) hat diesen Namen erhalten, weil es vorzugsweise in Lobliedern auf Fürsten Verwendung fand (vgl. Drápa). Auch in ihm ist die Strophe achtzeilig und hat den Stabreim wie der Kviđuháttr, nur daß hier stets alle drei Reimstäbe vorhanden sein müssen. Der wesentliche Unterschied dieses Versmaßes vom Kviđuháttr besteht in einem außer dem Stabreim angewandten Binnenreim, der entweder Vokal und folgende Konsonanz betrifft (Adalhending) oder nur die Konsonanz (Skothending). In jeder Viertelstrophe hat je der erste Vers Skothending, der zweite Adalhending. Jede Verszeile des regelmäßigen Dróttkvætt besteht aus drei zweisilbigen Füßen, in welchen stets die erste Silbe als Hebung gilt. Im ersten und dritten Takt muß die erste Silbe lang sein (es sind also hier nur Spondeen und Trochäen gestattet), während im zweiten Takt auch Jamben und Pyrrhichien zulässig sind. Nur im ersten und zweiten Takt kann je eine der beiden Silben in zwei verschleifbare Silben aufgelöst werden, von denen die erste immer kurz, die zweite unbetont sein muß. Eine spätere Abart des Dróttkvætt ist die Hrynhenda, auch Liljulag genannt, weil in der Lilja (s. **Drápa**) gebraucht; sie hat acht Silben in der Zeile. Eine weitere Abart mit kurzen Versen (vier Silben) ist das Toglag. — Die Runhenda (Runhendr Háttr) unterscheidet sich vom Kviđuháttr durch Hinzukommen des Endreims, dagegen fehlt ihr der Binnenreim. Die Strophe ist ebenfalls achtzeilig. In der eigentlichen Runhenda geht der Reim durch alle acht Verse hindurch; in der kleinern Runhenda hat jede Halbstrophe, in der kleinsten jede Viertelstrophe ihren eignen Reim. Regelmäßig stehen außerdem alle drei Reimstäbe des Stabreims. Die Zahl der Silben schwankt zwischen 8 und 7, ist aber in derselben Strophe die gleiche. Aus der Runhenda entwickelten sich später (seit dem 14. Jahrh.) die Rímur, entsprechend unsern gereimten Gedichten. Sie bestehen gewöhnlich aus vierzeiligen Strophen mit gekreuzten Endreimen, neben welchen sie in der Regel auch noch den Schmuck der Alliteration bewahrt haben. — Die älteste Darstellung der isländischen Verskunst findet sich in der sogen. jüngern Edda. Vgl. J. Olassen, Om Nordens gamle Digtekonst etc. (Kopenh. 1786). Von neuern Arbeiten sind besonders zu nennen: Ed. Sievers, Beiträge zur Skaldenmetrik (in Paul und Braunes »Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur«, Bd. 5, 6 u. 8, Halle 1878 bis 1882); Derselbe, Zur Rhythmik des germanischen Alliterationsverses (ebenda, Bd. 10, das. 1885); Derselbe, Proben einer metrischen Herstellung der Eddalieder (das. 1885); A. Edzardi, Die skaldischen Versmaße und ihr Verhältnis zur keltischen Verskunst (in Paul und Braunes »Beiträgen«, Bd. 5, das. 1878), und die ausführlichen Erörterungen von Th. Möbius in seiner Ausgabe von Snorris »Háttatal« (das. 1879—81). Eine kurze, aber recht empfehlenswerte Darstellung der altnordischen Metrik gab Erik Brate (»Fornnordisk metrik«, Upsala 1884).

Islay (spr. eile), eine der südlichen Hebrideninseln, südwestlich von der Insel Jura, von der sie durch den Islaysund getrennt wird, gehört zur Grafschaft Argyll und umfaßt 606 qkm (11 QM.) Areal mit (1881) 7559 Einw. Die Küsten sind felsig, schwer zugänglich und von tief eindringenden Buchten zerschnitten. Den tiefsten Einschnitt bildet der Loch

Andail im S. Das Innere ist ein Hügelland mit Moorstrecken; in den Thälern findet sich auch Kulturland. Die höchsten Punkte sind: Beinn Bhan (439 m) und Scaribh (365 m). Das Mineralreich bietet Eisen, Kupfer, Blei und Schmirgel. Der namhafteste Ort ist das Städtchen Bowmore am Loch Andail, mit Whiskeybrennerei und 828 Einw.

Islay (Puerto de J.), Hafenstadt an der Küste des Departements Arequipa (Peru), auf steiler Anhöhe in öder Gegend, hat eine gute Reede und etwa 500 Einw. Seit Eröffnung der Eisenbahn vom benachbarten Mollendo (s. d.) nach Puno hat sein Handel bedeutend abgenommen. J. ist Sitz eines deutschen Konsulats.

Isle (franz., spr. ihl), alte Schreibweise für île (s. d.).

Isle (spr. ihl), Fluß in Südfrankreich, entspringt im Departement Obervienne, südöstlich von Nexon, fließt in südwestlicher Richtung durch das Departement Dordogne und mündet im Departement Gironde, bei Libourne, in die Dordogne. Nebenflüsse sind links die Dronne, rechts die Haute-Vézère. Der 235 km lange Fluß ist aufwärts bis Périgueux, 145 km weit, schiffbar und in seinem untersten Lauf auch für Seeschiffe zugänglich.

Isle (L'Isle, spr. lihl), Stadt im franz. Departement Vaucluse, Arrondissement Avignon, an der Sorgue und der Eisenbahn von Avignon nach Aix, mit Resten alter Befestigungen (Tour d'Argent, aus dem 10. Jahrh.), einer mit mancherlei Kunstwerken ausgestatteten Kirche, (1881) 3690 Einw. und ansehnlicher Seide- und Wollspinnerei.

Islebius, Johannes, s. Agricola 4).

Isle de France (Ile de F.), 1) ehemalige franz. Provinz, s. Francien. — 2) Insel, s. Mauritius.

Isleworth (spr. eisl'wörth), Ortschaft in der engl. Grafschaft Middlesex, an der Themse, 22 km oberhalb der Londonbrücke, hat große Obst- und Gemüsegärten, zahlreiche Villen (darunter Sion House) und (1881) 12,973 Einw. Dabei das International College und Pears' berühmte Seifensiederei.

Islimje, Stadt, s. Sliewen.

Islington (spr. isslingt'n), nördlicher Stadtteil Londons, mit großem Gefängnis der City (in Holloway), einem anglikan. Seminar (College of Divinity, in Highbury), einer Anstalt zur Bildung von Missionären, einer deutschen Kirche und (1881) 282,867 Einw.

Isly (spr. isli), Fluß in Marokko, an der algerischen Grenze, bekannt durch den für die Befestigung der französischen Macht in Afrika entscheidend gewordenen Sieg, welchen hier 14. Aug. 1844 die Franzosen unter Marschall Bugeaud (Herzog von J.) über die Marokkaner erfochten.

Ismaël (hebr., »Gott erhört«), Sohn Abrahams und der Hagar, einer Sklavin der Sara, ward den hebräischen Urkunden zufolge, nachdem letztere selbst einen Sohn geboren hatte, samt seiner Mutter von Abraham verstoßen und lebte sodann in der Wüste Pharan, wo er eine Ägypterin heiratete und 137 Jahre alt starb. Seine mythologische Bedeutung geht in der Repräsentation der Stammeseinheit auf, die zwischen den Israeliten und den semitischen Arabern besteht, und er selbst wird als ein Typus des Beduinentums geschildert. Übrigens unterscheiden arabische Schriftsteller die ismaelitischen Araber sorgfältig von den echten und ursprünglichen joktanischen (s. Joktan).

Ismaëliten, 1) die Nachkommen Ismaels (s. d.). — 2) Mohammedan. Sektierer seit den ersten Zeiten der Abbassidenherrschaft. Sie traten in Syrien und Persien auf und verfochten die Rechte Alis, nach dessen Urenkel im siebenten Glied, Ismail, sie sich nannten. Der Koran spielte bei ihnen nur die Rolle der äußern Form, seinen Inhalt bestimmte ihre eigne allegorische Interpretation. Den J. gehören auch die Assassinen (s. d.) an, die deshalb auch westliche J. genannt werden. J. nannte man ferner im südöstlichen Europa, namentlich in Polen und Ungarn, jene türkischen Mohammedaner, die von der untern Wolga und vom Nordrand des Kaspischen Meers her in den Ostländern Europas Handel trieben und sich später dort ansiedelten. In Ungarn waren J. bis zum 14. Jahrh. als die eigentlichen Repräsentanten des Handels anzutreffen, wurden aber alsdann teils gewaltsam bekehrt, teils vertrieben und ausgerottet.

Ismail, Stadt im russ. Gouvernement Bessarabien, am nördlichen Mündungsarm der Donau (Kilia), bildet mit dem angrenzenden Tutschkow eine Doppelstadt und hat (1880) 30,262 Einw., welche Handel mit Getreide, Wolle, Talg, Fellen treiben. Die Ausfuhr bezifferte sich 1884 auf 1,647,306 Rubel, die Einfuhr auf ca. 503,000 Rub. In dem Hafen liefen 323 Schiffe mit 46,890 Lasten ein und aus. — J., ehedem eine wichtige türkische Festung, ward 6. Aug. 1770 von den Russen erobert, 22. Dez. 1790 von Suworow erstürmt und zerstört, 26. Sept. 1791 zum drittenmal von den Russen genommen. Seitdem in Trümmern liegend, erhob es sich erst wieder, als es im Bukarester Frieden 1812 mit Bessarabien an Rußland gekommen war und Station der russischen Donauflotte wurde. Es erhielt mit der 1810 nahe dabei gegründeten Stadt Tutschkow 1830 eine abgesonderte Verwaltung, der auch Kilia und Reni unterstellt wurden. Die Festungswerke wurden zufolge des Pariser Friedens, in welchem J. nebst einem Teil von Bessarabien von Rußland der Moldau überlassen ward, 1856 geschleift, und die Doppelstadt J.-Tutschkow ist seitdem nur noch Handelsplatz. Seit 1878 ist die Stadt wieder russisch.

Ismailia, 1) Stadt, welche 1861 auf dem Isthmus von Suez während des Kanalbaues angelegt wurde, liegt im NW. des für den Hauptkanal benutzten Timsahsees, an der Eisenbahn Kairo-Suez und am schiffbaren Süßwasserkanal, der, vom Nil herkommend, im SW. der Stadt sich nach Suez wendet. Der sehr regelmäßig angelegte Ort war während des Kanalbaues Mittelpunkt aller Arbeiten, ist aber jetzt öde und still und seine Einwohnerzahl (1877: 1879 Seelen) in beständiger Abnahme. Mit seinen breiten, von Bäumen beschatteten Straßen, hübschen Plätzen und von Gärten umgebenen Häusern macht J. einen angenehmen Eindruck. Ansehnliche Bauten sind: das vizekönigliche Schloß, das Wasserwerk, welches mittels 70 km langer Röhrenleitung Port Said versorgt, das Gouvernementsgebäude, Kanalamt, Lesseps' Villa u. a., alle am Kai Mehemed Ali. — 2) Ort am obern Nil, s. Gondokoro.

Ismail Pascha, Vizekönig von Ägypten, geb. 1830 zu Kairo, zweiter Sohn Ibrahim Paschas, ward mit seinem ältesten Bruder, Achmed, in Frankreich erzogen. 1849 nach dem Tod seines Vaters nach Ägypten zurückgekehrt, trat er in Opposition zu der reaktionären Regierung Abbas Paschas, ward dagegen von seinem Oheim Said Pascha 1855 in den Staatsrat berufen und mit wichtigen amtlichen Funktionen beauftragt. 1861 führte J. bei einer längern Abwesenheit seines Oheims die stellvertretende Regierung und wurde gegen Ende des Jahrs nach dem Sudân gesandt, um den dort ausgebrochenen Aufstand zu unterdrücken. Als Said Pascha 18. Jan. 1863 starb, folgte ihm J. in der Regierung und bekannte sich alsbald offen zu den

freisinnigen Grundsätzen seines Vorgängers. Obwohl er das Volk, besonders die Fellahs, mit Steuern und Frondiensten hart bedrückte, um die bedeutenden Summen aufzubringen, welche sein verschwenderischer Hof und seine großen Rüstungen verschlangen, und Ägypten mit Schulden belastete, so erwarb er sich doch auch bedeutende Verdienste um das Land. Er führte die Baumwollkultur in Ägypten ein, namentlich aber setzte er die Vollendung des Suezkanals gegen die von England angestifteten türkischen Intrigen durch. Auch berief er 1866 eine ägyptische Notabelnversammlung, um über innere Reformen zu beraten. Hauptsächlich war sein Augenmerk darauf gerichtet, die Herrschaft seiner Dynastie zu befestigen und sich vom Sultan unabhängig zu machen. Im Mai 1866 erhielt er die Zustimmung der Pforte zur Regelung der Erbfolge in direkter Linie, 1867, als die Türkei wegen des kretischen Aufstandes seines Beistandes bedurfte, den Titel Chedive (»Vizekönig«) und bedeutende Zugeständnisse für die Selbständigkeit der Verwaltung Ägyptens. Als er aber, durch Napoleons Gunst ermutigt, sich ein starkes Heer nach europäischem Muster bildete, eine Flotte von Panzerschiffen anschaffte, 1869 auch eine Reise an die europäischen Höfe antrat, über die Neutralisierung des Suezkanals und die Aufhebung der Konsulargerichtsbarkeit selbständige Verhandlungen mit den Mächten anknüpfte und durch dies alles zu deutlich sein Streben nach Unabhängigkeit kundgab, schritt die Pforte ein, und I., welcher für einen Krieg auf fremde Hilfe nicht rechnen konnte, mußte sich im Dezember 1869 unterwerfen und im März 1870 seine Panzerschiffe ausliefern. Im Juli 1870 machte er selbst einen Besuch in Konstantinopel, und durch Wiederholung desselben 1872 und 1873 sowie durch reichliche Geldgeschenke an den Sultan selbst und die vornehmsten Beamten erlangte er einen neuen Ferman vom 8. Juni 1873, der ihm zwar einen Tribut von 1 Mill. Thlr. auferlegte, dafür aber ihm einen höhern Rang und thatsächliche Unabhängigkeit garantierte. Die kriegerischen Unternehmungen hatten die Eroberung von Dar Fur zur Folge, während sie in Abessinien einen unglücklichen Ausgang nahmen. Schließlich aber wuchsen die Schulden durch die Verschwendung Ismail Paschas so an, daß er 1878 nicht mehr im stande war, die Zinsen zu bezahlen, und als er sich der europäischen Kontrolle seiner Finanzen entziehen wollte, wurde er auf Antrieb der Westmächte 26. Juni 1879 vom Sultan zur Abdankung gezwungen, worauf sein Sohn Tewfik Chedive wurde. I. begab sich mit seinem Harem zunächst nach Neapel und bemühte sich, freilich vergeblich, durch Rundreisen bei den Mächten die Wiederherstellung seiner Herrschaft zu erlangen.

Ismene, nach griech. Sage Tochter des thebanischen Königs Ödipus (s. d.) und Schwester der Antigone.

Ismid (Iskimid), türk. Stadt im kleinasiatischen Teil des Wilajets Konstantinopel, an einem Golf (Busen von I.) des Marmarameers, mit Skutari durch eine Eisenbahn verbunden, Sitz eines griechischen Metropoliten und eines armenischen Erzbischofs, hat schmutzige Straßen und verfallene Häuser, einen Hafen und 15,000 Einw. (viele Christen). Haupterwerbszweige sind: Seidenweberei, Töpferei und Küstenschiffahrt. I. ist das alte Nikomedia (s. d.).

Ismir, türk. Name der Stadt Smyrna.

Isnard (spr. -nár), Maximin, Girondist, geb. 16. Febr. 1751 zu Grasse in der Provence, ward 1791 in die Gesetzgebende Versammlung gewählt, schloß sich den Girondisten an und trug durch seine leidenschaftliche Beredsamkeit das meiste dazu bei, den Thron zu stürzen und Frankreich in auswärtige Kriege zu verwickeln. Als Mitglied des Konvents stimmte er für die Hinrichtung Ludwigs XVI. und die Einsetzung des Wohlfahrtsausschusses, widersetzte sich aber der Tyrannei der Jakobiner und entging dem Tod (Juni 1793) nur dadurch, daß er Paris verließ und sich verbarg. 1795 trat er wieder in den Konvent und war einer der wütendsten Vorkämpfer der royalistischen Reaktion. 1796 ward er Mitglied des Rats der Fünfhundert, 1799 des Tribunals, zog sich aber 1804 vom politischen Leben zurück und starb 1830 in Grasse.

Isnik, Dorf im türk. Wilajet Chodawendikjâr in Kleinasien, am östlichen Ende des Sees von I. (I.-Göl), nahe dem Marmarameer, ist das alte, berühmte Nikäa (s. d.), das 1330 vom Osmanen Orchan erobert wurde. Von der alten Stadt sind noch Reste der Mauern, einer Wasserleitung und eines Theaters, von einer neuern, ebenfalls verfallenen türkischen Stadt die Reste von Moscheen, Bädern u. a. übrig.

Isny, Stadt im württemberg. Donaukreis, Oberamt Wangen, im württembergischen Algäu, an der bayrischen Grenze und an der Linie Herbertingen-I. der Württembergischen Staatsbahn, 704 m ü. M., hat 2 schöne Kirchen, ein reiches Spital, ein schönes Rathaus, ehemaliges Benediktinerkloster von 1090 (jetzt Residenzschloß der Grafen von Quadt-I.), eine Seidenzwirnfabrik, Maschinenwerkstätte, Fabriken für Peitschen, Litzen, Spulen, Seifen, Drahtwaren, Filtriersteine, Wagen u. Chaisen, einen Stahlhammer, Bierbrauerei, Käse- und Holzhandel und (1885) 2584 meist kath. Einwohner. I. war schon im 8. Jahrh. vorhanden, wurde 1365 Reichsstadt, kam 1803 an die Grafen von Quadt und 1806 zu Württemberg.

Iso... (griech., »gleich«) bezeichnet in Zusammensetzungen das Gleiche, Gleichgestaltete und Gleichartige.

Isobaren (griech.), Linien gleichen Barometerstandes (s. Wetter).

Isobarometrische Linien (griech.), Linien auf der Erdoberfläche, welche diejenigen Orte miteinander verbinden, für welche die mittlere monatliche Amplitude der Barometerschwankungen denselben Wert hat (s. Barometer, S. 388).

Isobronten (griech.), Linien auf der Erdoberfläche, welche diejenigen Orte miteinander verbinden, an welchen bei heraufziehendem Gewitter der erste Donner gleichzeitig gehört wurde. Diese Linien sind von v. Bezold in die Meteorologie eingeführt und liefern ein vorzügliches Bild für den Weg eines fortschreitenden Gewitters.

Isochasmen (griech.), Kurven gleicher Polarlichthäufigkeit (s. Polarlicht). Die Zone der größten Häufigkeit und Intensität des Nordlichts beginnt bei 72° nördl. Br. an der Barrowspitze in Nordamerika, geht über den Großen Bärensee nach der Hudsonbai, schneidet diese unter 60°, zieht dann über Nairn an der Labradorküste südlich vom Kap Farewell zwischen Island und den Färöern hindurch in die Nähe des Nordkaps und von da nach dem Nördlichen Eismeer. Nach den weiter zu Gebote stehenden Beobachtungen soll die Linie um Nowaja Semlja und um das Kap Tscheljuskin gehen, im östlichen Sibirien sich der Küste nähern und von da zur Barrowspitze zurückkehren. Mehr oder weniger parallel mit dieser Linie laufen diejenigen Linien, auf welchen jährlich annähernd gleichviel Nordlichter gesehen werden. So geht z. B. die Linie für jährlich ein Nordlicht von Bordeaux durch die Schweiz über Krakau, südlich von Moskau und Tobolsk zum nördlichen Ende des Baikalsees,

dem Ochotskischen Meer, den südlichen Alëuten und von da durch das nördliche Kalifornien zur Mississippimündung und zurück nach Bordeaux. Die Linie größter Häufigkeit fällt beinahe genau, wahrscheinlich sogar ganz genau, mit der Grenze zusammen, welche die Orte trennt, von denen das Nordlicht nach dem Pol zu oder nach dem Äquator zu gesehen wird. Die Polarlichter werden immer in einer Richtung gesehen, welche auf der Linie größter Häufigkeit sowie auf dem ganzen Kurvensystem der J. senkrecht steht. Der Verlauf der Kurven, so wie er nach den frühern Beobachtungen konstruiert ist, bedarf trotz des bedeutend vermehrten Beobachtungsmaterials bis jetzt kaum einer Veränderung.

Isochimēnen (griech.), auf Erdkarten gezogene Linien, welche die Orte von gleicher mittlerer Wintertemperatur verbinden; vgl. Isothermen und Lufttemperatur.

Isochromātisch (griech.), gleichfarbig; isochromatische Photographie, ein von E. Albert in München erfundenes Verfahren, durch welches photographische Reproduktionen von Gemälden ohne Veränderung der Farbenwerte ermöglicht werden. S. Photographie.

Isochrōmfirnis, Firnis aus 2 Teilen Mastix, 6 Teilen rektifiziertem Terpentinöl, 4 Teilen bestem venezianischen Terpentin, wird als Gemäldelack benutzt sowie zum Überziehen von kolorierten Kupferstichen.

Isochrōn (isochrōnisch, griech.), gleichlange Zeit während; Isochronismus, die gleichlange Dauer, besonders von Pendelschwingungen.

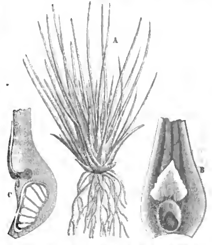
Isochrōne (Tautochrone, griech.), vgl. Cykloide.

Isocyklisch (griech.), s. v. w. eucyklisch.

Isodimorphismus, s. Isomorphie und Heteromorphismus.

Isodynamische Linien, s. Magnetismus.

Isoëteen (Brachsenkräuter), Ordnung aus der Klasse der Lykopodinen unter den Gefäßkryptogamen, nur aus der einzigen Gattung Isoëtes (s. d.) bestehend, welche zunächst mit Selaginella verwandt ist, aber besonders in den vegetativen Teilen bedeutend abweichend und unter allen Gefäßkryptogamen eigentümlich sich verhält. Es sind perennierende, im Wasser oder außerhalb desselben lebende Kräuter. Der Stamm ist ein Knollen ohne Längenwachstum und ohne Zweige, welcher auf der obern, mit Blättern besetzten sowie auf der untern Seite platt gedrückt und auf den Seitenflächen mit zwei einander gegenüberstehenden oder auch mit drei Furchen versehen ist, die an der Unterseite zusammenlaufen. Er ist wegen seines Baues und seines andauernden Dickenwachstums eigentümlich. Von demselben rühren die knollenförmige Gestalt und die Furchen des Stammes her, weil zwischen den letztern der Prozeß am lebhaftesten ist. Die Wurzeln befinden sich an der Unterseite zwischen den Furchen; am Rand stehen die ältesten, unter der Mitte des Stammes die jüngsten. Die dicht hintereinander stehenden, aufwärts gerichteten Blätter (Fig. A) haben lange, pfriemenförmige Gestalt und eine etwas scheidenartig verbreiterte Basis, über welcher sie ein Blatthäutchen (Fig. B) tragen. Sie sind nach Art derjenigen der Wasserpflanzen gebaut, indem sie von vier durch zellige Querwände gekammerten Lufträumen durchzogen sind. In der Mitte haben sie den in einer trichterförmigen Vertiefung der obern Stammseite liegenden Vegetationspunkt zwischen sich, an welchem immer neue Blätter entstehen; die äußersten sind die ältesten, und die Seitenflächen des Stammes tragen noch die Narben der abgestorbenen vorjährigen Blätter. Die Sporangien befinden sich auf der Innenseite des Blattgrundes unterhalb des Blatthäutchens einzeln und sind einer mehr oder weniger geöffneten Grube der Blattbasis eingesenkt (Fig. B u. C). Bei manchen Arten erweitern sich die Ränder dieser Grube zu einer dünnen Haut, welche als Segel das Sporangium teilweise oder ganz deckt. Letzteres springt bei der Reife nicht auf, sondern wird durch allmähliche Verwesung der Wand geöffnet. Manche Sporangien enthalten die großen Makrosporen, andre die kleinen Mikrosporen; beide kommen an derselben Pflanze vor, und es wechseln periodisch Blätter mit der einen und solche mit der andern Art Sporangien; der Übergang wird von mehreren sterilen Blättern gebildet, welche nur in ihrem Scheidenteil entwickelt sind, gleichsam Niederblätter darstellen. Beide Arten von Sporen werden



Brachsenkraut (Isoëtes lacustris). A Ganze Pflanze (1/2 natürliche Größe). B Blattgrund mit dem Sporangium am Grund und darüber befindlichem Blatthäutchen. C Längsschnitt des Blattgrundes mit dem gekammerten Sporangium.

in ihrem Sporangium in großer Anzahl gebildet, beide haben ein auswendig glattes oder mit Leisten und Buckeln besetzes, gelb gefärbtes Exosporium und enthalten Protoplasma mit Öltropfen. Die Makrosporen entwickeln durch freie Zellbildung ein Prothallium, welches aber innerhalb des Exosporiums eingeschlossen bleibt, nur durch Aufreißen des Scheitels der Spore an der Spitze entblößt wird; dort werden die Archegonien gebildet, deren Eizelle nach erfolgter Befruchtung zu einer neuen Pflanze sich entwickelt. Die Mikrosporen haben dagegen männlichen Charakter; sie teilen sich in vier Tochterzellen, von denen zwei ihren Inhalt zu einem Spermatozoid, einem langen, dünnen, beiderseits bewimperten Spiralfaden, ausbilden, welcher, in das Archegonium eindringend, die Befruchtung der Eizelle bewirkt. Die Ordnung zählt nur wenig über zehn jetzt lebende Arten, welche vorzugsweise dem südlichen Europa angehören; auch einige fossile Arten sind bekannt. Vgl. A. Braun, Über die Isoëtes-Arten der Insel Sardinien (Berl. 1863).

Isoëtes *L.* (Brachsenkraut), einzige Gattung aus der Ordnung der Isoeteen, umfaßt mehr als zehn Arten perennierender, teils auf dem Grunde der Gewässer wurzelnder, teils amphibischer, teils landbewohnender Kräuter besonders in Europa und den Mittelmeerländern. I. lacustris *Durieu*, mit knolligem, zweilappigem Stengel, schief absteigenden Lappen, 5—30 cm langen, pfriemenförmigen, steifen, dunkelgrünen Blättern, dünnhäutigen Sporangien und an der Oberfläche höckerig-körnigen Makrosporen, findet sich auf dem Grund von Seen im größten Teil Europas. I. echinospora *Durieu*, mit knolligem, zweilappigem Stengel, fast horizontalen Lappen, 5—15 cm langen, pfriemenförmigen, biegsamen, hellgrünen Blättern, derbhäutigen Sporangien und mit großen, spitzen Stacheln besetzten Makrosporen, wächst auf dem Grund von Seen, besonders in Nordeuropa, Frankreich und im Schwarzwald. I. Braunii *Ung.* und I. Scheuchzeri *Heer* finden sich fossil in Miocänschichten.

Isogeothermen (griech.), auf Erdkarten gezogene Linien, welche die Orte mit gleicher Bodenwärme (in einer Tiefe, in welcher die jährlichen Variationen eben verschwinden) verbinden.

Isogonische Linien, s. Magnetismus.

Isographie (griech.), von Magne in Paris erfundenes Verfahren, alte Drucke so zu präparieren, daß sie Druckfarbe, wenn solche vermittelst einer Walze auf dieselben gebracht wird, an den bedruckten Stellen annehmen, an den unbedruckten jedoch abstoßen, so daß man ihren Gegenstand dann auf den lithographischen Stein oder eine Zinkplatte überdrucken und originalgetreu vervielfältigen kann. Das Verfahren ist nicht veröffentlicht worden, scheint aber nur in einer Art anastatischen Druckes (s. d.) zu bestehen.

Isohyëten (griech.), auf Erdkarten Linien, welche die Orte mit gleicher jährlicher Regenmenge verbinden (s. Regen).

Isohypsen (griech.), Linien, welche auf Landkarten alle Punkte von gleicher Meereshöhe verbinden.

Isoklinische Linien, s. Magnetismus.

Isokölon (griech.), Wortfigur, beruhend auf der gleichen Silbenzahl der korrespondierenden Satzglieder in einer Periode, wurde besonders von den griechischen Rednern angewandt.

Isokrătes, der vierte unter den zehn attischen Rednern, geb. 435 v. Chr. zu Athen, genoß den Unterricht der angesehensten Sophisten jener Zeit, wie Gorgias, Prodikos u. a., und stand auch mit Sokrates in Verkehr, ohne jedoch zu seinen eigentlichen Schülern zu gehören. Schwache Stimme und Schüchternheit hinderten ihn am öffentlichen Auftreten; daher beschäftigte er sich nach dem Sturz der Dreißig Tyrannen, als sein Vater, der früher wohlhabende Besitzer einer Flötenfabrik, sein Vermögen verloren hatte, anfangs mit dem Abfassen gerichtlicher Reden für andre. Um 392 eröffnete er eine rhetorische Schule, die ihm bedeutende Reichtümer einbrachte. Zu seinen Schülern, deren Zahl auf 100 angegeben wird, gehörten die Redner Isäos, Hypereides und Lykurgos sowie die Geschichtschreiber Theopompos und Ephoros. Vom politischen Leben hielt er sich fern; doch suchte er auf die politischen Verhältnisse Athens wie ganz Griechenlands durch eine Reihe von Kunstreden, die nur zur Lektüre bestimmt waren, einzuwirken. So zuerst in dem hochgefeierten »Panegyrikos«, einer Art Festrede, die er 380 nach 10- oder gar 15jähriger Arbeit veröffentlichte (hrsg. von Herold, griechisch u. deutsch, Nürnb. 1859); sie sollte die Notwendigkeit eines gemeinsamen Kampfes aller Griechen gegen die Perser unter Athens Hegemonie darthun. Im »Areiopagitikos« (hrsg. von Mehler, Groning. 1861) empfahl er seinen Mitbürgern die Wiederherstellung der Solonischen Verfassung zum Zweck einer Wiedergeburt Athens. Noch im 98. Jahr vollendete er den »Panathenaikos«, eine Lobrede auf Athen, nicht lange bevor er sein Leben wenige Tage nach der Schlacht bei Chäroneia 338 durch freiwilligen Hungertod beschloß, angeblich aus Schmerz über den Sturz der griechischen Freiheit. Das Altertum kannte unter seinem Namen 60 Reden, von denen jedoch nur die kleinere Hälfte für echt galt. Uns sind, außer zehn jedenfalls untergeschobenen Briefen, 21 Reden erhalten, bis auf sechs für andre geschriebene Gerichtsreden sämtlich der epideiktischen Gattung angehörig. J. erscheint in denselben als vollendeter Redekünstler; er ist weniger durch Tiefe der Gedanken ausgezeichnet als durch die sorgfältige Auswahl der im reinsten Attizismus gehaltenen Ausdrücke, die rhythmische Abrundung des Periodenbaues, die geschickte Anwendung der Figuren und aller Mittel, welche die Rede wohlklingend machen. Sie wurden, außer in den Sammlungen der Redner, herausgegeben von Dindorf (Leipz. 1825), Baiter (Par. 1846), Benseler (2. Aufl. von Blaß, Leipz. 1878, 2 Bde.), Sandys (Lond. 1868); ausgewählte Reden gaben Bremi (Gotha 1831), Rauchenstein (5. Aufl., Berl. 1882), O. Schneider (2. Aufl., Leipz. 1874—75, 2 Bde.) heraus. Übersetzungen lieferten Benseler (Prenzl. 1829—31, 4 Bde.; Leipz. 1854—55, 2 Bde.), Christian (3. Aufl., Stuttg. 1869), Flathe (das. 1869). Vgl. Blaß, Die attische Beredsamkeit, Bd. 2 (Leipz. 1874).

Isokrymen (griech.), Linien gleicher größter Kälte.

Isŏla (ital.), Insel

Isŏla, Marktflecken im österreichisch-illyr. Küstenland (Istrien), Bezirkshauptmannschaft Capo d'Istria, auf einem ins Meer vorspringenden Felsen, mit Zollamt, vorzüglichem Weinbau, Schwefelbad, Hafen und (1880) 5580 Einw.

Isŏla Bella, Insel, s. Borromeische Inseln.

Isŏla della Scala, Distriktshauptort in der ital. Provinz Verona, an der Eisenbahn von Verona nach Rovigo, mit (1881) 2088 Einw., Hanfindustrie und Handel. Hier 5. April 1799 Sieg der Österreicher unter Kray über die Franzosen unter Schérer.

Isŏla del Liri, Stadt in der ital. Provinz Caserta, Kreis Sora, am Garigliano (Liri), welcher hier, in zwei Arme geteilt, einen prächtigen Wasserfall bildet, hat einen Palast, (1881) 4569 Einw., Eisengießerei, Wollspinnerei und Fabriken für Tuch und Papier

Isŏla Grossa (Isola Lunga), langgestreckte Insel im Adriatischen Meer, an der Küste Dalmatiens, zur dalmatischen Bezirkshauptmannschaft Zara gehörig, 55 qkm groß, gebirgig (bis 350 m hoch) und wenig bewaldet, mit einem Kloster, einem Leuchtturm, Salinen und dem Hafenort Sale.

Isŏla Madre, Insel, s. Borromeische Inseln.

Isolāni (Isolano), Johann Ludwig Hektor, Graf von, kaiserlicher General im Dreißigjährigen Kriege, geb. 1586 aus einem cyprischen, dann in der Emilia angesessenen Adelsgeschlecht, trat früh in kaiserliche Kriegsdienste. 1602 geriet er in türkische Gefangenschaft, entkam jedoch und wurde darauf Kommandeur eines Kroatenregiments, mit welchem er in den ersten Zeiten des Dreißigjährigen Kriegs gegen Mansfeld und später unter Savelli in Pommern focht. Wegen der ausgezeichneten Leistungen seiner leichten Reiterei wurde J. 1632 zum General über die Kroaten ernannt und 1634 mit den Wallensteinschen Gütern Aicha und Friedenstein beschenkt.

Außerdem brachte ihm sein Verrat an Wallenstein, der ihn mit Wohlthaten überhäuft hatte, auch den Grafentitel ein. Der Krieg führte ihn nach der Schlacht bei Nördlingen nach Burgund, 1637 nach Hessen, 1638 nach Pommern, 1639 an den Oberrhein gegen den Herzog von Weimar und Guébriant. Er starb 1640 in **Wien.**

Isalātor (lat.), s. Isolieren.

Isolepis *R. Br.*, Gattung aus der Familie der Cyperaceen, Riedgräser mit meist vielblütigen Ähren, dachziegeligen, gleichartigen Schuppen und meist dreieckigen Nüßchen. Von den sehr zahlreichen Arten werden I. gracilis *Nees* aus Ostindien, mit hängenden, dreikantig zusammengedrückten Halmen und gehäuften Ährchen, sowie I. pygmaea *Knth.* in Südeuropa und Südamerika, mit ebenfalls hängenden Halmen und einzelnen Ährchen, bei uns in Töpfen kultiviert und zur Dekoration von Blumentischen benutzt. Sie wachsen sehr willig, wenn man für gleichmäßig starke Bewässerung (am besten durch mit Wasser gefüllte Untersetzer) sorgt.

Isolieren (franz., v. ital. isola, »Insel«), vereinzeln, vereinsamen, streng absondern; besonders in der Physik: die unmittelbare Verbindung mit Elektrizitätsleitern (durch schlechte Leiter) unterbrechen; Isolator, die Isolierung oder Isolation bewirkender Körper, Nichtleiter (di-elektrischer Körper); vgl. Elektrizität, S. 351. — In der Technik heißen Isoliermasse schlechte Wärmeleiter zur Umhüllung von Dampfleitungsröhren.

Isolierende Sprachen, s. Sprache und Sprachwissenschaft.

Isolierhaft, s. Einzelhaft.

Isolierschemel, s. Elektrisiermaschine, S. 529.

Isolierschichten, Trennungsschichten bei Mauerwerk, welche das Aufsteigen von Feuchtigkeit verhindern sollen. Man benutzt Asphalt, Asphalttuch, Dachpappe, Glas-, Zink- oder Bleiplatten, Zementschichten, Zementmauerwerk 2c. Sehr vorteilhaft erweisen sich die Isolierungsmauern, welche nicht wie gewöhnliche Mauern völlig massiv sind, sondern aus zwei parallel zu einander errichteten schwächern Mauern bestehen, die nur durch wenige Binder miteinander verbunden sind. Sie schließen einen Luftraum ein, in welchem lebhafte Ventilation herrscht, da man unten und oben durch Metallsiebe verschlossene Öffnungen in der äußern Mauer anbringt.

Isolierteppich, zur Abhaltung von Feuchtigkeit, zur Warm- oder Kühlhaltung sowie zur Dämpfung des Schalles in Gebäuden dienendes Fabrikat, welches von Giesler in Zürich hergestellt wird und aus einer dicken filzartigen Schicht von Wollabfällen besteht, die mit einer Unterlage von starkem Rollenpapier durch Holzzement als Klebmittel verbunden sind. Dieser Teppich soll besonders als Unterlage für Fußböden besserer Art dienen und wird mit der Papierseite nach oben zwischen Blindboden und Parkett verlegt. Er kann auch innen an Mauern und Holzwänden angebracht werden, entweder, um letztere bloß warm und zugfrei zu machen, oder auch, um bei feuchten Wänden für die Tapeten eine trockne Unterlage zu erzielen.

Isolierungssystem, System der Einzelhaft (s. d. und Gefängniswesen, S. 999).

Isomerie (v. griech. isomerēs, »aus gleichen Teilen«), die Erscheinung, daß Körper von gleicher prozentischer Zusammensetzung ungleiche Eigenschaften zeigen. Diese Ungleichheit kann entweder eine äußerliche physikalische (kristallinischer oder amorpher Zustand, verschiedene Kristallform, Härte, spezifisches Gewicht, Farbe, Schmelzpunkt 2c.), ohne wesentliche Änderung des chemischen Verhaltens, oder eine auch auf die chemischen Eigenschaften (verschiedenes Verhalten gegen Reagenzien, verschiedene Zersetzungsprodukte 2c.) sich erstreckende sein. Danach unterscheidet man physikalische und chemische I. und bezeichnet die nur physikalisch isomeren Substanzen auch als Modifikationen. Eine Erklärung der I. bietet die Atomtheorie. Die Atome, aus denen eine chemische Verbindung besteht, können sich bei gleich bleibender Anzahl in verschiedener Art oder ohne Änderung des gegenseitigen Verhältnisses in verschiedener Anzahl zu Molekülen vereinigen, welche offenbar verschiedene chemische Eigenschaften besitzen müssen. Diese chemischen Moleküle können sich weiter in regelmäßiger oder unregelmäßiger Weise, in mehr oder weniger dichter Gruppierung 2c. zu sinnlich wahrnehmbaren Massen vereinigen, welche dann die erwähnten physikalischen Verschiedenheiten zeigen werden. Diese letztern sind mithin auch bei den Elementen möglich, und in der That kennt man verschiedene Modifikationen beim Phosphor, Kohlenstoff, Schwefel, Sauerstoff 2c., eine Erscheinung, die als Allotropie bezeichnet wird. Chemische I. findet sich hauptsächlich bei den Kohlenstoffverbindungen. Man kennt z. B. fünf Körper, welchen die empirische Formel $C_4H_8O_2$ zukommt, die aber in ihren Eigenschaften wesentlich voneinander abweichen. Zwei von diesen Körpern sind Säuren, die übrigen sind zusammengesetzte Äther, und die I. erklärt sich also hier wie in vielen ähnlichen Fällen daraus, daß die Atome in diesen isomeren Körpern verschieden gruppiert sind. Die Gruppierung der Atome läßt sich aus den Zersetzungsprodukten der Körper mehr oder weniger sicher nachweisen, und das Studium derselben bildet gegenwärtig eine der Hauptaufgaben der organischen Chemie. In dem angeführten Beispiel liegen die Verhältnisse einfach, und die Verschiedenheit der Körper mit der empirischen Formel $C_4H_8O_2$ ergibt sich aus folgenden rationellen Formeln derselben:

Buttersäure $CH_3.CH_2CH_2.COOH$.
Isobuttersäure $CH_3.CH\ CH_3.COOH$.
Propionsäuremethyläther $CH_3.CH_2.COOCH_3$.
Essigsäureäthyläther $CH_3.COOC_2H_5$.
Ameisensäurepropyläther $HCOOC_3H_7$.

Benzol hat die Formel C_6H_6. In dieser Atomgruppe kann der Wasserstoff Atom für Atom durch Chlor vertreten werden, und statt des Chlors kann auch die Methylgruppe CH_3 eintreten. So entstehen Methylbenzol $C_6H_5.CH_3$ u. Dimethylbenzol $C_6H_4(CH_3)_2$. Nun kennt man aber drei Dimethylbenzole, und bei diesen beruht die I. offenbar darauf, daß die Atomgruppe CH_3 an verschiedenen Stellen in das Benzolmolekül eintritt. In den Dimethylbenzolen kann ferner Wasserstoff durch Chlor vertreten werden. Es ist aber ein großer Unterschied, ob das Chlor in die Atomgruppe CH_4 oder in eine der Gruppen CH_3 eintritt, und so entstehen sehr zahlreiche Isomerien. Die neuere Chemie sucht zu ergründen, weshalb es nur ein Methylbenzol, aber drei Dimethylbenzole gibt und geben kann, und gewinnt dadurch Einsicht in die Konstitution der Körper. Je nachdem die I. auf verschiedene in den Verbindungen anzunehmende Radikale (wie bei den oben genannten zusammengesetzten Äthern) oder bei gleichem Kohlenstoffkern auf eine verschiedene Gruppierung der Kohlenstoffatome (wie bei der Buttersäure und Isobuttersäure) oder auf eine verschiedene Verteilung der mit letztern verbundenen Elemente zurückzuführen ist, unterscheidet man metamere und strukturisomere Körper; doch

versteht man unter metameren Körpern auch alle isomeren von gleichem Molekulargewicht gegenüber den **polymeren**, deren Molekulargewichte Multipla voneinander sind (Methylen CH_2, Äthylen C_2H_4, Propylen C_3H_6, Butylen C_4H_8, Amylen C_5H_{10} etc.). Manche organische Verbindungen, wie die Aldehyde, sind besonders geneigt, polymere Verbindungen zu bilden, indem in der Regel 3 Moleküle zu einem neuen Molekül zusammentreten. Diesen Vorgang nennt man **Polymerisation**. Zu den physikalischen Isomerien rechnet man auch das Auftreten der Körper im kristallisierten oder amorphen Zustand oder in Kristallformen, die nicht auf dieselbe Grundform zurückzuführen sind (**Polymorphie**, s. **Dimorphismus**). Die amorphen Körper verhalten sich oft gegen Lösungsmittel und Reagenzien anders als die isomeren kristallisierten, zeigen also gewisse chemische Verschiedenheiten und lassen dadurch eine verschiedene Konstitution ihrer Moleküle vermuten. Ob solche auch bei den Allotropien in Frage kommt, ist mindestens zweifelhaft. Die Allotropie des Sauerstoffs (inaktiver Sauerstoff und Ozon) ist thatsächlich durch verschiedenes Molekulargewicht, also durch Polymerie, bedingt, und auch bei andern Elementen sind Thatsachen bekannt, welche die gleiche Annahme als wahrscheinlich erscheinen lassen.

Isometrie (griech.), Maßgleichheit; **isometrisch**, gleichmessend, gleiches Maß habend.

Isometrische Projektion, eine zuerst von William **Farish** 1820 angewandte senkrechte Parallelprojektion (s. **Projektion**), bei welcher die Projektionsstrahlen mit jeder der drei Hauptachsen des abzubildenden Gegenstandes denselben Winkel von 54°44′8″ bilden, weshalb auch alle Linien in der Richtung einer dieser Achsen in demselben Verhältnis 1 : 0,8165 verkürzt erscheinen. Die drei Hauptachsen erscheinen im Bild als drei von einem Punkt ausgehende, unter 120° gegeneinander geneigte Gerade. Wegen der Leichtigkeit der Zeichnung ist diese Darstellungsweise vielfach zur Abbildung von Instrumenten und Maschinen benutzt worden; doch haben die Darstellungen etwas Unnatürliches, ungefähr als sähe man den Gegenstand schräg von obenher, so daß die Lichtstrahlen einen Winkel von 35° 16′ mit der horizontalen Ebene bilden. Andre axonometrische Darstellungen (s. **Projektion**) geben schönere Bilder und sind fast ebenso leicht herzustellen.

Isometrisches Kristallsystem, s. v. w. tesserales Kristallsystem, s. Kristall.

Isomorphie (**Isomorphismus**, aus dem griech. isos, »gleich«, und morphē, »Gestalt«, gebildet), die Erscheinung, daß Körper von ungleicher, aber analoger Zusammensetzung gleiche Kristallform haben. **Isomorphe Körper** bilden oft ganze Reihen, innerhalb deren die Kristallform stets im wesentlichen dieselbe, also nicht nur demselben System, sondern auch derselben (holoedrischen oder hemiedrischen) Abteilung desselben angehörig ist und, wenn es Systeme mit ungleichen Achsen sind, ungefähr dasselbe Verhältnis der Achsen zeigt. Befinden sich isomorphe Körper zusammen in einer Lösung, so können sie beim Kristallisieren nach veränderlichen Verhältnissen in denselben Kristall eintreten (**isomorphe Vertretung**). Ein Kristall wächst in der Lösung eines isomorphen Körpers ebenso fort wie in einer Lösung seiner eignen Substanz und besteht dann aus zwei stofflich ganz verschiedenen Schichten. Isomorphe Körper geben oft, indem sie sich mit denselben andern Elementen verbinden, wieder isomorphe Substanzen; so z. B. sind Thonerde, Chromoxyd und Eisenoxyd isomorph, sie verbinden sich sämtlich mit Eisenoxydul und geben dann die isomorphen Zeilanit, Chromeisen und Magneteisen, welche, da Eisenoxydul (wie z. B. auch die Carbonate, Magnesit, Kalk- und Eisenspat u. a. zeigen) sich isomorph mit Magnesia, Kalk und Zinkoxyd vertreten kann, wieder mit dem edlen Spinell, dem Zinkspinell etc. isomorph sind. Keineswegs haben aber die Kristallformen der einfachern Ingredienzien Einfluß auf die der Mischungen; während z. B. Thonerde (Korund), Eisenoxyd (Eisenglanz) etc. rhomboedrisch sind, sind die Spinelle, das Magneteisen etc. regulär holoedrisch. Man nennt folgerichtig auch solche Elemente, deren entsprechende Verbindungen isomorph sind und isomorph in Mischungen eingehen, selbst isomorph, z. B. Chrom, Eisen, Aluminium, obwohl man deren Kristallform gar nicht kennt; ja, in manchen Fällen haben solche nähere Bestandteile isomorpher Substanzen nicht gleiche Kristallform (z. B. Magnesia und Zinkoxyd). In diesem Sinn stellt man die Elemente in folgende Gruppen zusammen: 1) Schwefel, Selen, Mangan, Chrom; die analog zusammengesetzten Verbindungen ihrer Säuren mit derselben Base sind gewöhnlich isomorph; 2) Magnesium, Calcium, Mangan, Eisen, Kobalt, Nickel, Zink, Kadmium, Kupfer bilden isomorphe Doppelsalze von der allgemeinen Formel $MSO_4.K_2SO_4+6H_2O$; 3) Mangan, Eisen, Chrom, Aluminium bilden isomorphe Oxyde und Alaune; 4) Calcium, Strontium, Baryum, Blei, deren Kohlensäuresalze isomorph sind; 5) Wolfram, Molybdän, deren Säuren isomorphe Bleisalze bilden; 6) Zinn und Titan, deren Oxyde (Zinnstein, Rutil) isomorph sind; 7) Palladium, Platin, Iridium, Osmium bilden isomorphe Doppelchloride mit Chlorkalium; 8) Kalium, Ammonium, Rubidium, Cäsium bilden zahlreiche isomorphe Verbindungen; 9) Natrium, Silber bilden isomorphe Sulfate, Selenate und Chlorverbindungen; 10) Silber, Gold, Kupfer, Blei; 11) Phosphor, Arsen, Antimon; die analogen Salze der gewöhnlichen Phosphor- und Arsensäure sind isomorph, während Arsen u. Antimon isomorphe Oxyde und Schwefelverbindungen bilden; 12) Jod, Brom, Chlor, für manche Fälle auch Fluor und Cyan, zeigen in einfachen Verbindungen I. Von komplizierter zusammengesetzten Mineralien sind noch mancherlei Silikate, die Gruppe der dem Apatit gleich zusammengesetzten Phosphate und Arseniate, welche hexagonal pyramidal-hemiedrisch sind, viele Schwefelmetalle hervorzuheben. Sehr wichtig ist hierbei der **Dimorphismus** oder, da es auch trimorphe und polymorphe Körper gibt, besser gesagt der Heteromorphismus, und erst nach Zuziehung dieser Eigenschaft, vermöge welcher einer und derselbe Körper in Kristallform, Härte, Gewicht etc. ganz verschieden auftreten kann, wird es verständlich, wie Körper, die an sich nicht isomorph erscheinen (Magnesia als Periklas regulär, Zinkoxyd hexagonal), sich isomorph vertreten können; sie sind, auch wenn man sie nicht in zwei oder mehr Gestalten kennt, doch mit Sicherheit als dimorph (heteromorph) anzunehmen. Körper, die in denselben zwei oder drei verschiedenen Formen kristallisieren, nennt man **isodimorph** (Antimonoxyd, Arsenigsäureanhydrid). Für die Mineralogie hat die I. eine besondere Wichtigkeit, weil isomorphe Spezies durch die vikarierende Vertretung der in den Grenzspezies verschiedenen Elemente vermittelst einer ununterbrochenen Reihe von Mittelspezies verbunden sind. So kristallisieren Kalkspat ($CaCO_3$) und Magnesit ($MgCO_3$), beide der allgemeinen Formel RCO_3 sich unterordnend, im hexagonalen System und liefern bei der Spaltung Rhomboeder. Für Kalkspat

ist der stumpfe Winkel 105° 5′, für Magnesit 107° 28′, so zwar, daß bei einem wachsenden Gehalt an Magnesium im Kalkspat auch die Werte des Rhomboederwinkels wachsen und ein als Mittelspezies zwischen Kalkspat und Magnesit aufzufassender Körper, der Bitterspat $(CaMg)CO_3$, in Rhomboedern von 106° 17′ spaltet. In dieselbe isomorphe Reihe gehören noch Eisenspat (F_2CO_3, Rhomboederwinkel 107°), Manganspat ($MnCO_3$, Rhomboederwinkel 106° 51′) und Zinkspat ($ZnCO_3$, Rhomboederwinkel 107° 40′) sowie die große Anzahl der diese Endglieder verknüpfenden Mittelspezies. Die mineralogische Systematik wird nur dann den natürlichen Verhältnissen Rechnung tragen können, wenn sie solche isomorphe Reihen nicht trennt, sondern als zusammengehörige Körper zur Geltung bringt. Da die J. in weitaus den meisten Fällen an gleiche Säureradikale, aber variierende Basen geknüpft ist, ergibt sich im allgemeinen die (in dem den hier besprochenen Spezies zu Grunde gelegten System befolgte) Regel, die Salze nach dem Säureradikal anzuordnen und nur dann Salze verschiedener Säuren in Eine Abteilung zusammenzufassen, wenn die J. an gleiche Basis-, aber verschiedene Säureradikale geknüpft ist. Dieser Fall tritt ein bei den Phosphaten und Arseniaten, die im Mineralsystem zu Einer Ordnung der Sauerstoffsalze zusammengesetzt sind. So sind nicht nur Apatit ($3Ca_3P_2O_8 + CaCl_2$) und Pyromorphit ($3Pb_3P_2O_8 + PbCl$) isomorph, sondern es gehört auch Mimetesit ($3Pb_3As_2O_8 + PbCl_2$) in dieselbe Reihe. Weitere Beispiele für J. sind: Roteisenstein (Fe_2O_3) und Korund (Al_2O_3), Witherit ($BaCO_3$), Strontianit ($SrCO_3$), Aragonit ($CaCO_3$) und Weißbleierz ($PbCO_3$), Schwerspat ($BaSO_4$), Cölestin ($SrSO_4$), Anhydrit ($CaSO_4$) und Bleivitriol ($PbSO_4$) ꝛc. — Mitunter wird der Begriff der J. auch weiter gefaßt. Er bezeichnet dann nur nahe Verwandtschaft der Form ohne Rücksicht auf analoge chemische Zusammensetzung und selbst ohne Rücksicht auf Zugehörigkeit zu demselben Kristallsystem. Über isodimorphe Reihen vgl. unter Heteromorphismus.

Isŏnandra *Hook.*, Gattung aus der Familie der Sapotaceen, große Waldbäume im südlichen Indien, auf Ceylon, der Malaiischen Halbinsel und auf den Inseln des Archipels mit ganzen, lederartigen Blättern, kleinen, unscheinbaren Blüten in den Blattwinkeln oder am Ende der jungen Zweige und fleischigen Früchten mit einem oder zwei öligen Samen. I. gutta *Hook.* (Dichopsis gutta *Benth. Hook.*, Guttaperchabaum, s. Tafel »Industriepflanzen«), ein 13 m hoher Baum mit einem starken Stamm von 50—100 cm Durchmesser, langgestielten, umgekehrt eiförmigen, ganzrandigen, oberseits hellgrünen, unterseits goldgelb glänzenden, filzigen Blättern und in den Blattwinkeln stehenden, sehr kurz gestielten, fast nickenden Blüten. Der Guttaperchabaum wächst auf Singapur und nördlich bis Pinang, auf der Ostküste von Sumatra und Java und auf Borneo; die Malaien benutzten seinen erstarrten Milchsaft seit langer Zeit zu Messer-, Axtgriffen ꝛc., und seit 1842 kommt derselbe als Guttapercha (s. d.) nach Europa. Auch eine andre Spezies, I. acuminata (?) in Indien, liefert Guttapercha.

Isónzo, Fluß in der österreich. Grafschaft Görz, entsteht in den Julischen Alpen zwischen Mangart und Terglou, fließt in sehr gewundenem Lauf und einem meist engen Gebirgsthal, nimmt unterhalb Tolmein links die Idria auf, tritt bei Görz in die Ebene von Friaul, empfängt zwischen Görz und Gradisca von O. her die Wippach, darauf rechts den Torre (mit dem Natisone), bildet die Insel Morosini, von wo er schiffbar wird, und mündet unterhalb Monfalcone als Sdobba in einem Delta in den Golf von Triest. Seine Länge beträgt 125 km. Bis Görz ist er 3½—4½ m tief, reißend, mit Stürzen und Stromschnellen. Seine Breite beträgt bei Gradisca 76 m, weiter unten doppelt so viel. Er ist in Bezug auf sein geringes Alter (kaum 400 Jahre) ein merkwürdiger Fluß. Im Altertum scheint die jetzige Thalebene des obern J. ein langer See erfüllt zu haben, dessen Abfluß durch den Natisone direkt das Deltaland erreichte. Eine Stauung des Sees infolge eines Bergsturzes dürfte den Oberlauf des Natisone unterbrochen und ihn zum Oberlauf des J. gemacht haben. Die Gewässer des mittlern J. füllten gleichfalls einen See, der durch die Mündungen des Timavo unterirdisch zum Meer abfloß. Infolge Einsturzes des Felstunnels suchte sich der J. mit der Wippach einen neuen Weg bei Gradisca vorbei.

Isopathīe (griech.), s. v. w. Homöopathie (s. d.).

Isoperimetrisch (griech.), von gleichem Umfang. Isoperimetrische Figuren sind solche, deren Umfänge gleich sind. Von zwei geradlinigen, regelmäßigen Polygonen dieser Art hat dasjenige die größte Fläche, welches die meisten Seiten hat. Das isoperimetrische Problem, von Jak. Bernoulli 1697 aufgestellt, fordert, unter Kurven von gleicher Länge und derselben Grundlinie eine aufzufinden, die so beschaffen ist, daß eine andre über derselben Grundlinie befindliche Kurve, deren Ordinaten zu den Ordinaten oder Bogen jener erstern Kurve in irgend einem bestimmten Verhältnis stehen, mit der Grundlinie den größtmöglichen Raum einschließt. Namentlich hat sich Euler mit dieser schwierigen Aufgabe viel beschäftigt.

Isopōden, s. Ringelkrebse.

Isopsephisch (griech.), von gleichem Zahlenwert. Isopsephische Verse sind solche, deren Zahlbuchstaben dem Wert nach eine gleiche Zahl bilden; eine mühsame Spielerei, die in der Epoche der Alexandriner aufkam.

Isopurpursäure (Pikrocyaminsäure, Phenylpurpursäure) $C_8H_5N_5O_6$, Produkt der Einwirkung von Cyankalium auf Pikrinsäure. Die Masse wird dunkelrot, und es scheidet sich isopurpursaures Kali aus, aus welchem man andre Salze der J. darstellen, die Säure selbst aber nicht isolieren kann. Die Salze sind meist braunrot, schillern grün metallisch und geben intensiv purpurfarbene Lösungen. Das Kalisalz ist löslich in Wasser und Alkohol, explodiert beim Erhitzen auf 215° sowie beim Reiben und entwickelt beim Übergießen mit Säuren einen stechenden Geruch. Das Ammoniaksalz, welches man aus dem Kalisalz und Salmiak erhält, ist dem Murexid höchst ähnlich und verbrennt bei schnellem Erhitzen wie Schießpulver. Mit dem Ammoniaksalz (Granatbraun des Handels) kann man Wolle und Seide granatrot und braun färben; die Farbe ist an der Sonne ziemlich beständig.

Isorachien (besser: Isorrhochien, griech.; engl. Cotidal lines), auf Karten Linien, welche die Orte von gleichen Flutzeiten miteinander verbinden; s. Ebbe und Flut, S. 273.

Isorgna (spr. isórnjo), s. Maggia.

Isosporeen, die Gefäßkryptogamen mit lauter gleichartigen Sporen, s. Kryptogamen.

Isotelīe (griech.), bei den alten Griechen eine Vergünstigung, wodurch die Schutzgenossen (Hintersassen) in Bezug auf Leistungen an den Staat den Bürgern gleichgestellt wurden und auch Grundeigentum

erwerben durften, ohne daß sie deswegen in die Rechte des Staatsbürgertums eintraten.

Isotheren (griech.), auf Erdkarten Linien, welche Orte von gleicher mittlerer Sommerwärme verbinden; vgl. Isothermen.

Isothermen (griech.), Linien, welche auf Erdkarten alle Orte derselben Hemisphäre verbinden, die gleiche mittlere Jahreswärme haben. Die I. wurden zuerst von A. v. Humboldt nach der mittlern Jahrestemperatur von 60 verschiedenen Orten gelegt und später, namentlich durch Dove, auf eine bedeutend größere Anzahl von Orten (über 900) bezogen, ohne daß die ihnen von Humboldt gegebene Form eine wesentliche Änderung erfahren hätte. Die I. der höchsten und der niedrigsten mittlern Jahrestemperatur repräsentieren eine Temperatur von resp. $+27^1/_2°$ C. und $-20°$ C. Um die klimatischen Verhältnisse eines Ortes kennen zu lernen, genügt nicht die Kenntnis seiner Jahresisotherme, sondern man muß auch den Gang der Wärme im Lauf des Jahrs kennen. Zu diesem Zweck pflegt man außer den Jahresisothermen auch diejenigen Kurven zu legen, welche alle Orte mit gleicher Sommertemperatur (Isotheren), und diejenigen, welche alle Orte mit gleicher Wintertemperatur (Isochimenen) miteinander verbinden. Um den Gang der Temperatur während eines Jahrs noch genauer durch Kurven darzustellen, bestimmt man aus möglichst vieljährigen Beobachtungen die Mitteltemperatur jedes einzelnen Monats und legt die diesen Werten entsprechenden Monatsisothermen, welche ein deutliches Bild über die im Lauf eines Jahrs stattfindenden Temperaturschwankungen der verschiedenen Orte angeben; s. Lufttemperatur.

Isotrōp (griech., »gleichgewendet«) heißt ein Körper, welcher hinsichtlich seiner physikalischen Eigenschaften, z. B. der Fortpflanzung des Lichts, nach allen Richtungen hin gleich beschaffen ist, im Gegensatz zu den heterotropen oder anisotropen Körpern; s. Doppelbrechung.

Isouard (spr. isuár), Niccolò, Opernkomponist, geb. 1775 auf der Insel Malta als Sohn eines Kämmerers des Großmeisters, sollte sich in Paris für den Seedienst vorbereiten, kehrte aber nach dem Ausbruch der Revolution nach Malta zurück und lebte dann als Handlungsdiener in Palermo und Neapel, seine ganze Muße den Musikstudien widmend, am letztern Ort unter P. Guglielmos Leitung. Nachdem er in Florenz seine erste Oper: »L'avviso ai maritati«, zur Aufführung gebracht und in Livorno die ernste Oper »Artaserse« komponiert hatte, ward er vom Großmeister als Organist und Ordenskapellmeister nach Malta berufen. Infolge der Aufhebung des Ordens durch die Franzosen seiner Ämter beraubt, folgte er 1800 dem General Vaubois als Sekretär nach Paris, wo er mit der Oper »Fanchette« auftrat. Dieser folgten dann: »Les confidences« (1803), »Michel-Ange« (1804), »Cendrillon« (Aschenbrödel) und »Joconde«, welche beiden seit 1810 in Paris mehr als hundertmal zur Aufführung gekommen sind, endlich »Aladin, ou la lampe merveilleuse«. I. starb 23. März 1818 in Paris. Die Wirksamkeit seiner Musik beruht hauptsächlich auf der geschickten Verschmelzung des italienischen und französischen Elements, und da er außerdem in der Wahl seiner Stoffe sowie der Darsteller seiner Opern den Geschmack des Pariser Publikums stets zu treffen wußte, so konnte er sich bis zu seinem Tod, selbst neben Boieldieu, einer ungeminderten Beliebtheit erfreuen.

Ispahan (Isfahan), einst die Hauptstadt von Persien und noch immer nächst Teheran die ansehnlichste Stadt des Landes, wiewohl sie jetzt größtenteils in Ruinen liegt und nur etwa 60—70,000 Einw. zählt, während ihre frühere Bevölkerung auf das Zehnfache angeschlagen wurde. Sie liegt in einer fruchtbaren Gegend in der Provinz Irak Adschmi am Sendrud, einem Steppenfluß, 1432 (nach andern 1698) m ü. M. Der Umfang ihrer halb verfallenen Mauern beträgt 37 km; doch kann man jetzt eine Stunde weit innerhalb derselben wandern, ohne ein andres Wesen als einen Schakal oder Fuchs anzutreffen. Von den angeblich 137 königlichen Palästen, welche die Stadt ehedem besaß, befinden sich nur noch wenige in leidlichem Zustand; viele aber sind noch in ihrem Verfall prächtig. Noch sind mehrere prachtvolle Brücken über den Fluß vorhanden, noch glänzen viele der vergoldeten Moscheenkuppeln, und noch erheben sich die schlanken Minarets. I. hat im ganzen jetzt 12 große und eine Anzahl kleinerer Moscheen, 13 Gelehrtenschulen, 18 große und mehrere kleinere Bäder, üppige Gärten, zahlreiche überdachte Bazare und große Karawanseraien, aber schlechte, enge, krumme und schmutzige Straßen. An der Südseite des Flusses liegt die Vorstadt Dschulfa, der Wohnsitz von etwa 5000 Armeniern, mit 10 Kirchen (darunter eine bischöfliche Kathedrale), 2 Klöstern und mehreren Schulen. Unter den Gebäuden verdient zumeist Erwähnung der in einem prächtigen Garten liegende Palast Tschehil-Situn (der »vielsäulige«), an dessen Vorderseite 20 schlanke, 15 m hohe, auf Marmorsockeln ruhende und durchaus mit Spiegeln ausgelegte Säulen ein weites, reichgeschmücktes Dach tragen. Hinter den Säulen dehnt sich eine offene, ebenfalls mit Spiegeln ausgelegte Halle aus, welche in der Mitte einen Springbrunnen enthält und im Hintergrund durch ein gewölbtes Thor in den Hauptraum führt. Letzterer ist ein hohes, glänzend geschmücktes Zimmer mit Wandgemälden, welche Szenen aus dem Leben Schah Abbas' (1586—1628) darstellen, und auf gleiche Weise verzierten Seitengemächern. Von hier gelangt man durch das Thor Ali-kapi (mit 5 Stockwerken, das höchste Gebäude der Stadt) auf den berühmten, jetzt verödeten Meidan-i-Schah (»Königsplatz«), welcher für den größten Marktplatz der Welt gilt. Er mißt 845 m in der Länge, 227 m in der Breite und ist von einem eigentümlichen Bauwerk mit zwei gewölbten offenen Gängen übereinander umgeben. An der Nordostseite desselben liegt die große Moschee Lutf Allah, an der Südostseite die Hauptmoschee (Mesdschid-i-Schah), die prächtigste des Morgenlandes; an der Nordwestseite zeigt sich der Eingang zu den Bazaren und über demselben die Galerie Nakkarah-Chaneh; in der Mitte des Platzes endlich erhebt sich das Kapuk, ein hoher Pfahl, an dessen Fuß die Hinrichtungen der verurteilten Verbrecher vollzogen werden. Der Gewerbfleiß von I. ist nicht unbedeutend; die vorzüglichsten Erzeugnisse sind: Seiden- und Baumwollzeuge, Wollstoffe, Samt, Hieb- und Schußwaffen, Pulver, Bijouterien, Pantoffeln, Schuhe nach europäischer Art, Sättel und Pferdegeschirre, Holzmosaik &c. Wichtiger noch ist der Handelsverkehr. I. liegt an einer Haupthandelsstraße (mit Telegraph und Reitpost), welche die Residenz Teheran mit dem ersten Platz am Persischen Golf, Buschir, verbindet, und steht ebenso über Kirman mit Südafghanistan, über Tebbes mit Meschhed und Herat in Karawanenverkehr. — I. ist das Aspadana der alten Geographen und wurde nach persischen Schriftstellern von Juden, welche durch Nebukadnezar in die Gefangenschaft geführt waren, gegründet und von Alexander d. Gr. verschönert. Feridun schenkte

die Stadt dem von da gebürtigen Gao, der Persien von Zohak befreit hatte. Unter der Herrschaft der Seldschukken verlegte Dschelal eddin Malek Schah die Residenz von Chorasan nach I. und später nach Schiraz. 1392 eroberte Timur I. und ließ die Einwohner niedermetzeln. Abbas d. Gr. machte I. wieder zur Hauptstadt und Residenz des persischen Reichs, die es bis zu Anfang des 18. Jahrh. blieb. 1722 wurde I. in den Bürgerkriegen belagert und hatte viel zu leiden. Auch Erdbeben trugen zum Verfall der Stadt bei.

Ispán (ungar., Gespan), s. v. w. Graf (Comes), s. Komitat.

Isprawnik, bei den Slawen s. v. w. Kreis- oder Bezirkshauptmann, Landrat, Statthalter ꝛc.

Israel (hebr., »Gotteskämpfer«), Beiname des hebräischen Patriarchen Jakob (s. d.); ursprünglich Gesamtbezeichnung seiner Nachkommen (Kinder I., Israeliten), später des namentlich durch den Stamm Ephraim vertretenen Nordreichs, im Gegensatz zum Reich Juda; s. Juden.

Israelitische Allianz, s. Alliance Israélite universelle.

Israëls, Joseph, holländ. Maler, geb. 1824 zu Amsterdam, machte seine künstlerischen Studien unter Cornelis Kruseman daselbst und nachher unter Picot in Paris und ließ sich später im Haag nieder. Anfangs versuchte er sich in historischen Stoffen (Wilhelm der Schweigsame von Oranien, der dem Dekret Philipps II. von Spanien trotzt), hatte aber hierin wenig Erfolg. Besser gelang es ihm mit dem Genre, namentlich mit den Schilderungen des holländischen Fischerlebens, dessen ernste, oft tragische Seite er mit großer Innigkeit des Gemüts und mit meisterhafter Behandlung des Helldunkels, wenn auch bisweilen in skizzenhafter Durchführung, zur Anschauung bringt. Seine Hauptbilder sind: der Abend vor der Trennung, Frauenlos, der Schiffbrüchige, die kranke und die gesunde Mutter, Alter und Kindheit, die Dorfarmen, die ängstliche Familie, die erwarteten Fischerboote, die Heimkehr vom Feld, Allein in der Welt, Nichts mehr, der Kampf ums Dasein, das Mittagsessen. 1883 erhielt er auf der internationalen Kunstausstellung in München die goldene Medaille zweiter Klasse.

Isselburg, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Rees, an der Issel, unweit der niederländischen Grenze, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, eine Eisenhütte, eine bedeutende Eisengießerei und Maschinenbauanstalt, ein Emailleerwerk und (1885) 1555 Einw.; als ehemalige klevesche Grenzfestung gegen Kurköln 1492 gegründet.

Issi-kul (»warmer See«, mongol. Temurtunor, »Eisensee«), großer Binnensee im russ. Turkistan, in der Provinz Semiretschinsk, südlich vom Balchaschsee, auf einem 75—110 km breiten Plateau zwischen dem riesigen Terskei-Alatau im S. und dem Kungei-Alatau im N., etwa 1523 m ü. M., 181 km lang, 61 km breit, bedeckt nach Strelbitsky 5122 qkm (93 QM.). Er ist fischreich, mit flachen, grasreichen Ufern; das Wasser ist von schönem durchsichtigen Blau, aber brackig und wird weder von Menschen

Gebirgssystems (Ergänzungshefte zu »Petermanns Mitteilungen« Nr. 42 u. 43, Gotha 1875).

Issoire (spr. issŏahr), Arrondissementshauptstadt im franz. Departement Puy de Dôme, an der Couse, 2 km oberhalb ihrer Mündung in den Allier, und an der Eisenbahn von St.-Germain des Fossés nach Nîmes, mit einer romanischen Kirche aus dem 11. Jahrh., (1881) 6137 Einw., welche Tuch und Schuhwaren fabrizieren, einem Gerichtshof, Handelsgericht und Kommunalcollège. Die Stadt, das gallische Iciodorum, wurde in den Religionskriegen des 16. Jahrh. völlig zerstört.

Issos, im Altertum Stadt in Kilikien, im Innern des nach ihr benannten Meerbusens (Sinus Issicus), beim heutigen Erzin, berühmt durch den südlich davon erfochtenen Sieg Alexanders d. Gr. über Dareios (333 v. Chr.).

Issoudun (spr. issudōng), Arrondissementshauptstadt im franz. Departement Indre, an der Théols und der Orléansbahn, hat einen schönen Befestigungsturm (tour blanche) aus dem 13. Jahrh., (1881) 12,819 Einw., Fabriken für Pergament, Tuch, landwirtschaftliche Werkzeuge und Metallwaren, Gerbereien, Brüche lithographischer Steine, Handel, einen Gerichtshof und ein Handelsgericht, ein Kommunalcollège und eine Bibliothek (5000 Bände).

Issue-Department (engl., spr. ischu-dipártment, »Ausgabeabteilung«), die Abteilung der Bank von England, deren ausschließlicher Geschäftskreis die Ausgabe von Noten ist, während die übrigen Geschäfte dem Banking-Department anheimfallen. Näheres s. Banken, S. 335.

Issy, Dorf im franz. Departement Seine, Arrondissement Sceaux, 1 km südwestlich von Paris in der Nähe der Seine gelegen, durch Pferdebahn mit Paris verbunden, hat ein Seminar, eine Versorgungsanstalt für Greise (Hospice des ménages, mit 1387 Betten), ein Schloß mit Park, (1881) 11,079 Einw., Fabrikation von Farben, Zündhütchen, Wachsleinwand, Seidenstoffen, Öl- und Petroleumraffinerie. Das Fort I., südlich vom Ort gelegen, hat 1870/71 unter dem Feuer der deutschen Geschütze am meisten gelitten. Das Fort bildet jetzt einen Stützpunkt des neuerbauten, auf 12—14 km im SW. vorgeschobenen Lagers von St.-Cyr und Palaiseau. 1815 fand hier 3. Juli der letzte Kampf zwischen Blücher und Davoût statt, infolge dessen die Stadt Paris kapitulierte.

Istambul, der türk. Name Konstantinopels (s. d.).

Istankoi, Insel, s. Kos.

Istapa, ehemaliger Hafenort an der pazifischen Küste des mittelamerikan. Staats Guatemala, seit Verlegung des Zollhauses nach dem 5 km entfernten San José de Guatemala (s. d.) ein elendes Dorf.

Istar, bei den Babyloniern die Göttin des Kriegs und der Zerstörung, das Gegenstück der Mylitta (s. d.), mit der sie jedoch auch verschmolz (ähnlich wie Aschera und Astarte). Der Planet Venus gehörte dieser Göttin in ihren beiden Formen. Vgl. »Die Höllenfahrt der I.« (assyrisches Epos, von Schrader übersetzt, Gießen 1874).

Istäwonen (nach Grimm richtiger

Isthmische Spiele (Isthmia), Kampfspiele der Hellenen, benannt nach dem Isthmus, d. h. der Landenge von Korinth, wo sie gefeiert wurden. Sie standen im Ansehen nur hinter den Olympischen zurück. Ein heiliger Fichtenhain umfaßte das Heiligtum des isthmischen Poseidon und die Kampfplätze, nämlich den Hippodrom für das Wettrennen mit Rossen, ein Stadion für den Wettlauf, ein schönes Theater und das Kraneion, ein ansehnliches Gymnasium. Ihre Gründung wird teils dem Poseidon, teils Theseus zugeschrieben, und sie wurden wohl bereits frühzeitig stark besucht, denn schon Solon setzte jedem attischen Isthmioniken (Sieger in den Isthmischen Spielen) eine Belohnung von 100 Drachmen aus; sie erhielten sich mit wechselnder Geltung bis in die Zeit der römischen Kaiser. Ihre Feier kehrte alle zwei Jahre (Isthmiade) wieder und zwar allemal im ersten und dritten Jahr einer Olympiade, wahrscheinlich im Sommer und im Frühling. Dieselbe enthielt die Hauptbestandteile der großen Festspiele: den gymnischen Agon (Wettkampf), besonders in Wettlauf, Ring- und Faustkampf, Pankration und Pentathlon bestehend (s. Gymnastik); ferner den ritterlichen, Wagen- und Pferderennen umfassenden, und später auch den musischen, welcher rhetorische und poetische oder auch musikalische Vorträge aufwies. Da der Isthmus Eigentum der Korinther war, so fiel diesen auch das Kampfrichteramt zu; aber nach der Zerstörung Korinths übernahmen es bis zum Wiederaufbau der Stadt die Sikyonier. Der Siegerkranz ward bei der ältern Feier aus Eppich, später, und zwar erst geraume Zeit nach der Wiederherstellung Korinths, aus Fichtenzweigen gewunden. Daneben ward auch die Palme dargereicht, wie auch öffentliche Bekränzungen und Belobungen einzelner verdienter Männer sowie ganzer Staaten vorkamen. Außer diesen »großen« Isthmien gab es noch »kleinere«, z. B. in Ankyra, Nikäa u. a. Vgl. Krause, Die Pythien, Nemeen und Isthmien (Leipz. 1841); Unger im »Philologus« (Bd. 37, 1877).

Isthmus (griech. Isthmos), Landenge, insbesondere die von Korinth, zwischen dem Korinthischen und Saronischen Meerbusen, welche die Peloponnesische Halbinsel mit dem Festland oder dem eigentlichen Hellas verbindet. Sie besteht aus einem 78 m hohen Landrücken und ist an der schmälsten Stelle 6,34 km breit. Hier befand sich der Tempel des Poseidon und der Schauplatz der Isthmischen Spiele (s. d.), nördlich davon der Diolkos, d. h. die Bahn, auf welcher die Schiffsladungen und kleinere Fahrzeuge von dem westlichen Landungsplatz hinüber nach dem Hafen Schönus geschafft wurden. Schon der Tyrann Periandros von Korinth soll die Absicht gehabt haben, den I. zu durchstechen. Aber weder er noch Demetrios Poliorketes und später Cäsar haben ernstliche Anstalten gemacht, diesen Plan zu verwirklichen. Erst Nero ließ die Kanallinie feststellen und verwandte Tausende von jüdischen Sklaven und Sträflingen beim Bau, bis er durch den Aufstand des Julius Vindex (68 n. Chr.) unterbrochen wurde. Aber auch sonst wäre es ihm bei den beschränkten technischen Mitteln seiner Zeit nicht gelungen, die 80 m hohen Kalkfelsen an der höchsten Stelle des I. zu durchbrechen. Seitdem ruhte das Werk, und es galt den Griechen für vermessen, dasselbe wieder aufzunehmen. Seit 1882 hat man endlich mit dem Durchstich des I. auf der von Nero eingeschlagenen Route begonnen (s. Korinth, mit Kärtchen).

Isthmus von Kra, s. Kra.

Isthmus von Panama, s. Panama.

Isthmus von Suez, s. Suez.

Istmo, Staat, s. Panama.

Istrien (früher Histerreich), Markgrafschaft in Österreich, umfaßt die einer Traube ähnliche Halbinsel I. im Adriatischen Meer, die mit ihrer Basis nordwestlich an das Stadtgebiet von Triest, nördlich an Krain grenzt und mit ihrer Spitze das Adriatische Meer in zwei Teile, den Busen von Triest und den Golf von Fiume oder Quarnero, teilt. Administrativ gehören zu I. außerdem die südöstlich davon gelegenen Inseln Veglia, Cherso und Lussin. I. bildet mit der gefürsteten Grafschaft Görz und Gradisca und dem Gebiet von Triest das sogen. Österreichisch-illyrische Küstenland (s. d.). — Im Altertum gehörte I. zu Illyrien. Die Römer lernten die Einwohner als verwegene Seeräuber kennen und unterjochten sie im 3. Jahrh. v. Chr. Augustus und Tiberius schlugen das Land zu Italien. Im 6. Jahrh. n. Chr. eroberten es die Goten, denen es sodann die byzantinischen Kaiser wieder abnahmen; die Langobarden verwüsteten I., vermochten es aber nicht zu erobern. 789 unterwarf es Pippin, Karls d. Gr. Sohn, dem fränkischen Reich. Seit Mitte des 10. Jahrh. bildete I. eine von Friaul abgesonderte eigne Markgrafschaft, die aber dann wieder eine Zeitlang zum Herzogtum Kärnten gehörte, indem Heinrich I., Herzog von Kärnten, I. vom Kaiser Otto II. erhielt. Seitdem waren oft kärtnerische Prinzen Markgrafen von I. Anderseits erwarben aber auch um 1077 die Patriarchen von Aquileja das Marchesat von I., dem auch ein bedeutender Teil des heutigen Krain zugehörte. Um 1170 kam I. an die Grafen von Andechs, indem der mit dem Haus Kärnten verwandte Graf Berthold (V.), der auch Titularherzog von Dalmatien (Merania, Meran) war, Markgraf wurde. Ihm folgte 1188 sein Sohn Berthold (VI.) und diesem 1204 sein vierter Sohn, Herzog Heinrich von Dalmatien. König Philipp nahm diesem, da er es mit dem Gegenkönig Otto IV. hielt, die Markgrafschaft, und weil Heinrich an der Ermordung Philipps teilgenommen hatte, mußte er fliehen, worauf Kaiser Otto I. 1208 dem Herzog Ludwig von Bayern gab. Dieser trat es dem Patriarchen Wolcher von Aquileja ab, der darauf Anspruch erhob. In der Folge kam die Grafschaft Mitterburg an die Grafen von Görz als Vögte Aquilejas und Conti d'Istria und mit Görz an Österreich; sie bildete mit der Herrschaft Castua das österreichische I. (zu welchem man indes auch das Litorale mit der Hauptstadt Triest rechnete, welches zu dem Herzogtum Krain geschlagen worden war). Das vom österreichischen I. durchschnittene venezianische I. umfaßte Monfalcone, Grado, Capo d'Istria, Pola, Parenzo, Rovigno, Umago, Albona, Fianona und andre Städte, überhaupt den größten Teil der Halbinsel. Nach dem Frieden von Campo Formio (1797) besetzte Österreich auch den venezianischen Teil des Landes, zu welchem noch mehrere venezianische Besitzungen geschlagen wurden. Als aber Österreich in dem Frieden zu Preßburg auf sämtliche venezianische Besitzungen Verzicht geleistet hatte, mußte es auch I. an Frankreich abtreten, und dasselbe wurde zum Königreich Italien geschlagen. Man bildete daraus und aus einigen andern Parzellen das Departement I. (2900 qkm oder 52 QM. mit 82,300 Einw., Hauptstadt Capo d'Istria). 1808 ernannte Napoleon I. den Marschall Bessières zum »Herzog von I.« Später wurde I. von Napoleon mit den illyrischen Provinzen vereinigt. 1813 wurden die beiden Gebiete von den Österreichern zurückerobert, und seit

1815 bildet I. wieder einen Teil der österreichischen Monarchie. S. Karte »Krain, I., Kroatien«. Vgl. »I. Historisch-geographische und statistische Darstellung der Istrischen Halbinsel (Triest 1863); **Amati** und **Lucioni**, L'Istria sotto l'aspetto fisico, etnografico, amministrativo, storico e geografico (Mail. 1867); »I. Ein Wegweiser längs der Küste« (Triest 1878); **Franchetti**, L'Istria, note storiche (Parenzo 1879); **Combi**, Istria. Studi storici e politici (Mail. 1886).

Isturiz, Don **Francesco Xavier de**, span. Staatsmann, geb. 1790 zu Cadiz, bereitete nach der Rückkunft Ferdinands VII. in Verbindung mit seinem Bruder, Don **Tomas de I.**, welcher 1812—14 Cortesdeputierter war, den Aufstand vor, welcher 1. Jan. 1820 ausbrach. Nachdem die Konstitution wiederhergestellt war, wurde er 1822 Cortesdeputierter, 1823 Präsident der Cortes und begab sich mit nach Sevilla, wo er für die Suspendierung des Königs stimmte. Die später eintretende Restauration fällte über ihn das Todesurteil, jedoch entkam er nach London. Infolge der Amnestie durfte er 1834 nach Spanien zurückgehen, wo er, von der Provinz Cadiz zum Mitglied der Prokuratorenkammer erwählt, sich in Madrid wieder der äußersten Partei anschloß und den Aufstand der Milicia urbana zum Sturz des Ministeriums Toreno (August 1835) anzetteln half. Derselbe schlug aber fehl, und I. mußte sich eine Zeitlang verborgen halten. Als bald darauf sein Freund Mendizabal an die Spitze des Ministeriums trat, wurde er der vertraute Berater desselben und erhielt die Präsidentschaft der Prokuratorenkammer, zerfiel indes bald mit Mendizabal, der ihn beim Wiederzusammentritt der Kammer im März 1836 vom Präsidium ausschloß. Seine heftige Opposition führte nun den Sturz Mendizabals herbei, an dessen Stelle er 15. Mai 1836 den Vorsitz und das Auswärtige im neuen Ministerium erhielt. Dieses begegnete aber allgemeiner Abneigung und wurde bereits im August 1836 durch die Emeute in La Granja, welche die Königin zur Proklamation der Verfassung von 1812 zwang, gestürzt. I. mußte flüchten und ging über Lissabon nach London, später nach Paris. Nach Spanien zurückgekehrt, beschwor er 1837 die Konstitution und kam 1838 wieder als Deputierter der Provinz Cadiz in die Cortes, deren Präsident er ward. Obgleich feindlich gegen Espartero gesinnt, wußte er sich doch unter der Regierung desselben zu behaupten und insgeheim für die Rückkehr der Königin Christine zu wirken. 1846 war er wieder Präsident des Ministeriums, während dessen die sogen. spanischen Heiraten zu stande kamen. Im Dezember aber stürzte ihn ein Mißtrauensvotum der Cortes. 1847—48 und 1850 war er Gesandter in London; 1856 führte ihn eine außerordentliche Sendung nach Petersburg, und zwei Jahre später ward er aufs neue Gesandter in London, woselbst er bis Februar 1862 verblieb. Darauf ward er Präsident des spanischen Staatsrats und vertrat vom März 1863 bis Oktober 1864 Spanien am französischen Hof, worauf er sich in das Privatleben zurückzog. Er starb 16. April 1871.

Istvánffy (spr. ischtwánfi), **Nikolaus**, hervorragender ungar. Geschichtschreiber, wurde zu Kisasszonyfalva im Baranyaer Komitat 1538 geboren, studierte in Bologna und fungierte, von dort zurückgekehrt, 1562 bis 1568 als Sekretär des Primas Oláh. Nach dessen Tod ward er vom Kaiser Maximilian II. zum Sekretär bei der ungarischen Hofkanzlei in Wien und 1575 zum Vizekanzler ernannt. Auch besaß er das Vertrauen des Kaisers Rudolf II., der ihn zum Palatin-Stellvertreter ernannte. Außerdem wurden ihm mehrere wichtige politische Sendungen anvertraut. In der Litteratur hat I. seinen Namen durch das Werk »Historiarum de rebus hungaricis libri 34« verewigt, das durch den Kardinal Pázmány 1622 in Köln herausgegeben, dann mehrmals aufgelegt wurde und 1870 in ungarischer Übersetzung erschien. I. starb 1615.

Isvornik, s. **Zwornik**.

Iswestija (russ.), »Verhandlungen«, häufig als Titel von Zeitschriften ꝛc.

Iswóschtschik (russ.), Droschkenkutscher; auch für Droschken oder Fiaker selbst gebraucht.

It., Abkürzung für item (s. d.).

Itabira de Mata-Dentra, Stadt in der brasil. Provinz Minas Geraës, 100 km nordnordöstlich von Ouro Preto, hat unbedeutende Goldwäscherei, eine Eisenhütte (in der Nähe) und 5000 Einw.

Itabirit, s. **Eisenglimmerschiefer**.

Itacolumi, neben dem Itambe (1817 m) höchster Gipfel (1744 m) der Serra do Espinhaço in der brasil. Provinz Minas Geraës, nördlich von Rio de Janeiro. Nach ihm ist das als Muttergestein der Diamanten Brasiliens, Südcarolinas und Georgias wichtige Gestein, der Itakolumit (s. d.), benannt.

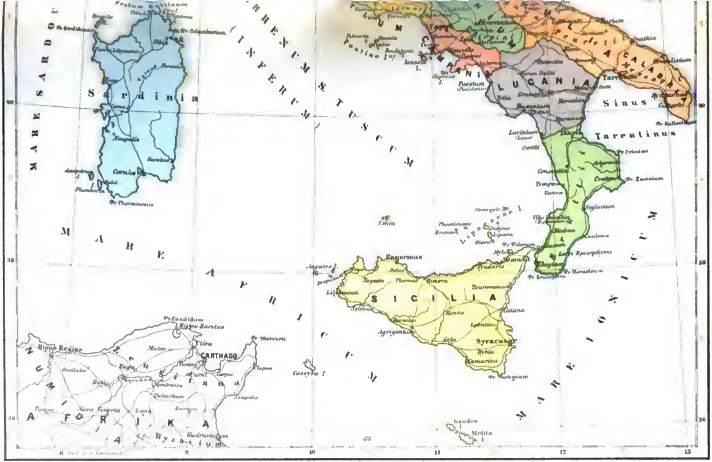
Itajahy (spr. -schahi), Hafenort in der brasil. Provinz Santa Catharina, an der Mündung des Rio Itajahy-Assú, der in seinem Oberlauf Wasserfälle bildet, aber von Blumenau (s. d. 2) an von einem Dampfer befahren wird. I. ist Sitz eines deutschen Konsulats.

Itakolumit, gemengtes Gestein, aus Quarzkörnern, die durch Talk oder auch wohl Chlorit miteinander verbunden sind, sowie gelegentlich Sericit bestehend. In einigen Varietäten bedingt die Art und Weise der Umhüllung der Quarzkörner durch die Talkblättchen eine gewisse Verschiebbarkeit der letztern und eine Biegsamkeit des Gesteins in dünnern Platten (**biegsamer** oder **elastischer Sandstein**, **Gelenkquarz**). Übergänge zeigt der I. zu Chlorit-, Talk- und Glimmerschiefer. Er findet sich als Glied der huronischen (Schiefer-) Formation besonders in Brasilien, wo er in Minas Geraës und Goyaz hohe Gebirge und namentlich den **Itacolumi** (s. d.) zusammensetzt. Außer seinen wesentlichen Gemengteilen führt das Gestein hier Gold, derb und eingesprengt, begleitet von Eisen- und Arsenikkies, Eisenglanz, Magneteisenerz, Turmalin, Glimmer; Quarzgänge durchsetzen es nicht selten, und die Talk- und Chloritschiefer treten lagerförmig darin auf. In Brasilien ist der I. auch Muttergestein der Diamanten. Sonst findet sich I. in Nord- und Südcarolina, im Ural und in Portugal.

Itála, s. **Bibel**, S. 882, und **Vulgata**.

Italia (oskisch **Vitellium**, hierzu die Karte »Italien zur Zeit des Kaisers Augustus«) war nach den Nachrichten griechischer Geschichtschreiber ursprünglich nur der Name der südlichsten Spitze der Apenninischen Halbinsel, die von dem kleinen Stamm der **Itaier** bewohnt wurde, und ward dann auf das ganze Gebiet der Bruttii (das jetzige Kalabrien) und Lukanien angewendet von Tarent um das Vorgebirge Leucopetra herum bis nach Pästum, von wo er sich allmählich über die ganze Halbinsel verbreitete. Andre, jedoch meist nur bei Dichtern vorkommende Namen der Halbinsel sind: **Hesperia** (das Westland), **Saturnia**, **Ausonia**, **Opica**, **Önotria**. Später, seit Augustus, unterschied man Ober-, Mittel- und Unteritalien. **Oberitalien**, welches bis auf Augustus das cisalpinische Gallien genannt wurde, zerfiel in Liguria, das Gebiet der im Apennin und auf dessen südwestlichem Abhang wohnenden Ligurer, in Venetien mit


ITALIEN
bis in die
Zeit des Kaisers Augustus
bearbeitet von Karl Wolf.
Maßstab 1:4900000
Römische Meilen
Deutsche Meilen
Römische Heerstraßen
RAETIA
NORICUM
PANNONIA
LIBURNIA
DALMATIA
GALLIA TRANSPADANA
GALLIA CISPADANA
VENETIA
LIGURIA
ETRURIA
UMBRIA
PICENUM
MARE ADRIATICUM
Sinus Ligusticus
Corsica
ROMA
Ravenna
Bononia
Ariminum
Ancona
Patavium
Aquileia
Mediolanum
Ticinum
Cremona
Salonae
Iadera
Tergeste



Meyers Konv.-Lexikon, 4. Aufl.

Bibliographisches Institut in Leipzig

Zum Artikel »Italien«

Zur Karte ‚Italien bis in die Zeit des Kaisers Augustus'.

Die heutigen Namen sind in Klammern beigefügt. Die Buchstaben und Zahlen zwischen den Linien (D2) bezeichnen die Felder der Karte.

1. Italia.

Abellinum (Trümmer v. Civita bei Avellino)	E4
Accipitrum, Insel (San Pietro)	B5
Acerrae (Gera bei Pizzighetone)	B2
Acherontia (Cerenzia)	F5
Addua, Fluß (Adda)	BC1
Aegates, Insulae	D5, 6
Aenaria, Insel (Ischia)	D4
Aequi	D3, 4
Aesernia (Isernia)	E4
Aesis (Jesi)	D3
Agrigentum (Girgenti)	D6
Alba Fucentia (Trüm. v. Albe)	D3
— Pompeja (Alba)	B2
Albium Ingaunum (Albenga)	B2
— Intemelium (Ventimiglia)	A3
Aleria (Trümmer am Tavignano)	B3
Allifae (Alife)	E4
Altinum (Trümmer von Altino)	D2
Ameria (Amelia)	D3
Amiternum (Trüm. bei San Vittorino)	D3
Anauni (im Val di Non, dtsch. Nonsberg)	C1
Ancona (Ancona)	D3
Antium (Porto d'Anzio)	D4
Anxanum (Lanciano)	E3
Apuani	B2
Apulia (Puglia)	EF4
Aquae Statiellae (Acqui)	B2
Aquileja (Aquileja, slaw. Aglar)	D2
Ardea (Ardea)	D4
Aricia (Ariccia)	D4
Ariminum (Rimini)	D2, 3
Arnus, Fluß (Arno)	C3
Arpi (Trümmer von Arpa bei Foggia)	E4
Arretium (Arezzo)	C3
Asculum Apulum (Ascoli)	E4
— Picenum (Ascoli)	D3
Asta (Asti)	B2
Aternum (Pescara)	E3
Ateste (Este)	C2
Athesis, Fluß (Etsch, ital. Adige)	C2
Attium Prom. (Kap Revellata)	B3
Aufidena (Castel di Sangro b. Alfidena)	E4
Augusta Bagiennorum (Bene)	A2
— Praetoria (Aosta)	A2
— Taurinorum (Turin, ital. Torino)	A2
Aurunci	D4
Auximum (Osimo)	D3
Azetium (Trümmer von Rutigliano)	F4
Bagienni	AB2
Barium (Bari)	F4
Bedriacum	C2
Bellunum (Belluno)	D1
Benacus, Lacus (Gardasee)	C2
Beneventum (Benevento)	E4
Bergamum (Bergamo)	B2
Blera (Bieda)	F4
Boji	BC2
Bononia (Bologna)	C2
Bosa (Bosa)	B4
Bovianum (Bojano)	E4
Brixellum (Brescello)	C2
Brixia (Brescia)	C2
Brundusium (Brindisi)	F4
Bruttii (Calabria)	EF5, 6
Buca (Termoli)	E3, 4
Buxentum (Policastro)	E4
Caesena (Cesena)	D2
Calabria	FG4, 5
Callipolis (Gallipoli)	FG4
Camarina (am Fluß Camaraoa)	E6
Camerinum (Camerino)	D3
Campania	DE4
Cannae (Trümmer von Canne)	F4
Canusium (Canosa)	F4
Capraria, Insel (Capraja)	B3
Capreae, Insel (Capri)	E4
Capua (Santa Maria di Capua)	E4
Carales (Cagliari)	B5
Carni (im Mittelalter Carniola, Krain)	D1
Carsioli (Trümmer v. Civita Carenza bei Carsoli)	D3
Castrum Novum (Terravecchia bei Giulia nova)	D3
Catana (Catania)	E6
Caudium (Montesarchio)	E4
Caulonia	F5
Ceba (Ceva)	B2
Celelates	B2
Cenomani	BC2
Centumcellae (Civitavecchia bei Cincelle)	C3
Cerilli (Cirella)	E5
Chersonesus Prom. (K. Teulada)	B5
Circei (Monte Circello)	D4
Clavenna (Cleven, ital. Chiavenna)	B1
Clusium (Chiusi)	C3
Columbarium Prom. (Capo di Ferro)	B4
Comum (Como)	B2
Concordia (Concordia)	D2
Consentia (Cosenza)	F5
Corfinium (Pentima)	D3
Cornus (Corchinas)	B4
Corsica	B3, 4
Cortona (Cortona)	D3
Cremona (Cremona)	BC2
Crimisa Prom. (Punta dell' Alice)	F5
Croton (Cotrone)	F5
Cumae (Trümmer b. Puzzuoli)	E4
Cures (Arci b. Correse)	D3
Dauni	E4
Dertona (Tortona)	B2
Didyme, Ins. (Salina)	E5
Drepanum (Trapani)	D5, 6
Duria, Fluß (Dora)	A2
Eporedia (Ivrea)	A2
Ericussa, Insel (Erikusi, ital. Masiera)	E5
Eryx (Monte San Giuliano)	D5, 6
Etruria, später Tuscia (Toscana)	B-D2, 3
Euganei	CD1, 2
Faesulae (Fiesole)	C3
Falerii (Trümmer v. Falari)	D3
Falesia	C3
Faventia (Faenza)	C2
Feltria (Feltri)	C1
Feronia (Acqua Felonica)	B4
Firmum (Fermo)	D3
Formiae (Mola di Gaeta, Formia)	D4
Forum Julium (Cividale in Friaul)	D1
— Popilii (Forlimpopoli)	E4
Fregellae (Opio bei Ceprano)	D4
Frentani	E3, 4
Frusino (Frosinone)	D4
Fulginii (Foligno)	D3
Gallia Cispadana	B-D2, 3
— *Transpadana*	DC1, 2
Gaudos, Ins. (Gozzo)	E6, 7
Gela (Trümmer bei Terra nuova)	E6
Genua (Genua, ital. Genova)	B2
Genusia (Ginosa)	F4
Gnathia (Torre d'Agnazzo)	F4
Gorditanum Prom. (K. Falcone)	B4
Grumentum (Saponara)	E4
Hatria (Atri)	DE3
— (Adria)	D2
Henna (Castro Janni, Giovanni)	E6
Heraclea (Trümmer bei Policoro)	F4
— (Trümmer bei Capo Bianco)	D6
Heracleum Prom. (K. Spartivento)	F6
Herculis Insula (Asinara)	B4
Herdoniae (Ordona)	E4
Hernici	D4
Hiera, Ins. (Vulcano)	E5
Himera (Trümmer bei Bonformello)	D6
Hipponium (Montalione bei Bivona)	F5
Hirpini	E4
Horta (Orte)	D3
Hostilia (Ostiglia)	C2
Hybla	E6
Hydruntum (Otranto)	G4
Igilium, Insel (Giglio)	C3
Iguvium (Gubbio)	D3
Ilva, Insel (Elba)	C3
— Ins. (Maddalena)	B4
Ilvates	B2
Industria (Trümmer La Lustra b. Monteù dal Po)	B2
Ingauni	AB2
Insubres	B2
Intemelii	A3
Interamnium (Teramo)	D3
Istria (Istrien, ital. Istria)	DE1, 2
Julium Carnicum (Zuglio)	D1
Lacinium Prom. (K. Nao)	F5
Larinum (Larino)	E4
Larius, Lacus (Comersee)	B1, 2
Latini	D4
Latium	D3, 4
Laumellum (Lomello)	B2
Laus (Laino)	E5
— Pompeji (Lodi vecchio)	B2
Lavinium (Laino)	E5
Leontini (in Val Leventina)	E6
Lepontii	B1
Leucopetra Prom. (Capo dell' Armi)	E6
Libici	B2
Liguria	AB2, 3
Lilybaeum (Marsala)	D6
Lingones	C2
Lipara, Insel (Lipari)	E5
Liparaeae Insulae (Liparische Inseln)	E5
Liris, Fluß (Liri, Garigliano)	D4
Locri Epizephyrii (Trümmer b. Sant' Ilario)	F5
Longaticum (Loitsch, slaw. Logatelz)	D2
Luca (Lucca)	C3
Lucania	EF4, 5
Luceria (Lucera)	E4
Luna (Trüm. v. Luni)	BC2
Mantua (Mantua, ital. Mantova)	C2
Mariana (Trümmer von Mariana)	B3
Marianum (Bonifacio)	B4
Marrucini	E3
Marsi	D3, 4
Matilica (Matelica)	D3
Matinum (Matinata)	F4
Mediolanium (Mailand, ital. Milano)	B2
Medma (am Fluß Mesima)	E5
Medoacus, Fluß (Brenta)	C2
Melita, Insel (Malta)	E7
Messana (Messina)	E5
Messapii	FG4
Metapontum (Trüm. v. Torre-a-mare)	F4
Metaurus, Fluß (Metauro)	D3
Mevania (Bevagna)	D3
Minturnae (Trümmer b. Traetto)	D4
Monoecus (Monaco)	A3
Muranum (Murano)	F5
Mutina (Modena)	C2
Mylae (Milazzo)	E5
Nar, Fluß (Nera)	D3
Narnia (Narni)	D3
Neapolis (Neapel, ital. Napoli)	E4
— (Trümmer von Nabui)	B5
Nicaea (Nizza)	A3
Nola (Nola)	E4
Novaria (Novara)	B2
Nursia (Norcia)	D3
Ocelum (Avigliana)	A2
Oglasa, Insel (Monte Cristo)	C3
Olbia (Terra nova)	B4
Opitergium (Oderzo)	D2
Orobii	B1, 2
Oscela (Domodossola)	B1
Ostia (Ostia)	D4
Pachynum Prom. (K. Passero)	E6
Padus, Fluß (Po)	AB2
—	C2
Paeligni	DE3
Paestum (Trümmer von Pesto)	E4
Palmaria, Insel (Palmarola)	D4
Pandataria, Insel (Vantotena)	D4
Panormus (Palermo)	D5
Parma (Parma)	C2
Patavium (Padua, ital. Padova)	C2
Pauca (Porto Pulo)	B4
Pedo (Borgo San Dalmazzo)	A2

Palorum Prom. (Capo di Faro)	E5
Perusia (Perugia)	D3
Peucetii	F4
Phintonis, Insel (Caprera)	B4
Phoenicussa, Insel (Filicudi)	E5
Picenum	DE3
Pinna (Città di Penna)	D3
Pisae (Pisa)	C3
Pisaurum (Pesaro)	D3
Pistoria (Pistoja)	C3
Placentia (Piacenza)	B2
Planasia, Insel (Pianosa)	C3
Plavis, Fluß (Plava)	D1
Plumbaria, Ins. (Sant' Antioco)	B5
Pola (Pola)	D2
Polaticum Prom. (Punta di Promontore)	D2
Pollentia (Pollenza)	A2
Pompei (Trümmer von Pompeji)	E4
Pontia, Insel (Ponza)	D4
Populonia (Piombino)	C3
Portus Augusti (Porto)	D4
— Veneris (Porto Venere)	B2
Posidonia (Trümmer von Pesto)	E4
Potentia (Potenza)	E4
Praeneste (Palestrina)	D4
Puteoli (Puzzuoli)	E4
Pyxus (Policastro)	E4
Ravenna (Ravenna)	D2
Reate (Rieti)	D3
Regium Lepidi (Reggio)	C2
Renus, Fluß (Reno)	C2
Rhegium (Reggio di Calabria)	E5
Roma (Rom, ital. Roma)	D4
Rubicon (Rugonel)	D2
Rusellae (Trümmer von Rosello)	C3
Sabini	D3
Sacrum Prom. (Capo Corso)	B3
Salapia (Trümmer v. Salpi)	EF4
Salassi	A2
Salernum (Salerno)	E4
Sallentinum Prom. (S. Maria di Leuca)	G5
Samnium	E3, 4
Sarabus (Sarcopus)	B5
Sardinia (Sardinien, italienisch Sardegna)	B4, 5
Sarsina (Sarsina)	D3
Saturnia (Saturnia)	C3
Savo (Savona)	B2
Scylacium (Squillace)	F5
Scyllaeum (Scilla)	E5
Segesta (Sestri-Levante)	B2
— (Trümmer bei Calatafimi)	D6
Segusio (Susa)	A2
Selinus (Trümmer v. Pileri dei Giganti)	D6
Sena (Siena)	C3
— Gallica (Sinigaglia)	D3
Senones	D3
Sentinum (Sentino)	D3
Sestinum (Sestino)	D3
Sicilia	DE5, 6
Silvium Prom. (K. Salvore)	D2
Sinonia, Insel (Zannone)	D4
Sipontum (Trümmer v. Santa Maria di Siponto b. Manfredonia)	E4
Solus (Solanto)	D5
Sontius, Fluß (Isonzo)	D1
Spoletium (Spoleto)	D3
Statielli	B2
Stoeni (Stenico)	C2, 1
Strongyle, Insel (Stromboli)	E5
Sulci (Sant' Antioco)	B5
Sulmo (Sulmona)	DE3, 4
Syracusae (Siracusa)	E6
Tanarus, Fl. (Tanaro)	A2
Tarentum (Taranto)	F4
Tarquinii (Trümmer von Turchina bei Corneto)	C3
Tarracina (Terracina)	D4
Tarvisium (Treviso)	D2
Taurini	A2
Tauromenium (Taormina)	E6
Teanum (Civitá di Chienti)	E4
Teate (Chieti)	E3
Telamon (Talamone)	C3
Tergeste (Triest)	D2
Thermae (Sciacca)	D6
Thurii	F5
Tiberis, Fluß (Tiber, ital. Tevere)	D3
Tibula (Longosardo)	B4
Tibur (Tivoli)	D4
Ticinum (Pavia)	B2
Ticinus, Fluß (Tessin, ital. Ticino)	B2
Tolentinum (Tolentino)	D3
Trasimenus, Lacus (Trasimeno, Lago di Perugia)	D3
Tridentum (Trient, ital. Trento)	C1
Turris Libyssonis (Porto Torres)	B4
Tusculum (Trümmer von Tusculo bei Frascati)	D4
Tyndaris (Santa Maria di Tindaro)	E5
Tyrsus, Fluß (Tirso)	B4
Umbria	CD2, 3
Umbro, Fluß (Ombrone)	C3
Urbinum (Urbino)	D3
Urcinium (Ajaccio)	B4
Urgo, Insel (Gorgona)	B3
Ustica, Insel (Ustica)	D5
Vada (Vado)	C3
Veji (Trümmer Isola Farnese)	D3, 4
Velia (Trüm. Castellamare della Bruca)	E4
Velitrae (Velletri)	D4
Venetia (Venetien)	C-E1, 2
Venonetes	BC1
Venusia (Venosa)	E4
Verbanus, Lacus (Lago Maggiore)	B1, 2
Vercellae (Vercelli)	B2
Verona (Verona)	C2
Vestini	DE3
Vetulonia (Trümmer bei Magliano)	C3
Vibo Valentia (Monteleone b. Bivona)	F5
Vicetia (Vicenza)	C2
Volaterrae (Volterra)	C3
Volsci	D4
Volsinii (Bolsena)	CD3
Volturnus, Fluß (Volturno)	E4

II. Africa.

Bagradas, Fluß (Medjerda)	B6
Bulla (Hammâm Darady)	B6
Byzacium	BC6, 7
Candidum Prom. (Râs al-abiad, ital. Capo Bianco)	B6
Carthago (Trümmer Râs-Kartâdjina)	C6
Clupea (Kelibia)	C6
Cossyra, Insel (Pantelleria)	CD6
Furni (Trümmer v. Furnu)	B6
Hadrumetum, später Sozopolis (Sûsa)	C7
Hippo Regius (Bôna)	A6
— Zaritus (Bizerta)	B6
Mater (Mater)	B6
Membressa (Mzêa el-bâb)	B6
Mercurii Prom. (K. Bon, arab. Râs-Addar)	C6
Neapolis (Nâbel)	C6
Numidia	AB6, 7
Onellaba	B6
Sicca Veneria (Schâk benâr el-kef)	B6
Tipasa (Tifesch)	A6
Tuburbum (Kasbat)	B6
Tunes (Tunis)	C6
Utica (Trümmer Bu Schater)	C6
Vaga (Bêdja)	B6
Zama (Lehs)	B6
Zeugitana	BC6
Zuccara (Ain Djugâr)	BC6

III. Dalmatia.

Ad Ladios	F2
Aemate	F2
Aequum (Tschitluk)	F3
Andetrium (Much)	F3
Argentaria (Silbergruben bei Varesch)	G2
Asamum (Ragusa)	G3
Basanius, Fl. (Bosna)	FG2
Bistue Nova	F3
— Vetus	F3
Brattia, Insel (Brazza)	F3
Bulsinius (Bužanin)	F3
Ceraunii	F2
Corcyra Nigra, Insel (Curzola, slaw. Karkar)	F3
Dalluntum (b. Stagno)	F3
Daorsi	FG3
Delminium (Trigl)	F3
Epidaurus (Ragusa vecchia)	G3
Issa, Insel (Lissa)	F3
Ladesta, Insel (Lagosta)	F3
Leusaba	F2
Melita Insel (Meleda)	F3
Narenses	FG3
Naro, Fluß (Narenta, slaw. Neretva)	FG3
Narona (Trüm. Vido)	F3
Novae (Runovich)	F3
Pelva	F3
Pharus, Insel (Lesina, slaw. Hvar)	F3
Salonae (Salona bei Spalato)	F3
Salvina	F2
Sarnada	F2
Solunta, Insel (Solta)	F3

IV. Liburnia.

Aenona (Nona)	E2
Apsorus, Insel (Lussin)	E2
Avendo	E2
Burnum	F2, 3
Celadussae, Insel (Isola longa)	E2, 3
Clambetae (Obrovazzo)	E2
Crepsa, Insel (Cherso, slaw. Tschres)	E2
Curicta (Veglia, slaw. Krk)	E2
Derriopes	EF2
Epidotium	E2
Flanona (Fianona)	E2
Jadera (Zara)	E2
Japodes	E2
Oeneus, Fluß (Unna)	F2
Ortopla (Carlopago)	E2
Pamodus, Ins. (Pago)	E2
Quadrata	E2
Romula	E2
Scardona (Scardona)	E3
Senia (Segna, slaw. Zeng)	E2
Tarsatica (Tersatto bei Fiume)	E2

V. Noricum.

Aguntum (Lienz)	D1
Celeja (Cilli)	E1
Dravus, Fluß (Drau, slaw. Drava)	E1
Juvenna (Jaunstein)	E1
Murus, Fluß (Mur)	D1
Noreja (Neumarkt)	E1
Santicum (Villach)	D1
Serapilli	E1
Solva (Seggau)	E1
Taurisci	DE1
Teurna (Trümmer im Lurnfeld)	D1
Virunum (Trümmer im Zollfeld)	E1

VI. Raetia.

Aenus, Fluß (Inn)	C1
Athesis, Fluß (Etsch, ital. Adige)	C1
Bauzanum (Bozen)	C1
Breuni (am Brenner)	C1
Brixentes	C1
Curia (Chur)	B1
Endidae, Egna (Neumarkt)	C1
Magia (Maienfeld)	B1
Matrejum (Matrei)	C1
Octodurus (Martigny)	A1
Rhenus, Fluß (Rhein)	B1
Sedunum (Sitten, franz. Sion)	A1
Suanetes	B1
Venostae (im Vintschgau)	C1

Aemona (Laibach)	E1
Andantonia (Trümmer b. Petrovina)	F2
Aventicum (Wiflisburg, franz. Avenches)	A1
Bolentium	F2
Certissa (Diakovár)	G2
Colapis, Fluß (Kulpa)	E2
Dravus, Fluß (Drau, slaw. Drava)	G2
Helvetii	A1
Japodes	E2
Latovici	E2, 1
Lemanus Lacus (Lac Léman, Genfer See)	A1
Lousonna (Lausanne)	A1
Marsonia (Brod)	FG2
Metullum (Möttling)	E2
Murus, Fluß (Mur)	E1
Naviodunum (Dornovo)	E2
Poetovio (Pettau)	E1
Savus, Fluß (Sau, slaw. Sava)	F2
Scordisci	FG2
Segestica (Siscia)	F2
Servitium	F2
Urba (Orbe)	A1
Vervis	G2

VII. Meere und Meeresteile.

Fretum Gallicum (Straße von Bonifacio)	B4
Mare Adriaticum s. Superum (Adriatisches Meer)	D-G2-4
— Africum	A-D5-7
— Ionicum (Ionisches Meer)	E-G4-7
— Sardoum	AB4, 5
— Tyrrhenum s. Tuscum s. Inferum (Tyrrhenisches Meer)	B-E3-5
Sinus Ligusticus (Meerbusen von Genua)	B2, 3
— Tarentinus (Meerbusen von Tarent)	F4, 5

der Halbinsel Istrien und in das cis- und transpadanische Gallien und war von Mittelitalien durch die Flüßchen Macra bei Luna im W. und Rubico im O. getrennt; Mittelitalien enthielt 6 Landschaften, 3 im W. und 3 im O. des Apennin, Etruria bis zum Tiberis, Latium bis über den Liris, Campania bis zum Silarus im W., Umbria bis südlich über den Nar und bis zum Äsis, Picenum bis südlich von Hatria, Samnium bis in die Gegend von Teanum; Unteritalien bestand aus den vier Landschaften Lucania und Bruttii im W., Apulia und Calabria im O. Seit der neuen Organisation des Reichs durch Konstantin d. Gr. war Italien in folgende zwölf Provinzen geteilt: Venetia und Histria, Ämilia, Liguria, Flaminia und Picenum (Picenum annonarium), Tuscia und Umbria, Picenum suburbicarium, Campania, Apulia und Calabria, Lucania und Bruttii, Samnium, Valeria, Alpes Cottiae. — Die älteste Bevölkerung bestand nach der freilich sehr unsichern Überlieferung in Oberitalien hauptsächlich aus Etruskern und Umbrern, in Mittel- und Unteritalien aus Etruskern (in Etrurien und einem Teil von Kampanien), Umbrern (in Umbrien und wahrscheinlich auch sonst in einem großen Teil der östlichen Hälfte von Mittelitalien), Sikulern oder Önotrern (in dem größten Teil der übrigen westlichen Landschaften), Japygiern (im südöstlichen Teil der Halbinsel) und aus Sabinern, Oskern und Aboriginern, welch letztere drei Völkerschaften im Apennin und auf dessen Abhängen wohnten. Oberitalien wurde aber, mit Ausnahme von Ligurien und einigen Gebieten an den Mündungen des Po, seit etwa 600 v. Chr. von keltischen Völkerschaften, unter denen die Insubrer, Cenomanen und Bojer die bedeutendsten sind, in Besitz genommen; eins dieser Völker, die Senonen, überschritt auch die Grenze von Oberitalien und entriß den Umbrern ihr Küstenland; in Latium bildete sich durch Vermischung der von den Sabinern vertriebenen Aboriginer mit den Sikulern das neue Volk der Latiner; die Sikuler wurden durch die von ihren Gebirgswohnsitzen sich weit ausbreitenden Osker verdrängt und genötigt, sich auf die nach ihnen benannte Insel zurückzuziehen; endlich verbreiteten sich mehrere verwandte, von den Sabinern abstammende und daher sabellische genannte Völkerschaften durch allmähliche Wanderungen von ihren Gebirgswohnsitzen aus über Samnium, Picenum, Kampanien und Lukanien, so daß alle diese Landschaften eine sabellische Bevölkerung (in Bezug auf Samnium werden außer den Samnitern noch die Marser, Marruciner, Päligner, Vestiner, Hirpiner und Frentaner als sabellische Bewohner genannt) erhielten, und auch die südwestlichste Halbinsel erhielt von Lukanien aus eine neue Bevölkerung (Bruttii). In Etrurien und Umbrien, soweit letzteres nicht von den Senonen in Besitz genommen wurde, blieben die Etrusker und Umbrer wohnen; in Apulien werden die Daunier und Peucetier, in Kalabrien besonders Messapier als Bewohner genannt. Dies war die Bevölkerung Italiens in der historischen Zeit. Hierzu kommt aber noch eine Anzahl griechischer Kolonien, welche an der Küste von Kampanien, Lukanien, derjenigen der Bruttier und am Tarentinischen Meerbusen meistens in der zweiten Hälfte des 8. und im 7. Jahrh. v. Chr. angelegt wurden. Die wichtigsten dieser hellenischen Kolonien sind: Cumä, Rhegium, Locri, Croton, Sybaris (bereits im 6. Jahrh. v. Chr. von den Crotoniaten zerstört), Thurii und Tarentum. Durch die Lukaner und die Bruttier wurden alle diese Koloniestädte, mit Ausnahme von Tarent, meist auf ihre Mauern beschränkt. Vgl. Cluverius (Klüver), I. antiqua (Leiden 1624), nebst Holstein, Adnotationes ad Cluverii Italiam (Rom 1666); Abeken, Mittelitalien (Stuttg. 1843); Nissen, Italische Landeskunde (Berl. 1883, Bd. 1); Czörnig, Die alten Völker Oberitaliens (Wien 1885); Helbig, Beiträge zur altitalischen Kultur- und Kunstgeschichte (Leipz. 1879). Hinsichtlich der Zustände Italiens unter der römischen Herrschaft s. Rom, Geschichte.

Italica, 1) röm. Stadt in der hispanischen Provinz Bätica, am Bätis, Hispalis (Sevilla) gegenüber, 207 v. Chr. von Scipio dem ältern gegründet, zeitweilig Sitz der Provinzialregierung und bekannt als Heimat der Kaiser Trajan, Hadrian und Theodosius. Ruinen bei Santiponce. — 2) Stadt, s. Corfinium.

Italicus, Neffe des Arminius, Sohn von dessen Bruder Flavus (s. d.) und kurze Zeit König der Cherusker.

Italien, die mittlere von den drei Halbinseln Südeuropas, welche von der Natur zum Mittelpunkt des ganzen Mittelmeerbeckens bestimmt erscheint. Sie bildet eine Brücke zwischen den nördlichen und den südlichen Ufern des Mittelmeers; in ihrem kontinentalen Teil, dem Pogebiet, wie durch den Hafen von Brindisi und die Häfen am Golf von Tarent ist sie dem Verkehr mit dem Osten erschlossen, während die eigentliche Halbinsel ihr Antlitz dem Westen zukehrt. So konnte von hier aus das ganze Mittelmeergebiet wie in römischer Zeit beherrscht, so konnten hier vom Osten empfangene Kulturkeime in eigentümlicher Weise verarbeitet und dem Westen und Nordwesten mitgeteilt werden. So hat I. fast zwei Jahrtausende hindurch den Mittelpunkt der Kulturwelt gebildet und dreimal, im Altertum durch das römische Weltreich, im Mittelalter durch die römische Hierarchie und zu Ende des Mittelalters bis ins 16. Jahrh., im Renaissancezeitalter, durch seine hohe materielle und geistige Kultur, den größten Einfluß auf die ganze Kulturwelt ausgeübt. Als neugeeinigtes Staatswesen, von der Natur in jeder Hinsicht herrlich begabt, reich an Schätzen der Kunst und an Denkmälern einer großen Vergangenheit, hat dasselbe eine glänzende, wenn auch weniger rasch, als die Italiener selbst wünschen, sich verwirklichende Zukunft zu erwarten.

Übersicht des Inhalts:

Lage, Meeresküste.

Hierzu 3 Karten: Übersichtskarte, nördliche Hälfte und südliche Hälfte von Italien.

In der südlichen Hälfte der gemäßigten Zone gelegen, dehnt sich I. zwischen 36° 38′—46° 42′ nördl. Br. und zwischen 6° 34′—18° 30′ östl. L. v. Gr. in Gestalt eines langgestreckten, im SW. durch das Dreieck Sizilien vermehrten Trapezes nach SO. aus und grenzt, soweit es nördlich mit dem Festland zusammenhängt, von W. nach O. an Frankreich, die Schweiz und Österreich, während es sonst von den einzelnen Teilen des Mittelländischen Meers, und zwar östlich vom Adriatischen, südöstlich vom Ionischen, südlich vom Afrikanischen, westlich vom Tyrrhenischen und Ligurischen Meer, umgeben wird. Die Länge des Festlandes beträgt von N. nach S. 1225 km,

die Breite der eigentlichen Halbinsel von W. nach O. 350—230 km, die der beiden südlichen Landzungen 51—105 km, während im N. die Breite des zum Königreich J. gehörigen Gebiets 780 km ausmacht. Man zählt zu J. auch mehrere in den genannten Meeren liegende Inseln. Es sind, außer Sizilien, das durchaus im Zusammenhang mit dem Festland zu betrachten ist, Sardinien und Corsica; zu den kleinern gehören: Elba und die übrigen Inseln des Toscanischen Archipels, die Gruppe der pontinischen und der neapolitanischen Inseln, die Liparen, Ägaten, Malta und die Tremiten. Mit den Inseln (aber ohne Malta und Corsica) beträgt der Flächenraum 296,323 qkm (5381 QM.), ohne dieselben 242,490 qkm (4403 QM.).

Die Küstenlänge Italiens wird auf 3300 km veranschlagt. Die Küstenumrisse Italiens zeigen sehr verschiedenen Charakter und sind weit weniger günstig gestaltet als die der östlichen, günstiger jedoch als die der westlichen Mittelmeerhalbinsel Europas. Die Küsten des Ligurischen Meers von der Var- bis zur Magramündung sind durchaus steil, große Meerestiefen drängen sich ans Ufer heran, über beide Schenkel dieses Golfs aber, die Riviera di Ponente wie die Riviera di Levante, die in der Spitze bei Genua zusammentreffen, ist aller Zauber der Natur ausgegossen, beide sind reich an herrlichen Häfen, wie die der Golfe von La Spezia und Rapallo, von Genua, Savona und Porto Maurizio. Von der Magramündung bis zum Kap Circello folgt ein ursprünglich in ähnlicher Weise geradlinig, buchten- und hafenlos verlaufendes Küstenstück wie das entsprechende der Ostküste von Rimini bis Kap Santa Maria di Leuca, wo sich nur der eine, aber treffliche Hafen von Brindisi findet, und nur der Vorsprung von Ancona, an welchem ein durch Kunst leicht zu verbessernder Naturhafen lag, wie die landfest gewordene Insel des Monte Gargano unterbrechen etwas die geradlinige Küste, an die zwar der Apennin nahe herantritt, ohne daß aber eine eigentliche Steilküste entstände. Die Küste Mittelitaliens ist von der Natur für Seeverkehr sehr schlecht ausgestattet, und wir begreifen somit, daß Rom sich sehr spät und erst, als es sich zum Herrn günstigerer Küsten gemacht hatte, zur Seemacht entwickelte. Nur hat die westliche Flachküste dadurch größere Mannigfaltigkeit erhalten, daß hier größere Flüsse, namentlich Tiber und Arno, münden und ihr Delta vorgeschoben haben, während gleichzeitig der Küste naheliegende Felseninseln, Kap Piombino, Monte Argentario, Kap Circello und Gaeta, durch die von der Küstenströmung mitgeführten Sinkstoffe landfest geworden sind. Dadurch ist eine Reihe flacher Golfe entstanden, während gleichzeitig die Anlage künstlicher Häfen (Ostia, die Häfen des Claudius und Trajan, Civitavecchia, Livorno) in dem angeschwemmten Land nicht schwer war. Reicher ausgestattet ist die Küste vom Kap Circello an. Dort bringen drei Golfe tiefer in das Land ein, von Gaeta, Neapel und Salerno, der mittlere der von der Natur in jeder Hinsicht am reichsten begabte, der sich zwischen Kap Miseno und Punta della Campanella 30 km breit, 13 km tief öffnet, noch geschützt durch die vorliegenden Inseln Ischia und Capri, reich an Häfen, denen die Erzeugnisse der reichen Ebene von Kampanien zuströmen. So mußte sich hier dichte Bevölkerung und ein großes Handelszentrum entwickeln, erst Cumä, dann in römischer Zeit und wieder seit dem Ende des Mittelalters Neapel. Die geringere Veranlagung des Golfs von Salerno prägt sich deutlich darin aus, daß die Städte, die hier nacheinander geblüht haben, Pästum, Salerno und Amalfi, an die Bedeutung jener nicht heranreichen. Die Küste Kalabriens vom Golf von Policastro bis zur Cratimündung im Golf von Tarent ist sowohl am Tyrrhenischen als am Jonischen Meer, außer am Golf von Sant' Eufemia, durchaus Steilküste und ohne Häfen, aber reich an schönen Szenerien. Den griechischen Städten dieser Küste, deren Bedeutung wesentlich auf dem Ackerbau beruhte, genügten kleine Einbuchtungen und der schmale sandige Strand der Küste für den Seeverkehr. Seit ihrer Zerstörung haben jedoch die ungeregelten Wasserläufe einen Fieberkordon rings um Kalabrien erzeugt, und sarazenische Seeräuber haben die Bewohner auf die Höhen zurückgescheucht, so daß die Küsten dieser Halbinsel verödeten und dieselbe vom Verkehr mit der übrigen Welt abgesperrt wurde und in der Kultur zurückblieb. Nur an der Meerenge von Messina finden wir daher eine namhafte Küstenstadt, Reggio, welche von der Lage an dieser wichtigen, nur 2—3 km breiten Wasserstraße Vorteil zog. Erst jetzt erwacht hier durch die Eisenbahn wieder neues Leben und zieht dieser Magnet die Bevölkerung aus ihren Felsennestern wieder herab an die Küste.

Die Küsten der Insel Sizilien sind fast durchaus steil, an der Ostseite reich an kleinen Buchten und Häfen, daher hier die blühenden Griechenstädte, die bedeutendsten von allen Messina und Syrakus. Auch die Nordseite ist noch reich gegliedert und besitzt den ehemals trefflichen Hafen von Palermo, welcher der Stadt den Namen gegeben hat; nachdem er im Mittelalter unbrauchbar geworden, ist durch einen künstlichen Molo ein neuer geschaffen worden. Die Afrika zugekehrte Küste ist ohne alle Häfen, unter großen Kosten wird ein solcher in Porto Empedocle, dem Hafen von Girgenti, geschaffen.

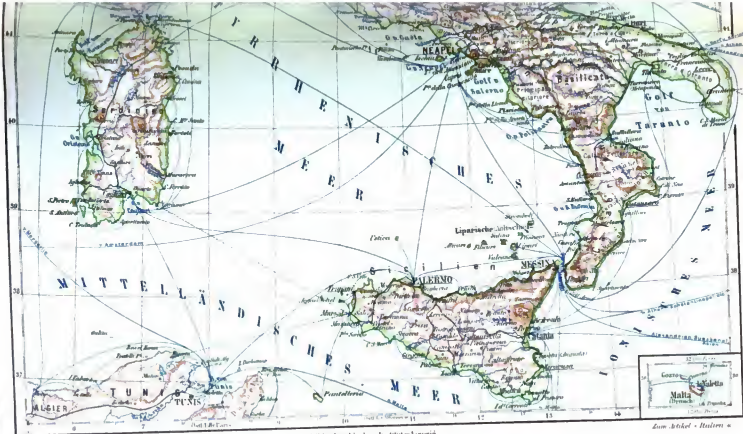
Am günstigsten ist die Küste Süditaliens gebildet am viereckigen Golf von Tarent, der mit 130 km breiter Öffnung zwischen Kap Rao und Santa Maria di Leuca in den Rumpf der Halbinsel eindringt, zwei kleinern Halbinselgliedern, Apulien und Kalabrien, Ursprung gebend. Seine Ufer sind nur an der Nordwestseite flach, von Sümpfen und Dünen begleitet und jetzt zum Teil von Malaria heimgesucht; aber dennoch ist der Golf von Tarent als das Organ zu bezeichnen, das, jetzt durch zwei Eisenbahnen mit der Ost- und Westküste verbunden und neuem Leben erschlossen, wie im Altertum, wo hier Tarent, Metapont, Herakleа, Sybaris, Thurii und Croton blühten, J. mit dem Orient verbinden wird. Tarent hat noch immer einen der besten Häfen Italiens. Durch die 75 km breite Meerenge von Otranto treten wir in das Adriatische Meer ein, dessen Küste bis Rimini bereits geschildert ist. Von Rimini bis zur Mündung des Isonzo haben wir wieder eine durch die Anschwemmungen der zahlreichen dort mündenden Flüsse beständig vorrückende, flache, sumpfige Küste vor uns, die auf weite Strecken von Lagunen begleitet ist, welche durch Dünen (lidi) vom Meer geschieden, durch Öffnungen in denselben (porti) damit verbunden sind und dann treffliche Häfen, wie bei Venedig und Chioggia, bilden.

Bodengestaltung.

Faßt man die orographischen Verhältnisse der Halbinsel ins Auge, so treten zunächst die Alpen bedeutsam hervor, die, J. im NW. und N. vom Frankreich und dem übrigen Festland Europas scheidend, als ein ungeheurer Gebirgswall sich von Nizza im W. bis Triest im O. bogenförmig herumziehen und auch einen Teil Piemonts, der Lombardei und des Venezianischen bedecken. Gerade an der italienischen Seite tritt der einseitige Steilabfall der Alpen deutlich, am



ITALIEN.
Mafsstab 1: 4500000
Geograph. Meilen
Kilometer
Die Provinzen werden nach ihren unterstrichenen Hauptstädten genannt ältere Bezeichnungen sind mit Haarschrift beigefügt
Eisenbahnen
Dampfer
Unterseeische Telegraphen
Östl. Länge v. Ferro
SCHWEIZ
Tirol
ÖSTERREICH UNGARN
Kärnthen
Krain
Istrien
Slavonien
Bosnien
Dalmatien
TRIEST
VENEDIG
Golf v. Venedig
ADRIATISCHES MEER
LIGURISCHES MEER
Golf von Genua
MAILAND
TURIN
Verona
Padua
Ferrara
Parma
Modena
BOLOGNA
Ravenna
Ancona
FLORENZ
LIVORNO
Lucca
Toscana
Umbrien
Perugia
Elba
Corsica
ROM



Meyers Konv.-Lexikon, 4. Aufl.

Bibliographisches Institut in Leipzig.

Zum Artikel »Italien«.


ITALIEN
Nördliche Hälfte.
Golf
von
Genua
LIGURISCHES MEER
MITTELLÄNDISCHES MEER
Riviera di Ponente
Riviera di Levante



Institut in Leipzig

Zum Artikel »Italien«.


ITALIEN
Nördliche Hälfte.
Golf von Genua
LIGURISCHES MEER
MITTELLÄNDISCHES MEER
Lausanne
LOMBARDEI



Institut in Leipzig

Zum Artikel » Italien «.



Meyers Konv.-Lexikon, 4. Aufl.

Bibliographis



Leipzig

Zum Artikel »Italien«

deutlichsten in Piemont hervor, und man erkennt, daß die Alpen geographisch zu Frankreich und Deutschland gehören. Von dort aus sind sie leicht, von J. aus sehr schwer zu ersteigen, und dies erklärt auch, daß die Alpen bis an den Rand der Ebene von Leuten andern Ursprungs u. andrer Sprache bewohnt sind, daß die deutsche Sprache erst in den letzten Jahrhunderten, das Französische in den piemontesischen Bergen erst in diesem Jahrhundert zurückgedrängt wird. Die Ligurischen Alpen vom Col di Tenda bis zum Paß von Altare nordwestlich von Savona sind in jeder Hinsicht als Bindeglied zwischen Alpen und Apenninen anzusehen.

Die nun folgenden **Apenninen** (s. d.) bestimmen zumeist die Gestalt der Halbinsel; sie ziehen sich zuerst in südöstlicher Richtung bis ins Toscanische, soweit die größere Breite Norditaliens reicht. Zwischen ihnen und den Alpen breitet sich die große Ebene der **Lombardei** aus, welche in ihrer ganzen Ausdehnung von W. nach O. vom Po mit seinen Nebenflüssen aus den Alpen und Apenninen bewässert wird. Die Lombardei, von der Halbinsel durch die Apenninen getrennt, hat nichts mit der Charakteristik des eigentlichen italischen Bodens, des Halbinsellandes, gemein und ist auch häufig längere Zeit hindurch politisch und historisch davon getrennt gewesen. Vom Pothal wendet sich der Längenzug der Apenninen mehr gegen SO. in der Hauptrichtung der ganzen Halbinsel und wird zu ihrem zentralen Gebirgssystem. Von hier an nimmt die Zahl der Gebirgsketten zu, welche die ganze Mitte der Längenerstreckung Italiens mit Berglandschaften füllen, die nach S. immer mehr den schroffen, wilden Apenninencharakter annehmen. Während sie im Knie der Wendung, im Toscanischen, wo zugleich der breiteste Saum für die östlichen Abfälle bleibt, kaum zu 1600 m aufsteigen, beträgt weiter gegen S. ihre mittlere Höhe etwa 1800 m, und einzelne Gipfel (Monte Corno, Monte Majello) ragen 2500 bis nahezu 3000 m empor. Es beginnt mit diesem Wechsel der Normalrichtung das mehr einförmige, dichte, feste, vorherrschende Kalksteingebirge, dessen Gleichartigkeit auch die des landschaftlichen Charakters bedingt und sich mit den mannigfaltigen Abstufungen der Höhenzüge und mit seinen wechselnden pittoresken, eigentümlich zerrissenen und zerspaltenen Formen bis zum Süden der Halbinsel deutlich verfolgen läßt. Der hohe zentrale Apenninenzug, der ganz J. dammartig der Länge nach durchzieht, dacht sich nach beiden Meeren hin in mehr oder weniger breiten Hügellandschaften ab. Nach O. ist die Abdachung steiler, wilder, nach W. hin sanfter und thalreichere Uferlandschaften darstellend. Wenn demnach der hohe Apennin zwischen Ost- und Westitalien eine starke natürliche Scheide bildete, in Bezug sowohl auf die Verbreitung der Völkerstämme und die Kultur als auf Politik, so mußte der Westseite, sobald eine Wechselwirkung eintrat, naturgemäß die Herrschaft über die Ostseite zufallen, zumal auch die Westseite dem äußern Verkehr günstiger gestaltet war, während die hafenlose Ostseite noch überdies die des Hinterlandes entbehrende Steilküste von Dalmatien als Gegengestade hatte. In der That haben sich auch alle bedeutenden Städte und Mittelpunkte mittelitalischer Herrschaften (Etrurien, Rom, das süditalische Normannenreich ꝛc.) auf der Westseite der Apenninen emporgearbeitet, keine auf der Ostseite. Den ganzen Süden der Halbinsel füllen die **Neapolitanischen Apenninen**. Sie bilden die sehr wilde Gebirgslandschaft der **Abruzzen** (s. d.), die aber in keinerlei Zusammenhang mit dem Vorgebirge **Gargano** stehen. Die Hauptwasserscheide zieht sich mehr nach W. und tritt am Golf von Policastro ans Tyrrhenische Meer, während sich östlich die Ebene von Apulien und eine flache, trockne, weiter nach SO. der Wasserläufe auf dem porösen Kalkstein ganz entbehrende Kalkplatte anlegt, welche auch die Apulische Halbinsel bildet. Die Apenninen enden eigentlich im Monte Pollino an der Wurzel der Kalabrischen Halbinsel, welche, aus altkristallinischem Gestein bestehend, nur noch Reste von Apenninkalk aufweist, der dafür in Sizilien wieder bedeutungsvoll hervortritt, so daß man von einer Fortsetzung der Apenninen bis nach Sizilien sprechen kann. Während außer in Apulien der Ostseite der Halbinsel die Form der Ebene ganz fehlt, besitzt die Westseite die fruchtbare Kampanische Ebene, welche in wenig unterbrochenem Zusammenhang mit den Pontinischen Sümpfen und der Ebene am untern Tiber steht. Eine lange, dem Kamm der Apenninen parallele Reihe von Vulkanen charakterisiert ferner die Westseite der Halbinsel, der Vesuv ist der südlichste u. einzig jetzt thätige; die Ostseite hat nur den erloschenen Vultur aufzuweisen.

J. ist **geognostisch** weniger durchforscht als die meisten übrigen Länder Europas, teilweise sogar vernachlässigt. Insbesondere gilt dies von mehreren Teilen des Südens. Verhältnismäßig am besten bekannt ist wohl die große Po-Ebene mit ihrer alpinen Umwallung. In der Ebene herrschen Alluvionen jeder Art vor, an ihrem nördlichen und westlichen Rand, beim Übergang in das Hügelland, spielen die als Erdmoränen der Gletscher der Eiszeit hier abgelagerten Geröllmassen eine große Rolle, aus denen z. B. die Hügellandschaften südlich vom Gardasee und südlich von Ivrea bestehen. Die isoliert aus der Ebene aufsteigenden Monti Berici, südlich Vicenza, und die Euganeen, südwestlich Padua, sind vulkanischen Ursprungs. Die Alpen bestehen auf italienischem Gebiet östlich vom Langensee in den Vorhöhen aus tertiären und Kreidebildungen, vorzugsweise Kalken und Sandsteinen, im höhern Gebirge aus triasischen und jurassischen Kalken und Dolomiten. Vom Langensee an reichen altkristallinische Gesteine, Gneis, Granit, Schiefer bis an die Ebene heran, aus ihnen bestehen auch noch überwiegend die Ligurischen Alpen. Die Apenninen bestehen bis zum Golf von Tarent und Kalabrien vorwiegend aus Kalksteinschichten der Jura- und Kreideformation, welchen in langer, schmaler Zone an der Ostseite vom Bergland von Montferrat, das vom Po umflossen wird, bis zum Golf von Tarent jüngere Tertiärschichten auflagern. Diese bilden mehr die niedern Gehänge, jene die höhern Gebirge, den Hintergrund jeder italienischen Landschaft, nicht als schroffe Felswände, auch nicht als fortlaufender Wall, aber doch mit kühnen Formen der Gipfel und häufiger stufenweiser Unterbrechung der Abhänge, zuweilen mit jähen Felsabstürzen, im Schmuck ihrer Eichen- und Kastanienwälder reich an malerischen Ansichten. Keinem andern Kalkgebirge der Erde ist eine solche Mischung des Erhabenen und Lieblichen eigen. Wesentlich trägt dazu bei die den Kalkgebirgen des Mittelmeergebiets eigentümliche Terra rossa, eine Art roter Thon, ein Verwitterungsrückstand des Kalksteins, auf welchem die Rebe, der Ölbaum, die Kastanie trefflich gedeihen. Es herrscht so im geographischen Bau der Halbinsel außerordentliche Einheit. Der Ligurische Apennin und selbst der Etruskische in seinen nördlichen Teilen besteht aus tertiären, eocänen Kalk- u. Sandsteinschichten von außerordentlicher Mächtigkeit, häufig aber, namentlich in einem 600 qkm großen Gebiet westlich von Genua, durchbrochen von ungeheuern Serpentinmassen. Im

Etruskischen Apennin sind das charakteristische Gestein die sogen. Scherbenthone, welche der Kreide-, vielleicht auch der Eocänformation angehören und als Erzeugnisse kolossaler Schlammeruptionen aufgefaßt werden. Auch in den römischen und neapolitanischen Apenninen, obwohl sie wilder, zerrissener und höher sind, herrschen die charakteristischen Kalksteine des ganzen Systems bis zum Monte Pollino. Diesem Teil der Apenninen sind zahlreiche ausgefüllte und abgeflossene Seebecken eigentümlich, die sich ursprünglich zwischen seinen Wölbungen gesammelt hatten, jetzt aber fruchtbare Hochebenen bilden. Ein Querschnitt durch das Gebirge, wie ihn neuerdings der Bau der Eisenbahn im Pescarathal aufwärts bis Aquila gegeben hat, zeigt uns zunächst von der Küste bis zur Hochebene von Sulmona aus lockern Tertiärschichten bestehende Küstenterrassen, von da eocäne und Kreidekalke; die Basis des Gran Sasso-Stockes besteht aus dem untern Jura angehörigen roten Ammonitenkalken. Von besonderm Interesse sind aber die Subapenninen, namentlich wegen ihrer vulkanischen und damit zusammenhängenden sonstigen Erscheinungen. Die sedimentären, namentlich tertiären, Gesteine überwiegen auch hier, aber neben in Toscana noch häufig austretenden ältern Eruptivgesteinen begleitet die Apenninen hier vom südlichen Toscana bis an den Golf von Neapel eine Reihe von Vulkanen, deren nördlichster der Trachytkegel des Monte Amiata ist, von wo sich die Reihe über die Kraterseen und die Vulkane der Gegend von Viterbo, über das in verschiedenen Epochen vulkanischer Thätigkeit entstandene Albanergebirge und die Rocca Monfina in Kampanien bis zu dem noch einzig thätigen Vesuv fortsetzt. Vielleicht kreuzt sich diese Reihe hier mit einer andern, durch die Pontinischen Inseln, Ischia u. weiter aufwärts den Lago d'Ansanto und den Vultur bezeichneten. Vulkanische Tuffe, von der Rocca Monfina, wohl auch von den Kratern der Phlegräischen Felder und dem Vesuv ausgeworfen, bilden überwiegend die Ebene von Kampanien, die römische Campagna und die Gegend von Viterbo. In welchen Beziehungen aber die Borsäure-Lagoni Toscanas im Quellgebiet der Cecina und Merse zu den vulkanischen Erscheinungen stehen, ist noch dunkel. Der Kalabrische Apennin besteht ganz aus Granit, Gneis und kristallinischen Schiefern mit nur sehr geringen Resten von Apenninkalk, aber rings umlagert von jungtertiären Schichten, so daß die ältern Gesteine nur an wenigen Punkten an das Meer reichen. Dieselben kristallinischen Gesteine bilden auch die Nordostecke von Sizilien, während im Nebradischen Gebirge, der Madonie und fast an der ganzen Nordküste wiederum Apenninkalk vorherrscht. Dagegen besteht das Innere und der Süden der Insel aus tertiären Kalksteinen, Mergeln, Thonen und vor allem Gipsen, den Trägern der so wichtigen Schwefellager. Im SO. sowie im Ätna liegen vulkanische Gesteine vor. Sardinien besteht überwiegend aus altkristallinischem Gestein wie die Schwesterinsel Corsica, aber auch paläozoische Schiefer, Kreidekalke und vulkanisches Gestein nehmen bedeutenden Anteil am Aufbau der Insel. Wir gewinnen die Anschauung, daß J. wesentlich jüngerer Entstehung ist und erst in der Tertiärzeit seine eigentümliche Gestalt erlangt hat.

Gewässer.

Auch in hydrographischer Hinsicht zeigt Oberitalien einen wesentlichen Unterschied gegen die eigentliche Halbinsel und die Inseln. Nur im kontinentalen J. und zwar in den Alpen mit ihren Schnee- und Gletschermassen, ihren Seen und ihren auch im Sommer noch reichlichen Regen findet sich die zur Speisung von Flüssen hinreichende Wassermenge. Auf der eigentlichen Halbinsel drängen sich die Regen um die Winterszeit zusammen, und die Schneemassen, welche die Apenninen von 1500 m an, selbst noch die Sila und die Madonie Siziliens sechs Monate lang bedecken, vermögen die Flüsse im heißen Sommer kaum mehr zu nähren. Nur in den italienischen Niederlanden finden wir daher das ganze Jahr wasserreiche Flüsse, sonst ist der Wasserstand derselben im Sommer ein sehr niedriger, je weiter nach S., um so mehr; ja, die meisten Flüsse führen im S. nur im Winter und oft auch nur nach heftigen Regen Wasser, sie sind Torrenten oder Fiumaren. Auf der Halbinsel selbst sind die zum Tyrrhenischen Meer gehenden Flüsse die wasserreichern, aber nur der Tiber und in geringerm Maß der Arno und Garigliano sind schiffbar. Noch unbedeutender sind der Volturno, der Sele, Ombrone, Serchio und Magra. Selbst die größten der ins Adriatische und Jonische Meer mündenden Flüsse, der Crati und Bradano in den Golf von Tarent, der Ofanto, Pescara, Metauro, sind nur Küstenflüsse. Das Gleiche gilt vom Simeto, Platani und Salso Siziliens. Dagegen ist der Po trotz seiner geringen Lauflänge einer der verhältnismäßig wasserreichsten Flüsse Europas und in hohem Grad schiffbar, welche Eigenschaft nur durch die Flachheit seiner zahlreichen Mündungsarme (s. Po) beeinträchtigt wird. Auch die Etsch, obwohl weit reißender, ist im Unterlauf schiffbar, ebenso Ticino, Adda, Mincio, Oglio und einige andre Alpenzuflüsse des Po, während die von den Apenninen kommenden, außer dem Tanaro, sowie die Alpenflüsse des Venezianischen, Brenta, Piave, Tagliamento, die Natur der süditalienischen Torrenten haben. Es beruht dies wesentlich darauf, daß ihnen so herrliche Sammelbecken wie Langensee, Comer-, Iseo- und Gardasee fehlen. Die Seen der Halbinsel sind entweder flache Wasserbedeckungen von Mulden im Gebirge, wie der Trasimenische, oder Kraterseen, wie der von Bracciano, oder aber Strandlagunen, wie die von Salpi oder Comacchio.

Klima.

Zu den großen Vorzügen Italiens gehört auch sein herrliches, außerordentlich mildes Klima, das es dem Wall der Alpen, dem überall wirksamen Einfluß des Meers und der günstigen südlichen Exposition ganzer Landschaften verdankt. Doch ist auch hier ein bedeutender Unterschied zwischen dem kontinentalen und dem peninsularen J. bemerkbar; jenes hat auffallend kontinentales, dieses überwiegend maritimes Klima. Es lassen sich drei Regionen unterscheiden: das Pogebiet, Mittelitalien und Süditalien, zu welchem die ligurische Küste zu rechnen ist. Im Pogebiet wechseln kalte Winter mit heißen Sommern; trotz einer mittlern Jahrestemperatur von 13° C. kommen Temperaturen von −17° C. vor, und der Winter ist, wenn auch kürzer, so doch meist kälter als im Rheinthal zwischen Koblenz und Bonn. Nur ein schmaler Saum unmittelbar am Fuß der Alpen und an den lombardischen Seen macht eine Ausnahme. Dem entsprechend ist die Vegetation in der Lombardei durchaus mitteleuropäisch, nur solche Pflanzen des Südens können hier angebaut werden, welchen, wie dem Reis, die Sommerwärme gerade lange genug anhält; nur an den Seen kehren zahlreiche Formen der Mediterranflora und auch der Ölbaum wieder. In Mittelitalien ist die tyrrhenische Abdachung vor der adriatischen bevorzugt durch höhere Wintertemperatur, was sich namentlich darin ausprägt, daß am ganzen Küstensaum Dattelpalmen bis auf kurze

Unterbrechung, in Toscana auch Agrumen bei einigem Schutz fortkommen. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt 14,5° C., aber noch in Rom sind −5,9° C. beobachtet worden, und Schnee ist jeden Winter ein- bis zweimal zu erwarten, wenn er auch nicht liegen bleibt. Auch hier überwiegt noch der mitteleuropäische Charakter der Flora, nur in der Küstenzone sind immergrüne mediterrane Bäume und Sträucher häufig, und dem Ölbaum sind bedeutende Flächen gewidmet. Erst in Süditalien und der durch die Apenninen gebildeten klimatischen Oase von Ligurien herrscht volle Mediterranflora, und der Nordländer findet das J., welches er schon am Fuß der Alpen suchte. Erst hier, vom Monte Gargano und Terracina an, werden Agrumen im großen gebaut und sind Dattelpalmen häufig; erst von hier an sind die mitteleuropäischen Holzgewächse auf die Höhen der Berge zurückgedrängt und finden sich in Fülle die Opuntien und Agaven und die Vertreter der Mediterranflora, die immergrünen Eichen, die Karuben, Pistacia lentiscus, der Erdbeerbaum, die Phillyreen, Lorbeer, Myrte, Oleander und jene große Zahl südlicher aromatischer Halbsträucher und Zwiebelgewächse, finden sich die winterlich grünen, mit buntem Blütenschmuck überdeckten Matten des Südens, welche an die Stelle der Wiesen des Nordens treten. Die mittlere Jahrestemperatur dieses Gebiets beträgt 17° C., steigt aber in Sizilien bis auf 18,5° C.; der Winter ist sehr mild, 10—11° C., so daß keine Unterbrechung in der Vegetation eintritt und nur die Berge längere Zeit von Schnee bedeckt sind. Hier erhebt sich die immergrüne Zone, die in Mittelitalien 500 m nicht erreicht, bis auf 800 m, erst dann beginnt meist mit Edelkastanien der Gürtel der laubabwerfenden Bäume; die Region von 1000–2000 m ist der Buche und der Kiefer eigen, aber nur auf den höchsten Höhen der Abruzzen u. Corsicas findet sich alpine Vegetation. Eine Schattenseite Italiens ist die weite Verbreitung der Malaria (s. d.), die hervorgerufen wird durch stagnierende Süßwasser und große Hitze; sie herrscht daher nur vom Juli bis September, macht aber ganze Landschaften, wie die Maremmen von Toscana und die römische Campagna, unbewohnbar. Nur sechs Provinzen sind überhaupt frei von Malaria. In der kühlern Jahreszeit, die hier zugleich die Regenzeit ist, indem sich diese von N. nach S. immer mehr von drei Jahreszeiten, Herbst, Winter, Frühling, auf den Winter konzentriert, wo also die Gewässer fließen, schwindet die Malaria (vgl. Graf Torelli, Carta della malaria dell' Italia, Flor. 1882). Auch der heiße, trockne Sciroccowind, der von der Sahara her weht, ist lästig und zuweilen der Vegetation schädlich.

Areal und Bevölkerung.

Das Königreich J. umfaßt nach Strelbitskys Berechnung einen Flächenraum von 288,540 qkm (5240,4 QM.) mit (1881) 28,459,628 Einw., deren Zahl sich in den 20 Jahren 1861–81 um 3,442,827 und jährlich durchschnittlich um 0,96 Proz. vermehrt hat. Offiziell wird der Flächeninhalt auf 296,323 qkm (5381,5 QM.) angegeben, während eine neuere planimetrische Messung nur 286,588 qkm (5204,7 QM.) ergab. Die Bevölkerung wurde Ende 1885 auf 29,7 Mill. Seelen berechnet. Als einzige auswärtige Besitzung gehört ein Landstrich an der Westküste des Roten Meers zu J. Er reicht von der Assabbai im S. bis Massaua (s. d.) im N. Das Gebiet an der Assabbai zählte 1881 auf 632 qkm (11,5 QM.) 1300 Einw. J. zerfällt in 16 Landschaften (compartimenti), welche in 69 Provinzen eingeteilt sind; vgl. nachfolgende Übersicht:

Übersicht der Provinzen Italiens.

Provinzen und Landschaften	QKilometer	QMeilen	Einwohner 31. Dez. 1881
Alessandria	4937	89,7	729710
Cuneo	7491	136,0	635400
Novara	6614	120,1	675926
Turin	10452	189,8	1029214
Piemont:	29494	535,6	3070250
Genua	4194	76,2	760122
Porto Maurizio	1213	22,0	132251
Ligurien:	5407	98,2	892373
Bergamo	2828	51,3	390775
Brescia	4779	86,8	471568
Como	2796	50,8	515050
Cremona	1773	32,2	302138
Mailand	3143	57,1	1114991
Mantua	2359	42,8	295728
Pavia	3399	61,8	469831
Sondrio	3123	56,7	120534
Lombardei:	24205	439,6	3680615
Belluno	3347	60,8	174140
Padua	2063	37,5	397762
Rovigo	1665	30,2	217700
Treviso	2467	44,8	375704
Udine	6619	120,2	501745
Venedig	1898	34,4	356708
Verona	3181	57,8	394065
Vicenza	2785	50,6	396349
Venetien:	24025	436,3	2814173
Bologna	3593	65,3	457474
Ferrara	2627	47,7	230807
Forlì	1989	36,1	251110
Modena	2573	46,7	279254
Parma	3310	60,1	267306
Piacenza	2355	42,8	226717
Ravenna	2134	38,8	225764
Reggio	2169	39,4	244959
Emilia:	20750	376,9	2183391
Perugia (Umbrien)	9474	172,1	572060
Ancona	2041	37,4	267338
Ascoli Piceno	1995	36,1	209185
Macerata	2777	50,4	239713
Pesaro-Urbino	3023	54,8	223043
Marken:	9836	178,7	939279
Arezzo	3297	59,9	238744
Florenz	5799	105,3	790776
Grosseto	4586	83,3	114295
Livorno	343	6,2	121612
Lucca	1410	25,6	284484
Massa-Carrara	1678	30,5	169469
Pisa	3123	56,7	283563
Siena	3826	69,5	205926
Toscana:	24062	437,0	2208869
Rom	12170	221,0	903472
Aquila	6625	120,3	353027
Campobasso	4416	80,2	365434
Chieti	3092	56,2	343948
Teramo	2875	52,2	254806
Abruzzen und Molise:	17008	308,9	1317215
Avellino	3034	55,1	392619
Benevent	2168	39,4	238425
Caserta	5412	98,3	714131
Neapel	871	15,8	1001245
Salerno	5071	92,1	550157
Kampanien:	16556	300,7	2896577
Bari	5926	107,6	679499
Foggia	6693	121,6	356267
Lecce	7891	143,3	553298
Apulien:	20510	372,5	1589064

Provinzen und Landschaften	QKilometer	QMeilen	Einwohner 31. Dez. 1881
Potenza (Basilicata) .	10354	188,1	524504
Catanzaro	5174	94,0	433975
Cosenza	6698	121,6	451185
Reggio di Calabria. . .	3177	57,7	372723
Kalabrien:	15049	273,3	1257883
Caltanissetta	3289	59,8	266379
Catania	4984	90,5	563457
Girgenti	3019	54,8	312487
Messina	3227	58,6	460924
Palermo	5142	93,4	699151
Syrakus	3729	67,7	341526
Trapani	2408	43,7	283977
Sizilien:	25798	468,5	2927901
Cagliari	13683	248,5	420635
Sassari	10159	184,5	261367
Sardinien:	23842	433,0	682002
Königreich Italien:	288540	5240,4	28459628

Bevölkerungsverhältnisse.

I. ist im ganzen dicht bevölkert, indem 99 Bewohner auf das Quadratkilometer kommen; doch zeigen die Landschaften und noch mehr die einzelnen Provinzen, in welche jene zerfallen, große Differenzen hinsichtlich ihrer relativen Bevölkerung. Die Extreme bilden die Landschaft Kampanien mit 175 und die Insel Sardinien mit 29, unter den Provinzen einerseits Neapel mit 1149, anderseits Sassari mit 26 und Grosseto mit 25 Einw. auf 1 qkm. Sehr dicht bevölkert sind auch die Landschaften Ligurien und Lombardei. Im ganzen wird I. hinsichtlich der Dichtigkeit seiner Bevölkerung unter den europäischen Staaten nur von Belgien, den Niederlanden und Großbritannien mit Irland übertroffen.

Nach der letzten Erhebung zählt I. 8259 Gemeinden mit 6,240,874 bewohnten Häusern und 4,469,500 Familien, so daß je 100 Familien 72 Häuser bewohnen und 455 Individuen zählen. Die Gemeinden sind häufig von großem Umfang, da sie in der Regel mehrere Orte (frazioni), im ganzen 26,006, umfassen und außer den in zusammenhängenden Wohnplätzen (centri) befindlichen Personen auch die in getrennten Vorwerken und Häusern wohnenden in sich schließen. In manchen Gegenden Italiens, wie in Sizilien, gibt es fast gar keine kleinern Ortschaften, Dörfer im deutschen Sinn, sondern nur städtische Orte von mehreren Tausend Einwohnern. Von der Gesamtbevölkerung leben 20,684,255 oder 72,7 Proz. in zusammenhängenden Wohnplätzen beisammen und 7,775,373 oder 27,3 Proz. auf dem Land zerstreut. Die bevölkertsten Orte waren nach der Zählung von 1881: Neapel mit 463,172, Mailand mit 295,543, Rom mit 273,268, Turin mit 230,183, Palermo mit 205,712, Genua mit 138,081, Florenz mit 134,992, Venedig mit 129,445, Bologna mit 103,998 Einw.

Nach dem Geschlecht wurden 1881: 14,265,383 Männer und 14,194,245 Weiber gezählt, so daß sich ein geringer Männerüberschuß (auf 1000 Männer 995 Weiber) ergibt. Dieser Überschuß steigert sich am höchsten in der Provinz Rom (auf 1000 Männer nur 862 Weiber). Die Bevölkerungsbewegung ergibt folgende Durchschnittsresultate: auf 1000 Bewohner kommen 37 Geburten und 30 Sterbefälle; auf 1000 Geburten 72 uneheliche und 27 Totgeborne. Die Bevölkerung Italiens erleidet alljährlich durch Auswanderung einen nicht unbeträchtlichen Verlust, welcher in den letzten zwei Dezennien nur selten hinter der Ziffer von 100,000 pro Jahr zurückgeblieben ist, 1883 aber das Maximum von 169,101 erreicht und 1885: 157,193 betragen hat. Die größte Zahl von Auswanderern kommt aus Venetien, Piemont und der Lombardei. Für die Mehrzahl der Auswanderer waren europäische Länder das Reiseziel (Frankreich, Österreich, Schweiz, Deutschland u. a.). Unter den außereuropäischen Ländern dagegen übten die La Plata-Staaten (Argentina, Uruguay und Paraguay) sowie Brasilien die größte Anziehungskraft aus. Jährlich gehen 20—30,000 (1885 sogar 50,000) Italiener dahin. Im J. 1881 wurde die Zahl der im Ausland lebenden Italiener mit 1,032,392 Personen ermittelt. In europäischen Staaten leben hiervon 380,352 (Frankreich 240,733, Österreich-Ungarn 44,601, Schweiz 41,645), in Amerika 579,335 (Argentina 254,388, Brasilien 82,196, Uruguay 40,000, Vereinigte Staaten 170,000), in den Küstengebieten Afrikas 62,203 Personen.

Mit wenigen Staaten Europas teilt I. den großen Vorzug, daß es auch eine nationale Einheit bildet, daß es, wenn auch von zahlreichen einzelnen Fremden längere oder kürzere Zeit bewohnt, fast nur Italiener innerhalb seiner politischen Grenzen umfaßt und diese sich auch fast ganz mit dem Gebiet des italienischen Volkstums decken. Von allen Idiomen, welche von der lateinischen Sprache ausgingen, steht das Italienische der Muttersprache, deren Wiege es einnimmt, am nächsten. Die italienische Sprache hat den Charakter der Weichheit, und die Gesetze des Wohllautes bilden die ersten Grundpfeiler ihres grammatischen Gebäudes. Daher stehen die logischen Begriffe gewissermaßen der musikalischen Harmonie untergeordnet zur Seite. Die Sprache ist ein gleichsam erweichtes, gemildertes Latein, dessen Wortschatz kaum durch einige fremde Wörter bereichert ist. Sie herrscht in der ganzen Halbinsel südlich von den Alpen, in einem Teil der südlichen Schweiz und Tirols, in Triest, Görz und in den Küstenstädten Istriens und Dalmatiens. Im Venezianischen, wo noch heute in einigen Dörfern der sogen. 13 Gemeinden, wie der 7 Gemeinden nördlich von Verona und Vicenza, deutsch gesprochen wird, ist das Italienische erst mit dem Ausgang des Mittelalters die herrschende Sprache geworden. Auch südlich vom Monte Rosa sitzen noch Deutsche (in ganz I. zusammen ca. 25,000), wie in den Bergen Piemonts Franzosen (140,000). In den an Görz grenzenden Distrikten Friauls wohnen 30,000 Slowenen. In Apulien, Kalabrien und auf Sizilien finden sich schon seit dem 15. Jahrh. Albanesen und Arnauten (55,000), in den erstern beiden Landschaften sowie in Venedig auch Griechen (20,000) und in der Stadt Alghero und Umgebung auf der Insel Sardinien Katalonier (7000). Das Italienische zerfällt in viele Dialekte, die im gewöhnlichen Verkehr selbst von den Gebildeten gesprochen werden und so voneinander abweichen, daß es schwer hält, sich durch dieselben zu verständigen (vgl. Italienische Sprache).

Religion.

Beinahe die Gesamtheit der Bewohner des Königreichs I. (99,70 Proz.) bekennt sich zur katholischen Religion. Protestanten gibt es nur etwa 62,000, darunter 22,000 Waldenser, welche im Kreis Pinerolo wohnen und die gottesdienstlichen Gebräuche der reformierten Kirche befolgen; Juden 38,000. Nach den Bestimmungen des Fundamentalstatuts vom 4. März 1848 ist die römisch-katholische Religion die Staatsreligion, und sind die andern Kulte den Gesetzen gemäß nur toleriert. Die letztern genießen

übrigens freie, öffentliche Religionsübung; auch begründet die Konfession keinen Unterschied in der Ausübung der bürgerlichen und politischen Rechte. Die Prärogativen des zu Rom residierenden Papstes als des geistlichen Oberhauptes der katholischen Kirche sind durch das Gesetz vom 13. Mai 1871 neu geregelt, auf welchem Gesetz auch das Verhältnis der Kirche zum Staat beruht. Danach ist die Person des Papstes heilig und unverletzlich; die italienische Regierung erweist dem Papste die souveränen Ehren und garantiert ihm eine jährliche Dotation von 3,225,000 Lire sowie den steuerfreien Genuß der Paläste Vatikan und Lateran und der Villa von Castel Gandolfo, welche Örtlichkeiten der Jurisdiktion des Staats nicht unterworfen und ebenso mit Immunitätsrechten ausgestattet sind wie jene Räume, die vom Papst nur zeitweilig bewohnt werden, oder in welchen ein Konklave oder ein Konzil abgehalten wird. Der Papst ist in der Ausübung seiner geistlichen Funktionen vollkommen frei; ebenso ist der freie Verkehr des heiligen Stuhls mit dem Episkopat und der ganzen katholischen Welt garantiert. Die Gesandten des Papstes und die der fremden Mächte bei ihm genießen alle völkerrechtlichen Privilegien. Der Kirche kommt die freie Ernennung zu allen geistlichen Ämtern und Pfründen zu. Das königliche Exequatur und das königliche Placet sind abgeschafft. Im Königreich I. bestehen 47 Erzbistümer, 217 Bistümer und 11 Abteien mit bischöflicher Jurisdiktion; die Zahl der katholischen Weltgeistlichen beträgt gegen 100,000. Die Klöster sind durch das königliche Dekret vom 7. Juli 1866 aufgehoben worden, mit Ausnahme einiger wenigen für Krankenpflege und Unterricht. Den Mitgliedern der aufgelösten Klöster wurden vom Staat Jahrespensionen angewiesen, wofür die Klostergüter dem Staatsvermögen einverleibt worden sind. Die Bettelorden und Frauenklöster sind auf den Aussterbeetat gesetzt. Die Jesuiten sind gesetzlich unterdrückt und ihre Güter für Staatseigentum erklärt worden.

Bildung und Unterricht.

Das **Unterrichtswesen** ist im allgemeinen durch das Gesetz vom 13. Nov. 1859 (bekannt unter dem Namen »legge Casati«) geregelt und die Unterrichtsverwaltung durch die Dekrete vom 22. Sept. und 21. Nov. 1867 organisiert, wonach in jeder der 69 Provinzen ein Schulrat, bestehend aus dem Präfekten als Vorsitzenden, dem Studienaufseher und sechs Räten, zusammengesetzt ist, als dessen Repräsentanten die Delegaten in den Bezirken und die Schulinspektoren in den Kreisen fungieren. Der Stand der Volksbildung ist bis jetzt kein befriedigender, da nach der Volkszählung von 1881 unter der Gesamtbevölkerung von 28,459,628 Seelen 19,141,157 Analphabeten (67,3 Proz.) und, wenn man die Kinder unter sechs Jahren abrechnet, noch immer 15,040,784 Analphabeten (61,9 Proz.) ermittelt wurden. In den einzelnen Landesteilen ist die Zahl der Analphabeten sehr verschieden. Die günstigsten Bildungsverhältnisse finden sich in den nördlichen Landschaften (Piemont 32,3, Lombardei 37, Ligurien 44,5, Venetien 54,1 Proz. Analphabeten von den über sechs Jahre alten Personen), während die Zahl der Analphabeten zunimmt, je weiter man dem Süden zuschreitet (ehemaliges Königreich Neapel 79,5, Sardinien 79,8, Sizilien 81,2 Proz.). Die Zahl der öffentlichen **Volksschulen** betrug 1883: 42,390 mit 1,017,402 männlichen und 856,321 weiblichen Schülern. Hierzu kommen noch 8870 Privatschulen mit 352,402 Schülern, dann 10,618 Abend- und Sonntagsschulen für Erwachsene mit 398,487 Schülern. Der Besuch der Elementarschulen ist obligatorisch, der Unterricht findet unentgeltlich statt (die Sorge für die Schulen liegt den Gemeinden ob) und zerfällt in einen niedern und einen höhern mit je zwei Jahrgängen. Zur Erziehung und zum Unterricht der Töchter der gebildeten Stände sind die höhern Töchterschulen bestimmt, von welchen die erste 1861 in Mailand vom Munizipium errichtet wurde, während gegenwärtig schon 77 mit 3579 Schülerinnen bestehen. Zur Heranbildung der Volksschullehrer dienen die **Normalschulen** und zwar 124, davon 69 Staatsanstalten mit 9416 Eleven. Der klassische **Sekundärunterricht** umfaßt die Gymnasien (734) als die untere Stufe mit fünf Jahrgängen und die Lyceen (341) als die obere Stufe mit drei Klassen, zusammen mit 58,784 Schülern, der realistische Sekundärunterricht die technischen Schulen (423, davon 70 königliche) mit 25,876 Schülern, dann die technischen Institute (66) mit 7358 Schülern.

Für den **höhern Unterricht** bestehen vor allem 17 königliche **Universitäten**, 11 vollständige mit den 4 Fakultäten, die theologische ausgeschlossen, die philosophische geteilt, in Bologna, Catania, Genua, Messina, Neapel, Padua, Palermo, Pavia, Pisa, Rom und Turin, 3 mit nur 3 Fakultäten (keine philologisch-philosophische) in Cagliari, Modena und Parma, 3 mit 2 Fakultäten (Jurisprudenz und Medizin) in Macerata, Sassari und Siena. Alle 17 Universitäten zählten 1883—84: 1274 Lehrkräfte und 13,104 Hörer. Die älteste Universität ist die in Bologna aus dem Jahr 1119; die am stärksten frequentierten sind die Universitäten von Neapel mit 3641, Turin mit 2086 und Rom mit 1058 Studierenden. Die ganzen Universitätsverhältnisse wurden im Oktober 1875 neu geregelt. Als Hochschulen sind weiter anzusehen: die 4 freien Universitäten in Ferrara und Perugia (mit je 3 Fakultäten), Camerino und Urbino (mit 2 Fakultäten) mit zusammen 230 Studenten, das königliche höhere Studieninstitut in Florenz (mit 3 Sektionen für Philosophie und Philologie, Medizin und Chirurgie, Naturwissenschaften), die wissenschaftlich-litterarische Akademie in Mailand (einer Fakultät für Philosophie und Litteratur entsprechend), das königliche höhere technische Institut in Mailand, die königlichen Ingenieurschulen in Turin, Neapel, Padua, Bologna, Rom, Palermo und Pavia, das königliche Industriemuseum in Turin. Endlich besteht eine große Zahl von Fach- und **Speziallehranstalten**, wovon besonders zu erwähnen wären: das Collegio romano (auch Gregorianische Universität genannt), die Schule für Sozialwissenschaften in Florenz, die städtische höhere Kunstgewerbeschule zu Mailand, die höhere Handelsschule zu Venedig, die höhere nautische Schule zu Genua, die königlichen Ackerbauschulen in Mailand und Portici, die höhere Schwefelbergbauschule zu Palermo, das Musikinstitut zu Florenz und die Militärschulen (s. unten).

Als **Hilfsanstalten** für den Unterricht bestehen ca. 500 Bibliotheken, darunter die bedeutendsten die vatikanische Bibliothek in Rom (220,000 Bände, 25,600 Manuskripte), die aus den Bibliotheken der aufgehobenen Klöster gebildete Biblioteca Vittorio Emanuele in Rom (500,000 Bände, 5000 Manuskripte), die Nationalbibliothek in Florenz (300,000 Bände, 14,000 Manuskripte), die Markusbibliothek in Venedig (260,000 Bände, 8000 Manuskripte), die Nationalbibliothek in Neapel (260,000 Bände, 10,000 Manuskripte), die Ambrosianische Bibliothek in Mailand (160,000 Bände, 15,000 Manuskripte), die Universitätsbibliothek in Bologna (150,000 Bände, 6000

Manuskripte) u. a. Sehr zahlreich sind in J. die wissenschaftlichen Gesellschaften (Akademien), deren jede Stadt eine aber auch mehrere besitzt. Zeitungen erschienen 1856 in J. nur 331, eine Zahl, die 1880 auf 1454 angewachsen war. Von letztern waren 560 politische, 262 litterarische und artistische, 219 fachwissenschaftliche, 185 landwirtschaftliche und gewerbliche, 78 kirchliche, 89 humoristische und illustrierte und 61 pädagogische Blätter. Täglich erschienen 149 (1883: 159) Zeitungen. Auf Rom kammen 200, Mailand 140, Neapel 120, Turin 94, Florenz 79 Blätter. Wie J. von jeher das klassische Land der Kunst gewesen ist, so ist es auch noch heute, obwohl sich seit Jahrhunderten alle Museen der Welt aus J. bereichert haben, reich an Kunstschätzen, und jede nur irgendwie ansehnliche Stadt besitzt ein Museum für Gemälde, Skulpturen und Antiquitäten. Die bedeutendsten finden sich in Nam (aatikanische und kapitalinische Sammlungen, lateranisches Museum, Galleria Borghese, Daria, Colonna, Carsini 2c.), Florenz (Uffizien, Pitti, Akademie, Bargello), Neapel (Nationalmuseum), Venedig (Akademie, Dogenpalast), Mailand (Brera), Turin, Bolagna, Genua, Verona, Parma, Perugia, Siena, Palerma 2c.

Die Faktoren, welche die ursprüngliche Begabung eines Valles umzuwandeln und seinen Nationalcharakter zu beeinflussen im stande sind, das Klima, die gesamte Naturumgebung, die historischen Geschicke, mußten in J. besanders wirksam sein. In so mildem Klima, an der Hand einer Natur, welche alle Bedürfnisse reichlich befriedigte, ohne allzu harte, abstumpfende, die Elastizität des Geistes wie des Körpers brechende Arbeit, mußte sich jene Empfänglichkeit, jene Beweglichkeit entwickeln, aelche den Italiener charakterisiert. Weich und geschmeidig, zarter arganisiert, wie sein Körper, ist auch sein Geist; rasch auflodernd in Leidenschaft, zu guter wie böser That leicht hingerissen, fehlt es ihm aber nicht selten an Zähigkeit und Tiefe. Mäßig und nüchtern, wie es dem Klima entspricht, ist der einzelne bedürfnislos und vermag sich leicht dem Gefühl der Unabhängigkeit hinzugeben. Wenn auch diese Bedürfnislosigkeit in Nahrung, Kleidung und Obdach leicht zu einem Hemmschuh der Kulturentwickelung werden kann, wie dies in Süditalien schwer zu leugnen ist, so ermöglicht sie dach anderseits ungestörte Hingabe an ideale Bestrebungen, Pflege des Wahlthätigkeitssinnes, der Wissenschaften, der Künste. Namentlich Sinn für die Kunst, Sinn und Pflege des Schönen, in welcher Farm immer, ist einer der hervorstechendsten Charakterzüge des Italieners. Nicht nur in den Städten, selbst in der Anlage und Umzäunung der Felder, in der Bauart des einfachen Bauernhauses prägt sich dies aus. Und die Natur unterstützt ihn dabei, sie gibt ihm die schöne Form, das trefflichste Material an die Hand.

Bodenkultur.

Durch die klimatischen wie die Bewässerungsverhältnisse und das Relief des Landes wird auch die Badenkultur bestimmt. Dieselbe unterscheidet sich in ihrem Betrieb wie in Bezug auf ihre Erzeugnisse sehr wesentlich von derjenigen Mitteleurapas und steht in Oberitalien auf der denkbar höchsten Stufe der Entwickelung, in Süditalien dagegen ist sie häufig noch sehr primitiv. Das Charakteristische daran ist das Überwiegen der Baumkultur, die Anwendung künstlicher Bewässerung, der Anbau von 2 oder 3 Früchten zu gleicher Zeit, namentlich im S., sowie die Erzielung mehrerer Ernten hintereinander in demselben Jahr. Dort kaun man den Boden mit Gerste bestellt sehen, dazwischen Weinreben und über diesen Ölbäume, insafern bei der intensiaen Sonnenglut leichte Beschattung wünschenswert ist und diese drei Früchte zu ganz verschiedener Zeit reisen. Die Baumkultur spielt eine so graße Ralle, daß 1877 ein Fünftel der Gesamtausfuhr auf ihre Früchte kam. Diese Baumkulturen, die namentlich auch häufig in Terrassen an den Berghängen emporsteigen, erstrecken sich besonders auf Oliaen, Feigen, Pfirsiche, Aprikosen, Mandeln, Maulbeeren, Jahannisbrot und den Weinstock, zu denen dann an der Riviera und den bewässertern Ebenen und Thälern Süditaliens die sehr wichtige Kultur der Limonen, Orangen, Mandarinen und japanischen Mispeln sowie auf trocknem, selbst felsigem Boden die als Nährpflanze außerardentlich wichtige Opuntie hinzukammen, während unsre mitteleuropäischen Obstarten nach S. hin immer mehr in höhere Gegenden zurückweichen. Viele Gegenden erhalten durch diese Fruchtbäume einen waldartigen Anblick. Eine sehr große Ralle spielen auch Gemüse, Erbsen, Artischocken, Blumenkahl, Salat u. dgl., welche im S. im Winter fast besser gedeihen als im Sammer, während die massenhaft angebauten Tomaten und Kurbitaceen jeder Art auf den Sommer beschränkt sind. Kartaffeln werden nur in Oberitalien im graßen gebaut, weiter nach S. sind sie in aielen Gegenden fast unbekannt und werden durch Opuntien ersetzt. Von Cerealien baut man besanders Weizen, Mais (mehr in Ober- und Mittelitalien), Gerste (sehr wichtig im S.) und Reis im Pagebiet. Die intensivste Bodenkultur herrscht im Pogebiet, in Toscana, Kampanien, der Conca d'Oro aon Palermo und ähnlichen Gegenden, die durchaus gartenartig angebaut sind, wo kein Stückchen Land unbenutzt bleibt und unter beständiger Bewässerung auf dem fruchtbaren Schwemmland höchster Ertrag erzielt wird. Die Kastspieligkeit der Bewässerungsanlagen hat aber den Grund und Boden meist in der Form großer Güter in den Besitz reicher Adligen und Städter gebracht, welche dieselben in vielen kleinen Parzellen so hoch verpachten, daß der Pachter bei harter Arbeit kaum das Leben frtstet und die Masse der Bevölkerung in diesem Garten Europas im Elend schmachtet. Im Gegensatz zu diesen Gegenden stehen aber die Hügellandschaften des innern Sizilien, auf denen nur Weizen mit Ausschluß aller Bäume in primitiver Weise gebaut wird, und die nach der Ernte im Sommer und Herbst der Steppe gleichen, noch mehr aber die nur als Winterweide brauchbaren, im Sommer von Malaria heimgesuchten Ebenen Apuliens, die Pantinischen Sümpfe, die Campagna aon Rom und die Maremmen.

Die Landwirtschaft ist die Haupterwerbsquelle der Beaöllerung, und bei der allgemeinen Fruchtbarkeit des Badens sind selbst in Sardinien und Sizilien die unangebauten Flächen geringer, als man gewöhnlich annimmt. Das praduktiae Land beträgt 87 Proz. des Gesamtareals, unpraduktiv sind nur die genannten Sumpfgegenden und die höhern Gebirge. Aber auch in erstern sind schon allenthalben Austrocknungsarbeiten aorgenommen, wie neuerdings in der römischen Campagna, wie überhaupt in den letzten zwei Jahrzehnten derartige kulturtechnische Arbeiten, in denen die Italiener Meister sind, mit größerer Energie in Angriff genommen warden sind.

Vom Gesamtareal entfallen auf Acker- und Gartenland 36,9 Proz., auf Weinland 6,3, auf Wiesen und Weiden 25, auf Olivenhaine 3 und auf Waldungen 15,7 Proz. Der Ackerbau liefert alle Getreidearten, Reis in graßer Menge zur Ausfuhr (bis 800,000 metr. Ztr.),

Weizen und Mais dagegen trotz ansehnlicher Produktion nicht hinreichend, so daß jährlich bedeutende Quantitäten von diesen Früchten importiert werden müssen (durchschnittlich 2 Mill. metr. Ztr. Weizen und 1,4 Mill. metr. Ztr. Mais). Die Produktion an Cerealien beziffert sich im Jahresdurchschnitt an Weizen mit 50,9, Mais 31,3, Roggen und Gerste 6,4, Hafer 6,7, Reis 11,3, ferner an Hülsenfrüchten 5,6 Mill. hl und an Kartoffeln 7 Mill. metr. Ztr. Der Weizenbau findet in allen Provinzen Italiens statt, am stärksten in den neapolitanischen, in Sizilien und der Lombardei, wo er den Konsum übersteigt. Für Mais und Reis ist das Pogebiet bei weitem am wichtigsten, ebenso für Kartoffeln. Von Industriepflanzen werden Hanf (960,000 metr. Ztr.) in den mittelitalienischen Provinzen östlich von den Apenninen, Flachs (235,000 metr. Ztr.) besonders in der Lombardei, Baumwolle (180,000 metr. Ztr.) in Süditalien und Tabak (45,000 metr. Ztr.) auf den Inseln und in einigen kontinentalen Provinzen gebaut. Die Kultur der südlichen Fruchtbäume spielt in J. eine größere Rolle als selbst in den übrigen Mittelmeerländern. Südlich vom 40. Breitengrad sind Orangen u. Limonen, deren Anbau in Sizilien und Kalabrien sich beständig ausdehnt, die wichtigsten, von da bis zum 44. Breitengrad ist der Ölbaum, der weiter südlich aber durchaus nicht fehlt, der charakteristische Baum, doch fängt man erst jetzt an, das Öl rationell zu behandeln und dadurch höhere Preise zu erzielen. Die Jahresproduktion an Olivenöl beläuft sich auf 3 Mill. hl, wovon sehr viel zur Ausfuhr kommt; die Agrumenernte beträgt 2600 Mill. Stück Früchte. Über ganz J. ausgedehnt ist der Weinbau, der aber auch erst in wenigen Gegenden, namentlich in Sizilien, so rationell betrieben wird, daß von den jährlich gewonnenen 22—28 Mill. hl Wein ein beträchtliches Quantum zur Ausfuhr gelangen kann. An Waldungen ist J. nicht so arm, wie man nach dem Pogebiet schließen möchte; die Apenninen sind noch reich an Wäldern von Edelkastanien, welche bei der Ernährung der Bevölkerung ins Gewicht fallen (496,000 Hektar Bepflanzung, Jahresertrag 5,8 Mill. metr. Ztr. Früchte), an Eichen, Buchen, Tannen und Kiefern; der niedrige, wild und kultiviert vorkommende Sumachbaum liefert große Mengen von Gerbstoff, auch geben die edlen Fruchtbäume wertvolles Tischlerholz. Die Korkeiche liefert ihre Rinde, die herrliche Pinie, namentlich in dem Wald von Ravenna, ihre Nüsse, die Zwergpalme Siziliens Fasern zu Flechtwerk jeder Art, die Esche in den südlichen Provinzen den im Sommer ausquellenden verdickten Saft, die Manna. Sehr reich an Wald ist namentlich auch die Insel Sardinien. Man rechnet 4,6 Mill. Hektar Wälder, die aber in ihrem Bestand wenig geschätzt werden, da von Forstwirtschaft in J. kaum die Rede sein kann. Auch an Wild sind die Wälder sehr arm, da die Jagd frei ist, was namentlich auch den Sing- und Zugvögeln Mitteleuropas verhängnisvoll wird, die zu Millionen beim Durchzug geschossen und gefangen werden.

Viehzucht und Fischerei.

Die Viehzucht steht in J. sehr tief, nur Ziegen gedeihen allenthalben; rationelle Rindviehzucht ist auf einzelne Gegenden der mittlern Po-Ebene beschränkt, wo auch die Käsegewinnung (Parmesankäse) von großer Bedeutung ist. Schafzucht wird allenthalben getrieben, bringt aber nur jährlich 10 Mill. kg mittelmäßige Wolle. Die Geflügelzucht liefert namentlich große Mengen von Eiern für den Export (für 37 Mill. Lire). Der Viehstand betrug nach der Erhebung vom Jahr 1881: 4,783,232 Rinder, 8,596,408 Schafe, 2,016,307 Ziegen, 674,246 Maultiere und Esel und 1,163,916 Schweine. Hierzu kommen (nach der Zählung vom Jahr 1876) 657,544 Pferde. Von nicht geringer Wichtigkeit ist die Seefischerei, welche ca. 14,000 Schiffe und Boote von 50,000 Ton. beschäftigt, sowie die Korallenfischerei, welcher 1884: 549 Schiffe mit 4276 T. Gehalt dienten. Die dabei beschäftigte Mannschaft belief sich auf ca. 40,000. Die Fischerei erstreckt sich bis an die französische und afrikanische Küste. Am bedeutendsten ist die Thunfischerei (näheres s. Fischerei, S. 311). Von großer Bedeutung ist auch die Lagunenfischerei, namentlich in den Lagunen von Comacchio. Die Korallenfischerei wird hauptsächlich von den Häfen von Torre del Greco und Mazzara aus an der sizilischen Küste betrieben. Aus der Verarbeitung der zur Ausfuhr gelangenden Korallen erwächst dem Land ein Gewinn von jährlich 25—60 Mill. Lire. Zur Schwammfischerei liefen 1884: 66 Schiffe mit 1167 T., hauptsächlich von Trapani nach der tunesischen Küste, aus.

Bergbau.

Schon daraus, daß J. ein Land jüngerer Entstehung ist, läßt sich auf eine gewisse Armut an Mineralschätzen, wie dieselbe in der That vorhanden ist, schließen. Nur wo der Boden aus älterm geschichteten, kristallinischen oder eruptiven Gestein besteht, in den Alpen, dem Ligurischen Apennin, dem Toscanischen Subapennin wie auf Elba und Sardinien, finden sich wertvolle Mineralien, zu denen noch im Tertiär Siziliens Schwefel u. Steinsalz kommen. Bedeutungsvoll für die Verwertung der Bergbauprodukte sowie für die Entwickelung der Industrie ist das fast gänzliche Fehlen von Stein- und Braunkohlen (1884 wurden nur 230,000 Ton. Braunkohle, größtenteils in Toscana, gefördert). Die Bergwerke sind vielfach in den Händen fremder, besonders englischer, Gesellschaften. Die Goldbergwerke von Piemont und die Silberbergwerke auf der Insel Sardinien (Iglesias) sind von mäßiger Bedeutung, ebenso die Quecksilberminen im südlichen Toscana und in der Provinz Belluno. Bedeutender ist die Gewinnung von Blei- und Zinkerzen auf Sardinien (Iglesias), erstere auch in der Lombardei und Toscana. Die Erze werden größtenteils exportiert; an Metall werden nur 10,000 T. Blei und Glätte produziert. Alt und höchst bedeutungsvoll ist der die trefflichsten Erze liefernde Eisenbergbau auf Elba und in den Provinzen Bergamo, Brescia, welcher ebenfalls hauptsächlich für den Export arbeitet. An Roheisen wurden 1884 nur 120,129 T. gewonnen, da es der einheimischen Verhüttung und Eisenindustrie, die wenig Fortschritte macht, an Brennmaterial fehlt. Ebenfalls von den Etruskern her datiert der Kupferbergbau in Toscana, welcher jährlich ca. 250,000 metr. Ztr. Erz und 4000 metr. Ztr. metallisches Kupfer liefert. Das wichtigste Objekt des italienischen Bergbaues ist der Schwefel, welcher auf der Insel Sizilien in sehr mächtigen Lagern auftritt, und dessen noch sehr primitive Gewinnung in 300 Gruben vielen Arbeitskräften einen allerdings dürftigen Erwerb bietet. Außer Sizilien, wo er insbesondere in den Provinzen Girgenti und Caltanissetta vorkommt, gibt es noch Schwefelminen in den Provinzen Forli, Pesaro-Urbino, Avellino und Rom. Die Schwefelproduktion betrug 1880 im ganzen 359,540 T., wovon 312,862 auf Sizilien entfallen und der größte Teil (1880: 287,149 T.) exportiert wird. Die Gewinnung von Steinsalz, an dem das innere Sizilien und Kalabrien sehr reich sind, ist unbedeutend (1880: 16,000 T.), da der Transport zu teuer ist und die Salinen an der Küste Siziliens,

Sardiniens und Elbas wie der Provinzen Rom und Bari weit billigeres Salz (320,000 T. jährlich) liefern. Erwähnenswert ist noch die Asphaltgewinnung in Süditalien (jährlich gegen 340,000 metr. Ztr.).

Industrie.

Die Industrie Italiens gehört zwar nicht zu denen ersten Ranges in Europa, doch ist sie in einzelnen Zweigen immerhin bedeutend genug und hat in neuerer Zeit, besonders in den nördlichen Provinzen, einen lebhaften Aufschwung genommen. Die Thatsache, daß innerhalb der letzten Dezennien der Konsum von Mineralkohlen von 500,000 auf 3 Mill. Ton. angewachsen ist, zeugt von der fortschreitenden industriellen Thätigkeit des Königreichs. Von den einzelnen Industriezweigen beschäftigt der Maschinenbau, obwohl er mit seiner Produktion den inländischen Bedarf nicht deckt, 65 größere Etablissements, besonders bei Turin und Mailand. Die Wagenfabrikation ist in Mailand von großer Bedeutung. Hinsichtlich des Schiffbaues nimmt J. unter den Seestaaten einen hervorragenden Platz ein, am ansehnlichsten ist er in Ligurien. Musikalische Instrumente werden in allen Hauptstädten produziert; das Land ist durch die Verfertigung der Streichinstrumente von Cremona rühmlichst bekannt, und Darmsaiten werden nirgends so gut bereitet wie in den Abruzzen. In der Eisenindustrie steht die Lombardei obenan; die Hauptsitze hierfür sind namentlich die Provinz Brescia (für Messer und andre Stahlwaren, Waffen ꝛc.), die Provinzen Como und Mailand. Raffiniertes Eisen verschiedener Art, Stahl und Eisenwaren müssen jedoch im Wert von 70 Mill. Lire jährlich importiert werden. Die Fabrikation von Gold- und Silberwaren, ein alter Zweig italienischen Gewerbfleißes, steht in Rom, Mailand, Neapel, Genua, Venedig und Catania in großer Blüte. J. besitzt ferner großen Reichtum an Marmor, der hier in den schönsten und mannigfaltigsten Farben und Zeichnungen gebrochen und bearbeitet wird. Das Hauptland ist in dieser Beziehung Toscana, insbesondere das Gebiet von Massa und Carrara und der Distrikt von Serravezza in der Provinz Lucca. Durch die Alabasterbrüche und die Herstellung von Alabasterwaren zeichnet sich der Bezirk Volterra in der Provinz Pisa aus, und einer Weltberühmtheit erfreut sich die Erzeugung von Kameen und Mosaiken in Rom, Neapel und Florenz sowie die von Korallenwaren in denselben Städten, dann in Livorno und Genua. Die Industrie in Thonwaren wird in J. von jeher mit dem besten Erfolg betrieben und arbeitet in verschiedenen Artikeln auch für die Ausfuhr. Die Arbeiten werden in der geschmackvollsten Weise, Terrakotten, Majolika und Fayence insbesondere in bewundernswerten Formen an vielen Orten hergestellt. Die Glasindustrie vermag den einheimischen Bedarf bei weitem nicht zu decken; eigentümlich für Venedig und die Insel Murano ist die Fabrikation von Glasperlen, Glaspasten, Glasmosaiken, die allein 2500 Arbeiter beschäftigt und nach allen Weltteilen exportiert. Auf dem Gebiet der chemischen Industrie sind hervorzuheben: die Gewinnung von Borsäure aus den Lagoni Toscanas (20,000 metr. Ztr.), von Weinstein- und Zitronensäure, wovon jährlich entwickelt hat, in Oberitalien, die Lederindustrie liefert jährlich Produkte im Wert von 100 Mill. Lire.

Der wichtigste Industriezweig ist die Seidenindustrie, insbesondere die Erzeugung von Rohseide, welche am stärksten in der Lombardei, in Venetien und Piemont vertreten ist und bei einer Zahl von ca. 5500 Filanden jährlich ca. 2,3 (1883: 3,2) Mill. kg Rohseide liefert. Gegen 2 Mill. Spindeln sind bei der Seidenspinnerei, namentlich in der Provinz Como, thätig, wo auch die Seidenweberei (in ganz J. 12,000 gewerbsmäßig betriebene Webstühle) ihren Hauptsitz hat. Auch Schafwollspinnerei und Weberei ordinärer Ware (300,000 Spindeln, 8500 Webstühle) wird in Oberitalien (Piemont und Venetien) betrieben, ebenso Baumwollindustrie (1,130,000 Spindeln und 30,000 größtenteils mechanische Webstühle, hauptsächlich in Piemont und der Lombardei), welche aber beide trotz ansehnlicher Entwickelung noch sehr starke Einfuhr nötig machen. Die Industrie in Flachs und Hanf beschäftigt nur 59,000 Spindeln und 73,400 Handstühle, letztere größtenteils bei der Hausindustrie; sie ist indes nicht so konkurrenzfähig wie die übrigen Textilindustrien. Von den Industrien in Nahrungsmitteln fallen nur die Erzeugung von Makkaroni in der Umgebung von Neapel und Genua, die Wurstbereitung (Salami und Mortadella) und die Likörfabrikation auch für die Ausfuhr ins Gewicht. Die Zuckerraffinerie beginnt in den letzten Jahren an Boden zu gewinnen. In ganz J. sind 26,7 Proz. der erwerbsfähigen Bevölkerung bei der Industrie beschäftigt.

Handel und Verkehr.

Der Handel Italiens, durch die höchst günstige Lage des Landes, durch die langgestreckten Küsten und die vielen guten Häfen wie durch die sich stetig mehrenden Alpenstraßen wesentlich gefördert, ist ein sehr lebhafter und umfaßt in der Einfuhr, Ausfuhr und Durchfuhr zusammengenommen einen Wert von mehr als 2½ Milliarden Lire, wozu noch der sehr beträchtliche Wert des innern Verkehrs kommt. Der interne Handel ist in allen größern Orten (Mailand, Turin, Florenz, Bologna ꝛc.) von Bedeutung. Der auswärtige Handel wird, wie in Frankreich, in den General- und Spezialhandel (letzterer die Einfuhr für den Verbrauch und die Ausfuhr einheimischer Waren umfassend) unterschieden, und der auswärtige Spezialhandel belief sich in den unten bezeichneten Jahren auf nachstehende Werte (in Millionen Lire):

Jahr	Einfuhr	Ausfuhr	Jahr	Einfuhr	Ausfuhr
1865	965,2	558,3	1882	1345,4	1155,9
1870	895,7	756,3	1883	1380,5	1179,9
1875	1215,3	1033,7	1884	1343,8	1096,4
1880	1225,6	1132,3	1885	1575,2	1134,3
1881	1332,0	1192,3			

In dem Umfang und Werte der Handelsbewegung gibt sich eine außerordentliche Steigerung kund, wenn dieselbe auch im letzten Dezennium mehr in der Einfuhr als in der Ausfuhr zu Tage tritt. Wenn man die einzelnen Warenklassen ins Auge faßt, so ergibt sich, daß bei der Einfuhr des Jahrs 1885 die Metalle und Metallwaren (mit Einschluß der Münzen) im Wert von 282,3 Mill. Lire obenan stehen;

Seide mit 277 Mill. Lire an der Spitze, hiernach folgen Metalle, Erze und Münzen mit 215,7, Tiere und tierische Produkte mit 126,3, Wein und Öl mit 113,5, Reis, andre Cerealien und Südfrüchte mit 111,3 Mill. Lire ꝛc. Die wichtigsten Verkehrsländer für den auswärtigen Spezialhandel Italiens sind: Frankreich, Großbritannien und Irland, Österreich-Ungarn und das Deutsche Reich. Rücksichtlich der Transportwege ist in der Einfuhr der Seehandel (mit $67\frac{3}{4}$ Proz.), in der Ausfuhr dagegen der Landhandel ($51\frac{1}{2}$ Proz.) von größerer Wichtigkeit; das Übergewicht des letztern in der Ausfuhr ist hauptsächlich auf die Eröffnung der Alpenbahnen zurückzuführen.

Der Seeschiffahrt stand Anfang 1886 eine Handelsmarine von 7336 Schiffen mit 953,419 Ton. Tragfähigkeit zu Gebote, darunter 225 Dampfschiffe mit 124,600 T. Das Personal der Handelsmarine mit Einschluß des Schiffbaues und der Fischerei belief sich auf 192,046 Mann. Die Seeschiffahrtsbewegung in den italienischen Häfen zu Handelszwecken ergab 1884: 104,369 eingelaufene Schiffe mit 16,717,679 T. und 103,987 ausgelaufene Schiffe mit 16,666,031 T. Die durch die Seeschiffahrt vermittelte Warenbewegung betrug 10,319,902 T. Auf die internationale Schiffahrt kamen zusammen 30,986 ein- und ausgelaufene Schiffe mit 10,4 Mill. T. Hinsichtlich der Flaggen prävalierte hierunter die englische mit 4,4, hierauf folgte die italienische mit 2,8 und die französische Flagge mit 1,7 Mill. T. Auf die Küstenschiffahrt kamen zusammen 177,370 ein- und ausgelaufene Schiffe mit 22,9 Mill. T., wobei die italienische Flagge (mit 16,6 Mill. T.) überwog. Die italienische Seemacht hat vortreffliche Traditionen für sich, und italienische Matrosen sind sehr gesucht. Auch hat die Natur das Land mit Materialien zum Schiffahrtsgewerbe reich ausgestattet. Schiffbauholz ist in den Wäldern der Alpen und Apenninen sowie auf Sardinien vorhanden, ebenso Eisen, Kupfer, Hanf, Pech und Teer. Dies alles zusammengenommen sichert dem Land einen hervorragenden Platz unter den seefahrenden Nationen. J. besitzt aber auch eine große Zahl trefflicher, nur teilweise durch Kunst verbesserter Häfen, von welchen die zwölf wichtigsten (mit Angabe des Tonnengehalts der 1884 in denselben ein- und ausgelaufenen Schiffe) folgende sind: Genua (4,823,585), Neapel (3,312,808), Livorno (2,495,436), Messina (2,246,850), Palermo (2,236,994), Venedig (1,515,568), Catania (1,353,393), Brindisi (1,035,752), Bari (859,207), Ancona (699,879), Savona (695,799), Cagliari (585,960). Die hervorragendste Schiffahrtsunternehmung Italiens ist die vereinigte Dampfschiffahrtsgesellschaft Navigazione Generale Italiana (früher Florio-Rubattino, s. d.).

Von Eisenbahnen fand das Königreich J. mehrere getrennte Stücke vor, die seitdem vereinigt und ausgebaut worden sind. Von 26 km im J. 1840, in welchem in J. die erste Eisenbahn (Neapel-Castellammare) dem Betrieb übergeben wurde, hat sich die Länge dieses Verkehrswegs schon Ende 1850 auf 590, Ende 1860 auf 2204, Ende 1869 auf 5587 km gesteigert und betrug zu Ende 1884: 9916 km außer den noch im Bau befindlichen und konzessionierten Bahnen. Nach dem Gesetz vom Jahr 1879, welches den Ausbau der Eisenbahnen bezweckt, sollen noch im ganzen 6020 km Eisenbahnen gebaut werden. Von dem Gesamtbahnnetz kamen 1884 auf Staatsbahnen 6257, auf Privatbahnen 3659 km. Doch hat der Staat seine Bahnen in den letzten Jahren in drei großen Netzen, dem adriatischen, dem mittelländischen und dem sizilischen, an Betriebsgesellschaften verpachtet. Die Brutto-Einnahmen der Eisenbahnen betrugen 1884 insgesamt 210,745,931 Lire, wovon auf die anderwärts mehr untergeordnete Personenbeförderung 79,750,429 Lire entfielen. Das Landstraßennetz, das namentlich im S. bis 1860 sehr mangelhaft war, hat sich von 85,959 km im J. 1863 auf 115,000 km im J. 1880 vermehrt. Auch das Post- und Telegraphenwesen hat einen erfreulichen Aufschwung genommen, indem dem erstern im J. 1885 eine Zahl von 4588 Postanstalten, dem letztern eine solche von 3073 Telegraphenämtern und 28,438 km Linien zur Verfügung stand und der Verkehr der Briefpost 254,1 Mill. Stück, derjenige des Telegraphen 7,344,422 Depeschen (1868 erst 2,320,280) erreichte. Doch steht die Lebhaftigkeit des Post- und Telegraphenverkehrs in J. gegen andre Staaten noch weit zurück, da 1885 auf einen Einwohner nur 8,6 Briefe (in Großbritannien 43,6, in der Schweiz 31,6) und auf 1000 Bewohner 250 Depeschen (in Großbritannien 1086) kamen.

Die Zahl der Banken, Kreditinstitute ꝛc. betrug Anfang 1883 in ganz J. 348 mit einem Nominalkapital von 806,5 Mill. und einem eingezahlten Kapital von 740,5 Mill. Lire. Hierunter befinden sich sechs Emissionsbanken mit 315,35 Mill. Lire eingezahltem Kapital (obenan die Nationalbank von J. zu Rom mit 200 Mill. Lire Kapital), 115 eigentliche Kreditbanken mit 346,5 Mill., 206 Volksbanken mit 47 Mill. und 21 Bodenkreditbanken mit 31,6 Mill. Lire eingezahltem Kapital. Die Idee des Sparkassenwesens fand in J. einen guten Boden. Von 19 im J. 1830 bestehenden haben sich dieselben namentlich seit 1860 und im S., wo sie noch nicht existierten, bis 1882 auf 357 vermehrt, welche zusammen 1,037,139 Einleger und 743,9 Mill. Lire Einlagen zählten. Die Regierung hat sich nur das allgemeine Oberaufsichtsrecht gesichert, im übrigen haben sich diese Institute lediglich unter kommunalen Einflüssen entwickelt. Auch Fabrik-, Schul- und neuerdings Postsparkassen sind eingerichtet worden; von letztern gab es 1882 schon 3488 mit 591,238 Einlegern und 82,4 Mill. Lire Einlagen.

Hinsichtlich des Münzwesens hat J. mit Frankreich, Belgien und der Schweiz 23. Dez. 1865 einen Münzvertrag (die sogen. lateinische Konvention) abgeschlossen, welchem späterhin auch Spanien, Rumänien und Griechenland beigetreten sind, und wonach diese Staaten eine Vereinigung in Betreff des Gewichts, des Gehalts, der Form und des Kurses ihrer Gold- und Silbermünzsorten bilden. Auch hinsichtlich der Maße und Gewichte gilt in J. das französische System (Gesetz vom 28. Juli 1861).

Wohlthätigkeitsanstalten.

Eine wichtige Rolle im sozialen Leben Italiens spielen die öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten. J. war von jeher das eigentliche Land der frommen Werke (opere pie), welche sich daselbst in zahllosen Formen mit allen erdenklichen Zwecken ausgebildet und fast unglaubliche Summen für diese aufgebracht haben. Die öffentliche Wohlthätigkeit ist Gemeinde-, bez. Provinzialsache. Der Staat unterhält auf seine Kosten Institute für Findlinge und Geisteskranke bloß in denjenigen Provinzen, welche für diesen bestimmten Zweck keine Institute besitzen. Die Einrichtungen und Institute für öffentliche Wohlthätigkeit werden durch eine Wohlthätigkeitskommission in jeder Gemeinde verwaltet, welche von dem Gemeinderat ernannt wird. Nach der letzten Er-

hebung vom J. 1878 gab es im Königreich 17,870 solcher Institute. Das ganze Vermögen der Wohlthätigkeitsanstalten belief sich auf 1626 Mill. Lire, das Gesamterträgnis auf 91 Mill. Lire, wovon nach Abzug der Patrimoniallasten, der Steuern und Abgaben und der Verwaltungskosten 47 Mill. Lire zu Unterstützungszwecken verfügbar bleiben. Von diesem Unterstützungsbetrag kommen, wenn man nach dem Zweck der Anstalten unterscheidet, auf Almoseninstitute 11,5, auf Spitalanstalten 16,3, auf Kreditanstalten 1,6, auf Erziehungsanstalten 12,3, auf Anstalten mit verschiedenen Zwecken 5,5 Mill. Lire. Die Zahl der unterstützten Personen beträgt im Jahresdurchschnitt 6,305,278, so daß fast schon auf je vier Bewohner des Königreichs eine Person kommt, welche die Wohlthätigkeitsinstitute in irgend einer Richtung in Anspruch nimmt.

Staatsverfassung.

Die italienische Verfassung beruht auf dem Fundamentalstatut vom 4. März 1848, d. h. auf der vom König Karl Albert dem Königreich Sardinien verliehenen Konstitution. Die Regierungsform ist hiernach die repräsentativ-monarchische. Der König ist Inhaber der Staatsgewalt, doch kann er das Recht der Gesetzgebung nur im Verein mit dem Nationalparlament ausüben. Der Thron vererbt sich nach dem Salischen Gesetz im Mannesstamm des königlichen Hauses von Savoyen. Der König bekennt sich mit seinem Haus zur römisch-katholischen Kirche. Er wird mit dem vollendeten 18. Lebensjahr großjährig und legt bei seinem Regierungsantritt in Gegenwart beider Kammern einen Eid auf die Verfassung ab. Sein Titel ist nach dem Gesetz vom 17. März 1861: »von Gottes Gnaden und durch den Willen der Nation König von J.« Er verleiht die fünf Ritterorden (s. unten) und übt verfassungsmäßig die Hoheitsrechte aus. Er führt den Befehl über die Land- und Seemacht; er erklärt Krieg, schließt Friedens-, Allianz-, Handels- und sonstige Verträge, von denen nur jene, welche eine Belastung der Finanzen oder eine Veränderung des Gebiets in sich schließen, zu ihrer Wirksamkeit der Zustimmung der Kammern bedürfen. Der König ernennt zu allen Staatsämtern, sanktioniert und verkündigt die Gesetze, welche sowie die Regierungsakte von den verantwortlichen Ministern gegengezeichnet sein müssen, und erläßt die zur Ausführung der Gesetze notwendigen Dekrete und Reglements. Die Justiz wird in seinem Namen gehandhabt, ihm allein kommt die Begnadigung und Strafmilderung zu.

Sämtliche **Staatsbürger** ohne Unterschied des Standes sind nach den Bestimmungen des Fundamentalstatuts gleich vor dem Gesetz. Die individuelle Freiheit ist garantiert; die Wohnung ist unverletzlich; die Presse ist frei; das Recht der Versammlung ist anerkannt. Jeder Bürger hat das Recht der Petition an die Kammern. Die **Volksvertretung** des Königreichs J. besteht aus zwei Kammern, dem Senat und der Deputiertenkammer. Der **Senat** besteht aus den königlichen Prinzen und aus Mitgliedern, welche vom König auf Lebenszeit aus gewissen Kategorien von Staatsbürgern (Inhabern bestimmter Ämter und Würden, um das Vaterland verdienten Männern und Personen, welche jährlich 3000 Lire direkte Steuern zahlen) im Alter von mindestens 40 Jahren ernannt werden. Die Zweite Kammer heißt die **Deputiertenkammer** und begreift 508 Mitglieder, welche in 135 Wahlkreisen (in jedem Kreis 2—5 Abgeordnete) im Weg des Listenskrutiniums auf die Dauer von fünf Jahren direkt berufen werden. Wähler sind alle Italiener, welche die bürgerlichen und politischen Rechte genießen, das 21. Lebensjahr vollendet haben, lesen und schreiben können und 20 Lire direkte Steuern zahlen oder vermöge bestimmter persönlicher Stellung oder Qualifikation wahlberechtigt sind. Wählbar als Deputierte sind alle Wähler, welche das 30. Lebensjahr zurückgelegt haben. Nicht wählbar sind Seelsorgegeistliche, Staatsbeamte (mit Ausnahme der Minister, Generalsekretäre, höhern Offiziere, Hochschulprofessoren, aber auch diese nur in der Zahl von höchstens 40), Sindaci, Provinzialdeputierte und Personen, die von subventionierten Gesellschaften Gehalt oder Vergütung beziehen. Der König ruft die Kammern jedes Jahr zusammen; die Sitzungen sind öffentlich. Das Präsidium des Senats wird vom König, das der Deputiertenkammer von dieser gewählt. Die letztere besitzt das Recht der Ministeranklage, in welchem Fall der Senat als Gerichtshof fungiert. Die Provinzen besitzen Selbstverwaltung, deren Ausübung dem von den Gemeindewählern auf fünf Jahre gewählten Provinzialrat und der von diesem berufenen Provinzialdeputation übertragen ist. Die Gemeindeorgane sind der auf fünf Jahre gewählte Gemeinderat, die aus der Mitte des Gemeinderats gewählte Munizipalgiunta und der Sindaco, der Chef der Gemeindeverwaltung.

Verwaltung.

Was die Staatsverwaltung betrifft, so wird die vollziehende Gewalt vom König durch die verantwortlichen Minister ausgeübt, welche im Ministerrat zusammentreten. Neben diesem besteht ein **Staatsrat**, welcher konsultative Befugnisse besitzt und über Kompetenzkonflikte zwischen Administrativbehörden und Gerichten sowie über Streitigkeiten zwischen dem Staat und seinen Gläubigern entscheidet. Derselbe besteht aus einem Präsidenten, drei Sektionspräsidenten, 24 Staatsräten und dem Dienstpersonal und wird auf Vorschlag des Ministerrats vom König ernannt. Die oberste Staatsverwaltung ist unter folgende neun **Ministerien**, mit dem Sitz in Rom, verteilt: 1) das Ministerium für die auswärtigen Angelegenheiten (mit dem Rat für diplomatische Streitsachen); 2) das Ministerium des Innern (mit dem Obersanitätsrat); 3) das Ministerium für Gnade, Justiz und Kultus; 4) das Ministerium der Finanzen und des Schatzes; 5) das Kriegsministerium (ihm sind die Komitees für den Generalstab, die Linienwaffen, die königlichen Karabiniere, für Artillerie und Genie, für das Militärsanitätswesen und das oberste Kriegs- und Marinetribunal unterstellt); 6) das Marineministerium (mit dem Obermarinerat); 7) das Ministerium des öffentlichen Unterrichts (mit dem Oberunterrichtsrat); 8) das Ministerium der öffentlichen Arbeiten (mit dem obern Rat für die öffentlichen Arbeiten und dem Eisenbahnrat); 9) das Ministerium für Ackerbau, Industrie und Handel (mit dem Bergrat und der statistischen Zentralgiunta). Eine selbständige Stellung besitzt der Rechnungshof des Königreichs.

Für die Verwaltung zerfällt J. in Provinzen (s. S. 57), Kreise (circondari, in Venetien und Mantua Distrikte genannt), Bezirke (mandamenti, diese bloß für die Rechtspflege) und Gemeinden. Jeder Provinz steht ein Präfekt vor. Derselbe vertritt die vollziehende Gewalt und hat zu seiner Unterstützung den Präfekturrat an der Seite, welcher aus einer Anzahl von Räten, Sekretären und subalternen Beamten besteht. In jedem Kreis ist eine Unterpräfektur errichtet, deren Vorstand, der Unterpräfekt, unter Leitung des Präfekten die Verwaltungsgeschäfte des Kreises besorgt. Es gibt in ganz J. 69 Präfekturen,

137 Unterpräfekturen und 78 Distriktskommissariate. Unter den Präfekten und Unterpräfekten (Distriktskommissaren) fungieren die Gemeindevorsteher (Sindaci, s. oben) als Regierungsbeamte. Die Sicherheitspolizei wird von den Präfekten, Unterpräfekten (oder Distriktskommissaren) mit beigegebenen Inspektoren und Delegaten, in zwölf großen Städten von Quästoren (mit Inspektoren) geleitet. In jeder Provinz bestehen ein Sanitätsrat, ein Schulrat, eine Postdirektion, eine Finanzintendanz und ein Bauamt; für größere Gebiete sind 9 Telegraphendirektionen, 34 Forstdepartements und 8 Bergämter eingesetzt. Was die Überwachung der Provinzen und Gemeinden durch den Staat betrifft, so haben die Präfekten die Protokolle und Beschlüsse der Gemeinde- und Provinzialräte zu prüfen, auch liegt der Provinzialvertretung die Oberaufsicht über das Budget der Gemeinden u. dgl. ob. Gegen Entscheidungen beider ist Rekurs möglich. Der König kann die Gemeinde- und Provinzialräte auflösen, in dringenden Fällen sogar der höchste Provinzialbeamte. Binnen drei Monaten nach der Auflösung muß jedoch eine Neuwahl angeordnet werden. Bei Auflösung des Provinzialrats tritt der Präfekt und der Präfekturrat ein, bei Auflösung des Gemeinderats ein königlicher Kommissar.

Die Rechtspflege wird in J. gehandhabt von 5 Kassationshöfen (in Rom, Turin, Florenz, Neapel und Palermo), dann 24 Appellhöfen, 92 Assisenhöfen, 161 Zivil- und Korrektionstribunalen, 1804 Präturen, 28 Handelstribunalen, ferner von Vermittlern (conciliatori) in jeder Gemeinde und von Militärgerichten.

Finanzen.

Der Staatshaushalt des Königreichs J. leidet seit dem Bestand des neuen Staats an einem bedeutenden Defizit sowie an einer Überlastung mit Schulden, und es ist erst heute gelungen, die mißlichste Frage der italienischen Verwaltung, die Herstellung des Gleichgewichts zwischen den Einnahmen und Ausgaben, in dauernd befriedigender Weise zu lösen. Es sind nicht bloß die Kosten der Kriege und die Schuldenlast der ehemaligen italienischen Staaten, mit denen das junge Königreich vom Tag seiner Entstehung an zu rechnen hatte; es ist auch nicht allein die Erhaltung der unentbehrlichen Militärmacht, was die italienische Staatsbilanz zu einer so passiven gestaltete: vielleicht die wichtigste Ursache hiervon liegt in dem verhältnismäßigen Mangel an volkswirtschaftlichen Produktivkräften und an augenblicklicher Fähigkeit, die reichen, aber namentlich im Süden noch völlig unentwickelten Hilfsquellen des Landes in hinreichendem Maß nutzbar zu machen und so die nach der Lage der Dinge unausweichliche Ausgabenlast entsprechend zu decken. Die Regierung ist wohl bestrebt, durch Hebung der Bodenkultur, der Verkehrswege etc. die Produktions- und Steuerkraft des Landes zu heben; doch erfordert dies erhöhten Aufwand und zeitigt seine Früchte erst spät. In den 20 Jahren einheitlicher Administration ist das Defizit allerdings geschwunden (1866 betrug es 721,4 Mill. Lire), doch war dies nur durch hochgespannte Inanspruchnahme der Steuerkraft zu erreichen. Eine sehr anerkennenswerte staatsfinanzielle Maßregel war die im J. 1883 durchgeführte Aufhebung des Zwangskurses des Papiergeldes und die Rückkehr zur Metallwährung. Das Staatsbudget für das mit Ende Juni endende Finanzjahr 1886/87 präliminiert die Einnahmen und Ausgaben folgendermaßen:

	Lire
a) Ordentliche Einnahmen:	
1) Renten von den Staatsaktiven	18 681 378
2) Grund- und Gebäudesteuer	183 217 840
3) Einkommensteuer	208 347 876
4) Abgaben für Vermögensübertragung und Rechtsgeschäfte	187 388 000
5) Zölle	232 600 000
6) Konsumsteuern (Oktroi)	81 577 245
7) Tabak	168 300 000
8) Salz	58 500 000
9) Lotto	76 500 000
10) Andre Konsumsteuern	33 950 000
11) Post und Telegraph	56 168 925
12) Staatseisenbahnen	58 000 000
13) Andre öffentliche Anstalten	19 357 900
14) Rückzahlungen	22 661 556
15) Verschiedene Einnahmen	7 402 200
16) Durchlaufende Einnahmen	92 759 678
	1 525 412 598
b) Außerordentliche Einnahmen	193 614 541
Gesamteinnahmen:	1 719 027 139

Dem gegenüber sind die Ausgaben mit 1,700,229,160 Lire beziffert, so daß der Überschuß 18,797,979 Lire beträgt. Die Staatsausgaben verteilen sich auf das Ordinarium mit 1,423,916,040 Lire und auf das Extraordinarium mit 276,313,120 Lire. Auf die einzelnen Posten verteilen sich die ordentlichen Ausgaben wie folgt:

	Lire
1) Ministerium des Schatzes (Staatsschuld, Pensionen, Zivilliste, Parlament, Domänen)	721 013 900
2) Finanzministerium (Verwaltungs- und Erhebungskosten)	182 699 112
3) Justiz und Kultus	33 665 052
4) Ministerium des Äußern	7 807 242
5) Öffentlicher Unterricht	34 736 882
6) Ministerium des Innern	60 737 184
7) Ministerium der öffentlichen Arbeiten	78 529 878
8) Kriegsministerium	220 106 618
9) Marine	71 315 660
10) Ackerbau und Handel	13 304 512
Zusammen:	1 423 916 040

Der wirkliche Erfolg des Staatshaushalts war übrigens gegenüber den Präliminarien in den letzten Jahren noch günstiger. Neue Anleihen erscheinen sonach unter normalen Verhältnissen für die Zukunft ausgeschlossen. Außerdem beliefen sich die Ausgaben der Gemeinden, die teilweise durch eine Verbrauchssteuer und durch Zuschläge zu Staatssteuern gedeckt werden, 1884 auf 526 Mill. Lire.

Die italienische Staatsschuld hat allerdings im Verhältnis zu den Produktivkräften des Landes eine außerordentliche Höhe erreicht. Sie erforderte 1885/86 einen Zinsenaufwand von 534,304,418 Lire, wovon auf die konsolidierte Schuld und zwar zu 5 Proz. 441,9, zu 3 Proz. 6,4 Mill. Lire kamen. Auf Amortisation wurden in diesem Jahr 1,120,112 Lire verwendet. Wenn man obigen Zinsenbetrag kapitalisiert, so ergibt sich ein Nominalkapital der italienischen Staatsschuld von ungefähr 10,250 Mill. Lire. Nimmt man noch auf die andern öffentlichen Schulden Rücksicht, so kommen an Gemeindeschulden im J. 1881: 724,1, an Schulden der Provinzen 102,2 Mill. Lire hinzu.

Heerwesen und Marine.

Das Wehrgesetz vom 29. Juni 1882 bildet die Grundlage für das heutige Heerwesen in J. Nach der Einigung Italiens regelte das Wehrgesetz vom 30. Sept. 1873 die Kriegsformation des Heers und das Gesetz vom 15. Nov. 1873 die Territorialeinteilung. Durch Gesetz vom 7. Juni 1875 wurde sodann die allgemeine Wehrpflicht eingeführt und durch Gesetz vom 26. Juli 1876 Bestimmung über die Ergänzung des Heers getroffen. Dieses Gesetz machte eine

Abänderung der Bestimmungen über den Einjährig-Freiwilligendienst vom 23. Juli 1871 notwendig, welche durch Dekret vom 10. April 1877 erfolgte. Das Gesetz vom 19. Juni 1875 regelte die Befestigungen im Land, namentlich in den Alpenthälern, und an den Küsten. — Die Dienstpflicht dauert 19 Jahre, vom 20. bis 39. Lebensjahr. Die Streitmacht zerfällt in das stehende Heer, die Mobilmiliz (Landwehr) und die Territorialmiliz (Besatzungstruppen). Die Dienstpflichtigen werden in drei Kategorien geteilt: die erste dient 3 Jahre im stehenden Heer, 5 Jahre in der Reserve, 4 Jahre in der Mobilmiliz und 7 Jahre in der Territorialmiliz. Die zweite und dritte Kategorie entspricht etwa unsrer Ersatzreserve erster und zweiter Klasse. Die erstere wird in 2–6 Monaten bei der Fahne ausgebildet, tritt nach 8 Jahren zur Mobil- und nach 4 Jahren zur Territorialmiliz und wird zu kurzen Übungsperioden eingezogen. Die dritte Kategorie bleibt während der 19 Jahre auf unbestimmtem Urlaub und kann während dieser Zeit auf 30 Tage zur Ausbildung mit der Waffe eingezogen werden. Der Jahresersatz beträgt 76,000 Mann, von denen 13,000, durch Losnummer bestimmt, nur 2 Jahre bei den Waffen bleiben. Von der Ersatzreserve erster Klasse gelangen jährlich 34,000 Mann zur Einstellung. Hiernach berechnet sich theoretisch die Streitmacht auf 892,687 Mann Feldtruppen, 365,717 Mann Mobilmiliz und 1,128,928 Territorialmiliz. In Wirklichkeit wird die Feldarmee die Stärke von 692,000 Mann kaum überschreiten.

Die aktive Armee besteht aus der Generalität, dem Generalstab, den Truppen, den Carabinieri, dem Invaliden-, Sanitäts-, Zahlmeister- und Veterinärkorps und dem Kommissariat. Der Generalstab zählt 3 Generale, 15 Obersten, 55 Oberstleutnants und Majore, 85 Hauptleute und 110 andre Offiziere. In der Friedensformation besteht das Heer aus 12 Armeekorps zu je 2 Divisionen. Für den Heeresersatz ist das Land in 87 Militärdistrikte geteilt. — Die Infanterie: 96 Regimenter à 3 Bataillone zu 4 Kompanien und 1 Depot; 12 Regimenter Bersaglieri (Jäger, Schützen) gleicher Einteilung; 6 Regimenter Alpenjäger in 20 Bataillonen, 72 Kompanien und 6 Depots; 87 Militärdistrikte (Aushebungsbezirke) in 96 Kompanien. Die Kompanie Infanterie ist 105, Alpenjäger 135 Köpfe (Friedens- und Kriegsetat) stark. Je 2 Regimenter Infanterie bilden 1 Infanteriebrigade, 2 Brigaden 1 Division. Kriegsstärke der Infanterie: 344 Bataillone, etwa 307,800 Mann. — Kavallerie: 10 Regimenter Ulanen (Lancieri), 12 Regimenter Cavalleggieri (Chevau-legers) à 6 Eskadrons und 1 Depot; das Regiment ist 1100 Köpfe und 900 Pferde stark, Kriegsstärke 18,700 Mann. — Artillerie: 12 Regimenter Feldartillerie à 10 Batterien in 3 Brigaden (Abteilungen), jede zu 2 schweren (9 cm), zwei zu 1 und eine zu 2 leichten (7 cm) Batterien; 5 Regimenter Festungsartillerie à 12 Festungs- oder Küstenbatterien und 1 Depot; 2 Regimenter haben außerdem noch je 1 Brigade zu je 4 Batterien Gebirgsartillerie; 2 Brigaden à 2 Batterien reitende Artillerie; 5 Kompanien Artilleriehandwerker, 1 Kompanie Veteranenartillerie. Kriegsstärke: 124 Feldbatterien, davon 4 reitende (7 cm) à 6 Geschütze; 48 leichte (7 cm) à 8 Ge-

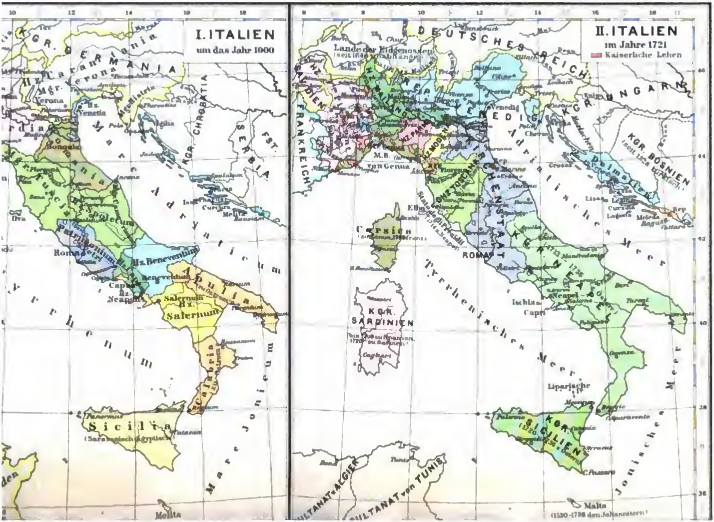
panien; 1 Lagunenbrigade zu 2 Kompanien, 4 Kompanien Train und 1 Depot; 1 Genieregiment, bestehend aus 4 Eisenbahn-, 6 Telegraphen-, 4 Sappeur- und 2 Trainkompanien, 1 Depot. — Das Sanitätskorps besteht aus den Sanitätsoffizieren bei den Truppen und in den Lazaretten und 12 Sanitätskompanien, die den Dienst in den letztern verrichten. — Die Mobilmiliz besteht aus 41 Regimentern zu 3 Bataillonen à 4 Kompanien Infanterie, 20 Bataillonen à 4 Kompanien Bersaglieri, 36 (72) Alpenkompanien, 13 Brigaden Feldartillerie à 4 Batterien und 1 Trainkompanie, 32 Kompanien Festungs- und Küstenartillerie, 4 Batterien Gebirgsartillerie, 16 Kompanien Sappeure, 4 Pontonier-, 2 Eisenbahntruppen-, 3 Telegraphisten-, 5 Train- und 12 Sanitätskompanien, 11 Kompanien Verpflegungstruppen. Die Insel Sardinien hat außerdem noch eine Spezialmiliz von 3 Regimentern Infanterie, 1 Bataillon Bersaglieri, 1 Eskadron Kavallerie, 2 Batterien Feldartillerie, je 1 Kompanie Festungs- und Gebirgsartillerie, Genie-, Sanitäts- und Verpflegungstruppen. Die Miliz ist noch in der Reorganisation begriffen und wird vorläufig nur etwa die Stärke von 170,000 Mann mit 276 Geschützen erreichen. — Die Territorialmiliz umfaßt 320 Infanteriebataillone, 72 Alpenkompanien, 100 Kompanien Festungsartillerie, 30 Kompanien Genie, je 12 Sanitäts- und Verpflegungskompanien. — Die Carabinieri haben den Zweck der Gendarmerie andrer Länder und sind in 11 Territoriallegionen geteilt.

Militärschulen: die Kriegsschule zu Turin, zur Ausbildung von Generalstabsoffizieren; die Applikationsschule für Artillerie und Genie zur technischen Ausbildung von Offizieren dieser Waffen sowie die Militärakademie für Offiziere dieser Waffen zu Turin; die Militärschule für Infanterie und Kavallerie in Modena; 4 Vorbereitungsschulen (Militärkollegien) zu Mailand, Florenz, Rom, Neapel; eine Normalschule für Infanterie zu Parma, für Kavallerie zu Pinerolo; zur Ausbildung von Unteroffizieren aller Waffen dienen 3 Lehrbataillone, eine Lehreskadron, 2 Lehrbatterien und 4 Lehrabteilungen für Genie. Es bestehen ferner 20 Artillerieschießplätze und Instruktionslager in allen Teilen des Reichs. — Für die Landes- und Küstenbefestigung ist außerordentlich viel in den letzten Jahren geschehen, zahlreiche Sperrforts sind an der Alpengrenze, sowohl gegen Frankreich als Österreich, Forts und Batterien an den Küsten von Vado, Porto Ferrajo, Longone, am Monte Argentario, bei Genua, Livorno, Lucca, Gaeta, Messina, Tarent, vor allem bei Spezia erbaut. Rom ist mit einem Gürtel von 15 Forts umgeben worden. Eine Verstärkung der Armee, namentlich an Feldartillerie, steht in Aussicht.

Marine. Nach der unglücklichen Seeschlacht bei Lissa 1866 ist die italienische Marine von Grund aus neu gestaltet worden; sie besitzt in den Turmschiffen Italia und Lepanto mit 13,898, bez. 13,550 Ton. Deplacement und je 18,000 indizierten Pferdekräften, mit ihrem 55 cm dicken Panzer die größten und stärksten Panzerschiffe der Welt, welche auch die stärksten Geschütze der Welt (43 cm, Duilio und Dandolo 45 cm Kaliber) an Bord führen. Bei der eigentümlichen Tar-

KARTEN ZUR GESCHICHTE ITALIENS

Bearbeitet von Karl Wolf.




III. ITALIEN
im Jahre 1799
KGR. UNGARN
OSMANISCHES REICH
FRANZÖSISCHE REP.
Turin
Venedig
M. B.
von Genua
Florenz
Bologna
ROM
Neapel
Ischia
Capri
Palermo
Catania
Bari
Tarent
Liparische I.
Corsica
KGR. SARDINIEN
Cagliari
RÖMISCHE REP.
PARTHENOPÄISCHE REP.
KGR. SICILIEN
Adriatisches Meer
Tyrrhenisches Meer
Jonisches Meer
Dalmatien
Lissa
Curzola
Lagosta
Meleda
Ragusa
Tunis
Bona
(zum Osmanischen Reiche)
Malta
(von 1798-1800 franz.)
8
10
12
14
16
Östl. L.
38
40
42
44

IV. ITALIEN
von 1815-1866
DEUTSCHER BUND
KGR. UNGARN
OSMANISCHES REICH
FRANKREICH
Piemont
Genua
M. B.
von Genua
Venedig
Florenz
Grh. Toscana
KIRCHENSTAAT
ROM
Neapel
Ischia
Capri
Palermo
Catania
Liparische I.
Corsica
(zu Frankreich)
Sardinien
KÖNIGREICH BEIDER SICILIEN
Adriatisches Meer
Tyrrhenisches Meer
Jonisches Meer
Dalmatien
Lissa
Curzola
Lagosta
Meleda
Ragusa
Tunis
Regentschaft Tunis
Algier
Malta
(Britisch)
v. Greenwich 8
10
12
14
16
36
38
40
44

Register zu den ‚Karten zur Geschichte Italiens'.

Die heutigen Formen der Namen auf Karte I. sind in Klammern beigefügt. Die Buchstaben und Zahlen zwischen den Linien (B2) bezeichnen die Felder der Karte.

(davon 9 im Bau) dritten Ranges, Avisos und Kanonenboote, also Kreuzer; ferner 19 Transport-, 3 Schulschiffe; 11 Fahrzeuge für Hafendienst, 6 Lagunenkanonenboote, 15 verschiedene Fahrzeuge, 9 Hilfsdampfer. Die Torpedoflottille besteht aus 2 Torpedoboot-Jagdschiffen von je 317 Ton. und 2800 Pferdekräften, 74 Booten erster Klasse (18 mit Kohlenvorrat für 2000 Meilen Fahrt), 21 Booten zweiter Klasse. Die Marineverwaltung zerfällt nach den drei Kriegshäfen in drei Bezirke: Spezia, Neapel und Venedig; Tarent soll zu einem großen Kriegshafen ausgebaut werden. Auch die Bucht von Maddalena an der Nordspitze von Sardinien soll durch Anlage von Befestigungen ꝛc. Kriegshafen werden. Vgl. »Italiens Wehrkraft« (Berl. 1884); Randaccio, Storia delle marine militari italiane (Tur. 1886, 2 Bde.).

[Wappen, Orden.] J. hat fünf Ritterorden: Annunciatenorden (ordine supremo dell' Annunziata, s. Tafel »Orden«), seit 1362; Orden des heil. Mauritius und Lazarus, seit 1434; Militärorden von Savoyen, seit 1815; Zivilverdienstorden von Savoyen, seit 1831, und Orden der Krone von J., seit 1868. Das jetzige, den Gesamtstaat repräsentierende Wappen besteht aus einem breiten silbernen Kreuz im roten Feld, umgeben von der Kette des Annunciatenordens mit daran hängenden Ordenszeichen, außerdem von einem goldenen Eichen- und Lorbeerzweig; hinter dem Wappen stehen kreuzweise zwei silberne Speere, deren Spitzen über den das Ganze umgebenden purpurfarbenen Wappenmantel, der oben die Königskrone trägt, hinausragen (s. Tafel »Wappen«). Flagge: Rot, Silber, Grün, vertikal gestreift; in dem mittlern silbernen Streifen ein roter Schild mit silbernem Kreuz (s. Tafel »Flaggen«). Landeshauptstadt ist seit Juli 1871 Rom.

Litteratur.

An Quellen für die Kenntnis Italiens sind vor allen zu nennen die sehr zahlreichen und umfassenden amtlichen Publikationen: das seit 1878 erscheinende »Annuario statistico Italiano«, welches über Topographie, Bevölkerung, Heer, Eisenbahnen, Finanzen ꝛc. Aufschluß gibt; die offizielle Zeitschrift »Annali di Statistica«; die amtlichen Werke der einzelnen Ministerien; Zuccagni-Orlandini, Corografia fisica, storica e statistica dell' Italia (Flor. 1844, 15 Bde.); Bozzi, Geografia politica e statistica dell' Italia (Mail. 1864); das große, in Mailand erschienene Sammelwerk »L'Italia sotto l'aspetto fisico, storico, artistico e statistico« (in drei Abteilungen: »Dizionario corografico« von Amati, »Trattati scientifici sull' Italia« von Bertolini, Correnti u. a. und einem Atlas von 150 Karten); Brachelli, Geographie und Statistik des Königreichs J. (in »Steins Handbuch der Geographie und Statistik«, Leipz. 1871); Lampani, L'Italia sotto l'aspetto idrografico (Rom 1878—82); »Studi sulla geografia naturale e civile dell' Italia« (hrsg. von der Geographischen Gesellschaft, das. 1875); Altavilla, Il regno d'Italia. Dizionario geografico, storico-statistico (Tur. 1875); das von der italienischen Postverwaltung herausgegebene »Dizionario geografico postale«; Berg, Agrarische Zustände in J. (in den »Schriften des Vereins für Sozialpolitik«, Leipz. 1886); v. Ernst, Die Montanindustrie Italiens (Wien 1883); Morpurgo, La finanza italiana (Rom 1874); Laveleye, L'Italie actuelle (Par. 1881); Sachs, L'Italie, ses finances et son développement économique depuis l'unification du royaume (das. 1885); Cuseval-Clarigny, Les finances de l'Italie 1866—85 (das. 1886); Hehn, J., Ansichten und Streiflichter (2. Aufl., Berl. 1878); Gregorovius, Wanderjahre in J. (5 Bde.); Reisehandbücher von Gsell Fels (in »Meyers Reisebüchern«), Bädeker u. a. Kartenwerke: Auf einer in den Jahren 1862—78 erfolgten Landesaufnahme beruht die »Gran carta topografica d'Italia« (1:100,000, auf 277 Blatt berechnet, wovon etwa ein Drittel, Unteritalien umfassend, erschienen ist); daneben sind Meßtischblätter (1:50,000) über das ehemalige Königreich Neapel (mit Sizilien) veröffentlicht. Die Karten für einzelne Landesteile (Königreich Sardinien in 1:50,000, Ober- und Mittelitalien in 1:86,400, Insel Sardinien in 1:250,000) sind Ergebnisse älterer Aufnahmen. Unvollendet ist die »Carta corografica dell' Italia« (1:500,000, 24 Blatt). Gute Übersichtskarten bieten H. Kiepert, Nuova carta generale dell' Italia meridionale (1:800,000, 1882) und »Carta corografica ed archeologica dell' Italia centrale« (1:250,000, 1881). Vom Ufficio geologico ist eine »Carta geologica generale d'Italia« (Rom 1881, 2 Blatt) herausgegeben.

Geschichte Italiens.

Die Zeit der Völkerwanderung.

(Hierzu Beilage »Vier Karten zur Geschichte Italiens«.)

Die Römer waren es, welche die italische Halbinsel (s. Italia nebst Karte »Italien zur Zeit des Kaisers Augustus«) geeinigt und zum politischen Mittelpunkt der Alten Welt gemacht haben (vgl. Römisches Reich). Als aber das römische Reich verfiel und unter die Herrschaft eines militärischen Despotismus geriet, welcher den Schwerpunkt des Reichs nach dem Osten verlegte, verlor J. sein politisches Übergewicht und auch die Einheit seiner Nationalität, indem erobernde germanische Volksstämme sich auf der Halbinsel festsetzten. Die weltbeherrschenden Tendenzen des römischen Staats gingen auf den christlichen Bischof von Rom über; die Christianisierung der germanischen Eroberer tilgte die Gegensätze der Rassen und führte zu dem Verschmelzungsprozeß der eingebornen und eingewanderten Völker, welcher ein so allmählicher war, daß die Geburtsstunde italienischer Nationalität noch weniger chronologisch bezeichnet werden könnte als diejenige der übrigen modernen Völker. Von den verheerenden Zügen älterer wandernder Stämme, von der vorübergehenden Herrschaft des westgotischen Eroberers Alarich und von dem Einfall Attilas abgesehen, pflegt man die dauernde Festsetzung germanischer Elemente auf italischem Boden mit dem Aufhören des weströmischen Kaisertums und mit dem Auftreten der germanischen Heerkönige in Verbindung zu bringen, welche in römischem Söldnerdienst zu Macht gelangt waren und 476 den Sturz des west-

die Herrschaft Odoakers 489 die ostgotische Theoderichs d. Gr. und seiner Nachfolger, bis es 553 dem byzantinischen Kaiser Justinian gelang, die griechisch-römische Herrschaft wiederherzustellen und J. durch Narses erobern zu lassen. Die große Verfassungsurkunde Justinians, die Pragmatische Sanktion, durch welche J. in kirchlicher und politischer Beziehung der Monarchie eingefügt wurde (554), ließ dem »Königreich« zwar eine gewisse Selbständigkeit, aber der Schwerpunkt der Regierung lag in den Händen des von dem byzantinischen Kaiser ernannten Exarchen, welcher zu Ravenna seinen Sitz hatte und die Hoheitsrechte des oströmischen Reichs in unbeschränkterer Weise geltend machte als die germanischen Heerkönige die ihrige.

Das Langobardenreich.

Aber schon 568 brach der Langobardenkönig Alboin nach J. auf und entriß den Oströmern in einer Reihe von Feldzügen bis 572 das ganze Oberitalien nebst Toscana und Umbrien. Die vielbestrittene Herrschaft der Griechen erstreckte sich nur noch auf Ravenna, die Romagna, die Pentapolis (Rimini, Pesaro, Fano, Sinigaglia, Ancona), auf einen Teil der unteritalischen Küste, auf Sizilien und endlich auf Rom, wo in besonderm Verhältnis zum Kaiser ein von dem Exarchen ziemlich unabhängiger Patricius städtische, kirchliche und kaiserliche Hoheitsrechte selbständig vereinigte. Seit dem 7. Jahrh. dehnten die Langobarden (s. d.) ihre Herrschaft fast über die ganze Halbinsel aus. Wiewohl die langobardische Königsgewalt frühzeitig erschüttert und durch innere Kämpfe und Gewaltthat gebrochen wurde, so bewahrte doch das langobardische Volkstum durch seine militärischen und rechtlichen Institutionen die dauerndste und eingreifendste Macht im Land. Unter den langobardischen Königen nahmen die Herzöge eine selbständige Macht in Anspruch, und schon im 7. Jahrh. bestand im Süden der Halbinsel das Gebiet von Benevent gleichwie im Norden der Dukat von Friaul unter eignen Herzögen. Neben den Langobarden behauptete in Mittelitalien nur die römische Kirche unter einer Reihe hervorragender Päpste auch eine politische Selbständigkeit. Gregor d. Gr. (590—604) hatte Rom nicht bloß zum geistlichen Mittelpunkt der Welt zu machen gesucht, sondern ihm auch eine politische Macht in J. gesichert, welche seine Nachfolger durch klug angeknüpfte Verbindungen mit den Franken zu vergrößern wußten. Indem die faktisch vollzogene vollständige Veränderung des Besitzes von der Kirche anerkannt, die neuen langobardischen Grundeigentümer aber der katholischen Lehre fester und fester unterworfen wurden, konnte die schwache Königsmacht nur bestehen, wenn sie sich zur willigen Dienerin der römischen, schon über Italiens Grenzen weit hinausreichenden Kirchengewalt hergab. Ein heftiger Konflikt zwischen den römischen Päpsten und den langobardischen Königen entbrannte indessen, als König Liutprand (713—744), ein thatkräftiger Herrscher, die ganze Halbinsel, namentlich aber Mittelitalien, seiner Botmäßigkeit zu unterwerfen strebte. Gregor II. und Gregor III., welche vergeblich Karl Martells Hilfe anriefen, erwehrten sich nur mit Mühe der Er-

die Würde eines römischen Patricius empfing. Der Gegensatz zwischen dem römischen Stuhl und dem langobardischen Königtum wurde durch die Wahl Hadrians I., eines Römers, zum Papst 772 geschärft, denn dieser warf sich ganz der fränkischen Partei in die Arme. Zwischen Aistulfs Nachfolger Desiderius und Pippins Sohn Karl d. Gr. war zwar noch einmal eine Verständigung eingetreten, indem Karl des Desiderius Tochter heiratete; aber die Verstoßung der letztern und das Familienzerwürfnis im fränkischen Haus führten bald eine kriegerische Wendung herbei, welche den Untergang des langobardischen Reichs 774, die Herrschaft der Franken in J. und endlich die Herstellung des römischen Kaisertums durch Karl d. Gr. (799) zur Folge hatte.

Italien als Bestandteil des fränkischen Reichs.

Das nördliche J. wurde mit dem Reich Karls d. Gr. vollkommen vereinigt und in den Rahmen der fränkischen Verfassung eingefügt, nur Friaul behielt unter seinem langobardischen Herzog eine gewisse Unabhängigkeit, wie auch die Herzogtümer von Spoleto und Benevent in eine Art Lehnsverhältnis zum fränkischen Reich traten; die frühern Besitzungen der Griechen in Mittelitalien behielt der päpstliche Stuhl zu eigen mit dem Vorbehalt aller Hoheitsrechte des römischen Kaisertums über die Stadt und das Gebiet von Rom. In Unteritalien bewahrte eine Anzahl von Republiken, wie Amalfi, Gaeta, Neapel, ihre Selbständigkeit unter der Schutzhoheit des byzantinischen Reichs, während Sizilien den Angriffen der Araber ausgesetzt war, die sich 826 auch zu Tarent in Unteritalien festsetzten und Sizilien endlich den Griechen vollständig entrissen. Im ganzen und großen wurde aber das Schicksal Italiens durch die beiden vorwaltenden Mächte, durch Kaiser und Papst, bestimmt; auf ihrer Vereinigung und Freundschaft beruhte der durch Karl d. Gr. und Leo III. geschaffene Zustand Italiens. Allein aus den unklaren Beziehungen dieser beiden Gewalten entstand eine Reihe von Streitigkeiten, in welchen die Nachfolger Karls d. Gr. nicht mit dem ganzen und ungeteilten Ansehen der fränkischen Monarchie aufzutreten vermochten, da die letztere unter den Söhnen und Enkeln Ludwigs des Frommen zerfiel und sich in eine Menge von selbständigen Königreichen und Herzogtümern auflöste, in denen zwar nationale und Stammesverhältnisse nicht ausschließlich maßgebend waren, aber doch Berücksichtigung finden konnten. Die nationalpolitischen Individualitäten des modernen Europa nahmen damals ihren Ursprung. Aus der Monarchie Karls d. Gr. und aus dem fest gefügten Verband der römischen Kirche retteten die abendländischen Völker in der Fülle ihrer staatlichen und kirchlichen Institutionen gemeinsame Ziele und Gesichtspunkte in hinreichendem Maß, um auch ferner eine gemeinsame Kultur und Geschichte entwickeln zu können; aber der erwachte Individualisierungstrieb der Nationen und Stämme machte die Bildung kleinerer politischer Mächte möglich, welche in J. so gut wie in Deutschland nicht selten mehr Sympathien fanden als die entfernte und unsichere Macht des Kaisertums.

Im Vertrag von Verdun (843) war J. nebst der Kaiserwürde Lothar I. zugefallen, nach dessen Tod

wiederzugewinnen, hatten keinen dauernden Erfolg. Weder Karl der Kahle noch Karl der Dicke erreichten dies Ziel, und die Absetzung des letztern (887) ermöglichte die völlige Losreißung Italiens und des Kaisertums von der Herrschaft der Karolinger. Die Herzöge von Friaul und Spoleto sowie die Markgrafen von Ivrea traten als Bewerber um die Krone Italiens auf und erlangten dieselbe bei dem völligen Verfall der ostfränkischen wie der westfränkischen Monarchie. Der bedeutendste unter den Nachkommen Karls d. Gr., Karlmanns natürlicher Sohn Arnulf, vermochte wohl den Kaisertitel zu behaupten, übte aber keinen Einfluß auf das zwischen Friaul und Spoleto streitige J. aus.

Die Begründung der deutschen Herrschaft in Italien.

Während die Fürsten um den Besitz der Krone stritten, wurde J. von verheerenden Plünderungszügen der Sarazenen und Magyaren heimgesucht; namentlich die Po-Ebene wurde furchtbar verwüstet, niemand war im stande, die furchtbaren Feinde abzuwehren. Nach dem Tode des Markgrafen Berengar I. von Friaul, welcher 894 zum König von J. und 915 zum Kaiser gekrönt, 924 aber ermordet wurde, trat Rudolf II., König von Oberburgund, seine angeblichen Ansprüche auf J. dem Grafen Hugo von Provence gegen Überlassung des arelatischen Reichs ab. Dieser wandte seine Waffen anfangs siegreich gegen die italienischen Herzöge, mußte jedoch 945 dem Markgrafen Berengar II. von Ivrea weichen; Hugos Sohn Lothar aber, welcher nach dem Tod seines Vaters den Namen eines Königs von J. fortführte, starb bereits 950 und hinterließ eine Witwe, Namens Adelheid, welche bestimmt war, einen tiefen Einfluß auf die Geschichte Italiens sowie Deutschlands auszuüben. Denn während Berengar II. sich bemühte, Adelheid mit seinem Sohn Adelbert zu vermählen, und vor keiner Gewaltthat zurückschreckte, um dieses Ziel zu erreichen, fand jene Gelegenheit, nach Canossa zu entkommen und mit dem deutschen König Otto I. Verbindungen anzuknüpfen. Dieser, eben damals Witwer geworden, zog 951 nach J. und erwarb sich mit Adelheids Hand auch die langobardische Krone. Zwar sah er sich 952 genötigt, Berengar, der weniger besiegt als verdrängt war, J. als Lehnskönigreich zu übertragen. Doch zeigte sich bald, wie wenig Dauer dieses Verhältnis versprach. Ottos Macht in J. beruhte wesentlich auf den Immunitäts- und Exemtionsbestrebungen der geistlichen Besitzer, welche dem lombardischen Adel gegenüber eine unabhängige Stellung beanspruchten. Hand in Hand mit der Entwickelung dieser geistlichen Fürstentümer ging das Streben nach städtischer Freiheit. Otto I. kam diesen beiden Richtungen in J. auf das förderndste entgegen. Wie er sich den weltlichen Großen gegenüber auf die Macht der hochbegünstigten Bischöfe stützte, so wurde er auch der eigentliche Begründer der italienischen Städtefreiheit, insbesondere im Norden des Königreichs. Denn wenn auch nach der Lage und Geschichte der aus dem Altertum stammenden zahlreichen Orte J. ganz besonders geeignet war, städtisches Wesen hervorzubringen, so war doch das alte Munizipalrecht völlig zu Grunde gegangen und der Gerichtshoheit der langobardischen Grafen und Herzöge zum Opfer gefallen. Erst durch den Schutz, welchen die deutschen Kaiser dem bürgerlichen Gemeinwesen gewährten, vermochte die neue Städtefreiheit auf den vorzugsweise von der Kirche erworbenen Besitzungen wieder zu erstehen. Nur durch innere Unruhen in Deutschland und neue Einfälle der Magyaren wurde Otto I. längere Zeit verhindert, gegen die Anmaßung Berengars, der sich vom deutschen Lehnsverband losriß, einzuschreiten. Als dieser sogar den weltlichen Besitz der römischen Kirche angriff, wandte sich der Papst an den deutschen König um Hilfe. Otto überschritt 961 zum zweitenmal die Alpen, eroberte ganz Norditalien und eilte nach Rom, wo er die Zerwürfnisse zwischen dem Stadtadel und dem Papsttum benutzte, um die Schutzhoheit des Deutschen Reichs gegenüber der Kirche geltend zu machen und die römische Kaiserwürde zu erneuern (2. Febr. 962). Hiermit stiftete er das Heilige römische Reich deutscher Nation, von dem das Königreich J., das nach Berengars völliger Unterwerfung (964) in ungestörtem Besitz Ottos war, fortan einen Teil bildete.

Italien ein Teil des römisch-deutschen Reichs.

Je mehr sich die deutsche Herrschaft in J. auf die kirchlichen Gewalten und die geistlichen Lehnsbesitzer stützte, desto notwendiger war es, bei der Besetzung der Bistümer und vor allen des päpstlichen Stuhls einen ausreichenden Einfluß zu üben. Otto I. dehnte daher das Anerkennungs- und Bestätigungsrecht, welches seit den römischen Kaisern alle Machthaber Italiens geltend machten, dem päpstlichen Stuhl gegenüber bedeutend aus und erwarb sich und seinen Nachfolgern auch bei der römischen Kirche das Recht thatsächlicher Ernennung des obersten Bischofs. Mittels des Papstes sollte sodann die katholische Kirche überall dem Kaisertum und seinen Zwecken dienen. Aber wie schon jener Papst, welcher Otto I. zum Kaiser gekrönt hatte, Johann XII., sich den Deutschen untreu erwies, sobald dieselben der Stadt Rom den Rücken gekehrt hatten, so blieb auch später das Verhältnis des Kaisertums zum Papsttum und zur Kirche ein höchst unsicheres, und nur in den wenigsten Fällen gewährten persönlich gute Beziehungen zwischen den beiden Oberhäuptern der abendländischen Welt zugleich eine sachlich begründete Basis der deutschen Kaisermacht in J. Als Otto I. 966 abermals in J. erschien, um den zahlreichen Widersachern entgegenzutreten, waren Maßregeln äußerster Strenge nicht zu vermeiden.

Als Otto I. 973 starb, blieb die deutsche Kaiserherrschaft in Ober- und Mittelitalien in der That unangefochten. Unteritalien dagegen war unbezwungen geblieben; die Versuche des Kaisers, es durch Verhandlungen mit dem griechischen Kaiserreich oder durch Waffengewalt zu gewinnen, waren mißglückt, Griechen und Araber teilten sich in die Herrschaft der schönen Länder, welche nach Art und Charakter in ihren staatlichen Institutionen sowie in ihrem Volkstum sich mehr und mehr von dem übrigen J. zu unterscheiden begannen. Otto II., der durch seine Vermählung mit der griechischen Prinzessin Theophano ein Anrecht auf Unteritalien erworben zu haben glaubte, erneuerte den Versuch, sich desselben zu bemächtigen. Aber der griechische Kaiser Basilius verband sich mit den Sarazenen, um Ottos II. Versuche auf Unteritalien zu vereiteln und die deutsche Herrschaft in J. überhaupt zu erschüttern. 982 erlitt Otto II. eine Niederlage in Unteritalien, worauf er in Rom erkrankte, in seinem 28. Jahr starb und nur einen unmündigen Sohn, Otto III., hinterließ, dessen Regierung in J. eingreifender geworden wäre, wenn nicht auch er schon in früher Jugend 1002 gestorben wäre. Aber in der Zeit Ottos III. war zuerst der Gedanke aufgetaucht, eine strengere Einheit Italiens herzustellen, den Sitz des Kaisertums nach Rom zu verlegen und von dem alten Mittelpunkt der Welt aus die neue römisch-deutsche Herrschaft zu verwirklichen. In Rom selbst hatten die Adelsparteien

schan unter Otto II. beganuen, einen gefährlichen Einfluß auf die Besetzung des päpstlichen Stuhls auszuüben und der deutschen Kaisergewalt sich entgegenzustellen. Die unmittelbare Gegenwart des Herrschers in Ram schien immer wichtiger zu werden. 996 kam Otta III. über die Alpen nach J., erhab seinen Vetter Bruna zum Papst und ließ sich aan diesem, Gregar V., zum Kaiser krönen. Mit starker Hand wurde jeder Widerstand besiegt, der gegen Gregor V. aufgestellte Gegenpapst schimpflich behandelt und Crescentius, als Patricius und Haupt des aufständischen Adels, hingerichtet. Als Gregar V. schan 999 starb, erhab Otto III. seinen Lehrer Gerbert aon Reims, den größten Gelehrten seiner Zeit, als Silvester II. auf den päpstlichen Stuhl; aber gleich bei dem Tad Ottas III. (1002) zeigte sich die Unhaltbarkeit aller Verhältnisse. Die lambardische Krane nahm der Markgraf Arduin aan Jarea in Anspruch, der päpstliche Stuhl wurde aan dem Grafen aan Tusculum besetzt und beherrscht, die süditalischen Herzagtümer lösten sich aan der Oberlehnsherrlichkeit der Deutschen las, die Sarazenen befestigten ihre Herrschaft in Sizilien und breiteten dieselbe über die griechischen Gebiete Unteritaliens mehr und mehr aus.

König Heinrich II. aan Deutschland gab zwar die Traditianen des sächsischen Hauses keineswegs auf, allein seine Macht reichte nicht weiter als sein Arm; dach ließ er sich auf seinem zweiten italienischen Zug zum Kaiser krönen, und auf seinem dritten Zuge griff er gewaltig in die unteritalischen Verhältnisse ein, wa er Pandulf IV., Fürsten aan Capua, gefangen nahm und Pandulf VI. einsetzte, welcher Narmannen in seinen Dieusten hatte, denen Heinrich II. zuerst Grund und Baden ats Reichslehen zuwies. Neben Capua hatten auch die Fürsten aan Beneaent und Salerna die kaiserliche Herrschaft anerkannt, während Neapel mit seiner städtischen Verfassung meist der Herrschaft der Griechen treu blieb und sich nur scheinbar und aarübergehend deutschen Kaisern unterwarfen hatte. Wenn der palitische Charakter Unteritaliens durch die Macht der aarwiegenden Fürstengeschlechter bestimmt wurde, fa entschied in Oberitalien das Übergewicht der Städte. Seit dem 10. Jahrh. war Venedig zu Macht und Ansehen gekammen und beherrschte die Meerstraßen. In der Lambardei waren außer Mailand nunmehr auch Paaia, Ladi, Cremana und aiele andre Städte zur Blüte und Bedeutung gelangt. Zwischen Paaia und Mailand hatte sich seit dem Kampf zwischen Heinrich II. und Arduin aan Jarea ein Gegensatz gebildet, der später fast alle italischen Republiken in zwei Lager spaltete, indem Paaia dem deutschen König, Mailand dem italienischen Fürsten anhing. In Mittelitalien hielt aarerst das mächtige Geschlecht der tuskischen Markgrasen das Aufkammen graßer städtischer Republiken zurück, dach hatte bereits Pisa eine ähnliche Stellung an der westlichen Küste Italiens erlangt wie Venedig an der östlichen. Die Insel Sardinien war 1022 durch die Pisaner den Arabern entrissen warden, welche dieselbe seit fast anderthalb Jahrhunderten beherrscht hatten.

Im ganzen war das Kaisertum in J. hinreichend befestigt, ja daß der Wechsel der Dynastie auf dem deutschen Thran sich auch in J. ahne erhebliche Schwierigkeit aallzag. König Kanrad II., der Salier, zag schan zwei Jahre nach seiner Wahl (1026) nach J. und wurde im falgenden Jahr zum Kaiser gekrönt. Vermachte er in Ram auch nicht, gegenüber dem herrschenden Adel, welcher über den päpstlichen Stuhl eigenmächtig aerfügte, nachhaltig zu gebieten, so übte er in der Lambardei eine desta kräftigere Herrschaft aus und trat dem Erzbischaf Aribert aon Mailand kraftaall entgegen, indem er den kleinern freien Herren der Lambardei Schutz gegen die geistliche Fürstengewalt gewährte und bei dem Streit über die Erblichkeit der Lehen dem Rechte der weltlichen Vasallen gegenüber der willkürlichen Verleihung der Kirchenfürsten die Anerkennung sicherte. Heinrich III. aallendete das aan seinem Vater begannene Werk der Pazifikatian Italiens, indem er sich den aan Clugny ausgegangenen Bestrebungen einer Kirchenrefarm entschieden anschlaß und nicht nur dem aerweltlichten geistlichen Fürstentum, sandern auch dem Papsttum eine aeränderte Richtung gab. Durch die aan ihm in Ram eingesetzten deutschen Päpste erhielt die Partei der Kirchenrefarm überall das Übergewicht. In der Regierung der zahlreichen Bistümer Italiens begann an der Stelle der weltlichen Interessen eine regere kirchliche Tendenz sich geltend zu machen. Aber die refarmierte Kirche wendete sich freilich alsbald gegen jeden Einfluß der staatlichen Gewalt und wallte auch die Rechte des abersten Schutzherrn, des Kaisers, beseitigt wissen, nachdem sie sich mit Hilfe desselben aan der Macht der kleinen weltlichen Herren freigemacht hatte. In J. erhielt nun der graße, welthistorische Streit, welcher sich insbesandere an die Namen Gregars VII. und Heinrichs IV. knüpfte (s. Inaestitur), einen zugleich natianalen Charakter; der Kampf des Papsttums wurde zugleich als ein Kampf der Unabhängigkeit der städtischen Republiken und der Selbständigkeit des itatienischen Fürstentums aufgefaßt und dargestellt. Hatten die varwaltenden Mächte und besanders die Päpste in J. auch keinen Augenbtick gezaudert, fremder Hilfe und ausländischer Kräfte sich zu bedienen, sa wurde dach der Gedanke natianaler Unabhängigkeit in den Städten und Herrschaften geweckt und allmählich grafsgezagen. So wurde insbesandere der Rechtsstreit um die Mathildischen Güter zwischen Papst und Kaiser, der 1115 nach dem Tade der Markgräfin Mathilde aan Tuscien entbrannte, welche ihre Güter der Kirche vermacht hatte, während der Kaiser dieselben als heimgefallene Lehen beanspruchte, in eine rein palitische und natianale Frage umgewandelt. Van hervarragender Bedeutung war aber, daß sich im Süden der Halbinsel ein päpstliches Lehnskönigreich bildete, welches der Kirche in ihrem Kampf um die Unabhängigkeit aan der deutschen Kaisermacht eine kräftige Stütze war.

Um die Mitte des 11. Jahrh. waren die Narmannen im südlichen J. sa zahlreich und mächtig gewarden, daß Papst Lea IX. ihre Vertreibung anstrebte und zu diesem Ende Hilfe in Deutschland suchte. An der Spitze der Grafschaft Apulien, deren erster Herrscher Wilhelm aan Hauteaille war, stand damals Humfred, welcher aan Rabert Guiscard unterstützt wurde. Da nun Lea IX. im Kampf gegen die Narmannen nichts ausrichtete, persönlich aber aan ihnen auf das ehrenaallste behandelt wurde, sa bestätigte er ihnen alle Eraberungen, die sie schan gemacht hatten und die sie im Kampf gegen Griechen und Sarazenen nach machen würden. Während die normännische Herrschaft unter Rabert Guiscard mit wunderbarer Schnelligkeit sich immer mehr ausbreitete und unter der Regierung Ragers außer Apulien auch bereits Kalabrien umfaßte, hatten die Päpste nach mit ungleichem Interesse und nicht ahne Mißtrauen ihre Erfalge beabachtet; aber die aallkammene Vertreibung der Griechen, welche sich nach bis 1071 in Bari behaupteten, dann aber auch diesen festen

Punkt zu räumen gezwungen wurden, und die beginnende Eroberung von Sizilien entschieden das Schicksal der südlichen italienischen Länder. Noch Gregor VII. glaubte die normännischen Fürstentümer geteilt erhalten und die Macht Robert Guiscards einschränken zu können, aber 1080 kom eine Aussöhnung zwischen Gregor und Robert durch den Abt Desiderius von Mante Cassina zu stande; Gregar VII. belehnte Robert mit allen van ihm eraberten Gebieten, wofür sich dieser zu einer Lehnsobgobe an den päpstlichen Stuhl verstand. Als Gregar VII. 1083 aon Kaiser Heinrich IV. überwunden wurde und sich ahnmächtig in der Engelsburg einschließen mußte, ward er von Robert 1084 befreit. Unter dem zweiten Herzog Roger von Sizilien gelang es, die sämtlichen narmännischen Herrschaften zu vereinigen. Nachdem dieser Apulien und Kalabrien seinen Stammesvettern entrissen, nahm er 1130 den königlichen Titel als Roger I. an und eraberte auch Salerna und Amalfi. Papst Anaklet II. bestätigte Roger diese Eroberungen und den königlichen Titel, und auch Innocenz II., der Roger früher als Anhänger seines Gegenpapstes bekämpfte, versöhnte sich schließlich 1139 mit ihm und erkannte sein neues Reich als päpstlichen Lehnsstaat an.

In Oberitalien waren inzwischen die Städte zu nach größerer Macht gelangt; an der Spitze dieser Republiken standen meistens Konsuln, welche bald einen rein aristokratischen, bald einen mehr demokratischen Charakter hatten. Häufig begannen sich Verhältnisse zu entwickeln, welche mit der Tyrannis der alten griechischen Stadtrepubliken Ähnlichkeit hatten. Die Städte schlossen zuweilen größere Bündnisse untereinander und stöhlten ihre Kraft in nicht unbeträchtlichen Fehden. Hierher gehört der Streit, welcher 1111 mit der Zerstärung van Ladi endigte, und der zehnjährige Krieg der verbündeten lombardischen Städte gegen Cama 1118—28. Durch die Bezwingung dieser Stodt wurde Mailand das anerkannte Haupt der Lombordei, und fast alle Nachbarstädte traten mit ihm in Bündnis. Nur Pavia, um dessen Banner sich andre Städte schorten, rivalisierte noch mit Mailand. Zwistigkeiten zwischen letzterer Stadt und Cremona riefen zwischen den beiden Städtebünden 1129 einen Krieg hervor, welcher unter dem Einfluß des großen Kompfes zwischen Kaiser Lathar und dem staufischen Haus einen tiefern palitischen Hintergrund erhielt. Mit den Namen der beiden in Deutschland streitenden Familien der Welfen (Guelfen), der Staufer (Ghibellinen) bezeichnete man in J. nach noch Jahrhunderten die sich befehdenden Hauptrichtungen der Städte und des Adels. Je weniger es sich ober hierbei um das Interesse jener beiden deutschen Geschlechter hondelt, desto wandelbarer war in J. der Begriff und die Bedeutung, welche den beiden Parteinamen beigelegt wurden. Im allgemeinen neigten die guelfischen Städte zu einer mehr demokratischen Einrichtung ihrer innern Angelegenheiten und zu Bündnissen mit den kirchlichen Mächten, besonders mit den Päpsten, während die ghibellinischen Städte im Bund mit dem landsässigen Adel dem aligarchischen Stadtregiment in mehr stetiger Entwickelung treu blieben. Daneben unterließen es weder die Ghibellinen noch die Guelfen, auch den allgemeinen Angelegenheiten Italiens ihr Augenmerk zuzuwenden; aber auch auf diesen Gebieten zeigten sie einen entschiedenen Gegensatz, indem die einen die Unabhängigkeit und Bedeutung der Nation mehr auf dem Weg einer großartigen Föderatian, die andern durch ein storkes, J. als Mittelpunkt des Abendlandes betrachtendes Kaisertum zu erreichen hafften.

Die Politik der Staufer und ihr Untergang.

In der Zeit Kaiser Friedrichs I. und seiner nächsten Nochfolger trat der letztere Gegensatz in der Stellung der beiden graßen Parteien wohl am stärksten hervar. Friedrich I. brachte den alten Begriff des römischen Imperiums zur deutlichsten Anschouung. Aus dem in J. neuerweckten Studium des römischen Rechts an den Universitäten und Schulen zog die kaiserliche Macht ihre praktischen Konsequenzen und beanspruchte auf Grund des alten römischen Koiserrechts, welches zuerst auf dem großen Reichstag auf den Ronkolischen Gefilden (1158) definiert und erläutert wurde, weitgehende palitische Befugnisse und Herrscherrechte über die lombardischen Städte. Die Weigerung derselben, diese Rechte anzuerkennen, führte zum Ausbruch eines erbitterten Kampfes zwischen dem Kaiser und den Städten. Fünfmol zog Friedrich I. mit den besten deutschen Heeren noch J., zweimal demütigte er das stalze Mailond und strafte es furchtbar; aber die Schlacht van Legnana 1176, der Friede van Venedig 1177 und der Kanstanzer Vertrag mit den lombardischen Städten 1183 vereitelten die strenge Durchführung der ghibellinischen Prinzipien in J. für immer. Die Kaiserherrschaft vermachte bei dem Widerstand des Papsttums und der Kirche und bei der Mocht der Städte nicht zu einer einheitlichen, olle Stände des Reichs beherrschenden Gewalt zu gelangen. Die Konstanzer Bestimmungen blieben aber auf Jahrhunderte die Grundlage des Rechtsverhältnisses zwischen dem deutschen Kaisertum und der Lombardei. In diesem Frieden wurde zwar die kammunale Selbständigkeit der lombardischen Städte anerkannt; aber dos Lehnsverhältnis derselben zum Deutschen Reich erhielt einen bestimmtern Ausdruck als bisher, und die Verpflichtungen der Städte in Bezug auf Steuern und andre Leistungen wurden deutlich ausgesprochen. Die kaiserliche Herrschaft war demnoch in Oberitalien, wenn auch in engen Grenzen, so bach der Hauptsache nach gesichert.

Dagegen wurde der größte Teil van Mittelitalien durch die territorialen Bestrebungen des Papsttums dem Einfluß des Kaisertums mehr und mehr entzogen. Die Bildung des Kirchenstaots im landeshaheitlichen Sinn schritt seit der Mitte des 12. Johrh. unoufhaltsam fart. Zwar war im Anfong der Regierung Friedrichs I. in Rom eine republikanische Bewegung vorhanden, welche, van Arnold von Brescia geleitet, sich in romantischer Anlehnung an dos Altertum gegen den Adel sa gut wie gegen die weltlichen Tendenzen der Päpste richtete; allein Friedrich I. hatte selbst die Hand zur Unterdrückung dieser römischen Revolutian gebaten, und Arnold aon Brescia fond den Tad auf dem Scheiterhaufen (1155). Seitdem arbeiteten die hervorragendsten Päpste an der vallen Entwickelung ihrer londeshaheitlichen Stellung und an ihrer sogen. Unobhängigkeit, indem sie sich einen abgerundeten Besitz zu schaffen suchten, innerhalb dessen der Kaiser jedes Realrecht verlieren, und in welchen er nur zum Empfong der Kaiserkrönung zu kommen berechtigt sein sollte. Alexander III. benutzte Friedrichs Kampf mit den lombordischen Städten, um endlich in dem schan erwähnten Venezianischen Frieden eine Reihe von haheitlichen Rechten an sich zu reißen. Innocenz III. ober knüpfte an die Kaiserkrönung die Bedingung einer Eidesleistung, durch welche die Grenzen des Kirchenstaats bestimmt und der unbedingte Herrschaftsbesitz innerhalb derselben dem päpstlichen Stuhl zuerkannt wurde. Die Streitigkeiten um die deutsche Krane nach dem Tod

Heinrichs VI., der Kampf zwi'chen Otta IV. und Philipp van Schwaben, gaben dem gewaltigen Innocenz III. Macht und Gelegenheit, im strengern Sinn des Wartes der Gründer des Kirchenstaats zu werden. Er hatte zwar selbst mit dem Welfen Otto IV., dessen Königtum er geschützt und dessen Kaisertum er geschaffen, ein friedliches Verhältnis nicht aufrecht erhalten können; aber er zwang Friedrich II., als er ihn nach Deutschland entließ, um der Wahl der deutschen Fürsten Falge zu leisten, dieselben Bedingungen in Bezug auf den Kirchenstaat einzugehen, welche Otta IV. angenommen hatte.

Angesichts der großen Schwierigkeiten, welche die politische Zersplitterung Oberitaliens, der natianale Unabhängigkeitssinn der großen Stadtrepubliken und die Machtstellung der Päpste der Begründung einer starken monarchischen Gewalt der Kaiser in Ober- und Mittelitalien entgegenstellten, hatte schon Friedrich I. den Gedanken gefaßt, das kräftige Normannenreich von **Neapel und Sizilien** durch Heirat für sein Haus zu erwerben, um an ihm eine starke Stütze für seine Herrschaft in J. zu gewinnen. 1186 vermählte er seinen Sahn Heinrich VI. mit Kanstanze, der Erbin des sizilischen Reichs nach dem Tad Wilhelms II., ihres Neffen, welcher 1190 als letzter legitimer Nachkamme Ragers II. starb, und 1194 ergriff Heinrich VI. die Regierung des Königreichs mit starker Hand. Sein Sahn **Friedrich II.** mußte freilich, als er 1212 mit Hilfe des Papstes Innocenz III. die deutsche Krone in Besitz nahm, versprechen, daß er sein Erbkönigreich Sizilien nicht in eigner Hand behalten, sandern seinem Sahn Heinrich überlassen wolle. Auf diese Weise sollte Unteritalien lediglich als ein von den Päpsten abhängiger Vasallenstaat, Mittelitalien als päpstlicher Territarialstaat bestehen. Der Plan der Staufer, gerade Sizilien zum Fundament ihrer Macht in J. zu machen, wäre so vereitelt warden. Indes Friedrich hielt sich, als er seine Herrschaft in Deutschland befestigt und auch die Kaiserkrone erlangt hatte, an sein Versprechen nicht für gebunden. Er organisierte sein Erbkönigreich Neapel und Sizilien, machte die kaiserlichen Rechte in allen Städten Mittelitaliens geltend und beherrschte die Lombardei auf Grund der Bestimmungen von Kanstanz, aber unter energischem Festhalten der darin dem Kaiser vorbehaltenen Rechte. Deutsche Kraft und Kriegskunst gaben ihm die Mittel, seine Stellung in J. eine Zeitlang zu behaupten. Als die lambardischen Städte sich 1235 gegen ihn empärten, besiegte er sie bei Cartenuova (1237), und sein Sahn Enzia und sein Schwiegersahn Ezzelino da Romana verfochten mit Kühnheit und Kraft die kaiserliche Sache in Oberitalien. Indes wie schon Friedrich I. die Unzulänglichkeit der damaligen Kriegsmittel gegen befestigte Städte hatte erfahren müssen, so vermochte auch Friedrich II. nicht, aller seiner Gegner zugleich und auf die Dauer Herr zu werden. Eine Niederlage wie die van Parma (1248) vernichtete mit Einem Schlag alle errungenen Erfalge. Zugleich wandten die Päpste alle kirchlichen Zuchtmittel gegen ihn an, und während es sich wesentlich um die Fragen des rechtlichen Besitzes und der rechtlichen Machtgrenzen handelte, ward der Kampf vorherrschend durch Gregor IX. und Innocenz IV. zu einer kirchlichen Angelegenheit zugespitzt und nahm schließlich einen so erbitterten, unversöhnlichen Charakter an, daß Papst Innoeenz IV. schan auf dem Kanzil van Lyan 1245 die Ausrottung des staufischen Hauses in J. als Zielpunkt der päpstlichen Politik hinstellte. Der vereinigten Macht der Kirche und der nationalen Oppasition erlagen die Staufer aber erst dann, als die Päpste den Beistand Frankreichs gewannen. 1265 übertrug Clemens IV. Karl von Anjau die Krone von Neapel, 1266 verlar Känig Manfred Schlacht und Leben bei Benevent, und 1268 endete der letzte Staufer auf dem Blutgerüst Als Schwiegersohn Manfreds erhob König Peter III. van Araganien Ansprüche auf das Erbe der Staufer, und die Franzasenherrschaft fand besanders in Sizilien große Gegnerschaft. In Palerma kam es am zweiten Ostertag 1282 zu einer furchtbaren Erhebung gegen die Franzosen, welche größtenteils ermardet wurden (Sizilianische Vesper). Sizilien trennte sich von der Herrschaft der Anjous, und es begann ein Krieg zwischen Peter van Araganien und Karl van Anjou, welchen auch die Nachlommen derselben fortsetzten. Im Frieden von 1302 blieb Friedrich von Aragauien König von Sizilien. Mehr und mehr gewöhnten sich die italienischen Ghibellinen, da Deutschland seine Kaiserrechte nicht wieder geltend gemacht hatte, ihr Haupt in dem Aragonesen von Sizilien zu erblicken, während die Guelfen sich unter den Schutz der Anjous von Neapel stellten.

Die Zeit politischer Zersplitterung, aber geistiger und materieller Blüte.

In Oberitalien gerieten inzwischen die mächtigen Seerepubliken in immer heftigere Fehden. Vorzugsweise war es **Genua**, welches im Lauf des 13. Jahrh. zu immer größerer Bedeutung emporstieg und die Seeherrschaft an sich riß. Sa leisteten die Genuesen 1261 dem griechischen Kaiser Michael Paläalogas bei der Vertreibung der Venezianer aus Konstantinapel Beistand, richteten die Marine der Pisaner, ihrer ghibellinischen Nebenbuhler, zur Zeit des Kampfes Kaiser Friedrichs II. mit Papst Innacenz IV. 1248 zu Grunde und schlugen die venezianische Flatte bei Curzola 1298. Wie Genua die Herrschaft der Guelfen auf dem Meer, so begründete **Florenz** das steigende Ansehen derselben Partei in Mittelitalien. In **Mailand** erlangten die Visconti eine Alleinherrschaft, nachdem sie die Macht der della Torre gebrachen hatten. Und indem es auch der neuen Dynastie von Neapel gelang, in mittel- und aberitalienischen Städten Stellungen und städtische Ämter an sich zu reißen, überwog der guelfische Parteistandpunkt im Anfang des 14. Jahrh. vallständig. Aber die ghibellinische Idee der Einheit Italiens unter der Herrschaft des Kaisers erhielt damals ihren großartigsten Ausdruck in den Werken des größten italienischen Dichters Dante, dessen »Göttliche Kamödie« und dessen publizistische Schriften auch palitisch nicht ahne eingreifende Wirkungen blieben. Als Kaiser **Heinrich VII.** den Kampf für die deutschen Reichsrechte in J. zu erneuern kam, nahmen die Ghibellinen einen unerwarteten Aufschwung, und da sich das Papsttum seit Clemens V. (1305) ganz auf Frankreich stützte und endlich die Residenz desselben 1309 nach Avignon verlegt wurde, so schienen in der That die nationalen Ideen von den Guelfen gänzlich aufgegeben zu sein und einzig und allein von den kaiserlich gesinnten Ghibellinen vertreten zu werden. Der Zug Heinrichs VII. wirkte auf die ganze Halbinsel zurück. Auch Neapel und Sizilien nahmen für und gegen die Kaiseridee Partei. So erneuerte sich der Kampf zwischen Friedrich van Sizilien und Robert von Neapel, und erst 1347 wurde die araganische Dynastie in Sizilien von den Anjous in Neapel vallständig anerkannt. Die kaiserlichen Rechte in Oberitalien verfielen indes mehr und mehr, und nach dem Tad Heinrichs VII. war die Frage der Erwerbung oberitalienischer Besitzungen seitens deutscher Kaiser nur nach ein Ge-

genstand der Hauspolitik. Wie wenig die kaiserliche Macht in J. noch zu bedeuten hatte, zeigten Verlauf und Ergebnis des Römerzugs Ludwigs von Bayern (1327—29). Bis zum Jahr 1377, in welchem Gregor XI. den päpstlichen Stuhl wieder nach Rom verlegt hatte, blieb der Einfluß der in Avignon residierenden Päpste nur ein sehr mittelbarer. In Rom selbst waren ähnliche Kämpfe zwischen der demokratischen und aristokratischen Partei an der Tagesordnung wie im 12. Jahrh. Zur Zeit Kaiser Karls IV. erweckte Cola Rienzi noch einmal den Traum einer großen römischen Republik. Aber alle diese Bestrebungen führten zuletzt zu einem gänzlichen Verfall Italiens in politischer Hinsicht, und die unter sich uneinigen Stadtrepubliken vermochten keinen Schutz gegen die Herrschaftsgelüste fremder Dynastien zu bieten.

Während die Kirche durch das große Schisma der römischen und französischen Päpste geschwächt war, hatte König Wenzel von Deutschland die Rechte des Reichs in J. so gut wie gänzlich fallen gelassen. Nachdem die Lombardei unter die Herrschaft der Visconti gekommen war, Giovanni Visconti 1350 auch Bologna durch Kauf von den Pepoli erwarb und Genua 1353 sich vor ihm beugen mußte, auch der toscanische Bund nur geringe Erfolge gegen die Beherrscher Mailands hatte, belehnte König Wenzel Giangaleazzo Visconti 1395 mit dem Herzogtum Mailand, welches sofort begann, sich im Sinn der alten lombardischen Krongewalt auszubreiten. Giangaleazzo unterwarf 1399 Siena, 1400 Perugia, 1402 Bologna; nur Florenz leistete Widerstand, und wenn auch nach Giangaleazzos Tod seine Herrschaft wieder zerfiel, so wurde dieselbe von seinem Nachfolger Filippo Maria besonders 1416—20 um so umfassender wiederhergestellt. Selbst Genua wurde 1422 der Botmäßigkeit Viscontis unterworfen, welcher vier seiner Räte an die Spitze der Regierung stellte. Dessenungeachtet scheiterte der Plan einer über Ober- und Mittelitalien ausgebreiteten Viscontischen Herrschaft schließlich. Schon im Frieden von Ferrara 1428 sah sich Filippo Maria genötigt, den mit den Florentinern nunmehr verbündeten Venezianern das Gebiet jenseit der Adda abzutreten. Als er 1447 starb, entstand zunächst eine republikanische Bewegung in Mailand, während welcher das gewonnene Übergewicht des mailändischen Herzogtums wieder verloren ging. Aber schon längst hatte der Feldhauptmann Francesco Sforza eine der des Herzogs fast gleiche Macht behauptet, und so wurde es diesem nicht schwer, sich an die Spitze der Republik zu schwingen und von Kaiser Friedrich III. seinem Haus die erbliche Herzogswürde zu erwirken. Zu derselben Zeit wußten auch andre Familien, welche in Städten seit längerer Zeit den Prinzipat behauptet hatten, von den Kaisern die herzogliche Würde zu erlangen; so die Gonzaga in Mantua und Montferrat, die Este in Modena, Amadeus VIII. in Savoyen. In Florenz begann das Kaufherrenhaus der Medici einen politischen Einfluß zu gewinnen und mit Giovanni und Cosimo de' Medici an die Spitze der Republik zu gelangen, indem es den Grund zur Entstehung des spätern toscanischen Staats legte. In Neapel endlich trat um die Mitte des 15. Jahrh. eine der entscheidendsten Thronveränderungen ein. Nachdem in Sizilien oder, wie die Insel seit dem Vertrag von 1372 genannt wurde, in dem Königreich Trinakrien der Sohn Johanns von Kastilien, Ferdinand, welcher die Krone von Aragonien trug, nach langen Wirren als Herrscher anerkannt worden war, folgte dessen Sohn Alfons V. in beiden Königreichen 1416. Während der unruhigen Regierung Johannas II., der Schwester des Königs Wladislaw, der letzten Herrscherin aus der ältern Linie der Anjous, hatten zwar die jüngern Anjous die Regierung an sich zu reißen gesucht; aber Johanna hatte 1420 den König Alfons von Aragonien und Sizilien adoptiert und zum Erben ihrer Krone eingesetzt. Trotz der Bemühungen der Franzosen, nach Johannas Tod 1435 die Nachfolge Alfons' V. zu verhindern, regierte er dennoch mit Klugheit und Kraft bis 1458 und hinterließ Neapel seinem natürlichen Sohn Ferdinand I., während in Sizilien, Sardinien und den andern aragonischen Reichen sein Bruder Johann folgte.

Wie die Verhältnisse Italiens gegen Ende des 15. Jahrh. sich gestaltet hatten, konnte man noch einmal den guelfischen Traum einer italienischen Föderation unabhängiger Staaten hegen, mußte aber dann die rasche und bittere Enttäuschung dauernder Fremdherrschaft erleben. Das politische Gleichgewicht war durch fünf Mächte erhalten worden: durch Neapel, welches unter der Regierung Ferdinands I. noch für seine Unabhängigkeit von dem verwandten aragonischen Haus aufzutreten Ursache fand; durch den Kirchenstaat, welcher wie eine Hausmacht der Päpste nach Wiederherstellung des kurialen Ansehens gegenüber den Konzilen unter der Regierung einer Reihe geistig hervorragender Männer zu einer raschen Entwickelung gelangte; durch Florenz, dessen Leitung vornehmlich Lorenzo de' Medici hatte; durch Venedig, welches sich in den Besitz des Festlandes gesetzt hatte und die Hälfte des lombardischen Reichs beherrschte, und durch Mailand, wo die Herrschaft der Sforza eben erstarkte. Der spätere Papst Paul IV. verglich den Zustand Italiens in dieser Zeit mit einem wohlgestimmten Saiteninstrument und bedauerte, daß die schöne Harmonie der Mächte durch die Leidenschaften der Machthaber und durch die Herrschaftsgelüste der fremden Nationen zerstört worden sei.

In der That gelang es nicht, J. in irgend einer Form politisch zu einigen. Derselbe Unabhängigkeitssinn und Partikularismus, welcher der deutschen Herrschaft so erfolgreichen Widerstand geleistet hatte, widerstrebte auch der Unterordnung unter ein gemeinsames nationales Oberhaupt. Zugleich waren die Bürgerschaften der großen Stadtrepubliken in Parteien gespalten und bekämpften sich die fürstlichen Geschlechter in unaufhörlichen Fehden.

Bot so J. in den beiden letzten Jahrhunderten des Mittelalters in politischer Beziehung ein trostloses Bild, so ragte es doch über alle andern Länder Europas durch die glänzende Entwickelung seiner Kultur hervor. Noch beherrschten Venedig und Genua den Handel mit dem Orient und speicherten ungeheure Reichtümer auf. Gewerbe und Kunstfleiß blühten. Durch Dante, Petrarca und Boccaccio erhielt J. eine nationale Poesie in einer nationalen Schriftsprache. Die bildenden Künste erstanden zuerst in J. wieder, und auch die Wiederbelebung des klassischen Altertums, der Humanismus, ging von J. aus. Mitten unter den politischen Wirren entwickelte sich in J. die Kultur der Renaissance, jene herrliche Blüte geistigen Lebens und Schaffens.

Der Kampf Frankreichs und des Hauses Habsburg um die Herrschaft in Italien.

Die Besorgnis Lodovico Moros, der für seinen schwachsinnigen Neffen Galeazzo Sforza Mailand regierte, vor den Eroberungsplänen des Königs von Neapel bewog ihn, Frankreich zum Einschreiten in J. aufzufordern. Karl VIII., der überdies als Erbe

der Anjous Anrechte auf Neapel zu besitzen meinte, ging darauf ein und unternahm seinen berühmten Zug nach Neapel, der den Anfang einer Reihe von welthistorischen Kämpfen ouf der italienischen Halbinsel bildete. Als aber Karl VIII. 1494 Neapel unterworfen hatte und weder Lodovico Moro noch auch der Papst Alexander VI., welcher seinem Sohn Cesare Borgia ein italienisches Fürstentum erwerben wollte, sich hinreichend von den Franzosen belohnt fanden, schlossen die meisten Staaten Italiens ein Bündnis gegen Karl VIII., riefen den deutschen Kaiser Maximilian I. nach J. und veranlaßten den Rückzug der Franzosen. König Ferdinand II. zog wieder in Neapel ein, und da er schon 1496 starb, folgte ihm sein Oheim Friedrich. Allein Ludwig XII. von Frankreich erneuerte gleich nach seinem Regierungsantritt 1498 den Krieg in J. Hauptsächlich sollte seine Unternehmung darauf gerichtet sein, Neapel zu gewinnen; er wollte aber auch die Treulosigkeit der oberitalienischen Mächte strafen und vor allem in Oberitalien festen Fuß fassen. In der That wurden in Mailand die Sforza des Herzogtums beraubt, nachdem Lodovico Moro 1500 in französische Gefangenschaft geraten war. Kaiser Maximilian I., von den italienischen Mächten vielfach getäuscht, von den Deutschen ohne Unterstützung gelassen, belehnte jetzt selbst den französischen König mit dem Herzogtum Mailand und trat 1508 mit demselben zu Cambrai sogar in einen Bund gegen Venedig, welchem sich auch Ferdinand der Katholische von Aragonien anschloß, der seit 1504 unbestritten in Neapel regierte. Indessen wußte die kluge Politik Venedigs den unnatürlichen Bund der Großmächte bald zu trennen, und Papst Julius II. stiftete die Heilige Liga zur Vertreibung der Fremden aus J. Wirklich verlor Ludwig XII. seinen mailändischen Besitz wieder, besonders da er auch von den Engländern in Frankreich angegriffen wurde und gegen die Schweizer kämpfen mußte, welche damals in den Dienst der itolienischen Mächte übergetreten waren. Die Venezianer besetzten den größten Teil ihrer Gebiete wieder; in Mailand zog Massimiliano Sforza, Lodovico Moros Sohn, ein. Aber im Riesenkampf von Marignano überwältigte König Franz I. 1515 seine Feinde in J. und nahm von der Herrschaft über Mailand wieder Besitz. Auf dem päpstlichen Stuhl war dem franzosenfeindlichen Julius 1513 der prachtliebende Mediceer Leo X. gefolgt, welcher Franz I. anfänglich auch in Bezug auf Neapel Zugeständnisse machte, dieselben aber erst nach dem Tod Ferdinands des Kotholischen verwirklichen wollte.

Als nun ober **Karl V.** erst in Spanien und 1519 in Deutschland die Regierung übernahm, wurde der entscheidende Krieg zwischen den beiden um die Weltherrschaft streitenden Mächten vorzugsweise in J. ausgefochten. Nachdem Franz I. 1525 bei Pavia in die Gefangenschaft seines Gegners gefallen war, verzichtete derselbe im Madrider Frieden 1526 auf die Herrschaft in J. Neapel und Sizilien blieben mit Spanien vereint, Mailand erhielten die Sforza zurück. Als Massimiliano Sforza seine Politik änderte und den unter Papst Clemens VII. vereinigten Feinden des Kaisers beitrat, wurde er des Herzogtums wieder entsetzt. Die Liga, welche sich gegen den Koiser bildete, wurde durch die Erstürmung von Rom gesprengt (1527), und Papst Clemens VII. schloß 1529 mit dem Kaiser den Frieden von Barcelona, in welchem er die Herrschaft desselben in J. anerkannte; sein Hauptbeweggrund dabei war die Rücksicht auf die Reformation in Deutschland, welche Karl zu unterdrücken versprach. Sforza erhielt zwar durch Vermittelung des Papstes sein Herzogtum zurück, mußte aber Como und das Kastell von Mailand den kaiserlichen Truppen überlassen. Massimiliano starb jedoch, als der Letzte aus dem Hause Sforza, bereits 1535, und 11. Okt. 1541 belehnte Karl V. seinen Sohn Philipp II. mit dem Herzogtum Mailand. Dieses Übergewicht des spanisch-habsburgischen Hauses in J. suchten die Franzosen zwar noch durch eine Reihe von Kriegen zu brechen; aber immer wieder mußten sie die Bedingung des Madrider Friedens annehmen, bis endlich durch den Friedensschluß von Cateau-Cambrésis (1559) der durch Karl V. gegründete Besitzstand Italiens dauernde Anerkennung fand. Auch in den kleinern Fürstentümern überwog der Einfluß Spaniens, und die Fremdherrschaft machte sich auch in den Städterepubliken geltend. Als die männliche Linie der Markgrafen von Montserrat erlosch, schenkte Karl V. ihr Land 1536 den ihm besonders treuen G o n z a g a von M a n t u a. Parma und Piacenza, schon von Julius II. dem päpstlichen Stuhl erworben, wurden vom Papst Paul III. in ein Herzogtum verschmolzen und seinem Sohn P i e t r o L u i g i F a r n e s e verliehen. In G e n u a hielt sich der berühmte Doge Andrea Doria, nachdem er 1523 seine Vaterstadt aus den Händen der Franzosen befreit hatte, ebenfalls zur Partei des Kaisers. Die Verschwörung des Fiesco 1547 vermochte nicht, die Macht der Doria zu brechen. Da sich auch das s a v o y i s c h e H a u s, welches im Frieden von Cateau-Cambrésis Piemont wiedererhielt, an das politische System Spaniens anschloß, so war die Halbinsel seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. in vollständige Abhängigkeit von S p a n i e n geraten, und da Philipp II. Neapel bereits 1555 von seinem Vater erhielt, so war im Norden und Süden der Wille des großen Selbstherrschers gleich maßgebend geworden und drückte, trotzdem daß J. unter seiner Regierung verhältnismäßiger Ruhe genoß, auf den geistigen und materiellen Fortschritt der Nation.

Italien unter spanischem u. österreichischem Einfluß.

Nachdem im 16. Jahrh. die bildenden Künste hauptsächlich unter dem Schutz der Päpste zur höchsten Entwickelung gekommen waren, sank J. unter der politischen Herrschaft Spaniens und dem streng asketisch-hierarchischen System der reorganisierten Kirche in den folgenden anderthalb Jahrhunderten immer tiefer und zehrte gewissermaßen bloß von dem geistigen Kapital der Vergangenheit. Die spanische Regierung in den unmittelbar beherrschten Gebieten und ihr Einfluß auf die territorial, aber nicht politisch unabhängigen Gebiete, wie den Kirchenstaat, Venedig, Florenz &c., beruhten auf einem ausgedehnten militärischen System und auf einer sorgfältigen polizeilichen Überwachung. In die richterlichen und Kommunalangelegenheiten mischten sich die Spanier namentlich in Oberitalien wenig oder gar nicht; aber durch die im 16. Jahrh. eingetretenen Veränderungen des Welthandels wurde die Halbinsel in eine isolierte Lage gebracht, welche die spanische Regierung im Interesse des eignen Volkes ausbeutete, und wodurch der frühere Wohlstand der Nation untergraben wurde. Selbst die römische Kirche mußte sich die Beeinflussung seitens der spanischen Könige in einem Maß gefallen lassen, wie sie die deutschen Kaiser vorher nie ausgeübt hatten. Der Gewissenszwang, welchen Spanien im Sinn und Interesse der katholischen Religion beförderte, bot schließlich selbst den Päpsten nur einen schwachen Ersatz für den Verlust der politischen Macht, welche sie so viele Jahrhunderte hindurch sich zu schaffen bemüht waren. Wenn man von den kleinern Differenzen der italienischen Mächte untereinander ab-

siebt, so vermochte keiner der Päpste seit Paul IV. und Pius IV. in einer internationalen europäischen Angelegenheit ein entscheidendes Gewicht in die Wagschale zu werfen. Selbst der bedeutendste unter den Päpsten des 16. Jahrh., Sixtus V., war nur imstande, seinen Namen für die innere Geschichte des Kirchenstaats denkwürdig zu machen. In den Streitigkeiten Pauls V. mit Venedig zog der erstere 1608 entschieden den kürzern, und die kirchlichen Machtmittel reichten nicht einmal hin, um einen nahegelegenen Staat im Sinn der römischen Rechtsanschauungen zu lenken.

So erklärt es sich denn, daß die römischen Päpste seit dem 17. Jahrh. anfingen, mehr und mehr zu Frankreich hinzuneigen, als dort die bourbonische Dynastie den Kampf gegen das spanisch-habsburgische Haus nach Beilegung der innern religiösen Kriege wieder aufnahm. Als einen ersten Erfolg der französischen Politik in J. seit fast 100 Jahren wird man die Nachfolge der Familie Nevers in Mantua und Montferrat nach dem Aussterben der Gonzaga bezeichnen können. Mitten im Dreißigjährigen Krieg hatte der Kardinal Richelieu den mantuanischen Erbfolgekrieg entzündet und den Kaiser Ferdinand II. gezwungen, den Herzog Karl von Nevers dem Interesse Spaniens entgegen 1631 mit Mantua und Montferrat zu belehnen. Zu ebenderselben Zeit bemächtigte sich der römische Stuhl, von Frankreich unterstützt, des Herzogtums Urbino nach dem Aussterben des Hauses della Rovere mit Franz Maria. Schon begann unter Ludwig XIV. der französische Einfluß in den einzelnen kleinern Staaten denjenigen Spaniens zu verdrängen, als die spanische Erbfolgefrage auftauchte, durch deren Entscheidung das Schicksal Italiens voraussichtlich im wesentlichen bestimmt werden mußte. Sowohl Frankreich als Österreich suchten in J. die Entschädigungsobjekte für ihre Ansprüche auf die spanische Krone und richteten zunächst ihr Augenmerk auf Oberitalien, wo auf den alten, wohlbekannten Schlachtfeldern noch einmal um das politische Übergewicht in Europa gekämpft wurde. Mit dem Jahr 1706 war insbesondere durch Prinz Eugens Sieg bei Turin der Besitz der Lombardei für Österreich gewissermaßen entschieden. Durch den Utrechter Frieden 1713, welchen Österreich 1714 zu Rastatt im wesentlichen acceptierte, wurde, nach gänzlicher Abtrennung der europäischen Nebenländer von Spanien, Österreich die vollständig dominierende Macht auf der Halbinsel. Es erhielt außer Mailand das Königreich Neapel und die Insel Sardinien; auch Mantua war nach Ächtung des treubrüchigen Herzogs von dem Kaiser als heimgefallenes Reichslehen in Besitz genommen worden. Die Insel Sizilien erhielt der Herzog von Savoyen, doch wurde dieselbe wenige Jahre später durch einen Separatvertrag gegen Sardinien ausgetauscht, wobei der Herzog von Savoyen den Titel eines Königs von Sardinien annahm. Das Bestreben der neuen bourbonischen Dynastie in Spanien ging sofort dahin, die frühere Herrschaft über J. wiederzuerlangen; doch wurde dieses Ziel nur insoweit erreicht, als ein jüngerer Zweig des bourbonischen Hauses in den Besitz von italienischen Ländern kam. Bei dem Aussterben des Hauses Farnese in Parma und Piacenza 1731 erhielt der Infant Karl von Spanien diese Herzogtümer, welche er jedoch im Wiener Frieden 1738 an Österreich abtrat; hierfür und zugleich für Anerkennung der Pragmatischen Sanktion von seiten Spaniens und Frankreichs wurde Karl König von Neapel und Sizilien, auf welche Länder Österreich verzichtete, um seinen oberitalienischen Besitz zu arrondieren, und welche fortan eine Sekundogenitur der spanischen Bourbonen sein sollten. Allein auch von dem Mailändischen mußte Österreich im Wiener Frieden und später nach dem österreichischen Successionskrieg im Aachener Frieden 1748 an Savoyen Tortona, Novara und andre Grenzgebiete am Ticino abtreten. Wenige Jahre früher (1737) war das Haus der Mediceer in Florenz erloschen; das Land kam nun unter dem Namen eines Großherzogtums Toscana an den Gemahl Maria Theresias, Herzog Franz Stephan von Lothringen, und ward später, als Franz I. 1745 römischer Kaiser geworden war, für eine Sekundogenitur des habsburg-lothringischen Hauses erklärt. Massa und Carrara erbten 1743 die Este von Modena, während für den spanischen Infanten Don Philipp im Aachener Frieden abermals ein bourbonisches Herzogtum in Parma und Piacenza gegründet wurde.

Demnach schien der Zustand Italiens in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. so geordnet zu sein, daß die einzelnen großen Herrscherfamilien Europas hinreichende Anknüpfungspunkte auf der Halbinsel fanden, ohne daß deshalb das Gleichgewicht gestört werden sollte. Die jüngern Linien der Lothringer und Bourbonen herrschten in Toscana, Parma, Neapel und Sizilien; Mailand allein stand unter der unmittelbaren Fremdherrschaft Österreichs; diesem gegenüber besaß Savoyen außer Sardinien auch ein hinreichendes Stück der Lombardei, um weitere Eingriffe Österreichs mit Hilfe der Westmächte abwehren zu können. Die Republiken Genua und Venedig hatten zwar ihre politische Weltstellung längst verloren, konnten aber unbeirrt in ihren Gebieten herrschen, während der Kirchenstaat in vollständiger Arrondierung sich breit zwischen den eifersüchtigen Mächten ausdehnte und geeignet schien, den Friedenszustand zu erhalten. In diesen Territorialverhältnissen konnte eine gewisse Ähnlichkeit mit den Zuständen am Ende des 15. Jahrh. gefunden werden, wo J. in seiner vollen Blüte stand. Da die neuen Herrscherfamilien nichts unterließen, um sich der italienischen Nationalität einzufügen, und in einigen Fürstentümern, wie Toscana, eine sehr geregelte Administration eingeführt wurde, auch in dem österreichischen Mailand unter Maria Theresia eine von der Zentralregierung so gut wie ganz unabhängige Verwaltung bei vollkommener Anerkennung der italienischen Rechtsverhältnisse bestand, so bezeichneten die staatlichen Feststellungen des 18. Jahrh. für J. in der That einen großen Fortschritt gegenüber der spanischen Epoche seiner Geschichte. Im Gebiet der Wissenschaft und Kunst waren der nationalen Entwickelung keine so hemmenden Fesseln angelegt wie in der frühern Zeit; die allgemeine Lockerung der religiösen und kirchlichen Zwangsverhältnisse hatte auch in J., wie überall im 18. Jahrh., das Aufkommen neuer Ideen ermöglicht. Einige Regierungen schritten sogar selbst rüstig voran, dem Zeitgeist in kirchlicher und staatlicher Beziehung Bahn zu brechen. Die mittelalterliche Richtung auf eine strengere politische Einheit der Nation schien erloschen, und die Zerreißung derselben in viele Staaten selbst auf dem Gebiet der materiellen Interessen wurde noch als kein allzu großes Übel empfunden.

Italien in der Revolutionszeit.

Dieser Zustand wurde nun durch die französische Revolution gewaltsam erschüttert. Mehr von außen herein als von innen heraus ward auch J. von revolutionären Bewegungen erfüllt. Zunächst mehr dem Zug nach allgemeiner Freiheit folgend, schlossen sich die bürgerlichen Kreise den Ideen der französischen Revolution an, ohne eine wesentliche

Veränderung der Territorialoerhältnisse zu erwarten oder zu wünschen. Aber die Machthaber in Paris, welche die Bedeutung Italiens wohl zu würdigen wußten, hatten es gerade darauf abgesehen, das bisherige Staatensystem in J. aus den Angeln zu heben, und die im Namen der Freiheit auf dem italienischen Boden erscheinenden Armeen traten keineswegs als bloße Freiheitsschwärmer auf. Bereits im September 1792 rückten französische Truppen in Savoyen ein. Im Februar 1793 kündigte der Nationalkonvent Neapel den Krieg an; 1794 drangen die französischen Armeen in Piemont und Genua vor, wurden zwar 1795 von den Österreichern zurückgedrängt und von Neapel und Sardinien genötigt, J. wieder zu verlassen; aber nachdem 1796 Bonaparte das Kommando der französischen Armeen in J. übernommen hatte, wurde der König von Sardinien zu einem Frieden genötigt, in welchem er Nizza und Savoyen an Frankreich abtrat. In der Lombardei folgten die entscheidenden Schlachten, welche den Namen des jungen Generals zu plötzlicher Berühmtheit brachten. Neapel erbat den Frieden; aus Mantua, Mailand, Modena und dem Teil von Parma diesseit des Po wurde die Cisalpinische Republik gebildet (1797). Der Kirchenstaat wurde 1798 in eine Römische Republik umgewandelt, während Genua sein Gebiet an die Ligurische Republik abtrat. Das venezianische Gebiet war schon 1797 von den Franzosen besetzt und die aristokratische Regierung in eine demokratische verwandelt worden. Der Friede von Campo Formio überließ an Österreich Venedig bis zur Etsch und schlug das übrige Gebiet desselben zur Cisalpinischen Republik. Der König von Sardinien hatte 25. Okt. 1797 mit den Franzosen einen Allianz- und Subsidienvertrag schließen müssen. Als aber infolge der zweiten Koalition Frankreich auch von Neapel und dem Kirchenstaat angegriffen wurde, zwang das Direktorium den König von Sardinien, alle seine Länder auf dem Festland abzutreten. In Neapel faßte der General Championnet festen Fuß und bildete nach Vertreibung des Königs 1799 die Parthenopeische Republik, während Piemont und Toscana von den Franzosen militärisch verwaltet wurden. Zwar mußten die Franzosen wieder das ganze J. räumen, als die Heere der zweiten Koalition mehrere glänzende Siege erfochten, und der Papst und der König von Neapel kehrten in ihre Staaten zurück. Aber Napoleons I. Sieg bei Marengo 14. Juni 1800 machte die Franzosen wieder zu Herren von Oberitalien. Der Lüneviller Friede 1801 bestimmte, daß Österreich im Besitz von Venedig bleiben, daß der Herzog von Parma Toscana als König von Etrurien beherrschen und Parma zu Frankreich geschlagen werden sollte. Frankreich und Österreich garantierten der Cisalpinischen und der Ligurischen Republik, welch letztere auch die eingeschlossenen Reichslehen erhielt, ihren Bestand. Jetzt mußte sich 28. März 1801 auch der König von Neapel zum Frieden von Florenz verstehen, in welchem er Piombino und seine Hälfte der Insel Elba an Frankreich verlor. Zugleich erhielten die Republiken Genua und Lucca neue demokratische Verfassungen, während die Cisalpinische Republik 1802 in eine Italienische Republik verwandelt wurde. Zum Präsidenten derselben wurde Napoleon auf zehn Jahre gewählt und nahm Melzi d'Erilo zu seinem Stellvertreter.

Nachdem Napoleon I. Kaiser geworden war, bildete er 1805 die Italienische Republik in ein Königreich um, machte sich selbst zum König und seinen Stiefsohn Eugen Beauharnais zum Vizekönig desselben, erteilte dem Land eine der französischen fast gleiche Verfassung und vereinigte Guastalla damit, während seine Schwester Elise Bacciochi mit Piombino und Lucca als Fürstentümern und französischen Lehen bedacht wurde. Im Preßburger Frieden (1805) kamen das österreichische Venedig, Istrien und Dalmatien zum Königreich J., so daß dasselbe jetzt einen Flächenraum von mehr als 90,000 qkm mit 5,657,000 Einw. umfaßte. Auch Guastalla, die Ligurische Republik, Parma und Piacenza wurden 1806 mit dem Königreich J. vereinigt. Nachdem Neapel von den Franzosen besetzt worden war, wurde 31. März 1806 der Bruder Napoleons, Joseph Bonaparte, zu dessen König erhoben und das Land von ihm ungeachtet einer Empörung in Kalabrien und der Landung der Engländer in Besitz genommen. Als aber Joseph Bonaparte 1808 das Königreich Spanien erhielt, wurde Joachim Murat, bisher Großherzog von Berg, König von Neapel. In Sizilien dagegen behaupteten sich die Engländer und erhielten die Insel dem König Ferdinand von Neapel. Nachdem 1808 Etrurien französisch geworden war, erhielt Elise Bacciochi den Titel einer Herzogin und Statthalterin von Toscana. Der Kirchenstaat wurde gleichfalls von Napoleon eingezogen und mit Frankreich vereinigt, die weltliche Herrschaft des Papstes aufgehoben, und der Sohn Napoleons und Maria Luises erhielt in der Wiege den Titel eines Königs von Rom. Während der größte Teil von Südtirol nach dem Wiener Frieden zum Königreich J. geschlagen wurde, wurden die diesem früher einverleibten Länder Istrien und Dalmatien nebst Krain und Kärnten zu einem besondern Königreich Illyrien vereinigt. Das Festland von J. zerfiel also in drei Hauptteile: das Königreich J., den französischen Teil (die Nordwestküste) und das Königreich Neapel; Sardinien und Sizilien gehörten ihren vom Festland vertriebenen Königen.

So willkürlich und gewaltsam nun auch die Schöpfungen Napoleons in J. waren, und sowenig dabei die nationalen Interessen oder der Volkswille in Betracht gezogen wurden, so war die französische Herrschaft doch in mehrfacher Beziehung segensreich. Wie in Deutschland, so räumte sie auch in J. mit scharfem Besen mittelalterliche Mißbräuche und überlebte Zustände hinweg. Auf sozialem und wirtschaftlichem Gebiet konnte die Nation sich wieder freier bewegen, und wenn auch die Hoffnungen, welche viele Patrioten für eine Wiederherstellung der nationalen Einheit auf Napoleon gesetzt hatten, sich nicht erfüllten, so waren doch diese Bestrebungen aus langem Schlaf wieder erweckt worden und konnten nicht mehr völlig unterdrückt werden. Es war daher erklärlich, daß J. wenig Anteil an der Befreiung Europas von der Gewaltherrschaft Napoleons nahm. Im ganzen blieben die Italiener ruhig, leisteten dem französischen Kaiser ihre Heeresdienste sowohl 1812 in Rußland als 1813 gegen die verbündeten Mächte und enthielten sich aller revolutionären Bewegungen, nachdem allerdings in Oberitalien von dem Vizekönig, in Neapel von Joseph und Murat schon in den Jahren vorher alle Verschwörungen mit beispielloser Härte erstickt worden waren.

Die Restauration.

Das Schicksal Italiens sollte auch bei der Neugestaltung Europas in keiner Weise durch J. selbst, sondern abermals durch den Willen der fremden Mächte und durch die Abmachungen der Kabinette ausschließlich bestimmt werden. Als der hauptsächlichste Gesichtspunkt für die Ordnung der italieni-

schen Verhältnisse galt den Alliierten die einfache Restauration; nur in den durch Napoleon gestürzten städtischen Republiken erblickte man eine willkommene Beute für Entschädigungen der kriegführenden Mächte, und in Neapel mußte zunächst Murat dafür belohnt werden, daß er von Napoleon abgefallen und 11. Jan. 1814, als der größte Teil Italiens von dem österreichischen General Bellegarde besetzt wurde, der Koalition beigetreten war. Während der Vizekönig Eugen im April 1814 J. verließ, wurde Murat als König von Neapel anerkannt. Doch behauptete er seine Herrschaft inmitten des durch den Pariser Frieden und auf dem Wiener Kongreß restaurierten Europa nicht lange. Als Napoleon 1815 wieder den französischen Thron bestieg, schloß sich Murat ihm an und wurde nun in seinen zweiten Sturz verwickelt. Mit Freuden ergriffen die Kongreßmächte die Gelegenheit, Ferdinand IV. auch in Neapel auf den Thron zurückzuführen, während eine verwegene und hoffnungslose Schilderhebung des unglücklichen Königs seine Erschießung zur Folge hatte. Die alten Dynastien waren nun sämtlich in J. wieder zur Herrschaft gelangt, einige trugen sogar bedeutende Vergrößerungen ihres Besitzes davon. Österreich erhielt zur Lombardei das ganze Gebiet der Stadt und des Festlandes von Venedig nebst Dalmatien; Genua fiel an den König von Sardinien, welcher im übrigen in den Besitz von Savoyen und Nizza und aller seiner früher zum Königreich J. gehörigen Länder nach den Grenzen von 1792 gesetzt wurde; das Haus Österreich-Este gelangte wieder zur Souveränität in Modena, Mirandola, Reggio, Massa und Carrara; der Kaiserin Maria Luise von Frankreich überließ man auf Lebenszeit Parma, Piacenza und Guastalla, während die Infantin Maria von Parma zunächst mit Lucca entschädigt wurde. Auch der Kirchenstaat wurde in allen seinen Teilen wiederhergestellt, mit Ausnahme der am linken Ufer des Po gelegenen Besitzungen, welche Österreich verblieben. Dem Erzherzog Ferdinand von Österreich fiel die Sekundogenitur in Toscana nach den frühern Verträgen zu. In Neapel und Sizilien herrschte, wie zuvor, die bourbonische Dynastie. Die Engländer erlangten durch den Besitz Maltas ein unbestreitbares Übergewicht in den italienischen Gewässern. Eine gewisse Selbständigkeit behielten der Fürst von Monaco und die kleine Republik San Marino. Da unter all diesen Staaten keinerlei Bündnis bestand und kaum eine Verständigung auch nur dynastischer Art zu erwarten war, so drückte die Macht Österreichs jede selbständige Regung um so mehr zu Boden, als die restaurierten Fürsten mit dem größten Widerwillen gegen die sogen. Ideen der französischen Revolution Haß gegen politische Verfassungen und Furcht vor dem nationalen Geist verbanden.

Italiens Ruhe konnte aber unmöglich durch die Rückkehr zu den Zuständen vor der französischen Revolution gesichert sein. Trotz aller polizeilichen Überwachung und eines über ganz J. verbreiteten Spioniersystems, dessen Fäden von Österreich geleitet wurden, entwickelte sich der Gedanke der Einheit oder doch das Bedürfnis einer föderativen Vertretung der italienischen Interessen unter den Gebildeten immer mächtiger. In wenigen Jahren war ganz J. von einer Menge geheimer Gesellschaften durchzogen, welche ihre eigenartige, wohlgegliederte Organisation besaßen. Darunter war die Karbonaria die verbreitetste und einflußreichste, da ihre Mitglieder selbst in den höchsten militärischen und Beamtenkreisen zu finden waren. Unter den Karbonari gab es aber zwei vorherrschende Richtungen: die eine hatte mehr den innern Ausbau freiheitlicher Zustände, die andre mehr das nationale Ziel der italienischen Einheit im Auge. Als 1820 die spanische Revolution von Erfolg gekrönt war, fand dieselbe mächtigen Nachhall in ganz J. und alsbald eine wohlgelungene Nachahmung in Neapel. Wie in Spanien, so war auch in Neapel das Militär der Herd der Unzufriedenheit mit den Maßregeln des despotischen Königs beider Sizilien, der sich als solcher Ferdinand I. nannte. Bei der unglaublichsten Mißverwaltung, dem Räuberunwesen und der einseitigsten Begünstigung des Klerus war die Aufpflanzung der Fahne der Empörung bei einem einzigen Regiment hinreichend, um die absolute Regierung zu stürzen. Der König willigte in die Erteilung einer Verfassung, welche derjenigen der spanischen Cortes von 1812 nachgebildet war. Obwohl sich sofort die alte Rivalität zwischen Sizilien und Neapel wieder geltend machte, so hatte die Verfassungspartei doch das Übergewicht, und nur durch Intervention der Großmächte hoffte der heuchlerische König seine Gewalt wiedererlangen zu können. Während derselbe in Neapel die Regentschaft seinem Sohn Franz übertrug, unterhandelte er selbst mit den in Troppau und bald darauf in Laibach versammelten Monarchen. An letzterm Ort wurde 1821 die Intervention Österreichs in Neapel beschlossen. Ein österreichisches Truppenkorps stellte die sogen. Ordnung in Neapel wieder her, indem das neapolitanische Heer und die Nationalgarden wenig Tapferkeit an den Tag legten. Gleichzeitig war auch in Sardinien eine Empörung ausgebrochen, bei welcher der spätere König Karl Albert, Prinz von Carignan, zuerst eine politische Rolle spielte, welche ihn bald nötigte, J. zu verlassen. Im Mailändischen hatte die österreichische Polizei allen Erhebungsversuchen vorgebeugt; die Grausamkeit aber, mit welcher alle Kompromittierten verfolgt und bestraft wurden, und das Schicksal des unglücklichen Dichters Silvio Pellico, der später seine auf dem Spielberg bei Brünn ausgestandene Haft beschrieb, trugen wesentlich dazu bei, den Haß des italienischen Volkes gegen Österreich zu verallgemeinern und zu vertiefen. Als in Neapel, Sardinien und Modena, wo sich der Herzog Franz selbst an die Spitze einer geheimen Polizei stellte, die sinnloseste Reaktion unter dem Schutz der österreichischen Bajonette Platz griff, wurde die Erbitterung gegen die österreichische Fremdherrschaft immer größer.

Nach der Pariser Julirevolution 1830 hoffte man in J. die Unterstützung der liberalen Ideen durch Frankreich. Die Gärung wuchs namentlich im Kirchenstaat, wo der Papst Gregor XVI. die schärfsten Ansprüche des Pontifikats in geistlicher und weltlicher Beziehung erneuerte. Binnen wenigen Monaten waren in den Legationen, in Umbrien, Parma, Modena, Reggio die Regierungsbehörden vertrieben, und 26. Febr. 1831 kamen die Abgeordneten der freien Provinzen Italiens zu Bologna zusammen und proklamierten die völlige Unabhängigkeit der auf der Versammlung vertretenen Länder und Provinzen von der weltlichen Herrschaft des römischen Stuhls und die Einheit derselben unter einer gemeinsamen selbstgewählten Regierung. Da die Zeiten der Kongresse vorbei waren, so nahm Österreich auf eigne Faust es auf sich, die legitimen Regierungen zu schützen. Der Herzog von Modena erschien mit seinen eignen und österreichischen Truppen, schlug bei Carpi 6. März 1831 die Bürgergarden

in die Flucht und zog 9. März wieder in seiner Residenz ein. Mittlerweile hatten die Österreicher den Po überschritten, besetzten Ferrara, Parma und Bologna und schlugen 25. März die Italiener bei Rimini, so daß die provisorische Regierung abdankte und die Gewalt in die Hände des Kardinals Benvenuti niederlegte. Die Österreicher besetzten Ancona und die päpstlichen Truppen Spoleto. Die Ruhe schien hergestellt zu sein, aber die thörichte Strenge des Herzogs von Modena und des Papstes machte 1832 eine neue Intervention Österreichs nötig, nachdem die Truppen bereits zurückgezogen waren. Es lag jetzt vor den Augen Europas zu Tage, daß diese Staaten ohne fremde Hilfe und österreichische Schergendienste nicht bestehen könnten; allein der neue König, Ludwig Philipp, in Frankreich wollte seinen Thron nicht durch waghalsige Unternehmungen zu gunsten Italiens aufs Spiel setzen und begnügte sich seinerseits mit der Besetzung Anconas, als die Österreicher keine Miene machten, 1833 die besetzten Orte des Kirchenstaats zu verlassen. Aber die Gärung dauerte fort, nur in Parma hatte die Herzogin nach ihrer Rückkehr durch Milde und einige zeitgemäße Reformen vieles zur Versöhnung gethan. Auch der König von Sardinien, Karl Albert, welcher das Vertrauen der Höfe wiedergewonnen hatte und 27. April 1831 zur Regierung gelangt war, befolgte anfangs ein mildes und freisinniges Regierungssystem. Doch widerstand er nicht lange dem Druck Metternichs und schloß sich den gemeinsamen Reaktionsmaßregeln der Regierungen an, welche dann zu einer Reihe von Verschwörungen Anlaß gaben, die aber alle mißlangen. Gleich erfolglos war eine Unternehmung italienischer, polnischer und deutscher Flüchtlinge in der Nacht vom 2. auf den 3. Febr. 1834, der sogen. Savoyerzug, welcher in der Schweiz geplant wurde, und bei welchem Giuseppe Mazzini thätig war, der 1831 zu Marseille die geheime Verbindung des jungen Italien gegründet hatte.

Die revolutionären Bewegungen von 1848 und die Reaktion.

Vorerst kam es darauf an, die Gärung nicht zum Stillstand kommen zu lassen. Die Erhebungen in Neapel und in der Romagna 1843 und 1844 sorgten aber dafür, daß der erwachte Nationalgeist nicht wieder erlosch. Als nun nach dem Tod Gregors XVI. 1846 im Kirchenstaat Pius IX. den päpstlichen Stuhl bestieg, schien eine Wendung eintreten zu sollen. Der neue Papst, aus Opposition gegen den österreichischen Einfluß gewählt, galt als der nationalen Sache nicht abgeneigt und sprach es offen aus, daß die Zustände Italiens reformbedürftig seien. Eine Partei der Kardinäle war für den Gedanken einer auf die Selbstthätigkeit der Gemeinden gestützten Verwaltung gewonnen worden. Anfang 1847 wurde ein milderes Zensurgesetz gegeben, und eine freilich nach patriarchalischen Vorstellungen zusammengesetzte Consulta di Stato sollte der Regierung zur Seite stehen. Diese schwachen Anfänge einer Reform machten den Papst in ganz I. nicht nur populär, sondern sie regten auch überall zu Forderungen gleicher Art gegenüber den Regierungen an. Namentlich in dem österreichischen I. erlangte die oppositionelle Stimmung eine bis dahin nicht gekannte Höhe und verschaffte sich zunächst durch kleinliche, aber doch verständliche Mittel, wie das geheime Verbot des Rauchens österreichischen Tabaks, Geltung. Inzwischen war die Revolution im Süden der Halbinsel zum Durchbruch gekommen. Ein blutiger Aufstand in Palermo nötigte den König von Neapel, zur Behauptung der schönen Insel etwas zu thun. Er erteilte daher im Januar 1848 eine Verfassung für das ganze Königreich. Im März befand sich die Lombardei in vollem Aufstand, und in Turin drängte man den König Karl Albert, zur Befreiung Italiens das Schwert zu ergreifen. Die Herzogtümer Mittelitaliens folgten der allgemeinen Bewegung. Einer der folgenreichsten Entschlüsse für die Entwickelung Italiens war aber die 24. März 1848 beschlossene Kriegserklärung Sardiniens an Österreich. Indem Karl Albert hierdurch seinen Thron gegen die republikanischen Bewegungen sicherte, schwang er sich mit einemmal an die Spitze der italienischen Unabhängigkeits- und Einheitspartei und gab seinem Staat und seiner Regierung die entscheidende Richtung. Da die Österreicher Mailand geräumt und sich hinter den Mincio zurückgezogen hatten, so besetzte die piemontesische Armee (26. März) die Hauptstadt der Lombardei, während auch Venedig durch Kapitulation der Österreicher (22. März) in die Gewalt einer republikanischen Regierung fiel. Indessen vermochte König Karl Albert weder durch das Aufgebot der regulären Truppen noch durch den Zuzug der Freischaren eine dem österreichischen, von Radetzky kommandierten Heer gewachsene Macht herzustellen. Anfangs war der Verlauf der Kriegsereignisse für die piemontesische Armee zwar nicht ungünstig, aber sie vermochte die Zentralstellung der Österreicher in dem Festungsviereck am Mincio nicht zu durchbrechen. Nachdem Radetzky Verstärkungen an sich gezogen hatte, brach er hervor und gewann durch eine Reihe von Siegen bei Curtatone (29. Mai), bei Vicenza (11. Juni) und bei Custozza (25. Juli) die Lombardei und Mailand wieder.

Die künftige Gestaltung Italiens wurde nun mehr und mehr ein Gegenstand der allgemeinen diplomatischen Erörterung, indem Frankreich und England Mittlerrollen in Anspruch nahmen und Englands Minister Palmerston das Interesse Italiens mit Nachdruck und nicht ohne die Wärme innerer Überzeugung vertrat. Aber eine Neugestaltung der politischen Verhältnisse der Halbinsel scheiterte an der Unvereinbarkeit der monarchischen Pläne Sardiniens mit den republikanischen Gestaltungen, welche mittlerweile in den mittelitalienischen Staaten und in Rom Platz gegriffen hatten. Auch war in Neapel der alte Gegensatz zu Sizilien erwacht und der blutigste Bürgerkrieg zwischen den beiden Teilen des Königreichs geführt worden. Österreich konnte alle diese Verhältnisse leicht benutzen, um die vermittelnden Westmächte zu täuschen und die einfache Wiederherstellung der alten Zustände anzubahnen. Unter diesen Umständen erneuerte Piemont im Frühjahr 1849 den Krieg gegen den übermächtigen Nachbar, welcher in den eroberten Provinzen ein strenges Militärregiment eingeführt hatte und die öffentliche Meinung von ganz I. gegen sich wachrief. Allein der Zustand des piemontesischen Heers ließ sehr viel zu wünschen übrig. Weder die Ausrüstung war eine hinreichende, noch standen die Truppen unter tüchtigen Führern. Indem Radetzky den Schein erregte, als wollte er, wie im Jahr vorher, Mailand räumen und die Minciolinie halten, täuschte er die Piemontesen gründlich und schlug dieselben bei Novara 23. März 1849 entscheidend auf das Haupt. Karl Albert, der sich allen Gefahren der Schlacht ausgesetzt hatte, aber unverwundet blieb, dankte darauf ab und übertrug, da er sich persönlich für das größte Hindernis eines erträglichen Friedens betrachtete, die Regierung seinem Sohn Viktor Emanuel II. Vor der geplanten Vernichtung durch

Österreich ward indes Piemont durch England und das Österreichs Machtentwickelung in J. eifersüchtig beobachtende Frankreich geschützt. Österreich mußte auf alle Territorialveränderungen verzichten, Piemont aber entwickelte in den Formen eines konstitutionellen Staatslebens in den nächsten Jahren seine Wehrkraft und wurde bald die einzige Hoffnung der italienischen Patrioten.

Denn inzwischen hatte das Drama der republikanischen Versuche überall sein blutiges Ende gefunden. Venedig war (22. Aug. 1849) in den Besitz Österreichs zurückgekehrt; die Mittelstaaten nahmen ihre Souveräne wieder auf; in Rom lag die Republik in den letzten Zügen. Es konnte nur die Frage sein, welche von den Mächten, Österreich, Neapel oder Frankreich, in der Ewigen Stadt die päpstliche Herrschaft wieder aufrichten sollte. Die Neapolitaner, welche zu gunsten des Papstes intervenierten, warf Garibaldi mit Leichtigkeit über den Haufen; Österreich ließ nur langsam seine Truppen vorgehen; ein erster Versuch der Franzosen auf Rom im April 1849 zeigte sich auch als unzulänglich. Indem nun dadurch die militärische Ehre Frankreichs verpfändet war, zögerte die Regierung des Präsidenten Napoleon nicht länger, mit ausreichenden Mitteln Rom anzugreifen, um so mehr, da Napoleon für seine dynastischen Pläne der Gunst des Klerus bedurfte. Nachdem die Franzosen sich hinreichend verstärkt hatten, begannen sie die Belagerung der Stadt, welche von den Römern heldenmütig verteidigt wurde. Am 2. Juli zogen die Franzosen in Rom ein in der Meinung, es würde ihnen nun vergönnt sein, dem Kirchenstaat eine die Rechte des Papstes wahrende Verfassung, dem ganzen J. eine beruhigende Gestalt zu verschaffen. Aber alle diese Absichten scheiterten an dem Widerstand der päpstlichen Regierung, welche die französische Besatzung zwar niemals mehr auf lange Zeit zu entbehren vermocht hätte, aber jeden Versuch der fremden Mächte, in die innern Angelegenheiten des Kirchenstaats sich einzumischen, höhnend zurückwies. Hierbei wurde der päpstliche Hof von Österreich bestens unterstützt, welches, von Schwarzenberg geleitet, entschlossen war, zu dem einfachsten Absolutismus zurückzukehren, und diesen Entschluß, wo es die Macht in Händen hatte, durch grausame Hinrichtungen, Prügelstrafen und Konfiskationen zur Wahrheit machte.

Die Gründung des Königreichs Italien.

So hatte sich seit 1850 geistlicher und weltlicher Absolutismus auf der Halbinsel verbunden, um noch einmal die alten Einheitsbestrebungen zu zerstören; aber die harte Schule, durch welche insbesondere die gebildeten Stände Italiens zu gehen hatten, wirkte wenigstens das Gute, daß die unklaren Träumereien der nationalen Parteien verschwanden, die Fragen über föderate oder zentrale Entwickelung, über Monarchie oder Republik nicht mehr, wie 1848, zersetzend und zerstörend wirkten. Es kam die Zeit, wo es Staatsmänner wieder wagen konnten, die nationale Frage in die Hand zu nehmen, ohne fürchten zu müssen, an der Unreife des Volkes zu scheitern. Während der Einfluß Österreichs und des mit ihm verbündeten Papsttums überall triumphiert hatte, schärfte sich deren Gegensatz zu Sardinien von Jahr zu Jahr. Die Durchführung der Verfassung mit allen Garantien einer freien Presse, Gewissens- und Handelsfreiheit, Vereinsrecht und Volksbildung sicherten dem kleinen oberitalienischen Staate die Überlegenheit seiner geistigen und materiellen Mittel über alle andern italienischen Mächte. Österreich gegenüber den Schutz der andern Großmächte zu gewinnen, war die Aufgabe einer klugen und gemäßigten Politik, welche den Händen des hervorragendsten Staatsmannes anvertraut war, den J. in den letzten Jahrhunderten hervorgebracht, des Grafen Cavour. Um die Aufmerksamkeit Europas auf J. wach zu erhalten, nahm Sardinien, wenn auch nur mit einem kleinen Heer, an dem Krimkrieg gegen Rußland Anteil, und es erhielt dadurch Gelegenheit, seine Stimme auch bei dem Friedenskongreß zu Paris laut zu erheben. Die Klagen und Forderungen Italiens konnten von den europäischen Mächten nicht mehr ignoriert werden, und einige derselben zeigten sich bereitwillig genug, denselben Abhilfe zu schaffen; aber erst 1858 reiften die Absichten einer Befreiung Italiens von Österreichs Herrschaft. Im Bad zu Plombières traf im Juli Cavour mit Kaiser Napoleon III. zusammen und entwarf den ersten Plan zur Umgestaltung Italiens, indem er Oberitalien für Piemont begehrte und dagegen auf Napoleons Idee einer Konföderation Italiens mit ehrenvoller Berücksichtigung des Papstes einging. Doch bedang sich Napoleon ferner die Abtretung Savoyens und Nizzas als Äquivalent für das Lombardisch-Venezianische Königreich, Parma und Modena, die an Sardinien fallen sollten, aus. Auch wurde die Allianz durch die Vermählung der Tochter Viktor Emanuels mit dem Prinzen Jérôme Napoléon besiegelt.

Am 1. Jan. 1859 gab Napoleons III. an den österreichischen Gesandten gerichtete Ansprache das Signal zu militärischen Rüstungen von seiten Österreichs, welche dann alsbald den passenden Vorwand abgeben konnten, um das bedrohte Sardinien gegen die Angriffspläne Österreichs zu schützen. Die Politik Cavours ging insbesondere dahin, Österreich zum faktischen Angriff zu provozieren, was ihm auch auf das beste gelang, nachdem die Friedensmission des englischen Gesandten Lord Cowley im März 1859 in Wien gescheitert und der Antrag Rußlands auf einen Kongreß von Österreich nur unter der unmöglichen Bedingung angenommen worden war, daß die Verträge von 1815 die Grundlage aller Unterhandlungen bleiben sollten. In die irrtümliche Meinung verstrickt, daß Frankreich der Urheber aller diktatorischen Vorschläge sei zu dem Zweck, sich besser rüsten zu können, suchte die österreichische Regierung durch rasches Losschlagen einen Vorsprung zu gewinnen und wurde so wirklich zum Friedensbrecher, indem sie 19. April in Turin ein Ultimatum überreichte, binnen drei Tagen zu entwaffnen oder des Angriffs gewärtig zu sein. Da die Antwort ablehnend lautete, so erfolgte 29. April unter dem Oberbefehl des Grafen Gyulay der Einmarsch der Österreicher in Sardinien auf drei Punkten (Italienischer Krieg von 1859). Sie setzten sich in der Lomellina fest und blieben hier, den Angriff der Feinde erwartend, stehen, während Viktor Emanuel sein Heer auf 80,000 Mann gebracht hatte und die zahlreichen aus ganz J. zuströmenden Freiwilligen dem General Garibaldi unterstellt wurden. Die Franzosen überschritten vom 25. April an den Mont Cenis und Mont Genèvre, während das Gros der Armee die Landung in Genua schon am 26. begann. So versäumte der österreichische Feldherr den günstigen Zeitpunkt für eine kräftige und erfolgreiche Offensive. Am 20. Mai unternahm Gyulay bei Montebello eine starke Rekognoszierung und stieß auf eine überlegene Zahl von Franzosen, wodurch er zu der Meinung verleitet wurde, daß er von hier den Hauptangriff zu gewärtigen habe. Allein Napoleon III. beschloß, den rechten Flügel der Österreicher zu um-

gehen, während Garibaldi mit seinen Freischaren längs der Berge sich bereits Monza und Mailand genähert hatte. Die unglückliche Schlacht von Magenta nötigte die Österreicher 4. Juni zum Rückzug auf die Minciolinie, wo sie den Kampf unter dem Schutz des für sie stets bewährten Festungsvierecks abermals aufzunehmen entschlossen waren. Die Verbündeten hielten 8. Juni unter dem Jubel der Bevölkerung ihren Einzug in Mailand. Mittelitalien hatte diesen Vorgängen nicht ruhig zugesehen. Schon 27. April war der Großherzog von Toscana durch eine Militärverschwörung zur Abreise genötigt worden, und eine hierauf ernannte provisorische Regierung hatte Viktor Emanuel die Diktatur übertragen; doch hatte dieser aus Rücksicht auf seinen Verbündeten, welcher andre Pläne mit Toscana hatte, nur das Protektorat angenommen. Nach der Schlacht von Magenta flohen auch die von den Österreichern bis dahin noch geschützte Herzogin von Parma und der Herzog von Modena. In Bologna ward nach dem Abzug der Österreicher die Diktatur Viktor Emanuels ausgerufen, und in andern Städten des Kirchenstaats kam es zu Erhebungen gegen die päpstliche Regierung, welche nur mit Waffengewalt unterdrückt werden konnten.

Inzwischen hatte der Kaiser von Österreich das Kommando über seine Truppen selbst übernommen und befahl 24. Juni den Angriff auf die heranrückende französisch-piemontesische Armee. Napoleon III. war jedoch von dem Angriffsplan rechtzeitig unterrichtet und warf seine ganze Macht mit solcher Raschheit und Stärke auf das feindliche Zentrum bei Solferino, daß er dasselbe trotz heldenmütigster Gegenwehr durchbrach. Auch bei Cavriano wurden die Österreicher zurückgedrängt, und obwohl die Angriffe der Piemontesen auf General Benedeks rechten Flügel bei San Martino scheiterten, so mußte doch der allgemeine Rückzug der österreichischen Armee angetreten werden, worauf 8. Juli ein Waffenstillstand und 11. Juli in Villafranca bei einer persönlichen Zusammenkunft zwischen Kaiser Franz Joseph und Napoleon III. Friedenspräliminarien abgeschlossen wurden. Österreich opferte in denselben die Lombardei, um nur die Herzogtümer Mittelitaliens und Venedig zu retten, Napoleon verzichtete auf sein italienisches Programm »frei bis zur Adria«, weil er bei weiterm Fortgang des Kriegs ein Eingreifen Preußens befürchten mußte. Am 10. Nov. ward hierauf in Zürich der Friede von den Bevollmächtigten Frankreichs, Österreichs und Sardiniens unterzeichnet, welcher die Vereinigung der Lombardei mit Sardinien, die Restauration der geflüchteten Fürsten und des Kirchenstaats sowie die Gründung einer italienischen Konföderation unter dem Präsidium des Papstes festsetzte.

Aber außer der Festhaltung des venezianischen Gebiets von seiten Österreichs hatten alle übrigen Friedensbestimmungen das Schicksal, daß sie schon vor ihrer Unterzeichnung hinfällig waren. Denn die Kongresses zurück; aber da der Papst die Teilnahme ablehnte und Österreich seine Teilnahme von derjenigen des Papstes abhängig machte, so scheiterte derselbe, und Napoleon fand bald Gelegenheit, die Ordnung Italiens im Verein mit Sardinien auf eigne Hand zu unternehmen. Er verlangte nunmehr von Sardinien die wirkliche Abtretung von Savoyen und Nizza und die allgemeine Abstimmung in den mittelitalienischen Staaten. Das Turiner Kabinett gab hierzu 2. März 1860 seine Zustimmung, und 24 März wurde der betreffende Vertrag unterzeichnet, nachdem am 11. und 12. die Abstimmung in Toscana, Modena, Parma und den römischen Legationen darüber stattgefunden hatte, ob sie definitiv dem Reich des Königs Viktor Emanuel II. einverleibt zu werden, oder ob sie getrennte Staaten zu bilden wünschten. Das Resultat war eine überwältigende Bejahung der erstern Frage. Am 18. März nahm Viktor Emanuel die Annexion von Parma, Modena und den römischen Legationen, am 22. diejenige von Toscana an, und am 28. rückten die sardinischen Truppen in den genannten Staaten ein. Der vom Papst 26. März wider alle, die an dem Eingriff in die päpstlichen Staaten Anteil hatten, geschleuderte Bannfluch blieb unbeachtet.

Hiermit war jedoch die italienische Bewegung noch keineswegs zum Stillstand gekommen. Die Partei der Aktion, wie sie sich selbst nannte, richtete ihr Augenmerk nunmehr auf das Königreich beider Sizilien, wo die unerträglichen absolutistischen Zustände, denen der neue König, Franz II., nicht abhelfen konnte und wollte, jeder Erhebung Erfolg versprachen. In den ersten Tagen des Aprils 1860 brach der Aufstand in Sizilien aus; zwar stellten die neapolitanischen Truppen die Ruhe in Palermo und Messina wieder her, aber in den Gebirgen der Insel gärte die Bewegung fort und erhielt von außen Nahrung. Am 6. Mai ging Garibaldi in Genua mit 1067 Freiwilligen und 4 Stück Geschütz auf zwei Dampfern in See, um ein Königreich anzugreifen, das über ein organisiertes Heer gebot, und 11. Mai landete er trotz der ihm auflauernden Kreuzer in Marsala auf Sizilien. Er sammelte bei Salemi die zerstreuten Haufen der Insurgenten und befehligte 14. Mai 4000 Mann, mit denen er 27. Mai die Besatzung von Palermo zur Kapitulation zwang. Im Namen Viktor Emanuels, des Königs von I., übernahm er die Diktatur über die Insel. Da König Franz II. sich auf sein Militär verlassen zu können meinte und auf dasselbe allein sich zu stützen gewillt war, so lehnte er jedes liberale Zugeständnis und eine Allianz mit Sardinien ab. Als er dann im Juni sein System ändern wollte, aber zugleich auch den Schutz der Großmächte anrief, war es zu spät. Nachdem im Juli ganz Sizilien in die Hände Garibaldis gefallen war, landete der letztere mit 5000 Mann 19. Aug. in Reggio und besetzte es am 22. Die königlichen Truppen lösten sich fast überall auf, in den meisten Städten bildeten sich provisorische Regierun-

durch eine glaubenstreue militärische Macht sich selbständig behaupten zu können. Indem aber Viktor Emanuel die Annexion von Neapel und Sizilien unmöglich ohne den Besitz der römischen Marken und Umbriens verwirklichen konnte, und da eine republikanische Bewegung, wie sie Garibaldi im Schilde führte, dem Kaiser Napoleon III. im Kirchenstaat äußerst mißfällig und gefährlich erschien, so verständigten sich Frankreich und J. abermals dahin, daß Viktor Emanuel die Marken und Umbrien besetzen sollte, um hierauf anstatt der Diktatur Garibaldis ein geordnetes monarchisches Regiment in Neapel einzurichten. Nur sollte Rom und das sogen. Patrimonium Petri, das die Franzosen besetzt halten würden, unangetastet bleiben. Kaum waren 2. Sept. 1860 zwei sardinische Korps an den Grenzen des Kirchenstaats erschienen, als in Umbrien und den Marken die Insurrektion ausbrach. Am 18. Sept. lieferte der italienische General Cialdini bei Castelfidardo dem General Lamoricière eine Schlacht, in welcher die päpstliche Armee völlig zersprengt wurde. Ancona, wohin sich Lamoricière nur mit wenigen Truppen flüchtete, mußte sich bereits 29. Sept. ergeben. Danach ging die Besetzung von Neapel rasch von statten. Nur bei Isernia stellten sich königstreue neapolitanische Truppen dem General Cialdini in den Weg. Am 7. Nov. zog Viktor Emanuel in Neapel ein, nachdem eine allgemeine Volksabstimmung sich für die Verbindung Neapels und Siziliens mit Sardinien ausgesprochen hatte. Die Festung Gaeta trotzte allein der siegreichen Armee und der Idee der italienischen Einheit. Die Belagerung der starken Feste begann aber sofort, und 13. Febr. 1861 kapitulierte Franz II. mit 8000 Mann.

So war durch eine Reihe von ungeheuern Erfolgen die italienische Einheit bis auf Rom und Venedig vollendet. Die Stellung, welche die verschiedenen europäischen Mächte zu der neuesten Gestaltung der Dinge einnahmen, war natürlich eine sehr verschiedene; bloß England erkannte die vollzogenen Thatsachen nicht nur sofort unbedingt an, sondern hieß dieselben auch gut. Im übrigen ward bald durch Kongreßvorschläge, bald durch Separatverhandlungen jede Einmischung hintangehalten, und das Schicksal Italiens entschied sich im großen Ganzen wesentlich durch das Land selbst. Nur auf Rom verzichtete Napoleon keinen Augenblick und behielt durch seine Besatzung den maßgebenden Einfluß nicht bloß auf J., sondern auch auf den Papst. Am 18. Febr. 1861 versammelte sich das erste italienische Parlament in Turin. Senat und Deputiertenkammer genehmigten den Vorschlag der Annahme des Titels eines Königs von J. für Viktor Emanuel und seine gesetzlichen Nachfolger mit allen Stimmen gegen die von zwei Senatoren, und 14. März nahm der König den Titel an. Hiermit war das Königreich J. gegründet, wenn auch noch nicht vollendet.

Die Vollendung der italienischen Einheit.

Weder durch seine Lage noch durch seine Geschichte konnte Turin, die bisherige Hauptstadt Sardiniens, Anspruch darauf erheben, auch die Hauptstadt des geeinigten J. zu sein. Dies konnte nur Rom sein, und der Ruf nach dessen Besitz wurde sofort laut. Cavour selbst war genötigt, sich noch über diese die Gemüter heftig bewegende Frage auszusprechen. Am 25. März entwickelte er ein Unabhängigkeit vom Staat in allen geistlichen Dingen zugestanden würde, und ermahnte zu Geduld und Mäßigung. Allein der Papst und die ganze katholische Partei in Europa hatten jeden Ausgleich längst zurückgewiesen, und Cavour hatte nicht die Genugthuung, irgend eine Verständigung angebahnt zu sehen, als er 6. Juni 1861 starb. Sein Verlust schien für J. unersetzlich, und es war schwierig, zu der Leitung der halbfertigen Zustände einen Nachfolger zu finden. Indes Staatsmänner wie Ricasoli, Rattazzi, Minghetti, Menabrea, Lanza u. a., wie sehr sie auch verschiedenen Parteirichtungen angehörten, wußten dennoch die Hauptsache: die Einheit Italiens, über allen Parteihader emporzuhalten und zu fördern. Wiewohl die verschiedenen Versuche, Rom zum Mittelpunkt des neuen Reichs zu machen, zunächst scheiterten und die Aktionspartei im Parlament nur mühsam vor Übereilungen bewahrt werden konnte, entwickelte sich J. doch in zehn Jahren in einer bewunderungswürdigen Weise Schritt für Schritt, aber allerdings auch unter außerordentlich glücklichen Konstellationen der europäischen Verhältnisse und unter dem seltensten Wohlwollen der französischen, englischen und deutschen Staatsmänner. Als Garibaldi 1862 die römische Frage mit Gewalt zu lösen suchte, trat ihm die Regierung Italiens mit Energie entgegen und bewies, daß sie die Leitung der Geschicke ihren Händen nicht entreißen lassen wollte. Die Schar Garibaldis, welche in Kalabrien gelandet war, wurde von den königlichen Truppen 28. Aug. bei Aspromonte angegriffen und zersprengt, Garibaldi selbst verwundet und gefangen. Anderseits fand Napoleon sowohl in den beginnenden deutsch-dänischen Verwickelungen als auch in den amerikanischen Verhältnissen Grund, sich J. wieder mehr zu nähern und der öffentlichen Meinung des Landes Rechnung zu tragen. Nach längern Verhandlungen wurde 15. Sept. 1864 eine Konvention zwischen Frankreich und J. (Septemberkonvention) geschlossen, welche durch ein Kompromiß die Frage der Hauptstadt lösen und die römische Frage beseitigen sollte. Frankreich verpflichtete sich durch dieselbe, binnen zwei Jahren Rom zu räumen, wogegen J. versprach, das päpstliche Gebiet nicht anzutasten und gegen Angriffe von außen zu schützen, endlich die Reorganisation des päpstlichen Heers geschehen zu lassen, wofern dasselbe nicht einen für J. bedrohlichen Charakter annehme. Durch ein nachträgliches Protokoll versprach die italienische Regierung, die Hauptstadt Italiens binnen sechs Monaten von Turin nach Florenz zu verlegen. Wiewohl nun in J. die letztere Bestimmung als ein Verzicht auf das Übergewicht der piemontesischen Erblande des Königs willkommen war, fürchtete man doch sehr, daß damit die Gewinnung Roms in unabsehbare Ferne gerückt wäre. In Turin aber, das wohl zugunsten Roms, aber nicht Florenz' auf seinen Vorrang zu verzichten bereit war, kam es 20.–21. Sept. 1864 und im Januar 1865, als das Parlament die Verlegung der Hauptstadt genehmigte, zu ernstlichen Unruhen, so daß der König 3. Febr. 1865 die bisherige Hauptstadt ohne Abschied und Kundgebung verließ und in Florenz seinen Aufenthalt nahm.

Napoleon hatte der italienischen Regierung für ihre Nachgiebigkeit in der römischen Frage seinen

sengang auf die Provinz zu verzichten, wenn es auch selbst auf dauernden Besitz Venetiens nicht mehr rechnete. Mit Zustimmung, ja auf Antrieb Napoleons knüpfte daher das italienische Ministerium Verhandlungen mit Preußen an, dessen gespanntes Verhältnis zu Österreich jeden Augenblick zu einem Krieg führen konnte; da sowohl Napoleon als Lamarmora die Kraft Preußens unterschätzten, so hegten sie die Zuversicht, daß J. ohne große Anstrengungen, während die deutschen Mächte in langwierigem Kampf sich aufrieben, Venedig werde gewinnen können. Am 8. April 1866 kam das **Bündnis** zwischen Preußen und J. zu stande. Es war ein Offensiv- und Defensivtraktat, in welchem sich Preußen das Recht der Initiative vorbehielt; für den Fall eines österreichischen Angriffs jedoch sollte jeder Teil gleichberechtigt sein, die Hilfe des andern Kontrahenten zu fordern. Nachdem der von Napoleon vorgeschlagene Kongreß an dem Widerspruch Österreichs gescheitert war, erging 20. Juni die Kriegserklärung Italiens an Österreich mit dem Bemerken, daß die Feindseligkeiten am 22. ihren Anfang nehmen würden (**Italienischer Krieg von 1866**). Die italienische Armee, 330,000 Mann stark, worunter 250,000 Feldtruppen und an 30,000 Freiwillige unter Garibaldi, wurde von dem König selbst geführt, dem Lamarmora als Generalstabschef zur Seite stand, neben dem aber Cialdini als Kommandant des 4. Korps eine gewisse Selbständigkeit behauptete. Zwischen den beiden genannten Generalen bestand nicht die nötige Einigkeit. Der von Lamarmora entworfene Feldzugsplan bestand darin, daß die Hauptarmee den Mincio überschreiten und durch das Festungsviereck nach der Etsch vordringen sollte, wo sich der über den untern Po und die Etsch mit dem 4. Korps vordringende Cialdini am linken Ufer mit ihr vereinigen sollte. Aber der Erzherzog Albrecht hatte die numerisch bei weitem schwächere österreichische Armee durch glückliche Aufstellung in die Lage gesetzt, sich nach Erfordernis auf den einen oder andern Teil der geteilten italienischen Macht zu werfen, und brachte 24. Juni bei **Custozza** dem Hauptheer des Königs unter Lamarmora eine so entscheidende Niederlage bei, daß die italienische Offensive fürs erste gänzlich aufgegeben werden mußte. Währenddessen fiel in Böhmen bei Königgrätz 3. Juli die Entscheidung. Unmittelbar nach derselben trat Österreich Venetien dem Kaiser Napoleon ab, indem es dessen Vermittelung J. gegenüber in Anspruch nahm. Der italienische Minister Ricasoli weigerte sich aber, den vertragsmäßigen Verpflichtungen gegen Preußen untreu zu werden, und erneuerte die militärischen Operationen. Am 7. Juli überschritt Cialdini den untern Po und besetzte das Venezianische mit Ausnahme der Festungen, da die Österreicher das von ihnen bereits abgetretene Land fast ohne Schwertstreich räumten. Die Italiener dachten schon daran, sich nicht bloß mit Venetien zu begnügen, sondern alles italienisch sprechende Gebiet Österreichs, Welschtirol und Istrien, an sich zu reißen.

Zu weitern Kämpfen kam es jedoch nur in Tirol und zur See. Trotz der großen Hoffnungen, welche man in J. auf die Tüchtigkeit der Flotte setzte, hatte sich diese doch unthätig in Ancona aufgehalten, während die österreichische Flotte bei Pola vor Anker lag. Als nun der Admiral Persano von dem italienischen Ministerium Befehl erhielt, in See zu stechen und die befestigte Insel Lissa an der dalmatischen Küste wegzunehmen, wurde er von dem österreichischen Admiral Tegetthoff angegriffen und erlitt bei Lissa eine vollständige Niederlage (20. Juli). In J. erhob sich ein stürmischer Unwille gegen Persano, er wurde daher mit vielen seiner Flottenoffiziere vor ein Kriegsgericht gestellt und abgesetzt. In dem Waffenstillstand zu Cormons, 12. Aug. auf vier Wochen abgeschlossen, verzichtete Viktor Emanuel auf alle Erwerbungen außerhalb Venetiens und räumte die in Südtirol und Istrien besetzten Gebiete. Der definitive Friede kam aber erst 3. Okt. in Wien zu stande. In demselben ward die Abtretung des **Lombardisch-Venezianischen Königreichs** innerhalb seiner bisherigen Grenze nochmals bestätigt, wogegen J. sich verpflichtete, die auf jener Provinz haftenden Schulden zu übernehmen. Um die Schwierigkeit der früher stattgefundenen Zession Venetiens an Napoleon zu heben, wurde 21. und 22. Okt. noch eine Volksabstimmung in Venetien angeordnet, welche nur eine Minderheit von 69 Stimmen gegen die Einverleibung in das Königreich J. ergab. Am 7. Nov. hielt Viktor Emanuel seinen feierlichen Einzug in das befreite Venedig.

Kaum war Venetien erworben, so drängte die ungeduldige Aktionspartei zur sofortigen Lösung der römischen Frage. Der Septemberkonvention gemäß hatte, nachdem eine päpstliche Armee, zumeist aus eifrig kirchlichen Freiwilligen, gebildet worden war, die französische Besatzung Rom und den Kirchenstaat geräumt. Zum erstenmal seit Jahrhunderten war der Boden Italiens frei von fremden Truppen. Die italienische Regierung wollte sich zunächst mit diesem Erfolg begnügen und begann von neuem Verhandlungen mit der Kurie über eine friedliche Verständigung, die freilich von dieser schroff zurückgewiesen wurde. Die Radikalen aber drängten zum Handeln. Garibaldi sammelte im Oktober 1867 eine Freischar, überschritt mit dieser 22. Okt. die Grenze des Kirchenstaats und rückte gegen Rom. Während die päpstliche Armee den Garibaldinern entgegenzog, landete zu ihrer Unterstützung ein Korps von 6000 Franzosen in Civitavecchia, und mit dessen Hilfe siegten die päpstlichen Truppen 3. Nov. bei **Mentana** über die Garibaldische Freischar, welche gänzlich auseinander gesprengt wurde. Der Rest des Kirchenstaats ward nun wieder von den Franzosen besetzt.

Die wenig verhüllte Begünstigung, welche der damalige Ministerpräsident, Rattazzi, Garibaldi hierbei hatte zu teil werden lassen, ohne doch den Mut offenen Beistandes zu haben, brachte J. Frankreich gegenüber in eine höchst demütigende Lage, und die Unfähigkeit des jungen Königreichs, seine Selbständigkeit allein mit eignen Kräften zu behaupten, trat offen zu Tage. Die Zerrüttung der Finanzen, das ungeheure Defizit, die Eifersucht der Parteihäupter, die Indolenz und Arbeitsscheu eines großen Teils des Volkes erschwerten eine rasche Erstarkung des jungen Staatswesens. Der Prozeß Persano, die Affaire Lobbia enthüllten bedenkliche Schäden in den herrschenden Kreisen. Die altpiemontesische Partei, die sogen. **Consorteria**, erwies sich zwar noch am meisten tüchtig in der Durchführung der notwendigen Reorganisation; aber sie war verhaßt im Volk wegen ihrer sklavischen Unterwürfigkeit unter den Willen Frankreichs, und auch die reorganisatorischen Maßregeln, wie die Einziehung der Klöster, Ersparungen im Kriegsetat 2c., konnten naturgemäß nicht sofort alle Übelstände beseitigen.

Wiederum kam aber das Glück den Italienern zu Hilfe. Als 1870 der Krieg zwischen Frankreich und Deutschland ausbrach, war Viktor Emanuel geneigt, den Dank, den er Napoleon III. und der französischen Nation zu schulden glaubte, damit abzuzahlen, daß er ihnen gegen Deutschland bewaffneten Beistand leistete. Dies verhinderte das Ministerium Lanza-Sella, ließ

sich aber, als Napoleon dem italienischen Kabinett Anzeige von der bevorstehenden Räumung des Kirchenstaats durch seine Truppen machte, noch bereit finden, auf die Septemberkonvention von 1864 zurückzukommen und die Integrität des päpstlichen Besitzes anzuerkennen. Aber die Katastrophe von Sedan änderte die gesamte europäische Lage. Die italienische Regierung war außer stande, dem einmütigen Ruf der Nation nach Roms Besitz längern Widerstand zu leisten. Am 7. Sept. 1870 richtete der Minister des Äußern ein Rundschreiben an seine Vertreter bei den fremden Mächten, worin er ihnen mitteilte, daß die italienische Regierung die für die gemeinsame Sicherheit des Papstes und Italiens notwendigen Punkte des römischen Gebiets besetzen werde, daß sie aber nach wie vor bereit sei, sich mit den Mächten über die Sicherung der geistlichen Unabhängigkeit des Papstes zu verständigen. Gleichzeitig rückten die italienischen Truppen in den Kirchenstaat ein. Nur zum Schein, und um die äußere Gewalt konstatieren zu können, befahl der Papst, Rom zu verteidigen. Erst nachdem Bresche geschossen war, zog die Armee Viktor Emanuels 20. Sept. in das jubelnde Rom ein. Der Vatikan blieb dem Papst zu ausschließlichem Besitz. Ein schon früher an den Papst gerichtetes Schreiben Viktor Emanuels blieb ebenso ohne Wirkung wie die spätern Schritte der Regierung, eine Versöhnung herbeizuführen. In der Encyklika vom 1. Nov. exkommunizierte Pius IX. alle Urheber und Teilnehmer der Besetzung Roms; aber das Dekret des Königs vom 8. Okt., welches die Einverleibung Roms aussprach, blieb nichtsdestoweniger unangefochten. Die 2. Okt. vorhergegangene Volksabstimmung hatte das Resultat, daß unter 167,000 Wählern 135,600 ihre Stimmen abgaben und 134,000 mit Ja und 1507 mit Nein stimmten.

Kurz vorher hatte der Papst das vatikanische Konzil vertagt, welches die Unfehlbarkeit seiner Entscheidungen über Glauben und Sitte dekretiert hatte. Nach dieser maßlosen Selbstüberhebung erfolgte der jähe Sturz und der Zusammenbruch der weltlichen Macht des Papsttums. Obwohl nun eine Verständigung zwischen der päpstlichen Kurie und I. nicht möglich war, bemühte sich die Regierung doch, der katholischen Welt den Beweis zu liefern, daß das Oberhaupt derselben in Rom ganz unabhängig sei. Die im Mai 1871 publizierten sogen. Garantiegesetze gewährten dem Papst alle Bürgschaften. Die Person des Papstes ward darin für heilig und unverletzlich erklärt gleich der des Königs und mit strengen Strafen jede Ehrenkränkung des Papstes bedroht. Der Papst behielt seine Leibgarde und seine Residenzen, welche volle Immunität genießen und namentlich auch zur Zeit eines Konklaves jeder Einmischung der bürgerlichen Obrigkeit unzugänglich sein sollten. Selbst eigne Post und Telegraphen zu halten, gestatteten die Garantiegesetze dem Papste. Die päpstlichen Gesandten und die der fremden Staaten beim Papst genossen die Bürgschaften des Völkerrechts. Der Papst sollte seine kirchlichen Erlasse in Rom durch Plakate und auf jede Weise ohne Staatskontrolle veröffentlichen können. Der König verzichtete auf seine Patronatsrechte bei Ernennung der Bischöfe. 5 Mill. Lire, welche bei der Einnahme Roms sich im Staatsschatz vorfanden, wurden dem Papst zurückgestellt und ihm von seiten des Staats eine jährliche Dotation von 3,225,000 Lire ausgeworfen. Diese günstigen Bestimmungen wurden von dem Papst zwar im wesentlichen dadurch wirkungslos gemacht, daß er sich jeder Versöhnung unzugänglich erwies und 15. Mai noch einmal feierlich keine Garantie von der »subalpinischen« Regierung annehmen zu wollen erklärte; vielmehr spielte Pius IX. die heuchlerische Rolle des Gefangenen im Vatikan weiter, ohne freilich die unfehlbare Leitung der Kirche aus der Hand zu geben. Indes, unterstützt von dem leichten Temperament des Volkes, ließen sich König und Regierung hierdurch wenig anfechten. Am 26. Jan. 1871 war von den Kammern die Verlegung des Regierungssitzes nach Rom beschlossen und 10. März die Expropriation von zehn großen Klöstern daselbst zur Unterbringung der Ministerien angeordnet worden. Am 30. Juni folgte die Verlegung, 2. Juli hielt der König seinen glänzenden Einzug in Rom und erwiderte der Deputation von 100 Munizipien, die ihn im Quirinal, seiner neuen Residenz, begrüßte: »Ja, wir sind in Rom und werden darin bleiben«. Die meisten auswärtigen Gesandten verlegten ebenfalls ihren Sitz nach der neuen Hauptstadt, wodurch die Mächte ihre Anerkennung des Geschehenen aussprachen.

Italien als geeintes Königreich.

Am 27. Nov. 1871 wurde das Parlament auf dem Monte Citorio in Rom eröffnet durch eine Thronrede des Königs, welche das Werk seines Lebens, die Einheit Italiens, hiermit für vollendet, für die Zukunft die Organisation der Freiheit und Ordnung als die höchste Aufgabe erklärte. Vor allem galt es, die Finanzen des Staats zu regeln. Da man der Herstellung des Einheitsstaats bisher alle andern Rücksichten untergeordnet und für die Errichtung einer starken Land- und Seemacht und deren stete Kriegsbereitschaft wiederholt große Anleihen zu wenig günstigen Bedingungen kontrahiert hatte, so waren die Staatsschulden auf 8 Milliarden, ja mit Zurechnung der Schatzscheine und Banknoten mit Zwangskurs auf 10 Milliarden gestiegen, die jährlich 460 Mill. an Zinsen erforderten. Die Regelung der Finanzen und die Beseitigung des Defizits, welches Sella für 1872 auf 80 Mill. Lire angab, und das er in fünf Jahren beseitigen zu können hoffte, erwiesen sich daher als schwieriger, als man gedacht, obwohl die wirtschaftliche Entwickelung des Landes seit 1861 einen ungeheuern Aufschwung genommen und die regelmäßigen Einkünfte sich außerordentlich vermehrt hatten: die Eisenbahnen, die Zahl der Reisenden, der Telegraphenverkehr hatten sich verdreifacht, die Ausfuhr überstieg 1871 zum erstenmal die Einfuhr um 90 Mill., die ordentlichen Einnahmen waren von 458 auf 1056 Mill. Lire gestiegen. Das Defizit ohne Erhöhung der Steuern zu beseitigen, war aber um so weniger möglich, als die für die Unabhängigkeit des Landes unumgänglich notwendige Wehrhaftmachung desselben neue Opfer erforderte. Daher legte Sella der Kammer 1873 eine Reihe von Steuergesetzen vor, welche, ohne den Abgabendruck zu verschärfen, die Einnahmen so vermehren sollten, daß das Gleichgewicht im Staatshaushalt hergestellt wurde. Schon machte es sich aber bemerkbar, daß die bisher herrschende Partei, die Consorteria, in der Kammer nicht mehr eng zusammenstand. Die bisher verdeckten Gegensätze sowohl politischer als volkswirtschaftlicher Art traten hervor und sprengten die ministerielle Majorität. Die Deputierten trugen Bedenken, den Steuerdruck in irgend einer Form zu vermehren, und verweigerten die Beratung der Steuervorlagen. Daher traten Lanza und Sella zurück, und Minghetti übernahm 16. Juli 1873 den Vorsitz im Ministerium und die Finanzen. Es gelang ihm in der That, infolge von Ersparnissen, verbunden mit der natürlichen Vermehrung der Einnahmen, das Defizit 1875 aus dem Budget zu beseitigen und durch

ein neues Bankgesetz die Abschaffung des Zwangskurses für das Papiergeld anzubahnen.

Von besonderer Bedeutung wurde das Ministerium Minghetti für die *auswärtige Politik* Italiens. Die Haltung Frankreichs nach dem deutsch-französischen Krieg flößte I. allerdings einige Besorgnis ein. Thiers war stets ein ebenso heftiger Gegner der Einheit Italiens wie der Deutschlands gewesen; um so bereitwilliger ging er daher auf die Wünsche der Klerikalen ein, die, über die Besetzung Roms von Wut entbrannt, am liebsten die Schmach von 1870 durch einen Kreuzzug nach I. getilgt hätten. Es blieb nicht nur der französische Botschafter beim Vatikan, sondern Thiers gab ihm 1872 auch einen Militärattaché bei und empfing beim internationalen metrischen Kongreß in Paris den Pater Secchi als Gesandten des Souveräns des Kirchenstaats, wogegen er damit zögerte, den Sitz des französischen Gesandten am italienischen Hofe von Florenz nach Rom zu verlegen. Im Hafen von Civitavecchia ankerte eine französische Fregatte, der Orénoque, um im Notfall den Papst bei der Flucht aus der Gefangenschaft aufzunehmen. Da I. Bedenken tragen mußte, allein einen Krieg mit Frankreich zu wagen, so suchte es bei den Ostmächten, Österreich und Deutschland, eine Stütze. Nachdem bereits 1872 Kronprinz Humbert nebst Gemahlin einen Besuch in Berlin gemacht, trat, nach Thiers' Sturz und nach dem Emporkommen der Ultramontanen in Frankreich im Mai 1873, der König selbst in Begleitung Minghettis und des auswärtigen Ministers Visconti-Venosta im September 1873 eine Reise nach Wien und Berlin an, welche in I. mit großen Beifallsbezeigungen begleitet, und durch welche Italiens *Anschluß an das Dreikaiserbündnis* besiegelt wurde. Hierdurch ward die italienische Regierung so gekräftigt, daß sie Frankreich gegenüber energischer auftreten konnte, im Oktober ihren Gesandten Nigra von Paris zeitweilig abberief und das Klostergesetz, welches die Aufhebung fast aller Klöster und den Verkauf ihrer Güter anordnete, auch in Rom streng durchführte. Frankreich gewährte I. 1874 die Genugthuung, daß es die Fregatte Orénoque abberief. Im Frühjahr 1875 erwiderte Kaiser Franz Joseph in Venedig, im Oktober Kaiser Wilhelm in Mailand die Besuche des Königs.

Indes trotz dieser Erfolge wurde das Ministerium Minghetti, nachdem wiederholte Angriffe der Linken 1875 mit Mühe durch Erteilung von Vertrauensvoten abgeschlagen worden waren, im März 1876 infolge des Abfalles eines Teils der bisherigen Majorität, nämlich des linken Zentrums und der sogen. Toscaner oder Liberisten, zur Opposition gestürzt. Hiermit hatte die Herrschaft der *Consorteria*, der altliberalen Partei, welche sich um den Kern des alten sardinischen Parlaments gebildet hatte, ihr Ende erreicht, nachdem sie 1860–76 die Regierung in Händen gehabt und die Einheit des Königreichs geschaffen sowie die Finanzen geregelt hatte. Das neue Kabinett ward von den Führern der Linken unter dem Vorsitz von *Depretis* gebildet; neben alten Radikalen und Garibaldinern hatten besonders die Süditaliener in demselben das Übergewicht. Bei den Neuwahlen 5. Nov. 1876 erlangte es das entschiedenste Übergewicht; die ministerielle Partei zählte in der Deputiertenkammer 400 Stimmen, die Altliberalen nur 100. Als ihre Hauptaufgaben bezeichnete die Partei die Abschaffung der besonders drückenden Mahlsteuer und die Reform des Wahlgesetzes durch Erweiterung des Stimmrechts. Aber sobald die Regierung mit positiven Gesetzvorlagen vor die Kammer trat, stieß sie bei ihrer eignen Partei wiederholt auf Widerstand, und die Zersplitterung in der Linken, welche sich in mehrere Gruppen auflöste, wurde durch den Ehrgeiz und die Eifersucht ihrer Führer immer größer und unheilbarer. Die versprochenen Hauptreformen verzögerten sich. Die durchgebrachten Gesetze über den obligatorischen Elementarunterricht und über die Inkompatibilität, welch letzteres alle Geistlichen, Universitätsprofessoren und die meisten Beamtenklassen von der Deputiertenkammer ausschloß, befriedigten nicht. Daher fanden wiederholt Ministerkrisen und ein fortwährender Ministerwechsel statt.

Der König verhielt sich streng konstitutionell und fügte sich der Majorität der Kammer. Als *Viktor Emanuel* 9. Jan. 1878 plötzlich starb, folgte ihm sein einziger Sohn, *Humbert* (Umberto). Derselbe befolgte genau die politischen Grundsätze seines Vaters. Im März 1878 bildete der alte Republikaner *Cairoli* ein neues Ministerium der Linken, mußte aber schon im Dezember wieder Depretis weichen; indem sich einzelne Gruppen der Linken mit der Rechten vereinigten, vermochten sie auch gegen die Majorität ihrer Partei die Minister zu stürzen. Depretis scheiterte schon im Juli 1879 an der Mahlsteuervorlage, welche infolge der Opposition des Senats noch nicht erledigt war. Das neue Ministerium Cairoli erlangte in der Kammer nur die Annahme des Gesetzes über die schrittweise Abschaffung der Mahlsteuer, welcher 1880 auch endlich der Senat zustimmte, und vereinigte sich im November 1879 mit Depretis, der in das Kabinett eintrat, um die zweite Aufgabe der Linken, die Wahlreform, sowie ferner die Abschaffung des Zwangskurses in Angriff zu nehmen. Die von der Regierung ausgeschlossenen Führer der Linken, wie Crispi, Zanardelli, Grimaldi u. a., vereinigten sich mit der Rechten und setzten 29. April 1880 ein Tadelsvotum gegen das Kabinett Cairoli durch. Das letztere antwortete darauf mit der Auflösung der Kammer, erlangte aber bei den Neuwahlen im Mai keine Besserung seiner Stellung, wenn auch die oppositionelle Linke vorläufig sich der Angriffe enthielt und die neue Kammer, nachdem das Ministerium die Gesetzentwürfe über die Wahlreform und die *Abschaffung des Zwangskurses* vorgelegt hatte, demselben 30. Nov., allerdings mit geringer Majorität, ein Vertrauensvotum erteilte. Der letztere Entwurf, welcher bestimmte, daß die Noten der Banken (1860 Mill.) teils eingezogen und durch 640 Mill. Gold- und Silbergeld ersetzt, teils in Staatspapiergeld verwandelt werden sollten, das stets in Gold einzulösen sei, wurde im April 1881 Gesetz und, nachdem eine Anleihe von 644 Mill. aufgenommen worden, 12. April 1883 mit der Ausführung begonnen, die ohne Schwierigkeiten von statten ging, so daß I. einen bedeutenden Fortschritt in der Heilung seiner Finanzverhältnisse zu verzeichnen hatte. Die Rente, welche 1870 auf 30 herabgesunken war, stieg fast auf pari, und auch die Handelsbilanz besserte sich in außerordentlicher Weise. Die Beratung der Wahlreform wurde aber durch ein Ereignis der auswärtigen Politik unterbrochen.

Unter dem Einfluß ihrer doktrinär-radikalen Idee hatten nämlich Depretis und Cairoli die engen Beziehungen zu den drei Kaisermächten gelöst und es vorgezogen, eine Politik der freien Hand zu befolgen, in der Hoffnung, durch diese am leichtesten von den Umständen Vorteil zu ziehen und I. eine neue Gebietsvergrößerung verschaffen zu können. Ja, die Minister duldeten sogar, daß 1878 die Agitation der *Italia irredenta* ganz offen die Annexion von Welschtirol und Istrien nebst Triest als italienischen Län-

dern forderte. Auch in der orientalischen Frage zeigte J. Gelüste auf Albanien und blickte auf die Okkupation von Bosnien durch Österreich mit schlecht verhehltem Neide. Dies hatte die Folge, daß sich J. gänzlich isolierte und, als 1881 Frankreich der Rivalität französischer und italienischer Agenten um den herrschenden Einfluß in **Tunis** durch Besetzung der Regentschaft und Übernahme des Protektorats ein Ende machte, es, obwohl wichtige Interessen seines Handels und seiner Industrie dadurch geschädigt wurden, nichts dagegen einzuwenden wagen durfte. Im Land wie in der Kammer erhob sich aber über diese Preisgebung wichtiger Interessen ein Sturm der Entrüstung, dem Cairoli im Mai 1881 weichen mußte. **Depretis** bildete ein neues Ministerium, in welches Zanardelli und Mancini, dieser als Minister des Auswärtigen, eintraten. Dasselbe nahm die Okkupation von Tunis als eine vollbrachte Thatsache hin, traf aber Anstalten, durch Wiederanknüpfung engerer Beziehungen zu den Kaisermächten ähnlichen Vorfällen vorzubeugen. Der König machte Ende Oktober dem Wiener Hof einen mehrtägigen Besuch. Zugleich nahm aber die Regierung auch eine Verstärkung der Wehrkraft zu Wasser und zu Land in Aussicht.

Die **Wahlreform** nahm die Thätigkeit der Kammer am meisten in Anspruch. Der erste Teil derselben, die Feststellung der Wahlberechtigten, ward Anfang 1882 zum Abschluß gebracht und zwar so, daß fortan alle 21 Jahre alten Italiener, die lesen und schreiben könnten, ferner diejenigen, welche wenigstens 10 Lire jährlich an Staatssteuern zahlten, wahlberechtigt sein sollten; die Zahl der Wähler wurde hierdurch von 632,000 auf 2,600,000 Personen erhöht. Im Mai folgte sodann die Einführung der Listenwahl, durch welche die Zahl der Wahlbezirke auf 138 vermindert wurde, die 3, 4 oder 5 Deputierte zugleich zu wählen hatten. Nachdem die Kammer eine Vermehrung der Heereskadres um vier Divisionen genehmigt hatte, wurde sie 5. Okt. 1882 aufgelöst. Die Neuwahlen (29. Okt.) ergaben die bedeutende ministerielle Majorität von 320 Deputierten. Das Kabinett war also für längere Zeit gesichert, zumal die wichtigsten innern Fragen, Mahlsteuer, Zwangskurs und Wahlreform, gelöst waren und die Budgets steigende Überschüsse aufwiesen. Wenn trotzdem die Dissidenten der Linken im Mai 1883 einen großen Interpellationssturm gegen das Ministerium Depretis unternahmen, so waren weniger sachliche als persönliche Gründe dabei beteiligt, und Depretis zögerte nicht, seine Stellung zu den frühern Parteigenossen Cairoli, Crispi und Nicotera dadurch zu klären, daß er die zwei Minister, welche mit jenen noch zusammenhingen, Zanardelli und Baccarini, zum Ausscheiden bewog und sie durch gemäßigt liberale ersetzte. Die ausgeschiedenen Minister mit ihren Fraktionen vereinigten sich nun mit Cairoli, Crispi und Nicotera zu der sogen. **Pentarchie**, welche die Opposition gegen Depretis beschloß. Dagegen versprach ihm die Rechte unter Minghetti ihre Unterstützung.

Da die Majorität der Kammer Depretis treu blieb, so waren die Ränke der Pentarchie zunächst wirkungslos. Auch der wiederholte Ausbruch der Cholera seit 1884, die besonders in Neapel furchtbar wütete, schadete dem Ansehen des Ministeriums nicht. Der Besuch, den der König Neapel während der schlimmsten Zeit abstattete, trug sehr dazu bei, die Anhänglichkeit an das nationale Herrscherhaus zu verstärken. Was der italienischen Regierung die größten Schwierigkeiten bereitete, war wiederum die **äußere Politik**. Die Italiener, verwöhnt durch ihre frühern mühelosen Erfolge, wurden sofort ungeduldig, wenn sie keine Früchte der europäischen Politik ihrer Regierung sahen, und von dieser Ungeduld ließ sich auch Mancini beeinflußen. Er hatte sich zwar Deutschland und Österreich wieder genähert und hierdurch Italiens Stellung in Europa befestigt. Während er Assab am Roten Meer besetzte und damit den Anfang machte, Italiens Anteil an der kolonialen Entwickelung zu sichern, wachte er mit Eifersucht über die Wahrung der italienischen Interessen in Tripolis und Marokko. Aber daß der Bund mit den Kaisermächten nur dazu dienen sollte, Europa den Frieden zu sichern, genügte den Italienern nicht. Dazu kam, daß der Kaiser von Österreich den Besuch des Königs Humbert nicht erwiderte, und daß Deutschland wieder freundschaftliche Beziehungen mit der päpstlichen Kurie anknüpfte, mit der die Regierung wegen der Einziehung der Güter der Propaganda in den heftigsten Streit geraten war. Jene Haltung der Kaisermächte sah man in Rom als eine Geringschätzung Italiens an und überhäufte Mancini deshalb mit Vorwürfen. Dieser sah sich hierdurch veranlaßt, nach einem größern Erfolg zu streben, der seinen Widersachern den Mund schlösse, und ließ sich verleiten, auf der nach London zur Regelung der ägyptischen Angelegenheiten berufenen Konferenz auf die Seite Englands zu treten, in der Hoffnung, daß dieses J. bei der Unterwerfung des Sudân zuziehen und ihm einen Teil jener Länder einräumen werde. Zu diesem Zweck besetzten italienische Truppen 1884 den wichtigen Hafen **Massaua** (s. d.). Aber 1885 gab England wegen seiner Verwickelungen mit Rußland den Plan, den Sudân wieder zu unterwerfen, auf und zog seine Truppen nach Ägypten zurück. Damit war die Hoffnung Mancinis auf Eroberungen im Sudân vereitelt, und zugleich erwies sich der Negus Johannes von Abessinien den italienischen Annäherungsversuchen gegenüber mißtrauisch und unzugänglich. Die Lage der italienischen Truppen in dem ungesunden Massaua war eine höchst mißliche, und die kostspielige Besetzung schien ganz verfehlt. Mancini wurde daher wegen seiner falschen Berechnung in der Kammer heftig angegriffen und nahm im Juni 1885 seine Entlassung. An seine Stelle trat der bisherige Botschafter in Wien, Graf Robilant.

Indes auch wegen andrer Fragen war die ministerielle Mehrheit der Kammer ins Wanken geraten. Zunächst war die von der Regierung vorgeschlagene Übertragung des Betriebes der Eisenbahnen an zwei Privatgesellschaften erst nach langen Verhandlungen mit Mühe durchgesetzt worden. Dann hatte der Gesetzentwurf über die gleichmäßige Verteilung der Grundsteuer, welche im Süden eine geringere war als im Norden, die Deputierten Süditaliens entfremdet. Dennoch wurde auch das Kataster- und Grundsteuergesetz 5. Febr. 1886 noch angenommen. Als aber der Finanzminister Magliani bei der Beratung des Budgets für 1885/86 im Januar 1886 zugestehen mußte, daß dasselbe einen Fehlbetrag von 20 Mill. aufweise, richtete die Opposition der Pentarchie ihren Hauptangriff gegen die Finanzpolitik der Regierung, und nach heftigen Debatten wurde die von der Regierung gebilligte Tagesordnung 5. März nur mit 242 gegen 227 Stimmen angenommen. Mit so geringer Mehrheit mochte Depretis nicht weiterregieren, und da ein andres Kabinett überhaupt auf keine Mehrheit rechnen konnte, so wurde die Kammer im April aufgelöst und für den 23. Mai Neuwahlen ausgeschrieben. Dieselben ergaben für Depretis eine Mehrheit von über 60 Stim-

men, so daß er seine Stellung für wiederum befestigt halten durfte.

Der Minister des Auswärtigen, Graf Robilant, war besonders bemüht, die äußere Lage Italiens zu sichern. Zwar waren die Beziehungen zu Frankreich keine feindseligen, aber Konflikte doch möglich; auch wurden zwei Entwürfe eines Handelsvertrags zwischen Frankreich und J. von den französischen Kammern abgelehnt. England war J. freundschaftlich gesinnt, konnte aber keine wirksame Hilfe leisten. Unter diesen Umständen schloß Robilant anfangs 1887 ein Verteidigungsbündnis mit Deutschland und Österreich ab, welches J. für den Fall eines französischen Angriffs auf Deutschland zum thätigen Eingreifen verpflichtete, dafür ihm aber auch den Beistand der beiden Kaiserreiche gegen jeden Angreifer zusicherte. Da trat ein unerwartetes Ereignis ein. Die Italiener hatten, von Massaua aus ins Innere vordringend, Saati besetzt und dort ein Fort errichtet. Dies wurde von den Abessiniern unter Ras Alula im Januar 1887 angegriffen und eine mit Vorräten Saati zu Hilfe gesandte Truppenabteilung, 3 Kompanien Infanterie mit einer Mitrailleusenabteilung, bei Dogali 25 Jan. von einem übermächtigen abessinischen Heer vernichtet; nur 90 Verwundete konnten sich retten. Der in Massaua befehligende General Gené zog sofort die vorgeschobenen Posten ein und verlangte Verstärkungen. Das Ministerium machte 1. Febr. der Kammer hiervon Mitteilung und verlangte die Bewilligung von 5 Mill. für die Verstärkung der Truppen in Massaua, die sofort ausgesprochen wurde. Bei den weitern Verhandlungen wurden aber Robilant und der Kriegsminister Ricotti heftig getadelt, weil sie die Schwierigkeiten in Massaua unterschätzt hatten, und als Depretis ein Vertrauensvotum verlangte, wurde dasselbe 8. Febr nur mit einer Mehrheit von 34 Stimmen erteilt. Robilant reichte hierauf seine Entlassung ein, und um eine völlige Neubildung des Kabinetts zu ermöglichen, dankte das ganze Ministerium ab. Doch scheiterten alle Versuche andrer Staatsmänner, ein Ministerium mit einer großen Mehrheit der Kammer als Stütze zu bilden, und nachdem sich die Kammer 11. März für Depretis ausgesprochen, übernahm dieser die Neubildung des Kabinetts. Dieselbe gelang Anfang April, nachdem die Ministerkrisis fast zwei Monate gedauert hatte. Von den alten Ministern blieben Depretis, der das Auswärtige übernahm, der Finanzminister Magliani, der Marineminister Brin, der Unterrichtsminister Coppino und der Handelsminister Grimaldi; neu traten ein Crispi (Inneres) und Zanardelli (Justiz), bisher Führer der Pentarchie, Bertolè-Viale (Krieg) und Saracco (öffentliche Arbeiten). Das neue Ministerium erklärte 18. April in der Kammer, daß es zwar dabei bleibe, daß das Ziel der Besetzung von Massaua ein handelspolitisches sei, aber es für unerläßlich halte, das Ansehen der italienischen Waffen wiederherzustellen und die bei Dogali gefallenen Italiener zu rächen. Dies Programm wurde von der Kammer gutgeheißen und die Vorbereitungen für das Einschreiten in Abessinien sowie die Bildung eines Kolonialkorps genehmigt. In Europa wurde an der von Robilant eingeschlagenen Richtung der auswärtigen Politik, für welche der König selbst

(Vened. 1771), das »Archivio storico italiano« (Flor. 1838–51, Bd. 1–16 nebst Supplementbänden), Molinis »Documenti di storia italiana« (das. 1836, Bd. 1) und Tostis »Archivio Cassinese« (Neap. 1850, 2 Bde.) zu nennen. Vgl. dazu Balzani, Le cronache italiane nel medio evo (Mail. 1884).

[Allgemeine Werke.] Guicciardini, Istoria d'Italia (Flor. 1561 u. öfter; am besten von Rosini, Pisa 1819, 10 Bde.); Muratori, Annali d'Italia (Mail. 1744–49 u. öfter, 12 Bde.; deutsch, Leipz. 1745–50, 9 Bde.; mit den Fortsetzungen von Visconti, Rom 1790, 5 Bde., und von Coppi, das. 1818; 4. fortgesetzte Aufl., Bd. 1–8, das. 1848–51); Cantù, Storia degli Italiani (Turin 1854, 6 Bde.); Bossi, Storia antica e moderna d'Italia (Mail. 1819–23, 19 Bde.); Sforzosi, Compendio della storia d'Italia (Par. 1837); die »Storia d'Italia« von Campiglio (Mail. 1835–37, 7 Bde.), La Farina (Flor. 1846 f., 4 Bde.), Balbo (Turin 1841), Levati, fortgesetzt von Cantù (2. Aufl., Mail. 1842), Borghi (Flor. 1841–44, 3 Bde.) ꝛc.; Villari, Storia politica d'Italia (Mail. 1883 ff., 8 Bde.); Zeller, Histoire resumée d'Italie (4. Aufl., Par. 1886); Lebret, Geschichte von J. (Halle 1778–87, 9 Bde.); Fantin Desodoards, Histoire d'Italie (Par. 1802–1803, 9 Bde.); Leo, Geschichte der italienischen Staaten (Hamb. u. Gotha 1829–32, 5 Bde.); Reumont, Beiträge zur italienischen Geschichte (Berl. 1853–57, 6 Bde.); Derselbe, Geschichte von Rom (das. 1867–70, 3 Bde.).

[Ältere Geschichte.] Bis zum Untergang des weströmischen Reichs: Micali, L'Italia avanti il dominio de' Romani (4. Aufl., Flor. 1810–31, 4 Bde.); Garzotti, Storia d'Italia sotto il governo degli imperatori (Capolago 1843, 2 Bde.); Derselbe, Della condizione di Roma, d'Italia e dell' imperio romano sotto gli imperatori (das. 1843–46, 5 Bde.). Mittelalter: Bertolini, Storia della dominazioni germaniche in Italia dal V all' XI secolo (Mail. 1880); Sismondi, Histoire des républiques italiennes du moyen-âge (Par. 1809–18, 16 Bde.; 2. Aufl. 1818, Bd. 1–8; deutsch, Zürich 1807–24, 16 Bde.); K. Hegel, Geschichte der Städteverfassung in J. (Leipz. 1847, 2 Bde.); J. Ficker, Reichs- und Rechtsgeschichte Italiens (Innsbr. 1868–73, 4 Bde.); Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter (4. Aufl., Stuttg. 1886 ff., 8 Bde.); Troya, Storia d'Italia del medio evo (Neap. 1839–59, 17 Bde.); Morbio, Storie de' municipj italiani (Mail. 1836–1846, 6 Bde.).

[Neuere Zeit.] Botta, Storia d'Italia dall' 1490–1814 (Par. 1832, 20 Bde.) und »Storia d'Italia dall' 1789–1814« (2. Aufl. 1869, 4 Bde.; deutsch von Förster, Quedlinb. 1827–31, 8 Bde.); Reuchlin, Geschichte Italiens von der Gründung der regierenden Dynastien bis auf die Gegenwart (Leipz. 1859–73, 4 Bde.); Ruth, Geschichte von J., 1815–50 (Heidelb. 1867, 2 Bde.); Montanelli, Memorie sull' Italia del 1814 al 1850 (Turin 1854–55, 2 Bde.); La Farina, Storia d'Italia del 1815 al 1850 (2. Aufl., Mail. 1864, 2 Bde.); Bianchi, Storia della diplomazia europea in Italia dal 1814 al 1861 (Turin 1865–72, 8 Bde.); Butt, History of Italy from the

1863 (Zürich 1864); Nisco, Storia civile del regno d'Italia (Neapel 1885 ff., 4 Bde.); Corti, Das einige J. (deutsch, Hamb. 1885); d'Azeglio, L'Italie de 1847 à 1865, correspondance politique (2. Aufl., Par. 1867); La Porta, L'Italia nel mezzo del secolo decimonono, segnatamente nell' ultimo quinquennio del 1859 al 1864 (Velletri 1865); Coppi, Annali d'Italia del 1750, Bd. 15: 1860—61 (Rom 1868); Sirao, Storia delle rivoluzioni d'Italia del 1846 al 1866 (Mail. 1867, 2 Bde.); Bazancourt, La campagne d'Italie (deutsch, Naumb. 1860); Rüstow, Der italienische Krieg 1859 (3. Aufl., Zürich 1860); Derselbe, Der italienische Krieg 1860 (das. 1861); Duquet, La guerre d'Italie 1859 (Par. 1882).

Italienische Litteratur. Die ältesten Denkmäler der italienischen Nationallitteratur reichen in ihrem Lebensalter wenig über den Anfang des 13. Jahrh. hinaus. Nur langsam hatte sich das Material derselben, die italienische Volkssprache (lingua volgare), entwickelt; denn die lateinische Sprache erhielt sich in ihrer eigentlichen Heimat länger als in den Wohnsitzen der übrigen Romanen, und bis ins 13. Jahrh. behauptete sie jenseit der Alpen auf der Kanzel, im Gerichtssaal und zum Teil auch auf der Rednerbühne ihre Stätte. So kam es, daß das Italienische später als die übrigen südeuropäischen Idiome zu grammatischer Gliederung und syntaktischer Ausbildung gelangte und infolgedessen auch der Beginn der eigentlich italienischen Litteratur in eine verhältnismäßig späte Zeit fällt. Wir zerlegen dieselbe nach ihrer geschichtlichen Entwickelung in fünf Perioden, von denen die erste das Erwachen der Dichtkunst in J. (anfangs unter provençalischem Einfluß) und das Auftreten der ersten großen nationalen Dichter und Schriftsteller (13.—14. Jahrh.) umfaßt, die zweite durch die Herrschaft der altklassischen Studien (15. Jahrh.), die dritte durch glückliche Verschmelzung italienischer Bildung mit der antiken (16. Jahrh.) charakterisiert ist, während die vierte Periode (17. und 18. Jahrh.) die Zeiten des Verfalles, der sich unter französischem Einfluß vollzieht, die fünfte endlich die Epoche des modernen Aufschwunges der Litteratur im Dienst patriotischer Ideen (19. Jahrh.) begreift.

Erste Periode (13.—14. Jahrh.).

Wenn wir die i. L. noch in ihren Anfängen begriffen sehen zu einer Zeit, in der das örtlich unfern stehende Provençalische bereits seine völlige Entwickelung erreicht, ja überschritten hatte, so erklärt sich das mit aus der eigentümlichen Kulturentwickelung der italienischen Nation. Die feinen Formen mittelalterlicher Bildung, welche im südfranzösischen Rittertum ihre reichste Gestaltung gefunden hatten, faßten in Italien schwerer Fuß als im übrigen Abendland. In Oberitalien, wo der eigentliche Schwerpunkt des italienischen Nationallebens während des Mittelalters zu suchen ist, hatte man am wenigsten Neigung zur ritterlichen Phantastik; praktisch bürgerliche Richtung des öffentlichen Lebens waltete dort vor. Nur im Süden Italiens war das eigentliche Ritterwesen, eingeführt durch die eingewanderten Normannen, wahrhaft heimisch. Schon im 12. Jahrh. fing die provençalische Dichtung an, ihren Einfluß auf Italien zu äußern. Neben den in Oberitalien seit jener Zeit an den kleinen Höfen auftretenden Troubadouren erwarben sich dann allmählich auch Italiener durch kunstreichen Gesang in provençalischer Sprache gefeierte Namen. So vor allen Sorbello von Mantua (13. Jahrh.), den selbst Dante rühmend nennt. Aber das Leben der echt italienischen Poesie hat seine Wiege in Sizilien gefunden, an dem Hofe Friedrichs II., des Hohenstaufen, der selbst mit seinem berühmten Kanzler Pier delle Vigne (Peter de Vineis) die Dichtkunst übte und an seinem Hof eine zahlreiche Schar von Dichtern sammelte, die im ganzen freilich erst bloße Nachahmer der Provençalen waren. Unter ihnen gilt als ältester Poet Italiens Ciullo d'Alcamo (gest. 1194), von dem uns ein einziges Gedicht, eine Kanzone, erhalten ist, das Gespräch eines Liebhabers und seiner Dame, in der Diktion noch äußerst roh, in der Sprache ein Gemisch von sizilischen, provençalischen, spanischen, französischen, lateinischen und griechischen Dialektelementen. Neben und nach ihm glänzten an Friedrichs Hof Guido delle Colonne, Jacopo da Lentino (genannt il Notajo), Mazzeo Ricco und die Sizilierin Nina, Italiens älteste Dichterin, berühmt nicht nur durch ihre Verse, sondern fast mehr noch wegen ihres poetischen Liebesverhältnisses zu dem toscanischen Dichter Dante von Majano, der um 1290 blühte.

Nach Auflösung des sizilischen Poetenkreises gewann die »heitere Wissenschaft« (gaia scienza) einen neuen Mittelpunkt in Bologna. Unter den Dichtern, welche im 13. Jahrh. sich nach der alten berühmten Universität gezogen hatten und von dort aus Ruf und Ehren erlangten, sind hervorzuheben: Guido Guinicelli (gest. 1276), durch ebenso anmutige Bilder wie tiefe Gedanken ausgezeichnet; Guido Ghislieri, Semprebene, Onesio, Folcacchiero de' Folcacchiert, der Sonettendichter Fra Guittone d'Arezzo (gest. 1294) u. a. m. Diese sämtlich gebrauchen noch die rohere sizilische Mundart. Nur weniges von ihren Dichtungen, und unter diesem nicht einmal alles unzweifelhaft von ihnen herrührend, hat sich erhalten. Alle Genannten übertrifft an Bedeutung Guido Cavalcanti aus Florenz (gest. 1300), ein Mann von umfassender Bildung, als Philosoph von Boccaccio und Dante (der ihn den ersten seiner Freunde nennt) gerühmt, wichtiger aber als Förderer der Entwickelung der italienischen Sprache und als Poet, der namentlich in kleinern anspruchslosen Gedichten Vortreffliches leistete. Die meisten Produkte der italienischen Dichtung des 13. Jahrh. bringen in den Formen der Kanzone und des Sonetts und in längern Gedichten formfreierer Art nur leere Liebesklagen ohne wahres Gefühl, ohne rechte Natürlichkeit; das Interesse, welches sie gewähren, ist ein vorzugsweise sprachliches. Im geringern Grade trifft dieser Tadel zu bei Fra Jacopone da Todi (gest. 1306), von dem wir eine große Zahl geistlicher Gedichte haben, die, in der Sprache roh, an Tiefe und Innigkeit des Gefühls sowie durch die Freimütigkeit, mit der sie die kirchlichen Gebrechen der Zeit rügen, alle andern poetischen Leistungen jener Epoche übertreffen. Auch schöne lateinische Lieder von ihm haben sich erhalten (darunter das ihm zugeschriebene »Stabat mater«). Mehr als Lehrer Dantes denn als Dichter berühmt ist Brunetto Latini (gest. 1294), dessen poetisches Hauptwerk: »Tesoretto«, zeigt, daß er viel zu sehr Rhetoriker und viel zu sehr verstrickt in die Philosopheme der Scholastik war, als daß er wahrhaft Dichterisches hätte schaffen können. Sein Schüler Dante Alighieri (1265—1321) überragt nicht nur alle bereits erwähnten Dichter der Anfangszeit italienischer Poesie, er ist nicht nur weitaus der größte poetische Genius, den Italien hervorgebracht hat, sondern er ist auch einer der unsterblichen Dichter, welche allen Zeiten und Völkern angehören. Mit einer

Sprache, die er zum Teil erst aus ungefügen und rohen Elementen schaffen mußte, stellt er in seinen weltumfassenden Gedanken und den tiefsinnigsten Bildern, welche je eines Dichters Phantasie formte, die gewaltigsten Ideen dar, welche den Menschengeist überhaupt erfüllen und den Geist seiner Zeit insbesondere bewegten. Seine Nachahmer und Zeitgenossen vermochten nicht, indem sie ihm in der Anwendung der Allegorie folgten, diese mit wirklich poetischem Leben auszustatten, und ihre Lehrgedichte arteten in leere Spielerei und dürre Nüchternheit aus. Unter den dahin gehörigen Werken sind zu nennen das »Quadriregio« des Federigo Frezzi aus Foligno, welches in 4 Büchern und 74 Capitoli eine treffende moralisch-allegorische Darstellung der Welt und der Menschen enthält; ferner Fazzio degli Ubertis (gestorben um 1366) »Dittamondo«, welches für die irdische Welt das leisten sollte, was Dante für die übersinnliche beabsichtigte. Als Gegner Dantes ist bekannt Cecco (Francesco) d'Ascoli (1327 als Ketzer verbrannt), dessen Gedicht »Acerba« ein wunderliches unpoetisches Gemisch von Unsinn und Scharfsinn, Aberglauben und scholastischer Gelehrsamkeit ist. Noch unbedeutender als Dichter ist Francesco da Barberini (gest. 1348), dessen »Documenti d'amore« Regeln zu einem klugen und gottgefälligen Lebenswandel enthalten, während er in dem Buch »Del reggimento e de' costumi delle donne« Lehren für Frauen jedes Standes und Alters gibt. Neben solchen meist in allegorisches Gewand sich kleidenden ethischen, religiösen Dichtungen erscheint die rein lyrische Poesie der Italiener aus jener Zeit in glänzendem Lichte. Dieselbe (wie überhaupt die italienische Lyrik) hat ihren Gipfelpunkt in Francesco Petrarca (1304–74), dem Sänger der Liebe und des Liedes, dessen »Rime« (namentlich die Sonette und Kanzonen) sich durch höchste formelle Vollendung auszeichnen und nicht nur auf die italienische, sondern auf die gesamte moderne Litteratur einen unbestrittenen Einfluß ausübten. Von seinen Zeitgenossen, welche, mit Ausnahme des Cino da Pistoja (eigentlich Sinibaldi, gest. 1336) und des Boccaccio, in poetischer Hinsicht unendlich weit unter ihm stehen, genügt es, die Namen Antonio de Ferrara (gest. 1363), Francesco degli Albizzi (Freund und Verwandter des Petrarca, gest. 1348), Sennuccio del Bene (gest. 1349), ferner die beiden Montemagno (Oheim und Neffe) und Zenone de' Zenoni aus Pistoja zu erwähnen. Auch von der heil. Catarina da Siena (gest. 1380) haben wir einige geistliche Gedichte, die jedoch unbedeutend sind. Rittergedichte dieser Periode, nach dem Vorbild der »Teseide« des Boccaccio in Ottaven abgefaßt, sind: »Buovo d'Antona« (um 1300), »La Spagna« in 40 Gesängen, von Sostegno de' Zanobi, »La regina Ancroja« u. a. Nennenswert ist endlich noch Antonio Pucci, ein florentinischer Glockengießer (gest. 1373), welcher das erste Beispiel der burlesken Poesie gegeben und eine Chronik des Giovanni Villani unter dem Titel: »Centiloquio« von Anfang bis zu Ende in Reime gebracht hat.

Die Prosa des ersten Zeitraums italienischer Litteratur umfaßt die Proben erster unbehilflicher Versuche und zugleich die Erzeugnisse klassischer Vollendung. Als das älteste Produkt der dichterischen Prosa der Italiener ist anzusehen ein vom heil. Franziskus (gest. 1226) in rhythmischer Diktion verfaßtes Lob Gottes, bekannt unter dem Namen »Cantico del sole«. Aus etwa der gleichen Zeit stammt eine trefflich geschriebene Übersetzung der Schrift des Cicero: »De oratore« von Fra Guidotto da Bologna, um 1257 dem König Manfred dediziert. Für die ältesten Geschichtswerke in italienischer Sprache galten bisher die »Diurnali« des Matteo Spinelli aus Giovenazzo, die florentinische Chronik des Ricordano und Francesco Malespini und die des Dino Compagni. Nachdem diese jedoch sämtlich in neuester Zeit als Fälschungen erkannt oder verdächtig geworden sind, muß Giovanni Villani (gest. 1348), der die Geschichte seiner Vaterstadt Florenz von ihrer Gründung an bis zu seinem Tod beschrieb, als der Vater der italienischen Geschichtschreibung betrachtet werden. Ein in mannigfacher Hinsicht merkwürdiges Buch aus jener Zeit ist der unter dem sonderbaren Namen »Il millione« bekannte Reisebericht des Venezianers Marco Polo (gest. 1323). Neben diesen Prosawerken ernster Gattung entstanden damals Aufzeichnungen von Ereignissen des alltäglichen Lebens, Sammlungen von Schwänken und Anekdoten voll Witz und Derbheit, Übermut und Lüsternheit. Wie die Geschichtschreibung, wollten diese Erzeugnisse der erzählenden Prosa die reale Welt darstellen, aber nur verfeinert und emporgehoben in die Sphäre des Künstlerischen. Die italienische Nation besaß oder besitzt gerade für solche Hervorbringungen eine angeborne große Begabung. Aus der Anekdote entwickelte sich die Gattung der Novelle, welche in Italien zur klassischen Vollendung gedieh. Die italienischen Novellisten schöpften, wie schon die älteste Novellensammlung der Italiener, die »Cento novelle antiche« (auch »Il novellino« genannt), gegen das Ende des 13. Jahrh. von verschiedenen unbekannten Dichtern verfaßt, bereits besonders gern aus den Fabliauxdichtungen der nordfranzösischen Trouvères. Der Preis in dieser Gattung der Erzählung wird allgemein dem Boccaccio (1313–75), dem dritten dichterischen Genius Italiens im 14. Jahrh., zuerkannt, dessen übrige zahlreiche und gelehrte Werke durch seine Novellensammlung, das berühmte »Decamerone«, fast in Vergessenheit gebracht worden sind. Durch Boccaccio ist die Novelle zu einer Lieblingsdichtung der Italiener geworden, welche davon viele Sammlungen, die mehr oder weniger Nachahmungen des »Decamerone« sind, besitzen, wovon indessen nur zwei dieser ersten Periode angehören, nämlich die Novellen des Franco Sacchetti (gestorben nach 1400), welche sich durch einfach natürliche Erzählung und reine Sprache auszeichnen, aber mehr Anekdoten, Stadtgeschichten und Schwänke als eigentliche Novellen sind, und das sogen. »Pecorone«, eine Sammlung von 50 Novellen von Ser Giovanni, wahrscheinlich einem Verbannten aus Florenz, der das Werk 1378 zu Dovadola bei Forli begann. Kunstloser in der Sprache, meist aus dem Provençalischen und Französischen frei übersetzt, zum Teil nur aus der Sage geschöpft oder selbsterfundenen Stoff willkürlich behandelnd sind die damals vielgelesenen Volksbücher: »I reali di Francia«, in 6 Büchern in Prosa, ursprünglich vielleicht lateinisch abgefaßt, aber schon Ende des 13. oder im 14. Jahrh. ins Italienische übersetzt und verarbeitet, die märchenhafte Genealogie Karls d. Gr. und seines Geschlechts enthaltend; ferner »Guerrino di Durazzo« oder »Il Meschino«, welches bis in die neueste Zeit, aber mit mancherlei Veränderungen und Verstümmelungen wieder abgedruckt worden ist; »Dell' illustre e famosa historia di Lancilotto del Lago«, schon vor Dante ein beliebtes Buch; »Delle opere magnanime de' due Tristani, cavallieri invitti della tavola rotonda« u. a., welche ungedruckt geblieben sind. Erst in neuerer

Zeit zum erstenmal gedruckt ist »Fortunatus Siculus ossia l'aventuroso Siciliano, di Bosone da Gubbio«, angeblich 1311 von einem Freunde des Dante geschrieben. Der Belehrung oder Erbauung gewidmet sind des Piero de' Crescenzi »Trattato dell' agricoltura« und Jacopo Passavantis (gest. 1357) »Specchio di vera penitenza« sowie die vielen, aber in roher Sprache, zum Teil aus dem Lateinischen übersetzten asketischen Schriften des Fra Domenico Cavalca aus Pisa (gest. 1342). Ausgezeichnet für die Sprache sind die »Ammaestramenti degli antichi« von Bartolommeo da Santa Concordia aus Pisa (gest. 1347) sowie Agnolo Pandolfinis (gest. 1446) »Trattato del governo della famiglia«, ein Buch voll gesunder Lebensregeln in einfacher und kerniger Sprache. Unter den berühmten Rechtsgelehrten dieser Periode, die zugleich eine wissenschaftliche Litteratur schufen, ist zuerst Irnerius als derjenige zu nennen, welcher die bisher gebrauchten dürftigen Auszüge beseitigte und dafür das Studium der Quellen wieder in Aufnahme brachte. Die berühmtesten Glossatoren des 13. Jahrh. sind: Pilius, Azzo, Odofredus, Accursius, Bartolus von Sassoferrato und Baldus von Perugia. Als der berühmteste Kanonist dieser Periode gilt J. Andreä, welcher einen lange Zeit hochgeschätzten Kommentar (»Novellae«) verfaßte.

Zweite Periode (15. Jahrh.).

Die zweite Periode umfaßt das 15. Jahrh., welches für Italien das Zeitalter der Philologie ist. In keinem andern Land ist das wieder erwachte Studium des Altertums mit so großem und allgemeinem Eifer und so glänzendem Erfolg betrieben worden wie damals in Italien. Mit einem Ernst ergab man sich diesen Studien, der nicht bloß die Kenntnis des Altertums erwerben, sondern dieses selbst in Gesinnung und Leben, sogar mit Hintansetzung des Christentums, wieder auferwecken wollte. Aus Petrarcas Schule ging der Mann hervor, welcher weniger durch Schriften als durch sein Lehrtalent am meisten zur Verbreitung dieser Studien beigetragen hat, Giovanni da Ravenna (gest. 1420), dessen unmittelbare oder doch mittelbare Schüler fast alle berühmten Philologen jener Zeit gewesen sind. Die Häupter der philologischen Schule ihrer Zeit, durch Schriften, aber auch durch wütende Streitigkeiten berühmt, sind: Poggio Bracciolini (gest. 1459), Francesco Filelfo (gest. 1481), Laurentius Valla (gest. 1457), Angelo Poliziano (gest. 1494), Marsilio Ficino (gest. 1499). Ihnen standen würdig zur Seite: Leonardo Bruni (gest. 1444), Ambrogio Traversari, bekannter unter dem Namen Ambrosius Camaldulensis (gest. 1439), Cristoforo Landino (gest. 1504), Pico von Mirandola (gest. 1494) u. a. Bei dem Eifer, sich ausschließlich mit dem Altertum zu befassen und die hinterlassenen wissenschaftlichen Schätze der alten Griechen und Römer auszubeuten, konnte es nicht fehlen, daß auch dichterische Geister zu ihren poetischen Erzeugnissen der alten römischen Sprache sich bedienten. Zu den berühmtesten lateinischen Dichtern dieses Zeitraums gehören, außer einigen der vorhin schon genannten Philologen, namentlich Filelfo, noch folgende: Matteo Veggio aus Lodi (gest. 1458), Tito Vespasiano Strozzi (gest. 1508) und sein Sohn Ercole, Battista Mantovano (gest. 1516), Antonio Beccadelli, bekannter unter dem Namen Panormita, auch als Geschichtschreiber von Ruf (gest. 1471), und sein Schüler Giovio Pontano (gest. 1503); auch ein Grieche von Geburt, M. Marullo Tarchaniota (gest. 1500).

Im Vergleich mit der vorigen Periode erscheint diese zweite arm an bedeutenden Schriftstellern in der Muttersprache; das allgemeine Verlangen der Schriftsteller, sich an die Alten anzuschließen und die römische Litteratur gleichsam fortzusetzen, ließ die in italienischer Sprache geschriebenen und ebendarum jedem zugänglichen Werke als unbedeutend und plebejisch erscheinen. Ganz besonders dürftig ist in dieser Hinsicht der Anfang dieses Abschnitts, und in dem ganzen ein Jahrhundert langen Zeitraum von dem Tod Petrarcas (1374) bis auf die glänzenden Zeiten Lorenzos des Erlauchten, am Ende des 15. Jahrh., sind kaum zwei oder drei Dichter von einiger Bedeutung zu nennen. Giusto de' Conti da Valmontone (gest. 1449) wird als einer der glücklichsten Nachahmer Petrarcas betrachtet, obgleich bei ihm oft genug gesuchter Witz die Stelle des Geistes und des Gefühls vertritt. Der lustige Barbier Domenico Burchiello (gest. 1448) zu Florenz hat eine Sammlung jetzt fast vollkommen unverständlicher Sonette hinterlassen, welche von den Liebhabern florentinischer Volkswitze lange Zeit hoch geschätzt und von mehreren kommentiert worden ist. Die Manier seiner Sonette hat sogar Nachahmer gefunden, und solche Gedichte wurden »Burchiellesca« genannt. Erst gegen das Ende des 15. Jahrh. wendeten sich auch bedeutende und edle Geister wieder der lange vernachlässigten und verachteten Muttersprache zu. Namentlich verdient Lorenzo de' Medici (gest. 1492) neben die bessern Lyriker Italiens gestellt zu werden, insofern er sich durch die Gewandtheit, Anmut und den Geist, womit er kleine Ereignisse seines Privatlebens und geselligen Kreises zu artigen Werken scherzenden und satirischen oder auch ernsten Inhalts zu benutzen verstand, auch als Improvisator weit über seine Zeitgenossen erhebt. Neben ihm und als Genosse seiner Studien ist vornehmlich Angelo Poliziano (gest. 1494) zu nennen, dessen »Favola d'Orfeo« das erste selbständige und wirklich ausgeführte italienische Drama ist. Zu den nähern Freunden Lorenzos gehörten ferner die drei Dichterbrüder Bernardo, Luca und Luigi Pulci, von denen sich aber nur der dritte, Luigi (gest. 1487), einen bleibenden Namen erworben hat. Durch sein romantisches Rittergedicht »Morgante Maggiore«, in welchem ein Stoff aus dem Sagenkreis von Karl d. Gr., der bisher schon roh-volksmäßige Bearbeitungen durch herumziehende Sänger erfahren hatte, zum erstenmal in kunstmäßiger Gestalt erscheint. In ernsterer Weise behandelte das Rittergedicht Matteo Maria Bojardo, Graf von Scandiano (gest. 1494), in seinem demselben Sagenkreis angehörigen Heldengedicht »Orlando innamorato«, besonders indem er die edlere Liebe, welche bisher der Sage von Roland gefehlt hatte, derselben als einen neuen Schmuck zuwendete. Sein Hauptverdienst jedoch ist, daß er nicht allein den schon vor ihm bekannten Helden der Sage scharf ausgeprägte und durchgeführte Charaktere gegeben, von denen seine Nachfolger nicht abzuweichen wagten, sondern daß er auch mit wahrhaft schöpferischer Kraft eine bedeutende Zahl selbsterfundener Helden hinzugedichtet und ihnen durch seine Darstellung fast historische Wahrheit und Würde gegeben hat. Wie die Pulci für die Medici, so bearbeitete Francesco Cieco da Ferrara (gest. 1495) in seinem »Mambriano« die Heldensage für seine Gönner, die Gonzaga. Die als Folge der unter den Mediceern verlornen Freiheit im Volk durchweg herrschend gewordene sinnliche Lebensrichtung, der hochmütige, wahrhaft antichristliche Sinn der zahlreichen Gelehr-

ten und das sittliche Verderben der Geistlichkeit mußten notwendig als Gegensatz eine christlich-asketische Richtung hervorrufen, welche denn auch in dem bekannten Dominikaner Girolamo Savonarola gegen Ende des 15. Jahrh. hervortrat. Unter den gebildeten Männern, welche seine eifrigen Anhänger wurden, verdient vor allen Girolamo Benivieni (gest. 1542) genannt zu werden, dessen Gedichte sich vor denen der meisten seiner Zeitgenossen nicht allein durch Reinheit der Sprache, sondern vorzüglich durch Reinheit des Sinnes und hohe Frömmigkeit auszeichnen. Aus der großen Schar der Lyriker dieser Zeit heben wir folgende hervor: Bernardo Bellincioni (gest. 1491), Feo Belcari (gest. 1454), welcher außer lyrischen Gedichten auch mehrere geistliche Mysterien schrieb, Antonio Alamanni und Giovanni Acquietini, welche in der burlesken und beißenden Art des Burchiello schrieben. Andre nahmen sich Petrarca zum Muster, so Francesco Cei, Gasparo Visconti aus Mailand (gest. 1499), Agostino Staccoli (gest. 1485). Serafino Aquilano aus Aquila in den Abruzzen (gest. 1500) machte sich durch seine Improvisationen an den Höfen beliebt. Namentlich aber war Bernardo Accolti aus Arezzo, mit dem Zunamen l'Unico (gest. 1534), als Improvisator berühmt.

An ausgezeichneten Prosaikern fehlt es in dieser Periode fast ganz. Von den Novellendichtern sind zu erwähnen: Masuccio von Salerno (um 1470), der unter dem Titel: »Novellino« 50 Novellen herausgab, die sehr freimütig und besonders gegen die Geistlichkeit gerichtet sind, Sabadino degli Arienti aus Bologna (gestorben um 1506), der unter dem Titel: »Le Porrettane« 71 Novellen in fast barbarischer Sprache schrieb, und Gentile Sermini aus Siena, von welchem 40 Novellen in sienesischer Mundart erhalten sind. Bei weitem bedeutender sind die Schriften einiger Künstler und Historiker. Leon Battista Alberti (gest. 1490) schrieb über Bildhauerei, Malerei und Architektur und einen Dialog: »Della famiglia«, über das Glück eines zurückgezogenen und stillen Lebens, und Leonardo da Vinci (gest. 1519) verfaßte einen »Trattato della pittura«. Von Historikern, welche in italienischer Sprache geschrieben, sind zu erwähnen: Pandolfo Collenuccio aus Pesaro (gest. 1504), welcher eine Geschichte von Neapel schrieb, auch einige Komödien des Plautus zum Behuf der Aufführung übersetzte, Bernardino Corio aus Mailand (gest. 1519), der eine Geschichte dieser Stadt schrieb, welche eine sehr zuverlässige Quelle für die Begebenheiten seiner Zeit ist, die Florentiner Buonaccorso Pitti, Piero Buoninsegni, Goro, Dati u. a. In lateinischer Sprache schrieben: Äneas Sylvius Piccolomini (später Papst Pius II., gest. 1464), Marcantonius Sabellicus (eigentlich Coccio, gest. 1506), der erste bedeutendere Geschichtschreiber Venedigs, Bernardus Giustinianus (gest. 1489), der die ältere Geschichte von Venedig behandelte, und Georgius Stella (gest. 1420), Verfasser einer Geschichte von Genua. Was die Reisebeschreibungen dieser Periode anlangt, so muß hier des Venezianers Cadamosto gedacht werden, welcher die Beschreibung seiner beiden Seereisen im Atlantischen Meer hinterlassen hat. Ebenso hat Chr. Kolumbus (gest. 1506), viel schriftliche Nachrichten über seine Entdeckungen geliefert. Ferner verfaßte der Florentiner Amerigo Vespucci (gest. 1512) die erste ausführliche Beschreibung der neuentdeckten Länder. Marino Sanudo und Giorgini lieferten die ersten Beschreibungen Ägyptens, und Girolamo Benzoni versuchte sich schon mit einer Geschichte der Neuen Welt. — Die Philosophie suchte sich nicht nur von den Fesseln der Scholastik, den Lehren der Peripatetiker und Humanisten sowie von allem Aberglauben freizumachen, sondern ging bereits so weit, alle positive Religion zu verwerfen. Petrus Pomponatius (Pomponazzi, gest. 1524), welcher die Unsterblichkeit der Seele in Abrede stellte, soll sich sogar den Beifall des Papstes Leo X. erworben haben.

Dritte Periode (16. Jahrh.).

Die dritte Periode begreift das 16. Jahrh. Im Anfang derselben kämpft die in der vorigen fast allein herrschende philologische Richtung noch eine Zeitlang mit der immer mächtiger hervortretenden echt nationalen, bis endlich beide sich (und das bildet den wahren Glanzpunkt dieses Abschnitts) auf das innigste durchdringen. Der Sieg der nationalen Richtung ist nun entschieden; aber wie im 15. das einseitige Studium des Altertums jenes wahrhaft volkstümliche fast erdrückte, so entfaltet sich nun dieses wiederum gegen das Ende dieser Periode zum Nachteil und bis zum allmählichen Absterben der philologischen Studien, mit welchen aber auch der Nationallitteratur Haltung und Maß entzogen wurde. Was zuerst das Epos in diesem Jahrhundert betrifft, so läßt sich bei einigen Dichtern sowohl in der Wahl des Stoffes als in der Behandlung noch deutlich die Vorliebe für das Antike erkennen, während andre uns das Antike vom Modern-Nationalen überwunden und mit demselben assimiliert, beides in schöner Harmonie verschmolzen zeigen, noch andre die Reminiszenz an das Altertum nur als Gegenstand des Scherzes betrachten. Neben diesen mit bestimmter künstlerischer Physiognomie ausgestatteten Werken hat diese Zeit eine Flut von charakter- und geistlosen versifizierten Ritterromanen, meist aus dem Sagenkreis von Karl d. Gr., aufzuweisen. An der Spitze der Dichter, welche die antike Richtung mit hartnäckigem, aber nicht eben glücklichem Eigensinn festgehalten, steht Giangiorgio Trissino (gest. 1550), der in seinem Epos »Italia deliberata dai Goti« (in reimlosen Versen) seinem Volk ein episches Gedicht im Geist und in der Form der Alten geben wollte, jedoch nur eine äußerliche Nachahmung Homers zu stande brachte. Höher steht Luigi Alamanni (gest. 1556) als Dichter, obwohl dessen zwei Heldengedichte: »Girone il cortese« (aus dem Sagenkreis von König Artus) u. »L'Avarchide« gleichfalls wenig gelungene Kopien der »Ilias« sind. Giambattista Giraldi Cinthios (gest. 1573) Heldengedicht »Ercole« ist ebenso ungenießbar wie die früher erwähnten, und noch viel geistloser und unpoetischer ist das zur Verherrlichung Karls V. in Versi sciolti geschriebene Gedicht über den Schmalkaldischen Krieg: »La Allamanna« (1567) von Ant. Franc. Oliviero. Den veränderten Geschmack der Zeit, der außer poetischem Gehalt nunmehr auch möglichste Vollendung der Form verlangte, kennzeichnet am besten Francesco Bernis (gest. 1536) durch Eleganz der Diktion und Schönheit des Versbaues ausgezeichnete, aber ganz ins Burleske gezogene Umarbeitung von Bojardos »Orlando innamorato«, welcher es gelang, das Original bis auf die neueste Zeit fast vollständig zu verdrängen. Einen glänzenden, seinen Vorgänger an schöpferischer Phantasie, Anmut und Formschönheit weit übertreffenden Fortsetzer fand Bojardo in Lodovico Ariosto (1474—1533), dessen »Orlando furioso« als eine der reizendsten Dichtungen dasteht, beseelt von echt italienischem, durch das Studium der Alten wahrhaft gebildetem, aber nicht in Fesseln geschlagenem Geist. Fünfzig

Jahre lang blieb der »Orlando furioso« im alleinigen Besitz der begeisterten Italiener und verdunkelte nicht bloß die schwachen Nebenbuhler, welche sich noch Ariost auf diesem Feld versuchten, sondern auch die zum Teil sehr rühmlichen Arbeiten aller frühern Dichter dieser Art, bis endlich Torquato Tasso (1544—95) mit seinem Epos »Gerusalemme liberata« ihm die Palme streitig machte, so daß noch jetzt das Urteil zwischen beiden Meisterwerken in Italien schwankt. Von denen, welche den Zwischenraum zwischen Ariost und Tasso, ohne doch irgendwie mit ihnen vergleichbar zu sein, ausfüllen, mögen hier genannt werden: Lodovico Dolce (gest. 1568), welcher fast in allen Fächern der Litteratur, Poesie und Prosa gearbeitet hat, und Vicenzo Brusantini aus Ferrara (gest. 1570), welcher das »Decamerone« in Verse setzte und eine geistlose Fortsetzung des Ariost: »Angelica innamorata«, schrieb. Auch mögen hier noch »Guerin Meschino«, die Bearbeitung eines alten Volksbuches von der durch Geist und freies Leben bekannten Dichterin Tullia d'Aragona (gest. 1565), und der »Amadigi«, ein romantisches Heldengedicht von Bernardo Tasso (gest. 1569), dem Vater Torquatos, erwähnt werden, letzteres eine Nachbildung des bekannten spanischen Romans »Amadis von Gallien«, welche den edelsten Geist keuscher Ritterlichkeit atmet, aber über seines Sohns »Gerusalemme liberata« vergessen ward. Von den zahlreichen, jetzt längst vergessenen Epikern, die durch die letztgenannte Dichtung angeregt wurden, mögen C. Gonzaga (»Il fido amante«), Giovanni Giorgini (»Il mondo nuovo«), Giovanni Fratta (»La Malteïde«) und Francesco Potenzano (»Gerusalemme distrutta«) genannt werden.

Während Männer wie Trissino und Tasso allen Ernstes bemüht waren, ihrem Volk ein würdiges und nationales Heldengedicht zu schaffen, regte sich als Gegensatz in andern die dem Nationalcharakter bei weitem mehr eigentümliche und zusagende Lust an Scherz, Ironie und Karikatur. Was roh und derb schon bei Burchiello, feiner und witziger bei Pulci, leiser und anmutiger bei Ariost sich ausgesprochen, das ward, als eigentümliche Gattung des Burlesken, von einigen Dichtern dieser Zeit auch auf das Epische angewendet und hat noch im folgenden Jahrhundert ganz besonders Ausbildung und Beifall erlangt. Der erste hier zu Nennende ist der auch unter dem Namen Merlino Coccajo bekannte Mönch Teofilo Folengo (gest. 1544), einer der ersten und glücklichsten Bearbeiter der sogen. makkaronischen Poesie. Außer diesem sind nur noch drei kleine burleske Heldengedichte aus dieser Zeit zu nennen: »La Gigantea« von Benedetto Arrighi, den Krieg der Giganten gegen die Götter, »La Nanea«, den mit Hilfe der Zwerge erfochtenen Sieg der Götter über die Giganten, von unbekanntem Verfasser, und »La guerra de' mostri«, den Sieg der Ungeheuer über die von den Göttern vergebens wieder erweckten Giganten besingend. Zu diesem letztern Gedicht bekannte sich der geistreiche, gebildete Ant. Francesco Grazzini (gest. 1583), auch bekannt unter seinem akademischen Namen il Lasca (die Barbe). Ehrenvolle Erwähnung verdient endlich Tansillos (gest. 1570) von den Zeitgenossen überaus geschätztes erzählendes Gedicht »Le lagrime di San Pietro«.

Das in diesem Jahrhundert immer mehr und immer allgemeiner absterbende politische Interesse, die ziemlich allgemeine Sittenverderbnis, besonders auch des geistlichen Standes, die daraus entspringende Sucht, das Unsittliche zum Gegenstand einer lustigen Unterhaltung zu machen, und die fast in allen Ständen tief gesunkene Achtung vor Religion und Kirche erzeugten eine Anzahl spottender, satirischer und frecher Gedichte (capitoli) in Terzinen, worin meist entweder ernste Gegenstände lächerlich oder höchst schmutzige auf eine witzige und leichtfertige Weise behandelt werden. Hierher gehört vor allen der schon oben genannte Francesco Berni, welcher von den Italienern als der zierlichste, anmutigste und zugleich natürlichste unter allen ihren burlesken Dichtern bezeichnet wird, so daß die ganze Gattung noch ihm »Poesia bernesca« heißt. Ihm ziemlich nahe steht sein Freund Giovanni d'Arcano, genannt Mauro (gest. 1536). Auch der noch später zu erwähnende Firenzuola könnte hier wegen einiger burlesken Gedichte angeführt werden. Züchtiger, aber auch weniger elegant sind die Dichtungen des Cesare Caporali (gest. 1601). In weiter Ferne dagegen von diesen trotz ihrer Fehler doch immer anmutigen und geistreichen Dichtern steht der berüchtigte Pietro Aretino (gest. 1557) als Verfasser der schmutzigen »Ragionamenti« ꝛc. Seiner würdig, aber nicht so glücklich wie er war sein Freund und späterbitterter Feind Niccolò Franco, welcher wegen seiner verleumderischen Gedichte 1569 in Rom gehenkt wurde. Auch die altrömische Satire, als besondere Kunstform, konnte in einer dem Altertum so eifrig nachstrebenden und mit demselben wetteifernden Zeit nicht ohne Nachahmer bleiben. Antonio Vinciguerra (blühte um 1490) schrieb sechs Satiren in einem ernsten, herben, unpoetischen Ton. Heiterer und harmloser ist Ercole Bentivoglio (gest. 1573), dessen sechs Satiren zu dem Besten in dieser Gattung gehören. Auch Ariosts anmutig geschriebene, meist gegen die Geistlichkeit gerichteten Satiren erfordern Erwähnung. Unbedeutend sind die ähnlichen Arbeiten von Sansovino, Lodovico Dolce, Lodovico Paterno, Andrea dell' Anguillara u. a., wovon sich mehreres in den Sammlungen von Sansovino u. a. findet. Als geistreichster und witzigster Satiriker jener Zeit ist aber Pietro Nelli aus Siena (genannt Andrea da Bergamo) zu nennen, der seine Pfeile gleich Ariost hauptsächlich gegen die Geistlichen wie gegen die Advokaten richtet und den Übergang von der gelehrten Satire zur Volksburleske bildet. — Die didaktische Poesie wurzelt bei den Italienern ebenfalls ganz in der Nachahmung der Alten; Vergil ist hier, mit geringen Ausnahmen, das vorzüglichste Vorbild gewesen; eine echt nationale Richtung hat diese an sich schon mehr künstliche als naturgemäße Dichtungsart wenigstens bei den Italienern nie gefunden. Zu den ersten Produkten in dieser Gattung gehört die »Coltivazione« des schon oben erwähnten Alamanni; sein glücklichster Nebenbuhler ist Giovanni Rucellai (gest. 1526) in seinen »Api«. In derselben Gattung der Poesie versuchten sich noch Erasmo da Valvasone (gest. 1593) mit »La Caccia«, Girolama Muzio mit »Dell' arte poetica«, Bernardino Baldi (gest. 1617) mit »Nautica«. Von Alessandro Tesauro (gest. 1621) hat man den Anfang eines Gedichts über den Seidenbau (»Sereïde«) in zwei Büchern. Der einzige, welcher ein Nachahmer des Lukrez genannt werden könnte, ist Paolo del Rosso, der in seinem Gedicht »La fisica« die Physik des Aristoteles in Versen behandelt. Endlich ist hier noch zu erwähnen Luigi Tonsillo (gest. 1568) wegen seiner didaktischen Gedichte: »Il podere« und »La balia« sowie des witzigen, aber obscönen »Vendemmiatore«.

Das dramatische Feld ward im 16. Jahrh. zwar auf eine sehr mannigfaltige Weise angebaut, ohne

daß jedoch, mit geringen Ausnahmen, sehr bedeutende Arbeiten daraus hervorgegangen wären. In der ersten Hälfte des 16. Jahrh. wurden Versuche mit Dramen in lateinischer Sprache gemacht. Die bekanntesten dieser Arbeiten sind: »Ergastus« und »Philotimus«, zwei Dramen von dem Jesuiten Francesco Benzi; schön in der Sprache ist auch der »Imber aureus« von Antonio Tilesio aus Cosenza; alle aber werden an Eleganz übertroffen von dem »Christus« des Bischofs Coriolano Martirano (gest. 1551). In italienischer Sprache ist die Tragödie von vielen Dichtern bearbeitet worden, aber von keinem mit durchgreifendem Erfolg. Fast alle suchten sich peinlich den Alten anzuschließen, wodurch ihre Arbeiten kalt, mager und rhetorisch wurden und ohne inneres Leben blieben, weshalb auch das Volk sich gleichgültig von diesen gelehrten Produkten abwandte. Überhaupt ist weder in dieser noch in den folgenden Perioden ein wahrhaft nationales Trauerspiel in Italien geschrieben worden. Das erste italienische Stück, welches den Namen einer Tragödie überhaupt verdient, ist die »Sofonisba« des Trissino, dem sein Freund Rucellai mit »Rosamunda« und »Oreste« folgte. Einen erstaunlichen, für das vornehme Publikum charakteristischen Erfolg errang Lodovico Dolce (gest. 1568) in Ferrara mit seiner »Marianna«; aber noch besser gelang es Giambattista Giraldi (genannt Cinzio), Rührung hervorzubringen mit seinem berühmten Trauerspiel »Orbecche« (1541). Zu ihrer Zeit sehr in Wert gehalten war auch die »Acripanda« von A. Decio da Orti, in der Wollust und Grausamkeit auf widerliche Weise gemischt sind. Bedeutend höher steht Torquato Tassos »Torrismondo«, worin die tragische Idee der antiken Tragödie in die romantische Sphäre hinübergezogen erscheint. Einen eignen Weg versuchte Sperone Speroni (gest. 1588), der mit seiner »Canace« ebenso großen Beifall wie heftigen Widerspruch fand. Zu den bessern Tragödien dieser Zeit wird auch der »Edipo« des Giov. Andrea dell' Anguillara gerechnet. Endlich darf hier die »Orazia« des schon genannten P. Aretino nicht übergangen werden, die einen ehrenvollen Platz unter den Tragödien jener Zeit einnimmt. Nicht geringer ist die Zahl derer, welche, ebenfalls auf dem Weg der Alten, sich in der Komödie versuchten. Die Ehre, der erste auf diesem Feld gewesen zu sein, ist streitig zwischen dem Kardinal Bibbiena, Ariosto und Machiavelli; jedoch scheinen die Ansprüche der beiden erstern die ältesten und begründetsten. Die hierher gehörigen Produkte Ariosts sind: »Cassaria«, »I suppositi« und »Il negromante«; das des Kardinals Bibbiena (Bernardo Dovizi, gest. 1520) ist »Calandra«, und die Machiavellis (gest. 1527) sind betitelt: »Mandragola« und »Clizia«, beide in Prosa. Bei weitem weniger bedeuten die ganz verunglückten, nach den »Menächmen« des Plautus gebildeten »Simillimi« des Trissino; großen Beifalls jedoch erfreuten sich zu ihrer Zeit die Komödien des P. Aretino (»Il marescalco«, »Ipocrito« 2c.), Francesco d'Ambra (gest. 1559), dessen Stücke: »Il furto«, »I Bernardi« und »La cofanaria« sich durch reine Sprache und komische Kraft auszeichnen, Lodovico Dolce (»Ragazzo«, »Ruffiano«), Ercole Bentivoglio (gest.

und talentvollsten Komödiendichter war der Florentiner Giammaria Cecchi (gest. 1587), der Verfasser des zügellosen Stücks »L'Assiuolo«. Endlich möge hier noch der Seltenheit wegen ein niedrig-komisches Stück, »Il candelajo«, in Prosa, von Giordano Bruno (gest. 1600) genannt werden. Alle die bisher erwähnten Stücke wurden nicht in Theatern und von Schauspielern, sondern an fürstlichen Höfen, in Privatgesellschaften, an Akademien und von Gelehrten, Hofleuten, wohl auch zuweilen von fürstlichen Personen aufgeführt. Die Akademie der Rozzi (»Rohen«) zu Siena hatte schon im Anfang des Jahrhunderts Stücke, zum Teil im Volksdialekt, geschrieben und in ihrem Lokal, ja selbst in Rom vor Leo X. dargestellt. Ihre Nachfolger, die Intronati, fuhren auf demselben Weg fort. Während die Vornehmern sich an dieser Commedia erudita, wie sie genannt wird, ergötzten, hatte das Volk seine eignen Schauspiele. Wie roh diese meist wohl auf öffentlichen Plätzen, in hölzernen Buden 2c. aufgeführten Possen auch gewesen sein mögen, so zeigt doch das wenige, was wir davon wissen, und das, was sich später daraus entwickelt hat, daß es an derber Lust, an kräftigem Volkswitz, an echt komischer Kraft darin nicht fehlte. Schon im 16. Jahrh. waren die wichtigsten jener Masken: Pantalone, der ehrliche venezianische Kaufmann, Brighella und Arlecchino, Bergamasker Bedienten, jener pfiffig, dieser ein Tölpel, beide zusammen Zanni genannt, und noch mehrere andre, wie Scapino, ein spitzbübischer Bedienter, Tartaglia, der Stammler, 2c., im allgemeinen Gebrauch. Die Stücke, welche dargestellt werden sollten, waren nicht aufgeschrieben, nur die Folge und der Hauptinhalt der Szenen wurde aufgezeichnet; ein solcher Zettel hieß Scenario, das Stück selbst Commedia a soggetto oder Commedia dell' arte, und den Schauspielern blieb überlassen, die ihnen angewiesenen Personen und Szenen nach eigner Lust auszuführen. Unter den Verfassern solcher meist verloren gegangener Stücke wird Flaminio Scala als der geistreichste und genialste genannt. Andre ebenfalls für wirkliche Schauspieler und also fürs Volk, daher auch in Lokalmundarten geschriebene Stücke sind die des Schauspielers Angelo Beolco, mit dem Zunamen il Ruzzante (der »Possenreißer«, gest. 1542), meist im paduanischen Dialekt, und die des Andrea Calmo (gest. 1571) in venezianischer Mundart. Ein andres Gegenstück der Commedia erudita war die von Spanien her eingeführte romantische Tragikomödie, die besonders von Raffaelle Borghini (»La donna costante«, 1582) und Sforza degli Oddi aus Perugia (gest. 1610) gepflegt wurde. Wie die Monstrositäten dieser Dichtgattung, so deutete noch eine andre Abart des Dramas auf den beginnenden Verfall der Poesie hin, das sogen. Hirtendrama, das durch die klassische Schäferdichtung »Arcadia« des Neapolitaners Jacopo Sanazzaro (gest. 1530), eine Sammlung von zwölf Eklogen, verknüpft durch einen Schäferroman, hervorgerufen wurde und besonders bei Hoffesten beliebt war. Die ersten Dichtungen dieser Art sind die »Favola di Cefalo« oder »L'Aurora« von Niccolò da Correggio (gest. 1506) und der »Tirsis« des Grafen Castiglione, letzterer eigentlich nur ein Dialog dreier Hirten in Ottaven, mit

Beccari (gest. 1590) u. a., die um die Mitte des Jahrhunderts zur Aufführung kamen. Auch von dem sonst als Redner und Dichter bekannten Luigi Groto, genannt il cièco d'Adria (gest. 1585), hat man außer einigen mittelmäßigen Tragödien zwei Schäferspiele: »Callisto« und »Il pentimento amoroso«. Die allgemeinste Bewunderung erregte der »Aminta« des Tasso, der 1573 am Hofe von Ferrara aufgeführt und bald in fast alle Sprachen übersetzt wurde. Eine Nachahmung des »Aminta«, nur daß die Hirtenzustände auf das Fischerleben übertragen sind, ist der »Alceo« des Antonio Ongaro. Auch Angiolo Ingegneri (gest. 1613) schrieb ein 1583 aufgeführtes Pastorale: »La danza di Venere«, und Cristoforo Castelletti ein Hirtendrama: »Amarilli«, worin die romantische Richtung sich geltend macht. Alles dies und andres wird verdunkelt durch den »Pastor fido« des Battista Guarini (1537—1612, von ihm selbst »Tragicommedia pastorale« genannt), welcher den Gipfel dieser Gattung in der italienischen Litteratur bezeichnet. Den dritten Preis im Hirtendrama erteilt man gewöhnlich den »Filli di Sciro« des Grafen Guidobaldo de' Bonarelli (gest. 1607), welche aber nichts als eine matte Nachahmung des »Aminta« und des »Pastor fido« sind. Schon bisher waren einzelne kleine Gedichte in den Zwischenakten der Komödien unter Musikbegleitung gesungen, ja sogar Wechselgesänge von Nymphen und Satyrn musikalisch aufgeführt worden. Auch die »Favola d'Orfeo« des Poliziano (s. oben) war bereits von Instrumentalmusik begleitet gewesen. Es war also nur noch ein Schritt zu thun, um ein dramatisches Werk überhaupt mit Musik zu begleiten und musikalisch aufzuführen. Der erste, welcher den Gedanken erfaßte und ausführte, ein ganzes Stück singen zu lassen, war Emilio dei Cavallieri, welcher 1590 selbst zwei Pastoralen dazu dichtete: »La disperazione di Sileno« und »Il Satiro«. Allein von Übereinstimmung der Musik und der Worte, von musikalischer Deklamation war dabei noch nicht die Rede. Diese Erfindung gehört zwei Florentinern, dem Dichter Ottavio Rinuccini (gest. 1621) und dem Musiker Jacopo Peri; jener schrieb die »Dafne«, und dieser setzte die Musik dazu. So entstand 1594 die erste Oper. Derselbe Dichter schrieb 1600 noch eine »Euridice« und etwas später die »Arianna« und den »Narcisso«, welche alle teils von Peri, teils von Giulio Caccini komponiert wurden. Fast gleichzeitig hatte Orazio Vecchi aus Modena eine Komödie: »Antiparnasso«, geschrieben, die gleichfalls in Musik gesetzt wurde: die erste Opera buffa (vgl. Oper).

In der lyrischen Poesie ward viel produziert. Mehrere der hervorragendsten epischen und andern Dichter dieser Periode, wie Ariosto, B. und T. Tasso, Machiavelli, Tansillo, Guarini u. a., gehören auch zu den ausgezeichnetsten Lyrikern. Unter denen, welche vorzüglich nur als solche bekannt sind, verdienen hervorgehoben zu werden: Pietro Bembo aus Venedig (gest. 1547), der Nachahmer Petrarcascher Eleganz und Korrektheit in der Sprache; Francesco Maria Molza (gest. 1544), nach T. Tasso wohl das bedeutendste lyrische Talent des Jahrhunderts; Giovanni Guidiccioni aus Lucca (gest. 1541); Giovanni della Casa (gest. 1556); Annibale Caro (gest. 1566), welcher sich durch eine meisterhafte Übersetzung der »Äneide« bekannt machte; Angelo di Costanzo (gest. 1591) und endlich Michelangelo Buonarroti (gest. 1564), welcher, fast gleich groß als Maler, Bildhauer und Architekt, auch als Dichter durch Gedankenfülle und Tiefe einen hervorragenden Platz einnimmt. Außer diesen gab es damals noch viele Dichter zweiten Ranges: Francesco Beccuti (mit dem Zunamen il Coppetta), Antonio Broccardo, Galeazzo di Tarsia, die Gebrüder Lodovico und Vincenzo Martelli, Bernardo Cappello, Claudio Tolommei, Luca Contile, Bernardino Rota, Domenico Veniero, Gabriele Fiamma u. a. Auch die Frauen blieben nicht zurück, und zwar zählt dies Jahrhundert unter seinen Dichterinnen drei, welche genannt zu werden verdienen: die berühmte Vittoria Colonna (gest. 1547), deren Gedichte alle religiösen und ernsten Inhalts sind, ihre Freundin Veronica Gambara (gest. 1550), endlich Gaspara Stampa (gest. 1554), die italienische Sappho, welche in wenig gefeilter, aber natürlicher Sprache eine unglückliche Liebe besungen hat.

Die Zahl der Prosaiker dieser Periode steht nicht hinter derjenigen der Poeten zurück. Der Roman fehlt eigentlich der italienischen Litteratur bis auf die Neuzeit. Zwar hatten Boccaccio in seinem »Filocopo« und vor ihm schon Bosone da Gubbio im »Avventuroso Ciciliano« sowie die früher erwähnten Volksbücher, vorzüglich der »Guerrino il Meschino«, diese Bahn betreten; aber die poetische Bearbeitung der Sagenwelt in den allgemein beliebten Ritterromanen einerseits und die ebenso beliebte Zersplitterung des Stoffes in der Novelle anderseits befriedigten das Bedürfnis der poetischen Mitteilung vollständig und erstickten jene frühern Keime, welche erst in unsern Tagen durch fremde Anregung sich wieder entwickelt haben. Unter den höchst zahlreichen Novellendichtern dieses Jahrhunderts steht Matteo Bandello (gest. 1560) obenan, dessen Stil zwar nachlässig und oft inkorrekt, aber nicht ohne Anmut ist; Agnolo Firenzuola (gest. 1548) schrieb in sehr eleganter, echt florentinischer Sprache zehn schlüpfrige Novellen, eine Bearbeitung des »Goldenen Esels« des Apulejus, worein er viel von den lustigen Abenteuern seines eignen Lebens verwebte, und eine Sammlung von Fabeln, »I discorsi degli animali«, die zu einer Art von Roman verbunden sind. Gianfrancesco Straparola aus Caravaggio (starb nach 1557) veröffentlichte unter dem Titel: »Le piacevoli notti« eine Sammlung Novellen, welche besonders dadurch wichtig ist, daß sich in derselben auch die ersten in italienischer Sprache aufgezeichneten Märchen befinden. Wertvoll sind auch die 17 Novellen Girolamo Paraboscos (1550), der auch als Musiker berühmt war; sie führen den Titel: »I diporti« (»Unterhaltungen«), sind in drei »Tagewerke« (giornate) geteilt und mit Gedichten und Gesprächen untermischt. Von geringerm Interesse, aber in reiner Sprache geschrieben sind die »Sei giornate« des Sebastiano Erizzo (gest. 1585), welche 36 Novellen enthalten. Er sowie der bereits erwähnte Giraldo Cinzio (gest. 1573) in seinen »Hecatommiti« haben wenigstens das Verdienst, daß sie die in fast allen Erzählungen dieser Art herrschende Unsittlichkeit einigermaßen vermieden haben. Durch anmutige Darstellung nicht minder als durch ausschweifende Lustigkeit zeichnet sich die »Cene« betitelte Novellensammlung des schon wiederholt genannten Fr. Grazzini aus. Sonst sind als Verfasser von Novellen noch zu nennen: Machiavelli, dessen einzige Novelle: »Belfagor«, zu dem Besten in dieser Gattung gehört, Giovanni Brevio, Luigi da Porto, Marco Cademosto aus Lodi (1543), Antonio Cornazzano, Niccolò Granucci, Pietro Fortini, Scipione Bargagli, Giustiniano Nelli, Antonio Mariconda, Franc. Maria Molza, Doni u. a. Während aber die genannten

Schriftsteller es bloß auf Ergötzung und Zeitvertreib abgesehen hatten, benutzten dagegen andre die im Altertum sehr beliebte Form des Dialogs, um außer heitern und satirischen auch ernste und philosophische Gegenstände zu behandeln. Dahin gehören die unter dem Namen »Gli Asolani« bekannten Gespräche über die Liebe von Pietro Bembo (gest. 1547), die Dialoge des Sperone Speroni (gest. 1588) über die Liebe, die Würde der Frauen, die Pflichten einer Hausfrau ꝛc., die des Antonio Brucciolí (gest. 1567) über Moral, Physik und Metaphysik, die dem Platon nachgebildeten Dialoge des T. Tasso über Adel, die Pflichten eines Familienvaters, weibliche Tugend, Freundschaft und andre moralische Gegenstände, die Dialoge des Leonardo Salviati (gest. 1589) über die Freundschaft, die des Lodovico Dolce, Muzio u. v. a. Der geistreichste unter diesen Schriftstellern ist ohne Zweifel Giambattista Gelli aus Florenz (gest. 1563), Verfasser zahlreicher »Lettere« über Dante und Petrarca und der »Capricci del bottajo«, eines Gesprächs zwischen dem Menschen und seiner Seele, welches von der Inquisition verboten wurde. Das berühmteste Buch dieser Art aus jener Zeit ist der »Cortigiano« des Grafen Baldassare Castiglione (gest. 1529), welcher die Eigenschaften eines vollkommenen Hofmanns darstellt und von der Crusca unter die »Testi di lingua« aufgenommen wurde.

Die Zahl der Geschichtschreiber dieser Periode, sowohl derer, welche lateinisch, als derer, welche italienisch schrieben, ist äußerst bedeutend. Die vielen kleinen Staaten, in welche Italien damals noch geteilt war, und wovon jeder eine an äußern und innern Schicksalen reiche Geschichte besaß, veranlaßten viele, die Geschichte ihres Vaterlandes aufzuzeichnen, während von der andern Seite die verschlungenen Verhältnisse dieser Staaten untereinander und die alle Gemüter heftig bewegenden Beziehungen zu größern Mächten, wie Deutschland, Frankreich, Spanien, und den Päpsten notwendig den Scharfsinn der Staatsmänner beschäftigen und ausbilden und jene von den Neuern Politik genannte Kunst erzeugen mußten, wodurch die Kleinen sich mit argwöhnischer und listiger Gewandtheit gegen die Übermacht der Großen zu schützen suchten. An der Spitze der Politiker und Geschichtschreiber dieser Zeit steht der ebensoviel bewunderte wie geschmähte Niccolò Machiavelli (1469—1527), der vorzüglichste Prosaiker des Jahrhunderts, dessen Schriften, die Erzeugnisse einer unfreiwilligen Muße und daher Arbeiten eines ruhig forschenden und denkenden Geistes, der Historiographie eine neue Bahn gebrochen haben. Hierher gehören seine »Discorsi sopra la prima deca di Tito Livio«, »Dell' arte della guerra«, die »Storie fiorentine« und der »Principe«. Neben ihm verdienen angeführt zu werden: Scipione Ammirato (gest. 1601), dessen »Discorsi sopra C. Tacito« vorzüglich gegen Machiavelli gerichtet sind, und von dem man auch eine Geschichte von Florenz hat; Paolo Paruta aus Venedig (gest. 1598), Verfasser von »Discorsi politici« und einer Geschichte von Venedig; Giovanni Bottero aus Piemont (gest. 1617), in dessen »Della ragione di stato« und »Relazioni universali« die ersten gesunden Prinzipien über Besteuerung und cesco Guicciardini aus Florenz (gest. 1540), dessen »Storia d'Italia« in einem schwerfälligen, hochtrabenden Stil geschrieben und nichts weniger als eine zuverlässige Quelle ist; Bernardo Rucellai (Oricellarius, gest. 1514), dessen gleichfalls lateinisch abgefaßte Schrift »De bello italico« (der Zug Karls VIII.) in Sprache und Darstellung ausgezeichnet ist. Der Sprache wegen wird gerühmt Pier Francesco Giambullaris »Storia dell' Europa dall' anno 887—913«. Noch sind zu nennen: Giambattista Adriani aus Florenz (gest. 1579), dessen »Storia de' suoi tempi« das Lob der Wahrheit und der Unparteilichkeit verdient; Galeazzo Capra (Capella), welcher in zierlichem Latein »Commentarii« über die Kriege im nördlichen Italien von 1521 bis 1530 geschrieben hat; Giorgio Florio aus Mailand, welcher lateinisch die Kriege Karls VIII. und Ludwigs XII. in Italien beschrieb; Biagio Buonaccorsi aus Florenz, welcher ein trocknes, aber brauchbares »Diario italiano« über die Jahre 1498—1512 geliefert hat. Auch die Spezialgeschichte der einzelnen Städte hat zahlreiche Bearbeiter gefunden. Florenz hat neben Machiavelli noch folgende Geschichtschreiber aufzuweisen: Jacopo Nardi, Filippo Nerli, Benedetto Varchi, Bernardo Segni, Vincenzio Borghini, Giammichele Bruto, Gino und Neri Capponi und Giovanni Cavalcanti. Die Geschichte Venedigs ist lateinisch bearbeitet im »Chronicon venetum«, in italienischer Sprache von einem Ungenannten, von Andrea Mocenigo und Pietro Bembo, dessen »Rerum venetarum historiae« auch von ihm selbst ins Italienische übersetzt worden sind. Genua hat außer Agostino Giustiniani als Geschichtschreiber aufzuweisen: Jacopo Bonfadio und Uberto Foglietta. Des erstern »Annales genuenses ab anno 1528—50« sind wahrhaft klassisch geschrieben und auch sonst bedeutend, und nicht weniger Lob verdient des letztern lateinisch geschriebene Geschichte von Genua in zwölf Büchern. Für die Geschichte von Ferrara sind von Bedeutung das Werk des Giraldi Cinzio: »De Ferraria et Atestinis« und die »Storia de' principi d'Este« von Giambattista Pigna. Geschichtschreiber Neapels in dieser Periode waren der schon als Dichter erwähnte Angelo di Costanzo und Gianantonio Summonte, der die Geschichte Neapels vom Ursprung der Stadt bis 1582 schrieb. Auch die Geschichte fremder Länder ist von Italienern, welche dort in kirchlichen oder diplomatischen Geschäften angestellt waren, damals vielfältig, wenn auch nicht immer mit voller Sachkenntnis beschrieben worden. Dahin gehören die Geschichte Frankreichs von Paolo Emili aus Verona (gest. 1529) in lateinischer Sprache, die Schriften über Spanien von Lucio Marino aus Sizilien, welcher lange am Hofe Ferdinands des Katholischen lebte; ferner die ebenfalls lateinisch geschriebene Geschichte Englands von Polidoro Vergilio (gest. 1555), die »Commentarj delle cose d'Europa, specialmente de' Paesi bassi, dal 1529—60« von Lodovico Guicciardini, welcher lange in den Niederlanden gelebt, und zwei wichtige Werke über die neuentdeckten Länder: »De insulis nuper inventis« und »De rebus oceanicis et orbe novo« von Pietro Martire d'Anghiera aus Arona

nigstens des Verfassers eisernen Fleiß bezeugt. Auch theoretisch oder praktisch belehrende Werke erschienen jetzt. Das Hauptwerk für die Geschichte der Kunst sind ohne Vergleich die »Vite de' più eccellenti pittori, scultori ed architetti« von Giorgio Vasari aus Arezzo (gest. 1574). Mehr theoretisch handelt von der Malerei und Skulptur »Il riposo« von Rafaello Borghini, in Gesprächsform. Nicht minder wichtig sind die Schriften des wissenschaftlich ungebildeten, aber höchst originellen Benvenuto Cellini (gest. 1570), besonders seine Selbstbiographie, sowie die Abhandlungen »Dell' arte della pittura« von Giampolo Lomazzi aus Mailand, die »Pareri sopra la pittura« von dem Maler Bernardino Campi aus Cremona und »De' veri precetti della pittura« von Giambattista Armenino aus Faenza. Die Baukunst behandelte Andrea Palladio aus Vicenza (gest. 1580) in seinem großen Werk »Dell' architettura«. Schlecht in der Sprache, aber bedeutend für die Kunst ist die »Idea d'architettura universale« von Vicenzo Scammozzi (1616), in dessen Werken sich schon der verdorbene Geschmack des folgenden Jahrhunderts zeigt. Die Litteraturgeschichte war noch äußerst dürftig bearbeitet. Die Schrift »Dell' origine della poesia rimata« von Giammaria Barbieri (gest. 1571) enthält gute Untersuchungen über die älteste Poesie der Provençalen und Italiener. Die gelehrten Arbeiten des Antonio Possevino, seine »Bibliotheca selecta« und »Apparatus sacer«, sind mehr Encyklopädien als Litteraturgeschichten. Von den Philosophen, welche mit Hintansetzung der bisherigen Systeme sich eine eigne, kühne Bahn der Forschung schufen, sind nennenswert: Girolamo Cardano (gest. 1576), Giordano Bruno (gest. 1600) und Lucilio Pompeio Vanini (gest. 1619).

Vierte Periode (17. und 18. Jahrh.).

Die vierte Periode reicht vom Ende des 16. bis gegen das Ende des 18. Jahrh. und ist die Zeit des Verfalls der italienischen Litteratur. Übertriebene Verfeinerung und Weichlichkeit, Blasiertheit und Genußsucht in den gebildetern Ständen, Abstumpfung, Aberglaube, Verdummung und Liederlichkeit dagegen in den niedern Klassen des Volkes sowie der Argwohn und die Verfolgungssucht der in den einzelnen Republiken aufgetauchten Dynastien und einer herz- und geistlosen Geistlichkeit mögen die Hauptursachen dieses bedauerlichen Rückganges gewesen sein. Was die Poesie anlangt, so wird in dieser Periode des verdorbenen Geschmacks die poetische Wahrheit und Natürlichkeit der Darstellung ersetzt durch leere Wortfülle, durch unpassende, oft plumpe und falsche Bilder, durch falschen Witz, Wortspiele, geschraubte Antithesen und unsinnige Metaphern. Doch ist nicht zu leugnen, daß deutliche Spuren dieses Übels sich schon bei Petrarca finden, und daß die Lust daran sich durch das ganze 16. Jahrh. hindurchzieht und namentlich auch bei Tasso nicht zu verkennen ist. Je mehr nun die spätern Dichter ohne innere Begeisterung die Poesie nur als ein heiteres Spiel zur Befriedigung der Eitelkeit und zur Erheiterung fremden Müßigganges betrachteten, um so mächtiger mußte auch jene falsche Richtung hervortreten. Die Zahl der Dichter, namentlich der Lyriker, ist Legion. Als Urheber des Verderbens pflegt Giambattista Marini (gest. 1625), der V[illegible] großen Gedichts

diese Manier von zwei Juristen aus Bologna, Claudio Achillini (gest. 1640) und Girolamo Petri (gest. 1626), getrieben. Mit ernstem Streben, wenn auch nicht mit großem Erfolg suchten einige Dichter durch Werke gediegener Art dem Verderben zu steuern, als deren bedeutendster Gabriello Chiabrera aus Savona (gest. 1637) zu nennen ist. Derselbe versuchte der italienischen Lyrik den Geist und die Formen der Alten zu geben, weshalb er denn auch die sogen. pindarische Ode an die Stelle der Kanzone setzte; aber nur seine lyrischen Gedichte zeigen diesen edlern Stil, während er in seinen Epen selbst oft in hohlen Schwulst verfällt. Desselben Fehlers wie Chiabrera macht sich auch häufig Fulvio Testi (gest. 1646) schuldig. Männlicher und edler ist der patriotische Dichter Vincenzo da Filicaja (gest. 1707) aus Florenz, dessen Kanzonen auf die Belagerung und Befreiung Wiens berühmt sind. Benedetto Menzini aus Florenz (gest. 1704) gehört ebenfalls, besonders durch seine Satiren und seine »Arte poetica«, zu den bessern Dichtern seiner Zeit. Die Königin Christine von Schweden, welche ihre letzten Jahre in Rom verlebte, hatte sich eine Art von poetischem Hof gebildet, zu welchem außer Menzini auch Alessandro Guidi (gest. 1712), welcher in der Art des Chiabrera dichtete, Giambattista Felice Zappi (gest. 1719), Francesco de Lemene (gest. 1704), Carlo Maria Maggi (gest. 1699) u. a. gehörten. Die Mitglieder dieser und einer ähnlichen Privatgesellschaft vereinigten sich später unter Gravinas und Crescimbenis Leitung zu der Akademie der Arkadier, welche ursprünglich den Zweck hatte, auf eine größere Einfachheit und Natürlichkeit in der Dichtkunst hinzuwirken, thatsächlich aber nur neue Geschmacklosigkeiten an die Stelle der frühern setzte. Einen bei weitem höhern Platz würde Carlo Frugoni aus Genua (gest. 1768) beanspruchen können, wenn seine zahlreichen Poesien weniger ungleich wären. Ganz andrer Art, dem Geiste Dantes und Petrarcas verwandt, sind die nicht zahlreichen Gedichte des auch als Mathematiker und Astronom ausgezeichneten Eustachio Manfredi aus Bologna (gest. 1739); auch Paoli Rollis (gest. 1767) lyrische Gedichte sind nicht ohne Wert. Sehr dürftig fällt in dieser Periode die Rubrik des ernsten Heldengedichts aus. Außer den schon erwähnten, jetzt vergessenen epischen Dichtungen von Chiabrera verdient unter den sogen. Epopöen nur »Il conquista di Granada« von Girolamo Graziani (gest. 1675) allenfalls Erwähnung. Als eine eigentümliche Gattung treten zwei ernste Dichtungen hervor: »Adamo il mondo creato« von Tommaso Campailla (gleichsam ein christlicher Lukrez) und »Visioni sacre e morali« von Alfonso Varano, worin sich eine erfreuliche Rückkehr zur Gesinnung und Sprache des Dante zeigt. Besser gedieh in dieser Zeit politischer Verkommenheit das komische Heldengedicht. Als Meister in dieser Gattung gilt Alessandro Tassoni (gest. 1635), dessen Gedicht »La secchia rapita« noch jetzt auch außerhalb Italiens gelesen wird. Schwächer ist »Lo scherno degli Dei« von Fr. da Bracciolini aus Pistoja (gest. 1645). Jedem Fremden aber, ja selbst den heutigen Florentinern fast ganz unverständlich ist das »Malmantile racquistato« des Malers Lorenzo Lippi (gest. 1664). Aus der großen Zahl ähnlicher Werke erwähnen wir noch [illegible] als die berühm-

Lazzarellis »La Cicceide«, Giambattista Lallis »La Moscheide« und »La Franceide«, Lorenzo Bellinis »La Bucchereide«, Ippolito Neris »La presa di Samminiato«. Als ein Spätling und ein letzter Nachklang einer längst verschollenen Zeit verdient das romantische Epos »Ricciardetto« des römischen Prälaten Niccolò Forteguerra (gest. 1735) eine ehrenvolle Erwähnung. In die Zahl der komischen Dichtungen gehört ohne Zweifel auch noch die poetische Bearbeitung eines ältern Volksbuches: »Astuzie di Bertoldo« von Giulio Cesare Croce (gest. 1620), einer Art von Eulenspiegel, welches unter dem Titel: »Bertoldo con Bertoldino e Cacasenno« von 20 verschiedenen Verfassern italienisch geschrieben, nachher von ebenso vielen Damen in die bolognesische Mundart übersetzt ward. Ebenso wurden die Späße des Gonello, eines Hofnarren des Herzogs Borso von Ferrara aus dem 14. Jahrh., von Giulio Cesare Becelli (gest. 1750) in Ottave Rime gebracht. Ein wunderliches, in der italienischen Litteratur ganz vereinzelt stehendes Gedicht ist der »Cicerone« von Giovanni Carlo Passeroni (gest. 1803), eine sehr ins Breite und Geschwätzige ausartende Satire auf die Zeit des Dichters. Geistreich, aber ganz durchdrungen von der frivolsten französischen Manier ist der Abbé Giambattista Casti (gest. 1803) in seinen »Animali parlanti« und noch mehr in seinen witzigen, aber schlüpfrigen »Novelle galanti«. Die zuerst im 18. Jahrh. poetisch bearbeitete Fabel hat außer den beiden schon genannten Passeroni und Casti noch aufzuführen: Aurelio Bertòla (gest. 1798), welcher zuerst versuchte, Geßners Manier nach Italien zu verpflanzen, und Lorenzo Pignotti (gest. 1812); ferner Luigi Clasio (Fiacchi) aus Toscana (gest. 1825), der sich durch vorzügliche Sprache auszeichnet. Das Beste dieser Art ist vereinigt in der »Raccolta di apologhi scritti nel secolo XVIII«. Die Satiren Virginio Cesarinis, Lorenzo Azzolinis sowie Lodovico Adimaris sind verschollen. Mehr, als es geschieht, verdienten die »Sermoni« des Chiabrera (gest. 1637) und die Satiren des Jacopo Soldani (gest. 1641) beachtet zu werden. Außer diesen hat dieser Zeitraum nur einen wahrhaft originellen Dichter dieser Art aufzuweisen, Salvatore Rosa (gest. 1673), dessen sechs Satiren, weil sie zu persönlich und bitter sind, lange nicht gedruckt werden durften. — Von den didaktischen Dichtern dieser Periode ist der berühmteste Giambattista Spolverini (gest. 1763), dessen »Coltivazione del riso« von den Italienern als eins ihrer besten Lehrgedichte angesehen wird. Erwähnung verdienen noch: Giovanni Vincenzo Imperiali (gest. 1645) wegen seines »Stato rustico«, Zaccaria Betti (gest. 1788) wegen seiner »Bachi da seta« und Bartolommeo Lorenzi (gest. 1822), glücklicher Improvisator und Verfasser des Lehrgedichts »Coltivazione de' monti«.

Die dramatische Poesie ist zu keiner Zeit die glänzende Seite der italienischen Litteratur gewesen, am wenigsten im 17. Jahrh., wo zwar großer Luxus mit Errichtung von Theatern getrieben und große Summen auf Dekorationen und Maschinerie verwandt wurden, aber alles nur, um die Lust des Publikums an der Oper und an äußerm Glanze zu befriedigen. Bombastisch und hohl, ohne Wahrheit und ohne Interesse, oft bis zum Albernen und Lächerlichen herabsinkend sind die meisten Produkte der zahlreichen Tragiker jener Zeit, unter denen höchstens, als die minder unvollkommenen, Giovanni Delfino und Antonio Carraccio zu erwähnen sind. Die blinde Nachahmung der spanischen Dramatiker namentlich artete in Unsinn und ins Lächerliche aus. Später versuchte man das Publikum durch Dramatisierung alter Legenden, abenteuerliche Darstellungen heiliger Gegenstände und durch Bearbeitung von aus der Bibel entlehnten Stoffen anzuziehen. Von dieser Art ist der durch die Sage, daß Milton durch ihn zu seinem »Paradise lost« veranlaßt worden, berühmt gewordene »Adamo« (1613) von dem Schauspieler Giambattista Andreini. Später, als der Ruf der französischen Dramatiker nach Italien drang, ahmte man diese nach, ohne ihnen jedoch gleichkommen zu können. Der erste, der die französische Tragödie und zwar nicht bloß ihre Methode, sondern auch ihren Vers nach Italien zu verpflanzen suchte, war der Bolognese Pier Jacopo Martello (gest. 1727). Das Beste, was das 18. Jahrh. im Tragischen hervorgebracht, ist ohne Zweifel die »Merope« des schon erwähnten Scipione Maffei (gest. 1755). Ihm steht nicht unwürdig zur Seite der auch als Mathematiker bekannte Antonio Conti aus Padua (gest. 1748), obwohl seine vier Tragödien wenig Aufsehen machten. Gänzlich verschollen sind die Produkte Pietro Chiaris aus Brescia (gest. 1788), welcher in der letzten Hälfte des 18. Jahrh. viele mittelmäßige Komödien und Tragödien, auch einige unbedeutende Romane geschrieben hat. Reicher und bedeutender waren die Leistungen der Italiener während dieses Zeitraums in der Komödie, wobei nicht vergessen werden darf, daß trotz aller Anfeindungen die schon früher erwähnte Commedia dell' arte sich bis herauf in die neueste Zeit behauptete. Oft waren die Schauspieler auch selbst Verfasser dieser kurzen Stücke, welche nicht selten nach dem Muster eines andern, der schon sein Glück damit gemacht, zugeschnitten und dem Publikum dargeboten wurden. Einer dieser Dichter und Schauspieler, Flaminio Scala, erwarb sich großen Beifall mit seiner Truppe in Paris und hat eine bedeutende Zahl seiner Stücke sogar herausgegeben. Noch mehr Aufsehen erregten in Paris die Talente des Neapolitaners Tiberio Fiorelli (gest. 1696), welcher unter dem Namen Scarramuccia ein für Molière gefährlicher Nebenbuhler war. Auch Salvatore Rosa that sich unter dem Namen Signore Formica durch gleiches Talent in Rom und Florenz hervor. Im Anfang des 17. Jahrh. blühte die Komödie vorzüglich in Neapel. Der berühmteste unter den dortigen Dichtern ist Giambattista della Porta (geb. 1615), dessen 14 Komödien zum Teil dem Plautus nachgebildet sind; nächstdem erregen die beiden Stücke: »La fiera« und »La Tancia« des jüngern Michelangelo Buonarroti (gest. 1646) unser Interesse. In den letzten Jahrzehnten des 17. Jahrh. ward dann die italienische Komödie zugleich mit den Sitten der höhern Gesellschaft ganz dem französischen Einfluß unterthan: an die Stelle des hohlen Bombastes trat nunmehr grenzenlose Nüchternheit, und erst als ein nationaler Geist im 18. Jahrh. zu erwachen begann, vermochte auch das Lustspiel einen Aufschwung und nationalen Charakter anzunehmen. Von den Talenten, welche das 18. Jahrh. für die Komödie entwickelt hat, sind zunächst zu nennen: Girolamo Giglio (gest. 1722), obschon derselbe mehr Übersetzer und Nachahmer als selbständiger Dichter war (nur »La sorella di Don Pilone« hat einigermaßen originale Haltung); der Lyriker Giambattista Fagiuoli (gest. 1742), der mehrere nicht eben bedeutende Komödien schrieb; der Marchese Liveri aus Neapel, der zwischen 1740—50 besonders durch reich ausgestattete Volksszenen Aufsehen erregte; endlich der oben erwähnte Pietro Chiari (gest. 1788), dessen zahlreiche, wenn

auch mittelmäßige Komödien in Venedig eine Zeitlang Glück machten. Aber alle diese und noch andre wurden verdunkelt durch Carlo Goldoni (1707 bis 1793), den Meister des nationalen Charakterlustspiels und Reformator der komischen Bühne in Italien, dessen Sprache zwar nachlässig, aber selbst nach dem Zeugnis neuerer Italiener natürlicher und wahrer ist als die aller spätern komischen Dichter. An Geist und Poesie übertraf ihn zwar der Graf Carlo Gozzi aus Venedig (1718–1806), der Schöpfer der phantastischen Komödie; doch wetteiferte dieser vergeblich mit Goldoni, und seine an Laune, Poesie und bizarren Einfällen reichen Stücke (»fiabe teatrali«) vermochten nur einen vorübergehenden Erfolg zu erringen. Noch zahlreiche andre Schriftsteller haben für das Theater gearbeitet; aber obgleich man bald das französische, bald das deutsche Theater nachzuahmen, bald einen eignen Weg einzuschlagen suchte, hat sich kein einziges wahrhaft bedeutendes Talent mehr hervorgethan. Antonio Avellani (gest. 1837), Gualzetti aus Neapel, Carlo Greppi aus Bologna (gest. 1811) haben nach den Vorbildern von Beaumarchais, Mercier und Kotzebue gearbeitet. Die weinerliche Komödie (»il genere piagnoso«) hat eine Zeitlang Beifall gefunden in den zahlreichen Stücken von Camillo Federici (gest. 1802). Gherardo de' Rossi (gest. 1827) war glücklicher in der Anlage der Stücke als im Dialog. Italienischer, aber von geringerer Bedeutung sind die Arbeiten des Marchese Albergati-Capacelli (gest. 1806), Napoli Signorellis (gest. 1815), von welchem man außerdem eine Geschichte des Theaters besitzt, des Grafen Alessandro Pepoli (gest. 1796) u. a. Sonst verdienen die meiste Auszeichnung der Graf Giov. Giraud (gest. 1834), ein Römer, und der Piemontese Alberto Nota (gest. 1847), dem zwar alle eigentliche komische Kraft abgeht, der aber hinsichtlich seiner Sprache großes Lob verdient. Bei der Oper, dem Lieblingsspiel der Italiener im 17. und 18. Jahrh. wie auch jetzt noch, ward unter dem gewaltigen Aufwand von Dekorationen und Maschinerien, Musik und Tanz die Poesie ganz in den Schatten gestellt. Der einzige Fortschritt, welchen die Oper in dieser Zeit machte, bestand darin, daß seit etwa 1613, vorzüglich durch den Grafen Fulvio Testi, die Monotonie der Recitative durch den künstlichern Ariengesang gehoben wurde. Dagegen erreichte diese dichterische Gattung ihren Gipfel im 18. Jahrh. und erlangte eine solche Berühmtheit, daß sie nach vielen ausländischen Höfen verpflanzt wurde. Sie verdankte dies Apostolo Zeno (gest. 1750) und Pietro Trapassi, genannt Metastasio (gest. 1782), von denen der letztere noch jetzt als das unerreichte Muster in dieser Gattung betrachtet wird. Von seinen Zeitgenossen Rolli, Frugoni, Olivieri, Cigna, Damiani, Fattiboni, Ragati ꝛc. kann keiner sich mit ihm messen.

Erfreulicher als der Zustand der schönen Litteratur ist in dieser Periode der der ernsten und strengen Wissenschaft. Was zunächst die Geschichtschreibung betrifft, so hat dieser Zeitraum trotz der jeder freien Forschung und freien Rede sehr ungünstigen Verhältnisse einige der wichtigsten Leistungen aufzuweisen. Die Kirchengeschichte Italiens fand einen einsam stehenden Bearbeiter in dem Serviten Paolo Sarpi (gest. 1623), dessen aus Originalurkunden geschöpfte Geschichte des tridentinischen Konzils ein Meisterwerk ist, in mehrere Sprachen übersetzt, aber von den Anhängern der römischen Kurie auch heftig bekämpft ward. Als Geschichtswerke, welche einzelne Ereignisse behandeln, sind gleich im Anfang dieser Periode zu nennen: Arrigo Caterino Davilas »Storia delle guerre civili di Francia« (von 1547 bis 1598) und Guido Bentivoglios »Storia della guerra di Fiandra« (von 1559 bis 1607). In lateinischer Sprache schrieb die Geschichte fast des nämlichen Zeitraums (von 1557 bis 1590) der Jesuit Famiano Strada (gest. 1649). Als Werke gelehrten Fleißes sind zu erwähnen: Die Geschichte von Neapel (von Roger I. bis zum Tod Friedrichs II.) von Francesco Capecelatro. Sehr geachtet ist die Geschichte von Venedig von Battista Nani (den Zeitraum von 1613 bis 1671 umfassend). Durch Wahrheitsliebe zeichnet sich aus die Geschichte seiner Zeit (eine Art Chronik von 1613 bis 1650) von Pietro Giovanni Capriata aus Genua (gestorben um 1650). Berühmter als die Werke der letztern, aber von keinem Wert sind die äußerst zahlreichen Kompilationen des seichten Vielschreibers Gregorio Leti aus Mailand (gest. 1701). Je weiter wir vorschreiten in dieser Periode, desto mehr treten Sammlerfleiß und Erudition, das einzige, was unter dem Druck des damaligen politischen Systems übrigblieb, an die Stelle der großherzigen Gesinnung und des politischen Scharfsinns der Historiker früherer Jahrhunderte. Als ein Wunder von vielseitiger Thätigkeit ist zu nennen Lodovico Antonio Muratori (gest. 1750), von dessen überaus zahlreichen historischen, antiquarischen und philosophischen Schriften hier besonders seine trefflichen »Annali d'Italia« zu erwähnen sind. Ihm nicht unähnlich war sein Freund, der bereits oben unter den Dichtern angeführte Marchese Scipione Maffei (gest. 1755), durch seine historisch-antiquarischen Arbeiten (»Storia diplomatica« und »Verona illustrata«). Der bedeutendste Geschichtschreiber dieser Zeit aber ist Pietro Giannone (gest. 1748), welcher in seinem Werk »Dell' istoria civile del regno di Napoli« vorzüglich den Zustand der Gesetze, der Sitten und der Administration berücksichtigt und als ein entschiedener Feind der Hierarchie auftritt. Unter ihm steht der Vielschreiber Carlo Denina (gest. 1813), von dessen zahlreichen Werken nur seine »Rivoluzioni d'Italia« heute noch einen gewissen Wert haben. Nicht unerwähnt darf auch des Grafen Pietro Verri (gest. 1797) geschätzte »Storia di Milano« bleiben. Kunsthistoriker sind: Filippo Baldinucci aus Florenz (gest. 1696), welcher in seinem Hauptwerk: »Notizie de' professori del disegno da Cimabue in quà«, Vasari zu berichtigen suchte, und Carlo Datia (gest. 1675), der das Leben einiger Maler des Altertums beschrieben hat. Auch sind hier noch die »Vite de' pittori, scultori, architetti ed intagliatori« von G. Baglione, den Zeitraum von 1572 bis 1642 umfassend, zu nennen. Aus späterer Zeit sind Hauptwerke für die Kunstgeschichte: die »Storia pittorica d'Italia« von Luigi Lanzi (gest. 1810), der sich vorzüglich auch mit den etruskischen Altertümern beschäftigte und die »Storia della scultura« des Grafen L. Cicognara (gest. 1834), die bis auf Canova reicht. Die Oper hat an dem Spanier Arteaga und das Theater überhaupt an Pietro Napoli Signorelli Geschichtschreiber gefunden. Einer der geachtetsten Feldherren seiner Zeit, Raimondo Montecuccoli aus Modena (gest. 1681), ist auch durch seine »Aforismi dell' arte bellica« der erste Militärschriftsteller seines Vaterlandes geworden. Die Geschichte der eignen Litteratur ist von keinem Volk mit so großem Eifer bearbeitet worden wie von den Italienern. Gianvittorio Rossi aus Rom (gest. 1647) gab unter dem Namen Janus Nicius Erythreus in seiner »Pinacoteca« eine Geschichte vieler zu seiner Zeit leben-

der Gelehrten und der viel umhergewanderte Arzt Giovanni Cinelli-Calvoli aus Florenz (gest. 1706) in seiner »Biblioteca volante« eine sehr brauchbare Sammlung unzähliger kleiner Schriften. Reicher noch ist die »Biblioteca dell' eloquenza italiana« von Giusto Fontanini (gest. 1736). Der erste, wenn auch schwache Versuch einer wirklichen Geschichte der italienischen Litteratur ist die »Idea della storia dell' Italia letterata« von Giacinto Gimma (gest. 1735). Wichtige Werke über die i. L. sind noch G. Maria Crescimbenis (gest. 1728) »Storia della volgar poesia«, einen großen Schatz von litterarischen Notizen enthaltend, aber im höchsten Grad unkritisch und unzuverlässig; des Jesuiten Francesco Saverio Quadrio (gest. 1756) »Storia e ragione d'ogni poesia«, auch die Litteratur andrer europäischer Völker umfassend, und die »Scrittori d'Italia« des Grafen Giovanni Maria Mazzuchelli (gest. 1765), ein Werk unendlichen Fleißes, aber unvollendet. Bedeutend höher als die Genannten durch gesundes Urteil und Kritik steht Girolamo Tiraboschi (gest. 1770), dessen »Storia della letteratura italiana« nur an dem Fehler allzu kleinlicher biographischer und bibliographischer Untersuchungen leidet. Eine Fortsetzung seines Werkes für das 18. Jahrh., aber in jesuitischem Geist, lieferte Antonio Lombardi, eine weitere für das erste Viertel des 19. Jahrh. Ant. Levati. Eine Galerie von Lebensbeschreibungen ausgezeichneter Italiener sind die »Secoli della letteratura italiana« von Giambattista Corniani (gest. 1813), welche sich vom 13. bis über die Mitte des 18. Jahrh. verbreiten, und in derselben Art, aber mit mehr Kenntnis und Geist verfaßt ist die Fortsetzung dieses Werkes von Camillo Ugoni (gest. 1856) unter dem Titel: »Della letteratura italiana«, welche bis zum Ende des 18. Jahrh. reicht. Ein die ganze Litteratur des Altertums und der neuern Zeit umfassendes, aber wenig gründliches Werk ist: »Dell' origine, progresso e stato attuale d'ogni letteratura« von dem Exjesuiten Giovanni Andrès (gest. 1817). Ältere Werke, welche sich mehr auf einzelne Teile der Litteratur beschränken, sind: Antonio Mongitores »Bibliotheca sicula«, ferner der 1. Band der »Epistolae Ambrosii Camaldulensis« (Traversari) von Lorenzo Mehus (gest. 1791), welcher eine aus handschriftlichen Quellen geschöpfte, höchst interessante Litterärgeschichte des 13. und 14. Jahrh. enthält, Angeli Fabronis »Vitae Italorum doctrina illustrium seculi XVIII« und endlich das »Specimen historiae literariae florentinae seculi XV« des Bibliothekars Angelo Maria Bandini (gest. 1800). Eine gute, meist aus Tiraboschi geschöpfte Übersicht des Wichtigsten aus der Geschichte der italienischen Litteratur gibt die »Storia della letteratura italiana« von Giuseppe Maffei, welche gegen das 18. Jahrh. abschließt. Um ästhetische Theorie und Kritik verdient machten sich zuerst der schon oben erwähnte Crescimbeni in seinem »Trattato della bellezza della volgar poesia«, der gelehrte Jurist Giov. Vincenzo Gravina (gest. 1718) in »Della ragion poetica«, worin er, die Nachahmung der Natur als höchstes Gesetz aufstellend, sowohl gegen Aristoteles als gegen die Marinisten zu Felde zieht, und Muratori (gest. 1750) in seinem Werk »Della perfetta poesia«. Geistreicher, aber planlos sind die ihrer Zeit vielgelesenen »Ragguagli di Parnasso« des Trajano Boccalini (gest. 1613) und deren Fortsetzung »Pietra del paragone politico«. Durch freie und unabhängige, aber oft auch launenhafte Kritik zeichnete sich vor allen Giuseppe Baretti (grft. 1789) aus. Noch sind als die Häupter derjenigen Schule, welche sich bemühte, französische Bildung in Italien zu verbreiten, zu nennen: Francesco Algarotti (gest. 1764), Saverio Bettinelli aus Mantua (gest. 1808, »Lettere Virgiliane«, »Risorgimento d'Italia« 2c.) und Melchiore Cesarotti (gest. 1808, »Saggio sulla filosofia della lingua«).

Während die Jurisprudenz seit dem durch die Philosophie herbeigeführten Verfall der Scholastik keine bedeutenden und erwähnenswerten Namen mehr aufzuweisen hat, nahmen dagegen die mathematischen und physikalischen Wissenschaften einen erfreulichen Aufschwung. Die Astronomie, die Mathematik, die Physik, die Medizin zählen unter den Italienern des 17. Jahrh. Bearbeiter, wie sie in solcher Zahl kein andres Land aufzuweisen hat. Der glänzendste Name dieser Periode ist der des Galileo Galilei (gest. 1642), dessen Werke auch in sprachlicher Hinsicht ausgezeichnet sind. Unter seinen Schülern sind die berühmtesten: Vincenzo Vioiani aus Florenz, der Erfinder des Barometers, Evangelista Torricelli (gest. 1647) aus Faenza und Benedetto Castelli aus Brescia. Andre berühmte Mathematiker und Physiker dieser Zeit waren: Gianalfonso Borelli aus Neapel, Domenico Guglielmini aus Bologna, Giovanni Domenico Cassini. Der Jesuit Giambattista Riccioli aus Ferrara und Francesco Grimaldi aus Bologna gehörten zu den ausgezeichnetsten Astronomen ihrer Zeit. Die Medizin, bis dahin nur traditionell und unwissenschaftlich betrieben, mußte beim Erwachen der physikalischen Wissenschaften eine neue Gestalt annehmen. Unter ihren ersten Beförderern zeichnen sich aus: Marcello Malpighi, Lorenzo Bellini, vor allen aber Francesco Redi aus Arezzo (gest. 1697), Arzt, Naturforscher und geistreicher Dichter. Später machte sich Antonio Cocchi als Lehrer der Medizin zu Pisa und Florenz berühmt. Als Botaniker und Mediziner war ausgezeichnet Domenico Cirillo. — Sowenig dieses Zeitalter den philosophischen Studien günstig war, so fehlte es doch nicht an einzelnen ausgezeichneten Köpfen. Dahin gehören: Tommaso Campanella (gest. 1639), welcher hauptsächlich danach strebte, einen philosophischen Dogmatismus dem Zweifel der Skeptiker entgegenzustellen; Giambattista Vico (gest. 1744), welcher durch sein Hauptwerk: »Principj di scienza nuova«, das erste Licht in die Geschichte der Römer brachte und in vielen Punkten mit den Resultaten Niebuhrs übereinstimmt. Gegen das Ende dieser Periode, als durch den Einfluß französischer Ideen auch in Italien ein freierer Geist der Untersuchung bezüglich aller Verhältnisse des Lebens erwachte, zeichneten sich aus: Cesare Beccaria (gest. 1794), dessen lange überschätztes Werk »Dei delitti e delle pene« wenigstens das Verdienst hat, auf Abschaffung der Tortur hingewirkt zu haben, und Gaetano Filangieri aus Neapel (gest. 1788), dessen treffliches Werk »Scienza della legislazione« leider unvollendet geblieben ist. Noch sind zu nennen: Antonio Genovesi, Ferdinando Galiani, Mario Pagano, Pietro und Alessandro Verri.

Fünfte Periode (Neuzeit).

Diese Periode begreift die neueste Zeit vom Ende des 18. Jahrh. ab. Die politischen Ereignisse der letzten Dezennien des vorigen Jahrhunderts und namentlich die französische Revolution veranlaßten eine Krisis, durch welche eine Regeneration der Sprache, der Litteratur und des Volksgeistes überhaupt für Italien herbeigeführt worden ist. Die Nichtsthuerei, die unmännliche Weichlichkeit der höhern Stände, der kriechende

und tändelnde Sinn, welcher sich in den meisten Geisteswerken der unmittelbar vorhergegangenen Zeit offenbart, ist unleugbar einem ernstern und würdigern Geist gewichen, und die durch ebenjene großen Begebenheiten herbeigeführte Bekanntschaft der Italiener mit deutscher und englischer Sprache und Litteratur ist nicht ohne heilsamen Einfluß geblieben. Zwei Hauptgegensätze haben sich in dieser neuern Zeit entwickelt: der eine auf dem Gebiet der Sprache, der andre, tiefere und umfassendere auf dem Gebiet der litterarischen Kritik. Durch die lange Anwesenheit der Franzosen in Italien steigerte sich deren Vergötterung, aber auch der patriotische Zorn mehrerer um ihre Nationalität besorgter Männer wurde infolge davon rege gemacht und dadurch ein Umschwung ermöglicht und herbeigeführt. Als rüstiger Vorkämpfer dieser Schule ist der um die Sprache wohlverdiente Antonio Cesari aus Verona (gest. 1828) zu nennen, welcher durch Herausgabe alter italienischer Klassiker, durch Übersetzungen aus dem Lateinischen, durch eine weitläufige Schrift zur Erläuterung der Sprachschönheiten des Dante, vorzüglich aber durch eine mit Tausenden veralteter Wörter und Redensarten bereicherte Ausgabe des Wörterbuchs der Crusca für die Ausbildung der Sprache zu wirken gesucht hat. Der danach entbrannte Streit zwischen Puristen und Gallizisten (Puristi und Libertini) hat sich ganz zu gunsten der erstern entschieden. Weniger zu bestimmter Entscheidung gekommen ist der zweite Gegensatz, welcher in Italien zwischen den Klassikern und Romantikern oder den Anhängern der ältern poetischen Schule und denen, welche die freiern Ansichten der Deutschen und Engländer verfochten, lange Zeit bestand. Als die bedeutendsten Erscheinungen im Anfang dieser ganzen Bewegung sind zu nennen: Gasparo Gozzi (1713–86), der in Prosa wie in Poesie, als lehrender Journalist und kämpfender Kritiker wie als Dichter bahnbrechend und als Vorbild wirkte, und Melchiore Cesarotti (1730–1808), der Übersetzer des Ossian und gleichsam der Vorläufer der modernen romantischen Schule. Als originelles Genie folgte ihnen der Lombarde Giuseppe Parini (1729–99), ein Dichter von tiefem und reichem Gemüt und unabhängigem Charakter, dem der Unwille über die Erbärmlichkeit, namentlich der Vornehmen, seiner Zeit das satirische Gedicht »Il giorno« in die Feder diktierte, während er mit seinen Oden eine neue Ära der italienischen Lyrik eröffnete. Ihm würdig zur Seite steht der Lyriker Ippolito Pindemonte aus Verona (gest. 1828), der, von Natur weich und schwermütig, in fast allen seinen Liedern und Kanzonen eine den Italienern sonst fremde melancholische Stimmung verrät. Unendlich mehr wirkte auf seine Zeit der piemontesische Graf Vittorio Alfieri (1749–1803), der Schöpfer der italienischen Tragödie und das Haupt einer bedeutenden Schule, in dessen nach antikem Vorbild geschaffenen, von sittlichem Pathos erfüllten Werken glühende Vaterlandsliebe und Begeisterung für die Herstellung der untergegangenen Größe der Nation lebt. Zur Schule Alfieris gehört der ihm an Charakter ähnliche Ugo Foscolo (gest. 1827), der Verfasser der »Sepolcri«, der indessen weit bekannter durch seine prosaischen Schriften, namentlich durch den Roman »Ultime lettere di Jacopo Ortis«, eine ins Politische übersetzte Nachahmung von »Werthers Leiden«, ist. Als Lyriker sind aus dem Ende des 18. Jahrh. noch zu nennen: der Odendichter Giovanni Fantoni (gest. 1807) und besonders Giovanni Meli (gest. 1815) aus Palermo, von welchem man reizende Gedichte in sizilischer Mundart, auch ein satirisches Gedicht, »Don Chisciotte«, hat. Den bedeutendsten Einfluß auf die Regeneration der Poesie und der Sprache seiner Zeit hat ohne Zweifel Vincenzo Monti (1754–1828) ausgeübt, dessen berühmte »Cantica in morte di Ugo Basville«, auf den Tod des 1793 in Rom von dem Volk ermordeten französischen Gesandten Basseville, wie auch die »Visione di Ezechiello«, »Bellezza dell' Universo« ꝛc. an Dante erinnern.

Unter den Dramatikern des 19. Jahrh., welche der Schule Alfieris angehören, gebührt unstreitig der erste Rang dem Florentiner Giambattista Niccolini (gest. 1861), dem Dichter des »Arnoldo da Brescia«, der mit der Einfachheit des Plans eine blühende Sprache und bei weitem mehr historische und Lokalfarbe als Alfieri verbindet. Schwächer, aber durch Liebenswürdigkeit und vaterländische Gesinnung ausgezeichnet sind die dramatischen Werke des genialen, durch die von ihm selbst beschriebene Kerkerhaft (»Le mie prigioni«) berühmt gewordenen Silvio Pellico aus Saluzzo (gest. 1854), dessen Tragödie »Francesca da Rimini« noch immer zu den Lieblingsstücken der italienischen Bühne zählt. Auch sein Unglücksgefährte Carlo Marancelli (gest. 1846), hat eine Tragödie: »Corso Donati«, geschrieben. Neben jenen bedeutendern Dichtern sind noch zu nennen: Luigi Scevola und Cesare della Valle, Herzog von Ventignano (gest. 1860), welche beide die alten mythologischen Stoffe in gewohnter Weise behandeln, der Tragödiendichter Francesco della Valle und der überaus fruchtbare neapolitanische Dramatiker Cosenza, Verfasser von etwa 300 Lust- und Trauerspielen. Eine neue Bahn im Tragischen wie auch in andern Gattungen der Poesie brach sich Aless. Manzoni (1785–1873), dessen beide Tragödien: »Il conte di Carmagnola« und »Adelchi« mit glücklich eingeflochtenen lyrischen Chören ausgestattet sind. Als schwache Nachahmungen davon sind zu nennen: Tebaldo Fores' »Buondelmonte«, »Beatrice Tenda« und »Fieschi ed i Doria«, de Cristoforis' »Ser Gianni Caraccioli« und Rosinis »Torquato Tasso«, »Adelgisa«, »Il conte Ugolino«, »Ezzelino« u. a. Im Anschluß an die Schule Niccolinis wurde einiges Schätzbare und Wirksame für die Bühne geleistet, so von Carlo Marenco (»Pia de' Tolomei«), von Giuseppe Revere (»Lorenzino de' Medici«), Ippolito d'Aste, Giuseppe Pieri (»Ippolito e Dinora«) u. a. Im ganzen aber geriet die dramatische Dichtung der Italiener in einen Verfall, aus welchem sie erst gleichzeitig mit dem Erwachen des nationalen Bewußtseins nach 1848 sich erhob. Eine Dichterkraft von epochemachender Bedeutung blieb dem italienischen Theater freilich auch jetzt versagt, und auf dem Gebiet der Tragödie sind nur zwei Poeten zu nennen, welche in den letzten Dezennien längere Zeit die italienische Bühne wirklich beherrscht haben: Giacometti und der jüngere (Leopoldo) Marenco. Paolo Giacometti (gest. 1882) errang zahlreiche Triumphe nicht bloß in der Tragödie, sondern auch im Schauspiel und Lustspiel; aber der volle und ungeteilte Beifall scheint von seiten der Kritik nur seinem »Sofocle« gegönnt. Leopoldo Marenco machte verschiedene Phasen durch, versuchte es bald mit der Tragödie, bald mit dem Familienstück, jetzt mit dem Ritterschauspiel, dann wieder mit dem modernen Sittenbild, und in jeder dieser Phasen fand er nicht bloß Lorbeeren, sondern auch zahlreiche Nachahmer. Groß ist neben diesen beiden die Zahl derjenigen, welche oft nur mit einzelnen ihrer tragischen Werke sich eines vorübergehenden Erfolgs erfreuten. Wir nen-

nen: Domenico Bolognese (»Cleopatra«, »Caino«, »Prometeo«), Battaglia (»Luisa Strozzi«, »Girolamo Olgiato«), Zamboni, Vittorio Salmini, Carlo d'Ormeville, Salvatore d'Agnillo, Stanislao Morelli (»Arduino d'Ivrea«), Montanelli (»Camma«), Chiossone (»La suonatrice d'arpa«), Napoleone Giotti (»Brunhilda«, »Monaldesca«, »Balduino di Fiandra«), Braccio Bracci (»Pier Luigi Farnese«, »Isabella Orsini«, »Struensee«), Barattani, Gazzoletti (»Paolo«), Salmini (gest. 1881; »Santo e Patrizio«, »Madama Roland«) u. a. Wirklich großartige Erfolge errangen in den letzten Jahrzehnten auf dem Felde des ernsten Dramas besonders zwei Dichter: Pietro Cossa (gest. 1881) namentlich mit seinem »Nerone«, und Felice Cavallotti mit »Alcibiade«. Zwei Tendenzdramen in des Wortes verwegenster Bedeutung von dem Piemontesen Felice Govean (»Gesù Cristo« und »I Valdesi«) erregten ein gewisses Aufsehen; sie enthalten in der That Szenen von schlagender dramatischer Kraft, aber ihr Gesamteindruck ist nicht der eines Kunstwerkes. Der indischen Mythe entlehnte De Gubernatis Stoff für interessante dramatische Dichtungen, welchen jedoch die Bühne verschlossen blieb. Im allgemeinen neigt die italienische Tragödie zu einer gewissen Zerflossenheit; reichgegliederte Handlungen weiß sie nicht zu bemeistern; wo sie aber einen einfach wirksamen Entwurf in den knappen Formen Alfieris behandelt, gelangt sie nicht selten zu reiner und bedeutender Wirkung. Im Lustspiel machten nach dem Wiederaufleben des nationalen Geistes auf der italienischen Bühne zwei Richtungen sich bemerklich: die der harmlos-heitern Lebensdarstellung, welche auf komische Erfindung, natürlichen und witzigen Dialog das Hauptgewicht legt und vor allem unterhalten, belustigen will, und die der »tiefern Intentionen«, welche eine kunstmäßige »soziale Komödie« zu schaffen sich vorsetzte und überhaupt strengern künstlerischen Anforderungen zu entsprechen bemüht war. Die erstere Richtung ist am glänzendsten durch Gherardi del Testa, die letztere durch Paolo Ferrari vertreten. Gherardi (gest. 1881) schrieb eine Unzahl von Komödien, welche in ihrer Aufeinanderfolge selbst wieder einen Stufengang von der leichtern zur ernstern Gattung darstellen, und immer stand ihm der Erfolg zur Seite. Paolo Ferrari lieferte einige Meisterstücke (»La satira del Parini« und »Le sedici commedie del Goldoni«), die seinen Ruhm begründeten; aber ihm gebricht die reiche, mit gleichmäßiger Kraft strömende Ader Gherardis. An diese beiden Reigenführer schlossen sich zahlreiche Kräfte an, welche die italienische Bühne mehr oder weniger dauernd bereicherten. Im Geist Gherardis schrieben zunächst L. Alberti, Leo di Castelnuovo, Riccardo Castelvecchio, Giovanni Giordano, Napoleone Panerai, Giuseppe Calonzuoli, Ludovico Muratori, Achille Torelli (»I mariti«). Als einer der begabtesten unter den Neuern erscheint Luigi Suñer (von spanischer Abkunft). Großen Beifall fanden Vittorio Bersezio mit »Le miserie del Signor Travetti« und Valentino Carrera mit »La Quaderna dei nanni«. Weiterhin mögen noch erwähnt sein: Ferdinando Martini, L. Forti, Parmenio Bettoli, Enrico Montecorboli, Giuseppe Costetti. Als Bahnbrecher im Sinn der »sozialen Komödie« wurde von vielen der früh verstorbene Teobaldo Ciconi (gest. 1863), der Verfasser von »Le pecorelle smarrite«, begrüßt. De Renzis, Desiderato Chiaves (»Lo zio Paolo«), Giuseppe Giacosa zeichneten sich im Proverbe aus; Francesco Coletti hatte nachhaltigen Erfolg mit komischen Bagatellen. Zu bedauern ist, daß die moderne italienische Bühne das Volksstück im Sinn Goldonis vernachlässigt; man geht dem Volkstümlichen aus dem Weg, verschmäht das Derbkomische, und im Bemühen, nicht bloß zu unterhalten, sondern auch zu belehren, verfällt die »soziale Komödie« oft in einen doktrinären Ton, welcher der komischen Muse nicht wohl ansteht.

Auf dem Gebiet der Lyrik gab Italien der Weltlitteratur in dieser Epoche zwei Dichter ersten Ranges: Giacomo Leopardi (1798—1837) und Giuseppe Giusti (1809—50), jener ausgezeichnet in der elegischen, dieser in der satirischen Gattung, beide von originellstem Gehalt und unübertrefflicher Formkunst. Neben ihnen sind aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts noch zu nennen: der schon erwähnte Alessandro Manzoni (»Inni sacri«, »Il cinque Maggio«), die politischen Dichter Giovanni Berchet (gest. 1851) und Gabriele Rossetti (gest. 1853) sowie eine Reihe von epischen und lyrischen Dichtern, wie Tommaso Grossi (»I Lombardi alla prima crociata«), Giovanni Torti, Agostino Cagnoli, Marchetti, Antonio Zoncada, A. M. Ricci (»L'Italiade« und »San Benedetto«), Jacopo Cabianca (»Torquato Tasso«), Sestini (»La Pia«), Giuseppe Borghi, Carlo Guaita. Weiterhin erwarben als Lyriker sich Anerkennung: Antonio Guadagnoli (in der heitern Gattung), Luigi Carrer (gest. 1850), Francesco Dall' Ongaro (gest. 1873), Giulio Carcano (gest. 1884), der Improvisator Regaldi, Giuseppe Niccolini, Vittorelli, Giuseppe Revere, Andrea Maffei (gest. 1885, auch als Übersetzer Schillers bekannt), Arnaldo Fusinato, Alessandro Poerio, Ippolito Nievo, Emilio Frullani (gest. 1879), Luigi Mercantini, Cesare Betteloni, Fabio Nannarelli, Ferdinando Bosio. Ein originelles, höchst anmutendes lyrisches Talent war der früh verblichene Emilio Praga (gest. 1875; »Tavolazza«, »Trasparenze«). Den bedeutendsten Ruf aber als lyrische und lyrisch-epische Dichter genießen Giovanni Prati und Aleardo Aleardi (gest. 1878), ein Meister des Kolorits, zu denen sich aus neuester Zeit der feurige Giosuè Carducci, Verfasser des »Inno a Satana« und der »Odi barbare«, als dritter gesellt. Letzterer ist der Führer und Meister der in jüngster Zeit in Italien aufgekommenen Dichterschule, welche den entschiedensten Realismus oder (wie die Italiener selbst sagen) Verismus, d. h. die nackte, auch unschöne Wirklichkeit auf dem Gebiet des äußern Lebens sowohl als auf dem der Empfindung, zum Ausdruck zu bringen sucht, und zu deren namhaftesten Anhängern Lorenzo Stecchetti (Olindo Guerrini), Vittorio Imbriani, obschon in mancher Hinsicht den schärfsten Gegensatz zu den »Veristen« bildend, Arturo Graf (»Medusa«), G. d'Annunzio u. a. gehören. Andre bemerkenswerte Lyriker der jüngsten Zeit sind: der maßvolle, elegante Giacomo Zanella, Bernardino Zendrini (der Übersetzer Heines, gest. 1879), der philosophische Mario Rapisardi (»La Paliugenesi«), Giuseppe Chiarini, der deutschfreundliche, edel begabte Alessandro Arnaboldi, Marc Antonio Canini u. a. Auch an hervorragenden Dichterinnen fehlte und fehlt es nicht. Wir nennen: Laura Mancini, Rosa Taddei, die Improvisatorin Giannina Milli, Francesca Lutti, Erminia Fuà-Fusinato, Giuseppina Guaggi-Nobile, Giuseppina Turrisi-Colonna. — Von den epischen und didaktischen Dichtungen, welche dieser Zeitraum aufweist, erhebt sich keine über das Mittelmäßige. Wir nennen davon nur: »La coltivazione degli olivi« und »La Gerusalemme

distrutta« von Cesare Arici, »La Colombiade« von Bernardo Bellini, »La coltivazione de' cedri« von Giuseppe Riccolini, »La Russiade« (Napoleons I. Feldzug in Rußland behandelnd) von Cavaliere Orti, »Camillo o Veja conquistata« von dem Historiker Carlo Botta u. a.

In der Prosa tritt uns hier zum erstenmal der Roman und zwar vorzüglich der historische entgegen. Während französische und englische Schriftsteller den Roman in immer neuen Formen pflegten, genügte den Italienern die poetische Form des bei ihnen so reich vertretenen romantischen Epos, und der Mangel einer ausgebildeten Geselligkeit ließ sie das Bedürfnis einer andern Gattung nicht empfinden. Die von den »Ultime lettere di Jacopo Ortis« angeschlagene Saite klang zwar in den zahlreichen Romanen Bertolottis nach, aber ohne bedeutenden Beifall zu finden. Erst als der Ruhm Walter Scotts und die Bewunderung seiner Werke nach Italien drang, kam auch hier der historische Roman als eine den Italienern bis dahin unbekannte Gattung der Poesie in Aufnahme. Besonders war es Manzoni (gest. 1873), welcher durch seine »Promessi sposi« zuerst die Bahn brach, auf welcher er unzählige Nachfolger gefunden hat. In Manzonis Fußstapfen traten der Pisaner Giovanni Rosini (gest. 1855) mit seiner »Monaca di Monza« sowie später in seiner »Luisa Strozzi«, Massimo d'Azeglio (gest. 1866) in »Ettore Fieramosca« und im »Niccolò de' Lapi«, Tommaso Grossi (gest. 1853) im »Marco Visconti«, Cesare Cantù in der »Margherita Pusterla«. Andre Romanschriftsteller jener Zeit sind: Bazzoni, Varese, Falconetti, Lanzetti, Defendente Sacchi, Marocco, Borzi, Luigi Vigna, Santa Rosa, Giacinto Battaglia, Ranieri. Eine Art von »Kraftgenie« entwickelte Francesco Domenico Guerrazzi (gest. 1873) in den Romanen: »La bataglia di Benevento«, »L'assedio di Firenze« u. a.; einen entschiedenen Tendenzroman gab der Jesuit Bresciani im »Ebreo di Verona«. Interessant ist der Charakterroman »Fede e bellezza« von Niccolò Tommaseo (gest. 1874). Dem gemütlichen Kreis des Familienlebens wendete sich zuerst Giulio Carcano zu in seinen Erzählungen (»Angiola Maria«, »Racconti«); später folgten in dieser Richtung Vittorio Bersezio, Gherardi del Testa, Ferdinando Bosio und der zu großer Popularität gelangte Cesare Donati (»Per un gomitolo«). Dem historischen Roman wendeten sich wieder zu: Giorgio Cimino, Giacomo Oddo, Rusconi, Tigri, Pietro Fanfani (gest. 1879; »Cecco d'Ascoli«). Zu den geschätztesten Erzeugnissen auf dem Gebiet des Romans gehören auch die »Memorie d'un ottagenario« von Ippolito Nievo und die »Cento anni« von Rovani; mit Erzählungen für die Jugend gelangte Pietro Thouar zu bedeutendem Ruf. Von sonstigen Erzählern mögen noch genannt sein: Cleto Arrighi, Torquato Giordana, Pompeo Gherardo Molmenti (»Maria«), De Amicis als Verfasser der »Bozzetti della vita militare«; ferner Ant. Giulio Barrili, Antonio Ghislanzoni, Giovanni Verga (»Il marito di Elena«), Salvatore Farina (»Il mio figlio«, »Caporal Silvestro«), Enrico Castelnuovo, Luigi Capuana (»Giacinta«), Domenico Ciampoli (»Diana«) ...

die Forschungen Giuseppe Micalis (gest. 1844); seine frühern Untersuchungen über den ältesten Zustand Italiens erschienen zuerst unter dem Titel: »L'Italia avanti il dominio de' Romani«, dann sehr erweitert und mit Bezugnahme auf die Arbeiten deutscher Gelehrten unter dem Titel: »Storia degli antichi popoli d'Italia«. Ebenfalls gründlich und ausgezeichnet sind die Arbeiten von Garzetti: »Della condizione d'Italia sotto il governo degli imperatori romaui« und »La Germania e suoi popoli«. An diese Werke schließt sich Atto Vanuccis »Storia dell' Italia autica«. Die umfassendste historische Arbeit ist Cesare Cantùs »Storia universale«, welche 37 Bände umfaßt und größtenteils auf deutschen Forschungen und Vorarbeiten beruht. Unter den sonstigen Geschichtschreibern sind hervorzuheben: Carlo Botta (gest. 1837), Verfasser einer »Storia della guerra dell' independenza degli Stati Uniti d'America« und einer »Storia d'Italia dal 1789—1814«; Vincenzo Cuoco (gest. 1823), der in einem nachlässig geschriebenen, aber sonst vortrefflichen »Saggio storico sulla rivoluzione di Napoli« meist selbsterlebte Thatsachen erzählt; Pagano, mit seiner »Storia del regno di Napoli«, und Pietro Colletta, mit der »Storia del reame di Napoli dal 1734—1825«. Von vorzüglichem Wert sind auch die »Considerazioni sulla storia di Sicilia dal 1532—1789« von Pietro Lanza, die Schriften: »La guerra del Vespro Siciliano« und »Storia dei musulmani di Sicilia« von Michele Amari. Als Werke gelehrten Fleißes verdienen Auszeichnung: »Storia delle relazioni viceudevoli dell' Europa e dell' Asia« des Grafen Baldelli-Boni, die »Annali d'Italia dal 1750« (eine Fortsetzung Muratoris) von A. Coppi, vor allem aber die »Famiglie celebri d'Italia« vom Grafen Pompeo Litta und die »Tavole cronologiche e sincrone della storia fiorentina« des Deutschen Alfred Reumont. Von größern allgemeinen Werken sind zu nennen: Luigi Bossis »Storia antica e moderna d'Italia« und »Storia della Spagna«, Lorenzo Pignottis (gest. 1812) »Storia della Toscana fino al Principato« und Pietro Custodis Fortsetzung der »Storia di Milano« von Pietro Verri (s. oben). Das umfassendste neuere Werk über Italien ist die »Storia generale d'Italia«, von den ältesten (vorrömischen) Zeiten bis auf die neueste Zeit, von Giov. Campiglio. Interessante Beiträge zur ältern Geschichte Italiens liefern die von Molini aus der Pariser Bibliothek herausgegebenen »Documenti di storia d'Italia«. Auch eine Menge Spezialgeschichten, darunter recht treffliche, sind weiterhin noch erschienen, so Vareses »Storia della repubblica di Genova fin' all' anno 1814«, Celesias »Storie genovesi« und »Storia dell' università di Genova«, Luigi Cibrarios »Storia della monarchia di Savoia« und »Origine e progresso delle istituzioni della monarchia di Savoia«, Caruttis »Storia della diplomazia della corte di Savoia«. Die Geschichte Piemonts behandelten Ricotti (»Storia del Piemonte«) und N. Bianchi (»Storia della monarchia Piemontese«). Carutti gab eine »Storia del regno di Vittorio Amadeo II.« und eine »Storia del regno di Carlo Emmanuele III.«; Giuseppe de Massari schrieb »La vita e il regno di Vittorio Emmanuele II. di

Bazza u. a.; über die Päpste Bosio (»Storia popolare de' Papi«) und Malfatti (»Imperatori e papi ai tempi della signoria dei Franchi«); über den Kirchenstaat Farini (»Lo stato romano«). Die florentinische Geschichte behandelt das lange erwartete und mit großer Anerkennung begrüßte Werk Gino Cappanis (»Storie fiorentine«). Über allgemeine italienische Geschichte schrieben ferner Ranalli (»Storie italiane«), La Farina (»Storie d'Italia dal 1814 al 1849«), Farini (»Storia d'Italia dal 1814 al 1823«), Gualteria (»Degli nltimi rivalgimenti italiani«), Emiliani-Giudici (»Storia dei comnni italiani«), Cantù (»Storia degli Italiani«), Fabio Mutinelli (»Storia arcana e aneddotica d'Italia«), Antonia Ranieri (»Della storia d'Italia dal qninto al nono secolo«), A. Casci (»L'Italia durante le preponderanze straniere«). Als Geschichtschreiber sind sanst nach rühmlich bekannt Carlo Traya, Tullia Dandala, Cesare Balbo, Brasferio, Carla Cipalla (»Storia delle Signarie italiane«), Ruggiere Banghi, Giuf. Guerzani (»Garibaldi«), Petrurrelli delia Gatina, Enrira Paggi, Domenico Ghetti u. a. Auffallend ist die Erscheinung, daß die Geschichtschreibung der Italiener sich fast ausschließlich auf die Geschichte Italiens beschränkt; Cantùs »Storia universale«, neuerdings Bragias Werk »Il regno di Federigo II. di Prussia« u. a. sind vereinzelte Ausnahmen. Auch auf dem Gebiet der allgemeinen Litteratur- und Kunstgeschichte tritt diese Thatsache auffällig hervar, und, van De Gubernatis' umfangreicher, erst jüngst oollendeter »Storia nniversale di letteratnra« abgesehen, ist kaum ein namhafter Versuch zu verzeichnen; dem Bedürfnis genügen die Übersetzungen einiger deutscher und französischer Werke. Was aber die heimische Kultur-, Litteratur- und Kunstgeschichte betrifft sowie die römische Archäologie, sa fehlt es in Italien auch in der neuern Zeit nicht an verdienstlichen Originalarbeiten. Van neuern italienischen Litteraturgeschichten wird am Schluß dieses Artikels die Rede sein. Archäologie und Kunstgeschichte wurden bearbeitet van Giuseppe Bossi, Fumagalli, Giulio Ferraria, Rosini, Inghirami, Rosellini, Ciragnara, Ciragna, mit ganz besonderm Erfolg aber von Ennia Quirino Visconti. Die Archäologie hat an dem Grasen Barghesi und an Fiorelli, die italienische Kunstgeschichte an P. Selvatira, Ranalli und Cavalcaselle eifrige Pfleger gefunden. In jüngster Zeit haben die Italiener für den Orient sich zu interessieren angesangen; die Sanskritstudien sind mit Erfalg betrieben worden van Gorresio, dem Übersetzer des »Ramayana«, van Flecchia, Asrali und dem fleißigen, rasch zu europäischem Ruf gelangten De Gubernatis.

Die Philasaphie war in diesem Zeitraum, saweit sie nicht in den Banden der Orthodaxie gesangen blieb, van deutschem Geist beeinflußt. Namentlich war und ist auf den Lehrkanzeln von Neapel die deutsche Spekulatian vertreten. Kant fand daselbst begeisterte Jünger an Galluppi und Calecchi, Hegel an Bertrando Spaventa und Augusto Vera, Männern, welche durch ihre Schriften sowie durch die Schüler, die sie bildeten, von großem Einfluß auf Italien gewesen sind. Etwas unabhängiger stellten sich dem Ausland gegenüber Antonio Rosmini (gest. 1855) und Vincenza Giaberti (gest. 1852), ersterer ein Denker van großem Scharfsinn, der begabteste spekulatiae Kops des modernen Italien, aber durch seine priesterliche Stellung in den Schranken orthadaxer Schalastik festgehalten, letzterer gleichfalls hochbegabt, aber von derselben Fessel umschnürt und im übrigen fast ganz aufgehend in patriatisch-nationalen Tendenzen. Die italienische Philosophie selbständig zu machen und die heimischen Anfänge weiterzubilden, war auch das Bestreben Terenzio Mamianis. Diesen mehr zaghaften Bestrebungen der national-italienischen Schule trat mit lebhafter Polemik Ausania Franchi entgegen, ein kühner, van den kirchlichen Fesseln völlig emanzipierter Denker. Die Philasophie der Geschichte bereicherte Giuseppe Ferrari mit wertvallen Arbeiten. Als ein geschichtsphilosophischer Autar von Bedeutung mag hier auch Luigi Andrea Mazzini (Bruder Giuseppes) erwähnt sein, der Verfasser des geistoollen, auch ins Deutsche übersetzten Werkes »Italien und die moderne Zivilisation«. Auch in jüngster Zeit herrscht eine ziemliche Rührigkeit auf philosaphischem Gebiet; die verschiedensten Richtungen sind da vertreten: der Hegelianismus in den Schülern Spaventas, der französisch-englische Pasitivismus (die Schule Comtes); auch Herbart zählt Anhänger, und nach wie var ist die streitbare kirchengläubige Phalanx ziemlich beträchtlich. Zu den bekanntesten Namen in letzterer zählen Augusto Conti und Vita Farnari. Eine Geschichte der modernen Philasophie liefrrte neuerdings G. B. Bertini. Die Psychalogie im Zusammenhang mit der Physialogie behandelte Paalo Mantegazza in verschiedenen Schriften in der sinnigen Weise Michelets. Über Spinoza und Viro schrieb Sarchi, über Hume A. Paali, über Kant Cantoni, über Hartmann Banatelli (»La filosofia dell' inconscio«). — Was die Jurisprudenz dieser Periade anbetrifft, so ist vor andern der anfangs wenig gewürdigte, später gefeierte Ramagnasi (gest. 1835) namhaft zu machen. — In den Naturwissenschaften sind die Namen Sebastiani Franchi, Micheli, Giuseppe Ginanni, Vitaliana Donati, Savi, Viviani, Bertolani, Redi, Felice Fantana, Lazaro Spallanzani und Volta zu nennen, deren Verdienste zu allen Zeiten anerkannt bleiben werden, und welchen in neuerer Zeit Gelehrte wie der Physiker Melloni, die Mathematiker Lagrange und Libri, die Astronamen Serchi, Schiaparelli, Donati, der Physialag Banurri, der Meteorolog L. Palmieri u. a. in würdiger Weise sich angereiht haben.

Litteratur.

Vgl. außer den aben genannten ältern Schriften: Ginguené, Histoire littéraire de l'Italie (Par. 1811, 9 Bde.; italienisch von Perrotti, Flor. 1823—1826, 12 Bde.), fartgesetzt van Salfi (Par. 1823–35, 4 Bde.); Ruth, Geschichte der italienischen Poesie (Leipz. 1844—47, 2 Bde.; unvollendet); Ebert, Handbuch der itallenischen Litteratur (Marb. 1854); Cimorelli, Origine e progressi delle belle lettere italiane (Mail. 1845); Giubict, Storia delle belle lettere in Italia (2. Aufl., Flor. 1855, 2 Bde.); De Sanctis, Storia della letteratura italiana (das. 1872, 2 Bde.); Settembrini, Lezioni di letteratura italiana (3. Aufl., das. 1875); A. Bartali, Storia della letteratura italiana (das. 1878—84, Bd. 1—4 u. 7; deutsch von Reinhardstöttner, Hamb. 1881 ff.); die von Villari herausgegebene »Storia letteraria d'Italia« (Mail. 1880 ff., 8 Bde.), bearbeitet van Tamagni und d'Ovidio (römische Litteratur), Bartali (»I primi dne secoli della letteratnra italiana«), Invernizzi (»Il risargimento«), Canello (»Il cinqnecento«), Marsalin (»Il seicento«), Zanella (Neuzeit); Sauer, Geschichte der italienischen Litteratur (Leipz. 1883); Gaspary, Geschichte der italienischen Litteratur (Berl. 1884, Bd. 1); De Gubernatis, Ricordi biografici (Flar. 1873); Pitrè, Profili bio-

grafici di contemporanei italiani (Pal. 1864; neue Folge, das. 1868); Camerini, Nuovi profili letterarii (Mail. 1875, 3 Bde.); Gaspary, Die sizilische Dichterschule des 13. Jahrhunderts (Berl. 1875); Rubieri, Storia della poesia popolare italiana (Flor. 1877). Über die Hauptrichtungen der italienischen Litteratur von den Anfängen bis auf die neuere Zeit handelt Fornaciari, Disegno storico della letteratura italiana (3. Aufl., Flor. 1876). Eine Übersicht derselben in neuer und neuester Zeit findet man bei Roux, Histoire de la littérature italienne contemporaine (die Zeit von 1800 bis 1883 umfassend, Par. 1870—83, 3 Bde.). Ein »Giornale storico della letteratura italiana«, herausgegeben von A. Graf u. a., erscheint seit 1883 in Turin. Über die neuesten Erscheinungen berichtet die »Bibliografia italiana« (Mail. 1835—47, 14 Bde. und seit 1867 halbmonatlich.)

Italienischer Krieg 1859 und 1866, s. Italien, S. 79 und 82.

Italienische Sprache. Die zu den romanischen Sprachen gehörige Sprache Italiens ist, gleich ihren Schwestersprachen, nicht unmittelbar aus der alten lateinischen Sprache, wie sie in den Denkmälern der römischen Litteratur vorliegt, entstanden, sondern hat ihre Wurzeln in der seit frühster Zeit bestehenden römischen Volkssprache, der sogen. Lingua romana rustica. Das Eindringen germanischer Stämme in die Halbinsel mußte den Untergang der gebildeten Sprache und die Entwickelung einer neuen aus den in dem Volksidiom liegenden Keimen beschleunigen, ohne daß indessen die germanischen Sprachen einen wesentlichen Einfluß auf den grammatischen Bau der neuen Sprache äußerten, während sie dagegen den Sprachschatz derselben mit einer Anzahl germanischer Wörter bereicherten. Da aber diese Umwandlung des rustikalen Lateins in das Italienische sehr langsam vor sich ging und Jahrhunderte bis zu ihrer Vollendung verflossen, da ferner fortwährend die lateinische Schriftsprache als die Sprache der Gebildeten neben oder über der neuen Sprache bestand, so gab es für diese nur die Bezeichnung Lingua vulgaris (volgare) im Gegensatz zum Latein, der Lingua grammatica. Daher erklärt sich das späte Auftreten der ältesten Denkmäler dieser Sprache, nämlich um die Mitte des 12. Jahrh. Sie war seit früher Zeit verzweigt in eine große Zahl mehr oder weniger verschiedener Mundarten, von denen mehrere später selbst zu Schrift- und Litteratursprachen ausgebildet worden sind. Dante zählt in seiner Schrift »De vulgari eloquentia« 14 Mundarten auf, erklärt sie aber alle, ohne selbst die florentinische auszunehmen, für untauglich zum Ausdruck höherer geistiger Produktionen und weist dieses Gebiet einer andern, nirgends einheimischen, aber allen Gebildeten gemeinsamen Hochsprache zu, die er als vulgare illustre, aulicum, curiale, cardinale bezeichnet. Die jetzigen italienischen Dialekte haben nun allerdings seit Dantes Zeit bedeutende Umänderung erlitten, doch sind in den meisten die von jenem angegebenen Grundcharaktere noch deutlich genug zu erkennen. Während in den Idiomen des nördlichen Italien die Konsonanten, selbst in den Endungen der Wörter, und Umbildungen ursprünglich römischer Laute vorherrschen, werden in der Volkssprache des Südens die Vokale, namentlich die Laute u, a, o, bevorzugt; im mittlern Italien aber, wo die germanischen Eindringlinge am wenigsten zur Herrschaft gelangten, ist die Sprache der altrömischen in Beziehung auf Wortformen und Betonung am ähnlichsten geblieben, daher die dortigen höhern Stände mit Recht sich rühmen dürfen, das reinste Italienisch zu sprechen. Im nördlichen Italien machen sich wieder drei Dialektgruppen bemerklich, eine mittlere mit vorherrschenden germanischen Härten und Verstümmelungen, eine östliche (venezianische) von weichlichem, ja kindlichem Charakter, die aber am weitesten verbreitet und litterarisch am meisten ausgebildet worden ist, und eine westliche, französischen Einfluß kundgebende, der namentlich im Piemontesischen so mächtig hervortritt, daß man dasselbe nicht für eine italienische, sondern vielmehr für eine eigentümliche französische Mundart zu halten geneigt ist. Neben diesen Mundarten findet sich aber seit dem 12. Jahrh. eine edlere, d. h. dem Altrömischen näherstehende und daher bildsamere, Sprache, die zuerst in Sizilien, am Hof des Hohenstaufen Friedrich II., bald aber auch von den meisten Dichtern Italiens gebraucht wurde. Mit dem 14. Jahrh. verlieren sich, besonders in der poetischen Sprache, Dialektverschiedenheiten sowie französische und provençalische Formen oder Ausdrücke, welche sich bei den ältesten italienischen Schriftstellern noch häufig finden. Diese poetische Sprache wurde vornehmlich von Dante und nach ihm von Petrarca gereinigt, ausgebildet und, wie es scheint, für alle Zeiten fixiert, so daß sie noch jetzt im wesentlichen die nämliche ist wie zu Dantes Zeiten. Weniger vorteilhaft entwickelte sich die Sprache der Prosa, in welcher Boccaccio eine tonangebende Rolle spielte, indem er, den alten Klassikern nachstrebend, der Sprache eine von Natur nicht in ihr liegende Fülle zu geben und sie zu ausgedehnterm Periodenbau geeignet zu machen suchte. Doch hat Boccaccio sowenig wie irgend ein andrer Prosaiker einen so überwiegenden Einfluß auf die Entwickelung der italienischen Prosa ausgeübt, daß er allein als mustergültig betrachtet worden wäre, und daher darf man sich nicht wundern, daß man bei neuen Erscheinungen auf dem litterarischen Gebiet in Italien noch jetzt über den stilistischen Wert derselben sehr verschiedenen Ansichten begegnet. Das 14. Jahrh., in welchem Dante und Petrarca dichteten, wird von den Italienern als das erste goldene Zeitalter ihrer Sprache bezeichnet, daher il gran secolo, auch wohl il trecento genannt. Nachdem sie im 15. Jahrh. infolge der Bevorzugung der klassischen Sprachen vernachlässigt worden war, erhob sie sich im 16. durch Ariostos, Guarinis, Tassos Schöpfungen zum höchsten Gipfel formeller Ausbildung. Im 17. und 18. Jahrh., namentlich durch französische Einflüsse verunreinigt, näherte sie sich einer Entartung, um erst seit sechs oder sieben Jahrzehnten einer neuen Regeneration entgegenzugehen. Eine genaue Bestimmung, wie weit die i. S. sich erstreckt, ist nicht wohl anzugeben; außerhalb Italiens ist sie im schweizerischen Kanton Tessin, im südlichen Tirol, im österreichischen Kreis Görz (in Illyrien), im Gebiet von Triest sowie in den Küstenstrichen von Istrien und Dalmatien Volkssprache, als Verkehrssprache (lingua franca) aber auf den Inseln und an den Küsten des östlichen Teils des Mittelländischen wie auch an denen des Schwarzen Meers verbreitet.

[**Grammatiken.**] Die Italiener haben sich erst spät einer gründlichen Bearbeitung der Grammatik ihrer Sprache unterzogen. Beobachtungen über die i. S. sammelte zuerst der Kardinal Bembo in seinem Werk »Prose« (1525), welches, in Gesprächsform abgefaßt und wenig gründlich und vollständig, sich ausschließlich an Petrarca und Boccaccio hält. Der Graf Giangiorgio Trissino regte durch seine Bemühungen um Regelung der Orthographie und Fixierung der-

selben durch neue Schriftzeichen einen heftigen Streit an, erlangte aber weiter kein Resultat als die Einführung des Buchstaben v als Konsonanten. Als grommatische Arbeiten, die auf die Entwickelnng des Italienischen als Bücher- und Litteratursprache von Einfluß gewesen, sind zu nennen: Barchis »Ercolana« (Flor. 1570 f.), dessen Zweck war, die Ansprüche der Florentiner Mundart auf Alleinherrschaft zur Geltung zu bringen; Salviotis »Avvertimenti della lingua« (Vened. 1584—86, 2 Bde.), weitschichtige Abhandlungen über Orthographie und Formenlehre enthaltend; Buomotteis Schrift »Della lingua toscana« (Flor. 1648), die erste ziemlich vollständige, von der Accademia della Crusca als die ihrige adoptierte und mehrmals herausgegebene Grammatik; Cinonios »Osservaziani della lingua« (Teil 1, Forli 1685; Teil 2, Ferrara 1644; Mail. 1809, 4 Bde.), eine reiche Fundgrube von Beobachtungen und Beispielen, in alphabetischer Ordnung von den Partikeln handelnd; Bartolis »Il torto e'l diritto del nan si pud« (Rom 1655), ein keck abgefaßtes und viel Lehrreiches enthaltendes Buch. Die erste eigentlich systematische, vollständige und mit gut gewählten Beispielen ausgestattete, aber dem beschränkten Florentinismus huldigende Grammatik bieten Corticellis »Regale ed asservaziani« (Bolog. 1785 u. öfter). Ein neueres, musterhaftes grammatisches Werk ist Mastrofinis »Tearia e prospetto de' verbi italiani« (Rom 1814, 2 Bde.). Nicht weniger verdienstlich sind die Arbeiten Gherardinis, Antolinis und Nannuccis, welch letzterer seit 1813 mehrere Schriften über die Zeitwörter und Substantiva hat erscheinen lassen, worin er besonders auf die Verwondtschaft der ältern italienischen Sprache mit dem Provençalischen hinweist. Die meisten der neuern von Italienern (Ambrosoli, Ponza, Biagioli, Valentini, Nobello, Lambruschini, Soave u. a.) bearbeiteten Grammatiken sind unbedeutend, und auch die von Deutschen herrührenden berücksichtigen größtenteils nur das gewöhnliche Bedürfnis; so die von Jagemann, Flathe, Filippi, Fornasari u. a. Die erste selbständige und bedeutende Arbeit ist Fernows »Italienische Sprachlehre« (Tübing. 1804, 2 Tle.; 3. Aufl., Stuttg. 1829); Blancs »Italienische Grammatik« (Holle 1844) ist ein schätzenswerter Versuch einer historisch-etymologischen Bearbeitung der italienischen Sprache; eine »Historische Grammatik der italienischen Sprache« lieferte neuerlich Baragiola (Straßb. 1879). Empfehlenswert sind die kleinern Grammatiken von Mussafia (21. Aufl., Wien 1886), Städler (4. Aufl., Berl. 1878) und Fogolori (2. Aufl., Leipz. 1881).

[Wörterbücher.] Die Lexikographie beginnt gleichzeitig mit der Grammatik und in ebenso dürftigen Anfängen. Die Wörterbücher Minerbis (1535), Fabricio de Lunos (1536) und Accarisios (1543) geben lediglich die in Boccaccio und Petrarca enthaltenen Wörter. Etwas mehr gewähren Francesco Alunnos Werke: »Le ricchezze della lingua volgare« (Vened. 1543) und »Della fabbrica del mondo« (das. 1546). Das erste etwos vollständigere Lexikon ist Pergaminis »Memariale della lingua« (Vened. 1568). Das »Vocabolaria degli Accademici della Crusca« (zuerst Vened. 1612) hält sich mit pedantischer Strenge fast ausschließlich an die Schriftsteller des 14. Jahrh. und an den florentinischen Dialekt und gibt alle Verstümmelungen, alle schmutzigen Ausdrücke und Redensarten des Pöbels, läßt aber die gebildete Umgangssprache und die Ausdrucksweise der Wissenschaften und Künste ganz unbeachtet. Eine zweite, wenig veränderte Ausgabe erschien zu Venedig 1623, die dritte, bedeutend vermehrte in 3 Bänden 1691, die vierte in 6 Bänden zu Florenz 1729—38. Die seit 1843 von der Akodemie bearbeitete, an Wortformen und Beispielen reich vermehrte, sonst aber ganz im Geiste der frühern Ausgaben gehaltene fünfte Auflage (auf 12 Bände berechnet) reichte 1885 erst bis zum Buchstaben F. Das Werk ist unzähligemol nachgedruckt, exzerpiert und bearbeitet worden, so von Ant. Cesari (Verona 1806, 6 Bde.) und von Giuseppe Manuzzi (2. Aufl., Flor. 1862, 4 Bde.). Das erste nicht florentinische, sondern allgemein italienische Lexikon ist Fr. Albertis »Dizianaria enciclapedico« (Lucca 1797—1805, 6 Bde.), welches aber auch die technologischen Ausdrücke beiseite läßt. Ein sehr brauchbares Werk ist das »Dizianaria della lingua italiana« (Bolog. 1819—26, 7 Bde.). Unter den zohlreichen neuern lexikographischen Werken sind die umfangreichsten das »Vocabolario universale italiana« (Neap. 1829—40, 7 Bde.), dos von Tommaseo (Turin 1861—80, 4 Bde.), das von Scarabelli (Mail. 1878, 8 Bde.) und das von Petrocchi begonnene (das. 1884 ff.). Zu erwähnen sind auch die Wörterbücher von Trinchera (Mail. 1864, 2 Bde.) und Fanfani (Flor. 1855, 2 Bde.) sowie des letztern »Vocabolario dell' usa toscano« (das. 1863) u. »Vocabolario della lingua italiana« (das. 1865 ff., 2 Bde.), das beste bis jetzt existierende (nicht zu verwechseln mit dem oben erwähnten). Ein »Supplemento ai vacabolari italiani« gab Gherardini (neue Ausg., Mail. 1878, 6 Bde.) heraus. Die Synonyme wurden behandelt von Mambelli, Grassi (Neap. 1821 u. öfter), Zecchini (Turin 1863), am besten von Tommoseo (7. Aufl., Mail. 1884). Die von Deutschen (Jagemann, Kramer, Castelli, Veneroni, Flathe u. a.) bearbeiteten Werke gehen in dem Geleise der Crusca; als das reichhaltigste und beste gilt Valentinis »Gran dizionaria italiana-tedesco e tedesco-italiano« (Leipz. 1831—36, 4 Bde.), der auch ein »Taschenwörterbuch« (11. Aufl., das. 1882, 2 Bde.) herausgab. Letzteres ist jetzt durch Henriette Michaelis' »Vollständiges Wörterbuch« (3. Aufl., Leipz. 1884, 2 Tle.) übertroffen. Einen brauchbaren »Italienischen Sprachführer« für Reisezwecke gab Kleinpaul (2. Aufl., Leipz. 1884) heraus. Zu erwähnen sind außerdem noch die »Rimarj« oder Reimlexika, worunter das von Rosasco (»Rimaria toscana«, Padua 1763; neu bearbeitet von Antolini, Mail. 1839) und das von Ruscelli ausgezeichnet werden. Vgl. Breitinger, Das Studium des Italienischen (Zürich 1878).

Italienische Weine, seit dem Altertum berühmte Weine, welche indes kaum ihrem Ruf entsprechen und, an Ort und Stelle getrunken, den Kenner häufig enttäuschen. Fast alle bessern Weine Italiens sind veredelte Likörweine; die eigentlichen Trinkweine, die Tischweine, stehen sämtlich im vierten und fünften, wenige erheben sich in den dritten Rang. Piemont liefert besonders Rotweine, seltener Weißweine, die besten in der Gegend von Asti, auch mehrere treffliche Likörweine. Die Weine von Asti sind größtenteils leicht moussierend und erhalten daher den Zusatz spumante. Sardinien ist ungemein reich an Wein, die besten sind der von Alghero, der weiße Nasco di Sardegna und der dem Maloga ähnliche Guarnaccia. Die Lombardei liefert den dunkelroten, körperreichen, milden, aber etwas streng schmeckenden Veltliner (Sassella, Grumello, Inferno, Sforzato), den weißen Aromatico von Chiavenna, den goldgelben, feurigen Vino santo von Castiglione ꝛc. Der venezianische Wein geht unter dem Kollektionamen Paduaner Wein, weist aber kein einziges hervorragendes Gewächs auf. Dagegen liefert Toscona, wie schon im Altertum,

Weine, die zu den edelsten Italiens gehören, und zwar hauptsächlich Rot- und Likörweine. Zu letztern gehört der Aleatico, dem spanischen Tinto von Alicante ähnlich, dessen Farbe und Parfüm er besitzt. Gleichnamige Weine liefern auch Elba, Lucca und der Kirchenstaat, der toscanische aber ist der echte. Ein feiner, parfümreicher, herber Weißwein ist der Verdua von Arcetri, bekanntlich der Lieblingswein Friedrichs d. Gr. Zu erwähnen sind ferner der lichtgelbe Vino santissimo vom Monte Catino, der Ponte a Moriano, der rote Monte Serrato von Elba; der beste italienische Wein aber ist der Monte Pulciano (zwischen Siena und Rom), ein purpurfarbener Likörwein von ungemein würzigem Parfüm und durch eine gewisse Stärke gemäßigter Milde, nur selten echt zu haben. Die römische Provinz liefert meist nur kleine Weine, am berühmtesten ist der rote und weiße, stark aromatische, etwas schwere und vehemente Monte Fiascone (Est, Est, Est) vom Bolsener See, dem sich die roten und weißen Weine von Albano in der Campagna, der Muskatwein von Orvieto, der Frascati, der Monte Comporto, der Lamentano, die Weine von Terni, Farnese, Terracina, Bologna, Imola u. a. anreihen. Unteritalien, im Altertum das eigentliche Weinland der Welt, produziert auch heute noch vortreffliche Weine, besonders am Vesuv (s. Lacrimae Christi) bei Gragnano, den Falerner (s. d.) und Massiker, die Lacrimä di Castellamare di Sorrento (rot, säuerlich, sehr gesund), die weißen, leichten, sehr pikonten Weine von Bajä, von Formio, Averno und vom Capo di Misene, die roten, geistigen, vehementen Kalabreser Weine, die Weine von Capri (im Handel nur Kunstprodukt), den vehement geistigen Wein von Ischia, den sehr geschätzten Malvasia di Lipori und di Stromboli. Auf Sizilien gewinnt man die stärksten und gesuchtesten weißen Weine bei Syrakus, Catania und Marsala; sie werden stark mit Spiritus versetzt und gehen mit Ausnahme der Syrakuser unter dem Namen Marsala oder Madeira, dem sie oft sehr ähnlich sind. Drei Viertel des im Handel befindlichen Madeiras mögen sizilischen Ursprungs sein. Die feinern, sehr dunkeln Rotweine dieser Gegend gehen als Vino Calabrese und die leichten Sorten derselben, den Bordeauxweinen ähnlich, als Vino del Bosco. Von den übrigen sizilischen Weinen sind hervorzuheben: der rote sehr starke Catania, der rote köstliche Faro di Messina, der weiße starke Bronte, der sehr starke, trockne Lagrima, die Weine von Zucco, der höchst delikate weiße Costro di San Giovanni, der Siracusa Albanulle, ein weithin berühmter weißer, auch roter Muskatwein von vielem Geist, Feuer und Wohlgeschmack, der Castel Vetrano, der Baggaria, Moscario Capriato, Monte Delfino und Monte alla Rosa.

Italienischrot, s. Englischrot.

Italiöten, im Altertum die griech. Bewohner von Unteritalien und Sizilien (Großgriechenland).

Italique (franz., spr. -lik), die schräg liegende lateinische Druckschrift, von Aldus Manutius erfunden; s. Kursiv.

Itälische Sprachen, eine der Hauptfamilien des großen indogermanischen Sprachstammes (s. Indogermanen). Die italischen Sprachen wurden in der ältesten Periode der römischen Geschichte vornehmlich in Mittelitalien gesprochen, während in Oberitalien keltische, in Unteritalien griechisch und messapisch redende Bevölkerungen saßen, und waren auch in Mittelitalien durch die benachbarten, damals noch mächtigen Etrusker eingeschränkt. Das Italische zerfiel von Anfang an in zwei Hauptzweige: den lateinischen und den nur aus alten Inschriften bekannten umbrisch-oskischen. Der letztere Zweig, zu dem auch noch das Volskische, Sabinische, Marsische, Picentinische und andre Mundarten gehörten, unterschied sich von dem erstern hauptsächlich in der Bildung des Infinitivs und des Futurums; in lautlicher Hinsicht hat er mehr Diphthonge als das Latein und setzt im Anlaut der Wörter p, wo die Lateiner k oder q gebrauchen, wie z. B. das lateinische Fragpronomen quis im Umbrisch-Oskischen pis lautet. Das Oskische war die Sprache der Samniter, denen die Römer das Zepter der Herrschaft über Italien nach langen und wechselvollen Kämpfen entrissen; seitdem kam es allmählich außer Gebrauch und erhielt sich nur in einigen der südlichen Provinzen noch bis in das 1. Jahrh. v. Chr. hinein. Ebenso wurden die andern Dialekte dieses Zweigs völlig verdrängt durch das Latein, das mit dem Faliskischen, anfangs auf eine kleine Landschaft in Mittelitalien beschränkt, durch das siegreiche Vordringen der Römer sich nicht nur über ganz Italien ausbreitete, sondern auch während der römischen Kaiserzeit in fast allen den Römern unterworfenen Provinzen die herrschende Sprache wurde und daher die Grundlage der romanischen Sprachen der Neuzeit bildet.

Itamaracá, Insel, s. Iguarassú.

Itapalme, s. v. w. Mauritia flexuosa.

Itapémirim, Hafenstadt in der brasil. Provinz Espirito Santo, an der Mündung des gleichnamigen Flusses; hat Ausfuhr von Zucker.

Itapicurú, 1) Fluß in der brasil. Provinz Bahia, entspringt oberhalb Jacobina und mündet nach einem Laufe von 1660 km in 11° 43′ südl. Br. ins Meer. Er wird bis zur Ortschaft Itapicurú grande, 100 km stromaufwärts, befahren. — 2) (I. mirim) Bedeutender Küstenfluß in der brasil. Provinz Maranhão, der in die Bai San José fällt. Dampfschiffe befahren ihn 70 km aufwärts bis Itapicurú mirim, einem wichtigen Stapelplatz für die Produkte des Innern.

Itapuá (Villa della Encarnacion), Dorf im südamerikan. Staat Paraguay, am Parana, ehemals eine der blühendsten Missionen der Jesuiten.

Itaqui (spr. -ki), Stadt in der brasil. Provinz Rio Grande do Sul, am Uruguay, hat Ausfuhr von Paraguaythee, lebhafte Schiffahrt und 3000 Einw.

Itaska, Binnensee im nördlichen Teil des nordamerikan. Staats Minnesota, 467 m ü. M., ist klein, von hufeisenförmiger Gestalt; aus demselben entspringt der Hauptquellstrom des Mississippi (s. d.).

Itatiaya (Itatiaiussu), Gipfel in der Serra do Mantiqueira, welche die brasilischen Provinzen Rio Janeiro und Minas Geraës scheidet, 2712 m hoch, ist der höchste Berg des brasilischen Hochlandes.

Itazismus (griech.), die besonders von Reuchlin befürwortete Aussprache des Griechischen, wobei das Eta (langes e) wie Ita (i) ausgesprochen und überhaupt die von der im übrigen Europa stark abweichende Aussprache der Neugriechen zur Richtschnur genommen wird. Vgl. Neugriechische Sprache und Etazismus.

Itelmen, Volk, s. Kamtschadalen.

Item (lat.), ebenso, ingleichen, ferner.

Ite, missa est (sc. concio, lat., »gehet, entlassen ist [die Versammlung]«), die Formel, mit welcher der Gemeinde das Ende der Messe verkündigt wird; s. Messe.

Iter (lat.), Reise, Weg; auch das Recht, über eines andern Grundstück gehen zu dürfen; daher das Rechtssprichwort: »Qui habet i., non habet actum«, wer

eine Fußsteigsgerechtigkeit hat, hat damit noch keine Viehtriftgerechtigkeit.

Iterativum (lat.), Zeitwort, welches die öftere Wiederholung einer Handlung ausdrückt, z. B. streicheln (s. Verbum).

Ith, eine der Bergketten des hannöv. Berglandes, westlich von der Leine und den Städten Alfeld und Gronau, östlich von der Weser (Bodenwerder), erstreckt sich 20 km auf der Grenze der Kreise Hameln (Hannover) und Holzminden (Braunschweig) von SO. nach NW., erreicht 405 m Höhe und wird im S. durch eine Einsattelung vom Hils geschieden.

Ithaca, Stadt im nordamerikan. Staat New York, am obern Ende des Cayugasees, mit Eisen-, Woll- und Baumwollindustrie, Papiermühlen und (1880) 9150 Einw.; Sitz der Cornell University.

Ithăka (Ithăki, Thiaki), eine der Jonischen Inseln, nordöstlich von Kephalonia, mit 97 qkm (1,77 QM.) Areal und (1879) 10,639 Einw., berühmt als das Vaterland des Odysseus. J. besteht aus zwei durch einen niedrigen Sattel verbundenen kahlen Bergstöcken, deren nördlicher, für den Neriton der »Odyssee« gehalten, bis 807 m ansteigt. Abgesehen von mehreren Buchten an der Westküste, fällt die Insel überall steil ins Meer ab; an ihren kahlen Abhängen gedeihen trefflicher Wein, Korinthen, Öl, aber wenig Getreide. Schiffahrt, Export jener Produkte, Fischerei (auch von Schwämmen und Korallen) und Ziegenzucht bilden die Beschäftigung der Bewohner. Auf der Ostseite dringt der Golf von Molo weit ins Land ein, an ihm liegt die Hauptstadt Vathy (s. d.). Auf der dadurch gebildeten Landenge haben sich Reste der antiken Ortschaft Alalkomenä erhalten; die ehemalige Stadt J. lag im N. Über die topographischen Angaben Homers herrscht die größte Meinungsverschiedenheit; die deutschen kritischen Forscher neigen der Ansicht zu, daß der Dichter der »Odyssee« überhaupt nicht nach Autopsie geschildert, sondern sich nach Hörensagen ein Phantasiegebilde von der Insel gemacht habe, welches sich mit den wirklichen Verhältnissen nicht vereinigen lasse. J. bildet mit den Inseln Atokos, Kastus und Kalamos eine Eparchie des Nomos Kephalonia mit (1879) 12,222 Einw. Vgl. Gell, Geography and antiquities of I. (Lond. 1807); Schliemann, J., der Peloponnes und Troja (Leipz. 1869); Bursian, Geographie von Griechenland, Bd. 2 (das. 1872); Hercher, Homerische Aufsätze (Berl. 1881).

Ithaki, Stadt, s. Vathy 2).

Ithōme, im Altertum befestigter Berg in Messenien (Peloponnes), der sich im W. der Pamisosebene zu 805 m erhebt, und auf welchem Zeus Ithomatas, Messeniens Landesgott, jedoch ohne Tempel und Bild, verehrt wurde. Der mit Mauern umschlossene Gipfel diente als Hauptfestung des Landes und wurde besonders berühmt durch die heldenmütige Verteidigung unter Aristodemos gegen die Spartaner im ersten Messenischen Krieg (743—724 v. Chr.). Auch im dritten (464—455) wurde sie von den Spartanern zehn Jahre lang belagert. Der 370 gegründeten Stadt Messene diente J. als Akropolis.

Itineraria (lat., »Reisebücher«) waren bei den alten Römern doppelter Art, entweder I. adnotata s. scripta, worunter man Reiserouten (nach Art unsrer Kursbücher) mit bloßer Angabe der Namen und Entfernungen der einzelnen Stationen, die man berühren mußte, zu verstehen hat, oder I. picta, die ersten Versuche unsrer Land- oder Verkehrskarten. Erhalten sind uns von ersterer Gattung: die beiden sogen. I. Antonini, in ihrem Grundstock aus der Zeit des Kaisers Antoninus Caracalla, in der auf uns gekommenen Bearbeitung aus dem Anfang des 4. Jahrh. stammend, Verzeichnisse von Reiserouten in allen Provinzen des römischen Reichs zu Land und zur See (hrsg. von J. Tobler, St. Gallen 1863); das Itinerarium Hierosolymitanum oder Burdigalense, aus dem Jahr 333, die Übersicht einer Pilgerfahrt von Burdigale (Bordeaux) nach Jerusalem und von Herakleia über Rom nach Mediolanum, mit genauen Angaben der Lokalitäten der heiligen Geschichte (mit den I. Antonini hrsg. von Parthey u. Pinder, Berl. 1848), und das Itinerarium Alexandri, ein Abriß des persischen Zugs Alexanders d. Gr., vorzugsweise nach Arrian für den Kaiser Constantius zum Gebrauch bei seinem Feldzug gegen Persien (340—345) verfaßt (am besten hrsg. von Volkmann, Naumb. 1871). Dazu kommen einige I. durch Palästina (meist Beschreibungen des Landes), die neuerdings Tobler (St. Gallen 1869; mit Molinier, Genf 1879) veröffentlichte, und die »Descriptiones terrae sanctae ex saeculo VIII., IX., XII. et XV.« (hrsg. von Tobler, Leipz 1874). Von der zweiten Art, den Reisekarten, hat sich eine Probe erhalten in der nach ihrem ersten Besitzer benannten Tabula Peutingeriana (jetzt in Wien), aus der Mitte des 3. Jahrh. (s. Peutinger). Vgl. Fortia d'Urban, Recueil des itinéraires anciens (Par. 1845). In der katholischen Liturgie ist Itinerarium ein Reisegebet, welches den Geistlichen für die Dauer der Reise vorgeschrieben zu werden pflegt.

Itinerarstadium (lat.), das Wegemaß der Alten. Das griech. Stadium (s. d.) als Längenmaß konnte durch Ausmessen mit Stab oder Meßschnur natürlich nur bei kleinern Entfernungen zur Anwendung kommen; bei größern Strecken mußte man sich begnügen, dieselben durch Schrittzählen zu bestimmen, und man bezeichnete eine Strecke von 200 Schritt als Stadium, das aber an Größe hinter dem eigentlichen olympischen Stadium zurückblieb. Dieses kleinere Stadium, von den Neuern J. genannt, liegt sämtlichen griechischen Marschangaben vor der Mitte des 2. Jahrh. v. Chr. zu Grunde und betrug, wie sich aus Vergleichung der jetzt bekannten genauen Entfernungen mit den Angaben der Alten erweisen läßt, im Durchschnitt nur 148 m oder 1/50 geogr. Meile.

Itio in partes (lat.), das »Auseinandertreten« der verschiedenen Parteien; eine Art der Abstimmung, die namentlich auf dem frühern deutschen Reichstag in Religionssachen, wenn Katholiken und Protestanten getrennt stimmten, stattfand; s. Jus eundi in partes.

Itionsrecht, s. Jus eundi in partes.

Itri, Stadt in der ital. Provinz Caserta, Kreis Gaeta, mit Tempelresten und (1881) 6342 Einw.

Itschang, Stadt in der chines. Provinz Hupei, links am Jantsekiang, 1775 km oberhalb Schanghai, mit (1878) 33,575 Einw. Durch die Konvention von Tschifu 1876 wurde J. 1877 dem fremden Handel geöffnet, der jedoch infolge der Schwierigkeit der Schiffahrt und der chinesischen Konkurrenz sich nur langsam hebt. Es verkehrten 1885 im Hafen von J. 88 Dampfer von 25,264 Ton., der Warenverkehr betrug 2,704,660 Tael.

Itschili, Landschaft im südlichen Kleinasien, den westlichen Teil des alten Kilikien oder ungefähr das Stromgebiet des Gökſu (Kalykadnos) umfassend, mit der Hauptstadt Ermenek.

Ittenbach, Franz, Maler, geb. 18. April 1813 zu Königswinter, bildete sich seit 1832 auf der Kunstakademie in Düsseldorf unter Th. Hildebrandt und Schadow, verweilte seit 1839 mit W. v. Schadow und andern Malern über zwei Jahre in Italien, blieb

sodann einige Zeit in München und lebte seitdem dauernd in Düsseldorf, wo er 1. Dez. 1879 starb. J. kultivierte ausschließlich die religiöse Malerei. Seine Zeichnung ist edel und korrekt, seine Farbe hell, klar und von wohlthuender Harmonie. Innige Lieblichkeit des Ausdrucks und eine sorgfältige Behandlung bilden neben der großen Einfachheit in der Anordnung und den Motiven die Hauptvorzüge seiner zahlreichen Gemälde. Auch als Freskomaler hat er sich bewährt. In der Apollinariskirche bei Remagen a. Rh. arbeitete er mit Deger und Karl und Andreas Müller mehrere Jahre hindurch; von seiner Hand stammen die Einzelfiguren des heil. Petrus, des heil. Apollinaris und der vier Evangelisten (1844) sowie einige größere Kompositionen. In der Quirinuskirche zu Neuß führte er ebenfalls zwei Wandgemälde (1864) und in der Schloßkirche zu Pförten fünf Chorbilder aus. Von seinen Ölbildern sind hervorzuheben: Christus am Kreuz mit Maria und Johannes (1845, Altarbild für die katholische Kirche in Königsberg), die Taufe Christi (1849, Altarbild für die Garnisonkirche in Düsseldorf), die heil. Agatha (1851, Altarbild für die katholische Kirche zu Allendorf), ein Altarbild aus fünf Teilen (1851, für den Fürsten Liechtenstein in Wien), die Himmelskönigin und die Himmelfahrt Mariä (1858—61, für die Remigiuskirche in Bonn), vier Altarbilder für die St. Michaelskirche in Breslau (1865—68), die heilige Familie in Ägypten (1868, Nationalgalerie in Berlin) u. a.

Itú, Stadt in der brasil. Provinz São Paulo, an einem Wasserfall des obern Tieté, der unterhalb streckenweise schiffbar ist, hat eine stattliche Kirche, ein Franziskanerkloster, ein Hospital, große Kaffeeplantagen und etwa 5000 Einw., die sich durch geistige Regsamkeit auszeichnen.

Ituräa, Landschaft im NO. von Palästina, der heutige Dschebel Hauran, dessen Bewohner, arabischen Stammes, in mauerlosen Flecken oder beweglichen Zeltdörfern oder auch in den zahlreich vorhandenen Höhlen lebten. Vorübergehend den vordringenden ostjordanischen Israeliten unterliegend, bewahrten sie gleichwohl unter ihren dem Davidschen Haus verschwägerten Königen ihre Unabhängigkeit, teilten aber später die wechselnde Abhängigkeit der benachbarten Stämme, bis sie 107 v. Chr. von dem Hasmonäer Aristobulos und dessen Bruder Antigonos dem politischen Verband des Judentums einverleibt wurden. Die zunehmende Schwäche der Hasmonäischen wie der Seleukidischen Dynastie verhalf ihnen wieder zur Unabhängigkeit, und damals überschritten sie ihre Grenzen und drangen nach Cölesyrien und dem Libanon vor, den phönikischen Handel durch Plünderungszüge störend, bis sie von Pompejus unterworfen wurden. Unter Roms Oberherrschaft bewährten sie sich in dessen Heeren als tüchtige Krieger (besonders Bogenschützen). Augustus überließ die Landschaft Herodes d. Gr.; später (Luk. 3, 1) war sie in der Gewalt des Tetrarchen Philipp. Nach mehrfachem Besitzwechsel wurde sie unter Claudius (50 n. Chr.) mit der Provinz Syrien für immer vereinigt. Manche Gelehrte halten die heutigen Drusen für Nachkommen der Ituräer. S. Karte »Palästina«.

Iturbide, Don Augustin de, Kaiser von Mexiko, geb. 27. Sept. 1783 zu Valladolid in Mexiko, führte während des Aufstandes von 1810 auf den Wunsch des Vizekönigs das Kommando über die königlichen Truppen seiner Provinz und zerstreute in kurzem die Aufständischen. 1816 befehligte er im königlichen Heer die Nordarmee und wurde 1821 vom Vizekönig Apodaca zum Befehlshaber des gesamten Heers ernannt, schloß sich aber der aufständischen Partei an, indem er 24. Febr. 1821 den Aufruf von Iguala erließ, eroberte, da der Vizekönig die Forderung, dem Land eine besondere Verfassung zu geben, nicht erfüllte, im September die Hauptstadt und trat an die Spitze der provisorischen Regierungsjunta. Hierauf wurde er 18. Mai 1822 als Agostino I. auf den Kaiserthron erhoben und 21. Juni, nachdem der neuzusammengetretene Kongreß die Kaiserwürde in Iturbides Familie für erblich erklärt hatte, zum Kaiser gekrönt. Aber da er den Parteiungen nicht gewachsen war, überdies die finanziellen Schwierigkeiten nicht überwinden konnte, wurde er schon 19. März 1823 durch eine Militärrevolution genötigt, die Regierung in die Hände des Kongresses zurückzugeben, welcher ihm und seiner Familie einen Jahrgehalt bewilligte mit der Bedingung, daß er seinen Aufenthalt in Italien wähle. Noch aber hatte er unter den Klerikalen zahlreiche Parteigänger in Mexiko auf seiner Seite, die zu seinen gunsten eine Verschwörung einleiteten. Auf die Kunde hiervon schiffte sich J. 1824 in London nach Mexiko ein. Schon aber war die Verschwörung entdeckt und vom Kongreß 28. April Iturbides Ächtung und Hinrichtung beschlossen worden, sobald er den Boden Mexikos betreten würde. Kaum war er daher 16. Juli bei Soto la Marina ans Land gestiegen, so ward er gefangen genommen und 19. Juli in Padilla erschossen. Seine Witwe und ihre fünf Kinder erhielten vom Kongreß einen Jahrgehalt von 8000 Piaster mit der Bedingung, daß sie sich in Columbia an einem bestimmten Ort niederließen, und 1835: 1 Mill. Piaster und 1100 qkm Grundeigentum in Texas, Neumexiko und Ober- und Unterkalifornien. Seine Nachkommen erhielten 1865 von Maximilian den Titel: kaiserliche Prinzen; sie leben jetzt in Paris. J. schrieb seine Denkwürdigkeiten (deutsch, Leipz. 1824).

Itys (Itylos), s. Aëdon und Philomela.

Itz, rechtsseitiger Nebenfluß des Mains, entspringt am Bleßberg im Thüringer Wald, nordöstlich von Eisfeld, fließt in südlicher Richtung durch das Herzogtum Sachsen-Koburg, nimmt die Rodach, Lauter 2c. auf, bildet unterhalb Koburg den fruchtbaren Itzgrund und mündet nach 80 km langem Lauf unterhalb Rattelsdorf (nördlich von Bamberg).

Itzehoe (spr. -ho), Stadt in der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, Kreis Steinburg, an der schiffbaren Stör und der Linie Elmshorn-Heide der Holsteinischen Marschbahn, hat 2 evang. Kirchen (darunter die Laurentiuskirche aus dem 12. Jahrh. mit trefflicher Orgel), ein Amtsgericht, ein Landratsamt (für den Kreis Steinburg), ein Hauptzollamt, ein Realprogymnasium, ein adliges Fräuleinstift (seit 1256), eine Eisengießerei und Maschinenfabrik, eine Zuckerraffinerie, Baumwollweberei, Netze-, Zichorien-, Seifen-, Zement- und Dachpappenfabrikation, Bierbrauerei, eine Schiffswerfte, Schiffahrt, Handel mit Vieh und Getreide und (1885) mit der Garnison (2. Husareneskadron Nr. 15) 10,772 Einw. — J., die älteste Stadt in Holstein, entstand 809 unter Karl d. Gr. durch den Grafen Egbert, der daselbst eine Burg, Esesfelth, gegen die Dänen und Wenden anlegte. Der schon zu Ende des 11. Jahrh. blühende Ort, welcher damals Echeho oder Etzehoe hieß, ward 1201 zerstört, 1224 jedoch wieder aufgebaut; die Neustadt erhielt 1238, die Altstadt 1303 das lübische Recht. 1644 und 1657 ward J. von den Schweden zerstört, aber jedesmal wiederhergestellt. Bis 1864 war es der Sitz der holsteinischen Ständeversammlung.

Itzenplitz, Heinrich Friedrich August, Graf von, preuß. Staatsmann, geb. 23. Febr. 1799 zu

Groß-Behnitz bei Nauen, studierte in Berlin und Göttingen Naturwissenschaft und die Rechte, bereiste mit Professor Lichtenstein einen großen Teil Europas, trat erst als Kammergerichtsassessor in den Justizdienst und ging darauf in den Verwaltungsdienst über, in dem er 1845 bis zum Präsidenten der Regierung zu Arnsberg aufrückte; als solcher nahm er 1848 seinen Abschied. Nachdem er dem Allgemeinen Landtag und der Ersten Kammer angehört, ward er auf Präsentation des Grafenverbandes der Mark Brandenburg Mitglied des Herrenhauses, in welchem er der gemäßigten Partei angehörte und häufig als Berichterstatter thätig war. Im März 1862 ward er Minister des Ackerbaues, und im Dezember d. J. übernahm er im Ministerium Bismarck das Departement des Handels. Seine Eisenbahnpolitik zeichnete sich durch eine große Prinziplosigkeit aus: er gestattete zuerst die Anwendung des Systems der Generalentreprise, welches Strousberg (s. d.) nach Deutschland importiert, und welches in der Form, wie es betrieben wurde, große Unzuträglichkeiten hatte; eine widerspruchsvolle Praxis verwischte den Unterschied zwischen dem gesetzlich Erlaubten und dem Unzulässigen bis zur Unerkennbarkeit. Der durch Laskers Enthüllungen heraufbeschworne Sturm richtete sich daher vorzugsweise gegen J., welcher den heftigsten Angriffen nur die von niemand bezweifelte Versicherung seiner persönlichen Redlichkeit gegenüberstellen konnte. Er trat 15. Mai 1873 zurück, blieb seitdem dem öffentlichen Leben fern und starb 15. Febr. 1883 auf seinem Gut Kunersdorf bei Wriezen.

Itzibu, japan. viereckige Silbermünze, Silberwert = 1,408 Mk.; Zahlwert schwankend, nach Vertrag von 1857: 311 J. = 100 span. Dollar.

Itzstein, Johann Adam von, hervorragendes liberales Mitglied der badischen Kammer, geb. 28. Sept. 1775 zu Mainz, wo sein Vater kurfürstlicher Geheimrat war, trat in die Dienste der Benediktinerabtei Amorbach, nach deren Aufhebung in leiningische Dienste und nach Mediatisierung des Fürstentums Leiningen 1809 in den badischen Staatsdienst und ward 1819 Hofgerichtsrat in Mannheim. 1822 trat er als Abgeordneter für Mannheim in die Kammer und ward zum ersten Sekretär erwählt. Da er sich der Opposition anschloß, sollte er nach der Auflösung der Ständekammer an das Hofgericht zu Meersburg versetzt werden, nahm aber seine Entlassung. Von Schwetzingen 1831 zum Abgeordneten gewählt, übernahm er in der Kammer die Führung der liberalen Opposition und trat sogleich mit einem Antrag auf die Wiederherstellung der 1825 verstümmelten Verfassung hervor. Auch wurde er Vorsitzender der Budgetkommission, Mitglied des landständischen Ausschusses und der Kommission zur Prüfung der Staatsschuldentilgung. Stets schlagfertig und redegewandt, übte er einen bedeutenden Einfluß auf den Gang der badischen Kammerverhandlungen aus, indem er namentlich in den das Budget betreffenden Arbeiten große Spezialkenntnis bewies sowie in und außer der Kammer die Elemente der Opposition zusammenzuhalten und zu disziplinieren verstand. Beim Volk war er sehr angesehen und beliebt, und 22. Sept. 1844 wurde ihm eine ihm zu Ehren geprägte Denkmünze überreicht und bei dieser Gelegenheit eine großartige Ovation dargebracht. Im Mai 1845 mit seinem Freund Hecker auf einer Reise nach Stettin begriffen, erhielten beide in Berlin die polizeiliche Weisung, sofort Berlin und die preußischen Staaten zu verlassen. Als Mitglied des Vorparlaments (1848) und der konstituierenden Nationalversammlung gehörte J. zur äußersten Linken, trat aber wenig hervor und hielt nur einmal eine längere Rede, um die des badischen Aufstandes wegen Verurteilten zur Amnestie zu empfehlen. Bei der Reichsverweserwahl erhielt er die 32 Stimmen seiner Parteigenossen. Er folgte 1849 dem Rumpfparlament nach Stuttgart, nahm aber an der badischen Erhebung keinen thätigen Anteil. Gleichwohl hochverräterischer Unternehmungen beschuldigt, entging er nur durch schleunige Flucht der Verhaftung und lebte eine Zeitlang als Flüchtling im Elsaß und in der Schweiz. Erst 1850, nachdem seine Unschuld nachgewiesen worden, durfte er zurückkehren. Er starb, seit 1854 geistesschwach, 14. Sept. 1855 auf seinem Gut zu Hallgarten.

Iulus (spr. i-ūlus), Sohn des Äneas, sonst Ascanius genannt. Auch hieß so ein Sohn dieses Ascanius. S. Äneas.

Iva, s. Achillea.

Ivanić (spr. iwanitsch), Stadt u. Festung im kroatisch-slawon. Komitat Belovár-Kreuz, an der Lonja, mit (1881) 753 Einw.

Ivarankusawurzel, s. Andropogon.

Ive, Antonio, ital. Schriftsteller, geb. 1851 zu Rovigno in Istrien, studierte zu Wien Philologie und Litteraturgeschichte und wurde 1875 Professor am Gymnasium zu Capo d'Istria. Auf einer wissenschaftlichen Reise durch Europa, die er Ende 1876 antrat, entdeckte er 1879 auf der Nationalbibliothek zu Paris eine wichtige neapolitanische Handschrift aus dem 14. Jahrh., den berühmten Roman des Fioravante. Von seinen Veröffentlichungen sind zu nennen: »Canti popolari istriani raccolti a Rovigno« (Turin 1877); »Novelline popolari rovignesi« (Wien 1877); »Fiabe popolari rovignesi« (das. 1878); »Raccolta di proverbi istriani« (das. 1881).

Iviza (auch Ibiza, spr. iwitha, das Ebusus der Alten), die größte Insel der Pityusen, im Mittelmeer, liegt ca. 90 km von der spanischen Küste entfernt und zählt auf 592 qkm (10,7 QM.) 22,766 Einw. Sie hat zahlreiche Buchten und ist gebirgig (Campvey 396 m). Der Hauptreichtum der Insel besteht in ihren Salinen. Auch Mandeln, Wein, Feigen, Johannisbrot, Baumwolle, Holz und Bleierz werden ausgeführt. Die Häfen der Insel sind wegen der herrschenden Winde schwer zugänglich. Das Klima ist mild und gesund. Die gleichnamige Hauptstadt liegt an der Bai von J., besteht aus der alten Oberstadt mit engen, steilen Straßen und der regelmäßigen Unterstadt La Marina am Hafen, hat eine Citadelle und starke Mauern, eine Kathedrale, (1878) 7393 Einw. und ist Bischofsitz. J. steht mit Palma und Valencia in Dampfer- und Kabelverbindung.

Ivrea, Kreishauptstadt in der ital. Provinz Turin, am Ausgang des Thals von Aosta, an der Dora Baltea, über welche zwei Brücken nach der Vorstadt Borghetto führen, durch die Eisenbahn nach Chivasso mit Turin verbunden, ein hübscher, amphitheatralisch an einem Hügel gelegener, ehemals befestigter Ort mit einer alten Citadelle (jetzt Gefängnis) und Ringmauern, hat eine Kathedrale, welche an der Stelle eines Apollotempels steht, Reste eines Aquädukts und andrer Römerbauten, mehrere Paläste, ein Lyceum, ein Gymnasium, eine technische Schule, Priesterseminar, mehrere Wohlthätigkeitsanstalten und (1881) 5883 Einw., welche Seidenfabrikation, Färberei, Wagenbau, Handel mit geschätztem Wein, Reis, Hanf, Vieh und Käse treiben. J. ist Sitz eines Unterpräfekten, eines Bischofs, eines Zivil- und Korrektionstribunals. — Es ist das alte Eporedia, wel-

ches die Römer auf Anraten der Sibyllinischen Bücher gründeten. Später war es Sitz langobardischer Herzöge und nach Eroberung des Longobardenreichs durch Karl d. Gr. Hauptort einer Markgrafschaft. Nach der Absetzung Karls des Dicken (887) standen die Markgrafen von I. unter denen, welche sich um die italienische Königskrone bewarben, mit obenan. Markgraf Berengar bemächtigte sich sogar vorübergehend als Nebenbuhler Hugos, Königs von Italien, des Throns, und sein Sohn Adalbert II. führte nach dessen Tod 966 den Titel fort. Dessen Sohn Otto wurde der Gründer des Geschlechts der Grafen von Burgund; doch besaß das Geschlecht in ununterbrochener Reihenfolge die Markgrafschaft I., bis Kaiser Heinrich II. 1018 dieselbe den Söhnen des aufrührerischen Markgrafen Arduin, erwählten Königs von Italien, entriß und dem Reich einverleibte. Bei diesem blieb sie, bis 1248 Kaiser Friedrich II. den Grafen Thomas von Savoyen mit I. belehnte.

Ivry, 1) I. la Bataille, Dorf im franz. Departement Eure, Arrondissement Evreux, links an der Eure, mit Resten einer Abtei und eines Schlosses (beide aus dem 10. Jahrh.) und (1876) 1095 Einw., welche Fabrikation von Musikinstrumenten, Kämmen und Leder betreiben. Ein Obelisk erinnert an den Sieg Heinrichs IV. über die Ligue 14. März 1590. — 2) I. sur Seine, Dorf im franz. Departement Seine, Arrondissement Sceaux, 1 km südöstlich von Paris, an der Seine und der Orléansbahn, hat ein großes Siechenhaus (für Paris), zahlreiche Villen, (1881) 18,442 Einw., Gemüsekultur, Fabrikation von Kautschuk, Seilerwaren, Fayence- und Marmorwaren, Öl, Bierbrauereien ꝛc. Im S. etwas erhöht das Fort I.

Iwan (russ., s. v. w. Johann), Name mehrerer russ. Großfürsten und Zaren, von denen die namhaftesten sind:

1) I. I., Danilowitsch, auch Kalita (der »Almosenspender«, wörtlich »die Tasche«, »der Geldsack«, also vielleicht im Sinn von »der Sparsame« zu verstehen) genannt, war erst Fürst von Wladimir, Nishnij Nowgorod und Moskau und word 1328 durch die Tataren, nach der Absetzung Alexanders II., zum Großfürsten von Moskau erhoben. Er starb 1341.

2) I. II., Sohn des vorigen, geb. 30. März 1326, folgte seinem ältern Bruder, Semen (Simeon), 1353 in der Regierung, verlor bedeutende Länderstrecken am Dnjepr an die Litauer und starb 13. Nov. 1359.

3) I. III., Wasiljewitsch, Sohn Wasilijs des Blinden, Großfürsten von Moskau, geb. 22. Jan. 1440, bestieg 17. März 1462 den Thron und fügte dem moskowitischen Großfürstentum Twer, Moshaisk, Wologda und andre Gebiete hinzu. Er vermählte sich 1472 mit Sophie, Tochter des Thomas Paläologos, Bruders des letzten byzantinischen Kaisers, wodurch der doppelköpfige byzantinische Adler in das russische Wappen kam. 1478 unterjochte er das blühende Nowgorod, und 1480 machte er sich von der Abhängigkeit von den Tataren frei. Er war der erste, welcher den Titel Zar von Großrußland führte und die Einheit und Unteilbarkeit des russischen Reichs proklamierte; er starb 27. Okt. 1505.

4) I. IV., Wasiljewitsch, mit dem Beinamen der Schreckliche, geb. 25. Aug. 1530, Sohn Wasilijs IV., Enkel des vorigen, regierte, anfangs unter Vormundschaft seiner Mutter, 1534—84. Am 16. Jan. 1547 zum Zaren gekrönt, unterwarf er 1552 Kasan und 1554 Astrachan. Seine Gelüste auf das in den Händen der Deutschen Ritter befindliche Livland vereinigten aber Schweden, Polen und Dänemark zu einem Bündnis gegen ihn. Während seiner Regierung begann die Eroberung Sibiriens. Durch Stephan Báthori in die Enge getrieben, suchte er um Hilfe bei dem deutschen Kaiser Rudolf II. und dem Papst Gregor XIII. nach und trat in dem durch den päpstlichen Nunzius 1582 zu stande gebrachten Waffenstillstand zu Zápolya seine Ansprüche auf Livland ab. Nowgorod ließ er seine Unabhängigkeitsgelüste 1570 mit dem Tod von 60,000 Einwohnern büßen. Auch Twer, Moskau u. a. O. erfuhren seine Grausamkeit. Schon während der Minderjährigkeit Iwans war das Volk durch Parteihader der Großen, Willkür und Grausamkeit schwer heimgesucht worden. Später veranlaßte der Kampf des Zaren mit den Bojaren, insbesondere vom Jahr 1564 ab, eine Reihe terroristischer Maßregeln, von denen nicht bloß der Adel, sondern auch die andern Stände betroffen wurden. Dagegen hat sich I. auch Verdienste um die Zivilisation seines Volkes erworben, hat deutsche Gelehrte, Künstler und Handwerker nach Rußland gezogen und, nachdem die Engländer im J. 1553 den Seeweg nach Archangel aufgefunden hatten, durch einen Vertrag mit England den russischen Handel begründet. Auch die Militärverfassung der Strelitzen ist auf ihn zurückzuführen. Im Jähzorn tötete I. seinen ältesten Sohn, Iwan. Er starb 17. März 1584.

5) I. V., Alexejewitsch, zweiter Sohn des Zaren Alexei und Halbbruder des nachmaligen Kaisers Peter I., geb. 27. Aug. 1666, wegen seiner körperlichen und geistigen Schwäche nach dem Tod seines Bruders, des Zaren Feodor, 1682, anfangs bei der Entscheidung der Frage von der Thronfolge übergangen, wurde, nachdem sein jüngerer Bruder, Peter, etwa einen Monat hindurch allein Zar gewesen war, von den Strelitzen auf Veranlassung seiner Schwester Sophie zum Zaren ausgerufen. Während der Zweiherrschaft Iwans und Peters herrschte deren Schwester Sophie bis zum Jahr 1689. Auch später beteiligte sich I. thatsächlich nicht an der Regierung. Er starb 29. Jan. 1696.

6) I. VI., Sohn des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig-Bevern und der russischen Großfürstin Anna Leopoldowna, geb. 24. Aug. 1740, wurde gleich nach seiner Geburt von der Kaiserin Anna Iwanowna als Sohn angenommen und von derselben bei ihrem Ableben in demselben Jahr zu ihrem Nachfolger unter der Vormundschaft Birons ernannt. Am 28. Okt. 1740 wurde dem jungen Kaiser gehuldigt. Kurz darauf aber stürzte seine Mutter Biron und nahm die Zügel der Regierung selbst in die Hand. Infolge der Thronumwälzung (5. Dez. 1741) zu gunsten Elisabeths, der Tochter Peters I., verlor er Krone und Freiheit, wurde mit seinen Eltern und seiner Schwester nach Riga gebracht, dann in Dünamünde und in Renenburg gefangen gehalten. Im J. 1744 wurde er von seinen Angehörigen getrennt und nach Cholmogory gebracht. Die Besorgnis, daß Friedrich d. Gr. einen Versuch zur Befreiung Iwans unternehmen werde, veranlaßte im Jahr 1756 seine Überführung nach Schlüsselburg, wo er mit Ausnahme eines kurzen Aufenthalts in Petersburg 1757 und einer Reise nach Kexholm 1762 in strengem Gewahrsam verblieb. Der Versuch einer Rebellion zu gunsten Iwans, welchen ein Offizier, Mirowitsch, machte, veranlaßte in dem Augenblick, als der Verschwörer mit einer Anzahl Soldaten dem Kerker nahte, um den ehemaligen Kaiser zu befreien, 5. Dez. 1764 dessen Ermordung durch zwei Offiziere, deren Obhut er anvertraut war, und die in dem gegebenen Fall einer Instruktion entsprechend handelten. Die lange Haft hatte den

unglücklichen Jüngling blödsinnig gemacht; auch stotterte er sehr arg. Seine Katastrophe gab Veranlassung zu allerlei Gerüchten von einer Mitschuld Katharinas II., welche den Befreiungsversuch angezettelt haben sollte, um sich bei dieser Gelegenheit des Prätendenten zu entledigen. Nach dem gegenwärtigen Stande der historischen Forschung erscheinen diese Gerüchte als völlig grundlos. Vgl. Brückner, Die Familie Braunschweig in Rußland im 18. Jahrhundert (St. Petersb. 1876).

Iwangorod, 1) Festung im russ. Gouvernement Siedlez, an der Mündung des Wieprzh in die Weichsel und an der Eisenbahn Kowel-Mlawa, besteht aus einer Hauptfestung mit bastioniertem Hauptwall und 9 kleinern Werken auf dem rechten Ufer (davon 6 in den Jahren 1877—84 angelegt), einem stark befestigten Brückenkopf (Fort Gortschakow) und 3 vorgeschobenen Werken auf dem linken Ufer der Weichsel. J. bildet mit Warschau, Nowo-Georgiewsk und Brest-Litowsk das polnische Festungsviereck, das für den Fall eines Kriegs mit Deutschland und Österreich-Ungarn von der größten Bedeutung ist. — 2) Vorstadt von Narwa im russ. Gouvernement St. Petersburg, am rechten Ufer der Narowa, mit den Ruinen der 1492 von Iwan III. Wasiljewitsch erbauten Festung, die abwechselnd bald Rußland, bald Schweden angehörte, bis sie 1704 der Feldmarschall Scheremetjew durch Kapitulation für Rußland auf die Dauer gewann.

Iwánow, Alexander Andrejewitsch, russ. Maler, geb. 1806 zu St. Petersburg, war Schüler der dortigen Akademie und seines Vaters Andrei Iwanowitsch (1775—1847) und ging nach einer Reise durch Deutschland 1830 nach Rom, wo er sich unter dem Einfluß der italienischen Meister des 15. und 16. Jahrh. der religiösen Malerei widmete. Er beschloß, auf einem großen Gemälde den Augenblick darzustellen, wo sich Christus zum erstenmal dem Volk zeigt. Doch nahmen die Vorbereitungen, Studien und Skizzen dazu sein ganzes Leben in Anspruch. Religiöse Spekulationen und Zweifel verdüsterten sein Gemüt, und als er 1858 nach Petersburg zurückkehrte, war sein Bild immer noch nicht vollendet. Er starb 3. Juli 1858 daselbst. Seine Bestrebungen wären nicht bekannt geworden, wenn nicht sein Bruder, der Architekt Sergius J., sein Vermögen dem kaiserlich deutschen Institut für archäologische Korrespondenz in Rom unter der Bedingung vermacht hätte, den künstlerischen Nachlaß seines Bruders zu veröffentlichen. Vgl. »A. J., Darstellungen aus der heiligen Geschichte in Farbendruck reproduziert« (Berl. 1879 ff., mit Biographie von Botkin).

Iwanówo-Wosneßensk, Kreisstadt im russ. Gouvernement Wladimir, genannt das »russische Manchester«, an der Eisenbahn Schuja-Kineschma, früher Besitzung des Grafen Scheremetjew, hat 7 Kirchen, 150 Fabriken, die fast alle Baumwollenstoffe (Zitz, Kattun 2c.) produzieren, eine Maschinenbauanstalt und 12,000 Einw., welche Zahl aber durch zeitweilige Anwesenheit von Fabrikarbeitern oft verdoppelt wird. Die gesamte Produktion von J. mit dem Kreis beläuft sich jährlich auf mehr als 10 Mill. Rubel.

Iwanowscher Jahrmarkt, eine erst 1859 gegrün-

Iwaschinzow, Nikolai, Hydrograph, geb. 1. Mai 1819, Lehrer für Astronomie und Nautik beim Seekadettenkorps in St. Petersburg, in den 40er Jahren an der Küstenaufnahme der Ostsee teilnehmend, begleitete 1853 Perowsky auf dem Zuge gegen Ak-Metschet, nahm dabei den untern Sir Darja auf, begann in demselben Jahr als Chef der Expedition seine 15jährigen Arbeiten zur Aufnahme und Durchforschung des Kaspisees, deren Ergebnisse, ein Atlas mit 2 Bänden Text, zu St. Petersburg 1866—69 erschienen. Sein großes Werk über 38 russische Reisen um die Erde wurde 1849—50 veröffentlicht. Zuletzt Konteradmiral und Präsident der mathematischen Sektion der Geographischen Gesellschaft zu St. Petersburg, starb er 25. Jan. 1871 daselbst.

Iwein, einer der Helden aus Artus' Tafelrunde (s. Artus), dessen sagenhafte Geschichte im 12. Jahrh. der Trouvere Chrétien von Troyes zu seinem Gedicht »Chevalier au lion« benutzte. J. besteht an einem Zauberbrunnen einen Ritter, dessen Gattin Laudine er zum Weibe nimmt. Auf Gaweins Rat, sich nicht zu verliegen, verläßt er seine Gemahlin mit dem Versprechen, innerhalb Jahresfrist zurückzukehren. Da er aber sein Wort nicht hält, verliert er Laudines Gunst und wird infolge davon wahnsinnig. Umherirrend, befreit er einen Löwen von einem Drachen und kommt, fortan von jenem begleitet, nach zahlreichen Abenteuern endlich zu Laudine zurück, die sich mit ihm aussöhnt. Das auf bretonischer Grundlage von teilweise mythischem Charakter beruhende Gedicht Chrétiens bot Hartmann von Aue das Material zu dessen Erzählung »J.«. Über den mythischen Hintergrund der Sage vgl. Osterwald, J., ein keltischer Frühlingsgott (Halle 1853).

Iwonicz (spr. -nitsch), Dorf in Galizien, Bezirkshauptmannschaft Krosno, hat eine alte Kirche, Mineralquellen (jod- und bromhaltige Solquellen, Eisen- und Schwefelquellen, Naphthaquelle), eine besuchte Badeanstalt (jährlich gegen 1300 Personen) und (1880) 2303 Einw.

Ixiolith, s. Tantalit.

Ixion, in der griech. Sagengeschichte Sohn des Phlegyas, König der Lapithen oder Phlegyer, Vater des Peirithoos, warb um Dia, die Tochter des Deïoneus, und versprach diesem große Brautgeschenke, hielt aber nicht Wort. Als ihm jener darauf zum Pfand seine Rosse wegnahm, lud ihn J. arglistig zu sich ins Haus und stürzte ihn hier in eine mit Feuer gefüllte Grube, worin er umkam. Darob in Wahnsinn verfallen, wurde J. endlich von Zeus entsühnt und sogar an die Tafel der Götter gezogen. Hier aber entbrannte er in Leidenschaft für Hera, und diese entging ihm nur dadurch, daß sie ihn ein ihr ähnliches Wolkenbild (Nephele) umarmen ließ, woraus die Kentauren (s. d.) entstanden. Da er sich aber der vermeintlichen Gunst der Göttin rühmte, ließ ihn Zeus zur Strafe für seinen Frevel in die Unterwelt bringen und an Händen und Füßen mit ehernen Banden auf ein ewig rollendes feuriges Rad befestigen.

Ixmiquilpan (spr. ißmikilpa), Stadt im mexikan. Staat Hidalgo, 1700 m ü. M., am Rio de Tula reizend gelegen, mit ausgedehntem Acker- und Gartenbau und (1880) 13,116 Einw. im Munizipium.

thischer Urheber der magisch-aphrodisischen Verwendung des Vogels wird Jason angeführt, welchen Aphrodite lehrte, den nach vier Seiten auseinander gespannten Vogel unter Zaubersprüchen herumzudrehen, um dadurch Medeas Liebe zu gewinnen. Der Name J. ward dann auf magischen Liebesreiz überhaupt ausgedehnt. Die bildende Kunst eignete sich den Vogel J. als Symbol der Liebesverlockung an.

Izabal (Ysabel), Stadt im zentralamerikan. Staat Guatemala, am Südufer der Laguna Dolce, aus welcher der Rio Dolce abfließt, mit (1886) 3728 Einw. Der Ort ist nur für kleine Küstenfahrer zugänglich (s. Livingston).

Izalco, Indianerdorf im mittelamerikan. Staat Salvador, 400 m ü. M., 25 km nordöstlich von Sonsonate, am Fuß des Vulkans J., der sich 1798 bildete und 760 m über seine Umgebung emporragt.

Izamal, Stadt im mexikan. Staat Yucatan, 70 km östlich von Mérida, mit großen Jahrmärkten u. (1880) 4797 Einw. Dabei Ruinen einer altindianischen Stadt.

Izedismus (ized, vom pers. »Gott«), diejenige Abart des dualistischen Religionssystems der Perser, in welcher das böse Prinzip (s. Ahriman) für mächtiger als das gute angesehen und daher am meisten verehrt wurde.

Izsó (spr. isschō), Nikolaus, ungar. Bildhauer, geb. 1830 zu Horváti im Borsoder Komitat, studierte in Saros-Patak, ward Honved und trat nach der Katastrophe bei Világos, seiner Neigung folgend, bei dem Bildhauer Ferenczy in die Lehre, arbeitete dann bei Gasser in Wien und ging später nach München, wo er mit der Statuette des trauernden Schäfers seinen Ruf begründete. Nach Pest zurückgekehrt, erhielt er den Auftrag, die Statue zum Denkmal des Dichters Csokonay in Debreczin anzufertigen, welche Aufgabe er glücklich löste. Er führte verschiedene Porträtbüsten mit scharf ausgeprägter nationaler Charakteristik sowie eine Anzahl von Modellen zu Statuetten von nationalem Genre aus und hinterließ das nahezu fertige Modell zum Petöfi-Monument, das in Pest errichtet worden ist. J. starb 29. Mai 1875 in Pest.

Iztaccihuatl, Vulkan auf dem Hochland von Mexiko, 5205 m hoch, mit dem benachbarten Popocatepetl (5420 m) durch einen 3700 m hohen Sattel verbunden. Am Nordfuß desselben führt die Straße von Puebla nach Mexiko in 3100 m Höhe.

J (Jot).

Stichwörter, welche unter Jot vermißt werden, sind unter dem Vokal I nachzuschlagen.

J, j, lat. J, j (Jot, ungut Jod), der tönende Reibelaut, der entsteht, wenn man bei tönender Stimme den mittlern Teil der Zunge dem harten Gaumen nähert und durch diese Enge den Stimmton austreten läßt. Der entsprechende tonlose Reibelaut ist das ch in ich. Es gibt aber auch ein halbvokalisches, wie ein rasch gesprochenes i klingendes j, z. B. im englischen yes; auch in der süddeutschen Aussprache kommt es häufig vor. Die Griechen und Römer kannten den Konsonanten J nicht, wenn auch den letztern nicht entging, daß sie das j vor einem Vokal anders und zwar ähnlich wie einen Konsonanten aussprachen, wie auch mehrere, darunter besonders Cicero, z. B. maiius statt maius schrieben. Erst im 16. und 17. Jahrh. ward das j in lateinischen Büchern eingeführt und ging von da bald ins Hochdeutsche über, wo es nun die zehnte Stelle im Alphabet einnimmt. In den nordischen und slawischen Sprachen hat das j ebenfalls erst in neuerer Zeit Eingang gefunden. Die Engländer und Franzosen drücken den Laut des j durch y aus, dagegen wird j im Englischen etwa wie dsch, im Französischen und Portugiesischen wie ein sehr weiches sch ausgesprochen; im Spanischen fällt er mit der Aussprache des hier wie ein scharfes ch gesprochenen x zusammen, daher man viele Wörter, die man sonst mit x schrieb, jetzt mit j schreibt (z. B. Mejico statt Mexico). Die italienische Aussprache hat das j für lateinisches l nach Konsonanten, z. B. in fiume, lateinisch flumen, in den Lautverbindungen ci und gi mit folgendem Vokal, wo es aber nur ganz schwach mitklingt, z. B. Brescia, maggiore (spr. brescha oder breschja, madschore oder madschjore); außerdem wird in der Schrift j (spr. i) zuweilen für das ii des Plurals gesetzt (z. B. collegj für collegii). Bei arabischen, türkischen, persischen, indischen und andern Wörtern wird häufig der Laut sch oder dsch von Franzosen und Engländern mit j wiedergegeben; Wörter dieser Art sind in diesem Buch unter Dsch oder Sch zu suchen.

[**Abkürzungen.**] In der Chemie ist J das Zeichen für Jod. — J. P. in England = Justice of the Peace, »Friedensrichter«. Im übrigen steht in lateinischen Abkürzungen meist I an Stelle von J, z. B. I. C. statt J. C. (vgl. Artikel »I«, S. 861).

Jabalpur, ind. Bezirk, s. Dschabalpur.

Jabbok (jetzt Wadi Zerka), linker Nebenfluß des Jordans in Palästina, entspringt westlich von Rabbath Ammon (Amân) und bildete die Grenze zwischen den Stämmen Gad und Manasse.

Jabes, eine Stadt Palästinas, in der Landschaft Gilead, deren Bewohner den Benjaminiten verschwägert waren und den Leichnam Sauls den Philistern entführten und begruben; jetzt Kefr Abil, am Wadi Jabis.

Jabetnik (russ.), Amtmann, in Rußland ehedem ein Beamter zur Verfolgung von Verbrechern; jetzt s. v. w. Denunziant, falscher Ankläger.

Jablochkowsche Kerzen, s. Elektrisches Licht, S. 522.

Jablonoi (Jablonowoi), Gebirgsrücken in Ostsibirien, der sich von der chinesischen Grenze in nordöstlicher Richtung mitten durch ganz Transbaikalien nach Jakutsk hineinzieht und zuletzt die Grenze gegen die Amurprovinz bildet. Es ist eine schmale Kette von mäßiger Höhe (1500 m), welche die Wasserscheide zwischen Amur und Lena bildet, in ihrem südlichern Teil jedoch von der Ingoda, die zum Amurgebiet gehört, durchbrochen wird. Der Erzreichtum des Gebirges hat neuerdings eine stärkere Bevölkerung angezogen.

Jablonowski, poln. Grafen- und Fürstenfamilie, die ihren Vornamen Pruß von den alten preußischen Herzögen, ihren Geschlechtsnamen dagegen von dem Flecken Jablonow in Großpolen ableitet. Die namhaftesten Sprößlinge derselben sind:

1) Stanislaus, geb. 1634, war einer der ersten Teilnehmer der gegen König Michael gerichteten Kon-

föderation, entschied nach dessen Tode die Königswahl zu gunsten Sobieskis (1674) und erwarb sich als Feldherr durch Verteidigung des Vaterlandes, besonders gegen die Türken, große Verdienste, die ihm 1682 die Krongroßfeldherrnwürde und 1692 die Kastellanei Krakau eintrugen. Als einer der Feldherren der polnischen Befreiungsarmee vor Wien gegen die Türken ward er vom Kaiser Leopold zum deutschen Reichsfürsten ernannt, was später Karl VII. für seine Nachkommen bestätigte. Er starb 1702. In Lemberg ist ihm ein Standbild errichtet.

2) **Joseph Alexander Pruß**, Fürst von Jablonow, geb. 4. Febr. 1712, ward Woiwod von Nowgorod und erhielt 1743 die Würde eines deutschen Reichsfürsten, verließ 1768 der Unruhen wegen sein Vaterland und ließ sich in Leipzig nieder, wo er 1. März 1777 starb. Als Freund der Wissenschaften legte er reiche Sammlungen von Büchern, Münzen ꝛc. an, schrieb selbst mehrere polnische, lateinische und französische Werke, gründete 1768 in Leipzig die noch jetzt bestehende »Fürstlich Jablonowskische Gesellschaft der Wissenschaften« und stattete dieselbe mit einem Kapital aus, von dessen Zinsen drei goldene Preismedaillen geprägt und nebst Geldpreisen für die beste Beantwortung der aus den Fächern der polnischen Geschichte, der politischen Ökonomie, Physik und Mathematik gestellten Fragen verteilt werden. Nachdem die Thätigkeit der Gesellschaft längere Zeit unterbrochen gewesen war, wurde sie 1828 wieder aufgenommen. Vgl. »Acta Societatis Jablonoviae« (Leipz. 1772—73, 6 Bde.), »Nova acta S. J.« (das. 1802—1845, 9 Bde.) und »Preisschriften« (das. 1847—85, Bd. 1—25). Die Familie blüht noch in Rußland und Österreich. Haupt der Familie ist Fürst **Stanislaus**, geb. 19. Jan. 1846, der in Krakau lebt.

Jablunkau, Stadt in der österreichisch-schles. Bezirkshauptmannschaft Teschen, in den Karpathen, am Zusammenfluß der Olsa und Lomna gelegen, Station der Kaschau-Oderberger Bahn, ist Sitz eines Bezirksgerichts, hat Flachsspinnerei, Kunstmühlen, Fabrikation von Möbeln aus gebogenem Holz und (1880) 2425 Einw. 10 km südlich davon ist der **Jablunkapaß**, eine lange, früher durch zwei Forts (die **Jablunkauer Schanzen**) verteidigte Gebirgsschlucht, 601 m hoch, durch welche die Straße und jetzt die Eisenbahn aus Oberschlesien das Olsathal hinauf über J. nach Csacza und weiter nach Ungarn führen. Die genannten Schanzen wurden 1541 errichtet als Schutz gegen die Türken, die bereits ganz Ungarn überschwemmt hatten. 1625 eroberte sie Mansfeld und behauptete sie ein ganzes Jahr lang; 1645 fielen sie in die Gewalt der Schweden unter Königsmark. Auch in den Kriegen Friedrichs d. Gr. spielten sie eine Rolle; im Siebenjährigen Krieg waren sie so vielen Stürmen ausgesetzt, daß sie ganz in Verfall gerieten. Neuerdings ist dies Bollwerk gänzlich demoliert worden.

Jabneel, s. Jamnia.

Jaborandiblätter, s. Pilocarpus.

Jabot (franz., spr. schaboh), Hemd-, Brustkrause an Mannshemden, im 18. Jahrh. üblich; vgl. Halstuch.

Jaca (spr. chăka), befestigte Bezirksstadt in der span. Provinz Huesca, links am Aragon, unweit der französischen Grenze gelegen, ist von alten Mauern mit gotischen Thoren umgeben, hat eine Citadelle (unter Philipp II. erbaut), eine gotische Kathedrale und (1878) 4155 Einw. J. ist Bischofsitz, hieß im Altertum Jacca und soll von Pompejus erbaut worden sein. Karl d. Gr. unterwarf es 778. 1600 wurde hier ein Konzil gehalten, von welchem der römische Ritus in Aragonien eingeführt ward. Südlich von J. erhebt sich die Peña de Oroel (1760 m), welche zwei Benediktinerklöster (San Juan de la Peña) trägt.

Jacaranda *Juss.*, Gattung aus der Familie der Bignoniaceen, schöne Bäume Südamerikas und Westindiens mit doppelt, selten einfach gefiederten, gegenständigen Blättern, bläulichen Blüten in achselständigen Rispen und rundlicher, zusammengedrückter Kapsel mit geflügelten Samen. Etwa 30 Arten. Von J. brasiliana *Pers.*, einem Baume mit doppelt gefiederten Blättern, unterseits wollig-filzigen Fiederchen, leitet man das **Palisanderholz** (**Palixanderholz**, **Jakarandaholz**, **brasilisches Pockholz**, **Zuckertannenholz**, **Sukkador**) ab. Dies ist hart, schwer, sehr schwer spaltbar, schokoladenbraun mit einem Stich ins Violette, auf der Vertikalfläche tiefschwarz geädert und gebändert; es zählt zu den edelsten Kunsthölzern. Man unterscheidet in Brasilien über zehn Arten Jakarandaholz, und es ist sicher, daß nicht alle von J. brasiliana abstammen. Von andern Arten werden die Blätter (**Jakarandablätter**, Folia Carobae) als blutreinigende Mittel und gegen Syphilis benutzt.

Jacaro (Schakare), s. Alligatoren.

Jachal (spr. chatschál), Bergstadt in der Argentinischen Republik, Provinz San Juan, am Fluß J. (der in den San Juan fließt), in der Nähe der Goldminen von Gualilan, hat Schmelzhütten und 1200 Einw.

Jachin (hebr., »er steht fest«) und **Boas** (hebr., »in ihm ist Kraft«), Namen der beiden hohl aus Erz gegossenen Prachtsäulen, welche an der Vorhalle des Salomonischen Tempels standen (1. Kön. 7, 15—22; 2. Chron. 3, 17; Jer. 52, 21 ff.).

Jachmann, 1) **Eduard Karl Emanuel**, deutscher Vizeadmiral, geb. 2. März 1822 zu Danzig, ward 1845 Marineleutnant auf der Korvette Amazone, mit der er seine erste große Reise in fremde Meere machte, 1852 Dezernent in der Marineabteilung des Kriegsministeriums zu Berlin, 1854 Korvettenkapitän, 1859 Kapitän zur See. 1862 nahm er als Kommandant der Fregatte Thetis an der Expedition nach Ostasien und China teil und ward dann Chef des Stationskommandos in Danzig. Im dänischen Krieg befehligte er die preußischen Streitkräfte in der Ostsee, lieferte 17. März 1864 der dänischen Flotte das Seegefecht bei Jasmund (Rügen) und ward zum Konteradmiral ernannt. Von 1864 bis 1867 Chef der Marinestation zu Kiel, ward er 1867 zum Präses des Marineministeriums, 1868 zum Vizeadmiral, 1871 zum Oberbefehlshaber sämtlicher aktiver Streitkräfte des Deutschen Reichs zur See ernannt. Als General v. Stosch Marineminister wurde, trat er 1873 in Ruhestand und lebt seitdem in Oldenburg.

2) **J.-Wagner**, Sängerin, s. Wagner.

Jachschlange, s. Nattern.

Jacht (**Yacht**, engl.; dän. u. holländ. auch Jagt), einmastiges nordisches Küstenfahrzeug, scharf gebaut, mit langem Klüverbaum und hohem Hinterschiff; führt Gaffel-, Giekſegel, auch Topp-, Bram und Stagsegel mit Klüvern. Vor dem Wind schlecht segelnd, zählen die Jachten zu den Schnellseglern, »genommen beim Wind«. Sie werden als Zoll- und Lotsenboote, besonders aber als Sportboote benutzt, sind dann aber fast immer flachbodig und mit Schwertern ausgestattet. S. Segelsport.

Jacini (spr. -atschini), **Stefano**, ital. Staatsmann, geb. 1827 zu Casalbuttano bei Cremona, widmete sich, in der Fellenbergschen Anstalt zu Hofwyl vorgebildet, rechtswissenschaftlichen und insbesondere staatswirtschaftlichen Studien und bereiste hierauf einen großen Teil Europas und den Orient. Seine gekrönte Preisschrift »La proprietà fondiaria e la

popolazione agricola in Lombardia« (Mail. 1856 u. öfter) trug dem Verfasser die Mitgliedschaft des Instituts in Mailand ein. In der Denkschrift »Über den Zustand des Veltlins« (1858) verurteilte er mit großer Schärfe die österreichischen Verwaltungsprinzipien. Auch gehörte er zu den Gründern der Zeitung »Perseveranza«. Bei den Vorgängen in der Lombardei von 1859 ward J. wiederholt von dem Ministerium in Turin zu Rate gezogen und 1860 im Ministerium Cavour mit dem Portefeuille der öffentlichen Arbeiten betraut, das er jedoch schon 12. Juni 1861 an Baschi abtrat. Dasselbe Departement übernahm er in dem im September 1864 von Lamarmora gebildeten Kabinett und erwarb sich um die Entwickelung des Eisenbahn-, Post- und Telegraphenverkehrs in Italien bedeutende Verdienste; namentlich bemühte er sich sehr für das Projekt der Gotthardbahn. J. ist seit 1870 Mitglied des Senats. Von weitern Schriften sind zu nennen: »Due anni di politica italiana« (Mail. 1868); »Sulle opere pubbliche in Italia« (das. 1870); »Un po' di commento sul trattato di Berlino« (Rom 1878); »Sulla politica estera« (das. 1879); »I conservatori e la evoluzione naturale dei partiti politici in Italia« (das. 1879); »Frammenti dell' inchiesta agraria« (das. 1883) u. a.

Jack (engl., spr. dschäck), Verkleinerung von John, von ähnlichem Gebrauch wie unser »Hans«, namentlich Spitzname der Matrosen (eigentlich J. tar, »Hans Teer«, woraus irrtümlich »Teerjacke« entstanden); Old J., in der Matrosensprache die britische Flagge; J. of all trades, Mensch, der in allen Sätteln gerecht ist; J. Pudding, s. v. w. Hanswurst.

Jackett (engl. Jacket, franz. Jaquette), Jacke, Joppe; kam bei den Männern in der ersten Hälfte des 15. Jahrh. in Frankreich als kurzes, weites Überziehkleid mit Ärmeln auf, in England zu derselben Zeit als vorn offener Überrock, der bis zur Mitte der Oberschenkel reichte. In der modernen Tracht kurzer Rock ohne Taille und Schoß. Vgl. Hänslein.

Jackmaschine (spr. dschäck-), s. Spinnen.

Jackson (spr. dschäck'ß'n), 1) Hauptstadt des nordamerikan. Staats Mississippi, an dem nur für kleine Boote schiffbaren Pearl River, regelmäßig angelegt, mit schönem Staatenhaus, Gefängnis, Irrenhaus, Anstalten für Blinde und Taubstumme und (1880) 5204 Einw. Die Stadt fiel 14. Mai 1863 in die Hände des Generals Grant, nachdem derselbe den General G. Johnston besiegt hatte, und wurde fast ganz zerstört. — 2) Stadt im nordamerikan. Staat Michigan, am obern Grand River, hat ein Gefängnis, Maschinenbauwerkstätten, Manufakturen u. (1885) 19,136 Einw. In der Nähe Kohlengruben. — 3) Hauptort der Grafschaft Madison, im W. des nordamerikanischen Staats Tennessee, am Forked Deer River, in fruchtbarer Gegend, hat lebhaften Verkehr und (1880) 5377 Einw.

Jackson (spr. dschäck'ß'n), 1) Andrew, siebenter Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, geb. 15. März 1767 von irischen Eltern zu Waxsaw in Südcarolina, machte, 15 Jahre alt, den nordamerikanischen Freiheitskrieg mit, widmete sich sodann dem Studium der Rechtswissenschaft und trat schon 1786 in Salisbury als Anwalt auf. Er besaß nur eine mangelhafte Bildung, und auch sein sittliches Leben war nicht fleckenlos, doch war er kühn und thatkräftig. 1790 ließ er sich zu Nashville in Tennessee nieder und wurde daselbst zum Generalprokurator, 1797 zum Senator, 1799 zum Oberrichter von Tennessee und Milizgeneral gewählt, zog sich indessen 1806 auf sein Landgut zurück. Beim Ausbruch des Kriegs mit England 1812 ward er vom Kongreß zum Generalmajor und Oberbefehlshaber der Miliz ernannt. Er schlug 1813 einen Einfall der durch die Spanier in Pensacola unterstützten Krik-Indianer zurück und nahm Pensacola durch Überfall. Am 8. Jan. 1815 wehrte er einen Angriff der Engländer auf New Orleans durch einen glänzenden Sieg ab. In den Kämpfen gegen die Seminolen in Florida (1816—21) zeichnete er sich abermals rühmlich aus und erlangte als der »old Hickory« große Popularität. 1821 ward er Gouverneur von Florida und 1823 Senator für Tennessee. Schon 1824 stellte ihn die demokratische Partei als ihren Kandidaten für die Präsidentenwahl auf; doch unterlag J. mit wenigen Stimmen dem Staatssekretär Adams und siegte erst bei der nächsten Wahl 1828. Am 4. März 1829 übernahm er das Amt des Präsidenten. Er bewies in der innern Verwaltung Mäßigung, während seine äußere Politik vor allem auf Erhaltung des Friedens und auf Ausbreitung und Hebung des amerikanischen Handels berechnet war. Doch stellte er den verhängnisvollen Grundsatz auf, daß mit jedem Präsidenten auch die ganze Verwaltung wechseln müsse, welche eine Domäne der bei der Präsidentenwahl siegreichen Partei sei, wodurch die Parteileidenschaft sowie Habsucht und Ehrgeiz in den Politikern entfesselt und das Gleichgewicht der Staatsgewalten erschüttert wurde. Besonders heftig entbrannten die Parteikämpfe seit 1831 bei den Verhandlungen über die Fortdauer der Bank, den neuen Zolltarif und über die mit den Indianern bestehenden Zwistigkeiten. Als mehrere Südstaaten gegen den neuen schutzzöllnerischen Tarif die Nullifikation beschlossen, beschwichtigte J. durch seine ebenso feste wie versöhnliche Haltung allmählich den Sturm, daher ward er 1832 abermals zum Präsidenten gewählt. Dem Kongreßbeschluß zu gunsten der Erneuerung des Vereinigte Staaten-Bankprivilegiums stellte er sein Veto entgegen, weil dies Vorrecht der Bank ein Monopol sei, welches eine Geldaristokratie begründe, und ließ die bei der Bank niedergelegten Staatsgelder zurückziehen. Allerdings schlug er durch seine Maßregel dem amerikanischen Handel empfindliche Wunden, und die dadurch veranlaßte Einstellung der Zahlungen in vielen Staaten war dem Kredit höchst nachteilig und führte die Krisis von 1837 herbei. Im März 1837 zog sich J. auf sein Landgut in Tennessee zurück und starb 8. Juni 1845. Vgl. Parton, Life of Andrew J. (New York 1859—60, 3 Bde.); v. Holst, Die Administration Andrew Jacksons (Düsseld. 1874); W. G. Sumner, Andrew J. (Boston 1882).

2) Thomas Jonathan, genannt Stonewall, General der Konföderierten in dem nordamerikanischen Bürgerkrieg, geb. 21. Jan. 1824 zu Clarksburg in Virginia, kam, früh elternlos, als Kadett nach West Point, trat 1846 als Offizier in die Artillerie und that sich in dem mexikanischen Krieg hervor; 1852 nahm er seinen Abschied, um an der militärischen Lehranstalt Lexington in Virginia die Professur der Mathematik zu übernehmen. Der Erhebung des Südens schloß er sich mit einer Begeisterung an, welche seinem sonst ernsten und verschlossenen, fast pedantischen Wesen fremd schien. Anscheinend unbeholfen, dabei ein orthodoxer Presbyterianer, war er im Krieg tollkühn, leistete in Märschen Unübertroffenes und wurde dennoch von seinen Truppen vergöttert. Im April 1861 organisierte er als Oberst ein Regiment und übernahm bald darauf als General den Befehl über das Beobachtungskorps bei Harper's Ferry. Die erste

Schlacht bei Bull-Run (21. Juli 1861) entschied J. zu gunsten des Südens, indem er mit großer Kühnheit seine Brigade zur Unterstützung des hart bedrängten Generals Beauregard heranführte. Damals erwarb er sich den ehrenden Beinamen Stonewall (»Steinwall«). Gegen Ende 1861 zum Generalmajor befördert, behauptete er bis zum Frühling 1862 das wichtige Shenandoahthal. Durch den General Fremont ward er jedoch zum Rückzug genötigt, 8. Juni bei Croß Keys erreicht und geschlagen, aber nicht am Entkommen gehindert. In der siebentägigen Schlacht vor Richmond errang J. 27. Juni bei Gaines Mills gegen Porter den Sieg, ward aber in die Niederlage von Malvernhill 1. Juli hineingezogen. Im August 1862 führte er am Rapidan und Rappahannock die Vorhut Lees und entschied auch den zweiten Schlachttag von Bull-Run für den Süden. Während der Leeschen Expedition in Maryland nahm er, wieder der Führer der Avantgarde, 14. Sept. Harper's Ferry. Bei Antietam richtete sich der Hauptangriff wider seine Stellung, während er bei Fredericksburg den rechten Flügel führte, den Übergang Franklins über den Rappahannock vereitelte und dadurch eigentlich wieder den Sieg entschied. So bedeutende Leistungen trugen ihm die Ernennung zum Generalleutnant ein, der er 2. Mai 1863 bei Chancellorsville alle Ehre machte. Am Abend kehrte er mit seinem Stab von einer Rekognoszierung ins Lager zurück; ein südcarolinisches Regiment hielt die Ankommenden für Feinde, gab Feuer und verwundete J. zum Tod, welcher 10. Mai 1863 in Guinea's Station eintrat. Er war der populärste, gefeiertste General der Konföderierten. Vgl. Cooke, Stonewall J., a military biography (New York 1866); Dabney, Life of T. J. J. (das. 1866, 2 Bde., und Auszug in 1 Bd.).

3) John Adams, amerikan. Bildhauer, geb. 1825 zu Bath (Maine), erhielt seinen ersten Unterricht in der Kunst durch Johnston in Boston, begann darauf in Paris 1851 seine bildnerische Thätigkeit mit einigen Porträtbüsten und arbeitete in diesem Fach mit großem Erfolg, bis er 1828 nach New York ging und sich nun auch der idealen Bildnerei zuwandte. Als er 1860 mit der Anfertigung eines Denkmals für den Nordpolfahrer Kane beauftragt wurde, fand das Modell allgemeinen Beifall und wurde in Florenz, wo J. jetzt lebt, in Bronze ausgeführt. Dort modellierte er eine Gruppe: Eva und der tote Abel (Marmorausführung in Philadelphia), die von der amerikanischen Kritik als ein Meisterwerk gepriesen wurde. Dann folgten eine Statue des Herbstes, ein bogenspannender Amor, Amor auf einem Schwan, die schuldige Fee, außerdem zahlreiche Porträtbüsten und Medaillons. 1869 entstand die Statue eines lesenden Mädchens; 1873 stellte er in Wien eine Statue, Musidora (nach Thomsons »Jahreszeiten«), aus. 1874 wurde sein ehernes Kriegerdenkmal in Lynn (Massachusetts) enthüllt, das die Stadtgöttin darstellt mit einem Lorbeerkranz in der Hand, am Postament die Gestalten der Gerechtigkeit und des Kriegs.

4) Abraham Revers, Frauenarzt, geb. 17. Juni 48 km westlich von Springfield, mit Irren-, Taubstummen- und Blindenanstalt, einem 1830 gegründeten College und andern höhern Schulen und (1880) 10,927 Einw. — 2) Bedeutendste Stadt im nordamerikan. Staat Florida, am St. Johnsfluß, 40 km oberhalb dessen Mündung, mit (1880) 7650 Einw. (darunter 3658 Farbige). J. hat Sägemühlen und lebhaften Holzhandel. Ausfuhr (1885) 35,809, Einfuhr 18,206 Doll.

Jackstag, Eisenstange an der obern vordern Seite längs der Raaen zur Befestigung der Segel.

Jacmel (spr. schäckmell), Stadt an der Südküste der Negerrepublik Haiti, mit gutem Hafen und 5000 Einw. Die Ausfuhr besteht namentlich aus Kaffee, Blauholz, Baumwolle, Orangenschalen und erreichte 1885 einen Wert von 1,038,960 Piaster, wogegen sich die Einfuhr auf 560,454 Piaster belief. Unter 125 eingelaufenen Schiffen waren 13 deutsche. J. ist Sitz eines deutschen Konsuls.

Jacob (spr. schab), 1) Alexandre André, unter dem Namen Erdan bekannter franz. Schriftsteller, geb. 1826 zu Angle (Vienne) als der natürliche Sohn eines hohen Geistlichen, studierte auf dem Seminar St.-Sulpice in Paris, wandte sich aber bald der Schriftstellerlaufbahn zu. Ein heftiger Gegner der Klerikalen, schrieb er das Werk »La France mystique, ou tableau des excentricités religieuses de ce temps« (1855, 2 Bde.; 3. Ausg., Amsterd. 1860), das ihm eine Verurteilung zu Gefängnishaft zuzog. Er flüchtete nach der Schweiz, wo er in Chaux de Fonds eine Zeitung: »Le National Suisse«, begründete, wandte sich zwei Jahre später nach Florenz und von da nach Rom, wo er als Korrespondent des »Siècle« und andrer Zeitungen thätig war. Er starb 24. Sept. 1878 in Frascati. Von seinen Schriften sind noch die »Petites lettres d'un républicain rose« (1848) zu nennen. — 2) »Bibliophile«, Pseudonym für Jean Paul Lacroix (s. d.).

Jacobi (Jakobstag), s. Jakobi.

Jacobi, 1) Johann Georg, Dichter, geb. 2. Sept. 1740 zu Düsseldorf, widmete sich in Göttingen dem Studium der Theologie und Philologie, insbesondere auch der Lektüre englischer, italienischer und spanischer Schriftsteller, habilitierte sich 1765 zu Halle als Professor der Philosophie und Beredsamkeit und trat hier mit Gleim in ein inniges Freundschaftsverhältnis. Durch diesen erhielt er 1769 eine Stiftsstelle in Halberstadt. In Düsseldorf, wohin er sodann übersiedelte, gab er unter Gleims Mitwirkung seine »Iris« (1774—76, 8 Bde.), eine Zeitschrift für das schöne Geschlecht (mit Beiträgen von Goethe, F. H. Jacobi, Lenz, Heinse, Sophie La Roche u. a.), heraus. 1784 folgte er einem Ruf Josephs II. als Professor der schönen Wissenschaften nach Freiburg i. Br., wo er 4. Jan. 1814 starb. Eine von ihm selbst veranstaltete Ausgabe seiner sämtlichen Werke erschien Zürich 1807—13, 7 Bde. (neue Aufl. 1825, 4 Bde.), dazu als 8. Band: »Leben J. G. Jacobis, von einem seiner Freunde« (A. v. Ittner, das. 1822). J. hatte sich nach französischen Mustern, vornehmlich Gresset und Chau-

Mystiker«. In Genf, wohin er später kam, für die Wissenschaft gewonnen, widmete er sich ihr seit seiner Ernennung zum Mitglied der jülich-bergischen Hofkammer ausschließlich. Sein älterer Bruder machte ihn mit Wieland bekannt; auch kam er in freundschaftliche Berührung mit Hemsterhuis, Hamann, Herder, Lessing, vor allen mit Goethe. Nach dem 1784 erfolgten Tod seiner geistreichen Frau Betty, einer gebornen v. Clermont aus Baels bei Aachen, zog er sich von aller öffentlichen Thätigkeit zurück und lebte, um der Nähe des revolutionären Frankreich zu entgehen, abwechselnd zu Hamburg, Eutin und Wandsbeck, folgte aber 1804 einem Ruf als Präsident der 1807 eröffneten Akademie der Wissenschaften nach München, wo er 10. März 1819 starb. Seine bedeutendsten Werke sind: »Woldemar« (Flensburg 1779, 2 Bde.; Ausg. letzter Hand, Leipz. 1826); »Eduard Allwills Briefsammlung« (Bresl. 1781, neue Aufl. 1792, Ausg. letzter Hand 1826); »Über die Lehre des Spinoza, in Briefen an Mendelssohn« (das. 1785, 3. Aufl. 1789); »David Hume über den Glauben, oder Idealismus und Realismus« (das. 1787); »Sendschreiben an Fichte« (Hamb. 1799); »Über das Unternehmen des Kritizismus, die Vernunft zu Verstand zu bringen« (das. 1801); Über gelehrte Gesellschaften, ihren Geist und Zweck« (Münch. 1804); »Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung« (Leipz. 1811, 2. Aufl. 1822). Jacobis Werke erschienen gesammelt Leipzig 1812–24, 6 Bde. Sein »Auserlesener Briefwechsel« wurde von Roth (Leipz. 1825–27, 2 Bde.), sein Briefwechsel mit Goethe von Max J. (das. 1847), der mit Hamann von Gildemeister (im 5. Band von »Hamanns Leben und Schriften«, Gotha 1868), seine »Briefe an Friedr. Bouterwek 1800–1819« von Mejer (Götting. 1868) herausgegeben. Ferner veröffentlichte Zöppritz: »Aus F. H. Jacobis Nachlaß« (Leipz. 1869, 2 Bde.).

J. war ein geistreicher Mann und liebenswürdiger Charakter, neben dem Philosophen auch Weltmann und Dichter, daher in seinem Philosophieren ohne strenge logische Ordnung, ohne präzisen Gedankenausdruck. Seine Schriften sind kein systematisches Ganze, sondern Gelegenheitsschriften, »rhapsodisch, im Heuschreckengang«, meist in Brief-, Gesprächs-, auch Romanform verfaßt. Will die Philosophie mit endlichem Verstand Unendliches erfassen, so muß sie das Göttliche zu einem Endlichen herabsetzen, und in diesen Fehler verfällt alle Philosophie, sobald sie versucht, das Unendliche zu begreifen oder zu beweisen. Solange wir begreifen und beweisen wollen, müssen wir über jedem Gegenstand noch einen höhern, der ihn bedingt, annehmen; wo die Kette des Bedingten aufhört, da hört auch das Begreifen und Demonstrieren auf; ohne das Demonstrieren aufzugeben, kommen wir auf kein Unendliches. Mithin ist es gar nicht zu verwundern, daß die Philosophie als eine demonstrative Wissenschaft nicht im stande ist, das Dasein Gottes zu beweisen; sie muß zum Atheismus, Mechanismus und Fatalismus führen, weil das demonstrative Wissen alles andre, nur nicht das Unendliche, Unbedingte erfassen und in sich aufnehmen kann. Aber Gewißheit, die begriffen werden soll, verlangt eine andre Gewißheit, die keiner Gründe und Beweise bedarf, ja schlechterdings alle Beweise ausschließt. Ein solches Fürwahrhalten, das nicht aus demonstrierenden Beweisen entspringt, ist eben der Glaube; von ihm geht alles Wissen des Sinnlichen wie des Übersinnlichen als von der höchsten Instanz aus. Derselbe besteht in der innern Nötigung, das Vorhandensein gewisser Dinge und Zustände außer sich anzunehmen; er beruht auf einer unmittelbaren Einwirkung jener Dinge auf unsern Geist. Insofern sich diese Rezeptivität auf übersinnliche Objekte bezieht, wird sie »Vernunft« (von »vernehmen«) genannt und als ein höheres Vermögen dem Verstand entgegengestellt, da sie nicht (wie dieser) erklärend oder diskursiv begreifend, sondern positiv offenbarend, unbedingt entscheidend ist. Wie es eine sinnliche Anschauung gibt, so gibt es auch eine rationale Anschauung (Idee) durch die Vernunft, gegen welche ebensowenig eine Demonstration gilt wie gegen die Sinnesanschauung. J. tadelt nicht nur, daß Kant darüber klagt, daß die menschliche Vernunft die Realität ihrer Ideen nicht theoretisch darzuthun vermöge, sondern verteidigt ihm gegenüber auch die Wahrhaftigkeit der Sinneswahrnehmung und leugnet die Apriorität der Begriffe von Raum und Zeit. Einverstanden mit Kant ist J. nur darin, daß der Verstand als solcher unzureichend sei, das Übersinnliche zu erkennen; die nachkantische Philosophie ist ihm als »atheistisch« anstößig. Mit Schelling geriet er durch seine Schrift »Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung« in einen von beiden Teilen mit Erbitterung geführten Streit. Jacobis Schwäche bestand darin, daß er, statt mit dem Kopf, mit dem Herzen Metaphysik treiben wollte. Er sah richtig ein, daß alles Beweisen ein unmittelbar Gewisses als Ausgangspunkt voraussetzte, und war mit Hume sowohl als mit Hutcheson, Hemsterhuis u. a. darin einverstanden, daß in den Wahrnehmungen des äußern wie in den Aussprüchen des innern (moralischen, ästhetischen) Sinnes des menschlichen Geistes ein solches gegeben sei. In ersterer Hinsicht war seine Philosophie empirischer, in letzterer moralischer und ästhetischer Sensualismus; Quell der Erkenntnis des existierenden Sinnlichen ist die Sinnlichkeit, des Guten und Schönen die »schöne Seele« (Herz, Gemüt). Aber er irrte darin, daß er die Aussprüche der letztern, die nur rücksichtlich des Wertes gewisser Objekte untrüglich sind, auch rücksichtlich der Existenz derselben für untrüglich hielt und sich nicht begnügte, aus denselben den unbedingten Wert des Guten und Schönen zu folgern, sondern die wirkliche Existenz desselben in der Gestalt des Ideals von Güte und Schönheit, d. h. der Gottheit, erweisen zu können wähnte. Durch den Doppelsinn des Wortes »Sinn« verlockt, machte er die »Vernunft« aus einem ästhetischen und moralischen Sinn, der Schönes vom Häßlichen, Gutes vom Bösen unterscheidet, zu einem theoretischen, der (wie der äußere Sinn das sinnliche) das übersinnliche Seiende unmittelbar gewahrt. Der Besitz eines solchen »Wahrnehmungsvermögens des Übersinnlich-Realen« ist psychologisch nicht zu erweisen, daher dessen Annahme willkürlich und unhaltbar. Das »dunkle Gefühl« aber für das Gute und Schöne, dessen Inhalt sich nicht zum Bewußtsein erheben läßt, reicht nicht einmal hin, einer Wissenschaft vom Guten und Schönen (Ethik und Ästhetik), geschweige einer solchen vom Seienden (Metaphysik) zur Grundlage zu dienen. Indessen hat ihm die Berufung auf die »schöne Seele« nicht nur alle, die sich einer solchen gern zu rühmen pflegen, sondern auch alle diejenigen zu Freunden gemacht, welche in Kants Attentat auf die Beweise für das Dasein Gottes ein solches auf dieses selbst sahen und durch die Unmündigkeitserklärung der Vernunft die edelsten Güter des Herzens gefährdet glaubten. So haben sich ihm nicht nur vorzüglich Frauen (wie die Fürstin Galizyn u. a.), sondern auch ideal gestimmte Gemüter, wie z. B. Fries (der seine Philosophie mit jener Kants verband), Köppen,

Weiller u. a., angeschlossen. Zu seinen Schülern, die seine Philosophie in ein System zu bringen versuchten, gehören Salat, Ancillon, Bouterwek, Calker, Kuhn, Rembold, Lichtenfels, Jäger, A. Müller, im weitern Sinn selbst Krug u. a. Vgl. Kuhn, J. und die Philosophie seiner Zeit (Mainz 1834); Deycks, J. im Verhältnis zu seinen Zeitgenossen (Frankf. 1848); Zirngiebl, Jacobis Leben, Dichten und Denken (Wien 1867); Harms, Über die Lehre von F. H. J. (Berl. 1876).

3) Moritz Hermann von, Techniker und Physiker, geb. 21. Sept. 1801 zu Potsdam, widmete sich dem Baufach, lebte als Baumeister in Königsberg, erhielt 1835 die Professur der Zivilbaukunst in Dorpat, ward 1837 nach Petersburg berufen und hier zum Staatsrat und Mitglied des Manufakturkonseils beim Finanzministerium ernannt, auch in den Adelstand erhoben. J. ist Erfinder der Galvanoplastik (1838), er bemühte sich um die Anwendung des Elektromagnetismus zum Betrieb von Maschinen und stellte mit Augeraud im großen Maßstab Versuche mit dem elektrischen Licht an. Er starb 10. März 1874 in Petersburg. Außer zahlreichen Abhandlungen in den Memoiren der Petersburger Akademie schrieb er: »Die Galvanoplastik« (Petersb. 1840); »Mémoire sur l'application de l'électromagnétisme au mouvement des machines« (Potsd. 1835). Vgl. Wild, Zum Gedächtnis an J. (Leipz. 1876).

4) Karl Gustav Jakob, Mathematiker, Bruder des vorigen, geb. 10. Dez. 1804 zu Potsdam, studierte in Berlin, wurde 1824 Privatdozent für Mathematik an der Universität daselbst, ging hiernach auf Anregung des Ministeriums nach Königsberg, wo er 1827 eine außerordentliche und 1829 die ordentliche Professur der Mathematik erhielt. Nachdem er hier sein Amt 1842 aus Gesundheitsrücksichten niedergelegt hatte, lebte er in Berlin und hielt Vorlesungen an der dortigen Universität. Er starb 18. Febr. 1851. J. hat auf den verschiedensten Gebieten der Mathematik selbständig gearbeitet, seine berühmteste Arbeit aber ist die im Verein mit Abel geschaffene Theorie der elliptischen Funktionen. Außerdem sind seine Leistungen auf den Gebieten der Zahlentheorie und der analytischen Mechanik von hoher Bedeutung. Er schrieb: »Fundamenta nova theoriae functionum ellipticarum« (Königsb. 1829); »Canon arithmeticus« (Berl. 1839) und »Mathematische Werke« (das. 1846–71, 3 Bde.). Aus seinem Nachlaß veröffentlichte Clebsch: »Vorlesungen über Dynamik« (Berl. 1866). Seine »Gesammelten Werke« in 6 Bänden werden von der Berliner Akademie herausgegeben (Berl. 1881 ff.).

5) Justus Ludwig, protest. Theolog, geb. 12. Aug. 1815 zu Burg bei Magdeburg, studierte seit 1834 in Halle, darauf in Berlin, wurde daselbst 1847 außerordentlicher, in Königsberg 1851 ordentlicher Professor in der theologischen Fakultät; 1855 folgte er einem Ruf nach Halle. Unter seinen Schriften nennen wir: »Die kirchliche Lehre von der Tradition und

New York, wo er sich als praktischer Arzt niederließ und bald auch eine umfassende Thätigkeit als Lehrer und Schriftsteller entfaltete. Er ist gegenwärtig Professor am Medicinal College und College of Physicians zu New York sowie Präsident der State Medical Society des Staats New York. Er veröffentlichte: »Contributions of obstetrics and uterine and infantile pathology in 1858« (mit E. Nöggerath, New York 1859); »Dentition and its derangements« (das. 1862); »The raising and education of abandoned children in Europe« (das. 1870); »Treatise on diphtheria« (1881) u. a.

Jacobina, Stadt im Innern der brasil. Provinz Bahia, im fruchtbaren Bergland, am obern Itapicuru, einst seiner Goldwäschen wegen bekannt, hat jetzt viel Viehzucht, Baumwoll- und Zuckerkultur.

Jacobini, Ludovico, Kardinal und päpstlicher Staatssekretär, geb. 6. Jan. 1832 zu Genzano als der Neffe des langjährigen päpstlichen Ministers für öffentliche Arbeiten, J., wurde in Rom erzogen, erhielt schon früh den wichtigen Posten des Sekretärs der Kongregation der orientalischen Riten, ward von Pius IX. während des vatikanischen Konzils zum Untersekretär ernannt und 1874 als päpstlicher Nunzius an den Wiener Hof gesandt, nachdem er die Würde eines Erzbischofs von Thessalonich in partibus erhalten hatte. Seine gewinnende Persönlichkeit und seine gesellschaftlichen Talente machten ihn hier bald beliebt, und er wußte auch der österreichischen Regierung in den kirchlichen Angelegenheiten so weit entgegenzukommen, daß in Österreich trotz der neuen Kirchengesetze jeder Konflikt zwischen dem Staat und der römischen Kurie vermieden wurde. Deshalb beauftragte ihn Leo XIII. auch mit der Führung der Ausgleichsverhandlungen mit der preußischen Regierung, welche jedoch 1880 infolge der Ränke der Jesuiten abgebrochen wurden. Am 19. Sept. 1879 wurde J. zum Kardinalpriester ernannt und erhielt Ende 1880 nach Ninas Rücktritt das wichtige Amt des Staatssekretärs der päpstlichen Kurie, starb aber schon 28. Febr. 1887 in Rom.

Jacobs, 1) Friedrich, ausgezeichneter Humanist und Schriftsteller, geb. 6. Okt. 1764 zu Gotha, daselbst gebildet, studierte seit 1781 in Jena und Göttingen Philologie und Theologie, ward in Gotha 1785 als Lehrer am Gymnasium und 1802 zugleich bei der öffentlichen Bibliothek angestellt, ging 1807 als Lehrer der alten Litteratur am Lyceum, Mitglied der neuorganisierten Akademie der Wissenschaften und Privatlehrer des Kronprinzen nach München, wo er an den damaligen Parteikämpfen ehrenvollen Anteil nahm, kehrte aber, nachdem er einen Ruf an die neuerrichtete Berliner Universität ausgeschlagen, schon 1810 als Oberbibliothekar und Direktor des Münzkabinetts nach Gotha zurück und starb dort 30. März 1847. J. ist gleich hervorragend als Altertumsforscher, Übersetzer und Belletrist. Zu den rein philologischen Werken gehören: »Animadversiones in Euripidis tragoedias« (Gotha 1790); »Emenda-

»Delectus epigrammatum graecorum« (Gotha 1826), von Älians »De natura animalium« (Jena 1832, 2 Bde.). Von seinen Übersetzungen sind zu nennen: die des Vellejus (Leipz. 1793), der »Athenienfischen Briefe« (a. d. Engl. mit Anmerkungen, das. 1799—1800, 2 Bde.), einer Auswahl griechischer Epigramme unter dem Titel: »Tempe« (das. 1803, 2 Bde.), der »Staatsreden, nebst der Rede für die Krone des Demosthenes« (das. 1805, 2. Aufl. 1833); Beiträge zu Osianders und Schwabs sowie zu Klotz' Übersetzungswerken. Außerdem lieferte er Beiträge zu der »Bibliothek der alten Litteratur und Kunst«, zu den als Nachträge zu Sulzers »Theorie der schönen Wissenschaften« erschienenen »Charakteren der vornehmsten Dichter aller Nationen« (Leipz. 1793—1803, 7 Bde.), zu Wielands »Attischem Museum«, das er mit Wieland und Hottinger herausgab (Zür. 1802—1810), zu Wolfs »Litterarischen Analekten« ꝛc., endlich »Beiträge zur ältern Litteratur oder Merkwürdigkeiten der öffentlichen Bibliothek zu Gotha«, mit Ukert (Leipz. 1835—43, 3 Bde.). Seine »Vermischten Schriften«, von denen der 7. Band die Selbstbiographie J.' unter dem Titel: »Personalien« (2. Aufl. 1848) enthält, erschienen Gotha und Leipzig 1823—1844, 8 Bde.; dazu als 9. Band »J.' Briefwechsel mit Franz Göller« (hrsg. von Düntzer, das. 1862). Vielfach aufgelegt und nachgeahmt ward sein »Elementarbuch der griechischen Sprache« (Jena 1805 ff., 4 Bde.). Seine belletristischen Schriften, unter denen »Allwin und Theodor«, »Rosaliens Nachlaß«, »Feierabende in Mainau«, »Die beiden Marien« ꝛc. am bekanntesten sind, zeichnen sich durch lebendige Schilderung der Charaktere und Situationen aus. Sie erschienen gesammelt unter den Titeln: »Auswahl aus den Papieren eines Unbekannten« (Leipz. 1818—22, 3 Bde.); »Ährenlese aus dem Tagebuch des Pfarrers zu Mainau« (das. 1823—25, 2 Bde.); »Schule für Frauen« (das. 1827—29, 7 Bde.); »Erzählungen« (das. 1824—37, 7 Bde.); »Schriften für die Jugend« (das. 1842—44, 3 Bde.). Aus seinem Nachlaß veröffentlichte Wüstemann »Hellas« (Berl. 1852), eine Ausarbeitung der 1808—1809 dem Kronprinzen Ludwig von Bayern gehaltenen Vorträge. Vgl. Wüstemann, Fr. Jacobsi laudatio (Gotha 1847).

2) **Paul Emil**, Maler, Sohn des vorigen, geb. 1803 zu Gotha, erhielt seine künstlerische Bildung auf der Münchener Akademie und machte sich zuerst durch einen Karton: Merkur, den Argus überlistend, bekannt. Im J. 1824 begab er sich nach Rom, wo er durch eine Auferweckung des Lazarus Aufsehen erregte. 1836 malte er eine Reihe Geschichtsbilder im Schloß zu Hannover. Seine Meisterschaft in der Wiedergabe des Nackten und der Modellierung bekundete er besonders in der Darstellung eines Sklavenmarktes sowie in dem schlafenden und dem wachenden nackten Knaben. Graziöse Darstellungen des weiblichen Körpers sind die Griechin bei der Toilette und die zitherspielende Türkin. Ausgezeichnet durch Lichteffekt ist sein Bild aus »Tausendundeiner Nacht«, die Scheherezade in dem Augenblick darstellend, wo das Licht zuerst das Gemach erhellt. Auch als Bildnismaler war J. hervorragend; von ihm selbst lithographiert sind die Porträte Goethes, Bretschneiders, Rosts, Dörings, seines Vaters u. a. Er starb 6. Jan. 1866 in Gotha.

3) **Jakob Albert Michael**, belg. Maler, geb. 19. Mai 1812 zu Antwerpen, konnte sich, anfangs für die Buchdruckerei bestimmt, erst später der Kunst ganz widmen und bildete sich hauptsächlich durch Galeriestudien. Mit Schiffen belebte Marinen und über Felsen wild dahinbrausende Wasserfälle gelangen ihm besonders. 1847 machte er eine Studienreise nach Deutschland, nachdem er schon früher den Orient, Ägypten, Konstantinopel und Norwegen besucht hatte. In Deutschland befinden sich von ihm in der Berliner Nationalgalerie: griechische See, von 1848; in der Neuen Pinakothek zu München: der Schiffbruch des Schiffs Floridian an der Küste von Essex 28. Febr. 1848, ein Sonnenaufgang im Archipel, von 1852, und die Ansicht eines Teils des Seehafens bei Konstantinopel. Er starb 9. Dez. 1879 in Antwerpen.

Jacobsen, 1) **Sophus**, Maler, geb. 7. Sept. 1833 zu Frederikshald in Norwegen, lebt seit 1853 in Düsseldorf, wo er bis 1855 Schüler von Gude war. Verschiedene Studienreisen in Norwegen, Italien und Deutschland lieferten ihm Motive zu trefflichen Bildern, die sich überall Beifall erwarben. Zuerst behandelte er mit Vorliebe die Gegenden seiner Heimat in Tages- oder Mondscheinbeleuchtung, dann wandte er sich mehr den Herbst- und Winterlandschaften im deutschen Charakter zu. In allen erfreut die Wahrheit der Stimmung und eine echt künstlerische, breite und doch gediegene Darstellungsweise. Seine Gemälde finden meist in Amerika und in seiner Heimat Absatz.

2) **Jens Peter**, dän. Schriftsteller, geb. 7. April 1847 zu Thisted in Jütland, studierte Botanik und gewann die Preismedaille der Universität für eine Abhandlung über Tangarten. Er wurde ein fleißiger Mitarbeiter der »Neuen dänischen Monatsschrift« und übersetzte Darwins Hauptwerke: »Über den Ursprung der Arten« und »Die Abstammung des Menschen«. Darauf sich mehr der Belletristik zuwendend, veröffentlichte er die Novellen: »Mogens« (1872) und »Et Skudd i Taagen« (»Ein Schuß im Nebel«, 1875), welche scharfe Beobachtungsgabe und einen Blick für das menschliche Seelenleben verraten. Diese Fähigkeiten entfaltete er in glänzendster Weise in dem kulturgeschichtlichen Roman »Fru Marie Grubbe« (1876, 3. Aufl. 1882), einem meisterhaften Charakterbild der Gesellschaftsklassen Dänemarks im 17. Jahrhundert. Sein letztes Werk war der Roman »Niels Lyhne« (1880, 2. Aufl. 1885), der Ausdruck der modernen negativen Weltanschauung, aber an Schärfe der Charakteristik seinem Vorgänger nicht nachstehend. J. hat wiederholt Deutschland und Italien besucht; er starb 30. April 1885. Eine Sammlung seiner Gedichte erschien 1887.

Jacobson, 1) **Heinrich Friedrich**, kirchenrechtlicher Schriftsteller, geb. 8. Juni 1804 zu Marienwerder, studierte in Königsberg, Göttingen und Berlin und habilitierte sich zu Königsberg, wo er 1831 eine außerordentliche, 1836 eine ordentliche Professur der Rechte erhielt. Seine schriftstellerische Thätigkeit wandte sich fast ausschließlich dem Kirchenrecht zu, indem er sich bemühte, die theologische und die juristische Seite dieser Disziplin zu verbinden und auf historischer Grundlage ein System des gemeinen und preußischen Kirchenrechts aufzubauen. Wir erwähnen von ihm die »Kirchenrechtlichen Versuche« (Königsb. 1831—33, 2 Bde.) und die »Geschichte der Quellen des Kirchenrechts des preußischen Staats« (das. 1837—44, 3 Bde.), welche Vorarbeit in seinem Hauptwerk: »Das evangelische Kirchenrecht des preußischen Staats und seiner Provinzen« (Halle 1864—1866, 2 Abtlgn.), ihren Abschluß fand. Auch an den kirchlichen Bewegungen der Zeit, so an der Frage über die gemischten Ehen (1835), über die Kniebeugung der Protestanten in Bayern (1844), über die Ruppsche Angelegenheit (1846), beteiligte er sich in

Schriften, welche ihn als den Anhänger einer freien evangelischen Kirchenauffassung bekunden. Nach sind sein Werk »Der preußische Staat« (Leipz. 1854) und die Schrift »Über das österreichische Konkordat« (das. 1856) zu nennen. 1862 von der theologischen Fakultät zu Königsberg durch das Doktorat der Theologie ausgezeichnet, 1865 zum Geheimen Justizrat ernannt, starb er 19. März 1868.

2) Eduard, bekannter Possendichter, geb. 10. Nov. 1833 zu Großstrehlitz in Oberschlesien, studierte 1854—1858 zu Berlin Medizin, promovierte 1859 und hat seitdem seinen Wohnsitz in Berlin beibehalten. Noch als Student schrieb er den beliebten Schwank »Faust und Gretchen« (1856). Seit dieser Zeit hat er eine stattliche Reihe meist einaktiger Gesangspossen selbständig aber in Gemeinschaft mit andern (D. F. Berg, O. Girndt, G. v. Moser, Jul. Rosen u. a.) verfaßt, und die meisten sind als Repertoirestücke über alle deutschen Bühnen gegangen. Wir nennen davon: »Meine Tante — deine Tante!« (Berl. 1858); »Verwandlungen, oder: für jeden etwas!« (das. 1858); »Bei Wasser und Brot« (das. 1859); »Lady Beefsteak« (das. 1860); »Wer zuletzt lacht« (das. 1861); »Lehmanns Jugendliebe« (das. 1862); »Backfische, oder: ein Mädchenpensionat« (das. 1864); »Seine bessere Hälfte« (das. 1864); »Narziß im Frack«, Salonszene (das. 1865); »Beckers Geschichte, oder: am Hochzeitstag« (das. 1867); »Singvögelchen« (das. 1867); »Humor verloren — alles verloren!« (das. 1867); »Kammerkätzchen« (das. 1869); »1733 Thaler 22½ Silbergroschen« (das. 1870); »500,000 Teufel« (das Stück erlebte über 300 Aufführungen in Berlin hintereinander); »Die Galoschen des Glücks« (1876); »Die Lachtaube« (1883); »Der jüngste Leutnant« (1883) rc.

Jacobus, Name von mindestens drei nach dem Neuen Testament bei der Konstituierung der christlichen Kirche thätig gewesenen Männern: J. der ältere (major), Sohn des Fischers Zebedäus und Bruder des Johannes, einer der zwölf Apostel, soll nach Spanien gekommen sein, weshalb er (Santiago) als Schutzheiliger dieses Landes verehrt wird (s. Santiago de Compostela). Er erlitt unter Herodes Agrippa (44 n. Chr.) den Märtyrertod durch das Schwert. Sein Tag ist der 25. Juli, in der griechischen Kirche der 30. April. — J. der jüngere (minor), Sohn des Alphäus, war ebenfalls ein Apostel und wird in der griechischen Kirche 9. Okt., in der katholischen gemeinschaftlich mit Philippus (s. d.) 1. Mai verehrt. — J. der Große, der älteste unter den Brüdern Jesu (s. d.), welchen nach Josephus (Ant., XX, 9, 1) der Hohepriester Ananias in der Zwischenzeit nach der Abreise des Festus und vor der Ankunft des neuen Prokurators (62 n. Chr.) steinigen ließ. Derselbe ist wohl identisch mit dem J., welcher Apostelgesch. 15, 13 f.; 21, 18 f.; Gal. 2, 9, 12 schlechthin so genannt wird und als vorzüglich einflußreicher Vorsteher der jerusalemitischen Gemeinde erscheint, auch nach Hegesippus (Eusebs »Kirchengeschichte«, II, 23) den Beinamen des »Gerechten«, d. h. des Mannes nach dem Sinn des Gesetzes, führte. Die griechische Kirche verehrt ihn am 23. Okt. Derselbe gilt in der Regel auch als Verfasser des neutestamentlichen Briefs des J., welcher an die Christen außerhalb Palästinas gerichtet ist und vorzugsweise den Zweck gehabt zu haben scheint, die in ihrem christlichen Leben sich noch bemerklich machenden Mängel, namentlich Verweltlichung durch Reichtum und Üppigkeit, Streitsucht und Überschätzung der Theorie gegenüber den Werken, zu rügen. Das Interessanteste in dem mangelhaft bezeugten und schwerlich schon dem 1. Jahrh. angehörigen Brief ist die Polemik 2, 14—26. Kommentare lieferten E. F. D. Erdmann (Berl. 1881), W. Beyschlag (Götting. 1882) und Schegg (Münch. 1883). Vgl. Weiffenbach, Exegetisch-theologische Studie über Jac. 2, 14—26 (Gießen 1871).

Jacobus Allemannus, s. Griesinger 1).

Jacoby, 1) Johann, preuß. Politiker, geb. 1. Mai 1805 zu Königsberg als Sohn jüdischer Eltern, studierte daselbst und in Heidelberg Medizin, brachte dann einige Jahre auf Reisen zu und ließ sich 1830 als praktischer Arzt in seiner Vaterstadt nieder. Rücksichtslos in Bekämpfung wirklich vorhandener oder vermeintlicher Mißstände, namentlich auch auf dem staatlichen Gebiet, geriet er zu wiederholten Malen in Konflikt mit der Zensur. An den Zeitfragen beteiligte er sich mit seinen Broschüren: »Über das Verhältnis des Oberregierungsrats Streckfuß zu der Emanzipation der Juden« (1833) und »Der Streit der Pädagogen und der Ärzte« (1836). In größern Kreisen ward er besonders durch seine »Vier Fragen, beantwortet von einem Ostpreußen« (Mannh. 1841) bekannt, die ihm, da er darin scharf und bündig das Berechtigte des Verlangens des preußischen Volkes nach einer Verfassung darlegte, eine Anklage auf Hochverrat und vom Berliner Kriminalgericht trotz seiner glänzenden Verteidigungsrede eine Verurteilung zu 2½jähriger Festungsstrafe zuzogen, welches Urteil aber 1843 vom Obertribunal kassiert ward. In neuen Konflikt mit den Behörden brachten ihn seine Schriften: »Das königliche Wort Friedrich Wilhelms III.«, eine Mahnung an das Verfassungsversprechen dieses Königs, »Preußen im Jahr 1845« und »Beschränkung der Redefreiheit« (1846). 1848 war er ein sehr thätiges Mitglied der Reformpartei, beteiligte sich am Vorparlament und ward in den Fünfzigerausschuß gewählt, wie er auch in die 22. Mai eröffnete preußische Nationalversammlung eintrat. Obwohl er nur selten auf der Rednerbühne erschien, war er doch durch die Schärfe und Konsequenz seiner politischen Ideen ein hervorragendes Mitglied der Linken. Als Mitglied der Deputation, die dem König im November 1848 die Adresse überreichte, worin derselbe um Bildung eines volkstümlichen Ministeriums statt des eben ernannten Brandenburg-Manteuffelschen ersucht wurde, rief er dem König die taktlosen Worte nach: »Das eben ist das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen«. 1849 ward er an Stelle F. v. Raumers in die deutsche Nationalversammlung gewählt, nahm dann am Rumpfparlament teil und fand zuletzt in Genf ein Asyl. Auf die wider ihn auf Hochverrat erhobene Anklage stellte er sich in Königsberg, ward aber vom Geschwornengericht 8. Dez. 1849 freigesprochen und kehrte zu seiner ärztlichen Praxis zurück. Erst als der Sturz des Ministeriums Manteuffel 1858 einen Umschwung der preußischen Politik versprach, betrat J. wieder die politische Bühne mit der Schrift »Die Grundsätze der preußischen Demokratie« (Berl. 1859). Die in Königsberg 1858 auf ihn gefallene Wahl in die Zweite Kammer lehnte er ab und trat erst nach Ausbruch des Militärkonflikts 1863 in dieselbe ein, wo er zur entschiedensten Opposition gehörte. Wegen einer Rede an seine Wähler, worin er auf Steuerverweigerung als das letzte Mittel zur Lösung des abschwebenden Konflikts hingedeutet hatte, wurde er 1864 zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt, die er 1866 abbüßte. Wegen einiger Stellen der von ihm verfaßten Biographie Heinrich Simons (Berl. 1865) wurde er 1866 aufs neue zu 14 Tagen Gefängnis verurteilt. Den Um-

schwung der Dinge durch den deutschen Krieg 1866 wollte er nicht anerkennen, trat vielmehr im Landtag wie in der von ihm begründeten Zeitung »Die Zukunft« aufs entschiedenste der Politik der Regierung, der er regelmäßig das Budget verweigerte, entgegen, bekannte sich zuletzt zu republikanischen, ja antinationalen Grundsätzen, erklärte die Einigung Deutschlands für das Grab der Freiheit und wurde in seinen Ansichten um so schroffer, je mehr er sich vereinzelt sah. Beim Ausbruch des Kriegs 1870 wurde er als Stimmführer der internationalen Demokratie auf Befehl Vogel v. Falckensteins verhaftet und einige Zeit in der Festung Lötzen interniert. Er erklärte sich auch sofort gegen die Annexion von Elsaß-Lothringen. Einer Niederlage in seinem Berliner Wahlkreis bei den Neuwahlen 1871 beugte er durch Ablehnung der Kandidatur vor und zog sich ganz vom politischen Leben zurück, für das er infolge seiner eigensinnigen Rechthaberei alles Verständnis verloren hatte. J. starb 6. März 1877 in Königsberg. Er veröffentlichte: »Gesammelte Schriften und Reden« (Hamb. 1872, 2 Bde.; Nachträge 1877). Aus seinem Nachlaß gab Rühl heraus: »Geist der griechischen Geschichte« (Berl. 1884).

2) **Louis**, Kupferstecher, geb. 7. Juni 1828 zu Havelberg, bildete sich seit 1844 im Atelier Mandels in Berlin. Sein erster Stich war 1850 der heil. Johannes nach Tiarini. Es folgten: die Geschichte und die Sage und die Hunnenschlacht nach Kaulbachs Wandgemälden im Neuen Museum zu Berlin. 1855 ging er nach Paris, 1856 nach Spanien und 1860 nach Italien, wo er sich 2½ Jahre in Rom aufhielt. 1863 ward er Professor der Kupferstecherkunst an der Wiener Akademie und begann nun seine Hauptarbeit: die Schule von Athen nach Raffael, zu welcher er eine Zeichnung in Rom gemacht hatte, und die er erst 1882 vollendete. Von seinen übrigen Stichen sind hervorzuheben: die Porträte des österreichischen Kaiserpaars nach Winterhalter, die von Rokitansky, Olfers, Ritter, Cornelius, Guhl, Th. Mommsen, Henzen, Grillparzer, Brücke, dem General de la Motte-Fouqué (nach Pesne), dem Grafen York v. Wartenburg (nach einer Büste Rauchs, für Droysens Lebensbeschreibung Yorks), Lady Macbeth nachtwandelnd (zu Kaulbachs Shakespeare-Galerie). 1882 wurde er nach Berlin als artistischer Beirat der Reichsdruckerei berufen.

3) **Hermann**, protest. Theolog, geb. 30. Dez. 1836 zu Berlin, studierte daselbst und wurde, nachdem er das Predigerseminar in Wittenberg besucht, als Gymnasiallehrer zu Landsberg a. W., in Stendal und seit 1866 als Diakonus in Schloß Heldrungen thätig gewesen war, 1868 ordentlicher Professor der praktischen Theologie in Königsberg, seit 1871 zugleich Universitätsprediger. Aus seinen Veröffentlichungen sind hervorzuheben: »Zwei evangelische Lebensbilder aus der katholischen Kirche« (Fürstin Gallitzin und Bischof Sailer, Bielef. 1864); »Liturgik der Reformatoren« (Gotha 1871—76, 2 Bde.); »Die Gestalt des evangelischen Hauptgottesdienstes« (das. 1879); »Allgemeine Pädagogik auf Grund der christlichen Ethik« (das. 1883); »Luthers vorreformatorische Predigt« (Königsb. 1883).

Jacopōne da Todi (Jacobus de Benedictis), ital. Dichter, geboren um die Mitte des 13. Jahrh. zu Todi im Herzogtum Spoleto (daher auch Tudertinus), stammte aus dem edlen Geschlecht der Benedetti und lebte als reicher und angesehener Advokat in Rom, bis ihn der plötzliche Tod seiner Gattin bewog, in den Orden der Franziskaner zu treten. Wegen seiner Opposition gegen Bonifacius VIII. wurde er von diesem 1302 zu Palestrina in den Kerker geworfen, in dem er bis zum Tode des Papstes schmachtete. Später lebte er in strenger Askese in seiner Vaterstadt, wo er 1306 starb und in der Fortunatuskirche begraben ward. Seine teils rohen, teils gefühlswarmen, häufig eindringlichen und schwungreichen Gedichte (darunter beißende Satiren auf Bonifacius VIII. in der Lingua volgare) lebten im Munde des Volkes. Das bei weitem bedeutendste derselben ist die berühmte, bereits im 13. Jahrh. ihm allgemein zugeschriebene Osterhymne »Stabat mater«, nächst dem »Dies irae« das ergreifendste und zugleich volkstümlichste Produkt der mittelalterlichen Kirchendichtung. Zuerst 1490 zu Florenz gedruckt, erlebten seine »Poesie« zahlreiche Auflagen; deutsch von Julius (Münster 1853). Vgl. Ozanam, Les poètes franciscains en Italie (Par. 1852); eine Übersetzung ausgewählter Gedichte gaben Schlüter und Storck (Münster 1864).

Jacotot (spr. schakotoh), Jean Joseph, Begründer der nach ihm benannten Unterrichtsmethode (Jacototsche Methode), geb. 4. März 1770 zu Dijon, wurde im dortigen Collège gebildet. In wechselvoller Laufbahn war er der Reihe nach Anwalt, Professor der Humanitätswissenschaften, Kapitän der Artillerie, Sekretär im Kriegsministerium, Substitut des Direktors der polytechnischen Schule und Professor der Mathematik an derselben, zuletzt Professor der französischen Sprache und Litteratur in Löwen, von wo er sich 1830 nach Frankreich zurückzog. Er starb 31. Juli 1840 in Paris. Seit 1818 trat er in Löwen mit seiner Methode des Universalunterrichts hervor, die viele Anhänger, besonders in Belgien, Frankreich und der Schweiz, aber auch gewichtige Gegner, namentlich in Deutschland (Alberti, Chr. Schwarz u. a.), fand. Seine Grundsätze klingen paradox. Er geht von den Sätzen aus: »Alle Menschen haben gleiche Intelligenz« und »Alles ist in allem«. Dennoch liegt in ihnen viel Wahres, sofern es sich einerseits um gesunde, normal entwickelte Menschen und anderseits um die Grundelemente alles Erkennens handelt. Am deutlichsten tritt dies in seiner Methode des ersten Sprachunterrichts hervor, die auch am vollkommensten entwickelt ist. Er wählt für diesen den Weg der Analyse, indem er den Schüler nicht zunächst Buchstaben kennen lehrt und zu Silben, diese aber zu Wörtern, Sätzen etc. zusammensetzen läßt, sondern gerade umgekehrt, von einem auswendig gelernten kurzen Satz ausgehend, zu Wörtern, Silben, Lauten gelangt. Damit soll zugleich der Schreibunterricht und die sachliche Besprechung des Inhalts verbunden werden, so wie auch der eigentliche Sprachunterricht, ohne Anwendung einer Grammatik, an sie geknüpft wird. In Deutschland fand die Leselehrmethode Jacotots seit 1840 Eingang durch Seltzsam in Breslau und später in etwas veränderter Gestalt (auf Normalwörter begründet) durch Vogel in Leipzig, der selbständig zu ähnlichen Grundsätzen wie J. gelangt war. In dieser veränderten Gestalt ist sie weit verbreitet unter dem Namen der Normalwörter-, Vogel-Böhmeschen oder Kehr-Schlimbachschen Methode. Jacotots »Méthode d'enseignement universel« wurde mehrfach übersetzt, z. B. von Braubach (Marb. 1830, mit Erläuterungen) und in Auswahl von Göring (Wien 1883).

Jacq., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Joseph Franz Jacquin, geb. 1766 zu Schemnitz, gest. 1839 als Professor der Botanik und Chemie in Wien; oder für N. J. Jacquin (s. d.).

Jacquand (spr. schakang), Claudius, franz. Maler, geb. 1805 zu Lyon, war Schüler der dortigen Kunstakademie, später des Malers Fleury-Richard in Marseille und ging 1838 nach Paris, wo er eine reiche Thätigkeit namentlich im historischen Genre entwickelte und große Erfolge erzielte, obgleich seine Bilder nur von äußerlich malerischer Wirkung sind, während es den Gestalten oft an lebhaftem Ausdruck und an Bewegung fehlt. Gleichwohl fanden mehrere im historischen Museum zu Versailles (Jacques Molay nimmt Jerusalem, und das Kapitel der Johanniter) und im Museum des Luxembourg (öffentliche Buße in einem Kloster der Eremiten zu St.-Maurice und letzte Zusammenkunft Karls I. von England mit seinen Kindern, 1855) Aufnahme. Zu den bedeutendern seiner übrigen Werke gehören die Wandgemälde (1858—60) in der Kapelle der heiligen Jungfrau zu St.-Philippe du Roule sowie die Staffeleibilder: die unterbrochene Mahlzeit, Bonaparte in Nizza (1869), Mönche kaufen eine sizilische Familie von Seeräubern los, Gaston de Foix nimmt Abschied von seiner Mutter, Kolumbus und sein Sohn (1870), Wilhelm der Schweigsame von Oranien, der Tod des Herzogs von Orléans u. a. in den Museen zu Rotterdam, Hamburg und in der Neuen Pinakothek zu München. Er starb 3. Mai 1878 in Paris.

Jacquard (spr. schakár), Joseph Marie, Mechaniker, geb. 7. Juli 1752 zu Lyon, erlernte die Buchbinderei, ward hierauf Schriftgießer, dann Arbeiter in einer Fabrik für broschierte Seidenstoffe, legte später eine eigne Werkstätte zur Verfertigung gemusterter Seidenstoffe an, verlor aber darüber seine ganze Habe. Schon vor 1790 suchte er an den Zugstühlen für gemusterte Stoffe den Ziehjungen, der die vorgerichteten Schnüre nach bestimmter Ordnung anziehen mußte, um die Kettenfäden des Gewebes in der erforderlichen Weise zu jedem Einschuß zu heben, durch einen mechanischen Apparat entbehrlich zu machen. Während der Revolutionsunruhen trat er als Freiwilliger in die Rheinarmee, kehrte aber bald nach Lyon zurück und führte hier 1801 endlich seinen Apparat aus. Er nahm nun zunächst die Konstruktion einer Maschine zum Netzstricken in Angriff, die ihm 1804 eine Anstellung im Pariser Konservatorium der Künste und Handwerke einbrachte. Hier lernte er Vaucansons Trommelmaschine kennen, eignete sich einige der darin verkörperten Gedanken an, wußte aber das Entlehnte mit größtem Scharfsinn zu verändern und gelangte so bis 1808 zu einer durchaus originalen Vorrichtung, welche mit seiner ersten Maschine nicht die entfernteste Ähnlichkeit besaß. Trotz des Widerstandes der Stuhlarbeiter gelang es ihm, seinen Webapparat allmählich in den Lyoner Fabriken einzuführen, und so waren 1812 in Frankreich schon 18,000 Jacquardsche Webstühle im Gang, welche seit 1815 auch in andern Ländern Eingang fanden. J. starb 7. Aug. 1834 in Oullins bei Lyon, wo er seine letzten Lebensjahre verbracht hatte; 1840 wurde auf dem Sathonayplatz zu Lyon sein von Foyatier gearbeitetes Standbild errichtet. Vgl. Grandsard, J., sa vie etc. (3. Aufl., Lille 1884); Kohl, Geschichte der Jacquardmaschine (Berl. 1873).

Jacquardmaschine (spr. schakár-), s. Weben.

Jacquerandaholz, s. Jakholz.

Jacqueline (spr. schack'lihn), Thonkrüge, die besonders in Desvres (Pas de Calais), dann auch in Holland, Deutschland und England angefertigt wurden. Sie haben die Gestalt einer grotesken sitzenden Frau in geblümtem Kleid. In England heißen diese Gefäße toby-fillpot.

Jacquemart (spr. schack'már), 1) Albert, franz. Schriftsteller, geb. 1808 zu Paris, trat in das Finanzministerium und wurde 1865 Büreauvorstand in der Zollverwaltung; starb 14. Okt. 1875 daselbst. J. besaß ausgebreitete Kenntnisse in der Keramik. Er schrieb: »Flore des dames« (Botanik für Frauen, Par. 1840, 2. Aufl. 1841); »Nouveau langage des fleurs« (1841); »Histoire artistique, industrielle et commerciale de la porcelaine« (1862); »Notices sur les majoliques de l'ancienne collection Campana« (1863); »Les merveilles de la céramique« (1866—69, 3 Bde.; 4. Aufl. 1883); »Histoire de la céramique« (1873, 2. Aufl. 1883); »Histoire du mobilier« (1876, 2. Aufl. 1884).

2) Jules, Kupferstecher, Sohn des vorigen, geb. 3. Sept. 1837 zu Paris, trat zuerst 1861 als Maler und Stecher im »Salon« auf, widmete sich aber später ausschließlich dem Stich. Er hat verschiedene Blätter nach Fr. Hals, van der Meer, Rembrandt, Meissonier, Greuze, Reynolds u. a. geliefert; hauptsächlich aber war er thätig für die Illustration von Werken, so für die seines Vaters, für Barbet de Jouys »Gemmes et joyaux de la couronne«, für die »Annales archéologiques«, die »Gazette des Beaux-Arts« rc. Anfangs noch etwas trocken, erreichte er eine Technik von unübertrefflicher Virtuosität, die den Glanz und die Textur der Vasen, Edelsteine rc. mit malerischer Vollendung wiedergibt. Er starb 26. Sept. 1880 in Nizza.

3) Nélie, franz. Malerin, geb. 1845 zu Paris, Schülerin von Cogniet, malte schon 1867 für die Kirche St.-Jacques du Haut Pas einen heil. Eugen und stellte 1868 ihr erstes Porträt aus, dem eine Anzahl von Bildnissen berühmter Persönlichkeiten folgte, welche durch feine Charakteristik und einfache Haltung ausgezeichnet sind. Unter den Porträtierten sind der Unterrichtsminister Duruy (1869), Marschall Canrobert (1870), Thiers (1871), Justizminister Dufaure (1873), Graf Palikao, Marquis von Montesquieu und Herzog von Decazes (1878) hervorzuheben. Nach vielversprechenden Anfängen ist sie später in den Hintergrund getreten.

Jacquerie (spr. schack'rih), Name des 1358 durch den Despotismus der französischen Großen hervorgerufenen Bauernaufruhrs im nördlichen Frankreich (von Jacques Bonhomme, etwa »Hans Simpel oder Tropf«, womit die Edelleute die von ihnen bedrückten geduldigen Bauern zu bezeichnen beliebten). Unmittelbaren Anlaß zum Ausbruch dieses Aufruhrs gab der Aufstand in Paris unter dem Prevot Marcel gegen den Dauphin Karl. Nun erhoben sich auch die Bauern gegen ihre adligen Gutsherren. Hunderte von Edelsitzen wurden zerstört und deren Inhaber ermordet. Aus der Gegend von Beauvais und Clermont verbreitete sich der Aufstand in die Landschaften Brie, Soissonnais, Laonnais und an die Ufer der Marne und Oise, ward aber endlich durch die vereinte Kraft des Adels auch der benachbarten niederländischen Provinzen in Strömen von Blut erstickt. Vgl. Luce, Histoire de la J. (Par. 1860).

Jacques (franz., spr. schack), s. v. w. Jakob; doch heißt der jüdische Patriarch auch im Französischen Jacob.

Jacquet (spr. schackäh), Jean Gustave, franz. Maler, geb. 25. Mai 1846 zu Paris, Schüler von Bouguereau, debütierte in der Ausstellung von 1865 mit den allegorischen Darstellungen: Bescheidenheit und Traurigkeit und brachte in den nächsten Jahren mehrere Porträte, deren große Frische und Lebendigkeit in der Auffassung, Feinheit des Kolorits ebenso gerühmt wurden wie seine Genrebilder: der Ruf zu

den Waffen im 16. Jahrhundert (1867), der Auszug der Landsknechte (Schloß zu Blois), das junge Mädchen mit dem Degen (1872), das große Fest in der Touraine im 16. Jahrhundert (1873), die Bauernfrau (1876). Er bereiste Italien, Deutschland und England.

Jacquin (spr. schatäng), Nikolaus Joseph, Freiherr von, Botaniker, geb. 16. Febr. 1727 zu Leiden, praktizierte seit 1752 in Wien als Arzt, bereiste 1754—59 Westindien, um neue Pflanzen für die kaiserlichen Gärten zu Wien und Schönbrunn zu holen, wurde nach seiner Rückkehr Professor der Chemie und Botanik zuerst in Schemnitz, dann in Wien, auch Direktor des akademischen, später des Schönbrunner Gartens, trat 1797 in den Ruhestand und starb 24. Okt. 1817 in Wien, nachdem er 1806 in den Freiherrenstand erhoben worden war. Seine Hauptwerke sind: »Flora austriaca« (Wien 1773—78, 5 Bde. mit 450 kolorierten Tafeln); »Selectarum stirpium americanarum historia« (das. 1763 u. 1780, mit 264 kolorierten Tafeln); »Observationes botanicae« (das. 1764, 4 Bde. mit 100 Tafeln); »Hortus botanicus Vindobonensis« (das. 1770—76, 3 Bde. mit 300 Tafeln); »Icones plantarum rariorum« (das. 1781—93, 3 Bde. mit 648 kolorierten Tafeln); »Collectanea ad botanicam, chemiam et historiam naturalem spectantia« (das. 1786—96, 5 Bde. mit 106 kolorierten Tafeln); »Plantarum rariorum horti caesarei Schoenbrunnensis descriptiones et icones« (das. 1797—1804, 4 Bde. mit 500 kolorierten Tafeln); »Stapeliarum in hortis Vindobonensibus cultarum descriptiones« (das. 1806, mit 64 kolorierten Tafeln).

Jaczo von Köpenick (spr. jazzo), Vasall des märkischen Fürsten Pribislaw, erhob, als letzterer sein Land dem Markgrafen Albrecht dem Bären vermachte, dagegen Einspruch und eroberte 1157 Brandenburg; Albrecht vertrieb ihn aber wieder und nahm ihm seine Lande Barnim und Teltow, worauf J. nach Pommern ging und dort starb. An ihn knüpft sich die Sage, daß er auf der Flucht nach seiner Niederlage an die Havel gekommen sei und dem Christengott gelobt habe, seinen Glauben anzunehmen, wenn er sich glücklich über den Strom rette; nachdem ihm dies gelungen, habe er seinen Schild an eine Eiche gehängt (auf dem jetzigen Schildhorn im Grunewald bei Berlin) und sich Albrecht unterworfen.

Jadassohn, Salomon, Klavierspieler und Komponist, geb. 13. Aug. 1831 zu Breslau, kam 1848 nach zurückgelegten Gymnasialstudien auf das Leipziger Konservatorium, wo er unter Moscheles, David, Richter und Hauptmann seine Ausbildung erhielt, genoß 1849—52 noch den Unterricht Liszts in Weimar und ließ sich dann als Musiklehrer in Leipzig nieder, wo er 1866 den geistlichen Gesangverein »Psalterion« gründete und seit 1871 als Lehrer der Komposition und des Klavierspiels am Konservatorium angestellt ist. Unter seinen zahlreichen Werken befinden sich Symphonien, größere Vokalkompositionen, Kammermusikstücke (Quartette, Trios), Lieder etc. Besonders fleißig hat J. den Kanon kultiviert und in dieser von ihm mit technischer Meisterschaft beherrschten Form treffliche Erzeugnisse in weitern und engern Rahmen geliefert. Er schrieb: »Lehrbuch der

lich von der Stadt Oldenburg, und mündet nach 22 km langem Lauf in den 190 qkm ($3^1/_2$ QM.) großen Jadebusen der Nordsee, der durch den Andrang der vielen Sturmfluten, von denen eine 1511 fünf Kirchspiele verschlang, entstanden ist. Die Einfahrt, von der Nordenweser durch Sandbänke, wie der Hohe Weg, die Norderplatte etc., getrennt, ist bei der 3—4 m steigenden Flut für Schiffe jeder Größe fahrbar. Das Fahrwasser ist meist 2 km breit, und die Hauptströmungen der Ebbe und Flut frieren nie zu. Diese günstigen Verhältnisse, verbunden mit der militärisch-politisch wichtigen Lage der Jademündung, hatten schon die Aufmerksamkeit Napoleons I. auf sich gezogen, der das Projekt zu einem dort anzulegenden Kriegshafen ausarbeiten ließ, dessen Ausführung jedoch unterblieb. 1853 erwarb Preußen, dem eine Nordseestation Lebensbedingung einer künftigen Kriegsmarine war, von Oldenburg zwei kleine Landstreifen am östlichen und westlichen Ufer des Busens zur Anlage eines Kriegshafens, denen später noch andre kleine Gebiete hinzugefügt wurden; auch ward durch Vertrag vom 16. Febr. 1864 die Beschränkung beseitigt, welche für Preußen hinsichtlich der Anlage eines Handelshafens, einer Handelsstadt sowie der Ansiedelung von Handwerkern und Gewerbtreibenden bestanden hatte. Die Hafenarbeiten wurden 1855 in Angriff genommen, schritten aber wegen der Terrainschwierigkeiten nur langsam fort. Am 17. Juni 1869 wurde der Kriegshafen eingeweiht. Der eigentliche Hafen ist 376 m lang und 220 m breit, die Einfahrt zu demselben (Hafenkanal) 110 m breit. Auf der Reede hat das Fahrwasser zur Zeit der Ebbe eine Tiefe von 11 m. An den Kriegshafen schließen sich drei Trockendocks und zwei Hellinge (zum Bau von Panzerschiffen) an. Im S. des Kriegshafens liegt der Handelshafen, und unweit desselben mündet der im Bau begriffene Ems-Jadekanal. Trinkwasser ist 1865 in der Tiefe von 210 m erbohrt worden. Die Gesamtkosten für die Hafenanlagen belaufen sich auf mehr als 60 Mill., für die Festungswerke auf 36 Mill. Mk. Das Jadegebiet gehört gegenwärtig zur preußischen Provinz Hannover, bildet einen eignen Amtsgerichtsbezirk des Kreises Wittmund im Regierungsbezirk Aurich und hat nur eine einzige Ortschaft, die Stadt Wilhelmshaven (s. d.). S. Karte »Oldenburg«.

Jadeit, s. Nephrit.

Jádrin, Kreisstadt im russ. Gouvernement Kasan, an der Sura, hat 3 Kirchen und (1881) 2526 Einw.

Jaell, Alfred, Klavierspieler und Komponist, geb. 5. März 1832 zu Triest, erhielt den ersten Musikunterricht von seinem Vater Eduard J., der, ehemals Musikdirektor in Wien und tüchtiger Violinspieler, 1839 eine Musikschule in Triest gründete. Kaum elf Jahre alt, machte J. seine erste Kunstreise nach Italien und errang hier sowie später in Wien solchen Beifall, daß sich Karl Czerny erbot, seine weitern Studien zu leiten. Seit 1844 unternahm J. Kunstreisen durch Italien, Deutschland, Belgien, Frankreich, Nordamerika und ward 1856 vom König von Hannover zum Hofpianisten ernannt. Später lebte er mit seiner Gattin Marie, gebornen Trautmann, einer vortrefflichen Klavierspielerin und ungewöhnlich begabten Komponistin, in

Jaen (spr. chha-én), span. Provinz in der Landschaft Andalusien, grenzt im N. an die Provinz Ciudad Real, im O. an Albacete, im S. an Granada und im W. an Cordova und hat ein Areal von 13,480 qkm (244,8 QM.). Das Land ist zum größern Teil gebirgig und gehört in seinem nördlichen Teil dem marianischen Gebirgssystem mit dem Hauptzug der Sierra Morena und den südlichen Vorlagen Loma de Chiclana und Loma de Ubeda, im südlichen Teil dem bätischen Gebirgssystem an, von dem es die steile Sierra Magina (2179 m), den Jabalcuz, die Sierra de Lucena, dann die östlich zum südvalencianischen Bergland führenden Verbindungsglieder Sierra del Pozo (1369 m), Sierra de Cazorla und Sierra de Segura enthält. Wichtige Pässe sind im N. der Puerto de Despeñaperros gegen Madrid, im S. der Puerto de Arenas gegen Granada. Das Zentrum der Provinz und der Westen sind eben. Durchflossen wird das Land vom Guadalquivir, welcher hier entspringt und die Nebenflüsse Guadiana Menor, Guadalimar und Jandula aufnimmt. Die Bevölkerung belief sich 1878 auf 423,025 Einw. (1884 auf 435,000 geschätzt), d. h. 32 auf das QKilometer. Ackerbau und Viehzucht sind wenig entwickelt; sie liefern als Produkte außer Getreide insbesondere Wein, Öl mit beträchtlicher Ausfuhr, Obst, Esparto, Sumach, Vieh und etwas Wolle. Die östlichen Gebirge enthalten große Kiefernwaldungen. Der Hauptreichtum der Provinz sind die Bleigruben von Linares und Umgebung, welche in Bezug auf Qualität und Quantität zu den ersten der Welt gehören und vom Staat sowie von Privaten (über 800 Bergbaukonzessionen) ausgebeutet werden. Die Produktion beläuft sich auf mehr als 800,000 metr. Ztr. Erz. Der Silbergehalt dieser Erze wechselt zwischen 20 und 60 g Silber auf 50 kg Blei. Mit dem Bergbau stehen Bleigießereien in Verbindung, welche vorzüglich Tafeln, Kugeln, Schrot und Bleiweiß herstellen. Salinen und Mineralquellen sind ebenfalls in der Provinz vorhanden. Die Industrie ist außerdem in nennenswerter Weise nur noch im genannten Minenbezirk durch einige Eisengießereien, Pulver- und Dynamit-, Lunten- und Seilerwarenfabriken, dann in Andujar durch die Fabrikation poröser Krüge vertreten. Die Provinz wird von der Eisenbahnlinie Madrid-Sevilla durchzogen und enthält außerdem die alte kastilisch-andalusische Hauptstraße, welche sich bei Bailen einerseits nach Cordova, anderseits nach Granada gabelt. Sie umfaßt zwölf Gerichtsbezirke (darunter Alcalá la Real, Andujar, Baeza, La Carolina, Cazorla, Linares, Martos, Ubeda). Die gleichnamige Hauptstadt liegt malerisch unter mildem Klima am Abhang des Jabalcuz und an einer Zweiglinie der andalusischen Eisenbahn über dem Thal des Guadalbullon (Zuflusses des Guadalquivir), hat eine Kathedrale (ehemalige Moschee), einen gotischen Palast der Grafen Villar del Pardo mit maurischem Portal, zahlreiche Häuser von mittelalterlichem Ansehen, ein Priesterseminar, ein Theater, einen Zirkus für Stiergefechte, eine Bibliothek, Gemälde- und Skulpturensammlung und (1881) 21,280 Einw. J. ist Sitz des Gouverneurs und eines Bischofs. Es wurde 1246 den Mauren von Ferdinand III. von Kastilien entrissen.

Jaettestuer, s. Gräber (prähistor.), Megalithische Monumente und Dolmen.

Jafa, Küstenstadt der türk. Provinz Syrien, 55 km westnordwestlich von Jerusalem, liegt amphitheatralisch auf einem Hügel am Mittelmeer und wird auf der Landseite von schönen Fruchtgärten umgeben. Die ehemals starken Befestigungen sind verfallen, die Straßen eng; nur auf dem höchsten Punkt finden sich breitere Straßen mit Schulen, Waisenhäusern, den Wohnungen der fremden Konsuln. J. ist auch Sitz eines deutschen Konsuls. Die Stadt hat 3 Moscheen, ein römisch-katholisches, griechisches und armenisches Kloster und 8000 Einw. (davon vier Fünftel Mohammedaner). Außerhalb sind von einem Franzosen und einem Russen zwei große Hospitäler errichtet worden. Die Reede ist schlecht und voll Klippen, dennoch ist J. durch seinen Pilgerverkehr (jährlich 80,000) und als Hafen von Jerusalem von Bedeutung. 1883 liefen 236 fremde Schiffe von 14,786 Ton. ein; J. ist Station des Österreichischen Lloyd. Die Einfuhr (Petroleum, Fabrikate) wertete 1885: 4,7, die Ausfuhr (Seife, Getreide, Ölfrüchte u. a.) 5,2 Mill. Mk. In der Nähe eine blühende Kolonie württembergischer Templer (s. Tempelgesellschaft), welche 1868 eine zwei Jahre vorher gegründete, aber zu Grunde gegangene amerikanische Kolonie dicht bei der Stadt übernahmen und in kurzer Entfernung davon Sarona gründeten. Am Weg nach Jerusalem eine gleichfalls blühende Kolonie der Alliance Israélite und weiter nach der Küste hin eine verkommene ägyptische Kolonie. — J., das Japho der Bibel und Joppe der Alten, war schon im Altertum eine berühmte, feste Seestadt der Phöniker. Hierher ließ König Salomo von Tyros aus die Baumaterialien zum Tempel schaffen. Simon Makkabäus entriß die Stadt dauernd den Syrern, befestigte sie und erweiterte den Hafen. Später ein berüchtigter Piratensitz, wurde J. von Vespasian zerstört. Unter Konstantin d. Gr. wurde die Stadt zum Bischofsitz erhoben. Der Kalif Omar eroberte sie 636. Eine große Bedeutung erhielt sie als Hauptlandungsplatz der Kreuzfahrer, die sie 1099 nahmen. 1102 siegte hier König Balduin von Jerusalem über den Sultan von Ägypten; 1187 nahm Sultan Saladin, 1191 Safaddin die Stadt mit Sturm, und schon war die Besatzung der Citadelle im Begriff, zu kapitulieren, als Richard Löwenherz mit einigen Kriegsfahrzeugen von Ptolemais kam und die Sarazenen aus der Stadt warf. Doch fiel J. später noch mehrmals in die Hände der Sarazenen, ward 1252 durch Ludwig den Heiligen neu befestigt, ging aber 1267 bei einem Einfall der Ägypter auf immer für die Christen verloren. In der neuern Geschichte ist J. besonders durch die Erstürmung seitens der Franzosen unter Napoleon I. 7. März 1799 und durch das über die türkischen Gefangenen verhängte Blutbad merkwürdig. 1832 bemächtigte sich Mehemed Ali der Stadt, doch ward ihm dieselbe 1840 von den Türken mit britischer und österreichischer Hilfe wieder entrissen. Die günstige Lage ließ J. nach jeder Zerstörung immer wieder aufblühen.

Jaffé, 1) Philipp, deutscher Geschichtsforscher, geb. 17. Febr. 1819 zu Schwersenz in der Provinz Posen, studierte, obwohl eigentlich für den Kaufmannsstand bestimmt, in Berlin unter Ranke Philologie und Geschichte und veröffentlichte als erstes Resultat seiner Studien eine »Geschichte Lothars von Sachsen« (Berl. 1843), welcher die »Geschichte des Deutschen Reichs unter Konrad III.« (Hannov. 1845) folgte. Er trat sodann als Mitarbeiter bei den »Monumenta Germaniae historica« ein, für welche er eine große Zahl vorzüglicher Quellenausgaben geliefert hat. Da er indes von seiten des Leiters derselben, Pertz, dafür nicht die gebührende Anerkennung fand und als Jude keine Aussichten auf eine akademische Laufbahn hatte, unterbrach er 1850 seine historischen Arbeiten, um Medizin zu studieren. Nachdem er 1853 promoviert und das medizinische Staats-

examen bestanden, kehrte er doch zu seiner frühern wissenschaftlichen Thätigkeit als Mitarbeiter an den »Monumenta« zurück und ward 1862 zum außerordentlichen Professor der historischen Hilfswissenschaften an der Universität zu Berlin ernannt. Obwohl seine Vorlesungen über Paläographie, Chronologie, Diplomatik u. dgl. große Anerkennung und viele Zuhörer fanden, erlangte er doch, auch nachdem er 1868 zum Christentum übergetreten war, nicht die erstrebte höhere wissenschaftliche Stellung, und zerfallen mit seinen frühern Freunden, in seinem Ehrgeiz bitter gekränkt, nahm er sich 3. April 1870 in Wittenberge durch einen Schuß selbst das Leben. Seine selbständigen Hauptwerke sind die »Regesta pontificum romanorum« (Berl. 1851; 2. Aufl., Leipz. 1885) und die »Bibliotheca rerum germanicarum« (Berl. 1864 bis 1872, 6 Bde.), beides Musterwerke an tief eindringender Sachkenntnis, kritischem Scharfsinn und genauester Sorgfalt.

2) Theodor Julius, Schauspieler, geb. 17. Aug. 1823 zu Berlin, war für die juristische Laufbahn bestimmt, widmete sich aber aus Neigung der Oper. Nachdem er seine Gesangstudien in Berlin und Wien vollendet hatte, trat er als Baritonist 1844 in Troppau, dann in Lübeck, Halle, Magdeburg und Köln mit Erfolg in ernsten und komischen Partien auf, erkannte aber mit der Zeit, daß das recitierende Drama das eigentliche Feld für seine Begabung sei, und ging 1847 zum Schauspiel über, indem er in Bremen das erste Charakterfach übernahm. 1849 ging J. nach Weimar, 1853 nach Breslau, wo er sich auch als Regisseur zu erprobenGelegenheit fand, 1856 nach Braunschweig. Sein Ruf war immer mehr gewachsen, so daß man ihn zum Nachfolger Dawisons in Dresden ausersah, in dessen Stellung er 1864 eintrat. J. nimmt unter den deutschen Schauspielern eine hervorragende Stellung ein, obwohl er dem modernen Virtuosentum wie der Reklame fern steht. Seine Hauptrollen: Nathan, Richard III., Shylock, Jago, Franz Moor, Mephisto, Philipp II., Marinelli, Carlos, Thorane, Narziß, Tartüff, Onkel Moses etc., haben auch bei seinen zahlreichen Gastspielen ungeteilte Anerkennung gefunden.

Jaffna, Insel, s. Dschaffna.

Jaffnamoos, s. Agar-Agar.

Jagd. Das Aufsuchen, Verfolgen und Aneignen des Wildes bildet auf einer gewissen niedern Stufe der Entwickelung die Hauptbeschäftigung der Völker (Jägervölker). Die Raubtiere werden gejagt, um sich vor den Angriffen derselben zu schützen und die Haut zu erbeuten; das Fleisch des erlegten eßbaren Wildes dient zur Hauptnahrung, die Haut zur Kleidung. Diese Beschäftigung bildet zugleich den kriegerischen Sinn aus. Krieg und Fehde herrschen daher auch bei den Jägervölkern in hervorragender Weise und werden meist zu dem Zweck geführt, um die ausgedehnten Jagdgründe gegen Übergriffe benachbarter Stämme zu schützen. Auch die alten Germanen betrieben die J. mit Vorliebe und erlegten in den Wäldern noch manches Wild, das heute ausgestorben ist.

Mit zunehmender Kultur bilden Viehzucht und Ackerbau die Hauptbeschäftigung der Völker, die J. wird mehr Gegenstand des Vergnügens, besonders des Adels und der Fürsten, welche sich Bannforsten anlegten, in denen sie sich das Jagdrecht vorbehielten. Auch die J. auf die größern Jagdtiere nahmen sie ausschließlich für sich in Anspruch. Mit dem 16. Jahrh. wurde das Jagdrecht Regal (s. Jagdhoheit). Zur Beaufsichtigung und Verwaltung der J., welche auch bei gutem Wildstand nicht unbeträchtliche Einnahmen lieferte, wurden besondere Beamte angestellt, von welchen man eine berufsmäßige Ausbildung forderte. Dadurch wurde die Jägerei zu einer besondern Kunst, die von den Berufsjägern zunftmäßig erlernt werden mußte. Die Ausübung der J. wurde nach gewissen Regeln betrieben, Jagdgeräte (s. Jagdzeug) und Fangapparate wurden verbessert, und es bildete sich die Weidmannssprache als eine besondere Jagdkunstsprache aus. Die Jagdausübung (das Weidwerk) teilte sich in verschiedene Zweige und zwar sowohl infolge des erworbenen Rechts einzelner, gewisse Wildarten in bestimmten Gemarkungen mit Ausschluß andrer zu fangen oder zu erlegen, als auch infolge des kunstmäßigen Betriebs der einzelnen Jagdarten. Man unterscheidet hiernach allgemein die hohe und die niedere J. Erstere, auch Großweidwerk genannt, umfaßt von den Spalthufern in der Regel das Edel- (auch Rotwild genannt), Elch- (Elen-), Dam-, Reh- und Schwarzwild, den Steinbock und die Gemse; vom Geflügel das Auer- und Birkwild, die Fasanen, Trappen, Kraniche, Reiher und Schwäne; von den Raubtieren den Bären, Wolf und Luchs. Alle übrigen Tiere gehören der niedern J. an. In einigen Ländern hat sich die Einteilung in hohe, mittlere und niedere J. herausgebildet. Zur hohen J. gehören alsdann Edel-, Elch-, Damwild, Steinbock, Gemse, Luchs, Bär, Auerwild, Trappen, Kraniche, Reiher, Schwäne; zur mittlern (Mittel-) J. das Reh, die Sauen und der Wolf, das Birk- und Haselgeflügel und der große Brachvogel; zur niedern J. alles übrige Wild. In den preußischen Staatsforsten ist für die J., insofern dieselbe durch die Forstbeamten administriert oder an diese und auch wohl an Private verpachtet wird, die letztere Einteilung mit geringen Modifikationen maßgebend. Die J. auf Gemsen bildet eine besondere, in ihrer Örtlichkeit und Ausübung eigenartige J., für welche eine besondere Spezialität der berufsmäßigen Jäger sich erhalten hat. Im übrigen unterscheidet man nach dem Gebrauch von Jagdhilfsmitteln (Geräten) und den dabei benutzten Tieren, sodann nach den verschiedenen jagdlichen Berufskreisen, wie sich solche geschichtlich entwickelt haben: 1) Parforcejäger, denen das Pferd und der Jagdhund (Parforcehund, Meute) als Gehilfen dienen und Pflegebefohlene sind. Ihre Ausbildung ist derjenigen des deutschen hirschgerechten Jägers ähnlich, ihre Heimat das alte Frankreich mit seinem Herrscherglanz und Luxus. 2) Falkeniere, welche abgerichtete Edelfalken zur Erreichung der Jagdbeute benutzen (s. Falken, S. 10). Die Beize wird gegenwärtig nur noch in Holland sowie im Orient ausgeübt und gehört im übrigen fast nur der Vergangenheit an. 3) Deutsche hirschgerechte Jäger, welche sich vorzugsweise mit der hohen J. beschäftigen, die Fertigung und den Gebrauch der Netze, Tücher und Lappen, wie solche bei der hohen J. dienen, verstehen, eine genaue Kenntnis der Fährten des Hochwildes nach seinen Arten, seinem Alter und Geschlecht besitzen, die Arbeit des Leit- und Schweißhundes kennen, die Kunst, das Hochwild aufzusuchen, zu beschleichen, zu erlegen und zu zerlegen (zerwirken), sich angeeignet haben. 4) Feldjäger, welche vorzugsweise der niedern J. obliegen und wegen vorwiegender Beute an Flugwild besonders im Gebrauch der Flinte geübt sein müssen. Ihnen liegt die Aufgabe ob, das kleine Wild in Netzen, das Raubwild in Eisen und Fallen zu fangen, sowie auch die Erziehung und Dressur des Hühnerhundes, welcher meistens auch auf Wasserjagd abzurichten ist. 5) Fasanenjäger, welche sich mit der Erziehung und Pflege der Fasanen be-

schäftigen. Dieselben müssen auch die Kenntnis des Fanges der Raubtiere, welche den Fasanen gefährlich sind, besitzen.

Die **berufsmäßigen Jäger** mußten in früherer Zeit es namentlich auch verstehen, große Jagden als besondere Hoffestlichkeiten zu veranstalten. Damit eine große Menge von Wild in kurzer Zeit sicher von fürstlichen Jagdherren erlegt werden konnte, wurde das Wild in beträchtlicher Zahl in eingestellten Jagen, die mit Jagdzeug (s. d.) umschlossen waren, sogen. Hauptjagen, zusammengetrieben. Als nach dem Beispiel des französischen Hofs der Luxus auch bei den übrigen Hofhaltungen sich verbreitete, boten mit besonderm Prunk veranstaltete Hauptjagden (Festinjagen) Gelegenheit zur Verherrlichung von Hoffesten und ersetzten die früher üblichen Turniere und Ritterspiele. Die Jägerei erschien dabei in Gala-Uniform, die Jagdschirme waren reich verziert, Musikchöre spielten dabei auf, die Herrschaft erschien in wunderlichen Verkleidungen, die Damen als Dianen und Nymphen auf Wagen, die von Hirschen gezogen wurden, und außerdem fanden dabei auch Kämpfe von fremden, dazu besonders herbeigeschafften Tieren, als Löwen, Bären &c., statt. Mehrere solcher Jagden, die bei Gelegenheit von Hochzeitsfesten &c. abgehalten wurden und die dabei mehr Maskeraden als eigentliche Jagden waren, sind uns von Schriftstellern der damaligen Zeit ausführlich beschrieben. Zur Ermäßigung der großen Kosten, welche solche Jagden erforderten, wurden **Jagdfronen, Jagdtreibedienste, Wildbretfuhren, Jagdzeugfuhren** &c. auferlegt. Ferner mußten entrichtet werden: Wolfsjagddienstgelder, Hecken-, Wald-, Wildhufenhafer. Einzelne Höfe hatten die Verpflichtung, die Hunde des Jagdberechtigten zu füttern, wenn sie nicht gebraucht wurden, oder auch die Jägerei bei sich einzuquartieren. Alle diese Lasten, welche im Lauf der Zeit schon weit weniger drückend geworden waren, sind in neuerer und neuester Zeit fast in allen deutschen Ländern aufgehoben, oder es ist deren Ablösung in den Gesetzen über die Ablösung derartiger Prästationen ausgesprochen worden. Selbstverständlich mußten diese besonders den Besitzern ländlicher Grundstücke auferlegten Lasten in jener Zeit um so mehr große Erbitterung hervorrufen, als außerdem der in großer Menge gehegte Wildstand bedeutenden Schaden an den Feldfrüchten verursachte. Bei solchen fast unerträglichen Verhältnissen mußte durch **gesetzliche Bestimmungen Wandel** geschaffen werden. Dies geschah zuerst in Frankreich, wo durch das Gesetz vom 26. März 1798 die Befreiung des Grund und Bodens von fremden Jagdrechten ausgesprochen wurde; diesem Beispiel folgten die Gesetzgebungen mehrerer deutscher Einzelstaaten, und 31. Okt. 1848 wurde in Preußen unter Aufhebung aller privatrechtlichen Beziehungen zu ältern oder neuern Eigentumserwerbungen das Jagdrecht auf fremdem Grund und Boden ohne jede Entschädigung aufgehoben und eine Trennung jenes dinglichen Rechts von letzterm für die Zukunft als nicht statthaft erklärt. Infolge eingebrachter Reklamationen ehemaliger Jagdberechtigten ist in einzelnen deutschen Staaten (Kurhessen, Württemberg, Hannover, Sachsen, Altenburg) zum Teil eine Entschädigung teils aus der Staatskasse, teils durch Aufbringung der früher Verpflichteten gewährt worden. Die neuere **Jagdgesetzgebung** bezweckt besonders den Schutz des Feldes und des Waldes gegen Beschädigung von seiten des Wildes; daher die gesetzlichen Bestimmungen über Beschränkung des Wildstandes, über Vergütung des Wildschadens und über Aufgang und Schluß der J. Namentlich suchte man auch die Gesetze über Wilddieberei, welche trotz der strengen Strafen in manchen Gegenden Deutschlands mit großer Frechheit betrieben ward und hier und da einen förmlichen Kriegszustand zwischen Forstbeamten und Wilddieben zur Folge hatte, mit den allgemeinen strafrechtlichen Grundsätzen in Einklang zu bringen. Die Aufhebung des Jagdrechts auf fremdem Grund und Boden mußte außerdem zu Beschränkungen rücksichtlich der Ausübung desselben führen, weil sonst voraussichtlich Ausrottung des Wildes und Unfälle durch unvorsichtige Handhabung der Schußwaffen seitens Unkundiger die unausbleiblichen Folgen gewesen wären. In Preußen wurde die Ausübung der J. durch das Jagdpolizeigesetz vom 7. März 1850 und das Wildschongesetz vom 26. Febr. 1870 geregelt, und dadurch kamen die frühern Forst-, Mast- und Jagdordnungen für die einzelnen Provinzen, deren Bestimmungen außerdem teilweise veraltet und unzeitgemäß geworden waren, meist in Wegfall. Bearbeitungen der **Jagdgesetzgebung** lieferten unter andern: für Preußen Kohli (Berl. 1884), R. Wagner (das. 1883) und Grunert (Trier 1885), für Bayern Feßmann (Ansb. 1880) und Trunk (Eichstätt 1880), für Sachsen Einsiedel (Leipz. 1885), für Hessen Haller (3. Aufl., Darmst. 1884), für Baden Schenkel (Tauberbischofsheim 1886), für Elsaß-Lothringen Huber (Straßb. 1881) &c. Für Österreich vgl. Anders, Das Jagd- u. Fischereirecht (Innsbr. 1885).

Jeder, der die J. ausüben will, muß einen **Jagdschein** lösen, und es läßt sich daher aus der Zahl solcher Jagdscheine leicht ersehen, in welchem Verhältnis sich die Zahl der Personen vermehrt hat, welche die J., die jetzt meist zum Vergnügen und zur Erholung der wohlhabendern Bevölkerung dient, ausüben. Nach v. Hagen ist die Zahl der ausgegebenen Jagdscheine in Preußen von 80,559 im J. 1850/51 auf 154,094 im J. 1880/81 angewachsen (im Durchschnitt 21,3 auf 1000 männliche Bewohner über 20 Jahren). Letztere verteilten sich auf die einzelnen Provinzen wie folgt:

	Scheine	Durchschnitt		Scheine	Durchschnitt
Ostpreußen . .	9994	20,8	Schlesw.-Holst.	10415	33,0
Westpreußen . .	6327	18,5	Hannover . .	12277	20,7
Brandenburg .	17002	17,4	Westfalen . .	14849	26,4
Pommern . . .	8494	21,8	Hessen-Nassau .	7282	17,6
Posen	8621	21,8	Rheinprovinz .	21334	19,0
Schlesien . . .	18574	18,3	Hohenzollern .	399	21,0
Sachsen . . .	19526	31,8	Zusammen:	154094	21,3

Der **Wildstand** wird von v. Hagen für den preußischen Staat wie folgt veranschlagt: 58,373 Stück Rotwild, 23,412 Stück Damwild, 174,511 Stück Rehwild, 9621 Stück Schwarzwild, 2358 Stück Auerwild, 149 Stück Elchwild. Der **Abschuß** wird durchschnittlich pro Jahr angegeben auf: 8777 Stück Rotwild, 2293 Stück Damwild, 24,818 Stück Rehwild, 5382 Stück Schwarzwild, 375 Stück Auerwild, 4 Stück Elchwild, 1,445,779 Stück Hasen, 1,734,544 Stück Rebhühner, 3818 Stück Fasanen, 1765 Stück Birkwild, 1053 Stück Haselwild, 12,946 Stück Schnepfen, 20,001 Stück Enten, 6140 Stück Kaninchen, 323,000 Stück Krammetsvögel, 14,242 Stück Füchse, 528 Stück Dachse. Die gesamte Fleischmasse dieses jährlichen Abschusses von eßbarem Wild wird auf 5,420,618 kg (pro Kopf 0,2 kg) und der Gesamtgeldwert einschließlich der Schwarten und Häute auf 6,470,502 Mk. veranschlagt. Hiernach ist also der Jagdertrag ein nicht unerheblicher Faktor für die Volksernährung und die Volkswirtschaft. Die Ausübung der J. auf dem fiskalischen Grundbesitz ist in Preußen so geregelt, daß gewöhnlich die niedere J. in den Staatsforsten und

auf den Domänen den Revierverwaltern, resp. den Domänenpachtern verpachtet ist, während die hohe und mittlere J. für den Fiskus administriert wird. Auf den Gemeinde- und Kommunalgrundstücken wird die J. auf den daraus gebildeten Jagdbezirken verpachtet, und hierdurch ist es ermöglicht, daß die Gemeinden erhebliche Pachtbeträge beziehen, sowie daß größere Schichten der Bevölkerung sich Jagden anpachten können, wodurch das den Körper stärkende und die Sinne schärfende Jagdvergnügen immer weitere Ausbreitung gewonnen hat. Zur Hebung und größern Sicherung der Wildstände sind in neuerer Zeit in kleinern und größern Kreisen **Jagdverträge** und **Jagdschutzvereine** entstanden. Dieselben bezwecken teils eine gleichmäßige Ausübung der J. auf bestimmte Wildgattungen und Geschlechter (z. B. Nichtabschuß starker Hirsche behufs Erzielung stärkern Wildbrets und vollkommener ausgebildeter Geweihe oder bei Rehen die Schonung sämtlicher Ricken für mehrere Jahre zur Hebung des Rehstandes größerer Jagdbezirke), teils sind dieselben zur gemeinschaftlichen Anpachtung bedeutender Flächenkomplexe für bestimmte Jagdarten, namentlich die Hetzjagden mit Windhunden, oder zur Hebung des Sports durch (Parforce-) Jagen mit Jagdhundmeuten, welche auf Vereinskosten unterhalten werden, geschlossen worden. Auch haben jene Vereine die Tendenz, sich gegenseitig selbst und die Staatsbehörden in Bezug auf Durchführung der Gesetze über Jagdpolizei und Wildschonung zu unterstützen sowie den Wilddiebstahl und den Handel mit gestohlenem Wildbret nachdrücklich zu verfolgen. Sie erreichen die letztgedachten Zwecke durch Prämienzahlung für entdeckte Wilddiebstähle und durch Benutzung der Presse. Außerdem haben sich Vereine gebildet, welche sich die Aufgabe stellten, die Erhaltung und Züchtung reiner Hunderassen zu erstreben und zu fördern (s. Hund, S. 802). Auch die Jagdlitteratur (s. unten) ist in neuerer Zeit ebenso wie die Litteratur über die Kynologie durch eine überaus große Zahl von Büchern und Zeitschriften bereichert worden.

Endlich sind auch die Jagdgewehre (s. d.) in neuerer Zeit durch Erfindung der Hinterlader sehr wesentlich verbessert und vervollkommt worden.

Jagdlitteratur.

In »Tristan und Isolde« von Gottfried von Straßburg finden wir die ältesten Spuren deutscher **Jagddichtung**. Aus ungefähr gleicher Zeit stammt für die Falknerei ein Werk des Kaisers Friedrich II., »De arte venandi cum avibus«, Kaiser Maximilians I. »Geheimes Jagdbuch« (1508) und »Der geöffnete Fechtboden, Reitstall und Jägerhaus« (Hamb. 1506); den forstlichen Interessen zugleich dienend: Noe Maurer, Jagd- und Forstrecht (Frankf. a. M. 1561); ferner: »Neuw Jag vnnd Weydwerk Buch« (das. 1582); sodann: »New Jägerbuch: Jarvben von Fouillour, einer führnehmen Adelsperson in Frankreich ꝛc.« (Straßb. 1590; letzte deutsche Ausgabe, Danz. 1726). Hervorragende Wichtigkeit hat die »Oeconomia ruralis et domestica«, darinne das ganze Ampt aller trewen Hauß Väter, Hauß Mütter ... auch Wild- und Vogelfang, Weidwerk, Fischerei, Holzfällung, von Jacob Coler« (Wittenb. 1591–1601, viele spätere Auflagen) und die »Fürstliche Jäger-Burg von Vit. Bremer« (Hamb. 1657). Eine hohe jagdliche Autorität besitzen wir in Hans Friedrich v. **Flemming**, Der vollkommene teutsche Jäger (Leipz. 1719), welchem sich gleichwertig anschließt: **Döbel**, Neu eröffnete Jäger-Praktira oder vollständige Anweisung zur hohen und niedern Jagdwissenschaft (das. 1746; 4. Aufl., neu [aber schlecht] bearbeitet von Döbel u. Benicken, 1828). Aberglaube und Geheimniskrämerei durchdringen bei dem Mangel wirklicher wissenschaftlicher Begründung die Werke der ältern Jagdautoren, doch sind sie durchweht von einem gewissen romantischen Hauch. Erst am Ende des vorigen Jahrhunderts beginnt **Bechstein** in seinem »Vollständigen Handbuch der Jagdwissenschaft« (Nürnb. 1801–1809, Gotha 1820–22) die Jagdkunde wissenschaftlich zu behandeln. An seine bahnbrechende litterarische Thätigkeit reihen sich an: **Jester**, Die kleine J. (Königsb. 1793; 5. Aufl. von Riesenthal, Leipz. 1884; für angehende Jäger); **Hartig**, Lehrbuch für Jäger (Stuttg. 1811, 10. Aufl. 1877); Dietr. aus dem **Winckell**, Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber (Leipz. 1804–1805; 5. Aufl. von Tschudi, 1878, 2 Bde.); **Göbbe**, Die J. und ihr Betrieb in Deutschland (2. Aufl., Berl. 1881). Dazu sind noch zu erwähnen: **Pfeil**, Vollständige Anweisung zur Jagdverwaltung und Jagdbenutzung (Leipz. 1848); **Diezel**, Erfahrungen aus der Niederjagd (Offenb. 1849; 5. Aufl. von v. d. Bosch, Berl. 1880); **Boner**, Tiere des Waldes (a. d. Engl., Leipz. 1862); **Grunert**, Jagdlehre (Hannov. 1879 bis 1880, 2 Bde.); v. **Riesenthal**, Das Weidwerk (Berl. 1880); v. **Nolde**, J. und Hege des europäischen Wildes (das. 1883); **Ponetz**, Jagdkunde (Prag 1884); **Corneli**, Die J. und ihre Wandlungen (Amsterd. 1884); **Horn**, Jagdsport (Wien 1882). Monographien über unsre einzelnen Wildarten s. bei den betreffenden Artikeln. Das bedeutendste Werk über Tiergärten ist das vom Grafen **Mellin**: »Unterricht, eingefriedigte Wildbahnen oder große Tiergärten anzulegen« (Berl. 1800). **Jagdlexika** wurden herausgegeben von v. **Hartig** (2. Aufl., Berl. 1861), v. **Riesenthal** (Leipz. 1882), **Dombrowski** (»Allgemeine Encyklopädie der Forst- und Jagdwissenschaften«, Wien 1886). Von **Jagdzeitungen** sind anzuführen: »Der deutsche Jäger« (Münch., seit 1879); »Deutsche Jägerzeitung« (Neudamm, wöchentlich); »Deutsche Jagdzeitung« (später als »Neue deutsche Jagdzeitung« fortgesetzt, Organ des Prüfungsklubs für Dachs- und Hühnerhunde, Berlin); »Der Weidmann« (redigiert von Paul Wolff, 17. Jahrg., Leipz. 1886); »Jagdliche Rundschau« (für 1885/86, hrsg. von Krichler, Berl. 1887).

Speziell für Forst- und **Jagdgeschichte** wichtig sind zu nennen: **Stisser**, Forst- und Jagdhistorie der Teutschen (Jena 1737; verbessert von Franke, Leipz. 1754); **Anton**, Geschichte der deutschen Landwirtschaft von den ältesten Zeiten bis zum 15. Jahrhundert (Görl. 1799–1804); **Stieglitz**, Geschichtliche Darstellung der Eigentumsverhältnisse an Wald und J. in Deutschland (Leipz. 1832); **Laurop**, Das Forst- und Jagdwesen und die Forst- und Jagdlitteratur Deutschlands ꝛc. (Stuttg. 1843); **Niemann**, Vaterländische Waldberichte ꝛc. (Altona 1820–22); **Pfeil**, Die Forstgeschichte Preußens bis zum Jahr 1806 (Leipz. 1839); **Bernhardt**, Geschichte des Waldeigentums, der Waldwirtschaft und Forstwissenschaft (Berl. 1872–75, 3 Bde.); **Roth**, Geschichte des Forst- und Jagdwesens in Deutschland (das. 1879); **Schwappach**, Handbuch der Forst- u. Jagdgeschichte Deutschlands (das. 1885 ff.), und dessen kleinerer »Grundriß« (das. 1883); außerdem: **Gräße**, Jägerbrevier. Jagdaltertümer, Weidsprüche und Jägerschreie, Jagdkalender ꝛc. (2. Aufl., Wien 1869); **Derselbe**, Jägerhörnlein. Jägerlügen, Jägerlieder, Tierzauber (Dresd. 1860); **Derselbe**, Hubertusbrüder (Wien 1875); v. **Berg**, Pürschgang im Dickicht der Jagd- und Forstgeschichte (Dresd. 1869); v. **Ko-**

bell, Wildanger, Skizzen aus dem Gebiet der J. und ihrer Geschichte (Stuttg. 1859).

Jagdbar, das Wild, welches der Jagdordnung gemäß zum Abschuß gelangen kann; auch ein Hirsch von zehn Enden; »stark j.« heißt der Hirsch, wenn er mehr als zehn Enden aufgesetzt hat; s. Geweih.

Jagdfolge, das Recht, angeschossenes oder angehetztes Wild auch auf fremdem Revier zu verfolgen. Im Bereich der Gültigkeit des Landrechts war die jetzt aufgehobene J. durch die Bestimmungen Teil 1, Titel 9, § 130 ff. geregelt. Zur Ausübung der J. gehörte nach den sonst gewöhnlich durch die Forstordnungen getroffenen Bestimmungen, daß Haar oder Schweiß auf dem eignen Revier dargethan worden, daß die Folge binnen 24 Stunden nach dem Anschuß geübt wird und aufhört, wenn der Schweißhund die Fährte verläßt. Das Gewehr muß zurückgelassen und das erlegte Stück darf vor erfolgter Anzeige an den Besitzer des Nachbarreviers nicht fortgeschafft werden, welche binnen 24 Stunden erfolgen muß. Jetzt ist die J. aufgehoben.

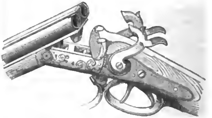
Jagdfrone, s. Jagd, S. 124.

Jagdgedichte, eine Art altdeutscher Dichtungen, in welchen das ritterliche Liebeleben unter der Allegorie einer Jagd dargestellt wird. Die sinnvollste Produktion dieser Art ist die »Jagd« des Hadamar von Laber (s. d.); andre führen die Titel: »Der Minne Falkner«, »Jagd der Minne« ɩc. Ähnliches ist der Fall bei Kaiser Maximilians »Teuerdank«, wo Hirsch-, Gemsen- und Bärenjagden eine große Rolle spielen.

Jagdgerecht, den weidmännischen Vorschriften entsprechend.

Jagdgeschütze, die im Bug eines Kriegsschiffs aufgestellten Geschütze (Bugarmierung), meist lange, weit tragende 15 und 21 cm Kanonen, aus welchen ein fliehendes feindliches Schiff bei der Verfolgung beschossen wird; die Bezeichnung J. paßt daher, streng genommen, nur für schnell fahrende Kreuzer und Avisos. In Frankreich wurden zuerst 1865 bei dem Panzerschiff Alma zwei feste, über die Bordwände vorspringende Panzertürme gebaut, in welchen die J. auf Drehscheiben standen.

Jagdgewehr, die Handfeuerwaffe, welche bei Ausübung der Jagd benutzt wird: ein Kugelgewehr, die Büchse, mit gezogenem Lauf zur Erlegung des Elch-, Rot- und Damwildes sowie der starken Sauen und des Rehwildes, wenn solches beim Birschen geschossen wird, und ein Schrotgewehr, die Flinte, mit meist glattem, seltener mit feinen Haarzügen versehenem Lauf zur Erlegung des Federwildes und des kleinen Haarwildes. Gewöhnlich haben die Jagdgewehre zwei Läufe: Doppelflinte, Doppelbüchse, Büchsflinte mit rechts liegendem Büchsen- und links liegendem Flintenlauf und das Doppelzeug, bei welchem man beliebig die Büchsflinten- oder die Doppelflintenrohre einlegen kann (Einlegeläufe). In neuerer Zeit bevorzugt man Hinterlader möglichst einfacher Konstruktion. Obgleich auch hier Mauser-, Vetterli-, Werndl-, Martini- und andre Systeme im Gebrauch sind, hat doch das System des Aufklappens der hintern Laufmündungen zum Laden die weiteste Verbreitung gefunden. Bei dem 1834 bekannt gewordenen Lefaucheux-Gewehr kam es zuerst zur Anwendung (s. Figur), hat aber im Lauf der Zeit verschiedene Einrichtung erhalten, z. B. Aushebung des Verschlusses durch einen auf und nieder zu bewegenden aber auch seitlich verschiebbaren Hebel vor dem Abzugsbügel. Die Patrone besteht aus einer niedrigen messingenen Bodenkapsel, durch deren Rand senkrecht der unten vom Zündhütchen umgebene Zündstift geht, auf welchen der Hahn des Perkussionsschlosses schlägt. In der Kapsel steckt die aus Papier oder Pappe rollierte Hülse zur Aufnahme der Ladung. Sehr beliebt sind ferner das Doppelzündnadelgewehr von Dreyse sowie das Patentzündnadelgewehr von Teschner in Frankfurt a. O. Letzteres unterscheidet sich vom erstern im wesentlichen dadurch, daß an die Stelle der Zündnadel mit Spiralfeder ein Schlagbolzen mit Schlagfeder getreten ist, und daß das Zündhütchen hinten am Patronenboden sich befindet. Die abgeschossene Patronenhülse wird beim Aufklappen des Laufs durch einen Auszieher selbstthätig ausgeworfen. Man nennt diese Gewehre, zum Unterschied von den Lefaucheux, Zentralfeuergewehre. Eine ausgezeichnete Waffe ist das Diana-Gewehr von Pieper in Lüttich, bei dem ein Perkussionshahn auf einen kurzen, federnden Schlagbolzen zur Zentralzündung schlägt. Durch den Druck auf einen zwischen den Hähnen stehenden Griff löst der doppelte Verschluß aus, und die Läufe klappen herunter. Aber auch Dreyse in Sömmerda und Sauer in Suhl liefern nicht minder ausgezeichnete Jagdgewehre der verschiedensten Konstruktion, darunter auch Revolver-



Lefaucheux-Gewehr mit Bügelverschluß.

büchsen und ein Mitrailleusengewehr für Flugwild-, namentlich Entenjagd, welches, auf einem Pivot drehbar, auf jedem Boot befestigt werden kann.

Eine gute Birschbüchse muß eine möglichst rasante Flugbahn haben, d. h. auf 80—120 Schritt möglichst gleiche Höhe schießen, weil es nach der verschiedenen Beleuchtung und nach der Beschaffenheit der Bestände, in welchen das Wild steht, schwierig ist, die Entfernung ganz richtig zu schätzen; keinenfalls darf die Kugel seitlich von der Visierlinie abweichen. Die Form des Geschosses dürfte am zweckmäßigsten die des Langbleies sein, weil Spitzkugeln sich leicht verschlagen. Man wählt nicht zu starke Kaliber (unter Kal. 20), weil mit solchen keine rasante Flugbahn zu erzielen ist, und nicht zu kleine (über Kal. 28), weil sie wenig Schweiß geben und dadurch die Nachsuche erschweren. Die Büchsen mit Metallpatronen (Mauser-Büchsen), aus welchen ein kleines Langblei mit sehr starker Pulverladung geschossen wird, geben jedoch beim Ausschuß eine erweiterte, stark schweißende Wunde. Die Flinten müssen die Schrotladung gut zusammenhalten, sie dürfen nicht zu sehr streuen, was namentlich bei dem Schuß mit stärkern Schrotsorten (Hasenschrot) häufiger als bei dem mit feinen Schroten der Fall ist. Man hat, um dies zu erreichen, in neuester Zeit eine besondere Bohrung der Rohre, die Würge- oder Choke-Bohrung, eingeführt. Damit aber das Wild nicht nur von einer hinreichenden Zahl von Schrotkörnern getroffen, sondern auch von denselben getötet wird, müssen die Flinten scharf

schießen, d. h. die Schrote müssen mit solcher Gewalt geschleudert werden, daß sie tief genug eindringen und die Knochen zerschmettern. Man prüft die Leistungsfähigkeit der Gewehre durch das Anschießen (s. d.). Vgl. Brandeis, Handbuch des Schießsports (Wien 1881); Derselbe, Die moderne Gewehrfabrikation (Weim. 1881); Neumann, Die heutigen Jagd-, Scheiben- und Schutzwaffen (das. 1872); Zimmer, Die Jagdfeuergewehre (2. Aufl., Darmst. 1877); Corneli, Die Jagd und ihre Wandlungen (Amsterd. und Leipz. 1884).

Jagdgöttin, s. v. w. Artemis (s. d.).

Jagdhoheit, ein Ausfluß der Landeshoheit, besteht in dem Recht, landesherrliche Vorschriften über die Ausübung der Jagd, insoweit sie aus allgemeinen staatspolizeilichen oder volkswirtschaftlichen Rücksichten notwendig sind, zu erlassen und über deren Befolgung im ganzen Staatsgebiet zu wachen. Mit der Ausübung der Landeshoheit in den einzelnen deutschen Staaten mußte sich auch die J. entwickeln. Zuerst begriff man Forst- und J. unter der gemeinschaftlichen Bezeichnung »forstliche Obrigkeit«; dann trennte man J. als »Wildbann«, Forsthoheit als »Forstbann«, jedenfalls unter Einfluß der alten Begriffe von den Bannforsten. Auch das Jagdregal, wonach die Jagd als ein nutzbares Hoheitsrecht von dem Landesherrn in Anspruch genommen ward, läßt sich historisch erst mit der Entwickelung der Landeshoheit vom 16. Jahrh. an begründen. Zu den ältern, bei dem Jagdregal als vorbereitend auftretenden Verhältnissen gehören die der Bannforsten, deren Errichtung nur vermöge der königlichen Rechte geschehen konnte, dann die herrschende Idee der Zeit, wonach der Landesherr auch als Landeseigentümer angesehen werden wollte, ferner die weiteste Ausdehnung der Forderungen des öffentlichen Wohls als Ausfluß der Hoheitsrechte, endlich die aus dem römischen Recht uns überkommene Lehre von den herrenlosen Sachen, welche auf die Jagdtiere angewendet wurde. Alles dies führte dazu, das Jagdregal als vorhanden, selbst als bewiesen anzusehen, ehe und ohne daß dieses wirklich der Fall war. Die nächste Folge von der Regalitätserklärung der Jagd war, daß das Jagdrecht aufhörte, grundsätzlich mit dem rechten Eigentum und dem rechten Lehen verbunden zu sein, und nunmehr bloß die Verleihung durch den Fürsten oder die Annahme einer stillschweigenden Gestattung, durch langen, unvordenklichen Gebrauch nachgewiesen, als Grund dieser Befugnis angesehen wurde. Diese Grundansicht mußte offenbar das ganze seitherige Verhältnis umgestalten. Besonders aber ward nun die Regalitätsidee der Jagd dadurch noch weiter geführt, daß die Einteilung der Jagd in hohe und niedere schärfer hervorgehoben, namentlich die hohe Jagd unbedingt als Regal erklärt und bei Jagdverleihungen häufig dem Lehnsherrn vorbehalten wurde; dann, daß die Ansicht sich geltend machte, nur den Adligen stehe die Jagd zu, und daß die Jagd auf fremdem Grund und Boden häufiger wurde. Endlich aber wurde mannigfacher Widerstand gegen das Neue seitens der Vasallen durch Ankäufe der Jagd von dem Landesherrn beseitigt. Die schlimmste Frucht dieser von dem ursprünglichen Rechtsweg abgeirrten Verhältnisse war, neben den unmenschlichen Gesetzen gegen die Wilderer, der Jagddruck, der auf den Bauern lastete (s. Jagd, S. 124).

Jagdhorn, ein von den Jägern im Mittelalter und in der Renaissancezeit an der Hüfte getragenes Blasinstrument aus Ochsen- oder Büffelhorn, aus Elefantenzahn oder aus edlem und unedlem Metall in Gestalt eines Horns. Die aus Elfenbein geschnitzten Jagdhörner waren meist mit ornamentalen und figürlichen Darstellungen versehen ebenso wie die aus Metall gegossenen oder getriebenen. Mit dem J. rief der Jagdherr den Beistand der Weidgehilfen herbei. Später trat an die Stelle des Jagdhorns das metallene Waldhorn (s. Horn), mit welchem der Jägergruß geblasen wird. Das eigentliche J. erhielt sich in der Form des gleichgestalteten Pulverhorns. Vgl. auch Hifthorn.

Jagdhunde, s. Hund (mit Tafel »Jagdhunde«).

Jagdhunde (Canes venatici), nördliches Sternbild, zwischen 182° und 210° Rektaszension, 29° und 54° Deklination, die beiden durch ein Halsband mit 23 Sternen dritter bis sechster Größe verbundenen Hunde Asterion und Chara, von Bootes geführt, darstellend, bemerkenswert durch einen schönen, von Messier 18. Okt. 1773 entdeckten Spiralnebel.

Jagdkrüge, die aus dunkelbrauner Masse gefertigten Steinzeugkrüge, welche vom Ende des 16. bis zum Ende des 17. Jahrh. in Kreußen bei Baireuth fabriziert wurden und Reliefdarstellungen von Jagden zeigen, die mit Emailfarben überzogen sind.

Jagdleopard, s. Gepard.

Jagdmesser, einfacher, 35—40 cm langer Hirschfänger für den Gebrauch im Wald.

Jagdrecht, die ausschließliche Befugnis zur Aufsuchung, Verfolgung, Tötung und Aneignung der wilden Tiere auf einem gewissen Bezirk, während der Tierfang nur die Befugnis umfaßt, wilde, nicht jagdbare Tiere zu ergreifen und zu töten, also ohne Aufsuchung und eigentliche Jagd. Vgl. Jagdhoheit und Jagd, S. 124.

Jagdregal, s. Jagdhoheit.

Jagdschein, s. Jagd, S. 124.

Jagdstücke, Gemälde, welche eine Jagd oder jagdbare Tiere, sowohl lebend im Wald gruppiert als auch erlegt und in Masse zusammenliegend, darstellen. Ausgezeichnete J. malten Rubens, Snyders, Fyt, Wouwerman, Weenix u. a. Sehr geschätzt sind auch die Riedingerschen Kupferstiche. In neuerer Zeit malten Joh. und F. Deiker, Hammer, v. Krockow, Freese, v. Tohren, Courbet, Kröner, Odel, P. Meyerheim, Henneberg u. a. vortreffliche J. — In anderm Sinn sind J. auch s. v. w. Jagdgeschütze (s. d.).

Jagdtiger, s. Gepard.

Jagdtücher, dunkle Jagdzeuge im Gegensatz von den lichten Zeugen (Netzen), Wände von starker Leinwand, mit welchen ein mit Wild besetzter Waldbistrikt eingestellt (umstellt) wird. Man unterscheidet hohe Tücher, 150 Schritt lang, 3—3,3 m hoch, für eingestelltes Jagen auf Edelwild; Mitteltücher (dänische), 2,5 m hoch, für Damwild und Sauen, und schmale Tücher, 1,9 m hoch, ebenfalls für Sauen verwendbar. Vor dem Einstellen wird das Wild des betreffenden Walddistrikts »bestätigt«, entweder durch den Leithund oder durch die Fährten, welche man im Schnee oder im frischen Boden erkennt.

Jagdzeug, das zur Jagd erforderliche Gerät, im engern Sinn die zur Herrichtung von eingestellten Jagen nötigen Tücher, Netze und Lappen. Man unterscheidet: 1) Blendzeuge, welche den Zweck haben, das Wild zurückzuscheuchen; dahin gehören: a) die Federlappen, bestehend aus zwei weißen und einer dunkeln Feder, die zusammen in ca. 1 m Abstand an einer 150 Schritt langen Leine von Federspulstärke eingeknüpft sind; b) Tuchlappen, bestehend aus etwa ½ m im Quadrat großen Lappen von starker grauer Leinwand, welche in etwa 1 m Abstand an

einer 150 Schritt langen, fingerstarken Leine oben festgenäht und auf denen der Namenszug des Jagdherrn, oft auch das Jahr der Anfertigung angebracht sind. Die Federlappen werden auf einen Haspel aufgewunden, die Tuchlappen auf einen etwa meterlangen Heftel nach Art einer Waschleine aufgeschlungen. Jede so aufgewundene Leine von 150 Schritt Länge heißt ein Bund Lappen. Man richtet diese Lappen möglichst frei, damit sie schon von weitem vom Wild gewahrt werden, auf den Linien, über welche dasselbe nicht fortfliehen soll, indem man die Leine um dort stehende Bäume schlingt oder sie auf 15 Schritt entfernte, in die Erde geschlagene Stellstangen hängt. Für Rotwild werden sie 1½ m, für Rehe 1 m, für Hasen und Füchse ½ m hoch angebracht. Sicherer erreicht man bei Hochwild den beabsichtigten Zweck durch Dublieren, d. h. Aufhängen zweier Lappenleinen übereinander, so daß die untere etwa ¾ m vom Boden entfernt ist. Besonders bei windigem Wetter läßt sich das Wild durch die hin- und herwehenden Lappen scheuchen, wird dasselbe aber stark beunruhigt, so respektiert es diese nicht mehr; auch kann man es in einer Lappstatt nicht über Nacht halten, weil im Dunkeln die Lappen nicht blenden. Soll dies geschehen, so müßten die Lappenlinien verfeuert werden. Man benutzt daher

2) die Sperrzeuge dazu, um das Wild in einem Distrikt so festzuhalten, daß es selbst mit Gewalt nicht zu entweichen vermag. Sie bestehen: a) aus den Tüchern (dunklem Zeug) und zwar den hohen Tüchern, welche für Rot- und Damwild benutzt werden und etwa 3 m hoch, und aus den halben Tüchern für Rehe und Sauen, welche etwa 2 m hoch stellen. Sie werden aus starker Leinwand gefertigt, welche oben und unten um eine 150 Schritt lange, fingerstarke Leine, die obere und untere Saumleine, genäht ist. Damit sich das Tuch schieben und prall stellen läßt, sind an diesen Saumleinen entweder eiserne Ringe festgenäht (Ringtücher), oder es ist daran ein Gemäsch aus starkem Bindfaden angebracht (Gemäschtücher). Durch die Ringe oder das Gemäsch ist oben und unten eine starke Leine, die Ober- und Unterleine (Arche), gezogen, welche etwa 30 m länger sein muß als das Tuch. Um die Tücher aneinander zu befestigen, sind in den Enden (Wechseln) derselben Bindlöcher und Knebel angebracht; bisweilen fehlen jedoch letztere, und da man dann die Tücher nicht aneinander knüpfen kann, so muß man sie in der Weise verbinden, daß durch die Bindlöcher eine Leine (Wechselleine) oder eine fingerstarke Gerte (Wechselrute) gezogen wird. Zur Richtung eines Tuches gehören elf starke Stellstangen, die oben eine kleine Gabel oder eine tiefe Kerbe haben und so lang sein müssen, daß sie, etwa ½ m in die Erde gestoßen, die Höhe des Tuches haben. Soll gestellt werden, so fährt der Zeugwagen langsam an der Stelllinie hin, 12 Mann heben das Tuch vom Wagen und schlagen es aus, 2 Mann schlagen Heftel in den Boden und binden daran die Enden der Ober- und Unterleinen an, 2 Mann knebeln die Wechsel ein, 2 Mann stoßen mit Pfahleisen die Löcher für die Stellstangen in den Boden, 4—6 Mann tragen diese herzu und richten sie auf, 6—8 Mann heben die Oberleine mit Hebegabeln auf die Stellstangen und ziehen Ober- und Unterleine so straff an, daß sich zwischen den Stellstangen keine Bogen bilden, ein Mann schlägt die Heftel für die Windleinen in den Boden, und 2 Mann binden diese an der Oberleine und den Hefteln an, damit das Tuch nicht vom Wind umgeworfen werden kann, sondern von beiden Seiten festgehalten wird. Endlich tragen 4—6 Mann Heftel herbei, um die Unterleine am Boden damit festzuhaken, weil sonst das Wild diese heben und durchkriechen könnte. Sobald der Zeugwagen sein letztes Tuch abgeladen hat, bleibt er bei dem Wechsel desselben außerhalb der Stellung stehen. An den Stellen, wo das Zeug einen Winkel bilden (sich brechen) muß, wird es entweder um einen Baum geschwenkt, oder, falls ein solcher fehlt, auf stärkern Stellstangen (Krummruten) befestigt. Wo sich Bäume in der Stelllinie befinden, befestigt man die Tücher der größern Haltbarkeit wegen an denselben durch Anbinden der Windleinen. Da das Aufrichten des Jagdzeugs möglichst schnell erfolgen muß, so stellt man auf zwei Flügeln, d. h. man verknüpft zwei Tücher oder Netze an den Wechseln und stellt nun nach rechts und links. Eine besondere Art von Tüchern sind die Rolltücher, welche dazu dienen, das Wild aus der Stellung heraus auf den Lauf zu lassen. Das Rolltuch stellt gleichfalls 150 Schritt, besteht aber aus fünf Abteilungen, welche an den Enden (Wechseln) mit Bindlöchern und Knebeln versehen sind. An jedem Wechsel stehen 2 Mann, welche auf Kommando diese auf- oder zuknebeln und mit dem Tuch wie mit einem Vorhang so nach rechts und links laufen, daß die Tuchwand je nach Bedürfnis geöffnet oder geschlossen ist. Denselben Zweck kann man auch mit einem gewöhnlichen Tuch erreichen, wenn man dasselbe als Schnapptuch stellt. Die Stellstangen (Schnappstangen) müssen besonders stark und gut in der Erde befestigt, auch oben mit Rollen versehen sein, über welche die an der Oberleine befestigten Windleinen laufen. Mit Anziehen oder Nachlassen derselben kann das mit der Unterleine an der Erde festgeheftelte Tuch nach Bedarf schnell gehoben und auch wieder bis auf den Boden herabgesenkt werden. b) Die Netze (lichte Zeuge) sind entweder Prellnetze oder Fangnetze. Bei den erstern sind die Maschen spiegelig, d. h. sie bilden aufrecht stehende Rechtecke, bei den letztern dagegen bilden sie verschobene Vierecke. Man verbindet diese aus starkem Bindfaden gestrickten, 150 Schritt langen, auf einer Ober- und Unterleine verschiebbaren Netze an den Enden (Wechseln) mittels einer durch die Maschen gesteckten Wechselrute und stellt sie in derselben Weise wie die Tücher. Gewöhnlich gebraucht man sie zum Dublieren der Kammern, in denen das Wild auf einen kleinen Raum zusammengebracht ist, wo die Stellung daher besonders gesichert werden muß. Beim Dublieren auf Rotwild werden die Netze nach außen, auf Sauen dagegen nach dem Innern des Jagens dicht an die Tücher gestellt, damit die Hirsche sich nicht mit den Geweihen in den Maschen der Netze verwickeln und die Sauen nicht mit ihren Gewehren die Tücher aufschlitzen können. Zum Fangen des Wildes sind nur die Fangnetze verwendbar, sie werden aber dann nicht prall, sondern busig, d. h. so lose gerichtet, daß sie nur zwei Drittel der Höhe und der Länge stellen; auch müssen die Stellstangen (Fangstangen), auf welchen sie mit der Oberleine an kleinen Zapfen hängen, das Herabgleiten gestatten, sobald Wild in das Netz fällt, damit die Oberleine hinter dem Wild herabrutscht und sich letzteres in dem Busen des Netzes verwickelt. Je nach der Wildart, auf welche die Netze verwendet werden sollen, sind sie wie die Tücher von verschiedener Höhe.

Das J. muß nach jedesmaligem Gebrauch gut getrocknet und ausgebessert werden. Man bewahrt dasselbe in besondern Jagdzeughäusern auf, welche so eingerichtet sind, daß stets genügender Luftzug hergestellt werden kann, damit das Zeug nicht stockt. Die Aufsicht, den Transport und das Stellen haben

besondere Jagdzeugmeister zu besorgen. Über die Verwendung des Jagdzeugs s. Hauptjagen.

Jagellonen, poln. Königsdynastie, stammt von Gedimin, der 1317 Großfürst von Litauen wurde, gest. 1341. Dessen Söhne Olgierd und Keistuti folgten ihm 1341 und herrschten gemeinsam. Als Olgierd 1377 starb, ward dessen Sohn Jagello sein Nachfolger und, nachdem er 1382 Keistuti hatte ermorden lassen, alleiniger Großfürst. Als gleichzeitig Ludwig d. Gr. von Polen und Ungarn starb, bewarb sich Jagello um die Hand von dessen Tochter Hedwig (s. d. 3), welcher der polnische Thron bestimmt war, und da die Polen seine Bewerbung unterstützten, wenn Jagello zum Christentum überträte, fand im Februar 1386 zu Krakau Taufe und Vermählung statt; Jagello nahm den Namen Wladislaw II. (s. d.) an. Hiermit bestieg die Dynastie der J. den polnischen Königsthron. In Polen folgten dem Stammvater dieser Dynastie nach sechs Könige dieses Hauses, so daß im ganzen sieben J. in vier Generationen den polnischen Thron von 1386 bis 1572 innegehabt haben. Jagellos unmittelbarer Nachfolger ward 1434 sein Sohn aus dritter Ehe, Wladislaw III., welcher 1440 als Wladislaw V. auch König von Ungarn wurde und 1444 bei Warna gegen die Türken fiel. Ihm folgte 1447—92 Kasimir IV., Jagellos Sohn aus seiner vierten Ehe. Des letztern ältester Sohn, Wladislaw, ward 1471 König von Böhmen und 1490 König von Ungarn, starb 1516 und hinterließ beide Reiche seinem einzigen Sohn, Ludwig II., der 1526 bei Mohács gegen die Türken fiel, worauf die Reiche an das Haus Habsburg kamen. In Polen folgten Kasimirs drei jüngere Söhne: Johann Albrecht (1492—1501), Alexander (1501—1506) und Siegmund I. (1506—48), und letzterm folgte abermals ein Sohn, Siegmund August, mit welchem der Mannesstamm der J. 1572 in Polen ausstarb. Ein Sproß dieser Linie, und zwar der letzte, war Siegmund Augusts Schwester, die später mit Stephan Báthori vermählte Königin Anna, welche 1596 kinderlos starb. Eine weibliche Linie der J. kam mit Siegmund III., einem Sohn des Königs Johann von Schweden und Siegmund Augusts Schwester Katharina, 1587 wieder zur Regierung in Polen und erlosch mit Johann Kasimir 1668.

Jagemann, 1) Christian Joseph, Gelehrter, geb. 1735 zu Dingelstedt im Eichsfeld, trat mit dem 17. Jahr zu Konstanz in den Augustinerorden, entfloh aber bald aus dem Noviziat und lebte einige Zeit bei Verwandten in Dänemark, worauf er ins elterliche Haus zurückkehrte und von seinen Obern zu einer Pilgerfahrt nach Rom genötigt ward. Dort erhielt er erst nach langem Harren Verzeihung wegen seiner Entweichung und die Priesterweihe. Inzwischen mit der italienischen Litteratur vertraut geworden, beschloß er aus Liebe zu dieser, in Florenz zu bleiben und die Stelle eines Beichtvaters bei den dortigen Deutschen anzunehmen. Nach Deutschland endlich zurückgekehrt, wurde er vom Kurfürsten von Mainz zum Direktor des katholischen Gymnasiums in Erfurt ernannt, 1775 aber von der Herzogin Amalie von Weimar als Privatbibliothekar nach Weimar berufen, wo er zum Protestantismus übertrat und sich verheiratete. Er starb 5. Febr. 1804. J. hat sich um die Verbreitung der italienischen Litteratur in Deutschland verdient gemacht durch seine »Geschichte der Künste und Wissenschaften in Italien« (nach Tiraboschi, Leipz. 1777—81, 5 Bde.) und das »Magazin der italienischen Litteratur und Künste« (Weimar u. Halle 1780—85, 8 Bde.). Auch gab er ein vielbenutztes Wörterbuch (in 4 Bänden) sowie eine Grammatik der italienischen Sprache heraus und übersetzte verschiedenes (unter anderm Dantes »Hölle«) ins Deutsche.

2) Karoline, Schauspielerin, Tochter des vorigen, geb. 5. Jan. 1778 zu Weimar, ward in Mannheim unter Iffland und Josepha Beck für die Bühne gebildet, war 1782—96 Mitglied des dortigen Nationaltheaters, hierauf von 1797 am Theater in Weimar angestellt, und entwickelte sich hier sowie auf mehreren Kunstreisen zu einer der hervorragendsten tragischen Schauspielerinnen und Sängerinnen der damaligen Zeit. Der Großherzog Karl August schenkte ihr mit seiner Gunst das Rittergut Heigendorf und erhob sie zur Frau v. Heigendorf. Sie gewann bald einen mächtigen Einfluß, insbesondere auf die weimarische Bühne, so daß selbst Goethe ihr das Feld räumte. Nach dem Tod Karl Augusts zog sie sich von der Bühne zurück; sie starb 10. Juli 1848 in Dresden.

3) Ferdinand, Maler, Bruder der vorigen, geb. 1780 zu Weimar, bildete sich in Wien und Paris, von wo er 1805 in die Heimat zurückkehrte, ging 1806 nach Rom und nahm später an den Freiheitskriegen teil. Er starb als Hofrat und Professor 1820 in Weimar. Seine besten Werke sind: die Bildnisse von Karl August, Goethe, Wieland u. a.; Schiller auf der Totenbahre; Luther auf dem Reichstag zu Worms.

Jagen, forsttechnischer Ausdruck, s. Forsteinteilung.

Jager, auf kleinen Fahrzeugen, wie Kuffen, Schmacken ꝛc., das Segel, welches dem Außenklüver andrer Schiffe entspricht; die dazu gehörige Spiere heißt Jagerbaum.

Jäger, derjenige, welcher sich mit der Ausübung der Jagd beschäftigt (s. Jagd); im Militärwesen ursprünglich Truppen, gebildet aus Mannschaften, die in ihrem Beruf als Forstleute sich Gewandtheit im Gebrauch der Waffe und in der Benutzung des Terrains angeeignet haben und daher zur Verwendung im zerstreuten Gefecht und kleinen Krieg besonders befähigt sind. In diesem Sinn als Scharfschützen bestanden die J. namentlich in Deutschland, während sie in andern Heeren mehr die Bedeutung einer leichten Infanterie (s. d.) hatten. Infolge Einführung gezogener Waffen und der sorgfältigen Ausbildung aller Fußtruppen im Schießen hat sich die Bedeutung der J. als Scharfschützen gegen früher, wo sie mit gezogener Büchse neben der mit glatten Gewehren bewaffneten Infanterie auftraten, verringert. Kämpfen so die J. heute im allgemeinen Schulter an Schulter mit der Infanterie, so verwendet man sie doch vorzugsweise in der Avantgarde und da, wo besondere Gewandtheit und guter Einzelschuß gefordert werden. Geworbene Scharfschützen aus Gebirgs- und Waldgegenden finden sich schon im Dreißigjährigen Krieg (Landgraf Wilhelm von Hessen, Holksche J. unter Wallenstein); der Große Kurfürst teilte 1674 jeder Kompanie einige mit Büchsen bewaffnete J. zu, die vorzugsweise auf die feindlichen Offiziere schießen sollten. Die erste stehende Jägertruppe, 60 Mann stark, errichtete Friedrich II. von Preußen; diese J. dienten aber vorzugsweise als Wegweiser, als Kolonnenführer und als Bedeckung bei Rekognoszierungen. Gleichzeitig und in gleicher Stärke wurde das reitende Feldjägerkorps (s. d.) errichtet. Bei Beginn des zweiten Schlesischen Kriegs wurde das Fußjägerkorps auf 300 Mann in 2 Kompanien, während des Siebenjährigen Kriegs auf 800 vermehrt, 1763 aber wieder auf 300 Mann herabgesetzt und gleichzeitig bestimmt, daß alle Försterstellen von ausgedienten Jägern nach der Reihenfolge der Dienstzeit besetzt werden sollten. 1773 und

1778 wieder vermehrt, bildeten die J. beim Tod Friedrichs d. Gr. ein Regiment. 1808 wurden die J. provinz-, resp. korpsweise in Bataillone formiert, 1815 wurde aus freiwilligen Neuchâteler Schützen das Gardeschützenbataillon gebildet. 1821 erhielt jedes der acht Armeekorps eine Abteilung (2 Kompanien) J., resp. Schützen (nur die beiden Bataillone der Garde blieben unverändert), in welche außer gelernten Jägern auch andrer geeigneter Ersatz eingestellt werden konnte. Das Gardejägerbataillon darf jedoch nur gelernte J. mit vorschriftsmäßigem Lehrbrief einstellen. 1848 wurden die genannten Abteilungen sämtlich in Jägerbataillone zu 4 Kompanien umgebildet, was die Heranziehung eines Teils des Ersatzes aus nicht jägermäßig vorgebildeten Leuten bei der Aushebung zur Folge hatte. In dieser Verfassung bestehen die J. noch heute im deutschen Heer mit je 1—2 Bataillonen bei jedem Armeekorps, in Summa 21 Bataillonen. Der Dienst bei den Jägern ist Vorbedingung für Anstellung im Forstdienst. Vgl. Gumtau, Die J. und Schützen des preußischen Heers (Berl. 1834—38, 3 Tle.); »Instruktion über Ausbildung der J. und Schützen« (das.). Österreich bildete während der Schlesischen Kriege zunächst kleine Abteilungen Tiroler Scharfschützen. Später wurden diese zum Fenner Jägerkorps vereinigt, aus dem 1816 das Tiroler oder Kaiserjägerregiment (7 Bataillone) entstand; 1808 und 1813 wurden auch in den andern Kronländern Feldjägerbataillone aufgestellt und diese 1849, 1859 und 1866 bis auf 33, 1880 auf 43 vermehrt; 1882 entstanden daraus das Tiroler Jägerregiment zu 10 Bataillonen und 32 Feldjägerbataillone. In Frankreich errichtete 1840 der Herzog von Orléans in Nachahmung der preußischen J. zu Vincennes das erste Bataillon Chasseurs, die, jetzt 30 an der Zahl, zwar eine gute leichte Infanterie wurden, das Wesen der deutschen Jägertruppen jedoch nicht anzunehmen vermochten.

Jäger, 1) Albert, österreich. Geschichtschreiber, geb. 8. Dez. 1801 zu Schwaz in Tirol, trat nach beendeten Studien in das Benediktinerstift Mariaberg bei Glurns, wurde 1845 Professor der Geschichte in Innsbruck und 1851 in Wien. Er schrieb: »Tirol und der bayrisch-französische Einfall 1703« (Innsbr. 1844); »Der Streit des Kardinals Nikolaus von Cusa mit Herzog Sigismund von Österreich« (das. 1861, 2 Bde.); »Kaiser Joseph II. und Leopold II. Reform und Gegenreform« (Wien 1867); »Tirols Rückkehr unter Österreich ꝛc.« (das. 1871) und »Geschichte der landständischen Verfassung Tirols« (das. 1881—85, 2 Bde.); dazu zahlreiche Abhandlungen und Ausgaben von Urkunden und Quellen, namentlich in den Denkschriften und Sitzungsberichten der kaiserlichen Akademie, deren Mitglied J. seit 1847 ist, sowie im »Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen«.

2) Gustav, Maler, geb. 12. Juli 1808 zu Leipzig, wurde erst daselbst, dann auf der Akademie zu Dresden gebildet und ging 1830 nach München, wo er sich an Schnorr v. Carolsfeld anschloß. Zu Rom, wohin er sich 1836 begab, malte er das Bild des Bileam mit dem Engel. 1837 ward er nach München berufen und beteiligte sich hier an den Freskomalereien im zu Weimar ist das Herder-Zimmer von ihm ausgemalt (1848 vollendet). Andre Wandgemälde Jägers finden sich in den Kirchen zu Schönefeld und Klein-Pötzschau bei Leipzig wie in der Aula der Teichmannschen Unterrichtsanstalt daselbst. Daneben malte er Staffeleigemälde, wie: Magdalena zu Christi Füßen u. a. Seine Werke umfassen einen kleinen Kreis, aber um so inniger ist die Empfindung, mit der sie geschaffen wurden. Er war in der Freskomalerei geübter als in der Ölmalerei. J. starb 19. April 1871 in Leipzig.

3) Hermann, Gärtner und Gartenschriftsteller, geb. 7. Okt. 1815 zu Münchenbernsdorf bei Gera, erlernte die Gärtnerei im Belvedere bei Weimar, bildete sich an verschiedenen Orten weiter aus, bereiste 1840 Italien, studierte dann im Jardin de Luxembourg zu Paris und sonst den französischen Obstbaumschnitt und war beim Grafen Talleyrand-Périgord angestellt. Nachdem er Belgien und England besucht, trat er wieder im Belvedere ein, hielt sich dann kurze Zeit im botanischen Garten bei Berlin auf und wurde 1844 als Hofgärtner in Eisenach angestellt, 1873 zum großherzogl. Garteninspektor ernannt. J. schuf mehrere Parkanlagen, war aber hauptsächlich litterarisch beschäftigt. Von seinen sehr zahlreichen Schriften über alle Zweige des Gartenbaues ist namentlich sein »Lehrbuch der Gartenkunst« (Berl. 1877) erwähnenswert. Auch auf belletristischem Gebiet ist J. aufgetreten (z. B. »Angelroder Dorfgeschichten«, Weim. 1856). Seit 1857 ist J. Mitherausgeber von Regels »Gartenflora«.

4) Otto, Pädagog und Turnschriftsteller, Bruder von J. 6), geb. 10. Juni 1828 zu Bürg am Kocher in Württemberg, Sohn des durch seine Geschichte der Stadt Ulm, der Stadt Heilbronn, des Hauses Fugger ꝛc. bekannten Pfarrers Karl J., studierte in Tübingen und erlangte daselbst einen Preis mit der Schrift: »Die Gymnastik der Hellenen« (Eßling. 1850; neu bearb., Stuttg. 1881). 1854 wurde er auf Köchlys Ruf Kantonschulturnlehrer in Zürich und später daselbst auch Professor der Philosophie und Pädagogik; seit 1862 ist er Leiter der Turnlehrerbildungsanstalt in Stuttgart. Als solcher vertritt er eine in Württemberg zur Einführung gelangte eigenartige Betriebsweise des Schulturnens, mit der er dasselbe noch unmittelbarer in den Dienst der Erziehung zur Wehrhaftigkeit zu stellen sucht. Ihre Besonderheit besteht in der fast ausschließlichen Pflege der ohne Gerät oder nur mit dem von J. eingeführten Eisenstab auszuführenden Ordnungs- und Freiübungen sowie der Übungen des Gehens, Laufens, Springens, Ringens, Werfens und Kletterns. Vgl. seine »Turnschule für die deutsche Jugend« (Leipz. 1864) und »Neue Turnschule« (2. Aufl., Stuttg. 1883). Auch in seinen übrigen kleinern, durch seltsame Sprache immer schwerer verständlich werdenden Schriften tritt er für eine naturgemäße, abhärtende Erziehung, für »Steharbeit und Gangerholung« ein.

5) Oskar, Geschichtschreiber und Pädagog, geb. 26. Okt. 1830 zu Stuttgart als Sohn des als Naturforscher bekannten Professors und Obermedizinalrats Georg Friedrich J. und einer Schwester des Dichters G. Schwab, studierte Theologie und Philologie in Tübingen, war 1852

1882); »Die Punischen Kriege, nach den Quellen erzählt« (Halle 1869—70, 3 Bde.). Auch gab er mit Creizenach zusammen die neue Bearbeitung von F. Chr. Schlossers »Weltgeschichte« heraus, für welche er als Fortsetzung die vortreffliche »Geschichte der neuesten Zeit vom Wiener Kongreß bis zur Gegenwart« (Oberhaus. 1874—75, 3 Bde.) schrieb. Ihr folgte eine »Weltgeschichte« (Bielef. u. Leipz. 1887 ff., 4 Bde.). Seine kurze Beschreibung des deutsch-französischen Kriegs für die Schriften des Deutschen Vereins, welche 1876 in großer Zahl in den rheinischen Schulen verbreitet wurde, erweckte den heftigen Zorn der ultramontanen Partei, nachdem schon früher seine politische Broschüre »Preußen und Schwaben. Von einem Annektierten« (Köln 1866) Aufsehen, in Süddeutschland auch Widerspruch erregt hatte. Außer einigen Hilfsbüchern für den Geschichtsunterricht schrieb er noch in humanistischem Sinn: »Gymnasium und Realschule erster Ordnung« (Mainz 1871) und »Aus der Praxis. Ein pädagogisches Testament« (Wiesb. 1883, 2. Aufl. 1885).

6) **Gustav**, Zoolog, Bruder von J. 4), geb. 23. Juni 1832 zu Bürg am Kocher in Württemberg, besuchte das Seminar zu Urach, studierte dann in Tübingen und Wien Medizin, habilitierte sich 1858 als Dozent der Zoologie an der dortigen Universität. Er erbaute den Tiergarten und leitete denselben bis 1866, ging aber 1867 als Professor der Zoologie an der Akademie in Hohenheim nach Stuttgart und übernahm 1870 auch das Lehramt für Zoologie und Anthropologie am Polytechnikum und 1874 das für Physiologie an der Tierarzneischule. 1884 ließ er sich in Stuttgart als Arzt nieder. Seit 1854 publizierte er mehrere vergleichend-anatomische Abhandlungen, und nach dem Erscheinen der Darwinschen Lehre trat er als einer der rührigsten Vertreter derselben auf. In diesem Sinn schrieb er: »Zoologische Briefe« (Wien 1864—76); »Die Darwinsche Theorie und ihre Stellung zu Moral und Religion« (Stuttg. 1868); »In Sachen Darwins contra Wigand« (das. 1874). Auch schrieb er: »Skizzen aus dem Tiergarten« (Hamb. 1866—71), »Das Leben im Wasser« (das. 1868), »Deutschlands Tierwelt nach ihren Standorten eingeteilt« (Stuttg. 1874, 2 Bde.), »Lehrbuch der allgemeinen Zoologie« (Leipz. 1871—77, 2 Bde.) und veranstaltete eine neue Ausgabe von Rebaus »Naturgeschichte« und Calwers »Käferbuch«. Veranlaßt durch seine anthropologischen Vorträge, betrat er auch das hygieinische Gebiet und schrieb: »Die menschliche Arbeitskraft« (Münch. 1878) und »Seuchenfestigkeit und Konstitutionskraft« (Leipz. 1878). Mit seiner Arbeit »Über Geschmacks- und Geruchsstoffe« in der »Zeitschrift für wissenschaftliche Zoologie« eröffnete er ein bis dahin noch unbebautes Forschungsgebiet und gelangte auf demselben zur »Entdeckung der Seele«. Unter diesem Titel veröffentlichte er eine Schrift (Leipz. 1879; 3. Aufl. 1883—1884, 2 Bde.), in welcher er den Nachweis zu führen sucht, daß die spezifischen Duftstoffe in der Ausdünstung der Tiere die Erzeuger der Affekte, Triebe und Instinkte und wahrscheinlich auch die Träger der Formungskräfte wie der Entwickelung und Vererbung sind. Im Verfolg dieser Studien gelangte er zu einem neuen Bekleidungssystem, welches jede Pflanzenfaser als schädlich verwirft und lediglich wollene Kleider gestattet. Er rief eine lebhafte Agitation für seine »Normalkleidung« ins Leben, hat aber auf dem ganzen Gebiet sehr entschiedenen Widerspruch gefunden. Seit 1881 gibt er ein der Fortbildung seiner Lehre gewidmetes Monatsblatt heraus. Vgl. seine Schrift »Mein System« (4. Aufl., Stuttg. 1885).

7) **Johannes**, Humanist, s. Crotus Rubianus.

Jägerfleisch, gedünstetes Rinderfilet, mit einer braunen, stark mit Pfeffer, Zwiebeln und Lorbeerblättern gewürzten Sauce.

Jägerlatein, im allgemeinen die Jägersprache, mit Rücksicht auf ihre vielen besondern Ausdrücke, die sie dem Nichtjäger schwerverständlich machen; insbesondere Bezeichnung für Jägerlügen, d. h. die aufschneiderische Darstellung von Jagderlebnissen. Der Komment erfordert dabei, daß dieselben nicht wider die Wahrscheinlichkeit verstoßen, der (kundige) Zuhörer das Mitgeteilte scheinbar glauben muß, worauf er mit einer Gegenerzählung aufwartet, welche die vorige womöglich überbietet. Vgl. Grässe, Jägerhörnlein. Jägerlügen etc. (Dresd. 1860); Ketter, Jägerlatein (3. Aufl., Klagenf. 1886).

Jägerndorf, ein teils zum preuß. Regierungsbezirk Oppeln, teils zu Österreichisch-Schlesien gehöriges Fürstentum, vormals ein Bestandteil des Herzogtums Ratibor-Troppau, seit 1377 besonderes Fürstentum, kam 1523 durch Kauf an den hohenzollernschen Markgrafen Georg den Frommen von Ansbach. Dessen Sohn Georg Friedrich überließ für den Fall seines Todes das Fürstentum 1596 dem Kurprinzen, spätern Kurfürsten Joachim Friedrich von Brandenburg, der es seinem zweiten Sohn, Johann Georg, als Apanage zuteilte. Als letzterer 1621 als Anhänger Friedrichs V. von der Pfalz geächtet und seines Landes verlustig erklärt worden war, kam J. durch kaiserlichen Lehnsbrief vom 13. Mai 1622 an den Fürsten Karl von Liechtenstein. Nach dem kinderlosen Ableben des Markgrafen Ernst (1642), des Sohns des geächteten Johann Georg, gingen dessen Ansprüche an J. an Brandenburg über; der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm erklärte die Einziehung des Fürstentums für ungesetzlich und erneuerte 1683 bei Rückforderung der übrigen ihm durch Erbverbrüderung zustehenden schlesischen Fürstentümer auch seine Ansprüche auf J., Beuthen und Oderberg, erlangte aber als Entschädigung nur den Kreis Schwiebus, der auf Grund eines geheimen Vertrags mit dem damaligen Kurprinzen Friedrich 1694 wieder an den Kaiser zurückgegeben ward. Friedrich II. machte 1740 die Erbansprüche Preußens auf J. und die andern schlesischen Fürstentümer mit den Waffen geltend und erhielt im Frieden von Breslau (1742) den diesseit der Oppa gelegenen Teil des Fürstentums mit dem Hauptort Leobschütz. Vgl. Biermann, Geschichte der Herzogtümer Troppau und J. (Teschen 1874). — Die gleichnamige Stadt (tschech. Krnow), Hauptort des österreichisch gebliebenen Teils, liegt an der Oppa, am Fuß des Burgbergs und an der Mährisch-Schlesischen Zentralbahn, die sich hier an die Oberschlesische Bahn (J.-Ratibor) anschließt, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat ein fürstlich Liechtensteinsches Schloß, eine schöne Dekanatskirche mit 2 Türmen, eine Synagoge, Oberrealschule, Webschule, starke Fabrikation von Schafwollwaren (Modestoffen, 2500 Arbeiter), Wirkwaren, Papier, Orgeln (von vorzüglichem Ruf), Maschinen, Stärke und Likör und (1880) 11,792 Einw. J. wurde 1241 von den Tataren geplündert, sank sehr zur Zeit des Dreißigjährigen Kriegs und hob sich erst in neuerer Zeit wieder.

Jägerrecht, der Anteil, welcher den Jagdbeamten nach altem Gebrauch am erlegten Wild zusteht; dahin gehören vom Ausbruch das Geräusch (s. d.) sowie das Darmfeist, dagegen gewöhnlich nicht die Mörbraten.

Jägerschreie und **Weidsprüche**, altdeutsche Rätselfragen, welche die Waldleute vor und nach der Jagd

zu gegenseitiger Erheiterung einander aufzugeben pflegten, und in denen ein reicher Schatz von Kenntnissen, Künsten, Sitten und Wörtern, welche auf die Jagd Bezug haben, aufgespeichert ist. Viele dieser Sprüche, die meist mit »Lieber Weidmann, sag mir an« u. dgl. anfangen, sind in Handschriften des 16. und 17. Jahrh. erhalten, reichen aber offenbar in ein höheres Alter zurück; sie sind zusammengestellt in Grimms »Altdeutschen Wäldern« (Bd. 3). Vgl. Gräffe, Jägerbrevier (2. Aufl., Wien 1869).

Jägersdorf (Groß-J.), Dorf im preuß. Regierungsbezirk Gumbinnen, Kreis Insterburg, mit 490 evang. Einwohnern, bekannt durch die Schlacht zwischen Russen und Preußen 30. Aug. 1757. Jene, 100,000 Mann stark, waren unter Apraxins Oberbefehl im Juni d. J. verwüstend in Preußen eingedrungen und hatten bei J. eine feste Stellung eingenommen, welche im Rücken und in den Flanken durch natürliche Hindernisse gesichert war. Hier griff sie Feldmarschall Lehwaldt auf Befehl Friedrichs d. Gr. mit der zum Schutz Preußens bestimmten Armee von 24,000 Mann an und richtete seinen Stoß vornehmlich auf den feindlichen linken Flügel. Die russische Kavallerie und die erste Linie der Infanterie wurden geworfen, drei Batterien erobert. Aber das überlegene Kartätschenfeuer der russischen Artillerie erschütterte die Reihen der tapfern Angreifer, und als Graf Romanzow 20 frische Bataillone auf dem bedrohten linken Flügel ins Gefecht führte, konnten die Preußen das Schlachtfeld nicht behaupten und zogen sich mit einem Verlust von 4600 Toten und Verwundeten und 28 Geschützen in guter Ordnung über den Pregel zurück.

Jaggery (spr. dschäggeri), s. v. w. Palmzucker.

Jagić (spr. -gitsch), Vatroslav, slaw. Philolog, geb. 6. Juli 1838 zu Warasdin, studierte in Wien und wirkte 1860—70 als Lehrer am Gymnasium zu Agram und eine Zeitlang als zweiter Sekretär der südslawischen Akademie, begab sich jedoch schon 1871 behufs sprachwissenschaftlicher Studien auf Reisen nach Deutschland und Rußland. 1872 übernahm er den Lehrstuhl für vergleichende Sprachforschung an der Universität zu Odessa, den er 1874 mit der Professur für slawische Sprachen an der Berliner Universität vertauschte. Im J. 1880 folgte er einem Ruf an die Universität zu Petersburg; seit 1886 wirkt er als Professor der slawischen Philologie an der Universität in Wien. Außer zahlreichen Arbeiten im »Rad«, dem Organ der südslawischen Akademie, und andern Fachzeitschriften veröffentlichte er: »Primjeri starohrvatskoga jezika« (»Proben aus der altkroatischen Sprache«, Agram 1864—66); »Grammatik a hrvatskoga jezika« (»Grammatik der kroatischen Sprache«, das. 1864); »Historija književnosti naroda hrvatskoga i srbskoga« (»Geschichte der serbisch-kroatischen Litteratur«, Bd. 1, das. 1867) nebst »Prilozi« (»Beilagen«, das. 1868). Für die slawische Philologie sind besonders wichtig sein »Quatuor evangelicorum codex glagoliticus« (Berl. 1879), »Codex Marianus« (Petersb. 1883), »Carminum chorvaticorum versio palaeoslovenico-rossica« (1886) und für die Frage nach dem Ursprung des glagolitischen Alphabets seine Kritiko-paleografičeskija statji« (»Kritische Abhandlungen über Paläographie«, Petersb. 1884) u. a. Auch gab er zahlreiche serbisch-kroatische und altbulgarische Schriftdenkmäler sowie den Briefwechsel zwischen Kopitar und Dobrovský (Berl. 1885) heraus. Deutsch schrieb er: »Das Leben der Wurzel dê in den slawischen Sprachen« (Leipz. 1870). Mit Leskien u. a. gründete er das »Archiv für slawische Philologie« (Berl., seit 1876), dessen Redaktion er noch führt. Seine im »Rad« (1875) erschienene Abhandlung »Gradja za istoriju slovinske narodne poesije« (»Materialien zur Geschichte der slawischen Nationalpoesie«) wurde in mehrere slawische Sprachen übersetzt.

Jagielnica, Stadt in Galizien, Bezirkshauptmannschaft Czortkow, hat eine ärarische Tabaksfabrik, Bierbrauerei, Ziegelbrennerei, Kürschnerei, Getreide- und Mehlhandel und (1880) 3186 Einw.

Jagni Dagh, Berg in Armenien, bei welchem 15. Okt. 1877 eine Schlacht zwischen Russen und Türken stattfand. S. Aladja Dagh.

Jago (span.), s. v. w. Jakob.

Jagodina, Kreisstadt im Königreich Serbien, an der Beliza, nicht weit von deren Mündung in die Morava gelegen, mit Progymnasium und 4385 Einw. An der Ostseite der Stadt befinden sich die Überreste einer Moschee, welche eine der größten in Serbien gewesen sein soll. J. ist einer der Hauptplätze des serbischen Schweinehandels. Der Kreis J. umfaßt 1531 qkm (27,8 QM.) mit (1884) 61,973 Einw.

Jagow, Matthias von, Bischof von Brandenburg, geb. 1490 aus einem alten Adelsgeschlecht, studierte Theologie und Jurisprudenz, wurde Dompropst zu Spandau und 1526 als Nachfolger heftiger Gegner Luthers (H. Scultetus und Hardenberg) Bischof von Brandenburg. Obwohl von der Notwendigkeit kirchlicher Reformen überzeugt, begnügte er sich doch bei Lebzeiten des reformfeindlichen Kurfürsten Joachim I. mit der Abstellung von Mißbräuchen und der Besserung des Klerus. Als einflußreichster Ratgeber Joachims II. bewog er diesen zum Übertritt zur Lutherschen Reformation, reichte ihm 1. Nov., dem Berliner Magistrat 2. Nov. 1539 das Abendmahl in beiderlei Gestalt und leitete 1541 die erste Kirchenvisitation in der Mark, worauf die Reformation durchgeführt wurde; auch verheiratete er sich 1541. Er starb 1544 in Ziesar.

Jagrezucker (Jagarazucker), s. v. w. Palmzucker.

Jagst (Jaxt), Fluß in Württemberg, entspringt in den Ellwanger Bergen, fließt, dem Kocher fast parallel, anfangs in nördlicher und nordwestlicher, zuletzt in südwestlicher Richtung, bildet auf eine Strecke die Grenze zwischen Württemberg und Baden und mündet nach einem Laufe von 195 km bei Jagstfeld, Wimpfen gegenüber, rechts in den Neckar. — Nach ihm ist der Jagstkreis benannt, einer der vier Regierungsbezirke Württembergs, der auf 5141 qkm (93,37 QM.) 1885: 405,085 Einw. zählte (darunter 277,206 Evangelische, 123,538 Katholiken und 3768 Juden), Ellwangen zur Hauptstadt hat und in folgende 14 Oberämter zerfällt:

Oberämter	QKilom.	QMeil.	Einwohner	Auf 1 qkm
Aalen	308	5,59	29402	96
Ellwangen	548	9,85	31616	58
Gaildorf	374	6,80	24901	67
Gerabronn	471	8,56	30300	64
Gmünd	264	4,79	34964	132
Hall	336	6,10	30081	90
Heidenheim	459	8,34	37230	81
Krailsheim	338	6,14	26710	79
Künzelsau	384	6,97	30030	78
Mergentheim	425	7,72	29861	70
Neresheim	428	7,77	21754	51
Öhringen	358	6,50	31681	89
Schorndorf	193	3,51	25838	134
Welzheim	255	4,63	20717	82

Jagstfeld, Solbad, s. Friedrichshall 2).

Jagsthausen, Pfarrdorf im württemberg. Neckarkreis, Oberamt Neckarsulm, an der Jagst, hat 3 Schlös-

ser, in deren einem Götz von Berlichingen geboren wurde, ein römisches Castrum und (1885) 803 meist evang. Einwohner.

Jaguapalme, s. v. w. Maximiliana regia.

Jaguar, s. Pantherkatzen.

Jaguarão (spr. -räung), Grenzstadt in der brasil. Provinz Rio Grande do Sul, am gleichnamigen Fluß, den Dampfschiffe befahren, und an dessen Oberlauf wertvolle Steinkohlen vorkommen sollen, hat 4000 Einw., die viel Schleichhandel mit Uruguay treiben.

Jaguaribe, Küstenfluß in der brasil. Provinz Ceará, entspringt in der Serra Araripe und mündet nach 800 km langem Lauf unterhalb Aracaty ins Meer. Er ist nur 25 km weit schiffbar.

Jahde, Fluß, s. Jade.

Jahn, 1) Friedrich Ludwig, der sogen. Turnvater, geb. 11. Aug. 1778 zu Lanz bei Wittenberge in der Priegnitz, besuchte, von seinem Vater, einem Prediger, vorgebildet, auch schon frühzeitig in körperlichen Fertigkeiten geübt, 1791—94 das Gymnasium zu Salzwedel, darauf kurz das zum Grauen Kloster in Berlin, studierte dann nach längern Wanderungen durch Deutschland 1796—1800 in Halle (wo er zeitweise wegen seiner Verfeindung mit den Landsmannschaften in einer Höhle bei Giebichenstein lebte), darauf in Jena und 1802 in Greifswald, wo er Arndt kennen lernte, und zwar nach seines Vaters Bestimmung Theologie, widmete sich aber bald zumeist sprachlichen Studien. Eine Frucht derselben ist seine damals mit Anerkennung aufgenommene Schrift »Bereicherung des hochdeutschen Sprachschatzes, versucht im Gebiete der Sinnverwandtschaft« (Leipz. 1806). Vorher schon war von ihm unter dem Namen Höpffner eine Schrift: »Über die Beförderung des Patriotismus im Preußischen Reiche. Allen Preußen gewidmet« (Halle 1800), erschienen. Nachdem er einige Zeit als Hauslehrer in Mecklenburg gelebt, ging er 1805 nach Göttingen, brach 1806 nach Ausbruch des Kriegs auf, um in das preußische Heer zu treten, erreichte es aber erst nach der Schlacht bei Jena und flüchtete mit versprengten Resten bis Lübeck, von dessen Einnahme er Zeuge war. Die nächsten Jahre verbrachte er teils unstet wandernd und den Haß gegen den Feind schürend, teils im Vaterhaus, wo er an seinem »Deutschen Volkstum« (Lüb. 1810; wiederholt, Leipz. 1817) arbeitete, das zwar reich ist an absonderlichen und unausführbaren Vorschlägen, aber doch eindringlich die Lehre vom einigen Deutschland predigt und in der Erweckung nationaler Erziehung und eines volkstümlichen Heer- und Staatswesens die Rettung aus der Not der Gegenwart sieht. J. ließ es aber nicht bei den Worten. Nachdem er Ende 1809 nach Berlin gekommen und außer vorübergehender Lehrthätigkeit am Grauen Kloster an der Plamannschen Erziehungsanstalt eine Stelle gefunden, begann er im Sommer 1810 mit Knabenscharen ins Freie zu ziehen und Leibesübungen zu treiben. Mit dem Stamm derselben wurde im Frühjahr 1811 der erste Turnplatz (»Turnen« hatte J. diese Gymnastik genannt, anknüpfend an den Namen der alten Turniere, den er für einen echt deutschen hielt) in der Hasenheide eröffnet, wo bei sich mehrendem Zulauf der Jugend und steigender Aufmerksamkeit seitens der Erwachsenen die Übungen geregeltere Gestalt und durch Einführung von Geräten an Umfang gewannen. Zuweilen traten auch anstrengende Wanderungen an ihre Stelle. Unter Jahns Gehilfen, mit denen er dann auch in den Wintermonaten die Sache weiter förderte, steht obenan K. F. Friesen (s. d.). Wohl durfte der eigentliche Zweck dieser Übungen, die Erziehung zur Wehrhaftigkeit, nicht laut werden; aber die jugendlichen Gemüter ahnten, wie J. sagt, verschwiegen, was sie zu erstreben berufen waren. 1813 war J. der erste, welcher Berlin verließ und sich, noch vor des Königs Aufruf an sein Volk, in Breslau als Freiwilliger stellte, und von seinen Turnern zog mit ins Feld, wem es nur irgend Alter und Kräfte erlaubten (s. Eiselen 2). J. wurde einer der Werber der Lützowschen Freischar, bei der er dann als Volontäroffizier und (wie im Gefecht von Mölln) Kommandeur des 3. Bataillons stand; doch war auch während des Kriegs seine Thätigkeit mehr eine agitatorische. Nachdem er 1814 noch für einige Zeit der Generalkommission der deutschen Bewaffnungsangelegenheiten zugeteilt worden war, nahm er die Thätigkeit auf dem Berliner Turnplatz wieder auf. Als 1815 Napoleons Rückkehr die wehrhaften Turner wieder ins Feld gerufen hatte, wurde J. von Hardenberg, der ihn schon im Frühjahr nach Wien hatte kommen lassen, nach Paris beschieden, wo er besonders durch eine Rede, mit der er die Herabnahme des aus Venedig entführten Siegesgespanns begleitete, Aufsehen machte. Die folgenden Jahre waren außer seiner Beteiligung an der von ihm mit gegründeten »Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache« und Vorträgen über deutsches Volkstum hauptsächlich wieder der Pflege der Turnkunst gewidmet, und es erschien 1816 die von J. und seinem Schüler Eiselen gemeinsam herausgegebene »Deutsche Turnkunst«, den Bericht über die Entstehung der Sache, die bis dahin in den Gebrauch gekommenen Übungen und ihre Betriebsweise enthaltend (vgl. Turnkunst). Bei dem unbeschränkten Einfluß, den J. auf die sich ihm ergebende Jugend hatte, und bei der Rücksichtslosigkeit und Ungebundenheit seines Auftretens war es kein Wunder, daß die eintretende Reaktion ihren Verdacht auf J. und seine Sache in erster Linie lenkte. Im März 1819 wurde Jahns Turnplatz von der Regierung gesperrt und er selbst im Juli als des Demagogentums verdächtig verhaftet und von Festung zu Festung, zuletzt nach Kolberg geführt. Wenn auch das Breslauer, ihn auf einige unvorsichtige Äußerungen hin zu zweijähriger Festungsstrafe verurteilende Erkenntnis durch das Oberlandesgericht zu Frankfurt a. O. 1825 aufgehoben wurde (vgl. seine »Selbstverteidigung«, Leipz. 1863) und man ihm seinen 1814 bewilligten Gehalt beließ, so beschränkte doch die Regierung sein Aufenthaltsrecht und stellte ihn unter polizeiliche Aufsicht. Er lebte von 1825 bis 1828 in Freiburg a. d. Unstrut, später in Kölleda. Von schriftstellerischen Arbeiten erschienen von ihm noch unter andern: »Runenblätter« (Frankf. 1814), »Neue Runenblätter« (Naumb. 1828) und »Merke zum deutschen Volkstum« (Hildburgh. 1833), worin einzelne Abschnitte des »Volkstums« weiter ausgeführt wurden; dazu die Mitteilungen aus seinem Leben bis 1815 enthaltenden »Denknisse eines Deutschen, oder Fahrten des Alten im Bart« (Schleusing. 1835) und »Leuwagen für Fr. Heinrich Leo« (Leipz. 1837). Nach Friedrich Wilhelms IV. Regierungsantritt wurde J., der schon 1836 wieder nach Freiburg gezogen, außer polizeiliche Aufsicht gestellt, erhielt auch das ihm bis dahin vorenthaltene Eiserne Kreuz. Vorarbeiten zu einer Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs wie auch zu einer von ihm beabsichtigten Geschichte der Lützower Schar vernichtete eine 1838 bei ihm ausgebrochene Feuersbrunst, die seine Wohnung und Bibliothek in Asche legte. Den erlittenen Verlust deckte eine öffentliche Sammlung, die ihm auch ermöglichte, sich nun ein eignes Haus zu bauen. Trotzdem wußte er bald darauf

eine neue Sammlung für sich ins Werk zu setzen. Doch war auch sein Haus eine allezeit gastliche Stätte für turnerische und patriotische Freunde. 1848 wurde er von dem Wahlkreis seines Wohnorts in das deutsche Parlament gewählt; aber so sehr sich die Einheitsträume seiner besten Zeit jetzt verwirklichen zu können schienen, so wenig wußte er sich in die neue Zeit zu finden und gehörte nach stark radikalen Anwandlungen schließlich zu den konservativsten Elementen der Versammlung, in der er nur selten, z. B. zur Befürwortung des erblichen Kaisertums mit preußischer Spitze, das Wort ergriff. Er kehrte innerlich gebrochen und um einen guten Teil seiner Popularität, auch in turnerischen Kreisen, gebracht nach Freiburg zurück, wo er 15. Okt. 1852 starb. Wenn durch die Schwächen, die in den letzten Jahrzehnten seines Lebens mehr und mehr hervortraten, wie durch die ungefügen, oft an das Rohe und Renommistische streifenden Seiten seines Wesens überhaupt die Erinnerung an seine Persönlichkeit bei seinen Zeitgenossen sicher getrübt worden ist, so gilt es einmal zu bedenken, daß man ihn in der besten Zeit seines Schaffens von dem eigentlichen Boden desselben losgerissen und zu einem Leben verurteilt hat, das für einen Mann seines Schlags nur Müßiggang und selbstgefälliges Zehren von altem Ruhm bedeuten konnte, und ferner, daß ihn eine Zeit gereift hat, in der es not that, in bewußtem Gegensatz zu Überfeinerung und Verweichlichung ein gesundes, wehrhaftes Geschlecht heranzuziehen. Jahns großes patriotisches Verdienst kennzeichnet am besten der Ausspruch in einem Bericht der Bundestagskommission, daß er es sei, »der die höchst gefährliche Lehre von der Einheit Deutschlands aufgebracht«. Sein »Deutsches Volkstum« und seine ganze Thätigkeit bis zu seiner Verhaftung gaben ihm allerdings das Recht, sich hieran ein wesentliches Verdienst zuzuschreiben, und wenn sein deutscher Patriotismus in einem stark entwickelten preußischen und dazu in entschiedenem Franzosenhaß seinen stärksten Rückhalt fand, so entspricht das doch nur dem Verlauf unsrer Einheitsbewegung. J. ist auch der eigentliche geistige Urheber der Burschenschaft. Auch seine Bemühungen um unsre Sprache sichern ihm, wenn ihnen auch die feste wissenschaftliche Grundlage fehlt, das Verdienst, die Ergiebigkeit der Mundarten für die Bereicherung der Schriftsprache erkannt und durch zahlreiche lebensfähige Wortschöpfungen, besonders auf dem Gebiet der Turnkunst, gezeigt zu haben. Auch erhebt sich seine Sprache trotz unverkennbarer selbstgefälliger Künstelei doch nicht selten, wie z. B. in den bekannten Worten auf Friesen, zu wahrhaft klassischer Schönheit. Die nachhaltigste Erinnerung sichert ihm die Turnkunst. Nicht nur, daß er durch Einführung von Geräten die Entwickelung einer großen Übungsmannigfaltigkeit anbahnte, so hat er durch den engen Zusammenhang, den er seinen turnerisch-erzieherischen Bestrebungen mit dem nationalen Gedanken und Bedürfnis zu wahren wußte, und durch die begeisternde Gewalt seiner Persönlichkeit dem Turnen erst seine bleibende Stätte in Deutsch- 2 Bde.). Sein Leben beschrieben **Pröhle** (Berl. 1855) und **Euler** (Stuttg. 1881, nur die Hauptzeit seines Wirkens bis 1819 eingehend behandelnd), in kürzerer Fassung **Angerstein** (das. 1861), **Diesterweg** (Frankf. 1864) und **Rothenburg** (Mind. 1871).

2) **Heinrich Albert**, Geschichts- und Altertumsforscher, geb. 9. Okt. 1811 zu Bern, war 1840—47 Unterbibliothekar der Stadtbibliothek daselbst, trat 1853 in den eidgenössischen Staatsdienst und bekleidete 1869—79 die Stelle eines Sekretärs im Departement des Innern. Er schrieb: »Der Kanton Bern« (Bern u. Zür. 1850); die »Chronik des Kantons Bern« (das. 1857); »Die keltischen Altertümer der Schweiz« (Bern 1860); »Die Pfahlbaualtertümer von Moosseedorf« (mit Uhlmann, das. 1857); »Emmenthaler Altertümer und Sagen« (das. 1865); »Bonaparte, Talleyrand et Stapfer« (das. 1869); »Die Geschichte der Burgundionen« (Halle 1874, 2 Bde.).

3) **Otto**, Archäolog, Philolog und Musikschriftsteller, geb. 16. Juni 1813 zu Kiel, besuchte das dortige Gymnasium, dann Schulpforta und widmete sich zuerst zu Kiel unter Nitzsch, dann in Leipzig unter Hermann, seit 1833 zu Berlin unter Lachmann und Gerhard philologischen und archäologischen Studien. Eine Reise durch Frankreich und Italien (1836—39) und ein längerer Aufenthalt in Rom führten ihn dem Studium der lateinischen Inschriftenkunde zu, als dessen Frucht später sein »Specimen epigraphicum in memoriam Kellermanni« (Kiel 1842) erschien. Nach seiner Rückkehr 1839 habilitierte er sich zu Kiel, ging 1842 als außerordentlicher Professor der Archäologie und Philologie nach Greifswald und ward hier 1845 ordentlicher Professor. 1847 als Professor der Archäologie nach Leipzig berufen, gründete er hier eine Archäologische Gesellschaft und ward Direktor des archäologischen Museums. Wegen Beteiligung an den nationalen Bestrebungen der Jahre 1848 und 1849 ward er 1851 seines Amtes entsetzt, worauf er in Leipzig privatisierte. Im J. 1855 folgte er einem Ruf als ordentlicher Professor der Altertumswissenschaft und Direktor des akademischen Kunstmuseums nach Bonn, wo er auch die Übungen des archäologischen und von 1861 an in Gemeinschaft mit Ritschl die des philologischen Seminars leitete. 1867 wurde er an Gerhards Stelle nach Berlin berufen, starb aber, noch ehe er die neue Stelle angetreten, nach langem Siechtum 9. Sept. 1869 in Göttingen, wohin er zum Besuch seiner Freunde gereist war. Von seinen zahlreichen **archäologischen** Arbeiten, welche für die Archäologie durch feinsinnige Kritik und durch fein ausgebildetes Kunstgefühl epochemachend sind, heben wir hervor: »Telephos und Troilos« (Kiel 1841); »Die Gemälde des Polygnot« (das. 1841); »Pentheus und die Mänaden« (das. 1842); »Paris und Oinone« (Greifsw. 1845); »Die hellenische Kunst« (das. 1846); »Peitho, die Göttin der Überredung« (das. 1846); »Über einige Darstellungen des Parisurteils« (Leipz. 1849); »Die Ficoronische Cista« (das. 1852); »Beschreibung der Vasensammlung des

Teil in den »Archäologischen Aufsätzen« (Greifsw. 1845) und in den »Archäologischen Beiträgen« (Berl. 1847). Kritisch-philologische Arbeiten sind seine Ausgaben des Persius (Leipz. 1843; 2. Aufl. von Bücheler, Berl. 1886), Censorinus (das. 1845), Florus (Leipz. 1852), »Pausaniae descriptio arcis atheniensis« (Bonn 1860, 2. Aufl. 1880), des »Brutus« (das. 1849; 4. Aufl., Berl. 1877) und des »Orator« von Cicero (das. 1851, 3. Aufl. 1869), des Juvenal (das. 1851 u. 1868), der »Periochae« des Livius (Leipz. 1853), der »Psyche et Cupido« des Apulejus (das. 1856, 3. Aufl. 1884), »Pausaniae descriptio arcis atheniensis« (Bonn 1860), der »Electra« des Sophokles (das. 1861, 3. Aufl. 1882), das »Symposion« von Platon (das. 1864, 2. Aufl. 1875) und des Longinus (das. 1867). Von seinen Gelegenheitsschriften verdienen die Reden über Winckelmann (Greifsw. 1844) und Gottfr. Hermann (Leipz. 1849; beide mit andern Reden ꝛc. abgedruckt in »Biographische Aufsätze«, das. 1866, 2. Aufl. 1867) sowie sein Aufsatz »Die Bedeutung und Stellung der Altertumsstudien in Deutschland« (Berl. 1859) und die Schrift »Eduard Gerhard, eine Lebensskizze« (das. 1868) Erwähnung. Gesammeltes und Neues enthält sein Buch »Aus der Altertumswissenschaft« (Bonn 1868). Wertvolle Beiträge zur deutschen Litteraturgeschichte bilden die Abhandlung »Über Goethes Iphigenia« (Greifsw. 1843), die Ausgabe von »Goethes Briefen an Leipziger Freunde« (Leipz. 1849, 2. Aufl. 1867), denen sich die »Briefe der Frau Rat an ihre lieben Enkeleins« (das. 1855) und »Goethes Briefe an Chr. Gottl. v. Voigt« (das. 1868) anschlossen, sowie die Schrift »Ludwig Uhland« (Bonn 1863). Als Früchte seiner musikalischen Studien sind besonders die Schrift »Über Mendelssohns Oratorium Paulus« (Kiel 1842), der Klavierauszug der zweiten Bearbeitung von Beethovens »Leonore«, mit den Abweichungen der ersten und kritischer Einleitung (Leipz. 1851), die »Gesammelten Aufsätze über Musik« (das. 1866), namentlich aber die Biographie Mozarts (das. 1856–60, 4 Bde.; 2. verkürzte Aufl., das. 1867, 2 Bde.), ein Meisterwerk der historisch-philologischen Methode und für die Musikgeschichte epochemachend, zu nennen. Aus Jahns Nachlaß gab sein Neffe Michaelis die »Griechischen Bilderchroniken« (Bonn 1873) heraus. Vgl. A. Springer, Gedächtnisrede auf O. J. (»Grenzboten« 1869, Nr. 45).

Jähns, 1) Friedrich Wilhelm, Gesanglehrer und Musikschriftsteller, geb. 2. Jan. 1809 zu Berlin, trat schon in seinen Jünglingsjahren auf einer Berliner Privatbühne auf, entsagte jedoch später der theatralischen Laufbahn, um sich dem Gesangunterricht zu widmen. Von seinem Erfolg auf diesem Gebiet zeugt die Zahl seiner Schüler und Schülerinnen, deren er mehr als 900 ausgebildet hat, darunter die Prinzessin Luise von Preußen. Auch als Dirigent bewährte er sich bei den zahlreichen glänzenden Aufführungen des 1845 von ihm begründeten und bis 1870 geleiteten Chorgesangvereins. Inzwischen war er auch auf fast allen Kompositionsgebieten schöpferisch thätig und fand namentlich mit seinen Vokalwerken allgemeinen Beifall. Als Schriftsteller machte er sich verdient durch die Werke: »K. M. v. Weber in seinen Werken« (chronologisch-thematisches Verzeichnis sämtlicher Kompositionen) und »K. M. v. Weber, eine Lebensskizze nach authentischen Quellen« (Leipz. 1873).

2) Max, Militärschriftsteller und Kulturhistoriker, geb. 18. April 1837 zu Berlin, wurde auf der von seinem Großvater K. F. v. Klöden (s. d.) geleiteten Gewerbeschule daselbst ausgebildet, trat in das 28. Infanterieregiment zu Aachen, wurde 1857 Offizier und nahm 1864 den Abschied, um sich germanistischen Studien zu widmen. Der Krieg von 1866, während dessen er mit einem Dezernat im Kriegsministerium betraut war, führte ihn in den Dienst zurück; er wurde 1867 in dem damals begründeten »Nebenetat für wissenschaftliche Zwecke des Großen Generalstabs« angestellt und 1869 zum Hauptmann befördert. Während des Feldzugs von 1870 fungierte er als Linienkommissar des Generalstabs zu Nancy; seit 1872 lehrt er die Geschichte der Kriegskunst an der Kriegsakademie zu Berlin. 1878 zum Major befördert, erhielt er 1886 als Oberstleutnant seinen Abschied. Litterarisch trat J. zuerst mit poetischen Arbeiten auf: »Reinhart«, ein Märchencyklus (Berl. 1859); »Ein Jahr der Jugend«, Gedichte (Dresd. 1861). Dann erschienen: »Geschichte des 2. rheinischen Infanterieregiments Nr. 28« (Köln 1865); »Krieg und Frieden« (Berl. 1868); »Volkstum und Heerwesen« (das. 1870); »Deutsche Feldzüge gegen Frankreich« (Leipz. 1871); »Roß und Reiter in Leben und Sprache, Glauben und Geschichte der Deutschen« (das. 1872, 2 Bde.); »Das französische Heer von der großen Revolution bis zur Gegenwart« (das. 1873); »Oberst Emil v. Sydow« (Berl. 1873); »Die Kriegskunst als Kunst« (Leipz. 1874); »Die Schlacht von Königgrätz« (das. 1876); »Handbuch der Geschichte des Kriegswesens« (das. 1878–80, mit Atlas); »Cäsars Kommentarien und ihre litterarische und kriegswissenschaftliche Folgewirkung« (Berl. 1883); »Heeresverfassungen und Völkerleben« (2. Aufl., das. 1885). Auch gab er die »Jugenderinnerungen K. F. v. Klödens« heraus (Leipz. 1874).

Jahr, schlechtweg s. v. w. Sonnenjahr, d. h. die Zeit eines Umlaufs der Erde um die Sonne. Je nach der Wahl des Anfangs- und Endpunktes in der Erdbahn unterscheidet man verschiedene Jahre. 1) Das siderische J. oder Sternjahr ist die wahre Umlaufszeit, nach deren Ablauf die Erde wieder nach demselben festen Punkt ihrer Bahn (der Ekliptik) zurückkehrt, die Sonne also für uns wieder bei demselben Fixstern erscheint. Es beträgt 365,25636 Tage = 365 Tagen 6 Stund. 9 Min. 10 Sek. 2) Das tropische J. ist die Zeit, nach deren Ablauf die Erde wieder zum Frühlingspunkt zurückkehrt. Letzterer ist aber kein fester Punkt der Erdbahn, sondern infolge der Anziehung, welche der Mond und die Planeten auf die Erde ausüben, geht er jährlich um durchschnittlich 50,240 Bogensekunden rückwärts. Das tropische J. ist daher kürzer als das siderische, seine mittlere Dauer betrug im Jahr 1800: 365,2422 Tage = 365 Tagen 5 Stund. 48 Min. 46 Sek. Da aber das Zurückweichen des Frühlingspunktes (die Präzession) mit der Zeit veränderlich ist, so ist auch die Länge des tropischen Jahrs nicht konstant, sie nimmt vielmehr in 1000 Jahren um etwa 6 Sekunden ab. Der Name tropisches J. rührt daher, daß man zu seiner Bestimmung früher die Zeit ermittelte, innerhalb deren die Sonne in ihrer scheinbaren Bahn wieder zu demselben Wendekreis (tropicus) zurückkehrte. 3) Das anomalistische J. ist die Zeit zwischen einer Sonnennähe (einem Perihel) und der nächstfolgenden. Weil die große Achse der Erdbahn sich jährlich um etwa 11,8 Bogensekunden im Sinn der Bewegung der Erde dreht, so ist das anomalistische J. größer als das siderische, nämlich = 365 Tagen 6 Stund. 14 Min. 22 Sek. Da aber die Bewegung des Perihels nicht gleichförmig ist, so ist auch das anomalistische J. veränderlich. Nach Ablauf eines solchen Jahrs ist die Anomalie (s. d.) wieder dieselbe. Mit dem Namen Platonisches oder großes J. bezeich-

net man bisweilen die Umlaufszeit des Frühlingspunktes in der Ekliptik, ungefähr 26,000 Jahre. Mondjahr ist die Zeit von zwölf synodischen Monaten, dasselbe ist um beiläufig 11 Tage kürzer als das Sonnenjahr (s. Kalender). Das bürgerliche J. unterscheidet sich von dem Sonnenjahr dadurch, daß es eine ganze Zahl von Tagen hat; das von Julius Cäsar eingeführte bürgerliche J. wird das Julianische J. genannt. Vgl. Chronologie, Kalender und Kirchenjahr.

Jahrbücher, Bücher, in welchen allerlei Denkwürdigkeiten während des laufenden Jahrs aufgezeichnet werden; auch Bücher, worin geschichtliche Notizen aus früherer Zeit nach der Folgereihe der Jahre zusammengestellt sind (vgl. Annalen, Chronik, Fasti); endlich Titel periodisch erscheinender Schriften sowie der in annalistischer Form abgefaßten quellenmäßigen Bearbeitungen der deutschen Geschichte des Mittelalters (»J. der deutschen Geschichte«), welche die Historische Kommission in München herausgibt.

Jahresrente, s. Rente.

Jahresring, s. v. w. Holzring (s. Holz, S. 669).

Jahreszeiten, die vier Teile, in welche das tropische Jahr nach dem Stande der Sonne geteilt wird. Da die Ekliptik den Äquator zweimal schneidet, so befindet sich die Sonne auch jährlich zweimal im Äquator; dies geschieht am 20. oder 21. März und am 22. oder 23. Sept.: Frühlings- und Herbstanfang (Aequinoctium). Bei ihrer größten nördlichen Abweichung vom Äquator erreicht die Sonne am 21. oder 22. Juni den Wendekreis des Krebses (Sommersonnenwende, Solstitium aestivum), während sie bei ihrer größten südlichen Abweichung am 21. oder 22. Dez. bis zum Wendekreis des Steinbockes (Wintersonnenwende, Solstitium brumale) gelangt. Ihr Eintritt in den erstern bezeichnet auf der nördlichen Halbkugel den Anfang des Sommers, ihr Eintritt in den letztern ebendaselbst den Beginn des Winters. Auf der südlichen Halbkugel der Erde ist das Verhältnis umgekehrt. Schon Kopernikus erkannte, daß der Wechsel der J. dadurch bedingt wird, daß die Rotationsachse der Erdkugel gegen die Ebene der Erdbahn unter einem Winkel von 66° 32′ geneigt ist und dabei eine immer sich gleich bleibende (sich selbst parallele) Stellung behält. Dadurch wird im Lauf eines Jahrs die verschiedene Länge des Tags sowie die verschiedene Mittagshöhe der Sonne und infolge dieser beiden Umstände auch die verschiedene Erwärmung der Erdoberfläche durch die Sonne hervorgebracht. Zur Zeit der Äquinoktien dauert der Tag 12 Stunden, und die Sonne erreicht im mittlern Deutschland eine Mittagshöhe von 40°. Zur Zeit des längsten Tags (auf der nördlichen Halbkugel am 21. Juni) dauert der Tag im mittlern Deutschland 16 Stunden, und die Sonne erreicht eine Mittagshöhe von $63\frac{1}{2}^{\circ}$, während zur Zeit des kürzesten Tags (auf der nördlichen Halbkugel am 21. Dez.) der Tag im mittlern Deutschland 8 Stunden dauert und die Sonne eine Mittagshöhe von nur $16\frac{1}{2}^{\circ}$ erreicht. Vgl. Erde (besonders S. 745) und Lufttemperatur.

Jahrgebung (Großjährigkeitserklärung), die Erteilung der Venia aetatis (s. Alter, S. 420).

Jahrhundert, Zeitraum von 100 abgeschlossenen Jahren, wird nach einem großen geschichtlichen Ereignis bestimmt, z. B. die Jahrhunderte nach Christi Geburt, nach der Hedschra ꝛc. (vgl. Ära). Jedes die Jahreszahl 100 führende Jahr ist das Schlußjahr eines Jahrhunderts oder ein Säkularjahr, und jede Jahrhundertsfeier fällt auf den ersten Tag der mit 1 neubeginnenden Jahreszahl. Vgl. Säkularfeier.

Jahrmarkt, s. Markt.

Jahr und Tag, mittelalterlicher Rechtsbegriff, dadurch entstanden, daß man der Jahresfrist noch eine nach der lokalen Praxis bald größere, bald kleinere Anzahl von Tagen beifügte. In Sachsen wurde dem Jahr die sogen. sächsische Frist hinzugefügt, welche 6 Wochen und 3 Tage betrug, indem sie aus der Verdreifachung der ursprünglichen Gerichtsfrist von 14 Tagen erwachsen war. J. ist also in den Ländern sächsischen Rechts eine Frist von 1 Jahr, 6 Wochen und 3 Tagen.

Jahrvogel, s. Nashornvogel.

Jahrzeit (Jahrgedächtnis), bei den Israeliten Bezeichnung für den Sterbetag der Eltern, an dessen Wiederkehr zur Erinnerung an dieselben ein Licht (Jahrzeitlicht) angezündet, in der Synagoge beim Gottesdienst von den Söhnen das Kaddisch (s. d.) gesprochen wird und die Gräber besucht werden.

Jahveh, s. Jehovah.

Jaik, Fluß, s. Ural.

Jailagebirge, Gebirge in der Krim (s. d.).

Jaintia Hills, s. Khassia- u. Dschaintiaberge.

Jais (franz., spr. schäh, auch Jayet), s. Gagat.

Jaiwa, linker Nebenfluß der Kama im russ. Gouvernement Perm, mündet nach 260 km langem Lauf unterhalb Solikamsk. An seinen Ufern finden sich viele Gruben mit Kupfersanderz.

Jajce (spr. jaitze), befestigte Bezirksstadt in Bosnien (Kreis Travnik), liegt malerisch an der Pliva, die mitten in der Stadt bei ihrer Mündung in den Vrbas einen 25 m hohen Wasserfall bildet. J., einer der interessantesten Orte Bosniens, ist terrassenförmig gebaut, hat ein altes Schloß, 6 Moscheen, (1885) 3706 mohammedanische und kath. Einwohner, ein Bezirksgericht und war einst Residenz der serbischen Könige.

Jak, s. v. w. Yak.

Jakarandaholz, s. Jacaranda.

Jakholz (Jacqueiraholz, Jakwood, fälschlich auch Orangeholz, Kuthul), das Holz von Artocarpus integrifolia, mit groben, krummen Fasern, ist frisch gelb, später braunrötlich, mahagoniähnlich, wird als Möbel- oder Bauholz, auch zu Bürstenrücken viel verarbeitet.

Jako, s. Papageien.

Jakob (hebr., »Fersenhalter«, auch Israel genannt), Stammvater der Israeliten, zweiter Sohn Isaaks und der Rebekka, jüngerer Zwillingsbruder Esaus, durch seine zwölf Söhne Stammvater des israelitischen Volkes. In dem bekannten Bilde, das die biblische Geschichte von J. entwirft, wird zunächst der sanfte, ängstliche und vorsichtig berechnende Hirt dem männlich trotzigen, leichtblütigen, biedern Jägersmann entgegengestellt, d. h. der isralitische Volkscharakter dem edomitischen. Wie aber das ältere Volk von dem später in Ägypten herangewachsenen überholt wurde, so hat der Nachgeborne den Esau um sein Erstgeburtsrecht gebracht. Auch die folgende Geschichte Jakobs ist ganz so gehalten, daß man leicht erkennt, wie der sich entwickelnde Volkscharakter mit seinen schönen und unschönen Zügen sich in diesem Bild als Persönlichkeit erfaßt und gleichsam im Spiegel betrachtet hat, daher auch der Name des Volkes selbst (Israel) schon auf J. übertragen und motiviert wird. Vgl Bernstein, Ursprung der Sagen von Abraham, Isaak und J. (Berl. 1871).

Jakob (J. von Nisibis), Heiliger, angeblich Neffe des St. Gregorius, lebte erst als Einsiedler, ward dann in seiner Vaterstadt Nisibis Bischof und vertrat

auf dem Konzil zu Nikäa 325 die Homousie. Die ihm zugeschriebenen, ursprünglich in syrischer Sprache verfaßten Schriften haben sich nur armenisch erhalten (hrsg. Rom 1756, Konstant. 1824), gehören aber dem Aphraates an. Sein Tag ist der 15. Juli (bei den Griechen der 13. Januar).

Jakob (franz. Jacques, engl. James, ital. Jacopo, span. Jago und Jayme), Name mehrerer Fürsten:

[**Aragonien.**] 1) J. I., der Eroberer, König von Aragonien, 1213—76, Sohn Peters II., entriß den Sarazenen, denen er 30 Schlachten lieferte, Mallorca und Valencia und regierte mit Weisheit und Milde. Er übte Duldung gegen andersgläubige Unterthanen und wahrte die Unabhängigkeit seiner Krone gegen den päpstlichen Stuhl; er veranstaltete die erste Sammlung der aragonischen Gesetze und ordnete die Verfassung seiner Lande, in denen er Schiffahrt und Handel zur Blüte brachte, und beschrieb sein eignes Leben; auch Geistesbildung und Dichtkunst erfreuten sich seiner Pflege. Jedoch die Teilung seines Reichs unter seine Söhne brachte dasselbe wieder in Verwirrung. Vgl. Tourtoulon, Iayme I^er le conquérant (1863—67, 2 Bde.); »The chronicle of James I., king of Aragon, written by himself« (engl. von Forster, Lond. 1883, 2 Bde.).

2) J. II., der Gerechte, König von Aragonien, 1291—1327, zweiter Sohn Peters III., wurde nach dessen Tod 1285 König von Sizilien und 1291 nach seines Bruders Alfons III. Tod von Aragonien, worauf er, um sich mit der Kirche zu versöhnen, auf Sizilien Verzicht leistete und sogar gegen seinen jüngern Bruder, Friedrich, den die Sizilier nun zum König erhoben, für die Anjous 1296—99, obwohl erfolglos, Krieg führte. Den Genuesen entriß er Sardinien. Gegen die Übermacht des Adels stützte er sich auf die Geistlichkeit und den Bürgerstand, stärkte das Ansehen der Gerichte und sicherte durch das Gesetz von Tarragona 1319 die Vereinigung von Aragonien, Valencia, Barcelona und Mallorca zu Einem Reich.

[**Großbritannien und Irland.**] 3) J. I., König von England (als König von Schottland J. VI.), Sohn der Königin Maria Stuart und ihres zweiten Gemahls, Heinrich Darnley, geb. 19. Juni 1566 zu Edinburg, ward nach der Ermordung seines Vaters durch den Grafen Bothwell und der erzwungenen Abdankung seiner Mutter 24. Juli 1567 zum König von Schottland gekrönt. Während er zu Stirling erzogen wurde und unter seinem Lehrer Buchanan gelehrten Studien oblag, führten erst sein Oheim Graf Murray, dann ein Sohn seines Großoheims, Graf Lennox, die Regentschaft und stritten sich katholische und protestantische Tendenzen, englischer und französischer Einfluß um die Herrschaft in Schottland. Voll überspannter Ideen von der königlichen Gewalt, dabei ein seltsames Gemisch von Pedanterie, Charakterlosigkeit, Saumseligkeit, Gutmütigkeit und angeborner Feigheit, ward J., nachdem er 1576 dem Namen nach die Regierung von Schottland angetreten hatte, ein Spielball der Parteien, insbesondere seiner Vormünder. Selbst die augenscheinliche Todesgefahr seiner Mutter riß ihn nur für einen Augenblick aus seiner Unthätigkeit; als sein Plan, Maria mit französischer Hilfe zu befreien, 1583 durch einen Staatsstreich der protestantischen Lords gescheitert war, ging er auf Unterhandlungen mit Elisabeth ein und ließ sich sogar nach der Hinrichtung seiner Mutter durch die Aussicht auf die Thronfolge in England und ein Jahrgeld von 5000 Pfd. Sterl., welches ihm Elisabeth bewilligte, 1586 zu einem Bündnis mit letzterer bestimmen. Nach dem Tod Elisabeths 1603 bestieg er den Thron von England. Schon die ersten Schritte des neuen Königs bezeichneten einen Gegensatz zu der Politik seiner Vorgängerin. Er schloß 1604 Frieden mit Spanien, verfolgte die Presbyterianer und Puritaner, die er bitter haßte, und warf sich ganz in die Arme der bischöflichen Kirche. Anfangs hatte er die Katholiken begünstigt; als ihn aber diese durch zu weit gehende Forderungen beleidigten, ließ er die gegen sie erlassenen Strafedikte wieder vollstrecken und veranlaßte hierdurch 1605 die von den Jesuiten geleitete Pulververschwörung (s. d.). Seine auswärtige Politik entsprach den Interessen und Wünschen seines Volkes sehr wenig. Zwar hatte die Vermählung von Jakobs ältester Tochter, Elisabeth, mit dem Kurprinzen, spätern Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, dem Haupte der protestantischen Union in Deutschland, allgemeine Zufriedenheit im Volk erregt; desto unwilliger aber war man, als J. seinen Schwiegersohn, nachdem dieser die böhmische Krone angenommen hatte, nur ganz ungenügend unterstützte, seine Entthronung in Böhmen, ja seine und seiner Kinder Vertreibung aus ihren pfälzischen Erblanden geschehen ließ, ohne sich zu der von Volk und Parlament mit gleicher Entschiedenheit geforderten energischen Unterstützung der Sache Friedrichs V. und zum Kampf gegen die immer drohender anschwellende Macht Spaniens und Österreichs entschließen zu können. Und vollends empörte das Verfahren des Königs, als dieser 1623 sogar den Prinzen von Wales mit einer spanischen Infantin vermählen wollte, welcher Plan indessen scheiterte. Auch im Innern war Jakobs Regierung verhängnisvoll. Seine despotischen Gesinnungen, seine Abneigung, dem Parlament, von dem er nur immer neue Geldbewilligungen verlangte, größern Einfluß auf die Regierung einzuräumen, seine Vorliebe für unwürdige Günstlinge: das alles trug wie seine durchaus unpopuläre religiöse Richtung und seine auswärtige Politik dazu bei, den Gegensatz zwischen Volk und Königtum, der seinem Sohn so verderblich geworden ist, immer mehr zu verschärfen. J. starb 8. April 1625. Vermählt war er seit 1589 mit Anna von Dänemark. Ihm folgte auf dem Thron sein Sohn Karl I. Bezeichnend für Jakobs Charakter sind seine 1619 zu London herausgegebenen Schriften (Opera), in welchen er das absolute Herrscherrecht verteidigt, den Glauben an Zauberei und Gespenster verficht, gegen den Gebrauch des Tabaks eifert ꝛc. Vgl. Disraeli, Inquiry into the literary and political character of James I. (Lond. 1816, 3 Bde.); Nichols, The progresses, processions and festivities of King James (das. 1829, 3 Bde.); Gardiner, History of England from the accession of James I. (das. 1863—75).

4) J. II., König von England, zweiter Sohn Karls I. und Enkel des vorigen, geb. 24. Okt. 1633, führte vor seinem Regierungsantritt den Titel Herzog von York. Nach dem Ausbruch der englischen Revolution wurde er von 1646 an mit seinen Geschwistern zu London gefangen gehalten, entfloh jedoch 1648 nach Holland, später nach Frankreich, woselbst er 1652 als Freiwilliger unter Turenne focht. Nach dem Frieden von 1655 genötigt, Frankreich zu verlassen, sammelte er britische und irische Flüchtlinge um sich und kämpfte als spanischer Generalleutnant unter Condé und Don Juan bis 1659 gegen Turenne, worauf ihn nach der inzwischen eingetretenen Restauration der Stuarts sein Bruder Karl II. zum Großadmiral und Oberbefehlshaber der britischen Seemacht ernannte, die durch ihn bedeutend gehoben ward. Er erfocht 13. Juni 1665 einen glän-

zenden Sieg über die holländische Flotte unter Admiral Opdam und lieferte 7. Juni 1672 dem Admiral de Ruyter bei Southwold eine furchtbare Seeschlacht, in welcher beide Parteien sich den Sieg beimaßen, mußte aber 1673, da er schon zwei Jahre vorher zum Katholizismus offen übergetreten war, infolge der Testakte den Oberbefehl niederlegen. Noch mehr als dieser Übertritt verletzte es die protestantischen Engländer, daß J. sich 1673 nach dem Tod seiner ersten Gemahlin, Anna, der Tochter des Kanzlers Hyde, nachmaligen Grafen von Clarendon, mit der katholischen Prinzessin Maria von Modena vermählte. Infolge der durch die angebliche Verschwörung der Katholiken 1679 hervorgerufenen Bewegung sah sich J. genötigt, seinen Aufenthalt in Brüssel zu nehmen, kehrte aber bald darauf zurück und erhielt die Erlaubnis, in Schottland zu bleiben. Da er sich 1680 wiederholt nach London begab und starken Einfluß auf die Geschäfte ausübte, stellten seine Gegner einen förmlichen Antrag auf seine Ausschließung vom Thron, der auch im Unterhaus durchging, vom Oberhaus jedoch zurückgewiesen ward. Im März 1682 kehrte J. wieder nach England zurück und wußte über seinen schwachen Bruder eine solche Herrschaft zu gewinnen, daß dieser ihn der Testakte zuwider in den Staatsrat aufnahm und bald die Regierung völlig leiten ließ, ja sogar, dem Drängen seines Bruders nachgebend, noch auf dem Sterbebett sich zum Katholizismus bekannte. Nach Karls II. Tod 1685 bestieg J. den englischen Thron. Obgleich er dem Staatsrat die Versicherung gegeben, daß er die Freiheiten der Nation achten werde, traf er doch sofort Maßregeln, welche auf die Herstellung der absoluten Monarchie und Herrschaft der katholischen Kirche abzielten. Die allgemeine Mißstimmung hierüber benutzte ein natürlicher Sohn Karls II., der Herzog von Monmouth (s. d.), zu einem Versuch, sich des Throns zu bemächtigen, den er aber auf dem Schafott büßte, worauf der Oberrichter Jeffreys (s. d.) über seine Anhänger blutiges Gericht hielt und in wenigen Wochen über 300 Hinrichtungen vollziehen ließ. Und nun ging J. weiter und weiter. 1686 begann er öffentlich Katholiken den gesetzlichen Vorschriften zuwider zu Offizieren und Beamten zu ernennen, indem er sie auf Grund eines vermeintlich der Krone zustehenden Rechts von den Bestimmungen der Testakte dispensierte und diesem Dispensationsrecht bei dem ganz unter Jeffreys' Einfluß stehenden obersten Gerichtshof Anerkennung verschaffte. Hierauf erfolgte 1687 zuerst in Schottland, dann auch in England die Publikation einer allgemeinen Toleranzakte, welcher zufolge alle Gesetze gegen die Dissidenten und der Testeid aufgehoben, mithin den Katholiken volle Freiheit gegeben wurde. Das Volk sah diesen und andern Gesetzesverletzungen des Königs ruhig zu, da J. keine männlichen Nachkommen hatte, also nach seinem Tode die Regierung an seine beiden protestantischen Töchter Maria und Anna fallen mußte. Als jedoch 1688 die Königin von einem Prinzen entbunden ward, den man vielfach, wenn auch mit Unrecht, für untergeschoben hielt, wendeten sich die Häupter der parlamentarischen Opposition an den Schwiegersohn des Königs, den Prinzen Wilhelm von Oranien, und dieser rüstete sich alsbald zu einem Einfall in

klärte ihn das Parlament des Throns verlustig und erhob den Prinzen von Oranien und seine Gemahlin auf den Thron. Nach mehrfachen vergeblichen Versuchen Jakobs, sich mit Hilfe Frankreichs und seiner Anhänger, der Jakobiten (s. d. 2), des Throns wieder zu bemächtigen, starb er 17. Sept. 1701 in St.-Germain. Vgl. Clarke, Life of James II. (Lond. 1816, 2 Bde.), ein Sammelwerk, das zum Teil auf autobiographische Aufzeichnungen Jakobs zurückgeht.

5) J. III. **Eduard Franz** (auch der Prätendent oder der Chevalier von St. Georg genannt), des vorigen Sohn, geb. 21. Juni 1688, ward nach seines Vaters Tod 1701 von Frankreich, Spanien, dem Papst und den Herzögen von Modena und Parma als König von Großbritannien und Irland anerkannt, während das britische Parlament ihn als Hochverräter vom Thron ausschloß. Ludwig XIV. unterstützte seine Ansprüche auf den englischen Thron, um sich seiner als Waffe gegen die englische Regierung zu bedienen, und entsandte 1707 eine Flotte nach Schottland, welche den Prätendenten an Bord führte; doch ward dieselbe von einem englischen Geschwader bald zur Umkehr gezwungen. Das Parlament setzte hierauf auf Jakobs Kopf einen Preis von 50,000, später von 100,000 Pfd. Sterl. J. nahm nun teil an den Feldzügen in Flandern bis zum Utrechter Frieden 1713, dem zufolge Ludwig XIV. die protestantische Erbfolge in Großbritannien anerkennen und den Prätendenten aus Frankreich verweisen mußte, der sich nun nach Lothringen begab. Die Angabe, daß in dieser Zeit die Königin Anna ihrem Bruder angeboten habe, zu seinen gunsten abzudanken, wenn er den protestantischen Glauben annehmen wolle, ist nicht erweislich; doch stand sie mit ihm in innigem Briefwechsel und war eine Gegnerin der hannöverschen Succession, so daß im Fall von Jakobs Übertritt zum Protestantismus eine Änderung der Erbfolgeordnung von 1701 nicht unwahrscheinlich gewesen wäre. Nach Annas Tod und der Thronbesteigung Georgs I. von Hannover erhoben sich Jakobs Anhänger in Schottland unter Anführung des Grafen Mar. J. selbst landete in Schottland und wurde 27. Jan. 1716 in Scone zum schottischen König ausgerufen; aber schon im Februar entfloh er mit geringem Gefolge wieder nach der französischen Küste. Er wandte sich nun an den Papst, von welchem er erst zu Avignon, dann zu Rom königlich unterhalten wurde. Während die Jakobiten zu Jakobs gunsten neue Verschwörungen einleiteten und sich deshalb sogar mit Karl XII. von Schweden verbanden, trat auch Spanien, das mit England zerfallen war, auf seine Seite und lud ihn nach Madrid ein, wo er 1719 als König empfangen ward; doch scheiterte seine Hoffnung auf spanische Hilfe infolge der gegen die Politik des Kardinals Alberoni geschlossenen Quadrupelallianz (s. d.). J. begab sich hierauf nach Livorno, wo er sich mit der polnischen Prinzessin Marie Klementine Sobieska verheiratete, und später nach Rom. 1727 rief Georgs I. Tod noch einmal Jakobs Hoffnung auf den Thron wach, doch konnte er zu deren Verwirklichung wenig thun. Als Frankreich im österreichischen Erbfolgekriege seine Sache wieder aufnahm, versuchte sein

1405 von seinem Vater wegen der Nachstellungen seines nach der Herrschaft strebenden Onkels, des Herzogs von Albany, nach Frankreich gesandt, an der englischen Küste jedoch von den Engländern gefangen genommen und von Heinrich IV., welcher eben mit Schottland Waffenstillstand geschlossen hatte, als Geisel zurückbehalten. Nach seines Vaters Tod (1406) ward J. zwar von den Schotten zum König ausgerufen; allein erst nach dem Tod Heinrichs V. erfolgte seine Freilassung gegen ein hohes Lösegeld. Bei seiner Thronbesteigung im März 1424 fand er das Reich der Auflösung nahe. Er zog die von den Reichsverwesern verschleuderten Krongüter wieder ein, wies den Adel in seine Schranken zurück und zog Murdac, den Sohn des Herzogs von Albany, und dessen Anhänger nach dem Spruch des Parlaments zu strenger Rechenschaft. Gleichzeitig unternahm er Reformen zur Hebung der Landeskultur, der Volksbildung, des Ackerbaues, des Handels und der Gewerbe, erweiterte die Gerechtsame der Bürger, führte eine bewaffnete Landesmiliz ein, verbesserte die Rechtspflege und säuberte das Land von Räubern. Infolge seiner Verbindung mit Frankreich und insbesondere wegen der Verlobung seiner Tochter Margarete mit dem Dauphin und spätern König Ludwig XI. ward J. seit 1436 in Feindseligkeiten mit England verwickelt. Dies benutzte der unzufriedene Adel, auf dessen Seite Jakobs Oheim Walter Stuart, Graf von Athol, stand, zu einer Verschwörung gegen das Leben des eben an der Grenze bei seinem Heer befindlichen Königs. Auf die Nachricht hiervon entließ J. das Heer und zog sich mit seiner Gemahlin Anna Beaufort, der Tochter des Herzogs von Somerset, nach Perth in ein Dominikanerkloster zurück, woselbst er aber in der Nacht vom 20. Febr. 1437 von seinen Feinden überfallen und ermordet wurde. J. war auch Dichter; seine in schottischer und lateinischer Sprache verfaßten Gedichte erschienen gesammelt von Tytler unter dem Titel: »The poetical remains of King James« (Edinb. 1783).

7) J. II., König von Schottland, des vorigen Sohn, geb. 1430, folgte 1437 seinem Vater auf dem Thron, zeichnete sich durch Bildung und Gelehrsamkeit aus und starb 3. Aug. 1460 bei der Belagerung von Roxburgh, das nach seinem Tod seine Gemahlin Maria von Geldern einnahm.

8) J. III., König von Schottland, des vorigen Sohn und Nachfolger, geb. 1453, regierte seit 1460 und fiel in dem Aufstand des schottischen Adels gegen ihn auf der Flucht nach der unglücklichen Schlacht bei Bannockburn 18. Juni 1488. Er war mit Margarete von Dänemark vermählt.

9) J. IV., König von Schottland, Sohn des vorigen, geb. 1472, bestieg 1488 den Thron, vermählte sich 1503 mit der Tochter Heinrichs VII., Margarete, und fiel 9. Sept. 1513 in der Schlacht bei Flodden gegen die Engländer, gegen welche er sich mit Frankreich verbündet hatte; er wird als Stifter des St. Andreas-(Distel-) Ordens genannt.

10) J. V., König von Schottland, des vorigen Sohn und Nachfolger, geb. 1512, suchte die Ausbreitung der Reformation in Schottland zu hindern, weshalb ihn sein Adel 1542 auf einem Feldzug gegen England verließ. Er war zweimal vermählt, zuerst mit Magdalena, Tochter Franz' I. von Frankreich, und dann mit Maria von Lothringen, aus welcher Ehe die unglückliche Maria Stuart entsproß; er starb 13. Dez. 1542 geisteskrank.

11) J. VI., König von Schottland, s. Jakob 3).

[Haiti.] 12) J. I., Kaiser, s. Dessalines.

Jakob, Ludwig Heinrich von, staatswissenschaftlicher und philosophischer Schriftsteller, geb. 26. Febr. 1759 zu Wettin, studierte in Halle, wurde daselbst 1791 ordentlicher Professor der Philosophie, 1807 Professor der Staatswissenschaften zu Charkow und 1809 Mitglied der Gesetzgebungskommission in St. Petersburg, kehrte 1816 als Professor nach Halle zurück und starb 22. Juli 1827 im Bad zu Lauchstädt. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: »Prolegomena zur praktischen Philosophie« (Halle 1787); »Grundriß der allgemeinen Logik« (das. 1788, 4. Aufl. 1800); »Grundriß der Erfahrungsseelenlehre« (das. 1791, 4. Aufl. 1810); »Antimachiavell« (das. 1794, 2. Aufl. 1796); »Grundsätze der Polizeigesetzgebung und der Polizeianstalten« (Charkow 1809, 2 Bde.; 2. Aufl., Halle 1837); »Grundsätze der Nationalökonomie« (das. 1805, 3. Aufl. 1825); »Die Staatsfinanzwissenschaft« (das. 1821, 2 Bde.; 2. Aufl. von Eiselen, das. 1836). Die von ihm herausgegebenen »Essais philosophiques sur l'homme, ses principaux rapports et sa destinée« (Halle 1818) sollen den Russen Polerika zum Verfasser haben. Über seine unter dem Namen Talvj als Schriftstellerin bekannte Tochter Therese s. Robinson.

Jakob vom Schwert, Orden des heil. (Orden militar de Santiago de Espada), 1) span. Orden, entstand, als sich zum Schutz der nach Santiago de Compostela Pilgernden 1170 dreizehn Ritter nach Art der Templer verbanden, welchen Ritterbund König Ferdinand II. von Leon und Galicien genehmigte, Papst Alexander III. 5. Juli 1175 bestätigte. Der Orden hatte einen Großmeister, der von dem Kollegium der Dreizehn (los trezes) gewählt wurde; nur die Ritter legten die klösterlichen Gelübde ab. Der Orden, welcher sich auch der Spitalpflege widmete, machte sich in den Kämpfen gegen die Mauren und der spanischen Könige gegeneinander hochverdient um Fürst und Vaterland, wurde jedoch bald so mächtig, daß er den Fürsten Besorgnisse einflößte. Eine Bulle Alexanders VI. von 1493 stellte deshalb die Verwaltung des Ordens unter die Aufsicht der Könige von Spanien, und eine weitere Bulle Hadrians VI. von 1522 verband das Großmeistertum für alle Zeiten mit der Krone von Spanien. Karl V. setzte einen Ordensrat ein. Der Orden, welcher bislang strengen Satzungen gefolgt, obgleich die Ritter schon 1180 die Erlaubnis erhalten hatten, sich zu verheiraten, wurde lockerer und ist heute nur noch ein Hoforden mit geistlichem Gepräge; er fordert 16 Ahnen väterlicher- und mütterlicherseits und teilt seine Mitglieder in Caballeros profesos und Caballeros novicios. Die Dekoration besteht in einem ovalen goldenen Schild, in welchem das Santiago- oder Jakobskreuz (ein breites rotes Schwert mit drei Lilienarmen und Griff in Form eines Herzens) steht, bedeckt von einer goldenen Trophäe; diese Dekoration wird gewöhnlich im Knopfloch an rotem Band, bei Festen an dreifacher goldener Kette um den Hals getragen, dazu ein Ordenskleid mit dem Kreuz aus rotem Tuch, das anfangs die einzige Dekoration bildete. Von 1312 an gab es auch Chorfrauen von Santiago in sieben Klöstern. Der Orden steht jetzt an der Spitze der vier sogen. Militärorden Spaniens.

2) Portugiesischer Orden (Ordem de São Thiago da Espada). König Dionysius (Diniz) von Portugal hatte die Ritter von St. Jakob in seine Staaten gezogen, wo sich ein Teil derselben niederließ. Dieser Zweig machte sich zu Anfang des 14. Jahrh. von Spanien unabhängig, und Johann XXII. bestätigte 1320 den neuen portugiesischen Orden, jedoch mit den

allen Statuten. 1556 vereinigte Papst Julius II. das Großmeistertum mit der Krone Portugal. Rasch gewann der Orden großes Ansehen und Macht; sein Hauptquartier befand sich in Palmella, und er besaß 47 Dörfer, 150 Pröbenden und 4 Klöster sowie Konvente in Santos. 1789 säkularisierte die Königin Maria den Orden und machte ihn zu einem Zivil- und Militärverdienstorden. Am 31. Okt. 1862 erhielt der Orden neue Statuten, welche ihn zur Belohnung wissenschaftlicher, litterarischer und künstlerischer Verdienste bestimmten. Er kann nur bei Vakanzen verliehen werden. Die Dekoration besteht in dem Santiagokreuz, umgeben von einem Lorbeerkranz und daraufliegendem weißen Emailband mit der Devise: »Sciencias, letras, artes«. Er hängt an einem Lorbeerkranz mit violettem Band.

3) Brasilischer Orden (São Thiago da Espada). Als der Hof von Portugal nach Brasilien übersiedelte, erneuerte und erweiterte Dom João VI. den Orden durch sein Dekret vom 13. Mai 1808. Der Orden hat drei Klassen: Großkreuze (12), Komture und Ritter (ohne Zahlbeschränkung). Die Dekoration besteht in dem roten Santiagokreuz mit der Kaiserkrone; das Band ist rot und blau umsäumt.

Jakob von Ulm, Glasmaler, s. Griesinger 1).

Jakoba, Stadt, s. Garo-n-Boutschi.

Jakobäa, 1) J. (Jakobe) von Holland (auch von Bayern), Erbtochter Wilhelms VI. von Bayern, Grafen von Holland und Hennegau, geb. 25. Juli 1401, folgte als Witwe des Grafen Johann von Touraine, Dauphins von Frankreich, 1416 ihrem Vater in der Regierung von Holland, fand aber ihre Länder infolge der Parteikämpfe zwischen den Hoeks und Kabeljaus in der schrecklichsten Verwüstung. Von ihrer Mutter wurde sie hierauf 1418 mit dem Herzog Johann IV. von Brabant vermählt, doch ward die unglückliche Ehe bald wieder getrennt. Nachdem sie sich 1422 aufs neue, mit dem Herzog Humfred von Gloucester, verheiratet hatte, wurde ihr von ihrem verstoßenen Gemahl und dessen Anhang Holland streitig gemacht, und noch dessen bald erfolgtem Tod erhob Philipp der Gute von Burgund Erbansprüche an dasselbe. Zwar wurde noch langen Zwistigkeiten ein Vergleich geschlossen, in welchem Jakobäas Erbrecht von Philipp anerkannt wurde, während dieselbe sich verpflichtete, ohne dessen Einwilligung eine neue Ehe nicht wieder einzugehen; allein da sie nach der 1430 erfolgten Scheidung vom Herzog von Gloucester sich dennoch 1432 heimlich mit Franz v. Borselen, einem zeeländischen Edelmann, vermählt hatte, so ließ der Herzog von Burgund ihren Gemahl gefangen nehmen und schenkte ihm nur unter der Bedingung das Leben, daß J. zu gunsten Philipps die Regierung über ihre Länder abtreten solle, bis nun (1433) mit Burgund vereinigt wurden. J. starb 9. Okt. 1436 auf dem Schloß Teilingen am Rhein. Ihre Geschichte wurde besonders von den Holländern häufig dramatisch behandelt. Vgl. Löher, J. von Bayern und ihre Zeit (Nördling. 1862—69, 2 Bde.).

2) (Jakobe, Jakobine) Herzogin von Jülich, geb. 16. Jan. 1558, Tochter des Markgrafen Philibert von Baden-Baden und Mechthildens von Bayern, ward von ihrem Oheim katholisch erzogen und vermählte sich 16. Juni 1585 mit Johann Wilhelm, dem Sohn des Herzogs Wilhelm IV. von Jülich. Derselbe folgte 1592 seinem Vater in der Regierung, verfiel aber bald darauf in Blödsinn, worauf J. den jülichschen Hof zum Schauplatz wilder Ausschweifung machte. Sie ward deshalb 1595 von den Landständen beim Kaiser verklagt; aber noch ehe der Prozeß entschieden ward, fand man sie im September 1597 erdrosselt im Bette. Der Mord ward ihrer Schwägerin Sibylle zugeschrieben. Vgl. Haupt, Jakobe, Herzogin von Jülich (Kobl. 1820); Stieve, Zur Geschichte der Herzogin Jakobe von Jülich (Bonn 1878).

Jakobäa-Kannetjes (»Kännchen der Jakobäa«), gelbliche und schmutzig graue, unglasierte Thongefäße in schlanker Krugform mit Henkeln am Hals oder am Bauch. Sie haben ihren Namen von Jakobäa 1), sind aber nicht in Holland, sondern in Siegburg verfertigt worden.

Jakobeny, Dorf im österreich. Herzogtum Bukowina, Bezirkshauptmannschaft Kimpolung, an der Bistritza, mit hübscher Kirche, schönen Gartenanlagen, (1880) 547 Einw., Braunsteinbergbau und Eisenhütte. Nahe dabei das kalte Schwefelbad Puczossul.

Jakobi (Jakobstag), s. v. w. 25. Juli, Tag des heil. Jacobus des ältern (s. d.).

Jakobiner (Jacobins), der Name eines einflußreichen politischen Klubs während der französischen Revolution, der 1789 zu Versailles von den Abgeordneten der Bretagne als »Club breton« gegründet, nach der Übersiedelung der Nationalversammlung nach Paris indes »Club des Jacobins« genannt wurde, weil er zum Versammlungslokal den Saal des nach dem heil. Jakob benannten Dominikanerklosters in der Straße St.-Honoré hatte, während er sich selbst »Gesellschaft der Konstitutionsfreunde« (»Société des amis de la constitution«) nannte. Seine Häupter waren Dupont, Barnave und Lameth. Bald nahm er auch Mitglieder auf, die nicht zur Nationalversammlung gehörten, und hielt regelmäßige öffentliche Sitzungen unter dem Vorsitz eines Präsidenten, die später täglich und zwar zur Nachtzeit stattfanden. Zensoren sorgten für Aufrechthaltung der Ordnung während der Verhandlungen; Sekretäre führten das Protokoll und nahmen die Abstimmungen vor, indes ein Schatzmeister die Verwaltung der Beiträge besorgte. Der Klub der Cordeliers (s. d.) bildete eine Sektion des Jakobinerklubs. Durch Affiliationen bald das ganze Reich umspannend, vortrefflich diszipliniert und unter straffer, einheitlicher Leitung stehend, gelangte der Verein bald zu großem Einfluß, und 1791 gewannen, besonders nach dem Tod Mirabeaus, antimonarchische Tendenzen das entschiedene Übergewicht im Klub; deshalb schieden (Juli 1791) die Gemäßigten aus, um einen besondern Verein im Kloster der Feuillanten (s. d.) zu bilden. Damit gaben sie aber den Jakobinern die revolutionäre Einwirkung auf die Menge ausschließlich in die Hand. So geschah es, daß nach Auflösung der konstituierenden Nationalversammlung (September 1791) die Wahlen zur legislativen von den Jakobinerklubs beherrscht wurden. Eine große Anzahl der Mitglieder der neuen Gesetzgebenden Versammlung trat in den Klub ein, in dem nun die beiden republikanischen Fraktionen, die Girondisten und die Anhänger Robespierres, Dantons ꝛc., vereinigt waren, und die nun folgende Entwickelung der Dinge in Frankreich, die Kriegserklärung, der Sturz des Königtums, die Berufung des Nationalkonvents ꝛc., war das Werk des Jakobinerklubs, dessen Verhandlungen ein weit schwereres Gewicht in die politische Wagschale warfen als die der Nationalversammlung. Mit dem Zusammentritt des Nationalkonvents erreichte er den Gipfel seiner Macht. Je mehr die Girondisten sich aus ihm zurückzuziehen begannen, desto mehr gewann Robespierre in ihm das Übergewicht, und unter seiner Leitung begann nun jenes System des Terrorismus, welches alle widerstrebenden Elemente vollends nie-

verschlug. Die Agitation für die Hinrichtung des Königs, der Sturz der Girondisten (Ende Mai 1793), die Aufwiegelung der Massen gegen den besitzenden Mittelstand, die massenhaften Proskriptionen, die seit dem September 1793 ins Leben tretende revolutionäre Propaganda in den angrenzenden Ländern: alles dies ward vornehmlich von den Jakobinern ins Werk gesetzt, die nur der Form wegen dem Konvent die Genehmigung überließen. Auch die Presse wurde von ihnen streng überwacht, und das Revolutionstribunal stand unter dem besondern Einfluß des Klubs. Als zu Anfang 1794 der Wohlfahrtsausschuß die Aufhebung aller Klubs, mit Ausnahme der J., anordnete, erhielten diese augenblicklich großen Zuwachs; doch hatte der Vernichtungskampf zwischen den Häuptern der Revolution, der mit dem Sturz Robespierres endete (Juli 1794), auch den Untergang der übermächtigen Stellung des Klubs zur Folge. Die J. wurden durch die nun eintretende Reaktion so eingeschüchtert, daß sie eine Deputation an den Konvent schickten, die Robespierre verleugnete und eine Änderung in dem Benehmen des Klubs versprach. Umsonst machten Barère, Vadier, Duhem, Billaud-Varennes und Collot d'Herbois Anstrengungen, die Begeisterung des Volkes für den Krieg wieder zu wecken. Am 16. Okt. 1794 erließ der Konvent ein Verbot aller Affiliationen des Klubs, und 11. Nov. d. J. ward endlich derselbe für immer geschlossen und das Sitzungsgebäude später demoliert. Die Überbleibsel des Klubs zogen sich in die Vorstädte St.-Antoine und St.-Marceau zurück, wo sie Sympathie und Aufnahme in den Arbeitergesellschaften fanden. Die mißlungenen Aufstände vom 12. Germinal und 1. Prairial 1795 sowie Babeufs kommunistische Verschwörung waren die letzten Regungen des Jakobinismus, dessen letzte Vereinigung, die Gesellschaft des Reithauses (manège) in der Rue du Bac, 13. Aug. 1799 vom Direktorium aufgelöst wurde. Vgl. Zinkeisen, Der Jakobinerklub (Berl. 1852—54, 2 Bde.); Taine, Origines de la France moderne; Bd. 2: »La conquête Jacobine« (Par. 1881).

Jakobinermütze (Bonnet rouge), die rote Mütze, die auszeichnende Kopfbedeckung aller Radikalen der ersten französischen Revolution und die Zierde der Freiheitsbäume (s. d.). Die wegen Aufruhrs in Nancy verhafteten und nach Brest auf die Galeeren gebrachten Schweizersoldaten trugen, als man sie befreite und feierlich in den Saal der Volksvertreter einführte, jene roten, den Galeerensklaven eigentümlichen Mützen; ihnen zu Ehren nahmen sie die Jakobiner an. Schon 20. Juni 1792 zwang man den König, die J. aufzusetzen. Es ist dies übrigens die allgemein übliche Kopfbedeckung der Fischer am Mittelmeer. Man hat sie daher auch von den Marseillern herleiten wollen, die als Konföderierte nach Paris kamen; allein die rote Mütze war schon vor der Ankunft der Marseiller in Paris das allgemeine Erkennungszeichen der Partei.

Jakobiten, 1) Name, welchen sich die Monophysiten (s. d.) beilegten, nachdem sie der zum Bischof von Edessa geweihte Mönch Jakob Baradai oder Zanzalos (gest. 578) wieder zu einer Gemeinschaft vereinigt hatte. Die Gemeinden der J., welche in nicht geringer Zahl in Syrien, Mesopotamien und Persien vorhanden waren, bestanden auch nach der Eroberung dieser Länder durch die Araber fort. Die ägyptischen J. haben seit dem 13. Jahrh. Verfolgungen zu erleiden, durch welche ihre allmähliche Absonderung von ihren Glaubensgenossen in Asien und ihre nunmehrige Gestaltung zur Sekte der Kopten (s. d.) herbeigeführt wurden. Gegenwärtig besteht die Zahl der syrischen und mesopotamischen J. aus etwa 40,000 Familien. Wie die Kopten, erkennen sie nur die drei ersten ökumenischen Konzile und die Räubersynode von Ephesos an; ihre Dogmatik konzentriert sich ganz darin, daß die menschliche Natur Christi in seiner Gottheit verschwindet.

2) In England und Schottland Name der Anhänger des 1689 vertriebenen Königs Jakob II. von England wie auch seines von den katholischen Mächten als König Jakob III. anerkannten Sohns und seines Enkels, des Prätendenten Karl Eduard. Viele derselben gingen mit Jakob II. nach Frankreich, von wo aus sie mit Hilfe des dortigen Hofs dem Hause Stuart die britische Krone wiederzugewinnen versuchten. In England und Schottland selbst gehörten dieser Partei sehr viele Tories, in Hochschottland aber der ganze Adel an. Sie widersetzten sich vorzüglich der Union zwischen England und Schottland, die deshalb erst 1707 zu stande kam. Die Thronbesteigung Georgs I. veranlaßte die J. in Schottland zu einem Aufstand, der indessen durch die Maßregeln des britischen Parlaments bald gedämpft ward. Auch unter Georg II. ward noch einmal ein Versuch gemacht, den 1745 in Schottland erschienenen Prätendenten Karl Eduard durch Waffengewalt auf den Thron zu setzen; allein die J. erlitten bei Culloden (27. April 1746) eine blutige Niederlage und sahen, nachdem die bedeutendsten Parteihäupter hingerichtet worden waren, ihre Macht auf immer gebrochen. Vgl. Hogg, Jacobite relics (Edinb. 1819, 2 Bde.); Chambers, Jacobite memoirs (das. 1834); Jesse, Memoirs of the pretenders and their adherents (neue Ausg., Lond. 1856, 2 Bde.); Doran, London in Jacobite times (das. 1877—79, 2 Bde.).

Jakobsbrüder, im Mittelalter Name der Wallfahrer nach dem Grab des Apostels Jacobus in Spanien (s. Santiago de Compostela), dem Hauptwallfahrtsziel, seitdem der Zugang zum Heiligen Grab immer mehr erschwert worden war. Es war für die Pilger im 11. Jahrh. ein bequemer Weg (Jakobsstraße) dahin angelegt worden, und auf beiden Seiten der Pyrenäen sowie tief nach Frankreich und nach Deutschland hinein waren Hospize errichtet; auch bildete sich in Spanien ein eigner Ritterorden (s. Jakob vom Schwert) zum Schutz der J. Das Zeichen der Pilger war der Jakobsstab und der Muschelschmuck ihrer Kleidung. Vgl. das »Jakobslied« in Uhlands »Volksliedern«, worin der Weg der Pilger beschrieben ist.

Jakobshagen, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Stettin, Kreis Saatzig, am Saatziger See, hat ein Amtsgericht, eine Oberförsterei und (1885) 1957 evang. Einwohner.

Jakobsklee, s. Lotus.

Jakobskraut, s. Senecio.

Jakobskreuz, s. Jakob vom Schwert (S. 139).

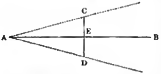
Jakobslauch, s. Lauch.

Jakobsleiter, die Leiter, welche der Patriarch Jakob nach 1. Mos. 28, 12 von der Erde in den Himmel sich erstrecken sah; auch ein Pflanzenname (s. Polemonium).

Jakobslilie, s. Amaryllis.

Jakobsstab, 1) Stab, wie man ihn dem Apostel Jacobus dem ältern beilegte, und wie ihn darum die Pilger nach seinem Grab trugen; auch ein in einem solchen Pilgerstab versteckter Dolch oder Degen. — 2) Die drei in gerader Linie stehenden Sterne zweiter Größe am Gürtel des Orion (s. d.). — 3) Ein früher vielfach, namentlich bei den Seefahrern, übliches Instrument zum Winkelmessen (auch Bam-

lus, Baculus Jacob, Radius astronomicus, Gradstock, Kreuzstab genannt), bestehend aus einem längern Stab AB (s. Figur), auf welchem ein Querstab



CD in seiner Mitte E verschiebbar angebracht war. In A, C, D waren Visiere angebracht. Wenn man nun A an das Auge hielt und CD so weit verschob, daß man z. B. den einen von zwei Sternen in der Richtung AC, den andern nach AD erblickte, so war der Winkelabstand beider CAD gegeben durch die Gleichung $\tan \frac{1}{2} CAD = \frac{EC}{AE}$. Erst im vorigen Jahrhundert ward der J. durch den Spiegelsextanten verdrängt.

Jakobsstab, gelber, s. Narcissus.

Jakobsstern, Bezeichnung Christi, mit Bezug auf 4. Mos. 24, 17.

Jakobsstraße, im Mittelalter Bezeichnung für die Milchstraße. Vgl. auch Jakobsbrüder.

Jakobstad, Stadt in Finnland, Gouvernement Wasa, am Bottnischen Meerbusen, mit (1881) 2091 Einw., welche Schiffahrt und einigen Handel treiben (1885 Wert der Ausfuhr 603,429, der Einfuhr 850,172 finn. Mark). J. ist Sitz eines deutschen Konsulats.

Jakobstadt (lett. Jehkaba-Meets), Stadt im russ. Gouvernement Kurland, an der Düna, östlich von Mitau, mit 4 Kirchen, 2 Synagogen, Handel mit Branntwein, Leder, Tabak, Getreide und (1881) 5383 Einw., zur Hälfte Juden.

Jakonett (franz. Jaconats, Jaconas, spr. schā-), feine, glatt gewebte baumwollene Zeuge, dichter als Musselin, mit weicher Appretur, werden weiß, gestreift, gemustert und bedruckt hergestellt und dienen hauptsächlich zu Damenkleidern. Sie wurden ursprünglich in Glasgow gewebt, doch liefern jetzt auch Frankreich, die Schweiz, Österreich und Deutschland (Plauen, Auerbach, Augsburg, Ravensburg ꝛc.) diese Ware.

Jakub Beg, Herrscher von Kaschgar, geb. 1820, war der Sohn von Issmet ulla, einem Bewohner von Chodschent und Gebetvorleser. Bald nach seiner Geburt trennte sich seine Mutter von seinem Vater und heiratete einen Fleischer zu Pskent, 50 Werst von Taschkent entfernt. In dem Haus desselben wuchs J. auf. Sehr bald verlor er seine Eltern und wurde, um sich zu ernähren, Tänzer. Durch die Verheiratung des Chakims von Taschkent, Nar Mahomed, mit Jakub Begs Stiefschwester wurde letzterer sehr bald zum Offizier befördert, und zum Beg von Akmetschet (Fort Perowski) ernannt. 1852 wurde er in einem Gefecht mit den Russen geschlagen und kehrte nach Taschkent zurück, jetzt schon durch seine Energie und Fähigkeiten bekannt. Als 1864 Alim Kul von Kokan den Busuruk-Chan nach Kaschgarien sandte, befand sich J. in seinem Gefolge. Die Geschichte Kaschgariens (s. d.) fällt von diesem Zeitpunkt ab mit der Jakub Begs zusammen, bis er 29. Mai 1877 starb. J. war ein kluger, thätiger, mit einem ausgezeichneten Gedächtnis begabter Mann, dabei aber schlau und listig; die Wahrheit sagte er nie. In der letzten Zeit zeigte er sich als schlechter Feldherr. In seinem Privatleben war er sehr einfach, begnügte sich mit wenigem; während 24 Stunden ruhte er nur 4, die übrige Zeit arbeitete er. Er bekümmerte sich um alles und selbst um den Pferdestall und die Küche. Obgleich er nicht lesen und schreiben konnte, galt er doch für einen Gelehrten. Vgl. Boulger, Life of Yakoob Beg (Lond. 1878).

Jakulátor (lat.), Schleuderer.

Jakut, Abu Abdallah, geograph. Schriftsteller der Araber, griechischer Abkunft, geb. 1179 n. Chr., kam frühzeitig als Kriegsgefangener nach Bagdad, wo ihn ein arabischer Kaufmann erziehen ließ, machte für diesen größere Handelsreisen und betrieb dann einen Buchhandel. Er mußte später aus Bagdad fliehen und starb 1229 in der Nähe von Aleppo. Sein großes geographisches Wörterbuch »Mu'dscham al-buldân« wurde von Wüstenfeld herausgegeben (Leipz. 1866—71, 6 Bde.), wie auch sein Wörterbuch der geographischen Homonyme (»Al-Mosch-tarik«, Götting. 1846).

Jakuten (Sachalor), Volk in Sibirien, zum türkischen Zweig der Mongolen gehörig und zwar dessen nordöstlichster Ausläufer, an beiden Ufern der Lena, etwa vom 60.° nördl. Br. bis zum Eismeer wohnhaft. Man sieht sie auch noch im O. an der Jana, Indigirka und Kolyma, im W. an der Anabara, im S. am Aldan und der obern Maia. Ihre Zahl gibt Wenjukow auf 210,000, Rittich neuerdings auf 80,000 an. Ihr türkisches Idiom, das in Jakutsk die Sprache der Kaufmannswelt ist, haben sie sich in ihrer ursprünglichsten, wenn auch rohesten Form erhalten. Böthlingk lieferte eine Grammatik derselben (Petersb. 1851). Die J. sind größtenteils Nomaden, sie treiben Pferde- und Rindviehzucht; Jagd, Fischerei sowie das Aufsuchen des fossilen Elfenbeins sind weniger bedeutende Erwerbszweige. Im Sommer bewohnen sie leichte Zelte aus Birkenrinde, im Winter Jurten, d. h. Hütten aus schwachen, mit Erde und Rasen belegten Balken, in deren Innerm es sehr unsauber hergeht. Ihre Nahrung besteht aus Fisch und Fleisch, gesäuerter Milch, Beeren, Zedernüssen; zerlassene Butter, frisch oder ranzig, gilt als Leckerbissen. Ihrem Charakter nach sind sie ehrerbietig, dienstfeirig, den örtlichen Behörden unterwürfig, aber auch faul, ungesellig, verschlossen und rachsüchtig. Ihre Gastfreiheit gegen Fremde wird gerühmt; dem Namen nach sind sie Christen, doch stehen die alten Götter aus der Schamanenzeit noch immer in voller Verehrung. Vgl. Ferd. Müller, Unter Tungusen und J. (Petersb. 1882).

Jakutsk, russ. Gebiet in Ostsibirien, grenzt nördlich an das Eismeer, östlich an die Küsten- und die Amurprovinz, südlich an Transbaikalien und Irkutsk, westlich an Jenisseisk und hat 3,929,193 qkm (71,358 QM.) Flächeninhalt mit (1883) 243,443 Einw. Das Land umfaßt den ödesten, kältesten und unwirtbarsten Teil Sibiriens, in welchem nur 3,4 Menschen auf der Quadratmeile wohnen. Es wird von der Lena und deren Nebenflüssen sowie von den Küstenflüssen Olenek, Jana, Indigirka, Kolyma ꝛc. reichlich bewässert und ist Gebirgsland (Jablonoi und Stanowoi im SO. und O., die Sinberge im W., die Werchojansk- und Charanlachberge im O. der Lena). Durch das Land zwischen der untern Lena und der Chatanga zieht im Januar die Isotherme von —32° C., und in die Nähe der Stadt J. fällt die kälteste Stelle der ganzen Erdoberfläche. Die große nordische, mit Birken bestandene Tundrasteppe taut nur ganz oberflächlich (bis zu 1 m tief) auf; frostfrei sind nur wenige Tage im Juli und August. Trotzdem treiben nicht bloß Jakuten noch Rindviehzucht, da die Wiesen an der Lena in dem kurzen Som-

mer doch so viel Gras erzeugen, daß das Vieh mit demselben in geheizten Ställen durchwintert werden kann. Noch nördlich vom 70.° ist in Butun eine kleine russische Ansiedelung. Der Ackerbau hat nur im südlichen Kreis Oleminsk eine größere Ausdehnung; hier erzielt man das siebente, in den Kreisen J. und Wiljuisk nur das zweite Korn. Gemüsebau lohnt nicht mehr. J. ist reich an Pelztieren, deren Felle im Handel gesucht sind; J. eigentümlich sind die von dort kommenden Knochen und Zähne vom Mammut, Bison und von andern urweltlichen Vierfüßern, die man an der untern Lena, am Olenek und auf den Neusibirischen Inseln findet. Einen Hauptreichtum birgt der Oleminskische Distrikt in den goldreichen Minen, deren Ausbeute in den Jahren 1876—80: 4171 Pud, im J. 1880: 939 Pud betrug. Die Bewohner sind im N. Jakuten und Jukagiren (s. d.), die noch nahe den Mündungen der Flüsse überwintern, im S. Tungusen, dazu kommen noch 7000 Russen. Die russischen Dörfer (»Verschickte« kommen nicht hierher) ziehen sich längs der Lena, dann von der Stadt J. östlich und westlich in schmalen Streifen hin. Die Viehzucht bildet den Haupterwerbszweig. Man zählte 1883: 136,696 Pferde, 263,708 Stück Hornvieh, 33,089 Renntiere, 4262 Zughunde; Schafe und Schweine werden wenig gehalten. Schulen bestanden 1883 im Gebiet nur 23 mit 695 Lernenden (darunter 107 Mädchen). Das Gebiet ist in die fünf Kreise: J., Oleminsk, Wiljuisk, Werchojansk, Kolymsk eingeteilt. S. Karte »Asien«. Die gleichnamige **Hauptstadt**, an der Lena, wurde 1632 gegründet, hat mehrere Kirchen und Schulen, (1879) 4778 Einw., ist der Hauptstapelort für den ostsibirischen Pelzhandel und steht bei einer Durchschnittstemperatur von —42° C. von Mitte Dezember bis Mitte Februar im Ruf, der kälteste Ort der Erde zu sein.

Jalapa (spr. chhaláva), 1) Stadt im mexikan. Staat Veracruz, 1320 m ü. M., in einer höchst reizenden, gesunden und fruchtbaren Gegend, in der die Pflanzen der gemäßigten wie der heißen Zone gleich gut gedeihen, nett und reinlich gebaut und von schönen Gärten umgeben, mit Kathedrale, 1556 erbautem Franziskanerkloster, Hospital, Seminar und (1880) 12,400 Einw. Mit Veracruz steht J. durch eine Eisenbahn in Verbindung, die Hauptbahn nach Mexiko führt aber über Orizaba. — 2) Departementshauptstadt im mittelamerikan. Staat Guatemala, am Fuß des sogen. Vulkans von Ymay, mit (1880) 4208 Einw.

Jalappe, s. Ipomaea.

Jalappe, falsche, s. Mirabilis.

Jalappenharz | **Jalappenwinde** | **Jalappin** } s. Ipomaea.

Jalémos (griech.), Klage-, Trauergesang; erscheint im Mythus personifiziert als Sohn des Apollon und der Muse Kalliope und als Erfinder und Vorsteher jener Gesänge.

Jali (türk., »Meeresufer«), Bezeichnung der Villen der türk. Großen an den Ufern des Bosporus.

Jalisco (Xalisco, spr. chhá-), einer der westlichen Küstenstaaten Mexikos, erstreckt sich in einer Küstenlänge von 660 km längs des Stillen Ozeans, grenzt nördlich an Sinaloa und Durango, östlich an Zacatecas und Guanajuato, südlich an Michoacan und Colima und umfaßt einen Flächenraum von 100,625 qkm (1827 QM.). Der größte Teil des Landes liegt auf der Westseite der Sierra Madre und besteht teils aus Hochebenen, teils aus Gebirgszügen; im S. liegen die Nevada von Colima (4300 m) und der thätige Vulkan gleichen Namens (s. Colima). Der wichtigste Fluß ist der Rio Grande de Santiago (Tolotlan), welcher in nordwestlicher Richtung dem Stillen Ozean zuströmt; im SO. liegt der 1100 qkm (20 QM.) große See Chapala (s. d.), den der Santiago durchströmt. Der innere Teil des Landes hat ein gemäßigtes und gesundes Klima, die Küstenregion ist dagegen heiß und ungesund. Wo die Bewässerung nicht fehlt, ist der Boden fruchtbar und die Vegetation reich. Die Bevölkerung (1882: 983,484), unter welcher sich sehr viele Indianer befinden, verteilt sich namentlich auf die südöstlichen Gegenden des Landes und das Thal des Santiago; die Küstenregion ist fast nur von Negern und Sambos bewohnt. Hauptbeschäftigung ist Ackerbau und Viehzucht, auch die Indianer sind jetzt fast sämtlich ansässige Ackerbauer. Angebaut werden namentlich Mais, Weizen, Tabak, Zuckerrohr, Baumwolle, Indigo, Sesam rc. Rinder zählte man 1878: 470,460, und in demselben Jahr beschäftigte der Bergbau auf Silber und Kupfer 5750 Menschen und lieferte einen Ertrag von 1,677,530 Pesos. Die Industrie hat sich namentlich in jüngster Zeit bedeutend entwickelt, und im J. 1883 gab es: 10 Baumwoll- und 2 Wollfabriken, 2 Papiermühlen, 3 Tabaksfabriken und eine Glashütte. Hauptstadt ist Guadalajara. Der Flecken J. (3912 Einw.) liegt am Stillen Ozean und war früher Hauptstadt eines Indianerreichs. — J. wurde zuerst von Gonzalo de Sandoval besucht, 1541 von Cortez für Spanien in Besitz genommen und daraus mit dem jetzigen Staat Zacatecas das sogen. Königreich Neugaticien gebildet. S. Karte »Mexiko«.

Jallieu (spr. schalliöh), Fabrikort, s. Bourgoin.

Jalmal (Janmal, Jelmert), Halbinsel an der Nordküste Sibiriens, zum Gouvernement Tobolsk gehörig, trennt den Mündungsbusen des Ob vom Karischen Meer und wurde von Reisenden noch wenig besucht. Nach ihren samojedischen Bewohnern wird sie auch Samojedenhalbinsel genannt.

Jalomitza, Fluß in der Walachei, entspringt an der Nordgrenze, östlich vom Törzburger Paß, fließt, von links durch Nebenflüsse (Prahowa mit Krikowa und Teleaschna) verstärkt, meist in östlicher Richtung und mündet unterhalb Hirsowa links in die Donau; 225 km lang. Nach ihm ist ein rumänischer Kreis mit der Hauptstadt Stirbei (Kalarasch) benannt.

Jalon (franz., spr. schalóng), Meßfahne, mit einem Fähnchen versehene Visierstange (s. Abstecken).

Jalon (spr. chhalón), rechter Nebenfluß des Ebro, entspringt in der Provinz Soria oberhalb Medinaceli, fließt bei Calatayud mit dem längern Jiloca zusammen und mündet nach 235 km langem Lauf oberhalb Saragossa. 10 km vor der Mündung geht er auf einem Aquädukt über den Kaiserkanal (s. d.).

Jalousie (franz., spr. schalusih), Eifersucht, Neid.

Jalousien (franz., spr. schalu-), Vorrichtungen, welche dazu dienen, Fenster oder Thüren durch sich gegenseitig deckende Stäbe, Brettchen oder Platten so zu schließen, daß das Eindringen der Sonnenstrahlen sowie der Einblick Unberufener von außen abgehalten, dagegen Luft und Licht eingelassen werden. Bei Gefängnissen hindern J. durch eine umgekehrte Stellung der Brettchen das Hinaussehen. Die Platten der J. bestehen aus Holz, Eisen, Zink, in seltenen Fällen auch aus Glas. Die J. dienen als Ersatz der Fenster in Räumen, in denen Luft und Licht fortwährend eindringen, Sonne, Regen rc. abgehalten werden sollen. Diese J. sind in einem mit der Wand der Fenster- oder Lukenöffnung fest verbundenen Rahmen befestigt (Blendrahmen oder Futter), in diesen werden Nuten eingestemmt und in diese wieder

mit einer Neigung nach außen 8—15 cm breite, 1,5—2 cm dicke Brettchen eingepaßt. Bei der einfachsten Form sind diese Brettchen unbeweglich (Persiennes). Bei Wohnhäusern wird diese Form nur in warmen Klimaten angewendet, häufig dagegen bei Schuppen, Trockenböden, Glockenböden in Türmen, Räumen, aus denen Dämpfe abziehen sollen, ꝛc. Bei Wohnhäusern werden in der Regel bewegliche Jalousieladen als zweiter Verschluß der Fenster benutzt. Bei diesen sind die einzelnen Brettchen durch eine Stellstange verbunden, so daß man die Neigung der einzelnen Brettchen regulieren und den zwischen denselben befindlichen Zwischenraum vergrößern oder verkleinern kann. Vollkommen geschlossen, überdecken sich die einzelnen Brettchen gegenseitig etwa 2,5 cm und bilden so förmliche Laden. Die Zug- und Rolljalousien (Jalousie-Rouleaus) lassen sich mittels eines Mechanismus hinaufziehen oder herunterlassen, oder sie werden auf einer oben am Fenster oder der Thür befindlichen Walze auf- und abgewickelt. Die Zugjalousien bestehen aus ca. 3—4 mm starken und 60—70 mm breiten Holzbrettchen, welche auf Gurten befestigt sind, die an beiden Enden in Drahtführungen gehen. Eine Doppelschnur dient dazu, die einzelnen Brettchen nach Belieben in eine mehr oder weniger schiefe oder horizontale Lage zu bringen. Sind die J. ganz hinaufgezogen, so liegen die Brettchen hinter einer am obern Ende des Fensters angebrachten Schutzblende aus Holz oder Blech. — Bei den Rolljalousien (Rollladen) werden Stäbe auf Stoff aufgeleimt oder an Stahlbändern befestigt, entweder so, daß sie ganz dicht nebeneinander liegen, oder daß zwischen denselben kleine Zwischenräume bleiben, um Licht und Luft durchzulassen. Sie bewegen sich in zwei lotrechten, seitlich in feststehenden Blendrahmen angebrachten Falzen und werden mittels eines Riemens und einer Riemenscheibe auf einer Welle auf- oder abgewickelt. Sollen diese Rolljalousien oder Rollladen zum sichern Verschluß von Thüren und Fenstern bei Verkaufslokalen dienen, so verwendet man zu denselben Stahlplatten oder Wellblech. Fensterjalousien besitzen wohl Vorrichtungen, mittels deren man sie wie Markisen schräg stellen kann.

Jaloux (franz., spr. schaluh), eifersüchtig, mißgünstig.

Jalpuch (Jalpuch), linker Nebenfluß der untern Donau, entspringt in Bessarabien, südwestlich von Kischenew, fließt in südlicher Richtung den Pruth parallel und mündet in der südlichen Moldau in den 50 km langen, aber nur 230 qkm großen Jalpuchsee, der bis hart an die Donau reicht und durch Sümpfe sein Wasser zu ihr entläßt.

Jalta, Kreis- und Hafenstadt im russ. Gouvernement Taurien, an der Südküste der Krim, in einem reizenden Thal am Fuß des Jailagebirges, Station der Dampferlinie Odessa-Asow, einer der Lieblingsorte der kaiserlichen Familie, mit (1881) 3006 Einw. Im W. davon liegt das prächtige kaiserliche Schloß Livadia (s. d.).

Jalton-Nor, See, s. Elton.

Jaluit (spr. dschalut), die größte und wichtigste der

J. ist seit 1876 Hauptquartier des deutschen Handelshauses Hernsheim, welches von hier aus Faktoreien auf den übrigen Marshallinseln, im Neubritannia-Archipel und auf den Karolinen bewirtschaftet. Die Deutsche Handels- und Plantagengesellschaft hat hier gleichfalls eine Faktorei. Zwischen den beiden deutschen Niederlassungen liegt das Dorf der Eingebornen. Das Deutsche Reich ließ sich 1878 von den eingebornen Häuptlingen den Hafen von J. als Kohlenhafen abtreten mit der Bedingung, daß keiner andern Nation gleiche oder ähnliche Rechte zugestanden werden sollten; zugleich erhielt J. eine Flagge schwarz, weiß, rot, fünffach gestreift. Später wurde hier ein deutsches Konsulat errichtet und 15. Okt. 1885 die deutsche Flagge auf J. geheißt. Der Verkehr ist außerordentlich schnell gestiegen; 1877 liefen 56 Segelschiffe ein (31 deutsche von 3651 Ton.), 1885 schon 102 Schiffe von 12,487 T. (deutsche 38 Schiffe von 4160 T.). Die Insel wurde 1809 von Patterson entdeckt und Bonham genannt. Vgl. Marshallinseln.

Jama (Yama), ind. Gottheit, in den Liedern des Weda der erste Mensch, welcher starb und uns den Weg zum Jenseits zeigte, wurde daher in der spätern indischen Mythologie zum Gotte der Unterwelt und Richter der Toten, der durch seine Boten die Seelen aus den Leichnamen ziehen und mit Stricken gebunden zu sich führen läßt, die besonders frommer Menschen aber auch selbst holt. Abgebildet wird er in schrecklicher Gestalt, mit einem Halsband von Totenköpfen, verzerrten Gesichtszügen, mehreren Armen, schwer bewaffnet, auf einem vierfach gehörnten, schwarzen Büffel reitend, auch mit einer Wage und einer Fackel in der Hand. Vgl. Muir, Original Sanskrit texts (Bd. 5, S. 284 ff.).

Jamagrod, Stadt, s. Jamburg.

Jamaica (spr. dschamähka), eine der Großen Antillen in Westindien (s. Karte »Westindien«), in ungemein günstiger Lage für den Handel, wird von Haïti durch die 185 km breite Windwardpassage geschieden, liegt 150 km südl. von Cuba, 960 km nördlich von Colon (Panama) und hat von ihrer östlichen Spitze, Morant Point, bis zum Negril Point eine Länge von 225 km. Die Nordküste ist steil, die Südküste mannigfaltiger gestaltet und von gefährlichen Riffen umgeben, doch zählt man 16 gute Häfen und 30 mehr oder weniger gedeckte Reeden. Das Innere ist ein malerisches Hügelland, welches in den dicht bewaldeten Blauen Bergen eine Höhe von 2236 m erreicht. Ausgedehntere Alluvialebenen von ungemeiner Fruchtbarkeit kommen nur in einigen Flußthälern vor. Plutonische Gesteine bilden die Grundlage der Insel. Sie werden bedeckt und umlagert von tertiären Kalksteinen, Kreidefelsen und metamorphischen Gesteinen. Ein erloschener Vulkan, 223 m hoch, liegt an der Nordostküste. Wertvolle Metalle (Kupfer, Silber, Blei, Zink ꝛc.) kommen vor, aber nicht in hinreichender Menge, daß sich der Bergbau lohnen würde. Die Insel ist gut bewässert, aber von den 114 Bächen und Flüßchen, welche sich ins Meer ergießen, ist nur der Black River auf eine kurze Strecke schiffbar. Das Klima zeichnet sich durch Gleichmäßigkeit aus. An

von 10,859 qkm (197,2 QM.) und (1881) 580,804 Einw., nämlich 14,433 Weiße, 109,946 Mulatten, 444,186 Schwarze und 12,240 Kulis. Im J. 1830 (also zur Sklavenzeit) zählte man erst 402,000 Einw., und 1861—81 ist die Bevölkerung um 32 Proz. gewachsen (Weiße 4,4 Proz., Farbige 36, Schwarze 28 Proz.). Im Innern hausen noch Maronneger, die Nachkommen der den Spaniern entsprungenen Negersklaven. Kulis sind seit 1861 eingeführt worden, aber ohne den von den Pflanzern erhofften Erfolg. Juden sind zahlreich. Die Schulen genügen keineswegs dem Bedürfnis, und trotz der Tausende, die von englischen Missionsgesellschaften auf der Insel spendiert werden, lebt ein großer Teil der Neger in thatsächlichem Heidentum. Die Abschaffung der Sklaverei (1833) hat dem Wohlstand der Insel tiefe Wunden geschlagen. An die Stelle großer Plantagen, mit sorgfältiger Bewirtschaftung, sind kleine Grundstücke getreten. Man baut namentlich Zucker, Kaffee, Piment und Ingwer. Nahrungspflanzen sind: Kassawen, Bataten, Mais, Brotfrüchte, Kürbisse, Erbsen, Bohnen, Arrowroot, Gemüse. Auch Cinchonapflanzungen hat man angelegt. Die Viehzucht ist sehr zurückgegangen. 1883 zählte man 45,969 Pferde, 84,206 Rinder, 20,000 Schafe, 9000 Schweine. Die Ausfuhr hatte 1884 einen Wert von 1,483,983, die Einfuhr von 1,568,639 Pfd. Sterl., und Schiffe von 969,549 Ton. Gehalt liefen in den Häfen der Insel vom Ausland ein. Ausgeführt wurden 588,523 Ztr. Zucker (1806: 2,152,114 Ztr.), 92,524 hl Rum (1806: 186,856 hl), 48,357 Ztr. Kaffee (1814: 340,456 Ztr.), 15,705 Ztr. Ingwer (1826: 29,240 Ztr.), 110,471 Ztr. Piment (1830: 65,439 Ztr.), Rotholz ꝛc. Die Hauptartikel der Einfuhr sind: Mehl, Fische, Baumwollwaren. Fast alle Einfuhrartikel zahlen Zoll, meist 12½ Proz. ad val.; nur Maschinen, Steinkohlen, Steinsalz und Bücher sind frei, und für Kaffee, Rum, Zucker und Holz wird ein Ausfuhrzoll erhoben. Der Verkehr ist am lebhaftesten mit England, den Vereinigten Staaten und Kanada. Bis 1866 erfreute sich J. einer Repräsentativverfassung, deren Resultate indes so trauriger Art waren, daß sich die Regierung gezwungen sah, dieselbe, mit Einwilligung der Stände, zu beseitigen. Die Folgen zeigten sich bald in den günstigern Finanzverhältnissen der Insel, so daß die Ausgaben (1883—1884: 562,585 Pfd. Sterl.) seit langer Zeit wieder durch die Revenue gedeckt wurden und die Kolonialschuld (1884: 1,243,899 Pfd. Sterl.) vermindert werden konnte. Hauptstadt der Insel ist Spanishtown, die größte Stadt aber Kingston. Die Caymans und Navassa (s. d.) sowohl als die Turksinseln unterstehen dem Gouverneur von J.

Die Insel J. wurde von Kolumbus auf seiner zweiten Reise 5. Mai 1494 entdeckt und Santiago genannt. Auf seiner vierten Reise 1503 litt er an der Küste Schiffbruch und bewog die Indianer durch Voraussagung einer Mondfinsternis, ihn mit Lebensmitteln zu unterstützen. 1509 wurde die Insel von den Spaniern in Besitz genommen, und bereits 1560 war die Urbevölkerung fast gänzlich ausgerottet. Seit 1545 stand J. unter den Nachkommen Kolumbus', bis die männliche Linie derselben ausstarb und die Statthalterschaft durch weibliche Deszendenz an das Haus Braganza kam. Als dieses 1640 sich des Throns von Portugal bemächtigte, zog Spanien die Statthalterschaft ein. Schon 1655 wurde indessen J. von den Engländern eingenommen und 1659 ihnen förmlich abgetreten. Von da ab war die Insel, die nun den Namen J. (»Wald- und Wasserland«) erhielt, der Hauptbesitzpunkt englischer Macht in den westindischen Gewässern. Hartnäckige Kämpfe mit den Maronnegern (entlaufenen Sklaven) im Innern der Insel wurden erst 1795 beendet. Seit 1807 hörte die Einfuhr der Sklaven auf, nachdem 1700—1786 etwa 600,000 Sklaven dahin gebracht worden waren; am 1. Aug. 1838 endlich wurden alle Sklaven für frei erklärt und den ehemaligen Besitzern eine Entschädigung von 394 Mk. pro Kopf bezahlt. Seit jener Zeit verarmte die einst wohlhabende Insel, und der Notstand ward noch in jüngster Zeit durch den Negeraufstand von 1865, der mit blutiger Strenge niedergeschlagen wurde, erhöht. Die frei gewordenen Neger, welche sich den harten Bedingungen der bisherigen Sklavenhalter nicht unterwerfen wollten, hatten zum großen Teil die Arbeit auf den Plantagen verlassen und sich im unangebauten Innern der Insel angesiedelt. Die Plantagenbesitzer, hierdurch und durch die freihändlerische Zollgesetzgebung des Mutterlandes vom wirtschaftlichen Ruin bedroht, suchten die Neger mit Hilfe der Gerichte von dem okkupierten Grundbesitz zu vertreiben, was in Port Morant auf der Ostseite von J. im Oktober 1865 einen Aufstand hervorrief. Die Pflanzer und auch der Gouverneur Eyre betrachteten denselben als eine günstige Gelegenheit, die Neger zu züchtigen, erklärten den Belagerungszustand und wüteten nun auf das furchtbarste unter Schuldigen und Unschuldigen. Außer zahlreichen im Kampf oder ohne Urteil Erschossenen wurden 330 Neger, darunter auch ein Mitglied des Unterhauses von J., Gordon, hingerichtet, über 600, worunter auch Frauen, gepeitscht und zu schweren Kerkerstrafen verurteilt, mehr als 1000 Häuser eingeäschert. Eyre ward allerdings von der englischen Regierung abberufen, jedoch nicht bestraft; die von Sir Henry Storks geleitete Untersuchung der vorgefallenen Gewaltthaten verfuhr sehr mild, indes wurde eine Besserung der Verhältnisse auf der Insel durch eine im Oktober 1866 erteilte neue Verfassung angebahnt. Gegenwärtiger Gouverneur ist Sir H. W. Norman. Vgl. Gardner, History of J. (Lond. 1874); Sinclair und Fyfe, Handbook of J. (jährlich).

Jamaicabitterholz, das Holz von Simaruba excelsa.

Jamaicapfeffer, s. v. w. Piment, s. Pimenta.

Jamaicin, s. v. w. Berberin.

Jaman, Dent de (spr. dang d'schamāng), s. Freiburger Alpen.

Jambi, Fluß, s. Dschambi.

Jamboli, Stadt in Ostrumelien, an der Tundscha, Endpunkt einer sich an die Linie Konstantinopel-Sarambei anschließenden Zweigbahn, mit Weinbau, Fabrikation von Wolldecken und 7000 Einw.

Jambosa *Dec.* (Jambobaum, Jambusenbaum), Gattung aus der Familie der Myrtaceen, schöne, immergrüne Bäume mit kurzstieligen, hell punktierten, gegenständigen Blättern, in wenigblumigen Afterdolden stehenden, ansehnlichen Blüten und großen, eßbaren Früchten. J. vulgaris *Dec.* (Engenia Jambos *L.*), auf den ostindischen Inseln wild wachsend und allenthalben in den Tropengegenden, auch auf Madeira kultiviert, ist ein schöner, immergrüner Baum von 6—12 m Höhe, trägt kugelige, blaßgelbe, rosenrot angeflogene, von dem grünen Kelch gekrönte, wohlriechende und wohlschmeckende Früchte, welche als Rosenäpfel sehr geschätzt sind und wie die in Zucker eingemachten, weinsäuerlich riechenden Blüten auch bei fieberhaften Krankheiten verabreicht werden. J. domestica *Rumph* (J. malaccensis *Dec.*), ein niedriger Baum, auf den ostindischen Inseln, auf den Antillen und in Brasilien

kultiviert, trägt apfelgroße, rote, rosenartig riechende Früchte (Malaienäpfel), welche ein beliebtes Obst sind.

Jamburg (Jamagrod), Kreisstadt im russ. Gouvernement St. Petersburg, an der Luga und der Eisenbahn St. Petersburg-Reval, mit 2 Kirchen und (1880) 3243 Einw.; wurde 1783 zur Kreisstadt erhoben. In der Umgebung liegen viele deutsche Ansiedelungen.

Jamerah (spr. scham'rā), s. Duval 1).

Jamerlonk, türkischer Mantel.

James (engl., spr. dschehms), s. v. w. Jakob; doch heißt der jüdische Patriarch auch im Englischen Jacob.

James (spr. dschehms), 1) George Payne Rainsford, engl. Schriftsteller, geb. 1801 zu London, betrat früh die schriftstellerische Laufbahn mit anonymen Erzählungen (»The string of pearls«, 2 Bde.) und Beiträgen zu Zeitschriften, veröffentlichte dann ein »Life of Edward the Black Prince« (1822, 2 Bde.) und versuchte sich mit »Richelieu, a tale of France« (1829) auf dem Gebiet des historischen Romans mit Glück. Durch Walter Scotts Lob angespornt, ließ er eine lange Reihe von Romanen rasch hintereinander erscheinen, von denen wir nur einige anführen: »Darnley« (1830), »Delorme« (1831), »Philip Augustus« (1831), »One in a thousand, or the days of Henri Quatre« (1835), »Attila« (1837), »The Huguenot« (1838), »Arrah Neil« (1845) ꝛc. Daneben schrieb er historische Werke, wie: »The memoirs of great commanders« (1834, neue Ausg. 1872); »The history of Charlemagne« (1832); »History of the life of Richard Cœur de Lion« (1841—49, 4 Bde.; neue Ausg. 1859) u. a. J. war vom König Wilhelm IV. zum Historiographen Großbritanniens ernannt, siedelte indessen 1849 nach Amerika über, wo er seit 1852 das britische Konsulat zu Richmond in Virginia bekleidete und noch mehrere Romane, wie: »Agnes Sorel« (1853), »Lord Montagu's page« (1858) ꝛc., schrieb; 1858 als englischer Generalkonsul nach Venedig versetzt, starb er daselbst 9. Juni 1860. Seine Schriften umfassen 189 Bände, und noch fortwährend erscheinen seine Romane in neuen Ausgaben.

2) Sir Henry, Geodät, geb. 1803 zu Truro in Cornwallis, besuchte die Militärakademie zu Woolwich, wurde 1825 Leutnant im Geniekorps, 1844 Direktor der geologischen Vermessung von Irland, 1846 Direktor der Admiralitätsarbeiten in Portsmouth, 1852 Chef des Ordnance Survey des Vereinigten Königreichs und 1857 Dirigent des topographischen und statistischen Departements des Kriegsministeriums. Letztern Posten gab er 1870 auf und starb als Generalleutnant, nachdem er 1860 in den Ritterstand erhoben war, 14. Juni 1877. Er schrieb: »Notice of the arrangements which have been made for taking meteorological observations at the principal foreign stations of the Royal Engineers« (Lond. 1851); »Ordnance trigonometrical survey of Ireland« (das. 1858); »Abstract of the principal lines of spirit levelling in England and Wales« (das. 1861); »Account of the principal triangulation of the United Kingdom« (das. 1864); »Record of the expedition to Abyssinia« (das. 1870). Mit Hilfe seines photozinkographischen Prozesses gab er ein Faksimile des ganzen »Doomesday-book« (32 Bde.), »Facsimiles of national manuscripts of William the Conqueror to Queen Anne«, »Facsimiles of national manuscripts of Scotland (1867) and of Ireland« (Dublin 1874).

3) Thomas L., nordamerikan. Generalpostmeister, geb. 1831 zu Utica (New York), studierte an der Akademie daselbst und folgte dann seiner Neigung zur Journalistik, indem er bei der »Liberty Press« eintrat. Er kämpfte in den Reihen der Whigs in den heftigen Parteistreitigkeiten 1849—53, wodurch er mit dem Richter Fisher bekannt wurde, mit welchem er das »Madison County Journal« herausgab, das sich auf die Seite Sewards stellte. Als die republikanische Partei gebildet wurde, trat er mit Eifer in die neue Organisation ein und wurde alleiniger Eigentümer und Herausgeber des »Journal«. Während der Knownothingskämpfe verteidigte er mutig und energisch die Gegenpartei, und es gelang ihm, den Kandidaten der Gegen-Knownothingspartei durchzusetzen. Nach der Wahl des Präsidenten Lincoln hatten ihm seine Freunde den Posten eines Zollinspektors verschafft. Er verkaufte deshalb sein Journal und zog nach New York. Seine energische Thätigkeit trug ihm 1874 die Beförderung zum Wagemeister ein, 1876 die zum Deputy Collector. Seine Geschäftsgewandtheit brachte ihn in so großes Ansehen, daß er vom Präsidenten Grant zum Vorsitzenden des Board of Examiners, dann zum Postdirektor von New York ernannt wurde. Seine hervorragenden Leistungen auf diesem Posten veranlaßten Garfield, ihn 1881 zum Generalpostmeister zu ernennen. Doch trat er 1885 zurück.

Jameson (spr. dschehms'n), Anna, engl. Schriftstellerin, geb. 19. Mai 1797 zu Dublin, empfing durch ihren Vater, den Miniaturmaler Murphy, früh schon künstlerische Anregung und wurde als Schriftstellerin zuerst durch ihr auf einer italienischen Reise geschriebenes Tagebuch »Diary of an ennuyée« (1826, 3. Aufl. 1838) bekannt. 1827 vermählte sie sich mit dem Advokaten Robert J., lebte aber später getrennt von ihm, besuchte auf weitern Reisen Deutschland, Frankreich und Nordamerika und starb 17. März 1860 in London. Ihre vorzüglichsten Schriften sind: »Loves of the poets« (1829); »Characteristics of the female characters of Shakespeare«, eine feine Schilderung der Shakespeareschen Frauengestalten (1832, neue Ausg. 1879; deutsch, Leipz. 1834); »Visits and sketches at home and abroad« (1834, 4 Bde.); »Winter-studies and summer-rambles in Canada« (1838; deutsch, Braunschw. 1839); ferner die der Kunstgeschichte und Kunstkritik angehörenden Werke: »Memoirs of the early Italian painters« (1845, 2 Bde.); »Sacred and legendary art« (1848, 4. Aufl. 1865), worin sie die Entwickelung der religiösen Geschichte darlegt, wie sie uns in den Werken der Malerei entgegentritt; »Legends of the monastic orders« (1850, 3. Aufl. 1866); »Legends of the Madonna« (3. Aufl. 1865) und die für die Ikonographie wichtige »Scriptural and legendary history of our Lord« (mit Lady Eastlake, 1859—64, 2 Bde.); endlich »A commonplace book of thoughts memories and fancies« (1854). Auch gab sie eine englische Bearbeitung der Schauspiele der Prinzessin Amalie von Sachsen unter dem Titel: »Pictures of the social life of Germany« (1840) heraus. Vgl. Macpherson, Memoirs of the life of A. J. (Lond. 1878).

Jamesone (spr. dschehms'n), George, engl. Maler, geb. 1586 zu Aberdeen, genannt der schottische van Dyck, gest. 1644 in Edinburg, malte besonders Bildnisse, die sich durch lebendige Auffassung und fleißige Durchführung auszeichnen, daneben auch Landschaften und Historien, teils in Öl, teils Miniatur. Der Magistrat von Edinburg ließ von ihm eine Reihe schottischer Könige malen, als Karl I. 1633 Schottland besuchte. In Schottland sind viele Adelssitze mit Familienbildern von J. geschmückt.

Jamesonit (spr. dschēmsŏ-), Mineral aus der Ordnung der Sulfosalze, kristallisiert rhombisch, findet sich in

langsäulenförmigen, parallel oder radial gruppierten Kristallen, meist derb in stängeligen Aggregaten, ist stahlgrau bis dunkel bleigrau, Härte 2—2,5, spez. Gew. 5,56—5,62, besteht aus Schwefelblei und Schwefelantimon $2PbS + Sb_2S_3$ mit 50,61 Blei und 29,83 Antimon, enthält oft Eisen, Kupfer, Silber, Wismut. Fundorte: Cornwall, Nertschinsk, Estremadura. Vgl. Heteromorphit.

James River (spr. dschehms riwwer), schiffbarer Fluß im nordamerikan. Staat Virginia, entsteht in dem Alleghanygebirge durch Vereinigung des Jackson mit dem Cow Pasture River, durchbricht die Blauen Berge und ist von Lynchburg an auf 398 km bis zu seiner Mündung in die Chesapeakebai schiffbar. Seeschiffe von 3 m Tiefgang gelangen bis nach Richmond. Die bei dieser Stadt gelegenen Fälle werden durch einen Kanal umgangen. Die Einfahrt des Flusses verteidigt Fort Monroe, und gleich oberhalb der buchtartigen Mündung liegen die Seestädte Norfolk und Portsmouth. Der Kanal, der früher diesen Fluß 322 km aufwärts von Richmond bis nach Covington begleitete, und den bis zum Kanawha (s. d.) fortzusetzen beabsichtigt war, ist eingegangen.

Jamesthee (spr. dschehms-), die Blätter von Ledum latifolium.

Jamestown (spr. dschehmstaun), 1) Hauptstadt der brit. Insel St. Helena, der einzige Ort und Landungsplatz derselben, am Nordrand in eine enge Schlucht eingezwängt, durch welche sich die einzige Straße der Stadt hinzieht, mit (1881) 2250 meist farbigen Einwohnern. J. ist Sitz des Gouverneurs und Freihafen. Zwei Forts schützen die Stadt nach dem Meer zu. Außer den nach der Kapstadt gehenden Postdampfern laufen zahlreiche Segelschiffe J. an, um sich mit Trinkwasser, Gemüse und Geflügel zu versorgen. — 2) Stadt im nordamerikan. Staat New York, am untern Ende des Chautauquasees, hat Kornmühlen, Fabriken und (1880) 9357 Einw.

Jamiltepec, Stadt im mexikan. Staat Oajaca, am Rio Chimotepec, in der Küstenebene, hat Bau von Zuckerrohr und Baumwolle, Handel mit Honig, Wachs und Salz und (1880) 36,637 Einw. (im Munizipium).

Jamnia (im Alten Testament Jabneel, jetzt Jebna), Philisterstadt zwischen Joppe und Asdod, mit einem guten Hafen an der 5 km entfernten Küste, wurde von Usias den Philistern entrissen und war nach der Zerstörung Jerusalems Sitz des Synedrions und einer berühmten jüdischen Akademie.

Jamnitz, alte, ehemals mit Privilegien bedachte Stadt in der mähr. Bezirkshauptmannschaft Datschitz, am Schelletauer Bach, hat ein Bezirksgericht, ein ansehnliches Schloß, eine gotische Dekanatskirche, eine Synagoge, Spiritusbrennerei und (1880) 2710 Einw. Zur Erinnerung an das Jahr 1315, wo Elisabeth, die Gemahlin König Johanns von Böhmen, hier Schutz fand, wird alljährlich ein Volksfest gefeiert.

Jammitzer (Jamitzer), Wenzel, Goldschmied, geb. 1508 zu Wien, kam bald mit seinem Bruder Albrecht, der sein Mitarbeiter war, nach Nürnberg, wurde 1534 Meister, 1556 »Genannter« des Großen Rats, 1573 Mitglied des Kleinen Rats und war der Hofgoldschmied der Kaiser Karl V., Ferdinand I., Maximilian II. und Rudolf II. Er starb 15. Dez. 1586 in Nürnberg und wurde auf dem St. Johannisfriedhof begraben, wo sein Grab durch ein von Jost Amman entworfenes Epitaph aus Bronze geschmückt ist. J. wandte sich der Renaissance zu und war in allen Arten der Technik erfahren. Besonders bewunderte man seine ganz naturalistisch behandelten Nachbildungen kleiner Tiere und Pflanzen, mit denen man damals Kästchen zu besetzen pflegte. Seine bedeutendsten beglaubigten Werke sind: ein Schmuckkästchen im Grünen Gewölbe zu Dresden (s. Tafel »Goldschmiedekunst«, Fig. 12), der 1549 vom Nürnberger Rat erworbene, 1 m hohe sogen. Merkelsche Tafelaufsatz (früher im Germanischen Museum, jetzt bei der Familie des Freiherrn Karl v. Rothschild in Frankfurt a. M.; s. Tafel »Goldschmiedekunst«, Fig. 3) mit der Figur der Mutter Erde auf der Spitze, vier Figuren: Flora, Ceres, Bacchus und Venus, in der kaiserlichen Schatzkammer zu Wien (Reste eines Tafelaufsatzes für Kaiser Rudolf II.), ein Pokal von 1580 im Besitz der gräflichen Familie Zichy, ein Schmuckkästchen mit den Thaten des Herkules in der bayrischen Schatzkammer zu München und ein Pokal im Besitz des deutschen Kaisers. Seine Goldschmiedmarke ist ein Löwenkopf und daneben zuweilen noch ein W. Bergau schreibt ihm eine Anzahl von Entwürfen zu, die von mehreren Kupferstechern des 16. Jahrh. reproduziert sind. Vgl. Bergau, W. Jamitzers Entwürfe zu Prachtgefäßen in Silber und Gold (Berl. 1879). Originalzeichnungen von ihm sind in Basel, Koburg, Nürnberg, Erlangen, Paris &c. J. beschäftigte sich auch viel mit Architektur, Mathematik und Mechanik. Er fertigte unter anderm die Zeichnungen zu Rivius' Bearbeitung des Vitruv und gab 1568 eine »Perspectiva corporum regularium« heraus (radiert von J. Amman). — Ein Verwandter von ihm, Christoph J., war ebenfalls Goldschmied und Kupferstecher. Von ihm befindet sich eine Prunkschüssel mit dem Triumph Amors in der kaiserlichen Schatzkammer zu Wien und eine Tischfontäne in Gestalt eines Elefanten mit einem Turm voll bewaffneter Krieger im Kunstgewerbemuseum zu Berlin (um 1600).

Jampol, Kreisstadt im russ. Gouvernement Podolien, am Dnjestr und an der Rashawa, mit 6 Kirchen, einer Synagoge, Weinbau, Getreidehandel und (1880) 4305 Einw.

Jamschtschik (russ.), Postillon.

Jämtland, s. Jemtland.

Jamunder See, Strandsee im preuß. Regierungsbezirk Köslin, 16 km lang, 2 km breit, durch eine schmale Öffnung mit der Ostsee verbunden.

Jan (niederländ.), s. v. w. Johann.

Jana, Fluß im ostsibir. Gouvernement Jakutsk, entspringt auf dem Werchojanischen Gebirge und mündet östlich von der Lena unterhalb Ustjansk, ein Delta bildend, ins Eismeer; 1030 km lang.

Janauschek, Fanny (eigentlich Franziska Magdalena Romance), namhafte Schauspielerin, geb. 20. Juli 1830 zu Prag, debütierte hier und trat seit 1845 in kleinern Städten Sachsens und Württembergs auf. 1847 fand sie ein Engagement in Köln, wo Roderich Benedix das in ihr schlummernde Talent weckte. Im Mai 1848 an die Frankfurter Bühne berufen, spielte sie hier besonders jugendliche Liebhaberinnen mit großem Beifall. bis sie 1860 ausschied. Nachdem sie hierauf an verschiedenen Orten Gastrollen gegeben, ward sie im November 1861 am Dresdener Hoftheater engagiert. Nach Lösung des Kontrakts (1863) begab sie sich nach Amerika, durchzog erst als deutsche Schauspielerin mit dem glänzendsten Erfolg die Vereinigten Staaten, warf sich dann mit der ganzen Energie ihres Naturells auf das Studium der englischen Sprache und ward bald den ersten englischen Schauspielerinnen gleichgestellt. 1876 gastierte sie in London. Ihre Hauptstärke besteht in der Darstellung hochtragischer Rollen, wie Klärchen, Gretchen, Julia, Desdemona &c.

Janbo el Bahr, türk. Seestadt in der arabischen Landschaft Hidschas, am Roten Meer, mit ausgezeichnetem Hafen und 5—6000 Einw., ist Landungsplatz für Medina (»das Thor der heiligen Stadt«) und hat daher bedeutenden Transporthandel, speziell mit Artikeln für die Reise nach Medina.

Jane (engl., spr. dschehn), s. v. w. Johanna.

Janesville (spr. dschehnswill), Stadt im nordamerikan. Staat Wisconsin, am Rock River, 50 km südöstlich von Madison, hat Wollfabriken, Maschinenbau, eine Blindenschule und (1885) 9941 Einw.

Janet (spr. schanäh), 1) Paul, franz. Philosoph, geb. 30. April 1823 zu Paris, erhielt seine Ausbildung auf dem Lycée St.-Louis und auf der Normalschule, wurde 1848 Professor an der Universität Straßburg, 1857 am Lyceum Louis le Grand und wirkt seit 1864 als Professor der Philosophie an der Pariser Universität. Von seinen zahlreichen Werken erwähnen wir: »Essai sur la dialectique dans Platon et dans Hégel« (2. Aufl. 1860); »La famille; leçons de philosophie morale« (1855, 10. Aufl. 1873), ein von der französischen Akademie preisgekröntes Werk; »Philosophie du bonheur« (4. Aufl. 1873); »Le matérialisme contemporain en Allemagne« (3. Aufl. 1878; deutsch, Leipz. 1885); »La crise philosophique. MM. Taine, Renan, Littré et Vacherot« (1865); »Le cerveau et la pensée« (1867); »Éléments de morale« (1870); »Histoire de la science politique dans ses rapports avec la morale« (1872, 2 Bde.; 3. Aufl. 1886); »Les problèmes du XIX. siècle« (1872); »La morale« (1874); »Philosophie de la Révolution française« (1875); »Les causes finales« (1877); »Saint-Simon et le Saint-Simonisme« (1878); »La philosophie française contemporaine« (1879); »Traité élémentaire de philosophie« (4. Aufl. 1884); »Les maîtres de la pensée moderne« (1883); »Les origines du socialisme contemporain« (1883); »Victor Cousin et son œuvre« (1885). J. ist Mitglied der Akademie der moralischen Wissenschaften seit 1864.

2) Maler, s. Clouet 1).

Jangtsekiang, Fluß, s. Jantsekiang.

Janhagel (niederländ.), s. v. w. Pöbel.

Janicŭlus (Janiculum), einer von den sieben Hügeln Roms, auf dem rechten Tiberufer, auf dem in frühern Zeiten der Sage nach eine vom Janus (s. d.) erbaute Burg gestanden haben soll.

Janin (spr. schanäng), Jules, franz. Kritiker und Romanschriftsteller, geb. 16. Febr. 1804 zu St.-Etienne (Loire), erhielt seine wissenschaftliche Bildung in Paris und betrat dann die Journalistenlaufbahn, indem er seine Feder zuerst dem freisinnigen Oppositionsblatt »Figaro«, dann dem Regierungsblatt »Quotidienne« und schließlich dem »Journal des Débats« widmete. Seit 1836 führte er an letzterer Zeitung fast 40 Jahre hindurch das Amt des Bücher- und Theaterkritikers und übte durch seine geistvollen, witzigen und pikanten Besprechungen einen weitgreifenden, wenn auch keineswegs durchaus heilsamen Einfluß in der französischen Litteratur aus. Die Form und das Geld galten bei J. alles, Inhalt und Charakter soviel wie nichts. Seit 1870 Mitglied der französischen Akademie, starb er 19. Juni 1874 in Paris. Von seinen Romanen nennen wir: »L'âne mort et la femme guillotinée«, ein offenbar ironisch gemeintes Phantasiestück (1817, neue Ausg. 1860); »La confession« (neue Ausg. 1860); »Barnave« (neue Ausg. 1860); »Contes fantastiques« (neue Ausg. 1863); »Contes nouveaux« (1833); »Le chemin de traverse« (neue Ausg. 1874); »La religieuse de Toulouse« (1850); »Un cœur pour deux amours« (neue Ausg. 1863); »Les oiseaux bleus« (1864) und »L'interne« (1869). Eine Sammlung seiner hervorragendsten Feuilletonartikel erschien unter dem Titel: »Histoire de la littérature dramatique« (1858, 6 Bde.), vielleicht sein bedeutendstes Werk. Andre geschichtliche und litterarhistorische Schriften von J. sind: »Béranger et son temps« (1866); »La poésie et l'éloquence au temps des Césars« (2. Aufl. 1864); »Tableaux anecdotiques de la littérature française depuis François I« (1829); »Lamartine« (1869) u. a. Auch schrieb er eine Anzahl anziehender Sitten- und Reisebilder (zuletzt: »Paris et Versailles il y a cent ans«, 1874) und übersetzte den Horaz (6. Aufl. 1885). Nach seinem Tod erschienen: »Œuvres choisies de Jules J.« (1875—78, 12 Bde.) und seine »Correspondance« (1877). Vgl. Piedagnel, Jules J. (1876).

Jánina (Joánnina, türk. Jania), Hauptstadt eines Wilajets und Liwas der europäischen Türkei, liegt am westlichen Ufer des bei den Alten Pambotis genannten Sees von J., hat 14 Moscheen, 7 griechische Kirchen, 2 Synagogen, ein griechisches Gymnasium, ein Hospital und gegen 20,000 Einw. (11,000 Christen, 5000 Mohammedaner, 3000 Juden). Die betriebsamen Griechen, deren Sprache die herrschende ist, haben J. zu einer bedeutenden Industrie- und Handelsstadt gemacht, und die hier gefertigten Goldstoffe, Maroquins, Seidenzeuge, gefärbten Leinenzeuge sind im ganzen Reiche gesucht. J. ist Sitz der Regierungsbehörden und eines griechischen Metropoliten. Von der unter Ali Pascha (s. Ali 2), dessen Residenz J. war, vorhanden gewesenen Pracht Janinas ist nichts mehr zu sehen. Am See auf vorspringender Landzunge steht das Schloß des Paschas; fast in der Mitte des Beckens liegt eine Insel mit einem Dorf, Kloster mit Priesterseminar und den Ruinen des Palastes, den Ali Pascha hier aufführen ließ. Östlich vom See erhebt sich das Mitschikeligebirge bis zu 1300 m. Ein sichtbarer Abfluß fehlt, wahrscheinlich führen unterirdische Kanäle sein Wasser durch das Kalkgebirge in den Fluß Kalamas. — J. ist sehr alt, ward von dem Kaiser Johannes Komnenos 1118 neu aufgebaut, in demselben Jahrhundert von den Normannen erobert und zerstört, später von den Serben unter Stephan Duschan, dann von dem makedonischen Tyrannen Thomas von Bodina beherrscht. 1422 unterwarf sich die Stadt dem türkischen Sultan Murad und mußte eine türkische Besatzung aufnehmen. Von jetzt an stand sie unter dem gewöhnlichen Pascharegiment bis 1788, wo die despotische Regierung Ali Paschas von J. begann, das 30 Jahre dauerte. Nach Ali Paschas Ermordung (1822) kehrte sie unter die Botmäßigkeit des Sultans zurück.

Janisch, Antonie, Schauspielerin, geb. 1850 zu Wien, empfing bei dem Ehepaar Gabillon ihren theatralischen Unterricht und erregte Laubes Interesse, der sie 1867 als Melitta (»Sappho«) auf dem Burgtheater auftreten ließ. Der Erfolg war kein recht glücklicher, und Laube ließ die Künstlerin nach Berlin ziehen, wo sie am Wallnertheater engagiert wurde. 1869 gewann sie Direktor Maurice für das Hamburger Thaliatheater, auf dem sie bald so Erfreuliches leistete, daß sie Dingelstedt 1872 zu einem Gastspiel nach Wien berief und sofort für das Burgtheater engagierte. Ein Jahr später vermählte sie sich mit dem Grafen Ludwig Arco-Valley und entsagte infolgedessen der Kunst, kehrte aber 1875 zum Burgtheater zurück; 1883 trat sie in den Ruhestand. Ihre Hauptstärke hatte sie als naiv-sentimentale Liebhaberin (Käthchen von Heilbronn 2c.).

Jänisch, Karl Friedrich von, geb. 1813, gest. 5. März 1872 als russischer Major, berühmter Schachtheoretiker; er schrieb: »Analyse nouvelle du jeu des échecs« (Dresd. u. Petersb. 1842—43 2 Bde.).

Janitor (lat., auch Ostiarius), Thürhüter, bei den alten Römern meist ein Sklave, der von seiner cella ostiaria aus den Hauseingang zu bewachen hatte; in Klöstern der Pförtner.

Janitscharen (türk. jeni tscheri, »neue Truppe«), das frühere regelmäßige türkische Fußvolk, wurde 1328 vom Sultan Urchan, nachdem man vergeblich versucht hatte, eine rein türkische besoldete Truppe (Jaja oder Piade, »Fußvolk«) zu bilden, aus kriegsgefangenen, später aus gewaltsam ausgehobenen (je das fünfte) Christenkindern errichtet. Die Kinder, Adschem Oglan (»unerfahrene Knaben«) genannt, wurden türkischen Landleuten zur Erziehung im Islam übergeben und von Jugend auf an Strapazen wie auch an Blutvergießen gewöhnt. Von Privilegien, welche diese Truppe genoß, angelockt, traten auch viele junge Türken und selbst Christen in das Korps, so daß dieses oft über 100,000 Mann zählte. Die J. sind in eigentliche oder regelmäßige J. (40,000 Mann stark und aus der Schatzkammer des Sultans besoldet) und in eine aus ansässigen Leuten bestehende, zwar unbesoldete, aber von manchen Abgaben befreite Miliz einzuteilen. Viele Bewohner von Konstantinopel, auch der Sultan selbst, waren als Ehrenmitglieder in die Listen der J. eingeschrieben. Jede Orta (Abteilung) der regelmäßigen J. hatte ihre eigne Oda (Kaserne, Kammer) und außer dem gemeinschaftlichen obersten Befehlshaber (Aga) einen Unterbefehlshaber (Ortabaschi) und einen Hauptmann (Tschorbaschi). Dasselbe war auch bei den J. der Miliz der Fall. Der Benennung nach zerfielen die J. in drei verschiedene Korps, nämlich 62 Orta Bülük (Rotten), 33 Orta Segban (»Hundewärter«), aus älterer Zeit nach ihren Jagdobliegenheiten so genannt, und 101 Dschemaat oder gewöhnliches Fußvolk. Der Oberste der Segban war zugleich bis auf Selims Zeiten der Oberbefehlshaber sämtlicher J. Selim ersetzte denselben durch einen Aga nach eigner Wahl, der Jenitscheri Agasi und dessen Stellvertreter Kol Kiajasi (»Korpssachwalter«) genannt wurde. Diese zusammen mit noch fünf Generalleutnants bildeten gleichsam den Stab der J. und hatten ihren Sitz zu Konstantinopel. Selim III. gab auch den vier ersten Offizieren jedes Regiments besondere, der Küche entlehnte Namen, auf welche die äußern Abzeichen hinwiesen. So z. B. trug der Oberst im Dienst einen großen Schöpflöffel. Besonders aber stand der Kessel (kazoni scherif, der »heilige Kessel«) in hohem Ansehen, bei ihm schwur der Neuangeworbene; ihn zu verlieren, galt als Schimpf, ihn aufstellen als Signal der Versammlung, ihn umkehren als Zeichen des ausgebrochenen Aufruhrs. Die Bewaffnung der J. im Krieg bestand in einer langen, schweren Flinte mit kurzem Kolben, kurzem Säbel und einem langen Messer mit gabelförmigem Heft zum Auflegen der Flinte beim Zielen. Dazu kam noch ein im Gürtel steckendes Pistol, ein Pulverhorn und ein lederner Sack zur Aufbewahrung der Kugeln. Die zu Konstantinopel in Garnison liegenden J. (Koritschi, »Wache«, genannt) verrichteten auch Polizei- und Feuerwehrdienste; aus ihnen wurde eine Anzahl Leute für den Flottendienst sowie für die Leibwache des Sultans ausgewählt. Die J. griffen den Feind kühn, aber ohne Ordnung und Plan mit dem Geschrei Allah an, gewöhnlich dreimal hintereinander nach Vorschrift des Korans, am Pruth 1711 sogar siebenmal; wandten sie sich aber zur Flucht, so riß die größte Unordnung unter ihnen ein. Der Sold richtete sich nach der Dienstzeit und stieg von 3 bis zu 40 Asper. Erst seit dem Karlowitzer Frieden war den J. erlaubt, zu heiraten und ein Gewerbe zu treiben. Dadurch aber, daß die J. einen von den übrigen Bewohnern des türkischen Reichs abgesonderten Stand bildeten, erzeugte sich unter ihnen bald der anmaßende Geist der alten Prätorianer, so daß sie selbst den Sultanen gefährlich wurden und diese ihre Macht zu beschränken versuchten. Ein solcher Versuch kostete z. B. Selim III. das Leben. Endlich gelang es (1826) Mahmud II., sie ganz zu vernichten, nachdem er vorher 40,000 Mann andrer Truppen, davon 20,000 in Konstantinopel, nach europäischer Art errichtet hatte; im Mai 1826 erließ er den Befehl, daß die J., zunächst 50 Mann von jeder Orta, in die neuen Truppen einzutreten hätten. Als sich 20,000 J. dessen weigerten, das Haus ihres Agas stürmten und selbst gegen das Serail vorrückten, ließ der Sultan die Fahne Mohammeds, welche alle Bekenner des Islam zu den Waffen ruft, aufstecken, griff mit Aga Hussein Pascha und allen treu gebliebenen Truppen die Rebellen an, warf sie in ihre Kasernen zurück, verbrannte diese samt 8000 J., die sich in denselben verschanzt hatten, und zersprengte oder vernichtete die übrigen. Eine Bekanntmachung des Mufti vom 16. Juni 1826 erklärte nun die Einrichtung der J. für aufgehoben und belegte ihren Namen mit Fluch. Zahllose Hinrichtungen folgten. Man rechnet die Zahl der gefallenen J. auf 15,000, die der verbannten auf mehr als 20,000. An die Stelle der J. traten die nach europäischer Art organisierten Nizams (»reguläre Truppen«).

Janitscharenmusik, s. Militärmusik.

Janitza (türk. Jenidsche i Wardar), Stadt im türk. Wilajet Salonichi, auf einer Anhöhe westlich vom Wardar, mit mehreren Moscheen, 2 berühmten Grabmälern, 2 Kirchen und 2000 Einw. (4/5 Türken, der Rest Bulgaren). Der früher blühende Tabaksbau ist jetzt fast verschwunden. In der Nähe das Dorf Ala Kilissa mit den Ruinen von Pella (s. d.).

Jankau, Marktflecken in der böhm. Bezirkshauptmannschaft Seltschan, mit Bierbrauerei, Stärkefabrik und (1880) 657 Einw., denkwürdig durch den Sieg der Schweden unter Torstensson über die Österreicher unter Hatzfeld 6. März 1645.

Jan Mayen, Insel im Nördlichen Eismeer, zwischen Island und Spitzbergen, unter 71° nördl. Br., von Vögeln und Polarfüchsen, zeitweilig auch von Eisbären bewohnt. Sie besteht aus zwei durch eine schmale und niedrige Landbrücke verbundenen Teilen, die sich in nordöstlicher Richtung hinstrecken, ist 56 km lang und hat 413 qkm (7,5 QM.) Areal. Im nordöstlichen Teil erhebt sich der von Gletschern umgebene, 2094 m hohe und, wie es scheint, erloschene Vulkan Beerenberg, während an niedrigen Punkten sowie an dem ganz nahe gelegenen Egg-Island vulkanische Thätigkeit noch beobachtet wurde. Die Insel wurde 1611 von einem Holländer gleichen Namens entdeckt und benannt und war 1882–83 österreichische Polarstation. Vgl. »Die österreichische Polarstation J.« (Wien 1886, 3 Bde.).

Jänner, deutscher Name des Januars.

Jaennicke, Friedrich, Schriftsteller auf dem Gebiet des Kunstgewerbes und der Kunsttechnik, geb. 7. Jan. 1831 zu Frankfurt a. M., war anfangs Kaufmann, trat dann in den Eisenbahndienst und ist jetzt Kontrollvorsteher an der Hessischen Ludwigsbahn. Daneben beschäftigte er sich mit kunstgewerblichen Forschungen, als deren Hauptresultat er den »Grund-

riß der Keramik« (Stuttg. 1879) herausgab, welchem eine »Übersicht der gesamten keramischen Litteratur« (das. 1882) folgte. Er schrieb außerdem: »Handbuch der Aquarellmalerei« (3. Aufl., Stuttg. 1885), »Handbuch der Ölmalerei« (2. Aufl., das. 1885) und gab das »Mettlacher Museum« (Mainz 1884 ff.) heraus.

Janocki (spr. -ozki), **Johann Daniel**, erster poln. Bibliograph, geb. 1729 zu Birnbaum im Posenschen aus einer deutschen Familie des Namens **Jenisch**, den er später, nachdem er zum Katholizismus übergetreten war, in J. umänderte, ward Bibliothekar des Andreas Zaluski in Warschau und starb 29. Sept. 1786 in Bomst. Sein Hauptwerk hat den Titel: »Janociana« (Warsch. 1776—79, 2 Bde.; Bd. 3 von Linde, das. 1819), mit vielen biographischen Notizen über alte polnische Schriftsteller.

Jánoshaza, Markt im ungar. Komitat Eisenburg, an der Südbahnlinie Stuhlweißenburg-Steinamanger, mit (1881) 3255 ungar. Einwohnern und regem Gewerbfleiß.

Janow (auch **Nowo-Janowsky** genannt), 1) Kreisstadt im russisch-poln. Gouvernement Lublin, an der Bjäla (zum San), mit (1880) 6415 Einw. — 2) Kreisstadt des Konstantinowschen Kreises im russisch-poln. Gouvernement Siedlez, am Bug, mit (1880) 3027 Einw., bekannt durch das kaiserliche Gestüt.

Janowitz, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Bromberg, Kreis Wongrowitz, an der Welna, hat (1885) 801 kath. Einwohner.

Jansen, 1) **Cornelius**, berühmter holländ. Theolog, geb. 28. Okt. 1585 zu Acquoi bei Leerdam, widmete sich seit 1602 dem Studium der Theologie, ward 1630 zu Löwen Professor der Theologie und lehrte als solcher den strengen Augustinismus, besonders in Bezug auf die Lehre vom freien Willen und der göttlichen Gnade, wodurch er mit den Jesuiten in Streit geriet. 1636 ward er Bischof von Ypern, starb aber schon 6. Mai 1638, nachdem er sein berühmtes Werk »Augustinus, sive doctrina Sti. Augustini de humanae naturae sanitate, aegritudine, medicina etc.« (1640), woran er 22 Jahre lang gearbeitet, eben vollendet hatte. Dasselbe erklärte die Philosophie, insbesondere die Aristotelische, als die Mutter der Pelagianischen Irrlehre und behauptete in streng Augustinischer Weise die gänzliche Verderbnis der menschlichen Natur und des freien Willens nebst der Prädestination. Diese Denkweise nannte man nun **Jansenismus** und ihre Anhänger **Jansenisten**; ihre eifrigsten Gegner waren von Anfang an die Jesuiten. Auf deren Betrieb wurde das Buch 1642 vom Papst Urban VIII. durch die Bulle In eminenti verdammt, da es Glaubenssätze lehre, welche schon zu den 1567 verurteilten Irrtümern des Bajus (s. d.) gehört hätten. Diese Bulle erfuhr aber von seiten der Bischöfe und Universitäten, namentlich der Universität Löwen, erheblichen Widerspruch. Noch anhaltender war der Widerstand in Frankreich; das Kloster **Port-Royal des Champs** unter der jansenistisch gesinnten Äbtissin Angelika Arnauld (gest. 1661) ward Hauptsitz des Jansenismus, welchen nun berühmte Gelehrte wissenschaftlich ausbildeten. Zu diesen gehörte der Abt von St.-Cyran, Jean du Vergier de Hauranne

Innocenz X. fünf Sätze aus Jansens Buch im Mai 1653 als calvinistische Ketzerei verdammte, erklärte Arnauld, daß diese Sätze in dem Sinn, in welchem sie der Papst verdammt habe, vom Verfasser nicht geschrieben worden seien, was ihm den Ausschluß aus der Sorbonne 1656 eintrug. Gleichzeitig erklärte Papst Alexander VII., daß jene Sätze allerdings in dem von J. beabsichtigten Sinn verdammt worden seien. Die Genossen von Port-Royal und vier Bischöfe wandten ein, daß dies eine rein historische Frage über eine Thatsache (question du fait) sei, worüber die Kirche nicht mit höherer Autorität entscheiden könne als die Wissenschaft. Während so der Streit die Machtvollkommenheit des Papstes selbst berührte, kämpften die Schriftsteller von Port-Royal für die Augustinische Lehre mit gleichem Ernst wie zuvor und erhoben insbesondere gegen die jesuitische Moral schwere Anklagen, allen voran Blaise **Pascal** (s. d.), dessen »Provinzialbriefe« (1656 u. 1657) die laxe Moral und Kasuistik der Jesuiten mit ebensoviel Witz wie sittlichem Pathos geißelten. Sein Freund Peter Nicole (1625—1695), der sich 1650 ebenfalls nach Port-Royal zurückgezogen und seit 1654 an allen Schritten der Jansenisten beteiligt war, übersetzte die »Provinzialbriefe« ins Lateinische. Als nun von den Bewohnern von Port-Royal und den übrigen Jansenisten die Unterschrift zu der Erklärung Alexanders VII. gefordert wurde, zeigte sich Pascal als der entschlossenste Geist, indem er riet, daß man die offene Erklärung abgebe, der Papst befinde sich hinsichtlich des Dogmas geradezu im Irrtum. Pascal starb bald darauf (1662), Arnauld und Nicole mußten 1679 Frankreich mit den Niederlanden vertauschen. Im Interesse des Kirchenfriedens kam 1668 unter des Papstes Clemens IX. Mitwirkung ein Vergleich zu stande, wonach die Angelegenheit mit der Erklärung der Bischöfe, die verurteilten Sätze seien zwar verdammlich, aber nicht die Sätze Jansens, auf sich beruhen sollte. Auf Veranlassung Ludwigs XIV. erließ jedoch Clemens XI. die Bulle Vineam domini, die sich wieder ganz auf den Standpunkt Alexanders VII. stellte; da die Nonnen von Port-Royal dieser Bulle ihre Zustimmung versagten, wurde das Kloster auf päpstliche Verordnung hin 1709 aufgehoben und 1710 völlig zerstört. Dazu kam als neues Streitobjekt das Neue Testament des Paschasius **Quesnel** (s. d.), welches, 1687 erschienen, mit moralischen Betrachtungen ausgestattet, den Jansenismus im Volk verbreiten sollte. Die Jesuiten setzten nicht allein das Verbot des Buches und die Ausstoßung Quesnels aus dem Oratorium durch, sondern erwirkten auch 1713 vom Papst Clemens XI. die Konstitution Unigenitus, worin 101 Sätze des Quesnelschen Neuen Testaments, darunter Aussprüche der Bibel und der Kirchenväter, weil sie jansenistisch gedeutet werden konnten, verdammt wurden. Ein ansehnlicher Teil des französischen Klerus, die sogen. **Antikonstitutionisten**, an ihrer Spitze der Erzbischof von Paris, Kardinal Noailles, verweigerte jedoch die Annahme der Konstitution, bis der Papst die nötigen Erläuterungen dazu gegeben haben würde, und legte, als der Papst mit Exkommunikation drohte

für Frankreich, und jetzt nahm das Parlament die Bulle unter dem Vorbehalt der Rechte der Krone und der Freiheiten der gallikanischen Kirche an. In derselben Weise unterzeichnete auch Noailles die Bulle. Alle, welche seinem Beispiel folgten, hießen Acceptanten; die Nichtacceptierenden traf harte Strafe. Als aber Papst Benedikt XIII. die unbedingte Annahme der Bulle Unigenitus auf einer Synode zu Rom (1725) forderte, sah sich Noailles (1728) zu vollständiger Unterwerfung genötigt, und das Parlament ward durch einen Akt der königlichen Souveränität (lit de justice) zur Einregistrierung derselben als Reichsgesetz (1730) gezwungen. Schon vor seiner nunmehr erfolgenden gänzlichen Unterdrückung war der Jansenismus vielfach in Mystizismus umgeschlagen (s. Konvulsionäre).

In gesunder Gestalt dagegen hat er sich fortgepflanzt in den Niederlanden, wohin sich die Jansenisten aus Frankreich flüchteten. Nachdem schon früher die Erzbischöfe von Utrecht der jesuitischen Moral und Praxis Widerstand geleistet und deshalb oft Gegenstand jesuitischer Verdächtigungen in Rom gewesen waren, kam es unter dem Erzbischof Codde (gest. 1710), welcher wenigstens im Punkte der Question du fait jansenistisch dachte, 1703 zum Bruch, indem Codde abgesetzt, das päpstliche Urteil vom Utrechter Kapitel jedoch nicht anerkannt wurde. Ein nach 13jährigem Interregnum gewählter Nachfolger, Cornelius Steenowen, erhielt die päpstliche Bestätigung nicht, und so kam es 1723 zur Gründung eines eignen, öffentlich anerkannten Kirchenwesens, dem der Erzbischof von Utrecht und die Bischöfe von Haarlem und Deventer vorstehen. Sie und ihre Anhänger erklärten sich zwar ihrem Glauben nach für Glieder der katholischen Kirche, erkannten auch den Papst als sichtbares Oberhaupt der Kirche an, verwarfen aber seine Infallibilität und die Bulle Unigenitus. Mehrere päpstliche Breven (1765, 1778) verdammten diese Beschlüsse, und Papst Leo XII. belegte den neuerwählten Bischof von Utrecht und den Bischof von Deventer (1825) mit dem Bann. Es wird jede Neuwahl eines Bischofs der »Kirche von Utrecht« zu Rom angezeigt und hier regelmäßig mit einem Bannfluch beantwortet. Dieser Kirche gehören jetzt etwa noch 27 Gemeinden mit etwa 8000 Seelen in Holland an. Die öffentliche Aufmerksamkeit hat sich ihnen namentlich wieder infolge ihrer Verwerfung sowohl der 1854 von Pius IX. oktroyierten Lehre von der unbefleckten Empfängnis Mariä als auch der Neuerungen des vatikanischen Konzils und ihrer Verbrüderung mit dem Altkatholizismus zugewendet, welcher die »Kirche von Utrecht« des Jansenismus im dogmatischen Sinn ledig sprach und sich ganz auf eine Grundlage mit ihr stellte. Vgl. Reuchlin, Geschichte von Port-Royal (Hamburg u. Gotha 1839—44, 2 Bde.); Rippold, Die altkatholische Kirche des Erzbistums Utrecht (Heidelb. 1872); Schill, Die Konstitution Unigenitus (Freiburg 1876); Sainte-Beuve, Port Royal (4. Aufl., Par. 1878, 7 Bde.); Fuzet, Les Jansénistes du XVII. siècle (das. 1877).

2) Erich, Schwärmer, s. Läsare.

Jansenismus und **Jansenisten**, s. Jansen 1).

Janson, Kristoffer, norweg. Dichter, geb. 5. Mai 1841 zu Bergen, schloß sich in Christiania, wo er bis 1865 Theologie studierte, der nationalen Sprachbewegung, den sogen. Maalstrævere, an (s. Norwegische Litteratur) und leitete dann mehrere Jahre eine sogen. Volkshochschule, d. h. eine Schule für erwachsene Bauernburschen und Bauernmädchen. Zugleich trat er als Erzähler mit Geschichten aus dem Bauernleben auf, wie »Fraa Bygdom« (1865), »Hau og ho« u. »Marit Skjøite« (1868), »Torgrim« (1872), »Den Bergtekne« (1876) u. a., ließ auch einen Band lyrischer Gedichte: »Norske Dikt« (1867), sowie eine historische Tragödie: »Jon Arason« (1867), erscheinen. 1876 erhielt er vom norwegischen Storthing einen Jahressold von 1600 Kronen für seine Verdienste um Sprache und Litteratur ausgesetzt. Weitere Dichtungen von J. (wie die frühern in der norwegischen Bauernsprache geschrieben) sind: »Sigmund Bresteson«, episches Gedicht (1872); »Fraa Dansketidi«, historischer Roman aus dem 16. Jahrh. (1875); »Austanfyre sol og vestanfyre Maane«, Märchendichtung (1879), und »En Kvindeskjabne« (1879), ein modernes Drama in der norwegischen Schriftsprache geschrieben. 1882 siedelte er nach Amerika über, wo er Prediger einer unitarischen Gemeinde ward. Sein neuestes und in mehreren Beziehungen reifstes Dichterwerk: »Præriens Saga« (1885), hat er dort geschrieben. In der letzten Zeit hat er sich durch eine Reihe von Flugschriften auch als freidenkerischer Theolog bethätigt.

Janssen, 1) Pierre Jules César, Astrophysiker, geb. 1824 zu Paris, Mitglied des französischen Längenbüreaus und seit 1873 Mitglied der Pariser Akademie sowie Direktor des in Meudon bei Paris nach seiner Angabe eingerichteten, 1877 eröffneten physikalisch-astronomischen Observatoriums. Seine Arbeiten bewegen sich größtenteils auf dem Gebiet der Spektralanalyse. 1866 trat er zuerst mit einer mehrere Jahre umfassenden Reihe von Beobachtungen und Versuchen auf, die er in der Schweiz, in Sizilien und Süditalien, zuletzt in den Pariser Gaswerken angestellt hatte, und in welchen er als Ursache der sogen. atmosphärischen Linien des Sonnenspektrums die Wasserdämpfe der Luft nachwies. 1868 zur Beobachtung der totalen Sonnenfinsternis nach Guntoor in Ostindien geschickt, erkannte er, daß die Protuberanzen der Sonne aus glühendem Wasserstoff bestehen, und es gelang ihm, solche Protuberanzen, die man bis dahin nur bei Finsternissen bemerkt hatte, noch ein paar Wochen lang nachher mit dem Spektroskop zu beobachten. Im Verlauf seiner spektroskopischen Untersuchungen kam er 1870 auf eine Methode der quantitativen Spektralanalyse. 1874 beobachtete er in Japan den Venusdurchgang, und auf der Reise dahin wurden im Golf von Siam und im Bengalischen Busen magnetische Beobachtungen angestellt. Der große auf dieser Expedition benutzte Photoheliograph bildet eins der Hauptinstrumente des neuen Observatoriums in Meudon, und mit demselben hat J. neuerdings eine Reihe großer Sonnenphotographien erhalten, welche mit der Lupe Details der Sonnenoberfläche erkennen lassen, die bei direkter Beobachtung mit dem Fernrohr unsichtbar bleiben (vgl. Sonne).

2) Johannes, Geschichtsforscher, geb. 10. April 1829 zu Xanten, studierte katholische Theologie und ließ sich zum Priester weihen, widmete sich aber dem Lehrfach und ward als Professor der Geschichte für die katholischen Schulen an das Stadtgymnasium in Frankfurt a. M. berufen, wo er noch jetzt wirkt. Er trat hier mit dem eifrig großdeutsch gesinnten, preußenfeindlichen und, obwohl lutherischen, doch ultramontanen Geschichtsforscher J. Fr. Böhmer in freundschaftliche Beziehungen und gab nach dessen Tod sein »Leben, Briefe und kleinere Schriften« (Freiburg 1868, 3 Bde.) heraus. J. ist einer der thätigsten und bedeutendsten unter den wenigen deutschen Gelehrten, welche sich entschieden zur ultramontanen Partei halten, und bemüht sich, mit großem Fleiß schriftstelle-

risch die ultramontane Sache zu fördern. Er schrieb: »Wibald von Stablo und Corvey« (1854); »Frankreichs Rheingelüste und deutschfeindliche Politik in frühern Jahrhunderten« (Frankf. 1861; 2. Aufl., das. 1883); »Schiller als Historiker« (Freiburg 1863, 2. Aufl. 1879); »Zur Genesis der ersten Teilung Polens« (das. 1865); »Gustav Adolf in Deutschland« (Frankf. 1865); »Karl d. Gr.« (das. 1867); »Geschichtsquellen des Bistums Münster« (Münst. 1856); Frankfurts Reichskorrespondenz von 1376 bis 1519« (Freib. 1863—66, 2 Bde.); »Zeit- und Lebensbilder« (das. 1875, 3. Aufl. 1879); Friedrich Leopold, Graf zu Stolberg« (das. 1876—77, 2 Bde.; Neubearbeitung in 1 Bd., 1.—3. Aufl. 1882). Sein Hauptwerk ist die bereits in 14 Auflagen erschienene »Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters« (Freib. 1877—86, Bd. 1—5), welche zu beweisen sucht, daß die Zustände Deutschlands im Beginn des 16. Jahrh. in Staat und Kirche, Kunst und Wissenschaft gesunde und blühende gewesen und diese Blüte nur durch die Reformation vernichtet worden sei. Trotz dieser Tendenz, und obwohl die Beweisführung des Verfassers nur durch Verschweigungen und Verdrehungen möglich war, wurde der 1. Band des Werkes, weil auf vielseitigen kulturgeschichtlichen Studien beruhend, dennoch auch von der freisinnigen Geschichtswissenschaft mit Wohlwollen aufgenommen. Indes die Gehässigkeit, mit welcher J. im 2. und 3. Bande die Schwächen der Reformatoren hervorhob und in breitester Weise erörterte, sowie die Perfidie oder Gewissenlosigkeit, mit der er besonders die Aussprüche Luthers unvollständig oder geradezu unrichtig wiedergab und in falsches Licht rückte, ließen das Buch als einen wohlüberlegten, fanatischen Angriff auf den Protestantismus und den kirchlichen Frieden erscheinen und riefen lebhafte Entgegnungen (vgl. besonders Köstlin, Luther und J., Halle 1883) hervor, gegen die sich J. in den Schriften: »An meine Kritiker« (Freib. 1882) und »Ein zweites Wort an meine Kritiker« (das. 1883) verteidigte, wobei er aber seinen ultramontanen Standpunkt noch deutlicher enthüllte.

3) Peter, Maler, geb. 12. Dez. 1844 zu Düsseldorf, Sohn des Kupferstechers J. Th. J. (geb. 1817 in Ostfriesland), der sich durch mehrere verdienstliche Stahlstiche nach Hasenclevers Bildern aus der Jobsiade, Jordans Rettung aus dem Schiffbruch und Lessings Luther, der die Bannbulle verbrennt, u. a. einen geachteten Namen in der Kunst erworben hat, wurde im 16. Jahr Schüler der Düsseldorfer Akademie und später Bendemanns und malte 1868 sein erstes größeres Bild: Petrus verleugnet den Heiland. Bei der Konkurrenz, die der Kunstverein für Rheinland und Westfalen für die Ausschmückung des Rathaussaals in Krefeld mit Wandgemälden ausgeschrieben, gewann J. 1868 den ersten Preis, und bei der nächstfolgenden Bewerbung um denselben Gegenstand (1869) wurde ihm die Ausführung übertragen, die er 1873 vollendete. In einem Cyklus von zwei großen 1874. In demselben Jahr erhielt er den Auftrag, einen Saal der Nationalgalerie in Berlin mit Wandgemälden in Wachsfarben zu schmücken, deren Gegenstand (zwölf Kompositionen) der Prometheussage entnommen ist. In den Jahren 1880—82 führte er in dem Festsaal des Rathauses zu Erfurt sechs große und drei kleinere Wandgemälde ebenfalls in Wachsfarben aus der Geschichte der Stadt aus, welche nicht nur in der glänzenden koloristischen Durchführung, sondern auch durch die dramatische Gestaltung der Kompositionen und die monumentale Haltung bis jetzt den Höhepunkt seines Schaffens bezeichnen. Für ein figurenreiches, ebenfalls mit glänzender malerischer Technik ausgeführtes Gemälde: die Kindheit des Bacchus, erhielt er 1883 auf der Münchener internationalen Kunstausstellung die große goldene Medaille. 1884 malte er in der Feldherrenhalle des Berliner Zeughauses die Schlacht bei Fehrbellin, und zugleich erhielt er den Auftrag, die Aula der Akademie zu Düsseldorf, an welcher er seit 1877 als Professor wirkt, mit Friesgemälden (das Menschenleben als Gegenstand künstlerischer Phantasie) zu schmücken. J. ist auch als Porträtmaler thätig (Bildnis des Feldmarschalls Herwarth von Bittenfeld in der Berliner Nationalgalerie). Er gehört zu den begabtesten Historienmalern der Gegenwart. Seine Zeichnung ist markig und lebensvoll, sein Kolorit klar und harmonisch und seine Auffassung schwunghaft. Ein echt monumentaler Stil, der sich von jedem Manierismus ebenso frei hält wie von der Nachahmung alter oder neuer Meister, verbindet sich bei ihm mit einem gesunden Naturalismus. 1885 wurde er zum Mitglied der Berliner Akademie der Künste ernannt.

Janssens, Abraham, niederländ. Maler, geboren um 1575 zu Antwerpen, wurde 1585 Schüler von Jan Snellinck, trat 1601 in die Lukasgilde und starb im Januar 1632 in Antwerpen. In seinen religiösen Bildern, unter denen die Grablegung Christi (Museum zu Köln) und die Anbetung der Könige (Museum zu Antwerpen) die bedeutendsten sind, zeigt er sich in Bezug auf Kolorit und Größe der Auffassung bereits als Vorläufer von Rubens, ebenso in einzelnen Allegorien (die Schelde, im Museum zu Antwerpen; Tag und Nacht, im Belvedere zu Wien), während seine mythologischen Gemälde kälter und bleicher im Ton sind. Zum Unterschied von andern Malern seines Namens nannte er sich J. van Nuyssen.

Jantje (holl.), Hänschen; auch s. v. w. Kellner oder Aufwärter; Spitzname der Holländer.

Jantra, rechter Nebenfluß der Donau in Bulgarien, entspringt oberhalb Gabrowa am Balkan, fließt bei Tirnowa vorbei und mündet nach 150 km langem, stark gewundenem Lauf unterhalb Sistowa; der Jatrus der Alten. An ihm 7. Sept. 1810 Niederlage der Türken durch die Russen unter Kaminskij, infolgedessen Rustschuk fiel. Im russisch-türkischen Krieg 1877 bildete die Linie der J. die Operationsbasis der Russen, von der aus sie nach W. gegen Plewna, nach O. gegen das Festungsviereck operierten.

(»gewundenes Gewässer«; Prschewalskij kreuzte ihn 1873 als erster Europäer in 4007 m Höhe), von Sutschou an Kinschakiang (»Goldsandstrom«), im mittlern Lauf Takiang (»großer Strom«), und eigentlich nur vom Pojangsee abwärts wird der Fluß J. genannt. Von N. her sind im Oberlauf der Jalong, im Mittellauf der Ming, im Unterlauf der Han, von S. im Unterlauf der Heng (Siang) die wichtigsten Zuflüsse. Bis zum Austritt aus Setschuan ist die Strömung stark; Boote können nur langsam und mit großer Mühe bis Pingschan, 2875 km oberhalb der Mündung, wo die Schiffbarkeit ein Ende nimmt, gezogen werden. Für Dampfer ist die Frage der Fahrbarkeit bisher erst entschieden bis Itschang in Hupe (1762 km oberhalb der Mündung); oberhalb Itschang stellen auf einer Strecke von 160 km bis Kueitschau Stromschnellen Schiffen europäischer Bauart große Hindernisse entgegen, die aber von einheimischen Booten leicht überwunden werden. Die ganze Länge des J. wird auf 5300 km, sein Stromsystem auf 1,872,000 qkm (34,000 QM.) geschätzt. Das Gefälle von Itschang bis zum Meer ist 17 cm auf 1 km, die durchschnittliche Wassermenge 44,000 cbm, seine Breite oberhalb Nanking 7 km. Im Sommer fügen die angeschwollenen Gewässer durch Überschwemmung den anliegenden ergiebigen Ländereien großen Schaden zu. Die Ausmündung ins Meer erfolgt unterhalb Nanking; bis 600 km aufwärts soll sich Ebbe und Flut bemerkbar machen. Der Fluß wimmelt von Tausenden von Schiffen, Barken, Booten und Flößen; europäische Dampfschiffahrtsgesellschaften befahren den Fluß regelmäßig bis Itschang, welche Stadt nebst den gleichfalls an seinen Ufern liegenden Handelsplätzen Hankau, Kiukiang und Tschingkiang dem auswärtigen Handel geöffnet ist. Der berühmte Kaiserkanal, der den J. einst mit dem Huangho verband, ist während der Taipingrebellion in Verfall geraten und seit der Verlegung der Mündung des Huangho nach N. unbrauchbar geworden. Vgl. Blakiston, Five months on the Yang-Tsze (Lond. 1862).

Januar (lat. Januarius, Jänner), jetzt erster Monat des Jahrs, von Numa den frühern zehn Monaten des Jahrs zugefügt, nach Janus benannt, dem er gewidmet war; hat 31 Tage. Die Sonne tritt im J. in das Zeichen des Wassermanns. Die Tage sind im Zunehmen. Nach Dove beträgt die Durchschnittswärme des Januars in

Archangel . .	—14,3° C.	London . . .	+2,9° C.
Petersburg .	— 9,1° »	Amsterdam . .	+0,7° »
Berlin	— 2,4° »	Brüssel . . .	+1,8° »
Prag.	— 2,4° »	Paris	+1,9° »
Wien	— 1,5° »	Bordeaux . .	+5,0° »
München . .	— 1,3° »	Basel	—0,9° »
Karlsruhe . .	— 0,2° »	Mailand . . .	+0,6° »
Dublin . .	+ 3,6° »	Rom	+7,2° »

Die mittlere Veränderlichkeit der Temperatur, d. h. der Mittelwert von allen in einem möglichst großen Zeitraum für den Monat vorgekommenen Abweichungen von der ihm zukommenden Mitteltemperatur ist im J. größer als im Februar, meist auch größer als im Dezember und beträgt für das nordöstliche Europa 3,8, die baltischen Länder 2,1, Deutschland 2,7, Westeuropa 2,3, England 1,5, Italien 1,4° C. Der J. ist gewöhnlich der kälteste Monat des Jahrs, weshalb er früher auch in Deutschland Hartmonat genannt wurde.

Januarius (»Pförtner«), Heiliger, Bischof von Benevent, starb unter Diokletian als Märtyrer in Puzzuoli und ward in der Kathedrale zu Neapel beigesetzt, dessen Schutzheiliger er ist. Sein Haupt nebst zwei Fläschchen Bluts, das eine Witwe bei seiner Enthauptung aufgefangen, werden in der prächtigen Schatzkapelle aufbewahrt, und das geronnene Blut soll wieder flüssig werden, so oft man es dem Haupt nähert. Geschieht dies einmal nicht, so gilt dies als ein schlimmes Zeichen für die Stadt und das Volk. Dies Wunder wird dreimal im Jahr, am ersten Sonnabend im Mai, 19. Sept. u. 16. Dez., sowie bei besondern Unglücksfällen versucht und bewährt sich als treffliches Agitationsmittel in der Hand des Klerus.

Januariusorden, sizil. Orden, von Karl III., dem König beider Sizilien und spätern König von Spanien, 6. Juli 1738 zu Ehren seiner Vermählung mit der Prinzessin Amalie von Sachsen gestiftet, mit der Devise der Verteidigung der katholischen Religion und unverletzlichen Treue gegen den König; anfangs auf 60 Ritter beschränkt, später auf eine unbestimmte Zahl ausgedehnt. Seit Siziliens Vereinigung mit Italien (1861) ist der Orden aufgehoben.

Jānus, einer der vornehmsten altitalischen Götter, war ursprünglich ein Licht- und Sonnengott, das männliche Gegenbild der Jana oder Diana, und wurde allmählich zum Gott alles Ursprungs und Anfangs, zum Vater aller Dinge (auch der Quellen)



Januskopf (römischer As).

und aller Götter. König Numa soll seinen Dienst in Rom eingeführt und ihm einen Tempel geweiht haben. Derselbe, am Forum gelegen, war offen in Kriegszeiten zur sinnbildlichen Bezeichnung, daß der Gott zu gunsten der Stadt ausgezogen sei, geschlossen im Frieden, um ihn nicht entweihen zu lassen. Letzteres war seit Numa bis auf Augustus nur zweimal geschehen, einmal 235 v. Chr., das zweite Mal 29 v. Chr. nach der Schlacht bei Aktion. Noch erhalten ist der Doppeldurchgangsbogen des sogen. J. quadrifrons im Velabrum zu Rom. Die frühsten Abbildungen dieses Gottes (auf den Münzen, welche Servius Tullius prägte) zeigen ihn mit einem Doppelgesicht, vorwärts und rückwärts blickend (daher die Beinamen Geminus, Bifrons, Biceps; vgl. Abbildung); vierköpfig erscheint er auf Münzen Hadrians. Nach einer sehr gewöhnlichen Darstellung zählte J. in der rechten Hand 300, in der linken 65 Steinchen, was auf die Einteilung des Jahrs in 365 Tage hindeutet. Auf andern Bildern hatte er in der Rechten einen Stab, in der Linken einen oder mehrere Schlüssel, als Symbol der Gewalt des Wächters der Himmelspforte, des Bewegers der Angeln des Weltalls, des Aufschließers und Zuschließers des Himmels, der Wolken, des Landes und des Meers (daher Claviger,

Clusius, Patulcius). Unter dem Schutz des J. standen die zahlreichen Durchgänge, die es in dem eng gebauten Rom gab, und alle Hausthüren. Nach ihm hieß die Thür janua und jeder unverschlossene gewölbte Durchgang janus. Auch ward er als Erfinder des Ackerbaues, der bürgerlichen Gesetze und gottesdienstlichen Gebräuche verehrt. Ihm waren die Kalenden, die Anfänge aller Monate, sowie der ganze Januar als Anfang der zunehmenden Jahreszeit heilig; auch machte man bei feierlichen Opfern mit ihm den Anfang, bei jeder wichtigen Unternehmung rief man ihn an, ihm opferte man beim Antritt eines Amtes, beim Beginn der Ernte 2c. Rationalistische Mythologen machten J. zu einem König in Latium und zum Erbauer des Janiculus. Vgl. Boethke, Über das Wesen des J. (Programm, Thorn 1863).

Janus (Janiceps), in der Medizin Doppelmißbildungen, welche mit den Hinterköpfen so verwachsen sind, daß scheinbar ein einfacher Kopf mit zwei Gesichtern entsteht; nicht lebensfähig. Vgl. Mißbildung.

Janus Pannonius (Johannes von Cezmicze), Humanist, geb. 29. Aug. 1434 zu Cezmicze in Slawonien, machte seine Studien zu Ferrara und Padua, wurde 1458 Koadjutor des Bischofs von Großwardein und ein Jahr später Bischof von Fünfkirchen. Nachdem er 1464 an dem türkischen Feldzug teilgenommen, ließ er sich in die Verschwörung ein, welche sein Oheim Vitéz, Primas von Ungarn, gegen König Matthias angezettelt hatte, flüchtete nach dem Scheitern des Unternehmens nach Kroatien und starb daselbst Ende 1472 in Bärenburg. Seine Schriften bestehen in Übersetzungen aus dem Griechischen und eignen Reden und Gedichten, die sich durch hohe Formvollendung auszeichnen. Eine Ausgabe derselben erschien in 2 Bänden (Utrecht 1784; vermehrt in E. Abels »Analecta«, Budapest 1880).

Japán (s. Karte »China und Japan«), großes Inselreich im äußersten Osten von Asien, das Japón romanischer Völker und Nihón, Nippón oder Dai Nippon der Japaner (Nipponjin, »Nipponleute«), hieß nach Marco Polos Vorgang im Mittelalter Zipangu und war bis 1542 terra incognita. Die erwähnten Namen stammen teils von der chinesischen Bezeichnung Dschi-pönnukwo, teils den siniko-japanischen Wörtern Nitns (»Sonne«) und Hon (»Ursprung, Ausgang«), wonach Nippon also »Land des Sonnenausgangs«, »Morgenland« oder »Orient« bedeutet. Solange die Bewohner in Abgeschiedenheit und geographischer Unkenntnis lebten, sahen sie ihr Land für die große Mitte der Welt an und setzten dem Namen Dai (»groß«) vor.

Lage, Grenzen, Einteilung.

Das japanische Reich besteht aus mehreren gebirgigen Inselreihen, welche im O. Chinas und Russisch-Asiens die Insel Formosa mit Korea, dieses mit Sachalin und letzteres mit Kamtschatka verbinden. Es wird vom Stillen Ozean und dessen großen nordwestlichen Buchten: dem Gelben, Japanischen und Ochotskischen Meer, sowie deren Verbindungsgliedern bespült und erstreckt sich von 24°—51° nördl. Br. und von 123°—156½° östl. L., demnach über 27 Meridian- und 33½ Breitengrade. Die lange Inselreihe gliedert sich naturgemäß in folgende vier Gruppen: 1) Altjapan, das eigentliche J., zwischen Colnet- und Tsugarustraße, von 30°—41½° nördl. Br. Es führte in ältester Zeit den Namen Oya-shima (»die großen acht Inseln«), worunter Hondo, Kiushiu, Shikoku, Awaji, Sado, Oki, Iki und Tsushima zu verstehen sind, denen sich noch Tanegashima und Yakunoshima im S., Koshikishima, Amakusa und die Goto (»Fünfinseln«) im W. von Kiushiu, ferner die Shichito (»Siebeninseln«) im S. von Hondo zugesellen. Hondo (oder Honshiu), die Hauptinsel, das Nippon früherer Geographen, wird von Jeso durch die Tsugarustraße, von Shikoku durch die Linschotenstraße, von Kiushiu durch die Enge von Shimonoseki getrennt, während Bungo Nada die Inseln Kiushiu und Shikoku scheidet. Zwischen diesen beiden und dem südwestlichen Hondo breitet sich das schöne, inselreiche Seto-uchi (»innerhalb der Straßen«) oder japanische Binnenmeer aus. 2) Die Insel Jeso, von den Japanern jetzt gewöhnlich Hokkaidô (»Nordseestraße«) genannt, liegt nordöstlich von Hondo zwischen der Tsugarustraße und der Meerenge Lapérouse, welche dieselbe von Sachalin trennt (41½°—45⅔° nördl. Br.). 3) Die Kurilen (japan. Chi-jima, »Tausendinseln«), 36 größere Inseln zwischen Jeso und Kap Lopatka (43°—51° nördl. Br.). 4) Die Riukiu-Inseln (gewöhnlich Liukiu, auch Lu-tschu), zwischen der Colnetstraße und der Insel Formosa (30° und 24° nördl. Br.). Hierzu kommt noch als kleinstes und abseits gelegenes Besitztum Japans: 5) die Gruppe der Bonininseln, früher Muninto oder Muninjima (»menschenleere Inseln«), jetzt nach ihrem japanischen Entdecker Ogasawarashima genannt, im Stillen Ozean, 220 km südöstlich von der Halbinsel Idzu unter 142° östl. L. und 27°—28° nördl. Br. gelegen. Insofern die vier letzten Gruppen erst während der letzten Jahrhunderte oder in neuester Zeit dem Reich einverleibt wurden, kann man sie als Neujapan bezeichnen.

Das japanische Reich umfaßt jetzt 24,979 QRi (382,447 qkm = 6944 QM.). Hiervon kommen 74,4 Proz. (18,541 QRi = 284,283 qkm = 5162 QM.) auf Altjapan und 25,6 Proz. (6256 QRi = 98,164 qkm = 1782 QM.) auf Neujapan. Von den vier großen Inseln enthält

	QRi	QKilom.	Proz. des ganzen Areals
Hondo	14571	224731	59
Jeso	5108	78164	20,4
Kiushiu	2621	38735	10,5
Shikoku	1181	18222	4,7

Im 8. Jahrh. wurde Altjapan nach dem Muster von Korea in Provinzen geteilt, die man zu sieben Landstraßenbezirken (Dô) und dem Go-kinai (den fünf Stammprovinzen oder kaiserlichen Residenzländern) vereinigte. Im J. 1868 betrug die Zahl aller dieser Provinzen 73. Es kam Jeso als achter Landstraßenbezirk unter dem Namen Hokkaidô hinzu, mit zehn Provinzen, denen man die Kurilen (Chijima) als elfte anschloß, so daß das Land nunmehr in 84 Provinzen zerfiel. Als wenige Jahre darauf das ganze Feudalsystem zusammenbrach, mußte, wie in allen Dingen, so auch in der Verwaltung eine andre Organisation vorgenommen werden. Dem entsprechend teilte man 1872 das Land ein in 3 Fu oder Hauptstädte (Tokio, Kioto, Osaka) und 72 Ken oder Departements. Daran schlossen sich Jeso als Kolonie und die Riukiu als besonderes Königreich oder Han. Später reduzierte man die Zahl der Ken auf 35 und fügte die Riukiu als 36. hinzu, indem man ihren König, gleich den frühern Feudalherren (Daimiôs), im eigentlichen J. mediatisierte. In neuerer Zeit wurde die Zahl der Ken auf 44 erweitert, indem man auch Jeso mit dieser Einteilung versah. Die Provinzen sind zum Verständnis der Geschichte und Kulturentwickelung Japans wie nicht minder zur geographischen Orientierung von großer Wichtigkeit, da ihre Einteilung meist natürlichen Grenzen folgt, während

diejenige in Fu und Ken ihrer Willkür und Unbeständigkeit wegen für den Geographen von geringem Interesse ist. Diesem Umstand tragen auch die neuesten Karten vollauf Rechnung. Jede Pravinz führt zwei Namen. In der folgenden übersicht wurde der gebräuchlichere durch gesperrten Druck ausgezeichnet und da, wo beide Namen gleichaiel gebraucht werden, der gleiche Druck für beide angewandt.

Übersicht der 9 Landschaften und 84 Provinzen Japans nebst deren Hauptstädten.

	Japanischer Name		Siniko-japan. Name	Hauptstädte
	I. Go-Kinai oder die 5 Stammprovinzen:			
1.	Yamashiro		Jôshiû	Kiôto
2.	Yamata		Washiû	Nara
3.	Kawachi		Kashiû	Yaoga, Sayama
4.	Idzami		Senshiû	Sakai
5.	Settsu		Seßshiû	Ôsaka, Hiogo
	II. Tôkaidô (Ostseestraße) mit 15 Provinzen:			
6.	Iga		Ishiû	Uyeno
7.	Ise		Seishiû	Tsu, Kuwana, Yamada
8.	Shima		Shishiû	Toba
9.	Owari		Bishiû	Nagoya
10.	Mikawa		Sanshiû	Okazaki
11.	Tôtômi		Enshiû	Hamamatsu
12.	Saruga		Sunshiû	Shidzuoka
13.	Kai		Kâshiû	Kofu
14.	Idzu		Bushiû	Nirayama
15.	Sagami		Sôshiû	Odawara
16.	Musashi		Bushiû	Tôkia
17.	Awa		Bâshiû	Katsuyama
18.	Kadzusa		Sâshiû	Kurui
19.	Shimôsa		Sôshiû	Koga, Chiba, Chôshi
20.	Hitachi		Jôshiû	Mita
	III. Tôsandô (Ostbergslandstraße) mit 13 (früher 8) Provinzen:			
21.	Ômi		Gôshiû	Ôtsu, Hikone
22.	Mino		Nôshiû	Gifu
23.	Hida		Hishiû	Takayama
24.	Shinano		Sinshiû	Matsumoto, Nagana
25.	Kôdzuke		Jâshiû	Takasaki
26.	Shimotsuke		Yashiû	Utsunomiya
27.	Iwaki			Taira, Shirakawa
28.	Iwashiro			Fukushima, Wakamatsu
29.	Rikuzen		Ôshiû	Sendai
30.	Rikuchiû			Moriaka
31.	Mutsu			Hirosaki, Aomori
32.	Uzen			Tsurugaoka, Yamagata,
33.	Ugo		Dewa	Akiia, Yonezawa
	IV. Hokurokudô (Nordlandstraße) mit 7 Provinzen:			
34.	Wakasa		Jakushiû	Obama
35.	Echizen		Esshiû	Fukui, Tsuruga
36.	Kaga		Kashiû	Kanazawa
37.	Nota		Nôshiû	Nanao
38.	Etchiu		Esshiû	Toyama, Takaoka
39.	Echigo		Esshiû	Niigata, Takata, Nagaoka
40.	Sada, Insel		Sashiû	Aikawa
	V. Sanindô (Bergschattenseitenstraße) mit 8 Provinzen:			
41.	Tamba		Tanshiû	Kameyama
42.	Tangu		„	Miyadzu
43.	Tajima		„	Idzushi, Toyooka
44.	Inaba		Inshiû	Tattori
45.	Hôki		Hakushiû	Yonago
46.	Idzumo		Unshiû	Matsuye
47.	Iwami		Sekishiû	Tsuwano
48.	Oli, Insel			Yabi (Yamashima)
	VI. Sanyôdô (Bergsonnenseitenstraße) mit 8 Provinzen:			
49.	Harima		Banshiû	Himeji, Akasaki
50.	Mimasaka		Sakushiû	Tsuyama
51.	Bizen		Bishiû	Okayama
52.	Bitchiu		„	Matsuyama
53.	Bingo		„	Fukuyama
54.	Aki		Geishiû	Hiroshima
55.	Suwâ		Bôshiû	Yamaguchi
56.	Nagato		Châshiû	Hagi, Shimonoseki
	VII. Nankaidû (Südseestraße) mit 6 Provinzen:			
57.	Kii		Kishiû	Wakayama
58.	Awaji, Insel		Tanshiû	Sumota
59.	Awa		Ashiû	Tokushima
60.	Sanuki	Insel Shikoku	Sanshiû	Takamatsu
61.	Iya		Yoshiû	Matsuyama
62.	Tasa		Tashiû	Kôchi
	VIII. Saikaidô (Westseestraße) mit 9 Provinzen:			
63.	Chikuzen		Chikushiû	Fukuoka-Hakata
64.	Chikuga		„	Kurume
65.	Buzen		Hôshiû	Kokura
66.	Bungo		„	Funai
67.	Hizen	Insel Kiushiu	Hishiû	Nagasaki, Saga
68.	Higa		„	Kumamoto
69.	Hiuga		Nishiû	Miyasaki, Nobeoka, Sadowara
70.	Ôsumi		Gôshiû	Kajiki
71.	Satsuma		Sashiû	Kagoshima
72.	Iki, Insel		Ishiu	Katsamoto
73.	Tsushima, Ins.		Taishiu	Idzunohara
	IX. Hokkaidô (Nordseestraße) mit 11 Provinzen:			
74.	Oshima			Hakodate, Matsumaye
75.	Shiribeshi			Otaru
76.	Iburi			Mororan
77.	Ishikari			Sapporo
78.	Hitaka			Saru
79.	Tokachi		Insel Jesa	Hira (Birô)
80.	Teshiwo			Kurumappe
81.	Kushira			Akeshi
82.	Nemuro			Nemuro
83.	Kitami			Sôya
84.	Chijima oder die Kurilen			Tomari auf Kunashir

Hierzu kammen die Riukiu-Inseln (jetzt Okinawa-Ken) mit der Hauptstadt Shiuri auf Okinawa-shima und die Ogasawara-shima (Bonininseln) mit Port Llayd.

Die Bevölkerung Japans, nach dem Zensus vom 1. Jan. 1887 über 38 Mill., verteilt sich auf 11,140 Städte und 57,155 Dörfer. Van den drei Fu oder Hauptstädten hat die kaiserliche Residenz Tôkia (»Osthauptstadt«), vor 1868 Jeda genannt, 800,000 Einw., Ôsaka 300,000 Einw., Kiôta ader Saikio (»Westhauptstadt«) 230,000 Einw. Es falgen der Bevölkerung nach: Nagoya 130,000 Einw., Kanazawa 110,000, Hiroshima 80,000, Jokohama 70,000, Wakayama 60,000, Sendai und Tokushima je 54,000, Hiogo-Kobe und Fukuoka-Hakata je 50,000, Kumamoto, Hagi, Toyama und Fukui je 45,000, Matsuyama, Nagasaki, Kôchi, Matsuye und Akita je ca. 40,000, Niigata, Morioka, Okayama, Kagoshima, Hakodate je ca. 30,000 Einw.

J. ist durch seine prächtigen, wasserreichen Landschaften, insbesondere durch die Fülle und Mannigfaltigkeit seiner Vegetation, durch den Fleiß, Geschmack und die Sargfalt, mit welchen seine Bewohner die Felder bebauen und ihre Ziergärtchen pflegen, durch das heitere, höfliche Wesen und den Reinlichkeitssinn der Bevölkerung, durch die hohe Kulturstufe, welche dieselbe, insbesondere auf manchen Gebieten des Kunstgewerbes, erreicht hat, durch ihre Bildungsfähigkeit und ihren großen Bildungstrieb ein höchst interessantes Land.

Bodenbeschaffenheit. Gewässer.

In gealogischer Beziehung wurde J. erst während der letzten 15 Jahre genauer bekannt. Auf den Urgneis, der indes nur an wenigen Stellen ansteht, folgen alte kristallinische Schiefer, welche namentlich auf Shikoku mächtig entwickelt sind und hier alle höhern Berge bilden, dann paläozoische Schichten von Thonschiefer, Grauwacke, Quarziten und Kalksteinen

mit oft starken Verwerfungen. Fusulinenkalke finden sich namentlich im mittlern Hondo. Auch Glieder der Trias, des braunen Jura und der Kreide wurden auf dieser Insel und auf Jeso nachgewiesen. An diese ältern Gebirgsglieder, zumal an den Rändern gehobener Buchten, lagern sich vielfach miocäne und pliocäne Konglomerate, Sandsteine, Schieferthone, Braunkohlen, vulkanische Tuffe und Meeressande mit vielen Resten mariner Konchylien oder einer reichen Landflora. Dagegen hat man Anzeichen von Eocän und Diluvium noch nicht gefunden.

Die ältesten Eruptionen, welche die metamorphen und paläozoischen Schichtenkomplexe vielfach durchbrochen und überlagert haben, waren die des Granits und verwandter Gesteine. Der Granit ist namentlich im südwestlichen und mittlern Hondo weit verbreitet; er bildet hier einen großen Teil des höhern Gebirges und erreicht im Komagatake an der Grenze von Koshiu 3000 m Höhe. Bei vielen andern ansehnlichen Bergen bildet er die Unterlage. Jüngere vulkanische Bildungen, insbesondere trachytische und doleritische, durchsetzen fast noch häufiger die verschiedensten Schichtenkomplexe, überlagern sie wie auch den Granit und bilden so vielfach die krönenden Kuppen oder seitlich, dem Gebirge vorgelagert, isolierte Berge von bekannter Kegelgestalt.

J. ist vorwiegend Gebirgsland. Seine **Gebirgszüge** folgen meist der Hauptrichtung der Inseln von SSW. nach NNO. und sind dann aus jenen ältern Schiefern und Quarziten aufgebaut und nicht selten von vulkanischen Kuppen gekrönt oder seitlich begleitet. In der größten Breite von Hondo, zwischen 35° und 37° nördl. Br., erreicht das Land in einigen vulkanischen Gipfeln (**Fuji-no-yama** 3750 m und **Ontake** 3004 m) seine höchste Erhebung und in der Meridiankette zwischen den Provinzen Shimano und Hida, dem »japanischen Schneegebirge«, den ausgeprägtesten und wildesten Gebirgscharakter. Mauerartig ansteigende Granit- und vielzerklüftete Porphyrmassen erheben sich hier im **Yari-ga-take** bis gegen 3000 m, während die Paßübergänge, wie nirgends sonst in J., 1800—1900 m hoch liegen und fast nie ganz schneefrei werden. Gipfel von 2500 m Höhe und darüber sind im mittlern Hondo zahlreich. Hierher gehören der Haku-san, Tate-yama, Norikura, Asama-yama, Kimpu-zan, Komaga-take, Shirane-san, Nantai-san, Jide-san u. a. Im nördlichen Hondo zeigen Chôkai-san, Ganju-san und Iwaki-san, drei mächtige vulkanische Gipfel, am frühsten Schneehauben. Auf der Insel Jeso erreicht der Tokachi-dake im zentralen Erhebungsgebiet gegen 2500 m Höhe. Dagegen bleiben alle Berge der Hauptinsel westlich des Biwasees und der Bucht von Owari unter 2000 m. So erreicht der Omine-san unter 34° nördl. Br. als höchster Gipfel der gebirgigen Halbinsel Yamato, welche östlich der Linschotenstraße den südlichsten Teil von Hondo darstellt, nur 1880 m Höhe und der Daisen, als höchster Berg in Chiugoku (Zentralland), wie das südwestliche Hondo früher hieß, sogar nur 1640 m. Auch die Schieferrücken der Insel Shikoku dürften sich bei genauer Messung nicht viel höher erweisen. Desgleichen sind die höchsten Gipfel der Insel Kiushiu, die Vulkane Asô-yama und Kirishima-yama, gegen 1600 m hoch.

Den verschiedenen Spuren vulkanischer Thätigkeit begegnet man in J. nach allen Richtungen. In dem großen vulkanischen Gürtel, welcher den Stillen Ozean umgibt, bildet das Land seiner ganzen Länge nach ein wichtiges Glied mit etwa 20 thätigen und Hunderten von erloschenen **Vulkanen**. Von erstern nennen wir besonders Asô-yama östlich der Stadt Kumamoto auf Kiushiu, Asama-yama nordwestlich von Tokio, Shirane-yama im Nikkogebirge nördlich von Tokio, Komaga-take auf Jeso. Zu den erloschenen oder ruhenden gehören der Kirishima-yama und die meisten der genannten hohen Gipfel auf Hondo wie auch der erhabene Fuji-san oder Fuji-no-yama, dessen beschneiter Gipfel im W. von Tokio und Jokohama wie ein riesiger Zuckerhut hoch in die Lüfte ragt, ein Wahrzeichen für den Schiffer und Landmann, der heiligste Berg des Landes, den in der schneefreien Zeit (Juli und August) jährlich zwischen 15,000 und 20,000 weiß gekleidete Pilger besteigen.

Indifferente und Schwefelthermen zählt das Land mehrere Hunderte. Erdbeben sind häufig und haben in frühern Zeiten, gleich vulkanischen Aschenregen, oft weite Landstrecken verheert. J. ist wasserreich; doch konnten bei der geringen Breite der Inseln und dem Umstand, daß Gebirge dieselben der Länge nach mitten durchziehen, große Flußsysteme nicht zur Entwickelung kommen. Die meisten **Flüsse** haben im Oberlauf ein zu starkes Gefälle und lagern im kurzen Unterlauf zu viel Sand ab, um für den Verkehr von großer Bedeutung zu sein. Zu nennen sind der lachsreiche Ishikari auf Jeso, der Shinano-gawa, Tone-gawa und Kiso-gawa sowie der Kitakami-gawa und der Yodo-gawa (als Abfluß des großen Biwasees) auf Hondo, der Chikugo-gawa auf Kiushiu und der Yoshino-gawa auf Shikoku. Der **Kuro-shiwo** oder japanische Golfstrom bespült die südlichern Gestade Japans, der **Oya-shiwo**, eine kalte, polare Strömung, die Kurilen und benachbarte Teile der Insel Jeso. Drehstürme, **Taifune** genannt, bringen im Nachsommer und Herbst der Schiffahrt zeitweise die größten Gefahren, während dieselbe an der flachen, hafenarmen Küste des Japanischen Meers heftiger Nordwinde wegen während des Winters fast ganz unterbrochen wird, wenigstens soweit Segelschiffe in Betracht kommen.

Klima. Pflanzen- und Tierwelt.

Das **Klima** Japans ist gesund. Es steht unter der Herrschaft der Monsune: warmer, feuchter Südwinde im Sommer, kalter, rauher Nord- und Nordwestwinde während des Herbstes und Winters. Mäßigt auch das Meer mit dem Kuro-shiwo die großen Gegensätze des benachbarten Festlandes zwischen dem heißen, regenreichen Sommer und dem trocknen, kalten Winter mit vorherrschend heiterm Himmel, so sind die Extreme, verglichen mit andern Ländern unter gleicher Breite, doch noch sehr groß. Der Winter ist beispielsweise viel kälter als in der Mittelmeerregion. Er bringt, wenn auch nur vorübergehend, selbst dem südlichen Kiushiu noch Frostnächte und Schnee in der Breite des Nildelta, den Gebirgen überall und im N. auch dem Flachland große Schneemassen, doch keine hohen Kältegrade. In Tokio (35° 40′ nördl. Br.), dessen mittlere Jahrestemperatur 13° C. beträgt, sinkt z. B. die Temperatur ausnahmsweise auf —9 bis —10° C. und steigt im Juli zuweilen auf 35° C. Nachtfröste kommen hier über 60 im Jahr und noch im März vor. Vom November bis März beträgt die mittlere Temperatur nur 5,5° C. und bewirkt einen langen Stillstand der Vegetation. Da das Land vom Meeresniveau bis zu Gipfeln über 3000 m sich erhebt und in Meridianrichtung sich über 27 Breitengrade erstreckt, kann von Gleichartigkeit des Klimas nicht die Rede sein. Reiche Niederschläge kommen im Sommer der Vegetation zu gute und fördern die große Mannigfaltigkeit und Üppigkeit, durch welche sich die japanische **Flora** auszeichnet. Erstaunlich

ist die Zahl der Gattungen und Arten, insbesondere an Holzgewächsen, und ihre Verwandtschaft mit dem atlantischen Waldgebiet Nordamerikas sowie der Tertiärflora Europas. Aus dem tropischen Monsungebiet Ostasiens finden viele Gewächse, so Bambusrohre, immergrüne Laurineen, insbesondere der Kampferbaum, neben Ternströmiaceen, namentlich Camellia japonica und andern eigentümlichen Arten, im mittlern J. ihre Nordgrenze. Mit den lorbeerblätterigen, immergrünen Eichen wechseln blattwechselnde nordische Formen ab. Zahlreiche Nadelhölzer, Buchen, Ahorne, Eschen, Ulmen, Erlen, Magnolien und viele andre Bäume gesellen sich hinzu oder bilden allein weite Mischwaldbestände, während arktisch-alpine Kräuter und kriechende Sträucher die hohen Berge bedecken, die das Schneehuhn und der Alpenhase bewohnt. Viele japanische Gewächse zeichnen sich durch die Pracht ihrer Blüten oder die Schönheit ihrer Blätter aus. Hunderte derselben wurden bei uns eingeführt, um unsre Blumentische, Gärten und öffentlichen Anlagen zu schmücken. Man denke nur an die Lilien, Kamelien, an Aralia japonica und Aucuba. Eine ebenso große Verbreitung hat über die wärmern Gebiete der Erde, soweit europäische Herrschaft geht, eine japanische Obstsorte, die Eriobotrya japonica oder die japanische Mispel, gefunden.

Die Tierwelt Japans weist ca. 50 Arten Säugetiere, 360 Vögel, 30 Reptilien und Batrachier und viele Fische auf. Reich vertreten sind die verschiedenen Klassen der wirbellosen Tiere, zumal die des Meers. Viele Arten der Fauna sind von großem Interesse. Für manche ist die Tsugarustraße die Nordgrenze, so für den Saru, den japanischen Affen (Inuus speciosus), den Kuma oder schwarzen Bären (Ursus japonicus), zwei Arten Fasanen (Phaseanus versicolor und P. Soemmeringi). Weit verbreitet ist der gemeine Fuchs, ein Waschbärhund (Nyctereutes viverrinus), ein Dachs (Meles Anakuma), das Wildschwein, ein prächtiger, schlanker Hirsch (Cervus Sika) und in den Gebirgen eine Ziegengemse (Antilope crispa). Mäuse sind seltener als bei uns, aber die Wanderratte fehlt kaum einem japanischen Hause; sie hält sich, da Keller meist fehlen, in der Regel unter den Dächern auf und macht von hier ihre Exkursionen. Unter einem halben Dutzend Schlangen gibt es eine giftige Art. Der bekannte Riesensalamander (Cryptobranchus japonicus) lebt in den kleinen Bergflüssen in der Umgegend von Kioto, vornehmlich in der Provinz Iga. Die Insektenwelt ist derjenigen des nahen Festlandes eng verwandt und besonders reich an Cykaden und Wasserjungfern. Groß ist die Zahl und mannigfaltig die Gestalt der Fische, Krustentiere und Mollusken des Meers. Sie bilden eine der wichtigsten Nahrungsquellen des Volkes. Zu den bemerkenswertesten Meeresprodukten gehört der Glasschwamm (Hyalonema Sieboldi), welchen man am Eingang der Jedobucht aus 2–300 Faden Tiefe fischt.

Bodenproduktion.

Der von Marco Polo, Edrisi, Kämpfer und andern ältern Schriftstellern so überschwenglich hochgepriesene Reichtum des Landes an Gold und Silber ist nicht mehr vorhanden. Überhaupt entspricht die Leistung seiner heutigen Montanindustrie nicht den darauf verwandten Mitteln und den Erwartungen, welche man seit etwa 30 Jahren daran knüpfte. Wo der Schoß der Erde wenig bietet, hört das Geschick des fremden Ingenieurs auf. Die Gold- und Silberminen von Sado liefern viel geringere Erträge als ehemals, und ebenso ist der Gewinn an Edelmetallen in andern Gruben, wie Ikuno, Inai und Ani, nicht groß. Quecksilber, Zinn, Zink und Blei sind wenig vertreten, desgleichen haben sich die Hoffnungen auf eine aufblühende Eisenindustrie nicht erfüllt. Das meiste Eisen wird immer noch aus Magneteisensand dargestellt. Das Lager von Magneteisen zu Kamaishi am Stillen Ozean, 39° 18' nördl. Br., im N. von Hondo, keilt sich nach unten aus und reicht nicht aus für die Verwertung der großen Anlagen, welche vor zwölf Jahren darauf gegründet wurden. Kupfer aus geschwefelten Erzen wird noch immer in ansehnlicher Menge gewonnen und ausgeführt, in der Neuzeit auch Antimon von Shikoku, Kiushiu und Amakusa. Bituminöse Steinkohlen von jugendlichem Alter weist das Land an vielen Orten von Jeso bis zum südlichen Kiushiu auf. Dieselben stehen zwar unsern Steinkohlen an Güte und vielseitiger Verwendbarkeit weit nach, sind aber nichtsdestoweniger von großer Bedeutung und werden in jährlich zunehmenden Mengen ausgeführt, besonders von Takashima und Miike auf Kiushiu. Steinsalz und salzreiche Quellen fehlen, so daß der Bedarf an Kochsalz der See entnommen wird. Dagegen ist das Land reich an Rohmaterialien für die feinere Keramik, insbesondere an Porzellanstein, Feldspat und Kaolin. Gute Bausteine liefern der Granit und Trachyt sowie die doleritische Lava. Sie wurden früher nur zu den Kyklopenmauern der Daimiosburgen und zu Treppen und Steinlaternen bei Tempeln benutzt.

Die Viehzucht ist in J. hinter dem Feldbau zurückgeblieben. Die gewöhnlichsten Haustiere sind: das Pferd, eine kleine, aber ausdauernde Rasse, das Rind, das nur als Last- und Zugtier für Pflüge, nicht der Milch und des Fleisches wegen gehalten wurde, das Schwein, von geringer Verbreitung, der Straßenhund, ein zottiges Zwergschoßhündchen, die Katze, meist mit kurzem, von Geburt an verstümmeltem Schwanz, das Kaninchen, Hahn und Henne, die Ente, die Taube, die Seidenraupe und die Honigbiene. Zur Belustigung werden außerdem weiße und bunte Mäuse und Ratten oft in Käfigen gehalten, weniger Singvögel, unter denen die Unguisu oder japanische Nachtigall (Cettia cantans *T.* et *Schl.*) am beliebtesten ist. Von unsern Haustieren fehlten früher Esel und Maultier, Schaf, Ziege und Gans.

Der Ackerbau bildete von jeher in J. des Volkes wichtigste Nahrungs-, und des Staats hauptsächlichste Einnahmequelle; auch genoß er immer viel mehr Ansehen als der Handel und die meisten Gewerbe, mit denen sich vor der Restauration (1868) die privilegierten Klassen nicht beschäftigen durften. Theoretisch gehört alles Land dem Mikado, faktisch ist es unter die Bauern verteilt, welche früher ihre Abgaben den Lehnsherren oder Daimios in Naturalien (in Reis), seit zehn Jahren der Regierung in Geld entrichteten, wobei das Reisland am höchsten besteuert wird. Große arrondierte Güter gibt es nicht. Der Adel besitzt heutigestags außer Wohnhaus und Garten nur ausnahmsweise Grundeigentum. Die intensive Bewirtschaftung des Ackerlandes, seine gartenartige Bearbeitung, vornehmlich mit Hacke und Spaten, die Reihensaat, Art der Düngung, Reinhaltung von Unkraut und Aufeinanderfolge der Kulturen sind nur den vielen Händen möglich, welche sich in die Arbeit des beschränkten Feldes teilen. Auf besserm Land erzielt man jährlich zwei Ernten: eine Winterfrucht (Weizen, Gerste, Raps, Erbsen oder Saubohnen) im Mai oder Juni und Reis oder eine andre Sommerfrucht im Spätherbst. Der gebirgige Charakter Japans, die lange Dauer des Winters im N., be-

schränkte Viehzucht und Eigenart der Bewirtschaftung sind die Ursachen, weshalb nur 12—15 Proz. des ganzen Areals unter Kultur stehen und davon nur je 11,5 Ar auf den Kopf der Bevölkerung kommen gegenüber 47,2 Ar in Deutschland. Drillkultur mit Reihen- oder Stufensaat wird bei allen Feldfrüchten angewandt, der Reis z. B. stets aus Saatbeeten, wenn einen Monat alt, in Stufen und Reihen, je 5—6 Pflänzchen zusammen, verpflanzt. Stalldünger kommt nur in Gebirgsgegenden mehr in Betracht; sonst spielen Fäkalstoffe in der Bodenverbesserung die Hauptrolle, daneben auch Fischreste (Fischguano), insbesondere von Heringsarten nach der Ölgewinnung, Gründünger, Ölkuchen und gebrannter Kalk.

Als Go-koku, d. h. die fünf vornehmsten Feldfrüchte, gelten in J. wie in China von alters her Reis, Gerste, Weizen, Hirsearten, Bohnen, mit einem Worte die Halm- und Hülsenfrüchte. Daneben baut man mancherlei Knollengewächse, insbesondere den Taro (Colocasia antiquarum) und die Batate (Batatas edulis), ferner die Eierpflanze (Solanum Melongena), einen großen, weißen Rettich, Zwiebelgewächse und Kurbitaceen sowie eine Anzahl andrer Gemüse und Kondimente. Auch Pilze und Meeresalgen kommen als Nahrungsmittel und Ausfuhrartikel nach China in Betracht. Unter den vielerlei eßbaren Früchten gibt es nur wenige, die uns zusagen. Die meisten europäischen Obstsorten degenerieren in Ostasien und verlieren ihren Wohlgeschmack. Die Birnen sind, wie De Candolle sagt, plus beau que bon. Das verbreitetste Obst, von eigentümlichem, gutem Geschmack und schönem Aussehen, sind die Kaki oder Dattelpflaumen (Diospyros Kaki). Auch die Mandarinorangen aus den südlichen Landesteilen sind wirklich gute Früchte. Dagegen gedeihen die Trauben nicht gut, ebensowenig Feigen und Granatäpfel. Unter den Handelsgewächsen hat der Theestrauch die größte Bedeutung. Seine Kultur hat sich vornehmlich über die niedrigen Hügelabhänge zwischen dem 34. und 36. Parallelkreis östlich des 135. Meridians verbreitet, insbesondere in den Provinzen Yamato, Yamashiro, Kii, Ise, Omi, Mino, Echizen, Suruga. Sie reicht sporadisch auf der Seite des Japanischen Meers nordwärts bis zum 40. Breitengrad, endet dagegen auf der Seite des Stillen Ozeans unter dem 36. Parallelkreis und findet sich außer auf Hondo auch auf Kiushiu. Hauptausfuhr über Jokohama und Kobe, fast nur grüner Thee nach Nordamerika. Wildwachsend findet man die verwandte Kamelie auf der Seite des Japanischen Meers noch unter 39°, dagegen als Baum kultiviert auf der Ostseite von Hondo noch unter 40° nördl. Br. und zwar des Haaröls wegen, das man aus ihrem Samen gewinnt. Auf Kiushiu und Shikoku bildet die Kamelie einen Bestandteil der immergrünen Wälder. Tabak wird an vielen Orten gebaut, in Europa aber wenig geschätzt. Baumwolle kommt ebenfalls als Sommergewächs viel vor, genügt aber nicht dem Bedarf. Hanfkultur ist von alten Zeiten her weit verbreitet, ebenso der Anbau des Färberknöterichs (Polygonum tinctorium), der den Indigo zum Blaufärben der gewöhnlichen Kleidung des Landmanns liefert. Zu den wertvollsten Droguen gehören die Ginsengwurzel (Panax Ginseng) und der Laurineenkampfer.

Die weiße Maulbeere wird der Seidenzucht wegen als stammloser Busch, Stumpf und Baum gezogen, letzteres besonders im Gebirge. Buschförmig zieht man auch die Papiermaulbeere (Broussonetia papyrifera), erntet nach dem Blattfall ihre Sommertriebe und bereitet aus ihrem Baste das meiste und beste Papier. Die japanische Seidenzucht ist auf die Insel Hondo, vornehmlich den mittlern und breitesten Teil zwischen dem 35. und 37. Parallelkreis, beschränkt. Sie reiht sich zum Teil der Theekultur an und wird am intensivsten in den Provinzen Kodzuke (Joshiu), zumal um die Städte Mayebashi und Takasaki, ferner in Shinano und Koshiu, sodann in der Landschaft Oshiu nordwärts von Tokio, besonders in dem Gebiet des Abukumagawa und der Stadt Fukushima, betrieben. Die Ausfuhr geht fast ausschließlich über Jokohama. Zwei Sumacharten liefern im Mesokarp ihrer Früchte den japanischen Pflanzentalg, der mancherlei Verwendung findet. Rhus succedanea wird zu dem Zweck in den südlichen Landesteilen kultiviert, Rhus vernicifera, der Lackbaum, vornehmlich im mittlern und nördlichen Hondo. Viel wichtiger ist letzterer des aus seinem Saft gewonnenen Lackes wegen. Seine größte Verbreitung hat er zwischen 37° und 39° nördl. Br., wo mancher Ort von Lackbäumen umgeben ist wie bei uns von Obstbäumen. Paulownia imperialis (Kiri), ein bekannter Zierbaum im wärmern Europa und auch am Rhein, wird in J. nur seines sehr leichten Holzes wegen gezogen, das man zu Kästchen mancherlei Art sowie zu Holzschuhen viel verwendet. Das beliebteste Tischlerholz, das Keyaki, liefert eine Ulmacee, die Zelkowa acuminata. Zu Bauzwecken spielen Nadelhölzer die erste Rolle, insbesondere Cryptomeria japonica, Chamaecyparis obtusa und Chamaecyparis pisifera, Pinus massoniana und Pinus densiflora, Abies firma und verschiedene andre. Das Holz der Kupuliferen, zumal der eßbaren Kastanie, liefert in seiner Kohle das gewöhnliche Heizmaterial. Die japanischen Hölzer sind bei aller Schönheit und Mannigfaltigkeit doch leicht, wie solche andrer Gebiete mit langem Vegetationsstillstand, und zeigen meist deutliche Jahresringe. Schwerer und feinporiger erscheinen die immergrünen Arten wärmerer Landesteile, obenan Buchsbaum, Kamelie und lorbeerblätterige Eichen.

Bevölkerung.

Am 1. Jan. 1883 wies J. 37,017,302 einheimische Bewohner auf. Seitdem ist die Zahl derselben abermals ansehnlich gestiegen, denn nach der Zählung vom 1. Jan. 1887 ergab sich eine Gesamtbevölkerung von 38,151,217 Seelen (davon 19,300,261 männliche und 18,850,956 weibliche Bewohner). Nach den Ständen verteilen sich dieselben:

Heimin oder Volk	36199515
Shi-zoku, die ehemaligen Samurai	1948283
Ka-zoku oder Adlige	3419

Hierzu kommen 1) die Mitglieder des Kaiserhauses, nämlich: Ka-zoku, Prinzen und Prinzessinnen (33), und endlich Shin-nô, die engere kaiserliche Familie, bestehend aus dem Mikado oder Tennô, der Kaiserin, der Kaiserin-Mutter und dem siebenjährigen kaiserlichen Prinzen und Thronfolger, und 2) gegen 6000 Fremde in den Vertragshäfen, vornehmlich in Jokohama, Tokio, Kobe und Nagasaki, worunter nahezu 4000 Chinesen, dann folgen der Zahl nach Engländer, Nordamerikaner, Deutsche und Franzosen. Zum Volk (Heimin) gehören die Hiyakushô oder Bauern, Shokuin oder Handwerker und Akinda oder Kaufleute. Auch wird jetzt die früher verachtete Klasse der Eta (Abdecker, Gerber, Lederarbeiter, Totengräber) zu demselben gerechnet. Die Klasse der Shi-zoku (ehrbare Familien) oder Samurai, ehemals die Beamten und erblichen Krieger der Feudalherren, zu deren Stolz und Vorrechten das Schwertertragen und Bauchaufschlitzen (Seppuku oder Harakiri) gehörte, hat sich seit der Restauration im J. 1868 den Berufsarten des

Volkes vielfach zugewandt; doch rekrutiert sich auch jetzt noch das Kriegs- und Beamtenheer vornehmlich aus ihr. Der Adel, *Ka-zoku* (»Blume der Familien«), bestand in der Feudalzeit aus dem Hofadel (Kuge) mit 155 Familien und dem Feudaladel (Buke oder Daimiô) mit 255 Familien (im J. 1862). Die Beseitigung des Shôgunats und Feudalwesens veränderte seine Stellung in hohem Grad und machte eine Reorganisation desselben notwendig. Diese erfolgte in den letzten Jahren in der Weise, daß man fünf Rangstufen schuf und in die drei letzten derselben auch diejenigen Personen nebst Familien einreihte, welche, obgleich früher nur Samurai, sich um den Mikado und das Land seit 1868 besonders verdient gemacht haben. Hierher gehört z. B. der jetzige Premierminister und Minister des kaiserlichen Hauses, Graf Ito, sowie Graf Saigo, der Marineminister, ein Bruder des im geschichtlichen Abschnitt (S. 167) erwähnten Urhebers des Aufstandes von Satsuma. Die siniko-japanischen Namen dieser fünf Adelsklassen und ihre europäischen Äquivalente sind: 1) Ko-shaku oder Ko, Fürst, 11 Familien; 2) Ko-shaku oder Ko, Marquis, 24 Familien, wobei Ko im Chinesischen ein andres Zeichen hat; 3) Haku-shaku oder Haku, Graf, 76 Familien; 4) Shi-shaku oder Shi, Vicomte, 324 Familien; 5) Dan-shaku oder Dan, Baron, 74 Familien; zusammen 509 Familien. Den Fürstentitel erhielten: a) die Go-seke oder fünf vornehmsten Kugefamilien (Kujô, Konoye, Takatsukasa, Nijô, Ichijô), aus denen der Mikado nach altem Gesetz und Brauch seine Frau nimmt (die jetzige Kaiserin ist eine Ichijô); b) die Familien Sanjô und Iwakura, zweier Kuge, welche am Hof des Mikado zur Zeit der Restauration eine hervorragende Rolle spielten und später als erste Beamte des Landes bis in die Neuzeit wirkten; c) Tokugawa, der letzte Shôgun; d) Shimadzu, der letzte Daimiô von Satsuma, und Shimadzu (Saburo), dessen Onkel, sowie Mori, die Daimiôfamilie von Nagato.

Abgesehen von den *Aino* (s. d.) auf Jeso und den südlichen Kurilen, sind die heutigen Bewohner Japans ein einheitliches Volk nach Sprache, Kleidung, Sitte und Lebensweise und zwar von der Tsugarustraße bis gegen Formosa hin, hervorgegangen aus einer frühzeitigen asiatischen Einwanderung über Korea nach südlichen und südwestlichen Landesteilen und ihrer Vermischung mit Eingebornen, welche den Aino zugerechnet werden. Ob auch malaiische Elemente von S. her und polynesische hinzukamen, bleibt unerwiesen (s. Tafel »Asiatische Völker«, Fig. 13, 14). Nach ihren *körperlichen Eigenschaften* gehören die Japaner der mongolischen Völkerfamilie an, sind von mittlerm, gedrungenem Wuchs, die Männer im Durchschnitt 158 cm, die Frauen des Volkes 145 cm, die der vornehmen Klasse 147,4 cm groß. Ihre Hautfarbe ist hellgelb mit großen Abstufungen, so daß sie sich einerseits derjenigen der Europäer nähert, anderseits der tiefgelben oder hellbraunen der Chinesen und Malaien. Das Haar ist schwarz und schlicht; sein Wuchs ist auf dem Kopf dicht und kräftig, dagegen schwach und dünn an andern Körperteilen. Doch gibt es einzelne Japaner mit schönem Vollbart. Auf die Pflege des Kopfhaars hat der Japaner, im Gegensatz zum Aino, immer viel Sorgfalt verwendet. In der Neuzeit breitet sich die westeuropäische Haartracht immer mehr aus. Im Vergleich zum Europäer und Gesamtwuchs erscheint der Kopf des Japaners groß, zum brachykephalen Typus geneigt. Augen und Nase zeigen ganz den mongolischen Charakter. Jene sind geschlitzt und mit ihren Längsachsen zur Nase geneigt. Diese ist in der Regel breit und flach, doch findet man auch hier Annäherungen an den kaukasischen Typus. Vgl. E. Bälz, Die körperlichen Eigenschaften der Japaner (in den »Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft Ostasiens«, Heft 28 u. 32).

Bedeutender als im Körper weicht der Japaner in seinen *geistigen Eigenschaften* von den übrigen ostasiatischen Völkern ab und zeigt uns eine ganze Reihe sympathischer Züge. Man rühmt mit Recht den Reinlichkeitssinn und natürlichen Anstand, das höfliche, freundliche und humane Benehmen, das heitere, glückliche Familienleben, die Ehrerbietung und Zuvorkommenheit der Kinder gegen ihre Eltern, der Untergebenen gegen ihre Vorgesetzten, den Rechtssinn, die Achtung vor der geistigen Überlegenheit, die Freude an den Schönheiten der Natur, das hohe Bildungsbestreben und die Vaterlandsliebe des japanischen Volkes. Dagegen verbindet der Japaner mit unverkennbarem Talent und Streben gar häufig nicht die nötige Ausdauer, begnügt sich oft mit der Schale, statt zum Kern vorzudringen, und wird hierdurch leicht oberflächlich. In den vielen Jahrhunderten seiner Kultur bewies das japanische Volk mehr Nachahmungstalent als schöpferische Kraft.

Die *japanische Schrift- und Umgangssprache* ist aus einem einheimischen Idiom, dem *Yamato*, und dem Chinesischen hervorgegangen, mit 72 Silbenzeichen für jenes und den bekannten Wortsymbolen für dieses. Das Yamato hat weder Guttural- noch Nasallaute; seine Silben enden alle in Vokale, und es hat sich auch die japanische Aussprache des Chinesischen bis auf das finale n ihm völlig angepaßt. Die japanische Sprache ist agglutinierend, hat gewisse Flexionsendungen, ist aber im Wortschatz und in grammatischen Formen arm. Wie der Chinese statt r stets l ausspricht, so fällt umgekehrt dem Japaner der L-Laut schwer (weiteres s. *Japanische Sprache und Litteratur*).

Der Japaner lebt mäßig und frugal. Seine *Nahrungsmittel* sind vornehmlich in Wasser gekochter Reis, Hirsearten, besonders im Gebirge, verschiedene Hülsenfrüchte, Knollengewächse, Gurkenarten und Pilze, ferner Fische, Krusten- und Weichtiere. Brot, Milch, Butter und Käse waren unbekannt, Fleischspeisen wenig in Gebrauch. Zur Würze des Mahls dienen vornehmlich gesalzene Rettiche (Daikon), Früchte der Eierpflanze (Nasu), Gurken u. a., als Genußmittel grüner Thee ohne Zuthat, Sake oder Reisbier und Tabak, den beide Geschlechter gern rauchen. Die *Kleidung* der Landbevölkerung wird immer noch vorwiegend aus selbstverfertigter grober Hanfleinwand gemacht und mit einheimischem Indigo gefärbt. Sie besteht oft nur aus einem Kittel und weiten Hosen. Bei den Wohlhabendern spielen hellfarbige, schön gemusterte Baumwoll- und Seidenstoffe die Hauptrolle. Ein schlafrockähnliches Oberkleid, der *Kimono*, wird von Männern und Frauen getragen und ist nur im Schnitt und dem Gürtel, welcher dasselbe am Leibe befestigt, bei beiden Geschlechtern verschieden. Die Füße sind entweder nackt oder mit Socken bedeckt, bei denen nach Art der Fausthandschuhe die große Zehe von den übrigen getrennt wird, um den Riemen zur Befestigung der Stroh- oder Holzsandalen dazwischen durchzuführen. Die Kopfbedeckung ist sehr verschieden, doch begnügt sich der Arbeiter gewöhnlich mit einem Tuch um die Stirn. Die vornehmere städtische Bevölkerung ahmt mehr und mehr die europäische Tracht nach. Zu den hervorragendsten Eigenschaften der Japaner gehört ihre Reinlichkeitsliebe. Sie zeigt sich an der Person durch häu-

figes Waschen und Baden, im Haus, Garten und Feld sowie an der Arbeit. Das **Wohnhaus** ist niedrig, leicht aus Holz aufgebaut, ein- bis zweistöckig, mit schwerem Stroh-, Schindel- oder Ziegeldach, ohne Keller und Schornstein. Die Fenster werden durch Schiebethüren ersetzt, deren Gitterwerk man mit Bastpapier überzieht. Da die Häuser sich meist eng aneinander schließen, ist die Feuersgefahr groß und gehören verheerende Brände in den größern Städten zu den häufigen Erscheinungen. Die Größe der Zimmer, ja der ganze Grundriß der Häuser richtet sich in J. nach den Tatami oder Binsenmatten von durchweg ca. 2 m Länge und 1 m Breite, womit die gedielten Böden bedeckt werden. Wie die Kleidung, so ist auch die Wohnung des Japaners mehr für den Sommer als für den Winter berechnet. In letzterm erscheint sie unbehaglich, zugig und kalt, ohne zweckentsprechende Heizvorrichtungen, ohne Komfort.

Kulturverhältnisse. Gewerbliche Thätigkeit.

J. gehört gleich Korea dem chinesischen Kulturkreis an. Nachdem seine Bewohner, gemäß ihrer altensagenhaften Geschichte, unter Führung von Jimmu Tennô im Gebiet des Gokinai das Reich Yamato gegründet und ihre Nachkommen dasselbe befestigt und erweitert hatten, erschienen diese als ein kriegsgeübtes Volk und Eroberer um das Jahr 200 n. Chr. in Korea, das von da ab jahrhundertelang unter teilweiser Abhängigkeit von J. blieb. Die eigenartige chinesische Kultur mit ihren beiden Hauptträgern, dem Buddhismus und der Philosophie des Konfutse und Mengtse, gelangte von diesem Ereignis an und meist durch koreanische Vermittelung nach J., wo es nicht allzulange dauerte, bis sie sich befestigt und über das Land verbreitet hatte. Mit ihr kehrte auch die chinesische Schrift und Litteratur ein, chinesische Lebens- und Staatsanschauung. Die Staatsverfassung, das Zeremoniell des Hofs, die Rechtspflege, Ethik und Heilkunde, Künste, Gewerbe und Landwirtschaft, ja die ganze Lebensweise empfing oder änderte man nach chinesischem Vorbild.

Der **Buddhismus** wirkte vornehmlich auf die produzierende Masse des Volkes ein und schuf genügsame, fröhliche Arbeiter in Feld und Werkstatt. Die chinesische Philosophie dagegen erfaßte die vornehmern Klassen, nährte den Kastengeist und **Ahnenkultus**, welcher schon lange vor ihrem Eintreten bestand. Er wird oft als eine zweite Religion der Japaner mit dem Namen **Schintôismus** (»Weg der Götter«) oder **Kamidienst** bezeichnet, obgleich ihm eine Glaubens- und Sittenlehre fehlt und er nur nach der Art, wie er in Tempeln, Gebeten und Opfern sich äußert, einer Religion vergleichbar ist. Dem ersten Glaubenseifer bei Ausbreitung des Buddhismus folgten, wie im Christentum, Spaltung und Befehdung in Sekten, Entartung und sittlicher Verfall der Priester. Hand in Hand hiermit gingen die Schwächung der weltlichen Autorität und verheerende Bürgerkriege. In diese Periode fällt die Entdeckung des Landes durch Mendez Pinto und die Ausbreitung des **Christentums** durch portugiesische Jesuiten seit der Landung F. Xavers (1549; vgl. S. 165). Der Buddhismus, von seinem gefährlichen Gegner, dem Christentum, durch die drei ersten Tokugawa-Shôgune befreit, schlug unter dem Schutz des Shôgunats in Jedo neue Wurzeln. Nach der Restauration der Mikadoherrschaft versuchte die Regierung auf seine Kosten den Schintôismus neu zu beleben, fand aber allmählich, daß dessen hohle Zeremonien das religiöse Bedürfnis des Volkes nimmer dauernd befriedigen können. So folgte denn in dem Maß, in welchem man das christliche Abendland mehr kennen und die Wirkungen des Christentums schätzen lernte, auch in Bezug auf dieses eine allmähliche Annäherung. Sie äußerte sich 1876 durch Zurücknahme aller frühern Erlasse und Verwarnungen gegen dasselbe und durch die Annahme des Sonntags als offiziellen Feiertags statt des frühern 1., 6. (ichi, roku), 11., 16., 21., 26., 31. Tags des Monats, vor allem aber in der Religionsfreiheit, welche in letzter Zeit verkündigt wurde. Die große Menge des Volkes und mehr noch der Gebildeten ist in religiösen Dingen völlig indifferent; aber die Einsichtsvollern erkennen bereits, daß ohne das Christentum die erstrebte Kultur des nötigen Haltes und edelsten Triebes entbehrt. Sind auf religiösem Gebiet die Veränderungen mehr negativer, zerstörender Art gewesen, so hat die Regierung dagegen auf dem des **Unterrichts** seit 15 Jahren einen rühmlichen Eifer entwickelt und trotz vielen Experimentierens sehr erfreuliche Resultate erzielt. Von 5,952,000 schulpflichtigen Kindern im Alter von 6—14 Jahren erhielten 1883 nicht weniger als 3,037,270, also 51 Proz., den vorschriftsmäßigen Unterricht. Es gab 30,156 Elementar-, 173 Mittel-, 80 Normal-, 80 Gewerbe-, 7 höhere Töchter- und 1278 gemischte Schulen, eine Turnanstalt, ein Konservatorium für Musik, ein Polytechnikum und eine Universität (das Dai-gaku). Letztere zählte 178 Lehrer und 1650 Studenten, von denen die Mehrzahl Medizin studierte. Die medizinische Schule steht von Anfang an unter deutscher Leitung; alle Vorlesungen in ihr erfolgen in deutscher Sprache. Sie genießt mit Recht hohe Achtung und hat nicht wenig dazu beigetragen, die große Annäherung der Japaner an Deutschland auf vielen Gebieten zu fördern. Die Ausgaben für öffentlichen Unterricht beliefen sich 1883 auf 10,800,000 Yen (43,200,000 Mk.).

Von ganz besonderm Interesse ist das **japanische Kunstgewerbe**, dessen Produkte während der letzten zwei Jahrzehnte im christlichen Abendland eine außerordentliche Verbreitung gefunden und auf unsre Geschmacksrichtung, namentlich in der Dekoration, einen tiefgreifenden Einfluß geübt haben. Auf den großen Weltausstellungen bewunderte man Kunstsinn und Kunstfertigkeit der Japaner, das naturtreue Leben, die wirkungsvolle Kraft und staunenswerte Farbenharmonie ihrer Verzierungen und erkannte vielfach ihren Erzeugnissen die ersten Preise zu, namentlich in der Lackmalerei, Keramik, Email- und Bronzeindustrie, dem Waffenschmieden, der Holz-, Elfenbein-, Bein- und Steinschneiderei sowie in der Weberei und Färberei. China ist die ursprüngliche Heimat dieser Industriezweige wie früheres Vorbild und Lehrmeister in jederlei japanischer Kultur. Aber während der langen Friedens- und Abschlußperiode ihres Landes (von 1600 bis 1854) haben die Japaner jene kunstgewerblichen Industriezweige selbständig weiterentwickelt und in den meisten ihre ehemaligen Lehrer weit überflügelt. Hauptförderer waren der buddhistische Kultus und die Daimiôs oder Feudalherren. In der Dekoration herrscht ein gesunder Realismus vor. Der Japaner ist ein großer Natur- und insbesondere ein Blumenfreund. Was er in Wald und Feld, im Gärtchen und Hain bewundert und scharf erfaßt hat, gibt er mit Pinsel und sicherer Hand wieder. Stilisierte Ornamente liegen ihm ferner; doch wendet er zur Flächendekoration nicht bloß geradlinige Motive, wie das buddhistische Henkelkreuz, sondern auch Arabesken an. Seine Neigung zum Humoristischen und Grotesken sowie die häufige Abweichung von jeder symmetrischen

Anordnung überraschen. Polygonale und cylindrische Formen hat er dem Chinesen entlehnt, aber weiter ausgebildet, während er von den alten griechischen die edelsten, wie Amphoren und Weinkannen, nicht nachahmte, wenn sie auch durch Geschenke der Portugiesen und Holländer ins Land kamen. Die Lackindustrie hat ihren Hauptsitz in den großen Städten von Hondo und in Nagasaki, wo namentlich viel Perlmuttereinlagen und Schildpattarbeiten verfertigt werden. In der Bronzeindustrie wetteifern Kioto, Tokio und Kanazawa miteinander. Auch die übrige Metallindustrie wird in Kioto ganz besonders gepflegt. Sogen. Zellenschmelz (émail cloisonné) auf Kupfer, Porzellan und Steingut macht man in Kioto, Nagoya und Tokio. Arita in der Provinz Hizen, nordöstlich von Nagasaki, und Satsuma im S. der Insel Kiushiu, ferner Kioto, Seto in Owari und Kanazawa in Kaga sind durch die prächtigen Erzeugnisse an Porzellan, bez. Steingut bekannt, während der westliche Teil von Kioto immer Hauptsitz der feinern Seidenweberei war und unter anderm Brokatstoffe von unvergleichlicher Schönheit liefert. Eine Übersicht über die im einzelnen noch nicht genügend erforschte Geschichte der japanischen **Malerei** gibt die von Professor Gierke gegründete Sammlung japanischer Malereien im Berliner Museum. Die Malerei kam im 6. Jahrh. von China nach J. und nahm dort bald einen nationalen, auf selbständiger Naturbeobachtung begründeten Charakter an. Vgl. L. Gonse, L'art japonais (Par. 1883); Audsley, The ornamental arts of J. (Lond. 1885); Anderson, The pictorial arts of J. (das. 1886).

Handel und Verkehr.

Nach der Entdeckung des Landes durch Mendez Pinto im J. 1542 bildeten während des mehr als 80jährigen portugiesischen Verkehrs mit demselben Gold, Silber und Kupfer die wichtigsten und gewinnreichsten Ausfuhrartikel, denen gegenüber andre, wie Lackwaren und Schwerter, nur wenig ins Gewicht fielen. Die Einfuhr bestand vornehmlich in chinesischer Seide von Macao, Wollenstoffen, Gewürzen und Medikamenten (darunter Baroskampfer und Ginseng), Zucker, Schildpatt, Elfenbein und verschiedenen andern Artikeln. Der Mitbewerb Spaniens (über Manila) vom Jahr 1580 an, Hollands und Englands seit 1609 schmälerte wohl den Gewinn, änderte aber sonst wenig an diesem Verkehr. Da kam die Ausrottung des Christentums, Vertreibung der katholischen Spanier und Portugiesen, Abschließung des Landes und Verkehrsbeschränkung auf Chinesen und Holländer zu Nagasaki, Maßregeln, welche im J. 1640 ihren Abschluß fanden und von da ab 214 Jahre lang in Kraft blieben. Die eiserne Hand der Tokugawa und ihr eigentümliches Regierungssystem begünstigten auch den Inlandverkehr in keiner Weise, so daß außer den großen Landstraßen, welche die acht Landschaften durchzogen, aber den Wagenverkehr gänzlich ausschlossen, nur Pfade vorhanden waren. Die Gebirgsübergänge an der Grenze benachbarter Daimioherrschaften konnten in vielen Fällen noch nicht einmal von Lasttieren benutzt werden, obwohl es nicht schwer war, gangbare Wege anzulegen. Unter solchen Umständen war von einer Belebung des Handels keine Rede, hatte man doch gegen den Handelsstand selbst die größten Vorurteile und stellte ihn dem Bauer und Handwerker nach. Die Holländer erwarben und erhielten sich ihr Handelsmonopol unter den unwürdigsten und demütigendsten Bedingungen, zu denen vor allen die Verleugnung des Christentums gehörte. Dafür zogen sie daraus großen Gewinn, namentlich solange Edelmetall neben Kupfer und Kampfer die wichtigsten Exportartikel waren. Mit dem Jahr 1672 traten aber hierin sowie in der Preisbestimmung der eingeführten Artikel weitere Beschränkungen ein, wodurch sich das Goldene Vlies nach Kämpfer in ein gemeines Fell verwandelte. Nichtsdestoweniger wurde das Privilegium durch Unterwürfigkeit gegenüber allen Zumutungen arroganter japanischer Beamten sowie durch Intrigen gegen alle Versuche andrer Nationen, mit J. Verkehr anzuknüpfen, eifersüchtig gewahrt, bis endlich 1854 Kommodore Perry mit seinem Geschwader in den japanischen Gewässern erschien, das Land dem fremden Verkehr erschloß und für dasselbe eine neue Epoche anbahnte. Seitdem hat dasselbe wie auf fast allen Gebieten, so auch in seinem Handel und Verkehr einen staunenswerten Wandel durchgemacht. Im Binnenverkehr, wo Fuhrwerke fehlten, mußten der Tragkorb und die Sänfte einem neuen Vehikel, der **Jinrikisha**, einem Karren mit stuhlartigem Sitz für 1—2 Personen und einer Schere, in welcher der Arbeiter das Zugtier vertritt, mehr und mehr weichen. Insbesondere hat diese Jinrikisha (d. h. eines Mannes Kraftwagen) in den Städten ganz die Rolle unsrer Droschken übernommen. Im J. 1872 wurde die erste **Eisenbahnstrecke** von Tokio nach Jokohama dem Verkehr übergeben. Seitdem hat man fünf weitere Linien mit zusammen 91 Ri (357 km) Länge eröffnet und eine ganze Anzahl in Angriff genommen. **Telegraphenleitungen** verbinden alle größern Städte; eine submarine Telegraphenleitung führt seit 12. Aug. 1871 von Nagasaki nach Schanghai und stellt J. dadurch in den schnellsten Verkehr mit Europa und Amerika. Der Postdienst mit dem In- und Ausland ist wohlgeregelt und zuverlässig. Alle größern Hafenplätze stehen miteinander in regelmäßigem Dampfschiffsverkehr. Zahlreiche Leuchttürme warnen die Schiffe vor gefährlichen Felsvorsprüngen und deuten denselben weit besser die Wege an, als dies an manchem europäischen Gestade der Fall ist.

Der **Außenhandel** Japans ist in fortwährender, wenn auch nicht stetiger Steigerung begriffen; derselbe hat sich während der letzten zehn Jahre nahezu verdoppelt. Unter den **Ausfuhrartikeln** stehen, wie in China, Seide und Thee obenan; Rohseide, Abfallseide, seidene Gewebe und Seidenraupeneier bilden seit 25 Jahren etwa 46 Proz. des gesamten Exports, der sich während der fünfjährigen Periode 1881—85 auf durchschnittlich 34½ Mill. Jen (138 Mill. Mk.) belief. Es kamen ferner (in Prozenten) auf:

Thee	19	Reis	3,4
Kupfer	3,3	Algen	2,4
Steinkohlen	4,3	Seetiere	4,4
Kampfer	2	Kunstgew. Erzeugnisse	4,4

Die hervorragendsten Abnehmer waren: die Vereinigten Staaten von Nordamerika (Seide und Thee), China (Meeresprodukte, Pilze, Kampfer, Medikamente, Kupfer, Steinkohlen, Thon- und Lackwaren), Frankreich (Seide, Kunstgegenstände), England (Seide, Tabak, Sumachtalg, Kupfer, Antimon, kunstgewerbliche Erzeugnisse, Reis), Indien (Kupfer), Deutschland (Reis, Fischöl, kunstgewerbliche Artikel), Australien (Reis). Der Durchschnittswert der **Einfuhr** betrug in demselben Zeitraum (1881—85) 29⅓ Mill. Jen (118 Mill. Mk.) Sie bestand vornehmlich in Baumwolle und Baumwollgarnen, Schirting, halbwollenen und wollenen Geweben, Eisen und andern Metallen, Maschinen und Waffen, Zucker, Petroleum, Droguen und Farben. Der Hauptanteil, mit 44 Proz., fiel auf England. Es lieferte mit In-

dien (Bombay) für mehr als 5 Mill. Jen Baumwollgarne, die baumwollenen Gewebe und einen großen Teil der Wollenstoffe, Eisen und Maschinen, Droguen und Farben. In zweiter Linie, mit 20 Proz., stand China, darunter für mehr als 2 Mill. Jen Zucker und für 3/4 Mill. Jen Baumwolle. Indien und Siam kamen hierauf mit 11,9 Proz., darunter baumwollene Garne von jenem und Reis von diesem in schlechten Jahren. Mit 9,8 Proz. der Einfuhr beteiligten sich die Vereinigten Staaten und sandten besonders Petroleum, Leder, Wanduhren und verschiedene Nahrungsmittel. Deutschland folgte mit 5,8 Proz. in fünfter Linie, Frankreich mit 4,7 in sechster. Jenes lieferte halbseidene Gewebe, Flanell, Musselin und Farbstoffe, dieses vornehmlich türkischrot gefärbte Musseline und andre leichte Wollenstoffe. Auf die in Betracht kommenden Vertragshäfen verteilte sich 1885 der japanische Außenhandel wie folgt:

	Jokohama	Kobe-Osaka	Nagasaki	Hakodate
Ausfuhr	69 Proz.	20 Proz.	9,3 Proz.	1,7 Proz.
Einfuhr	67,5 "	28,3 "	3,4 "	0,8 "

Dieser Außenhandel ist größtenteils in fremden Händen. Im J. 1885 kamen vom Gesamtbetrag desselben mit 64 1/2 Mill. Jen auf japanische Häuser nur 5,74 Mill. Jen, also etwa der elfte Teil, und dieser geringe Bruchteil bezieht sich fast ausschließlich auf den Verkehr mit China und Korea. Im Dampfschiffsverkehr mit J., wie im Schiffsverkehr überhaupt, schreitet auch hier England allen andern Nationen weit voran. Es folgen Frankreich, Deutschland, die Vereinigten Staaten. Zu den englischen, französischen und nordamerikanischen Postdampfern, welche von Southampton, Marseille und San Francisco aus seit langem in regelmäßigen Fahrten Jokohama zum Ziel haben, gesellen sich seit Sommer 1886 in monatlichen Zwischenräumen die deutschen Postdampfer des Bremer Lloyd. Sie bilden ein weiteres Glied in der Kette inniger Beziehungen zwischen Deutschland und dem Mikadoreich und werden zur Förderung derselben und unsers Handels nicht wenig beitragen.

[Münzen, Maße und Gewichte.] Seit 1871 besitzt das Land ein neues Münzsystem, dessen Einheit der Jen im Werte des nordamerikan. Dollars ist. 1 Jen = 100 Sen. Man prägt in der neuen Münze zu Osaka Stücke von 20, 10, 5, 2 und 1 Jen in Gold, von 1 Jen, 50, 20, 10 und 5 Sen in Silber, von 2, 1, 1/2 und 1/10 Sen in Kupfer. Außerdem gibt es viel Papiergeld, dessen Kurs seit der positiven Handelsbilanz der letzten Jahre sehr gestiegen und fast pari ist. Die Einheit des Längenmaßes ist der Shaku oder Fuß = 0,30303 m, die des Wegmaßes das Ri oder die japan. Meile; 1 Ri = 36 Chō = 3927,27 m (1 geogr. Meile = 1,886 Ri; die chines. Meile oder Li = 447,19 m; demnach 1 Ri = 8,782 Li). Das gewöhnliche Feldmaß heißt Tsubo und ist = 3,305785 qm. 1 Chō = 10 Tan = 100 Se = 3000 Tsubo = = 110 800 □Shaku; 120 Chō = 119 Hektar. Die Einheit des Hohlmaßes ist das Shō = 1,803907 Lit., also 5 Shō = 9 L; 1 Koku = 10 To = 100 Shō = 1000 Go = 180,4 L. Die Gewichtseinheit heißt Monme (spr. momme); 1 Kwamme = 10 Hiyakume = 100 Jume = 1000 Monme = 3756,5 g, also 1 Monme = 3,7565 g; das Kin oder japan. Pfund = 160 Monme = 601 g; 100 Kin = 1 chines. Pikul oder 60,1 kg.

Staatliche Verhältnisse.

Verfassung und Regierung haben seit der Restauration der Mikadoherrschaft im J. 1868 große Veränderungen erfahren. Der Mikado war wohl nach altem Staatsrecht als Nachkomme der Sonnengöttin Amaterasu absoluter Herr über ganz J., hatte aber diese Macht allmählich eingebüßt und notgedrungen den mächtigen Shōgunen überlassen müssen. Am vollständigsten war dies durch Iyeyasu geschehen, der in der verbindlichsten Form seinem ohnmächtigen Herrn und Gebieter Gesetze vorschrieb, die Einkünfte festsetzte und den Hof in den Banden der alten chinesischen Etikette und Fiktion ließ, um selbst in der Verwaltung des Landes freie Hand zu haben. Er und seine Nachkommen benutzten ihre Macht, um dem Feudalsystem eine Ausprägung und Organisation zu geben, wie sie die übrige Welt nicht kennen gelernt hat. Der Restaurationskrieg von 1868 und die folgenden Jahre warfen sein ganzes System über den Haufen (s. unten); Mutsu Hito, der gegenwärtige Mikado, welcher 1850 geboren und 1868 seinem Vater in der Regierung gefolgt war, setzte die Welt durch sein Auftreten in Erstaunen. Von einsichtsvollen Männern aufs beste beraten, trat er an die Spitze der Regierung, bewegte sich frei wie ein anderer Fürst, zeigte Interesse und Verständnis für die großen Aufgaben des Staats und leitete sein Volk durch einen Umwandlungsprozeß so erstaunlich großartiger Natur und seltsam, wie ihn die Geschichte keines andern Volkes aufzuweisen hat. Das knechtische Niederwerfen vor dem Tennō (Mikado) und seinen Räten hörte auf, die Scheu vor seiner Person schwand mit der seinigen vor der Welt; der sklavische Sinn seiner Unterthanen verwandelte sich in respektvolle Loyalität, die Zeit der Aufklärung hatte begonnen. Die neue Regierung setzte sich aus einem Staatsrat von 8 Mitgliedern und einem Ministerium in 8, später in 10 Abteilungen zusammen, nämlich für auswärtige Angelegenheiten, Inneres, Finanzen, Krieg, Marine, Unterricht, Ackerbau, Handel, öffentliche Arbeiten, Justiz und kaiserlichen Haushalt, wozu noch ein Senat aus 30 Mitgliedern kam. Um auf dem versprochenen Weg zur konstitutionellen Monarchie einen weitern Schritt zu thun, stellte sich die Regierung im Sommer 1875 zwei beratende Kammern zur Seite; den Staatsrat oder Senat, genannt Genroin, und eine Versammlung der Provinzialdirektoren oder Kenrei. Die im J. 1886 bewirkten Veränderungen im Regierungssystem bezeichnen eine weitere Etappe und bedeutende Epoche in der japanischen Geschichte. Die Regierung tritt damit in die Form einer konstitutionellen Monarchie ein, mit Trennung der exekutiven von der legislativen Gewalt. Im J. 1890 wird das Parlament eröffnet; deutsche Baumeister errichten das dazu nötige Gebäude. Überall neigt man deutschen Mustern zu und zieht deutsche Beamte als Berater in die verschiedensten Zweige des Staatsdienstes. Anderseits ist die Zahl der jungen Japaner, welche in Deutschland ihre Ausbildung suchen, größer als in jedem andern Land. Mit der Religionsfreiheit sind dem Christentum die Wege geöffnet, ist die Fiktion von der göttlichen Herkunft des Mikado beseitigt.

Finanzen und Steuern. Im J. 1881 belief sich die Staatsschuld auf 358,047,291 Jen; davon kamen auf

inländische Anleihen	229 139 815	Jen
ausländische "	11 012 696	"
Papiergeld als schwebende Schuld	117 894 980	"
	358 047 291	Jen

Nationalbanken waren wie Pilze aus der Erde geschossen. Ihre Zahl betrug 152 mit einem Aktienkapital von 42 Mill. Jen.

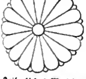
Von jeher ist der Bauernstand in J. in hervorragender Weise der Nährstand nicht bloß der bevorzugtern Klassen, sondern auch des Staats selbst

gewesen. In dem Finanzjahr, welches 30. Juni 1884 endete, betrugen die gesamten Staatseinnahmen 73,943,258 Jen. Davon lieferte die Grundsteuer 58 Proz. oder 43,029,745 Jen und die Steuer auf Sake und verwandte Genußmittel 22 Proz oder 16,768,135 Jen, und erst in dritter Linie kamen die Zolleinnahmen. Wenn man die enormen Kosten erwägt, welche nach Beseitigung des Feudalsystems die Mediatisierung der Daimios und Samurai, die Reorganisation des Heers, der Flotte und der Verwaltung in all ihren Zweigen, die Niederwerfung verschiedener Aufstände, Choleraepidemien und andre Landplagen der neuen Regierung verursachten, kann man wohl ermessen, daß dieselbe dem Bauer keine Erleichterung seiner Steuerlast bieten konnte. Dagegen hat sie ihm manche sonstige Vorteile gebracht, so: Schutz gegen die früher so verheerende Pockenkrankheit durch Impfzwang, Schulen für seine Kinder, Verkehrserleichterungen zum bessern Absatz seiner Produkte.

Die Rechtspflege und das Gerichtsverfahren fanden lange seitens der Fremden großen Tadel, indem sie sich vielfach durch Willkür und große Grausamkeit auszeichneten, bis in neuerer Zeit auch hierin Wandel geschaffen, den europäischen Anschauungen und Rechtsgrundsätzen Rechnung getragen und für eine bessere Vorbildung der Richter gesorgt wurde. Es gibt jetzt 243 verschiedene Gerichtshöfe, nämlich ein höchstes Oberappellationsgericht in Tokio, 4 Appellationsgerichte in Tokio, Osaka, Miyagi (Sendai) und Nagasaki, 23 Hauptämter mit 45 Abzweigungen und 170 Distriktsgerichte. Jedem der 3 Fu (Hauptstädte) und 44 Ken (Departements) steht ein Gouverneur oder Kenrei vor.

Die Polizeimacht besteht aus 20,358 Mann und 2252 Sergeanten. Dieselbe hat sich bei mehreren frühern Aufständen stets zuverlässig und als bedeutende Stütze der Regierung bewiesen.

Das Heerwesen wurde nach dem deutsch-französischen Krieg durch französische Offiziere, die man bereits früher engagiert hatte, organisiert, die Flotte erhielt ihre Gestaltung nach englischem Muster. Der Militärdienst ist nicht mehr Vorrecht der Samurai, sondern Pflicht aller, die das Los trifft. Im J. 1880 bestand die stehende Armee aus 37,412 Mann Infanterie und 2907 Kavallerie. Die Flotte besaß 24





Kaiserliches Wappen. Landeswappen von Japan.

Kriegs- und 5 Transportschiffe. Die beiden kaiserlichen und Landeswappen des gegenwärtig regierenden Kaisers, die heraldisch nicht beschrieben werden können, veranschaulichen obenstehende Abbildungen. Ersteres ist dem Chrysanthemum indicum, das zweite dem Blatt und der Blüte des in J. heimischen Baums Paulownia imperialis nachgebildet. Die Flagge zeigt inmitten des weißen Flaggentuchs eine rote Scheibe, die Sonne vorstellend (s. Tafel »Flaggen I«).

Geschichte.

Die Japaner erhielten ihre Schriftsprache wie den Buddhismus aus China über Korea und zwar im 6. Jahrh. n. Chr. Ihr ältestes Buch ist das Kojiki (d. h. Notizen über alte Dinge), welches 711–712 n. Chr. erschien. Von seinen drei Bänden enthält der erste eine Kosmogonie und Mythologie vom alten J. und seinen Bewohnern, während die beiden andern die Geschichte des Herrscherhauses von 660 v. Chr. bis 628 n. Chr. bringen. Die Geschichte Japans reicht sonach bis in das 7. Jahrh. v. Chr. zurück, an Sagen über die ältere Zeit ist die Litteratur reich. Um 660 v. Chr. gründete Jimmu Tennô (posthumer Name, von welchem das erste Wort »Kriegsgeist«, das zweite »Himmelskönig« bedeutet) die noch jetzt herrschende Dynastie. Er brach von dem südlichsten Teil der Insel Kiushiu mit Kriegern und Schiffen nordostwärts auf und nahm die nördlich gelegene Insel Hondo in mehrjährigen Anstrengungen bis zum 30.° nördl. Br. ein. Seine Nachkommen beherrschten und mehrten das Reich, insbesondere wird Yamato Dake, Sohn des zwölften Mikado, als Held und Eroberer des Kuwanto (Ebene von Jedo) gefeiert. Nachdem so der Grund zu einem einheitlichen Reiche geschaffen war, entwickelte sich auch einiger Verkehr mit dem Festland, besonders mit Korea und selbst mit China. In der Meinung, Unruhen auf der Insel Kiushiu seien von Korea geschürt, unternahm Okinaga Tarashi Hime, Witwe des 15. Herrschers, einen Eroberungszug übers Meer; die Koreaner wurden besiegt, der südliche Teil ihres Landes wurde J. zinsbar, und von hier aus strömte nun chinesische Bildung nach J. hinüber. Die japanischen Annalen setzen dieses Ereignis in das Jahr 202 n. Chr., doch ist diese Angabe, wie viele andre aus der alten japanischen Zeit, unzuverlässig. Nach ihrer Rückkehr aus Korea gebar Okinaga einen Sohn, der ihr als Ojin Tennô in der Regierung folgte und später als Hachiman (der japanische Mars) verehrt wurde. Die Beziehungen zu Korea wurden schon wegen der Möglichkeit, über dieses Land aus China sich mit Bildungsmitteln zu versehen, eifrig gepflegt und selbst mit Waffengewalt aufrecht erhalten; Mitte des 6. Jahrh. drang der Buddhismus ein. Die Buddhapriester verstanden den landesüblichen Kami- oder Ahnendienst (die Schintoreligion) mit ihrer Lehre in Verbindung zu bringen und trotz mancher Gegner den Hof für sich zu gewinnen. Mit der Kaiserin Suiko Tennô (593–628) kam der Buddhismus zur unbestrittenen Herrschaft; sie befahl 594 die Erbauung von Buddhatempeln und ordnete das Mönchswesen (624). Der 50. Herrscher, Kammu Tennô (782–807), gründete Kioto, woselbst alle seine Nachfolger bis zum Jahr 1868 residierten, führte gesetzliche Zustände ein, förderte Landwirtschaft und Verkehr, aber auch die Festsetzung und Entwickelung der Tendaisekte der Buddhisten, welche später so oft die politischen Wirren im Land schürte und sich ihrer zu ihren Zwecken bediente. Durch die Einführung chinesischen Zeremoniells und sonstiger Einrichtungen verweichlichte die Herrscherfamilie, verlor die koreanischen Besitzungen, übergab die Leitung der Armee und Verwaltung Günstlingen und legte damit den Grund zu vielhundertjährigen innern Wirren, welche erst endgültig beseitigt wurden, als die Tokugawa-Shogune mit ihrem Begründer Iyeyasu nach der Schlacht bei Sekigahara im J. 1600 zur dauernden weltlichen Herrschaft gelangten. Der Mikado stand als Landesherr nicht mehr, wie in älterer Zeit, an der Spitze seines Heers und der Verwaltung. Mehr und mehr entwickelte sich eine erbliche Soldatenklasse auf der einen und ein erbliches Beamtentum auf der andern Seite. Die Führerschaft der Militärklasse oder Samurai übten die Buke, der Militäradel, während an der Spitze des

Hof- und Zivildienstes der Hofadel oder die Kuge stonden. Unter letztern spielte die angesehene, sehr alte Familie der Fujiwara von der Mitte des 7. Jahrh. ab die erste Rolle, welche im 12. Jahrh. an die hervorragendsten Familien der Buke, die Taira und Minamoto, überging. Im J. 888 nahm der Doijo-Daijin (spr. daitscho-daitschin) oder Ministerpräsident Fujiwara Motatsune die erbliche Würde des Kambaku (d. h. Regierungsleiters und Berichterstatters) an. Die Fujiwara hatten viele Jahrhunderte hindurch fast alle höhern Zivilämter inne. Hier und in Hofintrigen entwickelten sie ihre Houptthätigkeit um so erfolgreicher, als die Mütter und Frauen der Mikados alle Fujiwara und ihre Schwestern an Fujiwara verheiratet waren. Von den 155 Kugefamilien leiten sich 95 von Fujiwara ab. Auch die jetzige Kaiserin sowie der Daijo-Daijin Sanjo Saneyoshi gehören diesem alten Geschlecht an.

Das Geschlecht der Taira (chin. Hei, spr. he, d. h. Friede) wurde von Taira Tokamochi, einem Großenkel des Kammu Tennō, abgeleitet. Seine große politische Rolle fällt in die Mitte des 12. Jahrh. zwischen die der Fujiwara und der Minamoto. Als Rivalen der Taira traten die Minamoto (chin. Gen oder Genji, d. h. Ursprung der Quelle) auf. Dieses hochangesehene Geschlecht, das dem Land seine berühmtesten Helden lieferte, leitet sich von Saga Tennō, dem 52. Mikado, ab. Das Amt des Sei-i-tai-shogun, abgekürzt Shogun (auch wohl Taikun genannt), d. h. des großen Generals, der die Barbaren züchtigt, wurde ihre besondere Domäne. Die spätern Shogunfamilien Ashikaga und Tokugawa waren nur Zweige der Minamoto. Sieben Jahrhunderte und viele Wechselfälle hindurch hat diese Familie bis zum Jahr 1868 die weltliche Macht über J. behauptet. Zu den gefeierten Thaten der Minamoto gehört die Expedition des Yoriyoshi in der Mitte des 11. Jahrh. nach dem Norden von Hondo und die Unterwerfung der hier wohnhaften Emishi (Verwandte der Aino), wobei sich schon sein Sohn Yoshiiye auszeichnete, der später als Held noch mehr hervortrat und oon seinem Heer und in vielen Sagen unter dem Namen Hachiman Taro, d. h. erstgeborner Sohn des Hachiman, gefeiert wurde. Von einem Bruder desselben stammen die Ashikaga.

Mit dem Anfong des 12. Jahrh. tritt der Feudalismus und Militärdespotismus in den Vordergrund. Statt der frühern Hofintrige entscheidet von jetzt ab das Schwert. Der Krieger spielt die erste Rolle, der Bauer zahlt die Zeche. Bedrückung, verwüstete Felder, Verarmung sind seines Fleißes Lohn. Der lange vorbereitete Kampf zwischen den Taira und Minamoto um die höchste weltliche Macht, die Feudalherrschaft, welche sich allmählich herausgebildet hatte, und zwar über die Häupter der Herrscherfamilie und Fujiwara hinweg brach aus. Er führt in der japanischen Geschichte den Namen Gen-Pei-Kassen, d. h. Kampf zwischen den Gen (Minamoto) und Pei (Taira). Toba Tennō, der 74. Mikado, war mit fünf Jahren auf den Thron gekommen und hatte mit 20 Jahren abgedankt. Sein Nachfolger Shutoku Tennō war drei Jahre alt, als er den Thron einnahm, und ebenfalls 20 Jahre alt, als er depossediert wurde und gleich seinem Vorgänger das Kloster wählte. Ihm folgte ein dreijähriger Stiefbruder als Konoye Tennō, der 14 Jahre später plötzlich starb. Nun wollte Shutoku Tennō das Erbe seinem Sohn sichern und wurde von den Minamoto unter Führung von Tometomo unterstützt, während der Kambaku und die Taira, geleitet von Taira Kiyomori, einen der vielen Söhne des Toba zum Kaiser machten, der unter dem Namen Go Shirakawa Tennō von 1156 bis 1159 die fingierte Herrschaft führte, welche ihm Kiyomori durch seinen Sieg über die Gegner sicherte. Kiyomori wurde Daijo-Daijin, führte eine Nepotenwirtschaft ein, machte und depossedierte Mikados nach Gutdünken, verfolgte seine Gegner und selbst solche Minamoto, die auf seiner Seite gestanden hatten, mit unerbittlicher Grausamkeit, so auch Yoshitomo, den Bruder von Tametomo und Führer der Minamoto, nach des letztern Verbannung. Kiyomori schlug 1159 seine Gegner abermals vor den Thoren von Kioio und ließ den flüchtigen Yoshitomo ermorden. Dessen Söhne Yoritomo und Yoshitsune rächten ihren Vater. Insbesondere entwickelte letzterer in den Kämpfen viel Heldenmut und Geschick. Er und sein Diener Benke, der Riese Goliath der Japaner, wurden ihrer Tapferkeit und erfolgreichen Thaten wegen die gefeiertsten Männer, kamen aber durch die Eifersucht Yoritomos um, wie noch andre tapfere Glieder der Familie.

Yoritomo hatte sich, während sein jüngerer Bruder, Yoshitsune, im Süden für ihn gegen die Taira kämpfte, zum Herrn des Kuwanto (der acht Provinzen der Ebene von Jedo) aufgeschwungen und Kamakura im Westen von Jokohama im J. 1192 zur Residenz gemacht. (Von da ab bis zur Mitte des 15. Jahrh. war dies die Hauptstadt, erst der Minamoto, dann der Hojo, und hatte über 200,000 Einw.) Er hatte sich zum Shogun emporgeschwungen, dem Land nach Besiegung der Taira Ruhe und Ordnung gebracht, den Landbau gefördert und beschützt, das Verhältnis zum Hofe freundlich gestaltet und den Feudalismus fest begründet, indem seine Heerführer Daimios wurden und größere von ihm abhängige Lehen erhielten. Seine Selbstsucht, Arglist und Grausamkeit werfen einen Schatten auf sein sonst gepriesenes Leben und Wirken. Yoritomo starb, 53 Jahre alt, 1199 infolge eines Sturzes vom Pferd. An seinen Nachkommen rächte sich bitter, was er an seinen Geschwistern und sonstigen Verwandten verbrochen hatte. Schlecht erzogen, entnervt und niedergehalten durch seinen Schwiegervater und dessen männliche Nachkommen, die Familie der Hojo, gingen sie elend zu Grunde. Die eigentliche Gewalt übten diese als Regenten oder Shukken. Mit Recht nennt mon daher diese lange Periode der Hojo-Herrschaft von 1199 bis 1334 die Zeit der Schatten-Shogune. Kinder nahmen als Mikados in Kioto den Thron ein, Kinder übten als Shogune nominell in Kamakura die weltliche Gewalt, faktisch an ihrer Stelle aber die Shukken der Hojo oder ihre Vertreter. Unter diesen verwirrten Verhältnissen entfaltete der entartete Buddhismus seine größte Macht. Von den zwölf Shukken haben sich einige ausgezeichnet, aber die Ehre der Familie nicht zu retten vermocht. Das wichtigste Ereignis in dieser langen Periode ist die Invasion der Mongolen unter Kublai Chan oder Kopitsuletsu, wie ihn die Japaner nennen. Dem Shukken Hojo Tokimune gehört das Verdienst, sie 1281 von Kiushiu zurückgeschlogen und das Land von ihnen befreit zu haben. Das Ereignis ist für uns deshalb von besonderm Interesse, weil um jene Zeit Marco Polo am Hof Kublai Chans lebte, von dem östlichen Inselreich »Zipangu« hörte und später darüber die erste Kunde nach Europa brachte. Im J. 1334 vernichtete Nitta Yoshisada, ein weiterer, vielgepriesener Held aus dem Haus Minamoto, der als Vignette auf dem japanischen Papiergeld erscheint, die Herrschaft der Hojo in Kamakura, während Ashikaga Taka-uji u. a. ihr in Kioto ein Ende

machte. Ein Jahr später wurde Taka-uji Shogun. Das Shogunat der Ashikaga dauerte von 1334 bis 1573. Als wichtigstes Ereignis während desselben ist die Entdeckung Japans durch Mendez Pinto 1542 und die Ausbreitung des Christentums durch Francisco Xaver (1549) und andre portugiesische Jesuiten zu erwähnen. Sonst war diese Periode die Zeit der größten politischen Verwirrung, der rechtlosesten und trübseligsten Zustände sowie großer sittlicher Entartung des buddhistischen Mönchtums. Ota Nobunaga, ein Taira, machte ihr (1573) ein Ende. Derselbe stürzte den letzten Ashikaga, stellte Ordnung und das Ansehen des Mikado wieder her und begünstigte das Christentum gegenüber der ihm verhaßten buddhistischen Priesterschaft. Aus diesem Grund wurde er in den Jesuitenschriften seiner Zeit gepriesen, obgleich er in Gesinnung und Lebenswandel dem Christentum fern stand. Nach seinem Tod (1582) folgte ihm Toyotomi Hideyoshi, ein großes Kriegsgenie und Günstling Nobunagas. Dieser hatte ihn als Bauernjungen mit affenartigem Gesicht, aber sehr schlauem, intelligentem Blick entdeckt, erst zu seinem Stalljungen, dann zum Soldaten gemacht und zu einem hervorragenden Heerführer herangebildet. Hideyoshi übertraf seinen Meister an Kriegsglück und in der Kunst zu regieren. Nachdem er die Herrschaft an sich gerissen hatte, that er viel zur Beruhigung und friedlichen Entwickelung des Landes und seiner Hauptstadt Kioto. Dann aber führte er seinen Lieblingsplan aus, die Expedition gegen Korea, welche er auf Kiushiu organisierte; deren Zweck war: die Bewohner dieser Halbinsel zur alten Lehnspflicht und zum Zahlen von Tribut an J. zurückzubringen. Er rüstete zwei Heere aus, ein christliches unter Führung von Konishi Yukinaga (Don Augustin der Jesuiten), das andre unter Kato Kiyomasa bestand aus Heiden. Konishi landete vor seinem Feind und Rivalen im April 1592 und eroberte ansehnliche Teile der Halbinsel. Später, als sich China einmischte, ging es beiden Führern jedoch schlecht, und nachdem endlich Taikosama, wie Hideyoshi auch viel genannt wird, 1598 gestorben war, rief man, wie er es gewünscht hatte, die Truppen aus Korea zurück. Nun gab es für dieselben in J. selbst zu thun, im Kampf nämlich um das Erbe Hideyoshis. Dieser hatte es seinem Sohn zugedacht und für denselben auch Konishi gewonnen. Als Gegner trat Tokugawa Iyeyasu (spr. ijejasu) auf, der Mikawahäuptling, wie er früher hieß, welcher sich mit Hideyoshis Hilfe zum Herrn des Kuwanto emporgeschwungen u. Jedo zu seiner Residenz gemacht hatte. Auf seiner Seite standen auch einige christliche Fürsten des Südens. Im J. 1600 kam es bei Sekigahara am Biwasee zur Schlacht, der blutigsten und folgenschwersten, welche in J. je stattgefunden hat. Iyeyasu ging daraus als Sieger hervor.

Die Schlacht bei Sekigahara bildet den großen Wendepunkt in der japanischen Geschichte. Mit ihr beginnt das Shogunat der Tokugawa und dauert bis zum Jahr 1868. Es brachte dem Land Gesetz und Ordnung, einen 250jährigen Frieden nach längern innern Wirren, eine Zeit, in welcher das Feudalsystem seine größte Ausbildung und unter seinem Schutz das Kunstgewerbe seine eigenartige Entwickelung erhielt. Um fremde Einflüsse möglichst abzuhalten, wurde das Christentum ausgerottet und der Verkehr allein in Nagasaki auf Holländer und Chinesen beschränkt. Alles dies geschah von Iyeyasu und seinem thatkräftigen Enkel Iyemitsu, um ihre Herrschaft zu befestigen und ihrer Familie zu erhalten. Die Gesetze, welche Iyeyasu, nachdem er die Regierung seinem Sohn abgetreten hatte, mit einigen Freunden zu diesem Zweck entwarf, regeln alle Beziehungen der verschiedenen scharf geschiedenen Stände zu einander. Sie lehnen sich eng an die Lehre des Konfutse von den fünf Universalpflichten und Beziehungen der Menschen zu einander an, nämlich zwischen Herrschern und Unterthanen, Eltern und Kindern, Mann und Frau, Geschwistern und Freunden. Die Bevölkerung zerfiel in den Mikado und seine Familie nebst den Kuge, in den Wehrstand oder die Daimios und Samuroi und den Nährstand oder die Heimin (spr. hemin). Die Doktrin von der himmlischen Abkunft des Herrschers oder Mikado hatte sich durch alle Wechsel der Zeiten, über Machtlosigkeit, Unfähigkeit und selbst Gemeinheit des Trägers hinweg erhalten. Iyeyasu aber zog daraus für sich und sein Haus die nötigen Konsequenzen. Suaviter in modo et fortiter in re, nahm er seinem Herrn alle Gewalt und drückte ihn zu einem bloßen Schatten herunter, indem er ihm sogar Zeremoniell und Einkünfte vorschrieb. Als Tennō durfte er sich nicht mit den gemeinen Fragen und Aufgaben des Lebens befassen, erlaubte ihm die Etikette nicht, sich vor den gewöhnlichen Sterblichen zu zeigen. Auch den Kuge oder dem Hofadel ließ Iyeyasu wenig mehr als den Stolz auf ihre alte Abstammung und ihren hohen Rang. Damit unter den Daimios oder Feudalherren des Landes die 18 Kokushiu oder Herren von Provinzen sich nicht gegen ihn und sein Haus verbinden möchten, trennte er ihre Fürstentümer durch die Besitzungen der ihm treu ergebenen Fudai Daimios, welche aus seinen Vasallen hervorgingen, während er seinem Gefolge, den 80,000 Hatamotos, eine bevorzugte Stellung unter den Samurai anwies und daraus seine Leibgarde und untern Beamten nahm. Den Samurai aber oder der privilegierten erblichen Soldatenklasse wußte er Stolz auf ihre Schwerter und Privilegien und ein großes Ehrgefühl einzuflößen, während das gemeine Volk in knechtischer Unterwürfigkeit erhalten wurde. Hatten vorher die Vasallen ihrem Lehnsherrn einmal einen Unterthänigkeitsbesuch zu machen, so wurden nunmehr die Daimios genötigt, dies öfter zu thun und jedes zweite Jahr in Jedo zu wohnen sowie während der übrigen Zeit ihre Familien daselbst als Bürgschaft für ihr Wohlverhalten zurückzulassen. Beim ganzen Regierungssystem aber war Furcht das Hauptmotiv zum Gehorsam und Spionage die Erhalterin der Furcht. Dieses System, das Iyeyasu eingeleitet, sein Enkel Iyemitse aber noch weiter ausgebildet hatte, bewährte sich auch dann noch, als ihre Nachfolger Schwächlinge waren und die Gewalt in den Händen ihrer Minister, des Bakufu, lag.

Das Christentum hatte sich, seit es 1549 durch die portugiesischen Väter, die Schüler Loyolas, Xaver, Fernandez und de Torres verkündigt wurde, rasch verbreitet, insbesondere im südlichen J., wozu namentlich de Torres während 21 Jahren einer aufopfernden Thätigkeit durch Wort und Beispiel viel beigetragen hatte. Um das Jahr 1581 zählte man im südlichen und mittlern J. schon 150,000 Christen und an 200 Kirchen. Sechs Daimios von Kiushiu und benachbarten Inseln bekannten sich zu ihm, und selbst an den Höfen zu Jedo und Kioto besoß es manchen warmen Freund. Unter dem Einfluß des Superiors Valignan richteten 1582 die Daimios von Bungo, Omura und Arima eine Gesandtschaft an den Papst und den König von Portugal und Spanien aus. Dieselbe kam erst im August 1584 in Lissabon, ein Jahr darauf in Rom an. Als sie später nach achtjähriger Abwesenheit 1590 wieder in Nagasaki landete, fanden

ihre Mitglieder wesentlich veränderte Verhältnisse. Nobunaga, der Beschützer des Christentums, war gestorben, Kriege und die feindliche Haltung Hideyoshis hatten die Besitzverhältnisse zum Nachteil der christlichen Daimios verändert, das Christentum hatte die ersten Verfolgungen und Märtyrer kennen gelernt Bald folgten weitere nach. Am 5. Febr. 1597 wurden in Nagasaki auf Befehl des Hideyoshi (Taikosama) gekreuzigt: 3 portugiesische Jesuiten, 6 spanische Franziskaner und 17 einheimische Christen. Am Pfingstfest 1862 erfolgte durch Papst Pius IX. die Kanonisation derselben, welche schon 1627 von den Franziskanern beantragt, der Kosten wegen aber nicht ausgeführt worden war. Iyeyasu war den Christen anfangs wohlgesinnt. Erst als die ankommenden Holländer und Engländer ihn vor den katholischen Priestern, ihrer Verräterei und Herrschsucht warnten, erneuerte er Taikosamas Verbot gegen das Christentum und ging wenige Jahre darauf schärfer gegen dasselbe vor. Die blutigen Verfolgungen der Christen, deren Zahl allmählich auf 600,000 gestiegen war, und die Ausrottung des Christentums fällt unter die Herrschaft des Sohns und Enkels von Iyeyasu und in die Zeit von 1617 bis 1637. Es ist eine ewige Schmach für die Holländer, daß sie die Japaner dabei unterstützten. Die Beschreibung all der ausgesuchten Qualen, welche die Christen dabei zu erdulden hatten, liest sich wie ein Kapitel aus Dantes Hölle; die Freudigkeit und Standhaftigkeit, mit welcher Tausende ihres Glaubens wegen starben, wirkt erhebend auf jedes Christenherz. Der Haß gegen das Christentum hatte sich allmählich entwickelt, als staats- und gesellschaftverderbende Religion wurde es von nun an bis zum Jahr 1873 an den Pranger gestellt und vor ihm gewarnt. Wo jemand desselben verdächtig war, wurde ihm das Bildnis Christi vorgelegt, daß er es durch Betreten verachte. Ist es nicht wunderbar, daß ungeachtet all dieser und andrer Mittel, die verhaßte Religion auszurotten, sich im stillen bei Nagasaki im Dorf **Urakami** eine Gemeinde dieser **Dschashumon** oder »verderbten, bösen Sekte« bis in die Neuzeit erhalten konnte? Dem fast ausschließlichen Verkehr der Portugiesen mit J. von 1542 bis 1624 folgte der ebenso ausschließliche und viel beschränktere der Holländer und Chinesen bis 1854. Auf **Deshima** (s. d.) bei Nagasaki wohnten von 1641 an die 12–20 Beamten der Holländisch-Ostindischen Handelsgesellschaft und ließen sich der großen Vorteile ihres Monopols wegen die drückendsten und demütigendsten Bedingungen und Behandlungen gefallen, unter welchen die schimpflichsten die sind, welche ihnen jede Äußerung ihrer Religion verboten. Daß wir dieser Zeit und besonders den Ärzten in holländischen Diensten: **Kämpfer**, **Thunberg** und v. **Siebold**, unsre ersten bessern Kenntnisse von J. verdanken, darf nicht unerwähnt bleiben; ebensowenig der große Einfluß, den holländische Bücher und Handelsartikel mit der Zeit auf viele intelligentere Japaner übten.

Eine neue Zeit und eine Bewegung ohnegleichen brach 1854 mit der Landung der **Perry-Expedition** über J. herein, in deren Folge Shogunat und morsches Feudalsystem über den Haufen geworfen, mit alten Vorurteilen gebrochen, die Verkehrs- und Religionsschranken allmählich beseitigt, begierig das Fremde eingeführt und diejenigen als Lehrer berufen wurden, die man noch kurz zuvor als fremde Barbaren gehaßt und verachtet hatte. Kommodore Perry war der geistige Urheber der nach ihm benannten nordamerikanischen Expedition und ihr glücklicher Führer. Durch die Entfaltung einer den Japanern imponierenden Macht, wie sein Geschwader sie gewährte, und viel Etikette, durch Anlage und Benutzung einer kleinen Eisenbahn und Telegraphenleitung, durch taktvolles und festes Auftreten erlangte er von den Japanern das, wonach bisher verschiedene europäische Regierungen vergeblich gestrebt hatten, nämlich einen Handelsvertrag und die Eröffnung mehrerer Häfen für amerikanische Schiffe. Die andern seefahrenden Nationen folgten bald seinem Beispiel, so daß zehn Jahre später die Häfen Jokohama (Kanagawa), Jedo, Hiogo, Osaka, Nagasaki, Niigata und Hakodate dem fremden Verkehr geöffnet waren und Fremde sich in ihnen niederlassen und innerhalb eines Umkreises von 10 Ri (5 geogr. Meilen), der allgemeinen Vertragsgrenze, frei bewegen konnten. Sie standen und stehen noch unter der Jurisdiktion ihrer Konsuln und genießen deren Schutz. Durch diese Verträge, welche der Bakfu oder die Regierung des Shogun in Jedo abschloß, geriet sie in Widerspruch mit der noch herrschenden Antipathie gegen alles Fremde. Die Unzufriedenheit wurde durch einige Kuge in Kioto sowie andre hervorragende Männer genährt und geleitet und dann dazu benutzt, das Shogunat und seine Regierung verächtlich zu machen und zu schwächen, um es endlich zu stürzen und den Mikado auch faktisch wieder an die Spitze des Landes zu stellen. »Ehrt den Mikado und vertreibt die fremden Barbaren« wurde der Wahlspruch aller Feinde der Fremden. Als jedoch Kämpfe mit den Engländern vor Kagoshima (1863), mit Engländern, Franzosen, Holländern und Nordamerikanern vor Shimonoseki (1864) die tapfersten und kriegslustigsten Clans des Landes, die von Satsuma und Choshiu, belehrt hatten, daß das Vertreiben der Barbaren nicht gehe, diese auch bei näherer Betrachtung manches Nachahmenswerte besäßen, wurde eine Annäherung an dieselben angebahnt und nur noch die Beseitigung des Shogunats und Restauration der Mikadoherrschaft eifrig verfolgt. Die Leiter der Bewegung waren die Kuge Iwakura und Sanjo in Kioto, die Samurai Kido in Choshiu und Saigo und Okubo in Satsuma sowie verschiedene andre. Im J. 1868 kam es zum Bürgerkrieg, blutigen Kämpfen zwischen dem Süden, welcher die Sache des Mikado führte, und den trotz vielen Wankelmuts und großer Schwäche des Shogun selbst sehr treuen Anhängern seiner Herrschaft im Norden. Dieselben begannen vor Kioto, setzten sich dann über Osaka und Jedo nach dem Norden fort und endeten schließlich auf Jeso. Der Sieg verblieb dem Süden. Dieser äußern Revolution folgte eine ebenso tief greifende innere nach. Hierzu gehörten unter andern: 1) die Ergreifung der Regierung durch den Mikado und die Verlegung seiner Residenz nach Jedo, das von da ab Tokio genannt wurde; 2) die Mediatisierung der Daimios und die Reorganisation des Heers und der Flotte nach europäischen Mustern, ebenso der Verwaltung; 3) die Erneuerung und Sanktionierung der Verträge mit den fremden Mächten; 4) die Berufung fremder Lehrer für Schulen, Armee, Flotte, Bergbau, Eisenbahnbau 2c.; 5) das gesamte, nach noch vielen andern Richtungen sich äußernde Bestreben, möglichst rasch sich die Vorteile der abendländischen Kultur anzueignen, bei welchem natürlich vielerlei Mißgriffe nicht ausbleiben konnten. Bald zeigte sich, daß der Stand, welcher diese große Revolution zuwege gebracht hatte, die Kriegerklasse oder **Samurai**, unter ihren Folgen am meisten litt, soweit Intelligenz und Einfluß ihren Mitgliedern nicht vorteilhafte Stellungen in der neuen

Verwaltung verschafften. Die Beseitigung ihrer privilegierten Stellung, die Reduktion ihrer erblichen Einkünfte auf ein Zehntel, das Verbot, Schwerter zu tragen, und andre Neuerungen mehr verletzten viele unter ihnen aufs tiefste, und so folgten von 1873 bis 1877 eine Reihe von einzelnen Mordanfällen auf Fremde und hervorragende Freunde derselben, namentlich aber eine Anzahl Aufstände, die bis auf den letzten leicht unterdrückt wurden und jedesmal ihren hervorragenden Teilnehmern die Köpfe kosteten. Am besten vorbereitet und geleitet, am umfangreichsten, verhängnisvollsten und am schwersten zu unterdrücken war der Aufstand von Satsuma im J. 1877.

Urheber und Führer desselben war kein Geringerer als General Saigo, der Mann, welcher früher durch seinen klugen Rat und tapfern Arm dem Mikado vornehmlich zur Wiedererlangung der weltlichen Macht verholfen und dafür reichen Lohn an Geld und hohen Ehren erhalten hatte, der dafür und als der tapferste Mann im ganzen Land hochgeachtet wurde. Er hatte sich 1873, unzufrieden mit der Entwickelung und schmollend, aus der Regierung nach seiner Heimat Kagoshima in der Provinz Satsuma zurückgezogen und hier mit einigen Freunden 30,000 Samurai in den Waffen geübt und den Aufstand lange ziemlich offenkundig vorbereitet. Sein Zweck war, mit einem Heer treu ergebener Männer nach Tokio zu ziehen, die Regierung zu stürzen und den Mikado zu veranlassen, Satsuma eine hervorragende Stellung in der neuen einzuräumen. Dabei rechnete er auf die Unzufriedenheit und Mithilfe andrer Clans, welche ausblieb, und auf die Untreue des Heers, welches rasch mit Dampfschiffen gelandet wurde und, dem Mikado ergeben, seinen Führern willig und siegreich folgte. Nach sieben Monate langen Kämpfen endete das letzte Zucken des Aufstandes, wo derselbe so gewaltig begonnen hatte, in Kagoshima. Saigo und seine Freunde suchten und fanden den Tod zum Teil durch ihre eignen Schwerter. Die Teilnahme am tragischen Ende Saigos war eine allgemeine bei Freund und Feind. Alle erkannten ihm die Tugenden des Helden zu, der seiner Zeit »Herz und Schwert« der Sache des Mikado genannt worden war und nun, einem Phantom folgend, elend als Rebell geendet hatte. Der Aufstand von Satsuma hatte einen Verlust von 14,000 Toten und 21,500 Verwundeten bereitet und außerdem die Regierung 176 Mill. Mk. gekostet, ganz abgesehen von den Opfern an Geld und Habe seitens der Rebellen. Zu seinen Nachwehen gehörten eine Meuterei in einer Artilleriekaserne zu Tokio, die Ermordung des Ministers Okubo 1878, eine Cholera, die 1879 über 100,000 Menschen hinraffte, und der rasch sinkende Kredit des Landes infolge des vielen Papiergeldes, welches zur Bestreitung der Kosten ohne genügende Deckung ausgegeben wurde. Das Land hat auch diese schwere Krisis siegreich überstanden und schreitet trotz mancher Fehlgriffe doch in der intellektuellen und materiellen Entwickelung weiter vor. Auch die Regierung wurde durch Einsetzung eines verantwortlichen Ministeriums und eines Hofrats reorganisiert und die Berufung eines Parlaments für 1890 vorbereitet (s. oben, S. 162). Die Sympathien des Abendlandes begleiten es auf diesem Weg, auf dem es ihm auch gelungen ist, mit Korea einen Handelsvertrag abzuschließen und die Eröffnung dieses abgeschlossenen Landes für den fremden Verkehr anzubahnen.

Vgl. Rein, J. nach Reisen und Studien (Leipz. 1881–86, 2 Bde.); Kämpfer, Geschichte und Beschreibung von J. (hrsg. von Dohm, Lemgo 1777—1779, 2 Bde.); P. F. v. Siebold, Nippon, Archiv zur Beschreibung von J. ꝛc. (Leiden 1832—51, 20 Abtlgn.); mehrere Reisewerke von Wilh. Heine (s. d.); Sir R. Alcock, The capital of the Tycoon (Lond. 1863); »Die preußische Expedition nach Ostasien« (offizieller Bericht, Berl. 1865—73, 4 Bde.) und die Reisewerke mehrerer Mitglieder derselben (R. Werner, Maron, Spieß ꝛc.); Griffis, The Mikados empire (2. Aufl., New York 1884); B. Taylor, J. in our days (das. 1871); »Commercial reports from H. M. consuls in J.« (Lond.); v. Scherzer, Fachmännische Berichte über die österreichisch-ungarische Expedition nach Siam, China und J. (Stuttg. 1872); Metschikow, L'empire japonais (Genf 1878); Reed, J., its history, traditions and religions (Lond. 1880, 2 Bde.); Depping, Le Japon (Par. 1883); Adams, History of J. (Lond. 1874, 2 Bde.; deutsch, Gotha 1876, Bd. 1); Rosny, Extraits des historiens du Japon (Par. 1875, 3 Tle.); Mounsey, The Satsuma rebellion (Lond. 1879); Hassenstein, Atlas von J. (7 Blätter, 1:1,000,000, Gotha 1885); Reisehandbuch von Satow und Hawes (Lond. 1884).

Japanische Erde (Terra japonica), s. Katechu.

Japanisches Meer, Meer im O. von Asien, zwischen Japan, Korea, der russischen Küstenprovinz und der Insel Sachalin, steht durch die Meerenge Lapérouse mit dem Ochotskischen, durch die von Korea mit dem Ostchinesischen Meer in Verbindung und wird viel von Stürmen heimgesucht. Durch seinen westlichen Teil führt das Kabel von Wladiwostok nach Nagasaki.

Japanische Sprache und Litteratur. Die japanische Sprache, deren älteste uns bekannte litterarische Denkmäler vor etwa anderthalbtausend Jahren entstanden sind, schließt sich in ihrem Charakter eng an den finno-tatarischen oder ural-altaischen Sprachstamm an. Auch sie ist eine agglutinierende, kennt als einzige Wort- und Formbildungsmittel die Zusammensetzung und Suffixion, und ihre Syntax steht, was die Wortstellungsgesetze und die Häufigkeit partizipialer Konstruktionen anlangt, in auffallender Übereinstimmung mit der Sprache der Mandschu (s. d.). Daß sie auch etymologisch dieser Sprache und somit dem ganzen Stamm verwandt sei, ist höchst wahrscheinlich, wenn auch noch nicht voll erwiesen. Ist das der Fall, so ist es jedoch kein Wunder, daß sie sich von ihren Schwestern weit entfernt hat; denn seit ziemlich 2400 Jahren leben die Japaner auf ihren Inseln. Unter ihren verschiedenen Dialekten hat bald der von Yamato, insbesondere der der Hauptstadt Miako, die Oberhand gewonnen, so daß Yamato kotoba (»die Sprache von Yamato«) der Ausdruck für das reine Japanisch ist, dies im doppelten Gegensatz, einmal zu der seit dem 15. Jahrh. in Aufnahme gekommenen neujapanischen Sprache, die stark mit chinesischen Ausdrücken durchsetzt und in ihren Formen vielfach verändert und abgeschliffen ist, dann im Gegensatz zu den nicht schriftmäßigen Dialekten. Die Sprache ist sehr arm an Lauten. Ursprünglich bestand jede Silbe nur aus einem der Vokale a, e, i, o, u, mit oder ohne vorhergehenden Konsonanten, und als organisch verschiedene Mitlauter besitzt sie nur k, g; f (h), b, p; t, d (vor i und u: ts und ds gesprochen); m, n, r, s, z; w, y, also kein besonderes h, l ꝛc. Dazu kommt, daß gewisse Silben, wie e, ye, we, fe; i, wi, fi ꝛc., wenigstens in der neuern Aussprache und Schreibung, oft miteinander verwechselt werden. Erst in verhältnismäßig neuerer Zeit ist ein Schluß-n (aus mn entstanden) als besondere Silbe in Gebrauch gekommen. Da nun i und yi, u und wu, e und we ꝛc. nicht vonein-

ander geschieden werden, so zählt die Sprache im ganzen nur 68 offene Silben. Veränderungen in der Aussprache haben jene ursprüngliche Einfachheit modifiziert, z. B. sto für fito, szru für suru, oi für wofoki. So bedeutend die Bildsamkeit des Japanischen, seine Fähigkeit zur Schöpfung zusammengesetzter und abgeleiteter Wörter, sein Formenreichtum ist, so ist doch die Erlernung seiner grammatischen Elemente nicht eben schwierig; denn der Agglutinationsprozeß ist überall durch einfache, durchgreifende Gesetze geregelt. Allein das Verständnis, die Analyse der Texte wird oft sehr durch die geschilderten Eigentümlichkeiten des Lautwesens, durch den Mangel einer genügend feststehenden Orthographie und einer sichtbaren Abgrenzung der Wörter und Sätze (durch Trennungen und Trennungszeichen) erschwert. Dazu kommt, daß, wer sein Studium nicht nur auf die ältesten, rein japanischen Sprachdenkmäler beschränken will, notwendig auch der chinesischen Sprache und Schrift einigermaßen kundig sein muß. Die Beeinflussung des sprachlichen Ausdrucks durch Regeln der Etikette ist eine Eigenschaft, die das Japanische mit vielen Sprachen Asiens gemein hat; die Stellung des Redenden zum Angeredeten und beider zu dem Dritten, von dem etwa die Rede ist, will berücksichtigt sein. — Die Japaner bedienen sich verschiedener Syllabare, Irova genannt. Jedes derselben besteht aus den Zeichen für die 48 Grundsilben, zu welchen noch das Schluß-n hinzukommt. Alle diese Zeichen sind der chinesischen Schrift entlehnt, und ihre Reihenfolge ist nach einem Verschen geordnet, das mit »iro va« anhebt. Die gebräuchlichsten Syllabare sind das Katakana (s. die »Schrifttafeln«), eine Kürzung chinesischer Zeichen, meist nur in zweisprachigen Texten angewandt, und das Firakana, die im Verkehr üblichste Schrift, dabei die schwierigste; denn in ihr kann jede Silbe durch eine größere oder geringere Anzahl Zeichen der chinesischen Schnellschrift (Thsao) ausgedrückt werden. Doppelpunkte und Ring zur Rechten des Buchstabens dienen dazu, aus f: b, p, aus t: d, aus k: g, aus s: z zu machen. Um das Verständnis chinesischer Texte und deren Ablesung in japanischer Sprache zu erleichtern, ist ein Notensystem erfunden worden. Neuerdings herrscht in Japan eine starke Strömung zu gunsten der Einführung der europäischen (lateinischen) Schrift. An der Spitze der Bewegung steht die Gesellschaft Romaji-kai, die durch eine Zeitung für Verbreitung ihrer Bestrebungen wirkt. Grammatiken: von Alvarez (Amacusa 1593), Rodriguez (Nagasaki 1604, Macao 1620, Par. 1825), Collado (Rom 1632), Oyanguren (Mexiko 1738), de Rosny (Par. 1857, 4. Ausg. 1872), Donkar Curtius (Leid. 1857, Par. 1861), Alcock (Schanghai 1861), Hoffmann (Leiden 1868; deutsche Ausg., das. 1877; mit dem Nachtrag: »Japanische Studien«, das. 1878), Brown (Schanghai 1863), Aston (Lond. 1872), Noack (Leipz. 1886), Chamberlain (Lond. 1887). Wörterbücher: von Calepini (Amacusa 1595, Rom 1870, Par. 1870); anonyme: Nagasaki 1603, Manila 1630; von Collado

Wert des gewaltigen Materials können wir kaum erst ahnen, geschweige denn bemessen. Dieselbe Regsamkeit, Gewandtheit und Empfänglichkeit, mit der die Japaner sich heute die Errungenschaften europäischen Wissens und Denkens zu eigen machen, haben sie auch damals bewährt, als sie zuerst chinesische Kultur und dann buddhistisch-indische Religion auf ihren Boden verpflanzten. Und was diesem selbst ureigen ist, seine Geschichte, seine Geographie, sein Natur- und Kulturleben, haben sie früh schon in den Bereich ihrer vielseitigen Schriftstellerei gezogen. Selbständige Denker auf philosophisch-theologischem Gebiet sind uns nicht bekannt; es scheint, daß man sich mit der Durchforschung und Verarbeitung chinesischer und indischer Quellen begnügt hat. Neuerdings halten öffentlich angestellte Prediger populäre Vorträge über Gegenstände der Moral, und die uns davon vorliegenden Proben können in ihrer Lebensfrische, ihrer Gemütsinnigkeit und ihrem gesunden Humor geradezu als Muster volkstümlicher Beredsamkeit bezeichnet werden. Die einheimische (Schinto-) Mythologie hat sorgfältige Bearbeitungen erfahren. Die Geschichtschreibung folgt dem chinesischen Muster; sie ist sehr reich vertreten, aber chronikmäßig trocken. Geographie und Naturwissenschaften sind immer, soviel wir wissen, beschreibend, nicht spekulativ behandelt; die japanische Landeskunde ist mit großer Liebe gepflegt, und die zahlreichen Werke dieser Gattung versprechen eine wertvolle Ausbeute. Überall ist die encyklopädische Tendenz vorherrschend, und eigentliche Encyklopädien sind in Japan ebenso beliebt und womöglich noch verbreiteter als in China, nur scheinen sie mehr dem praktischen als dem wissenschaftlichen Interesse und nebenbei der Befriedigung einer harmlosen Neugier zu dienen. Daher die Vorliebe für illustrierte Bücher, deren Abbildungen trotz der naivsten Zeichenfehler meist lebendig und sprechend sind. Zu den Werken dieser Art gehören auch die technologischen Sammelwerke, deren Studium auch für uns nicht ohne praktischen Nutzen bleiben dürfte. Auch hier jedoch herrscht mehr gewissenhafte Empirie als wissenschaftliche Untersuchung vor. Die Lehrthätigkeit scheint seither mehr im Anweisen als im Beweisen bestanden zu haben, und nur an dem Studium der chinesischen Weltweisen wurde der kritische Sinn bei der gebildeten Jugend geübt. Diese Beschäftigung mit ausländischen Schriftstellern war aber für die Pflege der Sprachkunde ebenso förderlich, wie sie für die Sprache selbst nachteilig wurde; denn letztere nahm eine Menge Wörter und Redensarten aus dem so ganz anders gearteten Chinesischen in sich auf. Aber gerade der Gegensatz zwischen den beiden so vermählten Sprachen mochte wiederum das Bedürfnis zum Studium beider wecken. Daher zahlreiche lexikalische und sogar grammatikalische Arbeiten, welche sich nächst dem Japanischen und Chinesischen auch auf das Sanskrit, das Koreanische, die Ainosprache und neuerdings auf die wichtigern europäischen Sprachen erstreckt haben. Mit viel Verständ-

ist nicht nur durch Unterrichtsschriften, sondern auch durch Bilder- und Märchenbücher reichlich gesorgt. Für den Geist der Poesie scheinen namentlich zwei Haupteigentümlichkeiten des Volksgeistes bestimmend gewesen zu sein: eine fast schwärmerische Empfänglichkeit für Naturschönheiten und der bekannte romantisch-heroische Sinn der Japaner. Erstere äußert sich vor allem in der Lyrik, deren Genießbarkeit für uns wohl oft dadurch beeinträchtigt wird, daß die Dichter zwischen den Erscheinungen der Natur und den menschlichen Stimmungen Beziehungen finden, für welche uns das Verständnis abgeht. Die um die Mitte des 8. Jahrh. n. Chr. entstandene berühmte Liedersammlung »Man-yof'-siu« gehört hierher. Von den Kriegs- und Soldatenliedern sind unsere Kenntnisse noch gering; ein wahres Nationalepos scheint nicht zu existieren. Der Roman aber, dem wir auch einen Teil jener Volksbücher zuzählen dürfen, ist sehr reichlich vertreten. Die Bücher dieser Gattung scheinen in drei Klassen zu zerfallen. Es sind zunächst solche von gelehrt historischer Art, welche ähnlichen Erzeugnissen der chinesischen Litteratur nachgebildet zu sein scheinen. Manche Werke dieser Klasse, z. B. die äußere und die innere Geschichte Japans, sind rein chinesisch geschrieben, daher nur bedingt der japanischen Litteratur zuzuzählen. Die schon erwähnten Erzählungen fürs Volk reihen sich ihnen an. Von ihnen sind mehrere in Mitfords vortrefflichen »Tales of Old Japan« (deutsch, Leipz. 1875) übersetzt. Die »Geschichte von den sechs Wandschirmen« (»Uki yo gata roku mai biyau bu«) von Riutei Tanesiko, welche bereits drei Übertragungen in europäische Sprachen (von Pfizmaier, Valenziani und Turrettini) erfahren, gehört der dritten Gattung an; es ist ein Gesellschaftsroman, reines Erzeugnis der dichterischen Erfindung und in einer Art rhythmischer, sehr wohlklingender Verse geschrieben. Neuerdings gilt das kolossale »Faku-ken-den« (»Geschichte der acht Hunde«) von Bakkin für ein Meisterwerk dieser Art. Das Drama ist sehr beliebt, aber uns noch nicht hinreichend bekannt. Das Wortspiel, bei uns nur einer untergeordneten Art des Witzes dienend, versieht wie in der chinesischen, so auch in der japanischen Dichtung eine sehr wichtige Funktion. Beide Sprachen sind, dank ihrer lautlichen Armut, gleich geeignet, durch die nämlichen Laute zweierlei gleich treffende und passende, oft recht ernste Gedanken auszudrücken. Daß auch die japanische Litteratur ihre schmutzigen Auswüchse hat, darf weder verneint, noch verschwiegen werden; anzuerkennen ist nur, daß dort im Volk Schmutz als Schmutz gilt und nicht, wie nur zu oft bei uns, in lüsterner Weise beschönigt wird. Sieht man von dieser Schattenpartie ab, so muß man rühmen, daß in den belletristischen Büchern, soweit sie uns zugänglich geworden sind, ein frischer, gesunder Geist herrscht. Heldenmut, aufopfernde Treue, strenges, empfindliches Ehrgefühl, Mitleid und Milde gegen Schwache und Notleidende, mannhafte Ergebung in das Schicksal, tief wurzelnde Achtung vor Gesetz und Sitte, Verachtung, oft schneidige Satire gegen alles Kleinliche und Gemeine: das sind die Gesinnungen, die sich darin spiegeln. Gewaltthaten oft der gräßlichsten Art, der aufbrausenden Natur des stets streitbaren Volkes entsprechend, werden oft genug erzählt; allein immer ist das Erhabene oder das Rührende Genosse des Entsetzlichen, und die überströmende Kraft, die seither in blutigen Fehden oder in heroisch-theatralischem Vollzug der Selbstentleibung (s. Harakiri) ihre Genüge suchte, wird hinfort, in ein ruhiges Bett geleitet, das hochbegabte Inselvolk zu wirksamem Wettstreit auf den Gebieten europäischen Forschens und Schaffens beseelen. Eine zusammenfassende Beschreibung oder Geschichte der japanischen Litteratur ist noch nicht erschienen. Vgl. »Transactions of the Asiatic Society of Japan« (bisher 18 Bde.); Hoffmann, Catalogus librorum et manuscriptorum japonicorum (Leiden 1845); Pagès, Bibliographie japonaise (Par. 1859), und die Bibliographie bis 1862 von R. Gosche (in der »Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft«, Bd. 20, Supplement, Leipz. 1868); »Bibliotheca japonica. Verzeichnis einer Sammlung japanischer Bücher in 1408 Bänden« (Wien 1875); Chamberlain, The classical poetry of the Japanese (Lond. 1880).

Japanisches Wachs, s. Talg, vegetabilischer.

Japankampfer, s. Kampfer.

Japara, Stadt, s. Dschapara.

Japha, George, Violinspieler, geb. 28. Aug. 1835 zu Königsberg, erhielt seine Ausbildung von 1850 bis 1853 am Konservatorium in Leipzig sowie später in Paris durch Alard und ließ sich nach kurzem Aufenthalt in Frankfurt a. M., wo er als erster Violinist am Theater angestellt war, in seiner Vaterstadt als Lehrer nieder. Kunstreisen, die er von hier aus unternahm, führten ihn unter anderm im Winter 1857—58 nach Rußland, 1863 nach London, und infolge des Beifalls, den er in letzterer Stadt fand, wurde er noch in demselben Jahr als Konzertmeister und Lehrer der rheinischen Musikschule nach Köln berufen, wo er seitdem eine ungemein fruchtbare Thätigkeit auf pädagogischem Gebiet wie auch als Virtuose, namentlich als gediegener Quartettspieler, entfaltet hat.

Japhet (hebr., »weite Ausbreitung«), Sohn des Noah, nach 1. Mos. 10, 2 ff. Stammvater der in Europa und im nördlichen Asien verbreiteten Völker der Armenier, Meder, Griechen, Thraker etc. Die arabische Sage teilt ihm elf Söhne zu, die ebensoviel Stammväter asiatischer Nationen geworden sein sollen. Auf Grund dieser Sagen faßten früher einige Sprachforscher die indogermanischen Völker und Sprachen unter dem Namen der japhetischen zusammen, und noch jetzt wollen einige in J. den Japetos der griechischen Mythologie wiederfinden, dessen Gattin die Asia, dessen Sohn Prometheus ist.

Japura (Yapura), ein mächtiger Strom in Südamerika, der als Ycanse im südlichen Kolumbien auf der Ostseite der Kordilleren entspringt, nach der Vereinigung mit dem Mocoa den Namen Caqueta annimmt und als J. gegenüber Teffe mit zahlreichen Armen in den Amazonenstrom mündet. Bis zu den Fällen von Cupati (750 km) ist er für große Dampfer schiffbar, aber auch weiter oberhalb wird die Schiffahrt nur noch einmal, nämlich durch den bei der Sierra Arara coara liegenden Salto grande, gehemmt.

Jaqueiraholz (Jacqueiraholz), s. Jakholz.

Jaques (spr. schack), Heinrich, österreich. Jurist und Politiker, geb. 24. Febr. 1831 zu Wien, studierte in Heidelberg Philosophie und Geschichte, dann in Wien die Rechtswissenschaft, leitete darauf fünf Jahre das Bankhaus Hermann v. Wertheimstein Söhne, liquidierte aber 1859 die Firma, ließ sich in Wien als Advokat nieder, ward Referent und Mitglied der ständigen Deputation des deutschen Juristentags und 1879 Vertreter Wiens im Reichsrat, wo er sich der Verfassungspartei anschloß. Er schrieb: »Theorie und Praxis im Zivilrecht« (Wien 1857); »Denkschrift über die Stellung der Juden in Österreich« (4. Aufl. 1859); »Unterrichtsrat und Unterrichts-

wesen in Österreich« (1863); »Revolution und Reaktion in Österreich 1848—59« (1867); »Die Wuchergesetzgebung und das Zivil- und Strafrecht« (1867); »Abhandlungen zur Reform der Gesetzgebung« (Leipz. 1874); »Alexis de Tocqueville« (Wien 1876); »Eisenbahnpolitik u. Eisenbahnrecht in Österreich« (das. 1878).

Jaquette (franz., spr. schakett), s. Jackett.

Jar (hebr.), s. Ijar.

Jarama, rechter Nebenfluß des Tajo, in Neukastilien, entspringt in der Sierra de Guadarrama am Fuß der Cebollera, fließt südwestlich, nimmt rechts den Lozoya und Manzanares, links den Henares und Tajuña auf und mündet nach 199 km langem Lauf bei Aranjuez.

Jaransk, Kreisstadt im russ. Gouvernement Wjatka, am Jaran, hat 5 Kirchen, Handel mit Fellen, Honig, Wachs, Leinwand &c. und (1881) 3352 Einw. Im Kreis wird starke Leinweberei betrieben (jährlich bis 1,3 Mill. m).

Jaratschew (Jaraczewo), Stadt im preuß. Regierungsbezirk Posen, Kreis Schrimm, hat (1885) 1078 kath. Einwohner.

Jarchi, Gelehrter, s. Raschi.

Jarcke, Karl Ernst, deutscher Publizist, geb. 10. Nov. 1801 zu Danzig, ward als Student der Rechte in Bonn von der Begeisterung, welche nach dem Befreiungskrieg die deutsche Jugend zur Stiftung der Burschenschaft entflammte, bis zur Schwärmerei ergriffen und verband mit den politischen Weltverbesserungsplänen auch religiöse Grübeleien. Nach beendigten Studien ward er Privatdozent und 1823 Professor des Strafrechts in Bonn, ging 1824 als Rechtsanwalt nach Köln, wo er zum Katholizismus übertrat, und von da 1825 nach Berlin, wo er Vorlesungen an der Universität hielt und 1831 das »Politische Wochenblatt« gründete, in welchem er die Revolution vom ultramontanen Standpunkt aus bekämpfte. 1832 ward er an Gentz' Stelle nach Wien berufen, wo er als Rat in die Hof- und Staatskanzlei eintrat und zugleich die Erziehung der Prinzen von Nassau leitete. Auch schrieb er im Interesse der österreichischen Regierung für den »Österreichischen Beobachter« und die Augsburger »Allgemeine Zeitung« und gründete 1839 mit Phillips und Görres die »Historisch-politischen Blätter«. Nach der Revolution von 1848, die ihn außer Thätigkeit setzte, widmete er sich litterarischen, namentlich journalistischen, Arbeiten. Er starb 28. Dez. 1852 in Wien. Von seinen Schriften erwähnen wir: »Handbuch des gemeinen deutschen Strafrechts« (Berl. 1827—30, 3 Bde.); »Die französische Revolution von 1830« (das. 1831, anonym); »K. L. Sand und sein an Kotzebue verübter Mord« (das. 1831); »Vermischte Schriften« (Münch. 1839, 3 Bde.; Bd. 4, Paderb. 1854).

Jardin (franz., spr. schardäng), Garten; J. des plantes (früher J. du roi), der botanische Garten in Paris, verbunden mit zoologischem Garten (s. Paris).

Jardinière (franz., spr. schardinjähr, »Gärtnerin«), Blumentischchen oder verzierte beckenförmige, zur Aufnahme von Blumen oder Pflanzen bestimmte Vase aus Porzellan, Fayence, Silber, Alfenid, Bronze, Cuivre poli (s. Tafel »Bronzekunstindustrie«, Fig. 2); schmale Randstickerei an Manschetten, Busen- und Hemdkrausen. — In der Kochkunst heißt à la J. die Garnierung mit allerlei Gemüsen; Suppe à la J.,

Jargeau (spr. scharschoh), Stadt im franz. Departement Loiret, Arrondissement Orléans, an der Loire, über welche hier eine Brücke führt, hat eine teilweise noch aus dem 10. Jahrh. erhaltene Kirche, (1881) 1485 Einw., Möbeltischlerei und Essigfabrikation. — J., 1427 von den Engländern belagert, ward zwei Jahre darauf von Jeanne d'Arc genommen. Das nahe Schloß La Queuvre bildete später einen Hauptsitz der Calvinisten.

Jargon (franz., spr. schargóng), eine einer besondern Klasse oder einem gewissen Kreis eigentümliche Sprache (z. B. Künstlerjargon), besonders eine gemachte Sprache, wie z. B. das Rotwelsche, die Gaunersprache &c.; dann allgemein s. v. w. verdorbene (fehlerhafte) Sprache (vgl. Kauderwelsch), Mischsprache von Grenzvölkern &c. — In der Juwelierkunst heißen Jargons (J. de diamant oder J. de Ceylan) durch Erhitzen entfärbte Zirkone, auch kleine hyacinthähnliche, goldgelbe, gelbrote oder violette Steine von Pau in Frankreich, welche zur Verzierung von Galanteriewaren dienen.

Jarkand (Yarkand, Jarkend), Hauptstadt der gleichnamigen chinesischen Provinz in Ostturkistan und dessen wichtigster Handelsmittelpunkt, liegt auf dem Weg von Indien durch Hochasien (s. d.) nach Kaschgar in 1175 m Höhe auf der linken Seite des Flusses J., doch 8 km davon entfernt, in einer wohl angebauten Gegend mit einer mittlern Jahrestemperatur ähnlich jener der südlichen Alpenthäler, jedoch von auffallender Trockenheit, beinahe Regenlosigkeit. Die Stadt besteht aus einer von den Chinesen angelegten Citadelle, Neustadt (Jani-schar) genannt, wo jetzt der Palast des Emirs steht, der hier einen großen Teil des Jahrs zu residieren pflegte, und der Altstadt, einer unregelmäßig gebauten Stadt mit so schmutzigen, engen Straßen, daß Karren nicht gebraucht werden können. 67 schmale Kanäle mit über 200 Rinnen verteilen das Wasser des Flusses zu häuslichen Zwecken in der Stadt; an Knotenpunkten von Straßen sind kleine Teiche gegraben, aber das Wasser ist übelriechend und voll Unrat. Die Häuser sind meist aus an der Sonne getrockneten ungebrannten Ziegelsteinen erbaut; die der Reichen bestehen aus einem von einer hohen Mauer umgebenen Häuserviereck. Die bemerkenswertesten Gebäude sind: 160 Moscheen und Schulgebäude, 12 Karawanseraien und ein großer Bazar, der, wie jene, mit Waren aller Art angefüllt ist. Die Stadt ist von einem Graben und einem hohen, aus Erde aufgeworfenen Wall umgeben, in den in Zwischenräumen Thüren eingebaut sind. Die Einwohnerzahl beträgt nach den wahrscheinlichsten Angaben 75,000. Sie besteht aus vielerlei Nationen; sunnitische Mohammedaner vom türkisch-tatarischen Stamm, ein gutmütiges, ehrliches und fleißiges Volk, bilden die Hauptmasse. Hier wurde 2. Febr. 1874 der englisch-indische Handelsvertrag mit dem damaligen Herrscher von Ostturkistan (Dschiti Schahar) abgeschlossen. Die die Stadt umgebende Ebene ist außerordentlich fruchtbar, und die betriebsamen Arbeiter sind ziemlich wohlhabend.

Jarl (skandinav., daraus das engl. Earl [s. d.]), Name der normännischen Edelleute, später der von den Königen eingesetzten Statthalter in den normännisch-skandinavischen Reichen.

Jarlsberg und Laurvik, Amt im norweg. Stift

teien. Die bedeutendsten Orte sind: Laurvik, Tönsberg, Horten und die Festung Frederiksvärn mit der Strandstelle Stavärn. Das Amt führt seinen Namen von dem Edelhof **Jarlsberg** bei Tönsberg, der seit 1684 dem Grafen von Wedel-Jarlsberg gehört.

Jarlyk, in Rußland Bezeichnung für bestimmte Kontermarken im Zollwesen.

Jarmarka (**Jarmonka**, vom deutschen »Jahrmarkt«), in Rußland Name der Messen.

Jarmen, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Stettin, Kreis Demmin, an der Peene, hat (1885) 1663 evang. Einwohner.

Jarmeritz, Stadt in der mähr. Bezirkshauptmannschaft Znaim, an der Österreichischen Nordwestbahn, hat ein großes fürstlich Arenberg-Kaunitzsches Schloß mit Park, Bibliothek, Gemäldegalerie und Theater, eine schöne Kirche, Spiritusfabrik, Pottaschesiederei und (1880) 2331 Einw.

Jarmolinzi, Flecken im russ. Gouvernement Podolien, 30 km von Proskurow, mit 3000 Einw.; im Juni Pferdejahrmarkt, auf welchen regelmäßig bis 2000 Pferde gebracht werden.

Jarnac (spr. scharnack), Stadt im franz. Departement Charente, Arrondissement Cognac, an der Charente und der Eisenbahn von Angoulême nach Rochefort, hat (1881) 3759 Einw., Weinbau, Kognakfabrikation und Faßbinderei. In der Nähe bei Triac 13. März 1569 **Sieg** der königlichen Truppen unter dem Herzog von Anjou und dem Marschall von Tavannes über die Hugenotten unter dem Prinzen von Condé, der selbst gefangen und meuchlings erschossen ward. Eine Pyramide bezeichnet das Schlachtfeld.

Jarni (franz., spr. scharnih, d. h. je renie, ich verleugne; vollständiger Jarnidieu, spr. scharnidjöh), Fluchwort, s. v. w. zum Henker.

Jarochowski, Kasimir von, poln. Geschichtsforscher, geb. 12. Sept. 1829 zu Sokolniki, Sohn eines angesehenen Rittergutsbesitzers im Posenschen, erhielt im elterlichen Haus eine sorgfältige Erziehung, studierte in Berlin Jurisprudenz, ward 1862 Kreisrichter in Posen und nahm 1882 seine Entlassung. Er veröffentlichte die wichtigen Aktenstücke zur sächsischen Zeit unter dem Titel: »Teka Gabryela J. Podoskiego« (Pos. 1856—61, 6 Bde.), dann »Wielkopolska w czasie pierwszej wojny szwedzkiej« (»Geschichte des Schwedenkriegs 1655—57«, das. 1864) und die »Geschichte Augusts II.« (das. 1856—74, 2 Bde.). Seine kleinern historischen Schriften erschienen unter dem Titel: »Opowiadania historyczne« (1860—86, 6 Bde.). Außerdem schrieb er: »Próba emancypacyjna polityki Augustowéj« (»Ein Emanzipationsversuch Augusts«, Lemb. 1878); »Sprawa Kalksteina« (»Die Affaire Kalksteins«, Warsch. 1878); »Oblężenie Poznania przez Patkula r. 1704« (»Die Belagerung Posens durch Patkul«, das. 1879); »Koniec Radziejowskiego« (»Das Ende Radziejowskis«, das. 1879) und unter dem Pseudonym **Severin Brzerowa**: »Literatura poznanska« (»Die Litteratur des Großherzogtums Posen«, Krak. 1880).

Jaromierz (tschech. **Jaroměř**, spr. -mjersch), Stadt in der böhm. Bezirkshauptmannschaft Königinhof, in nächster Nähe der Festung Josephstadt (s. d.), an der Mündung der Aupa in die Elbe (mit Kettenbrücke) und an der Pardubitz-Reichenberger Bahn gelegen, hat 2 Vorstädte, ein Bezirksgericht, eine Dekaneikirche mit Grabmal des 1554 hier ermordeten litauischen Fürsten Dimitri Sanguszko, eine Staatsgewerbeschule, Flachsspinnerei, Bierbrauerei, Fabrikation von Zucker und Kaffeesurrogaten, bedeutende Märkte und (1880) 6555 Einw. — J. ward im 14. Jahrh. Leibgedingstadt und erhielt ansehnliche Privilegien. 1421 wurde es von den Hussiten erstürmt und 1645 von den Schweden unter Torstensson belagert. 4 km nördlich von J. liegt der Wallfahrtsort **Herzmanitz**, Geburtsort Albrechts von Wallenstein.

Jaroslau (**Jaroslaw**), Stadt im westlichen Galizien, am San und an der galizischen Karl-Ludwigsbahn, von welcher die Bahn nach Sokal ausläuft, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat ein Obergymnasium, ein Dominikaner-, Reformaten- und ein Nonnenkloster (mit Mädchenbildungsanstalt), Militärverpflegungsmagazin, Tuchweberei (Hauptartikel: »Tales«, jüdische Betgewänder), Spodiumfabrikation, Kuchen- und Lebzeltenbäckerei, lebhaften Handel, besonders mit Getreide und Holz, und mit Einschluß von 1786 Militärpersonen (1880) 12,422 Einw. (davon 4474 Juden).

Jaroslaw (**Jaroslawl**), russ. Gouvernement, grenzt nordöstlich an das Gouvernement Wologda, nordwestlich an Nishnij Nowgorod, westlich an Twer, südlich an Wladimir, östlich an Kostroma und umfaßt 35,612,6 qkm (646,8 QM.). Das Land bildet eine Hochfläche mit vielen Sümpfen und Sandheiden, von Landrücken durchzogen, die aus Kalk, Mergel und Thon bestehen. Der Hauptfluß ist die Wolga, welche die Koroschitschna, Mologa, Scheksna und den Kotorost aufnimmt. An der Ostgrenze fließt die Kostroma, die den Sot und Kast empfängt. Unter etwa 34 Seen ist der größte der Nero- oder Rostowsche See, der durch den Kotorost in die Wolga abfließt. Das Klima ist ein nördliches, was schon die hier häufig vorkommenden Polargewächse beweisen, während die Eiche bereits nördlich von der Wolga nicht mehr fortkommt, obgleich die mittlere Jahrestemperatur +3,1° C. beträgt. Dabei sind Fröste von —40° C. und Hitze im Juli von +37° C. nichts Ungewöhnliches. Die Einwohnerzahl war 1882: 1,082,782, ca. 30 Menschen auf 1 qkm. Die äußerst regsame Bevölkerung Jaroslaws gehört einem hübschen Schlag an, auch sind die Frauen wegen ihrer Schönheit in ganz Rußland berühmt. Die Zahl der Geburten ist (1882) 42,877, darunter 1761 unehelich, der Sterbefälle 38,213, der Eheschließungen 7787. Unter den Konfessionen überwiegt die griechisch-katholische. Sektierer, Römisch-Katholische, Protestanten, Juden und Mohammedaner sind nur in geringer Anzahl vertreten. Beim Ackerbau überwiegen Roggen (1884er Ernte 2,290,000 hl, 8,3 hl pro Hektar) und Hafer (Ernte 2,820,000 hl, 14,8 hl pro Hektar); die südlichen Gegenden liefern Kirschen und Äpfel. Vom Areal kommen auf Äcker 27, auf Weide und Wiesen 29, auf Wald 36, auf steriles Land 8 Proz. Der Viehstand beziffert sich auf (1882) 283,000 Stück Rindvieh, 226,000 Schafe, 4000 Schweine; der Fischfang, besonders in der Wolga, ist bedeutend. Die **industrielle** Produktion ist ansehnlich, sie geht in 939 Fabriken mit 15,965 Arbeitern vor sich und erreicht einen Wert von 21½ Mill. Rubel (1882). Die hauptsächlichsten Industriezweige sind: Baumwollspinnerei und -Weberei (Produktionswert 5,6 Mill. Rub.), Flachsspinnerei und Leinweberei (3,8 Mill. Rub.), Spiritusbrennerei (2,5 Mill. Rub.), Tabaksindustrie (2,4 Mill. Rub.), Herstellung von Mühlenfabrikaten (1,9 Mill. Rub.), chemische Industrie (1 Mill. Rub.), Seilerei (0,6 Mill. Rub.), Fabrikation von Stärkemehl und Sirup (0,5 Mill. Rub.), Papierfabrikation, Eisengießerei. Der **Handel** wird durch die Wolga und durch deren Verbindung mit der Newa und Dwina sowie durch zwei Eisenbahnen begünstigt und ist ausgedehnt. Die Ausfuhr besteht in Leder, Leinwand,

Segeltuch, Korn, Tischzeug, Drell, gesalzenem Fleisch, Seife, Leinsamen ꝛc.; die Einfuhr in Farben, Salz, Eisen, Kramwaren. Im ganzen Gouvernement finden jährlich 93 Jahrmärkte statt, auf welche Waren im Wert bis zu 5 Mill. Rub. gebracht werden. Das Gouvernement hat (1882) 407 Elementarschulen mit 27,389 Schülern, 11 mittlere Lehranstalten mit 2609 Schülern, 4 höhere Schulen mit 849 Schülern, im ganzen 422 Lehranstalten mit 30,847 Lernenden. Es zerfällt in zehn Kreise: Danilowsk, J., Ljubimsk, Mologsk, Müschkinsk, Poschechonsk, Romanowo-Borissoglebsk, Rostow, Rybinsk, Uglitsch. — Die gleichnamige Hauptstadt, am Einfluß des Kotorost in die Wolga und an der Eisenbahn Moskau-Wologda, ist regelmäßig gebaut, hat fünf Vorstädte und breite Straßen mit vielen Palästen und unzähligen Kuppeln und Türmen. Es befinden sich hier 46 Kirchen und 3 Klöster; die Einwohnerzahl betrug 1883: 23,032, welche Baumwollspinnerei (1881 Produktionswert 5 Mill. Rub. bei 3800 Arbeitern), Fabrikation von Geweben in Baumwolle, Leinen, Wolle und Seide, ferner von Papier, Bijouterien und Öl betreiben. Der Handel nach Petersburg und Moskau ist lebhaft und wird durch eine Kommunalbank (1882 mit einem Umsatz von 14,4 Mill. Rub.) unterstützt. Die Schiffahrt dauert gegen 200 Tage. Die Stadt ist Sitz des Gouverneurs und eines Erzbischofs und hat ein theologisches Seminar (1882 mit 420 Schülern), ein juristisches Lyceum (309 Studenten) und 3 Gymnasien (darunter 2 weibliche). J. ward 1025 von dem Großfürsten Jaroslaw Wladimirowitsch gegründet und 1468 an das Großfürstentum Moskau abgetreten, worauf es eine Zeitlang Residenz der Großfürsten war, daher die ältesten Prinzen der russischen Großfürsten Fürsten von J. hießen.

Jaroslaw, Großfürst von Kiew, Sohn Wladimirs d. Gr., erhielt nach seines Vaters Tod 1015 Nowgorod als Fürstentum, vertrieb 1016 seinen Bruder Swjatopolk, der sich mit Gewalt Kiews bemächtigt hatte, wurde aber von dessen Schwiegervater Boleslaw Chrobry von Polen 1017 geschlagen und konnte erst nach dessen Abzug 1019 wieder Kiew erobern, wo er 1019—1054 als Großfürst herrschte. Die Nowgoroder belohnte er für ihre treue Hilfe durch die Verleihung der berühmten Rechtsurkunde von Nowgorod. Er vermählte sich mit Ingegard, Tochter des schwedischen Königs Olaf, und erneuerte so das alte Bündnis mit Skandinavien. Er hatte in Bruder- und Bürgerkriegen viel zu kämpfen, erweiterte aber doch das Reich bedeutend durch Eroberungen nach Norden und Süden, schmückte Kiew durch großartige kirchliche Bauten und war ein Förderer der Interessen der Geistlichkeit und des Schulwesens.

Jarotschin (Jaroczyn), Stadt im preuß. Regierungsbezirk Posen, Kreis Pleschen, unweit der Lutinia, Knotenpunkt der Linien Posen-Kreuzburg-J.-Lissa und Öls-Gnesen der Preußischen Staatsbahn, hat ein Amtsgericht, eine evangelische und eine kath. Kirche, besuchte Viehmärkte und (1885) 2492 meist kath. Einwohner.

Jarovit, in der Mythologie der Slawen (Polaben) der Kriegsgott, eigentlich die über den Winter siegende Frühlingssonne; hatte Tempel in Wolgast und Havelberg.

Jarra (spr. chharra), spanisch-maurischer Wasserkrug mit Tarraca mit zwei Henkeln, auch Bezeichnung für

Jarretière (franz., spr. schart'jähr), Knieband, Strumpfband; daher Ordre de la J., Hosenbandorden.

Jarrow (spr. dschärro), Stadt in der engl. Grafschaft Durham, am Tyne, dicht bei South Shields, hat Segeltuchfabriken, Schiffswerften, chemische Fabriken, große Docks, bedeutenden Kohlenhandel und (1881) 25,469 Einw. (1861 erst 6494). Dabei Monkton, Geburtsort des Beda Venerabilis.

Järvi (finn., Jäyri, Jaur), s. v. w. See.

Jasak, in Rußland eine Abgabe, welche alljährlich einmal von gewissen Nomadenstämmen (z. B. den sibirischen Kirgisen) in Geld oder Tierfellen erhoben wird.

Jasaul (türk.), Art Leibgardist, fürstlicher Hausbeamter in Persien und Mittelasien, mit einem Dolch im Gürtel oder einem weißen Stab zur Abwehr der Menge als Abzeichen seines Amtes.

Jaschmak, der Schleier der Türkinnen, besteht aus zwei Stücken weißen Musselins, die, mittels einer Nadel rückwärts an der Haube befestigt, Kopf, Gesicht und Nacken derart verhüllen, daß nur Nasenspitze und Augen oder letztere allein frei bleiben.

Jasht (Yasht), ein Teil des Zendavesta (s. d.).

Jaslo, Stadt im westlichen Galizien, nahe der Vereinigung der Flüsse Jasiolka, Wisloka und Ropa, an der Galizischen Transversalbahn, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat ein Obergymnasium, ein altes Schloß und (1880) 3302 Einw. J. brannte 1826 gänzlich ab.

Jasmin, Pflanzengattung, s. Jasminum; wilder J., s. Philadelphus.

Jasmin (spr. schasmäng, auch Jausmin), Jacquou, franz. Patoisdichter, geb. 6. März 1798 zu Agen in Languedoc, ward Friseur und trieb dies Geschäft selbst dann noch, als er sich durch seine poetischen Produktionen einen Namen erworben hatte, ja selbst noch nach seiner Ernennung zum Ritter der Ehrenlegion und seiner Krönung als Maître ès jeux floraux (mit 5000 Frank Ehrensold) durch die französische Akademie. Er trug seine Dichtungen im neuprovençalischen Dialekt mit großem mimischen Talent vor und hat damit in den ersten Städten, auch zu Paris am kaiserlichen Hof, begeisterten Beifall gefunden. Vor allem gelingt ihm eine halb rührende, halb scherzende Epik, und volkstümlich freundliches und kindlich fröhliches Wesen verleiht seinen Poesien einen großen Reiz. Von denselben sind hervorzuheben: »Las papillotos de J.« (1835—43, 2 Bde.); »Lou chaliberi«, komisches Heldengedicht (1825); »Lou tres de Mai«, gelegentlich der Errichtung des Standbildes Heinrichs IV. zu Nérac gedichtet (1835); »L'abuglo de Castel-Cuillé« (1836); »Lous dous frays-bessous« (1847) u. a. J. starb 4. Okt. 1864 in Agen. Seine Poesien erschienen gesammelt in 3 Bänden (Agen 1851). Vgl. Rabain, J., sa vie et ses œuvres (Par. 1867).

Jasmineen (jasminartige Gewächse), dikotyle Pflanzengruppe aus der Ordnung der Kontorten unter den Sympetalen, den Oleaceen nahe verwandte Holzpflanzen, von denen sie sich durch die höhere Gliederzahl in Kelch und Krone unterscheiden. Die Gruppe enthält zwei Gattungen mit über 50 Arten, welche zum größten Teil im tropischen Asien einheimisch sind; nur wenige kommen auch in den Ländern um das Mittelländische Meer vor. Ihre schönen Blüten sind wohlriechend und dienen zur Darstellung wohlriechender Wässer und Öle.

in Südfrankreich und Tunis für die Parfümerie. Ätherisches J. kann aus dem fetten J. durch Destillation mit Wasser gewonnen werden, ist aber für den Handel zu teuer.

Jasminum *L.* (Jasmin), Gattung aus der Familie der Jasmineen, aufrechte oder schlingende Sträucher mit gegenständigen, selten abwechselnden, einfachen, dreizähligen oder unpaarig gefiederten Blättern, gelben oder weißen, sehr häufig wohlriechenden Blüten in Rispen und zwei- bis dreisamiger, zweiknöpfiger oder einfacher Beere. Etwa 120 asiatische, afrikanische und australische Arten, nur eine in Südeuropa heimisch. J. officinale *L.* (echter Jasmin), ein wenig rankender, 4—5 m hoher Strauch mit gegenüberstehenden, dreijochig gefiederten Blättern und weißen, end- und seitenständigen Blüten in Traubendolden, stammt aus dem wärmern Vorderasien, ist in Südeuropa vielfach verwildert und wird, wie auch J. grandiflorum *L.*, besonders in der Gegend von Cannes kultiviert, weil man aus den äußerst wohlriechenden Blüten mit Hilfe von Fett oder Öl die Jasminpomade und das Jasminöl bereitet. Aus der Pomade erhält man dann durch Extrahieren mit Alkohol das Jasminextrakt. Ätherisches Öl durch Destillation mit Wasser aus Jasminblüten abzuscheiden, ist zu kostspielig. In der Türkei kultiviert man J. in geraden Schößlingen, um Pfeifenrohre daraus zu fertigen. J. officinale und einige andre Arten ertragen gut gedeckt unsre Winter, während andre im Kalthaus überwintert werden müssen. Mit den Blüten von J. Sambac *Vahl*, einem 5—6 m hohen, schlingenden Strauch mit einfachen, ei- oder fast herzförmigen Blättern und meist dreiblütigen Infloreszenzen mit weißen, nach dem Abfallen purpurnen Blüten, in Arabien und Ostindien, bestreut man die Zimmer und Tempel; auch bereitet man aus den Blüten (Flores Manorae) ein wohlriechendes Wasser. Der Strauch wird bei Kanton kultiviert, und die Blüten dienen dort zum Beduften des Thees. Fälschlich nennt man den gemeinen Pfeifenstrauch (Philadelphus coronarius *L.*) Jasmin.

Jasmund, Halbinsel } s. Rügen.
Jasmunder Bodden }

Jasna (Yaçna), ein Teil des Zendavesta (s. d.).

Jason, s. unter J (»i«).

Jasper, Viktor, Kupferstecher, geb. 30. März 1848 zu Wien, war anfangs Buchhändler, bildete sich dann mit 20 Jahren auf der Wiener Akademie und später bei L. Jacoby zum Kupferstecher aus und begann seine selbständige Thätigkeit mit einem Stich nach dem Holbeintisch in der Züricher Stadtbibliothek, dem eine Reihe vortrefflicher Bildnisse sowie Kaiser Maximilian I. nach Dürer und St. Sebastian nach Mantegna in der Wiener Belvederegalerie folgten. Seine Hauptwerke sind der Stich nach Dürers Allerheiligenbild (1885 vollendet) und der Stich nach Morettos heil. Justina (beide im Belvedere zu Wien). Eine besondere Spezialität Jaspers sind seine mit größter Feinheit und äußerst lebensvoll durchgeführten Porträtstiche, unter denen diejenigen von Dürer, A. Feuerbach, Rahl, Defregger, Mandel, L. Richter, Kundmann, Zumbusch, Bürkner, Laufberger, Führich, Tilgner und Bauernfeld hervorzuheben sind.

Jaspierte Stoffe, feinflammig melierte Stoffe.

Jaspis, Mineral aus der Ordnung der Anhydride, kryptokristallinische Varietät des Quarzes, findet sich derb, eingesprengt, in Kugeln und Geschieben, selten in trauben- oder nierenförmigen Gestalten. Er ist gelb, rot, braun, schimmernd bis matt, undurchsichtig, mit muscheligem Bruch. Man unterscheidet mehrere Varietäten. Ägyptischer J. (Kugeljaspis, Nilkiesel), ockergelb bis braun und ziegelrot, häufig gestreift und geflammt, findet sich in großer Menge als Gerölle im Nil und in der Wüste. Bei Kairo bildet er ein Konglomerat, das wahrscheinlich der Kreideformation angehört. Der rote J. findet sich im Bohnerz bei Mühlheim im Breisgau. Der gemeine J., meist rot und braun, auch gelblich und schwarz, findet sich besonders auf Eisensteingängen an vielen Orten. Bandjaspis, grau, grün, gelb, rot, braun gebändert, kommt in Sibirien (Ochotsk, Jekaterinburg), auf Sizilien, Corsica, am Harz und in Tirol vor. J. war schon bei Griechen und Römern geschätzt und dient gegenwärtig zu Siegelsteinen, Dosen, Vasen, Tischplatten, Kannen, Mosaik, architektonischen Arbeiten 2c.

Jaspisporzellan (Jaspisgut, engl. jasper-ware), in England gefertigte Fayence mit Streifen od. Adern.

Jaspopal, s. Opal.

Jassy (spr. jáschi), Kreisstadt in Rumänien, ehemalige Hauptstadt der Moldau, 318 m ü. M., links am Fluß Bachlui, 8 km vom Pruth entfernt, in reizender Lage, mit Czernowitz und Bender durch Eisenbahnen verbunden, ist unregelmäßig und weitläufig gebaut, mit meist einstöckigen Häusern und breiten, in neuerer Zeit durchaus mit Asphalt bedeckten Straßen. J. zählt 90,000 Einw., darunter ca. 50,000 Juden, außerdem Armenier, Russen, Ungarn, Tataren, Zigeuner. Unter den 43 griechischen Kirchen der Stadt, neben denen es eine römisch-katholische, eine protestantische und eine armenische Kirche sowie 58 Synagogen gibt, sind die prächtig ausgestattete Metropole und die Kirche der drei Heiligen (aus dem 14. Jahrh.), unter den Profangebäuden der auf hohem Thalrand stehende Fürstenhof (die ehemalige Residenz), die Fleisch- und Gemüsehalle und mehrere Bojarenpaläste bemerkenswert. Auch ein Theater, stattliche Hotels, prächtige Läden und Lager von Modewaren und Delikatessen fehlen nicht. J. ist Sitz eines griechischen Metropoliten, eines katholischen Bischofs, eines Korpskommandos, eines Präfekten, eines Appellationsgerichts sowie eines deutschen Berufskonsuls und besitzt eine Universität (1882 mit 39 Dozenten und 166 Studierenden), eine Kunstschule, 2 Lyceen, 2 Gymnasien, Seminare für Lehrer und Lehrerinnen, 2 Bibliotheken, Militärschule und 3 Hospitäler. Die Industrie ist von keinem Belang, dagegen der Handel, besonders mit Getreide, Spiritus und Wein, bedeutend; er wird, abgesehen von der Eisenbahn, vorzugsweise durch Galatz und die Donau vermittelt. In der Umgegend viele Lusthäuser der Bojaren. — Seinen Namen soll J. von den im 11. Jahrh. eingewanderten Jazygen (daher municipium Jasiorum) haben; als Stadt kommt es zuerst im 14. Jahrh. vor. Das J. gegenüber auf einem Berge gelegene Kloster Tzitaznie diente früher als Festung. Residenz der moldauischen Fürsten war die Stadt seit 1565. Am 19. Jan. 1792 wurde hier ein Friede zwischen Rußland und der Türkei geschlossen. In dem durch den Bukarester Frieden 1812 beendigten Krieg zwischen Rußland und der Türkei war die Stadt mehrere Jahre von den Russen besetzt gehalten. Am 10. Aug. 1822 ward sie von den Janitscharen zerstört. In den Kriegen zwischen Rußland und der Türkei wurde die Stadt 1828 und 1853 wieder von den Russen, 1854 von den Österreichern besetzt. Sie ist nach dem Brand von 1827 meist neu erbaut.

Jastrow, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Marienwerder, Kreis Deutsch-Krone, an der Linie Posen-Neustettin der Preußischen Staatsbahn, hat ein

Amtsgericht, eine evangelische und eine kath. Kirche, eine Synagoge, ein reiches Waisenhaus, Wollspinnerei, Tuch-, Maschinen-, Zigarren-, Schnupftabaks-, Schuh- und Stiefelfabrikation, besuchten Pferdemarkt (zu Michaelis) und (1885) 5046 meist evang. Einwohner. J. wurde 1603 durch König Siegmund III. von Polen zur Stadt erhoben und kam 1772 an Preußen.

Jasykow, Nikolai Michailowitsch, russ. Dichter, geb. 4. März (a. St.) 1803 zu Simbirsk, kam 1815 in das Berginstitut zu Petersburg und trat dann ins Ingenieurkorps, aus dem er jedoch aus Neigung zu litterarischer Beschäftigung schon nach einem Jahr wieder ausschied. Er lebte hierauf in Dorpat und seit 1829 in Moskau, wo er 1831—33 in der Vermessungskanzlei beschäftigt ward. Um seine wankende Gesundheit herzustellen, hielt er sich längere Zeit in seiner Vaterstadt, dann in Italien und in der Schweiz auf. Nach Moskau 1843 zurückgekehrt, starb er 26. Dez. (a. St.) 1846 daselbst. Nachdem er anfangs ein Sänger des Weins und der Liebe gewesen (daher sein Beiname »russischer Anakreon«), schlug er später unter dem Einfluß einer unheilbaren schmerzlichen Krankheit eine ernstere Richtung ein und wandte sich religiösen Stoffen zu. Seine von Puschkin hochgeschätzten Poesien zeichnen sich durch meisterhafte Versifikation und Herrschaft über die Sprache sowie durch Innigkeit und stimmungsvollen Aufschwung aus. Die erste Sammlung derselben erschien in Petersburg 1833, die letzte (»Stichotworénija N. M. Jasýkowa«, mit biographischen Notizen) in Moskau 1858 (2 Bde.).

Jász-Apáthi (spr. jāß-), Markt im ungar. Komitat Jász-N.-Kun-Szolnok, mit schöner kath. Pfarrkirche, (1881) 9752 industriellen Einwohnern, fruchtbarer Umgebung, Tabaksbau u. Bezirksgericht. In der Nähe die Märkte: Jász-Fényszaru, an der Budapest-Szolnoker Bahnlinie, mit 4376 kath. Einwohnern, sowie Jász-Kisér mit 5771 reform. Einwohnern, bedeutendem Tabaksbau und Tabakseinlösungsamt und Jász-Alsó-Szent-György, an der Zagyva, mit 4126 kath. Einwohnern und Bienenzucht.

Jászay (spr. jāßai), Paul, ungar. Historiker, geb. 1809 zu Szántó im Komitat Abaujvár, war Sekretär der ungarischen Hofkanzlei und wirkte dann in gleicher Eigenschaft an der Seite des Ministerpräsidenten Grafen Ludwig Batthyány. Er starb 1852. Sein Hauptwerk ist: »A magyar nemzet napjai a mohácsi vész után« (»Die Tage der ungarischen Nation nach der Niederlage bei Mohács«), ein größtenteils nach archivalischen Quellen bearbeitetes Werk, das die Geschichte eines Zeitraums von nur fünf Monaten in umfassendster Weise behandelt (Pest 1846, Bd. 1). Seine (gleichfalls in ungarischer Sprache geschriebenen) »Annalen der ungarischen Nation von den ältesten Zeiten bis zur Goldenen Bulle« gab Franz Toldy heraus (Pest 1855).

Jász-Berény (spr. jāß-bérénj), Stadt im ungar. Komitat Jász-N.-Kun-Szolnok, ehemaliger Hauptort des Distrikts Jazygien, an der Zagyva und der Ungarischen Staatsbahn, mit katholischer und evang. Kirche, Franziskanerkloster, stattlichem Rathaus, Denk-

Jat, ind. Volksstamm, s. Dschat.

Jatagan (türk., »Verteidiger, Waffe«), ein dolchförmiges, ca. 60 cm langes, zweischneidiges Schwert, welches nicht an der Seite, sondern vorn im Gürtel getragen wird, früher eine Hauptwaffe der Janitscharen, heute aber nur bei der Landpolizei und der untern Volksklasse im Gebrauch. Eine große Rolle spielt diese Waffe in Persien unter dem Namen Kama, welche gleich unsern Hirschfängern an der Seite getragen wird.

Jatai, s. Hymenaea.

Jâtaka (Dschâtaka, »Geburt«), Name einer Sammlung von Legenden über die frühere Geburt des Sakhyamuni (Buddha), welche im 3. Jahrh. n. Chr. in der Pâlisprache niedergeschrieben sein soll. Diese Legenden bilden einen Lieblingsgegenstand für die Dichtung und Malerei der Buddhisten sowie für die dramatischen Darstellungen bei Festen und Prozessionen und sind litterarisch besonders dadurch wichtig, daß sie die ältesten nachweisbaren Quellen vieler Fabeln und Erzählungen enthalten, welche später in die Fabel- und Märchensammlungen der Inder und von da auch in die Litteratur des Westens übergegangen sind. Eine Ausgabe des J. im Original begann Fausböll (»The J., together with its commentary«, Bd. 1 u. 2, Lond. 1877—79; ins Englische übersetzt von Rhys Davids, Bd. 1, das. 1880).

Jateorhiza *Miers.*, Gattung aus der Familie der Menispermaceen, schlingende, steif und abstehend behaarte Sträucher mit großen, handförmig gelappten und handnervigen Blättern, in zusammengesetzten, hängenden Rispen gebüschelt stehenden männlichen, in einfachen, hängenden Trauben einzeln stehenden weiblichen Blüten und eiförmiger, einsamiger Steinfrucht. Zwei im tropischen Afrika und auf Madagaskar heimische Arten. J. palmata *Miers.* (Cocculus palmatus *Dec.*), ein windender Strauch mit krautigen, jährlich absterbenden Stengeln, an der Ostküste Afrikas, bei Oibo, Mosambik und Schupanga am untern Sambesi, kultiviert auf Mauritius, den Seschellen und auf der Malabarküste, hat große, langgestielte, rotbehaarte Blätter, blaßgrüne Blüten und Früchte von der Größe einer Haselnuß, länglichrund und dicht mit langen, schwarzdrüsigen Haaren besetzt. Die bei den Eingebornen Ostafrikas in hohem Ansehen stehende und von ihnen Kalumb genannte starke, dicke, bräunlichgelbe, aus mehreren walzenförmigen, etwas gegliederten, gebogenen, fleischigen Knollen von 30 cm Länge bestehende Wurzel ist als Kolumbo-, Kalumbo-, Ruhrwurzel offizinell und kommt meist in 1 cm dicken Scheiben in den Handel. Sie ist von ziemlich derber Textur, aber vorherrschend mehlig, schmeckt rein und sehr stark bitter, färbt Wasser sofort gelb, ist sehr reich an Stärkemehl und enthält außer oxalsaurem Kalk einen farb- und geruchlosen Bitterstoff, das Kalumbin $C_{21}H_{22}O_7$, amorphe Kalumbosäure und Berberin. Man benutzt sie mit Erfolg bei Verdauungsstörungen und damit verbundenen chronischen Diarrhöen, bei Durchfällen Schwindsüchtiger ꝛc. Sie zeichnet sich dadurch aus,

welchem eine Zinnenmauer hinaufführt, an der Eisenbahn von Madrid nach Valencia, hat eine sehenswerte Kollegiatkirche, ein Theater, einen Zirkus für Stiergefechte, eine Seidenbörse und (1878) 14,534 Einw. — Die Stadt (das **Setabis** der Römer) war zur Maurenzeit ein sehr blühender Ort, erhielt nach der Vertreibung der Mauren den Namen San Felipe, welcher aber wieder dem alten maurischen Namen J. gewichen ist, und wurde im spanischen Erbfolgekrieg niedergebrannt. J. ist Geburtsort des Malers Ribera.

Jatropha *J. Müll.* (Brechnuß, Purgiernuß, Drüsenstrauch), Gattung aus der Familie der Euphorbiaceen, Bäume, Sträucher oder Kräuter in Westindien und Südamerika, mit meist langgestielten, ganzen oder gelappten Blättern, monözischen Blüten in meist trugdoldig rispigen Blütenständen und dreiknöpfiger Kapsel. Etwa 70 tropische Arten. J. Curcas *L.* (Curcas purgans *Endl.*, schwarze Brechnuß, großer Purgiernußbaum), auf Cuba, in Neugranada und auf den Kapverdischen Inseln einheimisch, in andern tropischen Ländern kultiviert, enthält in allen Teilen einen ätzend scharfen Milchsaft. Die etwa 2 cm langen, den Rizinussamen ähnlichen Samen (großer Rizinussame) schmecken mandelartig, dann brennend scharf und wirken höchst drastisch purgierend und brechenerregend. Das in ihnen enthaltene Öl (Höllen-, Cicin-, Curcasöl) besitzt dieselbe Wirksamkeit und wurde früher medizinisch benutzt. Über J. Manihot *L.* s. Manihot.

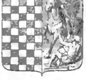
Jaubert (spr. schobähr), Pierre Amédée Emilien Probe, franz. Orientalist, geb. 3. Juni 1779 zu Aix, war ein Schüler Silvestre de Sacys, erhielt, 18 Jahre alt, bei der ägyptischen Expedition eine Anstellung als Interpret und ward bald darauf Sekretärinterpret Bonapartes, in welcher Stellung er dessen Proklamationen und Korrespondenzen mit den Häuptlingen in die Landessprache zu übersetzen hatte. Seit 1802 war er mehrere Jahre als Interpret in Konstantinopel und Persien thätig und erhielt dann den Posten eines Geschäftsträgers in Konstantinopel, trat aber bei der Rückkehr der Bourbonen in den Privatstand zurück. 1818 machte er eine neue Reise in den Orient, um im Auftrag der Regierung tibetische Ziegen einzukaufen, deren er 400 Stück nach Frankreich brachte. In der Folge wurde er zum Professor des Persischen am Collège de France und 1841 zum Staatsrat und Pair ernannt. Er starb 30. Jan. 1847. J. war seit 1831 Mitglied der Akademie der Inschriften. Er veröffentlichte: »Voyage en Arménie et en Perse« (Par. 1821, neue Ausg. 1860); »Éléments de la grammaire turque« (2. Aufl., das. 1834) und eine Übersetzung der Geographie Edrisis (das. 1836—40, 2 Bde.). Auch redigierte er das »Dictionnaire français-berbère« (1844).

Jauchart, s. Juchert.

Jauche (Adel, Odel, Pfuhl, Gülle, Hüll, Mistjauche), die Flüssigkeit, welche aus dem Stallmist abfließt oder aus demselben bereitet wird, also der durch den Stallmist gesickerte Urin der Tiere, vermischt mit Exkrementen, oder auch der aus Urin und festen Exkrementen bereitete Dünger (Pfuhl, Gülle). Oft mischt sich der J. auch noch Regen- und Schneewasser, Wasch- und Küchenwasser u. dgl. bei. Am reinsten wird der Pfuhl mittels der belgischen Methode der Stallhaltung des Viehs gewonnen, wobei die Tiere hinter sich ein Lattengerüst haben. Harn und Exkremente werden in Rinnen geleitet und in auswärts angebrachte Gruben gespült, wo sie einem Gärungsprozeß, mit und ohne Zuthaten von Knochenmehl, Ölkuchen, Kalisalzen, Ruß, Asche, Kehricht, auch Moorerde, unterworfen bleiben und dann direkt als flüssiger Dünger auf das Feld gebracht werden. Die wasserdichte und überdeckte Jauchengrube muß mit der Dungstätte in Verbindung stehen; hier zeigt die J. je nach der Jahreszeit und Einrichtung der Grube sehr verschiedene Zusammensetzung. Man fährt in einem zweispännigen Fuder J. nur 18—72 kg düngende Stoffe aus, der Rest ist Wasser. Die J. enthält im Mittel 1,5 pro Mille Stickstoff und 1 Proz. Asche; 0,0001 Phosphorsäure, aber 0,5 Proz. Kali. Manche Landwirte ziehen es vor, gar keine J. zu gewinnen, sondern diese immer wieder über den Mist zu spritzen und mit diesem auszufahren. Auf diese Weise wird die J. möglichst konzentriert, weil das Wasser an der Luft verdunstet; dasselbe ist der Fall, wenn die J. zur Kompostbereitung verwendet wird. J. dient in der Gärtnerei zur Bedüngung von Stoppelrüben und dergleichen Pflanzen, Obstbäumen und am meisten für Wiesen und Futterland überhaupt, und zwar entweder direkt während des Wachstums oder vor demselben im Herbst und Frühjahr. Ausgefahren wird sie in besondern Jauchefässern oder Jauchekarren mit Vorrichtung zur Verteilung, wie sie die Wasserwagen zur Straßenbesprengung haben. In Belgien und Nordfrankreich finden sich auch Wirtschaften, welche mittels eines Röhrensystems die J. durch Dampfpumpen aufs Feld zur unterirdischen Düngung transportieren. Praktischer hat man in größern Rübenwirtschaften die J., vermengt mit konzentrierten Dungmitteln und mit den Fabrikwässern, in hoch gelegene Reservoirs gepumpt und vermittelst natürlichen Gefälles auf die zu düngenden Felder geleitet und hier oberirdisch durch offene Furchen und Rinnen verteilt. — In der Medizin heißt J. (Ichor, Sanies) schlechter dünner Eiter oder dünne Inhaltsmasse von Brandherden (Brandjauche). Die J. ist übelriechend, entsteht durch faulige Zersetzung von Gewebsflüssigkeiten, Blut oder Eiter und enthält stets Fäulnisorganismen (Spaltpilze). In die Säftemasse aufgenommen, verursacht solche J. die sogen. Jauchevergiftung (Ichorrhämie) des Bluts (s. Septichämie).

Jauchepumpe, Pumpwerk zum Heben der Jauche aus der Grube, um dieselbe auf die Äcker oder den Komposthaufen zu führen; s. Kettenpumpe.

Jauer, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Liegnitz, an der Wütenden Neiße und an der Linie Kamenz-Raudten der Preußischen Staatsbahn, 193 m ü. M., hat ein Amtsgericht, eine evangelische (sogen. Friedens-) kirche) und eine kath. Pfarrkirche, eine Synagoge, ein Gymnasium, ein Theater, ein Zuchthaus (im ehemaligen Schloß), Zigarren- und Tuchfabrikation, Wollspinnerei, berühmte Wurstfabriken, Gerbereien, Wagenfabrikation, Getreidehandel u. (1885) mit Garnison (2 Bat. Infanterie Nr. 19) 11,178 meist evang. Einwohner. — J., bereits 1161 Stadt, war ehedem Hauptstadt des Fürstentums J., welches im südlichen Teil des gegenwärtigen Regierungsbezirks Liegnitz 3200 qkm (58 QM.) einnahm und jetzt in die Kreise Bunzlau, Hirschberg, J., Schönau und Löwenberg zerfällt. Die früher sehr wohlhabende Stadt hatte besonders 1629 durch die Liechtensteinschen Dragonaden, welche die evangelischen Schlesier zum Katholizismus bekehren sollten, zu leiden.



Wappen von Jauer.

Jauernig, Stadt in der österreichisch-schlesischen Bezirkshauptmannschaft Freiwaldau, hat ein Bezirksgericht, Bierbrauerei und (1880) 2292, mit dem anschließenden Dorf J. 3362 meist deutsche Einwohner. Über der Stadt auf steil abfallendem Felsen das Schloß Johannesberg, die Sommerresidenz der Fürstbischöfe von Breslau, mit Parkanlagen.

Jaufen, Paß der südlichen Ötzthaler Alpen in Tirol, führt von Sterzing an der Brennerstraße über das Jaufenjoch (2094 m) und durch das Passeierthal nach Meran.

Jauja (spr. chháucha), Stadt im Departement Junin (Peru), am gleichnamigen Fluß, in fruchtbarem alten Seebecken, hat eine höhere Schule und (1876) 2806 gewerbthätige Einwohner.

Jauker (jüdisch-deutsch), teuer.

Jaune (franz., spr. schohn), gelb; Livre j., s. Gelbbuch; J. anglais (Viktoriaorange), ein Teerfarbstoff, besteht aus trinitrokresylsaurem Ammoniak; J. brillant. Farbstoff, s. v. w. Neapelgelb (antimonsaures Bleioxyd), auch Schwefelkadmium; J. fixe, s. v. w. Barytgelb; J. indien, s. v. w. Purée; J. mandarine, gelbe Farbe, wird aus dem beim Vergasen von Obstweintrestern erhaltenen Teer durch Behandeln desselben mit Salpetersäure gewonnen; J. de Mars, gelbe Farbe, inniges Gemenge von Eisenhydroxyd mit Thonerde, Gips etc.; J. d'œuf, eigelb; J. d'Outremer, s. v. w. Barytgelb; J. de paille, strohgelb; J. de paille minéral, s. v. w. basisch schwefelsaures Bleioxyd; J. de Steinbühl, s. v. w. Barytgelb.

Jauner, Franz, Schauspieler und Theaterdirektor, geb. 1834 zu Wien, debütierte am Burgtheater daselbst 1854, kam 1855 nach Mainz und nach einem längern Aufenthalt in Paris 1856 an das Stadttheater in Hamburg, 1858 an das Hoftheater zu Dresden und 1871 an das Carltheater in Wien, wo er sich als Schauspieler durch virtuoses, reich nüanciertes Spiel und scharfe Charakteristik allgemeine Beliebtheit erwarb. 1872 übernahm er die Direktion des Carltheaters, das er bis 1878 leitete. Die außerordentlichen Fähigkeiten, welche J. dabei bewährte, veranlaßten zugleich seine Berufung als Direktor des Wiener Hofoperntheaters, dem er von 1875 bis Mitte 1880 vorstand. 1881 übernahm er das Ringtheater daselbst, das 8. Dez. d. J. niederbrannte, und lebte seitdem dem Theater fern, bis er 1884 wieder die Leitung des Theaters an der Wien übernahm, von der er jedoch nach kurzer Zeit wieder zurücktrat. — Seine Gattin Emilie, geborne Krall, geb. 1832 zu Wien, wirkte bis 1871 erfolgreich als Sängerin.

Jaunpur, ostind. Stadt, s. Dschaunpur.

Jaunthal, voralpines, durch Wasserfälle geschmücktes Nebenthal der Saane im schweizer. Kanton Freiburg, auf dessen Alpen hauptsächlich der Gruyèreskäse bereitet wird. Das Thalvolk ist katholisch, in der Gemeinde Jaun oder Bellegarde (868 Einw.) deutscher Abstammung, während die Bewohner des untern Teils, in Charmey oder Galmis (1110 Einw.), in Cerniat (607 Einw.) und Crésuz (130 Einw.), französisch sprechen. 1872 wurde, mit Unterstützung des Bundes, der Bau der Jaunthalstraße (Bulle-Boltigen) begonnen, die an Stelle des doppelt so langen Umwegs über Saanen bei Broc (Bruck) in das

Jaup, Heinrich Karl, hessischer Staatsmann, geb. 27. Sept. 1781 zu Gießen, wo sein Vater Helferich Bernhard J. (gest. 1806) Professor des Staatsrechts war, studierte daselbst und in Göttingen die Rechtswissenschaft und habilitierte sich 1803 in Gießen als Privatdozent. 1804 wurde er außerordentlicher und 1806 ordentlicher Professor der Rechte und nahm an der Einführung des Code Napoléon eifrigen Anteil. 1815 ward er als Geheimer Referendar ins Staatsministerium nach Darmstadt berufen, 1820 zum Geheimen Staatsrat ernannt und 1821 dem Ministerialdepartement der auswärtigen Angelegenheiten sowie dem neukonstituierten Staatsrat zugeteilt, 1824 aber an die Spitze der Gesetzgebungskommission gestellt und 1828 mit dem Präsidium des Kassations- und Revisionshofs für die Provinz Rheinhessen betraut. Als freisinniger Anhänger der konstitutionellen Richtung bekannt, ward er 1832 zum Landtagsabgeordneten erwählt. Seine Thätigkeit als solcher zog ihm aber die Ungunst der Regierung zu, und er ward deshalb nach Auflösung des Landtags 1833 pensioniert. Mittels Urlaubsverweigerung wurde er auch vom folgenden Landtag fern gehalten. 1848 ward er Mitglied des Vorparlaments und der Nationalversammlung und trat 16. Juli als Minister des Innern an die Spitze des großherzoglich hessischen Ministeriums. Nachdem er die Reform des Staatswesens im liberalen Sinn mit Geschick in die Hand genommen, mußte er 28. Juni 1850 der Reaktion weichen und ward mit dem Prädikat eines Geheimrats zum zweiten Präsidenten des Oberkonsistoriums ernannt. Er starb 5. Sept. 1860 in Darmstadt. Außer zahlreichen kleinern Abhandlungen gab er »Germanien, Zeitschrift für Staatsrecht, Politik und Statistik« (Gießen 1808–11, 5 Bde.), dazu als Fortsetzung »Germanien und Europa« (das. 1812), eine Monographie über die »Auflösung des Rheinischen Bundes« (das. 1814) und den »Staatsboten, eine allgemeine staatswissenschaftliche Zeitung« (Darmst. 1826—27) heraus.

Jáuregui (J. y Aguilar, spr. chháureghi i aghilár), Juan de, span. Dichter, geboren um 1570 zu Sevilla aus einem alten viscayischen Geschlecht, ging nach Rom, um sich dort in der Malerei auszubilden, beschäftigte sich aber gleichzeitig viel mit Poesie und ließ 1607 eine Übersetzung von Tassos »Aminta« erscheinen, die seinen Namen allgemein bekannt machte. In sein Vaterland zurückgekehrt, wurde er Stallmeister der Königin Isabella, der ersten Gemahlin Philipps IV., und starb im Januar 1649 in Madrid. Außer der formvollendeten Übersetzung des »Aminta«, die in verbesserter Gestalt auch in der Ausgabe seiner kleinern Gedichte (»Rimas«, Sevilla 1618; auch in der »Biblioteca de autores españoles«, Bd. 42) enthalten ist, veröffentlichte J. eine freie Bearbeitung von Lukans »Pharsalia« (Madr. 1614) und ein größeres Originalgedicht: »Orfeo« (das. 1624). In dem »Discurso poetico« (Madr. 1624) trat er gegen Gongora auf, obschon seine spätern Werke selbst die Einwirkung dieses Dichters verraten. In der Malerei, über die er einen »Discurso apologetico« (1633) veröffentlichte, soll er besonders im Porträt Treffliches geleistet haben. Seine sämtlichen

ernannt. Nach dem Sturz des Kaiserreichs 1870 trat er in die Landarmee ein, befehligte erst in der Loirearmee in den Kämpfen bei Orléans im November und Dezember 1870 die 1. Division des 16. Korps, bei Le Mans dies Korps selbst und zeichnete sich durch Tapferkeit und geschickte Führung seiner Truppen aus. Deswegen zum Vizeadmiral und Großoffizier der Ehrenlegion befördert, wurde er im September 1871 in die Nationalversammlung gewählt, trat aber im Dezember 1871 wieder aus, als er Marinepräfekt in Toulon wurde. Vom 4. Febr. 1879 bis zum September 1880 und vom Januar 1882 bis zum Januar 1883 verwaltete er im Kabinett Freycinet das Marineministerium. Er ist seit 1879 Senator.

Jaurès (spr. schorês), **Constant Louis Jean Benjamin**, franz. Admiral, geb. 3. Jan. 1823, trat 1841 in die Marine, machte die Kriege in der Krim, Italien, China, Kochinchina und Mexiko mit, befehligte im Krieg von 1870 in dem Nordseegeschwader als Linienschiffskapitän, trat aber im November zur Landarmee über und befehligte das 21. Korps, mit dem er erst allein gegen die Truppen des Großherzogs von Mecklenburg im Perche, dann in der Loirearmee Chanzys bei Le Mans kämpfte. Nach dem Krieg wurde er in die Nationalversammlung gewählt, wo er zum linken Zentrum gehörte, und zum Konteradmiral ernannt. Seit 1876 Senator, bekleidete er seit 1877 den Botschafterposten in Madrid, seit 1882 den zu Petersburg, ward aber 1883 abberufen und, seit 1878 Vizeadmiral, im Marinedienst verwendet.

Jause, in Österreich s. v. w. Vesper.

Java (Dschawa), eine der Großen Sundainseln, an Größe Borneo, Sumatra, Celebes zwar weit nachstehend, aber als die reichste und am stärksten bevölkerte der Hauptsitz der niederländischen Herrschaft im Indischen Archipel (s. Karte »Hinterindien«).

[**Lage, Bodengestaltung.**] Zwischen 5° 52′—8° 46′ südl. Br. und 105° 13′—114° 35′ östl. L. v. Gr. gelegen, erstreckt sich J. von W. nach O. in einer Länge von 1000 km, während seine Breite zwischen 75 und 195 km schwankt. Sein Flächeninhalt mißt 126,507 qkm (2297,5 QM.), mit Einschluß des nahen Madura 131,793 qkm (2393,5 QM.). Im O. wird es durch die schmale Straße von Bali von der Insel dieses Namens, im W. durch die Sundastraße von Sumatra getrennt; die Nordküste bespült die Javasee, die Südküste der Indische Ozean. Diese letztere Küste ist hoch und steil und durch die heftige Brandung fast überall unzugänglich; sie hat nur zwei erträgliche Ankerplätze (in der Pachitanbai und der Bai Segara-anakan). Die nördliche Küste ist niedrig und das Ankern in dem weichen Schlammboden allenthalben leicht thunlich; sie besitzt einige treffliche Häfen (die Bantambai, die Bai von Batavia, die Reede von Samarang, den Hafen von Surabaja) und ist daher für den Verkehr von der entschiedensten Wichtigkeit. Von den Inseln, welche die Küste hier und dort besäumen, sind nur Madura und einige in der Sundastraße zu nennen, die letztern durch die vulkanischen Ausbrüche von 1884 bemerkenswert. Längs der ganzen Nordküste erstreckt sich eine breite Alluvialebene mit dem reichsten Boden; dahinter erheben sich die Berge, welche durch Abwechselung und Mannigfaltigkeit in ihrer Bildung zur Verschönerung des Landes außerordentlich beitragen. Der geologischen Bildung nach sind es Kalkberge von der tertiären Formation und Vulkane, von denen die erstern besonders den südlichen Teil der Insel einnehmen, den sie, eine Art hügeligen Hochlandes bildend, fast in seiner ganzen Ausdehnung (im O. gewöhnlich unter dem Namen Gunong Kidul oder Südgebirge) durchziehen, nur an einigen Stellen (an der Wynkoopsbai, zwischen Kombangan und der Mündung des Progo und am Ostende) durch breitere Ebenen unterbrochen. Im Nordteil der Insel treten die Berge meist nur vereinzelt auf, in größerer Ausdehnung allein in der Pandangkette in Rembang. Die Vulkane liegen vor den südlichen Kalkbergen, teils einzeln, teils zu Berggruppen verbunden, aber stets durch Sättel getrennt, die an Höhe ebenso verschieden sind wie die zwischen den Bergen sich erstreckenden Ebenen, welche durch die Ausbrüche der Vulkane gebildet sind und in einigen Fällen (z. B. in Surakarta und Kediri) Tiefebenen, in andern sanft geneigte, längliche Thäler, in manchen selbst kleine Hochebenen darstellen. Als die bedeutendsten Vulkane, deren Gesamtzahl Junghuhn auf 45 angibt, sind zu nennen: der Smeru in der Residentschaft Probolingo (3666 m), der Ardjuno in Pasuruan (3333 m), der Rawun in Besuki (3400 m), der Weliran in Surabaja (3150 m), der Lawu in Surakarta (3236 m), der Merbabu in Samarang (3116 m), der Sumbing in Kedu (3336 m), der Slamat oder Gede in Tegal (3427 m). Ein großer Teil der Vulkane ist bereits erloschen, bei mehreren haben sich in den alten Kratern Seen, sogen. Telaga (gewöhnlich mit schwefelsaurem Wasser), gebildet; auch Solfataren sind auf vielen Bergen nicht selten. Durch ihre verheerenden Ausbrüche sind besonders der Guntur und Galunggung im W. und der Merapi in Kedu, durch seine rastlose Thätigkeit der Lamongan ausgezeichnet. Auch an andern vulkanischen Erscheinungen, wie Mofetten (den sogen. Guwa-upas der Eingebornen), wo freie Kohlensäure dem Boden entströmt, Schlammvulkanen &c., ist die Insel reich. Erdbeben sind im ganzen verhältnismäßig selten, manchmal jedoch von großer Heftigkeit. Sehr eigentümlich aber ist es, daß die Vulkane jetzt wenigstens niemals Lavaströme, sondern außer Asche und Sand hauptsächlich halb und besonders an der Außenseite geschmolzene Steine auswerfen.

[**Gewässer, Klima.**] Bei der Feuchtigkeit des Klimas und der großen Ausdehnung der Wälder ist die Bewässerung der Insel reichlich; aber die zahlreichen **Flüsse** haben bei der geringen Breite der Insel niemals einen langen Lauf und sind nur in ihrem Unterlauf für die Schiffahrt von Bedeutung. Desto wichtiger sind sie für die Bewässerung des Bodens. Der größte ist der Bengawan, der am Berg Merapi entspringt und seiner Hauptrichtung nach gegen O. fließt, bis er der Insel Madura gegenüber mündet; er ist in der Regenzeit bis über Surakarta für Boote fahrbar. Außer ihm sind der Brantes, der in der Ebene von Malang entspringt, Kediri durchfließt und bei Surabaja mündet, der Seraju in Bagelen, der Tschitandut im südlichen Tscheribon, der Tschimanuk und Tschitarum in den Preanger Regentschaften die bedeutendsten. Größere Seen fehlen. Mineralquellen sind bereits 80 bekannt, von denen mehrere im Tertiärgebirge an Chlornatrium sehr reich sind und zugleich Jod und Erdöl führen. Das **Klima** Javas ist seiner Lage gemäß (zwischen 5° 52′ und 8° 46′ südl. Br.) ein tropisches, aber durch die wechselnden Höhenlagen abgestuftes. In den nördlichen Küstenebenen soll die mittlere Temperatur 27—28° C. betragen; die Schwankungen zwischen der Regen- und der Trockenzeit sind nicht bedeutend, aber in Samarang ist die Hitze größer als in Batavia. In dem etwas höher gelegenen Buitenzorg beträgt sie noch 25°, in den Hochebenen der Preanger Regentschaften 20—21°, auf dem kleinen Hochland von Dieng 15°. Auf den Spitzen der

höchsten Berge fällt das Thermometer noch tiefer, bei starker nächtlicher Ausstrahlung hat man auf den hohen Bergspitzen sogar die Bildung von Reif und Eis beobachtet; aber Schnee fällt niemals. Die Jahreszeiten hängen mit den regelmäßig wechselnden Monsunen zusammen. Die Regenzeit, in welcher der Wind von W. und NW. vorherrscht, dauert vom November bis April; sie beginnt meistens mit furchtbaren Gewittern und heißt der anhaltenden heftigen Regen halber gewöhnlich die schlechte Jahreszeit, obschon sie der geringern Hitze und reinern Luft wegen die angenehmste, im ganzen auch die gesündeste ist. Die regenlose Zeit, die bei Süd- und Südostwind vom Mai bis Oktober dauert, ist zwar die trockenste Jahreszeit, wenn auch hier und da leichte Regen fallen, aber die am wenigsten angenehme, da die Hitze sehr groß, die Winde ausdörrend und die Vegetation leidend ist. Auch sind Krankheiten in dieser Zeit viel häufiger als in der Regenzeit; die ungesundesten Monate sind jedoch diejenigen, in denen die Monsune wechseln, die sogen. Kenteringstyden.

[**Naturprodukte.**] Die geologische Bildung des Landes erklärt es, weshalb mineralische Schätze sich nicht vorfinden; von Metallen gibt es in größerer Menge nur eisenhaltige Erze, die aber den Abbau nicht lohnen, und im Sand einiger Flüsse etwas Goldstaub. Die Kohlenbergwerke von Bantam liefern nur Lignit; Naphtha und Asphalt finden sich in den vulkanischen Gebieten sehr reichlich; Salz wird in den verschiedensten Teilen der Insel gewonnen, in Kedu u. a. O. bricht man Kalkstein; Thermalquellen, meist schwefelhaltige, sind zahlreich, und in mehreren Provinzen findet man einen Thon, der von den Eingebornen gegessen wird. Javas Reichtum liegt fast ausschließlich in der Fruchtbarkeit seines Bodens, die in den Ebenen wie auf den Abhängen der vulkanischen Berge eine solche ist, daß sie nur noch von wenigen Tropenländern erreicht wird. Damit hängt auch die außerordentliche Fülle und Mannigfaltigkeit der Vegetation zusammen, welche alles bis auf einzelne Spitzen der vulkanischen Berge bedeckt. Man kann nach der Erhebung über den Meeresspiegel fünf Regionen unterscheiden. Die Niederungen an den Küsten, die besonders mit Reisfeldern bedeckt sind, werden durch das Überwiegen der Palmen, Musa (Pisang), Arum, Amarantaceen, der Euphorbiaceen und Leguminosen charakterisiert. Ihnen folgt von 400 m Höhe an die Region der Fikoideen (Feigenbäume), die in den Urwäldern vorherrschen und von außerordentlicher Schönheit und Pracht sind; außer andern Gewächsen zeigen sich unter ihnen Melieen, Farne, zierliche Bambus und schöne parasitische Orchideen, während die Leguminosen und Palmen mehr und mehr abnehmen. In größerer Höhe treten unter den frühern Bäumen andre von sehr eigentümlichem Charakter hervor, namentlich im westlichen J. die Rasamalen (Liquidambar altingiana) mit ihren weißen, geraden Stämmen, ferner die Melastomaceen, Loranthaceen und Nepenthesarten, während im zentralen J. die Angringwälder (Parasponia parviflora), im östlichen die Wälder der gion treten besonders Erikaceen auf, dann Rubiaceen und einige Koniferen; sehr zahlreich sind Moose, Flechten, Farne, und je höher man aufsteigt, desto größer wird die Ähnlichkeit der Vegetation mit der der außertropischen Gegenden. So finden sich auf manchen Bergspitzen von europäischen Pflanzen: Plantago major, Sonchus oleraceus, Artemisia vulgaris, Rumex crispus, Stellaria media, Solanum nigrum u. a., die wahrscheinlich mit Gemüsesamen nach J. gebracht wurden, vielleicht aber auch, als J. mit Asien noch in fester Landverbindung stand, durch Wanderung hierher gelangten. Auch die angebauten Pflanzen hängen von dieser Einteilung der Vegetation ab: die Ebenen und die Fikuszone sind die Heimat des Reises, Zuckerrohrs und Indigos; in der Rasamalaregion gedeihen besonders Kaffee und Thee; die Cinchonapflanzungen liegen in der darauf folgenden, die, wie die höchste, auch europäische Kulturpflanzen der gemäßigten Zone (wie Zwiebeln und andre Gartengewächse, Kartoffeln 2c.) erzeugt.

Auch die Tierwelt zeigt einen Reichtum und eine Mannigfaltigkeit wie kaum ein andres Land von gleicher Ausdehnung. Die Zahl der Mammalien beträgt mit den Haus- und Seetieren etwa 100. Von Affen gibt es 6 Arten, unter denen der Lutung (Semnopithecus Maurus), der Monyet (Cercopithecus cynomolgus) und der Wauwau (Xylobates leuciscus) die häufigsten sind. Fledermäuse sind überaus zahlreich, besonders in Höhlen, wo ihre massenhaften Exkremente das Material zur Bereitung von Salpeter liefern. Von Nagetieren gibt es 16 Arten, besonders häufig sind Eichhörnchenarten; auch findet man eine Art Stachelschwein ((Acanthica javanica) und eine Hasenart (Lepus nigricollis). In den Wäldern an der Südküste lebt der wilde Hund (Canis rutilans); die Katzenarten sind vor allen durch die noch immer sehr häufigen Königstiger, Panther, Leoparden, wilden Katzen (Felis minuta), die zwischen Felis und Viverra in der Mitte stehende Tigerkatze (Linsang gracilis) u. a. reich vertreten. In den Wäldern leben Arten von wilden Schweinen und das Rhinozeros (Rhinoceros sundaicus), das selbst die höchsten Berggipfel ersteigt und durch die Pfade, die es bildet, dem Reisenden Wege bahnt, mehrere Arten Hirsche, eine Art wilder Stier (Bos sundaicus) und wilde Büffel. Das Kamel und der Esel existieren nur als Haustiere, ebenso wie das Pferd, das, aus Arabien herübergebracht, zwar an Größe, aber nicht an Feuer und Ausdauer verloren hat. Auch Vögel sind zahlreich vorhanden und meist durch Schönheit der Farben ausgezeichnet, besonders in den tiefern Gegenden; mit der Erhebung über den Meeresspiegel nimmt ihre Zahl ab, die höchsten Gipfel haben gar keine. Singvögel finden sich nur in den höhern Bergdistrikten. Besondere Erwähnung verdienen der auch in Europa vorkommende Falco peregrinus, Muscicapa cantatrix (ein schöner Singvogel), Gracula religiosa, die durch die bekannten eßbaren Nester wichtige Salangane, Collocallia esculenta, die in Höhlen am Strand (besonders bei Karangbolang in Bagelen)

sein scheint, vorhanden. Fische, Insekten, Mollusken und Zoophyten, zum Teil von großer Farbenpracht und von eigentümlichen Formen, finden sich in außerordentlicher Menge.

[Bevölkerung.] Die Bevölkerung Javas mit Einschluß von Madura betrug 1886: 21,467,445 Seelen (8907 pro Quadratmeile), davon 40,634 Europäer, 21,190,626 Eingeborne, 221,959 Chinesen, 11,429 Araber und 2797 sonstige Asiaten und Afrikaner. Die Europäer sind größtenteils Beamte und Soldaten, nächstdem Kaufleute, Pflanzer oder Zuckerfabrikanten und können ebensowenig als ständige Bewohner der Insel gelten wie die Chinesen, welche in allen größern Ortschaften zerstreut leben, besonders Handwerke und Kleinhandel treiben, trotz aller Maßregeln der Regierung nicht selten die einfachen, arglosen Bauern aussaugen, aber, wenn sie Vermögen erworben haben, in ihre Heimat zurückzukehren pflegen. Von den übrigen Asiaten sind die Araber Kaufleute oder mohammedanische Priester, die andern größtenteils Arbeiter ꝛc. Die einheimische Bevölkerung gehört zur westlichen Abteilung der malaiischen Rasse und zerfällt in zwei Volksstämme, die zwar nahe miteinander verwandt sind, doch ganz verschiedene Sprachen reden: die Sundanesen im W. der Insel, welche als Mittelglied zwischen Malaien, Javanern und Batta gelten können, und die Javaner im O., das gebildetste Volk der ganzen malaiischen Rasse, zu denen auch die Maduresen gehören, die außer Madura nebst den umliegenden kleinern Inseln den Osten von J. bis Surabaja und Kediria bewohnen, wo sie die Javaner zurückgedrängt haben (s. Tafel »Asiatische Völker«, Fig. 19—21). Körperlich unterscheiden sich die beiden Volksstämme nicht unwesentlich voneinander. Während die mittlere Größe der Javaner 1,65 m beträgt, erreichen die Sundanesen im Durchschnitt nur 1,57 m. Dabei sind die letztern untersetzt und stärker gebaut, sie haben etwas Unabhängigeres in ihrem Auftreten, ihre Züge sind aber gröber, weniger regelmäßig und mehr an den mongolischen Typus erinnernd. Dagegen ist die Figur der Javaner gefällig, oft sehr anmutig; die kleine Nase ist weniger flach als bei den meisten Malaien, die Hautfarbe braun, zuweilen aber auch ganz hell, das Haar üppig und gleich den Augen schwarz, Männer und namentlich Frauen sind oft von auffallender Schönheit. Sanft, lenksam, friedlich, ihren Vorgesetzten ergeben, von feinen Manieren, nicht ohne Talent und einer höhern Entwickelung wohl fähig, entbehren die Javaner dennoch sittlicher und intellektueller Energie. Sie leben in niedrigen Hütten aus Bambus, die auf hölzernen Pfosten ca. 1 m über dem Erdboden stehen, mit Palmblättern gedeckt und zu kleinen Dörfern verbunden sind, welche im Schatten der Fruchtbäume verborgen liegen; die Wohlhabenden haben bessere Häuser, auch von Stein und den europäischen nachgeahmt. Die Lebensart der niedern Stände ist sehr einfach; die höhern Stände treiben großen Luxus und lieben Pracht und Aufwand. Die Hauptnahrung ist Reis; Fleisch wird wenig gegessen, dagegen viel Fische. Zucker und Wein bereiten sie aus dem Safte der Palmen (besonders der Arenga- und Borassus-Arten). Das Betelkauen ist allgemeine Sitte, das Tabakrauchen gewöhnlich, das Opiumrauchen zum Schaden der Bevölkerung leider sehr verbreitet. Die Kleidung ist bei dem gemeinen Mann sehr einfach; die Männer tragen den Sarong, der einem Sack ohne Boden gleicht und über die Schulter gelegt, häufiger aber um den Leib gewickelt wird; die Frauen haben eine gonz ähnliche Tracht, dazu beide Geschlechter entweder kurze Hosen oder bloß einen Schurz vor dem Unterleib mit einem Gürtel darüber, monchmal auch kurzen Hemden ähnliche Jacken. Als Kopfbedeckung dienen Turbane oder Kopftücher; die Füße sind gewöhnlich bloß, Zieraten verschiedener Art sehr beliebt. Kleine Gerätschaften, wie Trinkgefäße, Löffel, Tassen, liefert die Schale der Kokosnuß. Hohle Bäume dienen als Kahn, ebenso als Trog, in welchem die Weiber den Reis dreschen und mahlen. Säcke, Hüte, Teppiche ꝛc. bestehen aus Rotang, Bambus, Gräsern; starke Taue liefert die Büffelhaut, in dünne Riemen zerschnitten, die man zu einem Zopf flechtet. Die herrschende Religion ist jetzt der Islam, aber er ist erst seit dem Ende des 14. Jahrh. durch molaiische und arabische Geistliche eingeführt und allmählich und nicht ohne heftige Kämpfe über die gonze Insel verbreitet worden. Vorher war die Religion die indische und zwar sowohl der Brahmanismus als der Buddhismus; namentlich galt dies von den eigentlichen Javanern, welche die Bildung, in der sie die Sundanesen bedeutend übertrafen, ursprünglich Einwanderungen aus Indien verdanken, und noch geben prächtige Ruinen von Tempeln (s. Boro Budor) und in der alten religiösen Sprache des Volkes, dem sogen. Kawi, erhaltene litterarische Werke Zeugnis von der Kunstfertigkeit und dem Talent der alten Einwohner, von der Höhe, welche ihre Bildung früher erreicht hotte, die aber unter der rohen Herrschaft des Islam vernichtet worden ist. Nur an zwei Punkten sind kleine Abteilungen des Volkes der ursprünglichen, freilich arg verfallenen Religion treu geblieben: die Baduwi in den Wäldern von Bantam und die Bewohner des Gebirges Tengger in Pasuruan. Die Anzahl der Christen ist, da die niederländische Regierung Missionsbestrebungen keineswegs ermutigt, sehr klein; sie betrug 1881 nur 8761, wovon 8600 Malaien und 160 Chinesen. Vielweiberei herrscht bei den Vornehmen, die Gemeinen pflegen nur eine Frau zu haben. Aus Neigung schließt man die Ehe nicht, die Frau wird von den Eltern gekauft. Das Familienleben ist in der Regel rein und wohlgeordnet; namentlich erweisen die Kinder den Eltern große Hochachtung. Die Beschneidung findet im zehnten Jahr statt, sie war aber schon vor der Einführung des Islam Sitte; mit dem Eintritt der Mannbarkeit werden den Kindern die Zähne spitz abgefeilt, von da an ist ihnen Betel zu kauen gestattet.

Von den Beschäftigungen der Javaner ist der Landbau bei weitem die wichtigste. Es waren 1881 bebaut unter dem Kultursystem 2,145,762 Hektar, ohne Beschränkung 1,138,057 Hektar. Am bedeutendsten ist der Reisbau; man betreibt denselben sowohl auf künstlich überschwemmtem Boden (sawa), dessen Ertrag ergiebiger und sicherer ist, als auf trocknem Boden, dessen Befeuchtung dem Regen überlassen bleibt (tipar, wenn die Felder auf höhern Ebenen mit dem Pflug bearbeitet werden, und gaga auf bergigem Boden, wo das Gehölz zur Düngung der Erde verbrannt und stott des Pflugs die Hacke angewendet wird). Die Sawa finden sich in Ebenen und on sanften Abhängen, sind von schmalen Dämmen eingeschlossen und werden durch Kanäle (siokan) regelmäßig bewässert; die trocknen Felder liegen nach 3—4 Ernten eine Zeitlong brach. Auch geben die Sowo nach der Reisernte in demselben Jahr noch eine zweite, von Öl- oder Knollenpflanzen oder Baumwolle. Die niederländische Regierung hat außerdem den Anbau andrer wichtiger Kulturpflanzen eingeführt, namentlich des Kaffees, der teils in besondern Gärten vermittelst Zwangsarbeit, teils auch von vie-

len Einwohnern, namentlich in Westjava, auf dem eignen Boden freiwillig gebaut wird. Zucker zu bauen, ist jedem gestattet; auch der Bau des Thees und des Zimtes ist seit 1849 freigegeben. Die Kochenille wird auf Nopalpflanzen teils für Rechnung der Regierung, teils durch Unternehmer gezogen, und ähnlich verhält es sich mit dem Pfeffer und der Cinchona (succirubra und ledgeriana), deren Kultur 1854 eingeführt wurde. Der Viehstapel betrug 1885: 2,483,991 Büffel, 2,046,111 Rinder und 517,629 Pferde. Küstenfischerei wird eifrig betrieben. Als Zeugnis javanischer Kunstfertigkeit sind die hübschen von den Frauen fabrizierten Battiks zu erwähnen, gemusterte Baumwollenstoffe, deren Dessins aus freier Hand aufgetragen werden. Diese Fabrikation ist hauptsächlich in den Residentschaften Samarang und Badu sowie in den Fürstenländern (Dschokdschokarta und Surakarta) heimisch und konkurriert erfolgreich mit europäischen Imitationen. Im übrigen ist die Industrie, bei den geringen Bedürfnissen des Volkes, noch in der Kindheit.

[Verwaltung.] Die Insel bildet jetzt mit Madura ein besonderes administratives Gebiet und zerfällt in 22 Residentschaften: Bagelen, Bandschumas, Bantam, Batavia, Besuki, Dschokdschokarta, Japara, Kediri, Kedu, Krawang, Madiun, Madura, Pasuruan, Pekalongan, Preanger Regentschaften, Probolinggo, Rembang, Samarang, Surabaja, Surakarta, Tegal, Tscheribon.

Die bedeutendsten Städte sind die Hauptstadt Batavia mit (1886) 95,810 Einw., Samarang mit 69,894, Surakarta mit 125,778 und Surabaja mit 127,403 Einw. Das Heer, welches ausschließlich aus Freiwilligen besteht, zählte 1. Jan. 1883: 1352 Offiziere und 29,030 Soldaten (18,578 Europäer, 15,341 Eingeborne, 111 Afrikaner). Außerdem gibt es Schutterpen und bewaffnete indische Korps, 9301 Mann stark (3870 Europäer und 5431 Eingeborne). Eine Zahl von 39 armierten Dampfern und Segelschiffen ist zur Ausübung des Polizeidienstes bestimmt.

Die Geschicklichkeit, mit welcher eine so geringe Zahl von Europäern ihre Gewalt über eine so zahlreiche ursprüngliche Bevölkerung behauptet, derart, daß seit 1830 die Ruhe auf der Insel niemals gestört worden ist, hat mit Recht Bewunderung erregt. Das Prinzip dieser Politik besteht darin, die alten Verhältnisse, an welche die Bevölkerung gewöhnt ist, unverändert fortbestehen zu lassen und zugleich zum Vorteil der Beherrscher zu benutzen, die Vornehmsten des Volkes durch Erhebung zu Regenten an das Interesse der Beherrscher zu fesseln, endlich durch ein strenges Verbot aller Missionsbestrebungen die religiösen Vorurteile des Volkes zu schonen. Begünstigt wird diese Politik durch die Sanftheit und Lenksamkeit des Volkes und seine tiefe Ergebenheit gegen seine Vorgesetzten, die ein Hauptcharakterzug desselben sind. Nach dem Herkommen bildet jedes Dorf (dessa) eine selbständige Gemeinde, deren innere Angelegenheiten ein gewählter Vorstand leitet. Das Gesamtbesitztum an Land, das einer solchen gehört, ist Gesamteigentum der Gemeinde und wird unter die einzelnen Glieder derselben jährlich neu verteilt. Jeder Grundbesitzer hat für seinen Anteil dem Oberherrn eine Grundsteuer zu entrichten und außerdem gewisse Frondienste zu leisten: eine Einrichtung, die allerdings vollständig nur im zentralen J. zu Recht besteht, während im westlichen und im östlichen J. sehr oft die ganze Flur der Gemeinde Privateigentum der einzelnen Bauern ist. In den beiden Fürstenländern (Surakarta u. Dschokdschokarta) werden Steuern und Frondienste den Fürsten oder denjenigen ihrer Verwandten entrichtet, denen einzelne Dessa als Besoldung von ihnen überwiesen sind.

[Erwerbszweige, Verkehr.] Die Art, wie die Niederländer die Insel für sich nutzbar machen, besteht darin, daß die Regierung auf dem ihr gehörenden Land Pflanzungen, namentlich von Kaffee-, Nopal- und Cinchonabäumen, anlegen läßt, deren Bearbeitung den Eingebornen obliegt. Auch dürfen diese Kaffee, Zuckerrohr, Thee, Indigo, Pfeffer, Tabak ꝛc. auf ihren Ländereien bauen, sind aber gehalten, alle Produkte gegen bestimmte, natürlich sehr niedrige Preise in die Regierungsmagazine zu liefern. Die Bereitung des Zuckers geschieht durch Unternehmer, Europäer und Chinesen, denen gewisse Dörfer zugewiesen sind, deren Bewohner für sie das Zuckerrohr bauen und die Arbeit in den Fabriken übernehmen müssen; der Ertrag wird der Regierung zu bestimmten Preisen von den Unternehmern geliefert, die auch die Grundsteuer für die ihnen zugewiesenen Arbeiter zu erlegen haben. Außerdem sind das Sammeln der eßbaren Schwalbennester, die Bereitung des Seesalzes, die Ausbeutung der für den Schiffbau so wichtigen Dschatiwälder (Teakholz, Tectona grandis) und der Verkauf des Opiums Monopol der Regierung. Den Absatz der auf diese Art gesammelten Produkte übernimmt für Rechnung der Regierung die zu diesem Zweck gegründete Niederländische Handelsgesellschaft (Nederlandsch Handelsmaatschappij), welche sie in Europa in großen Auktionen verkauft. Gleichwohl hat sich der sehr bedeutende Reinertrag, den J. der niederländischen Regierung in frühern Jahren gewährte, seit geraumer Zeit in ein jährlich wiederkehrendes Defizit verwandelt (s. Niederländisch-Indien).

Der Handel hat sich im Lauf dieses Jahrhunderts außerordentlich gehoben; während die Gesamtausfuhr von Niederländisch-Indien 1825 nur ca. 19 Mill., die Einfuhr 14½ Mill. Gulden betrug, belief sich 1864 die Ausfuhr von J. allein auf 107,831,495 Guld., die Einfuhr auf 39,740,900 Guld. und 1884 auf 149,838,000 Ausfuhr, 122,146,000 Guld. Einfuhr. Als Hauptausfuhrartikel figurieren: Kaffee (1884 für 19,7 Mill. Guld.), Zucker (71,8 Mill.), Tabak (7,2 Mill.), Indigo (8,8 Mill.), Thee (1,8 Mill.). In den Häfen Javas und Maduras liefen 1884 ein: 902 Schiffe mit 2,3 Mill. Ton. Gehalt (darunter 521 Dampfer mit 1,5 Mill. T.), während 774 Schiffe mit 2 Mill. T. (darunter 399 Dampfer mit 1,2 Mill. T.) ausliefen. Die Handelsflotte zählte 1215 Schiffe mit 155,647 T. Den Verkehr zur See vermitteln mit Europa die drei niederländischen Linien: Stoomvaart-Maatschappij, die Gesellschaft Nederland und der Rotterdamsche Lloyd, ferner die Messageries maritimes und die Società Rubattino u. Co. Die Peninsular and Oriental St. N. Co. befördert die Post nach Singapur, von wo Küstendampfer dieselbe abholen. Den Verkehr der Küstenplätze untereinander sowie mit Hongkong und Melbourne unterhält die Nederlandsch-Indische Stoomvaart-Maatschappij.

Die Verkehrswege im Innern Javas sind in gutem Zustand, die bedeutendern Plätze durch breite Hauptstraßen verbunden, auf denen der Verkehr durch Gouvernementspferde vermittelt wird, welche zur Verfügung der Regierungsbeamten und Offiziere stehen, jedoch auch an Private gegen Zahlung eines bestimmten Betrags vermietet werden. Den Warenverkehr besorgen Büffelkarren, im Gebirge auch Saumpferde. Die Eisenbahnen der Insel sind teils durch die Nederlandsch-Indische Spoorwegmaatschappij, teils durch die Regierung erbaut: von der erstern die Linien von Samarang nach Fort Willem I und nach

Tschokdschokarta (203 km) und Batavia-Buitenzorg (58 km), von der Regierung die Linien von Surabaja über Sidoardscho und Bangil nach Pasuruan, von Bangil nach Malang, von Sidoardscho über Kertosono nach Baron und von Kertosono nach Tulung Agung (336 km), Buitenzorg-Tschiandschur (95 km) und eine 10 km lange Linie für den Dienstverkehr von Batavia bis Tandschong Priok, dem neuen Hafen von Batavia. Im Bau waren Anfang 1884 die Linien Baron-Surakarta, Tulung Agung-Blitar, Tschiandschur-Bandung-Tschitschalenga und Pasuruan-Probolingo (40 km). Die **Telegraphenlinien** haben eine Länge von 5774 km (7814 km Drähte) mit 66 Büreaus, ein Kabel verbindet J. mit Sumatra, ein andres mit Port Darwin (Nordaustralien); 1886 wurden 329,816 Depeschen und in 109 Postämtern 10 Mill. Briefe und andre Postsachen befördert.

Geschichte.

Java bestand bald aus einem, bald aus mehreren Reichen und wurde von seinen Fürsten despotisch regiert. Bis zum 14. Jahrh. waren die mächtigsten Reiche die von **Padschadsiran** und **Madschapahit** (**Madschaput**). Letzteres ward zwar 1304 vom Sultan von Ternate erobert, kam jedoch 1359 wieder in den Besitz eines eingebornen Monarchen, der in der Folge längere Zeit als Kaiser die ganze Insel J. beherrschte. 1405 bemächtigten sich die Mohammedaner Javas, führten daselbst den Islam ein und gründeten die Reiche **Bantam** und **Mataram**. Infolge einer Teilung und andrer Umstände entstanden noch vier neue Sultanate, nämlich **Dschakatra**, **Kaliniamot**, **Kedu** und **Madura**, während später vier dergleichen wieder eingingen, so daß bei Ankunft der Europäer auf J. nur noch die Reiche **Bantam**, **Dschakatra**, **Tscheribon** und **Mataram**, das mächtigste von allen, bestanden. 1579 hatten die **Portugiesen** Handelsverbindungen mit den Eingebornen angeknüpft; aber schon 1594 erschienen die **Holländer** in J., verdrängten jene und siedelten sich auf der Insel an. Sie bemächtigten sich 1610 Dschakatras, erbauten seit 1619 Batavia, wußten die einheimischen Fürsten durch Zwiespalt zu schwächen und zu unterwerfen und verjagten auch die **Engländer**, die ebenfalls Kolonisationsversuche auf J. gemacht hatten. 1682 nötigten sie den Sultan Hadschi von Bantam, ihnen seine Hauptstadt einzuräumen, und Bantam ward so 1742 ein Lehen der Holländisch-Ostindischen Kompanie. Vom Kaiser von Mataram bald darauf gegen die Makassaren und Maduresen zu Hilfe gerufen, zwangen sie zugleich diesen, in ein Lehnsverhältnis zu ihnen zu treten, und teilten endlich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts das Reich willkürlich in zwei Hälften, deren westliche sie dem rechtmäßigen Erben gaben, welcher nun den Titel **Susuhunan** führte, während sie über die andre einen Seitenverwandten des Kaisers mit dem Titel **Sultan** setzten. Die Macht der Fürsten war hierdurch gebrochen; sie wurden in der strengsten Abhängigkeit erhalten und mußten nicht nur an ihren Höfen holländische Residenten aufnehmen, sondern auch dulden, daß die Holländer bei ihrer Residenz ein Fort besetzt hielten. 1811 kam die Insel wieder in den Besitz der Engländer. Durch den Pariser Frieden erhielten die Holländer 1815 J. zurück und behaupteten es trotz vielfacher und blutiger Aufstände der Eingebornen bis heute. Eine der gefährlichsten Insurrektionen war die 1825 von Dhipo-Negoro angezettelte; dieselbe ward zwar nach langen blutigen Kämpfen 1830 unterdrückt, hatte jedoch eine bedeutende, lange nachwirkende finanzielle Zerrüttung der Kolonie zur Folge. 1849 mußte gegen den Sultan von Bali ein förmlicher Kriegszug unternommen werden. Vgl. **Junghuhn**, J., seine Gestalt, Pflanzendecke und innere Bauart (Leipz. 1852–1854, 3 Bde.); **Money**, J., or how to manage a colony (Lond. 1861, 2 Bde.); **d'Almeida**, Life in J. (das. 1864, 2 Bde.); **Deventer**, Bijdragen tot de kennis van het landelijk steisel op J. (Zalt-Bommel 1865, 3 Tle.); J. **Müller**, Beschreibung der Insel J. (2. Aufl., Berl. 1866); **Meister**, Bilder aus J. (Zürich 1874); **Hofdijk**, In't hartje van J. (Amsterd. 1882); **Veth**, J., geographisch, ethnologisch, historisch (Haarl. 1873—82, 3 Bde.); **Raffles**, The history of J. (2. Aufl., Lond. 1830); **van Deventer**, Geschiedenis der Nederlanders op J. (Haarl. 1886 ff.)

Javanische Sprache und Litteratur. Die javanische **Sprache**, welche von der Bevölkerung Mittel- und Ostjavas (im Westen der Insel spricht man sundanesisch), d. h. von etwa 14 Mill. Menschen, gesprochen wird, ist ein Zweig des malaiisch-polynesischen Sprachstammes. Sie ist die Tochter der altjavanischen oder sogen. **Kawisprache**, deren Denkmäler sich von ungefähr 800 bis 1400 n. Chr. verfolgen lassen. Wie das Kawi, das Malaiische und überhaupt alle gebildeten Sprachen der indischen Inselwelt, enthält auch das Javanische eine beträchtliche Menge Lehnwörter aus dem Sanskrit, ohne daß der grammatische Bau der Sprache dadurch berührt worden ist. In der Umgangssprache ist der Unterschied zwischen der vertraulichen und der höflichen Rede ungemein scharf ausgeprägt. Die höfliche Rede, welche auch die der schlichten, erzählenden Prosa ist, nennt man **Krama** (»höflich«), die vertrauliche aber **Ngoko** (»duzende Rede«). Krama und Ngoko, zwischen welchen noch eine gemischte oder mittlere Rede (**Madya**) steht, unterscheiden sich erstlich durch besondere Fürwörter, weiter dadurch, daß eine Menge andrer Wörter und Endungen im Krama verpönt sind und deshalb durch Synonyme ersetzt werden. Dem poetischen Stil ist eine freiere Wahl gestattet, wenigstens in den beschreibenden und erzählenden Partien. Die javanische **Schrift** hat sich regelmäßig entwickelt aus der alten Kawischrift, welche ihrerseits große Ähnlichkeit zeigt mit den Schriftgattungen, die uns im 5. bis 8. Jahrh. unsrer Zeitrechnung in Indien begegnen. Die anerkannt beste Grammatik des Javanischen ist J. Roordas »Javaansche grammatika« (Amsterd. 1855), in kürzerer Fassung desselben »Beknopte javaansche grammatika« (das. 1874). Eine »Grammaire javanaise« schrieb Favre (Par. 1866), der auch ein »Dictionnaire javanais-français« (Wien 1870) veröffentlichte. Schon früher war ein »Javanisch-niederländisches Wörterbuch« von Gericke (Amsterd. 1847) erschienen; als eine vermehrte und verbesserte Ausgabe desselben ist zu betrachten das »Javanisch-niederländische Handwörterbuch« von J. Roorda (nach dessen Tod zu Ende geführt von Vreede, das. 1875; 2. Aufl. 1883 ff.); einen wertvollen Nachtrag zu letzterm lieferte Janß (2. Aufl., Samarang 1883).

Die javanische **Litteratur** ist reich an Werken verschiedenen Inhalts. Ein Teil der geschätztesten Gedichte besteht aus Übersetzungen aus der ältern Sprache, dem Kawi. Dazu gehören das »Brata-yuda« (im Kawi: Bharata-yuddha; in Text und niederländischer Übersetzung herausgegeben von Cohen Stuart, Batav. 1860); der »Ardjuna-Sasrabahu« (hrsg. von Palmer van den Broek, das. 1872); der »Wiwaha (hrsg. von Gericke, das. 1849; einen andern Text des Wiwaha«, der sich an den ursprünglichen altjavanischen »Ardjuna-Wiwaha« enger an-

schließt, edierte P. van den Broek, das. 1868). Eine Prosa-Umarbeitung des kawischen »Râmâyana« unter dem Titel: »Rama« sowie auch des »Ardjuna-Sasra« und des »Brata-yuda« lieferte Winter (Amsterd. 1845). Angeblich aus dem Kawi entlehnt ist »Manik-Maya«, ein Gedicht kosmogonischen und mythologischen Inhalts (hrsg. von de Hollander, Batav. 1852). Unter den ursprünglich javanischen Werken sind hervorzuheben die »Babads«, umfangreiche Chroniken, die meist in gebundener Rede abgefaßt sind. Bis jetzt sind nur einzelne im Druck erschienen, nämlich: »Babad Padjadjaran«, »Babad Demak«, »Babad Padjang«, »Babad Mataram« (Surakarta 1870—75) und »Babad tanah Djawi«, in Prosa (hrsg. von Meinsma, Haag 1874). Werke, die zu der Gattung historischer Romane gerechnet werden können, sind: »Damar Wulan« (Samarang 1873; in einem Prosaauszug von Winter, Batav. 1857); ferner der legendenartige »Adji-Saka« (in prosaischer, kürzerer Fassung hrsg. von Gaal und J. Roorda, Amsterd. 1844); »Geschichte des Angling-Darma« (hrsg. von Winter, Batav. 1853). Eine Art historischen Romans auf der Grundlage muselmanischer Überlieferung ist die in Prosa abgefaßte Geschichte von Moses und König Pharao, der »Radja Pirangon« (hrsg. von J. Roorda, Haag 1844). Mit der dramatischen Litteratur hat es eine eigne Bewandtnis. Der Stoff der theatralischen Aufführungen (wayang), die verschiedener Art sind, bald den sogen. chinesischen Schattenspielen gleichen, bald Maskenspiele, seltener wirkliche Schauspiele sind, ist alten epischen Dichtungen, indischen und einheimischen, entlehnt. Die äußerst zahlreichen Texte zu diesen Wayang leben größtenteils nur im Gedächtnis derer, die sie vortragen und darstellen (dalang), fort. Von den schriftlich aufgezeichneten sind herausgegeben: der Wayang »Pregiwa« (von Wilkens, Batav. 1846); »Palasara« und »Pandu« (beide von Roorda, Haag 1869); die Texte der sechs Schauspiele aus dem Wayang »Purwa« (hrsg. von te Mechelen u. Wreede in den »Verhandelingen van het Batav. Genootschap«, Teil 43 u. 44); »Abiasa« (hrsg. von Humme, Haag 1878). Fast ebenso beliebt wie der Waygang ist bei den Javanern die Tierfabel; zu dieser letzten Gattung gehört das witzige Gedicht von dem »Kantjil« (hrsg. von P. van den Broek, Haag 1878). Noch größer ist die Zahl von aufgeschriebenen verkürzten Darstellungen der Stoffe jener Wayang in erzählender Form, von denen auch mehrere gedruckt sind, unter andern die Geschichte des »Raden Pandji« (hrsg. von Roorda, Haag 1869) und »Drie-en-twintig schetsen van Wayangstukken (Lakons)« (hrsg. von te Mechelen, Batav. 1879). Unter den javanischen Geistesprodukten der neuesten Zeit ist rühmlich hervorzuheben die Reisebeschreibung von Purwa Lelana (»Lampahlampahanipun Raden Mas Arya Purwa Lelana«, Batav. 1865). Von den einheimischen Gesetzbüchern (Angger) sind mehrere von Roorda (Amsterd. 1844) und Keyser (Haag 1853) herausgegeben worden. Viel Verdienst um das Studium der javanischen Sprache und Litteratur haben sich in Java selbst Winter, Wilkens und te Mechelen erworben; in Europa wird dasselbe besonders in Holland betrieben. Als Hauptforscher sind zu nennen T. Roorda, A. B. Cohen Stuart, de Hollander Meinsma, P. van den Broek; außerdem der Franzose Favre, der Deutsche Rost.

Javea (spr. chhawēa), Stadt in der span. Provinz Alicante, an einer kleinen Bai des Mittelmeers, in welche hier der Küstenfluß J. mündet, hat alte Mauern und Türme und (1878) 6331 Einw., welche Export von Rosinen, Wein und Mandeln und Fischerei betreiben.

Javellesche Lauge, s. Eau de Javelle.

Jawer (pers.), Adjutant in der türk. Armee mit dem Rang eines Majors oder Hauptmanns.

Jaworów, Stadt im westlichen Galizien, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, mit 2 Vorstädten, einem Basilianer-Nonnenkloster, gutem Getreidebau, Bierbrauerei und (1880) 9159 Einw. Die Stadt war einst der Lieblingsaufenthalt Johann Sobieskis, der hier die Glückwünsche des Papstes und der Republik Venedig wegen des bei Wien erfochtenen Siegs über die Türken empfing. Hier ließ sich auch Peter d. Gr. auf der Durchreise mit Katharina I. trauen.

Jaworzno, Dorf in Galizien, Bezirkshauptmannschaft Chrzanow, hat eine Glashütte und (1880) 5131 Einw. In der Umgebung Steinkohlenbergbau (Jahresausbeute bei J. über 3, bei Siersza über ½ Mill. metr. Ztr.), Galmeigruben und Zinkhütten (zu Niedzieliska und Siersza mit einer Produktion von 15,000 metr. Ztr. metallischem Zink und 20,000 metr. Ztr. Zinkweiß).

Jaxártes, im Altertum Name des Flusses Sir Darja (s. d.) in Turkistan.

Jaxt, Fluß, s. Jagst.

Jay (spr. schä), Antoine, franz. Schriftsteller, geb. 20. Okt. 1770 zu Guitres (Gironde), studierte die Rechte, wurde Advokat und unternahm 1795 eine Reise in die Vereinigten Staaten. Nach seiner Rückkehr 1802 übernahm er den Unterricht der Kinder des Ministers Fouché. Seine Lösung der von der französischen Akademie 1806 aufgegebenen Preisaufgabe: »Tableau littéraire du XVIII. siècle« erhielt 1810 die Hälfte des zuerkannten Preises und sein »Éloge de Montaigne« 1812 das Accessit. In diesem Jahr war er Hauptredakteur des »Journal de Paris«, auch gab er den »Glaneur« oder »Essais de Nicolas Freeman« heraus. 1813 erhielt er die Professur der Geschichte am Athenäum, und während der Hundert Tage war er für das Departement der Gironde Mitglied der Deputiertenkammer. Nach der zweiten Restauration gab er seine »Histoire du ministère du cardinal Richelieu« (1815, 2 Bde.) heraus und nahm seitdem neben Etienne teil an der Redaktion des »Constitutionnel« und der von ihm 1818 gegründeten »Minerve«. Die liberale Tendenz der von ihm, Jouy, Arnauld und Norvins vertretenen »Biographie des contemporains« zog ihm und Jouy eine Gefängnisstrafe in Ste.-Pélagie zu. Während der Dauer derselben verfaßten sie: »Les hermites en prison, ou consolations de Sainte-Pélagie« (1823, 2 Bde.). Noch sind zu erwähnen seine »Œuvres littéraires« (1831, 4 Bde.). Nach der Julirevolution wurde J. zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften und der französischen Akademie gewählt. Er starb 9. April 1854 in Chambreville.

Jazént (lat., »liegend«), herrenlos, verlassen.

Jazeran (Jaseran, franz., spr. schas'rāng), eine Art Panzerhemd, s. Rüstung.

Jazlowiec (spr. jaslówjetz), Marktflecken in Galizien, Bezirkshauptmannschaft Buczacz, hat ein Bezirksgericht, ein Nonnenkloster mit Erziehungsanstalt, eine Kaltwasserheilanstalt, alte Befestigungswerke und (1880) 3166 Einw.

Jazma (türk.), dünnes, grell gefärbtes Kopftuch der Orientalen, wurde früher namentlich in Brussa fabriziert; jetzt meist österreichisches Fabrikat.

Jazygen, im Altertum ein sarmatischer (slawischer) Volksstamm, der, am Nordufer der Palus Maeotis

(des Asowschen Meers) seßhaft, später mit den übrigen sarmatischen Stämmen die Uferländer des Pontus überschwemmte, und von dem ein Teil bis Ungarn vordrang, wo er sich in der Tiefebene zwischen der Theiß, Donau und Gran niederließ und mit den benachbarten Quaden und Markomannen in ein enges Bündnis trat. Mit diesen vereint, griffen sie 170 n. Chr. das römische Reich an, wurden aber 172 von Marcus Aurelius geschlagen und traten in Roms Bundesgenossenschaft, dem sie 8000 Reiter stellten. Nochmals schlug sie Carus 283. Dann wurden sie dem Gotenreich Hermanrichs unterworfen. Nach Attilas Tod gerieten sie mit den Goten in einen Kampf, in welchem sie untergingen. Vgl. Jazygien.

Jazygien, ehemals selbständiger Distrikt in Ungarn, südlich vom Heveser Komitat, umfaßte eine Acker- und Weideebene von 1100 qkm (20 QM.) mit etwa 60,000 Einw., meist Katholiken. Hauptort war Jász-Berény. 1876 wurde es dem neugebildeten Komitat Jász-Nagy-Kun-Szolnok einverleibt. Die Jazygen (lat. Jassones) stammen teils von den Petschenegen, teils von den Szeklern, Kumanen, Bulgaren, selbst von Tataren ab, waren teils unfrei, teils freie Adlige und scheinen meist als Pfeilschützen (ungar. Jászok) im Krieg verwendet worden zu sein. Sie genossen daher besondere Vorrechte und lebten gleich den Kumanen in besondern Bezirken, an deren Spitze je ein Oberkapitän stand. Vgl. Gyárfás, Geschichte der Jazygen und Kumanen (Szolnok, 3 Bde.).

Jazygien-Großkumanien-Szolnok (Jász-Nagy-Kun-Szolnok), im J. 1876 aus den Distrikten Jazygien und Großkumanien sowie aus dem südlichen Teil von Heves-Szolnok neugebildetes ungar. Komitat, grenzt an Heves, das Haidukenkomitat, Békés, Csongrád und Pest und umfaßt 5874 qkm (97,6 QM.). Es ist ganz eben, an der Theiß, die es mit der Zagyva durchströmt, sumpfig, hat (1881) 278,443 Einw., lebhafte Vieh-, Pferde-, Schaf- und Schweinezucht und Fischerei, viel Getreide, Obst und Tabak und bedeutenden Handel. Sitz des Komitats, welches von der Ungarischen Staatsbahn gekreuzt wird, ist Szolnok.

Jeaffreson (spr. dschéffrs'n), John Cordy, engl. Schriftsteller, geb. 14. Jan. 1831 zu Framlingham in Suffolk, studierte zu Oxford und ward 1859 Advokat in London, wo er seitdem lebt. Als Schriftsteller trat er zuerst 1854 mit dem Roman »Crewe-Rise« auf, der Beifall fand und eine lange Reihe andrer, darunter »Miriam Copley« (1859), »Live it down« (1869), »A woman in spite of herself« (1872), »Lottie Darling« (1874) 2c., zur Folge hatte. In allen seinen Romanen entwickelt J. die Eigenschaft eines Erzählers, der mit gutem Stil tüchtige Charakteristik und Kunst der Schilderung verbindet. Außerdem veröffentlichte er einige mehr wissenschaftliche Werke, wie: »Novels and novelists from Elizabeth to Victoria«, eine Geschichte des englischen Romans (1858, 2 Bde.); »Annals of Oxford« (1871, 2 Bde.); »Brides and bridals«, Skizzen über den Fortschritt in der Heiratskunst (1872, 2 Bde.); ferner die drei zusammengehörigen Schriften: »A book about doctors« (1860, 2 Bde.; 2. Aufl. 1862), »A book abont lawyers« (1866) und »A book abont the clergy« (1870, 2 Bde.), kulturhistorische Essays über die drei gelehrten Stände Englands; »A book about the table« (1874, 2 Bde.); »A jonng squire of XVII. century« (1878, 2 Bde.) u. a. Auch als Biograph hat sich J. bekannt gemacht durch »The life of R. Stephenson« (1864), neuerdings durch das aufsehenerregende Werk »The real Lord Byron, new views of the poet's life« (1883), dem »The real Shelley« (1885, 2 Bde.) folgte. J. ist seit Jahren bei der Regierungskommission für geschichtliche Urkunden angestellt, und die englischen Blaubücher geben vielfach Zeugnis seiner archivalischen Thätigkeit.

Jean (franz., spr. schāng), s. v. w. Johann.

Jean Charles, Pseudonym, s. Braun 2).

Jean Jacques (spr. schang schāck), die Vornamen Rousseaus und schlechthin Bezeichnung für diesen.

Jeanne (franz., spr. schann), s. v. w. Johanna.

Jeanne d'Arc (spr. schann dárk, auch Johanna d'Arc), die Jungfrau von Orléans, die Befreierin ihres Vaterlandes aus der Gewalt der Engländer, wurde 6. Jan. 1412 in Domremy, einem Dörfchen in der Champagne, an der Grenze von Lothringen, geboren. Ihre Eltern waren fleißige, ehrbare Ackersleute, sie selbst ein frommes, fleißiges Mädchen. Ein gewisser Ernst und schwärmerische Religiosität erfüllten sie von frühster Jugend. An den Spielen ihrer Gefährtinnen nahm sie selten Anteil, und seit ihrem 13. Jahr glaubte sie bei Beten und Fasten himmlische Stimmen zu vernehmen, die sie indes nur zum Gutsein und zur Frömmigkeit ermahnten. Burgundische Horden brachten auch ihrem Dörfchen den Kriegslärm nahe, der damals ganz Frankreich erfüllte; sie mußte mit ihrer Familie auf einige Wochen flüchten. Seitdem wandte ihre feurige Einbildungskraft sich diesen Dingen zu; ihre himmlischen Stimmen forderten sie auf, mit Gottes Hilfe zur Errettung Frankreichs auszuziehen; 1428 erschien ihr als das nächste Ziel die Errettung des wichtigen, von den Engländern schwer bedrängten Orléans. Ihre Eltern wollten nichts von ihrem Vorhaben wissen; allein ihr Oheim, den sie von ihrer himmlischen Sendung zu überzeugen wußte, führte sie zu dem königlichen Hauptmann in dem benachbarten Städtchen Vaucouleurs, der ihr Verlangen, an den königlichen Hof geleitet zu werden, lange Zeit als thöricht zurückwies, endlich aber gestattete, nachdem sie Ritterkleidung angelegt, daß zwei Edelleute, die an ihre göttliche Sendung glaubten, sie 23. Febr. 1429 an den Hof zu Chinon geleiteten. Freilich fiel es ihr schwer, die Höflinge und zumal den leichtfertigen Karl VII. selbst von der Wahrheit ihrer Sendung zu überzeugen. Indes da die mehrfach zu ihrer Prüfung ernannten theologischen Kommissionen ihr das beste Zeugnis ausstellten, da sie mit größter Sicherheit, Kühnheit und zugleich Einfachheit auftrat, da endlich die verzweifelte Lage des Reichs jede Aussicht auf Rettung willkommen heißen ließ: so vertraute ihr endlich Karl ein kleines Heer an, mit welchem sie in der That 29. April 1429 in Orléans eindrang. Wichtiger noch als Lebensmittel und Mannschaften, die sie den Belagerten zuführte, war die moralische Stärkung, die sie ihnen brachte; man hielt sie unzweifelhaft für eine Abgesandte der Gottheit. Nur durch den unvergleichlichen Mut und das entschiedene Feldherrntalent der Jungfrau sowie die Begeisterung, welche sie den Kriegern einzuflößen wußte, glückten mehrere Ausfälle gegen die Werke der Engländer, so daß diese 8. Mai die Belagerung von Orléans gänzlich aufheben und noch mehrere andre Plätze an der Loire räumen mußten. Jargeau eroberte J. mit Hilfe des Herzogs von Alençon im Sturm, wobei der englische Befehlshaber, der Graf von Suffolk, selbst gefangen ward. Am 18. Juni schlug sie den Lord Talbot mit einem starken englischen Korps bei Patay. Der ganze Mittellauf der Loire wurde den Engländern abgenommen. Schon zu Chinon hatte sie es als ihre zweite Hauptaufgabe bezeichnet, die Krönung Karls VII. in Reims zu bewirken. Dahin brach sie nun mit dem König auf;

auf dem Weg öffneten alle Festungen, besonders Troyes, ihre Thore, und 16. Juli zogen Karl VII. und seine Retterin in Reims ein, wo der König am nächsten Tag durch den Erzbischof feierlich gesalbt und gekrönt wurde. J. wohnte, mit ihrem Banner in der Hand, der Feier bei. Ihr Vater, Oheim und ältester Bruder waren gleichfalls herbeigeeilt. Als einzige Belohnung erbat sie sich die Befreiung der Bewohner Domremys von allen Steuern. Außerdem wurden sie und ihre Familie in den Adelstand erhoben. Das war der Höhepunkt ihres Lebens und Wirkens. Ihr weiteres Ziel war nun, Frankreich gänzlich zu befreien. Aber sie war fortan auf die Hilfe und den Beirat der Heerführer angewiesen, die, und vor allen der König, sich neidisch auf ihren Ruhm und unfähig zeigten. Nach der Krönung zogen Karl und J. nach dem Norden, wo Compiègne und Beauvais sich ohne Kampf ergaben. Aber Paris, das entschieden auf seiten der Engländer stand, griff man vergebens an; die Jungfrau, von den mißgünstigen Kriegsführern nicht genügend unterstützt, wurde 8. Sept. am Schenkel schwer verwundet und mußte den Sturm aufgeben. Dieser erste Mißerfolg, der sie mit den trübsten Ahnungen erfüllte, wurde für ihr Ansehen verhängnisvoll. Man zog sich gegen ihren Willen zurück bis hinter die Loire, und für den Winter wurde das Heer aufgelöst. Die Engländer rüsteten frühzeitig 1430, um die durch die Jungfrau erlittenen Verluste wieder einzubringen, während Karl VII. abermals in seine gewöhnliche Trägheit und Ausschweifung versunken war. J. verließ den unwürdigen Schwelger und schützte mit einer kleinen Schar die Städte des südlichen Teils der Ile de France vor den englischen Angriffen. Da hörte sie, daß Burgunder und Engländer Compiègne bedrängten. Mit geringer Begleitung warf sie sich in die Feste, wagte einen Ausfall, wurde aber gefangen genommen (23. Mai 1430). Vier Monate brachte J. in vergleichsweise milder Gefangenschaft in dem Schloß Beaurevoir des Herrn v. Ligny zu, dem sie zuerst in die Hände gefallen war. Von seiten des französischen Königs wurde kein Versuch gemacht, sie, sei es durch Lösegeld, sei es durch Gewalt, zu befreien! Um so thätiger waren ihre Feinde. Die große Masse der Engländer hielt sie für eine Hexe; die englischen Großen waren zwar von solch abergläubischer Ansicht frei, wollten sie aber den schmählichen Tod des verurteilten Verbrechers sterben lassen, um so alle Welt von der Richtigkeit ihres vorgeblichen himmlischen Auftrags zu überzeugen. Die Engländer zwangen also den Herrn von Ligny, J. für 10,000 Livres ihnen auszuliefern. Vergebens suchte J. sich ihrem traurigen Schicksal durch einen Sprung von den Felsenmauern ihres Kerkers zu entziehen; blutig, bewußtlos fand man sie unten liegen, aber ohne ernstlichere Beschädigung. Auf vielen Umwegen nach Rouen gebracht (Dezember 1430), ward sie hier der Zauberei und Ketzerei angeklagt und mit der Leitung des Prozesses Cauchon, Bischof von Beauvais, betraut. Sie verteidigte sich mit Geistesgegenwart und klarem Verstand; indessen die Engländer und Cauchon hatten ihr Verderben beschlossen. Nach unsäglichen körperlichen und Gemütsleiden mußte sie 24. Mai 1431 ihr Urteil hören: lebendig verbrannt zu werden, wenn sie ihre Sünden nicht abschwöre. Die schreckliche Aussicht auf den Scheiterhaufen, der Anblick des Henkers, der auf sie wartete, erschütterten endlich diese heldenmütige Seele; sie unterzeichnete mit einem Kreuz eine kurze allgemeine Abschwörungsformel. Nun wurde sie begnadigt, d. h. zu ewigem Gefängnis bei Brot und Wasser. Man befahl ihr, der Abschwörung gemäß Frauenkleider anzulegen und zu behalten. Sie versprach es. Aber um sich vor den rohen Zudringlichkeiten ihrer Wächter zu retten, griff sie wieder zu der Männertracht. Sie wollte überhaupt die entsetzlichen Qualen des Gefängnisses nicht mehr ertragen und nahm in Gegenwart der Richter ihre Abschwörung, als von der Furcht erpreßt, zurück. Dahin hatte man sie bringen wollen: sie war nun eine rückfällige Ketzerin, die nichts mehr retten konnte. Am 30. Mai 1431 wurde sie auf dem Markt in Rouen zum Scheiterhaufen geführt, den sie mit Mut und festem Gottvertrauen bestieg. Sie war erst 19 Jahre alt. Erst 1450 ließ Karl VII. ihren Prozeß einer Revision unterziehen, die nach sechsjährigen genauen Untersuchungen und Verhören mit der Erklärung ihrer Unschuld endigte; ihr Andenken wurde durch feierliche Prozession und Errichtung eines Denkmals auf der Stätte ihrer Hinrichtung geehrt. In diesem Jahrhundert wurden ihr in Domremy und Orléans mehrfache Standbilder errichtet. Ihre Heiligsprechung, in neuester Zeit hauptsächlich von dem Bischof Dupanloup (s. d.) von Orléans betrieben, wurde in Rom abgelehnt. Ihr Leben und ihre Thaten haben mehreren Dichtern, namentlich Chapelain, Southey, Lebrun, de Charmettes, Dumenil, Soumet u. a., Stoff zu poetischer Bearbeitung geliefert; die berüchtigtste ist Voltaires freches Machwerk »La pucelle d'Orléans«, die edelste Schillers Trauerspiel »Die Jungfrau von Orléans«. Die sehr weitläufige ältere Litteratur über J. ist nicht mehr zu gebrauchen seit Jules Quicherats »Procès de condamnation et réhabilitation de J. d'A.« (Par. 1841–49, 5 Bde.; vollständige Quellen- und Aktensammlung). Von neuern Bearbeitungen vgl. Desjardins, Vie de J. d'A. (3. Aufl., Par. 1885); Wallon, J. d'A. (5. Aufl., das. 1879, 2 Bde.); Hase, Die Jungfrau von Orléans (2. Aufl., Leipz. 1861); Eysell, Johanna d'Arc (Regensb. 1864); Vallet de Viriville, Procès de condamnation de J. d'A. (Par. 1867); O'Reilly, Les deux procès de J. d'A. (das. 1868); Michelet, J. d'A. (5. Aufl., das. 1879); Baumgarten, Geschichte der Jungfrau von Orléans (Koburg 1879); Boucher de Molandon, Première expédition de J. d'A. (Orléans 1874); Bouteiller und Braux, La famille de J. d'A. (Par. 1878); St. Luce, J. d'A. à Domremy (das. 1886); Semmig, Die Jungfrau von Orléans und ihre Zeitgenossen

Jebusiter (Jebusäer), Völkerschaft in Palästina von kanaanitischem Stamm, war zur Zeit des Einfalls der Israeliten auf dem Gebirge Juda neben den Chetitern und Amoritern ansässig und ward von Josua zwar in einer Feldschlacht mit andern kanaanitischen Stämmen zugleich bekämpft, behauptete sich aber in der festen Stadt Jebus (dem nachherigen Jerusalem) noch im Zeitalter der Richter. Erst David eroberte die Stadt nebst der Burg, und die letzten Reste der J. machte Salomo tributpflichtig.

Jechaburg, Dorf im Fürstentum Schwarzburg-Sondershausen, westlich von Sondershausen, am Frauenberg, mit 296 evang. Einwohnern; war früher eine berühmte Propstei, die 989 vom Erzbischof von Mainz als ein Benediktinerkloster gestiftet, 1525 im Bauernkrieg verwüstet und 1572 völlig aufgehoben wurde.

Jĕcur (lat.), die Leber.

Jedburgh (spr. dschéddböro), Hauptstadt von Roxburghshire (Schottland), im tiefen Thal des Jed, mit Abteiruine, schloßartigem Gefängnis, Museum, Lateinschule, Wollenindustrie und (1881) 3402 Einw.

Jedina, afrikan. Volk, s. Budduma.

Jedlersdorf (Groß-J.), Vorort von Wien, Bezirkshauptmannschaft Korneuburg, jenseit der Donau im Marchfeld gelegen, hat eine Lokomotivfabrik, eine Malzfabrik und (1880) 6367 Einw. Nahe dabei Jedlersee, Station der Österreichischen Nordwestbahn, von welcher hier eine Verbindung zur Nordbahn nach Floridsdorf führt, mit Werkstätte der Nordwestbahn, Bierbrauerei und (1880) 2006 Einw.

Jedo (Yeddo), Stadt, s. Tokio.

Jeeze (Jeezel), Nebenfluß der Elbe, entspringt bei Altferchau im preußischen Regierungsbezirk Magdeburg, wird bei Salzwedel schiffbar und mündet nach 80 km langem Lauf bei Hitzacker.

Jefferson (spr. dscheffers'n), Hauptort der Grafschaft Marion, im Nordosten des nordamerikanischen Staats Texas, am obern Ende des Caddosees, vom Red River aus durch Dampfschiffe zu erreichen, mit (1880) 3260 Einw.

Jefferson (spr. dscheffers'n), Thomas, der dritte Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, geb. 2. April 1743 zu Shadwell in Virginia, widmete sich dem Studium der Rechtswissenschaften und ward 1769 Mitglied der Gesetzgebenden Versammlung von Virginia. Während des Freiheitskriegs war er Statthalter von Virginia und zwei Jahre lang Mitglied des Kongresses, auf welchem er die Unabhängigkeitserklärung vom 4. Juli 1776 entwarf. 1779—81 war er Gouverneur von Virginia und ging 1784 nach Paris, wo er seit 1785 Gesandter der Union war und dem nordamerikanischen Handel mehrere Begünstigungen auswirkte. 1789 in sein Vaterland zurückgekehrt, bekämpfte er die Einheitsbestrebungen der Föderalisten unter Alexander Hamilton (s. d., S. 52) und verfocht die Rechte der Einzelstaaten. 1792 zum Staatssekretär der neugestalteten Bundesregierung ernannt, legte er dem Kongreß mehrere Berichte über die Einheit des Maßes, der Münze und des Gewichts, über die Fischereien und den auswärtigen Handel vor, beförderte die Einführung der Kuhpockenimpfung und bewirkte die Gründung der Hochschule zu Charlotteville, in der Nähe von Monticello. 1794 legte er seine Stelle nieder und zog sich auf sein Landgut zurück, wurde aber 1797 zum Vizepräsidenten, 17. Febr. 1801 an Adams' Stelle und 17. Febr. 1805 abermals zum Präsidenten der Union ernannt. Er erwarb Louisiana von Frankreich und vereinigte es mit der Union. Die Rechte der nordamerikanischen Freistaaten gegen die wiederholten Anmaßungen Englands nahm er mit Nachdruck in Schutz. Bei den Blockadedekreten, welche damals Napoleon I. und Großbritannien erließen, schützte J. den vaterländischen Handel vor den demselben drohenden Verlusten durch ein allgemeines Embargo. Eine dritte Wahl zum Präsidenten 1809 lehnte er ab und lebte seitdem auf seinem Gut Monticello in Virginia seinen Studien, bis ihn die durch seine übermäßige Gastfreundschaft veranlaßte finanzielle Bedrängnis nötigte, die Legislatur von Virginia um die Erlaubnis zu bitten, seine Besitzungen durch eine Lotterie zu veräußern. Auch seine auserlesene Büchersammlung verkaufte er 1814 dem Kongreß. J. starb 4. Juli 1826 in Monticello. Er ist der Begründer der amerikanischen Demokratie, welche die Unabhängigkeit der Einzelstaaten gegen die Übergriffe der Unionsregierung zu sichern strebt, und steht als Staatsmann deshalb noch jetzt in großem Ansehen. Seine wichtigsten Schriften (gesammelt hrsg. vom Kongreß 1853—55, 9 Bde.) sind: der »Revidierte Kodex für Virginien« (1779); »Bemerkungen über Virginien« (1781); »Entwurf einer Fundamentalkonstitution« (1783); »Manual of parliamentary practice« (neue Ausg. 1840) und die Denkschriften: »Über die fossilen Riesenknochen in Virginien«, »Über die geistigen Anlagen der Neger«, »Über die Unabhängigkeit des Vaterlandes«. Noch in den letzten Jahren seines Lebens übersetzte er Destutt de Tracys »Commentaire sur Montesquieu« ins Englische. Seine Biographie schrieben Tucker (Philad. 1837, 2 Bde.), Randall (New York 1859, 3 Bde.), Parton (Bost. 1874) und Morse (das. 1886).

Jefferson City (spr. dscheffers'n ßitti), Hauptstadt des nordamerikan. Staats Missouri, auf hohen Bluffs am Missourifluß gelegen, regelmäßig gebaut, mit einem 1836 erbauten Kapitol und Zuchthaus, Kornmühlen, Gießereien, Bau von Wagen und Fabrikation von Holzwaren und (1880) 5271 Einw. In der Nähe Kohlengruben.

Jeffersonville (spr. dscheffers'nwill), blühende Stadt im nordamerikan. Staat Indiana, auf einer Anhöhe am Ohiofluß, mit dem gegenüberliegenden Louisville durch eine prächtige Brücke verbunden, hat große Eisenbahnwerke für den Bau von Dampf- und andern Wagen, ein Zuchthaus und (1880) 9357 Einw.

Jeffrey (spr. dscheffri), Francis, Lord, engl. Kritiker, geb. 23. Okt. 1773 zu Edinburg, trat 1794 als Rechtsanwalt bei der schottischen Barre auf, widmete sich aber zugleich litterarischen Studien und war einer der Gründer der »Edinburgh Review«, welche unter seiner Redaktion von 1803 bis 1829 nicht nur auf die litterarischen, sondern als Hauptorgan der Whigs auch auf die politischen Angelegenheiten Englands Einfluß übte. Jeffreys scharfe Kritik verwickelte ihn in manche Händel; so ward er von Byron in den »English bards and Scotch reviewers« angegriffen und mußte sich mit dem Dichter Moore 1806 im Zweikampf messen, doch war er letzterm später befreundet. Auch brach sich seine Autorität in Sachen des litterarischen Geschmacks in immer weitern Kreisen Bahn. 1821 ward er von der Universität Glasgow zum Lord-Direktor und 1830 vom Whigministerium zum Lord-Advokaten von Schottland ernannt; auch trat er ins Parlament. 1834 erhielt er ein Richteramt an dem Court of session. Er starb 26. Jan. 1850. Seine »Contributions to the Edinburgh Review« erschienen gesammelt in 4 Bänden (Lond. 1843, 3. Aufl. in 1 Bd. 1852); der »Essay on beauty« und »Nature and principles of taste« wurden mehrfach aufgelegt (zu-

letzt 1879). Vgl. **Cockburn**, Life of Lord J. (2. Aufl., Edinb. 1874).

Jeffreys (spr. dschéffris, Jefferys), Sir George, später Lord J. of Wem, Richter und Lord-Kanzler unter Jakob II., geb. 1643 zu Acton in Wales, ward, nachdem er als Sachwalter und richterlicher Beamter zu London sich durch seine Härte und Roheit hervorgethan hatte, 1680, als das Parlament viele Anhänger des Hofs (abhorrers) zur Haft bringen ließ, von Karl II. zum Oberrichter der King's Bench ernannt. Mit der ungerechten Verurteilung des Republikaners Algernon Sidney begann er seine Wirksamkeit und übte in den folgenden Jahren unter dem Deckmantel des Rechts, und indem er auf die Geschwornen mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln einwirkte, die furchtbarsten Greuel aus; so ließ er z. B. 1685, nach Unterdrückung der Empörung des Herzogs von Monmouth, während der »blutigen Assisen« in den westlichen Provinzen 320 angebliche Rebellen hängen. Jakob II. ernannte ihn hierfür zum Peer und zum Lord-Kanzler und 1686 zum Leiter der sogen. Hohen Kommission, in welcher Stellung er sich namentlich durch brutale Behandlung der widerspenstigen Bischöfe auszeichnete. Bei der Landung Wilhelms von Oranien 1688 versuchte er zwar eine Änderung der Politik Jakobs II. herbeizuführen, aber es war zu spät. Er ward 12. Dez. 1688, als er in Matrosenkleidung zu fliehen versuchte, gefangen und in den Tower gebracht, wo er 18. April 1689 an den Folgen seiner Trunksucht starb.

Jefremow (spr. jefrémoff), Kreisstadt im russ. Gouvernement Tula, an der Krassiwaja-Metscha (zum Don) und an einem Zweig der Eisenbahn Wjasma-Rjashsk, 247 m ü. M., hat 6 Kirchen, eine Bank, Handel mit Honig, Hanf, Getreide und namentlich Buchweizengrütze, 6 Jahrmärkte und (1881) 8538 Einw. Der Kreis ist flach, mit reinem Humusboden, daher Ackerbau (bedeutende Kultur von Zuckerrüben), Vieh- und Bienenzucht die Hauptbeschäftigung der Bewohner.

Jegenye (spr. jégenje), Bad im ungar. Komitat Klausenburg, an der Bahnlinie Großwardein-Klausenburg, mit erdig-kalkhaltigem Wasser und erst kürzlich entdecktem, außergewöhnlich starkem Eisenmoor. Ersteres wird bei Rheuma und Gicht, letzterer bei Anämie und Frauenleiden benutzt.

Jegher, Christoph, Holzschneider, geboren zwischen 1580 und 1590 in Deutschland, ging nach den Niederlanden und wurde 1627/28 als Meister in die Lukasgilde zu Antwerpen aufgenommen, wo er bald mit Rubens in Verbindung trat, nach dessen Zeichnungen er eine Reihe durch große Kraft in der malerischen Wirkung ausgezeichnete Holzschnitte ausführte. Die bedeutendsten derselben sind: der Liebesgarten, Jesus als Knabe mit dem kleinen Johannes spielend, die Versuchung Christi, die Ruhe auf der Flucht, Herkules die Wut und die Zwietracht vernichtend. J. hat auch nach andern Meistern geschnitten (Kreuzigung nach F. Franck) und Clairobscurschnitte angefertigt. Er starb um 1652 in Antwerpen.

Jegorjewsk, Kreisstadt im russ. Gouvernement Rjäsan, an der Gußlenka und einem Zweig der Eisenbahn Moskau-Rjäsan, mit 4 Kirchen, einem Progymnasium, 20 Fabriken mit jährlichem Umsatz von über 3 Mill. Rubel (hauptsächlich Baumwollspinnereien, Webereien, Färbereien) und (1880) 5101 Einw.

Jehol, s. Dschehol.

Jehotte (spr. schéótt), Louis, belg. Bildhauer, geb. 7. Nov. 1803 zu Lüttich als Sohn eines Münzgraveurs, machte seine Studien in Paris, Florenz und Rom, wo er sich anfangs an Th. Kessels, dann an Thorwaldsen anschloß. In die Heimat zurückgekehrt, führte er das marmorne Grabdenkmal des Erzbischofs Grafen Méan in der Kirche St. Romuald zu Mecheln, die Bronzestatue des Herzogs Karl von Lothringen vor dem Palais de l'Industrie in Brüssel (1846), die bronzene Reiterstatue Karls d. Gr. in Lüttich, eine Bronzestatue Kains, mehrere Porträtbüsten u. a. aus.

Jehovah (hebr., »der da ist, war und sein wird«), moderne Aussprache des hebräischen Gottesnamens, aufgebracht durch den um 1500 lebenden Franziskaner Galatin, an welchen sich Luther anschloß. Die Juden hielten nämlich den im Alten Testament mit den vier Konsonanten J h v h bezeichneten Gottesnamen, welcher die Idee der absoluten Beständigkeit Gottes verkörpert, so heilig, daß sie mit Ausnahme des Hohenpriesters, der ihn einmal im Jahr beim Gottesdienst am Versöhnungstag über die Lippen brachte, ihn nie aussprachen. Daher las man stets, wo in den heiligen Schriften der Name J. vorkommt, entweder das Wort adonai (der Herr) oder, wenn er neben adonai stand, elohim (s. d.) und sprach später die Konsonanten J h v h mit den Vokalen des erstern Wortes aus, wodurch der Name J. entstand; denn die etymologisch richtigere Form ist, wie Ewald und Hengstenberg festgestellt haben, Jahveh, was man gewöhnlich mit Berufung auf 2. Mos. 3, 14 als »den Seienden« erklärt.

Jehovahblümchen, s. Saxifraga.

Jehu, Feldherr des israelit. Königs Joram, ward vom Propheten Elisa zum König von Israel gesalbt und durch eine von den Propheten geleitete Revolution auf den Thron gehoben. Als König eröffnete er eine neue Dynastie, die fünfte, und regierte von 843 bis 815 v. Chr. Zwar rottete er die ganze dem Prophetenorden so verhaßte Familie Ahabs und alle Baalspriester aus, auch den mit Joram verbündeten König Ahasja von Juda ließ er töten und 42 seiner Brüder und Verwandten niedermetzeln, um auch die Herrschaft über Juda zu erlangen. Doch dies glückte ihm nicht, und auch in Israel war seine Herrschaft nicht erfolgreich. Obwohl er sich durch knechtische Unterwürfigkeit den Schutz Assyriens zu verschaffen suchte, entrissen ihm doch die Syrer von Damaskus, den Zustand der Schwäche im Reich Israel durchschauend und benutzend, das ganze Ostjordanland.

Jeilak (türk.), Sommerwohnung der Nomaden, auch Weideplätze im allgemeinen; in der Türkei die als Weiden dienenden Plateaus und Bergrücken.

Jeisk, Kreisstadt des Kubangebiets der russ. Provinz Kaukasien, an der Mündung der Jeja in das Asowsche Meer, wurde erst 1848 gegründet, entwickelte sich aber seitdem dank seiner günstigen Lage und den gewährten Freiheiten so schnell, daß es 1879 bereits 23,726 Einw. zählte, welche Wollweberei, Gerberei, Ziegelbrennerei, namentlich aber lebhaften Handel mit Getreide, Wolle und Leinsamen betreiben. Doch können größere Schiffe sich der Küste nur auf 3 km Entfernung nähern, wo sie in 4 m Ankergrund finden.

Jeitteles, Name einer Familie israelit. Abstammung in Prag, aus welcher zahlreiche Gelehrte und Schriftsteller hervorgegangen sind. Bemerkenswert:

1) **Aloys**, geb. 20. Juni 1794, studierte in Wien Medizin, vertauschte später die ärztliche Praxis daselbst mit der Redaktion einer politischen Zeitung; starb 16. März 1858. Bekannt wurde er besonders dadurch, daß der ihm befreundete Beethoven Gedichte von ihm (»An die entfernte Geliebte«) in Musik setzte und somit der Nachwelt überlieferte. Auch »Der Schicksalsstrumpf«, eine Travestie der Schicksals-

tragödien (mit Castelli geschrieben), ging eine Zeitlang über alle Bühnen. Außerdem übersetzte er Lustspiele aus dem Spanischen (wie »Die Macht des Blutes« von Moreto) und aus dem Französischen.

2) Isaak, mit seinem spätern christlichen Tauf- und Schriftstellernamen **Julius Seidlitz**, geb. 3. Sept. 1814 zu Prag, widmete sich erst dem Handelsstand, dann der Litteratur und verfaßte »Novellen« (Leipz. 1842, Wien 1845), das für seine Zeit vorzügliche Buch »Die Poesie und die Poeten in Österreich« (Grimma 1837, 2 Bde.), mehrere Romane, z. B.: »Böhmen vor 400 Jahren« (1837, 3 Bde.), »Der Astrolog« (1839), »Die letzten Adepten« (1855, 4 Bde.) rc., und ein mit vielem Erfolg aufgeführtes Volksstück: »Doktor in Nacht«. Einer der Zensurflüchtlinge Österreichs, lebte J. in Sachsen, dann in Ungarn, stets journalistisch thätig, später in Wien, wo er nach 1848 die »Presse« redigierte, die »Vorstadtzeitung« und bald darauf die Wochenschrift »Feierstunden« gründete, die beide sehr populär wurden. Er starb 8. März 1857.

Jeja (Jega), Fluß in Ciskaukasien, im Gebiet der Tschernomorischen Kosaken, fließt in westlicher Richtung und mündet in den Jeiskischen Liman des Asowschen Meers. Der 235 km lange Fluß ist nicht schiffbar, aber sehr fischreich.

Jejunum (lat.), Leerdarm, s. Darm.

Jekaterinenburg (Katharinenburg), Kreisstadt und Festung im ostruss. Gouvernement Perm, liegt malerisch an beiden Ufern des Jsetj und am Ostrand des mittlern Urals, 250 m ü. M., hat breite und gerade Straßen, 12 Kirchen (darunter 2 Kathedralen), ein Kloster, Gymnasium, eine Realschule, ein Theater und (1880) 25,133 Einw. Die Stadt ist Sitz eines Oberbergamtes und überhaupt der Mittelpunkt des uralischen Berg- und Hüttenwesens, wo alles Kron- und Privatgold des Urals geschmolzen und probiert wird; sie besitzt einen Münzhof für Kupfergeld, einen Kaufhof, die Sibirische Handelsbank (jährlicher Umsatz 9 Mill. Rubel), eine Bergwerkshütte und 27 Fabriken, darunter eine Maschinenfabrik, Talgsiedereien, Stearin- und Talglichtfabriken, Tuch- und Seifefabriken, eine Steinschleiferei, eine große Eisenhütte, eine Kupferschmelzhütte, eine große Anstalt für Arbeiten in Jaspis, Marmor, Porphyr u. dgl. und mehrere Goldwäschereien. J. ist durch eine Eisenbahn (seit 1878) mit Perm und seit Dezember 1885 mit Tjumen verbunden. Es wurde 1723 von Peter d. Gr. gegründet und zu Ehren seiner Gemahlin Katharina I. benannt. Der Kreis J. wird von einer Kette des Urals durchzogen; der Boden ist steinig, das Klima rauh. Die im Kreis lebenden Baschkiren sind ausgezeichnete Bienenzüchter; die übrigen Bewohner treiben Viehzucht, arbeiten in den Bergwerken und verfertigen Holzkasten und Räder. Auch einige bedeutende Eisengießereien sind vorhanden.

Jekaterinenstadt (Katharinenstadt), reiche deutsche Kolonie im russ. Gouvernement Samara, am linken Ufer der Wolga, mit 3 Kirchen, einem Denkmal der Kaiserin Katharina II. (seit 1852, von Clodt) und gegen 5000 Einw.; 1765 vom Baron Beauregard gegründet. Die Kolonisten betreiben Tabaks- und Ackerbau, Gärtnerei und lebhaften Getreidehandel auf der Wolga.

Jekaterinodar, Hauptstadt des Kubangebiets der russ. Provinz Kaukasien, am Kubanfluß, in ungesunder Sumpfniederung, Sitz des Hetmans der Kubankosaken, mit Kathedrale, großem Kriegshospital, Gymnasium, sanft ärmlichen, mit Stroh gedeckten Häusern und (1879) 28,017 Einw., welche etwas Industrie und bedeutenden Handel (große Septembermesse) betreiben. J. wurde 1792 von Katharina II. gegründet.

Jekaterinograd, Kosakenstaniza im Terekgebiet der russ. Provinz Kaukasien, in 184 m Höhe, an der Malka nahe deren Mündung in den Terek gelegen, mit (1876) 2543 Einw., wurde 1778 als Festung an dem Militärkordon von Mosdok bis zum Asowschen Meer gegründet und 1822 in eine Staniza verwandelt.

Jekaterinopol, Flecken im russ. Gouvernement Kiew, am Tikitsch, mit (1881) 3757 Einw. 1861 wurde hier ein Braunkohlenlager von über 100,000 qm Ausdehnung entdeckt, das nach vorläufigen Berechnungen mindestens 4¼ Mill. Ton. Kohle enthält.

Jekaterinoslaw (d. h. Katharinas Ruhm), Gouvernement in Südrußland, grenzt im W. an das Gouvernement Cherson, im N. an Poltawa und Charkow, im O. an das Land der Donischen Kosaken, im SO. an das Asowsche Meer, im S. an Taurien und hat ein Areal von 67,719,5 qkm (1229,9 QM.). Das Gouvernement wird vom Dnjepr, der sich hier nach S. wendet und mehrere gefährliche Wasserschnellen (Porogen) bildet, bewässert; im NO. wird es vom Donez begrenzt. Es bildet eine ausgedehnte Ebene, die sich im NO. zu einer Hügelkette erhebt und von ungeheuern Steppen durchzogen wird. Der Steppenboden besteht aus Granit und Gneis, welcher ¼—1½ m hoch mit Humus bedeckt ist. Die Vegetation der Steppe charakterisiert sich hauptsächlich durch das massenhafte Auftreten der Stipa-Arten mit gefiederten Grannen und dem für das Vieh schädlichen Andropogon ischaemum. Das riesenhafte Unkraut wird als Burian oder Feuerungsmaterial benutzt. Das Klima ist mild und gesund, mit Ausnahme einiger Striche, in welchen das durch schlechtes Wasser verbreitete Faulfieber stark herrscht. Die mittlere Jahrestemperatur ist 8,4° C., doch steigt die Kälte zuweilen bis auf —30° C. Die Bewohner (1882) 1,697,061 an Zahl, 25 pro QKilometer, sind ein Gemisch verschiedener Völker: außer Russen, welche die Mehrzahl bilden, leben hier Armenier, Tataren, Arnauten (Albanesen), Raizen (Serben, die 1754 eingewandert), Moldauer, Griechen, Juden, Deutsche. Nach dem Religionsbekenntnis zerfielen sie 1870 in 1,246,058 griechische Katholiken, 6902 Sektierer, 20,284 armenische Gregorianer, 12,678 römische Katholiken, 29,806 Protestanten, 36,331 Juden, 1000 Heiden und 241 Mohammedaner. Die Zahl der Geburten ist (1882) 92,706, darunter 2009 uneheliche, der Sterbefälle 64,639, der Eheschließungen 18,529. Die Bevölkerung treibt Ackerbau. Vom Gesamtareal kommen auf Ackerland 53, auf Wiesen und Weiden 40, auf Unland 5 und auf Wald 2 Proz. Der Boden ist im allgemeinen sehr fruchtbar. Man kultiviert Weizen, Gerste, Roggen, Kartoffeln, Hafer, Buchweizen, Hirse, Mais, Hülsenfrüchte, Mohn, Tabak, Hanf, Flachs, Wasser- und andre Melonen, Gurken und rote Rüben; in den Gärten Obst, Pfirsiche, Aprikosen und Wein, welcher aber durch Nachtfröste leidet. Die Ernte ergab 1884: Winterweizen 325,500 hl, 6,4 hl pro Hektar, Sommerweizen 568,600 hl, 6,4 hl pro Hektar, Gerste 3,160,700 hl, 10,2 pro Hektar, Roggen 2,323,000 hl, 5,3 hl pro Hektar, Hafer 1,570,300 hl, Hirse 592,700 hl, Kartoffeln 1,573,700 hl; die andern Früchte in geringern Quantitäten. Haupterwerb bildet die Viehzucht. J. treibt einen bedeutenden Viehhandel mit den nördlichen Gouvernements, besonders mit St. Petersburg. Man zählt (1882) 748,000 Stück Rindvieh, 2,728,000 Schafe (davon 1,943,000 veredelter Rasse), 28,000 Ziegen, 266,000 Schweine. Die Pferdezucht ist sehr im Aufschwung (1851 waren 70,000, 1882: 351,000

Pferde vorhanden). Im Gouvernement sind 175 Gestüte mit 350 Rassehengsten und 3650 Stuten, meistens Reitpferde. Auch die Federvieh- und Bienenzucht sowie der Seidenbau sind im Aufschwung. Die Jagd erstreckt sich auf Wölfe, namentlich den Steppenwolf, Füchse, die Steppenantilope (Cervicapra Saïga) und Rehe, seltener Murmeltiere, Tigermarder, Fischottern, Iltisse, Wiesel (im Winter ganz weiß), Hamster, Hasen, das fliegende Eichhörnchen, die Bisamratte, verschiedene Schildkröten, Trappen, Hühner, Pelikane, wilde Enten. Der Schrecken aller Landwirte ist die Zieselmaus (Spermophilus citillus) und Blindmaus (Spalax typhlus) sowie die Wanderheuschrecke, welche oft die ganze Ernte zerstören und unendlichen Schaden anrichten. Der Fischfang ist bedeutend, besonders auf Störe, Sterlette, Welse und Weißfische, welche übrigens lange nicht mehr in der Anzahl wie früher gefunden werden. Das Mineralreich liefert Salz, Sumpfeisen, Kalk, Kreide, Steinkohlen (1882 betrug der Wert der Ausbeute 10 Mill. Rubel), Mergel, Sandsteine, Schleif- und Mühlsteine, Braunkohlen, Lehm, Thon und Porzellanerde. Die industrielle Produktion beziffert sich (1882) auf 21 Mill. Rubel; es gibt 727 Fabriken mit 16,126 Arbeitern. Die hauptsächlichsten Industriezweige sind: Tabaksfabrikation (in J. und Taganrog, 6,699,000 Rub.), Fabrikation von Mühlenfabrikaten (4,876,000 Rub.), Eisengießerei (3,178,000 Rub.), Ziegelfabrikation (1,101,700 Rub.), Talgsiederei (872,000 Rub.), Spiritusbrennerei (653,000 Rub.), Bier- und Metbrauerei (545,000 Rub.), Maschinenfabrikation (458,000 Rub.). Der Handel ist jetzt viel bedeutender als früher. Taganrog, Mariupol und Berdjansk vermitteln den Seeverkehr. Die Ausfuhr besteht in Getreide, Rindvieh, Pferden, Wolle, Talg, Leder, Häuten, Kaviar. Märkte werden jährlich über 400 abgehalten und auf denselben für ca. 12 Mill. Rub. Waren verkauft. Von Bedeutung für die Kultur sind die deutschen Kolonien, deren erste vom Grafen Rumjanzow 1788 hier angelegt wurde. Jetzt zählt man deren im ganzen 105 mit gegen 42,000 Einw. Sie bilden 4 römisch-katholische, 5 protestantische und 5 mennonitische Kirchspiele. Die bedeutendern sind: Neudorf (1500 Einw.), Josephthal (1350 Einw.), Kronsweid (1230 Einw.), Jamburg (1500 Einw.), Einlage (900 Einw.). Seit 1817 wurde in J. auch der Versuch gemacht, Judenkolonien anzulegen; sie bestehen noch jetzt und zählen etwa 6000 Einw., befinden sich aber in einem sehr schlechten Zustand. Eingeteilt ist das Gouvernement in acht Kreise: Alexandrowsk mit Mariupol und dem Lande der frühern Asowschen Kosaken, Bachmut, J., Nowomoskowsk, Pawlograd, Rostow mit dem Stadtgebiet von Taganrog und Jeisk, Slawjänoserbsk und Werchne-Dnjeprowsk. Das Ganze steht unter dem Generalgouverneur von Odessa. J. ist seit 1572 mit Kolonisten bevölkert und wurde anfangs Neuserbien, seit 1764 Neurußland und 1783 mit dem jetzigen Namen benannt. — Die gleichnamige Hauptstadt, am Dnjepr oberhalb der Stromschnellen und an einem Zweig der Eisenbahn Losowo-Sebastopol, hat 11 Kirchen (darunter 9 griechisch-katholische), 8 jüdische und eine karaitische Synagoge, ein geistliches Seminar, 2 Gymnasien, eine Realschule, 2 Kirchenschulen, eine öffentliche Bibliothek, ein Denkmal der Kaiserin Katharina II. (bei der Kathedrale), einen schönen Park, ein Theater, eine Filiale der kaiserlichen Bank, Tabaksfabriken 2c. und (1882) 41,098 Einw. J. wurde 1784 als Sommerresidenz der Kaiserin Katharina II. von Potemkin gegründet.

Jelabuga, Kreisstadt im russ. Gouvernement Wjatka, an der Kama, mit 4 Kirchen, einer Kreditbank (jährlicher Umsatz 2½ Mill. Rubel), Bergbau auf Kupfer und Alabaster, Fabrikation von Papier, Glas, Chemikalien, Getreidehandel und (1881) 9431 Einw. In der Umgegend zahlreiche Hünengräber.

Jelängerjelieber, s. Lonicera und Syringa; in Süddeutschland auch das Stiefmütterchen, s. Viola.

Jelatma, Kreisstadt im russ. Gouvernement Tambow, an der Oka, mit 12 Kirchen, Tuchfabrikation, Handel mit Hanf, Getreide, Wachs, Honig und (1880) 7107 Einw. Der Kreis erzeugt vortrefflichen Roggen. Außer mit Ackerbau und Viehzucht beschäftigen sich die Bewohner mit Leinweberei, Verfertigung von Stricken, Holz- und Lehmgeschirren und Schiffsarbeiten.

Jeléz (Elez), Kreisstadt im russ. Gouvernement Orel, an der Sossna und der Eisenbahn Orel-Grjasi, hat 16 Kirchen, 2 Klöster, ein Gymnasium, eine Schule für Eisenbahntechniker und andre Lehranstalten, eine Bank (Umsatz 1882: 21½ Mill. Rubel), 29 Fabriken (namentlich Lohgerbereien, Seife-, Stearin- und Talglichtfabriken, Eisengießereien), bedeutenden Handel mit Weizen, Mehl, Hornvieh, Leder und Eisen und (1883) 36,678 Einw. Die Bewohner des Kreises treiben Leinweberei; die Frauen sind geschickte Spitzenklöpplerinnen. J. wird schon 1146 erwähnt und war lange der Hauptort eines unabhängigen Fürstentums, bis es 1305 von Tamerlan eingenommen wurde.

Jelinek, Karl, Meteorolog, geb. 23. Okt. 1822 zu Brünn in Mähren, studierte seit 1839 zu Wien die Rechte, aber auch Mathematik und Naturwissenschaft, ward 1843 Assistent an der Wiener Sternwarte, 1847 Adjunkt an der Prager Sternwarte, wo Kreil seine ganze Thätigkeit auf Beobachtungen und Untersuchungen im Gebiet der Meteorologie und des Erdmagnetismus lenkte. 1852 ward J. Professor der höhern Mathematik am polytechnischen Institut in Prag und 1863 Nachfolger Kreils in der Direktion der Zentralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus in Wien. Er betrieb mit großem Erfolg die Reorganisation und Erweiterung dieser Anstalt und stattete das neue Gebäude auf der Hohen Warte bei Wien mit den vorzüglichsten Instrumenten aus, begründete die Österreichische Gesellschaft für Meteorologie und redigierte mit Hann die Zeitschrift derselben. Auch begann er eine neue Folge der Jahrbücher der Zentralanstalt, von welchen er 11 Bände herausgegeben hat. 1872 wirkte er für die Abhaltung der Meteorologenkonferenz in Leipzig, welche dem internationalen Meteorologenkongreß in Wien 1873 voranging. J. ward in das permanente Komitee des Kongresses gewählt und nahm 1874 an dessen Versammlung zu Utrecht teil. In Prag gehörte J. 1862—66 dem Landtag an. 1864 ward er Mitglied des Unterrichtsrats, und 1870—73 fungierte er als Referent für technische Hochschulen, Gewerbe- und Handelsschulen im Unterrichtsministerium. Er starb 19. Okt. 1876 in Wien. J. schrieb noch: »Anleitung zur Anstellung meteorologischer Beobachtungen« (Wien 1869; 3. Aufl. von Hann, 1884); »Psychrometertafeln« (2. Aufl., das. 1876).

Jelissawetgrad (Elisabethstadt), Kreisstadt im russ. Gouvernement Cherson, am Ingul und an der Eisenbahn von Charkow nach Odessa, hat 5 russische Kirchen, 2 der Altgläubigen, eine evang. Kirche und 4 Synagogen, außerdem eine karaitische, einen kaiserlichen Palast, ein Theater und (1883) 51,774 Einw., welche besonders Talgsiederei, Seife- und Talglichtfabrikation treiben. Der Handel, dem eine städtische

Kommunalbank (Umsatz 1882: 11,8 Mill. Rub.) dient, konzentriert sich auf den vier Jahrmärkten. Auf dem Pferdemarkt, welcher während der Osterfasten vier Wochen dauert, werden bis 3000 Pferde verkauft; besonders gesucht sind die vom Schwarzen Meer stammenden und kaukasische Rassen. J. besitzt eine Kavalleriejunkerschule, eine Landesrealschule, ein geistliches Seminar und eine höhere Töchterschule. Es wurde 1754 als Grenzfestung angelegt, jetzt sind nur noch Reste der Festungswerke vorhanden. Der **Kreis** ist sehr fruchtbar; Tabak, Wasser- und andre Melonen gedeihen bei dem heißen Sommer gut. Die Schafzucht ist weit verbreitet, jedoch in den letzten Jahren zurückgegangen. 1881 zählte man 247,421 Merinos und 243,897 gewöhnliche Schafe.

Jelissawetpol (Elisabethpol), Gouvernement der russ. Statthalterschaft Kaukasien, zwischen Eriwan, Tiflis, Daghestan, Baku und der persischen Provinz Aserbeidschân gelegen, 44,153 qkm (802 QM.) groß mit (1880) 636,316 Einw., zumeist Armeniern, Tataren, Lesghiern, außerdem Kurden, Russen, Juden und in den Ortschaften Helenendorf und Annenfeld bei der Stadt J. 1624 Deutschen. Die Religion der Mehrzahl ist die griechisch-katholische; 25 Proz. sind Mohammedaner. Das Gebiet wird im N. vom Kur durchzogen und im W. vom Kaukasus (Basardiuz 4575 m) begrenzt, in seinem großen südlichen Teil von gleichfalls hohen Gebirgen durchzogen, welche in dem 4740 m hohen Kjambil kulminieren. Die Abhänge sind vorzügliche Alpenweiden, die Flußthäler gut angebaut, doch finden sich einige Steppen (Karaja im NW., Schirimkum im SO.). Hauptbeschäftigung der Armenier, Deutschen u. Russen ist Ackerbau (Getreide, Baumwolle, Tabak, Leinsaat), Weinbau (3,750,000 hl jährlich) und Seidenzucht, der Tataren Viehzucht. Von Industrien sind nennenswert die Kupferhütten (Siemens in Kedabäk) und Seidenspinnerei und -Weberei. — Die **Hauptstadt** J. oder **Gandscha**, am Gandschatschai, Nebenfluß des Kur, liegt 442 m ü. M., hat (1876) 18,505 Einw. und einen Umfang von 20 km und gleicht einem großen Garten. Der große Bazar wird von riesigen Platanen eingefaßt, das bemerkenswerteste Gebäude ist die schöne, von Schah Abbas erbaute Moschee. In Stadt wie Umgegend treffliche Obstzucht. Die Stadt ist äußerst ungesund, es herrscht hier eine besondere Art Aussatz, der ein Jahr dauert, daher die Bewohner im Sommer nach den Bergen im S. ziehen. J. war früher Residenz eines eignen muselmanischen Chans, fiel aber 14. Jan. 1804 in die Gewalt der Russen. Im persisch-russischen Krieg hielten die Einwohner zu den Persern, die aber unter ihrem Kronprinzen Abbas Mirza 25. Sept. 1826 von Paskewitsch unter den Mauern der Stadt vollständig geschlagen wurden. Unter der russischen Herrschaft ist J. ein lebhafter Handelsort geworden.

Jellachich de Buzim (spr. jéllatschitsch), 1) **Franz, Freiherr von**, österreich. General, geb. 1746 zu Petrinia aus einer alten kroatischen Familie, wurde 1763 Militär, 1772 Hauptmann, 1783 Major, wohnte 1789 als Oberstleutnant dem Kriege gegen die Türken bei, war seit 1794 Oberst und Kommandant des kroatischen Scharfschützenkorps und zeichnete sich bei der Rheinarmee und 1796 unter dem Erzherzog Karl bei Würzburg und Aschaffenburg aus. Zum Generalmajor befördert, behauptete er 22. und 23. März 1799 Feldkirch gegen Oudinot und Masséna. Im Oktober avancierte er zum Feldmarschallleutnant und zum Divisionär in Peterwardein, nachher in Karlstadt. Bei dem Ausbruch des Kriegs von 1805 erhielt er ein Kommando in Tirol mit der Weisung, Vorarlberg zu verteidigen, ward aber in die Folgen der Ulmer Katastrophe verwickelt und mußte sich mit dem Rest seines Korps 14. Nov. an General Mathieu ergeben. Deshalb pensioniert, ward er 1808 als Divisionär zu Agram wieder in Aktivität gesetzt und machte bis Ende Mai den Feldzug von 1809 in Steiermark mit, schied aber bald wieder aus dem Dienst aus und starb 4. Febr. 1810 in Szala-Apáthy im Szalader Komitat.

2) **Joseph, Freiherr von**, österreich. Feldzeugmeister und Ban von Kroatien, ältester Sohn des vorigen, geb. 16. Okt. 1801 zu Peterwardein, erhielt seine Bildung in der Theresianischen Ritterakademie zu Wien und trat 1819 als Unterleutnant in das 3. Dragonerregiment daselbst ein. Bis zum Jahr 1842 avancierte er zum Obersten des 1. Banalregiments. Durch die Ereignisse von 1848 erlangte er eine hohe politische Bedeutung, da er frühzeitig die Anhänglichkeit der Grenzer zu erwerben verstanden hatte. Auf den Wunsch der Kroaten wurde er 22. März 1848 zum Ban des vereinigten Königreichs Kroatien, Slawonien und Dalmatien ernannt. Bald erkannte man in Wien in ihm den Mann, welcher der Bewegung in Ungarn Maß und Gegengewicht zu geben im stande war. Er wurde zum Geheimrat und Feldmarschallleutnant, zum Inhaber von zwei Regimentern und zum kommandierenden General im vereinigten Banat-Warasdin-Karlstadter Generalkommando ernannt. Nun begann er mit aller Entschiedenheit den Kampf gegen die spezifisch ungarische Partei, die sogen. »Magyaronen«, welche die Magyarisierung der Südslawen beharrlich anstrebte, wirkte aber auch der nationalen Partei vom Schlag eines Gaj, welche die volle Autonomie des dreieinigen Königreichs: Kroatien, Slawonien, Dalmatien anstrebte, entgegen. Als die Raizen (Serben) gegen die Ungarn losbrachen, klagte das magyarische Ministerium den Ban als den Urheber dieser Feindseligkeiten an, und ein kaiserliches Handbillet gebot diesem, sich zu seiner Rechtfertigung nach Innsbruck an den kaiserlichen Hof zu begeben; zugleich wurde die auf 5. Juni nach Agram berufene Landeskongregation untersagt, auf welcher die feierliche Einsetzung Jellachichs als Ban vorgenommen werden sollte. Dessenungeachtet trat die Landeskongregation zusammen, und J. ließ sich durch den Erzbischof von Karlowitz installieren. Er forderte die versammelten Abgeordneten zur Verteidigung ihrer Nationalität und zur Treue gegen den Kaiser auf und reiste dann in Begleitung einer kroatischen Deputation nach Innsbruck ab, wo seine Absetzung dekretiert, doch noch nicht publiziert worden war. Die Folge davon war, daß das Absetzungsdekret zwar vorläufig und zum Schein aufrecht erhalten wurde, J. aber thatsächlich die Würde des Bans behielt. In die Heimat zurückgekehrt, machte J., da wiederholte Vermittelungsversuche in Wien gelegentlich der Konferenzen zwischen ihm und dem Minister Batthyány ohne Erfolg blieben, außerordentliche Kriegsrüstungen, denen er zwei Manifeste vorausschickte. Im September 1848 ward er in alle seine Würden förmlich wieder eingesetzt, überschritt 11. Sept. mit 40,000 Mann Grenztruppen die ungarisch-kroatische Grenze, wandte sich, von den nun ebenfalls aufgebotenen ungarischen Streitkräften gedrängt, nach Abschluß eines dreitägigen Waffenstillstandes gegen Wien und vereinigte sich hier mit den übrigen zur Unterwerfung der Hauptstadt zusammengezogenen Truppen. Sodann wirkte er mit zur Einnahme von Wien und focht in der Schlacht bei Schwe-

chat gegen die Ungarn. Im Winterfeldzug von 1848 bis 1849 leitete er die Bewegungen, welche zur Besetzung von Raab, Pest und Ofen führten. Im März 1849 zum Feldzeugmeister ernannt und beauftragt, seine Truppen mit der zusammengeschmolzenen Südarmee zu vereinigen und die Operationen im Süden zu leiten, drängte er zwar die Ungarn unter Bem über die Römerschanze und den Franzenskanal zurück und besetzte die Bacska, sah aber seinen Angriff auf die überlegene ungarische Armee bei Hegyes 14. Juli 1849 mit Verlust zurückgeschlagen und sich zum Rückzug gezwungen. Nach Beendigung des Kampfes kehrte er nach Agram zurück, wo er seitdem die Würde des Bans und Zivil- und Militärgouverneurs von Kroatien und Slawonien bekleidete. Im Februar 1853 erhielt er den Oberbefehl über das wegen der Unruhen in Montenegro an der untern Donau zusammengezogene Heer und ward im April 1854 in den erblichen Grafenstand erhoben. In tiefe Gemütsverstimmung verfallen, starb er 20. Mai 1859 in Agram. Auch als Dichter hat er sich bekannt gemacht. Seine »Gedichte«, darunter viele Soldatenlieder, erschienen Wien 1851.

Jellinek, 1) Adolf, jüd. Gelehrter, geb. 26. Juni 1821 zu Drslowitz bei Ungarisch-Brod in Mähren, widmete sich auf der Prager Universität und seit 1842 in Leipzig orientalischen, talmudischen und philosophischen Studien und ward 1845 Prediger bei der israelitischen Gemeinde daselbst, ging 1856 als Prediger nach Wien, woselbst er auch als Präsident des Beth ha Midrasch, einer Lehranstalt für talmudische Wissenschaft, wirkt. Er gehört der Partei des gemäßigten Fortschritts im Judentum an und zählt zu den bedeutendsten israelitischen Gelehrten und Kanzelrednern der Gegenwart. Außer Predigten veröffentlichte er: »Sefat Chachamim, oder Erklärung der in den Talmuden ꝛc. vorkommenden persischen und arabischen Wörter« (Leipz. 1846, Nachtrag 1847); eine Einleitung zu Bachjas »Chobot-ha-Lebabot« (das. 1846); Ausgaben der religiösen Gedichte Salomo Ibn Gabirols, des Wörterbuchs »Maarich« von Menachem Lasano (das. 1853) ꝛc.; als Früchte seiner kabbalistischen Studien außer der Übersetzung von Francks Werk über die Kabbala (das. 1844): »Beiträge zur Geschichte der Kabbala« (das. 1851—52, 2 Hefte), »Moses ben Schem-Tod de Leon ꝛc.« (das. 1851) und eine »Auswahl kabbalistischer Mystik« (das. 1852). Vgl. Jost, Adolf J. und die Kabbala (Leipz. 1852). Besondere Verdienste erwarb sich J. um die Herausgabe älterer Midraschim in der Sammlung »Beth-ha-Midrasch« (Leipz. u. Wien 1853—78, Bd. 1—6).

2) Hermann, Bruder des vorigen, bekannt durch seine Beteiligung an der Wiener Oktoberrevolution, geb. 22. Jan. 1823 zu Drslowitz, widmete sich ebenfalls theologischen Studien, wandte sich aber bald in Prag und seit 1842 in Leipzig der Philosophie zu. Hier 1847 wegen seiner Beteiligung an politischen und kirchlichen Parteikämpfen, dann auch aus Berlin ausgewiesen, wandte er sich beim Ausbruch der Märzrevolution nach Wien, wo er eine »Kritische Geschichte der Wiener Revolution« (Wien 1848) schrieb. Obwohl er nach dem Ausbruch der Oktoberrevolution sich nicht direkt am Widerstand gegen die Truppen beteiligt hatte, ward er dennoch vom Kriegsgericht zum Tode verurteilt und 23. Nov. 1848 mit Becher standrechtlich

Jelling, dän. Dorf in Jütland, Amt Veile, mit einem Schullehrerseminar, war einst ein Königshof und enthält noch jetzt (bei der Kirche) zwei berühmte Runensteine, einen von König Gorm dem Alten (s. d.) über seine Gemahlin Thyra und einen von Harald Blauzahn zu Ehren jener beiden, seiner Eltern. Gorm und Thyra haben an beiden Seiten der alten Kirche großartige Grabhügel, welche in diesem Jahrhundert geöffnet und untersucht worden sind.

Jellit, s. Granat.

Jelna, Kreisstadt im russ. Gouvernement Smolensk, an der Desna, mit 3 Kirchen, einer Kreditbank, Tuchfabrikation und (1881) 5458 Einw. In der Umgegend Eisengruben. Die Bewohner des Kreises sind meistens Weißrussen.

Jelschau, s. Jolsva.

Jemappes (spr. schömapp), Fabrikort in der belg. Provinz Hennegau, Arrondissement Mons, an der Haine und der Eisenbahn Brüssel-Valenciennes, mit Industrieschule, Kohlengruben, Steingutfabriken, Glashütten, chemischen Fabriken u. (1883) 11,322 Einw. Hier 6. Nov. 1792 Sieg der Franzosen unter Dumouriez und dem damaligen General Egalité (nachmals König Ludwig Philipp) über die Österreicher unter dem Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen und General Clerfait. Der Herzog von Sachsen-Teschen hatte mehrere Detachements entsenden müssen, nahm daher mit den ihm verbliebenen, noch aus 26,000 Mann bestehenden Truppen eine feste Höhenstellung bei J., um die versprochenen Verstärkungen zu erwarten, und wurde hier am Morgen des 6. Nov. von den Franzosen, welche gegen 50,000 Mann stark waren, heftig angegriffen. Der Kampf hatte mehrere Stunden ohne Entscheidung nur in einer fortwährenden Kanonade bestanden, als Dumouriez gegen Mittag den Befehl zum Angriff gab. Während er selbst die Redouten des linken, Thouvenot die des rechten Flügels erstürmte, nahm Ludwig Philipp im Zentrum das Dorf J. Die Österreicher zogen sich mit einem Verlust von 7000 Mann und 8 Kanonen über Mons zurück. Die Sieger hatten 4000 Mann eingebüßt. Infolge dieser Schlacht fiel das ganze österreichisch-belgische Land mit Brüssel und Lüttich in die Gewalt der Franzosen.

Jemba, Fluß, s. Emba.

Jemen, Landschaft, s. Arabien, S. 722.

Jemtland (Jämtland), Landschaft im Innern des nördlichen Schweden, welche mit der südlicher gelegenen Landschaft Herjeådalen (s. d.) und dem Kirchspiel Ytterhogdal (von Helsingland) das Jemtlands- oder Östersundslän, 52,218,7 qkm (948,4 QM.) groß mit (Ende 1884) 90,631 Einw., bildet. Dieses grenzt im W. an Norwegen, im N. an Westerbotten, im O. an Westernorrland und Gefleborg und im S. an Kopparberg. Es umfaßt das Gebiet des obern Ljusnelf, des Indalself und des Storsees und ist abwechselnd mit Bergen, Thälern, Seen und Flüssen, großen Wäldern und kleinen fruchtbaren Kulturstrecken bedeckt. Das ziemlich rauhe Klima hat sich in neuerer Zeit etwas gemildert, was man der Austrocknung vieler Sümpfe zuschreibt. Ackerbau und Viehzucht (ausgezeichnete Pferdezucht) sind die Hauptbeschäftigungen; demnächst betreibt man Handel, besonders mit Leder, Waldwirtschaft, Weberei, Bergbau auf Kupfer, Blei und Bergkristall, Jagd und Fische-

meist schroffen Kalkbergen umgeben, am linken Ufer der Saale und an den Eisenbahnlinien Großheringen-Saalfeld und Weimar-Gera, 158 m ü. M. Die Straßen sind zumeist winkelig, die Häuser hochgiebelig und ohne besonderes Interesse. Außer der dem 15. Jahrh. entstammenden großen und schönen spätgotischen Haupt- oder Michaelskirche mit 97 m hohem Turm, der Kollegienkirche mit hoch gewölbtem Schiff und dem Bibliothekgebäude sind hervorzuheben: das Schioß, das von 1672 bis 1690 die Residenz der Herzöge von Sachsen-Jeno wor, der Gosthof zum Schwarzen Bären, wo Luther auf seiner Flucht von der Wartburg übernachtete, das Kollegiengebäude, das Oberlandesgericht u. a. Der Marktplatz ist seit 15. Aug. 1858 mit dem Standbild



Wappen von Jena.

warte mit meteorologischem Institut, eine Tierarzneischule, eine landwirtschaftliche Lehranstalt, ein pharmazeutisches Institut, eine Lehranstalt für Chemie, ein mineralogisches Kabinett nebst reicher Petrefaktensammlung, ein zoologisches und physikalisches Museum, ein osteologisches, ein germanisches und archäologisches Kabinett, eine Sammlung orientalischer Münzen, ein anatomisches Museum, ein botanischer Garten, eine ambulatorische Klinik, ein Landkrankenhaus, ein Entbindungsinstitut, eine Landesirrenanstalt ꝛc. Von andern Bildungsanstalten sind zu nennen: ein Gymnasium, zwei Knabenerziehungsanstalten und mehrere wissenschaftliche Gesellschaften. In der Umgegend sind der Hausberg (s. d.) mit dem Fuchsturm, die Dörfer Ziegenhain und Lichtenhain (s. d.), die Lobdaburg, das Forsthaus mit dem Kriegerdenkmal, der Landgrafenstein mit dem Windknollen (Napoleonsstein) und die Kunitzburg vielbesuchte Punkte. — J. wird als Stadt erst im 13. Jahrh. genannt. Es gehörte damals den Herren v. Lobdaburg, Elsterberg und Arnshaugk. Von die-



Karte zur Schlacht bei Jena 14. Oktober 1806.

(von Drake) des Kurfürsten Johann Friedrich des Großmütigen, des Gründers der Universität, geziert. Die Zahl der Einwohner beläuft sich (1885) mit Garnison (ein Füsilierbat. Nr. 94) auf 12,017 Seelen, meist Evangelische. Industrie und Handel sind nicht bedeutend, doch besitzt J. eine große Fabrik optischer und mechanischer Apparate, verbunden mit Glasfabrik, eine Pianofortefabrik, Fabrikation geräucherter Fleischwaren, eine Dampfziegelei, Weinbau ꝛc. Nennenswert ist auch der lebhafte Buchhandel. Die Stadt ist Sitz eines Oberlandesgerichts für die thüringischen Staaten, mit Ausnahme von Schwarzburg-Sondershausen, und eines Amtsgerichts. Das Hauptinteresse liegt für J. in der Universität. Dieselbe zählte im Wintersemester 1886/87: 81 Dozenten und 607 Studierende. Mit derselben sind verbunden: die Bibliothek (200,000 Bände), eine Stern-

sen kam es zu Anfang des 14. Jahrh. an die Markgrafen von Meißen, fiel in der Teilung von 1411 an Wilhelm, Landgrafen von Thüringen und Markgrafen von Meißen, und 1423 durch Tausch an dessen Bruder, den Kurfürsten Friedrich den Streitbaren von Sachsen. Es ist seit der Teilung von 1485 im Besitz der Ernestinischen Linie. Die Universität (s. oben) mußte 1578 wegen einer Seuche nach Saalfeld verlegt werden, von wo sie erst im folgenden Jahr nach J. zurückkam. Als die Söhne des Herzogs Wilhelm von Weimar (gest. 1662) dessen Lande teilten, ward der jüngste, Bernhard, mit J. abgefunden. Dieser erhob die Stadt 1672 zur Residenz eines selbständigen Herzogtums und residierte in dem von Johann Ernst, dem ältesten Sohn des Herzogs Johann III. von Weimor, 1620 erbauten Schloß. Da jedoch Bernhards Sohn Johann Wilhelm 1690 ohne Erben

starb, so fiel sein Land erst an Eisenach und 1741 zugleich mit diesem an das weimarische Stammhaus zurück. Am 15. Aug. 1858 ward das 300jährige Jubiläum der Universität gefeiert und dabei zugleich die oben genannte Statue des Gründers enthüllt. Vgl. Ortloff, J. und Umgegend (3. Aufl., Jena 1876); Ritter, Führer durch J. und Umgegend (das. 1885); Schreiber und Färber, J. von seinem Ursprung bis zur neuesten Zeit (2. Aufl., das. 1858); Eichstädt, Annales Academiae Jenensis, Bd. 1 (das. 1823); Biedermann, Die Universität J. (das. 1858); Keil, Geschichte des jenaischen Studentenlebens (Leipz. 1858); Schwarz, Das erste Jahrzehnt der Universität J. (Jena 1858).

[Schlacht bei Jena.] Besonders ist J. geschichtlich denkwürdig durch die verhängnisvolle Schlacht 14. Okt. 1806 zwischen den Preußen und Franzosen. Militärisch ist die gleichzeitige Schlacht bei Auerstädt (s. d.) nicht weniger wichtig; weil indes Napoleon selbst bei J. befehligte, haben die Franzosen ihre beiden entscheidenden Siege nach diesem Namen benannt, und in Deutschland wird die ganze Epoche des furchtbaren Sturzes der Monarchie Friedrichs d. Gr. mit ihm bezeichnet. Das Korps Hohenlohe, das bei Beginn des Kriegs von 1806 an der mittlern Saale stand, konzentrierte sich nach dem unglücklichen Gefecht bei Saalfeld (10. Okt.) auf den Höhen zwischen Weimar und J., um der Hauptarmee bei ihrem Linksabmarsch nach der Unstrut die Flanke zu decken und ihr dann zu folgen. Es waren 43,000 Mann Preußen und Sachsen. Hohenlohe ließ es indessen ruhig geschehen, daß die Franzosen unter Lannes nicht nur 13. Okt. J. besetzten, sondern sich auch des Höhenrandes, des Landgrafenbergs und des sogen. Windknollens, der die preußische Aufstellung beherrschte, bemächtigten, weil er, von Massenbach verleitet, glaubte, aus Rücksicht auf den Befehl des Hauptquartiers eine Schlacht vermeiden zu müssen. Einer solchen gar nicht gewärtig, begab er sich ruhig zur Nachtruhe nach Kapellendorf zurück, während Napoleon, der am Nachmittag in J. eintraf, noch in der Nacht das Geschütz des Lannesschen Korps und der Garden auf die Höhe schaffen ließ und am Morgen des 14. seine Disposition zur Schlacht traf: Lannes im Zentrum sollte den Angriff beginnen, Ney ihm eiligst nachrücken, Augereau mit dem linken Flügel durch das Mühlthal, Soult mit dem rechten durch das Rauhthal in die Flanken des Feindes fallen; es waren im ganzen 125,000 Mann. Um 6 Uhr morgens wurden die Dörfer Closewitz und Lützeroda, die Tauenzien mit 8000 Mann besetzt hielt, von den Franzosen angegriffen und nach zweistündigem Widerstand genommen; Tauenzien zog sich mit Verlust, aber in guter Ordnung auf das Gros nach Vierzehnheiligen und Krippendorf zurück. Das Korps des Generals Holtzendorf (6000 Mann) wurde von Soult seitwärts nach Apolda gedrängt. Hohenlohe hatte inzwischen seine Truppen aufgestellt, die Preußen unter Grawert bei Vierzehnheiligen, die Sachsen bei Isserstädt, und Rüchel, der mit 15,000 Mann bei Weimar stand, zu Hilfe gerufen. Noch am Mittag griff Ney Vierzehnheiligen an und nahm es im ersten Anlauf. Zwar hatte er anfangs Mühe, es gegen die tapfer kämpfende preußische Infanterie zu behaupten; indes erhielt er von allen Seiten Verstärkungen, und Augereau und Soult umklammerten bereits die Flanken des Feindes, so daß trotz helden-

Flucht aus. Rüchel, der um 2 Uhr auf dem Schlachtfeld anlangte und vergeblich durch einen mutigen Angriff die Franzosen aufzuhalten suchte, wurde in die allgemeine Flucht mit fortgerissen. Die Trümmer des preußisch-sächsischen Heers retteten sich teils nach Erfurt, teils nach Kölleda und Buttelstädt und vermischten sich mit denen der bei Auerstädt geschlagenen Hauptarmee. Vgl. Müffling, Darstellung der Schlacht bei J. und des Treffens bei Auerstädt (Weimar 1807); Klopfleisch, Die Schlacht bei J. (Jena 1862); v. d. Goltz, Roßbach und J., kriegsgeschichtliche Studie (Berl. 1883).

Jenatsch, Georg, der Retter Graubündens im Dreißigjährigen Kriege, geb. 1596 zu Samaden, war evangelischer Pfarrer zu Scharans, beteiligte sich seit 1618 an den wilden Parteikämpfen seines Landes, wütete durch sogen. Strafgerichte gegen die spanisch-katholische Partei und erschlug nach dem Veltliner Protestantenmord 1620 den Pompejus Planta, das Haupt derselben. Bei der Eroberung Bündens durch die Österreicher griff er 1621 zum Waffenhandwerk und führte bald einen kühnen Parteigängerkrieg gegen den Feind in der Heimat, bald kämpfte er mit Auszeichnung im Dienst Mansfelds, Venedigs und Frankreichs. Als der Herzog von Rohan im Auftrag Richelieus 1635 Bünden besetzte, war J. als Oberst eines Regiments seine rechte Hand. Da aber Richelieu Miene machte, Bünden und seine Unterthanenländer als Pfand für den Friedensschluß zu behalten, knüpfte J. zur Befreiung seiner Heimat Unterhandlungen mit Österreich-Spanien an, trat zu diesem Zweck zur katholischen Kirche über, wußte in meisterhafter Weise Rohan zu täuschen und zugleich die beim französischen Heer befindlichen Bündner sowie das ganze Land für seinen Plan zu gewinnen, bis er, von Spanien unterstützt und zum General der drei Bünde ernannt, im stande war, die Franzosen 5. Mai 1637 zum Abzug zu zwingen. Zugleich gelang es seinem diplomatischen Geschick, von Spanien die Rückgabe des Veltlins an Bünden zu erwirken. Von da an der politische und militärische Lenker seines Landes, als »Direktor« des spanisch-österreichischen Bündnisses mit Reichtümern überschüttet und von Philipp IV. geadelt, beschloß J. schon 24. Jan. 1639 sein der Befreiung seiner Heimat geweihtes, aber durch wilde Grausamkeit beflecktes Leben, indem er bei einem nächtlichen Gelage in Chur von Verschwornen ermordet wurde, unter denen sich der Sohn und nach der Sage auch die Tochter des erschlagenen Planta befanden. Vgl. Reber, Georg J. (in den »Beiträgen zur vaterländischen Geschichte«, Bas. 1860). J. ist auch der Held des Romans von K. F. Meyer: »Georg J., eine alte Bündnergeschichte« (Leipz. 1876).

Jenbach, Dorf in Tirol, Bezirkshauptmannschaft Schwaz, im Unterinnthal, 559 m ü. M., an der Eisenbahn Kufstein-Innsbruck, mit Schloß, Eisenbergbau und Hüttenwerk, Fabrikation von Maschinen und Drahtstiften und (1880) 1061 Einw. J. ist als Sommerfrische beliebt und bildet den Ausgangspunkt für das ins Unterinnthal von S. mündende Ziller- und in das von N. mündende Achenthal. Westlich von J. liegt das wohlerhaltene alte Schloß Tratzberg, nördlich das Dorf Eben mit vielbesuchter Wallfahrtskirche der hier 1313 verstorbenen heil. Nothburga.

Jeni (türk.), in zusammengesetzten Ortsnamen oft

auch selbständig Porträte von Männern der Reformationszeit (Calvin, Bugenhagen, Camerarius).

Jenikale, Stadt, s. Kertsch.

Jenil (Genil, spr. chenil), Fluß im südlichen Spanien, entspringt am Nordabhang der Sierra Nevada in der Provinz Granada, bildet ein tiefes, malerisches Gebirgsthal, hat viele Stromschnellen, durchströmt in nordwestlicher Richtung die öde bätische Steppe und fällt nach einem Laufe von 250 km unterhalb Palma links in den Guadalquivir. An seinem obern Lauf liegt Granada; der untere Lauf ist sehr versandet.

Jenipasar, Stadt, s. Novipasar.

Jenischehr, Stadt, s. Larissa.

Jenische Sprache, s. v. w. Gaunersprache, s. Kochemer Loschen.

Jenissei (Jenisei), großer Fluß Sibiriens, zwischen dem Ob im W. und der Lena im O., entsteht in der chinesischen Mongolei aus den beiden Quellflüssen Beikchem, der auf dem Sajanischen Gebirge, und Chuakhem, der von den Höhen am Westrand des Kossogol herabkommt und eine Reihe von Zuflüssen aus dem Tannulagebirge aufnimmt, und fließt sodann als Ulukhem nordwestlich bis zur russischen Grenze, wo er, das Sajanische Gebirge in Katarakten und Stromschnellen durchbrechend, sich nördlich wendet, eine Richtung, die er bis zu seiner Mündung ins Eismeer beibehält. Von O. gehen ihm die Angara oder Obere Tunguska, die aus dem Baikalsee kommt, oberhalb Jenisseisk zu, dann die Podkamennaja oder Steinige Tunguska, die Nischnaja oder Untere Tunguska und die kleinern Kureika, Daneschkina u. a. Die Zuflüsse von links sind wegen der größern Nähe des Ob weit unbedeutender; die wichtigsten sind: Kas, Sym und Jngarewka. Der J. hat die ungeheure Länge von 4750 km, sein Stromgebiet wird auf 2,712,000 qkm (49,250 QM.) geschätzt. Bereits nach der Vereinigung mit der Angara im Mittel 1500—2000 m breit, erweitert sich sein unterer, durch die Tundra ziehender, mit zahllosen Inseln erfüllter Lauf bis zu 50 km, verengert sich bei der Mündung aber wieder zu 22 km. Dabei ist von Jenisseisk ab die Tiefe des Flusses sehr bedeutend, doch ist derselbe unter 56° nördl. Br. 162, unter 72° 192 Tage mit Eis bedeckt; das Zufrieren erfolgt hier Mitte November, dort Mitte Oktober. Bislang wird der Fluß außer von zahlreichen Barken, die, an ihrem Endziel angelangt, als Bau- und Brennholz verkauft werden, nur von 4 Dampfern und 2 Segelschiffen von über 50 Tonnen von Minussinsk abwärts, zuzeiten selbst bis zur Mündung befahren, wo Nordenskjöld 1875 den trefflichen Dicksonhafen fand. Seitdem haben Schiffe von Europa aus durch das Karische Meer wiederholt die Jenisseimündung zu erreichen versucht, was freilich nicht immer geglückt ist. Die Wasser des J. sind sehr fischreich; im Kreis Minussinsk wird viel Getreide erzeugt, das meist in den Goldwäschereien und den Ortschaften an seinen Ufern verbraucht wird. Von den letztern sind die bedeutendsten das schon genannte Minussinsk, Krasnojarsk, Turuchansk und Dudinsk. Der nördlichste, dauernd bewohnte Ort ist Krestowsk, rechts an der Mündung. Seit 1882 hat die russische Regierung, angeregt durch die Kaiserlich russische geographische Gesellschaft und den Kaufmann Funtussow in Jenisseisk, der 10,000 Rubel beisteuerte, den Bau eines Kanals begonnen, welcher den Großen und Kleinen Kaß, Nebenflüsse des J., mit Ket, Osernaja, Lomowataja und Jasewaja, Nebenflüssen des Ob, verbinden und nach Regulierung der Angara eine ununterbrochene schiffbare Wasserstraße von Irkutsk zum Ob herstellen soll.

Jenissei-Ostjaken, zu den Hyperboreern gehöriger Volksstamm in Sibirien, am Jenissei und seinen Nebenflüssen, zwischen Jenisseisk und Turuchansk, zerfällt in die südlichern Symschen und die nördlichern Imbazkischen Ostjaken. Sie haben mit dem sonst Ostjaken genannten Volk wenig gemein; ihre Gesichtszüge tragen ein mehr türkisches als mongolisches Gepräge; sie sind Christen, verehren aber noch ihre heidnischen Götter. Ihre Beschäftigungen sind Fischfang, Jagd auf Pelztiere und Renntierzucht. Zu ihnen gehören auch die jetzt fast ganz ausgestorbenen Kotten am Agul, einem Nebenfluß des in den Jenissei mündenden Kan. Die Sprache der J. bildet mit der der eben genannten Kotten eine isolierte Sprachfamilie, die sich durch den Mangel der Vokalharmonie, den Gebrauch von Präfixen und Infixen und die radikale Verschiedenheit der Zahlwörter, denen das Quinar- (Fünfer-) System zu Grunde liegt, von der uralaltaischen scharf unterscheidet. Vgl. Castrén, Versuch einer jenissei-ostjakischen und kottischen Sprachlehre (Petersb. 1858).

Jenisseisk, russ. Gouvernement in Sibirien, erstreckt sich von der chinesischen Grenze bis zum Eismeer, westlich von Tomsk und Tobolsk, östlich von Irkutsk und Jakutsk begrenzt, und umfaßt ein Areal von 2,571,428 qkm (46,700 QM.) mit (1883) 421,010 Einw. Das weite, dem vierten Teil Europas an Größe gleichkommende und noch ziemlich unbekannte Gebiet hat nur im S. größere fruchtbare Strecken, während sich im N. der Anbau auf die Ufer der Hauptströme beschränkt, und ist im übrigen im S. stark gebirgig, im N. bis zum 69.°, wo die Waldgrenze ist, ein mit Weiden, Wäldern (vielen Lärchen) und Sümpfen bedecktes Land. Auf der Südgrenze erhebt sich das dicht bewaldete, schwer zu überschreitende Sajangebirge bis zu Höhen von 12—1500 m; im N. sind das Sywermagebirge und das bis zur Taimyrhalbinsel hinziehende waldlose Byrrangagebirge zu nennen. Diese Halbinsel bildet mit dem Kap Tscheljuskin (unter 77° 34" nördl. Br.) den nördlichsten Punkt des asiatischen Kontinents. Die Hauptflüsse sind der Jenissei (s. d.) mit seinen Nebenflüssen; im hohen Norden entspringen die Pjasina, Chatanga, Anabara. Das Klima ist außerordentlich streng (in der Stadt J. fällt das Thermometer im Januar bis -56° C.) und die Temperaturunterschiede der Jahreszeiten sehr groß. Ergiebig ist der Getreidebau im S.; nahe dem Polarkreis gedeihen in den Niederungen noch Rüben und Kartoffeln, Getreidebau wird aber unsicher. Die Viehzucht ist bedeutend, im N. finden sich außer unsern Haustieren große Herden von Renntieren. Der Fischfang in den großen Strömen und in vielen wasserreichen Seen ist ergiebig; abgenommen hat die Jagd, doch wird jährlich eine große, stark besuchte Pelzmesse in Turuchansk gehalten. Von Metallen findet sich im S. Eisen, das in Irbinsk u. a. O. verarbeitet wird, Kupfer und Silber sehr reichlich im Thal des Abakan. Goldwäschen werden in den Bezirken von Atschinsk, Minussinsk, Krasnojarsk und J. betrieben, die erstern seit 1850, die letztern seit 1840. Die ersten drei ergaben 1880: 1016 kg Gold, die letztere 4592 kg. Einigermaßen naheinander liegen die Dörfer nur in dem schmalen Gürtel fruchtbaren Landes am Rande des Hochgebirges, so daß z. B. im Kreis Krasnojarsk die Dichtigkeit der Bevölkerung 228 Seelen auf der Quadratmeile erreicht. Die Bewohner sind hier durchgehends Russen, die jenseit der Angara nur noch längs des Jenissei angesiedelt sind. Die übrige Bevölkerung besteht aus den schnell aussterbenden, den Russen stets feindlichen Juraken im höchsten Norden,

aus Ostjaken, Jakuten, Tungusen und Tataren. Davon sind noch 12,000 Schamanen, aber auch die Getauften sind eigentlich nur dem Namen nach Christen. Die Hauptstadt des Gouvernements ist Krasnojarsk (s. d.); nächstbedeutend ist die 1618 gegründete Stadt J., am linken Ufer des Jenissei, mit (1881) 11,395 Einw., welche einen früher zwar viel bedeutendern, aber immer noch sehr ansehnlichen Handel mit Pelzwerk treiben. J. ist das Zentrum der Metallindustrie des Jenissei. Andre Orte von Bedeutung sind Minussinsk und Turuchansk.

Jenner (spr. dschenner), **Edward**, Mediziner, geb. 17. Mai 1749 zu Berkeley in Gloucester, bildete sich anfangs bei einem Wundarzt in Sudbury bei Bristol, studierte seit 1770 zu London und ließ sich in seiner Vaterstadt als Wundarzt nieder. Auf die Schutzkraft der in jener Gegend öfters beim Rindvieh herrschenden Kuhpocken gegen die Menschenblattern schon früher von einer Bäuerin aufmerksam gemacht, widmete er dieser Angelegenheit seit 1775 seine besondere Aufmerksamkeit und vollzog 1796 die erste Impfung, worauf er 1798 seine Entdeckung in der Schrift »An inquiry into the causes and effects of the cow-pox, or variolae vaccinae« (Lond.; deutsch von Ballhorn, Hannov. 1799) veröffentlichte. Schnell verbreitete sich nunmehr der Ruf dieser Entdeckung über Europa. J. ward Präsident der ihm zu Ehren gestifteten Royal Jennerian Society. Er lebte fortan abwechselnd in Cheltenham und in Berkeley, wo er 26. Jan. 1823 starb. In Trafalgar Square zu London wurde ihm eine Statue errichtet; eine andre, von Monteverde modelliert (s. Tafel »Bildhauerkunst X«, Fig. 5), in Genua. Er schrieb noch: »Further observations on the variolae vaccinae or cow-pox« (Lond. 1799); »Continuation of facts and observations on the cow-pox« (das. 1800); »On the varieties and modifications of the vaccine pustule occasional by an herpetic state of the skin« (Cheltenh. 1819). Vgl. Baron, Life and correspondence of J. (2. Ausg., Lond. 1850); Burggraeve, Monument à Edw. J., ou histoire générale de la vaccine (Brüssel 1875).

Jenny (engl., spr. dschenni), s. v. w. Hannchen.

Jennymaschine (spr. dschenni-), s. Spinnen.

Jenotajewsk, Kreisstadt im russ. Gouvernement Astrachan, an einem Arm der Wolga, mit (1880) 2510 Einw., wurde 1741 als Erdfestung gegen die Kalmücken angelegt. Die Einwohner beschäftigen sich mit Fischfang und dem Transport von Waren zwischen Astrachan, Zarizyn und Samara. Der Kreis wird von Russen, Kalmücken und Kirgisen bewohnt, unter welchen noch viele Heiden; die Buddhisten haben hier einen großen Tempel.

Jensen, 1) **Adolf**, Komponist, geb. 12. Jan. 1837 zu Königsberg i. Pr., erhielt seine musikalische Ausbildung durch L. Ehlert und Fr. Marpurg und machte unter Leitung derselben so gute Fortschritte, daß er bereits nach zweijährigem Studium mit Kompositionen verschiedener Gattung erfolgreich in die Öffentlichkeit treten konnte. Die Sorge um seine Existenz führte ihn 1856 nach Rußland, von wo er jedoch schon nach Jahresfrist zurückkehrte, um die Kapellmeisterstelle am Theater in Posen anzunehmen. 1858 begab er sich nach Kopenhagen, wo er während eines zweijährigen Verkehrs mit Niels Gade zu voller künstlerischer Reife gelangte, und ließ sich dann als Lehrer in seiner Vaterstadt nieder. Als solcher wirkte er hier mit bestem Erfolg, bis er 1866 nach Berlin übersiedelte und als Kompositionslehrer in Tausigs Klavierschule eintrat. Aber auch diese Stelle mußte er 1868 aufgeben, da sich ein Brustleiden bei ihm ankündigte, welches ihn leider nicht wieder verlassen sollte. Von nun an lebte er, in erster Reihe durch die Rücksicht auf seine Gesundheit bestimmt, abwechselnd in Dresden, Graz und zuletzt in Baden-Baden, wo er 23. Jan. 1879 starb. J., dessen schöpferische Thätigkeit auch während der Jahre körperlichen Leidens nicht erlahmte, hat sich namentlich durch seine Lieder ein bleibendes Denkmal gesetzt; viele derselben, wie z. B. der Cyklus »Dolorosa« und Scheffels »Gaudeamus«, gehören zu dem Bedeutendsten, was nach Schumann in dieser Gattung produziert worden ist. Kaum weniger wertvoll sind seine Klavierkompositionen, von denen unter andern der Cyklus »Eroticon« eine weite Verbreitung gefunden hat. Vgl. »Aus Jensens Briefen« (Berl. 1879). — Sein Bruder **Gustav J.**, geb. 25. Dez. 1843, Violinist, erhielt seine Ausbildung an der königlichen Hochschule für Musik zu Berlin und wirkt seit 1872 als Kompositionslehrer am Konservatorium in Köln.

2) **Wilhelm**, Dichter und Erzähler, geb. 15. Febr. 1837 zu Heiligenhafen im nordöstlichen Holstein, Sohn eines Landvogts auf Sylt, besuchte die Universitäten Kiel, Würzburg und Breslau, um Medizin zu studieren, beschäftigte sich aber frühzeitig vorzugsweise mit Litteratur, der er sich nach seiner Rückkehr nach Kiel auch ganz widmete. Auf Geibels Veranlassung hielt er sich ein Jahr lang in München auf, machte dann eine Reise nach Ägypten und übernahm nach seiner Rückkehr erst die Redaktion der »Schwäbischen Volkszeitung« in Stuttgart, dann (1869) die der Flensburger »Norddeutschen Zeitung«, von der er sich 1872 zurückzog, um in Kiel und später in Freiburg i. Br. ganz seinem litterarischen Schaffen zu leben. J., einer der beliebtesten Erzähler der Gegenwart, trat zuerst mit einem Buch: »Deutsches Land und Volk zu beiden Seiten des Ozeans« (Stuttg. 1867), und mit einzelnen Novellen, in denen der Einfluß seines Landsmanns Theod. Storm unverkennbar war, in die Litteratur. Von den darauf folgenden Arbeiten dieser Gattung sind besonders nennenswert die Novellen: »Magister Timotheus« (Schlesw. 1866), »Novellen« (Berl. 1868), »Die braune Erika« (das. 1868, 4. Aufl. 1885), »Unter heißerer Sonne« (Braunschweig 1869), »Der Gesell des Meisters Matthias« (Flensb. 1870); die Romane: »Minatka« (Braunschw. 1871, 2 Bde.), »Eddystone« (Berl. 1872), »Sonne und Schatten« (das. 1873, 2 Bde.), »Die Namenlosen« (Schwer. 1873, 3 Bde.), »Drei Sonnen« (das. 1873, 3 Bde.), »Nach hundert Jahren« (das. 1873, 4 Bde.), »Nymphäa« (Stuttg. 1874 u. ö.), »Barthenia« (Berl. 1877, 3 Bde.); die Novellen »Aus dem 16. Jahrhundert« (Bielef. 1877); die Romane: »Flut und Ebbe« (Mitau 1877), »Nirwana. Drei Bücher aus der Geschichte Frankreichs« (Bresl. 1877, 4 Bde.) und »Um den Kaiserstuhl«, Roman aus dem Dreißigjährigen Krieg (Berl. 1878); »Karin von Schweden«, Novelle (das. 1878); »Das Pfarrhaus von Ellernbrook«, Roman (Stuttg. 1879, 2 Bde.); »Nach Sonnenuntergang«, Roman (das. 1879); »Frühlingsstürme«, neue Novellen (Leipz. 1880); die Romane: »Vom römischen Reich deutscher Nation« (Berl. 1882, 3 Bde.), »Versunkene Welten« (Bresl. 1882, 2 Bde.), »Über den Wolken« (Leipz. 1882), »Der Teufel in Schiltach« (Berl. 1883), »Metamorphosen« (Bresl. 1883), »Vom alten Stamm« (Berl. 1884, 3 Bde.), »Die Pfeifer von Dusenbach« (Leipz. 1884), »Das Tagebuch aus Grönland« (Berl. 1885, 3 Bde.), »Am Ausgang des Reichs« (Leipz. 1885, 2 Bde.), »Götz und Gisela« (Berl. 1886), »In der Fremde« (Leipz.

1886); die spätern Novellensammlungen: »Aus stiller Zeit« (Berl. 1881—85, 4 Bde.), »Aus den Tagen der Hansa« (Freiburg 1885, 3 Bde.) u. a. Jensens Talent, das sich am klarsten und kräftigsten in den Romanen: »Eddystone«, »Unter heißerer Sonne« und »Minatka« ausspricht, ist durch lebhafte und bewegliche Phantasie, große Schilderungskraft und lebendiges Kolorit ausgezeichnet. Namentlich ist er ein Meister stimmungsvoller Beleuchtung, doch zeigt seine Darstellung nicht selten einen gewissen Zug zum Manierierten und Forcierten. Seine Dramen: »Dido« (Berl. 1870), »Juana von Kastilien« (das. 1872), »In Wettolsheim« (Freiburg 1884) und »Der Kampf fürs Reich« (das. 1884) ermangeln im ganzen des knappen dramatischen Zuschnitts; bedeutend dagegen sind seine epischen Dichtungen: »Die Insel« (Berl. 1874), der graziöse, märchenduftende »Holzwegtraum« (Stuttg. 1879) und namentlich die lyrischen Leistungen des Dichters, wie die »Gedichte« (das. 1869; neue Ausg., Berl. 1872), »Lieder aus Frankreich« (das. 1871, 2. Aufl. 1873), der prächtige Terzinencyklus »Um meines Lebenstages Mittag« (das. 1876) und die »Stimmen des Lebens« (Dresd. 1881).

3) Jens Arnold Diedrich, dän. Marineoffizier und Reisender, geb. 24. Juli 1849 zu Flensburg, untersuchte 1877 mit Steenstrup und 1878 mit Kornerup und Groth von Godthaab und Frederikshaab aus das Innere von Grönland und drang dort ca. 8 km weiter vor, als 1870 Nordenskjöld gekommen war, der nur etwa 60 km zurückgelegt hatte. Es gelang ihm auch, mehrere hohe Berge zu besteigen; doch erblickte man, soweit das Auge reichte, nur Eis und Schnee. Auch 1879 setzte J. mit Kornerup und Hammer seine Forschungen fort.

Jenson, Nikolaus, Stempelschneider zu Tours in Frankreich, wurde von Karl VII. 1458 von Paris nach Mainz zur Erlernung der Buchdruckerkunst gesandt, ging aber nach dessen Tod nach Venedig, wo er 1471 das erste von ihm datierte Buch druckte. J. wandelte die bis dahin übliche gotische oder Mönchsschrift und die ebenfalls noch allgemein angewandte semigotische Type in die rein römische oder Antiquatype um. Er starb wahrscheinlich Ende 1481.

Jentzen, Friedrich, Maler, geb. 13. Juni 1815 zu Schwerin, besuchte mit Unterstützung der Herzogin Helene von Orléans die Akademie von Berlin, wo er sich unter dem Dekorationsmaler Gropius und dem Marinemaler Wilh. Krause zum Architektur- und Landschaftsmaler ausbildete. Dann begab er sich nach München und studierte drei Jahre lang Architektur und Ornamentik, gab Zeichenunterricht am Hof zu Schwerin und machte 1855 eine Reise nach Rom, wo er ein Bild des römischen Forums malte, dem im Lauf der Jahre eine Reihe andrer Architekturbilder, größtenteils aus Deutschland, folgte, die von korrekter Zeichnung, harmonischem Kolorit und trefflicher Beleuchtung sind. Dahin gehören: der spätromanische Kreuzgang in Steingaden im südlichen Bayern, der Dom in Magdeburg, das (mehrmals wiederholte) Schloß in Schwerin, das Innere der Schloßkirche daselbst, das Innere des Doms in Güstrow, ein Kreuzgang bei Fackel- und Mondlicht, Waldlandschaft bei Mondlicht, Schloßhof zu Heidelberg, Korridor aus dem Rathaus zu Lübeck, Treppenhaus im Schloß zu Würzburg, Gerolstein im Eifelgebirge u. a.

Jentzsch, Alfred, Geolog, geb. 29. März 1850 zu Dresden, studierte an der dortigen technischen Hochschule und in Leipzig Mathematik und Naturwissenschaften, beteiligte sich bei der königlich sächsischen geologischen Landesuntersuchung und wurde 1875 Geolog der Physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg und Vorstand des Provinzialmuseums daselbst. Zugleich habilitierte er sich an der Königsberger Universität. Er schrieb: »Die geologisch-mineralogische Litteratur Sachsens« (Leipz. 1874); »Über die Ursachen der Eiszeit« (Stuttg. 1873); »Schwanken des festen Landes« (Königsb. 1875); »Bericht über die geologische Durchforschung der Provinz Preußen« (das. 1877—78, 2 Bde.); »Die Moore der Provinz Preußen« (das. 1878); »Die Zusammensetzung des altpreußischen Bodens« (das. 1879); »Bericht über die geologische Durchforschung des norddeutschen Flachlandes 1878—80« (das. 1881). Auch lieferte er eine geologische Karte der Provinz Preußen (1:100,000).

Jephtha, sechs Jahre lang einer der Richter in Israel, natürlicher Sohn Gileads, ward von seinen Stammesgenossen, nachdem er von seinem väterlichen Erbe vertrieben war und ein Freibeuterleben im Lande Tob geführt hatte, zum Anführer gegen die Ammoniter gewählt. Als solcher gelobte er, Gott für einen geschenkten Sieg das zu opfern, was ihm bei der Rückkehr vor seiner Hausthür zuerst begegnen würde. Es war dies seine schon erwachsene Tochter, sein einziges Kind, gleichsam die hebräische Iphigenie. Die Rabbiner des Talmuds lehren, J. habe nur den Erlös an Geld für die Tochter zu zahlen brauchen, verdammten aber allgemein ein derartiges gesetzwidriges Gelübde, während neuere Ausleger diese im Richterbuch (Kap. 11) erwähnte Opferung von der Weihe der Tochter zu jungfräulichem Leben verstehen wollen und andre einen Mythus in der Erzählung sehen.

Jepifan, Kreisstadt im russ. Gouvernement Tula, unweit des Don, mit 5 Kirchen und (1880) 3772 Einw.; 1578 gegründet. Der Kreis ist eine flache Hochebene mit sehr fruchtbarem Boden, der durch den obern Don bewässert wird.

Jequitinhonha (spr. schekitinjónja), Fluß in Brasilien, entsteht in der Provinz Minas Geraës in der Serra do Espinhaço, vereinigt sich mit dem Arassuahy, bildet beim Übertritt in die Provinz Bahia den bemerkenswerten Salto Grande von São Sebastião und mündet nach einem Laufe von 740 km bei Belmonte in den Atlantischen Ozean. In seinem Oberlauf ist er diamantenreich. Er ist nur 100 km weit schiffbar.

Jeřabek (spr. jerschabek), Franz, hervorragender tschech. Dichter, geb. 26. Jan. 1836 zu Sobotka, studierte in Prag anfänglich Theologie, dann Philologie, wurde Professor an der höhern Töchterschule, war gleichzeitig Mitredakteur des »Pokrok« und nimmt als Landtags- und Reichsratsabgeordneter am öffentlichen Leben Anteil. Seit früher Jugend mit der deutschen Poesie, namentlich mit Schiller und Goethe, vertraut, begann J. seine dichterische Laufbahn mit lyrischen Gedichten, wandte sich indessen bald dem Drama zu. Sein erstes Drama: »Hana«, wurde in Prag 1858 aufgeführt. Einen bedeutenden Fortschritt deutet das Lustspiel »Cesty veřejného mínění« (»Die Wege der öffentlichen Meinung«, 1865) an. In dem sozialen Drama »Služebník svého pána« (»Der Sklave seines Herrn«, 1871) drang J. in die Tiefen des Konflikts zwischen dem armen und daher wehrlosen Genie u. dem ausbeutungssüchtigen Großkapital; das Stück ist, abgesehen von seiner packenden Grundidee, außerordentlich reich an durchschlagenden dramatischen Effekten. In dem historischen Trauerspiel »Syn člověka« (»Der Menschensohn«, 1878) wird der Konflikt zwischen bis zur Selbstaufopferung gesteigerter Vaterlandsliebe und kosmopolitischem Verrat in wirksamster Weise dargestellt. In dem

Trauerspiel »Zawist« (»Neid«, 1885) aus den Zeiten Georgs von Podiebrad schildert J. die vorheerenden Folgen des Neides. Auch veröffentlichte er eine gediegene »Geschichte der altromantischen Poesie« (1884). J. verbindet mit dichterischem Talent gründliche ästhetische Bildung und ungewöhnliche Kenntnis der Bühnentechnik. Vgl. **Lipnicki**, Przeglad polski (Krakau 1883).

Jeremiade, s. v. w. Klage, Klagelied (in Anspielung auf die Klagelieder Jeremiä).

Jeremias, hebr. Prophet, ein Priester aus Anathoth unweit Jerusalem, wo er unter König Josias (626 v. Chr.) als Prophet auftrat. Ungefähr 40 Jahre lang hat er seitdem, meist in Jerusalem, unter höchst verhängnisvollen Zeitverhältnissen die prophetische Thätigkeit mit Mut und Leidenschaft geübt und dabei stets die religiös-politische Lage des seinem Untergang entgegengehenden Staats mit pessimistischem, aber durch den Erfolg gerechtfertigtem Blick gewürdigt. Fortwährend den unvermeidlichen Untergang des Reichs und die Zerstörung der Stadt durch die Chaldäer weissagend, wurde er unter Jojakim und Zedekia für die nationale Partei ein Gegenstand des Hasses und der Verfolgung. Während der Eroberung Jerusalems saß er im Gefängnis, woraus ihn Nebukadnezar befreite. Er zog den Aufenthalt unter den Trümmern des Vaterlandes dem Exil in Babel vor. Später zog er nach Ägypten und starb um 570, nach den unverbürgten Angaben der Kirchenväter zu Taphnä durch den Pöbel gesteinigt. Die jüdische Legende beschäftigt sich viel mit ihm (2. Makk. 2, 4 ff.; 15, 13 ff.; Matth. 16, 14). Seine Weissagungen, redigiert von seinem Schreiber Baruch, sind nicht in allen ihren Teilen von der Kritik unangefochten geblieben, während ihm dafür die Abfassung mancher Psalmen zugesprochen wurde. Nicht von ihm rührt das unter dem hebräischen Titel: »Echa« (d. h. Ach, griech. threnoi, lat. lamentationes) zu den Hagiographen des Alten Testaments gerechnete Buch her, die sogen. **Klagelieder Jeremiä**, welches in fünf Liedern die Zerstörung des Tempels, das Aufhören des Jahvekults und den traurigen Zustand des Volkes beklagt. Der schriftstellerische Charakter des J. ist zwar weniger ausgezeichnet als der seiner Vorgänger, aber sein Stil ist fließend, die Diktion freilich hier und da mit Chaldäismen vermischt. Kommentare über J. lieferten neuerdings besonders **Hitzig** (2. Aufl., Leipz. 1866), **Neumann** (das. 1856—58, 2 Bde.), **Graf** (das. 1862), **Keil** (das. 1872). Vgl. **Köstlin**, J. und Jesaias, ihr Leben und Wirken (Berl. 1879).

Jeremias, bulgar. Priester und Häretiker, der zur Zeit des Zaren Peter (927—967) lebte und wahrscheinlich mit Bogomil, dem angeblichen Begründer der Bogomilen (s. d.), identisch ist. J. gilt als Verfasser einer Anzahl im Volk sehr beliebter, von der Kirche aber als ketzerisch verurteilter Schriften der altbulgarischen Litteratur, der sogen. »Lügenbücher«, die dann auch in die Litteratur der Serben und Russen übergingen. Es sind einesteils apokryphe Erzählungen aus dem Alten und Neuen Testament, nicht selten von tief poetischem Inhalt, aber der kirchlichen Auffassung zuwiderlaufend, anderntells wunderliche Krankheitsbeschwörungen, von denen sich Spuren im südslawischen und russischen Aberglauben bis heute erhalten haben. Vieles davon ist von J. ohne Zweifel nicht erfunden, sondern nur aufgezeichnet und in Umlauf gesetzt worden, wie auch manche seiner Erzählungen sich als Übersetzungen aus dem Griechischen oder Lateinischen herausgestellt haben.

Jeremias Gotthelf, Pseudonym, s. **Bitzius**.

Jérémie (spr. scheremih), Stadt auf der südwestlichen Halbinsel der Republik Haiti, mit schlechter Reede und Zollamt.

Jeres de la Frontera (spr. chhēres), Bezirksstadt in der span. Provinz Cadiz, an der Eisenbahn von Cadiz nach Sevilla, in einer hügeligen, mit Weingärten bedeckten Ebene gelegen, ist teilweise noch mit alten Mauern umgeben, hat, mit Ausnahme der ältesten Stadtteile, breite, regelmäßige Straßen und schöne Plätze mit palastähnlichen Gebäuden und lieblichen Promenaden, ein altes, hoch getürmtes Schloß (Alkazar), 10 Kirchen (darunter die schöne Kollegiatkirche in römischem Stil), ein Instituto, eine Bibliothek, 4 Hospitäler, ein Theater, Waisenhaus, Findelhaus, einen Stiergefechtszirkus und, mit Einschluß des ausgedehnten Gemeindegebiets, (1884) 64,329 Einw., welche hauptsächlich beim Handel mit dem Jereswein (s. d.) beschäftigt sind. J. ist Sitz eines deutschen Konsuls. — Die Stadt stammt aus grauem Altertum, wo sie als römische Kolonie Asta Regia hieß. Geschichtlich berühmt ist sie durch die siebentägige Schlacht vom 19. bis 25. Juli 711, in welcher die Araber unter Tarik über die Westgoten unter König Roderich siegten, und infolge deren jene fast ganz Spanien ihrer Herrschaft unterwarfen. Die Stadt war zur Zeit der Mauren, denen sie 1265 durch Alfons X. von Kastilien entrissen wurde, unter dem arabischen Namen Scherisch bereits bedeutend.

Jeres de los Caballeros (spr. chhēres de los kawaljēros), Bezirksstadt in der span. Provinz Badajoz, ehemals den Tempelherren gehörig (danach der Beiname), hat eine Stadtmauer aus der Maurenzeit mit sechs Thoren, drei große Türme (Reste des alten Kastells) und (1878) 8465 Einw., welche Handel mit landwirtschaftlichen Produkten und Vieh, insbesondere Schweinen, betreiben. Hier 1235 Sieg der Spanier unter dem Infanten Alonso über die Mauren unter Abenhut.

Jereswein (Xeres, spr. chhēres, Sherry der Engländer), verschiedene weiße Weine des Gebiets zwischen den Mündungen des Guadalquivir und Guadalete, benannt nach der Stadt Jeres de la Frontera. Der beste J. wächst auf Kalkboden, erhält nach 3—6 Jahren eine tiefe Bernsteinfarbe, feinstes Parfüm, gewürzhaften Wohlgeschmack, Geist und anregende, gesunde Wirkung. Diese Weine heißen dann Rancios, häufiger Soleras, einzelne auch Dottores, die vorzüglichsten, von denen die Flasche für 20—24 Mk. verkauft wird, Napoleones. Den jungen J. versetzt man häufig mit eingekochtem Most, um ihn dem ältern ähnlich zu machen; der zur Ausfuhr bestimmte erhält stets einen Zusatz von so viel Spiritus, daß der Alkoholgehalt 17,5 Proz. beträgt. Der Natural Sherry der Engländer erhält nur 2—4 Proz. Spirituszusatz, während unverfälschter Wein mit nur 12 Proz. Alkohol nie zur Ausfuhr gelangt. Dies Mischen und Verschneiden der Jeresweine wird in besondern Faktoreien zu Cadiz und San Lucar vorgenommen. Der Handel ist fast ganz in den Händen angesiedelter Ausländer, meist Briten. Seit Georg IV. ist der J. besonders in England beliebt und wird dort jedem andern Wein vorgezogen. Der Gesamtertrag der Weinberge von Jeres und Puerto Santa Maria beträgt etwa 52,295 Botas.

Jerichau, 1) **Jens Adolf**, dän. Bildhauer, geb. 7. April 1816 zu Assens auf der Insel Fünen, erhielt seine künstlerische Ausbildung erst auf der Akademie in Kopenhagen, seit 1839 in Rom und gründete seinen Ruf durch ein Relief zu einem Fries im königlichen Schloß zu Christiansborg bei Kopenhagen, die Hochzeit Alexanders d. Gr. mit Roxane darstellend.

Seine Kolossalgruppe: Herkules und Hebe sowie eine in Marmor gearbeitete Penelope sind in streng antikem Geist gehalten. Eine treffliche Nachahmung der Natur ist seine Gruppe, welche einen von einem Panther angefallenen Jäger darstellt. Infolge eines von der Prinzessin Albrecht von Preußen ausgesetzten Preises lieferte er eine in Marmor ausgeführte Darstellung der Auferstehung Christi. Vortrefflich sind auch seine badenden Mädchen. Er starb 25. Juli 1883. — Seine Gattin Elisabeth J.-Baumann, geb. 21. Nov. 1819 zu Warschau, Malerin, studierte in Düsseldorf und malte früher mit Vorliebe Bilder aus dem Slowakenleben, machte aber, seitdem sie in Rom lebte, vornehmlich das dortige Volksleben zum Gegenstand ihrer Darstellungen. Später bereiste sie Griechenland und Ägypten. Ihre Arbeiten sind meist dekorativ behandelt und in der Zeichnung mangelhaft, aber mit feinem Farbengefühl und mit Vorliebe für romantische Lichteffekte ausgeführt, die oft ins Sentimentale und Weichliche übergehen. Sie stellte meist lebensgroße Figuren dar (griechischer Hirt am Parthenon, ägyptische Frauen) und malte auch Porträte, ohne jedoch zu einer tiefern Charakteristik hindurchzudringen. Sie starb 11. Juli 1881 in Kopenhagen. Vgl. Bøgh, Elisabeth J.-Baumann (Kopenh. 1886).

2) Harald, dän. Maler, Sohn des vorigen, geb. 17. Aug. 1852 zu Rom, bildete sich anfangs bei dem Maler Bénouville in Rom, dann durch Studien nach der Natur zum Landschaftsmaler aus und malte seit 1870 Ansichten aus der Umgebung Roms. Dann bereiste er Griechenland, Kleinasien und die Türkei. Zu seinen Hauptbildern gehören: ein Strand von Sorrent und die im Museum zu Kopenhagen befindliche Karawane von Sardes. Später lebte J. meist in Rom, wo er 6. März 1878 starb.

Jericho (lat. Hiericus), im Altertum eine der blühendsten Städte Palästinas, 8 km westlich vom Jordan in der fruchtbaren, durch ihre Palmengärten und Balsamstauden berühmten Oase von J. Als Schlüssel zum Land wurde sie von den Juden unter Josua zuerst angegriffen und nach siebentägiger Belagerung erobert (Josua 6, 14), blühte aber bald wieder als offene Stadt auf. Ihre Lage an der Heerstraße, welche aus dem westlichen Palästina über den Jordan nach O. führte, machte sie auch zum Schlüssel Judäas für ein von NO. kommendes Heer. Herodes, der hier residierte und starb, verschönerte sie sehr und zierte sie namentlich mit einem herrlichen Palast. Unter Vespasian abermals zerstört, ward sie unter Hadrian wieder aufgebaut. Während der Kreuzzüge entstand eine Stadt Neu-J. an der Stelle des heutigen Richa, eines ärmlichen Dorfs aus braunen Lehmhütten mit einem halbverfallenen Kastell und einer russisch-griechischen Kirche.

Jerichorose, s. Rose von Jericho.

Jerichorot, s. Phenylfarbstoffe und Rosolsäure.

Jerichow, Name zweier Kreise im preuß. Regierungsbezirk Magdeburg, von denen der eine, J. I, Burg, der andre, J. II, die Stadt Genthin zur Kreisstadt hat. In letzterm liegt auch die Stadt J., nahe der Elbe, mit Amtsgericht und (1885) 1789 evang. Einwohnern.

Jermak, Timofejewitsch, der Eroberer Sibiriens, hatte sich als Kosak durch allerlei Gewaltthaten die Ungnade des Zaren Iwan IV. zugezogen, trat in den Dienst der Strogonows (1579), sammelte eine Schar von Kosaken, wanderte ostwärts, schlug die Magulen und den Zaren Kutschum und begründete die Herrschaft Rußlands über den ganzen Landstrich vom Uralgebirge bis zum Irtysch. Er fiel 1584 in den Kämpfen mit den Eingebornen. Sein Andenken wird in Volksliedern gefeiert; in Tobolsk ist ihm ein Denkmal errichtet. Vgl. Kostomarow, Russische Geschichte in Biographien, Bd. 1 (deutsch, Leipz. 1885).

Jermolow, Alexei Petrowitsch, russ. General und Diplomat, geb. 1772 zu Moskau, focht mit Auszeichnung 1794 unter Suworow bei Praga und 1796 in dem persischen Krieg. Doch fiel er in Ungnade, wurde verbannt und lebte bis zur Regierung Alexanders I. in Kostroma. Hierauf machte er die Feldzüge von 1805 bis 1807 mit und befehligte 1812 mit Auszeichnung eine Brigade der Garde. Während des Kriegs 1813–14 rückte er zum Generalleutnant vor und kommandierte unter Barclay de Tolly das 2. Korps der russischen Armee, welche 1815 der Hauptarmee an den Rhein nachrückte. 1817 wurde er Generalgouverneur der transkaukasischen Provinzen und Oberbefehlshaber der dortigen Streitkräfte und von da aus nach Persien gesandt, wo er einen für Rußland sehr vorteilhaften Handelsvertrag abschloß. In sein Gouvernement zurückgekehrt, bemühte er sich eifrigst, hier europäische Kultur zu verbreiten. 1826 schlug er mit seinem auf 100,000 Mann vermehrten Heer den Angriff der Perser zurück, welche unter Abbas Mirza den Frieden gebrochen hatten, züchtigte 1827 die räuberischen Tschetschenzen, fiel jedoch im November 1827, mitten im Siegeslauf begriffen, plötzlich in Ungnade und mußte das Oberkommando an Paskewitsch abgeben. Seitdem lebte er, mit wissenschaftlichen Studien beschäftigt, in Moskau, übernahm aber 1853 auf kurze Zeit den Oberbefehl über die Miliz des Gouvernements Moskau. Er starb 23. April 1861. Auszüge aus seinen Memoiren gab Pogodin (Mosk. 1863), seine Aufzeichnungen über den Krieg von 1812 sein Sohn (das. 1863) heraus.

Jernberg, August, schwed. Maler, geb. 16. Sept. 1826 zu Stockholm, war anfangs Schüler der dortigen Akademie und ging 1851 nach Düsseldorf, wo er sich weiter ausbildete und seinen Wohnsitz nahm. Er begann mit einigen historischen Genrebildern, wandte sich aber bald mit größerm Glück der Darstellung von Dorfgeschichten zu, die er mit drastischer Charakteristik und vielem Humor behandelt. Zu den besten gehören: das Unglück im Maleratelier, die Überredung (1864), der Klarinettist, die neue und die zerbrochene Pfeife, der erste Gang zur Schule, Maler auf der Studienreise (1869), die Besucher vor Rembrandts Nachtwache in Amsterdam, der Bär auf dem Jahrmarkt, der Großvater als Kinderwärterin und der Marktplatz in Düsseldorf. Auch als Stilllebenmaler ist er von Bedeutung. — Sein Sohn Olof J. hat sich als Landschaftsmaler bekannt gemacht.

Jerobeam (Jeroboam), Name zweier Könige von Israel: J. I., Sohn Neboths, aus dem Stamm Ephraim, erster König des Reichs Israel (953—927 v. Chr.), stand früher in Salomos Diensten, mußte aber, weil der an der Spitze einer Volkspartei stehende Prophet Ahia, die Unzufriedenheit des Volkes mit Salomos Regierung benutzend, ihn als künftigen Beherrscher der zehn Stämme bezeichnet hatte, nach Ägypten fliehen. Nach Salomos Tod erhoben ihn die zehn Stämme, welche von Rehabeam wegen der Ablehnung ihrer Forderungen abfielen, in Sichem zum König von Israel. Er befestigte Sichem und Pniel und wählte erst die erstere Stadt, dann Thirza zu seiner Residenz. Politische Rücksichten bestimmten ihn, die gottesdienstlichen Wallfahrten seiner Unterthanen nach dem Zentralheiligtum zu Jerusalem abzuschaffen und als Ersatz an den alten Opferstätten Dan und Bethel goldene Stierbilder als Gegen-

stände der Verehrung aufzustellen. Mit dem König Rehabeam stand er fortwährend in einem feindseligen Verhältnis. J. starb 927, und mit seinem Sohne Nadab, der 925 von Baesa erschlagen wurde, erlosch bereits seine Dynastie. — J. II., König von Israel (790—749), Sohn und Nachfolger des Joas, wußte sich das Waffenglück, mit dem schon sein Vater gegen die Syrer gekämpft, durch die in Jerusalem erbeuteten Schätze unterstützt, noch mehr zu nutze zu machen, eroberte einen Teil des syrischen Gebiets von Damaskus und Hamath und erhob sein Reich wieder zu einem blühenden Zustand. Mit seinem Sohn Sacharja, der ein halbes Jahr nach seiner Thronbesteigung (749) ermordet wurde, erlosch das Haus Jehus.

Jérôme (franz., spr. scherohm), s. v. w. Hieronymus.

Jérôme Bonaparte (spr. scherohm), Bruder Napoleons I., s. Bonaparte 4).

Jeropiga, s. Portwein.

Jeroschin, Nikolaus von, preuß. Chronist des Mittelalters, lebte im 14. Jahrh. als Kaplan des Hochmeisters des Deutschen Ordens, übersetzte 1328 die »Vita Sancti Adalberti« des Joh. Canaparius in deutsche Verse, dann 1331—35 auf Veranlassung des Hochmeisters Luther von Braunschweig das »Chronicon terrae Prussiae« des Petrus von Dusburg in 27,737 Versen und widmete die deutsche Reimchronik, »Die Kronike von Pruzinlant«, der Patronin des Ordens, der Jungfrau Maria. Auch hat er einige selbständige Zusätze hinzugefügt, doch sind sie nicht beträchtlich, und die Übersetzung ist, weil Dusburgs Werk erhalten ist, historisch von wenig Wert, obwohl der »Deutsche J.« im Mittelalter wieder ins Lateinische übersetzt wurde. Dagegen ist J. in sprachlicher Beziehung (die Sprache ist das Mittelhochdeutsche des 14. Jahrh.) von Wichtigkeit. Er wurde von Strehlke in den »Scriptores rerum prussicarum« (die Chronik in Bd. 1, Leipz. 1861; das Leben St. Adalberts in Bd. 2, 1863) herausgegeben. Vgl. Pfeiffer, Die Deutschordenschronik des Nikolaus v. J. (Stuttg. 1854).

Jerrmann, Eduard, Schauspieler, geb. 1798 zu Berlin, widmete sich der Landwirtschaft, ging dann 1819 in Würzburg zum Theater über und ließ sich hierauf erst in München und 1821 in Leipzig engagieren. Nachdem er von 1826 bis 1830 in Deutschland gastirt hatte, kam er 1830 nach Paris, wo er 1832 im Théâtre français zwölf Gastrollen gab und über seinen dortigen Aufenthalt ein interessantes Buch: »Paris, Fragmente aus einem Theaterleben« (Münch. 1832), herausgab. Hierauf gastierte er wieder auf verschiedenen Bühnen, nahm dann Engagement in Köln und ging 1836 als Oberregisseur nach Mannheim, 1842 in derselben Eigenschaft an das deutsche Theater in Petersburg. Nach kurzem Wirken an dem Wiener Hoftheater gastierte er von neuem, ließ sich 1848 in Berlin nieder, wo er erst das Feuilleton der »Deutschen Reform« redigierte und 1849 zur königs-

zu London der Schriftstellerei. Durch sein Drama »Black-eyed Susan«, das einen unglaublichen Erfolg hatte, erwarb er sich rasch die Gunst des Publikums, und es erschienen nun in schneller Folge von ihm Lustspiele, Schwänke und Melodramen. Am Witzblatt »Punch« nahm er hervorragenden Anteil; seine »Mrs. Caudle curtain-lectures« (vielmals aufgelegt; deutsch von Gerstäcker, 8. Aufl., Leipz. 1879) und die »Story of a feather« erschienen zuerst in diesem Witzblatt. Auch redigierte er das »Illustrated Magazine«, worin seine »Chronicles of Clovernook« (gesammelt, Lond. 1846), eins seiner besten Werke, zuerst veröffentlicht wurden. Später gab er das »Douglas Jerrold's Shilling Magazine« heraus, für das er unter anderm die Erzählung »St. Giles and St. James« schrieb. In Zeitschriften erschienen auch zuerst seine »Men of character« (1838, 3 Bde.; deutsch von Olders, Leipz. 1867, 2 Bde.) und »Punch's letters to his son« (1843). Von seinen Bühnenstücken haben mehrere, wie »Black-eyed Susan«, »The rent day«, »Time works wonders«, »The bubble of the day« und »Retired from business«, einen bleibenden Wert. Seit 1852 gab J. die politische Zeitung »Lloyd's Weekly Newspaper« heraus. Mit Eifer wirkte er am Gedeihen der von Bulwer und Dickens gestifteten Literary Guild mit. Er starb 8. Juni 1857 in London. Eine vollständige Sammlung seiner Werke erschien London 1869, 5 Bde. Sein Leben beschrieb sein Sohn William Blanchard J. (2. Aufl., Lond. 1869).

2) William Blanchard, engl. Schriftsteller, Sohn des vorigen, geb. 1826 zu London, machte Kunststudien, lieferte frühzeitig Illustrationen zu Artikeln seines Vaters im »Illuminated Magazine« und machte sich litterarisch bekannt durch Erzählungen, wie »The disgrace of the family« (1848), und Lustspiele, von denen sich »As cool as a cucumber« (1850) auf der Bühne erhalten hat. Nach einer 1852 unternommenen Reise nach Schweden gab er »A bragebeaker with the Swedes« (1854) heraus, worauf 1855 das Buch »Imperial Paris« folgte. Von diesem Zeitpunkt an läßt sich der eigentümliche Standpunkt datieren, den J. seitdem einnahm: Verbindung der Demokratie und volkstümlichen Monarchie (Imperialismus). Diesen Standpunkt geltend zu machen, sollte ihm bald ein mächtiges Werkzeug werden, indem er nach seines Vaters Tod (1857) die Redaktion von »Lloyd's Weekly Newspaper« übernahm, das sich einer Verbreitung von 600,000 Exemplaren rühmen darf. J. erfüllte zunächst die Pflicht der Pietät gegen seinen Vater, indem er dessen Leben und Nachlaß herausgab (1859), und erhielt 1863 infolge einer Reihe von Aufsätzen über die Armen Londons (in der »Morning Post« 1862) den Auftrag, die Pariser Armenverwaltung einer genauen Prüfung zu unterziehen. Früchte dieses Aufenthalts in Frankreich waren der Roman »The children of Lutetia« (1864) und verschiedene Reiseschriften, wie: »At home in

führliches, aber mit Vorsicht zu benutzendes »Life of Napoleon III.« (1875–77, 4 Bde.), wofür er von der kaiserlichen Familie mit Material unterstützt wurde. Ferner erschienen von ihm: »London, a pilgrimage« (mit Illustrationen von G. Doré, 1872); die Erzählung »Cent per cent« (1874); »Egypt under Ismail Pasha« (1879); »The Belgium of the East« (1882) und »The life of George Cruikshank« (1882, 2 Bde.). Auch gab er unter dem Namen Fin-Bec seit 1867 »The Epicure's year-book« heraus. Er starb 9. März 1884.

Jersey (spr. dschérsi), die größte der englischen Kanalinseln (Cäsarea der Alten), an der Westküste des Departements Manche in Frankreich, 116 qkm (2,1 QM.) groß, mit steiler Nordküste, welche sich nach S. zu sanft abdacht, gut bewässert und fruchtbar, mit mildem Klima, aber ohne Holz. Das vorherrschende Gestein ist Granit und Syenit; die Brüche von Malo liefern Material, das teilweise ausgeführt wird. Den Ackerbau betreibt man jetzt mit mehr Sorgfalt als früher. Hochgeschätzt ist die einheimische Rasse von Kühen. Von der Oberfläche kommen 52 Proz. auf Ackerland, 12 Proz. auf Wiesen. Man baut namentlich Weizen, Kartoffeln und Futter. Auch die Obstzucht ist bedeutend. Die Zahl der Einwohner beträgt (1881) 52,445, worunter viele Franzosen. Französisch wird allgemein gesprochen und ist auch die Sprache der Verwaltung. An der Spitze der Insel steht ein von der englischen Regierung ernannter Statthalter (Lieutenant Governor), ihm zur Seite die Ständeversammlung, bestehend aus dem Oberrichter (Bailiff), den 12 Jurats, den 12 Pfarrherren, den 12 Bürgermeistern (Constables) und 14 von den Steuerzahlern gewählten Vertretern. Die Jurats werden von den Steuerzahlern auf Lebensdauer, die Constables auf drei Jahre gewählt. Die Revenue beläuft sich auf 22,000 Pfd. Sterl. Die Miliz ist 3000 Mann stark; die Besatzung besteht aus einem halben Bataillon mit etwas Artillerie. Hauptstadt ist St.-Hélier. J. ist Sitz eines deutschen Konsuls. Im O. liegt Schloß Montorgueil, der stolze Sitz der alten Herren der Inseln.

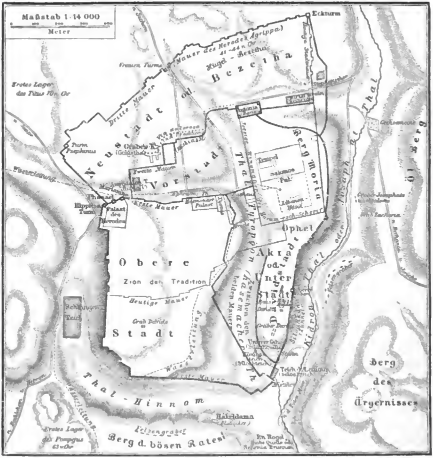
Jersey City (spr. dschérsi ssitti), Stadt im nordamerikan. Staat New Jersey, am Hudson, gegenüber New York, mit dem es zahlreiche Dampffähren (ein Eisenbahntunnel ist im Bau) verbinden, hat schöne, breite Straßen, zahlreiche Villen New Yorker Kaufleute, Docks der Cunard- und andrer Dampfschiffahrtsgesellschaften u. (1880) 120,772 Einw. (10,151 Deutsche), (1885) 153,513 Einw. In den 564 gewerblichen Anstalten der Stadt arbeiteten 1880: 11,138 Personen. Bedeutend waren namentlich Zuckersiedereien, Schlächtereien (in Communipaw), chemische Fabriken, Maschinenbauwerkstätten, Stahlwerke, Küfereien und Schiffswerften. Wichtig ist J. durch seinen Eisenbahnverkehr.

Jersitz, Stadt, s. Jerzyce.

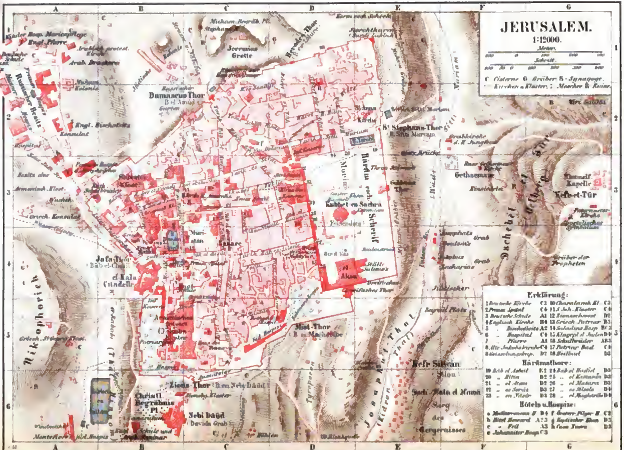
Jerusalem (in den Keilinschriften Ursalimmu, in den Hieroglyphen Schalam, griech. und lat. Hierosolyma, hebr. Jeruschalajim, »Wohnung des Friedens«, bei den Arabern El Kuds, »das Heiligtum«, bei den Türken Küdsi-Schêrif genannt), die alte Hauptstadt Palästinas, unter 31° 47' nördl. Br. und 35° 13' östl. L. v. Gr., auf mehreren Hügeln am Bache Kidron gelegen, welcher östlich von der Stadt zwischen ihr und dem Ölberg durch das gleichnamige Thal (jetzt Wadi Sitti Mariam) fließt, in einer ungeachtet des steinigen Kalkbodens doch ziemlich ergiebigen Gegend. Der ursprüngliche altkanaanitische Name des Ortes, Salem (»Stein«), scheint von den ersten Ansiedlern semitischen Stammes herzurühren. Dann sollen die aus Ägypten vertriebenen Hyksos den Platz in Besitz genommen und Jebus genannt haben. Von den Jebusitern eroberte David nach vielen vergeblichen Anstrengungen der Israeliten endlich die Burg Zion, machte die Stadt zu seiner Residenz und vergrößerte sie beträchtlich (daher auch Stadt Davids genannt). Eigentlich war sie dem Stamm Benjamin zugeteilt worden, doch finden wir sie stets im Besitz des Stammes Juda. Nach David ward die Stadt durch Salomo vergrößert und verschönert, namentlich durch einen prächtigen königlichen Palast und den auf dem geebneten und durch hohe, aus dem Thal aufgeführte Böschungsmauern erweiterten Gipfel des Moria errichteten berühmten Tempel, dessen Bau, mit Hilfe tyrischer Arbeiter ausgeführt, sieben Jahre dauerte. Diese Blüte währte aber nur kurze Zeit: schon unter Salomos Sohn wurde J. von Sisak von Ägypten (um 970), ein Jahrhundert später von südarabischen und philistäischen Völkern, darauf von Joas, König von Israel (839–823), eingenommen und geplündert. Usias (811–788) brachte J. wieder zu größerm Ansehen, Hiskias (728–699) und ebenso Manasse befestigten es von neuem und sorgten für seinen Wasserbedarf, bis es endlich 586 nach fast zweijähriger Belagerung in die Hände von Nebukadnezar fiel, geplündert und der meisten seiner Einwohner beraubt wurde. Zu jener Zeit umfaßte J. eine Bevölkerung von 17–18,000 Seelen. Nach der Rückkehr aus dem babylonischen Exil ward J. mit Benutzung der noch vorhandenen Fundamente und Trümmer und soviel wie möglich mit Beibehaltung des alten Plans und Umfanges von 536 an innerhalb 20–25 Jahren durch Serubabel, Esra und Nehemia wieder aufgebaut und mit Mauern und Türmen versehen. Die Zahl der Thore ward vermehrt; die neue Stadt hatte deren 12, unter denen sich 5 der alten wiederfinden. Auch der Tempel ward wiederhergestellt, jedoch bei weitem nicht in der alten Größe und Pracht. Judas Makkabäus ließ später, nachdem er der syrischen Herrschaft über Palästina ein Ende gemacht, den von Antiochos Epiphanes 169 geplünderten und durch Götzendienst entweihten Tempel reinigen, ausbessern und stark befestigen; aber erst Herodes d. Gr. war es, der seit 20 v. Chr. Serubabels einfachen Tempel, welcher inzwischen wieder durch die Syrer, dann durch Crassus gelitten hatte, wieder in einen bewundernswerten Prachtbau verwandelte, der aber nie ganz vollendet wurde. Er befestigte auch die Burg Baris an der Nordwestecke der Tempelarea von neuem und nannte sie seinem römischen Patron M. Antonius zu Ehren Antonia, errichtete sich auf dem höchsten Punkte des Westhügels (des traditionellen Zion) einen prächtigen Palast, den die drei Türme Hippikos, Phasael und Mariamne gegen N. schirmten, und wo später der römische Statthalter residierte, erbaute ein Theater, den Xystos (einen von Säulenhallen umgebenen Platz, östlich vom Palast) sowie ein Rathaus. Unter Herodes' Regierung hatte J. den Höhepunkt von Glanz und Pracht erreicht; aus jener Zeit besitzen wir die Schilderung des Josephus, nach welchem J. an 250,000 Einw. gezählt haben soll. Zwar hatte die Stadt schon damals enge und krumme Gassen wie heute, aber jene Prachtgebäude, die Mauern der Altstadt mit 60, die der nördlichen Vorstadt mit 14 Türmen gaben ihr ein imposantes Ansehen. Außerhalb (d. h. nördlich der Stadt) dehnten sich Villen und Gärten weithin aus. Dieser Teil wurde erst durch Herodes Agrippa 41–44 n. Chr. mit Mauern eingefaßt, die

wahrscheinlich den heutigen an jener Stelle entsprechen. So besaß J. eine dreifache Ummwallung: die erste Mauer (Davids und Salomos) um Zion und Moria; die zweite Mauer (erbaut von Hiskias rc., wiederhergestellt von Nehemia), welche das jene Hügel trennende »Käsemacherthal«, den Hügel Ophel (im S. des Tempels) und die untere Stadt (nördlich vom Millo) einfaßte, und die **dritte Mauer** (Agrippas), welche die Neustadt oder Bezetha umgab und im NO. und NW. je einen mächtigen Eckturm und außerdem noch 88 kleinere besaß.

Für immer verlor J. seine politische Bedeutung 70 n. Chr., als infolge des allgemeinen Aufstandes der Juden gegen die Römer Titus vom April bis September die Stadt belagerte und schrittweise eroberte. Erst Kaiser Hadrian erbaute, nachdem infolge eines neuen Aufstandes der Juden auch noch die letzten Reste niedergerissen worden waren, seit 130 an der Stelle Jerusalems eine ganz neue Stadt als römische (Militär-) Kolonie und nannte sie **Älia Capitolina**. Diese hatte aber nicht den Umfang des alten J., indem der südliche Teil des Westhügels und der Berg Ophel davon ausgeschlossen blieben. Die neue Stadt ward bloß mit Römern bevölkert, den Juden der Aufenthalt daselbst untersagt und an der Stelle des alten Jehovahtempels ein Tempel des Jupiter Capitolinus erbaut. Von nun an erfuhr die Stadt, einige Neubauten von Kirchen, Klöstern und Hospizen unter Konstantin d. Gr. und Justinian abgerechnet, im Altertum keine weitern Veränderungen; wohl aber führte die Besitznahme Jerusalems durch die Araber unter Omar 637, wonach die Stadt den Namen El Kuds (»das Heiligtum«) erhielt, dann wieder die Eroberung durch die Kreuzfahrer 1099 und endlich die durch Saladin herbeigeführte Rückkehr der Stadt unter mohammedanische Herrschaft 1187 vielfache Umgestaltungen herbei, wodurch J. nach und nach seine heutige Gestaltung erhalten hat. In



Plan des alten Jerusalem.


JERUSALEM.
1:12000.
Meter
Schritt
C Cisterne G Gräber S Synagoge
Kirchen u. Klöster; Moscheen R Ruine
Damascus Thor
Jeremias Grotte
St. Stephans-Thor
Harâm esch Scherif
Moria
Kubbet es Sachra
Felsendom
Gethsemane
Kefr et-Tûr
Himmelf. Kapelle
Dschebel et Tûr
Gräber der Propheten
Jafa-Thor
el Kala Citadelle
Mist-Thor
Kefr Silwân
Zions-Thor
Nebi Daûd
Davids Grab
Christl. Begräbnis Pl.
Nikophorieh
Tyropoeon
Josaphat-Thal
Goldenes Thor
el Aksa
Berg des Ärgernisses
Erklärung:
Harâmsthore:
Hôtels u. Hospize:

neuester Zeit ist die Topographie der alten Stadt durch die Nachgrabungen von de Saulcy, von Vogüé, dem Palestine Exploration Fund und dem Deutschen Verein zur Erforschung Palästinas mehr und mehr klargelegt worden, nachdem man den stellenweise 25 m, an einem Ort sogar 40 m hoch aufliegenden Schutt hinweggeräumt hatte. Namentlich sind die großartigen Aquädukte und das mit denselben in Verbindung stehende, sehr umsichtig angelegte System von Zisternen und Kanälen deutlich erkennbar verfolgt worden. Eine dieser Wasserleitungen leitete Wasser bis zum Tempelplatz, eine andre in die obere Stadt. Unter den archäologischen Funden ist am interessantesten eine der von Josephus erwähnten Stellen, auf welcher Nichtjuden in zweisprachiger Schrift vor dem Betreten des innern Vorhofs gewarnt wurden.

Das jetzige Jerusalem.

(Hierzu der Stadtplan, Beilage.)

J. ist gegenwärtig (seit 1872) Sitz eines Mutessarifs, der das bis dahin zur türkischen Provinz Syrien gehörige Paschalik J. (mit 292 Ortschaften, 24–30,000 Häusern und über 110,000 Einw.) unter sich hat, und gilt noch jetzt nicht nur den Christen und Juden, sondern auch den Bekennern des Islam als eine heilige Stadt. Es liegt 725–784 m ü. M. auf und an dem Abhang eines Kalkfelsens, der nur auf der Nordseite sanft ansteigt, sonst nach allen Seiten steil abfällt. Von den die Stadt umgebenden Bergen ist der Ölberg, an der Ostseite, der höchste (828 m ü. M., 148 m über dem Kidron); an ihn schließt sich südlich der Berg des Ärgernisses (Dschebel Batn el Hawa), wo Salomo dem Moloch geopfert haben soll. Im S. liegt der Berg des bösen Rates, wo nach fränkischer Sage in einem Landhaus des Kaiphas die Kreuzigung Christi beschlossen worden sein soll. Auf drei Seiten, gegen O., S. und W., ist J. von tiefen Thälern umgeben: im O. vom Thal Josaphat, das sich zwischen dem Ölberg und dem Berg Moria hinzieht, im W. und S. vom Thal Ben Hinnom, das sich mit jenem vereinigt. Ein drittes, weniger tiefes, von N. nach S. gerichtetes Thal, das Tyropöon oder Käsemacherthal, teilt die Stadt in eine westliche Hälfte (97 m über dem Kidron) und eine östliche mit den Höhen Moria und Bezetha. Die aus großen Werkstücken erbauten Mauern, welche von 34 viereckigen Türmen überragt werden, stammen aus der Zeit Sultan Solimans, messen etwa 4 km im Umfang und sind 12 m hoch. Von sieben Thoren sind nur fünf im Gebrauch, nämlich das Damaskusthor im N., das Stephansthor im O., das Moghrebiner oder Mistthor und das Zionsthor im S. und das am meisten benutzte Jafathor im W. Die belebtesten Gassen sind die Suks oder Bazare, welche meist überwölbt sind, dann die zum Damaskusthor führende und die die Stadt etwa in der Mitte von W. nach O. durchschneidende Straße. Dadurch zerfällt J. in vier Quartiere (Haret), die nach den vorherrschenden Konfessionen benannt werden: im O. das mohammedanische mit dem Tempelplatz (Haram esch Scherif), der sogen. Via dolorosa (s. unten), der Kaserne und der Amtswohnung des Paschas; im NW. das christliche mit der Kirche des Heiligen Grabes, dem Hiskiasteich, den Wohnungen des lateinischen und griechischen Patriarchen, des evangelischen Bischofs, vielen Klöstern ꝛc.; im SW. das Quartier der Armenier, mit der Citadelle, einer zweiten Kaserne, der protestantischen Kirche und dem Jakobskloster, der Residenz des armenischen Bischofs; endlich das Judenquartier, im Thal zwischen Zion und Moria, mit mehreren Synagogen. Die Straßen sind eng, abschüssig und vielfach gebrochen, schlecht oder gar nicht gepflastert und voll Unrat. Häufig geht man durch dunkle, dumpfige Kellergewölbe und an Trümmern einstiger Prachtbauten vorüber. Die Häuser sind durchweg von Stein, aber klein und niedrig, meist mit Kuppeln gekrönt oder mit flachen Dächern versehen. Schmale, niedrige Thüren und Fensteröffnungen, die nur zum Teil mit Glastafeln, meist mit eisernen oder hölzernen Gittern geschlossen sind, geben den Häusern ein gedrücktes, gefängnisartiges Aussehen. Verräucherte Kaffeeschenken, düstere Bazare und Sackgassen, stallartige Erdgeschosse, der Mangel an geräumigern Plätzen, die Stille der meisten Straßen vollenden das trübselige Bild der Stadt, die, vom Ölberg oder von N. gesehen, sich sonst stattlich genug ausnimmt. Erwähnenswerte öffentliche Gebäude weltlicher Bestimmung hat J., mit Ausnahme des neuen österreichischen Pilgerhauses und der Citadelle, nicht aufzuweisen. Letztere zeigt, namentlich an dem viereckigen Hauptturm, in gewaltigen Quadern Spuren hohen Altertums und ist sehr wahrscheinlich der Turm Phasael des Josephus, während die Tradition in ihr den »Turm Davids« sieht. Das reichste und größte Kloster Jerusalems ist das armenische Jakobskloster auf dem (traditionellen) Berg Zion, das in seinen umfangreichen Gebäuden zur Osterzeit außer dem Patriarchen und den 180 Mönchen mehrere Tausend Pilger beherbergen soll und außer Druckerei, Seminar ꝛc. auch die verschwenderisch ausgestattete Kirche des heil. Jacobus enthält.

[Heiligtümer.] Die vornehmsten Heiligtümer Jerusalems sind in der sogen. Via dolorosa (»Schmerzensweg«) vereinigt, einer 1 km langen, vom Stephansthor zur Kirche des Heiligen Grabes hinführenden Straße, welche nach der aus dem 16. Jahrh. stammenden Sage Jesus auf seinem Gang zum Tode durchwandelt haben soll. Zuerst liegt rechts eine moderne Kapelle der Lateiner, die an der Stelle erbaut sein soll, wo die Kriegsknechte Jesus geißelten; links eine Kaserne, wo angeblich einst das Prätorium, des Pilatus Wohnung, stand; weiter folgt der Platz, wo man Jesus das Kreuz auflegte. Unweit davon ist die Straße von einem Bogen überwölbt, worauf ein kleines Häuschen steht, nach der Legende die Stelle, wo Pilatus sein »Ecce homo« ausrief. Dann folgen die Stelle, wo Jesus, unter der Last des Kreuzes zusammenbrechend, sich an ein Haus gelehnt und da den Eindruck seiner Schulter zurückgelassen haben soll; die Stelle, wo er seine Mutter traf, wo ihm die heil. Veronika ihr Schweißtuch (s. d.) reichte, ꝛc. Die letzten drei der 14 Stationen befinden sich in der Heiligen Grabeskirche selbst. Vor dem Thor derselben ist ein mit Steinplatten gepflasterter Platz, wo Händler mit Wachslichten, Jerichorosen, Rosenkränzen ꝛc. ihre Waren anpreisen. Die Fassade der Kirche hat zwei Portale, von denen das eine jetzt zugemauert ist, und darüber zwei jetzt ebenfalls fast ganz vermauerte Fenster mit flachen Spitzbogen. Das flache Dach wird von einer großen und weiter zurück von einer kleinern Kuppel überragt, während sich zur Linken ein halb eingefallener Glockenturm erhebt. Jeder der verschiedenen Sekten gehören einzelne Teile des verzwickten Kirchen- und Kapellenkomplexes. Die erste Reliquie dieses »größten Reliquienschreins der christlichen Welt« ist eine rötliche Marmorplatte, auf welcher die Salbung des Gekreuzigten durch Joseph von Arimathia stattgefunden haben soll (der jetzige Stein datiert von 1808). Eine Treppe zur Rechten führt von da nach Golgatha,

welches $4^1/_2$ m über dem Boden der Grabeskirche liegt, den Griechen gehört und in eine Kapelle verwandelt ist, die durch weiße Marmarsäulen in zwei Hälften geschieden wird. Die nördliche Hälfte enthält die Stelle, wo mon Jesus ans Kreuz schlug, die südliche diejenige, wo die drei Kreuze aufgerichtet wurden. Die Vertiefung, in welcher das Kreuz Christi stand, ist in Silber gefaßt. Zu beiden Seiten sieht man die Löcher, wa die Kreuze der Schächer standen, und dicht dabei im Felsen den beim Verscheiden Jesu entstandenen Riß, welcher der Legende nach bis in den Mittelpunkt der Erde hinobreicht. Eine Marmarplatte verdeckt die (in Wahrheit etwo 20 cm tiefe) Spalte. Steigt man wieder hinab, so führen etwas weiter zur rechten Hand 29 Stufen aus dem Rundgang in den östlichsten, den Abessiniern gehörigen Teil des Gebäudes, eine ziemlich geräumige Kapelle, hinunter. Noch 13 Stufen tiefer steht in einer Felsenhöhle ein Altar über der Stelle, wo das Kreuz mit der Dornenkrone, den Nägeln 2c. gefunden worden sein sall. In besogtem Rundgang finden sich die kleinern Kapellen der Verspottung, der Kleiderteilung und des Kriegsknechts Langinus, der Christi Seite mit dem Spieß durchstach und, später bekehrt, hier jahrelang als Büßender gelebt hoben soll. Alle diese Kapellen sind je nach ihrer Bedeutung in der Legende mit einer größern aber geringern Anzahl Lompen, meist auch mit Bildern, welche aber alles Kunstwertes entbehren, ousgestattet. Dieser Rundgang mit seinen Kapellen gehört zu der von der eigentlichen Grabeskirche ursprünglich getrennten, um die Mitte des 12. Jahrh. erbauten Kreuzfahrerkirche, deren Hauptteil das sogen. Kotholikon aber Griechenchor, der imposanteste Roum des ganzes Baues, ist, in dessen Mitte eine Kugel den »Mittelpunkt der Welt« bezeichnet. Gald und Silber, Bronze und Marmor sind hier bis zur Überladung verwendet. Westlich van dieser Kirche liegt die große Ratunde der Grabeskirche; 16 Pfeiler bilden die Rippen des Rundbaues und haben Arkoden zwischen sich, welche sich in einer Galerie darüber wiederhalen und sich aberholb der Hahlkehle als Nischen sartsetzen. Die aben affene Kuppel drohte lange den Einsturz, bis Napoleon III. ihre Ausbesserung durchsetzte; dieselbe wurde 1868 vallendet. Unmittelbar darunter befindet sich die das Heilige Grob umschließende Kapelle, ein längliches Viereck, das mit rötlichem Marmor überkleidet, ringsum mit Pilastern und andern Zieraten im Rakakostil geschmückt und oben mit einer durchbrochenen Brüstung versehen ist, hinter welcher eine kleine Kuppel hervarragt. Die ganze Kapelle ist 8 m lang und $5^1/_2$ m breit. Vor der Thür derselben, die gegen O. liegt, befindet sich ein von zwei Steinbänken und großen Leuchtern umgebener Vorplatz. Dos Innere der Grabkapelle ist in zwei Abteilungen geschieden, van denen die vordere, die sagen. Engelskapelle, den Stein umfaßt, auf welchem sitzend der Engel den Jesu Leichnam suchenden Frauen die Worte zurief: »Worum suchet ihr den Lebendigen bei den Toten?«; die zweite Abteilung, ein niedriger Raum van 2 m Länge und 1,8 m Breite, enthält das heilige, ganz mit neuen Marmarplatten bedeckte Felsengrab selbst, an welchem täglich Messe gelesen wird. Von der Decke des Gemachs hängen 43 Ampeln oon edlem Metall herob, welche durch die Wappen Österreichs, Spaniens und ondrer katholischer Mächte als Geschenke des Abendlandes bezeichnet und stets brennend erhalten werden. Je 13 daoon gehören den Griechen, Loteinern und Armeniern, 4 den Kopten. Durch die Arkaden des nördlichen Teils der Rotunde gelangt man in eine den Lateinern gehörige dunkle Kapelle, auf deren Fußbaden ein Marmarring die Stelle bezeichnet, wo der Auferstandene der Mario Magdalena als Gärtner erschien, und gleich nördlich daneben befindet sich die Kapelle, wo er sich seiner trauernden Mutter zeigte. Außerdem wird hier hinter einem Gitter die eine Hälfte der Säule verwahrt, an der Christus gegeißelt ward. Eine beträchtliche Anzahl van Heiligtümern zweiten und dritten Ronges wird außen an der Mauer gezeigt, darunter eine Kapelle, wa Maria und Johannes der Kreuzigung zusahen, eine Jakobskapelle, eine Kopelle der 40 Märtyrer und sogor eine Kapelle über der Stelle, wo Abraham seinen Sohn Isaak apfern wollte. Der Haupteinwand, welcher dagegen erhaben wird, daß die Kirche des Heiligen Grabes wirklich da stehe, wa die ganze Szene spielte, nämlich der, daß sie wahrscheinlich innerhalb der zweiten Mouer des Josephus steht, Kreuzigungsstätte und Grab Christi aber außerhalb der Stadt gelegen waren, ist neuerdings durch Funde des Baurats Schick entkräftet worden (»Zeitschrift des Deutschen Palästinavereins« 1885). Was die Geschichte der Kirche anlangt, sa sind die Hauptdoten folgende. Zuerst ließ Konstantin d. Gr. nach der angeblichen Auffindung des Heiligen Grabes hier eine 336 eingeweihte Basilika errichten, die aber 614 van den Persern zerstärt ward. Nachdem um 620 ein Abt Madestus den Bau wiederhergestellt hatte, wurde derselbe im 10. Jahrh. zweimal durch Feuer und 1010 van den Türken völlig zerstört. Bis 1055 wor sie indessen schan wieder neu aufgebaut, und nun geschah durch die Kreuzfahrer viel zu ihrer Erweiterung und Verschönerung. Diese letztern Bauten haben sich, nur durch spätere Zuthaten entstellt und teilweise verdeckt, bis heute erhalten. Van neuem wurde die Kirche zerstört, als 1244 die Choresmier die Stadt eraberten; gleichwohl besaß sie um 1310 wieder viele reichgeschmückte Altäre. 1664 ließ sie der griechische Patriarch gründlich reparieren. Die Grabkuppel ward besonders durch Beiträge aus Frankreich hergestellt und zwor durch Franziskanermänche, doch ganz in der alten Weise; auch durften die Griechen und Armenier in ihrem Mitbesitz der Grabkapelle nicht beeinträchtigt werden. Dieser Neubou ward 1719 beendet. Am 12. Okt. 1808 entstand durch eine Kerze ein Brand, welcher die Kirche so sehr beschädigte, daß mon sie ganz neu aufzubauen beschloß. Die Kosten wurden vornehmlich van den Griechen und Armeniern bestritten, und 1810 war derselbe vollendet. Von alters her hat der kanfessionelle Hoder sich in der Kirche des Heiligen Grabes in den widerwärtigsten Händeln Luft gemacht, und aft wurde der weiße Marmar, der das Grab des Friedensfürsten deckt, mit dem Blut seiner Bekenner befleckt. Die höchste Feierlichkeit findet von alters her om Osterheiligabend statt, wo das angeblich Wunder wirkende heilige Feuer vam Himmel herabgebetet wird und unter den Gläubigen, welche, jeder womöglich zuerst, ihre Kerzen doron onzünden wollen, nicht bloß das schrecklichste Gedränge, sondern auch oft wilde Prügelei veranlaßt.

Die Stätte des alten jüdischen Tempels bezeichnet auf dem heiligen Tempelplatz im SO. der Stadt, dem Horam esch Scherif, eine 3 m hahe Plattfarm von 160 m Länge und 125–155 m Breite, die mit bläulichweißem Marmar getäfelt ist, und zu welcher marmorne Stufen führen. In der Mitte derselben steht der ochteckige, nach bis vor 30 Jahren für jeden Christen verschlossene Felsendam (auch Omar-Moschee genannt), ein leichter, schöner Bou aus dem 7. Jahrh. mit 30 m haher und 20 m im Durchmesser haltender

Kuppel, nächst der Moschee zu Mekka die heiligste der ganzen mohammedanischen Welt, an welche wie an den darin befindlichen heiligen Felsen sich eine Menge jüdischer und arabischer Sagen knüpft. Eine andre Moschee, El Aksa, ehemals die schöne, der Jungfrau Maria geweihte Basilika Justinians, liegt im südlichen Teil des Tempelplatzes.

[Bevölkerung.] Die mächtigste christliche Gemeinde in J. ist die griechische, 4600 Seelen stark; sie besitzt einen Patriarchen, 17 Klöster, welche Raum für 2500 Pilger bieten, ein Seminar für griechische Priester (im Kreuzkloster), eine Mädchen- und eine Knabenschule, ein Hospital ꝛc. Die Katholiken (2100 Seelen) besitzen das Salvatorkloster im W. der Stadt mit Pilgerherberge, schöner Druckerei, Schule und Spital, mehrere Mädchenerziehungsinstitute und das österreichische Hospiz. Die armenische Kirche zählt etwa 450 Bekenner unter einem Patriarchen und hat 2 Mönchsklöster (darunter das erwähnte Jakobskloster) und ein Nonnenkloster; die 85 koptischen (ägyptischen) Christen unter einem Patriarchen haben 2 Klöster, die Jakobiten ein kleines Kloster mit einem Bischof; desgleichen haben die wenigen (56) Abessinier einen Bischof. Eine protestantische Gemeinde (1886: 850 Seelen) besteht in J. seit den 40er Jahren. Ihr gehören die anglikanische Christuskirche auf dem Berg Zion (1842—48 erbaut), die deutsche Kapelle auf dem Johanniterplatz (seit 1871) und die St. Paulskirche für die arabischen Protestanten vor der Stadt, nahe dem Damaskusthor (seit 1874). Auf Anregung Friedrich Wilhelms IV. von Preußen wurde 1841 ein evangelisches Bistum von England und Preußen gemeinsam errichtet und der erste Bischof von Preußen, der zweite 1879 von England ernannt; als aber 1883 der letztere starb, blieb die Stelle unbesetzt, und 1886 wurde der Vertrag seitens Preußens gekündigt. Die Gemeinde besitzt eine anglikanische und eine deutsch-evangelische Schule, einige Knabeninstitute, eine englische Industrieschule für Proselyten, ein Hospital mit Diakonissinnen aus Kaiserswerth, ein Mädchen- und ein Knabenwaisenhaus, ein Kinderspital, das Johanniterhospiz und das Aussätzigenhaus. Die Sekte der »Templer« hat ein Lyceum mit 9 Lehrern. J. ist Sitz eines deutschen Berufskonsuls.

Die Gesamtzahl der Einwohner wird 1886 zu 33,850 angegeben, worunter 8250 Christen, 20,000 Juden und 5600 Mohammedaner, deren Zahl beständig abnimmt. Die Hauptsprache ist die arabische; außerdem hört man italienisch, griechisch, französisch, englisch, deutsch und russisch sowie türkisch sprechen. Im allgemeinen stehen die Bewohner Jerusalems nicht im besten Ruf, indem sie für träg, ränkesüchtig, lügenhaft und feig gelten. Doch halten sie streng auf Beobachtung ihrer verschiedenen kirchlichen Gebräuche. Von Industrie ist kaum die Rede, man treibt nur etwas Weberei und Pantoffelmacherei. Ausgeführt werden Pilgermuscheln, Rosenkränze, Amulette, Kruzifixe, Reliquien, doch nicht mehr in solcher Menge wie früher. Der neuerlich im Wachsen begriffene Handel ist unbedeutend, wiewohl es in J. manche reiche Kaufleute, namentlich unter den Armeniern, gibt.

[Umgebung.] Was die Umgebung Jerusalems anbelangt, so fehlt, wie bemerkt, der Stadt an der Nordseite der natürliche Schutz durch ein tiefes Thal, da sich hier eine Hochebene anschließt. Hier sind die sogen. Königsgräber, die aus Christi Zeit herrühren mögen, und die »Gräber der Richter«; näher der Stadt zeigt man eine geräumige Höhle, worin Jeremias seine Klagelieder gedichtet haben soll. Im NW. liegen die ausgedehnten Gebäude des russischen Konsulats und Hospizes, die des österreichischen Konsulats, das evangelische Mädchenwaisenhaus Talitha Kumi ꝛc. Hier hat sich in den letzten Jahren eine große, zumeist von Juden bewohnte Vorstadt gebildet. Im W. sind die beiden in den Felsen gehauenen viereckigen Teiche Mamilla und Birket es Sultan im Felsenthal Er Rababi (Ben Hinnom), wo zahlreiche Felsengräber sich erhalten haben; Zion gegenüber liegt der Töpferacker (nachher Blutacker oder Hakeldama genannt). Auf der Ostseite der Stadt fließt der Bach Kidron



Karte der Umgebung von Jerusalem.

durch das Thal Josaphat. Ganz im S. liegt der Teich Siloah, welcher von der intermittierenden Quelle Siloah gespeist wurde. Das Thal Kidron wird im O. vom Ölberg (s. d.) begrenzt, an dessen südwestlichem Fuß das Dorf Kefr Silwan mit meist in den Felsen gehauenen Wohnungen liegt. Nördlich davon das sogen. Grab Absaloms, Zacharias' und viele andre alte Gräber. Weiter thalaufwärts kommt man zunächst nach Gethsemane, einem etwa 70 Schritt im Quadrat großen, mit einer Mauer umgebenen Garten mit einigen sehr alten Ölbäumen, wo verschiedene durch die Leidensgeschichte Jesu geheiligte Lokalitäten gezeigt werden. Weiter nördlich, ebenfalls am Fuß des Ölbergs, zeigt man das angeblich von der heil. Helena errichtete Grabmal der Jungfrau Maria, daneben die Gräber ihrer Eltern und ihres Gatten Joseph.

[Spätere Geschichte.] J. blieb unter der Herrschaft der oströmischen Kaiser, bis es von Chosroes II., König der Perser, 614 erobert ward. Zwar gewann der Kaiser Heraklios die Stadt im Frieden 628 wieder; doch

fiel sie schon 637 nach zweimonatlicher Belagerung in die Hände der Araber, deren Kalif Omar selbst in die heilige Stadt einzog. Die Araber gestatteten jedoch den Christen, die heiligen Orte zu besuchen. Später, besonders seit sich 1076 die Seldschukken Jerusalems bemächtigt hatten, sahen sich jedoch die Christen vielfachen Bedrückungen ausgesetzt. Nachdem im ersten Kreuzzug Gottfried von Bouillon 15. Juli 1099 J. erobert hatte, wurde ein eignes christliches **Königreich** J. gestiftet. Auf dem Thron desselben saßen nacheinander Gottfried von Bouillon, Balduin I. (seit 1100), Balduin II. (seit 1118), unter welchem die Johanniter und Tempelherren emporblühten, Fulko von Anjou (seit 1131), Balduin III. (seit 1143), Amalrich I. (seit 1162), mit dem der Verfall des Reichs beginnt, Balduin IV. (seit 1173), Balduin V. (seit 1184) und endlich 1186 Guido von Lusignan. Nachdem 3. Okt. 1187 die Sarazenen unter Saladin J. erobert hatten (s. **Kreuzzüge**), trat Guido die Krone 1193 für Cypern an Heinrich von Champagne ab; doch vermochte dieser sowenig wie seine Nachfolger Amalrich II. von Cypern und Johann von Brienne seinen Ansprüchen Geltung zu verschaffen. Kaiser Friedrich II. setzte sich zwar 1229 die Krone von J., auf die er durch Heirat ein Recht erworben hatte, aufs Haupt; doch fiel die Stadt schon 1244 wieder in die Hände der Mohammedaner. 1382 bemächtigten sich die tscherkessischen Mameluken Jerusalems; 1517 eroberte es der türkische Sultan Selim I., dessen Sohn und Nachfolger die Stadt 1534 mit der jetzigen Ringmauer umgab. Seitdem blieb J. der Pforte unterworfen, bis diese sich 1833 genötigt sah, Syrien und mit diesem auch J. an Mehemed Ali, Vizekönig von Ägypten, abzutreten; 1840 kehrte es unter die Herrschaft der Pforte zurück. 1841 wurde von England und Preußen ein **evangelisches Bistum** zu J. gegründet (s. oben). Streitigkeiten über die heiligen Orte wurden 1853 Mitveranlassung zu dem orientalischen Krieg. Die deutschen Kaiser führten seit Friedrich II. den Titel »König von J.«

Zur Erforschung Palästinas und namentlich Jerusalems bildete sich 1865 eine englische Gesellschaft, der Palestine Exploration Fund, und 1877 der Deutsche Verein zur Erforschung Palästinas; beide veröffentlichen regelmäßige Berichte über ihre Arbeiten. Die Forschungen der englischen und amerikanischen Gelehrten sind zusammengestellt in den Werken: **Wilson** und **Warren**, The recovery of J. (Lond. 1870), »Our work in Palestine« (das. 1872), und **Besant** und **Palmer**, J., the city of Herod and Saladin (das. 1872). Von sonstigen Schriften über J. aus neuester Zeit nennen wir als die vorzüglichsten: **Sepp**, J. und das Heilige Land (2. Aufl., Regensb. 1876, 2 Bde.); **Derselbe**, Neue architektonische Studien rc. (Würzb. 1867); T. **Tobler**, Denkblätter aus J. (St. Gallen 1853); **Derselbe**, Topographie von J. (Berl. 1853—54, 2 Bde.); ferner **Wolff**, J. (3. Aufl., Leipz. 1872); **Bartlett**, Walks about the city and environs of J. (neue

rungsepoche, geb. 22. Nov. 1709 zu Osnabrück, ward 1742 vom Herzog Karl von Braunschweig zum Erzieher des Erbprinzen berufen. Ihm verdankt das Collegium Carolinum sein Entstehen und seine Blüte; 1743 zum Propst, 1749 zum Abt und 1771 zum Vizepräsidenten des Konsistoriums zu Wolfenbüttel ernannt, starb J. 2. Sept. 1789. — Sein Sohn **Karl Wilhelm**, der zu Wetzlar den Reichskammergerichtsprozeß studierte, erschoß sich daselbst 29. Okt. 1772 in einem Anfall von Schwermut, welches Ereignis Goethe bekanntlich als tragischen Ausgang seines Romans »Werthers Leiden« benutzte. Vgl. **Koldewey** in der »Zeitschrift für historische Theologie« 1869.

Jerusalemartischocke, s. Helianthus.

Jerusalemsblume, s. Lychnis.

Jerusalemseiche, s. Chenopodium.

Jerwen, Kreis des russ. Gouvernements Esthland, mit der Kreisstadt Weißenstein.

Jerxheim, Dorf im braunschw. Kreis Helmstädt, Knotenpunkt der Linien Holzminden-J., J.-Braunschweig und J.-Helmstädt der Braunschweigischen und Aschersleben-J. der Preußischen Staatsbahn, hat eine Zuckerfabrik, Brennerei und Mälzerei und (1885) 1893 meist evang. Einwohner.

Jerzyce (Jersitz), Dorf im preuß. Regierungsbezirk und Landkreis Posen, unmittelbar westlich bei Posen, hat eine chemische Düngerfabrik, 2 Dachpappenfabriken, eine Leimfabrik, große Ziegeleien und (1885) 7943 meist kathol. Einwohner.

Jesaias (**Esaias**, in der »Vulgata« **Isaias**), der erste unter den sogen. großen Propheten, Sohn eines gewissen Amoz, trat im Todesjahr des Königs Usias als Prophet auf und wirkte unter den drei folgenden Königen: Jotham, Ahas und Hiskias, bis nach 700. Gelegenheit zu ernsten Warnungen fand er besonders unter dem schwachen und abgöttischen Ahas. Als unter dessen Nachfolger Hiskias eine mächtige Partei, um aus der Zinsbarkeit Assyrien gegenüber herauszukommen, zu einer Verbindung mit Ägypten riet, sprach und wirkte der Prophet eifrig, aber vergeblich, dagegen, und als später Hiskias von Babylon zu einem Bündnis aufgefordert ward, warnte J. auch vor dieser kurzsichtigen Politik. Von dem seinen Namen tragenden Buche gehören besonders die Abschnitte Kap. 13 und 14, 24—27, 34 und 35 sowie 40—66 einer spätern Zeit und meist einem andern, in der Gefangenschaft zu Babylon lebenden Verfasser an. Die echten Orakel zählen nach Form und Inhalt zu den ausgezeichnetsten Erzeugnissen der Blütezeit der hebräischen Litteratur; sie sind in jener eigentlich prophetischen Redeweise, die zwischen Prosa und Poesie die Mitte hält, sich aber mehr zur letztern erhebt, abgefaßt und halten sich in einer ernsten, kraft- und würdevollen, bilder- und gedankenreichen Sprache. Aber auch der sogen. zweite oder babylonische J. (40—60) ist leicht und fließend geschrieben und durch fast dramatische Anschaulichkeit der Darstellung sowie durch Erhabenheit der sittlichen und religiösen Weltanschauung ausgezeichnet. Unter den neuern

Irmak, der in Armenien nördlich von Ersindschan entspringt, und des vom Kösse Dagh kommenden Tosanlysu mit dem Tschekerik Irmak und mündet, ein großes, sumpfiges Delta bildend, östlich von Samsun ins Schwarze Meer.

Jesdegerd (Yezdegerd), Name dreier Könige von Persien aus dem Geschlecht der Sassaniden: J. I., 399–419; J. II., 440–457; J. III., 632–649. Der letztere, Enkel Chosroes Nuschirwans, der letzte König von Persien aus dieser Dynastie, wurde 636 von den Arabern angegriffen und sein Heer bei Kadesia vernichtet. Er floh darauf von Ktesiphon nach Medien, dann nach Ostiran und suchte mit Hilfe der Türken sein Reich wiederzuerobern, fiel aber 649 durch Meuchelmord.

Jesi, Stadt in der ital. Provinz Ancona, auf einem Hügel am linken Ufer des Esino und an der Eisenbahn von Rom nach Ancona gelegen, hat alte Ringmauern mit Türmen, eine Kathedrale, mehrere andre Kirchen und ein Stadthaus mit guten Gemälden, ein schönes Theater, Piazza und Corso mit stattlichen Häusern, (1881) 12,118 Einw., welche Seidenzucht, Fabrikation von Papier, Seidenstrümpfen, Geweben und Seife, dann Handel mit Wein, Öl, Getreide und Käse betreiben. Die Stadt ist Bischofsitz und hat ein Seminar, ein Lyceum, Gymnasium und eine technische Schule. J. hieß bei den Alten Äsis und ist der Geburtsort des Kaisers Friedrich II.

Jesi, Samuele, ital. Kupferstecher, geb. 1789 zu Mailand, studierte an der Akademie daselbst unter G. Longhi. Seine ersten größern Arbeiten waren: die Verstoßung der Hagar (1821), nach Guercinos Bild in der Brera zu Mailand, und die Madonna mit Johannes und dem heil. Stephan (1834), nach Fra Bartolommeo im Dom zu Lucca. Im J. 1840 stach er nach Raffael das Bildnis des Papstes Leo X. mit den Kardinälen Rossi und Giulio de' Medici in der Galerie Pitti. 1846 übernahm er den Stich des damals eben in Sant' Onofrio zu Florenz entdeckten Freskogemäldes, welches, ein Abendmahl darstellend, von manchen dem Raffael zugeschrieben wurde. Er vollendete 1849 eine meisterhafte Zeichnung davon, starb aber 17. Jan. 1853 in Florenz vor Beendigung des Stiches. In der Zwischenzeit vollendete er noch den Stich nach der Vierge à la vigne. Sicherheit der technischen Ausführung und Korrektheit der Zeichnung sind die Haupteigenschaften der Werke Jesis.

Jesiden, s. Jeziden.

Jeso (Jesso, Yezo), die nördlichste der vier großen japan. Inseln, von Nippon durch die Tsungarustraße, von Sachalin durch die Lapérousestraße getrennt, 78,426 qkm (1424 QM.) groß mit (1884) 141,964 Einw., wozu im Sommer eine fluktuierende Bevölkerung von 50–80,000 Fischern kommt. Diese rechnet die japanische offizielle Statistik jedesmal zu J. und gelangt daher zu viel zu hohen Ziffern (1884: 190,938 Seelen). Die Insel wird von zwei Gebirgszügen erfüllt, von denen der eine von N. nach S., der andre von NO. nach SW. zieht. Dieser letztere enthält neun thätige Vulkane; die höchsten Gipfel sind im S. der Shiribetsudake (2400 m), im zentralen Teil der Tokachidake (2500 m), von welchem nach drei Richtungen die lachsreichen Flüsse Ischikari, Tesiwo und Tokatsi fließen. Das Klima ist im N. und O. rauh, weil hier die kalte Strömung von den Kurilen her auch im Sommer die Temperatur herabdrückt, milder im S. und W.; Hakodate (41° 46') hat eine mittlere Temperatur von 9°, Rummoppe (43° 57') von 6,6° C. Von Mineralien wurden Silber, Blei, Eisen und Kupfer gefunden; ausgeführt werden Schwefel und besonders Kohle aus den sehr reichen Lagern von Poronai, wohin eine 90 km lange Bahn vom Hafen Otaru über Sapporo führt, und von Iwani. Am fruchtbarsten und für einen rationellen Ackerbau am geeignetsten erscheinen die Ebenen des vielgewundenen Ischikari. An einem Nebenfluß desselben wurde durch das unter dem Einfluß amerikanischer Berater entstandene, aber 1882 wieder aufgelöste Kaitakuschi (Kolonisationsamt) die Hauptstadt Sapporo angelegt, mit einer landwirtschaftlichen Schule, Sägemühle und andern öffentlichen Bauten, um von hier aus in amerikanischer Weise die Insel zu kolonisieren und auszubeuten. Dabei wurden aber die größten Fehlgriffe gemacht und enorme Summen vergeudet. Danach wurde die Kaitakuschiregierung des Hokkaido, wonach J. mit den Kurilen in elf Provinzen zerfiel, aufgehoben und die Insel in drei Ken (Hakodate, Sapporo und Nemuro) geteilt. In neuester Zeit wurde eine große Dampfmühle (die einzige in Ostasien) bei Sapporo und eine Rübenzuckerfabrik bei Mombatsu errichtet. Die Regierung unterstützt durch Anlage von Wegen und Brücken die Industrie energisch; auch ermutigt sie die Ansiedelung, seitdem die Russen Sachalin zu bevölkern anfangen. Die wichtigste Stadt und der Ausfuhrhafen Jesos ist Hakodate (s. d.). S. Karte »China und Japan«.

Jesreel (jetzt Zera'in), eine Stadt Palästinas, im Stamm Isaschar, am Fuß des Gilboagebirges, Residenz des Königs Ahab von Israel und dessen Witwe Isebel. Auch die große, schlachtenberühmte Ebene im W. (s. Esdrelon) führte nach der Stadt den Namen J.

Jesse (spr. dscheff'), John Heneage, engl. Schriftsteller, geb. 1808 zu London, bekleidete viele Jahre hindurch eine Anstellung in der Admiralität und starb 7. Juli 1874. Schon 1829 hatte er ein Gedicht über Maria Stuart und bald darauf einen weitern Band Verse: »Tales of the dead« (1830), veröffentlicht. In der Folge wandte er sich der Geschichte und Biographie mit anekdotischem Beigeschmack zu. Er schrieb: »Memoirs of the court of England during the reigns of the Stuarts« (1839–40, 4 Bde.; 3. Aufl. 1857, 3 Bde.); »The court of London from the revolution in 1688 to the death of George II.« (1843, 3 Bde.); »George Selwyn and his contemporaries« (1843–44, 4 Bde.); »Literary and historical memorials of London« (1847 2 Bde.; neue Folge 1850, 2 Bde.); »Richard III. and his contemporaries« (1861); »London, its celebrated characters and remarkable places« (1870, 3 Bde.); »Memoirs of celebrated Etonians« (1875, 2 Bde.) u. a. Als sein bedeutendstes Werk gelten die »Memoirs of the life and reign of George III.« (1867, 3 Bde.).

Jessen (auch Lutters-J.), Stadt im preuß. Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Schweinitz, an der Schwarzen Elster und der Linie Wittenberg-Falkenberg der Preußischen Staatsbahn, hat ein Amtsgericht, Weinbau und (1885) 2551 meist evang. Einwohner. Nördlich die Jessener Berge, zum Fläming gehörig.

Jeßnitz, Stadt im Herzogtum Anhalt, Kreis Dessau, an der Mulde und der Linie Dessau-Bitterfeld der Preußischen Staatsbahn, hat ein Amtsgericht, Fabriken für Papier, Pappe, halbwollene und baumwollene Waren, buntewollene Tischdecken, Flaggen und Flaggentuche, Garnbleicherei und Färberei, Bandweberei, eine Dampfmahl- und eine Dampfschneidemühle und (1885) 4115 evang. Einwohner.

Jesso, Insel, s. Jeso.

Jessore, ind. Distrikt, s. Dschessor.

Jesuäten des heil. Hieronymus (Jesusdiener), ein der Armen- und Krankenpflege gewidmeter geistlicher Orden, der 1365 vom heil. Joh. Colombino in Siena gestiftet und vom Papst Urban V. 1367 bestätigt, 1668 aber vom Papst Clemens IX. wieder aufgehoben wurde, weil die Republik Venedig die großen Reichtümer dieser Kleriker zur Fortsetzung des Türkenkriegs zu verwenden wünschte.

Jesuiten (Gesellschaft Jesu), geistlicher Orden, der, gestiftet im alleinigen Interesse der päpstlichen Allgewalt, bald eine welthistorische Bedeutung wie kaum ein andrer Orden zu erlangen wußte. Der Stifter der Gesellschaft, Ignaz von Loyola (s. d.), nannte, weil er einst in einer Vision gesehen, wie Gott der Vater Jesu den besondern Schutz des Ordens übertrug, denselben die »Kompanie Jesu«; ihre Mitglieder fügten zu den drei Mönchsgelübden noch das vierte, »ihr Leben dem beständigen Dienst Christi und der Päpste zu widmen, unter dem Kreuzesbanner Kriegsdienste zu leisten, nur dem Herrn und dem römischen Oberpriester, als dessen irdischem Stellvertreter, zu dienen, so daß, was immer der gegenwärtige Papst und seine Nachfolger in Sachen des Heils der Seele und der Verbreitung des Glaubens ihnen befehlen, und in welche Länder immer er sie entsenden möge, sie ohne jegliche Zögerung und Entschuldigung sogleich, soweit es in ihren Kräften liege, Folge zu leisten gehalten sein wollten«. In einem Zeitpunkt, da alle Welt dem Papste den Gehorsam aufkündigte, legte sich ihm also hier ein aus schwärmerisch-phantastischen Anfängen rasch zum Stadium weltkluger Berechnung fortgeschrittener Orden unbedingt zu Füßen. Kein Wunder, wenn ihn schon 27. Sept. 1540 Papst Paul III. bestätigte und Julius III. seine Vorrechte in ausgedehntester Weise erweiterte. Die J. wurden mit den Rechten der Bettelmönche und der Weltgeistlichen zugleich ausgestattet, mit ihren Gütern von aller weltlichen Gerichtsbarkeit und Besteuerung, auch von bischöflicher Abhängigkeit befreit und hatten demnach außer ihrem Ordensobern und dem Papst keinen Herrn anzuerkennen; sie erhielten die Befugnis, alle Priesterfunktionen, sogar während eines Interdikts, zu verrichten, von allen Kirchenstrafen und Sünden eigenmächtig loszusprechen, die Gelübde der Laien in andre gute Werke zu verwandeln, von Fastengeboten, von Abwartung der kanonischen Stunden, vom Gebrauch des Breviers sich selbst zu dispensieren sowie überall Kirchen und Güter zu erwerben und Ordenshäuser anzulegen. Dazu erhielt ihr General neben einer unumschränkten Gewalt über alle Ordensglieder die Befugnis, sie in jederlei Aufträgen überallhin entsenden, sie allerwärts als Lehrer der Theologie anstellen und mit akademischen Würden bekleiden zu können.

Organisation des Jesuitenordens.

In den Konstitutionen und der darauf beruhenden gesellschaftlichen Gliederung des Ordens charakterisiert sich aufs sprechendste die schon im Stifter zu bemerkende Verbindung überspanntester Schwärmerei und raffiniertester Berechnung. Religiös-sittliche Motive und politische Kunst und Klugheit haben zusammengewirkt, um eine mannigfaltig verzweigte, aber einheitliche Ordensregel zu schaffen und der Gesellschaft jene einzigartige Organisation zu geben, welche einem aus festen Ringen gefügten Panzer gleicht, der seinen Träger wehrhaft macht, schützt und zugleich elastisch genug ist, um ihm jegliche Bewegung zu verstatten. Wille, Einsicht und Gewissen der ganzen Gesellschaft werden daher in der Hand des Generals zu einem gefügigen Werkzeug, welches keinem Befehl versagt. Etwa 500mal kommen die Konstitutionen darauf zurück, daß jeder im General Christus selbst sehen müsse, wie überhaupt dem alten Soldaten, welcher den Orden gestiftet hatte, die Subordination als das Geheimnis aller Machtentfaltung, als die Seele aller Tugend galt. »Ein jeder sei überzeugt, daß diejenigen, welche unter dem Gehorsam leben, von der göttlichen Vorsehung durch Vermittelung ihrer Vorgesetzten sich ebenso bewegen und regieren lassen müssen, wie wenn sie ein Leichnam wären« (perinde ac si cadaver essent). Innerhalb des durch die Konstitution gezogenen Spielraums schaltet der General souverän, so daß der Einzelne, nicht aber die Gesellschaft in seine Hand gegeben ist. Durch die Provinziale (praepositus provinciae) gewählt und nur dem Papst verpflichtet, setzt er alle höhern Beamten ein und ab, verfügt über den Rang und die Wirksamkeit der Mitglieder, handhabt die vom heiligen Stuhl erhaltenen Privilegien, Gerechtsame und Konstitutionen, welche er ohne weitere Rechenschaft schärfen, mindern, widerrufen kann, und übt überhaupt volle Regierungs- und Jurisdiktionsgewalt aus. Er hat in den vier Beisitzern (Assistenten) gleichsam genossenschaftliche Anwalte, welche ihn bei schwierigen Geschäften durch Rat und That unterstützen, aber auch beobachten und, wenn er trotz der von dem Warner (Zensor, Admonitor) ausgehenden Abmahnung bei Mißgriffen oder den Ordensregeln zuwiderlaufendem Leben verharrt, vor den Generalkonvent bescheiden und hier auf Absetzung oder noch strengere Strafe antragen dürfen. Ähnlich dem General, welcher ihn ernennt, übt der Provinzial in seinem bald größern, bald kleinern Kreis die gleichfalls von Beisitzern und dem Warner gezügelte Amtsgewalt aus, untersucht jährlich einmal sorgfältig den Stand des Bezirks, überwacht auf Hochschulen und in Kollegien Lehrer und Schüler und beschränkt hochbetagte oder für wissenschaftliche Thätigkeit nicht befähigte Ordensglieder auf den Beichtstuhl. Dem Provinzial unmittelbar untergeordnet sind die Vorsteher der Profeßhäuser (Superioren), in welchen die vollendeten J. (professi quatuor votorum) wohnen. Die gleichfalls von Räten und Mahnern (monitores) umgebenen Rektoren oder Vorsteher der Kollegien leiten die wissenschaftliche Thätigkeit und den Schulbetrieb des Ordens. Ein geregelter Briefwechsel verknüpft alle Gebiete und vermittelt alle Gesellschaftsbeziehungen. Wöchentlich einmal statten die Rektoren und Vorsteher der Profeßhäuser dem Provinzial Bericht ab, worauf jeden Monat Bescheid erteilt wird. Sämtliche Provinziale in Europa schreiben dem General monatlich einmal, die Rektoren und Hausvorsteher alle drei Monate. Die Beamtenkontrolle wird so geführt, daß der General nicht nur im Besitz vollständiger Kataloge ist, worin die einzelnen Ordensglieder nach Namen, Alter, Studien, Beschäftigungen, geistiger Befähigung charakterisiert sind, sondern auch über die Entwickelung und Bewährung aller Arbeiter beständig auf dem Laufenden gehalten und dadurch in den Stand gesetzt wird, für jeden Posten sofort den geeigneten Mann zu ersehen. Aus den einlaufenden zahllosen Einzelberichten geht der jährlich zu Rom in lateinischer Sprache abgefaßte Generalbericht über den Stand der Provinz hervor. Den untersten Grad des Ordens bilden die Novizen, welche der von einem Gehilfen (coadjutor) unterstützte Novizenmeister (magister novitiorum) im

Probehaus (domus probationis) beaufsichtigt und leitet. Zwanzig Tage lang dauert die Gastzeit, binnen welcher man den Fremdling (Indifferenten) vorläufig beobachtet und durch bestimmte vom Prüfer (Examinator) gestellte Fragen zu erforschen trachtet. Für den Zugelassenen, der vor allem körperlich gesund und geistig befähigt sein muß, beginnt nun die Probezeit (Noviziat). Die von 4 Uhr morgens bis 9 Uhr abends genau bestimmte Tagesordnung der Novizen umfaßt eine ertötende Monotonie von düstern Andachtsübungen, niedern Dienstleistungen, phantastischer Lektüre und herber Selbstqual, ganz dazu gemacht, alle gesunde Eigenart zu brechen und die geistige Verschrobenheit zu vollenden, die den jungen Mann ins Novizenhaus geführt hat. Nach zweijähriger Probezeit tritt der Novize mit feierlichem Gelübde der Armut, Keuschheit und des Gehorsams als Koadjutor der Gesellschaft bei, deren Zwecke er von nun an thätig fördert, ohne noch die innersten Triebfedern des großen Maschinenwerkes selbst zu kennen. Seine Gelübde binden ihn, nicht aber den Orden, welcher einen Mißliebigen ohne weiteres entlassen darf. Es gibt geistliche Koadjutoren (Mithelfer, coadjutores formati, spirituales), welche den Jugendunterricht besorgen oder auch im Beichtstuhl und auf der Kanzel wirken, und weltliche Koadjutoren (coadjutores saeculares), welche als Verwalter, Diener, Köche, Handarbeiter für die physischen Bedürfnisse des Ordens sorgen und ohne bestimmte Erlaubnis nicht einmal lesen und schreiben lernen dürfen. Nur wer als Scholastikus in einem Ordenskollegium fünf Jahre lang sich mit allgemein wissenschaftlichen Fächern beschäftigt, dieselben dann weitere fünf Jahre lang als Lehrer vorgetragen, hierauf ungefähr ebenso lange Theologie studiert und schließlich noch ein Jahr auf Wiederholung der Noviziatsübungen verwendet hat, empfängt die Priesterweihe und findet entweder Verwendung als geistlicher Koadjutor oder Aufnahme in die Zahl der Professen von vier Gelübden. Diese allein verwalten die höchsten Ämter, wählen aus ihrer Mitte den Großmeister und erscheinen auf den, freilich selten genug, in Rom abgehaltenen Generalkapiteln. Hinsichtlich des Vermögens galt früher der Unterschied, daß die Profeßhäuser von milden Gaben lebten, die Kollegien und Novizenhäuser aber gemeinschaftliche Einkünfte erwerben durften.

Inneres Ordensleben.

Das innere Ordensleben charakterisiert sich besonders nach den vier Seiten der häuslichen Zucht, des Gottesdienstes, des Unterrichts und des Missionswesens. Die Hausregel oder Tagesordnung strebt das Aufgehen aller individuellen Triebe und Kräfte im Gesamtinteresse an. Obenan steht die Pflicht, gegenüber den Befehlen der Obern dem eignen Willen zu entsagen. Niedrige, oft den Sinnen widerwärtige Geschäfte (officia abjecta) muß man so lange betreiben, bis die ursprüngliche Abneigung besiegt ist, für jeden Brief die Erlaubnis des Obern nachsuchen, alle Falten und Geheimnisse des Herzens, alle Fehler und Gebrechen nicht nur im Beichtstuhl enthüllen, sondern auch außerhalb desselben, wenn sie an einem Mitbruder entdeckt werden, ohne Säumnis einberichten, endlich zweimal des Tags sein Gewissen prüfen. Der kategorische Imperativ des blinden Gehorsams erreicht dadurch seinen Höhepunkt, daß der Vorgesetzte kraft der gegebenen Vollmacht im Namen Jesu Christi dem Untergebenen selbst eine Handlung aufgeben kann, welche dessen eignes sittliches Gefühl oder Urteil mißbilligt. Die Selbstüberwindung gegenüber den Banden des Bluts fordert Aufgeben der angebornen Naturgefühle; von Vater, Mutter, Verwandten spricht schon der Novize als von solchen, die er nicht mehr hat. Nicht weniger soll die Eifersüchtelei der Nationalität in dem Kreis der Brüderschaft verschwinden, daher Gespräche über politische Gegenstände verboten sind. Jedes Mitglied soll nach Kräften Engelsreinheit des Geistes und Leibes erstreben, Auge, Ohr und Zunge mit anhaltender Sorgfalt bewachen. Gang, Schritt, Gestikulation, Stimme, Haltung sind dem Jesuiten genau vorgeschrieben. Er wandelt im langen schwarzen Gewand und Mantel, mit einer schwarzen viereckigen Mütze oder dem flachbodigen Krempenhut angethan; sein Haupt darf er nicht frei bewegen, sondern muß es mit leichter Beugung nach vorn tragen; die Augen sollen den Boden suchen und nur den untern Teil des Gesichts des Angeredeten fixieren. Auch auf etwanigen Wanderungen soll der Jesuit sich unaufhörlich in den Ordenskreis hineindenken und in bestimmten Fristen vorgeschriebene Reisegebete wiederholen. Die Armut soll als eine eherne Ordensmauer (religionis murus) geliebt und in aller Reinheit geübt werden. Niemand soll irgendwie Eigentum haben, jedermann mit dem geringsten Hausgerät und Bedarf zufrieden und, im Fall Not oder Gebot es fordern, bereit sein, das Brot von Thür zu Thür zu erbetteln, auch nicht Lohn und Almosen nehmen für geistliche Handlungen, als Messe, Beichte, Predigt, Unterricht. So wenigstens lauten die Konstitutionen, die freilich durch päpstliche Eingriffe gerade auf diesem Punkt verhängnisvolle Änderungen erfuhren, in deren Folge der Jesuitenorden bald über unzählige Reichtümer gebot und in allen Ländern Handels- und Bankgeschäfte betrieb.

Gottesdienst, Predigt und Seelsorge sind streng an die Überlieferung der römisch-katholischen Kirchenlehre gebunden; doch verschmähten die jesuitischen Theologen nicht, wo es die Erreichung ihres Hauptzwecks, Bekämpfung des Protestantismus und seiner Dogmatik, galt, auch unter Anwendung von utilitarischen und eudämonistischen Reflexionen die Seelen möglichst zu gewöhnen, ihr Heil auf dem Weg der Beichte und der verdienstlichen Werke zu suchen. Während sie in der Verfolgung dieses Ziels die Lehren von der Gnade und Vorherbestimmung einer rein rationalistischen Kritik unterwarfen, huldigten sie auf andern Gebieten zugleich der krassesten Phantastik und trieben namentlich als fruchtbares Prinzip alles sinnlich-übersinnlichen Aberglaubens den Marienkultus auf die Spitze. Dieser letztere überwucherte bald in seiner rohesten, geschmacklosesten und anstößigsten Form den ganzen Gottesdienst. Ein stehendes Thema in ihren Predigten und Erbauungsbüchern wurde es, daß es schwer sei, durch Christus, dagegen leicht, durch Maria selig zu werden. Aber auch sonst fand aller Heiligen-, Bilder- und Reliquiendienst die eifrigste Unterstützung, Fortbildung und Verbreitung unter den J. Sie produzierten Wundergeschichten, Talismane und Fetische in Menge und suchten auf diesem Weg die Phantasie des Volkes zu beschäftigen und einzunehmen. Nichts wurde verabsäumt, um neben der schlagfertigen Frömmigkeit, welche jede Kapitulation mit dem Feind verschmähte, den religiösen Sinn an die Interessen des Ordens zu knüpfen. Für diesen bringt man im Beginn des Jahrs, Monats, der Woche ein besonderes Meßopfer dar; die Wohlthäter und Gönner finden in Gebeten und Messen dankbares Gedächtnis, kein wichtiges, der römisch-katholischen Kirche und Brüderschaft günstiges Ereignis bleibt ohne gottesdienstliche Feier. Das ganze Räderwerk der mannigfaltig abgestuften

Kultusangelegenheiten ist durch bestimmte Vorschriften geregelt. Den Übergang von dem stillen Gebet zu dem öffentlichen Gottesdienst bildet die unter dem Namen der *geistlichen Übungen* künstlich gegliederte Andacht. Den methodisch-didaktischen Leitfaden gewährt Loyolas »Geistliches Übungsbüchlein« (»Exercitia spiritualia«), welchem schon 1548 Papst Paul III. mittels einer Bulle gleichsam kanonische Weihe, die Generalkongregation von 1594 aber weitere Ausführung verliehen hat. Es enthält eine nach vier Wochen, der religiös-geistlichen Dienstzeit, geordnete förmliche Anweisung zur Prüfung des eignen Gewissens und zum Beten, ganz dazu angethan, alle Willensfreiheit gänzlich niederzuschlagen und einen teils schwärmerisch fiebernden, teils leidenden Gemütszustand zu erzeugen, der jeden Eindruck des brüderschaftlichen Geistes duldet und den letzten Tropfen individuellen Bluts freudig der geistlichen Kelter überläßt.

Diese geistlichen Übungen konnten um so weniger ihre Wirksamkeit verfehlen, je planmäßiger das *wissenschaftlich-pädagogische Element* von dem Orden entwickelt und für praktische Endergebnisse benutzt wurde. Wollte man den Siegesgang der Reformation aufhalten, so erschien vor allem wirksamste Konkurrenz auf dem Gebiet des Unterrichts notwendig. Von Anfang an hat daher der Orden sein Augenmerk auf die Erziehung und Bildung der heranreifenden Generationen gerichtet und das Gelübde des Jugendunterrichts in seine Ordensregel aufgenommen. Um möglichst viele Zöglinge zu gewinnen, ward der Unterricht möglichst wohlfeil, im Prinzip sogar unentgeltlich erteilt, und zwar den Kindern aller Stände. Abgesehen aber war es besonders auf Söhne aus bessern Ständen und talentvolle Köpfe, und der allbestimmende, die ganze pädagogische Betriebsamkeit leitende Gedanke war der Ordenszweck. Hatte bei der Wiederaufnahme des Studiums des klassischen Altertums in Italien und Deutschland teils die ästhetisch-sprachliche, teils die kritisch-historische Seite das Übergewicht erhalten, so trat in den *Jesuitenschulen* der Humanismus, seinem geschichtlichen Charakter geradezu entgegen, in den Dienst des römisch-mittelalterlichen Kirchentums. Freilich war es fast ausschließlich das Lateinische, nicht das Griechische, was die Gesellschaft pflegte. War doch das Latein zugleich Kirchen- und Gelehrtensprache des ganzen Abendlandes. Als solche paßte es vortrefflich zu den römischen Tendenzen des Ordens: die nationale Bildung ward überall zurückgedrängt und die katholische Theologie unumschränkte Königin der Wissenschaften. Die Ausbildung einer schlagfertigen Geistlichkeit und einer von Ehrfurcht vor dem priesterlichen Stand erfüllten, unterwürfigen Laienschaft, dies ist das Ziel aller Lehranstalten. Ihre Grenzen und Befugnisse, ihre Hilfsbücher, Arbeits- und Mußestunden, Strafen und Belohnungen &c., alles ist durch feste Vorschriften gegen Ungewißheit oder Willkür sichergestellt. Selbst in Dingen, welche nicht dem Glauben und der Frömmigkeit angehören, soll jeder Lehrer, auf eignes Urteil verzichtend, die Ansichten bewährter Meister und die Gebräuche katholischer Schulen darlegen. So wurden Aristoteles auf philosophischem, Hieronymus auf exegetischem, Thomas auf dogmatischem Gebiet Vorbilder des großen Gedankenregenten in Rom, für dessen Dienst sie erzogen wurden. Der unter dem General Aquaviva 1584 ausgearbeitete Studienplan (Ratio atque institutio studiorum societatis Jesu) lehnte sich so eng an humanistische Vorbilder, wie die Schulordnung des evangelischen Straßburgers Joh. Sturm und die Schola aquitanica (Collège de Guienne), an, daß er von der spanischen Inquisition getadelt und vom Papst Sixtus V. verworfen ward. Erst eine zweite Bearbeitung von 1599 erlangte wirkliche Geltung. Mit wenigen Zusätzen vom Jahr 1616 und einigen die Grundsätze nicht berührenden Änderungen des Generals Roothaan vom Jahr 1832 gilt die Ratio studiorum noch heute. Nach ihr sind die der J. so eingerichtet, daß die niedern Studien (studia inferiora) den fünf oder sechs Gymnasialklassen (Principia, Rudimentum, Syntaxis, Humanitas, Rhetorica), die höhern Studien (studia superiora, d. h. Philosophie und Theologie) den beiden Lycealklassen (Facultas artium und Theologia) zufallen. Die drei untern Gymnasialklassen werden auch unter der Bezeichnung *Grammatik*, wie die beiden obern unter dem Namen *Humanität* zusammengefaßt. Die Gymnasialklassen bis auf die zweijährige Rhetorik haben einjährigen Lehrgang. Die philosophischen Studien sind auf zwei, die theologischen auf vier Jahre berechnet. Allenthalben suchte man den freiern Gebrauch der gewonnenen Kenntnisse und rhetorisch-dialektische Gewandtheit zu erzielen. Diesem Zweck dienten namentlich die sogen. *akademischen Vereine*, in welchen die Zöglinge unter der Vorsteherschaft eines Lehrers und nach ihren verschiedenen Stufen als Grammatiker, Humanisten, Rhetoriker, Philosophen, Theologen Aufgaben in mündlicher und schriftlicher Rede behandelten, Vorträge hielten und beurteilten, Sätze verteidigten und angriffen &c. Als *Zuchtmittel* gebrauchte man vorwiegend Ehrgeiz und Eitelkeit und führte nach den Kenntnissen und Sitten bestimmte Klassenplätze sowie Prämien ein. Auch hier hatte jeder Schüler seinen Nebenbuhler und in ihm zugleich seinen Aufseher und Denunzianten. Auf Wetteifer (aemulatio) beruhte die ganze Disziplin. (Über jesuitische Erziehung vgl. *Reinhold*, K. L. Reinholds Leben, Jena 1825, S. 5 ff.) So erhielt der Orden nach und nach einen Stamm von Zöglingen, welchen in den meisten katholischen Ländern die Leitung des Unterrichts zufiel, und die dabei einer religiös-körperschaftlichen Richtung folgten, deren Endergebnisse weniger der Wissenschaft als dem kirchlichen Leben förderlich werden mußten.

Der letzte Hebel des wachsenden Einflusses des Jesuitenordens war endlich der, daß er die *Mission* oder Heidenbekehrung in den Bereich seiner Thätigkeit zog. Dies hatte schon in dem ursprünglichen Gedanken Loyolas gelegen, und in dem Mitbegründer des Ordens, *Franz Xaver* (s. d.) erstand ihm einer der größten und erfolgreichsten, Heidenmissionäre, die das Christentum aufzuweisen hat. Aber auch auf dem im äußersten Notfall betretenen Weg der den Deckmantel des Glaubenseifers umwerfenden Eroberung oder einer schlauen Handelspolitik haben die J. in Ost- und Westindien, in Japan wie in China und Abessinien dem Christentum und ihrer Gesellschaft Tausende von Anhängern gewonnen. Dabei wandte man alle erdenklichen Mittel und Künste der Bekehrung an, verschmolz althergebrachte Vorstellungen und Gebräuche mit christlich-katholischen Begriffen und Gewohnheiten, bahnte sich in Ostindien bald als christlicher Brahmane zu den Großen, bald als Freiheit verkündender Apostel zu den unterdrückten Volksmassen den Weg, trat in Japan als Lehrer und Vollstrecker eines strengen Sittengesetzes den wollüstiger Trägheit sich hingebenden Priestern entgegen und machte Partei bei dem der üppigen geistlichen Standesgenossenschaft grollenden Adel, gewann

in China durch Meßkunst und Sterndeuterei Eingang und Ansehen, übernahm im spanischen Südamerika die Anwaltschaft der unterdrückten Eingebornen, handhabte gelegentlich auch dos christliche Gebot der Bruderliebe durch Kampf wider Sklaverei und Gründung des sozialistisch-theokratischen Jesuitenstaats Paraguay.

Geschichte und Ausbreitung des Jesuitenordens.

Nach dem Tode des Stifters zählte die Gesellschaft über 1000 Mitglieder, unter welchen sich jedoch nur 35 Professen befanden, 100 Wohnsitze (Häuser) und 14 Provinzen, von welchen 7 auf die Pyrenäische Halbinsel, wo sie sich am schnellsten ausbreitete, und die spanisch-portugiesischen Kolonien kamen. Andre und unter den folgenden Generalen neu hinzukommende Provinzen verteilen sich über Italien, Frankreich, Ober- und Niederdeutschland. Die Mittelpunkte der jesuitischen Wirksamkeit, die Kollegien, gingen, zumal da man überdies das Andenken der freigebigen Gönner durch Messen und Prunkfeste ehrte, meist aus freiwilligen Gaben und Schenkungen hervor. So stifteten z. B. Kaiser Karl V. zu Palermo, der Bruder desselben, König Ferdinand, zu Prag, Wien und Innsbruck, die Erzherzogin Magdalena, Ferdinands Schwester, zu Hall Kollegien. In Spanien wurde das 1542 gegründete Kollegium zu Saragossa im Lauf der Zeit die Mutteranstalt von 25 andern Kollegien. In Portugal, wo die Gesellschaft an dem König Johann III. den ersten freigebigen Gönner und an dem Enkel desselben, Sebastian (gest. 1578), einen unterthänigen Schüler gewann, dienten die Kollegien zu Lissabon, Evora, Oporto, Braga und Coimbra als Stützen und Werkstätten einer wahrhaft theokratischen Macht, der nicht nur Glaube und Wissenschaft, sondern auch Leben und Sitten des portugiesischen Volkes gehorchten. In Italien bildete das durch den Herzog Borgia, nachmaligen dritten Ordensgeneral (gest. 1572), zu Rom gestiftetete Kollegium (1551) den Mittelpunkt, von welchem aus auf 120 Pflanzschulen eingewirkt wurde. Daneben diente das nur von jungen Deutschen besuchte deutsche Kollegium (s. Collegia nationalia) in Rom als ein Hauptrüstzeug für die Ordenszwecke jenseit der Alpen. In Frankreich blühten um den Anfang des 17. Jahrh. 35 reiche Kollegien. In Deutschland breitete sich der Jesuitenorden von drei Zentralpunkten, Ingolstadt, Wien und Köln, aus. Nachdem die Gesellschaft mit Beihilfe der bayrischen Herzöge Wilhelm IV. und Albrecht V. durch die gelehrten Bruder Jay, Salmeron und Canisius auf der Universität Ingolstadt steigendes Ansehen erworben und daselbst ein Kollegium gegründet hatte (1556), wurden auch in München (1559), Dillingen (1563) und Augsburg (1579) Filialanstalten errichtet und der höhere wie der untere Schulunterricht in die Hand genommen, indes Wien, wo Canisius (s. d.) ein rasch aufblühendes Kollegium (1551) stiftete, den Weg nach Prag (1556), Olmütz, Brünn in Mähren (1561), Tyrnau in Ungarn (1561), Graz in Steiermark, Innsbruck und Hall in Tirol bahnte. Von Köln aus, wo der Orden zuerst das akademische Kollegium der drei Kronen (1556) und bald die gesamte Universität unter seine Aufsicht brachte, entstanden Pflanzungen in Trier (1561), Mainz (1561), Speier, Aschaffenburg und Würzburg, ferner in Antwerpen, Löwen, St.-Omer, Cambrai und Tournai. Auch in dem von Polen abhängigen Preußen siedelten sich die J. zu Braunsberg an, wo ihnen Bischof Hosius von Ermeland ein Kollegium stiftete (1565), und fanden bald danach auch Eintritt in Posen, Pultusk, dem livländischen Riga und Wilna (1570). Dagegen blieben Rußland, Norddeutschland, Skandinavien und Großbritannien dem Orden nach kurzen Schwankungen verschlossen. Überall ging das Hauptbestreben des Ordens dahin, dem Protestantismus Gebiete wieder zu entreißen, die er früher erobert hatte. Seit der Vorsteherschaft des fünften Generals, Aquavioa (1582—1615), welcher den drei Spaniern Ignaz Loyola, Laynez und Borgia nach der schwachen Regierung Mercurians (1573—81) folgte und seine monarchische Stellung allen Anfechtungen der spanischen Ordensbrüder gegenüber aufrecht erhielt, begann die faktiös vielgeschäftige Richtung schrankenlosen Ehrgeizes und abgefeimter, ohne sittlichen Rigorismus wirksamer Verstandesreflexion, eine Zeit, fruchtbar an Intrigen, Gewaltthaten und Erfolgen, aber in vieler Beziehung auch im direkten Gegensatz zu der Konstellation stehend, welche die Geburtsstunde des Ordens bezeichnet hatte. Der Wendepunkt fällt in das Generalat Vitelleschis (1615—45), unter welchem sich sogar die Professen der Verpflichtung der Armut entbanden und der Allgewalt des Generals eine Schranke zogen. Damals (1616) zählte der Orden 39 Provinzen, 1593 Mitglieder, 803 Häuser, worunter 15 Profeßhäuser, 467 Kollegien, 63 Missionen, 165 Residenzen und 136 Seminare.

Diese Richtung des Ordens aber war es, die, abgesehen von dem nur zu natürlichen Neid, welcher ihm aus seiner gebietenden Macht- und Ausnahmestellung in der Kirche erwuchs, den J. unter der nicht jesuitischen Geistlichkeit und den alten Mönchsorden viele Gegner erweckte. So erklärte die Universität zu Paris den gonzen Orden für unnütz, und als es demselben 1562 gleichwohl gelang, in Frankreich festen Fuß zu fassen, mußte er auf den Gebrauch seiner meisten Freiheiten verzichten. Nachdem die J. sich schon in Portugal unter den Königen Johann III. und Sebastian in politische Händel gemischt hatten und nach des letztern Tode die Hauptursache gewesen waren, daß dieses Reich der spanischen Krone überliefert wurde, gerieten sie auch in Verdacht, in Frankreich an der Ermordung Heinrichs III. teilgenommen zu haben. Wegen des Mordversuchs ihres Schülers Châtel auf Heinrich IV. wurden sie 1594 feierlich aus Frankreich verbannt, allein schon 1603 gestattete ihnen derselbe König wieder die Rückkehr. Der Teilnahme an der Ermordung desselben durch Ravaillac konnte man sie nicht überführen; dos Buch des Jesuiten Mariana, welches den Fürstenmord verteidigt, halfen sie selbst mit verdammen, und durch Schmeicheleien gegen die Höfe sowie vorzüglich durch eine raffinierte, auf die Schwächen der Vornehmen berechnete beichtväterliche Praxis wußten sie sich in dem Besitz der Macht zu erhalten. So beherrschten sie vom Beichtstuhl aus nicht bloß die Bourbonen bis auf Ludwig XV., sondern errangen womöglich noch größere Erfolge in Deutschland, wo die Kaiser Ferdinand II. und Ferdinand III. ganz unter ihrem Einfluß standen, und wo sie im Dreißigjährigen Krieg die Seele der Liga waren. Durch den Pater Lamormain wurde der Sturz Wallensteins herbeigeführt und das schwankende Bayern in der Bundesgenossenschaft mit Österreich erhalten. Unterdessen traf sie in Frankreich ein empfindlicher Schlag durch den Jansenismus (s. Jansen 1). Beschuldigungen wurden gegen sie laut, die sie nicht widerlegen konnten; die in den »Lettres provinciales« von Pascal gegen sie erhobenen Anklagen waren das Signal zum Sturm. Man tadelte laut ihr theatralisches Unterrichtswesen, die Seichtigkeit ihrer Lehrort, die kosuistische Gewis-

senlosigkeit ihrer Moral, und die Roheit ihres Ordensegoismus wurde in Sciotis »Monarchia solipsorum« gegeißelt. Dazu kamen die unsittlichen Mittel, welche sie bei ihren Heidenbekehrungen anwandten, ihre Unverträglichkeit gegenüber den übrigen Missionären, die offene Widersetzlichkeit, die sie aus der Ferne, in Amerika, China, Indien, sogar dem römischen Stuhl gegenüber entfalteten, der Handelsgeist, der ihre Unternehmungen charakterisierte, teilweise auch ihr anstößiger Lebenswandel. Aus einigen italienischen Städten wurden sie wegen verbotenen Umganges mit dem weiblichen Geschlecht fortgewiesen. Ihre Gewinnsucht aber trat am unverhohlensten an ihren Missionsplätzen hervor, indem sie daselbst zu ihrer Bereicherung nicht bloß die Triebfedern der Spekulation, sondern auch der Überlistung in Bewegung setzten. Als sie von ihrem Staat in Paraguay infolge eines Tauschvertrags, den Spanien mit Portugal 1750 schloß, sieben Pfarreien an letzteres abgeben sollten, leisteten die Eingebornen unter der Anführung der J. den Portugiesen bewaffneten Widerstand. Infolgedessen wurde gegen die J. eine peinliche Untersuchung eingeleitet. Noch war diese nicht geschlossen, als 1758 ein Attentat auf den König Joseph I. geschah. Da der Minister Pombal eine Mitschuld der J. hieran als sehr wahrscheinlich hinstellte, so wurde ihr Orden 3. Sept. 1759 durch ein königliches Edikt in Portugal aufgehoben, die Mitglieder in Schiffe gepackt und an den Küsten des Kirchenstaats ausgesetzt. Dies war der Anfang der Katastrophe. Es zählte der Orden damals 22,589 Mitglieder aller Grade, darunter die Hälfte geweihte Priester, 24 Profeßhäuser, 669 Kollegien, 176 Seminare, 61 Noviziate, 335 Residenzen und 273 Missionen.

Der Sturz der J. in Frankreich wurde besonders durch ihren Handel, welchen sie trotz aller Abmahnungen seitens des Papstes fortführten, sowie durch die Ungunst, in welcher sie beim Minister Choiseul-Amboise und bei der Marquise Pompadour standen, herbeigeführt. Der Pater Lavalette hatte nämlich 1743 unter dem Vorgeben einer Mission zu Martinique ein Handelshaus gegründet, welches den Handel fast aller benachbarten westindischen Inseln an sich zog; als zwei Schiffe, welche er an das Handelshaus Lioncy zu Marseille an Zahlungs Statt gesandt hatte, unterwegs von den Engländern gekapert wurden und Lavalette sich weigerte, Ersatz zu leisten, wurde vom Haus Lioncy ein Prozeß gegen die J. anhängig gemacht, welcher sie nicht nur zur Leistung des Schadenersatzes verurteilte, sondern auch sonstige Mißbräuche derselben ans Tageslicht förderte. Sie wurden zur Abänderung ihrer Ordensstatuten angehalten; allein ihr derzeitiger General, Lorenz Ricci, erklärte: »Sint, ut sunt, aut non sint«. Daher wurde der Orden in Frankreich 1764 durch ein königliches Dekret aufgehoben. Darauf erfolgte 1767 auch die Verbannung der J. aus Spanien, wo der Minister Aranda ihrer 5000 in einer Nacht verhaften und nach dem Kirchenstaat abführen ließ. Aus Neapel vertrieb sie der Staatsmann Tanucci; auch aus Parma mußte der Orden weichen, bis ihn endlich der Papst Clemens XIV. 21. Juli 1773 in seiner Bulle »Dominus ac redemptor« gänzlich aufhob. Jetzt kam es auch in Österreich und im katholischen Deutschland zur Aufhebung des Ordens. Mit Ausnahme von Spanien und Portugal verfuhr man jedoch allenthalben ziemlich gelind gegen die J., verwilligte ihnen Jahresgehalte von ihren eingezogenen Gütern und forderte bloß, daß sie sich unter die Aufsicht eines Bischofs stellen oder andern Orden anschließen sollten. Friedrich II. von Preußen ließ sie sogar unter dem Namen von Priestern am königlichen Schulinstitut unterrichten, und nur das Tragen ihrer Ordenskleider war ihnen im preußischen Staat verboten. Aus Rußland waren sie zwar schon 1719 durch Peter d. Gr. verbannt worden, allein durch die Einverleibung des östlichen Teils von Polen fanden sie wieder Eingang und wurden nach der Auflösung des Ordens nicht nur geduldet, sondern erhielten 1782 sogar die Erlaubnis, sich einen Generalvikar zu wählen. Papst Pius VI., Nachfolger des jesuitenfeindlichen Clemens XIV., schenkte ihnen seine Gunst und beförderte die Exjesuiten zu wichtigen Stellen. Dieselben standen besonders mit den Liguorianern oder Redemptoristen (s. d.) in intimen Beziehungen. Auch die Paccanaristen (s. d.) bildeten eine Zeitlang Ersatz für den Jesuitenorden. Der Plan, sich 1787 unter dem Namen Vinzentiner wieder aufzuthun, scheiterte. Dagegen bestätigte Pius VII. 1801 ihren Orden in Weißrußland und Litauen, wo er unter dem Generalvikar Gruber sich von politischer Wirksamkeit fern hielt, und drei Jahre nachher stellte der Papst den Orden auch in Sizilien wieder her. Das Jahr 1811 brachte die Bestätigung des Ordens für ganz Rußland.

Am 7. Aug. 1814 verfügte endlich die Bulle Pius' VII.: »Sollicitudo omnium ecclesiarum« die allgemeine Wiederherstellung des Jesuitenordens. Am 11. Nov. 1814 erfolgte in Rom die feierliche Wiedereröffnung ihres Noviziats. Überall fanden die J. um so bereitwilliger Aufnahme, als man im Orden einen Bundesgenossen gegen den Geist der Revolution erblickte. In Modena erhielten sie 1815 ein Kollegium eingeräumt, und gleichzeitig fand ihre Restitution in Sardinien, Neapel und Spanien statt. In letzterm Land hatte zwar die liberale Bewegung im März 1820 ihre abermalige Vertreibung, die Herstellung des Absolutismus 1823 aber auch ihre Rückkehr zur Folge. Abermals wurde der Orden 1835 und 1868 in Spanien verboten. Portugal aber beharrte bei seinem Ausweisungsbeschluß vom 3. Sept. 1759. Dom Miguel stellte zwar durch Dekret vom 30. Aug. 1832 die Gesellschaft Jesu wieder her; Dom Pedro aber erklärte, nachdem er 23. Juli 1833 in Lissabon eingezogen, jenes Dekret für ungültig, worauf die J. das Land verlassen mußten. Dessenungeachtet haben sie sich später in Lissabon und in andern Städten der Pyrenäischen Halbinsel wieder eingenistet. In Frankreich gewährte ihnen selbst die Restauration bloß Duldung, und infolge der Julirevolution wurde der Orden für alle Zeiten aufgehoben. Gleichwohl bestanden sie auch unter Ludwig Philipp mehr oder weniger offen fort. Ihre beiden Provinzen waren Lyon und Francia (Paris). Letztere zählte Residenzen in Paris, St.-Acheul, Angers, Straßburg, Brugelette (unweit Mons auf belgischem Gebiet), Bourges, Quimper, Metz, Laval, Vannes, Nantes, Liesse bei Laon, Lille, Rouen, Poitiers, Isenheim im Elsaß, eine Mission in China und vier Missionen in Amerika; erstere die Residenzen Lyon, Bordeaux, Aix, Avignon, Ladouleśc, Dôle, Grenoble, Toulouse, Marseille, Chartres und Vals sowie Missionen in Afrika, Syrien und Indien. Das Gesamtpersonal dieser beiden Provinzen betrug 1. Juli 1845: 351 Priester, 202 Scholaren und 182 Laienbrüder. Zwar wurden die französischen J. infolge der Kammerverhandlungen von 1845 unter Auflösung der Kollegien in die Kategorie des ordentlichen Klerus zurückgeführt und unter die Autorität der Bischöfe und Pfarrgeistlichen gestellt; allein ihr Einfluß trat besonders unter Napoleon III.

wieder im gleichen Verhältnis mit der wachsenden Macht des Klerus hervor. Bei ihrer Austreibung 1880 betrug ihre Zahl in Frankreich 2464; sie verfügten über 60 Institute. In **Belgien**, wo die J. bei der Revolution von 1830 sehr thätig gewesen waren, haben sie seitdem immer größern Einfluß erlangt und fast das ganze Unterrichts- und Erziehungswesen an sich gerissen. Zentralstätte ihrer Wirksamkeit ist die Universität Löwen. In **England** besitzen sie seit dem Anfang des 19. Jahrh. Kollegien mit Erziehungsanstalten zu Stonyhurst bei Preston in Lancashire und zu Hodderhouse. In Irland errichteten sie seit 1825 Ordenshäuser und Schulen. In den Vereinigten Staaten von **Nordamerika** ist ihr Einfluß ebenfalls im Zunehmen begriffen, ebenso in Südamerika trotz wiederholter Verbote und Austreibungen. Ungünstiger gestalten sich die Verhältnisse in Mexiko, wo der Orden 1868 verboten wurde. In **Rußland** erfolgte, nachdem sie ihrer Umtriebe wegen schon durch Ukas vom 1. Jan. 1817 aus Petersburg und Moskau verwiesen worden, durch Ukas vom 25. März 1820 ihre Aufhebung im ganzen russischen Reich und für immer. Ebenso ist ihr Einfluß in **Italien**, wo Viktor Emanuel I. von Sardinien sie begünstigte, seit der Umwälzung von 1859 im Sinken begriffen; jetzt sind sie auf Rom beschränkt, seitdem der Orden im gesamten Königreich Italien gesetzlich aufgehoben ist. In der **Schweiz** fanden sie zuerst im Kanton Freiburg Aufnahme und gründeten schon 1818 daselbst ein Kollegium. Später faßten sie auch in andern Kantonen, namentlich in Luzern, Fuß; doch hatte ihre offizielle Berufung dorthin (Herbst 1844) erst die Gründung des Sonderbundes, dann aber auch den Sonderbundskrieg und damit einen ihnen entschieden ungünstigen Umschwung der gesamten politischen Verhältnisse der Eidgenossenschaft zur Folge. Trotz ihrer Austreibung aus der ganzen Schweiz gibt sich ihr Einfluß aber noch hier und da, namentlich im Kanton Freiburg, kund. In **Deutschland** fanden sie Aufnahme zunächst in Innsbruck, Graz und Linz und für einige Zeit auch in Anhalt-Köthen, als dessen Fürst zum katholischen Glauben übertrat. In Bayern waren sie als Redemptoristen geduldet und unter dem Ministerium Abel entschieden begünstigt; unter demselben Namen hatten sie auch in Österreich Erziehungsanstalten gründen dürfen. Die politische Reaktion nach 1848, in Verbindung mit der eintretenden Abspannung, welche der revolutionären Aufregung folgte, war der Gesellschaft Jesu so günstig, daß sie durch Missionen und durch die geflissentliche Hervorhebung ihres die Revolution bekämpfenden Wirkens ihren Einfluß selbst über die Grenzen des katholischen Deutschland hinaus geltend gemacht hat. In Österreich hatten die J. bereits 1854 wieder drei Kollegien, und 1857 erhielten sie auch die theologische Fakultät zu Innsbruck übertragen. In Bayern, Preußen und in den Staaten der oberrheinischen Kirchenprovinz haben sie seit 1850 besonders als Reiseprediger (die Patres Roh, Klinkowström u. a.) eine große Thätigkeit entwickelt, und namentlich in der Rheinprovinz und in Westfalen war ihr Einfluß von Jahr zu Jahr in auffälligstem Wachstum begriffen. Aber die goldenen Tage der J. sollten erst in den spätern Zeiten der Regierung Pius' IX. (1846 bis 1878) anbrechen, welcher mit der Zeit ganz unter ihren Einfluß geriet. Neben ihm, dem »weißen Papst«, regierten in Rom als »schwarzer Papst« der Jesuitengeneral, Pater **Roothaan** (1829—53), und sein Nachfolger, Pater **Beckx** (bis 1884).

In der That hat der Jesuitenorden es im Verlauf der 60er Jahre dahin gebracht, daß er unter, mit und durch Papst Pius IX. sein Prinzip zum herrschenden in der Kirche machen konnte. Die katholische Presse, namentlich die vom Vatikan inspirierte, von J. geschriebene »Civiltà cattolica«, läßt keinen Zweifel darüber, daß die herrschende Meinung in der Kirche genau den Ideen Gregors VII. und Bonifacius' VIII. entspricht. Schon 1854 wurde das von den J. gegen die Dominikaner verfochtene Dogma von der unbefleckten Empfängnis der Maria vom Papst kanonisiert. Zehn Jahre später verkündigten Encyklika und Syllabus der erstaunten Welt, daß auch die politischen und kirchenpolitischen Theorien der J. vom heiligen Stuhl acceptiert, der moderne Katholizismus überhaupt fast ganz mit dem Jesuitismus identifiziert werden sollte. Erst die J. haben die ultramontane Theologie aus dem Gebiet der bloßen Spekulation in das praktische Leben zu übertragen und zur äußerlichen Geltung in der Kirche zu bringen gewußt, bis sie endlich 1870 ihr Werk mit der Proklamierung der päpstlichen Unfehlbarkeit krönten. Gleichzeitig bewiesen die von ihnen eingeführten Lehrbücher, wie z. B. die berüchtigte »Moral« vom Pater Gury (s. d.), daß auch noch die alte Unart kasuistischer Verdrehung und Entstellung des Sittengesetzes zu gunsten des Ordensinteresses und der äußerlichen kirchlichen Observanz bei ihnen in vollem Schwange war. Steht es auch buchstäblich in keinem dieser Lehrbücher geschrieben, so faßt man doch den Geist derselben mit Recht in dem Grundsatz zusammen, daß der Zweck die Mittel heilige. Eingekleidet wird dieser Grundsatz in die alte Losung des Ordens, wonach sein letzter Zweck die größere Ehre Gottes ist, sämtliche Mittel, sie zu vergrößern, daher gut sein müssen (omnia in majorem Dei gloriam), was natürlich unter der Voraussetzung zu verstehen ist, daß der Orden allein wisse, was zur größern Ehre Gottes dient. Jedenfalls verzichtet die jesuitische Moraltheologie gänzlich auf das Gesetz, welches die sittliche Natur des Menschen mit sich bringt, und gibt anstatt dessen ein Strafgesetzbuch, in welchem die verschiedenen Gewissensfälle sämtlich spitzfindig erörtert und zu gunsten des kirchlichen Interesses entschieden werden. Ein besonders charakteristischer Zug liegt dabei in dem sogen. Probabilismus, d. h. der Lehre, daß in solchen Fällen, wo das Urteil über eine Sache Gründe für sich wie gegen sich hat, dasjenige ohne Gewissensnot geschehen und als »wahrscheinlich« richtig angenommen werden dürfe, was auch nur einige oder nur ein einzelner angesehener Theolog billigen. Ferner wird jeder Überschreitung innerlicher Moralität dadurch Thür und Thor geöffnet, daß gelehrt wird, der sittliche Charakter jeder einzelnen Handlung werde durch die dabei obwaltende Absicht bestimmt, so daß unter Umständen die Übertretung sämtlicher Gebote gerechtfertigt erscheint (methodus dirigendae intentionis). Endlich wird jede Wahrhaftigkeit des Verkehrs dadurch zerstört, daß bei Eiden, Versprechungen oder Zeugnissen ein geheimer Vorbehalt (reservatio mentalis) und Zweideutigkeit des Ausdrucks als zulässig gelten.

Zu der wachsenden Empörung, welche diese in Predigt, Beichtstuhl und Jugendunterricht verbreiteten Grundsätze allmählich hervorriefen, trat nun aber seit 1871 ein politischer Gesichtspunkt, welcher in den J. eine Gefahr für das neue Deutsche Reich erkennen ließ. Dem Jesuitismus erschien dasselbe, weil durch das protestantische Preußen entstanden, von vornherein als ein Gegenstand des Abscheus und der entschiedenen Bekämpfung. Schon gegen den Norddeut-

schen Bund hatte der Orden in Frankreich und Österreich zum Kriege geschürt. Dann suchte er in steigendem Maß bei den Wahlen, in der Volksvertretung und im kirchlichen und bürgerlichen Gemeinwesen seine antinationalen und staatsfeindlichen Zwecke zu fördern, was um so gefahrdrohender erschien, als seit der Unterwerfung der deutschen Bischöfe unter die vatikanischen Dekrete auch die übrige katholische Geistlichkeit, selbst wo sie den J. durchaus nicht günstig gestimmt war, sich den Zielen des Ordens dienstbar hatte machen lassen. Unter diesen Verhältnissen schien ihre Ausweisung Pflicht der Selbsterhaltung, sie erfolgte durch das Reichsgesetz vom 4. Juli 1872. Bezüglich der Machtmittel, über welche die J. in diesem Zeitpunkt verfügten, teilt der »Catalogus provinciae austriaco-hungaricae« (1872, S. 1) mit, daß der Orden Jesu Anfang 1871 in 22 Provinzen: der englischen, aragonischen, österreichisch-ungarischen, belgischen, kastilischen, galizischen, deutschen, irländischen, Lyoner, mexikanischen, neapolitanischen, niederländischen, römischen, sizilischen und venezianischen, dann der von Champagne, Francia, Maryland, Missouri, New York, Turin und Toulouse benannten, oder in den fünf Assistenzen: Italien, Deutschland, Frankreich, Spanien und England, zusammen 8809 Mitglieder zählte. Die Assistenz England ist zusammengesetzt aus den Provinzen England (und Kanada), Irland, Maryland-New York und Missouri; die Assistenz Deutschland aus der deutschen, österreichisch-ungarischen, galizischen, belgischen und holländischen Provinz; die Assistenz Frankreich aus den Provinzen Champagne, Francia, Lyon, Toulouse. Zur Assistenz Spanien gehört auch die Provinz Mexiko. Im J. 1880 zählte der Catalogus Societatis Jesu 10,521 J., darunter 4859 Priester, auf. Die größte Zahl der J. kommt auf die Provinzen Kastilien (909) und Deutschland (852). Im J. 1841 gab es überhaupt nur 3563 J., ihre Zahl hat sich also seither verdreifacht. Neuerdings hat Leo XIII. das Werk Pius' VII. gekrönt, indem er 1886 dem Orden auch alle seine vor der Auflösung besessenen Vorrechte zurückgab.

Vgl. außer den Schriften über die Geschichte der J. von de Pradt, Jordan, Duller, Kortüm, Crétineau-Joly, Laurent u. a.: Agricola, Historia provinciae Societatis Jesu Germaniae (Münch. 1727–54); »Corpus institutorum Societatis Jesu« (Prag 1757, 2 Bde.); Wolf, Allgemeine Geschichte der J. (Leipz. 1803, 4 Bde.); Lang, Geschichte der J. in Bayern (Nürnb. 1819); Sugenheim, Geschichte der J. in Deutschland (Frankf. a. M. 1847, 2 Bde.); Hoffmann, Geschichte und System des Jesuitenordens (Mannh. 1870); Thelemann, Der Jesuitenorden nach seiner Geschichte und seinen Grundsätzen (2. Aufl., Detm. 1873); Weicker, Das Schulwesen der J. (Halle 1863); Kelle, Die Jesuitengymnasien in Österreich (Münch. 1876); Bluntschli, Rom und die deutschen J. (Berl. 1872); v. Schulte, Die neuern katholischen Orden und Kongregationen (das. 1872); Zirngiebl, Studien über das Institut der Gesellschaft Jesu (Leipz. 1870); Huber, Der Jesuitenorden nach seiner Verfassung und Doktrin, Wirksamkeit und Geschichte (Berl. 1873); außerdem Ranke, Die römischen Päpste in den letzten vier Jahrhunderten (8. Aufl., Leipz. 1885, 3 Bde.); Ca-

Jesuitennuß, s. Trapa.

Jesuitenporzellan, japan. Porzellan aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., welches auf Veranlassung der jesuitischen Missionäre mit Madonnen, Heiligenbildern, christlichen Emblemen ꝛc. dekoriert wurde. Nach der Vertreibung der Jesuiten wurde das J. überall zerstört, so daß es gegenwärtig zu einer keramischen Seltenheit geworden ist.

Jesuitenschulen, s. Jesuiten (S. 208), Pädagogik.

Jesuitenstil, der ausgeartete Barockstil, den die Jesuiten seit dem 17. Jahrh. auf Grund der Bestrebungen von Borromini und Pozzo in ihren Kirchenbauten befolgten, und der sich durch Emanzipation der Form von der Konstruktion, durch regellose Überladung in der Dekoration, durch Effekthascherei in der Komposition des Ganzen charakterisiert, wodurch eine die Sinne berauschende Wirkung zur Erreichung der Ordenszwecke beabsichtigt war.

Jesuitenthee, s. Chenopodium.

Jesuitinnen. Unter diesem Namen finden sich mehrere Verbindungen von Nonnen. Die erste, die im Anschluß an den Jesuitenorden einen weiblichen Verein gründen wollte, war eine Frau in Barcelona, Isabella von Rossella, die während des Aufenthalts Loyolas in Barcelona dessen Wohlthäterin geworden war und mit zwei andern Frauen in Rom von Paul III. trotz Loyolas Widerstreben eine Bulle erwirkte, welche sie der geistlichen Leitung desselben übergab. 1549 erwirkte jedoch Loyola für seinen Orden das Privilegium, nie mit der Leitung von Nonnen beauftragt zu werden. Als sich dann im 17. Jahrh. ohne päpstliche Genehmigung in Deutschland und Italien ein Jesuitinnenverein unter einer eignen Generalin gebildet, wurde er 1631 von Urban VIII. aufgelöst. Auch der Orden der Klostertöchter Unsrer Lieben Frau, die sich an die Regel der Jesuiten angeschlossen und 1607 die päpstliche Bestätigung erhielten, führte den Namen der J., verlor denselben aber durch seine Zuteilung zum Benediktinerorden.

Jesus Christus, der Stifter der christlichen Religion. Der Doppelname beruht auf einer erstmalig bei Paulus begegnenden Kombination des Personennamens (Jeschua, später verkürzte Form für Jehoschua, Josua, »Gott hilft«) mit dem Amtsnamen Christus. Die Kombination selbst aber beruht auf dem Urteil, welches das älteste Bekenntnis der christlichen Gemeinde darstellt: »Jesus ist der Christus«, d. h. in dieser bestimmten Persönlichkeit haben sich die messianischen Weissagungen und Hoffnungen erfüllt. Die Idee vom Messias (s. d.) selbst aber ist das ausschließliche Eigentum und Erbe des jüdischen Volkes gewesen. Während die Mythologie andrer Völker die sozialen und politischen Ideale in Gestalt eines goldenen Zeitalters an den Anfang der Geschichte verlegt, überträgt der seiner menschheitlichen Mission sich bewußte monotheistische Gottesglaube Israels dieselben in die letzte Zukunft, von der Vergangenheit, insonderheit der Davidschen, nur das phantasiemäßige Kolorit entlehnend. Ein neuer David, welcher die vom alten Gotteshelden ins Werk gesetzte Herrschaft des auserwählten Volkes über die Völker der Erde vollenden und den Dienst des Einen Gottes zur Weltreligion erheben sollte, wurde in demselben Maß mit glühender Sehnsucht erhofft und erbeten, wie die äußern Verhältnisse des jüdischen Staats

tisch-ptolemäische und syrisch-seleukidische Knechtschaft gekostet, und den glorreichen Jahren der Makkabäischen Erhebung und hasmonäisch-nationalen Herrschaft war rasch das Zwangsregiment der idumäischen Herodes-Dynastie gefolgt, welche selbst wieder von der Gnade der Römer lebte. Seit dem Jahr 7 unsrer Zeitrechnung war das eigentliche Judäa sogar dem römischen Universalstaat direkt einverleibt worden, während die übrigen Teile Palästinas vorläufig noch den Söhnen Herodes' d. Gr. (s. d.) unterworfen blieben. Aber in demselben Augenblick, als die Einführung des römischen Zensus dem Volk zum erstenmal seine nunmehr unabwendbar gewordene Abhängigkeit von der erdrückenden heidnischen Weltmacht fühlbar machte, brach auch die Empörung des religiösen und nationalen Bewußtseins der Juden in lichten Flammen aus. In jene Tage des Galiläers Judas (s. d. 4) verlegt die spätere Sage der Christengemeinde die Geburt des Stifters (Luk. 2, 1 ff.), während mit ungleich mehr Wahrscheinlichkeit eine frühere Erzählung die letzten Jahre der Regierung des Herodes, etwa das J. 6 vor unsrer Zeitrechnung, dafür ansetzt (Matth. 2, 1 ff.; Luk. 1, 5). Beide Formen der Geburtsgeschichte, wie sie jetzt in den beiden ersten Kapiteln der nach Matthäus und Lukas genannten Evangelien vorliegen, schließen sich gegenseitig in allen Stücken aus, mit Ausnahme zweier Punkte, auf denen das dogmatische Interesse, welches beiden gemeinsam zu Grunde liegt, durchschlägt. Während nämlich Jesus aus dem galiläischen Städtchen Nazareth oder Nazara stammte (Matth. 13, 54–57; 21, 11), daher er auch im Leben wie im Tod immer »Jesus von Nazareth« heißt, wie er als bloßer Einwanderer nicht hätte heißen können, mußte er wegen des Micha 5, 1 (vgl. Matth. 2, 5) angegebenen Kennzeichens der Messianität aus Bethlehem in Judäa sein. Um nun aber zu zeigen, daß er hier geboren sei, läßt die Geburtssage bei Matthäus seine Familie, die von alters her in der Davidsstadt Bethlehem wohnte, sich vor den Herodäern zuerst nach Ägypten, dann nach Galiläa flüchten, während die spätere Form bei Lukas zwar von der richtigen Voraussetzung ausgeht, die Eltern Jesu hätten in Nazareth gewohnt, dieselben aber vermöge eines äußerst künstlichen Apparats, wobei auch der oben angeführte Zensus eine Rolle spielt, vorübergehend und gerade so lange nach Bethlehem versetzt, als nötig war, um das Jesuslind dort geboren werden zu lassen. Der zweite Punkt der Übereinstimmung betrifft die sogen. vaterlose Erzeugung, die jungfräuliche Geburt Jesu. Während die beiden Geschlechtsregister (Matth. 1, 1–17; Luk. 3, 23–38) ursprünglich auf der Voraussetzung der Vaterschaft des Joseph beruhen, während Matthäus unbefangen von Jesu Vater, Mutter, Brüdern, Schwestern (12, 46; 13, 55. 56), Lukas von seinen Eltern redet (2, 27. 33. 41. 43. 48), während Markus überhaupt von einer Geburtsgeschichte schweigt, Jesu Mutter und Brüder aber als auf die besondere Rolle, die er später aufnimmt, auch nicht im geringsten vorbereitet darstellt (3, 21. 31), wird Matth. 1, 18–25 die vaterlose Erzeugung in legendarischer Form eingeführt und findet sich Luk. 1, 35 eine förmliche Theorie derselben.

Ohne Zweifel hätte der jüdische Gottesbegriff derartigen mythologisierenden Gedankengängen erfolgreichern Widerstand entgegengesetzt, wenn nicht gleichzeitig das Christentum schon in heidnischen Kreisen weitgehende Eroberungen gemacht und entsprechende Vorstellungsformen adoptiert hätte. Innerhalb des Judentums nämlich hieß zunächst Israel als auserwähltes Volk der Sohn Gottes (2. Mos. 4, 23; Jer. 31, 9). Wie nun aber der Messias persönlich dasjenige ist, was das ganze Volk sein sollte, so heißt auch er, mit Bezug auf Psalm 2, 7, »Sohn Gottes«, und in diesem messianischen Sinn ist die Bezeichnung immer gefaßt, wo sie bei Matthäus und Markus Jesu dargeboten, von ihm acceptiert oder gar selbst in Gebrauch genommen wird. Die griechisch-römische Welt dagegen wußte von Gottessöhnen in handgreiflicherm Sinn; sie fand solche nicht bloß in den Heroen des Mythus, sondern sogar in geschichtlichen Persönlichkeiten, wie Pythagoras, Platon, Alexander, Augustus. Das Christentum hat solchen Vorstellungen mindestens die grobsinnlichen Elemente abgestreift, daher die Gotteskraft des Heiligen Geistes (s. d.) als Vermittelung der Zeugung aufgefaßt.

Dieselbe dogmatisch-mythische Bearbeitung und Darstellung des Lebens Jesu, welche solchergestalt in den beiden Geburtsgeschichten des Matthäus und Lukas noch mit Händen zu greifen ist, beeinflußt übrigens bis zu einem gewissen Grad auch diejenigen Teile der Lebensgeschichte Jesu, deren irdische Wirklichkeit noch durch die Hülle einer von alttestamentlichen Erinnerungen und messianischer Dogmatik bedingten, halb poetischen Darstellungsform deutlichst zu erkennen ist. Zugestandenermaßen stehen der geschichtlichen Wirklichkeit am nächsten die Evangelien des Markus und des Matthäus, namentlich in allen denjenigen Berichten, bezüglich welcher Übereinstimmung unter ihnen herrscht, so daß sich die neuern kritischen Darstellungen des Lebens Jesu in der Regel nur durch ein Übergewicht der Bevorzugung, die dem einen oder dem andern der beiden genannten Evangelisten zu teil wird, zu unterscheiden pflegen. Noch größere Übereinstimmung herrscht in einer von theologischem Vorurteil und dogmatisch-apologetischer Tendenz emanzipierten Wissenschaft hinsichtlich des dritten und des vierten, d. h. der spätern Evangelien. Dasjenige des Lukas hält sich zwar noch im allgemeinen an den synoptischen Stoff, behandelt ihn aber im einzelnen schon vom Standpunkt einer höhern, insonderheit der Paulinischen, Christuslehre, während das vierte, nach Johannes genannte Werk gleich mit der Spekulation über das übersinnliche, göttliche Wesen Jesu beginnt, von vornherein weniger Geschichte als Theologie in Aussicht stellt und den ganzen Rahmen der ältern Form der Berichterstattung auf allen Punkten durchbricht (s. **Evangelium**). So ist es z. B. erst Folge dieser Johanneischen Umgestaltung und Erneuerung, welche die ältern Elemente der Sage erlitten haben, wenn die Zeitdauer der öffentlichen Wirksamkeit Jesu auf etwas mehr oder weniger als drei Jahre geschätzt wird. So lange hätte er sich, zumal als erklärter Messias, der Hochflut der hierarchisch-pharisäischen Opposition und der rücksichtslosen Praxis der römischen Polizei gegenüber schwerlich halten können. Dem ältern synoptischen Bericht zufolge hat Jesus die messianische Fahne erst am Tag seines Einzugs in Jerusalem offen und vor allem Volk entfaltet, um sie etwa eine Woche über aufrecht zu halten, während seine öffentliche Wirksamkeit denselben Quellen zufolge etwa von einer Osterzeit zur andern reichte; sein erstes Auftreten fällt wahrscheinlich in den Anfang des Jahrs 34 unsrer Zeitrechnung, sein Tod in den April 35; die neuern Forschungen weisen allerdings ein Schwanken innerhalb des Zeitraums von 34–36 auf. Maßgebend bleibt die schon in der Mitte des 2. Jahrh. nachweisbare und dann hartnäckig, trotz der glänzenden Autorität des vierten Evangeliums, Jahrhunderte hin-

durch festgehaltene und z. B. von Julius Africanus vertretene Überlieferung der Kirche, wonach Jesus ein volles Jahr oder auch ein Jahr und etliche Monate öffentlich gewirkt hätte.

Auch die äußern Umrisse dieses öffentlichen Auftretens lassen sich noch mit hinreichender Bestimmtheit feststellen, während sie zugleich ausreichende Anhaltspunkte ergeben zur richtigen Beurteilung des geistigen Bildes, in welchem sich die alttestamentliche und jüdische Messiasidee auf dem Grunde des religiösen und sittlichen Bewußtseins Jesu abzeichnete. Charakteristisch ist gleich der Anfang und Anlaß der öffentlichen Laufbahn. Während von den Tagen jenes Galiläers Judas bis zu den Zeiten des erklärten Messias Bar-Kochba (s. d.) unter Hadrian, also im Laufe von 4–5 Menschenaltern, die messianische Idee sich, soweit sie ihre Spuren auf dem breiten Fahrwasser des jüdischen Volkslebens zurückließ, fast ganz nur als ein politisches, stetig auf Rebellion gegen Rom hinarbeitendes, darum auch nur verhängnisvoll wirksames Ferment des nationalen Bewußtseins erwiesen hat, ist Jesus nicht etwa erst später, als er das Wort vom Zinsgroschen sprach, gänzlich aus diesen Geleisen herausgetreten, sondern war denselben entwachsen, seitdem der erste zündende Funke in seine Seele gefallen. Die Stimme, die ihn aus der Stille und Zurückgezogenheit des bis in sein gereiftes Mannesalter zu Nazareth geübten Zimmermannshandwerks (Mark. 6, 3) auf den öffentlichen Schauplatz rief, war »die Stimme eines Predigers in der Wüste«, es war die gewaltige Bewegung, welche ein Mann hervorgerufen hatte, der sich bewußt war, unmittelbar an der Schwelle des messianischen Zeitalters zu stehen, der aber zugleich dieses bevorstehende Reich auf lauter Vorbedingungen rein sittlicher Art gründen wollte. Dies war Johannes der Täufer (s. d.). Was man auch bezüglich der Einflüsse, die, sei es von essäischer, sei es von pharisäischer Seite her, auf Jesus erfolgt wären, vermutet hat, mit Sicherheit läßt sich, abgesehen von den Bildungselementen, welche dem heranwachsenden Sohne Nazareths der Verkehr mit den Lehrern der Synagoge und die eigne selbständige Lektüre des Alten Testaments lieferten, nur noch reden von dem tiefgehenden, lange nachwirkenden Eindruck, den die Gestalt des Wüstenpredigers auf ihn gemacht hat, der da kein Rohr war, im Wind hin- und herbewegt, kein Mann in weichen Kleidern, wie sie in den Häusern der Könige eine entsprechende Moral predigen, aber ein Prophet und mehr als ein Prophet (Matth. 11, 7 ff.). Und doch wußte sich Jesus in dem Moment, als er dieses Wort über den Täufer gesprochen hat, auch schon innerlich von ihm geschieden. Zwar gehörte auch er zu den Zahllosen, die dem Aufruf des Täufers Folge geleistet und am Jordan die Taufe empfangen hatten; ja, auch er hat anfangs nur dieselbe Rede geführt wie der Täufer: »Nahe ist das Himmelreich«; aber dieses sein »Himmelreich« war doch ein andres als jenes gut alttestamentliche Königtum Gottes, wie es im Anschluß an die Reden der Propheten eben noch ihr letzter und größter verkündigt hatte (Matth. 11, 11). Bezeichnend für die sittliche Vertiefung, die Jesus dem Begriff des messianischen Reichs gab, sind vielmehr jene Seligpreisungen, womit die Bergpredigt beginnt. Wenn hier die Nichtshabenden gepriesen werden, die doch alles haben; die nach der Gerechtigkeit Hungernden und Durstenden, weil sie satt werden sollen; die reinen Herzens sind, weil sie Gott schauen; die Friedensstifter, weil sie Gottes Kinder heißen werden (Matth. 5, 3 ff.): so spricht sich in alledem ein vom reinsten und tiefsten Gefühl aller drückenden Widersprüche des zeitlichen Daseins getragenes Bewußtsein aus, aber auch ein Bewußtsein, welches in demselben Augenblick, da es seine Schranken anerkennt, schon über dieselben erhaben ist und sich sammelt im seligen Gefühl der Einheit der eignen Lebenszwecke mit dem seiner Erfüllung allein ganz sichern Zweck Gottes. In nichts anderm aber besteht das eigentliche Wesen der Religion (s. d.).

Während also nach der im Judentum herrschenden Weltanschauung vornehmlich Siege über die Feinde, Herrschaft über alle Heiden und ein glänzendes Genußleben zu den Merkmalen der dem ganzen Volk als Lohn für seine Gesetzestreue in Aussicht gestellten messianischen Herrlichkeiten gehören, bieten dafür die von der Reichspredigt Jesu angeschlagenen Töne eine Reihe von wechselnden Ausdrücken für das in ihm mächtig pulsierende und ihn ganz ausfüllende Leben der Religion selbst. Was aber so in der unmittelbaren Erfahrung einer unvergleichlich intensiv arbeitenden, aufnehmenden und ausgebenden religiösen Natur mit Einem Schlage gesetzt ist, das selige Gefühl unverkümmerter Einheit mit sich selbst, mit Gott und mit seiner Schöpfung, das legt sich für die nach Ausdruck ringende Vorstellung in einer Zweiheit von religiösen Begriffen auseinander, zu deren Bezeichnung die Namen »Vater« und »Sohn« dienen. Der Name »Vater«, im Alten Testament nur vereinzelt und wie zufällig einigemal anklingend, ist in der Verkündigung Jesu zum eigentlich begriffbestimmenden Namen Gottes geworden, wie denn auch in den urchristlichen Gemeinden Jesu Gebetsruf »Abba« widertönte und die Apostel stetig grüßen »vom Vatergott und seinem Sohn J.« Nennt sich dem entsprechend Jesus selbst aber den »Sohn«, so geschieht solches wenigstens in den synoptischen Evangelien noch ganz im Zusammenhang und unter Voraussetzung derselben Weltanschauung, der zufolge auch in der Bergpredigt gerade die »Söhne Gottes« heißen, welche dasjenige auf dem Weg zeitlicher Entwickelung und sittlichen Wachstums zu werden im Begriff sind, was der über alles Zeitliche erhabene Gott im Himmel ewig ist, der auch ebendeshalb, weil er immer ist, was Menschen jederzeit nur werden sollen, »Vater« heißt (Matth. 5, 9. 45. 48). Indem nun Jesus den jüdischen Messiasbegriff in der Richtung vertiefte, daß daraus der Sohn wurde, welcher allein den Vater erkannt und der Welt geoffenbart hat (Matth. 11, 27), also der Schöpfer des wahren Gottesbewußtseins ist, war er sich wohl bewußt, in einen unversöhnlichen Widerspruch mit den glänzenden Messiasträumen seines Volkes zu treten. Es ist daher nicht zufällig geschehen, wenn er im Anfang seiner Reichspredigt überhaupt mit Enthüllungen über seine eigne Person zurückhielt. Was er predigte während der ersten glücklichen Wochen und Monate des »galiläischen Frühlings«, das ist die Kunde vom Reiche Gottes, welches nahe, ja welches schon dasei. Mit inbrünstiger Wonne kündigt er der Welt den Vater an, dessen ewige Liebesherrlichkeit ihm die Lilien auf der Flur und die goldene Saat auf den Feldern, wovon die »Gleichnisse« sprechen, noch mehr aber freilich die innere Harmonie des eigensten persönlichen Lebens offenbarte, kraft derer er der vollen Strömung göttlichen Lebens im menschlichen erfahrungsmäßig gewiß geworden war. Sofort sehen wir solche, die glauben oder gern glauben möchten an sein Wort, ihm begierig folgen; verehrende und dienende Frauen sitzen zu seinen Füßen, ja selbst Heilungen gehen von der Gesundkraft seines Wesens aus, und wunderhafte Wohl-

thaten werden erlebt, wo sein Wort empfänglichen Boden findet. Wenn gerade solche Vorkommnisse von der Berichterstattung mit Vorliebe erfaßt und je länger, desto sagenhafter durchgebildet werden, so ist doch nicht zu übersehen, daß derselbe wundersüchtige Trieb schon im geschichtlichen Leben Jesu selbst wirksam war und bald nach dem ersten Auftreten Jesu ihm trotz seiner abweisenden Erklärung (Matth. 16, 4; Mark. 8, 12) selbst fortwährend neuere und größere Wunder ab- und ansah, zumutete und aufdrang (s. Evangelium).

Was aber die geschichtliche Beurteilung dieser Elemente im Leben Jesu betrifft, so ist alles gesagt, wenn man liest, daß solche »Wunder« geschahen, selbst ohne daß Jesus sie beabsichtigte (Mark. 5, 25 f.); daß er selbst in solchem Fall ebenso bescheiden wie wahr spricht: »Dein Glaube hat dir geholfen« (Mark. 5, 34); daß dagegen, wo er keinen Glauben fand, auch die Erfolge ausblieben, zum Teil zu seiner eignen Verwunderung (Mark. 6, 5. 6). Er selbst hatte es auf eine Wirksamkeit durch das Wort abgesehen, das »Zeichen des Propheten Jonas«, welches hingereicht hatte, die Niniviten zur Umkehr zu bewegen. »Gottesreich, Vater und Menschensohn« — um das Dreigestirn dieser Grundbegriffe bewegte sich fortwährend der Himmel seiner religiösen Gedankenwelt. Daß er dabei, um sein persönliches Sohnsbewußtsein zum Ausdruck zu bringen, gerade den dunkeln und vielgedeuteten Ausdruck »Menschensohn« (s. d.) wählte, beruht natürlich keineswegs auf einer Unterscheidung, welche er selbst etwa im Sinn der Kirchenlehre zwischen seiner menschlichen und seiner göttlichen Natur getroffen hätte, sondern der gewählte Ausdruck deutet irgendwie die menschheitliche Wendung an, welche der jüdisch-partikularistische Messiasbegriff in seinem Mund annehmen sollte. Im Sinn des wahrhaft menschheitlichen Elements, welches er z. B. Mark. 2, 28, wo er als Vertreter aller Rechte und Würde des Menschen erscheint, betont, faßte er seine Messianität auf, ohne dieselbe darüber im geringsten abzulösen von dem volkstümlichen Lebensgrund der alttestamentlichen und jüdischen Vorstellungswelt, welche vielmehr so sehr auch den Rahmen seiner eignen Vorstellungen bildete, daß er die Tragweite seiner eignen Wirksamkeit sowie diejenige seiner Jünger zunächst nicht über die Grenzen des Volkes Israel ausgedehnt dachte (Matth. 10, 5. 6. 23; 15, 24).

Die Anerkennung, daß das messianische Heil unmittelbar auch für die Heiden bestimmt sein könne, ist nachweisbar von ihm selbst erst mit Deutlichkeit ausgesprochen worden beim Abschied aus Galiläa (Luk. 13, 25—30) und in Jerusalem (Matth. 21, 41. 43). Während der ersten galiläischen Zeit dagegen ist Jesus ganz der echte Sohn seines Volkes, und die im Munde des letztern gebräuchlichen Bezeichnungen der Heiden sind auch ihm selbst nicht fremd geblieben (Matth. 7, 6; 15, 26); auch die weltbürgerlichen Ideen, welche damals durch die Welt gingen, übten keinen nachweisbaren Einfluß auf ihn aus, das römische Staatsleben sowenig wie die griechische Wissenschaft. Erst als der Himmel über seinem galiläischen Paradies anfing, trüber zu werden, als die dunkeln Wolkenschatten der pharisäischen Opposition und hierarchischen Verfolgungssucht darüber hinliefen und auch der Volksanhang anfing, seinen jederzeit zweifelhaften Charakter zu offenbaren, verändert sich allmählich die Stellung Jesu. Zwei Reiseunternehmungen, die Jesus von Kapernaum, seinem gewöhnlichen Aufenthalt, nach Osten und nach Westen unternahm, fanden ein unerwartet rasches Ende, indem die Bewohner des östlichen Seeufers sich seine Anwesenheit verbaten, die Einwohner von Nazareth dagegen, denen er als treuer Mitbürger die Zeichen der Zeit zu deuten sich verpflichtet glaubte, an der ihnen wohlbekannten niedern Herkunft und den das Gewöhnliche nicht übersteigenden Eindrücken, die sie aus seiner Jugend und von seiner Familie bewahrt hatten, Anstoß nahmen. Es begannen die Enttäuschungen, die feindlichen Zusammenstöße, die Rückzüge, wie wir denn in der That Jesum von jetzt an weniger ständig in Kapernaum, öfters dagegen am einsamen Nordufer des Sees, auch wohl in der am Einfluß des Jordans in den See gelegenen Stadt Bethsaida finden. Die Opposition der eigentlichen Führer des Volkes, der pharisäischen Schriftgelehrten und Synagogenvorstände, hatte er hauptsächlich dadurch hervorgerufen, daß er im Sinn einer freien und gesunden, von innen kommenden Sittlichkeit sich über den ganzen unabsehbaren Kranz von Satzungen und Observanzen hinwegsetzte, mit welchen sie das Leben des Menschen auf Schritt und Tritt umgeben und zum mühseligsten Werkdienst herabgewürdigt hatten; daß er ferner trotz aller in der Sache nie verleugneten Pietät gegen das mosaische Gesetz doch dieselbe Kritik unbefangen auch an der gesamten Außenseite desselben übte und namentlich in dem Bewußtsein, daß nicht der Sabbat, sondern der Mensch Selbstzweck sei (Mark. 2, 27), sich freien Geistes von aller Qual und Knechtung lossprach, welche die altheilige, im Lauf der Jahrhunderte nur immer peinlicher gewordene Sabbatsitte mit sich führte; daß er endlich die ganze Art von Sittlichkeit, womit die Pharisäer durch äußerliche Befolgung zahlloser kleinlicher Gebote und Verbote das Heil des messianischen Regiments für das Volk und das ewige Leben für den Einzelnen dem Himmel abzuringen und abzuzwingen gedachten, als ein ungenießbares, mühsames Gebräu, als ebenso fadenscheinigen wie hochmütigen und prunkenden Werkdienst, als einen durchaus zerfetzten und überall durchlöcherten Tugendmantel kennzeichnete, dem gegenüber er sogar die traurige Blöße des seiner Schuld bewußten und nach Vergebung seufzenden, aber auch seinerseits zur Vergebung geneigten Sünders als kostbar und vor Gott wertgehalten bezeichnete. »Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid!« Und das »leichte Joch«, das er ihnen anstatt des schweren auflegen will, besteht nicht etwa in einer neuen, verbesserten Auflage des Gesetzes, sondern in der Aneignung des sittlich-religiösen Gehalts seines ganz in der Richtung auf das Reich Gottes aufgehenden Lebens: »Lernet von mir«.

Je länger, desto vernehmbarer machen sich daher die Anklagen auf Zöllner- und Sünderfreundschaft, auf Entweihung des Sabbats, auf Bruch der überlieferten Satzungen, auf Widerspruch gegen das Gesetz geltend; es kommt in der Landschaft Genezareth, der eigentlichen Stätte seines bisherigen Wirkens, zu einigen herben Konflikten, infolge deren Jesus endlich im Spätherbst diese Zentralstätte seines Schaffens ganz aufgibt und den Winter über auf Fluchtwegen zubringt, die ihn bald westlich in das Gebiet der heidnischen Städte Tyros und Sidon, bald östlich in die Dekapolis, zuletzt auch nördlich an die Quellen des Kleinen Jordans, in die Nähe der glänzenden Stadt Cäsarea Philippi, führen. Hier richtete er, der bisher fast nur von seinem Werk und Reich, kaum je von seiner Person gesprochen hatte, die entscheidende Frage an den Kreis der Zwölf, die ihm treu geblieben und bis dahin gefolgt waren, und jetzt entrang sich dem Munde des Sprechers derselben, des

galiläischen Fischers Simon, genannt Petrus, das richtige, von Jesus selbst herausgeforderte Wort und Bekenntnis, wonach sie in ihrem Meister niemand anders als den Messias selbst gefunden zu haben überzeugt waren.

Einstweilen war aber auch in der Seele Jesu eine neue Errungenschaft gemacht worden. Dem thatsächlich sich steigernden Unglauben des lauter Enttäuschungen bereitenden jüdischen Volkes war verheißend das religiöse Bedürfnis und manche erfahrene Empfänglichkeit der Heidenwelt gegenübergetreten; Samaritaner bewiesen mehr sittlichen Gehalt als Juden, der Hauptmann von Kapernaum, das kananäische Weib zeigten mehr Glaubenskraft, als er in Israel je gesehen hatte. Jesus staunte, und in seinem Geist wurden um so lichter einzelne prophetische Worte, die ihm einen Beruf antrugen, welcher auch »die Heiden bringen sollte zu Gottes heiligem Berg«. Sein Geist rang sich los von den nationalen Schranken, wenngleich die Thränen, beim Anblick Jerusalems vergossen, beweisen, wie wenig leichten Herzens er das Gericht über sein Volk vollzog. Aber auch noch in einer andern Beziehung war es nicht mehr der alttestamentliche und nationale Messias, welcher bei Cäsarea Philippi aus der rätselhaften Hülle des »Menschensohns« ans Licht trat. Bereits damals stand der Todesentschluß fest, welcher daher auch dem aufsteigenden Messiasjubel der Jünger sofort als Dämpfer entgegengesetzt wird (Mark. 8, 29—31). Jesus hatte verzichtet auf zeitlichen Erfolg. Die Tausende, die ihm noch immer zuströmten, die seine Worte und Thaten nach allen Winden ausbreiteten, waren doch wieder Landsleute und Geistesverwandte jener Nazarethaner, unter welchen er eine der bittersten Erfahrungen seines Lebens gemacht hatte; sie waren nur die regbarsten Teile des sittlich rohen und harten Stoffes, woraus das ganze Volk gebildet war. Je länger, desto deutlicher trat an den Tag, daß das Volk in seiner überwiegenden Mehrheit sich nicht von der herrschenden Partei zu lösen vermochte, offen auf die Seite des Angreifenden sich zu schlagen nicht wagte, und so wurde denn in dieser letzten galiläischen Zeit der Gegensatz gegen die Farbenglut der nationalen Messiasträume in der That siegreich und bis dahin durchgekämpft, daß der Träger des neuen, des sittlichen Messiastums, anstatt über die Höhen der Erde im Sturmschritt überwältigender Erfolge zu wandeln, vielmehr als demütiger und armer Diener der Menschheit das Kreuz derselben zu schleppen und, erliegend unter der Last der heraufbeschwornen Feindschaft, an Einem Marterpfahl mit dem geringsten und zertretensten ihrer Glieder zu enden entschlossen war. Den Glauben an den gleichwohl im letzten Hintergrund stehenden, von und in Gott selbst verbürgten Sieg seiner Person und Sache, den Glauben an das »Reich Gottes« (s. d.) und seine Realisierbarkeit, rettete er, indem von nun an sich steigernde Weissagungen, in kühnster Bildlichkeit gehalten, eine glänzende Wiederkunft in Herrlichkeit in baldige, von Freunden und Feinden zu erlebende Nähe stellten. Dieser Glaube an die Wiederkunft in Herrlichkeit war somit die Form, in welcher der Widerspruch, an dem sein Messiastum zu scheitern schien, nämlich der Gegensatz des wirklichen Geschicks zu den messianischen Erwartungen und dem ganzen Gottesglauben des Volkes, sich wie für die älteste Gemeinde, so ohne Zweifel auch, falls nicht eine ganze Menge von Christussprüchen für unecht erklärt werden soll, für den Stifter derselben selbst ausgeglichen und aufgelöst hat. Die lichte Zukunft im Auge, hat Jesus die Katastrophe seines äußern irdischen Geschicks selbst heraufbeschworen. Denn wenn er nach längerm unsteten Aufenthalt im Norden Galiläas, nach allen Erfahrungen, welche er über die Aufnahme seiner Reichspredigt beim Volk und über den Widerstand gegen sie bei den Gegnern gemacht hatte, den Entschluß faßte, vom Nordende seines Wirkungskreises aus in direktem Weg nach Süden Judäa und Jerusalem aufzusuchen, in der Hauptstadt selbst, am Sitz der Machthaber, zu erscheinen, zu deren herrschendem System seine ganze bisherige Wirksamkeit in dem entschiedensten Gegensatz stand: so kann dieser so folgenreiche Schritt nur aus der Überzeugung von der Notwendigkeit hervorgegangen sein, daß seine zur Entscheidung reife, nicht länger in der Schwebe zu haltende Sache nunmehr sich auch wirklich entscheiden müsse. Als der Frühling wieder nahte, sehen wir ihn den letzten Abschied von Galiläa nehmen, bald darauf inmitten der Passahpilger in Jerusalem einziehen und bei dieser Gelegenheit die erste und letzte, ganz unmißverständliche messianische Demonstration wagen, ja sogar im Tempelvorhof selbst thätlich gegen die Praxis der bestehenden Autoritäten vorgehen. Die Katastrophe folgte fast auf dem Fuß nach, und schon die Sonne des ersten großen Festtags der Osterwoche sah auf das Kreuz herab. Jesus starb unter Vorangehen der kaltblütigen und grausamen sadducäischen Priesterpartei, welche in ihm, dem Messias, zugleich die volkstümlichen, übrigens auch pharisäischen Reichsgedanken und Zukunftsschwärmereien treffen wollte und dabei den Vorteil hatte, von der pharisäischen Demagogie selbst thatkräftig unterstützt zu werden. Am letzten Abend vor seiner Verhaftung und Hinrichtung war er noch einmal mit dem engern Jüngerkreis allein, und hier war es, daß er in der unendlichen Ergriffenheit des Moments das letzte Mahl hielt, eine fortan zu seinem und des Opfers seines Lebens Gedächtnis festzuhaltende Liebes- und Opfermahlzeit, deren Gäste die errungene Gemeinschaft mit Gott, die Kindesstellung dem Vater gegenüber, die Vollendung des neuen Bundes der Gnade bis ans Ende der Tage fortfeiern sollten. Das Weitere s. **Christentum** und **Christologie**.

Litteratur.

Die Litteratur über das Leben Jesu ist seit 60 Jahren in steigendem Wachstum begriffen, schon an sich ein Zeichen einer Krisis, welche über das christliche Bewußtsein der Gegenwart hereingebrochen ist. Auf dem Standpunkt des ältern Rationalismus steht **Paulus** (»Das Leben Jesu als Grundlage einer reinen Geschichte des Urchristentums«, Heidelberg 1828, 2 Bde.); ästhetisch-rationalistische Gesichtspunkte befolgt **Hase** (»Das Leben Jesu, für akademische Vorlesungen«, 5. Aufl., Leipz. 1865; »Geschichte Jesu«, das. 1876). Die kritische Richtung konsequent verfolgend, hat **Strauß** (»Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet«, Tübing. 1835—36, 2 Bde.; 4. Aufl. 1840; für das deutsche Volk bearbeitet, Leipz. 1864; 4. Aufl. 1877) in scharfsinniger Polemik sowohl gegen die übernatürlichen Annahmen des Supernaturalismus als gegen die natürlichen Auslegungen des Rationalismus den faktischen Inhalt der Evangelien als Mythus aufgefaßt, in dessen vergrößerndem, durch alttestamentliche Vorbilder und messianische Erwartungen gebildetem Reflex nur wenige einfache Linien der geschichtlichen Wahrheit noch zu erkennen seien. Gleichzeitig mit Strauß hat **Weiße** (»Die evangelische Geschichte, kritisch und philosophisch bearbeitet«, Leipz. 1838, 2 Bde.), von der Echtheit und Vorzüglichkeit des Markus-Evan-

geliums ausgehend, mit origineller und geistreicher Kritik in der evangelischen Geschichte historische und unhistorische Bestandteile zu scheiden versucht, und **Gfrörer** (»Geschichte des Urchristentums«, Stuttg. 1838, 5 Bde.) wollte zeigen, wie das Christentum auf dem Boden des vom Talmud aus zu erkennenden Judentums aufgewachsen sei. Neuere, durch die Straußische Kritik hervorgerufene und sie mit mehr oder weniger Erfolg bekämpfende Bearbeitungen des Lebens Jesu sind von **Neander** (Hamb. 1837, 5. Aufl. 1852), **Krabbe** (das. 1839), **Kuhn** (Mainz 1838, Bd. 1), **J. Hartmann** (Stuttg. 1837—39, 2 Bde.), **Theile** (Leipz. 1837), **J. P. Lange** (Heidelb. 1844—1847, 3 Bde.), **Ammon** (Leipz. 1842—47, 3 Bde.), **Friedlieb** (Bresl. 1855, 2. Aufl. 1886), **Riggenbach** (Basel 1858), **Baumgarten** (Braunschw. 1859). Vgl. **Strauß**, Streitschriften zur Verleidigung meiner Schrift über das Leben Jesu und zur Charakteristik der gegenwärtigen Theologie (Tübing. 1837, 8 Hefte). Ein ähnliches Aufsehen wie Strauß in Deutschland erregte in Frankreich das Werk von **Renan**: »Vie de Jésus« (Par. 1863), welches in kurzer Zeit in viele Sprachen übertragen wurde. Renan hat darin bei mehr geistreicher als methodisch-korrekter Quellenbenutzung und phantasiereicher Ausschmückung das Leben Jesu auf reizendstem landschaftlichen Hintergrund gezeichnet als Bild eines liebenswürdigen und heitern Propheten, welcher, einmal in Gegensatz zu Pharisäern und Priestern getreten und zum Fortgehen auf dieser Bahn gedrängt, zum Schwärmer wird und sich allmählich darin gefällt, den mit der Wundergabe ausgerüsteten Messias zu spielen, bis er diesen Genuß mit dem Tod büßt. Von den zahllosen Streitschriften wider das Renansche Werk heben wir nur hervor die französischen, wissenschaftlich auf freiestem Standpunkt stehenden Kundgebungen von **Réville, Colani, Schérer** und **Coquerel**. Gleichfalls mit der Menschheit Jesu vollsten Ernst zu machen, war die durchschlagende Tendenz in **Schenkels** »Charakterbild Jesu« (Wiesbad. 1864, 4. Aufl. 1873), in welchem mit Zugrundelegung des zweiten Evangeliums das Leben Jesu vorzugsweise nach der Seite seiner der Satzungsreligion entgegentretenden Lehrwirksamkeit hin dargestellt wird. Das Trifolium »Strauß, Renan, Schenkel« wurde nun sofort wieder zum Gegenstand des Angriffs von seiten einer ganzen Reihe von theologischen und theologisierenden Schriftstellern, unter welchen auf katholischer Seite **Veuillot** (»Leben unsers Herrn J.«, deutsch, Köln 1864) und **Sepp** (»Thaten und Lehren Jesu«, Schaffh. 1864), auf holländischer **van Oosterzee** (»Das Bild Christi nach der Schrift«; »Geschichte oder Roman«, beides deutsch, Hamb. 1864), auf französisch-protestantischer **Pressensé** (»Jésus-Christ, son temps, sa vie, son œuvre«, 8. Aufl., Par. 1866; deutsch, Halle 1866) genannt werden mögen. Eine Arbeit von großer Bedeutung für die kritische Feststellung der Grundlagen sind **Weizsäckers** »Untersuchungen über die evangelische Geschichte, ihre Quellen und den Gang ihrer Entwickelung« (Gotha 1864). Vermittelnd schrieb **Krüger-Velthusen**: »Das Leben Jesu« (Elberf. 1872). Die über das Leben Jesu Christi angefachte wissenschaftliche Bewegung hat dann auch das nachgelassene »Leben Jesu« von **Schleiermacher** (Berl. 1864) sowie dasjenige von **Bunsen** (Leipz. 1865) an das Licht gebracht, mit welchen die unklar apologetisch gehaltene »Geschichte Christus'« von **Ewald** (3. Aufl., Götting. 1867) den allgemeinen Standpunkt teilt. In der neuesten Phase der auf die Geschichte Jesu Christi bezüglichen wissenschaftlichen Forschung ragt ganz entschieden **Keims** Werk hervor: »Geschichte Jesu von Nazara, in ihrer Verkettung mit dem Gesamtleben seines Volkes« (Zürich 1867—72, 3 Bde.; dritte [kurze] Bearbeitung, 2. Aufl. 1875). Ähnlich, jedoch statt des Matthäus den Markus zu Grunde legend, stehen auch **Holtzmann** in der mit Weber gemeinsam bearbeiteten »Geschichte des Volkes Israel und der Entstehung des Christentums« (Leipz. 1867, 2 Bde.), **Hausrath** (»Neutestamentliche Zeitgeschichte«, Teil 1: »Die Zeit Jesu«, Heidelb. 1868; 3. Aufl. 1879) und **Wittichen** (»Das Leben Jesu in urkundlicher Darstellung«, Jena 1876), während auf gleicher Grundlage **Volkmar** (»Jesus Nazarenus und die erste christliche Zeit«, Zürich 1882) wieder näher an Strauß (s. d.), bez. B. Bauer (s. d.) heranrückt, **B. Weiß** aber eine die apologetischen Bemühungen in ermäßigender Form zusammenfassende Darstellung gibt (»Das Leben Jesu«, Berl. 1882; 2. Aufl. 1884, 2 Bde.), zu welcher **Beyschlags** Werk ein farbenreicheres Seitenstück bildet (»Das Leben Jesu«, Halle 1885—86, 2 Bde.).

Als Stifter der christlichen Religion bildete J. auch für die mittelalterliche Dichtung, voran die deutsche, den Mittelpunkt aller Empfindung und Phantasievorstellung. Für die geistliche Dramatik, die aus den Kulthandlungen selbst hervorwuchs und vom 12. Jahrh. an mit deutsch geschriebenen Weihnachtsspielen, Passions- und Osterspielen einen außerordentlichen Umfang erlangte, blieb J. lange Zeit der ausschließliche Held; seine Geburt, sein Leiden, seine Auferstehung und Himmelfahrt bildeten die Haupthandlungen der geistlichen Aufführungen. In der epischen Dichtung treten den gereimten Evangelienharmonien, dem »Krist« des Otfried, dem »Heliand«, dem »Leben Jesu« der Dichterin Ava rc., allerdings bald andre Stoffe zur Seite, und in der Fülle der Legenden verschwindet die Christusgestalt hinter der großen Schar der Heiligen und Märtyrer. Die Nachwirkungen des geistlichen Dramas lassen sich durch die protestantisch-biblische Dramatik des 16. und noch durch die Operndichtung des 17. Jahrh. hindurch verfolgen. Solange sie währten, blieb Leben und Sterben des Erlösers Lieblingsstoff der Darstellung und gewährte den Dramatikern den Vorteil eines allbekannten epischen Unter- und Hintergrundes. In der neuern deutschen Dichtung begann die epische Behandlung des Lebens Jesu mit Klopstocks »Messias« (1748—73), an den sich Lavaters »Jesus Messias« (1783), v. Halems »Jesus, der Stifter des Gottesreiches« (1810), Mehrings »Jesus in seiner siegenden Gotteskraft« (1821), Friedr. Rückerts »Leben Jesu« (1839), Karl Moritz' »Christus der Überwinder« (1841) und K. Siebels »Jesus von Nazareth« (1856) anreihen. Neuere dramatische Versuche gehen von ganz andern Voraussetzungen als die naivgläubigen Dramen der ältern Zeit aus; eine charakteristische Probe dieser veränderten Anschauung ist »Jesus der Christ« von Albert Dulk (1865).

Jesus Maria, Silberminen, s. Concepcion 4).

Jesus-Maria-Orden, s. Eudisten.

Jesus-Namensfest, Gedächtnisfeier Christi, 1721 vom Papst Innocenz XIII. zu einem Kirchenfest erhoben, fällt auf den zweiten Sonntag nach Epiphanias.

Jesus Nazarēnus Rex Judaeorum (lat., abgekürzt I. N. R. I., »Jesus von Nazareth, König der Juden«), die Inschrift, welche Pilatus über dem Kreuz Jesu anbringen ließ (vgl. »I. N. R. I.«, S. 861).

Jesus Sirach (d. h. Jesus, Sohn Sirachs), jerusalemischer Jude, Verfasser der unter seinem Namen

noch vorhandenen Sammlung von Sittensprüchen (lat. Ecclesiasticus, Kirchenbuch, weil es bei öffentlichen Vorträgen über die Sittenlehre zu Grunde gelegt und den Katechumenen als Lesebuch in die Hände gegeben ward). Das Buch, um 190 hebräisch geschrieben, hatte den Titel: »Meschalim«, d. h. Gnomen, Sprüche. Ins Griechische ward es von dem Enkel des Verfassers übersetzt, nach dem Prolog im J. 38 des Königs Ptolemäos Euergetes (Physkon), d. h. 132 v. Chr. Vgl. Fritzsche, Die Weisheit Jesus Sirachs (Leipz. 1859).

Jet (engl., spr. dschett oder schett), s. Gagat.

Jetolin, s. v. w. Anilinschwarz, s. Anilin, S. 592.

Jeton (franz., spr. schötong), Spielmarke, Rechenpfennig, v. franz. jeter, »werfen«, weil man beim Spiel jeden Verlust in solchen Marken auf den Tisch warf und am Schluß desselben die Marken zusammenzählte, um danach den Gesamtverlust zu berechnen. Solche Jetons gab es schon im Altertum. Es sind uns deren aus dem 10. Jahrh. erhalten. Sie wurden aus Kupfer, Silber und Gold, erst in neuerer Zeit aus Elfenbein, Perlmutter, Bronze, Knochen ꝛc. verfertigt. Man versah sie schon frühzeitig mit auf das Spiel bezüglichen Inschriften, später mit den Wappen und Devisen der Besitzer. Man nannte Jetons auch kleine Denkmünzen, die bei Krönungen, Einzügen und ähnlichen Festlichkeiten unter das Volk geworfen wurden. Jetons de présence sind Marken, welche von Akademien und Gesellschaften an alle Mitglieder verteilt werden, die einer Sitzung beiwohnen, und die bisweilen durch Geld wieder eingelöst werden.

Jettatōre (Gettatore, ital., spr. dsche-), ein mit dem bösen Blick Behafteter (s. Böser Blick).

Jeu (franz., spr. schöh), Spiel; j. d'amour, Liebesspiel, auch ein Gedicht, das eine Liebesfrage beantwortet; j. d'esprit, Verstandes-, Witzspiel (zur Unterhaltung in der Gesellschaft), Wortspielerei; j. parti, bei den altfranzösischen Dichtern ein Streitgedicht in Form eines Wettgesangs.

Jeudi (franz., spr. schö-, lat. Jovis diës), Donnerstag.

Jeumont (spr. schömong), Dorf im franz. Departement Nord, Arrondissement Avesnes, an der Sambre, wichtige Grenzstation an der belgischen Grenze (Eisenbahnlinie Paris-Köln), mit (1881) 2496 Einw., metallurgischen Werkstätten, Marmorbrüchen und Glashütte.

Jeunesse dorée (spr. schönäß doreh, »Goldjugend«), Parteibezeichnung aus der französischen Revolution, der männlichen Jugend von Paris beigelegt, welche nach dem Sturz Robespierres 9. Thermidor 1794 sich zur Vorkämpferin der Konterrevolution aufwarf. A. Schmidt (»Pariser Zustände während der Revolutionszeit 1789–1800«, Jena 1874, Bd. 1) hat neuerdings nachgewiesen, daß zwar viele andre ähnliche Spottnamen für die Partei gebraucht wurden (Muscadins, »Moschushelden«, Petits-maitres, »Stutzer«), der Name J. d. aber erst durch Pagès in seiner »Histoire

trobadors de Tolosa) gebildet, die sich an bestimmten Tagen in einem Garten versammelte. Im November 1323 erließen diese sieben Troubadoure einen Aufruf an alle Freunde der »fröhlichen Kunst oder Wissenschaft« (gay saber) zu einem poetischen Wettkampf 1. Mai 1324 in Toulouse, bei welchem der Sieger den Titel eines Doktors oder Meisters (maestre) der »fröhlichen Wissenschaft« und als Preis ein goldenes Veilchen erhalten sollte. Der Streit fand statt, und Arnaud Vidal de Castelnaudari erhielt den Preis für ein Lobgedichtchen auf die heilige Jungfrau. Im folgenden Jahr konstituierte sich sodann das Consistori de la gaya sciensa als Gesellschaft; seine Statuten hießen Liebesgesetze (leys d'amor), die für die besten Gedichte erteilten Preise bestanden in silbernen Blumen. Als während des Kriegs mit den Engländern der gewöhnliche Versammlungsort der Troubadoure zerstört (1346) und dieselben in die dumpfen Mauern des Stadthauses gedrängt wurden, erlosch der heitere Sinn, und Zechgelage traten an die Stelle der dichterischen Wettspiele. Gegen das Ende des 15. Jahrh. war das ganze Institut völlig in Verfall geraten, und 1484 hörten auch die regelmäßigen Sitzungen auf, bis bald darauf ein junges Mädchen, Clemence Isaure, mit Aufopferung ihres Vermögens die Gesellschaft aufs neue gründete. Dieselbe nahm nun den Namen der »J. f.« an und hatte ihre Blütezeit im 16. Jahrh., artete jedoch im folgenden wiederum aus, bis Ludwig XIV. sie 1695, nunmehr unter dem Namen »Académie des j. f.«, reorganisierte. Dieselbe bestand unter einem vom König ernannten Kanzler aus 35 Mainteneurs oder Richtern und 20 Maitres. Es ward ihr ein Einkommen von 1400 Livres ausgesetzt, wovon 1000 zur Anschaffung von Preisblumen und 400 zur Bestreitung der Festkosten und sonstigen Ausgaben verwendet werden sollten. Der erste Preis, ein goldenes Tausendschön (Amarant), 400 Livres an Wert, war für die beste Ode ausgesetzt; die andern drei Preise waren ein Veilchen, eine wilde Rose und eine Ringelblume von Silber. Die silberne Rose war für den besten Aufsatz in Prosa bestimmt, wurde aber 1745 in eine goldene umgewandelt und dabei zugleich bestimmt, daß, wer sie einmal gewonnen, zum Maitre ès j. f. ernannt werden sollte. Jeder durfte sich um den Preis bewerben. Im J. 1773 ward das Kanzleramt abgeschafft, das Siegel der Gesellschaft einem beständigen Sekretär und das Präsidium einem alle drei Monate durch das Los gewählten Modérateur übergeben. Durch die Revolutionsstürme von 1790 bis 1806 nur unterbrochen, besteht die Gesellschaft noch jetzt in der alten Weise fort, und alljährlich am 3. Mai werden die Preise in öffentlicher und feierlicher Sitzung auf dem Rathaus zu Toulouse verteilt. Ein Verzeichnis der preisgekrönten Werke (»Recueil annuel de l'académie«) erscheint seit 1696, mit nur zweimaliger Unterbrechung (1700–1703 und 1790–1806).

bunden, Knotenpunkt der Linien Sande-J. der Oldenburger und Emden-J. der Preußischen Staatsbahn, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, eine Synagoge, ein altes Schloß mit hohem Turm, großes Krankenhaus (Sophienstift), ein Amtsgericht, ein Gymnasium, Getreide- und Viehhandel, lebhafte Märkte, Bierbrauerei und (1885) 5189 meist evang. Einwohner. Das Dorf Hooksiel (s. d.) bildet den Seehafen der Stadt. — J. ist der Geburtsort des Geschichtschreibers Schlosser. Die alte Burg J. ist von dem Häuptling Edo Wiemken (gest. 1410) erbaut worden. Das Jeverland (Stadt und Amt J. ohne Kniphausen), etwa 330 qkm (6 QM.) groß, fiel nach dem Aussterben der »Häuptlinge« von J. 1575 an Oldenburg, 1603 durch Heirat an Anhalt-Zerbst und 1793 als Kunkellehen an Katharina II. von Rußland, eine geborne Prinzessin von Anhalt-Zerbst. Kaiser Alexander I. trat J. 1807 an Holland ab; 1814 ward es zu Oldenburg geschlagen. Vgl. Bornsand, Abriß der Geschichte Jeverlands (Oldenb. 1875); Hohnholz, Aus Jevers Vergangenheit (Jever 1886).

Jevons (spr. dschiwens), William Stanley, engl. Philosoph und Nationalökonom, geb. 1. Sept. 1835 zu Liverpool, ein Enkel des berühmten Historikers Roscoe, war von 1853 bis 1858 Wardein der australischen Münze in Sydney, studierte dann weiter in London, ward 1864 Fellow an der Universität daselbst, 1866 Professor am Owen's College in Manchester und 1876 Professor der Nationalökonomie an der Universität London, welche Stelle er Anfang 1881 niederlegte. Er ertrank beim Baden im Meer zu Berhill bei Hastings 13. Aug. 1882. Seine Hauptwerke sind: »Substitntion of similars the true principle of reasoning« (1869); »Theory of political economy« (1871, 2. Aufl. 1879), worin er nationalökonomische Lehrsätze in mathematischer Form entwickelt; »The principles of science: a treatise on logic and scientific method« (1874, 2 Bde.; 2. Aufl. 1877), in welchem er sich den Ansichten Booles nähert; »Elementary lessons in logic« (7. Aufl. 1879); »Money and the mechanism of exchange« (4. Aufl. 1878; deutsch, Leipz. 1876); »Studies in deductive logic« (1880, 2. Aufl. 1884); »The state in relation to labour« (1882). Nach seinem Tod wurden noch veröffentlicht: »Methods of social reform, and other papers« (1883); »Investigations in currency and finance« (1884); »Jonrnals and letters« (hrsg. von seiner Witwe, 1886).

Jewdokimow, Nikolai Jwanowitsch, Graf, russ. General, geb. 1804, trat früh in das Heer ein, focht unter Jermolow am Kaukasus und that sich besonders in den Kämpfen gegen Schamyl hervor. Durch wichtige Erfolge, wie den Sieg beim Aul Ismail 1858 ꝛc., gelang es J. im April 1859, die Residenz Schamyls, Weden, in seine Gewalt zu bringen, was des letztern Gefangennehmung in Gunib und die Unterwerfung des ganzen östlichen Kaukasus zur Folge hatte. J. ward dafür in den Grafenstand erhoben und zum Generaladjutanten des Kaisers ernannt. 1861 wurde er beauftragt, auch die Tscherkessenstämme des westlichen Kaukasus zur Unterwerfung zu zwingen. In dreijährigem Kampf engte er sie immer mehr ein, bis er ihnen 28. April 1864 ihre letzte Stütze, das feste Wardan, wegnahm und so nur noch die Wahl ließ zwischen Unterwerfung oder Auswanderung nach der Türkei. Die Mehrzahl wählte die letztere, der Rest aber ward nach Kuban versetzt und ihr ehemaliges Gebiet russischen Ansiedlern zugewiesen. Nach Beendigung jenes Kriegs begab er sich nach Tiflis, wo er dem Statthalter im Kaukasus, dem Großfürsten Michael, zur Seite stand. Die letzte Zeit seines Lebens verbrachte er in Pjatigorsk, nachdem er 1870 in den Ruhestand getreten war. Er starb 1873.

Jeypore (Jeypoor), Stadt, s. Dschaipur.

Jeysulmere, ind. Staat, s. Dschaisalmir.

Jez, Theodor, Pseudonym, s. Miłkowski.

Jezd (Jesd), Stadt im SO. der pers. Provinz Irak Adschmi, liegt (zum Teil in Ruinen) in einer fast ganz von Hügeln umschlossenen Sandebene und besteht aus zwei durch Mauern und Thore getrennten Teilen. Die betriebsamen Einwohner, 40,000 an Zahl, worunter 4000 Parsen und 1000 Juden, fertigen Seidenzeuge (die besten in Persien), Baumwollwaren, Süßigkeiten, Schuhe, Teppiche u. a. und vertreiben dieselben über einen großen Teil Asiens. J. ist ein wichtiger Zentralpunkt des Karawanenhandels. In der Umgegend wird viel Töpferei betrieben und das beste persische Opium erzeugt. Die Parsen (in Stadt und Umgegend ca. 6500) dürfen keinen allgemeinen Feuertempel haben, jeder Hausvater unterhält seine eigne heilige Feuerstätte. Die Schönheit der Frauen von J. ist in ganz Persien sprichwörtlich.

Jezdechast, kleine natürliche Bergfestung auf einem senkrecht aufsteigenden Felsen in der pers. Provinz Farsistan, an der Straße von Schiraz nach Ispahan.

Jezid (Jesid), Name mehrerer Kalifen aus dem Geschlecht der Omejjaden (s. d.): J. I., Sohn Muawijas, 679—683; J. II., 720—724; J. III., 744.

Jeziden, eine ca. 2 Millionen Köpfe starke religiöse Sekte, die, in den türkischen Provinzen Damaskus, Aleppo, Diarbekr, Mardin, am Sindschargebirge und im Gebiet von Schechan in der Provinz Mosul, endlich im russischen Gouvernement Eriwan zerstreut in Dörfern lebt. Ihre Religion ist ein verworrenes Gemisch von Mohammedanismus, Zendavesta und auch wohl ein wenig Christentum, verbunden mit einem Kultus des einst gefallenen, später jedoch mit Gott wieder vereinigten Engels Melek Taus. Diesen selbst erklären die J. für den Stifter ihrer Religion, der in Gestalt des Scheich Jezid (daher ihr Name), eines Sohns des Kalifen Muawija, auf Erden erschien, hingegen als Erneuerer derselben verehren sie den »Propheten« Scheich Adi, dessen Grabmal sich im einstigen Kloster Lalisch, im Gebiet von Schechan, Provinz Mosul, befindet. Vgl. Browski, Die J. und ihre Religion (im »Ausland« 1886, Nr. 39 u. 40).

Jezirah, nach der Kabbala (s. d.) die dritte, aus keiner vorhanden gewesenen Materie gebildete Welt, die Welt der denkenden Substanzen; dann ein die kabbalistische Litteratur eröffnendes, dem 8. oder 9. Jahrh. angehöriges, sehr geschätztes Buch (J., s. v. w. Buch von der Schöpfung) in 6 Kapiteln, welches die Grundidee: »die 10 Zahlen (sefirot) und die 22 Buchstaben (die sogen. 32 Bahnen der Weisheit) seien der Grund aller Dinge«, verarbeitet. Traditionen schreiben es dem Patriarchen Abraham oder dem Mischnalehrer Akiba zu. Ob das im Talmud erwähnte »Buch J.« mit dem jetzt vorhandenen identisch ist, ist nicht erwiesen. Bald nach seiner Entstehung ward das Buch J. philosophisch kommentiert von Saadja Gaon, Isak Israeli, Juda Halevi u. a. Herausgegeben ward es Amsterdam 1642; hebräisch und deutsch von v. Meyer (Leipz. 1830). Einen hebräischen Kommentar zum Buch J. von Jehuda ben Barsilai aus Barcelona (Anfang des 12. Jahrh.) gab Halberstamm im Verein »Mekize nirdamim« (Berl. 1885) heraus.

Jhansi, ostind. Bezirk, s. Dschhansi.

Jhelum, Fluß, s. Dschelam.

Jhering (spr. jēring), Rudolf von, Rechtsgelehrter, geb. 22. Aug. 1818 zu Aurich, habilitierte sich 1843 in Berlin als Dozent des römischen Rechts, ging 1845 als ordentlicher Professor nach Basel, 1846 nach Rostock, 1849 nach Kiel, 1852 nach Gießen, 1868 nach Wien, von wo er 1872 einem Ruf an die Universität Göttingen folgte. Sein Hauptwerk, welches sich, wie alle seine Schriften, durch Originalität der Auffassung und Neuheit der Ideen auszeichnet, ist: »Geist des römischen Rechts auf den verschiedenen Stufen seiner Entwickelung« (Leipz. 1852–65, 3 Tle. in 4 Abtlgn.; mit Register, 1878; 4. Aufl. 1878 ff.; ital. von Bellavite). Außerdem schrieb er noch: »Abhandlungen aus dem römischen Recht« (Leipz. 1844); »Zivilrechtsfälle ohne Entscheidungen« (das. 1847; 4. Aufl., Jena 1880); »Der Lucca-Pistoja-Aktienstreit« (Darmst. 1867); »Das Schuldmoment im römischen Privatrecht« (Gieß. 1867); »Beiträge zur Lehre vom Besitz« (Jena 1868; 2. Aufl. u. d. T.: »Über den Grund des Besitzschutzes«, 1869); »Die Jurisprudenz im täglichen Leben« (das. 1870, 6. Aufl. 1886); »Der Kampf ums Recht« (Wien 1872, 8. Aufl. 1886), welche Schrift in fast alle europäischen Sprachen übersetzt ward; »Der Zweck im Recht« (Leipz. 1877–83, 2 Bde.; 2. Aufl. 1884–86); »Vermischte Schriften juristischen Inhalts« (das. 1879); »Das Trinkgeld« (Braunschw. 1882); »Scherz und Ernst in der Jurisprudenz« (1.–3. Aufl., Leipz. 1885). In den »Jahrbüchern für die Dogmatik des heutigen römischen und deutschen Privatrechts«, die er mit Gerber u. a. seit 1856 herausgibt, lieferte er eine Reihe wertvoller Abhandlungen. Letztere erschienen in besonderer Ausgabe als »Gesammelte Aufsätze« (Jena 1881–86, 3 Bde.).

Jibara (Yarey de J., spr. jarēi de chībă-), kleiner Hafenort an der Nordküste der Insel Cuba, mit Holguin im Innern durch eine Eisenbahn verbunden.

Jičin, Stadt, s. Gitschin.

Jig (engl., spr. dschigg), irischer Nationaltanz, nur von einem Paar ausgeführt.

Jijona (spr. chichō-a), Bezirksstadt in der span. Provinz Alicante, am Fuß eines turmgekrönten Hügels, mit (1878) 6287 Einw., welche berühmte und namentlich in Madrid zur Weihnachtszeit beliebte Honigkuchen (turrones), Leder und Schuhwaren herstellen.

Jima, mythischer König, s. Dschemschid.

Jiména de la Frontēra (spr. chi-), Stadt in der span. Provinz Cadiz, hat ein altes maurisches Kastell, merkwürdige Grotten und (1878) 8485 Einw.

Jimenez de Cisnēros (Ximenes, spr. chi-), Francisco, span. Staatsmann, geb. 1436 zu Torrelaguna aus einem heruntergekommenen altkastilischen Geschlecht, studierte in Salamanca die Rechte und arbeitete dann sechs Jahre als Jurist in Rom. Nach seiner Rückkehr nach Spanien wirkte er zuerst als Weltpriester und trat, 50 Jahre alt, in den Franziskanerorden und zwar unter die Brüder der Observanz. Durch sein asketisches Leben und seine harte schen Klerus zu strenger Disziplin und ernstem Pflichteifer. Aber mit gleicher Energie schritt er in seinem Bekehrungseifer gegen die Morisken in Granada ein, deren Widerstand gegen seine Bekehrungsversuche er mit blutiger Strenge unterdrückte. Als Philipp von Österreich 1506 das Königreich Kastilien erhielt, wußte er die Zwistigkeiten zwischen Philipp und dem Gemahl der verstorbenen Königin, Ferdinand dem Katholischen, zu beseitigen. Auch unter der Regentschaft Ferdinands in Kastilien hatte er großen Einfluß. Der Papst Julius II. sandte ihm 1507 den Kardinalshut und ernannte ihn zum Großinquisitor von Spanien. 1509 unternahm er mit von seinem Geld geworbenen Truppen eine Expedition nach Afrika, um die Mauren zu bekehren und ihnen Oran zu entreißen, das er auch eroberte. In demselben Jahr gründete er die Universität zu Alcalá de Henares und ließ von den Gelehrten derselben die komplutensische Polyglotte zusammenstellen, die 1517 vollendet, 1522 durch den Druck veröffentlicht wurde. Nach Ferdinands Tod (1516) ward er, da der Thronfolger Karl noch minderjährig war, Regent des Reichs. Er ordnete die Finanzen und erwarb der Krone die veräußerten Domänen wieder, brachte die Gesetze wieder zur Geltung und setzte die spanische Kriegsmacht auf einen ansehnlichen Fuß, ließ sich aber von seinem fanatischen Glaubenseifer auch zu Grausamkeiten gegen die Neuchristen verleiten; er hat als Großinquisitor 2500 Menschen zum Scheiterhaufen verurteilen lassen. Er starb 8. Nov. 1517, von Karl V. mit schnödem Undank aus dem Staatsdienst entlassen. Vgl. Hefele, Der Kardinal Ximenes und die kirchlichen Zustände Spaniens im 15. Jahrhundert (2. Aufl., Tübing. 1851).

Jingo, Name der für die britische Macht begeisterten Kriegspartei in England, infolge eines Liedes von Macdermod 1876 üblich geworden.

Jireček (spr. -retschek), 1) Joseph, böhm. Litterarhistoriker, geb. 9. Okt. 1825 zu Hohenmauth, studierte in Prag die Rechte und redigierte bereits 1848 die »Pražské Noviny«. Seit 1850 beim Kultusministerium angestellt, verfaßte er eine Reihe von Schulbüchern in böhmischer Sprache, organisierte 1856 den Wiener Schulbücherverlag, ward 1859 Ministerialsekretär, 1869 Ministerialrat und 1871 unter Hohenwart Kultusminister. In dieser Stellung war sein Hauptbestreben, die Gleichberechtigung der Nationalitäten beim höhern Unterricht durchzuführen, wodurch er sich die Mißgunst der deutschen Parteien zuzog. 1875 wählte ihn die Königlich böhmische Gesellschaft der Wissenschaften zu ihrem Präsidenten; auch ist er Landtags- und Reichsratsabgeordneter für Böhmen. J. ist einer der fruchtbarsten der zeitgenössischen böhmischen Schriftsteller. Von selbständigen Werken nennen wir: »Über den Versuch, das Ruthenische mit lateinischen Schriftzeichen zu schreiben« (1859); »Aktenmäßige Darstellung der griechischen Hierarchie etc.« (1861); »Handbuch des Unterrichts- und Prüfungs-

Rechte und ward 1854 im österreichischen Unterrichtsministerium angestellt, in welchem er 1871 Abteilungsrat wurde. Er schrieb seit 1854 rine Reihe von Erzählungen, die teils in Zeitschriften, teils gesammelt unter dem Titel: »Novely« (Wien 1853) erschienen, war an der Redaktion verschiedener Blätter beteiligt und lieferte eine Anzahl tüchtiger Arbeiten aus der slawischen Rechtsgeschichte. Von seinen selbständig erschienenen Schriften sind zu nennen: »Über Eigentumsverletzungen und deren Rechtsfolgen nach dem altböhmischen Recht« (Wien 1855); »Das slawische Recht in Böhmen u. Mähren bis zum 14. Jahrhundert« (tschechisch, Prag 1863—73, 3 Bde.); »Das Recht in Böhmen und Mähren« (das. 1865—66, Bd. 1). Mit Joseph J. veröffentlichte er den noch unvollendeten »Codex juris bohemici« (Prag 1867—83, Bd. 1—5). Neuerdings schrieb er: »Geographische Dichterbilder« (Wien 1881).

3) Konstantin Joseph, Sohn von J. 1), geb. 24. Juli 1854 zu Wien, studierte daselbst und in Prag, bereiste die südslawischen Länder, über die er in Zeitschriften zahlreiche Artikel veröffentlichte, und habilitierte sich 1878 an der Prager Universität für Geschichte. Er gab heraus: »Bibliographie de la littérature bulgare moderne 1806—70« (1872); die wertvolle »Geschichte der Bulgaren« (Prag 1876); »Die Heerstraße von Belgrad nach Konstantinopel und die Balkanpässe« (das. 1876); »Die Handelsstraßen und Bergwerke von Serbien und Bosnien während des Mittelalters« (das. 1879) u. a. J. ist gegenwärtig, nachdem er einige Zeit Unterrichtsminister in Bulgarien gewesen, ordentlicher Professor der allgemeinen Geschichte an der böhmischen Universität in Prag.

Jirmilik, türk. Gold- und Silbermünze, = 20 Piaster, als Gold früher = 3,68 Mk., als Silbermünze jetzt 1,79 Mk.

Jiron (spr. chhi-), Stadt im Staat Santander der südamerikan. Republik Kolumbien, am Rio de Oro, 563 m ü. M., mit Goldwäschen, Tabaksbau, Viehzucht, Fabrikation von Hüten und (1870) 9955 Einw.

Joab, Feldherr König Davids, dessen Schwestersohn er war, ermordete Abner und tötete Davids Sohn Absalom auf der Flucht. Er führte Davids spätere Kriege gewöhnlich selbständig und mit glücklichem Erfolg und bewahrte dem König unverbrüchliche Treue. Dennoch ward er, weil er sich für das Thronrecht von Davids ältestem Sohn, Adonia, erklärt hatte, auf Davids Wunsch von Salomo gleich nach dessen Thronbesteigung getötet.

Joachim (hebr. Jojakim), Gatte der heil. Anna, Vater der Jungfrau Maria, soll, noch bevor diese Christi Mutter ward, gestorben sein.

Joachim, Name mehrerer Kurfürsten von Brandenburg: 1) J. I., mit dem Beinamen Nestor, geb. 21. Febr. 1484, Sohn des Kurfürsten Johann Cicero, folgte demselben 1499 in der Regierung, schaffte durch blutige Bestrafung der Raubritter das Faustrecht in seinem Land ab und beförderte das Aufleben der Städte sowie Künste und Wissenschaften, wie er denn auch 1506 die Universität zu Frankfurt a. O. stiftete. 1516 gründete er das Kammergericht und erließ 1527 die Constitutio Joachimica, ein noch heute in der Mark teilweise gültiges Erb- und Familienrecht. 1519 bewarb er sich ohne Erfolg um die Kaiserkrone. Der Reformation war er nicht zugethan; auf dem Reichstag zu Worms (1521) suchte er Luther zum Widerruf zu bewegen, und in Augsburg 1530 zeigte er sich den evangelischen Fürsten höchst feindselig. Seine Gemahlin Elisabeth von Dänemark, die 1528 sich zu Luthers Lehre bekannte, entfloh vor seinem Zorne nach Sachsen. Er vereinigte die Grafschaft Ruppin nach dem Tode des letzten Grafen derselben (1524) mit der Mittelmark und erlangte im Grimnitzer Vertrag 1529 die Anerkennung der Erbberechtigung auf Pommern. Er starb 11. Juli 1535 in Stendal.

2) J. II., mit dem Beinamen Hektor, Sohn des vorigen, geb. 13. Jan. 1505, kämpfte 1522 als Hauptmann des niedersächsischen Kreises rühmlich gegen die Türken und folgte seinem Vater 1535 als Herr der Alt- und Mittelmark, während sein Bruder Johann die Neumark erhielt. Er führte 1539 die Reformation in seinem Land ein, obwohl er sich bei der Verteidigung derselben, namentlich während des Schmalkaldischen Kriegs und nach demselben, sehr lau bewies. Sein religiöser Eifer war nicht groß, Ruhe und Friede lagen ihm vor allem am Herzen. Dem Kaiser Karl V. hing er treu an und führte 1542 von neuem ein Reichsheer gegen die Türken, doch ohne Erfolg. 1537 schloß er die Erbverbrüderung mit den schlesischen Herzögen und erwarb 1569 die Anwartschaft auf Preußen. Seine Prachtliebe und sein Hang zur Verschwendung sowie seine Beziehungen zur schönen Gießerin, Anna Sydow, und zu dem jüdischen Wucherer Lippold brachten die Finanzen des Landes in große Verwirrung. Er starb 3. Jan. 1571 in Köpenick.

3) J. Friedrich, geb. 27. Jan. 1546, ward 1553 Bischof von Brandenburg und Havelberg, 1556 auch zu Lebus, 1563 Administrator von Magdeburg. Er residierte seit 1567 in Halle und vermählte sich 1570; er durfte deswegen den erzbischöflichen Sitz auf dem Reichstag nicht einnehmen. 1598 übernahm er das Kurfürstentum Brandenburg nach seines Vaters Johann Georg Tod und überließ seinem Sohn Christian Wilhelm das Erzstift Magdeburg. Er kassierte das väterliche Testament, welches die Mark wieder geteilt hatte, und ordnete die Verteilung der Besitzungen der dem Erlöschen nahen fränkischen Linie unter seine jüngern Brüder 1598 durch den Geraer Familienvertrag. Das Joachimsthalsche Gymnasium zu Berlin verdankt ihm seine Entstehung. Auch bahnte er die Erwerbung der jülich-kleveschen Erbschaft an. Er starb 18. Juli 1608.

Joachim I. Napoleon, König beider Sizilien, s. Murat.

Joachim III., ökumen. Patriarch, geb. 18. Jan. 1834 zu Bapheochori, einer Vorstadt Konstantinopels, studierte daselbst, dann im griechischen Seminar zu Bukarest und zuletzt in Wien, von wo aus er die bedeutendsten Städte Europas besuchte, wurde 1860 zweiter Diakonus und Siegelbewahrer des Patriarchen Joachim II., 1863 zum Priester geweiht und zugleich wegen seiner seltenen Talente zum Megas Protosynkelos des ökumenischen Patriarchats befördert, 1864 Erzbischof von Warna, 1872 Mitglied der heiligen Synode zu Konstantinopel und 1873 Metropolit von Salonichi. 1878 erlangte er die Würde des ökumenischen Patriarchen, welche er bis 1884 und wieder seit 1887 innehatte. Er machte sich durch die Regelung der kirchlichen Verhältnisse in Mantenegro, in Serbien und Bosnien nach der Besetzung des Landes durch Österreich verdient.

Joachim, Joseph, Violinspieler, geb. 28. Juni 1831 zu Kittsee bei Preßburg in Ungarn, wurde auf dem Wiener Konservatorium von Böhm und Mayseder gebildet, kam 1843 nach Leipzig, wo er noch Davids Unterricht genoß, und wurde 1850 als Konzertmeister in Weimar angestellt, von wo er 1854 in

gleicher Eigenschaft nach Hannover ging. Nachdem er 1866 von dieser Stelle zurückgetreten, ließ er sich in Berlin nieder, wo er 1869 unter dem Titel eines königlichen Professors zum Direktor der neugegründeten Hochschule für Musik (Abteilung für ausübende Tonkunst) sowie zum Mitglied der musikalischen Sektion der Akademie der Künste ernannt wurde. Seine alljährlich fortgesetzten Kunstreisen haben ihn durch ganz Deutschland sowie nach Frankreich, der Schweiz, Rußland und zu wiederholten Malen nach England geführt, wo sein edles und großartiges Spiel überall die gleiche Bewunderung erregte. Unter seinen Kompositionen verdienen die Ouvertüre zu »Hamlet« und das sogen. »Ungarische Konzert« für Violine genannt zu werden. — Seine Gattin Amalie, geborne Schneeweiß, Sängerin (Alt), geb. 1839 zu Marburg in Steiermark, erhielt ihre musikalische Ausbildung in Wien und trat zuerst auf dem Kärntnerthor-Theater daselbst auf. Später folgte sie einem Ruf an die Hofbühne zu Hannover. Nach ihrer Verheiratung (1861) trat sie von der Bühne zurück und wendete sich fortan ausschließlich dem Konzert- und dem Oratoriengesang zu, auf welchem Gebiet sie glänzenden Erfolg hatte.

Joachim von Floris, s. Evangelium, ewiges.

Joachimsorden, weltlicher Stiftsritterorden, ursprünglich »Jonathansorden der Verteidigung der Ehre der göttlichen Vorsehung«, 20. Juni 1755 von 14 Herzögen, Fürsten, Grafen und Edlen gestiftet, an deren Spitze Prinz Franz Christian von Sachsen-Koburg als Großmeister stand. Zweck des Ordens war, durch Komtureien minder bemittelte Mitglieder zu unterstützen und den reichern Gelegenheit zum Wohlthun zu bieten. Der Orden bestand 1820 noch, ist aber seitdem erloschen. Vgl. »Account of orders af Knighthood«, Bd. 1 (Lond. 1804).

Joachimsthal, 1) Stadt im nordwestlichen Böhmen, 733 m ü. M., im Erzgebirge an der Weseritz gelegen, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, eines Bezirksgerichts und einer Berg- und Hüttenverwaltung, hat eine Dekaneikirche, wichtigen Bergbau, der vom Staat und einer Privatgewerkschaft betrieben wird und Silbererz (1885: 227 metr. Ztr.), Nickel, Wismut und Uranerz ergibt, ehemals aber namentlich in Silber viel bedeutender war, außerdem eine ärarische Uranfabrik, eine große Tabaksfabrik (1000 Arbeiterinnen), Handschuh- und Korkstöpselfabrikation, Spitzenklöppelei und (1880) 6628 Einw. Von J. haben die Thaler (Joachimsthaler), die hier zuerst geprägt wurden, ihren Namen. Die Stadt brannte 31. März 1873 fast gänzlich ab und hat jetzt meist neue schöne Gebäude. Vgl. Laube, Aus der Vergangenheit Joachimsthals (Leipz. 1875). — 2) Stadt im preuß. Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Angermünde, zwischen dem Werbellin- und Grimnitzsee, hat eine 1820 nach Schinkels Entwurf im moderngotischen Stil erbaute Kirche, bedeutenden Handel mit Pflastersteinen, große Sägemühlen und Ziegeleien, eine Zementfobrik und (1885) 1834 evang. Einwohner. — J. ward 1604 von dem Kurfürsten Joachim Friedrich ongelegt, der daselbst 1607 auch eine Fürstenschule gründete, die 1636 von den Sachsen zerstört, 1650 als Joachimsthalsches Gymnasium nach Berlin verlegt wurde. In der Nähe die durch ihren Wildstand ausgezeichnete Schorfheide mit dem königlichen Jagdschloß Hubertusstock.

Joahas (Joachas), 1) König von Israel 815—798 v. Chr., Sohn und Nachfolger des Jehu, ließ sein von den Syrern bedrängtes Reich zur völligen Schwäche herabsinken.

2) König von Juda, jüngerer Sohn des Josias, ward nach dessen Tod 609 v. Chr. anstatt des ältern Sohns, Eljakim, vom Volk auf den Thron erhoben, aber schon nach drei Monaten vom König Necho von Ägypten abgesetzt und gefangen nach Ägypten geführt, wo er starb. Vielleicht war sein Name vor seiner Thronbesteigung Schallum (Jer. 22, 11).

Joaillerie (franz., spr. schöaj'rih), Juwelierkunst, Juwelenhandel; Joaillier, Juwelier.

Joanes (spr. chhoánes), Vicente, span. Maler, geboren um 1523 zu Fuen de la Higuera, scheint sich in Italien nach Raffael gebildet zu haben und ließ sich sodann in Valencia nieder, arbeitete aber auch in andern spanischen Städten. Er soll sich zu jeder Arbeit, die für kirchliche Zwecke bestimmt war, durch die heiligen Sakramente vorbereitet haben. Er starb in Bocairente, nachdem er dort die Altarwand der Parochialkirche mit Gemälden geschmückt hatte, 21. Dez. 1579. J.' Gemälde, meist Darstellungen religiöser Gegenstände, zeichnen sich vornehmlich durch Anmut, Richtigkeit der Zeichnung und Perspektive und guten Faltenwurf aus. Im Kolorit folgte er der römischen Schule, doch ist dasselbe etwas stumpf. Zu J.' besten Werken gehören: in der Kathedrale zu Valencia die Taufe Christi und die heilige Familie; in der Nikolauskirche daselbst das Abendmahl des Herrn, mit einem Flügel bedeckt, auf welchem die Erschaffung der Eva neben dem schlafenden Adam dargestellt ist; in der Kirche zum heil. Dominikus die Madonna mit dem Kind; in der Kirche des heil. Franziskus am Hauptaltar der Heiland; die Himmelfahrt Mariä im Museum zu Valencia; die Predigt und das Martyrium des heil. Stephanus im Museum zu Madrid.

Joanne (spr. scho-ann), Adolphe, geograph. Schriftsteller, geb. 15. Sept. 1813 zu Dijon, ward in Paris 1836 Advokat, wandte sich aber bald darauf der Journalistik zu. Eine Reise nach der Schweiz und dem Schwarzwald veranlaßte ihn zur Abfassung eines Reisehandbuchs (1841), welches der Ausgangspunkt einer ganzen Reihe ähnlicher und zum Teil umfangreicher Werke wurde, die sich nicht nur auf die interessantesten Orte und Landschaften Frankreichs, sondern auch auf Deutschland, England, Schweiz, Orient erstrecken und oft aufgelegt wurden. Ein gedrängter Auszug aus den größern Reisebüchern erscheint seit 1866 unter dem Titel: »Guides Diamant«. Außerdem gab J. ein vorzügliches »Dictionnaire géographique de la France« (2. Ausg., Par. 1872) heraus. Er starb 1. März 1881 in Paris.

Joannina, Stadt, s. v. w. Janina.

João (Joam, portug., spr. sch[ŭ]áung), Johann.

Joas (Jehoasch), 1) König von Juda 837—797 v. Chr., Sohn des Ahasja, ward als Kind bei der Thronusurpation seiner Großmutter Athalia und der Ermordung aller Brüder und Kinder Ahasjas 843 in den Tempel gerettet, dort heimlich erzogen und 837 in seinem 7. Lebensjahr vom Hohenpriester Jojada an der Stelle der ermordeten Athalia auf den Thron erhaben. Jojada führte für den jungen König die Vormundschaft. J. regierte aber auch, als er selbständig geworden, ganz nach dem Willen der Priesterschaft. Da er aber einem Streifzug der Syrer gegen Jerusalem durch eine Kontribution aus dem Tempelschatz oorbeugte, so ward eine Verschwörung gegen ihn angezettelt und J. von zweien seiner Diener ermordet.

2) Sohn und Nachfolger des Joahas als König von Israel (798—790 v. Chr.), schlug den König von Juda, Amozia, und machte eine reiche Beute aus dem königlichen und dem Tempelschatz. Von dem Pro-

pheten Elisa zum Kampf gegen die Syrer, welche das Reich Israel wiederholt bedrängten, ermutigt, eroberte er das ostjordanische Gebiet zurück.

Jobber (spr. dsch-, Stock-J., von job, kleines lukratives Geschäft, Geschäftchen), engl. Bezeichnung desjenigen, der in Staatspapieren oder Aktien spekuliert, besonders wenn er dem Differenzgeschäft, der sogen. Agiotage oder dem Börsenspiel (stock-jobbing) obliegt. In einem gewissen Gegensatz dazu steht die Bezeichnung als Dealer (Händler), der zwar ebenso wie der J. kauft, um zu verkaufen, aber sein effektives Kapital dabei beschäftigt und zeitweise angelegt läßt. J. und Dealer stehen im Gegensatz zum Broker (Makler), der nicht für eigne Rechnung, sondern nur im fremden Auftrag Papiere kauft und verkauft. In Deutschland wird der Ausdruck J. nur im schlechten, verächtlichen Sinn zur Bezeichnung eines waghalsigen Börsenspielers im Gegensatz zum soliden Geschäftsmann gebraucht.

Jobeljahr, s. Jubeljahr.

Jobsiade, komisches Epos, s. Kortum.

Jobst, männlicher Name, s. Jodokus.

Joch, eine Reihe eingerammter, oberwärts mittels horizontal liegender Balken (Jochträger) verbundener Pfähle, z. B. Brückenjoch, Schleusenjoch; auch der Raum zwischen zwei Brückenjochen (s. Brücke, S. 497). In der Landwirtschaft heißt J. ein hölzernes Geschirr zum Anspannen der Zugochsen; daher ein J. Ochsen, s. v. w. ein Paar Ochsen. Auch bezeichnet das Wort so viel Ackerland, als mit zwei Ochsen in einem Tage gepflügt werden kann; daher s. v. w. Juchert (s. d.). J., das österreichische Flächenmaß, = 0,5761 Hektar. Vgl. Jugum. Gebirgsjoch heißt ein Bergrücken, der sich zwischen zwei größern Thälern hinzieht; die einzelnen Joche laufen in einem größern J. (Mitteljoch) zusammen. In der Botanik bezeichnet man mit J. (jugum) die einzelnen Blättchenpaare fiederförmig zusammengesetzter Blätter (s. Blatt, S. 1015), auch die vorspringenden Riefen auf dem Rücken der beiden Teilfrüchtchen der Umbelliferen (s. d.); in der Nautik eine kurze, nach beiden Seiten vom Steuer abstehende Ruderpinne (besonders bei Gigs gebräuchlich), an deren Enden mit Leder oder Segeltuch benähte kurze Taue befestigt sind, von denen der Bootssteuermann je eins in jeder Hand hält.

Jochacker, s. Juchert und Joch.

Jochbaum, s. v. w. Hainbuche, s. Hornbaum.

Jochbein, s. Schädel.

Jöcher, Christian Gottlieb, Gelehrter, geb. 25. Juli 1694 zu Leipzig, studierte seit 1712 daselbst erst Medizin, dann Philosophie, wurde 1730 ordentlicher Professor an der philosophischen Fakultät, 1742 Universitätsbibliothekar; starb 10. Mai 1758. Seine Schriften sind teils philosophische, teils Sammelwerke. Unter letztern nimmt den ersten Rang ein das »Allgemeine Gelehrtenlexikon« (Leipz. 1750, 4 Bde.), vermehrt von Dunkel (1755–60), von Adelung (1784–87), neu herausgegeben und fortgesetzt von Rotermund (Brem. 1810–22, 6 Bde.). Früher hatte J. das Menckensche »Kompendiöse Gelehrtenlexikon« in 2. und in 3. Auflage (1725 u. 1733) herausgegeben. J. war auch langjähriger Redakteur der Leipziger »Acta eruditorum«. Eifriger Wolfianer, beherrschte er nicht bloß das Gebiet der theoretischen Philosophie, sondern war auch als Dozent ein vortrefflicher Redner.

Jochmus, August Giacomo J., Freiherr von Cotignola, deutscher Reichsminister, geb. 27. Febr. 1808 zu Hamburg, widmete sich anfangs dem Handelsstand und, da ihm dieser nicht zusagte, sodann zu Paris den militärischen Fachwissenschaften. 1827 ging er nach Griechenland und fand eine Anstellung als Hauptmann und Adjutant des Generals Church, sodann nach König Ottos Ankunft 1832 im Kriegsministerium. Durch die Ränke der nationalen Partei gegen die Deutschen vertrieben, begab er sich 1835 nach England, wo er sich der Fremdenlegion, welche der Königin Isabella zu Hilfe gesandt wurde, anschloß. In Spanien aber trat er bald definitiv in die Dienste der Christinos über und stieg in deren Reihen 1837 zum Brigadegeneral, sodann unter Espartero zum Generalstabschef der sogen. Nordarmee. Nach Beendigung des Bürgerkriegs (Ende 1838) begab er sich nach England und wurde von Palmerston nach Konstantinopel gesandt, um im Einvernehmen mit Lord Ponsonby den Feldzugsplan für den bevorstehenden Krieg in Syrien zu entwerfen. Im Juli 1840 begab er sich nach Syrien. Von der Pforte zum Divisionsgeneral und Pascha von zwei Roßschweifen (Ferik-Pascha), vom Admiral Stopford zum Chef des Generalstabs der vereinigten türkisch-englisch-österreichischen Streitkräfte ernannt, war er im November 1840 bei der Einnahme von Akka thätig. Im Dezember d. J. übernahm er den Oberbefehl über das türkische Operationsheer, den er bis Ende des Feldzugs (Februar 1841) führte. Er war darauf im Kriegsministerium zu Konstantinopel beschäftigt, bis ihn die Märzbewegungen von 1848 zur Rückkehr nach Deutschland veranlaßten. Der Erzherzog Johann als Reichsverweser verlieh ihm 17. März 1849 nach Gagerns Rücktritt aus dem Reichsministerium das Portefeuille des Auswärtigen und der Marine. Nach Auflösung des Reichsministeriums und dem Rücktritt des Erzherzogs Johann (Dezember 1849) zog er sich in den Privatstand zurück. Im Mai 1859 von der österreichischen Regierung zur Verwendung im Krieg bestimmt, trat er nicht mehr in Thätigkeit. Nach dem Frieden von Villafranca erhob ihn der Kaiser Franz Joseph in den Freiherrenstand. Ebenso ward er 1866 erst zum Feldmarschallleutnant ernannt, als der Krieg zu Ende war. 1853–55 und 1870–71 machte er Reisen um die Welt und zog sich dann nach Bamberg zurück, wo er 14. Sept. 1881 starb. Außer einigen Denkschriften geographisch-politischen Inhalts veröffentlichte er die Schrift »Der syrische Krieg und der Verfall des Osmanenreichs seit 1840« (Frankf. 1856). Seine »Gesammelten Schriften« (darunter die größere Ausgabe der erwähnten Schrift in englischer Sprache, 2 Bde., und der Briefwechsel des Erzherzogs Johann von Österreich) gab Thomas heraus (Berl. 1883–1884, Bd. 1–4).

Joci causa (lat.), des Scherzes halber.

Jockey (engl., spr. dschöcke), Diminutiv von Jock, s. v. w. John), Reitknecht, der die Pferde bei den Wettrennen reitet; dann jeder Liebhaber von Pferderennen, besonders Mitglied eines zu diesem Zweck gebildeten Vereins (Jockeyklub); auch s. v. w. Roßkamm oder Pferdehändler und daher gleichbedeutend mit Betrüger, Preller. Die Jockeys werden vor und nach dem Rennen gewogen, weil sie ein vorschriftsmäßiges Gewicht haben müssen; sind sie zu leicht, so wird das fehlende Gewicht durch Bleiplatten, welche in die Satteldeckentaschen geschoben werden, ausgeglichen.

Jocōsa (lat.), scherzhafte Dinge, Possen.

Jocrisse (franz., spr. schokriß), lustige Figur der franz. Straßenkomödie, meist einen tölpischen Bedienten aus der Provinz vorstellend, der einen Taschenspieler ꝛc. begleitet und das Publikum durch seine Possen ergötzt; auch eine komische Figur des Theaters,

die, besonders von Brunet vortrefflich dargestellt, von Dorvigny für seine Dramen verwendet wurde; dann allgemein s. v. w. Einfaltspinsel; endlich ein Ehemann, der sich zu sehr um die wirtschaftlichen Dinge bekümmert (»Topfgucker«).

Jŏcus (lat., korrumpiert: Jux), Spaß, Scherz; auch der Genius des Scherzes (Gott J.), daher Jocusstab, Narrenstab, ein Stab mit einem Narrenkopf.

Jod (Jodum) J, chemisch einfacher Körper, findet sich nicht im freien Zustand in der Natur, aber seine Verbindungen begleiten in geringen Mengen nicht selten die entsprechenden Chlorverbindungen, mit welchen sie große Ähnlichkeit haben. Besonders finden sich Jodnatrium und Jodmagnesium im Meerwasser, aus welchem Meerpflanzen, namentlich die Tange (Laminaria, Fucus), J. aufnehmen und in sich konzentrieren. Auch Carragaheen, Schwämme, Seesterne, Heringe, Seekrebse, der Thran der Schellfischarten enthalten J. Außerdem findet es sich in vielen Salzquellen (Sulza, Adelheidsquelle bei Heilbronn, Hall), im Chilisalpeter, in der Pottasche aus Rübenmelasse, in Steinkohlen (daher im Gaswasser), in Eisenerzen (also auch im Gichtstaub der Eisenhochöfen), in bituminösen Schiefern, Phosphoriten, als Jodsilber, Jodblei und in sehr geringen Mengen weitverbreitet, z. B. in Ackererde und Quellwasser. Zur Darstellung des Jods dienen fast ausschließlich die Tange (besonders Fucus digitatus und F. saccharinus), welche man an den englischen und französischen Küsten sammelt und verbrennt. Aus dem so erhaltenen Kelp (s. d.) scheidet man die Kalisalze ab und gewinnt dabei schließlich eine Mutterlauge, in welcher sich die leicht löslichen Jodverbindungen angesammelt haben. Neuere Verbesserungen in der Jodindustrie nehmen besonders Bedacht auf eine bessere Ausnutzung der Tange, die man gut abtropfen läßt, dann der Gärung unterwirft, abpreßt und im Schachtofen einäschert. Die bei der Gärung entstehenden Flüssigkeiten sind sehr reich an J. und werden verdampft, indem man die (jodhaltigen) Feuerungsgase von der Einäscherung der Tange über sie hinwegziehen läßt. Hierbei geben die Gase ihren Jodgehalt an die Lauge ab. Nach einer andern Methode unterwirft man die Tange der trocknen Destillation und erhält neben brennbaren Gasen, Teerölen, Essigsäure, Ammoniak und Methylalkohol eine Kohle, welche, nachdem ihr alle Salze durch Wasser entzogen sind, zu verschiedenen Zwecken gut verwertbar ist. Die Salzlösung wird ebenso wie die Kelplauge verarbeitet. Die letzte Mutterlauge versetzt man mit Schwefelsäure (wobei sich Kohlensäure und Schwefelwasserstoff entwickeln und Schwefel abgeschieden wird) und destilliert sie dann mit Schwefelsäure und Braunstein. Die hierbei entwickelten Joddämpfe werden in einer Reihe thönerner Vorlagen verdichtet. Man kann auch die Jodverbindungen in der Lauge durch Chlor zersetzen und das frei gewordene J. mit Benzin in einem Apparat ausziehen, welcher so eingerichtet ist, daß das Benzin das gelöste J. sofort an Natronlauge abgibt, worauf es von neuem jodlösend wirken kann. hinzu. In neuerer Zeit hat der Chilisalpeter der europäischen Jodindustrie sehr ernstliche Konkurrenz gemacht. Er enthält 0,039—0,175 Proz. J., welches sich in der Mutterlauge in Form von Jodnatrium ansammelt und durch Chlor abgeschieden wird. Man trennt es durch Gipsplatten von der Mutterlauge und bringt es roh in den Handel oder reinigt es durch Sublimation. Man hat auch aus der Mutterlauge mit Hilfe von saurem schwefligsaurem Natron (oder Eisenvitriol) und Kupfervitriol Kupferjodür gefällt, und dies ist mehrfach nach Europa gebracht worden, wo es mit Schwefelwasserstoff zersetzt wurde. Es bilden sich Schwefelkupfer und Jodwasserstoffsäure, welche man mit kohlensaurem Kali neutralisiert, um Jodkalium zu erhalten. Reines J. bildet schwarzgraue, metallglänzende, oft sehr große Tafeln, riecht eigentümlich, der unterchlorigen Säure nicht unähnlich, schmeckt herb, scharf, färbt die Oberhaut braun und greift als Dampf Augenlider, Nasen- und Mundhöhle heftig an. Das spezifische Gewicht ist 4,95, das Atomgewicht 126,53, es ist sehr weich, verdampft schon bei gewöhnlicher Temperatur ziemlich schnell, schmilzt bei 114°, siedet über 200° und gibt einen im gesättigten Zustand blauen, im verdünnten veilchenblauen (daher der Name, v. griech. iodēs) Dampf vom spez. Gew. 8,716 (der schwerste aller Dämpfe), der sich beim Erkalten zu Jodkristallen verdichtet. Es löst sich wenig im Wasser; die braune Lösung (Jodwasser) bleicht Indigo und zersetzt sich allmählich unter Bildung von Jodwasserstoffsäure. Letztere und Jodmetalle erhöhen die Löslichkeit des Jods im Wasser ungemein. J. ist leicht löslich in Alkohol (Jodtinktur, s. d.), mit höchst intensiv violetter Farbe in Schwefelkohlenstoff, auch in Chloroform, Benzin und Äther. Es verhält sich in chemischer Hinsicht im allgemeinen wie Chlor und Brom, aber sein Vereinigungsstreben ist schwächer; nur zum Sauerstoff hat es größere Verwandtschaft und deplaciert das Chlor aus der Chlorsäure. Mit Kalilauge bildet es Jodkalium und jodsaures Kali, charakteristisch ist die intensiv blaue Färbung des Stärkemehls durch J. (s. Jodstärke). Es ist einwertig, und seine Verbindungen gleichen denen des Chlors und Broms, werden aber durch Chlor und Brom zersetzt. J. wirkt äußerlich ätzend, im Magen bei größern Dosen heftig verdauungsstörend, ähnlich wie Chlor und Brom. In giftiger Dosis tötet es unter Benommenheit des Gehirns, Anätzung des Magens und Lähmung des Atmungszentrums. Eigentümlich ist seine Wirkung auf drüsige Organe, die es zum Schwinden bringt. Auf niedere Organismen, z. B. bei Malaria, wirkt es als heftiges Gift. Man benutzt J. als Arzneimittel bei entzündlichen Prozessen, Syphilis, Skrofulose, Hypertrophie drüsiger Organe (Kropf 2c.), bei Rheumatismus, Neuralgien, gegen Frostbeulen 2c., zur Darstellung von Jodpräparaten, von denen manche (Jodkalium, Jodammonium, Jodkadmium, Jodmethyl) ebenfalls als Arzneimittel und in der Photographie, andre zur Darstellung von Teerfarben benutzt werden. J. wurde 1811 von Courtois entdeckt. Hauptsitze der Jodfabri-

Jodate (Jodsäuresalze), s. Jodsäure.

Jodäther, **Jodäthyl**, s. v. w. Äthyljodür.

Jodblei, s. v. w. Bleijodid.

Jode, 1) Pieter de, der ältere, niederländ. Kupferstecher, geb. 1570 zu Antwerpen, bildete sich nach seinem Vater Gerrit de J. (gest. 1599) und nach Goltzius und ging dann nach Italien, von wo er um 1601 zurückkehrte. Er stach nach Tizian (Verlobung der heil. Katharina), Cousin (das Jüngste Gericht), Rubens (Übergabe der Schlüssel an Petrus), F. Vanni, van Dyck, der ihn in seine Ikonographie aufnahm, u. a. Kurze Zeit war er auch mit seinem Sohn in Paris thätig. Er starb 1634 in Antwerpen.

2) Pieter de, der jüngere, Kupferstecher, Sohn und Schüler des vorigen, geb. 22. Nov. 1606 zu Antwerpen, bildete sich nach den Stechern der Rubensschen Schule und war um 1631 in Paris thätig, wo er nach Vouet und andern französischen Malern stach. Seine besten Stiche sind diejenigen nach Gemälden von Rubens, Jordaens und van Dyck, zu dessen Ikonographie er zwölf Bildnisse beisteuerte. Sein Hauptwerk ist Rinaldo und Armida nach van Dyck. 1651 gab er die von seinem Vater begonnene Porträtsammlung »Theatrum pontificum, imperatorum, regum etc.« heraus. Er starb nach 1674.

Jodeisen, s. v. w. Eisenjodür.

Jodelle (spr. schödäll), Etienne, franz. Dramatiker, Mitglied der »Pléiade«, geb. 1532 zu Paris, gest. 1573, versuchte es zuerst, die bisher beliebten Mysterien, Moralitäten und Farcen durch das sogen. klassische, griechischen und römischen Mustern nachgebildete Schauspiel in Frankreich zu verdrängen. 1552 wurde seine Tragödie »Cléopâtre captive« und die Komödie »Eugène, ou la rencontre« vor Heinrich II. aufgeführt; beide hatten viel Erfolg, während seine zweite Tragödie: »Didon se sacrifiant«, wahrscheinlich gar nicht aufgeführt worden ist. Er hat noch keine Ahnung von dramatischer Verknüpfung, während ihm die lyrischen Partien besser gelingen, ebenso wie seine kleinern Gedichte. Die größte Zahl seiner Stücke ist verloren. Seine »Œuvres« erschienen Paris 1574 und 1583, eine neue Ausgabe 1872.

Jodeln, eine eigentümliche Singmanier der Schweizer und Tiroler, bestehend in wortlosem Jauchzen mit häufigem Überschlagen aus dem Brustregister in das Kopfregister; ein Lied, dem als Refrain eine solche Vokalise angehängt ist, heißt ein Jodler. Das Wort ist wahrscheinlich onomatopöetisch gebildet.

Jodformyl, s. v. w. Jodoform.

Jodgrün, s. Anilin, S. 592.

Jodhpur, Staat und Stadt, s. Dschodhpur.

Jodide, s. Jodmetalle.

Jodinrot, s. v. w. Quecksilberjodid.

Jodismus, s. v. w. Jodvergiftung.

Jodit (Jodargyrit, Jodsilber), Mineral aus der Ordnung der einfachen Haloidsalze, kristallisiert hexagonal, findet sich meist in dünnen Blättchen und Platten, auch derb und eingesprengt, ist grau, gelb, grünlichgelb, fettglänzend, durchscheinend, Härte 1—1,5, spez. Gew. 5,71, besteht aus Jodsilber AgJ mit 46 Proz. Silber und findet sich in Mexiko, Chile und bei Guadalajara in Spanien.

Jodkadmium, s. v. w. Kadmiumjodid.

Jodkalium, s. v. w. Kaliumjodid.

Jodkupfer, s. v. w. Kupferjodür.

Jodlauge, die bei der Verarbeitung von Kelp und Varech nach Abscheidung der Alkalisalze resultierende jodreiche Mutterlauge, aus welcher das Jod abgeschieden wird.

Jodmetalle (Jodide), Verbindungen der Metalle mit Jod, finden sich zum Teil als Mineralien in der Natur, wie Jodsilber, Jodblei, Jodnatrium, und entstehen bei Einwirkung von Jod auf Metalle, von Jodwasserstoffsäure auf Metalle, Metalloxyde oder Kohlensäuresalze der Metalle, die unlöslichen durch Wechselzersetzung. Sie gleichen im allgemeinen den Chlormetallen (s. d.); die der Alkali-, Erdalkali- und Erdmetalle sind farblos und gleichen den Chloriden auch in der Löslichkeit; die Jodverbindungen der Schwermetalle sind oft anders gefärbt und zeigen auch andre Löslichkeitsverhältnisse (scharlachrotes unlösliches Quecksilberjodid, schwarzes unlösliches Palladiumjodür); Jodsilber, Jodblei, Quecksilber- und Kupferjodür sind unlöslich. Alle werden durch Chlor zersetzt. Verbindet sich ein Metall in mehreren Verhältnissen mit Jod, so nennt man die jodärmern Verbindungen Jodüre, die jodreichern Jodide. Viele J., namentlich Jodkalium, Jodsilber, auch Jodeisen, Jodquecksilber etc., finden technische oder medizinische Verwendung.

Jodmethyl, s. v. w. Methyljodür.

Jodocus (griech., »Pfeilbehälter«, im Deutschen zusammengezogen zu Jobst), männlicher Name. Bekannt ist: J. von Mähren, Sohn des Markgrafen Johann Heinrich von Mähren, zweiten Sohns des Königs Johann von Böhmen aus dem Haus Luxemburg, ein gelehrter, aber habsüchtiger und gewissenloser Fürst, erhielt 1375 nach seines Vaters Tod Mähren; 1388 wurde ihm von Wenzel Luxemburg, von Kurfürst Siegmund Brandenburg verpfändet. Er suchte Wenzel zu stürzen und stellte sich an die Spitze des Herrenbundes, der 1394 den König gefangen nahm. 1397 erzwang er durch eine neue Empörung von Wenzel die Abtretung der Lausitz und die Belehnung mit Brandenburg. Am 1. Okt. 1410 ward er zu Frankfurt von fünf allerdings zweifelhaften Kurstimmen gegen Siegmund zum Kaiser erwählt, starb aber 17. Jan. 1411. Vgl. Heidemann, Die Mark Brandenburg unter Jobst von Mähren (Berl. 1881).

Jodocus Pratensis, s. Josquin des Prés.

Jodoform (Jodformyl, Trijodmethan) CHJ_3, dem Chloroform entsprechende chemische Verbindung, welche erhalten wird, wenn man Jod und kaustische oder kohlensaure Alkalien auf Methyl- oder Äthylalkohol, Äther, Aceton, Zucker, Dextrin, Gummi etc. einwirken läßt. Zur Darstellung erwärmt man Alkohol mit Sodalösung und setzt allmählich Jod hinzu. Sehr rein wird es auf elektrolytischem Weg erhalten. J. bildet gelbliche Kristalle, riecht durchdringend jod- und safranartig, schmeckt unangenehm jodartig, löst sich in Alkohol, Äther, Chloroform, Petroleumäther, ätherischen und fetten Ölen, leicht in Schwefelkohlenstoff, nicht in Wasser, verdampft bei mittlerer Temperatur, kann mit Wasserdämpfen destilliert werden, schmilzt bei 119° und zersetzt sich bei höherer Temperatur. Mit alkoholischer Kalilauge liefert es ameisensaures Kali und Jodkalium. Man benutzt es innerlich und äußerlich statt des Jods bei Skrofeln, Kropf, Rhachitis, Syphilis, Krebs, Tuberkulose und namentlich bei der Wundbehandlung, da es Fäulnis und profuse Eiterung verhindert. In großen Gaben wirkt es giftig und tötet durch Lähmung des Gehirns.

Jodoigne le Marché (spr. schodŏannj lŏ marschē, vläm. Geldenaecken), Flecken in der belg. Provinz Brabant, Arrondissement Nivelles, an der Großen Geete und an der Eisenbahn Ramillies-Tirlemont, mit höherer Knabenschule und (1883) 4450 Einw., welche Wollspinnerei und Papierfabrikation treiben. In der Nähe das Schlachtfeld von Ramillies (s. d.).

Jodol (Tetrajodpyrrol) C_4J_4NH entsteht bei Behandlung von Pyrrol, einer im Tieröl vorkommenden Base, mit Jodkalium, bildet ein amorphes, graubraunes, geruchloses Pulver, ist löslich in warmem Alkohol, Äther und fetten Ölen, nicht in Wasser und zersetzt sich am Licht und bei einer Temperatur von 140°. Es wurde als Ersatz des Jodoforms in der Wundbehandlung empfohlen, wobei namentlich seine Geruchlosigkeit in Betracht kommt.

Jodpräparate, die in der Medizin benutzten Jodverbindungen und jodhaltigen Mischungen: Amylum jodatum, Jodstärke; Ferrum jodatum, Eisenjodür, mit Zucker gelöst als Syrupus ferri jodati, Jodeisensirup; Hydrargyrum bijodatum, Quecksilberjodid, und Hydrargyrum jodatum, Quecksilberjodür; Jodum, Jod, gelöst als Tinctura Jodi, Jodtinktur; Jodoformium; Kalium jodatum, Kaliumjodid, auch als Unguentum Kalii jodati, Jodkaliumsalbe; Natrium jodatum, Natriumjodid; Plumbum jodatum, Bleijodid.

Jodquecksilber, s. v. w. Quecksilberjodür und Quecksilberjodid.

Jodsäure HJO_3 entsteht als Kalisalz neben Jodkalium beim Eintragen von Jod in kochende Kalilauge. Bringt man Jod in heißes Barytwasser, so bildet sich in gleicher Weise jodsaurer Baryt, und wenn man diesen abfiltriert und in die Lösung des Jodbaryums Chlor leitet, so wird auch das Jodbaryum in Jodsäuresalz verwandelt. Wenn man dieses mit Schwefelsäure zersetzt, so erhält man eine Lösung von J., aus welcher diese in farblosen, in Wasser und Alkohol löslichen Kristallen erhalten werden kann. Beim Erhitzen zerfällt J. in Wasser und Jodsäureanhydrid J_2O_5, welches in höherer Temperatur in Jod und Sauerstoff zerfällt. J. wird von Schwefelwasserstoff, schwefliger Säure und Jodwasserstoffsäure unter Abscheidung von Jod, aber nicht durch Chlor, zersetzt, gibt mit Salzsäure, Chlor und Chlorjod, mit Basen Jodsäuresalze (Jodate), welche im allgemeinen den Chlorsäuresalzen gleichen, meist unlöslich sind, beim Erhitzen in Sauerstoff und Jodid oder in Sauerstoff, Jod, ein Oxyd oder Metall zerfallen; mit brennbaren Körpern erhitzt, verbrennen sie diese lebhaft, manche unter Verpuffung. Jodsaures Kali (Kaliumjodat) KJO_3 bildet kleine, wasserfreie Kristalle, ist löslich in Wasser, nicht in Alkohol, schmilzt beim Erhitzen und gibt Sauerstoff, etwas Jod und alkalisch reagierendes Jodkalium. J. wurde von Davy entdeckt.

Jodschwefel, s. v. w. Schwefeljodid.

Jodsilber, s. v. w. Silberjodid.

Jodsilber, Mineral, s. v. w. Jodit.

Jodstärke, Mischung von 60 Teilen Stärkemehl mit 1 Teil Jod, welches man zum Zweck besserer Verteilung in 12 Teilen Alkohol gelöst hat. Die J. bildet ein dunkelviolettes Pulver und ist als Jodpräparat zur medizinischen Benutzung empfohlen worden. Jod färbt Stärkemehl intensiv blau, und diese Färbung dient als empfindliches Reagens; sie verschwindet beim Erhitzen, kommt aber beim Erkalten wieder zum Vorschein, wenn das Jod nicht völlig verflüchtigt wurde; auch Sonnenlicht, Chlor, starke Basen zerstören die Färbung, und manche indifferente Salze verhindern oder verzögern ihr Auftreten. Die J. ist jedenfalls eine sehr lose chemische Verbindung und vielleicht nur ein Gemenge.

Jodtinktur (Tinctura Jodi), Lösung von Jod in 10 Teilen Weingeist, wird mit der Zeit sauer, indem sich Jodwasserstoffsäure bildet. Die farblose J. (Tinctura Jodi decolorata) ist eine Lösung von 10 Teilen Jod und 10 Teilen unterschwefligsaurem Natron in 10 Teilen Wasser, 16 Teilen alkoholischer Ammoniakflüssigkeit und 75 Teilen Spiritus. Beide Präparate werden medizinisch benutzt.

Jodüre, s. Jodmetalle.

Jodvergiftung (Jodismus), die Erscheinungen, welche bei übermäßigem Gebrauch von Jod und Jodpräparaten, besonders in Fabriken bei der Beschäftigung mit Jodverbindungen, vorkommen. Bei akuter J. entsteht heftige Magen- und Darmentzündung mit brennenden Schmerzen, Erbrechen, Durchfall, Harnverhaltung, Kopfschmerz und schnellem Kräfteverfall. Die chronische J. ist begleitet von hartnäckigem Katarrh der Nasen- und Racheuschleimhaut (Jodschnupfen), Verdauungsstörungen, Abmagerung, Gliederzittern und einem eigentümlichen Ausschlag; außerdem beobachtet an dem Schwunde der Schilddrüse, der weiblichen Brustdrüsen und der Hode. Die Behandlung erheischt sofortige Unterbrechung der Jodzufuhr und allgemeine Kräftigung des Körpers; die Vergiftungserscheinungen pflegen sich aber erst nach längerer Zeit zu verlieren, und besonders hält der Schnupfen mit heftigem Stirnkopfschmerz lange Zeit an. Bei akuter Vergiftung gibt man reichlich Stärkekleister, Magnesia mit Zuckerwasser und Eiweiß.

Jodviolett, s. Anilin, S. 592.

Jodwasser, s. Jod.

Jodwasserstoff HJ entsteht, wenn man Wasserstoff und Joddampf bei 300—400° über Platinschwamm leitet, und vielfach bei Einwirkung von Jod auf wasserstoffhaltige Körper; auch Wasser wird am Lichte durch Jod unter Bildung von J. und Sauerstoff zersetzt. Zur Darstellung von J. destilliert man Jodkalium mit Phosphorsäure. Der sich entwickelnde J. ist ein farbloses Gas, riecht wie Chlorwasserstoff, bildet an der Luft Nebel, kann leicht zu einer Flüssigkeit verdichtet werden und wird von Wasser reichlich absorbiert. Eine solche Lösung (Jodwasserstoffsäure) erhält man auch durch Eintragen von Jod in eine Lösung von schwefligsaurem oder unterschwefligsaurem Natron (wobei schwefelsaures Natron gebildet wird), beim Übergießen von amorphem Phosphor mit Wasser und allmählichem Hinzufügen von Jod (wobei phosphorige Säure entsteht), ferner wenn man wenig Jod in Wasser suspendiert und Schwefelwasserstoff einleitet, bis das Jod verschwunden ist. In der gebildeten Jodwasserstoffsäure löst man dann Jod auf und verwandelt dies von neuem durch Schwefelwasserstoff in J. Die von dem ausgeschiedenen Schwefel abfiltrierte Lösung läßt sich durch Verdampfen auf das spez. Gew. 1,56 bringen. Folgende Tabelle zeigt den Gehalt der Jodwasserstoffsäure bei verschiedenen spezifischen Gewichten:

Proz	Spez. Gew.	Proz.	Spez. Gew.	Proz.	Spez. Gew.
0	1,000	20	1,187	40	1,428
5	1,042	25	1,237	45	1,533
10	1,091	30	1,296	50	1,650
15	1,138	35	1,361	52	1,700

Sie verhält sich ganz wie Salzsäure (Chlorwasserstoffsäure), bräunt sich aber an der Luft und zersetzt sich zuletzt vollständig unter Ausscheidung von Jod. Sie dient zur Darstellung von Jodpräparaten.

Jodzinnober, s. v. w. Quecksilberjodid.

Joël, hebr. Prophet, Sohn Pethuels, weissagte in Juda, nämlich entweder im alten Reich unter dem König Joas (um 850 v. Chr.) oder im nachexilischen Staat. Seine prophetische Schrift zerfällt von selbst in die mit einer Verwüstung des Landes durch Heu-

schrecken motivierte Bußpredigt (1, 1—2, 17) und eine Verheißungsrede (2, 18—4, 20). Vgl. Merx, Die Prophetie des J. (Halle 1879).

Joël, Manuel, jüd. Gelehrter, geb. 19. Okt. 1826 zu Birnbaum (Posen), studierte in Berlin neben jüdischer Theologie klassische Philologie, kam 1854 als Lehrer an das neuerrichtete Rabbinerseminar zu Breslau und wurde 1863 zum Rabbiner der dortigen Gemeinde gewählt. Er veröffentlichte: »Die Religionsphilosophie des Maimonides« (Bresl. 1859); »Levi ben Gerson als Religionsphilosoph« (das. 1862); »Verhältnis Alberts d. Gr. zu Maimonides« (das. 1863); »Don Chasdai Creskas' religionsphilosophische Lehren« (das. 1866); »Spinozas theologisch-politischer Traktat« (das. 1870); »Zur Genesis der Lehre Spinozas« (das. 1871). Diese Schriften wurden mit verschiedenen Abhandlungen gesammelt als »Beiträge zur Geschichte der Philosophie« (Bresl. 1876, 2 Bde.) herausgegeben. Von spätern Schriften sind zu nennen: »Notizen zum Buch Daniel. Etwas über die Bücher Sifra und Sifre« (Bresl. 1873); »Religiösphilosophische Zeitfragen« (das. 1876); »Gutachten über den Talmud« (1877); »Blicke in die Religionsgeschichte« (das. 1880—83, 2 Bde.).

Joest (spr. joost), 1) Jan, niederländ. Maler, der Schöpfer des mit 20 Darstellungen aus der heiligen Geschichte versehenen Hauptaltars in der Nikolaikirche zu Kalkar, welcher, zwischen 1505 und 1508 ausgeführt, ein wichtiges Denkmal der niederrheinischen Malerei ist. J., über dessen Persönlichkeit nichts weiter bekannt geworden ist, stand unter dem Einfluß Memlings und der italienischen Renaissance.

2) Wilhelm, Reisender, geb. 15. März 1852 zu Köln, studierte in Bonn, Heidelberg und Berlin Naturwissenschaften und Sprachen, bereiste 1874 den Orient und die nordafrikanischen Küstenländer, 1876 bis 1879 ganz Amerika vom nördlichen Kanada bis zum Süden Argentiniens, wobei er manche Teile wiederholt durchkreuzte und eine sehr reichhaltige ethnographische, anthropologische und zoologische Sammlung machte. Anfang 1879 begab er sich nach Ceylon, durchreiste von dort aus Indien bis zum Himalaja, begleitete die britische Armee im afghanischen Kriege, ging dann nach Birma und Siam, beschäftigte sich auf Borneo, Ceram und Celebes mit dem Studium der dortigen wilden Völkerschaften, kämpfte in Atschin mit den Holländern gegen die Aufständischen, durchreiste Kambodscha und die Philippinen und lebte längere Zeit unter den wilden Stämmen Formosas. Von Peking unternahm er dann einen Ausflug in die Mongolei, ging darauf nach Japan, hielt sich auf Jeso unter den Aino auf und kehrte 1881 von Wladiwostok durch die Mandschurei, Mongolei u. Sibirien nach Deutschland zurück, wo er als Früchte dieser Reisen veröffentlichte: »Aus Japan nach Deutschland durch Sibirien« (Köln 1882, 2. Aufl. 1887) und »Das Holontalo, ein Beitrag zur Kenntnis der Sprachen von Celebes« (Berl. 1884). Im J. 1883 umschiffte er von Madeira aus ganz Afrika, wobei er namentlich Südafrika eingehender studierte, und legte seine Beobachtungen in dem Werk »Um Afrika« (Köln 1885) nieder. Gegenwärtig lebt J. in Berlin. Seine bedeutenden Sammlungen übergab er deutschen Museen.

Jofra, Oase, s. Dschofra.

Jôgin, eine den Anhängern Siwas (s. d.) zugehörige indische Büßersekte, benannt von der Ausübung des Jôga, d. h. des Bestrebens, durch Unterdrückung aller sinnlichen Regungen und Versenkung des Geistes in die Selbstbeschauung die Vereinigung mit Gott und dadurch die Herrschaft über die Naturgesetze zu erringen. Vorschriften zur Erreichung dieses Ziels finden sich schon in dem Jôga çâstra des Patandschali aus dem 2. Jahrh. v. Chr.: anhaltendes Zurückhalten des Atems, besondere Stellungen, 84 verschiedene Richtungen der Augen auf die Nasenspitze ꝛc. Dadurch soll der Mensch die acht übernatürlichen Fähigkeiten bekommen: 1) sich leichter zu machen als alle andern Gegenstände, 2) sich schwerer zu machen als die schwersten Gegenstände, 3) sich beliebig zu verkleinern, 4) sich beliebig zu vergrößern, 5) überall hingelangen zu können, 6) jede Gestalt anzunehmen, 7) alle Naturgesetze zu beherrschen, 8) alles von sich abhängig zu machen. Die Zahl der J. ist jetzt nicht sehr groß. Sie führen ein Bündel Pfauenfedern mit sich und behaupten, durch die Besprengung damit Kranke zu heilen, neugeborne Kinder vor bösen Geistern zu schützen, den bösen Blick zu bannen ꝛc. Sie treten als Wahrsager, Traumdeuter und Charlatane auf, spielen auf kleinen Violinen oder Lauten und singen Lieder in den Volkssprachen, ziehen mit einem abgerichteten Stier, Affen oder Ziegenbock im Land umher. Sie verehren den Siwa unter dem Namen Bhairawa und haben ihr größtes Heiligtum in Benares.

Joglar (provençal., altfranz. Jogléor), s. Jongleur.

Johann (Abkürzung von Johannes, franz. Jean, engl. John, span. Juan, portug. João, ital. Giovanni, holländ. Jan), Name von 23 Päpsten:

1) J. I., der Heilige, gebürtig aus Toscana, bestieg 523 den römischen Stuhl, ward 525 vom ostgotischen König Theoderich nach Konstantinopel gesandt, um den Kaiser Justinus I. zur Milderung seiner Edikte gegen die Arianer zu vermögen, aber nach der Rückkehr von dieser erfolglosen Sendung von jenem zu Ravenna ins Gefängnis geworfen, wo er 18. Mai 526 starb. Tag: 27. Mai. — 2) J. II., früher Mercurius, ein Römer, bestieg 532 den römischen Stuhl, beteiligte sich an den Streitigkeiten der Theopaschiten (Monophysiten) im streng orthodoxen Sinn; starb 535. — 3) J. III., ein Römer, ward 560 Papst, konnte aber die Weihe nicht eher erhalten, als bis Kaiser Justinian durch den Exarchen seine Wahl hatte bestätigen lassen, that viel für Verschönerung der Kirchen; starb 573. — 4) J. IV., aus Salona gebürtig, bestieg den päpstlichen Stuhl 640, ließ die Monotheleten auf einem Konzil zu Rom verdammen und lehnte die Annahme der von Sergius auf Befehl des Kaisers Heraklios verfaßten Unionsformel (Ekthesis) ab; starb 642. — 5) J. V., aus Antiochia in Syrien, Legat auf dem sechsten ökumenischen Konzil, ward 685 zum Papst gewählt, starb schon 686. — 6) J. VI., ein Grieche, ward 701 Papst, bewog durch Androhung göttlicher Strafen den Herzog Gisulf von Benevent zur Rückgabe der dem Exarchat entrissenen Städte; starb 705. — 7) J. VII., ein Grieche, Nachfolger des vorigen 705, starb 707. — 8) J. (VIII., Johanna Papissa), s. Johanna 4). — 9) J. VIII., ein Römer, ward 872 Papst, folgte dem Vorbild Nikolaus' I. in dem Bestreben, die päpstliche Macht zu erhöhen und über die weltlichen Herrscher zu erheben. Er krönte Karl den Kahlen ungeachtet des von Ludwig dem Deutschen dagegen erhobenen Widerspruchs 876 zum Kaiser, offenbar mit dem Anspruch, kraft apostolischer Vollmacht die Kaiserkrone vergeben zu können; auf den Synoden zu Ravenna (877) und zu Troyes (878) verlangte er die Unabhängigkeit der Bischöfe von der weltlichen Macht. Er zerfiel mit Karls des Kahlen Sohn und Nachfolger Karlmann, der ihn 878 in Rom gefangen nehmen ließ. Wieder frei, belegte er dessen Anhänger mit dem

Bann und krönte Ludwig den Stammler zum König von Frankreich; dann aber ward er genötigt, trotz seiner französischen Sympathien Karl den Dicken 881 zum Kaiser zu krönen. Den von Hadrian II. mit dem Bann belegten Patriarchen Photius von Konstantinopel erkannte er an in der Hoffnung, von dem griechischen Kaiser Basilius Hilfe gegen die Sarazenen und die Jurisdiktion über die Bulgarei wiederzuerhalten, und beschickte in dieser Absicht auch das zweite Konzil zu Konstantinopel (879). Da er sich aber in seiner Hoffnung getäuscht sah, widerrief er des Photius Anerkennung. Von den Rom bedrängenden Sarazenen erkaufte er die Ruhe durch Tribut. Er starb 15. Dez. 882, auf Anstiften eines Verwandten vergiftet und, als das Gift zu langsam wirkte, von Verschwornen erschlagen. — 10) J. IX., geboren zu Tivoli, Benediktiner, ward 898 Papst, krönte Lambert von Spoleto als römischen Kaiser und stellte das Ansehen des Papstes Formosus wieder her; starb 900.— 11) J. X., früher Bischof von Bologna und Erzbischof von Ravenna, gelangte durch die patrizische Partei, an deren Spitze die berüchtigte Theodora stand, 914 auf den päpstlichen Stuhl. Er krönte 915 Berengar, König von Italien, zum Kaiser und zog in eigner Person gegen die Sarazenen zu Felde. Mit ihm beginnt die Zeit, in der drei Frauen über Rom und das Papsttum geboten (die sogen. **Pornokratie** oder das »Hurenregiment«). Auf Befehl der Marozia ward J. 928 gefangen und im Gefängnis ermordet. — 12) J. XI., Sohn der Marozia und des Papstes Sergius III., ward durch erstere 931, 25 Jahre alt, auf den päpstlichen Stuhl erhoben, aber von seinem Bruder Alberich, dem Herrscher von Rom, ins Gefängnis geworfen, worin er 936 starb. — 13) J. XII., vorher Octavianus, Sohn Alberichs, Enkel der Marozia und Neffe Johanns XI., bemächtigte sich 955, erst 18 Jahre alt, der Tiara. Er war der erste Papst, welcher bei seiner Erhebung den Taufnamen wechselte. Gegen den König Berengar II. von Italien rief er Otto I. aus Deutschland zur Hilfe herbei und krönte letztern 962 zum Kaiser. Doch ließ Otto ihn 963 sowohl seiner Ausschweifungen als seines verräterischen Verhaltens wegen absetzen, nichtsdestoweniger kehrte J. nach Rom zurück. Bei einem Ehebruch ertappt, wurde er 14. Mai 964 erschlagen, nach andern starb er infolge eines Schlaganfalls. — 14) J. XIII., ein Römer, vorher Bischof von Narni, 965 nach Benedikt V. durch den Kaiser Otto I. auf den päpstlichen Stuhl erhoben, war den Großen Roms verhaßt, die ihn bald verjagten. 967 unter des Kaisers Schutz nach Rom zurückgekehrt, starb er 972. — 15) J. XIV., vorher Peter, Bischof von Pavia und Ottos II. Erzkanzler, wurde durch Otto 983 Papst, durch einen Aufruhr gestürzt und starb, in der Engelsburg eingekerkert, den Hungertod oder an Gift 20. Aug. 984. — 16) J. XV. (XVI.), ein Römer, wurde 985 zum Papst erwählt, rief gegen Crescentius, vor dem er nach Toscana fliehen mußte, Otto III. zu Hilfe; starb 996. Er vollzog 993 die erste päpstliche Kanonisation an dem Bischof Ulrich von Augsburg. Vor oder nach ihm wurde später fälschlich ein Papst J., ein Sohn Roberts, eingeschaltet und dadurch die Zählung der Päpste Namens J. bis J. XXI., der nur diese unrichtige Zahl führt, in Unordnung gedem Beinamen Sicco, vornehmer Römer aus der Mark Ancona, ward im Juni 1003 zum Papst gewählt, starb jedoch schon nach sechs Monaten. — 19) J. XVIII. (XIX.), vorher Phasanus, ein Römer, 1003 gewählt, starb 1009. — 20) J. XIX. (XX.), Bruder seines Vorgängers Benedikt VIII., gelangte als Laie und »Senator aller Römer« 1024 durch Bestechung auf den päpstlichen Stuhl (an einem und demselben Tag ward er Präfekt und Papst), behauptete sich auf demselben bis zu seinem Tod 1033. Trotz seiner Abneigung hatte er 1027 Konrad II. zum Kaiser gekrönt; ein Beschützer Clunys und seiner Bestrebungen, hatte er mehrfach sich den Forderungen der weltlichen Mächte zu fügen. — 21) J. XXI., früher Arzt mit dem Namen Peter Julian, aus Lissabon gebürtig, wurde 1275 Kardinal und Bischof von Tusculum, bestieg 1276 den päpstlichen Stuhl und kam 16. Mai 1277 zu Viterbo durch den Einsturz einer Decke ums Leben. Er zeichnete sich durch Gelehrsamkeit, namentlich in der Arzneikunde, aus. — 22) J. XXII., früher Jakob d'Euse (Duèse), geb. 1244 zu Cahors als Sohn eines Handwerkers, ward Kanzler Roberts von Neapel, dann Bischof von Fréjus, 1310 Erzbischof von Avignon, Kardinal und Bischof von Porto und 1316 Papst. Er residierte zu Avignon und gab die beiden letzten Teile des Corpus juris canonici, die Extravaganten (s. d.) und die Clementinen (s. Corpus juris), heraus. Seine Einmischung in weltliche Angelegenheiten zu gunsten Frankreichs, namentlich seine Agitationen gegen Kaiser Ludwig den Bayern, wider den er 1324 Bann und Interdikt in Anwendung brachte, weil er sein Thronrecht nicht dem Richterspruch des Papstes unterwerfen wollte, rief die Opposition der berühmtesten Rechtslehrer, wie des Marsilius von Padua u. a., hervor, die er 1327 in einer besondern Bulle mit dem Bann belegte; auch eine Anzahl von Minoriten bekämpfte ihn, ja ein Gegenpapst wurde 1328 von Ludwig gegen ihn aufgestellt, Nikolaus V.; doch ward letzterer von J. gefangen genommen und 1330 gezwungen, seine Würde niederzulegen. J. ward noch vor seinem Tod von den Mönchen der Ketzerei beschuldigt. Viel schwerer aber lastet die Schuld beispielloser Gelderpressungen und die Ausbeutung geistlicher Dinge zu finanziellen Zwecken auf ihm. Er starb 4. Dez. 1334. Vgl. **Müller**, Der Kampf Ludwig des Bayern mit der römischen Kurie (Tübing. 1879—80, 2 Bde.); **Preger**, Die Politik des Papstes J. XXII. (Münch. 1885). — 23) J. XXIII., früher Balthasar Cossa, zu Neapel geboren, soll in seiner Jugend Seeräuber gewesen sein, ward dann Schreiber in Rom, Kämmerer des Papstes Bonifacius IX., Protonotar, 1402 Kardinal und 17. Mai 1410 nach Alexanders V. Tod in Bologna zum Papst erwählt. Seinem Versprechen, seine Ansprüche auf die päpstliche Krone aufzugeben, sobald seine Gegenpäpste Gregor XII. und Benedikt XIII. ein Gleiches thäten, kam er zwar 2. März 1415 auf dem Konzil zu Konstanz nach, entfloh aber, den Schritt bereuend, 21. März nach Schaffhausen, von wo aus er seine Verzichtleistung widerrief, und ward hierauf nicht weniger als 80 gemeiner Verbrechen, wie Mord, Räuberei, Unzucht und Blutschande, beschuldigt und 29. Mai vom Konzil förmlich abgesetzt. Zu Freiburg verhaftet, wurde er zuerst auf das Schloß

Johann, Name zahlreicher Fürsten.

Übersicht nach den Ländern:

Anhalt 1.	Pfalz 16.
Böhmen 2.	Polen 17, 18.
Brandenburg 3—6.	Portugal 19—24.
Burgund 7.	Sachsen: Albertin. L. 25—29.
England 8	„ Ernestin. L. 30, 31
Frankreich 9.	„ Herzöge zu. 32—35.
Hannover 10.	Sachsen-Weimar 36—38
Nassau 11, 12.	Schwaben 39.
Österreich 13—15.	Schweden 40, 41.

[**Anhalt.**] 1) J. Georg II., Fürst von Anhalt-Dessau, Sohn des Fürsten Johann Kasimir und der Prinzessin Agnes von Hessen-Kassel, geb. 17. Nov. 1627, vermählte sich 1659 mit Henriette Katharina, einer Tochter des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, und wurde dadurch ein Schwager des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Nach dem Tod seines Vaters (15. Sept. 1660) übernahm er die Regierung in Anhalt-Dessau. Die Ansprüche seines Hauses auf Aschersleben, das 1648 Brandenburg überlassen war, erhielt er aufrecht und setzte auch durch, daß ihm die Anwartschaft darauf zugestanden wurde, was jedoch keine praktische Bedeutung hatte. Er trat in brandenburgische Kriegsdienste, wurde 1670 vom Großen Kurfürsten zum Feldmarschall ernannt und schloß im Juni 1672 das Bündnis zwischen dem Kaiser und Brandenburg in Wien ab, infolge dessen sich beide verpflichteten, je 12,000 Mann unter dem Befehl des Kurfürsten aufzustellen, um den Westfälischen Frieden aufrecht zu erhalten. 1674 übertrug ihm der Große Kurfürst die Statthalterschaft in der Mark, doch fehlte es J. an Truppen, um den Einfall der Schweden zu verhindern. Er beteiligte sich dann am Feldzug von 1675 gegen Schweden und wurde 1683 zum Kaiser nach Passau gesandt, um die Hilfe Brandenburgs gegen die Türken in Aussicht zu stellen, aber von einem Kriege gegen Frankreich abzuraten. Überhaupt war er bemüht, das Bündnis zwischen dem Kaiser und Brandenburg zu befestigen. Er starb 7. Aug. 1693 in Berlin und hatte seinen Sohn Leopold (s. d.) zum Nachfolger.

[**Böhmen.**] 2) J. von Luxemburg, der Blinde, König von Böhmen, ältester Sohn Heinrichs III., Grafen von Luxemburg, des nachmaligen deutschen Kaisers Heinrich VII., und der Margarete von Brabant, geb. 10. Aug. 1296, ward 1310 mit Wenzels II. von Böhmen Erbtochter Elisabeth vermählt und 7. Febr. 1311 in Prag zum böhmischen König gekrönt. Er behauptete die Krone der Přemysliden gegen Heinrich von Kärnten und stellte die Ordnung in Böhmen und Mähren wieder her. Während der Rivalität zwischen den beiden Häusern Österreich und Bayern nach dem Tode des Kaisers Heinrich VII. (1313) stand er bald auf der einen Seite, bald auf der andern; doch verschaffte er in der Schlacht bei Mühldorf (28. Sept. 1322), in der er das bayrische Heer befehligte, Ludwig dem Bayern den Sieg. Im übrigen schloß er sich meist der päpstlichen und der französischen Politik an. Er erwarb für sein Haus durch die Hand der Erbtochter von Tirol, Margarete Maultasch, die er mit seinem Sohn Johann Heinrich vermählte, den Besitz dieser Grafschaft und zugleich Ansprüche auf Kärnten, dessen sich jedoch das österreichische Haus infolge kaiserlicher Belehnung bemächtigte. Auch Tirol ging schon 1340 dem luxemburgischen Haus wieder verloren, indem es an den Nebenbuhler Ludwig, Sohn des Kaisers Ludwig des Bayern, kam. Die Unternehmungslust Johanns suchte Kaiser Ludwig durch die Aussicht auf italienische Besitzungen und durch Verleihung von Reichsrechten in Italien zu befriedigen und gewann auf diese Art mehrmals die Freundschaft des Böhmenkönigs, der durch seine Kriegszüge in Italien, besonders 1333—35, die Guelfen unterstützte, ohne jedoch für sich etwas Dauerndes erlangen zu können. Während er sich von Polen Schlesien abtreten ließ, dessen einzelne Fürsten ihm als Oberlehnsherrn huldigten, knüpfte er durch seine Vermählung mit Beatrix von Bourbon 1334 festere Beziehungen zu Frankreich an, die ihm jedoch in seinen Kämpfen mit Ludwig dem Bayern wenig nutzten. Während Böhmen in anarchische Zustände verfiel, denen sein Erstgeborner, Karl, als Markgraf Mährens und Mitregent wirksam entgegenarbeitete, zog J. dem König Philipp von Valois gegen die Engländer zu Hilfe und kämpfte, obwohl bereits seit 1340 auf beiden Augen erblindet, mit seinem ältesten Sohn, Karl, in der Schlacht bei Crécy 1346, in welcher er 26. Aug. fiel. Vgl. Schötter, J., Graf von Luxemburg und König von Böhmen (Luxemb. 1865, 2 Bde.); v. Weech, Kaiser Ludwig der Bayer und König J. von Böhmen (Münch. 1860).

[**Brandenburg.**] 3) J. Cicero, Markgraf von Brandenburg, geb. 2. Aug. 1455 zu Ansbach, ältester Sohn des Markgrafen Albrecht Achilles, übernahm an dessen Stelle die Verwaltung des 1470 demselben zugefallenen Kurfürstentums Brandenburg und erbte dasselbe nach seines Vaters Tod 1486 ungeteilt kraft des Achilleischen Hausgesetzes. Er regierte umsichtig und sparsam, brachte die Finanzen des Landes in Ordnung und kaufte 1490 die lausitzische Herrschaft Zossen. Auch bereitete er die Stiftung einer Universität in seinen Landen vor. An den Reichsangelegenheiten, namentlich den Reformen des Wormser Reichstags 1495, nahm er lebhaften Anteil. Wegen seiner Gabe, deutsch und lateinisch wohl und gelehrt zu reden, erhielt er den Beinamen Cicero. Er starb 9. Jan. 1499 in Arneburg; im Dom zu Berlin ließ ihm sein Enkel Joachim II. 1550 ein herrliches Denkmal von Peter Vischer errichten.

4) J. (Hans), Markgraf von Brandenburg-Küstrin, geb. 3. Aug. 1513 zu Tangermünde, zweiter Sohn des Kurfürsten Joachim I., erhielt bei dessen Tod 1535 kraft des väterlichen Testaments, zuwider der Achilleischen Hausordnung, die Neumark mit der Hauptstadt Küstrin, verwaltete dieselbe mit Ordnungsliebe und Sparsamkeit, that viel für die Hebung der Wohlfahrt derselben, befestigte Küstrin und Peitz und kaufte die Herrschaften Beeskow und Storkow. Die Reformation nahm er schon 1536 an und schloß sich dem Schmalkaldischen Bund an, blieb zwar im Schmalkaldischen Krieg neutral, suchte jedoch später die protestantische Sache in Deutschland nach Kräften zu unterstützen. Er starb 13. Jan. 1571, ohne Erben zu hinterlassen, so daß die Neumark wieder an Kurbrandenburg fiel.

5) J. Georg, Kurfürst von Brandenburg, geb. 11. Sept. 1525, ältester Sohn des damaligen Kurprinzen, spätern Kurfürsten Joachim II., folgte demselben in der Regierung 1571 und war zunächst bemüht, die Schulden seines Vaters zu tilgen, dessen Geldjuden Lippold er hinrichten und dessen Geliebte Anna Sydow er in Spandau einkerkern ließ. J. war kleinlich und engherzig. Den Übergriffen der Jesuiten und der katholischen Reaktion in Deutschland sah er aus kurzsichtigem Egoismus und Haß gegen die Reformierten unthätig zu. An der Vereinbarung der Konkordienformel nahm er eifrigen Anteil und unterdrückte mit Strenge jede abweichende Lehre in seinem Land. Er gründete 1574 das Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin, vollendete den Schloßbau und nahm viele

flüchtige Niederländer in sein Land auf. Er starb 8. Jan. 1598. Von seinen 23 Kindern aus drei Ehen überlebten ihn 15.

6) J. Siegmund, Kurfürst von Brandenburg, geb. 8. Nov. 1572, ältester Sohn des Kurprinzen, spätern Kurfürsten Joachim Friedrich, folgte demselben 18. Juli 1608 als Kurfürst von Brandenburg und Verweser des Herzogtums Preußen an Stelle des blödsinnigen Herzogs Albrecht Friedrich, dessen älteste Tochter, Anna, er 1594 geheiratet hatte. Diese war als Tochter der ältesten Schwester des letzten Herzogs von Jülich-Kleve nach dessen Tod 1609 auch Haupterbin von dessen reichen Besitzungen, die indes J. von verschiedenen Seiten streitig gemacht wurden (s. Jülich). Er verglich sich jedoch mit dem Hauptprätendenten, dem Pfalzgrafen von Neuburg, im Dortmunder Vertrag 1609, der durch den Vertrag von Xanten 1614 bestätigt wurde, über eine provisorische Teilung, so daß er Kleve, Mark, Ravensberg und Ravenstein erhielt. Während der Streitigkeiten über die Erbschaft war er 25. Dez. 1613 zur reformierten Konfession übergetreten, weniger aus politischen Rücksichten auf die Holländer als aus religiösen Beweggründen, nämlich aus Abneigung gegen die starre, intolerante lutherische Orthodoxie. Dieser Schritt, welchen die im Mai 1614 veröffentlichte »Confessio« rechtfertigen sollte, bereitete ihm von seiten der streng lutherischen Einwohner und Stände der Mark große Schwierigkeiten, da diese eine »Verketzerung« des ganzen Landes fürchteten; noch mehr in Preußen, wo er 1618 nach Albrecht Friedrichs Tod Herzog wurde, die Stände ihm aber unter dem Vorwand des Religionswechsels fast alle landesherrlichen Befugnisse entzogen. J. starb 23. Dez. 1619. Die beiden unter ihm erfolgten Erwerbungen sowie sein Übertritt zur reformierten Kirche sind für die weitere Geschichte Brandenburg-Preußens von größter Bedeutung gewesen.

[Burgund.] 7) J. der Unerschrockene oder ohne Furcht (sans peur), Herzog von Burgund, Sohn Philipps des Kühnen, geb. 1371, führte bei Lebzeiten seines Vaters den Titel Graf von Nevers, zog mit dem französischen Kreuzheer dem König Siegmund von Ungarn gegen die Türken zu Hilfe und geriet in der Schlacht bei Nikopolis 1396 in türkische Gefangenschaft, aus welcher er sich durch ein Lösegeld von 200,000 Dukaten befreite. Herzog von Burgund ward er 1404 nach seines Vaters Tod. Klein von Gestalt und von unbeholfenem, mürrischem Wesen, haßte er seinen glänzenden, verschwenderischen Vetter, den Herzog Ludwig von Orléans, auf den er auch eifersüchtig zu sein Ursache hatte, und stellte sich an die Spitze der Opposition gegen dessen drückende, verderbliche Herrschaft in Frankreich an des wahnsinnigen Königs Karl VI. Statt. Endlich von Orléans aufs äußerste gereizt, ließ er diesen 1407 zu Paris ermorden und erlangte damit die oberste Leitung der Staatsgeschäfte in Frankreich und die Erziehung des Dauphins. Durch den Vertrag von Chartres 1409 versöhnte er sich vorläufig mit den Orléans. Indes schon 1410 entbrannte der Kampf der Parteien, der Armagnacs und Bourguignons, wieder. Nach der Niederwerfung der Cabochiens in Paris 1413 seiner Macht beraubt, trat J. 1415 mit Heinrich V. von England in Verbindung und bemächtigte sich 1418 wieder der Hauptstadt, wo er aufs grausamste gegen die Armagnacs wütete. Vom Dauphin Karl zu einer Unterredung auf der Yonnebrücke bei Montereau gelockt, ward er 10. Sept. 1419 von dessen Begleiter Tanneguy-Duchâtel meuchlings ermordet. Ihm folgte Philipp der Gute.

[England.] 8) J. ohne Land (John Lack-land), König von England, aus dem Haus Plantagenet, geb. 24. Dez. 1167 als jüngster Sohn König Heinrichs II., war von seinem Vater, obwohl derselbe ihm einst scherzend den Beinamen »ohne Land« gegeben hatte, doch gleich seinen Brüdern reich mit Gütern ausgestattet und besaß außer der Grafschaft Mortagne in der Normandie noch die Grafschaften Cornwall, Dorset, Somerset, Gloucester, Nottingham, Derby und Lancaster in England, mithin beinahe ein Drittel des ganzen Königreichs. Trotzdem suchte er im Bund mit König Philipp von Frankreich während des Kreuzzugs seines Bruders Richard Löwenherz denselben der Krone zu berauben und errang auch, während Richard nach der Rückkehr aus dem Morgenland in Deutschland gefangen gehalten wurde, nicht unbedeutende Vorteile. Als aber der König freigelassen und nach England heimgekehrt war, konnte J. sich nicht behaupten und mußte sich im Mai 1194 unterwerfen. Richard verzieh ihm großmütig und ernannte ihn sogar, mit Übergehung des erst zwölfjährigen Arthur von Bretagne, des Sohns seines verstorbenen ältern Bruders, Gottfried, 1199 auf seinem Sterbebett zu seinem Nachfolger. J. war ein schwacher, aber trotzdem eigenwilliger und grausamer Regent. Nach einer zwölfjährigen Ehe trennte er sich von seiner Gemahlin Hadwisa, Erbin der Grafschaft Glourester, und verband sich 1200 mit der mit dem Grafen Hugo de la Marche bereits öffentlich versprochenen Isabella, Gräfin von Angoulême. De la Marche appellierte hierauf an Philipp von Frankreich, ihren gemeinschaftlichen Lehnsherrn. J. wurde all seiner französischen Lehen für verlustig erklärt, und es erhob sich nun ein heftiger Kampf zwischen ihm und seinen Feinden, in welchem er 1. Aug. 1202 bei Mirebeau einen wichtigen Sieg erfocht. Da er aber den hierbei in seine Hände gefallenen Herzog Arthur von Bretagne heimlich ermorden ließ, fielen seine meisten Vasallen von ihm ab, und er verlor so den besten Teil seiner französischen Besitzungen. Auch mit dem Papst Innocenz III. geriet er wegen der Bischofswahlen in Streit und zog sich durch seine Halsstarrigkeit Interdikt und Bann zu (1208), zu deren Vollziehung sich Philipp von Frankreich später bereit fand. Von seinen Unterthanen verlassen, sah sich J. endlich genötigt, sein Reich dem Papst feierlichst zu schenken und von ihm als Lehen zurückzunehmen (15. Mai 1213). Mit dessen Beistand und zugleich verbündet mit dem deutschen Kaiser Otto IV. bekriegte er hierauf wiederholt Frankreich, bis er bei Bouvines eine Niederlage erlitt (27. Juli 1214). Als nach dieser Schlacht die englischen Barone sich gegen Johanns Mißregierung erhoben, mußte dieser ihnen durch die Magna Charta (s. d.) 15. Juni 1215 bedeutende Rechte zugestehen. Bald nachher aber begann er mit gemieteten Abenteurern einen Vernichtungskrieg gegen die verschwornen Barone, ließ vom Papste den Freiheitsbrief für nichtig erklären und durchzog sengend und brennend das Land. Die Barone boten hierauf Ludwig, dem ältesten Sohn des Königs Philipp II. von Frankreich, die Krone Englands an, und dieser erschien im Mai 1216 mit einem zahlreichen Heer in England. J. floh in das Cistercienserkloster Swineshead und starb 19. Okt. 1216 in Newark am Trent, nachdem er seinen Sohn Heinrich zum Thronfolger ernannt hatte.

[Frankreich.] 9) J. II., der Gute, König von Frankreich, Sohn und Nachfolger Philipps VI., geb. 1319, regierte 1350—64. Unter ihm begann wieder 1355 nach Ablauf des Waffenstillstandes der Krieg mit England. Eduard, der Schwarze Prinz, landete im

Garonnegebiet, verwüstete Auvergne, Limousin und Poitou, suchte aber bei Annäherung des französischen Heers sich nach Bordeaux zurückzuziehen. Indes bei Poitiers wurde seinem kleinen Heer der Rückzug abgeschnitten. Hart bedrängt, bot er J. für freien Abzug einen siebenjährigen Waffenstillstand an; J. jedoch, siegesgewiß, schlug jeden gütlichen Vergleich aus, und so kam es 19. Sept. 1356 bei Maupertuis zu einer Schlacht, in welcher J. Sieg und Freiheit verlor. Erst der Friede von Bretigny 1360 befreite ihn aus seiner Haft, nachdem er, außer 3 Mill. Goldstücke, mehrere Provinzen abzutreten versprochen hatte. Da sein als Geisel in England zurückgelassener Sohn, der Herzog von Anjou, noch vor Bezahlung der Loskaufssumme von da entfloh, kehrte J. Anfang 1364 nach London in seine Gefangenschaft zurück, wurde hier als königlicher Gast glänzend empfangen, starb aber schon 8. April d. J. Sein ältester Sohn erster Ehe, Karl V., war sein Nachfolger. Die von J. 1363 gestiftete Sekundogenitur des Hauses Valois, Burgund, schlug ebenfalls zu Frankreichs Verderben aus, so daß nach ihm kein Thronfolger mehr Johann genannt wurde.

[Hannover.] 10) J. Friedrich, Herzog von Hannover, geb. 1625, Sohn des Herzogs Georg, trat auf einer Reise nach Italien 1651 zur römisch-katholischen Kirche über und erhielt 1665 die Lande Kalenberg, Göttingen und Grubenhagen, zu deren Hauptstadt und Residenz er Hannover erhob. Seine Unterthanen gewaltsam zu bekehren, verschmähte er und begünstigte die Wissenschaften, wie er denn Leibniz an seinen Hof berief. In der äußern Politik hielt er zu Frankreich, ohne jedoch seine Hoffnungen auf Ländererwerb erfüllt zu sehen. Er starb 28. Dez. 1679 in Augsburg, ohne Söhne zu hinterlassen, worauf ihm sein Bruder Ernst August von Osnabrück (s. Ernst 4) folgte.

[Nassau.] 11) J. von Nassau, Erzbischof von Mainz, ein ehrgeiziger, ränkesüchtiger Mann, erlangte das Erzbistum 1397 durch päpstliche Ernennung und verdrängte den vom Kapitel gewählten Erzbischof Gottfried von Leiningen. Auf seinen Betrieb wurde 1400 Kaiser Wenzel abgesetzt und Ruprecht von der Pfalz gewählt, gegen den er dann wieder, als er sich nicht ganz von ihm leiten ließ, 1405 den Marbacher Bund zu stande brachte. Er verband sich sogar mit dem Raubritterbund »Zum Luchs« und begab sich in Vasallenverhältnis zu Frankreich, um Ruprecht erfolgreichen Widerstand leisten zu können, welcher starb, ehe er J. gedemütigt. Bei der neuen Königswahl war er für Jobst von Mähren, vertrug sich aber 1411 mit Siegmund, nachdem dieser ihm große Zugeständnisse bewilligt hatte. Auf dem Konstanzer Konzil vertrat er die Sache Johanns XXIII., doch ohne Erfolg. Er starb 23. Sept. 1419 in Aschaffenburg.

12) J. Moritz, Fürst von Nassau-Siegen, niederländ. Feldmarschall, der »Brasilianer« genannt, geb. 17. Juni 1604 zu Dillenburg als Sohn des Grafen Johann VIII. von Nassau-Dillenburg, trat 1621 in die Dienste der holländischen Republik und zeichnete sich unter der Leitung des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien 1626 bei der Belagerung von Grol und 1632 vor Maastricht aus. 1636 zum Gouverneur der Besitzungen der Westindischen Gesellschaft in Brasilien ernannt, eroberte er, trotzdem er nur geringe Streitkräfte zur Verfügung hatte, einen großen Teil des Landes und verwaltete es so vortrefflich, daß es zu hoher Blüte gedieh. Er sendete 1637 eine Expedition an die afrikanische Küste, welche den Holländern die Hauptfestung von Guinea, St. George del Mina, erwarb, und drang im Frühjahr 1638 an der brasilischen Küste südlich vor, belagerte aber vergeblich Bahia. Nachdem die portugiesische und die spanische Flotte durch die Holländer vor Itamarica (12.–17. Jan. 1640) beinahe ganz vernichtet worden waren, begann der Krieg in Brasilien aufs neue und wurde mit großer Grausamkeit geführt. Um die große Anzahl von Abenteurern unter seinen Fahnen zu beschäftigen, unternahm J. eine Expedition nach Chile (1643). Zwei von ihm gegründete Orte, die Festung Moritzschloß an der Mündung des São Francisco und die Stadt Moritzstadt bei Pernambuco, erinnern in Brasilien an ihn. 1644 nach Holland zurückgekehrt, ward er zum Gouverneur von Wesel und General der Reiterei ernannt, trat 1647 in kurbrandenburgische Dienste, wurde Statthalter von Kleve, Mark und Ravensberg und 1652 Meister des Johanniterordens in Sonnenburg und deutscher Reichsfürst. 1658 war er als brandenburgischer Gesandter bei der Wahl Kaiser Leopolds I. in Frankfurt thätig, schloß 1661 den Defensivvertrag zwischen England und Brandenburg ab, erhielt 1665 das Kommando der holländischen Truppen gegen Münster, wurde 1671 erster Feldmarschall, befehligte die Holländer im Kriege gegen Ludwig XIV. (1672–74) und nahm an der Schlacht bei Senef 11. Aug. 1674 hervorragenden Anteil. 1674 wurde er Gouverneur von Utrecht und trat 1676 ins Privatleben zurück. Er starb 20. Dez. 1679 in Bergenthal bei Kleve und ist in Siegen beigesetzt. Sein Palast im Haag war das »Moritzhaus« (jetzt Museum). Vgl. Driesen, Leben des Fürsten J. Moritz von Nassau-Siegen (Berl. 1849).

[Österreich.] 13) J. Baptist Joseph Fabian Sebastian, Erzherzog von Österreich, Reichsverweser von Deutschland, geb. 20. Jan. 1782, sechster Sohn des Kaisers Leopold II. und der spanischen Infantin Marie Luise. Von gewecktem Geist, zeigte er früh Neigung für die militärischen Wissenschaften sowie für die Geschichte und die Naturwissenschaften und erhielt vielfache geistige Anregung durch den damals im Ministerium des Äußern in Wien angestellten Geschichtsforscher Johannes Müller. 1800 ward er an die Spitze des geschlagenen österreichischen Heers gestellt, das nach seines Bruders Karl Abgang von Kray unglücklich geführt worden war, und wußte der Armee durch rasches Vorrücken und einzelne kleine Siege das verlorne Selbstvertrauen wiederzugeben. Bei Hohenlinden (3. Dez.) unterlag er jedoch der Übermacht Moreaus, und auch bei Salzburg versuchte er vergeblich, dem siegreichen Vordringen der Franzosen ein Ziel zu setzen. Nach dem Frieden von Lüneville wurde er zum Generaldirektor der Ingenieurakademie zu Wien und der Kadettenakademie in Wiener-Neustadt ernannt und erhob diese Anstalten rasch zur Blüte. Als 1805 der neue Krieg gegen Napoleon I. zum Ausbruch kam, war die Bewaffnung der Tiroler und Vorarlberger seine erste Sorge. Hierauf trat er an die Spitze des Armeekorps, das sich Ney und den Bayern in Tirol entgegenstellte. Vom heldenmütigen Landvolk unterstützt, brachte er den Bayern unter Deroy 2. und 3. Nov. 1805 die erste Niederlage am Strubpaß bei, mußte aber auf Befehl seines Bruders Karl Tirol räumen und durchs Pusterthal nach Kärnten rücken, um sich mit der italienischen Armee zu vereinigen. Dies gelang Ende November, und sofort drangen beide Erzherzöge, J. an der Spitze des rechten Flügels der vereinigten Armee, gegen Wien vor; die Schlacht bei Austerlitz, Preußens schwankende Politik und endlich der Friede von Preßburg machten jedoch ihre Versuche, dem Krieg eine günstige Wendung zu

geben, erfolglos. Tirol, bisher Johanns Lieblingsaufenthalt, war verloren. Die folgenden Friedensjahre benutzte J. hauptsächlich zu wissenschaftlichen Arbeiten, und zwar wandte er nun seine Aufmerksamkeit vor allem Steiermark und Kärnten zu, die er, von Gelehrten und Künstlern begleitet, nach allen Richtungen durchwanderte. Zugleich beschäftigte er sich mit militärischen Dingen und entwarf den Plan eines Volkskriegs in den österreichischen Alpenländen. Nach dem Wiederausbruch der Feindseligkeiten zwischen Frankreich und Österreich im März 1809 zum Befehlshaber der unter dem Namen des Heers von Innerösterreich bekannten Armee ernannt, rief er die Tiroler zur Erhebung auf und rückte, während Chasteler in Tirol vordrang, selbst gegen Udine und traf am Tagliamento mit dem Vizekönig Eugen zusammen, den er erst bei Pordenone, dann 16. April entscheidend bei Sacile schlug. Indes die Niederlagen des Erzherzogs Karl an der Donau hinderten ihn, seinen Sieg auszubeuten. Er mußte Anfang Mai von Verona, bis wohin er vorgedrungen war, den Rückzug nach Villach und Graz antreten, von wo er sich nach Ungarn wandte, um bei Körmend Stellung zu nehmen. Am 14. Juni erlitt er aber auf dem Marsch nach Preßburg bei Raab, wo er sich mit den ungarischen Insurrektionstruppen vereinigt hatte, durch die Franzosen eine Niederlage und begab sich nun über Komorn nach Preßburg, wo er anfangs den ihm gegenüberstehenden Feind zu beschäftigen Befehl erhielt, dann aber 5. Juli beordert wurde, mit allen Truppen aufzubrechen und in die Schlacht bei Wagram einzugreifen. Als er aber 6. Juli nachmittags mit 13,000 Mann in Siebenbrunn eintraf, war die Schlacht bereits zum Nachteil der Österreicher entschieden. Infolge der Behauptung des Erzherzogs Karl, diesem durch J. verschuldeten Zuspätkommen sei der unglückliche Ausgang des Tags zuzuschreiben, entspann sich zwischen beiden Brüdern ein erbitterter, lange dauernder Streit. Nach der Schlacht bemühte sich J., Ungarn zu decken. Der darauf von ihm aufgestellte Plan, die große Armee sogleich aus Böhmen durch Mähren und das Waagthal nach der Donau zu ziehen und bei Komorn zu konzentrieren, um nach Ablauf des Waffenstillstands von Znaim die Feindseligkeiten von neuem zu beginnen, wurde vom Kaiser genehmigt, und schon war der Erzherzog in voller Thätigkeit, die nötigen Anordnungen zu treffen, als der Friedensschluß zu Wien 14. Okt. ihn in seinen Arbeiten unterbrach. J. widmete sich hierauf ganz seinem Beruf als Direktor der militärischen Erziehungsinstitute. Erst 1815 übernahm er wieder ein Kommando bei der Armee des Fürsten Schwarzenberg. Nachdem er zuvor als Stellvertreter des Kaisers in Mailand die Huldigung entgegengenommen und die Lombardei bereist hatte, leitete er die Belagerung von Hüningen, das er 26. Aug. zur Übergabe zwang und schleifen ließ. Darauf ging er nach Paris und von da über England nach Österreich zurück.

Hier lebte er anfangs in Wien und Wiener-Neustadt, schlug aber sodann seinen Wohnsitz in Graz und später auf, wo ihm allgemeine Liebe

zunahm. J. verdiente sich diese Liebe durch seine gemeinnützigen Unternehmungen, durch das rein Menschliche seines Wesens und seine Neigung zum Volkstümlichen. So gründete er in Graz das Johanneum, um Liebe zur Kunst und Wissenschaft zu erwecken, stiftete landwirtschaftliche Vereine, führte bessere Methoden im Ackerbau und in der Viehzucht ein, wirkte aufs thätigste zur Förderung verschiedener Industriezweige, namentlich der Eisenindustrie, veranstaltete Sänger- und Schützenfeste und präsidierte den Versammlungen der Naturforscher und Landwirte in Graz. Zahllose Lieder feierten denn auch in Steiermark und Tirol den »Herzog Hannes«. Der dem Erzherzog seit der Kölner Domfeier 1842 fälschlich in den Mund gelegte Ausspruch: »Kein Österreich, kein Preußen, sondern ein einiges großes Deutschland, fest wie seine Berge!« erwarb ihm schnell auch durch ganz Deutschland Popularität. Die Ereignisse des Jahrs 1848 entrissen den Greis seinem Stillleben. Als der Kaiser Ferdinand I. nach den Ereignissen des 15. Mai Wien verließ und sich nach Innsbruck begab, ernannte er den Erzherzog J. zu seinem Stellvertreter in Wien, und dieser eröffnete als solcher den Konstituierenden Reichstag. Inzwischen war auch die Majorität der Frankfurter Reichsversammlung 27. Juni zu dem Beschluß gekommen, den Erzherzog J. zum unverantwortlichen Reichsverweser über Deutschland zu ernennen, und er ließ sich bewegen, die so schwierige Stellung anzunehmen. Er traf auch 11. Juli in Frankfurt ein und bildete sofort ein Reichsministerium. Indes fühlte er sich mehr als österreichischer Erzherzog denn als deutscher Reichsverweser. Während er sich in der ersten Zeit den Parteien gegenüber neutral verhielt, wirkte er seit der Ablehnung des Erbkaisertums seitens Friedrich Wilhelms IV. offen im österreichischen Interesse dahin, daß keine Reichsverfassung zu stande kam und die Wiederherstellung des Bundestags als einziger Ausweg übrigblieb. Am 20. Dez. 1849 trat er in das Privatleben zurück und widmete sich, wie früher, der Förderung gemeinnütziger Unternehmungen in Steiermark. Er starb 11. Mai 1859 in Graz. Er hinterließ einen Sohn, Franz, Grafen von Meran und Freiherrn v. Brandhofen, geb. 11. März 1839, seit 1861 Mitglied des österreichischen Herrenhauses. Vgl. Schneidawind, Leben des Erzherzogs J. von Österreich (Schaffh. 1849); Schimmer, Leben und Wirken des Erzherzogs J. (Mainz 1849); Leitner, J. Bapt., kaiserlicher Prinz und Erzherzog von Österreich (in Hubels Werk »Ein treues Bild des Herzogtums Steiermark«, Graz 1860); Schlossar, Erzherzog J. von Österreich und sein Einfluß auf das Kulturleben der Steiermark (Briefe des Erzherzogs aus den Jahren 1810–25, Wien 1878); Derselbe, Erzherzog J. Baptist von Österreich (das. 1880).

14) J. Repomuk Salvator, Erzherzog von Österreich und Prinz von Toscana, geb. 25. Nov. 1852 zu Florenz, jüngster Sohn des Großherzogs Leopold II. von Toscana, ward in der Hofburg erzogen, trat erst in ein Jägerbataillon, dann

ments Erzherzog Wilhelm Nr. 12« (das. 1877—80, 2 Bde.), »Drill oder Erziehung« (das. 1883), verfaßte das Textbuch zu dem Ballett »Die Assassinen« und wirkte in antispiritistischem Sinn, so durch die Schrift »Einblicke in den Spiritismus« (5. Aufl., Linz 1885). Auch als Komponist ist J. hervorgetreten.

15) J. von Österreich, s. Juan d'Austria.

[Pfalz.] 16) J. Kasimir, Pfalzgraf bei Rhein, geb. 7. März 1543 zu Simmern, vierter Sohn des spätern Kurfürsten Friedrich III., des Frommen, wuchs an den Höfen von Paris und Nancy auf und wurde ein tapferer, eleganter Ritter, der aber auch der heimischen Sitte des Trinkens huldigte. Eifrig für die reformierte Lehre eingenommen, zog er 1567 den französischen Hugenotten mit einem Heer zu Hilfe und leistete ihnen erfolgreiche Dienste. Seine übrigen ähnlichen Unternehmungen, ein zweiter Feldzug nach Frankreich (1575—76), der nach den Niederlanden gegen die Spanier (1578) und sein Eintreten für den Kurfürsten Gebhard Truchseß von Köln, hatten nicht den gehofften Erfolg für J., der, bei beschränkten Mitteln, sich in unruhigem Ehrgeiz nach einer weltgeschichtlichen Rolle aufrieb. 1583 wurde er nach dem Tod seines lutherisch gesinnten Bruders Ludwig Vormund von dessen unmündigem Sohn Friedrich IV. und Administrator der Pfalz, die er zur reformierten Lehre zurückbrachte. Seit 1568 mit Elisabeth von Sachsen, der Tochter des Kurfürsten August, vermählt, ließ er dieselbe 1589 wegen Ehebruchs und Mordversuchs gegen ihn selbst verhaften. Er starb 6. Jan. 1592. Vgl. v. Bezold, Briefe des Pfalzgrafen J. Kasimir (Münch. 1882 ff.).

[Polen.] 17) J. II. Kasimir, König von Polen, geb. 21. März 1609, zweiter Sohn des Königs Siegmund III., trat 1640 in Rom in den Jesuitenorden, ward von Innocenz X. zum Kardinalpriester ernannt und 20. Nov. 1648 nach dem Tod seines Stiefbruders Wladislaw, dessen Witwe Marie Luise von Nevers-Gonzaga er heiratete, zum König gewählt. Er führte 1655—60 einen langen Krieg mit Karl Gustav von Schweden, verlor gegen diesen und den Großen Kurfürsten von Brandenburg 28.—30. Juli 1656 die Schlacht bei Warschau, behauptete aber sein Reich und verzichtete im Frieden von Oliva (3. Mai 1660) bloß auf die Oberlehnshoheit über Ostpreußen. Im Frieden von Andrussow (14. Jan 1667) verlor er Weiß- und Rotrußland samt der Ukraine bis an den Dnjepr an Rußland und dankte im September 1668 ab; starb 16. Dez. 1672 zu Nevers in Frankreich.

18) J. III. Sobieski, König von Polen, jüngster Sohn Jakobs, Kastellans von Krakau, geb. 2. Juni 1624, zeichnete sich früh durch Tapferkeit aus, wurde 1665 Krongroßmarschall und 1667 Krongroßfeldherr. Er war der Schrecken der Türken und Tataren und gewann 11. Nov. 1673 die Schlacht bei Chotin über erstere, worauf er 19. Mai 1674 durch den Einfluß Frankreichs, dem er sehr ergeben war, zum König von Polen gewählt wurde. Durch einen zweiten Sieg bei Lemberg (August 1675) bewog er die Türken zum Frieden von Konstantinopel (1678). Seine glorreichste That war die Entsetzung des von den Türken belagerten Wien 12. Sept. 1683. Künste und Wissenschaften fanden in ihm einen eifrigen Beschützer. Dennoch ward er während seiner Regierung von den eifersüchtigen Großen heftig angefeindet. Seine eigne Gattin, Maria Kasimira, konspirierte mit dem Adel gegen ihn. Er starb 17. Juni 1696 in Warschau. Vgl. Salvandy, Histoire du roi Jean Sobieski et du royaume de Pologne (6. Aufl., Par. 1876); »Briefe des Königs J. an seine Gemahlin« (deutsch von Öchsle, Heidelb. 1827); Rieder, J. III., König von Polen, Sobieski, in Wien (Wien 1881). — Sein ältester Sohn, Jakob Sobieski, geb. 1667, ward 1704 nach Augusts II. Absetzung als Thronkandidat in Aussicht genommen, aber von August aufgefangen und bis 1706 gefangen gehalten; er starb 1734. Das Geschlecht Sobieski erlosch 1875.

[Portugal.] 19) J. I., König von Portugal, genannt der Große oder der Vater des Vaterlandes, natürlicher Sohn Peters und der Therese Lorenzo, einer vornehmen Galicierin, geb. 1357, ward 1383, nach dem Tod seines legitimen Bruders Ferdinand, von den Ständen des Königreichs zum Regenten erwählt und, nachdem er den Günstling des verstorbenen Königs und seiner Witwe Leonore Tellez, den Grafen Andeiro, ermordet hatte, 1385 zum König erhoben. Den König Johann von Kastilien, der als Gemahl der Beatrix, Tochter Ferdinands, Thronansprüche erhob, schlug er 1385 bei Aljubarrota; der Krieg, der mit wechselndem Glück geführt wurde, endete erst 1411. Im J. 1415 begann J. einen Krieg gegen die Mauren und eroberte Ceuta und andre Plätze. Unter seiner Regierung begann sein jüngster Sohn, der Infant Heinrich der Seefahrer, die Entdeckungen an der Westküste von Afrika. Portugal verdankt J. einen Teil seiner Gesetze. Er starb 1433 und hatte seinen ältesten Sohn, Eduard I., zum Nachfolger.

20) J. II., der Vollkommene, König von Portugal, ein hochgebildeter, energischer Fürst, geb. 1455, Sohn und Nachfolger Alfons' V., bestieg den Thron 1481, ließ zur Sicherung desselben seinen Schwager, den Herzog Ferdinand von Braganza, hinrichten und erstach seinen Vetter, den Herzog von Viseu, mit eigner Hand. Den Mauren entriß er Arzilla und Tanger. Er setzte die begonnenen Entdeckungen an der Westküste Afrikas fort, wo er in Guinea Ansiedelungen begründen ließ, und von wo aus das Kap der Guten Hoffnung entdeckt wurde. Er starb 1495. Sein Nachfolger war sein Vetter Emanuel.

21) J. III., König von Portugal, Sohn Emanuels, geb. 1502, folgte seinem Vater 1521, begünstigte Wissenschaften und Handel, besonders nach Ostindien, Japan und Brasilien, das er zur portugiesischen Kolonie machte, gab weise Gesetze, stellte die Universität von Coimbra wieder her und vereinigte die reichen Güter des Aviz- u. St. Jakob-Ordens mit der Krone, führte aber auch die Inquisition ein. Er starb 1557.

22) J. IV., König von Portugal, Begründer der Dynastie Braganza, Abkömmling von Johann I., geb. 1604, wurde 1640, als sich Portugal von der spanischen Herrschaft befreite, zum König ausgerufen. Er schlug die Spanier 1644 bei Montijo, eroberte 1654 Brasilien wieder und starb 1656.

23) J. V., König von Portugal, Sohn und Nachfolger Peters II., geb. 1689, bestieg 1705 den Thron, setzte den von seinem Vater begonnenen Krieg gegen Spanien und Frankreich als Alliierter von England und Österreich bis zum Frieden von Utrecht (1713) fort, führte seitdem eine friedliche Regierung, stand aber ganz unter der Herrschaft des Klerus und vergeudete für den Bau von Kirchen und Klöstern, namentlich für den Prachtbau von Mafra, ungeheure Summen. Für seine Devotion gegen die Kirche erhielt er vom Papste den Titel »Allergetreueste Majestät«. Er starb 31. Juli 1750 an der Wassersucht.

24) J. VI., König von Portugal, Sohn Peters III., geb. 13. Mai 1767, ward bei der Geisteskrankheit seiner Mutter Maria Franziska Elisabeth 10. Febr. 1792 als Regent proklamiert; wirklicher

König aber wurde er erst 20. März 1816 nach dem Tod seiner Mutter. Als J. sich 1807 England in die Arme warf, erklärte Napoleon I. das Haus Braganza für abgesetzt und ließ Portugal besetzen, worauf der ganze portugiesische Hof Ende November 1807 nach Brasilien übersiedelte. Der Prinz-Regent hob nun alle Verträge mit Spanien und Frankreich auf und schloß sich eng an England an, welches 1808 die Franzosen aus Portugal vertrieb und auch 1809—1811 deren fernere Einfälle abwehrte. Infolge der Proklamierung der Konstitution und der Zusammenberufung der Cortes 1820 kehrte J. 1821 nach Portugal zurück; doch ließ er seinen ältesten Sohn, Dom Pedro, als Prinz-Regenten in Brasilien zurück. Bald entstanden Differenzen zwischen Brasilien und Portugal, und ersteres erklärte sich 1. Aug. 1822 für unabhängig und Dom Pedro 12. Okt. zum Kaiser. In Europa hatte indessen J. den Streit zwischen der konstitutionellen und der absoluten Partei nicht beschwichtigen können, und selbst als J. während der französischen Intervention in Spanien 1823 die Konstitution beseitigte, genügte dies den Absoluten, an deren Spitze die Königin und der zweite Prinz, Dom Miguel, standen, nicht. Innere Unruhen brachen aus, und der König ward von den Absoluten sogar genötigt, auf ein englisches Schiff zu fliehen; doch endigte dieser Aufruhr mit Verbannung der Königin und Dom Miguels. 1825 kam durch englische Vermittelung ein Vertrag mit Brasilien zu stande, worin die Unabhängigkeit Brasiliens und Dom Pedro als Kaiser anerkannt wurden; gleichzeitig nahm jedoch auch J. für seine Person den Kaisertitel an. Bald darauf, 10. März 1826, starb er und hinterließ seinem Sohn Pedro auch Portugal, worüber dieser zu gunsten seiner Tochter Maria da Gloria verfügte.

[**Sachsen: Albertinische Linie.**] 25) J. **Georg I., Kurfürst von Sachsen**, geb. 5. März 1585 als zweiter Sohn Kurfürst Christians I., seit 1601 Administrator des Stifts Merseburg, folgte seinem kinderlosen Bruder Christian II. 23. Juni 1611 in der Regierung. Anschluß an Österreich und Haß gegen die Reformierten waren das Streben und der Grundzug seiner Politik, durch welche er in bewegter Zeit die Führerschaft der evangelischen Reichsstände verlor; die böhmische Krone, welche ihm 1619 angeboten wurde, lehnte er ab und gab nicht nur dem Erzherzog Ferdinand seine Stimme bei der Kaiserwahl, sondern leistete sogar diesem aus politischer Eifersucht und konfessionellem Haß gegen den calvinistischen Böhmenkönig Friedrich V. von der Pfalz Beistand durch Unterwerfung der Lausitzen und Schlesiens, infolgedessen ihm die erstern für die Kriegskosten unterpfändlich von Ferdinand II. eingeräumt wurden. Dennoch sah er sich nach der Schlacht am Weißen Berg vom Kaiser mit der größten Rücksichtslosigkeit behandelt; trotz seines Widerspruchs wurde die Pfälzer Kur auf Bayern übertragen, nahm die Gegenreformation in Böhmen und Schlesien ihren Fortgang, wurde sein zum Administrator von Magdeburg gewählter Sohn August durch Erzherzog Leopold Wilhelm verdrängt, er selbst durch

bei Wittenberg verweigerte, verschuldete mit den Untergang Magdeburgs. Erst die Vergewaltigung seines Landes durch das Heer der Liga brachte den noch immer widerstrebenden Kurfürsten zum Anschluß an Gustav Adolf, worauf das neugebildete sächsische Heer unter Arnim sich bei Düben 1. (11.) Sept. mit den Schweden vereinigte und die Schlacht bei Breitenfeld 7. (17.) Sept. trotz der Niederlage der Sachsen das Land von den Feinden befreite. Der Verabredung mit Gustav Adolf gemäß drang J. jedoch erst im November in Böhmen ein, trat aber dort mit einer Schonung auf, die seinen Widerwillen gegen die Bekriegung des Kaisers deutlich verriet, und schon im Mai 1632 wurden die Sachsen von Wallenstein ohne ernstlichen Widerstand wieder vertrieben. Des schwedischen Bündnisses längst überdrüssig, duldete J., nachdem Gustav Adolf bei Lützen gefallen, die Verhandlungen seines Generals Arnim mit Wallenstein über einen Separatfrieden, und eingeschüchtert durch die Schlacht bei Nördlingen, fiel er von der protestantischen Sache ab, indem er nach längern Verhandlungen zu Eilenburg und Pirna 30. Mai 1635 mit dem Kaiser den **Frieden zu Prag** schloß, durch welchen er nebst dem erblichen Besitz der Lausitzen (als böhmische Mannslehen) und dem Verzicht auf das Restitutionsedikt für seinen Sohn August auf dessen Lebenszeit das Erzstift Magdeburg und von diesem Erzstift für sich selbst die Ämter Burg, Dahme, Jüterbog und Querfurt erhielt und sich mit dem Kaiser zur Vertreibung der Schweden und Franzosen aus dem Reich verbündete. Diesen Abfall des Kurfürsten büßte das Land nach den unglücklichen Kämpfen bei Dömitz (22. Okt.) und Kyritz (7. Dez.) durch furchtbare Verheerungen, mit denen die Schweden unter Banér es heimsuchten. Nach dem Sieg über die Sachsen und die Kaiserlichen bei Wittstock 24. Sept. 1636 erschien Banér zum zweiten-, im Februar 1639 zum drittenmal in Sachsen, besetzte nach seinem Sieg bei Reichenbach Zwickau, belagerte, wiewohl vergeblich, Freiberg und schlug die Kaiserlichen und Sachsen 4. April bei Chemnitz. Zwickau eroberte zwar der Kurfürst 7. Juni 1642 wieder, dagegen ging Leipzig infolge von Torstenssons Sieg über die Kaiserlichen (23. Nov.) an die Schweden verloren. Zuletzt zwang Torstensson, nachdem er im Oktober 1644 das sächsische Heer bei Jüterbog vernichtet und Pegau verbrannt hatte, durch schwere Kontributionen und unterstützt durch die Vorstellungen des Kurprinzen dem schwankenden Kurfürsten den **Waffenstillstand von Kötzschenbroda** (27. Aug. 1645) ab, der wenigstens den schwersten Kriegsdrangsalen für Sachsen ein Ende machte. Der Westfälische Friede bestätigte J. die Erwerbungen des Prager Friedens, aber seine unheilvolle Politik kostete ihm und seinem Haus die Stellung als Haupt der deutschen Protestanten, wenn schon ihm 1653 das Direktorium des Corpus Evangelicorum übertragen wurde. Mit seinen Landständen lag J. vielfach in Streit, wozu meist die tiefe Verschuldung des Landes und die trotz derselben fortgehende Verschwendung des Hofs die Veranlassung gab. Mit gänzlichem Mangel an feiner Sitte,

Herzog Albrechts von Preußen, einer feurigen Protestantin und entschiedenen Gegnerin der Politik ihres Gemahls, erhielt er drei Töchter und sechs Söhne, von denen ihn außer seinem Nachfolger Johann Georg noch drei, August, Christian und Moritz, überlebten. Den letzten Beweis seines Mangels an politischer Einsicht gab er dadurch, daß er in seinem Testament auch diese auf Kosten des Kurstaats mit Landesteilen ausstattete. Er starb 8. Okt. 1656.

26) J. Georg II., Kurfürst von Sachsen, des vorigen ältester Sohn und Nachfolger, geb. 31. Mai 1613, schlichtete die aus dem väterlichen Testament mit seinen Brüdern entstandenen Zwistigkeiten durch den Hauptvergleich vom 22. April 1657 und erhielt durch die Postulatio perpetua von 1663 die erbliche Administration des Meißener Domstifts. Seine trotz der kaum überstandenen Kriegsdrangsale maßlose Verschwendung vollendete die Zerrüttung des Kammerwesens, bis der am 19. März 1661 mit den Ständen geschlossene Steuervergleich eine feste Grundlage für die ganze spätere Finanzwirtschaft Sachsens schuf. Den Anfang zur Ordnung des Münzwesens machte der 1667 mit Brandenburg zu Zinna geschlossene Vergleich, aus dem 1690 die Annahme des sogen. Leipziger Fußes hervorging. Aus Landadel und fremden Abenteurern bildete er einen übermäßigen Hofstaat, machte Dresden durch seine Bauten zur schönsten Stadt, durch die Oper zum Mittelpunkt der italienischen Musik in Deutschland. In seiner auswärtigen Politik begab er sich, hauptsächlich um der Subsidien willen, in unwürdige Abhängigkeit von Ludwig XIV., verzichtete infolge davon 1664 auf das Schutzrecht seines Hauses über Erfurt, versprach sogar dem König 1679, die Wahl des Dauphins zum römischen König zu bewirken, unterhandelte aber trotzdem, sobald die antifranzösische Partei an seinem Hof die Oberhand gewann, zwischendrein auch mit dem Kaiser und den Feinden Ludwigs XIV. Er starb 22. Aug. 1680 in Freiberg. Vermählt war er mit Magdalene Sibylle, Tochter des Markgrafen Christian von Brandenburg-Baireuth.

27) J. Georg III., Kurfürst von Sachsen, Sohn des vorigen, geb. 20. Juni 1647, folgte seinem Vater 1680. Diesem an Empfänglichkeit für die Kunst ähnlich, übertraf er ihn aber weit an Energie und patriotischem Pflichtgefühl; doch erwiesen sich seine kriegerischen Neigungen dem innern Zustand seines Landes nicht heilsam. Unter Beseitigung des alten Defensionswesens und der nur dem Prunk dienenden Haustruppen errichtete er das erste stehende Heer in Sachsen. Dieses führte er 1683 in Person dem Kaiser zu zum Entsatz Wiens von den Türken und kämpfte ritterlich an der Spitze desselben in der Schlacht vom 12. Sept., kehrte aber aus Verdruß über den Undank des Kaisers alsbald wieder heim, überließ diesem 1685 wieder 5000 Mann zum Kriege gegen die Türken in Ungarn, vermietete aber auch 3000 Mann an die Republik Venedig, die in Morea verwendet wurden. Als Ludwig XIV. 1688 das Reich anfiel, war J. der erste, der zur Verteidigung desselben herbeieilte, mußte sich aber auf die Deckung Frankens beschränken, beteiligte sich 1689 an der Belagerung von Mainz, übernahm 1691 den Oberbefehl der Reichsarmee; aber Mißhelligkeiten zwischen ihm und dem kaiserlichen General Caprara hinderten jede energische Kriegführung, während auch die Franzosen einer Entscheidung auswichen. Er starb an der Pest 12. Sept. 1691 in Tübingen. Seine beiden Söhne aus der Ehe mit Anna Sophie, einer Tochter König Friedrichs III. von Dänemark, Johann Georg und Friedrich August, gelangten nacheinander zur Regierung.

28) J. Georg IV., Kurfürst von Sachsen, ältester Sohn des vorigen, geb. 18. Okt. 1668, geistig begabt und von großer Körperkraft, war schon als Kurprinz Sklave einer Leidenschaft für die Tochter des Gardeobersten v. Neidschütz, Magdalene Sibylle, von der ihn auch die Teilnahme am Reichskrieg nicht heilte, und so gab er nach seinem Regierungsantritt das erste Beispiel öffentlicher Mätressenwirtschaft in Sachsen. Politischen Einfluß besaß die Geliebte nicht, diesen übte J. Georgs Hauptratgeber, Feldmarschall v. Schöning (s. d.), im Sinn einer Annäherung an Brandenburg und einer größern Selbständigkeit Sachsens dem Kaiser gegenüber, der sich dafür durch Schönings Gefangennahme im Bade Teplitz rächte. Die Erhebung der Neidschütz zur Reichsgräfin von Rochlitz versöhnte den darüber aufgebrachten Kurfürsten 1693 so weit, daß er in Person ein Hilfskorps an den Rhein führte, ohne jedoch den ausbedungenen Oberbefehl über das Reichsheer erlangen zu können. Er starb 27. April 1694 in Dresden an den Blattern, mit denen er von seiner 4. April verstorbenen Geliebten angesteckt worden war. Seine Ehe mit Eleonore von Sachsen-Eisenach, Witwe des Markgrafen Johann Friedrich von Brandenburg-Ansbach, vermählt 1692, war eine höchst unglückliche.

29) J. Nepomuk Maria Joseph, König von Sachsen, jüngster Sohn des Prinzen Maximilian von Sachsen und dessen erster Gemahlin, Karoline von Parma, geb. 12. Dez. 1801 zu Dresden, pflegte früh neben juristischen und staatswissenschaftlichen Studien die schönen Künste, namentlich Poesie und Musik; eine besondere Vorliebe hatte ihm seine Mutter auch für die italienische Sprache und Litteratur eingeflößt. Zwanzig Jahre alt, erhielt er im Geheimen Finanzkollegium Sitz und Stimme und ward 1825 Vizepräsident desselben. 1821 unternahm er mit seinem ältern Bruder, Klemens, eine Reise nach Italien, auf welcher dieser starb. Eine Frucht seiner italienischen Studien war seine mit kritischen und historischen Erläuterungen versehene Übersetzung von Dantes »Divina Commedia« (Leipz. 1839–49, 3 Bde.; zuletzt 1877), die er unter dem Namen Philalethes veröffentlichte. Schon früher (1824) hatte er sich an der Stiftung des Königlich sächsischen Altertumsvereins beteiligt und übernahm später das Protektorat desselben. Nachdem sein ältester Bruder 1830 zum Mitregenten ernannt worden war, trat J. an die Spitze der zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe niedergesetzten Kommission und übernahm zugleich das Generalkommando der Kommunalgarden. Auch erhielt er Sitz und Stimme im Geheimen Rat und nach dessen Auflösung den Vorsitz im Staatsrat und fungierte als Präsident des Geheimen Finanzkollegiums bis zum Frühjahr 1831. Ebenso nahm er, als Prinz des königlichen Hauses Mitglied der Ersten Kammer, ununterbrochenen, regen und rühmlichen Anteil an den Verhandlungen und Arbeiten der Landtage. Namentlich war er Mitglied der Deputation, welche den Entwurf des Kriminalgesetzbuchs zu begutachten hatte, und beteiligte sich eifrig an den Beratungen des den Ständen 1842 vorgelegten Entwurfs einer Strafprozeßordnung. Nach dem Tod seines Vaters, 3. Jan. 1838, war er in den Besitz der Sekundogenitur getreten. Im Sommer d. J. bereiste er abermals Italien und diesmal auch Sizilien. Die tumultuarischen Vorgänge des 12. Aug. 1845 in Leipzig, bei denen J. lediglich der verletzte und leidende Teil war, konnten nur einen vorüber-

gehenden Schatten auf die Popularität werfen, die er sich durch seine patriotische Gesinnung, seine unermüdliche Arbeitskraft, seine umfassenden, vielseitigen und gründlichen Kenntnisse, seine staatsmännische Einsicht, seine religiöse Toleranz und seine versöhnliche, zu Vermittelung geneigte Gesinnung erworben hatte. Nach dem Tod seines Bruders, des Königs Friedrich August II., bestieg er 11. Aug. 1854 den sächsischen Königsthron und trug die unermüdliche Thätigkeit des Gelehrten mit ganzem Eifer in die Regierungsgeschäfte über, an denen er einen regen persönlichen Anteil nahm, und zu deren Behandlung er nach allen Seiten hin eigne Anschauung zu gewinnen wußte. Die Justizorganisation von 1855, die Erweiterung des Eisenbahnnetzes, die Einführung der Gewerbefreiheit sind seiner Anregung und Förderung hauptsächlich zu verdanken. Zur Annahme des französischen Handelsvertrags (1862) und zur Anerkennung Italiens behufs eines Vertrags mit diesem Reich verstand er sich trotz verwandtschaftlicher Beziehungen und legitimistischer Bedenken dem Wohl seines Landes zuliebe. Seine auf liebenswürdigste Weise kundgegebene Teilnahme für die Wissenschaft trug wesentlich zum Aufblühen der gelehrten Anstalten des Landes, vor allen der Universität Leipzig, bei. Weniger glücklich war er in der auswärtigen Politik. Durch die Traditionen seines Hauses und den unruhigen Ehrgeiz seines Ministers Beust wurde er zur Opposition gegen Preußens deutsche Politik veranlaßt. Er suchte erst eine engere Einigung Deutschlands außer Österreich und Preußen (Triasidee) herzustellen und handelte in der schleswig-holsteinischen Verwickelung 1863—64 mit den übrigen Mittelstaaten gemeinsam. Nach dem Scheitern dieser Politik schloß er sich in der deutschen Krisis 1866 eng an Österreich an, verließ beim Ausbruch des Kriegs mit seiner Armee das Land und mußte sich nach Österreichs Niederlage seinen Thron durch Unterordnung unter den Norddeutschen Bund wieder erkaufen. Indem er aber entschlossen sich in die neuen Verhältnisse fügte und seine Pflichten aufs loyalste erfüllte, sicherte er seinem Land im Norddeutschen Bund wie im Deutschen Reich eine geachtete, einflußreiche Stellung. Er wurde daher allgemein betrauert, als er 29. Okt. 1873 in Pillnitz starb. Aus Johanns Ehe mit der Prinzessin Amalie Auguste von Bayern (seit 10. Nov. 1822, geb. 13. Nov. 1801, gest. 8. Nov. 1877) sind drei Söhne, von denen einer bereits gestorben und von denen der älteste, Albert, jetzt König ist, und sechs Töchter, von denen nur noch zwei am Leben sind, entsprossen. Vgl. v. Falkenstein, J., König von Sachsen, ein Lebensbild (Dresd. 1878).

[Sachsen: Ernestinische Linie.] 30) J. der Beständige, Kurfürst von Sachsen, der vierte Sohn des Kurfürsten Ernst, geb. 30. Juni 1468, verlebte einen Teil seiner Jugend am Hof seines Großoheims, des Kaisers Friedrich III. In dem Krieg Kaiser Maximilians gegen die Ungarn zeichnete er sich vor Stuhlweißenburg aus. Nach dem Tode seines Vaters führte er mit seinem Bruder Friedrich dem Weisen die Regierung gemeinschaftlich; nach dessen Tod wurde er 1525 Kurfürst. Mit großer Entschiedenheit trat er gleich bei Beginn der Reformation auf Luthers Seite und half 1525 den Bauernaufstand unterdrücken. Mit Philipp von Hessen schloß er 1526 das Torgauer Bündnis und fand so Gelegenheit, auf dem Reichstag zu Speier 1526 entschieden für die evangelische Partei aufzutreten. Den denselben insofern günstigen Reichstagsabschied, als er den Fürsten freie Hand bei Ordnung der kirchlichen Dinge in ihren Territorien ließ, benutzte er, um der evangelischen Landeskirche Sachsens, namentlich auch mittels der Visitationen von 1527 bis 1529, eine feste Gestalt zu geben. Infolge der Enthüllungen Otto v. Packs schloß er zwar im März 1528 mit Landgraf Philipp von Hessen ein Verteidigungsbündnis, hielt diesen aber doch von voreiligen Schritten zurück. Unter Johanns Vortritt erfolgte auf dem Speierer Reichstag von 1529 jene Protestation, welche den Evangelischen Namen und Weltstellung gegeben hat; dagegen verhielt er sich aus konfessioneller Abneigung gegen die Zwinglianer ablehnend gegen Philipps Plan eines allgemeinen Bundes der Evangelischen. Auf dem Reichstag zu Augsburg (1530) trat er von vornherein mit großer Furchtlosigkeit und Entschiedenheit den unzweideutig feindseligen Absichten des Kaisers entgegen und ließ sich von seinen ängstlichen Theologen nicht abhalten, denselben die auf seine Veranlassung von Melanchthon verfaßte Konfession auch in eignem Namen zu übergeben und durch seinen Kanzler verlesen zu lassen. Mit Thränen in den Augen beurlaubte er sich nach Schluß des Reichstags vom Kaiser in der schmerzlichen Überzeugung, nun als offener Gegner desselben auftreten zu müssen. Er legte gegen die ungesetzliche Wahl von dessen Bruder Ferdinand zum römischen König Protest ein und vereinigte im Dezember 1530 die Protestanten zu ihrer Verteidigung in dem Schmalkaldener Bund, bereit, jeden Angriff auch mit den Waffen abzuwehren. Der Nürnberger Religionsfriede (1532) überhob ihn dieser Notwendigkeit. Er starb 16. Aug. d. J. in Schweinitz bei Wittenberg. Von seiner ersten Gemahlin, Sophie von Mecklenburg (gest. 1503), hinterließ er einen Sohn, Johann Friedrich, von der zweiten, Margarete von Anhalt, einen Sohn, Johann Ernst, und zwei Töchter, Maria, vermählt mit Herzog Philipp von Pommern, und Margarete (gest. 1535).

31) J. Friedrich der Großmütige, Kurfürst von Sachsen, als der älteste Sohn des vorigen 30. Juni 1503 zu Torgau geboren und von Spalatin erzogen, überkam die Regierung nach seines Vaters Tod 1532 zugleich für seinen unmündigen Bruder Johann Ernst, dem er später (1542) die Pflege Koburg abtrat und eine Rente von 14,000 Gulden aussetzte. Schwerfällig schon durch seine Korpulenz, der Jagd und dem Trunk, wie die meisten Fürsten seiner Zeit, ergeben, von eigensinnigem Wesen, war er zugleich auch der entschiedenste Anhänger der reinen lutherischen Lehre und auf Konsolidierung der sächsischen Landeskirche, namentlich durch Fürsorge für die materielle Lage der Geistlichen und bessere Ausstattung der Universität Wittenberg, eifrig bedacht. Für die Aufgaben der großen Politik fehlten ihm Scharfblick und Energie. Voll reichsfürstlicher Ergebenheit gegen den Kaiser, suchte er einem Bruch mit demselben so

zum offenen Kampf zwischen beiden zu kommen drohte, 1542 (s. **Fladenkrieg**), und vertrieb als Haupt des Schmalkaldischen Bundes im Verein mit Landgraf Philipp von Hessen in demselben Jahr den Herzog Heinrich von Braunschweig, einen leidenschaftlichen Gegner der Reformation, aus seinem Land. Aber den rechten Zeitpunkt, um dem Kaiser, der sich nunmehr zur gewaltsamen Unterwerfung der Protestanten anschickte, entgegenzutreten, versäumte seine Bedenklichkeit und Unschlüssigkeit. Am 20. Sept. 1546 sprach Karl V. über ihn und Philipp von Hessen die Acht aus. Beide Fürsten führten das schmalkaldische Bundesheer an die Donau, ließen aber den Vorsprung ihrer Rüstungen vor denen des Kaisers unbenutzt, bis der Einfall des Herzogs Moritz in das ernestinische Sachsen den erzürnten Kurfürsten heimrief. Mit einer an ihm ungewohnten Energie eroberte er sein Land wieder, bemächtigte sich selbst des größten Teils des albertinischen Sachsen, ließ aber durch die vergebliche Belagerung Leipzigs dem Kaiser Zeit herbeizukommen und verlor bei Mühlberg 24. April 1547 trotz persönlicher Tapferkeit Sieg und Freiheit (vgl. **Schmalkaldischer Krieg**). Die schnellere Übergabe des noch standhaltenden Wittenberg zu erzwingen, ließ Karl V. das Todesurteil über den Gefangenen sprechen. Die Fassung, mit der er dieses vernahm, der Gleichmut, mit dem er in der Wittenberger Kapitulation (19. Mai) auf Land und Kur zu Moritz' gunsten verzichtete, die Standhaftigkeit, mit der er seine Gefangenschaft ertrug und jede Verschärfung derselben lieber über sich ergehen ließ, als daß er, wie der Kaiser verlangte, in die Annahme des Augsburger Interim gewilligt hätte, haben ihm den Beinamen des Großmütigen verschafft. Erst infolge von Moritz' Erhebung gegen den Kaiser erhielt der fürstliche Märtyrer der evangelischen Lehre 1552 zu Innsbruck seine Freiheit wieder und kehrte in das seinen Söhnen überwiesene thüringische Besitztum zurück. In dem am 24. Febr. 1554 mit Kurfürst August geschlossenen Naumburger Vertrag wurde ihm der Titel »geborner Kurfürst« zugestanden, ihm auch die Ämter Altenburg, Eisenberg, Sachsenburg und Herbisleben nebst einer Entschädigungssumme von 100,000 Gulden überlassen. Nach dem Tod seines Bruders Johann Ernst (1552) fiel auch die Pflege Koburg an ihn zurück. Er starb 3. März 1554, der letzte Ernestiner, der die Kurwürde getragen. Seine Gemahlin Sibylle von Kleve hatte ihm drei Söhne geboren. J. Friedrichs eherne Bildsäule von Drake auf dem Markt in Jena wurde 15. Aug. 1858 bei der 300jährigen Jubelfeier der auf sein Anraten gestifteten Universität enthüllt.

[Herzöge zu Sachsen.] 32) **J. Friedrich II., der Mittlere, Herzog zu Sachsen**, Sohn Kurfürst Johann Friedrichs des Großmütigen (s. **Johann 31**), geb. 8. Jan. 1529 zu Torgau, wurde sehr gelehrt erzogen und frühzeitig in die Staatsgeschäfte eingeführt. Aus der Schlacht bei Mühlberg, wo er tapfer gefochten hatte und zweimal verwundet worden war, rettete er sich nach Wittenberg. Nach der Wittenberger Kapitulation übernahm er die Regierung des kleinen Gebiets, das seinem Haus blieb, für sich und seine zwei minderjährigen Brüder, bis sein Vater restituiert wurde, auf dessen Anraten er die Universität Jena stiftete, die 1558 eingeweiht wurde. Nach des Vaters Tod übertrugen ihm (1557) die Brüder die Regierung auch ferner; nachdem aber Johann Friedrich III. 1565 kinderlos gestorben, mußte er mit seinem Bruder Johann Wilhelm teilen, wobei dieser Koburg, J. Friedrich Weimar mit Gotha erhielt. Er war ein eifriger Verfechter des strengen Luthertums und strebte nach Wiedererlangung der Kur. Seine Parteinahme für den geächteten Wilhelm v. Grumbach (s. d.) hatte für J. Friedrich selbst 12. Dez. 1566 die kaiserliche Acht zur Folge, deren Vollstreckung der Kurfürst August übertragen erhielt. J. Friedrich mußte sich 13. April 1567 in Gotha dem Kaiser auf Gnade und Ungnade ergeben und ward nach Wien geführt. Seine harte Gefangenschaft zu Wiener-Neustadt teilte von 1572 an seine zweite Gemahlin, Elisabeth von der Pfalz (gest. 1594), und längere Zeit sein Sohn Johann Ernst. Er beschäftigte sich meist mit theologischen Arbeiten und unterhielt einen lebhaften Briefwechsel mit seinen Söhnen. Er starb 9. Mai 1595 im Gefängnis auf Schloß Steier, wohin er wegen des Türkenkriegs gebracht worden war. Seine erste Ehe mit Agnes, der Witwe des Kurfürsten Moritz, war kinderlos geblieben. Aus der zweiten überlebten ihn von vier Söhnen Johann Kasimir und Johann Ernst. Dieselben hatten nach der Gefangennahme des Vaters 1570 dessen Besitzungen unter Vormundschaft erhalten. Vgl. Beck, J. Friedrich der Mittlere (Weim. 1858, 2 Bde.).

33) **J. Wilhelm, Herzog zu Sachsen**, Bruder des vorigen, geb. 11. März 1530 zu Torgau, übertrug seinem Bruder 1557 durch Vertrag die Regierung auf vier Jahre, zog dem König Heinrich II. von Frankreich zu Hilfe und erhielt dafür die Grafschaft Châtillon an der Seine, kehrte jedoch 1558 in sein Vaterland zurück. Nachdem ihm bei der Teilung der fränkische Teil der Besitzungen der Ernestinischen Linie zugefallen, verlegte er seinen Sitz nach Koburg. Er mußte die Acht an seinem Bruder vollstrecken helfen und erhielt dafür vom Kaiser dessen Länder zugesprochen. Er starb 1573 in Weimar. Durch seine Gemahlin Dorothea Susanna von der Pfalz ward er der Stammvater des ältern altenburgischen und des neuen weimarischen Hauses.

34) **J. Kasimir, Herzog zu Sachsen**, Sohn von J. 32), geb. 12. Juni 1564, wurde nach der Gefangennahme seines Vaters (1567) mit seinem Bruder Johann Ernst auf der Wartburg von seiner Mutter Elisabeth erzogen, bis diese sich nach Österreich begab, um ihres Gatten Los zu teilen. Die beiden Brüder wurden nun nach Koburg gebracht, erhielten von Sebastian Leonhard eine sorgfältige Erziehung und studierten dann zu Leipzig. Kurfürst August, der die Brüder an seinen Hof zog, gab J. Kasimir seine Tochter Anna zur Gemahlin; doch war die Ehe keine glückliche, und Anna ließ sich durch ihres Gemahls Härte zur Untreue verleiten, wofür sie mit lebenslänglicher Haft büßen mußte. Vom Dreißigjährigen Krieg hielt sich J. Kasimir lange fern. Erst als Gustav Adolf in Franken erschien, vereinigte er sich mit ihm; doch versuchte er umsonst, das feste Kronach zu nehmen, und als Wallenstein nach Sachsen aufbrach, ging Koburg an die Kaiserlichen verloren. J. Kasimir, der damals außer Landes weilen mußte, verlor dabei seine mit vieler Mühe zusammengebrachte Bibliothek. Nach der Entscheidung bei Lützen kehrte er wieder in sein Land zurück, starb aber schon 16. Juni 1633. Auch seine zweite Ehe mit Margarete von Braunschweig war kinderlos geblieben. Seine Länder fielen daher an seinen jüngsten Bruder, **Johann Ernst III.**, geb. 9. Juli 1566, der, nachdem er nach langem Streit 1602 mit seinem Bruder geteilt, zu Eisenach residierte, später sich frommer Schriftstellerei zuwandte und 1638 kinderlos starb, worauf Sachsen-Koburg und Eisenach an Altenburg und Weimar fielen.

35) J. Adolf II., Herzog zu Sachsen-Weißenfels, des Herzogs Johann Adolf I. dritter Sohn, geb. 4. Sept. 1685, trat 1702 in hessen-kasselsche Dienste, sodann in die Augusts I. von Polen und Sachsen. Im pommerschen Krieg 1711—16 focht er als Generalmajor. Als Generalleutnant befehligte er 1716 das sächsische Hilfskorps gegen die Türken in Ungarn. Nach dem Passarowitzer Frieden lebte er bis 1733 auf seiner Residenz zu Dahme, führte aber beim Ausbruch des polnischen Erbfolgekriegs den Danzig belagernden Russen ein sächsisches Korps zu. 1737 kam er nach dem Tod seines Bruders Christian in dem Fürstentum Weißenfels zur Regierung und half dem tief verschuldeten Land, an welches 1739 die Grafschaft Barby zurückfiel, durch weise Beschränkung wieder auf. Während des österreichischen Erbfolgekriegs kommandierte er als Feldmarschall die sächsische Armee in Böhmen. Nachdem er die Preußen aus Böhmen hatte vertreiben helfen, wurde er 1745 mit den Österreichern bei Hohenfriedeberg geschlagen und legte 12. Dez. sein Kommando nieder. Mit seinem Tod, 16. Mai 1746 in Leipzig, erlosch die Linie Sachsen-Weißenfels, und sein Fürstentum fiel an Sachsen.

[**Sachsen-Weimar.**] 36) J. (III.), Herzog von Sachsen-Weimar, geb. 1570, zweiter Sohn von J. 33), regierte mit seinem Bruder Friedrich Wilhelm die gesamten weimarischen Lande gemeinschaftlich bis zu dessen Tod 1602, dann allein, that während seiner kurzen Regierung viel für Kirche und Schule; starb 1605. Er ist der Stifter der neuen weimarischen Linie und Stammvater der jetzt noch blühenden sachsen-ernestinischen Häuser.

37) J. Ernst I., Herzog von Sachsen-Weimar, ältester Sohn des vorigen, geb. 21. Febr. 1594 zu Altenburg, übernahm erst 1615 die Regierung selbst, trat beim Ausbruch des Dreißigjährigen Kriegs in die Dienste des Böhmenkönigs und verließ denselben auch nach der Schlacht am Weißen Berg nicht. »Lieber ein dürftiger Kavalier, als von dem Kaiser Lehen tragen«, erklärte er den abmahnenden Verwandten und nahm in den Niederlanden eine Rittmeisterstelle an, war auch eine Zeitlang im Heer Christians von Braunschweig. 1625 trat er in die Dienste Christians von Dänemark, der ihm nebst Mansfeld den Feldzug in die kaiserlichen Erblande übertrug. J. Ernst zog an der Oder bis nach Troppau und schlug sich bis nach Ungarn durch. Er starb 4. Dez. 1626 im Lager von St. Martin auf der Rückkehr von Schemnitz.

38) J. Friedrich IV., Herzog von Sachsen-Weimar, geb. 19. Sept. 1600 zu Altenburg, der fünfte unter den Söhnen Johanns III., erhielt mit seinem jüngern Bruder, Ernst (dem Frommen), eine gemeinschaftliche Erziehung. Er begleitete seine Brüder Wilhelm und Bernhard auf ihren Kriegszügen in der Pfalz und den Niederlanden. Seine Neigung zur Alchimie und zum Aberglauben steigerte sich, als er 1627 bei Nordheim in Tillys Hände fiel und eingekerkert wurde. Endlich verfiel er in stille Melancholie und wies alle Nahrung von sich. Am 17. Okt. 1628 fand man ihn tot, mit einer Wunde in der Seite. Sein Leben gab Wolff den Stoff zu dem Drama »J. Friedrich IV. von Weimar« (Leipz. 1831).

[**Schwaben.**] 39) J. Parricida oder J. von Schwaben, Sohn des Herzogs Rudolf II. von

abgewiesen und aufgestachelt von dem Erzbischof von Mainz, Peter von Aspelt, mit mehreren oberschwäbischen Rittern gegen das Leben des Königs. Als dieser 1. Mai 1308 auf einer Reise zu seiner Gemahlin bei Rheinfelden über die Reuß gehen wollte, drängten sich J., Rudolf v. Wart, Walter v. Eschenbach und Ulrich v. Balm in sein Schiff und trennten ihn so von seinem übrigen Gefolge. Am andern Ufer angekommen, ermordeten sie ihn. J. ward samt seinen Genossen vom Kaiser Heinrich VII. geächtet und von der Gemahlin Albrechts, Elisabeth, und dessen Tochter, der verwitweten Königin von Ungarn, Agnes, mit unversöhnlicher Rache, die sich selbst auf die Angehörigen der Verschwornen erstreckte, verfolgt. J. warf sich nach der gewöhnlichen Überlieferung 1313 als Mönch zu Pisa Heinrich VII. zu Füßen und verscholl sodann.

[**Schweden.**] 40) J. II. (bei den Dänen Hans), König von Schweden, Dänemark und Norwegen, Christians I. Sohn, geb. 1455, folgte 1481 seinem Vater und ward zwar in Dänemark, Norwegen und Schweden allgemein anerkannt, jedoch durch die Reichsstände sehr eingeschränkt; ja, Sten Sture führte sogar in Schweden das Reichsverweseramt fort. Erst 1497 zog J. gegen diesen, zwang ihn, sich in Stockholm zu ergeben, und ward darauf zum König von Schweden gekrönt. Das Herzogtum Holstein teilte er 1490 mit seinem jüngern Bruder, Friedrich. Da die Dithmarschen die vom Kaiser den Herzögen von Holstein über sie zugestandene Hoheit nicht anerkennen wollten, so unternahm J. mit seinem Bruder einen Feldzug gegen sie, erlitt aber bei Hemmingstedt eine Niederlage (1500). Die Schweden fielen 1501 während Johanns Abwesenheit unter Sten Stures Anführung von neuem ab, zwangen Johanns Gemahlin Christine von Sachsen, nach tapferer Verteidigung in Stockholm zu kapitulieren, und verbanden sich mit Lübeck und den wendischen Hansestädten. Die auch in Norwegen ausgebrochenen, von den Schweden angezettelten Unruhen dämpfte J. durch große Härte gegen den Adel; mit den Hansestädten verglich er sich endlich zu Malmö. Er starb 21. Febr. 1512; ihm folgte sein Sohn Christian II., der Böse.

41) J. III., König von Schweden, Gustav Wasas zweiter Sohn, geb. 1537, erhielt von seinem Vater das Großfürstentum Finnland. Fein gebildet und ein Gönner der Künste und Wissenschaften, hielt er in Abo einen glänzenden Hof. Als sein ältester Bruder, Erich XIV., 1560 den schwedischen Thron bestieg, faßte derselbe gegen J. den Verdacht, daß er im Bund mit seinem Schwiegervater Siegmund von Polen danach strebe, in Schweden die katholische Religion herzustellen und sich die Krone aufzusetzen, nahm ihn daher 1563 unerwartet zu Abo gefangen und ließ ihn nebst seiner Gemahlin zu Gripsholm in festem Gewahrsam halten, gab ihn aber, abwechselnd von Wahnsinn und Reue ergriffen, 1567 wieder frei. J. nahm darauf mit seinem jüngsten Bruder, Karl von Södermanland, und andern Mißvergnügten den König in Stockholm gefangen und bestieg mit Einwilligung der Stände, die er durch große Zugeständnisse erkaufte, 1568 selbst den Thron. Der Sicherheit halber ließ er Erich 1577 vergiften. Gleich beim Antritt seiner Regierung suchte er mit Dänemark Frieden zu schließen,

stigung der katholischen Religion bewogen, trat 1580 förmlich, aber insgeheim zu derselben über und ließ in ihr auch seinen Thronfolger Siegmund erziehen. Dadurch erlangte J. zwar dessen Wahl zum König von Polen 1587, fand aber im übrigen so große Schwierigkeiten, daß er aus Furcht, die Krone zu verlieren, seinem Bruder Karl, einem eifrigen Lutheraner, großen Anteil an der Regierung einräumen mußte. Auch gab er seit seiner zweiten Heirat mit der lutherisch gesinnten Gunnila Bielke (1585) die Absicht des öffentlichen Übertritts zur katholischen Kirche auf. Er begnügte sich, manche katholische Zeremonien in Schweden wieder einzuführen. J. starb 17. Nov. 1592.

Johann George, Chevalier de Saxe, natürlicher Sohn Augusts des Starken von Sachsen und Polen, von der zur Fürstin von Teschen erhobenen Fürstin Lubomirska, geb. 21. Aug. 1704, Malteserritter, trat in sächsische Dienste, befehligte im ersten und zweiten Schlesischen Krieg die sächsische Kavallerie, mußte wie das ganze sächsische Heer 15. Okt. 1756 am Lilienstein kapitulieren, leitete nach Beendigung des Siebenjährigen Kriegs die Reorganisation des sächsischen Heers und starb als der letzte sächsische Feldmarschall 25. Febr. 1774. Vgl. O-Byrn, J., Chevalier de Saxe (Dresd. 1776).

Johann von Brabant, Herzog, als Minnesänger bekannt, brachte durch den Sieg bei Woringen 1288 das Herzogtum Limburg an Brabant und starb 1294 an einer im Turnier empfangenen Wunde. Er galt für den besten Lanzenbrecher seiner Zeit und hatte an mehr als 70 großen Turnieren in Frankreich, Deutschland und England teilgenommen. Lieder von ihm sind in v. d. Hagens »Minnesängern« ꝛc. abgedruckt.

Johann von Brienne (Jean de Brienne le Châtelet), geb. 1149, ward als Gemahl der Jolantha, Tochter König Amalrichs, nach dessen Tod (1205) König von Jerusalem, war aber ohnmächtig und führte seit 1229, wo Kaiser Friedrich II. sich die Krone von Jerusalem aufsetzte, bloß noch den Titel, wurde 1229 zum Kaiser des lateinischen Reichs in Konstantinopel erwählt, schlug 1235 die Bulgaren zurück und starb im März 1237, fast 90 Jahre alt.

Johann von Gott, s. Barmherzige Brüder.

Johann von Leiden (Jan van Leyden), eigentlich Jan Beuckelszoon oder Beuckels, geb. 1509, Schneider, dann Kaufmann und Schenkwirt zu Leiden, wo er sich als Mitglied der Rederijker- (Rhetoriker-) Zunft hervorthat, kam als Wanderprophet der Wiedertäufer mit Jan Matthys Anfang 1534 nach Münster und ward nach dessen Tod sein Nachfolger als Prophet. Schön, beredt und schwärmerisch, gewann er das Volk für sich, setzte gegen den Widerstand der Prediger die Einführung einer neuen Staats- und Sittenordnung durch, errichtete als Vorbereitung für die Herrschaft Christi selbst ein Königreich Zion, kündigte sich als den apokalyptischen König des neuen Israel an, führte die Vielweiberei und Gütergemeinschaft ein, schwelgte in Üppigkeit und königlicher Pracht und regierte mit grausamer Willkür. Sein Scharfrichter Knipperdolling war stets in seiner Begleitung; einer seiner Frauen schlug er selbst das Haupt ab. Er ward nach Eroberung der Stadt (24. Juni 1535) durch den Bischof gefangen genommen und 22. Jan. 1536 grausam hingerichtet. Vgl. Wiedertäufer.

Johann von Nepomuk, s. Nepomuk.

Johann von Salisbury (spr. ßahlsböri), Johannes Saresberiensis), engl. Geschichtschreiber des Mittelalters, geboren um 1110 zu Salisbury, studierte in Paris und Chartres unter Abälard und Bernhard von Clairvaux und besuchte im Auftrag König Heinrichs II. Italien, wo er mit Papst Hadrian IV. Freundschaft schloß. Nach seiner Rückkehr nach England wurde er Freund und Ratgeber Thomas Beckets, flüchtete vor dem Zorn des ihm früher wohlgeneigten Königs Heinrich II. nach Frankreich und kehrte erst 1170 mit Becket zurück, um nach dessen baldiger Ermordung von neuem in die Verbannung zu gehen. König Ludwig von Frankreich ernannte ihn 1176 zum Bischof von Chartres; er starb 1180. J. war ein liebenswürdiger, fein gebildeter Prälat, kenntnisreich und aufgeklärt, als Philosoph und Theolog, als Jurist und Historiker von den Zeitgenossen gleich sehr gefeiert. Sein »Metalogicus«, in dem er den toten Formalismus der Scholastik scharf rügt, und sein »Polycraticus«, eine kirchlich-politische Ethik, bezeugen seine auf dem Studium des klassischen Altertums begründete hohe Geistesbildung. Sein »Leben des Thomas Becket« und namentlich seine in reinem Stil geschriebenen Briefe sind eine wichtige Quelle für die Geschichte seiner Zeit. Auch die neuerdings aufgefundene »Historia pontificalis« (hrsg. von W. Arndt in »Monumenta Germaniae historica«, Bd. 20), eine Geschichte Papst Eugens III. bis 1152, 1162 abgefaßt, wird ihm von Giesebrecht zugeschrieben. Seine Werke sind herausgegeben von Giles (Oxf. 1847—1848, 5 Bde.). Vgl. Reuter, J. (Berl. 1842); Schaarschmidt, Joh. Saresberiensis nach Leben und Studien, Schriften und Philosophie (Leipz. 1862).

Johann von Soest, Dichter, geb. 1448 zu Unna in Westfalen, hieß eigentlich Johann Grumelkut, nannte sich aber nach der Stadt Soest, wo er seine Jugend verbracht hatte. 1471 wurde er Singmeister am kurfürstlichen Hof in Heidelberg. Später praktizierte er als Arzt; er starb 1506 in Frankfurt a. M. Außer kleinern Sachen und einer in Reimen abgefaßten Autobiographie besitzen wir von ihm eine Bearbeitung des niederländischen, von Heinrich van Aken verfaßten poetischen Romans »Die Kinder von Limburg«, die er für den Kurfürsten Philipp von der Pfalz wahrscheinlich 1470 verfaßte.

Johann von Viktring (Johannes Victoriensis), mittelalterlicher Geschichtschreiber, Abt des Cistercienserklosters Viktring bei Klagenfurt 1307—47, vertrauter Kaplan des Herzogs Heinrich von Kärnten und der Tochter desselben, Margarete Maultasch, dann des Herzogs Albrecht II. von Österreich, verfaßte 1341—47 eine wertvolle Chronik in 6 Büchern: »Liber certarum historiarum«, welche die Zeit von 1217 bis 1343 auf Grund originaler Quellen und in einer wohl überlegten Anordnung sowie ziemlich guten Sprache behandelt; denn J. war wohlunterrichtet und namentlich in der klassischen Litteratur sehr belesen. Herausgegeben ist es in Böhmers »Fontes rerum germanicarum«, Bd. 1. Vgl. Fournier, Abt J. (Berl. 1875); Mahrenholtz, J. als Historiker (»Forschungen zur deutschen Geschichte«, Bd. 13); Derselbe, Zur Kritik von J. von Victrings Liber certarum historiarum (Halle 1878).

Johanna, eine der Comoroinseln (s. d.).

Johanna, 1) Königin von Frankreich, Erbtochter Heinrichs I. von Navarra, geb. 1270, ward, in früher Jugend mit ihrer Mutter Blanka von Artois wegen Parteibewegungen aus Navarra geflohen, am Hofe Philipps III. von Frankreich erzogen und vermählte sich 1284 mit dessen Sohn Philipp IV. (dem Schönen), wodurch Navarra mit Frankreich vereinigt wurde. Als 1297 Graf Heinrich III. von Bar, während ihr Gemahl gegen Flandern zog, ihr

Heiratsgut, die Champagne, überfiel, zog sie selbst mit einem Heer ihm entgegen, schlug ihn bei Comines und nahm ihn gefangen. Sie starb Anfang April 1305 in Vincennes. Von ihren sieben Kindern wurden die drei ältesten Söhne, Ludwig X., Philipp V. und Karl IV., nacheinander Könige von Frankreich.

2) J. I., **Königin von Neapel**, aus dem ältern Haus Anjou, älteste Tochter des Herzogs Karl von Kalabrien, Sohns des Königs Robert von Neapel, und der Marie von Valois, ward 1326 geboren und nach dem Tod ihres Vaters (1328) am zügellosen Hof ihres Großvaters Robert erzogen, der sie frühzeitig an den damals siebenjährigen ungarischen Prinzen Andreas, der Ansprüche auf den Thron von Neapel hatte, vermählte (1332). Nach dem Tod Roberts (1343) bestieg J. den Thron und ließ, als Andreas, auf die ungarische Partei und den Papst gestützt, sich ebenfalls krönen lassen wollte, diesen 21. Aug. 1345 im Kloster Aversa ermorden. Als sich aber die Großen zu Neapel, an ihrer Spitze Karl von Durazzo, erhoben, ließ J., um sich und ihren Geliebten Ludwig von Tarent, den sie mitten unter den Unruhen 1346 zu ihrem Gemahl erhob, zu retten, die Mitschuldigen am Mord grausam hinrichten. Gleichwohl rückte Andreas' Bruder Ludwig von Ungarn 1348 mit einem Heer an und nahm die Hauptstadt sowie das ganze Reich in Besitz. J. floh in die Provence. Erst nach dem Abzug des Ungarkönigs im August 1348 kehrte sie nach Neapel zurück, nachdem sie dem Papst Avignon für nur 80,000 Gulden überlassen und ihn dadurch zu ihrer Lossprechung von aller Schuld am Mord ihres Gemahls vermocht hatte; 1350 willigte auch Ludwig in einen Friedensvertrag, kraft dessen J. im Besitz Neapels blieb. 1352 wurden J. und ihr Gemahl von dem päpstlichen Legaten feierlich gekrönt. Das Land war indessen erschöpft, die innern Fehden dauerten fort, Söldnerbanden verwüsteten das Land, die Königin und ihr Gemahl waren ohne Ansehen. Da starb Ludwig von Tarent (1362), und J. heiratete Jakob von Mallorca, der aber die meiste Zeit in Spanien zubrachte und 1375 starb. Da Johannas eigne Kinder inzwischen gestorben waren, bestimmte sie ihre Nichte Margarete, Tochter des Prinzen Karl von Durazzo, zur Nachfolgerin und vermählte sie 1368 mit Karl dem Kleinen von Durazzo, dem Sohn von Margaretes Oheim Ludwig von Gravina. Karl der Kleine stand jedoch im Einverständnis mit Ludwig von Ungarn, der von neuem Ansprüche auf Neapel erhob. Um gegen ihn eine Stütze zu erhalten, vermählte sich J. 1376 mit dem Obersten ihrer Söldner, Otto von Braunschweig, und verlieh ihm das erledigte Fürstentum Tarent. Als aber Papst Urban VI., den sie durch Anerkennung des Gegenpapstes Clemens VII. gereizt hatte, sie in den Bann that und absetzte und Ludwig von Ungarn und Karl von Durazzo zum Kriege gegen sie aufrief, setzte J. 1380 den Herzog Ludwig von Anjou, Sohn des Königs Johann des Guten von Frankreich, zum Erben ein und bat ihn um schleunige Hilfe. Ehe dieser jedoch erscheinen konnte, hatte Karl von Durazzo 16. Juli 1381 die Hauptstadt erobert und die Königin mit ihrem Gemahl gefangen genommen. Bewegungen unter den neapolitanischen Großen zu gunsten Ludwigs von Anjou, der mit einem Heer aus Oberitalien aufgebrochen war, bestimmten Karl, J. 22. Mai 1382 auf dem Schloß Muro in Basilicata erdrosseln zu lassen. So endete diese zwar von Sinnlichkeit und heftigen Leidenschaften durchglühte, aber schöne, geistvolle und hochgebildete Fürstin, eine Schülerin Petrarcas und hochgefeiert von Gelehrten und Dichtern, nachdem sie in der letzten Zeit mit Klugheit und Energie regiert hatte.

3) J. II., **Königin von Neapel**, Tochter Karls des Kleinen von Durazzo, geb. 1371, verlebte wegen der fortdauernden Parteikämpfe der Häuser Anjou und Durazzo eine unruhvolle Jugend, vermählte sich 1389 mit dem Erzherzog Wilhelm von Österreich, kehrte aber nach dessen Tod 1406 an den Hof ihres Bruders Wladislaw, der 1400 den Thron bestiegen, nach Neapel zurück und ergab sich hier, dem Beispiel ihres Bruders folgend, allen Ausschweifungen. Als Wladislaw 1414 mit Tod abgegangen war, ward sie 6. Aug. als J. II. zur Königin ausgerufen. Auch als solche setzte sie ihr zügelloses Leben fort, bis sie sich 1415 mit Jakob von Bourbon, Grafen de la Marche, vermählte. Dieser ließ den allmächtigen Günstling Johannas, Pandolf Alopo, enthaupten und riß alle Gewalt an sich, machte sich jedoch bei den neapolitanischen Großen bald verhaßt, mußte schon 1417 der königlichen Gewalt wieder entsagen und sich mit dem Fürstentum Tarent begnügen und starb 1438 als Franziskaner. Der Condottiere Sforza, als Großconnetable, und Giovanni de Caraccioli waren jetzt die entschiedenen Günstlinge der Königin. Allein die gegenseitige Eifersucht beider rief bald neue Wirren hervor. Sforza trat in die Dienste Ludwigs III. von Anjou, der Ansprüche auf Neapel machte und einen Einfall in das Königreich unternahm, während J. den König Alfons V. von Aragonien adoptierte und um Hilfe anrief. Er erschien und hielt 7. Juli 1421 seinen Einzug in Neapel. Das anmaßende Betragen des Aragoniers, der den übermütigen Caraccioli gefangen nehmen ließ, erregte indes bald das Mißtrauen der Königin, und sie zog sich in das Kastell von Capua zurück, wo er sie sofort belagerte. Durch Sforza befreit, erklärte sie hierauf Alfons aller Erbansprüche auf Neapel verlustig und nahm 1423 Ludwig III. von Anjou an Sohnes Statt an, durch dessen Waffen die Hauptstadt wieder in ihre Hände kam. Doch behauptete sich Alfons in einem Teil des Reichs, und der Bürgerkrieg dauerte fort. Nach Ludwigs Tod 1434 übertrug J. dessen Ansprüche auf seinen Bruder René von Anjou. Sie starb 2. Febr. 1435.

4) Die **Päpstin** J. wurde, wie die Sage berichtet, als die Tochter eines englischen Missionärs zu Mainz (nach andern zu Ingelheim) geboren. Sie erwarb sich durch ihre Neigung zu den Wissenschaften sowie durch ihre Schönheit bald den Ruf eines Wunders der Zeit, entfloh mit einem Mönch aus dem Kloster Fulda in männlicher Kleidung nach England und bereiste später Frankreich, Italien und Griechenland, wo sie in Athen sich griechische Bildung aneignete, bis ihr Geliebter starb. J. ging nun nach Rom, unter dem Namen **Johann Anglicus** die männliche Rolle fortspielend, legte daselbst eine Schule an und wurde nach dem Tod Leos IV. (855) wegen ihrer Gelehrsamkeit, Frömmigkeit und Sittsamkeit einstimmig vom Klerus und von dem Volk als Johann VIII. auf den päpstlichen Stuhl erhoben. Nachdem sie fast zwei Jahre zur allgemeinen Zufriedenheit regiert hatte, kam sie während eines öffentlichen Aufzugs auf der Straße zwischen dem Amphitheater und der Klemenskirche nieder, gab jedoch vor Scham auf der Stelle samt ihrem Kinde den Geist auf. Auf dem Platz ihrer Niederkunft wurde eine Kapelle nebst Denksäule errichtet; doch vermieden seitdem die Päpste bei der Krönung und bei Prozessionen die Stelle beim Kolosseum, wo dieser Vorfall stattgehabt hatte. Um indessen für die Zukunft einem ähnlichen Skandal vorzubeugen, mußte sich fortan jeder Papst vor

seiner Ordination auf eine Art Nachtstuhl (sella stercoraria) setzen, um von einem der jüngsten Diakonen sein Geschlecht prüfen zu lassen. Dieser machte sodann das günstige Resultat mit dem dreimaligen Ausruf »Habet!« bekannt, worauf Klerisei und Volk mit einem frohlockenden »Deo gratias!« antworteten. Diese Erzählung, die zuerst Marianus Scotus (gest. 1083) in seinem »Chronicon«, ausgeschmückter dann Sigbert von Gembloux (gest. 1113), am vollständigsten Martin Polonus (gest. 1278) mitteilte, galt bis in das 16. Jahrh. als historische Wahrheit, bis David Blondel 1649 ihren Ungrund darlegte. Es ist geschichtlich bewiesen, daß auf Leo IV. unmittelbar Benedikt III. folgte. Die Sage ist wohl eine Satire auf das Weiberregiment (Pornokratie), welches in Rom herrschte, als die Päpste Johann X. bis Johann XII. (914–963) den päpstlichen Stuhl innehatten. Sie lieferte den Stoff zu einem der ältesten und berühmtesten deutschen Dramen, zu Th. Schernbecks »Ein schön Spiel von Fraw Jutten« (1480, gedruckt Eisleb. 1565); in der Neuzeit dichtete Achim von Arnim ein Schauspiel: »Die Päpstin J.« (1823). Das Vorhandensein der sella stercoraria ist allerdings erwiesen, aber auch ihr Zweck. Wenn nämlich ein Kardinal zum Papst erwählt wurde, setzte man ihn zuerst auf diesen Stuhl, und während er von ihm aufstand und sich auf einen andern, prächtigen Sessel niederließ, sang man die Worte: »Suscitat de pulvere egenum et de stercore erigit pauperem« (Ps. 103, 7. 8). Der Gebrauch kam im 16. Jahrh. ab. Vgl. Döllinger, Die Papstfabeln des Mittelalters (Münch. 1863).

Johanna d'Albret (Jeanne d'Albret), einzige Tochter und Erbin Heinrichs II. von Navarra und Béarn, aus dem Haus Albret, welches seit 1494 das Königreich Navarra durch Heirat besaß, und Margaretes von Valois, Schwester Franz' I., geb. 7. Jan. 1528, zeigte, trefflich erzogen, in den schwierigsten Lagen männlichen und kühnen Sinn, regierte segensreich und trat eifrig für ihren reformierten Glauben ein. 1548 vermählte sie sich mit Anton von Bourbon, Herzog von Vendôme, der ihr weder an Charakter noch an Geist ebenbürtig war. Sie gebar ihm 1553 den spätern König Heinrich IV. Durch den Tod ihres Vaters ward sie 1555 nebst ihrem Gemahl Anton, seit dessen Tod 1562 allein Herrscherin des kleinen Königreichs Navarra, das sie mit Kraft und Weisheit regierte, und wo sie die Reformation einführte. Vortrefflich erzog sie ihren Sohn für seinen künftigen Beruf. Unter den Hugenotten besaß sie großen Einfluß und brachte in den Hugenottenkriegen große Opfer. 1572 wegen der beabsichtigten Vermählung ihres Sohns mit Margarete von Valois an den Hof berufen, starb sie zwei Monate vor der Bartholomäusnacht, wahrscheinlich durch Gift, 9. Juni 1572 in Paris. Vgl. Freer, Life of Jeanne d'Albret (2. Aufl., Lond. 1861); kleinere Biographien von Pressel (Berl. 1868) u. Arndt (Leipz. 1875); Ruble, Le mariage de Jeanne d'Albret (Par. 1877); Derselbe, Antoine de Bourbon et Jeanne d'Albret (das. 1881–86, 4 Bde.); »Tagebuch Susannens, Baronin von Albret-Miossens, aus den Jahren 1548—1572« (hrsg. von Wackerhagen, Brem. 1884, die Lebensgeschichte der J. enthaltend).

Johannes, portugies. Münze, s. Portugalöser.

Johannes (Johann, hebr. Jehochanan, griech. Ioannes), 1) J. der Täufer, eine von der christlichen Sage schon früh mit Vorliebe erfaßte und in möglichst nahe Beziehung zu Jesus von Nazareth gebrachte, nichtsdestoweniger aber wahrhaft geschichtliche Gestalt. Er trat in der asketischen Lebensweise der alten Propheten auf und zwar in der Wüste Juda und am untern Jordan, sammelte Jünger um sich, verkündigte die Nähe des von den Propheten geweissagten Reichs Gottes, aber so, daß er als Vorbedingung für dessen Kommen Buße und Bekehrung forderte und der Verpflichtung dazu durch das Symbol der Wassertaufe im Jordan Ausdruck gab. Auch auf Jesus Christus (s. d.) übte J. einen tiefgehenden Einfluß aus, wie ihn jener denn auch geradezu für seinen Vorläufer erklärte, in dessen tragischem Ende er die Weissagung des eignen Geschicks erkannte (Matth. 17, 11 f.; Mark. 9, 12 f.). Dieses Ende bringen die Evangelien mit der bekannten Geschichte von Herodias in Verbindung. Anders berichtet Josephus (Ant., XVIII, 5, 2) den Hergang, indem er als Motiv der Enthauptung des J. auf der Bergfestung Machärus (34 n. Chr.) die Furcht vor der durch seine Reichspredigt hervorgerufenen Volksbewegung angibt, welch letztere leicht zu einer Umwälzung hätte führen können. Vgl. Köhler, Johannes der Täufer (Halle 1884).

2) J. der Apostel, einer der Vertrauten Jesu, Sohn eines Fischers, Zebedäus, und der Salome, Bruder des ältern Jacobus, trieb das Gewerbe seines Vaters am See Genezareth und gehörte zu den Erstberufenen in Jesu Nachfolgerschaft. Die synoptischen Evangelien schildern ihn und seinen Bruder als heftige, ehrgeizige, sogar zur Gewaltthat neigende »Donnerskinder«, während das seinen Namen tragende vierte Evangelium in ihm den sanften und treuen Lieblingsjünger sieht, welcher selbst beim Tod Jesu in dessen Nähe ausharrt und von dem sterbenden Meister die Weisung empfängt, sich der Mutter desselben als Sohn anzunehmen. Nach Jesu Hinscheiden ging er auf kurze Zeit nach Samaria und hielt sich dann wieder in Jerusalem auf, wo er zu den »Säulen der Gemeinde«, zu den Autoritäten der judenchristlichen Richtung gerechnet ward. Der spätern kirchlichen, besonders kleinasiatischen Sage zufolge soll er nach Kleinasien übergesiedelt sein und von Ephesos aus eine oberhirtliche Thätigkeit entfaltet haben. Daß er unter Domitian auf die Insel Patmos verwiesen worden und unter Nerva zurückgekehrt sei, beruht auf Offenb. 1, 9 und hängt zusammen mit der Annahme, daß der Verfasser der Apokalypse mit dem Jünger Jesu identisch sei. Aber sowohl diese Annahme als auch überhaupt die Tradition von dem ephesinischen Aufenthalt eines Zwölfapostels haben in neuer Zeit starke Anfechtung erfahren, und man wollte in der judenchristlichen Autorität, welche nach den Zeiten des Apostels Paulus in Ephesos unter dem Namen J. auftritt und wahrscheinlich in der Apokalypse sich bezeugt, sogar einen andern J. finden, welchen der gegen 150 schreibende Papias den »Presbyter J.« nennt. Dann wären auf diesen J. auch die kirchlichen Zeugnisse zu beziehen, denen zufolge der Apostel zu Ephesos als der letzte der Apostel während der Regierung Trajans eines natürlichen Todes gestorben sein soll. Im Verlauf der zweiten Hälfte des 2. Jahrh. konsolidiert sich diese Form der Johanneslegende, und die spätere Kirche hat sie noch mehr ausgeschmückt. In der katholischen Kirche ist der 27. Dezember sein Gedächtnistag. Den Namen des Apostels J., als des Verfassers, tragen in unserm neutestamentlichen Kanon ein Evangelium, drei Briefe und eine prophetische Schrift, die Apokalypse oder Offenbarung des J.

Das Evangelium des J. unterscheidet sich wesentlich von den drei ältern Evangelien. Es gibt in gro-

ßen Zügen einerseits ein Gemälde des Widerstreits der Welt gegen die in dem menschgewordenen Gottessohn geoffenbarte Wahrheit, anderseits ein Bild der innern Beseligung der Auserwählten, welche sich ihm als dem Lichte des Lebens hingeben. Nicht Thaten und Aussprüche, vom Gedächtnis bewahrt, sind dem Verfasser die Hauptsache, sondern Ideen, von der Spekulation erzeugt, vom Gefühl empfangen und als Glaube geboren. Soll J. dieses Buch überhaupt geschrieben haben, so müßte dies erst gegen Ende seines Lebens in Ephesos geschehen sein, woselbst eine Berührung mit der alexandrinischen Spekulation, wie sie die Ausführung über den Logos (s. d.) im Anfang des Evangeliums voraussetzt, denkbar wäre. Freilich weisen innere Zeitspuren das Werk in das 2. Jahrh., vielleicht schon in die Blütezeit der Gnosis. Jedenfalls wird es seit der sogen. Tübinger Schule in immer weitern Kreisen sogar als rein ideale Komposition betrachtet. Vgl. Thoma, Die Genesis des Johannesevangeliums (Berl. 1882). Dagegen vom herkömmlichen Standpunkt aus lieferten neuerdings Kommentare zu dem Evangelium: Lücke (3. Aufl., Bonn 1840, 1843, 1856, 3 Tle.), Tholuck (7. Aufl., Gotha 1857), Meyer (7. Aufl. von Weiß, Götting. 1886), De Wette (5. Aufl. von Brückner, Leipz. 1863), Hengstenberg (2. Aufl., Berl. 1867—70, 3 Bde.), Ewald (Götting. 1862, 2 Bde.), Luthardt (2. Aufl., Nürnb. 1875), Keil (Leipz. 1881) u. a. S. Evangelium und Jesus Christus

Von den Briefen des J. ist der erste der bei weitem bedeutendere. Derselbe bildet ein untrennbares Seitenstück zu dem Johanneischen Evangelium und führt insonderheit die praktische Seite der dort niedergelegten Ideen aus. Er knüpft weit mehr als das Evangelium an die Verhältnisse der Wirklichkeit an, aber der Grundgedanke ist auch hier die Realität des im Fleisch erschienenen Heils und die durch die Gemeinschaft des Glaubens und der Heiligung bedingte Liebe der Gläubigen untereinander. Die zweite und dritte Epistel sind kleine Handschreiben mit vieldeutigen Adressen. Ihr Verfasser nennt sich Presbyter, was auf die oben besprochene Hypothese vom Presbyter J. zurückweist.

Die Offenbarung des J. (Apokalypse) ist entstanden, als die Nähe der über Jerusalem hereinbrechenden Katastrophe und die blutige Christenverfolgung unter Nero in den Gemütern, besonders der ehemaligen Juden, die ganze Farbenglut der messianischen Hoffnungen wieder erweckten und man zuversichtlich einer in der nächsten Zukunft eintretenden allgemeinen Umwälzung entgegensah, welche mit der Läuterung Jerusalems und Roms Untergang beginnen und mit Christi Wiederkunft, der Auferstehung der Toten und dem Weltgericht endigen sollte. Unsre Offenbarung ist die treue dichterische Darstellung dieser Erwartungen. Kleidet der Verfasser dieselben auch in Visionen nach der Art der alttestamentlichen Propheten, namentlich Daniels, ein und entlehnt von denselben seine Farben, Symbole und Bilder, so bleibt ihm doch das Verdienst einer vollkommenen Einheit in der Zusammensetzung des Ganzen, einer großen Kunst in der symmetrischen Anordnung der Bilder und in der stufenmäßigen Entwickelung der Szenen. Als poetisches Werk hat diese Apokalypse alle Eigenschaften morgenländischer Dichtung. Der brennende Hauch des Ostens belebt ihre Bilder, eine üppige Phantasie opfert die Schönheit der Kühnheit, und das Menschlich-Ansprechende weicht dem Gigantisch-Abstoßenden. Das Buch ist höchstens zwei Jahre vor der Zerstörung Jerusalems geschrieben und setzt die Sage von dem aus dem Tod zum Leben zurückgekehrten Nero voraus. Der Verfasser nennt sich J., und die Überlieferung sieht in diesem den Apostel J., während Neuere den sogen. Presbyter als den Begründer der judaistisch-apokalyptischen Reaktion gegen die Paulinische Fortbildung der kleinasiatischen Gemeinden darstellen. Sprachliche und sachliche Gründe verbieten, dies Werk und das sogen. Evangelium des J. Einem Verfasser zuzuschreiben. Kommentare schrieben neuerdings Ewald (Götting. 1862), De Wette (3. Aufl. von Möller, Leipz. 1862), Düsterdieck (3. Aufl., Götting. 1877), Hengstenberg (2. Aufl., Berl. 1862), Bleek (das. 1862), Volkmar (Zürich 1862), Kliefoth (Leipz. 1874) u. a. S. Chiliasmus und Apokalyptik.

3) Bischof von Ephesos im 6. Jahrh., beteiligte sich an den monophysitischen Streitigkeiten und schrieb syrisch eine »Kirchengeschichte« seiner Zeit, deren noch vorhandener Teil von Cureton (Oxf. 1853; deutsch von Schönfelder, Münch. 1862) herausgegeben wurde.

4) J. der Priester, nach der Überlieferung des Mittelalters ein christlicher Fürst eines Reichs im östlichen Asien im 12. Jahrh., der auch Indorum rex genannt wird, von dem durch mittelalterliche Chronisten Briefe, die wahrscheinlich apokryph sind, mitgeteilt werden, der aber auch nach Ostafrika und Äthiopien versetzt wird, wo ihn später die Portugiesen aufsuchten. Endlich befestigte sich die Ansicht, daß Abessinien das Reich J.' sei, und noch im 17. Jahrh. hieß es Regnum Presbyteri Johannis. Die im Lauf der Zeit vielfach ausgeschmückte Sage, die zu vielen Reisen, um das Reich des J. zu entdecken, Anlaß gab, bezieht sich (nach Oppert, Der Priester J. in Sage und Geschichte, 2. Aufl., Berl. 1870) auf das Reich des Kurchans (Volkschans) von Karakitai (der schwarzen Kitan), das im 12. Jahrh. von dem aus Nordchina vertriebenen Stamm der Kitan unter Jeljutaschi in der Großen Bucharei gegründet wurde, und dessen Residenz Kaschgar war. Der letzte Abkömmling Jeljutaschis wurde von Kutschluk gestürzt, der 1208 Dschengis-Chan erlag. Die Karakitaier waren wahrscheinlich nestorianische Christen. Kurchan verwechselte man mit dem syrischen Juchan (»Johann«). Doch ist diese Deutung angefochten und die indische Heimat und die Echtheit der Briefe des priesterlichen Fürsten verteidigt worden. Vgl. Zarncke, Der Priester J. (Leipz. 1876—79, 2 Tle.).

Johannes, Kaiser von Byzanz: 1) J. I. Tzimisces, s. Tzimisces.

2) J. II. Komnenos, Sohn des Alexios Komnenos, regierte von 1118 bis 1143. Er führte den Beinamen Kalojohannes (schöner J.) wegen seines edlen, milden Charakters. Er kämpfte mit Glück gegen die Feinde des Reichs, namentlich gegen den Sultan von Ikonion und gegen die Petschenegen, bestätigte 1126 den Venezianern, mit denen er vorher in Krieg geraten, die von seinem Vater verliehenen Freiheiten, unterwarf 1137 auch Kilikien, nötigte den Fürsten Raimund von Antiochia, ihm den Lehnseid zu leisten, und beteiligte sich darauf an den Kämpfen in Syrien gegen den Sultan Zenki. Er starb auf der Jagd 8. April 1143.

3) J. III. Dukas Vatatzes, Schwiegersohn und Nachfolger des Theodor I. Laskaris, regierte während des lateinischen Kaisertums in Konstantinopel zu Nikäa 1222—54, eroberte den größten Teil von Thrakien und Makedonien, namentlich 1246 Thessalonich, und bereitete so die Wiederherstellung des byzantinischen Kaisertums vor.

4) J. IV. Laskaris wurde nach seines Vaters

Theodor II. Tod 1258 in unmündigem Alter zum Kaiser von Nikäa erhoben, kam aber 1259 in die Gewalt des Michael Paläologos, den er zum Mitkaiser erheben mußte. Er wurde von demselben 1261 geblendet und in den Kerker geworfen, in dem er 1284 starb.

5) J. V. Paläologos, Sohn des Andronikos Paläologos, geb. 1332, bestieg 1341 unter der Vormundschaft des Johannes Kantakuzenos den Thron, der ihm aber bald von diesem streitig gemacht wurde. Nachdem er 1347 denselben hatte zum Mitkaiser annehmen müssen, gelang es ihm 1355, denselben zu stürzen, und er kam so erst damals wirklich zur Herrschaft. Er suchte im Abendland vergeblich Hilfe gegen die Türken, wurde 1376 von seinem Sohn Andronikos gestürzt, erlangte aber 1379 mit Hilfe des türkischen Sultans Murad, dem er sich zur Tributzahlung verpflichten mußte, die Herrschaft wieder; er starb 1391.

6) J. VI. Kantakuzenos, zuerst Feldherr und Staatsmann im Dienste der Kaiser Andronikos II. und Andronikos III., ward nach des letztern Tod (1341) Reichsverweser und Vormund des Johannes V., ließ sich aber 26. Okt. 1341 zu Didymoteichos in Thrakien zum Kaiser ausrufen, während Johannes V. in Konstantinopel gekrönt wurde. Die Folge davon war ein fünfjähriger Bürgerkrieg, in welchem er schließlich mit Hilfe der Türken die Oberhand gewann. 1347 kam es zu einer Einigung. J.' Tochter wurde dem jungen Kaiser vermählt und er selbst Mitkaiser; eine zweite Tochter hatte er dem türkischen Sultan Urchan vermählt. Ein zweiter dreijähriger Krieg, während dessen die Türken Gallipoli besetzten, endigte damit, daß sich J. 1355 in ein Kloster zurückzog; er starb 1383. J. schrieb eine Geschichte seiner Zeit 1320—57 (abgedruckt in dem »Corpus scriptorum historiae byzantinae«, 3 Bde., Bonn 1828—32) und unter dem Namen Christodulos eine Apologie des Christentums gegen die Mohammedaner und Ketzer.

7) J. VII. Paläologos folgte 1425 seinem Vater Manuel bei dessen Abdankung. Gegen die Türken, welche immer weiter vordrangen und sein Reich mit dem Untergang bedrohten, suchte er Hilfe im Abendland und betrieb zu diesem Zweck die Vereinigung der morgen- und abendländischen Kirche. Er reiste selbst 1437 nach Italien und wohnte dem Konzil, welches Papst Eugen IV. zuerst 1438 in Ferrara abhielt und 1439 nach Florenz verlegte, bei; dort wurde wirklich die Union abgeschlossen. J. kehrte 1440 nach Konstantinopel zurück, aber die griechische Geistlichkeit und das Volk sträubten sich gegen die Union, und J. war außer stande, dieselbe durchzuführen. Er starb 1448.

Johannes, Kaiser von Abessinien, geboren um 1832, hieß eigentlich Kassai und wurde vom Fürsten Gobesieh von Lasta zum Gouverneur von Tigré ernannt. 1867 empörte er sich aber und erklärte sich zum unabhängigen Fürsten von Tigré. Als 1868 die Engländer ihre Expedition gegen König Theodor unternahmen, knüpfte Kassai sofort Unterhandlungen mit dem englischen Befehlshaber Napier an. Dieser hatte mit ihm eine persönliche Zusammenkunft, schloß mit ihm Freundschaft und beschenkte ihn bei seinem Abzug aus Abessinien reichlich mit Geschützen, Gewehren und Munition. Nachdem Kassai Gobesieh, der sich ganz Südabessiniens bemächtigt hatte, bezwungen, ließ er sich 1. Febr. 1872 in Aksum zum Kaiser (Negus Negest, »König der Könige«) von Äthiopien krönen und nahm dabei den Namen J. an. Nachdem er 1875—76 die Angriffe der Ägypter zurückgeschlagen, unterwarf er 1878 auch Menelek, den König von Schoa, und 1880 Ras Adal, den Fürsten von Godjam, denen er als Unterkönigen ihre Länder ließ. Seitdem herrschte er über ganz Abessinien. Ein unversöhnlicher Feind der Mohammedaner, die er in seinem Reich alle zwangsweise taufen ließ, suchte er mit den europäischen Mächten freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen.

Johannes a Lasko, s. Laski.

Johannes Chrysorrhoas, aus Damaskus, deshalb gewöhnlich J. Damascenus genannt, Sohn eines Beamten bei einem sarazenischen Fürsten, verteidigte im Bilderstreit die Bilderverehrung gegen Leo den Isaurier und Konstantin Kopronymos. Auch hat er zuerst in der morgenländischen Kirche die Dogmatik als ein Ganzes systematisch dargestellt, und diese seine Darlegung des orthodoxen Glaubens in vier Büchern hat in der griechischen Kirche ein klassisches Ansehen gewonnen. Er starb um 754 als Mönch im Kloster Saba bei Jerusalem. Die beste Ausgabe seiner griechischen Werke ist von Lequien (Par. 1712, 2 Bde.). Vgl. Grundlehner, J. Damascenus (Utrecht 1876); Langen, J. von Damaskus (Gotha 1879).

Johannes Chrysostomos, s. Chrysostomos 1).

Johannes Damascenus, s. Johannes Chrysorrhoas.

Johannes Saresberiensis, s. Johann von Salisbury (S. 239).

Johannes Secundus (eigentlich Jan Nicolai Everard), einer der bedeutendsten neuen lat. Dichter, geb. 14. Nov. 1511 im Haag, widmete sich zu Bourges dem Studium der Rechte, wandte sich dann der Dichtkunst zu, bereiste Italien und Spanien und ward Sekretär des Kardinals Tavera, Erzbischofs von Toledo. Neben der Poesie lag er auch den bildenden Künsten ob. Er starb 24. Sept. 1536 in Utrecht. Als lateinischer Dichter ist er voll zarter Empfindung und origineller Weichheit, seine Sprache ist klassisch und korrekt; seine Schilderungen sind so lebendig wie seine Gleichnisse und Bilder gewählt. Seine bekanntesten Dichtungen sind: »Basia« (Utrecht 1539 u. öfter; deutsch: »Die Küsse«, von Passow, Leipz. 1807 u. 1877), »Sylvae«; außerdem Elegien, Oden, Epigramme. Eine Gesamtausgabe seiner »Opera poetica« veranstalteten seine Brüder Nicolai Gaudius und Andr. Marius (Par. 1541 u. öfter); in neuerer Zeit wurden sie von Bosscha (Leiden 1821, 2 Bde.) herausgegeben.

Johannes vom Lateran, Orden des heiligen, päpstlicher Zivilorden, von Pius IV. 1560 zur Belohnung bürgerlicher Tugend gestiftet, hatte nur eine Klasse, doch konnte man bei der Aufnahme wählen, ob man päpstlicher Pfalzgraf werden wollte oder nicht; der erstere Fall veranlaßte größere Aufnahmegebühren. Die Dekoration besteht in einem rot emaillierten, achtspitzigen, goldeingefaßten Kreuz mit Kugeln und goldenen Lilien in den Winkeln. Der blaue Mittelschild zeigt im Avers den heil. Johannes mit der Ordensdevise: »Praemium virtutis et pietatis«, im Revers die Schlüssel Petri mit der Tiara und als Umschrift: »Ordinis institutio 1560«. Der Orden wurde am schwarzen Band getragen. Seit unvordenklicher Zeit nicht verliehen, ist er doch nicht aufgehoben.

Johannesberg, Schloß, s. Jauernig.

Johanneschristen (Johannesjünger) kommen auch noch nach dem Tod ihres Meisters, des Täufers Johannes, im Neuen Testament und unter dem Namen Hemerobaptisten als gnostizierende Sekte bei altkirchlichen Schriftstellern vor; seit Mitte des 17. Jahrh. glaubte man sie wieder in den Sabiern oder Mandäern aufgefunden zu haben.

Johannesen, E. H., norweg. Kapitän, machte sich um die Kenntnis des Arktischen Meers mehrfach verdient, indem er durch seine Fahrt im Karischen Meer 1869 dessen bisher bestrittene Schiffbarkeit darthat, dann 1870 und 1871 Nowaja Semlja umsegelte und 1878 die Insel Einsamkeit (s. d.) im Nördlichen Eismeer entdeckte.

Johanngeorgenstadt, Bergstadt in der sächs. Kreishauptmannschaft Zwickau, Amtshauptmannschaft Schwarzenberg, in rauher Gegend des Erzgebirges, 748 m ü. M., am Schwarzwasser und an der Linie Schwarzenberg-J. der Sächsischen Staatsbahn, hat ein Amtsgericht, bedeutende Glaceehandschuhfabrikation mit Ledergerberei und -Färberei (gegen 1000 Arbeiter, Export nach Nord- und Südamerika), Schatullenfabriken, etwas Eisensteinbergbau und (1885) 4815 meist evang. Einwohner. – J. ward 1654 vom Kurfürsten Johann Georg I. für aus Böhmen vertriebene evangelische Bergleute angelegt und ist nach dem großen Brand von 1867 wieder neu aufgebaut.

Johannisbad, Kurort im böhm. Riesengebirge, Bezirkshauptmannschaft Trautenau, nahe der Station Freiheit der Österreichischen Nordwestbahn, in einem eng geschlossenen, von hohen, dicht bewaldeten Bergen begrenzten und nur gegen S. und SO. geöffneten, romantischen Thal, 625 m ü. M., hat eine erdige, alkalische Therme von 29° C., die zu Bädern, besonders bei Menstruationsstörungen, Nervenleiden, Hysterie, Lähmungen 2c., benutzt wird. Eine in der Nähe entspringende Eisenquelle von 8° C. wird bei anämischen Zuständen, zugleich zum Trinken verordnet. Die Luft des Ortes ist rein und kräftigend; die mittlere Sommertemperatur beträgt 25° C. J. zählt (1880) 251 Einw. und wird jährlich von ca. 2700 Kurgästen besucht. Vgl. Kopf, Der Kurort J. (Wien 1875); Pauer, J. im Riesengebirge (das. 1880).

Johannisbeerstrauch (Ribes *Mill.*), Untergattung der Gattung Ribes *L.* (Familie der Saxifragaceen), unbewehrte Sträucher mit mehr oder weniger verlängerten Blütenzweigen, an deren Basis stehenden, verlängerten Blütenähren und nicht büschelförmig stehenden Blättern. Der echte Johannisbeerstrauch (R. rubrum *L.*), ein 1—1,5 m hoher Strauch mit meist fünflappigen und doppelt gesägten, wenig behaarten Blättern, schließlich überhängenden Blütentrauben und roten Früchten, ist in Skandinavien, Nordrußland, Sibirien und Nordamerika, auch in der Türkei, im Orient und auf dem Himalaja heimisch; er kam durch die Normannen nach Frankreich, von dort nach Spanien und der Schweiz, vielleicht auch nach Deutschland, wo er im 16. Jahrh. schon ziemlich allgemein bekannt war und die Beere medizinisch benutzt wurde. Durch die Kultur hat man auch hellrote, weiße und gestreifte Sorten gezogen. Er gedeiht am besten in leichtem Lehmboden in freier, sonniger Lage, man pflanzt ihn gewöhnlich auf Rabatten, beseitigt an ältern Büschen das abgetragene Holz, um es durch junge, kräftige Zweige zu ersetzen, und entfernt zu dicht stehende Zweige. Sehr beliebt sind hochstämmige Kronenbäumchen, die durch Veredelung auf Ribes aureum gewonnen werden. Auch zieht man den J. am Spalier als Kordon. Für die Tafel eignen sich folgende Sorten: Kirschjohannisbeere, kaukasische, holländische weiße und rote, rote langtraubige, Versailler, Champagner, gestreifte Johannisbeeren. Vielfach benutzt man Johannisbeeren zur Darstellung von Obstwein; zu weißem Wein sind empfehlenswert: holländische weiße und rosenrote, englische weiße, durchsichtige, Champagner; zu rotem Wein: rote holländische, Versailler, fruchtbare. Zur Färbung des Weins wird die schwarze neapolitanische benutzt. Über Zusammensetzung der Beeren s. Obst. Mehrere Johannisbeersträucher werden als Zierpflanzen kultiviert. Über schwarze Johannisbeere s. Ribes.

Johannisbeerwein, s. Obstwein.

Johannisberg (früher Bischofsberg), Pfarrdorf im preuß. Regierungsbezirk Wiesbaden, Kreis Rheingau, 1 km nordöstlich von Geisenheim, hat eine Heilanstalt für Nervenleidende, eine Fabrik für Buchdruckmaschinen, Pianofortefabrik, Bau- und Möbeltischlerei und (1885) 1316 meist kath. Einwohner. Im Ort und in der Nähe desselben liegen mehrere schöne Schlösser und Villen, darunter Schwarzenstein, Johannisburg, vor allen aber auf einem 185 m hohen Hügel das prächtige Schloß J. mit einer Schloßkapelle und Weingärten (etwa 16 Hektar am Schloßberg), welche den weltberühmten Johannisberger liefern. Das Schloß ward 1722—32 auf den Ruinen eines 1090 gegründeten und 1563 aufgehobenen Benediktinerklosters erbaut, gehörte früher zum Bistum Fulda, wurde 1807 von Napoleon I. dem Marschall Kellermann geschenkt, 1814 aber vom Kaiser Franz dem Fürsten Metternich zu Lehen gegeben.

Johannisblume, s. Arnica montana oder Chrysanthemum Leucanthemum.

Johannisblut, s. Kochenille.

Johannisblut, Pflanze, s. Hypericum.

Johannisbrotbaum, s. Ceratonia.

Johannisburg, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Gumbinnen, 116 m ü. M., am Ausfluß des Pischflusses aus dem Roschsee, an der Linie Allenstein-Lyck der Preußischen Staatsbahn, hat ein Amtsgericht, ein Hauptzollamt, Fischerei und (1885) 8271 meist evang. Einwohner. Das 1345 erbaute, ehemals sehr wichtige Schloß J. lag nordöstlich am Roschsee. Der Johannisburger Kanal (6 km lang) verbindet J. mit dem Spirdingsee und ist das südlichste Glied in der Reihe der masurischen Kanäle (s. Masuren), welche mit den dazwischenliegenden Seen eine Schiffahrtsverbindung zwischen J. im S. und Angerburg im N. abgeben. Westlich von J. dehnt sich die Johannisburger Wildnis (Heide und Forst) aus, die 100 km lang und 45 km breit ist.

Johannis Empfängnis, zu Ehren des Täufers von der römischen Kirche am 24. September, von der griechischen Kirche am 23. gefeiert.

Johannis Enthauptung, der 29. August, in der griechischen Kirche durch Fasten gefeiert.

Johannisfest, in den Kirchen des Abendlandes das Geburtsfest Johannis des Täufers (24. Juni), kirchlich jetzt meist am nächstliegenden Sonntag gefeiert; in der morgenländischen Kirche das Fest Johannis Enthauptung (s. d.). In Böhmen versteht man unter J. gewöhnlich das Gedächtnisfest des heil. Johann von Nepomuk (16. Mai), während man das des Täufers den Johannistag nennt. Da dieser um die Zeit der Sommersonnenwende fällt, wo in vorchristlicher Zeit ein Volksfest begangen wurde, welches der Sonne und dem Feuer galt, so heißt das J. noch jetzt häufig Sonnwendefest oder Mittsommerfest (engl. Midsummerday, schwed. Midsommarsdag), und viele Gebräuche, die an ihm haften, rühren von dem heidnischen Fest her. So namentlich das Johannisbad und die Johannisfeuer, welche noch heute in vielen Gegenden am Abend vorher angezündet werden und früher allgemein üblich waren. Man tanzte singend um sie herum, sprang durchs Feuer, um sich von allen bösen, kranken Stoffen zu reinigen, und warf nicht nur Blumen und Kräuter

in die Flammen, damit gleich ihnen alles Unglück in Rauch aufgehe, sondern auch Pferdeköpfe, Knochen und selbst lebende Tiere, welche einst als Opfergaben dienen sollten. Die in manchen Orten herrschende Sitte, am J. die Gräber mit Blumen zu schmücken, ist wahrscheinlich von den Johanniskirchhöfen ausgegangen, die an diesem Tag ihr Kirchweihfest feierten. Dagegen sind die zahlreichen Mittel, am J. die Zukunft zu erforschen, Überbleibsel aus heidnischer Zeit. Auch gehört der Johannistag zu den sogen. Lostagen (s. d.). Über die mythische Bedeutung der Johannisfeuer belehren: **Kuhn**, Die Herabkunft des Feuers (2. Aufl., Gütersl. 1886); **Schwartz**, Poetische Naturanschauungen (das. 1864); **Mannhardt**, Wald- und Feldkulte (Berl. 1875—77, 2 Bde.).

Johannisgürtel, s. Lycopodium.

Johannisjünger, s. Johanneschristen.

Johanniskäfer, s. Maikäfer.

Johanniskraut, Pflanze, s. Hypericum.

Johannislauch, s. Lauch.

Johannisliebe, s. Johannisweihe.

Johannisorden, verschiedene Orden, Brüderschaften, Kongregationen 2c., die meist den Apostel Johannes zum Schutzpatron wählten. Der geistliche Ritterorden von St. Johannes dem Täufer und St. Thomas wurde um 1205 in St.-Jean d'Acre von Kreuzrittern zum Schutz der Pilger und zur Bekämpfung der Ungläubigen gestiftet, breitete sich über Italien und Spanien aus und machte sich durch Kämpfe gegen die Mauren berühmt. Nachdem der Orden seinen Sitz in Palästina verloren hatte, wurde er den Johannitern einverleibt; nur in Spanien lebte noch ein Zweig als St. Thomasorden fort.

Johannistag, s. Johannisfest.

Johannistrieb, mit Anwendung eines botanischen Ausdrucks (s. Prolepsis) Bezeichnung für Liebesneigungen, welche, über die Zeit der Jugend hinaus, noch im spätern Alter erwachen; besonders durch P. Lindaus gleichnamiges Schauspiel populär geworden.

Johannisweihe, der Gedächtnistag Johannis des Evangelisten (27. Dezember), an welchem man in den katholischen Kirchen Wein (Johannistrunk) zu weihen pflegt, der vor Vergiftung und andrer Gefahr schützen soll, weil jener Heilige den ihm von den Heiden dargereichten Giftbecher ohne allen Schaden geleert haben soll. In manchen Gegenden hebt man diesen geweihten Wein auf, um ihn zum Abschiedstrunk vor Reisen und zum Versöhnungstrunk zu nehmen oder bei Trauungen den Brautleuten zu reichen, weshalb der Johannistrunk auch Johannissegen oder Johannisliebe (Johannisminne), heißt. Ähnlich ist ein zum Teil auch im evangelischen Süddeutschland am Johannistag (24 Juni) getrunkener Johannissegen, wahrscheinlich eine uralte Sitte, welche an die dem Freyr, dem Gotte der Fruchtbarkeit, dargebrachten Trankopfer erinnert. Vgl. Zingerle, Johannissegen und Gertrudenminne (Wien 1852).

Johanniswürmchen (Lampyr[illegible]), Käfergattung aus der Gruppe der [illegible] und der [illegible]

am letzten Hinterleibsring eine Art von vorstreckbarem Trichter, welchen das Tier als aufsaugendes Werkzeug benutzt, um sich von dem Schleim der Schnecken, die ihm zur Nahrung dienen, zu reinigen. *L. noctiluca L.*, 11 mm lang, hell pechbraun, ohne Fensterflecke, das Weibchen ohne Flügelstümpfe. Diese Art findet sich besonders in Westeuropa und Süddeutschland, die erstere mehr nördlich, beide an buschigen Orten in der Nähe von Wasser; das Männchen fliegt leuchtend (das der großen Art schwächer als das der kleinen) an warmen Sommerabenden um Johannis und sucht das Weibchen, welches leuchtend im Grase sitzt. Nach der Begattung erlischt das Leuchtvermögen. Das Weibchen legt seine gelben Eier an die Erde, die bald auskriechenden, nur schwach leuchtenden Larven überwintern und verpuppen sich wenige Wochen vor der Schwärmzeit. Vgl. Leuchtkäfer.

Johanniswurz, s. Anacyclus und Aspidium.

Johannit, s. v. w. Uranvitriol.

Johanniterinnen, Hospitaliterinnen vom Orden des heil. Johannes von Jerusalem, im 13. Jahrh in Frankreich gestiftet, besaßen daselbst mehrere Hospitäler, wurden 1610 wegen zu freien Lebens reformiert und begaben sich 1624 in den Schutz des Großmeisters des Johanniterordens. Sie bestanden bis zur französischen Revolution.

Johanniterorden (später Rhodiser- und Malteserorden). Der erste und älteste geistliche Ritterorden »vom heil. Johannes zu Jerusalem« verdankte seine Entstehung einem reichen Kaufmann aus Amalfi, Maurus, welcher sich (1070) durch Geschenke vom ägyptischen Kalifen die Erlaubnis auswirkte, unweit des Heiligen Grabes in Jerusalem eine Kirche (Santa Maria della Latina) und ein Mönchskloster nach der Regel des heil. Benedikt zu erbauen, womit bald in zwei Gebäuden eine Herberge und ein Hospital für Pilger beiderlei Geschlechts verbunden wurden. Jedes dieser Gebäude erhielt seine eigne Kapelle; die für das weibliche Geschlecht wurde der Maria Magdalena, die für das männliche dem heil. Johannes dem Barmherzigen (einem Patriarchen von Alexandria im 7. Jahrh.) geweiht (nicht Johannes dem Täufer). Die Benediktiner, welche sich hier mit der Krankenpflege beschäftigten, nannte man Johanniter (Johannitae) oder Hospitalbrüder zum heil. Johannes (Fratres hospitales St. Joannis). Nach der Eroberung Jerusalems durch Gottfried von Bouillon 1099 trennte der Abt Gerhard Tonque seine Brüderschaft ganz von der Kirche Santa Maria della Latina. Papst Paschalis II. bestätigte 1113 die Verfassung des neuen Instituts und die ihm durch Schenkungen zugefallenen Besitzungen und gab ihm das Recht, seinen Rektor selbst zu wählen. Gerhards Nachfolger (seit 1118) Raimund Dupuis (de Podio) verpflichtete die Brüder auf die Gelübde »der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams« und verlieh ihnen eine besondere Ordenstracht, nämlich einen Mantel von schwarzer Farbe mit einem weißen linnenen Kreuz auf der linken Seite. Bald fügte er zu den Mönchsgelübden der Brüderschaft die Verpflichtung zum Kampf gegen die Ungläubigen

dienende Brüder zur Pflege der Kranken und Geleitung der Pilger. Raimund selbst nahm den Titel »Meister« an, den Titel »Großmeister« erhielt erst Hugo von Revel 1267 vom Papst Clemens IV. Kaiser Friedrich Barbarossa stellte den Orden 1185 unter den Schutz des Reichs und befreite seine Mitglieder von allen Leistungen an dasselbe. Zu voller Machtentwickelung gelangte der Orden, als er in der Verteidigung des Heiligen Landes und in der Beschützung des Königtums von Jerusalem einen mächtigen Beistand durch den gleiche Tendenzen verfolgenden Templerorden erhielt. Bald indessen artete der Wettstreit dieser beiden Orden um große Thaten in einen neidischen Kampf um Rang und Besitz aus, und selbst innerhalb des Johanniterordens entstand Streit und Zwietracht. Die Ritter gaben sich einer üppigen Lebensweise hin und schwächten die Macht der Könige von Jerusalem durch hierarchische Anmaßung. Die infolgedessen eingetretene Ohnmacht des Ordens erleichterte dem Sultan Saladin von Ägypten die Eroberung Jerusalems. Als Philipp August von Frankreich und Richard Löwenherz von England vor Akka erschienen, eilte auch der Orden herbei, um an der Belagerung teilzunehmen, und verlegte 1191 seinen Sitz dahin. Infolge des Friedensschlusses Kaiser Friedrichs II. mit dem Sultan von Ägypten in Palästina zur Unthätigkeit verdammt, eilten die Ritter zum Kampf mit den Mauren nach Spanien und entrissen ihnen Valencia, wofür sie der König Jakob von Aragonien mit Ländereien reich belohnte. Nicht so glücklich war die Wiedereröffnung der Feindseligkeiten mit den Ägyptern und den von diesen zu Hilfe gerufenen Charesmiern. In der Schlacht bei Gaza (1244) fiel ein großer Teil der Ordensritter, auch den Meister Guérin fand man unter den Toten.

Als 1291 Akka unter Jean de Villiers an den Sultan von Ägypten verloren ging, fanden die Überreste des Ordens zunächst eine gastliche Aufnahme bei dem König von Cypern, der ihnen die Stadt Limisso als Ordenssitz überließ. Sie beschlossen, den Krieg gegen die Ungläubigen fortzusetzen, und legten durch den Bau einiger Schiffe den Grund zu ihrer später so bedeutenden Flotte. Als indes Mißhelligkeiten zwischen dem König und dem Orden ausbrachen, beschlossen die Ritter, sich eine neue Heimat zu begründen durch die Eroberung der Insel Rhodos, die (1309) dem Großmeister Fulko von Villaret gelang. Auch mehrerer benachbarter Inseln bemächtigten sich die Ritter. Mit der wachsenden Macht stieg wieder der Reichtum des Ordens. Von der Insel, die unter seiner Verwaltung ein Musterstaat wurde, legte sich der Orden den Namen Rhodiserorden bei. Nach dem Untergang der Tempelherren ging 1312 ein großer Teil ihrer Besitzungen auf den Orden über. Im Besitz der Insel erhielt er sich lange unangefochten und faßte auch zeitweise auf dem Festland von Kleinasien, in Smyrna und Halikarnaß, Fuß. Unter Johann von Lastic (1437—54) erschien eine ägyptische Flotte zweimal vor Rhodos und begann 1444 die Belagerung der Hauptstadt, wurde aber zurückgeschlagen. Selbst die furchtbare Belagerung der Stadt Rhodos durch Mohammeds II. ungeheures Heer von 100,000 Mann (1479) hielt Peter von Aubusson (1476—1503) glücklich aus. Aber eine streitige Großmeisterwahl führte die

welche er durch seine Stellung wußte, durch einen Juden an den Feind. Sofort erschien Soliman mit einer Flotte von 400 Segeln und 140,000 Mann Landtruppen im Sommer 1522 auf der Höhe von Rhodos, während die Johanniter dem Feind nur 600 Reiter und 4500 Mann entgegenzustellen hatten; die Stadt ergab sich nach heldenmütiger Gegenwehr 24. Dez. 1522. In der Neujahrsnacht zu 1523 verließ der Rest des Ordens unter Villiers die Insel und kam im Mai nach Messina, das ihm der Vizekönig Pignatelli angewiesen hatte. Überall in Europa, besonders bei Kaiser und Papst, fand der Orden das tiefste Mitleid, und Karl V. überließ ihm 24. März 1530 Malta samt Gozzo, Comino und Tripolis als Lehen, wofür derselbe alljährlich einen weißen Falken als Symbol der Abhängigkeit an die spanischen Statthalter von Sizilien geben sollte. Am 26. Okt. 1530 landete der Großmeister auf Malta, und der Orden nahm davon den Namen Malteserorden an.

Als unter dem Großmeister Juan d'Omedes (1536—53) der Orden an den Kriegen Karls V. gegen die Barbareskenstaaten lebhaften Anteil nahm, erhielten der Admiral der Ordensgaleeren (es war dies der tapfere Georg Schilling) und der Großmeister die Reichsfürstenwürde (1548). Das Schloß Tripolis ging 1552 an die Türken verloren, die hierauf auch die Belagerung Maltas unternahmen. Die Verteidigung der Stadt durch Jean de la Valette Parisot (18. Mai bis Ende August 1565) bildet eine der glänzendsten Partien in der Geschichte des Ordens. Vier Monate lang leisteten die Ritter Widerstand und zwangen endlich den Sultan, mit einem Verlust von 20,000 Mann die Belagerung aufzuheben. Es entstand damals die Stadt La Valetta zu Ehren des Großmeisters. Allein nur der Geist eines La Valette hatte noch den Verfall des Instituts aufhalten können. Nach dem Tode des Helden (1568) wurde zwar der Sitz des Ordens von Peter del Monte nach La Valetta verlegt und neuer Ruhm durch die Teilnahme an der Schlacht bei Lepanto gewonnen, allein unter den folgenden Großmeistern schwächten innere Zwistigkeiten die Macht des Ordens. Durch den westfälischen Friedensschluß 1648 verlor der Orden fast alle seine Besitzungen im protestantischen Teil von Deutschland, und der Versuch, durch Ankauf überseeischer Besitzungen seine Verluste zu ersetzen, mißlang insofern, als nach zwölfjährigem Besitz die Inseln St.-Christoph nebst Barthélemy, St.-Martin, Ste.-Croix einer Handelsgesellschaft überlassen werden mußten. Eine glänzende Periode führte 1697—1720 der Großmeister Raimund Perellos von Roccaful noch einmal für den Orden herauf. Seine Siege über die Türken machten, daß sich alle im Kriege gegen den Halbmond befindlichen Mächte um seine Hilfe bewarben. Doch damit ging auch der kriegerische Beruf der Ritter seinem Ende zu. Sowenig sich der Orden im 16. Jahrh. des Einflusses der Jesuiten erwehren konnte, sowenig vermochte er sich den Ideen der Neuzeit zu verschließen. Emanuel Maria, Prinz von Rohan (1775—97), eifrigst bemüht, einen wissenschaftlichen Geist in dem Institut zu verbreiten, berief ein neues Ordenskapitel und ließ neue Statuten beraten, die 1782 erschienen. Diese zeitgemäße Umgestaltung schien den Orden von neuem zu heben: man zählte damals nicht we-

in den Besitz der 1772 durch Aufhebung der Jesuiten an den Staat heimgefallenen Güter. Aber der Beschluß der französischen Republik (19. Sept. 1792), welcher die Einziehung aller Ordensgüter dekretierte und den des französischen Bürgerrechts für verlustig erklärte, welcher eine Ahnenprobe fordern oder ableisten würde, traf den Orden schwer. Viele französische Malteserritter verließen ihr Vaterland und fanden auf Malta ein Asyl. Die Siege der Republik in Oberitalien entrissen dem Orden bald auch alle dort gelegenen Güter. Dagegen unterstützte der Kaiser Paul I. von Rußland den Orden bedeutend. Er schloß 1797 mit dem Großmeister einen Vertrag ab, durch welchen Rußland zu einem Großpriorat erhoben wurde und der Orden einen Länderbesitz mit 300,000 Gulden Einkommen erhielt. Der Nachfolger Rohans, Ferdinand, Freiherr v. Hompesch (1797–98), der erste Deutsche in dieser Würde, war seiner Stellung in so verwickelten Verhältnissen nicht gewachsen. Französische Emissäre drangen bis in die vertrautesten Kreise des Ordens ein und wußten ihn in völliger Unthätigkeit zu erhalten, bis 9. Juni 1798 Napoleon I. auf seinem Zug nach Ägypten plötzlich vor Malta erschien und sich, da man sich seiner Landung widersetzte, 13. Juni mit Hilfe des Verrats einiger Ordensritter der Festung La Valetta und damit der ganzen Insel bemächtigte. Nur der Kaiser Paul I. mißbilligte die Gewaltthat offen und warf sich zum Verteidiger des Ordens auf, in welchem er eine kampfbereite Schar gegen die Revolution zu gewinnen hoffte. Als er aber 16. Dez. 1798 zum Großmeister gewählt ward, widersetzte sich der Papst seiner Wahl. Zwar wurde im Frieden zu Amiens (1802) Malta wiederum dem Orden zugesprochen, aber die Engländer, welche sich 1800 in den Besitz der Insel setzten, gaben sie nicht heraus, und der erste Pariser Friede (1814) bestätigte sie in diesem Besitz. In Spanien vereinigte Karl IV. die Besitzungen des Ordens mit den Krongütern und erklärte sich selbst zum Großmeister des Ordens in Spanien. Kaiser Alexander I. ließ zwar den Orden im Besitz seiner Güter in Rußland, schlug aber das Priorat aus und nahm nur den Titel eines Protektors an; er und seine Nachfolger teilten dessenungeachtet den Orden als Dekoration aus. Nachdem der Orden durch den Frieden von Preßburg und die Rheinbundsakte alle seine Besitzungen in Süddeutschland und Italien eingebüßt, wurden auch seine Güter in Bayern, im Königreich Westfalen und in Preußen 1808, 1810 und 1811 eingezogen, ebenso in Rußland 1810. Dem Orden verblieb jetzt nur noch das Großpriorat in Böhmen. Sitz des Ordenskapitels war seitdem Catania in Sizilien, seit 1826 Ferrara. Nach Kaiser Pauls I. Tod (1801) wurden noch zwei Großmeister, Ruspoli (gest. 1805) und Tomasi (gest. 1834), gewählt, seitdem aber bloß Statthalter des Großmeisters. 1834 verlegte der Papst den Sitz des Ordenskapitels nach Rom, um den Orden von der Kurie ganz abhängig zu machen.

Auf Österreichs Andringen wurden dem Orden mehrere seiner Besitzungen in den italienischen Staaten zurückgegeben, und Kaiser Ferdinand I. stiftete 1841 das lombardo-venezianische Großpriorat. Infolgedessen besteht der Orden heute aus der italienischen und deutschen Zunge. (Weiteres über die gegenwärtige Organisation des Ordens s. S. 248). Ordensoberhaupt war seit dem Tode des letzten Großmeisters, Johann Tommasis (1805), nur ein Großmeisterstellvertreter (Luogotenente del magisterio), bis Papst Leo XIII. durch eine Bulle vom 28. März 1879 die Würde des Großmeisters wiederherstellte und den 1872 zum Luogotenente gewählten Fra Giovanni Battista Ceschi a Santa Croce damit bekleidete. Der Orden, welcher als souverän betrachtet wird, unterhält eine Gesandtschaft am kaiserlichen Hof zu Wien.

Innere Einrichtung des ältern Ordens.

Was die innere Einrichtung des Ordens betrifft, so stand zur Zeit seiner Blüte an der Spitze der Großmeister »des heiligen Hospitals zu St. Johannes in Jerusalem und Hüter der Armen Jesu Christi«. Als der Zudrang zu dem Orden während der Kreuzzüge immer größer wurde, sah man sich genötigt, die Mitglieder nach den verschiedenen Nationen oder Zungen abzuteilen. Diese Teilung des ganzen Ordens in acht Zungen blieb auch in späterer Zeit. Man zählte als solche die Provence, Auvergne, Frankreich, Italien, Aragonien, Kastilien, Deutschland und England. Jede Zunge wählte sich aus ihren Rittern ein Oberhaupt und besetzte mit diesem zugleich ein Ordensamt. Die durch alle Nationen so gleichmäßig verteilten Großwürden waren: der Großkomtur, aus der Provence gewählt (Präsident der Schatzkammer); der Großmarschall aus der Auvergne (General der Infanterie); der Hospitalier aus Frankreich (Aufseher der Wohlthätigkeitsanstalten); der Admiral aus Italien (Befehlshaber der Seemacht); der Großkonservator oder Drapier, mit dem Titel Castellan d'Emposta, aus Aragonien (Vorstand der innern Verwaltung); der Turkopolier aus England (General der Kavallerie); der Großbailli, auch Großprior oder Johannitermeister genannt, aus Deutschland, wo er Reichsfürstenwürde und Heitersheim i. Br. mit einem Umfang von 6 Dörfern besaß (Aufseher über die Festungswerke); der Großkanzler aus Kastilien (Minister der auswärtigen Angelegenheiten). Sämtliche Inhaber dieser Würden, die Ballivi conventuales, trugen (nebst den Prioren und Baillis) ein größeres Kreuz als die Ritter, daher ihr Name Großkreuze. Aus ihrer Mitte wurde der Großmeister gewählt. Die Zungen zerfielen in Großpriorate oder Priorate und Balleien; diese waren den Prioraten koordiniert, aber nicht, wie jene, in Kommenden geteilt (abgesehen von der Ballei Brandenburg). An ihrer Spitze standen Großprioren, Prioren, Baillis, Kommendatoren. Die Ritter schieden sich in Cavalieri di grazia und Cavalieri di giustizia, Gnaden- und Gerechtigkeitsritter. Jeder Bewerber um die Ritterwürde mußte eine Ahnenprobe bestehen, ausgenommen waren nur die natürlichen Söhne der Fürsten. In der Regel verlangte man dazu 8 Ahnen; in Spanien und Italien genügten 4, in Deutschland waren 16 nötig. Wer diese Formalität erfüllte, wurde Gerechtigkeitsritter und hatte die Befähigung zu allen Ordensämtern. Wenn aber das Kapitel mit Umgehung dieser vorgeschriebenen Adelsprobe verdienstvollen Männern die Ritterwürde erteilte, so konnten diese nie eine Würde im Orden bekleiden und hießen Gnadenritter. Gewöhnlich begann die Laufbahn eines Ritters mit dem 17. Jahr. Mit dem 18. konnte der Novize zum Profeß gelangen. Bei der Aufnahme der Geistlichen und der dienenden Brüder fiel der Ritterschlag weg, sie konnten daher das Kreuz nur auf besondere Bewilligung des Großmeisters tragen. Die Geistlichen wurden gewöhnlich nur auf 10 Jahre in Pflicht genommen. Außer diesen zum Orden gehörigen Mitgliedern konnten später noch andre Personen demselben Beistand und Treue geloben, ohne das bindende Gelübde abzulegen.

Sie hießen Donaten, weil sie durch Geschenke und Vermächtnisse ihre Aufnahme einleiteten; sie trugen nur halbe Kreuze und konnten nach Wunsch austreten. In geistlichen Angelegenheiten war der Orden dem Papst untergeben, sonst aber souverän. Das Wappen des Ordens war ein silbernes achteckiges Kreuz auf rotem Feld mit einer Herzogskrone darüber, woraus ein Rosenkranz hervorging und sich um den Schild legte; unten hing ein kleines Johanniterkreuz, dabei die Devise: »Pro fide«.

Gegenwärtige Einrichtung des Ordens.

Der jetzigen Einrichtung nach teilt sich der Orden (souveräner Orden des heil. Johannes von Jerusalem, souveräner Malteserorden) in die deutsche und italienische Zunge, welche beide unter dem Ordensmagisterium und dem Sagro consiglio zu Rom stehen. Die italienische Zunge umfaßt drei Großpriorate: 1) das Großpriorat von Rom mit 20 Ritter- und 3 geistlichen Kommenden, außerdem 12 sogen. »Juris patronatus«- oder Familienkommenden; 2) das Großpriorat der Lombardei und Venedig mit 10 Ritter- und 1 geistlichen Kommende, außerdem 23 Juris patronatus-Kommenden; 3) das Großpriorat beider Sizilien mit 12 Ritter-, 1 geistlichen und 3 Juris patronatus-Kommenden. Die deutsche Zunge besteht gegenwärtig aus: 1) dem Großpriorat von Böhmen mit 14 Ritter- und 3 geistlichen Kommenden; 2) der Genossenschaft der Ehrenritter in Schlesien; 3) der Genossenschaft der Ehrenritter in Westfalen und am Rhein; 4) der Genossenschaft der Englischen Ritter und 5) den in gremio religionis aufgenommenen Rittern, d. h. solchen, welche weder in ein bestimmtes Großpriorat noch in eine der drei vorgenannten Genossenschaften eingereiht sind. Die Gesamtzahl der heute in allen vier Großprioraten, in den drei Genossenschaften und in gremio religionis aufgenommenen wirklichen und Ehrenritter sowie sonstigen Angehörigen des Ordens beläuft sich auf ungefähr 1500 Personen. An der Spitze des Ordens steht der Großmeister; den einzelnen Großprioraten sind die Großprioren, den Genossenschaften die Präsidenten vorgesetzt. Jedes Priorat hat eine gewisse Anzahl von Baillis (Großkomturen), Komturen, Professrittern (welche bereits die feierlichen Ordensgelübde abgelegt haben), Justizrittern (d. h. Ritternovizen), Ehrenrittern, Chevaliers de grâce, Donaten und Ordensgeistlichen.

Die Bedingungen der Aufnahme sind im wesentlichen bei den verschiedenen Großprioraten und Genossenschaften die gleichen. Bei der Aufnahme sind zwei Punkte sofort von Bedeutung. Die Aufnahme als Chevalier de justice oder Justizritter ist wesentlich von der Verleihung des Ehren- oder Devotionskreuzes verschieden; ebenso ist bezüglich der Aufnahme vor oder nach der Großjährigkeit ein Unterschied. Um als Chevalier de justice in der Minderjährigkeit, d. h. vor vollendetem 15. Lebensjahr (für den Orden ist man mit 15 Jahren volljährig), aufgenommen zu werden, ist es vor allem nötig, daß der Kandidat innerhalb der Grenzen der betreffenden Länder geboren sei. Der Vater des Kandidaten muß außerdem chischen Unterthanen nötig, daß sie bei dem Kaiser die vorläufige Bewilligung des beabsichtigten Schrittes besonders nachsuchen. Ist auf die Erlaubnis hin die Zulassung des Aspiranten vom Kapitel ausgesprochen, so wird die Aufnahmebulle für den Kandidaten vom Ordensmagisterium in Rom erwirkt, und sobald dieselbe eingelangt ist, tritt der Kandidat in das Recht ein, das Ordenskreuz als Justizritter in der vorgeschriebenen Weise zu tragen. Der Ablegung der feierlichen Ordensgelübde (Profeß) muß eine durch zehn aufeinander folgende Jahre ununterbrochen alljährlich wiederholte einfache Angelobung der Ordenspflichten vorangehen. Während dieser zehn Jahre des einfachen Gelübdes ist es dem Justizritter gestattet, ohne weitern Dispens aus dem Orden zu treten; nur muß er dem Großpriorat die Anzeige davon machen, und er verzichtet damit selbstverständlich auf das Recht, das Ordenskreuz zu tragen, außer er würde ausdrücklich darum einkommen und ihm gestattet werden, das Kreuz als Ehrenritterkreuz (croix de dévotion) auch fernerhin zu tragen. Die Ehrenritter sind zu jährlichen Beiträgen für den Fonds des Hospizes von Jerusalem sowie für den Militärsanitätsfonds des böhmischen Großpriorats verpflichtet. Dieses Devotionskreuz wird zuweilen auch Damen vom höhern Adel verliehen. Um das Kreuz der Ehrenritter oder Devotionsdamen erlangen zu können, sind die Ahnen- und Adelsproben wie bei den Justizrittern nötig; nur fällt die Beschränkung der Nationalität weg, da auch Ausländer zugelassen werden.

Außer dem Ehren- oder Devotionskreuz wurde vom Großmeister in Rom bis in die neuere Zeit das Ordenskreuz auch an sogen. Chevaliers de grâce (Gnadenritter) und solche adlige Personen verliehen, welche sich entweder im Dienste des Ordens oder in andrer Weise hervorragende Verdienste um diesen erworben hatten, dabei aber nicht im stande waren, solche Ahnenproben zu liefern, wie dies für den eigentlichen Ehrenritter vorgeschrieben ist. Die Ernennung eines solchen Chevalier de grâce ist neuerdings zum ausschließlichen Rechte des Großmeisters erklärt worden, welches derselbe motu proprio ausübt; deshalb darf aber auch von keinem Aspiranten darum nachgesucht werden. Das Donatkreuz endlich ist seiner Bestimmung nach ein Verdienstkreuz des Ordens; dasselbe wird ausschließlich an Beamte des Ordens oder solche Personen verliehen, die sich in andrer Weise um denselben verdient gemacht haben. Für sie wird keine Ahnen- oder Adelsprobe verlangt, nur die Abstammung von ehrlichen katholischen Eltern, eine anständige Lebensstellung und unbescholtener Charakter. Souveränen und Prinzen wie überhaupt hervorragenden Personen des höchsten Adels wird zuweilen das Großkreuz des Ordens verliehen, womit die Würde des Ehrenbaillis verbunden ist.

Das Großpriorat von Böhmen hat den »freiwilligen Sanitätsdienst im Krieg« sich zur ganz besondern Aufgabe gestellt, worüber eine ausführliche Schrift unter diesem Titel (Wien 1879) erschienen ist. Das Hospiz in Jerusalem, dessen Protektorat der Kaiser von Österreich übernommen hat, wird durch ge-

goldene, weiß emaillierte Kreuz um den Hals, nach dem Profeß das Brustkreuz; sämtliche Ordensgeistliche tragen das Brustkreuz aus Leinwand. Die Chevalie s de grâce tragen das goldene Kreuz mit den Adlern zwischen den Armen und der Krone, anstatt der Trophäe eine Agraffe; die Donate erster Klasse das goldene, weiß emaillierte Kreuz, nur ist der obere Arm nicht emailliert; die Justizdonate ein Kreuz ohne den obern Arm; die Donate zweiter Klasse das Kreuz mit dem Arme mit Krone, ohne Agraffe; die Ehrendamen das Kreuz der Chevaliers de grâce. Der Orden hat außerdem eine Uniform. Vgl. »Statuta ordinis hosp. St. Jo.« (Rom 1588); Beckmann, Beschreibung des ritterlichen Johanniterordens (Frankf. a. O. 1726); Herquet, Der St. J. und seine innere Verfassung (Würzb. 1865); Derselbe, Chronik der Großmeister des Hospitalordens während der Kreuzzüge (Berl. 1880); Villeneuve-Bargemont, Monuments historiques des Grand-maîtres de l'ordre de St-Jean de Jérusalem (Par. 1829, 2 Bde.); Ortenburg, Der Ritterorden des heil. Johannes von Jerusalem (Regensb. 1866); Delaville le Roux, Les archives, la bibliothèque et le trésor de l'ordre de St-Jean à Malte (Par. 1883); Porter, The knights of Malte (3. Aufl., Lond. 1884), und die Darstellungen der Geschichte des Johanniterordens von Vertot (Par. 1725; deutsch von Niethammer, Jena 1792, 2 Bde.), Wedekind (Berl. 1853), v. Winterfeld (das. 1859), Falkenstein (2. Aufl., Leipz. 1867), Spencer-Northcote (deutsch von Studemund, Münst. 1874).

Johanniterorden, neuer preußischer. An Stelle und zum Andenken der durch Edikt vom 30. Okt. 1810 und Urkunde vom 23. Jan. 1811 aufgehobenen Ballei Brandenburg (vgl. S. 247) wurde vom König Friedrich Wilhelm III. 23. Mai 1812 als Auszeichnung für ehrenvolle Dienstleistung und als Beweis königlicher Gnade der »Ritterliche Orden St. Johannis vom Spital zu Jerusalem« gestiftet. Mittelpunkt des Ordens blieb Sonnenburg bei Küstrin, der einstige Sitz des Herrenmeistertums des Johanniterordens in der Mark ꝛc. Durch Kabinettsorder vom 15. Okt. 1852 erhielt der Orden eine neue, seiner ursprünglichen Stiftung entsprechendere Bestimmung, indem die Herstellung der Ballei Brandenburg zu gunsten des evangelischen St. Johanniterordens, jedoch unbeschadet der früher erfolgten Einziehung der Güter desselben, beschlossen ward. Am 17. Mai 1853 wurde Prinz Karl feierlich zum Herrenmeister des Ordens eingesetzt. Derselbe erteilte 14 Herren in herkömmlicher Weise den Ritterschlag. Das erste Ordenskapitel tagte 23. Juli 1853 und entwarf die Statuten, welche durch Urkunde vom 8. Aug. von dem König als Protektor des Ordens genehmigt wurden. Die gegenwärtige Organisation der Ballei Brandenburg (jetziger Herrenmeister Prinz Albrecht von Preußen) ist der frühern nachgebildet. Die Ordensmitglieder stufen sich ab in: 1) Kommendatoren (Komture) und Ehrenkommendatoren, welche unter dem Vorsitz des Herrenmeisters nebst den Ordensbeamten das Ordenskapitel bilden; 2) Rechtsritter, die in der Kirche zu Sonnenburg das Ordensgelübde abgelegt, den Ritterschlag und die Insignien ihrer Würde erhalten haben; 3) Ehrenritter, die durch ihren Lebenswandel eine den Zwecken des Ordens entsprechende Gesinnung an den Tag legen, jährliche Beiträge (36 Mk.) zahlen, aber das Ordensgelübde nicht abgelegt haben. Das Ordensgelübde der Rechtsritter besteht in dem Versprechen, der christlichen Religion, besonders der evangelischen Konfession, getreu zu bleiben, das Ordenskreuz als Zeichen der Erlösung zu tragen, würdigen Wandels sich zu befleißigen, den Kampf gegen den Unglauben, den Dienst und die Pflege der Kranken als Zweck des Johanniterordens anzuerkennen und dem Ordenspatron (König von Preußen) in Ordenssachen treu, hold und gewärtig sein zu wollen, endlich die Ehre des Ordens überall zu wahren. Niemand kann Rechtsritter werden, der nicht vorher im Noviziat Ehrenritter gewesen. Das Ordenskapitel entscheidet über die Aufnahme neuer Mitglieder, die alle von Adel sein müssen. Jeder Ehrenritter zahlt bei der Aufnahme 900 Mk. in die Ordenskasse, damit diese über die zur Erreichung des Ordenszwecks, Pflege Kranker und Siecher, erforderlichen Geldmittel verfügen könne. Es steht jedem Mitglied frei, sich mit seinen Beiträgen entweder direkt der Ballei oder einer der 13 Genossenschaften in Deutschland anzuschließen. Die Ballei unterhält mehr als 30 Kranken- und Siechenhäuser. Außerdem hat der Orden dienende Brüder und Schwestern. Damen sind eigentlich ausgeschlossen; nur den Gemahlinnen der Souveräne und den Witwen derselben sowie der Gemahlin des Herrenmeisters, wenn sie den Wunsch äußern, dem Orden anzugehören, werden die Insignien erteilt, ebenso den Souveränen. Die Provinzialgenossenschaften des Ordens im Königreich Preußen unterhalten 16 Spitäler mit 418 Betten; die außerpreußischen Genossenschaften haben teils eigne Spitäler, wie die württembergische, teils unterhalten sie Freibetten in Krankenhäusern, welche nicht vom Orden gegründet sind, wie die mecklenburgische und hessische Genossenschaft. Das Ordenszeichen (s. Tafel »Orden«, Fig. 31), ein goldenes achtspitziges, weiß emailliertes Kreuz, mit goldenen Adlern zwischen den Armen und einer Krone bei den Rechtsrittern, mit schwarzen Adlern und ohne Krone bei den Ehrenrittern, wird an einem schwarzen Band um den Hals, das einfache weiße Ordenskreuz auf der linken Brust festgenäht getragen. Die Ordenskleidung ist eine scharlachrote Uniform mit weißem Kragen und weißen Aufschlägen, goldenen Litzen und gelben Knöpfen, weiße Beinkleider und goldene Epauletten, ein dreieckiger Hut mit weißer Plümage bei den Rechtsrittern, ohne diese bei den Ehrenrittern mit dem Ordenskreuz. Für den Dienst der freiwilligen Krankenpflege im Feld und Lazarett ist eine Interimsuniform bestimmt. Der Herrenmeister trägt ein größeres Kreuz an breitem Band. In den kriegerischen Ereignissen der letzten Jahre hat der Orden Gelegenheit gefunden, in seinem eigentlichen Beruf, der freiwilligen Krankenpflege nämlich, sich besonders zu bethätigen. Vgl. Herrlich, Die Ballei Brandenburg des Johanniterordens (Berl. 1886).

Johannot (spr. schо-annó), 1) Charles, Kupferstecher und Maler, geb. 1793 zu Frankfurt a. M., lieferte Umrisse zum Leben der heil. Genovева von Brabant (12 Blätter, Par. 1813), Vignetten für die Werke von Bouilly und starb 1825 in Paris.

2) Alfred, Kupferstecher und Maler, Bruder des vorigen, geb. 21. März 1800 zu Offenbach, erlernte die Kupferstecherkunst bei seinem Bruder und verfertigte die Kupfer und Vignetten zu den Ausgaben der französischen Übersetzungen von Walter Scott, Cooper und Byron. Später widmete er sich der Malerei und übertrug auf sie die leichte, gefällige Weise, die seinen Kupferstichen eine günstige Aufnahme verschafft hatte. Unter seinen Bildern zeichnen sich aus: die Verhaftung des Jean de Crespierre unter Richelieu (1831), der Einzug der Mademoiselle de Montpensier während der Fronde in Paris (1833), der

Besuch Karls V. bei Franz I. im Gefängnis zu Madrid (1834), Heinrich II., Katharina von Medicis und ihre Kinder (1835), die Abreise der Maria Stuart aus Schottland (1836), die Herzogin von Guise am Hof Karls IX. und die Schlacht bei Prattelen. J. starb 7. Dez. 1837 in Paris.

3) Tony, Kupferstecher und Maler, Bruder der vorigen, geb. 9. Nov. 1803 zu Offenbach, half seinem Bruder Alfred zuerst bei Herstellung der Kupfer und Vignetten zu Walter Scott, Cooper und Byron und lieferte treffliche Illustrationen zu Molière und »Don Quichotte« sowie zu Goethes »Werther«. Im J. 1831 trat er ebenfalls als Maler auf mit romantischen Genrebildern in der Weise seines Bruders. Für den Herzog von Orléans malte er 1834 ein großes Bild, den Tod des Connetables Duguesclin. Im Auftrag des Königs malte er für das historische Museum zu Versailles große Darstellungen der Schlachten bei Rosbecque und bei Fontenay, der Erstürmung des Engpasses Méandre und des Besuchs der Königin Viktoria in Eu. Einen größern Ruf hat er aber als Zeichner und Kupferstecher, indem er zahllose Radierungen, Kupferstiche und Holzschnitte für Prachtausgaben lieferte. Er starb 4. Aug. 1852 in Paris.

John (spr. dschonn), engl. Vorname, s. v. w. Johann oder Hans.

John, 1) Franz, Freiherr von, österreich. General, geb. 20. Nov. 1815 zu Bruck an der Leitha und auf der Militärakademie von Wiener-Neustadt erzogen, trat 1835 als Unterleutnant in das Infanterieregiment Erzherzog Franz Karl. 1845 als Oberleutnant zum Generalquartiermeisterstab kommandiert, machte er in Italien unter Radetzkys Leitung die hohe Schule seiner militärischen Bildung durch und nahm 1848, eben Hauptmann geworden, an den Kämpfen in Oberitalien einen so hervorragenden Anteil, namentlich bei Goito und Volta, daß er während eines Jahrs die Eiserne Krone, den Maria-Theresien-Orden und das Militärverdienstkreuz erwarb. 1857 wurde er Oberst und Regimentskommandeur und in den Freiherrenstand erhoben, 1859 war er Generalstabschef des 6. Armeekorps in Südtirol, und seit 1860 stand er als Generalmajor an der Spitze des Generalstabs der von Benedek befehligten italienischen Armee. Er blieb Generalstabschef der italienischen Südarmee auch 1866 unter Erzherzog Albrecht und zeichnete sich in der Schlacht bei Custozza (24. Juni) so aus, daß er zum Feldmarschallleutnant ernannt wurde. Er begleitete auch den Erzherzog nach dem nördlichen Kriegsschauplatz und übernahm im September provisorisch, im Oktober definitiv das Kriegsministerium. Im Mai 1867 wurde er ins Herrenhaus berufen, im Dezember d. J. Reichskriegsminister. Er führte die Heeresreform, welche auf der allgemeinen Wehrpflicht basierte, durch. Schon im Januar 1868 trat er indes ab, ward im März 1869 Landeskommandierender in Graz, dann Feldzeugmeister und Chef des Generalstabs der Armee, als welcher er 25. Mai 1876 starb.

2) Eugenie, unter dem Namen E. Marlitt bekannte Romanschriftstellerin, geb. 5. Dez. 1825 zu Arnstadt in Thüringen, Tochter eines Kaufmanns, aber durch ein plötzlich auftretendes Gehörleiden gezwungen, die theatralische Laufbahn zu verlassen, und kam nun als Vorleserin in die Umgebung der Fürstin. Hier am Hofe wie auf den mannigfachen Reisen, bei denen sie die Fürstin begleitete, hatte sie Gelegenheit, die Welt zu studieren und Erfahrungen zu sammeln, aus denen sich die Mannigfaltigkeit ihrer Charakterzeichnungen erklären läßt. 1863 aus ihrer Stellung scheidend, wandte sie sich wieder nach Arnstadt, wo sie noch zur Zeit lebt. Erst aus dieser letztern Zeit stammen die Erzeugnisse ihrer Muße, jene spannenden Romane und Erzählungen, welche, zuerst in der »Gartenlaube« veröffentlicht, ihren Namen rasch in allen Weltteilen bekannt und beliebt machten. Es sind: »Die zwölf Apostel« (Leipz. 1865); »Goldelse« (das. 1866, 18. Aufl. 1885); »Blaubart« (das. 1866); »Das Geheimnis der alten Mamsell« (das. 1867, 2 Bde.; 12. Aufl. 1886); »Thüringer Erzählungen« (das. 1869, 6. Aufl. 1886); »Reichsgräfin Gisela« (das. 1869, 7. Aufl. 1885); »Das Heideprinzeßchen« (das. 1871, 7. Aufl. 1885); »Die zweite Frau« (das. 1873, 7. Aufl. 1885); »Im Hause des Kommerzienrats« (das. 1877); »Im Schillingshof« (das. 1880); »Amtmanns Magd« (1881); »Die Frau mit den Karfunkelsteinen« (1885, 2 Bde.). Alle diese Werke sind ihrer Tendenz nach gegen soziale Vorurteile gerichtet und entbehren nicht der Vorzüge lebendiger Erzählung und Schilderung, wohl aber vielfach der innern Wahrheit. Der tendenziöse Grundton und die Richtung der Schriftstellerin auf Spannung um jeden Preis haben rasch eine gewisse Manier erzeugt.

3) Richard Eduard, Kriminalist, geb. 17. Juli 1827 zu Marienwerder, studierte in Leipzig, Berlin, Göttingen und erwarb 1852 in Göttingen mit der Inauguralschrift »Über Landzwang und widerrechtliche Drohungen« (Götting. 1852) den juristischen Doktorgrad. Nachdem er sich 1853 in Königsberg als Privatdozent habilitiert hatte, ward er daselbst 1856 außerordentlicher, 1859 ordentlicher Professor der Rechte. Vom Jahr 1862 bis zum Sommer 1867 Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, gehörte er hier der Fortschrittspartei und nach Begründung der nationalliberalen Fraktion der letztern an. 1868 ging er als ordentlicher Professor nach Kiel, 1869 nach Göttingen, 1870 aber als Rat des Oberappellationsgerichts nach Lübeck, 1876 wieder als Professor des Kriminalrechts nach Göttingen. Seine Schriften, welche zu den hervorragendsten kriminalistischen Arbeiten der Neuzeit zählen, sind: »Das Strafrecht in Norddeutschland zur Zeit der Rechtsbücher« (Leipz. 1858, Bd. 1); »Die Lehre vom fortgesetzten Verbrechen und von der Verbrechenskonkurrenz« (Berl. 1860); »Über die Nemede der altdithmarsischen Rechtsquellen« (Königsb. 1860); »Kritik des preußischen Gesetzentwurfs über die Verantwortlichkeit der Minister« (1. u. 2. Aufl., Leipz. 1863); »Über Strafanstalten« (Berl. 1865); »Kritiken strafrechtlicher Entscheidungen des preußischen Obertribunals« (das. 1866); »Über die Todesstrafe« (das. 1867); »Entwurf mit Motiven zu einem Strafgesetzbuch für den Norddeutschen Bund« (das. 1868); »Das Strafrecht in Norddeutschland, Beurteilung des Entwurfs eines Strafgesetzbuchs für

brechen gegen den Staat. In Bezolds »Gesetzgebung des Deutschen Reichs« erläuterte er die »Strafprozeßordnung für das Deutsche Reich« (Erlang. 1881–84).

John Bull, s. Bull.

John Halifax Gentleman, Verfasser des, s. Craik 2).

Johnit, s. Türkis.

John o' Groats House (spr. dschonn o grohts hauß, eigentlich Johnny Groat's House), ehemaliges Fährhaus am äußersten Ende von Schottland, beim Duncansby Head, im 15. Jahrh. gebaut, jetzt verschwunden, aber noch immer sprichwörtlich genannt, wenn man den äußersten Punkt Schottlands bezeichnen will.

Johnson (spr. dschannß'n), 1) Ben, s. Jonson.

2) Samuel, ausgezeichneter engl. Gelehrter, Dichter und Kritiker, geb. 18. Sept. 1709 zu Lichfield in Staffordshire, studierte zu Oxford, sah sich aber durch seine Mittellosigkeit gezwungen, noch vor beendeten Studien die Stelle eines Unterlehrers an einer Freischule zu Markt-Bosworth in Leicestershire anzunehmen. Bald gab er diese Stelle auf, um sich durch litterarische Arbeiten seinen Unterhalt zu erwerben. So übersetzte er Lobos »Reise nach Abessinien« aus dem Französischen, wofür er aber nur 5 Guineen Honorar erhielt. Im J. 1735 verheiratete er sich mit einer Witwe, die ihm 800 Pfd. Sterl. zubrachte, und gründete nun in Birmingham eine Erziehungsanstalt. Da es ihm auch damit nicht glückte, ging er 1737 mit einem seiner Zöglinge, dem später berühmten Dav. Garrick, nach London, um daselbst ein von ihm gedichtetes Trauerspiel: »Irene«, auf die Bühne zu bringen, was ihm aber nicht gelang. Er lieferte nun für das von Cave herausgegebene »Gentleman's Magazine« Parlamentsreden (»Debates in parliament«, neue Ausg., Lond. 1811, 2 Bde.). Mehrere Gedichte, die er während dieser Zeit geschrieben, z. B. die Satire »London« (1738), eine Nachahmung der dritten Satire des Juvenal, in welcher er die Laster und Thorheiten der Hauptstadt mit Witz geißelte, machten ihn weitern Kreisen bekannt. Es folgten: »Die Debatten des Senats zu Liliput«, eigentlich kommentierte Auszüge aus den Reden der berühmtesten Parlamentsmitglieder der damaligen Zeit; die meisterhafte Biographie seines Freundes, des Dichters Richard Savage (1744); ferner das »Dictionary of the English language« (1755, 2 Bde.), das 1758 bereits die 6. Auflage erlebte und bis jetzt allen ähnlichen Werken über die englische Sprache zur Grundlage gedient hat (neue Ausg. 1878). Ein Seitenstück zu dem Gedicht »London« war: »The vanity of human wishes« (1749), eine Nachbildung der zehnten Satire Juvenals. Er redigierte inzwischen auch die geistreichen Zeitschriften: »The Rambler« (1750–1752, 280 Stück) und »The Idler« (1758–60), die ungemeinen Beifall ernteten. Erst 1762 aber entriß ihn eine von der Regierung ausgesetzte Pension von 300 Pfd. Sterl. den Nahrungssorgen, wofür er sich durch zwei Flugschriften politischen Inhalts: »The false alarm« (1770) und »Taxation no tyranny« (1775), dankbar erwies. In diese Zeit fällt auch seine Ausgabe Shakespeares (1765, 8 Bde.), die epochemachend in der Shakespeare-Litteratur und in der Geschichte der litterarhistorischen Kritik überhaupt geworden ist. Wenngleich Johnsons Charakteristik des Shakespeareschen Dramas den damals herrschenden französischen Einfluß verrät, insbesondere die auch von Diderot geteilte Ansicht von der moralisierenden Tendenz des bürgerlichen Schauspiels (des Rührstücks), so durchbricht dieselbe doch anderseits mit vieler Kühnheit die kritischen Anschauungen des Zeitalters. Während aber J. in den Alten die »Kunst« repräsentiert sieht, erblickt er in Shakespeare, ähnlich wie Milton, den Dichter der »Natur«. Er war der erste in England, der es wagte, Shakespeare wegen der Mischung des Tragischen und Komischen und wegen seiner Vernachlässigung der sogen. Einheiten des Ortes und der Zeit zu verteidigen. Die Frucht einer Reise nach Schottland und den Hebriden (1773) war seine »Journey to the Western Isles of Scotland« (1775), die ihn aber wegen der darin gegen die Echtheit der Dichtungen Ossians geäußerten Zweifel in eine heftige Fehde mit Macpherson verwickelte. Bereits 70 Jahre alt, lieferte er noch die Biographien englischer Dichter (»The lives of the most eminent English poets«, Lond. 1779–81 u. öfter; zuletzt Oxford 1864–65, 3 Bde.; deutsch von Blankenburg, Altenb. 1781, 2 Bde.) für eine Sammlung der englischen Klassiker. Er starb 13. Dez. 1784 und ward in der Westminsterabtei begraben. So bedeutend seine übrigen Leistungen sind, so wenig läßt sich dies von seinen Dichtungen sagen. J. war zu sehr Kritiker, um Dichter zu sein, und zu sehr das Kind seiner Zeit, in welcher Witz und Eleganz für das Höchste in der Poesie galten. Daher sind seine Verse korrekt und fließend, aber kalt, und selbst sein Trauerspiel »Irene« ist nur ein Werk des Verstandes. Erwähnenswert ist noch sein politisch-lehrhafter Roman »History of Rasselas, prince of Abyssinia« (1759; deutsch unter andern von Bärmann, Hamb. 1843, 2 Bdchn.). Ein besonderes Interesse gewinnt J. durch seine engen Beziehungen zu Oliver Goldsmith, den er durch den Verkauf des Manuskripts seines »Vicar of Wakefield« vom Schuldarrest befreite. Johnsons sämtliche Werke wurden herausgegeben von Hawkins (Lond. 1787, 11 Bde.), Murphy (das. 1792, 12 Bde.; neue Aufl. 1876), am vollständigsten von Talboys und Pickering (Oxf. 1825, 11 Bde.). Vorzügliche Biographien Johnsons lieferten Boswell (Lond. 1791, 2 Bde.; neue Aufl. von Croker, 1831, 5 Bde., und 1875; von Morley, 1884, 5 Bde.) und neuerdings Stephen (das. 1879).

3) Andrew, der 17. Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, geb. 29. Dez. 1808 zu Raleigh in Nordcarolina, verlor früh seine Eltern, wuchs in großer Dürftigkeit auf, erlernte das Schneiderhandwerk und ließ sich 1826 zu Greenville in Tennessee nieder. Erst von seiner Frau empfing er Unterricht im Lesen und Schreiben. Doch nahm er bald lebhaften Anteil an der Politik, zuerst als Whig, dann als Demokrat und entschiedener Anhänger Jacksons, und es gelang ihm, schon 1828 Alderman, 1830 Mayor von Greenville zu werden, worauf er seit 1835 mehrmals Abgeordneter zur Legislatur von Tennessee, von 1841 bis 1843 Mitglied des Senats war und 1843 in den Kongreß gesendet wurde, dem er bis 1853 angehörte. Von 1853 bis 1857 war er Gouverneur von Tennessee, und 1857 ward er Mitglied des Vereinigte Staaten-Senats. Bei dem Ausbruch des Bürgerkriegs 1861 war J., obwohl bisher Anhänger der demokratischen Partei, der einzige südstaatliche Senator, welcher sich mit Entschiedenheit für die Aufrechthaltung der Union erklärte. Auch bot er, freilich vergebens, alle ihm zu Gebote stehenden Mittel auf, um den Anschluß Tennessees an die Südstaaten zu verhindern. Zum Lohn für seine Bemühungen ernannte ihn Lincoln im Frühjahr 1862 zum Brigadegeneral und Militärgouverneur von Tennessee und erwählte ihn die republikanische Partei 1864 neben dem wieder erwählten Präsidenten Lincoln zum Vizepräsidenten. Wenige Wochen nach Antritt dieses Amtes hob ihn Lincolns Ermordung

14. April 1865 auf den Präsidentenstuhl der Union. Anfangs verfuhr er streng gegen die unterworfenen Demokraten des Südens, bald aber bekundete er durch verschiedene Amnestieerlasse für frühere Rebellen eine veränderte Politik. Gegen die wichtigsten Beschlüsse des Kongresses, wie namentlich gegen die Rekonstruktionsbill und das die volle politische Berechtigung der schwarzen Bevölkerung aussprechende Gesetz, legte er sein Veto ein, welches freilich durch die Zweidrittelmajorität des Kongresses unwirksam gemacht wurde. Indes ließ sich J. dadurch nicht abhalten, durch immer neue Vetos die Politik der herrschenden republikanischen Partei zu durchkreuzen. Die Konflikte zwischen ihm und dem Kongreß wurden daher stets häufiger und erbitterter, so daß J. endlich 13. März 1868 als Angeklagter vor die Schranken des Senats gestellt wurde. Doch fehlten schließlich 26. Mai an der zu seiner Verurteilung erforderlichen Zweidrittelmajorität drei Stimmen. Da er überdies der politischen Korruption, um Anhänger zu gewinnen, schamlos Vorschub leistete, so trat er, als 4. März 1869 sein Präsidium endete, seiner Popularität gänzlich verlustig sowie mit Spott und Schmähungen überschüttet, ins Privatleben zurück; erst im Januar 1875 ward er wieder von Tennessee als Senator nach Washington geschickt. Er starb 31. Juli 1875 in Carter County (Tennessee) an den Folgen eines Schlagflusses. Sein System, den Süden zu versöhnen und die republikanische Partei zur Mäßigung zu zwingen, war nicht unrichtig; durch sein meist ganz verkehrtes Verfahren, das sich aus seinem rechthaberischen Charakter erklärt, hat er aber jenes erst recht kompromittiert. Vgl. Savage, Life and state papers of Andrew J. (New York 1865); Foster, Life and speeches of A. J. (das. 1867); »Speeches of A. J.« (hrsg. von Moore, Bost. 1865) und Schucht, Andrew J. und die Kämpfe seiner Zeit (Leipz. 1879).

4) Edward Killingworth, engl. Aquarellmaler, geb. 1825 zu Stratford le Bow in der Nähe Londons, bildete sich ohne Lehrer zum Maler aus und kopierte nur ältere Bilder durch Zeichnungen auf Holz. Die Aquarellmalerei begann er erst 1863, brachte es aber hierin so rasch zu bedeutenden Leistungen, daß er 1866 Genosse der Gesellschaft für Aquarellmalerei und 1876 wirkliches Mitglied derselben wurde. Nachdem er bis 1871 in London gelebt hatte, zog er sich auf sein Landgut im nördlichen Essex zurück. Unter seinen Werken, die in der Auffassung der Gestalten an Meissonier erinnern, sind zu nennen: die ängstliche Mutter (1874), die Blumisten, ein goldener Schwarm (Blumengarten), ein Blick in den Briefbeutel und das Schlafengehen.

Johnst., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Georg Johnston, geb. 1798, gest. 1855 als Arzt zu Berwick on Tweed (niedere Tiere, Mollusken).

Johnston (spr. dschonnst'n), 1) James, engl. Chemiker, geb. 1796 zu Paisley, Schüler von Berzelius, war seit 1833 Professor in Durham, wo er 1855 starb. Er schrieb: »Lectures on agricultural chemistry and geology« (1842, 2 Bde.; 13. Aufl. von Cameron, 1883); »Contributions to scientific agriculture« (1849); »Treatise on experimental agriculture« (1849); »Notes on North America« (1851, 2 Bde.); »Chemistry of common life« (1854 u. öfter; mehrfach ins Deutsche übersetzt, zuletzt von Dornblüth, 2. Aufl., Stuttg. 1887).

2) Albert Sidney, General der konföderierten Südstaaten von Nordamerika, geb. 1803 in Macon County (Kentucky), wurde in Lexington und West Point ausgebildet und trat 1826 als Leutnant in das Heer. Später siedelte er nach Texas über und diente im mexikanischen Krieg wieder in der Armee. Nach dem Frieden nahm er seinen Abschied, trat aber schon 1849 wieder ins Heer ein, wurde Kriegszahlmeister und 1855 Oberst eines Reiterregiments, an dessen Spitze er 1857 gegen die Mormonen ausrückte und am 1. April 1858 in die Stadt der Heiligen am Salzsee einzog. Beim Ausbruch des Bürgerkriegs war er Brigadegeneral und ging sogleich zu den Südstaaten über. Nachdem er bei Bull-Run mitgefochten, wurde er nach Tennessee entsendet, um die dortigen Freischaren zu organisieren. Ehe er aber noch diese schwierige Aufgabe vollendet hatte, ward er bei Fort Donelson geschlagen und hinter den Tennessee zurückgeworfen. Nachdem ihm Beauregard zu Hilfe gekommen, erfolgte die Schlacht von Shiloh, in welcher J. 6. April 1862 durch einen Granatsplitter getötet wurde. Vgl. W. Johnston, Life of general A. S. J. (New York 1879).

3) Alexander Keith, ausgezeichneter engl. Kartograph, geb. 28. Dez. 1804 zu Kirkhill bei Edinburg, besuchte, für das medizinische Fach bestimmt, die dortige Hochschule, wendete sich aber bald den geographischen Studien zu, erlernte die Kupferstecherkunst und die modernen Hauptsprachen und bereiste fast alle Länder Europas sowie Ägypten und Palästina. Nach seiner Rückkehr begann er seine kartographischen Unternehmungen mit der Herausgabe seines »National atlas« (1843), welcher mehrere Auflagen erlebte und ihm die Ernennung zum königlichen Geographen für Schottland einbrachte. Er starb 9. Juli 1871 zu Ben Rhyding in Schottland. J. hat sich in der wissenschaftlichen Welt besonders durch die Anwendung der physikalischen Wissenschaft auf die Geographie bekannt gemacht. Seine Forschungen hauptsächlich auf Humboldt und Ritter gründend, gab er 1848 einen »Physical atlas of natural phenomena« heraus, von dem 1850 ein Auszug und 1856 eine erweiterte Ausgabe erschien. Es folgten sein vielverbreitetes »Dictionary of geography« (1855, mehrfach aufgelegt); »Atlas of the historical geography of Europe« und »Chart of the geographical distribution of health and disease« (1852); der vorzügliche »Royal atlas of modern geography« (1855), sein zweites Hauptwerk; »Atlas of the United States of North America« (1857) und eine Reihe von Schulatlanten und Wandkarten, die zum Teil zahlreiche Auflagen erlebten.

4) Joseph Eccleston, General der Konföderierten in Nordamerika, geboren im Februar 1807 in Prince Edward County in Virginia, ward in West Point erzogen, war General Scotts Adjutant im Seminolenkrieg, wurde sodann im topographischen Büreau beschäftigt, befehligte im mexikanischen Krieg ein Regiment freiwilliger Voltigeurs und avancierte 1860 zum Generalmajor und Generalquartiermeister. Im April 1861 schloß er sich den Südstaaten an und ward 1862 zum Oberbefehlshaber der Truppen in Virginia ernannt, aber bei Fair Oaks 31. Mai 1862 schwer verwundet. 1863 versuchte er Vicksburg zu entsetzen, ward aber 14. Mai bei Jackson zurückgeschlagen. Als Sherman 1864 den kühnen Marsch durch Georgia antrat, stellte sich J. ihm bei Resaca, Allatoona Paß und Kenesaw entgegen, wurde aber überall zurückgedrängt und mußte sich nach Atlanta zurückziehen, wo er im Juli wegen seines Mißgeschicks das Kommando an General Hood abgeben mußte. Erst im Februar 1865 wurde er wieder an die Spitze der Reste der konföderierten Truppen in Südcarolina

gestellt und kämpfte geschickt und hartnäckig gegen Sherman, mußte aber, nachdem Lee die Waffen gestreckt hatte und ein Vertrag mit Sherman vom Präsidenten Johnson nicht genehmigt worden war, 27. April bei Durham's Station mit 27,000 Mann kapitulieren. Er lebt seitdem zu Savannah in Georgia. J. schrieb: »Narrative of military operations conducted by him during the war between the states« (New York 1874).

5) **Keith**, engl. Kartograph und Reisender, Sohn von J. 3), geb. 24. Nov. 1844 zu Edinburg, genoß den Unterricht seines Vaters, hielt sich auch längere Zeit behufs seiner Ausbildung in Deutschland (Leipzig) auf, veröffentlichte dann mehrere kleinere Abhandlungen und Karten über physikalische Geographie und unternahm 1874—75 eine längere Forschungsreise nach Paraguay. Dann wandte er sich hauptsächlich Afrika zu, das er in einem für Stanfords »Compendium of geography and travel« 1878 verfaßten Band (3. Aufl. von Ravenstein, 1884) behandelte, und konstruierte eine 1879 erschienene treffliche »General map of Africa«. 1878 wurde ihm von der Londoner Geographischen Gesellschaft die Leitung einer Expedition übertragen, welche einen Weg nach dem Nordende des Nyassasees eröffnen, später etwa noch das unbekannte Land zwischen dem Nyassa- und Tanganjikasee erforschen sollte. Nachdem er von Sansibar aus zuvörderst das Bergland Usambara besucht und dort Erkundigungen über die von ihm zu betretende Route eingezogen, trat er 14. Mai 1879 den Marsch von Dar es Salam an, erlag aber schon 28. Juni in Berobero, nur etwa 200 km landeinwärts, der Dysenterie. Thomson, der zweite im Kommando, übernahm darauf die Leitung und führte die Expedition sowohl zum Nyassa als auch weiter nördlich durch das Land Uhehe nach dem Südende des Tanganjikasees. J. hat eine »Physical, historical, political and descriptive geography« hinterlassen (3. Aufl. 1885). Seine Biographie befindet sich in Thomsons Reisewerk (1881).

Johnstone (spr. dschonnston), Fabrikstadt in Renfrewshire (Schottland), am Cart, 5 km südsüdwestlich von Paisley, mit (1881) 9267 Einw. Dabei Kohlengruben.

Johnstown (spr. dschónnstaun), Stadt im nordamerikan. Staat Pennsylvanien, Grafschaft Cambria, am Conemaugh, 90 km östlich von Pittsburg, mit großen Eisenwerken und (1880) 8380 Einw.

Johor, Fürstentum, s. Dschohor.

Johstadt, Stadt in der sächs. Kreishauptmannschaft Zwickau, Amtshauptmannschaft Annaberg, im Erzgebirge und am Schwarzwasser, 749 m ü. M., hat eine schöne Kirche, eine Oberförsterei, eine Klöppel- und eine Musikschule, Spritzen- und Pumpen-, Schatullen-, Weißwaren-, Blumen-, Messingschrauben-, Strumpfwaren-, Spitzen- und Posamentenfabrikation und (1885) 2326 meist evang. Einwohner.

Joigny (spr. schŏanji), Arrondissementshauptstadt im franz. Departement Yonne, an der Yonne und der Lyoner Eisenbahn, hat drei Kirchen aus der Renaissancezeit, Reste eines alten Schlosses, (1881) 6125 Einw., welche Weinbau, Fabrikation von Tuch, Leinwand, Jagdgewehren und Handel mit Wein und Pferden betreiben, ein Handelsgericht, ein Collège und eine Bibliothek. J. war im Mittelalter befestigt und hielt mehrere Belagerungen, so 1429, erfolgreich gegen die Engländer aus.

Joint-stock-banks (spr. dschennt-stock-bänks), der engl. Name für solche Banken, die mit einem von vielen Personen zusammengeschossenen Kapital betrieben und daher auch nur von einem Ausschuß der Anteilseigner geleitet werden. Sie sind in vielen Fällen unsern Aktienbanken gleich, wenn sie nämlich mit beschränkter Haftbarkeit (limited liability) ihrer Mitglieder errichtet sind. In neuester Zeit vermehrt sich diese Art, und diejenigen mit unbeschränkter Haftbarkeit verschwinden allmählich. Näheres s. Banken, S. 336.

Joint-stock-company (engl.), s. v. w. Aktiengesellschaft.

Joinville (spr. schŏängwil), 1) J. sur Marne oder en Vosage, Stadt im franz. Departement Obermarne, Arrondissement Vassy, in reizender Gegend an der Marne und an der Ostbahn gelegen, hat eine Kirche aus dem 13. Jahrh., ein ehemaliges Lustschloß der Herzöge von Guise (das eigentliche Stammschloß wurde 1789 zerstört), ein von Ludwig Philipp errichtetes Grabdenkmal mit den Resten der Herren von Joinville, eine Statue des Historikers Sire de Joinville, (1881) 3761 Einw., Hochöfen, Eisengießereien, Fabrikation von Kinderspiel- und Wirkwaren und ein Collège. J. war ehedem Hauptstadt der alten Baronie J., die 1551 durch König Heinrich II. in ein Fürstentum umgewandelt wurde. Nach demselben führt der dritte Sohn Ludwig Philipps, François, den Titel eines »Prinzen von J.« Vgl. Fériel, Notes historiques sur la ville et les seigneurs de J. (Par. 1835); Pernot, Notice historique sur le château de J. (das. 1857). — 2) J. le Pont, Dorf im franz. Departement Seine, Arrondissement Sceaux, an der Marne und der Ostbahn, hat (1881) 3246 Einw., Eisenwerke, Schiffbau, Färberei, Schmuckfedernerzeugung und eine militärische Turn- und Fechtschule. Der Bogen, welchen die Marne unterhalb J. bildet, wird durch einen unterirdisch geführten Kanal (St.-Maur) abgeschnitten. — 3) Stadt in Brasilien, s. Dona Francisca.

Joinville (spr. schŏängwil), Franz Ferdinand Philipp Ludwig Maria von Orléans, Prinz von, geb. 14. Aug. 1818 zu Neuilly, dritter Sohn des Königs Ludwig Philipp und der Prinzessin Marie Amalie von Sizilien, wurde von seinem Vater für die Marine bestimmt, in die er 1834 eintrat, und mit welcher er viele Seeexpeditionen, z. B. 1838 noch Mexiko, mitmachte. 1840 befehligte er die Fregatte La belle Poule, welche die Asche Napoleons von St. Helena nach Frankreich führte. 1845 war er Befehlshaber der Expedition gegen Marokko und wurde 1846 Vizeadmiral. Beim Ausbruch der Revolution 1848 befand er sich mit dem Herzog von Aumale in Algier; beide Brüder begaben sich von da über Gibraltar nach England. Die Orléanistenpartei beabsichtigte, ihn zum Präsidenten der Republik vorzuschlagen; doch siegten die Bonapartisten. 1861 beim Ausbruch des amerikanischen Bürgerkriegs begab er sich mit seinem Sohn, dem Herzog von Penthièvre, und seinen Neffen, dem Grafen von Paris und dem Herzog von Chartres, nach Amerika und machte in Unionsheer im Stab Mac Clellans den Feldzug von 1862 mit. Während des Kriegs 1870/71 wurde sein Anerbieten, im französischen Heer gegen Deutschland zu kämpfen, von der kaiserlichen wie der republikanischen Regierung abgelehnt, und als er trotzdem unter fremdem Namen sich dem Heer Chanzys anschloß, ward er auf Gambettas Befehl ausgewiesen. Im Februar 1871 zum Deputierten erwählt, nahm er nach Aufhebung der Verbannungsdekrete im Dezember 1871 seinen Sitz in der Nationalversammlung ein; doch beteiligte er sich wenig an den orléanistischen Intrigen, wie denn seine Schwerhörigkeit seine politische Thätigkeit überhaupt beeinträchtigte. Mehrere Aufsätze in der

»Revue des Deux Mondes« erschienen gesammelt als »Études sur la marine et récits de guerre« (Par. 1859). Er ist seit 1. Mai 1843 vermählt mit einer Tochter des Kaisers Pedro I. von Brasilien, Prinzessin Franziska (geb. 2. Aug. 1824), die ihm die mit dem Herzog von Chartres vermählte Prinzessin Franziska und den Herzog Peter von Penthièvre (geb. 4. Nov. 1845) geboren hat.

Joinville (spr. schöängwīl), Jean, Sire de, der erste bedeutende Historiker der Franzosen, geb. 1224 als Sprößling einer alten Familie in der Champagne, nahm als Seneschall des Grafen von Champagne, Königs Thibaut IV. von Navarra, teil an dem Kreuzzug König Ludwigs IX. (1248), wozu er auf seine Kosten 700 Bewaffnete stellte. Mit Ludwig IX., dessen Freund er geworden, kehrte er erst 1254 nach Frankreich zurück und lebte seitdem teils am Hof, teils auf seinen Gütern. Er starb 1318. Seine durch Anschaulichkeit, Wahrheit und Treue der Schilderungen ausgezeichnete »Histoire de saint Louis« ward herausgegeben von Ducange (Par. 1668); neue Ausgaben von Michel (4. Aufl., das. 1867) und de Wailly (neue Ausg., das. 1883; deutsch von Driesch, Trier 1853). Vgl. Didot, Études sur la vie et les travaux de Jean de J. (Par. 1870).

Jojachin (Jechonja), König von Juda, Sohn Jojakims, bestieg den Thron nach dem Tode desselben 597 v. Chr., im 18. Lebensjahr, regierte aber nur drei Monate, indem Nebukadnezar mit einem Heer vor Jerusalem erschien, die Stadt eroberte, den Tempel in Trümmer legte und J. nebst einer großen Anzahl Juden ins Exil abführte (597). Doch erhielt J. von Nebukadnezars Nachfolger Evilmerodach gleich nach dessen Thronbesteigung 561 seine Freiheit wieder.

Jojakim, König von Juda 607—597 v. Chr., hieß eigentlich Eljakim und war der ältere Sohn des Josias, ward aber erst nach der Absetzung seines jüngern Bruders, Joahas, durch Necho von Ägypten 607 auf den Thron erhoben und war ein unterwürfiger Vasall Ägyptens. Um den Tribut zu zahlen und seiner eignen Lust- und Prachtliebe zu frönen, bedrückte er das Volk mit schweren Steuern. Nach Nechos Vertreibung aus Syrien unterwarf sich J. 600 dem siegreichen König Nebukadnezar von Babylonien, versuchte aber 598, auf ägyptische Hilfe bauend, eine Empörung. Noch ehe Nebukadnezar Jerusalem selbst bezwungen hatte, starb J. 597.

Jókai (spr. johkaï), Moritz, berühmter ungar. Schriftsteller, geb. 19. Febr. 1825 zu Komorn, widmete sich der Rechtswissenschaft und erlangte 1846 das Advokatendiplom, beschäftigte sich jedoch ausschließlich mit Litteratur und veröffentlichte 1846 seinen ersten Roman: »Hétköznapok« (»Werktage«), welcher bereits das bedeutende humoristische Talent des Dichters verriet. 1847 übernahm er die Redaktion der Wochenschrift »Életképek« (»Lebensbilder«) und war seit 15. März 1848 einer der litterarischen Stimmführer der Freiheitsbewegung. Anfang 1849 floh er zugleich mit der ungarischen Regierung und den Abgeordneten nach Debreczin und redigierte daselbst die »Esti lapok« (»Abendblätter«). Seit 1849 mit der damaligen ersten tragischen Schauspielerin Ungarns, Rosa Laborfalvi (geb. 1820 zu Miskolcz, gest. 20. Nov. 1886), verheiratet, lebt er teils in Budapest, teils in seinen Villen im Ofener Gebirge und in Füred am Plattensee, unausgesetzt eine staunenswerte litterarische Thätigkeit entfaltend. J. hatte bis zu seinem 50. Geburtstag, der in Pest von einem großen Kreise seiner Verehrer festlich begangen wurde, bereits nahe an 200 Bände veröffentlicht, darunter 29 Romane, zusammen 100 Bände stark, 2 Bände Gedichte, 2 Bände dramatische Dichtungen, 6 Bände Sammlungen humoristischer Aufsätze, 48 Bände Novellen etc. Dabei war er seit 1858 ununterbrochen als Redakteur thätig; er redigierte lange Zeit ein großes politisches Tagblatt: »Hon« (»Vaterland«), sowie 1858—81 eine humoristische Wochenschrift: »Üstökös« (»Komet«), und ist gegenwärtig Chefredakteur des Regierungsblattes »Nemzet« (»Nation«). Als Abgeordneter (er wurde seit Wiederherstellung der ungarischen Verfassung in jeden der seitherigen Landtage gewählt) gehört er der liberalen Regierungspartei an und zählt zu deren schlagfertigsten Rednern. Seinen litterarischen Ruhm begründete er hauptsächlich mit seinen Romanen, in denen zuerst der Einfluß Victor Hugos, dann der Jules Vernes erkennbar ist, und von welchen viele zuerst ins Deutsche und dann aus dieser Sprache in zahlreiche andre europäische Sprachen übersetzt wurden. Sie zeichnen sich insgesamt durch lebhafte Phantasie, spannende Fabel und manchmal durch gesunden Humor aus, sündigen jedoch durch krasse Unwahrscheinlichkeit, grobe Effekthascherei und bedauerliche Flüchtigkeit der Arbeit. Die bedeutendern derselben sind: »Die weiße Rose« (1854); »Die Türkenwelt in Ungarn« (1855); »Ein ungarischer Nabob« (1856); »Schwarze Diamanten« (1870); »Wie man grau wird« (1872); »Die Narren der Liebe« (1873); »Der Goldmensch« (1873); »Der Mann mit dem steinernen Herzen« (1874); »Der Roman des künftigen Jahrhunderts« (1876); »Mein, Dein, Sein« (1876); »Komödianten des Lebens« (1877); »Rab Ráby« (1880); »Pater Peter« (1881); »Die armen Reichen« (1881); »Ein Frauenhaar« (1883); »Ein Spieler, der gewinnt« (1883); »Durch alle Höllen« (1884); »Die weiße Frau von Leutschau« (1884); »Nach zehn Jahren« (1885); »Der Zigeunerbaron« (1885); »Kleine Könige« (1886). J. bearbeitete auch den ungarischen Teil des vom Kronprinzen Rudolf herausgegebenen Prachtwerkes »Österreich-Ungarn«. »Ausgewählte Schriften« von ihm erschienen deutsch Budapest 1881—83 (120 Lfgn.). Er ist seit 1860 Mitglied der Kisfaludy-Gesellschaft, seit 1861 Mitglied der ungarischen Akademie.

Joke (engl., spr. dschohk), Scherz, Spaß.

Joki (finn.), s. v. w. Fluß.

Jokloma (türk.), in den türk. Handelsstädten Bezeichnung der Zollämter; J.-naziri, der Titel des obersten Zollrevisors.

Jokohama, erster Handelshafen Japans, an der Jedobucht prächtig gelegen und mit der Hauptstadt Tokio durch eine Eisenbahn von 30 km Länge verbunden, war früher nur ein Fischerdorf, ist, seitdem Japan dem Ausland eröffnet wurde, zu einer Stadt mit (1884) 84,383 Einw. (80,683 Japaner, 2471 Chinesen, 616 Engländer, 187 Amerikaner, 170 Deutsche, 101 Franzosen etc.) emporgewachsen. Der europäische Stadtteil, welcher sich an der tiefen Bucht hinzieht, ist sauber und hübsch gebaut. Hier sind die fremden Handelshäuser etabliert: 58 englische, 25 amerikanische, 20 deutsche, 12 französische, 7 schweizerische, 4 italienische, 1 holländisches. Von fremden Banken bestehen 4 englische und 1 französische, außerdem 15 fremde Dampfschiffsagenturen und 89 fremde Feuer-, Schiffs-, Transport- und Lebensversicherungsgesellschaften. Die Stadt hat Gasbeleuchtung, mehrere Kirchen, gute Gasthöfe, Klubs, Zeitungen in englischer und französischer Sprache, Hospitäler etc. J. ist der Hauptausfuhrhafen für die beiden wichtigsten Exportartikel: Seide und Thee, der wichtigste Eingangshafen für fremde Artikel. 1884 besuchten

298 fremde Handelsschiffe von 570,577 Ton. den Hafen; die Einfuhr wertete 19,433,361, die Ausfuhr 21,458,083 Yen. J. ist Sitz eines deutschen Konsuls.

Jokōs (v. lat. jocosus), scherzhaft, launig.

Joktëel, Stadt, s. Petra.

Joktan, bei den Arabern Kochtan genannt und als Stammvater der echten und ursprünglichen Bewohner Jemens (Joktaniden) verehrt, war nach 1. Mos. 10, 26—29 Vater von 13 Söhnen, deren Namen wohl einzelne Stämme, Hauptorte etc. bedeuten. Vgl. Ismael.

Jökul (dän. u. norweg.), s. v. w. Gletscher.

Jola (Yola), Hauptstadt des afrikan. Fulbereichs Adamaua, links am Binuë in einer sumpfigen Ebene, mit 12,000 Einw. Die Stadt ist von O. nach W. etwa 20 km lang, besteht aus einzelnen großen Gehöften, die zur Regenzeit mit Korn besäet werden und oft nur eine Hütte enthalten. Diese Hütten sind aus Lehm aufgeführt, im Innern mit großer Sorgfalt aufgeputzt, oft mit Farbenschmuck versehen. Der Ort wurde von Barth 1851, von Flegel 1882 besucht.

Joli (franz., spr. schŏli), niedlich, hübsch, artig.

Joliba, Fluß, s. Dscholiba.

Joliet (spr. dschŏliet), Stadt im nordamerikan. Staat Illinois, am Des Plaines, 50 km südwestlich von Chicago, mit dem es Eisenbahn und Kanal verbinden, hat ein Gefängnis des Staats, große Kalksteinbrüche, Kornmühlen, lebhaften Handel und (1880) 11,657 Einw.

Jolin, Johann Christoph, schwed. Schauspieler und Dichter, geb. 28. Dez. 1818, studierte in Upsala, verließ jedoch die Universität, um zum Theater zu gehen. 1845 debütierte er in Stockholm in einem von ihm verfaßten Lustspiel: »En komedi«, und erhielt in demselben Jahr den kleinern Preis der schwedischen Akademie für das Gedicht »Fjellbruden«. 1846 nahm er ein festes Engagement am königlichen Theater an, wo er sowohl als Komiker wie 1849—56 als »Litteratör« des Theaters und seit 1857 als Vorstand der Theaterschule wirkte, bis er 1868 von der Bühne abtrat. Er starb 13. Nov. 1884 in Stockholm. Für das Theater hat J. außer Übersetzungen etc. gegen 20 Originalstücke geliefert, unter welchen die Lustspiele: »En man af verld och en man af värde«, »En man som vill har ro«, die Dramen: »Mäster Smith«, »Barnhusbarnen«, »Smädeskrifvaren« und das historische Schauspiel »Ung Hanses dotter« am meisten gefielen. Außerdem schrieb er Novellen und Romane, wie: »Rosen bland kamelior«, »Vinglaren« etc. Eine Sammlung seiner »Skrifter« erscheint Stockholm 1872 ff. (Bd. 1—7).

Jolle, 1) kleines, einmastiges, namentlich in Nordwestdeutschland gebräuchliches Küstenfahrzeug; dann jedes kleine offene Boot für den Hafendienst; speziell das kleinste Boot eines Kriegs- und Handelsschiffs (s. Boot, S. 203 u. 204). 2) Dünnes Tau, welches durch einen einscheibigen Block fährt.

Jolly, 1) Philipp von, Physiker, geb. 26. Sept. 1809 zu Mannheim, begann seine Lehrthätigkeit als Privatdozent in Heidelberg 1834, wurde 1847 ordentlicher Professor und 1854 als Professor der Physik nach München berufen, wo er 24. Dez. 1884 starb. Jollys Arbeit über die Endosmose gab zuerst ein exaktes Maß dieses Vorganges, indem er die Volumänderungen maß, welche sich dabei zeigen, und die Gewichtsmengen der sich austauschenden Substanzen bestimmte. Durch Konstruktion des nach ihm benannten Luftthermometers war er im stande, die Ausdehnungskoeffizienten der Gase mit einer früher nicht erreichten Genauigkeit zu messen. Längere Zeit beschäftigte sich J. damit, den Wagen möglichst große Genauigkeit und Empfindlichkeit zu geben, letzteres besonders durch Anwendung der Ablesungen mit Spiegel und Skala. Es gelang ihm, die Genauigkeit so weit zu treiben, daß er nur durch Wägungen die wechselnde Zusammensetzung der atmosphärischen Luft erkennen konnte. Mit der Wage bestimmte J. die Abnahme der Schwerkraft bei Entfernung von der Erdoberfläche, indem er den Gewichtsunterschied eines Körpers bestimmte, je nachdem derselbe in der Wagschale lag oder an einem 21 m langen Draht an derselben aufgehängt wurde; ferner die Dichtigkeit der Erde, indem er die Gewichtszunahme des Körpers maß, wenn unter denselben eine Bleikugel von 1 m Durchmesser gebracht wurde. Er schrieb: »De Euleri merito de functionibus circularibus« (Heidelb. 1834); »Anleitung zur Differential- und Integralrechnung« (das. 1846); »Die Prinzipien der Mechanik gemeinfaßlich dargestellt« (Stuttg. 1852); »Physik der Molekularkräfte« (Münch. 1857). Vgl. Böhm, Philipp von J. (Münch. 1886). — Sein Sohn Friedrich, geb. 24. Nov. 1844 zu Heidelberg, studierte Medizin in München und Göttingen, habilitierte sich 1871 in Würzburg, wurde 1873 außerordentlicher Professor für Psychiatrie und Direktor der psychiatrischen Klinik in Straßburg und 1875 ordentlicher Professor. Er schrieb: »Bericht über die Irrenabteilung des Juliusspitals« (Würzb. 1873); »Hysterie und Hypochondrie« (in Ziemßens »Handbuch«, Leipz. 1877); »Untersuchungen über den elektrischen Leitungswiderstand des menschlichen Körpers« (Straßb. 1884).

2) Julius, bad. Staatsminister, Bruder von J. 1), geb. 21. Febr. 1823 zu Mannheim, studierte 1840—1844 in Heidelberg und Berlin die Rechte, habilitierte sich 1847 als Privatdozent und ward 1857 Professor der Rechtswissenschaft in Heidelberg. 1861 trat er als Rat ins Ministerium des Innern unter Lamey, strebte in Verbindung mit Roggenbach, Mathy und Bluntschli nach Einigung Deutschlands im Anschluß an Preußen, schied, als die badische Regierung 1866 ins Lager der mittelstaatlichen Bundespolitik überging, aus dem Ministerium aus, trat nach Preußens Sieg im September 1866 als Minister des Innern wieder in dasselbe ein und übernahm im Februar 1868 nach Mathys Tode den Vorsitz im Gesamtministerium. Während er im Innern die liberalen Grundsätze seiner Vorgänger streng befolgte und in der Organisation der Verwaltung und namentlich in der kirchlichen Gesetzgebung erfolgreich bethätigte, machte er sich nach außen durch Beförderung der deutschen Einheit, namentlich des möglichst engen Anschlusses Badens an den Norddeutschen Bund, verdient. 1870 stellte er sich wie der Großherzog sofort entschlossen auf Preußens Seite. Die Verhandlungen in Versailles über den Anschluß Badens an den Norddeutschen Bund und die Bildung des Deutschen Reichs führte er selbst und trug zur Vollendung der letztern wesentlich bei. 1876 erhielt er plötzlich seine Entlassung, da der Großherzog mit seiner Kirchen- und Schulpolitik nicht mehr einverstanden war. Einflußreiche Personen am Hof tadelten die Zulassung der gemischten Schulen, die Ausdehnung des Loyalitätsreverses, den das Gesetz über die Dotation der Geistlichen forderte, auf die evangelische Geistlichkeit u. die entschiedene Haltung gegen die katholische Kirche. J. ward 4. Okt. d. J. zum Präsidenten der Oberrechnungskammer ernannt. Er schrieb: »Der Reichstag und die Parteien« (Berl. 1880).

Jolof, Negervolk, s. Wolof.

Joloinseln, s. Sulu.

Jolsva (Elsch, Eltsch, Jelschau), Stadt im ungar. Komitat Gömör, mit einem herzoglich koburgischen Lustschloß (ganz aus Marmor), (1881) 2736 Einw., Eisenhämmern, Marmorbrüchen und Heilquellen.

Jomard (spr. schömār), Edme François, franz. Geograph und Archäolog, geb. 22. Nov. 1777 zu Versailles, nahm als Ingenieurgeograph teil am Feldzug nach Ägypten, beteiligte sich dann 1803–14 an der Redaktion der »Description de l'Égypte« (Bd. 1–6), ward 1815 Mitglied des Erziehungsausschusses und 1818 Mitglied der Akademie der Inschriften. Seit 1828 Kustos der Karten und Pläne an der königlichen Bibliothek zu Paris, ward er 1839 zum Oberbibliothekar ernannt und bekleidete diese Stellung auch unter Napoleon III. Er starb 23. Sept. 1862. In betreff afrikanischer Studien galt J. als Autorität. Seine Hauptschriften sind: »Notices sur les lignes numériques des anciens Égyptiens« (Par. 1816–19); »Parallèle entre les antiquités de l'Inde et de l'Égypte« (das. 1819); »Sur les rapports de l'Éthiope avec l'Égypte« (das. 1822); »Recueil d'observations et de mémoires sur l'Égypte ancienne et moderne« (das. 1830, 4 Bde.) u. a. Auch gab er die »Monuments de la géographie« (1842–62, 8 Tle.), eine Sammlung alter, für die Geschichte der Geographie wichtiger Karten, heraus und bearbeitete Cailliauds »Voyage à l'oasis de Thèbes« (Par. 1820) sowie Drovettis »Voyage à l'oasis de Syouah« (das. 1823).

Jomelli, Nicolo, Komponist, geb. 10. Sept. 1714 zu Aversa im Neapolitanischen, kam 1730 nach Neapel, wo er im Konservatorium della Pietà de' Turchini unter Mancini den Kunstgesang sowie unter Feo die Komposition studierte, und trat sieben Jahre später mit der Oper »L'errore amoroso« an die Öffentlichkeit, welche solchen Beifall fand, daß er bald zu den beliebtesten und gesuchtesten Opernkomponisten Italiens zählte. 1749 wurde er zum Kapellmeister der Peterskirche in Rom ernannt, vertauschte jedoch diese Stellung 1754 mit der eines Kapellmeisters am Hof des Herzogs Karl von Württemberg in Stuttgart. Die Folge seines fast 20jährigen Aufenthalts daselbst war eine bemerkenswerte Vertiefung seines künstlerischen Naturells, derart, daß ihm die Bühne allein nicht mehr genügte und er sich mit gleichem Erfolg der Kirchenmusik zuwandte. In Italien, wohin J. 1768 zurückkehrte, wurde diese Wandlung freilich nicht als ein Fortschritt anerkannt, und da der Geschmack des dortigen Opernpublikums sich während der Abwesenheit des Künstlers bedenklich verflacht hatte, so konnten seine letzten Opern: »Armida«, »Demofoonte« und »Ifigenia«, obwohl weitaus seine wertvollsten, doch nur geringen Beifall finden. Die Verstimmung über diesen Mißerfolg zog ihm einen Schlaganfall zu, an welchem er 28. Aug. 1774 in Neapel starb, nachdem er sich noch kurz zuvor durch sein zweistimmiges »Miserere«, neben seinem »Requiem« das bedeutendste von seinen Kirchenwerken, ein unvergängliches Denkmal gesetzt hatte.

Jomini (spr. schō-), Henri, Baron, franz. General und Militärschriftsteller, geb. 6. März 1779 zu Payerne im Waadtland, trat in die Schweizergarde in Paris ein, ergriff nach deren Auflösung die kaufmännische Laufbahn, kehrte 1799 beim Ausbruch der Revolution in der Schweiz dahin zurück und ward zum Bataillonschef und Generalsekretär im Kriegsdepartement ernannt. 1803 trat er wieder in ein Pariser Handlungshaus, erwarb sich durch seinen »Traité des grandes opérations militaires« (Par. 1804–10; 4. Aufl. 1851, 3 Bde.) auch in weitern Kreisen einen Namen und wurde 1804 zum Bataillonschef und Adjutanten Neys, 1805 zum Obersten in der französischen Armee ernannt. Er machte den Krieg von 1805 mit, schrieb im Sommer 1806 ein »Mémoire sur les probabilités de la guerre de Prusse« und begleitete Ney als Generalstabschef in den Krieg gegen Preußen 1806–1807. Napoleon verlieh ihm zum Lohn für seine Verdienste den Baronstitel. 1808 folgte er Ney nach Spanien, wurde aber wegen anmaßenden Benehmens auf Neys Veranlassung zur Disposition gestellt. Er nahm seinen Abschied und war eben im Begriff, in russische Dienste überzugehen, als er 1811 wieder als Brigadegeneral und Historiograph von Frankreich von Napoleon angestellt wurde. Nach Beginn des russischen Feldzugs 1812 wurde er Gouverneur von Wilna und später von Smolensk. Er entwickelte beim Rückzug von Moskau große Thätigkeit und leitete gemeinschaftlich mit dem General Eblé den Bau der beiden Brücken über die Beresina. Nach der Schlacht bei Lützen ward er zum Chef des Generalstabs des Neyschen Korps ernannt und trug viel zum Sieg bei Bautzen bei. Obgleich ihn Ney als Divisionsgeneral in Vorschlag brachte, ward er von Napoleon wegen angeblicher Nachlässigkeit im Dienst nach Frankreich zurückgeschickt, was ihn bewog, nach dem Waffenstillstand von Poischwitz zu den Alliierten überzutreten. Kaiser Alexander I. von Rußland erhob ihn zum Generalleutnant und Adjutanten; doch nahm er am Kriege gegen Frankreich keinen thätigen Anteil, sowie er auch von den ihm bekannten Operationsplänen Napoleons nichts verriet. 1815 begleitete er den Kaiser Alexander I. nach Paris, 1818 befand er sich auf dem Kongreß zu Aachen, 1822 auf dem zu Verona, begleitete dann 1828 den Kaiser im Feldzug gegen die Türken und leistete besonders vor Warna wichtige Dienste. Verdient machte er sich auch um die Gründung der Militärakademie zu Petersburg. Seit 1855 lebte er zu Lausanne, dann zu Brüssel und starb in hohem Alter 24. März 1869 in Passy bei Paris. In der neuern Kriegslitteratur erwarb er sich einen Namen durch die »Histoire critique et militaire des campagnes de la révolution« (Par. 1806, 5 Bde.; 3. Aufl., das. 1819–24, 15 Bde.), die »Vie politique et militaire de Napoléon« (das. 1827, 4 Bde.; deutsch von Batz, Tübing. 1828–29, 4 Bde.) und den »Précis de l'art de guerre« (Petersb. 1830; 6. Aufl., Par. 1855, 2 Bde.; zuletzt deutsch, mit Erläuterungen von v. Boguslawski, Berl. 1881). Seinen Austritt aus französischen Diensten suchte er in den beiden Publikationen: »Correspondance avec le général Sarrazin sur la campagne de 1813« (Par. 1815) und »Correspondance avec le baron Mounier« (das. 1821) zu rechtfertigen. Lecomte gab heraus: »Précis politique et militaire des campagnes de 1812 à 1814. Extraits des souvenirs inédits du général J.« (Lausanne 1886, 2 Bde.). Vgl. Lecomte, Le général J., sa vie et ses écrits (Par. 1861); Sainte-Beuve, Le général J. (neue Ausg. 1881).

Jomsburg (Jumne), zur Wikingerzeit berühmte Feste der Normannen an der pommerschen Ostseeküste, in der Nähe des jetzigen Wollin gelegen, vom Dänenkönig Magnus zerstört.

Jonas (Jona), hebr. Prophet aus dem Stamm Sebulon, verkündigte in einem Orakel die siegreiche Erweiterung des Reichs Israel unter Jerobeam II. In dem seinen Namen tragenden alttestamentlichen Buch wird erzählt, er habe von Gott den Befehl erhalten, den Niniviten den nahe bevorstehenden Untergang ihrer Stadt zu verkündigen, diesen Auftrag

auch, nachdem er zuvor das bekannte Abenteuer mit dem großen Fisch erlebt, ausgeführt, worauf aber die Stadt Buße gethan, so daß Gott sie diesmal noch verschont habe. Diese Erzählung hat offenbar rein lehrhafte Tendenz, und sicherer als jede Ausscheidung des historischen oder mythischen Stoffes ist die Annahme, daß der Verfasser des Buches die Nichterfüllung prophetischer Strafandrohungen, die man oft genug erlebt hatte, motivieren wollte. Das angebliche Grab des Propheten J. wird übrigens noch heutzutage in der Gegend des alten Ninive gezeigt.

Jonas, Justus, Freund und Gehilfe Luthers bei der Reformation und Bibelübersetzung, geb. 5. Juni 1493 zu Nordhausen, studierte Jurisprudenz und später Theologie in Erfurt und ging 1521 als Professor und Propst der Schloßkirche nach Wittenberg. An dem Fortgang der Reformation den regsten Anteil nehmend, begleitete er Luther nach Worms, unterstützte ihn bei der Schulvisitation (1529), wohnte dem Religionsgespräch in Marburg und dem Reichstag in Augsburg bei. 1546 von Halle, wo er seit 1541 als Pastor gelebt, vertrieben, begleitete er Luther auf seiner letzten Reise nach Eisleben und starb, nachdem er Hofprediger in Koburg gewesen, 9. Okt. 1555 als Superintendent in Eisfeld. Er übersetzte mehrere Schriften Luthers und Melanchthons und schrieb außer Anmerkungen zur Apostelgeschichte: »Discussio pro conjugio sacerdotali« (1523). Sein Briefwechsel wurde herausgegeben von Kawerau (in den »Geschichtsquellen der Provinz Sachsen«, Halle 1884–85). Vgl. Pressel, Justus J. (Elberf. 1863).

Jonăthan (»Gottesgabe«), Sohn des israelitischen Königs Saul, führte den Krieg gegen die Philister zuerst mit glücklichem Erfolg, bis er in der Schlacht bei Gilboa (1033 v. Chr.) seinen Tod fand. Seine treue Freundschaft zu David bildet eine der schönsten Episoden der alttestamentlichen Geschichte.

Jonathan (Bruder J., engl. Brother J., spr. dschonnăthăn), scherzhafte Benennung für die Gesamtheit der Einwohner der nordamerikanischen Freistaaten, dem John Bull der Engländer entsprechend. Der Name rührt von Jonathan Trumbull her, welcher zur Zeit des nordamerikanischen Freiheitskriegs eine Zeitlang Gouverneur von Connecticut war und sich durch Geistesgegenwart und Klugheit die Achtung und Freundschaft Washingtons in dem Grad erworben hatte, daß dieser nach einem resultatlosen Kriegsrat in Massachusetts ausgerufen haben soll: »Wir müssen Bruder J. zu Rate ziehen«, welcher Ausruf in schwierigen Lagen bald sprichwörtlich wurde.

Jonathan Apphus, der Makkabäer, Sohn des jüd. Priesters Mattathias, ward nach dem Tod seines Bruders Judas (160 v. Chr.) Hauptanführer der jüdischen Patrioten gegen die Syrer und hielt sich mit geringen Streitkräften an der Ostgrenze des Landes. Bei den Thronstreitigkeiten zwischen den syrischen Königen Demetrios und Alexander Balas (152) ergriff er des letztern Partei und ward dafür erst zum Hohenpriester, dann zum Feldherrn und Meridarchen (Statthalter eines Landesteils) ernannt. Als Demetrios Nikator gegen Alexander auftrat (147), mußte sich J. 145 dem Drang der Umstände fügen und an erstern sich anschließen, welcher ihn in seinem hohenpriesterlichen Amt bestätigte. Da aber Demetrios in der Folge seine ihm gemachten Versprechungen nicht hielt, ergriff J. die Partei des unmündigen Antiochos VI., der von Diodotos Tryphon, einem Feldherrn Alexanders, als Gegenkönig gegen Demetrios aufgestellt war, und schlug in Galiläa ein Heer des Demetrios. Nachdem er einen Angriff des letztern abgeschlagen, befestigte er Jerusalem stärker, ließ sich aber von Tryphon, welcher sich der Krone des Antiochos bemächtigt hatte, überlisten, fiel in dessen Gefangenschaft und ward kurze Zeit darauf getötet (143).

Joncières (spr. schongßiähr), Victorin de, franz. Komponist, geb. 12. April 1839 zu Paris, war auf dem Konservatorium Schüler von Elwart und Leborne, verließ aber das Institut infolge eines Streits mit Leborne über Richard Wagner, zu dessen Verehrern er gehört, wie er denn 1868 zur ersten Aufführung der »Meistersinger« nach München reiste und auch als Musikreferent (für die »Liberté«) Wagners Sache energisch vertritt. Von seinen Kompositionen sind zu nennen: die Musik zu »Hamlet«, die Opern: »Sardanapal« (1867), »Pompejis letzter Tag« (1869), »Dimitri« (1876, alle drei im Théâtre lyrique aufgeführt), »Königin Bertha« (1878 in der Großen Oper aufgeführt) und »Johann von Lothringen« (1885, auch in Köln aufgeführt); ferner eine Symphonie romantique, eine Chorsymphonie: »La mer«, eine ungarische Serenade, ein Violinkonzert, eine Konzertouvertüre ꝛc. J.' Richtung ist die modernste, doch fehlt seinen Werken Reinheit des Stils.

Jonckbloet (spr. -blut), Willem Jozef Andreas, holländ. Litterarhistoriker, geb. 6. Juli 1817 im Haag, studierte seit 1835 in Leiden zuerst Medizin, dann Rechtswissenschaft, um sich schließlich dem Studium der niederdeutschen Litteratur zuzuwenden. Nachdem er bereits 1840 wegen einer Abhandlung über Ludwig van Velthem von der philosophischen Fakultät zu Leiden zum Ehrendoktor ernannt worden, erhielt er 1847 eine Professur an der Akademie zu Deventer, die er bis 1854 bekleidete, und wurde 1878 Professor an der Universität zu Leiden. Seine Hauptwerke sind, von Ausgaben verschiedener mittelalterlicher Dichtungen abgesehen: »Geschiedenis der middennederlandsche dichtkunst« (Amsterd. 1851–55, 3 Bde.); »Étude sur le roman de Renart« (Groning. 1863) und namentlich die »Geschiedenis der nederlandsche letterkunde« (das. 1868–70; 3. Aufl. 1881–86, 6 Bde.; deutsch von Berg, Leipz. 1870–72, 2 Bde.), ein Werk, das mit ebensoviel Unparteilichkeit wie Gründlichkeit und Geschmack den Gegenstand behandelt. Ein kleiner Abriß der niederländischen Litteraturgeschichte erschien 1872 (3. Aufl. 1886). J. war übrigens als langjähriges Mitglied der Zweiten Kammer der Generalstaaten auch auf politischem Gebiet thätig. Er starb 19. Okt. 1885 in Wiesbaden.

Jones (spr. dschonns), 1) Inigo, engl. Architekt, geboren um 1572 zu London, war erst Tischler, erwarb sich aber durch einige Landschaftsgemälde hohe Gönner, welche ihn zu seiner künstlerischen Ausbildung Frankreich, Flandern, Deutschland und Italien bereisen ließen. Bald aber trat seine Liebe zur Baukunst in den Vordergrund. Als praktischer Architekt war er zuerst in Dänemark unter Christian IV. thätig, dann bei König Jakob I. von England. Nach der Rückkehr von einer zweiten italienischen Reise, auf welcher er besonders Palladios Werke in Venedig studierte, kam er nach London. Seine bedeutendsten Bauwerke sind: der Bankettsaal im Palast Whitehall, die Villa in Chiswick, das Hospital zu Greenwich, die Säulenhalle der St. Paulskirche, die alte Londoner Börse, das Schloß des Grafen Pembroke zu Wilton in Wiltshire und der Palast Ambresbury in derselben Grafschaft (zum Teil unter Mitwirkung seines Adoptivsohns Webb). Unter Karl I. wurde J. Oberinspektor sämtlicher königlicher Gebäude und starb 21. Juli 1652. Er vermischte noch gotische Elemente mit jenen der spätern italienischen Weise, hatte sich

aber sonst in Italien die Überreste der Kaiserzeit und der spätern Werke des neuern italienischen Stils zu Mustern genommen. Vgl. Kent, Designs of Inigo J. (Lond. 1727); Cunningham, Inigo J., a life of the architect (das. 1848).

2) Sir William, hervorragender engl. Orientalist, geb. 28. Sept. 1746 zu London, studierte in Oxford die Rechte, erlernte daneben neuere abendländische Sprachen sowie Arabisch und Persisch und ward 1765 Erzieher des Grafen Spencer. Nachdem er wegen einer für den König von Dänemark gefertigten Übersetzung des Lebens Nadir Schahs aus dem Arabischen Mitglied der dänischen Akademie der Wissenschaften geworden, gab er seine Stellung auf und wurde Advokat. 1783 ungeachtet seines jugendlichen Alters zum Oberrichter von Bengalen ernannt, studierte er in Kalkutta die Sanskritsprache und benutzte seine einflußreiche Stellung dazu, um dort 1784 die Asiatische Gesellschaft ins Leben zu rufen, deren Präsident er lebenslang blieb. In der von derselben herausgegebenen Zeitschrift »Asiatic Researches« und in seinem Werk »Asiatic miscellanies« (Kalk. 1788) veröffentlichte er zahlreiche Proben arabischer, persischer, türkischer und indischer Dichtungen und Beiträge zur orientalischen Geschichte und Völkerkunde; den bleibendsten Ruhm aber sicherte er sich durch seine meisterhafte Übertragung von zwei der wichtigsten Werke der Sanskritlitteratur, Kalidasas Drama »Sakuntalâ« (Kalk. 1789) und »Manus Gesetzbuch« (das. 1794). Beide Werke wurden kurz nachher ins Deutsche und in andre europäische Sprachen übertragen; namentlich die »Sakuntalâ« (deutsch von Forster, 1791) wurde von den Gebildeten in ganz Europa mit Begeisterung aufgenommen und gab den ersten Anstoß zum Studium der indischen Litteratur in Deutschland, während die klassische Übersetzung des Manu von J. in England noch jetzt das am meisten gelesene indische Werk ist (verbessert von Haughton, 4. Aufl., Lond. 1869). J. war auch der erste, welcher den Druck eines Sanskritwerkes veranstaltete (»Ritusamhâra«, Kalk. 1792), und einer der ersten, welche auf die Verwandtschaft der alten Sprache und Mythologie der Inder mit derjenigen der europäischen Kulturvölker aufmerksam wurden. Er starb 27. April 1794 in Kalkutta. Seine Schriften erschienen gesammelt London 1799, 6 Bde.; neue Ausgabe 1807, 13 Bde. Die Ostindische Handelskompanie ließ ihm als Übersetzer des Manu ein Denkmal in der Paulskirche zu London setzen. Vgl. Teignmouth, Memoirs of the life of Sir W. J. (neue Ausg., Lond. 1838, 2 Bde.).

3) John Paul, Begründer der Marine der Vereinigten Staaten von Nordamerika, geb. 6. Juli 1747 zu Arbigland in Schottland als Sohn eines Gärtners, reiste 1760 im Auftrag seines Lehrherrn, eines Kaufmanns zu Whitehaven in Cumberland, nach den amerikanischen Kolonien. Hier trieb er einige Zeit Sklavenhandel, empfand jedoch bald Abscheu davor, wurde Seemann und machte verschiedene Reisen in die westindischen Gewässer. Beim Ausbruch des nordamerikanischen Befreiungskriegs bot er 1775 dem Kongreß seine Dienste an und trat als Kapitän in die junge Marine ein. Er unternahm 1778 eine Landung bei Whitehaven, vernagelte die dort vorgefundenen Kanonen und steckte mehrere im Hafen befindliche Schiffe in Brand. Das englische Schiff Drake von 22 Kanonen wurde im Kanal zwischen England und Irland von ihm erbeutet und als Prise nach Brest geführt. Im August 1779 wurde er zum Kommodore eines aus französischen und nordamerikanischen Schiffen zusammengesetzten Geschwaders ernannt. Wiewohl sein Anschlag auf das reiche Liverpool nicht gelang, so setzte er doch die ganze britische Küste in Schrecken, nahm 22. Sept. nach hartem Kampf das große britische Schiff Serapis und kehrte mit 800 Gefangenen und reicher Beute nach Brest zurück. 1788 trat er auf Einladung der Kaiserin Katharina II. als Konteradmiral in russische Dienste, verließ dieselben jedoch, durch Potemkins und des Prinzen von Nassau Eifersucht bewogen, schon im folgenden Jahr wieder. Nachdem er Österreich vergebens seine Dienste angeboten, zog er sich nach Paris zurück und starb daselbst, fast vergessen, 18. Juli 1792. Die unter seinem Namen erschienenen »Mémoires« (Par. 1789, 2 Bde.; Edinb. 1830) sind wahrscheinlich unecht. Seine Biographie lieferten Sherburne (2. Aufl. 1851), Simms (New York 1845) und Abbott (das. 1875). In Romanen behandelten sein Leben Cooper in »The pilot«, Allan Cunningham in »Paul J.« und A. Dumas in »Le capitaine Paul«.

4) Sir Harry David, engl. General, geb. 14. März 1792, trat 1808 als Leutnant in das Heer, dem er fast 58 Jahre angehört hat. Er kämpfte 1810 bis 1814 in Spanien und ging dann zur Armee des Generals Lambert nach Amerika. Von dort zurückkehrend, landete er am Tag von Waterloo, 18. Juni 1815, in Ostende, zog mit den englischen Truppen nach Paris und wurde Kommandeur der Befestigungen auf dem Montmartre. Später avancierte er allmählich zum Obersten und erhielt die Leitung der Ingenieurschule zu Chatham. Beim Ausbruch des Krimkriegs zum Brigadegeneral ernannt, führte er in Gemeinschaft mit Baraguay d'Hilliers die Operation gegen Bomarsund aus, deren glücklicher Erfolg ihm die Ernennung zum Generalmajor und das Kommando über das englische Ingenieurkorps in der Krim eintrug, wo er in Gemeinschaft mit General Niel den Fall Sebastopols herbeiführte. 1856 wurde er Gouverneur der Militärschule von Sandhurst, vier Jahre später Generalleutnant und Kommandant des Ingenieurkorps. J. starb 2. Aug. 1866 in Sandhurst.

5) Owen, engl. Architekt, geb. 15. Febr. 1809 zu London, studierte unter Vuillamy, reiste 1834 nach Spanien, wo er sich namentlich in Granada aufhielt, und von da nach Ägypten. Nach England zurückgekehrt, gab er das Prachtwerk »Plans, elevations, sections and details of the Alhambra« (Lond. 1842—45, 2 Bde.; 2. Aufl. 1847—48) heraus. Im J. 1851 übertrug man ihm die innere Ausschmückung des Kristallpalastes der ersten Weltausstellung, und als das Gebäude vom Hydepark nach Sydenham übertragen wurde, erhielt er den Auftrag, die verschiedenen Räumlichkeiten dem Charakter der Zeit und des Landes anzupassen, für den sie bestimmt waren. Hervorragend ist darunter der Alhambra

vom Mississippi, mit einem großen Irrenhaus und (1880) 879 Einw. In der Nähe Eisengruben und Kalksteinbrüche.

Jonge, 1) Johannes Cornelis de, niederländ. Geschichtschreiber, geb. 9. Mai 1793 zu Zieritzen in Zeeland, war beim niederländischen Reichsarchiv angestellt und Aufseher des königlichen Münzkabinetts im Haag, wo er 11. Juni 1853 starb. Von seinen Werken ist besonders zu nennen: »Geschiedenis van het nederlandsche zeewezen« (3. Aufl., von seinem Sohn herausgegeben, Zwolle 1869, 6 Bde.).

2) Johann Karel Jacob de, niederländ. Historiker, Sohn des vorigen, geb. 17. Juni 1828 im Haag, studierte in Leiden die Rechte, wurde dann Hilfsbeamter beim Reichsarchiv im Haag, wo er sich mit Bakhuizen van den Brink und mit van den Bergh an der Herausgabe von »Het nederlandsch rijksarchief; verzameling van onuitgegeven oorkonden en bescheiden voor de geschiedenis des vaderlands« beteiligte. Er starb 15. März 1880. Im J. 1862 erschien der erste Teil seines großartig angelegten, aber unvollendet gebliebenen Werkes »De opkomst van het nederlandsch gezag in Oost-Indië; verzameling van onuitgegeven stukken uit het oudkoloniaal archief« (Haag 1862—77, 10 Bde.; Bd. 11 u. 12 hrsg. von Deventer, 1883—84), welches eine gründliche Darstellung der niederländischen Kolonialgeschichte im Indischen Archipel enthält. Ferner schrieb er: »De oorsprong van Nederlands bezittingen op de kust van Guinea in herinnering gebragt uit de oorspronkelijke stukken« (Haag 1871) und eine historische Studie über Louise de Coligny (das. 1880).

Jongleur (franz., spr. schong-lör, mittellat. joculator, provençal. joglar, joglador, altfranz. jogléor oder joglère), bei den Provençalen und Nordfranzosen Bezeichnung für Spielleute, welche aus Gesang, Musik und Erzählung ein Gewerbe machten (im Gegensatz zu den ritterlichen Kunstdichtern, den Troubadouren und Trouvères) und vielfach auch zur Gaukelei und Possenreißerei herabsanken. Troubadoure, welche die Gabe, ihre Lieder singend vorzutragen, nicht selbst besaßen, pflegten einen J. zum Begleiter anzunehmen, um von diesem ihre Gedichte singen und zugleich auf einem Instrument begleiten zu lassen. Bei den Trouvères der Nordfranzosen hießen die Jongleure, wenn sie im Dienst großer Herren standen und selbst zu dichten verstanden, auch Ménéstrels (s. d.). Vgl. Freymond, J. und Ménéstrels (Halle 1883). Gegenwärtig versteht man unter Jongleuren lediglich Leute, welche Meister in den Künsten der Körpergewandtheit und Äquilibristik sind; unter diesen sind die indischen Jongleure die berühmtesten.

Jonke, Feldmaß auf Java à 4 Bouwis = 283,86 Ar.

Jönköping (spr. jöndschöping), Län im Innern des südlichen Schweden, grenzt im N. an Skaraborglän und Ostgotland, im O. an letzteres und Kalmar, im S. an Kronoberg, im W. an Holland und Elfsborgslän und umfaßt den nördlichen höhern Teil der Landschaft Småland mit einem Areal von 11,574,6 qkm (210,2 QM.) mit (Ende 1884) 197,392 Einw. Das Land ist gebirgig und von Seen (Wettersee) und Flüssen (Nissa, Laga, Helgeå, Mörrumså, Emmå, Svartå ꝛc.) erfüllt, hat aber zum Teil fruchtbaren Boden und besitzt in seinen Bergen (z. B. im Taberg) ansehnlichen Metallreichtum. Unter den Wäldern ist der Holaveden, der nördliche Grenzwald, der bedeutendste. Das Län zerfällt in neun Gerichtsbezirke. — Die Hauptstadt J. liegt in reizender Gegend am Südende des Wettersees und an der Eisenbahn Falköping-Malmö, hat einen Hafen, Handel mit Landprodukten (Korn ꝛc.), Zündhölzer- (»Säkerhets Tändstickor«), Papier-, Tapeten- und Tabaksfabrikation und (1885) 19,344 Einw. J. ist Sitz des höchsten Gerichtshofs von Gotland sowie auch eines deutschen Konsuls. — J. war Sitz mehrerer schwedischer Reichstage, besonders 1599; 1612 wurde es von den Schweden verbrannt, damit die Dänen nicht Quartier finden sollten. Hier 10. Aug. 1809 Friedensschluß zwischen Dänemark und Schweden.

Jonquille (franz., spr. schongkil[l]j), gelbe Narzissenart, s. Narcissus. Daher Jonquillenfarbe, hochgelbe, ins Grünliche spielende Farbe.

Jonson (spr. dschonnss'n), Ben (eigentlich Benjamin Johnson), engl. Dramatiker, geb. 11. Juni 1573 in Westminster zu London als Sohn eines schottischen Geistlichen, der kurz vor der Geburt des Knaben starb. Dieser wurde zwar in eine gelehrte Schule gebracht, die gedrückte Lage der Familie aber zwang ihn, die kaum begonnenen Studien aufzugeben und bei seinem Stiefvater das Maurerhandwerk zu erlernen. Doch konnte der junge Ben diese Beschäftigung nicht lange aushalten, wie er später dem schottischen Dichter Drummond, der Hauptquelle für Jonsons Leben, erzählt hat. Als damals Königin Elisabeth ihren hart bedrängten Truppen in Flandern Verstärkung sandte, ließ deshalb auch J. sich anwerben; nach beendetem Feldzug kehrte er nach London zurück, um sich alsbald der Bühne in praktischer und schriftstellerischer Thätigkeit zuzuwenden. In letzterer Beziehung scheinen die sogen. »Zusätze zu ältern beliebten Stücken« der Anfang gewesen zu sein. Sehr früh verheiratet, hatte J. nicht lange darauf das Unglück, einen Schauspieler im Duell zu töten, was ihm eine längere Haft zuzog. Durch Fürsprache ward er aber wieder in Freiheit gesetzt. Um jene Zeit war auch sein erstes uns erhaltenes Lustspiel: »Every man in his humour« (1598), entstanden, das nur durch Shakespeares Einfluß zur Aufführung gekommen sein soll. Die eigentümliche Richtung Jonsons ist bereits in diesem ersten Stück vollkommen ausgeprägt: der Dramatiker stellt »jeden in seinem Humor«, d. h. in seinem einseitigen, meist zur Thorheit und Lächerlichkeit gewordenen Wesen, dar. Dieser Humor bezeichnet also gleichsam die fixierte, stehen gebliebene Laune, etwas Dauerndes. Wo J. bei Darstellung dieser »humours« den Boden der Wirklichkeit verläßt und (nach Hurds treffendem Ausdruck) abstrakte Passionen zum Gegenstand wählt, da wird er fast ungenießbar. Dies ist besonders der Fall in »The silent woman« (1609, deutsch von Tieck in der Shakespeare-Vorschule) und »Volpone or the fox« (1605), einem Stück, welches Goethe von jeder weitern Lektüre Jonsons abschreckte. Eine gewisse nicht glückliche Mischung phantastisch-konstruktiver und realer Elemente weist alsdann »Cynthia's revels« (1599) auf: hier wird die Königin Elisabeth, dem Zeitgeist entsprechend, mit einer ans Sinnlose streifenden Schmeichelei als Göttin verherrlicht, während die Typen der Höflinge um so beißenderm Spott preisgegeben werden. Charakteristisch sind die dort eingeflochtenen Gesellschaftsspiele der Herren und Damen vom Hof. Die persönlichen Streitigkeiten aber, in welche J. durch dies Stück wie durch den gegen Marston und Dekker gerichteten »Poetaster« (1601) verwickelt ward, bewogen ihn, in seinen nächsten Produktionen von der Gegenwart abzusehen und im »Sejanus« (1605) und im »Catilina« (1611) antike Stoffe zu behandeln. Von ungleich packenderm Interesse ist das Lustspiel »Bartholomew fair« (1614). Hier wird der Jahrmarkt von Smithfield mit

17*

all seinen harmlosen Volkslustbarkeiten vor uns entrollt, denen der fanatische Puritaner, zumal in Gestalt des »Rabbi Landes-Eifer«, den Untergang geschworen hat, und bei aller Breite und vielen ordinären Zügen zeigt das lebenswahre Volksstück den Dichter als treuen Beobachter und wuchtigen Kämpfer gegen die Puritaner. Dieser Kampf tritt im »Jahrmarkt« ungleich gestalt- und gehaltvoller hervor als in dem leblosen »Alchemist« (1610), weicht aber bei der zunehmenden Aussichtslosigkeit dieser Bestrebungen allmählich einer elegischen Resignation, die in »The sad shepherd« ihren Ausdruck findet: J. sieht hier die Schließung der Theater durch die Puritaner mit voller Deutlichkeit voraus. War aber J. im ganzen nur wenig vom Beifall des Publikums begünstigt, das er deswegen als »ungelehrt und possenergeben« verspottet, so gewann er anderseits und mit vollem Rechte den Beifall des Hofs durch seine unter dem Namen der »Masques« bekannten, zum Teil allegorischen Gelegenheitsgedichte. Gerade hier zeigt sich J. von seiner anmutigsten Seite; sein lyrisches Talent, das in frühern Werken nur gelegentlich durchblitzt, gelangt hier zur vollsten Entfaltung. Allerdings geht die Schmeichelei gegen König Karl I., der den Jahrgehalt des bereits von König Jakob zum Hofpoeten ernannten Dichters auf 100 Pfd. Sterl. erhöht hatte, bis ins Maßlose, zumal in der Maske »Verwandelte Zigeuner«, die aber gleichwohl als ein ebenso kunstreiches wie treues Spiegelbild vom Hof der absoluten Stuarts betrachtet werden muß. J. starb 16. Aug. 1637 in dürftigen Verhältnissen. Sein Grabstein in Westminster Abbey trägt die Inschrift: »O rare Ben J.« Gute Ausgaben seiner Werke besorgten W. Gifford (Lond. 1816, 9 Bde., mit Noten und Biographie; neue Ausg. 1872, 3 Bde., und 1875, 9 Bde.), Barry Cornwall (das. 1838, neue Aufl. 1853), Cunningham (1870, 3 Bde.). Vgl. »Notes of B. Jonson's conversation with W. Drummond« (Lond. 1842); Graf Baudissin, Ben J. und seine Schule (Leipz. 1836, 2 Bde., mit der Übersetzung einiger Stücke); Mézières, Contemporains et successeurs de Shakespeare (2. Ausg., Par. 1864), worin besonders die kulturhistorische Bedeutung des Dichters berücksichtigt ist, und Symonds, Ben J. (Lond. 1886).

Jonzac (spr. schongsack), Arrondissementshauptstadt im franz. Departement Niedercharente, an der Seugne und der Eisenbahn von Nantes nach Bordeaux, hat eine romanische Kirche, einen Schloßturm, (1881) 2392 Einw., Branntweinbrennerei und Handel mit Wein, Branntwein und Geflügel.

Joppe, alter Name der Stadt Jafa (s. d.).

Joram (hebr. Jehoram), 1) König von Israel (851—843 v. Chr.), zweiter Sohn Ahabs, folgte seinem Bruder Ahasja auf dem Thron, schaffte den Baalskult wieder ab und stellte den Bilderdienst Jehovahs wieder her. Ein im Bund mit Juda unternommener Krieg gegen die Moabiter schlug fehl, da deren König seinen Sohn opferte. Der König Ben Hadad von Damaskus fiel darauf in Israel ein und bedrängte Samaria aufs äußerste, bis er durch einen feindlichen Angriff auf sein Land zum Rückzug gezwungen wurde. In einem Rachefeldzug gegen Damaskus ward J. gefährlich verwundet und bald darauf durch seinen bisherigen Feldherrn Jehu, den Elisa heimlich zum König von Israel gesalbt hatte, zu Jesreel ermordet. Derselbe Usurpator räumte auch alle übrigen Glieder der Familie Ahabs aus dem Weg.

2) König von Juda, Sohn und Nachfolger des Josaphat (848—844 v. Chr.), ward durch seine Gemahlin Athalia, Tochter des israelitischen Königs Ahab und der berüchtigten Isebel, zur Begünstigung des Götzendienstes verleitet. Dabei waren die äußern Schicksale des Staats keine glücklichen: die Edomiter machten sich unabhängig, die Grenzstadt Libna fiel ab, und arabische Hirtenvölker überfielen Jerusalem und entführten die Söhne und Weiber des Königs, welcher an einer Unterleibskrankheit starb.

Jorat (spr. schorá, deutsch Jurten), eine der Hügelmassen der schweizer. Hochebene (928 m), bildet ein nach N. allmählich abgedachtes Plateau, während der Südrand in steilen Hängen zum Genfer See abfällt. Diese Halden sind bis hoch hinauf mit Weinbergen bepflanzt und bilden das Uferland La Vaux. Über das Plateau führt die Bahnlinie Lausanne-Oron-Freiburg mit einer Steigung bis zu 27 pro Mille.

Jörd, in der nordischen Mythologie die Gottheit der mütterlichen Erde, Tochter der Riesin Fiorgyn und erste Gattin Odins, der mit ihr den gewaltigen Thor zeugte.

Jordaens (spr. jórdāns), Jacob, niederländ. Maler, geb. 19. Mai 1593 zu Antwerpen, lernte seit 1607 bei seinem spätern Schwiegervater A. van Noort und wurde 1615 als Meister in die Lukasgilde zu Antwerpen aufgenommen. Nächst Rubens war J. der bedeutendste Maler Antwerpens und wurde nach dem Tode des erstern auch ausdrücklich als solcher anerkannt. Wenn er auch im Kolorit und hinsichtlich der Wahl der Stoffe manche Einflüsse von Rubens empfangen hat, bewahrte er doch getreuer als jener die national-vlämische Eigenart, welche sich vornehmlich in einer breitern, oft bis zur Übertreibung und Verzerrung gesteigerten Formenbehandlung und in einem derben, ausgelassenen Humor äußert. Sein Stil ist durch italienische Muster nicht geläutert worden, und deshalb sind seine religiösen Bilder durch ihre gemeine Auffassung den Rubensschen Schöpfungen weit unterlegen. Seine Stärke liegt in humoristischen Darstellungen aus dem Volksleben, namentlich von Familienfesten und Gelagen, welche für die ungebändigte Lustigkeit des vlämischen Volkes charakteristisch sind. Diese letztern lassen sich in zwei Gruppen teilen, deren eine das Bohnenkönigsfest am Dreikönigstag darstellt, während die andre eine realistische Versinnlichung des Sprichwortes: »Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen« in figurenreichen Szenen bildet. Solche Darstellungen findet man in den Galerien zu Paris (Louvre), Wien (Belvedere), Kassel, Braunschweig, Antwerpen (Baron de Pret), Berlin, München und Dresden. Von seinen religiösen Gemälden sind hervorzuheben: das letzte Abendmahl (Museum zu Antwerpen), Martyrium der heil. Apollonia (Antwerpen, Augustinerkirche), der heil. Karl Borromeus für die Pestkranken betend (ebendaselbst, Jakobskirche), der heil. Martin einen Besessenen heilend (Brüssel, Museum), die Opferung im Tempel (Dresden) und die Anbetung der Hirten (Antwerpen, Braunschweig, Frankfurt a. M.). J. hat auch zahlreiche mythologische Bilder gemalt, namentlich Bacchanalien, Satyrn, Diana und ihre Nymphen, den Satyr und den Bauer (nach der Fabel Lafontaines) und eine Anzahl trefflicher Porträte. In dem Huis ten Bosch (»Schloß im Busch«) bei dem Haag malte J. zwei große Allegorien: den Tod, der den Neid besiegt, und den Triumph Friedrich Heinrichs von Oranien über Feinde aller Art. J. starb 18. Okt. 1678 in Antwerpen, mußte aber, weil er Calvinist war, in dem dicht an der Grenze gelegenen holländischen Dorf Putte begraben werden, wo ihm 1877 ein Denkmal errichtet wurde.

Jordan (hebr. Jarden, jetzt von den Arabern Esch Scheria, »Tränkplatz«, genannt), der einzige große und fast der einzige stets fließende Strom Palästinas, dessen eine Hauptverwerfungsspalte einnehmendes Flußbett eine eigentümliche Einsenkung unter die Meeresfläche bildet. Seine Quellgegend liegt an dem noch im September mit Schneemassen bedeckten Hermon (2860 m). Der östliche Quellfluß, der in einer Felsengrotte bei dem Dorf Banias (dem alten Cäsarea Paneas) in 370 m Höhe entspringt, fließt 6 km südwestwärts durch eine fruchtbare Landschaft bis zur Vereinigung mit dem mittlern Quellarm, dem stärksten von allen, welcher bei Tell el Kadi (dem alten Dan) aus einem großen Becken herausfließt. Beide zusammen fallen bald darauf in den westlichen Quellarm, den Nahr Hasbani, der am Westabhang des Hermon in 520 m Höhe entspringt. Der vereinigte Strom verfolgt südliche Richtung, durchfließt zunächst das Sumpfthal Ard el Huleh und den kleinen Schilfsee Bahr el Huleh (fälschlich Meromsee genannt), der in 2 m Höhe liegt, sodann mit starkem Fall in zahllosen Kaskaden ein nur 17 km langes enges und steiniges Thal, um sich in den ehemals See von Genezareth und Tiberiassee, jetzt Bahr Tabarijeh genannten See zu ergießen, der bereits 208 m unter dem Spiegel des Mittelmeers liegt. Etwa 3 km unterhalb seines Austritts aus dem Hulehsee, wo er etwa 25 m breit ist, führt über ihn die 45 Schritt lange »Brücke der Töchter Jakobs« (Dschisr Benât Jakub) mit drei Spitzbogen, deren Erbauungszeit unbekannt ist. Den See Genezareth am Südwestende verlassend, tritt der Fluß dann in die El Ghor (s. d.) genannte, auf beiden Ufern von steil abfallenden Tafelländern eingefaßte Ebene, die sich, 7—16 km breit, 110 km weit bis zum Toten Meer (und noch weiter) erstreckt. Er macht hier so starke und zahlreiche Windungen, daß er auf der 105 km langen Strecke den dreifachen Weg zurücklegt. 10 km unterhalb des Sees Genezareth führt die zweite Brücke, Dschisr Medschamia, aus arabischer Zeit stammend, über den Fluß. Schilfröhricht und Tamarisken bedecken seine Ufer. In der Nähe von Jericho zeigt man die Stelle, wo Jesus von Johannes die Taufe empfing, und die dicht bewaldeten Ufer sind namentlich um Ostern von Pilgerscharen bedeckt, die sich hier baden. Seit 27. Jan. 1885 führt hier eine 35 m lange, 3 m breite und 3½ m hohe Gitterbrücke über den Fluß. Endlich mündet der Fluß in zwei seichten Armen auf der Nordseite in das 394 m unter dem Mittelmeer gelegene Tote Meer (Bahr Lut). Der J. fällt vom Fuß des Hermon bis zum Huleh schnell 518, von da bis zum See Genezareth 210, weiter bis zum Toten Meer 186 m, zusammen 914 m; seine Länge beträgt 215 km, mit Einrechnung der außerordentlich zahlreichen Krümmungen aber das Drei- bis Vierfache. Die wichtigsten Nebenflüsse des Jordans sind rechts der Zerka oder Jabbok und der Scheriat el Menadhire, welcher vom Haurangebirge kommt. S. Karte »Palästina«.

Jordan, 1) (spr. schordáng) **Camille**, franz. Politiker, geb. 1771 zu Lyon, nahm 1793 an der Erhebung Lyons gegen das Schreckensregiment teil, hielt sich bis 1794 im Ausland auf, ward 1796 in den Rat der Fünfhundert gewählt und machte sich als liberaler Politiker durch ein ausgezeichnetes Referat über die Kultusfreiheit bekannt. Nach dem Staatsstreich vom 18. Fructidor geächtet, kehrte er erst 1800 nach Frankreich zurück und hielt sich, bloß mit litterarischen und politischen Studien beschäftigt, unter dem Kaiserreich von der Politik fern. 1816 ward er in die Deputiertenkammer gewählt und bald darauf in den Staatsrat berufen, aber 1819 wegen seiner liberalen Gesinnungen aus demselben wieder ausgeschlossen. Er gehörte fortan zur Opposition in der Kammer und vertrat eine gemäßigte freiheitliche Richtung. Er starb 1821 in Paris. Er schrieb mehrere bedeutende Tagesschriften, wie: »Histoire de la conversion d'une dame parisienne« (Par. 1792, eine Satire auf die konstitutionelle Kirche), »Vrai sens du vote national sur le consulat à vie« (1802) u. a., und übersetzte mehrere Werke Klopstocks und Schillers. Seine vortrefflichen »Discours politiques« erschienen 1826.

2) **Silvester**, einer der Begründer der kurhessischen Verfassung von 1831, geb. 30. Dez. 1792 zu Omes, einem Weiler bei Innsbruck, als Sohn eines armen, dem Trunk ergebenen Schuhmachers, besuchte nach einer traurigen, in Kummer und Elend verbrachten Jugend das Gymnasium zu Innsbruck, studierte 1812—17 in München und Landshut die Philosophie und die Rechte und ließ sich 1818 als Sachwalter zu München, dann 1820 in Frankfurt a. M. und bald darauf zu Heidelberg nieder, wo er sich gleichzeitig als Dozent der Rechte habilitierte. 1821 als außerordentlicher Professor der Rechte nach Marburg berufen, rückte er schon 1822 zum ordentlichen Professor und Mitglied des Spruchkollegiums auf. Damals schrieb er: »Versuche über allgemeines Staatsrecht« (Marb. 1828) und »Lehrbuch des allgemeinen und deutschen Staatsrechts« (Kassel 1831, Abt. 1). Auf dem von der Regierung 1830 zur Beratung ihres Verfassungsentwurfs berufenen Ständetag erschien J. als Vertreter der Landesuniversität, ward zum Vorsitzenden und Berichterstatter des mit der Verfassungsprüfung beauftragten Ausschusses gewählt und übte in dieser Stellung einen entscheidenden Einfluß auf die Entstehung dieser Konstitution. Von der konservativen Partei als Revolutionär verdächtigt, erhielt er beim Wiederzusammentritt der Stände Anfang 1833 keinen Urlaub. Als die Stände diesen Schritt als verfassungswidrig bezeichneten, erfolgte 18. März ihre Auflösung. J. verzichtete nun selbst auf seine Wahl und lebte in Zurückgezogenheit seinem wissenschaftlichen Beruf, als auf die Denunziation eines Apothekers, Döring, zu Marburg, der sich in sein Vertrauen eingeschlichen und die Zusicherung eines Straferlasses von den (wegen Totschlags erhaltenen) sechs Jahren Festungshaft bekommen hatte, im Juni 1839 eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet, er selbst vom Amt suspendiert und zwei Monate später in Haft genommen wurde. Erst im August 1840 wurde die Voruntersuchung geschlossen und 27. Febr. 1841 vom Kriminalsenat des kurfürstlichen Obergerichts die Hauptuntersuchung verfügt. Am 14. Juli 1843 erfolgte endlich die Publikation des Urteilsspruchs: J. ward wegen Nichtverhinderung eines Komplotts zu fünfjähriger Festungsstrafe, wobei die erlittene vierjährige Untersuchungshaft nur mit sechs Monaten in Abzug zu bringen sein sollte, und zur Bezahlung des auf ihn fallenden Teils der Prozeßkosten verurteilt. Da nach ärztlichem Zeugnis Jordans Gesundheitszustand seine Einkerkerung verbot, so wurde er zunächst in seinem Haus durch eine Gendarmenwache von sechs Mann bewacht und, als er eine Beschwerde über administrative Willkür einreichte, 2. Aug. wieder ins Gefängnis gebracht. Abermals verflossen zwei Jahre, ehe das Oberappellationsgericht zu Kassel sein Endurteil abgab (5. Nov. 1845), das J. völlig freisprach, ihn unter Niederschlagung der Kosten aus der Untersuchung entließ und ihm nur wegen unziemlicher Schreibart in einer Stelle seiner

Verteidigungsschrift zu 5 Thlr. Kosten verurteilte. Als die Ereignisse von 1848 eintraten, mahnte J., wieder in den Landtag gewählt, zur Mäßigung und Versöhnung, nahm in diesem Sinn teil am Vorparlament und ward mit dem Titel eines Geheimen Legationsrats Bevollmächtigter Kurhessens beim Bundestag (bis Januar 1850). Auch saß er als Abgeordneter eines kurhessischen Wahlbezirks in der Nationalversammlung, wo er ebenfalls vermittelnd zu wirken suchte. Er starb 15. April 1861 in Kassel. Vgl. außer seiner »Selbstverteidigung« (2. Aufl., Mannh. 1845) Trinks und Julius, Jordans Leben und Leiden (Frankf. 1845).

3) Rudolf, Maler, geb. 4. Mai 1810 zu Berlin, begann daselbst seine künstlerische Ausbildung unter Wach, verließ denselben jedoch schon 1830 und machte in Rügen Naturstudien, auf Grund deren sein erstes Genrebild: die Fischerfamilie, entstand. 1833 wandte er sich nach Düsseldorf und arbeitete in der dortigen Akademie bei Schadow und K. Sohn. Dort begründete er 1834 seinen Ruf durch den Heiratsantrag auf Helgoland (Nationalgalerie zu Berlin), der durch Nachbildungen sehr beliebt wurde. Von da ab widmete er sich ausschließlich der Schilderung des Fischer- und Schifferlebens, wozu er sich die Stoffe auf häufigen Reisen nach Holland, Belgien und Frankreich holte. Er stellt mit gleichem Geschick humoristische wie ernste, selbst tragische Szenen dar. Seine Auffassung ist gesund, mitunter wahrhaft poetisch, die Zeichnung scharf individualisierend. Seine Färbung war anfangs kräftig und ist erst zuletzt etwas flauer geworden. Seine spätern Hauptwerke sind: die vergessenen Stiefel (1835), zurückkehrende Lotsen (1836, Berliner Nationalgalerie), das Lotsenexamen (1842), die Lotsensturmglocke, Szene in den Dünen nach dem Sturm (1844), Rettung aus dem Schiffbruch (1848), betende Weiber mit ihrem Geistlichen in Sturmesnot (1852), die Krankensuppe (in der Kunsthalle zu Düsseldorf), Suppentag im Kloster (Museum zu Köln), das Altmännerhaus an der holländischen Küste (1864, Nationalgalerie in Berlin), Strandwache, eine Hochzeit auf der Insel Marken, das Frauenhaus zu Amsterdam, gestrandete Passagiere, der Witwe Trost (1866, Nationalgalerie zu Berlin), das Begräbnis des alten Seemanns (1874), nach durchwachter Nacht, Schiffbruch an der Küste der Normandie (1880), Rückkehr vom Heringsfang (1881), holländische Strandkneipe (1884) und eine große Zahl größerer und kleinerer Familienszenen. Minder glücklich sind seine Darstellungen aus dem italienischen Volksleben. Viele von Jordans Gemälden sind durch Stich, Lithographie ꝛc. weit verbreitet. Auch als Aquarellmaler, Illustrator und Radierer hat er sich vorteilhaft bekannt gemacht. Er starb 26. März 1887 als königlicher Professor und im Besitz der großen goldenen Medaille der Berliner Ausstellung.

4) Ludwig Andreas, Reichstagsabgeordneter, geb. 24. Febr. 1811 zu Deidesheim in der bayrischen Pfalz, Weingutsbesitzer und 1848–52 Bürgermeister daselbst, 1857 Präsident der pfälzischen Handelskammer und 1845–55 und 1862–72 Mitglied des bayrischen Abgeordnetenhauses, wo er der gemäßigt Mitgliedern er gehörte. Er starb 1. Juli 1883 in Deidesheim.

5) Wilhelm, Dichter und Schriftsteller, geb. 8. Febr. 1819 zu Insterburg, studierte 1838–42 in Königsberg, wo besonders die Vorlesungen von Karl Rosenkranz für seinen Bildungsgang einflußreich wurden, anfangs Theologie, dann Philosophie und Naturwissenschaften, setzte, schon promoviert, seine Studien 1842–43 in Berlin fort und ließ sich sodann in Leipzig nieder. Dort politischer und religiöser Dichtungen und Aufsätze wegen verfolgt und aus Sachsen verwiesen, siedelte er nach Bremen über, wo er schriftstellernd und als Lehrer thätig bis Februar 1848 lebte. In Freienwalde zum Abgeordneten fürs deutsche Parlament erwählt, trat er namentlich in der Polenfrage als Redner auf. Zum Sekretär des Marineausschusses ernannt, wurde er, nachdem die Gründung einer Flotte beschlossen war, als Ministerialrat in die Marineabteilung des Reichsministeriums für Handel berufen. Nach Versteigerung der deutschen Flotte von der Bundesversammlung pensioniert, hat er in Frankfurt a. M. seitdem seinen Wohnsitz. Von einigen frühern Übersetzungen abgesehen, veröffentlichte J.: »Glocke und Kanone« (Königsb. 1841) und »Irdische Phantasien« (das. 1842), Dichtungen mit politischer Tendenz und von ziemlich stürmischem Inhalt; ferner: »Litauische Volkslieder und Sagen« (Berl. 1843); »Die begriffene Welt«, 6 Hefte einer Monatsschrift für populäre Darstellungen aus dem Gebiet der Naturwissenschaften (Leipz. 1843–44); »Schaum«, Dichtungen (das. 1845); »Weckruf an das Ronge-berauschte Deutschland« (das. 1845); »Geschichte der Insel Haiti und ihres Negerstaats« (das. 1846–49, 2 Bde.); »Demiurgos«, ein Mysterium (das. 1852–54, 3 Bde.); »Die Liebesleugner«, lyrisches Lustspiel (das. 1854); »Tausch enttäuscht«, Lustspiel (1856; 2. Aufl., Frankf. 1884); »Graf Dronte«, Schauspiel (1856); »Der falsche Fürst«, Schauspiel (1856); »Die Witwe des Agis«, Preistragödie (Frankf. a. M. 1858); »Shakespeares Gedichte«, die Übersetzung der Sonette und erzählenden Dichtungen Shakespeares enthaltend (Berl. 1861), und die Übersetzung der Tragödien des Sophokles (das. 1862). Unter allen diesen Werken sind »Die Witwe des Agis« und »Demiurgos« als bisherige Hauptwerke zu bezeichnen, letzteres eine philosophische Dichtung in episch-dramatischer Form, eine Art Faustiade, rücksichtlich der Gedanken nicht ohne Verdienst, aber breit und ohne Handlung. 1865 begann J. als wandernder Rhapsode mit dem Vortrag einer Wiederherstellung der Nibelungensage: »Nibelunge«, welche (in Stabreimen abgefaßt) in zwei getrennten Teilen: »Sigfriedsage« (Frankf. 1869, 12. Aufl. 1885) und »Hildebrants Heimkehr« (7. Aufl., das. 1885), erschien, an den verschiedensten Orten mit Beifall aufzutreten und hat seine Reisen bis nach Amerika ausgedehnt. Seine Anschauung über die mögliche Wiederbelebung des altdeutschen Epos legte J. in den Schriften: »Das Kunstgesetz Homers und die Rhapsodik« (Frankf. 1869), »Der epische Vers und der Stabreim« (das. 1868) und »Epische Briefe« (das. 1876) dar. Bei glänzenden

beleben. Außer den »Nibelunge« publizierte J. in den letzten Jahren: »Durchs Ohr«, Lustspiel (Frankf. 1871, 5. Aufl. 1885); »Strophen und Stäbe«, Dichtungen (das. 1872); »Arthur Arden«, Schauspiel (das. 1872); »Andachten«, Gedichte (das. 1877); »Die Erfüllung des Christentums« (das. 1879); »Sein Zwillingsbruder«, Lustspiel (das. 1883); »Die Sebalds«, Roman (Stuttg. 1885, 2 Bde.), sowie die Übersetzungen mehrerer Shakespeare-Stücke (für die sogen. Dingelstedtsche Ausgabe, Hildburgh. 1865 ff.) und der Homerischen Epen in Hexametern (»Odyssee«, Frankf. 1875; »Ilias«, das. 1884).

6) Henri, namhafter Philolog, geb. 30. Sept. 1833 zu Berlin, studierte 1852—56 in Bonn und Berlin, wirkte als Schulamtskandidat am Friedrichswerderschen Gymnasium zu Berlin, habilitierte sich Ostern 1861 daselbst, war Studien halber im Herbst 1861 bis Ostern 1863 in Italien und wurde 1867 ordentlicher Professor der klassischen Philologie in Königsberg, wo er 10. Nov. 1886 starb. Seine Hauptwerke sind: »M. Catonis praeter librum de re rustica quae extant« (Leipz. 1860); »Scriptores historiae Augustae« (Bd. 1, Berl. 1864; Bd. 2 von Eyssenhardt); eine Ausgabe des Sallust (das. 1867, 2. Ausg. 1876); »Topographie der Stadt Rom im Altertum« (das. 1870—85, 2 Bde.); »Forma urbis Romae« (das. 1874); »Kritische Beiträge zur Geschichte der lateinischen Sprache« (das. 1879); »Capitol, Forum und Sacra Via in Rom« (das. 1881); »Marsyas auf dem Forum in Rom« (das. 1883) u. a. Auch besorgte er die 3. Auflage von Prellers »Römischer Mythologie« (Berl. 1881).

7) Max, Kunstschriftsteller, geb. 19. Juni 1837 zu Dresden, besuchte von 1856 an die Universitäten Jena, Berlin, Bonn und Leipzig und veröffentlichte, anfangs dem Geschichtsstudium zugewandt, eine Monographie über Georg Podiebrad, den Böhmenkönig. Eine längere Reise 1861 nach Italien bestimmte ihn jedoch, zur Kunstgeschichte überzugehen. Er wurde 1870 Direktor des städtischen Museums in Leipzig und habilitierte sich 1872 mit »Untersuchungen über das Malerbuch des L. da Vinci« (Leipz. 1873) daselbst als Dozent an der Universität. Er gab in dieser Zeit und später Werke von Genelli, Schnorr von Carolsfeld und andern Meistern der neuern deutschen Kunst heraus, deren Popularisierung er eifrig zu fördern suchte. 1874 wurde J. Direktor der königlichen Nationalgalerie zu Berlin, 1879 Mitglied des Senats der königlichen Akademie der bildenden Künste, 1880 vortragender und Geheimer Regierungsrat im preußischen Kultusministerium. Er lieferte eine deutsche Ausgabe der »History of painting in Italy« und der »History of painting in North Italy« von Crowe und Cavalcaselle (Leipz. 1869–74, 6 Bde.) sowie des »Life of Titian« derselben Verfasser (das. 1877) und gab außer dem Katalog das »Album der Nationalgalerie« heraus.

8) Wilhelm, Geodät, geb. 1. März 1842 zu Ellwangen, absolvierte 1863 das Ingenieurstudium am Stuttgarter Polytechnikum und beschäftigte sich bis 1865 mit Vermessungen, wurde darauf Dozent am Stuttgarter, 1868 Professor am Karlsruher Polytechnikum und 1882 an dem zu Hannover. 1873—1874 nahm er als Geodät und Astronom an der Rohlfsschen Expedition nach der Libyschen Wüste teil. Er schrieb: »Physische Geographie und Meteorologie der Libyschen Wüste ꝛc.« (Kassel 1876); »Handbuch der Vermessungskunde« (2. Aufl., Stuttg. 1878, 2 Bde.); »Barometrische Höhentafeln« (2. Aufl., das. 1886); »Hilfstafeln für Tachymetrie« (das. 1880); »Das deutsche Vermessungswesen« (mit K. Steppes, das. 1880, 2 Bde.); »Grundzüge der astronomischen Zeit- und Ortsbestimmung« (Berl. 1885) u. a. J. ist auch Herausgeber der »Zeitschrift für Vermessungswesen«.

Jordanis (got. Jornandes, »eberkühn«), Geschichtschreiber des 6. Jahrh., geboren um 500, alanischer Abkunft, aber aus einem den Amalern verschwägerten Geschlecht, war erst Notar am königlichen Hof, trat dann zum Katholizismus und in den geistlichen Stand über und war zuletzt wahrscheinlich Bischof von Kroton. Sein erstes Werk: »De origine actibusque Getarum« (d. h. der Goten), ist ein aus der Erinnerung niedergeschriebener Auszug aus Cassiodorus (s. d.) mit Zusätzen aus den Annalen des Marcellinus Comes und eigner Kenntnis der alten Überlieferungen. Es ist 551 in Konstantinopel oder Chalcedon abgefaßt, wohin J. den Papst Vigilius 547 begleitet hatte. Obwohl sich selbst zu den Goten zählend, war J. eifriger Katholik und Verehrer des römischen Weltreichs, wie die Amaler nach Theoderich, und deshalb mit dem Kampf seines Volkes unter Totilas gegen die Römer nicht einverstanden; er sah allein in der friedlichen Einfügung desselben in das Weltreich unter der Herrschaft der Nachkommen Theoderichs sein Heil. Das zweite Werk: »De breviatione chronicorum« oder »De regnorum successione«, ebenfalls 551 abgefaßt und dem Vigilius gewidmet, ist nur eine ungeschickte Kompilation, meist aus Florus, über die Weltgeschichte von Erschaffung der Welt bis 552 n. Chr. und daher ohne Wert, während die Geschichte der Goten durch den Verlust des Cassiodorischen Originals eine wichtige Quelle geworden ist. Neuere Ausgaben besorgten C. A. Closs (Stuttg. 1861), Holder (Freib. i. Br. 1882) und Mommsen in »Monumenta Germaniae historica, Auct. ant.«, Bd. 5, eine Übersetzung der »Gotengeschichte« Martens (Leipz. 1884). Vgl. Sybel, De fontibus libri Jordanis de origine actuque Getarum (Berl. 1838); Jak. Grimm, Über J. und die Geschichten, in den »Kleinen Schriften«, Bd. 3 (das. 1866); Stahlberg, J. (Mülh. a. Rh. 1854).

Jordansfest, s. Wasserweihe.

Jordens, Karl Heinrich, Litterarhistoriker, geb. 24. April 1757 zu Fienstädt im Mansfeldischen, studierte in Halle Theologie und Philologie, wurde 1778 Lehrer in Berlin, wo er mehrere griechische und römische Klassiker edierte, 1792 Inspektor zu Bunzlau und 1796 Rektor des Lyceums in Lauban. Seit 1825 in Ruhestand versetzt, starb er 6. Dez. 1835. Sein »Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten« (Leipz. 1806—11, 6 Bde.) ist besonders in Bezug auf die bibliographischen Notizen schätzbar.

Joret (spr. schoräh), Charles, franz. Philolog und Litterarhistoriker, geb. 1839 zu Formigny (Calvados), Professor der ausländischen Litteraturen an der Faculté des lettres zu Aix, begann seine Studien auf der Sorbonne und setzte sie in Heidelberg und Bonn fort, indem er sich besonders mit deutscher Litteratur und Sprachkunde beschäftigte. Das Interesse an den letztern bethätigte er in der Folge durch vortreffliche Arbeiten, von denen wir nennen: »Herder et la renaissance littéraire en Allemagne au XVIII. siècle« (1875); »La littérature allemande au XVIII. siècle dans ses rapports avec la littérature française et avec la littérature anglaise« (1876). J. ist Mitglied der Société linguistique von Paris, in deren Memoiren er eine Abhandlung über den normännischen Dialekt der Landschaft Bessin und ein etymologisches Wörterbuch desselben herausgab (1877—1879).

Jörg, 1) Johann Christian Gottfried, Mediziner, geb. 24. Dez. 1779 zu Prödel bei Zeitz, studierte in Leipzig und habilitierte sich 1805 daselbst als Privatdozent sowie praktischer Arzt und Geburtshelfer. Später ward er ordentlicher Professor der Geburtshilfe und Direktor der Entbindungsanstalt zu Leipzig und starb 20. Sept. 1856 daselbst. Er gehörte zu den namhaftesten Geburtshelfern dieses Jahrhunderts und machte sich besonders dadurch verdient, daß er die vielfach üblich gewordenen unnützen Eingriffe bei gesundheitsgemäßen Geburten, wie z. B. mechanische Erweiterung des Muttermundes ꝛc., zu beseitigen und der Naturthätigkeit im Geburtsakt ihr Recht zu wahren suchte. Von ihm ging die von Ritgen weiter ausgebildete Idee einer neuen Methode des Kaiserschnittes, der sogen. Bauchscheidenschnitt, aus (1806). Er schrieb: »Lehrbuch der Hebammenkunst« (Leipz. 1814, 5. Aufl. 1855); »Handbuch der Geburtshilfe« (das. 1807, 3. Aufl. 1833); »Handbuch der Krankheiten des Weibes« (das. 1809, 3. Aufl. 1831); »Handbuch zum Erkennen und Heilen der Kinderkrankheiten« (das. 1826, 2. Aufl. 1836); »Die Zurechnungsfähigkeit der Schwangern und Gebärenden« (das. 1837).

2) Joseph Edmund, ultramontaner Politiker, geb. 23. Dez. 1819 zu Immenstadt, studierte Theologie, wandte sich aber unter Döllingers Anleitung der Geschichte zu, trat 1852 in den Archivdienst und ward Vorstand des königlichen Archivs auf Schloß Trausnitz bei Landshut. Von eingehendem Quellenstudium zeugt seine »Geschichte des großen Bauernkriegs« (Freib. i. Br. 1850). Seitdem er 1852 nach Guido Görres' Tode die Redaktion der ultramontanen »Historisch-politischen Blätter« übernommen, für die er viele Artikel schrieb, wandte er sich mehr der Zeitgeschichte zu. So erschienen von ihm eine »Geschichte des Protestantismus in seiner neuesten Entwickelung« (Freib. i. Br. 1857, 2 Bde.) und eine »Geschichte der sozialpolitischen Parteien in Deutschland« (das. 1867). 1865 ward er in den bayrischen Landtag gewählt, 1867 auch in das Zollparlament; doch trat er erst im Januar 1870 als Referent der ultramontanen Majorität des Landtags in der Debatte über die von ihm verfaßte und gegen Hohenlohe gerichtete Adresse hervor. Während er hier seinen Zweck, den Sturz Hohenlohes, erreichte, verfehlte er ihn im Juli 1870, als er als Referent bewaffnete Neutralität Bayerns verlangte, und im Januar 1871, als er Ablehnung der Verträge mit dem Norddeutschen Bund und des Anschlusses an das Deutsche Reich beantragte. Dem deutschen Reichstag gehörte er seit 1871 an, machte sich aber auch hier erst 4. Dez. 1874 durch seine bissige Rede gegen Bismarcks auswärtige Politik bemerklich. Als Haupt der bayrischen Patriotenpartei leitete er im Sommer 1875 die Neuwahlen für den Landtag und beantragte bei dessen Zusammentritt im Oktober 1875 eine wieder von ihm verfaßte scharfe Adresse an den König, welche rundheraus Entlassung des Ministeriums forderte. Sie ward von der Kammer zwar angenommen; indes hatte sie nicht die gewünschte Wirkung, den Sturz der verhaßten Minister, namentlich Lutz', und die Ernennung eines ultramontanen Ministeriums herbeizuführen, indem der König die Adresse in schroffer Weise ablehnte. J. nahm nun im bayrischen Landtag eine versöhnliche Haltung ein, ward aber deswegen von den Extremen seiner eignen Partei in so heftiger Weise angegriffen, daß er sich unter entschiedener Verurteilung der Politik seiner Parteigenossen im Landtag 1880 ganz vom politischen Leben zurückzog.

Jöripaß, s. San Jorio, Passo di.

Joris, Pio, ital. Maler, geb. 1843 zu Rom, besuchte von 1856 bis 1864 die St. Lukasakademie, vollendete seine Studien bei Bertunni und stellte 1866 das Gemälde: römisches Landmädchen, einem Hirten zu trinken reichend, aus. 1867 folgte die ländliche Szene: Gruß der Jungfrau Maria, 1868: eine Hochzeit in Palombara, Sabina, eine hastige Mahlzeit und ein Konzert in Genazzano. Auf der Münchener Ausstellung 1869 erhielt J. für den Sonntagsmorgen vor der Porta del Popolo in Rom eine goldene Medaille. Schon 1869 hatte J. Venedig, Paris und München besucht, 1870 reiste er zu Studienzwecken nach London und hielt sich 1871—72 in Spanien auf. 1872 vollendete er die Saladad (span. Tanz), 1873 führte er verschiedene Motive aus der Umgegend von Rom aus und sandte die Rückkehr vom Almosengang, wofür er eine Ehrenmedaille erhielt, zur Wiener Ausstellung. 1875 beschickte er den Pariser Salon mit dem Pfarrer als Antiquitätenhändler, 1876 mit der Heimkehr der Waisen sowie dem Aquarell: Taufe in Roma Priora. Die nationale Ausstellung zu Neapel 1877 brachte: nach dem Segen und Forio d'Ischia, die Pariser internationale 1878: die Taufe in Ischia und die Via Flaminia. Von seinen übrigen Bildern sind noch zu nennen: Tempel des Antoninus und der Faustina, an den Tiberufern, die Flucht des Papstes Eugen IV. (1883), Patrizierkind und Waisenkinder, ein Antiquitätenhändler des 18. Jahrh., der arme Soldat, die Odaliske, Dämmerung in der römischen Campagna und die Braut aus der Provinz Rom. J. gehört der modernen Richtung in der ital. Malerei an, die, unter dem Einfluß Fortunys, mit pikanter Lebendigkeit der Darstellung des Volkslebens eine geistreiche, fast skizzenhafte technische Ausführung verbindet.

Jorissen, Theodor, niederländ. Historiker, geb. 23. Febr. 1833 zu Utrecht, war zuerst Lehrer am Gymnasium in Gouda, dann an der höhern Bürgerschule zu Haarlem und ist seit 1865 Professor der Geschichte am Athenäum (jetzt Universität) zu Amsterdam. Seine hauptsächlichsten Schriften sind: »Abelard en Heloïse« (Haag 1862); »Charlotte de Corday« (Groning. 1864); »Over het begrip van algemeene geschiedenis« (Amsterd. 1865); »De omwenteling van 1813« (1865—68, 2 Tle.); »Napoléon I et le roi de Hollande« (Haag 1868); »G. K. van Hogendorp en L. van Limburg-Stirum« (Groning. 1869); »De ondergang van het koningrijk Holland« (Arnh. 1871); »Constantin Huygens« (das. 1871); »De eerste coalitie en de republiek der vereenigde Nederlanden« (Amsterd. 1877). Außerdem hat sich J. durch litteraturgeschichtliche Arbeiten, namentlich über Vondel, einen bedeutenden Namen gemacht.

Joristen, s. David Joriszoon.

Jork, Landgemeinde und Hauptort des gleichnamigen Kreises im preuß. Regierungsbezirk Stade, unweit der Elbe, hat ein Amtsgericht, eine evang. Kirche und (1885) 1466 evang. Einwohner. Der Kreis J. umfaßt das Alte Land, einen sehr fruchtbaren Marschdistrikt längs der Elbe zwischen Este und Schwinge, mit trefflicher Viehzucht, Kirschenbau und Schiffahrt; die Bewohner haben noch eigne Sitten und Kleidung und unterscheiden sich aufs schärfste von den Nachbarn im Kreis Kehdingen, im Kehdingerland.

Jormungandr (Jörmungand), in der nord. Mythologie die von Loke und der Riesin Angerbode gezeugte Schlange (auch Midgardschlange genannt), wurde von den Asen in das Weltmeer geschleudert und wuchs darin zu so ungeheurer Größe, daß sie, sich selbst in den Schwanz beißend, mit ihrem Leib die ganze Erde umspannt. Sie erzeugt Ebbe

und Flut, je nachdem sie trinkt oder das Wasser wieder von sich speit. Beim Weltuntergang steigt sie aus dem Abgrund des **Meers hervor** und kämpft gegen die Götter; Thor erschlägt sie zwar mit seinem Hammer, ertrinkt aber in den Giftströmen, mit denen er von ihr überschüttet wird. Der Mythus lebt in der immer wieder auftretenden Sage von der sogen. Seeschlange (wenngleich in immer mehr absterbender Form) noch fort.

Jormunrekr (Jörmunrek), der mythisch umgestaltete König Ermanarich oder Ermrich (s. d.), schickte nach der nordischen Sage seinen Sohn Randwer zu Jonakur und Gudrun, um für ihn, den Vater, um Gudruns und Sigurds Tochter Swanhild (s. d.) zu freien. Randwers Begleiter aber, der boshafte Bikki, beredete ihn, das Mädchen für sich selbst statt für seinen Vater zu erbitten. Randwer ging hierauf ein, Bikki aber hinterbrachte es dem J., und dieser ließ nun seinen Sohn aufhängen und Swanhild durch seine Pferde zertreten. Um ihre Tochter Swanhild zu rächen, sandte Gudrun ihre Söhne Sörli und Hambir zu J., die ihm Hände und Füße abschlugen. Sie wurden dafür von den Leuten Jormunrekrs gesteinigt.

Jornandes, s. Jordanis.

Joruba (Yoruba, Jarriba), Negerreich in Oberguinea, begrenzt im N. und O. von Nupe, im S. von Benin und der britischen Kolonie Lagos, im W. von Dahomé, 48,180 qkm (875 QM.) groß mit ca. 3 Mill. Einw. Es ist eine schöne, parkähnliche Landschaft, im N. von Ausläufern des Konggebirges durchzogen, von welchem die Flüsse Ogun mit Ojun und Ossun zur Lagos- und Yebulagune abfließen. Von den vielen Reisenden, welche das Land besucht haben, ist Clapperton 1825 der erste gewesen; er fand ein unabhängiges Reich vor, das aber später von den Fulbe zerstört wurde. Von diesen fand es Rohlfs 1867 abhängig; der jedesmalige Herrscher, welcher in der Hauptstadt Ojo residiert, wird von den Vornehmen gewählt, er ist unverletzlich und absolut. Ihm zunächst im Rang steht der Basin oder Obereunuch, dann der älteste Sohn des Königs. Unter den Hofchargen ist die merkwürdigste die des sehr einflußreichen Olokosin, der an demselben Tag wie der König sterben muß. Die Eingebornen, ein Negerstamm mit eigner Sprache, zeichnen sich durch guten Körperbau, hellere Hautfarbe, weniger wulstige Lippen aus. Sie sind wohlgekleidet, bauen viereckige Hütten, treiben Ackerbau, Industrie in Lederwaren, Handel und Viehzucht. Bemerkenswert bleibt, daß sie unter allen Negern es allein zur Käsebereitung gebracht haben. Sie sind meist noch Fetischanbeter; doch dringt von N. unter ihnen der Islam vor, während im S. christliche Missionäre unter ihnen für die Ausbreitung des Evangeliums wirken. Ihre Sprache, dargestellt von Crowther (1852) und Bowen (Washingt. 1858), ist nach Fr. Müller nur mit den benachbarten Negersprachen verwandt, nach Lepsius schließt sie sich durch den Gebrauch von Nominalpräfixen u. a. zugleich an den großen südafrikanischen Bantusprachstamm an. Die bedeutendsten Orte sind Ibadan mit 150,000 Einw., südlich von Ojo, das ihm an Größe bedeutend nachsteht, und Ischin, nordwestlich von letzterm. S. Karte bei »Guinea«. Vgl. Bowen, Grammar and dictionary of the Yoruba language, with an introductory description of the country and people of Yoruba (Washingt. 1858); Rohlfs, Quer durch Afrika, Bd. 2 (Leipz. 1875).

Jorullo (spr. chorúljo, Jurugo), Vulkan im mexikan. Staat Michoacan, 1274 m hoch, in einer etwa 760 m hohen fruchtbaren Ebene, zwischen dem Toluca und Colima gelegen, merkwürdig durch seine von A. v. Humboldt ausführlich geschilderte plötzliche Entstehung. Nachdem schon 29. Juni 1759 die Ebene durch heftige Erdbeben erschüttert worden war, wiederholte sich diese Erscheinung 29. Sept. d. J. in furchtbaren Stößen. Es erfolgten 47 Erdbeben hintereinander; der Boden erhob sich allmählich unter andauerndem unterirdischen Getöse in einer Ausdehnung von 220 qkm (4 QM.) und bildete zahlreiche Risse, in deren glühende Schlünde die kleinen Flüsse der Gegend (Cuitimba, San Pedro) stürzten, und aus denen Lavaströme sich verheerend über die umliegenden Ortschaften und Felder ergossen. Die Eruptionen hielten bis Mitte Februar 1760 an, worauf sie nach und nach seltener wurden und endlich ganz aufhörten. Der Landstrich erhielt den Namen Mal-pays, ein Name, der in Mexiko häufig für Strecken chaotisch aufgetürmter Blöcke gebraucht wird. Die Erhitzung des Bodens machte die Gegend mehrere Jahre unbewohnbar. Jetzt zeigen sich nur noch Effloreszenzen und Dampfsäulen aus Spalten, und die Aschenflächen bilden die üppigen Felder der Wassermelonen und des Indigos. A. v. Humboldt besuchte 1804 diese merkwürdige Stätte und fand die Landschaft mit kleinen, 2–3 m hohen Kegeln bedeckt, welche von den Eingebornen Hornitos (»Öfen«) genannt wurden und 10—14 m hohe Rauchsäulen entsendeten. Dazwischen erhoben sich in von NO. nach SW. gehender Richtung sechs Kraterhügel von 400—500 m Höhe, deren größter der J. ist.

Josaphat (»Jehovah richtet«), das schmale, vom Bach Kidron durchflossene Thal zwischen dem Tempelberg und dem Ölberg, östlich bei Jerusalem, wohin Joel (3, 17) das Weltgericht verlegt.

Josaphat, König von Juda, Sohn Asas, bestieg 873 v. Chr. den Thron, vertrieb die Götzendiener, zwang die Edomiter von neuem zur Unterwerfung und herrschte bis zum Roten Meer, von dem aus er die Schiffahrt nach Ophir wieder aufnahm. Mit Israel trat er in ein friedliches Verhältnis, vermählte seinen Sohn Joram mit Athalia, der Tochter Ahabs von Israel, und unterstützte Ahab im Kriege gegen Damaskus, dessen Sohn Joram gegen die Moabiter. Er starb 848 u. hatte seinen Sohn Joram zum Nachfolger.

Joscellinus (J. von Soissons), Scholastiker, gest. 1151 als Bischof von Soissons, gilt (nach Ritter) für den Verfasser der von Cousin fälschlich dem Abälard beigelegten Schrift »De generibus et speciebus«, welche als Vermittelung des Nominalismus und Realismus einen dem Leibnizschen verwandten Konzeptualismus aufstellt. Vgl. Rob. Zimmermann, Über Leibniz' Konzeptualismus (Wien 1854).

Josefinos, s. Afrancesados.

Joseph (hebr., »er [Gott] vermehre«), 1) vorletzter Sohn des Patriarchen Jakob von der Rahel, erregte als der Liebling seines Vaters den Neid und Haß seiner Brüder, so daß sie ihn an eine midianitische (arabische) Handelskarawane nach Ägypten verkauften. Hier aber machte er sich nach einer schweren, unverdienten Prüfungszeit durch Traumdeuterei dem König bekannt und erwarb sich dessen Gunst in solchem Grade, daß er zum ersten Staatsbeamten erhoben wurde. Als solcher wußte er eine mehrjährige Unfruchtbarkeit auszunutzen, um die bisher unabhängigen Ackerbesitzer in Kronbauern umzuwandeln, welche dem König jährlich den Fünften als Erbzins abgeben mußten. Nachdem J. seinen durch die Hungersnot nach Ägypten zum Korneinkauf getriebenen Brüdern verziehen, veranlaßte er sie, sich mit ihrem Vater in Ägypten niederzulassen, zu welchem Behuf

er ihnen das Land Gosen einräumte. Josephs von der Assnat, einer Priesterstochter aus On (dem spätern Heliopolis), geborne Söhne hießen Ephraim und Manasse. Als Vorbild jugendlicher Reinheit sowohl wie umsichtiger Klugheit und hohen Edelsinns, wie er sich seinen Brüdern gegenüber äußerte, bot die Gestalt Josephs poetische Motive für epische und dramatische Gestaltung, die vielfach verwertet wurden. Von ältern Dramen (z. B. von Zyrl, 1573, und von Gaßmann, 1610) absehend, erinnern wir hier nur an Phil. v. Zesens Roman »Assenat. Josephs heilige Staats-, Liebes- und Lebensgeschichte« (1670), Bodmers »Keuschen J.« (1750), Méhuls Oper (1807), die epische Dichtung »J.« von Katharina Diez (1855) und das biblisch-historische Schauspiel »J. und seine Brüder« von Behrle (1858). Vgl. v. Weilen, Der ägyptische J. im Drama des 16. Jahrh. (Wien 1887).

2) Gatte der Maria, der Mutter Jesu, daher sein »Nähr«- oder »Pflegevater« genannt, war nach der Angabe der Evangelien ein Zimmermann. Die christliche Sage läßt ihn erst im hohen Greisenalter die Maria heiraten, um jeden Gedanken an eine natürliche Erzeugung Jesu fern zu halten. Er scheint vor dem Anfang des Lehramtes Jesu gestorben zu sein, wenigstens werden während desselben in den Evangelien stets nur Maria und die Brüder Jesu erwähnt. Sein Gedächtnis wird in der römisch-katholischen Kirche 19. März, in der griechischen 26. Dezember gefeiert. Vgl. Jesus Christus, S. 213.

3) J. von Arimathia (d. h. Ramathaim im Stamm Benjamin), Anhänger Jesu, dessen Leichnam er in einer Grabhöhle in seinem eignen Garten beisetzte. Nach biblischem Bericht war er Mitglied des Synedrions zu Jerusalem, nach der Tradition einer der 70 Jünger und Apostel in England. Sein Tag: 17. März, bei den Griechen 31. Juli.

4) J. Barsabas, mit dem Beinamen der Gerechte (justus), Jünger Jesu, der bei Besetzung der Stelle Judas Ischariots in Vorschlag gebracht, aber dem Matthias nachgesetzt ward (Apostelg. 1, 23). Schon im 2. Jahrh. berichtet die Legende, er sei zum Giftbecher verurteilt worden, habe ihn aber ohne Nachteil für seine Gesundheit getrunken.

Joseph, Name mehrerer fürstlicher Personen:

[**Römisch-deutsche Kaiser.**] 1) J. I., der älteste Sohn des Kaisers Leopold I. aus dessen Ehe mit Eleonore von Pfalz-Neuburg, geb. 26. Juli 1678, wuchs unter der Aufsicht des Oberhofmeisters Fürsten von Salm heran und erhielt eine vortreffliche Erziehung. Schon 1690 zum römischen König gewählt, vermählte er sich 1699 mit der Prinzessin Wilhelmine Amalie von Braunschweig, welche zum Katholizismus übergetreten war und von den Jesuiten nicht unbeeinflußt blieb. Aus dieser Ehe entsprossen zwei Töchter, welchen durch den Hausvertrag von 1703 das Erbrecht in den österreichischen Ländern für den Fall des Aussterbens der männlichen Habsburger zugesprochen wurde. J. gehörte während des spanischen Erbfolgekriegs zu den eifrigsten Mitgliedern der gegen Frankreich verbündeten und vom Prinzen Eugen geführten Kriegspartei am Hof Leopolds I. Die Langsamkeit und Umständlichkeit der damaligen Kriegseinrichtungen vermochte er aber selbst nicht zu durchbrechen, als er (1702) das Kommando der Belagerungsarmee vor Landau übernahm; erst 1705, nach dem Tod Kaiser Leopolds (5. Mai 1705), kam mit dem Regierungsantritt Josephs ein frischerer Geist in die Verwaltung, auf welche nunmehr Prinz Eugen den hervorragendsten Einfluß gewann. Auch verfolgte J. zuerst den Plan einer dauernden Erwerbung Bayerns, welcher für die Politik des 18. Jahrh. stets maßgebend blieb, aber sich auch stets als unausführbar erwies. Nicht nur der Widerstand, welchen das österreichische Regiment in Bayern selbst fand, sondern auch die Abneigung aller deutschen und auswärtigen Mächte gegen eine solche Erweiterung des österreichischen Staats in Deutschland verhinderten die Ausführung des Plans auch dann, als die österreichische Regierung eine Entschädigung der geächteten Kurfürsten durch eins der spanischen Länder, wie Belgien, in Aussicht genommen hatte. 1706–1707 begannen bereits Reibungen mit dem römischen Stuhl, welche bei der franzosenfreundlichen Gesinnung Papst Clemens' XI. und dem entschiedenen Auftreten des Kaisers 1708 zu den schärfsten Drohungen, ja zur Kriegsbereitschaft der Kurie führten, 1709 jedoch mit der Nachgiebigkeit des eingeschüchterten Papstes schlossen. Was die innern österreichischen Verhältnisse betrifft, so fand J. bei seinem Regierungsantritt Ungarn in vollem Aufstand und Schlesien in Gärung. Für die mißvergnügten und gedrückten Protestanten in Schlesien gewann Karl XII. (1706) im Altranstädter Frieden von J. eine Reihe von Zugeständissen; in Ungarn, wo Franz Rákóczy, von Frankreich unterstützt, die ältern Rechte des Landes gegen die Verfassungsänderungen von 1687 verteidigte, sah sich J. zu Unterhandlungen genötigt, deren Abschluß im Frieden zu Szathmár 1711 er zwar nicht mehr erlebte, zu denen er jedoch dem Grafen Pálffy die weitgehendsten Vollmachten erteilt hatte, nachdem das Kriegsglück den kaiserlichen Waffen unter dem General Heister in Ungarn nur wenig günstig gewesen war. Auch die Versuche Josephs, in den Reichsangelegenheiten Ordnung zu schaffen, konnten bei der Kürze seiner Regierung nur von geringem Erfolg begleitet sein, zumal die unklare Stellung des Reichshofrats zu dem Reichskammergericht und die Beschwerden der Reichsstände über die Gerichtsurteile des erstern, als ererbte Übelstände der Reichsverfassung, nur durch ein einmütiges Zusammenwirken im Reichstag beseitigt werden konnten. J. starb 17. April 1711 in Wien unerwartet an den Pocken in einem Augenblick, wo das Ansehen Frankreichs durch das Kriegsglück der im spanischen Successionskrieg verbündeten Mächte gänzlich zerstört war und Ludwig XIV. sich bereits zu den demütigendsten Friedensbedingungen bereit erklärt hatte. Da aber die Regierung Österreichs an Karl VI., den einzigen lebenden Habsburger vom Mannesstamm, überging, so hatte der frühe Tod Josephs eine gänzliche Veränderung der politischen Lage zur Folge. Vgl. Moser, Probe einer Staatshistorie über die Regierung Josephs I. (Züllichau 1738); Herchenhahn, Geschichte der Regierung Kaiser Josephs I. (Leipz. 1786–89, 2 Bde.).

2) J. II., römisch-deutscher Kaiser, ältester Sohn Franz Stephans, Herzogs von Lothringen, der 1735 Großherzog von Toscana und 1745 als Franz I. römisch-deutscher Kaiser wurde, und Maria Theresias, war 13. März 1741 geboren. Seine Erziehung wurde, um den Ungarn zu schmeicheln, in die Hände eines ungebildeten Magnaten, der sich die nötigsten äußerlichen Formen als österreichischer Offizier erworben, des Grafen, spätern Fürsten Batthyány, gelegt. Den sehr oberflächlich erteilten Unterricht vertraute man dem Jesuiten P. Weger, sodann 1751 dem P. Weikard an, worauf dann die eigentliche Erziehung und Leitung Philipp La Mine, den Unterricht Leporini, Bourgignon, Rosenthal, Freyßleben, Bajtaj, J. v. Pöck, Brequin und Baillou übernahmen, denen sich P. Joseph Franz, Direktor der philo-

sophischen Fakultät in Wien (später Direktor der orientalischen Akademie), und selbst Bartenstein (s. d.) anschlossen, welcher durch sein ungeheuerliches Geschichtskompendium in mehreren Foliobänden die Wißbegierde des Prinzen ebensowenig fesseln konnte, als dies dem schablonenmäßigen Unterricht so manches der andern Lehrer gelang. Es waren namentlich die doktrinären und unfruchtbar schematisierenden Vorträge, welche den jungen Prinzen langweilten und zu einer ungeordneten, oberflächlichen und wenig verstandenen Lektüre, besonders der neuen französischen Litteratur, haltlos forttrieben. Bei aufgewecktem Geist, rascher Fassungsgabe und dem lobenswerten Bestreben, sich durch eigne Anschauung über alles ein selbständiges Urteil zu bilden, wurde J. bald von dem Gefühl der Vereinzelung und Vereinsamung erfaßt, welchem die flüchtigen Berührungen mit hervorragenden und von ihm selbst aufgesuchten bedeutenden Männern kein beruhigendes Gegengewicht gaben. Die Meinung, in allem selbst handeln und entscheiden zu müssen, und die durchgreifende, rein persönliche Regierungsweise des großen Monarchen mochten in diesen Umständen ihren Ursprung gefunden haben. 1764 wurde J. zum römischen König gewählt und gekrönt, und da schon im folgenden Jahr sein Vater starb, so schien sich seiner Thätigkeit ein weites Feld zu eröffnen; aber der Wille der Kaiserin wie die feste und der monarchischen Willkür widerstrebende ständische Verfassung des Reichs setzten derselben die engsten Grenzen. Obwohl J. in den Erbländern von der Kaiserin zum Mitregenten erklärt war, beschränkte sich sein Einfluß auf das Militärwesen, an welchem er bei aller Bewunderung Friedrichs II., mit dem er im August 1769 in Neiße und im September 1770 zu Neustadt in Mähren Zusammenkünfte hatte, doch kein großes inneres Interesse fand, und die äußere Politik. Hier trieb Josephs Ehrgeiz Österreich zum Anteil an der Teilung Polens und durch das Projekt der Erwerbung Bayerns zum bayrischen Erbfolgekrieg. Sein Geist beschäftigte sich fast ausschließlich mit den volkswirtschaftlichen und kirchlichen Angelegenheiten, in welchen er seine liebsten Reformgedanken mit Ungeduld bis zur Zeit seiner Alleinregierung zurückgedrängt sah. Mit der Kaiserin stand er auch persönlich nicht auf gutem Fuß, obwohl er sich gern als »gehorsamer Sohn« bezeichnete, als solcher angesehen sein wollte und bei ihrem Tod auch das stürmische Gefühl des Schmerzes nicht verleugnete. Aber je größer die Kluft zwischen ihm und der frommen, von weiblicher Beängstigung erfüllten Mutter wurde, desto weniger war ein Umgang möglich, der die Gegensätze persönlich zu mildern vermocht hätte. Dem unaufhörlichen Drängen Maria Theresias, J. möge zur Beichte gehen und die Kirche besuchen, vermochte der Kaiser auch durch zeitweilige Erfüllung des Wunsches nicht zu genügen.

Als nun Maria Theresia 1780 starb, sollte sich das Wort Friedrichs II.: »Voilà nouvelle ordre des choses!« in unglaublicher Eile bewahrheiten; denn sofort ließ J. nichts an seiner Stelle, und eine Flut von Gesetzen und Verordnungen, welche meistens jeder verfassungsmäßigen, häufig auch jeder büreaukratischen Grundlage entbehrten und der umfassendsten, auch im 18. Jahrh. nicht ganz gewöhnlichen Geltendmachung des absoluten Systems entsprangen, ergoß sich über alle ungleichartigen Völker und Staaten der alten habsburgischen Hausmacht, welche, mit Beseitigung des verschiedenen Verfassungswesens und der ständischen Vertretung, als vollkommen gleichgestellte Glieder vom Kabinett des Kaisers aus, als »Verwalters« des Staats, nach den gleichen Gesetzen regiert werden und einen uhrwerkartig geregelten Organismus mit deutscher Amtssprache ausmachen sollten. Von der richtigen und klaren Einsicht geleitet, daß die Herrschaft des römischen Stuhls und der katholischen Hierarchie beseitigt werden müsse, wenn die österreichische Verwaltung zur Selbständigkeit des modernen Staatsbegriffs erhoben werden solle, begann er mit entschlossenem Sinn alle die Bande vorerst zu lösen, welche österreichische Unterthanen von der päpstlichen Gewalt abhängig machten. Wie durch die Verordnung vom 4. Mai 1781 die anspruchsvollsten Bullen der römischen Kirche aus allen Ritualbüchern und kirchlichen Sammlungen gestrichen wurden, so verfügte J. auch die Aufhebung der päpstlichen Dispense, der Rekurse, des Bischofseides und der Litterae apostolicae, die Einführung des Placet, das Verbot der Annahme päpstlicher Ämter und Titel und des Besuchs der in Rom befindlichen theologischen Anstalten. Diesen wichtigen Reformen folgten zahlreiche Aufhebungen von Klöstern, Einziehung des Vermögens derselben und die Gründung des Religionsfonds sowie die Dotation von trefflichen Unterrichts- und Humanitätsanstalten aus dem konfiszierten Klostergut. Aber schon die Durchführung dieser Maßregeln zeigte erhebliche Mißstände und Willkürlichkeiten. Bald griff die Regierung Josephs auch in die internen Angelegenheiten der Kirche und des Gottesdienstes ein: »Andachtsordnungen«, Gesetze gegen den »kirchlichen Flitterstaat«, Verordnungen über Prozessionen, Wallfahrten, Ablässe und das unglückliche Gebot des Begrabens der Toten in Säcken, ohne Kleider und in Kalkgruben, alle diese Dinge, welche bestimmt waren, »Aufklärung« zu bewirken, erregten Haß und Verdruß, selbst tiefer gehenden Widerstand seitens des Volkes. Dabei hielt J. doch sehr bestimmt den Begriff der Staatskirche als einer katholischen aufrecht. Wie in der politischen Verwaltung, so hielt er auch in kirchlichen Dingen Einheit und Gleichheit für die wesentlichste Grundlage des Staatslebens. Das Verhältnis der nichtkatholischen Konfessionen vermochte er daher nicht anders als unter dem Gesichtspunkt einer möglichst weit gehenden Toleranz zu fassen. Obwohl sich nun in Ländern, wo die religiösen Fragen längst durch gesetzliche Bestimmungen geregelt waren, wie in Ungarn, eine berechtigte Opposition gegen das »Toleranzpatent« gerade von seiten der Protestanten erhob, so wirkten doch die damit zusammenhängenden Verordnungen segensreich auf die Zustände in den andern Ländern, wo endlich ein anderthalbhundertjähriger Druck von vielen protestantischen Gemeinden hinweggenommen wurde. Um übrigens den Übertritt von der katholischen Religion zu andern Konfessionen zu verhindern, schrak J. selbst vor manchen Zwangsmaßregeln nicht zurück, und wie er die Sekte der Deisten durch »Karbatschenstreiche« ausrotten wollte, so fehlt es auch nicht an Beispielen harter Kabinettsjustiz gegenüber von Mönchen, welche aus eignem Entschluß ihren Orden verlassen wollten, oder gegen Protestanten, welche wegen Proselytenmacherei Verdacht erregten.

Um den Neuerungen Josephs in Österreich ein Ziel zu setzen, begab sich der Papst Pius VI. 1782 persönlich nach Wien, ohne jedoch etwas zu erreichen. Mit großer Absichtlichkeit wurde jede geschäftliche Verhandlung vermieden, und Fürst Kaunitz empfing den Papst in seinem Palast lediglich als Privatperson. Keinen Augenblick wurde die Reform unterbrochen, vielmehr auch auf das Gebiet der Diözesaneinteilung ausgedehnt, wobei dem Kaiser ernstlichere Schwie-

rigkeiten den deutschen Kirchenfürsten gegenüber entstanden, deren Rechte in den österreichischen Erbländern aufgehoben worden waren. Insbesondere wurden auf diese Weise die Bischöfe von Passau, Salzburg und Bamberg zu entschiedener Opposition gegen J. gedrängt, welche sich schließlich in dem Fürstenbund Ausdruck verschaffte. Den letztern hatten die kleinern Reichsfürsten zuerst gegen die Verfassungsverletzungen Josephs geschlossen; als aber J. das Projekt der Gewinnung Bayerns durch Austausch gegen Belgien 1785 wieder aufnahm, trat Friedrich II. dem Fürstenbund bei und versetzte dadurch der österreichischen Politik in Deutschland eine unheilbare Wunde. Das kirchliche Territorialsystem aber, welches J. gegründet hatte, vermochten die deutschen Bischöfe nicht zu erschüttern. Zu den neuen Diözesaneinteilungen in Österreich gewann J. schließlich die Einwilligung der römischen Kurie, indem er den Besuch des Papstes schon 1783 unerwartet in Rom erwidert hatte und nun dafür sorgte, daß der Bruch mit Rom nicht allzu tief und nachhaltig werde. Die vornehmste Sorge Josephs richtete sich nunmehr auf die Heranbildung eines staatstreuen Klerus, wie denn das Unterrichtswesen überhaupt eine den Staatszwecken ausschließlich dienende Richtung erhielt. Die Reformen auf diesem Gebiet wurden durch Gottfried van Swieten ins Leben geführt, welcher sich für Verbreitung des Wissens und Könnens große Verdienste erwarb, aber auch in Bezug auf die höhern Aufgaben des Unterrichts und der Wissenschaft einem trocknen Utilitarismus huldigte.

Am wohlthätigsten wirkten ohne Zweifel die Maßnahmen Josephs auf dem Gebiet der sozialpolitischen und volkswirtschaftlichen Verhältnisse, und man hat die treffende Bemerkung gemacht, daß J. den österreichischen Erbländern eine Revolution erspart habe. Er legte den Grund zu einem bessern und gerechtern Steuersystem, das nur deshalb Widerspruch erregte, weil es den Adelsvorrechten entgegentrat und alle ständischen Privilegien beseitigte. Die gänzliche Aufhebung der Leibeigenschaft war aber das dauerndste Resultat der Josephinischen Gesetzgebung. In Bezug auf Josephs Reformen im Justizwesen zeigte sich der unruhige Geist und der stets wachsende Widerspruch der Verordnungen besonders nachteilig. So wurde die Todesstrafe erst aufgehoben und in solche Strafen verwandelt, welche, wie Schiffziehen und Gassenkehren, die öffentliche Meinung gegen sich hatten; bald aber führte eine neue Ordonnanz die Todesstrafe wieder ein. Ganz ähnliche Schwankungen zeigten Josephs Verordnungen über die Bücherzensur und Preßfreiheit. Mangel an jeglicher Voraussicht bei Erteilung solcher Gesetze und zufälliger Verdruß bei Aufhebung oder Modifikation derselben charakterisieren auch hier die Thätigkeit des absolut schaltenden Monarchen.

Trotz des Widerstandes, welchen J. in den Erbländern fand, würden indes seine Gesetze nachhaltiger gewirkt haben, wenn das Ansehen seiner Regierung nicht durch seine äußere Politik völlig erschüt-Frankreich, bald an Rußland, suchte, mißglückten ihm die nächsten Unternehmungen. Als er die alten Verträge über die Scheldeschiffahrt mit den Holländern lösen wollte, mußte er als römischer Kaiser die Beleidigung seiner Flagge durch das stolze kleine Nachbarvolk hinnehmen und froh sein, daß Frankreich einen Ausgleich vermittelte. Der abenteuerliche Plan, das griechische Reich wiederherzustellen, und die russische Allianz führten zu dem Türkenkrieg von 1788, dessen unglücklicher Verlauf alle schlummernden Kräfte des Widerstandes in den Erbländern entfesselte. In Belgien war es schon 1787 zu blutigen Auftritten gekommen. Während der Kaiser mit Katharina II. von Rußland im Chersones die weitreichendsten Pläne entwarf, zeigte sich sein Regiment in den Erbländern von seiner schwächsten Seite. Nachdem er die Statthalter der Niederlande, den Herzog Albert von Sachsen-Teschen und dessen Gemahlin, die Erzherzogin Marie Christine, wegen der Nachgiebigkeit, die sie den niederländischen Ständen gegenüber bewiesen, abberufen, wollte er durch Kabinettsaufträge über die Köpfe seiner Minister hinweg sein verlornes Ansehen militärisch wiederherstellen und befahl seinem General Murray den rücksichtslosesten Gebrauch der Waffen und Einführung des Martialgesetzes. Aber auch hier fand J. nur wenig Gehorsam, und nachdem er endlich einen fügsamen General zu diesem Zwecke gefunden, hatte er nicht die hinreichende militärische Macht, um die Revolution zu ersticken. Ganz ähnlich hatten sich die Dinge in Ungarn entwickelt. Die einfache Negation des historischen Rechts in diesem Land hatte erst einen passiven, bald in den Komitaten einen faktischen Widerstand erzeugt, der seit 1789 durch die französischen Revolutionsvorgänge sichtlich beeinflußt und befördert wurde. Als gegen Ende desselben Jahrs J. neue Forderungen in betreff der Rekrutenstellung und Getreidelieferung stellte, wurde er von den Komitatsbehörden barsch an den Reichstag verwiesen, der freilich seinerseits schwerlich geneigt gewesen wäre, mit dem ungekrönten König zu verhandeln. Am 28. Jan. 1790 unterzeichnete J. jenes merkwürdige Dokument, durch welches er für Ungarn mit wenigen Ausnahmen alle Neuerungen widerrief und den Verfassungsstand vom Jahr 1780 wiederherstellte. Um Belgien zu pazifizieren, mußte er sich zu dem noch demütigendern Schritt bequemen, die Hilfe und Vermittelung des Papstes Pius VI. anzurufen. Gleichzeitig hatten auch die böhmischen und tirolischen Stände sich zu regen begonnen und preßten dem todkranken Kaiser das Geständnis ab: »Ich will ihnen ja alles geben, was sie verlangen; nur mögen sie mich ruhig ins Grab steigen lassen«. J. starb 20. Febr. 1790, 49 Jahre alt, an einem Lungenleiden, welches infolge der Strapazen der beiden Türkenfeldzüge rasch zugenommen hatte.

Man sagte (wohl mehr eine nachträgliche Erfindung), er habe sich als Grabschrift setzen wollen: »Hier liegt ein Fürst, dessen Absichten rein waren, der aber alle seine Entwürfe scheitern sah«. Indessen darf man die Wirksamkeit Josephs auch bei der kühl-

so setzten sich dieselben doch im Bewußtsein des Volkes in der Form eines liberalisierenden Staatskatholizismus um so fester, und auch in den meisten andern Richtungen der Gesetzgebung ward durch Josephs Neffen, den Kaiser Franz II., dasjenige durchgeführt, was J. angebahnt hatte. Da Josephs Bruder Leopold Großherzog von Toscana war, so wurde die Erziehung des Neffen als vermutlichen Nachfolgers des Kaisers von diesem selbst geleitet; für die Anhänglichkeit des Kaisers Franz an seinen zweiten Vater gibt das schöne Monument Zeugnis, welches derselbe 1807 durch den Bildhauer Zauner in Wien setzen ließ, und welches die Inschrift trägt: »Josepho II. qui saluti publicae vixit non diu sed totus«. Vor allem aber lebt Joseph der Einzige, der großherzige Märtyrer des Staatsgedankens, wie man ihn nennen darf, in tausend wahren und nachgebildeten Anekdoten gefeiert, im Herzen des Volkes Deutsch-Österreichs als dessen Liebling. Von den beiden Gemahlinnen Josephs II. war die erste, Isabella, Tochter des Herzogs Philipp von Parma, schon 1763, die zweite, Maria Josepha, Tochter Karl Albrechts von Bayern (Kaiser Karls VII.), schon 1767 gestorben. Vgl. Groß-Hoffinger, Lebens- und Regierungsgeschichte Josephs II. (Stuttg. 1835–37); Meynert, Kaiser J. II. (Wien 1862); Wendrinski, Kaiser J. II. (das. 1880); S. Brunner, Die theologische Dienerschaft am Hof Josephs II. (das. 1868); Derselbe, Correspondances intimes de l'empereur J. II avec Cobenzl et Kaunitz (Mainz 1871); Derselbe, J. II., Charakteristik seines Lebens, seiner Regierung und seiner Kirchenreform (Freiburg 1885); v. Arneth, Maria Theresia und J. Ihre Korrespondenz samt Briefen Josephs an seinen Bruder Leopold (Wien 1867), »J. II. und Leopold II.« (das. 1872), »J. II. und Katharina II. Ihr Briefwechsel« (das. 1869); Wolf, Das Unterrichtswesen in Österreich unter Kaiser J. II. (das. 1880); Lustkandl, Die Josephinischen Ideen und ihr Erfolg (das. 1881); Rosinich und Wiener, Kaiser J. II. als Staatsmann und Feldherr (das. 1885).

[Köln.] 3) J. Clemens, Herzog zu Bayern, Kurfürst von Köln, geb. 5. Dez. 1671, Sohn des Kurfürsten Ferdinand Maria von Bayern, ward 1684 Koadjutor seines Vetters Albert Siegmund, Bischofs von Freising, und 1684 dessen Nachfolger, 1685 zugleich Bischof von Regensburg. Vom Papst Innocenz XI. 1688 im Einverständnis mit Kaiser Leopold I. für das Erzbistum Köln in Vorschlag gebracht, ward er vom Kaiser trotz seiner Jugend für mündig erklärt und nach Verdrängung des von Frankreich begünstigten Erzbischofs Fürstenberg durch kaiserliche Truppen in Besitz des Stifts gesetzt. 1694 ward er auch Bischof von Lüttich. Er stellte sich im spanischen Erbfolgekrieg auf die Seite seines Bruders, des Kurfürsten Max Emanuel von Bayern, verlor infolge der Schlacht bei Höchstädt und der über ihn verhängten Reichsacht 1706 sein Land und floh nach Frankreich, wurde aber durch den Frieden zu Baden (1714) restituiert und auch noch Bischof von Hildesheim. Er suchte den Handel am Rhein in Aufschwung zu bringen; starb 12. Nov. 1723. Vgl. Ennen, Der spanische Erbfolgekrieg und der Kurfürst J. Clemens von Köln (Jena 1851).

[Österreich.] 4) J. Karl Ludwig, Erzherzog von Österreich, geb. 2. März 1833, Sohn des Erzherzogs-Palatins Joseph (geb. 9. März 1776, gest. 13. Jan. 1847) und der Prinzessin Maria Dorothea von Württemberg, ward bis 1848 in Ungarn erzogen, trat sodann in die kaiserliche Armee, wurde 1859 Generalmajor, stand 1860–64 in Italien, befehligte 1866 eine Brigade des 4. Korps bei Schweinschädel und Königgrätz, wo er verwundet ward, erhielt das Kommando des 4. Korps und wurde Feldmarschallleutnant und 1867 Oberkommandeur der neuerrichteten ungarischen Landwehr (Honved). 1874 ward er General der Kavallerie. Auch ist er Mitglied der ungarischen Akademie. Seit 1864 ist er mit der Prinzessin Klothilde von Sachsen-Koburg vermählt.

[Liechtenstein.] 5) Fürsten von Liechtenstein, s. Liechtenstein.

[Neapel.] 6) König von Neapel und Spanien, s. Bonaparte 1).

[Portugal.] 7) J. I. Emanuel, König von Portugal, Sohn Johanns V., geb. 1715, folgte diesem 1750 auf dem Thron und berief sofort Pombal in das Ministerium, dem er bald die Leitung der Staatsgeschäfte gänzlich überließ, da er arbeitsscheu und wenig befähigt war. Er gab sich ganz seinen Liebhabereien: Theater, Jagd und Galanterie, hin. Nach dem Attentat auf J. 3. Sept. 1758, bei dem der König verwundet wurde, gab er sogar seine Zustimmung zur Vertreibung der Jesuiten. Apoplektische Anfälle nötigten ihn 1776, seine Gemahlin Maria Anna zur Regentin zu ernennen. Er starb 24. Febr. 1777.

[Sachsen-Altenburg.] 8) Herzog von Sachsen-Altenburg, geb. 27. Aug. 1789, Sohn des damaligen Herzogs Friedrich von Hildburghausen, folgte seinem Vater in der Regierung des Herzogtums Altenburg 29. Sept. 1834. Wiewohl seine Regierung durch umsichtig fortschreitende, alle Extreme vermeidende Reformen bezeichnet war, nahm doch bei seiner Begünstigung einer ultrakirchlichen Richtung und der allzu kostspieligen Haushaltung des Hofs die Bewegung von 1848 gerade in Altenburg einen sehr extremen Charakter an, infolgedessen J. 30. Nov. 1848 zu gunsten seines Bruders Georg von der Regierung zurücktrat. Er lebte seitdem abwechselnd in Altenburg und auf seinem Jagdschloß Hummelshain und starb 25. Nov. 1868. J. war vermählt mit Prinzessin Amalie von Württemberg (gest. 28. Nov. 1848), welche ihm sechs Töchter gebar, von denen die Prinzessin Marie Witwe des frühern Königs Georg V. von Hannover, Elisabeth mit dem Großherzog Peter von Oldenburg und Alexandra mit dem Großfürsten Konstantin von Rußland vermählt ist.

[Sachsen-Hildburghausen.] 9) J. Friedrich Wilhelm, Prinz von Sachsen-Hildburghausen, Sohn des Herzogs Ernst II., geb. 8. Okt. 1702, trat 1719 in österreichische Militärdienste und machte unter Seckendorf die Feldzüge in Italien mit. Um schneller zu avancieren, trat er 1727 zur katholischen Religion über, wurde 1732 Oberst im Regiment Pálffy und nahm an den Kämpfen in Italien und 1734 am Rhein teil. Hierauf ging er als Generalfeldzeugmeister zur Armee nach Ungarn, wo er indes im Kriege gegen die Türken, welchen er anriet, großes Mißgeschick hatte, denn er selbst verunglückte mit seiner Unternehmung vor Banjaluka in Bosnien; auch bei Kornia, Kroczku und an der Temes ging es fehl, und der Krieg schloß mit dem schmachvollen Frieden von Belgrad. Indes der Hof, dessen Gunst er sich auch 1738 durch die Heirat mit der Nichte und Erbin des Prinzen Eugen erworben hatte, verzieh ihm seine Fehler. In dem österreichischen Successionskrieg wurde ihm die obere Leitung des Heerwesens innerhalb des Kaiserreichs übertragen, und er lebte meist zu Wien und zu Schloßhof. 1757 stellte man die Reichsarmee, die mit Soubise zusammen agieren sollte, unter seine Befehle. Er war indes

der allerdings schwierigen Aufgabe nicht gewachsen. Seit der Schlacht bei Roßbach 5. Nov. 1757 kommandierte er nicht wieder, sondern lebte in Wien der Pflege der Musik. Die Übertragung der Administrations- und Debitkommission des Fürstentums Hildburghausen rief ihn 1769 dahin. 1779 übernahm er die Vormundschaft über seinen Urgroßneffen Friedrich und führte diese auch nach dessen Volljährigkeit bis zu seinem 4. Jan. 1787 erfolgten Tod fort. Seine Ehe, die er bald wieder löste, da man ihn über das Vermögen seiner Gemahlin getäuscht hatte, war kinderlos geblieben.

Josephine, Marie Rose, Kaiserin der Franzosen, erste Gemahlin Kaiser Napoleons I., geb. 3. Juni 1763 auf Martinique, wo ihr Vater Joseph Tascher de la Pagerie königlicher Hafenkapitän war, kam in einem Alter von 15 Jahren nach Frankreich und heiratete 13. Dez. 1779 ihren Landsmann, den Vicomte Alexandre Beauharnais (s. d.). Die Sprößlinge dieser nicht glücklichen Ehe waren Eugen, der nachmalige Herzog von Leuchtenberg (s. d.), und Hortense (s. d.), die nachherige Gemahlin des Königs Ludwig Bonaparte von Holland, die Mutter Napoleons III. Nach der Hinrichtung ihres Gatten (9. März 1794) ward J. ebenfalls verhaftet und sollte vor dem Revolutionstribunal erscheinen, als die Katastrophe vom 9. Thermidor eintrat. Auf Verwenden von Therese Cabarrus, der nachherigen Gattin Talliens, die sie im Gefängnis kennen gelernt, ward sie von Tallien befreit und erhielt durch ihn einen Teil ihrer konfiszierten Güter zurück. Im Haus von Barras, der ihr Freund und Beschützer wurde, lernte sie den General Bonaparte kennen und reichte demselben 9. März 1796 ihre Hand. J. nahm den lebhaftesten Anteil an den Waffenthaten ihren Gemahls und konnte kaum abgehalten werden, denselben auch nach Ägypten zu begleiten. Sie lebte während dieser Zeit in Malmaison, das sie käuflich an sich gebracht hatte. Nach Bonapartes Rückkehr wirkte sie auch zu dessen politischen Zwecken erfolgreich mit; namentlich wußte sie an ihren kleinen Hof, den sie nach dem 18. Brumaire im Palast Luxembourg eröffnete, und mit dem sie 1800 in die Tuilerien übersiedelte, auch Mitglieder der royalistischen Partei zu fesseln. Dabei entwickelte sie aber einen übergroßen Luxus, der sie in schwere Geldverlegenheiten stürzte. Obwohl sie keine besondere Bildung genossen, so wußte sie doch diesen Mangel durch hohes geselliges Talent, das weniger durch eigentliche Schönheit als durch Anmut gehoben ward, reichlich zu ersetzen. Sie besaß ein außerordentliches Gedächtnis, welches Bonaparte oft benutzte. Die vielen Treulosigkeiten ihres Gemahls ertrug sie nur mit größtem Unwillen; mit den Geschwistern Napoleons stand sie von je in einem gespannten Verhältnis. Ihre menschenfreundliche Gesinnung zeigte sie, indem sie manche Härten ihres Gemahls auszugleichen suchte und ihn oft nicht ohne Erfolg von Gewaltthaten abmahnte. Insbesondere zogen sie alte Sympathien zu dem emigrierten Adel hin, von dem viele Mitglieder ihr Amnestie, Ämter und Pensionen verdankten. Mit ihres Gemahls Streben nach souveräner Gewalt war sie nicht einverstanden, und ihr Schicksal, das durch persönliche Differenzen mit Napoleon über ihre Verschwendung und ihr etikettewidriges Benehmen beschleunigt ward. Aber auf den Wunsch Napoleons, daß sie selbst auf Scheidung antragen solle, ging sie durchaus nicht ein und willigte erst nach langem Sträuben ein, daß 16. Dez. 1809 die Trennung ihrer Ehe gesetzlich ausgesprochen ward. J. lebte seitdem mit kaiserlichem Titel und Glanze zu Navarre in der Nähe von Evreux, von ihrem alten Hof umgeben. Sie bewahrte für ihren geschiedenen Gatten nicht nur ihre alte Neigung, sondern blieb mit ihm auch im Briefwechsel und empfing mehrmals seine Besuche. Sein Sturz brach daher ihre geistige und physische Kraft. Die Gunst, den Gefallenen nach Elba begleiten zu dürfen, ward ihr nicht gewährt, wiewohl die verbündeten Monarchen sich sonst sehr rücksichtsvoll gegen sie benahmen. Sie starb 29. Mai 1814 in Malmaison an einer Halsentzündung und ward in der Kirche zu Ruel, unweit Malmaison, beigesetzt. Ihre Kinder aus erster Ehe errichteten ihr daselbst 1822 ein Denkmal, auf welchem sie in knieender Stellung dargestellt ist. Vgl. »Lettres de Napoléon à J. pendant la première campagne d'Italie, le Consulat et l'Empire« (Par. 1827); »Lettres de J. à Napoléon et à sa fille« (das. 1833, 2 Bde.; deutsch von Elsner, Stuttg. 1838—39, 2 Bde.); Aubenas, Histoire de l'impératrice J. (Par. 1857—1859, 2 Bde.); »Mémoires de Mme. de Rémusat« (das. 1879—80, 2 Bde.; deutsch von Ebeling, Köln 1880) und ihre Lebensbeschreibung von Saint-Amand (Par. 1884, 4 Bde.).

Josephinenhütte, s. Schreiberhau.

Josephsehe (Engels- oder Jungfernehe, Matrimonium virgineum), mit Anspielung auf Joseph, den Gatten der Maria, eine Ehe, bei welcher infolge vorheriger Übereinkunft der Zweck der Kindererzeugung wegfällt.

Josephshöhe, s. Auerberg.

Josephson, Ludwig Oskar, schwedischer dramat. Dichter, geb. 20. Febr. 1832 zu Stockholm, widmete sich in Paris dem Buchhandel und eröffnete 1855 nach seiner Rückkehr nach Stockholm ein Geschäft, ging aber später, einem innern Drang folgend, zur Bühne über. Seit 1861 am königlichen Theater daselbst angestellt, erhielt er 1863 die Regie des Dramas, 1865 die der Oper und wurde 1872 zum szenischen Direktor des Theaters in Christiania berufen. Wenige Jahre später begab er sich auf Reisen; nach seiner Rückkehr übernahm er 1879 das Neue Theater in Stockholm, das er allmählich zur ersten Bühne der Hauptstadt erhob. Als dramatischer Schriftsteller erntete er zahlreiche Erfolge. Wir nennen von seinen Stücken »Brage i Valhall«, »Et sundhetskollegium«, »Folkungalek«, »Marsk Stigs döttrar«, »Onkel fra Kalifornien«, »Kunstens vapen«, das Lustspiel »Familjelif«, das Schauspiel »Paris« und als eins der jüngsten »Thord Hasle«, worin die Sage von den schwedischen Einwanderern im schweizerischen Haslethal behandelt ist. Ein wertvoller Beitrag zur schwedischen Theatergeschichte ist sein Buch »Våra teaterförhållanden« (Stockh. 1870). — Sein

in drei Klassen, von denen die erste und zweite den Erbadel, die dritte den Personaladel verlieh. Der Orden ist seit 1861 aufgehoben.

Josephstadt (tschech. Josefov), Stadt und Festung in der böhm. Bezirkshauptmannschaft Königinhof, an der Mündung der Mettau in die Elbe und der Pardubitz-Reichenberger Eisenbahn, von welcher hier die Bahn nach Liebau abzweigt, hat ein neues Rathaus, eine Kirche, Kasernen, ein Zeughaus, Garnisonspital, Zuckerfabrik und (1880) mit der Garnison (3479 Mann) 5963 Einw. J. ist Sitz des 9. Korpskommandos. Die 1781—87 an der Stelle des Dorfs Pleß erbaute und zu Ehren Josephs II. benannte Festung ist eine der wichtigsten in der österreichischen Monarchie, ward aber noch nicht belagert. Sie bildet ein regelmäßig bastioniertes Achteck, dessen Gräben unter Wasser gesetzt werden können, während das umliegende Terrain zum Teil unterminiert ist.

Josephus (Josephos), Flavius, Geschichtschreiber der Juden, aus einem Priestergeschlecht, mütterlicherseits von der Familie der Hasmonäer abstammend, geb. 37 n. Chr. zu Jerusalem, erhielt eine gelehrte Bildung und schloß sich an die Sekte der Pharisäer an. Er begab sich 63 nach Rom, wo er sich die Gunst der Poppäa, Neros Gemahlin, zu verschaffen wußte, schloß sich nach seiner Rückkehr in sein Vaterland, nachdem er sich vergeblich bemüht hatte, den beabsichtigten Aufstand seiner Landsleute gegen die römische Oberherrschaft zu hintertreiben, den Aufständischen selbst an, ward Befehlshaber in Galiläa, geriet bei der Einnahme von Jotapata in römische Gefangenschaft, wußte sich aber bei dem römischen Feldherrn Vespasian dadurch, daß er diesem die Besteigung des Kaiserthrons prophezeite, in Gunst zu setzen, so daß er befreit wurde und später auch das römische Bürgerrecht erhielt. Er wohnte zunächst der Belagerung von Jerusalem durch Titus bei und lebte dann, bis jedenfalls nach 93, in Rom, wo er sich durch seine Gewandtheit in der Gunst der Kaiser behauptete und sich hauptsächlich mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigte. Sein erstes Werk ist die Geschichte des jüdischen Kriegs, dem er selbst, zum Teil als Mithandelnder, beigewohnt hatte (»De bello judaico libri VII«, deutsch von Gfrörer, Stuttg. 1835, und von Paret, das. 1865), die er erst in syro-chaldäischer Sprache schrieb, dann aber (um 75) für Vespasian, Titus und die Römer überhaupt (wie er selbst sagt, mit einiger fremden Beihilfe) ins Griechische übersetzte. Sein zweites Hauptwerk: »Die jüdischen Altertümer« (»Antiquitatum judaicarum libri XX«, deutsch von Kaulen, 2. Aufl., Köln 1883), ist im J. 93 in griechischer Sprache verfaßt und enthält eine Geschichte des jüdischen Volkes von Erschaffung der Welt an bis zum 12. Jahr der Regierung Neros (66 n. Chr.), welche in der Absicht geschrieben ist, den Römern eine günstigere Vorstellung von dem bei ihnen so verachteten Volk der Juden beizubringen. Außer diesen beiden größern Werken, die, obgleich ihre Glaubwürdigkeit nicht selten durch die persönliche und nationale Eitelkeit des Verfassers und durch seine Schmeichelei gegen die römischen Machthaber beeinträchtigt wird, dennoch von großem historischen Wert und Interesse sind, besitzen wir von ihm noch eine an die Geschichte des jüdischen Kriegs sich anschließende Selbstbiographie und eine zur Verteidigung seiner jüdischen Geschichte abgefaßte Schrift: »Gegen Apion« (hrsg. von Müller und Riggenbach, Basel 1877), in zwei Büchern, in welcher besonders die dort vorgetragene Ansicht über das hohe Alter des jüdischen Volkes aufrecht zu erhalten gesucht wird. Ob die »Lobrede auf die Makkabäer«, welche in mehreren Ausgaben der griechischen Übersetzung des Alten Testaments als 4. Buch der Makkabäer aufgenommen ist, den J. zum Verfasser hat, ist zweifelhaft; noch zweifelhafter ist dies hinsichtlich einer Schrift: »Über das Weltall«, welche bisweilen dem J. zugeschrieben wird. Gesamtausgaben seiner Werke besorgten Havercamp (Amsterd. 1726, 2 Bde.), Dindorf (1845—47, 2 Bde.), Bekker (Leipz. 1855—56, 6 Bde.) und Niese (Berl. 1886 ff.); J.' Selbstbiographie gab Henke (Braunschw. 1786) heraus. Vgl. Bärwald, J. in Galiläa (Bresl. 1877); Böttger, Topographisch-historisches Lexikon zu den Schriften des F. J. (Leipz. 1879); Bloch, Die Quellen des Flavius J. in seiner Archäologie (das. 1879); Destinon, Die Quellen des F. J. (Kiel 1882); Olitzki, Flavius J. und die Halacha (Leipz. 1886).

Josias, König von Juda, Sohn Amons, folgte diesem achtjährig 640 v. Chr. Unter seiner Regierung ward 622 das zweite Gesetzbuch Moses', das Deuteronomium, im Tempel angeblich aufgefunden und durch Verkündigung desselben der Jehovahdienst in gereinigter und verstärkter Form wiederhergestellt und zur ausschließlichen Staatsreligion erhoben; durch diese im Sinn der Propheten durchgeführte Reform wurde das nationale Bewußtsein der Juden sehr gekräftigt. Der Götzendienst und die Opfer auf den Höhen wurden gänzlich unterdrückt. Nachdem schon 626 das Reich von den Skythen verwüstet worden war, fiel 609 Necho von Ägypten in Juda ein. J. zog ihm mit einem Heer entgegen, erlitt aber bei Megiddo eine Niederlage und wurde selbst tödlich verwundet.

Josias, Friedrich, Herzog zu Sachsen, berühmter kaiserlicher Feldherr, Sohn des Herzogs Josias Franz von Koburg, geb. 26. Dez. 1737 zu Koburg, machte in österreichischen Diensten seit 1759 als Oberst eines Kürassierregiments den Siebenjährigen Krieg mit und stieg 1773 bis zum Feldmarschallleutnant. Im Türkenkrieg von 1788 Befehlshaber eines Armeekorps unter Laudon, besetzte er die Moldau, eroberte Chotin, siegte mit Suwarow bei Fokschani 1. Aug. 1789 und nahm, nachdem er noch bei Martinestie das türkische Hauptheer unter dem Großwesir gänzlich geschlagen, den größten Teil der Walachei mit Bukarest ein, wofür er zum Feldmarschall ernannt wurde. 1793—94 befehligte er das Heer in den österreichischen Niederlanden und brachte dieselben durch seine Siege bei Aldenhoven und Neerwinden im März 1793 wieder in österreichische Gewalt. In Frankreich eroberte er Condé, Valenciennes, Quesnoy und Landrecies, erlitt aber infolge unglücklicher Dispositionen, zum Teil wohl auch infolge der Uneinigkeit unter den verbündeten Mächten und deren Feldherren im Mai 1794 eine Reihe von kleinern Niederlagen an der Sambre und wurde 26. Juni bei Fleurus entscheidend geschlagen, worauf die Niederlande geräumt wurden, wozu sich die Wiener Diplomatie ohnehin schon früher entschlossen hatte. Hierüber erzürnt und mit offener Anklage der Thugutschen Politik legte nunmehr der Reichsfeldherr seinen Kommandostab nieder, welchen dann Clerfait (s. d.) übernahm, und zog sich nach Koburg zurück, wo er 26. Febr. 1815 starb. Vgl. A. v. Witzleben, Prinz Friedrich J. von Koburg-Saalfeld, Herzog zu Sachsen (Berl. 1859, 3 Bde.).

Jósika (spr. jobschi-), Nikolaus, Baron, ungar. Romanschriftsteller, geb. 28. April 1794 zu Torda in Siebenbürgen, schlug die militärische Laufbahn ein und brachte es bis zum Hauptmann, verließ dann den Dienst und wandte sich nach wenig glücklichen

Debüts in der Politik von 1834 an ausschließlich der Litteratur zu. Seine ersten litterarischen Versuche erschienen 1834 unter dem Titel: »Irány« (»Tendenz«) und »Vázlatok« (»Skizzen«). Neben politischen und belletristischen Beiträgen für Zeitungen und Sammelwerke hat J. dann bis zur Revolution von 1848 unter steigendem Beifall an 60 Bände Romane veröffentlicht, die von einem tiefen Studium des ungarischen Charakters und Volkslebens zeugen und in lebendigem Stil geschrieben sind. Als die bedeutendsten davon gelten: »Abafi« (3. Aufl. 1851); »Zrinyi a költö« (»Der Dichter Zrinyi«, 1843, 4 Bde.); »Az utolsó Bátory« (»Der letzte Bátory«, 2. Aufl. 1840, 3 Bde.); »A Csehek Magyarországban« (»Die Böhmen in Ungarn«, 2. Aufl. 1845, 4 Bde.); »Jósika István« (»Stephan Jósika«, 1847, 5 Bde.). J. beteiligte sich lebhaft an der Bewegung von 1848/49, war infolgedessen nach der Katastrophe von Világos zur Flucht ins Ausland genötigt und nahm seinen Wohnsitz zu Brüssel, wo er sich wieder schriftstellerischen Arbeiten widmete. Von den seitdem veröffentlichten Romanen sind besonders beachtenswert: »Egymagyar család a forradalom alatt« (»Eine ungarische Familie während der Revolution«, Braunschw. 1851, 4 Bde.) und die deutsch abgefaßte »Familie Mailly« (Leipz. 1852, 2 Bde.). Wegen seiner revolutionären Thätigkeit ward J. im September 1851 mit Kossuth und 35 andern zu Pest in effigie gehängt, später jedoch begnadigt. Seit 1864 in Dresden wohnhaft, starb er 27. Febr. 1865 daselbst. Fast alle seine Romane wurden auch ins Deutsche und in andre Sprachen übersetzt. Von seinen »Memoiren« sind nur 4 Bände (Pest 1865) erschienen.

Josquin des Prés (spr. schöskäng dä preh, lat. Jodocus Pratensis oder a Prato), Komponist, geboren um 1450 vermutlich zu St.-Quentin (nach Fétis zu Condé) in Nordfrankreich, erhielt seine Ausbildung durch Johann Ockenheim, der um 1476 in Tours die Hofkapelle Ludwigs XI. leitete, ging dann nach Rom, wo er unter dem Pontifikat Sixtus' IV. (1471—84) als Mitglied der päpstlichen Sängerkapelle fungierte, kehrte jedoch, nachdem er mutmaßlich noch eine Zeitlang am Hof des Herzogs von Ferrara, Herkules' I. von Este, geweilt, in sein Vaterland zurück. Hier wurde er am Hof Ludwigs XII. als erster Sänger (Protokapellan) angestellt, nach langjährigen Diensten aber von diesem mit einer Pfründe zu Condé belohnt, wo er 27. Aug. 1521 als Kanonikus starb. J. gilt mit Recht als der größte Meister der sogen. niederländischen Schule, deren Aufgabe, die Ausbildung des kontrapunktischen Tonsatzes, er so vollständig und endgültig löste, daß mit ihm für die Tonkunst eine neue Epoche begann. Während die Bestrebungen seiner Vorgänger in erster Reihe darauf gerichtet gewesen waren, die Schwierigkeiten der noch unausgebildeten Technik des Kontrapunktes zu bewältigen, war J. ihrer so weit Herr geworden, daß er neben den Tonsetzkünsten auch den eigentlichen Zweck der Vokalmusik, die sinnvolle Deutung der Textesworte vermittelst des Tons, zu berücksichtigen beginnen konnte. Von seinen Kompositionen (Messen, Motetten, französischen Chansons) ist eine große Zahl in den von Petrucci und andern Verlegern des 16. Jahrh. veröffentlichten Sammlungen enthalten; eine Auswahl gab Commer heraus in den »Publikationen älterer Musikwerke der Gesellschaft für Musikforschung«, Bd. 6 (Leipz. 1877).

Josselin (spr. schoss'läng), Stadt im franz. Departement Morbihan, Arrondissement Ploërmel, an der Oust und dem von Nantes nach Brest führenden Kanal, hat ein schönes, im 15. Jahrh. von den Herzögen von Rohan erbautes Schloß, eine Kirche mit dem Grabdenkmal des Ritters Olivier de Clisson, des frühern Herrn von J., (1881) 2437 Einw., Nagelschmieden, Gerberei und ein Collège.

Jost, Isaak Markus (Mordechai), Pädagog und jüd. Geschichtschreiber, geb. 22. Febr. 1793 zu Bernburg, widmete sich in Göttingen und Berlin dem Studium der Philologie, stand 1826—35 an letzterm Ort einer Schule vor und folgte sodann einem Ruf als Oberlehrer an die jüdische Realschule (Philanthropin) zu Frankfurt a. M., wo er 20. Nov. 1860 starb. Seinen litterarischen Ruf verdankt J. hauptsächlich seiner »Geschichte der Israeliten« (Berl. 1820—1829, 9 Bde.), an welche sich die »Neuere Geschichte der Israeliten von 1815 bis 1845« (das. 1846—47, 3 Bde.) als 10. Band anschließt, und seiner »Geschichte des Judentums und seiner Sekten« (Leipz. 1857—59, 3 Bde.). Außerdem veröffentlichte er eine »Allgemeine Geschichte des jüdischen Volkes« (Berl. 1831—1832, 2 Bde.) und eine deutsche Übersetzung der »Mischna« mit Text und Kommentar (das. 1832—34, 6 Bde.), gab die »Israelitischen Annalen« (Frankf. 1839—41) und 1841—42 mit Creizenach die Zeitschrift »Zion« heraus und gehörte mit zu dem Vorstand des Instituts zur Förderung der israelitischen Litteratur, für welches er durch Begründung des »Jahrbuchs« und durch litterarische Arbeiten thätig war. Vgl. Goldschmidts Nachruf im »Jahrbuch für die Geschichte der Juden« (Leipz. 1861); Zirndorf, Isaak Mark. J. und seine Freunde (New York 1886).

Jostedalsbrä, der größte Gletscher nicht nur Norwegens, sondern des ganzen europäischen Kontinents, bedeckt in einer Länge von 90—100 km das Plateau der Vogteien Nordfjord, Söndfjord und Sogn, während er in die angrenzenden pittoresken Thäler seine Ausläufer sendet. Unter diesen zeichnen sich der Bojabrä, die Suphellebräen, deren unterste Ränder nur 50 m vom Meer entfernt sind, und die Gletscher von Tunsbergdal, Austerdal, Lodal und Brigsdal durch ihre großartige Naturschönheit aus. Der ganze J. hat einen Umfang von 900 qkm und liegt in seinem höchsten Teil 2055 m ü. M.

Josua (hebr. Jeschûa, s. v. w. Jesus), Sohn Nuns vom Stamm Ephraim, nach dem Tode des Moses Führer der Israeliten. Als solcher soll er das Volk über den Jordan geführt, von dem befestigten Lager zu Gilgal aus einen beträchtlichen Teil von Palästina erobert, das Land unter die israelitischen Stämme verteilt haben und im Alter von 110 Jahren gestorben sein. Das im alttestamentlichen Kanon befindliche Buch J., welches diese Erzählung gibt, ist freilich durchaus legendenhaften Charakters. Es schließt sich eng an den Pentateuch, besonders an das Deuteronomium, an, sowohl im Stil als im Inhalt, und hat jedenfalls eine ähnliche Entwickelungsgeschichte durchgemacht wie der Pentateuch (s. d.), auch seine Schlußredaktion mit diesem von derselben Hand empfangen. Ein ganz andres und noch späteres Werk ist das samaritanische Buch J., herausgegeben von Juynboll (Leiden 1848). Kommentare schrieben Keil (2. Aufl., Leipz. 1874) und Knobel (Leipz. 1861).

Joten (Jötun, auch Thursen), in der nord. Mythologie ungeheure Riesen und Zauberer, die, über die Kräfte der Natur gebietend, in ihrem Reich Jötunheim, das sich rings um den Rand der Erde erstreckt, in finstern Höhlen und Felsenschluchten wohnten und in ewiger Feindschaft mit den Asen lebten. Ursprünglich sind die Thursen trotzige, finstere Sturm- und Wetterriesen; daher auch ihre Beziehung zu Reif und

Eis und die Gegnerschaft des Donnerers Thor, der sie stets bekämpft, um den Himmel vor ihrem titanischen Andrang zu schützen. Als ihre Töchter gelten die himmlischen Wasserfrauen, deren wunderbare Schönheit nicht selten die lichten Götter, die Asen, verlockt, sich mit ihnen zu vermählen.

Jotham, König von Juda 740–734 v. Chr., Sohn und Nachfolger Usias, regierte in theokratischem Sinn, sorgte für die äußere Sicherheit des Landes durch Anlegung fester Plätze und überwand die Ammoniter.

Jotunfjelde (»Riesengebirge«), Gebirgsstrecken im westlichen Norwegen, im O. und N. vom Gudbrandsthal, im S. vom Valdresthal und im W. vom Sognefjord begrenzt, bestehen aus mehreren Ketten zackiger Berge mit einem Areal von ca. 2480 qkm (45 QM.) und bilden unbedingt die höchste und wildeste Gebirgspartie Norwegens. Sie wurden erst 1820 von Keilhau und Chr. Boeck entdeckt. Schneehörner und Gletscher, Felsplateaus, schöne Seen (Gjendin, Bygdin und Tyin) und Alpenbäche bilden hier eine wunderbare Landschaft, und die Thäler gehen nicht tiefer als bis 970 m. Zu den Jotunfjelden gehören: der Galdhöpig (2560 m, höchster Berg Norwegens und Nordeuropas), das Horunger Gebirge (2500 m), die Skagestölstinden (2350 m) u. noch mehrere Schreckhörner. Sie bilden zur Zeit ein Hauptziel der Touristen.

Jouarre (spr. schuar), Flecken im franz. Departement Seine-et-Marne, Arrondissement Meaux, 8 km südlich von Ferté, hat eine Kirche mit Krypte, welche alte Säulen und schöne Grabmäler mehrerer Heiligen, darunter jenes der heil. Ozanne, enthält, (1881) 1398 Einw. und Mühlsteinbrüche.

Joubert (spr. schubähr), Barthélemy Catherine, franz. Feldherr, geb. 14. April 1769 zu Pont de Vaux (Ain), studierte in Dijon die Rechte, als die Revolution ausbrach, trat 1791 als Freiwilliger in ein Infanteriebataillon, kam mit demselben zur Rheinarmee und avancierte 1792 zum Leutnant. 1793 geriet er am Col di Tenda als Kapitän bei der Alpenarmee nach tapferm Kampf in sardinische Gefangenschaft, ward aber bald wieder entlassen. 1794 als Generaladjutant zur italienischen Armee beordert, avancierte er 1795 zum Obersten und Brigadechef und nach der Schlacht bei Loano zum Brigadegeneral. Im italienischen Feldzug von 1796 erwarb er sich durch seine Tapferkeit und Geschicklichkeit die Achtung Bonapartes und zeichnete sich, 1797 zum Divisionsgeneral erhoben, namentlich bei der Belagerung von Mantua und in der Schlacht von Rivoli (14. Jan.) aus. Nachdem er (8. Febr.) Trient erobert, brach er an der Spitze von drei Divisionen (20. März) in Tirol ein, drang unter fortwährenden Gefechten das Eischthal hinauf und vereinigte sich bei Villach (8. April) mit der Hauptarmee. Nachdem er kurze Zeit in Holland, dann in Mainz den Oberbefehl geführt, erhielt er im Oktober 1798 an Brunes Stelle das Oberkommando der italienischen Armee. Er nahm Turin und die übrigen festen Plätze in Piemont, zwang den König von Sardinien zur Abdankung und wollte, wie Piemont, so auch Toscana zu einer Republik machen, als das Direktorium ihm Halt gebot. In Paris, wohin J. darauf mißvergnügt zurückkehrte, ließ er sich von Sieyès' Partei gewinnen, die mit Hilfe eines populären Generals das Direktorium zu stürzen suchte. Doch sollte er sich zuvörderst noch mehr Kriegsruhm erwerben und ward daher an Moreaus Stelle mit dem Oberbefehl über die Armee in Oberitalien betraut, wohin er in den ersten Tagen des Augusts 1799 abging. Bei Novi wurde er aber 15. Aug. plötzlich von der ganzen russisch-österreichischen Armee unter Suworow angegriffen, stürzte sich in das Tirailleurgefecht und fiel (15. Aug.) durch eine feindliche Kugel. Sein Leichnam ward nach Toulon gebracht und in dem Fort Lamalgue beigesetzt, welches seitdem das »Fort J.« hieß. Vgl. Chevrier, Le général J., d'après sa correspondance (2. Aufl., Par. 1884).

Jouffroy (spr. schufröa), 1) Théodore Simon, franz. Publizist und Philosoph, geb. 7. Juli 1796 zu Pontets im Jura, widmete sich auf der Normalschule zu Paris unter Cousins Leitung dem Studium der Philosophie und erhielt nach der Julirevolution eine Anstellung an der genannten Anstalt als Lehrer der Philosophie. 1832 wurde er am Collège de France Nachfolger Thurots, welche Stelle er 1837 wieder niederlegte, und 1833 Mitglied der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften. Als Cousin Minister des Unterrichts wurde, ernannte er J. zum Mitglied des Universitätsrats. Als Deputierter von Pontarlier (seit 1831) gehörte er zu den Doktrinären, deren Journal »Le Globe« er schon 1824 gründen half. Er starb 1. März 1842. Als Schüler Cousins hat er besonders die schottische Philosophie berücksichtigt. Er veröffentlichte eine französische Bearbeitung der »Outlines of moral philosophy« von Dugald Stewart (Par. 1826, 3. Aufl. 1841) und der sämtlichen Werke von Thomas Reid (das. 1836, 6 Bde.), beide mit vorzüglichen Einleitungen; außerdem »Mélanges philosophiques« (das. 1833, 5. Aufl. 18.5; neue Folge 1842, 4. Aufl. 1883), eine Auswahl der wichtigsten Artikel, welche von ihm im »Globe« erschienen waren. Von seinen an der Sorbonne gehaltenen Vorlesungen erschienen der »Cours de droit naturel« (Par. 1833–42, 4. Aufl. 1866) und »Cours d'esthétique« (nach seinem Tod von Damiron herausgegeben, 4. Aufl. 1883) im Druck. Vgl. Tissot, Th. J., sa vie et ses écrits (Par. 1876).

2) François, franz. Bildhauer, geb. 1. Febr. 1806 zu Dijon, wurde in Paris Schüler Ramens, erhielt 1832 den römischen Preis und sandte 1835 von Rom einen neapolitanischen Hirten auf einem Grab nach Paris. Von seinen spätern Werken sind zu nennen: die Verfluchung des Kain (1838), eine Statuette von Lamartine, ein junges Mädchen, welches der Venus ihr erstes Geheimnis anvertraut (1839, im Luxembourg), die Enttäuschung (1840), Frühling und Herbst (1845), die Träumerei (1848), die Verlassenheit (1853), ein Weihwasserbecken in St.-Germain l'Auxerrois, Christus und die Apostel an der Fassade von St.-Augustin, die Statuen der Strafe und des Schutzes am Justizpalast und der lyrischen Poesie an der Neuen Oper zu Paris (1867). Er war Professor an der École des Beaux-Arts und starb 26. Juni 1882 in Laval.

Jougne, Col de (spr. toll d'schünj), ein chaussierter Paß des Waadtländer Jura (1000 m). Die Zugänge vom Genfer und Neuenburger See münden im Thal von Valorbe zusammen, um von Valorbe und Ballaigues aus die Höhe zu erreichen und jenseit der Grenze die französischen Orte Jougne und Pontarlier zu passieren. Seit 1873 hat der Paß eine Eisenbahn, einen Zweig der Suisse Occidentale, mit 22 pro Mille Maximalsteigung; sie zweigt in der Nähe von Cossonay von der Linie Lausanne-Yverdon ab und lenkt über La Sarraz in das Thal der Orbe ein. Dadurch hat der ehemals wichtige Col de la Faucille sehr an Bedeutung verloren.

Jouissance (franz., spr. schuissängs), im franz. Effektenhandel s. v. w. Zinsengenuß. Action de j., Genußschein, s. Aktie, S. 264.

Joujou (franz., spr. schúschuh), im allgemeinen jedes Kinderspielwerk, namentlich aber ein in Deutschland Rollrädchen genanntes Spielzeug. Es besteht aus zwei dünnen hölzernen Scheiben (etwa 6 cm im Durchmesser), die in der Mitte durch einen ½ cm langen Cylinder verbunden sind. An diesem ist eine etwa 1 m lange Schnur befestigt, an deren anderm Ende eine Schleife ist, um den Zeigefinger hindurchstecken zu können. Ist die Schnur aufgewickelt, und läßt man das J. fallen, so kann man, ehe es ganz abgelaufen, durch ein geschicktes Nachlassen der Schnur und einen kleinen Ruck bewirken, daß es sich selbst wieder völlig aufwickelt. In diesem Auf- und Abrollen besteht das Spiel. Es war 1790—94 in Frankreich und dann auch in Deutschland so beliebt, daß die vornehmsten Personen damit auf Spaziergängen spielten.

Joujougold (spr schúschuh-), s. Goldlegierungen.

Joule (spr. dschaul), James Prescott, Physiker, geb. 24. Dez. 1818 zu Salford, lebt als Brauer daselbst. Er kann als der experimentelle Begründer der mechanischen Wärmetheorie bezeichnet werden; in seiner 1843 erschienenen Experimentaluntersuchung über erwärmende Wirkungen der Magnetelektrizität leitete er zum erstenmal aus seinen Versuchen den Arbeitswert der Wärmeeinheit ab und sprach die Überzeugung aus, »daß man immer, wo man eine mechanische Kraft aufwendet, ein genaues Äquivalent an Wärme erhält«. Um diesen Satz, der im Grund nichts andres als das ein Jahr vorher von R. Mayer ausgesprochene Prinzip von der Erhaltung der Kraft ist, zu beweisen, ließ er weitere Versuche folgen. Er maß die bei dem Durchtritt von Wasser durch enge Röhren, die bei der Kompression der Luft und die bei der Reibung fester und flüssiger Körper durch die aufgewandte Arbeit erzeugte Wärme und fand, daß stets die gleiche Arbeit erforderlich ist, um eine Wärmeeinheit zu erzeugen. Im Mittel ergibt sich aus seinen Versuchen die Arbeit von 425 Meterkilogramm als das Äquivalent der Wärme, die 1 kg Wasser um 1° C. erwärmt. Andre Arbeiten von J., zum Teil mit William Thomson unternommen, beziehen sich auf die neuere Gastheorie. Auch entdeckte er das Gesetz der Erwärmung der Körper, durch welche ein galvanischer Strom fließt (Joulesches Gesetz). Seine Arbeiten über das mechanische Wärmeäquivalent erschienen deutsch von Spengel (Braunschw. 1872). Vgl. »Scientific papers of James Prescott J.« (Lond. 1884, Bd. 1).

Jour (franz., spr. schuhr), Tag. Vgl. Du jour.

Jourdan (spr. schurdáng), 1) Matthieu Jouve, einer der berüchtigtsten Revolutionsmänner, geb. 1749 zu St.-Juste bei Puy de Velay in Languedoc, seit 1787 Weinschenker zu Paris, stellte sich beim Ausbruch der Revolution an die Spitze einiger Volkshaufen und verdiente sich bei dem Zug nach Versailles 6. Okt. 1789 dadurch, daß er zwei Gardes du Korps die Köpfe abschnitt, den Ehrentitel Coupe-tête (Kopfabschneider). Vom Konvent nach Avignon gesandt, um dies dem französischen Gebiet einzuverleiben, übte er die empörendsten Grausamkeiten gegen alle mit dieser Einverleibung Mißvergnügten, so daß ihn endlich der Wohlfahrtsausschuß verhaften und 17. Mai 1794 guillotinieren ließ.

2) Jean Baptiste, Graf, Marschall von Frankreich, geb. 29. April 1762 zu Limoges, trat in seinem 16. Jahr in die Armee und nahm an den Feldzügen in Nordamerika teil. Nach seiner Rückkehr ward er 1790 Hauptmann in der Nationalgarde von Limoges und 1791 Bataillonschef in der Nordarmee, machte unter Dumouriez 1792 und 1793 den Feldzug in den Niederlanden mit und that sich hier so hervor, daß er 30. Juli 1793 zum Divisionsgeneral befördert wurde. Nachdem er mit seiner Division bei Hondschoote 8. Sept. 1793 mitgekämpft hatte, rückte er schon zwei Tage darauf in die Stelle des abberufenen Obergenerals Houchard ein und schlug die Österreicher bei Wattignies (16. Okt.). Bald darauf jedoch wurde er wegen seiner Opposition gegen den Plan des Wohlfahrtsausschusses, einen Winterfeldzug zu unternehmen, entlassen. Schon im Frühling 1794 wieder zum Oberbefehlshaber der Moselarmee, dann der Maas- und Sambrearmee ernannt, erfocht er 26. Juni den Sieg bei Fleurus, trieb die Österreicher nach einigen glücklichen Treffen an der Roer über den Rhein zurück, nahm 7. Juni 1795 die Festung Luxemburg, überschritt 6. Sept. den Rhein und belagerte darauf Kastel und Mainz, wurde aber 11. Okt. bei Höchst von Clerfait geschlagen und genötigt, auf das linke Rheinufer zurückzugehen. 1796 überschritt er zum zweitenmal den Rhein und drang von der Lahn bis zur Oberpfalz vor, wurde aber bei Amberg 24. Aug. und bei Würzburg 3. Sept. vom Erzherzog Karl geschlagen und zog sich unter großen Verlusten nach Düsseldorf zurück. Er legte nun sein Kommando nieder. Die Vorwürfe, welche ihm dieser Rückzug zuzog, suchte er später in den »Mémoires pour servir à l'histoire de la campagne de 1796« (Par. 1819) zu widerlegen. Im März 1797 ward er in den Rat der Fünfhundert gewählt. 1799 erhielt er den Oberbefehl über die Donauarmee und setzte 1. März 1799 bei Basel über den Rhein. Er wurde indes wiederum vom Erzherzog Karl 21. März bei Ostrach, 25. März bei Stockach geschlagen und deshalb abgesetzt. Sein Verfahren in diesem Feldzug suchte seine Schrift »Précis des opérations de l'armée du Danube sous les ordres du général J.« (Par. 1799) zu rechtfertigen. Bei dem Staatsstreich von 18. Brumaire verhielt er sich, obwohl strenger Republikaner, neutral und wurde 1800 vom Ersten Konsul mit der Verwaltung Piemonts betraut, welche er vortrefflich leitete. 1803 trat er in den Senat. Kaiser Napoleon I. erhob ihn 1804 in den Grafenstand, ernannte ihn zum Marschall und verlieh ihm Sitz und Stimme im Staatsrat, aber nie ein selbständiges Kommando. 1806 ward J. als Gouverneur nach Neapel gesandt, und 1808 ging er als Generalstabschef des Königs Joseph nach Spanien, welche Stelle er mit einer Unterbrechung (1809—1812) bis 1814 innehatte. Nach der zweiten Restauration 1815 wurde er Vorsitzender des Kriegsgerichts, welches Ney verurteilen sollte, aber sich für inkompetent erklärte. 1816 erhielt er die 7. Militärdivision und 1819 von Ludwig XVIII. die Pairswürde. Der Julirevolution wendete er sich mit Begeisterung zu, übernahm auf einige Tage das Ministerium des Auswärtigen u. ward 11. Aug. 1830 Gouverneur der Invaliden. Er starb 13. Nov. 1833.

Journal (franz., spr. schurnall, »Tagebuch«), im allgemeinen s. v. w. Zeitschrift, Zeitung, namentlich eine täglich erscheinende. Journalismus (Journalistik) bedeutet daher das gesamte Zeitschriftenwesen, die periodische Litteratur, und Journalisten heißen die Schriftsteller, die für Zeitschriften thätig sind. Schiffsjournal (s. d.), Tagebuch, welches jeder Seeschiffer über alle erheblichen Ereignisse auf seiner Reise zu führen hat. Über J. (Strazze, Primanote) in der kaufmännischen Buchführung s. Buchhaltung, S. 565.

Journalière (franz., spr. schurnaljähr, »tägliche«), früher sehr verbreiteter Ausdruck für die Post oder

sonstige regelmäßige Fahrgelegenheit zur Kommunikation zwischen zwei Städten.

Journalistenverband, Vereinigung deutscher Journalisten und Zeitungsverleger zur Förderung der gemeinsamen Interessen und Anbahnung von Reformen in der Preßgesetzgebung. 1863 aus der Mitte der Frankfurter Tagespresse angeregt und nach Frankfurt a. M. berufen, versammelt sich der deutsche J. seitdem alljährlich an wechselnden Orten Deutschlands und Deutsch-Österreichs (Journalistentag). Er besteht aus (25) Zeitungen und Zeitschriften, die sich für seine Kasse einschätzen und auf seinen Versammlungen durch einen ihrer Angehörigen stimmführend vertreten lassen; außerdem aus alleinstehenden, speziell zugelassenen Journalisten. Ein ständiger Ausschuß, gebildet aus etwa einem Dutzend Vertretern der angesehensten Blätter, bereitet die Tagesordnung des Journalistentags vor. Gegenstand der Beratungen sind einerseits die Geschäftsinteressen der periodischen Presse und die Standesangelegenheiten der Journalisten, anderseits die Stellung der Presse im öffentlichen Recht und Leben. Vorort ist Frankfurt a. M., Vertreter F. Rittweger.

Journal officiel, der franz. »Staatsanzeiger«, 1869 durch Rouher ins Leben gerufen und an die Stelle des »Moniteur« (s. d.) getreten, veröffentlicht außer allen amtlichen Ankündigungen und Mitteilungen namentlich auch die stenographischen Protokolle der beiden Häuser des Parlaments.

Jouvenet (spr. schuw'näh), Jean, franz. Maler, geb. 1644 (1647) zu Rouen, Sohn und Schüler von Jean J. dem ältern, bildete sich seit seinem 17. Jahr in Paris unter dem Einfluß von Poussin weiter aus und erzielte seinen ersten Erfolg durch ein Gemälde: Christus heilt den Lahmen. 1675 wurde er durch das Gemälde: Esther und Ahasverus Mitglied der Pariser Akademie, 1681 Professor und 1707 Rektor derselben. Er starb 1717 in Paris. Seine religiösen Gemälde, die der Richtung von Poussin und Lebrun angehören, sind in Zeichnung und Farbe manieriert. Die bedeutendsten sind: die zwölf Apostel (Invalidenkirche zu Paris), Kreuzabnahme (im Louvre), das Magnifikat (Notre-Dame zu Paris), Christus am Ölberg (Kathedrale zu Orléans).

Joux, Val de (spr. wall d'schuh), jurassisches, 15 km langes, hohes, wiesengrünes Bergthal im schweizer. Kanton Waadt, vom französischen Gebiet durch den Mont Risoux getrennt, von der Orbe durchflossen. Der Lac de J. (1009 m ü. M.) ist 9,5 qkm groß und 26 m tief. Die Bewohner, (1880) 5507 an der Zahl, französischer Zunge und protestantischer Konfession, beschäftigen sich zumeist mit Messerschmieden und Uhrmacherei. Von den drei Gemeinden des Thals ist die volkreichste Le Chénit (3407 Einw.).

Jouy (spr. schŭ-i), Victor Joseph Etienne, genannt de J., franz. Schriftsteller, geb. 1764 zu Jouy bei Versailles, ergriff die Militärkarriere, reiste dann in Südamerika und focht später in Ostindien unter Tippu Sahib. Ins Vaterland zurückgekehrt, machte er die ersten Revolutionskriege mit, flüchtete, der Verräterei beschuldigt und dafür zum Tod verurteilt, 1794 nach der Schweiz, kehrte nach dem Sturz Robespierres nach Frankreich zurück, gab 1797 den militärischen Stand auf und widmete sich der Litteratur. Zuerst eifriger Parteigänger der Restauration, trat er bald in die liberale Partei über, war während der Julirevolution Maire von Paris, dann Bibliothekar des Louvre und starb 4. Sept. 1846. Seit 1815 war er Mitglied der Akademie. Bekannt sind seine zum Teil trefflichen Operntexte: »La Vestale« (1807) und »Ferdinand Cortez« (1809), beide von Spontini komponiert; »Les Amazones« (1812), von Méhul, »Les Abencérages« (1813), von Cherubini, »Guillaume Tell« (1829), von Rossini komponiert. Seine Tragödie »Sylla« (1824) hatte großen Erfolg; weniger seine übrigen Lustspiele, Vaudevilles, Tragödien etc., von denen einige nicht aufgeführt sind. Von seinen prosaischen Schriften ist die berühmteste »L'hermite de la Chaussée d'Antin etc.« (Par. 1812–14, 5 Bde.), eine vortreffliche und geistvolle Schilderung französischer Sitten aus dem Anfang des 19. Jahrh., während die weitern, unter dem Titel: »L'hermite etc.« veröffentlichten Sittenschilderungen an vielen Ungenauigkeiten und mangelhaftem Stile leiden. Seine »Œuvres complètes« veröffentlichte er selbst (Par. 1823–28, 27 Bde.). Er hat außerdem an vielen Zeitschriften und an der »Biographie nouvelle des contemporains« mitgearbeitet.

Jovanović (spr. -witsch), 1) Stephan, Freiherr von, österreich. General, geb. 5. Jan. 1828 zu Pazariste im Ottokaner Bezirk der frühern Militärgrenze, südslawischer Abkunft, trat 1845 als Kadett in die Armee, machte 1848–49 die Feldzüge in Italien mit und wurde nach deren Beendigung zum Generalstab versetzt. Bereits 1852 zum Hauptmann befördert, wurde er, kaum 25 Jahre alt, in einer militärisch-diplomatischen Mission nach Cattaro und später in das Hauptquartier Omer Paschas gesandt. Als Adjutant im Stab des Generals Rodich in Süddalmatien und als Generalkonsul in Bosnien 1861–65 hatte er Gelegenheit, sich eine ganz genaue Kenntnis der geographischen, ethnographischen und politisch-sozialen Verhältnisse jener Länder anzueignen. 1865 als Oberst in die Armee zurückgetreten, zeichnete er sich 1866 im Kriege gegen Italien aus und befehligte 1869 beim Aufstand in der Bocche di Cattaro, in dem er verwundet wurde, eine Brigade. Er blieb darauf im südlichen Dalmatien stationiert, ward 1875 in den Freiherrenstand erhoben, 1876 zum Feldmarschallleutnant befördert und 1877 zum Kommandeur der 18. Division in Spalato ernannt. Während des Feldzugs zur Okkupation Bosniens und der Herzegowina ward er mit der Besetzung der letztern beauftragt und führte dieselbe fast ohne Verluste in wenigen Tagen aus. Er behielt nun den Oberbefehl in der Herzegowina, und ihm ward 1882 die Unterdrückung des Aufstandes in der Krivoscie aufgetragen, worauf er zum Landeskommandierenden und Statthalter in Dalmatien ernannt wurde. Er starb 8. Dez. 1885.

2) Wladimir, serb. Staatsmann und Schriftsteller, geb. 28. Sept. 1833 zu Schabatz, studierte in Wien und Berlin, ward 1856 Professor der Nationalökonomie an der landwirtschaftlichen Akademie in Topschider, nahm 1858 hervorragenden Anteil an der Vertreibung des Fürsten Alexander, ward von Milosch zum Sekretär im Finanzministerium und zum Redakteur des Amtsblattes ernannt, aber seiner radikalen Tendenzen wegen bald entlassen und lebte nun in Belgien, England, Italien und in der Schweiz, wo er zu Genf 1864–66 die serbisch-französische Zeitung »Sloboda—La Liberté« herausgab. Nachdem er darauf kurze Zeit Professor an der Belgrader Hochschule gewesen, schloß er sich der Omladina an und ward Mitredakteur des »Zastava«. Der Teilname an der Ermordung des Fürsten Michael angeklagt, aber freigesprochen, begab er sich wieder ins Ausland und kehrte erst 1872 wieder nach Serbien zurück, wo er nun in den Staatsdienst trat und Mitglied der Skuptschina wurde. Beim Ausbruch des

serbisch-türkischen Kriegs zum Finanzminister ernannt, brachte er die zur Kriegführung nötige Anleihe zu stande und führte die Prägung serbischer Goldmünzen nach französischem Münzsystem ein. Nachdem er Ende 1879 seine Entlassung genommen, wurde er Präsident des Rechnungshofs, dann im Juni 1880 wieder Finanzminister, trat aber noch im Oktober d. J. mit dem Kabinett Ristić zurück. Außer nationalökonomischen und politischen Schriften in serbischer Sprache (darunter Übersetzungen von Werken St. Mills und Roschers) schrieb J.: »Les Serbes et la mission de la Serbie dans l'Europe d'Orient« (Par. 1870); »The emancipation and unity of the Serbian nation« (Genf 1873) u. a.

Jovellanos (spr. chowelljános), Don Gaspar Melchor de, eigentlich Jove-Llanos, ausgezeichneter span. Staatsmann, politischer Schriftsteller und Dichter, geb. 5. Jan. 1744 zu Gijon in Asturien, war für den geistlichen Stand bestimmt, trat aber 1767 in den Justizdienst und ward Mitglied der spanischen Akademie und von Karl III. zum Staatsrat ernannt. Seine Opposition gegen die Mängel der Gesetzgebung, Polizei etc. in seinem Vaterland zog ihm 1790 Verbannung nach Asturien zu, wo er für Hebung der Wohlfahrt des Landes unermüdlich thätig war. 1797 ward er von Godoy zum Minister der Justiz und der Gnadensachen ernannt; allein schon 1798 zog er sich, um den von jenem ausgehenden Vergiftungsversuchen zu entfliehen, nach Gijon zurück, wurde auf Antrieb Godoys 1801 in ein Kartäuserkloster auf Mallorca verbannt und 1802 in das Staatsgefängnis zu Bellver gebracht. Nachdem er 1808 beim Einfall der Franzosen in Spanien seine Freiheit wiedererlangt hatte, zog er sich in seine Vaterstadt zurück, wies Joseph Bonapartes Anerbietungen zurück, ward ein eifriges Mitglied der Zentraljunta und war für die Organisation der Erhebung des spanischen Volkes gegen die Fremdherrschaft unverdrossen thätig. Aber trotzdem erntete er nur Undank und Verfolgung. Er starb 27. Nov. 1811. Sein Trauerspiel »El Pelayo« (1799) behandelt die Geschichte des Gotenhelden, der sich gegen die Mauren behauptete. Eine Sammlung seiner Werke besorgten Cañedo (Madr. 1830—32, 7 Bde.; 2. Aufl., Barcel. 1839, 8 Bde.) und Nocedal (Bd. 46 u. 50 der »Biblioteca de autores españoles«, Madr. 1858—59). Seine »Oraciones y discursos« erschienen in einer Sonderausgabe (Madr. 1880). Vgl. Cean-Bermudez, Memorias para vida del Señor D. Gasp. Melch. de J. (Madr. 1814); Baumgarten in Sybels »Historischer Zeitschrift«, Bd. 10 (1863).

Joviāl (lat.), dem Jupiter (Jovi) gehörig, dessen Stern nach den Astrologen Frohsinn bewirkt, daher s. v. w. frohsinnig, heiter (von Gemütsart); Jovialität, joviale Gemütsart; Joviallinie, eine gewisse, angeblich Jovialität verratende Linie im Antlitz; Jovialist, lustiger Rat, Hofnarr (besonders ehedem am polnischen Hof).

Das Wichtigste aus seiner kurzen Regierung ist, daß er die von Julianus gegen das Christentum erlassenen Verbote aufhob, zugleich aber auch trotz seiner Begünstigung des Christentums ein Toleranzedikt für die Heiden erließ. Er starb auf einer Reise nach Konstantinopel, auf der Grenze zwischen Galatien und Bithynien, nach einer Regierung von kaum acht Monaten.

Jovilabĭum (neulat.), Modell zur Verdeutlichung der Erscheinungen der vier Jupitermonde, namentlich ihrer Verfinsterungen, im wesentlichen aus einer größern Kugel bestehend, welche den Jupiter vorstellt, und um welche sich an dünnen Stangen vier kleinere Kugeln in entsprechenden Abständen bewegen lassen.

Jovinĭānus, röm. Mönch, um 388, einer der achtungswürdigsten Vertreter des sittlichen Charakters des Christentums im Zeitalter der kirchlichen Depravation, leugnete die Verdienstlichkeit des Cölibats und der Askese und ward deshalb vom römischen Bischof Siricius exkommuniziert und von Ambrosius, Hieronymus und Augustin heftig angegriffen. Vgl. Lindner, De Joviniano et Vigilantio (Leipz. 1839).

Joyeuse entrée (franz., spr. schoajöhs' angtreh, vläm. Blyde incomste, »fröhlicher Einzug«), Bezeichnung der Privilegien der Städte und des Landes in Brabant, welche seit Herzog Wenzel (1356) der jedesmalige Herzog vor seinem Einzug beschwören mußte; daher der Name. Die wichtigste Bestimmung der diesbezüglichen Charte war, daß, wenn ein Herzog den Versuch mache, sie aufzuheben, die Stände sofort ihrer Pflicht gegen ihn entbunden sein sollten. Der letzte Beherrscher Brabants, welcher diese vom Vertrag zu Rastatt 1714 ausdrücklich anerkannte Charte beschwor, war Kaiser Franz II. (31. Juli 1792).

Jozgad, Hauptort eines Sandschaks im türk. Wilajet Angora in Kleinasien, an einem Zufluß des in den Kisil Irmak sich ergießenden Delidsche Irmak, ca. 1250 m ü. M., einst Sitz des mächtigen Turkmenenhäuptlings Tschapan Oghlu (gest. 1805), dessen Gebiet unter Sultan Mahmud II. eingezogen wurde, hat einen schönen Palast und 16—25,000 Einw. (meist Türken). Nordwestlich von J. die berühmten Felsenskulpturen von Boghazköi, den assyrischen Bildwerken ähnlich, nur roher, wahrscheinlich an der Stelle des alten von Krösos zerstörten Pteria.

Juan (span., spr. chuán), s. v. w. Johann.

Juan d'Austria (spr. chuán, Johann von Österreich), natürlicher Sohn des Kaisers Karl V. und der Barbara Blomberg aus Regensburg, geb. 24. Febr. 1547 zu Regensburg, erhielt seine Erziehung in Spanien anfangs von dem Vertrauten des Kaisers, Don Luis Quijada, später, nach seines Vaters Tod, am Hof seines Bruders Philipp II. Hier lebte er in Gemeinschaft mit Philipps Sohn Don Karlos. Dann widmete er sich dem Waffendienst; 1569 und 1570 führte er den Oberbefehl über die in Granada mit den Mauren kämpfenden Truppen. J. schlug die Feinde in mehreren Treffen, eroberte einige feste

Generalvikar über alle italienischen Provinzen, 1576 aber übertrug ihm Philipp die Statthalterschaft über die Niederlande. Durch Milde und Nachgiebigkeit wußte er anfangs die rebellisch gesinnten Niederländer zu gewinnen, allein bald brachen wieder neue Zwistigkeiten und Unruhen aus, und er konnte gegen das überwiegende Ansehen Oraniens nicht aufkommen. J. ließ sich auch für ein Projekt gewinnen, durch Befreiung der gefangenen Maria Stuart die Kronen von Schottland und England sich zu erringen. Er starb 1. Okt. 1578 im Lager bei Namur an der Pest, nach mancher Annahme an Gift, welches ihm Philipp II. hätte beibringen lassen; doch läßt sich für diese Annahme kein haltbarer Beweis beibringen. Vgl. Havemann, Leben des Don J. (Gotha 1865); Stirling-Maxwell, Don John of Austria (Lond. 1883, 2 Bde.).

Juan de Fuca-Straße (spr. dschuān), Seestraße zwischen dem nordamerikan. Territorium Washington und der britischen Insel Vancouver, 120 km lang, 20 km breit, verbindet den Stillen Ozean mit dem Georgiagolf und bildet zugleich die Einfahrt zu dem südwärts gelegenen Pugetsund (s. d.).

Juan di Dio (spr. chuān), s. Barmherzige Brüder.

Juan Fernandez, kleine Inselgruppe im Stillen Ozean, zur Provinz Valparaiso der südamerikan. Republik Chile gehörend, besteht aus drei Inseln mit zusammen 185 qkm Areal. Die östliche, größere (Mas a Tierra) liegt 670 km von der Küste von Chile und ist 22 km lang und fast 8 km breit, voll niedriger Berge vulkanischen Ursprungs, deren höchster der Cerro del Yunque („Amboß") mit 983 m ist, und die meist mit einer schönen, überaus eigentümlichen Vegetation bedeckt sind. Die Küsten sind hafenlos, doch gewährt die Juan Bautista-Bai (mit Leuchtturm) an der Nordküste einen erträglichen Ankerplatz. An ihrem Südwestende liegt die kleine Insel Santa Clara (Isla das Cabras). Die zweite Insel (Mas a Fuera), 180 km westlicher, ist der andern ganz ähnlich, aber etwas kleiner, doch erhebt sich der höchste Gipfel bis zu 1840 m. Die Inseln waren unbewohnt, und schon im 17. Jahrh. ließen sich zuzeiten europäische Seeleute hier nieder, darunter 1704 der Schotte Alex. Selkirk, dessen Schicksale später die Anregung zu „Robinson Crusoe" gaben. Im 18. Jahrh. legten die Spanier ein Fort auf der größern Insel an; nachdem sie die chilenische Regierung eine Zeitlang als Deportationsort benutzt hatte, hat sie dieselbe seit 1877 an einen Schweizer verpachtet, der sie mit Vieh besetzte. Die Zahl der Bewohner beläuft sich gegenwärtig auf 50–60. Vgl. B. V. Mackenna, Juan Fernandez (Santiago 1883).

Juan Godoi (Chañarcillo), Bergstadt in der Provinz Atacama des südamerikan. Staats Chile, 70 km südlich von Copiapo (Eisenbahn), mit ergiebigen Silberminen (1832 von Juan Godoi entdeckt) und (1875) 1963 Einw.

Juan Griego, Hafenort, s. Nueva Esparta.

Juarez, Stadt, s. Paso del Norte, El.

Juarez (spr. chū ress), Carlo Benito, Präsident von Mexiko, geb. 1807 in einem Dorf bei Ixtlan, im Staat Oajaca, aus dem indianischen Stamm der Zapateco, verlor früh seinen Vater und wuchs in dürftigen Verhältnissen auf, erhielt aber von einer reichen Familie, in deren Dienst er trat, die Mittel gewährt, in Mexiko die Rechte zu studieren. Er ward dann in Oajaca Advokat und oberster Richter, 1846 zum liberalen Deputierten in den Kongreß der Republik gewählt. Von 1848 bis 1852 war er Gouverneur von Oajaca und machte sich in dieser Stellung durch Anlegung neuer Straßen, Hebung des Volksunterrichts und zweckmäßige finanzielle Maßregeln um den Staat sehr verdient. Nach Santa Annas Rückkehr 1853 verbannt, ging er nach Havana und von da nach New Orleans, kehrte jedoch schon 1855 in seine Heimat zurück, wo Santa Anna gestürzt und Alvarez Präsident geworden war, dessen Justizminister J. wurde. Als Alvarez im Dezember 1855 die Präsidentenwürde niederlegte, trat auch J. mit ab, ward aber von Comonfort zum Präsidenten des höchsten Gerichtshofs ernannt. Nachdem aber Comonfort Anfang 1858 durch Zuloaga vertrieben worden, ward J. der Bestimmung der Konstitution gemäß Präsident der Republik und schlug den Sitz der liberalen Regierung 19. Jan. in Guanajuato auf, während in Mexiko eine klerikale Regierung bestand. Er bemühte sich aber vergeblich, in Queretaro einen Kongreß zu stande zu bringen, und begab sich infolge der Unfälle, die seine Partei im Kampf gegen Zuloaga erlitten, über Panama nach Veracruz (4. Mai 1858). Nachdem Zuloagas Nachfolger Miramon geschlagen worden, kehrte J., von der Regierung von Washington als Präsident von Mexiko anerkannt, im Januar 1861 in die Hauptstadt zurück. Er schritt nun mit Energie zur Ausführung der Verfassung von 1857, namentlich der Bestimmungen über die Kirche, Einziehung des Kirchenguts, Aufhebung der Klöster, Verkündigung völliger Religionsfreiheit, und wurde 30. Juni vom Kongreß zum definitiven Präsidenten der Republik ernannt. Doch das Gesetz vom 17. Juli 1861, welches die Auszahlung der infolge diplomatischer Konventionen an fremde Kompanien und Individuen zu entrichtenden Interessen auf zwei Jahre suspendierte, rief die Intervention der drei Mächte Spanien, England und Frankreich hervor, die 18. Dez. Veracruz besetzten. J. lehnte ihre Forderungen nicht ab, sondern verständigte sich mit den beiden ersten Mächten über ihre Befriedigung, so daß Anfang April 1862 die Spanier und Engländer Mexiko räumten; nur Frankreich, von mexikanischen Verschwörern aufgestachelt, wies jede Verständigung ab und war entschlossen, J. zu stürzen und eine neue Regierung einzusetzen. Als die Franzosen nach Eroberung Pueblas 10. Juni 1863 in Mexiko einrückten, verlegte J. den Sitz der Regierung nach San Luis de Potosi, setzte mutig den Kampf fort, wies eine Aufforderung des neuen Kaisers Maximilian zur Verständigung im Juni 1864 mit Würde zurück und verlor selbst, als er in den äußersten Nordwinkel des Landes nach Paso del Norte zurückgedrängt worden war, das Vertrauen auf seine gute Sache nicht. Schon im Mai 1866 konnte er nach Chihuahua zurückkehren, und 1867 nahmen seine Generale Mexiko und Queretaro ein, wo der Kaiser Maximilian ihnen in die Hände fiel. J. ließ letztern vor ein Kriegsgericht stellen und unterschrieb das Todesurteil desselben, welches 19. Juni 1867 vollstreckt wurde, um dem Land Genugthuung für das Blutdekret vom 3. Okt. 1865 und eine Bürgschaft der innern Ruhe zu geben. Das Amt des Präsidenten, welches er nach Ablauf seiner Periode im November 1865 fortgeführt hatte, wurde ihm, nachdem er 15. Juli 1867 nach Mexiko zurückgekehrt, durch die Neuwahl vom 6. Okt. von neuem verliehen. Nach einer kurzen Zeit der Ruhe begannen jedoch 1869 wieder die aufrührerischen Pronunciamientos der Generale in allen Teilen des Reichs, und J. erhielt bei der neuen Präsidentenwahl 1871 nicht die absolute Majorität; nur die Entscheidung des Kongresses für ihn verhalf ihm zum Sieg über seinen Rivalen Porfirio Diaz, und er

wurde 16. Sept. 1871 zum Präsidenten auf vier Jahre proklamiert. Indes nun brachen gefährliche Aufstände aus, und J. starb noch vor Niederwerfung derselben 18. Juli 1872 am Schlagfluß. Am 23. Juli fand sein imposantes Begräbnis statt; der Kongreß beschloß für ihn besondere Ehrenbezeigungen.

Juba, afrikan. Fluß, s. Dschubb.

Juba, König von Numidien, Sohn Hiempsals II., eines Urenkels des Masinissa, stand im Kampf zwischen Cäsar und Pompejus auf der Seite des letztern, der seinen von Marius verjagten Vater wieder eingesetzt hatte. Als Cäsars Legat Gajus Scribonius Curio 49 v. Chr. mit 2 Legionen und 500 Reitern in Afrika gelandet war, wurde er von J. in einen Hinterhalt gelockt und mit dem größten Teil seiner Truppen niedergemacht. Nach der Niederlage der Pompejaner bei Thapsos (46) suchte er sich durch die Flucht zu retten, machte aber, da ihn weder Cato in Utica noch die Stadt Zama, wo er seine Familie und seine Schätze untergebracht hatte, aufnahm, seinem Leben freiwillig ein Ende. Sein Land ward von Cäsar größtenteils in eine römische Provinz verwandelt. — Sein Sohn Juba II. ward nach dem Sturz seines Vaters von Cäsar nach Rom gebracht und daselbst erzogen, später von Oktavian wieder mit einem Teil seines väterlichen Reichs belehnt und mit Kleopatra Selene, der Tochter des Marcus Antonius und der Kleopatra, vermählt. Er hatte sich in Rom eine gründliche wissenschaftliche Bildung erworben und zeichnete sich als Schriftsteller in verschiedenen Fächern, namentlich denen der Geographie und Geschichte, aus. Die Fragmente seiner Schriften sind in Müllers »Fragmenta histor. graecorum« (Bd. 3, Par. 1849) abgedruckt.

Jubaea *H. B. K.*, Gattung aus der Familie der Palmen, mit der einzigen Art J. spectabilis *H. B. K.* (Cocos chilensis *Mol.*, Coquito). Diese zierliche Palme mit hohem, dickem, von Blattstielresten schuppigem Stamm, gefiederten Blättern, monözischen, dunkelgelben Blüten und einsamiger, fast ovaler Frucht ist die südlichste Palme der Westküste Amerikas und wird nicht nur in Chile, sondern auch in andern Gegenden Südamerikas kultiviert. Aus den gefällten Stämmen gewinnt man einen Saft, welcher, zu Sirup eingekocht, als Palmenhonig einen Handelsartikel bildet. Die Früchte dienen zur Verfertigung von Konfitüren, die kugelförmigen Samen den Kindern als Spielzeug, die muldenförmigen Scheiden als Kinderwiegen, die Blätter zu Flechtwerk. Man kultiviert diese Palme mit großem Erfolg in unsern Gewächshäusern. S. Tafel »Palmen II«.

Jubal, nach 1. Mos. 4, 21 der Erfinder der Musik, Stammvater aller Tonkünstler.

Jubarte, s. Finnfisch.

Jubbulpore, s. Dschabalpur.

Jubeljahr (lat. Annus jubilaei oder Jubilaeum, eigentlich Jobeljahr, vom hebr. jobel, Art Horn oder Posaune; in Luthers Übersetzung [3. Mos. 25, 8 ff.] Halljahr, Erlaßjahr), bei den Hebräern der Hauptzweck dieser Einrichtung war, die von Moses beabsichtigte Gleichheit unter den Güterbesitzern zu erhalten: das J. sollte gewissermaßen eine Wiedergeburt des ganzen Staats bewerkstelligen. Vor dem Exil scheint jedoch das J. nicht beobachtet worden zu sein, obwohl sich eine Spur desselben Jes. 61, 1 f. findet. — Das J. (Jubiläumsjahr, Ablaßjahr) in der katholischen Kirche ist eine Erfindung des Papstes Bonifacius VIII., welche der päpstlichen Kasse von Zeit zu Zeit wieder aufhelfen sollte. Dasselbe ward 1300 zum erstenmal gefeiert und sollte sich bloß alle 100 Jahre wiederholen. Der Erfolg war jedoch so glänzend, daß schon Clemens VI. 1343 die Wiederkehr des Jubeljahrs nach je 50 Jahren verordnete und Papst Urban VI. 1389 sogar die Jubeljahrsperiode auf 33 Jahre herabsetzte, weil Jesus 33 Jahre auf Erden gelebt habe. In rascher Folge wurden 1400, 1423 und 1450 Jubeljahre gefeiert, bis Papst Paul II. 1470 unabänderlich festsetzte, daß das J. alle 25 Jahre gefeiert werden sollte. Zugleich wurden gewisse Kirchen in verschiedenen Ländern, wie Schottland, Kastilien &c., zu Stellvertreterinnen der Peterskirche in Rom bestimmt, und allen, welche sie besuchten, ward ebenso vollkommener Ablaß bewilligt wie denjenigen, welche 14 Tage lang ihre Andacht in der Peterskirche verrichteten. 1875 fand das 22. J. statt. Die Feier beginnt am Christabend. Der Papst läßt die bisher vermauerte heilige Pforte (Jubelpforte, goldene Pforte) des heil. Petrus unter mannigfachen Zeremonien öffnen, und Papst und Klerus ziehen in prächtiger Prozession ein. Am 24. Dez. des folgenden Jahrs werden die Pforten unter ähnlichen Zeremonien wieder vermauert. Unabhängig von diesen Jubeljahren bewilligten manche Päpste auch ein J. bei ihrer Besitznahme des päpstlichen Stuhls, wie es z. B. Leo XII. 1826 that. Auch Leo XIII. veranstaltete zur ersten Jahresfeier seiner Erhebung auf den heiligen Stuhl ein allgemeines Jubiläum mit der Verheißung völliger Sündenvergebung. Vgl. Paulus, Geschichtliche Prüfung des Jubeljahrablasses (Heidelb. 1825); Röthen, Geschichte aller Jubeljahre der katholischen Kirche (Regensb. 1875).

Jubiläen, Buch der (auch Kleine Genesis genannt), eine mit Ausschmückungen in der Manier der Haggada (s. d.) versehene Reproduktion von 1. Mos. 1 bis 2. Mos. 12, welche, genau in das Schema der Jubelperioden (s. Sabbatjahr) eingegliedert, im letzten vorchristlichen Jahrhundert hebräisch geschrieben wurde, aber nur in äthiopischer und lateinischer Übersetzung sich erhalten hat. Vgl. Rönsch, Das Buch der J. oder die Kleine Genesis (Leipz. 1874).

Jubilāte (lat., »jubelt«), Name des dritten Sonntags nach Ostern, nach Ps. 66, 1.

Jubiläum (lat.), Jubelfeier, Fest zur freudigen Erinnerung an ein Ereignis nach Ablauf von 25, 50, 100 &c. Jahren. Jubilar, einer, auf den sich ein solches J. bezieht.

Jubiläumshammer, s. Hammer, S. 57.

Jubilieren (lat.), jubeln, jauchzen.

Jucar (spr. chúkar), Fluß im östlichen Spanien, entspringt am Cerro de San Felipe in der Provinz Cuenca, fließt in einem weiten Bogen erst südlich, dann östlich, tritt in die Provinz Valencia über, nimmt links den Cabriel auf und fällt, nachdem er eine weite, mit Reisplantagen erfüllte Niederung, wo er zahlreiche Bewässerungskanäle abgibt, durchschnitten hat, nach 505 km langem Lauf bei Cullera in das Mittelmeer.

Juchert (Juchart, Jauchart, Jochacker), Feldmaß, in Bayern (Tagwerk) 400 □Ruten = 34,0727 Ar; in der Schweiz 400 □Ruten = 36 Ar; in Österreich 1600 □Klafter = 57,55 Ar.

Juchnow, Kreisstadt im russ. Gouvernement Smolensk, an der Ugra, mit 2 Kirchen und (1883) 3248 Einw. Der Kreis hat mehrere Steinkohlenlager; Getreide gedeiht nicht gut, besser Lein.

Juchten, s. Juften.

Juckbohne, s. Mucuna.

Jucken, eine eigentümliche Empfindung auf der äußern Haut, auch auf gewissen Partien der Schleimhaut, welche zum Kratzen, Reiben und Schaben reizt. Man unterscheidet das J., welches sich bei mannigfachen Hautkrankheiten, Reiz durch Ungeziefer, Gelbsucht und andern nachweisbaren Ursachen einstellt, von einem selbständig ohne unmittelbare Störungen auftretenden Hautleiden, dem Pruritus oder Prurigo. Dieses ist entweder ein allgemeines, über den ganzen Körper verbreitetes, in Anfällen auftretendes J., das besonders unter dem Einfluß der Bettwärme, aber auch infolge heftiger Erregungen und zuweilen ohne jeden Anlaß ausbricht, oder es ist ein örtliches Übel, das vorzugsweise an den Geschlechtsteilen (Pruritus pudendorum), den Handtellern, den Fußsohlen (P. palmae et plantae) oder als Afterjucken (P. ani s. podicis) auftritt. Das Allgemeinübel ist stets sehr hartnäckig, namentlich bei alten Leuten (P. senilis) unheilbar. Im mittlern Lebensalter ist es oft mit schlechter Verdauung, Störungen der Genitalsphäre, mit Nierenkrankheiten, Tuberkulose 2c. verbunden und schwindet mit der Besserung dieser Krankheiten. Dem örtlichen J. liegen nicht selten dieselben Übel zu Grunde, der Pruritus pudendorum ist auch wohl der Vorläufer krebsiger Neubildungen der Gebärmutter. Unter allen Umständen ist das J. außerordentlich lästig und peinigend; zuerst kann man die Neigung zum Kratzen durch starken Willen bekämpfen, dann aber wird der Reiz so mächtig, daß die Kranken ihre Haut andauernd und energisch mit den Nägeln bearbeiten müssen, bevor unter allgemeiner Erschlaffung eine Besserung einkehrt. Zuweilen steigert sich der Kitzel zu einem lebhaften Brennen (P. formicans). Die Knötchen, Schrunde und Hautentzündungen, welche bei längerm Bestehen des Juckens sich vorfinden, sind Folgen des Kratzens und erschweren oft sehr die Unterscheidung des Pruritus von Ekzemen, Krätze, Nesselsucht 2c. Die Behandlung ist bei bestehenden Grundleiden auf diese zu richten, z. B. bei Verdauungsstörungen und Hysterie erweisen [illegible] Mittel, Morphium und Chloralhydrat, sind anzuwenden, um den Leidenden Schlaf zu verschaffen.

Jucker (ungar.), kleine, leichte Blutpferde englischen oder arabischen Ursprungs (Ungarn, Siebenbürger, Russen 2c.), welche, zu zweien oder vieren vor einen leichten Wagen gespannt, im raschen Trab große Touren durchlaufen. Man sieht bei ihrer Zusammenstellung für den Dienst weniger auf gleichmäßige Farbe, spannt vielmehr alle möglichen Farben zusammen, verlangt aber Übereinstimmung in Form, Gang, Blut und besonders in der Ausdauer.

Jucundi acti labōres (lat.), »vollbrachte Arbeiten sind angenehm«, s. v. w.: nach gethaner Arbeit ist gut ruhen (Citat aus Ciceros »De finibus«, II, 32).

Juda (richtiger Jehuda, hebr. »Dank Gott, gottlob«), Sohn des Stammvaters Jakob von der Lea, Ahnherr eines israelitischen Stammes, der den südlichsten Teil Kanaans (mit Ausschluß Philistäas an der Meeresküste) als Stammgebiet innehatte. Anfangs erstreckte sich dasselbe von dem Idumäischen Gebirge bis an die Nordspitze des Toten Meers; später mußte jedoch ein Distrikt im W. zunächst gegen Philistäa hin an den Stamm Simeon abgetreten werden. Nach Sauls Tode trennte sich der Stamm J., der, zahlreicher als jeder der übrigen, schon von alters her vor diesen bevorzugt war, von den elf andern, indem er David als König anerkannte. Erst nach 7½jähriger Spaltung schlossen sich die andern Stämme an. So kam der Stamm J. zum Besitz des königlichen Throns, erregte aber dadurch die Eifersucht des Stammes Ephraim, der es nach dem Tod Salomos dahin brachte, daß sich die übrigen Stämme, mit Ausnahme Benjamins, wieder von ihm trennten und ein besonderes Reich Israel bildeten. Das kleine Gebiet des nunmehrigen Reichs J. hatte allerdings durch den Besitz Jerusalems und des Zentralheiligtums einen Vorzug, doch ward derselbe gleich anfangs durch die Politik des Staats Israel sehr beschränkt. Aber als legitime, von dem Ahnherrn David begründete Regierung stand die von J. in der Volksmeinung höher als die von Israel, welche sich von einer Revolution herdatierte, woher es auch kam, daß das südliche J. das nördliche, in seine Stämme zerfallende Israel um 130 Jahre überdauerte und nach der läuternden babylonischen Gefangenschaft zu einem neuen Staatsleben sich erhob. Die Geschichte des Reichs J. s. Juden, S. 282 f.

Judä, Leo, schweizer. Reformator, geb. 1482 zu Gemar im Elsaß, war der Nachfolger Zwinglis in seinem Amt zu Einsiedeln, seit 1522 Pfarrer an der Peterskirche in Zürich und trug als solcher viel zur Einführung der Reformation daselbst bei. Ebendiesem Zweck dienten auch seine lateinische Bibelübersetzung und sein großer und kleiner Katechismus. Nach dem Tod Zwinglis ward er an die Spitze der Züricher Kirche berufen, bald jedoch in dieser Stellung von Bullinger (s. d.) abgelöst. Dieser wandte von J. die Gefahr ab, in die Hände des ihn umstrickenden Schwenkfeldt (s. d.) zu fallen. J. starb 19. Juni 1542 in Zürich. Seine Biographie lieferte [illegible]

größtenteils gebirgig, aber trotzdem fruchtbar. Die wichtigsten Städte waren: Jerusalem (die Hauptstadt), Jericho, Hebron, Gibeon, Emmaus, Diospolis (Lydda), Cäsarea, Bethlehem, an der Küste Joppe, Askalon, Gaza. Der südlichste Teil des Stammgebiets Juda scheint gleich nach dem Untergang des alten Reichs von den idumäischen Grenznachbarn in Besitz genommen zu sein und wird daher in griechisch-römischer Zeit unter dem Namen Idumäa (s. d.) mitbegriffen. Unter dem römischen Kaiser Claudius wurde ganz J. nach dem Tode des Herodes Agrippa 44 n. Chr. zur römischen Provinz gemacht und zu Syrien geschlagen.

Juda (ben Samuel) **ha Levi**, mit dem arab. Namen Abu'l Hassan, geboren um 1085 in Kastilien, widmete sich anfänglich dem ärztlichen Beruf, dann aber, nachdem er mit Abraham und Moses ibn Esra, mit Juda und Salo no ibn Giat, mit Salom Parchon u. a. bekannt geworden, der Dichtkunst und Philosophie. Nach 1140 befriedigte er seine Sehnsucht, nach Palästina zu pilgern, reiste über Ägypten und Arabien nach Damaskus, wie wir aus seinen Gedichten entnehmen. Fraglich bleibt, ob er Palästina betreten; der Sage nach ward er, sein Zionslied dichtend, vor den Thoren Jerusalems von einem Araber getötet. Judas synagogale Dichtungen sind in den Gebetbüchern aller jüdischen Riten zu finden. Seine Gedichtsammlung (»Diwan«, mit Biographie hrsg. von Geiger, Bresl. 1851) gehört zu dem Edelsten und Formvollendetsten, was die Muse der spanischen Juden geschaffen. Wie als religiöser Dichter, steht er groß da als Religionsphilosoph, denn sein in arabischer Sprache geschriebener »Al-Chazari« (Text von Hirschfeld, Leipz. 1886; deutsche Übersetzung von D. Cassel, 2. Aufl., das. 1869, und von Hirschfeld, das. 1885) ist eine geschickte Verteidigung und Verherrlichung des Judentums auf dem Hintergrund der historischen Thatsache von der Massenbekehrung der Chasaren.

Juda Hanassi, s. Talmud.

Judaismus, s. v. w. mosaische Religion, dann die religiöse Denkungsart der spätern Juden, nach den Lehren der Rabbiner und des Talmuds (vgl. Judentum). Judaisieren, sich jüdischer Weise, Sitte 2c. nähern.

Judas, 1) J. Makkabäus (Makkab, »Hammer«), jüd. Held, Sohn des Priesters Mattathias und nach dessen Tod (166 v. Chr.) Anführer der jüdischen Patrioten, die sich gegen den Despotismus des syrischen Königs Antiochos Epiphanes erhoben hatten. Er focht glücklich gegen mehrere syrische Heere, bemächtigte sich Jerusalems, jedoch ohne die Burg, und stellte den Jehovahkultus wieder her. Im folgenden Jahr züchtigte er die Nachbarvölker, vornehmlich die Edomiter und Ammoniter, für ihre den Juden zugefügten Mißhandlungen; 162 machte er selbst einen Angriff auf die Burg von Jerusalem, vermochte aber einem syrischen Heer in offenem Feld nicht zu widerstehen und zog sich deshalb nach Jerusalem zurück, wo er, kurze Zeit belagert, mit dem Feind einen billigen Frieden schloß. Dieser war jedoch von nur kurzer Dauer, indem der von den Syrern eingesetzte Hohepriester Alkimos eine dem J. feindliche Partei bildete und, von syrischen Truppen unterstützt, den J. befehdete. Nachdem letzterer ein anrückendes syrisches Korps unter Nikanor geschlagen, ging er die Römer um ein Bündnis an. Aber ehe noch der Bescheid vom römischen Senat eintraf, rückte abermals ein über 20,000 Mann starkes syrisches Heer unter Bakchides ein (160), dem J. bloß einen Haufen von wenigen Hundert Mann entgegenstellen konnte. Dennoch wagte er eine Schlacht, die ihm selbst das Leben kostete. In den beiden apokryphischen Büchern der Makkabäer findet sich ein doppelter Bericht über seine Kriegsthaten. Unter den dramatischen Bearbeitungen des Stoffes ist besonders die von Otto Ludwig (»Die Makkabäer«, 1852) hervorzuheben. Vgl. Conder, J. Maccabaeus and the Jewish war of independence (Lond. 1879).

2) J. der Apostel erscheint in den Apostelkatalogen des Lukas (Luk. 6, 16; Apostelgesch. 1, 13; vgl. auch Joh. 14, 12) statt des Matth. 10, 3, Mark. 3, 18 genannten Lebbäus oder Thaddäus, mit welchem er daher gewöhnlich kurzweg vereinerleit wird. Seine Lebensgeschichte beruht ganz auf widerspruchsvollen Sagen. Nach der abendländischen Tradition soll er im Verein mit Simon den Persern das Evangelium verkündigt und dort als Märtyrer geendet haben, wogegen die alte Legende von Edessa den J. mit Thomas (s. d.) identifiziert, welcher schon um 200 als Apostel Parthiens galt, den Thaddäus dagegen, auf welchen das Christentum in Edessa zurückgeführt wird, nur zu einem der 70 Jünger macht. Sein Tag ist in der griechischen Kirche der 16. (22.) Mai, in der katholischen der 28. Oktober. Der traditionellen Meinung nach gilt er als Verfasser des im Neuen Testament befindlichen, übrigens dem 2. Jahrh. angehörigen kleinen Briefs des J., welcher die Verirrungen der antinomistischen Gnosis rügt.

3) J. Ischariot, Sohn Simons, von Kariot im Stamm Juda, einer der zwölf Apostel Jesu, der Jesum mit einem Kuß (Judaskuß) für die Summe von 30 Sekel (etwa 60 Mk.) verriet und sich darauf in der Verzweiflung selbst das Leben genommen haben soll, worüber jedoch schon im Urchristentum ein dreifach verschiedener Bericht existierte. Über die Motive des Verrats gibt es nur Vermutungen, worüber die Litteratur zum Leben Jesu (s. Jesus Christus, S. 216 f.) Auskunft bietet. Die Gestalt des Verräters, dem die Volksphantasie bald auch einen bestimmten Typus lieh, tritt in allen poetischen Erzählungen vom Leben Jesu wie in den biblischen Dramen des 16. Jahrh. in gleich abschreckender Weise auf: überall erscheint er als Repräsentant der niedrigsten Habsucht, teuflischer Bosheit und trauriger geistiger Beschränkung zugleich, als eine gemeine Alltagsnatur. Auch der Halbroman »J. der Erzschelm« von Abr. a Santa Clara (1689) folgt noch dieser Auffassung, während neuere Dichtungen, wie die Tragödien: »J. Ischarioth« (1852) von Elisa Schmidt und »Jesus der Christ« (1865) von Dulk, den Charakter des Verräters zu heben und psychologisch verständlich zu machen suchen.

4) J. der Galiläer, bei Josephus Gaulonäos genannt, aus Gamala am Galiläischen See, wiegelte im Verein mit einem gewissen Sadok das jüdische Volk gegen einen Zensus auf, den Kaiser Augustus im 37. Jahr nach der Schlacht bei Actium durch Quirinus vornehmen ließ. Die Empörung ward zwar unterdrückt, des J. Anhänger aber pflanzten sich fort und waren später unter Anführung seines Sohns Menahem und des Eleasar bei dem letzten Aufstand der Juden gegen die Römer sehr thätig.

Judasbaum (Judaslinde), s. Cercis.

Judassilberling, Pflanze, s. Lunaria.

Jude, ewiger, s. Ewiger Jude.

Judeich, Johann Friedrich, Forstmann, geb. 27. Jan. 1828 zu Dresden, studierte 1846–48 Forstwissenschaft in Tharandt sowie Nationalökonomie in Leipzig. 1849 ward er Hilfsarbeiter bei der königlich sächsischen Forsteinrichtungsanstalt, trat 1857 als

Verwalter einer großen Waldbesitzung im böhmischen Riesengebirge in die Dienste des Grafen von Moczin, wurde 1862 vom Böhmischen Forstschulverein an die Spitze der neuerrichteten Forstschule in Weißwasser, von da aber 1866 als Direktor an die Forstakademie zu Tharandt berufen, 1876 zum Geheimen Forstrat und 1878 zum Geheimen Oberforstrat ernannt. Unter seinen Schriften ist hervorzuheben: »Die Forsteinrichtung« (Dresd. 1871, 4. Aufl. 1885). Im »Amtlichen Bericht über die Wiener Weltausstellung« berichtete er über die Forstwirtschaft (Braunschw. 1874). Seit 1868 führt er die Redaktion des »Tharandter forstlichen Jahrbuchs« (Dresd.), und 1873–82 gab er den »Deutschen Forst- und Jagdkalender« (Berl.) heraus. Mit Ritsche besorgte er eine Neubearbeitung von Ratzeburgs »Waldverderbern« (8. Aufl., Wien 1885).

Juden (Israeliten), die Bekenner der mosaischen Religion, die Nachkommen des vom Volk Israel fast allein übriggebliebenen Stammes Juda. Ihr ursprünglicher, meist nach außen geltender Name war Hebräer oder Ebräer (hebr. Ibrim), »die Jenseitigen«, weil ihr Stammvater Abraham von jenseit des Euphrat in Palästina eingewandert war. Die mehr einheimische, auf die Bestimmung des Volkes hinweisende Benennung nach dem dritten Stammvater, Jakob (Israel, »Gottesstreiter«), Israeliten, entstand schon zu Anfang ihrer geschichtlichen Entwickelung, und mit J. (hebr. J'hudim) bezeichnete man nach dem babylonischen Exil die gesamte israelitische Nation, weil die meisten Zurückkehrenden Bürger des ehemaligen Königreichs Juda waren. Die Ereignisse vor der Gefangenschaft in Babylon bilden demnach streng genommen die Geschichte des hebräischen oder israelitischen Volkes, während nach derselben die jüdische Geschichte beginnt.

I. Geschichte des hebräischen Volkes.

Bis zur Teilung des Reichs (2000–953 v. Chr.).

Aus der mesopotamischen Stadt Haran zieht um 2000 Abram (»hoher Vater«, später Abraham, »Vater der Menge«), nachdem er sich zeitweilig in Ägypten aufgehalten hatte, nach Palästina, um fern von seinem götzendienerischen Vaterland den Glauben an Einen Gott zu verbreiten (Einführung der Beschneidung, s. d.). Das Nomadenleben Abrahams führten sein Sohn Isaak und sein Enkel Jakob fort und erhielten in ihrer Familie die monotheistischen Grundsätze. Jakobs Sohn Joseph, von seinen Brüdern als Sklave nach Ägypten verkauft, schwang sich hier durch seine Klugheit und seinen Charakter zum Minister empor und veranlaßte während einer Hungersnot seine Familie (70 Personen), ihre palästinischen Wohnsitze mit ägyptischen zu vertauschen. Er wies ihr die weidenreiche Provinz Gosen (östlich vom Nil und zwischen diesem und dem Roten Meer, im S. bis zum heliopolitanischen Nomos und nördlich bis Pelusium sich erstreckend) an. Hier entwickelte sich die Familie, abgesondert von den durch schroffes Kastenwesen unzugänglichen Ägyptern, eigne Sitten, Sprachen und Gebräuche wahrend, während eines mehrhundertjährigen Aufenthalts zu einem mächtigen Volk, welches, anfangs glücklich lebend, später durch das Mißtrauen der Pharaonen geknech-

biblischen Berichten das Rote Meer durchschritten, in der Wüste das bittere Wasser von Mara trinkbar gemacht, Wachteln und Manna zur Speise angewiesen, den Angriff der Nachbarstämme, mit Josua vereint, zurückgeschlagen und nach der Offenbarung der zehn Bundesworte auf dem Sinai die Gottes- und Sittenlehre dem Volk verkündet. Anknüpfend an die alten Traditionen, ward auf dem Grunde des häuslichen, bürgerlichen und sittlichen Lebens der Bund mit dem einzigen Gotte, dem Beschützer und Beglücker des Volkes, gelehrt, die Pflege des religiösen Lebens den Priestern, dem Stamm Levi, anvertraut und das Oberpriesteramt Aaron übertragen. Dieser leitete im Stiftszelt den Opfergottesdienst. Das Volk ward in zwölf Stämme, welche nach zehn Söhnen Jakobs und den zwei Söhnen Josephs, Ephraim und Manasse, die für Levi und Joseph eintraten, benannt sind, diese in Geschlechter und diese wieder in Familien eingeteilt. Ausbrüche der Unzufriedenheit, Anbetung eines goldenen Kalbes, die Entmutigung des Volkes nach dem wahrheitswidrigen Bericht der von Moses nach Kanaan ausgesandten Kundschafter veranlaßten den Führer, die Hebräer 40 Jahre in der Wüste zu halten, um ein kriegstüchtiges, zuchtgewohntes Volk heranzubilden. Moses schuf für sie eine theokratische, strenge Verfassung und brachte sie bis an die Grenzen des verheißenen Landes, das zu erobern seinem Jünger und Nachfolger Josua aufbehalten blieb.

Unter Josuas Leitung überschritten die Hebräer den Jordan, bemächtigten sich in einem siebenjährigen Krieg der festen Städte des Landes, rotteten, wie ihnen das Gesetz vorschrieb, den größten Teil der alten heidnischen Einwohner (die Gibeoniten fanden durch List Schonung) aus und teilten, nachdem bereits 2½ Stämme ihren erwünschten Besitz im Ostjordanland empfangen hatten, das Land durchs Los unter die übrigen 9½ Stämme; die Leviten erhielten 48 Städte, einschließlich der durch das mosaische Gesetz bestimmten Asylstädte (s. Asyl). Bald bedrohten den Staat innere Unruhen, Gesetzlosigkeit und äußere Feinde. Begeisterte Persönlichkeiten aus der Mitte des Volkes übernahmen nun in schweren Zeiten die Führung, ohne diese auch stets für Friedenszeiten zu beanspruchen (Richter Othniel, Ehud, Schamgar, die Richterin Deborah, Gideon, Jistach, der starke Simson u. a.). Der vorletzte Richter, Eli, vereinigte in seiner Hand das Richter- und Priesteramt, war aber nicht mächtig genug, die Ansprüche der Philister siegreich zurückzuweisen; erst seinem Schüler Samuel gelang es, diesen mächtigen Feind auf längere Zeit zu besiegen, die Einigkeit und Macht des Volkes zu befestigen und durch Errichtung von Prophetenschulen die theokratischen Grundsätze zu klären. Trotzdem sah er sich gezwungen, auf Wunsch des Volkes die Monarchie einzuführen.

Samuel salbte Saul, den Sohn des Kis, eines benjaminitischen Landmanns, zum König. Die äußere Gefahr brachte das Volk unter Sauls Leitung zur Einigkeit; nach einem glänzenden Sieg über die Ammoniter fand er 1055 in Gilgal eine allgemeine Huldigung, die ihm vordem versagt war; er siegte über die Moabiter, Edomiter, Philister und Amalekiter. In diesem letzten Krieg erregte er das Mißfallen Samuels, der nun in dem mächtigen Stamm

acht Jahre lang nur den Stamm Juda beherrschend (denn Sauls Sohn Isboseth herrschte durch des Feldherrn Abner Einfluß zu Mochanajim über die übrigen Stämme), befestigte den Staat, entfaltete seine Macht und dehnte das Land nach Kriegen über innere (Jebusiter) und äußere Feinde (Philister, Moabiter, Edomiter, Ammoniter u. a.) von Ägypten und dem Arabischen Meerbusen bis Thapsakos, vom Mittelmeer bis zum Euphrat aus. Unter ihm ward Jerusalem, das frühere Jebus, Mittelpunkt des gottesdienstlichen Lebens; er führte von Kirjath-Jearim die Bundeslade dorthin über, bereitete den Bau eines Tempels vor, richtete einen regelmäßigen Gottesdienst ein, den er durch Musik und Gesang hob, und pflegte die Dichtkunst. David brachte den hebräischen Staat, den er, mit Umgehung seines ältesten Sohns, Adonia, seinem Sohn von der Bathseba, Salomo (993—953), vererbte, durch Einigung der Stämme und Pflege des religiösen Lebens zur höchsten Blüte. Salomos Regierung war eine friedliche; er, der wissende und weise Regent, förderte Kunst und Bildung, verschönerte Jerusalem, baute den prachtvollen Tempel, befestigte das Land, erweiterte den Heerbann und schloß verwandtschaftliche Beziehungen mit Ägypten sowie Handelsverbindungen mit Phönikien. Mit dem Wohlstand wuchs aber der Luxus, mit diesem die drückende Steuerlast des Volkes. Das mosaische Gesetz fand keinen kräftigen Boden mehr, heidnische Frauen entfremdeten den König dem Volk, und allmählich bereitete sich die Auflösung vor, die nach Salomos Tod naturgemäß eintreten mußte. Diese Auflösung mußte kommen trotz der gesunden Verhältnisse des Volkes, dessen politische und soziale Zustände im folgenden skizziert sind. Unbedingte persönliche Freiheit, die Würdigung des Verdienstes ohne Standesunterschied, Unverletzlichkeit der Bürger, Verantwortlichkeit eines jeden Unterthanen vor dem Gesetz, der Genuß der Freiheit allen, auch den Fremden, gewährt, ein bis in die kleinsten Verhältnisse geregeltes Staatswesen sind sittliche Merkmale der Blütezeit des israelitischen Volkes. Gemeinsinn und Verkehr beförderten die Wallfahrten nach Jerusalem an den drei Festen (s. Feste, S. 171); Sprache und Gesetz schieden das Volk von den benachbarten Nationen und erhielten ihm seine Eigentümlichkeiten. Außer den Prophetenschulen gab es keine eigentlichen Pflanzstätten des Wissens, doch war Lesen und Schreiben allgemein verbreitet; Dicht- und Tonkunst wurden, besonders zu gottesdienstlichen Zwecken, ausgebildet. In andern Künsten konnten sie mit den übrigen Völkern nicht wetteifern: den Palast Davids und den Tempel Salomos errichteteten phönikische Meister, Bildhauerkunst und Metallstecherei fanden nur vereinzelt Anwendung. Das bürgerliche Leben ward, wie das religiöse, nach mosaischem Gesetz geordnet. Die Berufsarten der Hebräer waren Ackerbau, Weinbau und Viehzucht, weniger Fischerei, die im Norden und am See Genezareth betrieben wurde. Das Gewerbe, nur für die alltäglichen Bedürfnisse geübt, entwickelte sich nicht; die meisten Hebräer waren ihre eignen Weber (besonders die Frauen), Schneider und Schuhmacher; die eigentlichen Luxus- und Putzartikel, die großen Absatz fanden, wurden aus Babylon, Phönikien und Ägypten eingeführt.

Die Unzufriedenheit des Volkes in den letzten Regierungsjahren Salomos, der verschärfte Steuerdruck seines Sohns und Nachfolgers Rehabeam führten 953 zur Auflösung des vereinigten Reichs. Die Stämme Juda, Benjamin und die Leviten blieben Rehabeam treu und bildeten das Reich Juda mit der Hauptstadt Jerusalem; die übrigen Stämme wurden mit dem tributpflichtigen Moab unter Jerobeam zu dem Reich Israel vereinigt, dessen Haupt- und Residenzstadt anfangs Sichem, dann Thirza und später Samaria war.

Das Reich Israel bis zur assyrischen Gefangenschaft.

Israel gelangte nie zu innerer Festigkeit. Bedrängt von Feinden, vermochten die schwachen, oft verbrecherischen Regenten nicht, es zu schützen; ja, sie störten den Frieden im Innern durch Bilderdienst und Begünstigung des Baalskultus. Stete Parteikämpfe, unkluge politische Verbindungen rüttelten an dem Bestand des Landes und untergruben den Wohlstand. Begeisterte Propheten konnten trotz größern Anhanges dem Sittenverderben nicht steuern, und noch ca. 250 Jahren unterlag Israel den Angriffen der Assyrer. Jerobeam I. (953—927), der schon vor dem Tod Salomos die erregten Stämme zu einem Aufstand anreizte und beim Regierungsantritt Rehabeams, welcher die verlangten Reformen schnöde zurückwies, die Trennung ausführen konnte, ein kraftvoller Regent aus dem Stamm Ephraim, führte Götzendienst ein, verwarf viele mosaische Einrichtungen und lebte im steten Kampf mit Juda. Sein Sohn Nadab (927—925) ward von dem Heerführer Baesa ermordet, der nun den Thron bestieg und ihn seinem Sohn Elah (901—899) hinterließ. Diesen erschlug im zweiten Regierungsjahr der Feldherr Simri. 899 ward Omri (Erbauer Samarias) vom Heer zum König erhoben. Dessen Sohn und Nachfolger Ahab (875—853), Gemahl der phönikischen Prinzessin Isebel, führte den Baals- und Astartekultus ein und rief dadurch einen harten Kampf mit dem Prophetentum (Elias und Elisa) hervor. Er besiegte die Syrer, fiel aber im Kampf gegen Damaskus. Ihm folgte sein Sohn Ahasja (853—851), diesem sein jüngerer Bruder, Joram (851—843). Jehu (843—815), von Elisa zum König gesalbt, erschlug Joram, rottete dessen ganze Familie aus und ließ die Baalspriester hinrichten. Unter seinen Nachfolgern Joahas (815—798) und Joas (798—790) sank die Macht des Reichs, welche Jerobeam II. (790—749) wieder zu kurzer Blüte entfaltete. Die nach Jerobeams Tod eintretende zehnjährige Anarchie, die Zunahme der Sittenlosigkeit unter seinen Nachfolgern Secharja, Schallum, Menachem, die unter Pekah (736—734) erfolgte Niederlage gegen Tiglath Pilesar von Assyrien (734), die Fortführung eines großen Teils des Volkes in die Gefangenschaft bereiteten die Auflösung des Reichs vor, die 719 unter Hosea (728—719), dem letzten König, durch den König Salmanassar von Assyrien, nachdem alle Festungen und nach dreijähriger harter Belagerung durch Sargon die Hauptstadt Samaria genommen waren, erfolgte (prophetische Thätigkeit Jesaias'). So siedelte sich das Volk, das später vollständig in andern Nationen aufging, in medischen und persischen Landschaften an, und Assarhaddon sandte neue Kolonisten aus Babel, Kuto u. a. O. in das Land, aus deren Vereinigung mit den Israeliten die Samaritaner (Kutäer) entstanden sein sollen.

Das Reich Juda bis zur babylonischen Gefangenschaft (586).

Das Reich Juda, bevorzugt durch den Besitz Jerusalems, des Nationaltempels und einer gesetzlichen Priesterschaft, nach außen durch natürliche Festigkeit geschützt, pflegte mehr das reine Israelitentum, ward von der Davidschen Dynastie beherrscht (mit wenigen Ausnahmen vererbte sich das Reich vom Vater auf den Sohn) und behauptete seine Selbstän-

digkeit bis 586 v. Chr. Die Regierung **Rehabeams** (953—932) befestigte die Monarchie, suchte die Vereinigung der getrennten Stämme zu erzwingen, ward aber im Krieg mit Pharao Sesonthis (Sisok), der 949 Jerusalem und den Tempel plünderte, geschwächt. Rehabeams Sohn **Abiam** (932—929) vererbte nach ruhmloser Regierung den Thron auf seinen Bruder **Asa** (929—873). Dieser besiegte arabische Stämme, mit Hilfe Ben Hadads, des Syrerkönigs, den König Bascho von Israel, sorgte für Befestigung des Landes und kriegsgemäße Ausrüstung des Heers und hob den verbotenen Höhendienst auf. Asas Sohn **Josaphat** (873—848), ein gerechter, edler Fürst, befestigte den Frieden, sorgte für gute Rechtspflege und schlug den Einfall der Edomiter, Moabiter und Ammoniter siegreich zurück. Weniger Erfolg hatte er in seinen Kriegen gegen Syrien und mit seiner Schifffahrt nach Ophir, da die in Ezjon geber erbauten Schiffe im Arabischen Meerbusen scheiterten. Um die Feindseligkeiten mit Israel beizulegen, vermählte er seinen Sohn **Joram** (848—844) mit **Athalia**, der Tochter Ahabs. Nachdem deren Sohn **Ahasja** (843) von Jehu (s. oben) ermordet worden war, übernahm sie die Regierung und ließ, um die Davidische Dynastie auszurotten, ihre Enkel, von denen nur Joas entkam, umbringen. In einer durch den Hohenpriester Jojada angestifteten Verschwörung wurde Athalia getötet und der siebenjährige **Joas** (837—797) unter Vormundschaft auf den Thron erhoben. Joas regierte zuerst nach mosaischen, später nach heidnischen Prinzipien. Den Abzug der Syrer mußte er mit Geld erkaufen und ward von Verschwornen ermordet. Sein Sohn **Amazia** (797—792) verlor Jerusalem an Israel und wurde ebenfalls ermordet. Dessen umsichtiger Sohn **Usia** (792—740) wußte seine Rechte kräftig geltend zu machen und, vom Kriegsglück begünstigt, den Wohlstand des Landes und dessen Macht bedeutend zu heben. Unter Usias Nachfolgern **Jotham** (740—734) und **Ahas** (734—728) sank die Macht Judas wieder, das Land ward fremden Eroberern tributpflichtig und hatte neue Kämpfe mit Syrern und Israeliten sowie mit den Assyrern zu bestehen. Zu dieser Zeit eiferte der begeisterte Jesaias auch in Juda gegen den Götzendienst und die Sittenlosigkeit, wie es vor ihm Hosea in Israel gethan hatte. Der fremde Kultus hörte erst unter **Hiskias** (728—697) auf. Hiskias versagte den Assyrern den Tribut, verband sich mit Ägypten, mußte aber von Sanherib, der auf seinem Zug nach Ägypten (701) Jerusalem belagerte, Frieden erkaufen. Sein Sohn **Manasse** (697—642) begünstigte trotz des Widerstandes der Propheten den Dienst der Astarte, des Baal und Moloch, ward gefangen nach Babylon geführt und regierte, wieder entlassen, in besserm Sinn. Amons (642—640) Sohn **Josias** (640—609) beseitigte den Götzendienst. Unter ihm wirkten die Propheten Jeremias, Zephanja, Habakuk, Nahum und die Prophetin Hulda. Auf Grund des vom Hohenpriester Chilkija aufgefundenen mosaischen Gesetzbuchs (Deuteronomium) ward der mosaische Bund erneuert. Josias fiel in der Schlacht bei Megiddo (609) gegen Necho von Ägypten. In der letzten Zeit seines Bestehens von Schwächlingen regiert (Joahas 609, **Jojakim** 609—597, **Jojachin** 597) und von den Nachbarvölkern öfters besiegt, wurde das Reich Juda unter dem letzten König, **Zidikia** (597—586), von Nebukadnezar der Herrschaft Babylons unterworfen. Zidikias Versuche, die Selbständigkeit wiederzuerlangen, mißglückten; er wurde auf der Flucht ergriffen, geblendet und starb im Kerker zu Babylon. Jerusalem, seit 10. Tebet 588 belagert, und der Tempel wurden 9. Ab 586 zerstört, alle Schätze und das Volk in die »babylonische Gefangenschaft« (s. d.) geführt. Über das zurückgebliebene Volk setzte Nebukadnezar einen Statthalter, Gedalja, ein, unter dessen Leitung die Zustände sich hoben, bis Ismael ihn erschlug. Den Verfolgungen der Sieger suchte das Volk durch die Flucht nach Ägypten zu entgehen.

II. Jüdische Geschichte.

1) Vom babylonischen Exil bis zum vollständigen Verlust der politischen Selbständigkeit unter Titus. (586 vor bis 70 n. Chr.)

Die dem Volk, für welches jetzt der Name J. (s. oben) gebräuchlich wurde, von Kyros 536 erteilte Erlaubnis, nach Palästina zurückzukehren, wurde nur von etwa 42,000 Exulanten benutzt. Diese kamen unter Anführung Serubabels und des Hohenpriesters Josua mit den ihnen von Kyros wieder eingehändigten Tempelgefäßen nach Jerusalem und begannen den Wiederaufbau des Tempels, den sie aber erst unter Dareios Hystaspis, nachdem die von den Samaritern ausgehenden Verleumdungen entkräftet waren, vollendeten und 3. Adar 516 einweihten. Esra brachte 458 eine neue Kolonie J. nach Palästina, war für Hebung der verfallenen Zustände bemüht, löste die mit Heiden geschlossenen Ehen und erneuerte den Mosaismus. Mit ihm vereint wirkte seit 444 Nehemia, der Mundschenk Artaxerxes' I., für die Befestigung der Ordnung und geregelte politische Verhältnisse. Zu ihrer Zeit soll die große Synode (Männer der großen Versammlung), welche die heiligen Schriften sammelte, den Gottesdienst ausbildete, entstanden und von Nehemia eine Tempelbibliothek angelegt worden sein. Der junge Staat ward als Satrapie Syriens zunächst von dem jedesmaligen Hohenpriester (Josua 536, Jojakim 499, Eljaschib 463, Jojada 419, Jochanan 383, Jaddua 350) regiert, und die gesunden politischen und religiösen Zustände des Volkes erhielten sich auch noch, als 332 das persische Reich, dessen israelitische Einwohner früher unter Xerxes I. (dem Ahasverus der Bibel) glücklich einer gegen sie geplanten Verfolgung entgangen waren, durch Alexander von Makedonien erobert und Palästina diesem unterthan wurde, bis zu der 320 beginnenden ägyptischen Herrschaft (Anfang der Seleukidischen Zeitrechnung, hebräisch Minjan schtarot, Aera contractuum). Ptolemäos I. Lagi, dem viele J. freiwillig und unfreiwillig nach Ägypten folgten, behandelte sie, wie auch sein Nachfolger Ptolemäos II. Philadelphos, wohlwollend. Letzterer soll für die vielen in Ägypten wohnenden J., denen bereits die Kenntnis der hebräischen Sprache mangelte, eine griechische Bibelübersetzung (Septuaginta, s. d.), deren Entstehung sagenhaft ausgeschmückt ist, veranstaltet haben. Nach weniger günstigen Verhältnissen unter Ptolemäos Euergetes und Philopator erfuhren die J. während der syrischen Oberherrschaft unter Antiochos III. (224—187) und Seleukos IV. (187—175), dessen Vorhaben, den Tempelschatz zu berauben, mißlang, im allgemeinen eine milde Behandlung. Mit der in Vorderasien sich immer mehr einbürgernden griechischen Kultur erwuchs den J. und dem Judentum ein starker Feind, und unter Antiochos IV. Epiphanes (175—163), der in Palästina den griechischen Gottheiten Altäre errichtete, die Bildsäule des Jupiter im Tempel zu Jerusalem aufstellen ließ, die Feier der Festtage und die Beobachtung der Beschneidung bei Todesstrafe untersagte, brach ein wütender Kampf zwischen Judentum und Hellenismus aus. Die J.,

von den begeisterten Makkabäern (Hasmonäern), besonders von Judas Makkabäus (s. Judas 1), geführt, siegten vollständig und konnten 25. Kislev 164 den verunreinigten Tempel wieder einweihen (Entstehung des Lichterfestes Chanukka, s. Feste). Indem nun von neuem entbrannten Krieg mit den Syrern war Judas Makkab, ohne das mit den Römern beabsichtigte Bündnis geschlossen zu haben, 160 gefallen, und seine Brüder Jonathan und Jochanan setzten, zuerst mit wenig Erfolg, das Befreiungswerk fort. Zehn Jahre lang behauptete Jonathan die Hohepriesterwürde mit Glück, ward aber 142 von Tryphon, dem Vormund des jungen syrischen Regenten Antiochos Theos, zu Ptolemaïs ermordet. Sein entschlossener, tapferer Bruder Simon (142—135) schlug Tryphon, zwang ihn zum Rückzug und zog 141 im Triumphzug in Jerusalem ein, woselbst er als freier Fürst die Angelegenheiten des Landes regelte, es befestigte, das Heer neu organisierte, Handel und Ackerbau förderte und die Anerkennung des neuen jüdischen Staats seitens der Römer erlangte. — Ein ruhigeres Leben als ihre Brüder im Mutterland führten die J. in Ägypten. Sie beteiligten sich, hauptsächlich in Alexandria, am Handel und Verkehr, pflegten die griechische Wissenschaft und zeichneten sich nicht selten als Soldaten aus. Zahlreiche J. siedelten sich auch in der Nähe des von Onia bei Heliopolis nach dem Muster des jerusalemischen errichteten, bis 73 n. Chr. bestehenden Tempels an.

In der zweiten Periode dieses Geschichtsabschnitts werden die J. von eignen Herrschern, den Hasmonäern (135—37), den Herodäern (37—70 n. Chr.), regiert. Der erste Hasmonäische Herrscher, Johannes Hyrkanos (135—106), eroberte, als die Streitigkeiten mit Syrien beigelegt waren, die jüdischen Gebiete an der Ostseite des Jordans, den Hafen zu Joppe, zerstörte Sichem, den samaritischen Tempel, unterwarf die Idumäer und später Samaria. Beleidigungen von der pharisäischen Partei veranlaßten zum Verdruß des Volkes seinen Anschluß an die Sadduzäer. (S. Pharisäer und Sadduzäer.) Nach zweijähriger grausamer Regierung des Judas Aristobulos (106—105) bestieg Alexander Jannai (105—79), ein schwelgerischer Tyrann, den Thron; er führte durch seine Despotie einen sechsjährigen Bürgerkrieg herbei, den nur seine Grausamkeit auch wieder zu beendigen vermochte. Er hinterließ seiner Witwe Salome Alexandra (79—70), einer umsichtigen Frau, die sich auf ihres Mannes Rat den Pharisäern wieder anschloß, die Regierung. Die Übertragung des Hohenpriesteramts auf ihren ältesten, kraftlosen Sohn Hyrkanos erweckte den Haß des jüngern, thatkräftigen Aristobulos, der, unterstützt von den beleidigten Sadduzäern, nach der Mutter Tode dem Bruder den Krieg erklärte. Die Niederlage Hyrkanos' bei Jericho hob Aristobulos auf den Thron, welchen er wohl gegen den Idumäer Antipater, nicht aber gegen den zum Schiedsrichter in dem Bruderzwist angerufenen Pompejus behaupten konnte. Pompejus eroberte 63 Jerusalem, setzte Hyrkanos zum Hohenpriester und abhängigen Fürsten (Ethnarchen) ein, ließ die Mauern der Stadt niederreißen und beschränkte das Land der J. auf das Gebiet, das vor den Makkabäischen Befreiungskriegen dazu gehört hatte. Die Unruhen im Land nahmen zu, die Fluchtversuche Aristobulos' und seines Sohns Alexander und die damit beabsichtigten Volksaufstände wurden vereitelt. Die Römer suchten den Einfluß der Hauptstadt auf das Land dadurch zu brechen, daß sie fünf mit eigner Gerichtsbarkeit betraute Distrikte (Jerusalem, Jericho, Sepphoris, Amathus und Gadara) einrichteten, mußten aber nichtsdestoweniger stets gegen die Aufständischen kämpfen. So hatte Gabinius 56, nach seiner Rückkehr aus Ägypten, am Berg Tabor einen Aufstand gedämpft. Unter Crassus, welcher den Tempel beraubt hatte, entstand eine neue Empörung, deren erst Cassius bei Tarichäa Herr wurde. Cäsar belehnte Hyrkanos mit der Hohenpriesterwürde, setzte Antipatros zum Landeshauptmann ein und behandelte die J. mild und wohlwollend. Sie durften auf Grund besonderer Privilegien nach ihren Gesetzen leben und waren vom Kriegsdienst befreit. Der römischen Abhängigkeit wenig achtend, übergab Antipatros seinem ältern Sohn, Phasael, die Verwaltung des jerusalemischen Distrikts, dem jüngern, Herodes, Galiläa. Herodes erwarb sich durch Aufrechterhaltung der Ruhe die Gunst der Römer, verletzte aber durch eigenmächtig gefällte Todesurteile und Geringschätzung der synedralen Verordnungen die Würde des hohen Gerichtshofs in Jerusalem. Durch die Härte, mit welcher er die dem Land von Cassius auferlegte Kontribution einzog, erregte er den Haß des Volkes und mehrte dadurch indirekt die Zahl der römerfeindlichen Partei. Als M. Antonius, der Herodes' und Phasaels Autorität mit grausamer Strenge wahrte, Palästina, dem er nach der Schlacht bei Philippi einen Besuch abstattete, wieder verlassen hatte, brachen die Parther (40) in das Land ein, nahmen die Letztgenannten gefangen und setzten Antigonos, den Sohn des Aristobulos, zum Fürsten ein, während Herodes sich in die Festung Masada flüchtete. Vergeblich sah er sich anfänglich nach Bundesgenossen um. Nach dreijährigem erbitterten Krieg, in welchem er in den Römern stets bereitwillige Beschützer fand, zog er über Trümmer und Leichen (Antigonos und viele Gelehrte wurden hingerichtet) in Jerusalem ein. So endete die Hasmonäische Herrschaft, welcher nun die der Herodäer folgte. Den durch Gewaltthätigkeiten erworbenen Thron wußte Herodes I., der Große, König von Judäa (37—4), nur mit unmenschlicher Grausamkeit zu behaupten. Um die Gunst Roms buhlend, seine teuersten Familienglieder, Frau, Söhne u. a., nach und nach hinmordend, hat er trotz der Errichtung von Prachtbauten (Palast, Theater, Monumente auf den Gräbern Davids und Salomos), des Ausbaues des Hafens zu Cäsarea und der glänzenden Restaurierung des Tempels, trotz seiner unermüdeten Hilfe bei Unglücksfällen die Gunst des Volkes sich nicht erworben, wenngleich er sich rühmen durfte, den Einfluß, welchen er bei Augustus und Agrippa hatte, für alle J. verwertet zu haben. Die letzten Tage seines Lebens zeichnete er mit Mord aus, hinterließ Mordbefehle gegen gefangene Pharisäer und starb 4 v. Chr. Der nach seinem Tod entstandene Aufruhr und Bürgerkrieg wurde mit großen Opfern bezwungen, Archelaos nur als Ethnarch auf Grund des Herodischen Testaments bestätigt, aber schon nach drei Jahren wieder abgesetzt. Das Land ward als römische Provinz proklamiert und von Philippus, dem Erbauer Cäsareas, 37 Jahre lang mit großer Umsicht regiert. Nun traten an die Stelle der jüdischen Fürsten die den Prokonsuln Syriens untergeordneten römischen Landpfleger (Prokuratoren) Valerius Gratus, Pontius Pilatus, unter welchem Jesus gekreuzigt wurde, u. a. Sie entschieden über Leben und Tod, setzten Priester und Beamte ein, überließen aber die Leitung des bürgerlichen Lebens dem Synedrion. Viele Steuern, als Tempel-, Vermögens-, Haus- und Produktensteuer, riefen den Unwillen des Volkes her-

vor. Ein Aufstand unter Judas von Gaulonia ward leicht unterdrückt. Judäa ward noch einmal ein von den römischen Kaisern abhängiges Königreich unter Herodes Agrippa I. (41–44), einem Enkel Herodes' d. Gr. Er beherrschte die vereinigten Gebiete des Philippus und Antipas, war baulustig und verschwenderisch und nur dem Namen nach jüdischer König. Das Land wurde wegen der Jugend Agrippas II., Sohns Agrippas I., vorläufig wieder durch Prokuratoren verwattet (Cuspius Fadus, Tiberius Alexander u. a.); 49 erhielt Agrippa einen Teil des Landes, später das wieder vergrößerte Reich. Verschärfter Druck, Erpressungen, bezahlte Mörder (die gedungenen Sikarier, »Dolchmänner«, mußten jeden Verdächtigen niederstoßen) der römischen Befehlshaber mehrten den Haß und die Aufregung des Volkes. Unter Gessius Florus begann der Aufstand, der nach der Niederlage des Feldherrn Cestius Gallus (66) organisiert wurde. Der als Geschichtschreiber bekannte Flavius Josephus (s. d.) übernahm die Verwaltung Galiläas und der Festung Gamala. Zur Unterdrückung des Aufstandes sandte Nero den Vespasian, dessen Sohn Titus diesem Truppen zuführte, mit den römischen Legionen, die Sepphoris eroberten, die Feste Jotapata und andre wichtige Plätze nach verzweifelter Gegenwehr der J. nahmen, Josephus gefangen fortführten und nun unter Titus' Oberbefehl 69 vor Jerusalem rückten, das trotz der heldenmütigsten Verteidigung erobert wurde. Parteikämpfe im Innern, Hunger und Pest, die wohl ohne Titus' Willen erfolgte Einäscherung des Tempels (9. Ab) brachen den Widerstand des Volkes, das nun seine politische Selbständigkeit gänzlich verlor und zu Hunderttausenden in die Sklaverei geführt wurde. 72 nahmen die Römer (Lucilius, Bassus und Flav. Silva) die letzten Bollwerke des jüdischen Staats, Herodium, Machärus, Masada, verteilten das Land zum Teil an römische Soldaten und veräußerten den übrigen Grundbesitz. — Im parthischen Reich war schon zuvor bei Gelegenheit von Thronstreitigkeiten von seiten der Babylonier eine blutige Verfolgung über die J. ergangen. Die dem Tod Entrannenen flohen nach Seleukia, wo sie fünf Jahre später zum größten Teil von den dort wohnenden Griechen und Syrern aufgerieben wurden; nur wenige entkamen nach Naharden und Nisibis, woselbst das königliche Haus 47 n. Chr. zum Judentum übergetreten sein soll.

2) Geschichte des Volkes in der Zerstreuung.

Im zweiten Hauptteil der jüdischen Geschichte, die Erlebnisse des Volkes in der Zerstreuung umfassend, von 70 n. Chr. bis auf unsre Zeit, tritt keine historische That in den Vordergrund, von welcher alle J. berührt und ihre politischen Verhältnisse allgemein betroffen worden wären. Ein allgemeines Charakterzeichen der Geschichte dieses Zeitraums, die sich unter den fünf unten gezählten größern Perioden am übersichtlichsten nach den einzelnen Ländern des Aufenthalts der J. gliedern läßt, ist nur in dem äußern Druck zu erkennen, der bald mehr, bald weniger auf ihnen lastete und der in den ersten Jahrhunderten vereinzelt und weniger vorbereitet sie beschwerte, später aber, namentlich während der letzten Hälfte des Mittelalters, in systematische Tyrannei überging. Die jüdische Geschichte entwickelt sich so zur Leidensgeschichte ohne größere politische Bedeutung, sie erscheint, um mit den Worten eines anerkannten Historikers zu reden, wie das Tagebuch eines Henkers. Fast überall befeindet und bedrückt, mit Abgaben und Zöllen überbürdet, vom ehrenden Erwerb meistens zurückgewiesen, bald hier, bald dort aufgescheucht und verjagt, hoben die Vaterlandslosen wenig Glück in ihren äußern Verhältnissen. Sie arbeiten tra dem, von einigen Zeiten des Stillstandes und Rückschritts abgesehen, die geistige Seite ihrer Nation, die religiösen Ideen, aus und treten, wo ihnen der Zutritt erschlossen wird, mit Erfolg ein in die sittliche Bewegung der Menschheit. Dadurch wird ihre Geschichte Litteratur- und Kulturgeschichte. Dank ihrer fleißigen, gemeinsamen Arbeit, ihrer hohen Begabung und sittlichen Führung erhalten sie ihre Zusammengehörigkeit bis in die Neuzeit, in welcher mit der zunehmenden Zivilisation, wenn auch sehr langsam, ihre Verachtung und Bedrückung abnimmt, bis ihre bürgerlichen Rechte nicht mehr durch ihr Glaubensbekenntnis beschränkt werden. Die Geschichte des jüdischen Volkes in der Zerstreuung zerfällt also in folgende fünf Abschnitte:

a) Die Geschichte der Juden im römischen Reich.

Schon vor dem Fall Jerusalems hatten J. ihr Heimatsland verlassen und fremde Länder aufgesucht. Sie wohnten bereits in Persien, Ägypten, Kyrene, Griechenland, Kleinasien und Italien. Im römischen Reiche galten die J. in den ersten Jahrhunderten n. Chr. für vollkommen rechtsfähig, nahmen in jeder Beziehung teil am Staatsleben, bekleideten Ämter, wobei sie billige Berücksichtigung ihrer Gebräuche und Gesetzesvorschriften fanden. Die Spitzen ihrer religiösen Behörden waren denen der übrigen Staatskörper gleichgestellt und von allen persönlichen und bürgerlichen Lasten befreit. J. wohnten bereits seit der ersten Berührung mit den Römern im ganzen Reich zerstreut und bildeten schon unter den ersten Kaisern in Rom selbst eine sehr ansehnliche Gemeinde. Sie begleiteten auch die Römer auf ihren siegreichen Eroberungszügen und siedelten sich früh in Gallien und Spanien an. Der Haß gegen die mächtigen Eroberer und der Wunsch, die nationale Selbständigkeit zu erneuern, trieb sie zu häufigen, aber stets erfolglosen Empörungen. Unruhen in Palästina, wahrscheinlich durch den Kriegszug Trajans gegen die Parther hervorgerufen, wurden 114 von Quietus unterdrückt. Unter Anführung des Andreos und Lucuas hatten sie 115 in Kyrene versucht, sich des fremden Joches zu entledigen; 116 in Cypern, wo Hadrian durch Ausrottung aller hier wohnenden J. den Aufstand unterdrückte und Beschränkungs- und Verfolgungsgesetze gegen die J. des ganzen Reichs erließ, die von Trajan später zurückgenommen wurden. Die blutigen Niederlagen der J. in Mesopotamien, die 118 sich empörten, schreckten die J. in Palästina nicht ab, unter Hadrian (117—138) abermals einen Versuch zu wagen, ihre Selbständigkeit wieder zu erringen. Der als Messias begrüßte Bar-Kochba (»Sternensohn«, nach seinem Fall Bar-Kosba, »Lügensohn«, genannt) leitete (132) den Aufstand. Ein zahlreicher Anhang aus allen Schichten der Bevölkerung (selbst R. Akiba soll ihm vertraut haben) schien Bar-Kochba den Erfolg zu sichern. Der römische Befehlshaber Jul. Severus beendete aber 135 die Kämpfe, bei denen mehr als eine halbe Million Menschen umkamen, mit der Einnahme der letzten Zufluchtsstätte der Insurgenten, der Bergfestung Bettar, der Hinrichtung vieler hervorragender Persönlichkeiten, besonders Gelehrter, der Zerstreuung des Volkes und der Verödung Jerusalems, welches, von Hadrian neu erbaut und nach N. und O. erweitert, Aelia capitolina genannt und mit Nichtjuden bevölkert wurde. Die strengen Erlasse Hadrians, die vorzüglich gegen das Studium und die Ausübung des mosaischen Gesetzes gerichtet waren, blieben in Gel-

tung. M. Antoninus Pius (138—161) milderte sie zwar, aber Mark Aurel (161—180) glaubte bei neuen Unruhen dieselben wieder verschärfen zu müssen. Mit der Erhebung des Christentums zur Staatsreligion unter Konstantin d. Gr. (311—337) traten nur die Beschränkungen in den bürgerlichen Rechten der J. ein, die zum Schutz des Christentums der Regierung notwendig erschienen, wie das Verbot des Übertritts vom Christentum zum Judentum, der Verschwägerung von J. und Christen. Anderseits wurden die J. vor dem Groll der Proselyten geschützt, die Verletzung ihrer Synagogen strafrechtlich verfolgt. Neue Synagogen zu bauen, war ihnen verboten, die bestehenden zu benutzen und zu restaurieren, ihnen gestattet. Die jüdischen Verhältnisse wurden den christlichen gegenüber mit großer Mäßigung geordnet, und wenn den J. später der Eintritt in das Heer und in öffentliche Ämter versagt wurde, so blieb ihnen die Advokatur und der Verwaltungsdienst der städtischen Kurien offen. Gallus, Schwager und Mitregent des Constantius (337—361), welcher J. und Arianer zu einer Verschwörung veranlaßt hatte, wütete gegen die Empörer, legte Tiberias in Asche und setzte beim Kaiser die zeitweilige Erneuerung der Hadrianischen Gesetze durch. Der von Julianus (361—363) begünstigte Versuch der J., den Tempel in Jerusalem wieder aufzubauen, scheiterte 336. Die ihnen von seiten der Kaiser reichlich zu teil werdende Gunst reizte den Pöbel oft, über die J. herzufallen und sie zu verfolgen. Auch die Bischöfe beunruhigten sie durch übergroßen Bekehrungseifer und veranlaßten Verfolgungen, wie z. B. Ambrosius von Mailand (384), Cyrillus von Alexandria, trotz des kaiserlichen Schutzes. Auch Hieronymos, der sein hebräisches Wissen wohl J. verdankte, legte seine Unduldsamkeit gegen sie an den Tag. Was das innere Leben der J., vornehmlich im Mutterland Palästina, während dieser Periode anbelangt, so schien dieses sich um so schöner zu entfalten, je mehr sie in ihrem nationalen Unglück Trost im Studium ihrer Litteratur suchten und den Mittelpunkt ihres Schaffens in dieselbe legten. (S. Jüdische Litteratur.)

b) Geschichte der Juden im neupersischen Reich.

Hier waren schon vor der Auflösung des jüdischen Staats viele J. ansässig. Ihre Zahl vermehrte sich während der Kriege mit den Römern bedeutend, und bald waren die Euphratländer die Heimat zahlreicher J. geworden, die in Ardschir, Apamia, Nahardea, Nares, Ktesiphon, Pumbedita, Sura, Machusa, Matamechassia bedeutende Gemeinden bildeten. Diese B'ne gola, »Exulanten«, standen unter einem von der Regierung abhängigen Exilarchen, »Resch galuta«, dem, solange die religiösen Angelegenheiten der J. von Palästina aus geregelt wurden, nur rein weltliche Geschäfte oblagen. Mit den Palästinensern wetteifernd, gründeten die babylonischen J. Lehrhäuser in Nahardea, dem gewöhnlichen Wohnsitz des Resch galuta, Sura und Pumbedita, welche ein hohes Ansehen erreichten und die im Stammland, mit dem man in reger Verbindung blieb, bald überflügelten. Ein Schuloberhaupt Suras, R. Aschi (367—427), begann die Redaktion des babylonischen Talmuds (s. d.), die durch Maremar, Rabina, Mar bar R. Aschi und deren Zeitgenossen ihren Abschluß fand. Unter den neupersischen Herrschern Jesdegerd II. (455—458) und Firuz (471—484) wurden die J. furchtbar verfolgt und in ihren Rechten beschränkt. Um diese Zeit (ca. 490) soll eine Auswanderung babylonischer J. unter Joseph Rabban nach Indien stattgefunden, und sie sollen dort einen kleinen jüdischen Freistaat in Cranganor gebildet haben; als sie 1510 von den Portugiesen von dort vertrieben worden seien, habe ihnen der König von Kotschin eine Strecke Landes zum Wohnsitz angewiesen. Zu Anfang des 6. Jahrh. (511—518) erkämpfte der Exilarch Mar Sutra eine nur sieben Jahre dauernde Unabhängigkeit der persischen J., die unter Kobad (518—531) wieder strengen Verfolgungen ausgesetzt waren. Das Exilarchat erlosch auf einige Zeit. Chosroes Nuschirwan war, obwohl er Christen und J. eine Kopfsteuer auferlegte, den J. doch im allgemeinen gewogen. Während fast eines Jahrhunderts ging die Regelung des religiösen Lebens der J. von den Schuloberhäuptern aus, die nach Abschluß des Talmuds fungierten und ihrer Thätigkeit, die sich auf Gutachtengeben beschränkte, wegen Saboräer genannt wurden. (Über das innere Leben der J. dieser Zeit s. Jüdische Litteratur, S. 296.) Chosroes II. behandelte die J. weniger hart und grausam als sein Vorgänger. Mit ihm schlossen die J. Palästinas, 26,000 an der Zahl, in der Hoffnung, die Macht der Christen zu brechen, ein Bündnis gegen den Kaiser Heraklios und halfen den Persern Jerusalem erobern, das wieder zu besitzen sie vergeblich gehofft hatten. Der sich siegreich entfaltende Islam brachte auch die J. in Asien und Afrika bald unter seine Oberhoheit.

c) Die Juden unter den Mohammedanern in den asiatischen und afrikanischen Ländern.

Mit dem Vordringen des Islam in Asien, Afrika, Spanien und Sizilien beginnt für die J. eine neue Epoche regern, freiern Schaffens und geistigen Fortschritts. Arabien, das Geburtsland des Islam, wurde schon seit alter Zeit von vielen jüdischen Stämmen bewohnt, wie in der Landschaft Jathrib von den unabhängigen Chaibar; auch in Südarabien, in Jemen, wohnten J. vereinzelt und vermittelten den abendländischen Handel mit dem Morgenland, während ihre im Norden ansässigen Brüder mehr ein landwirtschaftliches, oft räuberisches Beduinenleben führten. In religiösen Angelegenheiten suchten sie Belehrung und Vertretung bei den palästinischen oder babylonischen Schulvorstehern. Ein König von Jemen soll, wie später sein ganzes Volk, zum Judentum übergetreten sein und einer jüdischen Dynastie eine längere Herrschaft errungen haben. Mohammed, dem die J. sehr zugethan waren, der von J. lernte und für den Koran die jüdischen Schriften plünderte, hat gleichwohl in Thaten und Koranaussprüchen seine gehässige Gesinnung gegen die J. an den Tag gelegt. Von 624 bis 628 vertrieb er die jüdischen Stämme Banu Kaaiaka, Banu Nadhir, Banu Kuraiza und die Chaibar, mit denen er dann ein Bündnis schloß, welches Omar, der sie nochmals verjagte und die ihnen genommenen Ländereien seinen Kriegern anwies, brach. Ein Teil der J. Arabiens ward von ihm zum Islam gezwungen. In allen Ländern, die Omar im raschen Siegeszug sich unterwarf, wurden die Ungläubigen durch den sogen. »Omarbund« im Gottesdienst und in der Fähigkeit, Ämter zu bekleiden, durch unterscheidende Tracht und durch Kopf- und Grundsteuer beschränkt. Verdienstvollen J. ward aber häufig von den Mohammedanern Achtung erwiesen. Mekka und Medina hatten die J. zu meiden. Vom Ackerbau wandten sich diese, da der Islam den von Nichtmohammedanern besessenen Grund und Boden übermäßig besteuerte, ab und mehr dem Handel zu. Die Regierung des Kalifen Harun al Raschid (um 800) war den J. günstig. Die babylonischen und ägyptischen J. begrüßten die Mohammedaner als ihre Befreier. Erstere wurden noch immer politisch vom

Exilarchen, der unter den Kalifen fürstliches Ansehen genoß, und dessen Amt schon seit langem das Ziel des Ehrgeizes und der Reichen war, vertreten. Die Vertretung der rechtlichen und religiösen Interessen der J. lag dem Gaon, d. h. Exzellenz, ob. Von diesen Geonim fungierte **Mar Isaak**, nach der Einnahme von Firuz Schabur vom Kalifen bestätigt, als erster in Sura. Parteilichkeiten sollen die Bildung einer antirabbinischen Sekte im Judentum, der **Karäer** (s. d.), welche die Schrift ohne die Tradition erklärten, unter Anan ben David (761) veranlaßt haben. Mit der Entstehung des Karaismus fällt die angebliche Bekehrung der Chasaren (Kusarim) und ihres Chagans Balan der Zeit nach zusammen. Das Chasarenreich stand einige Jahrhunderte unter einer jüdischen Regierung, ward um 969 von dem russischen Großfürsten Swajatoslaw von Kiew besiegt und nach abermaliger Erhebung 1016 von Russen und Byzantinern völlig aufgelöst.

In den Euphratländern wohnten J. in Neu-Ninive (Mosul) und Bagdad, von den Kalifen beschirmt. Mohammed Almuktafi (1136–60) räumte einem angesehenen, gelehrten Juden das Exilarchat mit dem Sitz in Bagdad für das ganze Kalifat wieder ein. Dem Exilarchen lag ob die Anstellung der Geistlichen und Richter, die Einziehung verschiedener Abgaben, von denen er den größten Teil empfing. Den J. in Jemen ward 1172 von den Schiiten (s. d.) der Islam aufgedrungen, dem sie nur äußerlich dienten. Die ägyptischen J. standen unter einem eignen, vom Kalifen bestätigten Oberhaupt, dem Nagid, welcher gegen festen Gehalt von den Gemeinden (Kairo, Alexandria, Damar, Machale u. a.) dieselbe Amtsthätigkeit wie der babylonische Exilarch übte. In Kleinasien, Syrien und Palästina zählte man in den vom Christentum beherrschten Gebieten weniger J. als in den unter dem Islam stehenden Bezirken. Im christlichen Antiochia waren die wenigen J. Glasarbeiter, die zahlreichern J. in Tyros trieben Landwirtschaft, die in und um Palmyra zeigten kriegerischen Sinn in ihren Fehden mit Christen und Mohammedanern, unter den J. in Damaskus waren viele Talmudgelehrte. Die Beseitigung der Würde eines Resch galuta infolge von Wahlstreitigkeiten hob vollends die äußere Einheit der J. des hochasiatischen Morgenlandes auf. Unter den Mongolen, welche 1258 mit der Eroberung Bagdads dem Kalifat ein Ende machten, verschlimmerte sich die Lage der J. nicht.

d) Geschichte der Juden während des Mittelalters bis zu ihrer Vertreibung aus Spanien.

Mit der Bevölkerung **Spaniens**, das J. schon als römische Bürger zahlreich bewohnten, lebten sie in vollem Einvernehmen, bis die katholische Geistlichkeit (Konzil von Illiberis 320) die freundschaftlichen Beziehungen zu lösen versuchte. Die arianischen Westgoten gewährten ihnen volle Gleichheit und verwandten sie gern im öffentlichen Dienste. Die Beschränkungen (Verbot des Sklavenhaltens, der Mischehen und Ausschluß von jeder öffentlichen Amtsthätigkeit) durch den König Reccared (590), Glaubenszwang und Vertreibungen seitens der Könige Sisebut (612) und Chintila (638) änderten das glückliche Verhältnis, das erst, nachdem der den J. feindliche Roderich in der Schlacht bei Jeres de la Frontera (711) den Arabern unterlegen war, durch diese wiederhergestellt wurde. Den J., welche nur eine Kopfsteuer zu bezahlen hatten, ward Religionsfreiheit und eigne Gerichtsbarkeit zugesichert. Die Verbesserung ihrer politischen Lage erweckte in ihnen den Eifer, sich voll und ganz am wissenschaftlichen Leben zu beteiligen, das sich hauptsächlich um Philosophie, Philologie und Poesie bewegte. Der gelehrte Arzt Chisdai ben Isaak war unter den Kalifen Abd ur Rahmân III. und Alhakim (961–976) als Finanzmann beschäftigt, als Nasi (»Oberhaupt«) der J. hoch geschätzt. Ihm folgte in dieser Würde unter dem Kalifen Haschim der Besitzer einer großen Seidenweberei, **Jakob ibn Gau**. Die Abhängigkeit der J. von den morgenländischen Akademien hörte auf, als das Talmudstudium durch Männer wie Moses aus Cordova u. a. größere Verbreitung fand. In Malaga, wohin er vor den Berbern, die um 1020 Cordova verwüstet hatten, geflohen war, bekleidete Samuel ha Levi, genannt Hanagid, »der Fürst«, die Würde eines Ministers; ähnliche Vergünstigungen wurden vielen J. zu teil. Vorübergehend hatten die J. in Granada (1066) Verfolgungen zu erdulden, waren aber im übrigen Spanien so ziemlich geschützt. Alfons VI. von Kastilien, welcher den ersten Schlag gegen die mohammedanische Herrschaft führte, bediente sich jüdischer Diplomaten, führte die Gleichheit der J. vor dem Gesetz durch, vertraute seine Person und Politik einem jüdischen Leibarzt und kehrte sich nicht an den Unwillen des Papstes Gregor VII., der auf dem Konzil zu Rom (1078) neue Judenbeschränkungen durchgesetzt hatte; ja, er sicherte den J. Toledos, das er 1085 eroberte, die verbürgten Freiheiten. Die J., welche unter Almorawidischer Herrschaft einflußreiche Stellungen bekleideten und geschützt waren, wurden nach dem Fall der andalusischen Hauptstadt Cordova (1148) von den über Nordafrika im südlichen Spanien vordringenden Almohaden zum Islam oder Exil verurteilt. Das geistige Leben der J. stand jetzt auf hoher Stufe (s. **Jüdische Litteratur**, S. 296 f.). Kastilien, Leon, Aragonien und Navarra boten den zahlreichen J. eine meist ruhige Heimat. Die J. aus der kastilischen Hauptstadt Toledo, die von über 12,000 J. bewohnt wurde, waren unter Alfons VIII. (1166–1214) ihrer Bildung und Begabung wegen protegiert. Alfons X. (1252–84) ließ sich von einem jüdischen Leibarzt behandeln und die astronomischen (Alfonsinischen) Tafeln von einem Juden bearbeiten. In Aragonien, das sie anfangs geschützt hatte, dauerten unter Jakob I. auf Betrieb der Dominikaner auch nach der erfolglosen Disputation zu Barcelona (1263) zwischen Nachmanides und dem Konvertiten Pablo Christiani Bekehrungsversuche und Bedrückungen fort. Ziemlich ruhig verfloß für die J. Spaniens, abgesehen von den Verfolgungen in Navarra (1328) und bei Anschuldigung der Brunnenvergiftung (1348) in andern Gemeinden, das Leben und war bis auf die Greuel des Bruderkriegs zwischen Peter dem Grausamen und Heinrich von Trastamara (1366–69), an dem sich auch kastilische J. beteiligten, erträglich. 1391 predigte der Erzbischof von Niebla in Sevilla gegen die J., und der aufgereizte Pöbel fiel hier sowie in Cordova, Gerona, Ascelona, Barcelona, in andern spanischen Städten und auf den Balearischen Inseln über sie her. Die dem Verderben Entronnenen flüchteten sich meistens nach Nordafrika und waren dort glücklicher als ihre Brüder in Spanien, welche zum Schein sich taufen ließen; denn diese Neuchristen (Anussim, Marannen, s. d.) wurden mit Mißtrauen betrachtet und verfolgt, so daß sie häufiger die Flucht oder, zum alten Glauben zurückgekehrt, das elende Schicksal ihrer Glaubensgenossen erwählten. 1412 in besondere Stadtviertel (Juderias) zurückgedrängt, durch Bekehrungsversuche (unter andern Disputation von Tortosa vom Februar 1413 bis November

1414, 68 Sitzungen umfassend), Judengesetze und Abzeichen an der Kleidung entwürdigt, mußten sie in der 1480 förmlich eingeführten Inquisition den größten Feind sehen. Nach dem Fall Granadas (1491) erwirkte der Großinquisitor Torquemada trotz der Bemühungen des hochgeachteten frühern Finanzministers Isaak Abravanel vom König Ferdinand V. 31. März 1492 ein Ausweisungsdekret, welches mit 2. Aug. ablief, und dem zufolge mehr als 300,000 J. heimats- und besitzlos auswandern mußten. Sie flohen nach Marokko, der Berberei, Italien, der Türkei und Portugal, arm und verachtet, namenlosem Elend preisgegeben. Hier, in **Portugal**, endeten die guten Zeiten, welche die J. namentlich unter Sancho II. (1223–45) und Dionysius (1279–1325) erlebt hatten, nach Alfons' V. (gest. 1481) Tod. Wie die spanischen J., hatten auch sie unter dem fanatisierenden Einfluß der Geistlichkeit zu leiden. König Johann II. hatte die Flüchtlinge aus Spanien gegen hohe Geldsummen auf acht Monate in Portugal aufgenommen, duldete sie aber nicht länger im Lande. Die einheimischen J. wurden unter Johanns II. Nachfolger, dem früher judenfreundlichen Emanuel d. Gr., 1495 aus Portugal verjagt. Der Inquisition gelang es hier und in Spanien, ihre Wut gegen die Scheinchristen ein Jahrhundert später zu fühlen und sie zur Auswanderung zu zwingen. Die Niederlande boten den meisten dieser getauften J. eine neue Heimat.

Justinian (527–565) beschränkte im ganzen **byzantinischen Reich** die den J. gewährten Freiheiten, stellte sie den Ketzern gleich, schloß sie von allen Ehrenämtern, insofern dieselben nicht mit bedeutenden Lasten verknüpft waren, aus und suchte sie zu bekehren, welche Politik seine Nachfolger Justinus II., Heraklios, Leo der Isaurier fortsetzten. Heraklios erneuerte nach der Vertreibung der Perser, für welche die J. Partei genommen hatten, 628, kurz bevor Palästina, Syrien und Ägypten von den Arabern erobert wurden, das Hadrianische Edikt, nach welchem kein Jude Jerusalem betreten durfte, und nötigte viele J., nach Ägypten auszuwandern. Ende des 8. Jahrh. zogen viele verfolgte J. in das Chasarenland (s. oben). Die spätern politischen Ereignisse des byzantinischen Reichs, welches zahlreiche jüdische Gemeinden in Thessalien, Makedonien, Thrakien zählte, trafen auch die J. mit. In Korinth, Lepanto, Negroponte, Salonichi, Gallipoli, auf Mytilene, Chios, Samos, Rhodos, in Theben, wo geschickte jüdische Seiden- und Purpurfabrikanten waren, in Konstantinopel (im Judenquartier [Stanor] Peras) hat der Pöbel die nicht unter dem Schutz des Gesetzes stehenden J. oft genug ungestraft mißhandeln dürfen.

Mit der Gründung des Ostgotenreichs konnte sich die Lage der J. in **Italien** nicht wesentlich verschlimmern. J. wohnten bereits zahlreich in Rom, Mailand, Genua, Verona, Ravenna, Neapel, Salerno, Trani, Otranto, Tarent, Palermo, Messina, Agrigent und in andern Ortschaften, weniger zahlreich im geschäftsstillen italienischen Norden, in Lucca, Mantua, Pisa und Venedig. Auch die Herrschaft der Langobarden brachte ihnen keinen Nachteil. Ebenso haben ten sie später in Venedig und Livorno, von Ferdinand I. geschützt. König Robert von Neapel bewahrte ihnen seine Zuneigung bis über das Grab hinaus. Auch die meisten Päpste haben die J. mild behandelt, so Gregor I., Alexander II., Alexander VI., welcher spanische Emigranten in Rom aufnahm, Innocenz VIII. u. a. Dagegen haben Gregor VII., Innocenz III., der sie des geheimen Verkehrs mit den Albigensern verdächtigte, die härtesten Beschlüsse auf den Konzilen gegen sie durchsetzte und die ihnen gewogenen Fürsten, wie Raimund VI. von Toulouse und Roger von Béziers, maßregelte, u. a. einen feindlichen Standpunkt gegen die J. eingenommen. Unter dem Schutz gebildeter Herrscher glänzten in Italien bedeutende jüdische Gelehrte und Dichter; die jüdische Jugend studierte auf den Universitäten, und der italienische Handel nahm durch die J. einen bedeutenden Aufschwung. Von der Insel Sizilien, wo sie frei unter Arabern und Normannen gelebt hatten, wurden sie 1493 von Ferdinand dem Katholischen vertrieben.

Frankreich mögen J. wohl schon vor oder zu der Zeit Cäsars aufgesucht haben. Sie wohnten früher in der Auvergne, in Carcassonne, Arles, Orléans, Paris, Marseille, Béziers und Narbonne. Ihre römischen Rechte sind ihnen auch in der ältesten fränkischen und burgundischen Verfassung nicht geschmälert worden. J. waren Handwerker, Ökonomen, Kaufleute, die oft eigne Schiffe besaßen, Ärzte und Krieger und standen mit der Bevölkerung in freundschaftlichem Verkehr, den freilich die Geistlichkeit später zu stören suchte. Sie war es auch, welche die merowingischen Herrscher gegen die J. einnahm und die letzten Karolinger sowie die Kapetinger ihnen abgeneigt machte. Im südlichen Frankreich, in der Provence und Languedoc, standen die J. in regem geistigen Verkehr mit ihren Volksgenossen in Spanien, trieben Ackerbau und bedeutenden Handel, wurden aber nicht selten von den Launen der Grafen und den Bekehrungsversuchen der Bischöfe (Agobert von Lyon 830) behelligt. Karl d. Gr. hat mit seinem klaren politischen Blick die Bedeutung seiner jüdischen Unterthanen gewürdigt und zur sozialen Hebung derselben beigetragen; er gab sogar einer Gesandtschaft an Harun al Raschid einen Juden bei, erbat sich vom Kalifen einen jüdischen Gelehrten und erhielt ihn in R. Machir, der in Narbonne eine talmudische Akademie gründete. Für Belehrung und Einrichtung einer regelmäßigen Gemeindeverfassung seiner jüdischen Unterthanen in Deutschland soll Karl aus Lucca die gelehrte Familie Meschullams ben Kalonymus nach Mainz berufen haben. Die von Karl begründeten Verhältnisse gestalteten sich unter Ludwig dem Frommen, dessen Gemahlin Judith eine besondere Vorliebe für das Judentum zeigte, noch günstiger: er schützte die J. gegen die Anmaßungen der Vasallen und Geistlichen, gewährte ihnen Freizügigkeit, gab ihnen Privilegien in Bezug auf Handel und Gewerbe und ließ von einem Magister Judaeorum ihre Angelegenheiten verwalten. Nach dem Vertrag von Verdun (843) sanken die J. desto mehr in das Elend, je höher die Macht der Herzöge und der Kirche stieg und diese

beraubt und ausgesogen, vieler Verbrechen angeklagt, welche sie nie begangen hatten, wurden die J. aus Paris und Umgegend 1181 durch königlichen Befehl ausgewiesen und die in der Landschaft Bray 1191 ins Elend getrieben. Auch aus den Baronien wurden sie verjagt, wenn sie nichts mehr an Schätzen herzugeben hatten. Geldnot veranlaßte den König zu ihrer Zurückberufung und zu milderer Behandlung. Doch waren sie auf einen bestimmten Wohnort beschränkt und wurden Leibeigne ihres Schutzherrn. Nachdem jüdische Zeloten das Verbrennen der Schriften des Maimonides (s. d.) in Paris und Montpellier veranlaßt hatten (1233), wurden Religionsdisputationen am französischen Hof abgehalten (1240), 24 Wagen voll talmudischer Schriften zu Paris verbrannt (1242), unter Ludwig dem Heiligen die J. verfolgt (1250—1270) und 1306 von Philipp IV., dem Schönen, an 100,000 Seelen aus ganz Frankreich vertrieben. Ludwig X. gestattete ihre Rückkehr (1315), aber nur unter den härtesten Bedingungen. Leidvoll und kurz war ihr neuer Aufenthalt, denn 1320 wurden sie während der Ausschweifungen fanatischer Haufen von Bauern und Hirten (Pastoureaux oder Pastorels) und wieder 1321, weil sie die Aussätzigen zur Brunnenvergiftung verleitet haben sollten, schwer heimgesucht und endlich 1394 von Karl VI. für immer des Landes verwiesen. In einzelnen Landesteilen (in dem päpstlichen Bezirk Venaissin mit den Städten Avignon und Carpentras) blieben J.; den Vertriebenen gewährten Deutschland, Italien und Polen eine unsichere Zufluchtsstätte. Ludwig XII. vertrieb 1501 die J. aus der Provenre.

Wenig besser war das Los der J. in den damals zu England gehörenden französischen Landstrichen (Normandie, Bretagne, Anjou, Touraine, Maine, Guienne, Poitou und Goscogne) und in England selbst. Hier hatte Eduard der Bekenner 1041 die J. und ihr Vermögen für Eigentum der Krone erklärt; Wilhelm der Eroberer hatte abgefallene J. zur Rückkehr zum Judentum gezwungen, um seine Einkünfte nicht durch die Kirche geschmälert zu sehen. Sie wurden den Königen immer unentbehrlicher, dem Volk aber verhaßt, weil sie sich des Wohlstandes, ja oft des Reichtums erfreuten. Am Krönungstag Richards Löwenherz (3. Sept. 1189) begannen die ersten Ausbrüche des Hasses. Das Volk fiel zuerst über die mit ihren Huldigungsgeschenken auf Veranlassung des Erzbischofs von Canterbury zurückgewiesenen, dann über alle J. Londons plündernd und mordend her. Richard zog die Mörder zur Verantwortung. Als er mit den Kreuzrittern, die auch in England den Krieg für den Glauben mit den J. begannen, das Land verlassen hatte, traf die jüdischen Gemeinden in Norwich, York und andern Städten das gleiche Schicksal wie die J. zu London. Johann ohne Land (1199—1216) begünstigte sie anfangs zur Aufbesserung seiner Finonzen, beraubte aber sodann die reichsten, wobei ihm die Ritter Hilfe leisteten. Unter der Regentschaft Heinrichs III. (1216—72) waren sie von der Regierung geschützt und mußten zur Wahrnehmung des Schutzes zwei Streifen Leinwand oder Pergament vor der Brust tragen; später nahm Heinrich ihnen aber den dritten Teil ihres Vermögens. Fortgesetzte Erpressungen veranlaßten die J., um Gestattung des Abzugs aus England nachzusuchen; durch die verlockendsten Versprechungen ließen sie sich zurückhalten, bis 1290 Eduard I. sie nach vielen Quälereien und Gelderpressungen verbannte.

Von Italien und Frankreich aus mögen J. schon in sehr früher Zeit Deutschland und zwar meist dessen südliche und mittlere Gegenden aufgesucht haben, denn in Köln lassen sie sich schon im 4., in Mainz im 8., in Magdeburg, Merseburg und Regensburg im 10., in Worms (vielleicht die älteste jüdische Gemeinde Deutschlands), Trier, Speier im 11. Jahrh. nachweisen; sie bildeten in Böhmen, Mähren, Schlesien, Österreich zahlreiche Gemeinden, während sie im mittlern und nördlichen Deutschland vom 13. Jahrh. an nur vereinzelt vorkommen. Über ihre Geschichte bis zu den Kreuzzügen sind wir wenig unterrichtet; sie scheinen aber von Bischöfen und kaiserlichen Beamten wie andre Bürger aufgenommen und behandelt worden zu sein und zum Kaiser in keinem Abhängigkeitsverhältnis gestanden zu haben. Die Privilegien, welche der Bischof Rüdiger Huozmann von Speier den speierischen J. erteilte (1080) und Kaiser Heinrich IV. auf Ansuchen der J. bestätigte und erweiterte (1090), goben ihnen Handelsfreiheit für das ganze Reich, eigne Gerichtsbarkeit, das Recht, Grundstücke zu erwerben, christliche Dienstboten zu halten, den Eid nach jüdischem Gesetz zu leisten, schützten sie vor Anwendung der Gottesgerichte u. dgl. Ähnliche Prioilegien sind wohl auch den J. andrer Städte erteilt, jedenfalls aber nicht allen J. im Reich ausgestellt und bestätigt worden. Erst noch den Schreckenszeiten der Kreuzzüge (s. unten) nahmen sie die Kaiser, zuerst Heinrich IV. im Landfrieden von 1103, dann Konrad III. während des zweiten Kreuzzugs, in Schutz. Aus diesem Schutz entwickelte sich die sogen. Kammerknechtschaft für alle J. des Reichs. Sie sollten als Servi camerae (Kammerknechte, besser »Abhängige der Kammer«) den kaiserlichen Schutz genießen und dafür Abgaben an die Kammer entrichten. Bald trat die Erhebung der Abgaben in den Vordergrund, die J. wurden für ihre Herren eine vorzügliche Quelle zur Aufbesserung der Einkünfte, und von einem ausreichenden Schutz gegen plündernde, mordende Ritter und Volkshaufen war keine Rede mehr. Seit der Mitte des 14. Jahrh. kam der Grundsatz zur Anwendung, daß Leben wie Vermögen den J. nur precario, »bittweise«, gehöre und der Kaiser befugt fei, es jederzeit zu nehmen. Sie mußten bei der Krönung eines neuen Kaisers sich jedesmal diesen Schutz erneuern lassen und dafür eine außerordentliche Abgabe (Krönungssteuer) zahlen, welche zuerst unter Friedrich I. von den J. in Goslar (1155), vom 15. Jahrh. an allgemein erhoben wurde. Der Kaiser konnte dieses Schutzrecht als königliches Regol auf andre (Landesherren, Bischöfe, Städte) übertragen, damit belehnen oder es verpfänden, auch erlanben, »J. zu halten«. Dadurch wurden sie mit der Zeit landesherrliche oder städtische Kammerknechte und in ihrer Freizügigkeit beschränkt. Zu der bedeutenden, nicht überall gleichen Steuer fur den Schutz, der in besondern »Schutzbriefen« verbürgt war, kamen noch andre Abgaben, wie der güldene Opferpfennig von Ludwig dem Bayern (1342), und außerordentliche Geldlosten in Finanznöten der Kaiser. In den unsichern Zeiten des Mittelalters konnten J. bei ihren Reisen sich von ihrem Schutzherrn gegen eine Steuer ein sicheres Geleit erwerben (»Geleitszoll«). Dieser Zoll ward ohne jede Gegenleistung bis Ende des 18. Jahrh. als »Leibzoll« erhoben und bestand hier und da noch zu Anfang dieses Jahrhunderts. Auch das städtische Bürgerrecht ging den J. ab. Sie durften keine Ämter bekleiden und wurden nicht zur städtischen Vertretung herangezogen. Durch den Ausschluß aus den kaufmännischen Genossenschaften und den Innungen der Gewerbe zwang man die J., welche vor den Kreuzzügen noch

den Weltverkehr vermittelt hatten, zum verderblichen Kleinhandel und Wucher, den sie, weil er durch ihre Religion strengstens verboten war, erst vom 13. Jahrh. an lernten, und den die Reichspolizeiordnung von 1530 zu beseitigen strebte, insofern sie die Ernährung »mit ziemlicher Hantierung und Handarbeit« forderte. In religiöser und gesellschaftlicher Beziehung litten die J. unter vielen Beschränkungen. Sie bewohnten eigne Stadtviertel (Ghettos), die ihnen angeblich zum Schutz angewiesen waren, aber den Verfolgern die Opfer gleich vereint überlieferten; man verhöhnte und beschimpfte sie in Bildern, Worten und Thaten, ließ ihnen oft nur die Wahl zwischen Tod und Taufe, belästigte sie mit Bekehrungsversuchen, untersagte ihnen während der Passionszeit das Erscheinen an öffentlichen Plätzen, suchte sie von jeder Gemeinschaft mit Christen auszuschließen, verbot ihnen das Halten christlicher Dienerschaft sowie den jüdischen Ärzten die Behandlung christlicher Patienten und befahl ihnen, Abzeichen, über deren Form und Farbe besondere Verordnungen erschienen, zu tragen. Hin und wieder wählte man Männer aus der Zahl der begabten, gewandten und unterrichteten J. und verwendete sie im Finanzdienst, als Steuereinnehmer und Münzbeamte.

Mit seltenem Opfermut haben auch die J. Deutschlands die Greuel und Verfolgungen ertragen, mit denen das ganze christliche Mittelalter sie überhäufte. Falsche Beschuldigungen, religiöse Unduldsamkeit und die Sucht nach jüdischem Besitz haben weltliche und kirchliche Würdenträger und fanatisierte Volkshorden veranlaßt, sie zu peinigen und zu vernichten. 1012 vertrieb sie Heinrich II. aus Mainz und wahrscheinlich auch aus andern Städten; 1066 ließ ihnen der Bischof von Trier die Wahl zwischen Christentum und Verbannung. Die Kreuzfahrer plünderten, tauften oder mordeten sie zur Ehre Gottes und vertilgten ganze Gemeinden in Speier, Worms, Mainz, Köln, Trier, Regensburg u. a. O. Bald nachher scheinen sich aber überall wieder J. angesiedelt und ruhig bis zum zweiten Kreuzzug gelebt zu haben. Der aus Italien zurückgekehrte Kaiser Heinrich IV. gestattete den zwangsweise getauften J. die Rückkehr zum alten Glauben und verpflichtete in Mainz (1103) Fürsten und Bürger, ähnlichen Greueln vorzubeugen. Aber alle Bemühungen konnten die Schrecken der folgenden Kreuzzüge und die vielen lokalen Verfolgungen, welche der Glaube, die J. gebrauchten zu rituellen Zwecken Christenblut (ein Wahn, der noch 1823 in Rußland, 1834 am Rhein, 1842 in Damaskus, 1882 und 1883 in Ungarn [Tisza-Eszlar] auftauchte), und andre Beschuldigungen verursachten, nicht verhindern. Wir nennen von diesen Verfolgungen und Ausweisungen nur die von Boppard 1179, Erfurt, Wien 1196, Nürnberg 1198 u. 1289, Halle 1205, Gotha 1212, Erfurt 1221 und 1266, Mecklenburg 1225, Breslau 1226 und öfter, Fulda 1235, Frankfurt a. M. 1241, Belitz 1243, Hildesheim 1258, Weißenburg 1260, Magdeburg 1261 und 1301, Lorch 1276, Bacharach 1283, München 1285, Bern 1287 und 1294, Nördlingen 1290 und 1384, Kolmar 1292, Weißensee 1303, Prag und Wien 1305,

die Schuld auf die J., sie der Brunnenvergiftung anklagend, erpreßte durch die Folter Geständnisse, verwarf ihre Verteidigung und die entlastenden Beweise der geschicktesten Ärzte und benutzte überall die Gelegenheit, um durch Mord von Tausenden von J. die Raublust zu befriedigen. Ihres Geldes wegen gewährte man aber bald überall, wo man sie früher verjagt hatte, den J. wieder eine Zuflucht; selbst die Kurfürsten bewarben sich um das Recht, J. aufnehmen zu dürfen, was ihnen in der Goldenen Bulle gestattet wurde. Aber schon 1384 und 1385 fanden in Franken und Schwaben, später, meistens auf Beschluß der Obrigkeit, im Mainzer Stift (1420), unter dem Erzherzog Albrecht in Österreich (1420 u. 1421), in Freiburg i. Br. (1424), Zürich (1424 und 1435), Köln (1426), in Sachsen (1432), in Speier und Zürich (1435), in Mainz (1438), Augsburg (1439), in ganz Bayern (1450) und auf Veranlassung des fanatischen Reisepredigers, des Franziskanermönchs Johann von Capistrano (1452—55), in Schlesien nach den üblichen Plünderungen neue Austreibungen statt. Auch die Schweiz hat seit 1348 und Steiermark seit 1496 Judenverfolgungen aufzuweisen (Winterthur und Schaffhausen 1401, Zürich 1442, wo ihnen später [1451 und 1490] der Aufenthalt gestattet wurde, Genf 1490, Thurgau 1491). Die Baseler Kirchenversammlung von 1434 verpflichtete zur thätigen Judenbekehrung. Mit der seit dem 13. Jahrh. immer mehr um sich greifenden Entehrung ging das innere Leben der J., das sich bis dahin in seltener Weise entfaltet hatte, einem allmählichen Verfall entgegen. In der Abgeschiedenheit des Mittelalters verkümmerte wohl die Sprache der J. zu einem verderbten Jargon (s. Jüdisch-deutscher Dialekt); aber der Geist blieb frisch, förderte Sittenreinheit, Opferfreudigkeit, Gemeinsinn, Fleiß, Wohlthätigkeit und vor allem jene seltene Kraft des Duldens, die bis in die neueste Zeit hinein sich noch oft bewähren mußte.

e) Geschichte der Juden in der Neuzeit.

Politisch und geistig unfrei finden wir zu Anfang des 16. Jahrh. die J. in Arabien, Indien, in der Bucharei, Tatarei und in Abessinien. Nordafrika hatten sie schon bei den Verfolgungen auf der Pyrenäischen Halbinsel aufgesucht und sich in den dort zahlreichen Judengemeinden niedergelassen. Mulei Archei nahm sich der J. in Fes und Tafilet Mitte des 17. Jahrh. an; in Marokko wird die jüdische Bevölkerung von einem Scheich und zwölf Abgeordneten der Städte vertreten; in der Berberei und Algier wurden sie bedrückt, hier seit 1830 unter französischer Herrschaft befreit. Die Türkei, wohin sie von Spanien aus sich wandten und große Gemeinden in Konstantinopel, Salonichi, Smyrna, Adrianopel, Damaskus u. a. O. bildeten, zeigt uns die J. als einflußreiche Handelsherren und Fabrikanten, durch die Gunst der Sultane (Selim, Soliman I.) auch zu Staatsämtern (Joseph Nasi [gest. 1579] sogar zum Herzog von Naxos) erhoben. Hier aber verflachte sich das anfangs blühende wissenschaftliche Leben im Studium der Kabbala (s. d.), wodurch es möglich wurde, daß Schwärmer, wie Rubeni und Molcho, Glau-

Nach Italien brachte die bekehrungssüchtige Inquisition harte Judengesetze mit; für die jüdischen Schriften wurden nach Einführung der Zensur die Scheiterhaufen (z. B. in Rom, Venedig, Bologna 1553–60), für die J. selbst die Ghettos (s. oben) errichtet (zuerst Venedig 1516), in welchen sie mit wenigen Ausnahmen (Padua 1684) vom Pöbel unbehelligt wohnten. In der Schweiz, wo sie nur in einigen Kantonen geduldet wurden, sind sie aus Basel 1616, Appenzell 1622, Zürich 1634, Schaffhausen 1655 ausgewiesen worden. Peter I. ließ die J. in Rußland wieder zu, Elisabeth vertrieb sie (1743), Katharina II. gestattete nochmals ihre Ansiedelung. Die J. in Polen, welche während des Mittelalters aus Deutschland Zuwachs erhielten, waren zu Anfang des 17. Jahrh. politisch gut gestellt, vermittelten den Verkehr, trieben neben Ackerbau Gastwirtschaft, Handel und Handwerk, blieben unbehelligt von der Zensur und hatten eigne Gerichtsbarkeit. Furchtbar hatten sie während der Kosakenverfolgung unter Chmelnizky (1648–61) in Polen, Podolien, Wolhynien, der Ukraine und Litauen zu leiden. Vor den Schergen der Inquisition und andern Peinigern fanden Scheinchristen (s. oben) und J. in Frankreich (Bayonne und Bordeaux 1550) und in Holland Aufnahme, gründeten in den Niederlanden Gemeinden und wurden Mitbeförderer des blühenden holländischen Handels. In England fanden, auf Verwendung des gelehrten Menasse ben Israel (s. d.) aus Amsterdam bei Cromwell, J. wieder Aufnahme (1655), während auf der Pyrenäischen Halbinsel die Autodafees (Glaubensakte der Hinrichtung) für Ketzer und J. fortdauerten. Holländische J. wanderten 1642 nach Brasilien, englische 1639–64 nach Cayenne.

In Deutschland kamen der von der Reformation erzeugte freiere Geist und die Mahnung Luthers (in seiner 1523 erschienenen Schrift »Daß Christus ein geborner Jude sei«), die J. als Blutsfreunde und Brüder zu behandeln, christliche Liebe an ihnen zu üben, sich ihrer freundlich anzunehmen und sie mit werben und arbeiten zu lassen, den Unterdrückten so bald nicht zu gute. Man beschuldigte sie immer noch, Hostien geschändet (Joachim von Brandenburg ließ deshalb 1510 in Berlin 30 J. verbrennen und verwies alle andern seines Landes) und Christen gemordet zu haben, nahm nur eine beschränkte Zahl auf und vertrieb die andern oder duldete sie an manchen Orten gar nicht. Die Zünfte und viele Handelszweige blieben ihnen immer noch verschlossen, die lästigsten und entehrendsten Gesetze behielten Rechtskraft, und die mannigfachsten Abgaben (über 60 verschiedene Steuern) wurden von ihnen erhoben. Trotz des von Karl V. ihnen gewährten Reichsschutzes wurden sie 1551 aus Bayern, 1555 aus der Pfalz, 1578 aus der Mark, 1670 aus den österreichischen Erblanden vertrieben. Die österreichischen J. wurden in der Mark von Friedrich Wilhelm II. 1671 aufgenommen. Unduldsame Judenordnungen finden sich noch bis in die Mitte des 18. Jahrh., so in Preußen 1730 und 1750, in Bayern 1732, Dresden 1746 und 1772, Leipzig 1682 und in Österreich 1755. Der Anfang ihrer geistigen und politischen Befreiung fällt in das letzte Viertel des vorigen Jahrhunderts. Moses Mendelssohn (s. d.) hat durch seine litterarische Thätigkeit zur geistigen Hebung der J. ungemein viel beigetragen; er hat in einer Zeit, in welcher bereits die Philosophie für die Freiheit der Menschheit eingetreten war, mit gleichgesinnten Freunden, wie Dohm und Lessing, unermüdlich für ihre Besserstellung gearbeitet und durch sein Wirken Emanzipationsbemühungen in Deutschland, Frankreich, England und den Niederlanden angeregt. Die Zeitverhältnisse waren diesen Bemühungen günstig. Die französische Nationalversammlung, in der Mirabeau für die J. sprach, proklamierte diese 1791 als französische Bürger. Napoleon hat durch die Einberufung einer Notabelnversammlung unter dem Vorsitz Furtados (1806) und die Bildung eines aus 71 Personen bestehenden Synedrions, dem David Sinzheim präsidierte, ihre Verhältnisse geregelt. Ist ihr Bürgerrecht auch vorübergehend beschränkt worden (1808), so ist es doch während der Revolutionszeiten (1830 und 1848) nicht geschmälert, sondern erweitert worden (Gleichstellung der Rabbiner mit den übrigen Geistlichen). Gleiche Fortschritte machte die Emanzipation der J. in Belgien und Holland nach der Vereinigung mit Frankreich, wo ihre vollständige Gleichstellung aber erst durch das Grundgesetz von 1814 ausgesprochen wurde. In demselben Jahr wurden sie in Dänemark emanzipiert.

Die russische Regierung gewährte den J. (1805–1809) viele gewerbliche Freiheiten, erlaubte ihnen den Besuch höherer Lehranstalten, förderte die Errichtung jüdischer Schulen u. gestattete einem Juden aus Sklow, Nahum Funkelstein (1808), die Anlegung jüdischer Kolonien bei Nikolajew, wo J., wie in Kaukasien und Grusien, vom Ackerbau leben (vgl. Elk, Die jüdischen Kolonien in Rußland, Frankf. a. M. 1886). Die harten Maßregeln gegen polnische Unterthanen jüdischen Glaubens sind wohl mehr aus politischen als aus glaubensfeindlichen Gründen zu erklären; letztern verdankten freilich die Petersburger J. ihre harte Behandlung, die in Kiew ihre Vertreibung (1843). Alexander II. war bemüht, die Lage seiner jüdischen Unterthanen zu verbessern; mit seinem Tod (13. März 1881) wurden die russischen J. rechtlos. Kaum hatte Alexander III. den Thron bestiegen und Ignatiew zum Minister ernannt, so wurde ein Teil des Zarenreichs von der antijüdischen Bewegung ergriffen. Um die Osterzeit 1881 wurden die J. im Süden und Westen Rußlands (Warschau, Kiew, Odessa, Jelissawetgrad, Jekaterinoslaw u. a. O.) mißhandelt, getötet, beraubt; ihre Wohnstätten wurden verbrannt oder sonstwie zerstört. Die verfolgten Opfer fanden keinen Schutz der Regierung und wanderten in benachbarte Länder, durch Hilfe ihrer Glaubensgenossen nach Palästina und Amerika; viele Vertriebene wurden später repatriiert. Das 23. Mai 1881 vom Zaren einer Deputation Petersburger J. (unter Führung des Barons Günzburg) gegebene Versprechen, der elenden Lage der russischen J. ein Ende zu machen, ist noch nicht erfüllt worden. In Österreich sind die Grundsätze des Toleranzedikts Kaiser Josephs II. von 1782, welche die Hebung des gedrückten Volkes bezweckten, es für Landwirtschaft und Gewerbe, besonders aber für deutsches Leben und deutsche Sitten gewinnen sollten, in der Folge nur langsam zur Geltung gekommen. Heute sind die J. des österreichischen Kaiserreichs gleichberechtigt mit den übrigen Staatsbürgern. Deutschland wurde durch die französische Revolution zur Judenemanzipation gedrängt. Nachdem diese bereits 1808 in den von Frankreich behaupteten deutschen Gebietsteilen erfolgt war, ward sie auch in Hessen (1808), Frankfurt (1811), in Baden (1808 und 1811) und Preußen durch das Edikt vom 11. März 1812 durchgeführt. Trotz des Art. 16 der deutschen Bundesakte, welcher bestimmte, daß die Lage der Bekenner des jüdischen Glaubens in Deutschland übereinstimmend zu regeln sei, fand eine solche Regelung in den einzelnen Ländern nur langsam

statt; während manche Regierungen (Hessen, Mecklenburg, Preußen) die J. von neuem beschränkten, nahmen ihnen andre (Hannover, Frankfurt, Hamburg) das Bürgerrecht wieder. Der bessere Teil der Bevölkerung und seine Vertreter sind energisch für die J. aufgetreten (Braunschweig, Bayern, Baden, Sachsen, Hannover ꝛc.). Württemberg emanzipierte sie 1828, Kurhessen 1833. Der Hauptvorkämpfer für die Emanzipation seiner Glaubensgenossen war Gabriel Riesser (s. d.). Die deutschen Grundrechte von 1848 bestimmten, daß der Genuß der bürgerlichen oder staatsbürgerlichen Rechte nicht durch das religiöse Bekenntnis bedingt oder beschränkt sein solle, ein Prinzip, welches durch das nunmehrige Reichsgesetz vom 3. Juli 1869, betreffend die Gleichberechtigung der Konfessionen in bürgerlicher und staatsbürgerlicher Beziehung, für Deutschland zur allgemeinen Geltung gelangt ist. Diese Gleichberechtigung sucht eine seit 1874 nach und nach angewachsene, in politischen Versammlungen, Vereinen, unzähligen Broschüren und Flugschriften, in Zeitungen und Witzblättern gepflegte antijüdische Strömung, unwissenschaftlich Antisemitismus genannt, aufzuheben. Diese Bewegung, die den gesunden Kern der deutschen Bevölkerung nicht infiziert hat, hat sich auch andern Ländern mitgeteilt, wie die Judenverfolgungen in Rußland und das Drama von Tisza-Eszlar in Ungarn beweisen. Alle zivilisierten Staaten Europas, Amerikas (in Nordamerika wurden sie schon 1783 emanzipiert) haben ihre jüdischen Unterthanen den übrigen Staatsbürgern gleichgestellt oder sind, wie Rußland, wo freilich von den 1882—83 ergriffenen Maßregeln der Regierung nur wenig zu erwarten ist, und die Türkei, noch in diesem Streben begriffen. Rumänien, dessen Israeliten in neuerer Zeit schwer verfolgt wurden, mußte auf dem Berliner Kongreß (1878), um die Anerkennung seiner Selbständigkeit zu erlangen, unter anderm auch seinen jüdischen Unterthanen bürgerliche Gleichberechtigung zugestehen. In den despotisch regierten Ländern Asiens und Afrikas befinden sich die J. noch meist in gedrückter Lage, und Bedrückungen und Exzesse des Pöbels gegen sie sind auch in der neuesten Zeit aus Damaskus (1840), wo sie den Pater Thomas ermordet haben sollten und Crémieux und Montefiore (s. d.) sich für sie verwandten, aus Marokko 1861, in den letzten Jahren aus Persien zu verzeichnen.

Mit der Hebung der äußern entwickelten sich auch die innern Verhältnisse der J., das Gemeindeleben, das Schulwesen und die jüdische Wissenschaft (s. Jüdische Litteratur). Zu erwähnen sind die von dem Präsidenten des westfälischen jüdischen Konsistoriums zu Kassel, Israel Jacobson, gegründete Jacobsonschule zu Seesen, die frühere Franzschule zu Dessau, das Philanthropin zu Frankfurt a. M., die einstige Freischule zu Berlin, die Samsonschule zu Wolfenbüttel, die Wilhelmschule zu Breslau u. a. Für die Ausbildung von Lehrern sind Seminare (Münster, Kassel, Hannover, Berlin u. a. O.), für die von Rabbinern Hochschulen (Breslau: Rabbinerseminar Fränkelscher Stiftung, Berlin: Hochschule für die Wissenschaft des Judentums und das Rabbinerseminar orthodoxer Richtung, Budapest, Wien: Beth ha Midrasch, Cincinnati, New York u. a. O.) thätig. Bedrückter Glaubensgenossen nehmen sich humane Vereine an, wie die Alliance Israélite (s. d.) u. a. Vgl. Judentum.

Die Gesamtzahl der J. in allen fünf Erdteilen beziffert sich gegenwärtig auf 8 Mill., wovon ca. 500,000 in Afrika und 750,000 in Asien leben. Über ihre Verbreitung in Europa, dem asiatischen Rußland u. Amerika gibt nachstehende Übersicht, mit Angabe des prozentualen Anteils an der Bevölkerung, Auskunft:

		Proz.			Proz.
Europ. Rußland	2797880	3,20	Italien . . .	38000	0,13
(in Polen . .	815433)	11	Österreich-Ung.	1643708	4,34
Kaukasien . .	22732	0,35	(in Ungarn ꝛc.	638314)	4,06
Sibirien . . .	11941	0,29	Deutschland . .	566000	1,21
Rumänien . .	400000	7,41	Schweiz . . .	7373	0,26
Europ. Türkei .	75295	0,47	Niederlande . .	81693	1,89
(Bulgarien .	14342)	0,71	Luxemburg . .	866	0,41
(Ostrumelien .	6982)	0,72	Belgien . . .	3000	0,05
(Bosnien .	5805)	0,43	Großbritannien	46000	0,13
Griechenland .	5792	0,29	Dänemark .	3946	0,20
Serbien . . .	4000	0,20	Schweden . .	2993	0,06
Spanien, Portugal (?) .	2500	0,01	Norwegen . .	34	—
			Nordamerika (?)	150000	0,30
Frankreich . .	49439	0,13	Kanada . . .	2392	0,05

Weitere Angaben über ihre Dichtigkeit enthält unsere statistische Übersicht beim Artikel »Bevölkerung«, mit Karte. Über ihre Verteilung im Deutschen Reich, wo ihre Zunahme 1871–85: 54,000 (9,5 Proz.) betrug, s. Deutschland, S. 817 (mit Karte).

[Litteratur.] Außer den im Artikel »Jüdische Litteratur« verzeichneten ältern Geschichtswerken jüdischer Autoren sind aus neuerer Zeit zu nennen: H. Ewald, Geschichte des Volkes Israel (bis Bar-Kochba, 3. Aufl., Götting. 1864–68, 7 Bde.); C. v. Lengerke, Kenáan, Volks- u. Religionsgeschichte Israels (Königsb. 1844); K. A. Menzel, Staats- und Religionsgeschichte der Königreiche Israel und Juda (Leipz. 1853); Seinecke, Geschichte des Volkes Israel (Götting. 1876–84, Bd. 1 u. 2); Wellhausen, Prolegomena zur Geschichte Israels (2. Ausg. der »Geschichte Israels«, Berl. 1883 ff.); Stade, Geschichte des Volkes Israel (das. 1881—84); Herzfeld, Geschichte des Volkes Israel (Braunschw. 1847—57, 3 Bde.); Jost, Geschichte der Israeliten (Berl. 1820—29, 9 Bde.); Derselbe, Geschichte des Judentums und seiner Sekten (Leipz. 1857—59, 3 Bde.); Depping, Les juifs dans le moyen-âge (2. Aufl., Par. 1844; deutsch, Stuttg. 1834); Grätz, Geschichte der J. (Leipz. 1853—70, 11 Bde.); Stobbe, Die J. in Deutschland während des Mittelalters (Braunschw. 1866); Kayserling, Geschichte der J. in Spanien und Portugal (Berl. 1861—67, 2 Bde.); D. Cassel, Lehrbuch der jüdischen Geschichte und Litteratur (Leipz. 1878); Bäck, Geschichte des jüdischen Volkes und seiner Litteratur (Lissa 1878); Goldschmidt, Geschichte der J. in England (Berl. 1886 ff.); Herzfeld, Handelsgeschichte der J. des Altertums (Braunschweig 1878); Güdemann, Geschichte des Erziehungswesens und der Kultur der J. (Wien 1880—1884, Bd. 1 u. 2); Andree, Zur Volkskunde der J. (Leipz. 1881); reiches Material in den Werken von Zunz und Steinschneider. Eine »Zeitschrift für die Geschichte der J. in Deutschland« gibt L. Geiger heraus (Braunschw. 1886 ff.).

Judenaffe, s. Schweifaffe.

Judenbart, s. Saxifraga.

Judenbaum, s. v. w. Cercis Siliquastrum.

Judenburg, alte Stadt in Steiermark, hoch am rechten Murufer, 734 m ü. M. und an der Rudolfsbahn gelegen, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat ein Schloß (jetzt Amtsgebäude), mehrere Kirchen, am Platz den sogen. Römerturm, 1509 erbaut, mit eingemauerten Römersteinen und gotischem Portal, eine Sparkasse, eine Wasserleitung und (1880) 4039 Einw. J. ist ein Zentralpunkt des obersteirischen Berg- und Hüttenbetriebs; in der Stadt selbst befinden sich ein Eisenwalzwerk, ein Kupfer- und ein Sensenhammer, in

dre Umgegend sind das Walzwerk Jahann Adolfshütte, das große Eisen- und Bessemerstahlwerk zu Zeltweg mit Maschinenbauanstalt, die Braunkohlenbergwerke van Fohnsdarf-Feeberg (jährlich über 4 Mill. metr. Ztr. Kohle), zahlreiche Sensenhämmer und andre Eisenwerke im Betrieb. Nahebei die Ruinen der Feste **Liechtenstein**. Van J. aus wird der aussichtsreiche Zirbitzkagel (2397 m) bestiegen. Die Stadt war im Mittelalter ein wichtiger Handels- und Stapelplatz. Die Juden, welche hier um 1440 einen eignen Stadtrichter hatten, wurden 1496 vertrieben. Nach dem Brand 1807 ward die Stadt fast ganz neu aufgebaut.

Judenchristen, moderne Bezeichnung derjenigen Christen, welche, nachdem sie vom Judentum zum Christentum übergetreten waren, die fortdauernde Gültigleit des mosaischen Zeremonial- und Ritualgesetzes, sei es für alle Christen, sei es wenigstens für die gebornen Juden, behaupteten, sich an die Urapostel, besanders an Petrus und Jacobus, anschlossen und gegen die Lehrweise des Apostels Paulus einen mehr oder minder schroffen Gegensatz bildeten. Wie der Mittelpunkt des Heidenchristentums Antiochia ward, sa blieb Jerusalem geraume Zeit Hauptsitz des Judenchristentums; später siedelten sich die J. hauptsächlich in Rom an. Vgl. **Nazarener**.

Judendeutsch, s. Jüdisch-deutscher Dialekt.

Judendorn, s. Zizyphus.

Judenfolie, Zinnfalie, Stanniol für kleine sagen. Judenspiegel.

Judenfrischen, s. Eisen, S. 415.

Judengenossen, s. Proselyt.

Judengold, unechtes, s. Zinnsulfide.

Judenhut, der im Mittelalter vom 12. Jahrh. an den Juden von den Obrigkeiten vorgeschriebene spitze Hut, arangegelb mit weißem Rand ader weiß mit gelbem Rand, auch bisweilen hornartig gekrümmt. (S. die Abbildung.)



Judenhut.

Judenkirsche, Pflanzengattung, s. Physalis.

Judenmission, s. Missian.

Judenpech, s. Asphalt.

Judenporzellan, frühere Bezeichnung der Erzeugnisse der Berliner Porzellanmanufaktur, weil nach einer 1787 aufgehobenen Verordnung Friedrichs II. kein Jude die Erlaubnis zur Verheiratung erhielt, bevor er nicht in der königlichen Manufaktur ein Service gekauft hatte, dessen Wert nach seinem Vermögen bestimmt wurde.

Judenquartier, s. Ghetto.

Judensteine, versteinerte Seeigel.

Judentum, der Glaube und der durch denselben bedingte Gehalt des religiösen Bewußtseins und der sittlichen Lebensrichtung der Juden (s. d.), in deren Geschichte sich drei große Epachen unterscheiden lassen: der Mosaismus, der Talmudismus und das J. der Neuzeit. Der **Masaismus** bildet die Grundlage, auf welcher, namentlich seit dem Exil (s. **Esra**), das ganze geschichtliche Gebäude des Judentums sich aufrichtete, wie es bis heute sich erhalten hat. Diesen Mosaismus kennzeichnet vor allem eine schon van dem Juden Philo wiederholt hervorgehabene Einheit des theoretischen und des praktischen, des religiösen und des sozialen Moments; nirgends tritt die Lehre für sich, überall sofort als Gesetz auf, welches sodann im **Talmudismus** als eine absalute Norm, als unbedingte Autorität geltend gemacht und bis in die äußerste Folgerung, in die entlegenste kasuistische Möglichkeit verfalgt ward, wabei es zugleich auf Hineinarbeiten dessen, was das Valksleben selbständig als Sitte hervorgebracht hatte, in den Buchstaben des mosaischen Gesetzes, auf Überwindung der Hindernisse abgesehen war, welche einer dem Gesetz kanformen Lebensgestaltung die mittlerweile erfolgte Entfernung des Volkes aus Palästina bereiten mußte. In letzterer Beziehung galt es, Bestimmungen zu treffen, welche wenigstens als dem Gesetz analag gelten konnten. Der Talmudismus reicht weit über den Abschluß des Talmuds (s. d.) hinaus, indem der Rabbinismus sein teilweiser Fortbildner ward. An diese drei Epochen schließt sich nun das J. der **Neuzeit** an. Mit der Mitte des oarigen Jahrhunderts fingen die Juden an, aus der geistigen Abgeschiedenheit, Verwahrlosung und Bedrückung, in der sie seit Jahrhunderten gelebt, herauszutreten und die allgemeine Geistesbildung sich anzueignen; seitdem begann sich ihre Emanzipation anzubahnen. Nach beiden Richtungen hin machten die Juden nach Verhältnis des Zeitraums bedeutende Fortschritte; sie eilten in einem halben Jahrhundert den andern Völkern auf einem Weg nach, zu dessen Zurücklegung diese ein halbes Jahrtausend gebraucht. Beides aber mußte auflösend auf den bisherigen religiösen Zustand, auf den talmudisch-rabbinischen Standpunkt, einwirken. Das Leben im Staat gestaltete die Erwerbszweige der Juden gänzlich um und brachte so den mannigfaltigsten Konflikt des formal-religiösen Lebens mit dem bürgerlichen und gewerblichen Leben hervor. Die freiere Geistesentwickelung aber ließ nach Grund und Wesen dessen fragen, was bis dahin absolut gegolten. So mußte sich ein Andres, ein Neues im J. erzeugen. Denn wenn die Juden zuerst als Volk, dann unter den Völkern gelebt, sa leben sie jetzt mit den Völkern, bis zu einem gewissen Grad aufgegangen in dem gesellschaftlichen und politischen Leben derselben. Welche Umgestaltung das J. dadurch nehmen werde, und ab es einer völligen Verschmelzung mit den abendländischen Kulturvölkern entgegengehe, läßt sich bis jetzt nur annähernd vermuten. Im allgemeinen hat das neuere J. vom Talmudismus einen Rückweg zur mosaischen Einfachheit und prophetischen Tiefe des Gottesbegriffs gesucht und ist sogar bemüht, die humanen Begriffe der Neuzeit als ein ihm von Haus aus eignendes, nur zeitweise durch Hierarchismus und Rabbinismus überwuchertes Besitztum zu erweisen. Jedenfalls streift das moderne J. sein natianales Gewand vielfach ab und sucht sich als mächtig mitbestimmender Faktor im gesellschaftlichen und geistigen Gesamtleben der Gegenwart zu konstituieren. Die Glaubenssätze des Judentums wurden dargestellt von Formstecher, Hirsch, Steinheim, Frankel, neuerlich van Stein (»Die Schrift des Lebens«, Mannh. 1868–77, 2 Tle.). Vgl. **Jost**, Geschichte des Judentums und seiner Sekten (Leipz. 1857–1859, 3 Bde.); A. **Geiger**, Das J. und seine Geschichte (Bresl. 1864–71, 3 Bde.).

Judenweihrauch, s. Styrax.

Judenzopf, s. v. w. Weichselzapf.

Judex (lat.), Richter; J. ad quem (nämlich appellatur), der Oberrichter, an welchen, J. a quo, der Unterrichter, van welchem appelliert wird; J. in propria causa, Richter in eigner Sache, J. inhabilis, ein unfähiger, J. suspectus, ein verdächtiger Richter; J. curiae, Titel des Oberlandrichters in Ungarn.

Judic (spr. schüdick), **Anne**, geborne **Damiens**, franz. Schauspielerin, geb. 17. Juli 1850 zu Semur (Côte d'Or), wurde Verkäuferin in einem Weißwarengeschäft und besuchte, als sich bei ihr ein ausgesprochenes Ta-

lent für das Theater bemerkbar machte, das Konservatorium zu Paris, wo sie unter Regnier Gesang studierte. Sie debütierte 1867 am Gymnase in einer kleinen Partie, sang darauf im Café-Concert Eldorado, 1871 in Belgien und trat, nach Paris zurückgekehrt, 1872 erst an den Folies-Bergères, dann von Offenbach engagiert am Gaîté-Theater und schließlich an den Bouffes-Parisiens auf. Die letztern Theater wurden die Stätte ihres Ruhms. Später trug sie viel zur Blüte der Variétés bei; die schöne Helena, Périchole, Niniche, Roussotte und ähnliche Partien zählten zu ihren Glanzleistungen. J. hat übrigens auch in London und Petersburg die gleichen Triumphe wie in Paris gefeiert.

Judica (lat.), Name des fünften Fastensonntags, nach dem Anfangswort von Psalm 43, 1.

Judicium (lat.), s. Judiz.

Judicum (J. liber, lat.), das »Buch der Richter« in der Bibel.

Judikarien (ital. Giudicaria), Bezeichnung für den südwestlichen Teil von Tirol, welcher das Thal der Sarca in ihrem mittlern, östlich gerichteten Lauf und dessen südwestliche Fortsetzung, das Thal des Chiese, umfaßt, durch landschaftliche Schönheit und Fruchtbarkeit ausgezeichnet ist und die Orte Tione, Stenico, Pinzolo u. a. enthält.

Judikát (lat. judicatum), Urteil; Judikation, Be-, Aburteilung; judikatorisch, richterlich.

Judikatúr (lat.), Rechtsprechung; namentlich die in den Urteilsgründen niedergelegte und in den Urteilen selbst zum Ausdruck gebrachte Rechtsanschauung, daher s. v. w. Gerichtspraxis, Gerichtsgebrauch.

Jüdisch-deutscher Dialekt (Judendeutsch), der eigentümliche Dialekt, dessen Grundlage die in Vokalisation, Wortbildung und durch Neugestaltungen getrübte, mit Korruptionen aus dem Hebräischen und andern alten und neuen Sprachen gemischte hochdeutsche Mundart bildet, und der von den deutschen Juden in Deutschland, im östlichen Frankreich, den Niederlanden bis zur Neuzeit gesprochen wurde, besonders aber in Rußland, Polen, Ungarn, Bosnien, Serbien, Rumänien noch heute die Umgangssprache der Israeliten deutscher Abstammung bildet. Der jüdisch-deutsche Dialekt war bei den von aller Welt abgeschlossenen Juden vorwiegend Umgangssprache, ist nachlässig geschaffen und oft zu dem Zweck, nicht jedem verständlich zu sein, gehandhabt worden. Man kann je nach den einzelnen Ländern verschiedene Zweige dieses Dialekts unterscheiden. Die Nachlässigkeit, mit der die grammatischen Formen durcheinander geworfen und verstümmelt sind, verbieten eine grammatische Behandlung des Jüdisch-Deutschen; doch bietet dasselbe manchen Anhaltspunkt für die Sprachforschung, und mit seiner Hilfe lassen sich viele besonders in Süddeutschland gebräuchliche Wörter und Redensarten erklären. Man unterscheidet darin vier Elementarbestandteile: 1) das Hebräische und zwar für Gegenstände aus dem Kreis des Judentums und des jüdischen Lebens, bei Begriffsformen, mit denen die jüdischen Studien vertraut machten, verschiedenen Ausdrücken aus der Sprache des täglichen Lebens und einigen andern Gegen- (anmutig) etc., Zusammensetzungen, wie Schabbeslicht (Sabbatlicht), Habdalabüchse (Gewürzbüchse), zu Wörtern erhobene Abkürzungen, z. B. Ra-T (Reichsthaler), Pa-G (preußischer Groschen); 3) ungebräuchliches oder fehlerhaftes Deutsch, teils in Anwendung für die jüdischen Gebräuche, z. B. aufrufen (zur Thora), lernen (als religiöses Studium), teils in Judaismen aller Art, z. B. unrichtige Aussprache und Schreibung (au für o, gel für gelb), einige Flexionen und Konstruktionen (heit statt keit, mir statt wir), besonderer Gebrauch der Wörter (sich kriegen statt streiten, könígen statt regieren, Schule statt Gotteshaus), Redensarten und Sprichwörter, willkürliche Bildungen, z. B. jüdischen (beschneiden), teils endlich in einer beträchtlichen Anzahl von alten, veralteten oder provinzialen Ausdrücken bestehend, z. B. as (daß), Ette (Vater) etc.; 4) aus der Fremde stammende Aussprache und Wörter, z. B. benschen (segnen, lat. benedicere), oren (beten, lat. orare), Pilzel (Magd, ital. pulcella), planjenen (weinen, lat. plangere), preien (einladen, franz. prier), Sargenes (Sterbehemd, ital. sargano, sargia) etc. — Die jüdisch-deutsche Litteratur entwickelte sich namentlich in Polen und Deutschland vor der Mitte des 16. Jahrh. zum Zweck der religiösen Erbauung und Belehrung, der Verbreitung von Übersetzungen aus der profanen Litteratur sowie aus der Bibel. Sie umfaßt Paraphrasen und midraschische Ausschmückungen biblischer Bücher (Zeënu urena), religiös-ethische Schriften (z. B. Brautspiegel, Seelenfreude, Frauenbüchlein, Buch der Frommen u. a.), Übersetzungen der Gebetbücher, Andachtsbüchlein (Techinnot), historische Werke (Schewet Jehuda u. a.), Ritualwerke (Minhagim), Sagen- und Heldenbücher, Belletristik (Josippon, Judith, Maasebuch, Übersetzungen von »Tausendundeine Nacht«, Rittergeschichten u. a.), Glossare zu Bibel und Talmud etc.; auch mehrere Verfolgungsschriften und Rechtsgutachten sind im jüdisch-deutschen Dialekt abgefaßt. Seit M. Mendelssohn, der durch seine deutsche Bibelübersetzung den Sinn für deutsche Sprache und deutsche Wissenschaft belebte, schwand das Judendeutsch immer mehr. Nur in Rußland, Polen, Galizien, Rumänien etc. ist es noch heute nicht nur im Verkehr allgemein gebräuchlich, sondern wird auch unter Anwendung der jüdischen Kursivschrift zu schriftlichen Mitteilungen aller Art benutzt. Für die Juden in den genannten Ländern und die polnischen Einwanderer in England und Amerika erscheinen gegenwärtig über 15 jüdisch-deutsche Zeitungen (Tages-, Wochen- und Witzblätter). Vgl. Jost in Ersch und Grubers Encyklopädie (Bd. 27); Zunz, Gottesdienstliche Vorträge (Berl. 1832). Die Hilfsbücher zum Erlernen des jüdisch-deutschen Dialekts sind unzureichend. Über das in der Gaunersprache (s. Kochemer-Loschen) aufgenommene und verarbeitete Judendeutsch vgl. Avé-Lallemant, Das deutsche Gaunertum, Bd. 3 u. 4 (Leipz. 1862), u. Steinschneider, Hebräische Bibliographie (Berl. 1864). Eine Chrestomathie der jüdisch-deutschen Litteratur gab Grünbaum (Leipz. 1882) heraus.

Jüdische Litteratur, im weitern Sinn das gesamte

Die jüdische Religion, die ihren Ausdruck in der hebräischen Litteratur gefunden und, durch Erläuterungen und Zusätze erweitert, sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt hat, bildet auch die Grundlage der jüdischen Litteratur. Diese wurzelt demnach in der hebräischen, nimmt aber in allen Ländern zu der überkommenen eignen Gelehrsamkeit noch fremdes Wissen auf, so z. B. persische Religionsbegriffe, griechische Philosophie, römisches Recht, arabische Dichtkunst, mittelalterliche Scholastik und europäische Wissenschaft. Außer den Schriften, die sich speziell die Erforschung, Förderung und Begründung des Judentums zur Aufgabe stellen, rechnet man zur jüdischen Litteratur auch alle die zahlreichen Werke, die vorwiegend in hebräischer und neuhebräischer Sprache, dann aber auch in allen Sprachen der Erde verfaßt sind und alle Zweige menschlichen Wissens umfassen, sobald in ihnen nur Beziehungen zum Judentum erkennbar sind. Zur bequemern Übersicht teilen wir die Geschichte der jüdischen Litteratur in sechs Abschnitte.

Erster bis dritter Abschnitt (alte Zeit).

Der **erste Abschnitt** reicht von Esra, dem Regenerator des mosaisch-prophetischen Judentums, bis zu R. Jochanan ben Sakkai, dem Begründer des Rabbinismus. Der Schriftkundige (Sofer) **Esra** begann die Sammlung des hebräischen Schrifttums, vollzog die Umschreibung des Pentateuchs aus den althebräischen (samaritanischen) Schriftcharakteren in die Quadratschrift, schmückte die Liturgie mit Vorlesungen aus und eröffnete gewissermaßen die Quellen des Midrasch (s. d.). Dieser Thätigkeit schloß sich eine aus 120 Gelehrten bestehende **große Versammlung**, »Synagoga magna« (hebräisch K'nesset hagedola) genannt, an, das Gesetz lehrend und durch besondere Vorschriften und Vorbeugungsverordnungen die mosaischen Gesetze schützend. Sie legte den Grund zur Gebetordnung und sammelte die biblischen Schriften. Das Hebräische blieb vorläufig die Sprache der Gelehrten; das Volk sprach aramäisch, bis von der Syrerherrschaft an das Griechische überall herrschte. Aus der vormakkabäischen Zeit sind nur einige in Palästina verfaßte apokryphische Bücher (s. **Apokryphen**) bekannt. Doch fehlte es in Palästina nicht an geistigen Vertretern, welche den Kampf gegen den Hellenismus, mit dem sich die Juden Ägyptens befreundet hatten, aufnahmen und durchführten. Die Träger der Gesetzesüberlieferung wurden die Präsidenten des Synedrions (s. d.). Schon mit dem Tode der ersten Synedralhäupter Jose ben Joeser und Jose ben Jochanau hörten politischer Rücksichten wegen die öffentlichen Lehrvorträge auf, nicht aber das Studium, das in weitern Kreisen gepflegt wurde durch die Präsidenten Jose ben Perachja, Nittai aus Arbela, Schmaja und Abtation, die Zeitgenossen Alexander Jannais, Juda ben Tabbai und Simon ben Schetach, die Zeitgenossen Herodes', Hillel und Schammai. Im Widerstreit der religiösen Parteiungen (Pharisäer und Sadduzäer) erstarkte durch Pharisäismus das tradierte Gesetz, für dessen Auslegung Hillel sieben feste Regeln aufgestellt hatte. Am Schluß dieses Zeitraums, im ersten vorchristlichen Jahrhundert, nahm die Deutung und praktische Anwendung des Gesetzes festere Formen an. Die Halacha (s. d.) normierte die gesetzlichen Bestimmungen, und die Haggada (s. d.) erweiterte die vorhandene Litteratur nach erbaulichen ethischen, geschichtlichen und sozusagen wissenschaftlichen Motiven. Die Gelehrtensprache bildete sich zur neuhebräischen oder rabbinischen (s. **Hebräische Sprache**); zu den Pentateuchvorlesungen in der Synagoge kamen der Vortrag des prophetischen Schlußabschnitts (Haftara, s. d.), belehrende Vorträge und die Übersetzung, resp. Paraphrase des Bibeltextes (Targum, s. d.). Philosophie und wissenschaftliches Studium wollten in Palästina nicht gedeihen; die dem jüdischen Kalenderwesen zu Grunde liegenden Beobachtungen sind der griechischen Astronomie entnommene Regeln.

Der **zweite Abschnitt** führt uns die **jüdisch-hellenistische Litteratur** vor, welche von der mächtigen, seit Alexanders d. Gr. Siegeszügen entstandenen Kulturströmung gekennzeichnet wird, meist einen apologetischen Charakter trägt, ältere historische Stoffe poetisch bearbeitet und das Judentum philosophisch begründet. Ihr Schauplatz ist hauptsächlich Ägypten, zum geringen Teil auch Palästina. Der Septuaginta (s. d.) wurden die Apokryphen (s. d.), von denen einzelne Teile in Palästina geschrieben sind, einverleibt. Was nicht Aufnahme fand, ist nur noch in Fragmenten vorhanden und aus Citaten bei den Kirchenvätern bekannt. Aristobulos aus Paneas schrieb für den König Philometor (181—146) eine philosophische »Erläuterung der Gesetze«, Eupolemos, Artapan, Demetrios, Aristäos, Kleodemos und Malchos verquicken althebräische Sage und Geschichte mit griechischer Mythologie; Ezechiel dichtete ein Trauerspiel: »Der Auszug aus Ägypten«, Philo der ältere ein Gedicht: »Jerusalem«, und Jason aus Kyrene schilderte in 5 Büchern den Makkabäerkampf (ein Auszug ist das 2. Buch der Makkabäer). Den bedeutendsten Vertreter hat die jüdische Wissenschaft in Alexandria an dem sprachgewandten, scharfsinnigen Philosophen Philo (s. d.). In griechischer Sprache schrieb auch der Geschichtschreiber Josephus (s. d.); von seinen hebräischen Schriften ist uns nichts bekannt.

Der **dritte Abschnitt** umfaßt die als **talmudische Litteratur** bekannten litterarischen Erzeugnisse. Die Errichtung eines Lehrhauses in Jamnia bei Jerusalem durch R. Jochanan ben Saktai war eine That von tief eingreifender Bedeutung. R. Jochanan lehrte die Juden auf politisches Wirken verzichten und ihre Aufgabe in der Erhaltung des Judentums erkennen, in der Weiterbildung des gesetzlichen Stoffes, wie er in der biblischen Litteratur und in der Tradition vorlag. Dieser Traditionsstoff, von der Hillelschen Schule in knappe sachgemäße Sätze gebracht, hieß Mischna (zweite Lehre) im Gegensatz zur Bibel (Mikra); die Lehrer und Ausarbeiter der Mischna hießen **Tannaim**. Bedeutende Gesetzlehrer dieser Zeit sind die vorzüglichsten Schüler Jochanans: Elieser ben Hyrkanos, später Lehrhausvorsteher in Lydda, Josua ben Chananja, welcher sein Lehrhaus in Bekiin hatte, Josua Hakohen, Simon ben Netanael und Elasar ben Arach. Nach R. Jochanan ben Sattai übernahm R. Gamliel die Präsidentschaft des Synedrions in Jabne, stellte die Gebet- und Kalenderordnung fest und regte, ein Freund der griechischen Sprache, vermutlich die Bibelübersetzung **Akylas'**, eines jüdischen Proselyten aus Pontos, an. Gamliels Zeitgenossen sind: Elieser ben Asarja, Samuel der Kleine, Jochanan ben Nuri, Jochanan ben Beroka, Chalafta in Sepphoris. Der bedeutendste in der Reihe der Tannaim war der tiefgelehrte, schöpferische R. Akiba, Schüler Eliesers ben Hyrkanos und Nachums von Gimso, dem Lehrhaus in Bnebrak vorstehend. Seine nicht aufgeschriebenen Halachot sind als »Mischna des R. Akiba« bekannt und waren grundlegend für die eigentliche Mischna. Damals lehrten Tarfon oder Tryphon in Jabne und Lydda, **Jsmaet**, 13 Auslegungsregeln der Halacha einführend, und zu dem spätern halach-

schen Midrasch zum 2. Buch Mosis, der Mechilta, anregend, Elasar aus Modim, Josua der Galiläer, Chananja ben Teradjan, Elisa ben Abuja, wegen seiner Abtrünnigkeit Acher (der andre) genannt, Ben Soma und Ben Assai. Den Gelehrten, welche unter Hadrian den Märtyrertod erlitten, folgten Meir Juda ben Jlai, aus dessen Schule der halachische Midrasch zum 3. Buch Mosis, Sifra oder Tarat Kohanim genannt, hervorging, Simon ben Jochai (s. d.), der die Grundlage zu dem halachischen Midrasch zum 4. und 5. Buch Mosis (Sifre) gab, Jose ben Chalafta, dem man eine biblische Chronologie, »Seder olam«, zuschreibt, und Elasar ben Schammua. Die endgültige Richtung und Feststellung der Halacha unternahm Juda hanassi (der Patriarch), Sahn Simons III. Seine Arbeit, sechsteilige Mischna (s. Talmud), verdrängte die frühern Sammlungen und gelangte zu unbedingter Autorität, gegen welche spätere Kompendien, wie die Tossifta (Zusätze) und Baraita (äußere Mischna), nicht aufkamen. Kaum war die Mischna abgeschlossen, so bedurfte auch sie der Auslegung, welcher sich in den Lehrhäusern, zuvörderst denen Palästinas, die Amoraim (Sprecher, Erklärer) widmeten, sa Jochanan ben Napacha (199—279), Simon resch Lekisch (275), Josua ben Levi, Simlai u. a., und im 4. Jahrh. ist in den Akademien Palästinas das Auslegungsmaterial der Mischna, die Gemara (vollständige Erklärung), gesammelt warden und aus Mischna und Gemara der jerusalemische oder palästinensische Talmud (s. d.) entstanden. In Palästina brachte um 360 n. Chr. Hillel II. die Kalenderbestimmung in feste Regeln, die heute noch gelten.

Reger als in Palästina entwickelte sich der geistige Verkehr in den Euphratländern. Hier versammelten die tiefgelehrten Abba Arecha, gewöhnlich Rab (Lehrer) genannt, welcher die Kenntnis der Mischna in Palästina erworben hatte, und Samuel zahlreiche Schüler um sich, mit denen die halachischen Studien eifrig betrieben wurden. In den babylonischen Hochschulen wurde die Erklärung zur Mischna redigiert, revidiert und durch die Schrift fixiert, welcher Arbeit, neben R. Aschi Maremar, Mar bar Aschi und besonders R. Abina sich unterzagen. So entstand der babylonische Talmud (s. d.), jene Riesenarbeit, die für alle Folgezeit die varzüglichste Religionsquelle des rabbinischen Judentums blieb. Die Redaktion des Talmuds bezeichnet den Höhepunkt der babylonischen Gelehrsamkeit. Die angestrengte Schaffenskraft erlahmt und ruht mehrere Jahrhunderte, bis sie unter den Geonim (s. unten) neu auflebt. Die von 500 bis 600 thätigen Schulvorsteher, »Saboraim« (Meinung Abgebende), leiden unter politischem Druck und können zu dem Überlieferten nur Zusätze machen; der Talmud ist in heutiger Gestalt uns von ihnen überliefert worden. Nachzügler dieser Zeit sind einzelne Halacha- und Hagaddasammlungen, auch ward die von den Soferim und Talmudisten begonnene Regelung des Gottesdienstes durch Gebete in reiner hebräischer Sprache ohne Reim und Metrum fortgesetzt und die Grundlage zur Massora (s. d.) gelegt.

Vierter Abschnitt (8. bis 15. Jahrhundert).

Im vierten Abschnitt, der sich vom Beginn der arabischen Wissenschaft bis zur Vertreibung der Juden aus Spanien, also vom 8. Jahrh. bis 1492, erstreckt, nehmen die Juden an dem unter den Arabern neu erwachenden, eifrig gepflegten wissenschaftlichen Leben einen hervorragenden Anteil. Vorderasien, Nordafrika, Spanien, Italien und Deutschland sind hauptsächlich der Schauplatz der neuen gesteigerten Kulturentfaltung des geistigen Lebens; die Sprache der Gelehrten ist teils die arabische, teils die neuhebräische. Von Babylonien und Irak aus falgte die jüdische Bildung den Zügen der Araber nach Nardafrika (Ägypten, Kyrene, Fes), Spanien und dem südlichen Frankreich. Schon zuvor hatte sie sich von Palästina aus über Kleinasien, Griechenland, Italien (Bari, Otranto) nach Frankreich und Deutschland (Mainz) verbreitet, während sie im Orient die letzten Blüten trieb. Denn noch einmal hatte sich Babylon durch seine gefeierten Schulhäupter, die den Titel Gaon (Plural Geonim, »Exzellenz«) führen, zu Sura und Pumbedita in der Mitte des 8. Jahrh. erhoben und sicherte sich bis in die Mitte des 11. Jahrh. die geistige Hegemonie. Die Thätigkeit der Geonim Jehudai der Blinde (um 750), Siman Kahira, Achai, Amram, Zemach ben Paltoi, Nachschon, Saadja ben Joseph, Scherira, Hai, Samuel ben Chofni (gest. 1034) bestand vorwiegend in sprachlicher und sachlicher Erläuterung des Talmuds, Erteilung van Gutachten oft bis nach Spanien und Frankreich hin und der Abfassung von Monographien über verschiedene Gegenstände der Praxis, zum Teil in arabischer Sprache.

In Kyrene (Kairowan) hatte um die Mitte des 10. Jahrh. die j. L. in dem philosaphisch gebildeten Arzt Isak Israeli einen hervorragenden Vertreter gefunden, wie dessen arabisch geschriebene Werke über Medizin und Philosophie bezeugen. Chananel ben Chuschiel kommentierte talmudische Traktate und den Pentateuch, der blinde Chefez ben Jazliach schrieb in arabischer Sprache das Buch der Gebote (»Sefer mizwot«), Nissim, Sahn des Jakob ben Nissim, Erklärer des Buches Jezira, einen Schlüssel zum babylanischen Talmud und angeblich eine kleine Legendensammlung u. a. Das Studium der hebräischen Sprache suchten um 900 Juda ibn Koraisch aus Tahrat durch Vergleichung verwandter Dialekte und Dunasch ben Labrat durch scharfe Polemik gegen Saadja Gaon zu fördern. Über die diesem Zeitraum zuzuweisende Entwickelung der Haggada s. Midrasch; über die Geheimlehre s. Kabbala; über die Litteratur der Karäer s. Karäer. Um diese Zeit entwickelte sich im Anschluß an die bereits feststehenden, zur Zeit der Geonim verfaßten Gebetordnungen (Siddurim) unter Anwendung des Metrums und Reims auch die synagagale poetanische (s. Paitan) Dichtung, als deren würdigster und einflußreichster Vertreter Elasar berabbi Kalir (um 800) zu nennen ist.

Vom 10. Jahrh. an dringt in das jüdische Geistesleben in Spanien ein frischer Zug, welcher die Glanzzeit der jüdischen Litteratur eröffnet. Der Beamte der Kalifen Abd ur Rahmân III. und Alhakim II., Chisdai ben Isak (950) in Cordova, begeisterte seine Glaubensgenossen für Wissen und Poesie. Selbst wissenschaftlich thätig (wie dies seine arabische Übertragung einzelner Teile eines medizinischen Werkes des Dioskorides zeigt), lieh er gelehrter Arbeit willig seinen Beistand. Er berief Menachem ben Saruk, Verfasser des ersten hebräischen Wörterbuchs in hebräischer Sprache, des »Machberet«, von Tortosa nach Cordova. Für die Bibliathek Alhakims übersetzte Josef ibn Abitur, auch als synagogaler Dichter bekannt, die Mischna ins Arabische. Im 11. Jahrh. förderten Juda Chajudsch, der Vater der hebräischen Grammatik, der Entdecker des Dreiwurzelbuchstabensystems, und Jona ibn Dschannah (Abulwalid Merwan), Verfasser einer hebräischen Grammatik und eines Lexikons, das Sprachstudium. Der Wesir des Kalifen, Oberrabbiner Samuel Hanagid zu Cordova, war für Grammatik und Exegese

thätig und dichtete nach dem Vorbild der Psalmen, der Sprüche und des Predigers Salomo »Ben Thillim«, »Ben Mischle« und »Ben Kohelet«. Während noch Samuel den Spuren althebräischer Dichter folgt, tritt Salomo ibn Gabirol, der tiefe Denker, als selbständiger Dichter auf (s. Gabirol), und wie er auf dem Grunde des Neuplatonismus philosophiert, so hat nach arabischem Vorbild sein Zeitgenosse Bachja ibn Bakoda in arabischer Sprache eine Moralphilosophie: »Chobot ha-lebabot« (»Pflichten der Herzen«), geschrieben. Der Dichter Joseph ben Chisdai und der Bibelkritiker Jizchaki gehören seiner Zeit an. Dichtung, Exegese und Philosophie drängten die talmudischen Studien nicht zurück, und diese nahmen einen Aufschwung durch fünf Gelehrte, Namens Isak, so durch den Astronamen Isak ben Baruch Albalia (1035—94), den poetischen, 1089 gestorbenen Isak ben Juda ibn Giat, Isak ben Reuben aus Barcelona, Isak ben Moses ibn Sakni, den spätern Gaon von Pumbedita, vorzüglich aber durch Isak ben Jakob Alfasi (aus Fes, gest. 1133), dessen unter dem Titel: »Halachot« bekanntes Talmudkompendium nach ihm »Alfasi« oder »Rif« genannt wird und in hohem Ansehen steht. Der von 1065 bis 1136 lebende Polizeimeister Abraham bar Chija in Barcelana zeigte in einem großen Werk über Mathematik, Optik und Astronomie bedeutendes Wissen. Talmudische Gelehrsamkeit verbreiteten auch Judo ben Barsillai, der Rabbiner in Lucena, Joseph ibn Migasch, und Joseph ibn Zaddik (gest. 1049). Das Lied, das Gobirol angestimmt, verhallte nicht mit dem Tode des Meisters, der scharfsinnige Moses ibn Esra (gest. 1138), der in einem Buch über jüdische Dichter und jüdische Dichtkunst sich verewigte, schuf neue religiöse und weltliche Poesien, bis Juda ha Levi (s. d.) den Preis religiösen Gesanges erwarb. Der kühne Forscher und scharfsinnige Kritiker Ibn Esra (s. d.) übertrifft beide durch ein eminentes Wissen in Philosophie, Philologie, Exegese und Mathematik.

Auch der Geschichte und Geographie wenden spanische Gelehrte ihren Eifer zu, so: Abraham ben David (gest. 1180), bekannt durch sein orabisch geschriebenes philosophisches Werk »Emuna rama«, welcher in dem »Sefer (oder Seder) ha-Kabbala« die Kette der prophetischen Überlieferung bis auf seine Zeit nachwies; Benjomin ben Jona aus Tudela (gestorben um 1175), Verfasser eines Itineroriums (»Massaot«). Ihren Höhepunkt erreicht die j. L. in Mases ben Moimon (gest. 1204, s. Maimonides). Der Kampf zwischen dem an der Halacha festhaltenden Glauben und der freiern philosophischen Richtung kom zuerst in der Provence, wo sich gegen das bedeutende Werk der jüdischen Religionsphilosophie des Maimonides, »Moreh hanebuchim« (»Führer der Verirrten«), Widerspruch erhob, zum Ausbruch. Es entspann sich ein heftiger Gelehrtenstreit, der zu einem größern Kampf gegen die Philosophie überhaupt Veranlassung gab, und in welchen hinein später auch die Kobbolo (s. d.) spielte. Unter dem Druck der Almohaden ging das geistige Leben in Südspanien zurück, während von Kastilien und Katalonien aus ein reger litterarischer Verkehr mit der Provence unterhalten wurde. In Narbonne hatte schon im 10. Jahrh. Mochir aus Babylonien eine talmudische Akademie gegründet, on welcher um 1140 Abraham ben Isak, Verfasser des »Eschkol«, lehrte, während in Lunel Meschullam, Jonathan Hakohen (ca. 1200), Serachja ben Isak Halevi (gest. 1185), Verfasser des »Maor«, die Übersetzerfamilie Tibbon, Abraham ben Natan, Verfasser des Ritualwerkes »Manhig«, in Marseille Isak ben Abba Mari, der über talmudisches Recht schrieb (»Ittur«), und in Narbonne die Familie Kimchi (s. d.), welche sich vorwiegend der Grommotik, Lexikographie und Exegese zuwandte, wirkten.

David Kimchi nahm noch im hohen Alter für Maimonides, wie später Abraham ben Chisdai aus Barcelono, der Dichter von »Ben hamelech wehanasir« (»Prinz und Derwisch«), gegen dessen Gegner, den Talmudisten und Masoreten Meir ben Todros Halevi Abulafia aus Toledo und den Arzt Juda ibn Alfakor, Salomo ben Abraham aus Montpellier, David ben Saul und Jona ous Gerona, eifrig Partei. Dieser ernsten Zeit fehlte es nicht an Gelehrten, welche in satirischer Dichtung der Mitwelt einen Spiegel vorhielten: Judo ibn Sabbatoi dichtete einen »Wettstreit zwischen Weisheit und Reichtum«, Joseph ibn Sabara »Das Buch der Tändeleien« (»Sefer schaaschuim«), Juda ben Salomo Charisi (Alcharisi) das witzsprudelnde »Tachkemoni«. In dem Kampf um die Philasophie nahm Moses ben Nachman (s. Nochmanides), der geistvolle Bibelerklärer und Tolmudist, einen vermittelnden Standpunkt ein. Sein Schüler Salomo ben Abraham ben Aderet (geboren um 1235) in Borcelona erfreute sich haben Ansehens als rabbinische Autorität. Die in seinem Buch über die Ritualgesetze (»Torat habajit«) ousgesprochenen Ansichten versuchte Ahron Halevi, vielleicht Verfasser von »Sefer hachinnuch«, in seinem »Bedek habajit« zu widerlegen. Mehr oder minder beteiligten sich in dem Kampf zwischen Glauben und Philosophie: Jakob Anatoli aus der Provence (»Malmad hatalmidim«), der Arzt und Philosoph Jakob ben Machir, Menachem ben Jakob Meiri oder Vidal Salomo (Kommentore zu Talmudtraktaten und zu den Sprüchen Salomos) in Perpignon, Levi ben Abraham aus Villefranche, Isak Albalag, Schemtob ben Joseph Falaquera, Abba Mari ben Moses ben Joseph Hajarchi, d. h. aus Lunel (»Minchat kenaot«), Jedajo ben Abraham Bedarschi, d. h. aus Béziers, Verfasser des »Bechinat Olam«, Estori Hoparchi (»Kaftar waphe-rach«) und Ahron Kohen ous Lunel, dessen Ritualwerk »Orchot chajim« in seiner Überarbeitung als »Kol bo« weit verbreitet ist. Um 1300 stellte Isak Aboob in seinem »Menorot hamaor« Haggadas zum Zweck der Erbauung zusammen, schrieb ein Ritualwerk u. a. Wissenschaftlicher Streit zerstört nicht, sondern baut auf, und so rief die durch Maimonides' Schriften erregte Bewegung von neuem die Kräfte wach. Der aus Deutschland eingewanderte wissensreiche Oberrabbiner von Toledo, Ascher ben Jechiel, Rosch genannt (1306—27 blühend), faßte ein Kompendium zum Talmud (»Ascheri«) ob, regte Isok Israeli (1300) an, Geometrie und Kalenderwesen zu bearbeiten, und sah den Samen seiner Lehre bei Söhnen und Enkeln reifen, beteiligte sich aber als Feind der Philosophie nicht om Kampf. Aschers Sohn Jakob kodifizierte in »Arba Turim« das gesamte Rechtsgebiet der Israeliten, ein Enkel, Meir Aldabi aus Toledo, stellte »Schebile Emuna«, eine Encyklopädie des Wissenswertesten ous Theologie, Astronomie und Medizin, zusommen. Freund und Verteidiger der Philosophie war Gerson ben Solomos (schrieb »Schaar haschamajim« über Naturgeschichte) Sohn Levi ben Gerson Gersonides, Ralbag genannt, was sein »Milchamot adonai« und seine Bibelkommentore bezeugen. Moses Narboni und Joseph Kaspi wollten im Sinn Leois wirken, gelangten aber zu keiner größern Bedeutung. Der Provençale Jerucham ben

Meschullam (1334), Jomtob ben Abraham, bekannt als Ritba, aus Sevilla, Vidal di Tolosa, Schemtob ibn Gaon, Ascher ben Chajim, David Abudarham in Sevilla, Kommentator des Gebetrituals (um 1340), und ganz besonders Nissim ben Reuben (Ran) aus Gerona, Kommentator des Alfasi, einzelner Talmudtraktate u. a., Isak ben Scheschet (Rivasch), Schüler Nissims, Rabbiner Saragossas (gest. 1406 in Nordafrika), waren für talmudische Gelehrsamkeit durch Erklärungen und Gutachtensammlungen litterarisch thätig.

Die Wogen der philosophischen Strömung drangen in die Erklärung der Bibel und gaben der jüdischen Apologetik, welche religiöser Fanatismus entfesselte, kräftigen Nachdruck. Die Philosophie Ibn Esras und Maimonides' verwertet Samuel Zarza 1368 in Valencia in einem Pentateuchkommentar. Moses Kohen de Tordesilles stellte seine zum Teil schon bei der Religionsdisputation 1375 zu Avila vorgetragene Glaubensverteidigung in »Eser emuna« auf, und Schemtob ben Schaprut, den man zur Disputation mit dem Kardinal Pedro di Luna (Papst Benedikt X.) in Pamplona zwang, gab eine Apologie des Judentums (»Eben bochan«); Menachem ibn Serach verfaßte ein Kompendium der jüdischen Religionswissenschaft (»Zeda laderech«) und der Philosoph Chisdai Kreskas sein »Or Adonai« (»Gotteslicht«), das auf Spinoza influierte, u. a. — In Nordafrika, das viele spanische Flüchtlinge aufgenommen hatte, treffen wir Anfang des 15. Jahrh. die Familie Duran. Simon ben Zemach Duran (gest. 1444), Oberrabbiner in Algier, schrieb eine Gutachtensammlung, das religionsphilosophische »Magen abot«, dichtete synagogale Hymnen und polemisierte gegen Christentum und Mohammedanismus. Salomo Duran (gest. 1467), Sohn des vorigen, seine Söhne Simon und Zemach und sein Enkel Salomo waren bedeutende Talmudgelehrte. Profiat Duran, Efodi genannt, polemisierte gegen Paulus Burgensis, David Bonet u. a. Stärker noch zeigten sich die Kräfte bei und nach der Disputation zu Tortosa (1413—14). Hier verteidigten das Judentum der Arzt und Dichter Vidal Benveniste ibn Labi, Matitja Jizhari, Todros ibn Jachja und der Verfasser der »Ikkarim« (»Grundwahrheiten«), Joseph Albo. Im politischen Druck erlahmte die Geisteskraft, und die Mystik konnte wieder auf dürrem Boden gedeihen. Dessen sind Zeugen: Schemtob ben Schemtobs »Glaubenslehren« (»Emunot«), Abraham ben Isak, Moses Botarel, Kommentator des Buches Jezira, u. a., die unbedeutenden Nachfolger ihrer Vorgänger, von denen wir nennen: Esra und Asriel, Lehrer des Nachmanides, Todros ben Joseph Halevi Abulafia (1290), Isak ibn Latif (1290), Joseph Gikatilia (1300), Mose de Leon (1300), der mutmaßlich der Verfasser des bedeutendsten kabbalistischen Buches, »Sohar«, ist, Isak aus Akka.

Im Dunkel der Verfolgung, das 1492 in Spanien, 1497 in Portugal den Höhepunkt erreicht, erglänzt noch ein Stern erster litterarischer Größe, dessen Licht später voll in Italien (Neapel) strahlt: Don Isak Abravanel (s. d.). Der letzten Zeit gehören an in Spanien: die Talmudisten Isak Campanton, Isak de Leon, Samuel Valensi, Jeschua Halevi, die Reli-

Tanchum ben Joseph (um 1280) erklärte die Bibel. Aus dem 13. Jahrh. kommen spärliche Nachrichten von einem Reisenden, Namens Hillel. Reger ist das litterarische Streben in Italien. Schon um 930 wirkt Sabbatai Donnolo aus Oria. Er war Arzt, Botaniker und Astronom und kommentierte das »Sefer Jezira«. In Bari, Otranto und Lucca blüht das Talmudstudium. In letzterer Stadt zeichnet sich Meschullam ben Kalonymos als Talmudgelehrter und Hymnendichter aus, in Rom schreibt Natan ben Jechiel (1100) das Talmudlexikon »Aruch«, in Salerno verfaßt Salomo Parchon (1160) ein hebräisches Wörterbuch, der Arzt Farragut (1297) übersetzte arabische Werke für Karl von Anjou ins Lateinische, und Kalonymos ben Kalonymos (1300, s. d.) war für Robert von Anjou thätig. Immanuel ben Salomo aus Rom, der Freund Dantes, dichtete 1320 die als »Mechabberot« bekannten geistreichen Makamen, deren letzter Abschnitt: »Paradies und Hölle«, nach dem Vorbild der »Divina Commedia« gearbeitet ist, und erklärte die Bibel in wenig selbständiger Weise. Die beiden Jesaia di Trani und Zidkia ben Abraham lehrten den Talmud, Menachem Rekanate bearbeitete den Sohar (s. Kabbala), Jechiel ben Jekutiel verfaßte eine Ethik, Mose Rieti, der in seinem »Mikdasch meat« die »Divina Commedia« nachdichtete, führte den Stanzenbau in die hebräische Poesie ein, Abraham Farissol (geb. 1451) schrieb ein geographisches Buch, »Iggeret orchot olam«, und erklärte biblische Bücher, Juda ben Jechiel, genannt Leon, war für Rhetorik, Philosophie und Grammatik thätig, Isak Natan bearbeitete eine hebräische Konkordanz und Jakob Landau in Neapel Halachisches im »Agur«. An der Hochschule zu Padua lehrte der aus Mainz stammende Rabbiner Juda Minz, der Gegner des 1493 auf Kandia gestorbenen philosophierenden Schrifterklärers Elia del Medigo, Philosophie. Erwähnung verdienen noch: Jochanan Aleman und Samuel Archevolte. Seit 1475 wurden auch in Italien (Soncino, Casale Maggiore, Bologna, Brescia, Ferrara, Mantua, Neapel, Barco u. a. O.) hebräische Druckereien errichtet.

In Frankreich und Deutschland hält sich die j. L. vorwiegend in den Grenzen der Exegese, der Halacha und Haggada. Die Gelehrten sind Spezialisten des Talmudstudiums, das sie vertiefen; aber auch Exegese und Grammatik finden fleißigen, erfolgreichen Ausbau, und die im Dienste der Synagoge stehende Dichtung hat begeisterte, wenn auch nicht immer formgewandte Vertreter. Als erste bedeutende Autorität tritt uns Gersom ben Juda (gest. 1040), die »Leuchte des Exils« genannt, entgegen; er sorgt für Abschriften und Kommentare des Talmuds, dichtet wie sein Zeitgenosse Simon ben Isak Abun synagogale Hymnen und regelt durch »Tekanot« (»Anordnungen«), z. B. das Verbot der Polygamie, die sozialen Verhältnisse der Juden. Gersoms Bruder Machir begann ein talmudisches Lexikon; Hymnendichter waren: Elia Hasaken aus Le Mans, Joseph ben Samuel tob Elem aus Limoges und Meir ben Isak. Fast die ganze Bibel und den Talmud erklärte R. Salomo ben Isak (gest. 1105 in Worms, s. Raschi). Aus der Zeit Salomo ben Isaks nennen wir: Elieser den Großen, die Bibelerklärer Simon und Joseph Kara, Menachem ben Chelbo, die Paetanim (s. Paitan) Da-

ihrer erklärenden Zusätze (Tossafot) wegen Tossafisten genannt werden. In erster Reihe derselben stehen Raschis Schwiegersöhne Juda ben Natan und Meir ben Samuel ausRamerü und des letztern Söhne Samuel, der vorzügliche Bibelerklärer, und Jakob (gest. 1171), genannt Tam (s. Raschi), denen sich später anschließen: der Paitan Elieser ben Natan (Raben) aus Mainz (1140), Joseph Porat, Isak der Alte (Ri), Isak Halaban in Prag, Elieser aus Metz, Simson ben Abraham aus Sens (gest. 1230 in Akka), Elieser ben Joel Halevi (Rabia), in rheinischen Städten lebend, Moses ben Jakob aus Coucy (um 1236 in Spanien), Verfasser des »Sefer mizwot gadol« (S'mag), und Elieser aus Tuch. Exegetische Arbeiten liefern neben Samuel ben Meir: Tobia ben Elieser, Joseph Bechor Schorr, Chiskia ben Manoach (1260), Isak Halevi u. a.; populärer Ethik und zum Teil auch der Kabbala huldigen Juda der Fromme (um 1200), der die Reisenotizen Petachjas zusammenstellt, und dessen Schüler im »Sefer chasidim« treffliche Sittenlehren ihres Meisters mitteilen; Eleasar ben Juda (Rokeach) aus Worms, Moses ben Chisdai aus Tachau, der Fabeldichter Berachja ha-Nakdan in Burgund; der Polemik dienen Natan Offizial und der Verfasser des »alten Nizzachon« aus dem 13. Jahrh.

Durch die Verfolgung der Juden und ihres Schrifttums (1242 verbrannte man 24 Wagen voll Talmudexemplare in Paris) ward die litterarische Thätigkeit in Frankreich nicht ganz unterdrückt. Isak aus Corbeil (gest. 1280), Perez ben Elia (gest. 1300), Simson aus Chinon (1300) und Isak de Latas (um 1390) in der Provence sind Gelehrte von geringerer Bedeutung. Fruchtreicher als in Frankreich entfaltete sich trotz allen Druckes die j. L. in Deutschland. An der großen Rabbinerversammlung in Mainz (1223) nahmen ausgezeichnete Gelehrte teil, die aber alle an Gelehrsamkeit und Ansehen Meir von Rothenburg überragte. Neben ihm sind noch zu nennen: Abigdor Hakohen in Wien, Chajim Paltiel in Erfurt, seine Schüler Ascher ben Jechiel (s. S. 297), Mordechai ben Hillel, dessen Talmudkompendium als »Mordechai« bekannt ist, Meir Hakohen und Simson ben Zadok. Gutachtensammlungen, Zusammenstellungen von Ritualien, Erbauungsbücher sind die letzten schwachen Ausläufer dieses Zeitraums. Aus der Reihe der zahlreichen rabbinischen Autoritäten nennen wir nur Liepmann aus Mülhausen, Verfasser des »Nizzachon«. Ein großer Teil der mittelalterlichen jüdischen Litteratur liegt noch ungedruckt in den Bibliotheken zu Rom, Florenz, Parma, Turin, Paris, London, Cambridge, Oxford, Leiden, Wien, Berlin, München, Hamburg u. a. O.

Fünfter Abschnitt (16. bis 18. Jahrhundert).

Der fünfte Zeitraum, das 16., 17. und 18. Jahrh. umfassend, gibt ein trübes Bild des Verfalls geistiger Thätigkeit; man zehrt von den litterarischen Schätzen der Vergangenheit, die man mit Hilfe der Buchdruckerkunst zu erhalten und zu verbreiten eifrig bestrebt ist. Der Trieb zum Studium ward unterstützt durch die Kunst Gutenbergs; aber zu schwach, die Erbschaft Spaniens anzutreten, flüchtete er sich in die Regionen des Talmuds und der Kabbala. Im türkischen Reich, wo früh schon in Konstantinopel, Salonichi u. Adrianopel hebräische Druckereien entstehen, wirken am Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrh. Moses Kapsali (1480), der Mathematiker und Exeget Mordechai Komtino, Elia Misrachi (1520), Samuel Serillo, der Kabbalist Meir ibn Gabbai, der Verfasser einer Predigtsammlung, Moses Almosnino, Isak Akrisch, Israel Nagara, Juda ibn Verga, dem die Anlage des die Verfolgungen der Juden schildernden Werkes »Schebet Jehuda« zugeschrieben wird, des letztern Sohn Salomo, der Fortsetzer, und Enkel Joseph, der Vollender erwähnter Leidensgeschichte. Die bedeutendsten talmudischen Autoritäten des 16. Jahrh. sind: Joseph Karo in Palästina, Jakob ibn Chabib (Zusammensteller des »En Jacob«), Salomo und Joseph Taitazak, Meir Arama in Salonichi, Benjamin ben Matitja in Arta, Bezalel (Verfasser von »Schitta mekubbezet«) und Jakob Castro in Ägypten; des 17. Jahrh. Joseph ibn Esra in Salonichi, Joseph und David Pardo, später in Amsterdam, Abraham di Boton, David ibn Schoschan, Mordechai Kalai, David Conforte (gest. 1680 in Ägypten), Salomo Algasi und Chajim Benventiste in Smyrna und Samuel Lamirdo in Aleppo. — In Jerusalem wirkte seit 1488 der geschätzte Mischna-Erklärer Obadja Bertinoro; in Zafet waren thätig: Jakob Berab, der Erklärer des jerusalemischen Talmud Salomo Serillo, Moses ben Josef Trani, die Kabbalisten Salomo Alkabez, Dichter des Sabbatliedes »Lecho dodi«, Moses Alscheich, der weitschweifige, homilienartige Bibelkommentare verfaßte, Moses Cordovero, ferner Moses Galante, der Italiener Menachem di Lonsano, der frühere Frankfurter Rabbiner Jesaias Halevi Hurwitz (gest. 1626), Verfasser des »Sch'loh«, einer eigenartigen Encyklopädie des jüdischen religiösen Wissens. Der Kabbala schuf Isak Luria (gest. 1572) zahlreiche Anhänger und ebnete dadurch den spätern Betrügereien Sabbatai Z'wis (s. d.) indirekt die Wege. In Palästina treffen wir im 17. Jahrh. Hiskia de Silva aus Livorno (Verfasser des »Pri chadasch«), Jakob Chagis aus Italien (gest. 1674) und im 18. Jahrh. den verdienstvollen Litterarhistoriker David Asulai (gest. 1807), Verfasser zweier bibliographischer Werke. Isak Abravanel wirkte von 1493 an in Neapel mit gleichstrebenden Söhnen (s. Abravanel). Elia Levita (s. d.), Grammatiker und Lexikograph, vermittelte den Christen hebräische Sprachkunde, Abraham de Balmes (gest. 1550) verfaßte eine hebräische Grammatik und übersetzte arabisch geschriebene philosophische Werke, der Arzt Obadja Sforno (gest. 1550), Lehrer Reuchlins, erklärte die Bibel, und David Vital schrieb über Religionsgesetze. Die hebräische Typographie fand zahlreiche Pflegstätten. In Venedig, wo seit 1516 Daniel Bomberg aus Antwerpen mit enormen Kosten die rabbinischen Bibeln und den Talmud druckte, in Cremona, Fano, Ferrara, Genua, Livorno, Padua, Rimini, Riva di Trento, Rom, Sabionetta, Verona waren gut geleitete Druckereien. Bald aber zertrat der Fanatismus diese Blüte, zündete wie für die Juden, so auch für deren Litteratur den Scheiterhaufen an (von 1553 an in Rom, Venedig, Ancona, Bologna, in Kandia und 1559 in Cremona) und unterdrückte die freie Meinungsäußerung durch die Zensur. Trotzdem zeigte Italien auch ferner emsige ernste Litteraten. Der aus Frankreich stammende Joseph Hakohen (1496—1575), Verfasser einer »Geschichte der fränkischen und ottomanischen Herrscher«, schilderte in seinem »Emek babacha« die Leiden des jüdischen Volkes; Samuel Usque in Ferrara (1551) schrieb »Consolaçao as tribulaçoens de Israel«; Asarja de Rossi (1511—1578) lieferte im »Meor enajim« Beiträge zur Philosophie, Exegese, Chronologie und Archäologie. Weniger bedeutend waren die Brüder Provençale, der Prediger Moscato, Gedalja ibn Jachja, der Autor des »Schalschelet Hakkabala«, der Lexikograph David de Pomis, Abraham Portaleone (geb. 1542 zu Mantua), Doktor der Philosophie und der Medizin, welcher ein Werk über jüdische Altertümer hinterließ. Um 1660 hatte Italien zwei jüdische Dichte-

rinnen, Debora Ascarelli und Sara Copia Sullam. Schriftsteller des 17. und 18. Jahrh. sind: Juda Arja Modena (1571–1648, hebräisch-italienisches Lexikon, Mnemotechnik, Schriften gegen Talmud und Kabbala u. a.), Simcha Luzzato (»Discorso circa il stato degli Ebrei«), Joseph Salomo del Medigo aus Kandia (geb. 1591), welcher Mathematik und Kabbala bearbeitete, der Massoret Salomo Norzi (»Minchat Schai«), Immanuel Aboab in Venedig (um 1625; »Nomologia« über die Tradition), Samuel Aboab (1610–94), dessen Sohn Jakob, welcher archäologische und naturwissenschaftliche Studien trieb, der Dichter Moses Chajim Luzzato (gest. 1747 in Palästina), Menachem Asarja di Fano (gest. 1620), Moses Sakut, der Prediger Asarja Figo, Malachi Kohen, Isak Lamperonti, Arzt und Rabbiner in Ferrara (1679—1756), dessen »Pachad Jizchak« ein vortreffliches talmudisches Realwörterbuch ist. — Repräsentanten des in Polen wieder zur Blüte gebrachten Talmudstudiums schätzen wir in Salomo Lurja (Maharschai, gest. 1573), Moses Isserles (Rem), Samuel Edels (Meharscha, gest. 1631), Joel Jafa (Sirks, gest. 1639), David Halevi (»Ture Sahab«), Sabbatai Kohen, in dem aus Polen stammenden Rabbiner zu Frankfurt a. M., Jakob Josua (gest. 1726, »Pne joschia«), Moses Ribkes (»Beer hagola«), Abraham Gumbinner (gest. 1642, »Magen Abraham«), Jechiel Heilprin (gestorben um 1730, »Seder hadorot«, eine Art Gelehrtenlexikon) und in Elia Wilna (1720–97).

In Holland, das seit Ende des 16. Jahrh. den eingewanderten Juden volle Freiheit gewährte, fand die j. L. bald in blühenden Gemeinden, besonders in Amsterdam, wo seit 1618 als Oberrabbiner der Prediger Saul Levi Morteira wirkte, emsige Pflege und Förderung durch ausgezeichnete Druckereien. Ärzte, Dichter, Prediger, Philosophen, Grammatiker, Mathematiker wetteifern miteinander. Aus ihrer Mitte ragt der für Glauben und Glaubensgenossen überaus thätige Menasse ben Israel (s. d.) hervor. Spinozas und Uriel Acostas Verdienste würdigt die Geschichte der Philosophie, die der jüdischen Litteratur aber muß verzeichnen: Benjamin Mussafia (gest. 1675), Jakob Juda Leon Templo, den Lexikographen David Cohen de Lara, den Bibelerklärer und Übersetzer Jakob Abendana (1679—95), den Hebraisten Isak Abendana, die Dichter David Abenatar Melo, Isak Usiei, Jona Abravanel, Emanuel Gomez, Enrique Enriquez, Daniel Juda und dessen Frau, die Dichterin Isabella Covrea, Thomas de Pinedo, den Reisenden Pedro Teixeira, Jakob Sasportas, Zevi Aschkenasi (gest. 1718 in Polen). Die Talmudautoritäten Isak Abendana di Brito und David Israel Athias (Mitte des 18. Jahrh.) sind die letzten Vertreter dieses Zeitraums.

In Böhmen und zwar in Prag wirkten die Talmudisten Jakob Pollack (gest. 1530), Mordechai Jafe (gest. 1612), Löwe ben Bezalel, der hohe Rabbi Löb genannt (gest. 1609), und vorzüglich der Verfasser einer Chronik: »Zemach David«, und eines geographisch-astronomischen Werkes, David Gans (geb. 1541 zu Lippstadt, gest. 1613 in Prag), ferner als Prager Rabbiner der bereits erwähnte Jesaias Hurwitz, Salomo Ephraim Lentschütz (um 1620), Lipman Heller (1627—30), Abraham Broda, David Oppenheimer aus Worms (gest. 1736), Ezechiel Landau (1713—1793). Das Rabbinat leiteten in Wien Jomtob Lipman Heller (1579—1654), Verfasser eines vorzüglichen Kommentars zur Mischna: »Tosfot Jomtob«, Gerson Aschkenasi Ulif (gest. 1694 in Metz).

Aus Deutschland sind noch merkenswert: Jair Chajim Bacharach (von 1628 bis 1701) in Worms, Raphael Levi in Hannover, der Grammatiker Salomo Hanau (gest. 1776) in Hannover, die Rabbiner der Drei-Gemeinden Altona-Wandsbeck-Hamburg, Ezechiel Katzenellenbogen (1710—48), Jonathan Eybeschütz, den Jakob Emden in Altona, einst Rabbiner in Emden, des Sabbataismus (s. Sabbatai Z'wi) beschuldigte und ihn zu jahrelangem litterarischen Streit zwang, Raphael Kohen (gest. 1803), Großvater Gabriel Riessers, u. a.; die Rabbiner zu Frankfurt a. M.: Jesaia (s. oben), Sabbatai, Jesaia II. Hurwitz, Samuel Chajim Jesaia, Naftali Kohen (s. oben), Abraham Broda, Jakob Kohen, Jakob Berlin, Rabbiner in Fürth, Joseph Steinhardt, Rabbiner in Fürth, David Fränkel, Rabbiner in Dessau und Berlin (1708—62), der Lehrer M. Mendelssohns und Erklärer des jerusalemischen Talmuds (»Korban eda«). Hebräische Druckereien bestanden in Frankfurt a. M., Hanau, Offenbach, Rödelheim, Homburg v. d. H., Wilmersdorf, Sulzbach, Dessau, Jeßnitz, später in Berlin, in Dyhernfurt u. a. O. — Im Dienste der hebräischen Sprachwissenschaft wie der Polemik fand vom 16. bis Mitte des 18. Jahrh. die j. L. an christlichen Gelehrten eifrige Forscher, wie schon früher einzelne Christen das Schrifttum der Juden mit Vorliebe gepflegt hatten, z. B. Reuchlin (1455–1522), so an Sebastian Münster (1489—1522), Mercier in Paris (gest. 1570), Drusius in Cambridge (gest. 1616), an dem Spanier Montanus (gest. 1589), dem Übersetzer der Reisen Benjamins de Tudela, an dem Erzbischof Genebrard (gest. 1597), an Prof. Christmann (gest. 1613), vor allen aber an den beiden Buxtorf (s. d.), an Pococke (1604–91), Surenhusius (gest. 1698), dem Übersetzer der Mischna, Trigland (gest. 1705), der sich vorwiegend karäischen Studien widmete, Schudt (gest. 1722), Verfasser der »Jüdischen Merkwürdigkeiten«, an Wagenseil (1633–1708), Selden, an dem talentvollen Bibliographen Joh. Christ. Wolf (1683—1739), Verfasser der »Bibliotheca hebraea« (1715–33, 4 Bde.), Jo. B. de Rossi in Parma, dem wir bedeutende Arbeiten verdanken, Vitringa (gest. 1739), Carpzov (gest. 1767) u. a.

Sechster Abschnitt (bis zur Gegenwart).

Mit dem sich allmählich vollziehenden Eintritt der Juden in das politische und geistige Leben der europäischen Völker beginnt der sechste Zeitraum der jüdischen Litteratur, der bis zur Gegenwart reicht. Die geistige Bewegung ging von Deutschland aus und fand hier ihre Hauptvertreter. Moses Mendelssohn (s. d.) hat durch seine Übersetzung biblischer Schriften, vor allem durch seine klassische Übertragung der fünf Bücher Mosis, den Juden die Kenntnis der deutschen Sprache, deutsche Bildung und Litteratur vermittelt und zum Anbau und zur Pflege der Poesie, der Sprachen und der Sprachkunde, Kritik, Pädagogik, jüdischen Geschichte und Litteratur, zur Übersetzung der hebräischen Schriften in die modernen Sprachen den ersten Anstoß gegeben. Was aber Juden, die seit jener Zeit am öffentlichen Leben wie an der geistigen Bewegung der Menschheit teilgenommen haben, in der Philosophie, in der Naturwissenschaft, besonders in der Medizin und Mathematik, in der schönen Litteratur, in der Tonkunst geleistet haben und noch leisten, gehört nicht mehr der jüdischen, sondern der allgemeinen Litteratur an. In der jüdischen Litteratur aber waren Werke aus allen Gebieten des Wissens und eine anhaltende Polemik, meist in hebräischer, deutscher und französischer Sprache, die Resultate der bürgerlichen und geistigen Fortschritte der europäischen Ju-

den, während im russischen Polen zugleich eine neue Mystik sich ausbreitete. Viele ältere jüdische Werke wurden in Italien und den slawischen Ländern, in welchen man sich der neuhebräischen Sprache als eines Schlüssels zur Schatzkammer der europäischen Wissenschaft, der Dichtkunst und Belletristik bediente (s. Hebräische Sprache), herausgegeben. Den Gesetzlehrern Ezechiel Landau, Maleachi Cohn und Jesaja Berlin, welchen später gleichgelehrte Talmudisten, wie Jakob Lissa, Akiba Eger, Moses Sofer, Isak Bernays, folgen, reihen sich die Zeitgenossen Mendelssohns, die teilweise seine Schüler waren, an: die Erklärer (Biuristen) der Mendelssohnschen Bibelübersetzung: Salomo Dubno (1738—1815), Herz Homberg (1749—1841), Hartwig Wessely (1725—1805), der in poetischen und popularphilosophischen Arbeiten die hebräische Sprache meisterhaft verwandte; dann David Friedländer, Isak Euchel (1756—1804), Aaron Wolfsohn (1756—1835), B. Lindau (1757—1849), L. Bendavid (gest. 1822), Isak Satanow (1732 bis 1805) und Salomo Maimon (s. d.); ferner aus dem 19. Jahrh. Bensew, Pappenheim, Jeiteles, Schalom Cohen, Joel Löwe, Simon Bondi, Johlsahn, Löwisohn, Heidenheim (s. d.), Fürstenthal u. a. Eine wissenschaftliche Erkenntnis der jüdischen Litteratur und Geschichte begründeten L. Zunz (s. d.) und S. J. Rapoport (s. d.), neben denen wir den scharfsinnigen Kritiker N. Krochmal nennen müssen. Die neuern jüdischen Gelehrten sind, sobald ihrer Thätigkeit ein größerer Einfluß zu danken ist, meistens in besondern Artikeln gewürdigt worden, und es möge hier ein Verzeichnis derselben genügen: S. D. Luzzato in Padua (1800—1865), J. S. Reggio (1784—1855), Michael Sachs (1808—64), der Bibliograph Benjakob (gest. 1865), Abraham Geiger (1810—1873), A. Jellinek (geb. 1821), M. Steinschneider (geb. 1816), Zedner (1804—71), R. Kirchheim, S. Kämpf, J. H. Schorr, F. Lebrecht; besondere Thätigkeit entfalteten für jüdische Geschichte: Jost, L. Herzfeld, Selig und David Cassel, M. Wiener, H. Grätz, Kayserling, Wolf, M. H. Friedländer; für Archäologie: Krochmal, Z. Frankel, M. A. Levy, Löb (gest. 1875); für Religionsphilosophie und deren Geschichte: S. Munk, Adolphe Franck, Freudenthal, D. Kaufmann, Sam. Hirsch, Bernays, M. Joel, Güdemann; für Bibelübersetzung und -Erklärung sowie für Geschichte der Exegese: (unter Redaktion Zunz') Arnheim, Sachs, Fürst; Johlson, G. Salomon, S. Herxheimer, L. Philippson, Cohen, J. Fürst, S. R. Hirsch, Benamozegh, Rosin, J. S. Bloch, L. J. Mandelstamm, M. Friedländer (die Apokryphen übersetzten Gutmann, D. Cassel), Frankel, Perles, Rahmer (Vulgata), Kohn (samaritanische Übersetzung), A. Brüll (samaritanische Übersetzung), Kohut (über die persische Übersetzung); für Bibliographie: Steinschneider, Zedner, Benjakab, Neubauer, Roest, Schiller-Szinessy; für jüdische Litteraturgeschichte im allgemeinen: Bacher, A. Berliner, Carmoly, D. Cassel, Derenbourg, Dukes, D. Hoffmann, Leop. Löw, M. C. Mortara, Jakob Reifmann; für Homiletik, als Prediger: Salomon, Kley, Mannheimer, Philippson, Sachs, Holdheim, A. A. Wolff, Leop. Stein, Jellinek, David Einhorn, Adolf Schwarz u. a.; für Massara: Baer, Frensdorff; für Kenntnis des Midrasch und Talmuds: Jakob Brüll, M. Friedmann, J. H. Weis, Kohut, Levy, M. Lattes, S. B. Bamberger, Bergel, A. Bloch, Duschak, Fassel, J. Hamburger, H. Hirschfeld, R. N. und J. M. Rabbinowicz, M. Schwab u. a.; für Numismatik: M. A. Levy, Zuckermann, Merzbacher; für Kalenderwesen: Levysohn, Schwarz, Zuckermann; für Pädagogik: Jakob Auerbach, Blidinger, Herxheimer; für synagogale Musik und Gesang: Sulzer, Lewandowsky, Naumbourg, Weintraub, Deutsch, Friedmann u. a.; für Herausgabe älterer Werke der jüdischen Litteratur: Bril, Buber, Goldberg, Halberstamm u. a.; für künstlerische Bearbeitung des jüdischen Lebens die Novellisten Berth. Auerbach, L. A. Frankl, L. Kompert, A. Bernstein, S. Kohn u. als Maler der geniale Darsteller des altjüdischen Familienlebens, M. Oppenheim (gest. 1882), u. a.

[**Zeitschriften, Vereine** ꝛc.] Viel Beachtenswertes erschien in den jüdischen Zeitschriften. Der hebräischen Zeitschrift »Measef« (1783—1811, mit Unterbrechungen) aus der Mendelssohnschen Zeit, der 1823 unter Redaktion Zunz' herausgegebenen »Zeitschrift des Vereins für Kultur und Wissenschaft der Juden« (nur ein Jahrgang) folgten später: »Sulamith« von Fränkel (1804 ff.), »Jedidja«, »Zionswächter«, »Der Jude« von Gabriel Riesser in deutscher, die »Bikkure haittim« (1820—31), »Kerem chemed« (1833—43, 1854—56), »Kochbe jizchak«, »Ozar nechmad«, Kobacks »Jeschurun«, »Hamagid« (seit 1856), »Ha-ibri« (seit 1864), »Ha-zefira« (seit 1872), »Ha-mebasser«, »Ha-karmel«, »Ha-meliz«, »Ha-Lebanon«, »Chabazelet«, »He-chaluz« von Schorr u. v. a. (vgl. Lippe, Bibliographisches Lexikon, S. 662) in hebräischer Sprache. Josts »Israelitische Annalen« (Frankf. 1840—42), Fürsts »Orient« (Leipz. 1840—52), Philippsons »Zeitung des Judentums« (das., seit 1837), Löws »Ben chananja« (Szegedin), Szántos »Neuzeit« (Wien), Lehmanns »Israelit« (Mainz), Rahmers »Israelitische Wochenschrift« (Magdeb., seit 1870), »Die jüdische Presse« (Berl.) widmen auch dem Litterarischen ihre Aufmerksamkeit. Der jüdischen Wissenschaft ausschließlich dienen ferner: Geigers »Wissenschaftliche Zeitschrift« (1835—43 und »Jüdische Zeitschrift« (Bresl. 1862—72), Steinschneiders »Hebräische Bibliographie« (Berl. 1858 ff.), Frankels »Zeitschrift für die religiösen Interessen ꝛc.« (das. 1844—46) und dessen jetzt von Grätz herausgegebene »Monatsschrift« (Bresl. 1851 ff.) sowie das »Jüdische Litteraturblatt« von Rahmer (Beilage zum »Wochenblatt«), »Das Magazin für jüdische Geschichte und Litteratur« von Berliner (Berl. 1874 ff.), die »Jahrbücher für die Geschichte und Litteratur des Judentums« von Nehem. Brüll (Frankf. a. M. 1874 ff.), die »Populär-wissenschaftlichen Monatsblätter zur Belehrung über das Judentum« von Ad. Brüll (das. 1881 ff.) und die hebräische Monatsschrift »Bet talmud« für rabbinische Litteratur und Geschichte von Weis und Friedmann (Wien 1881 ff.). Jüdische Zeitschriften erscheinen außerdem in jüdisch-deutscher, französischer, englischer, italienischer, holländischer, russischer, polnischer und spanischer Sprache.

Zur Förderung jüdischer Wissenschaft u. Litteratur wirkten und wirken jetzt noch verschiedene Vereine: der Verein Mekize nirdamim für Herausgabe alter Litteraturwerke, der von L. Philippson gegründete, von Rahmer fortgeführte, jetzt eingegangene Litteraturverein, der Verein Afike Jehuda in Prag, die Society of hebrew literature in London und die Société des études juives in Paris. Pflanzstätten eröffneten sich der jüdischen Litteratur in den Seminaren zur Ausbildung von Rabbinern (s. Rabbiner). Auch in nichtjüdischen Kreisen ist in neuester Zeit die j. L. mehr gewürdigt worden, was die Errichtung von Lehrstühlen für dieselbe an einzelnen Universitäten und die Publikationen christlicher Gelehrten (wie von Delitzsch, Renan, Wünsche, Siegfried, Schleiden,

Nöldeke, P. Lagarde, Fleischer u. a.) beweisen. Die bedeutenden Sammlungen hebräischer Bücher, welche der Rabbiner David Oppenheim (s. oben) in Prag und der Hamburger Kaufmann H. Michael (gest. 1846) zusammengebracht hatten, befinden sich jetzt zu Oxford. Der Katalog der Oxforder Druckwerke ist von Steinschneider, derjenige der dortigen Handschriften von Neubauer herausgegeben. Auch Paris, Parma, Rom, London, Cambridge, Leiden, München, Berlin, Hamburg u. a. O. besitzen reiche Schätze rabbinischer Bücher, die bereits wissenschaftlich katalogisiert sind. Die erste vollständige Übersicht über die Geschichte der jüdischen Litteratur gibt Steinschneider in Ersch und Grubers Encyklopädie, Bd. 27 (Leipz. 1850), die auch ins Englische (»History of Jewish literature«, Lond. 1858) übersetzt wurde. Vgl. außer den Schriften von Zunz (s. d.) und Grätz (s. d.) besonders: D. Cassel, Geschichte der jüdischen Litteratur (Berl. 1872–73, die biblische Litteratur enthaltend); Derselbe, Lehrbuch der jüdischen Geschichte und Litteratur (Leipz. 1879); Karpeles, Geschichte der jüdischen Litteratur (Berl. 1886).

Jüdische Religion, s. v. w. Judentum.

Judith, 1) jüd. Heldin, Witwe eines gewissen Manasse in Bethulia, rettete ihre von Holofernes, dem Feldherrn des Königs Nebukadnezar, belagerte (sonst unbekannte) Vaterstadt, indem sie ins feindliche Lager ging, den Feldherrn durch ihre Schönheit bethörte und ihm, als er trunken gemacht und eingeschlafen war, den Kopf abhieb, worauf die Einwohner das feindliche Heer in die Flucht schlugen. Diese Begebenheit macht den Inhalt des apokryphischen Buches J. aus, fraglos einer Fiktion mit teils politisch-nationalem, teils moralisch-asketischem Zweck. Bezüglich der Abfassungszeit des Buches J. schwanken die Kritiker zwischen der Makkabäischen Zeit und der Zeit des zweiten jüdischen Kriegs unter Hadrian. Vgl. Fritzsche, Das Buch J. (Leipz. 1853); Volkmar, Handbuch der Einleitung in die Apokryphen (Tübing. 1863). Die That der J. ist oft zum Gegenstand künstlerischer Darstellung gemacht worden, z. B. Erzgruppe von Donatello in der Loggia dei Lanzi zu Florenz; Bilder von Luk. Cranach, Horace Vernet, Riedel &c.); auch dichterisch, besonders in dramatischer Form, wurde sie häufig behandelt, z. B. von Hans Sachs (1551), Martin Opitz (1635), Friedr. Hebbel (1840) u. a.

2) Gemahlin Kaiser Ludwigs des Frommen, Tochter des bayrischen Grafen Welf, ward 819, vier Monate nach dem Tod von Ludwigs erster Gemahlin, Irmengard, mit dem Kaiser vermählt und gebar ihm 823 Karl den Kahlen. Schön und gebildet, erlangte sie bald eine völlige Herrschaft über ihren Gemahl und erregte dadurch den Neid und den Argwohn ihrer Stiefsöhne, welche sie des Ehebruchs mit ihrem Günstling, dem Markgrafen Bernhard von Barcelona, beschuldigten und den Kaiser 830 zwangen, J. in ein Kloster zu schicken. Bald wieder befreit, rief sie durch ihren Übermut und die parteiische Bevorzugung ihres Gemahls Tod 955 für ihren unmündigen Sohn Heinrich den Zänker die vormundschaftliche Regierung mit solchem Geschick, daß sie dem Herzogtum eine mächtige und einflußreiche Stellung verschaffte. Als die Empörung ihres Sohns Heinrich gegen Kaiser Otto II. 974 mißlang, nahm sie den Schleier im Marienkloster zu Regensburg, wo sie starb. Die Herzogin Hadwig von Schwaben, die Freundin Ekkehards, war ihre Tochter.

Judiz (lat. judicium), Urteil, Urteilsvermögen; Urteilsspruch, Gericht; judizial, gerichtlich; judiziär, auf das Gericht bezüglich, von der Beurteilung abhängig; judizieren, urteilen, aburteilen; judiziös, urteilsfähig, scharfsinnig, sinnreich.

Juel (spr. juhl), 1) Niels, dän. Seeheld, geb. 8. Mai 1629 zu Kopenhagen, begab sich, nachdem er studiert hatte, nach Frankreich und Holland, um das Seewesen kennen zu lernen, kämpfte unter Tromp und de Ruyter gegen die Engländer und die Barbaresken, trat 1656 in den dänischen Marinedienst, zeichnete sich 1659–60 im Kriege gegen Schweden aus, eroberte als Admiral der dänischen Flotte 1676 Gotland, besiegte die Schweden in mehreren Seetreffen und errang namentlich 1. Juli 1677 den glänzenden Sieg in der Kjögebucht. Er starb 8. April 1697.

2) Jens, dän. Maler, geb. 1745 im Dorf Gamborg auf Fünen, ward Schüler Germans in Hamburg, dann der Akademie zu Kopenhagen, wo er, nachdem er zu seiner weitern künstlerischen Ausbildung sechs Jahre in Italien und der Schweiz zugebracht, Hofmaler, Mitglied, dann Professor und zuletzt Direktor der Akademie wurde und 1802 starb. Er malte charakteristisch aufgefaßte und angenehm kolorierte Porträte, unter denen die halblebensgroßen Kniestücke des Kupferstechers Clemens, Klopstocks und Christians VII. von Dänemark hervorzuheben sind, ferner zierliche Landschaften und Genrebilder.

Jufteln, s. Wein.

Juften (russ., fälschlich Juchten), lohgares Leder, welches früher ausschließlich in Rußland dargestellt wurde und sich durch Stärke, Geschmeidigkeit, einen eigentümlichen Geruch, durch die Eigenschaft, von den Insekten nicht angegriffen zu werden und dem Wasser einen großen Widerstand zu bieten, auszeichnet. Man stellt es aus guten Häuten von jungem Rindvieh dar, welche enthaart, gereinigt, in einem Sauerbad geschwellt und mit Weiden- oder Pappelrinde gegerbt werden. Nach dem Gerben legt man die Häute, um sie geschmeidiger zu machen, zwei Tage in einen Brei aus Roggenmehl, Salz und lauem Wasser, wäscht sie dann und trocknet. Die besten Häute werden zu weißem J. bestimmt und nur noch auf der Narbenseite mit Birkenteeröl oder Seehundsthran eingerieben und dann getrocknet, die übrigen werden rot oder schwarz gefärbt und dann ebenfalls eingefettet. Teerleder erhält doppelt so viel Fett wie der übrige J. Nach dem Trocknen wird das Leder gewalkt, gefalzt, gekrispelt und auf der Narbenseite

Jug, Fluß im russ. Gouvernement Wologda, entspringt in einem sumpfigen Wald im Kreis Nikolsk, fließt in närdlicher Richtung und vereinigt sich bei Welikij Ustjug mit der Suchona zur Dwina (s. d.). Es ist ein reißender Strom von sehr geschlängeltem Lauf in einem verwilderten Bett, 463 km lang und bis 160 m breit. Die Schiffahrt auf ihm ist unbedeutend (1882: 32 Fahrzeuge, welche Waren im Wert von 503,868 Rubel transportierten).

Juge (franz. spr. schühsch'), Richter; J. de paix, Friedensrichter; J. consulaire (früher: J. et consul), Handelsrichter, Mitglied eines Handelsgerichts.

Jugend, s. Alter; dart auch näheres über das jugendliche Alter in rechtlicher Beziehung, jugendliche Arbeiter im Sinn der Fabrikgesetzgebung (s. d.), jugendliche Verbrecher ꝛc.

Jugendschriften, Schriften, welche bestimmt sind, der Jugend zur anregenden Unterhaltung außerhalb des eigentlichen Unterrichts zu dienen. Da selbstverständlich auch die freie Lektüre der Jugend dem allgemeinen Gesichtspunkt der Erziehung untergeordnet sein muß, berührt sich die Jugendlitteratur nach der einen Seite hin mit derjenigen der Schul- und Lehrbücher. Das unterscheidende Merkmal liegt in der Bestimmung der J. für die Unterhaltung der Jugend in ihren Freistunden. Den Übergang zwischen beiden Arten bildet das Lesebuch (s. d.), das, zunächst Schulzwecken dienend, doch, richtig eingerichtet und verständig behandelt, den Schülern lieb werden und auch außer den Schulstunden manche Stunde verkürzen wird. Anderseits ist die Jugend ein Teil der Nation und sall für das nationale wie für das kirchliche Leben erzogen werden. Eine besondere Jugendlitteratur hat daher nur so weit Berechtigung, wie die Nationallitteratur nicht schon selbst das für die junge Welt Geeignete darbietet. Mit der allgemeinen Natianallitteratur berührt sich daher diejenige der J. in dem Kreis der vollstümlichen Litteratur und namentlich der volkstümlichen Dichtung. Immerhin behandelt aber auch dieser seit Herder in seinem hohen Wert erkannte Teil des Schrifttums vielfach Lebensaerhältnisse und Lebensfragen, die dem Verständnis des unmündigen Alters fern liegen aber demselben ohne Gefahr für dessen sittliche Erziehung noch nicht vargeführt werden können. Hieraus geht hervor, daß J. für die erwachsene Jugend, das Jünglings- und Jungfrauenalter, im allgemeinen keine Berechtigung mehr haben; denn diesem Alter geziemt schon die, wenn auch nur nach und nach sich ausbreitende, Teilnahme an der Nationallitteratur. Wahl aber ist innerhalb der Jugendlitteratur eine gewisse Abstufung nach dem Alter und namentlich der Unterschied zwischen eigentlichen Kinderschriften (etwa bis zum 10. oder 11. Lebensjahr) und Schriften für die reifere Jugend berechtigt, weil durch die natürliche Stufensalge der kindlichen Entwickelung bedingt, wenn auch dieser Unterschied stets ein fließender bleiben wird. In der falgendert Übersicht der Geschichte und des gegenwärtigen Zustandes der Jugendlitteratur sind jedach beide Arten zusammengefaßt.

Wenn auch der Begriff eines besandern Schrifttums für die Jugend vor Erfindung des Buchdrucks nicht wohl aufkammen kannte, so ist doch schon dem Altertum der Gedanke einer Aussanderung desjenigen aus der Dichtung und aus der Göttersage, was für die Knabenjahre geeignet sei, nicht fremd gewesen. Namentlich findet sich derselbe bei Platon im zweiten Buch »vom Staat« (Kap. 17, S. 377 ff.) ausführlich erörtert, wo der Philosoph mit demselben die nicht ganz abzuweisende, aber ebensowenig ahne großen Vorbehalt zuzulassende Hoffnung verbindet, daß bei angemessener Auswahl und Gestaltung des unterhaltenden Stoffes die Kinder spielend das Nötige lernen würden. Daß gewisse Zweige der Dichtung, wie z. B. die Äsopischen Fabeln, als varzugsweises Eigentum der Jugend angesehen wurden, bezeugen vielfache Andeutungen der alten Schriftsteller und Dichter. Auch im Mittelalter gab es neben rein religiäsen Katechismen Beispielsammlungen für die Jugend, die dach aber mehr auf gelegentlichen Gebrauch der Eltern, Lehrer und Paten als zur eignen Lektüre der Kinder berechnet waren. Diesen Standpunkt nimmt unter andern auch Luther ein, der sich der wundersamen Historien und Märchen seiner Kinderjahre um kein Gold entschlagen wollte und für Fabel und Weltgeschichte im Interesse der Jugend thätigen Eifer bewies, auch selbst den rechten Ton für die Kinderwelt, wo es ihm darauf ankam, meisterhaft traf. Gegen Ende des Refarmationsjahrhunderts ist der »Froschmeuseler« des Magdeburger Schulrektors G. Rallenhagen (1595) ausdrücklich der zu Weisheit und Regimenten (Staatsämtern) erzogenen Jugend zur anmutigen, aber sehr nützlichen Lehre gewidmet, allein doch wahl mehr für herangewachsene Schüler oder Studenten gemeint. Die pädagogischen Realisten des 17. Jahrh. streifen den Begriff der J. öfters, so Camenius mit seinem berühmten »Orbis pictus« (1657); aber bei ihnen hat sich die Scheidung desselben von dem der Schulbücher noch nicht vallzogen. Aus dem Ende des Jahrhunderts ist der Zittauer Rektar Chr. Weise (1642—1708) wegen seiner Schulkamödien wie wegen seiner »Überflüssigen, reifen und notwendigen Gedanken der grünenden Jugend« zu nennen. Den eigentlichen Anfang der modernen Jugendlitteratur bezeichnen aber zwei ausländische Werke: Fénelons »Télémaque« (1690, erschien 1717) und Daniel Defoes »Rabinson Crusoe« (1719), die in ihrer Heimat überaus anregend wirkten und sich bald über die ganze gebildete Welt verbreiteten. Anerkanntes Varbild für J. wurde Defoes »Robinsan« namentlich durch Rousseaus Empfehlung (im »Émile«, 3. Buch). Aus diesen Anfängen entwickelte, wie in England und Frankreich, so auch in Deutschland das »pädagogische Jahrhundert« eine reiche Litteratur für die Jugend. Schon 1761 begründete Adelung in Leipzig ein Wachenblatt für Kinder. Aber in rechten Fluß kam die Bewegung erst in dem um Basedow sich sammelnden Kreis der Philanthropen. Van dessen unmittelbaren Mitarbeitern widmeten sich varzugsweise J. H. Campe (1746—1818) und Ch. G. Salzmann (1744–1811) der Jugendschriftstellerei. Des erstern J. füllen eine Sammlung von 37 Bänden, die vom 17. Band an Reisebeschreibungen, in Bd. 36 und 37 die Lehrschriften: »Väterlicher Rat für meine Tachter« und »Theaphron, der erfahrene Ratgeber der Jugend« enthalten. Unter allen Campeschen J. haben sich wohl nur »Rabinson der Jüngere« (109. Aufl., Braunschw. 1884) und »Geschichte der Entdeckung Amerikas« (26. Aufl. 1881) bis heute in den Händen der Jugend erhalten. Auch Salzmanns »Unterhaltungen für Kinder und Kinderfreunde« (Leipz. 1811, 4 Bde.) wie des gleichzeitigen und gleichgesinnten Ch. F. Weiße (1726–1804) »Kinderfreund« (Zeitschrift, das. 1773—84, 12 Bde.) und »Briefwechsel der Familie des Kinderfreundes« (Zeitschrift, das. 1784—95) haben ihre Zeit längst gehabt. Vor 100 Jahren galten sie jedach als hachbedeutende Erscheinungen und riefen eine Hochflut von mehr oder minder gelungenen Nachahmungen

hervor. Während der Grundton dieser Schriften der sittlich ehrenwerte, aber nüchterne und oft kleinlich lehrhafte des damaligen Nationalismus ist, versuchte Herder (1744—1803) in seinen »Palmblättern« (mit Liebeskind, 1787 - 1800) der Jugendlitteratur ein edleres, mehr auf Phantasie und Gemüt wirkendes Gepräge zu geben. Noch stärker betonte die christliche Grundansicht in seinen J. der Erfurter Geistliche K. Fr. Lossius (1735—1817), dessen »Gumal und Lina«, die Geschichte einer Art Missionsstation unter den Heiden enthaltend, sich noch bis heute hier und da behauptet hat. Aus der folgenden Generation sind der protestantische Österreicher J. Glatz (1767—1831), die Preußen J. A. Ch. Löhr (1764—1823), F. Ph. Wilmsen (1770—1821) und der berühmte Thüringer Philolog Fr. Jacobs (1764—1847) hervorzuheben.

In eine neue, vorwiegend auf das religiöse Leben gerichtete Bahn lenkte die Jugendschriftstellerei Christoph v. Schmid (1768—1854), zuletzt Domherr in Augsburg, der liebens- und ehrwürdige Verfasser der »Ostereier« und noch etwa 60 andrer Erzählungen, dem auf protestantischer Seite die Theologen F. A. Krummacher (1768—1845), K. Stöber (gest. 1865), Chr. G. Barth (1799 - 1862) und der theosophische Naturforscher G. H. v. Schubert (1780 bis 1860) folgten. Bis an die Gegenwart und teilweise in dieselbe reichen dann deren Epigonen G. Nieritz (1795—1876), Franz Hoffmann (1814—82), beide mehr durch Fruchtbarkeit und liebenswürdige Breite als durch Kraft und Frische ausgezeichnet, Fr. Wiedemann (1821—82) und R. Baron (geb. 1809). Auch schriftstellernde Frauen, denen auf diesem Gebiet am wenigsten ihr Recht streitig gemacht werden kann, haben sich mit günstigem Erfolg an der litterarischen Versorgung der Jugend beteiligt, wie die Württembergerin Ottilie Wildermuth (1817—77) und Thekla v. Gumpert (Frau v. Schober, geb. 1810), die letztere Herausgeberin des verbreiteten »Töchteralbums« (Glogau, seit 1855). In der unmittelbaren Gegenwart ergießt sich der Strom der in der Art dieser Vorgänger und Vorgängerinnen erdichteten Erzählungen für die Jugend immer breiter, Gutes und Schlechtes mit sich führend. Auch kann manches aus der volkstümlichen Erzählungslitteratur, wie die meisten Schriften von W. O. v. Horn (Örtel, 1798—1865), ebensogut zur Jugendlitteratur gerechnet werden. Horn unterscheidet sich anderseits dadurch von den meisten der früher genannten Schriftsteller, daß er mit Vorliebe geschichtliche Heldengestalten oder wichtige historische Thatsachen in gemeinfaßlicher Weise darstellt. Er bildet darin den Übergang zu einer andern Gruppe von Jugendschriftstellern, die es vorzogen, der jungen Welt statt der eignen Dichtungen altbewährte Stoffe aus Sage und Geschichte vorzusetzen. Mit »Erzählungen aus der alten Welt« (1801—1803; 17. Aufl. von Masius, Halle 1881) ging der bekannte Geschichtschreiber K. Fr. Becker (1777—1806) voran; G. Schwab (1792—1850) folgte mit den »Schönsten Sagen des klassischen Altertums« (Stuttg. 1840, 3 Bde.; 14. Aufl. 1882). Durch die Brüder Grimm, deren eigne berühmte Märchensammlung mehr für die Mütter als für die Kinder bestimmt ist, wurde die Aufmerksamkeit auch auf den deutschen Sagenschatz gelenkt und dieser durch Simrock (1802—76), Osterwald (1820—87), Ferdinand Schmidt (geb. 1816) u. a. für die deutsche Jugend flüssig gemacht. Besondere Anerkennung verdient es, daß neuerdings mit Vorliebe die Heldengestalten der vaterländischen Geschichte dem jungen Volk durch gute, auf wissenschaftlicher Grundlage ruhende Darstellungen, wie z. B. die »Geschichtsbilder« von E. Ramdohr u. a., nahegebracht werden. Gewichtigen Bedenken unterliegt es, wenn entweder die Geschichte nach Scheffelscher und Freytagscher Art der Jugend in novellistischer Form nahegebracht wird, oder größere historische Romane von anerkanntem Wert, wie Grimmelshausens »Simplicius Simplicissimus«, Bulwers »Letzte Tage von Pompeji« oder Manzonis »Verlobte«, für junge Leser zugeschnitten werden. Doch ist nicht zu verkennen, daß auch auf diese Weise manches treffliche Buch für jugendliche Leser entstanden ist, wie z. B. unter den Arbeiten von O. Höcker und F. Schmidt sich deren finden. Nimmt man zu dem allen, daß die Ausstattung der J., namentlich mit bildlichem Schmuck, sich im letzten Jahrzehnt wesentlich gehoben hat, und daß neben Sage und Geschichte auch Geographie (Reisebeschreibungen), Naturkunde (wie namentlich Grubes »Naturbilder«) ꝛc. nicht vernachlässigt werden, und beachtet man, daß neben der Litteratur der J. auch ein sehr erfreulicher Reichtum an les- und lernbaren wie namentlich an sangbaren Kinderliedern (s. d.) in der deutschen Litteratur des Jahrhunderts sich angesammelt hat, so muß man anerkennen, daß die deutsche Jugendlitteratur im ganzen ihrer Aufgabe erfreulich gerecht wird. Freilich steckt in der unabsehbaren Masse viel Spreu neben dem Weizen, und es verdient dem gegenüber Lob, daß neuerdings auch die Kritik der Jugendlitteratur erwacht ist und namentlich der deutsche Lehrerstand sich bemüht hat, die Eltern in der Auswahl des wahrhaft Guten für ihre Kinder zu beraten. Aus der gleichfalls bereits zu ansehnlichem Umfang angewachsenen Litteratur über die J. vgl. Merget, Geschichte der deutschen Jugendlitteratur (3. Aufl. von Berthold, Berl. 1882); Theden, Führer durch die Jugendlitteratur (Hamb. 1883); Fricke, Grundriß der Geschichte deutscher Jugendlitteratur (Mind. 1886); Lübens regelmäßige Berichte über Jugend- und Volksschriften (im »Pädagogischen Jahresbericht«); Ellendt, Entwurf eines Katalogs für die Schülerbibliotheken höherer Lehranstalten (2. Aufl., Königsb. 1886). Vom katholischen Gesichtspunkt aufgefaßt sind: Fischer, Die Großmacht der Jugend- und Volkslitteratur (2. Aufl., Wien 1877); Rolfus, Verzeichnis ausgewählter J. (2. Aufl., Freiburg 1876). Außerdem haben verschiedene Lehrervereine »Wegweiser« (Dresd. 1881 ff.), »Ratgeber« (Frankf. a. M. 1882 ff.), »Verzeichnisse« (Bresl., evangelisch und katholisch) erscheinen lassen.

Jugendwehren, Versuche einer militärischen Ausbildung der Knaben und Jünglinge vor ihrem kriegsfähigen Alter, als deren Erfolge man sich verspricht, kriegerische Eigenschaften früher zu wecken, die Wehrfähigkeit zu einer wirklich allgemeinen zu machen und die volkswirtschaftlich unproduktivere Dienstzeit im stehenden Heer möglichst zu verkürzen. Wegen ihres besondern Wertes für Milizwehrverfassungen und wegen ihrer Unterstützung durch demokratische, auf allgemeine Volksbewaffnung gerichtete Tendenzen haben sie besonders in der Schweiz Eingang gefunden unter dem Namen von »Kadettenkorps«, welche aber nicht, wie unsre deutschen Kadettenanstalten, für die Ausbildung von Berufsoffizieren bestimmt sind. Doch finden sie sich auch dort nur in den größern Städten einiger deutschen Kantone, ohne gesetzlich in die Militärorganisation der Schweiz eingefügt zu sein, und ohne daß die neuern dortigen Verfügungen über die Vorbereitung des Wehrdienstes durch den Schulturnunterricht ihre allgemeinere Einführung erstrebten.

Die infolge der Kriegserregung von 1859 auch in Süddeutschland, besonders in Württemberg, entstandenen J. haben sich gegenüber den ernstern Anforderungen der allgemeinen Wehrpflicht und der Einführung eines geregelten Schulturnunterrichts nicht viel über 1866 hinaus gehalten. Vgl. »Vierpreisschriften über die Vereinigung der militärischen Instruktion mit der Volkserziehung« (Bern 1863) und »Jugendwehr und Turnen«, herausgegeben vom Salzburger Turnverein (Salzb. 1876). Ähnliche, auf eine allgemeine militärische Jugenderziehung mit erheblicher Abkürzung der wirklichen Heeresdienstzeit gerichtete Pläne sind in Deutschland seit den Gneisenau-Scharnhorstschen Militärreformen der Freiheitskriege nicht selten infolge einzelner Kriege oder Kriegserwartungen aufgetaucht und werden neuerdings besonders von der sozialistischen Partei unterstützt, haben jedoch die pädagogisch wie militärisch gleich fest begründete Überzeugung nicht allgemein erschüttern können, daß der Jugenderziehung wohl die allgemein leibliche und geistige Vorbildung auch für den Wehrdienst zukomme, die besondern militärischen Eigenschaften und Fertigkeiten jedoch nirgends sicherer und rascher als in den geschlossenen militärischen Verbänden erworben werden. Von demselben Standpunkt aus sind auch die in einzelnen Städten aufgekommenen Exerzierschulen für Knaben zu beurteilen. Nach 1871 sind den J. ähnliche Einrichtungen, sogen. Schülerbataillone, in französischen Städten ins Leben gerufen worden, haben aber auch dort den Widerspruch sehr gewichtiger Stimmen hervorgerufen. Vgl. Stürenburg, Wehrpflicht u. Erziehung (Berl. 1879).

Jugenheim, Dorf in der hess. Provinz Starkenburg, an der Bergstraße, 3 km von der Station Bickenbach (an der Main-Neckarbahn), hat eine evang. Pfarrkirche und (1885) 1004 Einw. Dabei Schloß Heiligenberg des Prinzen Alexander von Hessen in reizender Lage auf einem Randberg des Odenwaldes.

Jūgerum (lat.), bei den alten Römern ein Morgen Landes, dessen genaues Maß 240 röm. Fuß in der Länge und 120 Fuß in der Breite = 28,800 röm. Quadratfuß = 2518,88 qm = 0,99 preuß. Morgen war. Als Einheit des Flächenmaßes zerfiel er in 2 Acti quadrati (ein Actus quadratus = 1259,44 qm), diese in je 4 Climata, jedes Clima (314,86 qm) in 36 Decempedae quadratae. 200 Jugera bildeten eine Centuria (= 50,377 Hektar). Als Übersetzung des griechischen Plethron bezeichnet J. ein Längenmaß von 100 griechischen oder 104 röm. Fuß. Weil man bei Ackervermessungen immer vom J. ausging, so nannte man die Verteilung der Äcker Jugeratio.

Juggurnaut, Stadt, s. Dschagannath.

Juglandeen (Walnußbaumgewächse), dikotyle Familie aus der Ordnung der Amentaceen, früher zu den Terebinthinen gezählt, Bäume mit wechselständigen, unpaarig gefiederten, nebenblattlosen Blättern, einhäusigen, kätzchenartigen oder ährigen Blütenständen und unvollständigen, blumenblattlosen Blüten. Die männlichen Blüten stehen hinter spiralig gestellten Deckblättern und bestehen aus vier oder weniger bisweilen ganz unterdrückten Perigonblättern und vier oder mehr Staubblättern; die weiblichen Blüten haben ähnliche Deckschuppen und Perigone und besitzen ein aus zwei verwachsenen Karpiden gebildetes Ovarium mit unvollständigen Scheidewänden und einer einzigen aufrechten Samenknospe. Die Ovarien entwickeln sich zu Steinfrüchten mit rindenartigem Epikarpium und hartem Endokarpium und enthalten bei der Reife einen gefurchten oder gelappten ölreichen Samen. Vgl. De Candolle, Juglandaceae (»Prodromus«, Bd. 16). Die aus ca. 30 Arten bestehende Familie gehört der nördlichen gemäßigten Zone an und ist besonders in Nordamerika durch zahlreiche Arten vertreten. Die noch jetzt lebenden Gattungen: Juglans *L.* (Walnußbaum), Carya *Nutt* (Hickory), Pterocarya *Kunth* u. Engelhardtia *Lesch.* waren auch in der Tertiärzeit durch zahlreiche Arten vertreten.

Juglans *L.*, s. Walnußbaum.

Jugor Schar, Meerenge, die unter 69⅔ nördl. Br., 60⅓ östl. L. v. Gr. zwischen dem russischen Festland und der Insel Waigatsch zum Karischen Meer (s. d.) führt.

Jugulär (lat.), die Kehle (jugulum) betreffend; vena jugularis, die Drosselblutader (s. Drosseladern).

Jugulation (lat.), Erdrosselung.

Jugum (lat., »Joch«), bei den Römern das an der Wagendeichsel befestigte hölzerne Doppeljoch, welches den Nacken der Zugtiere festzuhalten bestimmt war und zu diesem Zweck zwei Einbiegungen oder runde Ausschnitte hatte; dann ein Querbalken überhaupt, z. B. bei der Wage. Als größte Schmach galt es für ein besiegtes Heer, durch ein J. geschickt zu werden, welches durch zwei senkrecht in die Erde gesteckte und eine darübergelegte Lanze gebildet war.

Jugúrtha, König von Numidien, natürlicher Sohn des Mastanabal, eines Sohns des Königs Masinissa, erhielt durch die Gunst seines Oheims Micipsa dieselbe fürstliche Erziehung wie dessen eigne Kinder. Der reichbegabte Jüngling erregte jedoch durch frühzeitig hervortretende Herrschbegierde die Besorgnisse des Königs, und dieser suchte sich daher seiner dadurch zu entledigen, daß er ihn mit den von Scipio begehrten numidischen Hilfstruppen nach Numantia sandte. J. kehrte indessen aus diesem Krieg mit dem Ruf großer Tüchtigkeit und mit einem ausgezeichneten Lobe des römischen Feldherrn glücklich zurück. Obwohl ihn Micipsa förmlich adoptiert und zum Miterben des Throns erklärt hatte, ließ J. doch nach dessen Tode (118 v. Chr.) seinen jüngern Adoptivbruder, Hiempsal I., aus dem Weg räumen (117) und besiegte den ältern, unkriegerischen Adherbal im offenen Kampf. Hierauf brachte er es durch Bestechung dahin, daß zehn römische Gesandte das numidische Reich zwischen ihm und Adherbal auf die Weise teilten, daß er selbst den bessern westlichen, Adherbal dagegen den östlichen Teil des Landes erhielt, welcher, obwohl mehr Häfen und Städte enthaltend, weniger fruchtbar und bevölkert war als jener. Da J. aber auch dies Reich Adherbal nicht gönnte, begann er einen neuen Krieg; Adherbal wurde bei Cirta geschlagen, sodann in seiner Hauptstadt belagert und bei deren Übergabe mit einem großen Teil der Bevölkerung, darunter auch vielen römischen Bürgern, umgebracht (112). Nunmehr wurde in Rom, vornehmlich auf das Betreiben des designierten Volkstribuns Gajus Memmius, der Krieg gegen J. (Jugurthinischer Krieg, 111—106) beschlossen. Im ersten Jahr (111) wurde dieser vom Konsul Calpurnius Bestia anfangs nicht ohne Nachdruck geführt, dann aber infolge von Bestechung mit einer Scheinunterwerfung des J. beendet, die ihm im unbeschränkten Besitz des ganzen Reichs ließ. J. wurde alsdann auf Antrag des Memmius, der jetzt Volkstribun war, nach Rom berufen, um sich zu verantworten und seine Mitschuldigen zu nennen. Von seinen bestochenen Gönnern unterstützt, trat er in Rom sehr dreist auf und ließ einen sich dort aufhaltenden Vetter, Massiva, den Sohn Gulussas, ermorden. Nun konnten selbst seine Gönner nicht hindern, daß er aus der Stadt gewiesen und die Er-

neuerung des Kriegs gegen ihn beschlossen wurde. Bei seiner Abreise von Rom soll er ausgerufen haben: »O der feilen Stadt! sie wird zu Grunde gehen, sobald sie einen Käufer findet!« Im folgenden Jahr (110) befehligte der Konsul Spurius Posthumius Albinus, aber ohne Erfolg, da das Heer ganz zuchtlos und verwildert war, und sein Bruder Aulus ließ sich gar in das Innere des Landes locken, wo er von J. überfallen und zu einem Vertrag genötigt wurde, wonach das römische Heer unter dem Joch hinweggehen und ganz Numidien räumen mußte. Hiermit war das Maß der Schmach für die Senatspartei erfüllt, deren Angehörige bisher den Krieg geleitet hatten; es wurde daher auf Antrag des Volkstribuns Mamilius (lex Mamilia) eine Untersuchung gegen die Schuldigen eingeleitet, infolge deren mehrere derselben verurteilt wurden, womit zugleich das politische Übergewicht, das bisher auf seiten der Senatspartei gewesen war, auf die Volkspartei überging. Und nun wurde der Krieg mit ebensoviel Redlichkeit wie Geschicklichkeit geführt, zunächst in den Jahren 109 und 108 von Quintus Cäcilius Metellus, dem Konsul des Jahrs 109. Dieser verwüstete Numidien, eroberte mehrere Städte und feste Plätze; ein Überfall, den J. in einer wasserlosen Gegend am Fluß Muthul versuchte, endete mit einer Niederlage, eine zweite Niederlage erlitt er 108; er hatte deshalb schon 109 Unterhandlungen wegen des Friedens mit Metellus angeknüpft, die aber deshalb nicht zum Ziel führten, weil Metellus verlangte, daß er sich als Gefangenen stellen sollte. Nach der zweiten Niederlage aber flüchtete sich J. zu seinem Schwiegervater, dem König Bocchus von Mauretanien. Dieser nahm sich seiner an, und 107 zogen beide Könige gegen Cirta, wohin ihnen Metellus entgegenging. Ehe es aber zur Schlacht kam, erfuhr Metellus, daß sein bisheriger Legat und Gegner Gajus Marius statt seiner von dem Volk zum Oberbefehlshaber ernannt worden sei. Er vermied also ein Zusammentreffen mit dem Feind und übergab sodann das Heer dem Marius, der in den Jahren 107 und 106 den Krieg in derselben Weise und mit demselben Glück fortsetzte wie sein Vorgänger, indem er das Land durchzog und den beiden Königen bei Cirta zwei Schlachten abgewann. Indessen die Beendigung des Kriegs wurde nicht durch die Gewalt der Waffen, sondern durch Verrat herbeigeführt. Bocchus, durch die Mißerfolge entmutigt, knüpfte Verhandlungen mit den Römern an und wurde hauptsächlich durch L. Cornelius Sulla, den Quästor des Marius, bewogen, J. auszuliefern (106). Nachdem hierauf Marius die Verhältnisse Numidiens geregelt und ein Stück davon Bocchus als Verräterlohn, ein andres Hiempsal II. und Hiarbas als Roms Vasallen zugeteilt, den Rest aber zum Gebiet der römischen Republik geschlagen hatte, feierte er 1. Jan. 104 seinen Triumph in Rom, wobei J. in Fesseln mit seinen zwei Söhnen vor dem Triumphwagen des Marius hergeführt ward. Hierauf ward J. in einen unterirdischen Kerker gestoßen, wo er den Hungertod starb. Eine meisterhafte Geschichte des Jugurthinischen Kriegs haben wir von Sallustius.

Jühlke, Ferdinand, Kunstgärtner, geb. 1. Sept. ein in Neuvorpommern und Rügen. 1854 zum königlichen Garteninspektor ernannt, gab er mit Rohde und Trommer bis 1859 das »Eldenaer Archiv« heraus, kaufte 1858 in Erfurt eine große Gärtnerei, welche er bedeutend erweiterte, und bewirkte als Präsident des Erfurter Gartenvereins 1860—65 die Reorganisation desselben. Seit 1866 ist er als Lennés Nachfolger Direktor der königlichen Hofgärten Preußens. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: »Fortschritte des Gartenbaues während der letzten zehn Jahre« (Berl. 1854); »Beiträge zur Naturgeschichte der Forstpflanzen ꝛc.« (Greifsw. 1854); »Gartenbuch für Damen« (Berl. 1854, 3. Aufl. 1874); »Leitfaden zur Behandlung der Samen« (Erfurt 1857); »Gesichtspunkte bei der Samenprobe als Merkmal für die Güte des Samens« (Berl. 1859); »Die Gärten des österreichischen Kaiserstaats« (Hamb. 1861); »Die Verbesserung des wirtschaftlichen Lebens durch die Einführung, Verbesserung und Verbreitung von Kulturprodukten« (Leipz. 1863); »Über die Stellung der Botanik zur Landwirtschaft und zum Gartenbau« (Erfurt 1865); »Die Hilfsmittel zur Verbesserung der landwirtschaftlichen und gärtnerischen Kulturpflanzen« (Berl. 1868); »Die Rassenverbesserung der Kulturpflanzen« (Erlang. 1869); »Die königliche Landesbaumschule und Gärtnerlehranstalt« (Berl. 1872). Auch gab er Schmidlins »Blumenzucht im Zimmer« neu heraus (4. Aufl. Berl. 1880). — Sein Sohn Karl Ludwig, geb. 6. Sept. 1856 zu Eldena, studierte in Tübingen, Leipzig, Heidelberg und Berlin Rechtswissenschaft und trat 1881 in den praktischen Justizdienst. 1884 beteiligte er sich an der Gründung der Gesellschaft für deutsche Kolonisation, ging 24. Sept. mit der ersten Expedition nach Ostafrika, machte zwei fernere Expeditionen nach dem Kilima Ndscharo, dessen Erwerbung seiner Entschlossenheit zu verdanken ist, und Usagara und kehrte im März 1886 nach Deutschland zurück. Als Chef der im August d. J. unternommenen Somalexpedition, bei welcher er die Benadirküste, vor allem Port Durnford und die Jubmündung, erwarb, wurde er Anfang Dezember in Kismaju auf dem Gebiet des Sultans von Sansibar ermordet.

Juist, eine der ostfries. Inseln, in der Nordsee gelegen und zum Kreis Norden des preußischen Regierungsbezirks Aurich gehörig, 6 qkm groß, mit Kirche, 145 Einw. (meist Fischern) und schwach besuchtem Seebad. Sie besteht aus zwei Teilen, deren Verbindungsglied bei hohem Wasserstand von der See überflutet wird. Vgl. Brandt, Insel und Seebad J. (Norden 1883); Scherz, Die Nordseeinsel J. (das. 1886).

Juiz de Fóra (spr. dschuis), Stadt im S. der brasil. Provinz Minas Geraës, 750 m ü. M., am Parahybuna und an der Eisenbahn nach Rio de Janeiro, hat zwei höhere Schulen, Sägemühlen und Ziegeleien und 8000 Einw., die lebhaften Handel mit Kaffee und Salz betreiben. Dabei die 1857 gegründete deutsche Kolonie Dom Pedro II.

Jujubae nigrae, s. Cordia.

Jujuben (franz., spr. schüschüb), s. Zizyphus.

Jujuy (spr. chuchüi), die nordwestlichste Provinz der Argentinischen Republik, im N. und W. von Bolivia, im

Londe, die Quebrada de Humahuaca, umschließen. Das Klima ist auf den Hochebenen kalt und trocken, in den östlichen Thälern heiß und feucht; die letztern sind sehr fruchtbar und liefern alle Pflanzenprodukte der tropischen und gemäßigten Zone, während auf den Hochebenen die ärmliche Vegetation durch Kaktusarten charakterisiert wird. Die Bevölkerung betrug 1869: 40,379, 1882: 66,000 Seelen; sie besteht großenteils aus Mischlingen von Weißen und Indianern (vom Volk der Calchaqui), während die letztern in den Hochebenen fast ganz unvermischt geblieben sind und kaum Spanisch verstehen. Der größte Teil der Puna ist menschenleer, die wenigen Bewohner derselben treiben Viehzucht (Schafe und Lamas). Im östlichen Teil ist der Landbau mit künstlicher Bewässerung des Bodens Hauptbeschäftigung der Bewohner, die besonders Mais, Weizen, Zuckerrohr, auch Reis, Tabak, tropische Früchte ꝛc. ziehen. Industrie und Handel stehen auf der niedrigsten Stufe, Salz und etwas Gold werden gewonnen, und andre Metalle kommen vor. — Die Hauptstadt J. (San Salvador de J.) liegt am rechten Ufer des Rio Grande, 1238 m ü. M. in einer schönen Ebene, ist regelmäßig gebaut, meist mit einstöckigen, von Gärten umgebenen Häusern, hat 4 Kirchen, 3 Schulen, ein Krankenhaus und 5000 Einw., die lebhaften Handel mit Bolivia und Chile treiben, wohin sie Rinder, Maultiere, Chichabranntwein, Früchte, Häute, Salz und Goldstaub ausführen. Eine Eisenbahn verbindet J. mit dem 1600 km entfernten Buenos Ayres. J. wurde 1592 von Velazco gegründet.

Jük (türk.), die runde Summe von 1000 Piastern; auch das Gesamtgewicht von 40 Okkas, ungefähr 80 Zollpfund.

Juka, bittere und süße, s. Manihot.

Jukagiren, zu den Hyperboreern gehöriger Volksstamm im nordöstlichen Sibirien, an den Flüssen Jano, Indigirka, Alaseja, Kolyma und am obern Anadyr, der spärliche Überrest eines Volkes, das vor dem Eindringen ihrer jetzigen Nachbarn, der Jakuten und Tungusen, in Nordostsibirien viel zahlreicher war, heute mit den 200 am Aniuy und obern Anadyr nomadisierenden Tschuwanzen nur noch 1000 Seelen zählt, früher aber auch die jetzt verschwundenen Omoken, Schelagen und Aniuylen umfaßte. Sie haben sich stark mit Russen und Tungusen vermischt und ihren ursprünglichen Stammestypus (hohe, kräftige und schön gebaute Gestalt, längliches, gut geformtes Gesicht, helle Hautfarbe) kaum noch bewahrt. Ihre Hauptbeschäftigungen sind Fischfang, Renntier- und Gänsejagd, ihre Wohnungen im Sommer kegelförmige Hütten (Urus) aus dünnen Stangen, im Winter kleine Häuschen aus behauenen Stämmen. Ihr einziges Haustier ist der Hund, den sie zum Ziehen des Schlittens verwenden. Musik, Gesang und Tanz lieben sie leidenschaftlich. Nominell zum Christentum bekehrt, sind sie noch immer dem Schamanismus zugethan. Sie sprechen heute meist tungusisch; die Sprache ihrer Väter ist nur noch wenigen geläufig. Letztere wurde von Schiefner behandelt (1859); sie steht gänzlich isoliert da, bezeichnet grammatische Beziehungen durch Suffixe und ist reich an eigentümlichen Kasusformen.

Jukon (Yukon), Fluß in Nordamerika, entsteht auf britischem Gebiet durch die Vereinigung des Lewis mit dem Pelly beim Fort Selkirk (62° 45′ nördl. Br.). Der Lewis entspringt, nur 30 km vom Chilkoot Inlet entfernt, auf dem Nordabhang des 1250 m hohen Perrierpasses (59° 40′ nördl. Br.), durchfließt den Lindeman und andre Seen, bildet 265 km von seiner Quelle die 7,4 km weit von steilen Basaltwällen eingehemmten Miles Rapids, von deren Fuß an er bis zum Beringsmeer 3016 km weit schiffbar ist. In seinem Oberlauf begleiten den Fluß bewaldete Berge, aber etwa 160 km oberhalb Fort J., schon innerhalb des amerikanischen Territoriums, verflachen sich die Ufer, und der bis 15 km breite, inselreiche Fluß durchschreitet ein spärlich mit Pechtannen, Pappeln und Weiden bewaldetes Flachland, das sich noch 267 km weit unterhalb Fort J. erstreckt. Dann bricht er sich eine Bahn durch die Ramparthügel und tritt unterhalb derselben abermals in ein größtenteils flaches Land ein, um sich schließlich durch mehrere breite Arme als Kwickpak in den Nortonsund des Beringsmeers zu ergießen. An der Mündung liegt Fort St. Michael, 1833 von den Russen gegründet, jetzt von den Amerikanern besetzt. Das 1847 von der Hudsonbaikompanie gegründete Fort J. sowie andre Posten am obern Lauf des Flusses sind seit 1883 verlassen. Augenblicklich ist Nuklukahyet, 1055 km oberhalb der Mündung, der wichtigste Handelsposten, bis zu dem die Pelzhändler jährlich im Mai, wenn der Fluß eisfrei wird, vordringen (vgl. Schwatkas Berichte in »Deutsche Geographische Blätter« 1884).

Jukundität (lat.), Annehmlichkeit, Ergötzlichkeit.

Julapium (Julap, franz. u. engl. Julep, aus dem arab. julap, »süßer Saft«), alte Arzneiform, eine Auflösung von Zucker in einem aromatischen Wasser, aber nicht so konzentriert wie Sirup; jetzt ein besonders aus Pfefferminze und Ananas bereitetes kühlendes Getränk, das in England und Amerika beliebt ist.

Julfest (Joelfest), die vornehmste und beliebteste Festzeit der alten Nordgermanen, das dem Sonnengott Fro oder Freyr gewidmete Fest der Wintersonnenwende, gleichsam das Geburtsfest der Sonne, deren Sinnbild das Rad (altnord. hiol oder jol) war. Es begann in der Nacht der Wintersonnenwende und dauerte bis zum jetzigen Dreikönigsabend. Aller Streit ruhte, und die Götter hielten während der zwölf Tage ihre feierlichen Umzüge. Bei frohen Gelagen versammelten sich die Sippen, und als Festgericht ward der mit Grün gezierte, dem Freyr geheiligte Eber aufgetragen. An die Stelle des Julfestes trat später unser Weihnachtsfest; aber noch heute erinnern im skandinavischen Norden sowie im frühern Schwedisch-Pommern die Namen verschiedener zu dieser Zeit üblicher Gebräuche und Gerichte, wie der Julklapp (Weihnachtsgeschenk, das vom unerkannt bleiben wollenden Geber heimlich, aber mit lautem Schall ins Haus geworfen wird), der Juleber oder Julbock, ein feines Gebäck, dem ein Eberkopf oben aufgedrückt ist, Julgrütze, Julbrot ꝛc., an das alte heidnische Fest (s. Weihnachten).

Jülg, Bernhard, Sprachforscher, geb. 20. Aug. 1825 zu Ringelbach in Baden, studierte zu Berlin und Heidelberg, ward 1851 als außerordentlicher Professor der klassischen Philologie nach Lemberg, 1853 als ordentlicher Professor nach Krakau berufen und wirkte seit 1863 in gleicher Eigenschaft in Innsbruck, wo er 14. Aug. 1886 starb. Besonders auf den Gebieten der vergleichenden Sprach- und Sagenforschung, wobei er neben dem Sanskrit auch die ostasiatischen Sprachen ins Auge faßte, hat er sich große Verdienste erworben. Unter seinen Schriften sind außer einer Neubearbeitung von Vaters »Litteratur der Grammatiken, Lexika und Wörterbücher aller Sprachen der Erde« (Berl. 1847) hervorzuheben: »Die Märchen des Siddhi-Kür. Kalmückischer Text mit deutscher Übersetzung und einem kalmückisch-deutschen Wörterbuch« (Leipz. 1866); »Mongolische Märchen-

sammlung«, mongolisch und deutsch (Innsbr. 1868); »Über Wesen und Aufgabe der Sprachwissenschaft« (das. 1868); »Die griechische Heldensage im Widerschein bei den Mongolen« (Leipz. 1869); »On the present state of Mongolian researches« (Lond. 1882).

Juli (Julius), der siebente Monat unsers Jahrs, war ursprünglich bei den Römern, die ihr Jahr mit dem März anfingen, der fünfte Monat und hieß daher Quintilis, bis er im Jahr 45 v. Chr. zu Ehren Julius Cäsars, der in diesem Monat geboren war, seinen jetzigen Namen erhielt. In den germanischen Sprachen heißt der J. Heumonat, als die Zeit der Heuernte; im Altfranzösischen Juignet (»kleiner Juni«). Die Sonne tritt im J. aus dem Zeichen des Krebses in das des Löwen. Nach Dove beträgt die Durchschnittswärme des J. in

Archangel . . .	+15,9° C.	London	+17,5° C.
Petersburg . . .	+17,0 "	Amsterdam . . .	+18,5 "
Berlin	+18,8 "	Brüssel	+18,0 "
Prag	+20,0 "	Paris	+18,7 "
Wien	+21,5 "	Bordeaux	+22,0 "
München . . .	+18,2 "	Basel	+18,9 "
Karlsruhe . . .	+19,8 "	Mailand	+23,6 "
Dublin	+16,0 "	Rom	+24,4 "

Die mittlere Veränderlichkeit der Temperatur, d. h. der Mittelwert von allen in einem möglichst großen Zeitraum für den Monat vorgekommenen Abweichungen von der ihm zukommenden Mitteltemperatur, weicht nicht viel von der des Juni und Augusts ab und beträgt im nordöstlichen Europa 1,5, in den baltischen Ländern 1,3, in Deutschland 1,3, in Westeuropa 1,1, in England 1,0, in Italien 1,0° C.

Julia, 1) einzige Tochter des Kaisers Augustus von seiner zweiten Gemahlin, Scribonia, geb. 39 v. Chr., ausgezeichnet durch Schönheit, Geist, Bildung und Leutseligkeit, aber wegen ihrer Sittenlosigkeit berüchtigt, ward 25 mit des Augustus Schwestersohn M. Claudius Marcellus, nach dessen Tod 22 mit M. Vipsanius Agrippa, dem sie drei Söhne und zwei Töchter gebar, und nach Agrippas Tod auf Anstiften ihrer Stiefmutter Livia 11 mit Tiberius vermählt, um diesem die Hoffnung auf Nachfolge in der Herrschaft zu sichern. Im J. 2 v. Chr. ward sie wegen Ausschweifungen nach der Insel Pandataria bei Neapel verbannt. Später ward sie nach Rhegium geführt, wo sie 14 n. Chr. auf Befehl des Tiberius durch Hunger getötet wurde, nachdem vorher, wahrscheinlich ebenfalls auf Befehl des Tiberius, ihr einziger noch lebender Sohn, Agrippa, ermordet worden war. Von ihren sie überlebenden Töchtern ward die ältere, Julia, Gemahlin des L. Ämilius Paulus, ebenfalls wegen Ausschweifungen von Augustus nach der Insel Trimetus an der apulischen Küste verbannt, wo sie 28 starb.

2) Domna, zweite Gemahlin des Kaisers Septimius Severus, Mutter des Caracalla, nach dessen Sturz sie sich selbst den Tod gab (217 n. Chr.); sie war fein gebildet, begünstigte die Gelehrten und veranlaßte Philostratos zu einer Lebensbeschreibung des Apollonios von Tyana.

Juliänischer Kalender, s. Kalender.

Juliänisches Jahr, das von Julius Cäsar 45 v. Chr. eingeführte bürgerliche Jahr von durchschnittlich 365¼ Tagen (vgl. Kalender).

Julianisten, s. Monophysiten.

Juliänus, 1) Flavius Claudius, mit dem Beinamen Apostăta (»der Abtrünnige«, weil er vom Christentum abfiel), römischer Kaiser, Sohn des Julius Constantius, Bruders Konstantins d. Gr., war 331 n. Chr. geboren. Er und sein Bruder Gallus waren die einzigen von den Verwandten des kaiserlichen Hauses, die nach dem Tod Konstantins d. Gr. (337) der Grausamkeit der Söhne desselben entgingen. Er lebte zunächst teils auf den Besitzungen seiner Mutter, teils in Konstantinopel und wurde hierauf nebst seinem Bruder nach Macellum in Kappadokien verwiesen, wo er sechs Jahre (345—351) auf einem einsamen Schloß unter strenger Zucht zubrachte; nachdem aber Gallus 351 von Constantius, der seit 350 das Reich allein beherrschte, zum Cäsar erhoben worden war, wurde ihm eine freiere Bewegung gestattet; er brachte nun einige Jahre in Nikomedia zu, wo er sich besonders mit dem Studium der neuplatonischen Philosophie beschäftigte; nach der Ermordung des Gallus (354) war er neuen Verfolgungen und Einschränkungen ausgesetzt, erhielt sodann besonders durch die Fürsprache der Kaiserin Eusebia die Erlaubnis, sich nach Athen zu begeben, wo er seine Studien fortsetzte, wurde aber bald von da abberufen, um zum Cäsar ernannt zu werden und den Oberbefehl über die Legionen am Rhein zu übernehmen, wohin er gegen Ende des Jahrs 355 abging. Hier machte er sich durch die große Einfachheit seines Lebens, durch Teilnahme an allen Strapazen sowie durch liebevolle Fürsorge für das Wohl der Soldaten und durch Milde in kurzem bei dem Heer und bei den Landesbewohnern ebenso beliebt wie durch seinen sittlichen Ernst, seine Gerechtigkeit und strenge Disziplin geachtet und bei den Feinden durch Mut und Feldherrngeschicklichkeit gefürchtet. Zu den glänzendsten seiner Kriegsthaten gehören seine wiederholten Rheinübergänge und die Schlacht bei Straßburg (357) gegen die Alemannen. Nachdem er aber hier vier Jahre lang den Krieg mit glücklichem Erfolg geführt, erhielt er im Winter 360—361 vom Kaiser Constantius, wahrscheinlich aus Neid und Argwohn, den Befehl, den tüchtigsten Teil seines Heers ihm zur Hilfe nach dem Orient zu schicken. Dies gab den Anlaß, daß seine hierüber erbitterten Truppen einen Aufstand machten und ihn zum Augustus ausriefen. Er selbst weigerte sich erst einige Zeit, diesen Titel anzunehmen, und nachdem er sich endlich dazu bereit erklärt hat, richtete er an Constantius die Bitte, seine Erhebung anzuerkennen. Als aber Constantius nicht nur dies verweigerte, sondern auch mit seinem Heer gegen ihn aufbrach, so setzte auch er sich in Bewegung, erhielt aber auf seinem Zug in Dacien die Nachricht, daß Constantius zu Mopsukrene in Kilikien gestorben sei (3. Nov. 361), worauf J. allgemein als Kaiser anerkannt wurde. Hiermit beginnt seine kurze, aber in mehrfacher Beziehung

mit auch die Größe und der Ruhm des römischen Reichs zurückkehren würden. Er enthielt sich zwar aller blutigen Verfolgungen, aber er entzog den Christen alle ihnen von den frühern Kaisern gewährten Vorzüge und Vorteile und wandte sie dagegen den Heiden zu, förderte den Bau heidnischer Tempel und die Ausübung des heidnischen Kultus, verbot das Lesen der Klassiker in den Schulen der Christen und traf sonstige derartige Anstalten, um das Christentum in der öffentlichen Meinung herabzusetzen. Es war dies ein völlig fruchtloses Beginnen, da es nicht möglich war, das abgestorbene Heidentum wieder ins Leben zu rufen; auch konnte es dabei trotz seines bessern Willens nicht an Härten und Grausamkeiten fehlen. Im übrigen aber war er ein vortrefflicher Fürst, unermüdlich thätig, gerecht, wohlwollend und eifrigst bemüht, die Wohlfahrt der Angehörigen des Reichs auf alle Art zu fördern. Und auch nach außen suchte er mit einem vielleicht zu weit gehenden Ehrgeiz seine Regierung zu einer ruhmreichen und glänzenden zu machen. Er unternahm daher, nachdem er den Winter 362—363 in Antiochia zugebracht, im Frühjahr 363 einen Feldzug gegen den Perserkönig Sopores, den damals gefährlichsten Feind der Römer, gegen welchen Constantius lange Zeit mit sehr zweifelhaftem Glücke gekämpft hatte. Er lieferte demselben mehrere siegreiche Schlachten, drang bis über den Tigris vor, ließ sich aber dann durch seinen Ungestüm verleiten, seine Flotte zu verbrennen und den Feind in das Innere des Landes zu verfolgen, wurde durch Mangel an Lebensmitteln zur Umkehr genötigt und starb 26. Juni 363 an einer im Gefecht empfangenen Wunde. Sein Privatleben war einfach und durchaus vorwurfsfrei. Die Zeit, die ihm von seinen Regierungsgeschäften übrigblieb, verwandte er auf das Studium und auf Schriftstellerei. Wir besitzen von ihm noch 8 Reden, 2 satirische Schriften, nämlich eine witzige Schilderung der römischen Kaiser und eine Verteidigungsschrift gegen die Spötteleien der Antiochener über den Bart, den er als griechischer Philosoph trug, unter dem Titel: »Misopogon«, ferner 83 Briefe und 4 kleinere Gedichte. Eine von ihm verfaßte Widerlegungsschrift gegen die Christen ist verloren gegangen und nur noch in einzelnen Stellen erhalten, welche von Cyrillus, Bischof von Jerusalem, in einer gegen dieselbe gerichteten Gegenschrift mitgeteilt werden. Die erhaltenen **Werke** J.' sind gedruckt zuerst in der nicht vollständigen Pariser Ausgabe von 1583, dann herausgegeben von Petavius (Par. 1630), am besten mit Text, Kommentar und lateinischer Übersetzung von Spanhemius (Leipz. 1696), der »Misopogon« von Heusinger (Gotha 1736, 1741) und Harleß (Erlang. 1785), die Briefe am vollständigsten mit lateinischer Übersetzung und Kommentar von Heyler (Mainz 1828). Eine neue, verbesserte Textausgabe besorgte Hertlein (Leipz. 1875—76, 2 Bde.); dazu »Juliani imperatoris librorum contra Christianos quae supersunt« (hrsg. von Neumann, das. 1880, zugleich deutsch). Vgl. **Neander**, Über den Kaiser J. (2. Aufl., Gotha 1867); **Strauß**, Der Romantiker auf dem Thron der Cäsaren, oder J. der Abtrünnige (Mannh. 1847); **Semisch**, Julian der Abtrünnige (Bresl. 1862); **Rode**, Geschichte der Reaktion Kaiser Julians gegen die christliche Kirche (Jena 1877); **Rendall**, The emperor Julian (Lond. 1879); **Centerwall**, Julianus affällingen (Stockh. 1884).

2) **Marcus Didius Salvius**, röm. Kaiser, s. Didius.

3) **Salvius**, angesehener röm. Jurist aus Hadrians Zeitalter, geborner Afrikaner. Durch ihn ließ Hadrian das Edictum perpetuum (132 n. Chr.) abfassen; noch andre Werke von ihm erwähnen die Pandekten. Vgl. **Buhl**, Salvius J. (Heidelb. 1886 ff.).

Juliapan, Departement im mittelamerikan. Staat Guatemala, an der Grenze von Salvador, mit (1885) 42,811 Einw. Die gleichnamige **Hauptstadt** hat 1287 Einw.

Julias, Stadt, s. Bethsaida 2).

Jülich, vormaliges Herzogtum in der preuß. Rheinprovinz, auf dem linken Rheinufer, 4130 qkm (75 QM.) groß mit ca. 400,000 Einw. (s. »Geschichtskarte«), ward zu Anfang des Mittelalters als Pagus Juliacensis von Grafen beherrscht. Als erster derselben wird Gerhard in der ersten Hälfte des 11. Jahrh. genannt. Seit dem 12. Jahrh. gelangten dieselben zum erblichen Besitz der Grafschaft und infolge des Verfalls des Herzogtums Niederlothringen, welchem sie untergeben waren, zur Reichsunmittelbarkeit. Wilhelm V. wurde vom Kaiser Ludwig dem Bayern 1336 in seiner Reichsstandschaft bestätigt und zum erblichen Markgrafen, vom Kaiser Karl IV. 1356 zum Herzog ernannt. Von seinen Söhnen erheiratete der eine, Gerhard, die Grafschaft Berg, der andre, Wilhelm VI., der dem Vater 1362 in J. nachfolgte, die Grafschaft Geldern. Nach Rainalds IV. Tod (1423) besetzten Adolf IX., Herzog von Berg, Urenkel Herzog Wilhelms V., und Johann, Herr von Heinsberg (durch seine Mutter Enkel des Herzogs Wilhelm V.), zufolge des Testaments Rainalds IV., wonach nach seinem Tod an Adolf ³/₄ und an Johann ¹/₄ von J. fallen sollte, das Herzogtum. So ward Adolf Herzog von J. und Berg und Johann Herr von J. Des erstern Enkel Wilhelm VIII. (III. in Berg), der letzte männliche Sprößling dieses Fürstenhauses, setzte seine Tochter Marie, welche an den Sohn des Herzogs von Kleve, Johann den Friedfertigen, verheiratet war, zur Erbin seiner Länder ein, obgleich der Kaiser Friedrich III. 1485 die Nachfolge in J. und Berg dem Herzog Albrecht von Sachsen versprochen und Kaiser Maximilian 1495 dies Versprechen erneuert hatte. Nach Wilhelms Tod (1511) folgte daher Johann der Friedfertige, sein Schwiegersohn, ungeachtet des Einspruchs Sachsens. Der Kaiser belehnte Johann, doch wurden Sachsen seine Ansprüche gewahrt. Als Johann 1521 auch als Herzog von Kleve zur Regierung gelangt war, wurden J. und Berg mit Kleve vereinigt.

Nach dem Aussterben dieses Fürstenhauses mit dem Herzog Johann Wilhelm (25. März 1609) machten mehrere deutsche Fürsten, besonders Sachsen, Brandenburg und Pfalz-Neuburg, auf seine Hinterlassenschaft Ansprüche, welcher Streit unter dem Namen des **jülich-klevischen Erbfolgestreits** bekannt ist. Das Haus Sachsen gründete seine Ansprüche an die Erbschaft auf ein kaiserliches Versprechen, daß Kleve, im Fall der Mannesstamm des dortigen Fürstenhauses ausstürbe, an das Haus Sachsen fallen sollte. Hiergegen erhoben sich nun die weiblichen Erben, denen Karl V. 1546 das Recht der Succession zugesprochen, drei Schwestern des Herzogs Johann Wilhelm und deren Nachkommen. Die älteste von diesen, Marie Eleonore, war an den blödsinnigen Herzog von Preußen, Albert Friedrich von Brandenburg, vermählt gewesen und noch vor ihrem Bruder gestorben, hatte aber aus jener Ehe eine Tochter, Anna, hinterlassen, die an den Kurfürsten Johann Siegmund von Brandenburg verheiratet war und sich, dem Heiratsvertrag ihrer Mutter von 1573 gemäß, als Erbin der Ansprüche derselben betrachtete. Die zwei andern Schwestern derselben wa-

ren Anna, mit dem Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Pfalz-Neuburg, und Magdalena, mit dem Herzog Johann I. von Pfalz-Zweibrücken vermählt. Diese Erben standen einmütig wider Sachsen, machten sich aber die Erbschaft untereinander selbst wieder streitig. Sofort nach dem Tod Johann Wilhelms hatten sich Brandenburg und Pfalz-Neuburg in Besitz der Erbschaft gesetzt. Im Einverständnis mit Sachsen verlangte aber der Kaiser zunächst, bis nach erfolgter Ausgleichung der Sache, J., Kleve und Berg zu sequestrieren, und ließ sogleich den Erzherzog Leopold mit kaiserlichen, den Erzherzog Albrecht mit spanischen Truppen aus den Niederlanden in die Herzogtümer einrücken. Ersterer überrumpelte und besetzte im Mai 1609 J. Dies veranlaßte Brandenburg und Pfalz-Neuburg, sich 10. Juni 1609 durch den Rezeß von Dortmund zu gemeinschaftlicher Verteidigung ihres Rechts zu verbinden. Die protestantische Union und Heinrich IV. von Frankreich sicherten, um eine Festsetzung des Hauses Habsburg am Niederrhein zu verhindern, ihre Hilfe zu, und schon rückten 1610 französische und unierte Truppen in das Jülichsche ein, als der plötzliche Tod Heinrichs IV. (14. Mai) und des Hauptes der Union, des Kurfürsten Friedrich IV. (9. Sept.), den Ausbruch eines großen Kriegs verhinderte. Bloß J. wurde den Kaiserlichen wieder entrissen. Der Kaiser erteilte allerdings Sachsen die Belehnung, doch blieben Brandenburg und Neuburg im faktischen Besitz der Lande. Um nun dem Erbstreit zwischen diesen ein Ende zu machen, wünschte Philipp Ludwigs Sohn Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg durch eine Vermählung mit Johann Siegmunds Tochter die brandenburgischen Ansprüche mit den pfälzischen zu vereinigen. Aber der Kurfürst wollte dies nicht zugestehen, und es kam bei einer persönlichen Begegnung in Düsseldorf zu heftigen Auseinandersetzungen. Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm brach nun alle Verhandlungen ab, begab sich nach Bayern, vermählte sich mit einer Tochter des Hauptes der Liga, des Herzogs Maximilian, und wurde 1613 katholisch, während Johann Siegmund zur reformierten Kirche übertrat. Spanische und holländische Truppen rückten nun gleichzeitig ins Land, jene für Pfalz, diese für Brandenburg. Indes die Furcht vor einem allgemeinen Krieg überwog, und so wurde 12. Nov. 1614 ein Vertrag zu Xanten über eine geteilte Verwaltung mit Vorbehalt des Kondominats vermittelt. Der Pfalzgraf erhielt J. und Berg, der Kurfürst von Brandenburg Kleve, Mark, Ravensberg und Ravenstein. Doch blieben die fremden Truppen im Lande; die Holländer hielten die klevischen Festungen bis 1672 besetzt. Erst 9. Sept. 1666 schloß der Große Kurfüst Friedrich Wilhelm von Brandenburg mit dem Pfalzgrafen Philipp Wilhelm einen Erbvergleich auf Grund des Status quo, nach welchem ersterer Kleve und die Grafschaften Mark und Ravensberg, der Pfalzgraf J. und Berg behalten und nach dem Aussterben des Mannesstamms der einen Linie die andre erben sollte.

Dieser letztern Bestimmung wegen spielte die jülichsche Erbfolgefrage noch einmal im 18. Jahrh. in den europäischen Verträgen eine Rolle, als die Linie Pfalz-Schlesien gewann, verzichtete er auf seine Ansprüche, und J. fiel daher 1742 an die pfalz-sulzbachische Linie, die später zu der Kurpfalz auch die bayrischen Lande erhielt. So blieb das Herzogtum J. im Besitz der Kurfürsten von Pfalz-Bayern, bis der Lüneviller Friede 1801 es an Frankreich gab, welches schon seit 1794 dasselbe besetzt hatte. Durch den Wiener Kongreß erhielt Preußen 1814 das Herzogtum, mit Ausnahme einiger Parzellen, welche zu der niederländischen Provinz Limburg kamen. Es bildete mit den andern nördlichen Teilen der preußischen Besitzungen auf dem linken und rechten Rheinufer die Provinz J.-Kleve-Berg, die später zur preußischen Rheinprovinz geschlagen wurde. Jetzt bildet der Hauptkern des alten Herzogtums, 318 qkm ($5\frac{4}{5}$ QM.) mit (1885) 41,802 Einw., einen Kreis des preußischen Regierungsbezirks Aachen. Vgl. Ritter, Sachsen und der Jülicher Erbfolgestreit (Münch. 1874); Derselbe, Der Jülicher Erbfolgekrieg 1610 und 1611 (das. 1878).

Jülich, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Aachen, Knotenpunkt der Linien München-Gladbach-Stolberg und J.-Düren der Preußischen Staatsbahn sowie der Aachen-Jülicher Eisenbahn, hat eine evangelische und 2 kath. Kirchen, ein Amtsgericht, ein Progymnasium, eine Unteroffizierschule, eine Zuckerfabrik, Papierstoff-, Pappen- und Lederfabrikation und (1885) mit Garnison (1 Bat. Infanterie Nr. 53 und 1 Abteil. Feldartillerie Nr. 23) 5234 meist kath. Einwohner. Die früher hier bestehenden bedeutenden Festungswerke wurden 1860 geschleift. — J., das Juliacum der Alten, wurde 1277 vom Erzbischof Siegfried von Köln, 1609 vom Erzherzog Leopold, 1610 von den Holländern unter Moritz von Oranien, 1622 von den Spaniern erobert. 1794 nahmen es die Franzosen; 1814 ward es blockiert, aber bis zum Pariser Frieden von den Franzosen behauptet.

Julien (spr. schüliäng), Stanislas Aignan, berühmter franz. Sinolog, geb. 19. Sept. 1799 zu Orléans, widmete sich zuerst dem Griechischen und wurde 1821 Hilfsprofessor am Collège de France. Später wandte er sich dem Studium des Chinesischen zu und zwar mit solchem Erfolg, daß er bereits nach zwölf Monaten eine musterhafte lateinische Übersetzung des Philosophen Mengtse (»Meng-tseu«, 1824—26, 2 Bde.) veröffentlichen konnte. 1832 erhielt er den Lehrstuhl Abel Rémusats am Collège de France, 1833 erfolgte seine Aufnahme in die Akademie der Inschriften. 1839 zum Konservator der königlichen Bibliothek ernannt, übernahm er die Aufsicht über deren ostasiatische Bücherschätze; seit Oktober 1854 stand er an der Spitze des Collège Impérial de France. Er starb 14. Febr. 1873 in Paris. Unter seinen Übersetzungen aus dem Chinesischen sind hervorzuheben: die Dramen: »Tschao-chi-kou-eul« (»Die chinesische Waise«, 1834) und »Hoei-lan-ki« (»Der Kreidekreis«, 1832); mehrere Romane, wie: »Blanche et bleu« (1834), »Deux jeunes filles lettrées« (1860, 2 Bde.), »Les deux cousines« (1863, 2 Bde.) ꝛc.; »Avadânas«, eine Sammlung chinesischer Novellen (1859, 3 Bde.); ferner von Werken ernsten Inhalts die »Kang-ing-Pien« des Taotse (»Livre

contrées occidentales«, 1857—58, 2 Bde.). Außerdem veröffentlichte er lexikalische und grammatische Arbeiten (darunter »Syntaxe nouvelle de la langue chinoise«, 1869—70, 2 Bde.) sowie Übersetzungen chinesischer Schriften über Seidenzucht und Porzellanfabrikation und das wichtige Werk »Méthode pour déchiffrer et transcrire les noms sanscrits qui se trouvent dans les livres chinois« (1861). Seit 1863 war J. Kommandeur der Ehrenlegion.

Julienne (franz., spr. schü-), in der Kochkunst kleine, feine Streifen verschiedener Eßwaren, besonders getrockneter Gemüse (berühmte Fabrik in Frankreich: Firma Tayeux). Daher Juliennesuppe (potage à la j.), sogen. französische Suppe: mit klein geschnittenem Gemüse darin.

Julier, ein seit 1828 fahrbar gemachter Paß der Graubündner Alpen, 2287 m hoch, zwischen Piz Lungen, einem Vorposten in der Gruppe des Averser Weißbergs, und Piz Munteratsch, einem Vorposten der Err-Gruppe, verbindet die beiden Thäler des Oberhalbstein und (Ober-) Engadin, d. h. in Verbindung mit Maloja oder Bernina den Bodensee und den Comersee. Im Sommer ist der Paß als Hauptzugang zu den Kurorten St. Moritz, Samaden, Pontresina &c. außerordentlich belebt. Den Fuß der eigentlichen Paßstrecke bezeichnet einerseits Bivio (1776 m) im Oberhalbstein, anderseits Silvaplana (1816 m) im Engadin.

Julier, röm. Geschlecht, s. Julius.

Julifloren, s. Amentaceen.

Julin, bedeutender Handelsplatz der Obotriten im Mittelalter, wahrscheinlich das heutige Wollin; vgl. Vineta.

Julirevolution, der Aufstand, welcher in Paris infolge der Juliordonnanzen König Karls X., die 26. Juli 1830 publiziert wurden, 27. Juli ausbrach und am 29. mit dem Sieg der Aufständischen, dem Sturz der Bourbonen und der Errichtung des Julikönigtums (1830—48) endete; ihm zu Ehren wurde auf dem Bastilleplatz in Paris die Julisäule errichtet. Vgl. Frankreich, S. 562.

Julische Alpen (nach der röm. Stadt Forum Julii, dem jetzigen Cividale del Friuli, benannt), alte Bezeichnung des äußersten südlichen Teils der Ostalpen, vom Pontafelpaß und dem Tagliamento im W. und der Save im O. begrenzt. Zum letztenmal zeigt sich hier dem Karst gegenüber der Alpencharakter, zum letztenmal treten hier die romantischen Thäler mit Seen (Veldeser, Wocheiner See) und Wasserfällen, die über den Wäldern sich erhebenden pflanzenreichen Alpenweiden, die schneegekrönten Berghäupter auf. Der höchste Gipfel der Gruppe ist der Terglou oder Triglav (Dreikopf), dessen drei zuckerhutartige Spitzen aus dem Schnee zu 2865 m emporsteigen. Nordwestlich von ihm erhebt sich der Mangart (2675 m); südlich vermitteln niedrigere Erhebungen (Bergland von Idria) den Übergang zum Karst. S. Karte »Alpen«.

Julius, röm. Mannesname. Die Gens Julia war ein römisches Geschlecht, das aus Albalonga stammte. Ihren Namen trug sie von Julus, einem angeblichen Sohn oder Enkel des Äneas, in welchem sie ihren Ahnherrn verehrte. Während der ganzen Dauer der Republik finden wir die Julier in den höchsten Staatsämtern, vornehmlich in den ersten und in den letzten Jahrhunderten. Merkwürdige Mitglieder dieses Geschlechts und Männer mit diesem Vornamen s. unter den betreffenden Familien- und Zunamen.

Julius, Name von drei Päpsten: 1) J. I., Papst von 337 bis 352, bekämpfte die Arianer und ward auf der Synode zu Sardica 343 als Schiedsrichter appellierender Bischöfe proklamiert. — 2) J. II., vorher Giuliano della Rovere, geb. 1443 zu Albizuola, Neffe des Papstes Sixtus IV., wurde von diesem zum Bischof und Kardinal erhoben und nach dem Tod Pius' III. 30. Okt. 1503 auf den päpstlichen Stuhl gesetzt; ein großer Krieger und Politiker, dabei ein Freund der Künste und Wissenschaften. Die Herstellung und Befestigung des Kirchenstaats war sein Werk. Er vertrieb Cesare Borgia, eroberte Bologna, Perugia und andre Städte. Sein weiteres Ziel war die Befreiung Italiens von der Herrschaft der Fremden; im Wechsel der Parteistellung versuchte er es zu erreichen. Er schloß gegen die Republik Venedig mit dem Kaiser Maximilian I., Ferdinand von Aragonien und Ludwig XII. von Frankreich 10. Dez. 1508 die Liga von Cambrai. Als aber Venedig ihn durch Abtretung der Städte in der Romagna, Steuerfreiheit des Klerus u. a. zufriedengestellt hatte, vereinigte er sich mit dieser Republik gegen Frankreich zu der sogen. »heiligen Liga« (Oktober 1511) und befehligte die Truppen in eigner Person. Dem von Ludwig XII. und dem Kaiser Maximilian I. behufs einer Reform des Papsttums 1511 nach Pisa berufenen Konzil stellte er 1512 eine allgemeine Kirchenversammlung im Lateran entgegen. Mitten unter großen Entwürfen starb er 20. Febr. 1513. Vgl. Brosch, Papst J. II. und die Gründung des Kirchenstaats (Gotha 1877). — 3) J. III., vorher Gianmaria Giocchi, geb. 1487 zu Rom, nannte sich aber nachher del Monte, nach dem Stammort seiner Familie. 1536 zum Kardinal erhoben, wurde er 1545 als Prinzipallegat zum Konzil nach Trient gesendet, wo er mit Eifer das päpstliche Interesse vertrat; wider Erwarten wurde er Papst 7. Febr. 1550. Ein zur Vertreibung des Octavio Farnese aus Piacenza mit dem Kaiser Karl V. abgeschlossenes Bündnis gegen Frankreich gab er bald wieder auf. Er berief das ins Stocken geratene Konzil 1551 nach Trient zurück, aber ohne großen Erfolg. Er starb 23. März 1555.

Julius, Herzog von Braunschweig, vierter Sohn Herzog Heinrichs des jüngern, geb. 29. Juni 1528, schon als Kind Domherr von Köln, erhielt 1553 das Bistum Minden, auf welches er 1554 verzichtete, und folgte 1568 seinem Vater, der ihn ursprünglich zu gunsten seines unehelichen Sohns Eitelheinrich von der Succession ausschließen wollte. Er war seit 1560 vermählt mit Hedwig, der Tochter des Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg, stiftete die Universität Helmstädt, erbte 1582 einen Teil der Besitzungen der Grafen von Hoya sowie 1584 das Fürstentum Kalenberg und starb 13. Mai 1589 in Wolfenbüttel.

Julius, Nikolaus Heinrich, ein um das Gefängniswesen verdienter Arzt, geb. 3. Okt. 1783 zu Altona von jüdischen Eltern, studierte in Heidelberg und Würzburg, ließ sich 1809 nach seinem Übertritt zum Katholizismus als praktischer Arzt in Hamburg nieder, machte in der hanseatischen Legion die Feldzüge von 1813 bis 1815 mit und unternahm 1825 eine Studienreise durch die drei britischen Reiche, auf der er seine Aufmerksamkeit vorzugsweise den Gefängnissen zuwendete. Seitdem machte er die Reform derselben im Sinn der amerikanischen Einzelhaft und der sogen. Rettungshäuser zu seiner Lebensaufgabe. Durch seine in Berlin gehaltenen Vorlesungen (»Vorlesungen über die Gefängniskunde«, Berl. 1828) begründete er die Gefängniskunde, für welche er auch mit Unterstützung der Regierung ein eignes Organ in den »Jahrbüchern der Straf- und Besserungs-

anstalten ꝛc.« (das. 1829—33, 10 Bde.) schuf, denen die von ihm unter anderm herausgegebenen »Jahrbücher der Gefängniskunde und Besserungsanstalten« (Frankf. a. M. 1842—48, 11 Bde.) folgten. Die Resultate seiner später für die Zwecke der Gefängniskunde unternommenen Reisen legte er zum Teil in den Werken: »Nordamerikas sittliche Zustände« (Leipz. 1839, 2 Bde.) und »Beiträge zur britischen Irrenheilkunde« (Berl. 1844) nieder. Die deutsche Übersetzung der Schrift des damaligen Kronprinzen Oskar von Schweden: »Über Strafe und Strafanstalten« (Leipz. 1841) hat er mit einer Einleitung und Anmerkungen versehen. Mit den Ereignissen von 1848 endete seine Thätigkeit für die preußischen Gefängnisse, weshalb er sich 1849 nach Hamburg zurückzog. Hier nahm er eine seiner Jugendbeschäftigungen, das Studium der spanischen Litteratur, wieder auf und veröffentlichte die Übersetzung von Ticknors »Geschichte der schönen Litteratur in Spanien« (Leipz. 1852, 2 Bde.). Er starb 20. Aug. 1862 in Hamburg.

Julius Africanus, s. Africanus.

Julius Cäsar, s. Cäsar.

Julinsburg, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Breslau, Kreis Öls, an der Linie Öls-Gnesen der Preußischen Staatsbahn, hat (1885) 827 meist evang. Einwohner. J. wurde 1676 gegründet, seine Liegenschaften umfassen einen Flächeninhalt von nur 19 Hektar.

Juliushall, Solbad, s. Harzburg.

Juliusturm, der den deutschen Reichskriegsschatz (s. d.) verwahrende Turm der Citadelle zu Spandau.

Julklapp, s. Julfest.

Jullien (spr. schüljäng), Adolphe, franz. Musikschriftsteller, geb. 1. Juni 1845 zu Paris, wurde auf dem Lycée Charlemagne gebildet und ist seit längerer Zeit als Mitarbeiter der »Revue et Gazette musicale«, des »Meuestrei«, der »Chronique musicale« und Musikreferent verschiedener größerer Zeitungen thätig. Von seinen selbständigen Schriften sind hervorzuheben: »La musique et les philosophes au XVIII. siècle« (1873); »Histoire de théâtre de Mme. Pompadour« (1874); »La comédie à la cour de Louis XVI, le théâtre de la reine à Trianon« (1873); »Les spectateurs sur le théâtre« (1875); »Weber à Paris« (1877); »Airs variés: histoire, critique, biographie musicales et dramatiques« (1877); »La cour et l'opéra sous Louis XVI; Marie Antoinette et Sacchini etc.« (1878); »L'opéra secret au XVIII. siècle« (1880); »Histoire du costume au théâtre en France« (1880); »Goethe et la musique« (1880); »Hector Berlioz« (1882); »Paris dilettante au commencement du siècle« (1884); »La comédie à la cour« (1885); »Richard Wagner, sa vie et ses œuvres« (1886).

Jullundur, ind. Bezirk, s. Dschalandhar.

Julus, s. Ascanius.

Julus (lat.), in der Botanik s. v. w. Kätzchen (s. d.); in der Zoologie s. v. w. Vielfuß (s. d.).

Jumart (franz., spr. schümahr), gefabelter Bastard von Rind und Pferd (oder Esel).

Jumel (franz., spr. schümell, Mako), ägypt. Baumwolle, s. Baumwolle, S. 521.

Jumet (spr. schümä), gewerbsame Gemeinde in der belg. Provinz Hennegau, Arrondissement Charleroi, Knotenpunkt an der Ringbahn von Charleroi, mit ausgedehnter Eisenindustrie, Steinkohlengruben, Glashütten, höherer Knabenschule, Industrieschule und (1885) 22,821 Einw.

Jumièges (spr. schümjähsch), Flecken im franz. Departement Niederseine, Arrondissement Rouen, rechts an der Seine, mit den Ruinen einer ehemals berühmten Benediktinerabtei (mit der Grabstätte der Agnes Sorel) und 270 Einw. J. ist wichtig als erster Landeplatz der erobernden Normannen.

Jumilla (spr. chumilja), Stadt in der span. Provinz Murcia, hat 2 Kirchen mit alten Gemälden, Wein- und Espartobau und (1878) 13,886 Einw.

Jumna, Fluß, s. Dschamna.

Jumpers (engl., spr. dschömmpers, »Springer«), religiöse Sekte, s. Methodisten; auch Name der Diebe, die durch die Fenster einsteigen.

jun., Abkürzung für junior (s. d.).

Juncus *L.* (Binse, Simse, Markbinse), Gattung aus der Familie der Junkaceen, gras- oder binsenähnlich aussehende Kräuter mit spiralig oder abwechselnd zweizeilig stehenden Blättern und einer aus einer kleinen seitlichen Spalte unter der Spitze des Schaftes hervorkommenden Blütenrispe. J. acutus *L.*, in südlichen Gegenden, 1 m hoch, wurde zu den Zeiten des Dioskorides gegen Durchfall und als harntreibendes Mittel gebraucht. J. conglomeratus *L.* (Knopfbinse), in Sümpfen und Gräben, 1—2 m hoch, enthält ein Mark, das sich leicht ausziehen und zu Dochten und allerlei Zieraten benutzen läßt. Der kriechende, ästige Wurzelstock war früher offizinell. J. effusus *L.* (Flatterbinse), in Wäldern und Gräben, 1—1,25 m hoch, ist zu Flechtwerk, besonders zu Fischreusen, sowie das Mark zu Dochten geeignet.

Jundt, Gustav, Maler, geb. 21. Juni 1830 zu Straßburg, begann 1848 seine Studien bei Gabriel Guérin u. ging 1849 nach Paris zu Drolling. Der Salon 1856 brachte sein erstes bemerkenswertes Gemälde: das Fest im Nachbardorf. Seitdem fanden seine farbenfrischen Landschaftsbilder mit lebenswahren, nicht selten humoristischen Gestalten allgemeinen Beifall. Von seinen meist dem Elsaß entlehnten Bildern sind hervorzuheben: der Sonntagsmorgen, die Rheininseln, die Ziege, die Libellen, die Matinee des Großherzogs, die Einladung zur Hochzeit, der Erstgeborne, die Taufe, der Sonntag im Museum des Großherzogs, die Maiblume, der Philosophenweg von Monaco, eine Bäuerin auf ihrem Eselein, die Rückkehr der Braut, Es lebe Frankreich!, die französischen Internierten verlassen die Schweiz und der Weihnachtsbaum. Jundts Arbeiten atmen Poesie, Natürlichkeit und Humor. Auch als Karikaturenzeichner war er bedeutend. Unter der von ihm herausgegebenen Serie von Albums sind besonders die Geschichte der Puppe, der Feigling, Polichinell, die schrecklichen Untugenden und Hans beliebt. Er tötete sich 14. Mai 1884 in Paris durch einen Sprung aus dem Fenster.

Jung, 1) (Junge, Jungius) Joachim, Naturforscher und Mathematiker, geb. 21. Okt. 1587 zu Lübeck, studierte in Rostock Mathematik, erhielt schon 1609 einen Lehrstuhl der Mathematik zu Gießen, gab aber denselben 1614 wieder auf, lebte mit Ratichius und Helvich in Augsburg, begab sich 1615 nach Lübeck, studierte dann bis 1618 in Rostock Medizin, promovierte in Padua, gründete 1622 eine gelehrte Gesellschaft in Rostock, wurde 1625 Professor der Mathematik an der dortigen Universität und 1628 Rektor des Johanneums in Hamburg, wo er 17. Sept. 1657 starb. Er war ein heftiger Gegner der Scholastiker und wird von Leibniz dem Kopernikus und Galilei an die Seite gestellt. Als Botaniker stellte er zuerst die Begriffe von Art und Gattung auf und gab die Grundlage zu einer botanischen Kunstsprache, die später von Linné ausgebildet wurde. Von seinen Schriften, die von seiner gründlichen Gelehrsamkeit und von seinem Scharfsinn zeugen, sind besonders zu

nennen: »Doxoscopiae physicae minoris, seu Isagoge physica doxoscopica« (hrsg. von Fogel, Hamb. 1662); »Isagoge phytoscopica« (hrsg. von Vaget, das. 1678). Vgl. Guhrauer, J. J. und sein Zeitalter (nebst Goethes Fragment über Jungius, Stuttg. 1851); Avé-Lallemant, Des Dr. J. J. aus Lübeck Briefwechsel (Lüb. 1863); Derselbe, Das Leben des Dr. J. J. (Bresl. 1882).

2) Johann Heinrich, genannt Stilling, origineller deutscher Schriftsteller, geb. 12. Sept. 1740 zu Im-Grund im Nassauischen als Sohn armer Leute, wuchs in den Kreisen einer pietistischen Sekte auf, die seit dem Ende des 17. Jahrh. in stillen Gegenden Westdeutschlands eine abgeschlossene Existenz führte, war zuerst Kohlenbrenner, dann Schneider, erwarb sich als Autodidakt einige Bildung, ward Hauslehrer und studierte endlich noch Medizin in Straßburg, wo er auch mit Goethe in engern Verkehr trat. Nachdem er hierauf zu Elberfeld als Arzt gewirkt und sich namentlich durch geschickte Staroperationen Ruf erworben hatte, erhielt er 1778 eine Anstellung an der Kameralschule zu Lautern und siedelte später mit dieser Anstalt als Professor der Landwirtschaft nach Heidelberg über. 1787 folgte er einem Ruf als Professor der Ökonomie und Kameralwissenschaften nach Marburg, kehrte aber 1804 als ordentlicher Professor der Staatswissenschaften nach Heidelberg zurück und verlebte die letzte Zeit seines Lebens in Karlsruhe. Er starb 2. April 1817 als badischer Geheimrat. J. eröffnete seine litterarische Laufbahn mit Romanen, welche die Welt- und Lebensanschauung der Pietisten vielfach wiedergaben, und in denen eine Reihe realer Erinnerungen an das eigenartige Dasein der Sektierer niedergelegt war. Zu denselben gehören: »Florentin v. Fahlendorn« (Mannh. 1779); »Geschichte des Herrn v. Morgenthau« (Berl. 1779); »Theobald, oder die Schwärmer« (Leipz. 1784). Höher noch steht seine Autobiographie, welche in verschiedenen Folgen und Fortsetzungen als »Heinrich Stillings Jugend« (Berl. 1777), »Heinrich Stillings Jünglingsjahre« (das. 1778), »Heinrich Stillings Wanderschaft« (das. 1778), »Heinrich Stillings häusliches Leben« (das. 1789) und »Heinrich Stillings Lehrjahre« (das. 1804) erschien. Reichtum der Anschauung, lautere, gemütvolle Darstellung sowie ein wahrhaft frommer Sinn verleihen diesem Werk nicht geringen Wert. Dasselbe erschien später in neuer Gestalt unter dem Titel: »Heinrich Stillings Leben, eine wahre Geschichte« (Berl. 1806, 5 Bde.); den Schluß dazu: »Heinrich Stillings Alter« (Heidelb. 1817) lieferte sein Enkel Schwarz (eine neue Ausgabe des Ganzen unter dem Titel: »J. Stillings Lebensgeschichte« erschien Stuttgart 1857). Auch über Kameralwissenschaften schrieb J. manches Verdienstvolle. Bekannter aber machten seinen Namen seine zahlreichen pietistisch-mystischen Schriften: »Das Heimweh« (Marb. 1794—97, 4 Bde.; neue Ausg., Stuttg. 1876), »Szenen aus dem Geisterreich« (Frankf. 1797—1801; 6. Aufl., Stuttg. 1875), »Der graue Mann, eine Volksschrift« (Nürnb. 1795—1816), »Der christliche Menschenfreund« (das. 1803—16), »Theorie der Geisterkunde« (das. 1808) und »Apologie der Theorie der Geisterkunde« (das. 1809), Schriften, in denen er den Verkehr abgeschiedener Geister mit dieser Welt als faktisch voraussetzt und in theologisch-mystischem Sinn erklärt. Die zahllosen Angriffe auf diese Werke verbitterten seine letzten Lebensjahre. Seine letzten »Erzählungen« (Frankf. 1814—15) sowie seine von Schwarz herausgegebenen »Gedichte« (das. 1821) sind unbedeutend. Eine liebevolle Charakteristik Jungs gibt Goethe in »Wahrheit und Dichtung« (Bd. 2). Eine neue Ausgabe seiner »Sämtlichen Werke« erschien Stuttgart 1843—44 in 12 Bänden.

3) Alexander, Schriftsteller, geb. 28. März 1799 zu Rastenburg in Ostpreußen, widmete sich seit 1826 zu Berlin und Königsberg dem Studium der Theologie und Philologie, seit 1837 vorwiegend dem der Litteratur und trat später als Schriftsteller besonders auf litterarhistorischem und sozialem Gebiet auf. Wir führen von seinen Schriften an: »Vorlesungen über die moderne Litteratur der Deutschen« (Danz. 1842); »Frauen und Männer« (Königsb. 1847); »Charaktere, Charakteristiken und vermischte Schriften« (das. 1848, 2 Bde.); »Friedrich Hölderlin und seine Werke« (Tübing. 1848); »Der Bettler von James Park«, Roman (Leipz. 1850); »Goethes Wanderjahre und die wichtigsten Fragen des 19. Jahrhunderts« (Mainz 1854); »Das Geheimnis der Lebenskunst« (Leipz. 1858, 2 Bde.); »Rosmarin, oder die Schule des Lebens«, Roman (das. 1862, 5 Bde.); »Joseph v. Schelling«, Lebensbild (das. 1864); »Über Franz v. Baaders Dogmatik als Reform der Sozialwissenschaft« (Erlang. 1868); »Darwin, komisch-tragischer Roman in Briefen an einen Pessimisten« (Jena 1873, 3 Bde.; 2. Aufl. 1879); »Panacee und Theodicee. Illustrationen, Karikaturen der Gegenwart« (Leipz. 1876); »Moderne Zustände« (Rostock 1880). J. starb 20. Aug. 1884 zu Königsberg i. Pr. Nach seinem Tod erschien noch: »Die Harfe von Discatherine, Bekenntnisse eines Dichter-Philosophen«, ein Seitenstück zu »Rosmarin« (Leipz. 1885). J. gehört zu den Ausläufern der jungdeutschen Richtung, welche, die grundverschiedenen Aufgaben der Publizistik, Kritik und poetischen Darstellung miteinander vermischend, hauptsächlich durch Reflexion und geistreiche Einfälle, die ihr Gedanken heißen, zu wirken suchte.

Jung (Dschang), Sir Salar, ind. Staatsmann, geb. 1829, ein Araber von Abkunft, dessen Vorfahren aus der Gegend von Damaskus in Ostindien eingewandert waren und bald den Posten eines Dewan oder Premierministers von Haidarabad, dem von einem Nizam beherrschten britischen Schutzstaat in Dekhan, erlangt hatten, der in ihrer Familie forterbte. J. erhielt eine vortreffliche Erziehung, erlernte die indische, arabische und englische Sprache und ward von seinem Oheim, dem damaligen Dewan, in die Geheimnisse der Politik eingeweiht. Im J. 1853 kam er selbst an die Spitze der Geschäfte, die er vortrefflich leitete. Beim Ausbruch des indischen Aufstandes bewirkte er, daß die Abenteurer und Ehrgeizigen, welche den Anschluß an den Aufstand verlangten, vom Hof des Nizam entfernt wurden und Haidarabad den Engländern treu blieb, da er einsah, daß nach dem Sturz der Herrschaft derselben Indien in verderbliche Anarchie zurücksinken müsse. Ihm hatten die Engländer nicht am wenigsten ihren Sieg zu danken, und sie überhäuften ihn dafür mit Ehrenbezeigungen; bei einem Besuch in England 1876 ward er zum Doktor der Universität Oxford ernannt. Doch erfüllten sie seinen Lieblingswunsch, die Rückgabe der 1839 an England abgetretenen Provinz Berar an Haidarabad, nicht. Die innere Verwaltung leitete J., der seit 1869 für den minderjährigen Fürsten die Regentschaft führte, vortrefflich, hielt die Ordnung aufrecht und beobachtete eine verständige Sparsamkeit. Er starb 8. Febr. 1883. Ihm folgte als leitender Minister sein Sohn Laik Ali.

Jungbreslau, Stadt, s. v. w. Inowrazlaw.

Jungbrunnen, nach deutscher Volkssage ein Brunnen, welcher die Kraft hat, Greisen und Krüppeln die Gestalt zu wandeln und ihnen einen neuen, ju-

gendlichen Körper zu verleihen; ist ursprünglich der See oder Brunnen (Wolkenbrunnen) der Göttin Holda, in welchem sie die Seelen der Verstorbenen in Empfang nimmt, um sie wiedergeboren als Kinderseelen auf die Erde zurückzusenden.

Jungbunzlau, Stadt, s. Bunzlau 2).

Jung-England, eine aristokratische Fraktion im britischen Parlament, deren Führer Benjamin Disraeli (s. d.) und Lord George Bentinck (s. d.) waren, und die 1841—46 eine bedeutende Rolle spielte. Charakterisiert ist die neue Form des Torysmus in Disraelis Roman »Coningsby«.

Junge Pfalz (Pfalz-Neuburg), s. Neuburg.

Jünger, s. Meister.

Jünger, Johann Friedrich, Lustspieldichter, geb. 15. Febr. 1759 zu Leipzig, widmete sich kurze Zeit dem Kaufmannsstand, sodann dem Studium der Rechte und der schönen Litteratur. Hierauf mit der Erziehung zweier Prinzen betraut, blieb er in regem Verkehr mit dem Buchhändler Göschen, durch den er 1785 auch Schiller kennen lernte, noch einige Jahre in Leipzig, privatisierte sodann in Weimar und ging 1787 nach Wien, wo er 1789 zum Hoftheaterdichter ernannt, aber 1794 bei der Umgestaltung des Wiener Theaters entlassen wurde; starb 25. Febr. 1797. Obschon J. keine große Erfindungsgabe besaß und namentlich Destouches, Molière und Marivaux in seinen Lustspielen nachahmte, so muß doch die Gewandtheit der Darstellung und die Natürlichkeit seines Dialogs anerkannt werden. Seine Lustspiele erschienen in drei Sammlungen: »Lustspiele« (Leipz. 1785—90, 5 Bde.), »Komisches Theater« (das. 1792—94, 3 Bde.) und »Theatralischer Nachlaß« (Regensb. 1803—1804, 2 Bde.). Von geringerm Wert sind seine Romane und »Gedichte« (Leipz. 1821).

Jungermannia *L.*, Lebermoosgattung aus der Ordnung der Jungermanniaceen, meist kleine, auf der Erde oder an Baumstämmen wachsende Moose mit kriechendem Stämmchen, das zwei oder drei Reihen ungeteilter oder gelappter Oberblätter und eine Reihe kleinerer, anders gestalteter Unterblätter (Amphigastrien) trägt. Letztere fehlen einzelnen Arten ganz. Die Antheridien stehen in den Achseln von Hüllblättern (Perichätien), die häufig von den Stengelblättern nicht verschieden sind, während die Hüllblätter der Archegonien abweichend gestaltet sind. Die Archegonien werden von einer ei- oder birnförmigen Hülle, dem Perianthium, umgeben, das an der Mündung gezahnt ist und später in 3—6 Lappen zerreißt. Aus der befruchteten Eizelle entwickelt sich die gestielte Sporenkapsel oder das Sporogonium, das außer den Sporen Zellen mit schraubiger Wandverdickung (Elateren) enthält und bei der Reife mit vier Klappen aufspringt. Die Gattung umfaßt ca. 200 über die ganze Erde verbreitete Arten (s. Moose).

Jungermanniaceen, Ordnung der Lebermoose (s. Moose).

Junges Deutschland, Name einer Schriftstellergruppe, welche nach 1830 die Führung der deutschen Litteratur zu übernehmen und die weitere Entwickelung dieser Litteratur zu bestimmen beanspruchte. Im engsten Zusammenhang standen die »jungdeutsche« Auffassung von den künftigen Aufgaben der Litteratur und der Glaube an eine neue Periode eigentümlichen Geisteslebens einerseits mit der allmählich eingetretenen Entartung der Romantik und anderseits mit dem politischen Drang und Bedürfnis der Zeit. Die Erregung, welche durch die französische Julirevolution von 1830 in ganz Europa erweckt war, der Aufschwung, den der Liberalismus überall nahm, begünstigten eine litterarische Richtung, welche danach strebte, die seither geltenden (teils um der Gewöhnung des Publikums, teils um der Zensur willen beizubehaltenden) Formen der Belletristik mit einem wesentlich politischen Inhalt zu erfüllen. In der Annahme, daß der gesamte Lebensgehalt der seitherigen deutschen Dichtung überlebt und wirkungslos geworden sei, wollte das junge Deutschland durchaus neue Gefühle, neue Gesinnungen und Überzeugungen, neue gesellschaftliche Zustände und neue Menschen darstellen und verzweifelte nicht daran, auf seinem Weg auch seither unerhörte Wirkungen zu gewinnen. Die Ideen des politischen und religiösen Liberalismus und der Kampf mit den diesen Zielen im Weg stehenden Mächten galten den Vertretern der neuen Anschauung als sichere Bürgschaften einer litterarischen Glanzperiode, welche jene des 18. Jahrh. weit hinter sich lassen würde. Obschon zu den Vorkämpfern des jungen Deutschland ein großer lyrischer Dichter wie Heinrich Heine gehörte, so legte man doch das Hauptgewicht auf die Pflege der Prosa, in welcher allein der moderne Stil zu seinem Recht gelangen könne. Ein förmlicher Kultus des ziemlich undefinierbaren Begriffs der »Modernität«, eine tiefe Feindseligkeit gegen eine Entwickelung der deutschen Poesie, welche ebendiese Poesie auf die Höhe der Kunstvollendung geführt hatte, waren gemeinsame Kennzeichen der sonst vielfach auseinander gehenden, ja persönlich verfeindeten jungdeutschen Schriftsteller. Über Wert und Wesen der gegenwärtigen Erscheinungen, über die Berechtigung der einzelnen modernen Bestrebungen befand sich die kleine Zahl der Hauptwortführer von vornherein in einem Zwiespalt, der sich in dem persönlichen Zerwürfnis Ludwig Börnes und Heinrich Heines charakteristisch kundgab. An Börne schloß sich Karl Gutzkow, während Heinrich Laube den Pfaden Heines folgte, Wienbarg, Th. Mundt, Gust. Kühne u. a. sich zwischen diesen Gegensätzen zu behaupten suchten. »Herrschend blieb bei alledem die Vorstellung, daß die deutsche Litteratur in eine Epoche des Geistes eingetreten sei, unter welchem Geist namentlich ein flüssiges, flüchtiges Element geistreicher Einfälle und Wortwendungen, die rasche Befreundung mit jeder Art des Zweifels, der Anschluß an die kecksten sittlichen und gesellschaftlichen Neuerungen, die Hingabe an auffallende, wunderbare, launen- und krankhafte Erscheinungen verstanden wurde. Außer Zweifel stand es ferner für die Vertreter der Richtung, daß die neufranzösische Litteratur die Rolle einer Vorkämpferin für die übrigen europäischen Litteraturen übernommen habe. Zu den Einwirkungen der französischen, mehr oder minder von den politischen und sozialen Gärungen und gewaltsamen Kämpfen ihres Landes bewegten Schriftsteller gesellten sich die litterarischen Resultate gewaltiger und tiefreichender Bewegungen in der deutschen Philosophie und Theologie.« (Stern.) Es genügt, bezüglich der letztern Seite des jungen Deutschland an Hegel, seine Schule, an D. Fr. Strauß zu erinnern. Der Grundirrtum des jungen Deutschland lag in der Annahme, daß die Totalität des Lebens innerhalb der Poesie jemals durch eine gerade vorwaltende Strömung des Lebens ersetzt werden könne, daß die zeitgemäße Gesinnung und die geistige Beweglichkeit jemals die Gestaltungskraft und die Tiefe der Natur zu vertreten vermöge, daß der politische Instinkt für die Neigungen des Tags mit dem poetischen Gefühl für das Bleibende in den menschlichen Dingen gleichwertig sei. Von dem Augenblick an, wo die Jungdeutschen selbst erkannten, daß

der Journalismus keine Litteratur bilde, daß die skizzenhafte, fragmentarische Geistreichigkeit wohl die alten Formen der Kunst aufheben, aber keine neuen erzeugen könne, mit dem Anschluß Gutzkows, Laubes an die Bühne und die Romandichtung war die Kraft der Bewegung erschöpft, wenngleich Nachwirkungen ihrer Irrtümer sich noch über die folgenden Jahrzehnte erstreckten. Offiziell wurde der Name des »jungen Deutschland« in dem Beschluß des deutschen Bundestags vom 10. Dez. 1835 gebraucht, welcher die Schriften Heines, Börnes, Gutzkows, Laubes, Wienbargs und Theod. Mundts verbot. Die Proteste, welche einige der Genannten erließen, halfen für den Augenblick wenig; da sich aber mit jedem Tag klarer herausstellte, daß das junge Deutschland allenfalls eine litterarische Schule (und selbst das kaum) und unbedingt kein fester Bund von Gesinnungsgenossen sei, da die Lächerlichkeit, noch gar nicht erschienene Schriften zu verbieten, zu augenfällig war, da durch Annahme falscher Namen das ganze Verbot leicht umgangen werden konnte, so ward dasselbe zwar nie zurückgenommen, aber stillschweigend außer Kraft gesetzt. Gerade das politische Märtyrertum, mit dessen Heiligenschein der Bundestag die Häupter der willkürlich zum jungen Deutschland zusammengekoppelten Schriftsteller umkleidete, weckte in jenen Tagen der liberalen Bestrebungen die Teilnahme für die verfemten Talente und erschwerte auch in späterer Zeit die fachgemäße Beurteilung und unerläßliche Kritik der Theorien und Leistungen des jungen Deutschland. Vgl. Brandes, Das junge Deutschland (Leipz. 1887); Wehl, Das junge Deutschland (Hamb. 1886). — Über die J. D. genannte politische Vereinigung s. Junges Europa.

Junges Europa. Als 1831 und 1832 die Versuche, Mittelitalien in Aufstand zu versetzen, mißglückt waren, fanden sich viele Flüchtige in der Schweiz zusammen. Obschon aus verschiedenen Nationalitäten zusammengesetzt, wurden dieselben doch durch gleiche Bestrebungen und ein gleiches Schicksal vereinigt. So entstand der Bund des Jungen Europa, den Mazzini aus dem Jungen Italien, dem Jungen Polen und dem Jungen Deutschland schuf. Diese drei schon als Verbindungen bestehenden Vereine (das Junge Italien war 1832 aus dem Bunde der Karbonari hervorgegangen) traten nämlich 15. April 1834 in einer von Abgeordneten verfaßten Verbrüderungsakte zusammen, die, in deutscher, italienischer und polnischer Sprache geschrieben, »Freiheit, Gleichheit und Humanität« als Wahlspruch trug. Ein Zentralkomitee, durch die Vereinigung der Nationalausschüsse oder der Bevollmächtigten der drei Ausschüsse zusammengesetzt, bildete die gemeinsame Bundesbehörde. Alle Mitglieder sollten durch dieselbe ein gemeinschaftliches Symbol erhalten, und jeder öffentliche Erlaß sollte durch eine gemeinschaftliche Devise kenntlich sein. Der so konstituierte neue Bund richtete nun seine Thätigkeit vorzüglich auf Errichtung von neuen Verbindungen unter den Republikanern Europas, von denen auch die französischen sich dem Bund anschlossen. Das vom französischen Flüchtling Granier unter dem Titel: »Le Proscrit« (»Der Geächtete«) herausgegebene Journal war eine Zeitlang das Organ des Jungen Europa. Der Bund wurde durch die 1836 stattfindenden Wegweisungen aus der Schweiz in seiner Wirksamkeit gelähmt, und das formelle Band, welches die einzelnen nationalen Gruppen vereinigte, löste sich auf. Von diesen erlangte die italienische durch Mazzini besondere Bedeutung, der in Genf das Journal »La giovine Italia« (»Das junge Italien«) herausgab. Dasselbe forderte gleich in seiner ersten Nummer die französischen, polnischen und deutschen Verbindungen auf, gleich ihm und seinen Freunden gegen Aristokratie, Königtum, Papsttum und Vergangenheit in den Kampf zu treten und die Aufgabe der Männer von 1793 zu vollziehen. Die Zeitung ward zwar durch allerlei Künste in ganz Italien verbreitet und viel gelesen, indes die Verschwörungen und Empörungsversuche mißlangen sämtlich und veranlaßten zahlreiche Verhaftungen. Nach der Unterdrückung der Revolution von 1848 verlor die Verbindung ihre Bedeutung. Neben dem Jungen Italien entstand 1834 in der Schweiz das agitatorische Junge Deutschland und entfaltete eine große Thätigkeit. Deutsche Flüchtlinge und Handwerkervereine gehörten ihm an. Es zerfiel in besondere Klubs von mindestens fünf Personen. Jedem Klub stand ein besonderer Präsident vor, welcher die Korrespondenz mit dem Ausschuß unterhielt. Die Verbindung hatte ihre eigne Gerichtsbarkeit über alle strafbaren Handlungen der Mitglieder; jeder Verrat sollte mit dem Tod bestraft werden, und jedes vom Ausschuß ernannte Mitglied war zur Vollziehung des Urteils verpflichtet. Die Ermordung des Spions Ludwig Lessing 4. Nov. 1835 in der Nähe von Zürich erregte große Sensation und erweckte stärkere Befürchtungen auf seiten der deutschen Regierungen. Als nun gar eine Versammlung deutscher Handwerker und Flüchtlinge im Steinhölzli, einem 10 Minuten von Bern gelegenen Wäldchen, die deutschen Farben aufpflanzte und die Farben der deutschen Dynastien zerriß und mit Füßen trat, wozu noch Gerüchte von einem beabsichtigten bewaffneten Einfall in Deutschland kamen, erfolgten zahlreiche Ausweisungen aus der Schweiz. Zwar zerfiel damit der Verein, indes seine Bestrebungen wurden 1845 von Lyon aus wieder aufgenommen und machten sich in der Gründung weiterer republikanischer Vereine in der Schweiz und in der Organisation von Aufständen in Baden geltend. Das Bestreben, eine neue Vereinsorganisation auf dem Arbeiterkongreß in Murten (1850) zum Beschluß zu erheben, führte zu einer Untersuchung von seiten der schweizerischen Behörden und zur Ausweisung vieler Arbeiter und mehrerer Flüchtlinge. Das Junge Polen hatte sich nach den 1836 in der Schweiz stattfindenden Ausweisungen zum Teil nach London geflüchtet, doch bestand es auch in Frankreich fort und wirkte unermüdet für die Herstellung der Unabhängigkeit und Freiheit Polens trotz vielfacher mißlungener Versuche. Nachdem in Deutschland und Frankreich längst nicht mehr die Rede ist von dem Jungen Deutschland oder Jungen Frankreich, ist in Rußland eine Agitation ähnlicher Art, die jung-russische Partei, hervorgetreten. Deutsche Bildung, deutsche Kultur, selbst die deutsche Dynastie auf dem Zarenthron gelten dem Jungen Rußland als unberechtigte Eindringlinge; sein Ideal ist Frankreich und seine radikalen Schwärmer, sein Ziel ein roher, wüster Kommunismus. Blasierter Nihilismus charakterisiert seine Anhänger, welche vorzugsweise aus unreifen Jünglingen und emanzipierten Frauen bestehen. Ebenso gab es in der Türkei eine Reformpartei, die Jungtürken oder die Junge Türkei, welche vornehmlich aus den im Abendland erzogenen Türken bestand.

Jungfer, s. v. w. Jungfrau (s. Jungfrauschaft); im Mittelalter eine Maschine in Frauengestalt (eiserne Jungfrau), welche in Gefängnissen zur Folter und auch wohl zu geheimen Hinrichtungen diente und mit schneidenden Klingen versehen war, die, so-

bald ein Mensch zwischen sie gebracht wurde, zusammenschlugen. Auf solche Weise hingerichtet werden hieß: die J. küssen.

Jungfer im Grünen (J. im Busch), s. Nigella.

Jungfern, linsenförmige Blöcke mit 3 runden Löchern zum Durchscheren von Taljereepen behufs Anholen der Wanten (s. d.).

Jungfernblei, das bei der Verarbeitung des Bleiglanzes im Flammofen am Ende der Röstperiode sich abscheidende reine Blei.

Jungfernblüte, s. Drosera.

Jungfernglas, s. v. w. Marienglas, s. Gips.

Jungferngras, s. Stellaria.

Jungfernhäutchen, s. Scheide.

Jungfernherz, s. Dicentra.

Jungfernhonig, s. Honig.

Jungferninseln (Virginische Inseln), Inselgruppe in Westindien, östlich von Puerto Rico, unter 18° nördl. Br., zu den Kleinen Antillen gehörig, besteht aus größern und zahllosen kleinern Inseln, die, mit Ausnahme des abgesondert liegenden Ste.-Croix, auf einer ringsum abgegrenzten Bank liegen. In den Besitz derselben teilen sich die Spanier, die Dänen und die Engländer. Den Spaniern gehören: Vieques, Culebra und einige kleinere, zusammen 170 qkm (3,1 QM.) groß mit 3400 Einw.; den Dänen: Ste.-Croix, St. Thomas und St. John, zusammen 359 qkm (6,5 QM.) groß mit 33,763 Einw. Unter den englischen Inseln, zusammen 165 qkm (3 QM.) groß mit 5300 Einw., ist Tortola die bedeutendste. Das Areal sämtlicher J. beträgt 694 qkm (12,6 QM.), ihre Bevölkerung 42,500 Seelen. Sie erfreuen sich eines gleichmäßigen Klimas, werden aber zeitweise von heftigen Orkanen heimgesucht, wie 1867 und 1871. Die J. wurden 1494 von Colombo auf seiner zweiten Reise entdeckt und Las Virgines genannt zu Ehren der elftausend Jungfrauen in der katholischen Legende. 1648 siedelten sich holländische Bukanier auf Tortola an, wurden aber 1666 von den Engländern vertrieben. Die dänischen Ansiedelungen stammen aus dem Jahr 1700. Vgl. die einzelnen Inseln. S. Karte »Westindien«.

Jungfernkrankheit, s. v. w. Bleichsucht.

Jungfernmilch, Mischung von 1 Teil Benzoetinktur mit 30 Teilen Rosenwasser, ist von ausgeschiedenem Harz milchweiß, dient als kosmetisches Mittel, verdirbt aber die Haut, weil die feinen Harzteilchen die Poren der Haut verstopfen.

Jungfernöl, s. Olivenöl.

Jungfernpergament, feines, dünnes Pergament.

Jungfernquecksilber, s. v. w. gediegen Quecksilber.

Jungfernrebe, s. Ampelopsis.

Jungfernrede (engl. Maiden speech), die erste Rede eines neuen Parlamentsmitglieds.

Jungfernschwamm, s. Agaricus IV.

Jungfernschwefel, beim Rösten schwefelhaltiger Erze in Höhlungen der Rösthaufen sich absetzender Schwefel.

Jungfernwachs, s. v. w. weißes Wachs.

Jungfernwein, s. v. w. Ampelopsis hederacea.

Jungfernzeugung, s. Parthenogenese.

Jungfernzins, s. Jus primae noctis.

Jungfrau, s. Jungfrauschaft; vgl. Alter.

Jungfrau, 1) das sechste Zeichen des Tierkreises (♍); 2) großes Sternbild, von 173—225° Rektaszension und von 19° südlicher bis 14½° nördlicher Deklination reichend, eine Gestalt mit Flügeln und in der Hand eine Ähre haltend, nach Heis mit 181 dem bloßen Auge sichtbaren Sternen, darunter ein Stern erster Größe, Spica oder die Kornähre, außerdem mehrere Sterne dritter Größe, von denen der nördlichste am nördlichen Flügel Vindemiatrix genannt wird. In den Anfang dieses Sternbildes, in die linke Schulter, nicht weit vom Löwen entfernt, fällt der Herbstpunkt. Nach Hesiods Erzählung ist das Sternbild Dike, die Tochter des Zeus (vgl. Asträa), nach andern Demeter.

Jungfrau, ein pyramidal geformter, von Gletschern rings umgürteter, mit blendend weißem Firn bedeckter Bergkoloß der Finsteraarhorngruppe im Berner Oberland. Der Berg fällt gegen N. sehr steil ab in das enge Trümletenthal (der Wengernalp gegenüber); nach O. und SO. fallen gleichfalls steile Hänge zum Eismeer der Berner Alpen; der nordwestliche Fuß, Stellifluh, ruht im Lauterbrunnenthal. Der ganze herrliche Bau (4167 m hoch) wird durch zwei gegen NW. vorgelagerte mächtige Bergstufen, durch das Silberhorn (3690 m) und das östlich danebenliegende Schneehorn (3415 m), in seinem architektonischen Eindruck noch wesentlich gehoben. Der Anblick des Bergs ist daher von N. her am schönsten und großartigsten, während die gegen O. und S. gekehrte Seite nur wenig Effekt macht. Die J. ist der am frühsten von den Berner Alpen bekannt gewordene Berg und wurde zuerst 3. Aug. 1811 von den Gebrüdern Rudolf und Hieronymus Meyer von Aarau wie 3. Sept. 1812 von Gottlieb Meyer erstiegen. Spätere Expeditionen durch Agassiz, Desor, Forbes, Gottlieb Studer u. a. fallen in die 40er Jahre. Die Besteigung geschieht jetzt meist vom Hotel Jungfrau am Äggischhorn aus, über den großen Aletschgletscher hinauf. Der größere Teil des Wegs ist mehr ermüdend als gefährlich, dagegen die letzte Partie über den Roththalsattel außerordentlich schwierig. Die Eisform des Gipfels ändert fast mit jedem Jahr ihre Gestalt; meist jedoch bildet er ein kleines, von grobkörnigem Schnee bedecktes Dreieck, zu welchem ein nur 18—30 cm breiter, auf beiden Seiten in glatten Eiswänden steil abfallender Kamm von etwa 20 Schritt Länge und mit einer Steigung von 60—70° führt. Vgl. Studer, Über Eis und Schnee, Bd. 1 u. 4 (Bern 1869 u. 1883).

Jungfrau, eiserne, s. Jungfer.

Jungfrauen, elftausend, s. Ursula.

Jungfrau in Haaren, s. Nigella.

Jungfrau von Orléans, s. Jeanne d'Arc.

Jungfrauschaft, der geschlechtliche Zustand eines weiblichen Wesens, welches noch niemals den Beischlaf vollzogen hat (Jungfrau). Als Kennzeichen der unverletzten J. gelten: volle, rote, derbe und dichter aneinander schließende äußere und innere Schamlippen, ein unverletztes Scheidenhäutchen (hymen), eine enge, mit vielen Runzeln versehene Mutterscheide, eine feste, gerundete, glatte Beschaffenheit des Gebärmuttermundes, ohne Risse, Einschnitte und Kerben, ein straffes Schambändchen, Derbheit und Festigkeit der Brüste, endlich Schmerz und Blutung beim ersten Beischlaf. Alle diese Merkmale geben aber über das Vorhandensein oder Fehlen der J. keine positive Gewißheit, und die ganze Menge der übrigen angeblichen Kennzeichen der J. ist auf Aberglauben und Unkenntnis basiert.

Jungh., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für F. W. Junghuhn (s. d.).

Junghans, Sophie, Schriftstellerin, geb. 3. Dez. 1845 zu Kassel als Tochter des kurfürstlichen Hofrats Justus J., erhielt eine reiche Bildung, die durch die Eindrücke eines mehrjährigen Aufenthalts in Berlin, England, Italien vertieft und erweitert wurde, verheiratete sich 1877 mit Joseph Schuhmann, Pro-

fessor am technischen Institut zu Rom, und lebt seit 1878 wieder in Kassel. Nachdem sie bereits 1869 einen Band »Gedichte« sowie die Novellensammlungen: »Verflossene Stunden« (Leipz. 1871) und »Freudvoll und leidvoll« (Jena 1873, 2 Bde.) veröffentlicht hatte, begründete sie mit den durch Energie des Stils und der Charakteristik ausgezeichneten Romanen: »Käthe, Geschichte eines modernen Mädchens« (Leipz. 1876, 2 Bde.) und »Haus Eckberg«, eine Sittenschilderung aus dem Dreißigjährigen Krieg (das. 1878, 2 Bde.), ihren schriftstellerischen Ruf. Später folgten: »Orsanna und andre Erzählungen« (Jena 1880); »Die Erbin wider Willen« (Stuttg. 1881); »Die Schwiegertochter« (Berl. 1882); »Hella Jasmund und andre Erzählungen« (Stuttg. 1883); »Neue Novellen« (Leipz. 1883); die Romane: »Die Gäste der Madame Santines« (das. 1884, 2 Bde.), »Helldunkel« (das. 1885) und »Die Amerikanerin« (das. 1886).

Jungholz, zur österreich. Grafschaft Tirol gehörige Gemeinde, deren Flurgemarkung rings von bayrischem Gebiet umschlossen, ebendeshalb durch Vertrag vom 3. Mai 1868 dem bayrischen Zollsystem angeschlossen und demzufolge in die Zollgrenze des Deutschen Reichs mit hineingezogen ist; der einzige österreichische Ort, welcher zu dem deutschen Zollgebiet gehört.

Junghuhn, Franz Wilhelm, Reisender und Naturforscher, geb. 26. Okt. 1812 zu Mansfeld, studierte in Halle und Berlin Medizin, Botanik und Geologie und trat dann als Kompaniechirurg in die preußische Armee. Infolge eines Duells zu 20jähriger Gefangenschaft verurteilt, entfloh er nach 20monatlicher Haft nach Algier, wo er in der Fremdenlegion eine Anstellung als Sanitätsoffizier erhielt. In einem Gefecht verwundet, nahm er seinen Abschied und schiffte sich 1835 als Gesundheitsoffizier nach Batavia ein. Von hier aus bereiste er verschiedene Teile Javas. Im J. 1840 nach Padang auf Sumatra versetzt, widmete er sich anderthalb Jahre lang der Erforschung der noch unbekannten Länder der Batta. Die Ergebnisse dieser Wanderungen legte er in dem Werk »Die Battaländer auf Sumatra« (Berl. 1847; holländ., Leiden 1847, 2 Bde.) nieder. 1842 beschäftigte er sich mit der Untersuchung und topographischen Aufnahme eines großen Teils der Insel Java. 1845 wurde er zum Mitglied der Naturkundigen Kommission ernannt, und 1846—48 führte er eine geologische Untersuchung Javas aus. Aus Gesundheitsrücksichten kehrte er 1849 nach Holland zurück. Zunächst veröffentlichte er hier: »Java, seine Gestalt, Pflanzendecke und innere Bauart« (deutsch von Haßkarl, Leipz. 1854, 3 Bde.), das Hauptwerk über die Naturverhältnisse jenes Tropenlandes. Die Beschreibung und Abbildungen der zahlreichen von J. aufgefundenen fossilen Tiere haben Herklots, die der fossilen Pflanzen Göppert, die Bearbeitung von Junghuhns Herbarium Miquel, de Vriese, Molkenboer, Haßkarl u. a. unter dem Titel: »Plantae Junghuhnianae« (Leiden 1851) unternommen. Ferner schrieb er: »Topographische und naturwissenschaftliche Reisen«, herausgegeben von Nees v. Esenbeck (Magdeb. 1845); »Rückreise von Java nach Europa« (deutsch von Haßkarl, Leipz. 1851); »Licht- und Schattenbilder aus den Binnenlanden von Java« (4. Aufl., Amsterd. 1866) und »Landschaftsansichten von Java« (11 Blätter, nach der Natur, mit Text, Leipz. 1853). J. kehrte später nach Java zurück, war dort mit der Beaufsichtigung der neu angelegten Chinapflanzungen betraut und starb 20. April 1864 in Lembang bei Bandong.

Jungieren (lat.), verbinden, vereinigen.

Jungingen, Name zweier Hochmeister des Deutschen Ordens in Preußen. 1) **Konrad von J.** (Konrad III.), ward 30. Nov. 1393 zum Hochmeister erwählt, vertrieb die Vitalienbrüder 1398 von Gotland, erwarb 1402 die Neumark und hielt den Frieden mit Polen und Litauen aufrecht. Den Staat verwaltete er vortrefflich, schützte und förderte den Handel und gab wohlthätige Gesetze. Er starb 30. März 1407.

2) **Ulrich von**, Bruder des vorigen, ward unter dessen Herrschaft Ordensmarschall und 26. Juni 1407 sein Nachfolger als Hochmeister. Er führte eine wohlwollende, segensreiche Regierung, erklärte aber wegen der Aufreizungen Witowds von Litauen 1409 an Polen und Litauen den Krieg. Er befehligte das Ordensheer in der Schlacht bei Tannenberg (15. Juli 1410), in welcher er unterlag und fiel.

Jungius, Gelehrter, s. Jung 1).

Jüngken, Johann Christian, Mediziner, geb. 12. Juni 1794 zu Burg bei Magdeburg, habilitierte sich 1818 an der Berliner Universität, wurde 1834 Professor der Chirurgie und Augenheilkunde sowie Direktor der ophthalmiatrischen Klinik und später der chirurgischen Abteilung der königlichen Charitee in Berlin. Er trat 1868 in den Ruhestand und starb 9. Sept. 1875 in Hannover. J. hat bis auf Albrecht v. Gräfe und vor der Erfindung des Augenspiegels durch Helmholtz einen außerordentlichen Ruf als Augenarzt gehabt und begründete als einer der ersten die wissenschaftliche Pflege der Augenheilkunde; durch die seitdem geschehene Umgestaltung derselben sind freilich die meisten der von ihm vertretenen Lehren wesentlich verändert worden. Er schrieb: »Die Lehre von den Augenoperationen« (Berl. 1829); »Die Lehre von den Augenkrankheiten« (das. 1832, 2. Aufl. 1836) und »Augendiätetik« (das. 1873).

Jungles (engl., spr. dschöng'ls), s. v. w. Dschangeln.

Jüngling, s. Alter.

Jünglingsvereine nennt man auf evangelischer Seite diejenigen geselligen Vereinigungen, welche, namentlich in größern Städten, sich zur Aufgabe setzen, einzeln stehenden jungen Männern, besonders des Arbeiter- und Handwerkerstandes, die Möglichkeit anständiger und anregender Verwendung ihrer freien Zeit zu bieten. Der erste derartige Verein entstand 1824 unter Leitung des Pastors Döring in Elberfeld, 1825 folgte ein ähnlicher Verein in Basel, 1835 in Frankfurt a. M. In Rheinland und Westfalen fand die Jünglingssache, deren sich angesehene Geistliche, wie Krummacher in Elberfeld, annahmen, bald solche Ausdehnung, daß die vorhandenen Vereine 1848 zu einem Rheinisch-Westfälischen Jünglingsbund zusammentreten konnten, dessen Vorgang 1856 ein Östlicher Jünglingsbund mit dem Mittelpunkt Berlin und 1880 ein Nördlicher Jünglingsbund mit dem Sitz Hamburg folgten. Der Bestand dieser Bündnisse wird gegenwärtig auf 374 Vereine mit mehr als 16,000 Mitgliedern geschätzt. Außerdem bestehen in Berlin und einigen andern großen Städten Christliche Vereine junger Männer, die sich an verwandte amerikanische Unternehmungen anlehnen und nicht ohne Erfolg arbeiten, aber darin von den deutschen Vereinen abweichen, daß sie fast ausschließlich auf religiöse Erweckung des jüngern Geschlechts ausgehen. Im Königreich Sachsen zählt man 40 Vereine mit mehr als 2000 Mitgliedern, in Württemberg 23 Vereine mit 1100 Mitgliedern, in Elsaß-Lothringen 10 Vereine mit 700 Mitgliedern. Die altlutherische Kirchengemeinschaft in Preußen unterhält 10 Vereine. In England sollen 300 J. mit großer Mitgliederzahl be-

stehen, in Holland ebenfalls 300 mit 7000 Mitgliedern. Zu diesen allgemeinen Jünglingsvereinen kommen außerdem in vielen größern Städten noch christliche Vereine junger Kaufleute und ähnliche Gesellschaften, die im wesentlichen dieselben Zwecke verfolgen. Nahe verwandt sind die von Kolping begründeten katholischen Gesellenvereine (s. d.). — Daß die J. einem wirklichen Bedürfnis entsprechen, beweist schon ihre Geschichte. Gegenüber den Versuchungen, denen unbefestigte Jünglinge von beschränkter Bildung im Getriebe des großstädtischen Lebens ausgesetzt sind, und den Einflüsterungen von sozialistischer Seite haben sie eine hohe Bedeutung gerade für die Gegenwart. Mit Recht wird jedoch von erfahrener Seite darauf gedrungen, daß die Leiter der J. sich vor einseitiger Hervorkehrung der religiösen Seite hüten und auch dem jugendlichen Frohsinn und dem Bedürfnis der allgemein bildenden Unterhaltung ihren Raum gewähren müssen, wenn die Vereine nachhaltigen Einfluß auf die jüngere Arbeiterwelt gewinnen sollen. Vielfach bilden die J. nur einzelne Zweige der evangelischen Vereine für Innere Mission (s. d.) und finden dann räumliche Unterkunft in den Vereinshäusern dieser Gesellschaften oder den von diesen unterhaltenen »Herbergen zur Heimat« (s. Herbergen). Vgl. Hesekiel, Die Mission an den Jünglingen (Berl. 1864); Jordan, Die innere Mission an der männlichen Jugend (Verhandlungen der siebenten internationalen Konferenz der J., Halle 1875); Krummacher, Die evangelischen J. (Gütersl. 1881); Tiesmeyer, Die Praxis des Jünglingsvereins (Brem. 1885); v. Örtzen, Die J. in Deutschland (Heilbr 1886). Organ der evangelischen J. ist die Zeitschrift »Der Bundesbote« (Berl., seit 1859).

Jungmann, s. v. w. Leichtmatrose, die Stufe zwischen Schiffsjunge und Matrose; s. Matrosen.

Jungmann, Joseph Jakob, slaw. Sprachforscher, geb. 16. Juli 1773 zu Hudlitz in Böhmen, studierte zu Prag Philosophie und Rechte, wurde 1799 Lehrer am Gymnasium zu Leitmeritz, 1815 am Altstädter Gymnasium in Prag, 1834 hier zugleich Präfekt. Bei der Universität bekleidete er 1828 und 1839 das philosophische Dekanat; 1840 war er Rektor. Er starb 14. Nov. 1847 in Prag. Zu seinen ersten litterarischen Arbeiten gehört eine Übersetzung von Miltons »Paradise lost« (2. Aufl., Prag 1842). Verdienstlicher sind seine teils poetischen, teils prosaischen Arbeiten in böhmischer Sprache, die er in seinen »Gesammelten Schriften« (»Sebrané spisy«, Prag 1841, Bd. 1) zusammenstellte. Auch lieferte er eine böhmische Chrestomathie (»Slovesnost«, Prag 1820, 2. Aufl. 1845) und eine »Geschichte der böhmischen Sprache und Litteratur« (»Historie literatury i jazyka českého«, das. 1825, 2. Aufl. 1848), die zwar den wissenschaftlichen Anforderungen der Gegenwart nicht mehr ganz genügt, doch einen vollständigen, wissenschaftlich geordneten Katalog der gesamten Litteratur Böhmens darbietet. Sein Hauptwerk ist

Jüngstenrecht. Obwohl das Vorrecht der Erstgeburt eine alte und in den meisten Ländern vorherrschende Institution ist, so finden sich doch in den meisten europäischen Ländern und sonst Spuren einer Bevorzugung des jüngsten Sohns, wie in der Josephssage. So wird im Rigsmâl (Edda) der jüngste Sohn Jarls der erste König ꝛc. Auch in England (wo es borough-english heißt), Deutschland, Rußland, der Tatarei finden sich Spuren eines Jüngstenrechts. Das französische »Droit de juveigneurie« gehört jedoch nicht hierher. Vgl. Liebrecht, Zur Volkskunde (Heilbr. 1879).

Jüngster Meereskalk, der noch heute an den Küsten durch Verkittung von Muschel- und Schneckentrümmern oder auch von zertrümmerten Korallen (Riffstein) entstehende Kalkstein; s. Kalkspat, Kalkstein; vgl. auch Madreporenkalk, Korallenkalk.

Jüngster Meeressandstein, ein in den jetzigen Gewässern durch Verkittung der losen Sandkörner mittels Kalks in der gegenwärtigen geologischen Periode entstandener und noch entstehender Sandstein, vom losen Sand nur durch die Festigkeit, die er dem Bindemittel verdankt, von ältern Sandsteinen petrographisch oft gar nicht verschieden.

Jüngstes Gericht (Jüngster Tag, Weltgericht), nach der Kirchenlehre dasjenige Gericht, welches Christus am Ende der gegenwärtigen Welt über alle Menschen halten wird. Die bildende Kunst bemächtigte sich schon im 6. Jahrh. des Gegenstandes zunächst in byzantinischen Miniaturen und in plastischen Werken. Erst im Lauf des 13. und 14. Jahrh. entwickelten sich aus zerstreuten Elementen feste Typen der Darstellung, welche seit dem 15. Jahrh. bis auf unsre Zeit im großen und ganzen unverändert geblieben sind. Es fehlt dabei auch nicht an humoristischen Zügen. Die bedeutsamsten Darstellungen des Jüngsten Gerichts aus dem 14., 15. und 16. Jahrh. sind diejenigen im Campo santo zu Pisa von einem unbekannten Meister, von Fiesole (Berliner Museum), Luca Signorelli (Dom zu Orvieto) und das Meisterwerk Michelangelos in der Sixtinischen Kapelle. Nächst letzterm sind nur noch die beiden Gemälde von Rubens in der Münchener Pinakothek und das Fresko von Cornelius in der Ludwigskirche zu München von Bedeutung. Die Anordnung ist gewöhnlich folgende: oben thront Christus als Weltrichter, zu seiner Rechten geleiten Engel die Seligen aus ihren Gräbern zum Himmel, während links die Sünder von Teufeln in die Hölle geschleppt werden. Vgl. v. Medem, Das Jüngste Gericht in den Bildwerken mittelalterlicher Kunst (Frankf. 1875); Jessen, Die Darstellung des Weltgerichts bis auf Michelangelo (Berl. 1883); Voß, Das Jüngste Gericht in der bildenden Kunst des frühen Mittelalters (Leipz. 1884); Portig, Das Weltgericht in der bildenden Kunst (Heidelb. 1885).

Juni (Junius), der sechste Monat im Jahr, war nach dem altrömischen Kalender, in welchem der März den Anfang des Jahrs bildete, der vierte Monat und nach der Juno (nach andern dagegen nach L. Ju-

Die mittlere Veränderlichkeit der Temperatur, d. h. der Mittelwert von allen in einem möglichst großen Zeitraum für den Monat vorgekommenen Abweichungen von der ihm zukommenden Mitteltemperatur, ist kleiner als im Mai und fast ebenso groß wie im Juli; sie beträgt im nordöstlichen Europa 1,3, in den baltischen Ländern 1,1, in Deutschland 1,2, in Westeuropa 1,2, in England 1,0, in Italien 1,1° C. Am 21. J. ist der Eintritt des Sommersolstitiums (Sommers Anfang).

Junikäfer, s. Maikäfer.

Junin (spr. chu-), Departement der südamerikan. Republik Peru, mit 65,014 qkm (1180,7 QM.) Flächeninhalt. Es umschließt die rauhesten Teile der Kordilleren Perus, aber auch in der Sierra zwischen beiden Ketten des Gebirges überaus schöne Thäler. Der Huallaga entspringt im Departement, und in der Mitte desselben liegt der fischreiche See von Chinchaycocha (8?0 qkm, 4063 m ü. M.), in welchem der Jauja entsteht. Die Zahl der Einwohner beträgt (1876) 209,871; sie leben von Landbau und Viehzucht, zu nicht geringem Teil auch vom Bergbau, da das Land den reichsten aller Minendistrikte Perus, den Cerro de Pasco, umfaßt. Cerro de Pasco (s. d.) ist Hauptstadt. Der Ort J. (früher Los Reyes) liegt in der Nähe des oben genannten Sees, hat nur (1876) 1624 Einw.

Junior (lat., abgekürzt: jun.), der jüngere, Zusatz zu dem Namen einer Person, die von einer gleichnamigen ältern (senior) unterschieden werden soll.

Juniorät (lat.), die bei Familienfideikommissen, Stamm- und auch bei Bauerngütern vorkommende Successionsordnung, wonach unter den gleich nahen erbfolgefähigen Agnaten stets der jüngste zur Erbfolge berufen wird und insbesondere der jüngste Sohn das Gut zu übernehmen hat.

Junipĕrus *L.*, s. Wacholder.

Junius, Name zweier römischer Geschlechter, deren älteres ein Patriziergeschlecht war. Ihm gehörte der erste Konsul Roms an, Lucius J. Brutus (s. Brutus 1), mit dessen Söhnen Titus und Tiberius, welche er selbst hinrichten ließ, das Geschlecht ausstarb. Das plebejische Geschlecht tritt zuerst mit Lucius J. Brutus auf, der bei der ersten Sezession der Plebs thätig und 493 v. Chr. Volkstribun war; zu seinen Mitgliedern gehörten unter andern: Marcus J. Brutus, der Mörder Cäsars (s. Brutus 2); ferner die Brüder Decimus und Marcus J. Brutus, die 264 bei dem Leichenbegängnis ihres Vaters die ersten Gladiatorenspiele zu Rom gaben; Decimus J. Brutus, der, als er nach Bekleidung des Konsulats 138 das jenseitige Spanien verwaltete, in Lusitanien siegreich vordrang, die Galläker in Galicien unterwarf und der erste Römer war, der den westlichen Ozean erreichte, worauf er in demselben Jahr mit dem jüngern Scipio, dem Sieger von Numantia, 132, einen Triumph feierte; Decimus J. Brutus Albinus (s. Brutus 3); J. Gracchanus, so genannt wegen seiner Freundschaft mit dem jüngern Gracchus, machte sich als Schriftsteller über die römische Verfassungsgeschichte bekannt.

Junius, Franciscus, holländ. Germanist, geb. 1589 zu Heidelberg, wurde in Holland von seinem Schwager, dem berühmten Philologen Gerhard Vossius, erzogen, lebte später fast 30 Jahre lang in England als Erzieher englischer Adligen, dann wieder in den Niederlanden in gelehrter Muße und starb 19. Nov. 1677 zu Windsor in dem Hause seines Neffen Isaak Vossius. J. besaß eine von seinen Zeitgenossen und noch lange nach ihm nicht erreichte Kenntnis der alten germanischen Litteraturen, und die von ihm veröffentlichten Schriften, noch mehr sein höchst umfangreicher, in der Bodleyschen Bibliothek zu Oxford aufbewahrter handschriftlicher Nachlaß, namentlich seine Abschriften althochdeutscher, angelsächsischer und friesischer Sprachquellen, sind für die germanische Altertumsforschung von großer Bedeutung geworden.

Junius, Briefe des, eine Reihe von Briefen, die unter dem Pseudonym Junius zuerst im »Public Advertiser« in London vom 21. Jan. 1769 bis zum 12. Mai 1772 erschienen und auf gleiche Weise König, Minister, Parlament, Gerichtshöfe und Staatsbeamte, die Umtriebe der Whigs und Tories und ihre Kämpfe untereinander mit schonungsloser Satire, aber dabei mit Geist, gründlicher Sachkenntnis und Beredsamkeit geißelten. Ihre Hauptangriffe sind gegen den Herzog von Grafton, Lord North und andre Minister sowie auch gegen die damaligen Oppositionshäupter Wilkes, Horne Tooke u. a. gerichtet; nur wenige, wie Fox und die Lords Holland und Chatham u. a., bleiben verschont. Übrigens atmen sie trotz ihres republikanischen Cynismus ganz den monarchischen Geist der britischen Verfassung und machen sich nicht selten der Parteilichkeit wie des Mangels an Freisinnigkeit schuldig. Die Schreibart, bei welcher tiefe, aus getäuschten Hoffnungen entstandene Bitterkeit die Feder geführt zu haben scheint, ist gedrängt, oft epigrammatisch, aber immer klar, sicher und präzis im Ausdruck und reiht den Verfasser unter die ersten Prosaisten Englands. Die Briefe wurden bald nach ihrem Abdruck im »Public Advertiser« von dem Verleger desselben, Woodfall, auch in Buchform publiziert (Lond. 1772), wofür der Verfasser kein andres Honorar forderte als ein schön gebundenes und zwei andre Exemplare seines Werkes. Ein Prozeß, den die Regierung 1770 der Briefe wegen gegen Woodfall anhängig machte, wurde niedergeschlagen und gab zu der Bestimmung Veranlassung, daß der Spruch in Kriminalprozessen gegen ein Libell einer Jury und nicht den Gerichten zustehe. Die wichtigsten Ausgaben der Briefe sind die Londoner von 1783 und 1812 bis 1814, dann die Ausgabe von Wade (Lond. 1849, 2 Bde.; neue Aufl.: Bd. 1, 1873, Bd. 2, 1869). Eine französische Übersetzung erschien zu Paris 1791, eine deutsche von Arnold Ruge (3. Aufl., Leipz. 1867). Über den Verfasser der Briefe erschöpfte man sich bald nach deren Erscheinen in Mutmaßungen aller Art; mehr als 30 verschiedene Personen hatte man im Verdacht, Junius zu sein, darunter den General Lee, Edmund Burke, den Dichter Richard Glover, den Herzog von Portland, den Genfer Delolme, den Lord Temple u. a. Auch in neuester Zeit hat der Streit über die Autorschaft der Briefe noch fortgedauert. Coventry (»Critical inquiry into the letters of Junius«, Lond. 1825) suchte den aus dem Siebenjährigen Krieg bekannten Lord Sackville als den Verfasser der B. d. J. hinzustellen, und diese Annahme suchte später John Jaques in seiner »History of Junius and his works« (das. 1843) durch neue Gründe zu stützen. Sir David Brewster glaubte den Verfasser in einem gewissen Laughlin Maclean, der 1773 Generalkriegskommissar war und 1777 bei der Rückkehr aus Westindien verunglückte, zu erkennen; doch fand diese Meinung wenig Anklang. W. Cramp (»Junius and his works«, Lond. 1851) erklärte den bekannten Lord Chesterfield, die »Quarterly Review« 1852 den berüchtigten Wüstling Lord Thomas Lyttleton (gest. 1779 durch Selbstmord) für den Verfasser der Juniusbriefe. Weiter sprachen sich J. Britton (»The

authorship of the letters of Junius elucidated«, Lond. 1848) für den Obersten Barré und J. Symons (»William Burke, the author of Junius«, das. 1859) für den Bruder des bekannten Edmund Burke aus. Mehr Wahrscheinlichkeit als alle diese hatte von vornherein die zuerst 1816 von Taylor (»Junius identified«, Lond. 1816) aufgestellte Ansicht, daß Sir Philip Francis Junius sei; derselben schlossen sich 1841 Macaulay, 1850 Sir F. Dwaris an, sie wurde durch die von dem Schreibverständigen Chabot vorgenommene Untersuchung der hinterlassenen Briefe von Francis sowie der Korrespondenz zwischen Junius und Woodfall und der im Britischen Museum erhaltenen Korrekturbogen der Juniusbriefe in dem Prachtwerk »The handwriting of Junius professionally investigated« (das. 1873, mit einem Vorwort von Edw. Twisleton) unwiderleglich begründet. Vgl. auch F. Brockhaus, Die Briefe des J. (Leipz. 1875). — Sir Philip Francis, geb. 22. Okt. 1740 zu Dublin, trat 1756 in den Staatsdienst und avancierte durch Lord Hollands und Pitts Protektion schnell, bis er eine hohe Stellung im Kriegsministerium einnahm, die ihm aber 1772 wegen eines gegen seinen Chef gerichteten Pamphlets entzogen wurde. Dann 1773 zum Mitglied des Rats für Bengalen ernannt, geriet er in Streit mit dem Generalgouverneur Warren Hastings, wurde in einem Duell mit demselben verwundet, nahm 1780 seine Entlassung und kehrte nach England zurück. Danach bekleidete er kein öffentliches Amt mehr, saß aber längere Zeit im Parlament, in welchem er sich den Whigs anschloß. Er starb 23. Dez. 1818. Vgl. »Memoirs of Sir P. Francis. With correspondence and journals« (hrsg. von Parkes und Merivale, Lond. 1867, 2 Bde.).

Junkaceen (Simsen, Simsenlilien, Binsengewächse), monokotyle Familie aus der Ordnung der Liliifloren, grasartige Pflanzen mit unscheinbaren, zu Köpfchen oder hochblatttragenden Fächeln oder Sicheln angeordneten, dreizähligen Blüten, die sich von denen der nächstverwandten Liliaceen hauptsächlich durch das spelzenartige Perigon unterscheiden. (Vgl. Buchenau, Beiträge zur Naturgeschichte der J., in »Abhandlungen des Naturwissenschaftlichen Vereins zu Bremen«, Bd. 2.) Die Familie zerfällt in vier Gattungen, deren wichtigste und artenreichste Luzula *DC.* und Juncus *DC.* sind, und enthält ungefähr 250 Arten, von denen die meisten den gemäßigten und kältern Zonen der nördlichen Halbkugel angehören; einige sind kosmopolitisch. Sie wachsen teils an feuchten und sumpfigen Stellen, teils auf den Gebirgen. Die J. gehören wegen ihrer Härte und Zähigkeit zu den schlechten Futterkräutern, werden aber wegen dieser Eigenschaften zum Teil zu Flechtwerken verwendet. Fossil sind nur einige Juncus-Arten aus Tertiärschichten bekannt.

Junkagineen (Dreizackpflanzen), monokotyle, sumpfbewohnende, etwa 20 Arten umfassende Familie der warmen und gemäßigten Zone aus der Ordnung der Helobien, mit schmalen, zweizeiligen, scheidigen Blättern und typisch dreizähligen Blüten, die aus zwei kelchartigen Kreisen, zwei Staubblatt- und zwei Fruchtblattkreisen bestehen. Wichtige Gattungen sind Scheuchzeria, Triglochin. Eine Art ist aus dem Tertiär bekannt.

dieselbe offiziell; die Charge der J. entspricht der des jetzigen Portepeefähnrichs. Die Benennung galt in Bayern bis 1872 und besteht noch in Rußland, wo auch für die Ausbildung der J. besondere Junkerschulen existieren, die an die Vorbildung ihrer Zöglinge erheblich niedrigere Anforderungen stellen als die Kriegsschulen, welche Gymnasialbildung fordern. Junkerpartei, Junkertum war in Preußen in den 50er Jahren die halb verspottende Bezeichnung der reaktionären Adelspartei.

Junker, Wilhelm, deutsch-russ. Reisender, geb. 1840 zu Moskau, lebte als Knabe in Göttingen, besuchte in Petersburg das deutsche Gymnasium, studierte Medizin in Göttingen, Berlin und Prag und bereiste zuerst Island. Nach kürzern Touren in Tunesien 1874 und in Unterägypten 1875 ging er von Suakin 1876 durch das Chor Baraka nach Kassala und Chartum, befuhr dann den Blauen Nil und den untern Sobat und machte ausgedehntere Reisen in den Gebieten der westlichen Nilzuflüsse Jei, Rohl, Dschur und des zum Uelle gehenden Kibbi. Ende 1879 begab er sich auf eine neue Forschungsreise in das Gebiet der Niam-Niam und Monbuttu zur Erforschung des Uelle und des Nepoko, welch letztern er als den Oberlauf des Aruwimi annahm. Als er aber Ende 1883 nach Europa zurückzukehren gedachte, wurde er durch den Aufstand des Mahdi daran verhindert und gezwungen, mit Emin Bei und Casati sich nach Unyoro am Südostufer des Mwutan Nzige zu wenden, von wo sie zur Ostküste vorzudringen gedachten. Doch verwehrte der Herrscher von Uganda den Durchzug. Die 1885 unter Fischer von Sansibar, unter Lenz den Congo aufwärts zu seiner Erlösung gesandten Expeditionen vermochten ihn nicht zu erreichen. Doch gelang es J., auf einem östlichen Weg mit Umgehung von Uganda durch Karagwe 11. Dez. 1886 nach Sansibar zu gelangen, von wo er sich 10. Jan. 1887 nach Kairo und im März wieder nach Deutschland begab.

Junkerhof, s. Artushof.

Junkermann, August, Schauspieler und Vorleser, geb. 15. Dez. 1832 zu Bielefeld, trat bei der Artillerie ein, um Offizier zu werden, ging aber 1853 zur Bühne über und begann seine theatralische Laufbahn in Trier. Nach verschiedenen Engagements an kleinern und größern Theatern gehört er seit 1871 zu den beliebtesten Mitgliedern des Hoftheaters in Stuttgart. Er spielt komische Rollen mit großem Erfolg; sein Hauptverdienst aber liegt in der Darstellung der Gestalten Fritz Reuters, dessen Werke fast sämtlich teils von ihm selbst, teils von andern für ihn dramatisiert worden sind. Auch als Vorleser der Werke Reuters, dem er besonders in Süddeutschland und Wien neue Verehrer gewann, hat er sich einen Namen gemacht.

Junkerschulen, s. Junker.

Junktür (lat.), Verbindung, Fuge, Gelenk; auch s. v. w. Konjunktur.

Jünnan (Yünnan), die südwestlichste Provinz des chines. Reichs, grenzt im S. an Anam, Siam und Birma und umfaßt 317,162 qkm (5760 QM.) mit (1879) 11,721,576 Einw. Das Land ist gebirgig, reich an wertvollen Mineralien (Kupfer, Blei, Zinn, Zink, Gold), auf den Höhen stark bewaldet, liefert an den Abhängen und in den Thälern vorzügliche Ernten an

liegen im O. Die Bewohner sind zum größten Teil Chinesen; etliche Hunderttausende sind Mohammedaner und werden von den Birmanen und Europäern Panthai (s. d.), von den Chinesen Choitsu ꝛc. genannt. Diese Panthai entwickelten in den letzten Jahrzehnten große Energie; sie sind schlank von Wuchs, von kräftigem Körperbau und hellerer Hautfarbe als die Chinesen. Ihre Sprache und Schrift sind sehr altertümlich und dem Arabischen verwandt; ihre Religion ist der sunnitische Islam. Bedrückungen (nach andern die Meinung, die Religion sei in Gefahr) gaben 1855 Anlaß zur Auflehnung gegen die chinesische Autorität. Jeder Panthai verließ Haus und Hof; die Weiber und Schwachen wurden in das Hochgebirge geflüchtet, und ein fester Punkt nach dem andern wurde genommen. Nach achtjährigem Ringen konnte man im S. und O. der Provinz an die Bildung einer selbständigen Regierung gehen. Das eroberte Gebiet wurde in zwei Teile zerlegt, und an die Spitze derselben traten die bisherigen militärischen Führer. Bald kam es zu Reibereien zwischen den beiden Parteien; erst 1869 errang sich Suleiman, der Herrscher über den Westen mit der Hauptstadt Tali, die Oberherrschaft über alle Mohammedaner von J. Engländer wie Franzosen hofften von der Bewegung in J. Erschließung Innerchinas von S. her. Erstere sandten 1867 eine Handelsexpedition unter Major Sladen dahin, die jedoch nur bis an die Grenze gelangte. Glücklicher waren die Franzosen unter Garnier, welche 1867—68 den Mekhongfluß bis zum 22.° nördl. Br. verfolgten, dann als die ersten Europäer die Reise durch J. fortsetzten und den Rückweg auf dem Jantsekiang nach Schanghai machten. Diese Expeditionen zeigten, daß der Islam auch hier nur zerstören, nicht aufbauen kann; Handelsverbindungen ließen sich nicht anknüpfen. Kurze Zeit darauf gingen die Chinesen wieder als Angreifer vor; im Oktober 1872 eroberten sie den Hauptort Tali, und die Herrschaft der Panthai ist jetzt wieder beseitigt. Seither befehlen dort wieder chinesische Beamte; die Gewalt liegt aber zum großen Teil in den Händen chinesischer Marodeure unter Führern, die keine Bestallung vom chinesischen Kaiser erhalten haben, und der kleine Krieg dauert noch immer fort. 1874 gelang es dem englischen Ingenieur Margary, von N. her bis Birma das Land zu durchziehen; dagegen widersetzten sich die chinesischen Behörden mit Gewalt dem Verdringen der englischen Handelsexpedition, welche 12. Dez. 1874 unter Oberst Browne von Rangun in Hinterindien über Birma nach J. aufbrach; im Gefecht wurde Margary, der im Gefolge der Expedition den Rückweg durch J. nehmen wollte, 22. Febr. 1875 getötet, und dieser unerwartete Überfall gab Anlaß zu ernsten Vorstellungen in Peking und am Hofe von Birma, welche mit Einsetzung einer englisch-chinesischen Kommission endeten. Im Oktober 1875 machten sich die Kommissare von Peking nach J. auf; die chinesische Regierung erließ scharfe Befehle und zog die Schuldigen zur Strafe, so daß dieser Zwischenfall keine weitern Folgen hatte. An der birmanischen Grenze Jünnans wurde der englische Kommissar Grosvenor von einer englisch-indischen Eskorte von 300 Mann durch Birma nach dem englischen Gebiet geleitet. Neuerdings wurde J. durchreist von Kapitän Gill, C. Baber und der Expedition des Grafen Bela Széchényi. Vgl. Kreitner, Im fernen Osten (Wien 1881); Rocher, La province chinoise du Junnan (Par. 1880, 2 Bde.). S. Karte »China«.

Juno (d. h. Jovino, weibliche Form zu dem in Jupiter enthaltenen Jovis), in der Mythologie der italischen Völker die Gemahlin Jupiters, darstellend die weibliche Macht des Himmels und himmlischen Lichts, insbesondere Mondgöttin. Später mit der griechischen Hera (s. d.) identifiziert, betrachtete man sie als Tochter des dem Kronos gleichgestellten Saturnus (daher Saturnia) und als Schwester ihres Gemahls. Als höchste Frau galt sie den Italern so sehr für die Repräsentantin des gesamten weiblichen Wesens, daß wie der Mann seinen Genius, so jede Frau und jedes Mädchen ihre J. hatte, der sie opferte, und bei der sie schwur. Ihr ältester und in Italien am meisten verbreiteter Kult war der als J. Lucina (»Lichtbringerin«). Als solche war sie die Göttin aller Monatsersten und erhielt in Rom an den Kalenden ihr regelmäßiges Opfer durch den Rex sacrorum. Zugleich war sie unter dem Namen Lucina als die erste und mächtigste Geburtsgöttin verehrt, und ihr in einem Hain gelegener Tempel zu Rom war einer der ältesten und angesehensten. Das Hauptfest dieser Göttin, welche verschleiert mit einer Blüte in der rechten und einem Wickelkind in der linken Hand dargestellt wurde, waren die 1. März von den römischen Matronen und Jungfrauen begangenen Matronalien (s. d.). Ein andrer altertümlicher, durch ganz Italien hoch angesehener Kult war der der J. Sospita (»Erretterin«), deren alter Hain und Tempel zu Lanuvium auch für Rom seine Heiligkeit bewahrte, als es selbst zwei Tempel dieser Göttin besaß. Die römischen Konsuln brachten jährlich zu einer bestimmten Zeit der J. in Lanuvium ein Opfer dar. Das Bild der Göttin trug über der Matronenkleidung ein als Helm und Panzer dienendes Ziegenfell, einen Schild und einen geschwungenen Speer, wie sie in einer wohlerhaltenen Kolossalstatue des vatikanischen Museums dargestellt ist. Dieser Kultus gab also der Schutzgöttin des weiblichen Lebens zugleich den Charakter der Wehrhaftigkeit, und eine kriegerische Göttin ist auch die besonders von den Sabinern verehrte J. Curitis oder Quiritis (»die mit der Lanze Bewehrte«). Als Ehegöttin wurde J. bei Hochzeiten unter mannigfachen Namen angerufen, als Domiduca, welche die Braut in das Haus des Bräutigams geleitet, Unxia, welche beim Einzug in dasselbe die Pfosten zum guten Zeichen salbt, Cinxia, die den Brautgürtel schürzt und löst, Pronuba und Juga, welche die Ehe stiftet. Als höchste Himmelsgöttin und Gattin des Jupiter Rex wurde sie mit diesem oder auch allein unter dem Namen J. Regina auf den Burgen der Städte vorzugsweise von den Matronen verehrt und als Schutzgöttin der letztern betrachtet. In dieser Eigenschaft hatte sie in Rom neben Jupiter auf dem Kapitol ihren Haupttempel, in welchem bekanntlich Gänse gehalten wurden, die ihr als häusliche und fruchtbare Tiere heilig waren. Ein andrer vielgefeierter Tempel der Regina lag auf dem Aventin, wohin dieser Kultus von Veji nach Zerstörung dieser Stadt verpflanzt worden war. Noch befand sich auf dem Kapitol ein Tempel der J. Moneta (»Mahnerin«), der ihr für heilsame Mahnungen errichtet war. Ein sehr altertümlicher römischer Dienst war der der J. Caprotina (»Ziegenjuno«), der am 7. Juli, den sogen. Nonae Caprotinae, als ein Fest der Sklavinnen gefeiert wurde. Aus Karthago nach Rom war im dritten Punischen Krieg übertragen die J. Caelestis (»himmlische J.«), die alte Burggöttin von Karthago, eigentlich die Astarte der Phöniker; ihr Kultus kam in der Kaiserzeit mit dem Aufblühen von Karthago aufs neue zu Ehren. Außer der Gans war der J. als Burggöttin auch die die Höhen liebende Krähe heilig. Vgl. Hera.

Junot (spr. schünoh), **Andoche J., Herzog von Abrantes**, franz. General, geb. 23. Okt. 1771 zu Bussy le Grand (Côte d'Or), begann 1792 die Rechte zu studieren, trat 1793 als Freiwilliger in das Heer ein und zog bei Toulon durch seine unerschrockene Tapferkeit die Aufmerksamkeit Bonapartes auf sich, der ihn als seinen Adjutanten mit nach Ägypten nahm. Nach dem 18. Brumaire ernannte ihn Bonaparte zum Kommandanten, 1804 zum Gouverneur von Paris und endlich zum Generalobersten und verlieh ihm das Großkreuz der Ehrenlegion. Nachdem J. 1805 kurze Zeit als Gesandter in Lissabon fungiert, sich sodann in der Schlacht bei Austerlitz ausgezeichnet hatte, ward er 1807 zum Befehlshaber des Korps, welches Portugal besetzen sollte, und, nachdem er dies im November ausgeführt, 1. Febr. 1808 zum Generalgouverneur von Portugal mit dem Titel eines Herzogs von Abrantes ernannt. Auf das schamloseste bereicherte er sich in dieser Stellung durch Erpressung und Plünderung. Doch mußte er vor den im August 1808 gelandeten Engländern bei Vimeiro zurückweichen und die Kapitulation von Cintra schließen. 1809 wurde er im Kriege gegen Österreich an der Spitze eines Armeekorps von Kienmayer 12. Juni bei Berneck besiegt, war darauf Gouverneur der illyrischen Provinzen und befehligte im Feldzug gegen Rußland das 8. Armeekorps. Von dem Kaiser wieder in die illyrischen Provinzen geschickt, verfiel er bald darauf in eine Geisteskrankheit. Er verbrachte die letzten Tage seines Lebens in dem Städtchen Montbard (Côte d'Or) und endete sein Dasein 29. Juli 1813 durch einen Sturz von einer Mauer. — Seine Gattin **Laurette de Saint-Martin-Permon, Herzogin von Abrantes**, angeblich vom griechischen Kaisergeschlecht der Komnenen abstammend, weitläufige Verwandte von Napoleon I., geb. 1784 zu Montpellier, ward nach ihrer Vermählung (1799) zur Hofdame der Mutter Napoleons ernannt und gab sich einer grenzenlosen Verschwendung hin, die bald ihre Vermögensumstände gänzlich zerrüttete. Nach dem Tod ihres Mannes beschäftigte sie sich mit litterarischen Arbeiten, lieferte Feuilletons, Memoiren und Romane, ohne dabei ihr früheres Salonleben in der großen Pariser Welt aufzugeben, und starb dürftig im Nonnenkloster Abbaye aux Bois zu Paris im Juni 1838. Ihre weitschweifigen »Mémoires, ou Souvenirs historiques sur Napoléon, la Révolution, le Directoire, le Consulat, l'Empire et la Restauration« (Par. 1831—35, 18 Bde.; deutsch von Alvensleben, Leipz. 1831—38, 25 Bde.) zeugen von Schärfe und Gesundheit des Urteils. Außerdem schrieb sie: »L'amirante de Castille« (1832); »Scènes de la vie espagnole. Souvenirs d'une ambassade et d'un séjour en Espagne et Portugal« (1837); »Histoire des salons de Paris« (1837).

Junta (span., spr. chun-), Vereinigung, in Spanien s. v. w. Komitee, eine zur Erledigung gewisser Staatsangelegenheiten oder zur Regierung selbst berufene Versammlung, sei es, daß sie ohne den Monarchen aus eigner Machtvollkommenheit von den Vertretern der Nation gebildet oder von dem Regenten ernannt ist. Am berühmtesten sind: die von Karl II. berufene »große J.«, aus Staatsmännern bestehend, welche die Kompetenz der Inquisition zu bestimmen hatten, die von Napoleon I. 1808 zur Ausarbeitung einer neuen Verfassung nach Bayonne berufene J. und endlich die 1808 von den Spaniern zur Leitung des Freiheitskampfes erwählte Zentraljunta mit ihren Provinzialjunten.

Juntinen (Giuntinen), s. Giunta.

Jupati, s. Raphia.

Jupe (franz., spr. schüpp), ursprünglich eine Jacke; jetzt s. v. w. Frauenrock (von der Hüfte bis zu den Füßen); J. de dessous, Anstands-, Unterziehrock.

Jupiter (Juppiter), der höchste Himmelsgott der italischen Völker, wie der griechische Zeus (s. d.), mit dem er nicht bloß das Grundwesen, sondern auch den Namen gemeinsam hat; denn J. ist zusammengezogen aus Iovis (ältere Form Diovis) pater, Zeus umgewandelt aus Djeus (ind. djaus, »der lichte Himmel«). Als im Lauf der Zeit der italische Gott mit dem griechischen identifiziert wurde, machte man ihn zum Sohn des Saturnus und der Ops, welche man den griechischen Gottheiten Uranos und Rhea gleichstellte. Von J. kommen alle Himmelserscheinungen. Als Lucetius (von lux, »Licht«) ist er der Lichtbringer, der Urheber des Tageslichts wie des nächtlichen Vollmondes, daher ihm, wie seiner Gemahlin Juno die Kalenden, die Idus (13. oder 15.) sämtlicher Monate als Vollmondstage geheiligt waren, an denen ihm der Flamen dialis sein Eigenpriester, die Idulia, ein in einem weißen Lamm bestehendes Opfer, darbrachte. Wie er den heitern Himmel gewährt, so führt er auch alle Wetter herauf: als Fulgurator und Fulminator (»Blitzer«) u. Tonans oder Tonitrualis (»Donnerer«) bringt er die furchtbaren Gewitter, von denen namentlich Rom heimgesucht wurde, als Pluvius den befruchtenden Regen. Ein vom Blitz getroffener Gegenstand oder Ort galt als von J. in Besitz genommen für heilig und bedurfte einer besondern Weihe (s. Puteal). Als dem regenspendenden Gott veranstaltete man zu Rom in Zeiten großer Dürre dem J. ein Betfest, Aquilicium (»Regenbeschwörung«) genannt, bei dem die Pontifices von dem außerhalb des Kapenischen Thors gelegenen Tempel des Mars einen walzenförmigen Stein, den sogen. Lapis manalis (»Regenstein«), in die Stadt zogen, während die Matronen mit bloßen Füßen und die Behörden ohne die Abzeichen ihres Amtes folgten. In derselben Eigenschaft flehte ihn das Landvolk vor der Aussaat im Herbst und Frühling unter Darbringung eines Opfermahls an. Auch vor dem Beginn der Ernte betete man zu ihm und Juno, ehe man der Ceres opferte, und in ganz Latium feierte man ihm als Spender des Weinsegens das Fest der Vinalien (s. d.), wie ihm auch bei Beginn der Weinlese der Flamen ein Lamm opferte. Durch ganz Italien wurde ferner J. neben Mars als Entscheider der Schlachten und Siegverleiher (Victor) verehrt, vornehmlich in Rom, wo ihm als Stator (der die Flucht hemmt) und Feretrius (dem die von einem römischen Feldherrn einem feindlichen Feldherrn abgenommene Rüstung dargebracht wird, s. Spolia) schon Romulus Heiligtümer gestiftet haben sollte. Auch ein Wächter über Recht und Wahrheit ist J. und daher der älteste und vornehmste Schwurgott, der vornehmlich bei feierlichen Friedensschlüssen von den Fetialen (s. d.) als Zeuge angerufen wurde. Wie das Völkerrecht, so steht das Gastrecht unter seinem besondern Schutz, und wie er dem ganzen Land seinen Segen zu teil werden läßt, so ist er auch der Glücks- und Segensgott der Familie. Und nicht allein auf die Gegenwart bezieht sich sein gnädiges Walten, er offenbart den Menschen durch dem Kundigen verständliche Zeichen (s. Auspizien) die Zukunft und seine Billigung oder Mißbilligung eines beabsichtigten Unternehmens. Von alters her wurde er von den latinischen Völkern unter dem Namen J. Latiaris (oder Latialis) auf dem Albanergebirge als Stammgott und nach der Stiftung des Latini-

schen Bundes als Bundesgott durch ein gemeinsames Opferfest verehrt, welches auch nach Auflösung des Bundes unter der Leitung der römischen Konsuln fortbestand. In Rom war die Hauptstätte seines Kultus das Kapitol, wo er als ideales Staatsoberhaupt, als Mehrer und Erhalter römischer Macht und Ehre unter dem Namen J. Optimus Maximus (»der Beste und Größte«) verehrt wurde. Hier thronte sein thönernes Bild mit dem Blitz in der Rechten in dem Mittelschiff des von Tarquinius Superbus, dem letzten König, begonnenen und im dritten Jahr der Republik eingeweihten Tempels, der auf seinem Giebel die Quadriga, das Attribut des Donnergottes, trug, während von den beiden Seitenschiffen das linke der Juno, das rechte der Minerva geweiht war. Hier brachten ihm Konsuln bei ihrem Amtsantritt Opfer und bei ihrem Auszug in den Krieg feierliche Gelübde dar; hierher ging der Triumph des im Festschmuck des Gottes daherfahrenden Siegers, der vor dem aus weißen Stieren bestehenden Dankopfer zu dem Bilde des J. betete und ihm den Siegeslorbeer seiner Fasces darbrachte; hierher strömte zur Ausschmückung des Heiligtums und für den Tempelschatz eine unzählbare Fülle kostbarer Weihgeschenke vom Staat, von Feldherren und Bürgern, fremden Königen und Völkern zusammen. Als nach 400jährigem Bestehen der alte Tempel 83 v. Chr. durch Feuer zerstört war, wurde er nach dem alten Bauplan, jedoch noch prächtiger, wiederhergestellt (78); das Bild des Gottes war eine aus Gold und Elfenbein gefertigte Kopie des olympischen Zeus (s. d.). 70 n. Chr. wieder verbrannt und von Vespasian kaum wiederhergestellt, zerstörte ihn 80 eine neue Feuersbrunst unter Titus, worauf Domitian 82 den Tempel errichtete, der bis ins 9. Jahrh. bestanden hat. (Vgl. Becker, Topographie der Stadt Rom, Tafel 5, Nr. 14 bis 16; »Archäologische Zeitung« 1873, Tafel 57.) Dem höchsten Gotte des Staats zu Ehren wurden natürlich auch die stattlichsten Feste gefeiert, vornehmlich die römischen, die großen und die plebejischen Spiele (s. Ludi). Auch die Kaiserzeit erkannte in dem kapitolinischen J. den höchsten Repräsentanten der Majestät des römischen Namens und Staats, dessen Stellvertreter auf Erden der Kaiser war, und indem sich sein Dienst allmählich über das ganze Reich ausbreitete, wurde er zuletzt zum Repräsentanten des Heidentums überhaupt. Vielfach verschmolz er mit den heimischen Gottheiten der Provinzen, so mit dem Sonnengott von Heliopolis und Doliche in Syrien zu dem im 2. und 3. Jahrh. n. Chr. weit und breit verehrten J. Heliopolitanus und Dolichenus (vgl. Hettner, De Jove Dolicheno, Bonn 1877), auch mit keltischen und germanischen Gottheiten, namentlich denjenigen, welche auf den Alpenhöhen als Beschützer der Wanderer einen Kultus hatten. Ein Beispiel dieser Art ist der J. Optimus Maximus Poeninus, dessen Sitz auf dem Großen St. Bernhard war. Über die bildlichen Darstellungen s. Zeus. Vgl. Preller-Jordan, Römische Mythologie, Bd. 1, S. 184 ff.

Jupiter, der größte Planet des Sonnensystems, strahlt in gelblichem Licht und übertrifft an Glanz die meisten Fixsterne erster Größe. Im Fernrohr erscheint er als ovale Scheibe, deren größter und kleinster Durchmesser nach Kaiser in mittlerer Entfernung 37,60″ und 35,43″ betragen, woraus die Abplattung $1/17{,}11$ folgt. Der wahre Durchmesser des Äquators ist 11,61mal so groß als der Durchmesser des Erdäquators oder 143,800 km (19,380 geogr. Meilen), das Volumen ist das 1279,4fache von dem der Erde. Die Masse des J. beträgt nach Bessel $1/1047{,}9$ der Sonnenmasse, womit das neuerdings von Schur gewonnene Resultat $1/1047{,}23$ gut übereinstimmt, während v. Asten $1/1049{,}6$, Hall $1/1050$ gefunden haben. Daraus folgt eine mittlere Dichte von 0,24, die der Erde = 1 gesetzt, oder 1,32mal so groß als die des Wassers. Die Schwerkraft wirkt demnach an den Polen 2,8mal und (unter Berücksichtigung der Zentrifugalkraft) am Äquator 2,2mal so stark als auf der Erde. Die Bahn des J. ist nahezu kreisförmig, ihre Exzentrizität beträgt nur 0,04825, auch ihre Neigung gegen die Erdbahn ist bloß 1° 18′ 41″. Die mittlere Entfernung von der Sonne beträgt 5,20280 Erdbahnhalbmesser oder 773,48 Mill. km = 104,2 Mill. geogr. Meilen (schwankend zwischen 99 Mill. Meilen im Perihel und 109 Mill. Meilen im Aphel). Der Erde kann er sich zur Zeit seiner Opposition bis auf 79 Mill. Meilen nähern, während sein größter Abstand in der Konjunktion 130 Mill. Meilen beträgt. J. durchläuft seine Bahn in 4332,588 Tagen (11 Jahre 10,5 Monate) und legt dabei in jeder Sekunde 1,81 Meile zurück, noch nicht halb soviel als die Erde bei ihrer Bewegung um die Sonne. Ein Jahr auf dem J. beträgt also fast 12 Erdjahre, und auf jede Jahreszeit kommen gegen 3 Jahre. Doch dürfte die Verschiedenheit der Jahreszeiten dort nicht so bedeutend sein wie auf der Erde, denn einesteils ist der Einfluß des mehr oder minder hohen Sonnenstandes auf J. nicht so erheblich wie bei uns, weil die Sonne dort infolge ihrer großen Entfernung nur mit $1/27$ ihrer Intensität auf der Erde wirksam ist, anderntetils beträgt, wie aus den weiterhin zu erwähnenden Beobachtungen über die Rotation des J. hervorgeht, die Neigung des Äquators gegen die Bahn nur 3° 6′, so daß also die Zone zwischen den Wendekreisen nur 6° 12′ breit ist und die Polarkreise nur 3° 6′ vom Pol abstehen, wo 6 Jahre lang Tag und ebenso lange Nacht herrscht.

Eine merkwürdige Eigentümlichkeit des J. sind die Streifen und Flecke, welche uns das Fernrohr auf seiner Oberfläche zeigt. Erstere laufen dem Äquator des Planeten parallel, sind stellenweise unterbrochen, teils heller, teils dunkler gefärbt und mannigfaltigen, aber im ganzen nur langsamen Veränderungen bezüglich der Form und Färbung unterworfen. Insbesondere zeigen sich regelmäßig zwei graue Streifen, der eine nördlich, der andre südlich vom Äquator, die eine in hellerm Licht erglänzende Äquatorzone einschließen. Nach Lohse hat man den ganzen Äquatorgürtel als eine einheitliche Erscheinung von beträchtlicher Stabilität aufzufassen, wofür auch der Umstand spricht, daß beim Photographieren das von diesem Gürtel ausgehende Licht anders wirkt als das von andern Stellen des Planeten stammende. In den beiden Äquatorstreifen treten bisweilen dunklere, bogenartige Teile auf, welche der ganzen Zone ein wolkenartiges Aussehen geben. Auch sieht man öfters knotenartige Verdichtungen in den Streifen, und außerdem sind wiederholt einzelne dunkle Flecke außer allem Zusammenhang mit den Streifen beobachtet worden. Manche Flecke haben nur kurze, andre sehr lange Dauer; zu den letztern gehört ein ovaler rötlicher Fleck südlich vom Äquatorgürtel von 47,000 km Länge und 13,000 km Breite, der seit Sommer 1878 und noch jetzt (Winter 1886/87) sichtbar ist.

Aus der Beobachtung einzelner Flecke hat zuerst Dom. Cassini die Rotationszeit des J. bestimmt, und es haben solche an verschiedenen Flecken und in verschiedenen jovigraphischen Breiten angestellte Beobachtungen einen Mittelwert von 9 Stunden 55,5

Minuten ergeben. Wenngleich die Mehrzahl der Bestimmungen nur in den Sekunden Abweichungen zeigt, so ist doch damit die Unmöglichkeit einer genauen Ermittelung der Rotationszeit dargethan. Einzelne Flecke, namentlich weiße Wolken, ergeben aber eine noch kürzere Rotationszeit; so fand Schmidt in Athen an einer solchen Wolke in der Äquatorregion nur 9 Stunden 15 Minuten, was einem Voreilen von 124 m in der Sekunde entspricht.

Was die Deutung der Erscheinungen auf dem J. anlangt, so sind die hell glänzenden weißen Gebilde ohne Zweifel dichte Wolken, die das Sonnenlicht kräftig reflektieren, die dunkeln Partien aber vielleicht Öffnungen in der Wolkenhülle, durch welche wir durch eine Nebelhülle hindurch auf den Kern des Planeten blicken. Die beschleunigte Bewegung weißer wolkenartiger Gebilde im Sinn der Rotation des Planeten hat schon Schröter auf Rechnung von Winden gesetzt, die den obern Passatwinden der Erde entsprechen und wie sie entstehen. Die rötliche Färbung, welche insbesondere in der Äquatorzone bisweilen auftritt, wird der Anwesenheit von Wasserdampf zugeschrieben, auf welchen auch einige dunkle Streifen im Spektrum des J. deuten, die auch im Spektrum der untergehenden Sonne durch den Wasserdampf unsrer Atmosphäre hervorgerufen werden. Die betreffenden Stellen der Jupiteratmosphäre müssen aber dann wolkenfrei sein, damit das Sonnenlicht genügend tief in die Wasserdampfschicht eindringen kann. Die rötlichen Stellen würden demnach Aufhellungen in der Wolkendecke des J. sein. Übrigens hält es Zöllner für wahrscheinlich, daß J. (wie auch Saturn) sich noch in einem Zustand bedeutender Erhitzung befindet, und daß seine Oberfläche jetzt noch Licht und Wärme ausstrahlt. Zeugnis dafür legen die mannigfachen Veränderungen der Äquatorstreifen ab, die man nicht auf Rechnung der Sonnenwärme setzen kann. Unter der Annahme eines noch jetzt andauernden hohen Temperaturgrades des J. ist übrigens Lohse zu einer eigentümlichen Deutung der Streifen gelangt. Bei einem solchen Zustand wird man nämlich das öftere Auftreten vulkanischer Eruptionen als höchst wahrscheinlich ansehen dürfen, und wenn an einer Stelle des Planeten ein solcher Ausbruch erfolgt, so wird die Wolkendecke über der Ausströmungsöffnung durch die empordringenden glühenden Gase und Dämpfe durchbrochen. Da aber diese eruptiven Massen, weil aus tiefern Regionen kommend, eine geringere Rotationsgeschwindigkeit besitzen als die höher liegenden Wolkenschichten, so werden sie gegen diese zurückbleiben, und es wird ein dunkler Streifen in der Rotationsrichtung entstehen, der sich bei längerer Dauer der Eruption rings um den Planeten ziehen wird, indem das Ende sich wieder an den Anfang anschließt, während bei kürzerer Dauer ein weniger langer Streifen entsteht. Dieser Ansicht zufolge sind die dunkeln Streifen nicht bloße Lücken in der Wolkendecke, sondern eruptive Massen, die nur infolge ihres geringern Lichtreflexionsvermögens dunkel erscheinen. Dadurch finden auch die mancherlei an den Streifen beobachteten Farbennüancen eine einfache Erklärung, und nicht minder

reren Kratern von gleicher jovigraphischer Breite entsprechen, und die ausgeprägtere Streifenbildung und größere Veränderlichkeit der Gebilde in der südlichen Hemisphäre des J. würden auf eine abweichende Oberflächenstruktur des Planetenkerns in beiden Halbkugeln deuten. Der J. hat vier Monde, die gleich nach Erfindung des Fernrohrs zuerst im Dezember 1609 von Simon Marius in Ansbach und im Januar 1610 von Galilei entdeckt wurden. Man pflegt sie in der Reihenfolge ihrer Abstände vom J. mit den Nummern I, II, III, IV zu bezeichnen. Ihre wichtigsten Elemente sind in der Tabelle »Übersicht des Planetensystems« (beim Artikel »Planeten«) angegeben. Im Verhältnis zur Größe des Halbmessers des Hauptplaneten erscheinen die Satelliten des J. diesem sehr nahe gerückt. Die Geschwindigkeit, mit der sie den J. umkreisen, ist eine außerordentlich große; dabei laufen sie um den J. fast in der Ebene seines Äquators, nur IV weicht merklicher von derselben ab. Ebenso sind die Neigungen ihrer Bahnen zu der des J. unbeträchtlich, indem sie sich nur zwischen 2 und 3° bewegen. Alle zusammen haben nur 0,0007 der Jupitermasse oder ungefähr 1/20 der Erdmasse. Am hellsten erscheint gewöhnlich III, der größte; der zweitgrößte (IV) wird aber an Glanz von den kleinern (I und II) übertroffen. Die Größe ihres Hauptplaneten und die Kleinheit der Neigungen ihrer Bahnen sind Ursache, daß fast jeder Umlauf dieser Monde eine Sonnen- und eine Mondfinsternis mit sich führt, die mit geringen Ausnahmen sämtlich total sind. Nur der vierte Mond kann, wenn er zur Zeit seiner Konjunktion und Opposition dem Maximum seiner Breite nahesteht, unverfinstert, und ohne eine Verfinsterung zu bewirken, vorübergehen. Bei der kurzen Umlaufszeit dieser Monde ist die Zahl der in einem Jupiterjahr eintretenden Finsternisse eine außerordentlich große, nämlich gegen 4400 Mond- und ebenso viele Sonnenfinsternisse. Die Verfinsterungen der Jupitermonde sind insofern von Wichtigkeit, als sie ein bequemes Mittel zur Bestimmung der Längendifferenz zweier Orte (s. Länge) und der Geschwindigkeit des Lichts darbieten. Hinsichtlich der Dauer dieser Finsternisse ist zu bemerken, daß I höchstens 2 Stunden 15 Minuten 44 Sekunden, II 2 Stund. 52 Min. 4 Sek., III 3 Stund. 33 Min. 40 Sek. und IV 4 Stund. 44 Min. 30 Sek. verfinstert werden kann. Die Sonnenfinsternisse, welche die Monde für den Hauptplaneten bewirken, sind von der Erde aus an dem über die Planetenscheibe ziehenden Schatten des Trabanten erkennbar. Zu bemerken ist, daß die drei innern Monde nie gleichzeitig verfinstert werden können. Es ist nämlich stets die Länge von I, vermehrt um die doppelte Länge von II und vermindert um die dreifache Länge von III, gleich 180°, und zugleich ist die Summe der Bewegung von I und die doppelte Bewegung von III gleich der dreifachen Bewegung von II, woraus folgt, daß, wenn zwei dieser Trabanten gleiche Länge in Beziehung auf den J. haben, der dritte stets 60° oder auch 90° von ihnen absteht, nämlich 60°, wenn I und III, und 90°, wenn I und II gleiche Länge haben. Die Beobachtung, daß die Finsternisse der Jupitermonde um die Zeit der

Jupon (franz., spr. schüpóng), ursprünglich ein kurzes Wams; jetzt ein kurzer Frauenunterrock.

Jur., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Ludwig Jurine, geb. 1751 zu Genf, gest. 1819 daselbst als Professor der Anatomie und Chirurgie (Entomolog).

Jura (lat.), Mehrzahl von Jus (s. d.), »die Rechte«, Rechtswissenschaft (daher der Ausdruck »J. studieren«).

Jura (spr. dschúrä), eine der südlichen Hebriden, zur schottischen Grafschaft Argyll gehörig, 378 qkm (6,9 QM.) groß mit 773 Einw., ist gebirgig, steigt in den Paps of J. bis 783 m und wird durch den von W. eindringenden Loch Tarbert fast ganz zerteilt. 7 Proz. der Oberfläche sind angebaut. Zwischen ihr und der nördlich gelegenen Insel Scarba der gefährliche Strudel Corryvrekan (Coirebhreacain).

Jura, s. v. w. Juraformation (s. d.).

Jura, zentraleuropäisches Gebirgssystem, das den Zentralalpen gegenüber aufragt und von diesen durch die schweizerisch-schwäbische Hochebene getrennt ist, jedoch in seiner mehr als 660 km langen Ausdehnung vom Rhônedurchbruch unterhalb Genf bis zum Main bei Lichtenfels in Wahrheit mehr ein geognostischer als ein orographischer Begriff ist. Denn wenn auch in dem weithin sich erstreckenden Gürtel dieselbe Formationsgruppe des Juragebirges herrscht, so ist doch in den drei Strecken, in die man ihn einteilt, der Gebirgsbau wesentlich verschieden. In der That ist auch erst nach der Erkenntnis der Identität der geologischen Formationen der Name J. auf diejenigen Gebirgsstrecken ausgedehnt worden, welche nordöstlich vom Rheinwinkel (bei Basel) sich erstrecken; der eigentliche alte Name derselben ist Alb oder Alp. Im engern und eigentlichen Sinn ist folglich der Name J. (Mons Jurassus) auf die vom Kanton Genf durch die nordwestliche Schweiz an deren Grenze und durch die angrenzenden Teile Frankreichs bis an den Rhein reichenden Gebirgsketten zu beschränken. Dieser französisch-schweizerische J. ist ein wirkliches Ketten- und zwar ein sogen. Faltengebirge mit vorherrschender Richtung von SW. nach NO., während die vom Rhein bis zur Altmühl (besser Wörnitz) fortsetzende Schwäbische Alb zwar die Richtung des vorigen beibehält, aber den Gebirgscharakter teilweise verliert und auf ihren einförmigen Höhen ein sanft südostwärts sich verflachendes Plateau ist, das mit zum Teil felsigen Steingehängen zu seiner hügeligen Basis im N. absällt. Die dritte Strecke, der fränkische J. (Fränkischer Landrücken), erstreckt sich dagegen als ein nach W., N. und O. ziemlich steil abfallendes Plateau mit vorherrschend beinahe wagerechter Schichtenlage von der Donau zum Main. Von der oben angegebenen Totallänge kommen ca. 260 km auf den eigentlichen J., fast ebensoviel auf die Schwäbische Alb, nicht ganz 150 km auf den Frankenjura (s. Jura, deutscher).

Der französisch-schweizerische Jura.

Der französisch-schweizerische J., von dem hier allein die Rede, ist auf dem größten Teil seiner Länge jetzt Grenzgebirge, wie zu den Zeiten Cäsars, als er die Gallier und Helvetier voneinander schied; doch reicht er mit dem gleichen Charakter noch südsüdwestlich über die Gegend von Genf hinaus, indem er den Rhône auf seinem nach S. gerichteten Lauf auf der Westseite begleitet. Der J. ist (nach Thurmann) ein ausgezeichnetes Faltengebirge, dessen längere und kürzere Ketten gleichsam ein Geflecht von fast elliptischen, sehr verlängerten Maschen bilden, die unter spitzen Winkeln zusammenstoßen. Seine randlichen höchsten Ketten im O. brechen in nördlicher Fortsetzung ab, während andre dahinterliegende Parallelketten in gleicher Richtung sich fortsetzen. Noch weiter nach N. tritt wieder eine Änderung der Richtung ein, und vom Mont Terrible bei Porrentruy zieht die nördlichste Kette wieder fast östlich in gleicher Richtung mit den Alpen, um an der Lägern (bei Baden) das Ende des gebirgigen J. zu bilden. Die östlichen Ketten sind die höchsten; von da stuft sich das Gebirge allmählich nordwestwärts ab. Von der Schweiz her erscheint es darum aus der Ferne als ein hoher, dunkler Wall mit wellenförmig verlaufender Linie, über welche die Höhenpunkte nur als rundliche und gestreckte Kuppen von wenigen Hundert Metern Höhe ansteigen, während von den Hochgipfeln der Blick westwärts über ein Meer von Bergwellen und Bergkämmen bis in die Hochebenen Frankreichs reicht. Aus zusammengefalteten Sedimentgesteinen gebildet, enthält der J. zahlreiche Ketten als einfache Gewölbe, an denen die Schichten auf der einen Seite aufsteigen, am Rücken sich herumbiegen und an der andern Seite wieder niedersteigen, um in der nächsten Welle wieder anzusteigen, so daß Rücken und muldenförmige Längenthäler, von denen die innern Thäler höher liegen als die äußern, im O. und W. wechseln. Von den 160 Ketten, die Thurmann im J. aufzählt, sind jedoch nur noch 30 solche geschlossene Gewölbeketten, von denen sich manche plateauartig ausbreiten; alle übrigen sind mehr oder weniger tief ihrer Länge nach aufgerissen, so daß auf der Höhe der Sättel Spaltenthäler entstehen, deren Seitenwände durch felsige Kämme (mit Schichtköpfen) von meist ungleicher Höhe gebildet werden, die nach beiden Seiten auswärts sich verflachen; oft schließen die Ränder in den Enden der Thäler in Zirkusform aneinander. Aus der Mitte erheben sich oft wieder neue einfache oder aufgesprengte Gewölbeketten, die nicht selten selbst die äußern Ränder überragen, wenn eine ältere, festere Schicht unter leicht zerstörbaren Schichten auf der Sattelhöhe zum Vorschein kommt. Hierher gehören auch die Combes, welche nichts andres sind als solche Thäler, die einerseits von einer festen Wand steil abgebrochener Gesteine, anderseits von einer sanfter abschüssigen Lage Thons oder einer sonstigen minder festen Gesteinsart begrenzt sind, von denen letztere selbstverständlich im Liegenden, also nach der Sattelhöhe zu, erstere im Hängenden, nach der Mulde zu, sich befindet. Diese Combes sind daher nur durch den Wechsel fester Kalke und leicht zerstörbarer thonig-mergeliger Bildungen entstanden und kommen unter ähnlichen Bedingungen in vielen andern Gebirgen, ja selbst im sedimentär geschichteten Flachland vor. Die Sattelthäler, aber auch andre wilde Nebenschluchten nennt man dagegen im J. Ruz; sie ziehen sich in großer Zahl von den Hängen herab in die größern Muldenthäler, in die Combes und Spaltenthäler. Von den Felswänden abgebrochene Felsmassen, oft in bizarren Gestalten, und Schutt häufen sich am Fuß derselben an. Zu diesen Längenthälern und kleinen Seitenschluchten gesellen sich tiefe, enge Querthäler, meist malerische Felsschluchten, welche, die ganzen Ketten durchsetzend, die Längenthäler miteinander in Verbindung bringen, die Cluses (Klausen), deren Thurmann 90 aufzählt, wie die von Balmes, Vitteboeuf, Moutiers-Grandval, auch die Pierre Pertuis. Kein Weg zeigt diesen Wechsel in der Thalbildung ausgezeichneter als der von Basel durch das Münsterthal (Moutier) nach Biel, kein Fluß die wunderlichen Windungen, die durch diese Thalbildung entstehen, auffallender als der Doubs, dessen Lauf eine Länge von 346 km hat bei einer direkten Ent-

fernung von 148 km zwischen Quelle und Mündung. Manche der hoch gelegenen Thalmulden sind aber geschlossen und besitzen dann zum Teil wenig tiefe Seen ohne sichtbaren Ausfluß, wie das Thal des Lac de Joux und der See von Brevine. Nur das klüftige, oft senkrecht aufgerichtete Kalkgestein und seine Höhlen bieten unterirdischen Abfluß durch Entonnoirs (Trichter), welche man wohl künstlich unterhält, erweitert oder durch Anlegung wenig tiefer Schächte auch erneuert. In tiefer gelegenen angrenzenden Thälern treten die versunkenen Gewässer wieder in Quellen oder Bächen zu Tage, so die Orbe bei Vallorbe.

Dieser Bau des Gebirges ist durchaus bedingt durch die Lagerung und verschiedene Widerstandsfähigkeit der Sedimentgesteine. Seinen Hauptkörper bilden die Glieder der verschiedenen Juraformationen: Lias, brauner und weißer J.; nur in der Nordkette und im äußersten Westen (so bei Besançon, Salins, Pontarlier) tritt darunter als nächste Unterlage insular die Trias auf: Gips und Steinsalz führender Keuper und Muschelkalk. Im S. und SO., auch noch am Neuenburger See, lagert dagegen am Rand und in den Mulden des Gebirges untere Kreide (Neokom und Gault). Jüngere Kreide und Nummulitengebirge fehlen allerorten im J.; dagegen finden sich durch das ganze Gebirge ältere tertiäre Bohnerze und mitteltertiäre Meeres- und Süßwasserablagerungen verbreitet, welch letztere auch am Fuß das schweizerische Hügelland zusammensetzen. Erratische Alpengeschiebe finden wir hoch an den Schweizer Gehängen hinauf verbreitet und selbst in innere Thäler eindringend, so oberhalb Neuenburg Geschiebe und Blöcke aus dem Rhônethal. Nur im W., so bei Besançon, sind die Höhlen knochenreich. Im ganzen finden sich die Hauptkalkmassen im Bereich des obern J., welche Formation hier in eingehendster Weise studiert wurde. Meist sind es diese Kalke, welche die Gewölbeketten und die felsigen Kämme bilden, während den Grund der Combes die leicht verwitterbaren und durch Wasser wegführbaren Gesteine des braunen J., des Lias 2c. bilden. Während die hohen Kalkrücken wasserarm und daher meist kahl sind oder doch nur Weiden darbieten, deckt oft dichter Fichtenwald die Gehänge, und die Combes sind wasser- und wiesenreich. Die Muldenthäler sowie die plateauartigen Rücken sind oft versumpft. Nach der Tiefe, bis zu welcher das Gebirge aufgeschlossen ist, unterscheidet Thurmann folgende Gebirgsformen: Die Ketten ersten Ranges, Gewölbeketten, bestehen aus dem obern weißen J., wo nur in der Tiefe der Cluses die ältere Unterlage aufgeschlossen ist. Durch Wegführung von Teilen ihres Gewölbes an den Seiten tritt auch an ihnen Klippen- oder Felsbildung auf (so bei Dôle). Die Gewölbeketten herrschen im S. und an den östlichen und westlichen Außenwänden vor. Bei den Ketten zweiten Ranges ist das Gebirge bis auf den braunen J. aufgesprengt, und dieser selbst tritt oft in der Mitte wieder als hohe Gewölbekette, von den umringenden Kämmen tiefern Niveaus durch eine Combe geschieden, hervor. Diese Ketten bilden im J. die vorherrschende Form; alle höchsten Höhen des mittlern J., wie der Chasseral, Chasseron, und überhaupt die Hälfte aller Juraketten gehören hierher. Bei den Ketten der dritten Ordnung, wie im Paßwang, im Mont Terrible, im Weißenstein, geht die Spaltung und Entblößung bis zum Keuper herab, während bei denen der vierten Ordnung, deren überhaupt nur vier bekannt sind, auch der Muschelkalk in niedrigen Hügelreihen wie in mächtigen Domformen hervorbricht, welch letztere zum Teil zirkusähnlich aufgerissen und in der Tiefe der wilden Kessel bis zu dem Gips des Salzgebirges im mittlern Muschelkalk aufgeschlossen sind, so bei Meltingen. Beide letztern Formen kennt man nur im nördlichsten J.

Man kann den J. in drei Strecken einteilen. Der südliche oder französisch-waadtländische J. enthält neben den niedrigsten südlichen Anfängen die höchsten Gipfelhöhen, weist aber den einfachsten Gebirgsbau und die ausgedehntesten Ketten und Längenthäler (Jourthal) auf. Dem Montblanc gerade gegenüber sich erhebend, sind seine vordern Höhen ausgezeichnete Aussichtspunkte (Dôle). In der zweiten Strecke, von Neuenburg und Franche-Comté, besitzt der J. seine größte Breite und Massenerhebung, während seine Gipfelhöhen um etwa 100 m hinter den südlichen zurückbleiben. Hier sind nur die östlichsten und westlichsten Ketten vorherrschend Gewölbeketten, die übrigen meist Ketten zweiten Ranges; auch entwickelt sich in der Kette des Chasseral die ausgezeichnete Bildung elliptischer Zirkusthäler zur vollen Deutlichkeit. Der Mont Chasseron erhebt sich zu 1611 m, die Tête de Rang zu 1423, der Chasseral zu 1609 m. Im Kamm liegen Motiers im Val Travers 735, Locle 921, La Chaux de Fonds sogar 997 m hoch, während der Paß von Les Loges, zwischen diesem Ort und Neuenburg, 1286 m Höhe erreicht. Im nördlichen Teil, dem Berner, Baseler und Aargauer J., sind die Höhen immer noch bedeutend, darunter berühmte Aussichtspunkte: der Kurort Weißenstein (1284 m), die Hasenmatt (1449), die Röthifluh (1398 m), die Gislifluh (774 m). Es ist dies der verwickeltste und am tiefsten aufgerissene Teil des J. Zu den großartigen vielfachen Störungen, auch durch Verwerfung, kommen hier vollständige Zurückfaltungen, so daß man beim Bohren auf Steinsalz unter dem Muschelkalk die Juraformation hinauf bis zum Oxfordthon traf. Auf Merians Profil, von Basel bis Kestenholz zwischen Solothurn und Olten, sieht man den weißen Jurakalk siebenmal, den braunen J. neunmal, Kies und Keuper viermal und auch den Muschelkalk auftreten. Der Gebirgsbau des J. macht ihn zu einer mächtigen Schutzmauer gegen sein westliches Nachbarland: die wenigen das Gebirge überschreitenden Straßen führen alle durch leicht zu verteidigende Felsengen (Cluses). Die Cluses von Balsthal, Moutier und Pierre Pertuis verteidigen die Zugänge von N. und NW., die über Basel und Porrentruy in die innere Schweiz führen; durch die von Vitteboeuf führt der Weg aus Burgund nach Grandson. Das Fort Les Rousses, welches drei Straßen aus Burgund nach der Schweiz beherrscht, die durch das Jourthal, die über den Paß von St.-Cergues nach Nyon und die durch das Dappenthal nach Genf führende, ist in französischen Händen, ebenso der durch das Fort L'Ecluse verteidigte Zugang auf der Lyon-Genfer Straße. Mehrere Eisenbahnen überschreiten jetzt den J.: im Paß von Jougne, im Val de Travers, aux Loges und im Mont Sagne, in der Pierre Pertuis, in den Pässen von La Croix und Glovelier, im untern Hauenstein und im Bözberg. Längs seines ganzen Ostfußes führt eine Eisenbahn nach Genf.

Erreichen auch die höchsten Höhen des J. noch nicht die Schneegrenze, so bleibt der Schnee doch auf seinen höchsten Teilen wohl 6—7 Monate liegen, es gehören dieselben schon zu den des Anbaues unfähigen subalpinen Regionen. Am Fuß des Gebirges ist überall der Weinbau verbreitet; in seine äußern Thäler dringt der Obstbau; in seinen innern Hochthälern reifen, aber nicht immer, die Sommergerste und der Hafer. Ausgedehnte Nadelwälder sind noch durch viele Thä-

ler des J. verbreitet. Über ihnen herrschen Gebüsch und große Weideflächen mit würzigem Gras, das im Sommer vom Vieh abgeweidet wird (bedeutende Sennerei). Die höchsten kahlen Höhen bieten dabei noch einen Reichtum an Berg-, subalpinen und selbst alpinen Gewächsen; es kommen sogar Krautweiden (Salix retusa) und auf den südlichen Höhen, wie dem Dôle, das Edelweiß vor, während in den Tiefen der Buchsbaum als 6 m hoher Strauch gedeiht. Auch der J. hat seine landschaftlichen Reize, und nach dem Muster der Alpenklubs haben seine Anwohner sich zu einem touristischen Verband, dem Juraklub (seit 1866), zusammengethan. Die Bevölkerung ist nur im NO. germanisch, im größten Teil französisch. Manche Teile des J. sind Hauptsitze der Industrie. Die einst weitverbreitete Eisenindustrie hat freilich fremder Konkurrenz weichen müssen, und nur wenige Eisenwerke verhütten noch das tertiäre Bohnerz des J. in der Schweiz, so im Birsthal (s. Delémont); bedeutender sind noch die auf oolithische Eisenerze der Grenze des mittlern und obern J. basierten Eisenwerke im östlichen Teil des französischen Departements Obersaône (bei Percy le Grand). Ausgedehnt ist die Uhrenfabrikation, vornehmlich in Locle und La Chaux de Fonds, aber auch in andern jurassischen Thälern, neuenburgischen, waadtländischen, bernischen und französischen. Von Salinen sind nur am Westfuß in Frankreich die alten von Salins und Lons le Saunier und die schweizerischen »Rheinsalinen« (s. Rheinfelden und Schweizerhall) zu bemerken. Im Val Travers und zu Seyssel (am Rhône) Asphaltgruben. Nur im französischen J. und in dem Gebiet des frühern Bistums Basel, dem gegenwärtigen Berner und Solothurner J., herrscht die katholische Konfession, durch den ganzen übrigen J. die reformierte Kirche. S. Karte »Schweiz«. Vgl. Thurmann, Esquisses orographiques de la chaîne du J., Teil 1: »Porrentruy« (Bern 1852); Mösch, Der J. in den Alpen der Ostschweiz (Zürich 1872).

Jura, franz. Departement, nach dem Juragebirge benannt, aus dem südlichen Teil der Franche-Comté gebildet, grenzt östlich an die Schweiz, nordöstlich an das Departement Doubs, nördlich an Obersaône, westlich an Côte d'Or und Saône-et-Loire, südlich an Ain und hat ein Areal von 4994 qkm (90,7 QM.). Es zerfällt seiner Bodengestaltung nach in drei Gebiete und zwar das Gebirgsland (le mont), welches von sieben parallelen, von O. nach W. immer niedriger werdenden Jurakalkketten (höchster Punkt 1550 m) durchzogen wird, großenteils bewaldet, reich an Gewässern und Wiesen ist und ein kaltes Klima besitzt; das Weingelände (le vignoble), vom Fuß des Jura bis zum Grenzfluß Ognon, ziemlich gemäßigt, und endlich die Ebene der Flußthäler (la plaine), fruchtbar, im Klima der Rhônegegend gleichkommend. Bewässert wird das Departement vom Doubs mit der Loue, vom Ain mit der Bienne und vom Ognon (an der Nordgrenze). Die Bevölkerung beläuft sich (1886) auf 281,292 Seelen und hat sich seit 1861 um 16,761 vermindert. Der Landbau ist ausgedehnt und liefert hauptsächlich Weizen, Kartoffeln, Hafer, Gerste, Mais, Rüben, Ölfrüchte und Hanf. Das Weinland liefert ein Jahresertr̈ägnis bis zu 300,000 hl, darunter sehr gute Sorten, wenn auch das meiste nur mit den Weinen des Südens vermischt in den Handel kommt. Im ganzen kommen vom Areal 1875 qkm auf Ackerland, 1470 auf Wald, je 500 auf Wiesen und auf Weiden, 193 qkm auf Wein. Die Viehzucht liefert besonders Pferde und gutes Hornvieh in Menge, außerdem Schweine, Geflügel etc., an tierischen Produkten namentlich Käse, dessen Bereitung eine wichtige Erwerbsquelle bildet. Aus dem Mineralreich werden Eisen, Salz (26,000 Ton.), schöner Marmor, Porzellanerde, Töpferthon, Torf etc. gewonnen. Die Verarbeitung des Eisens, die Uhrmacherei und die Fabrikation von Drechslerarbeiten (tabletterie) bilden die hervorragendsten Industriezweige, neben welchen noch Glas-, Papier- und Kerzenfabrikation betrieben wird. Nichtsdestoweniger ist die Zahl der Arbeiter, die aus diesem Departement jährlich in andre Gegenden und nach der Schweiz auswandern, eine beträchtliche. Das Departement zerfällt in vier Arrondissements (Dôle, Lons le Saunier, Poligny, St.-Claude) und hat Lons le Saunier zur Hauptstadt. Vgl. Rousset, Géographie du J. (1862); Ogérien, Histoire naturelle du J. (Lons le Saunier 1863—65, 3 Bde.).

Jura, deutscher, Scheidegebirge zwischen der Schwäbisch-Bayrischen Hochebene und dem Schwäbisch-Fränkischen Terrassenland, bildet die nordöstliche Fortsetzung des französisch-schweizerischen Jura (s. d.), beginnt in der Gegend der Aaremündung rechts vom Rhein, steht hier mit dem Schwarzwald in Verbindung und zieht sich als ausgesprochenes Plateau in einer Länge von etwa 435 km zuerst bis an das Nördlinger Becken (Ries) und an die Wörnitz als schwäbischer Jura nach NO. und dann als fränkischer Jura im allgemeinen von S. nach N. bis an den Main. Der schwäbische Jura, 210 km lang, zwischen Rhein und Donau 15—20, dann 35—40 km breit, besteht aus den Bergen des Klettgaues und Hegaues, der Alb, dem Aalbuch und Härtfeld. Die Berge des Klettgaues bleiben in ihrem Hauptteil, dem ausgedehnten Hohen Randen, zwischen Donau und Rhein im Kanton Schaffhausen und erreichen im Nu bis eine Höhe von 928 m. Die Berge des Hegaues, östlich davon, sind ein Gebiet vulkanischer Kegelberge, von denen die Basaltkegel des Hohenhöwen (849 m), des Neuhöwen (870 m) und Höwenegg (788 m) im Rande des Jura oder auf der Höhe desselben, der Basaltkegel des Hohenstoffeln (846 m) und mehrere Phonolithkegel (Hohentwiel 692 m) aus den Tertiärschichten der vorgelagerten Ebene des alten Hegaues hervortreten. Die Alb, zwischen dem Durchbruchthal der Donau und dem Querthal Lone-Filz, ist durch Thäler im SW. sehr gegliedert. Da sind die Baaralb, durch das Thal Tuttlingen-Spaichingen von dem Hauptteil der Alb getrennt, mit dem Lupfen (978 m); der Heuberg mit dem höchsten Punkte des Jura überhaupt, dem Oberhohenberg (1012 m), ganz nahe dem steilen Westrand und einigen über 900 m hoch gelegenen Dörfern (Böttingen, Bulsheim); die Hardt, östlich vom vorigen, eine Platte von fast gleicher Höhe; die Hohenzollernalb zwischen den Querthälern von Ebingen und Burladingen, woselbst das höchste Albdorf, Burgfelden (912 m), ganz nahe dem Steilrand, und der burggekrönte Hohenzollern (855 m) bei Hechingen; endlich die Rauhe Alb, der eigentliche Höhlenjura, der breiteste Teil des ganzen deutschen Jura, von deren weiter Platte man fast überall schöne Aussichten auf die Alpen hat, und die wieder in die Hintere Alb (Kornbühl 905 m), von der Lauchart bis zur Lauter, die Mittlere Alb, von der Lauter bis zur obern Lone, und in die Vordere Alb geteilt wird. Unter den Höhlen daselbst sind die Nebelhöhle bei Oberhausen und die Karlshöhle bei Erpfingen am großartigsten. Reizende Thäler mit üppiger Vegetation und vorzüglichem Obstbau befinden sich zwischen den sehr verzweigten, oft 200—300 m (relativ) senkrecht abfallenden Höhen des Nordrandes, den eine

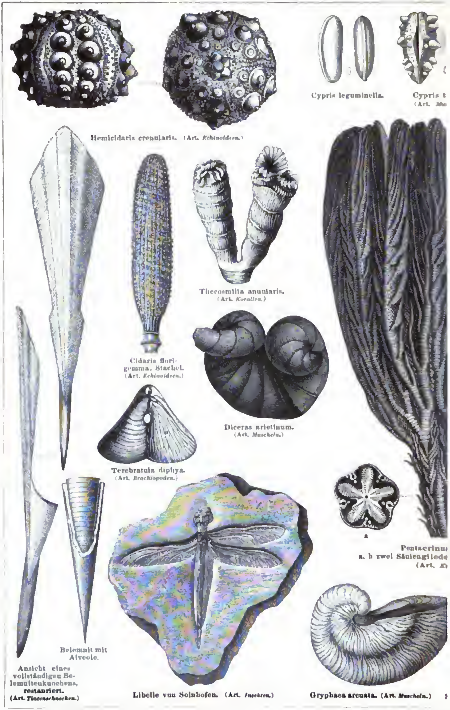
Reihe von Bergkegeln, teils isoliert, teils durch schmale Grate mit dem Hauptteil verbunden, zuweilen auch aus vulkanischem Gestein bestehend und meist schöne Ruinen tragend, begleiten: die Achalm (701 m) bei Reutlingen, der Hohenneusen (742 m), die Teck (774 m) bei Owen, der Stuifen (756 m), Hohenrechberg (706 m), Hohenstaufen (683 m). Für einzelne Teile der Rauhen Alb gibt es noch besondere Namen: **Münsinger Hardt**, etwa in der Mitte bei Münsingen, und **Hochsträß**, zwischen Ehingen und Ulm auf der Südseite. **Aalbuch**, zwischen Geislingen und dem obern Kocher, und **Härdtfeld**, zwischen dem Brenz-Kocherthal und dem Nördlinger Ries sowie der Wörnitz, bilden die letzten Glieder des schwäbischen Jura. Ersterer erreicht im Kocherberg noch eine Höhe von 750, letzterer bei Goldshöfe eine solche von 697 m. Vgl. G. **Schwab**, Die Schwäbische Alb (2. Aufl. von Paulus, Stuttg. 1878); **Vogt**, Die Schwäbische Alb (das. 1854); **Fröhlich**, Die Schwäbische Alb (das. 1871).

Eine sehr große Kalamität war der Wassermangel in fast sämtlichen auf der Alb liegenden Orten. Die atmosphärischen Niederschläge dringen schnell in die Kalkschichten ein und sammeln sich erst in bedeutender Tiefe, um dann als starke Quellen an den Rändern des Plateaus wieder zu Tage zu treten. Die Bewohner waren daher auf das in Zisternen oder in mit Lehm ausgeschlagenen Vertiefungen (Hühlen oder Hüllen) aufgesammelte Wasser ihrer Dachtrausen angewiesen, welches indessen bei längerm Stehen in den fast regenlosen Monaten September, Oktober und Januar ekelerregend, ungesund und kaum zu genießen war. Zwar versorgte man sich in dieser Zeit möglichst durch Wasserzufuhr aus den Thälern, doch war das wegen der steil aufsteigenden Wege sehr beschwerlich, bei Glatteis gefährlich, unter allen Umständen aber kostspielig. Auf Befehl der württembergischen Regierung arbeitete der Oberbaurat v. Ehmann in Stuttgart 1867 ein umfangreiches Projekt zur **Wasserversorgung der Albaus**, und 1870 wurde mit der Ausführung desselben begonnen. Mit Benutzung der Wasserkraft der in den Thälern fließenden Bäche wurden in verschiedenen Gegenden des Nordwest- und Südostrandes Pumpstationen errichtet, welche das Wasser aus diesen in Hochreservoirs führen; von ihnen aus werden die einzelnen 9 Leitungen gespeist, welche 61 Orte auf einer Fläche von 1800 qkm (ca. 30 QM.) mit 40—50,000 Einw. mit gutem Wasser in reichlicher Menge versorgen. Die Verteilung geschieht durch 1600 Hydranten, wozu noch etwa 7000 Hausleitungen kommen. Die Gesamtlänge der Leitung beträgt 350 km, die Kosten des Baues etwa 5½ Mill. Mk., wozu der Staat einen Beitrag von 703,160 Mk. gewährte. Vgl **v. Ehmann**, Die Versorgung der wasserarmen Alb (Stuttg. 1881).

Der **fränkische Jura** zieht sich in einer Länge von 225 km und einer mittlern Breite von 35—40 km durch Bayern hin, zuerst bis in die Gegend von Regensburg nach O., nachher bis zur Eisenbahnlinie Hersbruck-Amberg nach N., zuletzt nach NW. Der östliche Zug wird auf der Südseite noch von der Donau begleitet und von der Altmühl in einem tiefen, felsenreichen Thal durchbrochen. Seine bedeutendsten Höhen steigen aus dem braunen Jura nördlich vom Nördlinger Ries (Hesselberg 698 m) an der Wörnitz hervor; östlich davon erstreckt sich der öde, menschenleere Hahnenkamm (638 m) fast bis zur Altmühl, wo im weißen Jura bei Solnhofen die berühmten lithographischen Steine gebrochen werden. Der mittlere Zug erreicht im Friedelberg westlich von Amberg noch eine Höhe von 677 m, ist auf seiner Westseite, wo der Ludwigskanal durch ein ansehnliches Thal im Lias zieht, sehr zerklüftet und wird im O. durch das vorzugsweise mit Kreidebildungen angefüllte Becken von Bodenwöhr von dem kristallinischen Gestein des Böhmisch-Bayrischen Waldgebirges getrennt. Der letzte Zug endlich, **Fränkische Schweiz** genannt, der sich von der Eisenbahnlinie Nürnberg-Amberg fast nordwestlich bis an den Main bei Lichtenfels und in seinen Liasbildungen selbst noch über diesen Fluß hinaus bis in die Gegend von Koburg zieht, ist der interessanteste Teil des fränkischen Jura. Auf beiden Seiten, sowohl gegen die Keuperebene an der Regnitz als auch gegen die Keupermulde von Baireuth (auf der Scheide gegen das Fichtelgebirge), sind die Steilhöhen des weißen Jura (Staffelberg über Staffelstein 564 m, Kordigast nahe dem Main 561 m) von braunem Jura und Lias eingefaßt; auf der Platte selbst ist der Kalvarienberg (663 m) bei Thurndorf der höchste Gipfel. Die tief eingegrabenen Thäler der Pegnitz und Wiesent durchziehen die Fränkische Schweiz, die ihren Ruf aber weniger der anmutigen Landschaft als den in den Dolomiten des weißen Jura sich zahlreich findenden **Höhlen** verdankt, die eine ungeheure Menge von Knochenresten urweltlicher Tiere enthalten. Die berühmtesten dieser Höhlen sind die Rosenmüllershöhle bei Muggendorf, die Gailenreuther Höhle nicht weit von Gößweinstein und die Sophienhöhle bei Rabenstein. Großartige Versteinerungen aus dem Jura sind zu Schloß Banz (s. d.), auf einer Liashöhe rechts vom Main, aufgestellt.

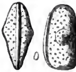
Zusammengesetzt ist der Jura aus den einzelnen Abteilungen der Juraformation; aus weißem Jura besteht die breite Hochfläche, die allmählich längs der südöstlichen Seite sich zu den Tertiär- und Diluvialbildungen der Donauebene senkt, während sie mit hohen und stark zerklüfteten Abfällen auf der entgegengesetzten Seite abfällt, hier, sowie im N. mit braunem Jura eingefaßt ist, dem wieder Lias vorlagert. Als Wasserscheide ist der Jura nur in seinem höchsten Teil, der Rauhen Alb, zwischen Donau und Neckar, wichtig. Die größern Flüsse (Donau nach der Vereinigung aus Brege und Brigach, Wörnitz, Altmühl) durchbrechen ihn; die kleinern entstehen oft hart an dem einen Rande, durchströmen alsdann in tiefen Thälern fast die ganze Breite und treten auf der andern Seite aus (Pegnitz, Wiesent). Ungemein zahlreich sind die Höhlen, namentlich in der Rauhen Alb in Württemberg u. in der Nähe der Wiesent im nördlichen Teil (s. oben). Burgruinen in Menge schmücken die Ränder, vorzüglich die oft halbinselartig hervortretenden Steilabfälle (200—300 m relativ) der Nordseite in Württemberg. Die Höhe nimmt von SW. nach NO. ab. In Württemberg gibt es noch zahlreiche Dörfer in der Meereshöhe von 900, 800 und 700 m, in Bayern sind die über 600 m hoch gelegenen schon sehr vereinzelt. Wegen des rauhen Klimas ist der württembergische Anteil für den Ackerbau wenig geeignet, wohl aber blüht die Viehzucht; Schafe werden besonders auf der Alb im S. von Kirchheim im Sommer geweidet, dauerhafte Pferde in der Münsinger Hardt gezogen. Zahlreich sind die Straßen; ebenso durchschneiden mehrere Eisenbahnen den Jura, darunter die Linien Tübingen-Sigmaringen, Stuttgart-Ulm, Nürnberg-Regensburg, Nürnberg-Amberg, Nürnberg-Baireuth; durch das Ries von Nördlingen führt eine Bahn von Donauwörth nach Gunzenhausen, von der sich bei Nördlingen im Ries eine andre nach Stuttgart abzweigt.

Jura, fränkischer und schwäbischer, s. Jura, deutscher.

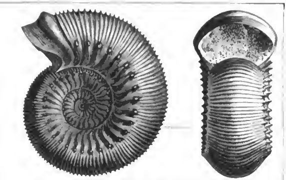

Cypris leguminella.
Cypris t
(Art. Mu
Hemicidaris crenularis. (Art. Echinoideen.)
Thecosmilia annularis. (Art. Korallen.)
Cidaris florigemma, Stachel. (Art. Echinoideen.)
Diceras arietinum. (Art. Muscheln.)
Terebratula diphya. (Art. Brachiopoden.)
a
Pentacrinu
a, b zwei Säulenglieder
(Art. E
Belemnit mit Alveole.
Ansicht eines vollständigen Belemnitenknochens, restauriert. (Art. Tintenschnecken.)
Libelle von Solnhofen. (Art. Insekten.)
Gryphaea arcuata. (Art. Muscheln.)



berculata.
(…chalkrebse.)



Cypris gibbosa.



Ammonites Humphriesianus. (Art. *Tintenschnecken.*)





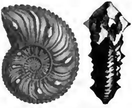
Ammonites Bucklandi (bisulcatus).



Terebratula globata.
(Art. *Brachiopoden.*)



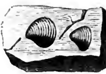
Ammonites margaritatus.
(Art. *Tintenschnecken.*)



Astarte minima.
(Art. *Muscheln.*)

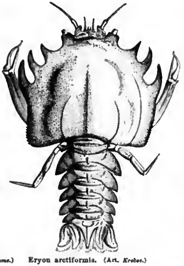
b

…briaroides,
…von der Gelenkfläche.
…poden.)





…yphia (Cribrospongia) reticulata. (Art. *Schwämme.*)

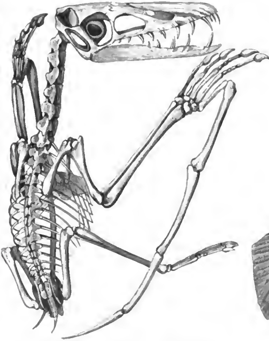


Eryon arctiformis. (Art. *Krebse.*)

Apiocrinus Roissyanus.
(Art. *Krinoideen.*)



Aspidorhynchus, restauriert. (Art. *Fische.*)



Pterodactylus crassirostris. (Art. *Pterosaurier.*)



Archaeopteryx macrurus. (Berliner



Unterkiefer von Thylacotherium Prevosti. (Art. *Beuteltiere.*)



Koprolith des Ichthyosaurus. (Art. *Enaliosaurier.*)



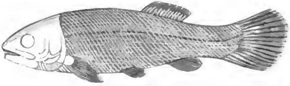
Unterkiefer von Phascolotherium Bucklandi. (Art. *Beuteltiere.*)





Schädel des Ichthyosaurus, von der Seite.

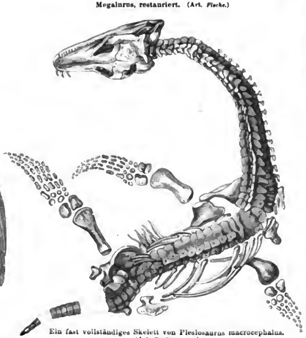




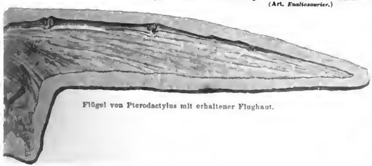
Megalurus, restauriert. (Art. *Fische.*)



useum. Art. *Archaeopteryx.*)



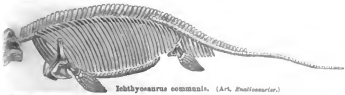
Ein fast vollständiges Skelett von Plesiosaurus macrocephalus. (Art. *Enaliosaurier.*)



Flügel von Pterodactylus mit erhaltener Flughaut.



Zahn von Ichthyosaurus platyodon.



Ichthyosaurus communis. (Art. *Enaliosaurier.*)

Jura, Schweizer, s. Jura, S. 325 f.

Juraformation (oft bloß Jura, nach dem gleichnamigen Gebirge so genannt, *Oolithgebirge*, Terrains jurassiques, Oolite; hierzu die Tafeln »Juraformation I u. II«), Schichtensystem, von den Gesteinen der Triasformation unterteuft und von denen der Kreideformation überlagert, oft aber bloß zur Bezeichnung der obern beiden Abteilungen der Formation gebraucht, denen dann der Lias (eigentlich Leias zu sprechen, doch vollkommen germanisiert) als selbständige Formation gegenübergestellt wird. Die Abgrenzung nach unten gegen Keuper ebenso wie nach oben gegen Kreide unterliegt sehr verschiedener Auffassung, insofern als die in unsrer Übersicht (vgl. *Geologische Formation*) als selbständige Zwischenbildung behandelte rätische Formation von andern als Infralias dem Jura zugezählt oder von noch andern zum Keuper gerechnet wird, und insofern als man die Wealdenformation, die Zwischenformation zwischen Jura und Kreide, oft in zwei Teile trennt, deren untern, die Purbeckschichten, man dann zum Jura, deren obern, die Wealdenbildung im engern Sinn, zur untern Kreide zieht. Von Gesteinen beteiligen sich an der Zusammensetzung der Juraschichten hervorragend Kalksteine, oft von oolithischer Struktur oder organogen (namentlich Scyphien- und Korallenkalke), sehr häufig mit Dolomiten eng verknüpft. Höhlenbildungen (Höhlenkalk, z. B. in der Fränkischen Schweiz und Schwäbischen Alb) und groteske Bergformen als Resultat der Erosion sind hier wie in andern Formationen an das gleichzeitige Vorkommen rein kalkigen und dolomitischen Gesteinsmaterials gebunden. Ferner treten Thone, Schieferthone, Mergel (letztere oft schieferig und mit organischer Substanz übermengt, sogen. Brandschiefer, mitunter in den eigentümlichen Formen des Tutenmergels) und Sandsteine auf, während gröbere Trümmergesteine fast gänzlich fehlen. In einzelnen Etagen finden sich noch Eisenerze (Sphärosiderite und Oolithe) und ganz untergeordnet auch Steinkohlen eingelagert.

Hinsichtlich der *Gliederung* der Schichten, deren Lagerung meist eine sehr regelmäßige und nur selten durch Verwerfungen und Faltungen bis zur Überkippung gestörte ist (Alpen, Juragebirge, Harz), läßt sich zunächst überall eine Dreiteilung nachweisen in (von unten nach oben) Lias, Dogger und Malm (in Schwaben nach den dort den einzelnen Etagen vorwiegend zukommenden Farben: schwarzer, brauner und weißer Jura genannt), wobei von vielen Geologen (wie schon oben angedeutet) der Lias dem Jura im engern Sinn (Dogger und Malm umfassend) entgegengestellt wird. Des nähern teilen die schwäbischen Geologen nach Quenstedts Vorgang jede der drei Unterformationen in sechs Etagen, je mit den sechs ersten Buchstaben (Alpha bis Zeta) des griechischen Alphabets bezeichnet. Einzelne dieser Etagen sind in andern Ländern gut nachweisbar, wobei freilich die Mächtigkeiten und damit die Wichtigkeit einzelner Schichten bei dem Gesamtaufbau der Formation sehr wechselnde

diejenigen mit Terebratula numismalis (Gamma) sowie die mit Ammonites amaltheus oder margaritatus (Delta, Liasien) und die Posidonienschiefer samt den Schichten mit A. jurensis oder Jurensismergeln (Epsilon und Zeta, Toarcien inférieur, nach Thouars genannt) vortreffliche Horizonte zur Parallelisierung, während in der alpinen Entwickelung namentlich die roten Ammonitenkalke von Adneth, die Hierlatzschichten und die Allgäuer Schichten dem Lias entsprechen. Ähnlich wichtige Rollen als geologische Horizonte wie die eben genannten liasischen Schichten spielen im Dogger die Schichten mit A. opalinus (Alpha), mit A. Murchisonae und Pecten personatus (Beta), mit Ammonites coronatus (Coronatenkalk, Delta), mit A. macrocephalus (oberes Epsilon) und mit A. ornatus (Zeta), wobei bemerkt werden muß, daß die norddeutschen Geologen die letztgenannten Horizonte als Kelloway schon dem Malm zuzuzählen pflegen. Die Franzosen unterscheiden Toarcien supérieur (etwa Alpha und Beta), Bajocien (Gamma), Bathonien (ungefähr oberes Delta und Epsilon), von welchem neuerdings speziell für Lothringer Entwickelung eine untere Etage, Vesullien, abgetrennt worden ist, und Callovien. Wegen der häufigen Entwickelung von Oolithen bezeichnen die Engländer Dogger und Malm überhaupt als Oolite, von dem der Lower oder Bath-Oolite auf den Dogger entfällt, welcher wieder in Inferior Oolite und Great Oolite (in die deutsche Nomenklatur als Hauptrogenstein übergegangen) zerfällt. Im Great Oolite unterscheidet man noch einmal Bath-Oolite oder Great Oolite im engern Sinn des Wortes, wohin auch die Stonesfieldschichten mit den Säugetierresten zählen, Bradfordclay mit Forestmarble und Cornbrash mit Kelloway. Der Nachweis von Doggerschichten in den Alpen ist wegen lokaler Verschiedenheit der an sich spärlichen Versteinerungen nur schwer erbringlich. Wohl sicher gehören die Aptychus-Schiefer hierher. Der Malm zerfällt in Oxford und Korallien (Korallenkalk, Coralrag), in Kimmeridge und in Portland, zu welch letzterm oft die Purbeckschichten (vgl. *Wealdenformation*) zugezogen werden. Daß viele Geologen auch die untere Grenze des Malm tiefer legen, indem sie den Kelloway zum Malm rechnen, wurde schon oben erwähnt. Nach der schwäbischen Einteilung würde Alpha (Kalkbänke mit mächtigen Thonzwischenlagen und Terebratula impressa als Einschlüssen) dem Oxford entsprechen, Beta und Gamma dem Korallien, Delta bis Zeta dem Kimmeridge. Für Portland läßt sich in Schwaben keine Parallele auffinden. Dabei sind in fast allen Etagen von Beta bis Zeta verschiedene Facies entwickelt, so daß die gleichalterigen Schichten bald als wohlgeschichtete Kalke mit Ammoniten oder Brachiopoden, bald als Spongiten- (Scyphien-) Kalke oder als Korallenkalke (Madreporenkalke der ältern Schriftsteller), bald als Dolomite auftreten, Erscheinungen, wodurch die Parallelisierung schon für Schwaben selbst außerordentlich erschwert wird. Die oberste Schichtenreihe (Zeta) in der schwäbischen

an höherer, bald an tieferer Stelle eingereiht werden. Es sind Kalksteinschichten, reich an Terebratula diphya (s. Tafel I), u. die sogen. Stramberger Schichten.

[**Verbreitung der Juraformation.**] Unter den Gebieten, in welchen vorwiegend Gesteine der J. die Erdoberfläche zusammensetzen, zieht beim Anblick einer geologischen Karte zunächst der ununterbrochene Höhenzug die Aufmerksamkeit auf sich, welcher, in der Nähe der Rhônemündung beginnend, als Juragebirge die Grenze zwischen Schweiz und Frankreich bildet, bei Schaffhausen den Rhein überschreitet, als Schwäbische Alb Württemberg durchzieht, östlich bis Regensburg sich erstreckt und scharf nach N. biegend sich als Fränkische Schweiz bis in die Gegend von Koburg verfolgen läßt. Zusammenhängende Juraterritorien besitzt Deutschland ferner im NW. (Weserkette mit der Porta westfalica) und im O., den oberschlesischen Jura, mit dem polnischen in Verbindung stehend. Vereinzelte Jurashollen treten am Westabhang des Schwarzwaldes, dann bei Eisenach, Gotha etc. auf, und bis an die Ostseeufer ist die J. in Form vereinzelter Blöcke oder als in der Tiefe vorhanden durch Bohrlöcher nachgewiesen. Am nördlichen und südlichen Rande der Alpen zieht sich ein Band von Gesteinen der J. hin, während in den Karpathen einzelne Partien klippenartig aus jüngern Gesteinen aufragen. Im O. Europas hat Rußland bei Moskau, in der Krim und im Kaukasus Juragebiete aufzuweisen, im W. Frankreich zwei, ein südliches, an die zentrale Granitzone angelegtes, und ein nördliches, zu welchem auch die Juraschichten in Lothringen gehören; das letztere läßt sich, freilich zum Teil von jüngern Schichten bedeckt, bis in die Nähe des Kanals verfolgen und findet jenseit desselben im englischen Jura seine Fortsetzung. Über die Parallelisierung des nordamerikanischen Juras mit dem europäischen sind die Akten noch nicht geschlossen, um so besser konnte eine Übereinstimmung mit der J. Südamerikas und Asiens (Ostindien und Sibirien) nachgewiesen werden.

[**Versteinerungen.**] Unter den in den Juraschichten eingeschlossenen Resten sind pflanzliche Organismen selten. Fucus-Arten (im Lias), Cykadeenblätter (im Lias und Malm), Koniferenhölzer, verkalkt und verkieselt (im Lias), tragen zum großen Teil den Charakter eingeschwemmten Materials, und nur an wenigen Stellen (Alpen, Karpathen) sind die Pflanzenreste in Form von Kohlenflözen angehäuft. Um so zahlreicher und mannigfaltiger sind die Tierformen, von denen die beiden Tafeln eine kleine Auswahl bieten. Daß die Spongien, von denen die Tafel I Scyphia reticulata darstellt, und Riffe bauende Korallen (s. Thecosmilia annularis auf Tafel I) große, mächtige Schichten fast ausschließlich zusammensetzen, wurde oben erwähnt, und ebenso bilden Brachiopoden, von denen Terebratula globata aus dem Korallien und T. diphya (beide Tafel I) aus dem Tithon als Beispiele gegeben sind, in mehreren Niveaus zoogene Gesteinslagen. Von den Zweischalern wurden Gryphaea arcuata (Lias) und Diceras arie- auf einzelne Schichten oder doch wenig mächtige Schichtenkomplexe beschränkt, vorzügliche Leitfossilien. Daneben stellen sich auch schon die allerdings erst in der Kreideformation recht zur Entwickelung kommenden Formen mit Ammoniten-Suturlinien, aber mit andrer Aufwickelung ein (z. B. Arten des Genus Hamites). Die für die J. als solche charakteristischen Formen sind die Belemniten, von deren drei Knochen (vgl. Tafel I und Artikel »Belemniten«) gewöhnlich nur die Scheide (bei Belemnites giganteus aus dem Dogger 0,5 m und darüber groß), bisweilen mit noch eingeschlossener Alveole erhalten ist, während die Schulpe fast immer zerstört ist. Mit Ausnahme des in der alpinen Trias auftretenden Aulococeras, welcher zudem von einem Teil der Paläontologen für einen Orthoceras gehalten wird, sind die Belemniten nicht älter als die Juraperiode, und ihr Auftreten ist zur Abgrenzung gegen ältere Formationen um so wertvoller, als sie sich schon in den untersten Liasschichten in großer Individuenzahl einstellen. Von Kriniten bringt die Tafel I Pentacrinus briaroides, welcher besonders im Lias vorkommt, und den durch seine Kelchbildung ausgezeichneten Apiocrinus Roissyanus aus dem Oxford. Derselben Etage entstammen die als Beispiele gegebenen Seeigel, von denen bei Hemicidaris crenularis der kugelförmige Körper, bei Cidaris florigemma der Stachel zur Darstellung kam. Von Insekten bildet die Tafel I eine Libelle ab, zugleich als Beispiel der vorzüglichen Erhaltung der Versteinerungen in den lithographischen Schiefern von Solnhofen (Kimmeridge). Während die Cypris-Arten der Tafel I jenen obersten, von uns zur Wealdenformation (s. d.) gezogenen Purbeckschichten angehören, entstammen der langschwänzige Krebs Eryon arctiformis auf Tafel I und die Fische auf Tafel II wiederum den Solnhofener Schiefern. Die Fische sind Ganoiden, aber nicht mehr, wie die der ältern Formationen, heterocerkal. Sonstige Abbildungen der Tafel II sind den zum Teil gigantischen Formen der Saurier gewidmet und zwar zunächst dem langhalsigen Plesiosaurus und dem kurzhalsigen Ichthyosaurus (besondere Abbildungen zeigen den Kopf mit dem Knochenring des Auges, Zahn und Exkremente, sogen. Koprolithen), beides Meeressaurier, neben denen aber auch gleichalterig solche (Mystriosaurus etc.) auftreten, welche als echte Amphibien zugleich zum Leben auf dem Land organisiert waren. Entstammen diese Saurier dem Lias (und zwar die schwäbischen von Boll, Holzmaden etc. den Posidonienschiefern, die englischen von Lyme Regis einer tiefern Lage, dem untern Lias), so liegen die Reste des Flugsauriers Pterodactylus (zwei Figuren) sowie diejenigen des ältesten Vogels, Archaeopteryx, wieder in den Solnhofener Schiefern. Indem hinsichtlich der Wichtigkeit des letztgenannten Petrefakts in Bezug auf systematische Stellung und Entwickelungsgeschichte auf den Artikel »Archaeopteryx« verwiesen wird, sei nur beigefügt, daß die auf Tafel II gegebene Abbildung den neuesten, in den Besitz des Berliner Museums ge-

den Purbeckschichten (vgl. **Wealdenformation**) ist in England ein drittes solche alte Säugetierreste führendes Niveau entwickelt.

Vulkanische Gesteine gleichzeitiger Bildung sind für die deutsche J. nicht nachweisbar, wohl aber anderwärts. Wir verweisen auf das Profil von der schottischen Insel Skye, welches auf der dem Artikel »Gang« beigegebenen Tafel abgebildet ist. Ein basaltähnliches Gestein, sogen. Trapp, durchsetzt und überlagert Doggerschichten, wird aber seinerseits von Malmgesteinen überdeckt als sicherer Beweis, daß seine Eruptionszeit mitten in die Juraperiode hineinfiel. Von andern Stellen Schottlands sowie aus den Pyrenäen und aus den Rocky Mountains Nordamerikas werden für syenitisch-granitische Gesteine und für Quarzporphyre ganz ähnliche Lagerungsverhältnisse beschrieben. — Unter den **technisch wichtigen Materialien**, welche den Schichten der J. eingelagert sind, sind neben den Kalksteinen, welche als Baumaterial und zur Zementfabrikation dienen, in erster Linie die Eisenerze zu erwähnen, welche als Oolithe, Thoneisensteine und Sphärosiderite in verschiedenen Etagen des Lias und des Dogger (Luxemburg, Lothringen, Württemberg, Wesergebirge, Oberschlesien) vorkommen und dem Abbau unterliegen. Die mit organischen Substanzen übermengten Posidonienschiefer werden als sogen. Ölschiefer der Destillation unterworfen (Reutlingen in Württemberg), Asphalt aus Malmgesteinen (Juragebirge, Hannover) gewonnen. Steinkohle, im Lias eingelagert, ist im allgemeinen nur von geringer Bedeutung, aber doch bauwürdig bei Fünfkirchen in Ungarn sowie in Persien und China. An die dichte, dreh- und polierbare Kohle, den Gagat, die in kleinen Schmitzen im Lias vorkommt, hat sich in England und Württemberg eine Industrie zur Herstellung von Schmuckgegenständen angeknüpft. Die vorzüglichsten Lithographiesteine, das französische Material (von Cirin) weit übertreffend, liefern die Solnhofener Schiefer (Kimmeridge).

Vgl. L. v. **Buch**, Über den Jura in Deutschland (Berl. 1839); **Römer**, Versteinerungen des norddeutschen Oolithengebirges (Hannov. 1836, mit Nachtrag 1839); **Quenstedt**, Der Jura (Tübing. 1858); **Oppel**, Die J. Englands, Frankreichs und des südwestlichen Deutschland (Stuttg. 1856—58); v. **Seebach**, Der hannoversche Jura (Berl. 1864); **Brauns**, Der mittlere (Kassel 1869), untere (Braunschw. 1871) und obere (das. 1874) Jura im nordwestlichen Deutschland; v. **Ammon**, Die Juraablagerungen zwischen Regensburg und Passau (Münch. 1875); **Engel**, Der weiße Jura in Schwaben (Stuttg. 1877); **Brauns**, Der untere Dogger Deutsch-Lothringens (Straßb. 1879); **Philipps**, Geology of Yorkshire, Bd. 1 (Lond. 1829), und **d'Orbigny**, Paléontologie française, terrains jurassiques (Par. 1842—60, 2 Bde. mit Atlas).

Juragewässerkorrektion, eine technische Leistung neuester Zeit, welche sich die Aufgabe gestellt hat, die zwischen dem Neuenburger, Bieler und Murtner See, [illegible] Zihl (Thièle) und Aare ausgebreitete Ebene ganze Gebiet zu gefährden. Das Übel hatte seine Ursache sowohl in der Aare, namentlich in deren Zuflüssen Saane und Sense, als in den eigentlichen »Juragewässern«. Erstere, welche als Rinnsale eines bedeutenden Berggebiets direkt, ohne sich in Seebecken zu läutern, in das Flachland hinausstürzen, veranlaßten von Aarberg abwärts umfangreiche Überschwemmungen, so daß infolge der Geschiebeablagerung ein sehr unregelmäßiges, für die Anwohner immer gefährlicher werdendes Flußbett sich bildete. Anderseits führten die Juraflüsse Orbe und Broye bei Hochwasser dem Neuenburger und Murtensee viel mehr Wasser zu, als die Abflüsse, die untere Broye und die mittlere Zihl, zu fassen vermochten; ebensowenig reichte der Abfluß des Bieler Sees, die untere Zihl, für die Wassermasse aus. Wenn also schon bei gewöhnlichem Wasserstand die anliegenden Ebenen als versumpfte Flächen erschienen, so setzten 1—2 m Steigung das Land stundenweit unter Wasser. Die Hochwasser der Flüsse bedrohten über 2000 Hektar Land mit Verheerung, und die Wasserstände der Seen veranlaßten die Versumpfung von gegen 16,000 Hektar. Die Anstrengungen, das Übel zu beseitigen, datieren von 1670 an; doch abgesehen von dem 2,2 km langen Kanal, durch welchen 1824 die Suze in den Bieler See geleitet wurde, blieb es bei Projekten. Erst 1842 trat **La Nicca**, Oberingenieur des Kantons Graubünden, mit dem Plan hervor, durch einen Kanal Aarberg-Hagneck die Aare in den Bieler See zu führen, dem vereinigten Abfluß Aare-Zihl einen neuen und erweiterten Kanal bis Büren zu geben und im Sinn früherer Vorschläge auch die untere Broye und die mittlere Zihl zu korrigieren. Er rechnete auf eine Seesenkung von 2,9 m für den niedrigsten und 0,7 m für den höchsten Wasserstand. Als nach den politischen Wirren der Jahre 1843—45 Bern die Frage wieder aufnahm (1847), ergab eine Vermessung des Inundationsgebiets ein Areal von 24,488,6 Hektar beteiligten oder zu gewinnenden Bodens. Nachdem 1867 die beteiligten Kantone endlich eine Subvention zugesagt hatten, begann der Bund die Korrektion nach La Niccas Plan, der jedoch dahin abgeändert war, daß, um allzu große Schwankungen im Wasserstand des Bieler Sees zu vermeiden, von Aarberg aus nur die normale Aare in den Bieler See geleitet, bei Hochwassern jedoch der Überschuß im alten Aarebett direkt weitergeführt werde. Die Ausführung wurde unter Oberaufsicht des Bundes unter die Kantone in der Art verteilt, daß Bern die Kanäle Nidau-Büren und Aarberg-Hagneck, Solothurn die Aarekorrektion Büren-Attisholz, die obern drei Kantone die Korrektion der untern Broye und der mittlern Zihl übernahmen. Die Dauer der Arbeiten wurde, allerdings viel zu kurz, auf 10 Jahre veranschlagt. Zu den Kosten des gesamten Unternehmens, die auf 14 Mill. Frank für die Entsumpfungsarbeiten, 1 Mill. für Hafen- und Uferbauten geschätzt wurden, trägt der Bund ein Drittel bei. Die Unterhaltung der hergestellten Arbeiten fällt den Kantonen zu. Die Arbeiten an dem 9 km langen Aare-Zihlkanal Nidau-

1879 offen gelegt und ist in den folgenden Jahren noch vertieft worden. Die Beendigung der Korrektion der Broye und Zihl sowie die Entsumpfung des Seelandes wird für 1887 erwartet. — Schon während des Baues äußerten sich die Wirkungen der Korrektion. Gegenüber dem Nullpunkt im Murgenthal war der Stand des Bieler Sees im September 1869: 29,6, 1871: 29,25, 1873: 27,8 m, und im November 1874 sank die Zahl auf 27,5, d. h. 2,64 m unter die frühern tiefsten Wasserstände. Zu Ende Juli 1874 kam der Fall vor, daß die Hochwasser der Aare sich von Meienried durch den neuen Kanal rückwärts in den See ergossen und das Niveau zu 28,1 m hoben. Infolge jener Senkungen haben, nachdem schon bei Seewasserständen von 28—28,5 m kleinere Senkungen von Strandboden eintraten, zu Anfang des Winters auf dem linken Ufer verschiedene Einstürze und Rutschungen stattgefunden. Bei Bipschal versanken 13.—16. Nov. 1874 ca. 3700 qm Rebland; gleichzeitig senkte sich der Strandboden vor der Gasanstalt in Neuenstadt und sank in Tüscherz ein für die dort hart am See angelegte Eisenbahn gefährlicher Einsturz statt. Zum Schutz der bedrohten Ufer wurden sofort die nötigen Steinwürfe angeordnet und weitere Vorkehrungen ins Auge gefaßt. Nachdem dann im Januar 1875 infolge plötzlichen Steigens des Seespiegels das Vorland vom Wellenschlag abgetrieben worden war und die Ufermauern bei Tüscherz in Gefahr kamen, unterspült zu werden, wurden alle diese eingestürzten oder gefährdeten Stellen mit Steinwürfen versichert. Auch wurde, um ein weiteres Sinken des Seespiegels unter 28 m zu verhüten, behufs provisorischer Stauung des Bieler Sees im November 1874 ein Sperrwerk in der untern Zihl angelegt, und der Wasserstand betrug Ende August 1875: 28,8 m. Zufolge neuern Mitteilungen der Generalleitung sind die drei Seespiegel auf folgende Mittelstände gesenkt: Murtensee von 434 auf 433 m, Neuenburger See von 433,7 auf 432,7, Bieler See von 432,5 auf 432 m. Vgl. Schneider, Das Seeland der Westschweiz und die Korrektionen seiner Gewässer (Bern 1881), und die Jahresberichte der J. (Biel 1868 ff.).

Juraken, Volksstamm, s. Samojeden.

Juramentum (lat.), Eid; J. obedientiae, der Eid, vermöge dessen sich der katholische Geistliche gegenüber den Kirchenobern zum Gehorsam verpflichtet; J. editionis, Editionseid; J. manifestationis, Manifestationseid; J. calumniae, Kalumnieneid; J. necessarium, notwendiger, J. purgatorium, Reinigungs-, J. promissorium, promissorischer Eid (s. d.).

Jura novit curia (lat., »Das Gericht kennt die Rechte«), Rechtssprichwort, welches besagt, daß ein Gericht die Rechtssatzungen, welche in einem Prozeß anzuwenden sind, kennen müsse, und daß es daher nicht Sache der Parteien sei, die einschlägigen Rechtssätze nachzuweisen; ein Grundsatz, von welchem man jedoch bei ausländischem Recht und bei lokalem Gewohnheitsrecht eine Ausnahme zu machen pflegt. Aus- fuhr betrug 1885: 5 Mill. Rubel, der der Einfuhr nur 424,682 Rub.

Jure (lat.), von Rechts wegen.

Juré (franz., spr. schüré), Geschworner.

Jureconsultus (lat.), s. v. w. Jurisconsultus.

Jurensismergel, die obersten, aus Mergelkalk oder Mergelthon bestehenden Schichten des weißen Jura, in denen Ammonites jurensis häufig als Leitfossil auftritt; s. Juraformation.

Jürgens, Karl Heinrich, Geschichtschreiber und Publizist, geb. 3. Mai 1801 zu Braunschweig, studierte in Göttingen Theologie und ward 1825 Prediger in Regenborn, 1834 in Stadtoldendorf. Neben seinen Berufsgeschäften entfaltete er eine lebhafte litterarische Thätigkeit, die dem bestehenden büreaukratischen Kirchenregiment gegenüber auf Herstellung einer Synodal- und Presbyterialverfassung hinarbeitete. Ein Aufsatz über Luther im »Staatslexikon« war der Vorläufer seines größern Werkes »Luther von seiner Geburt bis zum Ablaßstreit« (Leipz. 1846–1847, 3 Bde.). Durch die freimütige Vertretung seiner ziemlich strengen religiösen und politischen Ansichten zog er sich manche Anfechtung zu. Als Mitglied des Vorparlaments und Fünfzigerausschusses, später auch der Nationalversammlung war er einer der ersten, die auf die Organisation einer konservativen Partei drangen. Mit Bernhardi gab er die den Konservatismus mit Heftigkeit vertretenden »Flugblätter aus der deutschen Nationalversammlung« heraus. Anfangs hielt er sich zu der Gagernschen Partei, an deren Organisation er regen Anteil genommen; seit der Publikation der Grundrechte aber trennte er sich von ihr und trat ihr von der Zeit an, wo der Plan des preußischen Erbkaisertums auftauchte, als einer der Gründer der großdeutschen Partei mit Entschiedenheit entgegen. Im Sommer 1849 kehrte er nach Stadtoldendorf zurück, gab indessen schon im Februar 1851 sein Pfarramt auf, um nach Hannover überzusiedeln und die Redaktion der »Hannoverischen Zeitung« zu übernehmen. Der Antritt des Ministeriums Scheele bewog ihn 1852 zum Rücktritt von der Zeitung. Seitdem privatisierte J. an mehreren Orten und starb 2. Dez. 1860 in Wiesbaden. Seine Erinnerungen aus dem deutschen Parlament legte er nieder in dem Werk »Zur Geschichte des deutschen Verfassungswerks« (Braunschw. und Hannov. 1850–56, 2 Bde.). Die »Studien zur deutschen Geschichte und Politik« (Bremen 1856) und »Deutschland im französisch-sardinischen Krieg« (Basel 1860) enthielten die heftigsten Anklagen gegen Preußen.

Juridisch (lat.), der Rechtswissenschaft gemäß, rechtskräftig, oft gleichbedeutend mit juristisch gebraucht.

Jurien de la Gravière (spr. schüriäng d'la grawjähr), Jean Pierre Edmond, franz. Admiral, geb. 19. Nov. 1812 zu Brest, Sohn des Admirals Pierre Roch J. (1772–1849), trat 1828 in die französische Marine, war während des Krimkriegs Adjutant des Admirals

2 Bde.; 3. Aufl. 1872); »Souvenirs d'un amiral« (Biographie seines Vaters, 2. Aufl. 1872, 2 Bde.); »La marine d'autrefois« (1865, 2. Aufl. 1882); »La marine d'aujourd'hui« (1872); »La station du Levant« (1876, 2 Bde.); »Les marins du XV. et du XVI. siècle« (1878, 2 Bde.); »La marine des anciens« (1880, 2 Bde.); »La marine des Ptolamées et la marine des Romains« (1884, 2 Bde.); »Les campagnes d'Alexandre« (1883—84, 5 Tle.). Er wurde 1866 zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften ernannt und ist gegenwärtig Generaldirektor des Karten- und Plänedepots im Marineministerium.

Jurisconsultus (Jureconsultus, lat., abgekürzt J.Ctus), Rechtsgelehrter.

Jurisdiktion (lat. Jurisdictia), Gerichtsbarkeit (s. Gericht). Je nach den Gegenständen, auf welche sie sich bezieht, unterscheidet man die Jurisdictia contentiosa (streitige), voluntaria (freiwillige) und criminalis (Strafgerichtsbarkeit). Jurisdictio ecclesiastica, geistliche Gerichtsbarkeit. Jurisdictia ordinaria (ordentliche) und extraordinaria (außerordentliche Gerichtsbarkeit) 2c.

Jurisdiktionskonsulat, s. Konsul.

Jurisprudenz (lat.), s. Rechtswissenschaft.

Juris quasi possessio (lat.), Besitz eines Rechts. An sich kann der Besitz (s. d.), als das thatsächliche Innehaben, nur von körperlichen Sachen gedacht werden; doch ist der Begriff desselben auch auf Rechte, namentlich auf Servituten (s. d.), in deren Ausübung man sich befindet, übertragen worden.

Jurist (mittellat. Jurista), Rechtsgelehrter, Rechtsbeflissener; juristisch, den Juristen oder der Jurisprudenz eigen, gemäß.

Juristenrecht (Recht der Wissenschaft), dasjenige Recht, welches weder in der unmittelbaren Überzeugung der Volksglieder als Gewohnheitsrecht noch durch das Gesetz zur Erscheinung kommt, sondern sich lediglich durch die wissenschaftliche und richterliche Thätigkeit der Juristen bildet. Die Wissenschaft des Juristenrechts wird hiernach von manchen Rechtslehrern als eine dritte Rechtsquelle neben dem Gesetz und neben der Gewohnheit angenommen, die in Deutschland besonders in der Umwandlung, welche römische und altdeutsche Rechtsgrundsätze in ihrer praktischen Anwendung vielfach unter den Händen der Juristen erhalten haben, zur Geltung gekommen sein soll. Das J. soll teils aus den wissenschaftlichen Schriften der Juristen, teils aus dem Gerichtsgebrauch (s. d.) erkannt werden, insofern derselbe von den Juristen beherrscht wird. Allein der Richter kann nur bereits vorhandenes, durch die Wissenschaft nicht geschaffenes, sondern nur erkanntes und erläutertes Recht zur Anwendung bringen, und man kann daher das J. höchstens insofern als Rechtsquelle gelten lassen, als in den Aussprüchen der Rechtsgelehrten und der Richter das Gewohnheitsrecht niedergelegt wird, auf dessen Bildung allerdings die Juristen den ausgedehntesten Einfluß haben. Vgl. Beseler, Volksrecht und J. (Leipz. 1843; Nachtrag, das. 1844); Thöl, Volksrecht, J. 2c. (Rost. 1846); Kuntze, Das Jus respondendi in unsrer Zeit (Leipz. 1858). Vgl. Gewohnheitsrecht.

Juristentag, eine freie Vereinigung deutscher und österreichischer Juristen, welche zuerst 1860 durch die Juristische Gesellschaft in Berlin infolge eines von Franz v. Holtzendorff (s. d.) gestellten Antrags nach Berlin berufen, seitdem in meistenteils jährlichen, zuweilen auch längern Zwischenräumen zusammentritt und den Charakter einer Wanderversammlung angenommen hat. Ihr Zweck ist: eine Vereinigung für den lebendigen Meinungsaustausch unter den deutschen Juristen zu bilden, auf den Gebieten des Privatrechts, des Prozesses und des Strafrechts den Forderungen nach einheitlicher Entwickelung immer größere Anerkennung zu verschaffen, die Hindernisse, welche dieser Entwickelung entgegenstehen, zu bezeichnen und sich über Vorschläge zu verständigen, welche geeignet sind, die Rechtseinheit zu fördern. — Zur Mitgliedschaft im J. sind nur Sachverständige (Professoren und Doktoren der Rechte, Richter, Advokaten, Notare 2c.) berechtigt. Nach seinen Statuten bilden politische, kirchliche und staatsrechtliche Fragen keinen Gegenstand der Verhandlung, vielmehr teilt sich die Plenarversammlung des Juristentags in folgende vier Abteilungen: 1) für Privatrecht, insbesondere Obligationen- und Pfandrecht, juristisches Studium und praktische Ausbildung; 2) für Handels-, Wechsel-, See- und internationales Recht; 3) für Strafrecht, Strafprozeß und Gefängniswesen; 4) für Gerichtsverfassung und Zivilprozeß. Diese Abteilungen beraten gesondert und lassen alsdann in den Plenarversammlungen ihre Beschlüsse durch Referenten vortragen, woselbst eine neue Diskussion und Beschlußfassung beantragt werden kann. Zur Vorbereitung der Diskussion wirkt eine aus 19 Mitgliedern zusammengesetzte ständige Deputation, deren Ehrenpräsident der Vorsitzende des letzten Juristentags ist. Die Verhandlungen des Juristentags, die Gutachten, Mitgliederverzeichnisse werden von der ständigen Deputation herausgegeben. Bis zum Herbst 1886 hat sich der J. 18mal versammelt, zuletzt in Wiesbaden; seine Mitgliederzahl schwankt zwischen 2000 und 3000. Die im J. 1866 durch die Lostrennung Österreichs eingetretene Krise überstand er glücklich, obwohl seine Auflösung damals in Erwägung gezogen worden war. Nach wie vor sind die österreichischen Juristen zur Mitgliedschaft des deutschen Juristentags berechtigt. Unter dem Präsidium angesehenster Juristen (Wächter, Bluntschli, Gneist, auf dem J. in Leipzig 1880 Simson als Ehrenpräsident und der Senatspräsident Drechsler als geschäftsleitender Vorsitzender, 1886 Gneist) hat der J. der deutschen Rechtseinheit erheblichen Vorschub geleistet und zur Überwindung des in den Beamtenkreisen tief eingewurzelten Partikularismus viel beigetragen. Seine Arbeiten, Gutachten und Beratungen hatten für viele Gesetzgebungsfragen, die nachmals an den norddeutschen und deutschen Reichstag gelangten, die Bedeutung eines juristischen Vorparlaments. Im großen und ganzen überwog in ihm bisher die einer freisinnigen und volkstümlichen Reform und der nationalen Rechtseinheit günstige Richtung. Auch auf das Ausland gewann das Beispiel des Juristentags Einfluß. Nach seinem Vorgang organisierten sich größere, periodisch wiederkehrende Versammlungen von Juristen in der Schweiz, in den Niederlanden, in den skandinavischen Ländern, in Italien; nirgends jedoch zeigte sich eine so lebendige Anteilnahme wie gerade in Deutschland, wo Wanderversammlungen der verschiedenen modernen Berufsklassen gleichsam zu einem Bestandteil des nationalen Lebens geworden sind. Vgl. die »Verhandlungen« des 1. bis 18. deutschen Juristentags (Berl., seit 1860); hierzu das Generalregister von Kissling: »Die Verhandlungen der ersten zehn Juristentage« (das. 1873).

Juristische Person (fingierte, mystische, moralische Person), eine Rechtspersönlichkeit (Rechtssubjektivität), welche an etwas andres als an einen physischen Einzelmenschen angeknüpft ist. An sich kann nämlich nur dem Menschen Persönlichkeit, die

Fähigkeit, Rechte und Verbindlichkeiten zu haben, beigelegt werden. Um indessen die Erreichung solcher Zwecke zu sichern, welche nach Ausdehnung und Dauer über Interesse und Wirken des einzelnen hinausreichen, hat das Recht auch Begriffe zu Personen erhoben und denselben die Rechtsfähigkeit beigelegt, und so entsteht der wichtige Unterschied zwischen der physischen (natürlichen) und der juristischen Person. Um das Wesen der letztern klarzustellen, sind als verwandte Rechtsinstitute auszuscheiden: Der Verein, d. h. die Verbindung mehrerer Personen zur Erreichung eines gemeinsamen, nicht auf Vermögenserwerb gerichteten Zweckes, z. B. Gesangvereine u. dgl. Einem solchen Verein kann allerdings vom Staat oder einem allgemeinen Gesetz auch die Eigenschaft einer juristischen Person verliehen sein; ist dies nicht der Fall, so kommen juristisch immer nur die einzelnen Mitglieder in Betracht, und diesen gehört auch das etwanige Vermögen und die Verfügung über solches. Sodann die Gesellschaft, d. h. die Vereinigung zur Erreichung eines vermögensrechtlichen Vorteils; auch bei dieser steht einerseits das Vermögen im Miteigentum der Mitglieder, während anderseits diese persönlich für die Schulden haften; dies ist namentlich auch der Fall bei der Handelsgesellschaft, obgleich diese unter ihrer Firma auftritt und sogar bei der Aktiengesellschaft durch von den Mitgliedern unabhängige Organe vertreten wird. Selbständig steht auch die Genossenschaft da, welche insofern sich der juristischen Person nähert, als ihre Existenz vom Wechsel der Mitglieder unabhängig ist; allein immerhin unterscheidet sie sich von der juristischen Person durch die Haftung der Mitglieder für die Schulden. Durch das selbständige Auftreten mittels selbstgewählter oder vom Gesetz oder von der Behörde gesetzter Organe, ferner durch die völlige Sonderung des Vermögens und der Schulden der juristischen Person als solcher von dem Vermögen und den Schulden der einzelnen Mitglieder sowie endlich durch die Unabhängigkeit vom Wechsel der Personen unterscheidet sich die j. P. von diesen ähnlichen Instituten. Der Charakter der juristischen Persönlichkeit kann entweder kraft Gesetzes oder kraft besonderer Verleihung durch die Staatsgewalt (höhere Verwaltungsbehörde) einer Mehrheit von Personen oder einer Vermögensmasse zustehen. Kraft Gesetzes sind der Staat selbst, die Gemeinden und Kreisverbände, die Kirche und die kirchlichen Anstalten sowie die Universitäten juristische Personen, und zwar sind dieselben nach manchen Gesetzgebungen mit verschiedenen Vorrechten ausgestattet. Besonders verliehen wird diese Eigenschaft oft Vereinen, damit diese für sich Vermögen, namentlich Grundvermögen, erwerben, auch Schulden eingehen können. Der Verein wird dadurch zur Korporation (universitas), und ebendarum sagt man in einem solchen Fall, daß ihm Korporationsrechte (korporative Rechte) verliehen worden seien. Sofern es sich um Vermögensmassen, insbesondere Stiftungen, handelt, ist die Frage streitig, ob das Vermögen selbst oder ob der Zweck (causa), zu welchem dieses Vermögen bestimmt ist, Träger der Person sei. Diese Frage ist namentlich in Hinsicht auf letztwillig angeordnete Stiftungen insofern von Bedeutung, als, wenn der Zweck als Träger der Person aufgefaßt wird, ihm vom Staate der Charakter der Persönlichkeit verliehen wird und die verfassungsmäßig bestehenden Organe für solche Stiftungen die Ausfolgung des der Erreichung des Zweckes gewidmeten Vermögens betreiben können, während bei der Annahme, daß das Vermögen Substrat der juristischen Person sei, dieses vor seiner Auslieferung keine besondere Existenz hat oder, wie man sagt, nicht gegen sich selbst auf Auslieferung klagen könnte. Die j. P. kann, wie die physische Person, Rechte erwerben; in Bezug auf Erwerb durch freigebige Verfügungen ist sie vielfach beschränkt; sie kann sich auch durch ihre Organe verpflichten, wobei jedoch anerkannt wird, daß sie als solche nicht durch unerlaubte Handlungen verbindlich werden kann. Vgl. außer den Lehrbüchern des römischen Rechts: Pfeifer, Die Lehre von den juristischen Personen nach gemeinem und württembergischem Recht (Tübing. 1847); Uhrig, Abhandlung über die juristischen Personen nach dem gemeinen und dem besondern Recht in Bayern (Dillingen 1854); Zitelmann, Begriff und Wesen der juristischen Person (Leipz. 1873); Gierke, Geschichte des deutschen Körperschaftsbegriffs (Berl. 1873); Bolze, Der Begriff der juristischen Person (Stuttg. 1879); Krah, Personenrecht (2. Aufl., Frankf. a. M. 1883); Schulte, Die juristische Persönlichkeit der kathol. Kirche (Gieß. 1869); Huller, Die juristische Persönlichkeit der katholischen Domkapitel (Bamb. 1860).

Juristitium (lat.), s. v. w. Justitium.

Juris utriusque doctor (lat.), »Doktor beider Rechte«, d. h. des Kaiser- wie des Papstrechts, des römischen und des kanonischen Rechts (vgl. Doktor, S. 29). An den protestantischen Universitäten ist diese Bezeichnung beibehalten, indem man als zweites Recht neben dem bürgerlichen, staatlichen, das Kirchenrecht auffaßte. Auch heute noch ist sie im feierlichen akademischen Stil üblich, obwohl sie der modernen Auffassung widerspricht, nach der das Recht innerhalb des Staatsgebiets bei aller Verschiedenheit der Gebiete und der Anwendung desselben im Grunde nur eins sein kann.

Jurjewez-Powolskij, Kreisstadt im russ. Gouvernement Kostroma, an der Wolga, mit 14 Kirchen, einer Bank, Zitzfabrikation, Schiffbau, Getreidehandel und (1880) 7262 Einw. Im Kreis J. beläuft sich die industrielle Produktion auf 1 Mill. Rubel, wovon auf Leinwand ½ Mill. Rub. kommen.

Jurjew-Livanskij, Stadt, s. v. w. Dorpat.

Jurjew-Polskij, Kreisstadt im russ. Gouvernement Wladimir, an der Koloktscha und Snakse, hat 7 Kirchen, 2 Klöster, mehrere Fabriken (besonders Baumwollwebereien) und (1880) 4769 Einw., ist Mittelpunkt des Kornhandels im Gouvernement. Im Kreis J. wird Papier- und Leinwandfabrikation betrieben. Die früher berühmte Apfelzucht ist im Sinken.

Juromenha, eine kleine, starke portug. Grenzfestung in der Provinz Alemtejo, Distrikt Evora, am Guadiana.

Juror (engl.), Mitglied einer Jury (s. d.).

Jurte (russ.), die Wohnung der nomadischen Völker in Sibirien und China. Es ist eine aus schräg stehenden Balken aufgeführte, von außen mit Lehm und Rasen dicht belegte größere Hütte mit ebenem Dach, in deren Mitte auf einem freien Herd unaufhörlich Feuer unterhalten wird, während an den Seiten ringsherum Sitze laufen, die auch als Schlafstellen dienen. Die Sommerjurten sind nur aus Pfählen errichtet, kegelförmig, an der Spitze mit einer Öffnung zum Abzug des Rauches. Die Mongolen haben cylindrische, oben kegelförmig verlaufende und mit Filz bekleidete Bretterhäuser.

Juruá, Fluß in Brasilien, entsteht an der Ostgrenze Perus, fließt in ungemein gewundenem Lauf durch unendliche Urwälder und mündet rechts in den Amazonenstrom.

Jury (engl., spr. dschüri, franz., spr. schüri), die Gesamtheit der Geschwornen, Schwurgericht (s. d.); dann

auch die Ausschüsse von Sachverständigen als Preisrichter, z. B. bei Industrieausstellungen.

Jus (franz., spr. schüh), Bratensauce, soll nur aus dem beim Braten herausdringenden Fleischsaft und dem zugesetzten Fett bestehen, wird aber oft durch Zusatz von Fleischbrühe verlängert; auch braune Bouillon, die durch Schmoren von zerschnittenem Rindfleisch mit Speck oder Rindstalg, Zwiebelscheiben, Wurzelwerk und Wasser bereitet wird und zu Saucen oder zur Herstellung brauner Suppe, dient.

Jus (lat., »Recht«), im objektiven Sinn der Inbegriff von Regeln, welche, auf äußern Satzungen der Völker beruhend, die Lebensverhältnisse der Menschen untereinander in einer vor dem Richter erzwingbaren Weise normieren (norma agendi); im subjektiven Sinn die durch ein Rechtsgesetz begründete Befugnis, in irgend einer Weise auf die Außenwelt einzuwirken (facultas agendi). Näheres über Begriff und Einteilung s. Recht.

Jus abstinendi (lat.), das Recht, eine Erbschaft abzulehnen, zu abstinieren.

Jus accrescendi (lat.), s. Akkreszenzrecht.

Jus acquisitum (lat.), s. Jus quaesitum.

Jus advocatiae ecclesiasticae (lat.), Recht des Staats und des Souveräns, die Kirche zu schützen.

Jus albinagii (lat.), s. Fremdenrecht.

Jus Aelianum (lat.), das älteste Rechtsbuch der Römer, im 6. Jahrh. v. Chr. von Sextus Älius Catus verfaßt; auch Tripertita (wegen seiner drei Teile) genannt. Das J. enthielt insbesondere die wichtigsten Bestimmungen der Gesetze der zwölf Tafeln.

Jus alluvionis (lat.), Alluvionsrecht, s. Alluvion.

Jus angariae (lat.), s. Angarien.

Jus archivi (lat.), Archivrecht, die auf der Rechtsvermutung der Echtheit beruhende Beweiskraft archivalischer Urkunden.

Jus armorum (lat.), s. v. w. Militärhoheit (s. d.), das Recht, Truppen, befestigte Plätze ꝛc. zu halten; kommt heutzutage lediglich dem Staat zu.

Jus avocandi (lat.), Abberufungsrecht; das Recht des zuständigen Obergerichts, eine Sache, die vor dasselbe gehört, dem Untergericht abzufordern.

Jus canonicum (lat.), s. Kanonisches Recht.

Jus circa sacra (lat.), Kirchenhoheit, Majestätsrecht des Staats in Kirchensachen, umfaßt die Schirmvogtei (jus advocatiae), das Reformationsrecht (jus reformandi) und das Oberaufsichtsrecht (jus supremae inspectionis); s. Kirchenhoheit.

Jus civile (lat.), Zivilrecht (s. d.), bedeutet 1) Privatrecht, 2) das positive Recht irgend eines Staats, 3) das den römischen Bürgern eigentümliche Recht, 4) das römische Recht mit Ausschluß des Jus honorarium (s. d.).

Jus civitatis (lat.), Bürgerrecht.

Jus compascui (lat.), s. Compascuum.

Jus congrui (lat.), Gespilderecht, s. Näherrecht.

Jus connubii (lat.), Recht, mit den Angehörigen eines andern Staats oder Stammes eine rechtsgültige Ehe einzugehen. Die Ehe zwischen Patriziern und Plebejern in Rom sowie zwischen Römern und Ausländern war lange Zeit nicht zulässig.

Jus curiae (lat.), s. Hofrecht.

Jus deliberandi (lat.), Deliberationsrecht, s. Bedenkzeit.

Jus de non appellando (lat.), Recht der letzten Instanz; ehemals das Vorrecht einzelner deutscher Fürsten, zuletzt aller Kurfürsten, selbst höchste Gerichte im Land zu haben und somit der Berufung an die Reichsgerichte zu wehren.

Jus de non evocando (lat.), ehemals das Recht eines Reichsstandes, vermöge dessen aus seinem Land kein Rechtshandel in erster Instanz an die Reichsgerichte gebracht werden konnte.

Jus detractus (lat., »Abzugsrecht«), Recht des Staats, von Erbschaften und sonstigem außer Landes gehenden Vermögen eine Abgabe zu erheben; jetzt abgeschafft. S. Freizügigkeit.

Jus devolutionis (lat.), Abberufungsrecht und Devolutionsrecht, s. Devolution.

Jus divinum (lat.), göttliches Recht.

Jus dominii impetrandi (lat.), nach röm. Rechte die Befugnis des Pfandgläubigers, wonach derselbe, wenn sich bei dem gerichtlichen Verkauf kein annehmbarer Käufer findet, fordern konnte, daß die Sache um die Taxe ihm zugeschlagen werde. Der Schuldner hatte alsdann zwei Jahre lang das Einlösungsrecht. Die moderne Gesetzgebung hat dies jedoch beseitigt, und der Gläubiger kann, wie jeder Dritte, auf das Pfandobjekt mitbieten.

Jus eminens (lat., »Staatsnotrecht«), das Recht der Staatsgewalt, im Fall dringender Gefahr oder Not oder eines unabweisbaren Bedürfnisses Eingriffe in Privatrechte vorzunehmen. Hierauf läßt sich namentlich das Recht zur Zwangsenteignung von Grundeigentum zurückführen (s. Expropriation). Vgl. Bischof, Das Notrecht (Gießen 1860).

Jus emporii (lat.), im Mittelalter das Recht mancher Städte, wonach alle durchgehenden Waren eine Zeitlang in der Stadt lagern und daselbst zum Verkauf ausgestellt werden mußten.

Jus episcopale (lat.), die bischöfliche Jurisdiktionsgewalt, insbesondere die nach protestantischem Kirchenrecht dem Landesherrn in Ansehung der protestantischen Landeskirche zustehende bischöfliche Machtvollkommenheit.

Jus eundi in partes (lat., Itionsrecht), im frühern deutschen Reichsrecht die Befugnis der Reichsstände der katholischen Konfession einer- und der evangelischen Konfession anderseits, in Religionsangelegenheiten und in allen Sachen, »sie treffen an, was sie immer wollen, darin die Katholischen eine, die Evangelischen die andre Partei konstituieren«, die Entscheidung durch Stimmenmehrheit im Reichstag abzulehnen; eingeführt durch den Westfälischen Frieden (Instrum. pac. Osnabr., Art. V, § 9). Hiernach konnte in solchen Angelegenheiten eine Trennung (Itio in partes) der Reichsstände in zwei konfessionelle Körperschaften (Corpus Catholicorum und Corpus Evangelicorum) stattfinden, von denen jede getrennt abstimmte. Nur durch schließliche Vereinigung in den beiderseitigen Entschließungen konnte in solchen Sachen überhaupt ein Reichstagsbeschluß zu stande kommen. Neuerdings wird zuweilen die Bestimmung in Art. 7 der Verfassung des neuen Deutschen Reichs als J. aufgefaßt, wonach bei der Beschlußfassung über eine Angelegenheit, welche nach den Bestimmungen der Verfassung nicht dem ganzen Reiche gemeinschaftlich ist, die Stimmen nur derjenigen Bundesstaaten (im Bundesrat) gezählt werden, welchen die Angelegenheit gemeinschaftlich ist.

Jus Flavianum (lat.), eine Sammlung von Klageformeln und ein Verzeichnis der Gerichtstage, welches 450 v. Chr. ein gewisser Gnäus Flavius, Freigelassener des Zensors Appius Claudius Cäcus, dem letztern entwendet und veröffentlicht haben soll.

Jus gentium (lat., »Recht der Völker«, nicht zu verwechseln mit dem heutigen »Völkerrecht«), in der römischen Rechtssprache das allen Kulturvölkern gemeinsame Recht, im Gegensatz zum Jus civile (s. d. 3).

Jus gladii (lat.), das Recht über Leben und Tod.

Jus honorarium (Jus honores gerentium, lat.), s. v. w. Beamtenrecht, das durch die Edikte der altrömischen Magistrate eingeführte Recht, namentlich das prätorische Recht (s. Edikt).

Jus humānum (lat.), menschliches, im Gegensatz zum göttlichen Recht.

Jus imaginum, s. Imagines.

Jus in sacra (lat.), Kirchengewalt, welche im Gegensatz zu dem Majestätsrecht des Staats in Kirchensachen (Jus circa sacra) nur von Personen, die in der Kirche stehen, geübt werden kann. S. Kirchengewalt.

Jusjūrandum (lat.), Eid; J. calumniae, Kalumnieneid; J. necessarium, notwendiger, J. purgatorium, Reinigungseid (s. Eid).

Jüslik, im Türkischen Hunderter; Sarre-J., s. v. w. türkische Lira; Bejas-J. (Jüspara), ältere Silbermünze, = 100 Para = 0,86 Mk.

Jus manuārium (lat.), s. v. w. Faustrecht.

Jus naturale (lat.), Naturrecht; bei den Römern Bezeichnung für die bei allen lebenden Wesen gleichmäßig vorkommenden Natureinrichtungen.

Jus non scriptum (lat.), ungeschriebenes Recht, Gewohnheitsrecht (s. d.).

Jus offerendi et succedendi (lat.), das Recht, den vorhergehenden Pfandgläubiger auch wider dessen Willen zu befriedigen und dadurch das Pfandrecht desselben wie durch eine Zession an sich zu bringen.

Jus optiōnis (lat.), Wahlrecht.

Jus Papiriānum (lat.), eine angeblich von dem Pontifex maximus Sextus Papirius nach der Vertreibung der römischen Könige veranstaltete Sammlung der von den letztern erlassenen Gesetze (Leges regiae).

Jüspara, Münze, s. Jüslik.

Jus pascendi (lat.), Weide-, Hutrecht.

Jus postliminii, s. Postliminium.

Jus praesentandi oder **praesentationis** (lat.), Vorschlagsrecht bei Besetzung von Ämtern.

Jus primae noctis (lat., »Recht der ersten Nacht«, Herrenrecht, Droit de seigneur, Droit de cuissage, Droit de prélibation), im Mittelalter ein angebliches Privilegium der Grundherren, bei der Verheiratung ihrer weiblichen Hörigen ihnen zuerst in der Brautnacht beizuwohnen, welches sich am längsten in Frankreich erhalten haben und schließlich durch eine Geldabgabe (Jungfernzins) abgelöst worden sein soll. Ob aber ein solcher Rechtsanspruch jemals wirklich bestanden hat, ist trotz der vielfachen Verwendung, welche der Gegenstand in Sage und Poesie gefunden hat, höchst zweifelhaft. Auch der neueste Forscher, Schmidt (»J. Eine geschichtliche Untersuchung«, Freiburg 1881, und »Slavische Geschichtsquellen zur Streitfrage über das J.«, Posen 1886), ist zu einem negativen Resultat gekommen, obwohl in Frankreich viele Autoren die entgegengesetzte Ansicht verteidigen.

Jus primarum (primarium) **precum** (lat.), das Recht der ersten Bitte, wonach der deutsche Kaiser ehedem in jedem Stift einmal eine Pfründe vergeben konnte; jetzt das Recht des Papstes, aber auch mancher weltlicher Fürsten zur ausnahmsweisen Besetzung gewisser Stellen in Stiftern und Domkapiteln.

Jus primi liciti (lat.), Recht des Erstgebots bei Versteigerungen.

Jus privatum (lat.), Privatrecht (s. Recht).

Jus protimisĕos (J. protimeseos, lat.-griech.), Vorkaufsrecht.

Jus publicum (lat.), öffentliches Recht, Staatsrecht (s. Recht).

Jus quaesītum (lat.), wohlerworbenes Recht, die vermöge eines Rechtstitels erworbene Befugnis jemandes (s. Erwerben). Eine solche kann durch neue Gesetze in der Regel nicht alteriert werden; indessen kann der Staat unter Umständen im Weg der Gesetzgebung auch wohlerworbene Rechte aufheben, soll dann aber in der Regel Schadloshaltung gewähren. So sind z. B. durch die Aufhebung der Leibeigenschaft, der feudalen Rechte, der Fronen, der Patrimonialgerichtsbarkeit, der gutsherrlichen Gerichtsbarkeit, der Zwangs- und Bannrechte u. dgl. nicht wenige wohlerworbene Rechte teils mit, teils ohne Entschädigung aufgehoben worden. Vgl. Lassalle, System der erworbenen Rechte (2. Aufl., Leipz. 1880).

Jus Quiritium (lat.), Recht der Quiriten, d. h. der römischen Vollbürger.

Jus recadentiae oder **revolutionis** (lat.), s. Fallrecht.

Jus reformandi (lat.), Reformationsrecht; das ehemalige Recht des Landesherrn, einer der drei anerkannten christlichen Konfessionen unbeschränkte Entwickelung zu gestatten oder sie nur in gewissen Grenzen oder gar nicht zu dulden.

Jus retorsiōnis (lat.), Vergeltungsrecht (s. Retorsion).

Jus romanum (lat.), römisches Recht.

Juss., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Antoine de Jussieu (s. d.).

Jus scriptum (lat.), geschriebenes Recht, Gesetzesrecht (s. Recht).

Jussieu (spr. schüsjö), 1) Antoine de, Botaniker, geb. 6. Juli 1686 zu Lyon, machte botanische Reisen in Spanien und Portugal bis 1716, wurde dann an Tourneforts Stelle, dessen Schüler er war, Inspektor am botanischen Garten zu Paris und Professor der Botanik; er starb 22. April 1758 in Paris. J. schrieb unter anderm: »Traité des vertus des plantes« (Nancy 1771) und »Discours sur les progrès de la botanique« (Par. 1718). Auch gab er eine neue Auflage von Tourneforts »Institutiones botanicae« (Par. 1719) heraus.

2) Bernard de, ebenfalls Botaniker, Bruder des vorigen, geb. 17. Aug. 1699 zu Lyon, machte seine Studien daselbst und in Paris, begleitete sodann seinen Bruder nach Spanien, studierte nach seiner Rückkehr noch Medizin, nahm aber später eine Anstellung am botanischen Garten zu Paris an. Im J. 1758 ward er Aufseher des Gartens von Trianon, welchen er nach einem neuen, von ihm begründeten natürlichen System einrichtete (System von Trianon). Er lieferte auch die zweite, sehr bereicherte Ausgabe von Tourneforts »Histoire des plantes qui naissent dans les environs de Paris« (Par. 1725, 2 Bde.) und starb 6. Nov. 1777.

3) Antoine Laurent de, Botaniker, Neffe der vorigen, geb. 12. April 1748 zu Lyon, studierte Medizin, war 1770–85 Professor der Botanik am Pflanzengarten zu Paris, wurde Titularrat an der kaiserlichen Universität und nach der Restauration Professor der Arzneimittellehre an der medizinischen Fakultät und der Botanik am Museum der Naturgeschichte. Er starb 17. Sept. 1836 in Paris. J. arbeitete das von seinem Oheim Bernard aufgestellte System weiter aus und verschaffte demselben allgemeinere Anerkennung durch seine Werke: »Genera plantarum secundum ordines naturales disposita« (Par. 1789), »Principes de la méthode naturelle des végétaux« (das. 1824). Außerdem schrieb er Abhandlungen über zahlreiche einzelne natürliche Pflanzenfamilien.

4) Adrien Laurent de, Sohn des vorigen, geb.

23. Dez. 1797 zu Paris, ward 1826 Professor der Botanik am Pflanzengarten, Direktor des naturhistorischen Museums, machte sich gleichfalls durch mehrere Monographien über einzelne Pflanzenfamilien, z. B. über die Euphorbiaceen (Par. 1824), die Rutaceen (das. 1825), die Meliaceen (das. 1830), die Malpighiaceen (das. 1843) u. a., bekannt und starb 29. Juni 1853 in Paris. Seine »Botanique« oder »Cours élémentaire de la botanique« (Par. 1842, 12. Aufl. 1884) wurde von Schmidt, Göbel und Pfund (Prag 1844) und von Kißling (Stuttg. 1848) ins Deutsche übersetzt.

5) Laurent Pierre de, bekannt durch Einführung des wechselseitigen Unterrichts und der Gaultierschen Unterrichtsspiele in Frankreich, geb. 7. Febr. 1792 zu Villeurbanne bei Lyon, Neffe von J. 3). Unter seinen Schriften, welche alle eine stark betonte moralische Tendenz verfolgen und zum Teil von der Akademie gekrönt worden sind, ist namentlich das in vielen Auflagen erschienene und in viele Sprachen übersetzte Volksbuch »Simon de Nantua, ou le marchand forain« (1818, mehrfach aufgelegt; deutsch, Ulm 1849) hervorzuheben. Er starb 23. Febr. 1866 in Passy.

Jussiōn (lat.), Befehl; jussu, auf Befehl.

Jussuf (arab.), Joseph.

Just (v. lat. juste), genau, gerade; auch s. v. w. richtig (so, wie es sein soll), geheuer, gehörig.

Jus taliōnis (lat.), Recht der Wiedervergeltung (s. Talion).

Justament (franz. justement), genau, gerade, eben jetzt.

Justaucorps (spr. schüstokōr), franz. Bezeichnung für einen eng anliegenden Oberrock der männlichen Tracht, der um 1660 in Frankreich aufkam und bis etwa 1740 in verschiedenen Abwandlungen in Mode blieb. S. Tafel »Kostüme III«, Fig. 7 u. 10.

Juste (spr. schüst), Théodore, hervorragender belg. Geschichtschreiber, geb. 11. Jan. 1818 zu Brüssel, machte den gewöhnlichen Studiengang und ist seit längerer Zeit Direktor des Museums für Altertümer und Professor der Geschichte an der belgischen Kriegsschule sowie Mitglied der belgischen Akademie. Seine zahlreichen historischen Arbeiten beziehen sich meist auf die Geschichte Belgiens, der Niederlande und Frankreichs. Wir erwähnen: »Histoire populaire de la Belgique« (Brüssel 1838); »Histoire de la révolution française« (1839); »Histoire du Consulat et de l'Empire« (1840); »Histoire de Belgique« (1840; 4. Aufl. 1868, 3 Bde.); »Essai sur l'histoire de l'instruction publique en Belgique« (1844); »Précis de l'histoire du moyen-âge considérée dans ses rapports avec la Belgique« (2. Aufl., 3 Bde.) und »de l'histoire moderne« (1845, 4. Aufl. 1873); »Histoire de la révolution belge de 1790« (1846, 3 Bde.; neue Ausg. 1858, u. d. T.: »La révolution brabançonne 1789« und »La république belge 1790«; »Charles V et Marguerite d'Autriche, 1477—1521« (1858); »Histoire du congrès national de Belgique, ou de la fondation de la monarchie belge« (1850, auch deutsch; 3. Aufl. 1880, 2 Bde.); »Histoire de la révolution des Pays-Bas sous Philippe II« (2 Abt., 1855—63, 4 Bde.; neue Ausg. 1885, 4 Bde.); »Les Pays-Bas sous Charles V. Vie de Marie de Hongrie 1505—58« (1855, 2. Aufl. 1861); »Vie de Marnix de Sainte-Aldegonde« (1858); »Christine de Lalaing, princesse d'Épinoy« (1861); »Le comte d'Egmont et le comte de Hornes« (1862); »Le comte de Mercy-Argenteau« (1863); »Histoire des États-généraux des Pays-Bas« (1864, 2 Bde.); »Le soulèvement de Hollande en 1813 et la fondation du royaume des Pays-Bas« (1870); »La révolution belge de 1830« (1872, 2 Bde.); »Guillaume le Taciturne, d'après sa correspondance et les papiers d'État« (1873); »Précis d'histoire contemporaine 1815—71« (1875); »La rivalité de la France et de la Prusse« (1877); »Pierre le Grand, son règne et son testament« (1877); »Léopold I et Léopold II, rois des Belges« (1878); »Le congrès national de Belgique 1830—31« (1880); »Le Panthéon national« (1881); »La révolution de juillet 1830« (1883) und das biographische Werk »Les fondateurs de la monarchie belge« (1865—81, 27 Bde.), woraus die Biographie des Königs Leopold I. ins Deutsche übersetzt wurde (Gotha 1869).

Justement (franz., spr. schüst'mäng, meist in deutscher Aussprache: justemént, justamént, auch bloß: just), eben (jetzt), ebenso, genau, gerade.

Juste-milieu (franz., spr. schüst-miljöh, »richtige Mitte, Mittelstraße«), ein schon von Voltaire in einem Brief an den Grafen d'Argental vom 28. Nov. 1765 gebrauchter Ausdruck, besonders seit der Julirevolution 1830 ein politisches Schlagwort, indem die Minister und die Presse des Königs Ludwig Philipp wiederholt erklärten, das Staatswohl Frankreichs könne nur gewahrt werden, wenn die Regierung dem Parteitreiben gegenüber »le juste milieu« einhalte. So ward das Wort bald im freundlichen, bald im feindlichen Sinn als das politische Prinzip der Juliregierung gebraucht.

Justi, 1) Karl Wilhelm, protest. Theolog, geb. 14. Jan. 1767 zu Marburg, wurde 1790 Prediger daselbst, 1801 Superintendent und Konsistorialrat, 1822 ordentlicher Professor der Theologie und starb 7. Aug. 1846. Er veröffentlichte: »Nationalgesänge der Hebräer« (Leipz. 1803—18, 3 Bde.); »Das Buch Hiob« (Kassel 1840); einige Monographien über die Geschichte Hessens, z. B. »Elisabeth die Heilige« (2. Aufl., Marb. 1835); auch setzte er Strieders »Hessische Gelehrten- u. Schriftstellergeschichte« (das. 1831) fort.

2) Karl, Kunstgelehrter, geb. 2. Aug. 1832 zu Marburg, Enkel des vorigen, studierte in seiner Vaterstadt und in Berlin Theologie und Philosophie, habilitierte sich 1860 daselbst mit der Schrift »Die ästhetischen Elemente in der Platonischen Philosophie« (Marb. 1860), wurde 1867 Professor in Marburg und nach längerm Aufenthalt in Italien 1871 Professor der Philosophie in Kiel und ist seit 1873 Professor der neuern Kunstgeschichte in Bonn. Sein Hauptwerk ist: »Winckelmann. Sein Leben, seine Werke und Zeitgenossen« (Leipz. 1866—72, 2 Bde. in 3 Tln.), die einzig vollständige, die ganze Zeit umfassende Lebensbeschreibung des großen Altertumsforschers. Außerdem veröffentlichte er: »Dante und die Göttliche Komödie« (Stuttg. 1862); »Die Verklärung Christi, Gemälde Raffaels« (Leipz. 1870) und eine Anzahl kunstwissenschaftlicher Aufsätze in Zeitschriften.

3) Ferdinand, Orientalist und Sprachforscher, geb. 2. Juni 1837 zu Marburg, Bruder des vorigen, widmete sich in seiner Vaterstadt, später in Göttingen sprachwissenschaftlichen und orientalischen Studien und habilitierte sich 1861 zu Marburg, wo er 1865 zum außerordentlichen, 1869 zum ordentlichen Professor für vergleichende Grammatik ernannt wurde. Auf seine sprachvergleichende Schrift »Über die Zusammensetzung der Nomina in den indogermanischen Sprachen« (Götting. 1861) folgten sein treffliches »Handbuch der Zendsprache« (Leipz. 1864) und andre auf die zoroastrische und altpersische Litteratur und Geschichte bezügliche Arbeiten, namentlich seine kritische

Ausgabe des »Bundehesch«, mit Glossar (Lond. 1868), »Kurdische Grammatik« (Petersb. 1880) sowie die »Geschichte der orientalischen Völker im Altertum« (in Grotes »Allgemeiner Weltgeschichte«, das. 1884 ff.), »Geschichte des alten Persien« (in Onckens »Allgemeiner Geschichte«, Berl. 1879).

Justicia (span.), ehedem der höchste Richter der Könige von Aragonien, vor welchem diese selbst den Schwur auf die Reichsgesetze zu leisten hatten. Derselbe konnte selbst den König zur Verantwortung ziehen, wenn er die Reichsgesetze verletzte.

Justieren (mittellat.), im allgemeinen die Richtigstellung der mathematischen Instrumente, speziell die Kontrolle und Korrektur der Wasserwagen, Libellen, Niveaus (s. d.). Das wesentliche Hilfsinstrument hierfür ist ein mittels Stellschrauben sehr genau horizontal stellbares Justierbrett, auf welchem die zu prüfenden Niveaus aufzustellen und mit einer Normallibelle zu vergleichen sind. Im Münzwesen bedeutet J.: den zu prägenden Platten die richtige Schwere geben; in der Schriftgießerei: den Lettern mit den Probelettern gleiche Höhe geben (das dazu dienende Hilfsinstrument heißt Justorium) 2c.

Justierwage, s. Münzwesen.

Justifizieren (lat.), berichtigen, rechtfertigen, früher auch s. v. w. hinrichten; Justifikation, Rechtfertigung, insbesondere bei Rechtsmitteln die Ausführung und Begründung derselben; bei Rechnungen die Genehmigung derselben nach vorgängiger Revision und Feststellung. Diese erfolgt namentlich bei Staats-, Gemeinde-, Korporationsrechnungen u. dgl. durch einen förmlichen Beschluß (Justifikationsdekret, Justifikatorium, Justifikatur).

Justin, s. Justinus.

Justinianische Novellen, s. Novellen.

Justinianus, Name zweier oströmischer Kaiser: 1) J. I., war im J. 482 oder 483 zu Tauresium in Illyrien als der Sohn eines Bauern geboren und hieß eigentlich Upravda (rectus, justus). Er wurde unter der Regierung des Kaisers Anastasius von seinem Oheim, dem nachmaligen Kaiser Justinus I., nach Konstantinopel gerufen, erhielt daselbst eine höhere, wahrscheinlich auch juristische Bildung, gelangte zu immer angesehenern Ehrenstellen, erhielt 521 von seinem Oheim das Konsulat, während dessen er, um die Gunst des Volkes zu gewinnen, glänzende Spiele veranstaltete, wurde nach der Ermordung des Vitalianus, an welcher er selbst wahrscheinlich wesentlichen Anteil hatte, Oberbefehlshaber der Truppen des Orients (Magister militum) und endlich nach dem Tod Justinus' I. (527), von dem er schon vier Monate vorher adoptiert und zum Mitkaiser ernannt worden war, dessen Nachfolger (527—565). Neben ihm spielte eine bedeutende Rolle die Kaiserin Theodora, ehemals eine wegen ihrer gemeinen Ausschweifungen berüchtigte Schauspielerin, die er zu seiner Gemahlin und, noch als Mitkaiser, zur Augusta erhob, und die durch ihre Gewandtheit und Energie einen großen Einfluß auf ihn ausübte (sie starb 548). Seine Regierung ist besonders bedeutend durch die großartigen Bauten, die er ausführte, durch einige großartige Kriegserfolge und die von ihm veranstaltete Gesetzsammlung, das sogen. Corpus juris. Er baute, von den zahlreichen kirchlichen Gebäuden an Nordafrika und Italien dem Kaiserreich wieder einverleibt, auch eine Anzahl von Küstenstädten im südöstlichen Spanien erobert wurden. Er selbst beteiligte sich an diesen Kriegen ebensowenig wie an irgend einem andern, und im übrigen ließ er sich meist herab, die Sicherheit des Reichs durch sogen. Geschenke von den auswärtigen Feinden zu erkaufen; der gefährlichste dieser Feinde war der Perserkönig Chosroes (Nuschirwan), der immer wieder ins Reich einfiel und z. B. 540 sogar Antiochia eroberte und zerstörte, und mit dem er 561 einen erniedrigenden Vertrag abschloß, indem er um einen jährlichen Tribut Frieden erkaufte. Die von Norden her das Reich bedrohenden Barbaren, die Bulgaren, Slawen und Avaren, suchte er durch großartige Festungsbauten, welche er namentlich längs der Donau aufführte, abzuhalten. Über das Corpus juris s. d. Die Bauten, die Kriege und die Kontributionen erforderten große Geldmittel, die er sich durch Vermögenseinziehungen, Zwangsanleihen, neue Zölle und Steuern und alle möglichen Arten der Erpressung verschaffte. Dazu kam noch der Aufwand durch die Spiele und an Geschenken, durch die er das Volk in günstiger Stimmung zu erhalten suchte. Im J. 532 kam es infolge der Unzufriedenheit des Volkes über diese Erpressungen zu einem allgemeinen Aufruhr, dem sogen. Nikaaufstand (so genannt von dem Ruf der Aufrührer: Nika! »siege!«), der von einem Streite der grünen und der blauen (von J. begünstigten) Partei des Zirkus ausging und erst, nachdem die Aufrührer sich der ganzen Stadt bemächtigt und einen großen Teil derselben zerstört hatten, endlich nach fünf Tagen durch die Festigkeit der Theodora und den Mut Belisars unterdrückt wurde. In Bezug auf die Kirche nahm J. eine unumschränkte Herrschaft in Anspruch; er hielt mehrere Synoden, um die Rechtgläubigkeit festzustellen, begünstigte aber in den letzten Jahren seiner Regierung die Sekte der Aphthartodoketen, eines Zweigs der Monophysiten. Von einzelnen Ereignissen ist noch zu bemerken, daß er 529 die Philosophenschule in Athen aufhob, auch sonst die Reste des Heidentums in Griechenland vernichtete und 541 das Konsulat abschaffte. Er starb 13. Nov. 565. Vgl. Ludewig, Vita Justiniani atque Theodorae nec non Triboniani (Halle 1731), und Isambert, Histoire de Justinien (Par. 1856, 2 Bde.).

2) J. II., folgte 685 seinem Vater Konstantin IV. Pogonatos auf dem Thron, führte ein grausames und verschwenderisches Regiment, wurde 695 durch den Feldherrn Leontios gestürzt und von diesem, der sich zum Kaiser aufschwang, verstümmelt (daher sein Beiname Rhinotmetos) und nach Cherson verbannt. Nach dem Sturz des Leontios 698 entfloh er zuerst zu den Chasaren, dann zu den Bulgaren und gewann mit deren Hilfe 705 den Thron wieder, nahm mit wilder Grausamkeit an seinen Feinden Rache, wurde aber schon 711 bei einem neuen Aufstand getötet. Mit ihm erlosch das Geschlecht des Heraklios.

Justinus, Name zweier oströmischer Kaiser: 1) J. I., geboren zu Tauresium in Illyrien als der Sohn eines Bauern, wanderte als Jüngling aus seiner Heimat nach Konstantinopel, wurde dort in die Leibwache aufgenommen, stieg in derselben rasch bis zum Oberbefehlshaber empor und wurde

und seinem Schwestersohn Justinianus, den er adoptierte und endlich vier Monate vor seinem Tod zum Mitregenten annahm. Er starb 1. Aug. 527.

2) J. II., Sohn der Schwester Justinians, Vigleniza oder Vigilantia, ward, durch seine Gemahlin Sophia, eine Schwestertochter der Theodora, dem kaiserlichen Haus noch näher stehend, 565 seines Oheims Nachfolger, obwohl ein andrer J., als von einem Bruder des Kaisers abstammend, nähere Rechte hatte. Er verkündigte sogleich allgemeine Amnestie, opferte aber die Gehilfen von Justinians Erpressungen dem Volkshaß, befriedigte die Ansprüche derer, denen Justinian unter der Maske von Anleihen Geld abgenommen hatte, führte das Konsulat wieder ein und stellte den durch seines Oheims Aphthartodoketismus gestörten kirchlichen Frieden wieder her, indem er sich zum orthodoxen Dogma bekannte. Seine körperlichen und geistigen Kräfte wurden aber bald durch Siechtum geschwächt, seine Regierung war daher im Innern wie nach außen ruhmlos und unglücklich. Das Reich schmachtete unter den Bedrückungen und Erpressungen der Beamten; die Perser drangen wieder erobernd in das Reich ein; der größte Teil von Italien ging an die Langobarden verloren, und die Avaren und Slawen verwüsteten Griechenland. J. setzte sich 574 im Gefühl seiner Schwäche den Tiberius als Mitkaiser zur Seite, dem er im September 578 die Regierung überließ, und starb in Zurückgezogenheit 5. Okt. 578.

Justinus, 1) (gewöhnlich Marcus Junianus J. genannt) röm. Geschichtschreiber, verfaßte wahrscheinlich im 2., nach andern im 3. oder 4. Jahrh. n. Chr. einen Auszug aus der Universalgeschichte der Alten Welt, welche Trogus Pompejus zur Zeit des Augustus unter dem Titel: »Historiarum Philippicarum libri XLIV« geschrieben hatte, welche aber verloren gegangen ist. Von den Lebensumständen des J. ist nichts bekannt. Außer dem ersten Druck (Rom 1470) erwähnen wir die mit Anmerkungen der ältern Erklärer versehene Ausgabe von Frotscher (Leipz. 1827—30, 3 Bde.), die von Dübner (das. 1831), von Dübner und Johanneau (Par. 1838, 2 Bde.) und die Schulausgaben von Fittbogen (Halle 1835), Jeep (Leipz. 1859), Hartwig (Braunschw. 1860, 3 Bde.) und Rühl (Leipz. 1886). Übersetzungen lieferten Kalbe (2. Aufl., Münch. 1824—28, 2 Bde.), Schwarz (Stuttg. 1834—36, 6 Bde.) und Forbiger (das. 1867). Vgl. Rühl, Die Textesquellen des J. (Leipz. 1872); Derselbe, Die Verbreitung des J. im Mittelalter (das. 1872).

2) J. der Märtyrer (Justinus martyr), Kirchenlehrer und Apologet des Christentums, geboren um 100 zu Flavia Neapolis, dem alten Sichem in Palästina, wandte sich erst der Philosophie, namentlich der Platonischen, dann, ohne seine philosophische Richtung aufzugeben, dem Christentum zu. Er war ein besonnener Ausgleicher der christlichen Parteien, zäher Bestreiter der Gnosis, energischer Verteidiger der Logoslehre. In jeder Beziehung steht er an der Spitze der kirchlichen Entwickelung des Dogmas. Nach Rom gekommen, schrieb er zwischen 150 und 160 die an den Kaiser gerichtete Apologie mit einem Nachtrag, der sogen. zweiten Apologie, unter Mark Aurel noch das Gespräch mit dem Juden Tryphon. Bald darauf, etwa 165, endigte er als Märtyrer. Sein Tag ist der 13. April. Seine Werke, worunter viele unechte, wurden zuletzt herausgegeben von Otto (3. Aufl., Jena 1876 ff.). Vgl. Semisch, J. M. (Bresl. 1840—42, 2 Bde.); Aubé, Saint-Justin, philosophe et martyr (2. Aufl., Par. 1875); Engelhardt, Das Christentum J. des Märtyrers (Erlang. 1878); Stählin, J. und sein neuester Beurteiler (Leipz. 1880).

Justitia, bei den Römern die Göttin der Gerechtigkeit, abgebildet als Jungfrau mit einer Stirnbinde oder einem Diadem, bisweilen mit Schwert und Wage oder mit einer Schale in der einen Hand und einem Zepter in der andern. Vgl. Dike und Themis.

Justitia regnorum fundamentum (lat., »Gerechtigkeit ist die Grundlage der Reiche«), Wahlspruch des Kaisers Franz I. von Österreich.

Justitiarius (lat.), bei den frühern Patrimonialgerichten Bezeichnung für die Gerichtshalter, Gerichtsverwalter; auch für das rechtskundige Mitglied einer Verwaltungsbehörde, den Rechtsbeistand einer kaufmännischen Korporation, einer Handelsgesellschaft, einer Bank 2c.

Justitium (lat.), der gänzliche Stillstand der Rechtspflege und der öffentlichen Geschäfte überhaupt, welcher bei den Römern vom Senat und den Magistraten in Zeiten der Not vorübergehend angeordnet, in der Kaiserzeit aber lediglich nach infolge von Todesfällen in der kaiserlichen Familie angesagt ward. Heutzutage kann ein J. noch infolge eines Kriegs oder eines außerordentlichen Naturereignisses, z. B. einer Überschwemmung, eines Erdbebens, eintreten. Die deutsche Zivilprozeßordnung (§ 222) bestimmt hierüber: »Hört infolge eines Kriegs oder eines andern Ereignisses die Thätigkeit des Gerichts auf, so wird für die Dauer dieses Zustandes das Verfahren unterbrochen«. Der Lauf einer jeden Frist hört in solchem Fall auf, und die volle Frist beginnt nach Beendigung der Unterbrechung von neuem zu laufen (§ 226).

Justiz (lat. Justitia), s. Rechtspflege.

Justizgesetze, die auf die Rechtspflege bezüglichen Gesetze; vielfach kurz und schlechthin zur Bezeichnung der J. des Deutschen Reichs gebraucht (s. Gerichtsordnung). Vgl. Hahn, Die gesamten Materialien zu den Reichsjustizgesetzen (Berl. 1879—81, 4 Bde.; 2. Aufl. 1881 ff.).

Justizhoheit, die Staatsgewalt, insofern sich dieselbe auf die Rechtspflege, die bürgerliche (Ziviljustizhoheit) wie die strafende (Kriminaljustizhoheit), bezieht. Der moderne Staat erkennt die Unabhängigkeit der Gerichte in ihrer Rechtsprechung von dem Einfluß der Staatsgewalt an. Dies schließt jedoch nicht aus, daß die Staatsregierung bei der dienstlichen Beaufsichtigung des Gerichtspersonals, bei Ausübung der Disziplinargewalt, Organisation der Gerichtsbehörden und der sonstigen Justizbehörden, insbesondere der Staatsanwaltschaft, bei der Anstellung der Beamten sowie bei dem Vollzug der gerichtlichen Urteile in Thätigkeit tritt. Die Rechtsprechung selbst ist ebenfalls ein Ausfluß der Staatsgewalt, und ebendarum ergehen die gerichtlichen Urteile im Namen des Souveräns, diejenigen des deutschen Reichsgerichts im Namen des Deutschen Reichs; auch gibt es heutzutage nur noch Staatsgerichte, die Privatgerichtsbarkeit ist abgeschafft (s. Gericht).

Justizministerium, die oberste Justizverwaltungsbehörde des Staats, an deren Spitze der Justizminister steht. In kleinern Staaten nimmt eine Abteilung oder ein Departement des Staatsministeriums die Justizverwaltung (s. d.) wahr. Ein Einfluß auf die Rechtsprechung steht dem J. nicht zu, abgesehen von seiner Befugnis zur Entscheidung von Beschwerden über Disziplin, Geschäftsgang und Justizverweigerung oder -Verzögerung. In Preußen sind die Vorstände der Gerichte und die Staatsanwaltschaften Organe des Justizministeriums, dem auch die Justizprüfungskommission unterstellt

ist. In den größern Staaten enthält ein besonderes Justizministerialblatt die amtlichen Bekanntmachungen auf dem Gebiet der Justizverwaltung, so in Preußen seit 1839.

Justizmord, die an einem Unschuldigen vollzogene Todesstrafe; der Ausdruck wurde zuerst von Schlözer 1782 gebraucht, obwohl derselbe eigentlich nur dann am Platz wäre, wenn vorsätzlich und wissentlich ein Unschuldiger hingerichtet würde. Die Möglichkeit der irrtümlichen Verurteilung eines Unschuldigen zum Tod ist ein Haupteinwand gegen die Zulässigkeit der Todesstrafe. Vgl. Mühlfeld, Justizmorde (2. Aufl., Berl. 1880).

Justizorganisation (Gerichtsorganisation), s. Gerichtsordnung.

Justizrat, Titel, der in den verschiedenen deutschen Ländern verschiedene Bedeutung hat, namentlich Ehrentitel für Rechtsanwalte. Eine höhere Auszeichnung bedeutet der Titel »Geheimer J.« In frühern Zeiten war J. der Titel eines Rats bei den obern Justizbehörden und bei den Obergerichten. Die vortragenden Räte des preußischen Justizministeriums führen noch jetzt den Titel »Geheimer Oberjustizrat«, die Direktoren den Titel »Wirklicher Geheimer Oberjustizrat«. In Preußen versteht man unter »Geheimer J.« auch eine Abteilung des Kammergerichts in Berlin, vor welcher die Mitglieder des königlichen Hauses und der hohenzollerischen Familie ihren persönlichen Gerichtsstand haben.

Justizsache, s. v. w. Rechtssache.

Justizverfassung, die äußere Einrichtung der Rechtspflege und ihrer Organe, für das Deutsche Reich durch das Gerichtsverfassungsgesetz vom 27. Jan. 1877 in einheitlicher Weise geregelt (s. Gericht).

Justizverwaltung, die Thätigkeit der Staatsverwaltung und der Verwaltungsbehörden in Ansehung der äußern Einrichtung und Handhabung der Rechtspflege. Dazu gehören die Aufsicht über das Justizpersonal, die Verwaltung der Justizgrundstücke und Justizlokale, Büreaus, Gefängnisse u. dgl. und die Rechnungslegung. An der Spitze der J. steht das Justizministerium (s. d.). Im Deutschen Reich wird die J. bezüglich des Reichsgerichts von dem Reichsjustizamt wahrgenommen.

Justizverweigerung, die Weigerung eines Gerichts, in einem gegebenen Fall die Rechtspflege auszuüben. Eine solche kann auch dadurch eintreten, daß die richterliche Verfügung auf einen gestellten Antrag beharrlich hinausgeschoben wird (Justizverzögerung). Abhilfe ist in solchem Fall mittels Beschwerde (Querela protractae vel denegatae justitiae) an die vorgesetzte Dienstbehörde, nötigenfalls bei dem Justizministerium, zu suchen. Nach der deutschen Reichsverfassung (Art. 77) liegt es auch dem Bundesrat ob, im Fall einer J., falls auf gesetzlichen Wegen ausreichende Hilfe nicht erreicht werden kann, erwiesene, nach der Verfassung und den bestehenden Gesetzen des betreffenden Bundesstaats zu beurteilende Beschwerden über verweigerte oder gehemmte Rechtspflege anzunehmen und darauf die gerichtliche Hilfe bei der Bundesregierung, die zu der Beschwerde Anlaß gegeben hat, zu bewirken.

Justizverzögerung, s. Justizverweigerung.

Jus tollendi (lat.), s. Impensen.

Justorium (neulat.), Werkzeug, s. Justieren.

Justo tempore (lat.), zu rechter Zeit.

Justo titŭlo (lat.), auf Grund eines an und für sich gesetzlichen Erwerbsaktes; ein in der Lehre von der erwerbenden Verjährung (s. d.) gebräuchlicher Ausdruck.

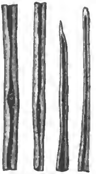
Justum et tenacem propositi virum (lat., »den Biedermann, der an seinem Entschluß festhält«), Citat aus Horaz' »Oden« (Buch III, 3, 1).

Justum necāre reges Italiae (lat., »es ist recht, die Fürsten Italiens zu töten«), die Losung der italienischen Karbonari, deren Anfangsbuchstaben als Erkennungszeichen dienten und dadurch, daß sie mit der bekannten Überschrift des Kreuzes Christi (INRI) übereinstimmten, täuschen sollten.

Jus utrumque (lat., »das zwiefache Recht«), das von der weltlichen Macht (dem Kaiser) einerseits und von der Kirche anderseits ausgehende Recht, insbesondere römisches und kanonisches Recht. S. Juris utriusque doctor.

Jus vocandi oder **vocationis** (lat.), Berufungs-, Appellationsrecht.

Jute (spr. dschuht, Pahthanf, Kalkuttahanf, franz. Jute, Chanvre de Calcutta, engl. Jute, Paut hemp, Indian grass, Gunnyfibre), die Bastfaser mehrerer indischer Corchorus-Arten, besonders von Corchorus capsularis und C. olitorius, welche in Ostindien und auf den benachbarten Inseln, in Siam, Anam, China, Algerien, Französisch-Guayana, im südlichen Nordamerika, auf Mauritius etc. kultiviert werden (s. Corchorus). Die durch einfache Röst- und Reinigungsprozesse gewonnene Faser ist meist 1,5–2,5 m lang, weißlich, ins Flachsgelbe geneigt, stark seidenartig glänzend, geschmeidig, geneigt, sich aufzufasern. Die einzelnen Zellen sind hohl, dickwandig, mit häufigen Verengerungen des Lumens (s. Figur), an der Spitze abgerundet und fast immer stark verdickt. J. färbt sich mit schwefelsaurem Anilin intensiv goldgelb bis orangegelb und wird an der Luft, besonders bei Einwirkung der Feuchtigkeit, dunkler, bisweilen tiefbraun (wahrscheinlich stammt die sich schnell bräunende J. von ältern, ausgereiftern Pflanzen her). Bei der Gewinnung der J. vollzieht sich auch ein Zerfall der Bastbündel, so daß das Produkt einen mehr oder minder feinfaserigen Charakter erhält; an den feinsten Jutesorten erscheinen einzelne Bastzellen zum größten Teil isoliert. Frische, fast weiße J. enthält im lufttrocknen Zustand 6 Proz. Wasser und kann bis 23,3 Proz., gebräunte bis 24 Proz. Wasser aufnehmen. Getrocknete J. gibt 0,9–1,74 Proz. kristallfreie Asche. — J. wird in den Heimatsländern der Stammpflanze seit alter Zeit gewonnen. Ein großer Teil der Produktion wird von den Hindu zu Geweben, Seilen, Stricken verarbeitet. Die bessern Sorten der Gewebe nennt man Megila, die geringern, welche nur als Packleinen verwendet werden können, Tat oder Choti (davon der Name J.), Cuttings. Die schlechteste Sorte dient unter anderm auch zur Papierfabrikation. Der größte Teil der gewonnenen J. wurde bisher zu Säcken für Reis und Zucker benutzt, diese bilden als Gunnybags und Gunnycloth einen wichtigen Exportartikel Indiens und dienen besonders zum Verpacken des Javakaffees und der amerikanischen Baumwolle. In Europa wird die J. durch Besprengen mit Wasser und Thran oder Petroleum und schichtweise Lagerung eingeweicht und dann zwischen geriffelten Walzen stark gequetscht. Hat die Faser harte Wurzelenden,



Bastfaserstücke von Jute.

oder soll sie zu feinern Garnen verarbeitet werden, so wird sie schließlich noch auf der Schnippmaschine von allen gröbern Teilen befreit. Die so vorbereitete J. wird auf Karden bearbeitet, um die Fasern voneinander zu trennen, von anhaftenden Oberhautzellen, Staub und kurzen Fäserchen zu befreien, möglichst gleichmäßig zu zerreißen und zu einem endlosen Band zu vereinigen. Letzteres wird auf Streckmaschinen, die denen bei der Flachsspinnerei gebräuchlichen ähnlich sind, gestreckt, dubliert und auf Vorspinnmaschinen vorgesponnen, worauf das Feinspinnen auf Trockenspinnmaschinen folgt. Das Weben erfolgt in derselben Weise wie bei andern Gespinsten. Die J. läßt sich sehr schön bleichen und färben, sie ist aber sehr empfindlich gegen Chlor und Mineralsäuren, und das Bleichen erfordert daher besondere Vorsichtsmaßregeln. Die hauptsächlichsten der in Europa dargestellten Jutegewebe sind die losen, groben **Baggings**, die als billigstes Packmaterial dienen; festere, stärkere, grobe **Tarpawlings** zu Säcken für Mehl, Zement, Gips; **Twilld Sackings**, ein sehr festes und dauerhaftes Drilch- oder Zwillchgewebe zu Säcken für gepreßte Waren; **Hessians**, das feinste und schönste Packmaterial für feinere Artikel, Futterleinen, Matratzen ꝛc. In neuerer Zeit, seitdem die Verarbeitung der J. einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht hat und auch feinere Garne gesponnen werden, fertigt man aus J. viele Gewebe, die zu Möbelstoffen, Vorhangen, Tischdecken, Stickereigrundlagen ꝛc. dienen; auch wurden Jutegarne mit Baumwolle, Wolle und Flachs zu allerlei Geweben (Hosenstoffen, Bettdrilch, Möbelripsen, Plüsch) verarbeitet. Ferner dient J. zu Zündern, Lampendochten, Gurten, Kordeln ꝛc. Rohe J. benutzt man zum Umwinden unterseeischer Telegraphenkabel und eigentümlich präpariert in der Chirurgie als Verbandmaterial. Obwohl manches Vorurteil gegen die J. widerlegt worden ist, so ist der Stoff doch gegenüber Flachs und Hanf als geringwertiger, und eine Beimischung zu letztern wäre ebenso als Verfälschung zu betrachten wie die häufig vorkommende Beimischung von J. zu den gröbern Garnnummern in Wolle und Baumwolle. Namentlich steht J. dem Hanf und Flachs in der Festigkeit nach und scheint auch den Wechsel von Feuchtigkeit und Trockenheit schlecht zu vertragen. Die ersten Versuche mit der J. in Europa datieren von 1834 und 1835; aber erst der Krimkrieg, durch welchen den englischen und schottischen Spinnereien der russische Flachs und Hanf entzogen wurde, verschaffte der J. größere Geltung, und seitdem hat sich namentlich in und bei Dundee, London und Glasgow eine bedeutende Juteindustrie entwickelt. 1875—76 wurden aus Ostindien 5,206,570 Ztr., 1882—83 aber 10,348,909 Ztr., und 1885—86: 7,778,864 Ztr. J. exportiert. Außerdem hat sich in Ostindien selbst die Juteindustrie stark entwickelt; 1884—85 wurden 82,8 und 1885—1886: 63,7 Mill. Säcke ausgeführt. Auch in Nordamerika (Massachusetts, Rhode-Island), Deutschland (seit 1861 in Vechelde, ferner in Braunschweig, Oldenburg, am Rhein, in Meißen) und in Österreich wird J. verarbeitet, und im allgemeinen hat die Juteindustrie im Umfang die alte Leinenindustrie bereits überflügelt. Vgl. **Pfuhl**, Die J. und ihre Verarbeitung (Stuttg. 1878); **Ernst**, Anleitung zur Bleicherei und Druckerei von Jutestoffen (Leipz. 1886).

Jute von Madras, s. Gambohanf.

Jüten, die alten Bewohner Jütlands.

Jüterbog (Jüterbogk), Hauptstadt des Kreises J.-Luckenwalde im preuß. Regierungsbezirk Potsdam, in einem Thal des Fläming, an der Nuthe und den Linien Berlin-Halle und J.-Röderau der Preußischen Staatsbahn, hat 2 evang. Kirchen (darunter die Nikolaikirche, eine dreischiffige Hallenkirche aus dem 14. und 15. Jahrh., mit einem 6 m hohen Sakramentshäuschen aus Sandstein von 1507 und Tetzels Ablaßkasten), ein Amtsgericht, ein Rettungshaus für verwahrloste Mädchen, ein Krankenhaus des Johanniterordens, Tuch-, Wollwaren- und Zigarrenfabrikation, Weinbau, besuchte Viehmärkte und (1885) mit der Garnison (eine Abteilung Feldartillerie Nr. 3) 6797 meist evang. Einwohner. Dicht dabei die beiden Dörfer **Damm** und **Neumarkt**. — Die Gegend von J. wurde vom Markgrafen Albrecht dem Bären den Slawen entrissen und ging um 1170 in den Besitz des Erzstifts Magdeburg über. Mit diesem fiel J. 1680 an Kurbrandenburg. Hier fand 17. Dez. 1548 eine Zusammenkunft der Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen, der auch Melanchthon und Agricola beiwohnten, über Annahme des Interim und 1611 Verhandlungen zwischen denselben Staaten über die jülichsche Erbschaft statt. Am 23. Nov. (3. Dez.) 1644 bei J. Sieg der Schweden unter Torstensson über die Kaiserlichen unter Gallas. In der Nähe das Schlachtfeld von Dennewitz (s. d.).

Juthunger, german. Volksstamm, zu den Alemannen gehörig.

Jütland (dän. **Jylland**), dän. Provinz, nach Größe und natürlicher Beschaffenheit das Hauptland der Monarchie, umfaßt den nördlichen Teil der Cimbrischen oder Dänischen Halbinsel von der Königsau und dem Koldingsfjord bis zur Nordspitze Skagen (s. Karte »Dänemark«) nebst den Inseln Läsö, Anholt und Endelave im Kattegat und hat ein Areal von 25,269 qkm (458,60 QM.). Auf der Westseite von der Nordsee (Westsee), auf der Ostseite von der Ostsee umflossen, wird J. gegen O. durch das Kattegat von Schweden und gegen NW. durch das Skagerrak von Norwegen getrennt; im S. stößt es an Schleswig. Über die Beschaffenheit des Bodens, der Küsten, Fjorde, Flüsse und Kanäle, Seen, Klima, Produkte, Eisenbahnen ꝛc. s. **Dänemark**. Nur verdient bemerkt zu werden, daß in J. der Geschiebesand nicht allein Hügel, sondern auch ebene Heideflächen bildet, die man nach ihrer meist aus braunem, eisenhaltigem Sandstein (Al) bestehenden Unterlage Alheide (Ahlheide) nennt. Die Zahl der Einwohner ist (1880) 868,511. Ein Hauptplatz des Verkehrs auf der Ostsee und landwärts ist Aarhus; Hafenorte sind außerdem Aalborg, Frederikshavn, Randers, Veile ꝛc. Fast im Mittelpunkt des Landes liegt die Stadt Viborg, die den Knotenpunkt der Straßen Jütlands bildet. Gymnasien bestehen zu Aalborg, Aarhus, Randers, Viborg, Horsens und Ribe. Die Provinz zerfällt administrativ in neun Ämter: Aalborg, Aarhus, Hjörring, Randers, Ribe, Ringkjöbing, Thisted, Veile und Viborg. — Bereits im 2. Jahrh. fand sich in J. ein germanischer Stamm, die Cimbern (s. d.), weshalb auch J. mit Schleswig die **Cimbrische Halbinsel** (Chersonesus cimbrica) heißt. Später (449) nahmen die Bewohner Jütlands (**Jüten**) teil an dem von den Angeln und Sachsen unter Hengist und Horsa unternommenen großen Seezug, welcher die Unterwerfung Englands zur Folge hatte. Darauf wanderten die Dänen ein, und seit Gorm dem Alten (gest. 936) hat J. unausgesetzt einen Bestandteil des Königreichs Dänemark ausgemacht. Vgl. **Erslev**, Jylland, Studier og Skildringer (Kopenh. 1886).

Jutrebog, wend. Gottheit des Morgenrots und Lichts, von welcher die Stadt Jüterbog den Namen haben soll.

Jutroschin, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Posen, Kreis Kröben, an der Orla, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, ein Amtsgericht und (1885) 2021 meist kath. Einwohner.

Juturna, eine Quellnymphe der Latiner, Schwester des Turnus, welche von Jupiter geliebt und mit Unsterblichkeit und der Herrschaft über die Gewässer beschenkt ward. Dem Janus gebar sie den Quellgott Fontus. Sie hatte einen Tempel bei einer Quelle auf dem Marsfeld, wo ihr jährlich (11. Jan.) das Fest der Juturnalien gefeiert wurde. Das Wasser dieser Quelle galt für das reinste und heilkräftigste.

Juvantia (sc. remedia, lat.), Verstärkungsmittel, in der Rezeptierkunst gebräuchlich für gewisse verstärkende Arzneien, welche andern ähnlich wirkenden zugesetzt werden.

Juvara, Tommaso Aloisio, ital. Kupferstecher, geb. 1809 zu Messina, studierte in Rom unter Marchetti und in Parma unter Toschi, ging 1842 zu seiner weitern Ausbildung nach Paris und London, wurde 1846 von Messina an die Kupferstecherschule zu Neapel, 1871 als Vizedirektor der Calcografia nach Rom berufen. Er erschoß sich 29. Mai 1874 in Rom. Er stach Porträte nach Rubens, Rembrandt u. a., dann die Madonna mit dem kleinen Johannes und vier Heiligen nach Raffael, die früher im Schloß von Neapel war.

Juvavum, Stadt in Noricum, von Hadrian gegründet, 470 von den Herulern zerstört, im 6. Jahrh. von den Bayern als Salispurgo wieder erbaut (s. Salzburg).

Juvenalia (lat.), bei den Römern ein vom Kaiser Nero aus Veranlassung seines Eintritts ins männliche Alter eingerichtetes szenisches Spiel, eine Art Dilettantentheater vor einem kleinen Publikum. Nero selbst und neben ihm die vornehmsten Personen traten darin unmaskiert als Mimen, Solo- oder Chorsänger auf. Unter den spätern Kaisern hießen J. die zu Jahresanfang im Palatium veranstalteten Spiele (Wagenrennen, Tierkämpfe 2c.).

Juvenalis, Decimus Junius, röm. Dichter, um 47 n. Chr. zu Aquinum im Volskischen geboren, war der Sohn oder Pflegling eines wohlhabenden Freigelassenen, erwarb sich aber die Ritterwürde und soll, weil er den Einfluß eines Schauspielers auf die Regierung gerügt hatte, unter dem Vorwand der Übernahme eines militärischen Kommandos in eine entlegene Provinz (Ägypten oder Britannien?) verbannt worden sein, wahrscheinlich unter Trajan oder Hadrian. Er starb vermutlich um 130 im Exil. Erhalten sind seine 16 Satiren, welche die Grammatiker in fünf Bücher eingeteilt haben. Der Einfluß seiner frühern rhetorischen Studien verrät sich in dem durchgängigen Pathos, den langgedehnten Auseinandersetzungen, der Häufung der Beispiele und der sich breit machenden Gelehrsamkeit. Das Motiv seiner satirischen Darstellung ist der innere Unwille über die allseitige Verderbtheit, namentlich in der Zeit Domitians; sein Stoff sind die sozialen Laster Roms, deren Scheußlichkeit er in ihrer ganzen Nacktheit mit den grellsten Farben schildert. Man sieht es seinen Satiren an, daß sie erst in reiferm Alter verfaßt sind; denn nirgends ist etwas Jugendliches, nirgends Hoffnung und Vertrauen, allenthalben nur finstere Menschenverachtung bemerklich. Reiche Erfahrung und ehrenhafte Gesinnung sprechen aus seinen Gedichten, aber kein edler Geschmack. Neuere Ausgaben von Heinrich (Bonn 1839, 2 Bde.), O. Jahn (2. Aufl. von Bücheler, Berl. 1886, kritische Hauptausgabe mit den Scholien; Text 1868), Hermann (Leipz. 1854), Ribbeck (das. 1859), Weidner (das. 1878). Übersetzungen von Donner (Tübing. 1821), Weber (Halle 1838), Hausmann (mit lat. Text, Leipz. 1839), Höckermann (Greifsw. 1847), v. Siebold (mit lat. Text und Erläuterungen, Leipz. 1858), Berg (Stuttg. 1862), Hertzberg-Teuffel (das. 1864—1867) und Hilgers (in Jamben, das. 1876). Vgl. Bölker, J., ein Lebens- und Charakterbild (Elberf. 1851); Munding, Über die Satiren des J. in religiöser und sittlicher Beziehung (Rottweil 1865); Ribbeck, Der echte und unechte J. (Berl. 1865); Widal, J. et ses satires (Par. 1869); Dötsch, J., ein Sittenrichter seiner Zeit (Leipz. 1874).

Juvencus, Gajus Vettius Aquilius, wahrscheinlich der erste Dichter, der den Versuch machte, einen christlich-historischen Stoff in der Form und der Sprache der römischen Epiker zu behandeln, span. Presbyter, verfaßte um 330 n. Chr. eine poetische Bearbeitung der Evangeliengeschichte in 4 Bänden (»Historia evangelica«, hrsg. von Arevalus, Rom 1792; in Mignes »Patrologie«, Bd. 19). Zweifelhaft ist, ob ihm eine ähnliche Bearbeitung der Bücher Mosis und Josua gehört. Vgl. Gebser, De Juvenci vita et scriptis (Jena 1827); Ebert, Geschichte der Litteratur des Mittelalters, Bd. 1 (Leipz. 1874).

Juveni (lat.), jugendlich.

Juventas (auch Juventa), bei den Römern die Göttin der männlichen Jugend, welche, sobald sie das Knabengewand mit der männlichen Toga vertauscht hatte, sich in ihr Heiligtum auf dem Kapitol begab. Sie entspricht der griechischen Hebe. Dargestellt findet sie sich als Jungfrau mit einer Opferschale, Weihrauch auf einen Dreifuß streuend.

Juvia, s. Bertholletia.

Juwel, geschliffener Edelstein; auch ein aus Edelsteinen, Perlen und Edelmetall zusammengesetzter Schmuck; dann überhaupt s. v. w. Kleinod, Kostbarkeit ersten Ranges. Das eigentlich niederländische Wort (franz. joyau, ital. giojello, mittellat. jocale = gaudiale) stammt vom lat. gaudium (franz. joie, »Freude«) ab.

Juwelengewicht, das beim Verkauf der Edelsteine übliche Gewicht, das Karat (s. d.).

Juwelenkäfer (Brillantkäfer, Entimus imperialis *L.*), ein Rüsselkäfer Brasiliens, 3—3,5 cm lang, mit fast dreieckigen Flügeldecken, stark hervorragenden, hakenförmigen Schulterecken, glänzend schwarz, unterseits dicht goldgrün beschuppt, an den Beinen lang weißbehaart, auf dem Thorax mit goldgrüner Mittelfurche, seitlich auf grünem Grund schwarzwarzig und auf den Flügeldecken mit dichten Reihen goldgrüner Gruben, wird in Gold gefaßt und wie Edelsteine benutzt.

Juwelenporzellan, englisches, in der königlichen Fabrik zu Worcester gefertigtes Porzellan, welches in Nachahmung von Goldschmiedearbeiten mit türkisblauen Emailperlen besetzt und mit mattem oder glänzendem Gold und farbigem Email dekoriert ist. Die Vasen, Tassen, Service 2c. aus J. sind sehr kostbar.

Juwelierkunst, ein selbständiger Zweig der Goldschmiedekunst, datiert von der Erfindung des Schleifens der Edelsteine, vornehmlich des Diamanten, mit Diamantstaub durch Ludwig von Berquen um 1456, welche Erfindung zunächst die Folge hatte, daß man das »Feuer«, das wechselnde Farbenspiel, des Diamanten viel höher schätzte als die konstante Farbe der Steine. Zwar hatte man, soweit unsre Kenntnis des Altertums reicht, schon in ältester Zeit Edelsteine gefaßt, um sie als Schmuck des Menschen verwenden zu können. Aber mancherlei Erwähnungen in der

Bibel u. a. O. zeigen, daß man im Altertum zwischen natürlichen Steinen und Glasfluß nicht streng unterschied. Bis in das Mittelalter fand man einen Hauptreiz in der Zusammenstellung verschiedenfarbiger Steine. Wie auf dem Brustgeschmeide des Hohenpriesters der Juden zwölf verschiedene Steine die zwölf Stämme andeuteten, schreibt der Mönch Theophilus vor, Edelsteine verschiedener Farbe miteinander abwechseln zu lassen, z. B. an Kronreifen, Gewandsäumen ꝛc. Den Griechen und griechisch gebildeten Römern war der Edel- und Halbedelstein das vorzüglichste Material für den Gemmen- und Kameenschnitt, und wenn auch die Färbung oder die Seltenheit den Wert eines Ringsteins erhöhte, so wurde dieser doch vor allem in der Arbeit des Künstlers gesucht. Die berühmten Kleinodien des Altertums, wie der Ring des Polykrates, waren Intaglien, und Plinius sagt noch ausdrücklich, die Edelsteine seien dazu da, mit Zeichen (Schriftzügen, Sinnbildern ꝛc.) versehen zu werden; allein er rügt auch bereits, daß seine Zeit anfange, auf die Steine selbst einen ungebührlichen Wert zu legen. Die Kleinodien und die Kostümbilder aus dem Mittelalter zeigen in den Kronen, Agraffen, an Rüstungen, Büchereinbänden ꝛc. die Edelsteine nur geglättet und wesentlich in ihrer natürlichen Gestalt, ferner in Verbindung mit Email, Filigran ꝛc. Den ersten Diamantschmuck in Frankreich soll Agnes Sorel (gest. 1450) besessen haben. Von jener Zeit an erlangte das Fassen, Aufbringen, Tingieren der Edelsteine (s. Edelsteine) eine höhere Bedeutung. Cellini gibt zu alledem umständliche Anweisungen. Zu seiner Zeit war es bereits allgemein gebräuchlich und erlaubt, den Edelsteinen (zu welchen er nur Rubin—Feuer, Diamant—Wasser, Saphir—Luft, Smaragd—Erde und bedingungsweise Topas—Sonnenlicht rechnet) Folie zu geben. Dagegen war die Anwendung einer Tinktur auf der Unterseite des Steins nur bei den Diamanten gestattet, bei den übrigen Steinen galt es ebenso als Fälschung wie das namentlich in Mailand betriebene Dublieren. In Deutschland erreichte die J. in der Zusammenstellung von farbigen Steinen, Perlen und Email ihren Höhepunkt im 16. Jahrh. Durch das Vorwiegen des Diamanten und zumal seit Einführung des Brillantschliffs im 17. Jahrh. wurde eine Umwälzung im Geschmack bewerkstelligt, welche für die J. verhängnisvoll werden sollte. Das unruhige Gefunkel des facettierten Steins ordnet sich in kein künstlerisches Ensemble ein, zerstört in der Zusammenstellung mit andern Steinen deren Wirkung, und so ging allmählich auch der Sinn für künstlerischen Schmuck überhaupt verloren. Kleine Steine verschiedener Färbung und Perlen wurden im vorigen Jahrhundert noch zur Umrahmung von Medaillons u. dgl. verwendet (Rokokoschmuck); vorwiegend aber suchte man ein Gleichgewicht gegen den Diamanten in der Zusammenstellung großer Edelsteine von durchaus gleicher Farbe zu Einem Schmuck oder in der Häufung vieler kleiner gleicher Steine auf Einem Stück … das Ganze ungefähr einem einzigen

Eine heilsame Reaktion gegen den farblosen Schmuck begann erst mit der allgemeinen Reform des Kunstgewerbes seit dem Beginn der 70er Jahre des 19. Jahrh., wobei man auf die farbigen Renaissancemuster des 16. Jahrh. zurückgriff. Eine reiche Sammlung von solchen Mustern enthält das Werk von F. Luthmer: »Der Goldschmuck der Renaissance« (Berl. 1881). Als Kuriosität ist zu erwähnen, daß in der ersten französischen Revolution Bijoux de la révolution, gefaßte Stücke Stein von der Bastille, als Schmuck getragen wurden. Vgl. auch Boué, Traité d'orfèvrerie, bijouterie et joaillerie (Par. 1832, 2 Bde.); v. Kulmer, Handbuch für Gold- und Silberarbeiter und Juweliere (2. Aufl., Weimar 1887), sowie die Artikel Bijouterien und Goldschmiedekunst und die Abbildungen auf Tafel »Schmucksachen«.

Jux, s. Jocus.

Juxtabuch (lat. juxta, »daneben«), das Stammregister, aus welchem Wertpapiere herausgeschnitten werden, damit dieselben zur Prüfung der Echtheit mit der Schnittfläche des zurückgebliebenen Stumpfes (franz. souche) verglichen werden können.

Juxtaposition (lat.), die »Nebeneinanderstellung«, z. B. von Ziffern, die dadurch verschiedenen Wert erhalten; das Wachsen anorganischer Körper durch Ansetzen neuer Schichten von außen. In der Logik das Verhältnis von zwei oder mehreren niedern Begriffen (Nebensätzen), welche unter einem höhern stehen.

Juynboll (spr. jeun-), Theodor Willem Jan, namhafter niederländ. Orientalist, geb. 6. April 1802 zu Rotterdam, war seit 1841 nacheinander Professor der orientalischen Sprachen zu Franeker, Groningen und Leiden; starb 16. Sept. 1861. Besondere Verdienste erwarb er sich um die arabische Historiographie und Geographie sowie um die samaritanische Geschichte und Litteratur. Werke: »Commentatio de carmine Montenabbii in Europa nondum edito« (Amsterd. 1840); »Commentatio de versione arabico-samaritana etc.« (das. 1846); »Commentatio in historiam gentis samaritanae« (Leiden 1846); »Liber Josuae; chronicon samaritanum, arabice conscriptum, cui titulus est liber Josuae« (mit lat. Übersetzung, das. 1848); »Lexicon geographicum« (1852 bis 1864, 5 Bde.) u. a.

Jylland, dän. Name für Jütland.

Jynx, Wendehals; Jyngidae (Wendehälse), Familie aus der Ordnung der Klettervögel (s. d.).

J'y pense (franz., spr. schi pängs, »ich denke dran«), Art Vielliebchen (s. d.) und das Losungswort dabei.

J'y suis et j'y reste (franz., »hier bin ich, und hier bleibe ich«), Worte, die Mac Mahon 9. Sept. 1855 nach der Erstürmung des Malakow an Pélissier schrieb, als ihn dieser aufforderte, den Malakow zu räumen, da derselbe von den Russen in die Luft gesprengt werden könne. Von neuem wurden die Worte Mac Mahon in den Mund gelegt, als die Republikaner nach dem Scheitern der monarchistischen Restaurationsversuche (1873) denselben von seinem Posten als Präsident der französischen Republik zu

K.

Artikel, die unter K vermißt werden, sind unter C nachzuschlagen.

K (ka), **k**, lat. **K, k,** der harte oder tonlose gutturale Verschlußlaut, welcher dadurch entsteht, daß der mittlere oder hintere Teil der Zunge mit dem mittlern oder hintern (weichen) Teil des Gaumens einen Verschluß bildet, aus welchem das Atemgeräusch plötzlich hervorplatzt. Die neuere Lautphysiologie lehrt drei Hauptarten des K unterscheiden: das ganz hinten am Gaumensegel gebildete Koph der semitischen Sprachen, z. B. des Hebräischen und Arabischen, unser gewöhnliches K (besonders vor a), das an der Grenze von hartem und weichem Gaumen gebildet wird, und das sogen. palatale K, das in vielen deutschen Mundarten, noch deutlicher in den slawischen Sprachen und im Italienischen, vor i und e auftritt. Das palatale K nähert sich sehr dem vorn im Mund gebildeten t, woraus sich die häufige Vertauschung beider Laute in der Sprachgeschichte (z. B. im ital. faccia, spr. fattscha, aus lat. facies, spr. fakjes), auch in der Sprache der Kinder erklärt. Ein andrer Unterschied beim K, der die norddeutsche Aussprache des K von der süddeutschen trennt, besteht darin, daß erstere ihm einen Hauch nachfolgen läßt; ein noch stärkerer Hauch findet sich übrigens von sehr alter Zeit her in den schweizerischen und Tiroler Mundarten (z. B. in Schrecken, spr. schrekhen). Historisch betrachtet, geht das K der germanischen Sprachen meist auf älteres G zurück, das sich in den übrigen indogermanischen Sprachen zeigt; vgl. z. B. Kind mit der griechischen Wurzel gen, der indischen gan, »geboren werden«. Der Buchstabe K stammt von dem griechischen Kappa, dem semitischen Kaph, dem Zeichen für reines oder palatales K, ab; in den ältern griechischen Alphabeten findet sich auch, als Vertreter des semitischen Kaph, ein zweites K, das Koph, aus dem das Q der Römer und der neuern Alphabete entstanden ist. K ist im römischen Alphabet früher durch C, welches auch vor e und i anfänglich wie K lautete, ersetzt worden, und nur in einzelnen Fällen pflegte man sich des K noch zu bedienen. In den romanischen Sprachen hat K dem C vollkommen Platz gemacht; nur die Franzosen schreiben wenige fremde Wörter mit K. In den slawischen Sprachen sind K und C durch die Aussprache streng geschieden, indem ersteres immer wie K im Deutschen, doch ohne Hauch, letzteres stets wie Z gesprochen wird. Das deutsche ck steht für doppeltes k nach kurzen Vokalen; früher kam es auch nach Konsonanten vor, da das k eigentlich nur die Qualität des vorausgehenden c als die eines harten Gutturals bestimmen sollte.

Abkürzungen.

K., in römischen Handschriften, Inschriften rc. s. v. w. Kalendae, Kalumniator (Verleumdern wurde ein K auf die Stirn gebrannt). Im Münzwesen auf den neuen deutschen Reichsmünzen Zeichen für Straßburg, auf französischen Münzen

K. G., in England = Knight of the Garter, »Ritter des Hosenbandordens«.

K. G. C. B., in England = Knight of the Grand Cross of the Bath, »Ritter vom Großkreuz des Bathordens«.

K. G. F., in England = Knight of the Order of the Golden Fleece, »Ritter des Ordens vom Goldenen Vlies«.

K. H. B., bei naturwissenschaftl. Namen für Kunth, Humboldt und Bonpland.

K. M., in England = Knight of Malta, »Ritter des Malteserordens«.

K. P., in England = Knight of St. Patrick, »Ritter des St. Patrickordens«.

K. T., in England = Knight of the Thistle, »Ritter des Distelordens«.

Kaaba (arab., »Würfel«), das Hauptheiligtum der Mohammedaner in Mekka, ein inmitten des heiligen Tempels daselbst stehendes viereckiges, 13 m hohes, aus schlecht zubehauenen Steinen erbautes düsteres Gebäude, welches nach der mohammedanischen Tradition von Adam angelegt, durch die Sündflut zerstört und von Abraham und Ismael als Stätte der Anbetung des wahren Gottes wiederhergestellt ward. Den ersten geschichtlich nachweisbaren Bau veranstaltete Kaska, vom Stamm der Koreischiten, und seitdem haben zahllose Kalifen und Sultane Verbesserungen und Wiederaufbauungen besorgt; die Mohammedaner indessen halten fest an ihrer Tradition. Im Innern der mit Teppichen reichgeschmückten Halle ist an der Nordostecke und als das Allerheiligste ein schwarzer, wegen einer frühern durch einen Aufstand erfolgten Zerstückelung mit Silber eingefaßter Stein (Hadschar el Aswad) eingemauert, der seit dem zweiten Jahr der Hedschra als Keblah dient, d. h. als der Punkt, wohin sich der Muselman beim Gebet wendet. Der Sage nach soll der Stein (vielleicht ein Meteorstein) Ismael durch den Engel Gabriel bei Errichtung des Gebäudes überbracht worden und anfangs schneeweiß gewesen, durch die Sünden der Menschen aber schwarz geworden sein. Ehe die Pilger in die K. eintreten, um zu beten, gehen sie siebenmal um dieselbe herum, wobei sie den erwähnten Stein mit Ehrfurcht berühren und küssen, wodurch der Stein nach und nach eine merkliche Vertiefung erhalten hat. Die silberne Thür der K. wird übrigens nur dreimal im Jahr geöffnet, einmal für die Männer, das zweite Mal für die Weiber, das dritte Mal, um die heilige Stätte zu reinigen, und da keine Stufen zu ihr angebracht sind, muß man zum Eingang hinaufklettern. Nach uraltem Brauch wird sie jährlich mit neuem schwarzen Seidenzeug umhüllt, in welches Sprüche aus dem Koran mit goldenen Lettern eingenäht sind. Die Kaabaverehrung ist ohne Zweifel ein seit Jahrtausenden bestehender ganz heidnischer Kultus, den Mohammed in seiner höchsten Blüte antraf und in sein Religionsgebäude aufnahm

macht, herausgegeben als »Carmen panegyricum in laudem Muhammedis« von Lette (Leid. 1748) und Freytag (Halle 1823), mit dem arabischen Kommentar des Ibn Hischâm von Guidi (Leipz. 1871–74); übersetzt von Rückert (in »Hamasa«, 1. Teil, Zugabe 2 zu Nr. 149).

Kaaden, Stadt im nordwestlichen Böhmen, an der Eger und der Bahn Prag-Eger, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat eine Dekaneikirche, ein Franziskanerkloster mit spätgotischer Kirche, ein interessantes altes Stadtthor, einen schönen Rathausturm, Denkmäler Josephs II. und des Arztes Löschner, ein Kommunalobergymnasium, eine landwirtschaftliche Lehranstalt und (1880) 6332 Einw., welche Handschuh- und Zuckerfabrikation, Bergbau auf Braunkohle, Gewinnung grüner Farberde, Obstbau und Getreidehandel treiben. Um 821 gegründet, wurde K. 1277 zur königlichen Stadt erhoben. Hier 1534 Friede zwischen König Ferdinand I. und dem Herzog Ulrich von Württemberg. Bei K. die ausgedehnte Burgruine Hassenstein.

Kaafjord, Dorf im norweg. Amt Finnmarken, am südwestlichen Ende des Altenfjords, Station der Dampfschiffe, mit 850 Einw., einem Hafen und einem (1820 gegründeten) Kupferwerk, das einer englischen Gesellschaft gehört.

Kaag (Kag), einmastiges, plattbodiges, der Schmack ähnliches, kleines holländisches Küstenfahrzeug ohne Verschanzung am Hinterschiff.

Kaaken (holländ., kaken), den einzusalzenden Heringen Eingeweide und Kiemen herausnehmen.

Kaalund, Hans Vilhelm, dän. Dichter, geb. 23. Juni 1818 zu Kopenhagen, betrat zuerst die Künstlerlaufbahn und war eine Zeitlang der Schüler des Bildhauers Freund, legte indessen bald den Meißel zur Seite, um sich der Poesie zu widmen. Seine Jugenddichtung »Haldan den Starke« verriet den Öhlenschlägerschen Einfluß, und in der »Valkyrien Gøndul« tummelte er sich nach besten Kräften mit der von Martensen importierten »spekulativen Idee«. Erst als er mit dem Maler Lundby eine Sammlung »Fabler før Børn« (»Fabeln für Kinder«, 1845) herausgab, schien er sein rechtes Feld gefunden zu haben. Doch verschaffte ihm erst viel später eine Auswahl seiner alten und neuen Gedichte, die er unter dem Titel: »Et Foraar« (»Ein Lenz«, 1858, 6. Aufl. 1883) herausgab, allgemeine Anerkennung, welche auch der darauf folgenden Sammlung »En Efteraar« (»Ein Herbst«, 1877, 3. Aufl. 1882) und dem neuesten Bande »Digte« (1881) zu teil wurde. Noch ist sein an lyrischen Schönheiten reiches Drama »Fulvia« (1875, 2. umgearbeitete Ausg. 1881), dessen Handlung in die Zeit der ersten Christen zu Rom fällt, zu erwähnen. Seit langer Zeit wirkte K. als Lehrer im Zellengefängnis zu Vridslöslille; er starb 27. April 1885. Nachgelassene Gedichte veröffentlichte Borchsenius (1885). Vgl. Nielsen, Hans Vilhelm K. (Kopenh. 1886).

Kaama, s. v. w. Hartebeest oder Hirschkuhantilope, s. Antilopen, S. 640.

Kaarta, Landschaft im Innern von Senegambien, nördlich vom Senegal, nach Faidherbe 54,500 qkm (990 QM.) groß, ist sehr fruchtbar und war mit Dörfern und gut bestellten Hirse-, Reis-, Mais- und Arachidenfeldern bedeckt, ehe die Tukulörs sich derselben zum großen Teil bemächtigten. Die Bevölkerung (300,000 Bambara und Soninke) zerfällt in eine große Anzahl kleiner Staaten, die zum Teil von Brüdern des Sultans von Segu in dessen Namen, aber fast unabhängig regiert werden. Der mächtigste der letztern wohnt in der Hauptstadt Nioro im N. Die Landschaft ist den Franzosen gegenwärtig streng verschlossen, wird denselben aber wohl mit der Zeit zufallen. S. Karte bei »Guinea«.

Kabache (Kabak, russ.), Branntweinschenke, schlechtes Wirtshaus; auch verächtliche Bezeichnung eines Hauses, einer Wohnung.

Kabāle (franz.), ursprünglich s. v. w. Kabbala (s. d.); allgemeiner s. v. w. Intrige, geheimer Anschlag zur Erreichung böser Absichten; auch geheime Verbindung, die solche Ränke schmiedet (vgl. Cabal). Kabalieren, Kabalen schmieden; Kabalist, Kabaleur, Ränkeschmied.

Kaban, Reismaß auf den Philippinischen Inseln, = 98,28 Lit.

Kabara (Kabra), der Hafen von Timbuktu, 10 km südlich von demselben, auf einer Anhöhe dicht am Niger, besteht aus 150–200 Lehmhäusern, bewohnt von 2000 Negern nebst fremden Kaufleuten und Händlern aus Timbuktu und Tuat.

Kabarda (Kabardei), ein Bergland am Nordabhang des Kaukasus, welches sich nordwärts bis zu den Flüssen Malka und Terek erstreckt und durch den Oberlauf des Terek in die Große und Kleine K. geschieden wird. Das 9800 qkm (178 QM.) große Gebiet bildet gegenwärtig einen Teil des Terekschen Gebiets, welches 1817–23 erobert wurde. Die Große K., der westliche Teil, zerfällt wieder in eine bergige Region, zwischen dem zentralen Kaukasus und den Schwarzen Bergen, und eine flache, nördlich davon. Beide sind reich an Wäldern, Wiesen und fruchtbaren Äckern. Die Kleine K., der östliche Teil, rechts vom Terek, ist dagegen arm an Holz und Wasser, dennoch aber guter Weidegrund. Die Hauptmasse der Bevölkerung besteht aus Kabardinern, einem tscherkessischen Stamm, welche sich mehr mit Pferde-, Schaf- und Bienenzucht als mit Ackerbau beschäftigen. Sie sind etwa 53,000 Köpfe stark. Außerdem leben hier gegenwärtig 10,000 Tataren, 4700 Russen, einige Juden und mehrere deutsche Gemeinden, welche blühende Kolonien gegründet haben. S. Tafel »Asiatische Völker«, Fig. 27.

Kabardiner, s. Kabarda.

Kabarett (franz.), in mehrere Fächer geteilte Schüssel für verschiedene Kompotte.

Kabbāla (hebr.), »Überlieferung«, »empfangene Lehre«, in der talmudischen Zeit die neben dem schriftlichen Gesetz der Juden hergehende Tradition, die halachische Überlieferung, das mündliche Gesetz, dann auch die Gesamtheit der prophetischen Verordnungen und Aussprüche in der Bibel. Jetzt versteht man unter K. hauptsächlich die mystische Religionsphilosophie des jüdischen Mittelalters, die aus der ältern Geheimlehre hervorging und sich vom 13. Jahrh. n. Chr. an zu einem eignen System ausbildete. Letztere, aus dem Streben, die tiefsten Fragen über Gott und Welt zu lösen, entstanden, vereinigt sowohl Elemente der jüdisch-hellenistischen Geistesrichtung (Schriften Philos, s. d.) als auch der litterarischen Forschung in Palästina und Babylonien. In phantastischen Bildern und Ausdrücken wurden früh schon metaphysische Betrachtungen (über Gott, sein Wesen und Wirken, seinen Thron und Hofstaat [Maasse merkaba]) und physische (über Welt und Schöpfung [Maasse bereschit]) angestellt; aber diese Lehre, welche leicht gefährlich werden konnte, ward nicht dem großen Haufen preisgegeben, sondern geheimgehalten. In den Bereich dieser alten Geheimlehre zog man später auch persische Geisterlehre, Wahrsagekünste, den Glauben an geheime Natur-

kräfte, Sympathie und Astrologie. Erst im Mittelalter, hauptsächlich in Spanien und der Provence, rivalisiert mit der auf Aristotelischen Grundlagen aufgebauten jüdischen Religionsphilosophie die K., die Tochter der alten Geheimlehre, als eigner Zweig jüdischen Wissens; sie dringt ein in die Schriften jüdischer Gelehrten und macht sich in einer Reihe selbständiger Werke geltend, deren Verfasser sich nicht nennen, aber zur Erhöhung des Wertes ihrer Schriften irgend einen großen Gelehrten als deren Autor ausgeben. So war es bereits mit den ältern kabbalistischen Büchern, Jezirah (s. d.), Rasiel, Bahir, geschehen, und so geschah es nun auch mit dem Buch Sohar (s. d.), dem Hauptwerk der K., welches dem Simon ben Jochai zugeschrieben, aber wahrscheinlich von Mose de Leon (ca. 1300 n. Chr.) verfaßt wurde. Wie in diesem Buch, so zeigt sich die K. überhaupt als eine religionsphilosophische Exegese, die in haggadischer Form mit Buchstaben- und Zahlenspielerei und neben den Erörterungen natürlicher und übernatürlicher Fragen auch mit Moral und mit den jüdischen Legenden, Allegorien und Sentenzen sich beschäftigt. Nach der Kulturepoche der jüdischen Litteratur des Mittelalters (15.—16. Jahrh.) verflachte sich, zuerst in Palästina (s. Sabbatäer) und Italien, das litterarische Leben im Studium der K., die dann in Deutschland und bis auf unsre Zeit in Polen (s. Chasidäer) begeisterte Anhänger fand. Die Theorien der K. suchte man auch praktisch zu verwerten und glaubte durch Amulette, Aussprechen und Schreiben gewisser Worte, Namen und Bibelstellen Außerordentliches verrichten zu können. Auch Christen, durch den Scholastiker Raimund Lullus (geb. 1253) auf die K. hingewiesen, wie Papst Sixtus IV., Reuchlin, Knorr v. Rosenroth u. a., machten sie zum Gegenstand der Forschung, so daß die K. auch in nichtjüdische Litteraturkreise eindrang. Vgl. Jellinek, Beiträge zur Geschichte der K. (Leipz. 1851—52); Derselbe, Auswahl kabbalistischer Mystik (das. 1852); Jost, A. Jellinek und die K. (das. 1852); Frank, Die K. (deutsch von A. Jellinek, das. 1844); Steinschneider in Ersch und Grubers Encyklopädie, Sekt. II, Bd. 27, § 5c und § 13. Die kabbalistischen Schriftsteller s. Jüdische Litteratur. — K. heißt auch die dem Schächter (Schochet) nach abgelegter Prüfung von dem Rabbiner erteilte Autorisation zum Schächten (Schlachten des Viehs nach jüdischer Vorschrift).

Kabbalist, Kenner oder Ausüber der sogen. praktischen Kabbala (Kabbalistik), s. Kabbala.

Kabbelung, die Kräuselung der See, welche durch den Zusammenstoß verschiedener Strömungen entsteht und sich gewöhnlich durch eine besonders unregelmäßige, durcheinanderlaufende Wellenbewegung auszeichnet. Die bei stillem Wetter im offenen Ozean nicht selten anzutreffende K. (engl. tide-rips) ist eine oft beschriebene, jedoch noch nicht völlig genügend erklärte Erscheinung. Die glatte Wasseroberfläche sieht man von einem zu kleinen Wellen aufgeregten Fleck unterbrochen, man erwartet beim Passieren desselben einen Windstoß als Ursache dieser Störung, aber man hört nur das Rauschen der kurzen Wellen, ohne einen Luftzug zu verspüren. Zusammenstellungen solcher Beobachtungen haben ergeben, daß Kabbelungen besonders häufig da auftreten, wo Strömungen entgegengesetzter Richtung nahe bei einander liegen, z. B. in der Region des Guineastroms im Atlantischen Ozean. Beobachtungen besonders starker Strömungen in Verbindung mit diesen Kabbelungen sind jedoch selten konstatiert worden.

Kabel (Kabeltau, Trosse), stärkstes Schiffstau zur Befestigung und zum Verholen der Schiffe im Hafen; jetzt als Schlepptau, früher als Ankertau benutzt. Über Telegraphenkabel s. Telegraph.

Kabelar (Kabelaring), dünne Kette zum Ankerlichten, namentlich auf Kriegsschiffen, vermittelst Gangspill.

Kabelgatt, vorderster Schiffsraum, als Magazin für Tauwerk etc. dienend.

Kabeljau (Kabliau, holländ. und niederdeutsch), s. Schellfisch. Im 14. Jahrh. nannten sich Kabeljaus auch die Anhänger einer politischen Partei in Holland, der die Hoeks (s. d.) entgegenstanden. Das Wort K. ist dunkeln Ursprungs.

Kabellänge, in Deutschland und Österreich der zehnte Teil einer Seemeile, = 185,5, rund 185 m; in England (Cable's Length) = 1/8 Sea mile = 231 m; in Frankreich (Encâblure) neue = 200 m, alte = 195 m (100 Toises); in den Niederlanden (Kabellengte) = 225 m; in Portugal (Estadio) = 258 m; in Spanien (Medida o cable) = 200 m (120 Brazas).

Kabeltau, s. Kabel.

Kabelverzierung, s. Schiffstauverzierung.

Kabes, Stadt, s. v. w. Gabes.

Kabiet, Längenmaß, s. Sok.

Kabinda, portug. Kolonie an der Westküste von Afrika, nördlich vom Congo, umschlossen von der französischen Kolonie Gabun, dem Congostaat und dem Atlantischen Ozean, welche Portugal durch die Congokonferenz zugesprochen wurde, und deren Umfang durch einen zwischen Portugal und Frankreich 15. Mai 1886 abgeschlossenen Vertrag folgendermaßen bestimmt wurde: Die Grenze geht im N. aus vom Zusammenfluß des Luemma und Lubinda, verläuft ostwärts in gleicher Entfernung zwischen diesen beiden Flüssen und folgt von der nördlichsten Quelle des Luali, eines südlichen Tributärs des Luemma, der Wasserscheide zwischen diesem und dem Tschiloango bis 12° 50′ östl. L. v. Gr., dann diesem Längengrad bis zum Tschiloango und letzterm entlang bis zur Einmündung des Lukulla; von da folgt die Grenze dem 12.° 20′ östl. L. bis 5° 40′ südl. Br. und dann diesem bis zum Ozean. — Die gleichnamige Hauptstadt, an der Mündung des Lukola in die Kabindabai, zählt 8—10,000 Einw., welche durch ihre Geschicklichkeit als Schmiede, Tischler und namentlich als Schiffszimmerleute sich auszeichnen. Sie bauen jene seetüchtigen Boote, Palhabotes, mit denen die Küstenschiffahrt an der ganzen Strecke zwischen Gabun und Mossamedes betrieben wird.

Kabine (franz.), s. v. w. Kajütte, Koje; auch Badekarren in Seebädern.

Kabinett (franz. Cabinet), eigentlich Nebenzimmer, kleines Gemach; in fürstlichen Palästen das Wohnzimmer sowie auch das Zimmer, in welchem der Fürst seine besondern Angelegenheiten zu besorgen pflegt, daher s. v. w. Geschäftsexpedition des Staatsoberhauptes; auch Bezeichnung für die Beamten, welchen diejenigen Geschäfte überwiesen sind, und welche diejenigen Sachen (Kabinettssachen) vorzutragen haben, deren unmittelbare Erledigung in der Machtvollkommenheit des Fürsten liegt; daher die Titel Kabinettsrat, Kabinettsminister, Kabinettssekretär. Kabinettsfrage heißt eine Frage, von deren Entscheidung es abhängt, ob Minister im Amt bleiben oder nicht, Kabinettsorder (Kabinettsbefehl) ein unmittelbar vom Fürsten ausgehender Befehl. Das Kabinettsschreiben hat einen weniger förmlichen Charakter als das »Kanzleischreiben«. K. heißt aber auch die Staatsregierung

in ihren Beziehungen zu auswärtigen Verhältnissen; in diesem Sinn spricht und sprach man von dem K. von St. James, dem K. der Tuilerien, dem K. von Petersburg, dem Berliner K. Ein lediglich von dem Staatsoberhaupt ohne Rücksicht auf den Willen des Volkes, namentlich aus dynastischen Gründen, begonnener Krieg wird Kabinettskrieg genannt. Geheimes K. heißt in manchen Staaten das höchste Landeskollegium oder das Kollegium der Geheimen Räte. K. nennt man ferner ein Zimmer oder eine Abteilung für ausgezeichnete, durch Kostbarkeit oder Seltenheit besonders wertvolle Gegenstände der Künste oder Wissenschaften, die, als Kabinettstücke, nicht allgemeinen Sammlungen einverleibt werden, also im Gegensatz zu Galerien, Sälen (Gemäldegalerie, Bibliotheksaal 2c.); hieraus erklären sich Ausdrücke wie Kabinettwein, Kabinettauslese 2c. Namentlich heißt K. ein Zimmer, in welchem eine Münzsammlung aufbewahrt wird (Münzkabinett); dann ein Buch, in welchem eine Münzsammlung verzeichnet und beschrieben ist. Schwarzes K., s. Cabinet noir.

Kabinettformat, Bezeichnung eines gewissen Formats für photographische Bilder, etwas größer als das »Visitenkartenformat«.

Kabinettkäfer, s. Speckkäfer.

Kabinettsjustiz, die unmittelbare Einmischung des Regenten in einen bei den Gerichten anhängigen Rechtsstreit. In Deutschland wurde derselben zuerst durch die Reichskammergerichtsordnung 1495 entgegengewirkt, und seitdem ist die Unabhängigkeit der Gerichte und der Rechtsprechung stets anerkannt worden. Nach der deutschen Reichsverfassung vom 16. April 1871 (Art. 77) ist für den Fall der K. das Recht der Beschwerde an den Bundesrat gegeben, und das deutsche Gerichtsverfassungsgesetz (Art. 1) enthält die ausdrückliche Bestimmung: »Die richterliche Gewalt wird durch unabhängige, nur dem Gesetz unterworfene Gerichte ausgeübt«.

Kabinettsmalerei, ein Zweig der Glasmalerei für profane Zwecke, der sich im 16. Jahrh. ausbildete. S. Glasmalerei, S. 404.

Kabinettsminister, s. Kabinett.

Kabinettstück, s. Kabinett.

Kabira, Ort im alten Pontos, an einem südlichen Zufluß des Lykos. Mithridates d. Gr., der sich häufig hier aufhielt und auf der nahen Burg Känon seine Schätze verwahrte, verschönerte den Ort; Pompejus erhob ihn zu einer Stadt, die er Diopolis nannte; später hieß sie Neocäsarea, woraus der heutige Name Niksar entstand. Konzil daselbst 314.

Kabiren, angeblich pelasgische, in Wahrheit aber, wie der Name (»die Großen, Mächtigen«) besagt, ursprünglich semitische Gottheiten, welche besonders auf den Inseln Samothrake, Lemnos, Imbros u. a. verehrt wurden. Auf Samothrake erscheinen sie in der Zweizahl und wurden besonders als Beschützer der Schiffer gegen Sturmesgefahr verehrt, auch vielfach mit den Dioskuren identifiziert. Im spätern Volks- [illegible] St. Elmo ihre Stelle ein (vgl. Elms-

Kabis, s. Kohl.

Kabitai, s. Capitay und Koba.

Kabliau, s. v. w. Kabeljau.

Kabotage, s. Küstenfrachtfahrt.

Kabra, Stadt im Sudân, s. Kabara.

Kabriolett (franz.), leichter zweiräderiger, einspänniger, meist mit Verdeck versehener Gabelwagen. Bei Postkutschen heißt K. die vordere kleinere, meist nach vorn offene Abteilung mit nur einer Reihe Sitze.

Kabul, Fluß im östlichen Afghanistan, entspringt am Osthabhang der Pagmankette bei dem Unaipaß, fließt in östlicher Richtung, einen großen Bogen nach S. bildend, an der Stadt K. vorüber, wird durch zahlreiche Zuflüsse (Logar, Alischang, Kunar, Lundai 2c.) verstärkt, tritt nordöstlich vom Chaiberpaß auf britisches Gebiet und mündet nach etwa 500 km langem Lauf oberhalb Attok in den Indus. Der ungestüme und reißende Strom kann nur mit Flößen befahren werden.

Kabul, Hauptstadt von Afghanistan, am Fluß K., 1950 m ü. M. gelegen, am Westende einer weiten Ebene, welche hier durch zwei aufeinander stoßende Höhenzüge abgeschlossen wird, hat etwa 60,000 Einw., worunter an 12,000 Türken und Perser, welche Nadir Schah hierher führte, besteht aus der Citadelle, dem Bala Hissar, einer Stadt für sich mit dem Palast des Schahs, Regierungsgebäuden, großen Gärten, einem Bazar, der alten Stadt, die durch Mauern mit Thoren in verschiedene Quartiere geteilt ist und in ihren engen Gassen kein einziges bemerkenswertes Gebäude zählt, und weiten Vorstädten. Die an sich starken Werke der Festung werden durch benachbarte Höhen beherrscht, die Wälle der Stadt sind längst gefallen. Die gewerbliche Thätigkeit der Stadt ist unbedeutend, doch hat sich in K. als Kreuzungspunkt wichtiger Handelsstraßen von jeher ein lebhafter Verkehr entwickelt, dem zwei ziemlich parallel laufende, fast eine halbe Stunde lange Bazare dienen. — K. ist eine sehr alte Stadt und schon durch den Zug Alexanders d. Gr. bekannt geworden; Baber, der hier begraben liegt, machte es zu seiner Hauptstadt, doch hat die Stadt diesen Rang erst seit dem Ende des letzten Jahrhunderts endgültig behauptet. In den Kämpfen mit England hat K. wiederholt eine hervorragende Rolle gespielt. Vgl. Afghanistan (Geschichte).

Kabüse (Kabuse, wahrscheinlich v. franz. cambuse, s. v. w. Kombüse, s. d.), ärmliche kleine Wohnung, schlechtes Zimmer.

Kabylen (arab. Qabail, »Stämme«), ein Volk berberischer Abstammung in Algerien, das zum größern Teil die Provinz Algier, zum kleinern die Provinz Konstantine bewohnt und in 1400 Ortschaften 450—500,000 Köpfe zählt. Sie haben in wiederholten heftigen Kämpfen lange ihre Unabhängigkeit gegenüber den Franzosen behauptet, bis es diesen 1857 gelang, sie ganz zu unterwerfen (s. Algerien). Die K. sind sämtlich Mohammedaner. Sie treiben nicht bloß Ackerbau und Viehzucht, sondern zeichnen sich auch im Weben von Stoffen und in der Verfertigung von Waffen aus und bearbeiten die Eisen- und Blei-

1867) herausgab. Unter den verschiedenen Stämmen der K. existiert eine Art von traditionellem Bündnis (Soff), welches in Fällen großer gemeinschaftlicher Gefahr ins Leben tritt. Ihre Verfassung ist rein demokratisch. Jeder Stamm (Artsch) teilt sich in so viel Bezirke (Charuba), wie er Thäler oder Berge besetzt hält; der Amine ist der Anführer im Krieg, der Richter im Frieden. Die wahre und permanente Macht ruht in der Sawia oder kirchlichen Gemeinde, die von Marabuts gebildet wird. Die Gesetzgebung geht von der Dschemma oder allgemeinen Versammlung des Ortes aus, in der jeder zu erscheinen berechtigt ist, der sich im Besitz einer Flinte befindet. Die Steuern, welche die Sawia erhebt, dienen dazu, die Armen zu ernähren, Mittel der Gastfreundschaft für Reisende zu gewähren und den den Marabuts übergebenen Kindern Unterhalt zu verschaffen. In jeder Sawia befinden sich eine Moschee oder Kubba (Kapelle), die sich über dem Grab eines heiligen Marabut erhebt, ein wissenschaftlichen Studien gewidmetes Lokal und Wohnungen für Schüler und Gelehrte, Bettler und Reisende. Das von den K. bewohnte Land (Kabylien) zerfällt in Großkabylien, das in Dreiecksgestalt zwischen den Küstenplätzen Dellis und Dschidschelli und dem Setif im S. sich ausdehnt, und in Kleinkabylien, das östlich an das vorige grenzt und von Dschidschelli bis Philippeville reicht. Vgl. Hanoteau und Letourneux, La Kabylie et les coutumes kabyles (Algier 1873, 3 Bde.); Farine, Kabyles et Kroumirs (Par. 1881).

Kachektik, s. Kachexie.

Kacheln, vierkantige glasierte Platten aus gebranntem Thon, aus welchen die Kachelöfen (s. Zimmeröfen) zusammengesetzt werden. Jede Kachel besteht aus dem Blatt und einem aufstehenden Rande, der Zarge. Man bildet die K., indem man aus einem Thonklotz von genügender Größe mit Hilfe eines Drahts Platten schneidet, die Zarge auf der Scheibe als kreisrunden Ring dreht, dann ins Viereck biegt und auf die Platte klebt. Besser und schneller werden die K. aber im ganzen aus dicken Thonplatten gepreßt, wobei die flache Außenseite der K. durch eine ebene Preßplatte, die innere Vertiefung durch einen entsprechend gestalteten Preßkern oder Stempel und die Aushöhlung der äußern Randfläche durch einen am Scharnier zu öffnenden Rahmen gebildet wird.

Fig. 1.



Kachelofen von Adam Vogl (Rathaus in Augsburg).

Die Ränder der K. geben denselben mehr Festigkeit beim Aufstellen und gestatten, daß die Öfen inwendig stark mit Lehm überzogen werden können. Die gebrannten K. werden bisweilen auf einer eisernen Platte mit Sand abgeschliffen und dann glasiert. Die weiße Glasur besteht aus Mennige, Zinnasche, Quarzsand, Thon, kohlensaurem Kalk, kohlensaurer Magnesia und Soda. K. zur Herstellung von Kachelöfen wurden schon im 9. Jahrh. gefertigt, um welche Zeit sich bereits in St. Gallen Kachelöfen befanden. Seit dem 13. und 14. Jahrh. wurden letztere überall in Mittel- und Süddeutschland, besonders in Nürnberg und der Schweiz, fabriziert. Die ältesten, mit figürlichen, ornamentalen und Wappenreliefs verzierten Ofenkacheln aus gebranntem und glasiertem Thon gehören der gotischen Zeit, dem 14. und 15. Jahrh. an.

Fig. 2.



Gemalter Fayenceofen (Zürich).

Heilige und profane Figuren, Darstellungen aus der heiligen Geschichte, Wappen und Allegorien bildeten schon frühzeitig den Schmuck der Ofenkacheln (s. Tafel »Keramik«, Fig. 1 u. 16), der sich im Lauf der Renaissance zu einem den ganzen Ofen überziehenden Bildercyklus erweiterte. Schon die Gotik hatte dem Kachelofen durch Scheidung in Auf- und Untersatz mit Gesims und Fuß eine architektonische Gliederung gegeben, welche von der Renaissance nach antiken Architekturformen noch reicher ausgebildet wurde. In der Keramik des 16. und 17. Jahrh. spielte der Kachelofen eine hervorragende Rolle. Süddeutschland und die Schweiz waren die Fabrikationsorte glasierter Kachelöfen, die, oft durch Seiten- und Hintersitze erweitert, ein Hauptstück der Zimmerausstattung bildeten und von oben bis unten mit Figuren, Reliefs, Sprüchen und allerlei Zierat versehen wurden. Reich an solchen Öfen sind das Germanische Museum und die Burg in Nürnberg, die Burg Traus-

nitz bei Landshut, das Rathaus zu Augsburg (Fig. 1) und zahlreiche Privathäuser in der Schweiz (Fig. 2). Mit dem Beginn des 18. Jahrh. geriet die alte Kunst in Verfall, und es entwickelte sich der Rokoko-Ofen, der im Anfang des 19. Jahrh. dem antik stilisierten Ofen weichen mußte. Neben dem weißen Kachelofen sind jetzt wieder Nachbildungen alter Kachelöfen überall verbreitet, was mit der Reform der modernen Zimmerausstattung (s. d.) zusammenhängt.

Kachelöfen, s. Kacheln.

Kachelot, s. Pottwal.

Kachetien (Kacheti), alte Landschaft in Transkaukasien, welche jetzt den Ostteil des russ. Gouvernements Tiflis (die Kreise Signachsky und Telawsky), den Sakatalskischen Bezirk nebst einem Teil des Jelissawetpolschen Gouvernements einnimmt und Telaw zur Hauptstadt hatte. Sie besitzt schöne Eichenwälder und ausgezeichneten Weinbau. Jährlich kommen bis 40 Mill. Pinten Wein in den Handel; leider aber erhält der sonst ausgezeichnete kachetinische Wein einen Nebengeschmack von den mit Steinöl präparierten Ziegenschläuchen, in welchen er zum Markt gebracht wird. K. kam schon 1589 an Rußland, fiel aber bald darauf unter die Herrschaft Grusiens. 1801 wurde es Rußland einverleibt. Die Kachetiner sind groß, mit länglichem Gesicht und dunkelblond; alle Männer tragen lange Schnurrbärte. Gutmütigkeit und Verträglichkeit sind ihnen charakteristisch. Sie sind meist Christen und gehören der grusischen und der armenisch-gregorianischen Kirche an. Unter ihnen findet man deutsche Kolonien (Marienfeld, Petersdorf rc.) mit zusammen gegen 4200 Einw.

Kachexie (Kachéktik, griech., eigentlich Kakoexie, Gegensatz von Euexie), der »schlechte (Ernährungs-) Zustand« des Körpers. Die K. resultiert entweder direkt aus mangelhafter Darreichung von Nahrung oder aus verschiedenen chronischen Krankheiten, namentlich aus Dyskrasien (Syphilis, Leukämie, Tuberkulose, Alkoholismus, Krebskrankheit), welche die Ernährung sämtlicher Organe beeinträchtigen und sich durch ein leidendes Aussehen (habitus cachecticus) kundgeben. Die K. äußert sich durch Schwund des Fettgewebes, bleiche und fahle Gesichtsfarbe, welke, runzelige, locker angeheftete, oft auch schelferige Haut, welkes und schwaches Muskelfleisch, gebeugte Haltung, leidenden, grämlichen Gesichtsausdruck rc. S. Auszehrung.

Kachieren (franz.), s. Kaschieren.

Kachonde (spr. katsch-, auch Cachoudé, Cachundé, Pastilles du sérail), Kaumittel im Orient aus Katechu, Zucker und Gewürz, soll Wohlgeruch des Atems bewirken.

Kachou (franz., spr. kaschu), Mittel gegen Husten: Lakritzen, mit Zusatz von Zucker, Anisöl rc. zu dünnen Stängelchen ausgerollt oder in kleine Plättchen geformt; auch s. v. w. Katechu. Cachou de Boulogne ist eine ähnliche Mischung wie Kachonde und dient gegen übelriechenden Atem rc.

Kachowka, Flecken im russ. Gouvernement Taurien, Kreis Dnjeprowsk, wichtig wegen seiner zwei Märkte im Mai und Oktober mit einer Warenzufuhr (Getreide, Wolle, Vieh) im Wert von 2—2¾ Mill. Rubel.

Kačić-Miošić (spr. -tschitsch-miotschitsch), Andrija, serbisch-kroat. Dichter, geb. 1690 zu Brist in Dalmatien aus einem alten Geschlecht, trat in den Franziskanerorden, vollendete seine theologischen und scholastisch-philosophischen Studien in Pest und wirkte dann als Professor im Kloster Makarsko und in Sebenico. Später war er als päpstlicher Legat in Dalmatien, in Bosnien und der Herzegowina thätig und starb 1760 im Kloster Zaostrog. K. genießt als Dichter einer großen, bis heute anhaltenden Popularität. Er hatte auf seinen Reisen ein lebhaftes Interesse an den nationalen Überlieferungen seiner Heimat gefaßt und dichtete im volkstümlichen Stil eine Reihe historischer Gesänge, worin er in poetischer Form die nationale Geschichte darstellte. Dieselben erschienen unter dem Titel: Razgovor ugodni naroda slovinskoga (»Angenehmer Trost des slawischen Volkes«, Vened. 1756) und sind noch gegenwärtig, nachdem sie zahlreiche Auflagen erlebt, als »Pjesmarica« (»Liederbuch«, zuletzt Agram 1875) allgemein bekannt. Eine Biographie des Dichters enthält die Schrift »Vjenac uzdarja narodnoga Andr. K.« (»Kranz nationaler Dankbarkeit für K.«, Zara 1861).

Kadapa (Cuddapah), Hauptstadt des gleichnamigen Distrikts (22,649 qkm oder 411,3 QM. mit 1881: 1,121,038 Einw.) in der britisch-ind. Präsidentschaft Madras, unfern des Pennerflusses, an der Bombay-Madras-Eisenbahn, ist Sitz einer evangelischen und einer katholischen Mission und hat 18,982 Einw. Nordöstlich an beiden Flußufern Diamantgruben; Eisenerz findet sich in Menge in den Bergen; Hauptkulturen sind: Getreide, Indigo, Baumwolle.

Kadaver (lat.), Leichnam vor eingetretener Fäulnis, besonders von (Haus-) Tieren und dann s. o. w. Aas (s. d.); kadaverös, leichenhaft.

Kaddigöl (Kadeöl, Kranewettöl, Cadeöl, Oleum juniperi empyreumaticum), altes Volksheilmittel, wird besonders in Südfrankreich aus Wacholderholz durch einen Schwelprozeß gewonnen, ist dunkelbraun, etwas dickflüssig, riecht mild teerartig, nicht unangenehm, schmeckt aromatisch brennend, bitter, ist leichter als Wasser, in Alkohol unvollständig, in Äther leicht und vollständig löslich. Man benutzt es gegen Hautkrankheiten, Gicht, Rheuma und als Anthelmintikum auch in der Veterinärpraxis. Hebras flüssige Teerseife besteht aus 25 K. und 25 schwarzer Seife, gelöst in 50 Alkohol.
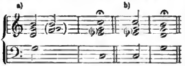
Kaddisch (chald., »heilig«), ein schon im Talmud behandeltes, sehr altes, in chaldäischer Sprache abgefaßtes Gebet in der jüdischen Liturgie, das erstens als Halb- (chazi K.) und Ganzkaddisch (K. schalem) am Ende der verschiedenen Teile des Gottesdienstes, zweitens als K. der Gelehrten (Rabbonimkaddisch), eine Bitte für das Wohlergehen Israels und der Gelehrten enthaltend, am Schluß eines Lehrvortrags oder des Thorastudiums, drittens als Waisenkaddisch (K. jatôm) von den männlichen Waisen während der ersten elf Monate des Trauerjahrs und an der Jahrzeit (s. d.), endlich viertens als K. der Erneuerung (K. d'itchadata) bei Begräbnissen gesprochen wird.

Kaden, Woldemar, Schriftsteller, geb. 9. Febr. 1838 zu Dresden, wandte sich dem Studium der Theologie, später der Pädagogik zu, in welchem Beruf er zunächst als Privatlehrer in Riga und Dorpat thätig war. Nach einem einjährigen Aufenthalt in Paris wirkte er 1867—73 als Direktor der deutschen Schule zu Neapel, privatisierte dann einige Jahre, die er mit Studienreisen durch Deutschland, die Schweiz und namentlich Italien ausfüllte, und übernahm 1876 die Professur der deutschen Sprache und Litteratur am philologischen Gymnasium Neapels, von welcher Stelle er 1882 zurücktrat. Seine Schriften schildern in munterer und ansprechender Weise Land und Leute Italiens. Es erschienen von ihm: »Wandertage in Italien« (Stuttg. 1874); »Durstige Tage« (das. 1874); »Italiens Wunderhorn« (Volkslieder in deutscher Übertragung, das. 1878); »Sommerfahrt. Eine Reise durch die südlichsten Landschaften Italiens« (Berl.
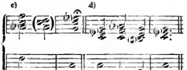
1880); »Unter den Olivenbäumen, süditalische Volksmärchen« (Leipz. 1880); »Italienische Gipsfiguren« (Oldenb. 1881); »Italien. Eine Sommerfahrt« (Glogau 1881); »Skizzen und Kulturbilder aus Italien« (Jena 1882); »Pompejanische Novellen« (Stuttg. 1882); »Nach dem Süden. Wanderungen« (mit F. Wernick, Leipz. 1882); »Die Insel Ischia in Natur-, Sitten- und Geschichtsbildern« (Luzern 1883); »Die Riviera« (mit H. Nestel, Stuttg. 1884—85); »Neue Welschlandbilder und Historien« (Leipz. 1885) und »Sonnenbrut. Kopien realistischer Bilder aus der neuesten italienischen Novellistik« (Dresd. 1887). Auch schrieb er den Text zu dem Prachtwerk »Schweizerland« (Stuttg. 1877) und für das illustrierte Werk »Italien« (das. 1874 ff.) die Abschnitte über Rom und Unteritalien.

Kadénz (ital. Cadenza), s. v. w. Schlußfall, d. h. eine harmonische Wendung, welche einen Ruhepunkt oder Abschluß bildet. Man unterscheidet die sogen. vollkommene K., die Folge: Oberdominante-Tonika (a), von der unvollkommenen K. aber dem Halbschluß (b); doch wird auch die Plagalkadenz,
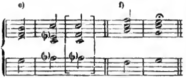
a) b)



c) d)



e) f)



d. h. die Folge: Unterdominante-Tonika (c), unvollkommene K. und die große K., die Folge: Unterdominante-Oberdominante-Tonika (d), auch vollkommene genannt. Trugkadenz heißt die Wendung der Oberdominante nach einem andern Akkord als dem der Tonika (e). Aufgehaltene K. (Fermate) endlich ist in Konzerten mit Orchester, Sonaten 2c. ein Halt inmitten der K., meist auf dem Quartsextakkord der Tonika (f), bem ein mehr oder minder ausgesponnenes brillantes Passagenwerk folgt, in welchem der Virtuose meist noch die größten Schwierigkeiten zu überwinden hat. In früherer Zeit schaben die Künstler in die »aufgehaltene K.« freie Improvisationen über Themen des gespielten Werkes ein. Beethoven zog es vor, dem Virtuosen auch vorzuschreiben, was er an dieser Stelle spielen solle, schrieb zu seinen frühern Konzerten gesonderte »Kadenzen« (so nannte man nun auch diese Einschiebsel selbst) und fügte seinem Es dur-Konzert dieselben gleich von vornherein als organische Teile ein. Auch in Schumanns Klavierkonzert und andern neuern Werken ist die K. integrierender Teil des Ganzen. Gleichwohl belieben die Pianisten auch heute noch, in die Beethoven-Konzerte andre, wenn auch nicht mehr improvisierte Kadenzen einzuschieben; Moscheles, Reinecke u. a. haben solche Kadenzen herausgegeben.

Kadenzieren, in der Musik s. v. w. rhythmisch und harmonisch übersichtlich gliedern, s. Kadenz.

Kades (Kades Barnea), Ort im äußersten Süden Palästinas und des Stammgebiets von Simeon, wo die Israeliten auf ihrer Wanderung nach Palästina verweilten, von wo Moses die Kundschafter aussandte, und wo Mirjam starb 2c.; heute Kadis.

Kadett (franz. Cadet), in Frankreich früher Name der »jüngern Söhne« adliger Familien. Da Ludwig XIV. für diese besondere Kompanien errichtete, in denen sie als Freiwillige dienen konnten, bis sie das Offizierspatent erhielten, hieß jeder junge Edelmann, der in die Armee eintrat, Cadet. Jetzt heißen die Zöglinge militärischer Erziehungsanstalten zur Heranbildung von Offiziersaspiranten für die Armee Kadetten (s. Kadettenhäuser). — In der deutschen Marine heißen Kadetten die zu Seeoffizieren sich ausbildenden jungen Leute, welche nach entsprechender Ausbildung zu Seekadetten befördert werden, die im Rang den Portepeefähnrichen gleichstehen. Die Seekadetten avancieren nach bestandener Seeoffiziersprüfung zu Unterleutnants zur See ohne Patent. Näheres s. Offizier. Der Seekadett heißt in England Midshipman, in Frankreich Aspirant de la marine, in Rußland Garde-marine, in Holland Adelborst, in Italien Guardiamarina.

Kadette (franz.), veralteter Ausdruck für Steinplatte; daher kadettieren, mit Steinplatten belegen.

Kadettenhäuser (Kadettenschulen), militärische Erziehungs- und Unterrichtsanstalten, in welchen junge Leute (Kadetten) für die Offizierslaufbahn vorgebildet werden. Sie erhalten daselbst auf Kosten des Staats aber gegen jährliche Pension wissenschaftlichen Unterricht und militärische Ausbildung als direkte Vorbereitung für ihren spätern Beruf. Die Kadettenkorps sind französischen Ursprungs, wurden aber in Frankreich in Militärschulen umgewandelt. In Deutschland wurden vom Großen Kurfürsten 1653 in Kolberg, später in Magdeburg und Berlin K. errichtet, die Friedrich Wilhelm I. 1717 in Berlin vereinigte. Friedrich II. errichtete K. in Kulm, Stolp und Potsdam. In Sachsen organisierte Johann Georg IV. 1725 eine Kadettenkompanie, die zugleich eine Art Leibwache bildete; aus ihr entstand das noch bestehende Kadettenhaus in Dresden. Bayern und Württemberg folgten diesem Beispiel. Oft traten die jungen Adligen schon als Knaben gleich in die Regimenter und hießen dann Regimentskadetten. Der Lehrplan des preußischen Kadettenkorps ist durch Kabinettsorder vom 18. Jan. 1877 mit dem der Realschulen erster Ordnung (Realgymnasien) in Übereinstimmung gebracht. Bei den sechs Voranstalten zu Kulm, Potsdam, Wahlstatt, Bensberg, Plön und Oranienstein bestehen die vier Klassen Sexta bis Tertia; Sekunda, Prima und Selekta, letztere mit dem Unterricht der Kriegsschulen, in der 1878 von Berlin nach Lichterfelde verlegten Hauptkadettenanstalt. Die Zöglinge können je nach Alter, körperlicher Entwickelung, Fähigkeiten und Wunsch der Eltern entweder aus der Obersekunda nach abgelegter Fähnrichsprüfung in die Armee oder in die Selekta übertreten, aber aus der Unterprima in gleicher Weise als patentierte Fähnriche in die Armee oder die Selekta übergehen, oder endlich nach abgelegter Abiturientenprüfung sofort als wirkliche Fähnriche einer Kriegsschule überwiesen werden und nach »gut« bestandener Offiziersprüfung ein Patent als Offiziere vom Tag ihres Eintritts in

die Armee erhalten. Die Zöglinge zerfallen in königliche Kadetten, für welche 90—300 Mk. Erziehungsbeiträge, und in Pensionäre, für welche 450—1080 Mk. jährlich zu bezahlen sind. Die Aufnahme erfolgt nach vollendetem 10. und bis zum 15. Lebensjahr. Außer den genannten Anstalten bestehen in Deutschland mit demselben Ausbildungsplan das königlich bayrische Kadettenhaus in München und das königlich sächsische in Dresden.

Kadi (arab., von den Türken kazi ausgesprochen), eigentlich s. v. w. Richter, kann seinem Stand nach nur ein Geistlicher sein und zwar ein solcher, der während seiner theologischen Laufbahn dem Fikih, d. h. Recht, welches bekanntermaßen bei den Muselmanen auf dem Koran beruht, ein besonderes Studium zugewendet hat. In der Türkei, wo das Kadiwesen einigermaßen geregelt ist, stehen dieselben unter dem Scheich ul Islam und erhalten regelmäßigen Sold. In Persien ist die Kadiwürde vom Staat ganz unabhängig, während in Mittelasien und Afghanistan, wo diese Würde an Bedeutung gewinnt, der Unterhalt der Kadis von den frommen Stiftungen und den Kontributionen der Privaten bestritten wird. In Ägypten vereinigt der K. die oberste richterliche und geistliche Gewalt seiner Provinz und ist Mitglied des Diwans, welcher dem Mudir beratend zur Seite steht. K. kelan, Name der obersten Richter in Turkistan und Afghanistan.

Kadiak, Insel an der Südostküste der nordamerikan. Halbinsel Alaska (s. d.), von welcher sie durch die Schelikowstraße getrennt wird, 8975 qkm (163 QM.) groß, hoch und dicht bewaldet, wird von den Konigmiut, einem Eskimostamm, bewohnt. 1795 hatte K. noch 3600 Einw., 1880 nur 1482, die Lachsfischerei betreiben und Eis für die Ausfuhr zurichten.

Kadim (arab.), neu, häufig vor nordafrikanischen Ortsnamen.

Kadin (arab.), Gemahlin des Sultans, s. Harem.

Kadlubek, Wincenty, der erste namhafte poln. Geschichtschreiber, geboren in der ersten Hälfte des 12. Jahrh. zu Karwow unweit Stobnica, studierte vermutlich an italienischen oder französischen Hochschulen Theologie und die Rechte und ward nach seiner Rückkehr ins Vaterland Propst von Sandomir und 1208 Bischof von Krakau. Seit 1218 als Mönch im Cistercienserkloster zu Jedrzejow (Klein-Maimund) lebend, starb er 1223 daselbst und ward von Clemens XIII. 1764 kanonisiert. Seine »Chronik von Polen«, die in vier Büchern bis 1203 reicht, ist lateinisch und zwar die ersten drei Bücher in Form eines Dialogs zwischen zwei Bischöfen geschrieben und wurde die Grundlage aller spätern Chroniken bis auf Dlugosz. Die erste Ausgabe von Felix Herburt (Dobromil 1617) wurde im 2. Bande des Geschichtswerkes von Dlugosz (s. d.) wieder abgedruckt; neuere Ausgaben besorgten Kownacki (Warsch. 1824) und Bielowski (Lwow 1872). Vgl. Ossolinski, Vinzenz K. (deutsch von Linde, Warsch. 1822); Zeißberg, W. K., Bischof von Krakau und seine Chronik Polens (Wien 1869).

Kadmeia, die uralte, der Sage nach von Kadmos (s. d.), in Wahrheit wohl von Phönikern auf einem 50 m hohen Hügel gegründete Akropolis der Stadt Theben in Böotien. Als letztere von Alexander d. Gr. 335 v. Chr. zerstört wurde, erhielt die K. eine makedonische Besatzung. Auch später, nachdem die von Kassandros 316 wieder aufgebaute Stadt abermals verfallen war, blieb die Burg bestehen und war noch im Mittelalter (13.—15. Jahrh.), wo Theben eine neue Blüte als Fabrikstadt erlebte, die Residenz fränkischer Herzöge. Heute ist von der alten Burg nichts mehr vorhanden; ihre Stelle nimmt das Städtchen Thivä (s. d.) ein.

Kadmium Cd, eins der weniger häufigen Metalle, findet sich mit Schwefel verbunden als Greenockit, besonders aber als Begleiter des Zinks in dessen Erzen. Schlesischer Galmei enthält bis 5 Proz. und mehr K., Galmei von Wiesloch über 2 Proz., Oberharzer Zinkblende 0,25—0,8 Proz., Blende von Přibram 1,8 Proz. ꝛc. Man gewinnt das K. als Nebenprodukt bei der Verhüttung der Zinkerze, besonders aus dem Zinkofenrauch, der zu Anfang der Zinkdestillation sich in den Vorlagen kondensiert und aus Zinkoxyd mit 30 Proz. Kadmiumoxyd besteht. Man erhitzt den Zinkrauch mit Kohle in cylindrischen gußeisernen Retorten und erhält schon bei Rotglut Kadmiumdämpfe, die sich in der Vorlage verdichten, während das Zinkoxyd bei dieser Temperatur noch keine Zinkdämpfe gibt. Durch wiederholte Destillation mit Kohle wird das K. rein erhalten. Man kann es auch aus seinen Salzen durch Zink fällen. Es ist zinnweiß, stark glänzend, weich, sehr geschmeidig, knirscht beim Biegen wie Zinn, spez. Gew. 8,6, Atomgewicht 111,6, schmilzt bei 320°, siedet bei 860°, destilliert fast so leicht wie Quecksilber, wird an der Luft matt und verbrennt beim Erhitzen zu braunem Oxyd, löst sich in verdünnter Salz- oder Schwefelsäure und am leichtesten in Salpetersäure. Es ist zweiwertig; mit Sauerstoff bildet es nur ein Oxyd CdO; dies ist braun, unschmelzbar, sublimiert bei Weißglut, zieht an der Luft Kohlensäure an und wird durch Kohle leicht reduziert. Alle in Wasser und verdünnten Säuren löslichen Kadmiumverbindungen sind giftig. Es wurde 1817 von Herrmann und Stromeyer entdeckt und dient zu Legierungen; seine Salze benutzt man in der Photographie und Augenheilkunde, Schwefelkadmium als gelben Farbstoff und in der Feuerwerkerei.

Kadmiumbromid (Bromkadmium) $CdBr_2$ erhält man beim Digerieren von Kadmium mit Brom und Wasser und beim Lösen von Kadmium oder Kadmiumoxyd in Bromwasserstoffsäure; es bildet farblose, verwitternde Kristalle mit 4 Molekülen Kristallwasser, löst sich in Wasser und Alkohol, ist schmelz- und sublimierbar und wird in der Photographie benutzt.

Kadmiumchlorid (Chlorkadmium) $CdCl_2$ erhält man beim Lösen von Kadmium oder Kadmiumoxyd in Salzsäure; es bildet farblose, verwitternde Kristalle mit 2 Molekülen Kristallwasser, löst sich in Wasser und Alkohol und sublimiert nach dem Schmelzen in glänzenden Schuppen. Es wird in der Photographie benutzt.

Kadmiumgelb, **Kadmiumgrün**, s. Kadmiumsulfuret.

Kadmiumjodid (Jodkadmium) CdJ_2 erhält man beim Digerieren von Kadmium mit Jod und Wasser oder beim Lösen von Kadmium oder Kadmiumoxyd in Jodwasserstoffsäure; es bildet farblose, luftbeständige, perlglänzende Kristalle mit 4 Molekülen Kristallwasser, löst sich in Wasser und Alkohol, schmilzt und sublimiert beim Erhitzen und wird in der Photographie benutzt.

Kadmiumlegierungen, Verbindungen und Mischungen des Kadmiums mit andern Metallen, zeichnen sich durch Leichtflüssigkeit aus; die mit Gold, Platin und Kupfer sind spröde, die mit Blei, Zinn und in gewissen Verhältnissen mit Silber sehr dehnbar. Das fast silberweiße, sehr glänzende, feinkörnige, etwas biegsame Woodsche Metall (s. Wismutlegierungen) schmilzt bei 60,5° und dient zum Löten unter angesäuertem Wasser, als Metallkitt und zu

Zahnplomben. Schnellot aus 1 Kadmium, 1 Blei und 2 Zinn ist sehr zäh, läßt sich hämmern und walzen und schmilzt bei 149°. Zu Klischees eignet sich eine Legierung aus 50 Blei, 36 Zinn, 22,5 Kadmium. Legierungen des Kadmiums mit Gold und Silber (und Kupfer) s. Gold- und Silberlegierungen.

Kadmiumsalze gleichen im allgemeinen den Zinksalzen, sind farblos, kristallisierbar, schmecken zusammenziehend und metallisch, sind giftig, zum Teil in Wasser löslich, reagieren sauer und werden beim Glühen zersetzt. Sie werden durch Kalilauge weiß, durch Schwefelwasserstoff gelb gefällt, Zink scheidet aus ihnen metallisches Kadmium ab. Mehrere finden technische Verwendung.

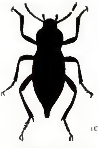
Kadmiumsulfuret (Schwefelkadmium) CdS findet sich in der Natur als Greenockit und entsteht beim Glühen von Kadmiumoxyd mit Schwefel oder beim Fällen von Kadmiumsalzen mit Schwefelwasserstoff oder Schwefelnatrium. Das nach der ersten Methode dargestellte Präparat ist dunkler und feuriger. Es ist prachtvoll gelb, unlöslich in Wasser, schmilzt bei Weißglut, erstarrt zu zitronengelben, glimmerartigen Blättchen und löst sich in starker Salzsäure, in Salpetersäure und kochender verdünnter Schwefelsäure. Man benutzt es als Kadmiumgelb (Brillantgelb) in der Wasser- und Ölmalerei, zum Färben der Seife, auch in der Feuerwerkerei zur Erzeugung von blauem Feuer. Als Farbstoff deckt es gut, ist unveränderlich, nicht giftig und auch auf Kalk brauchbar; mit Ultramarin und Berliner Blau gibt es schönes Grün (Kadmiumgrün), darf aber nicht mit Kupferfarben vermischt werden.

Kadmon (Caedmon, Ceadmon, Cedmon), bei Beda in dessen 731 n. Chr. abgeschlossener Kirchengeschichte Altenglands Name eines Mönchs in dem Kloster der Äbtissin Hilda zu Streaneshalh oder Whitby, der, ohne jegliche dichterische und gelehrte Vorbildung, durch ein gottgesandtes Traumgesicht während einer Nacht, die er bei den ihm zur Aufsicht übergebenen Viehställen verbrachte, aufgefordert, im Traum das Lob Gottes und den Anfang der Kreaturen gesungen, erwacht aber dies alles im Gedächtnis behalten und durch Recitation desselben wie durch andre Leistungen sich als göttlichen Sänger bewährt haben soll. Darauf sei er von Hilda ins Kloster aufgenommen worden und habe in deren Auftrag eine poetische heilige Geschichte aufgezeichnet, welche den Anfang der Dinge, das Alte und Neue Testament und das Jüngste Gericht umfaßte. Den Tod dieses K. setzt man gewöhnlich um 680 n. Chr. Nun ist eine Reihe allitterierender angelsächsischer Dichtungen verwandten Inhalts in einer seit dem Anfang des 17. Jahrh. bekannten Handschrift (gegenwärtig in Oxford) erhalten, deren älterer Teil Stücke aus dem Alten Testament, die Genesis, den Exodus und Daniel, der andre, von jüngerer Hand geschrieben und von Golin »Crist und Satan« betitelt, Christi Höllenfahrt und Überwindung des Teufels enthält. Wegen der scheinbaren Verwandtschaft des Inhalts mit den von Beda dem K. beigelegten Dichtungen hat man letztern als Verfasser dieser angelsächsischen Stücke angesehen. Wenn aber jene alttestamentlichen Dichtungen überhaupt mit K. zusammenhängen, so haben wir in ihnen nur Übersetzungen oder Umdichtungen aus dem nordhumbrischen Original in das Angelsächsische zu sehen, die von verschiedenen Verfassern herrühren, wie sich dies aus der Verschiedenheit in Sprache und Stil ergibt. Manches ist von großer poetischer Kraft und erinnert an Milton. Zuerst gab diese Dichtungen Franz Junius heraus: »Caedmonis Monachi paraphrasis poetica Geneseos etc.« (Amsterd. 1655); dann mit englischer Übersetzung Thorpe: »Caedmonis metrical paraphrase etc.« (Lond. 1832); ferner Bouterwek: »Caedmons biblische Dichtungen« (Elberf. 1849—54, 2 Bde.); am besten Grein in der »Bibliothek der angelsächsischen Poesie«, Bd. 1 (2. Aufl., Götting. 1883), dem wir auch eine sorgfältige Übersetzung verdanken in den »Dichtungen der Angelsachsen«, Bd. 1 (2. Aufl., das. 1863). Vgl. Götzinger, Über die Dichtungen Kädmons (Götting. 1860); Watson, Caedmon, the first English poet (Lond. 1875). E. Sievers sucht in seiner Abhandlung »Der Heliand und die angelsächsische Genesis« (Halle 1875) nachzuweisen, daß wenigstens ein großer Teil jener »Genesis« ursprünglich vom Verfasser des »Heliand« herrühre.

Kadmos, im griech. Mythus Sohn des phönikischen Königs Agenor und der Telephassa, Bruder der von Zeus in Gestalt eines Stiers entführten Europa. Ausgesandt, um diese zu suchen, kam er nach widrigen Schicksalen über Thrakien nach Delphi, wo er das Orakel um die verlorne Schwester befragte. Hier wurde ihm der Befehl, alle weitern Nachforschungen einzustellen, dagegen einer Kuh, die ihm begegnen werde, zu folgen und da, wo diese sich niederlege, eine Stadt zu bauen. In Phokis findet er die Kuh, die ihn nach Böotien führt, wo er die Burg Kadmeia (Theben) gründet. Zuvor aber wollte er nach Anweisung des Orakels die Kuh opfern und schickte seine Genossen nach Wasser aus. Als diese darauf von einem die Quelle bewachenden Drachen des Ares getötet wurden, erschlug K. den Drachen und säete auf Athenes Rat die Zähne desselben; alsbald wuchsen aus der Saat geharnischte Männer (Sparten), die sich untereinander bekämpften und bis auf fünf töteten. Letztere halfen nun dem K. bei der Gründung der neuen Stadt und wurden die Stammväter der Adelsgeschlechter Thebens. Zur Sühne aber für den Drachenmord mußte K. dem Ares acht Jahre lang dienen, nach deren Verlauf er die Harmonia (s. d.) zur Gattin erhielt, welche ihm vier sagenberühmte Töchter: Semele, Ino, Autonoe und Agave, und den Polydoros gebar. Er selbst soll später, nach einem leidenvollen Leben, mit seiner Gattin Theben verlassen haben und Herrscher von Illyrien geworden sein. Zuletzt wurden beide von Zeus in Schlangen verwandelt und in die Elysischen Gefilde entrückt. Viele Züge des Mythus sind ohne Zweifel uralt, namentlich die Tötung des Drachen, wodurch die natürlichen Hindernisse bezeichnet werden, die sich der Urbarmachung des Landes entgegenstellten; ebenso das Säen der Drachenzähne und das Emporwachsen der geharnischten Männer, wodurch die Thebaner sich als Ureinwohner kennzeichneten. In der spätern Zeit, wo man alles Dunkle der eignen Geschichte und Kultur aus dem Orient herzuleiten suchte, mag sich dann die Sage von einem aus Phönikien eingewanderten K. ausgebildet haben, der fremden Gottesdienst eingesetzt, die Buchstabenschrift, die Bearbeitung des Erzes, überhaupt eine höhere Kultur eingeführt habe. Der Drachenkampf des K. ist häufig auf griechischen Vasen, vereinzelt auch auf Münzen und Gemmen, bildlich dargestellt; seine Hochzeit mit Harmonia findet sich einigemal auf Vasen behandelt.

Kadnikow, Kreisstadt im russ. Gouvernement Wologda, an der Sodima, mit (1880) 1521 Einw., welche sich mit Leinenfabrikation und Terpentingewinnung beschäftigen.

Kadolzburg, Flecken im bayr. Regierungsbezirk Mittelfranken, Bezirksamt Fürth, am Farrnbach,



Totenkäfer (Blaps mortisaga). Nat. Gr. (Art Tenebrionen.)



Spanische Fliege (Cantharis vesicatoria). Nat. Gr. (Art Kanthariden.)



Rosenkäfer (Cetonia aurata). Nat. Gr. (Art Goldkäfer.)



Männchen Weib[chen]

Johanniswürmch[en] (Lampyris splendidula)



Saatschnellkäfer (Agriotes segetis). ²/₁ (Art Schnellkäfer.)



Cucujo (Pyrophorus noctilucus). Nat. Gr. (Art Feuerfliege.)

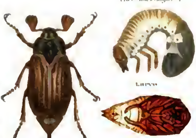


Staphylinus erythropterus. Nat. Gr. (Art Kurzflügler.)



Erbsenkäfer (Bruchus pisi), ⁴/₁, aus Erbsen kommend, nat. Gr. (Art Samenkäfer.)

Bohnenkäfer (Bruc[hus] … vorderer Körper … (Art Samen[käfer])



Larve

Puppe

Maikäfer (Melolontha vulgaris). Nat. Gr.



Wasserkäfer: 1 Dytiscus marginalis mit Larve. 2 Hydroporus … Nat. …



Nashornkäfer (Oryctes nasicornis). Nat. Gr.



Totengräber (Necrophorus vespillo). ⁵/₆ (Art Aaskäfer.)



Echter Maiwurm (Meloë variegatus). Nat. Gr.



G… (Zabru…

Bibliographische[s Institut in Leipzig]





Apfelblütenstecher
(Anthonomus pomorum) [a],
(Art Blütenstecher)



Erlenblattkäfer
(Agelastica alni), mit Larve [3],
(Art Blattkäfer)



Prachtkäfer
(Chalcophora mariana).
Nat. Gr.





Rapserdfloh
(Psylliodes chrysocephala) [4],
(Art Erdflöhe)





...us rufimanus), [4],
...eil, vergr.
...äfer)

Samenkäfer (Bruchus granarius) [3],
mit Larve, vergr.

Feldsandkäfer
(Cicindela campestris) [3],
(Art Sandkäfer)

Gartenlaufkäfer
(Carabus hortensis). Nat. Gr.
(Art Laufkäfer)



...yans. 2 3 Cnemidotus caesus. 3 4 Larve von Hydrous caraboides.



Getreidelaubkäfer
(Anisoplia fruticola).
Nat. Gr.



Großer Kiefernmarkkäfer
(Hylesinus piniperda) [a],
(Art Borkenkäfer)



...treidelaufkäfer
... gibbus) mit Larve. Nat. Gr.



Bunter Klopfkäfer
(Anobium tessellatum) [4],



Pappelbockkäfer
(Saperda carcharias). Nat. Gr.
(Art Bockkäfer)



Pillenkäfer
(Ateuchus sacer) [3],
(Art Pillendreher)

hat eine evang. Kirche, ein Schloß, Amtsgericht, Ackerbauschule und (1885) 1163 meist evang. Einwohner. — Das Schloß K. war seit 1260 Residenz der Burggrafen von Nürnberg, von 1398 bis zum Ausgang des Mittelalters Sitz der Ansbacher Linie. Kurfürst Friedrich I. von Brandenburg baute es völlig um, sein Sohn Johann der Alchimist richtete sich im Thorturm ein Laboratorium ein. Später war das Schloß Sitz eines markgräflichen Oberamtes und hat die Stürme des Dreißigjährigen Kriegs überdauert.

Kadom, Stadt im russ. Gouvernement Tambow, Kreis Temnikow, an der Mokscha, mit 4 Kirchen und dem Sarowaschen Kloster auf einem Berg, in welchem sich Höhlen mit vielen Galerien befinden, und (1880) 7107 Einw.

Kadosch (Kadesch), vulgäre Aussprache für das jüdische Kaddischgebet, s. Kaddisch.

Kadouf, s. Schwingbaum.

Kadre (franz., spr. kadr, vom lat. quadrum, »Rahmen«), militärisch der dauernde Bestand der Truppe an Berufssoldaten, namentlich an Offizieren und Unteroffizieren, denen die Ausbildung der Eingestellten obliegt, und an länger dienenden Mannschaften, also der Rahmen, in welchen für den Kriegsfall die Reserven ꝛc. eingereiht werden. Die Zahl der Kadres muß sich nach der Menge der einzureihenden Leute und ihre Stärke danach richten, daß auch bei Einberufung der vollen Kriegsstärke die Verwendungsfähigkeit des Truppenteils durch die vielen ungeübten Leute nicht gefährdet ist. Hält ein Heer im Frieden nur schwache Kadres dauernd bei den Fahnen, besteht also der Hauptmasse nach aus nur kurz gedienten Leuten, so nennt man diese Art der Heeresaufstellung ein Kadresystem. Ein solches besteht gegenwärtig in den skandinavischen Staaten sowie in Serbien und Bulgarien.

Kadrieren (franz., bisweilen auch quadrieren), übereinstimmen mit etwas, auf oder zu etwas passen.

Kadschaga (Galam), Landschaft in der franz. Kolonie Senegal, am linken Ufer des Senegal, mit dem Hauptort Bakel, zerfällt in das westlichere Guoy und das östlichere Kaméra, welche 1858 dem französischen Besitz einverleibt wurden. Die Bewohner, zumeist Soninke, sind die rührigsten Händler am ganzen Senegal und fertigen auch schön gefärbte Baumwollstoffe.

Kadschar, Name der jetzt regierenden Dynastie in Persien, nach einer turko-tatarischen Familie genannt, die, während des Einfalls der Mongolen in Iran den siegreichen Fahnen Dschengis-Chans folgend, aus dem Steppengebiet des nordöstlichen Zentralasien auszog und in dem an den Nordrand Irans grenzenden Steppenland sich eine neue Heimat gründete. Die K., in den ersten Jahrhunderten ihrer Niederlassung ein Leben gleich dem der heutigen Turkmenen führend, traten historisch nur unter den Sefewiden auf. Mitte des 17. Jahrh. waren sie in größern Massen im N. des heutigen Kotschun (Chabuschan) und um Astrabad anzutreffen. Nach dem Untergang der Sefewiden entspann sich zwischen ihnen und dem Türkenstamm der Afscharen ein wilder Kampf um die Suprematie; der Beamten ist ein weit größeres als zu persischen. Das Band inniger Zusammengehörigkeit, welches die K. am Ende des vorigen Jahrhunderts noch fest umschlungen hielt, ist jetzt schon sehr gelockert.

Kadu, Residentschaft, s. Kedu.

Kaduk (kadück, franz. caduc, lat. cadūcus), hinfällig, gebrechlich, altersschwach.

Kadurker (Cadurci), gallisches Volk in Aquitanien, im jetzigen Quercy, mit den Städten Divona (Cadurcum, Cahors), Varadetum (Varaire) ꝛc., sämtlich berühmt durch Leinwandfabrikation und gewirkte Arbeiten, Polster ꝛc. Nach der Einnahme der Festung Uxellodunum und Besiegung ihres Anführers Lucterius 53 v. Chr. unterwarfen sich die K. dem Cäsar.

Kaduzieren (neulat.), etwas für hinfällig (lat. cadūcus), ungültig erklären. Wenn auf Aktien ausgeschriebene Einzahlungen nicht geleistet und infolgedessen die Aktien für ungültig erklärt werden, bezeichnet man dies mit obigem, von der Rechtssprache übrigens nicht adoptiertem Ausdruck. Sonst ist Kaduzierung auch s. v. w. Niederschlagung von Außenständen, Steuern, Sporteln u. dgl. wegen Uneinbringlichkeit derselben.

Kaduzität (neulat.), Hinfälligkeit; dann etwas Verfallenes, ein wüst liegendes Grundstück, von welchem die darauf haftenden Steuern nicht entrichtet werden. Kaduzitäten, Bona caduca (niederfällige Güter), Vermögenskomplexe, welche mangels eines Berechtigten dem Fiskus anheimfallen; im Mittelalter Grundstücke, welche wegen Erblosigkeit oder wegen Felonie dem Lehnsherrn anheimfallen. K. eines Außenstandes ist das Verlorengehen desselben durch Zahlungsunvermögen des Schuldners, dann die verloren gebenden und niederzuschlagenden Außenstände und Beträge selbst.

Kaf (arab.), nach der mohammedan. Legende das Gebirge, von welchem die Welt umringt sein soll, und über das hinaus das unendliche Nichts beginnt; im engern Sinn s. v. w. Kaukasus.

Käfer (Deckflügler, Koleopteren, Coleoptera, hierzu Tafel »Käfer«), Ordnung der Insekten, umfaßt Kerbtiere mit beißenden Mundwerkzeugen, frei beweglichem, stark entwickeltem Prothorax (Halsschild), hornigen Vorderflügeln (Flügeldecken, elytra) und vollkommener Metamorphose. Die Körperform ist sehr verschieden. Der Kopf ist meist in den Prothorax eingesenkt und trägt die gewöhnlich elfgliederigen Fühler, welche bei den Männchen oft eine ansehnliche Größe erreichen. Der auf der Rückenseite meist dünnhäutige Hinterleib sitzt der Brust mit breiter Basis eng an; seine kleinern Endsegmente liegen meist eingezogen in den vordern Segmenten verborgen. Die Mundteile sind fast immer ausschließlich zum Beißen und Kauen eingerichtet. Die vordern Flügeldecken bedecken in der Ruhe die häutigen, der Quere und Länge nach zusammengelegten Hinterflügel, liegen dem Hinterleib horizontal auf und verbergen diesen vollständig oder doch zum größern Teil. Beim Flug kommen nur die Hinterflügel in Betracht, welche entfaltet eine bedeutende Flugfläche darbieten. Selten sind die Flügel verwachsen oder fehlen gänzlich; in beiden

einigen jedoch zu einer großen, in der Brust gelegenen Nervenmasse zusammengezogen. Der Darmkanal ist in der Regel lang und gewunden. Die Zahl der Nierenschläuche (Malpighischen Gefäße) beträgt vier oder sechs. Die Männchen besitzen ein sehr großes, horniges Begattungsorgan, welches in der Ruhe in den Hinterleib zurückgezogen ist. Die Begattung dauert oft tagelang. Die **Larven** sind entweder fußlos, oder besitzen außer den drei Fußpaaren noch Stummel an den letzten Hinterleibsringen; sie leben meist sehr verborgen, vom Licht abgeschlossen (daher fast immer farblos) und nähren sich von lebenden oder toten Stoffen aus dem Tier- und Pflanzenreich, von Exkrementen &c. Häufig nimmt der K. dieselbe Nahrung zu sich wie seine Larve; bisweilen aber lebt er von Blütenteilen, während die Larve karnivor ist. Mehrere Larven leben als Schmarotzer im Innern der Bienenwohnungen von Eiern und Honig. Die Puppen der K. lassen die Gliedmaßen frei hervorstehen.— Die Zahl der bis jetzt bekannten Arten beläuft sich wohl auf 80,000, wovon der größere Teil auf kleine, unscheinbare Formen kommt. Ihre geographische Verbreitung ist eine ganz allgemeine, indem sowohl Fleisch- als Pflanzenfresser mit den äußersten Grenzen der Vegetation in horizontaler und vertikaler Richtung gleichen Schritt halten. Fossile K. finden sich schon in der Steinkohle (s. die Abbildung der Flügeldecken auf Tafel »Steinkohlenformation I«).— Die Einteilung der K. ausschließlich nach der Zahl der Tarsenglieder ist in neuerer Zeit zu gunsten einer natürlichern (auf Grund des Flügelgeäders &c.) aufgegeben worden. Man unterscheidet nach derselben eine sehr große Anzahl von Familien, über deren verwandtschaftliche Beziehungen man indessen bei weitem nicht überall im klaren ist. Wichtig sind folgende: I. **Marienkäfer** (Coccinellidae; Tarsen kryptotetramer, d. h. aus drei großen und einem unscheinbaren Glied zusammengesetzt). II. **Samenkäfer** (Bruchidae), **Rüsselkäfer** (Curculionidae), **Borkenkäfer** (Bostrichidae), **Bockkäfer** (Longicornia oder Cerambycidae), **Blattkäfer** (Chrysomelidae), alle diese kryptopentamer, d. h. mit vier deutlichen und einem undeutlichen Tarsenglied versehen. III. **Tenebrionen** (Melasomata oder Tenebrionidae), **Blasenkäfer** (Vesicantia oder Meloidae), diese u. a. mit fünf und vier Tarsengliedern. IV. **Laufkäfer** (Carabidae), **Wasserkäfer** (Dytiscidae), **Kurzflügler** (Staphylinidae), **Aaskäfer** (Silphidae), **Glanzkäfer** (Nitidulidae), **Speckkäfer** (Dermestidae), **Blatthornkäfer** (Lamellicornia, eine umfangreiche Gruppe), **Prachtkäfer** (Buprestidae), **Schnellkäfer** (Elateridae), **Weichkäfer** (Malacodermata), **Klopfkäfer** (Xylophaga), alle diese vorwiegend mit fünf Tarsengliedern.

Vgl. **Fabricius**, Systema Eleutheratorum (Kiel 1801, 2 Bde.); **Olivier**, Entomologie, etc.; Coléoptères (Par. 1789—1808, 8 Bde.); **Herbst**, Die K. (in Jablonskys »Natursystem aller bekannten Insekten«, Berl. 1789—1806, 10 Bde.); **Erichson**, Naturgeschichte der Insekten Deutschlands, 1. Abt.: K. (das. 1845—60, 4 Bde.); **Lacordaire**, Genera des Coléoptères (Par. 1854—59, 5 Bde.); **Redtenbacher**, Fauna austriaca. Die K. (3. Aufl., Wien 1872—74, 2 Bde.); **Gemminger** und **Harold**, Catalogus coleopterorum (Münch. 1868—76, 12 Bde.); **Kraatz**, Deutsche entomologische Zeitschrift (Berl. 1857 ff.); **Bach**, Käferfauna für Nord- und Mitteldeutschland (Kobl. 1851—67, 4 Bde.); **Kittel**, Systematische Übersicht der K. Bayerns (Regensb. 1874—82); **Erichson**, **Kraatz** u. a., Naturgeschichte der Insekten Deutschlands. Coleoptera (Berl. 1845—81, Bd. 1—5); **Seidlitz**, Fauna baltica. Die K. der Ostseeprovinzen (Dorp. 1875); **Schaum**, Catalogus coleopterorum Europae (Berl. 1862); **Marseul**, Catalogue des Coléoptères d'Europe (Par. 1866); **Stein** und **Weise**, Catalogus coleopterorum Europae (Berl. 1877); **Schaufuß**, Nunquam otiosus (Dresd. 1870—79); **Kraatz**, Genera Curculionidum (das. 1876); **Stierlin** und **Fauvel**, Fauna coleopterorum helvetica (Schaffh. 1867—81); **Sturm**, Deutschlands Fauna, 5. Abt.: Insekten. Käfer (Nürnb. 1805—57, 23 Bde.); **Fuß**, Verzeichnis der K. Siebenbürgens; Ed. **Reitter**, Bestimmungstabellen der europäischen K. (Wien 1879 ff.); **Heyden**, Catalogus coleopterorum Europae et Caucasi (Berl. 1883); **Dietrich**, Die K. der Schweiz (Zür. 1865); **Bellevoye**, Die K. Europas (Mainz 1867—82); **Gutfleisch**, Die K. Deutschlands (Darmst. 1859); **Heyden**, Die K. von Nassau und Frankfurt (Frankf. 1877); **Kraatz** und **Gemminger**, Catalogus coleopterorum Germaniae, Register (das. 1878); **Calwer**, Käferbuch (4. Aufl., Stuttg. 1883).

Käfernburg, im Mittelalter eine thüring. Grafschaft, die gegenwärtig einen Teil des schwarzburg-sondershausenschen Amtes Arnstadt bildet. Von dem ehemaligen Schloß K. in der Nähe von Arnstadt sind jetzt nur noch Mauerreste vorhanden. Die **Grafen** von K. waren eine Seitenlinie der Grafen von **Schwarzburg** (s. d.) und stammten von Günther III. ab, der 1169 die Grafschaft K. erhielt. Während sein ältester Sohn, Heinrich IV., in Schwarzburg folgte, setzte der jüngere, Günther IV., das Geschlecht in K. fort. Dasselbe erlosch 1385 mit Günther XV., der auf einer Reise ins Gelobte Land starb. Das Besitztum kam zunächst an die Landgrafen von Thüringen, 1446 an Schwarzburg.

Käferschnecken (Chitonidae *Guild.*, Placophora *Gegenb.*), eine kleine Gruppe von Schnecken, die früher allgemein zu den Vorderkiemern gestellt wurde, gegenwärtig jedoch wegen der bedeutenden Verschiedenheiten in Bau und Entwickelung von ihnen getrennt und selbständig gemacht wird. Einige betrachten sie als Übergangsform von gegliederten Würmern zu den Mollusken und stellen sie wohl gar allen andern Weichtieren gegenüber. Was sie auszeichnet, ist der Mangel einer eigentlichen Schale und ihr Ersatz durch acht hintereinander liegende Kalkplatten, welche es dem Tier ermöglichen, sich zusammenzukugeln. Augen und Fühler fehlen, dagegen ist die charakteristische Zunge (Radula) mit ihren Tausenden von Reibzähnen vorhanden. Der Mund liegt am vordern, After und Herz am hintern Körperende. Die K. sind getrenntgeschlechtig. Die Eier werden meist in das Wasser abgelegt; der in ihnen sich entwickelnde Embryo erhält deutliche Augen, die sich später rückbilden, erlangt aber nicht die Larvenschale und das Wimpersegel, welche die frei schwimmenden Larven der echten Mollusken in der frühsten Jugend stets vorübergehend besitzen, sondern bewegt sich wie Wurmlarven vermittelst eines Wimperringes fort. Die K. sind Bewohner aller Meere; ihre hauptsächlichste Gattung (mit zahlreichen Arten) ist Chiton *L.* Fossil findet sich diese bereits im Silur.

Käferthal, Dorf im bad. Kreis und Amt Mannheim, an der Linie Frankfurt a. M.-Mannheim-Heidelberg der Badischen Staatsbahn, hat eine kath. Pfarrkirche, eine Spiegelfabrik, Chinin-, Anilin-, Malz- und Knopffabrikation, Tabaksbau und (1885) 4928 Einw. Hier 15. und 16. Juni 1849 Treffen zwischen den badischen Insurgenten und den Reichstruppen.

Kaffa, Landschaft im östlichen Afrika, der südlichste Zipfel des abessinischen Hochlandes, von den Galla **Sidama**, d. h. Christen, genannt, wird vom Godscheb, Gumu u. a. bewässert, welche den Dawa oder Webi, den vermutlichen Oberlauf des Dschubb, bilden. Große Waldungen von Kaffeebäumen, woher das Land den Namen erhalten hat, bedecken das Innere, welches reich an Zibet und Elfenbein ist. Die Einwohner (**Kaffetschô**) sind Gonga, haben einen europäischen Gesichtstypus, aber dunkle Hautfarbe und bekennen sich zur Religion des Deòl und dem abessinischen Christentum. Jährlich werden in K.

Kaffee, s. Kaffeebaum. Deutscher K., s. Cichorium; schwedischer K., s. Astragalus; K. vom Sudân, s. Inga

Kaffeebaum (Coffea *L.*), Gattung aus der Familie der Rubiaceen, immergrüne Sträucher ader selten kleine Bäume mit gegenständigen aber zu drei wirtelständigen, gestielten oder festsitzenden, ganzrandigen Blättern, breiten, zugespitzten Nebenblättern, in achsel-, seltener endständigen, büscheligen Trugdalden, seltener einzeln stehenden Blüten und kugeliger oder ovaler, tracker oder fleischiger Steinfrucht, die meist zwei Steine mit lederiger oder papierartiger Schale enthält. Etwa 20 Arten im tropischen Afrika, Asien und auf den Maskarenen. Der echte K. (Coffea arabica *L.*, s. Tafel »Genußmittelpflanzen«), ein 6—8 m haher, schlanker Baum mit 14 cm langen, länglichen, zugespitzten, lederigen, kahlen, kurzgestielten Blättern, eideltaförmigen Nebenblättern und zu 3—7 gebüschelt in den Blattachseln stehenden, weißen Blüten. Die Früchte sind oval, getrocknet 13—15 mm lang, 8—10 mm breit, zuerst grün, dann rot, endlich violett und enthalten in einem schleimig, widerlich süß schmeckenden Fleisch zwei pergamentartige, zitronengelbe, einsamige Gehäuse. Der Same ist aaal, 8—14 mm lang und 6—9 mm breit, plankonvex, auf der Bauchfläche mit einer Längsrinne versehen und mit beiden Rändern eingeschlagen, so daß er im Querschnitt als eine zusammengedrückte Spirale erscheint. Bildet sich nur ein Same aus, so gestaltet sich dieser rundlich, geradezu cylindrisch und bildet den Perlkaffee, der also nach seiner Abstammung nicht eine bestimmte Sarte bildet. Die Samenhaut ist zart, häutig, blaßbräunlich und umgibt auch die innere Windung des Samens. Sie hängt nur locker mit dem Samenkern zusammen und fehlt daher auf der Außenfläche der käuflichen Bahne (deren Name aan dem arabischen bunn abzuleiten ist). Der K. wächst im östlichen Afrika van Abessinien (Kaffa) bis zum Rovuma (10° südl. Br.) wild und soll auch an der Westküste heimisch sein; durch Kultur ist er in den Tropen weit verbreitet und gedeiht in Asien, Afrika und Amerika bei einer mittlern Temperatur van 27—28°, wo das Thermometer nie unter 10,5° sinkt, nördlich bis zum 36. Breitengrad. Er fordert Feuchtigkeit und Schatten und gedeiht am besten auf Kalkboden. Man kultiviert ihn zum größten Teil in Gebirgsgegenden, wo ihm eine Höhe von 370—950 m am meisten zusagt, und sorgt für Schatten, zum Teil durch Anpflanzung besanderer Bäume (Erythrina). Man zieht die Bäumchen aus Samenkörnern und pflanzt die Setzlinge, sobald sie 60—90 cm Höhe erreicht haben, in die sagen. Kaffeegärten oder Kaffeeplantagen. In Westindien und Zentralamerika läßt man die 2—2,5 m vaneinander entfernt stehenden Bäumchen des leichtern Einsammelns der Beeren halber und zur Erzielung gräßerer Fruchtbarkeit nur 1,25—2 m hoch werden. Im dritten Jahr beginnen die Bäume zu tragen, und die Früchte werden nun mit dem Alter des Baums, der aber höchstens 20 Jahre hindurch fruchtbar bleibt, immer besser. Auf demselben Baden kann nicht unmittelbar eine Pflanzung der andern falgen, weil der K. den Baden zu stark erschäpft. In Arabien läßt man die Früchte ganz reif werden und schüttelt sie dann auf Decken herab, in Ost- und Westindien sowie in Südamerila dagegen werden die noch roten Beeren abgepflückt. Das Losschälen der Samenkerne geschieht entweder trocken durch Quetschen und Entfernen der Hülsen mittels Schwingen (Arabien, Ostindien), ader man läßt die aom Fruchtfleisch befreiten Samen in Wasser aufquellen, um die Samenschalen dann leichter abzuquetschen. Durch Einführung van Maschinen und Trockenapparaten hat man namentlich in Brasilien vorzügliche Erfolge erzielt. Der Ertrag ist in den verschiedenen Ländern sehr ungleich: man erhält auf Java in den Regierungspflanzungen nur 0,25, in den Privatpflanzungen 0,5, auf Costarica 0,75—1, in Brasilien und auf Cuba 2—2,5, in Arabien angeblich bis 3 kg van jedem Baum. — Die Kaffeebohnen enthalten lufttrocken noch 5—9 Proz. Wasser, außerdem hauptsächlich Kaffein, Eiweißstoffe, Legumin, Kaffeegerbsäure, Fett, etwas Zucker, Cellulose und mineralische Stoffe; der Gehalt an den einzelnen Stoffen wechselt erheblich bei den verschiedenen Sarten. Der Gehalt an Kaffein schwankt von 0,8—1,2 Proz., ahne daß sich eine konstante Verschiedenheit zwischen bessern und geringern Sorten zeigte. Als mittlere Zusammensetzung der Bohnen kann man etwa annehmen:

Cellulose . .	34—59 Proz.	Kaffein . . .	0,8—1,2 Proz.
Wasser . . .	5—10 „	durch Bleisalz fällbare Säure .	10—12 „
Zucker . . .	6—7 „	flüchtige Öle . .	0,003 „
Legumin ꝛc. . .	10 „	Asche	6—7 „
Fett . . .	10—13 „		

Die Asche besteht zu mehr als 50 Praz. aus Kali und enthält außerdem 15—17 Proz. Kahlensäure, 10—11,6 Praz. Phosphorsäure, 8—9 Praz. Magnesia, 4—6,7 Proz. Kalk, 3—5 Praz. Schwefelsäure ꝛc., kein Natron und keine Kieselsäure.

[**Handelssorten.**] I. Afrikanischer oder äthiopischer Kaffee. Die Sorten südlich vam Tianasee und aus den Gallaländern bilden das beste Produkt, werden von den indischen Handlern in Berbera und Zeila aufgekauft und haben für Europa wohl keine Bedeutung. II. Arabischer, levantischer, Makkakaffee, eirund, grün bis grünlichgelb, die kleinsten von allen Bohnen. Die Auslese (Bahuri) gelangt kaum weiter als bis Konstantinopel, zwei minderwertige Sarten, Sakki und Salabi, bestehen aus blaß- oder grünlichgelben Bohnen. Übrigens geht unter dem Namen Makka meist kleinbahniger Java oder Ceylon. III. Niederländisch-indischer Kaffee. 1) Java, Batavia, Tscheribon, gold- oder hochgelber, brauner, gelber, blaßgrünlicher, schöngrüner, feinblauer oder blanker Java, sehr beliebt. Die als Mokka gehende Jaaasorte steht dem echten Mokka sehr nahe. 2) Samarang, die geringste Javasorte, mit großen, gelbbraunen, braungrünen und vielen schwarzen Bahnen. 3) Menada van Celebes, große, hellgelbe, dunkelgelbbraune und blaßgrüne Bahnen in größter Gleichmäßigkeit, sehr beliebt; die übrigen Celebessorten sind unegal, von unreinem Geschmack, werden meist als Mischware behandelt. Dadaplaffee ist auf Celebes auf gelichtetem Waldland gewachsen. 4) Sumatra, große, dunkelgelbe, braune, häufig, schwarze Bahnen, von rahem Geschmack, dient als Mischware. IV. Spanisch-indischer Kaffee. Manilakaffee von den Philippinen, der beste van Cavita, mittlere von Laguna und Batanges, der schlechteste von Mindanao; Bohnen blaß oder blaßgrünlich, matt, mit großen, silberglänzenden Samenhautfragmenten. V. Französisch-indischer und Bourbankaffee, nur letzterer hat für uns Bedeutung. Die beste Sarte ist fast dem Mokka gleich, länglich, blaßgelb, grünlichgelb, schließlich goldgelb; kleine Bahnen erbsenförmig, braun. VI. Englisch-indischer Kaffee, vorzügliche Sarten, die dem Java gleichkammen. Nilgiri, Madras, Ceylon, letzterer in zwei Sorten: Nativa mit mehr gelbgrünen ader dunkeln, länglichen Bohnen und Plantagenkaffee mit schmälern, kleinern, gleichmäßig blaugrünen Bohnen. VII. Westindischer und mittel-

amerikanischer Kaffee. 1) Cuba (Havana, Santiago), in Größe und Farbe stark wechselnd, wegen seines starken Geruchs sehr beliebt. Übrigens gehen manche Brasilsorten als Cuba. 2) Jamaica, Santa Lucia, Trinidad. Ersterer sehr egal, lang, schmal, grün bis grünlichblau, fast ohne Samenhaut, daher sehr glatt, vorzügliche Sorte. Die andern Sorten sind mehr länglichrund, graubläulich, mit Samenhautresten. 3) Domingo, beliebte, ziemlich gute Sorte, sehr verschiedene, meist schmale Bohnen, gelb, blaßgrün, seltener bläulichgrün. 4) Portorico, beliebt, sehr ungleich, blaßgrün bis blaugrün (fein) oder gelbgrün bis gelb (ordinär). 5) Martinique, mittelgroß, fast grau oder graublau, Samenhaut sehr fein, vorzüglich Marie Galante, sehr klein, mokkaartig. 6) Guadeloupe, Dominica, Granada, graugrün, meist gut, für den Handel unbedeutend. 7) Costarica, grün, mehr schmal, gleichmäßig, matt, dem Ceylan ähnlich, sehr gut. 8) Guatemala, Nicaragua, Salvador, ebenfalls gut. VIII. Südamerikanischer Kaffee. 1) Surinam, klein, breit, grünlich, von sehr starkem Geruch, vorzüglich. 2) Berbice, Demerara, klein, blaugrün, auch graugelblich, für unsern Handel bedeutungslos. 3) Venezuela, La Guayra, Caracas, bisweilen manchem Java ähnlich, doch auch von unangenehmem Geschmack; Puerto Cabello, dem Portorico ähnlich (daher Küstenportorico). 4) Brasil, liefert sehr verschiedene Sorten, von denen die besten mit den ersten ost- und westindischen konkurrieren und oft unter deren Namen gehen, so daß nur die minderwertigen als Brasil im Handel erscheinen. Die einzelnen Sorten werden nach den Provinzen des Reichs benannt.

Die Produktion des Kaffees hat sich in den letzten 50 Jahren versechsfacht. Sie betrug in:

		metr. Ztr.
Brasilien	Ernte 1884—85	3891300
Java &c.	» 1884	917580
Venezuela	» 1884	557000
Haïti	Ausfuhr 1884—85	370000
Guatemala	» 1885	249000
Portorico	» 1883	170700
Britisch-Ostindien	» 1884—85	166800
Costarica	» 1884	166300
Ceylan	» 1884—85	146000
Kolumbien	» ?	125000
San Salvador	» 1884	103170
Mexiko	» 1880	80000
Philippinen	» 1884	73320
Arabien, Nubien, Abessinien	» ca.	50000
Nicaragua	» 1884	29900
Jamaica &c.	» 1884	24560
San Tomé	» ca.	20000
Loangoküste	ca.	10000
Ecuador	» 1885	8510
Franz. Kolonien Westindiens	Ernte 1884	8270
Réunion	Ausfuhr 1883	5780
Honduras	mittlere Ausfuhr?	4600
Santiago de Cuba	Ausfuhr 1884	3000
San Domingo	» 1885	1500
Liberia	ca.	1250
Madagaskar	ca.	500
Französisch-Guayana	Ernte 1882	200
Mayotte und Nassi Bé	ca.	150
Fidschi, Hawaii u. Tahiti	ca.	80
Natal	Ausfuhr 1884	60
	Zusammen in diesen Ländern:	7184530

Rechnet man die Differenzen zwischen Ernte und Ausfuhr noch so gering, so läßt sich die Menge des in der Saison 1884/85 produzierten Kaffees auf 7,250,000 metr. Ztr. annehmen.

Beim Lagern an luftigen, trocknen Orten soll sich der Geschmack des Kaffees wesentlich verbessern, und rauh schmeckende Sorten sollen in 6—10, feine dagegen schon in 3 Jahren ihre höchste Güte erreichen. Die Farbe der Bohnen wechselt in allen Nüancen von Gelb, Grau, Bräunlich, Bläulich und Grün, je nach der Dauer der Einwirkung der Sonne beim Trocknen, ist aber von untergeordneter Bedeutung, zumal jeder Kaffee beim Liegen verblaßt und die Bohnen häufig gefärbt werden. Auch wird viel Kaffee appretiert oder präpariert, indem man ihn durch Behandeln mit Wasserdampf aufquellen läßt und dann schnell trocknet. Die Hauptmärkte Europas für Kaffee sind: Holland, London, Hamburg, Havre, Antwerpen, Triest. Triage (Brennware) nennt man schlechte, aus zerbrochenen schwarzen und oft mit Schalen gemischten Bohnen bestehende Sorten, die geröstet und gemahlen von den Kleinhändlern vertrieben werden. Noch schlechter ist havarierte oder marinierte Ware, d. h. solche, die auf der Überfahrt mit Seewasser in Berührung gekommen ist und einer eindringlichen Wäsche bedarf. Der Kaffee besitzt eine große Empfindlichkeit gegen fremde Gerüche, die er anzieht, und durch welche er in der Qualität bedeutend verschlechtert wird. Waren wie Pfeffer, Ingwer, Stockfisch, Heringe, Rum, selbst Zucker, müssen ihm fern gehalten werden.

Bereitung. Diätetisches.

Zur Benutzung werden die Kaffeebohnen geröstet, indem man sie in einem verschlossenen Gefäß über schwachem Feuer möglichst gleichmäßig erhitzt, bis sie mehr oder weniger braun geworden sind. Man benutzt dazu liegende, drehbare Trommeln oder kasserollartige Gefäße mit Rührwerk, besser aber Apparate, bei denen sich eine Hohlkugel oder ein Hohlcylinder aus Drahtgeflecht oder siebartig gelochtem Blech in einer Blechkapsel dreht. Hierbei findet eine sehr gleichmäßige Übertragung der Wärme statt, und eine zu starke Erhitzung wird leichter vermieden, als wenn das den Kaffee enthaltende Gefäß der direkten Einwirkung des Feuers ausgesetzt ist. In einem derartigen, für Großbetrieb eingerichteten Apparat gebrannter Kaffee heißt im Handel Dampfkaffee. Für kleinere Apparate ist Spiritusheizung empfehlenswert, weil dabei das Feuer niemals zu stark und durch Abmessen des zu verbrauchenden Spiritus die Einhaltung eines bestimmten Röstgrades erleichtert wird. Als wesentlich wird angegeben, daß beim Brennen die zuerst sich entwickelnden Dämpfe entweichen müssen. Vor dem Brennen muß man die Bohnen stets auslesen, und außerdem empfiehlt es sich, sie 10 12 Minuten in Wasser einzuweichen, dann abtropfen zu lassen, leicht abzutrocknen und sofort zu brennen. Hierbei werden nicht nur alle Unreinigkeiten entfernt, sondern es wird auch der Vorteil erzielt, daß durch den sich entwickelnden Wasserdampf die Röstung langsamer und gleichmäßiger verläuft. Das Schwitzen der Bohnen ist unbedingt zu vermeiden, und sobald der richtige Röstgrad erreicht ist, muß man die Bohnen möglichst schnell abkühlen. Beim Rösten verliert der Kaffee je nach der Stärke des Erhitzens 15—30 Proz. seines Gewichts; indem die Bohnen sich aber aufblähen, nehmen sie um 30—50 Proz. ihres Volumens zu. Die einzelnen Kaffeesorten verlangen einen verschiedenen Grad der Röstung. Martinique soll das beste Getränk liefern, wenn er auf 20 Proz. (kastanienbraun), Bourbon, wenn er auf 16 18 Proz. (lichtbronze), und Mokka, wenn er auf 14—15 Proz. (rötlichgelb) Gewichtsverlust geröstet wird. Von der Art und Weise der Röstung hängt besonders bei den feinern Kaffeesorten der Wohlgeschmack des Getränkes mindestens ebensosehr ab wie von der Handelssorte. Die chemischen Veränderungen, welche der Kaffee beim Rösten erleidet, sind noch nicht genau

erforscht. Es entstehen dabei die gewöhnlichen empyreumatischen Stoffe und neben denselben eigentümliche Produkte (besonders **Kaffeol**, welches sehr starkes Kaffeearoma besitzt), während das Kaffein zwar unverändert bleibt, aber sich zum Teil verflüchtigt. Äther entzieht dem gerösteten Kaffee etwa 9 Proz., und der Rückstand gibt dann mit Wasser eine dunkelbraune, bittere Flüssigkeit ohne den Wohlgeschmack des Kaffees. Der ätherische Auszug enthält ein Fett, welchem das Aroma des Kaffees anhaftet. Letzteres verflüchtigt sich vollständig beim Kochen mit Wasser und scheint aus einem Öl zu bestehen, welches den allen Kaffeesorten gemeinsamen Geruch besitzt, und in geringerer Menge aus einem zweiten Öl, welches sich in den feinern Sorten etwas reichlicher findet. Kochendes Wasser entzieht dem gerösteten Kaffee um so mehr lösliche Bestandteile (12 87 Proz.), je stärker er geröstet war. Weiches Wasser (namentlich wenn man etwas Soda darin löst) nimmt mehr auf als hartes Wasser. Beim einmaligen Ausziehen von Kaffeemehl gibt dies etwa 10—12 Proz. lösliche Stoffe an das Wasser ab. Der erste Auszug besitzt hauptsächlich den Wohlgeschmack des Kaffees; spätere Auszüge schmecken bitter, abstringierend, unangenehm. Gebrannter Kaffee verändert sich sehr schnell, weil der aromatische Bestandteil leicht zersetzbar ist. Um ihn besser zu erhalten, hat man vorgeschlagen, den frisch gebrannten, noch heißen Kaffee in fein gepulvertem Zucker zu wälzen, damit die Bohnen sich mit einer schützenden Kruste überziehen; auch hat man frisch gebrannten Kaffee gepulvert, mit etwas Zucker gemischt und in Täfelchen zusammengepreßt, welche sich in Blechbüchsen gut aufbewahren lassen. Zum Zerkleinern des Kaffees dient bei uns die allgemein bekannte Kaffeemühle, welche ein möglichst feines Pulver liefern soll; im Orient aber zerstößt man den für jede Portion besonders gebrannten Kaffee im Mörser, übergießt das Pulver in der Tasse mit kochendem Wasser und trinkt die Mischung ohne weitern Zusatz. Bei uns trennt man dagegen das Kaffeepulver von dem Auszug und bereitet den Kaffee am besten durch Filtrieren, indem man das Pulver auf ein Papierfilter schüttet und siedendes (nicht nur heißes) Wasser darübergießt. Es ist wesentlich, daß das Wasser das Kaffeepulver gleichmäßig und vollständig durchdringt und wirklich mit Siedetemperatur aufgegossen wird. Diese Bedingungen müssen auch bei den Kaffeemaschinen erfüllt werden, und diejenigen Konstruktionen sind am meisten zu empfehlen, bei welchen das Pulver vor der Berührung mit dem Wasser durch den sich aus letzterm entwickelnden Dampf durchfeuchtet, gleichsam aufgeschlossen wird. Der Kaffeeauszug (das Getränk) ist ebensowenig haltbar wie die gebrannten Bohnen; man hat aber versucht, ihn zu konzentrieren und so gleichsam ein **Kaffeeextrakt** herzustellen, welches bei Verdünnung mit heißem Wasser ein dem frischen Kaffee ersetzendes Getränk liefern sollte. Einen sehr starken Auszug, der eine beträchtliche Verdünnung erträgt, erhält man durch methodisches Auslaugen, indem man dieselbe Flüssigkeit wiederholt über frisches Pulver filtriert; ein brauchbares Kaffeeextrakt aber (etwa nach Art des Fleischextrakts) herzustellen, ist bisher nicht gelungen; die in den Handel gebrachten Präparate ließen immer sehr viel zu wünschen übrig.

Die allgemeine Verbreitung des **Kaffeegenusses** erklärt sich aus der eigentümlichen günstigen **Wirkung des Kaffees** auf den menschlichen Organismus. Dieselbe wird durch das Kaffein und die empyreumatischen Röstprodukte, aber auch durch die Kaffeegerbsäure und das flüchtige Öl, welches das Aroma des Kaffees bedingt, hervorgebracht. Doch ist diese Wirkung um so weniger vollständig zu erklären, als sie scheinbar einen Widerspruch in sich enthält. Der Kaffee regt nämlich das Gefäß- und Nervensystem zu einer größern Thätigkeit an und verlangsamt anderseits die Umsetzung der Formbestandteile des Körpers. Eine mittlere Dosis (15 g), als Aufguß heiß getrunken, beschleunigt den Puls, erzeugt ein Gefühl von Wärme (großenteils nur durch das heiße Wasser), setzt die Zahl der Atemzüge herab, regt die geistigen Fähigkeiten an, so daß man leichter denkt und arbeitet, verscheucht den Schlaf, erzeugt oft eine Empfindung von allgemeinem Wohlbehagen und vermehrt stark die Absonderung von Urin, während die Ausscheidung von Harnstoff und Kohlensäure herabgesetzt wird. Der Kaffeeaufguß enthält selbst nur wenig Nahrungsstoff, aber die Erfahrung lehrt, daß Arbeiter beim Genuß von Kaffee weniger stickstoffhaltige Nahrung bedürfen als ohne denselben; Soldaten haben, gestärkt durch Kaffee, Strapazen ertragen, die sie ohne diesen nicht ausgehalten haben würden. Daß der Kaffee die Verdauung anrege und die Beschwerden einer reichlichen Mahlzeit verringere, ist eine irrtümliche Annahme; starker Kaffee wirkt im Gegenteil störend auf die Verdauung. Das Wohlbehagen, welches die unmittelbar nach Tisch genossene Tasse Kaffee thatsächlich hervorbringt, ist vielleicht nur durch die angenehme psychische Anregung zu erklären. Der Kaffee beschränkt auch die Neigung zu Spirituosen und verscheucht den Rausch. Während der Thee vorzugsweise die Urteilskraft erweckt und ihrer Thätigkeit ein Gefühl von Heiterkeit zugesellt, wirkt Kaffee zwar auch auf das Denkvermögen erregend, verhilft aber auch der Einbildungskraft zu viel größerer Lebhaftigkeit. Die Empfänglichkeit für Sinneseindrücke wird durch den Kaffee erhöht, daher einerseits die Beobachtung gesteigert, auf der andern Seite aber auch die Urteilskraft geschärft, und die belebte Phantasie läßt sinnliche Wahrnehmungen durch Schlußfolgerungen rascher bestimmte Gestalt annehmen. Es entsteht ein gewisser Drang zur Produktivität, ein Treiben der Gedanken und Vorstellungen, eine Beweglichkeit und Glut in den Wünschen und Idealen, welche mehr der Gestaltung bereits durchdachter Ideen als der ruhigen Prüfung neuentstandener Gedanken günstig ist. »Der Kaffee«, sagt Jean Paul, »macht feurige Araber, der Thee zeremonielle Chinesen.« Die verdünnten Aufgüsse, wie sie gewöhnlich getrunken werden, haben meist nur eine sehr geringe Wirksamkeit; habitueller Genuß starken Kaffees aber beeinträchtigt etwas die Verdauung, erzeugt gewöhnlich Neigung zur Verstopfung (bisweilen das Gegenteil) und läßt allmählich eine gewisse nervöse Reizbarkeit hervortreten. Nach langem Gebrauch kann der Kaffee, wie Alkohol, zu einem notwendigen Bedürfnis werden, dessen Entbehrung schädliche Folgen, namentlich Unlust und Unfähigkeit zu angestrengter geistiger Arbeit, bedingt. In großer und sehr starker Gabe erzeugt der Kaffee Herzklopfen, starke Pulsbeschleunigung, Kongestionen nach dem Kopf, starke psychische Erregung, weiterhin allgemeines Zittern, Angst, Unruhe. Schädliche Folgen des Kaffeegenusses treten am ehesten bei Kindern und Personen, welche als nervös bezeichnet werden, auf; am zuträglichsten erweist er sich bei Erwachsenen, die nicht leicht erregbar, nicht zu Kongestionen nach dem Kopf disponiert sind. Als Arzneimittel dient Kaffee gegen Erbrechen, akuten Darmkatarrh nach Durchnässungen, bei dem durch narkotische Substanzen in Vergiftungsfällen

entstandenen Sopor und Coma und namentlich bei manchen Formen des Kopfschmerzes. Sehr wohlthätig hat sich Kaffee als kaltes Getränk bei Feldarbeiten bewährt, indem man 600 g gemahlenen Kaffee nebst 15 g Zimt mit 5,75 Lit. Alkohol extrahiert und von dieser *Kaffee-Essenz* 0,5 kg mit 1 L. Weingeist (86°), 125 L. Wasser und 2,25 kg Zucker mischt. Aus der Essenz bereitet man auch einen Likör, und an manchen Orten sind Kaffeecreme und Kaffeeeis beliebt.

Kaffeesatz. Surrogate.

Der *Kaffeesatz* wird mit seinem doppelten Gewicht Kleie zu *Stopfnudeln* verarbeitet, mit welchen man Gänse und Kapaunen mästet. Die Tiere sollen davon sehr fett und das Fleisch sehr schmackhaft werden. Man benutzt den Kaffeesatz ferner zum Reinigen der Nachtgeschirre und beim Absegen braun gestrichener Fußböden. Kocht man den Kaffeesatz mit Sodalösung aus, so erhält man durch Zusatz von Alaun zu der filtrierten Flüssigkeit einen braunen Niederschlag, welcher als Malerfarbe benutzt werden kann. Verkohlt gibt der Kaffeesatz eine Art von Kohlenschwarz. Der beim Brennen des Kaffees sich entwickelnde Geruch verdeckt in ausgezeichneter Weise die üblen Gerüche frisch getünchter Kalkwände, frisch lackierter Thüren, beim Räumen von Düngergruben, in Kinderstuben &c.; daß er als desinfizierendes Mittel bei ansteckenden Krankheiten wirksam sei, ist ganz unwahrscheinlich. Aus der *fleischigen Hülle der Früchte* des Kaffeebaums bereiten die Araber auf dieselbe Weise wie aus Weintrauben ein geistiges Getränk, welches alle die belebenden Eigenschaften zu besitzen scheint, die man auch beim Kaffee schätzt. Das getrocknete Fruchtfleisch wird seit langer Zeit in Arabien geröstet und liefert, mit kochendem Wasser übergossen, ein Getränk, den *Sultanskaffee* oder *Sakka*. Seit einigen Jahren als Kaffeesurrogat in England gebräuchlich, kommt ein dem Sakka entsprechendes Präparat jetzt auch bei uns in den Handel. Aus den Schalen der Bohnen wird der *Kischer* bereitet, ein leichtes, helles Getränk vom Geschmack des Kaffees, welches von den ärmern Volksklassen im Orient in außerordentlicher Menge genossen wird. Die *Blätter des Kaffeebaums* werden schon seit langer Zeit auf Sumatra und Java zur Bereitung eines Thees benutzt, welcher in Bezug auf Geruch, Geschmack und Aussehen mit dem chinesischen Thee verglichen werden kann. Sie enthalten mehr Kaffein als die Kaffeebohnen und sind außerdem reich an Gerbsäure, verdienen also als wirkliches Surrogat für den teurern Thee Beachtung.

Der massenhafte Verbrauch des Kaffees hat zur Aufsuchung von *Surrogaten* geführt, welche indes den Kaffee durchaus nicht ersetzen können, da sie weder Kaffein noch die übrigen eigentümlichen Kaffeebestandteile enthalten. Sie werden sämtlich geröstet und führen mithin dem Körper empyreumatische Stoffe zu, von denen manche bis zu einem gewissen Grad ähnliche Wirkungen wie der Kaffee hervorbringen mögen. Die wichtigsten Surrogate sind außer dem schon erwähnten Sakka: *Getreidearten*, besonders *Roggen*, schon im 17. Jahrh. im Gebrauch, werden gekocht, bis die Körner weich sind, ohne aufzuspringen, dann getrocknet und geröstet. Auch Lupinen (Beringscher Kraftkaffee, Kaffeeersatz von Leusmann u. Zabel) werden benutzt und teilen mit dem Getreide den Vorzug, ein nahrhaftes Getränk zu liefern. Die *Eicheln*, von Marx 1784 empfohlen, enthalten Gerbsäure und sind dadurch dem Kaffee ähnlicher; übrigens wird der Eichelkaffee mehr als Heil- denn als Genußmittel betrachtet. Die *Runkelrüben* und *Mohrrüben* geben ein vielgebrauchtes Surrogat und werden wohl bisweilen zur Verfälschung des Zichorienkaffees benutzt. Der *schwedische* oder *Kontinentalkaffee* besteht aus den gerösteten Samen von Astragalus baeticus *L.* (daher auch *Astragalkaffee*) und soll eins der besten Surrogate sein. Dasselbe gilt von den gerösteten *Dattelkernen*. Auch aus den *Weintraubenkernen* hat man Kaffee bereitet. Zu erwähnen sind ferner: die Erdmandeln (Wurzelknollen von Cyperus esculentus), Spargelsamen (sehr gut), Hagebutten (Samen von Rosa canina), Taraxacumwurzel, die Samen von Berberis vulgaris, Vogelkirschen, die Wurzel von Scorzonera, Bucheckern, Ruscussamen, Kartoffeln, Mandeln, Mais, die Samen von Iris pseudacorus, Helianthus annuus, Cassia occidentalis (Neger-, Mogdadkaffee) &c., vor allen aber die Zichorie (s. Cichorium). In neuerer Zeit hat sich der *Feigenkaffee* großen Ruf erworben (s. Ficus).

Kulturgeschichtliches.

Obwohl der Kaffee in seiner Heimat Kaffa (daher der Name) seit sehr langer Zeit gebräuchlich gewesen zu sein scheint, wurde er doch erst zu Anfang des 15. Jahrh. außerhalb der Grenzen desselben bekannt und wohl zunächst in Jemen angebaut. Ein Mufti, aus Aden gebürtig, Gemal Eddin, lernte den Kaffee auf einer Reise nach Adjam kennen und verbreitete ihn nach seiner Rückkehr unter den Derwischen zur bessern Abhaltung der Gebetstunden. Dies setzte sich bald weiter fort und griff auch in Mekka um sich. 1511 setzte der Statthalter Khair Bei die erste Verfolgung des Kaffees in Szene, er verbot den Verkauf des Getränks und zerstörte die Niederlagen; doch bekannte sich schon sein Nachfolger selbst zu dem neuen Genußmittel, und 1534, unter der Regierung Solimans II., kam der Kaffee nach Konstantinopel. Aus der arabischen Litteratur jener Zeit, die ebenso viele Spott- wie Lobgedichte auf den Kaffee enthält, läßt sich ersehen, mit welchen fortwährenden Kämpfen demselben seine Verbreitung errungen wurde. Durch Rauwolf, welcher den Kaffee in Aleppo kennen lernte, erhielt man 1582 zuerst in Europa Kunde von ihm, und Prosper Alpinus gab 1591 botanische Nachrichten vom K. und eine Zeichnung desselben. 1624 brachten die Venezianer größere Mengen Kaffee nach Europa, und 1645 soll das Getränk in Süditalien allgemein gebräuchlich gewesen sein. Durch einen Gesandten Mohammeds IV. wurde der Kaffee am Hof Ludwigs XIV. bekannt; 1671 gab es in Marseille und ein Jahr darauf in Paris das erste Kaffeehaus. 1652 kam der Kaffee nach England, 1670 nach Deutschland. In Wien wurde 1683, in Nürnberg und Regensburg 1686, in Hamburg 1687, in Stuttgart 1712 ein Kaffeehaus eröffnet. Auf dem Land und in den untern Klassen der Gesellschaft fand aber der Kaffee viel später Eingang, und in manchen Gegenden Württembergs war er noch in dem Hungerjahr 1817 unbekannt. 1721 wurde das erste Kaffeehaus in Berlin eröffnet; Friedrich II. ließ Staatskaffeebrennereien errichten, wo man den Kaffee sechsmal teurer bezahlen mußte als beim Kaufmann; er machte den Kaffeehandel zum Monopol, und nur der Adel, Geistliche und höhere Beamte erhielten sogen. Brennscheine und durften den Kaffee selbst brennen; das Landvolk sollte sich nicht an den Kaffee gewöhnen, damit nicht so viel Geld für denselben aus dem Land gehe. 1744 trank man den Kaffee an allen deutschen Höfen und wohl auch in vielen Privathäusern; doch blieb er wegen seines hohen Preises eine Delikatesse für Reiche, bis er durch die Ausdehnung der Kultur

allgemeiner zugänglich wurde. Schon 1650 hatten die Holländer einige Kaffeebäumchen aus Mekka nach Batavia gebracht, und da sie hier ganz gut fortkamen, wurden 1680 und 1690 Pflanzungen im großen angelegt, aus denen auch die Mohammedaner mit Kaffee versorgt wurden. 1719 kam der erste javanische K. nach Holland, und zu gleicher Zeit wurden auch auf Surinam und den andern Sundainseln und auf Ceylon Kaffeepflanzungen angelegt. 1710 hatte man im botanischen Garten zu Amsterdam eine Kaffeepflanze, welche blühte und Früchte trug; von dieser erhielt Ludwig XIV. einen Ableger, und 1720 kam ein aus letzterm erzogenes Stämmchen nach Martinique. Die Pflanzungen verbreiteten sich von da ungemein schnell in den französischen Kolonien, besonders in San Domingo, Guadeloupe, Cayenne rc. San Domingo, Martinique und Bourbon lieferten vor der Revolution den größten Teil des Kaffees für ganz Europa. Als aber durch den Negeraufstand die Pflanzungen auf San Domingo zerstört worden waren, siedelte sich die Kaffeekultur auch auf Cuba und in Venezuela an. 1732 führte Jamaica schon viel Kaffee aus. Seit 1762 baut man in Brasilien Kaffee, aber erst seit 1808 wurde das dortige Produkt für den Welthandel von Bedeutung. In den botanischen Gärten war der K. im vorigen Jahrhundert allgemein zu finden, er wird auch jetzt als Zierpflanze vielfach kultiviert und kann bei guter Pflege selbst im Zimmer blühen und Früchte tragen. Der Kaffeeverbrauch beträgt pro Kopf der Bevölkerung in den Niederlanden 7,20, in Belgien 4,34, Nordamerika 3,66, Norwegen 3,53, Kapkolonie 3,5, Schweiz 3,02, Schweden 2,68, Dänemark 2,45, Deutschland 2,29, Frankreich 1,45, Österreich-Ungarn 0,85, Griechenland 0,75, Italien 0,47, Portugal 0,47, England 0,44, Spanien 0,19, Rußland 0,10 kg.

Coffea liberica *Hiern.*, ein Baum oder Strauch mit 30 cm langen und 12 cm breiten, verkehrt eiförmig elliptischen, lederartigen, gestielten Blättern, breit eirunden, stachelspitzigen Nebenblättern, achselständigen, fast sitzenden Blütenbüscheln und ovalen, 2,5 cm langen, schwarzen Beeren mit 1,3 cm langen Samen, findet sich an der Westküste Afrikas in Sierra Leone, Monrovia, Angola rc. und soll durch kräftigen Wuchs, große Fruchtbarkeit, die Größe der Früchte und durch feineres Aroma vor der Coffea arabica sich auszeichnen. Man kultiviert diesen K. in Liberia, und 40jährige Bäume sollen dort 30—40 engl. Pfd. Kaffee tragen. Der gewöhnliche K. erreicht ein solches Alter nicht, und bei ihm fallen die reifen Früchte ab, während sie beim Liberiakaffeestrauch sitzen bleiben. Dies und andre Vorteile haben veranlaßt, daß man gegenwärtig große Anstrengungen macht, die Kultur dieser Art zu verbreiten. Die Pflanze wird auch in Gewächshäusern kultiviert und ist als dauerhafte Zimmerpflanze empfehlenswert. Vgl. v. Bibra, Der Kaffee und seine Surrogate (Münch. 1858); Shortt, Handbook to coffee-planting in Southern India (Madras 1864); Welter, Essai sur l'histoire du café (Zürich 1869); Hewitt, Coffee, its history, cultivation etc. (New York 1873); van Delden-Laërne, Le Brésil et Java. Rapport sur la culture du café en Amérique, Asie et Afrique (Haag 1885); Böhnke-Reich, Der K. in seinen Beziehungen zum Leben (Berl. 1885); Fuchs, Geographische Verbreitung des Kaffeebaums (Leipz. 1885); Arnold, Coffee, its cultivation and profit (Lond. 1886).

Kaffeebaum, Kentuckyscher, s. Gymnocladus.

Kaffeeerbse, s. Cicer.

Kaffeeschwarz, s. Frankfurter Schwarz.

Kaffeesurrogate, s. Kaffeebaum, S. 358.

Kaffeewicke, s. v. w. Astragalus baeticus.

Kaffeewurzel, s. v. w. Erdmandel, Cyperus esculentus.

Kaffeïn (Koffeïn, Theïn, Guaranin, Methyltheobromin) $C_8H_{10}N_4O_2$, Alkaloid, findet sich in den Samen (0,8–1,2 Proz.) und Blättern (1,15–1,25 Proz.) des Kaffeestrauchs, im chinesischen Thee (2—3,5 Proz.), im Paraguaythee von Ilex paraguayensis, in der Guarana (5 Proz.) von Paullinia sorbilis und in den Gurunüssen von Cola acuminata, also in einer Reihe von Genußmitteln, welche die Völker Asiens, Afrikas und Amerikas dem Pflanzenreich entnommen haben. Zur Darstellung von K. extrahiert man ungebrannte, pulverisierte Kaffeebohnen mit Benzol, verdampft den Auszug zur Trockne und entzieht dem fettreichen Rückstand das K. mit Wasser. Man kann auch Theestaub mit Wasser ausziehen, den Auszug mit Bleiessig mischen, solange noch ein Niederschlag entsteht, dann filtrieren, das Filtrat durch Schwefelwasserstoff entbleien, wieder filtrieren, mit kohlensaurem Kali neutralisieren, zur Trockne verdampfen und aus dem Rückstand das K. mit Alkohol ausziehen. Es bildet farb- und geruchlose, seidenglänzende Kristalle mit 1 Molekül Kristallwasser, schmeckt schwach bitter, löst sich in Wasser, Alkohol, Benzin, Chloroform, sehr schwer in Äther, sublimiert, reagiert neutral und bildet mit Säuren kristallisierbare, sauer reagierende Salze. K. steht in naher Beziehung zu Kreatinin und Harnsäure und unterscheidet sich von dem Theobromin der Kakaobohne nur durch den Mehrgehalt einer Methylgruppe (CH_3); es kann auch leicht aus Theobromin dargestellt werden. Es galt früher als das alleinige wirksame Prinzip im Kaffee und Thee und als ein nährender Stoff; es ist ihm aber jedenfalls nur ein Teil der Wirkungen jener Genußmittel zuzuschreiben. Es erzeugt in größerer Dosis erhöhte Herzthätigkeit, Kongestionen, Schlaflosigkeit, Zittern, Konvulsionen und tötet selbst durch Asphyxie oder Paralyse. Man benutzt Kaffeïnsalze gegen Nervenleiden, Kopfschmerz rc. Vgl. Kaffeebaum, S. 355.

Kafferbaum, s. Erythrina.

Kafferkorn, s. Sorghum.

Kaffern, eine südafrikan. Völkerfamilie, gehört zu den Bantuvölkern, welche eine gemeinschaftliche, obwohl in den Einzelheiten vielfach abweichende Sprache reden. Diese Sprachgruppe umfaßt mit Ausnahme der Hottentoten und Buschmänner alle übrigen Völker Südafrikas nach N. bis zum 4.° nördl. Br. (s. Karte bei »Kapland«). Man versteht nach Friedrich Müller unter den K. im anthropologischen Sinn eine bestimmte Rasse, im ethnographischen Sinn einerseits ein bestimmtes, im S. Afrikas nordöstlich von den Hottentoten ansässiges Volk, anderseits einen Völkerkomplex, welcher alle an der Ostküste Afrikas vom Kap bis an das Gebiet der Galla wohnenden Stämme umfaßt, von denen das Volk der Kaffern als das bedeutendste betrachtet werden kann. Die Bezeichnung K. rührt vom arabischen Kafir (»Ungläubiger«) her, wurde von den Portugiesen angenommen und ging so zu den übrigen Europäern über, sollte also richtiger mit einem »f« geschrieben werden. Sich selbst bezeichnen die K. als Bantu (»Leute«). Wir finden die eigentlichen K. im südöstlichen Afrika zwischen den sogen. Drachenbergen und dem Indischen Ozean etwa von 27—32° südl. Br.; westlich von denselben im Innern wohnen die Betschuanen, westlich von diesen die Herero oder Dama (23°—19° 30' südl. Br.), nordöstlich von ihnen die Ovampo. Al-

gemein nimmt man an, daß die K. in das Gebiet, welches sie jetzt innehaben, von N. eingewandert sind. Gegenwärtig kann man für die vielen Kaffernstämme fünf größere Abteilungen annehmen: die Amatonga, Amaswazi, Amazulu, Amaponda und Amakosa. Die Stämme der östlichen Gruppe werden nach ihren Repräsentanten gewöhnlich als Amazulu und Amakosa oder als eigentliche K. bezeichnet, jene der mittlern als Betschuanen und die westlichen als Herero oder Dama. Die Amaswazi stehen ihrer Geschichte nach im gleichen Rang mit den Zulu und Kosa, sind aber gegenwärtig viel geringer an Macht und Ansehen, und das Gleiche gilt von den Amaponda und andern Stämmen. Die Namen der Stämme werden gebildet durch die Vorsetzung der Silbe Ma (z. B. Ma-tebele) oder durch das Doppelpräfix Ama (Ama-Kosa, Ama-Zulu, »Leute des Kosa, des Zulu«). Die K., wie alle Bantustämme, haben eine dunkle, schwärzlich pigmentierte Haut und wolliges Haar, dessen Länge und Beschaffenheit sehr wechselt, aber niemals schlicht oder straff ist. Die ebenfalls sehr veränderliche Hautfarbe geht durch die verschiedensten Abstufungen vom tiefen Sepia bis zum Blauschwarz, wie man aus den von Fritsch (»Die Eingebornen Südafrikas«) mitgeteilten Farbenproben sehen kann. Fahle, matte und rötliche Pigmentierungen kommen häufig vor, sind aber als abnorm zu bezeichnen. Der Körper ist meist kräftig und schön entwickelt, der Schädelbau dolichokephal und hoch, die Gesichtsbildung bei reiner Rasse selten der europäischen gleichend. F. Müller ist der Ansicht, daß, da physischer Typus und Sprache vielfach an Hamitisches und Semitisches erinnern, in unvordenklicher Zeit eine Mischung der Urnegerrasse mit hamitischen Stämmen stattgefunden haben müsse. Der Charakter der K. gilt im allgemeinen für viel weniger empfehlenswert als der der stammverwandten Betschuanen, indem besonders die Männer träge, rachsüchtig, verräterisch und grausam gegen ihre Feinde sind. Gleichzeitig sind sie jedoch mit vielem Scharfsinn begabt, mutig, tapfer und ausdauernd. Eine wollene Decke oder ein Karoß oder Fellmantel, den sie über den Rücken hängen, ist meist die einzige Bekleidung der K. Auch die Frauen und Mädchen tragen eine braune, oben eingeschlagene Decke rings um den Leib, die Brüste verhüllen sie mit einem Gehänge weißer und schwarzer Perlen. Schultern und Arme sind frei und bloß. Sie haben für die Hütte und Nahrungsmittel zu sorgen und nehmen eine höchst untergeordnete Stellung ein. Vielweiberei ist sehr verbreitet; auch die Beschneidung ist bei den K. eingeführt. Alle K. leben meist von Milch und Hirse oder Durra und essen Fleisch nur, wenn sie Vieh erbeuten. Ihre bienenkorbartigen, kleinen Häuser, die mit Lehm überschmiert werden, bauen sie meist in einem Kreis, der dann Kral (Dorf) heißt. Der unter dem Kral ausgehöhlte Grund dient als Vorratskammer. Ihr Reichtum besteht in Rindern. Die Sprache der K., welche den südöstlichsten Zweig des Bantusprachstamms re- Einfluß der Amapakati oder hohen Räte stehen. Letztere, gewissermaßen die Vorstände der einzelnen Gemeinden (Krale), werden namentlich zur Beratung über Krieg und Frieden zusammenberufen. Bei den südlichen K. sind mannshohe, aus Ochsenhäuten gemachte Schilde, Keulen (Kirri) und leichte Wurfspieße (Assagaie) im Kampf gebräuchlich, nicht aber Bogen und Pfeile. Sie fechten deshalb zerstreut, während die Zulu sich kurzer Speere zum Stoß bedienen und in geschlossenen Heerhaufen angreifen. Diese haben denn auch durch ihre Kriegszucht ihre Herrschaft sehr weit, nordwärts bis zur Delagoabai und südwärts bis in das Gebiet der unkriegerischen Amaponda, ausgebreitet, aber auch das eroberte Land zu einer menschenleeren Wüste gemacht. Die K. glauben an ein höchstes Wesen und an einen bösen Geist, haben aber weder Götzen noch Priester; dagegen sind sie überaus abergläubisch und halten viel auf Zauberer, deren es drei Arten gibt, und deren übelwollender Einfluß oft zu Metzeleien und Greuelthaten aller Art treibt. Die einen sind die Umtakati, die Menschen und Vieh Böses anzuthun verstehen; die andern die Tsanusen oder Doktoren, die nur zur Heilung der Menschen zaubern; die dritten die Bula N'Gatu oder Regenmacher, die als scharfe Beobachter der Natur das Wetter mit ziemlicher Bestimmtheit voraussagen. Mohammedaner gibt es nur wenige in der Nähe des Kap Delgado; die Bekehrung der K. zum Christentum, an der seit einem halben Jahrhundert verschiedene (besonders englische) Missionsanstalten arbeiten, schreitet sehr langsam vor. Der Landbau wird bei den meisten Stämmen der K. von den Weibern betrieben, während der Mann sich allein um die Jagd und die Herde bekümmert. Man baut als Hauptfrucht Kafferkorn, dann Mais und Tabak, der in unglaublichen Mengen konsumiert wird. Die Viehzucht beschränkte sich bisher auf Rindvieh, jetzt besitzen die K. große Herden von Ziegen, Schafen und Pferden. Auffallend ist es aber, daß die K. weder das Meer noch ihre Flüsse befahren. Auch ihre technische Geschicklichkeit steht auf einer sehr niedrigen Stufe der Entwickelung. Die Amaswazi schnitzen in Holz und Elfenbein und verarbeiten, wie auch die Sulu (Zulu), die Eisenerze ihres Landes zu Waffen und Geräten; ausgezeichnet ist ihre auf arabische Einflüsse zurückzuführende Erzgießerei, wozu sie Messing und Kupfer zuerst von den Portugiesen in Goa, dann aus Natal erhielten, und die Amakosa flechten aus Gras vortreffliche wasserdichte Gefäße, Matten, Körbchen ꝛc. Das ganze heute von K. bewohnte Gebiet zerfällt in mehrere politisch getrennte Bestandteile: Britisch-Kaffraria (s. d.), Kaffraria (s. d.), Natal (s. d.), Zululand (s. d.), Swasiland, Transvaal (s. d.), Umzilas Reich, Sofala, Matebele u. a. bis zum Sambesi.

Die ersten Aufschlüsse über die K. gaben uns die Reisenden John Barrow (1796) und Lichtenstein (1805); Campbell (1819) und Smith (1835) bestätigten sie. Das Verhältnis der K. zu der Kapkolonie war bis in

mitlelung der Missionäre kam 1830 ein Friede zu stande, wobei der Fischfluß als Grenze des Kaplandes und der Kaiskamma als Grenze der K. bestimmt wurden; das Land dazwischen sollte neutral bleiben. Holländische Buren brachen aber 1834 den Frieden, und sämtliche Kaffernstämme vereinigten sich jetzt zu einem Angriff auf die Kapkolonie. Bathurst wurde zerstört, und schon drangen die K. gegen die Kapstadt vor, als ihnen Oberstleutnant Smith entgegentrat und sie zum Frieden nötigte (April 1832), infolge dessen das bezeichnete Gebiet als Königin Adelaide-Provinz zu englischem Gebiet gemacht wurde. Weiteres s. Britisch-Kaffraria. Während die Rolle der K. ausgespielt ist, soweit britisches Gebiet reicht, haben sie tiefer im Innern es neuerdings noch zur Bildung großer, wenn auch ephemerer Reiche gebracht, so namentlich die Matebele, eine Abteilung der Zulu, welche zwischen Limpopo und dem mittlern Sambesi hausen und sich durch Aufnahme fremder unterjochter Stämme verstärken. Vgl. Kay, Travels and researches in Kaffraria (New York 1834); Döhne, Das Kafferland und seine Bewohner (Berl. 1843); Livingstone, Missionsreisen und Forschungen in Südafrika (deutsch, Leipz. 1858); G. Fritsch, Drei Jahre in Südafrika (Bresl. 1868); Derselbe, Die Eingebornen Südafrikas (das. 1873).

Kafferochs, s. Büffel.

Kaffiso, s. v. w. Cafiso.

Kaffraria, zur brit. Kapkolonie gehöriges Gebiet zwischen Britisch-Kaffraria, den Distrikten Queenstown und Wodehouse, Basutoland, der Kolonie Natal und dem Indischen Ozean, umfaßt die Distrikte Transkai, Tembuland, Ostgriqualand und das Pondoland, zusammen 41,517 qkm (754 QM.) mit (1881) 261,097 Einw. Das Land wird im NW. von den Storm- und Drakenbergen begrenzt, von denen zahlreiche Flüsse (Kai, Umtata, Umzimwubu, Umzimkulu) dem Meer zuströmen, hat schöne Wälder und Weiden, auch Ackerbau wird getrieben. Pondoland steht noch unter einem Kaffernhäuptling, der aber von der Kolonialregierung kontrolliert wird; die übrigen Gebiete werden durch englische, von der Regierung der Kapkolonie ressortierende Kommissare verwaltet.

Kafiller, s. v. w. Abdecker (s. d.). Das der Gaunersprache entlehnte Wort K. scheint aus dem neuhebr. kefal, abdecken, abziehen, entstanden zu sein.

Kafiote, die Einwohner der westafrikan. Landschaft Loango (s. d.).

Kafir (arab., »Ungläubige«), Name der Nichtmohammedaner im moslemischen Asien und Afrika, woraus das bei den Türken gebräuchliche Wort »Giaur« entstand; im engern Sinn Bezeichnung für Juden, Christen oder solche Konfessionen, welche sich zu einer der vom Koran anerkannten drei heiligen Schriften, als: Thora, Psalmen und Evangelium, bekennen, während alle übrigen Medschusi (»Götzendiener, Feueranbeter«) heißen.

Kafirranga-Völker, s. Bantu.

Kafiristan (»Land der Ungläubigen«), im engern Sinn eine 12,950 qkm (235 QM.) große Landschaft nordöstlich von Kabul; im weitern Sinn Sammelname für die Gebirgsstaaten am Südabhang des Hindukusch, östlich von Kaschmir, sonst von Provinzen Afghanistans begrenzt, 51,687 qkm (939 QM.) groß mit ca. 500,000 Einw. K. ist durchgehends ein Alpenland von großer landschaftlicher Schönheit mit stellenweise vergletschertem Hintergrund. Sämtliche Flüsse sind Zuflüsse des **Kabul** (s. d.); der längste, ein gewaltiger Bergstrom, ist der bei Dschelalabad mündende Kunar. Das Klima ist von dem indischen völlig verschieden und im ganzen gemäßigt. Reis und stellenweise Zuckerrohr gedeihen in den untern, Indien zugekehrten Teilen, sonst sind die Abhänge bis zum Gipfel mit Bäumen, meist Nadelholz, bewachsen; im Thal stehen Platanen, Feigen-, Apfel- und Birnbäume; die Weinrebe findet ausgedehnten Anbau, Bienenzucht ist allgemein. Höher hinauf folgen Maulbeerbäume, Walnuß und Getreide; erst nahe dem Hauptkamm des Gebirges reifen Cerealien nicht mehr. Der Flora entspricht die Fauna. K. ist reich an Wild; das lohnendste Haustier ist das dickschwänzige Schaf. Die Bewohner waren Arier, ihre Nachkommen, Hindki genannt, sitzen unter dem Hauptkamm des Gebirges; sie haben den Islam nicht angenommen. Im 5. Jahrh. wandten sich hierher von Indien, als sie von dort und aus Kaschmir wieder verdrängt worden waren, die weißen Hunnen oder kleinen Juetschi (vgl. Ostindien, Geschichte), d. h. türkisch-tatarische Stämme; sie sitzen jetzt hauptsächlich in Tschitral und sind der schönste, kräftigste Menschenschlag unter diesen Bergbewohnern. Im untern Teil der Thäler sind die Bewohner Afghanen vom Stamm der Jusufzai, die sich hier im 8. Jahrh. n. Chr. ansiedelten. Kafir, d. h. Ungläubige, nennen die spätern Einwanderer, die alle Mohammedaner sind, die Reste der alten Bewohner; davon übertrug sich bei den Anwohnern der Name auf das ganze Gebiet. Staatlich zerfällt K. in so viele Ländchen, als es Thäler und Gebirgsstöcke gibt. Die wichtigsten sind von O. nach W.: Ghor, Dareil, Kaial, Tschilas, Dschalkot, Palas, sämtlich gegen Kaschmir; Swat, schon von Alexander d. Gr. durchzogen, jetzt Sitz des geistlichen Oberhaupts dieses Bergvolkes, des Akhund, Ghor, Dareil, Kaial; Tschitral, zur Zeit in die zwei Fürstentümer Tschitral oder Kaschkar und das nördliche, kleinere Mastudsch geteilt, und die Landschaft K. Alle diese völlig selbständigen Staaten leben in beständiger Fehde untereinander; vor einer Unterwerfung durch Afghanistan sichert sie trotz ihrer ungenügenden Bewaffnung mit Pfeil und Bogen und schlechten Flinten die Rauheit ihres Landes. Europäern ist K. noch immer unzugänglich. Vgl. Downes, Kafiristan (Lahor 1873).

Kaftan (türk., »Oberrock«), ehedem ein Kleidungsstück, welches, von dem Sultan verliehen, eine besondere Auszeichnung bekundete, ungefähr wie das Chalat, ebenfalls ein Oberkleid, noch heute in Persien und Mittelasien von Fürsten als Gunstbezeigung verwendet wird. Die heutigen Sultane verteilen statt des Kaftans Orden und Geldgeschenke. Nur bei den untern und mittlern Volksklassen der Türkei ist der K. als Oberkleid noch in Gebrauch, und in den weiter östlich gelegenen, dem Islam angehörigen Ländern führt dasselbe gegenwärtig den Namen Chalat und Dschubbe. Von Persien und Mittelasien ist der K. im 13. Jahrh. durch das untere Wolgagebiet nach Rußland, Polen und Ungarn gedrungen; in den zwei erstgenannten Ländern gehörte er lange Zeit zur Nationaltracht und wird noch heute von den orthodoxen Juden getragen. K.-Agasi (»Kaftanaufbewahrer«) ist der Titel der höchsten Diener in der Haushaltung der türkischen Landesgroßen.

Kagal (hebr.), s. Kahal.

Kagalnik, Flecken im russ. Gouvernement Jekaterinoslaw, an einer Bucht des Asowschen Meers, mit drei Jahrmärkten, von denen namentlich der Pokrovsche von Bedeutung ist, bedeutendem Fischfang und (1880) 4500 Einw.

Kagera (Alexandra-Nil), s. Ukerewe.

Kahāl (Kagal, hebr., »Versammlung«), bei den polnisch-russischen Juden, wie bei den deutschen K'hilla, eine Gemeinde, die, zu rein religiösen Zwecken verbunden, ein geordnetes Gemeindewesen, Kultusbeamte, Schule, Synagoge, Friedhof, Frauenbad und ähnliche Institutionen besitzt. Diesem K. wurde von der russischen Regierung ein gewisses Selbstverwaltungsrecht eingeräumt, und er hat derselben solidarisch für seine Verpflichtungen zu haften. Seine Machtbefugnis hat der K., wie nicht zu zweifeln, manchmal mißbraucht und im zelotischen Eifer hin und wieder die ihm gesetzten Grenzen überschritten. Die ihm von Braphmann (»Der K.«, Wilna 1870, und »Die hebräischen Lokal- und allgemeinen Vereine«, Petersb. 1872) untergeschobenen national-religiösen Tendenzen beruhen indessen auf Mangel an genauer Kenntnis der den Juden der slawischen Länder noch anhaftenden Eigentümlichkeiten. Vgl. Schwabacher, Drei Gespenster (Stuttg. 1883).

Kāhira, Stadt, s. Kairo.

Kahla, Stadt im sachsen-altenburg. Westkreis, an der Saale und an der Linie Großheringen-Saalfeld der Saalbahn, hat ein Amtsgericht, Wollspinnerei, Maschinen-, Pappe- und bedeutende Porzellanfabrikation und (1885) 3323 evang. Einwohner. In der Nähe der Berg Dohlenstein, welcher 1780 teilweise einstürzte, 1828 und 1880 merklich vorwärts rückte, und die Bergfeste Leuchtenburg, ehemals eine Strafanstalt, jetzt ein vielbesuchter Vergnügungsort.

Kahlberg, Dorf im preuß. Regierungsbezirk und Landkreis Danzig, auf der Frischen Nehrung, hat ein besuchtes Seebad, im Sommer täglich Dampfschiffsverbindung mit Elbing und (188.) 432 evang. Einwohner. Vgl. Fleischer, Das Ostseebad, mit besonderer Rücksicht auf K. (3. Aufl., Elbing 1873).

Kahle, Richard, Schauspieler, geb. 21. Juni 1842 zu Berlin, besuchte die Universität daselbst, wo er vorzugsweise ästhetische und philosophische Kollegien hörte, und wurde Vorleser bei dem Prinzen Friedrich von Preußen, welche Stellung er bis zum Tode desselben (1863) bekleidete. Von den Meistern der Bühne zog ihn vornehmlich Dessoir an, während er sich selbst auf dem Liebhabertheater Urania praktisch versuchte, bis er 1865 als Sprecher in der »Braut von Messina« zuerst in Pest öffentlich auftrat. Von Laube 1869 für das Leipziger Stadttheater engagiert, übte sich K. hier in den größten Aufgaben des Charakterfachs und spielte z. B. den Lear mit solchem Erfolg, daß er in Berlin nach seinem ersten Auftreten (1871) in dieser Rolle sofort engagiert wurde. Klein von Gestalt, weiß K. dieselbe durch sein ehernes Organ, hauptsächlich aber durch das klare Erfassen und die durchgeistigte Wiedergabe eines Charakters bald vergessen zu machen. Seine Vorzüge kommen am meisten in rhetorischen Rollen zur Geltung.

Kahlengebirge, der nordöstlichste, bis an die Donau reichende Ausläufer der Ostalpen in Niederösterreich, ein Teil des Wienerwaldes (s. d.). Die höchste Erhebung bildet der aussichtsreiche Hermannskogel, 542 m. Die äußersten Grenzpfeiler, zwischen Wien und Klosterneuburg an die Donau tretend, sind durch herrliche Waldszenerie und Aussichten berühmt; der eine heißt Josephs- oder Kahlenberg (mit der Kirche zum heil. Joseph und dem Örtchen Josephsdorf mit großem Hotel), 438 m hoch, der andre Leopoldsberg; letzterer steigt unmittelbar an der Donau 423 m hoch empor und trägt auf dem Grundgemäuer einer alten Burg eine Kirche, worin Johann Sobieski, Ludwig von Baden, Karl von Lothringen und andre Führer des verbündeten Heers vor der Türkenschlacht 3. Sept. 1683 den Sieg erflehten. Gegenwärtig führt von S. her eine Zahnradbahn auf die Höhe des Kahlengebirges, dessen südliche Abhänge von Weingärten bedeckt sind. Am Fuß desselben, 6 km oberhalb Wien, liegt an der Franz-Josephsbahn das Kahlenberger Dorf mit Kinderasyl und 548 Einw., wo um 1340 der durch seine lustigen Späße bekannte Pfarrer Wiegand von Theben, der sogen. Pfaffe vom Kahlenberg, Günstling Herzog Ottos des Erlauchten, lebte. Die Schwankdichtung vom »Pfaffen vom Kalenberg« ist von einem sonst unbekannten Verfasser, Namens Philipp Frankfurter, der gegen Ende des 14. Jahrh. in Wien lebte, und in mehreren alten Drucken des 15. und 16. Jahrh. vorhanden, auch in v. d. Hagens »Narrenbuch« (Halle 1811) abgedruckt. Das gleichnamige Gedicht von Anastasius Grün lehnt sich an die Volkssage an.

Kähler, Martin, protest. Theolog, geb. 6. Jan. 1835 zu Neuhausen bei Königsberg i. Pr., studierte hier Rechtswissenschaft und seit 1854 daselbst, in Heidelberg, Halle und Tübingen Theologie, habilitierte sich 1860 in der theologischen Fakultät zu Halle, wurde 1864 außerordentlicher Professor der Theologie in Bonn, 1867 zu Halle und daselbst 1879 ordentlicher Professor. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: »Das Gewissen. Ethische Untersuchung« (Halle 1878, Bd. 1); »Die Wissenschaft der christlichen Lehre« (Erlang. 1881, 2 Hefte); »Neutestamentliche Schriften in genauer Wiedergabe ihres Gedankenganges dargestellt« (Halle 1884 ff.).

Kahler Astenberg, der höchste Gipfel der Provinz Westfalen am Nordostende des Rothaargebirges, zwischen Lenne- und Ruhrquelle, neuerdings mit einem Aussichtsturm versehen, ist 830 m hoch.

Kahlköpfigkeit (Calvities) wurde von Celsus mit dem Namen der Alopecia (griech., »Fuchskrankheit«) belegt und hat diese Bezeichnung in der Wissenschaft beibehalten, obgleich man darunter nicht allein die K., sondern das reichliche Ausfallen der Haare bei unvollständigem Ersatz überhaupt begreift. Man unterscheidet Phalacrosis (Kahlheit des Vorderkopfes), Ophiasis (quer über den Scheitel verlaufender kahler Strich), Opistophalacrosis (Kahlheit des Hinterkopfes), Hemiphalacrosis (halbseitige K.), Anaphalantiasis (Verlust der Augenbrauen), Alopecia areata (rundliche kahle Platte, fälschlich als Area Celsi bezeichnet). Die Ursachen der K. sind entweder erbliche Anlage, oder allgemeine Ernährungsstörungen, oder örtliche Erkrankungen der behaarten Haut. Unter den allgemeinen Störungen steht obenan das Alter mit seiner K. (Alopecia senilis), dann schwere Krankheiten, besonders Typhus, Blattern, Wochenbettfieber, dann Gemütseindrücke, heftiger Schrecken, Angst, endlich die Abzehrung infolge von Ausschweifungen, Tuberkulose und Syphilis. Als örtliche Ursachen sind zu nennen der Kopfgrind (s. d.), Bartfinne (s. d.), schwere Fälle von Kopfrose, überreichliche Talgbildung und schließlich Ernährungsstörungen, welche man in Ermangelung eines verständlichen Grundleidens als »trophisch« (d. h. Ernährungsstörung im besondern) bezeichnet hat. Die K. ist nur dann heilbar, wenn sie auf zeitweise mangelhaftem Nachwuchs beruht, wie bei Typhuskranken und Wöchnerinnen, bei leichtern Formen der Flechtenkrankheit (Herpes tonsurans) und des Kopfgrindes, kurz, sofern die Haarwurzel selbst noch erhalten ist; sobald diese zerstört oder abgestorben ist, wie im höhern Alter, so ist keins der vielen Reklamemittel im stande, einen einzigen Sproß hervorzubringen. Sorgfältige Pflege

des Haars und der Haut beugen den örtlichen Ursachen in meist völlig ausreichender Art vor; eine kräftige allgemeine Ernährung nach schweren Krankheiten stellt auch ohne besondere Mittel den Haarwuchs langsam wieder her. Vgl. Pincus, Krankheiten des menschlichen Haars (2. Aufl., Berl. 1879).

Kahlschlag (Kahlschlagbetrieb), forstlicher Verjüngungsbetrieb, bei welchem die Begründung eines jungen Holzbestandes nach vorherigem kahlen Abtrieb des Vorbestandes durch Anbau (Saat, Pflanzung), welcher die Regel bildet, oder durch Naturbesamung von angrenzenden Beständen (Seitenansamung) erfolgt. Der K. mit Anbau ist bei Kiefern und Fichtenhochwaldungen die herrschende Verjüngungsart.

Kahlwild, das weibliche Elch-, Rot- und Damwild, weil es keine Geweihe trägt.

Kahm, auf Essiggut und Wein sich bildende dünne Haut, besteht aus Pilzen, welche die Oxydation des Alkohols veranlassen. Näheres s. Essig und Wein.

Kahmpilz, s. Mycoderma.

Kahn (»Pfund«), anamit. Gewichtseinheit, = 16 Lüong à 10 Tong = 624,80 g.

Kahn, kleines, spitz gebautes Binnenfahrzeug mit niedrigem Bord und flachem Boden, wird gewöhnlich mit Rudern, seltener durch Segel fortbewegt. Größere derartige Fahrzeuge von ähnlicher Bauart, 20—25 m lang, dienen auf unsern Strömen zum Warentransport, sie haben ein Verdeck und werden bei gutem Winde durch Segel, sonst mit Stangen, die man in den Grund stößt, fortbewegt. Am ausgebildetsten ist der Weserkahn, welcher auch als Lichter zwischen Bremen und Brake oder Bremerhaven benutzt wird.

Kahnbein, ein Knochen der Handwurzel und Fußwurzel bei den höhern Wirbeltieren (s. Fuß).

Kahnfüßer, s. Schnecken.

Kahnis, Karl Friedrich August, luther. Theolog, geb. 22. Dez. 1814 zu Greiz, studierte Philologie und Philosophie, dann Theologie in Halle, habilitierte sich 1842 zu Berlin und wurde 1844 außerordentlicher Professor in Breslau. 1848 schloß er sich den sogen. Altlutheranern an, ward darauf von der altlutherischen Gemeinde in Breslau zum zweiten Prediger gewählt, aber von der obersten Behörde nicht bestätigt. Seit 1850 ist er Professor der Theologie an der Universität Leipzig und Kapitular des Hochstifts Meißen. Seine Orthodoxie ist seit 1861 mannigfach bemängelt und angegriffen worden. Von seinen Schriften nennen wir außer drei Sammlungen »Predigten« (Leipz. 1866—77): »Die Lehre vom Heiligen Geist« (Halle 1847); »Die Lehre vom Abendmahl« (Leipz. 1851); »Die moderne Unionsdoktrin« (das. 1853); »Der innere Gang des deutschen Protestantismus seit Mitte des vorigen Jahrhunderts« (das. 1854; 3. Aufl. 1874, 2 Tle.; engl., Edinb. 1856); »Zeugnis von den Grundwahrheiten des Protestantismus gegen Hengstenberg« (Leipz. 1862); »Christentum und Luthertum« (das. 1871); »Die deutsche Reformation« (das. 1872); »Die lutherische Dogmatik« (das. 1861—68, 3 Bde.; 2. Aufl. 1874—75, 2 Bde.); »Der Gang der Kirche in Lebensbildern« (das. 1881).

Kahnlippe, Pflanze, s. Cymbidium.

Kahul (Kagul, Formosa), Städtchen im russ. Gouvernement Bessarabien, an einem Arm des Pruth,

Höhe, daß sie selbst beim höchsten Wasserstand nicht überschwemmt werden und zum Schutz des Ufers gegen den Andrang der Wellen sowie als Ein- und Ausladeplatz für die Schiffe dienen, mit Treppen, damit bei jedem Wasserstand auch die Boote anlegen können; eingemauerte Ringe oder an den Kais eingerammte Pfähle (Dulte, Dalben, Due d'Alben, s. d.) dienen zur Befestigung der Schiffe. K. heißt auch das ganze so ausgestattete Ufer, auch die längs des Ufers befindliche Straße; in Häfen auch der Ladeplatz für Schiffsgüter, wofür die Kajengebühr zu zahlen ist. Bollwerk (richtiger Bohlwerk) heißt die Kaje, wenn die Uferseite mit Planken verkleidet ist.

Kai (Kei, Großer Fluß), Fluß auf der Ostgrenze des Kaplandes, entsteht aus dem Schwarzen K., der vom Winterberg, dem Weißen K., der von den Stormbergen, und dem Indwe, der von den Drakenbergen kommt, und mündet nach 280 km langem, sehr gewundenem, sturzbachähnlichem Lauf, nördlich vom Kap Morgan, in den Indischen Ozean.

Kaien (holländ.), die Raaen aus der wagerechten in die senkrechte Lage bringen.

Kaieteur, Wasserfall des Rio Potaro, eines Nebenflusses des Essequibo in Britisch-Guayana, 251 m tief, 113 m breit, 1870 von C. B. Brown entdeckt.

Kailas, Gebirge, s. Gangri.

Kailâsa, Tempel, s. Ellora.

Kailcedraholz (Madeira-Mahagoni), das Holz des senegalensischen Mahagonibaums, Khaya senegalensis *Guill.* et *Perott.*, aus der Familie der Meliaceen, ist rotbraun, mit deutlichen Jahresringen und mit bloßem Auge wahrnehmbaren Markstrahlen und Poren. Es wird seit Anfang dieses Jahrhunderts nach Europa gebracht und wie echtes Mahagoniholz verwendet, besonders auch zu Kasten für Mikroskope ꝛc.

Kaim (Kayim, türk.), Wächter und Diener in den Moscheen.

Kaimakam (arab., »Stellvertreter«), in der Türkei Titel des Vorstehers eines Kreises (Kasa), in Ägypten Kaschif genannt. Über dem K. steht der Wali, über dem Kaschif der Mudir. Dann heißt K. auch jeder Stellvertreter eines hohen Beamten, z. B. K.-Sadraazam, Stellvertreter des Großwesirs. K. entspricht in der Armee dem Titel Oberstleutnant.

Kaiman, s. Alligatoren.

Kaimeh, das türk. Papiergeld.

Kaimeni, Inseln, s. Santorin.

Kain (hebr., »Erwerb«, 1. Mos. 4, 1), nach biblischem Bericht erstgeborner Sohn Adams, Erfinder des Ackerbaues, tötete seinen Bruder Abel, weil nur dessen Opfer Gott wohl gefiel, und mußte seitdem, durch ein Zeichen (Kainszeichen, 1. Mos. 4, 15) gegen Blutrache geschützt, unstet umherirren, bis er sich zuletzt im Land Nod niederließ, wo er ein hohes Alter erreichte, nach einigen sogar bis zur Zeit der Sündflut lebte. Seine Gattin wird in der Sage Save genannt. Nach ihm nannten sich die Kainiten, eine gnostische Schwärmersekte des 2. Jahrh. (auch bekannt unter dem Namen Kainianer, Kajaner, Kainäer, Kaianisten und Kaianiten), welche K. als einen höhern Äon betrachtete und seinen Brudermord wie auch Judas Ischariots Verrat billigte. Wie die That Kains, als des ersten Mörders, durch welchen der Tod in die Welt kam, ein Lieblingsgegenstand der

griffen, z. B. im »K.« von Chr. Weise (1704); bei den spätern, besonders seit Byrons Tragödie »Cain«, in eigentümlicher Weise reflektiert. Eine charakteristische Probe der letztern Auffassung ist Kastropps Epopöe »K.« (Stuttg. 1880).

Kainardschi, Dorf, s. Kütschük Kainardschi.

Kainit, Mineral aus der Ordnung der Sulfate, kristallisiert monoklinisch, findet sich meist derb in selbständigen, oft mächtigen Schichten als feinkörniges Aggregat, ist gelblich graugrün, durchscheinend, Härte 2,5, spez. Gew. 2,13, besteht aus Chlorkalium und schwefelsaurer Magnesia $KCl+MgSO_4+3H_2O$ und findet sich im Hangenden der Kalisalze der Carnallitregion des Staßfurter Salzlagers und bei Kalusz. K. wird in Leopoldshall in großen Mengen gewonnen (Produktion s. Kalisalze) und auf Kalisalze, Düngesalze ec. verarbeitet.

Kainozaisch, s. Känozoisch.

Kainsdorf (Cainsdorf), Dorf in der sächs. Kreis- und Amtshauptmannschaft Zwickau, an der Zwickauer Mulde und der Linie Zwickau-Schwarzenberg der Sächsischen Staatsbahn, hat das größte Eisenwerk Sachsens (**Königin Maria-Hütte** mit 1750 Arbeitern, 4 Hochöfen, 2 Gießereien, Schienen- und Feineisenwalzwerk, Bessemerstahlhütte, bedeutender Brückenbauwerkstatt, Maschinenbauanstalt ec.), schwunghafte Bierbrauerei und (1885) 3066 evang. Einwohner.

Kainzenbad, s. Partenkirchen.

Kaiparahafen, großer Einschnitt in die Westküste des nördlichsten Teils der Nordinsel von Neuseeland, in welchen die größten Schiffe einlaufen können. Der in sein Nordende einmündende Wairoa ist für große Schiffe 80 km aufwärts befahrbar.

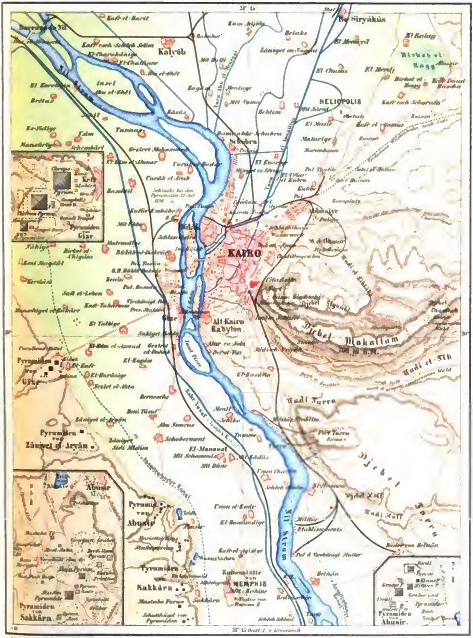
Kaiphas, eigentlich Joseph Kaiaphas, jüd. Hoherpriester während Jesu öffentlicher Wirksamkeit und Kreuzigung, hatte seine Würde 18 n. Chr. von Valerius Gratus, dem römischen Prokurator von Judäa, übertragen erhalten und fungierte während der ganzen Prokuratur des Pontius Pilatus, ward aber 36 von dem Prokonsul Vitellius abgesetzt. In der alten Kirche verwechselten ihn einige mit dem Geschichtschreiber Josephus und glaubten, er habe sich zum Christentum bekehrt.

Kaiping, Stadt in der chines. Provinz Petschili, 120 km nordöstlich von Tientsin, nahe dem linken Ufer des Taoho, der in den Golf von Petschili abfließt. Eine 13 km lange Eisenbahn führt von hier zu den reichen Kohlenlagern im Gebirge, welche von einer englischen Gesellschaft ausgebeutet werden.

Kairin, salzsaures Oxychinolinmethylhydrür oder Oxyhydromethylchinolin $C_9H_9.OHN.CH_3.HCl$, entsteht, wenn man Amidophenol mit Glycerin und Schwefelsäure erhitzt, das entstandene Oxychinolin durch Behandlung mit Zinn und Salzsäure in Oxyhydrochinolin und dies durch Jodmethyl in Oxyhydromethylchinolin überführt. Das salzsaure Salz dieser Base bildet farblose Kristalle, schmeckt salzigbitter, etwas zusammenziehend, ist leicht löslich in Wasser, färbt sich leicht violett und verliert bei 110° sein Kristallwasser. Es wurde von Fischer entdeckt und als Fiebermittel benutzt, bald aber durch das Antipyrin verdrängt. Der Name (kairos, der rechte Zeitpunkt) bezieht sich darauf, daß es entdeckt wurde, als man mehrfach nach einem Ersatz für Chinin suchte.

Kairo (Masr el Kâhira, die »Siegreiche«, hierzu der Plan »Kairo und Umgebung«), die Hauptstadt Ägyptens, liegt am rechten Ufer des Nils, 18 km oberhalb der Stromspaltung, am Fuß des Mokattamgebirges. Der Charakter der Stadt, ursprünglich ein rein arabischer, ist jetzt ein gemischter geworden, indem das europäische Element mehr und mehr an Boden gewinnt, ein Verhältnis, welches auch in der Architektur hervorzutreten beginnt. Auf der Esbekieh, dem Hauptplatz, halten sich das europäische und orientalische Element das Gleichgewicht; sie ist der Sammelplatz der Fremden, da die besten Häuser und Gasthöfe, mehrere Konsulate, die Theater ec. hier liegen. Die Mitte des achteckigen Platzes nimmt ein parkartig angelegter Garten ein; von ihm aus geht nach SO. die Muski genannte Hauptstraße, in welcher die europäischen Kaufläden, Buchhandlungen und Apotheken liegen und unter dem schützenden Dach ausgespannter Zelttücher und Brettdächer den ganzen Tag über eine große Menschenmenge hin und her wogt. Zu beiden Seiten liegen die arabischen Quartiere, ein wahres Labyrinth kreuz- und querlaufender, winkeliger Gäßchen und Gänge. Einige Straßen werden nur von Handwerkern bewohnt und zwar gewöhnlich von Mitgliedern einer Zunft, so daß die Waffenschmiede, die Schuhmacher, die Kesselschmiede, die Sattler ec. beisammen sind. Charakteristisch für K. sind die Bazare, unter welchen der Chan el Chalili, der Hassanên-Moschee gegenüber, hervorragt. Er besteht aus mehreren gedeckten Straßen und Höfen, in welchen die verschiedensten orientalischen Waren in offenen Buden zum Verkauf ausliegen oder in Magazinen aufgestapelt sind. Neben ihm liegt der Bazar der Gold- und Silberschmiede; Seiden- und Wollenstoffe werden im Bazar El Ghurîye, Posamentierwaren im Bazar Akkadim, Früchte und Zucker im Bazar Sukkarîye, Waffen im Suz es Selah feilgehalten. Neben den Bazaren erscheinen die Kaffeehäuser, zugleich Barbierstuben, und die öffentlichen Brunnen (Sebil), oft Meisterwerke arabischer Architektur, für die Physiognomie der Stadt bestimmend. An Märkten fehlt es nicht; einer der bedeutendsten ist der Karameidan (Plusa Mehemed Ali) im S., wo Pferde, Esel und Kamele feilgeboten werden und oft Beduinen in ihren Zelten lagern. Von den öffentlichen Gebäuden ist zunächst die Citadelle zu nennen, welche im SO. der Stadt auf einem Vorsprung des Mokattam bereits 1166 von Jussuf Saladin erbaut wurde, dessen mit antiken Säulen geschmückter Palast hier bis 1823 stand, wo er durch eine Pulverexplosion zerstört wurde. Was man heute sieht, ist das Werk Mehemed Alis, welcher auch die Befestigungen neu herstellen und mehrere Forts auf den überragenden Höhen des Mokattam erbauen ließ. Als größte Merkwürdigkeit der Citadelle wird der 90 m tief in den Felsen gesprengte Josephsbrunnen, vielleicht ein Pharaonisches Werk, gezeigt; neben ihm liegt die mit schlanken Minarets gekrönte Alabastermoschee Mehemed Alis, von deren Terrasse aus man die berühmte Aussicht auf K. hat, welches wie eine Insel mitten in der Wüste daliegt. K. besitzt nicht weniger als 400 Moscheen (Dschâmas), die alle mehr oder weniger nach dem Plan der heiligen Moschee in Mekka angelegt sind, und deren Besuch auch den Christen freisteht, wenn sie sich der mohammedanischen Sitte unterwerfen, beim Eintritt die Fußbekleidung abzulegen. Die Sultan Hassan-Moschee (1356—59 erbaut) ist eins der bedeutendsten Werke arabischer Baukunst, mächtig in den Verhältnissen, edel in allen Linien, reich und doch maßvoll verziert, gegenwärtig aber in völligem Verfall. Wahrhaft majestätisch ist das an der Ostseite befindliche Portal, welches aus einer 20 m hohen, im kleeblattförmigen Bogenschnitt endenden Nische besteht. Die Tulûn-Moschee ist die älteste, sie wurde 879 durch Ahmed ibn Tulûn nach dem Vorbild der Kaaba in Mekka erbaut, ist jetzt aber

UMGEBUNG von KAIRO



Maßstab der Karte 1:200 000 — Kilometer　　Maßstab d. Kartons 1:50 000 — Meter

Fruchtbares Land　　Wüste

Meyers Konv.-Lexikon, 4. Aufl.　　Bibliogr. Institut in Leipzig　　*Zum Artikel » Kairo «.*

äußerst baufällig. Die Moschee des Sultans Kalaûn (1287 erbaut) wird auch Muristân (Hospital) genannt, weil sie mit einem van demselben Sultan erbauten großen Hospital zusammenhängt. Doch ist ein großer Teil des Baues verfallen. Die Maschee Hassanên, zu Ehren von Hassan und Hussen, den beiden Söhnen Alis, des Schwiegersohns des Propheten, benannt, gehärt zu den heiligsten Kairas. Am berühmtesten ist die Moschee El Azhar (»die Blühende«), gleichzeitig mit der neuen Hauptstadt unter dem Kalifen Muiz (um 970 n. Chr.) gegründet und von spätern Herrschern vergrößert. Sie enthält eine der ersten Hochschulen des Morgenlandes (mit wertvoller Bibliothek von ca. 25,000 Bänden), die von Tausenden von Schülern aus allen mohammedanischen Ländern besucht wird. Lehrgegenstände sind: Grammatik, Arithmetik, Logik und insbesondere Religions- und Gesetzeswissenschaften; der Unterricht wird unentgeltlich von 200 Professoren erteilt. Besondere Stiftungen bestehen für unbemittelte Studenten, deren es an 8000 gibt, und ein Teil des Gebäudes ist zur Aufnahme van 300 Blinden eingerichtet. Unter den übrigen Moscheen nennen wir noch El Môjed (1412–21 vam gleichnamigen Sultan erbaut), eine der schönsten der Stadt, und die in malerischen Ruinen liegende Hâkim-Maschee (erbaut 1003 vam Gründer der Drusensekte, Sultan Hâkim). Sehenswert sind die außerhalb der Stadt gelegenen kleinen Grabmoscheen auf den Friedhöfen, die als Muster arabischer Architektur gelten können. Die Gräber der tscherkessischen Mameluckensultane (irrigerweise Kalifengräber genannt) liegen im O. der Stadt. Die erste dieser Grabmoscheen, El Aschraf, wird gegenwärtig als Pulvermagazin benutzt; ihr zunächst steht die des Sultans Barkuk, des Gründers der zweiten Mameluckendynastie (1382), ein stattlicher Bau mit zwei schönen Minarets und zwei Kuppeln; weiter südlich die Maschee Kait Bei, das Grabmal des 19. Tscherkessensultans Abel Nusr Kait Bei (1496), ein wahres Kleinod, in dem der Geist der arabischen Kunst zum vollen Ausdruck gelangt. Ein zweiter Friedhof liegt im S. der Stadt und enthält die malerischen Ruinen der sogen. Mameluckengräber, kleiner Moscheen, die den eben erwähnten in architektonischer Beziehung kaum nachstanden. Noch weiter südlich liegt die Grabmoschee der Familie Mehemed Alis, ein im türkischen Stil gehaltener Bau.

Von den alten Mauern, welche Saladin zum Ersatz für die frühern Erdwälle um die Stadt ziehen ließ, ist nur ein kleiner Teil an der Nordseite erhalten, wo auch noch zwei schöne Stadtthore, Bab el Futûch und Bab en Nasr, vorhanden sind. Von den übrigen Thoren ist noch das Bab Zulieh bei der Moschee El Môjed mitten in der Stadt vorhanden, während es zu Saladins Zeiten das südlichste Thor war. Hier wurde 1518 der letzte Mameluckensultan geköpft. Die Paläste Kairos sind Werke der jüngsten Zeit und meist unter europäischem Einfluß entstanden. Das vizekönigliche Palais liegt in der Citadelle; das schönste Schloß ist das von Gesireh (erbaut 1863—68), Bulak gegenüber, umgeben von einst prächtigen, jetzt aber verwahrlosten Gärten. Am südlichen Ende von Bulak steht der Palast von Kasr en Nil, und neben demselben befindet sich die neuerbaute, auf steinernen Pfeilern ruhende eiserne Gitterbrücke, welche über den Nil nach der Insel Gesireh führt. Inmitten der Stadt endlich liegt der Palast Abdin, welchen der Chedive gewöhnlich bewohnt. Nur durch einen schmalen Arm des Nils vom Land getrennt, liegt westlich von K. die Insel Roda, an deren Südspitze der berühmte Nilmesser (Mikyâs) steht. Es ist eine achteckige, mit einer Skala versehene Säule inmitten eines viereckigen Brunnens, errichtet 761 vom Kalifen Sulejmân. Die Skala ist in Ellen zu 54 cm, jede Elle in sechs Teile zu 9 cm geteilt; der tiefste Wasserstand, den der Nil für eine günstige Überschwemmung erreichen muß, beträgt 18 Ellen; übersteigt er 22 Ellen, so wird die Überschwemmung verderblich. — K. besitzt zwei Vorstädte: Bulak und Altkairo. Bulak (s. d.) ist der lebhafte Hafen der Stadt am Nil, berühmt durch sein Museum, eine der reichsten und merkwürdigsten Sammlungen ägyptischer Altertümer. Da die bisherigen Räume für die Schätze nicht ausreichen, so wird auf Gesireh, gegenüber Bulak, ein neues Museum gebaut. Altkairo (Fostât oder Masr el Atika) liegt im S. der Stadt, von dieser durch die 2000 m lange steinerne Wasserleitung getrennt, welche 1518 erbaut wurde und die Citadelle mit Nilwasser versieht. Es steht auf der Stelle des ägyptischen Babylon, jener Stadt, welche von Ramses II. (1400 v. Chr.) assyrischen Gefangenen zum Wahnsitz angewiesen wurde. Sehenswert sind die Überreste des römischen Kastells, die koptische Kirche Abû Serge, welche der heiligen Familie bei der Flucht nach Ägypten als Zufluchtsstätte gedient haben soll, und die bereits 643 n. Chr. erbaute Amru-Moschee, an der Stelle gelegen, wo der Eroberer Amru sein Zelt bei der Belagerung Altkairos aufgeschlagen haben soll, und die, einer alten Sage nach, mit dem Bestand des Islam verknüpft ist.

K. zählt (1882) 374,838 Einw., darunter 21,650 Fremde (besonders im Winter), die hier zur Kur weilen, denn K. ist ein klimatischer Kurort ersten Ranges für Brustkranke. Es ist Residenz des Chedive, Sitz der Ministerien, obersten Behörden sowie aller für den Wirkungskreis der Zentralgewalt nötigen Ämter und untersteht einem eignen Generalgouverneur. Konsulate (zugleich als Postämter für das Ausland) vertreten die fremden Mächte. Den Bedürfnissen seiner gemischten Bevölkerung entsprechend, besitzt K. mahammedanische und europäische Schulen, darunter solche französischer, amerikanischer und englischer Missionäre und französischer Frauenorden. Unter dem Chedive Ismail Pascha wurden eine Rechtsakademie, ein ägyptologisches Institut, eine nach europäischer Weise eingerichtete Bibliothek (1870), Schulen für Medizin, Pharmazie, Rechts- und Ingenieurwissenschaft sowie neuerdings (1875) eine Geographische Gesellschaft gegründet. Haspitäler für Mohammedaner und Christen, Armenversorgungsanstalten, Gotteshäuser für alle Konfessionen, Bankinstitute, europäische Vereine und Klubs, ein Opernhaus, verschiedene Theater, meist unter französischer Leitung, sind ausreichend für die Bedürfnisse der Eingebornen wie der Fremden. Eisenbahnverbindung findet statt mit Alexandria, Suez und nilaufwärts mit Siut.

K. ist hervorgegangen aus Altkairo oder Fostât, welches 640 n. Chr. von Amru, dem Eroberer Ägyptens, gegründet wurde, der rings um sein bei der Belagerung von Babylon (s. oben) benutztes Zelt den neuen Ort entstehen ließ, zu welchem das benachbarte Memphis das beste Baumaterial lieferte. 969 gründete Gauhar el Kaid, der Feldherr des Fatimiden Moez Eddin, nördlich von Fastât eine neue Stadt, in welcher der Kalif später sein Lager aufschlug. Sie wurde Masr el Kahira (»siegreiche Hauptstadt«) genannt, weil, wie Moez Eddin schrieb, »der Augenblick der Gründung zusammenfiel mit dem Aufgang des Mars, des Bezwingers der Welt«. 1176 baute der große Saladin die Citadelle, vergrößerte K. und umgab es mit teilweise nach erhaltenen Mauern. Seine

Nachfolger ließen sich die weitere Verschönerung angelegen sein, wovon die Moscheen noch Zeugnis ablegen. Der Verfall beginnt mit der Eroberung durch die Türken 1518; er war am größten unter den Mamelucken Ende des 18. Jahrh. Nachdem K. 1798—1801 unter französischer, dann unter englischer Botmäßigkeit gestanden, flößte ihm der Schöpfer des heutigen Ägypten, Mehemed Ali, neues Leben ein und legte den Keim zu seiner heutigen Größe. K. offenbart sich durch sein reges Treiben als eine Weltstadt; sie ist durch ihre Lage, als Schlüssel der Nilländer, einer der begünstigtsten Plätze des ganzen Orients. Jene Blüte, welche sie unter den Kalifen als zweite Hauptstadt der mohammedanischen Welt berühmt machte, ist zwar längst verwelkt, sie ist auch nicht mehr Stapelplatz des indoeuropäischen Verkehrs; dafür ist sie aber der große Markt der aufgeschlossenen Nilländer, der politische und zivilisatorische Brennpunkt von ganz Nordostafrika, der Berührungs- und Austauschpunkt für dieses und Europa geworden. Vgl. Ebeling, Bilder aus K. (Stuttg. 1878, 2 Bde.).

Kairos, in der griech. Mythologie der Gott der günstigen Gelegenheit oder des rechten Augenblicks, scheint besonders in den Ringschulen verehrt worden zu sein. Eine berühmte Erzstatue von Lysippos zu Sikyon (später in Konstantinopel) stellt ihn dar als flüchtig dahineilenden Jüngling, mit den Flügeln des Hermes an den Füßen, das lange Haupthaar nach vorn fallend, hinten kurz geschoren, in den Händen Wage und Schermesser haltend. Vgl. Curtius in der »Archäologischen Zeitung« 1875, S. 1—8.

Kairuan (Keruan, Kirwan), Stadt in Tunis, 38 km westlich von Susa, mit dem es durch eine Pferdeeisenbahn verbunden ist, inmitten einer großen, zum Teil von Salzsümpfen (dem alten Lacus Tritonis) bedeckten Ebene, besteht aus der eigentlichen Stadt, welche von einer 10 m hohen, aus Ziegeln erbauten und in Abständen von 20 m durch Rundtürme gekrönten Mauer umgeben wird, durch die fünf Thore führen, und sieben Vorstädten und hat ca. 20,000 Einw., welche Teppiche, Sattlerwaren, gelbe Lederpantoffeln und kupferne Geräte anfertigen. K., das 670 von Okbaben Nafi gegründet wurde, steht in der ganzen mosleminischen Welt im Ruf der Heiligkeit; die Stadt zu betreten, war Europäern bis 1881 nicht gestattet. Unter den 20 Moscheen ist die große, schon bei der Gründung der Stadt errichtete, in ihrer jetzigen Form 827 hergestellte Moschee hochberühmt. Aus den Bruchstücken zerstörter römischer Bauten errichtet, bedeckt das große Gebäude mit seinen Außenmauern und Höfen einen weiten Raum; die Wölbungen ruhen auf 420 prachtvollen römischen Säulen.

Kaisarieh, Stadt im türk. Wilajet Angora in Kleinasien, südlich vom Kisil Irmak, am Nordfuß des 3860 m hohen Erdschias Dagh (Argäos), früher der bedeutendste, handel- und industriereichste Ort des kleinasiatischen Binnenlandes, jetzt verfallen und sehr schmutzig. Die Zahl der Einwohner beträgt etwa 40,000 (zur Hälfte Türken, ein Viertel Armenier). — K. hieß im Altertum Mazaka, später Eusebeia und war Hauptstadt Kappadokiens. Seit Tiberius hieß es Cäsarea, dessen Ruinen südlich von K. liegen. Die von Justinian erbaute Burg war später Residenz der Seldschukkensultane.

Kaiser (lat. Caesar), seit C. Julius Cäsar Octavianus Titel des Beherrschers des römischen Reichs, entstanden aus dem römischen Familiennamen »Cäsar«, welcher zu einer Bezeichnung der höchsten Würde des Inhabers der Staatsgewalt wurde. Daneben waren die Titel Augustus und Imperator gebräuchlich. Seit Hadrian führte auch der Thronfolger den Titel Cäsar; auch kam es vor, daß dem eigentlichen Imperator Cäsaren als Mitregenten zur Seite traten. Die römische Kaisergewalt war eine unumschränkte Herrschergewalt, ohne an und für sich erblich zu sein; vielmehr wurde sie formell durch einen Senatsbeschluß (Lex regia) dem jeweiligen K. übertragen. Seit der Teilung des Reichs durch Theodosius d. Gr. (395 n. Chr.) wurde zwischen ost- und weströmischem Reich unterschieden, indem von dessen beiden Söhnen Arcadius K. des Ostens und Honorius K. des Westens wurde. Nach dem Sturz des weströmischen Reichs durch germanische Völkerschaften unter Odoaker (476) betrachteten sich die oströmischen K. als die alleinigen Träger der römischen Weltmonarchie, deren Gedanke unter dem K. Justinian (527—565) noch einmal der Verwirklichung nahegeführt ward. In der Folgezeit wurde die weströmische Kaiserwürde auf die fränkischen Könige übertragen, indem die römischen Bischöfe, welche bei den oströmischen Kaisern den nötigen Schutz nicht mehr zu finden hofften, den Frankenkönigen die Schutzherrschaft (Patriziat) über Rom und über die römische Kirche übertrugen. Papst Leo III. krönte schließlich 25. Dez. 800 Karl d. Gr. in aller Form zum römischen K. Gleichwohl war dies Kaisertum von durchaus germanischem Charakter. Das »heilige römische Reich deutscher Nation« nahm die Idee der römischen Universalmonarchie in dem Sinn wieder auf, daß der K. das weltliche Oberhaupt der gesamten Christenheit sein und als solches die höchste Schutzgewalt über die römische Kirche ausüben sollte. Unter K. Otto I. aus dem sächsischen Haus wurde die Kaiserwürde dauernd mit derjenigen des deutschen Königs verbunden (962). Dies abendländische Kaisertum stand unter K. Heinrich III. aus dem salischen (fränkischen) Haus auf dem Höhepunkt der Macht, als mit Deutschland die Königreiche Burgund und Italien vereinigt waren und der römische Papst sich der kaiserlichen Macht unterzuordnen hatte. Aber schon unter dem Nachfolger jenes Kaisers, welcher im Papst Gregor VII. den gefährlichsten Gegner und den gewaltigsten Vorkämpfer der päpstlichen Prärogative fand, trat der Umschwung zum Nachteil der K. ein. Anstatt den Schwer- und Stützpunkt ihrer Machtfülle in Deutschland zu suchen, opferten sie auf ihren Römerzügen und in den Kämpfen mit dem Papsttum ihre besten Kräfte, während daheim Macht und Ansehen derselben mehr und mehr sanken. Um so mehr erstarkte die Macht der deutschen Fürsten und Territorialherren, welche sich schließlich zu einer wirklichen Landeshoheit umgestaltete. Seit Maximilian I. (1508) führten die deutschen Könige den Kaisertitel auch ohne Krönung durch den Papst. Karl V. war der letzte K., welcher (1530) vom Papst, aber nicht in Rom, sondern in Bologna, gekrönt worden ist. Seitdem das Kaisertum unter den Hohenstaufen dem Papsttum unterlegen, war das entscheidende Moment für das Ansehen der K. lediglich ihre Hausmacht. Daß das Reich ein Wahlreich sei, war in der Goldenen Bulle Karls IV. (1356) ausdrücklich anerkannt, wenn auch thatsächlich in den letzten Jahrhunderten des Reichs die Kaiserkrone mit der österreichischen Monarchie verbunden blieb. Die Wahl erfolgte durch die Kurfürsten, und zwar sollte der Kurfürst und Erzbischof von Mainz innerhalb eines Monats nach dem Ableben des bisherigen Kaisers die Wahl nach Frankfurt a. M. ausschreiben. Noch vor der Krönung hatte der K. die Wahlkapitulation zu beschwören, d. h. ein Staatsgrundgesetz, welches die Bedingungen der Wahl und

die Beschränkungen der kaiserlichen Regierungsgewalt enthielt und zwischen dem K. und den Kurfürsten vereinbart wurde. Die Krönung erfolgte in der letzten Zeit regelmäßig in Frankfurt a. M. Seit Ferdinand I. fand nur eine einmalige Krönung statt, während der K. früher in Aachen zum deutschen König, in Pavia, Mailand oder Monza zum König von Italien und in Rom zum K. gekrönt worden war. Seit Maximilian I. war die offizielle Titulatur: »Von Gottes Gnaden erwählter römischer K., zu allen Zeiten Mehrer des Reichs, König in Germanien«. In den spätern Zeiten wurde in dem »römischen König« (Rex Romanorum) bei Lebzeiten des Kaisers dessen Nachfolger erwählt, welcher zugleich in Verhinderungsfällen als Reichsverweser fungierte. Das kaiserliche Wappen war ein zweiköpfiger schwarzer Adler mit dem Hauswappen des Kaisers auf der Brust; die Reichsfarben waren Schwarz und Gelb (Gold).

Nach der Gründung des Rheinbundes legte K. Franz II. 6. Aug. 1806 die deutsche Kaiserkrone nieder, nachdem er schon 1804 für seine österreichischen Erblande den Kaisertitel als Franz I. angenommen hatte, dem Beispiel Napoleons folgend, der sich damals den Titel eines Kaisers der Franzosen beilegte. Nach der Gründung des Deutschen Bundes ist 1848 und 1849 ein Anlauf zur Wiederherstellung der deutschen Kaiserwürde genommen worden. Aber König Friedrich Wilhelm IV. lehnte die Annahme der Kaiserwürde ab, welche ihm die Frankfurter Nationalversammlung anbot. Die Siege von 1866 und 1870 führten zu der Wiederherstellung des Deutschen Reichs und der Würde eines deutschen Kaisers. Die Proklamierung des letztern erfolgte 18. Jan. 1871 zu Versailles. Dem K. steht das Präsidium des Bundes zu, welcher die Bezeichnung »Deutsches Reich« führt. Dieses Reich, ein Gesamtreich oder Bundesstaat, setzt sich aus den verbündeten deutschen Einzelstaaten zusammen. Der K. ist also nicht der Monarch des Reichs, sondern die verbündeten Regierungen sind die eigentlichen Träger der Regierungsgewalt. Die Kaiserwürde ist jedoch erblich mit der Krone Preußen verbunden, und der König von Preußen nimmt unter den verbündeten Fürsten, ausgestattet mit wichtigen Vorrechten, die erste Stelle ein. Ihm steht die Vollzugsgewalt im Reich zu, welche er »im Namen des Reichs« und »im Namen der verbündeten Regierungen« ausübt. Der K. ist der oberste Kriegsherr. Seine Regierungsrechte sind durch die Reichsverfassung und durch die Reichsgesetzgebung bestimmt (s. Deutschland, S. 836 ff.; das kaiserl. Wappen, das. S. 846).

Nach dem Sturz des oströmischen Kaiserreichs ward der Kaisertitel auch vom Sultan angenommen (1453); aber erst im Frieden von Passarowitz (1718) erkannte der deutsche K. den gleichen Rang desselben an. Der russische Zar führt seit 1721 den Titel »K. und Selbstherrscher aller Reußen«. Napoleon III. nahm als Wiederhersteller des französischen Kaiserreichs (Second empire) den Kaisertitel an. Seit 1876 führt die Königin von England als Nebentitel das Prädikat Kaiserin von Indien« (Empress of India). Außerdem kommt der Kaisertitel noch in Birma, Brasilien, China, Fez und Marokko, Japan und Siam

Kaiser, 1) Frederik, Astronom, geb. 8. Juni 1808 zu Amsterdam, wurde 1826 Observator an der Leidener Sternwarte, erregte 1835 durch seine Berechnungen und Beobachtungen des Halleyschen Kometen Aufmerksamkeit, wurde 1837 Lektor, 1840 Professor der Astronomie in Leiden, erhielt 1860 die Direktion der neuen Sternwarte daselbst und starb 28. Juni 1872. K. bestimmte auch die Rotationsdauer und die Größe des Mars und entwarf den Plan zu einer astronomisch-geodätischen Aufnahme der holländischen Kolonien; sein Hauptaugenmerk lenkte er auf die Verfeinerung der Beobachtungskunst und die Elimination aller Fehlerquellen. Die meisten seiner wissenschaftlichen Arbeiten sind in den von ihm begründeten »Annalen der Leidener Sternwarte« publiziert; außerdem schrieb er: »Desterrenhemel verklaard« (4. Aufl., Deventer 1883; deutsch, Berl. 1850); »Verklaring van het hemelplein, stereographisch ontworpen en geteekend« (Amsterd. 1845); »Geschiedenis der ontdekkingen van planeten« (das. 1851); auch gab er 1851—1860 das »Populair sterrekundig jaarboek« heraus.

2) Johann Wilhelm, Kupferstecher, geb. 5. Jan. 1813 zu Amsterdam, studierte an der königlichen Kunstakademie daselbst unter A. B. Taurel. Sein erstes Hauptwerk war der Stich nach dem Gemälde von N. Pieneman: der Tod des Admirals de Ruyter. 1848 erschien ein Stich nach B. van der Helsts Schützenmahlzeit. Ein Stich nach Rembrandts Nachtwache trug ihm auf der Pariser Ausstellung von 1865 den Orden der Ehrenlegion ein. Außerdem stach er noch: Bürgermeister Six, nach Rembrandt; die Staalmeesters, nach Rembrandt; die Haushälterin, nach G. Dou; sodann verschiedene Porträte und kleinere Blätter. K. versteht den Stichel und die Nadel in weicher, malerischer Weise zu handhaben, ohne die Sorgfalt in der Ausführung zu vernachlässigen. 1859 wurde er Direktor der Kupferstecherschule an der königlichen Akademie zu Amsterdam und 1874 Direktor des Reichsmuseums.

3) Friedrich, dramat. Volksdichter, geb. 3. April 1814 zu Biberach, kam mit seiner Familie frühzeitig nach Wien, wo er die philosophischen Studien zurücklegte und sich dann der Laufbahn eines kaiserlichen Beamten widmete. Als Bühnendichter brachte er zuerst 1834 ein Lustspiel: »Hans Hasenkopf«, mit Beifall zur Aufführung, und bald folgte nun Posse auf Posse. Unter denselben hatten »Dienstbotenwirtschaft« und »Wer wird Amtmann?« den außerordentlichsten Erfolg. Andre sehr beliebte Stücke waren: »Der Gefangene«, »Sie ist verheiratet«, »Mönch und Soldat«, »Stadt und Land«, »Krämer und Kommis«, »Frau Wirtin«, »Die Schule der Armen«, »Verrechnet« ꝛc. K. steht auf der Wiener Volksbühne zwischen Raimund und Nestroy, entfernt von dem Zauberapparat des einen wie von der Satire und Ironie des andern, und hat in der Geschichte des Wiener Lebens noch dadurch seinen Platz, daß er 1840 die erste litterarisch-artistische Gesellschaft (die ältere »Concordia«) gründete. Er übernahm es auch 13. März 1848 in Wien, die Konstitutionsbewilligung öffentlich zu verkündigen, zu welchem Zweck er, von

tenbilder Horace Vernets so gefesselt, daß er sich diesem Zweig der Malerei zu widmen beschloß. Von da ging er nach München und 1848 nach Karlsruhe, wo er beim Zeichnen militärischer Aktionen von den Freischaren gefangen wurde und beinahe als Spion erschossen worden wäre. 1850 zog er nach Berlin und malte in Öl und Aquarell zunächst mehrere Szenen aus den soeben verflossenen Kriegsjahren, aber auch Szenen aus andern Kriegen, die, lebendig aufgefaßt, nur in der Farbe zu bunt sind. Solche sind die Vertreibung der Türken aus Korfu durch Feldmarschall v. d. Schulenburg 1716, preußische Husaren ziehen über das Schlachtfeld von Belle-Alliance, das erste Garderegiment in der Schlacht vor Paris (1862), Konradin in der Schlacht bei Tagliacozzo (1863), Lager der Preußen vor Schanze IV bei Düppel (1864, Aquarell), Verwundung des Prinzen Friedrich Karl bei Wiesenthal. 1879 stellte er ein figurenreiches Bild, Kaiser Wilhelm inspiziert eine Geschützposition vor Paris, 1886 eine Kavallerieattacke preußischer Kürassiere bei Rezonville aus. Die meisten seiner Bilder erheben sich nicht über den Wert von flüchtigen Illustrationen.

Kaiser-Augst, s. Augst und Rheinfelden.

Kaiserbaum, s. Paulownia.

Kaiserblau, s. v. w. Schmalte.

Kaiserchronik, deutsche Dichtung des 12. Jahrh., welche die Geschichte der römischen und deutschen Kaiser von Cäsar bis auf den Hohenstaufen Konrad III. in wunderlicher Vermischung mit Sagen und Legenden, erzählt; wahrscheinlich um 1150 verfaßt. Der Verfasser, ein Regensburger Geistlicher, folgte meist lateinischen Quellen, hat aber auch einzelne ältere deutsche Gedichte, wie namentlich die schöne Legende von Crescentia, das »Annolied« u. a., benutzt und ganz oder teilweise aufgenommen. Das Gedicht ist in zahlreichen Handschriften vorhanden und wurde herausgegeben von Maßmann (»Der keiser und der kunige buoch«, Quedlinb. 1849—54, 3 Bde.) und nach der Vorauer Handschrift von Diemer (Wien 1849). Es erfuhr im 13. Jahrh. Umarbeitungen und Fortsetzung bis auf Friedrich II. Vgl. Welzhofer, Untersuchungen über die deutsche K. (Münch. 1874); Debo, über die Einheit der K. (Graz 1877).

Kaiserfeld, Moritz Blagatinscheg, Edler von, österreich. Staatsmann, geb. 11. Jan. 1811 zu Pettau in Steiermark, studierte zu Graz die Rechte und trat erst in den patrimonialen Justizdienst, überkam jedoch bald durch Heirat die Gutsherrschaft Birkenstein zu Birkfeld. 1848 ward er Mitglied des provisorischen steirischen Landtags und 1849 der deutschen Nationalversammlung in Frankfurt a. M., wo er sich aber an den Debatten nicht beteiligte. Er trat darauf ins Privatleben zurück und war nun journalistisch in liberalem Sinn thätig. 1861 vom steirischen Landtag in den Reichstag geschickt, organisierte er die sogen. autonomistische Fraktion; 1865 erregte er großes Aufsehen, als er sich über die ungarische Frage in dualistischem Sinn aussprach, eröffnete während der Periode der Verfassungssistierung durch Belcredi als Berichterstatter im steirischen Landtag den Adressensturm der sämtlichen deutschen Landtage gegen die Sistierungspatente, ward 1867 Obmann des Ausschusses für die Ausgleichung mit Ungarn und Berichterstatter über die Abänderung des Grundgesetzes, 30. Dez. 1867 Präsident des Abgeordnetenhauses und Vizepräsident der ersten Delegation, 1869 abermals Präsident des Abgeordnetenhauses. Er war das Haupt der deutschliberalen Partei und bekämpfte das Ministerium Hohenwart mit Entschlossenheit und Erfolg. 1872 wurde er nach Ablehnung eines Ministerpostens als lebenslängliches Mitglied in das Herrenhaus berufen, wo er indes nicht mehr die hervorragende Rolle spielte wie im Abgeordnetenhaus, und bekleidete von 1870—84 das Amt eines Landeshauptmanns der Steiermark. Er starb 14. Febr. 1885 in Birkfeld.

Kaiser Franz Joseph-Fjord, ein langer, schmaler, gegen W. laufender Meerbusen an der Ostküste Grönlands, unter 73½° nördl. Br., von der zweiten deutschen Polarexpedition im August 1870 entdeckt. Im N. liegt der ungeheure Waltershausengletscher, westlich Teufelsschloß und Payerspitze (2300 m), landeinwärts die Petermannspitze (4270 m). Über die Situation bemerkt Payer: »Ein ungeheurer, mit zahllosen schimmernden Eisbergen bedeckter Fjord lag gegen W. zu unsern Füßen, mit seinen Verzweigungen hohe, begletscherte Felsmassen von bedeutender Größe umschließend, von scharfen Wänden umgürtet und an seiner Ausmündung von unzähligen kleinen Inseln bedeckt. Gegen S. trat das einsame Felskap Parry weit in die See.«

Kaisergebirge, nördliche Vorlage der Kitzbühler Alpen, östlich von Kufstein, zwischen dem Inn und dem Achenthal, aus Hauptdolomit mit darüberlagerndem Wettersteinkalk bestehend, mit zwei Bergketten, dem südlichen Vorder- oder Hohen Kaiser (höchster Punkt Haltspitze, 2375 m) und dem nördlichen Hinter- oder Zahmen Kaiser. Beide sind durch ein Querjoch verbunden, an dem das Kaiserthal hinanzieht. Noch weiter gegen N. liegt bereits auf bayrischem Boden der Kampenwald vor. Vgl. Trautwein, Das K. in Tirol (Münch. 1885).

Kaisergroschen, früher in Österreich die Dreikreuzerstücke (¹/₂₀ Gulden) des 20-Guldenfußes.

Kaisergrün, s. Schweinfurter Grün.

Kaisergulden, früher in Österreich die Gulden des 20-Guldenfußes, = 2,10 Mk.

Kaiserin Augusta-Fluß, bedeutender Strom an der deutschen Nordküste von Neuguinea, wurde von Finsch entdeckt und vom Landeshauptmann v. Schleinitz 360 km aufwärts befahren. S. Neuguinea.

Kaiserin Augusta-Verein, eine zur Unterstützung hilfsbedürftiger Töchter von Offizieren, Militärbeamten oder Trägern des Roten Kreuzes, welche im Kriege gefallen oder infolge dessen gestorben sind, ins Leben gerufene Stiftung. Dieselbe wurde nach dem Feldzug von 1870/71 gegründet und hat bis jetzt jährlich im Durchschnitt etwa 50 Töchter teils unterstützt, teils ganz in Pflege und Erziehung genommen.

Kaiserjäger, in Österreich das Tiroler Jägerregiment, dessen Chef der Kaiser ist; s. Jäger.

Kaiserkanal, 1) K. von Aragonien (El Canal Imperial de Aragon), span. Schiffahrtskanal, dem Lauf des Ebro auf seinem rechten Ufer von Tudela bis unterhalb Saragossa folgend, wurde unter Kaiser Karl V. begonnen, ist 119 km lang, 23,5 m breit und 3,35 m tief. — 2) (Jün-ho) s. China, S. 3.

Kaiserkrone, Pflanzengattung, s. Fritillaria.

Kaiserliche Städte, s. v. w. Reichsstädte.

Kaisermünzen nennt man vorzugsweise die unter den römischen Kaisern (Augusti) geprägten Münzen. Man läßt sie mit Julius Cäsar beginnen, dem ersten Römer, der sein Bild auf die Münzen setzte. Seinem Beispiel folgten die Triumvirn Antonius, Oktavian und Lepidus; Brutus, der Cäsar-Mörder, als Prokonsul von Makedonien, Sextus Pompejus und des Antonius Bruder und Sohn. Die eigentliche Reihe der K. beginnt erst mit Augustus. Ihr Gepräge enthält meist den Kopf des Kaisers oder eines Prinzen

(Caesar, später nobilissimus Caesar) oder einer kaiserlichen Frau (Augusta, später und selten nobilissima femina) und verschiedene oft figurenreiche Darstellungen auf der Rückseite. Die häufigsten Münzsorten sind der Aureus, der Denar und die vom Senat geprägten Kupfermünzen von verschiedener Größe. Seltener sind große Medaillons in Gold und Silber und Silberquinare sowie Bronzemedaillons, die man irrig Kupferquinare genannt hat. Alle Wertbestimmungen der Kupfermünzen sind zweifelhaft. Die Silbermünze, zuerst rein ausgeprägt, verschlechtert sich allmählich und ist seit Gallienus fast reines Kupfer. Diokletian stellte den reinen Silberdenar wieder her. An die Münzen der römischen, mit Romulus Augustus endenden Kaiser schließen sich die der byzantinischen Kaiser an. Der Kunstwert der K. ist oft sehr bedeutend, namentlich der aus der ersten Zeit und der Bronzemedaillons Hadrians und der Antonine. Seit Konstantin d. Gr. sind Köpfe und Figuren flach, roh und geistlos. Historisch sind die K. sehr wichtig, besonders durch ihre Angaben der Konsulate und Tribunate der Kaiser (letztere unsern Jahreszahlen entsprechend), die aber seit Gallienus ungenau sind und allmählich ganz aufhören. Auch viele schöne und interessante Darstellungen von Gebäuden, Aufzügen, militärischen Exerzitien, Trachten ꝛc. verdanken wir den K. S. Tafel »Münzen des Altertums«, Fig. 15 und 16. Vgl. Eckhel, Doctrina numorum veterum, Bd. 6—8 (Wien 1796—98), und die neuern beschreibenden Werke von Cohen und Sabatier.

Kaiseroda, Dorf im weimar. Kreis Eisenach, unfern Salzungen, hat ein 1875 in der Tiefe von 146 m erbohrtes Steinsalzlager u. (1885) 96 evang. Einwohner.

Kaiser Oktavianus, Titel eines deutschen Volksbuches des 16. Jahrh., das nach französischer, aus dem Lateinischen geflossener Quelle die Geschichte einer ungerecht verstoßenen Königin und ihrer Söhne enthält (erster Druck, Straßb. 1535; auch in Simrocks »Volksbüchern«). Die Sage ist besonders durch Tiecks dramatische Bearbeitung (Jena 1804) allgemeiner bekannt geworden. Den altfranzösischen Roman gab Vollmöller heraus (Heidelb. 1883).

Kaiseröl, s. Erdöl, S. 767.

Kaiserrecht (Jus Caesareum), ein Ausdruck der mittelalterlichen Rechtssprache, im allgemeinen das Recht der Kaiser, und zwar sowohl das römische Recht im Corpus juris als auch die deutschen Reichsgesetze, im besondern der »Schwabenspiegel«, welcher deutsches Reichsrecht mit römischen Rechtssätzen zu verarbeiten suchte. Zum Unterschied vom Schwabenspiegel nannte man Kleines K. eine Rechtssammlung, welche als ein Weltrecht für die ganze Christenheit von einem unbekannten Verfasser im mittlern Deutschland abgefaßt wurde und vor dem Jahr 1320 entstand (neueste und beste Ausgabe von Endemann, Kassel 1846). Vgl. v. Gosen, Das Privatrecht nach dem Kleinen K. (Heidelb. 1866).

Kaiserrot, s. Englischrot.

Kaisersagen, Volkssagen, die auf verschiedene Kaiser Bezug nehmen, z. B. auf Karl d. Gr., Heinrich den Finkler, Otto d. Gr., Friedrich Rotbart, Friedrich II., und an verschiedene Örtlichkeiten geknüpft sind, z. B. den Desenberg bei Warburg, die Burg Herstalla an

auszukämpfen, worauf eine bessere Zeit folgen soll (vgl. Bergentrückung). In dieser Fassung sind sie mythischen Ursprungs: die Sage vom Gewitter- und Erntegott Wodan (Odin), der im Winter tot oder verzaubert einschläft, ist auf die Kaiser der Reihe nach übertragen. Die Raben, die nach der bekanntesten dieser Sagen »um den Berg fliegen«, sind Wodans Vögel. Ein andrer Zug, der mit jenen alten K. häufig verwebt erscheint, wonach derjenige Kaiser die Herrschaft der Welt gewinne, welchem es glücke, an einem bestimmten dürren Baum seinen Schild aufzuhängen, stammt aus dem 14. Jahrh. und ist orientalischen Ursprungs. Vgl. Häußner, Unsre Kaisersage (Berl. 1884).

Kaisersberg (Kaysersberg), Kantonsstadt im deutschen Bezirk Oberelsaß, Kreis Rappoltsweiler, an der Weiß, Knotenpunkt der Linien Kolmar-K. und K.-Schnierlach der Kaisersberger Thalbahn, hat ein Amtsgericht, eine Oberförsterei, Baumwollspinnerei und -Weberei, Holzstofffabrikation, bedeutende Säge- und Getreidemühlen, Gerberei, Weinbau, eine Schloßruine und (1885) 2744 meist kath. Einwohner. — K. wurde von Friedrich II. gegründet und erhielt von König Adolf Stadtrecht. Im Bauernkrieg (1525) wurde es von den Bauern eingenommen und im Dreißigjährigen Krieg das dortige Schloß zerstört. Nach K. ist der berühmte Kanzelredner Geiler von K. (s. d.) benannt.

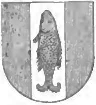
Kaiserschnitt (Sectio caesarea, Hysterotomia), chirurgisch-geburtshilfliche Operation, bei welcher die Bauchdecken und die Gebärmutter einer Schwangern kunstgerecht aufgeschnitten werden, um das in letzterer befindliche Kind durch die Wundöffnung zur Welt zu fördern. Der K. an lebenden Müttern kann unbedingt und bedingt angezeigt sein: unbedingt nur bei so engem Becken, daß ein reifer Fötus selbst tot und verkleinert gar nicht oder doch nicht, ohne die Mutter in die größte Lebensgefahr zu versetzen, durch dasselbe hindurchgezogen werden kann, wohin die höchsten Grade der Beckenverengerung, besonders durch Rhachitis, Osteomalacie, Exostosen und andre vom Beckenknochen ausgehende größere Geschwülste, diejenigen, wo der kleinste Durchmesser nur 6 cm und darunter beträgt, gehören; bedingt bei Becken, welche weniger als 8—6,5 cm im kleinsten Durchmesser halten, so daß ein reifer Fötus gewöhnlicher Größe durch den natürlichen Geburtsweg nur nach vorhergegangener Zerkleinerung zur Welt befördert werden kann. In solchen Fällen darf der K. nur unternommen werden, wenn der Geburtshelfer sicher weiß, daß die Frucht lebt, gut organisiert und lebensfähig ist, und wenn die Schwangere sowie deren Ehemann zu der Operation ihre Zustimmung geben. An verstorbenen Schwangern und Gebärenden ist der K., sobald die 28. Schwangerschaftswoche zurückgelegt ist, zur Lebensrettung der Frucht sogar gesetzlich geboten. Wird der K. an Lebenden durch absolute Beckenenge indiziert, so erscheint es am geratensten, denselben bei noch guten Kräften der Gebärenden zu Ende der sogen. Eröffnungsperiode auszuführen. Der K. an verstorbenen Schwangern und Gebärenden muß so schnell wie möglich ausgeführt werden. Zuvor aber werden Belebungsversuche gemacht, und erst wenn diese nichts fruchten, schreitet

muß im allgemeinen ungünstig genannt werden, obwohl durch die Fortschritte der modernen Chirurgie die Gefahr der Bauchfellentzündung erheblich gemindert ist; ja, es ist hin und wieder der K. an einer und derselben Frau mehrmals mit gutem Erfolg ausgeführt worden. In neuester Zeit wird der K. sehr häufig nach einem Verfahren von Porro mit gleichzeitiger Entfernung der ganzen Gebärmutter ausgeführt; von den ca. 160 bisher bekannten Fällen endeten 55,7 Proz. tödlich. Die **Prognose für das Kind** gestaltet sich, wenn der K. an lebenden Müttern gemacht wird, weit günstiger; mindestens zwei Drittel der Kinder werden lebend zur Welt befördert. Schon im Talmud wird der K. erwähnt, er wurde aber im Altertum nur an toten Müttern vorgenommen, was schon durch die Lex regia de mortuo inferendo von Numa Pompilius geboten war; erst seit dem 16. Jahrh. findet man Nachrichten vom K. an Lebendigen. Die Zurückführung des Ausdrucks K. auf Julius Cäsar (»der Herausgeschnittene«), welcher auf diese Art zur Welt gebracht worden sein soll, ist unverbürgt. Vgl. P. Müller, Der moderne K. (Berl. 1882).

Kaiserschwamm, s. Agaricus V.

Kaiserschwarz, s. Färberei, S. 42.

Kaiserslautern (Lautern), Bezirksstadt in der bayr. Rheinpfalz, an der Lauter und den Linien Neunkirchen-Worms der Pfälzischen Ludwigsbahn und K.-Enkenbach sowie K.-Lauterecken der Pfälzischen Nordbahnen, 236 m ü. M., hat 2 evangelische und 2 kath. Kirchen (darunter die Stiftskirche mit dem Unionsdenkmal), eine Methodistenkirche, eine schöne, neue Synagoge, ein reichdotiertes Hospital, ein Landeszuchthaus, eine große Fruchthalle und (1885) 31,452 Einw., darunter 18,702 Evangelische, 11,530 Katholiken, 371 Altkatholiken, 755 Juden u. 94 Methodisten. K., 1840 noch eine unbedeutende Stadt mit 8250 Einw., hat sich zu einer wichtigen Fabrikstadt herausgebildet; es besitzt 3 große Nähmaschinenfabriken, eine Kammgarnspinnerei mit 66,000 Spindeln, 3 Baumwoll- und Buntwebereien, eine Wollwaren-, eine Kattun-, eine Ultramarin-, eine Steingut-, eine Maschinen- und eine Düngerfabrik, 2 Eisen- und ein Stahlwerk, 3 Holzwaren- und Möbelfabriken, Tabak- und Zigarren-, Leder-, Schuh- und Schäftefabrikation, bedeutende Bierbrauereien und Ziegeleien, große Holzhandlungen mit Dampfsägewerken, eine Reparaturwerkstätte der Pfälzischen Eisenbahnen und in der Nähe die große Baumwollspinnerei und -Weberei Lampertsmühle. K. hat eine Studienanstalt, eine Industrieschule, eine Kreisrealschule, eine landwirtschaftliche Schule, eine Baugewerkschule mit Gewerbemuseum, ein Schullehrerseminar mit Präparandenanstalt und ist Sitz eines Landgerichts (für die 9 Amtsgerichte zu K., Kirchheimbolanden, Kusel, Lauterecken, Obermoschel, Otterberg, Rockenhausen, Winnweiler und Wolfstein), einer Handelskammer, eines Hauptzollamtes, einer Reichsbanknebenstelle und einer Filiale der Bayrischen Notenbank. — Der Ort ist als Straßenkreuzungspunkt in der Senke durch



Wappen von Kaiserslautern.

jedoch 1357 die Reichsunmittelbarkeit und ward dem Kurfürsten von der Pfalz unterthan. Die Reformation fand hier frühzeitig Eingang. 1621 ward K. von den Spaniern, 1631 von den Schweden und 1635 von den Kaiserlichen erobert. Am 24. Juni 1713 nahmen es im spanischen Erbfolgekrieg die Franzosen unter Dillon, wobei das Schloß Barbarossas (an der Stelle des jetzigen Zuchthauses) völlig zerstört wurde. In der Schlacht 29. und 30. Nov. 1793 wurden die Franzosen unter Hoche von den Preußen unter dem Herzog von Braunschweig zurückgeschlagen; ebenso siegten diese unter Möllendorf 23. Mai und unter Hohenlohe-Ingelfingen 20. Sept. 1794. Im J. 1849 war K. der Mittelpunkt des pfälzischen Aufstandes und 1870 zu Anfang des Kriegs gegen Frankreich der Hauptstützpunkt der zweiten deutschen Armee unter dem Prinzen Friedrich Karl. Vgl. Jost, Geschichte der Stadt K. (Kaisersl. 1886).

Kaisersreuth, Stadt, s. Gmünd 1).

Kaiserstuhl, der Thronsessel des deutschen Kaisers Heinrich III., welchen dieser in der Pfalz zu Goslar



Der Kaiserstuhl in Goslar.

benutzte. Im J. 1811 mit den Kunstschätzen des abgebrochenen Doms zu Goslar versteigert, kam derselbe später in den Besitz des Prinzen Karl von Preußen, nach dessen Tod (1883) er im Saal des Kaiserhauses zu Goslar aufgestellt wurde. Rücken- und Seitenlehnen sind aus Bronzeguß, der Sitz von Sandstein (s. Abbildung). Am 21. März 1871 diente er Kaiser Wilhelm als Thronsessel bei der Eröffnung des ersten deutschen Reichstags.

deckt die üppigste Vegetation. Der K. hat 8—15 km Durchmesser, 37 km im Umfang und ist stark bevölkert. Auf dem höchsten Punkte, dem 558 m hohen Totenkopf oder eigentlichen K., soll Rudolf von Habsburg Gericht gehalten haben. Von dem 493 m hohen Katharinaberg bei Endingen hat man eine schöne Aussicht.

Kaiserswerth, Stadt im preuß. Regierungsbezirk und Landkreis Düsseldorf, am Rhein, hat eine evangelische und kath. Pfarrkirche, eine berühmte evang. Diakonissenanstalt (1836 vom Pfarrer Fliedner gegründet) mit Filialen selbst in Asien und Amerika (vgl. Diakonissinnen) und verbunden mit einem Lehrerinnenseminar, Mädchenwaisenhaus, einer Irrenheilanstalt und einem Asyl für entlassene weibliche Sträflinge; ferner ein katholisches geistliches Emeritenhaus (ehemaliges Kapuzinerkloster), ein kathol. Marienhospital, Seidenweberei, Tabaksfabrikation, Schiffahrt und (1885) 2388 meist kath. Einwohner. — Pippin von Herstal schenkte das Gebiet, auf dem die Stadt liegt, um 710 dem Bischof Suitbert, der hier ein Benediktinerkloster errichtete. Neben dem Stift entwickelte sich später die Stadt. 1062 ward der zwölfjährige König Heinrich IV. durch die Mannen des Erzbischofs Anno von Köln in K. geraubt. Bei der Belagerung 1214 durch den Grafen Adolf V. von Berg ward der eine Rheinarm durch einen Damm abgeschnitten, so daß K. seitdem nicht mehr auf einer Insel liegt. K. war Reichsstadt, wurde 1293 von König Adolf dem Erzbischof von Köln übertragen, was Albrecht I. 1298 bestätigte. 1306 ward es an Jülich verpfändet, 1368 an Kurpfalz und 1399 an Kleve. Durch Kauf kam es 1424 an Kurköln. Kleve, das bald darauf Ansprüche auf K. erhob, verzichtete; aber zwischen Kurköln und Pfalz entspann sich ein Prozeß, der erst 1768 vom Reichskammergericht zu gunsten der Pfalz entschieden wurde. K., sonst Festung, wurde 1689 belagert u. 1702 von den Österreichern und Preußen unter dem Prinzen von Nassau-Saarbrücken genommen und zerstört.

Kaiserthaler, die ehemaligen Konventions-Speziesthaler, = 4,20 Mk.

Kaiser Wilhelm-Inseln, s. Grahamsland.

Kaiser Wilhelms-Land, s. Neuguinea.

Kaiser Wilhelms-Spende, allgemeine deutsche Stiftung für Altersrenten- und Kapitalversicherung. Dieselbe verdankt ihre Entstehung einer Sammlung, welche aus Veranlassung der glücklichen Errettung des Kaisers Wilhelm aus drohender Lebensgefahr infolge der beiden Attentate vom 11. Mai und vom 2. Juni 1878 im Deutschen Reich veranstaltet ward und welche die Summe von 1,740,000 Mk. in 75,576 Gemeinden von 11,523,972 Beisteuernden ergab. Nach einer Bestimmung des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, welchem die Summe mit der Bitte übergeben wurde, sie der Verwendung zu einem allgemeinen wohlthätigen Zweck zuzuführen, bildet diese K. die Grundlage einer Altersrenten- und Kapitalversicherung für die gering bemittelten Klassen, insbesondere für die arbeitende Klasse, indem sie als Garantiekapital zur Bestreitung der Verwaltungskosten dient. Nebenbei hat die Anstalt auch den Zweck, genossenschaftliche Alterversorgungsanstalten für einzelne Berufskreise durch Beschaffung der notwendigen statistischen und Rechnungsgrundlagen sowie durch Beirat bei Einrichtung der Verwaltung 2c. zu unterstützen. Protektor der K. ist der Kronprinz des Deutschen Reichs. Die K. erfreut sich einer von Jahr zu Jahr wachsenden Beteiligung. Sie zählte 1880: 337 Mitglieder mit 41,855 Mk. und 1885: 8363 Mitglieder mit 841,375 Mk. Jahreseinlage. Vgl. Stämmler, Die K. (Berl. 1880).

Kaiser Wilhelm-Stiftung, deutsche Invalidenstiftung, welche den im Kampf gegen Frankreich oder infolge desselben durch Verwundung oder Krankheit ganz oder teilweise erwerbsunfähig gewordenen Kriegern der deutschen Land- und Seemacht, aber auch den Angehörigen der in diesem Kampf gefallenen oder infolge desselben gestorbenen oder ganz oder teilweise erwerbsunfähig gewordenen Krieger nach Bedürfnis und Kräften Hilfe und Unterstützung zu gewähren bestimmt ist. Das Statut vom 1. Juni 1871 ist abgedruckt im preußischen Ministerialblatt der innern Verwaltung (S. 190).

Kaiserwurzel, s. Imperatoria.

Kaiserzahl, s. v. w. Römerzinszahl, s. Indiktionenzirkel.

Kaiwurm, die Larve des Apfelblütenstechers (s. Blütenstecher).

Käjak, grönländ. Mannsboot mit nur einer Öffnung im Deck, die der darin Sitzende mit seinem Oberleib gerade ausfüllt (»Grönländer«).

Kajeputbaum, s. Melaleuca.

Kajeputöl (Kajaputöl, Wittnebensches Öl), ätherisches Öl, aus Blättern, Zweigen und Ästen von Melaleuca Leucadendron und M. minor durch Destillation mit Wasser gewonnen, ist dünnflüssig, hellgrün, riecht durchdringend kampferartig und schmeckt brennend kardamom- und rosmarinartig, hintennach kühlend, spez. Gew. 0,91—0,94, reagiert neutral, löst sich schwer in Wasser, leicht in Alkohol, siedet bei 310—316°. Das käufliche Öl ist oft verfälscht (auch mit Kupfer grün gefärbt) und muß für den innerlichen Gebrauch rektifiziert werden. Man benutzt es gegen Magenkrampf, Kolik, Asthma, Schlund- und Blasenlähmung, Zahnschmerz, Ohrenleiden, auch zur Vertreibung der Motten, überhaupt als Schutzmittel gegen Insektenfraß.

Kajik (türk.), die schlank gebauten Fähren des Bosporus, mittels deren der Verkehr zwischen beiden Ufern unterhalten wird.

Kajoeholz, s. Pterocarpus.

Kajolieren (franz. cajoler, spr. -schōl-, im Volksmund verderbt zu kascheliren), liebkosen, schmeicheln.

Kajütte (niederdeutsch), auf Segelschiffen der Wohnraum des Kapitäns im Hinterschiff. Passagierdampfer haben meist zwei Kajütten, den häuslichen Zimmern entsprechende Wohnräume, welche nach der Schiffsgattung in Lage, Ausdehnung und Ausstattung außerordentlich verschieden sind. Dampfer mit Personenbeförderung haben außer K. für Kapitän, Steuermann und Maschinisten auch Kajütten für Passagiere erster und zweiter Klasse, d. h. Salons für den Tagesaufenthalt und die gemeinschaftlichen Mahlzeiten, mit daranschließenden Schlafstätten, welche als Deckbauten, auf Oberdeck, am Heck (erste Klasse) und mittschiffs (zweite Klasse) ausgeführt sind und ihr Licht durch Seitenfenster erhalten. Auf ozeanischen Passagierdampfern sind die Kajütten, der Zahl der Reisenden entsprechend, von großen Abmessungen, so daß sie nicht selten das ganze Hauptdeck sowie einen Teil des darunterliegenden Decks einnehmen und häufig, besonders in neuester Zeit, auch noch umfangreiche Deckbauten zu Kajütten eingerichtet sind. Die erste K. der Hochseedampfer vertritt an Bord die Stelle des Hotelspeisesalons ersten Ranges, ist dem entsprechend reich möbliert und mit allem Komfort ausgestattet, wie die anstoßenden Kabinette gleichfalls, welche die Kojen und Betten nebst Wascheinrichtung aufnehmen. Diese empfangen ihr Tageslicht durch Seitenfenster (side lights) in den Schiffsborden, deren runde Form zur Bezeichnung Ochsenaugen führte.

Die die Tropen passierenden Dampfer sind wegen des gesteigerten Lüftungsbedürfnisses mit größern (und eckigen) Seitenfenstern ausgestattet. Die von beiden Schiffsseiten meist durch die Kabinette abgesperrten Salons empfangen ihr Tageslicht durch Oberlicht (skylights) von zweierlei Art: 1) durch in das Oberdeck eingelassene Glasstücke und 2) durch einen am Deckausschnitt sich erhebenden glasüberdachten Aufbau, welcher bei schönem Wetter thürartig geöffnet und zugleich mit Sitzbänken auf Oberdeck ausgestattet ist. Meist ist die zweite K. unter der ersten eingebaut. In neuesten Dampfern liegen beide Kajütten jedoch häufig auf demselben (Haupt-) Deck. Sämtliche transatlantische Passagierdampfer, darunter die Auswandererschiffe, besitzen auch Damenkajütten, d. h. entsprechend ausgestattete Räumlichkeiten, welche ausschließlich für den Aufenthalt von Damen bestimmt sind, während die männlichen Kajüttenreisenden sich in Rauchzimmer zurückziehen können. Auch die Wohnräume der Schiffsbeamten sind als Kajütten zu betrachten, zu denen auch deren Speiseräume zu rechnen sind, welche auf Kriegsschiffen »Messe« genannt werden. Kajüttenreisende heißen die Personen, welche Kajüttenplätze belegt haben, im Gegensatz zu den Zwischendeckpassagieren, welche gegen billiges Passagegeld in tiefer gelegenen großen Räumen, die nur mit Bettstellen (Kojen) ausgestattet sind, befördert werden. Mit dem Kajüttenbillet erwirbt der Reisende zugleich das Recht, gewisse Partien des Oberdecks, bez. des Promenadendecks, beschreiten zu dürfen, deren Grenzen nach obenhin streng zu beachten sind. Das Quarterdeck, etwa das hintere Schiffsdrittel, darf nur von Passagieren erster K. betreten werden, während mittschiffs Reisende der zweiten K. sich ergehen können. Die »Zwischendecker«, Reisende dritter Klasse, sind nur auf das Vorschiff angewiesen.

Kakādu, s. Papageien.

Kakamut, s. Acacia.

Kakaobaum (Theobrōma *L.*), Gattung aus der Familie der Sterkuliaceen, Bäume mit abwechselnden, großen, ungeteilten, oblongen Blättern, seiten-, achsel- oder endständigen Blütenbüscheln oder einzelnen Blüten und großer, lederartig holziger, eiförmiger oder eilänglicher, gerippter oder kantiger, fünf-, zuletzt einfächeriger, nicht aufspringender Frucht mit in einem Mus nistenden, etwas zusammengedrückten, eilänglichen Samen. Sechs im tropischen Amerika heimische Arten. Kakao- oder Schokoladenbaum (T. Cacao *L.*, s. Tafel »Genußmittelpflanzen«), ein 12 m hoher Baum mit ausgebreiteter Krone, gestielten, eilänglichen, zugespitzten, 20—30 cm langen Blättern, fast das ganze Jahr hindurch aus dem Stamm und den Ästen, selbst aus der bloßgelegten Wurzel hervorbrechenden, sehr kleinen, roten Blüten und länglicher, spitzer, 10—20 cm langer, 5—7 cm breiter, gelber oder rötlicher, nach dem Trocknen brauner Frucht mit zehn Längsrippen, weichem, süßlichem, etwas schleimigem, farblosem

Die in Mexiko früher sehr starke Kultur ist jetzt bedeutend verringert, am stärksten noch bei Tabasco und in der Provinz Oajaca bei Colima. Im nördlichen Mexiko und in den Thälern von Louisiana und Georgia finden sich nur selten einzelne Bäume. Guatemala liefert die besten Bohnen, besonders Soconusco, dann die Gegenden von Honduras und Mosquito und die Provinzen Costarica und Nicaragua. Wiederholt blühte die Kakaokultur auf Haïti, Jamaica und Martinique; allein Orkane zerstörten die Plantagen, und jetzt liefern diese Inseln nur sehr wenig Kakaobohnen. Ste.-Croix, Santa Lucia, Granada und Trinidad geben reiche Erträge, ebenso Kolumbien, besonders die Provinz Magdalena und die Gegend von Popayan, dann Ecuador, namentlich um Quito und Guayaquil. Wenige, aber vorzügliche Kakaobohnen liefern Porto Cabello und die Gegenden am Busen von Maracaibo in Venezuela; große Mengen guter Kakaobohnen aber der Nordabhang der Küstenkette bei Caracas und der ganze Küstenstrich von Cumana bis zur Mündung des Tocuyo. Weiter nach S. liefert der K. zwar mehr, aber schlechtere Früchte. Das kolumbische Guayana liefert nur Früchte wilder Bäume, dagegen blühen Kakaoplantagen am Surinam und Berbice. Im französischen Guayana steigt die Kultur, im brasilischen liegt sie fast gänzlich danieder. Die Ufer des Amazonenstroms liefern wenig und nicht besonders gute Kakaobohnen von wilden Bäumen, etwas bessere von einigen Plantagen, noch schlechtere die brasilischen Provinzen Ceará und Pernambuco, wo überhaupt die Grenze für Kakaokultur ist. Sehr gut gedeiht der K. auf Java, Manila, Bourbon und den Kanarischen Inseln. Die Kakaokultur ist sehr schwierig; sie erfordert eine gleichmäßige Temperatur zwischen 24 und 28°, sehr guten, lockern Boden, Feuchtigkeit und Schatten sowie Schutz vor den Winden. Die junge Saat wird mit Bananen und Erythrinen beschattet. Die Blüte erscheint nach 2½—3 oder 5 Jahren, die ersten Früchte nicht vor dem Ende des vierten Jahrs; dann aber dauert die Tragfähigkeit bis zum 30., ja bis zum 50. Jahr. Die Früchte reifen in vier Monaten und werden meist zweimal im Jahr geerntet. Jeder Baum liefert jährlich nur 1—2 kg Samen. Die aus den gesammelten Früchten herausgenommenen Samen werden sorgfältig vom Fleisch befreit und 4—5 Tage unter bisweiligem Umrühren in bedeckten Haufen einer schwachen Gärung überlassen, um einen herben Beigeschmack zu beseitigen. Dann trocknet man die Samen und siebt sie ab. An andern Orten vergräbt man die Bohnen in die Erde oder überläßt sie in großen Fässern einer stärkern Gärung. Diese gerotteten Bohnen sind dunkler und vollständiger von dem krautigen, bittern Geschmack befreit als der nach der ersten Methode gewonnene ungerottete, Sonnen- oder Inselkakao. Die Bohnen verlieren beim Trocknen die Hälfte ihres Gewichts. Sie gleichen etwa einer Bohne oder Mandel, sind gelblich- oder graurot, matt und bestehen

und derselben Sorte bedeutend. Die Asche enthält 39,5 Proz. Phosphorsäure, 37,1 Proz. Kali, 16 Proz. Magnesia, 2,9 Proz. Kalk, außerdem Chlor, Schwefelsäure, Kieselsäure, Natron und Eisenoxyd. Die Kakaobohnen werden geröstet, zerrieben und unter Zusatz von Zucker und Gewürzen zu Schokolade (s. d.) verarbeitet; ohne jeden Zusatz in derselben Weise verarbeitet, geben sie die Kakaomasse. Durch Pressen von einem Teil des Fettes befreit, liefern sie den entölten Kakao. Nach holländischer Methode digeriert man letztern noch mit Soda- oder Pottaschenlösung und erhält dann ein Präparat, welches sich in Wasser leichter verteilt, auch wohl verdaulicher ist und mit heißem Wasser ohne Kochen ein genießbares Getränk liefert. Die Schalen der gerösteten Bohne, Kakaothee, Schokoladenthee, enthalten etwas Theobromin und geben ein leichtes, schokoladenartig schmeckendes Getränk; man benutzt sie auch zur Darstellung von Essenzen u. dgl.

Unter den verschiedenen Handelssorten sind die Bohnen aus Soconusco und Esmeraldas in Ecuador die besten; sie sind gelb, von mildem Geschmack, klein und schwer, kommen aber nur in geringer Menge nach Europa. Beide sollen übrigens nicht von T. Cacao, sondern von T. angustifolium *Sessé* und T. ovalifolium *Sessé* abstammen. Ihnen am nächsten steht der Dajacakakao aus Mexiko, welcher ebenfalls nur wenig zur Ausfuhr gelangt. Diesem folgt der Caracaskakao, dicke, sehr unregelmäßige, sehr wenig breit gedrückte, graubraune Bohnen mit ziemlich rauher, dicker, grau bestäubter Schale (besonders in Spanien, Frankreich, Italien verarbeitet). Ihm am ähnlichsten sind der Pedrazza aus Neugranada und der Maracaibo aus Venezuela. Am häufigsten kommen im europäischen Handel vor: Guayaquil (Ecuador), rötlich oder graubraun, ziemlich große Bohnen von etwas bitterm Geschmack (in Norddeutschland konsumiert), Angostura und Strasil (Maranhão, Pará, besonders in Österreich konsumiert, und der geringe Bahia). In kleinerer Menge kommen nach Europa der Kakao von Martinique, Trinidad, San Domingo, San Tomé (Afrika), von den Sundainseln und Ostindien. Kakao wird in Europa besonders in Frankreich, Deutschland und der Schweiz verarbeitet. Der Konsum beträgt in Spanien, Portugal und in den von Spaniern und Portugiesen besiedelten Ländern Mittelamerikas und des tropischen Südamerika pro Kopf und Jahr etwa 1 kg, in Frankreich 0,25—0,30, in England 0,15, im Deutschen Reich 0,05 kg. Die Gesammtproduktion wird etwa 425,000 metr. Ztr. betragen. Frankreich importierte 1883: 156,623, England jährlich etwa 107,500, Deutschland 1883: 25,570 metr. Ztr. Kakaobohnen, 26,290 metr. Ztr. Kakaomasse und 4760 metr. Ztr. Schokolade, Belgien 8500, Holland 12,500—15,000, Österreich 4400 metr. Ztr. Der europäische Verbrauch beziffert sich auf 250—300,000 metr. Ztr. Vgl. Gallais, Monographie du cacao (Par. 1827); Mangin, Le cacao et le chocolat (das. 1860); Forest, Du cacao et de ses diverses espèces (das. 1864); Mitscherlich, Der Kakao und die Schokolade (Berl. 1859).

Kakaobutter (Kakaoöl, Oleum Cacao), das Fett der Kakaobohnen, wird aus diesen nach dem Entschälen und Zerreiben bei 70—80° durch Pressen zwischen erwärmten Platten gewonnen (Ausbeute 30—35 Proz.) und ist nach dem Filtrieren und Erstarren gelblichweiß, härter als Hammeltalg, riecht schwach kakaoartig, zerfließt allmählich im Mund mit mildem, fast kühlendem Fettgeschmack, spez. Gew. 0,95, löst sich klar in Äther, schmilzt bei 27,8°, erstarrt langsam bei etwa 22°, besteht aus Stearin nebst Palmitin und Olein und wird sehr langsam ranzig. Man benutzt es zu Salben, Ceraten, Lippenpomade 2c.

Kakaomalve, s. v. w. Abroma.

Kakaomasse, s. Schokolade.

Kakaothee, s. Kakaobaum.

Kakaralli, schweres, hartes Holz von Lecythis Ollaria *L.* in Brasilien, Guayana und Venezuela, ist im Meerwasser sehr hart und dauerhaft und wird daher in der Schiffbaukunst, zum Damm- und Schleusenbau 2c. angewandt.

Kakemono, japan. Bezeichnung für Malereien auf Papier oder Seidenzeug, an deren unterm Ende ein Stab eingerollt ist, damit das Bild beim Aufhängen an der Wand gerade bleibt.

Kaken, s. Kaaken.

Kakerlak, s. Albinos.

Kakerlakea, s. v. w. Schaben.

Käkias (Kaikias), der Nordostwind der Griechen, nach Aristoteles der „Wind von Sommer-Sonnenaufgang", der Kälte und Schnee, auch Gewitter und Schloßen brachte; ist am Turm der Winde in Athen mit flatterndem, feuchtem Bart, weitem Gewand und einer Wanne in den Händen dargestellt, aus welcher Hagel niederströmt.

Kakifeigen, s. Diospyros.

Kakinada (Cocanada), Hafenstadt in der britisch-ind. Präsidentschaft Madras, an einem nördlichen Mündungsarm der Godaweri, mit (1881) 28,856 Einw., fast sämtlich Hindu. Die Stadt ist durch einen schiffbaren Kanal mit Radschamandri verbunden und der Ausfuhrhafen für das reiche Hinterland, aus welchem sie namentlich Baumwolle, dann auch Moskovade, Reis, Gingelly- und Rübsamen, Myrobalanen, Büffel- und Hirschhörner, Hanf u. a. nach London, nächstdem nach Marseille, Havre und Genua im Wert von jährlich über 20 Mill. Mk. ausführt. K. ist Sitz eines deutschen Konsuls.

Kak-ke, eine im japan. Archipel heimische endemische Krankheit, welche zur Zeit des Frühlings (Ende April) beginnt und den Sommer hindurch andauert; sie befällt vorzugsweise Jünglinge und Männer, selten Frauen und noch seltener Kinder und Greise. Das Wesen der Krankheit ist nur unvollkommen bekannt; es scheint sich um Blutarmut und mangelhafte Gefäßbildung (Chlorose) zu handeln, wobei jedoch der oft sehr rasche und unter Wassersucht erfolgende tödliche Ausgang noch unerklärt bleibt. Die K. ist anscheinend mit der indischen Beriberi (s. d.) verwandt.

Kako... (griech.), in Zusammensetzungen, bezeichnet etwas Schlechtes, Fehlerhaftes 2c. (s. v. w. Miß...).

Kakodämon (griech.), böser Geist (s. Dämon); Kakodämonie, Besessensein von einem bösen Dämon, Unglückseligkeit.

Kakodoxie (griech.), verkehrte Glaubensansicht, schlechte Meinung, übler Ruf.

Kakodyl (Arsendimethyl) $As_2(CH_3)_4$, ein Bestandteil von Cadets rauchender Flüssigkeit, welche entsteht, wenn man arsenige Säure mit essigsaurem Kali destilliert. Es bildet eine farblose, höchst giftige Flüssigkeit, riecht äußerst widerlich, siedet bei 170°, entzündet sich an der Luft und gibt bei langsamem Luftzutritt Kakodyloxyd, Alkarsin, Arsendimethyloxyd $As_2(CH_3)_4O$. Dies bildet den Hauptbestandteil von Cadets Flüssigkeit, stinkt ebenfalls, ist sehr giftig, siedet bei 150°, verbindet sich mit Säuren und Basen und oxydiert sich an der Luft zu Kakodylsäure $As(CH_3)_2O.OH$. Diese bildet farb- und geruchlose Kristalle, schmeckt schwach sauer, ist

nicht giftig, bildet mit Basen Salze, ist schwer oxydierbar, aber leicht reduzierbar. Man bedient sich des Kakodyls bisweilen zur Entdeckung des Arsens, indem man die fragliche Substanz mit essigsaurem Kali erhitzt und auf den sich entwickelnden Geruch achtet.

Kakographie (griech.), schlechte, fehlerhafte Schreibung, im Gegensatz zu Orthographie.

Kakologie (griech.), fehlerhafte Sprechweise.

Kakophonie (griech.), Übellaut, Mißklang.

Kakophrasie (griech.), schlechte Aussprache.

Kokoschnik (russ.), Kopfputz der moskowitischen Frauen, bestehend in einem kronenartig um den Kopf gelegten Ring von Tuch oder Samt, der in verschiedenster Weise verziert ist.

Kakasyntheton (griech.), ein fehlerhaft zusammengesetzter Ausdruck.

Kakothymie (griech.), Mißmut, Niedergeschlagenheit; Wahnsinn mit versteckter Bosheit.

Kakozelie (griech.), schlechte, verkehrte Nacheiferung, Mißeifer.

Kakteen (hierzu Tafel »Kakteen ꝛc.«), dikotyle, ca. 1000 Arten umfassende Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Opuntinen, strauchförmige Gewächse mit blattlosen, dicken, fleischig-saftigen Stämmen von bald kugelförmig zusammengezogener, bald verlängerter und zwar platter oder säulenförmig runder oder eckiger, auch flügelkantiger Gestalt und mit Astbildung, hauptsächlich aus weichem Zellgewebe gebildet, mit meist geringer Holzentwickelung. Die Blätter sind angedeutet als warzenförmige Höcker, die mit vielen kleinen Dornen besetzt sind. Die großen Blüten erscheinen einzeln in den Achseln der Blatthöcker. Einige, wie Pereskia, haben auch echte, flache Blätter. Kelch und Blume gehen ineinander über, indem ihre Blätter eine fortlaufende Spirale bilden. Die zahlreichen Kelchblätter sind blumenartig gefärbt, miteinander verwachsen zu einer mit dem Fruchtknoten zusammenhängenden Röhre, die bisweilen über den letztern hinausgeht. Die Blumenblätter sind nur durch zartere Beschaffenheit von den innern Kelchblättern unterschieden, stehen ebenfalls in mehreren Reihen, werden nach innen allmählich größer und entspringen entweder vom Rande der Kelchröhre, oder sind selbst mit ihren untern Teilen in eine lange Röhre vereinigt. Die ebenfalls mehrreihigen, zahlreichen Staubgefäße stehen auf der Basis oder der Röhre der Blumenblätter und werden nach innen kleiner. Der unterständige Fruchtknoten ist einfächerig mit zahlreichen anatropen Samenknospen und einem langen, einfachen Griffel mit Narben von linealischer oder spiraliger oder büschelförmiger Gestalt. Die Frucht ist eine einfächerige, vielsamige Beere. Die Samen sind kugelig oder fingerhutförmig. Das Vaterland der K. ist Amerika; nur eine Rhipsalis-Art ist in Südafrika einheimisch. Sie wachsen vorzugsweise im tropischen Klima, meistens an heißen, trocknen Stellen, manche auch auf den Gebirgshöhen. Opuntia vulgaris ist in Südeuropa verwildert, und manche Arten halten noch in Norddeutschland ohne Schutz im Freien aus. Man benutzt K. in der Heimat als Heckenpflanzen, Brennmaterial, zu Thürschwellen ꝛc. Manche werden als Gemüse genossen, und viele liefern eßbare Früchte, wie Opuntia vulgaris die indianischen Feigen. Auf Opuntia-Arten wird auch die Kochenille kultiviert. Die K. haben viele Liebhaber gefunden, und die einzelnen Gattungen: Cereus, Echinocactus, Echinocereus, Echinopsis, Epiphyllum, Mammillaria, Melocactus, Opuntia, Pilocereus ꝛc., lieferten zahlreiche Arten für die Kultur im Gewächshaus und Zimmer. Unsre Tafel zeigt eine Auswahl schöner Formen: Cereus giganteus *Engelm.* und C. dasyacanthus *Engelm.*, Echinocactus horizonthalonius *Engelm.*, Mammillaria pectinata *Engelm.*, Melocactus communis *Dec.*, Opuntia filipendula *Dec.* und O. coccinellifera *Mill.* und Phyllocactus anguliger *Dec.* Mit den K. werden in den Gärten dickblätterige Pflanzen aus verschiedenen Gattungen, besonders Agave, Aloë, Crassula, Mesembryanthemum, Echeveria, Kalosanthes, Sedum, Sempervivum, Haworthia, Stapelia, Umbilicus ꝛc., als Sukkulenten oder Fettpflanzen kultiviert, und die beiden erstgenannten Gattungen sind wie nur wenige andre von der Liebhaberei gepflegt worden. Die Agaven, welche in den riesigsten und in zwergigen Formen vorkommen, sind ungemein gestaltenreich, wie die auf unsrer Tafel abgebildeten A. Celsii *Hook.* und A. horrida *hort.* erkennen lassen. Diese und die Aloearten, von denen die Tafel A. ferox *Munt.* zeigt, blühen seltener, während die Crassula-, Sedum-, Sempervivum-, Mesembryanthemum- und Stapelia-Arten leicht und reichlich blühen und in der Schönheit der Blüten mit den übrigen Arten wetteifern. Die Sukkulenten fordern eigentümliche Verhältnisse, namentlich viel Sonne und Trockenheit, wenn sie gut gedeihen sollen, und stehen als Zierpflanzen im denkbar stärksten Gegensatz zu den Blattpflanzen (s. d.). Vgl. Pfeiffer, Enumeratio diagnostica Cactearum (Berl. 1837); Lemaire, Iconographie descriptive des Cactées (Par. 1841); Salm-Reifferscheid-Dyck, Über die Familie der K. (Berl. 1840); Otto und Pfeiffer, Abbildung blühender K. (Kassel 1838—47); Engelmann, The Cacteae of the United States (Cambridge 1856) und Cacteae of the Mexican Boundary Survey (1858); Förster, Handbuch der Kakteenkunde (neue Ausg., Leipz. 1885); Schiller, Grundzüge der Kakteenkunde (Berl. 1886).

Kakul, s. Acacia.

Kalaa (Kalca, arab., »Festung«) kommt sehr häufig bei zusammengesetzten Ortsnamen vor, findet sich in Spanien wieder als Alcalá, in den iranischen Ländern als Kalat, Kelat, Khelat, in Indien als Kela, Kila, in Armenien, im Kaukasus u. a. als Kaleh.

Kalaa, El, Stadt in Algerien, Provinz Oran, ein auf hohem Felsenkegel thronender, ehemals sehr fester Ort mit 3600 mohammedan. Einwohnern, welche eifrige Fabrikation von wollenen Teppichen, Leinenzeug und Matten betreiben.

Kalabarbohne, s. Physostigma.

Kalabasse, s. v. w. Kalebasse, s. Kürbis.

Kalabresen, die Bewohner von Kalabrien (s. d.).

Kalabreser, breitkrempiger (ursprünglich kalabrischer) Hut, früher Abzeichen der Republikaner.

Kalabrien (lat. Calabria), im Altertum Name der südöstlichen Halbinsel von Italia inferior oder Großgriechenland, die sich von Tarent bis zum Japygischen Vorgebirge (Capo di Leuca) erstreckt und auch Messapia und Japygia genannt wurde (jetzt Provinz Lecce). Heute sehr vernachlässigt, war das Land im Altertum trotz stellenweisen Mangels an Wasser fruchtbar und baumreich und hatte außer den alten oskischen Bewohnern eine reiche Bevölkerung illyrischer Einwanderer und griechischer Kolonen, welche, durch die für den Handel günstige Lage angelockt, sich dort niedergelassen hatten. Die bedeutendsten Städte waren: Brundusium (Brindisi), Hydruntum (Otranto), Tarentum (Taranto), Uxentum (Ugento), Uria (Oria), Lupiä (Lecce) ꝛc. Im Mittelalter wurde dann durch die byzantinischen Kaiser der Name K. auf das frühere Bruttium übertragen und bezeichnet seitdem die südwestliche Halbinsel

KAKTEEN ETC. (I

(Die Beschreibung der Pflanzen siehe



Meyers Konv.-Lexikon, 4. Aufl.

Bibliographisc he

KAKTEEN ETC. (

(Die Beschreibung der Pflanzen siehe



Meyers Konv. Lexikon 4. Aufl.

Bibliographisches

'ETTPFLANZEN).

ıter den lateinischen Gattungsnamen.)



nteus (Säulenkaktus)

dus c Opuntia coccinellifera d Agave Celsii Agave horrida nana

Institut in Leipzig *Zum Artikel »Kakteen«*

Unteritaliens, die sich, östlich vom Ionischen, westlich vom Tyrrhenischen Meer bespült, zwischen 40° 7' und 37° 56' nördl. Br. von N. nach S. erstreckt. Die Landschaft umfaßt die drei italienischen Provinzen Catanzaro, Cosenza und Reggio di Calabria und hat 17,257 qkm (nach Strelbitskys Berechnung nur 15,048 qkm = 273,3 QM.) mit (1881) 1,257,883 Einw. (1885 auf 1,304,980 berechnet). Näheres s. unter den einzelnen Provinzen; die Geschichte des heutigen K. s. Bruttii. Erdbeben, Seuchen, Heereszüge der verschiedensten Völker: Goten, Langobarden, die unter Flavius Autharis bis Reggio vordrangen, einheimische Fürsten und Griechen wetteiferten im Mittelalter, das schöne Land zu verwüsten. Die Araber, die aus Afrika nach Sizilien hinübergesegelt waren, wurden anfänglich von den Kalabresen in Sold genommen, usurpierten in der Folge aber selbst die Herrschaft über das Land und blieben, obgleich es Nikephoros als Heiratsgut seiner Tochter an Kaiser Ottos I. Sohn abtrat und der Kaiser es zu erobern strebte, Herren davon bis zum 11. Jahrh., wo der Normanne Robert Guiscard an der Spitze eines kriegslustigen Abenteurerzugs im Solde der Kalabresen sie aus Sizilien vertrieb, darauf, als die Kalabresen ihre Versprechungen nicht halten wollten, selbst nach Italien übersetzte, das Land derselben eroberte und von den Normannen zum Herzog von Apulien und K. ausgerufen wurde, in welcher Würde ihn der Papst 1059 bestätigte. Von nun an fällt die Geschichte Kalabriens zusammen mit der des normännischen Reichs in Unteritalien und des Königreichs Neapel (s. Sizilien). Vgl. vom Rath, Ein Ausflug nach K. (Bonn 1871).

Kalafat, Stadt im rumän. Kreis Dolschi (Walachei), links an der Donau, Widdin gegenüber, mit Getreidehandel und 2995 Einw. Am 6. Jan. 1854 schlugen die Türken unter Achmed Pascha den Angriff der Russen unter Anrep auf den Brückenkopf von K. zurück und überfielen das russische Lager bei Cetale.

Kalahari (Karri-Karri), großes, 1000—3300 m hohes Steppenland in Südafrika, das sich von N. nach S. zwischen Ngamisee und Oranjefluß 900 km lang und von W. nach O. zwischen den Hügeln des Namaqualandes und denen des Transvaal hinzieht (s. Karte bei »Kapland«), ein Areal, das nach verschiedenen Berechnungen 687,500—1,285,000 qkm einnimmt. Die K., welche 1869—72 von Anderson, in neuester Zeit von Farini erforscht wurde, ist nicht, wie oft angegeben, eine Wüste, vielmehr eine von einzelnen Hügeln durchsetzte Ebene, welche im S. mit Gras und eingestreuten Mimosen und Strauchgewächsen bedeckt, im N. stellenweise sogar dicht bewaldet ist. Die Mitteltemperatur ist im Sommer 26°, im Winter 15° C. mit einigen Nachtfrösten. Die Flußläufe, welche die K. durchziehen, führen nur periodisch Wasser. Elefanten, Giraffen, Gnus, Quaggas, Antilopen, Strauße, aber auch Löwen, Hyänen, Schakale sind zahlreich. Kohlen, Diamanten, Kupfer, Gold sind gefunden worden. Die Bewohner sind Buschmänner, Betschuanen, Mischlinge und Buren, die letztern eifrig bemüht, sich in den Besitz des Landes zu setzen. Vgl. Farini, Durch die Kalahariwüste (deutsch, Leipz. 1886).

Kalain, Legierung aus 126 Teilen Blei, 14,5 Teilen Zinn, 1,25 Teil Kupfer und einer Spur Zink, wird in China in Form dünner Folie zum Ausfüttern der Theekisten benutzt.

Kalais und Zetes, die Boreaden, d. h. Söhne des Boreas von Oreithyia. Beide waren geflügelt und Teilnehmer am Argonautenzug. Als sie auf dieser Fahrt nach Salmydessos kamen, befreiten sie Phineus, den Gemahl ihrer Schwester Kleopatra, von den Harpyien, indem sie dieselben vermittelst ihrer Flügel durch die Lüfte verfolgten. Sie sollen auf der Heimkehr von den Leichenspielen des Pelias auf der Insel Tenos von Herakles getötet worden sein zur Strafe dafür, daß sie den Argonauten den Rat gegeben hatten, Herakles zu töten. Auf Tenos zeigte man ihre Gräber und Grabsäulen, von denen die eine sich beim Wehen des Boreas bewegte.

Kalait, s. v. w. Türkis.

Kalakaua I., David, König von Hawai, geb. 16. Nov. 1836 zu Honolulu, Sohn des Kanakahäuptlings Kapaakea, erhielt in der amerikanischen Missionsschule zu Honolulu eine ausgezeichnete Erziehung und trat 1852 als Offizier in die königliche Leibwache ein, wurde 1863 bei der Thronbesteigung Kamehamehas V. Oberst und Chef des Stabes sowie Mitglied des Staatsrats. Als mit dem Tode des Königs Lunalilo 1874 das Haus der Kamehamehas erlosch, ward David K. von der Mehrheit der hawaischen Nationalversammlung zum Nachfolger erwählt. Ein Aufstand der Anhänger der Königin Emma, der Witwe Kamehamehas IV., wurde durch das Einschreiten britischer und amerikanischer Marinesoldaten unterdrückt. 1874 unternahm K. eine Reise nach den Vereinigten Staaten und erlangte einen für sein Königreich sehr vorteilhaften Handelsvertrag. Um die chinesische Einwanderung, welche die einheimische Bevölkerung der Sandwichinseln fast zu ersticken droht, zu mindern und sein Land durch die Heranziehung von Malaien, die mit den Eingebornen stammverwandt sind, wieder zu bevölkern, trat K. 1881 eine Reise nach Japan, China und Ostindien an, die er dann auch nach Amerika und den meisten Hauptstädten Europas ausdehnte (s. Hawai). Seine Ehe mit der Königin Kapiolani (seit 1860) ist kinderlos geblieben.

Kalama, Hauptstadt der Grafschaft Clarke, im nordamerikan. Territorium Washington, am untern Columbiafluß, mit Lachsfischerei und (1880) 129 Einw.

Kalamaika, ein mit Gesang begleiteter leidenschaftlich bewegter Nationaltanz der galizischen Slawen in $^{2}/_{4}$-Takt; früher auch in Deutschland bekannt.

Kalamaki, kleiner griech. Hafen im griechischen Namos Argolis-Korinth, am Saronischen Meerbusen, am Isthmus von Korinth und an der Eisenbahn Athen-Pyrgos, der Schönos der Alten, mit 140 Einw.

Kalamanderholz, s. Diaspyros.

Kalamas (bei den Alten Thyamis), Fluß in Albanien, entspringt nordwestlich von Janina bei Dolvinaki, fließt nach SW. und mündet der Insel Korfu gegenüber in das Ionische Meer.

Kalamata (offiziell Kalamae), Hauptstadt des griech. Namos Messenien im Peloponnes, am Fluß Nedon, 2 km vom Busen von Koron in fruchtbarer Gegend gelegen und seit 1881 mit Korinth durch eine fahrbare Straße verbunden, ist Sitz des Nomarchen, eines Erzbischofs und eines deutschen Konsuls, hat einen Hafen, eine zerfallene Burg, ein Gymnasium, 7 Zeitungen und (1879) 7609 Einw. Der Gesamtexport belief sich 1885 auf ca. 6 Mill. Mk. (davon Korinthen, meist nach Frankreich, für 3,8 Mill., Feigen für 1,6 Mill. Mk., ferner Olivenöl und Seide), der Wert der Einfuhr auf 5 Mill. Mk. Die Schiffahrtsbewegung betrug 1883: 73,000 Ton. — K., unweit der Stätte des antiken Pherä gelegen, im 13. Jahrh. im Besitz Villehardouins und seiner Nachkommen, bildete eine der zwölf bedeutenden Burgen der Halbinsel und ward später von den Venezianern erobert, die es im 18. Jahrh. an die Türken verloren.

1821 war K. eine der ersten Städte, die durch den allgemeinen Aufstand vorläufig befreit wurden. Am 9. April d. J. ward daselbst die erste griechische Nationalversammlung unter dem Namen des Senats von Messenien eröffnet. 1825 ward es von Ibrahim Pascha fast gänzlich zerstört.

Kalamazoo (spr. -sub), schöner Ort im nordamerikan. Staat Michigan, am schiffbaren Fluß K., 70 km oberhalb dessen Mündung in den Michigansee, hat ein Irrenhaus (mit 660 Patienten), ein Baptistenkolleg, ein Seminar für Lehrerinnen und (in der ganzen Gemeinde) 1885: 13,938 Einw.

Kalamin, f. v. w. Galmei.

Kalamis, griech. Bildhauer, blühte um die Mitte des 5. Jahrh. v. Chr. und bezeichnet die Blütezeit des anmutig-zierlichen Stils der ältern strengen Kunst vor der großen Epoche des Pheidias. In der Darstellung der Pferde bewegte sich K. schon mit freier Meisterschaft. Pausanias sah auf der Akropolis zu Athen eine Statue der Aphrodite, Sosandra genannt, welche von Lukian unter den ausgezeichnetsten Frauenstatuen aufgeführt wird; ferner im Kerameikos einen Apollon Alexikakos. Zu Tanagra in Böotien befanden sich ein Hermes als Widderträger und ein Dionysos aus parischem Marmor. Einen Ammon hatte Pindar in Theben geweiht; eine ungeflügelte Nike stifteten die Mantineier nach Olympia, betende Knaben in Bronze die Agrigentiner ebendahin. Zwei Rennpferde mit Knaben darauf fertigte K. für Olympia im Auftrag des Hieron. Nach Delphi weihten die Spartaner eine Hermione. Eine Alkmene wird von Plinius höchlich gerühmt; derselbe erwähnt auch einen Apollon aus Marmor in den Servilianischen Gärten zu Rom, ferner einen Apollon, den Lucullus aus Apollonia am Pontos weggeführt und zu Rom auf dem Kapitol aufgestellt hatte. Derselbe war ein eherner Koloß von 30 Ellen Höhe. K. war auch als Ziseleur in Silber berühmt.

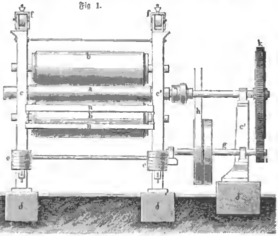
Kalamitabai, eine weite Bucht im Schwarzen Meer, an der Westseite der Halbinsel Krim; an ihr liegt im N. die Stadt Eupatoria.

Kalamität (lat.), eigentlich Mißwachs des Getreides (von calamus, Halm); dann allgemein gebraucht für ein großes (besonders öffentliches) Unglück. Kalamitosen, von einer K. Betroffene, Verunglückte.

Kalamiten (Calamites), f. Equisetaceen, S. 715.

Kalander (Kalandermaschine, v. franz. calandre, Rolle, Mange, Glättmaschine), eine der wichtigsten Appreturmaschinen, mit welcher den Geweben und Papier Dichte, Glätte und Glanz erteilt werden. Die wirksamen Bestandteile der K. sind ein oder mehrere Paare Walzen mit harter, möglichst glatter und glänzender Oberfläche, durch welche man das getrocknete und wieder angefeuchtete Gewebe hindurchgehen läßt. Von je zwei zusammen arbeitenden Walzen muß die eine aus nicht nachgiebigem, die andre aus elastischem Material bestehen, weil zwei gleich harte Walzen niemals gleichmäßig auf alle Teile des Gewebes wirken würden. Als elastische Walzen benutzt man jetzt meist Papierwalzen, zu deren Herstellung man zahlreiche auf eine eiserne Achse geschobene Papier- oder Pappscheiben mittels Spindelpressen oder hydraulischer Pressen sehr stark zusammenpreßt und auf einer Drehbank mit Stählen und Diamantsplittern sehr genau abdreht. Mit den Papierwalzen arbeiten als harte Walzen hohle gußeiserne, möglichst hochpolierte Hartgußwalzen (Glanz-, Hartwalzen) von 20—30 cm Durchmesser, während Papierwalzen etwa 30—40 cm stark sind. Zur Erzielung eines höhern Glanzes werden die hohlen Walzen durch Einleiten von Dampf oder durch Einlegen erhitzter massiver Eisenwalzen (Glührollen) geheizt. Die Zahl der Walzen eines Kalanders wechselt von 2—10, und im letzten Falle liegt eine heizbare Hartgußwalze zwischen zwei Papierwalzen, während die oberste und unterste Walze nicht heizbare Gußeisenwalzen sind. Die Walzen werden übereinander in horizontaler Lage in zwei Gußeisenständern so eingelagert, daß sie sich der Dicke des Gewebes ꝛc.

Fig. 1.

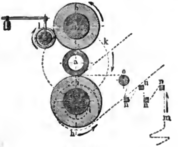


Dreiwelliger Kalander.

entsprechend einstellen lassen (mit Ausnahme der untersten). Der Walzendruck wird dadurch hervorgebracht, daß man die beiden Zapfen der obersten Walze durch stark belastete Hebel niederdrücken läßt. Dies Hebelsystem überträgt meist das Belastungsgewicht von 80—100 kg 30fach auf jeden Zapfen, und da nun die Berührungsfläche je zweier 1,8 m langer Walzen selbst bei größter Belastung kaum 60 qcm beträgt, so ist man mit Hinzurechnung des Eigengewichts der Hebel und der Walzen im stande, auf das Gewebe einen Druck von 120 Atmosphären auszuüben. Durch Anwendung von Schraubenzugapparaten kann dieser Druck sogar auf 300-400 Atmosphären gebracht werden. Der Schraubenzugapparat führt aber, da er nicht nachgiebig ist, leicht zu Bruch. Der Antrieb erfolgt bei zweiwelligen Kalandern von der Transmissionswelle durch Riemen direkt auf die Glanzwelle; bei drei- und fünfwelligen Kalandern treibt man durch Riemen zunächst eine Vorgelegswelle und übersetzt dann durch zwei Räder auf die Glanzwelle, während alle andern Walzen durch Reibung mitgenommen werden. Den höchsten Glanz erhält man mit den sogen. Glanzkalandern, bei welchen die Hartwalze eine größere Geschwindigkeit als die Papierwalze besitzt und infolgedessen auf

das Gewebe ꝛc. eine plättende Wirkung ausübt (Friktionskalander). Damit sich bei der Zuführung eines Gewebes keine Falten bilden, legt man vor die Walzen viereckige Spannstäbe, zwischen welchen das Gewebe zickzackförmig durchgeht. Für steife, gestärkte Ware wendet man auch Streckstäbe an, in welche von der Mitte aus nach beiden Seiten entgegengesetzte Schraubengewinde eingeschnitten sind, die bei der Umdrehung den darübergleitenden Stoff immer nach auswärts und somit eben streichen. Zur Aufwickelung des durch die Walze gegangenen Gewebes befindet sich neben jedem Zapfen der obern Papierwalze ein drehbarer Winkelhebel, dessen einer Schenkel die Aufwickelwalze trägt, während der zweite Schenkel derart mit Gewichten belastet wird, daß die Aufwickelwalze beständig an die genannte Papierwalze angedrückt wird und mit ihr rotieren muß. Durch diese Anordnung wickelt die Aufwickelwalze gleich viel Gewebe auf, wenn auch ihr Durchmesser durch die beständig sich anhäufenden Lagen des Gewebes größer wird. Zur Bedienung der K. sind zwei Arbeiter notwendig, von denen der eine an der vordern, der andre an der hintern Seite der Maschine

Fig. 2.



Durchschnitt.

thätig ist. Fig. 1 zeigt einen dreiwelligen K. ohne Friktion, Fig. 2 den Schnitt durch die Walzen. Dabei ist a Glanzwalze, bb' Papierwalzen, cc' Ständer auf dem Fundament dd, ee Belastungsgewichte für das in ff auf die Zapfen der Oberwalze drückende Hebelsystem, g Welle, die von der Deckentransmission durch den Riemen h angetrieben wird, Fest- und Leerscheibe trägt und die Bewegung durch die Räder ik auf a fortpflanzt. m (Fig. 2) ist das Gewebe, n die Spannstäbe, o die Ausbreitwalze, l die Aufwickelwalze. Vgl. Meißner, Maschinen zur Appretur, Färberei und Bleicherei (Berl. 1872); Grothe, Appretur der Gewebe (das. 1882).

Kalandermaschine, s. Kalander.

Kalandsbrüder (Fratres calendarii, auch Brüder von der Gesellschaft des Heiligen Geistes), eine der sogen. religiösen Brüderschaften (s. d.). Sie kamen am ersten Tag jedes Monats (Calendae, daher ihr Name) zusammen, um ihre Vereinsangelegenheiten zu besprechen und ein Mahl zu halten. Von dem Kloster Ottberg, im Gebiet der Abtei Korvei in Westfalen, verbreiteten sich die sogen. Kalanden seit dem 13. Jahrh. über ganz Niederdeutschland, die Niederlande und Frankreich, wurden von Päpsten und Kaisern begünstigt und gelangten zu großen Reichtümern. Aber infolgedessen arteten die Schmausereien so aus, daß man die K. Festbrüder nannte und für Schmausen »Kaländern« gebräuchlich wurde; ihre Vereine aber wurden zuerst in den protestantischen, später auch in den katholischen Ländern aufgelöst und ihre Besitzungen konfisziert. Vgl. Wilda, Das Gildenwesen im Mittelalter (Berl. 1831).

Kalang, ein nach A. B. Meyer wahrscheinlich zu den Negritos gehöriger, nach andern aber äußerlich von den Javanern nicht zu unterscheidender Volksstamm in Java, welcher gegenüber den malaiischen Javanern eine Art Pariastellung einnimmt, und dessen Abstammung von einem Hund abgeleitet wird.

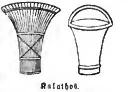
Kalános, ind. Gymnosophist, begleitete, 83 Jahre alt, Alexander d. Gr. auf der Rückkehr auf seinem Eroberungszug von Taxila am Indus aus und verbrannte sich, die Lasten des Alters fürchtend, angesichts des ganzen makedonischen Heers, wahrscheinlich zu Susa. Den drei Monate nachher erfolgenden Tod Alexanders hatte er vorausgesagt.

Kalarasch, rumän. Stadt, s. Stirbey.

Kalaraschi, die Kavallerieregimenter der Territorialarmee Rumäniens (s. d.).

Kaláſche (ruſſ.), Tracht Prügel; kalaſchen (ab-, durchkalaſchen), prügeln.

Kaláthos (griech.), der lilienförmige Arbeitskorb der griechischen Frauen (vgl. Abbildung), hatte bei den Festen der Athene, besonders aber bei denen der Demeter eine symbolische u. mystische Bedeutung als Blumenkorb der Persephone (s. Eleusis); danach auch Name eines ähnlich gestalteten Thongefäßes u. des kelchförmigen Kapitäls der korinthischen Säule.



Kalathos.

Kalatsch, 1) Kosakenslobode im russ. Gouvernement Woronesh, mit 4 Kirchen und 13,000 Einw.; bekannt durch sechs große daselbst stattfindende Viehjahrmärkte. — 2) (Kalatschowskaja) Staniza im Lande der Donischen Kosaken, am linken Ufer des Don, Endpunkt der Wolga-Donischen Eisenbahn, auf welcher ein reger Handel in Getreide und Fischen mit Zarizyn an der Wolga stattfindet, mit ca. 1000 Einw. K. verschifft jährlich für 3 Mill. Rubel Waren, besonders Korn, Weizen, Flachs, Talg, Thee, Fische, Metallwaren und Bastmatten.

Kalau (Calau), Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Frankfurt a. O., Knotenpunkt der Linien Halle-Guben u. Lübbenau-Kamenz der Preußischen Staatsbahn, hat 2 evang. Kirchen, darunter die im gotischen Stil erbaute, wiederholt restaurierte Stadtkirche, ein schönes Rathaus von 1880, ein Amtsgericht, bedeutende Stiefelfabrikation (Lieferung besonders nach den Rheinlanden) und (1885) 2936 Einw. — K. wird zuerst 1285 urkundlich genannt; das Schloß (Dunkelsberg) verfiel schon im 15. Jahrh., dagegen haben sich die Mauer, die Wälle und Gräben der Stadt noch bis ins 18. Jahrh. erhalten.

Kalauer, eine an Calembourg (s. d.) anklingende Bezeichnung für fade Witze und Wortspiele.

Kalauria, im Altertum Stadt und Insel im Saronischen Meerbusen, an der Küste von Argolis (das jetzige Poros), berühmt wegen ihres Poseidontempels, welcher einst Mittelpunkt einer ursprünglich ionischen Amphiktyonie von sieben Seestädten, später ein selbst von den Makedoniern geachtetes Asyl war. Hierher floh 322 v. Chr. Demosthenes und nahm Gift. Noch heute erkennt man in der Mitte der 22 qkm großen Insel die ausgedehnten, aber unscheinbaren Reste des Tempels.

Kalavryta, Stadt im griech. Nomos Achaia und Elis, am Nordabhang des Chelmos, Sitz eines Bischofs, mit (1879) 1062 Einw. Berühmt sind die hier verfertigten Käse. Über der Stadt die Ruinen einer fränkischen Citadelle, vielleicht das alte Kynätha.

Kalb, das Junge mehrerer großer Säugetiere, wie des Rotwildes (Cervus), besonders aber des Rindviehs (Bos), bis es ein Jahr alt ist.

Kalb, 1) Johann, Baron von, nordamerikan. General, geb. 29. Juni 1721 zu Hüttendorf bei Erlangen, Sohn eines Bauern, ward erst Kellner, trat dann als Jean de K. in das in französischem Dienste stehende deutsche Regiment Löwendal, ward 1743 Leutnant, 1747 Hauptmann, 1756 Major, machte den österreichischen Erbfolgekrieg und den Siebenjährigen Krieg mit, erhielt 1763 als Oberstleutnant seinen Abschied und zog sich, nachdem er sich mit einer reichen Französin verheiratet, aufs Land zurück. 1767 sandte ihn der Minister Choiseul nach Amerika, um den militärischen und politischen Zustand der dortigen englischen Besitzungen zu erkunden. Nach seiner Rückkehr entgingen ihm durch Choiseuls Sturz 1770 die verheißenen Belohnungen, und er lebte in Zurückgezogenheit auf Schloß Milon la Chapelle bei Versailles. 1777 ging er mit Lafayette nach Amerika, trat im September als Generalmajor in die Armee der aufständischen Kolonien und kämpfte an der Spitze einer Division tapfer in den Feldzügen der Jahre 1778—80. Als er 1780 unter Gates in Südcarolina einfiel, wurde er 16. Aug. in der gegen seinen Willen begonnenen Schlacht bei Camden elfmal verwundet und starb 19. Aug. 1781 in Camden. Zufolge eines Kongreßbeschlusses vom 14. Okt. 1780 wurde ihm in Annapolis ein 1884 vollendetes Ehrendenkmal errichtet, und 1825 wurde auf seinem Grab in Camden von Lafayette ein schönes Denkmal eingeweiht. Vgl. Kapp, Leben des amerikanischen Generals v. K. (Stuttg. 1862; engl., New York 1884).

2) Charlotte von, geborne Marschall von Ostheim, eine der Frauengestalten des Weimarer Dichterkreises, besonders durch ihr Verhältnis zu Schiller bekannt, geb. 25. Juli 1761 zu Waltershausen im Grabfeld, verbrachte ihre Jugend teils in Meiningen, teils in ländlicher Einsamkeit, schon damals verschlossen und äußerlich kalt, im Innern bis zum äußersten leidenschaftlich. Durch Intrigen des Weimarer Kammerpräsidenten v. Kalb (Goethes Vorgängers im Amt), welcher die Hand ihrer Schwester gleichsam erzwungen hatte und sich die Verfügung über das bedeutende Familienvermögen sichern wollte, wurde sie 1783 mit dessen Bruder, dem pfalz-zweibrückischen Major Heinrich v. K., gegen ihre Neigung vermählt und folgte diesem im Mai 1784 in die Garnisonstadt Landau. Auf der Durchreise hatte sie in Mannheim Schiller kennen gelernt und begann bald darauf, nachdem sie selbst nach Mannheim übergesiedelt war, in leidenschaftlicher Schwärmerei für den jungen Dichter zu erglühen. Von Schillers eignen damaligen Gefühlen dürften die Gedichte: »Freigei-

Als 1804 ihr Mann starb, entschied sich der gänzliche Verlust ihres Vermögens, und aus den glänzenden Verhältnissen ihrer Jugendzeit versank sie mit den vorrückenden Jahren in immer tiefere Dürftigkeit. Sie lebte, verlassen und später völlig erblindet, abwechselnd in Berlin, Frankfurt, Würzburg, dann wieder in Berlin, bis sie 1820 durch die Prinzessin Marianne von Preußen gegen den empfindlichsten Mangel geschützt und mit einer Wohnung im königlichen Schloß bedacht wurde, die sie im Leben nicht mehr verließ. Sie starb 12. Mai 1843, fast 82 Jahre alt, bis zuletzt stark und klar im Geist. Als Schriftstellerin ist die geistvolle und vielseitig gebildete Frau nicht aufgetreten. In Berlin diktierte sie Erinnerungen aus ihrem Leben (nach ihrem Tod u. d. T.: »Charlotte« erschienen; neu hrsg. von Palleske, Stuttg. 1879), einzelne Gedanken und auch größere Dichtungen, von denen ihre Tochter Edda (geb. 1790, Hofdame der Prinzessin Marianne von Preußen, gestorben im Februar 1874) den an persönlichen Zügen reichen Roman »Cornelia« veröffentlichte. Ihre »Briefe an Jean Paul und seine Gattin« gab Nerrlich (Berl. 1882) heraus. Vgl. E. Köpke, Charlotte v. K. und ihre Beziehungen zu Schiller und Goethe (Berl. 1852); Sauppe, Charlotte v. K. (im »Weimarischen Jahrbuch«, Bd. 1).

Kalbe (Färse), einjähriges Kalb, s. Rind.

Kalbe (Calbe), 1) K. an der Saale, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Magdeburg, an der Saale und an den Linien Berlin-Blankenheim und K.-Grizehne der Preußischen Staatsbahn, hat ein Schloß, eine evangelische und eine kath. Kirche, ein Amtsgericht, Wollspinnerei, Tuch-, Wollwaren-, Papier- und Zuckerfabrikation, Müllerei, Bierbrauerei, Ziegelbrennerei, Bergbau auf Braunkohlen, Gurken- und Zwiebelbau und (1885) 8850, mit den unmittelbar anstoßenden Ortschaften Bernburger Vorstadt, Schloßvorstadt und Domäne K. 11,281 meist evang. Einwohner. — 2) K. an der Milde, Stadt daselbst, Kreis Salzwedel, an der Milde, hat ein Amtsgericht, Hopfen- und Tabaksbau, Bierbrauerei und (1885) 1804 evang. Einwohner.

Kalbeck, Max, Dichter und Schriftsteller, geb. 4. Jan. 1850 zu Breslau, studierte 1869—72 daselbst besonders Kunst- und Litteraturgeschichte, ging 1872 nach München, wo er seine Studien fortsetzte, war darauf seit 1874 in seiner Vaterstadt als Musik- und Kunstreferent journalistisch und eine Zeitlang auch als Archivar am schlesischen Provinzialmuseum thätig. 1879 ging er als Mitredakteur der »Wiener Allgemeinen Zeitung« nach Wien und ist seit 1883 daselbst als Musikkritiker der »Presse« thätig. K. veröffentlichte mehrere Sammlungen lyrischer Dichtungen, welche als Zeichen eines ungewöhnlichen Talents allgemein eine freundliche Aufnahme gefunden haben: »Aus Natur und Leben« (Bresl. 1870, 2. Aufl. 1872); »Neue Dichtungen« (das. 1872); »Wintergrün«, Epigramme (das. 1872); »Nächte« (2. Aufl., Berl. 1880); »Zur Dämmerzeit« (Leipz. 1881). Außerdem schrieb

des Rückenmarks und der Ganglien der Bauchorgane sowie durch Bewußtlosigkeit charakterisiert. Bei hochgradiger Ausbildung des Kalbefiebers zeigen die Kühe ein tobsüchtiges Benehmen. Von dem K. werden fast nur Kühe befallen, welche in den letzten Wochen der Trächtigkeit proteinreiche Nahrung, besonders Mehltränke, erhalten haben. Mit dem Eintritt der Krankheit sinkt die Bluttemperatur um 1—2°, erst später tritt Erhöhung der Eigenwärme ein; die Milch versiegt, die Futteraufnahme ist verringert und 1—2 Stunden später ganz aufgehoben; Einknicken der Hinterfessel und demnächst Unvermögen zu stehen. Der Kopf wird entweder auf dem Boden lang ausgestreckt, oder auf eine Seite gelegt. Die Dauer des Kalbefiebers erstreckt sich auf 2—5 Tage. Im allgemeinen verläuft das Übel bei 60 Proz. der erkrankten Kühe tödlich. Das Wesen des Kalbefiebers ist bis jetzt nicht genau bekannt. Einige halten dasselbe für identisch mit der Eklampsie der Frauen; andre denken sich die Auffaugung von atmosphärischer Luft in der Gebärmutter als Grundlage des Leidens. Die Behandlung wird durch Verabreichung drastischer Abführmittel (Aloe mit Glaubersalz, auch Krotonöl) und durch erregende Mittel (Äther, Spiritus, Kampfer, Terpentinöl) bewirkt. Größern Erfolg hat die Prophylaxis, bei welcher den hochtragenden Kühen 2—3 Wochen vor dem Abkalben nur Heu, Stroh und Wurzelfrüchte, aber kein Mehl verabreicht wird. Zweckmäßig ist auch wöchentlich zweimal eine Laxanz aus Glaubersalzlösung. Das Fleisch der am K. erkrankten Kühe ist dem Menschen nicht nachteilig.

Kälberfang, der Stich, welcher von vorn in die Vertiefung der Brust angebracht wird, um ein angeschossenes Stück Hochwild zu töten (abzufangen).

Kälberkropf, s. Chaerophyllum.

Kälberlähme, s. Lähme.

Kälbermagen (Kälberlab), s. Lab.

Kalbfelle kommen getrocknet und gesalzen in den Handel; die meisten K. liefern Rußland, Schweden, Norwegen, Deutschland (besonders Bayern), Dänemark, Holland, Ungarn, während in England und Nordamerika das Kalbfleisch weniger beliebt ist, daher auch K. viel seltener sind. Auch Ostindien und Südamerika liefern K. Sie werden hauptsächlich auf Oberleder verarbeitet.

Kalbsbröschen (Kalbsmilch, Briesle, Briffel, Brösche, Widder, Milchling, Schweser, franz. Ris de veaux), die Thymusdrüse (s. d.) des Kalbes, wird in der Kochkunst vielfach verwendet, teils gegrilliert (gebacken), sautiert, gebraten, namentlich aber blanchiert als Hauptzusatz zu den verschiedenartigsten Ragouts.

Kalbseuter (franz. Tétine de veau), ein längliches Stück Fett, welches sich beim weiblichen Kalb an der Keule auf der Nuß befindet.

Kalbsnuß (franz. Noix de veau), das untere, mit Fett bewachsene Stück einer Kalbskeule, dient vorzugsweise zum Frikandeau.

Kalceolarien, s. Calceolaria.

Kalchas, in der griech. Mythologie Sohn des Thestor aus Mykene, berühmter Seher und Begleiter der Griechen nach Troja, weissagte schon vor der Abfahrt in Aulis die zehnjährige Dauer des Kriegs. Die ihm gewordene Weissagung eines plötzlichen Todes, wenn er mit einem bessern Seher zusammentreffe, ging durch Mopsos in Erfüllung, dem er im Hain des klarischen Apollon bei Kolophon begegnete. Im Orakelwettkampf besiegt, starb er aus Gram oder durch Selbstmord. Er hatte ein Heiligtum mit Orakel in Daunien (Apulien).

Kalchedon, Stadt, s. Chalcedon.

Kalcination (v. lat. calx, Kalk, »Verkalkung«), ursprünglich das Glühen im offenen Feuer, wobei Metalle Sauerstoff aufnehmen, verkalken. Gegenwärtig versteht man unter K. auch ein Glühen von Substanzen zum Austreiben flüchtiger Stoffe (Wasser, Kohlensäure, Organisches), wobei entweder gleichzeitig eine Oxydation bezweckt wird, also Luft zutreten muß (K. von Eisenvitriol zur Austreibung von Wasser und Oxydation des Eisenoxyduls zu Oxyd, K. der Pottasche zur Entfernung von Wasser und zum Verbrennen organischer Substanzen), oder nicht (K. von Borax zur Entfernung von Wasser, des Galmeis zur Verflüchtigung von Kohlensäure). Zuweilen bezweckt man mit der K. nur eine Oxydation ohne jedwede Verflüchtigung von Stoffen, z. B. Umwandlung von Kupfer in Kupferoxyd behufs der Kupfervitriolbereitung. Zum Kalcinieren benutzt man besondere Kalcinieröfen oder Kalcinierherde, aber auch gewöhnliche Flammöfen.

Kalcit, s. v. w. Kalkspat.

Kalckreuth, 1) **Friedrich Adolf, Graf von**, preuß. Feldmarschall, geb. 21. Febr. 1737 zu Sotterhausen bei Sangerhausen, trat 1752 in die preußischen Gardes du Korps und wurde 1758 Adjutant des Prinzen Heinrich, der den französisch gebildeten Offizier liebte, ihn aber 1766 wegen des Verdachts engerer Beziehungen zu seiner Gemahlin von sich entfernte. Nach dem Sieg bei Freiberg 29. Okt. 1762, an dem er sich rühmlich beteiligt hatte, von Friedrich II. zum Major ernannt, machte er als Oberst den bayrischen Erbfolgekrieg, als Generalmajor die holländische Expedition mit, ward 1786 in den Grafenstand erhoben und 1787 Generalleutnant. Im Krieg mit Frankreich bewies er in der Champagne 1792 und bei der Belagerung von Mainz 1793 Mut und Geschicklichkeit und zeichnete sich dann 1793 und 1794 bei Kaiserslautern aus. Gegen Ende 1795 ward er Oberbefehlshaber der Truppen in Pommern, 1796 General der Kavallerie und 1806 Gouverneur von Thorn und Danzig. Nach der unglücklichen Schlacht bei Jena und Auerstädt, an der er als Befehlshaber der Reservedivision nicht teilnahm (er ward beschuldigt, aus Eifersucht gegen die andern Generale, die er auch scharf zu kritisieren pflegte, mit Absicht zu spät gekommen zu sein), mit dem Oberkommando der geschlagenen Armee betraut, bewerkstelligte er deren Rückzug. Das seit dem März 1807 von den Franzosen belagerte Danzig, wo er an Mansteins Stelle den Oberbefehl übernahm, konnte er nur bis zum 26. Mai halten; doch verschaffte ihm die bewiesene Tapferkeit die ehrenvollsten Bedingungen. Darauf zum Feldmarschall ernannt, schloß er 25. Juni 1807 zu Tilsit den Waffenstillstand zwischen Preußen und Frankreich mit Berthier ab sowie 12. Juli die höchst ungünstige Konvention über die Ausführung des Friedens. Im Januar 1810 ernannte ihn der König zum Gouverneur von Berlin. Er starb als solcher 10. Juni 1818. Er war begabt und tapfer, aber eitel und in seinem Urteil ungerecht bitter. Die »Dictées du feldmaréchal K.« gab sein Sohn **Friedrich, Graf v. K.** (geb. 15. März 1790), heraus (Par. 1844), der sich auch als Verfasser von »Dramatischen Dichtungen« (Leipz. 1824, 2 Bde.) litterarisch bekannt machte.

2) **Stanislaus, Graf von**, Maler, geb. 24. Dez. 1821 zu Kozmin in Posen, absolvierte das Gymnasium zu Polnisch-Lissa, trat dann in das 1. Garderegiment, ging aber 1845 zur Kunst über und widmete sich von 1846 bis 1847 der Landschaftsmalerei auf

der Düsseldorfer Akademie unter J. W. Schirmer, verließ dieselbe 1849 und lebte zwei Jahre in Köln, dann in Düsseldorf. Vom König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen zum Professor ernannt, ward er 1859 nach Weimar zur Gründung einer Kunstschule berufen, die 1860 eröffnet wurde. Er wurde Direktor derselben, legte aber im Januar 1876 sein Amt nieder und lebt jetzt in München. Seine Reisen in der Schweiz und den Pyrenäen sowie auch in Italien gaben ihm den Stoff zu den meisten seiner sehr zahlreichen Gebirgslandschaften, die durch großartige Formauffassung und Beleuchtung einen gewissen idealen Charakter zeigen. Eine beträchtliche Anzahl derselben ist im Besitz fürstlicher Personen. Die Berliner Nationalgalerie besitzt eine Ansicht des Lac de Gaube in den Pyrenäen (1855), das Canigaithal in den Ostpyrenäen (1856) und den Rosenlauigletscher in der Schweiz (1878). — Sein Sohn Leopold, Graf von K., ist Porträt-, Genre- und Landschaftsmaler naturalistischer Richtung und Professor an der Kunstschule zu Weimar.

Kalckstein, ostpreuß. Adelsfamilie, die im 17. Jahrh. an der Spitze der ständischen Opposition gegen die brandenburgische Herrschaft stand. Generalleutnant Albrecht v. K. auf Knauten verweigerte hartnäckig dem Großen Kurfürsten die Huldigung als souveränem Herzog. Sein Sohn Christian Ludwig setzte den Widerstand noch fort, als die Stände sich 1663 schon gefügt hatten, obwohl ihn der Kurfürst 1655 zum Obersten und Hauptmann von Oletzko ernannt hatte. 1660 wegen brutalen Amtsmißbrauchs abgesetzt, ging er nach Polen, um zum Einfall in Preußen zu hetzen, kehrte nach dem Tod seines Vaters (1667) nach Preußen zurück, ward aber von seinen eignen Geschwistern 1668 des Hochverrats und der schlimmsten Sittlichkeitsverbrechen angeklagt und verhaftet, auch zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilt, jedoch zu einer Geldstrafe begnadigt, die er nicht bezahlte. 1670 floh er nach Polen, trat zum Katholizismus über und bestürmte den König und die angesehensten Personen, den preußischen Ständen gegen den Kurfürsten zu Hilfe zu kommen. Da alle Gesuche um seine Auslieferung erfolglos blieben, schritt der Kurfürst zu einem Gewaltstreich. Sein Resident v. Brandt in Warschau lockte K. in sein Haus, ließ ihn knebeln und in Decken rollen und über die Grenze bringen (Dezember 1670). K. ward 9. Jan. 1672 zum Tod verurteilt und 8. Nov. d. J. in Memel enthauptet.

Kaldaunen, s. v. w. Eingeweide, besonders die eßbaren Gedärme des Rindes.

Kaldenkirchen, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Kempen, an den Linien Kempen-Venloo und Viersen-K. der Preußischen Staatsbahn, hat eine evangelische und eine kath. Pfarrkirche, eine Synagoge, ein Hauptzollamt, Fabrikation von Wollenstoffen, Töpferwaren, Kaffeebrennern, Dampf-Gesundheitskaffee, Zigarren, Seifensiederei, Blaufärberei, Lein- und Seidenweberei, Flachsbau &c. und (1885) 3240 meist kath. Einwohner.

Kalé (Kaleh, türk.), s. v. w. Schloß, kommt in zusammengesetzten Ortsnamen oft vor (vgl. Kalaa).

Kalebasse, Flaschenkürbis (s. Kürbis); auch ein aus solchem verfertigtes Gefäß.

Kalebassenbaum, Pflanzengattung, s. Crescentia.

Kaledonien (Caledonia, kelt., »Walddickicht«), der nördlich vom Clota (Clyde) und Bodotria (Firth of Forth), jenseit des Antoninuswalles, gelegene Teil Schottlands, welcher nie von den Römern unterworfen wurde, wenn sie auch unter Agricola siegreich in denselben eindrangen. Die Bewohner (Kaledonier), zum keltischen Stamm gehörig, waren ein Urvolk Britanniens und neben den Briten das mächtigste der Insel; es bestand bei ihnen Vielweiberei und die Sitte, den Körper mit Tierfiguren zu tättowieren. Seit dem 4. Jahrh. erscheinen sie unter dem Namen Pikten, mit denen sich am Ende desselben Jahrhunderts die aus Irland eingewanderten Skoten verbanden. Häufig, aber unrichtig wird mit dem Namen K. auch ganz Schottland bezeichnet.

Kaledonischer Kanal, großer Kanal in Schottland, welcher Inverneß am Loch Beauly mit Fort William am Loch Eil und somit die Nordsee mit dem Atlantischen Ozean verbindet. Er wurde 1803—47 nach dem Plan Telfords auf Staatskosten gebaut (Kosten 1,256,000 Pfd. Sterl.) und ist mit Einschluß der von ihm durchschnittenen Seen 97 km lang (ohne diese nur 35). Er hat 5 m Tiefe und wird von 28 Schleusen durchschnitten. Sein höchster Punkt liegt 29,4 m ü. M. Früher von Bedeutung, wird er jetzt nur wenig von Schiffen benutzt, und die jährlichen Einnahmen (etwa 8500 Pfd. Sterl.) decken kaum die Unterhaltungskosten.

Kaledonisches Meer, nicht mehr übliche Bezeichnung für einen Teil des Atlantischen Ozeans, zwischen Schottland und den Hebriden.

Kaleidophön (griech., »Schönklangbild«, phonisches Kaleidoskop), von Wheatstone angegebener Apparat, besteht aus einer Holzplatte, auf welcher runde, eckige, gerade oder gebogene Stäbe befestigt sind, die an ihrem freien Ende kleine spiegelnde Glaskugeln oder eine verstellbare Platte mit verschiedenfarbigen, symmetrisch geordneten Knöpfen tragen. Wird einer der Stäbe durch einen Hammer oder einen Violinbogen in Schwingungen versetzt, und trifft ein Sonnenstrahl den Knopf, so sieht man die Bahn, welche das Ende des Stabes beschreibt, als eine in sich zurückkehrende und sich beständig ändernde Lichtlinie. S. Schall.

Kaleidoskóp (griech., »Schönbildseher«), ein auf den Gesetzen der Reflexion des Lichts beruhendes, von Brewster 1817 angegebenes Instrument, besteht aus zwei ebenen rechteckigen Spiegeln, welche unter einem beliebigen Winkel, gewöhnlich einem solchen von 30 oder 60°, und mit einander zugewendeten Spiegelflächen aneinander stoßen und in dieser Lage in einer innen geschwärzten Röhre befestigt sind. Man benutzt in der Regel 12–16 cm lange Spiegel. Die Röhre ist an dem einen Ende mit einer Scheibe, in welcher sich ein kleines Loch zum Durchsehen befindet, und an dem andern mit zwei Glasscheiben verschlossen, die etwa 2 mm voneinander abstehen und eine Kapsel bilden, in welche man kleine Splitter gefärbten Glases, kleine Federspitzchen, Samenkörnchen u. dgl. bringt; die äußere Glasscheibe ist matt geschliffen. Sieht man nun durch das kleine Loch, indem man das andre Ende des Kaleidoskops gegen das Tageslicht kehrt, so erblickt man bei jeder Lage der Körperchen die regelmäßigsten, bald vom Mittelpunkt ausgehenden, bald vom äußern Umfang nach diesem hin sich erstreckenden Sterne. Beim Drehen des Instruments verändert sich sogleich die Lage der Objekte, und man erhält ein durchaus verschiedenes Bild. Der Reichtum der Gestalten, welche auf diese Weise erzeugt werden können, ist unerschöpflich und das K. deshalb ein sehr beliebtes Spielwerk. Die Entstehung der Bilder gründet sich darauf, daß zwischen zwei geneigten Spiegeln ein Körper in jedem ein Bild gibt, welches hinter dem einen Spiegel und vor dem andern liegt und folglich auf letztern wie ein wahrer Gegenstand einwirkt. Daraus folgt in

diesem Spiegel ein zweites Bild, welches in dem ersten ein drittes Bild geben kann, u. s. f. Allein diese Bilder entfernen sich immer mehr von dem Gegenstand und fallen endlich in den Scheitelwinkel der Spiegel, also hinter jeden derselben, so daß sie unwirksam werden. Fügt man drei Spiegel so aneinander, daß ein hohles Prisma mit spiegelnden Innenflächen entsteht, und bildet daraus ein K., so erhält man statt des kreisförmigen Gesichtsfeldes eine ausgedehnte Ebene, und diese ist nur durch die Schwächung der äußern Bilder begrenzt, welche dieselben vermöge des Lichtverlustes erleiden, den die wiederholte Spiegelung verursacht. Bildet der Querschnitt des Prismas in diesem Triangularkaleidoskop ein gleichseitiges Dreieck, so erblickt man das Gesichtsfeld in lauter gleichseitige Dreiecke geteilt; bildet der Querschnitt dagegen ein gleichschenkelig-rechtwinkeliges Dreieck, so erblickt man auf dem Gesichtsfeld lauter Quadrate 2c. Das K. war für technische Zwecke, besonders zum Entwerfen von Mustern, bestimmt; die ewige Wiederholung von Sternen ermüdet indessen, und erst durch die Veränderungen, welche Emsmann dem Instrument 1861 gegeben, dürfte jener Zweck besser erreicht werden. Das neue Instrument, Typoskop, besteht aus einem gewöhnlichen K. von etwa 13 cm Länge und 3,25 cm Durchmesser, welches an seinem Okularende offen bleibt und noch ein das Rohr umfassendes und an demselben verschiebbares und drehbares Auszugsrohr von 15—20 cm Länge erhält. Letzteres schließt an die Kaleidoskopröhre an, erweitert sich nach dem Okularende und nimmt dort ein polyedrisches Glas (weiß, blau oder gelb) in einer etwa 5 cm betragenden Entfernung von der dem Auge zugewendeten Öffnung auf. Dieses Instrument bietet eine überraschende Mannigfaltigkeit von den einfachsten bis zu den zusammengesetztesten Mustern, und es läßt sich dabei sofort übersehen, welchen Eindruck das Muster in der Zusammenstellung machen wird. Durch Drehung des Kaleidoskops oder des polyedrischen Glases sowie durch Verschiebung der zweiten Röhre kann man die Zusammenstellung der einzelnen Bilder einigermaßen abändern, ohne die Bilder selbst zu stören, so daß man über die vorteilhafteste Anwendung derselben sofort ein Urteil gewinnt. Für den praktischen Gebrauch empfehlen sich zu demselben polyedrischen Glas Kaleidoskope von 60, 45 und 36°; auch wechselt man vorteilhaft das polyedrische Glas und richtet die Kapsel so ein, daß man die Objekte beliebig ändern kann. Ganz ähnliche Bilder wie mit dem beschriebenen K. erhält man auch auf die einfachste Weise durch zwei Spiegel, welche an einer Seite zusammenstoßen und auf eine ebene Fläche gestellt werden. Legt man zwischen beide irgend einen Gegenstand, z. B. einen irgendwie verschlungenen Seidenfaden oder ein Blatt Papier mit einer darauf gezeichneten verschnörkelten Linie, so erblickt man ein vollkommen regelmäßiges Bild nach den eben angegebenen Gesetzen, indem sich die Linie oder der Gegenstand zwischen den Spiegeln so oft aneinander reiht, als der Winkel, welchen die Spiegel miteinander bilden, in 360 enthalten ist. Dieser Apparat, Debuskop (Karloskop, Episkop), bietet vor dem gewöhnlichen K. sehr viele Vorteile, weil man den Spiegeln jede beliebige Stellung geben und die Bilder fortwährend willkürlich verändern, aber auch beliebig festhalten kann. Man findet denselben in Tapisseriegeschäften, welche mit demselben auf einfache Weise zeigen, welchen Eindruck »angefangene« Stickereien nach der Vollendung machen werden. S. Chromatoskop. Vgl. Spiegelung.

Kalem (arab., »Feder«), in der Türkei allgemeine Bezeichnung für Büreaus und Amtslokalitäten.

Kalema, an der Westküste Afrikas gebräuchliche Bezeichnung der Meeresbrandung, wie dieselbe an Flachküsten auch anderwärts auftritt.

Kalenberg, ehemaliges Fürstentum in der preuß. Provinz Hannover, besteht aus den gegenwärtigen Kreisen Hameln, Wennigsen, Stadt- und Landkreis Hannover oder aus dem Südteil des Regierungsbezirks Hannover, umfaßt etwa 2250 qkm (41 QM.) mit 280,000 Einw. und hat nur im S. einige Höhenzüge (Ith, Süntel, Osterwald, Deister), im N. aber vorzugsweise Sand- und Moorboden. Es ist nach dem in der Gemeinde Schulenburg des Kreises Wennigsen belegenen Schloß (jetzt Domäne mit Amtsgericht) benannt. — K. gehörte ursprünglich zum Herzogtum Braunschweig-Lüneburg und war 1432—82 unter Wilhelm I. und 1495—1584 unter Erich dem ältern und Erich dem jüngern mit Göttingen im Besitz einer Seitenlinie des herzoglichen Hauses. Von dem Zweig K. des welfischen Hauses Neu-Lüneburg, der 1679 von Ernst August begründet wurde, stammt die Dynastie in Großbritannien und die früher in Hannover regierende ab (s. Hannover, S. 133). Vgl. v. Hodenberg, Calenberger Urkundenbuch (Hannov. 1855—58).

Kalenberg, Pfaffe vom, s. Kahlengebirge.

Kalendariographie (lat.), die Lehre von der Anfertigung der Kalender.

Kalendarium (lat.), die Festverzeichnisse, welche die Namen der in einer Kirche verehrten Märtyrer und Heiligen (s. d.) mit Angabe ihres Festtags enthielten. Seit dem 8. Jahrh. wurden sie sehr zahlreich; das größte Ansehen genoß das römische K.

Kalende, Abgabe von Viktualien, welche Landleute dem Pfarrer und Organisten im Herbst zu entrichten hatten; hier und da noch jetzt gebräuchlich.

Kalendel, s. v. w. Ringelblume, s. Calendula.

Kalender (v. lat. calendae), das Verzeichnis der nach Wochen und Monaten geordneten Tage eines Jahrs nebst Angabe der Feste, der Mondphasen, des Auf- und Unterganges der Sonne und verschiedener andrer astronomischer Ereignisse. Das Bedürfnis einer Einteilung der Zeit führte schon früh zu der Annahme von Monaten von 29 und 30 Tagen, denen der synodische Monat von 29,5306 Tagen = 29 Tagen 12 Stunden 44 Minuten 3 Sekunden zu Grunde liegt. Durch Beobachtung der Lichtgestalt des Mondes ließ sich die ungefähre Dauer dieser Periode leicht feststellen. Einen größern Abschnitt bildet das Jahr, welches sich dem mittlern tropischen Sonnenjahr von 365,2422 Tagen = 365 Tagen 5 Stund. 48 Min. 46 Sek. (s. Jahr) anschließt. Durch Beobachtung des heliakischen Frühaufganges des Sirius war die Dauer desselben näherungsweise von 365¼ Tagen schon im 14. Jahrh. v. Chr. den ägyptischen Priestern bekannt. Außer dem Sonnenjahr kommt aber auch ein Mondjahr von 12 Monaten mit abwechselnd 29 und 30 Tagen, also von 354 Tagen, vor. In Athen führte Solon dasselbe 594 v. Chr. ein; doch wurde, um eine Übereinstimmung mit dem Lauf der Sonne herbeizuführen, alle drei Jahre noch ein Monat von 30 Tagen eingeschaltet. Vollständiger erreichte dieses Ziel Kleostratos (61. Olympiade) durch die Oktaeteris, einen achtjährigen Schaltkreis, in welchem das 3., 5. und 8. Jahr einen Schaltmonat von 30 Tagen erhielt; da hier in 8 Jahren 90 Tage eingeschaltet wurden, so war die mittlere Dauer eines Jahrs $354 + 11\frac{1}{4} = 365\frac{1}{4}$ Tage. Die Thatsache, daß 235 synodische Monate nahezu gleich sind 19 tropischen

Jahren, führte **Meton** 432 v. Chr. zu einem Cyklus von 19 Mondjahren (**Enneadekaeteris**) von 354 Tagen mit 7 Schaltmonaten von 30 Tagen, welche auf das 3., 5., 8., 11., 13., 16. und 19. Jahr fielen. Bei den Römern war anfangs das alte Jahr der Albaner von 10 Monaten = 304 Tagen im Gebrauch; aber **Numa** führte 717 v. Chr. ein Mondjahr von 355 Tagen mit 12 festen Monaten (über Namen und Dauer vgl. **Monat**) ein, in welches alle zwei Jahre nach dem Feste der Terminalien, 23. Febr., ein Schaltmonat Mercedonius eingeschoben wurde, der abwechselnd 22 und 23 Tage hatte. Vier aufeinander folgende Jahre hatten demnach 4 . 355 + 22 + 23 = 1465 Tage, und die durchschnittliche Dauer eines Kalenderjahrs betrug 366¼ Tage.

Der julianische Kalender.

Da 365¼ Tage um 11 Min. 14 Sek. oder ungefähr 1/128 Tag größer sind als das tropische Sonnenjahr, so kann schon ein Jahr von 365¼ Tagen nicht mit der Sonne in Übereinstimmung bleiben, sondern jedes astronomische Ereignis, welches sich genau in Jahresfrist wiederholt, wie z. B. die Tag- und Nachtgleiche, muß nach 129 Kalenderjahren auf ein um einen Tag früheres Datum rücken. Bei einer Jahreslänge von 366¼ Tagen tritt aber außerdem noch alljährlich eine Verschiebung um einen ganzen Tag ein. Dieser Umstand, zu dem noch allerhand durch die Pontifices verschuldete Unregelmäßigkeiten in der Einschaltung kamen, hatte den römischen K. im Lauf der Zeit in große Verwirrung gebracht, und im J. 47 v. Chr. war derselbe um 67 Tage vom tropischen Jahr entfernt. Mit Beihilfe des alexandrinischen Astronomen Sosigenes und des Scriba M. Flavius führte deshalb **Julius Cäsar** eine Reform des Kalenders durch, indem er zunächst dem Jahr 708 nach Roms Erbauung, d. h. 46 v. Chr., welches bereits einen Mercedonius von 23 Tagen hatte, noch 67 Tage in zwei Monaten zusetzte, so daß dasselbe 445 Tage zählte. Dadurch kam der 1. Jan. auf den ersten Neumond nach dem Wintersolstitium, die Frühlings-Tag- und Nachtgleiche aber auf den 24. März. Die mittlere Dauer des Jahrs wurde zu 365¼ Tagen angenommen und festgesetzt, daß immer auf drei gemeine Jahre von 365 Tagen ein Schaltjahr von 366 Tagen folgen solle. Das Gemeinjahr hatte die Monate Januar = 31, Februar = 28, März = 31, April = 30, Mai = 31, Junius = 30, Quintilis = 31, Sextilis = 31, September = 30, Oktober = 31, November = 30, Dezember = 31 Tagen; im Schaltjahr aber erhielt der Februar 29 Tage, wobei als Schalttag der 24. Febr., der Tag nach dem Feste der Terminalien, galt. Den ersten Tag eines Monats nannten die Römer Kalendae; ferner hießen Nonae in den Monaten März, Mai, Juli (Quintilis) und Oktober der 7., in den übrigen der 5., endlich Idus in den vier erstgenannten Monaten der 15., in den übrigen der 13. Tag. Von diesen Tagen aus zählte man rückwärts, so daß man z. B. schrieb: pridie Kalendas Martias, am Tag vor den Kalenden des März, statt: »am letzten Februar«, oder III Kalendas Martias, am 3. Tag vor den Kalenden des März, statt: »am vorletzten Februar«, IV Nonas Januarias, am 4. vor den Nonen des Januar, statt: »am 2. Januar«; es wurde also sowohl der zu bestimmende Tag als der, von dem man rückwärts zählt, mitgerechnet. Dieser von Cäsar eingeführte **julianische** K. erhielt sich im Römerreich bis zum Ende desselben und ging auch in die christliche Kirche über. Da aber 129 Jahre dieses Kalenders um ungefähr einen Tag zu groß sind, so konnte derselbe nicht mit dem Lauf der Sonne in Übereinstimmung bleiben, und in der That fiel schon zur Zeit der Kirchenversammlung zu Nikäa 325 n. Chr. das Frühlingsäquinoktium nicht mehr auf den 24., sondern auf den 21. März. Erst später erkannte man den wahren Grund dieses Zurückweichens aller festen Jahrespunkte, und im 15. Jahrh. rieten zuerst Pierre d'Ailly und der Kardinal **Nikolaus von Cusa**, eine Anzahl Tage aus dem K. auszuwerfen, um das Frühlingsäquinoktium auf den 21. März zu bringen. In der That wurde 1474 auch **Regiomontanus** vom Papst Sixtus IV. mit der Verbesserung des Kalenders betraut, der plötzliche Tod dieses Gelehrten trat aber hindernd dazwischen.

Der gregorianische Kalender.

Ein Jahrhundert später berief Papst Gregor XIII. eine Kommission, zu welcher der Astronom Aloysius **Lilius** aus Kalabrien, der Bamberger Mathematiker **Clavius**, der Spanier Petrus **Ciaconius** und der Italiener Ignatio **Danti** gehörten, um einen neuen K. festzustellen. Da seit Julius Cäsars Zeit ungefähr 13mal 129 Jahre vergangen waren, so hatte sich das Frühlingsäquinoktium um 13 Tage rückwärts geschoben und fiel auf den 11. März. Um es nun den Bestimmungen des Konzils zu Nikäa gemäß auf den 21. zu bringen, ließ man 1582 zehn Tage ausfallen, und zwar wurde einer päpstlichen Bulle vom 24. Febr. d. J. gemäß auf den 4. Okt. gleich der 15. gezählt. Damit aber im Lauf der Zeit sich nicht wieder der alte Fehler einstelle, wurde als Jahreslänge die Zeit von 365 Tagen 5 Stund. 49 Min. 16 Sek. angenommen, welche den auf Anordnung des Königs Alfons X. von Kastilien herausgegebenen Planetentafeln zu Grunde liegt. Da 400 solcher Jahre = 146,097 Tagen 26 Min. 40 Sek., 400 julianische Jahre aber 146,100 Tage sind, so sind letztere um ungefähr 3 Tage zu groß. Es wurde daher bestimmt, daß zwar im allgemeinen, wie bisher, jedes Jahr, dessen Zahl durch 4 teilbar ist, ein Schaltjahr von 366 Tagen sein solle, daß aber von den Schlußjahren der Jahrhunderte, wie 1600, 1700 etc., den sogen. **Säkularjahren**, nur die mit 400 teilbaren Schaltjahre, die andern gemeine Jahre sein sollten. Es blieb also in dem **gregorianischen** K. das Jahr 1600 ein Schaltjahr; 1700, 1800, 1900 aber wurden gemeine Jahre und erst 2000 wieder ein Schaltjahr. Daß diese Regel, bei welcher in 400 Jahren 97 Tage eingeschaltet werden, nicht vollständig genau ist, erkannte die päpstliche Kommission an; indessen war doch dem praktischen Bedürfnis auf lange Zeit Genüge geleistet. Da 400 tropische Jahre zu 365 Tagen 5 Stund. 48 Min. 46 Sek. = 146,096 Tagen 21 Stund. 7 Min., 400 gregorianische Jahre aber = 146,097 Tagen sind, so sind letztere um 2 Stund. 53 Min. oder ungefähr ⅛—⅑ Tag zu groß. **Lalande** schlug deshalb vor, alle 3600 Jahre einen Schalttag auszuwerfen, **Heis** wollte dies, von 3200 an, alle 3200 Jahre thun; eine Bestimmung darüber ist noch nicht getroffen. Zur festgesetzten Zeit eingeführt wurde der neue K. nur in Italien, Spanien und Portugal; auch in Frankreich, Lothringen und den katholischen Niederlanden geschah dies noch 1582, in dem katholischen Teil von Deutschland und den katholischen Kantonen der Schweiz 1583, in Polen 1586, in Ungarn 1587; 1699 nahmen auch die evangelischen Stände des Deutschen Reichs den neuen K. unter dem Namen des »verbesserten« an, und infolgedessen wurde 1700 im protestantischen Deutschland auf den 18. Febr. gleich der 1. März gezählt. Gleichzeitig erfolgte auch in den Vereinigten Niederlanden die Annahme des neuen

Kalenders, der schon 1699 in Dänemark eingeführt worden war; 1701 folgte die Mehrzahl der evangelischen Schweizerkantone, St. Gallen aber erst 1724, und in Glarus, Appenzell und einem Teil von Graubünden behielten die Protestanten bis zu der Staatsumwälzung von 1798 den alten K. bei. England führte den neuen K. 1752, Schweden 1753 ein. Der alte K. ist jetzt nur noch in Rußland, Griechenland, bei den Slawen griechischer Konfession und bei den mohammedanischen Wüstenbewohnern von Fezzan, Tuat 2c. im Gebrauch. Da in diesem K. die Jahre 1700 und 1800 Schaltjahre waren, im gregorianischen nicht, so ist ersterer oder der K. alten Stils gegen diesen, den K. neuen Stils, gegenwärtig um 12 Tage zurück; es ist also z. B. 4. Mai alten Stils = 16. Mai neuen Stils. Will man das Datum auf beide Arten angeben, so schreibt man die gregorianische Angabe über die andere, z. B. $\frac{16.}{4.}$ Mai, $\frac{2.\ \text{Juni}}{21.\ \text{Mai}}$. — Zur Bestimmung des Wochentags, der auf jedes Datum eines Jahrs fällt, dient der Cyklus der Sonntagsbuchstaben. Mit letzterm Namen bezeichnet man nämlich den Buchstaben, der auf den Sonntag fällt, wenn man die einzelnen Jahrestage, vom 1. Jan. anfangend, mit den sich immer wiederholenden Buchstaben A, B, C, D, E, F, G bezeichnet. Da ein gemeines Jahr 52 Wochen 1 Tag hat, so schließt es mit demselben Wochentag, mit welchem es anfing, und der Sonntagsbuchstabe rückt von einem Jahr zum nächsten um eine Stelle zurück; bei einem Schaltjahr beträgt dieses Zurückweichen 2 Tage, und man gibt hier dem 23. und 24. Febr. denselben Buchstaben, so daß ein Schaltjahr zwei Sonntagsbuchstaben hat, den ersten für die Zeit vor, den zweiten für die Zeit nach dem 23. Febr. Die Reihenfolge der Sonntagsbuchstaben wiederholt sich nach 4 . 7 = 28 Jahren, und man nennt die Zahl, welche angibt, das wievielte dieser 28jährigen Periode ein gegebenes Jahr ist, den Sonnenzirkel. Man findet denselben, indem man die Jahreszahl um 9 vermehrt und dann mit 28 dividiert; der Rest oder, wenn die Division aufgeht, die Zahl 28 ist der Sonnenzirkel. Im julianischen K. gehören zum Sonnenzirkel I stets die Sonntagsbuchstaben G F; im gregorianischen K. aber ist der Sonntagsbuchstabe um so viel Stellen vorwärts im Alphabet verschoben, als der Unterschied beider K. in Tagen beträgt, also gegenwärtig um 12 oder, da man 7 weglassen kann, um 5; dem Sonnenzirkel I entsprechen also im 19. Jahrh. die gregorianischen Sonntagsbuchstaben E D. Folgende Tafel zeigt den Wechsel der Sonntagsbuchstaben:

Sonnenzirkel	Julian. Sonntagsbuchstaben	Gregor. Sonntagsbuchstaben	Sonnenzirkel	Julian. Sonntagsbuchstaben	Gregor. Sonntagsbuchstaben
I	GF	ED	XV	C	A
II	E	C	XVI	B	G
III	D	B	XVII	AG	FE
IV	C	A	XVIII	F	D
V	BA	GF	XIX	E	C
VI	G	E	XX	D	B
VII	F	D	XXI	CB	AG
VIII	E	C	XXII	A	F
IX	DC	BA	XXIII	G	E
X	B	G	XXIV	F	D
XI	A	F	XXV	ED	CB
XII	G	E	XXVI	C	A
XIII	[illegible]	DC	[illegible]	B	G

Sonntag, der 1. Jan. ein Freitag. Daraus ergeben sich die sämtlichen übrigen Wochentage des Jahrs.

Einen wesentlichen Teil des christlichen Kalenders bildet die Angabe der kirchlichen Feste. Diese sind teils fest, wie Neujahr 1. Jan., Epiphanias 6. Jan., Johannis 24. Juni, Michaelis 29. Sept., Weihnachten 25. Dez., teils sind sie beweglich. Die beweglichen Feste richten sich sämtlich nach dem Osterfest. Das letztere aber soll einem Beschluß des nikäischen Konzils zufolge am nächsten Sonntag nach dem Vollmond, der auf das Frühlingsäquinoktium folgt, gefeiert werden; trifft dieser sogen. Ostervollmond auf einen Sonntag, so wird Ostern am nächsten Sonntag gefeiert. Die Berechnung des Ostervollmondes geschieht mittels der Epakten (s. d.). Da 19 julianische Jahre von 365¼ Tagen nur um 1½ Stunde größer sind als 235 synodische Monate, so fallen nach 19 Jahren die Mondphasen wieder auf dieselben Monatstage; weil aber anderseits 12 synodische Monate (354 Tage 8 Stund. 48 Min. 36 Sek.) um 10 Tage 21 Stund. kleiner sind als ein Jahr, so rückt jede Mondphase im nächsten Jahr um 11 Tage zurück. Epakte ist nun das Alter des Mondes am 1. Jan.; dieselbe wächst dem Erwähnten zufolge von einem Jahr zum andern um 11 Tage. Sechsmal, wenn die durch Addition von 11 entstandene Summe 30 übersteigt, wird 30 weggeworfen; nach der XIX. Epakte fallen aber bloß 29 Tage weg (Sprung der Epakte), damit man wieder auf die erste kommt. Dieser 19jährige Cyklus heißt der Mondzirkel, und die Zahl, welche angibt, das wievielte in einem solchen Cyklus ein bestimmtes Jahr ist, wird die Goldene Zahl genannt. Dieselbe wird gefunden als der Rest, den die um 1 vermehrte Jahreszahl bei der Division mit 19 übrigläßt; geht die Division auf, so ist 19 die Goldene Zahl. Bei den Epakten, welche in unserm K. als julianische verzeichnet sind, gehört zur Goldenen Zahl 1 die Epakte XI. Als aber bei der Kalenderreform 1582 10 Tage ausfielen, reduzierte sich diese Epakte auf I, und als 1700 ein Schalttag ausfiel, wurde sie = 0, wofür man gewöhnlich * schreibt. 1800 dagegen wurde die Epakte aus folgendem Grund nicht geändert, trotzdem daß auch hier ein Schalttag ausfiel. Weil 235 synodische Monate um 1½ Stunde = 1/16 Tag kleiner sind als 19 Jahre, was in 16 . 19 = 304 Jahren einen Tag ausmacht, so muß die Epakte alle 300 Jahre um 1 vergrößert werden; man nennt diese Korrektion die Mondgleichung. Die sogen. julianischen Epakten können hiernach nicht richtig bleiben; sie stimmten aber zur Zeit der Kalenderreform mit Sonnen- und Mondlauf überein, und 1800 trat nun die Mondgleichung hinzu, welche aber durch den Ausfall des Schalttags aufgehoben wurde. Nachstehende Tafel enthält die Goldene Zahl, die julianische und die gregorianische Epakte für das 18. und 19. Jahrh.:

Goldene Zahl	Julian. Epakte	Gregor. Epakte	Goldene Zahl	Julian. Epakte	Gregor. Epakte
1	XI	*	11	I*	XX
2	XXII	XI	12	XII	I
3	III	XXII	13	XXIII	XII
4	XIV	III	14	IV	XXIII
5	XXV	XIV	15	XV	IV
6	VI	XXV	16	XXVI	XV
7	XVII	VI	17	VII	XXVI
8	XXVIII	XVII	18	[illegible]	[illegible]

Goldene Zahl dieses Jahrs ist; seine julianische Epakte ist demnach VI, seine gregorianische XXV. Um nun den Ostervollmond oder die sogen. **Ostergrenze** für jedes Jahr zu finden, hat man dieselbe im alten K. für die Goldene Zahl 1 direkt beobachtet und den 5. April gefunden; im gregorianischen K. ist für diese Goldene Zahl der 1. Jan. ein Neumond (Epakte *), und da 3½ Monate = 103,3 Tagen sind, so ist der 103. Tag des Jahrs oder der 13. April der Ostervollmond. Da die Epakte von Jahr zu Jahr um 11 wächst, so geht die Ostergrenze um 11 Tage zurück, wobei aber jedesmal 30 Tage hinzuzufügen sind, wenn sie vor den 21. März kommt. Auf diese Weise erhält man die unten folgende Tafel der Ostergrenzen, von denen die gregorianischen für das 18. und 19. Jahrh. gelten.

Tafel der Ostergrenzen.

Gold. Zahl	Julian. Ostergrenze	Gregor. Ostergrenze	Gold. Zahl	Julian. Ostergrenze	Gregor. Ostergrenze
1	5. April D	13. April E	11	15. April G	24. März F
2	25. März G	2. April A	12	4. April C	12. April D
3	13. April E	22. März D	13	24 März F	1. April G
4	2. April A	10. April B	14	12. April D	21. März C
5	22. März D	30. März E	15	1. April G	9. April A
6	10. April B	18. April C	16	21. März C	29. März D
7	30. März E	7. April F	17	9. April A	17. April B
8	18. April C	27. März B	18	29. März D	6. April C
9	7. April F	15. April G	19	17. April B	26. März A
10	27. März B	4. April C			

Im J. 1886, dessen Goldene Zahl 6, ist also die gregorianische Ostergrenze der 18. April C, und da der Sonntagsbuchstabe ebenfalls C ist, so fällt diese Grenze selbst auf einen Sonntag, Ostern also auf den nächsten Sonntag, 25. April. Da der 21. März die frühste, der 18. April die späteste Ostergrenze im gregorianischen K. ist, so kann Ostern nicht vor dem 22. März und nicht nach dem 25. April fallen. Auf den 22. März fiel Ostern 1818, auf den 25. April 1886. Für die folgenden Jahre bis 1900 sind die Termine:

1887: 10. April	1892: 17. April	1897: 18. April
1888: 1. April	1893: 2. April	1898: 10. April
1889: 21. April	1894: 25. März	1899: 2. April
1890: 6. April	1895: 14. April	1900: 15. April
1891: 29. März	1896: 5. April	

Die julianische Ostergrenze stimmt nicht immer genau mit dem astronomischen Ostermonat überein, da die julianischen Epakten nicht vollständig richtig sind; aber auch die gregorianische Ostergrenze kann von der astronomischen um einen Tag abweichen, wie dies z. B. 1876 der Fall war, wo der Ostervollmond in Wahrheit auf Sonnabend, 8. April, fiel, daher der 9. April Ostersonntag hätte sein sollen. Im protestantischen Deutschland berechnete man auch anfangs den Ostervollmond nach den astronomischen Tafeln, und infolgedessen feierten 1724 und 1744 die Protestanten Ostern acht Tage eher als die Katholiken, welche Ostern mittels der Epakten bestimmten. Durch einen Reichstagsbeschluß von 1776 wurde die letztere Berechnung allgemein eingeführt. Dasselbe Resultat wie die erläuterte cyklische Berechnung des Osterfestes gibt auch folgende von Gauß gegebene Regel: Ist n die Jahreszahl, und sind a, b, c, d, e die Reste der Division von n durch 19, n durch 4, n durch 7, $19a + M$ durch 30, $2b + 4c + 6d + Q$ durch 7, so fällt Ostern auf den $(22 + d + e)$ten März. Dabei ist M im julianischen K. stets 15, im gregorianischen aber gegenwärtig 23 und wächst um 1, wenn die Epakte um 1 kleiner wird; Q ist im julianischen K. stets 6, im greogorianischen jetzt 4 und wächst um 1 mit jedem gemeinen Schlußjahr eines Jahrhunderts.

Andre Kalender.

Der **jüdische K.**, für den weder aus der Bibel noch aus den Schriften der jüdischen Litteratur bis Mitte des 4. Jahrh. n. Chr. sich übersichtliche Regeln aufstellen lassen, fand durch den Patriarchen Hillel den jüngern (um 358) die erste systematische Bearbeitung. Er brachte die als Geheimnis bewahrte Kalenderberechnung in festere Formen, indem er die **Monatsdauer**, das erste **Novilunium** nach der Schöpfung feststellte, den **19jährigen Mondcyklus** und die **Festverschiebungsregeln** einführte. Hierauf beruht im allgemeinen das jüdische Kalenderwesen noch heute. Als verschiedene Jahresrechnungen waren bei den Juden üblich: nach dem Auszug aus Ägypten, nach Regenten, die Seleukidische und die jetzt noch gebräuchliche Schöpfungsära Hillels. Der jüdische Monat ist nach der Umlaufszeit des Mondes berechnet. Das Gemeinjahr hat 12 Monate, von denen Nissan, Siwan, Ab, Tischri, Kislev, Schebat 30, Ijar, Tammus, Ellul, Marcheschwan, Tebet, Adar 29 Tage haben. Zur Ausgleichung mit dem Sonnenjahr wird von Zeit zu Zeit ein 13. Monat eingeschaltet, der auf den Adar folgt und Weadar, d. h. zweiter Adar, genannt wird (vgl. **Monat**). Der Schaltkreis umfaßt 19 Jahre, worunter 7 (das 3., 6., 8., 11., 14., 17. und 19.) Schaltjahre sind. Das mittlere oder regelmäßige Gemeinjahr hat 354, das mittlere oder regelmäßige Schaltjahr 384 Tage; ein überzähliges Gemein- oder Schaltjahr hat einen Tag mehr, ein mangelhaftes einen Tag weniger als ein mittleres. Hiernach haben die Juden sechs verschiedene Jahre von 353, 354, 355, 383, 384, 385 Tagen. Vgl. **Lewysohn**, Geschichte und System des jüdischen Kalenderwesens (Leipz. 1856); **Schwarz**, Der jüdische K. (Bresl. 1872).

Die **Mohammedaner** rechnen nach Mondjahren von 12 Monaten mit abwechselnd 30 und 29 Tagen; dazu kommt noch im letzten Monat des 2., 5., 7., 10., 13., 15., 18., 21., 24., 26. und 29. Jahrs in einem 30jährigen Cyklus ein Schalttag. In **Ägypten** ist dieser K. nicht eingeführt worden, es galt dort seit 25 v. Chr. der julianische K., doch fiel das Schaltjahr immer um ein Jahr früher als bei uns; seit 1879 ist dort der gregorianische K. eingeführt. — Der **französisch-republikanische K.**, durch Konventsdekret vom 6. Okt. 1793 eingeführt, begann mit dem Herbstäquinoktium (22. Sept.) 1792. Das Jahr bestand aus 12 Monaten (über ihre Namen vgl. **Monat** und die einzelnen Artikel) zu 30 Tagen mit 5 oder im Schaltjahr 6 Ergänzungstagen (jours complémentaires oder sansculottides) am Ende; je 4 Jahre bildeten eine Franciade, in welcher das 4. Jahr ein Schaltjahr war, doch sollte von Zeit zu Zeit die Franciade einmal 4 gemeine Jahre enthalten. Das Jahr begann mit dem Vendémiaire und schloß mit dem Fructidor, worauf die 5 (im Schaltjahr 6) Jours complémentaires oder sansculottides folgten, nämlich: Fête des actions, Fête du génie, Fête du travail, Fête de l'opinion, Fête des récompenses und Fête de la Révolution. Der Monat zerfiel in 3 Dekaden mit je 10 Tagen, die nach verschiedenen, meist landwirtschaftlichen, Gegenständen benannt waren, außerdem aber die Ordnungsnamen führten: Primidi, Duodi, Tridi, Quartidi, Quintidi, Sextidi, Septidi, Octidi, Nonidi und Decadi, letzterer Ruhetag. Durch Dekret Napoleons vom 9. Sept. 1805 wurde vom 1. Jan. 1806 an der gregorianische K. wieder eingeführt. Eine vollständige Vergleichung des republikanischen Kalenders mit dem gregorianischen gibt nachstehende, vom Major Edmund Jäger in Stuttgart entworfene Zeittafel:

Vergleichung des französischen Revolutionskalenders mit dem Gregorianischen.

Französische Monatstage	J. I. 1792-93, J. II. 1793-94, J. V. 1796-97, J. VI. 1797-98	J. III. 1794-95, J. VII. 1798-99	J. IV. 1795-96	J. VIII. 1799-1800, J. IX. 1800-1801, J. X. 1801-1802, J. XIII. 1804-1805, J. XIV. 24. Sept. bis 31. Dez. 1805	J. XI. 1802-1803	J. XII. 1803-1804
1. Vendémiaire	22/9	22/9	23/9	23/9	23/9	24/9
30. "	21/10	21/10	22/10	22/10	22/10	23/10
1. Brumaire	22/10	22/10	23/10	23/10	23/10	24/10
30. "	20/11	20/11	21/11	21/11	21/11	22/11
1. Frimaire	21/11	21/11	22/11	22/11	22/11	23/11
30. "	20/12	20/12	21/12	21/12	21/12	22/12
1. Nivôse	21/12	21/12	22/12	22/12	22/12	23/12
10. "	30/12	30/12	31/12	31/12	31/12	1/1
30. "	19/1	19/1	20/1	20/1	20/1	21/1
1. Pluviôse	20/1	20/1	21/1	21/1	21/1	22/1
30. "	18/2	18/2	19/2	19/2	19/2	20/2
1. Ventôse	19/2	19/2	20/2	20/2	20/2	21/2
9. "	27/2	27/2	28/2	28/2	28/2	29/2
10. "	28/2	28/2	29/2	1/3	1/3	1/3
30. "	20/3	20/3	20/3	21/3	21/3	21/3
1. Germinal	21/3	21/3	21/3	22/3	22/3	22/3
30. "	19/4	19/4	19/4	20/4	20/4	20/4
1. Floréal	20/4	20/4	20/4	21/4	21/4	21/4
30. "	19/5	19/5	19/5	20/5	20/5	20/5
1. Prairial	20/5	20/5	20/5	21/5	21/5	21/5
30. "	18/6	18/6	18/6	19/6	19/6	19/6
1. Messidor	19/6	19/6	19/6	20/6	20/6	20/6
30. "	18/7	18/7	18/7	19/7	19/7	19/7
1. Thermidor	19/7	19/7	19/7	20/7	20/7	20/7
30. "	17/8	17/8	17/8	18/8	18/8	18/8
1. Fructidor	18/8	18/8	18/8	19/8	19/8	19/8
30. "	16/9	16/9	16/9	17/9	17/9	17/9
Fête des actions	17/9	17/9	17/9	18/9	18/9	18/9
Fête du génie	18/9	18/9	18/9	19/9	19/9	19/9
Fête du travail	19/9	19/9	19/9	20/9	20/9	20/9
Fête de l'opinion	20/9	20/9	20/9	21/9	21/9	21/9
Fête des récompenses	21/9	21/9	21/9	22/9	22/9	22/9
Fête de la Révolution	—	22/9	—	—	23/9	—

Immerwährender K. nennt man eine Tabelle, welche die einzelnen Tage des Jahrs und daneben die sich wiederholenden Buchstaben A bis G sowie die Epakten oder die entsprechenden Goldenen Zahlen enthält. Kennt man den Sonntagsbuchstaben und die Goldene Zahl eines bestimmten Jahrs, so kann man mittels des immerwährenden Kalenders den vollständigen K. dieses Jahrs finden. Für alle Zeiten gültig bleibt eine solche Tabelle nur beim julianischen K.; beim gregorianischen ist sie bloß für ein oder ein paar Jahrhunderte brauchbar. Der Ausdruck immerwährender K. bezeichnet auch überhaupt alle Tabellen und sonstigen Hilfsmittel, die zur Lösung kalendarischer Aufgaben für einen längern Zeitraum dienen; solche Tabellen sind häufig verstellbar. Am vollkommensten ist Ch. A. Kesselmeyers »Calendarium perpetuum mobile« (s. dessen »Erklärungen und Beispiele zum Calendarium perpetuum mobile«, Manchester u. Dresd.). Vgl. Schubring in der »Zeitschrift für die gesamten Naturwissenschaften« (1875).

[Kalenderlitteratur.] Der älteste gedruckte deutsche K. wurde 1439 von Johannes de Gamundia (Hans von Schwäbisch-Gmünd) herausgegeben; er ist auf zwei Holztafeln in Großfolio geschnitten, jetzt in der königlichen Bibliothek zu Berlin. Ebenfalls auf Holztafeln geschnitten, aber in Quart, ist der K., welchen 1474 Regiomontanus mit einer Anweisung zur Anfertigung des Kalenders herausgab, und von welchem sich Exemplare in den königlichen Bibliotheken zu München, Berlin und Brüssel befinden. Ihnen folgte eine Reihe andrer K., so der Augsburger (1481 und 1483), der Straßburger von H. Knoblochzer (1483), der Ulmer von J. Pflaum (1499), der Erfurter (1505) etc. Sie sämtlich sind sogen. immerwährende K. (s. oben). Den ersten eigentlichen, d. h. Jahreskalender gab Peypus in Nürnberg (1513) heraus, dem Arndes zu Lübeck (1519), Dietz zu Rostock (1519) u. a. folgten. In allen diesen und den später erscheinenden Kalendern spielen, neben dem Verzeichnis der Feste, den Tagen der Märtyrer und anderm Beiwerk, die sogen. **Kalenderpraktiken**, d. h. Angaben, an welchen Tagen man zu purgieren, Ader zu lassen, Medizin zu nehmen, zu baden etc. habe, eine Hauptrolle. Hierher gehört auch der sogen. **hundertjährige K.**, ein zuerst um 1700 vom Abt Knauer veröffentlichtes und oft aufgelegtes Volksbuch, worin mit Einmischung astrologischer und andrer abergläubischer Vorstellungen eine Übersicht der Witterung und des Kalenders auf ein ganzes Jahrhundert gegeben wird. Als sich dann seit dem Ende des 18. Jahrh. in Deutschland das Streben geltend machte, gemeinnützige Kenntnisse und Aufklärung unter den niedern Volksschichten zu verbreiten, erkannte man den K. als das geeignetste Mittel dazu, und es bildete sich mit der Zeit eine förmliche Kalenderlitteratur aus, welche allgemeine Belehrung und Unterhaltung als Hauptzweck verfolgt (vgl. auch Almanach). Der erste, welcher mit Erfolg diesen Weg betrat, war Chr. K. André mit seinem »Nationalkalender« (Brünn 1810 ff.), der später als »K. für die deutschen Bundesstaaten« alljährlich erschien. Von den nachfolgenden Werken dieser Art erlangten die Volkskalender von Gubitz, Steffens, W. O. v. Horn (»Spinnstube«), Trewendt, Nieritz u. a., ebenso der »Schweizer Distell-K.«, der sächsische »Ameisenkalender«, der »Lahrer hinkende Bote«, der »Daheim-K.«, »Gartenlaube-K.« u. a. weite Verbreitung. Daneben gibt es für alle möglichen Berufsarten K. Eine besondere Gattung bilden die **Hof- und Staatskalender**, deren erster der »Status particularis regiminis Ferdinandi II.« (Wien 1637) war; ein Werk ähnlicher Art ist der seit 1763 erscheinende »Gothaische Genealogische Hofkalender«. Die Lehre von der Anfertigung der K. heißt **Kalendariographie**. Vgl. außer den Lehrbüchern der Chronologie (s. d.) Littrow, Kalendariographie (Wien 1828); Schmöger, Grundriß der christlichen Zeit- und Festrechnung (Halle 1854); v. Reinsberg-Düringsfeld, Katechismus der Kalenderkunde (Leipz. 1876); Drechsler, Kalenderbüchlein (3. Aufl., das. 1881); Kaltenbrunner, Vorgeschichte der gregorianischen Kalenderreform (Wien 1876); Knobloch, Die wichtigsten K. der Gegenwart (das. 1885); Fleischhauer, Kalenderkompendium der christlichen Zeitrechnung auf die Jahre 1—2000 (Gotha 1884).

Kalenderzeichen (astronomische Zeichen), Figuren, die zur kürzern Bezeichnung astronomischer Gegenstände eingeführt und in die Kalender übergegangen sind. Die gewöhnlichsten sind für Sonne, Mond und Planeten, im Kalender auch zum Teil für die Tage der Woche: ☉ Sonne, Sonntag, ☾ Mond, Montag, ☿ Merkur, Mittwoch, ♀ Venus, Freitag, ♁ Erde, ♂ Mars, Dienstag, ⚳ Ceres, ⚴ Pallas, ⚵ Juno, ⚶ Vesta, ♃ Jupiter, Donnerstag, ♄ Saturn, Sonnabend, ♅ Uranus; für die zwölf Zeichen des Tierkreises: ♈ Widder, ♉ Stier, ♊ Zwillinge, ♋

Krebs, ♌ Löwe, ♍ Jungfrau, ♎ Wage, ♏ Skorpion, ♐ Schütze, ♑ Steinbock, ♒ Wassermann, ♓ Fische; für den Mondwechsel und andre Bezeichnungen: ◯ Neumond, ☽ erstes Viertel, ◉ Vollmond, ☾ letztes Viertel, ☌ Zusammenkunft, □ Gevierschein, ☍ Gegenschein (Opposition), ☊ Drachenkopf, ☋ Drachenschwanz. Wegen der großen Anzahl der kleinen Planeten hat Gould statt der anfangs für dieselben in Aussicht genommenen Zeichen die jetzt üblichen Zahlen vorgeschlagen, welche in einen kleinen Kreis eingeschlossen sind und die Reihenfolge der Entdeckung angeben (z. B. (30) für Urania, vgl. die »Übersicht des Planetensystems« beim Art. »Planeten«). In den eigentlichen astronomischen Kalendern werden außerdem angewandt die Bezeichnungen: M mittlere Anomalie, π Länge des Perihels, ☊ Länge des aufsteigenden Knotens, φ Exzentrizitätswinkel, e Exzentrizität, ☄ Komet, L mittlere Länge, AR Rektaszension, δ Deklination, r und △ resp. Entfernung eines Planeten von der Sonne und von der Erde, i Neigung der Bahn eines Planeten gegen die Ekliptik, a halbe große Bahnachse.

Kalenter (pers., »der Größere«), Name der Derwische in Mittelasien und Persien wegen ihres Ansehens im Volk. K.-Chan, der Wohnort derselben, etwa s. v. w. Kloster.

Kalergis, Demetrios, griech. Staatsmann, geb. 1803 auf Kreta, ward in Petersburg erzogen, studierte dann in Wien Medizin und ging beim Ausbruch des griechischen Aufstandes 1821 nach Griechenland, wo er unter Karaiskakis tapfer gegen die Türken focht, bei Athen gefangen und ihm von den Türken ein Ohr abgeschnitten wurde. 1832 rückte er zum Oberstleutnant auf. Indes galt er für einen Agenten in russischem Sold und wurde beschuldigt, bei den kurz vor der Ankunft des Königs Otto in Argos ausgebrochenen Unruhen die Hand im Spiel gehabt zu haben. Nachdem er wegen seines Versuchs, den verhafteten Kolokotronis durch Erregung eines Aufstandes in Messenien zu befreien, einige Zeit in Nauplia in Haft gewesen, kam er im Sommer 1843 als Befehlshaber einer Kavalleriedivision wieder nach Athen, veranlaßte die unblutige Revolution vom 15. Sept. und ward zum Oberbefehlshaber in Athen, dann sogar zum Adjutanten des Königs ernannt, mußte jedoch schon 1844 dem Volkshaß weichen, ging nach London und erschien erst 1848 wieder in Griechenland. Da seine Versuche, das Königreich zu revolutionieren, scheiterten, begab er sich nach Zante und im Herbst 1853 nach Paris, von wo aus er seine Beziehungen zu England erneuerte. Durch den Einfluß der Westmächte ward K. während des Krimkriegs mit dem Portefeuille des Kriegs betraut, mußte aber schon im Oktober 1855, in Ungnade gefallen, aus dem Ministerium ausscheiden. Im Juli 1861 ging er als griechischer Gesandter nach Paris. Von dem neuen König Georg ward er 1864 zum Oberstallmeister ernannt. Er starb 24. April 1867 in Athen.

Kalesche (franz. Calèche), eleganter, leichter, vierräderiger Wagen mit halbem oder ohne Verdeck.

Feuer hervorgehen läßt, und der Gegner beider, Lemminkäinen, der allen Mädchen die Köpfe verdreht, bilden mit ihrem Thun und Treiben den Hauptstoff des Gedichts. Die Geschichten drehen sich hauptsächlich um zwei Punkte, einmal darum, die Tochter Louhis, der Wirtin in Pojohla (Lappland?), zur Frau zu erhalten, und sodann, den Sampo zu verfertigen, eine Zaubermühle, welche Mehl, Salz und Geld auswirft und überall Fruchtbarkeit und Gedeihen verbreitet. Nach großen Anstrengungen gelingt dies dem Ilmarinen, wogegen er sowohl als Wäinämönen in seinen Brautfahrten anfangs unglücklich ist, da Louhi eine starke Zauberin ist und ihre Tochter die wunderlichsten Bedingungen stellt. Da Ilmarinen dieselben endlich löst, namentlich den Sampo schmiedet, so heiratet ihn die Tochter, bei welcher Gelegenheit die Hochzeitsfeierlichkeiten der Finnen ausführlich beschrieben werden. Den Sampo holen sie unter vielen Gefahren nach Wainölä (Kalewala); doch zerbricht er unterwegs auf dem Meer, so daß sein Segen sich verteilt. Die Darstellung ist in echt epischem Ton ganz objektiv gehalten, nicht bloß mit geisterhaften Umrissen zeichnend, sondern mit individualisierender Kraft die Wirklichkeit bis ins einzelne hin malend. Von der Landschaft, den Tieren und Menschen des baltischen Nordens wird ein farbenhelles Bild entworfen, und auch die Gemütsart der nordischen Menschen, »mit der Zärtlichkeit für das Kleine den Sinn für das Große und Maßlose zu vereinen«, tritt überall hervor. Das Innerste aber aller Vorgänge bildet die Magie und zwar in dem Grade, daß Rosenkranz das finnische Epos andern Nationalepen gegenüber geradezu als das Zauberepos bezeichnet. Konzeption und Ausführung der K. sind noch ganz heidnisch. Alle Götter der Finnen treten auf: Jumala, der Gott des Himmels; Ukko der Alte, der Donnergott; Ahto, der Wasserfürst; Tapio, der Waldkönig; Tuoni, der Todesgott; Hiisi, das böse Prinzip, 2c. Am Schluß des Ganzen aber gebiert eine Jungfrau, Mahrjatto, einen Knaben (offenbar Anspielung auf Jesus), den Wäinämönen töten will, Ukko aber zum König von Karjala erhebt, worauf Wäinämönen mißmutig bis zum Rande des Horizonts fortsegelt, seine Kantele und seine Gesänge dem Suomivolk (Finnen) hinterlassend. Unter den mannigfachen Episoden, an welchen die Dichtung reich ist, sind besonders der hochpoetische Abschnitt von Kullerwo, die sinnigen Hochzeitslieder und die liebliche Ainosage hervorzuheben. Das Epos ist in vierfüßigen reimlosen Trochäen gedichtet und ward in der Form von Rhapsodien (Runos) in den ungeheuern Wald- und Sumpfgegenden, welche die Finnen seit uralter Zeit bewohnen, bis in die neueste Zeit mündlich überliefert. Den Bemühungen patriotischer Männer, vor allen Lönrots, ist es gelungen, die einzelnen Gesänge zu sammeln und als ein Ganzes herzustellen. Die erste Ausgabe des Gedichts, dem Lönnrot den Namen K. gab, erschien 1835 und enthielt 12,000 Verse; die zweite, vermehrte und berichtigte Ausgabe, welche 1849 her-

Kalf, Willem, holländ. Maler, geboren um 1620 zu Amsterdam, war Schüler von Hendrik Pot und in Amsterdam thätig, wo er 31. Juli 1693 starb. Er malte ausschließlich Stillleben, sogen. Frühstücksbilder mit Früchten, Weingläsern, Delikatessen ꝛc. auf gedeckten Tischen und Kücheninterieurs, die mit großer koloristischer Meisterschaft behandelt sind. Bilder von ihm finden sich in den Museen zu Berlin, Frankfurt a. M., Amsterdam und Rotterdam, meist aber in Privatbesitz.

Kalfákter (verderbt aus lat. calefactor, »Einheizer«), Aufwärter, namentlich einer, der vielen Herren dient; daher s. v. w. Herren-, Liebediener.

Kalfatern (niederdeutsch), das Verdichten der Beplankungsfugen (Nähte) der Schiffshaut in Holzschiffen und der Decks mittels Werg und Pech. Das Wort ist arabischen Ursprungs und im Mittelalter durch die Italiener in die abendländischen Sprachen gelangt.

Kalfeusen, s. Tamina.

Kalgan (v. mongol. Chalga, »Schlagbaum«), Stadt in der chines. Provinz Petschili, an der Grenze der Mongolei, mit 70,000 ausschließlich chines. Einwohnern (darunter auch viele Mohammedaner, als Hui-Hui bekannt), schließt den Durchgang durch die Große Mauer und ist ein wichtiger Punkt für den Handel Chinas mit der Mongolei, namentlich den Theehandel. Trotz des immer mehr in Aufnahme kommenden Seetransports werden jährlich noch ca. 200,000 Kisten Thee (à 3 Pud) von K. über Urga nach Kiachta gesandt. Auch russische Waren, besonders Tuche, Plüsche und Rauchwaren, kommen hierher. Der Ort wurde 1871 von Prshewalskij besucht und ist Sitz zweier protestantischer Missionäre. In der Nähe Steinkohlengruben.

Kalgujew (Kolguew), Insel im Nördlichen Eismeer, nordöstlich von der Tscheskajabucht, zum russischen Gouvernement Archangel gehörig, 3496 qkm (63,5 QM.) groß. Das Innere bildet eine weite Ebene, die stellenweise von Hügeln unterbrochen wird. Die Vegetation ist sehr ärmlich, da der Boden auch im wärmsten Sommer nicht tiefer als auf 0,6 m auftaut. Im ganzen kommen hier 110 Pflanzen vor; von einiger Bedeutung ist nur Cochlearia oblongifolia als Arzneikraut. Der erste Versuch, sich auf der Insel anzusiedeln, mißglückte vollständig, indem die 1767 hergezogenen 70 Raskolniken sämtlich erfroren. Gegenwärtig wird K. von gegen 100 Samojeden bewohnt, die um 1840 als Renntierhirten dahin kamen, außerdem im Sommer von zahlreichen Jägern besucht, welche Daunen hier sammeln (der Mann etwa 20 kg) und eine reiche Beute an Füchsen, Eisfüchsen, Eisbären, Walrossen, Seekälbern, Weißfischen, Schwänen, Tauchern und Gänsen finden. Stellenweise, besonders am Ufer, ist die Insel mit mehrere Meter hohen Guanoschichten bedeckt. S. Karte »Nordpolarländer«.

Kâli, ind. Göttin, s. Pârwati.

Kali, s. v. w. Kaliumoxyd. Blausaures K., s. Kaliumcyanid. Chlordichromsaures K., s. Chrom-

und Flasche einnehmen. Die bisweilen kunstvoll emaillierten und mit teuern Steinen besetzten Kaliane werden am schönsten in Ispahan hergestellt. Vgl. Huka.

Kaliatürholz, s. Sandelholz.

Kaliber, Seelendurchmesser der Feuerwaffen, ausgedrückt für Geschütze in Zentimetern (Deutschland, Österreich, Frankreich ꝛc.) oder nach dem Gewicht des Geschosses, das aus ihnen geschossen wird, in Pfunden oder in Zollen (England), bei den Handfeuerwaffen (s. d.) in Millimetern. Das K. glatter Geschütze wurde bei Kanonen nach dem Pfundgewicht der eisernen Vollkugel, bei Wurfgeschützen nach dem Pfundgewicht einer kalibermäßigen Vollkugel aus Granit bezeichnet (s. Geschütz). Der Kalibermaßstab (Artilleriemaßstab), 1540 von Hartmann in Nürnberg erfunden, besteht aus einem Maßstab, an dessen einem Ende sich ein fester Ansatz (Fuß) befindet, während sich ein Schieber mit Fuß daran hin- und herbewegt. An einem Ausschnitt des Schiebers ist ein Nonius aufgetragen. Der Zwischenraum zwischen den Füßen gibt das Maß. Im übertragenen Sinn bezeichnet K. Maß und Beschaffenheit einer Sache (z. B. Verse von gleichem K.).

Kaliblau, s. Berliner Blau.

Kalibrieren, das Regulieren der äußern Durchmesser metallener Patronenhülsen auf der Kalibriermaschine, wobei dieselben durch Löcher in glashartem Stahl hindurchgepreßt werden und so die normalen Durchmesser erhalten. Zum Schießen verwendete Patronenhülsen bedürfen des Nachkalibrierens, um wieder gebrauchsfähig zu werden. S. auch Graduieren.

Kâlidâsa, der berühmteste ind. Dichter. Seine Lebenszeit ist unbekannt; die früher gangbare Annahme, er habe in der Mitte des 1. Jahrh. v. Chr. am Hof des Königs Vikramâditja gelebt, ist von A. Weber (»Indische Litteraturgeschichte«, S. 217 ff.) widerlegt worden; wahrscheinlich hat er mehrere Jahrhunderte nach Christo (nach Lassen im 3. Jahrh.) gedichtet. Außerdem hat es gewiß mehrere Dichter seines Namens gegeben, woraus sich auch erklärt, daß unter seinem Namen Dichtungen von sehr ungleichem Wert gehen. Von Dramen gehören ihm sicher drei zu. 1) »Sakuntalâ«, das bekannteste indische Drama. Inhalt: König Duschmanta vermählt sich mit Sakuntalâ, der Tochter des frommen Einsiedlers Kanwa, erkennt sie aber, als sie an seinen Hof kommt, nicht wieder infolge des Fluches eines von Sakuntalâ beleidigten Büßers. Die Verzweifelnde wird von Nymphen an Indras Hof entführt, das Auffinden eines verlornen Erkennungsringes aber führt die Vereinigung der Gatten herbei. Das Stück ist uns in zwei Rezensionen überliefert, der sogen. Devanâgari- und der Bengali-Rezension; die letztere ist nach Pischel (»De Kâlidâsae Çâkuntali recensionibus«, Bresl. 1870) die ältere. Ausgaben der erstern von Böhtlingk mit Prosaübersetzung (Bonn 1842), von Monier Williams (Hertf. 1853), von Burkhard (Bresl. 1872), der bengalischen von Pischel (2. Aufl., Kiel 1886). Der ersten englischen Übersetzung von William

2) Vikramarvaçî« behandelt die Liebesschicksale des Königs Purûravas und der Nymphe Urvaçî in etwas opernhafter Weise; herausgegeben van Lenz (Berl. 1833) und Ballensen (Petersb. 1846), in einer andern, gekürzten Rezension van Pischel (Oktaberbericht der Berliner Akademie 1875); übersetzt von Höfer (Berl. 1837), Hirzel (Frauenf. 1838), Lobedanz (3. Aufl., Leipz. 1884) und von Fritze (das. 1881). 3) »Mâlavikâgnimitra«, ein Liebesintrigenstück, an poetischem Werte den beiden varhergehenden bedeutend nachstehend, daher van vielen dem K. abgesprochen, während A. Weber dessen Autorschaft aufrecht hält; herausgegeben von Tullberg (Bann 1840), Shankar (Bambay 1869), Ballensen (Petersb. 1879); übersetzt von A. Weber (Berl. 1856) und Fritze (Leipz. 1882). Eine italienische Übersetzung der drei Dramen lieferte A. Marozzi (»Teatro di Calidasa«, Mail. 1871). Außerdem werden dem K. zugeschrieben die epischen Gedichte: »Kumârasambhava«, von dem jedenfalls nur die ersten sieben (van 17) Bücher von K. herrühren (hrsg. und übersetzt van Stenzler), und »Raghuvança« (hrsg. van Stenzler, auch Kalk. 1852) sawie das lyrisch-epische Gedicht »Meghadûta« (»Walkenbote«), eine Batschaft, die ein verbannter Liebender seiner fernen Geliebten durch eine Walke zuschickt, und die Beschreibung des Wegs, den die Walke zu nehmen hat; herausgegeben von Wilson (Kalk. 1813) mit englischer Nachdichtung, die im 2. Band seiner »Essays« (Lond. 1864–65) wiederhalt ist, van Gildemeister (Bann 1841) und Stenzler (Bresl. 1874); deutsch van M. Müller (Känigsb. 1847), Schütz (Bielef. 1859), Meier (»Margenländische Anthalagie«, Hildburgh. 1870), L. Fritze (Chemn. 1879). Vgl. Neve, K., ou la poésie sanscrite dans les raffinements de sa culture (Par. 1864).

Kalide, Theodor, Bildhauer, geb. 8. Febr. 1801 zu Känigshütte, bildete sich in Berlin unter Schadow und Rauch aus und schuf unter des letztern Leitung den Löwen auf dem Grabmonument des Generals Scharnharst auf dem Invalidenkirchhaf zu Berlin. Sein erstes selbständiges Werk, der Knabe mit dem Schwan, im Auftrag Friedrich Wilhelms III. in Bronze für den Charlattenburger Schlaßgarten ausgeführt, dann in Zinkguß häufig als Brunnenfigur wiederholt, hatte bereits graßen Erfalg. Von einer Reise nach Italien 1846 nach Berlin zurückgekehrt, modellierte er für Königshütte die 1853 dort aufgestellte Statue des Ministers v. Reden im Bergmannskastüm. Sein Hauptwerk ist eine berauschte Bacchantin auf dem Panther, ein Werk von kühner Bewegung und lebensvollem Schwung, welches auch durch vortreffliche Marmartechnik ausgezeichnet ist (Berliner Nationalgalerie). Seiner spätern Zeit gehören die Gruppe eines Knaben mit dem Back und eine Madanna mit dem Kind an. Er starb 26. Aug. 1863 in Gleiwitz.

Kalieren (ital. calare), senken, niederlassen; die Segel streichen; sinken (auch vam Preis 2c.); das erfarderliche Gewicht nicht haben (vgl. Cala).

Kalifen (eigentlich Chalifah, arab.), Stellaertreter, besonders (Chalifet Resul Allah) Stellvertreter und Nachfolger des Prapheten Gottes, nannten sich die Nachfalger Mohammeds in dessen geistlichem und weltlichem Richter- und Herrscheramt; das durch sie gegründete Reich, welches bald in mehrere Reiche zerfiel, ist das Kalifat.

Die vier ersten Kalifen.

Da Mohammed keine männlichen Nachkammen hinterließ, auch keinen Nachfalger ernannt hatte, so entstanden nach seinem Tod Streitigkeiten über die Nachfolge, in denen 632 der Schwiegervater des Propheten, der Vater van dessen Gemahlin Aischa, Abu Bekr, über seinen Rival Ali, den Schwiegersohn Mohammeds, den Sieg davontrug. Abu Bekr fand graße Schwierigkeiten, da der Tad Mahammeds das Signal zu allgemeinen Unruhen und Aufständen war; dach gelang es ihm, teils durch List und Tapferkeit, teils durch Benutzung der Uneinigkeit unter den Gegnern, derselben Herr zu werden, zumal als sein Feldherr Chalid den bedeutendsten der Rebellen, Musailama, besiegt hatte. So sah Abu Bekr schan im zweiten Jahr seiner Regierung ganz Arabien unter dem Islam vereinigt und war im Begriff, gegen Syrien zu ziehen, als er 634 starb. Sterbend bezeichnete er Omar I. (634–644), ebenfalls Schwiegervater Mohammeds, zum Nachsalger. Dieser, voll Mut und Thatkraft, dabei einfach und mäßig, glaubenseifrig und sittenstreng, an patriarchalischer Lebensweise festhaltend, gerecht und freigebig gegen Arme, begründete die innere Staatsgewalt und verbreitete, selbst in Medina am Grabe des Propheten zurückbleibend, durch seine Heere den Islam mit Feuer und Schwert im Osten über Persien hin, im Westen über Syrien und Nordafrika bis Tripolis. Das »Schwert Gottes«, Chalid, welcher 632 die Perser besiegt hatte und bis zum Euphrat vargedrungen war, wurde van Omar nach Syrien geschickt, wo er in raschem Siegeslauf nach Eraberung von Emesa und nach den Siegen bei Adjnadein und am Yarmuk (634) Damaskus eroberte (635) und darauf ganz Syrien unterwarf. 368 wurde durch Omars Feldherrn Abu Obeida Jerusalem, wo der Tempel Salomas in eine Moschee verwandelt wurde, dann Aleppo und Antiachia, 640 Cäsarea erobert. Zu derselben Zeit wurde das Sassanidenreich durch die Araber unter Saad gestürzt. Die Perser wurden 636 bei Kadesia besiegt, worauf die Provinz Irak Arabi sich unterwarf und Basra gegründet ward; Madain oder Ktesiphan, die persische Hauptstadt, van dem letzten Sassaniden, Jezdedjerd, aufgegeben, wurde ohne Schwertstreich eingenommen; Kufa am Euphrat wurde der Sitz des arabischen Statthalters. Nach dem Sieg der Araber bei Nehawend unterwarfen sich auch Mesapatamien und Medien. Omars Feldherr Amru brach 638 von Palästina aus in Ägypten ein und unterwarf, durch die dartigen kirchlichen Streitigkeiten unterstützt, in raschem Siegeslauf das ganze Land der Gewalt des Kalifen. Alexandria fiel 641; van da aus drang Amru durch die Wüste weiter var und eraberte Barka, Tripolis und Sabra. Übrigens war Omars Thätigkeit nicht allein eine kriegerische. Er stattete Moscheen und Schulen mit Grundbesitz aus, errichtete Festungen und Gefängnisse, führte die Ära der Hedschra (s. d.) ein und begründete den Hahen Rat, der aus den varnehmsten Häuptern und Mohammeds Freunden bestand.

Nachdem Omar, der den Titel Emir al Muminin (»Fürst der Gläubigen«) angenommen hatte, durch die Hand eines Meuchelmörders gefallen war, erwählte ein von ihm niedergesetzter Rat von sechs Männern Othman (644–656), einen Schwiegersahn Mohammeds, zum Kalifen. Dieser, ein schwacher Greis, war der schwierigen Stellung nicht gewachsen; namentlich erregte er durch Besetzung der Statthaltereien mit Verwandten und unwürdigen Günstlingen allgemeinen Unwillen, machte sich durch Vernachlässigung der altherkömmlichen Gebräuche besanders bei der Geistlichkeit mißliebig und ward von Mahammed, einem Sahn Abu Bekrs, ermardet. Ein Verdienst erwarb sich Othman durch Herstellung eines

authentischen Korantextes. Ihm folgte Mohammeds Neffe Ali (656–661), der hauptsächlich mit innern Kämpfen zu schaffen hatte. Seine Hauptgegnerin, die ränkevolle Witwe Mohammeds, Aischa, empörte sich, wurde aber 656 in der sogen. Kamelschlacht bei Basra besiegt und gefangen. Darauf erhob sich der Statthalter von Damaskus, Muawia, ein Verwandter des ermordeten Othman, und erzwang von Ali seine Anerkennung als Beherrscher der Gläubigen; im fortgesetzten Kampf fiel Ali durch Meuchelmord (Januar 661), wohl die edelste Erscheinung in der frühern Geschichte des Islam, von den Schiiten als wahrer Kalif und dem Propheten fast ebenbürtig verehrt. Hassan, Alis ältester Sohn, von Natur friedliebend, entsagte 661 der Herrschaft und erkannte Muawia als Kalifen an.

Die Omejjaden.

Mit Muawia I. (661—679) beginnt die Dynastie der Omejjaden, so genannt von dem Ahnen Muawias, Omejjah. Muawia I. hatte seine ehrgeizigen Pläne durch die Anhänglichkeit der Syrer, der Perser und Ägypter und auch vieler arabischer Stämme verwirklicht und vereinte so wieder alle Moslems unter seinem Zepter, daher das Jahr seiner Thronbesteigung (661) auch Amur el Dschemai, Jahr der Vereinigung, genannt wird. Er verlegte die Residenz von Medina nach Damaskus. Um dem Aufstand der Charidschiten in Mesopotamien ein Ende zu machen, ernannte er den von einer Sklavin abstammenden Zijad zum Statthalter von Basra, der hier mit despotischer Härte die Herrschaft der K. befestigte. Muawia dachte auch wieder an Ausdehnung der Grenzen des Reichs. Schon unter den vorigen K. hatte sich eine Seemacht der Araber gebildet. Cypern und Rhodos wurden erobert, die Kykladen, bald auch entferntere Küstenstriche von den sarazenischen Korsaren geplündert; 1700 arabische Schiffe stellten sich der byzantinischen Flotte, welche der Kaiser Constans, des Heraklios Enkel, befehligte, entgegen, und die Flucht des Kaisers gab die Dardanellen den Feinden preis. Muawia bedrängte darauf Konstantinopel vom Meer aus sieben Jahre lang (668–675), doch ohne Erfolg; dafür drangen zu Lande die Scharen der Moslems bis gegen Indien vor; Sedschestan (663), Kabulistan (664), Kilikien, Tarsos, Chusistan, ein Teil von Turkistan (673) und Samarkand (676) wurden teils durch Muawias Sohn Jezid, teils durch seine Feldherren Okba und Ubeid Allah erobert. Das Kalifat machte Muawia in seiner Familie erblich und erzwang von allen Häuptlingen die Anerkennung seines Sohns Jezid.

Jezid I. (679—683) trat in die Fußstapfen seines staatsklugen Vaters. Hussein, der Sohn Alis, dritter schiitischer Imam, von 140,000 Aliden aufgefordert, als ihr Führer und Kalif am Euphrat zu erscheinen, rüstete gegen ihn, unterlag aber gegen Ubeid Allah, den Statthalter von Kufa. Ein neuer Gegner entstand in Abdallah Ben Zobeir zu Medina und Mekka 682. Jezids Feldherr Muslin Ben Okba eroberte jedoch Medina und übte 683 grausame Rache in Mekka, bis der Tod seinen Grausamkeiten Einhalt that; Hazim trat an seine Stelle. Unterdessen starb Jezid, und da sein Sohn Muawia II. noch im gleichen Jahr 683 starb, so brachen wieder innere Unruhen aus, in deren Folge der älteste und erfahrenste Omejjade, Merwan I., 684 erst zum Reichsverweser, dann zum Kalifen erhoben ward, der sich unter Aufständen in dieser Stellung hielt, während Abdallah Ben Zobeir sich als Gegenkalif in Arabien und Persien behauptete. Nach Merwans I. Ermordung (685) folgte dessen Sohn Abd Almalik (685—705), ein energischer, oft grausamer Fürst, der sich ebenfalls von verschiedenen Gegnern bedroht sah. Syrien und Ägypten gehorchten ihm kaum noch, Arabien hing an Alis Haus und erkannte Abdallah Ben Zobeir nach wie vor als seinen Führer an. Ein Pseudoprophet, Muchtar, der sich 682 in Kufa hatte huldigen lassen, und dessen Feldherr 686 sogar den bisher immer siegreichen Ubeid Allah in der Schlacht am Zab überwunden hatte, wurde erst 688 bezwungen und getötet. Nachdem Abd Almalik mit dem griechischen Kaiser Justinian II. Frieden geschlossen, worin er diesem einen jährlichen Tribut von 50,000 Goldstücken verwilligte, zog er gegen Abdallah, dessen Besiegung und Fall 692 Arabien wieder unter die Herrschaft der K. brachte. Als 693 der letzte Rebell, der Statthalter von Chorasan, unterworfen worden, war die Einheit des islamitischen Reichs wiederhergestellt.

Unter Abd Almaliks Sohn Welid I. (705–715) erhob sich die arabische Macht zur höchsten Blüte. Welids Feldherren siegten in drei Weltteilen. Kuteiba focht siegreich in Turkistan (706—715) und eroberte die Länder zwischen dem Oxus, Jaxartes und dem Kaspischen Meer, das Sogdiana der Alten. Mohammed drang durch Sind in Indien ein, und Muslima, Welids Bruder, und Abbas fochten in Kleinasien siegreich. Musa beendete den Krieg gegen die Mauren in Nordafrika und zwang diese, den Islam und die arabische Sprache anzunehmen, wodurch sie allmählich mit den Arabern zu einer Nation verschmolzen. Seit 711, nach der Eroberung von Gibraltar und der Schlacht bei Jeres de la Frontera, setzten sich die Araber in Spanien fest. Welid war ein Beförderer der Künste, namentlich der Baukunst, und erbaute die Moscheen zu Damaskus, Jerusalem und Medina. Sein Bruder Suleiman (715–717) war ein Despot. Er begann den Krieg gegen Konstantinopel wieder, mußte aber nach zweijähriger Belagerung dieser Stadt und sehr bedeutenden Verlusten Frieden schließen. Dagegen eroberten seine Feldherren Georgien. Sein Vetter und Nachfolger Omar II. (717—720) regierte mild und gerecht, ward aber wegen Nachgiebigkeit den Aliden gegenüber mißliebig und starb an Gift. Unter seinem Nachfolger Jezid II. (720—724), dem Bruder Suleimans, wurde das Reich wieder von Aufständen heimgesucht, während der Kalif ein üppiges Leben zu Damaskus führte. Seinem Bruder und Nachfolger Hischam (724—743) machte Husseins Urenkel, der Alide Zeid, das Kalifat streitig; aber Hischams Feldherren besiegten den Nebenbuhler, und Zeid wurde getötet. Schon traten auch im Osten die Abbassiden, die Stammverwandten der Aliden, mit Ansprüchen auf das Kalifat den Omejjaden entgegen. Durch Karl Martells Sieg bei Tours (732) wurde den Fortschritten der Araber im Westen ein Ziel gesetzt. Der wollüstige und grausame Welid II. (743—744), Sohn Jezids II., wurde nach einjähriger Herrschaft in einem Aufstand getötet. Sein Nachfolger Jezid III., Sohn Welids I., starb in dem Jahr seiner Erhebung, und dessen Bruder Ibrahim wurde 745 von dem Statthalter von Armenien, Merwan, dem Enkel Merwans I., gestürzt. Mit diesem, Merwan II. (745—750), erreichte die Herrschaft der Omejjaden in Asien ihr Ende. Offen traten die Abbassiden, die Nachkommen Abbas' I., des Oheims Mohammeds, von ihrer schwarzen Fahne, zum Unterschied von der weißen der Omejjaden Musawidah (die Schwarzen) genannt, gegen Merwan auf. Der Abbasside Ibrahim ward in Chora-

san als Herrscher ausgerufen. Ibrahim selbst wurde zwar von Merwan gefangen genommen und im Gefängnis getötet, aber sein Bruder Abul Abbas ließ sich 749 in Kufa als Kalif huldigen. In blutiger Schlacht am Fluß Zab wurde Merwan II. geschlagen, nach Ägypten verfolgt und dort 750 getötet. Der blutdürstige Oheim des Abbas, Abdallah, rottete durch ein gräßliches Blutbad bei einer Zusammenkunft in Damaskus alle Omejjaden aus; nur einer aus dem zahlreichen Geschlecht, Abd ur Rahmân, Enkel des Kalifen Hischam, entkam nach Spanien und gründete dort ein selbständiges Kalifat. Mit dem Geschlecht der Omejjaden, der eigentlichen Begründer des islamitischen Reichs, erlosch auch die Reichseinheit.

Die Abbassiden.

Der erste des neuen Kalifengeschlechts der Abbassiden, Abul Abbas (750—754), befestigte seine Herrschaft durch blutige Ausrottung seiner Gegner, daher Saffah (»Blutvergießer«) genannt. Sein Bruder Abu Dschafar I. (754—775), gewöhnlich Almansor (der »Siegreiche«) genannt, hatte gleich nach seiner Thronbesteigung im eignen Oheim Abdallah einen Nebenbuhler zu bekämpfen; seinen aufrührerischen Neffen Ila Ben Musa unterwarf sein Feldherr Abu Muslim, bald darauf aber fiel letzterer selbst als ein Opfer von Dschafars Argwohn. Dessen Tyrannei rief sodann eine Empörung der Aliden Mohammed und Ibrahim hervor. Der Vater derselben, Abdallah, fiel in die Hände Dschafars und ward hingerichtet; auch Mohammed, der sich unter dem Namen Mehdi in Hidschas zum Gegenkalifen hatte ausrufen lassen, wurde besiegt und samt seinem Bruder Ibrahim getötet (762 und 763). Unter Dschafars Kalifat wurden Armenien, Kilikien und Kappadokien erobert. Trotz seines Geizes, durch den er ungeheure Schätze zusammenhäufte, beförderte er Künste und Wissenschaften; er war auch der Gründer der neuen Residenz Bagdad. Er starb auf einer Wallfahrt bei Mekka. Ihm folgte sein Sohn Almahdi (775—785), dessen Regierung Milde und Liebe zu den Wissenschaften kennzeichneten. Sein Sohn, der dem Vater gleichgesinnte Alhadi (785—786), hatte gegen die Aliden unter Alis Urenkel Hassan zu kämpfen und verlegte 786 die Residenz nach Bagdad. Ihm folgte nicht sein Sohn, sondern sein Bruder Abu Mohammed Harun (786—809), bekannter unter dem Namen Harun al (ar) Raschid (der »Gerechte«), in Liedern und Märchen gefeiert wegen seiner Kraft, Milde, Liebe zu Künsten und Wissenschaften, Gerechtigkeit und Weisheit, womit freilich der historische Charakter dieses Kalifen keineswegs übereinstimmt (s. Harun al Raschid), denn er war grausam und wollüstig und vermochte die Aufstände, welche das Reich zerrütteten, nicht zu unterdrücken. Nach seinem Willen sollte das Reich unter seine drei Söhne geteilt werden: der älteste, Mohammed al Emin (809—813), sollte als einziger Kalif Arabien, Irak, Syrien, Ägypten, Afrika beherrschen; Mamun erhielt Persien, Turkistan, Chorasan und den ganzen Osten, Kasim Kleinasien, Armenien und Küstenländer des Schwarzen Meers. Bürgerkrieg war aber die Folge dieser Teilung. Das Heer des Kalifen wurde von Mamuns Feldherrn Tahir geschlagen, Amin selbst getötet. An des Bruders Stelle wurde nun Mamun (Almamun, 813—833) als Kalif anerkannt, ausgezeichnet durch Weisheit und Gerechtigkeit und namentlich durch Beförderung der Künste und Wissenschaften, so daß unter ihm die arabische Kultur ihren Höhepunkt erreichte. Doch hatte auch er vielfach mit innern Unruhen und Empörungen der Statthalter, welche das allmählich zerfallende Reich zu Grunde richteten, namentlich mit den Aliden, zu kämpfen. Öfters hatten diese Kämpfe ihren Grund in theologischen Differenzen, da Mamun als Verteidiger der schiitischen Lehren gegen die Sunniten auftrat und manche Gebote des Propheten öffentlich verwarf. Unter seiner Regierung wurde die Insel Kreta von den Moslems erobert. Angriffe auf Konstantinopel mißlangen. Sein Bruder Mutassim (833—842), der den Beinamen Billah (»von Gottes Gnaden«) annahm, verlegte wegen der steten Unruhen in Bagdad die Residenz nach Samira am Tigris und errichtete eine starke Leibwache aus türkischen Sklaven (Mameluken). Dennoch nahm die innere Zerrüttung immer mehr zu. Sein Sohn Alwathik (842—847) vermehrte den überall glimmenden Haß durch Habgier, Wollust und Verfolgung der Orthodoxen. Er nahm den goldenen Doppelgürtel und das Diadem an und führte den Sultanstitel. Sein Bruder, der von der Leibwache zum Kalifen erhobene Mutawakkil (847—861), trieb die Verfolgungswut und den religiösen Fanatismus gegen alle Andersdenkenden, besonders die Aliden, auf die höchste Spitze, wollüstig und grausam, eine Geißel seiner Unterthanen. Sein eigner Sohn El Mostanßir (Muntaßir) verschwor sich gegen ihn mit der türkischen Leibwache, ließ ihn umbringen und bestieg, von der türkischen Leibwache erhoben, den Thron der K. Die Brüder des neuen Herrschers (861—862) wurden gezwungen, der Thronfolge zu entsagen, und nach Mostanßirs Tod (862) ward dessen Enkel Almustain (862—866) zum Nachfolger erwählt.

Mehr und mehr wurde das Reich durch religiöse Spaltungen und Bürgerkriege der Auflösung entgegengeführt. Unter den folgenden, meist durch die Leibwache auf den Thron gehobenen K. Almutaz (bis 869), Muhtadi (bis 870), Ahmed Almutamid (bis 892), Almutadhid (bis 902), Almutafi (bis 907), Muktadir (bis 931), Kahir (bis 934), Radhi (bis 940), Mutakki (bis 944) erhoben sich auf allen Seiten Statthalter, die sich bei der meist schwachen und willkürlichen Regierung der in ein üppiges Genußleben versunkenen K. von diesen unabhängig machten. So behaupteten sich mit mehr oder weniger Glück die Taluniden in Ägypten, die Saffariden in Persien, die Samaniden in Chorasan, die Aliden in der Umgebung des Kaspischen Meers, die in Karmaten und Fatimiden sich teilenden und die schiitischen Lehren befolgenden Ismaeliten in Syrien und Arabien. Als der Kalif Mustakfi 944 zur Regierung kam, beschränkte sich sein Gebiet auf die Stadt Bagdad. Diese Schwäche benutzte 946 das Haupt der in Farsistan mächtigen Bujiden, Moiz ed Daulat, um Bagdad zu belagern und zu erobern; der Kalif wurde, obgleich er sich unterwarf, geblendet, der Sieger nahm den Titel Sultan an, und der zum Kalifen erhobene Abul Kasim, der Bruder Mutakkis, wurde auf die geistliche Würde beschränkt, während die Bujiden die Würde des weltlichen Herrschers, des Emir al Omra, ausübten. So thatsächlich aller Macht beraubt, verloren die K. bald auch die letzte Auszeichnung, die Erwähnung im Kirchengebet, und das Münzgepräge; die Bujiden, als oberste Emire, herrschten unumschränkt, bis sie um 1040 den Seldschukken weichen mußten. Das Kalifat dauerte ohne jegliche Bedeutung fort, bis Halagu, der Enkel Dschengis-Chans, mit seinen wilden Horden Bagdad eroberte (1258); 40 Tage lang wurde geplündert, 200,000 Menschen wurden getötet, unter ihnen Almustassim, der 56. Nachfolger Mohammeds. So

endete die Herrschaft der Abbassiden im 509. Jahr ihres Bestehens, im 656. der Hedschra.

Die kleinern Kalifate.

Ägypten war eine der ersten Provinzen des arabischen Reichs, welche sich von demselben losrissen. Den ersten Versuch machte der Statthalter Achmed, der von dem Kalifen für wichtige Dienste mit großer Macht bekleidet wurde und dieselbe so auszudehnen wußte, daß er nur noch dem Namen nach unter arabischer Oberherrschaft stand (877). Die Schlacht bei Fostat (904) brachte zwar Ägypten nochmals unter das arabische Kalifat, aber schon die Dynastie der Ichschiden, von Abu Bekr Mohammed Ichschid gestiftet, behauptete sich von 934 bis 968 wieder selbständig auf dem ägyptischen Thron. Die immer mehr zunehmende Schwäche dieser Familie machte es den Fatimiden, die bereits im westlichen Nordafrika ein unabhängiges Reich beherrschten, leicht, auch Ägypten und Syrien in ihre Gewalt zu bringen. Moez Eddin Allah nahm zuerst 972 den Kalifentitel an, erbaute Kairo und machte dieses zur Hauptstadt seines Reichs. Unter seinen meist unbedeutenden Nachfolgern geriet die Herrschaft in die Hand der Wesire, unter welchen besonders Bedr el Dschemali Afdal zu nennen ist, welcher das seit einiger Zeit von den Seldschukken beherrschte Syrien dem ägyptischen Reich einverleiben wollte, um 1095. Schon hatte er Jerusalem erobert, als das erste Heer der Kreuzfahrer erschien, Jerusalem nahm, den Wesir bei Askalon schlug und zur Flucht nach Ägypten nötigte. Unter den folgenden K. nahmen die Wesire sogar den Sultanstitel an und führten untereinander Fehden. Ein energisches Regiment begründete erst Saladin, welcher sich allein 1170 der Herrschaft bemächtigte und den Titel Sultan von Ägypten annahm. Er machte der Herrschaft der Fatimiden ein Ende und begründete die Dynastie der Ejubiden, welche 1250 von den Mameluken gestürzt wurde. Bei der Eroberung Ägyptens durch die Türken 1517 wurde der letzte der dortigen K. nach Konstantinopel geführt, durfte aber (doch ohne alle Macht) nach Ägypten zurückkehren, wo er 1538 starb. Die türkischen Sultane nahmen hierauf den Kalifentitel an und behaupteten denselben, obwohl wenig geachtet und besonders von den Persern und Marokkanern nicht anerkannt, mit der geistlichen Oberherrschaft über die Moslems bis auf die Gegenwart. In Spanien (s. d.) bestand das Kalifat der Omejjaden mit der Hauptstadt Cordova bis 1031 und gelangte zu großer Blüte; der letzte Kalif, Hischam III., wurde 1031 durch einen Aufstand in Cordova gestürzt, und das Reich zerfiel dann in einzelne Emirate oder Königreiche, die sich durch unaufhörliche Kriege schwächten und schließlich den Christen erlagen.

Vgl. Marigny, Histoire des Arabes sons les gouvernements des Chalifes (Par. 1750; deutsch von Lessing, Berl. 1753, 3 Bde.); Hammer-Purgstall, Gemäldesaal der Lebensbeschreibungen großer moslimischer Herrscher (Darmst. 1837—39, 6 Bde.); Weil, Geschichte der K. (Mannh. 1846—62, 5 Bde.; die zuverlässigste Behandlung der Geschichte des Kalifats); v. Kremer, Kulturgeschichte des Orients unter den K. (Wien 1874—77, 2 Bde.); A. Müller, Der Islam im Morgen- und Abendland (Berl. 1886, 2 Bde.).

Kalifornien (California, abgekürzt Cal.), das ganze an der Westküste Nordamerikas gelegene und ursprünglich teilweise zu Mexiko gehörige Gebiet vom Kap San Lucas bis zum 42.° nördl. Br., seit 1848 in zwei Teile geschieden, von denen Oberkalifornien einer der Vereinigten Staaten Nordamerikas ist und Niederkalifornien der mexikanischen Republik angehört.

1) Der Unionsstaat Oberkalifornien.

Oberkalifornien, einer der Unionsstaaten von Nordamerika, zwischen 32° 35′—42° nördl. Br. und 114° 10′—124° 25′ westl. L. v. Gr., grenzt nördlich an Oregon, östlich an Nevada und Arizona, südlich an Mexiko (Niederkalifornien), westlich an den Stillen Ozean und hat ein Areal von 408,737 qkm (7492 QM.). S. Karte »Vereinigte Staaten, westliche Hälfte«. Das Land zerfällt naturgemäß in drei große Abteilungen: 1) das Thal des Sacramento und des San Joaquin mit allen Seitenthälern; 2) das Küstengebiet; 3) das jenseit der Sierra Nevada gelegene Binnenland. Die erste dieser Abteilungen hat eine Länge von 594 km und ist bis 185 km breit. Den nördlichen Teil derselben durchfließen der am Fuß des schneegekrönten Shasta (4401 m) entspringende Sacramentofluß, der sich unter etwa 40° nördl. Br. mit dem aus S. in entgegengesetzter Richtung strömenden San Joaquin vereinigt, eine Art von Delta bildet und westlich durch die Suisun- und San Pablobai in die große Bai von San Francisco eintritt. Letztere steht durch die »goldene Pforte« mit dem Stillen Ozean in Verbindung. Das Thal des Sacramento ist fast durchaus fruchtbares Prärienland, im Thal des Joaquin kommen jedoch ausgedehnte unfruchtbare Strecken und Sumpfflächen vor. Der Schilfsee Tulare steht mit demselben nur nach starkem Regenfall in Verbindung. Ein gewaltiger Gebirgszug, die Sierra Nevada, trennt diese Thäler von dem Binnenland. Ihr höchster Punkt ist Mount Whitney, 4404 m hoch. Die westlichen Abhänge der Sierra sind teilweise bewaldet, die leicht zugänglichen Thäler derselben ungemein fruchtbar. Die über dieselben führenden Pässe sind unschwer zu ersteigen und verhältnismäßig niedrig (Truckeepaß 2146 m hoch). Die zweite Region umfaßt den Westabhang der sogen. Coast Range (Küstenkette), welche sich beim Shasta von der Sierra Nevada abzweigt, durch die Bai von San Francisco in zwei Hälften geteilt wird und sich in südöstlicher Richtung als San Bernardinokette und Schokoladegebirge bis zum untern Colorado fortsetzt. Die höchsten Punkte im N. sind die Berge Balley und Helena, bez. 1938 und 1324 m hoch, im S. Monte Diablo, 1175 m, San Gabriel, 1980 m, und San Bernardino, 2590 m hoch. Die Thäler sind teilweise sehr fruchtbar, und namentlich im S. gedeihen in ihnen subtropische Früchte. Die Küste ist größtenteils Steil- und Klippenküste und arm an guten Häfen. Abgesehen von der Bai von San Francisco (s. d.), welche allerdings einen der herrlichsten Häfen der Welt bildet, verdienen nur die Humboldtbai, Drakebai und die Baien von Monterey und San Diego Erwähnung. Unsern der Küste liegen einige unfruchtbare Inseln, unter welchen Santa Rosa, Cruz und Catalina die bedeutendsten sind. Das jenseit der Sierra Nevada liegende kalifornische Binnenland ist größtenteils öde und regenlos und geht im S. in die Mohavewüste über. Seine Gewässer verlieren sich fast alle in Seen ohne Abfluß nach dem Meer. Der Ostabhang der Sierra Nevada ist indes bewaldet, und es kommen auch fruchtbare Thäler vor, wie z. B. dasjenige des Owensflusses, der sich in den Owenssee (s. d.) ergießt. Im N. ist die mittlere Erhebung 1700 m, im S. aber kaum 900 m, und es kommt hier eine merkwürdige Depression vor, in der mehrere Seen liegen, und die im Death Valley (s. d.) bis unter dem Meeresspiegel herabsinkt. Auch an der Südgrenze liegt ein großes Gebiet bis 30 m unter dem Meeresspiegel, und schon

lange, ehe man an die Herstellung eines Binnensees in der Wüste Sahara dachte, hat man vorgeschlagen, diesen öden Landstrich vom Kalifornischen Golf aus mit Wasser auszufüllen. — In geologischer Beziehung fällt vor allem die große Verbreitung vulkanischer Gebilde, namentlich im nördlichen K., auf. Thätige Vulkane kommen zwar nicht mehr vor, wohl aber ausgebrannte Vulkane, wie der Shasta, ungeheure Lavafelder und heiße Quellen (auch Geiser). Die Sierra Nevada besteht vornehmlich aus Granit, metamorphischen Schiefern und Kalksteinen. Im Küstengebirge herrschen Gneis und Glimmerschiefer vor; auch findet man dort tertiäre Sandsteine und Kreide. Angeschwemmten Boden trifft man in den Thälern an. An nutzbaren Mineralien sind namentlich Gold und Quecksilber von Bedeutung (s. unten). Das Klima ist je nach den örtlichen Verhältnissen verschieden. In den Küstenlandschaften nördlich von dem oft von Stürmen umtobten Kap Mendocino (40° 30' nördl. Br.) sind dichte Nebel häufig, und im Spätfrühling und Sommer fällt viel Regen. In der mittlern Region, bis Point Concepcion (34° 30' nördl. Br.), kommen vom Mai bis in den September Nebel noch häufig vor; Schnee und Eis sind selten, und die größte Regenmenge fällt im Winter und Frühling. Die Hitze während des Sommers ist oft drückend. Im südlichen K. endlich kommen weder Nebel noch starke Winde vor, die Regenzeit fällt auf den Herbst und Winter; aber im Sommer ist die Hitze gleichfalls groß. Die jährliche Regenmenge in San Diego beträgt 500, in San Francisco 600, in Sacramento 540, in Reading 738 mm und schwankt sehr in verschiedenen Jahren, so daß das Land oft an Dürre leidet. In der Sierra, über 1800 m Höhe, fällt fast nur Schnee, der im Sommer schmilzt und so Wasser für den Bergbau und die Bewässerung der Felder liefert. Gletscher, allerdings von nur geringer Ausdehnung, kommen an einigen Stellen vor. Die mittlere Jahrestemperatur ist in San Diego 16,7° C. (Januar 12°, Juli 22°), in San Francisco 12,9° (Januar 9°, Juli 14°), in Sacramento 15,6° (Januar 8°, Juli 23°), in Reading 16,7° C. (Januar 7°, Juli 28°).

K. hatte 1870: 582,031, 1880 aber 864,694 Einw., wobei 6018 Farbige, 16,277 Indianer und 75,132 Chinesen eingeschlossen sind, nicht aber 10,669 noch in Stämmen hausende Indianer. Im Ausland geboren waren 292,874 Seelen (42,532 Deutsche). Die Bevölkerung ist demnach eine sehr gemischte. Den andern Bewohnern ganz fremd gegenüber stehen namentlich die Chinesen, die in den Bergwerken, bei Eisenbahnbauten und als Handwerker Beschäftigung gefunden haben, deren Gegenwart aber sowohl den Arbeitern, deren Löhne durch sie herabgedrückt werden, als den Freunden guter Sitte schon längst ein Dorn im Auge ist, so daß sie 1884 durch ein Gesetz des Staats vertrieben werden sollten. Der Kongreß hat dieses Gesetz indes für ungültig erklärt. Übrigens ist die Einwanderung von Chinesen 1882—92 gesetzlich verboten oder doch sehr beschränkt. Die öffentlichen Schulen waren 1883—84 von 179,801 Kindern besucht, so daß es 1873 bereits 122 Eigentümer gab, welche durchschnittlich 17,730 Hektar besaßen. Eine einzige Farm bei San Joaquin lieferte 523,700 hl Weizen. Weizen ist die Hauptfrucht und wird seit 1860 in immer größern Massen ausgeführt. 1885 waren 1,359,695 Hektar mit Weizen bestellt (Ertrag 15,6 Mill. hl) und nur 64,747 Hektar mit Mais. Außerdem baut man Gerste, Hafer, Roggen und Buchweizen, Kartoffeln, Hopfen und etwas Tabak. Gemüse und Obstarten gedeihen vorzüglich, Oliven namentlich südlich vom 35.° nördl. Br., Orangen bis 39° nördl. Br., Feigen und Mandeln überall in der Nähe des Meers. Von Bedeutung ist namentlich der Weinbau, der bereits von den Missionären eingeführt wurde und in jüngster Zeit viel von Deutschen gepflegt wird. 1884 waren 68,794 Hektar mit Wein bepflanzt. Der Ertrag war 1883: 360,000 hl im Wert von 5 Mill. Doll., wovon 227,000 hl ausgeführt wurden. Auch Schaumweine fabriziert man im großen. Die Zuckerbereitung aus Runkelrüben wird mit Erfolg betrieben. Baumwolle wird am San Joaquin und am Merced angebaut, doch nur in geringen Quantitäten; dagegen verspricht die Zucht der Seidenraupe, welche von Deutschen eingeführt wurde, günstige Erfolge. Auch mit dem Anbau des Theestrauchs hat man Versuche gemacht. Die Wälder Kaliforniens bedecken eine Fläche von 193,400 Hektar und werden durch eine 1872 eingesetzte Forstbehörde gegen Verwüstung geschützt. Sie sind am ausgedehntesten an den westlichen Abhängen der Sierra Nevada und liefern vorzügliches Bauholz: Eichen, Ahorne, Eschen, Buchen, Kastanien, dann Koniferen, von welchen einige riesige Dimensionen erreichen. In der Nähe des weltberühmten Yosemitéthals (s. d.) bei Mariposa stehen 427 Bäume der Spezies Sequoia gigantea, deren Stämme 6—10,4 m Durchmesser haben, und deren höchster 99 m Höhe erreicht. Wichtig ist die Viehzucht. 1880 zählte man 238,000 Pferde, 28,000 Maultiere und Esel, 664,300 Rinder, 4,152,000 Schafe und 604,000 Schweine. Auch Kaschmir- und Angoraziegen sind mit Erfolg eingeführt worden. Der Fischfang ist von einiger Bedeutung. Lachse und Walfische kommen an der ganzen Küste vor, Sardellen, Sardinen, Heilbutten &c. in der Bai von San Francisco. Im J. 1880 beschäftigte der Fischfang 2094 Personen mit 49 größern Schiffen und 853 Booten und ergab einen Ertrag von 1,9 Mill. Dollar.

Kaliforniens Reichtum an edlen Metallen ist weltbekannt. Gold (als Waschgold oder in Quarzfelsen eingesprengt) findet sich in 31 Grafschaften, namentlich an dem Westabhang der Sierra Nevada; Silber in 12 Grafschaften. Seit seiner ersten Entdeckung 1848 auf dem Grundstück eines Schweizers, Namens Sutter (in der Nähe der heutigen Stadt Sacramento), bis Ende 1885 sind wohl für 736 Mill. Doll. Gold zu Tage gefördert worden. Kupfererze kommen am Fuß der Sierra vor. Ferner findet man Eisen, Blei, Zinn, Platin und Zinnober (Quecksilber). Auch Steinkohlen, Steinöl und Asphalt kommen vor. Im J. 1880 war der Ertrag 17,150,941 Doll. Gold,

73 Mill. Rohmaterial, einen Wert von 116 Mill. Doll. Dem Wert nach stehen Mehl, Fleischwaren, Zucker und Leder obenan, aber nach der Zahl der Arbeiter geordnet, gab es 176 Tabak- und Zigarrenfabriken (3551 Arb.), 251 Sägemühlen (3434 Arb.), 81 Stiefelfabriken (2499 Arb.), 105 Gießereien u. Maschinenbauwerkstätten (2383 Arb.), 146 Fabriken von Mannskleidern (1794 Arb.) ꝛc. Der **Handel** ist ausgedehnt. Drei Schienenstränge verbinden den Staat mit dem Osten, und eine Eisenbahn durchschneidet ihn von S. nach N. Die Eisenbahnen haben (1885) eine Länge von 4899 km. Der Staat besitzt (1885) 900 Seeschiffe (194 Dampfer) von 251,142 Ton. Gehalt, welche den Verkehr mit den Küsten und mit Ostasien und Australien vermitteln. Die **Verfassung** gibt das Wahlrecht jedem männlichen Bürger (seit 1871 auch den Negern), der 21 Jahre alt ist, 1 Jahr im Staat und 90 Tage in derselben Grafschaft, 30 Tage in Precinct gelebt hat. Indianer und Chinesen haben kein Stimmrecht. Die vollziehende Gewalt liegt in den Händen eines Governors, welcher, ebenso wie der Lieutenant-Governor, Schatzmeister, Staatskontrolleur und Staatsanwalt, auf vier Jahre vom Volk gewählt wird. Die gesetzgebende Gewalt wird ausgeübt von einem Senat und einer Assembly. Die 40 Senatoren werden auf vier Jahre, die 80 Abgeordneten auf zwei Jahre gewählt. Die richterliche Gewalt wird von einem Obergericht (7 Mitglieder), Kreis- und Grafschaftsgerichten ausgeübt. Die Richter werden vom Volk auf 4, 6 oder 12 Jahre gewählt. Die Finanzen des Staats sind jetzt in geordnetem Zustand. Die Staatseinnahmen waren 1883—84: 4,678,912 Doll.; Staatsschuld 3,203,500 Doll. Die Gemeindeschulden beliefen sich schon 1880 auf $13^1/_2$ Mill. Doll. Sitz der Regierung ist Sacramento.

Geschichte. Bei den Spaniern hieß der jetzige Staat K. Alta California (»Oberkalifornien«), zum Unterschied von der Halbinsel Niederkalifornien (s. unten). Die Küste wurde im Lauf des 16. Jahrh. entdeckt, aber erst 1768 gründeten die Spanier im Gebiet des heutigen Staats die erste Niederlassung und zwar durch Missionäre. Die Befreiung Mexikos von der spanischen Herrschaft übte vorerst keinen Einfluß auf die blühenden Missionsstationen aus, bis 1833 die republikanische Regierung deren »Säkularisation« dekretierte und eine Zivilverwaltung für dieselben ins Leben rief. Von da an datiert ihr Verfall. Die Missionäre weigerten sich, einer republikanischen Regierung zu huldigen; sie verließen das Land, und die von ihnen bekehrten Indianer fielen allmählich wieder in ihre alte Barbarei zurück. Die Regierung von Mexiko that nichts für das Land, Anarchie herrschte, und die Ansicht, daß das Wohl desselben die Trennung von Mexiko und den Anschluß an einen andern Staat erheische, erfreute sich der allgemeinen Zustimmung. In diesem Sinn sprach sich auch eine 1846 nach Monterey, der damaligen Hauptstadt, einberufene Junta aus; nur war man unentschieden darüber, ob dem Anschluß an die Vereinigten Staaten oder an einen europäischen Staat der Vorzug gebühre. Die Entscheidung darüber wurde indes den in K. ansässigen Spaniern von der Regierung der Vereinigten Staaten nicht überlassen. Fast gleichzeitig erschienen in K. 1846 Fremonts »Forschungsexpedition« und ein Geschwader von Kriegsschiffen; die im Land bereits ansässigen Amerikaner griffen zu den Waffen, überwältigten mit Hilfe amerikanischer Truppen den Widerstand der Kalifornier, und das Gebiet von Oberkalifornien wurde durch den Frieden von Guadalupe Hidalgo 2. Febr. 1848 gegen eine Entschädigung von 15 Mill. Doll. von Mexiko an die Vereinigten Staaten abgetreten, während Niederkalifornien bei Mexiko verblieb. Die Frage, ob K. ein Sklavenstaat oder ein freier Staat werden solle, wurde durch die Bevölkerung selbst im letztern Sinn entschieden. Ohne je eine Territorialregierung gehabt zu haben, trat K. 9. Sept. 1850 als Staat in die Union ein. Vgl. R. v. **Schlagintweit**, K., Land und Leute (Leipz. 1871); **Hittell**, Resources of California (6. Aufl., San Francisco 1874); **Derselbe**, Handbook of Pacific coast travel (das. 1885); **Nordhoff**, California for health, pleasure and residence (neue Ausg. 1887); **Donnat**, L'État de Californie (Par. 1878); **Hittel**, History of California (das. 1886, 2 Bde.); **Royce**, History of California (Boston 1886); **Kirchhoff**, Kalifornische Kulturbilder (Kassel 1886).

2) Das mexikanische Niederkalifornien.

Niederkalifornien (span. Baja California, s. Karte »Mexiko«), die große, noch jetzt ein mexikan. Territorium bildende Halbinsel zwischen dem Golf von K. und dem Stillen Ozean, die (22° 52′—32° 40′ nördl. Br.) im S. in das Kap San Lucas ausläuft, im N. von dem Unionsstaat K. und dem Rio Colorado begrenzt wird und ein Areal von 155,200 qkm (2819 QM.) umfaßt. Der **Kalifornische Meerbusen**, auch Mar bermejo (»Purpurmeer«) genannt, trennt die Halbinsel von dem mexikanischen Festland. Die Küste, namentlich im O., ist reich gegliedert, und derselben liegen zahlreiche Inseln und Inselchen vor, so daß trotz der größern Anzahl von guten Häfen die Schiffahrt stellenweise nicht ohne Gefahr ist. Das Innere ist ein kahles Gebirgsland, welches im Calamahue 2784 m, in den Tres Virgines 2153 m und in der den äußersten Süden durchziehenden Sierra de la Victoria 1920 m Höhe erreicht. Fruchtbare Thäler, in denen die Jesuiten ihre Missionen anlegten, und wo auch unsre europäischen Cerealien gebaut werden, kommen indes auch vor. Von den wenigen und gering entwickelten Flüssen ist kein einziger schiffbar, und die meisten sind während der trocknen Jahreszeit ohne Wasser. Das **Klima** ist heiß und trocken, aber gesund. Die Zahl der Bewohner betrug 1882 nur 30,208, zusammengesetzt aus Indianern, Mischlingen und einer kleinen Anzahl von Weißen. Die noch sehr unzivilisierten Indianer führen ein Nomadenleben, werden aber als gutmütig und friedlich geschildert. Früher durch die Missionäre zum großen Teil zum Christentum bekehrt, sind sie gegenwärtig fast vollständig auf ihren alten Mondkultus zurückgekommen; ihre wenigen Kleidungsstücke fertigen sie aus Aloefasern. Das Land besitzt großen Mineralreichtum (Gold, Silber, Kupfer, Quecksilber, Kohlen), zu dessen Ausbeutung sich 1866 in New York eine Kompanie bildete. Indes beschäftigten die Minen 1880 erst 1646 Menschen und lieferten einen Ertrag von 480,000 Doll. Im Golf von K. ist die Perlenfischerei (jährlich etwa 10 span. Pfd. à 5000 Piaster), Korallen- u. Schwammfischerei von einigem Belang. Hauptstadt der Halbinsel, welche 1533—40 von spanischen Seefahrern entdeckt und genauer erforscht wurde, ist La Paz, an der Bai von Santa Cruz, wo Cortez 1535 landete.

Kalifornienholz, s. Rotholz.

Kalifornischer Meerbusen, Meerbusen zwischen der Halbinsel Kalifornien und den mexikanischen Staaten Sonora und Cinaloa, 1110 km lang, 96—210 km breit, enthält viele Eilande und Perlen. In ihn mündet der Rio Colorado. Vgl. Kalifornien 2).

Kaliglimmer, s. v. w. Muskovit, s. Glimmer.

Kalihari, Wüste, s. Kalahari.

Kaliharmotom, s. Phillipsit.

Kalihydrat, s. v. w. Kaliumhydroxyd (s. d.).

Kalikat (Calicut), Hauptstadt des Distrikts Malabar in der britisch-ostind. Präsidentschaft Madras, an der Südwestküste Vorderindiens, mit Madras und Negapatam durch Eisenbahn verbunden, hat (1881) 57,085 Einw., darunter 2909 Christen, ist Sitz der Verwaltung, hat eine anglikanische, lutherische und kath. Mission, englische Besatzung, Irrenhaus. Die Bewohner bereiten Toddy, bauen Boote und treiben Handel mit Kopra, Kokosfaser, Betelnüssen, Pfeffer, Teak- und Sandelholz ꝛc. 1880—81 betrug die Einfuhr aus K. und dem 9 km südlichen Bepur 343,126, die Ausfuhr 664,220 Pfd. Sterl. Der Hafen ist versandet, so daß große Fahrzeuge 3—4 km vom Land ankern müssen; doch wird an seiner Vertiefung gearbeitet. — K. ist von allen indischen Häfen zuerst von Europäern berührt worden; 1486 landete hier der Portugiese Covilham, 1498 Vasco da Gama. Von den Portugiesen wiederholt zerstört, fiel es später in die Hände der Franzosen; auch Dänemark erhob Ansprüche auf K. Die Briten errichteten die erste Faktorei 1616, besetzten aber erst 1790 den Ort, der ihnen 1792 nach abgeschlossenem Frieden zufiel.

Kaliko (von Kalkutta, woher die Ware zuerst eingeführt wurde, Druckperkal, in Frankreich Indiennes), Name für feinere bedruckte Kattune.

Kalikutischer Hahn, s. v. w. Truthahn.

Kalilauge, s. Kaliumhydroxyd.

Kalila wa Dimna, arab. Fabelsammlung, s. Arabische Litteratur, S. 727.

Kali majus, das Kraut von Salsola soda, s. Salsola.

Kalindin (Kalden), Heinrich von, Reichshofmarschall, aus einem schwäb. Dienstmannengeschlecht stammend, das bei der rotenburgischen Linie der Hohenstaufen das Amt eines Marschalls bekleidete, war seinem Vater Heinrich von Pappenheim in dieser Würde bei Kaiser Friedrich I. gefolgt; den Namen K. führte er von der Stammburg Kalden bei Donauwörth. Als Staatsmann wie als Feldherr zeichnete er sich durch Umsicht, Dienstbeflissenheit und Treue aus. Nachdem er Friedrich I. auf dem dritten Kreuzzug begleitet, befehligte er auf dem Feldzug Heinrichs VI. nach Unteritalien einen Teil des Heers, schlug 1197 die sizilisch-normännischen Scharen bei Catania und erstürmte Syrakus. Darauf ging er mit einem kaiserlichen Heer nach Syrien, um das Heilige Land für Heinrich VI. in Besitz zu nehmen. Nach des Kaisers Tod nach Deutschland zurückgekehrt, schloß er sich Philipp von Schwaben an, den er im Kampf gegen Otto von Braunschweig eifrigst unterstützte, und rächte seinen Tod an dem Mörder Otto von Wittelsbach, den er tötete, und dessen abgehauenen Kopf er in die Donau warf. Er begleitete 1209 Otto IV., dessen Vermählung mit der Staufin Beatrix er eifrig betrieb, nach Italien und diente auch noch Friedrich II.

Kalinka, Waleryan, poln. Geschichtsforscher, geb. 1826 zu Krakau, wo er die Rechte studierte, nahm am Aufstand von 1846 teil und flüchtete darauf nach Paris, wo er einer der Sekretäre des Fürsten Adam Czartoryiski wurde und sich vielfach mit historischen Studien beschäftigte. Im J. 1863 unternahm er im Auftrag der polnischen Nationalregierung eine diplomatische Reise nach Italien und Schweden, widmete sich aber nach dem Scheitern des Aufstandes ausschließlich den schon früher begonnenen historischen Studien, als deren Frucht zunächst die Werke: »Von den internationalen Beziehungen Polens im 16. Jahrhundert« (Warsch. 1862) und »Die letzten Regierungsjahre Stanislaus Augusts« (Par. 1865—67, 2 Bde.) erschienen. Nachdem er inzwischen in den polnischen Resurrektionistenorden eingetreten und 1870 nach Galizien übergesiedelt war, veröffentlichte er eine Monographie: »Die österreichische Politik in Bezug auf die Verfassung vom 3. Mai« (1872), und einige Jahre später sein Hauptwerk: »Der vierjährige Reichstag« (1880, 2 Bde.), das für eine der glänzendsten Leistungen der polnischen Historiographie gilt, allein infolge des vorzeitigen Todes des Verfassers unvollendet blieb. K., der die letzten Jahre in Lemberg als Vorsteher des ruthenischen Konvikts verlebte, starb 16. Dez. 1886 daselbst. Sein Versuch, den letzten polnischen König zu rechtfertigen oder wenigsten dessen Politik zu beschönigen und die Schöpfer der Konstitution von 1791 herabzusetzen, hat vielfache Entgegnungen hervorgerufen.

Kalinken, s. Marderfelle.

Kalinkenholz, s. Viburnum.

Kaliologie (griech.), die Lehre vom Bau der Vogelnester, Nesterkunde. Vgl. Ei (Eierkunde), S. 352.

Kalipflanzen, Pflanzen, welche zu ihrem Gedeihen Kali in vorwiegender Menge bedürfen, unter den Kulturpflanzen besonders diejenigen, welche große Mengen von Kohlehydraten produzieren, wie die Runkelrüben, der Tabak und die Kartoffeln.

Kalisalpeter, s. Salpeter.

Kalisalze (Kaliumsalze, Kaliumoxydsalze) finden sich weitverbreitet in der Natur, und namentlich ist kieselsaures Kali Bestandteil zahlreicher Mineralien und Gesteine (Kalifeldspat enthält 10—16 Proz. Kali, Glimmer 8—10 Proz., Glaukonit, Phonolith, Trachyt 7—8 Proz., Granulit, Porphyr, Glimmerschiefer 6—7 Proz., Granit, Syenit, Gneis 5—6 Proz., Dolerit, Basalt, Kaolin, Lehm 1—2 Proz.); Chlorkalium findet sich als Sylvin, schwefelsaures Kali als Glaserit, außerdem beide in mehreren Doppelsalzen der Staßfurter Abraumsalze, salpetersaures Kali als Salpeter ꝛc. Geringe Mengen von Kalisalzen finden sich im Quell-, Fluß- und Meerwasser und in der Ackererde, und aus dieser entnehmen es die Pflanzen, in welchen häufig K. organischer Säuren (Weinstein, oxalsaures Kali) angetroffen werden. Beim Verbrennen der Pflanzen findet sich das Kali in der Asche als Chlorkalium, schwefelsaures Kali und großenteils als kohlensaures Kali, welches durch Zersetzung der Salze organischer Säuren entstanden ist. Auch die Rübenmelasse, in welcher sich die K. der Runkelrübe angesammelt haben, liefert beim Einäschern viel kohlensaures Kali. Im tierischen Organismus sind K. im Fleisch und in den Blutkörperchen, in den Eiern und in der Milch reichlich vertreten, kalireich ist auch der Wollschweiß des Schafs. Die K. entstehen meist durch Neutralisieren von kohlensaurem Kali mit einer Säure, auch durch Wechselzersetzung. Bis in die neueste Zeit gewann man K. hauptsächlich aus Pflanzenasche und verbrannte zu dem Zweck enorme Quantitäten Holz, und an den Küsten Englands und Frankreichs schied man aus der Asche von Tangen (Kelp, Varech) K. ab. In neuerer Zeit wurden Rübenmelassenschlempe und Wollschweiß auf K. verarbeitet, aber diese letztern Salze waren gewissermaßen eine Anleihe bei der Landwirtschaft; denn wenn der Acker, aus welchem sie in letzter Reihe stammten, nicht verarmen sollte, so mußte ihm das Kali zurückerstattet werden. Dies geschah nun teilweise durch den Guano, der insofern auch als Kaliquelle zu betrachten ist. Erhebliche Mengen von Kalisalzen gewann man aus der Mutterlauge des Meerwassers und der Salinen, während die Darstellung von Pottasche aus kalireichen

Gesteinen große Schwierigkeiten darbot. Endlich ist noch der natürliche Salpeter als Kaliquelle zu erwähnen. Mit der Entwickelung der Industrie hob sich der Wert der K. sehr schnell, und man bemühte sich, weil sich neue Kaliquellen nicht darboten, zunächst um einen möglichst allgemeinen Ersatz durch Natron- oder Ammoniaksalze. Statt des kohlensauren Kalis benutzte man kohlensaures Natron und statt des Kalialauns Ammoniakalaun. Immer blieben aber die K. für viele Zwecke unentbehrlich, und die Entdeckung des großen Kalilagers bei Staßfurt war daher von höchster Wichtigkeit. Hier entwickelte sich in kurzer Zeit eine mächtige Kaliindustrie, welche von nun an den Kalimarkt der ganzen Welt beherrschte und die Bedeutung der andern Kaliquellen schnell herabdrückte. Auch bei Kalusz in Galizien, bei Maman in Persien und in der Salzkette im Norden des Pandschab wurden K. entdeckt. — Die K. sind farblos, wenn die Säure farblos ist, meist kristallisierbar und in Wasser löslich, bei schwacher Glühhitze nicht flüchtig. Aus Lösungen, welche mindestens 1 Proz. Kali enthalten, scheidet sich auf Zusatz von saurem weinsaurem Natron kristallinisches saures weinsaures Kali ab, ebenso fällt Platinchlorid gelbes Kaliumplatinchlorid, welches beim Glühen Platin und Chlorkalium zurückläßt. Die K. färben die Weingeist- und Lötrohrflamme violett; Natronsalze verdecken diese Färbung, aber man nimmt sie wahr, wenn man die Flamme durch ein mit Kobaltoxydul tiefblau gefärbtes Glas betrachtet. Die K. sind für die Pflanzen unentbehrlich und stehen namentlich zur Stärkebildung in naher Beziehung; man trifft sie in den Pflanzen überall mit den Kohlehydraten vergesellschaftet, und manche Pflanzen, wie Runkelrüben, Kartoffeln, Tabak, bedürfen zu ihrer Entwickelung großer Mengen K. (Kalipflanzen). Auch für die Ausbildung der tierischen Gewebe sind K. unentbehrlich; größere Dosen aber wirken auf den tierischen Organismus sehr energisch: 1—1,5 g, unter die Haut gespritzt, tötet ein Kaninchen, und 0,3 g, einem Hund in die Venen gespritzt, bringt das Herz sehr schnell zum Stillstand unter gleichzeitiger schneller Abnahme des Blutdrucks. Im Magen sind kleinere Dosen von Kalisalzen ganz unschädlich, während größere ebenfalls giftig wirken. In der Technik sind sie unentbehrlich für die Glas- und Seifenfabrikation und für die Darstellung des Schießpulvers, und manche K. finden eine sehr vielseitige Verwendung. Seit der Aufschließung des Staßfurter Lagers ist es auch der Landwirtschaft möglich geworden, K. in größerer Menge als Dünger zu benutzen, und sie hat durch Anwendung derselben in Gemeinschaft mit Phosphorsäure u. Chilisalpeter sehr günstige Resultate erzielt, namentlich auch bei der Moorkultur. Vgl. Märcker, Die K. u. ihre Anwendung in der Landwirtschaft (Berl. 1880); »Vorträge über Kalidüngung etc.« (von Märcker, Grahl u. a., das. 1883).

Die bei Staßfurt im Betrieb befindlichen Salzbergwerke liefern sämtlich Carnallit $KCl,MgCl_2+6H_2O$; Kainit $K_2SO_4,MgSO_4,MgCl_2+6HO_2$ und Steinsalz werden gegenwärtig nur von der Gewerkschaft Neustaßfurt und den preußischen Bergwerken gefördert. Carnallit und Kainit trennt man in der Grube möglichst von wertlosen Beimengungen (Kieserit $MgSO_4+H_2O$, Steinsalz) und fördert sie dann in Wagen von 12—16 Ztr. Inhalt zu Tage. Kainit und Steinsalz werden an den Gruben gemahlen und zwar auf Vormühlen, die nach dem Prinzip der Kaffeemühlen konstruiert sind, dann auf Mühlen mit französischen Mühlsteinen. Die Gesamtförderung betrug 1884: 19,383,920 Ztr., und zwar wurden gewonnen:

Im Jahr	Carnallit	Kainit	Kieserit	Boracit
1880	10564239,0	2755915,0	17857,0	2073,0
1881	14894521,5	3106031,0	41638,0	2256,5
1882	21185995,5	2895154,0	93162,0	2513,5
1883	19004064,0	4532005,0	97004,0	4102,5
1884	14799179,0	4060087,0	247777,0	3182,3

Die Verarbeitung beschränkt sich auf Carnallit, Kieserit und Kainit. Zur Verarbeitung des Carnallits auf Chlorkalium wurde die erste Fabrik 1861 von Frank gegründet; gegenwärtig sind 18 Fabriken in Staßfurt, Leopoldshall, Westeregeln, Hecklingen und Schönebeck im Betrieb. Man transportiert das zwischen Steinbrechern oder Mühlen zerkleinerte Salz mittels Elevatoren in hoch stehende Lösekessel von etwa 12 cbm Fassungsraum, welche siedend heiße Salzlösung, vorzugsweise Chlormagnesiumlauge, enthalten, und führt gespannten Wasserdampf ein. Die entstandene heiße Lösung vom spez. Gew. 1,32 wird von ungelöstem Steinsalz, Kieserit und Thonschlamm in Klärgefäße abgelassen und dann behufs Ausscheidung von Chlorkalium und Chlornatrium in eiserne Kristallisiergefäße gebracht. Die von den ausgeschiedenen Salzen getrennte Mutterlauge wird eingedampft, bis beim Abkühlen das Chlorkalium als künstlicher Carnallit auskristallisiert, wobei nur 1 Proz. in Lösung bleibt. Dieser Carnallit wird in heißem Wasser gelöst, die Lösung gibt Kristalle von Chlorkalium, welche zugleich mit dem Salz der ersten Kristallisation mit kaltem Wasser gewaschen werden, um Chlormagnesium und teilweise Chlornatrium zu entfernen. Darauf trocknet man das Salz in Kalcinieröfen oder auf durch Dampf geheizten Darren. Die zweite Mutterlauge dient zum Lösen von Rohsalz. Man gewinnt nach dieser Methode 75—85 Proz. des im Carnallit enthaltenen Chlorkaliums; der Rest befindet sich im Löserückstand, in der Endlauge und im Absatzschlamm, welcher zuweilen, je nach der Qualität des Rohsalzes, so viel Salz enthält, daß er, kalciniert und gemahlen, als Düngesalz mit 18—24 Proz. Chlorkalium in den Handel geht. Aus 6,25 Ztr. 16proz. Rohsalz erhält man bei 20 Proz. Verlust 1 Ztr. 80proz. Chlorkalium. Man benutzt das Chlorkalium zur Darstellung von Kalisalpeter und Pottasche und gebraucht zu letzterer ein reines, möglichst natronfreies Salz, welches erhalten wird, wenn man die heiße Rohlauge mit Wasser verdünnt, wo dann fast reines Chlorkalium auskristallisiert. Auch in der Landwirtschaft wird viel Chlorkalium verbraucht.

Aus dem Lösungsrückstand des Carnallits wird Kieserit gewonnen. Man behandelt den Rückstand mit Wasser, wobei das Kochsalz gelöst wird und der Kieserit zu Schlamm zerfällt. Letztern bringt man in Formen, in denen er nach einigen Stunden unter Aufnahme von Wasser erstarrt. Er bildet dann 25 kg schwere Blöcke und geht in dieser Form in den Handel. Indes wird auch aus gelöstem Kieserit reines Bittersalz (schwefelsaure Magnesia mit 7 Molekülen Kristallwasser) erzeugt. Wird eine aus dem ursprünglichen Löserückstand gewonnene konzentrierte Lösung, welche Chlornatrium und schwefelsaure Magnesia enthält, auf flachen hölzernen Kühlschiffen einer Wintertemperatur unter 0° ausgesetzt, so kristallisiert Glaubersalz (schwefelsaures Natron) aus, und Chlormagnesium bleibt zurück. Der Kainit wird teils in rohem Zustand, in welchem er durchschnittlich 24 Proz. schwefelsaures Kali, 16,5 Proz. schwefelsaure Magnesia, 13 Proz. Chlormagnesium, 31 Proz. Chlornatrium, 1,5 Proz. Gips und Thon und 14 Proz. Wasser enthält, gemahlen und als Düngesalz ver-

wendet oder nach verschiedenen patentierten Methoden auf schwefelsaure Kalimagnesia mit 50 Proz. schwefelsaurem Kali und 3 Proz. Chlor sowohl für die Landwirtschaft als auch für die Industrie (Pottaschefabrikation rc.) verarbeitet. Die Erzeugung von reinem schwefelsauren Kali aus diesem Doppelsalz ist bis jetzt auf einfache Weise noch nicht recht gelungen. Precht hat Kainit zur Alaunfabrikation benutzt. Die vollständige Verwertung der in großer Menge bei der Chlorkaliumfabrikation erfolgenden **Chlormagnesiumlauge** ist noch nicht gelungen; dieselbe fließt noch größtenteils in die Bode. Ein Teil der Lauge wird eingedampft, der Rückstand geschmolzen und als festes Chlormagnesium in den Handel gebracht; ein andrer Teil der Lauge, etwa ein Drittel, wird auf **Brom** verarbeitet (Gewinnung von etwa 0,2 Proz.) und zwar entweder durch Destillation der heißen Lauge mit Schwefelsäure und Braunstein in Sandsteingefäßen oder in kontinuierlicher Weise durch Einleitung von Chlor. Vgl. Bischof, Die Steinsalzbergwerke bei Staßfurt (2. Aufl., Halle 1875); Frank, Die Staßfurter Kaliindustrie (Braunschw. 1875); Krause, Die Industrie von Staßfurt und Leopoldshall (Köthen 1877); Precht, Die Salzindustrie von Staßfurt und Umgegend (Staßf. 1883).

Kalisch (poln. Kalisz), russisch-poln. Gouvernement, erst 1866 gebildet, grenzt im W. u. N. an Preußen, im NO. an das Gouvernement Warschau und im S. und SO. an Petrokow, 11,373,5 qkm (206,6 QM.); es ist ein vollständiges, nur hier und da von unbedeutenden Hügeln unterbrochenes Flachland. An Flüssen besitzt es zwei größere: die Warthe mit den Nebenflüssen Widawka und Ner, dann die Prosna, welche die Grenze gegen Preußen bildet und bei Pysdry in die Warthe fällt. Sumpf- und Bruchland findet sich, obwohl in nicht ausgedehnten Flächen, längs der Warthe und des Ner. Das Klima ist mild und gesund, der Boden im allgemeinen gut kultiviert, sandig oder lehmig, im N. stellenweise humusreich. Die Ausrodung der Wälder soll ihm Abbruch gethan haben; in der That sind einige Kreise fast waldlos, und nur der Kreis Wielun hat noch schöne Forsten. Die Bevölkerung, (1882) 765,403 Personen, 67 pro QKilometer, ist seit den letzten zehn Jahren in rascher Zunahme begriffen. Der natürliche Zuwachs der Bevölkerung beträgt 2,3 Proz. jährlich. Nach dem Glaubensbekenntnis überwiegen die Katholiken (80 Proz.); außerdem gibt es Protestanten, Juden und Mohammedaner. Der Ackerbau bildet die Hauptbeschäftigung der Bewohner und befindet sich in verhältnismäßig sehr entwickeltem Zustand. Der Boden ist größtenteils sehr fruchtbar und ernährt selbst in wenig günstigen Jahren die Bevölkerung durchaus. Durch die Emanzipation von 1864 hat sich die Lage der Bauern sehr verbessert; trotzdem schätzt man die besitzlose Landbevölkerung noch immer auf 120,000 Individuen, die sich als Dienstboten und Tagelöhner bei Gutsbesitzern verdingen. Die Viehzucht ist aus Mangel an Weiden nicht sehr entwickelt. Man rechnet ca. 70,000 Pferde und 127,000 Stück Hornvieh, doch zeichnet sich der einheimische Pferde- und Viehstand durch nichts aus. Dagegen blüht die Schafzucht; an gewöhnlichen Schafen werden 165,877 Stück, an feinwolligen 44,808 Stück gerechnet. Gewinnbringend ist auch die Zucht von Borstenvieh, von dem es 130,000 Stück geben soll. Der größte Teil dieser Produktion wird nach Deutschland verkauft. An Fabriken und industriellen Etablissements existierten 1884: 544 mit 6591 Arbeitern und einer Produktion im Wert von 14,564,000 Rubel. Unter diesen nehmen die sich mit der Verarbeitung der Rohprodukte der Landwirtschaft beschäftigenden, die Branntweinbrennereien (6,9 Mill. Rub.) und Zuckerfabriken (2,2 Mill. Rub.), den ersten Platz ein. Außer diesen gibt es Fabriken für wollene, baumwollene und halbbaumwollene Waren (47), für Papier und Kartonnagen, für Halbporzellan, Steingefäße, Glas- und Kristall, Mühlen, Ziegeleien, Gerbereien (46), Seifensiedereien u. a. Mit der Herstellung der wollenen und baumwollenen Gewebe befassen sich namentlich die in ziemlich starker Zahl in den Kreisen Sjeradz, Lentschiza und Turek, besonders in den Städten Osorkow, Sdunska, Wola und Turek angesiedelten deutschen Weber. Der Handel, namentlich der Getreide-, Spiritus-, Woll- und Holzhandel, ist fast ausschließlich in den Händen der Juden. Die Fabrikerzeugnisse werden in größern Partien aus erster Hand verkauft. Den Detailhandel vermitteln 260 Jahrmärkte. An Eisenbahnverbindungen leidet K. Mangel. Die schon seit Jahren projektierte Linie Breslau-Lodz vermag die Konzession nicht zu erhalten. Die Zahl der Unterrichtsanstalten beläuft sich (1883) auf 438, darunter 2 Gymnasien und 1 Lehrerseminar. 22,370 Schüler, 13,900 Knaben und 8470 Mädchen, besuchten die Schulen. K. wird in acht Kreise geteilt: K., Kolo, Konin, Lentschiza, Sjeradz, Slupzy, Turek und Wielun.

Die gleichnamige **Hauptstadt**, in einem anmutigen Thal an drei Armen der Prosna gelegen, ist Sitz eines römisch-katholischen Bischofs, hat 5 katholische (darunter mehrere mit wertvollen Denkmälern alter Kunst), eine griechisch-russische, eine evang. Kirche, eine Synagoge, ein Gymnasium, ein Lehrerseminar, Theater, schöne Promenaden, bedeutende Tuchfabriken und (1882) 18,804 Einw. — K. ist eine der ältesten Städte Polens; es gilt für das von Ptolemäos genannte **Kalisia** im Lande der Sueven. In der Umgebung wurden zahlreiche alte Münzen und andre Antiquitäten (darunter eine kleine bronzene Athletenfigur griechischen Ursprungs von hohem Kunstwert) gefunden, und die vielen alten Grabhügel am Ufer der Prosna bergen in ihrem Innern wohl noch manche wertvolle Gegenstände. Geschichtlich denkwürdig ist K. durch den Sieg Augusts des Starken von Polen über den schwedischen General Mardefeld 29. Okt. 1706, infolge dessen der König Herr von ganz Polen ward, sowie in neuerer Zeit durch einen Sieg der Russen über ein französisch-sächsisches Korps 13. Febr. 1813. Auch das Schutz- und Trutzbündnis (der Allianztraktat) zwischen Rußland und Preußen vom 28. Febr. 1813 ward hier abgeschlossen, wie auch der russisch-preußische Aufruf an die Deutschen unterm 25. März 1813 von K. ausging. Zur Erinnerung an das 1835 dort gehaltene Lustlager russischer und preußischer Truppen ist ein Denkmal errichtet. Bei der administrativen Umgestaltung Polens 1866 wurde K. von einer Kreisstadt des Warschauer Gouvernements zur Hauptstadt des gleichnamigen Gouvernements erhoben.

Kalisch, 1) **Ludwig**, Schriftsteller, geb. 7. Sept. 1814 zu Polnisch-Lissa von jüdischen Eltern, verließ als zwölfjähriger Knabe seine Vaterstadt und bereitete sich nach langen Irrfahrten ziemlich spät für den Besuch der Hochschule vor. Diese besuchte er in Heidelberg und München, zuerst Medizin studierend, dann sich der vergleichenden Sprach- u. Litteraturforschung zuwendend. Nachdem er 1843 seinen Aufenthalt in Mainz genommen, trat er zuerst als humoristisch-satirischer Schriftsteller hervor und gab 1843—46 die Karnevalszeitung »Narrhalla« heraus, deren aus-

schließlicher Verfasser er war. Daneben veröffentlichte er: »Das Buch der Narrheit« (Mainz 1845); »Schlagschatten« (das. 1845); »Poetische Erzählungen« (das. 1845) und »Shrapnels« (Frankf. a. M. 1849). An der revolutionären Bewegung des Jahrs 1849 beteiligt, sah er sich genötigt, Deutschland zu verlassen. Er ging nach Paris, dann nach London, wo er ein Bild von den Eindrücken beider Städte in dem Buch »Paris und London« (Frankf. a. M. 1851, 2 Bde.) entwarf, und ließ sich darauf in Paris nieder, wo er 3. März 1882 starb. Neben zahlreichen Journalartikeln schrieb er noch: »Heitere Stunden«, Novellen (Berl. 1872, 2 Bde.); »Bilder aus meiner Knabenzeit« (Leipz. 1872); »Gebunden und ungebunden« (Münch. 1876) und »Pariser Leben« (Mainz 1881). Auf dem Gebiet der humoristischen Ballade und Romanze hat K. Mustergültiges geleistet.

2) David, bekannter Possendichter und Schöpfer des modernen Kouplets, geb. 23. Febr. 1820 zu Breslau von jüdischen Eltern, widmete sich dem Kaufmannsstand, ging nach Paris, wo er mit Herwegh, H. Heine, den Sozialisten Marx und Wolf u. a. verkehrte, und trat 1846 in ein Handlungshaus zu Berlin. Zwischen seinen Geschäftsstunden Kouplets dichtend und französische Vaudevilles für die deutsche Bühne bearbeitend, errang er mit dem Schwank »Ein Billet von Jenny Lind« auf dem Sommertheater zu Schöneberg bei Berlin den ersten Erfolg, und infolgedessen wurden ihm auch die Pforten des alten Königsstädter Theaters geöffnet. Seitdem beherrschte K. mit seinen Stücken die komische Bühne in Berlin (Wallner-Theater) und in ganz Norddeutschland fast ausschließlich. Unter seinen Possen, von denen einzelne Hunderte von Vorstellungen erlebten, sind hervorzuheben: »Einmalhunderttausend Thaler«, »Münchhausen«, »Berlin bei Nacht«, »Peschke«, »Ein gebildeter Hausknecht«, »Der Aktienbudiker«, »Berlin, wie es weint und lacht«, »Einer von unsre Leut«, »Berlin wird Weltstadt«, »Die Berliner in Wien«, »Der Goldonkel«, »Musikalische Abendunterhaltung«, »Namenlos« (gemeinsam mit E. Pohl) 2c. Eine Sammlung seiner kecken, meist durch politische Anspielungen drastisch wirkenden Kouplets gab er unter dem Titel: »Berliner Leierkasten« (Berl. 1857—1866, 3 Bde.) heraus; eine Anzahl seiner Possen erschien gesammelt unter dem Titel: »Lustige Werke« (das. 1870, 3 Hefte). K. war zugleich der Begründer des Witzblattes »Kladderadatsch« (1848), dessen Redaktion er später mit Ernst Dohm (s. d.) teilte, und in welchem er den spezifischen Berliner Witz, volkstümlichen Humor und höhern Blödsinn vertrat, wie denn auch die typischen Gestalten: Zwückauör, Müller und Schulze, Karlchen Mießnick 2c. seine Erfindungen sind. K. starb 21. Aug. 1872 in Berlin. Vgl. M. Ring, David K. (Berl. 1872).

Kalitwenskaja Staniza, Kosakendorf im Lande der Donischen Kosaken, links am Donez, mit 12,700 Einw. In der Umgegend von K. befinden sich ungeheure Lager von einem quarzhaltigen Sandstein, dem sogen. »Kalitwenskischen Stein«, welcher viel zu Steinbauten benutzt wird. Etwa 4 km von K. ist ein großes Steinkohlenlager (noch unbebaut).

Kalium K, Alkalimetall, findet sich nicht gediegen in der Natur, aber weitverbreitet in zahlreichen Verbindungen. K. ist das Metall der Pottasche, des Salpeters, überhaupt aller Kalisalze (s. d.) und wird dargestellt, indem man ein sehr inniges Gemisch von kohlensaurem Kali mit Kohle in einem eisernen Destillationsapparat sehr stark erhitzt. Die Kohle entzieht der Kohlensäure u. dem Kali Sauerstoff, und es entweichen Kohlenoxyd und K., welch letzteres in einer Vorlage sich verdichtet und unter sauerstofffreiem Steinöl aufgefangen wird. K. ist silberweiß, metallisch glänzend, das Atomgewicht ist 39,04, das spezifische Gewicht 0,87. Bei 15° ist K. knetbar, in der Kälte spröde, es schmilzt bei 62,5°, verdampft bei Rotglut und bildet einen grünen Dampf. An der Luft läuft es sofort an, indem sich Kaliumhydroxyd bildet, und bei höherer Temperatur verbrennt es mit violetter Flamme zu Kaliumoxyd. Es entzieht den meisten Sauerstoffverbindungen den Sauerstoff, um Kaliumoxyd zu bilden, während letzteres bei genügend hoher Temperatur sogar durch Eisen zersetzt wird. Auf Wasser rotiert K., indem es dasselbe lebhaft zersetzt und sich oxydiert. Der dabei entwickelte Wasserstoff entzündet sich und verbrennt mit violetter Flamme. Wegen dieser großen Affinität zum Sauerstoff muß K. beständig unter Steinöl aufbewahrt werden. Es verbindet sich auch direkt mit Chlor, Schwefel und Phosphor, ist einwertig und bildet mit Sauerstoff drei Oxyde, von welchen das Kaliumoxyd (Kali) K_2O weitaus am wichtigsten ist. K. wurde zuerst von Davy 1807 dargestellt.

Kalium, Kalium; K. (Kali) aceticum, essigsaures Kali; K. (Kali) bicarbonicum, saures oder doppeltkohlensaures Kali; K. (Kali) bichromicum, saures oder rotes chromsaures Kali; K. (Kali) bitartaricum, saures weinsaures Kali, Weinstein; K. bromatum, Kaliumbromid; K. (Kali) carbonicum, kohlensaures Kali; K. (Kali) carbonicum crudum, rohes kohlensaures Kali, rohe Pottasche; K. (Kali) carbonicum depuratum, K. carbonicum e cineribus clavellatis, gereinigtes kohlensaures Kali; K. (Kali) carbonicum e tartaro, reines kohlensaures Kali; K. (Kali) chloricum s. muriaticum oxygenatum, chlorsaures Kali; K. (Kali) hypermanganicum s. permanganicum, übermangansaures Kali; K. jodatum, Kaliumjodid; K. (Kali) nitricum, salpetersaures Kali, Salpeter; K. sulfuratum, Kaliumsulfid; K. (Kali) sulfuricum, schwefelsaures Kali; K. (Kali) tartaricum, weinsaures Kali.

Kaliumbromid (Bromkalium) KBr wird wie Kaliumjodid (s. d.) dargestellt, gleicht demselben äußerlich, bildet farblose, luftbeständige Kristalle vom spez. Gew. 2,41, schmeckt scharf salzig, löst sich leicht in Wasser, schwer in Alkohol, schmilzt bei 700° und verdampft bei höherer Temperatur. Man benutzt es in der Photographie und als Arzneimittel gegen Epilepsie, Veitstanz, erhöhte Reflexerregbarkeit, Schlaflosigkeit und Delirium tremens; es wirkt antaphroditisch und soll Anästhesie der Schleimhäute, besonders im Schlund, erzeugen.

Kaliumchlorid (Chlorkalium, Digestivsalz) KCl findet sich als Sylvin und als Doppelsalz mit Magnesiumchlorid im Carnallit, gelöst im Meerwasser und in den meisten Salzsolen, in der Pflanzenasche und daher in der rohen Pottasche, in der Rübenmelassenasche und im Kelp. Es entsteht bei Einwirkung von Chlor auf Kalium oder Kalilauge und beim Neutralisieren der letztern mit Chlorwasserstoffsäure (Salzsäure). Man gewinnt K. aus der Mutterlauge des Meerwassers und der Salinen, der Melassenasche, dem Kelp, bei der Reinigung des rohen Salpeters, hauptsächlich aber aus Staßfurter Abraumsalzen. Das rohe Salz, wie es von den Salzwerken in Staßfurt geliefert wird, enthält ca. 55—65 Teile Carnallit = 16 Proz. K., 20—25 Teile Steinsalz, 15—20 Teile Kieserit (schwefelsaure Magnesia), 2—4 Teile Chlormagnesium und Tachydrit 2c. Man behandelt das Salz unter Zuströmen von Wasserdampf mit einer zur vollständigen Lösung unzu-

reichenden Menge Wasser und erhält dabei eine Lauge, die hauptsächlich K. und Chlormagnesium enthält und beim Abkühlen eine Kristallmasse von K. liefert, welche durch ein- oder zweimaliges Waschen auf einen Gehalt von 80 Proz. gebracht werden kann. Die Waschwasser dienen zum Lösen von Rohsalz, die vom K. getrennte Mutterlauge wird so weit verdampft, bis sich Kochsalz mit etwa 6 Proz. K. und 30 Proz. Schönit (Doppelsalz von schwefelsaurem Kali mit schwefelsaurer Magnesia) abscheidet. Dies Salz dient als Dünger. Aus der abgekühlten Mutterlauge kristallisiert abermals K., welches wie das erste durch Waschen gereinigt wird. Die von demselben abgezogene Mutterlauge gibt beim Verdampfen ein ähnliches Düngesalz wie die erste Mutterlauge, dann aber beim Abkühlen nicht K., sondern Carnallit, den man in Wasser löst, um durch Verdampfen der Lösung reines K. zu gewinnen, welches durch wiederholtes Waschen leicht auf 90 Proz. gebracht werden kann. Alles gewaschene Salz wird schließlich im Flammofen getrocknet und enthält dann 88—99 Proz. K. Die letzte Mutterlauge, welche von dem Carnallit abgezogen wurde, verarbeitet man auf Brom. K. bildet farblose Kristalle vom spez. Gew. 1,995, schmeckt wie Kochsalz, ist luftbeständig, schmilzt bei 738° und verflüchtigt sich bei starker Rotglut. 100 Teile Wasser lösen bei 0°: 28,5, bei 15°: 33,4 und bei 110°, dem Siedepunkt der Lösung, 59 Teile K. In Alkohol ist es kaum löslich. K. dient zur Darstellung von Kalisalpeter (aus Natronsalpeter), Alaun, chlorsaurem, chromsaurem, schwefelsaurem, kohlensaurem Kali, mit Salpeter und Salmiak zu Kältemischungen, selten als Arzneimittel.

Kaliumchromacichlorid, s. Chromsäuresalze.

Kaliumcyanid (Cyankalium, blausaures Kali) KCN entsteht unter verschiedenen Umständen bei Gegenwart von Kali aus Kohlensäure und Ammoniak (vgl. Cyan) sowie beim Neutralisieren von Blausäure (Cyanwasserstoffsäure) mit kohlensaurem Kali und wird dargestellt, indem man entwässertes Blutlaugensalz (Ferrocyankalium) mit kohlensaurem Kali im bedeckten eisernen Tiegel schmelzt und das Salz von dem ausgeschiedenen metallischen Eisen abgießt. Dies sogen. Liebigsche Cyankalium enthält stets etwas cyansaures Kali, welches aber in der Regel bei der Benutzung nicht schadet. Die Bildung von cyansaurem Kali wird durch Zusatz von Kohle vermieden, aber das K. ist dann durch beigemengte Kohle unansehnlich. Reines K. erhält man durch Einleiten von Blausäuredampf in eine alkoholische Lösung von Ätzkali, aus welcher sich das K. als weißes Pulver abscheidet. Geschmolzenes K. ist nach dem Erstarren weiß, kristallinisch, schmeckt scharf alkalisch, bittermandelartig, reagiert alkalisch, wird an der Luft schnell feucht und durch die Kohlensäure zersetzt, wobei sich ein Geruch nach Blausäure entwickelt. Es muß daher in gut verschlossenen Flaschen aufbewahrt werden. Es löst sich leicht in Wasser, wenig in Alkohol; die wässerige Lösung zersetzt sich beim Kochen und löst viele Metalle zu Doppelcyaniden. Es nimmt begierig Sauerstoff auf, verwandelt sich beim Schmelzen an der Luft in cyansaures Kali und wirkt sehr stark reduzierend; mit Schwefel zusammengeschmolzen, gibt es Rhodankalium. Es gehört zu den stärksten Giften und wirkt wie Blausäure, welche sich daraus auf Zusatz von Säuren entwickelt. Wenig mehr als 1 g tötet sicher und sehr schnell oft momentan durch Lähmung des Atmungszentrums im verlängerten Rückenmark, so daß an Hilfe nicht zu denken ist; sehr kleine Dosen kann man durch Brechmittel oder die Magenpumpe zu beseitigen suchen. Man benutzt K. zur galvanischen Vergoldung und Versilberung, indem man damit Bäder bildet, welche Doppelcyanüre von Gold und Silber enthalten; es dient auch zum Löten (wobei es Oxyde reduziert und reine metallische Oberflächen schafft), in der Photographie, als Reagens, zur Darstellung andrer Cyanverbindungen, zum Entfernen von Höllensteinflecken aus Wäsche und von der Haut, auch als Arzneimittel.

Kaliumeisencyanid, s. Ferricyankalium.

Kaliumeisencyanür, s. Ferrocyankalium.

Kaliumgoldcyanid, s. Goldcyanid.

Kaliumhydroxyd (Kaliumoxydhydrat, Ätzkali, Kalihydrat, Kali) KHO entsteht, wenn Kalium auf kohlensäurefreies Wasser oder gelöschter Kalk (Calciumhydroxyd) auf eine Lösung von kohlensaurem Kali einwirkt. Zur Darstellung löst man kohlensaures Kali in 10—12 Teilen Wasser, erhitzt es in einem blanken gußeisernen Kessel zum Sieden und setzt allmählich gelöschten Kalk hinzu. Die Kohlensäure des Kalisalzes wird hierbei an den Kalk gebunden, und wenn eine abfiltrierte Probe der Flüssigkeit mit überschüssiger Säure nicht mehr braust, so ist die Zersetzung vollendet. Konzentriertere Lösungen darf man nicht anwenden, weil eine starke Lösung von K. den kohlensauren Kalk zersetzt, indem sich wieder kohlensaures Kali bildet. Die von dem kohlensauren Kalk getrennte Lösung von K. bildet die Ätzlauge (Ätzkalilauge, Kalilauge). Man kann dieselbe auch aus Holzasche (welche kohlensaures Kali enthält) darstellen, indem man die Asche zunächst mit Wasser auszieht und die Flüssigkeit mit gelöschtem Kalke kocht, oder indem man eine innige Mischung von Asche und gelöschtem Kalk mit Wasser auszieht. Zur Darstellung von festem K. wird die klare Lauge in einem blanken gußeisernen Kessel über lebhaftem Feuer bis zum spez. Gew. 1,16, dann aber weiter in einem silbernen Gefäß eingedampft, weil die Lauge bei weiterer Konzentration Eisen oxydiert. Man bewahrt die Kalilauge in Glasgefäßen auf und verschließt diese am besten mit Paraffinpfropfen, weil Kork und eingeriebene Glasstöpsel stark angegriffen werden. Die Kalilauge des Handels hat 36° B. Die offizinelle Kalilauge soll in 3 Teilen 1 Teil K. enthalten und das spez. Gew. 1,33—1,334 besitzen. Den Gehalt einer Kalilauge bei verschiedenem spezifischen Gewicht zeigt die folgende Tabelle, welche für die Temperatur von 15° berechnet ist:

Prozent	Spez. Gew.	Prozent	Spez. Gew.	Prozent	Spez. Gew.
1	1,009	25	1,230	50	1,539
5	1,041	30	1,288	55	1,604
10	1,083	35	1,349	60	1,667
15	1,128	40	1,411	65	1,739
20	1,177	45	1,475	70	1,790

Verdampft man die Ätzlauge weiter, so erstarrt sie beim Erkalten und bildet das trockne Ätzkali (Kali causticum siccum), welches häufig in versilberten Formen in federkielstarke Cylinder gegossen wird (Ätzstein, geschmolzenes Ätzkali). Das aus kohlensaurem Kali dargestellte K. enthält die Verunreinigungen dieses Salzes. Zur Gewinnung von chemisch reinem K. glüht man reines salpetersaures Kali mit zerschnittenem dünnen Kupferblech in einem kupfernen Tiegel und laugt die erkaltete Masse mit Wasser aus. K. ist weiß, kristallinisch, sehr zerfließlich, absorbiert begierig Kohlensäure, löst sich leicht in Wasser und Alkohol, reagiert alkalisch, schmeckt sehr stark ätzend, schmilzt bei Rotglut, verflüchtigt sich bei höherer Temperatur, zerstört die meisten Pflanzen-

und Tierstoffe und fühlt sich, weil es sofort die Haut angreift, zwischen den Fingern schlüpfrig an; es verseift Fette und verwandelt Holzfaser beim Schmelzen in Oxalsäure. K. zeigt sehr stark basische Eigenschaften, bildet mit Säuren die Kalisalze und fällt die meisten Metalle aus ihren Lösungen als Metallhydroxyde. Man benutzt es zur Bereitung von Schmierseife, Oxalsäure, in der Bleicherei, zum Absorbieren von Kohlensäure aus Gasen, als kräftiges Ätzmittel zum Zerstören von Warzen, zum Öffnen von Abscessen, zur Bildung künstlicher Geschwüre, zum Beizen vergifteter Wunden, Schanker und Bubonen. Kalilauge wurde früher viel häufiger als jetzt benutzt, wo man sie in den meisten Fällen, sobald es sich nämlich nur um ihre stark basischen Eigenschaften handelt, durch die billigere Natronlauge, auch durch Ammoniak ersetzt.

Kaliumjodid (Jodkalium) KJ entsteht beim Neutralisieren von Jodwasserstoffsäure mit kohlensaurem Kali und wird auf diese Weise aus südamerikanischem Kupferjodür dargestellt, welches man zunächst durch Schwefelwasserstoff in Schwefelkupfer und Jodwasserstoffsäure zersetzt. Geht man vom Jod aus, so übergießt man Eisenfeilspäne mit Wasser, setzt Jod in kleinen Quantitäten hinzu, bis das Eisen vollständig zu Eisenjodür gelöst ist, filtriert die grünliche Lösung und zersetzt sie siedend heiß mit einer Lösung von kohlensaurem Kali. Dadurch wird kohlensaures Eisenoxydul gefällt, während Jodkalium in Lösung geht. Man filtriert, wäscht den Niederschlag aus und verdampft die Lösung zur Kristallisation. Man kann auch Kalilauge mit Jod versetzen, bis sie sich gelb färbt (wobei neben K. jodsaures Kali entsteht), dann mit etwas Holzkohlenpulver vermischen, zur Trockne verdampfen, den Rückstand stark erhitzen, um das jodsaure Kali in K. zu verwandeln, dann in Wasser lösen, filtrieren und verdampfen. K. bildet farb- und geruchlose Kristalle vom spez. Gew. 2,9—3, schmeckt scharf salzig, löst sich leicht in Wasser, wenig in Alkohol, schmilzt bei 639°, erstarrt kristallinisch, ist in hoher Temperatur flüchtig, wird im feuchten Zustand durch die Kohlensäure der Luft zersetzt, gibt mit Chlorwasser und Ozon freies Jod, mit salpetersaurem Silberoxyd einen käsigen, gelben, in Ammoniak nicht löslichen Niederschlag von Jodsilber, mit Quecksilberchlorid scharlachrotes Quecksilberjodid, mit Kupfervitriol und Eisenvitriol weißes Kupferjodür. Die Lösung von K. löst viel Jod. K. wird in der Photographie, zur Darstellung von Anilinfarben und als Arzneimittel benutzt; es wirkt im allgemeinen wie Jod, ohne so stark zu reizen; man gibt es innerlich, besonders gegen Syphilis, Skrofulose, Neuralgien, Drüsenanschwellungen, Gicht ꝛc. Es erscheint in kurzer Zeit in den Sekreten, im Speichel oft bereits nach 10 Minuten. Die viel angewandte Jodkaliumsalbe wird aus 20 Teilen K., 1 Teil unterschwefligsaurem Natron, 15 Teilen Wasser und 165 Teilen Schmalz bereitet; ob aber K., auf die unverletzte Haut eingerieben, resorbiert wird, ist zweifelhaft.

Kaliumoxyd (Kali) K_2O entsteht bei Oxydation von Kalium in vollkommen trockner Luft, ist weiß, spröde, schwer flüchtig, schmilzt bei Rotglut und gibt mit Wasser unter Feuererscheinung Kaliumhydroxyd.

Kaliumoxydhydrat, s. Kaliumhydroxyd.

Kaliumrhodanid, s. Rhodanverbindungen.

Kaliumsalze, s. Kalisalze.

Kaliumsulfurete, Verbindungen von Kalium mit Schwefel. Das Einfachschwefelkalium (Kaliummonosulfid) K_2S entsteht beim Erhitzen von schwefelsaurem Kali mit Kohle oder in Wasserstoff, ist zinnoberrot, kristallinisch, geschmolzen schwarz und gibt eine farblose Lösung, aus welcher beim Verdampfen farblose Kristalle anschießen. Die Lösung schmeckt bitter alkalisch, wirkt ätzend, reagiert alkalisch, löst Schwefel und gibt an der Luft unterschwefligsaures Kali und Kalihydrat, mit Säuren Schwefelwasserstoff und ein Kalisalz. Leitet man Schwefelwasserstoff in konzentrierte Ätzkalilösung, so kristallisiert farbloses Kaliumsulfhydrat (Kaliumhydrosulfid) HKS, welches sich dem vorigen ähnlich verhält und mit Kalilauge Einfachschwefelkalium gibt. Kalium verbindet sich noch in mehreren Verhältnissen mit Schwefel zu Polysulfureten (Zwei-, Drei-, Vier-, Fünffachschwefelkalium). Diese entstehen beim Zusammenschmelzen gleicher Teile von kohlensaurem Kali und Schwefel und beim Kochen von Kalilauge mit Schwefel. Diese Präparate enthalten neben Kaliumsulfureten auch unterschwefligsaures Kali, und die durch Schmelzen dargestellten, welche man Schwefellebern nennt, außerdem schwefelsaures Kali. Das offizinelle Schwefelkalium wird durch Schmelzen von 1 Schwefel mit 2 kohlensaurem Kali bereitet, ist gelbbraun, schmeckt bitter alkalisch, schweflig, wirkt ätzend giftig, ist sehr hygroskopisch, leicht löslich in Wasser, auch in Alkohol und riecht im feuchten Zustand nach Schwefelwasserstoff, weil es von der Kohlensäure und dem Sauerstoff der Luft zersetzt wird. In der gelbbraunen Lösung bildet sich an der Luft unterschwefligsaures Kali, und es scheidet sich Schwefel ab. Säuren entwickeln reichlich Schwefelwasserstoff und fällen fein verteilten blaßgelben Schwefel (Schwefelmilch). Man benutzt Schwefelkalium besonders zur Bereitung von Schwefelbädern.

Kalian (pers.), die persische Wasserpfeife.

Kaliwasserglas, s. Wasserglas.

Kalix-Elf, Fluß im schwed. Lappland, kommt aus den Seen Pajtasjaur und Kaalasjärvi, fließt anfänglich in südöstlicher, dann in südlicher Richtung, empfängt aus dem Torneå-Elf den Tärandö-Elf (eine Bifurkation, auf welche zuerst L. v. Buch aufmerksam gemacht hat) und mündet, 400 km lang, in den Bottnischen Meerbusen.

Kalixtiner (v. lat. calix, Kelch), anfänglich Name der zuletzt Utraquisten genannten Partei der Hussiten (s. d.), welcher in den Prager Kompaktaten der Genuß des heiligen Abendmahls unter beiderlei Gestalt (sub utraque) zugestanden worden war.

Kaljasin, Kreisstadt im russ. Gouvernement Twer, an der Wolga, hat 7 Kirchen, ein Kloster, mehrere Stärkefabriken, bedeutende Schmiedewerkstätten, Handel mit Getreide, Segeltuch, Lein, Leder, Mehl, Spitzen, Goldstickereien und (1880) 5200 Einw. — Der Kreis K. hat fruchtbaren Boden. Die Einwohner beschäftigen sich viel mit Holzarbeiten und Schiffbau, Terpentingewinnung, Goldstickerei (Pantoffeln) und Leinwandweberei.

Kalk, im gewöhnlichen Sinn s. v. w. kohlensaurer K., welcher in größten Mengen als Kalkstein, Marmor, Kreide, Kalkspat ꝛc. vorkommt; dann s. v. w. gebrannter K. (Calciumoxyd) oder gelöschter K. (Ätzkalk, Calciumhydroxyd). Der gebrannte K. wird im großen zur Bereitung von Mörtel dargestellt. Dies geschieht durch sehr starkes Erhitzen (Kalkbrennen) des bei hoher Temperatur sich zersetzenden kohlensauren Kalks unter Verhältnissen, welche das Entweichen der Kohlensäure gestatten. Man verarbeitet in Steinbrüchen gewonnenen Steinkalk, als Geschiebe oder Gerölle gesammelten Lesekalk, erdigen Mergelkalk, der vor dem Brennen meist eingesumpft und in Formen gestrichen werden muß, und am

Meeresstrand gesammelte Muschelschalen (Muschelkalk). Bei Rotglut verliert der kohlensaure K. Wasser, und es beginnt das Entweichen von Kohlensäure, welche indes erst bei Weißglut vollständig ausgetrieben wird. Reiner K. verändert sich dabei nicht weiter; häufig aber enthält der kohlensaure K. Thon (kieselsaure Thonerde) und Kieselsäure, und dann entstehen bei hoher Temperatur sinternde Verbindungen, welche bewirken, daß der gebrannte K. sich beim Übergießen mit Wasser nicht mehr löscht (totgebrannter K.). Um dies zu vermeiden, ist die Temperatur sorgfältig zu regeln; aber auch dann bleibt unreiner K. minderwertig, weil die Beimengungen nicht jene Eigenschaft besitzen, wegen welcher man den K. anwendet. Man brennt den K. bisweilen noch in Meilern, in denen man den Kalkstein mit Stein- oder Braunkohle schichtet, in meilerähnlichen Feldöfen oder Gruben, bei größerm Betrieb aber in besondern Kalköfen. Von diesen haben die liegenden im Grundriß länglich viereckige Gestalt und sind mit einem wieder füllt oder rohen Kalkstein ununterbrochen in dem Maß oben aufgibt, wie garer unten ausgezogen wird. Dabei modifiziert sich der Betrieb nach der Beschaffenheit des Brennmaterials. Koks und Kohlenklein, magere Steinkohle ꝛc. schichtet man in abwechselnden Lagen mit dem K. und entzündet die Beschickung im untern Teil des Ofens. Man kann hierbei geringes, billiges Brennmaterial anwenden und erzielt eine gute Ausnutzung der Wärme, während freilich der K. durch die Asche des Brennmaterials verunreinigt und leicht zum Sintern gebracht wird. Bei dem etwas teuern Betrieb mit besonderer Feuerung kommt der K. nur mit der Flamme in Berührung, er wird besser, gleichmäßiger, und man

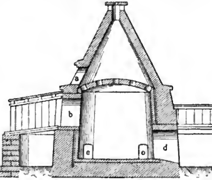
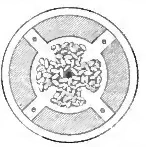


Fig. 1. Durchschnitt.


Fig. 2. Grundriß.

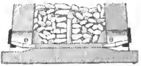

Fig. 3. Beschickung.

Fig. 1—3. Kalkofen für periodischen Betrieb.

flachen Gewölbe überspannt, welches verschließbare Zuglöcher zur Regulierung des Zugs besitzt. Jeder Ofen besitzt drei Schüröffnungen mit Rost und Aschenfall und denselben gegenüber einen während des Brandes zu vermauernden Eingang zum Einbringen des Kalksteins. Von letzterm setzt man, anschließend an die Schüröffnungen, durch die Tiefe des ganzen Ofens kleine Gewölbe auf und füllt dann den weitern Ofenraum durch die seitwärts angebrachten, später gleichfalls zu vermauernden Öffnungen. Gewöhnlich liegen zwei Öfen beisammen und besitzen einen gemeinsamen Schornstein. Der Brand wird bis zur Weißglut fortgesetzt und diese je nach der Beschaffenheit längere oder kürzere Zeit unterhalten, worauf man den Ofen langsam erkalten läßt. Ein Brand währt 36—40 Stunden. Viel häufiger werden stehende Kalköfen angewandt, welche man zweckmäßig an oder in einem Bergabhang neben dem Kalkbruch anlegt und 1,25—12,5 m hoch und zwar cylindrisch, viereckig, konisch, elliptisch ꝛc. baut. Man unterscheidet auch Flaschenöfen mit Verjüngung nach oben und Trichter- oder Kesselöfen mit Erweiterung nach oben, im letztern Fall zweckmäßig von der Gestalt eines halben Eies. Beide Ofenarten werden auch Schneller- oder Fixöfen genannt. Nach dem Betrieb unterscheidet man Öfen mit periodischem und kontinuierlichem Gang, je nachdem man den Ofen nach dem Ausziehen des garen Kalks abkühlen läßt und dann kann ihn in größern Stücken brennen, die sich bei der Aufbewahrung weniger leicht löschen. In neuerer Zeit wendet man mit Vorteil Gasfeuerung beim Kalkbrennen an. Dieselbe gestattet die Benutzung jeglichen Brennmaterials, vermeidet die lästige Rauchbildung bei Beginn des Brandes, gewährt Ersparnis an Brennmaterial und größere Leistungsfähigkeit und liefert ein gutes Produkt. Fig. 1—3 zeigen einen Kalkofen für periodischen Betrieb. Zum Brennen dient der untere, oben überwölbte Raum von 4 m Höhe. Er besitzt 4 Schürlöcher e e e e mit Rosten für das Brennmaterial (Braun- oder Steinkohle). Der K. wird durch die Öffnung b eingetragen, welche man nach der Füllung des Ofens vermauert. Durch d wird der gebrannte K. ausgetragen, a ist der Zugang zu dem Raum über dem Gewölbe. Man beobachtet von dort das Austreten der Flamme aus den Gewölbeöffnungen, um nach Erfordernis einzelne derselben durch aufgelegte Steine zu verschließen und die Glut in andre Teile des Ofens zu lenken. Figur 2 und 3 zeigen, wie der Ofen eingesetzt wird. Bei jeder Feuerung baut man ein zur bessern Verteilung der Flamme dienendes Gewölbe, und in der Mitte wird ein Stück Holz angebracht, durch dessen Verbrennung ein zentraler Schacht zur Leitung der Flamme entsteht. Man feuert in den ersten sechs Stunden schwach und gibt dann allmählich stärkeres Feuer, bis die gelbe Kalkflamme aus den Gewölbeöffnungen

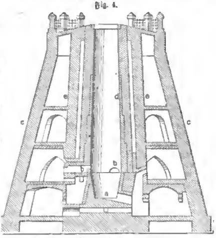
hervorschlägt und eine klare Glut im Ofen sichtbar ist.

Als Repräsentant der kontinuierlichen Öfen gilt der Rüdersdorfer (Fig. 4 u. 5). Er besteht aus dem Schacht, welcher durch die Futtermauer d und das von dieser durch einen mit Asche oder Schutt gefüllten Zwischenraum getrennte Rauhgemäuer e gebildet wird, und besitzt außerdem eine Umhüllungsmauer c, so daß zwischen dieser und dem Rauhgemäuer ein Raum bleibt, welcher durch Gewölbe in Zellen geteilt ist. Letztere benutzt man zur Aufbewahrung von Material. Während des Ganges des Ofens ist der untere Teil des Schachtes mit gar gebranntem K. gefüllt, der durch die vier Zugöffnungen a an der Schachtsohle von Zeit zu Zeit gezogen wird. Der Schacht hat eine Höhe von etwa 14 m. Etwa 4 m über der Sohle befinden sich die Feuerungen b für Torf und Holz, welche zu drei oder fünf um den Ofen herum angebracht und mit Rost und Aschenfall versehen sind. Um die Arbeiter vor der von dem gezogenen K. ausströmenden Hitze zu schützen, ist ein Kanal angebracht, durch welchen die Hitze in die Gewölbe gelangt. Der einmal angeheizte Ofen wird so lange im Gang erhalten, bis Reparaturen erforderlich werden. Man verbraucht in diesem Ofen auf 1 Volumen gebrannten K. 1,4 Vol. hartes oder 2—2,25 Vol. weiches Holz oder 1,5—2 Vol. Torf. Mit 1 Vol. Braunkohle erhält man 1—1,5, mit 1 Vol. Steinkohle bis 3,5 Vol. gebrannten K.

Die mit Gasfeuerung betriebenen Kalköfen haben bis jetzt hauptsächlich in der Zucker- und Ammoniaksodafabrikation Anwendung gefunden, wo man die aus dem K. ausgetriebene Kohlensäure mit den Verbrennungsgasen unter der verschlossenen Gicht ableitet, um sie in dem Fabrikbetrieb zu benutzen. Der Gaskalkofen gleicht in der innern Form etwa einem Rüdersdorfer Ofen, nur sind an Stelle der Feuerungen Gasdüsen angebracht, welche mit einem nahe am Ofenschacht herumgehenden Gaszuführungskanal verbunden werden. Die Verbrennungsluft tritt durch die noch glühenden Steine unterhalb der Düsen durch die im Boden befindlichen, mit Fallthüren versehenen schrägen Ausziehkanäle ein. An zwei Seiten des Ofens befinden sich Gasgeneratoren, aus welchen das Gas zunächst in Teersammler (zur Abscheidung der Teerdämpfe durch Abkühlung), dann in den erwähnten Gaszuführungskanal tritt. Man braucht auf den gebrannten K. nur 50 Proz. Braunkohle. Bisweilen werden auch die Gichtgase aus Hochöfen oder die Wärme aus Koksöfen zum Kalkbrennen benutzt, und in neuerer Zeit findet auch der ursprünglich zum Ziegelbrennen bestimmte Ringofen zum Brennen von K. Anwendung. Er zeigt den gewöhnlichen Kalköfen gegenüber dieselbe Überlegenheit hinsichtlich der Ausnutzung der Wärme wie beim Brennen der Thonware. Während aber beim Ringofen das zu brennende Material festliegt und das Feuer beweglich gemacht ist, beruht der kontinuierliche Kanalofen auf dem entgegengesetzten Prinzip: das Feuer steht fest, und der K. wird auf Wagen demselben entgegengeführt.

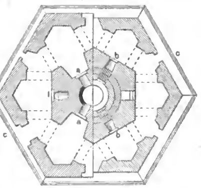
Der kohlensaure K. verliert beim Brennen an Gewicht über 40 Proz., an Volumen aber nur 10—20 Proz., mithin ist der gebrannte K. porös und leichter (spez. Gew. 2,3); reines Calciumoxyd CaO ist weiß, unschmelzbar; der gewöhnliche gebrannte K. ist durch Eisenoxyd meist gelblich und durch Verunreinigungen, namentlich mit Silikaten, schmelzbar. Er saugt begierig Wasser auf, erhitzt sich dabei (bis 150°) und zerfällt unter starker Volumvergrößerung und Entwickelung eines laugenartigen Geruchs (er »löscht sich«) zu gelöschtem K. (Kalkhydrat, Calciumoxydhydrat, Calciumhydroxyd CaO_2H_2). 100 Teile K. erfordern etwa 32 Teile Wasser zur Bildung von Hydrat. Trockner K. absorbiert keine Kohlensäure, aber an der freien Luft absorbiert er allmählich Feuchtigkeit und zerfällt zu pulverigem Kalkhydrat, welches begierig Kohlensäure aufnimmt und sich in kohlensauren K. verwandelt. Beim Löschen muß man

Fig. 4.



Rüdersdorfer Kalkofen (Durchschnitt).

Fig. 5.



Rüdersdorfer Kalkofen (Grundriß).

den K. mit mehr Wasser übergießen, als er zur Bindung bedarf (2½—3 Teile), weil er nur in diesem Fall einen voluminösen, zarten Kalkbrei liefert. Dieser fühlt sich fett, schlüpfrig und zäh an, wenn aber der K. magnesia- und thonreich war, kurz, wenig geschmeidig, mager. Danach unterscheidet man fetten und magern K. Reiner K. gibt mit 2,5 Teilen oder 3,2—3,8 Volumen Wasser das 2,5fache Gewicht oder das 3,2—3,8fache Volumen Kalkbrei (so weit abgetrocknet, daß er Risse bekommt), magerer K. aber mit 2—2,5 Volumen Wasser nur das zweifache Volumen Brei. Man sagt daher, fetter K. wächst oder gedeiht besser als magerer. 10 Proz. Magnesia machen den

K. schon deutlich mager, bei einem Gehalt von 25—30 Proz. Magnesia ist der K. unbrauchbar. Läßt man den K. mit wenig Wasser zu Pulver zerfallen, so erhält man mit diesem nicht mehr einen fetten Brei. Zur Aufbewahrung löscht man den K. und bringt den dünnen Brei in eine Grube mit durchlassenden Wänden (man »sumpft ihn ein«); er wird dann mit der Zeit noch fetter und speckiger. Damit er nicht Kohlensäure anzieht, bedeckt man ihn mit Brettern und schüttet auf diese eine Lage Sand. Neuerdings bewahrt man gebrannten K. für die Mörtelfabrikation dadurch jahrelang auf, daß man ihn mit wenig Wasser zu Pulver löscht, in einem Haufen acht Tage liegen läßt, durch ein Sieb mit 0,5 mm weiten Maschen das Grobe absiebt, dies zerreibt, ebenfalls zu Pulver löscht und das Produkt in Haufen aufschüttet, welche vor Regen geschützt oder mit Kohlenasche bedeckt werden müssen. Unter **Kalkmilch** versteht man eine rahmartige Mischung von Kalkhydrat mit Wasser; bei längerm Stehen setzt sich aus derselben das Kalkhydrat zu Boden, und über demselben befindet sich dann eine klare Lösung von Kalkhydrat in Wasser (**Kalkwasser**). 100 Teile Wasser lösen bei 15° 0,14, bei 100° nur 0,7 Teil Kalkhydrat. Die Lösung schmeckt schrumpfend, reagiert alkalisch, trübt sich beim Erhitzen, überzieht sich an der Luft mit einem Häutchen von kohlensaurem K. und gibt mit Leinöl eine eigelbe Emulsion. Ätzkalk ist eine starke Base, wirkt ätzend, fällt die Magnesia- und die Metallsalze, zersetzt die Kohlensäuresalze der Alkalien, bildet mit Säuren die Kalksalze (s. d.), löst sich leicht in Zuckerlösung zu Zuckerkalk und bildet mit Chlor den Chlorkalk. Man benutzt **gebrannten K.** zu feuerfesten Tiegeln, zum Drummondschen Kalklicht, als schlackenbildenden Zuschlag beim Ausbringen von Metallen, als Zusatz zum Glas, bei der Verarbeitung des Kryoliths, zur Verarbeitung der Melasse, zum Austrocknen von geschlossenen Räumen, zum Entwässern von Flüssigkeiten, mit welchen er sich nicht chemisch verbindet, als Putzmittel, zu Kitten 2c. Meist aber wird er gelöscht und zu Mörtel benutzt. Der gelöschte K. findet außerdem ausgedehnte Anwendung in der chemischen Industrie, wegen seiner basischen Eigenschaften, weil er nach Ausnutzung derselben aus den Flüssigkeiten durch Kohlensäure oder Schwefelsäure in Form von unlöslichem kohlensauren oder schwefelsauren K. wieder ausgeschieden werden kann, während man bei Anwendung von Alkalien statt des Kalks immer Alkalisalze, die oft störend wirken, in Lösung behält. Man benutzt Ätzkalk außerdem zur Bereitung von Ätzkali, Ätznatron, Ammoniak aus Salmiak, Chlorkalk, chlorsaurem Kali, Bleichflüssigkeit, zum Fällen der Magnesia aus den Mutterlaugen der Salinen, zum Reinigen des Leuchtgases, zum Entschwefeln der Rohlaugen in der Sodafabrikation, zum Einkalken des Getreides vor dem Säen, zum Reinigen der Runkelrübensäfte in der Zuckerfabrikation, in der Sodafabrikation, zum Enthaaren und Vorbereiten der Häute in der Gerberei, zum Bäuchen der zu bleichenden Baumwollgewebe, zum Reinigen des Kesselspeisewassers, zur Darstellung von Indigküpen in der Färberei, zum Verseifen der Fette bei der Stearinsäurefabrikation, bei der Verarbeitung des Kryoliths, zum Neutralisieren der Schwefelsäure bei der Traubenzuckerfabrikation, zur Herstellung von Kitten. Vgl. **Heusinger v. Waldegg**, Kalk-, Ziegel- und Röhrenbrennerei (3. Aufl., Leipz. 1875, 2 Bde.). Über **hydraulischen K.** s. Zement; **oxydiert-salzsaurer K.**, s. v. w. Chlorkalk; **salzsaurer K.**, s. v. w. Chlorcalcium.

Kalk, Stadt im preuß. Regierungsbezirk und Landkreis Köln, östlich neben Deutz, Knotenpunkt der Linien Speldorf-Troisdorf und Deutz-K. der Preußischen Staatsbahn, hat eine evangelische und eine kath. Pfarrkirche, bedeutende Maschinenfabrikation mit Eisengießereien und Kesselschmieden, Hochöfen, Kalisalpeter-, Pottaschen-, Kunstdünger-, Glycerin-, Schwefelsäure- und Dynamitfabrikation, Fabriken für Ornamente und Thonwaren, Ziegelbrennerei, Bierbrauerei und (1885) 11,418 meist kath. Einwohner. K. wurde 1845 angelegt und ist seit 1881 Stadt.

Kalkalabaster, s. Alabaster.

Kalkandelen, Stadt im türk. Wilajet Monastir, im obern Wardarthal, am Paß über den Schardagh nach Prisrend gelegen, mit 5000 meist mohammedan. Einw.

Kalkánt (lat.), Bälgetreter bei der Orgel.

Kalkaphanit, s. Diabas.

Kalkar, Marktflecken im preuß. Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Kleve, am Ley, hat eine evangelische und eine kath. Kirche (letztere der schönste niederrheinische Backsteinbau, mit 7 Schnitzaltären u. Altarblatt von Joest), Schiffahrt, Viehmärkte u. (1885) 2036 meist kath. Einwohner. K. ist Geburtsort des Generals Seydlitz, dem auf dem Marktplatz ein Denkmal errichtet ist.

Kalkauflagerungen, s. Kalkeinlagerungen.

Kalkbaryt, s. Schwerspat.

Kalkblau, s. v. w. Neuwieder Blau.

Kalkborsten, die in der Gerberei mit Kalk von der Haut abgeätzten Borsten.

Kalkbreccie (spr. -brettsche), Trümmergestein aus eckigen, manchmal verschieden gefärbten Kalksteinbruchstücken und einem meist kalkigen Bindemittel. Manche Kalkbreccien werden wegen ihrer Schönheit ähnlich wie Marmor benutzt, z. B. Brecciato oder Mischio di Serravezza von Stazzema bei Carrara, bei welcher etwas gerundete, mit einer Rinde von Talk oder Chlorid überzogene Marmorfragmente durch einen bläulichbraunen Zement verkittet sind. Auch die Pyrenäen liefern schöne Kalkbreccien.

Kalkbrenner, 1) **Christian**, Komponist, geb. 22. Sept. 1755 zu Münden, begann seine Laufbahn als Chorsänger bei der Französischen Oper in Kassel, komponierte 1777 eine Messe, durch welche er sich die Mitgliedschaft der Philharmonischen Gesellschaft in Bologna erwarb, und ward 1788 Kapellmeister der Königin von Preußen zu Berlin, 1790 des Prinzen Heinrich von Preußen in Rheinsberg. Nach dem Tode des Prinzen ging er nach Paris, wo er als Chordirektor bei der Großen Oper angestellt wurde und 10. Aug. 1806 starb. Er hinterließ außer einer unvollendeten »Histoire de la musique« eine große Anzahl von Kompositionen, bestehend in Opern (darunter »Önone«, »Olympia«), Klaviersonaten, Liedern u. a.

2) **Friedrich**, Klavierspieler und Komponist, Sohn des vorigen, geb. 1788 während der Reise von Kassel nach Berlin, bildete sich im Konservatorium zu Paris und erhielt bereits 1801 die ersten Preise des Klavierspiels und der Komposition. 1803 ging er nach Wien, wo er sich bei Hummel und Clementi vervollkommte, machte 1805 Kunstreisen durch Deutschland und ließ sich 1814 in London nieder, wo er sich als Klavierlehrer Ruhm u. Geld erwab. 1824 nach Paris zurückgekehrt, widmete er sich hier mit gleichem Eifer dem Unterricht u. wurde das Haupt einer Klavierschule, welche unter seiner Leitung zur höchsten Berühmtheit gelangte. Selbst ein Chopin glaubte, als er, bereits als fertiger Künstler, nach Paris kam, den Unterricht Kalkbrenners nicht entbehren zu können, und nur die von letzterm gestellte Bedingung, Chopin solle sich zu einem dreijährigen Kursus verpflichten, veranlaßte diesen, von

seinem Vorhaben abzustehen. Kalkbrenners glänzendes Spiel, in welchem die Clementische mit der Hummelschen Vortragsweise verschmolzen war, rechtfertigte allerdings seinen Ruf, ebenso wie seine den Eigentümlichkeiten seines Instruments Rechnung tragenden, effektvollen und instruktiven Kompositionen. Da jedoch auf beiden Gebieten das Streben nach äußerm virtuosen Glanz den geistigen Gehalt überwog, so waren die von der Kalkbrennerschen Schule der Kunst geleisteten Dienste nur von zweifelhaftem Wert, und jenes hauptsächlich durch sie geförderte Virtuosentum, welches während der 20er und 30er Jahre in den Konzertsälen ganz Europas herrschte, konnte nur so lange Bestand haben, bis mit dem Auftreten Mendelssohns, Schumanns, Chopins und Liszts eine ernstere Kunstrichtung eingeschlagen wurde. Damit war auch Kalkbrenners zahlreichen Kompositionen das Urteil gesprochen, obwohl sich unter denselben neben oberflächlichen Modeartikeln auch einzelne gediegene Arbeiten befinden, wie z. B. vier Konzerte, ein Konzert für zwei Klaviere und namentlich seine Klavierschule mit den dazu gehörigen Etüden. K. starb 10. Juni 1849 in Enghien bei Paris mit Hinterlassung eines ansehnlichen Vermögens, welches er teilweise als Geschäftsteilnehmer an der durch seinen Einfluß wesentlich geförderten Pleyelschen Klavierfabrik erworben hatte.

Kalkeinlagerungen. Bei den Pflanzen kommt der Kalk entweder der Zellhaut eingelagert, oder ihrer Oberfläche aufgelagert, oder als Inhaltsbestandteil in den Kristallschläuchen (s. d.) vor. Am häufigsten findet sich oxalsaurer Kalk in Form von Körnern oder deutlichen Kristallen in der Zellwandung; kohlensaurer Kalk wird in der Zellhaut mancher Haare und in den Cystolithen abgelagert. Letztere bestehen in zapfen- oder traubenförmigen, mit kohlensaurem Kalk imprägnierten Zellwandverdickungen, die in die Zellhöhlung mancher Epidermiszellen bei Urtikaceen, z. B. Ficus, Morus, Humulus, Urtica, und Akanthaceen hineinragen. Die Kalkauflagerungen kommen als oberflächliche Schüppchen bei manchen Farnblättern und den Blättern der weiß inkrustierten Saxifraga- und Plumbago-Arten, als krustenförmige Überzüge bei manchen Wasserpflanzen, wie den Laichkräutern (Potamogeton) und den Charen, vor.

Kalkfarben, die in der Freskomalerei verwendbaren Farben, welche beim Auftragen auf Kalk nicht zersetzt werden, besonders Antimongelb, Barytgelb, Barytweiß, Kadmiumgelb, Chromgrün, Chromorange, Eisenorange, Englischrot, grüne Erde, Kobaltblau, Kobaltgrün, Bronners Freskokrapplack, Marsbraun, Neapelgelb, Ocker, schwarze Farben, Sienaerde, Schweinfurter Grün, Ultramarin, Umbra, Vandyckbraun, Zinkweiß.

Kalkfeldspat, s. Anorthit.

Kalkglimmerschiefer (Blauschiefer), gemengtes kristallinisches Gestein, besteht aus körnigem Kalk, mehr oder weniger Quarz und Glimmerblättchen, meist sehr reichlich, die wie im Glimmerschiefer verteilt sind. Dem meist silberweißen Glimmer (Muskovit) ist nicht selten Talk beigemengt. Das Gestein ist meist bläulich hellgrau, stets deutlich geschichtet; durch Vorwalten des körnigen Kalkes und Schwinden des Quarzes geht der K. in glimmerführenden körnigen Kalk oder bei Verteilung der Glimmerblättchen in kugeligen Schalenlagen in Cipollino, bei Vertretung des Glimmers durch die entsprechenden Mineralien in kalkhaltigen Talk-, Chlorit- und Sericitschiefer über. Das Gestein hat eine große Verbreitung in den Alpen, so in der Tauernkette, den Salzburger Alpen, in den Gebirgen Graubündens und des Wallis, auch im Mährischen Gebirge, in Massachusetts u. a. O.

Kalkgrün, s. Scheelesches Grün.

Kalkharmatöm, s. Phillipsit.

Kalkhydrat, s. v. w. gelöschter Kalk, s. Kalk, S. 401.

Kalkieren (kalquieren, franz. calquer), Übertragung einer Zeichnung, Schrift, eines Plans und dergl. vom Original auf eine andre Fläche. Dies kann auf sehr verschiedene Weise durch Abdrucken, Durchzeichnen, Aufpudern, Aufpausen ꝛc. geschehen. Das Kalkierpapier zum Durchzeichnen ist ein dünnes, sehr durchscheinendes, ziemlich weiches, aber verhältnismäßig festes Papier, welches aus rein gehecheltem Flachs oder ganz schäbefreiem Werg dargestellt wird; Kalkierleinwand ist Musselin, welcher auf einer Seite einen gleichmäßigen Überzug von Stärkekleister erhalten hat und dann auf Kalandern getrocknet und geglättet ist. Vgl. auch Hektograph und Metallographie.

Kalkkonglomerat, Gestein aus abgerundeten Kalksteinstücken, welche durch ein kalkiges Bindemittel vereinigt sind, entsteht zum Teil noch heute, wenn kalkreiches Wasser durch Anhäufungen von Kalksteingeröllen hindurchrieselt und dabei seinen Kalkgehalt absetzt.

Kalklicht, s. Knallgas.

Kalkmaß. In Deutschland wird der Kalk jetzt entweder nach der Tonne, = 2 hl, oder nach dem Hektoliter gemessen. In Österreich hält das Kalkmutel $2^1/_2$ Metzen = 153,761 Lit.

Kalkmergel, Varietäten des Mergels (s. d.) mit vorwaltendem Kalkgehalt, der oft 75 Proz. beträgt, tritt dicht, schieferig, oft dünnschieferig (Mergelschiefer), bituminös, auch erdig auf. Tuffartiger K. oder Mergeltuff (Steinmergel) ist porös, löcherig (Zellenmergel), die Löcher sind meist mit Mergelerde, auch mit kohlensaurem Kalk gefüllt. Muschelmergel nennt man Zusammenhäufungen von Muschel- und Schneckenschalen mit Kalk und Thon. Namentlich treten die K. auf in der Muschelkalk- und Oolithformation und in der Kreidegruppe (Pläner). Die losen K. benutzt man als Dungmittel auf kalkarmem Boden, so auf Torf-, Sand-, namentlich aber auch auf Thonboden. Viele Steinmergel (Zementstein) eignen sich zur Herstellung von hydraulischem Mörtel.

Kalkmilch, s. Kalk, S. 402.

Kalknagelfluh, eine Nagelfluh, in welcher das Bindemittel der Geröllstücke rein oder doch fast rein kalkig und fest ist; findet sich besonders in den nördlichen Voralpen; vgl. Tertiärformation.

Kalkoolith, Gestein, aus konzentrisch-schaligen Kalkkugeln, durch ein kalkiges Zement verbunden, zusammengesetzt. Die Größe der Kugeln schwankt zwischen Hirsekorn- und Erbsengröße und ist für dasselbe Vorkommen meist eine sehr konstante. Im Rogenstein ist das Bindemittel der Kalkspatkugeln, deren konzentrische Struktur gewöhnlich erst durch die Verwitterung deutlich wird, ein runzeliges oder thonigsandiges. Oolithe sind besonders im Jura, Rogenstein in der Trias entwickelt. Ihre Bildung ist noch unerklärt, da sich die äußerlich ähnlichen Erbsensteine (s. d.) nicht als Analogie anziehen lassen, indem sie Quellabsätze sind, während Oolithe und Rogensteine sich als wohlgeschichtete Meeresabsätze vorfinden. Auch als versteinerte Molluskeneier sind die Oolithe gedeutet worden.

Kalkpflanzen, Pflanzen, welche Kalk in ungewöhnlich großer Menge enthalten und im wilden Zustand nur auf kalkreichem Boden vorkommen, aus deren

Gegenwart daher auf den Kalkgehalt des letztern geschlossen werden kann. Die wichtigsten sind: viele Papilionaceen, besonders Hippocrepis comosa *L.*, Lathyrus tuberosus *L.*; unter den kultivierten besonders Esparsette, Luzerne, Klee; mehrere Labiaten, wie Prunella grandiflora *Jacq.*, Stachys germanica *L.*, S. recta *L.*, Teucrium Chamaedrys *L.*, T. montanum *L.*; einige Umbelliferen, zumal Caucalis daucoides *L.*, Bupleurum falcatum *L.*, B. rotundifolium *L.*; ferner Carlina acaulis *L.*, Adonis aestivalis *L.* Auch viele Flechten wachsen ausschließlich oder vorwiegend auf Kalkgestein.

Kalksalpeter, s. v. w. salpetersaurer Kalk.

Kalksalze (Calciumsalze, Calciumoxydsalze) finden sich weitverbreitet in der Natur (s. Calcium) und werden leicht erhalten, indem man Calciumoxyd oder kohlensauren Kalk in den betreffenden Säuren löst, oder, soweit sie unlöslich sind, durch Wechselzersetzung. Die K. sind farblos, wenn die Säure ungefärbt ist, zum Teil sehr leicht löslich, während sich die schwer löslichen doch in Salzsäure und Salpetersäure lösen. Aus ihren neutralen Lösungen fällt Natronlauge weißes Calciumhydroxyd, phosphorsaures Natron weißen phosphorsauren, Schwefelsäure aus konzentrierten Lösungen weißen schwefelsauren Kalk. Letzterer ist in viel Wasser löslich und scheidet sich aus verdünnten Lösungen erst auf Zusatz von Alkohol aus. Oxalsaures Kali fällt sehr schwer löslichen weißen oxalsauren Kalk. Die K. spielen eine sehr große Rolle in der Natur; sie sind für die Ernährung der Organismen unentbehrlich, und viele finden in der Technik ausgedehnteste Verwendung.

Kalksandpiseebau, s. Pisee.

Kalksandziegel, s. Steine, künstliche.

Kalkschiefer, schieferig ausgebildeter Kalkstein verschiedener Formationen. Dem jüngern Tertiärgebirge gehört der K. von Öningen bei Stein a. Rh. an, die Lagerstätte des Andrias Scheuchzeri, vieler Fische, Insekten und einer reichen Flora; den oligocänen Tertiärbildungen die ebenso berühmten, Fischabdrücke führenden Schiefer des Monte Bolca bei Verona; dem Purbeck oder untern Wealden die norddeutschen sogen. Einbeckhäuser Plattenkalke; dem weißen Jura die von Solnhofen mit vielen Versteinerungen, dem braunen Jura die von Stonesfield mit Landpflanzen, Vögeln und Säugetieren.

Kalkschlotten, Höhlen im Kalkstein, besonders die durch Auslaugen von Steinsalzstöcken und Lagern entstandenen im Zechsteingebirge Thüringens u. a. O.

Kalkschwefelleber, s. Calciumsulfurete.

Kalksinter, körniges oder faseriges Gestein, welches aus Kalkspat, seltener aus Aragonit (Antiparos, Karlsbad) besteht und sich in Krusten oder Platten, in Höhlen auch in Form von Stalaktiten und Stalagmiten bildet, indem sich kohlensaurer Kalk aus dem fließenden und sickernden Wasser abscheidet. Infolge seiner Entstehungsweise zeigt der K. streifige oder wellenförmige Färbung in gelblichen bis braunen Tönen. Oft versteht man unter K. auch den Kalktuff.

Kalkspat (Calcit), Mineral aus der Ordnung der Carbonate, kristallisiert rhomboedrisch und tritt in ungemein zahlreichen Formen (ohne die Kombinationen etwa 130) auf. Er ist ausgezeichnet rhomboedrisch spaltbar mit selten sichtbarem muscheligen Querbruch, Härte 3, spez. Gew. 2,7, durchsichtig bis undurchsichtig, in ersterm Fall mit ausgezeichneter doppelter Strahlenbrechung (Doppelspat), glasglänzend bis matt, auf dem blätterigen Bruch perlmutterglänzend, wasserhell, weiß, häufig auch gelb, rot, braun, schwarz, selten grün oder blau. Die dichten (derben) bis erdigen Varietäten sind weiß bis grau, selten schwarz, braun etc. K. besteht wie Aragonit aus kohlensaurem Kalk $CaCO_3$, und enthält 44 Proz. Kohlensäure und 56 Proz. Kalk; doch sind von letzterm häufig geringe Anteile durch Bittererde, Eisen- und Manganoxydul, selten durch Zinkoxyd vertreten. Bisweilen schließt er Quarzsand ein, auch ist er nicht selten durchdrungen von Bitumen (bituminöser K. oder Stinkspat und Stinkkalk), minder oft gemengt mit Kohle (Anthrakonit). Er löst sich in Salzsäure unter starkem Aufbrausen, selbst in Essigsäure (Unterschied von Bitterspat und Verwandten), nicht in reinem, wohl aber in kohlensäurehaltigem Wasser. Die sehr mannigfaltigen Varietäten dieses äußerst wichtigen Minerals werden unter verschiedenen Namen aufgeführt. Der eigentliche K. begreift die frei auskristallisierten oder doch deutlich individualisierten Varietäten, wie sie besonders schön bei Andreasberg, Freiberg, Tharandt, Maxen, in Derbyshire, Cumberland vorkommen. Hierher gehört der isländische Doppelspat, welcher zu Polarisationsapparaten benutzt wird. Die aggregierten Varietäten sind entweder stängelig und faserig (Faserkalk, faseriger Kalksinter, Atlasstein zum Teil, seidenglänzend, oft farblos, auch gelblichbraun, rot, grün), oder schalig (Schieferspat), oder körnig bis dicht (Marmor, Kalkstein, Kalktuff). Diese letztern Varietäten sind von größter Wichtigkeit und setzen ganze Gebirge zusammen.

Von allen diesen Abarten des Kalkspats kommen größere Massen in verschiedenen Sedimentärformationen gebirgebildend vor; in diesen Massen, wie auch sonst, finden sich Drusen, Hohlraum- und Spaltausfüllungen mit Kalkspatkristallen, die sich auch in thonigen Gesteinen und Bodenarten ausscheiden. Das Vorkommen ist demnach eigentlich ein völlig unbegrenztes. Hervorzuheben sind die Lager (Nester und Schichten), welche der salinische Marmor im kristallinischen Schiefergebirge, insbesondere im Gneis und Glimmerschiefergebirge, oft verknüpft mit Hornblendegesteinen, Serpentin, bildet. Er führt hier und da einen Reichtum an Mineralien, besonders von Silikaten, wie Glimmer, Talk, Chlorit, Hornblende, insbesondere Tremolith, Granat, Augitfossilien, Feldspat, Vesuvian etc., dann Korund und Spinell, Bergkristall, Apatit, Magneteisen, mannigfache Schwefelmetalle, insbesondere Kupferkies, Schwefel- und Magnetkies; letztere sind oft so in ihm angehäuft, daß dadurch Erzlager, insbesondere Kupferkies- und Magneteisensteinlager und -Stöcke, entstehen. Der Kalkstein (auch der Marmor zum Teil) ist von muscheligem, selbst splitterigem, unebenem oder ebenem bis feinerdigem Bruch, meist matt und durchsichtig, selten schimmernd und in Splittern und an den Kanten durchscheinend, rein weiß, meist aber grau, schwarz, gelb, braun, rot in verschiedenen Nüancen, einfarbig oder gefleckt, gewölkt, gestreift, geadert, nicht selten von weißen Kalkspatadern durchsetzt, oft Versteinerungen führend; die eingeschlossenen Muschelschalen, Krinoideenstielglieder, Korallen (Muschel-, Krinoideen-, Korallenkalk) bestehen häufig aus weißem oder von der Grundmasse verschieden gefärbtem K., und die Muscheln selbst zeigen in manchen Kalken noch Perlmutterglanz und buntes Farbenspiel (Muschelmarmor, Lumachellenkalk). Überhaupt nennt man derartigen schön gefärbten, politurfähigen K. im gewöhnlichen Leben Marmor. K. mit ruinenartigen Zeichnungen ist der sogen. Florentiner Marmor, mit baumartigen von Eisen- und Mangandendriten dendritischer

Marmor. Strukturvarietäten sind die *oolithischen Kalksteine* und die *Rogensteine*. Durch Aufnahme von Thon geht der K. in Mergel, von Kieselerde in Kieselkalk über. Bei einer Mengung mit beiden genannten Stoffen wird der Kalk hydraulisch und bei stärkerm Zusatz derselben *Zementstein* (vgl. *Kalkmergel*). Nicht selten sind mechanische Gemenge von Kalkstein mit Dolomit, welche sich durch Essigsäure voneinander scheiden und erkennen lassen (*dolomitischer Kalk*). Der *Kalktuff* (*Travertin*) ist mehr ein petrographischer als ein mineralogischer Begriff (vgl. *Kalktuff*). Die *erdigen Calcite* sind von erdigem Bruch, zerreiblich und abfärbend, meist weiß, matt. Hierher gehören die *Bergmilch*, ein kryptokristallinisches Gemenge von Aragonit und kreideähnlichem K. mit etwas organischer Substanz, die *Kreide*, ein leicht zerreibliches, mager anzufühlendes Gestein, welches fast nur aus einer Zusammenhäufung mikroskopisch kleiner Schalen von Polythalamien oder Foraminiferen besteht, und der *Wiesenmergel* oder *Alm*, erdiger, mergeliger Absatz aus Kalkgerölle durchsickernden Wassern und Niederungen. Indem kohlensäurehaltige Wasser durch kalkige Gesteine hindurchsickern, nehmen sie kohlensauren Kalk auf, setzen ihn an den Wänden natürlicher Höhlen wie leerer Räume in alten Bergbauten wieder ab und bilden dann Absätze von *Kalksinter* (s. d.), meist von schaliger und faseriger Struktur, und *Tropfsteine*. Ebenso entstehen die *Kalktuffe* als Quellabsätze. Auch die Bergmilch ist ein Absatz aus kohlensäurehaltigem Wasser. Lager von körnigem Marmor finden sich noch im Riesengebirge, wie zu Kunzendorf u. a. O., im Fichtelgebirge (Wunsiedel), Odenwald (Auerbach), in den Alpen (Schlanders in Tirol u. a. O.), in Italien (Carrara), Griechenland (Paros u. a. O.). Noch verbreiteter ist der *Kalkstein* (s. d.). *Körniger K.*, *stängeliger* und *faseriger K.* finden sich ungemein häufig als Ausfüllungen und Auskleidungen von Klüften in Kalksteinen, der faserige *Atlasstein* ausgezeichnet zu Alstonmoor in Cumberland, der *kristallinische K.* ebenso auf Klüften und Drusenräumen in kalkigen Gesteinen, ungemein häufig aber als Begleiter der mannigfachsten Erzlagerstätten, insbesondere auf Gängen. Den seltenen *Schieferspat* kennt man nur von wenigen Erzlagerstätten, insbesondere von Schwarzenberg in Sachsen, Kongsberg in Norwegen, Triebisch in Böhmen, von Cornwall, Massachusetts in Nordamerika (*Argentin*) und wenigen andern Lokalitäten. — Sehr mannigfach ist die *Verwendung* des Kalkspats. Abgesehen von der oben erwähnten Verwendung des Doppelspats in der Optik, braucht man den durchscheinenden weißgelblichen Kalksinter oder sogen. Kalkalabaster zu Ornamenten, ebenso und auch zu Bildhauerarbeiten den körnigen Marmor; die Architektonik wendet auch die schön gefärbten dichten Kalksteine als gemeinen Marmor vielfach an; es werden Ornamentstücke, Tischplatten u. dgl. daraus verfertigt. Der gewöhnliche dichte Kalkstein ist ein vorzüglicher Baustein, ebenso der dichte italienische Travertin; aber selbst die porösen Abarten des Kalktuffs, zum Teil leicht zu sägen, sind nicht unbeliebt als Bausteine. Für die Dauerhaftigkeit des Kalkspats als Baumaterial sprechen die aus Nummulitenkalk erbauten Pyramiden Ägyptens, die aus Travertin erbauten Tempel und Paläste der alten Römer, wobei freilich das günstige südliche Klima zu berücksichtigen ist. Hervorragend ist die Bedeutung des Kalks für die Bereitung der *Mörtel*. Die verschiedensten Kalke liefern das Material für die Kalkbrennereien zu gewöhnlichem Mörtel und zur Herstellung von hydraulischem Mörtel. Die dicken Platten der Kalkschiefer von Solnhofen, welche gleichförmiges und feines Korn besitzen, benutzt man als lithographischen Stein; mit schlechtern plattiert man Hausfluren ꝛc. und fertigt Kühlschiffe aus ihnen, mit den dünnern deckt man Häuser.

Kalkstein, Gestein, welches wesentlich aus kohlensaurem Kalk besteht und grob- oder feinkörnig, dicht und oolithisch auftritt. Der körnige K. heißt Marmor (s. d.), aber auch der scheinbar dichte erweist sich unter dem Mikroskop kristallinisch, und zwar ist der kohlensaure Kalk in der Regel als Kalkspat ausgebildet. Die Farbe des Kalksteins ist sehr verschieden, der dichte K. ist meist grau oder gelblichgrau, auch blaugrau, der Marmor oft ganz weiß. Als accessorische Bestandteile finden sich im Marmor: Granat, Hornblende, Epidot, Glimmer, Spinell, Apatit, Vesuvian, Glimmer, Graphit ꝛc., während die dichten Kalksteine äußerst arm an solchen Beimengungen zu sein pflegen, dagegen oft sehr reichlich fossile Organismen enthalten, die dem Marmor fehlen. Mancher Marmor besteht aus sehr reinem kohlensauren Kalk, andre Kalksteine gehen durch steigenden Magnesiagehalt in Dolomit, durch steigenden Thongehalt in Mergel, einige auch in Sandstein über. Stets enthalten die Kalksteine geringe Mengen in Säuren unlöslicher Substanzen, welche aus mikroskopischen Trümmern der verschiedensten Mineralsubstanzen bestehen. Kalksteine sind durch alle sedimentären Formationen verbreitet; die körnigen Kalksteine der kristallinischen Schiefer, die Kalksteinlagerungen im Devon, noch mehr der »Bergkalk«, d. h. der K. der ältern (untern) Abteilung des Kohlengebirges, dann wieder der Zechstein (des obern Perm), der »Muschelkalk« der mittlern Trias, der K. des obern Jura, der Hippuritenkalk der Kreide, der tertiäre (eocäne) Nummulitenkalk, auch der Grobkalk des Pariser Beckens sind hervorzuheben. Über die Entstehung der Kalksteine sind die Ansichten noch geteilt; der kohlensaure Kalk, aus welchem sie bestehen, war sicher einmal in Lösung befindlich, ob er aber aus dieser Lösung durch physikalische Prozesse ausgeschieden wurde oder durch die Mitwirkung von Organismen, welche schwefelsauren Kalk, der im Meerwasser in erheblich größerer Menge sich findet als kohlensaurer Kalk, in Carbonat umwandelten, ist ungewiß. Jedenfalls enthält auch die an fossilen Resten reichste Kreide immer noch mehr kohlensauren Kalk, an welchem sich keine Spur von organischen Formen nachweisen läßt, als Versteinerungen. Ob indes die kleinsten Organismen, die den Kalk angeblich aus seiner Lösung ausgeschieden haben und in ihren Schalen den Tiefseeschlamm bildeten, aus welchem später der K. hervorging, durch die Kristallisation des kohlensauren Kalks für unsre Wahrnehmung verschwunden sind, muß vorläufig dahingestellt bleiben.

Kalksucht, s. *Seidenspinner*.

Kalkthonschiefer, s. *Thonschiefer*.

Kalktiegel, s. *Schmelztiegel*.

Kalktuff (*Duckstein*, *Tuffstein*, *Süßwasserkalk*), lockerer Kalkstein, welcher in süßen Gewässern abgesetzt, durch die in ihm enthaltenen Pflanzenteile sehr porös gehalten und stets das Produkt der Auslaugung von kohlensaurem Kalk aus ältern Gebirgen ist, an deren Rand sich der Tuff besonders in Thälern abgesetzt hat. Die Kalktuffe sind meist sehr jungen Ursprungs, die wichtigsten Tuffbildungen Deutschlands sind diluvial (Weimar, Kannstatt ꝛc.) oder alluvial (Meißen, Norddeutschland im Norden des Harzes, in fast allen Teilen der

Schwäbischen Alb ꝛc.) und enthalten auch verschiedenartige Einschlüsse: die alluvialen Tuffe nur solche von lebenden Tier- und Pflanzenarten (Hirsch, Pferd, auch Mensch, Landschnecken, Bachschnecken, Blätter von unsern Waldbäumen u. dgl.), die diluvialen dagegen auf andre Lebensbedingungen hinweisende Reste. Eine Abart des Kalktuffs ist der bald schalige, bald dichte, oft durch parallele, langgezogene Blasenräume poröse Travertin, der sich besonders an den Kaskaden bei Tivoli in Italien bildet. Man benutzt K. zu Beeteinfassungen in Gärten, zu Grotten und in Aquarien. Aus Röhrenstücken zusammengesetzter K., der durch Überrindung von später verwesten Wurzeln, Schilf ꝛc. entstanden ist, wurde früher als Beinbrech, Beinwell bei Knochenbrüchen benutzt.

Kalkül (v. lat. calculus, Steinchen, deren man sich in der ältesten Zeit beim Rechnen bediente), Berechnung, Überschlagung, auch Rechnungsmethode; im geschäftlichen und amtlichen Leben angewandt auf Voranschläge, Rentabilitätsberechnungen ꝛc. Kalkulieren, rechnen, berechnen, eine Schlußfolge machen; Kalkulation, Berechnung; Kalkulationsbuch, das kaufmännische Buch, in welchem die Warenkalkulationen angestellt werden; Kalkulator, ein Beamter, der Voranschläge und derartige Rechnungen auszuführen oder zu prüfen hat.

Kalkuranit, s. Uranglimmer.

Kalkutta, Hauptstadt des britisch-ind. Kaiserreichs, insbesondere der Lieutenant-Governorship Niederbengalen, am linken Ufer des Hugli oder Bhagirathi, 160 km vom Golf von Bengalen, unter 22° 33' nördl. Br. und 88° östl. L. v. Gr., erstreckt sich von N. nach S. am Fluß entlang nahe an 5 km, während die Breite zwischen 2 und 3 km schwankt. Die eigentliche Stadt, vom Fluß und der Circular Road eingeschlossen, bedeckt 21 qkm; sie enthält die weit ausgedehnte Esplanade, den Maidan, Exerzierplatz für die Truppen und Promenade der eleganten Welt, auf welcher dicht an den Ufern des Hugli das große, von Clive als regelmäßiges Achteck erbaute Fort William einen Raum einnimmt, dessen Umfang 3 km mißt, das eine ganze Stadt mit Gärten sowie ein großes Arsenal einschließt, mit 619 Geschützen besetzt und für eine Besatzung von 25,000 Mann eingerichtet ist. Nach N. zu begrenzen den Maidan der Palast des Vizekönigs, das Rathaus, die Bank von Bengalen, das Generalpostamt, Zollamt, die Münze; weiter sind nennenswert die Gebäude des Gesetzgebenden Rats, der Obergerichtshof, eine Irrenanstalt, ein großes Gefängnis, Hospital, der Palast des anglikanischen Bischofs, die 27 protestantischen (darunter die St. Paulskathedrale) und 8 kath. Kirchen, ein deistisches Gotteshaus (merkwürdigerweise gibt es keine orthodoxen Hindutempel). Die Stadt hat zahlreiche Denkmäler, darunter die von Ochterlony, Warren Hastings, Wellington, Cornwallis, Outram, Peel (das letzte in dem schönen Eden Garden, woselbst sich auch eine 1854 herübergebrachte birmanische Pagode befindet), zahlreiche Bildungsanstalten, darunter das Hindu College, University Senate House, Hare School, Presidency College, Sanskrit College, Medical College, Calcutta Madrassa, die berühmte La Martinière, die Free Institution u. a. K. besitzt einen prächtigen, 1786 gegründeten botanischen und einen zoologischen Garten, ein Museum, ist Sitz eines deutschen Konsuls, der Asiatic Society of Bengal, der Gesellschaften für Natur- und Arzneikunde, für Gartenbau, eines Handwerkerinstituts u. a.; es hat ferner Gas- und Wasserwerke, letztere am Ganges, dessen Wasser nur im Winter genießbar ist. Die Eingebornen sammeln ihr Trinkwasser freilich noch immer in über 1000 offenen, oft äußerst stark verunreinigten Teichen. Pferdebahnen (seit 1873), Droschken, Palankinträger besorgen den innern Verkehr, den äußern die South Eastern-Eisenbahn mit den beiden Häfen der Stadt Matlah (Port Canning) und Diamond Harbour, die Eastern mit Dardschiling, die East Indian über Patna mit den Nordwestprovinzen und dem übrigen Indien. Die letzte Bahn nimmt ihren Ausgang von dem sehr gewerbthätigen, am rechten Ufer des Ganges, K. gegenüberliegenden Howrah (s. d.); eine 1873 vollendete, wegen ihrer eigentümlichen Konstruktion berühmte schwimmende Brücke verbindet beide Städte. Die Zahl der Einwohner von K. betrug 1881: 684,658 Seelen,



Situationsplan von Kalkutta.

wovon 251,439 in den Vorstädten lebten. Nach der Religion unterschied man 428,692 Hindu, 221,013 Mohammedaner, 30,478 Christen, außerdem Buddhisten, Juden, Parsen u. a., nach der Nationalität 7109 Europäer (227 Deutsche, 121 Österreicher), 822 Amerikaner, 2004 nichtindische Asiaten u. a. Von der Gesamtzahl waren 436,022 männlichen und nur 248,636 weiblichen Geschlechts. Die Industrie der Stadt ist nicht bedeutend und beschränkt sich fast ganz auf Kleinindustrie; die Etablissements der Großindustrie befinden sich zumeist in dem schon genannten gegenüberliegenden Howrah. Mit Einschluß desselben zählte man 1878: 20 Jutespinnereien mit 4000 Metiers, welche 75,000 Ton. Jute verarbeiteten und 80 Mill. Säcke herstellten, und 5 Baumwollspinnereien mit 133,000 Spindeln. Großartige Etablissements besitzt der Staat in Stadt und Umgegend, darunter die große Geschützgießerei zu Kossipur. Unterstützt durch Fluß, Eisenbahnen und die Nähe des Meers, hat sich der Handel zu großartigen Verhältnissen entwickelt. 1884 bezifferte sich derselbe bei der Einfuhr auf 224,

bei der Ausfuhr auf 361 Mill. Rupien; auf K. entfallen von dem gesamten auswärtigen Handel Indiens 38,5, vom Binnenhandel 16,4 Proz.

Kalkuttahanf, s. v. w. Jute.

Kalkwasser, s. Kalk, S. 402.

Kalkziegel (Kalksandziegel), s. Steine, künstliche.

Kalkziegelbau, s. Pisee.

Kállay, Benjamin von, österreich. Staatsmann, geb. 22. Dez. 1839 aus einem ungarischen Adelsgeschlecht, studierte die Rechte, lernte Russisch, Serbisch, Rumänisch und Türkisch und bereiste darauf Rußland, die europäische Türkei und Kleinasien. Nach seiner Rückkehr in die Heimat trat er in den diplomatischen Dienst der Monarchie und ward 1869 zum Generalkonsul in Belgrad ernannt. Er bekleidete diesen Posten bis 1875 und hatte hier Gelegenheit, die Verhältnisse des Orients noch gründlicher kennen zu lernen. Auch schrieb er in jener Zeit eine treffliche »Geschichte der Serben« (1877; deutsch von Schwicker, Pest 1878, Bd. 1). Nach seinem Rücktritt gehörte er mehrere Jahre dem ungarischen Abgeordnetenhaus als konservatives Mitglied an; er vertrat hier schon 1876 eine energische austro-slawische Orientpolitik. Als Andrássy das Ministerium des Auswärtigen 1879 niederlegte und der des Ungarischen nicht kundige Haymerle sein Nachfolger wurde, ward K. zum ersten Sektionschef des Ministeriums des Äußern ernannt, um dasselbe vor der ungarischen Delegation zu vertreten. Auch leitete K. dasselbe interimistisch nach Haymerles Tod (1881) bis zu Kalnokys Ernennung. Nach Szlávys Entlassung ward K. 4. Juni 1882 zum Reichsfinanzminister ernannt und widmete sich besonders und mit Erfolg der Verwaltung der okkupierten Provinzen Bosnien und Herzegowina.

Kalle (jüd.-deutsch, hebr. Kallah), Braut.

Kallenberg, Lustschloß und gewöhnlicher Wohnsitz des Herzogs von Koburg, auf einer freien Bergkuppe nordwestlich von der Stadt Koburg, 475 m ü. M. gelegen. Im 12. Jahrh. der Stammsitz einer angesehenen Ritterfamilie, wurde die alte Feste durch den Herzog Ernst I. von Koburg nach dem Plan Heideloffs restauriert und durch den Herzog Ernst II. erweitert und verschönert. Dabei eine elegante, nach englischen Vorbildern eingerichtete Musterfarm.

Kalli... (griech.), in zusammengesetzten Wörtern, s. v. w. schön, wohl, edel.

Kallies, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Köslin, Kreis Dramburg, an drei kleinen Seen, hat ein Amtsgericht, Tuchfabrikation und (1885) 3507 meist evang. Einwohner. In der Nähe das Schloß K. mit Kartoffelstärkefabrikation und das Dorf Kietz mit einer Dampfschneidemühle und Wollspinnerei.

Kalligraphie (griech.), Schönschreibekunst; Kalligraph, Schönschreiber; s. Schreibekunst.

Kallikrates, griech. Baumeister des 5. Jahrh. v. Chr., der in Gemeinschaft mit Iktinos den Parthenon auf der Akropolis zu Athen erbaute (s. Athen, S. 995).

Kallikratidas, einer der tüchtigsten spartan. Feldherren, folgte 406 v. Chr., noch sehr jung, dem Lysandros, der ihm aus Eifersucht viel Schwierigkeiten verursachte, im Oberbefehl über die Flotte, eroberte Methymna auf Lesbos, nahm dem athenischen Flottenführer Konon 30 Schiffe ab und schloß diesen mit dem Reste der Flotte bei Mytilene ein. Eine neue athenische Flotte von 150 Schiffen gedachte K. zwischen Lesbos und dem Festland des Nachts mit seinen 120 Schiffen zu überfallen, wurde aber durch einen Sturm verhindert. Am folgenden Morgen segelten ihm die Athener selbst zum Kampf entgegen, und K. nahm die gebotene Schlacht bei den Arginusen an. Lange schwankte der Sieg, bis K. beim Anprallen seines Schiffs an ein feindliches über Bord stürzte und ertrank (406); bald befand sich die ganze peloponnesische Flotte auf wilder Flucht.

Kallilogie (griech.), Schönredekunst, Beredsamkeit.

Kallimachos, 1) tapferer Athener aus Aphidna, stimmte als Polemarch des Jahrs 490 v. Chr. in der schwankenden Beratung der Heerführer, ob auf dem marathonischen Gefilde die Schlacht gegen die Perser geliefert werden sollte, mit Miltiades für den Angriff und fiel beim Kampf um die persischen Schiffe.

2) Griech. Dichter und Grammatiker, Sohn des Battos, aus dem edlen Geschlecht der Battiaden zu Kyrene, hielt anfangs eine Schule zu Eleusis, einer Vorstadt von Alexandria, bis er von Ptolemäos Philadelphos an das Museum von Alexandria berufen und um 260 v. Chr. zum Vorsteher der Bibliothek ernannt wurde, die er bis zu seinem Tod, um 240, verwaltete, und um deren Sichtung und Katalogisierung er sich die größten Verdienste erwarb. Durch seine nach Fächern und in diesen chronologisch geordneten Verzeichnisse (pinakes) der alexandrinischen Bücherschätze in 120 Büchern legte er zugleich den Grund zu der griechischen Litteraturgeschichte. Im ganzen wurden ihm 800 prosaische und poetische Schriften des verschiedenartigsten Inhalts beigelegt. Vollständig erhalten haben sich nur 6 Hymnen und 64 Epigramme. In letztern und den verlornen Elegien, die namentlich von den Römern sehr hochgehalten und nachgeahmt wurden, wie von Catull, Properz und Ovid, bestand seine Hauptstärke. Wie die erhaltenen Überreste zeigen, waren die Elemente seiner Poesie Kunst und Gelehrsamkeit, nicht eigentliche poetische Begabung. Besondere Erwähnung mögen von seinen Dichtungen noch finden die »Aitia«, eine Sammlung von Elegien in 4 Büchern, welche die Ursprungssagen von Städten, Kulten u. a. mit großer Gelehrsamkeit behandelten, und das vielgelesene Epos »Hekale«. Beste Ausgabe der gesamten Überreste von O. Schneider (Leipz. 1870—73, 2 Bde.), der Hymnen und Epigramme von Meineke (Berl. 1861) und Wilamowitz (das. 1882); Übersetzung der Hymnen von Schwenk (Stuttg. 1833), Weber (in »Elegische Dichter«, Frankf. 1826). Vgl. Linde, De Callimachi vita et scriptis (Halle 1862).

3) Griech. Bildhauer, zu Athen um die 89.—94. Olympiade (424—404 v. Chr.) thätig. Man nennt von ihm: tanzende Spartanerinnen; eine sitzende Hera zu Platää; die goldene Lampe, welche Tag u. Nacht im Erechtheion zu Athen brannte (das archaistische Relief im kapitolinischen Museum, das von einem K. herrührt, gehört in die römische Zeit). K. kann zwar nicht, wie berichtet wurde, die Kunst, den Marmor zu bohren, erfunden haben, scheint aber doch eine wesentliche Vervollkommnung dieser Technik erreicht zu haben. K. war nie mit seinen Arbeiten zufrieden, sondern feilte und besserte endlos an denselben herum, daher er auch den Beinamen Katatexitechnos erhielt. Vitruv schreibt ihm die Erfindung des korinthischen Kapitäls und der korinthischen Säulenordnung zu. Nach Plinius wäre er auch als Maler thätig gewesen.

Kallinos, aus Ephesos, Schöpfer der griechisch-politischen Elegie, lebte um 700 v. Chr., zu einer Zeit, wo die kleinasiatischen Griechen vielfach von den Lydiern bedrängt wurden. In dem einzigen von ihm, wiewohl nicht vollständig, erhaltenen Gedicht spornt er seine erschlafften Landsleute in einfacher, männlicher Weise zu heldenmütigem Kampf an (gedruckt

in Bergks »Poetae lyrici graeci«, Bd. 2; übersetzt von Weber in den »Elegischen Dichtern der Hellenen«, Frankf. 1826, von E. Geibel im »Klassischen Liederbuch« u. a.). Vgl. Franke, Callinus sive de carminis elegiaci origine (Altona 1816).

Kalliope (griech., die »Schönstimmige«), eine der neun Musen, Vertreterin der epischen Dichtkunst und der Wissenschaft überhaupt, Mutter des Orpheus. Ihre Attribute sind eine Tafel oder Rolle und ein Stilus (Schreibgriffel). Vgl. Musen (mit Abbildung).

Kallipädie (griech.), die Erzielung oder der Besitz schöner Kinder.

Kallipygos (griech., »mit schönem Hintern«), ein Beiname der Aphrodite, von Statuen derselben gebräuchlich, welche sie nach hinten blickend darstellen. Der Name soll folgendem Vorfall seine Entstehung verdanken. Zwei sizilische Mädchen stritten sich, welche von ihnen am Hinterteil schöner sei. Ein Jüngling, zum Schiedsrichter aufgefordert, entschied für die ältere und vermählte sich mit ihr, sein Bruder mit der andern. Beide Mädchen, nun reich geworden, errichteten darauf der Aphrodite zu Syrakus einen Tempel mit ihrem Bild in oben bezeichneter Stellung. Eine berühmte Statue dieser Art, wenn die Darstellung nicht etwa ein Hetärenmotiv ist, steht im Nationalmuseum zu Neapel (vgl. Aphrodite).

Kallirrhoë (die »Schönfließende«), eine berühmte Quelle beim alten Athen, sprudelte südlich davon im Bette des Ilissos hervor, ward von Peisistratos in einen Brunnen mit neun Röhren gefaßt (daher ihr späterer Name Enneakrunos, »Neunbrunn«).

Kallisthĕnes, Naturkundiger und Historiker aus Olynthos, um 360 v. Chr. geboren, des Aristoteles Verwandter und Schüler, hielt sich behufs historischer und naturwissenschaftlicher Studien in Athen auf, wo er innige Freundschaft mit Theophrast schloß, und begleitete hierauf Alexander d. Gr. auf seinem Zug nach Asien. Er zog sich aber bald durch freimütige Äußerungen über Alexanders Gebot der fußfälligen Verehrung seiner Person (Proskynesis) nach persischer Sitte und seine Weigerung, sich demselben zu fügen, des Königs Zorn zu und wurde daher wegen angeblicher Teilnahme an der Verschwörung des Hermolaos ins Gefängnis geworfen, worin er starb (wahrscheinlich 328). Er schrieb in der rhetorischen Weise seiner Zeit eine »Hellenische Geschichte« der 30 Jahre von 387 bis 357, eine Geschichte des sogen. heiligen Kriegs 355—346 und eine wahrscheinlich bis zum Jahr 330 reichende Geschichte der Kriegszüge Alexanders d. Gr.; außerdem mehrere naturhistorische Werke. Alle seine Schriften sind jedoch bis auf wenige Fragmente verloren gegangen. Vgl. Westermann, De Callisthene (Leipz. 1838—42). Eine romanhafte Geschichte Alexanders d. Gr., die den Namen des K. als Verfassers führt und eine Hauptrolle der mittelalterlichen Alexandersage bildet, gehört einem andern Verfasser und einer viel spätern Zeit, wahrscheinlich dem 2. oder 3. Jahrh. n. Chr., an (vgl. Alexandersage).

Kallisthenie (griech.), Gymnastik zur Verschönerung und Kräftigung des Körpers.

Kallisto, Jagdgefährtin der Artemis, Tochter des arkadischen Königs Lykaon, nach andern des Nykteus.

Kallistrătos, 1) Athener aus Aphidna, einflußreicher Redner und tüchtiger Feldherr neben Timotheos und Iphikrates, kam 371 v. Chr. an der Spitze einer Gesandtschaft nach Sparta und sprach daselbst mit Erfolg für die Einigung Spartas mit Athen. Seine Rede über Oropos, den Zankapfel zwischen Athen und Theben, begeisterte Demosthenes für die Beredsamkeit. Er war ein entschiedener Gegner Thebens, und als seine antiböotische Politik dem Staat empfindliche Verluste verursachte, ward er angeklagt, und trotz seiner Beredsamkeit konnte er dem Tod nur durch freiwillige Verbannung nach Makedonien entgehen (361). Ohne Erlaubnis aus der Verbannung nach Athen zurückgekehrt, wurde er hingerichtet.

2) Griech. Rhetor, wahrscheinlich aus dem 3. Jahrh. n. Chr., verfaßte nach dem Beispiel des Philostratos eine (noch vorhandene) Beschreibung von 14 Statuen berühmter Künstler, wie Skopas, Praxiteles, Lysippos u. a., in trocknem und geziertem Ton und ohne die Fähigkeit, eine wirkliche Anschauung von den geschilderten Kunstwerken zu geben. Sie wurden meist mit den Werken des Philostratos herausgegeben, so von Welcker und Jacobs (Leipz. 1825), von Kayser (neue Ausg., das. 1870—71). — K. hieß außerdem ein älterer alexandrinischer Grammatiker, Schüler des Aristophanes von Byzanz, der um die Mitte des 2. Jahrh. v. Chr. lebte und sich namentlich mit der Kritik und Erklärung des Homer, der dramatischen Dichter rc. beschäftigte. Doch sind seine Schriften nur aus vereinzelten Anführungen bekannt.

Kallitrichaceen (Wassersterne), dikotyle, etwa 25 Arten umfassende Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Tricoccae, Wasserpflanzen mit gegenständigen, am Sproßgipfel meist rosettenartig zusammengedrängten Blättern und achselständigen, eingeschlechtigen, von zwei Vorblättern umgebenen, sehr reduzierten Blüten, die entweder aus einem Staubgefäß oder aus einem nackten, zweigriffeligen Fruchtknoten bestehen, der bei der Fruchtreife in vier einsamige Steinfrüchtchen zerfällt. Vgl. Hegelmaier, Monographie der Gattung Callitriche (Stuttg. 1864).

Kallitriche, s. Meerkatze.

Kalliwŏda, Johann Wenzel, Violinspieler und Komponist, geb. 21. Febr. 1801 zu Prag und im dortigen Konservatorium gebildet, war 1822—53 Kapellmeister des Fürsten von Fürstenberg in Donaueschingen und starb 3. Dez. 1866 in Karlsruhe. Ein sehr fruchtbarer Komponist, machte sich K. durch zahlreiche Violinwerke, Symphonien (darunter eine treffliche in F moll), Konzertouvertüren, besonders aber durch ansprechende Lieder in weitern Kreisen bekannt. Als Violinvirtuose zeichnete er sich weniger durch brillantes als durch ausdrucksvolles Spiel aus. — Sein Sohn Wilhelm K., geb. 19. Juli 1827 zu Donaueschingen, bildete sich von 1844 an am Leipziger Konservatorium zum Musiker aus und wirkte von 1848 an als Musikdirektor an der katholischen Kirche zu Karlsruhe, später auch gleichzeitig als Kapellmeister am dortigen Hoftheater, bis er 1875 durch Kränklichkeit genötigt war, in den Ruhestand zu treten. In seinen Kompositionen folgt er mit Vorliebe der Mendelssohnschen Richtung.

Kallochrom, s. v. w. Rotbleierz.

Kallon, griech. Bildhauer von Ägina, zwischen Olympiade 70—80 (500—460 v. Chr.), Schüler des Tektäos und Angelion, schuf für Amykläeinen ehernen Dreifuß, zwischen dessen Füßen die Figur der Persephone stand, und für die Burg zu Korinth eine Holzstatue der Athene Sthenias. Die äginetischen Giebelgruppen, wenn sie auch nicht von K. selbst herrühren, können uns doch seinen Stil vergegenwärtigen.

Kallosität (lat.), s. v. w. Schwiele.

Kalluihanf (Kankhurahanf), s. Chinagras.

Kallundborg, Hafenstadt auf der Westküste der dänischen Insel Seeland, Amt Holbäk, Endpunkt der Eisenbahnlinie Kopenhagen-K., mit einer berühmten, in den letzten Jahrzehnten restaurierten fünftürmigen Kirche und (1880) 3167 Einw. Das Schloß, welches nebst der Kirche um 1170 gebaut ist, wurde im 16. Jahrh. als Staatsgefängnis benutzt (Christian II. saß 1549—59 hier gefangen) und im schwedischen Krieg (1658) völlig zerstört.

Kallynterien und **Plynterien** (griech., »Putz- und Waschfest«), die beiden Haupttage eines vom 19.—25. Thargelion (Mai bis Juni) in Athen begangenen Sühnfestes, während dessen das Erechtheion, das Heiligtum der Burggöttin Athene, nebst dem alten Holzbild der Göttin unter geheimnisvollen Bräuchen gereinigt wurde. An dem Tag, an welchem die Waschung des Bildes stattfand, mußten alle öffentlichen Geschäfte ruhen. Das Fest scheint ursprünglich eine Beziehung auf die Jahreszeit und das Reifen der Feldfrüchte gehabt zu haben, für die man sich der Gunst der Göttin versichern wollte.

Kolmank (Kalamank), älterer Name für Lasting (s. d.).

Kalmar (v. ital. calamaio, »Tintenfaß«, Loligo *Lam.*), Gattung der Tintenschnecken (s. d.), Tiere mit fleischigem, nacktem, cylindrischem, hinten zugespitztem Körper, auf dem Rücken sich vereinigenden Flossen, welche dem Hinterende meist die Gestalt einer geflügelten Pfeilspitze geben, und mehreren Reihen von Saugnäpfen auf den Fangarmen. Im Rücken liegt ein biegsamer horniger Schulp. Der gemeine K. (L. vulgaris *Lam.*), ein ungemein zartes, zierliches Tier mit zwei großen Augen und halbdurchsichtigem Körper von Gestalt eines Pfeils, lebt im Mittelmeer und im Atlantischen Ozean gewöhnlich scharenweise beisammen; sie schwimmen mit derselben Leichtigkeit vor- wie rückwärts und ernähren sich von kleinen Krebsen, werden aber selbst die Beute der größern Fische und sind auch eßbar. In der Tiefsee kommen riesige Exemplare vor (s. Kraken).

Kalmar, Län im südöstlichen Schweden, umfaßt den östlichen Teil der Landschaft Småland und die der Küste vorgelagerte Insel Öland (s. d.), grenzt im N. an Ostgotland, im W. an dieses und die Läne Jönköping und Kronoberg, im S. an Blekinge und hat ein Areal von 11,493,3 qkm (208,7 QM.) mit (Ende 1885) 240,507 Einw. Das Festland ist im NO. felsig und waldreich, während der Süden bedeutende kornreiche Ebenen enthält. Doch sind nur 13,7 Proz. des Areals Acker- und Gartenland, 9,3 Proz. Wiesen und 51,8 Proz. Wald. Die Küste ist von Schären umlagert und uneben, gehört aber zum Teil zu den schönsten Gegenden Schwedens. Hauptbeschäftigung der Bewohner sind überall Ackerbau und Viehzucht, im N. auch Waldwirtschaft. Man erntet vornehmlich Hafer, Roggen und Gerste; 1882 zählte man 21,819 Pferde, 146,999 Stück Rindvieh, 103,543 Schafe. Das Län umfaßt 15 Gerichtsbezirke. — Die gleichnamige Hauptstadt, ziemlich regelmäßig gebaut, auf einer durch eine Brücke mit dem festen Land verbundenen Insel (Quarnholmen), am Kalmarsund, der Insel Öland gegenüber, war als der Schlüssel von Göta-Rike ehemals sehr stark befestigt; jetzt sind die Festungswerke größtenteils geschleift. Von hier Eisenbahn nach Emmaboda, zum Anschluß an die Linie Karlskrona-Wexiö. Die Stadt hat eine schöne Kathedrale, ein altes Schloß, ein Gymnasium, einen guten Hafen, eine Schiffswerfte, Tabaks-, Zichorien- und Zündhölzerfabrikation und (1885) 11,819 Einw., welche lebhaften Handel mit Getreide treiben. 1882 liefen 715 Schiffe von 78,210 Ton. ein. K. ist Sitz eines Bischofs und eines deutschen Konsuls. Durch einen tiefen Meeresarm von der Stadt getrennt, liegt das sehr verfallene, aber jetzt zum Teil restaurierte Schloß K., auf welchem 20. Juli 1397 die Kalmarische Union abgeschlossen wurde, welche die drei skandinavischen Reiche zu einem Ganzen vereinigte, aber zum Teil durch die Schuld der Unionskönige eine Quelle des Unglücks für dieselben wurde. Sie wurde mehrmals erneuert, zerfiel aber durch Gustav Wasas Thronbesteigung in Schweden 1523. Letzterer stieg in der Nähe von K. bei der Landspitze Stensö nach seiner Flucht aus der dänischen Gefangenschaft ans Land. K. wurde 1500—1613 abwechselnd von Dänen und Schweden besetzt und blieb seit dem letztgenannten Jahr den Schweden. Ludwig XVIII. von Frankreich, welcher 1804 mit seinem Bruder, dem nachherigen König Karl X., während seines Exils in K. wohnte, hat auf Stensö einen Denkstein für Gustav Wasa errichten lassen.

Kalmäuser (niederdeutsch auch Klamüser), ein seit dem 16. Jahrh. aufgekommenes Wort, wird zuerst von Fischart im Sinn von Schmarotzer angewendet; später nahm es die Bedeutung eines gelehrten Stubenhockers an, daher s. v. w. Grillenfänger, Kopfhänger, auch Knauser. Die Herkunft des Wortes ist unsicher; nach einigen ist es eine Verstümmelung von Kamaldulenser, welche im Volk noch heute K. heißen.

Kalmen (franz. Calmes) oder Gegend der Windstillen ist die Zone, welche die Passatwinde der beiden Hemisphären voneinander trennt. Die Region der K. bildet sich da, wo der Nordostpassat (s. Passatwinde) der nördlichen und der Südostpassat der südlichen Hemisphäre zusammentreffen, indem sich diese zu einem rein östlichen Wind kombinieren, der aber unmerklich wird, weil seine horizontale Bewegung durch die senkrechte Bewegung des in der heißen Zone entstehenden starken aufsteigenden Luftstroms neutralisiert wird. Die Breite dieses Gürtels beträgt nur wenige Grad, seine mittlere Lage gehört infolge der Konfiguration der Kontinente der nördlichen Halbkugel an; seine Begrenzung ändert sich mit den Jahreszeiten. In unsern Sommermonaten wird dieser Gürtel breiter, seine nördliche Grenze entfernt sich von dem Äquator, während sich die südliche nur wenig ändert. Im Atlantischen Ozean reicht er im Sommer von $3\frac{1}{4}$—$11\frac{1}{2}°$ nördl. Br. und im Winter von $2\frac{1}{2}$—$5\frac{3}{4}°$ nördl. Br., im Großen oder Stillen Ozean liegt er ziemlich symmetrisch zum Äquator. Die volle Entwickelung der K. tritt ebenso wie bei den Passatwinden nur über der ebenen und gleichartigen Meeresfläche auf; mitten im Land wird sie durch lokale Störungen behindert und oft unkenntlich gemacht. Auch in der Nähe des Landes tritt der störende Einfluß desselben deutlich auf und macht sich in desto größerer Entfernung geltend, je steiler sich das Land erhebt, und je größer dasselbe ist. Die Ruhe der Atmosphäre wird in der Region der K. fast

täglich durch heftige Gewitter unterbrochen, auch ist hier die Wolkenbildung im allgemeinen so stark, daß man diese Gegend den Wolkenring genannt hat. Trotz der vielen elektrischen Entladungen ist die Luft dick und schwül und die Hitze oft kaum erträglich. Auch außerhalb der beiden Passate finden sich Zonen mit ziemlich viel Windstillen, welche nach den beiden Wendekreisen der Windstillengürtel des Wendekreises des Krebses und des Steinbockes genannt werden.

Kalmia *L.*, Gattung der Erikaceen, kleine, immergrüne Sträucher mit länglichen oder elliptischen Blättern, kurzröhrigen, napf- und präsentiertellerförmigen, meist roten Blüten und fünffächeriger, fünfklappiger Kapsel. Mehrere Arten, wie K. angustifolia *L.*, K. latifolia *L.* und K. glauca *Ait.* aus Nordamerika, werden in mehreren Varietäten als Ziersträucher kultiviert, sind aber gegen Kälte empfindlich.

Kalmieren (franz. calmer), beruhigen, besänftigen; kalmierende Mittel, s. v. w. betäubende Mittel.

Kalmit, Berg im bayr. Regierungsbezirk Pfalz, der höchste Punkt der Hardt (s. d.), südwestlich von Neustadt gelegen, 681 m hoch, mit einem Aussichtsturm.

Kalmuck, locker gewebtes, aber dicht gewalktes, langhaariges, mit Glanz appretiertes Köpergewebe aus dickem Streichwollgarn, wird verschieden gefärbt und zu Winterkleidern benutzt. Einen ähnlichen Stoff stellt man aus starkem, rauhem Baumwollgarn dar, indem man ihm in der Appretur das Aussehen des echten K. gibt.

Kalmücken (Westmongolen), ein zum mongolischen Zweig der Altaier gehöriges Volk, wo sie heute Olöd genannt werden, dessen Hauptvertreter heute die Choschoten, Dsungaren, Dorboten und Torgoten (Törga-Uten) in China und Sibirien sind. Die letztern beiden Stämme zogen, die Torgoten 1636, die Dorboten 1723, aus ihren Stammsitzen in der Dsungarei infolge von Zwistigkeiten, sowie um das Reich Dschengis-Chans wiederherzustellen, nach W.; doch fehlte es dem »Oirat« genannten Bund an einem gemeinsamen Oberhaupt, und so zogen sie, Niederlassungen gründend, zuerst zum Altai, von da in die Kirgisensteppe, dann zum Quellengebiet des Tobol, endlich an den Muhadscharbergen vorüber zum Uralfluß und zur Wolgamündung. Dort ließen sie sich nieder, doch kehrte 1771 ein großer Teil, unzufrieden mit der russischen Regierung, unter unsäglichen Gefahren nach China zurück. Die zurückgebliebenen K. nomadisieren seit Ende vorigen Jahrhunderts friedlich in der Steppe zwischen Wolga und Ural, um Astrachan und Stawropol bis gegen Saratow, wo sie oft mit den Herrnhutern in Sarepta in Berührung kamen. Die K. am Altai heißen auch schwarze oder Bergkalmücken, zum Unterschied von den türkisierten Teleuten (s. d.) oder weißen K. im Gouvernement Tomsk. Die K. wohnen in Europa im Gouvernement Astrachan (129,550), im Gebiet der Donischen Kosaken (23,000) und im Gouvernement Stawropol (6000), in Sibirien im Gouvernement Tomsk (20,000), in Zentralasien in Semiretschinsk und Kuldscha (120,000), endlich in China in Kobdo und der Dsungarei (320,000) und in Ostturkistan im Thianschangebirge (50,000). Seit dem Aufstand der Dunganen (s. d.) und der Annektierung des Ilithals siedelten aus der Dsungarei viele K. nach Sibirien und Russisch-Turkistan über. Im ganzen schätzt man ihre Zahl auf 6—700,000 Seelen, doch mag dieselbe sich bis zu einer Million erheben. Ihr Äußeres (s. Tafel »Asiatische Völker«, Fig. 10) stimmt ganz mit dem der Mongolen (s. d.) überein, auch ihre Sitten und Gebräuche sind denen jener nahe verwandt. Als Oberhaupt haben die russischen K. einen vor 1800 vom Dalai-Lama, seitdem von der russischen Regierung eingesetzten Lama, welcher in Bazar Kalmuk an der Wolga bei Astrachan wohnt und jeden Sommer eine Rundreise durch die Steppe macht. Das Christentum hat hier und da unter ihnen Wurzeln geschlagen, auch bekennt sich ein Teil der K. zur mohammedanischen Religion. Ihre Sprache ist eine Mundart der mongolischen, trägt Spuren hohen Alters an sich, ist aber sehr arm. Grammatiken derselben schrieben Rémusat in »Recherches sur les langues tartares«, Zwick (Donauesching. 1852) und die Russen Popow (Kasan 1847) und Bobrownikow (das. 1849). Ein Wörterbuch veröffentlichte Zwick (Donauesching. 1853). Die K. haben geschriebene Gesetze und auch eine Litteratur, die meist aus Gedichten und historischen, mit Sagen verwebten Überlieferungen besteht; eine epische Dichtung, die »Dschanggariade« (kalmückisch hrsg. von Golstunskij, Petersb. 1864), wurde von Erdmann ins Deutsche übersetzt (»Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft« 1857), die Märchensammlung »Siddi-Kür« von Jülg (mit Übersetzung, Leipz. 1866) herausgegeben. Ihr Handel ist Tauschhandel von Vieh gegen Korn, wollene Kleider, Küchengeräte u. dgl. Bei den chinesischen und sibirischen K. liegt die Verwaltung in den Händen ihrer Stammfürsten (Jaisang) und deren Unterbeamten; Chinesen wie Russen wissen aber auf sie durch Ehrenbezeigungen aller Art einzuwirken. In Rußland sind die K. des donischen Gebiets der allgemeinen Wehrpflicht unterworfen, während die im Gouvernement Astrachan vorhandenen davon befreit sind. Vgl. Bergmann, Nomadische Streifereien unter den K. (Riga 1804—1805, 4 Bde.); Wenjukow, Die russisch-asiatischen Grenzlande (deutsch, Leipz. 1874).

Kalmückenachat, s. v. w. Kascholong, s. Opal.

Kalmus (Acorus *L.*), Gattung aus der Familie der Araceen, Kräuter mit kriechendem, stark verzweigtem, aromatischem Wurzelstock, reitenden, scheidigen und schwertförmigen Blättern, sehr langem Blütenschaft, walzenförmigen Blütenkolben ohne Blütenscheide und oblong kegelförmigen, rötlichen Beeren. A. Calamus *L.*, mit schwammig-fleischigem, bis 56 cm langem, walzenförmigem, geringeltem, auf den Blattnarben punktiertem, blaß pfirsichblütrotem Wurzelstock, linealschwertförmigen, 60—120 cm langen Blättern, grünlichgelben Blüten und einem 30 cm langen Blatt, welches die Verlängerung des Blütenschafts bildet und die Blütenscheide ersetzt. Die Frucht ist unbekannt. Der K. stammt aus den Küstenländern des Schwarzen Meers, findet sich auch in Mittelasien bis zum Altai und Japan sowie verwildert im größten Teil Europas und in Nordamerika am Ufer stehender und langsam fließender Gewässer. Der Wurzelstock ist als Kalmuswurzel (Rhizoma Calami) offizinell. Er wird geschält, gespalten und getrocknet, ist dann gelblichweiß, schwammig, weich, schmeckt stark aromatisch bitterlich, riecht aromatisch und enthält außer einem Bitterstoff etwa 1 Proz. gelbes ätherisches Öl, welches fast ganz aus einem bei 260° siedenden Kohlenwasserstoff besteht. Die Wurzel dient als Stomachikum bei atonischer Verdauungsschwäche, zu Zahnpulvern und Bädern; die Konditoren bereiten daraus durch Kochen mit Zucker ein besonders im Orient beliebtes Konfekt; das Öl dient gleichfalls als Arzneimittel, zu Likören und in der Parfümerie. Persern und Arabern gilt die Wurzel als kräftiges Aphrodisiakum. K. war schon in der altindischen Medizin, auch bei Griechen, Römern und Arabern gebräuchlich. 1574 kultivierte

Clusius den ersten K., den er aus Konstantinopel erhalten, bei Wien; die Pflanze verbreitete sich dann sehr schnell und akklimatisierte sich überall, aber noch 1725 galt sie als ausländische Drogue und kam zum Teil aus Indien.

Kalmus, falscher, s. Iris.

Kálnoky, Gustav Siegmund, Freiherr von Körös-Patak, Graf, österreich. Staatsmann, geb. 29. Dez. 1832 auf Lettowitz in Mähren aus einem alten Adelsgeschlecht, das in Siebenbürgen ansässig war, schon im 14. Jahrh. genannt wird, 1697 in den ungarischen Grafenstand erhoben wurde und sich später in zwei Linien, eine mährische und eine siebenbürgische, teilte. Der erstern, welche in Mähren die Herrschaft Lettowitz und das Gut Ziele besitzt, gehört K. an, der zweite Sohn des Grafen Gustav K. Er trat nach Vollendung seiner Studien in das 2. Husarenregiment, schied aber 1854 als Oberleutnant aus der aktiven Armee aus und trat in den diplomatischen Dienst über. Er wurde zuerst Attaché bei der österreichischen Gesandtschaft in München, 1857 in Berlin und 1860 als Legationssekretär nach London versetzt. Hier blieb er zehn Jahre, während welcher er in der Armee zum Oberstleutnant, in der diplomatischen Laufbahn zum Botschaftsrat aufrückte. Nachdem er nach seiner Abberufung von London 1870 eine Zeitlang in Rom thätig, dann aber zur Disposition gestellt worden war, wurde er 1874 zum Gesandten in Kopenhagen und 1880 zum Botschafter am russischen Hof ernannt an Stelle des Barons v. Langenau, den er schon seit 1879 in Petersburg vertreten hatte. 1879 erhielt er auch Generalsrang. Nach dem Tod Haymerles ernannte ihn der Kaiser 21. Nov. 1881 zum gemeinschaftlichen Minister der österreichisch-ungarischen Monarchie für die auswärtigen Angelegenheiten. K., der sich den Ruf eines sehr geschickten und wohlunterrichteten Diplomaten erworben hatte, wurde namentlich deshalb mit der Leitung der äußern Politik betraut, weil er das Zusammengehen Österreich-Ungarns und Deutschlands mit Rußland für die beste und besonders für die Aufrechthaltung des europäischen Friedens notwendige Politik hielt. Es gelang ihm auch, die guten Beziehungen zwischen den drei Kaiserreichen aufrecht zu erhalten.

Kalo, s. Colocasia.

Kalobiotik (griech.), »die Kunst, schön zu leben«, d. h. ein der sinnlichen und intellektuellen Natur des Menschen angemessenes harmonisches Leben zu führen. Vgl. Bronn, Die K. (Leipz. 1844).

Kalocsa (spr. -tscha), alte Stadt im ungar. Komitat Pest, unweit der Donau, in sumpfiger Gegend, Endpunkt des an die Budapest-Semliner Bahn sich anschließenden Flügels K.-Kiskörös und Sitz eines Erzbischofs, mit schöner Kathedrale, erzbischöflichem Palais und mehreren Klöstern. K. zählt (1881) 15,789 ungar. Einwohner, die zumeist Acker- und bedeutenden Flachsbau betreiben, und hat einen Gerichtshof, ein Seminar, 2 Präparandien, eine Sternwarte und ein Obergymnasium. Das von Stephan dem Heiligen daselbst 1000 gegründete Bistum wurde 1135 von Bela II. zum Erzbistum erhoben.

Kalogeri (griech., »guter Alter«, auch Kalojer, Kaluger, Kaludscheren), in der griechischen Kirche Name der Mönche.

Kalokagathie (griech.), ein Begriff der alten Griechen, welcher das Wesen eines Kalakagathos (»schön und gut«), d. h. eines Mannes, wie er sein sollte, bezeichnete, daher s. v. w. sittliche und bürgerliche Vortrefflichkeit.

Kalomel, s. Quecksilberchlorür und Quecksilberhornerz.

Kalong, s. Flederhunde.

Kalonymos ben Kalonymos (auch Maëstro Kalo genannt), Arzt und jüd. Gelehrter, geb. 1287 zu Arles in der Provence, lebte in Tarragona, Avignon, Rom, seit 1369 wieder in seinem Geburtsort und übersetzte aus dem Arabischen eine Reihe philosophischer, mathematischer und medizinischer Werke ins Hebräische, so die medizinischen Abhandlungen von Galenos und El Kindi, die Aristotelische Metaphysik, Physik, Topik, Sophistik u. a. von Averrhoes, die für Alfons von Kastilien durch Isak ibn Sid angefertigten astronomischen Tafeln, einen Teil der arabischen Encyklopädie der Wissenschaften oder »Die lautern Brüder«. Die in sieben Tagen vollendete Schrift »Iggereth, Baalê chajim«, der Wettstreit über die Vorzüge des Menschen vor dem Tier, ein arabisches Märchen (hebräisch zuerst Mantua 1557 u. öfter), wurde von Landsberger (Darmst. 1882) ins Deutsche übersetzt. Seinen Dichterruhm begründete »Eben Bochan« (»Prüfstein«, deutsch von Meisel, hrsg. von Kayserling, Budapest 1878), worin er seinen Zeitgenossen, insbesondere dem Gelehrtenstand, einen Spiegel vorhält, während seine Parodie auf die Lehrmethode: »Massechat Purim«, bei strenggläubigen Zeitgenossen viel Mißfallen erregte. Seine philosophische Streitschrift »Sendschreiben an Joseph Kaspi« hat Perles veröffentlicht (Münch. 1879). Viele Werke K.' harren noch der Herausgabe. Vgl. Kayserling, Leben K.' (Pest 1878).

Kalorescenz (lat.), das durch Einwirkung konzentrierter dunkler Wärmestrahlen hervorgerufene Glühen eines Körpers.

Kalorie (franz., v. lat. calor, »Wärme«), s. v. w. Wärmeeinheit, s. Spezifische Wärme.

Kalorifikation (lat.), Wärmeerzeugung.

Kalorik, Lehre von der Wärme.

Kalorimeter (lat.-griech., »Wärmemesser«), s. Spezifische Wärme.

Kalorimetrie (lat.-griech.), derjenige Teil der Wärmelehre, welcher sich mit der Messung von Wärmemengen beschäftigt; s. Spezifische Wärme.

Kalorimotor, s. Deflagrator.

Kalorische Maschinen, eigentlich alle Kraftmaschinen, welche als Triebkraft eine durch Erwärmung herbeigeführte Ausdehnung benutzen; in dem gebräuchlichen engern Sinn jedoch die mit erwärmter Luft und Verbrennungsgasen arbeitenden Maschinen; s. Feuerluftmaschinen, Gaskraftmaschine und Heißluftmaschinen.

Kalorista, s. Heißluftmaschinen.

Kalospinthechromokrene (griech., »Schönfunkenfarbenquelle«), ein künstlich beleuchteter und dadurch in schönen Farben funkelnder Springquell.

Kalotte (franz.), ein im 15. und 16. Jahrh. übliches eng anliegendes Käppchen, besonders der Geistlichkeit, angeblich durch Karl VII. von Frankreich eingeführt, der auf Verlangen der Geistlichkeit kurz geschornes Haar trug und diese Haartracht trotz der entgegengesetzten Sitte der Zeit bei seinem Hof einführte. Später war K. Schimpfwort für die Pfaffen und das Priesterregiment. Dieselbe Benennung hatten aber auch schon die wattierten Kappen, welche man unter den Helmen trug, und in der Reformationszeit wurde dieselbe auch auf eine anliegende Kopfbedeckung der Frauen übertragen; daher auch in der Baukunst eine flache Kuppel. In der Mathematik Bezeichnung der gekrümmten Oberfläche eines Kugelsegments oder Kugelabschnitts.

Kalottisten (Régiment de la Calotte), eine franz. Gesellschaft, die gegen das Ende der Regierung Ludwigs XIV. entstand und unter dem zur Schau getragenen Charakter der Narrheit eine sittenrichterliche Wirksamkeit ausübte, in ähnlicher Weise, nur weniger harmlos, wie die »Babinische Republik«. Sie erteilte allen, welche sich durch Thorheit lächerlich machten, besondere Patente, führte Abzeichen, wie Schellen, Klappern u. dgl., wurde aber unter Fleurys Ministerium aufgelöst. Vgl. »Mémoires pour servir à l'histoire de la Calotte« (Basel 1725).

Kalotypie (griech.), »Schöndruck«, nach dem Erfinder auch Talbotypie), s. v. w. Photographie auf Papier (s. Photographie); kalotypes Papier, veralteter Name für lichtempfindliches Papier zur Darstellung von Photographien.

Kalpak (türk.), ein Hut tatar. Ursprungs, besteht aus einer von Lammfellen verfertigten großen Mütze, bei den ansässigen Tataren von plumper, massiver, bei den Nomaden von kleinerer und gefälligerer Form. In der Türkei wurden mit K. die den Armeniern vorgeschriebenen hohen Filzmützen bezeichnet; von dort ging das Wort ins Ungarische über, wo der K. noch heute ein Stück des magyarischen Nationalkostüms bildet. Außer Ungarn führten noch einige andre europäische Länder den K. in der Uniform ihrer Armeen (s. Kolpack) ein.

Kalpe, im Altertum Name des Felsens von Gibraltar, der mit dem gegenüberliegenden Abila auf der Küste Afrikas (beim heutigen Ceuta) die »Säulen des Herkules« bildete.

Kalpi, Stadt in den britisch-ind. Nordwestprovinzen, Division Dschansi, an der Dschamna, mit (1881) 14,306 Einw., Zuckerkandis- und Papierfabriken, deren Produkte in ganz Indien berühmt sind, und Handel mit Baumwolle aus den umliegenden Ebenen. In der Nähe das weite Ruinenfeld der alten zerstörten Stadt mit einigen noch wohlerhaltenen Prachtbauten.

Kalpo (Calpo), Handelsgewicht auf Sardinien, = 10 Cantarelli = 422 kg.

Kalquieren, s. Kalkieren.

Kals, Dorf in der Tiroler Bezirkshauptmannschaft Lienz, Gerichtsbezirk Windisch-Matrei, 1321 m ü. M., mit (1880) 1049 Einw., bekannt als einer der geeignetsten Ausgangspunkte für die Besteigung des Großglockner.

Kalt., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für J. H. Kaltenbach, geb. 1807 zu Köln, gest. 1876 als Lehrer daselbst (schrieb: »Die Pflanzenfeinde aus der Klasse der Insekten«, Stuttg. 1872).

Kaltbad, s. Rigi.

Kaltblüter, s. Tierische Wärme.

Kaltbruch, die Eigenschaft mancher Metalle, bei der mechanischen Bearbeitung (Hämmern, Walzen ꝛc.) in gewöhnlicher Temperatur rissig zu werden, eine Folge von fremden Beimengungen (z. B. von Phosphorgehalt bei Schmiedeeisen, von Kupferoxydul bei Kupfer) oder veranlaßt durch kristallinische Struktur, welche durch Guß bei nicht gehöriger Temperatur entstanden ist.

Kälte, s. Wärme.

Kälteerzeugungsmaschinen, s. v. w. Eismaschinen, s. Eis, S. 400.

Kalte Farben nennt man in der Malerei Blau und Weiß sowie die aus Mischung mit Blau oder Weiß entstandenen Farben, wie Violett und Grün, wenn erstere beiden in der Mischung vorherrschen.

Kältemischungen (Frostmischungen), Mischungen verschiedener Substanzen, welche zur künstlichen Erniedrigung der Temperatur angewandt werden. Die Wirkung der K. beruht im allgemeinen auf dem raschen Flüssigwerden fester Körper infolge einer stattfindenden Auflösung oder Schmelzung, wobei sehr viel Wärme gebunden wird. Um einen möglichst großen Effekt zu erzielen, muß man stets mit größern Mengen arbeiten, die festen Körper fein pulvern und sie, wie die Flüssigkeiten und Gefäße, möglichst kalt anwenden, auch in Gefäßen aus schlechten Wärmeleitern arbeiten. Vgl. Eismaschinen im Art. »Eis«. Eine Übersicht brauchbarer K. gibt folgende Zusammenstellung:

Zusammensetzung der Kältemischungen	Temperaturerniedrigung
1) Metallgefäße nicht angreifende Kältemischungen.	
a) Ohne Schnee und Eis:	
Feste Kohlensäure und Äther	um 99°—100°
5 Salmiak, 5 Salpeter, 8 Glaubersalz, 16 Wasser	von +12½° auf —16°
1 salpetersaures Ammoniak, 1 Wasser	„ +12½° „ —16°
1 „ „ 1 Soda, 1 Wasser	„ +12½° „ —14°
3 Salmiak, 1 Salpeter, 6 Chlorkalium, 10 Wasser	„ +25° „ —6°
1 „ 4 gesättigte Salpeterlösung	um 13°
b) Mit Schnee oder fein gestoßenem Eis:	
3 kristallisiertes Chlorcalcium, 2 Schnee	von 0° auf —45°
1 „ „ 2 „	„ 0° „ —42½°
3 Kochsalz, 2 Schnee	„ 0° „ —17°
Eis oder Schnee und stärkster Alkohol	„ 0° „ —30°
10 Kochsalz, 5 Salmiak, 5 Salpeter, ¼ Schnee	um 28°
2 „ 1 „ 5 Schnee	„ 24°
2) Metallgefäße angreifende Kältemischungen.	
a) Ohne Schnee und Eis:	
8 Glaubersalz und eine abgekühlte Mischung von 3 Salzsäure und 2 Wasser	von +10° auf —17°
5 „ „ „ „ „ „ 2½ Schwefelsäure und 1½ Wasser	„ +12½° „ —17½°
885 „ „ „ „ „ „ 500 „ „ 208 „	„ +12½° „ —10°
3 Glaubersalz, 2 verdünnte Salpetersäure	„ +12½° „ —14°
6 „ 5 salpetersaures Ammoniak und 4 verdünnte Salpetersäure	„ +12½° „ —10°

zu ritzen. Daher auch trockne Nadel und geritzte Manier genannt. Diese Arbeiten werden meist nur zur Vollendung der Platten vorgenommen; da sie übrigens weniger tief in dieselben eindringen als die Grabstichelarbeiten und das Ätzwasser, so pflegen sie bei spätern Abdrücken mehr oder weniger zu verschwinden. Von Dürer existieren bereits einige Blätter, die bloß mit der kalten Nadel durchgeführt sind, andre von Rembrandt ꝛc.

Kaltenborn (von Stachau), Karl, Baron, bedeutender Staatsrechtslehrer, geb. 21. Juli 1817 zu Halle a. S., besuchte die verschiedenen Schulen der Franckeschen Stiftungen und die Universität seiner Vaterstadt, an welcher er 1845 als Privatdozent auftrat. 1850 hielt er sich sieben Monate in Hamburg auf, um dort Material für sein Hauptwerk: »Grundsätze des praktischen europäischen Seerechts« (Berl. 1851, 2 Bde.), zu sammeln und den Sitzungen des Handelsgerichts beizuwohnen. 1853 folgte er einem Ruf als außerordentlicher Professor für deutsches und öffentliches Recht nach Königsberg, wo er 1861 ordentlicher Professor ward. 1864 mit dem Titel Legationsrat als Referent in das kurhessische Ministerium berufen, starb er 19. April 1866 in Kassel. Von seinen Schriften sind noch hervorzuheben: »Kritik des Völkerrechts« (Leipz. 1847); »Die Vorläufer des Hugo Grotius« (das. 1848, 2 Abtlgn.); »Staat, Gemeinde, Kirche, Schule, insbesondere Universitäten und ihre Reform« (Halle 1848); »Geschichte der deutschen Bundesverhältnisse und Einheitsbestrebungen 1806—56« (Berl. 1857, 2 Bde.); »Einleitung in das konstitutionelle Verfassungsrecht« (Leipz. 1863); »Die Volksvertretung und die Besetzung der Gerichte, besonders des Staatsgerichtshofs« (das. 1864).

Kaltenbrunner, Karl Adam, österreich. Dichter, geb. 30. Dez. 1804 zu Enns, besuchte das Gymnasium in Kremsmünster und Linz und betrat die Beamtenlaufbahn. 1829 veröffentlichte er seine ersten Dialektdichtungen in Firmenichs »Völkerstimmen« mit allseitigem Beifall; darauf folgten: »Vaterländische Dichtungen« (Linz 1835) und »Lyrische und epische Dichtungen« (Wien 1836); »Obderennsische Lieder« (Linz 1845); »Alm und Zither« (Wien 1846); »Österreichische Feldlerchen« (Nürnb. 1857); »Aus dem Traungau«, Dorf- und Volksgeschichten (Wien 1863). Im J. 1845 brachte er das Schauspiel »Ulrike« auf die Hofbühne, auch errang 1862 sein Volksstück »Die drei Tannen« einen schönen Erfolg. Kaltenbrunners Eigentümlichkeit und Kraft liegt in seinen Gedichten im oberösterreichischen Dialekt; in ihnen ist er gleich weit von »dörpischer« Schwere wie von idyllischer Süßlichkeit entfernt und gewinnt den Leser durch tüchtiges Wesen. Er starb 6. Jan. 1867 als Vizedirektor der Staatsdruckerei, der er seit 1842 angehörte.

Kaltenleutgeben, Dorf in Niederösterreich, Bezirkshauptmannschaft Baden, im engen Thal der Dürren Liesing, an der Flügelbahn Liesing-K. der Südbahn gelegen, mit stark besuchter Kaltwasserheilanstalt, zahlreichen Landhäusern, schönen Spaziergängen in der berg- und waldreichen Umgebung und (1880) 1266 Einw. In der Nähe große Kalköfen.

Kaltenmoser, Kaspar, Maler, geb. 25. Dez. 1806 zu Horb (Württemberg), war erst als Lithograph thätig und kam 1830 in die Münchener Akademie. Vier Jahre später war K. schon ein sehr beliebter Künstler, dessen Wirtshausszene 1834 als Vereinsblatt lithographiert wurde. Gleichwohl wendete er sich bei G. Bodmer der Lithographie wieder zu, um seine Stellung zu verbessern. Eine 1843 nach Istrien unternommene Studienreise gab vielfache Anregung und schloß mit der Rückreise über Oberitalien. Von seinen mit größter Sorgfalt ausgeführten, sauber gezeichneten und lebendig komponierten Bildern, deren Stoff er mit Vorliebe dem Leben der Landleute des Schwarzwaldes, der Schweiz und Istriens entnahm, sind zu nennen: der Ehekontrakt (1839, in der Galerie Taxis zu Regensburg), Zither- und Maultrommelspieler (1840), das Brautpaar beim Pfarrer (1849), das Holundermus (1851), die verschmähte Liebesgabe (1858), ein istrisches Mädchen (1858), schwäbische Familienszene (1866). K. starb 7. März 1867 in München.

Kaltennordheim, Marktflecken im sachsen-weimar. Kreis Eisenach, an der Felda und der Feldabahn, 439 m ü. M., hat eine schöne Pfarrkirche, ein Schloß, ein Amtsgericht, Weberei und (1885) 1512 evang. Einwohner.

Kalte Pisse, s. Harnzwang.

Kältepol, s. Klima und Lufttemperatur.

Kaltern, Marktflecken in Tirol, Bezirkshauptmannschaft Bozen, südwestlich von Bozen, 429 m ü. M., Sitz eines Bezirksgerichts, hat eine merkwürdige Pfarrkirche, ein Franziskanerkloster, vorzüglichen Weinbau und Weinhandel und (1880) 3760 Einw. In der Nähe der fischreiche Kalterer See, der Badeort St. Rochus, viele Schlösser und Ruinen. Westlich von K. führt eine neue prachtvolle Straße über den Mendelpaß in das Nonsbergthal.

Kalter Schlag, s. Gewitter, S. 307.

Kaltes Fieber, s. v. w. Wechselfieber.

Kältestarre, ein durch niedere Temperatur hervorgebrachter Zustand der Unbeweglichkeit bei Pflanzen mit autonomen Bewegungen (s. Pflanzenbewegungen).

Kaltguß, fehlerhafter Guß, bei welchem das Gußstück nicht vollständigen Zusammenhang besitzt und unter dem Hammer leicht zerfällt.

Kalthaus, s. Gewächshäuser.

Kaltmeißel (Bank-, Hartmeißel), Instrument zur Bearbeitung kalter Metallgußstücke.

Kaltwasserkuren, die methodische Anwendung des kalten Wassers zu Heilzwecken. Der Gebrauch des kalten Wassers als Heilmittel ist alt, die Stellung der Ärzte zu diesem Heilmittel aber war zu verschiedenen Zeiten eine sehr verschiedene. Vielfach bestanden bei Ärzten wie Laien hartnäckige Vorurteile gegen die Anwendung des kalten Wassers in Krankheiten, während es auch an vereinzelten Lobrednern der K., meist mit Beziehung auf ganz bestimmte Krankheitszustände, so wenig gefehlt hat wie an Enthusiasten, welche in den K. ein Universalmittel gegen alle Krankheiten erblickten. Selbst die Behandlung fieberhafter Krankheiten durch kaltes Wasser, welche, obschon für den Unbefangenen so naheliegend, doch sehr lange mit allerhand unbegründeten Bedenken zu kämpfen hatte, ist nichts Neues. Bereits im J. 1777 zeigte Wright, welcher an Bord eines Schiffs vom Typhus ergriffen wurde, an sich selbst den Nutzen der kalten Begießungen, welche er später in der ärztlichen Praxis zu allgemeiner Anwendung brachte. James Currie (gest. 1805) wandte das gleiche Verfahren auch bei Scharlachfieber und andern Krankheiten mit bestem Erfolg an. In Deutschland wurde die neue Heilmethode vorzugsweise durch die Übersetzung der Schrift von Currie (1801) bekannt und fand bald zahlreiche Anhänger. Den größten Ruf auf dem Gebiet der K. erwarb sich Vinzenz Prießnitz zu Gräfenberg bei Freiwaldau in Schlesien, der die verschiedensten Krankheitszustände durch das kalte Wasser heilte und so glänzende Erfolge hatte, daß aus allen

Weltgegenden ihm Hilfe suchende Kranke zuströmten. Er wandte das kalte Wasser in allen erdenklichen Formen, innerlich wie äußerlich, gegen akute wie chronische Krankheiten, vorzugsweise jedoch gegen die letztern, an. Von ihm datierten auch größtenteils die Versuche einer wissenschaftlichen Begründung der K. Die Übertreibungen, welche sich Prießnitz wie viele seiner Schüler zu schulden kommen ließen, brachten später die K. wieder in Mißkredit und hatten eine Beschränkung ihrer Anwendung in der Praxis zur Folge. Gegenwärtig finden die K. Anwendung bei zahlreichen chronischen Krankheiten, namentlich denjenigen, welche sich als allgemeine Ernährungsstörungen darstellen, so z. B. bei Quecksilbersiechtum, bei Syphilis, bei gewissen Formen der Gicht, namentlich der unregelmäßigen Gicht. Aber auch bei chronischem Magendarmkatarrh, bei chronischem Bronchialkatarrh, bei den schleichenden Formen des Rheumatismus, bei hypochondrischen und hysterischen Zuständen, bei gewissen Formen der Neuralgie und Lähmung ꝛc. haben sich die K. eben wegen ihrer kräftig umstimmenden, die Ernährungsvorgänge anregenden Wirkung glänzend bewährt. Bei manchen Nervenleiden sind ebenfalls K. von guter Heilwirkung (s. Hypochondrie). Ein Universalmittel freilich sind sie nicht; ja, sie können, an falschen Orten angewandt, selbst zerrüttend auf den kranken und schwächlichen Körper einwirken. Deshalb sind sie besonders bei allen eigentlichen Abzehrungskrankheiten (Schwindsucht, Krebskrankheit, Zuckerharnruhr ꝛc.) entschieden zu verwerfen. Bei vielen Personen ruft die andauernde äußere Anwendung des kalten Wassers einen bläschenartigen Hautausschlag hervor, welchen die enragierten Wasserdoktoren als kritischen, die Genesung verbürgenden Ausschlag bezeichnen. Diese Ausschläge sind indes ohne besondere Bedeutung und heilen leicht ab, wenn die Kur ausgesetzt wird, oder wenn sich der Organismus daran gewöhnt hat. Die Verwendung des kalten Wassers bei fieberhaften Krankheiten, welche in der Neuzeit so sehr in Aufnahme gekommen ist, bezweckt eine Herabminderung der Bluttemperatur und Beseitigung der Gefahren, die mit einer andauernden, wenn auch relativ nur mäßigen Temperaturerhöhung für den Organismus verbunden sind. Man bedient sich zu diesem Zweck des lauwarmen, kühlen und kalten Bades oder kalter Umschläge mit großen Tüchern. Eine Zeitlang wurde die Methode beim Typhus mit großer Begeisterung aufgenommen, allein die Statistik spricht eher gegen als für den Erfolg, so daß die K. nur bedingungsweise und in einzelnen Fällen am Platz sind. Vgl. Schreber, Die Kaltwasserheilmethode (Leipz. 1842); Munde, Hydrotherapie (12. Aufl., das. 1877); Cohn, Hydrotherapie des Scharlachs und akuter Hautkrankheiten (Berl. 1862); Winternitz, Die Hydrotherapie auf physiologischer und klinischer Grundlage (Wien 1877—80, 2 Bde.); Runge, Die Wasserkur (Leipz. 1879); Derselbe, Anleitung zum Gebrauch der

und Weiden 18, Wald 32 und Unland 6 Proz. Fast das ganze Gouvernement gehört der ältern und jüngern Steinkohlenformation an, außer einem Teil der nördlichen Kreise, in denen die Juraformation zu Tage tritt. Unter der Ackererde sind meist Kalkschichten mit zahlreichen Versteinerungen, darunter Schichten von Sand, Schiefer und Lehm. Die Steinkohlenlager werden zur Zeit noch sehr wenig ausgebeutet; sonst liefert der Boden Eisen (2½ Mill. Pud jährlich), welches größtenteils nach Perm ausgeführt wird, Torf, Lehm, Schwefel (auch Schwefelquellen kommen beim Dorf Krainsk und im Lichwinschen Kreis vor) und Kalkstein. Unter den zahlreichen Flüssen und Bächen ist die schiffbare Oka mit Shisdra, Tarusa und Ugra der bedeutendste. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt 17° C.; Ende November bedecken sich die Flüsse mit Eis, welches erst Ende März bricht. Die Bevölkerung belief sich 1882 auf 1,140,337 Einw., ca. 37 auf 1 qkm. Die arbeitsamen Bewohner sind meist Großrussen; alle übrigen Nationalitäten betragen zusammen nicht mehr als ¼ Proz. der Bevölkerung. Der Konfession nach befinden sich darunter etwa 24,000 Raskolniken, 1300 Römisch-Katholische und gegen 300 Protestanten; der Rest gehört der griechisch-katholischen Kirche an. Von Getreidearten werden hauptsächlich Roggen und Hafer gebaut, doch nicht genug für den eignen Bedarf. Die Ernte war 1882: 2,530,500 hl Roggen, 2,394,000 hl Hafer, 1,662,600 hl Kartoffeln. Außerdem gedeihen Hanf, Zwiebeln, Kohl, Äpfel und Kirschen, von Waldbäumen besonders Tannen, Kiefern, Birken und Espen. Das Tierreich liefert außer den gewöhnlichen Haustieren Wild, Geflügel (besonders die berühmten Kalugaschen Nachtigallen, welche einen Exportartikel bilden) und Fische. Die Viehzucht wird nicht mit gehöriger Sorgfalt betrieben; 1882 zählte man 271,000 Pferde, 294,000 Stück Hornvieh, 326,000 Schafe und 201,000 Schweine. Die Bienenzucht ist nicht unbedeutend, dagegen der Fischfang von geringem Ertrag. Industrie wird eifrig betrieben, 1884 in 338 gewerblichen Etablissements mit 11,048 Arbeitern und einem Produktionswert von 8,7 Mill. Rubel. Sie erstreckt sich besonders auf Fabrikation von Papier (1,8 Mill. Rub.), Leder (527,300 Rub.), Spiritus (2,874,000 Rub.), Öl (212,800 Rub.), Zündhölzer (421,000 Rub.), Maschinen (862,000 Rub.). Der Handel ist bedeutend und wird besonders durch die Oka befördert. 1882 waren im Gouvernement 421 Schulen mit 25,589 Zöglingen, nämlich 407 niedere mit 23,125 Schülern, 10 mittlere mit 1950 Schülern und 4 höhere mit 514 Schülern. Das Gouvernement K. wird in elf Kreise eingeteilt: Borowsk, K., Koselsk, Lichwin, Malo-Jaroslawetz, Medyn, Meschtschowsk, Mossalsk, Peremyschl, Shisdra und Tarusa. In geistlicher Beziehung bildet K. eine eigne Eparchie und hat einen eignen Bischof dritter Klasse mit dem Titel »Bischof von K. und Borowsk«. K. und Tula haben einen gemeinschaftlichen Gouver-

eine Realschule, 2 Kirchenschulen, viele andre Lehranstalten und mit den beiden Sloboden Jamskaja und Padsawalja (1883) 39,969 Einw. K. wird schon 1389 erwähnt.

Kalugyér, kleines Dorf im ungar. Komitat Bihar, unweit des Bergwerksortes Rézbánya, mit einer höchst merkwürdigen Schwefelquelle, aus der das Wasser während der Monate Dezember bis Juli viertelstündlich unter heftigem Brausen hervorquillt.

Kalumbin, Kalumbowurzel, s. Jateorrhiza.

Kalumniant (lat.), Verleumder.

Kalumnieneid, s. Gefährdeeid.

Kalunda (richtiger bloß Lunda, da Ka-Lunda »ein Lunda« bedeutet, Molua), Bantustamm im innern Südafrika, zwischen dem 9. und 12.° südl. Br., die Kernbewahner des Lundareichs. Sie sind von dem deutschen Forscher Pogge beschrieben worden, der sie gutmütig, leutselig, friedliebend, aber auch faul, feig, überaus eitel und abergläubisch nennt. Sie sind von großer Statur, an Farbe etwas heller als die Küstenneger von Loango, leben in Polygamie, sind schlechte Jäger und Fischer, betreiben aber lebhaften Sklavenhandel, der ihnen den Unterhalt zu liefern scheint. Männer und Frauen gehen mit Fazenda (Tuchstreifen) bekleidet, erstere, wenn sie vornehm, mit künstlichen Haarfrisuren; die Frauen brechen die untern Schneidezähne aus und scheren das Haupt. Industrie findet sich bei den K. sehr wenig und besteht nur im Verfertigen von Halzschüsseln, Gewehrschäften, Ruhekissen, Löffeln, Schmuck- und Fetischgerätschaften, Perücken, Töpferwaren, Pfeifen ꝛc. Sie lieben die Musik, wohnen in backofenartigen Hütten. Den neugebornen Kindern wird der Kopf zusammengedrückt, so daß er monströs weit nach hinten steht. Die Frau bearbeitet den Acker zusammen mit den Sklaven. An Haustieren finden sich Ziegen, Hühner, Hunde, aber keine Rinder und Hauskatzen. Vgl. Pogge, Im Reich des Muata Jamwo (Berl. 1880).

Kaluschin (poln. Kaluszyn), Stadt im russ. Gouvernement Warschau, mit (1880) 7246 Einw., meist Juden, und Fabrikation aan Öl, Essig, Seife, Talglichten und Tales, dem schwarz und weiß gestreiften Wollzeug, das die Juden zu ihren Gebetmänteln brauchen.

Kalusz (spr. kâlusch), Stadt in Galizien, an der reißenden Lomnitza und der Lemberg-Stryi-Stanislauer Bahnlinie, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat eine Saline, Kalibergbau und Kalisalzproduktion (100,000 metr. Ztr. Kalirohsalz, 30,000 Ztr. Kaliprodukte), Bierbrauerei und (1880) 7210 Einw.

Kalvarienberg (v. lat. calvaria, »Hirnschädel«), Schädelstätte an Hinrichtungsplätzen, besonders s. v. w. Golgatha; daher in katholischen Ländern Hügel, welche, mit 1 oder 3 Kreuzen, Statuen und Bildern (14 Stationen) bezeichnet, die Todesstätte Christi veranschaulichen und als Wallfahrtsorte dienen.

Kalvillen, s. Apfelbaum, S. 675.

Kalvörde (Calvörde), Marktflecken im braunschweig. Kreis Helmstädt, in einer Exklave im Preußischen, an der Ohre, hat ein Amtsgericht, Spiritusbrennerei, Kartoffelstärkefabrikation, Tabaks- und Hopfenbau und (1885) 2010 evang. Einwohner.

Kalw (Calw), Oberamtsstadt im württemberg. Schwarzwaldkreis, an der Nagold, 349 m ü. M., Knotenpunkt der Linien Zuffenhausen-K. und Pforzheim-Horb der Württembergischen Staatsbahn, hat eine evangelische, eine katholische und eine methodist. Kirche, ein Reallyceum, ein Georgenäum (öffentliche Bibliathek und Hörsaal, Stiftung des Generalkonsuls E. v. Georgii-Georgenau), eine Missionsgesellschaft mit bedeutendem Bücherverlag (»Kalwer Missionsblatt«, »Kalwer Bibel«), ein Amtsgericht, eine Handels- und Gewerbekammer, Baumwoll- und Wollspinnerei, Fabrikation von Woll- (insbesondere Jacquard-) Decken, von Wirk- und Trikotwaren, Stahldrahtkratzen für Woll- und Baumwollspinnereien, Zigarren ꝛc., Gerbereien, Holzhandel und (1885) 4632 meist evang. Einwohner. Unmittelbar über der malerisch gelegenen Stadt sind schöne Waldungen, in der Nähe die Badeorte Teinach, Liebenzell und Wildbad, das ehemalige berühmte Kloster Hirsau und einige Burgruinen. — K., bereits 1037 genannt, war einst im Besitz mächtiger Grafen, deren Gebiet 1308 und 1345 an Württemberg kam, und zeichnete sich schon früh durch seine Tuchfabrikation aus. 1634 wurde es aon den Bayern, 1692 von den Franzosen erobert.

Kalwarya, Kreisstadt im russisch-poln. Gouvernement Suwalki, rechts an der Scheschuppe, mit Stecknadel-, Leinwand-, Flanell-, Leder-, Hut- u. Kammfabriken, bedeutendem Handel und (1880) 10,606 Einw. (über zwei Drittel Juden).

Kalwitz, Sethus, s. Calaisius.

Kalycifloren (Kelchblütler), eine größere Abteilung im natürlichen Pflanzensystem, zuerst von De Candolle aufgestellt, begreift alle diejenigen Choripetalen, bei welchen die Staubgefäße perigyn oder epigyn sind.

Kalydon, im frühen Altertum berühmte Stadt in Ätolien, unweit der Mündung des Euenos, im Lande der Kureten, von Äolos gegründet; in historischer Zeit selten erwähnt und zu Strabons Zeit ganz heruntergekommen. Reste beim heutigen Kurtaga. Danach benannt war die von Dichtern oft behandelte kalydonische Jagd. Öneus, König von K., hatte nämlich einst der Artemis zu opfern vergessen, weshalb diese den gewaltigen kalydonischen Eber zur Verwüstung des königlichen Gebiets sandte. Meleagros, Öneus' Sohn, rief zur Erlegung der Bestie die berühmtesten hellenischen Heroen zusammen: Jasan, Nestor, Theseus, die Jungfrau Atalante u. a. Zuerst verwundete Atalante den Eber, dann traf ihn Meleagros mit dem Wurfspieß tödlich, die übrigen erlegten ihn völlig. Über den Kopf und die Haut des Tiers entbrannte dann ein Streit unter den Helden, der dem Meleagros (s. d.) das Leben kostete.

Kalykadnos, Fluß in Kilikien, in welchem Kaiser Friedrich Barbarossa ertrank; jetzt Göksu.

Kalykantheen, dikotyle, nur wenige Arten umfassende Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Polykarpen, Sträucher mit gegenständigen Blättern und perigynen Blüten, die durch die spiralige Anordnung ihrer zahlreichen Glieder ausgezeichnet sind. Sie unterscheiden sich von den nahe verwandten Magnoliaceen außer in der Blattstellung durch die eiweißlosen Samen. Vgl. Baillon, Histoire des plantes (Bd. 1). Diese Familie besteht aus den Gattungen Calycanthus, die mit wenigen Arten in Nordamerika, und Chimonanthus, die in Japan einheimisch sind. Die K. enthalten zimtähnliche aromatische Bestandteile u. werden in ihrem Vaterland arzneilich angewendet.

Kalypso, bei Homer eine Tochter des Atlas, welche die im Ozean liegende Insel Ogygia bewohnte, den schiffbrüchigen Odysseus freundlich aufnahm und sieben Jahre als Gatten bei sich behielt. Sie gebar ihm den Nausithoos und Nausinoos und starb nach späterer Sage aus Gram, als sie, von den Göttern genötigt, ihn endlich entlassen mußte. Ursprünglich bedeutete K. aielleicht die Unterwelt, in welcher der Sonnenheld (Odysseus) sieben Jahre (d. h. Monate) zu verbringen hat.

Kalyptrogen (griech.), in der Pflanzenanatomie eine Zellteilungsschicht, welche die Wurzelhaube an der Wurzelspitze vieler Phanerogamen durch Zellteilung hervorgehen läßt.

Kama, persische Waffe, s. Jatagan.

Kama (bei den Wotjäken Budshim-kam, bei den Tschuwaschen Schoiga-adil, bei den Tataren Tscholman Idel oder Ak Idel genannt, welche Worte »weißer Fluß« bedeuten), der größte Nebenfluß der Wolga, entspringt aus den Sümpfen des Glasowschen Kreises, unweit des Dorfs Polonska, im Gouvernement Wjätka, fließt anfangs nördlich, dann nordöstlich und dringt in das Gouvernement Perm ein, wo er sich westlich von Tscherdyn gegen S. wendet und, in südöstlicher Richtung fließend, eine Zeitlang die Grenze zwischen Wjätka und Orenburg bildet; tritt darauf in das Gouvernement Kasan über, wendet sich gegen W. und mündet 69 km unterhalb Kasan gegenüber dem Kirchdorf Bogorodizk in die Wolga. Er hat keine Stromschnellen, ein völlig freies Fahrwasser und ist von Perm an schiffbar. Die Tiefe variiert von 3—21 m; die Länge beträgt 1690 km, wovon 1500 km schiffbar sind, sein Flußgebiet 460,000 qkm (9500 QM.); der obere Lauf ist nur 185 Tage im Jahr, der untere 205 eisfrei. Im Frühjahr steigt das Wasser so, daß der Fluß stellenweise bis 30 km breit wird. Schiffbare Nebenflüsse sind links: Wischera, Tschussowaja, Bjelaja; rechts: Inwa, Obwa, Wjätka. Die Zahl der Werften an den Ufern der K. ist ansehnlich und der durch diesen Strom vermittelte Handel zwischen Sibirien, Nishnij Nowgorod und Petersburg recht lebhaft. Auf der K. wurden 1882: 1229 Fahrzeuge und 26 Flöße mit Warenladungen im Wert von 20½ Mill. Rubel befördert.

Kâma (auch Manmatha), in der ind. Mythologie der Gott der Liebe, dem griechischen Eros zu vergleichen. Er reitet auf einem Papagei und verwundet mit einem Pfeil diejenigen, welche Liebe empfinden; er gehört zur Familie des Gottes Wischnu (s. d.). Siwa, der strenge Asket, den er einst in seinen Bußübungen störte, hat ihn durch einen Zornesblick zu Asche verbrannt, aber sobald Siwa die Pârwatî heiratet, wird er wiedergeboren als Sohn der Krischna. Seine Begleiterin ist die schöne Rati, die er sich aus dem Haus des Riesen Sambara erobert hat. Im ganzen wird die edle poetische Seite der menschlichen Liebe, wie sie sich in K. darstellt, im Unterschied vom häßlichen Saktidienst, welcher das weibliche Prinzip, den Mutterschoß der Natur, verehrt, in Indien wenig gepflegt.

Kamaïeu (franz., spr. -jöh), erhaben oder vertieft geschnittener Onyx, Sardonyx 2c., wobei die verschiedenen gefärbten Lagen des Steins zur bildlichen Darstellung benutzt sind (vgl. Kamee); dann Malereien von einerlei Farbe, wie grau in grau, oder auch solche, die mit Einer Farbe auf einen Grund von einer andern Farbe gemalt sind (franz. en camaïeu). Erstere nannte man auch Cirage oder Grisaille, je nachdem die Grundfarbe braun oder grau war Jetzt ist nur noch der Name Grisaille für grau in grau ausgeführte Tuschzeichnungen oder Ölskizzen üblich. Auch führen die ähnlich behandelten Handzeichnungen und Holzschnitte, in Deutschland zumeist Helldunkel, üblich. Auch jene Manier des Formschnittes (Wechtlin, Burgkmair, Ugo da Carpi, Antonio da Trento, Andreani, Jegher u. a.) hat ihre Blüte im 16. und 17. Jahrh.

Kamail, s. Camail und Rüstung.

Kamala (Wurus, Waras), leichtes, lockeres, rotes Pulver, besteht im wesentlichen aus den zinnoberroten Drüschen, welche die Früchte von Mallotus philippinensis *J. Müll.* (Rottlera tinctoria *Roxb.*) bedecken. Man gewinnt es in Indien durch Schütteln oder Abreiben der Früchte. Es ist fast geruch- und geschmacklos, enthält als Beimengungen Sternhaare, Bruchstücken der Früchte und Blätter, Staub 2c. Es wird von Wasser kaum angegriffen, gibt an Alkohol, Äther und Kalilauge ein prächtig rotes Harz ab, enthält Spuren von ätherischem Öl 2c., im wesentlichen aber Harze (an 80 Proz.) und Rottlerin $C_{22}H_{20}O_6$. Letzteres bildet gelbe Kristalle, löst sich in Wasser, Alkohol und Äther, in wässerigen Alkalien mit tiefroter Farbe, ist nicht flüchtig und entsteht auch bei Behandlung von Aloin mit Salzsäure. K. dient in Indien seit alter Zeit zum Färben der Seide und gibt ein schönes Orangebraun; seit der Mitte dieses Jahrhunderts wurde es in Europa als Bandwurmmittel benutzt, und seit 1872 ist es auch bei uns offizinell. Vor dem Kusso hat es den Vorzug, daß es weniger leicht Übelkeit und Erbrechen erregt. Auch gegen Hautkrankheiten ist es benutzt worden. Ein ähnliches Material findet sich als wichtiger Handelsartikel in Südarabien und Nordostafrika als Wars (Warras, falscher Safran). Es bildet ein dunkel violettschwärzliches Pulver und wird ebenfalls zum Färben, als Wurmmittel und gegen Hautkrankheiten benutzt. Seine Abstammung ist unbekannt.

Kamaldulenser-Einsiedler (Kamaldulisten oder Romualdiner), ein vom heil. Romuald (gest. 1027) gestifteter geistlicher Orden, welcher nach seinem ersten Sitz, Camaldoli, benannt wurde und 1072 die päpstliche Bestätigung erhielt. Die K. trugen einen weißen langen Rock, ein Skapulier, eine runde Kapuze und Schuhe. Wasser und Brot war ihre gewöhnliche Nahrung. Der Genuß von Fleisch war ganz untersagt. Während der großen Fasten pflegten viele, dem Beispiel des Stifters nacheifernd, ein 40tägiges Schweigen zu beobachten. Ganz gegen die Benediktinische Regel führte nämlich dieser das beschauliche, aller Einwirkung nach außen fremde Einsiedlerleben ein, was dem Orden im Verlauf der Zeit sehr nachteilig ward. Denn kaum hatte sich 1800 die Kamaldulenser-Einsiedelei San Michele di Murano bei Venedig zu einem förmlichen Kloster erhoben, als sich demselben sogleich die Kamaldulenser-Observanten, d. h. die der ursprünglichen Regel treu Gebliebenen, feindlich gegenüberstellten, und seitdem zerspaltete sich der Orden in langjährigen Zwistigkeiten in mehreren Kongregationen. Im 17. und 18. Jahrh. zählten sämtliche Kongregationen 2000 Religiosen unter 5 Generalen (majores). Jetzt ist der Orden bis auf wenige Stätten in Italien und Galizien zusammengeschmolzen. Die Kamaldulenser-Nonnen, für die das Kloster 1086 zu Mucellano in Toscana gegründet wurde, sind jetzt aufgehoben.

Kamaon (Kumaun), Division der Nordwestprovinzen des anglo-indischen Reichs unter einem Kom-

einem dichtbewaldeten, wasserlosen Hochland. Nur ein Fünftel des Bodens ist kulturfähig, kultiviert aber noch sehr wenig. Eisen, Kupfer, Blei, Asbest u. a. sind vorhanden, werden aber nicht ausgebeutet; die wertvollen Wälder stehen jetzt unter dem Schutz der Regierung, ebenso wie die noch zahlreichen Elefanten. Außer der Kultur und Zubereitung von Thee und der Herstellung grober Stoffe hat die Provinz keine Industrie, der Handel ist aber nicht unbedeutend. Hauptort ist Almora, 1664 m ü. M., mit (1881) 7390 Einw. (einschließlich der kleinen Garnison), Sitz der Behörden und einer evangelischen Mission. Die Gesundheitsstation Naini Tal ist Residenz des Lieutenant-Governors der Nordwestprovinzen während des Sommers, eine dritte Station ist Ranikhet. Auch diese beiden haben Garnisonen. Die Engländer erwarben K. 1816 im Kriege gegen Nepal.

Kamaran, kleine Insel im Roten Meer, an der arabischen Küste, 165 qkm groß, im nördlichen Teil Sumpf und Dickicht, im übrigen Sand und Fels mit einzelnen kleinen kultivierten Flecken. Die ärmliche Fischerbevölkerung lebt in sieben kleinen, elenden Dörfern. Albuquerque besetzte K. 1513 nach seinem unglücklichen Angriff auf Aden zeitweilig; als 1858 das Kabel nach Bombay gelegt wurde, nahm England von der Insel Besitz.

Kamaschen, s. Gamaschen.

Kamassinzen, s. Samojeden.

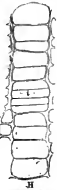
Kamberg (Camberg), Stadt im preuß. Regierungsbezirk Wiesbaden, Untertaunuskreis, im sogen. goldenen Grund, am Emsbach und an der Linie Frankfurt a. M.-Limburg der Hessischen Ludwigsbahn, hat ein Schloß, eine Taubstummenanstalt, ein Amtsgericht, Landwirtschaft und (1885) 2405 meist kath. Einwohner. K. gehörte bis 1388 der Grafschaft Dietz und kam dann an Nassau-Dillenburg.

Kambiāl, was auf Wechsel (ital. cambio) Bezug hat; Kambialrecht, s. v. w. Wechselrecht.

Kambieren (ital.), Wechselgeschäfte treiben.

Kambiform (lat.), in der Pflanzenanatomie eine Gewebeform in dem Bastteil der Gefäßbündel, die aus zartwandigen, prismatischen Zellen besteht und den Kambiumzellen ähnlich, aber durch Teilungsunfähigkeit verschieden ist.

Kambium (lat., Bildungsgewebe), ein pflanzliches Zellgewebe, durch dessen Teilungen der fortgesetzte Dickenzuwachs eines Stammes oder einer Wurzel bewirkt wird. In vielen Fällen macht es einen Bestandteil der Gefäßbündel (Fibrovasalstränge) aus, seltener entsteht es im Grundgewebe. Jeder Pflanzenteil, in welchem im ausgebildeten Zustand Gefäßbündel gefunden werden, besteht in der frühsten Entwickelungsperiode (die jungen Spitzen der Stengel, die ersten Blattanlagen) aus gleichartigen Zellen von parenchymatischer Form, die sämtlich teilungsfähig sind, aus einem sogen. Urmeristem. In diesem scheiden sich nun an den Stellen, wo später die Fibrovasalstränge stehen, Bündel mehr in die Länge wachsender, aber schmal bleibender Zellen aus, welche die zarten Membranen, den reichlichen Protoplasmagehalt und die Teilungsfähigkeit der Urmeristemzellen beibehalten. Dagegen nimmt der übrige Teil des letztgenannten Gewebes alsbald andre Beschaffenheit an: seine Zellen behalten im allgemeinen parenchymatische Gestalt, werden aber vielmal weiter, verlieren nach nicht zu ferner Zeit ihre Teilungsfähigkeit, ihr Inhalt wird minder protoplasmareich, und ihre Membranen verdicken sich mehr oder weniger. So treten jene Bündel immer deutlicher hervor; ihre Zellen werden Prokambiumzellen, sie selbst Prokambiumbündel genannt. Sie sind die Anfänge der Fibrovasalstränge; durch sie selbst geschieht die weitere Ausbildung dieser Gewebe. Die Zellen fahren nämlich fort, durch Teilung sich zu vermehren, das Bündel wird stärker; gleichzeitig aber, während der Pflanzenteil weiter heranwächst, nehmen gewisse Prokambiumzellen eine ganz neue Ausbildung an: sie verwandeln sich in die ersten Holz- und Bastzellen. Der Fibrovasalstrang besteht jetzt aus seinen drei wesentlichen Bestandteilen: dem Holz-, Bast- und Kambiumteil. Der letztere ist fortan der einzige fortbildungsfähige Teil des Fibrovasalstranges; durch seine zellbildende Thätigkeit (Fig. i) werden neue Kambiumzellen erzeugt, und in demselben Maß werden diese in Holz- und Bastbestandteile umgewandelt. Letztere haben also ihren Ursprung stets im Kambiumteil. Die Dicke, welche ein Gefäßbündel erhält, hängt davon ab, wie lange sein Kambiumteil fortbildungsfähig bleibt. In den Blättern dauert dies nur eine kurze Zeit. In den Stengeln dagegen treten verschiedene Verhältnisse auf, und der Erfolg ist hier abhängig von der Lage, welche Kambium-, Bast- und Holzteil zu einander einnehmen. Bei den Monokotyledonen bleibt der Kambiumteil zwischen dem Bast- und Holzteil eingeschlossen, zumeist ringsum, so daß er durch die feste Scheide, die er selbst um sich gebildet hat, an einer weitern Ausdehnung gehindert wird. Bei den Dikotyledonen dagegen, wo die Gefäßbündel in einem Kreise stehen, scheidet der Kambiumteil den rindenwärts gelegenen Bast- von dem markwärts gelegenen Holzteil vollständig; außerdem nimmt das zwischen den einzelnen Bündeln liegende Zellgewebe ebenfalls die Struktur von Kambiumzellen an, so daß nun ein geschlossener Kambiumring konzentrisch mit der Oberfläche des Stammes zwischen Bast und Holz sich hinzieht. Dieser Kambiumring bleibt bei den Holzgewächsen dauernd fortbildungsfähig; er stellt hier das weiche, saftige Gewebe dar, welches man zwischen Bast und Holz findet, und welches vorzugsweise schlechthin als K. bezeichnet wird. Seine zellbildende Thätigkeit verleiht nach innen zu dem Holz (Fig. H), nach außen dem Baste dauernde Zunahme und wird dadurch zur Ursache des fortdauernden Dickenwachstums des Stammes der Sträucher und Bäume. In den Breitengraden, wo Sommer u. Winter wechseln, ist diese Thätigkeit eine periodische: sie schlummert während des Winters, ist nach dem Erwachen im Frühling am lebhaftesten und erlischt wieder gegen den Herbst hin. In den Baumwurzeln dauert sie länger, selbst bis in den Winter, und erwacht später. Nicht immer ist nur ein einziger Kambiumring, wie bei vielen Dikotylen, vorhanden; bisweilen tritt noch ein zweiter an der Innengrenze des Holzkörpers auf. Auch kann der Kambiumring ganz außerhalb der Gefäßbündel liegen und sich mehrfach erneuern. Bisweilen umgibt das K. nur einzelne Gefäßbündel oder Gefäßbündelgruppen. Nebenstehende Figur zeigt den Querschnitt durch eine radiale Zellreihe aus dem K. von Pinus silvestris. i die jüngst gebildeten Kambiumzellen; nach H zu sind Holzzellen, nach der andern Seite zu Bastzellen gebildet.


H

Kambium.

Kambodscha (richtiger Kambodia), franz. Schutzstaat in Hinterindien, zwischen Siam im W. und N.,

Anam im O., Kochinchina im SO. und dem Meerbusen von Siam im SW., hat ein Areal von 83,861 qkm (1523 QM.) mit (1874) 945,954 Einw., worunter 106,764 Chinesen. Das Land wird in seinem Westteil von Hügelketten durchzogen; der östliche Teil ist eine vom Mekhong, dem der Abfluß des Sees Tulesab rechts zufließt, durchzogene, reichbewässerte und überaus fruchtbare Niederung, die Kornkammer Ostasiens für seinen Bedarf an Reis. Das Klima von K. ist mild und angenehm; nur in den Regenmonaten (Mai bis September) herrscht drückende Schwüle. Von Metallen finden sich Gold, silberhaltiges Blei, Kupfer und Eisen. Das letztere wird vom Stamm der Kui gewonnen und bearbeitet. Die Pflanzenwelt ist außerordentlich reich an wertvollen Handelsprodukten: Pfeffer, Kardamomen, Harzen, Lack u. a., die aber bisher wenig ausgebeutet wurden. Die Tierwelt ist ebenso reich, sie liefert Elfenbein, Rhinozeroshörner, Büffelfelle und -Hörner, sehr schöne Seide, die nebst Baumwolle zu vortrefflichen Geweben verarbeitet wird, namentlich aber Fische aus dem Tulesab. Außer der enormen einheimischen Konsumtion liefert dieser See jährlich für $7^1/_2$ Mill. Frank Fische zur Ausfuhr. Die Bevölkerung ist in der Niederung dieselbe wie in Siam, in den Bergen haben sich noch Reste der alten Bewohner (Kui, Penong, Stieng) erhalten. Die alte Sprache ist jetzt mit zahlreichen Fremdwörtern bereichert und nähert sich dem Siamesischen und dem Anamitischen; Schrift und Litteratur sind dem indischen Pâli entlehnt (vgl. Aymonier, Dictionnaire français-cambodgien, Par. 1875). In Sitten und Gebräuchen gleichen die Bewohner ihren Nachbarn. Der König hat absolute Gewalt über seine Unterthanen und ist alleiniger Herr alles Grund und Bodens. Ihm zunächst steht der abgedankte König (eine regelmäßige Institution), der nächste Prinz von Geblüt und die erste Prinzessin (gewöhnlich die Königin-Mutter), dann folgen die fünf Minister. — K. war in alter Zeit ein mächtiges Königreich. Damals erstanden die jetzt in Ruinen liegenden großartigen Bauten in und um Angkor, am Nordrand des jetzt siamesischen Teils des Tulesab; seit dem 16. Jahrh. verlor K. an Siam und Anam seine Grenzprovinzen und mußte sich 1867 unter das Protektorat der seit 1862 in Kochinchina angesiedelten Franzosen stellen. Seitdem schwindet die einstige Selbständigkeit des Staats mehr und mehr. Hauptstadt war früher Udong, seit 1864 ist es Pnom-Penh an einem linken Arm des Mekhong, mit 30,000 Einw. S. Karte »Hinterindien«. Vgl. Bastian, Die Völker des östlichen Asien, Bd. 4 (Jena 1868); Garnier, Voyage d'exploration en Indo-Chine etc. (Par. 1873); Bouillevaux, L'Annam et le Cambodge; voyages et notices historiques (das. 1875); Moura, Le royaume du Cambodge (das. 1882, 2 Bde.); Bouinais und Paulus, L'Indo-Chine française, Bd. 1 (2. Aufl. 1885).

Kambodscha, Fluß, s. Mekhong.

Kambrais (franz., eigentlich Toile de Cambrai, engl. Cambrics), locker gewebte, dünne Batistleinwand, auch Kammertuch und in Frankreich Claires genannt, wurde am schönsten zu Cambrai verfertigt. England führte früher von dieser Leinwand manches Jahr aus Frankreich für 200,000 Pfd. Sterl. ein, so daß das britische Parlament Gesetze drängt worden, und man fertigt jetzt auch in Deutschland, in der Schweiz und in Frankreich dergleichen Stoffe, die sich durch Feinheit, Schönheit und Billigkeit auszeichnen, glatt und gemustert, auch gedruckt und gestickt. Mittelfeine Ware heißt Baumwolltaft.

Kambriks, s. v. w. Kambrais.

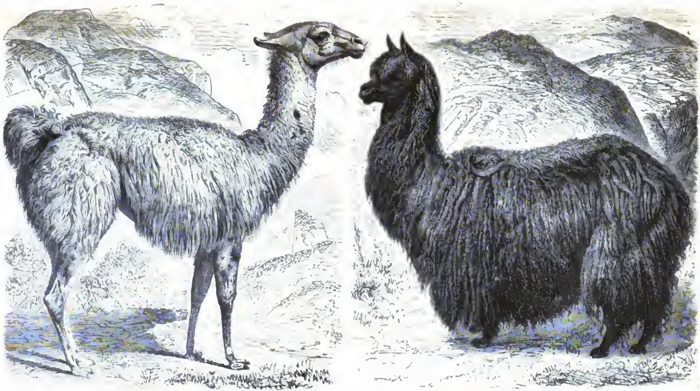
Kambrische Formation, die ältesten, nach der altbritischen Völkerschaft der Kambrer benannten versteinerungsführenden Sedimentärgebilde, welche zwischen den ältesten, kristallinischen Schiefer- und den Silurbildungen lagern. Zuerst hauptsächlich von Sedgwick untersucht und festgestellt, ist die k. F. in der Folge wiederholt in Frage gestellt worden. Es wurde eingewendet, daß die obern Etagen derselben ganz ähnliche organische Überreste enthalten wie die tiefern Schichten der Silurformation, so daß der eigentliche Grund, welcher zur Aufstellung des Systems geführt hatte, nicht ganz stichhaltig erschien. Die untern Etagen der kambrischen Formation zeigten sich aber größtenteils als aus fossilfreiem Thonschiefer, Chloritschiefer, Quarzit, Grauwacke u. dgl. bestehend, so daß darunter fast nur die älteste versteinerungsleere Schieferformation (huronische Bildung, akadische Danas) zu verstehen sein würde. Beachtenswert ist auch, daß manches, was man für Petrefakten organischen Ursprungs ansah (z. B. manche Oldhamien, gefaltete Büschel, vermutlich von Polypentieren), vielleicht keine organischen Reste sind. Von andern derartigen Resten, z. B. den Wurmspuren, läßt sich dies aber doch nicht wohl behaupten. Jedenfalls sind mächtige derartige Bildungen Englands und Böhmens mit den ältesten, an Petrefakten reichern Schichten, besonders Böhmens (Primordialfauna), auch den Lingulaschiefern Nordamerikas und den Obolusschiefern Rußlands eng verknüpft, und somit hat die Abscheidung der letztern als »obere k. F.« vom übrigen Silur viel für sich.

Kamburg (Camburg), Stadt im Herzogtum Sachsen-Meiningen, Kreis Saalfeld, auf einer von Weimar und Preußen eingeschlossenen Enklave, an der Saale und der Linie Großheringen-Saalfeld der Saalbahn, 135 m ü. M., hat ein Amtsgericht, eine Zuckerfabrik, eine große Handelsmühle, Fabrikation landwirtschaftlicher Maschinen, Dampfmolkerei und Käserei, Bierbrauerei, Holz- und Getreidehandel, besuchte Viehmärkte und (1885) 2534 evang. Einwohner. Über der Stadt ein Turm als Rest eines Schlosses und in der Nähe die Trümmer eines Klosters (Cyriakskloster). — K. war ehedem Hauptort einer Grafschaft, die im 11. Jahrh. den Markgrafen von der Lausitz gehörte und 1261 an Bosso Vitzthum v. Eckstädt kam. Nachdem im sächsischen Bruderkrieg um 1450 das Schloß zerstört worden war, verloren die Vitzthum auch die Grafschaft, die nun zu Thüringen geschlagen und bei der Teilung unter Ernsts des Frommen Söhne 1682 an Eisenberg, 1707 aber an Gotha kam und mit Altenburg vereinigt wurde. Seit 1826 gehört sie zu Sachsen-Meiningen. Vgl. Hölzer, Historische Beschreibung der Stadt K. (1876).

Kambyses (pers. Kabuija), Sohn des Kyros und der Kassandane, Tochter des Achämeniden Pharnaspes, bestieg nach dem Tod seines Vaters (529 v. Chr.) den persischen Thron und rüstete alsbald gewaltig zu einem Heereszug nach Ägypten. Durch die Verräterei des Phanes, eines griechischen Söldners in Ägyp-

Kamele.





Lama (Auchenia Lama). 1/15. (Art. *Lama.*)   Pako (Auchenia Paco). 1/20. (Art. *Lama.*)

Meyers Konv.-Lexikon, 4. Aufl.   Bibliographisches Institut in Leipzig.   *Zum Artikel »Kamele«.*

Phöniker, welche seine Seemacht bildeten, gegen ihre Pflanzstadt zu ziehen sich weigerten. Ein gegen den Tempelstaat des Ammonion entsandtes Heer ging in der glühenden Sandwüste zu Grunde. Durch Spott von dem König der Äthiopier gereizt, zog K. gegen denselben, sah sich aber durch eine Hungersnot zum Rückzug genötigt und kam nach dem Verlust eines großen Teils seines Heers nach Memphis, wo die Ägypter eben ein Jubelfest wegen der Erscheinung eines neuen Apis feierten. Schadenfreude derselben über seinen mißlungenen Zug argwöhnend, ließ er die Behörden der Stadt hinrichten, die Priester geißeln, verwundete den Apis und ließ die Götterbilder im Tempel des Phtha verbrennen. Wegen dieser Frevel, so berichtet die ägyptische Sage, ward der schon vorher verwirrte Großkönig rasend, und Wahnsinn und Trunkwut trieben ihn, seinen Bruder Smerdes (Bardija), seine Schwester und Gattin Meroe und viele seiner Freunde und Diener hinrichten zu lassen. Deshalb entspann sich gegen ihn eine Verschwörung. Ein vornehmer Magier, Gaumata, gab sich in Persien für den Thronfolger Smerdes aus und fand zahlreichen Anhang. Auf dem Zuge gegen ihn in Syrien verwundete sich K. beim Besteigen seines Pferdes mit seinem eignen Schwerte tödlich und starb 522 ohne Nachkommen.

Kamee (v. mittellat. camaeus oder camayx, »Sardonyx«; ital. cammeo, franz. camée) bedeutet, ursprünglich mit der Beschränkung auf Mehrfarbigkeit des Materials (vgl. Kamaieu), jetzt jeden erhaben geschnittenen Stein oder eine in gleicher Weise behandelte Muschel. Wenn auch nicht nachzuweisen, ist doch anzunehmen, daß diese Art der Glyptik, den Grund des Bildes zu vertiefen, damit letzteres als Relief stehen bleibt, später aufgekommen sein müsse als das Intaglio, das Eingraben des Bildes; denn dieses Verfahren lag einer primitiven Kunststufe näher, und auch die in ältester Zeit fast ausschließlich gebräuchliche Verwendung der Gemmen als Siegelsteine spricht hierfür. Zur Herstellung der Intaglios und Kameen dient die Technik des Gravierens mit dem Rädchen. Das Rädchen (Stahlstifte von verschiedener Größe und Art der Zuspitzung) wird mit Schleifpulver (Diamantstaub mit Öl) bestrichen und durch ein Schwungrad in rascheste Bewegung gesetzt, der Stein aber derart dagegengehalten, daß die gewünschten Vertiefungen sich allmählich einschleifen. Dem Arbeiter liegt dabei ein Modell vor. Vgl. Gemmen nebst Tafel »Gemmen und Kameen«.

Kameenstein, s. Chalcedon.

Kamehameha, s. Hawai, S. 244.

Kamehameha-Orden, hawaischer Orden, gestiftet von König Kamehameha III. am 11. April 1865 für Verdienste, in drei Klassen: Großkreuze, Kommandeure und Genossen.

Kameiros (Camirus), im Altertum Stadt auf der Westküste von Rhodos, von Sidoniern gegründet, später von Doriern besetzt, war vor der Gründung der Stadt Rhodos (408 v. Chr.) die angesehenste Stadt der Insel; Geburtsort des Dichters Pisandros.

Kameke, 1) Georg Arnold Karl von, preuß. Kriegsminister, geb. 14. Juni 1817 zu Pasewalk, trat 1834 bei der 2. Pionierabteilung in Dienst. Nach regelmäßigem Avancement in der Spezialwaffe kam er 1850 als Hauptmann in den Großen Generalstab und war 1856—57 Militärattaché bei der preußischen Gesandtschaft in Wien. 1858 ward er unter Ernennung zum Oberstleutnant und Chef der Abteilung für das Ingenieurwesen in das Kriegsministerium versetzt. 1861 erhielt er das Kommando des 11. Infanterieregiments, ward 1863 Chef des Generalstabs des 8. Armeekorps, 1865 Generalmajor und Generalstabschef des 2. Armeekorps und erwarb sich im österreichischen Feldzug 1866 den Orden pour le mérite. 1867 trat er zu seiner Waffe zurück, ward interimistischer Chef des Ingenieurkorps und avancierte 1868 zum Generalleutnant. 1870 kommandierte K. zunächst die 14. Infanteriedivision, begann an der Spitze derselben das blutige Treffen von Spichern 6. Aug. und kämpfte in den Schlachten von Colombey-Nouilly und Gravelotte. Nach dem Fall der Festung Metz ward er mit der Belagerung von Diedenhofen beauftragt und setzte nach der Kapitulation dieser Festung den Angriff auf Montmédy und Mézières ins Werk. Im Dezember 1870 ward er mit Leitung der Belagerungsarbeiten von Paris betraut. Während der deutschen Okkupation von Paris war er Kommandant des besetzten Teils. Im Februar 1871 ward er wirklicher Chef des Ingenieurkorps und Generalinspektor der Festungen, nach Organisation des Deutschen Reichs Mitglied des Ausschusses für das Landheer und die Festungen im Bundesrat, 1873 als Nachfolger Roons Kriegsminister und 1875 General der Infanterie. Nach erfolgreicher organisatorischer Thätigkeit erhielt er 3. März 1883 die erbetene Entlassung und zog sich auf sein Gut Hohenfelde bei Kolberg zurück.

2) Otto von, Maler, geb. 2. Febr. 1826 zu Stolp in Pommern, widmete sich anfangs dem Militärstand und war schon Hauptmann, als er 1860 zur Kunst überging, sich nach Rom begab und dort zwei Jahre dem Studium der Natur oblag. Dann trat er in die Kunstschule zu Weimar, war eine Zeitlang Schüler von Böcklin und Michaelis und später des Grafen Kalckreuth, nach dessen Landschaften er sich am meisten bildete. Er malt vorzugsweise Gegenden aus dem Hochgebirge von Oberbayern, der Schweiz und Tirol, aber auch aus dem norddeutschen Flachland. Seine Auffassung hat den Charakter des Großartigen, Erhabenen; seine Pinselführung ist kräftig und breit. Zu den bedeutendern seiner Landschaften gehören: am Obersee bei Berchtesgaden, St. Bartholomäi am Königssee, der Vierwaldstätter See, das Wetterhorn, Wengern-Scheideck, der Hintersee mit Alpenglühen, der Urirothstock, Eisenhammer bei Kufstein, Große Scheideck, Gebirgslandschaft mit Wasserfall, am Genfer See, die Engstleer Alp, St. Gotthardstraße (1879, Berliner Nationalgalerie), Trafoi und das Stilfser Joch. Er lebt in Berlin.

Kamel (v. semit. gamal; Camelus *L.*, hierzu Tafel »Kamele«), Säugetiergattung aus der Ordnung der Huftiere und der Familie der Schwielensohler (Tylopoda), mit zwei Arten: K. oder Trampeltier und Dromedar. Das Dromedar (C. dromedarius *Erxl.*, s. Tafel) ist mit dem Schwanz 3—3,3 m lang und 2—2,3 m hoch, mit ziemlich kurzem Kopf, gestreckter, aufgetriebener Schnauze, großen, blöden Augen, kleinen Ohren, hängenden Lippen, eine (besonders in der Brunstzeit) stinkende Flüssigkeit absondernden Drüsen am Hinterkopf, langem, in der Mitte stärkerm, seitlich zusammengedrücktem Hals, hochgiem, nach allen Seiten gerundetem Körper, einem aufrechten, je nach dem Reichtum der Nahrung in der Größe sehr stark schwankenden Höcker auf dem Rücken, schlecht gestellten Beinen, zwei ziemlich langen, breiten Zehen mit kleinen Hufen auf den Endgliedern und schwieliger Sohle, bis zum Fersengelenk reichendem, dünnem, bequastetem Schwanz, weichem, wolligem, auf dem Scheitel, im Nacken, unter der Kehle, an den Schultern und auf

dem Höcker auffallend verlängertem Haar, starken Schwielen auf der Brust, dem Ellbogen, Handgelenk, am Knie und Fersengelenk. Die Farbe wechselt von hell sandgelb bis schwarz. Die Stimme ist ein häßliches Brüllen; von den Sinnen ist das Gehör wohl am besten ausgebildet, viel weniger jedenfalls das Gesicht und am mindesten der Geruch. Das Dromedar findet sich nirgends wild oder verwildert, als Haustier in Afrika, nördlich vom 12.° und in Westasien bis zur Bucharei; es scheint aus Arabien zu stammen, auf den altägyptischen Denkmälern ist es nirgends abgebildet, mindestens aber zur Zeit des neuen Reichs, vom 14. Jahrh. an, war es in Ägypten bekannt und wurde als Lasttier benutzt, auch zum Tanzen abgerichtet. In der Bibel wird es unter dem Namen **Gamal** oft erwähnt, Hiob hatte deren 6000, auch die Midianiter und Amalekiter waren reich an Kamelen. In Nordafrika aber erscheint es erst im 3. oder 4. Jahrh. unsrer Zeitrechnung. Es ist unstreitig das nützlichste Haustier in Afrika und wird in vielen Rassen gezüchtet; das K. der Wüste und Steppe, das Reittier, ist schlank, hochgewachsen, langbeinig, das Lastkamel der fruchtbaren Ebene plump und schwer. Zwischen beiden zeigt sich ein Unterschied wie zwischen dem edlen Pferd und dem Karrengaul. Stets aber verdankt das K. seine Brauchbarkeit der leiblichen, sehr viel weniger der geistigen Befähigung. In der Wüste erlangt es seine höchste Entwickelung, jenseit des 12.° geht es schnell zu Grunde; es entartet im feuchten Land. In Europa besteht nur in Toscana eine Zucht seit 1622, und auch im Gebiet von San Rossore bei Pisa und in Spanien gedeiht es vortrefflich. Auch in Texas (1858), Bolivia, Cuba (1841) hat man es einzubürgern versucht und mit besonders günstigem Erfolg in Australien. Im N. und O. Afrikas wird es in ungeheurer Anzahl gezüchtet; man findet Herden von mehr als 1000 Stück, die Berbern haben sicherlich mehr als eine Million. Auch im Glücklichen und Steinigen Arabien werden viele Kamele gezogen. Die Araber machen auch Wallachen, um das Tier besser in der Brunstzeit benutzen zu können. Es vermittelt in erster Linie den Verkehr durch die Wüste. Zwischen Kairo und Suez waren vor dem Bau der Eisenbahn täglich 600 Kamele auf dem Marsch. Aber es gehen auch so viele Tiere unterwegs zu Grunde, daß auf der Wüstenstraße meilenweit die Gerippe nebeneinander liegen. Das K. ist ungemein genügsam und nimmt mit den dürrsten, schlechtesten Pflanzenstoffen vorlieb; es bevorzugt Baumlaub, frißt ohne Schaden die dornenreichsten Mimosen und wird auch mit Bohnen, Erbsen, Durra, Gerste rc. gefüttert; bei saftiger Pflanzennahrung kann es wochenlang das Wasser entbehren, zur Zeit der Dürre aber muß es fleißig getränkt werden und mindestens alle vier Tage 30—40 Stunden ruhen. Früher deutete man die großen zellenartigen Räume am Pansen irrtümlich als Wasserzellen und benutzte sie zur Erklärung des (ungeheuer übertriebenen) Vermögens der Kamele, längere Zeit zu dursten. Daß man Kamele in der Not bisweilen schlachtet, um das in jenen Zellen befindliche Wasser zu trinken, ist eine Fabel. Die Kamele haben einen scheinbar sehr schwerfälligen Gang; aber Lastkamele legen in einem Tag 8, gute Reitkamele 40 Meilen zurück, und man kann mit einem einzigen Tier in 10 Tagen 400 Meilen durchreisen, wobei der Reiter viel weniger ermüdet als auf irgend einem andern Reittier. Bei Wüstenreisen wird ein K. mit höchstens 150 kg beladen; in Ägypten muß es viel mehr tragen, doch verbot die Regierung eine stärkere Belastung als mit 250 kg. Der Trab, welchen das Tier vortrefflich verträgt, ist die beste Gangart für den Reiter, welcher bei der Paßbewegung unbarmherzig hin- und hergeschleudert und beim Galopp, wenn er nicht sehr sattelfest ist, sofort abgeworfen wird. Im Gebirge ist das K. wenig zu brauchen, und im Wasser benimmt es sich sehr ungeschickt. Große Untugenden des Kamels sind seine Störrigkeit, die es besonders beim Beladenwerden zeigt, und seine Feigheit. Wirklich gefährlich durch Beißen und Schlagen wird das männliche K. in der Brunstzeit. Sein Gebaren ist dann höchst abschreckend, indem es die widerwärtigsten Töne ausstößt und beim Anblick eines andern Kamels, besonders eines weiblichen, eine große, ekelhaft aussehende Hautblase, den sogen. Brüllsack, aus dem Hals heraustreibt. Dieser Brüllsack ist ein nur dem erwachsenen K. eigentümliches Organ und wird als ein zweites vorderes Gaumensegel angesehen. Die erwähnten Drüsen am Hals verbreiten dabei einen sehr übeln Geruch. Ein Hengst genügt für 6—8 Stuten. Nach 11—13 Monaten wirft die Stute ein Junges, welches mit ziemlich langem und dichtem, weichem, wolligem Haar bedeckt und etwa 80 cm, nach Verlauf einer Woche aber schon ca. 1 m hoch ist. Es wird vom dritten Jahr an zum Reiten und zum Lasttragen abgerichtet und mit dem Ende des vierten Jahrs zu größern Reisen benutzt. Eigentümlich ist die Sattelung und Zäumung der Kamele. Der Reitsattel ruht auf einem festen Gestell und besteht aus einem muldenförmigen Sitz, welcher auf den Höcker gesetzt wird und sich etwa 30 cm über denselben erhebt. Das Untergestell ist mit vier Kissenpolstern belegt, die zu beiden Seiten des Höckers aufliegen, welch letzterer möglichst wenig gedrückt wird. Der Sattel wird mittels drei starker Gurte, von denen zwei um den Bauch und ein dritter um den Vorderhals gehen, festgeschnallt; vorn und hinten steigen zwei Knöpfe auf, welche zum Aufhängen der nötigen Reiseutensilien dienen. Der Zaum besteht aus einem geflochtenen Lederstrick, welcher halfterartig um Kopf und Schnauze des Tiers geschlungen wird und beim Anziehen das Maul zusammenschnürt; die Reitkamele führen noch einen Beizügel, d. h. eine dünne Lederschnur, welche in dem einen durchbohrten Nasenflügel befestigt wird. Zum Beladen dient ein einfaches Holzgestell, auf welchem die Laststücke im Gleichgewicht hängen. Das Fleisch des Kamels ist hart und zäh und wenig geschätzt, das Fell liefert ein nicht sehr haltbares Leder. Die Milch findet wenig Verwendung, da sie zu dick und fettig ist. Dagegen wird der Mist als Brennstoff gebraucht und zu diesem Behuf aufgespeichert. Über das Kamelhaar s. d.

Das zweihöckerige K. oder **Trampeltier** (**baktrisches K.**, *C. bactrianus Erxl.*, s. Tafel) ist unzweifelhaft noch viel häßlicher als das Dromedar. Die Behaarung ist weit reichlicher als bei jenem, die Färbung dunkler, gewöhnlich tiefbraun, im Sommer rötlich. Die Körpermasse ist größer als die des Dromedars, die Beine aber sind weit niedriger. Die Höhe des Tiers beträgt 2 m und darüber. Der eine Höcker erhebt sich über dem Widerrist, der andre vor der Kreuzgegend. Wilde, vielleicht nur verwilderte Trampeltiere leben im Gebiet der Tunguten zwischen dem Lop-Nor und Tibet. In allen Steppenländern Mittelasiens wird es gezüchtet und dient besonders zur Vermittelung des Warenhandels zwischen China, Südsibirien und Turkistan. Wo die Steppe Wüstengepräge annimmt, wird es durch das Dromedar ersetzt. Was letzteres den Arabern, ist das Trampeltier den Mongolen. Man züchtet es ebenfalls in mehreren Rassen, doch

hat es stets einen so schwerfälligen Gang, daß ein schnelleres Reisen damit unmöglich ist. Dabei ist es aber gutartiger als das Dromedar, welchem es in seinen übrigen Eigenschaften durchaus gleicht. Es gedeiht am besten bei dürrem, salzreichem Futter und geht auf üppiger Weide ein. Nach 13monatlicher Tragzeit wirft das Weibchen ein Junges, welches wie das des Dromedars sich entwickelt. Das Trampeltier paart sich auch mit dem Dromedar, und die bald ein-, bald zweihöckerigen Jungen sind unter sich und mit ihren Erzeugern fruchtbar. Ein kräftiges Trampeltier legt mit 220—270 kg belastet täglich 4—5 Meilen, weniger stark belastet die doppelte Strecke zurück. Man benutzt es aber meist nur im Winter und läßt ihm im Sommer mehr oder weniger Freiheit in der Steppe, wo nur die Stuten täglich fünfmal zusammengetrieben und gemolken werden. Außer der Milch benutzt man auch das Fleisch, die Wolle und das Fell, aus welchem die Türken Chagrin bereiten. Das Trampeltier mögen die Israeliten gekannt haben, jedenfalls die Assyrer, bei denen es, wie der Obelisk von Nimrud durch Bild und Inschrift lehrt, Salmanassar II. als Tribut erhalten hatte. Vielfach wurden beide Arten auch im Krieg benutzt, bei den Arabern waren die Kamele meist mit zwei Bogenschützen bemannt, im persischen Heer spielte die Kamelreiterei eine bedeutende Rolle, sie entschied die Schlacht vor Sardes, und auch im Heer des Antiochos gab es zahlreiche arabische Kamelreiterei. Die Perser legen ihm einen schweren Sattel auf, welcher als Lafette für leichtes Geschütz dient. In neuerer Zeit errichtete Napoleon I. in Ägypten ein Regiment Kamelreiter, und in der Folge haben die Franzosen in Algerien wiederholt das K. benutzt. Auch die Engländer haben bei der Sudânexpedition 1885 eine Kamelreiterei organisiert. Die Völker des Sudân, die Tuareg und Tibbu in der Sahara und manche Nomadenstämme Arabiens bedienen sich der Kamele als Reittiere. Vgl. Carbuccia, Du dromadaire comme bête de somme et comme animal de guerre (Par. 1853); Ballon, Mémoire sur l'histoire naturelle du dromadaire (das. 1857); Hartmann, Studien zur Geschichte der Haustiere (»Zeitschrift für Ethnologie« 1860 u. 1870).

Der Bibelspruch, nach welchem ein K. eher durch ein »Nadelöhr« geht, als daß ein Reicher in den Himmel kommt, erklärt sich in der Weise, daß in der von Christus gesprochenen jüdisch-aramäischen Sprache das Wort, welches das Nadelöhr bezeichnet, die allgemeine Bedeutung Loch, Höhlung hat und somit von Eingängen gebraucht werden konnte, durch welche das K. in der That nur mit großer Not hindurchkommt.

Kamel, eine Maschine, die dazu dient, Schiffe zu heben und über Untiefen zu bringen, eine Erfindung des russischen Ingenieurgenerals de Witte; wird häufig zwischen Kronstadt und Petersburg angewandt. Ein K. ist eine Art Kasten, dessen Boden und dessen äußere Seitenwände gerade sind, wogegen die innern Seitenwände nach der Mitte des Bodens zu gekrümmt sind, damit ein Schiff mit seinem untern Teil hineinpaßt. Dieselben sind sehr stark gebaut und haben eine Dampf- telst seiner ungeheuern Tragfähigkeit. Bei sehr großen Schiffen werden zwei, auch drei solcher Kamele angewendet. Dieselben haben Ähnlichkeit mit schwimmenden Docks (s. Dock), welche an den Enden offen sind. Hat das Schiff die flache Stelle passiert, so wird durch Öffnen der Schleusen das K. wieder zum Sinken gebracht, und man kann das Schiff, sobald es selbst wieder schwimmt, aus dem K. herausbringen. Heutzutage werden die Kamele mit den gehobenen Schiffen durch Dampfer über die flache Stelle bugsiert. Die von W. Bauer zum Heben versunkener Schiffe benutzten Kamele waren Ballons, welche von Tauchern am Schiff befestigt und mit Hilfe einer Luftpumpe und eines Schlauchs mit Luft gefüllt wurden.

Kamel (Alkamil), Sohn Aladils, des Bruders Saladins, wurde 1218 nach seines Vaters Tod Sultan von Ägypten, das er bereits als Statthalter regiert hatte, schloß 1221 das Kreuzheer ein, welches nach Eroberung von Damiette gegen Kairo vordrang, bewilligte ihm aber gegen Räumung der eroberten Stadt freien Abzug. Als er darauf mit seinem Bruder Almuazzam von Damaskus in Krieg geriet, knüpfte er 1228, tolerant und einsichtig, wie er war, mit Kaiser Friedrich II. Unterhandlungen an und schloß mit ihm 18. Febr. 1229 einen Vertrag, durch welchen er die heiligen Orte in Palästina an den Kaiser abtrat, während er selbst nach Besiegung seiner Verwandten die Herrschaft über Syrien gewann. Er schloß darauf mit Friedrich, den er vor den bösen Anschlägen der vom Papst aufgehetzten Ordensritter warnte, einen zehnjährigen Frieden, vor dessen Ablauf er 8. März 1238 starb.

Kamelgarn, Garn aus dem Haar der Angoraziege, s. Ziege.

Kamelhaar, die Wolle des Kamels oder Dromedars, wird vom Rücken, Hals und Bauch der Tiere gewonnen und als Spinnstoff benutzt. Das Rückenhaar ist das beste, und von verschiedenen Färbungen (schwarz, rot und grau). Man verarbeitet es meist in den Produktionsländern, von denen Persien die geschätzteste Ware liefert. Aus dem besten K. erhält man ziemlich gute, aber glanzlose Kamelotte, aus der geringern Sorte gröbere Zeuge, Filzdecken etc. In Frankreich und England benutzt man es in der Hutmacherei und zu Pinseln.

Kämelhaar, das Haar der Angoraziege, s. Ziege.

Kamelhalsfliege (Rhaphidia *L.*), Insektengattung aus der Familie der Sialidae *Burm.* und der Ordnung der Netzflügler, Tiere mit breitem, herzförmigem, hinten zu einem dünnen Hals verengertem, leicht geneigtem, äußerst beweglichem Kopf, seitlich hervortretenden Augen, kurzen, dünnen Fühlern, stark verlängertem, schmalem Prothorax und in der Ruhe dachförmig aufliegenden Flügeln. Die dickfühlerige K. (R. crassicornis *Schumm.*), 8 mm lang, mit dunkel rotbraunem Mal in den sonst glashellen Flügeln, ohne Nebenaugen, das Weibchen mit langer, aufwärts gebogener Legröhre, lebt an Baumstämmen von Insekten und ist äußerst beweglich. Die Larve lebt im Moos und in den Flechten der Baumrinde oder unter dieser, ist vorn braun, hinten hell gestreift

Kameloparb (Kamelparder), s. v. w. Giraffe; auch Bezeichnung für das Sternbild der Giraffe (s. d.).

Kamelott (franz. Camelot), leichte, leinwandartig gewebte Stoffe aus Angorawolle, werden in Kleinasien in unerreichter Schönheit hergestellt und im Orient verbraucht. Auch in Brüssel, Leiden und in England werden Kamelotts aus Angorawolle, zum Teil mit Seide gemischt, einfarbig und meliert hergestellt; am häufigsten aber fabriziert man gegenwärtig Kamelotts, die oft gar keine Angorawolle enthalten, bisweilen selbst Baumwolle oder Leinen als Kette. Dahin gehören die Orléans mit wollenem Einschlag und gezwirnter Baumwollkette.

Kamelschaf, s. v. w. Lama.

Kamelziege, s. v. w. Angoraziege, s. Ziege.

Kamen (Camen), Stadt im preuß. Regierungsbezirk Arnsberg, Kreis Hamm, an der Seseke und der Linie Dortmund-Hamm der Preußischen Staatsbahn, hat 2 evangelische und eine kath. Pfarrkirche, eine Synagoge, ein Amtsgericht, ein Steinkohlenbergwerk, Papier- und Maschinenfabrikation, Metallgießerei, starke Schuhmacherei und (1885) 4849 meist evang. Einwohner.

Kamenen (Camēnae, unlat. Kamönen), altital. Göttinnen, singende und weissagende Quellnymphen, unter denen die berühmteste Egeria (s. d.) war. Die römischen Dichter übertrugen dann den Namen häufig auf die Musen, mit Recht, insofern auch diese ursprünglich Quellnymphen waren.

Kamenez-Litowski, Stadt im russ. Gouvernement Grodno, an der Lyesna, mit gegen 3000 Einw. (fast nur Juden), war einst eine sehr reiche Stadt, welche wiederholt vom Preußischen Orden angegriffen und 1375 von Theodorus v. Elner gänzlich zerstört wurde; 1409 empfing Jagello hier die Abgesandten des Papstes Alexander V. Von den alten Bauwerken steht nur noch ein 36 m hoher steinerner Turm (1272—1289 erbaut) neben der über 700 Jahre alten Koloschanskischen Kirche.

Kamenez-Podolsk (poln. Kamieniec-Podolski), Hauptstadt des russ. Gouvernements Podolien, auf einer felsigen Halbinsel gelegen, welche vom Smotritsch, unweit der Mündung desselben in den Dnjestr, gebildet wird, hat 7 griechisch-kath. Kirchen und ein Kloster, 5 römisch-kath. Kirchen (darunter die 1361 erbaute Peter-Paul-Kathedrale, welche unter der Türkenherrschaft in eine Moschee verwandelt wurde) und 3 Klöster, eine armen. Kirche, eine Synagoge, ein Seminar, 2 Gymnasien, 2 Kirchenschulen, eine Handwerkerschule, viele Fabriken, eine Buchhandlung, ein Theater und (1883) 35,663 Einw. (zur Hälfte Juden). Die Stadt ist Sitz eines griechisch-katholischen und eines römisch-katholischen Bischofs. — K. wird in russischen Chroniken zuerst im 12. Jahrh. erwähnt. 1240 wurde es von Batu bis auf den Grund zerstört. Nachdem es seit 1672 von den Türken besetzt war, kam es im Frieden von Karlowitz (1699) wieder an Polen, bei der Annektierung Podoliens 1795 aber an Rußland. Hier 22. Okt. 1633 Niederlage der Türken durch die Polen und 17. Dez. 1653 Friede zwischen diesen. Die Festungswerke wurden 1813 geschleift.

Kamengrad, Dorf in Bosnien (Kreis Bihac), westlich von Sanski-Most, an der Dubrawa (Zufluß der Sanna), mit Eisengießerei, Eisenhämmern und Bergbau auf Eisen und Silber.

Kamenitz (K. an der Linde), Stadt in der böhm. Bezirkshauptmannschaft Pilgram, mit einem schönen, hoch gelegenen Schloß, Dekaneikirche, Bezirksgericht, (1880) 2216 Einw., Bierbrauerei, Brettsäge, Strumpfwirkerei und Tuchfabrikation. Den Beinamen dankt K. einer Linde, die 26 m hoch ist und einen Umfang von 6 m hat.

Kamenskaja, Ort im Lande der Donischen Kosaken, am Donez und an der Eisenbahn Koslow-Rostow, mit 2 Kirchen und (1882) 11,491 Einw., Sitz der administrativen Behörden des Donezkischen Bezirks.

Kamenz, 1) Stadt in der sächs. Kreishauptmannschaft Bautzen, Amtshauptmannschaft K., eine der sogen. Vierstädte der Oberlausitz, an der Schwarzen Elster und den Linien Arnsdorf-K. der Sächsischen und K.-Senftenberg der Preußischen Staatsbahn, hat 4 Kirchen (darunter eine wendische), ein neues Rathaus mit Bibliothek und Sammlung kirchlicher Altertümer, eine Tuchmacherfachschule, ein 1823 zu Ehren Lessings (der hier 1729 geboren ward, und dessen Kolossalbüste von Knaur auf dem Schulplatz steht) gestiftetes Krankenhaus (»Lessingsstift«), ein Amtsgericht, Wollspinnerei und ansehnliche Tuchfabriken, Fabrikation von Topfwaren, Thonröhren, Zementsteinen und Glas, Schönfärbereien, bedeutende Granitbrüche, Gärtnerei, besuchte Getreide- und Viehmärkte und (1885) 7211 meist evang. Einwohner. — K. hieß anfangs Dreikretscham und erhielt erst im 16. Jahrh. den Namen K. Nachdem 1318 der Markgraf Waldemar von Brandenburg die Stadt durch Kauf erworben hatte, unterwarf sich dieselbe nach seinem Tod 1319 dem König von Böhmen. K. hatte im Hussiten- und Dreißigjährigen Krieg sehr viel zu erdulden und kam 1635 an Kursachsen. Durch die Brände 1706 und 1842 wurde die Stadt fast ganz in Asche gelegt. Vgl. Bönisch, Topographie der Stadt K. (Kam. 1824—25); »Urkundenbuch der Städte K. und Löbau« (im »Codex diplom. Saxoniae regiae«, Bd. 7, Leipz. 1883). — 2) (Kamienica) Dorf und Gut im preuß. Regierungsbezirk Breslau, Kreis Frankenstein, unweit der Neiße, Knotenpunkt der Linien Breslau-Mittelwalde, Kosel-K. und K.-Raudten der Preußischen Staatsbahn, hat eine kath. Kirche und (1885) 904 Einw. Die ehemalige reiche Cistercienserabtei ward 1094 vom Herzog Bretislaw gegründet, 1811 aufgehoben. Das Gebäude wurde nach Schinkels Entwürfen in ein prachtvolles Schloß umgewandelt, das der (1883 gestorbenen) Prinzessin Marianne, geschiedenen Gemahlin des Prinzen Albrecht von Preußen, gehörte und jetzt Eigentum des jüngern Prinzen Albrecht ist. In der ehemaligen Klosterkirche soll Friedrich d. Gr. durch den Abt Tobias Stusche vor den Österreichern gerettet worden sein, indem ihn dieser in ein Chorkleid steckte und mit den Geistlichen die Metten singen ließ, während die Kroaten nach ihm die Kirche durchsuchten. Vgl. Frömmrich, Geschichte der ehemaligen Cistercienserabtei K. (Glatz 1817).

Kamerad (franz. camarade, ital. camerata), Standesgefährte im allgemeinen, ein Wort, das die Teilung gleicher Rechte und Pflichten in gleichem Stand bezeichnet, wahrscheinlich durch die Schlafgenossenschaft einer Stube (lat. camera) entstanden; daher besonders beim Militär die Benennung für Soldat oder Offizier im Verhältnis zu andern, die mit ihm in demselben Truppenteil dienen.

Deutschland ward, sobald sich festere staatliche Zustände bildeten, die Verwaltung der Domänen oder Kammergüter, welche die Hauptquelle des fürstlichen Einkommens bildeten, den Kammern überwiesen, welche daneben, besonders in Preußen, als Kriegs- und Domänenkammern auch Zweigen der Volkswirtschaftspflege und der Polizei vorstanden. So bildete sich die Lehre von den Kammersachen als Zusammenstellung der Grundsätze über die Thätigkeit dieser Behörden. Dieselbe wurde auf besonders errichteten kameralistischen Lehrstühlen an den Universitäten, zuerst in Preußen und zwar in Halle und Frankfurt a. O. seit 1727, gelehrt und von Seckendorf, Schröder, Horneck, Justi, Sonnenfels u. a. wissenschaftlich dargestellt. Sie zerfiel in zwei Teile: 1) die Ökonomie, welche nicht nur die allgemeinen Haushaltungsregeln, sondern auch die Lehre von der Stadtwirtschaft (Handel, Gewerbe) und der Landwirtschaft umfaßte; 2) die Lehre von der Verwaltung des Staats, deren einer Teil, die Polizei, von den Maßregeln zur Pflege und Mehrung des allgemeinen Volkswohlstandes handelt, während das Gebiet der andern, der eigentlichen K., mit dem unsrer heutigen Finanzwissenschaft identisch ist. Einseitigere Kameralisten betrachteten die Mehrung der Einkünfte des Fürsten als Ziel der K. und der Kameralbeamten. Der Ausdruck K. ist heute mehr in den Hintergrund getreten und durch die Bezeichnungen Volkswirtschaftslehre, Staatswissenschaften 2c. ersetzt worden. Gebräuchlich ist noch vielfach die Zusammensetzung »Staats- und Kameralwissenschaften«. »Stud. jur. et cam.« nennt sich derjenige Studierende, welcher sich nicht allein auf den Justiz-, sondern auch auf den Verwaltungsdienst vorbereitet. Vgl. Rau, Über die K. (Heidelb. 1825); Baumstark, Kameralistische Encyklopädie (das. 1835); R. Mohl, Encyklopädie der Staatswissenschaften (2. Aufl., Tübing. 1872); Glaser, Encyklopädie der Gesellschafts- und Staatswissenschaften (Berl. 1864); Roscher, Geschichte der Nationalökonomik (Münch. 1874).

Kamerun, s. Camerun.

Kami, in der Religion der Japaner Name der zahlreichen niedern Gottheiten (vergötterte Naturkräfte, Seelen Verstorbener 2c.); s. Japan, S. 160.

Kamieniec-Podolsk, s. Kamenez-Podolsk.

Kamiesberge, s. Kapland, S. 488.

Kamille (Chamille, *Matricaria L.*), Gattung aus der Familie der Kompositen, einjährige Kräuter mit doldentraubig verästeltem Stengel, zerstreut stehenden, zwei- bis dreifach fiederteiligen Blättern, kegelförmigem, nacktem, innen hohlem Blütenboden und kantigen, ungeflügelten Achenen. Echte K. (Feldkamille, Helmerchen, *M. chamomilla L.*, *Chrysanthemum chamomilla Bernh.*), 15–20 cm hoch, mit doppelt fiederteiligen Blättern, weißen Strahlen- und gelben Scheibenblüten, findet sich durch ganz Europa und in Vorderasien, auch in Australien eingebürgert; sie schmeckt bitterlich, riecht aromatisch und enthält in den frischen Blüten (auf trockne berechnet) 0,25 Proz. dunkelblaues ätherisches Öl (Kamillenöl, s. d.). Die K. bildet eins der beliebtesten [illegible] besitzt den großen Vorzug, in den medizin. Den Namen Chamaemelum (woraus Chamomilla) leitet Plinius vom äpfelartigen Geruch der Blüten ab (melon, der Apfel, und chamai, niedrig). Über Hundskamille und römische K. s. Anthemis.

Kamillenöl, ätherisches Öl, welches aus den Blüten der Kamille (*Matricaria chamomilla*) durch Destillation mit Wasser gewonnen wird (Ausbeute 0,15 Proz.), ist dunkelblau, ziemlich dickflüssig, von intensivem Geruch, schmeckt bitter aromatisch, spez. Gew. 0,92, löst sich schwer in Wasser, in 8–10 Teilen Spiritus, leicht in Äther, wird durch Luft und Licht grünlich und braun. Es ist ein Gemenge verschiedener Öle und wird medizinisch wie Kamillenblüten, auch zu Likören benutzt. Mit dem ätherischen K. ist nicht ein pharmazeutisches Präparat zu verwechseln, welches durch Digerieren von Kamillenblüten mit Spiritus und Olivenöl bis zur Verflüchtigung des Spiritus erhalten und als äußerliches Arzneimittel benutzt wird. Das ätherische Öl der römischen Kamille (*Anthemis nobilis*) ist ebenfalls blau oder grünlich.

Kamin (v. lat. caminus, »Ofen«, franz. Cheminée, engl. Fire-place, Chimney), Vorrichtung zur Zimmerheizung, besteht aus einem von Mauerwerk oder Eisenplatten umschlossenen, vollständig in der Wand liegenden oder teilweise aus derselben hervorspringenden Raum, in welchem man das Brennmaterial auf einem Rost verbrennt, während die Verbrennungsgase direkt in den Schornstein entweichen. In dem K. wirkt das Feuer nur durch Ausstrahlung, die Kaminheizung ist daher äußerst unvorteilhaft. Sie ist aber in milden Klimaten (England, Frankreich) sehr beliebt, weil der Anblick des Feuers den Eindruck der Wohnlichkeit macht, und weil der hervorstehende Teil des Kamins zu einem vorzüglichen Zimmerschmuck hergerichtet werden kann. Der Kaminsims dient überdies zur Aufstellung von Uhren, Spiegeln, Bronzen 2c. Man unterscheidet lombardische Kamine mit weit hervorragendem, pyramidenförmigem Mantel, der auf Konsolen oder sonstigen Vorkragungen steht; französische Kamine, die ganz außerhalb der Mauer stehen; deutsche, welche noch weiter hervorragen und einen hohen Mantel haben, und holländische, ganz in der Mauer liegende. Um die Wirkung des Kamins zu vermehren, benutzt man Kaminöfen aus Eisenblech, welche in die Kaminöffnung hineingesetzt werden oder an der Kaminwand stehen; mittels Luftzüge wird die untere kalte Luft im Zimmer eingesogen, am Feuer erwärmt und strömt oberhalb in diesem Zustand wieder aus (s. Heizung, S. 338 f.). K. heißt auch der Teil des Schornsteins, der außerhalb eines heizbaren Zimmers, gleich vor dem Ofen angebracht ist und zum Heizen des letztern durch eine in der Mauer vorhandene Öffnung dient.

Kamin (Kammin), Stadt im preuß. Regierungsbezirk Marienwerder, Kreis Flatow, an der Kamionka, hat ein ehemaliges Domstift, eine Niederlassung von (Franziskaner-) Krankenpflegerinnen und (1885) 1703 meist kath. Einwohner.

Kaminständer (Kaminbock), s. Feuerbock.

Kamionka (K. strumilowa), Stadt in Galizien, am Bug, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines

bedeutet eigentlich Blusenmänner, von camise, s. v. w. chemise, Hemd, Bluse (daher auch camisade, nächtlicher Überfall). Als Ludwig XIV. 1685 das Edikt von Nantes zurückgenommen hatte (vgl. Hugenotten, S. 770 f.), erhoben sich die K. zur Verteidigung ihres Glaubens. Die Aussendung von Soldaten und Mönchen zu ihrer gewaltsamen Bekehrung entzündete nur um so mehr ihren Glaubenseifer, der sich bis zum Fanatismus steigerte. Propheten und Verzückte standen unter ihnen auf, welche die Menge in schwärmerische Begeisterung versetzten, so daß sie allen Angriffen eine rücksichtslose Todesverachtung, allen Peinigungen die größte Standhaftigkeit entgegensetzten. Die Wut des Volkes richtete sich zuerst gegen die Steuereinnehmer, viele wurden ermordet und ihre Häuser niedergerissen. Nachdem schon 1689 eine Empörung der K. mit den Waffen unterdrückt worden war, kam es zum allgemeinen Aufstand durch die Grausamkeit des Abbé du Chaila, der die Zufluchtsörter der K. ausspürte, sie daselbst beim Gottesdienst überfallen und zum Teil hängen, zum Teil einkerkern ließ. Wegen dieser Gewaltthaten wurde 1702 der Abbé mit den Seinigen erschlagen. Bald schwoll die begeisterte Schar der Aufständischen zu Tausenden an, und die gebirgige Beschaffenheit des Landes mit seinen Höhen und Schlupfwinkeln erleichterte ihnen den Kampf. Ihre Bekriegung war um so schwieriger, als Ludwig XIV. zugleich durch den spanischen Erbfolgekrieg in Anspruch genommen war und seine Gegner alles thaten, um die K. in ihrem Widerstand zu bestärken. Bereits hatten dieselben mehrere königliche Heere geschlagen und zum Teil vernichtet, als der König endlich 1703 den Marschall Montrevel mit 60,000 Mann gegen sie sandte. Dieser, ein ehemaliger Hugenotte, verfuhr auf das empörendste gegen seine frühern Glaubensgenossen. Massenweise wurden sie niedergemetzelt oder hingerichtet und das Land in eine Wüste verwandelt; 436 Dörfer waren zerstört worden. Die K. vergalten Gleiches mit Gleichem, in der Diözese Nîmes allein erwürgten sie 84 Priester und brannten gegen 200 Kirchen nieder. An ihrer Spitze stand ein 20jähriger Bäckerbursche aus Ribaute bei Anduze, Jean Cavalier. Die Kühnheit und Geistesgegenwart dieses Führers, die Schwierigkeit des Kampfes, die immer weitere Verbreitung des Aufstandes und Cavaliers Plan, sich in der Dauphiné mit dem Herzog von Savoyen zu vereinigen, drohten die höchste Gefahr. Die Einwohner von Nîmes, Montpellier, Orange, Uzès 2c. standen mit den K. in Verbindung und unterstützten sie mit allem Notwendigen; alle Glocken der zerstörten Kirchen waren zu Kanonen 2c. umgegossen worden. Da ersetzte Ludwig XIV. im April 1704 den unfähigen Montrevel durch den Marschall Villars. Dieser versuchte den Weg der Güte. Er verkündigte für alle, welche die Waffen niederlegen würden, Amnestie und ließ Gefangene, welche Treue gelobten, frei. Dagegen ließ er jeden, welcher mit den Waffen in der Hand gefangen ward, sofort töten und organisierte bewegliche Kolonnen, durch welche die K. trotz des Beistandes, den sie von England, Savoyen und den Niederländern mit Geld und Waffen unterstützt wurden. Aber im April 1705 war auch dieser bewältigt und endeten die letzten Aufständischen zu Nîmes auf dem Scheiterhaufen. Das ganze Gebiet der Cevennen war aber entvölkert und verödet. Ein Teil der K. trat unter Cavalier, der Reue über seinen Abfall fühlte und den Dienst Ludwigs XIV. wieder verließ, in englische Dienste und focht auf seiten der Verbündeten in Katalonien, wo die meisten in der Schlacht bei Almansa 25. April 1707 den Untergang fanden. Cavalier ging nach England und starb als Gouverneur von Jersey 1740. Vgl. Court de Gébelins, Histoire des troubles des Cévennes ou de la guerre des Camisards (Villefr. 1760, 3 Bde.); Hofmann, Geschichte des Aufstandes in den Cevennen (Nördl. 1837), und die neuern Darstellungen von Lamothe (1868, 3 Bde.), Bonnemère (1869), La Baume (2. Aufl. 1875). Novellistisch behandelten den Stoff L. Tieck in seinem »Aufruhr in den Cevennen« und Sue in dem Roman »Jean Cavalier, ou les fanatiques des Cévennes«.

Kamisöl (v. lat. camisia, »Hemd«), kurzes, jackenartiges Kleid, das über dem Hemd getragen wurde; jetzt s. v. w. Unterwams, Jacke, auch Zwangsjacke.

Kamm, das zum Reinigen und Ordnen der Haare dienende bekannte Werkzeug, wird aus Horn, gehärtetem Kautschuk, seltener aus Schildpatt, Elfenbein, Knochen, Holz, Metall und aus künstlichen Massen, z. B. aus Leim und phosphorsaurem Kalk, dargestellt. Um das Haar dunkler zu färben, bedient man sich der Bleikämme (s. Haare, S. 978). Die Fabrikation der Kämme ist sehr einfach. Das zugerichtete (»zugeschickte«) Horn wird »gezwickelt«, d. h. es werden mit einer Säge die Zähne ausgeschnitten, worauf man diese mit der Größerfeile bearbeitet, die Spitzen wie ein verschobenes Viereck über Kreuz »külpt«, dann die Zähne »gründet« (am Feld gehörig zurichtet), »abrundet« und schleift. Die letztern Arbeiten fallen bei Staubkämmen sogar weg, weil hier die Zähne zu klein sind, um einzeln bearbeitet werden zu können. In neuerer Zeit ist auch in der Kammmacherei die Handarbeit vielfach durch Maschinen verdrängt worden. Nachdem man schon in England zwei Kämme aus einem Stück Horn in der Weise hergestellt hatte, daß die Zähne des einen von den Zwischenräumen des andern geliefert wurden, was man einfach mit Durchstoßeisen erreichte, wurde die Fräsmaschine mit einer Reihe feiner Kreissägen zum Schneiden der Staubkämme benutzt, und jetzt werden namentlich die Gummi- und Hornkämme fast ausschließlich mit Hilfe der genannten Maschinen erzeugt. Vgl. Friedrich, Die Kammfabrikation, ihre Geschichte und gegenwärtige Bedeutung (Nürnb. 1883). — K. heißt ferner der obere Rand des Pferdehalses, wo die Mähne sitzt, daher Kammfett (s. d.); der Stiel der Trauben, an welchem die Beeren gesessen haben, und der zur Essigbereitung benutzt wird; der rote Fleischlappen auf dem Oberschnabel einiger hühnerartiger Vögel; im Maschinenwesen die Zähne

die fürstlichen Angelegenheiten verhandelt wurden, und in übertragener Bedeutung auch die den fürstlichen Haushalt leitende Behörde (vgl. Kabinett). An der Spitze der K., die auch Kammerkollegium, Hofkammer, Rentkammer hieß, stand der Kämmerer (Camerarius, Kammermeister, auch Landschreiber genannt). Derselbe war zugleich einer der ersten Hofbeamten. Die Geschäfte der K. bestanden in der Beaufsichtigung und Leitung der eignen Güter der Fürsten, Kammergüter (Kammervermögen) im engern Sinn, der Domänen, in der Einbringung der herrschaftlichen Gefälle, Zehnten, Zinsen; ferner in der Verwaltung der Einkünfte aus der Jagd, den Straßen, der Münze und den übrigen Regalien. Die Einkünfte verwaltete der Fürst mit seiner K. unabhängig von seinen Ständen; mit ihnen wurden in erster Linie alle Regierungskosten bestritten; erst bei ihrer Unzulänglichkeit mußten die Stände mit der Bewilligung von Steuern eintreten. Zu dem Geschäftskreis der K., zu den sogen. Kammersachen, gehörte aber auch eine polizeiliche Thätigkeit, die notwendig mit der Sorge für Vermehrung der fürstlichen Einkünfte und der heutigen sogen. Volkswirtschaftspflege zusammenhing. Nach und nach wurden in größern Staaten die Kammern in verschiedene Behörden, Kammerkollegien, Hofkammern, Rentkammern, geteilt, woraus sich die Finanzministerien, die Finanzkämmereien, die Steuerkollegien, die Zolldirektionen, die Oberrechnungskammern 2c. entwickelt haben, während das Polizeiwesen in das Ressort andrer Ministerien übergegangen ist. Den Kammern standen zuweilen zur Vertretung in Prozessen eigne Anwalte, Kammerkonsulenten, zur Seite. Vgl. Domäne und Kameralwissenschaft.

In der parlamentarischen Sprache versteht man unter K. die Volksvertretung (s. d.), daher man von Ein- und Zweikammersystem spricht, je nachdem der Landtag einheitlich organisiert oder aus einer Ersten und Zweiten K. zusammengesetzt ist. Endlich wird der Ausdruck K. vielfach in dem Sinn von Kollegium, namentlich richterlichem Kollegium, gebraucht; so sind z. B. bei den Landgerichten Zivil- und Strafkammern, auch Kammern für Handelssachen gebildet (s. Gericht, S. 165 f.), und das Berliner Oberlandesgericht führt noch jetzt die Bezeichnung Kammergericht (s. d.). Für die Vertretung der gemeinsamen Interessen des Anwaltstandes bestehen Anwaltskammern (s. d.). Auch der Handels- und Gewerbekammern (s. d.) ist zu gedenken.

Kammer, im Militärwesen der Aufbewahrungsort für die Bekleidungs- und Ausrüstungsstücke der Truppen, daher Montierungs-, Geschirr-, Regiments-, Bataillons-, Kompanie- 2c. K. Unter Verantwortung der Bekleidungskommissionen (s. d.) werden sie von Kammerunteroffizieren (früher Capitaines d'armes) verwaltet. — Bei den ältesten für Hinterladung eingerichteten Geschützen (Kammerstücken, s. Geschütz, S. 221) heißt K. die lose Ladebüchse, welche das Pulver enthielt; bei den Wurfgeschützen (Haubitzen, Mörser 2c.) der verengerte Raum für die Pulverladung (daher Kammergeschütze). Handfeuerwaffen mit Vorderladung haben eine in der Schwanzschraube (Kammerschwanzschraube), bei den Kammerbüchsen von Deloigne wird das Geschoß auf den Kammerrand aufgesetzt. Auch bei Schrapnells und Minen heißt K. der zur Aufnahme des Pulvers bestimmte Raum. — Auf Schiffen ist K. Gesamtbezeichnung für die durch Quer- und Längswände (Schotten) formierten Abteilungen, welche als Magazine, Wohnräume 2c. dienen und durch den Zweck näher bezeichnet werden, z. B. Pulverkammer in Kriegsschiffen, Postkammer in Postdampfern. — In der Jägerei der mit Jagdzeug umstellte enge Raum, aus welchem das Wild auf den Lauf vor die Schützen getrieben wird (s. Hauptjagen). — K. heißt endlich auch ein Zimmer zur Aufbewahrung von Kunstschätzen 2c. (Kunst-, Schatz-, Antiquitätenkammer 2c.).

Kammerbau, s. Bergbau, S. 725.

Kammerbote (Cameraenuntius), eine der Stellung der Herzöge ähnliche, aber weniger einflußreiche Würde im alten Frankenreich.

Kämmerei, Verwaltung der Einkünfte einer Stadtgemeinde durch städtische Beamte (Stadtkämmerer, Ratskämmerer) unter Aufsicht der Gemeindevertretung und Oberaufsicht der Staatsregierung. Die Vorschriften für die Kämmereiverwaltung sind gewöhnlich in der Städteordnung enthalten. Die Kämmereikasse erhält ihre Zuschüsse aus dem Ertrag der Kämmereigüter, d. h. städtischen Grundstücke, und dem sonstigen Aktivvermögen der Gemeinde, sodann aus den sogen. Kämmereigefällen, wozu Strafgelder, Bürgerrechtsgelder, die städtischen Erbschaftssteuern und die eigentlichen städtischen Umlagen zu rechnen sind. Vielfach wird auch zwischen Kämmereivermögen und Bürgervermögen in dem Sinn unterschieden, daß man unter ersterm das eigentliche Gemeindevermögen im Gegensatz zu demjenigen versteht, dessen Nutzung einzelnen Gemeindemitgliedern als solchen zusteht. Endlich unterscheidet man zwischen Kämmereivermögen, als dem Finanz- oder Kapitalvermögen der Stadt, und dem Verwaltungsvermögen, d. h. dem zu Verwaltungszwecken dienenden Grundvermögen und Inventarium, wie Rathaus, Feuerwehranstalten, Straßenareal 2c.

Kämmerer (lat. Camerarius), der Aufseher über eine Kammer (s. d.) oder sonstige Lokalität, woselbst Kostbarkeiten oder Kunstschätze aufbewahrt werden, daher Silber- oder Kunstkämmerer, der Beamte, welcher fürstliches Kammergut zu verwalten hat; an manchen Höfen, z. B. in Wien und München, auch s. v. w. Kammerherr. Der Oberstkämmerer zählt alsdann zu den obersten Hofchargen. Zu dem preußischen Hofstaat gehören ein Oberstkämmerer und ein Obergewandkämmerer (Grand-maître de la garderobe). Auch ist K. der Titel des Verwalters der städtischen Finanzen (s. Kämmerei).

Kämmererit, s. Pennin.

Kammer für Handelssachen (nicht zu verwechseln mit Handelskammer), s. Handelsgerichte.

Kammerfurier, s. Hoffurier.

Kammergebirge, Alpenkette im südöstlichen Teil des Salzkammerguts, im O. der Dachsteingruppe, mit dem Hocheck (2733 m).

Kammergericht, das frühere Appellationsgericht für die Stadt Berlin und für den Regierungsbezirk Potsdam in Berlin. Durch besondern königlichen Erlaß ist die Bezeichnung K. für das Oberlandesgericht der Provinz Brandenburg in Berlin beibehalten worden. Dasselbe fungiert zugleich als oberstes Landesgericht für den preußischen Staat, indem ihm zur ausschließlichen Verhandlung und Entscheidung überwiesen sind: 1) die nicht zur Zuständigkeit des Reichsgerichts gehörigen Revisionen gegen Urteile der Strafkammern der Landgerichte in erster Instanz; 2) die Revisionen gegen Urteile dieser Strafkammern in der Berufungsinstanz und über alle Beschwerden gegen Entscheidungen der Strafkammern, insofern es sich um eine nach Landesrecht (nicht nach Reichsrecht) strafbare Handlung handelt. Bei dem K. ist ein

Geheimer Justizrat gebildet, vor welchem die Mitglieder der königlichen Familie und des Hauses Hohenzollern ihren persönlichen Gerichtsstand haben. Vgl. Franklin, Das königliche K. (Berl. 1871). K. ist auch die abgekürzte Bezeichnung für Reichskammergericht (s. d.).

Kammergeschütz, s. Kammer (milit.).

Kammergut, s. Domäne.

Kammerherr und **Kammerjunker,** Hofchargen, welche den Ehrendienst bei fürstlichen Personen zu versehen haben, und zwar ist der erstere der höher gestellte. Sein Abzeichen ist der goldene Kammerherrnschlüssel.

Kammerjäger, Forstbeamter, Leibjäger eines Fürsten; jetzt besonders derjenige, welcher das Fangen und Vertreiben von Ratten, Mäusen und anderm Ungeziefer als Geschäft betreibt.

Kammerknechte (kaiserliche K.), früher in Deutschland Bezeichnung der Juden, weil sie dem Kaiser als ihrem Schutzherrn einen Schutzzins zu entrichten hatten.

Kammermusik, Musik, die sich zur Aufführung in kleinern Räumen eignet, im Gegensatz zur Kirchenmusik und Theatermusik, heute auch noch zur Konzertmusik. Die Bezeichnung K. kam zu Anfang des 17. Jahrh. auf, d. h. zu einer Zeit, wo eine Instrumentalmusik im heutigen Sinne nur in den ersten Anfängen existierte und sich auf vierstimmige Tänze sowie Tokkaten und ähnliche Stücke für Orgel beschränkte, betraf daher überwiegend Gesangsmusik, speziell die begleitete Gesangsmusik (Kammerkantate im Gegensatz zur Kirchenkantate, Kammerduette). Als die größern Formen der Instrumentalmusik aufkamen (Kammerkonzert, Suite, Symphonie, Sonate), bezeichnete man auch diese, überhaupt alles, was nicht Kirchen- oder Theatermusik war, als K. Heute versteht man unter K. nur noch von wenigen Instrumenten oder Singstimmen ausgeführte Musik, wie: Streichquartette, Trios, Quintette, Sextette, Septette, Oktette, ebensolche Werke mit Klavier, Sonaten für Klavier allein oder mit obligater Violine, Bratsche, Violoncello, überhaupt alle für einzelne Instrumente mit Klavier geschriebenen Stücke, auch Divertissements von einigen Blas- und Streichinstrumenten, Lieder mit Klavierbegleitung, Duette, Terzette 2c. Der eigentliche Gegensatz zu K. ist heute Konzertmusik (Orchester- und Chormusik). Da in der K. der Mangel an Klangfülle und Abwechselung der Instrumentierung durch feinere Nüancierung und Detailarbeit ersetzt werden muß, so unterscheidet man mit Recht einen besondern Kammerstil, und es gilt als Mangel eines Kammermusikwerks, wenn die Stimmen orchestral behandelt sind. Die Titel Kammermusiker, Kammersänger, Kammervirtuose, welche von Fürsten verliehen werden, stammen aus der Zeit her, wo sich dieselben kleine aus Sängern und Instrumentisten bestehende Kapellen für den Vortrag der zu diesem Zweck geschriebenen Kammermusiken in ihren Privatsalons hielten. Vgl. Nohl, Die geschichtliche Entwickelung der K. (Braunschw. 1885).

Kammerrichter, s. Reichskammergericht.

Kammersachen, s. Kameralwissenschaft.

Kammersänger, s. Kammermusik.

Kammersäure, s. Schwefelsäure.

Kammerschwanzschraube, s. Kammer (milit.).

Kammersee, s. Attersee.

Kammerstil, s. Kammermusik.

Kammerstücke, s. Kammer (milit.).

Kammertaxe (Unterthanentaxe), festgesetzter, meist mäßiger Preis für manche von einer fürstlichen Kammer den Unterthanen abgegebene Gegenstände.

Kammerton (Kapellton), ehedem die gewöhnliche Stimmung der zur Kammermusik (s. d.) erforderlichen Instrumente, im Gegensatz zu der um einen Ton höhern Orgelstimmung, dem Chorton (s. d.), welche sich noch heute bei alten Orgeln findet und beim Zusammenwirken mit andern Instrumenten ein transponiertes Spiel nötig macht. Vgl. Stimmung.

Kammertuch, s. Kambrais.

Kammervermögen, s. Kammer.

Kammerziele, die (sehr unpünktlich und unvollständig eingehenden) Beiträge der Reichsstände zur Unterhaltung des ehemaligen Reichskammergerichts (s. d.) und die Termine zur Zahlung derselben.

Kammfett, das vom Hals, dem sogen. Kamm, der Pferde herrührende Fett, ist nach dem Ausschmelzen schwach gelblich, fast geruchlos, von Butterkonsistenz, schmilzt bei 60° und liefert eine weiße, feste Seife. Das aus Abdeckereien stammende K. ist meist schmutzig weiß oder bräunlich und riecht unangenehm. Aus ganzen Pferdekadavern erhält man durch Behandeln mit Dampf in geschlossenen Cylindern ein reines, helles, geruchfreies Fett, welches leichter schmelzbar ist als K., aber wie dieses zu Maschinenschmiere, zum Einfetten der Wolle und des Leders und zur Darstellung weicher Schmierseife (Elainseife) für Tuchfabriken dient.

Kammgarn, s. Garn, S. 911.

Kammgras, s. Cynosurus.

Kammin, 1) Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Stettin, auf einer Anhöhe, 4 km von der Ostsee, am Kamminschen Bodden, einem von der Dievenow durchflossenen Binnensee, hat 4 Kirchen, eine Synagoge, eine Domschule (Lateinschule, 1175 gegründet), ein Lehrerseminar, ein adliges Fräuleinstift, ein Amtsgericht, ein Sol- und ein Moorbad, Strumpfwarenfabrikation, Dampfmühlen, Eisengießerei, Schiffahrt, Fischerei und (1885) 5684 meist evang. Einwohner. — K. ist wendischen Ursprungs und wurde schon 1123 Hofstadt des Herzogs Wratislaw, 1188 aber Bischofsitz, indem um diese Zeit das 1140 zu Julin gestiftete Bistum vom Herzog Kasimir nach K. verlegt wurde. Es wurde schon damals unmittelbar dem päpstlichen Stuhl unterstellt. Der Ort K. erhielt 1274 Stadtrecht. Geraume Zeit hindurch standen die Bischöfe von K. auf seiten der Markgrafen von Brandenburg, bis im Belgarder Vergleich (1304) der Bischof Heinrich Wacholt (1299 bis 1317) dem Herzog von Pommern Treue geloben mußte. Nachdem 1536 der damalige Bischof Erasmus Manteuffel v. Arnhausen sich der Reformation angeschlossen hatte, erfolgte 1648 die Umwandlung des Bistums K. in ein weltliches unmittelbares Reichsfürstentum, das an Kurbrandenburg fiel. Die ehemaligen Besitzungen des Bistums bilden gegenwärtig die Kreise Kolberg-Körlin, Köslin und Bublitz (bis 1872 zusammen den Kreis »Fürstentum«) im Regierungsbezirk Köslin. Vgl. Kücken, Geschichte der Stadt K. (Kammin 1885). — 2) S. Kamin (Stadt).

Kammkies, s. Markasit.

Kämmlinge, die Abfälle der Kammgarnspinnerei.

Kammlinie, s. v. w. Feuerlinie (s. d.).

Kämmmaschine, s. Spinnen.

Kammmasse, s. Kautschuk.

Kammmuscheln (Pectinidae *Ad.*), Familie der Muscheln (s. d.), deren gleiche oder ungleiche Klappen mit fächerförmig von der Gegend des Schlosses ausstrahlenden Leisten besetzt sind. Bemerkenswert sind die am Mantelrand einiger Arten angebrachten zahlreichen Augen von smaragdgrüner Farbe und kom-

pliziertem Bau. Einzelne Arten sondern einen Byssus ab, andre sind mit der gewölbten Klappe festgewachsen, während die Gattung Pecten sich durch rasches Öffnen und Schließen der Schale wie fliegend vom Boden hoch zu erheben und eine Strecke weit fortzubewegen vermag. Alle K. sind Bewohner des Meers; viele sind eßbar und werden wegen des feinen Geschmacks ihres Fleisches höher als Austern geschätzt. Die Schalen einiger größerer Arten werden als Schüsseln für feines Ragout benutzt, mit andern schmückten aus dem Orient heimkehrende Pilger Hut und Kleid (daher Pilgermuschel). S. auch die Abbildung von Lima auf Tafel »Triasformation I«.

Kammquallen, s. Ktenophoren.

Kammrad (Stirnrad), ein Zahnrad, bei welchem die Zähne in der Ebene des Rades, also radial von der cylindrischen Außenfläche, abstehen. Das Wort K. wird meist nur für holzverzahnte Räder benutzt, da die Holzzähne auch Kämme heißen.

Kammschupper, s. Fische, S. 298.

Kammweberei, das Weben gemusterter Stoffe mit Hilfe von Schäften und Tritten.

Kammwolle, s. Wolle.

Kamnitz, Stadt, s. Böhmisch-Kamnitz.

Kamönen, s. Kamenen.

Kamor, s. Säntis.

Kamp, eingefriedigtes oder mit einem Graben umzogenes Feldstück; auch wohl s. v. w. aufgerissenes Stück Land, z. B. ein Eichelkamp, wo Eicheln anfliegen sollen.

Kamp, Fluß in Niederösterreich, entsteht aus dem Großen und Kleinen K. im Weinsberger Wald, fließt erst östlich, dann südlich und mündet nach 135 km langem Lauf bei Grafenwörth links in die Donau. Das Kampthal ist sehr reich an Naturschönheiten.

Kamp, niederländ. Dorf, s. Kamperduin.

Kampagnard (franz., spr. -pannjär), Landmann.

Kampagne (franz., spr. -pannje), Feld, Gefilde; auch Landaufenthalt; auch s. v. w. Feldzug; endlich die Dauer einer Betriebsperiode bei gewerblichen Unternehmungen, wie Zuckerfabriken, Eisenhütten 2c.

Kampanen (ital., »Glocken«), in die Umfassungsmauern von Burgen und Stadtbefestigungen, oft in mehreren Stockwerken und galerieartig fortlaufend eingebaute Nischen mit Schießscharten zur Grabenverteidigung. Dürer hat sie vielfach angewendet.

Kampanje, Aufbau auf Achterdeck hinter dem Kreuzmast, der auf Handelsschiffen dem Kapitän zur Wohnung dient.

Kampänien (lat. Campania, »Ebene«), im Altertum Landschaft auf der Westküste von Italien, umfaßte die Ebene, welche sich vom Gebirge Massicus im N. südwärts bis zur gebirgserfüllten Halbinsel von Surrentum (Sorrent) erstreckt und nordwestlich von Latium, nordöstlich von Samnium und südöstlich vom Lande der Picentiner begrenzt wurde (s. Karte »Italien zur Zeit des Kaisers Augustus«). Sie entspricht ungefähr den heutigen Provinzen Napoli und Caserta. Am Fuß des Mons Massicus (Monte Massico) breitete sich der durch vorzügliches Weingewächs berühmte Falernus ager aus; nordöstlich von Cumä liegt der Mons Gaurus (Monte Gaudo), nördlich von Capua der Mons Tifata mit einem Tempel der Diana, ostwärts von Neapel der feuerspeiende Mons Vesuvius. An der Küste ragt das Promontorium Misenum (Capo Miseno) ins Meer und südöstlich davon das Promontorium Minervae (Punta della Campanella) als Scheide zwischen dem Sinus Cumanus (Krater bei den Griechen, Golf von Neapel) nordwestlich und dem Sinus Paestanus (Meerbusen von Salerno) südöstlich. Der bedeutendste der trüben, langsam strömenden Flüsse hieß Volturnus (Volturno); als kleinere Küstenflüsse sind zu nennen der Clanius (Lagno) und Sarnus (Sarno), unweit dessen Pompeji lag. Von den Seen ist nur der berüchtigte Lacus Avernus (Lago di Averno) übrig. Der Lacus Lucrinus, einst der Hafen der Griechenstadt Cumä, war der innerste Teil des Sinus Bajanus, durch einen schmalen Damm vom Meer geschieden und reich an vortrefflichen Austern. K. war fruchtbar und ergiebig im Acker- und Weinbau wie in der Viehzucht und in köstlichen Fischen, dazu lieblich durch mildes und gesundes Klima. Daher besaßen die vornehmen Römer in dieser Landschaft, welche sie Campania felix (das »glückliche K.«) nannten, Landgüter und Landhäuser, mit den üppigsten Reizen ausgestattet. Bajä mit seinen Thermen war einst der Mittelpunkt der feinen Welt. Andre Orte waren Cumä (Kyme), Puteoli, Neapolis, die 79 n. Chr. bei einem Ausbruch des Vesuvs verschütteten Städte Herculaneum, Pompeji und Stabiä; ferner Salernum, Volturnum, Surrentum, Liternum, die Hauptstadt Capua, Suessula, Casilinum, Teanum, Cales, Atella, Acerrä, Nola, Abella, Nuceria u. a. Als die frühsten Bewohner der Landschaft erscheinen die ausonischen Osker, die dann den einziehenden gebildetern Völkern erlagen. In uralter Zeit gründete eine griechische Kolonie die durch Gewerbe und Handel blühende Stadt Kyme (Cumä), von welcher wieder die Städte Dikäarchia (Puteoli), Paläopolis, Neapolis u. a. ausgingen. Um 800 v. Chr. erlagen die Osker den eindringenden Tyrrhenern oder Etruskern, welche fast 400 Jahre lang K. beherrschten, und dann zwischen 440 und 420 dem waffengeübten, kräftigen Bergvolk der Samniter, welche die eigentlichen Gründer des Staats K. wurden. Doch nach weniger als 100 Jahren schon (343) mußte es, von neuem durch die Samniter bedrängt, sich dem Schutz und der Oberhoheit Roms unterwerfen. Als in der Völkerwanderung Roms Macht zertrümmert wurde, hielten sich die Byzantiner nur in einigen Küstenstädten. Im 9. und 10. Jahrh. bestanden im ehemaligen K. die Fürstentümer Benevent, Capua und Salerno; im 11. Jahrh. setzten sich die Normannen hier fest. Über die spätern Schicksale des Landes s. Capua und Neapel. Vgl. Beloch, K., Topographie, Geschichte 2c. (Berl. 1879).

Kampanulaceen (Glockenblütler), dikotyle, etwa 800 Arten umfassende, in der gemäßigten und warmen Zone verbreitete Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Kampanulinen, milchsaftführende Kräuter und Stauden mit wechselständigen, seltener gegenständigen Blättern und epigynen, meist fünfzähligen Blüten, deren Blumenkrone oft glockenförmig gestaltet ist und 5 meist freie oder mit den Antheren verklebte, selten verwachsene Staubgefäße umschließt. Der Fruchtknoten besteht aus 2—5 verwachsenen Karpiden und entwickelt sich zu einer mit Löchern aufspringenden Kapsel, die zahlreiche kleine, endospermführende Samen enthält. Vgl. A. De Candolle, Monographie des Campanulées (Par. 1830).

Kampanulinen, Ordnung im natürlichen Pflanzensystem aus der Abteilung der Dikotyledonen, charakterisiert durch fünfzählige, mit Kelch und verwachsenen Blumenblättern versehene Blüten, freie oder unter sich, selten mit der Krone verwachsene, bisweilen unvollzählige Staubblätter und 1—5 zu einem unterständigen Fruchtknoten verwachsene Fruchtblätter, umfaßt nach Eichler die Familien der Kampa-

nulaceen, Lobeliaceen, Stylidiaceen, Goodeniaceen und Kukurbitaceen.

Kampen, Stadt in der niederländ. Provinz Overyssel, links an der Yssel, unweit deren Mündungen in einer Gegend, welche ganz unter Wasser gesetzt werden kann, Endpunkt der Niederländischen Zentralbahn (Utrecht-K.), ist mit Gräben und parkähnlichen Anlagen umgeben, hat mehrere alte Kirchen, eine schöne, 1874 neugebaute Brücke über die Yssel, ein Stadthaus, eine lateinische und eine höhere Bürgerschule, ein Seminar für orthodox-reformierte Prediger, ist Garnison des Instruktionsbataillons (Lehrschule für Unteroffiziere der Infanterie) und zählt (1887) 18,288 Einw., welche sich von Schiffbau, Fischerei, Handel, Kalk- und Ziegelbrennerei sowie Zigarrenfabrikation nähren. — K., 1286 gegründet, war ehemals eine freie Reichs- und Hansestadt mit beträchtlichem Handel, der aber mit der zunehmenden Versandung der Ysselmündungen immer mehr sank, sich jedoch seit etwa 25 Jahren durch Verbesserung der Mündungen wieder beträchtlich gehoben hat. Die Stadt wurde 1578 von den Holländern erobert und mußte sich 1672 an die Franzosen ergeben, welche die Brückenschanze am rechten Ysselufer zerstörten.

Kampen, Nicolaas Godfried van, niederländ. Geschichtschreiber, geb. 15. Mai 1776 zu Haarlem, ward in Deutschland erzogen, erlernte den Buchhandel, während er sich zugleich selbst in den Wissenschaften fortbildete, ward 1816 Lehrer der deutschen Sprache in Leiden, 1829 der niederländischen Sprache und Litteratur und der vaterländischen Geschichte am Athenäum zu Amsterdam und starb 15. März 1839 daselbst. Von seinen zahlreichen, mitunter der Tiefe der Forschung ermangelnden Werken sind hervorzuheben: »Geschiedenis van de fransche heerschappij in Europa« (Leid. 1815–23, 8 Bde.); »Geschiedenis der letteren en wetenschappen in de Nederlanden« (Haag 1821–26, 3 Bde.); »Geschiedenis der Nederlanders buiten Europa« (Haarl. 1831–1833, 3 Bde.); »Handboek der hoogduitsche letterkunde in proza en poëzij« (daf. 1823–30, 4 Bde.). In Deutschland ist er besonders durch seine »Geschichte der Niederlande« (Hamb. 1831–33, 2 Bde.) bekannt geworden. Mit Tijdemann gab er die Zeitschrift »Mnemosyne« (1815–21, 10 Bde.) heraus. Vgl. S. R. van Campen, Nicholas Godfried van C., a biographical sketch (Lond. 1887).

Kamperduin (spr. -deun, schlechthin Kamp), Dorf in der niederländ. Provinz Nordholland, an den Dünen der Westküste, zwischen Alkmar und Helder, bekannt durch die große Seeschlacht vom 11. Okt. 1797, in welcher der englische Vizeadmiral Duncan über die französisch-holländische Flotte unter de Winter den Sieg davontrug, und nach welcher er den Titel »Viscount von Camperdown« erhielt.

Kampeschebai, s. v. w. Campechebai, s. Campeche.

Kampeschehanf, s. Aloehanf.

Kampescheholz (Campecheholz, Blauholz, Blutholz, Logwood), das von Haematoxylon Campechianum (s. Tafel »Farbepflanzen«) stammende Holz, welches seinen Namen von der Campechebai in Mexiko hat, aus welcher dasselbe früher ausgeführt wurde. Es kommt in großen, von Rinde und Splint befreiten Stücken in den Handel, ist auf der stark gefurchten Außenseite rötlich- bis schwärzlichbraun, auf frischer Schnittfläche im Innern dunkel gelbbraun, sehr hart, nimmt schöne Politur an, schmeckt zuckerartig, adstringierend, färbt den Speichel rot und riecht der Veilchenwurzel ähnlich. Die beste Handelssorte ist die von der Campechebai, dann folgt die von Honduras; Jamaica- und Domingoholz sind blässer und ärmer an Farbstoff, die geringste Ware ist die von Martinique und Guadeloupe. Das unveränderte Holz enthält Hämatoxylin (s. d.), welches in feuchter Luft bei Gegenwart von Ammoniak in dunkelrotes Hämatein übergeht. Das Färbevermögen des Kampescheholzes nimmt daher sehr bedeutend zu, wenn man es geraspelt und befeuchtet in dünner Schicht 6–8 Wochen liegen läßt und öfters umschaufelt. Man benutzt das K. in der Färberei und zwar entweder direkt den mit Wasser bereiteten Auszug oder das Extrakt, welches in der Heimat des Holzes, in den Vereinigten Staaten und in Europa dargestellt wird. Es bildet dunkel schwarzbraune, glänzende Stücke, die sich bei völliger Trockenheit leicht zerstoßen lassen. K. gibt mit Thonerdebeizen ziemlich intensive grauviolette Farben, mit Kupfersalzen Blau, mit Eisenbeize Schwarz oder Grau, mit Chromoxyd nach vorhergegangener Oxydation mit Chromsäure Schwarz. Mit Ausnahme der letztern sind aber diese Nüancen sehr unbeständig und werden durch Licht, Seife, Alkalien und Säuren zerstört. K. dient zum Färben von Baumwolle, Wolle, Seide und Leder, meist in Verbindung mit andern Farbstoffen, das Extrakt als desinfizierendes Mittel zum Verbinden von Wunden. Mit chromsaurem Kali gibt eine Abkochung eine gute und sehr billige schwarze Tinte.

Kampfeinheit, (taktisch) die kleinste nach einer gewissen Selbständigkeit des Handelns fähige Truppenabteilung und zwar Kompanie, Eskadron, Batterie, während die administrative Einheit das Bataillon, Regiment und die Abteilung bilden.

Kampfer (Laurineenkampfer, Japankampfer, Camphora), ein Produkt des Kampferbaums (Camphora officinalis *Nees*), wird aus dem Holz desselben auf Formosa und in Japan gewonnen, indem man den K. auf sehr einfache Weise durch Wasserdämpfe aus dem zerschnittenen Holz austreibt und die Dämpfe in passenden Gefäßen verdichtet. Der nach Europa gebrachte rohe K. wird unter Zusatz von wenig Holzkohle, Eisenfeile oder Kalk, besonders in England, Holland, Hamburg, einer Sublimation unterworfen und liefert dann den gereinigten K., welcher in Form von schalenförmigen, in der Mitte durchbohrten Broten in den Handel kommt. K. bildet eine farblose, durchscheinende, körnig-kristallinische, zähe Masse vom spez. Gew. 0,98, ist nur nach dem Befeuchten mit Alkohol pulverisierbar, riecht eigentümlich, schmeckt brennend bitterlich, löst sich in 1000 Teilen kaltem Wasser, leicht in Alkohol, Äther, Benzol und in fetten Ölen, schmilzt bei 175°, siedet bei 205°, sublimiert unzersetzt, verflüchtigt sich aber auch schon bei gewöhnlicher Temperatur sehr stark, brennt mit rußender Flamme und rotiert, wenn man ihn in kleinen Stückchen auf Wasser wirft, aber nur, wenn letzteres keine Spur Fett enthält. Die Zusammensetzung des Kampfers entspricht der Formel $C_{10}H_{16}O$, und er ist offenbar durch Oxydation aus einem ätherischen Öl $C_{10}H_{16}$ entstanden, welches sich namentlich in jüngern Teilen des Kampferbaums findet, bei der Sublimation sich mit dem K. verflüchtigt und von dem rohen K. abtropft. Dies Kampferöl oxydiert sich sehr leicht an der Luft und bei Behandlung mit Salpetersäure zu K. Bei weiterer Oxydation des Kampfers entsteht die kristallisierbare, farb- und geruchlose Kampfersäure $C_{10}H_{16}O_4$ und bei Destillation des Kampfers mit Chlorzink Cymen $C_{10}H_{14}$, ein Kohlenwasserstoff, aus welchem man umgekehrt wieder K. darstellen kann; auch finden sich dem Laurineenkampfer sehr ähnliche Substanzen in manchen

ätherischen Ölen oder entstehen aus solchen. K. wirkt in kleinern Gaben beruhigend, in größern erregend auf das Nervensystem und erstreckt diese Wirkung besonders auf die Nerven der Zirkulations-, Respirations- und Geschlechtsorgane. In größern Gaben ist er giftig; auf die Haut eingerieben, wirkt er reizend, auch hindert er die Fäulnis. Man benutzt ihn als lähmungswidriges, krampfstillendes, resorbierendes Mittel bei Krankheiten des Darmkanals, des Herzens, der Respirationsorgane, bei Nervenkrankheiten, Nymphomanie, Hautkrankheiten, typhösen und brandigen Zuständen, Rheumatismus, als Zahnschmerzmittel 2c. Zur Beseitigung roter Wangen tragen junge Damen bisweilen K. auf der Brust. Welke Pflanzen werden wieder frisch, wenn man sie in Wasser stellt, welches ein wenig Kampferspiritus enthält. In der Technik dient K. zur Darstellung von Sprenggelatine, Celluloid, in der Feuerwerkerei, zur Nachtlichterfabrikation, zum Schutz von Pelzwerk, Wolle, Sammlungen von Insekten 2c. Die bei weitem größte Menge K. wird in Indien von den Eingebornen verbraucht. Offizinell ist eine Lösung von 1 K. in 7 Spiritus und 2 Wasser als **Kampferspiritus**, eine Lösung von 1 K. in 9 Olivenöl als **Kampferöl** und eine Mischung von 1 K., 1 Spiritus, 3 Gummischleim und 45 Weißwein als **Kampferwein**; auch dient K. zur Darstellung einiger andrer pharmazeutischer Präparate. Eine andre Kampfersorte, der **Borneokampfer, Baroskampfer, Borneol**, welcher von Dryobalanops Camphora *Colebr.* gesammelt wird (s. Dryobalanops), ist etwas schwerer als Wasser, weniger flüchtig, schmilzt bei 198°, riecht dem gewöhnlichen K. ähnlich, aber zugleich ein wenig nach Patschuli. Seine Zusammensetzung entspricht der Formel $C_{10}H_{18}O$, und bei Behandlung mit Salpetersäure gibt er Japankampfer, welcher anderseits durch alkoholische Kalilauge in Borneokampfer übergeführt wird. Er wird nur als Räuchermittel bei gottesdienstlichen und andern feierlichen Handlungen in Asien benutzt, in den europäischen Handel kommt er nicht. Eine dritte Kampfersorte, der **Ngaikampfer**, wird in Kanton aus Blumea balsamifera *Dec.* (Komposite) gewonnen, hat die Zusammensetzung des Borneokampfers, unterscheidet sich aber von demselben in den optischen Eigenschaften. Er wird in China als Arzneimittel und zum Parfümieren der feinern Tusche benutzt. Unter **künstlichem K.** versteht man das Produkt der Einwirkung von trocknem Chlorwasserstoff auf Terpentinöl $C_{10}H_{16}Cl$, welches farblose Kristalle bildet und kampferartig riecht und schmeckt. Im Altertum war K. in Europa unbekannt; die arabischen Ärzte des Mittelalters, Simon Seth um 1070 und die Äbtissin Hildegard um 1150 erwähnen dagegen den K., und zur Zeit des Paracelsus wurde derselbe allgemein gebraucht. In China scheint zuerst der Borneokampfer bekannt geworden zu sein, welcher dann Veranlassung gab zur Darstellung des Laurineenkampfers aus dem auch in China weitverbreiteten Kampferbaum; gegenwärtig aber wird in China kein Laurineenkampfer dargestellt.

Kämpfer (Impost), in der Baukunst derjenige Teil des Widerlagers eines gewölbten Bogens, worauf der letztere unmittelbar ruht. Bei Brückengewölben bleiben die K. meist glatt; bei Hochbauten mit reicherer Ausstattung werden sie durch vorspringende Platten mit glatter oder profilierter Oberfläche ausgezeichnet, welche als Trennungsglieder von Pfeiler und Bogen erscheinen. Werden dieselben bei einer Bogenstellung fortlaufend angewandt, so bilden sie ein **Kämpfergesims**. Die Höhe desselben beträgt etwa 1/5—1/10 der Bogenweite, während seine Ausladung ca. 1/3—1/2 seiner Höhe nicht überschreiten darf.

Kämpfer, Engelbert, Reisender, geb. 16. Sept. 1651 zu Lemgo als Sohn eines Geistlichen, studierte in Königsberg Medizin und ging 1683 als Arzt mit der schwedischen Gesandtschaft nach Rußland und Persien, begab sich von hier 1685 mit einem holländischen Schiff nach Ceylon, Kochin, Bengalen und kam 1689 nach Batavia, von wo er 1690 eine Gesandtschaft der Holländer nach Siam und Japan begleitete. In Japan, um dessen Erforschung er sich die größten Verdienste erwarb, verweilte er zwei Jahre, kehrte 1692 nach Batavia und 1694 in seine Heimat zurück, wurde Leibarzt des Grafen zur Lippe und starb 2. Nov. 1716. K. hat sehr viel geschrieben, doch befindet sich das meiste (darunter die Beschreibung seiner großen Reisen) ungedruckt im Britischen Museum. Das einzige von ihm selbst herausgegebene Werk sind die »Amoenitates exoticae« (Lemgo 1712), eine Reihe ethnographischer und geschichtlicher Abhandlungen. Nach seinem Tod erschien, in englischer Bearbeitung von Scheuchzer, die »History of Japan and Siam« (Lond. 1727, 2 Bde.), sein bekanntestes Werk, das (Lemgo 1777, 3 Bde) von Dohm ins Deutsche zurück übersetzt wurde, und die durch Banks herausgegebenen »Icones selectae plantarum, quas in Japonia collegit« (Lond. 1791). Einen Auszug aus seinem »Diarium itineris ad aulam moscoviticam« ließ Adelung drucken.

Kampferbaum, s. Camphora; **ostindischer K.**, s. v. w. Dryobalanops.

Kampfereis, eine Pomade zur Geschmeidigerhaltung der Haut, eine Mischung aus fettem Mandelöl, Wachs, Walrat und Kampfer, welche mit Rosenwasser und etwas Rosmarinwasser zusammengerieben wird.

Kampferliniment, s. Liniment.

Kampferlorbeer, s. v. w. Kampferbaum.

Kampferöl, s. Kampfer.

Kampferölbaum, s. Dryobalanops.

Kampfersäure, **Kampferspiritus**, **Kampferwein** } s. Kampfer.

Kampfgericht, s. Zweikampf und Ordalien.

Kampfläufer (Brausehahn, Burrhahn, Kollerhahn, Machetes pugnax *Cuv.*, s. Tafel »Watvögel I«), Vogel aus der Ordnung der Watvögel und der Familie der Schnepfen (Scolopacidae), 29—32 cm lang, 64 cm breit, mit kopflangem, weichem, an der Spitze nicht verbreitertem Schnabel, hohen, schlanken, weit über die Ferse nackten, vierzehigen Füßen, hoch eingelenkter Hinterzehe, mittellangen, spitzen Flügeln, kurzem, flach gerundetem Schwanz und weichem, meist glatt anliegendem Gefieder. Die Oberflügel sind dunkel braungrau, der Schwanz ist schwarzgrau, schwarz gefleckt, der Bauch weiß; die Augen sind braun, die Füße rötlichgelb, der Schnabel ist grünlichgelb. Das Männchen erhält im Frühjahr einen aus harten, etwa 8 cm langen Federn bestehenden, dunkel gefleckten oder gebänderten Kragen, der den größten Teil des Halses umgibt und auf dunklem, sehr verschieden gefärbtem Grund gebändert oder gefleckt ist, und im Gesicht eigentümliche Warzen, welche im Herbst mit dem Kragen verschwinden. Übrigens weicht die Färbung und Zeichnung der Männchen bei den verschiedenen Individuen außerordentlich ab. Der K. bewohnt größere Sumpfflächen und die Küsten im Norden der Alten Welt und erscheint auf seinem Zug in ganz Europa, Asien und Afrika; bei uns weilt er von Anfang Mai bis Juli oder August. Männchen und Weibchen ziehen getrennt und halten sich auch in der

Winterherberge gesandert. Er geht anmutig, fliegt sehr schnell, ist höchst munter und rege, lebt gesellig und nährt sich von Land- und Wassertieren und von Sämereien. In der Paarungszeit kämpfen die Männchen fortwährend miteinander, erwählen sich besondere Kampfplätze und stellen sich auf diesen täglich mehreremal ein. Ihre einzige Waffe ist der weiche Schnabel, die Ursache des Kampfes ist unerklärt und jedenfalls nicht Eifersucht. Das Nest steht in der Nähe des Wassers und enthält meist vier große, bräunliche oder grünliche, dunkel gefleckte Eier, welche das Weibchen in 17—19 Tagen ausbrütet. Der K. ist leicht zu fangen und erträgt die Gefangenschaft sehr gut; sein Fleisch ist im Herbst wohlschmeckend; die Eier kommen häufig als Kiebitzeier in den Handel.

Kampfordnung, s. v. w. Fechtart.

Kampfspiele, Wettkämpfe in allerlei Leibesübungen, die bei festlichen Veranlassungen als öffentliche Schaugebung und zu allgemeiner Teilnahme veranstaltet werden und meist mit einem Preis aber einer Festgabe für die Sieger verbunden sind. Dergleichen Wettkämpfe waren bei den Griechen die berühmten Olympischen, Nemeïschen und Pythischen Spiele (s. d. Art.); auch bei den Römern waren sie in hohem Grad beliebt (s. Ludi). Im Mittelalter treten sie vorwiegend in der Gestalt der Turniere (s. d.), in der Neuzeit besonders als Schau- oder Wettturnen u. dgl. auf.

Kampf ums Dasein (Übersetzung v. engl. »struggle of life«), in neuester Zeit vielgebrauchter Ausdruck, hergenommen aus dem Titel von Darwins 1859 erschienenem Buch »On the origin of species by means of natural selection, or the preservation of favoured races in the ‚struggle of life'«. Indessen hat schon Malthus in seinem »Essay on the principles of population« (1798) vom »struggle for existence« gesprochen. S. Darwinismus, S. 565.

Kampfzölle, s. Zölle und Zuschlagszölle.

Kamphausen, Adolf, protest. Theolog, geb. 10. Sept. 1829 zu Solingen, studierte in Bonn, kam 1855 als Privatsekretär Bunsens nach Heidelberg, um an dessen Bibelwerk zu arbeiten. Zugleich an der Universität als Privatdozent thätig, siedelte er 1859 mit Bunsen nach Bonn über, wurde 1863 außerordentlicher und 1868 ordentlicher Professor der Theologie, um seither namentlich die von der evangelischen Kirchenkonferenz unternommene Revision der lutherischen Bibelübersetzung zu fördern. Er schrieb: »Das Lied Moses'« (Leipz. 1862), »Das Gebet des Herrn« (Elberf. 1866), »Die Chronologie der hebräischen Könige« (Bonn 1883) und gab die dritte Auflage von Bleeks »Einleitung ins Alte Testament« (Berl. 1870) heraus.

Kamphene (Terbene), Kohlenwasserstoffverbindungen von der allgemeinen Formel $C_{10}H_{16}$, bilden den Hauptbestandteil vieler ätherischer Öle, finden sich aber häufig begleitet von sauerstoffhaltigen Ölen. Sie sind einander isomer oder polymer, bald mehr, bald weniger verschieden in physikalischen und chemischen Eigenschaften; einige bilden mit Wasser kristallisierbare Hydrate und mit Chlorwasserstoff teils flüssige, teils starre Verbindungen. Letztere bezeichnet man als künstliche Kampfer.

Kampher, s. Kampfer.

Kamphin, ein durch Destillation mit gebranntem Kalk oder Chlorkalk und Wasser gereinigtes und mit gebranntem Gips entwässertes Terpentinöl, riecht zitronenartig und diente früher als Leuchtmaterial, ebenso eine gleichfalls K. genannte Mischung von Terpentinöl mit Alkohol und Äther (Gasäther, Leuchtspiritus).

Kamphu, s. v. w. Kongothee, s. Thee.

Kampieren (franz.), im Feld liegen, lagern.

Kampierleine (Stallleine), im Biwak zwischen den in die Erde geschlagenen, etwa 1—1,4 m hohen Kampier- oder Pikettpfählen gezogene Leine, an welcher die Halftern der Pferde befestigt werden.

Kampot, Hafenstadt des hinterind. Königreichs Kambodscha, an der Mündung des westlichen Arms des Flusses K. in den Golf von Siam, Hauptmarkt für Pfeffer und Gewürze und für die Verproviantierung der Küstenfahrer, hat ca. 20,000 meist chines. Einwohner. Der geräumige Hafen ist geschützt und von genügender Tiefe, auch für größere Fahrzeuge.

Kampschulte, Wilhelm, Geschichtschreiber, geb. 12. Nov. 1831 zu Wickede in Westfalen, besuchte die Akademie zu Münster, um Theologie zu studieren, ging aber nach kurzem Aufenthalt daselbst 1854 nach Berlin, um sich dem Studium der Geschichte zu widmen. 1855 siedelte er nach Bonn über, woselbst er sich 1857 für Geschichte habilitierte und 1860 zum ordentlichen Professor ernannt wurde; dort starb er schon 3. Dez. 1872, nachdem er sich entschieden gegen das Unfehlbarkeitsdogma erklärt und seine Überzeugung standhaft behauptet hatte. Seine durch gründliche Forschung und Unparteilichkeit ausgezeichneten Werke sind: »De Georgio Wicelio« (Bonn 1856); »Die Universität Erfurt in ihrem Verhältnis zur Reformation« (Trier 1858—60, 2 Bde.); »De Joanne Croto Rubiano« (Bonn 1862). Sein Hauptwerk: »Johann Calvin, seine Kirche und sein Staat in Genf« (Leipz. 1869, Bd. 1), ist unvollendet geblieben.

Kamptulikon (griech.), ein durch starkes Walzen hergestelltes Gemisch von gepulverten Korkabfällen mit wenig Kautschuk, wird in Plattenform gebracht und zeichnet sich aus durch eine gewisse Elastizität und Zähigkeit, bedeutenden Widerstand gegen Abnutzung, völlige Unempfindlichkeit gegen Wasser und die meisten Chemikalien und durch die Fähigkeit, den Schall zu dämpfen. Man braucht K. zum Belegen des Fußbodens in Kirchen, Bibliotheken, Badestuben, zu Fußabtretern, selbst zur Bodenbekleidung der Pferdeställe, dann auch an Stelle des Leders zu Abziehriemen, Messerputzmaschinen ꝛc. Die einzelnen Platten können durch eine Lösung von Kautschuk in Benzol zusammengekittet werden. Zum Belegen von Dielenfußböden benutzt man jedoch jetzt lieber Korkteppiche (s. d.), da das K. durch das Schwinden des Holzes der Fußböden oft rissig wurde.

Kamptz, Karl Albert Christoph Heinrich von, preuß. Staatsmann, geb. 16. Sept. 1769 zu Schwerin in Mecklenburg, studierte zu Göttingen und trat 1790 als Assessor der Justizkanzlei in mecklenburg-strelitzsche Dienste. 1804 ernannte ihn der König von Preußen zum Reichskammergerichtsassessor in Wetzlar. Nach Auflösung des Deutschen Reichs übernahm K. die Vizepräsidentschaft des Justizkollegiums in Stuttgart, legte jedoch diese Stelle bald wieder nieder und trat, nachdem er sich bis 1809 in Wetzlar an den noch übriggebliebenen allgemeinen Geschäften des Reichskammergerichts beteiligt hatte, 1811 als Mitglied des Kammergerichts in den preußischen Justizdienst. Er wurde 1812 vortragender Rat im Departement der höhern und Sicherheitspolizei, 1817 Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat und Direktor des Polizeiministeriums sowie Mitglied des Staatsrats, 1824 Direktor der Unterrichtsabteilung im Kultusministerium, 1825 Wirklicher Geheimer Rat und Direktor im Justizministerium, 1830 provisorischer, 1832 wirklicher Justizminister und mit Fortführung der Gesetzrevision wie mit der obersten Leitung der

Justizangelegenheiten in den Rheinpravinzen beauftragt, im Februar 1842 aber mit Beibehaltung seiner Stelle im Staatsrat in den Ruhestand versetzt. Er starb 3. Nav. 1849 in Berlin. K. zeichnete sich durch seltene staatsmännische Gewandtheit und eisernen Fleiß aus; eine lraurige Berühmtheit erlangte er hingegen durch seinen Eifer in der Aufspürung und Untersuchung vermeintlicher demagogischer Umtriebe, wie er sich denn namentlich auch bestrebte, alle freiern Regungen auf den deutschen Universitäten zu unterdrücken. Daher war sein Kaber der Gendarmerie« (Berl. 1815) eins der ersten Bücher, welche 1817 bei dem Wartburgfest den Flammen übergeben wurden. Von seinen übrigen zahlreichen Schriften sind noch heute zu nennen: »Beiträge zum mecklenburgischen Staats- und Privatrecht« (Schwer. 1795—1805, 6 Bde.); »Zivilrecht der Herzagtümer Mecklenburg (das. 1805–24, 2 Bde.); »Handbuch des mecklenburgischen Zivilprazesses« (Berl. 1810; 2. Aufl. van Nettelbladt, das. 1822); »Jahrbücher für die preußische Gesetzgebung« (das. 1814–40, 54 Bde.); »Analen der preußischen innern Staatsverwaltung« (das. 1817 – 39, 23 Bde. u. 2 Bde. Register); »Die Pravinzial- und statutarischen Rechte in der preußischen Monarchie« (das. 1826—28, 3 Bde.); »Aktenmäßige Darstellung der preußiichen Gesetzrevision« (das. 1842).

Kamsin, s. Chamsin.

Kamtschadälen, die zu den Hyperboreern (s. d., S. 850) gehörigen Bewahner des südlichen Teils der Halbinsel Kamtschatka und der Insel Schumschu, der nördlichsten der Kurilen, die mehr und mehr durch Russifizierung verschwinden und gegenwärtig etwa 2000 Köpfe zählen. Sie nennen sich selbst »Itelmen«; der Name K. rührt von dem Wart »Kontschal« her, womit die Korjaken (s. d.) sie bezeichnen Sie zeichnen sich als unermüdliche und rasche Fußgänger aus, sind aber auch die eigentlichen Meister im Führen der Hundeschlitten und Abrichten der Schlittenhunde. Die K. bewahnen im Winter Erdlöcher, die mit Rasen und Erde bedeckt werden; im Sammer halten sie sich in Balaganen, leichten, auf hahen Gerüsten errichteten Hütten, auf. Ihre Sprache ist auf keine der bekannten Sprachenfamilien zurückzuführen. Die alten Weiber vertreten bei ihnen die Stelle der Schamanen, zum Christentum bekennen sich nur wenige. S. Tafel »Asiatische Völker«, Fig. 2.

Kamtschátka, graße Halbinsel an der nördlichen Ostküste van Asien, seit 1856 zum russischen Küstengebiet am Ochotskischen Meer gehörig, erstreckt sich van NNO. gegen SSW., wo sie in dem Kap Lapatka in ihre südlichste Spitze ausläuft, gegen die Inselkette der Kurilen hin, van denen Schumschu, die nördlichste, nur 11 km entfernt ist. Sie scheidet das Meer van K. im O. von dem Ochatskischen Meer im W. und hängt nur im N. mit dem Festland zusammen. Das Areal beträgt 1,206,200 qkm (21,908 QM.). Die Westküste zieht sich in einem Bogen ohne graße Buchten hin; die Ostküste dagegen hat beträchtliche Buchten und Vargebirge und ist zum Teil sehr steil; die Meerestiefe ist hier 70–90 m; unter 53° nördl. Br. liegt die Festung Peterpaulshafen mit einem guten Hafen. K. bildet den Kreis Petrapawlowsk des russischen Küstengebiets, zu welchem außerdem an der Ostküste die Inseln Karagin und Bering gehoren (die früher dazu gehörigen Kurilen wurden 1875 an Japan abgetreten). K. ist gebirgig und vulkanisch; man zählt 21 thätige, 26 erloschene Vulkane. Ein sehr hohes, auf der Ost- und Westseite bewaldetes Gebirge zieht sich durch die ganze Halbinsel van N. nach S., jedoch der Ostküste näher, und erreicht im Vulkan Kljutschew mil 4804 m seine größte Höhe. Die Westküste ist reich, die Ostküste arm an Küstenflüssen. Der größte Fluß der Insel ist der Fluß K., der unter dem Vulkan Karjazker (3512 m hach) entspringt, den Lauf nach N. nimmt und beim Vargebirge K. mündet. Unter vielen zum Teil beträchtlichen Seen ist, der Südspitze nahe, der Kurilische zu bemerken. Auch gibt es kalte und heiße Quellen; Salzquellen fehlen gänzlich. Das Klima Kamtschatkas ist im allgemeinen weit kälter als unter gleicher Breite in Europa. Sa hat Peterpaulshafen unter 53° 0′ nördl. Br. nur +2,3° C. mittlere Jahrestemperatur, im kältesten Monat (Februar) −6,2° C., im wärmsten Manat (Juli) +11,8° C. In der Mitte der Halbinsel fand Erman die Schneegrenze in 1604 m, nördlicher 60–100 m häher. Süd- und Westwinde herrschen vor. An der Westküste fällt im Sammer beständiger Regen, im Winter reichlicher Schnee; die Ostseite dagegen hat weniger Regen, sa daß hier das Wetter heiterer und nebelfreier ist. Heftig sind hier die Stürme aus O. und SO., Purgi genannt. Gräser und Kräuter wachsen wegen der Feuchtigkeit des Badens und der Luft üppig; dichte Waldungen van Rottannen, Lärchen, Zirbelkiefern (Pinus cembra), einer Erle (Alnus incana) bedecken große Strecken; auch die Birke ist weit verbreitet, aber verkrüppelt, der Weißdarn wächst dagegen als Baum. Van eßbaren Beeren gibt es Heidelbeeren, Preißelbeeren, Maasbeeren 2c. Aus den Halmen einer Grasart flechten die Einwahner Matten, Körbe 2c. Ebenso wird das Cypergras verarbeitet und die Nessel (Urtica diaica) wie Flachs benutzt. Weiderich, Bärenklau und andre Pflanzen dienen zur Nahrung. Die Kartoffel wird angebaut, gibt aber nur kleine Knollen; Getreidebau ist nach nicht gelungen. Van Säugetieren gibt es wilde Renntiere, schwarze Bären, Wölfe, Zabel, Füchse, Hermeline 2c., auch viele Arten van Vögeln (Taucher, Möwen, Schwäne, wilde Gänse, Enten, Schneehühner 2c.). Im Sammer sind Fliegen und Mücken eine Plage. Die Flüsse selbst haben keine Fische, sandern diese kammen nur aus dem Meer, gehen aber in graßer Menge stramaufwärts. Das einzige Haustier ist der wolfähnliche, langhaarige Hund, der zum Schlittenziehen und zur Jagd gebraucht wird. Die geringe Bevölkerung, etwa 10,000 Seelen (0,01 auf 1 QM.), besteht im N. aus 3000 Karjaken, im S. aus 3000—4500 Kamtschadalen (s. d.), ferner aus schnell abnehmenden Lamuten, welche an der Küste des Ochatskischen Meers umherwandern, aus Tataren, Jakuten und wenigen Russen in Petrapawlowsk und Tigilsk an der Westküste. Sitz der Lokalverwaltung ist Petrapawlowsk, befestigter Hasenplatz an der Awatschabai mit (1879) 334 Einw. — Als Entdecker van K. gilt Walodamir Allassaw, der Befehlshaber in Anadyrsk, der 1696 den Kasaken Maraska mit 16 Mann ausschickte, um die südlich wahnenden Völker mit Steuern zu belegen, bei welcher Gelegenheit dieser bis an den Kamtschatkafluß vorbrang. Vgl. Steller, Beschreibung van dem Lande K. (Frankf. 1774); Katzebue (Chamissa), Entdeckungsreise in die Südsee (Weim. 1821, 3 Bde.); Erman, Reise um die Erde, Bd. 3 (Berl. 1848); Kennan, Tent life in Siberia (5. Aufl., New Yark 1879); Guillemard, The cruise af the Marchesa to K. and New Guinea (Lond. 1886).

Kamtschalkabiber, s. Otlernselle.

Kamtschatkisches Meer, s. Beringsmeer.

Kamlschyk (im Altertum Pangsas), Fluß in der Türkei, entsteht aus dem Wilden K. (Deli-K.) und dem Zahmen K. (Akylly-K.), welche im Balkan

unter 26° 20' östl. L. v. Gr. entspringen, und mündet südlich von Warna in das Schwarze Meer.

Kämtz, Ludwig Friedrich, Physiker und Meteorolog, geb. 11. Jan. 1801 zu Treptow an der Rega, studierte seit 1819 in Halle zuerst die Rechte, später klassische Sprachen und zuletzt Mathematik und Physik, habilitierte sich daselbst als Privatdozent und wurde 1827 zum außerordentlichen, 1834 zum ordentlichen Professor ernannt. 1841 ging er als Professor der Physik nach Dorpat und 1865 als Direktor des physikalischen Zentral-Observatoriums nach Petersburg, wo er 20. Dez. 1867 starb. Seine Arbeiten beziehen sich hauptsächlich auf die atmosphärischen Erscheinungen und ihre Gesetze. Sein »Lehrbuch der Meteorologie« (Halle 1831–36, 3 Tle.) hat als Grundlage weiterer Arbeiten in der Meteorologie seinen Wert bis auf den heutigen Tag bewahrt. 1847 bereiste K. Finnland zur Anstellung von magnetischen Beobachtungen, ebenso 1849 Finnland und Norwegen und ging von da nach Archangel und Petersburg zu demselben Zweck. Die Beobachtungen, welche K. auf der zweiten Reise anstellte, sind von ihm nicht veröffentlicht worden, ebenso wie die magnetischen Beobachtungen auf einer Reise nach der Insel Ösel im J. 1865, nach Livland im J. 1857 und nach der Schweiz im J. 1855. Die Klimatologie Rußlands studierte K. nach allen Richtungen und gab mit Unterstützung der Russischen Geographischen Gesellschaft das »Repertorium für Meteorologie« heraus.

Kamyschbucht, kleiner Meerbusen an der Südwestspitze der Halbinsel Krim, 3,2 km lang, bei der Einfahrt 850 m breit und bis 21 m tief, der bei der Belagerung von Sebastopol 1854 und 1855 als Hafenplatz für die französische Flotte diente.

Kamyschin, Kreisstadt im russ. Gouvernement Saratow, an der Mündung der Kamyschenka in die Wolga, 191 m ü. M., mit 4 Kirchen, einer Stadtbank (Umsatz 1½ Mill. Rubel), regem Handel (K. verschifft jährlich für 1½ Mill. Rub., besonders Salz und Korn) und (1880) 13,372 Einw. Der Kreis ist berühmt durch seinen fruchtbaren Boden und seine wohlschmeckenden Arbusen, die einen nicht unbedeutenden Ausfuhrartikel bilden. Unter den Bewohnern finden sich über 80,000 Deutsche, die, zu Ende des 18. Jahrh. angesiedelt, gegenwärtig 50 Kolonien mit 30 protestantischen und 10 kath. Kirchen bilden.

Kamyschlow, Kreisstadt im russ. Gouvernement Perm, bei der Mündung der Kamyschlowka in die Pyschma (Puschma), einen Nebenfluß der Tura, mit (1880) 2164 Einw. Ende 1885 wurde hier die erste Sektion der sibirischen Eisenbahn (Jekaterinenburg-K.) eröffnet. Der Kreis liegt in Asien, d. h. östlich vom Uralgebirge, und ist der bevölkertste des ganzen Gouvernements. Die Einwohner beschäftigen sich in der sehr metallreichen Gegend viel mit Bergbau; auch der Flachsbau lohnt gut, und die Bauern produzieren jährlich bis 2¼ Mill. m Leinwand. Das bedeutendste Bergwerk ist das Kamenskische mit Phönikien (das im engern Sinn K. heißt) und Philistäa. Als Kanaaniter erscheinen in der Völkertafel (1. Mos. 10) folgende Stämme: Sidonier (Bewohner von Sidon), Hethiter, Jebusiter, Amoriter, Girgasiter, Heviter, Arkiter, Siniter, Arvaditer, Zemariter (Bewohner von Phönikien) und Hamathiter (am Orontes in Syrien). Mitunter erscheinen aber im Alten Testament nur 5–7 dieser Stämme als Kanaaniter, oft auch nur ein einziger. Diese Kanaaniter sind sprachlich (ob ethnisch?) den Juden verwandt, wenn diese spätern Ankömmlinge auch die Verwandtschaft nicht anerkannten. Sie standen unter einzelnen kleinen Königen und hatten durch Betreibung des Ackerbaues und Handels eine gewisse Stufe des Wohlstandes und der Kultur erreicht, als sie von den Israeliten unter Josua bekriegt wurden. Sie leisteten diesen hartnäckigen Widerstand und mußten in nicht geringer Menge auch noch später im Land geduldet werden, wo sie den Israeliten viel zu schaffen machten. In einzelnen Gegenden und Ortschaften erhielten sie sich bis auf Davids und Salomos Zeit.

Kanáchos, griech. Bildhauer aus Sikyon, Bruder des Aristokles, um 470 v. Chr., bildete unter anderm ein Holzbild des Apollon zu Theben und ein Erzbild des Apollon für die Branchiden zu Milet, wovon uns milesische Münzen Nachbildungen geben. Für Sikyon lieferte K. eine sitzende Aphrodite aus Gold und Elfenbein und schuf außerdem verschiedene Ehrenstatuen für Sieger in Wettkämpfen.

Kanada (Canada), brit. Kolonie in Nordamerika, umfaßt den ganzen nördlich von den Vereinigten Staaten liegenden Teil dieses Kontinents, mit Ausnahme von Alaska und der britischen Kolonie Neufundland nebst dem dazu gehörigen Labrador. Bis 1867 war der Name nur auf die beiden Provinzen Quebec und Ontario beschränkt, während jetzt die als Dominion of Canada verbündeten Kolonien vom Atlantischen bis zum Stillen Ozean und dem Eismeer reichen und zwischen 41° 42'–73° nördl. Br. und 57°–141° östl. L. liegen. Die Grenze gegen die Vereinigten Staaten wurde durch Verträge vom 9. Aug. 1842 und 15. Juni 1846 bestimmt und erstreckt sich, kleinere Krümmungen ungerechnet, 5340 km weit von Meer zu Meer, vom Ste. Croixfluß bis zur Juan de Fuca-Straße (s. Britisch-Nordamerika).

[**Bodengestaltung.**] Die Küsten Kanadas haben eine Entwickelung von 18,370 km (kleinere Krümmungen ungerechnet), aber nur der außerhalb des St. Lorenzgolfs gelegene Teil der atlantischen Küste und die pazifische Küste sind das ganze Jahr durch eisfrei, während der St. Lorenzgolf fünf Monate lang und die Hudsonbai (s. d.) noch länger Schiffen verschlossen bleiben. An vorzüglichen Häfen ist übrigens kein Mangel, und selbst große Seeschiffe können den St. Lorenzstrom bis Montreal hinauffahren. Seiner natürlichen Beschaffenheit nach kann man das ganze Gebiet in sechs Regionen einteilen. Der maritime Osten reicht den St. Lorenzstrom hinauf bis

zum Huronsee und umfaßt den gesegnetsten Teil der Dominion. Es ist ein ebenes oder wellenförmiges Gebiet, reichlich bewässert und, abgesehen von den bei Montreal und in der Umgegend ansteigenden isolierten Trapphügeln, ohne jegliche Gebirge. Nur wo die sanft geneigten paläozoischen Schichten zu Tage treten (wie bei den Niagarafällen), bilden sie hügelähnliche Terrainstufen. Die dritte und ausgedehnteste Region erstreckt sich vom untern St. Lorenzstrom und dem Huronsee und Obern See bis an die Gestade des Arktischen Ozeans. Es ist ein wildes, felsiges Land, reich an Flüssen und Seen, meist dicht bewaldet oder versumpft, wo laurentische Gneise, kristallinischer Kalkstein und der kambrischen (huronischen) Formation angehörige Grünsteine, Sandsteine und Granit vorherrschen. Die durchschnittliche Erhebung dürfte wohl 300 m erreichen, aber nur selten steigen die Höhen über 600 m an. Durchbrochen wird diese laurentische Seenplatte von den Flüssen Nelson (aus dem Winnipegsee kommend) und dem Churchill. Gegen W. tritt sie an den Winnipegsee heran und umfaßt teilweise den Athabascasee, den Großen Sklaven- und Großen Bärensee, die nördlicher liegen. Ackerbau ist in diesem Gebiet nur an wenigen begünstigten Stellen möglich. Ganz und gar ausgeschlossen ist er in den nordöstlich von ihm gelegenen Barren Grounds, wo der unebene, felsige Boden nur Sträucher und zwerghafte Weiden, Birken und Erlen, Gräser, Binsen, Moose und Flechten trägt. Westlich von der laurentischen Seenplatte, bis zum Fuß des Felsengebirges, liegt die große Ebene Kanadas, an der Südgrenze 2000 km, am Arktischen Ozean nur 500 km breit, im S. der Saskatschewan-Prärie, im N. Waldland. Silurische, devonische und zur Kreideformation gehörige Gesteine treten hier der Reihe nach bis zum Fuß des Felsengebirges auf, vielfach von Gerölle bedeckt. Das Land steigt in drei Stufen an, durch Höhenzüge getrennt, die da, wo sie die Flüsse durchsetzen, Stromschnellen bilden. Auf der untersten Stufe liegt der Winnipegsee (215 m), dem von S. der Red River zuströmt, und in welchen der Saskatschewan einmündet, um als Nelson seinen Weg in die Hudsonbai fortzusetzen. Diese Stufe bildet einen Teil des jetzt verschwundenen Agassizsees der amerikanischen Geologen, welcher südlich in den Missouri abfloß. Ausgedehnte Wälder kommen vor. Die zweite Stufe erstreckt sich am Saskatschewan bis zu den Eagle Hills und hat bei ziemlich mannigfaltiger Oberflächengestaltung eine mittlere Höhe von 880 m. Die dritte und ausgedehnteste Stufe endlich reicht bis ans Felsengebirge, ist im S. fast waldlos und hat hier eine mittlere Erhebung von 900 m. Die sechste Region Kanadas umfaßt den nördlichen Teil der amerikanischen Kordilleren, die hier, etwa 600 km breit, den pazifischen Teil der Dominion einnehmen und drei mit der Küste ziemlich parallel verlaufende Höhenzüge bilden. Das östlichste dieser Gebirge, das eigentliche Felsengebirge, gehört vorwiegend der devonischen und der Kohlenformation an, ist namentlich auf dem Westhang dicht bewaldet, hat Gletscher [illegible] Gebirgszug, der, wie die vorhergehenden, aus metamorphischen, vielfach von Granit durchbrochenen Gesteinen zusammengesetzt ist. Auch im Küstengebirge kommen Gletscher vor.

[Bewässerung.] Ungemein groß ist die Zahl der schiffbaren Flüsse und Seen, und wenn auch die Schiffahrt vielfach durch Stromschnellen unterbrochen und die Flüsse meist während der Hälfte des Jahrs mit Eis bedeckt sind, so leisten sie dennoch dem Verkehr die wesentlichsten Dienste. Vom gesamten Gebiet gehören zum Becken des Atlantischen Ozeans 1,321,400 qkm, zu demjenigen der Hudsonbai und des Arktischen Ozeans 6,617,200 qkm, und dem Stillen Ozean sind tributär 884,000 qkm. Der wichtigste Fluß ist der St. Lorenzstrom, der Ausfluß der großen Kanadischen Seen (s. d.). An Größe des Stromgebiets wird er indes sowohl von dem Saskatschewan, der als Nelson in die Hudsonbai mündet (1,165,000 qkm), als von dem dem Eismeer zuströmenden Mackenzie (1,424,000 qkm) übertroffen.

[Klima, Naturprodukte.] Das Klima des ganzen Gebiets, vom Atlantischen Ozean bis zum Felsengebirge, zeichnet sich aus durch strengen Winter, kühlen Frühling, kurzen, aber heißen Sommer und ungemein angenehmen Herbst, den sogen. Indianersommer, wo die Wälder in vielfachen Tinten prangen, der Himmel blau und wolkenlos ist und nur die Nachtfröste an den nahen Winter erinnern. Die Sommerisotherme von 16° C. (welche das Reifen des Weizens bestimmt) umschließt ganz Neuschottland (mit Ausnahme der Halbinsel von Cape Breton), kreuzt den St. Lorenzstrom unterhalb von Quebec, läuft dann nach Nordwesten über den Athabascasee und Großen Sklavensee nach Fort Simpson am Mackenzie (62° nördl. Br.) und erreicht schließlich das Stille Meer gegenüber der Vancouverinsel. Die Temperaturen einiger Orte für Januar, Juli, den Sommer und das Jahr haben wir in der folgenden Tabelle zusammengestellt (Grade C.):

	Breite	Seehöhe	Januar	Juli	Sommer	Jahr
Halifax . . .	46° 39'	2 m	—5,3	17,7	16,4	6,0
Quebec . . .	46° 49'	91 „	—11,2	20,2	16,8	4,2
Montreal . .	45° 41'	20 „	—8,4	22,3	18,6	6,8
Toronto . . .	43° 39'	104 „	—4,9	19,6	18,4	6,8
Windsor . . .	42° 20'	170 „	—2,8	20,9	19,7	8,8
Winnipeg . .	49° 55'	226 „	—19,2	19,1	16,0	0,6
Neuwestminster	49° 12'	10 „	1,6	16,6	15,9	8,7

Um die den größern Teil des Jahrs mit Eismassen angefüllte Hudsonbai ist das Klima unfreundlich, die York Factory (Port Nelson) hat eine Sommertemperatur von nur 11,1° und eine Jahrestemperatur von —6,8°, und der Fluß Nelson, der dabei in die Bai mündet, ist nur vom 19. Mai bis zum 20. Nov. eisfrei, während der St. Lorenz bei Montreal meist erst 11. Dez. zufriert und schon 19. April wieder aufgeht. Im westlichen Teil der großen Ebene wird das Klima durch vom Felsengebirge herabsteigende Föhnwinde gemäßigt, so daß bei der geringen Schneedecke das Vieh im Freien überwintern kann. Die Gegend am Stillen Ozean endlich hat ein ausgesprochenes Seeklima, mit milden Wintern und [illegible]

Daß diese Niederschlagsmengen den Waldwuchs begünstigen, liegt auf der Hand, und so kann man denn ganz K., mit Ausnahme der jenseit der Baumgrenze gelegenen arktischen Gebiete und der etwa 310,000 qkm großen echten Prärieregion im W., als ein Waldland bezeichnen. Die Wälder erstrecken sich von Meer zu Meer und reichen längs der großen Ebene bis dicht an das Eismeer. Eine Linie, welche die Hudsonbai bei Fort Churchill unter 60° nördl. Br. verläßt und von dort über den Großen Bärensee zur Mackenziemündung (68° 30′ nördl. Br.) hinansteigt, bezeichnet die Nordgrenze derselben. Der nördlichste Baum ist die Schimmelfichte (Abies alba, white spruce), hinter welcher die Kanoebirke (Betula papyracea) nur wenig zurückbleibt. Reizend sind namentlich die gemischten Waldungen im S. Unterholz und Sträucher mit eßbaren Beeren, wie die Service-berry (Aronia ovalis). Stachelbeeren, Preiselbeeren und Erdbeeren, sind reichlich vertreten, und in sumpfigen Stellen, fern im N., wächst Wasserreis (Zizania aquatica). Von den 95 Waldbäumen, welche in den kanadischen Wäldern vorkommen, nennen wir die Weißkiefer (Pinus Strobus, white pine, Weimutskiefer), die Rotkiefer (Pinus resinosa), die Schimmelfichte (Abies alba, white spruce), die Schwarzfichte (Abies nigra, black spruce), die Balsamtanne (Abies balsamea), die Hemlocktanne (Abies canadensis), die amerikanische Lärche (Larix laricina, tamarac), den abendländischen Lebensbaum (Thuja occidentalis), den virginischen Wacholder (Juniperus virginiana, red cedar) und von Laubholzbäumen die Silberlinde (basswood), verschiedene Ahornarten, Eschen, Ulmen, Platanen, Walnußbäume mit Einschluß von Butterwort (Juglans cinerea) und Hickory (Carya alba), Eichen, Buchen, Hopfenbuchen, Espen, Zitter- und Balsampappeln und Birken. Britisch-Columbia besitzt eine ihm eigentümliche Waldflora, und von 34 Spezies kommen nur 7 in andern Teilen Kanadas vor. Eigentümlich sind ihm namentlich die Douglastanne, die Riesenzeder (Thuja gigantea), der kurzblätterige Eibenbaum und der Cottonwoodbaum (Populus trichocarpa).

Aus der Tierwelt sind namentlich die pelztragenden Tiere von Bedeutung. Der Biber nimmt unter ihnen die vornehmste Stellung ein, hat aber infolge der übergroßen Verfolgung bedeutend an Zahl abgenommen. Ferner gibt es Füchse, Wölfe, Wiesel, Luchse, Marder, Wolverene, Bären, Ottern, Bisamratten, Stinktiere, Vielfraße und Wildkatzen. Namentlich ihres Fleisches halber werden gejagt das Renntier (caribou), welches in zwei Varietäten von Neuschottland bis ans Eismeer vorkommt; der immer seltener werdende Büffel, aus dessen Fleisch die Jäger und Fallensteller (trappers) ihr Pemmikan (s. d.) herstellen; das Moose oder der Elch, von der Fundybai bis in den äußersten Norden; das Wapiti (Cervus strongyloceros) und andre Hirscharten, der Bisamstier am Eismeer, eine Antilope (A. furcifera), das Bergschaf (bighorn sheep) und die wolltragende Ziege im Felsengebirge. Endlich verdienen noch der Präriehund, der Waschbär, der Dachs und der Hase (Kaninchen) genannt zu werden. Die Vogelwelt ist namentlich durch Wald- und Schneehühner und im Frühjahr und Herbst durch nach N. oder S. wandernde Zugvögel vertreten. Unter den Fluß- und Seefischen ist der Weißfisch (Coregonus albus) der häufigste. Außerdem kommen Forellen, Hechte und Karpfen und namentlich auch Lachse vor. Die Reptilien sind zwar durch die Klapperschlange und Eidechsen vertreten, aber nur Frösche und Kröten und (im NW.) Blutegel sind häufig. Von den Insekten sind Bremsen und Moskitos im Sommer ungemein lästig. Heuschrecken, die sich in der jenseit der Grenze gelegenen amerikanischen Wüste entwickeln, suchen gelegentlich den Westen heim.

[Areal und Bevölkerung.] Eingeteilt wird die Dominion in sieben Provinzen und in das noch unter der Bundesregierung stehende Nordwestgebiet nebst den arktischen Inseln. Areal und Bevölkerung der einzelnen Gebiete stellen sich, wie folgt:

Provinzen ꝛc.	QKilometer	QMeilen	Gesamtbevölkerung 1871	Gesamtbevölkerung 1881	Indianer 1881	Zunahme der Gesamtbevölkerung 1871—81 in Proz.	Einw. auf das QKilom. 1881
Prinz Edward-Insel	5524	100,8	94021	108891	281	15,8	19,7
Neuschottland	56281	1022,1	387800	440572	1401	13,6	7,8
Neubraunschweig	70761	1285,2	285594	321233	2125	12,4	4,5
Quebec	500789	9094,5	1191516	1359027	7515	14,0	2,7
Ontario	374499	6801,3	1620851	1923228	15325	18,8	5,1
Manitoba	190927	3467,4	18995	65954	6767	247,0	0,34
Britisch-Columbia	1010949	18359,9	36247	49459	25661	36,5	0,05
Nordwestgebiet, Festland	5744973	104334,8	50000	56446	39472	13,0	0,01
Arktische Inseln	867900	15762,0	—	—	—	—	—
	8822583	160227,4	3685024	4324810	108547	17,4	0,49

Die Bevölkerung der Dominion ist 1861—81 von 3,323,292 auf 4,324,810 Seelen gestiegen (d. h. um 30,1 Proz.) und ward 1886 auf 4,776,000 Seelen geschätzt. Die Zunahme ist daher viel geringer als in den benachbarten Vereinigten Staaten. Die Einwanderung hat in jüngerer Zeit, namentlich infolge der Erschließung des Nordwestgebiets, bedeutend zugenommen. In den 15 Jahren 1871—85 kamen 1,360,620 Einwanderer in K. an, von denen sich indes nur 819,741 in der Dominion niederließen (1871—75: 181,156; 1876—80: 161,519; 1881—85: 477,066). Dieser Zuwanderung steht allerdings ein Überschuß von Auswanderern nach den Vereinigten Staaten gegenüber, der aber bei weitem nicht so bedeutend ist, wie nach unzuverlässigen Erhebungen früher angenommen wurde. Ungemein dünn gesäet ist die Bevölkerung, denn es kommen auf 100 qkm erst 49 Bewohner (s. die Tabelle), und nur in den Provinzen Quebec und Ontario liegen Städte von mehr als 50,000 Einw., nämlich Quebec (62,446), Montreal (140,747) und Toronto (86,415). Auf 100 Bewohner männlichen kommen 97,6 Bewohner weiblichen Geschlechts.

Die Bevölkerung ist aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzt. Im J. 1881 zählte man dem Lande der Geburt nach 3,715,492 Eingeborne des britischen Nordamerika (84,9 Proz.), 185,526 Iren, 169,504 Engländer, 115,062 Schotten, 77,753 Amerikaner aus den Vereinigten Staaten, 25,328 Deutsche, 6376 Russen, 4389 Franzosen ꝛc. Dem Ursprung nach zählte man dagegen 1,298,928 Franzosen (30 Proz.), 957,403 Iren (22,1 Proz.), 881,301 Engländer (20,3

Proz.), 669,863 Schotten (15,1 Proz.), 254,319 Deutsche (5,9 Proz.), 108,547 Indianer (2,5 Proz.), 30,412 Holländer, 21,394 Afrikaner, 4388 Chinesen, 4214 Skandinavier, 1849 Italiener ꝛc. Vergleichen wir diese Zahlen mit denen für das Jahr 1871, so finden wir, daß die Franzosen und Engländer um ein Geringes an Boden gewonnen haben, während die Zahl der Iren, Schotten und Deutschen im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung abgenommen hat. Die Nachkommen der namentlich aus der Normandie eingewanderten Franzosen, die sogen. Habitants, bilden demnach noch immer den relativ stärksten Bruchteil der Bevölkerung. Sie sitzen fast ausschließlich im untern K., auf beiden Seiten des St. Lorenz bis Montreal hinauf (in den sogen. Seigneurien), und haben trotz der langen Zeit und vielfacher Berührungen mit fremden Elementen in Charakter und Gewohnheiten ihre ganze Eigentümlichkeit bewahrt. Sie werden noch heute als anspruchslos, frugal, ehrlich, durchaus höflich, gefällig und sehr gastfrei geschildert. Dabei aber sind sie wenig unternehmend, halten fest am Althergebrachten und verstehen es, fremde Elemente von sich fern zu halten. Im W., wo sie als Voyageurs und Coureurs des bois weite Gebiete erschlossen haben, haben sie sich vielfach mit Indianern vermischt, als sogen. **Métis** oder **Bois brûlés**. Das wirklich fortschrittliche Element in K. wird durch die Engländer und namentlich die Schotten repräsentiert, denn wenn auch die Iren an Zahl überwiegen, so besteht doch die Hälfte derselben aus aus Ulster eingewanderten Protestanten, die sich naturgemäß den Schotten anschließen. Der aus der Mischung dieser angelsächsischen Elemente hervorgegangene Kanadier ist kräftig gebaut, mit breiten Schultern und hoch gewachsen. Er ist besonnen, ausdauernd und zuverlässig, und es fehlt ihm keineswegs an Unternehmungsgeist. Nationalspiel der Kanadier ist ein von den Indianern gelerntes Ballspiel, la Crosse genannt; Schlittschuh- und Schneeschuhlaufen sowie Bergabfahrten in indischen Schlitten (toboggans) sind beliebte Winterbelustigungen.

Die **eingeborne ursprüngliche Bevölkerung** ist im Vergleich mit den Eingewanderten und deren Nachkommen verschwindend klein, scheint aber nicht abzunehmen wie in den Vereinigten Staaten. Die arktischen Gestade bewohnen etwa 4000 Innuit oder Eskimo, den Rest des Gebiets verschiedene Indianerstämme. Die Tinneh oder Athabasken sitzen südlich von den Innuit, namentlich im Becken des Athabasca, und erstrecken sich bis jenseit des Felsengebirges an den Stillen Ozean. Die Algonkin hausen von Labrador bis zum Obern See und dem südlichen Teil des Nordwestgebiets, wo die Saulteaux, Kri, Blackfeet, Piegan und Blutindianer ihre Stammgenossen sind. Die Irokesen mit dem Reste der Huronen wohnen vom Atlantischen Ozean bis zum Obern See und haben die größten Fortschritte in der Kultur gemacht. Seit 1818 haben die Indianer weite Länderstrecken gegen eine Jahresrente und andre Vorteile an die Regierung abgetreten. Die Regierung zahlt pro Kopf jährlich 5 Doll., aber Häuptlinge erhalten 25 Doll., Älteste 15 Doll. Außerdem hat jede Familie von fünf Personen ein Anrecht auf 259 Hektar

verausgabte Summe belief sich 1885 auf 1,109,604 Doll. Seit 1885 haben Indianer auch das Stimmrecht unter den gleichen Bedingungen wie der Rest der Bevölkerung.

Dem **religiösen Bekenntnis** nach zählte man 1881: 2,436,555 Protestanten (davon 676,165 Presbyterianer, 574,818 Anglikaner, 742,981 Methodisten), 1,791,982 Römisch-Katholische, 2392 Juden, 4478 Heiden, 2634 Personen »ohne Religion«; in 86,769 Fällen war die Religion nicht angegeben. Von den Katholiken lebten 1,170,718 (70 Proz.) in der Provinz Quebec. Die Anglikaner haben 14 Bischöfe, die Katholiken 4 Erzbischöfe und 16 Bischöfe. Staat und Kirche sind vollständig getrennt.

Die **Volksbildung** ist eine Provinzialangelegenheit oder dem Gemeinsinn der Bürger überlassen. Es gab 1885 etwa 750 höhere Schulen (mit Einschluß von 14 Universitäten mit 24 Colleges, welche Grade erteilen) und 15,000 Elementarschulen, die insgesamt von 968,103 Schülern besucht wurden. Der Durchschnittsbesuch erreichte jedoch nur 555,406 Schüler. Aus öffentlichen Mitteln werden 9,310,745 Doll. diesen Anstalten zugewendet. Unter den Universitäten sind die bedeutendsten in Montreal (seit 1821), Quebec (seit 1678), Toronto (1859), Halifax und Fredericton (Neubraunschweig). Von gelehrten Gesellschaften sind zu nennen: die Royal Society, eine Akademie der Wissenschaften (1882 gegründet), die Litterarhistorische Gesellschaft in Quebec und der Verein für Naturgeschichte in Montreal. Ihnen schließt sich an die 1882 gegründete Akademie der schönen Künste. Zeitungen und Zeitschriften erschienen 1885: 646, davon 71 täglich, 51 in französischer und 7 in deutscher Sprache.

[**Erwerbszweige.**] Im Zensus vom Jahr 1881 sind nur 1,390,606 Personen (37,8 Proz. der gesamten Bevölkerung) nach ihrer Beschäftigung klassifiziert. Von ihnen kamen auf Landwirtschaft 47,6 Proz., auf Gewerbe 20,7 Proz., auf Handel 7,7 Proz., auf häusliche Beschäftigungen (Dienstboten) 5,4 Proz., auf gelehrte Professionen und Künste 3,8 Proz. und auf andre 14,8 Proz. Die **Landwirtschaft** ist somit der wichtigste Erwerbszweig, und wenn wir bedenken, daß 1881 erst 61,155 qkm angebaut und 27,465 qkm Grasland vorhanden waren, so ist der fernern Entwickelung derselben noch ein weiter Spielraum gegeben. Abgesehen von den arktischen Inseln, waren von der gesamten Oberfläche (7,954,700 qkm) 2,9 Proz. in Privatbesitz übergegangen, und 1,1 Proz. waren landwirtschaftlich verwertet. Überhaupt gab es 403,491 Grundbesitzer, und in sämtlichen Provinzen, namentlich aber im NW., ist noch Land guter Qualität billig oder unter dem Homested-Gesetz umsonst zu haben. Abgesehen von der kleinen Prinz Edward-Insel, sind die südlichen Teile von Ontario und Quebec die eigentlichen Kulturbezirke der Dominion, denn hier liegen 72 Proz. des gesamten angebauten Landes. Es gedeihen unsre sämtlichen Getreidearten, und Weizen reift am Mackenziefluß bis 62° nördl. Br. Ontario ist namentlich seines vorzüglichen Obstes wegen berühmt und erzeugt neben Äpfeln und Pflaumen auch Pfirsiche und Aprikosen. Die Weinrebe ist mit Erfolg am Eriesee angepflanzt worden, und die Trauben reifen im Innern bis 52°

küsten, und die Regierung läßt sich die Hebung derselben durch Zahlung von Prämien und die Unterhaltung von zwölf Brütanstalten (seit 1868) angelegen sein. Im J. 1885 beschäftigten die Fischereien 1177 Schiffe, 28,472 Boote und 59,493 Menschen (wovon in Neuschottland allein 29,900). Den Ertrag schätzte man, abgesehen von dem Lokalkonsum, auf 17,722,972 Doll. (Kabeljaus 4,536,732 Doll., Hummern 2,613,731 Doll., Heringe 2,475,118 Doll., ferner Lachse, Makrelen, Schellfische, Forellen, Sardinen und Weißfische). Wenn auch die wilden Tiere aus den besiedelten Gegenden fast ganz verschwunden sind und auch in den abgelegenen Landesteilen ihre Zahl sich vermindert hat, so lieferte doch die Jagd noch im J. 1881: 987,555 Doll. an Pelzwerk. Ungemein wichtig sind die Waldungen mit ihren unermeßlichen Holzschätzen. Das Fällen und Flößen des Holzes beschäftigt eine eigne Klasse der Bevölkerung, die Lumbermen, deren Haupttreviere auf der äußersten Grenze des kolonisierten Teils der Provinzen liegen. Während des Winters fällen und behauen sie das Holz und flößen es mit dem Frühjahrswasser den Fluß hinunter nach den Sägemühlen und großen Holzlagern, von wo es großenteils zur Ausfuhr kommt. Im J. 1881 lieferten die Wälder 650 Mill. Kubikfuß Holz und 192,241 Masten. Die Waldungen sind außer in Neuschottland und auf Prinz Edward-Insel Eigentum der Bundes- oder Provinzialregierungen und werden auf den Abschlag versteigert. Der Reichtum Kanadas an Metallen und nutzbaren Mineralien ist ungemein groß, aber die Ausbeutung dieser Schätze ist noch in ihrer Kindheit und beschäftigte 1881 nur 6541 Personen. Die Ausbeute im J. 1881 war wie folgt: Gold 2147 kg (davon 75 Proz. in Britisch-Columbia, 21,5 Proz. in Neuschottland), Silber 2707 kg (am Huronsee), Eisenerze 226,637 Ton. (41 Proz. in Ontario, namentlich bei Ottawa, 33 Proz. in Quebec, 24 Proz. in Neuschottland), Kupfererze 8309 T. (73 Proz. in Quebec, 25 Proz. in Cape Breton), Pyrit 21,103 T. (87 Proz. in Quebec), Steinkohlen 1,328,812 T. (46 Proz. in Neuschottland, 32 Proz. auf Cape Breton, 20 Proz. auf Vancouver), Steinöl 703,842 hl (in Ontario), Salz 59,956 T. (am Huronsee, Ontario), Gips 186,054 T. (namentlich in Neuschottland), phosphorsaurer Kalk 14,983 T. (60,5 Proz. in Quebec, 3,5 Proz. in Ontario). Außerdem kommen vor: Blei, Mangan, Nickel, Graphit, Antimon, Zink, Platin. Die Kohlenfelder bedecken eine Oberfläche von 251,400 qkm, wovon 46,600 in Neuschottland und Neubraunschweig, 168,000 im Nordwestgebiet (teilweise Lignit), 1300 im Felsengebirge und 35,500 in Britisch-Columbia, namentlich auf der Vancouverinsel.

Die Industrie ist noch von geringer Bedeutung, hat sich aber seit Annahme des »nationalen« Schutzzollsystems im J. 1879 bedeutend gehoben. Im J. 1881 waren in gewerblichen Anstalten 165,302,623 Doll. angelegt, es wurden an 254,935 Arbeiter 59,429,002 Doll. als Lohn gezahlt und aus Rohmaterial im Wert von 179,918,591 Doll. Waren im Wert von 309,676,068 Doll. hergestellt. Allen andern gewerblichen Anstalten voran stehen die Getreidemühlen (mit 41,772,372 Doll.) und die Sägemühlen (mit 38,541,752 Doll.). Ihnen schließen sich an die Schuhwerkfabriken (17,895,903 Doll.), Gerbereien (15,144,535 Doll.), Gießereien (11,548,088 Doll.), Zuckerraffinerien (9,627,000 Doll.), Tuchfabriken (8,113,055 Doll., 1885 angeblich 11 Mill. Doll.), Möbelfabriken (5,471,742 Doll.), Käsefabriken (5,464,454 Doll.), Fabrikation landwirtschaftlicher Geräte (4,405,397 Doll.). Weitere Artikel, welche die einheimische Industrie liefert und zwar in vorzüglicher Qualität, wie die jüngste Kolonialausstellung in London bewiesen hat, sind: Lokomotiven, Blech, Baumwollwaren, Schiffe, Hüte, Sattlerwaren, Tabak, Papier, Strumpfwaren, musikalische Instrumente etc.

[**Handel und Verkehr.**] Seit dem Jahr 1879 hat K. ein Schutzzollsystem angenommen, so daß nur Thee, Kaffee und einige Rohartikel frei zugelassen werden. Als Folge davon hat allerdings die Einfuhr von Fabrikwaren abgenommen, da zahlreiche Fabriken im Land selbst entstanden. Die Handelsbewegung (im Jahresdurchschnitt) war wie folgt:

	1870—74	1875—79	1880—84	1885
Gesamteinfuhr .	107712000	98131000	111978000	108941486
Gesamtausfuhr.	81906000	77109000	95567000	89238361
Einfuhr zum Verbrauch . . .	—	96439000	101472000	102710019
Ausfuhr kanad. Produkte . . .	72077000	68908000	84890000	81159713

Die Einfuhr zum eignen Verbrauch besteht fast zur Hälfte aus Manufakturwaren (1885: 48 Proz.), namentlich Eisen- und Stahlwaren, wollenen und baumwollenen Stoffen, ferner aus Rohmaterial (1875: 9, 1885: 20 Proz.), Lebensmitteln und Getränken (1875: 25, 1885: 18 Proz.). Im J. 1885 hatten die ausgeführten Produkte der Viehzucht und Jagd einen Wert von 25,3 Mill. Doll., die der Wälder von 21 Mill. Doll., die des Landbaues von 14,5 Mill. Doll. und die der Fischereien von 8 Mill. Doll. Darunter waren 36,131 metr. Ton. Käse (8,265,240 Doll.), lebende Tiere (11,978 Pferde, 143,003 Rinder, 335,043 Schafe und 1652 Schweine) für 10,376,236 Doll., 4500 T. Fleisch (854,145 Doll.), 3272 T. Butter (1,430,905 Doll.), 138 Mill. Eier (1,830,632 Doll.), Pelzwerk für 1,626,826 Doll.; von Produkten des Landbaues namentlich Gerste, Roggen, Erbsen, Weizen (833,560 hl) und Heu; ferner Steinkohlen und Gold. Von Manufakturwaren (3,181,501 Doll.) sind am wichtigsten: Möbel, Leder und Schuhwerk, Hemlockextrakt, Bücher, musikalische Instrumente, Eisen und Kurzwaren. Von den einheimischen Produkten gingen 1885: 47,8 Proz. nach dem Vereinigten Königreich, 42,8 nach den Vereinigten Staaten, 3,3 nach Westindien und 1,3 Proz. nach Neufundland; von der Einfuhr kamen 40,3 Proz. aus dem Vereinigten Königreich, 45,9 Proz. aus den Vereinigten Staaten. Von 10,639 Schiffen von 3,800,664 T. Gehalt, welche 1885 in kanadischen Häfen einliefen, segelten 1706 (1,544,306 T.) unter britischer und 5190 (759,105 T.) unter kanadischer Flagge.

Die Handelsflotte bestand Ende 1885 aus 7315 Schiffen von 1,231,856 T., darunter 1181 Dampfern von 212,870 T. Gehalt. Die binnenländischen Wasserstraßen sind von großer Bedeutung. Der St. Lorenzstrom ist bis Montreal hinauf durch Baggerung auf 8,5 m vertieft worden, und von dort aus gelangen Schiffe von 3,8 m Tiefgang vermittelst des Flusses, der Kanäle und der Seen bis an das westliche Ende des Obern Sees, eine ununterbrochene Wasserstraße, von Belle-Isle an, von 3837 km. Die wichtigsten Kanäle sind diejenigen, welche die sechs Stromschnellen des St. Lorenzstroms umgehen (zusammen 70 km lang), und der Wellandkanal, welcher den Ontariosee mit dem Eriesee verbindet (43 km). Ferner stellt der 19,5 km lange Chamblykanal vermittelst des Richelieuflusses eine Verbindung zwischen dem St. Lorenzstrom und dem Champlainsee her; drei kleine Kanäle (10,6 km) ermöglichen die Schifffahrt auf dem untern Ottawa; die Rideau-Naviga-

tion (203 km) stellt eine Verbindung zwischen Kingston (am Ontario) und Ottawa her, und die Trent Navigation (306 km) verbindet die Quintébai (Ontariosee) mit dem Scugogsee. Ein Kanal von den Schnellen bei Des Joachims am obern Ottawa nach Brisons (188 km) ist im Bau. Die Kanäle Kanadas haben bis 1885 über 28 Mill. Doll. gekostet.

Die **Eisenbahnen** sind teilweise von der Regierung, großenteils aber von Privaten zum Teil unter staatlicher Garantie gebaut worden. Die erste Linie wurde 1844 eröffnet, und Ende 1885 hatten sämtliche Eisenbahnen eine Länge von 17,337 km, 1886 von etwa 20,800 km. Die Kanadische Pacificbahn (von Montreal bis Port Moody, 3070 km lang) wurde 28 Juni 1886 eröffnet. Eine 31 km lange Schiffseisenbahn führt seit 1886 über die Chignectolandenge, welche die Halbinsel Neuschottland mit dem Festland vereinigt. Im Juni 1885 belief sich das in Eisenbahnen angelegte Kapital auf 625,754,704 Doll. (inkl. von 171,672,200 Doll. von den Regierungen und Munizipalitäten geleisteter Unterstützungen), die Züge legten 1885: 49 Mill. km zurück, beförderten 9,672,599 Reisende und 13,298,682 metr. Ton. Güter und warfen bei einer Bruttoeinnahme von 32,227,469 Doll. einen Gewinn von 8,212,148 Doll. ab. Die meist Privatgesellschaften gehörigen **Telegraphen** hatten 1885 eine Länge von 32,744 km, und 5,243,500 Depeschen wurden befördert. Außerdem bestehen in etwa 200 Städten Fernsprecher. Die Postanstalten beförderten 1885: 82 Mill. Briefe ꝛc. und 600,000 Pakete. Das **Bankwesen** ist hoch entwickelt. Im J. 1885 belief sich das eingezahlte Kapital der inkorporierten (chartered) Banken auf 61,636,424 Doll.; die Passiva betrugen 141,713,644 Doll. (Depositen 106,752,992 Doll.), die Aktiva 222,091,270 Doll. und der Notenumlauf 31,334,621 Doll. (außer 17,836,378 Doll. Noten der Regierung). In den Sparkassen waren zur selben Zeit 107,623,833 Doll. deponiert (davon 50 Mill. in Cha tered banks). **Münzeinheit** ist der Dollar zu 100 Cents wie in den Vereinigten Staaten, und man rechnet offiziell 4 Doll. 86⅔ Cents = 1 Pfd. Sterl. Gewichte und Maße sind die englischen, doch hat der Zentner seit 1878 nur 100 Pfd. und die Tonne 2000 Pfd. Getreide ꝛc. wird nominell nach dem Bushel, in der That aber nach dem Gewicht verkauft, wobei 1 Bushel Weizen, Erbsen, Bohnen, Kartoffeln, Rüben oder Kleesamen = 60 Pfd., 1 Bushel Mais oder Roggen = 56 Pfd., 1 Bushel Gerste oder Buchweizen = 48 Pfd., 1 Bushel Hanf = 44 Pfd., 1 Bushel Kastorbohnen = 40 Pfd., 1 Bushel Malz = 36 Pfd. und 1 Bushel Hafer = 34 Pfd. angenommen werden

[Staatliche Verhältnisse.] K. bildet nach Bestimmung der Unionsakte von 1867 einen Bundesstaat, dessen Exekutive in den Händen eines von der Krone ernannten Governor general ruht. Ihm zur Seite steht ein Geheimer Rat (Queen's Privy Council), dessen Mitglieder vom Governor general im Namen der Krone ernannt werden. 13 der Geheimräte bilden ein dem Parlament verantwortliches Ministerium. Die gesetzgebende Gewalt wird ausgeübt durch ein Bundesparlament, bestehend aus zwei Häusern, einem Senat und einem Haus der Gemeinen. Senatoren müssen 30 Jahre alt sein und in derjenigen Provinz, ... für 4000 Doll. Eigentum haben ... mitglieder werden vom Volk auf fünf Jahre gewählt. Stimmrecht hat jeder männliche Bürger, der 21 Jahre alt ist und entweder 20 Doll. jährliche Miete zahlt, ein Jahreseinkommen von 300 Doll. hat, oder Eigentümer oder Nutznießer einer Liegenschaft im Wert von 150—300 Doll. ist. Der Vorsitzende des Unterhauses bezieht einen Gehalt von 4000 Doll.; die Mitglieder erhalten 30 Doll. täglich, doch nie über 1000 Doll. im Jahr, nebst Reisegebühren. Als gemeinsame Angelegenheiten gelten die Verwaltung der Bundesländereien (im Nordwesten), Bundesschuld, Handels- und Verkehrsangelegenheiten (einschließlich Post), Fischereien, Erhebung indirekter Steuern, die oberste Justizverwaltung und Kriminalgesetzgebung, Münz- und Währungsfragen und Miliz. Jede der **Provinzen** steht unter einem von der Bundesregierung ernannten Lieutenant-Governor und hat ihr eignes Parlament. Für Lokalzwecke werden die Provinzen (mit Ausnahme der Prinz Edward-Insel) in Grafschaften und diese in Townships eingeteilt, deren jede aus einer oder mehreren städtischen oder ländlichen Munizipalitäten besteht. Sämtliche Richter (mit Ausnahme der Polizeirichter und der unsalarierten Magistrates oder Friedensrichter) werden vom Governor general auf Lebensdauer ernannt. Sitz des obersten Gerichtshofs ist Ottawa.

Die **Bundesfinanzen** befinden sich in befriedigendem Zustand. Die Einnahmen des Consolidated Fund beliefen sich 1884—85 auf 32,797,001 Doll. (Zölle 18,935,428 Doll.; Accise 6,449,101 Doll.; Postamt 1,841,372 Doll.; Staatsbahnen und Kanäle 1,141,140 Doll.; Zinsen von angelegtem Kapital ꝛc. 1,364,457 Doll.). Diesen Einnahmen standen Ausgaben im Betrag von 35,037,060 Doll. gegenüber (Zinsen der Bundesschuld 9,419,482 Doll.; Verwaltung der Staatsbahnen und Kanäle 3,268,222 Doll.; Postamt 2,488,315 Doll.; Landesverteidigung 2,707,757 Doll.; öffentliche Bauten 2,302,363 Doll.; Indianer 1,109,604 Doll.; Subsidien an die Provinzen 3,959,327 Doll.). Die gesamten Einnahmen, mit Einschluß von Anleihen, beliefen sich während desselben Zeitraums auf 78,418,844 Doll. Die Bundesschuld betrug im Juli 1886: 273 Mill. Doll. oder abzüglich der Aktiva 223,160,000 Doll. Für den Bau von Eisenbahnen und andern produktiven Anlagen sind bis 1885: 211 Mill. Doll. verausgabt worden, und außerdem wurden verzinsliche Anleihen im Betrag von über 34 Mill. Doll. an Eisenbahngesellschaften bewilligt. Was das Verhältnis der Bundesregierung den Provinzen gegenüber betrifft, so ist zu bemerken, daß dieselbe im J. 1867 sämtliche Provinzialschulden im Betrag von 106,311,392 Doll. übernahm und außerdem 80 Cents pro Kopf und andre Subsidien als Entschädigung für die indirekten Steuern an die Provinzialregierungen zahlt.

Die britische **Truppenmacht** beschränkt sich seit 1871 auf 2000 Mann, welche einen Teil der Besatzung der Reichsfestung Halifax bilden. K. unterhält auf eigne Kosten eine wohlorganisierte Miliz, deren Offiziere in der Militärakademie von Kingston und in den Kriegsschulen ebendort, in Quebec, Ontario, Fredericton und Winnipeg ausgebildet werden. Dienstpflichtig ist jeder Bürger zwischen 18 und 60 Jahren, doch zählt die aktive Miliz (neben einer stehenden Truppe von 1200 Mann) nur 37,350

Dominion ist aus den Wappen der sieben vereinigten Provinzen zusammengestellt. Die Flagge ist die englische (s. Tafel »Flaggen I«). Vgl. außer den zahlreichen offiziellen Veröffentlichungen: Hunt, Canada, a geographical, agricultural and mineralogical sketch (Toronto 1865); Russell, Canada, its defences, condition and resources (Lond. 1865); Marshall, The Canadian Dominion (das. 1871); Silver, Handbook to Canada (das. 1881); J. Carling, Canada, its history, productions and natural resources (Ottawa 1886); Lovell, Gazetteer of British North America (Montreal 1881); Wiedersheim, K., Reichsbeschreibung und Bericht über die dortigen land- und volkswirtschaftlichen Verhältnisse (Stuttg. 1882); Grant, Picturesque Canada (Toronto 1884, 2 Bde.); Dawson, Handbook for the Dominion of Canada (Montreal 1884); Lemcke, K., das Land und seine Leute (Leipz. 1886); »Canadian Almanac« (Toronto, jährlich); Hurlbert, Physical Atlas of the Dominion of Canada (Ottawa 1880); Selwyn, Berichte über das Geological and natural history survey of Canada (Montreal, seit 1878); Derselbe, Geologische Karte von K. (das. 1885).

Geschichte.

Die ersten Europäer, welche Kanada besuchten, waren wohl die Venezianer Giovanni und Sebastiano Caboto, welche 1497 mit sechs englischen Schiffen hierher kamen; aber sie sowohl als die bald darauf nach K. gelangenden Spanier legten keinen Wert auf dieses rauhe Land. 1506 nahm der Italiener Giovanni Verrazani, der mit einigen französischen Schiffen dahinkam, das Land für Frankreich in Besitz; doch machte der Franzose Jacques Cartier, der den St. Lorenzstrom hinauffuhr und das umliegende Land Neufrankreich nannte, noch 1534 auf die Bedeutung dieses Landes vergebens aufmerksam; erst 1608 nahm Frankreich die Kolonisation Kanadas in Angriff. Der erste Gouverneur war Samuel Champlain, der 1608 Quebec anlegte, worauf die Kolonie zum französischen Vizekönigreich erklärt wurde. 1628 ging auf Richelieus Betrieb eine Handelsgesellschaft nach K., welche das Handelsmonopol daselbst erhielt, sich aber anheischig machen mußte, bis 1643: 16,000 Handwerker und Ackerbauer dahin überzusiedeln. Indes wurde die Ansiedelung längere Zeit gehemmt durch stete Kämpfe mit den Indianern. Noch mißlicher gestalteten sich die dortigen Verhältnisse, als die jesuitische Intoleranz den Reformierten gegenüber auch jenseit des Meers diesen die Zuflucht abschnitt. Seit 1664 stand K. unter der Verwaltung der französisch-westindischen Kolonie; 1674 aber erhielt es durch Colbert eine eigne Regierung, das Conseil souverain, welches aus einem Gouverneur, einem apostolischen Vikar und vier Edelleuten als Räten zusammengesetzt war. Die Verwaltung des Landes wurde von Kavalieren und Geistlichen, besonders Jesuiten, in streng kirchlicher und feudalistischer Richtung geführt; die katholische Religion herrschte ausschließlich, und Grund und Boden war im Alleinbesitz der Seigneurs, welche ihn an Pachter vergaben. Nach wiederholten Reibungen mit den benachbarten Engländern, welche schon 1629 und 1711 einen Versuch gemacht haben, K. zu erobern, rief das Unternehmen der Franzosen, von K. bis nach Louisiana eine Reihe von Blockhäusern und Forts im Rücken der englischen Niederlassung zu errichten, den Krieg von 1754 hervor, welcher nach dem Sieg Wolfes bei Quebec 13. Sept. 1759 durch den Pariser Frieden 1763 das Land ganz in die Hände der Briten brachte. Von der englischen Regierung wurden nun ganz neue Ordnungen eingeführt: die Katholiken sollten von allen Ämtern ausgeschlossen sein, die französischen Kavaliere aus den hohen Ämtern verdrängt, die englische Jury eingeführt, überhaupt die alten Traditionen des Landes umgestürzt werden. Doch wurde infolge der dadurch hervorgerufenen Unzufriedenheit in der Quebec-Akte von 1774 allgemeine Religionsfreiheit gewährt, der Klerus wieder in seine Einkünfte eingesetzt und die alte Zivilgesetzgebung wiederhergestellt. Überdies wurde die Habeaskorpusakte auf K. ausgedehnt, die drückendsten Steuern abgeschafft und nach dem Friedensschluß mit den Vereinigten Staaten noch weitere Verbesserungen in der Verwaltung der Kolonie durchgeführt. Hierdurch wurde bewirkt, daß die französisch-katholische Bevölkerung beim Ausbruch der Revolution in den südlichen Kolonien (1775) trotz der Aufrufe an sie seitens der Neuenglandstaaten und verschiedener Einfälle der Amerikaner in K. sich dem Aufstand der englisch-protestantischen Staaten nicht anschloß, sondern der britischen Herrschaft treu blieb.

Durch die Konstitution von 1791 wurde K. in zwei Provinzen, Ober- und Niederkanada, eingeteilt. Die Grenzlinie der beiden Bezirke wurde so gezogen, daß Nieder- oder Unterkanada den größten Teil der französischen Bevölkerung, Oberkanada aber vorwiegend die englischen Kolonisten in sich schloß. Die gesetzgebende Gewalt wurde einem Ober- und einem Unterhaus (Council and Assembly), die vollziehende Gewalt in jeder Provinz einem Gouverneur übertragen. Dem Gouverneur war ein Vollziehungsrat beigegeben, welcher nur der Regierung in England verantwortlich war. Die Gouverneure wechselten häufig: in der kurzen Zeit von 1810 bis zum Ausbruch des großen Aufstandes von 1837 waren nicht weniger als elf Gouverneure im Amte. Die Verwaltung war aber eine sehr mangelhafte und willkürliche. Die französischen Einwohner wurden gegenüber den englischen hintangesetzt, die Finanzen nachlässig und oft gewissenlos verwaltet, die liberale Opposition unterdrückt und alle noch so berechtigten Beschwerden vom Gouverneur oder dem englischen Parlament unbeachtet gelassen. Die Folge davon war, daß die Opposition nur noch energischer wurde. Unter der Führung Papineaus beschloß 1836 die Assembly von Niederkanada die Steuerverweigerung, wenn nicht den vorgebrachten Beschwerden abgeholfen würde, und als das Parlament nicht darauf einging, kam es zum Aufstand. Der Verein der »Söhne der Freiheit«, welcher seinen Zentralausschuß in Montreal hatte, verkündigte die Trennung Kanadas von England und erließ Aufrufe an die jungen Männer des freien Nordamerika. Auf der andern Seite traten die Loyalen im Dorischen Klub zusammen und erregten die ersten Unruhen in Montreal. Ein Kampf in der Stadt Montreal, der sich zwischen Loyalen und Söhnen der Freiheit entspann, war das Zeichen zum allgemeinen Aufstand. Brown, Nelson und O'Callaghan stellten sich an die Spitze von bewaffneten Insurgentenhaufen. Aber obwohl sie den englischen Truppen bei dem Dorf St.-Denis und bei St.-Charles siegreiche Treffen lieferten, so gaben doch die Anführer ihre Sache bald verloren und flohen nach den Vereinigten Staaten, worauf die ihrer Führer beraubten Insurgenten 14. Dez. 1837 bei St.-Eustach und Grand-Brulé geschlagen und zersprengt wurden. Nicht glücklicher waren die Aufständischen in Oberkanada. Unter Mackenzie und van Egmont, einem ehemaligen Napoleonischen Offizier, wurden sie 7. Dez. von dem Obersten Mac Nab geschlagen. So war zu Anfang 1838 der

Aufstand zwar bewältigt, aber die Ruhe noch nicht hergestellt, und bald brach der Kampf von neuem aus. Die Aufständischen suchten Unterstützung in den Vereinigten Staaten; dies führte zu gegenseitigen Reibungen, und nach der Verbrennung eines amerikanischen Dampfschiffs, das auf dem Eriesee den Insurgenten Lebensmittel und Munition zuführte, durch die Loyalen fehlte nicht viel, daß die Union an England den Krieg erklärte. Doch gelang es den Präsidenten van Buren und Tyler, die erbitterten Gemüter in der Union zur Ruhe zu bringen, während die englische Regierung versöhnliche Schritte that und den Grafen Durham als Gouverneur nach K. schickte, der durch Einführung eines bessern Systems in der Verwaltung sowie durch sein mildes Verfahren gegen die Aufständischen die Ruhe wiederherstellte. Doch nahm er schon im November 1838 seine Entlassung und kehrte nach England zurück. Hier öffnete er dem Parlament die Augen über die Zustände in K., zeigte, daß alles Unheil durch den Widerstreit der Rassen herbeigeführt werde, und schlug vor, die beiden Vertretungen in eine einzige zu verschmelzen und überhaupt eine versöhnliche Politik zu beobachten. Durhams Vorschläge gingen durch; die Verbannten wurden zurückgerufen, einige am Aufstand Beteiligte sogar zu höhern Regierungsstellen befördert, und trotz des Widerstrebens der hochtoryistischen oder »sächsischen« Partei in K. wurde Lord Russells Antrag, beide Kanadas hinsichtlich der Gesetzgebung durch Ein Parlament zu vereinigen und dem Land eine neue liberale Verfassung zu geben, im Juli 1840 vom Parlament angenommen und das betreffende Gesetz 23. Juli d. J. promulgiert. 1841 kam Sir Charles Bagot als Generalgouverneur nach K., wo nun die projektierten Verwaltungsreformen durchgeführt werden sollten. Aber bald entstanden neue Zerwürfnisse, und namentlich wiederholten sich in Montreal (25. April und 15. Aug.) die Unruhen, welche in Brand und Mord ausarteten.

Inzwischen war die von den Vereinigten Staaten genährte Agitation für den Anschluß Kanadas an die nordamerikanische Union fortgesetzt worden, wobei ebensowohl kommerzielle wie politische Interessen mitwirkten. Der Generalgouverneur Lord Elgin verfügte daher die Absetzung aller bei Anschlußadressen beteiligten Beamten und erklärte sich vor dem am 14. Mai 1850 in Toronto neueröffneten Parlament entschieden gegen jeden Versuch, K. von England loszureißen. Um die schwache Bevölkerung Kanadas zu vermehren, suchte England besonders seit 1847 den Strom der europäischen Auswanderung dorthin zu leiten, und wirklich zählte man in jenem Jahr 100,000 Einwanderer, während es früher derselben kaum 20,000 gewesen waren. Im September 1852 ward Lord Elgin abberufen und Lord Harris zum Generalgouverneur ernannt. Unter beider Verwaltung nahm K. an Bevölkerung wie an materiellen Hilfsquellen zu. Große Eisenbahnbauten, welche 1856 ausgeführt, Quebec, Toronto und Montder Zusammensetzung der legislatorischen Körperschaft vorgenommen. Dieselbe sollte sich in Zukunft nicht mehr aus von der Krone ernannten, sondern aus 48 gewählten Mitgliedern zusammensetzen. Und für die einheitlichere Gestaltung der verschiedenen Kolonien war es nicht unwichtig, daß 1858 die Königin auf Ansuchen der Bewohner Kanadas das dazu sehr geeignete Ottawa zur ständigen Hauptstadt erhob. Um jedoch die bedeutenden innern Gegensätze, wie sie durch die Verschiedenheit der Abstammung und des religiösen Bekenntnisses Ober- und Unterkanada voneinander trennten, abzuschwächen und mit der Zeit auszugleichen, wurde 1. Juli 1867 K. mit Neuschottland und Neubraunschweig zu einem Bund vereinigt, der den Namen »Dominion of Canada« führt, und dem in den folgenden Jahren die übrigen britisch-nordamerikanischen Länder, bis auf Neufundland und die Bermudainseln, beitraten (weiteres s. oben).

In der neuesten Zeit entstand ein Streit zwischen England und den Vereinigten Staaten über die Grenze zwischen der Union und K., die sogen. San Juan-Frage. Der Washingtoner Grenzvertrag vom 15. Juli 1846 wurde von beiden Parteien verschieden ausgelegt hinsichtlich der Fixierung der Grenzlinie im San Juan-Archipel. Das ganze Streitobjekt war übrigens sehr unbedeutend. Die Frage wurde nach dem Vertrag vom 8. Mai 1871 dem deutschen Kaiser zur Entscheidung vorgelegt, welcher 21. Okt. 1872 zu gunsten der Vereinigten Staaten entschied. Wegen des Gebiets am Red River (dem oben genannten Manitoba), welches K. von der Hudsonbaigesellschaft um 300,000 Pfd. Sterl. angekauft hatte, drohte 1870 eine Verwickelung. Die Bewohner dieses am Winnipegsee gelegenen Landstrichs protestierten zum Teil gegen den Übergang der Herrschaft an die kanadische Regierung und empörten sich gegen den von derselben abgesandten Gouverneur. Dies wollten die in den Vereinigten Staaten befindlichen Fenier benutzen, um das genannte Gebiet K. zu entreißen, ja ganz K. zu erobern und mit den Vereinigten Staaten zu verschmelzen. Aber die Feniereinfälle vom 25. und 27. Mai nahmen ein klägliches Ende. Das Gebiet am Red River wurde zu einer besondern Provinz unter dem Namen Manitoba umgestaltet, welche im kanadischen Parlament zu Ottawa durch sechs Mitglieder vertreten ist. Die Wichtigkeit, welche England K. beilegte, bekundete 1878 die Ernennung des Schwiegersohns der Königin, des Marquis of Lorne, zum Generalgouverneur, dem 1883 der Marquis of Lansdowne folgte. Von großer Bedeutung für die Entwickelung des Landes war auch der Bau einer kanadischen Pacificbahn. Unter der noch immer nicht verschmolzenen französischen und englischen Bevölkerung drohte ein nicht unbedenklicher Hader zu entstehen, als 1885 in Ontario und Manitoba ein Aufstand der französisch-indianischen Mischlinge unter Riel ausbrach und die französischen Kanadier für dieselben Partei ergriffen. Doch gelang es General Middleton, die Empörung im Mai rasch nie-

1865, 2 Bde.); Dussieux, Le Canada sous la domination française (2. Aufl., Par. 186.); Smith, Wars in Canada from 1755 to the treaty of Ghent 1814 (Lond. 1862); Parkman, France and England in North America (Boston 1865—74, 5 Bde.; Bd. 1 und 2 deutsch, Stuttg. 1875—76); Watson, Constitutional history of Canada (Toronto 1874, Bd. 1); Stewart, Canada under the administration of the Earl of Dufferin (Lond. 18.9); Morgan, Bibliotheca canadensis (Ottawa 1867).

Kanadabalsam, ein Terpentin, welcher in Maine und Kanada aus der Balsamtanne (Abies balsamea) gewonnen wird, indem man ähnlich wie bei der Weißtanne Harzbeulen der Rinde öffnet und den ausfließenden Balsam in Gefäßen von eigentümlicher Form auffängt. K. ist im frischen Zustand farblos, wird im Alter gelblich und erstarrt endlich, bleibt aber stets klar. Auch unter dem Mikroskop erscheint er völlig durchsichtig und homogen. Er riecht angenehm balsamisch und schmeckt aromatisch, etwas bitter. Das spezifische Gewicht beträgt 0,998 bei 15°. Von allen Terpentinen unterscheidet sich K. durch sein Lichtbrechungsvermögen, Kartoffelstärke tritt darin mit großer Schärfe hervor, während sie in allen andern Terpentinen verschwindet. Er dient hauptsächlich zur Herstellung mikroskopischer Präparate.

Kanadafaser, s. Asbest.

Kanadathee, s. Gaultheria.

Kanadische Rebe, s. Ampelopsis.

Kanadische Seen, die fünf großen Süßwasserseen zwischen Britisch-Nordamerika und der Union: der Obere See (Lake Superior), Michigan-, Huron-, Erie- und Ontariosee, welche sämtlich miteinander durch Flußläufe verbunden sind. Die Maßverhältnisse sind:

	QKilom.	QMeilen	Höhe ü. M. Meter	Tiefe Meter
Oberer See . . .	83627	1518.7	183.7	309
Michigansee . . .	61906	1124.3	179.7	260
Huronsee	61340	1114.0	179.7	300
Eriesee	24586	446.5	174.7	37
Ontariosee . . .	19823	360.0	76.2	220

Diese Höhenangaben zeigen, daß die Seen terrassenförmig übereinander liegen. Der Obere See steht durch den St. Mary's River mit dem Huron in Verbindung, aus dem die breite Straße von Mackinaw westlich in den Michigan, der Fluß St. Clair aber südlich in den St. Clair Lake und den Eriesee führt. Letzterer hängt durch den Niagarafluß, mit den weltberühmten Wasserfällen, mit dem Ontariosee zusammen, welcher den St. Lorenzstrom in den Atlantischen Ozean schickt. Die in den verbindenden Flüssen vorkommenden Wasserfälle oder Stromschnellen sind durch Kanäle umgangen, so daß Schiffe ungehindert vom äußersten Ende des Obern Sees bis ins offene Meer gelangen können. Selbstverständlich sind diese großen Seen infolge von Winden, Regen und wechselndem Luftdruck einigen Schwankungen ausgesetzt, aber J. D. Graham hat durch sorgfältige Beobachtungen festgesetzt, daß sie auch Gezeiten haben, wenn auch der Unterschied zwischen Ebbe und Flut nur 77 mm beträgt.

Kanadol (Canadol), s. Erdöl, S. 767.

Kanagawa, eine der seit 1859 den Europäern eröffneten Hafenstädte auf der japanischen Insel Nippon, an der Bai von Jedo, jetzt mit dem nahen Jokohama (s. d.) zu einem Handelsplatz verschmolzen. Hier wurde 1854 der Vertrag zwischen den Vereinigten Staaten und Japan geschlossen, der letzteres nach mehr als 200jähriger Abschließung wiederum dem europäischen Handel öffnete.

Kanaille (franz., spr. -náj), Hundevolk, Hunde- oder Lumpenpack, Straßenpöbel, Janhagel; auch verächtliche Bezeichnung einer einzelnen Person, Schurke, Spitzbube; jemand en canaille behandeln, wegwerfend, verächtlich behandeln; kanaillös, niederträchtig, spitzbübisch.

Kanaken (»Menschen«), die eingeborne Bevölkerung der Sandwichinseln (s. Hawai); auch s. v. w. Polynesier überhaupt.

Kanal (das Mare Britannicum der Alten, bei den Franzosen la Manche [Ärmelmeer], bei den Engländern English Channel oder auch bloß Channel genannt), der Teil des Atlantischen Ozeans, welcher, von Englands Süd- und Frankreichs Nordküste begrenzt, jenes Meer mit der Nordsee verbindet. Seine Länge beträgt 500 km. An seiner schmälsten Stelle, der sogen. Straße von Dover oder dem Pas de Calais (das Fretum Gallicum oder Britannicum der Alten), ist der K. nur 33 km breit, am westlichen Ausgang aber 156 km. Auf der französischen Seite sind drei bemerkenswerte Einbiegungen: die Bai von Somme, zwischen den Kaps Gris Nez und d'Antifer, mit der Sommemündung; die Seinebai, zwischen dem letztgenannten Kap und der Pointe de Barfleur, mit den Mündungen der Seine und Orne, und die große Normännische Bai, zwischen Cap de la Hague und den Klippen Les Héaux, mit ihren Unterabteilungen, den Baien von St.-Michel, Fresnay und St.-Brieuc. In ihr liegen die zu England gehörigen Kanalinseln (s. d.). An der ganzen französischen Küstenstrecke befindet sich kein einziger natürlicher Hafen von Bedeutung, denn die von Cherbourg und Havre sind Werke der Kunst, die übrigen aber Flußmündungen, welche nur zur Flutzeit für größere Schiffe zugänglich sind. Am Pas de Calais erheben sich, wie an der gegenüberliegenden britischen Küste, Kreidefelsen mit den Vorgebirgen Gris Nez und Blanc Nez. Auch weiter nach S. hin bildet die Küste stelle Felswände (Falaises), in der Seinebai aber verflacht sie sich mit vorgelagerten Sandbänken. Die Bretagne hat meist Steilküste, die von zahlreichen Klippen eingefaßt ist. Die englische Küste ist mannigfaltiger gegliedert als die französische. An größern Einbuchtungen findet man hier die Mountsbai, westlich vom Kap Lizard, die Lymebai zwischen Start Point und dem vorspringenden Bill of Portland, die Poolebai und die durch die Insel Wight geschützte berühmte Reede von Spithead, welche zu dem tiefen, Southampton Water genannten Meeresarm führt. Unter den natürlichen Häfen verdienen namentlich die von Plymouth und Portsmouth Erwähnung. Großartige Kunsthäfen hat man bei Weymouth und Dover geschaffen. Im Pas de Calais beträgt die größte Tiefe 57 m, am westlichen Ausgang des Kanals 120 m, an seiner tiefsten Stelle, nicht weit von der Insel Alderney, aber 174 m. Die Flut tritt gleichzeitig vom Atlantischen Ozean und von der Nordsee her in den K. ein, und die Ausfahrt aus demselben ist daher bei starkem Westwind schwierig. Die Meeresströmung ist vorwiegend östlich und häuft Sand- und Schlammmassen an der französischen Küste an, durch welche die Flußmündungen verstopft werden. Zahlreiche Leuchttürme und Leuchtschiffe erleichtern die sehr lebhafte Schiffahrt. Der berühmteste Leuchtturm ist der auf Eddystone (s. d.), Plymouth gegenüber. — Das schon länger angeregte Projekt, England und Frankreich vermittelst eines unterseeischen Eisenbahntunnels (Kanaltunnels) zu verbinden, ist durch 1866 angestellte Bohrungen als ausführbar erwiesen, und man hat in der That

den Bau eines 35¼ km langen Tunnels in Angriff genommen; die Arbeiten mußten aber 1884 eingestellt werden, weil sich die englische Regierung aus militärischen Gründen dem Unternehmen widersetzte. Eine Übersicht der Verkehrslinien im K. gibt unsre Karte des Weltverkehrs bei »Dampfschiffahrt«.

Kanäle, künstlich hergestellte Wasserläufe, welche verschiedenen Zwecken dienen. Ihrer Bestimmung nach unterscheidet man hauptsächlich K. für Wasserzu- und Abfuhr und K. für Verkehrszwecke. K. für Wasserzufuhr und Wasserabfuhr dienen der Bewässerung trockner Ländereien als Bewässerungskanäle, der Entwässerung nasser Ländereien als Entwässerungskanäle, der Wasserversorgung von bewohnten Ortschaften, dem Betrieb von Mühlen und Fabrikwerkstätten als Mühlgräben und Fabrikkanäle, der Ableitung des Wassers aus natürlichen Wasserläufen als Flutgräben, der Abfuhr von Wasser und Unratstoffen aus städtischen Wohnstätten als Kloaken ꝛc. Die systematische Anlage unterirdischer K. zur Ableitung von Abfallstoffen aus bewohnten Orten bezeichnet man als Kanalisation (s. d.).

Bei den Kanälen für Verkehrszwecke dient das Wasser als Beförderungsmittel für den Transport von Menschen und Gütern; man unterscheidet: Triftkanäle zur Beförderung von Holz, Flößkanäle zum Flößen, Schiffahrtskanäle für den Betrieb der Schiffahrt und zwar sowohl der Binnen- als der Seeschiffahrt. Die der letztern dienenden maritimen K. können von Seeschiffen befahren werden. Kanalisierung nennt man die Schiffbarmachung natürlicher Wasserläufe durch künstliche Mittel.

[**Geschichtliches.**] Die K. dienten in der ältesten Zeit mehr dazu, die Bewässerung des Landes zu fördern, als den Verkehr zwischen einzelnen Ländern zu vermitteln. Jenen Zweck hatten namentlich die K. im alten Ägypten, mittels deren das Nilwasser in die höher gelegenen dürren Gegenden des Landes geleitet ward. Dergleichen K. finden sich noch jetzt in den meisten Ländern. So bewässert der oberhalb Lingen abzweigende Emskanal zugleich einen Teil des sogen. Ochsenbruchs; der Canal de l'Ourcq versorgt Paris mit Wasser und trägt gleichzeitig kleinere Schiffe; der Naviglio Grande und der Kanal von Pavia nach Mailand dienen gleichzeitig der Schiffahrt und Wiesenbewässerung, während die K. in den Torfmooren Hollands, Ostfrieslands und Oldenburgs sowohl für die Schiffahrt als auch für die Entwässerung bestimmt sind. Jedoch hatten auch die Alten schon eine hohe Meinung von der Wichtigkeit der K. für Schiffahrtszwecke. Schon unter den ägyptischen Pharaonen und den Ptolemäern wurden große Arbeiten zur Verbindung des Nils mit dem Roten Meer ausgeführt. In Griechenland wurde schon in alten Zeiten ernstlich das Projekt eines Durchstichs des Isthmus von Korinth in Erwägung gezogen. Die Römer nahmen zwar keine Kunstbauten für Binnenschiffahrt vor, aber die riesigen Wasserleitungen, welche zur Wasserversorgung der Städte erbaut wurden, legen Zeugnis von dem hohen Stande der Kanalbautechnik unter ihrer Herrschaft ab. In China existieren schon seit alten Zeiten sowohl Bewässerungs- als Schiffahrtskanäle. Der berühmteste der letztern ist der Kaiserkanal, welcher eine Verbindung zwischen Peking und Kanton herstellt.

In Europa hatte Italien seit dem 11. Jahrh. K. zu Handelszwecken. Verkehrs- und Bewässerungszwecken zugleich dienen die zahlreichen K. der Niederlande, insofern man sie, da sie meist höher liegen als das Weideland, im Winter übertreten und letzteres überschwemmen läßt. Die bedeutendsten in neuerer Zeit vollendeten K. dieser Art sind der Zuyd-Willemskanal (1822—26), von Maastricht nach Herzogenbusch, der großen Seeschiffen zugängliche Nordkanal (1810—24), von Amsterdam nach dem Texel, der Kanal von Voorne (1827—30), von Rotterdam nach Helvoetsluys. In Rußland wurde 1732 der von Peter d. Gr. angelegte, 110 km lange Ladogakanal vollendet, welcher die Verbindung zwischen der Ostsee und dem Kaspischen Meer herstellt, indem er die mit der Wolga vereinigte Wolchow von Neu-Ladoga ab mit Schlüsselburg verbindet. Ein sehr ausgebildetes Kanalsystem entstand in Frankreich. Der älteste der dortigen K. ist der von Briare, welcher zur Verbindung der Seine mit der Loire dient, von 1604 bis 1642 gebaut ist und mit dem 1675 begonnenen Kanal von Orléans in Verbindung steht. Der bei weitem wichtigste ist der Kanal von Languedoc oder du Midi, welcher das Mittelmeer mit dem Atlantischen Ozean verbindet und 1667—81 nach Andréossys Plan mit einem Aufwand von 33 Mill. Frank erbaut worden ist. Er ist 244 km lang, 20 m breit, 2 m tief und trägt Fahrzeuge bis zu 2400 Ztr. Last. Bei Béziers durchschneidet er auf eine Länge von 250 m und 6 m Breite den Berg Malpas, und auf dem höchsten Punkte desselben, bei St.-Ferréol, ist ein Reservoir durch Führung einer Riesenmauer zwischen zwei Bergen gebildet, aus welchem die Schleusen, deren Zahl gegen 100 beträgt, mit Wasser versehen werden. Andre bemerkenswerte K. Frankreichs sind: der Canal du Centre oder Charolais, welcher die südlichen Provinzen des Reichs durch den Rhône, die Saône, Loire und Seine mit Paris und der Nordsee verbindet, 1782—90 erbaut wurde und 81 Schleusen besitzt; der Kanal von St.-Quentin, der die Somme mit der Schelde verbindet, erst mittels 6 Schleusen 12 m steigend, später wieder durch 18 Schleusen 42 m fallend und teilweise unterirdisch geführt; der Kanal des Doubs, der, über 300 km lang, in 4 Abteilungen den Rhône, die Ill, den Doubs u. die Saône verbindet u. 1852 vollendet wurde (vgl. die weitern Angaben im Art. »Frankreich«, S. 529). Eine 1872 veranstaltete parlamentarische Enquete hat ergeben, daß das in den französischen Kanälen (5037 km) niedergelegte Anlagekapital 818,467,912 Frank oder 654,774,329 Mk. beträgt, daß dieses Kapital durch die Kanalabgaben aber nur zu kaum ½ Proz. verzinst wird. Dieses ungünstige Finanzergebnis erklärt sich einesteils aus einem äußerst niedrigen Tarif, hauptsächlich aber aus dem Umstand, daß die meisten K. auf Linien angelegt sind, auf denen es seit der Entstehung der Eisenbahnen an der nötigen Fracht mangelt. Englands erster Kanal war der 84 km lange Kanal zwischen dem Sankeybach und Merseyfluß, 1755 angelegt, dem bald der Bridgewaterkanal (s. d.) folgte, von Brindley im Auftrag des Herzogs von Bridgewater 1758–72 ausgeführt und durch den Manchesterkanal mit den Kohlenwerken von Worsley, durch einen andern Arm mit Liverpool in Verbindung gebracht. Gleichfalls nach Brindleys Plan wurde 1766 bis 1777 der Grand-Trunkkanal ausgeführt, welcher, 145 km lang, die Verbindung zwischen Liverpool, Hull, London, Oxford und Bristol vermittelt. Darauf ward der große Kaledonische Kanal (s. d.) in Angriff genommen, welcher das Atlantische Meer mit der Nordsee verbindet. Eine große Anzahl der K. in England ist mit zu geringem Tiefgang und zu engen hölzernen Schleusen ausgeführt und verfiel deshalb, als die Eisenbahnen dem Bedürfnis des Verkehrs

besser entsprachen. Seit 1830 sind überhaupt erhebliche Kanalbauten nur insoweit noch unternommen worden, als in Newcastle am Clyde und für andre Häfen Wasserverbindungen zur Aufnahme von Seeschiffen hergerichtet wurden.

In **Amerika** hat Witt Clinton 1817—25 den Eriekanal als ein angestauntes Werk ausgeführt, dem New York seine Blüte und die schnelle Überflügelung Philadelphias verdankte. Seitdem entstand rasch ein ausgebreitetes Kanalnetz, welches alle größern Stromgebiete der Vereinigten Staaten mit der atlantischen Küste und der Region der Kanadischen Seen verbindet. Viele dieser K. sind indes gleichfalls nur auf das notdürftigste und mit so mangelhafter Ausrüstung hergestellt worden, daß sie der Konkurrenz der Eisenbahnen unterlagen. Immerhin bestehen noch viele K., namentlich die, welche die reichen Kohlenfelder, Bergwerke und Wälder mit den Handelsplätzen an der Küste verbinden, in früherer Blüte fort und ergeben auch heute noch, ungeachtet der Konkurrenz der Eisenbahnen, eine gute Rente.

In **Deutschland** war der erste Kanal derjenige, welcher die Elbe mit der Ostsee durch die Trave verband. Verhältnismäßig am meisten ist für K. in der Mark Brandenburg geschehen. Der Finowkanal (s. **Finow**) und der Müllroser Kanal, an denen das 17. und 18. Jahrh. gearbeitet haben, verbinden das Stromgebiet der Elbe mit dem der Oder, aber in einer für die heutigen Anforderungen des Verkehrs ungenügenden Weise. Der Bromberger Kanal (s. **Bromberg**) setzt wiederum das Stromgebiet der Oder mit demjenigen der Weichsel in Verbindung. Was sonst bis Anfang dieses Jahrhunderts von Kanälen bestand, war von rein lokaler Bedeutung, wie der Stecknitzkanal, die Verbindung des Pregels mit dem Kurischen Haff und der Gilge ꝛc. Napoleon faßte zur Zeit seiner Weltherrschaft den Gedanken, ein umfassendes Kanalnetz anzulegen, das sich von der Maas bis zur Ostsee erstrecken sollte. Er kam aber nicht über die Vorarbeiten zum Rhein-Maaskanal (sogen. Nordkanal) hinaus. Als im zweiten Viertel dieses Jahrhunderts das Eisenbahnwesen sich zu hoher Bedeutung entwickelte, gab man sich wie in andern Ländern, so auch in Deutschland vielfach dem Glauben hin, daß die Zeit der K. vorüber sei. Es kam nur ein bedeutendes Unternehmen zu stande, der Donau-Mainkanal, auch Ludwigskanal (s. d.) genannt, von Bamberg nach Kelheim, dessen praktische Bedeutung indessen wegen seines geringen Tiefganges hinter den daran geknüpften Erwartungen zurückblieb. Von weniger umfangreichen Unternehmungen, die im Lauf des Jahrhunderts zu stande kamen, nennen wir zwei, den Schiffahrtskanal bei Berlin, welcher der Handelsbedeutung dieses Platzes in erheblicher Weise zu gute kam, und den Elbing-Oberländischen Kanal (s. d.), der mehreren Binnenseen Abfluß schafft und durch die Anwendung des neuen, zukunftsreichen Konstruktionsprinzips der schiefen Ebene für die Überwindung von Niveau-Unterschieden (als Ersatz für die Schleusen) die Aufmerksamkeit der Techniker verdient. Wenn Deutschland in der rung der Verkehrsverhältnisse berücksichtigend, jetzt die Vervollständigung des Kanalnetzes in weit vorteilhafterer Weise zur Ausführung zu bringen vermag, als dies noch vor wenigen Jahrzehnten möglich war. Das Interesse für den Kanalbau ist daher in Deutschland in rascher Zunahme begriffen. 1868 bildete sich der Zentralverein für Hebung der deutschen Fluß- und Kanalschiffahrt mit dem Sitz in Berlin, welcher für die Aufklärung über den Nutzen der weitern Herstellung künstlicher Wasserwege erfolgreich gewirkt hat. Eine umfassendere Thätigkeit zur Wiederaufnahme des Kanalbaues ist 1886 durch ein Reichsgesetz, betreffend die Herstellung des Nord-Ostseekanals (s. d.) zur direkten Verbindung des Kieler Kriegshafens mit der westholsteinischen Küste, sowie durch ein preußisches Gesetz vom 9. Juli 1886 eingeleitet worden, welches die schon im J. 1883 ohne Erfolg vorgeschlagene Anlage eines Kanals von Dortmund nach den Emshäfen unter zweckmäßiger Erweiterung des Projekts und zugleich den dem Verkehrsbedürfnis entsprechenden Ausbau der Wasserstraße von der mittlern Oder nach Berlin anordnet. Diese Kanalanlagen bilden einen Teil des geplanten umfassenden Kanalnetzes zur Verbindung der deutschen Ströme, auf dessen Projekt im nachstehenden noch näher eingegangen ist, und den Beginn zur Ausführung dieses Projekts.

Auch im **internationalen Verkehr** bricht sich die Erkenntnis von der wirtschaftlichen Bedeutung der K., deren Überlegenheit über die Eisenbahnen für den Transport von minderwertigen Massengütern und der Zweckmäßigkeit einer erneuten Aufnahme des Kanalbaues Bahn. 1885 tagte in Brüssel ein erster **internationaler Kongreß** für Binnenschiffahrt, dessen Arbeiten durch eine von demselben ernannte internationale Kommission fortgesetzt werden.

Technik des Kanalbaues.

Bei Anlage von Kanälen handelt es sich zunächst um die Feststellung ihrer Situation und ihres Längenprofils sowie ihres Querprofils auf Grund sorgfältiger Vermessungen, Nivellements und Bodenuntersuchungen. Den Eingang des Kanals (**Kanalmund**) legt man an einem Punkt an, wo die Strombahn des Flusses, dessen Wasser man benutzen will, nahe am Ufer liegt, während das Ende oder der Ausfluß so angelegt wird, daß die Strombahn des Flusses, in den man einmündet, thunlichst wenig Veränderung erleidet, also unter möglichst spitzem Winkel stromabwärts. Was den Kanalbau betrifft, so richtet man den Lauf desselben (**Kanalzug**) so ein, daß der erforderliche Erdabtrag und der nötige Erdauftrag sich möglichst ausgleichen, und daß der Querschnitt des Kanals (**Kanalgröße**) möglichst unverändert bleibt. Der Kanalzug muß bisweilen, um das Gefälle zu vermindern, so gekrümmt werden, daß das Wasser nicht zu schnell abfließt und dann fehlt; auch empfiehlt es sich, einen Kanal wegen des bei starkem Wind leicht entstehenden schädlichen Wellenschlags nicht über 300 m ganz gerade zu führen. Bei Krümmungen des Kanals, welche von der Breite und Länge der ihn befahrenden Schiffe abhängen, soll dessen Krümmungs-

oder hilft sich durch Schleusen, welchen man ein Gefälle von höchstens 2 pro Mille gibt. Die Neigung der Böschungen hängt von der Beschaffenheit des Bodens ab und ist eine ein- bis zweifache, gewöhnlich eine anderthalbfache. Den Leinpfad legt man 0,5—1 m über den höchsten Wasserstand und gibt ihm eine Breite von 3—4 m. Die Speisung der K. erfolgt, wenn es Seitenkanäle sind, durch den benachbarten Fluß selbst oder durch Seitenzuflüsse desselben, wenn es Verbindungskanäle sind, durch besondere Speisebassins, worin Regen-, Quell- oder Flutwasser angesammelt wird, oder durch Speisegräben. Zur Ableitung von überflüssigem Wasser, wie es sich bei starken Regengüssen ansammelt, dienen die mit den Kanälen in Verbindung stehenden Flutgerinne oder Leerläufe. Die bei Anlage von Kanälen auf mehr oder minder geneigtem Terrain erforderlichen Kanalschleusen sind je nach der Lebhaftigkeit des Verkehrs entweder einfache, d. h. solche, welche nur ein Schiff, oder Doppelschleusen und Parallelschleusen, welche zwei Schiffe auf einmal aufnehmen können. K. von annähernd horizontaler Lage werden nur an ihren Endpunkten mit Schleusen (s. d.) versehen, um den Wasserstand des Kanals unabhängig von dem der anstoßenden Gewässer zu erhalten. Bei Kanälen sowohl mit gleichartiger als auch mit entgegengesetzter Neigung sind die Schleusen ein Haupterfordernis, um, wo zwei Abteilungen der K. von verschiedenem Niveau aneinander stoßen, die Schiffe beliebig heben und senken zu können. Diese K. sind um so kostspieliger, je mehr Schleusen sie erfordern, wodurch zugleich der Schiffsverkehr verzögert und der Transportpreis erhöht wird. Die Wassermenge, welche zu einem Kanal erforderlich ist, richtet sich nach dem Bedarf der anzulegenden Schleusen. Bei deren Bestimmung, besonders für K. mit horizontaler Lage, ist die Wassermasse in Anrechnung zu bringen, welche versickert, an der Oberfläche verdunstet oder durch die Schleusenthore dringt. Für K. mit gleichartiger Neigung kommt zu derselben Wassermenge die Füllung einer Schleuse aus dem Oberwasser für jedes durchgehende Schiff hinzu, welche ungefähr sechsmal so groß ist als das beladene Kanalboot, und für K. mit entgegengesetzter Neigung die für K. mit horizontaler Lage nötige Wassermasse und die doppelte Wassermasse für die zu füllende Schleuse, da das Schiff auf der einen Seite hinaufgehoben und auf der andern Seite hinabgelassen werden muß. Diese Wassermenge muß dem Kanal auf dem Verteilungspunkt, dem höchsten Punkte desselben, von andern Orten her durch sogen. Speisekanäle zugeführt werden. Um aber stets über das nötige Quantum von Wasser verfügen zu können, legt man auf dem höchsten Punkte der Wasserscheide ein Reservoir an, welches geräumig genug sein muß, um die Schleusen zu beiden Seiten mit dem nötigen Wasser zu versehen. Bei Kanälen, welche eine Verbindung mit dem Meer vermitteln, werden Flutschleusen und Flutthore angelegt.

Wo K. über andre Wasserläufe oder über Verkehrsbrücken für den Durchgang nur eines Schiffs bemessen, während an deren Enden eine solche Erweiterung angebracht ist, daß sich zwei Schiffe bequem ausweichen können. Die Überführung von Straßen oder Eisenbahnen über K. wird teils durch feste, teils durch bewegliche Brücken entweder mit Einschränkung oder besser mit Beibehaltung ihres vollen Profils bewirkt. Kanalhäfen werden an den Stellen von Schiffahrtskanälen angelegt, wo häufig Güter ein- oder auszuladen sind. Die Größe der Häfen richtet sich nach dem Umfang des Verkehrs. Die kleinsten Häfen erhalten die Länge und Breite eines Schiffs, die größern eine Länge von fünf bis zehn Schiffen und mindestens eine Schiffslänge zur Breite, damit die Schiffe wenden können. Zwischen dem Mauerwerk von Kanalbrücken und Kanalhäfen und dem Erdkörper muß eine sorgfältige Dichtung durch Thonschlag oder Sandbeton hergestellt werden, damit der Wasserverlust auf ein Minimum eingeschränkt wird. Aus demselben Grund werden die Böschungen von Kanälen, welche durch wasserdurchlässiges Terrain, wie Sand- und Kiesboden, führen, gewöhnlich mit einem 40–80 cm starken Thonschlag bekleidet, worauf wieder Deckschichten von urbarer Erde zu liegen kommen. In Frankreich ersetzt man den Thonschlag nicht selten durch eine Lage sandigen Bodens, welchen man mit Kalkmilch tränkt.

Vgl. Hagen, Wasserbaukunst, Teil 2, Bd. 3 (3. Aufl., Berl. 1874); Gräff, Construction des canaux et des chemins de fer (Par. 1861); Stevenson, Principles and practice of canal and river engineering (Edinb. 1858); Malézieux, Travaux publics des États d'Amérique en 1870 (Par. 1873); »Handbuch der Ingenieurwissenschaften«, Bd. 3: »Der Wasserbau« (hrsg. von Franzius und Sonne, 2. Aufl., Leipz. 1882).

Volkswirtschaftliche Bedeutung.

Vor der Zeit der Eisenbahnen war der Antrieb zum Kanalbau sehr stark, und K. erschienen auch da noch zweckmäßig, wo sie mit vielen Krümmungen, mit geringer Fahrtiefe und vielen Schleusen angelegt werden mußten, und unter solchen für die heutigen Anforderungen der Binnenschiffahrt ungünstigen Bedingungen der Nutzbarkeit sind fast alle gegenwärtig bestehenden K. ursprünglich angelegt worden. Nachdem der Bau der Eisenbahnen begonnen hatte, mußte sich deren Überlegenheit gegenüber den bestehenden Kanälen bald herausstellen. Die Eisenbahn bringt die Ladungsgegenstände in vier- bis sechsmal kürzerer Zeit ans Ziel, als es durch K. möglich ist. Sie befördert die Güter zu jeder Zeit, während die K. durch Wintereis, Wassermangel, Reparaturen ꝛc. einen Teil des Jahrs unbenutzbar sind. Für den Osten Deutschlands ist beispielsweise die Fahrzeit auf den Kanälen mit Sicherheit nur auf etwa 250 Tage im Jahr anzunehmen. Die Eisenbahn vermag auch kleinere Warenmengen leichter zu verladen und abzufertigen und trifft in der Spedition einzelner Stückgüter Einrichtungen, welche jedermann bequem zu-

weise für den Wassertransport. Gleichwohl kann ein Kanal im allgemeinen für gewöhnliche Verkehrsverhältnisse nur dann mit einer Eisenbahn konkurrieren, wenn die Gesamtkosten der Kanalfracht sich niedriger stellen als die Fracht für den bequemern und schnellern Eisenbahntransport und etwa nicht über drei Viertel der niedrigsten Bahnfracht hinausgehen. Anderseits gibt es bei Versendung eigentlicher Massenfrachten bald eine Grenze, über welche hinaus die Eisenbahn die Konkurrenz mit dem Kanal nicht mehr aufnehmen kann, und wo der Kanal volkswirtschaftliche Vorteile vor der Eisenbahn bietet. Bei Bewältigung einer mehrere Millionen Tonnen jährlich betragenden Kohlenfracht zwischen Dortmund und Hamburg würde eine Eisenbahn über 30 schwere Kohlenzüge täglich und ebensoviel Trains mit leer zurückgehenden Wagen zu befördern haben und einen ungeheuern Betriebsaufwand erfordern, während der Kanal leicht die dreifache Warenmenge ohne unverhältnismäßige Erhöhung der laufenden Betriebskosten bewältigt. Berechnungen über die **Rentabilität eines Kanals** gehen von der Erfahrung aus, daß der **Satz von 2 Pf. für Tonne und Kilometer** den äußersten Satz bildet, für welchen auch eine nur für Gütertransport gebaute Bahn die Fracht noch zu befördern vermag, und daß die **Kanalfracht** sich daher, um mit den Eisenbahnen zu konkurrieren, auf höchstens drei Viertel der Eisenbahnfracht = 1,5 **Pfennig** für die Tonne und das Kilometer zu stellen hat. Dem gegenüber stellen sich die Bedingungen für Rentabilität der K. wie folgt:

Kanalbaukosten für das Kilometer 225,000 Mk.

Verzinsung und Unterhaltung zu 6 Proz. ergibt ein zu erforderndes Erträgnis für das Kilometer jährlich von 13500 Mk.

Die Selbstkosten der Kanalfracht (Schiffe, Bemannung, Traktionskosten 2c.) sind nach genauen Berechnungen für neue ausgiebige Kanalanlagen mit 0,8 Pf. für die Tonne und das Kilometer in Anschlag zu bringen.

Zur Erreichung des zulässigen Frachtsatzes von 1,5 Pf. für Tonne und Kilometer können daher noch 1,5—0,8 = 0,7 Pf. für Tonne und Kilometer an Kanalabgabe erlegt werden, ohne die Konkurrenzfähigkeit gegen die Eisenbahn zu gefährden.

Rentabilität wird also möglich, wenn die oben berechneten 13,500 Mk. für das Kilometer aus der Kanalabgabe von 0,7 Pf. für das Kilometer eingehen. Dies geschieht, sofern 1,928,501 oder rund 2 Mill. Ton. jährlich jedes Kilometer durchlaufen.

Diese vorausgesetzte Frachtmenge von 2 Mill. Ton. bezeichnet auch die äußerste Grenze, bei der die Verwendung von Eisenbahnen noch wirtschaftlich erscheinen kann. Da aber solche Verkehrsmengen im Massenverkehr in Deutschland schon jetzt nach einigen Verkehrsrichtungen vorkommen, so erscheint das Bestreben einiger Staaten, wie Preußen und Frankreich, den Ausbau eines den heutigen Anforderungen entsprechenden Kanalnetzes zu befördern, durchaus berechtigt. Man nimmt wohl nicht mit Unrecht an, daß damit eine neue Zeitepoche eingeleitet wird, in welcher die K. die Eisenbahnen in der Massenverfrachtung geringwertiger Güter abzulösen beginnen. Da allerorts noch viele Artikel ihrer Hebung und Bewegung durch billigern Transport harren, so dürfte ein gutes Kanalnetz auch einen erheblichen Verkehr neu hervorrufen.

Statistisches. Kanalprojekte.

Deutschland. Die letzten umfassenden statistischen Erhebungen über die deutschen Binnenwasserstraßen liegen aus dem Jahr 1881 vor und sind im »Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich« veröffentlicht worden. Da ein weiterer belangreicher Ausbau der Wasserstraßen inzwischen nicht stattgefunden hat, so sind die bezüglichen Veröffentlichungen auch für den jetzigen Stand im wesentlichen noch zutreffend. Danach betrug 1881 die Gesamtlänge der schiffbaren deutschen Binnenwasserstraßen, d. h. der schiffbaren Flüsse und K., zusammen 12,441 km. Weiteres ist aus nachfolgender Tabelle I. ersichtlich.

I. Verteilung der deutschen Wasserstraßen auf die einzelnen Stromgebiete.

Bezeichnung der Wasserstraßen und der Stromgebiete	Gesamtlänge der schiffbaren Strecken	Davon können befahren werden mit einem Tiefgang von			
		1,50 m	1,00 m	0,75 m	unter 0,75 m
	Kilometer				
Memelgebiet	247,3	83,6	156,5	—	7,2
Dange	11,0	1,6	9,4	—	—
Küstenflüsse des Kurischen Haffs	64,0	58,3	—	—	5,7
Pregelgebiet	397,4	29,4	139,1	152,6	76,3
Küstenflüsse des Frischen Haffs	32,1	11,3	8,8	12,0	—
Elbing-Oberländischer Kanal	195,8	—	195,8	—	—
Weichselgebiet	438,1	16,1	283,8	—	138,2
Bromberger Kanal (Verbindung zwischen Weichsel- und Odergebiet)	26,6	—	26,6	—	—
Odergebiet	1802,5	222,4	765,7	550,6	264,0
Küstengewässer der Ostsee westlich der Oder	445,4	184,6	28,4	—	232,5
Verbindungskanäle zwischen Oder- und Elbegebiet	80,6	—	57,9	22,7	—
Elbegebiet	2606,0	527,7	813,4	354,7	910,8
Küstenflüsse nördlich der Elbe	313,3	199,8	110,6	—	3,0
Oste-Hammekanal (Verbindung zwischen Elbe- und Wesergebiet)	16,4	—	—	16,4	—
Wesergebiet	1175,4	146,3	365,6	249,3	414,2
Küstengewässer zwischen Weser und Ems	7,7	—	7,7	—	—
Emsgebiet	466,4	99,6	196,1	11,0	159,6
Ostfriesische Kanäle	441,5	23,4	389,4	12,8	15,9
Rheingebiet	2789,8	584,3	1069,6	474,7	711,6
Main-Donaukanal (Verbindung zwischen Rhein und Donau)	136,4	—	—	136,4	—
Donaugebiet	746,6	—	—	332,6	414,0
Im Deutschen Reich:	12441,1	2139,6	4623,0	2325,4	3352,9

Da Deutschland 1887 rund 40,000 km Eisenbahnen besitzt, so beträgt die Länge der schiffbaren Wasserstraßen nur etwa $^3/_{10}$ der Eisenbahnen. Die in der Länge der schiffbaren Wasserstraßen inbegriffene Länge der schiffbaren K. belief sich 1887 auf rund 2420 km. Nach Ausführung der vorliegenden Kanalprojekte (s. S. 446) würden hierzu ca. 900 km hinzukommen.

Von den natürlichen Gewässern sind wegen teilweise starken Gefälles und der an einzelnen Stellen sich ablagernden Barren und Sandbänke nur wenige

Strecken auch für Schiffe von geringem Tiefgang wirklich gut fahrbar. Zu den besten gehören trotz der Kleinheit der Gewässer Spree und Havel von oberhalb Berlin bis zur Elbe. Die Vorzüge dieser Wasserverbindung, der Berlin seine Entwickelung verdankt, erklären sich aus geringem, durch drei Schleusen noch gemindertem Gefälle und durch eine Anzahl tiefer Seen, welche die Sinkstoffe aufnehmen. Ähnlich günstig erweist sich die Elbe auf der Strecke im Gebirgsland von Aussig bis Meißen. Nicht immer, aber doch in der Regel hinreichend fahrbar ist die Elbe von Magdeburg bis Hamburg für Schiffe von 120—150 Ton. und die Netze und Warthe durch den Finowkanal bis zur Spree für Schiffe mit 100—120 T. Ladung. Sehr benachteiligt ist indes die Schiffahrt auf der Elbe zwischen Meißen und Magdeburg und auf verschiedenen Strecken der Oder oberhalb Frankfurt. Die Weser hat zwar den Vorzug ziemlich gleichmäßiger Wasserstände für Frachten bis 100 T., ist aber wegen ihrer Richtung und des Mangels an Seitenverbindungen kein allgemein nutzbarer Wasserweg. Auch der Ems fehlt auf einer großen Strecke eine dauernd genügende Wassertiefe. Nur der Rhein ist ein auch für größere Schiffe bis 350 T. und darüber auf der ganzen Strecke von Mannheim bis zur Mündung gut benutzbarer Wasserweg, welcher durch Lippe und Ruhr sowie durch den Main drei durch Kanalisierung fahrbar gewordene Arme in das Binnenland vorstreckt. Die Lippe trägt vermöge 12 Schleusen bis Lünen Schiffe von 170, bis Hamm von 140 T., oberhalb Hamm nur kleine Kähne. Die Ruhr ist mit 13 Schleusen so kanalisiert, daß Schiffe bis 150 T. verkehren. — Das bedeutendste Werk, welches bisher auf dem Gebiet der **Flußkanalisierung** unternommen worden ist, besteht in der Kanalisierung des Mains zwischen Frankfurt a. M. und dem Rhein. Die Arbeiten hierzu waren im Herbst 1886 beendet; es sind dazu aus öffentlichen Mitteln 5½ Mill. Mk. aufgewendet worden. Der Tiefgang des Mains ist dadurch von 0,90 auf 2 m gebracht und erlaubt den größten Rheinbooten, bis Frankfurt stromauf zu fahren. In Frankfurt enden die Anlagen in einem großen Hafen, welcher mit dem neuen Zentralbahnhof in Verbindung steht. Über die bedeutendern **schiffbaren K.** und deren Benutzbarkeit gibt die nachfolgende Tabelle II. Auskunft.

II. Übersicht der Schiffahrtskanäle in Deutschland,

welche eine Länge von 20 km und darüber haben, sowie der für die Binnenschiffahrt wichtigern Kanäle von geringerer Länge.

Bezeichnung mit Angabe der Anfangs- und Endpunkte	Länge	Wassertiefe	Schleusen: Zahl	Schleusen: Länge	Schleusen: Breite	Tragfähigkeit
	Kilom.	Meter		Meter		Ton.
Breisacher Kanal, Rhein bei Alt-Breisach — Rhônekanal	9,5	1,6	1	36,7	7,0	200
Bromberger Kanal, Bromberg — Nakel	26,5	1,2	9	40,2	8,8	125
Breuschkanal, Walzheim — Ill bei Straßburg	20,0	1,0	11	58,0	4,0	60
Kolmarer Kanal, Ill bei Kolmar — Rhein-Rhônekanal	13,0	1,5	1	34,5	5,2	200
Duisburger Kanal, Ruhr — Rhein	4,5	2,0	1	42,0	5,96	700
Eiderkanal, Obereider bei Voorde — Kieler Bucht	22,0	3,2	5	35—35,5	8,1	200
Elbing-Oberländer Kanal, Elbing — Drausensee — Geserichsee — Schillingsee	115,0	1,3	11	31,3	3,1	60
Emdener Fahrwasser, Emden — Ems	3,5	3,5	1	—	11,0	600
Emskanal, Hanekenfähr — Meppen	26,0	1,4	5	30,0	5,8	80
Ems-Vechtekanal, Hanekenfähr — Frenswegen	21,0	1,5	2	33,6	6,5	100
Eritkanal, Neuß — Rhein	4,0	1,5	—	—	—	350
Finowkanal, Havel — Oder bei Hohensaaten	69,5	1,3	17	47,0	5,3—14,1	110
Friedrich Wilhelm-Kanal (auch Müllroser Kanal genannt), Spree bei Neuhaus — Oder	23,0	1,5	9	40,2	5,2	120
Großefehnkanal, Fehnter Tief — Großefehn	21,0	1,1	4	16,0	5,0	—
Hadlerkanal, Bederkesa — Elbe b. Otterndorf (vorzugsweise Entwässerungskanal)	32,0	1,1	1	20,2	6,1	16
Havelländischer Kanal (Entwässerungskanal, Schiffbarkeit unvollkommen)	58,0	—	—	—	—	—
Hüninger Kanal, Rhein bei Hüningen — Rhein-Rhônek. bei Mülhausen	28,0	1,5	4	34,5	5,2	200
Hunte-Emskanal, Ems — Hunte bei Oldenburg	45,0	1,5	4	30,0	5,2	50
Ill-Rheinkanal, Verbindung zwischen Rhein-Rhône, Rhein-Marne sowie Breuschkanal und dem Rhein	2,0	—	2	55,0	12,0	400
Klodnitzkanal, Gleiwitz — Oder bei Kosel	45,0	1,3	18	36,5	4,0	60
König Wilhelms-Kanal, Langkuppen — Kurisches Haff	23,0	1,0	1	157,0	23,5	80
Main-Donaukanal, Main bei Bamberg — Donau	174,0	1,6	91	36,5	5,0	100
Nottekanal, Wellensee — Dahme bei Wusterhausen	22,0	0,6	3	37,7	5,2	75
Papenburger Kanal, Stadt Papenburg	30,0	1,5	3	30,0	6,5	80
Plauer Kanal, Niegripp an der Elbe — Plaue an der Havel	57,5	1,8	5	46,9	8,0	225
	9,5	1,1	1	50,2	7,5	200
Rhauderfehnerkanäle	98,0	1,4	—	30—40,0	4,5—6,8	28
Rhein-Marnekanal, Ill bei Straßburg — Avricourt (französische Grenze)	104,0	1,5	64	34,5	5,2	200
Rhein-Rhônekanal, Illkanal bei Straßburg — Französische Grenze	132,0	1,5	87	34,5	5,2	200
Rheinsberger Kanal, Rhinfluß — Pälitzsee	16,0	1,3	1	45,0	5,5	220
Saarkanal, See von Gondrexange — Saargemünd	63,5	1,6	27	34,0	5,2	200
Spandauer Kanal, Spree bei Berlin — Havel bei Spandau	9,0	1,4	1	39,0	6,0	200
Spoykanal, Kleve — Rhein bei Keeken	9,4	2,3	1	46,0	6,0	200
Stecknitzkanal, Elbe bei Lauenburg — Trave	56,5	0,6	13	22,0	4,0	50
Storkower Kanal, Scharmützelsee — Dahmefluß	28,0	0,5	3	38,5	5,0	80
Süd-Nordkanal, Bocholt — Rheede (Meliorations- und Schiffahrtskanal durch das Bourtanger Moor)	71,5	1,0	12	33,0	6,0	100
Templiner Kanal, Templiner See — Havel	13,5	0,7	3	36,0—110,5	5,0—26,0	60
Treckfahrtskanal, Emden — Aurich	23,5	1,1	3	14,7—16,1	4,1—4,7	20
Warsingsfehntiefkanal, Fehntertief — Warsingsfehn	21,0	1,1	1	16,1	4,7	20
Weichsel-Haffkanal, Weichsel — Frisches Haff	19,0	2,0	2	40,5	6,0	155

Der größte Teil der bestehenden K. ist, was ihre Tragfähigkeit betrifft, bislang noch wenig leistungsfähig. Damit ein deutsches Kanalnetz Rentabilität erlangen u. durch Tauerei, Dampfbetrieb 2c. den Anforderungen

der Schnelligkeit des Transports entsprechen kann, nimmt man an, daß für den Osten Berlins mit Rücksicht auf die dort bereits bestehenden und schwer völlig umzugestaltenden Linien ein Normalschiff von 220 T., für die Linien von Berlin nach Stettin, Hamburg und dem Rhein aber ein solches von 350 T. zu Grunde zu legen ist. Abgesehen von dem vorwiegend maritimen Zwecken bestimmten Nordostseekanal liegen, auf dieser Grundlage die folgenden Kanalprojekte vor: 1) Der Elbe-Spreekanal, soll den Produkten Sachsens und Böhmens einen billigen Weg nach Berlin eröffnen und würde den Wasserweg zwischen Riesa und Berlin, welcher jetzt 409 km beträgt, auf 146 km kürzen. 2) Ein Rhein-Weserkanal, welcher für die Kohlengegenden Westfalens und die Rheinlande von Wichtigkeit wäre. Nach den veröffentlichten vorläufigen Projekten würden die Anschlüsse an den Rhein bei Ruhrort und an die Weser bei Minden erfolgen. Länge 252 km. Zu dessen Verlängerung würden dienen: 3) ein Rhein-Maaskanal, 47 km lang, zwischen Venloo an der Maas und Ürdingen (bei Krefeld) am Rhein, welcher eine schon seit Jahrhunderten befürwortete Idee verwirklichen würde; ferner 4) ein Weser-Elbkanal, 220 km lang, von der Weser bei Minden bis zur Elbe bei Wolmirstedt unterhalb Magdeburg. 5) Ein Kanal von Berlin nach Rostock, 265 km; derselbe trifft auf seiner Trace ein sehr günstiges Bauterrain, weil daselbst eine größere Anzahl von Landseen vorhanden ist.

Mit der Ausführung des projektierten Kanalnetzes ist auf Grund eines preußischen Gesetzes vom 9. Juli 1886 der Anfang durch zwei Kanalbauten gemacht worden, welche, obwohl sie einen Teil des großen Kanalprojekts bilden, dennoch für sich einen selbständigen Charakter haben und einen besondern Nutzen gewähren. Es sind dies: a) der Neubau eines Kanals von Fürstenberg nach dem Kersdorfer See unter teilweiser Benutzung des Friedrich Wilhelm-Kanals, Regulierung der Spree von da bis unterhalb Fürstenwalde und Neubau eines daselbst beginnenden Kanals bis zum Seddinsee, zur Herstellung einer leistungsfähigen Wasserstraße zwischen Schlesien und Berlin. Gesamtkosten 12,600,000 Mk. Diese Anlage wird die bereits vorhandene Kanalverbindung zwischen Oder und Spree in der Weise ergänzen, bez. ersetzen, daß künftig den auf der Oder verkehrenden größern Fahrzeugen die Erreichung der Stadt Berlin möglich gemacht wird. Von noch größerer Wichtigkeit ist b) der gleichfalls eingeleitete Bau eines Kanals von Dortmund nach der Ems als Teilstrecke eines Kanals, welcher in Anlehnung an die vorstehend unter 2) und 4) bezeichneten Projekte den Rhein mit der Ems, Weser und Elbe in Verbindung bringen soll. Der mit einem Kostenaufwand von 58,400,000 Mk. herzustellende Dortmund-Emskanal beginnt mit einem in unmittelbarer Nähe von Dortmund im W. der Stadt anzulegenden Hafen und verfolgt dann in Länge von 15 km das Thal der Emscher bis Henrichenburg, wo die später nach dem Rhein hin anzulegende Kanalverbindung abzweigen soll. Von hier wird die Hauptlinie in Länge von 109,3 km in nordöstlicher Richtung mit Durchbrechung der Wasserscheiden zwischen Lippe und Ems, bez. Überschreitung der Flußthäler der Lippe und Stever über Münster und

Schleusen werden mit 67 m Kaimauerlänge, 8,6 m lichter Weite in den Thoren und 2,5 m Wassertiefe auf den Drempeln gebaut, so daß späterhin im Fall des Bedürfnisses eine Vertiefung des ganzen Kanals bis zu 2 m der gleichen Tiefe vorgenommen werden kann. Diese Abmessungen werden allenthalben den Verkehr von Fahrzeugen bis zu 10,000 Ztr. Tragfähigkeit gestatten.

Indem die neuen K., insbesondere der Dortmund-Emskanal, in den Abmessungen über alle dem Seeverkehr dienenden K., sowohl in Deutschland als auch im Ausland einschließlich Amerikas, weit hinausgehen, wird dadurch eine bisher noch niemals gebotene Gelegenheit zur Lösung der die Binnenschiffahrt angehenden Fragen gegeben, und es läßt sich voraussehen, daß die zu gewinnenden Erfahrungen auf die weitere Entwickelung des Kanalbauwesens einen bestimmenden Einfluß haben werden.

Österreich. Ein Projekt zu einem Donau-Oderkanal wurde bereits 1881 dem Reichsrat vorgelegt; derselbe durchzieht, von Wien ausgehend, das Marchfeld, die Wasserscheide zwischen Donau und March, führt von Angern als Lateralkanal zur March bis Kwassitz, überschreitet dort die March und führt, die Karpathen überschreitend, zur Oder bei Oderberg; Gesamtlänge 276 km. Das für die österreichische Strecke zu verzinsende Baukapital würde sich auf 32,280,000 Gulden oder 140,107 Guld. für das Kilometer belaufen. Der Gesamtverkehr auf dem Kanal wird auf 1,800,000 Ton. geschätzt.

Das gesamte Kanalnetz Frankreichs betrug 1880: 5037 km mit einem Anlagekapital von 818,467,913 Frank. Eine den heutigen Verkehrsanforderungen entsprechende Verbesserung und der Ausbau dieses Wassernetzes wurden 1878 durch die Nationalversammlung beschlossen, wozu ein Aufwand von 833 Mill. Fr. in Aussicht genommen war. Die Projekte wurden nach der Dringlichkeit in drei Klassen verteilt und zwar:

erste	Klasse	rund	435	Mill.	Frank
zweite	"	"	192	"	"
dritte	"	"	206	"	"

Als dringendste Projekte (erste Klasse) wurden genannt: 1) Kanalisierung der Seine zwischen Paris und Rouen auf 3 m Wassertiefe; 2) Verbindung der Oise, Aisne, Marne, obern Seine, Yonne und der K. von Bourgogne, Briare und Orléans; 3) Lateralkanal zum Rhône von Lyon bis Arles; 4) Kanal von Bouc bis Marseille; 5) Verbindung des Kanals von Orléans mit Loire, Sarthe, Mayenne und Vilaine; 6) Kanal von Montluçon nach Châlons und Verbesserung der Loire von Angers bis Nantes; 7) Kanal von Bordeaux nach Bayonne. Ein Teil dieser K. ist bereits im Bau begriffen.

Über den Suez-, Panama- und Nord-Ostseekanal vgl. die besondern Artikel. Über den Kanal- und Binnenschiffahrtsverkehr s. Schiffahrt.

Vgl. außer den S. 443 angegebenen technischen Werken Villaume, Versuch über die Flüsse und ihre Bildung zu Handelsstraßen in dem Kontinent von Europa und durch dasselbe (Kopenh. 1822); Grangez, Précis historique et statistique des voies navigables de la France et d'une partie de la Belgique (Par. 1855); de Lagrené, Cours de naviga-

l'utilisation des eaux«, 1. Session 1878—79 (Pat. 1879); Graße, Über den Nutzen der Schiffahrtskanäle (Berl. 1868); »Denkschrift, betreffend die im preußischen Staat vorhandenen Wasserstraßen, deren Verbesserungen und Vermehrungen« (mit einer Karte, offiziell, 2. Aufl., das. 1877); Dünkelberg, Schiffahrtskanäle und ihre Bedeutung für die Landesmeliaration (Bonn 1877); Masler, Die Wasserstraßen in den Vereinigten Staaten von Amerika in ihrer kommerziellen und industriellen Bedeutung (Berl. 1877); Richter, Die Entwickelung der Verkehrsgrundlagen, Eisenbahnen, Flüsse, K. und Landstraßen (2. Aufl., das. 1878); Sax, Die Verkehrsmittel, Bd. 1 (Wien 1878); Meyer, Über eine neue Methode der Anlage und des Betriebes geneigter Ebenen für Schiffstransporte. Ein Beitrag zur Kanalfrage (Berl. 1877); Bellingrath, Studien über Bau und Betriebsweise eines deutschen Kanalnetzes (mit Atlas, das. 1879); v. Weber, Studie über die Wasserstraßen Englands (amtlicher Bericht, das. 1880); Derselbe, Die Wasserstraßen Nordeuropas (Leipz. 1881); Derselbe, Studie über die Wasserstraßen Schwedens (Berl. 1880); »Denkschrift über den Ausbau der Wasserstraßen in Österreich« (Wien 1884); Meitzen, Die Frage des Kanalbaues in Preußen (Berl. 1885); die Protokolle des internationalen Kongresses für Binnenschiffahrt zu Brüssel vom 24. Mai bis 22. Juni 1885. Über die verschiedenen Kanalprojekte hat sich eine reiche Litteratur angesammelt.

Kanalinseln (Normännische Inseln), Inselgruppe in der sogen. Normännischen Bai des Kanals, der einzige Rest der Normandie, welcher sich noch heute im Besitz Englands befindet. Die Gruppe besteht aus den Inseln Jersey, Guernsey, Alderney und mehreren kleinern Inseln, hat ein Areal von 195 qkm (3,5 QM.) und (1881) 88,806 Einw. Von der Oberfläche sind 48,6 Proz. Ackerland, 17,2 Proz. Weide; an Vieh zählte man 1885: 3872 Pferde, 19,797 Rinder, 1020 Schafe und 9913 Schweine. Berühmt ist die Milchwirtschaft, und streng wird die Reinheit der Rasse der den Inseln eigentümlichen kleinern Kühe überwacht. Die Inseln besitzen (1886) 297 Seeschiffe von 30,288 Ton. Gehalt und 314 Fischerboote. Im J. 1885 liefen 1592 Schiffe von 131,541 T. ein; Ausfuhr nach den britischen Inseln 809,878 Pfd. Sterl., Einfuhr 708,692 Pfd. Sterl. — Zahlreiche Altertümer beweisen, daß die K. einst im Besitz der Römer waren. Als die Sachsen sich in England festsetzten, flüchteten viele der vertriebenen Briten nach der Bretagne und den K. Durch Sampson, den Bischof von St. Davids in Wales, wurden sie 556 zum Christentum bekehrt. Karl der Einfältige verlieh 912 mit der Normandie auch diese Inseln dem normännischen Abenteurer Rollo, und Wilhelm, der siebente Herzog der Normandie, vereinigte sie zuerst mit England unter Einer Krone. Frankreich trat dieselben 1360 förmlich an England ab, welches gleichzeitig auf den festländischen Teil der Normandie verzichtete. Die Reformation fand durch vertriebene Hugenotten Eingang. Die Inselbewohner erfreuen sich ihrer alten Rechte; sie haben stets treulich zu England gehalten und die wiederholten Angriffe der Franzosen erfolgreich zurückgewiesen. Näheres s. die einzelnen Inseln. S. Karte »Frankreich«.

Kanalisation, eine systematische Anordnung unterirdischer Wasserabzüge, durch welche die verunreinigten Flüssigkeiten aus Städten entfernt werden. Schon in den ältesten Zeiten wurden zur Reinhaltung von Städten Anlagen dieser Art (**Kloaken**) gemacht, dann aber hat die Angelegenheit jahrhundertelang geruht, und erst in den letzten Jahrzehnten, nachdem das Bedürfnis einer bessern Reinigung der Städte auf das dringendste in den Vordergrund getreten, ist es der Ingenieurwissenschaft mehr als früher gelungen, die geeigneten Mittel aufzufinden und zu vervollkommnen. Wo, wie in großen Städten, viele Menschen eng zusammenwohnen, wird der Grund und Boden im Lauf der Zeit mehr und mehr verunreinigt. Unreinigkeiten organischer Natur, welche der Fäulnis unterworfen sind, bringen teils mit dem Regen, teils mit dem ausgegossenen unreinen Wasser, teils aus durchlässigen Abtrittsgruben in den Erdboden. Die Brunnen, aus welchen die Städte ihren Wasserbedarf schöpfen, und welche jahrelang gutes Wasser geliefert hatten, enthalten später verunreinigtes, zuletzt ungesundes und für den menschlichen Genuß nicht mehr brauchbares Wasser. Hierdurch gezwungen, müssen alte Städte vielfach frisches Wasser aus entfernten Quellen herholen, und sie versehen sich zu diesem Zweck mit Wasserleitungen, die meistens so eingerichtet sind, daß in allen Geschossen der Wohnungen das Wasser nach Bedarf gezapft werden kann. Es ist dies ein bedeutender Schritt zur Herbeiführung besserer Gesundheitszustände. Der Wasserverbrauch vermehrte sich mit der leichtern Zugänglichkeit sehr schnell, so daß man auf jeden Einwohner täglich bald 0,125—0,155 cbm Wasser rechnen mußte, und abgesehen von gesünderm Wasser wurde auch die Reinlichkeit in den Häusern wesentlich gefördert. Anderseits konnte die größere Menge verunreinigten Wassers auf den bisherigen Abflußwegen nicht schnell genug aus der Stadt entfernt werden. Ungenügende Rinnsteine wurden überfüllt und stagnierten; das faulige Wasser drang reichlicher in die Erde, verunreinigte den Untergrund und machte die Keller feucht, und nicht nur in den Straßen, sondern auch in den Häusern wurde die Luft stinkend und ungesund. Wo die Abflüsse durch offene und bedeckte Rinnsteine in die anliegenden Wasserläufe gelangten, wurden auch diese unrein, verbreiteten üble Ausdünstungen und machten das Wohnen in solchen Städten unangenehm und ungesund. Eine regelmäßige und unschädliche Entfernung dieser vermehrten Wassermengen ist daher eine notwendige Folge und Ergänzung der Wasserleitungsanlagen, und es wird eine systematische Anordnung unterirdischer Wasserabzüge in allen Städten, welche mit Wasserleitung versehen werden, zu einem unabweisbaren Bedürfnis. In der Regel muß die Leistungsfähigkeit solcher unterirdischen Abzüge so bemessen werden, daß sie auch das auf die Straßen, Dächer und Höfe fallende Regenwasser aufnehmen und ohne Aufenthalt abführen können. Da nun die Menge des Regenwassers zeitweise viel mehr als zehnfach die des Gebrauchswassers übersteigt, so gibt hauptsächlich das Regenwasser das Maß für die den Abzügen zu gebende Größe an. Man pflegt die Stärke eines Regens durch die Höhe auszudrücken, in welcher das herabgefallene Wasser den Erdboden bedecken würde, und rechnet im nördlichen Europa, daß die Kanäle außer dem Gebrauchswasser in einer Stunde etwa 7 mm Regenwasser durch ihr eignes Gefälle abführen sollen. Dies entspricht einem Regenfall von 13 mm Höhe in der Stunde, da durchschnittlich die Hälfte des Regenwassers teils verdunstet, teils in die Erde zieht, ohne in die Kanäle zu gelangen. Sollten die Kanäle auch für außergewöhnliche Gewitterregen ausreichend groß gemacht werden, so würden sie viel zu kostspielig sein. Um solche Regengüsse unschädlich abzuführen, muß jedes Kanalsystem hinreichend mit sogen. **Regenauslässen** versehen werden. Dieselben sind, wie

Sicherheitsventile bei Dampfkesseln, unentbehrlich. Sie münden in bestehende Wasserläufe und sind beim Eintritt in dieselben durch hängende Klappen geschlassen, welche sich erst öffnen, wenn das Wasser im Innern der Kanäle höher steht als im Fluß. Niemals empfiehlt es sich, natürliche Wasserläufe in unterirdische Abzugskanäle hineinzuleiten oder gar in solche zu verwandeln, da sie stets für den größten Wasserzufluß eingerichtet werden müßten und, abgesehen von den zu hohen Kasten, bei kleinerm Wasser ihren Zweck als Spülkanäle verfehlen würden. Dagegen sind solche Wasserläufe zur Hergabe van Spülwasser mit graßem Vorteil zu benutzen.

Die unterirdischen Abzüge sollen möglichst wasserdicht sein und werden in der Regel unter den städtischen Straßen angelegt. Sie müssen tiefer liegen als die Kellersohlen, um auch die Keller entwässern zu können und dieselben vor dem Rückstauen zu bewahren. Nicht gern legt man die Kanäle deshalb weniger als 3 m tief unter das Straßenpflaster. Bei dieser Tiefe erhalten sie außerdem die nötige frostfreie Lage. Neben den Kanälen zieht das Grundwasser, indem es dem Gefälle derselben folgt, nach den tiefsten Stellen, von wo es weiter durch den Untergrund sickert und endlich in den natürlichen Wasserläufen abfließt. So dienen die Kanäle zugleich zu einer höchst wohlthätigen Drainierung des Untergrundes. Indem sie das Grundwasser bis fast auf den Wasserspiegel der Flüsse senken und gleichmäßig auf diesem Stand erhalten, machen sie den Boden der Stadt gesünder und feuchte Keller tracken. In undurchlässigem Baden befördert man die Drainierung, indem man die Kanäle van außen mit einer Kiesschüttung umgibt oder auch Drainröhren neben ihnen einlegt. Die größern Kanäle, in welchen die kleinern sich vereinigen, werden gewöhnlich aus guten, glatten Klinkern in Zement ausgeführt; auch hat man sie unter Umständen mit Vorteil aus Beton angefertigt. Sie erhalten im Querschnitt die Form eines auf die Spitze gestellten Eies, damit zu Zeiten geringen Zuflusses das Wasser in der unten nur schmalen Sohle möglichst zusammengehalten wird, um Sinkstoffe leichter mit sich fortspülen zu können. Die kleinern Abzüge unter 0,5 m Weite bestehen am besten aus glasierten Steingutröhren. Die Verbindung erfolgt durch Muffen, welche mit fettem Töpferthon gedichtet werden. Die kleinsten Straßenröhren sollen nicht unter 24 cm lichte Weite haben. In breiten Straßen legt man mit Vorteil für jede Häuserreihe ein besanderes Rahr an. Das Längengefälle der Kanäle und Röhren muß oft auf das geringste Maß beschränkt werden, da wenigstens die untern Teile der Städte meistens in flachem Terrain liegen, so daß die Straßen sich nicht weit von der wagerechten Lage entfernen. Damit nun die in die Kanäle gelangenden Unreinigkeiten sich hier nicht ablagern, sandern mit dem Wasser fortgespült werden, gibt man den größern Kanälen gern ein Gefälle van nicht weniger als 1 m auf 2000 m Länge. Ist man gezwungen, geringere Gefälle bis 1 auf 3000 anzuwenden, sa legt man von Strecke zu Strecke Spülthüren an, welche das Wasser etwa 1 m hoch aufstauen, um dann beim plötzlichen Öffnen der Thüren die unterhalb gelegene Strecke durch die verstärkte Strömung rein zu spülen. Den Röhren gibt man gern ein Gefälle von nicht unter 1 auf 300 und van mindestens 1 auf 400. Die einzelnen Röhrenstrecken legt man sowohl im Grundriß als der Höhe nach gern in geraden Linien an, so daß man hindurchsehen kann, wenn am andern Ende mit einer Lampe hineingeleuchtet wird. An jedem Brechpunkt wird ein Einsteigebrunnen angeordnet, aus welchem man die Reinheit der Röhren überwachen kann. Diese Brunnen vermitteln zugleich die notwendige Ventilation in den Abzügen, damit die darin enthaltene Luft entweichen kann, wenn die Abzüge mit Wasser gefüllt werden. Setzt man die aus einem solchen Brunnen abführende Röhre mit einer Klappe zu, sa kann man das Wasser im Brunnen anstauen, um es durch Fortnahme der Klappe mit vermehrter Geschwindigkeit zum Reinspülen der Röhre zu verwenden. An den obern sogen. toten Enden der Röhren hat man Vorkehrung zu treffen, den Brunnen zuweilen mit besonderm Spülwasser, sei es aus der Wasserleitung oder aus einem nahen Wasserlauf, zu füllen.

Van den Straßen gelangt das Regenwasser durch Rinnsteinabzüge (engl. gullies) in die Kanäle und Röhren. Dieselben bestehen aus einem in der Erde aufgeführten Behälter zum Auffangen der schweren Sinkstoffe, als Sand, Dachsteinstücke u. dgl. Das aus dem obern Teil dieses Behälters nach dem Straßenabzug führende Rahr erhält einen später näher zu beschreibenden Wasserverschluß, um üble Dünste von der Straße abzuhalten. Das in den Häusern gebrauchte Küchen-, Wasch- und Badewasser wird durch ein 16 cm weites senkrechtes Rahr, am besten aus Gußeisen, welches durch alle Stackwerke führt und über dem Dach des Hauses in die freie Luft mündet, hinabgegassen. Unten, am besten unter der Kellersohle, schließt sich ein zweites Rahr an, welches aus Steingut bestehen kann und mit einem Gefälle von 1 auf 50 in den Straßenabzug führt. In den Straßenabzug mündet es durch einen gekrümmten Ansatz in schräger Richtung ein und zwar nach derjenigen Seite gebogen, nach welcher der Straßenabzug fließt, damit die regelmäßige Strömung nicht durch das seitwärts zufließende Wasser eine Störung erleidet. In den Häusern befinden sich in jedem Stackwerk die erfarderlichen Ausgüsse für das gebrauchte Wasser. Damit die Luft aus den Kanälen durch diese Ausgüsse nicht in das Innere der Häuser gelangen kann, ist an einer jeden salchen Stelle ein Wasserverschluß anzubringen. Es ist dieses ein nach Art eines umgekehrten Hebers nach unten und wieder hinaufgebogenes Rohr, dessen beide Schenkel durch das im untern Teil des Hebers zurückbleibende Wasser luftdicht abgesperrt werden. Damit beim Ausgießen von Wasser die Luft im Fallrahr nicht zusammengepreßt oder nach Umständen auch verdünnt werden kann, wo sie dann in beiden Fällen die Wasserverschlüsse zeitweise leeren und dadurch unwirksam machen würde, ist die aben bereits angedeutete freie Kammunikation des Fallrahrs mit der äußern Luft durchaus natwendig.

Mit dem gebrauchten Hauswasser wird trotz aller polizeilichen Verbote unter allen Umständen eine große Menge Urin fortgegossen, und dieser ist unter allen verunreinigenden Stoffen bei weitem der schlimmste. Man entledigt sich seit längerer Zeit auch gern der viel weniger schädlichen festen Abtrittsstoffe, indem man sie in sogen. Wasserklasetten, fein zerteilt und mit vielem Wasser verdünnt, ebenfalls durch die städtischen Abzüge fortschwemmt. In allen Fällen, in denen über den endlichen Verbleib der städtischen Abflüsse richtig disponiert ist, hat sich diese Methade, die Fäkalstaffe aus den Städten zu entfernen, nicht nur als die wahlfeilste, sandern auch als die in jeder Beziehung vorteilhafteste bewährt. Diese sanst sehr schwer zu behandelnden Stoffe verschwinden im Augenblick ihres Entstehens aus dem Bereich des Hauses

und längstens in wenigen Stunden aus dem Bereich der Stadt, bevor sie Zeit haben, in Fäulnis überzugehen und die Luft und den Untergrund zu verderben. Die Reinlichkeit, Gesundheit und Behaglichkeit der Wohnungen werden hierdurch in hohem Maß vermehrt.

Der endliche Verbleib der aus den Städten abgeleiteten unreinen Abflüsse hat aber lange Zeit hindurch die größten Schwierigkeiten gemacht. Man pflegte diese Abflüsse früher in größere oder kleinere natürliche Wasserläufe zu leiten, erzeugte aber dadurch sowohl für die Anwohner solcher Flüsse als auch für das Leben der Fische in denselben erhebliche Unzuträglichkeiten; auch lehnte die Landwirtschaft sich gegen diese Verschwendung der in diesen Abflüssen enthaltenen Dungstoffe auf. Diese Übelstände lassen sich sämtlich vermeiden, seitdem man entdeckt hat, daß Felder, welche man mit diesem Wasser überrieselt, die darin enthaltenen Unreinigkeiten, die zugleich Dungstoffe sind, nicht allein unschädlich machen, sondern sie zugleich in wertvolle Feld- und Gartenfrüchte verwandeln. Die Unreinigkeiten als solche verschwinden durch den Pflanzenwuchs gänzlich, und die Felder werden nach jeder Ernte von neuem fähig, diesen Reinigungs- und Verwandlungsprozeß zu wiederholen. Schwierig bleibt in der Regel die Beschaffung hierzu geeigneter Felder. Da ferner die Städte meistens an Flüssen und daher selten hoch genug liegen, um das Wasser durch natürliches Gefälle bis zu den Rieselfeldern hinfließen zu lassen, so bleibt häufig nur das kostspieligere Mittel übrig, es durch Maschinenkraft nach den Verwendungsstellen zu pumpen. In solchen Fällen decken die erzielten Feldfrüchte nicht immer die aufzuwendenden Kosten; stets aber tragen sie dazu bei, diese Kosten erheblich zu verringern. In Städten, welche an beiden Ufern eines oder mehrerer Flüsse liegen, kommt es, namentlich um mehrere Pumpstationen zu ersparen, häufig vor, daß die Flüsse von den Abzugskanälen gekreuzt werden müssen. In solchen Fällen wird der Abzugskanal am Ufer des Flusses in einen brunnenartigen Sandfang, der mit einem Regenauslaß versehen ist, geleitet. Aus diesem Sandfang wird ein aus Kesselblech genietetes eisernes Rohr abgeleitet, welches sich bis unter das Bett des Flusses senkt und dann wagerecht bis zu einem ähnlichen brunnenartigen Sandfang auf dem entgegengesetzten Ufer führt. In diesem steigt das Wasser wieder aufwärts, um weiter, in der Regel nach den Pumpstationen, zu fließen. Zwischen der Einmündung des absteigenden Rohrs und der Ausmündung aus dem zweiten Sandfang wird so viel Gefälle angeordnet, daß in dem Rohr selbst eine lebhafte Strömung unterhalten werden kann. Diese Anordnung, welche mit dem Namen Dücker bezeichnet wird, hat sich in vielen Fällen bei jahrelangem Gebrauch vollständig bewährt, ohne daß jemals eine Verstopfung der Dückerrohre vorgekommen wäre. Die Pumpstation enthält mehrere durch Dampfmaschinen getriebene Druckpumpen, welche das Wasser durch unterirdische gußeiserne Röhren nach dem in der Regel höher gelegenen Rieselterrain hinausdrücken.

Die Rieselfelder müssen durchlässigen Boden enthalten oder etwa 2 m tief gehörig drainiert werden. Sie werden meistens nach Art der bekannten Rieselwiesen eingeebnet, dergestalt, daß das dünbesäet werden, liefern jährlich 5–6 Schnitt; aber auch alle Arten von Gemüsen, Ölfrüchte und selbst Tabak geben einen vorzüglichen Ertrag. Die früher gehegte Befürchtung, daß die Umgebungen der Rieselfelder ungesund sein möchten, hat sich durch jahrelange Erfahrungen als unbegründet erwiesen.

Um die Kosten der K. einer Stadt annähernd vorher zu schätzen, wird man nicht gar zu weit fehlgreifen, wenn man durchschnittlich auf jeden Einwohner 20 Mk. rechnet. Im Sinn der öffentlichen Gesundheitspflege sind Wasserleitung, K. und Rieselfelder zusammengehörige Teile desjenigen Systems, welches mit dem Namen K. bezeichnet zu werden pflegt. Bis jetzt ist auf dem europäischen Kontinent Danzig die einzige Stadt, welche dieses System in seiner Reinheit ausgeführt und in gesundheitlicher Beziehung ausgezeichnete Resultate erreicht hat. Die Entwässerungsanlage hatte hier in vieler Beziehung sehr schwierige örtliche Verhältnisse zu überwinden und ist daher für den Techniker instruktiv. Die Ausbildung einer systematischen K. von Städten haben wir fast ausschließlich England zu verdanken. Hier trat das Bedürfnis, die Städte mit Wasserleitung zu versehen, schon früher hervor als bei uns, und eine natürliche Folge davon war die notwendige Ableitung des gebrauchten Wassers. Fast jede gut verwaltete Stadt in England ist wie mit Gas, so auch mit Wasserleitung und K. versehen. Bei den letztern Anlagen stellte es sich jedoch bald als ein großer Fehler heraus, daß der schmutzige Inhalt der Kanäle in die nächsten Wasserläufe geleitet war und diese in bedenklicher Weise verunreinigte. London war schon früh mit einem Netz, aber nicht mit einem System von Abzugskanälen versehen, und die Verunreinigung der Themse wurde zuletzt unerträglich. Infolge einer Konkurrenz gingen mehr als 100 Entwürfe zur Verbesserung dieses Zustandes ein. Der 1859–75 mit einem Aufwand von $4^1/_2$ Mill. Pfd. Sterl. zur Ausführung gelangte Entwurf wurde von dem Ingenieur Bazalgette bearbeitet. Nach diesem Entwurf werden die Abflüsse am untern Ende der Stadt in große, hoch gelegene Behälter gepumpt, aus welchen sie bei Hochwasser in die Themse fließen und durch den ausgehenden Ebbestrom in das Meer geführt werden, ohne in den Bereich der Stadt zurückzugelangen. Eine Verwertung der Dungstoffe aus diesen Abflüssen durch Berieselung befindet sich noch im Stadium der Versuche. Die Reinigung der Abflüsse ist hier noch nicht in Angriff genommen. Unter den übrigen Städten, welchen die Verunreinigung der Flüsse gesetzlich untersagt wurde, hat die Villenstadt Croydon bei London zuerst die Berieselung von Feldern in Anwendung gebracht, um die unreinen Abflüsse so weit zu reinigen, daß sie unbedenklich selbst in kleinere Flüsse geleitet werden können. Vorher wußte man nur, daß die Rieselwiesen von Craigentinny, welche von einem Teil der Abflüsse Edinburgs bewässert wurden, einen auffallend reichlichen Ertrag lieferten. Dem Zivilingenieur Baldwin Latham verdankt Croydon seine den Reinigungszweck vollkommen erfüllenden und zugleich sehr gut rentierenden Rieselanlagen. Derselbe hat auch für Danzig die Details der Entwässerungsanlagen nach seinen neuesten Erfahrungen bearbeitet. Sein Werk »Sanitary engineering« (Lond. 1873) enthält die bis jetzt vollständigste Anweisung zur Kanalisierung

Untersuchungen veranlaßt worden, deren ausführliche Resultate in den interessanten Blaubüchern des Parlaments mitgeteilt sind (I.—V. Report of the commissioners to inquire into the best means of preventing the pollution of rivers). In Berlin begann man die Ausführung eines rationellen Kanalsystems seit 1875. Die Stadtentwässerung wurde in fünf einzelne Systeme zerlegt, deren jedes, nach Art der Danziger Anlage, die Abflüsse nach entfernten Rieselfeldern pumpen soll.

Vgl. Varrentrapp, Entwässerung der Städte, Wert und Unwert der Wasserklosetts (Berl. 1868); Wiebe, Die Reinigung und Entwässerung der Stadt Danzig (das. 1865); Virchow, Über die K. von Berlin (Gutachten, das. 1868); Derselbe, K. oder Abfuhr? (das. 1869); »Reinigung und Entwässerung Berlins. Einleitende Verhandlungen und Berichte« (das. 1870—79, 13 Hefte); Veitmeyer, Vorarbeiten zu einer künftigen Wasserversorgung der Stadt Berlin (das. 1870—75); Müller, Ziele und Mittel einer gesundheitlichen und wirtschaftlichen Reinhaltung der Wohnungen (Dresd. 1869); Sommaruga, Die Städtereinigungssysteme in ihrer land- und volkswirtschaftlichen Bedeutung (Halle 1874); Pettenkofer, Vorträge über K. und Abfuhr (Münch. 1876); »Assainissement de la Seine« (hrsg. von der Seinepräfektur, Par. 1876—77); Dobel, K., Anlage und Bau städtischer Abzugskanäle (Stuttg. 1886).

Kanalwage, s. Nivellieren.

Kanalzellen, die in den Archegonien der Moose und Gefäßkryptogamen vorhandene axile Zellenreihe, welche zum Zweck der Befruchtung aufgelöst wird und einen mit Schleim erfüllten offenen Kanal herstellt, durch welchen die befruchtenden Spermatozoiden zu der im Grunde des Archegoniums liegenden Eizelle eindringen können.

Kanang, siames. Getreidemaß, = ca. 1/2 Liter.

Kananor (Cananore, Kannar), Hafenstadt in der britisch-ostind. Präsidentschaft Madras, auf der Küste von Malabar, mit einer mittlern Jahrestemperatur von 28,6° C., einer ständigen Garnison von 2 Regimentern (ein europäisches), einem starken Fort, großen Kasernen und (1881) 26,386 Einw., darunter 4087 Christen. K. ist militärisch wichtig als Hauptquartier der Malabar- und Kanaradivision. Eine anglikanische, eine deutsche protestantische und eine katholische Mission haben hier ihren Sitz.

Kanapee (franz. Canapé), gepolsterter Ruhesitz für mehrere, mit gepolsterten Rücken- und Seitenlehnen. Das Wort, im 18. Jahrh. aus dem Französischen aufgenommen, ist vom griech. konopeion (mittellat. canopeum) abgeleitet, was ein Mückennetz, dann ein in nachägyptischer Weise mit einem solchen Netz versehenes Ruhebett bedeutete, und bezeichnete auch bei uns anfangs ein Ruhebett mit einem Himmel (daher das engl. canopy noch jetzt s. v. w. Traghimmel, Baldachin). Vgl. Sofa. — In der Kochkunst ist K. Bezeichnung für Scheiben von geröstetem Weißbrot oder Blätterteig, bestrichen mit einer pikanten Sauce oder Kaviar, Sardellen rc.

Kanapis, s. Foulards.

Kanára (Canara), Küstenlandschaft des südlichen schaft erstreckt sich zwischen 12° 11' und 15° 30' nördl. Br. in einer zwischen 10 und 100 km wechselnden Breite und wird im W. vom Indischen Meer, im O. von den Westghats begrenzt und von zahlreichen kleinen Flüssen durchzogen. Das sehr bedeutende Waldareal enthält wertvolle Holzarten: Teak-, Sandel-, Mangobäume u. a. Die Hauptprodukte, die auch in großem Maßstab ausgeführt werden, sind: Reis, Baumwolle, Holz, Kokosnüsse, Gewürze, Kaffee. Nordkanara zeichnet sich durch Holzschnitzerei und Salzbereitung aus. Die Bewohner sind zum allergrößten Teil Hindu, außerdem Mischlinge von Portugiesen, Araber, Dschain u. a. Die christliche Religion hat hier große Fortschritte gemacht; 1881 zählte man in Nordkanara 14,509, in Südkanara 58,215 Christen (meist Katholiken), bekehrt durch die Jesuiten und die Baseler Mission.

Kanaresisch (Sprache von Kanara, im Sanskrit Karnâta), eine der drawidischen Sprachen in Ostindien (s. Drawida), wird im westlichen mittlern Teil des Dekhan von über 8 Mill. Menschen gesprochen und ist mit dem benachbarten Tamil verwandt, aber mit einem verschiedenen, direkt aus dem alten Sanskritalphabet hergeleiteten Alphabet geschrieben. Die kanaresische Kultur und Litteratur ist, wie die Schrift, arischen (indogermanischen) Ursprungs und ohne selbständigen Wert. Sprachlich sehr interessant ist das aus zahlreichen Inschriften bekannte Altkanaresische. Vgl. Weigle, Kanaresische Sprache und Litteratur (in der »Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft«, Bd. 2, Leipz. 1848). Kanaresische Texte mit Übersetzung gab Mögling (das., Bd. 14, 18, 24, 25) heraus; über handschriftlich vorhandene Werke berichtete Taylor (»Catalogue raisonné of Oriental manuscripts«, Madras 1857 ff., 3 Bde.). Die beste Grammatik ist die von Hodson (2. Aufl., Bangalor 1864); Wörterbücher lieferten namentlich Reeve (Madras 1834—41, 2 Bde.) und ein Ungenannter (»An English and Canarese school-dictionary«, Mangalur 1876). Vgl. Gräter, Tables of Canarese grammar (Mangalur 1884). An das Kanaresische schließen sich die Sprachen der Badaga und Toda im Nilgirigebirge und wahrscheinlich auch die Sprache der Kurg im Kurggebirge an.

Kanarienglas, s. v. w. Uranglas.

Kanariengras, Pflanzengattung, s. Phalaris.

Kanariennuß, s. Canarium.

Kanariensamen, s. Phalaris.

Kanariensekt, s. Kanarienweine.

Kanarienvogel (Zuckervogel, Serinus canarius *Cab.*), Vogel aus der Ordnung der Sperlingsvögel, der Familie der Finken (Fringillidae) und der Unterfamilie der Gimpel (Pyrrhulinae), 12—13 cm lang, mit 6 cm langem Schwanz und 7 cm langen Fittichen; Stirn, Augengegend, Kehle und Brust sind mattglänzend goldgrün, nach dem Rücken zu durch Aschgrau in Graugrün und nach dem Bauch zu in Reinweiß übergehend; der Mantel ist bräunlich graugrün, Schwingen und Schwanzfedern sind mattschwarz, grünlich gesäumt, der Bürzel ist grüngelb. Die starke Beimischung von Aschgraublau, die schwärzliche Färbung der Füße und verschiedene Färbung der Geschlechter läßt den Wildling mit Sicherheit unter-

zen, früh belaubten Bäumen, legt fünf blaß meergrüne, rötlichbraun gefleckte Eier, welche denen des zahmen Vogels vollkommen entsprechen, und brütet wie dieser 13 Tage. In jedem Sommer finden 3—4 Bruten statt. Der Vogel fliegt etwa wie unser Hänfling. Außer der Paarungszeit thut er sich in zahlreichen Scharen zusammen, welche sich aber den größten Teil des Jahrs hindurch in kleinere Flüge auflösen. In der Gefangenschaft ist der frisch eingefangene Wildling sehr unruhig, er paart sich aber sehr leicht mit dem gezähmten und erzeugt hübsche Blendlinge. Linné, Brisson u. a. hielten den K. für einen Mischling von verschiedenen grünen Finken; erst Bolle stellte fest, daß die ursprüngliche Art auf den Kanarischen Inseln noch unverändert vorhanden ist. Die ältern Schriftsteller, wie Geßner, Aldrovandi u. a., kennen nur den grünen K., und niemand weiß anzugeben, wann und wie der Übergang vom grünen zum gelben Kleid stattgefunden. Nachdem die Spanier 1311 und 1473 die Kanarischen Inseln erobert, bildete der K. einen namhaften Handelsgegenstand. Es wurde Mode, daß sich vornehme Frauen nur mit dem Kanari auf dem Finger malen ließen. Die Spanier bewahrten diesen Handel ein volles Jahrhundert hindurch als Monopol. Durch ein gestrandetes spanisches Schiff wurden die Kanarienvögel nach Elba verpflanzt (Mitte des 16. Jahrh.), verwilderten hier, wurden von den Italienern bald wieder ausgerottet, dann aber in Italien und besonders in Deutschland (schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrh.) gezüchtet.

Vom *gezähmten* K. unterscheidet man die deutsche und die holländische Rasse, von der *deutschen* wiederum Farbenvögel u. Sänger oder Harzer Kanarienvögel, von der *holländischen*: Trompeter, Pariser, Lord-Mayor-, Brabanter, Brüsseler Kanarienvögel. Bei den Farbenvögeln unterscheidet man Loh- oder Gold-, strohgelbe, weiße, isabellfarbene oder Elberne, graugrüne, tief orangegelbe, gescheckte (Gelb-, Blaß-, Isabellschecken, getigerte, Einflügel, Halbschwalben), Plättchen (Mückchen, Grau-, Grün-, Braun- und Schwarzplättchen), grau, grün, braun und schwarz gehäubte, Schwalben (Grau-, Grün-, Schwarz-, Isabell- und Flügelschwalben); außerdem unterscheidet man Glattköpfe und gehäubte, und als krankhafte Varietät die Kakerlaken oder Albinos. In England werden besondere Farbenvarietäten gezüchtet, die man *Lizards* (eidechsenartig gestreifte), *Yorkshire Spangles* (Goldflitter), *Cinnamoms* (zimtbraune), *Turnkrests* (verkehrt gehäubte) u. dgl. benennt. Auch erzieht man dort gelb- bis fuchsrote durch Fütterung von Cayennepfeffer. Die *Harzer Kanarienvögel* bezeichnet man als Nachtigallschläger oder Gluckvögel (Doppelglucker, Gluckroller), Rollervögel und Rollvögel (Baß-, Knarr-, Hohl-, Klingel- und Gluckroller). Im Äußern ist der Harzer von dem gemeinen deutschen K. nicht verschieden, doch der herrliche Gesang stellt jenen hoch obenan unter allen Singvögeln. Die *Holländer Rasse* zeigt große, schlanke Vögel mit sonderbar gekrümmtem Rücken und emporgezogenen Schultern nebst gekräu-

sich wohl 20 Jahre im Käfig; Nistvögel sind nicht länger als bis zum vierten Jahr ergiebig. Für den Sänger muß der Käfig etwa 36 cm lang, 21 cm hoch und 17 cm tief, viereckig und oben von sanft gewölbter Form sein. Ein mindestens dreifach so großer Bauer ist zur Hecke für ein Männchen mit 1—3 Weibchen ausreichend. Die Zucht im großen wird in geräumigen Käfigen oder in Vogelstuben betrieben; man rechnet bis 200 Kanarienvögel, immer je ein Männchen mit 3—4, selbst 5 Weibchen, auf ein mittleres, einfensteriges Zimmer; doch ist eine geringere Bevölkerung ratsam. Die Nester bestehen in Holzkörbchen, Kästchen oder Blumentöpfen von 9 cm Weite und 6 cm Höhe, in sogen. Harzer Bauerchen befestigt, und diese werden 30 cm voneinander an den Wänden befestigt; sie sind etwa halb mit zartem, trocknem Moos gefüllt, auf welchem die Vögel aus halbfingerlanger Scharpie die Nester bauen. Eier und Brut gleichen denen des Wildlings. Die Zeit des Einwurfs ist Mitte Februar bis Mitte März. Alljährlich erzielt man 3—4 Bruten. Die Fütterung in der Nistzeit besteht für gemeine deutsche und holländer Kanarienvögel in Zugabe von hart gekochtem geriebenem Hühnerei, für den Harzer K. in reichlichem Eifutter und neben dem trocknen in gebrühtem, zwischen Leinen gerolltem Sommerrübsen. Die vorzüglichsten Sänger müssen als Vorschläger für die jungen Männchen dienen, und ganze Stämme werden zu gleichem Gesang ausgebildet. Die Sänger befinden sich in verhängten Käfigen, damit sie ganz ungestört die Touren und Passagen lernen können. Der Wert stuft sich je nach der Begabung des einzelnen Vogels sehr bedeutend ab; er wechselt von 15 bis 24, selbst bis 90 Mk. Im Harz wird die Zucht bei 18—24° R. betrieben, deshalb sind die kostbarsten Harzer Kanarienvögel sehr weichlich. Dennoch werden sie selbst im Winter bis auf vier oder fünf Tagereisen in zweckmäßig eingerichteten Käfigen versandt. Beim Empfang ist allmähliche Gewöhnung an ein wärmeres Zimmer und dann gleichmäßige Wärme von mindestens 18° R. zu beachten; auch darf Eifutter oder Biskuit nicht entzogen werden, und der Sommerrübsen muß durchaus gut und rein sein. Zug, Nässe, Unreinlichkeit, starker Temperaturwechsel, z. B. beim Zimmerreinigen des Morgens, besonders aber verdorbenes oder unpassendes Futter (Hanfsame, Grünkraut oder Leckereien) sind Ursachen, an denen zahlreiche Harzer Kanarienvögel zu Grunde gehen. *Kanarienbastarde* werden gezogen vom Stieglitz, Hänfling, Zeisig, Grünfink, Gimpel und andern einheimischen Finken; der erstere Mischling ist geschätzt der Schönheit und der zweite des Gesangs wegen. Von fremdländischen Finken sind der Graugirlitz, Goldzeisig, Purpurfink, Butterfink, Hartlaubszeisig u. a. zur Bastardzucht mit Kanarienvögeln geeignet. Die Zucht des Kanarienvogels wird im Harz (besonders in St. Andreasberg), in Hannover, Thüringen, Franken, im Schwarzwald, in Nürnberg, Berlin, Leipzig, Belgien und in der Schweiz großartig betrieben; Tirol steht längst zurück. In ganz Deutschland werden

Beinbrüchen. Schwächliche Weibchen leiden an Legenot. Ungeziefer wird durch Reinlichkeit und Insektenpulver erfolgreich bekämpft. Vgl. Ruß, Der K. (4. Aufl., Hannov. 1883). Zeitschriften: »Der Kanarienzüchter« (Leipz., seit 1881); »Canaria« (hrsg. von Brandner, Stett. 1886 ff.); »Blätter für Kanarienzucht und Handel« (St. Andreasberg).

Kanarienweine, die Weine der Kanarischen Inseln, welche aber selten unter diesem Namen, sondern meist als Madeira und jetzt als Sherry auf den Markt kommen. Die größte Weinkultur besitzt Teneriffa, wo besonders Sekt (Malvasier) und Vidogna gebaut werden. Die Vidognaweine sind trockne Weißweine, dem Madeira ähnlich, aber mit weniger Körper und Parfüm. Der Sekt ist ein süßer Likörwein, dem Madeirasekt nicht gleichkommend und in kalten Klimaten leicht umschlagend. Früher trank man als Kanariensekt die gewöhnlichen trocknen (sec) Weißweine und würzte sie noch mit Zucker, Zimt, Muskatnuß, gebratenen Äpfeln, Eiern (Falstaffs Lieblingsgetränk). Durch die Traubenkrankheit ist die Weinproduktion der Kanarischen Inseln auf den zehnten Teil des frühern Betrags reduziert.

Kanāris, Konstantin, berühmter Seeheld im griechischen Freiheitskampf, geb. 1790 auf der Insel Ipsara, war vor der Erhebung seines Vaterlandes Kapitän eines kleinen griechischen Kauffahrteischiffs. Als 1822 Chios der Übermacht der Türken unterlegen war, zerstreute K. mit zwei Brandern in der Nacht vom 18.—19. Juni die noch vor der Insel liegende türkische Flotte und sprengte das Admiralschiff in die Luft. Ebenso steckte er 22. Nov. 1822 bei Tenedos das türkische Admiralschiff in Brand. Bei seiner Wiederankunft in Ipsara erhielt er von den Ephoren einen Lorbeerkranz, jede andre Belohnung wies er zurück. Nachdem 1824 Ipsara in die Gewalt der Türken gefallen und mehrere Versuche, ihre Flotte in Brand zu stecken, mißglückt waren, diente K. in der nächsten Zeit als Branderführer unter Miaulis mit dem Rang eines Kapitäns. In dieser Eigenschaft leistete er auch wesentliche Dienste bei Samos, indem er 17. Aug. am Kap Trogilion eine große türkische Fregatte nebst mehreren Transportschiffen verbrannte und dadurch die Insel rettete. 1825 faßte er den kühnen Plan, die ägyptische Flotte, die im Hafen von Alexandria bereit lag, die Truppen des Vizekönigs Mehemed Ali nach Morea überzuführen, dort zu verbrennen. Ein widriger Wind, der die gegen die feindliche Flotte schon losgelassenen Brander zurücktrieb, vereitelte jedoch das Unternehmen. 1826 befehligte er die Fregatte Hellas, und 1827 ward er als Abgeordneter von Ipsara in die Nationalversammlung gewählt. Er war einer der treuesten Anhänger des Präsidenten Kapo d'Istrias, der ihn 1828 zum Kommandanten von Monembasia ernannte und ihm ein Geschwader von Kriegsschiffen anvertraute. Nach seines Gönners Ermordung zog er sich von den öffentlichen Angelegenheiten nach Syra zurück. Später ernannte ihn König Otto zum Marinekapitän erster Klasse und 1847 zum Senator; auch war K. mehrmals, zuletzt 1854—1855, Marineminister. Im Januar 1862 übernahm er das Präsidium des Ministeriums und legte dem König ein liberales Programm vor, dessen Ablehnung ihn bewog, sich im Oktober dem Aufstand gegen Otto anzuschließen und in die provisorische Regierung einzutreten. Er war einer der Deputierten, welche König Georg I. 1863 die Krone antrugen, und stand 1864—65 zweimal noch an der Spitze von Ministerien, die aber nur von kurzer Dauer waren. Als nach Ausbruch des russisch-türkischen Kriegs sich die Parteien im Juni 1877 zu einem gemeinsamen patriotischen Handeln vereinigten, stellten sie den alten Seehelden an die Spitze des Koalitionsministeriums, in dem er auch die Marine übernahm; doch starb K. schon 15. Sept. 1877.

Kanārische Inseln (Islas Canarias), eine unter spanischer Hoheit stehende Inselgruppe im Atlantischen Ozean, an der Westküste von Afrika, ist mit der östlichsten Insel (Fuerteventura) 103 km vom Festland (Kap Dschebi) entfernt und besteht aus fünf kleinern unbewohnten Felseninseln: Graciosa, Alegranza, Santa Clara, Lobos, Rocca, und den sieben größern, in einer Art Bogen von SW. nach NO. auseinander folgenden Inseln: Hierro oder Ferro, Palma, Gomera, Teneriffa, Gran Canaria, Fuerteventura und Lanzarote (s. d.), welche eine westliche und eine östliche Gruppe bilden. Ihre gesamte Oberfläche beträgt 7372 qkm (132 QM.). Die Inseln sind sämtlich gebirgig und vulkanischen Ursprungs. Aus sehr tiefem Meer erheben sich die steilen vulkanischen Massen und bilden ein zusammenhängendes Ganze, das von gemeinsamen Erhebungsrichtungen abhängig ist. Die westlichen Inseln tragen hohe, schneebedeckte Berge (Pico de Teyde auf Teneriffa, 3711 m hoch), sind bewaldet und bergen in ihren wasserreichen Schluchten die ganze Fülle der kanarischen Vegetation; die östlichen sind ein fast baumloses, dürres Steppenland. Die Gesteinsart ist meist basaltisch; Teneriffa und Gran Canaria haben einen trachytischen Kern. Den Basalt durchziehen überall Tuffschichten (Toscalos), welche außerordentlich reich an Höhlenbildungen sind. Groß ist auch die Zahl der erloschenen Aschenkegel mit weiten Kratermündungen und der Lavafelder (Malpais oder Volcanos), die, wie die Caldera auf Palma, oft reich bewässert und von unvergleichlicher Fruchtbarkeit sind, wenn starke Schichten vulkanischer Asche sich darüberlagern. Vulkanische Ausbrüche und Erdbeben sind jetzt seltener geworden; Palma hatte die letzte Eruption 1677 und 1678, Teneriffa 1798, Lanzarote 1824. Der Pik von Teneriffa hat nur noch eine Solfatare, welche schwache Dämpfe aushaucht. Gomera und Gran Canaria gelten für die wasserreichsten Inseln. Die Thäler werden von Bächen durchflossen, welche im Sommer nicht das Meer erreichen und nur durch ein sehr künstliches System von Wasserleitungen nutzbar gemacht werden; die Aquädukte laufen meilenweit an den Gebirgen hin. Die Landschaft dieser »glücklichen Inseln« (sie hießen bei den Alten Insulae fortunatae) ist überreich an Schönheiten. Der Charakter derselben beruht auf einer wunderbar gezackten Form der Bergkämme, auf dem Kontrast pflanzenloser roter und schwarzer Felsenmassen mit der schwellenden Üppigkeit einer subtropischen Vegetation sowie endlich auf dem feuchten Schmelz der immergrünen Lorbeerforsten, wozu noch die Durchsichtigkeit der Atmosphäre, die Umschau auf das Meer und eine fast überall zerstreut auftretende ländliche Kultur kommen. Das Klima ist höchst angenehm und gesund, namentlich für Brust- und Nervenleidende sehr wohlthuend. Seewinde kühlen die Hitze, und Schnee und Eis sind in den bewohnten Thälern unbekannt, da das Thermometer nicht unter 15—18° R. sinkt. Vom November bis März fällt gelinder Regen; im März steht der herrlichste Frühling in vollem Flor; im April wird in den Küstengegenden das Korn geerntet. Den Sommer und Herbst charakterisieren eine große Trockenheit und eine unwandelbare Heiterkeit des Himmels. September und Oktober sind die heißesten Monate, in denen das Thermometer 26—31° R. erreicht. Bevor

darauf unter dem Einfluß der Nordwinde die Winterregen beginnen, bietet die Landschaft ein trauriges Bild: alles erdgrau, fahl und staubig, wo nicht künstliche Bewässerung vorhanden ist. Auch erscheinen dann, von der Wüste her wehend, die drückend schwülen und dicke Nebel bringenden Levante- oder Südostwinde, in deren Gefolge auch oft Heuschrecken auftreten. Die Trockenheit endet in der Regel Anfang November. Unter den vierfüßigen Tieren der Inseln zeichnen sich nur die Hunde durch ihre Größe und die überall verbreiteten Ziegen durch ihre Schönheit aus. Als Lasttiere bedient man sich meist der Maultiere, doch gibt es auf mehreren Inseln auch viele Kamele. Die Zahl der Vogelarten ist groß; der berühmteste, der Kanarienvogel mit gelblichgrünem Gefieder, lebt in großen Flügen auf allen baumreichern Inseln. Schlangen und giftige Amphibien fehlen ganz. Bienenzucht wird mit Eifer betrieben. Die Flora ist eine höchst merkwürdige und enthält viele den Inseln eigentümliche Pflanzen; sie ist hauptsächlich eine Felsenflora und zerfällt in drei Zonen. Zur ersten oder untersten (warmen) Zone gehören die baumartigen Euphorbien, die gesellig wachsenden Plokamen (Plocama pendula) und Kleinien, welche die Küsten entlang zwischen dem Gestein hervorschimmern; ferner der Drachenbaum, die Dattelpalme, Olive, Pistazie, Sabinacypresse, Aloe, Jasmine, die Meerzwiebel ꝛc. Auch an Schlingpflanzen fehlt es nicht, und die Steppe schmücken Frankonien, Mesembryanthemen und Chenopodiaceen. Bananen, Guayaven, Anonen und Zuckerrohr, sogar Kokosnüsse reifen neben blühenden Erythrineen und Rosen. Die zweite Zone ist die der immergrünen Forsten, der Lorbeer- und Stechpalmen sowie der Erica arborea, die 20—22 m Höhe erreicht; Farne und Lianen gedeihen in ihrem Schatten. Auf den Südabhängen ersetzt der Pinol- oder Fichtenhochwald diesen Lorbeerwald, dessen Lichtungen von Zistengebüschen überzogen sind. Durch die Kultur sind auch Haine echter Kastanien hinzugekommen. Die dritte Zone umfaßt die Hochregion, wo Spartium, Pteris, Genista ꝛc. die Bimssteinfelder überziehen. Anbaufähig ist etwa nur ein Fünftel des Bodens. Man gewinnt Weizen, Gerste, Roggen, reichlichen Mais sowie Kartoffeln, welche (namentlich in der Höhe) Volksnahrung sind. Der Weinbau, welcher den berühmten Malvasier oder Kanariensekt lieferte, war, wie auf Madeira, seit 1852 infolge der Traubenkrankheit in Verfall, beginnt sich aber seit 1870 wieder zu heben. Man baut auch die Soda liefernde Barillo (Mesembryanthemum crystallinum), ferner Maulbeerbäume und gewinnt Seide; die früher einträgliche Kochenillezucht ist durch die Anilinfarbenindustrie schwer geschädigt worden, doch entfielen von der 1880—84 sich auf 93,7 Mill. Pesetas belaufenden Gesamtausfuhr immer noch 32 Mill. Pesetas auf Kochenille. Der Tabaksbau gewinnt von Jahr zu Jahr an Bedeutung, ebenso die Kultur von Zwiebeln, Kaffee, Bataten u. a. Metalle finden sich nicht.

Die Bewohner (1883: 300,874) sind ein Mischvolk von Spaniern und den eingebornen Guanchen, versetzt mit normännischem, flandrischem und maurischem Blute. Die weiße Farbe herrscht durchweg, nur auf Gran Canaria finden sich einige Negerdörfer. Die ausgestorbenen Ureinwohner, Guanchen genannt, waren ein tapferes, friedliches Hirtenvolk von großer Milde und Reinheit der Sitten; in Grabhöhlen finden sich noch ihre einbalsamierten Mumien. Gegenüber der allgemein herrschenden Ansicht, wonach dieselben zu den Berbern gehört haben sollen, hat neuerdings F. v. Löher den Beweis zu führen gesucht, daß die Guanchen germanischer Abkunft seien. Er stützt sich auf Wohnung, Kleidung, Lebensweise, auf die Körperbildung, den Schädelbau, namentlich auf das Eigentümliche im Staats- und Rechtswesen. Die anlandenden Germanen vermischten sich nach ihm mit einer bereits vorhandenen Berberbevölkerung oder machten dieselbe zu Sklaven, verharrten fortan bis zur spanischen Eroberung in völliger Abgeschlossenheit und gingen in der Kultur zurück, indem sie den Gebrauch der Metalle, das Bauen von Schiffen ꝛc. verlernten. Ihre Sprache verknöcherte, und das Christentum, soviel sie davon besaßen, wurde verunstaltet. Auch einige germanisch klingende Sprachreste führt v. Löher zur Unterstützung seiner Ansicht an; den Namen Guanchen selbst deutet er als Wandschen, d. h. Vandalen, und von diesen, die nach Zerstörung ihres Reichs bis nach Südmarokko getrieben wurden, sollen die jetzigen Bewohner der Kanarischen Inseln abstammen. Die Kanarier sind im allgemeinen Muster von Rechtschaffenheit, Treue, Ehrgefühl, Mäßigkeit und Zuverlässigkeit, arbeitsam, voll Pietät für das Alter und von unbegrenzter Gastfreundschaft. Auch ihre natürliche Begabung ist groß; für die bessern Stände sind Schulen vorhanden. Die Hauptbeschäftigung der Einwohner bilden Ackerbau, Viehzucht und Schiffahrt. Die reichsten Inseln sind Gran Canaria, Teneriffa und zum Teil Lanzarote; doch herrscht im allgemeinen Armut, da große Majorate bestehen, die Felder meist von Pachtern bebaut und schwere Steuern erhoben werden. Die Industrie produziert seidene und wollene Stoffe sowie grobes Leinen, im übrigen ist sie äußerst gering. Der Handel hat sich, seit 1852 die Inseln (Ferro ausgenommen) zu Freihäfen erklärt wurden, sehr gehoben, ist aber meist allein in den Händen der Engländer. Im 13. Jahrh. sollen genuesische Seefahrer nach den Kanarischen Inseln gelangt sein; im 14. Jahrh. nahmen sie die Portugiesen, 1478 die Spanier in Besitz. Die Inseln werden von der spanischen Regierung als ein zu Spanien gehörendes Königreich betrachtet, also zu Europa gerechnet und bilden zwei Zivilprovinzen: eine östliche mit Las Palmas als Sitz der Regierung und eine westliche mit Santa Cruz de Teneriffa als Hauptstadt. Beide Orte sind zugleich Festungen. Die Zahl der spanischen Soldaten ist übrigens gering, doch besteht eine Landmiliz.

Die Kanarischen Inseln waren wahrscheinlich schon den Phönikern und Karthagern bekannt. König Juba von Mauretanien (um 40 v. Chr.) beschrieb sie zuerst genauer u. nannte sie die Glücklichen Inseln. Plinius kennt bereits den Namen Canaria und leitet ihn von der Menge großer Hunde her. Im 13. Jahrh. (1292) sollen genuesische Seefahrer hierher gekommen sein. 1341 rüstete König Dom Luiz von Portugal eine Expedition nach den Inseln aus. Luiz de la Cerda, ein Urenkel König Alfons' von Kastilien, wurde 1344 vom Papst Clemens VI. in Avignon zum König der Kanarischen Inseln gekrönt, ohne jedoch je sein Königreich einzunehmen. Auch Robert von Braeamonte, dem Heinrich III. von Kastilien die Inseln schenkte, schritt nicht zur Besitznahme, sondern überließ seine Rechte seinem Vetter Johann von Béthencourt (1427). Dieser eroberte die Inseln Lanzarote, Fuerteventura, Gomera und Ferro und empfing sie von der Krone Kastilien zu Lehen. Des noch nicht eroberten Teneriffa suchte sich Portugal, obschon vergeblich, zu bemächtigen. 1478 begann die spanische Eroberung: die Inseln Béthencourts kaufte Ferdinand der Katholische dem Dynasten Didaco Herrera für 15,000 Dukaten ab; sie heißen noch jetzt die herrschaftlichen In-

seln und gehören großen spanischen Grundbesitzern. Teneriffa ward zuletzt und zwar 1794 mit Spanien vereinigt. Vgl. L. v. Buch, Physikalische Beschreibung der Kanarischen Inseln (Berl. 1825); Mac Gregor, Die Kanarischen Inseln nach ihrem gegenwärtigen Zustand (deutsch, Hannov. 1831); Barker-Webb und Berthelot, Histoire naturelle des îles Canaries (Par. 1836–50, 3 Bde.); v. Fritsch, Reisebilder von den Kanarischen Inseln (Gotha 1867); die sehr belehrende anonyme Schrift »Les îles Fortunées, ou l'archipel des Canaries« (Par. 1869, 2 Bde.); F. v. Löher, Nach den Glücklichen Inseln, kanarische Reisetage (Bielef. u. Leipz. 1876); Calderon, Grand Canaria (Madr. 1876); Naranjo, Estudios historicos, climatologicos etc. de las Islas Canarias (Par. 1878); Berthelot, Antiquités canariennes (das. 1879); Millares, Historia general de las islas Canarias (Las Palmas 1882); Christ, Eine Frühlingsfahrt nach den Kanarischen Inseln (Basel 1886 ff., die Vegetation der Inseln behandelnd).

Kanaster (niederl., v. span. canastro), ein aus Rohr oder Binsen geflochtener »Korb«, mit dünn geschlagenem Blei ausgefüttert, zur Warenversendung dienend; danach (Knaster) eine der feinsten Sorten Rauchtabak (Varinas), der gerollt in jenen Rohrkörben versandt wird (also s. v. w. Korbtabak). Vgl. Tabak.

Kanavalie, s. Canavalia.

Kanawha, ein Zufluß des Ohio in Nordamerika, entspringt in den Iron Mountains in Nordcarolina, durchbricht im Lauf durch Virginia die Parallelketten des Alleghany-Gebirgssystems (die letzte, die Gauleykette, in einem senkrechten, 16 m hohen Fall), nimmt innerhalb desselben den Great Briar, unterhalb der Berge den Gauley und Elk von O., den Coa River von W. her auf und mündet, nachdem er das fruchtbare Hochland von Westvirginia durchschnitten hat, bei Point Pleasant in den Ohio. Seine Länge beträgt über 620 km, wovon ca. 150 km schiffbar.

Kanazawa, Stadt in der japan. Provinz Kaga auf der Nordwestküste der Insel Nippon, Hauptstadt des Ken Ishikawa, an den Flüssen Saigawa und Asanogawa, 8 km von deren Mündung in das Japanische Meer, hat (1881) 107,624 Einw., ein Obergericht und berühmte Fabrikation von Bronze, Porzellan und Seidenstoffen mit Dampfbetrieb.

Kandahar, Provinz im östlichen Afghanistan, südlich von Kabul, wird im N. von den Ausläufern der von den Pagmangebirge ausgehenden Berge angefüllt, vom Hilmend mit Arganbab, Tarnak u. a. durchzogen und ist zwischen den Thälern des Gebirges fruchtbar, während den Südwesten eine nach Belutschistan hineinreichende Wüstenregion erfüllt. Das Klima ist im ganzen mild, doch sind die Winter noch rauh. Hauptfeldfrucht ist Weizen, doch wird er nur in den Thalsohlen gebaut; die Abhänge und Ebenen vor den Bergen werden von nomadisierenden Afghanen aus Ghasni mit großen Herden von Kamelen und Schafen abgeweidet. Die seßhafte afghanische Bevölkerung ist gemischt mit Tadschik und Hindu. Sie wird auf 1,600,000 Seelen geschätzt; ihre Religion ist der Islam. Die Provinz, das Arachosien der Alten, hatte sich früher häufig der Selbständigkeit erfreut und in die Geschicke Kabuls wie Ghasnis oft thätig eingegriffen; Dost Mohammed machte 1839 der Selbständigkeit ein Ende. Im englisch-afghanischen Krieg ward K. 16. Jan. 1880 durch Proklamation der Königin von England als Kaiserin von Indien zum selbständigen Reich erhoben und unterm 3. April Schir Ali mit dem Titel Wali zum Regenten ernannt; die Unfähigkeit des Wali war die Ursache, daß die Provinz im August 1880 in englische Verwaltung genommen ward, um drei Vierteljahre später (s. unten) dem Emir von Afghanistan zurückgestellt zu werden. — Die gleichnamige Hauptstadt liegt am Rande des Gebirges, 340 km südwestlich von Kabul entfernt, in einer fruchtbaren und bevölkerten Ebene, zwischen den Flüssen Arganbab und Tarnak, welche dem Hilmend zufließen. Sie ist sehr regelmäßig gebaut, von einem Erdwall mit Türmen und Bastionen umgeben sowie neuerdings durch Außenwerke verstärkt und hat sechs Thore und eine Citadelle. Die Zahl der Einwohner wird verschieden, auf 15,000—100,000 Seelen, geschätzt, hat sich aber 1881 unter dem Blutvergießen nach der Niederlage Ejub Chans (s. unten) bedeutend verringert. Die Hauptindustrien von K. sind Seidenstoffe, Filz, Rosenkränze aus einem weichen Steine nahe bei der Stadt. In der Umgegend starker Wein- und Obstbau. Der Handel mit Persien ist sehr lebhaft. Die Stadt ist das alte Alexandria Arachoton, welches Alexander d. Gr. 329 v. Chr. gründete. Später hat es seinen Herrscher öfters gewechselt. Ihre heutige Gestalt erhielt die Stadt von dem Afghanenschah Achmed. Die Engländer besetzten K. zuerst 1839, räumten es aber 1843. Abermals 1879 besetzt, wurde K. 21. April 1881 dem Emir von Afghanistan übergeben, zwar von Ejub Chan von Herat 26. Juli 1881 eingenommen, aber 22. Sept. 1881 wieder an Afghanistan verloren. Infolge der englischen Besetzung ist K. Station des indischen Telegraphennetzes; die Eisenbahn vom Indus über Sibi wird vorerst fortgesetzt bis zum Loraflußbei Bhebo. Während der Anwesenheit der englisch-indischen Truppen erschien dort eine vortreffliche englische Zeitung. S. Karte »Afghanistan«.

Kandare, s. Zaum.

Kandaules, letzter König von Lydien aus dem Geschlecht der Sandoniden, ließ seinen Leibwächter Gyges (s. d.) die Reize seiner Gemahlin, auf die er eitel war, im Schlafgemach bewundern. Erzürnt über diese ihr zugefügte Schmach, ließ dieselbe Gyges zu sich kommen und stellte ihm die Wahl, entweder den König zu morden, oder augenblicklich erdrosselt zu werden. Gyges tötete darauf den K. (689 v. Chr.).

Kandavu, eine der Fidschiinseln, südlich von Viti Levu und durch die Kandavupassage von demselben getrennt, 535 qkm groß. Die Insel wird durch die südöstlich tief eindringende Nathababai und die Malattabai im NW. in zwei nur durch einen schmalen Isthmus zusammenhängende Teile getrennt; sie ist bergig, aber sehr fruchtbar und hat auf ihrem Südwestende den erloschenen, etwa 1140 m hohen Vulkan Nabukelevu. Die Bevölkerung wird auf 10,000 Seelen geschätzt.

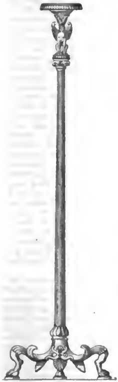
Kandel, der höchste Punkt des mittlern Schwarzwaldes in Baden, zwischen der Elz und Glotter, südöstlich von Waldkirch, 1242 m hoch, mit weiter, schöner Aussicht und einem Wirtshaus.

Kandel, bayr. Flecken, s. Langenkandel.

Kandelaber (lat. Candelabrum), bei den Alten ein Gestell, das zum Tragen von Kerzen, Lampen und Räucherschalen diente und mit zunehmendem Luxus oft auf das kunstreichste in Bronze oder Marmor gearbeitet wurde. Es bestand gewöhnlich aus einem säulenartigen, meist kannelierten, von Tierfüßen getragenen Schaft, welcher oben auf einem Kapitäl einen Teller trug, oder an welchem oben an Ketten Lampen aufgehängt wurden (s. Lampadarius, mit Abbildung). Bronzene K. (Fig. 1) sind zahlreich in etruskischen und römischen Gräbern sowie in Pompeji gefunden worden. Große und schöne

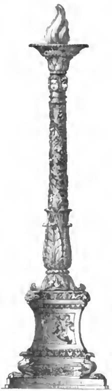
marmorne K. zum Tragen von Feuerbecken aus dem Altertum enthält das Britische Museum, das Louvre zu Paris, der Vatikan zu Rom und die Glyptothek zu München (Fig. 2). Bei ihnen ist der dreiseitige Fuß besonders reich ausgebildet, und sie wurden die Vorbilder für die Prachtkandelaber der italienischen Renaissance, die teils aus Bronze (Fig. 3), teils aus Marmor angefertigt wurden. Diese sind wieder die Muster für die noch jetzt üblichen K. geworden. Vgl. auch Leuchter.

Fig. 1.



Römischer Bronzekandelaber.

Fig. 2.



Marmorkandelaber, römische Arbeit (Glyptothek, München).

Fig. 3.



Bronzekandelaber (Renaissance) aus der Certosa bei Pavia.

Kandelbeere, s. v. w. Viburnum Lantana *L.*

Kandelzucker (Kandis), s. Zucker.

Kandern, Stadt im bad. Kreis und Amt Lörrach, an der Kander, 354 m ü. M., hat eine evangelische und eine kath. Pfarrkirche, Porzellanerdegruben, Fabrikation von Majoliken, Papier, Reiseartikeln und Holzschuhen, Brezelbäckerei, Wein- und Holzhandel, Viehmärkte und (1885) 1530 Einw. Hier 20. April 1848 Gefecht zwischen den Freischaren Heckers und den hessischen und badischen Truppen unter Friedrich v. Gagern, welcher hier fiel.

Kanderthal, das von der Kander, einem 44 km langen, linksseitigen Zufluß der Aare durchflossene Thal im Berner Oberland. Dieselbe entspringt in 1875 m Höhe am Kandergletscher, am Südfuß der Blümlisalp, und fließt in drei Thalstufen, deren oberste Gasterenthal heißt, dem Thuner See zu. Unterhalb Frutigen (s. d.) nimmt sie den Engstligenbach und kurz vor ihrer Mündung die Simme (s. d.) auf. Im engern Sinn heißt K. die mittlere Thalstufe, welche sich von der Gasterenklus bis nach Frutigen 11 km weit erstreckt und die Gemeinde Kandergrund (mit 1146 Einw.) bildet. Hauptort derselben ist d. Dorf Kandersteg, 1170 m ü. M., von hohen Alpengipfeln (Blümlisalp, Doldenhorn u. a.) umgeben, von wo aus die Gemmi nach Bad Leuk, der Lötschenpaß (vom Gasterenthal) in das Lötschenthal und der Tschingelpaß nach dem Lauterbrunner Thal führen. Unterhalb Frutigen öffnet sich rechts das Kienthal, während sich westlich vom K. das diesem teilweise parallel laufende Diemtiger Thal, ein Seitenthal des Simmenthals, hinzieht. Früher ergoß sich die Kander unterhalb Thun in die Aare selbst, lagerte aber Unmassen von Geschiebe (Kandergrien) dort ab und veranlaßte dadurch Stauungen im Fluß und Versumpfung der Uferländer, so daß 1711 die Berner Regierung den Hügelzug von Strättligen in einem Tunnel von 1 km Länge durchbrechen und so die Kander unschädlich dem See zuleiten ließ. Vgl. Bachmann, Die Kander im Berner Oberland (Bern 1870).

Kandesch (Khandesch, Candeish), Distrikt in der britisch-ostind. Präsidentschaft Bombay, 25,754 qkm (468 QM.) groß mit (1881) 1,237,231 Einw., wovon 92 Proz. Hindu, umfaßt ein großes, vom untern Tapti durchflossenes Bassin im S. der Satpurakette, dessen südöstlicher Teil von der Bombay-Kalkutta-Eisenbahn durchschnitten wird, von welcher bei Bhosawal die Bahn nach Zentralindien abzweigt. Haupt- und Garnisonort ist Dhulia mit 18,449 Einw., seitlich von der Bahn. Die Orte an dieser gewinnen

stetig an Bedeutung und sind, wie Dschulgaum, Sitz von mechanischen Baumwollspinnereien.

Kandi (Kändi, Candy), Handelsgewicht in Britisch-Ostindien, = 20 Maunds; in Französisch-Ostindien (Barre) à 20 Tolam = 234,963 kg; auf Ceylon (Bahar) = 226,8 kg oder 237,2 kg; Getreidemaß in Bombay, = 162,568 kg.

Kandi (Candy, »Berg«), Stadt im Innern der Insel Ceylon, 446 m ü. M., 115 km nordöstlich von Kolombo, mit dem es Eisenbahnverbindung hat, malerisch an einem kleinen, von Bergen umrahmten See gelegen, mit (1871) 17,406 Einw., worunter viele Europäer, die einen besondern Stadtteil bewohnen, einem noch wohlerhaltenen Tempel Buddhas, in welchem dessen angeblicher Zahn aufbewahrt wird, und spärlichen Ruinen des Palastes der hier einst residierenden singhalesischen Könige. In der Nähe der berühmte botanische Garten von Peradeniya. — Die Portugiesen nahmen 1796 K. ein, verloren es aber schon nach neun Monaten wieder an den Herrscher von Ceylon; ein englisches Detachement, das 20. Febr. 1803 Besitz von K. nahm, mußte sich 23. Juni den Singhalesen wieder ergeben. Erst Ende 1814 wurde der Krieg wieder aufgenommen und, nachdem König Witrama in K. 19. Febr. 1815 zum Gefangenen gemacht war, Ceylon zu den britischen Besitzungen geschlagen.

Kandia (griech. Megalokastro), Hauptstadt der türk. Insel Kreta (ital. Candia), an der Nordküste nordöstlich vom Ida gelegen, hat einen (sehr versandeten) Hafen, Reste alter, von den Venezianern angelegter Befestigungen, 14 Moscheen, 2 griechische und eine armenische Kirche, ein Kapuzinerkloster, berühmte Seifensiedereien, 12,000 Einw. (meist Mohammedaner) und ist Sitz eines Paschas und eines griechischen Erzbischofs. K. liegt 4 km von der Stelle des alten Knosos entfernt, wurde im 9. Jahrh. von den Arabern angelegt, kam später in den Besitz der Griechen, dann der Venezianer und wurde 1669 von den Türken erobert.

Kandidat (lat.), bei den Römern der Bewerber um ein Amt (s. Candidatus); in den ersten Jahrhunderten des Christentums ein Neugetaufter, da ein solcher noch eine Woche lang ein weißes Gewand tragen mußte; in neuerer Zeit besonders in der protestantischen Kirche der Theolog, der nach bestandener Prüfung die Anwartschaft auf ein Predigeramt erhalten hat; dann auch allgemein ein Bewerber um irgend ein Amt. Daher Kandidatur, die Bewerbung um ein Amt; kandidieren, als K., Bewerber, auftreten.

Kandieren (franz.), Verzuckern von Gewürzen, eingemachten Wurzeln u. dgl., geschieht auf die Weise, daß man die zu kandierenden Gegenstände zwischen Drahtgittern in ein passendes Gefäß legt und eine blutwarme Lösung von reinem Zucker in Wasser, die an der Zuckerwage 34° zeigt, darüber gießt und einige Tage stehen läßt. Die Gegenstände bedecken sich in dieser Zeit mit Kristallen und werden nachher getrocknet (Kanditen). Eingemachte Sachen kann man auch immer wieder mit Zuckerpulver bepudern und an einen warmen Ort legen, bis sie endlich trocken geworden sind.

gent von Lhassa (1728—46), in Narthang, einem Kloster bei Taschilhunpo (s. d.), in Holz geschnitten und gedruckt; seither ist sie auch ins Mongolische übersetzt und in dieser Sprache in Holz geschnitten und gedruckt worden. Vollständige Abzüge des K. enthalten die Bibliotheken zu Petersburg, London und Paris; einen vollständigen systematischen Index gab 1845 J. J. Schmidt im Auftrag der Akademie zu Petersburg heraus. Vgl. E. Schlagintweit, Buddhism in Tibet (Lond. 1863).

Kane (spr. kehn), Elisha Kent, berühmter nordamerikan. Reisender, geb. 3. Febr. 1820 zu Philadelphia, bildete sich auf der Pennsylvania Medical University, ging 1844 als Arzt der nordamerikanischen Gesandtschaft nach China und besuchte in wissenschaftlichem Interesse die Philippinen, Ceylon, Ostindien, Ägypten bis an die Grenze Nubiens, Südafrika und Dahomé, wo er bis Widah vordrang. Nach Amerika zurückgekehrt, nahm er 1846 am mexikanischen Krieg teil, war darauf bei der Küstenvermessung des Mexikanischen Meerbusens thätig und begleitete 1850—52 als Arzt und Naturforscher die Expedition, welche Grinnell (s. d.) in New York zur Auffindung Sir John Franklins ausgerüstet hatte. Größere Ergebnisse als die erste lieferte eine zweite Nordpolexpedition, die K. selbst befehligte. Mit dem kleinen Schiff Advance brach er 30. Mai 1853 von New York auf, erreichte von der Rensselaerbai (ca. 78½° nördl. Br.), wo das Schiff einfror, mit Schlitten im folgenden Jahr unter 82° 30′ das offene Polarmeer und kehrte im Oktober 1855 nach New York zurück. Die Ergebnisse seiner Forschungen legte er in den Werken: »The United States Grinnell expedition« (New York 1854), »Arctic explorations« (Philadelph. 1856, 2 Bde.; neue Ausg. 1883; deutsch im Auszug, Leipz. 1857) nieder. Er starb 16. Febr. 1857 in Havana, wohin er zur Wiederherstellung seiner Gesundheit gegangen war. Vgl. Elder, Elisha Kent K., a biography (Philadelph. 1857); »K., der Nordpolfahrer« (7. Aufl., Leipz. 1884).

Kanea (Chania), befestigte Stadt auf der Nordwestküste der türkischen Insel Kreta mit 10—12,000 Einw. (davon 5000 Mohammedaner). Die Stadt hat einen trefflichen Hafen mit Molo, Docks und Arsenal und ist der wichtigste Handelsplatz der Insel, zugleich Sitz eines Kaimakams und eines griechischen Bischofs. Im J. 1885 liefen 1238 Schiffe mit 154,340 Ton. ein und 1192 Schiffe mit 152,813 T. aus. Die Umgegend ist reich an Olivenbäumen. — K. ist das alte Kydonia und wurde 1669 nach zweijähriger Belagerung durch die Türken den Venezianern entrissen.

Kanel (Kaneel), ursprünglich, in der Sprache der frühern Vermittler des Gewürzhandels, der Venezianer oder Portugiesen (cannella oder canella), Bezeichnung aromatischer Rinden, jetzt sowohl für ceylonischen als auch (seltener) für chinesischen Zimt gebraucht.

Kanelbaum, s. Canella.

Kanelstein (Kaneelstein), s. Granat.

Kanem, Landschaft Innerafrikas, an die nördlichen und nordöstlichen Ufer des Tsadsees grenzend, ehe-

Kaneon, runder oder ovaler Brot- oder Fruchtkorb der Griechen, welchen die athen. Jungfrauen (»Kanephoren«) bei der Prozession der Panathenäen auf dem Kopf trugen (s. Abbildung).



Kaneon.

Kanephoren (griech., »Korbträgerinnen«), die Jungfrauen, welche in Athen bei festlichen Gelegenheiten die Opfergerätschaften in prachtvollen Körben auf dem Kopf trugen. Wegen der gefälligen Gestalt wurden die K. öfters als Motive für die bildende Kunst gewählt; berühmt waren die des Polyklet und Skopas.

Kaneszieren (latein.), grau werden (vor Alter). Kaneszenz, das greisenhafte Ergrauen.

Käneus, nach griech. Mythus ein Lapithe aus Gyrton in Thessalien, Sohn des Elatos und der Hippeia, soll ursprünglich eine schöne Jungfrau gewesen sein, die von ihrem Liebhaber Poseidon in einen Mann verwandelt und unverwundbar gemacht wurde. Er war Teilnehmer am Argonautenzug und an der kalydonischen Jagd und wurde bei der Hochzeit des Peirithoos (s. d.) von den Kentauren mit Felsen und Baumstämmen ganz überschüttet, bis er zuletzt, noch immer lebendig und unverwundet, in den Grund der Erde fuhr. Verschiedene Bildwerke (Fries von Phigalia im Britischen Museum, auch Vasen) vergegenwärtigen die Szene.

Kanevas (franz. Canevas, spr. kann'wa, v. lat. cannabis, »Hanf«; Kannefaß), Bezeichnung verschiedener Leinenzeuge, insbesondere grober und lockerer, mit regelmäßigen viereckigen Öffnungen versehener Gewebe, die als Grundlage für Wollstickereien (Stramin), auch zu Fliegen- und Luftfenstern, leichtem Unterfutter 2c. dienen; auch s. v. w. Segeltuch und überhaupt derbe (ungebleichte) Leinwand; das Netz zu topographischen Karten; auch im allgemeinen der Entwurf oder die Grundlage zu etwas Auszuführendem. In der italienischen Stegreifkomödie bezeichnet man damit die Verteilung des Stoffes in Akte und Szenen, die dann von den Schauspielern durch Improvisation ausgefüllt wurden.

Kanew, Kreisstadt im russ. Gouvernement Kiew, an der Mündung der Kanewka in den Dnjepr, hat 2 griechisch-katholische und eine römisch-kath. Kirche, 5 Synagogen, mehrere Tuchfabriken und (1880) 8324 Einw. Der Kreis ist ein sehr industrieller; er zählt viele Fabriken, darunter 9 Branntweinbrennereien (die 1871 von Adelheim eröffnete ist die größte), 13 Zuckerfabriken und 3 Tuchfabriken. Die Wälder liefern viel Eichen zum Schiffbau am Schwarzen Meer.

Känguruh (Beutelhase, Macropus *Shaw*), Säugetiergattung aus der Ordnung der Beuteltiere, der Unterordnung der Krautfresser (Poephaga) und der Familie der Känguruhs (Halmaturidae), eigentümlich gebaute Tiere mit kleinem Kopf und kleiner Brust, kurzen, schwachen Vorderfüßen, sehr stark ent- [...] Buschwerk oder Felsenklüfte; sie leben einzeln, sammeln sich aber auf futterreichen Plätzen zu Herden, die sich freilich bald wieder auflösen. Sie gehen schwerfällig humpelnd, sitzen gern auf Hinterfüßen und Schwanz mit schlaff herabhängenden Vorderfüßen, springen bei schneller Fortbewegung ausschließlich mit den Hinterbeinen und schnellen sich dabei 6—9 m weit fort. Sie werden daher bei ihrer großen Ausdauer, und da sie 2—3 m hohe Hindernisse mit Leichtigkeit überwinden, nur schwer von Hunden eingeholt. Die Känguruhs hören scharf; Gesicht und Geruch sind dagegen schwach entwickelt, und ihre geistigen Fähigkeiten sind gering. Bezeichnend ist ihre große Ängstlichkeit, der sie oft zum Opfer fallen. Sie leben von Gras und Kraut, Wurzeln, Rinde und Früchten. Die Fruchtbarkeit ist gering; das nach sehr kurzer Tragzeit geborne winzige, ganz unentwickelte Junge wird von der Mutter in dem Beutel an einer der Zitzen festgesetzt und nährt sich etwa acht Monate lang von der Muttermilch, ohne den Beutel zu verlassen. Geschieht dies endlich, so kehrt es noch beständig zur Mutter zurück, auch dann noch, wenn es selbst schon trägt und die Mutter ein zweites Junges im Beutel hat. Die Känguruhs werden wegen ihres wohlschmeckenden Fleisches und der Haut eifrig gejagt und sind durch rücksichtslose Verfolgung bereits sehr stark zurückgedrängt; sie ertragen auch die Gefangenschaft gut und pflanzen sich in zoologischen Gärten leicht fort. Das Riesenkänguruh (M. giganteus *Shaw*, s. Tafel »Beuteltiere«), gegen 3 m lang, mit 90 cm langem Schwanz, erreicht in sitzender Stellung fast Manneshöhe, ist braungrau, an Vorderarmen, Schienbeinen und Fußwurzeln hell gelblichbraun, an den Zehen und der Schwanzspitze schwarz, an den langen, spitzen Ohren nußbraun; es bewohnt Neusüdwales und Vandiemensland, ist gegenwärtig aber weit zurückgedrängt. Das Felsenkänguruh (M. penicillatus *Gray*) ist mit dem an der Spitze buschigen Schwanz 1,35 m lang, purpurgrau, am Kinn weiß, an der Brust grau, an Füßen und Schwanz schwarz; es bewohnt die Felsengebirge von Neusüdwales, hält sich am Tag verborgen und entgeht der Verfolgung meist durch seine außerordentliche Fertigkeit im Klettern. Die kleinsten Arten der Familie gehören zu der Gattung Känguruhratte (Buschratte, Hypsiprimnus *Ill.*); sie haben einen verhältnismäßig kürzern Schwanz und kleine, runde Ohren und erreichen die Größe des Hasen. Sie bauen ein dickwandiges Grasnest in einer gegrabenen Höhlung im Boden und liegen darin den Tag über verborgen; nachts gehen sie nach Futter aus, das in Gras und Wurzeln besteht. Man findet sie in Australien und Vandiemensland.

Känguruhinsel, Insel von 4400 qkm (80 QM.) Areal an der Südküste Australiens, vor dem Golf von St. Vincent, durch die westliche Investigatorstraße von der Yorkehalbinsel, durch die östliche Backstairspassage vom Kap Jervis getrennt. Die Insel wurde 1801 von Flinders entdeckt und wegen der außerordentlich zahlreichen, jetzt längst ausgerotteten Känguruhs K. benannt. [...]

Känguruhratte, s. Känguruh.

Känguruhwein, s. Cissus.

Kanile, s. Schall.

Kanin, eine Halbinsel im nördlichen Rußland, zwischen dem Weißen Meer und der Tscheskajabai, 10,500 qkm (190 QM.) groß, endigt an der Nordwestseite mit dem Kanin Noß und ist eine niedrig gelegene, große, moraſtige Fläche, sogen. Tundra, welche von vielen Seen, Bächen und Hügeln unterbrochen wird. Ehemals war K. eine Insel, welche vom Festland eine schiffbare Wasserstraße abtrennte, die durch die Flüsse Tschjuscha (nach NO.) und Tschischa (nach SW.), die Abflüsse des Sees Parusnoje, gebildet wurde. Infolge der Hebung der russischen Nordküste hat sich der See allmählich in einen Sumpf verwandelt. Die Vegetation ist sehr arm; Bäume kommen gar nicht vor. K. wird nur von Samojeden bewohnt (1859 zählte man im ganzen 1760 Einw.), welche im Sommer im nördlichen Teil ein Nomadenleben führen und für den Winter sich in den südlichern Teil zurückziehen, wo sie drei Dörfer haben. Im Sommer finden sich hier auch Jäger ein, die eine reiche Beute an Seehasen, Seekälbern und einer Art von Seehunden (Phoca cristata) finden. Vgl. Herm. und Karl Aubel, Reise nach Lappland und K. (Leipz. 1874).

Kaninchen (Lampert, Kuhlhase, Lepus cuniculus *L.*, s. Tafel »Kaninchen«, Fig. 1), Nagetier aus der Familie der Hasen, ist kleiner (36—42 cm lang, 1,5—2 kg schwer) und schlanker als der Hase, mit kürzerm Kopf, kürzern Ohren und kürzern Hinterbeinen. Der Pelz ist grau, ins Rostfarbene spielend, auf der Unterseite, am Bauch, an der Kehle und der Innenseite der Beine in Weiß übergehend; der Schwanz ist oben schwarz, unten weiß, die Ohren sind kürzer als der Kopf. Es ist ursprünglich in Südeuropa heimisch und auch jetzt noch in den Mittelmeerländern am häufigsten; an manchen Orten ist es auch in Mitteleuropa sehr gemein. Es lebt gesellig in hügeligen, sandigen Gegenden mit Schluchten und niedrigem Gebüsch, baut an sonnigen Stellen einfache Baue mit ziemlich tief liegender Kammer und im Winkel gebogenen Röhren, verbringt in denselben fast den ganzen Tag und geht abends auf Äsung. Es übertrifft an Gewandtheit und Schlauheit den Hasen, ist gesellig und vertraulich und hält mit dem Weibchen viel treuer zusammen als der Hase. Die Rammelzeit beginnt im Februar und März, und das Weibchen setzt bis Oktober alle fünf Wochen 4—12 Junge in einer mit seiner Bauchwolle ausgefütterten besondern Kammer. Diese saugen an der Mutter bis zum nächsten Wurf, sind im 5.—8. Monat zeugungsfähig und im 12. Monat ausgewachsen. Das K. ernährt sich wie der Hase, wird aber bei seiner großen Fruchtbarkeit und seiner Vorliebe für Baumrinde viel schädlicher. Deshalb verfolgt man die K. überall, wo und wie man irgend kann, das ganze Jahr hindurch. Man erlegt sie beim Anstand auf dem Bau, bei der Suche mit dem Vorstehhund und auf der Treibjagd, doch sind sie ohne Hilfe des Frettchens nicht auszurotten (vgl. Frettieren), und nur wenn der Iltis, das große Wiesel, der Steinmarder, Uhus und andre Eulen in der Gegend zahlreich sind, nehmen die K. ab. Das Wildbret ist weiß und wohlschmeckend, und da auch der Pelz Wert besitzt, so züchtet man das K., besonders in Frankreich, Belgien, England und Holland, und hat in neuester Zeit sich vielfach bemüht, die Kaninchenzucht auch bei uns einzuführen. Von den gezüchteten K. hat man folgende Rassen zu unterscheiden: Das halbwilde K. (Gehegekaninchen) ist ein in den sogen. Kaninchengehegen gezüchtetes und durch die günstigen Verhältnisse größer und vollkommener gewordenes, bis 2,5 kg schweres wildes K. Das im Handel vorkommende Lapin de garenne (Fig. 2) ist ein gezähmtes und zahm weitergezüchtetes, ehemaliges Gehegekaninchen, und aus diesem entstand und entsteht infolge der veränderten und verbesserten Zucht und Pflege das Lapin ordinaire. Das gewöhnliche K. oder der deutsche Stallhase ist ein unbedeutendes Tier und kommt hier nicht in Betracht. Das gewöhnliche französische K. (Lapin ordinaire, Fig. 3) ist aus dem gezähmten Gehegekaninchen entstanden, kommt in den verschiedensten Färbungen vor, z. B. Silberkaninchen, erreicht ein Gewicht von $2^{1}/_{2}$—3 kg, hat ein sehr schmackhaftes Fleisch und einen guten Pelz. Das französische Widderkaninchen (Lapin bélier, Fig. 4) soll von dem Hasen vom Kapland (Lepus capensis) abstammen; es ist hasengrau, weiß, schwarz oder scheckig. Die hasengrauen werden wegen ihres Fleisches am höchsten geschätzt. Der Kopf ist dick, rundlich, der Halskamm hat oft einen Speckansatz, bei ältern Muttertieren bemerkt man ein stärkeres Hervortreten des sogen. Kropfes; die Vorderläufe sind kurz, die Hinterläufe verhältnismäßig lang. Die etwa 16—20 cm langen, breiten Löffel hängen, namentlich bei frisch eingeführten Tieren, zu beiden Seiten des Kopfes schlaff herab und werden selbst beim Lauschen nur wenig erhoben oder seitwärts bewegt. Das Gewicht des ausgewachsenen Tiers ist 5—7 kg; es setzt jährlich vier- bis sechsmal 4—7 Junge. Gegen Nässe und Kälte ist es ziemlich empfindlich. Das amerikanische K. ist dem vorigen ähnlich, aber weniger empfindlich und fruchtbarer. Dagegen ist es nicht so groß wie das Widderkaninchen und wird von diesem durch eine leichtere Ernährungsfähigkeit übertroffen. Durch Kreuzungen des amerikanischen Kaninchens mit den einheimischen Rassen hat man in Belgien das sogen. Riesenkaninchen erzüchtet. Dasselbe ist ungefähr von der Größe unsers Feldhasen, sehr fruchtbar, gegen unsre klimatischen Verhältnisse ziemlich unempfindlich und soll gemästet bis 8 kg schwer sein. Das Normandiner K. (Fig. 5) ist entstanden durch Kreuzung einheimischer französischer K. mit dem Lapin bélier. Das gewöhnliche Normandiner K. ist meist hasengrau, hat einen ovalen Kopf, teils hängende, teils aufrecht stehende Löffel und schöne runde Körperformen. Die Häsin setzt jährlich fünf- bis siebenmal 6—12 Junge. Das Tier wird 4—5 kg schwer und hat ein zartes, schmackhaftes Fleisch. Unter Leporiden versteht man im allgemeinen Bastarde vom Hasen und K. Man hat behauptet, daß dieselben die guten Eigenschaften des Hasen und Kaninchens vereinigen und diese Eigenschaften konstant auf ihre Nachkommenschaft übertragen. Bis jetzt haben sich diese Annahmen aber noch nirgends bewährt, und überdies sind die meisten als Leporiden verkauften Tiere umgetaufte Normandiner K. Übrigens ist die Leporidenzucht so schwierig, daß man alle Ursache hat, sämtliche Berichte über gelungene Zuchtversuche mit Vorsicht aufzunehmen. Das Angorakaninchen (Seidenhase, Fig. 6), aus Kleinasien, wird nur wegen seines zu feinen Gespinsten zu verwertenden Haars gezüchtet; es eignet sich aber nicht zur Zucht in Deutschland. Ein für unsre Verhältnisse vollkommen taugliches, zur Fleischnutzung zu züchtendes K. existiert noch nicht.

Bei kräftiger Ernährung der Jungen entwickelt sich der Geschlechtstrieb der K. oft schon im dritten Monat, und man pflegt die Geschlechter daher schon



1. Wildes Kaninchen. – 2. Gehegekaninchen (Lapin de garenne). – 3. Gewöhnliches französisches Kani
6. Angorakani



um diese Zeit zu trennen. Der *Begattungstrieb* des Kaninchens ist sehr heftig und erlischt bei dem Weibchen nur in den letzten Tagen vor der Geburt. Obgleich die eigentliche *Zuchtzeit* nur von Anfang März bis Ende November dauert, so kann man doch, besonders in geheizten Räumen, das ganze Jahre hindurch züchten. Eine kräftige Nachkommenschaft wird dadurch befördert, daß man die Tiere nicht vor dem achten Monat und nicht länger als 3—4 Jahre zur Zucht gebraucht. Zur *Paarung* bringe man die Häsin in den Käfig des Rammlers und wiederhole dies Experiment den nächsten Tag. Die *Tragezeit* des Kaninchens dauert 28—31 Tage, und es setzt je nach Rasse und Fruchtbarkeit 4—8—12 blinde Junge, welche am neunten Tag sehend werden. Hat die Häsin mehr als 8 Junge, so tötet man die übrigen, da sonst oft der ganze Satz in Gefahr ist, wegen Mangels an Nahrung zu verkümmern. Die Jungen saugen ca. 4 Wochen und können nach Ablauf dieser Zeit ohne Schaden entwöhnt werden. *Wilde Züchtereien* findet man in einigen Dünenstrichen der schottischen und dänischen Küsten. Die ausgesetzten K. graben sich hier ihre Baue, sind in jeder Beziehung auf sich selbst angewiesen und allen Einflüssen der umgebenden Naturverhältnisse ausgesetzt, und es können daher auch nur vollkommen akklimatisierte Tiere einigermaßen günstige Resultate liefern. Ähnlich verhält es sich mit den Gehegekaninchen. Dieselben leben aber insofern unter günstigern Verhältnissen, als durch praktische Anlagen für ihr Wohl gesorgt ist. Die *Kaninchengehege* bestehen aus größern, mit Mauern und Gräben umzogenen Flächen, welche mit verschiedenen Nahrungspflanzen bestellt, mit Bäumen, Gesträuch und Gestrüpp bepflanzt und mit Schuppen, Ställen ꝛc. versehen sind. Dergleichen Einrichtungen findet man namentlich in England in großartigem Maßstab. Die eigentliche *zahme Zucht* wird in Kasten oder Ställchen und zwar derartig betrieben, daß jedes einzelne Zuchttier seinen eignen Kasten bewohnt. Man versieht einen solchen *Zuchtkasten* von 1 m im Quadrat und 75 cm Höhe vorn mit einer aus Latten oder Drahtnetz gebildeten Thür und durchbohrt den Boden an verschiedenen Stellen, um dem Urin Abfluß zu schaffen. Die Kasten sind, namentlich kurz vor dem Setzen der Jungen, mit reinlicher weicher Streu, aus der das Muttertier für die Jungen ein höhlenartiges Nest baut, zu versehen. Errichtet man im Hintergrund solcher Kasten einen Schlupfwinkel von 32 cm Höhe und Breite mit einer ca. 16 cm im Quadrat haltenden Öffnung nach vorn oder einer Seite, so wird die Häsin stets hier ihr Nest bauen. In jedem Kasten sind noch ein Futtertrog, eine kleine Raufe und ein Wassernapf anzubringen. Diese Zuchtkasten arrangiert man reihen- und etagenweise neben- und übereinander; doch muß man letzternfalls unter jedem Kasten ein Abflußbrett anbringen, welches den Urin in eine hinter demselben befindliche Rinne leitet. Vom Frühjahr bis zum Herbst kann man diese Kasten im Freien aufstellen; im Winter muß man sie aber in eine gut verschließbare, zugfreie Scheuer oder in eine ebensolche Kammer bringen. Bei guter, reichlicher Streu ertragen die Tiere selbst eine ganz bedeutende Kälte. Man füttert das K. dreimal täglich mit Gras, Heu, Körnern, namentlich Hafer, Brot, Kleie, Klee, Esparsette, Luzerne, Wicken, Kleeheu, Erbs- und Bohnenstroh, Erbsen, Bohnen, Kartoffeln, Runkeln, Möhren, Topinambur, Laub von Bäumen ꝛc. und gibt zur Anregung des Appetits und Förderung der Verdauung dann und wann einige bittere und aromatische Pflanzen und etwas Salz. Ob man den K *Wasser* zum Saufen geben soll oder nicht, ist noch streitig; doch dürfte es am zweckmäßigsten sein, den Tieren Wasservorrat zum beliebigen Genuß hinzusetzen. Man hüte sich, die tragende Häsin bei den Löffeln frei in die Luft zu heben, sie zu stoßen oder zu drücken; am besten ist es, sie so wenig wie möglich zu berühren, da sonst Fehlgeburten ꝛc. veranlaßt werden. Der *Rammler* muß stets in möglichst kräftigem Zustand erhalten werden. Die *Jungen* verlassen mit 14 Tagen bis 3 Wochen den Nistkasten und versuchen von da an, selbständig Nahrung zu sich zu nehmen. Man lege ihnen daher junges, zartes Grünfutter vor und stelle ihnen Milch-, Mehl- oder Kleientränke zum Saufen hin. Um die Tiere möglichst frühzeitig an feste Nahrungsmittel zu gewöhnen, legt man ihnen kräftige und leichtverdauliche Stoffe vor. Wegen des raschen Stoffwechsels bedarf das junge Tier einer größern Menge frischer Luft, man gebe ihm daher einen möglichst großen Stall. — *Kaninchenfleisch* wird in England, Frankreich, Belgien und Holland täglich in fast sämtlichen Restaurationen serviert und findet sich auch auf den Tafeln der reichern und vornehmern Klassen. Der Konsum wurde in England 1872 auf ca. $4^{1}/_{2}$ Mill. K. geschätzt. Frankreich züchtet jährlich ca. 85 Mill., von welchen 8 Mill. allein in Paris verspeist werden. In England gibt es Kaninchengehege, die monatlich 800—1200 K. liefern, und der Bischof von Derby soll jährlich 10—12,000 K. aus seinen Gehegen verkaufen. Die Kaninchenzucht empfiehlt sich besonders dadurch, daß das Tier wenig Raum beansprucht, keiner kostbaren, umständlichen Fütterung bedarf, fast alle Abfälle aus der Haushaltung frißt, sehr fruchtbar und schon im Alter von 4—6 Monaten schlachtbar ist. Auch der Balg und die Haarnutzung gewähren erheblichen Vorteil; in England wie in Frankreich bilden diese Artikel ein nicht unwesentliches Handelsobjekt. In Japan sind die K. neuerdings Modesache und, wie einst die Tulpenzwiebeln in Holland, Objekt für ein leidenschaftliches, immer mehr um sich greifendes Börsenspiel geworden. Um diesen Ausschreitungen Schranken zu setzen, hat die japanische Regierung eine hohe Steuer für K. eingeführt. Vgl. *Duncker*, Die rationelle Kaninchenzucht (Bernau 1874); *Derselbe*, Deutsche K. (Berl. 1875); *Redares*, Die Kaninchenzucht (6. Aufl., Weim. 1885); *Schiffmann*, Das französische K. (3. Aufl., Nürnb. 1873); *Hochstetter*, Das K. (4. Aufl., Stuttg. 1874); *Rennecke*, Das zahme K. (2. Aufl., Dessau 1873); *Eckardt*, Anleitung zur rationellen Kaninchenzucht (Münch. 1874); *Espanet*, Kaninchenzucht (deutsch, Wien 1883); *Lincke*, Die rationelle Kaninchenzucht (Leipz. 1887); *Ravageaux*, La vraie manière d'élever les lapins à la ville et à la campagne (neue Ausg., Par. 1882); *H. v. Nathusius*, Über die sogen. Leporiden (Berl. 1867); *Zürn*, Zum Streit über die Leporiden (Weim. 1877); *Brandt*, Untersuchungen über das K. (Petersb. 1875); *Rasch*, Blätter für Kaninchenzucht (Hildesh. 1874—76); *Pröpper*, Kaninchenkochbuch (Berl. 1875).

Kaninchenfelle kommen in besonders großer und pelzreicher Art, teils naturell, teils braun gefärbt, aus Frankreich und Belgien in den Handel. Die schönsten K. liefert England, nämlich wilde, schwarze, silberspitzige, welche in Rußland sehr beliebt sind, aber auch viel graue. In Polen hat man eine kleine Sorte weißer Kaninchen, von welchen jährlich mehr als $^{1}/_{2}$ Mill. in Lissa und Fraustadt zu Pelzwerk benutzt werden. Die amerikanischen kleinen wilden Kaninchen sind weißlichgrau und liefern schwaches Pelzwerk von geringem Wert. *Kaninchenhaare*

benutzt man in der Hutmacherei. Die Haare der Seidenhasen werden für sich oder in Vermischung mit Wolle oder Baumwolle versponnen und verwebt.

Kaninefaten, batav. Volksstamm, nördlich von den Batavern zwischen dem Meer und dem Flevo-(Zuider-) See wohnend (jetzt Kennemer Land in Nordholland). 4 n. Chr. von Tiberius bezwungen, nahmen sie Kriegsdienste in den römischen Heeren. Unter Caligula empörten sie sich, verbanden sich 70 unter Brinno mit Claudius Civilis gegen die Römer, zerstörten 71 die römische Flotte und schlugen die den Römern beistehenden Nervier.

Kanister (lat. Canistrum), Korb, auch eine Blechflasche oder Blechkiste zur Versendung von Öl ꝛc.

Kanitz (tschech. Konice), Stadt in der mähr. Bezirkshauptmannschaft Brünn, an der Iglawa und der Linie Wien-Brünn der Staatseisenbahn, bestehend aus einer Christen- und Judenstadt, hat eine bemerkenswerte Dekanatskirche, ein altes Schloß, Färberei und Druckerei, Wein- und Obstbau, Pottaschesiederei und (1880) 2802 Einw.

Kanitz, Philipp Felix, Kunsthistoriker und Ethnograph, geb. 2. Aug. 1829 zu Budapest, studierte seit 1846 in Wien Kunstgeschichte und bereiste zu diesem Zweck Deutschland, Frankreich, Belgien und Italien. Ein Besuch Dalmatiens und eines Teils der Herzegowina (1858) sowie Montenegros wurde der Ausgangspunkt für eine umfassende Thätigkeit auf dem Gebiet der Kunstgeschichte und Ethnographie in den von Südslawen bewohnten türkischen Ländern. Als Resultat derselben veröffentlichte er: »Die römischen Funde in Serbien« (Wien 1861) und das Prachtwerk: »Serbiens byzantinische Monumente« (das. 1862), welches die verschiedenen Einflüsse von Byzanz und des Occidents auf dieselben nachwies. Später folgten außer zahlreichen Aufsätzen in Zeitschriften: »Reise in Südserbien und Nordbulgarien« (Wien 1868) und »Serbien, historisch-ethnographische Reisestudien aus den Jahren 1859—68« (Leipz. 1868, 2. Aufl. 1877), eine Zusammenfassung sämtlicher über Serbien gewonnener Resultate; »Donau-Bulgarien und der Balkan. Historisch-geographisch-ethnographische Reisestudien aus den Jahren 1860—75« (das. 1875—1879, 3 Bde.; 3. Aufl. 1882) und der »Katechismus der Ornamentik« (2. Aufl., das. 1877).

Kanizsa (spr. -scha), 1) Groß-K. (ungar. Nagy-K.), Stadt im ungar. Komitat Zala, am Fluß K., Knotenpunkt der Bahnlinien nach Budapest, Ödenburg, Pragerhof, Agram und Fünfkirchen, mit Piaristen- und Franziskanerkloster, (1881) 18,473 ungar. Einwohnern, lebhaftem Getreide-, Wein-, Obst-, Schafwoll- und Viehhandel, Bierbrauerei, Spiritusfabrikation und Ziegelbrennereien. Es hat rege Industrie, mehrere Geldinstitute, eine Filiale der Österreichisch-Ungarischen Bank, einen Gerichtshof, ein Obergymnasium, eine Handelsschule und 4 Spitäler. Vgl. Horváth, Geschichte der Stadt K. (ungarisch, Kanizsa 1862). — 2) Ó- oder Alt-K., Markt an der Theiß, im ungar. Komitat Bács-Bodrog, mit (1881) 13,069 ungarischen und serbischen Einwohnern, starkem Getreide- und Tabaksbau, Getreidehandel, Rindvieh- und Schafzucht. — 3) Türkisch- oder Klein-K. (ungar. Török-K.), Markt im ungar. Komitat Torontál, an der Theiß, Ó-K. gegenüber, mit 3333 meist serbischen Einwohnern.

Kankroid, s. Krebs.

Kannabineen (Hanfartige), dikotyle Pflanzengruppe, eine Unterfamilie der Urtikaceen bildend und nur aus zwei Arten in zwei Gattungen, nämlich dem Hanf (Cannabis sativa *L.*) und dem Hopfen (Humulus Lupulus *L.*), bestehend. Sie unterscheiden sich von der nächstverwandten Gruppe der Urticeen durch ihre freien Nebenblätter, die hängenden, gekrümmten Ovula und das Fehlen des Milchsaftes. Vgl. Baillon, Histoire des plantes (Bd. 6).

Kannaceen, s. Marantaceen.

Kannar, ind. Stadt, s. Kananor.

Kanne, ein bauchiges Gefäß mit engem Halse, schnabel- oder röhrenförmigem Ausguß und Henkel,



Steinzeugkanne von Siegburg.

welches schon im Altertum bekannt war (griech. prochoos, oinochoe, s. Tafel »Vasen«). Die Kannen des Altertums waren meist aus Thon, Erz, Silber oder Gold, erst in späterer römischer Zeit aus Glas gefertigt. Im Mittelalter waren Thon und Metall die vorwiegenden Stoffe. In der Renaissancezeit war die K. ein beliebtes Tafel- und Prunkgeschirr. Neben den meist mit Deckeln versehenen Steinzeugkannen (s. die Abbildung) für den gewöhnlichen Gebrauch wurden solche aus Gold, aus vergoldetem Silber, aus mit Silber und Bronze montiertem Kristall ꝛc. gefertigt. Vgl. auch Krug.

Kanne, Flüssigkeitsmaß, am gebräuchlichsten: in München (Bayern), wo bisher 60 Kannen = 1 Eimer und 100 Kannen = 106,902 Lit.; in Dresden, 72 Kannen = 1 Eimer Wein, 420 Kannen = 1 Faß Bier, 100 Kannen = 93,559 L. Das Liter wird in Deutschland ebenfalls K. genannt. Auch in den Niederlanden (kan), in Dänemark (kande), Norwegen und Schweden (kanna), hier 2,617 L., ist die K. als Flüssigkeitsmaß gebräuchlich. In Sachsen enthielt die K. Butter 1 kg an Gewicht.

Kannefaß, s. Kanevas.

Kannegießer, nach Holbergs Lustspiel »Der po-

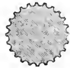
Gymnasium in Prenzlau, 1822 Direktor des Friedrichsgymnasiums in Breslau und lebte später als Privatgelehrter in Berlin, wo er 14. Sept. 1861 starb. Als selbständiger Dichter sowohl in seinen »Gedichten« (Bresl. 1824) als in seinen Dramen (»Schauspiele für die Jugend«, Berl. 1844–49, 12 Bdchen.) u. a. ohne höhere Bedeutung, erwarb er sich durch zahlreiche poetische Übersetzungen aus dem Italienischen, Provençalischen, Englischen, Lateinischen rc. wohlverdienten Ruf. Wir nennen davon: »Beaumonts und Fletchers dramatische Werke« (Berl. 1808, 2 Bde.); Dantes »Göttliche Komödie« (Leipz. 1809–21; 5. Aufl., das. 1873) und »Lyrische Gedichte« (mit Witte, das. 1827, 2. Aufl. 1842); »Leopardis Gesänge« (das. 1837); »Heliand« (Berl. 1847) und »Gedichte der Troubadours« (Tübing. 1852, 2. Aufl. 1855) rc.

Kannelieren (franz., v. canne, »Rohr«), den Schaft einer Säule oder eines Pilasters lotrecht mit rillenförmigen Vertiefungen (**Kannelüren**) versehen, deren 20—24 um eine Säule, 7—9 auf einem Pilaster angebracht werden, und die denselben ein schlankeres Aussehen geben. Nur bei der dorischen Ordnung stoßen die Kannelüren scharf zusammen (Fig. 1), werden gewöhnlich aus einem gleichseitigen Dreieck konstruiert und laufen oben am Kapitäl in einen Bogen, unten am Abschluß des Schaftes aber frei aus; bei der ionischen und korinthischen Säule sind sie durch eine schmale Fläche (Steg, Fig. 2) getrennt, die $^1/_5$—$^1/_4$ des Durchmessers der Kannelüre breit ist. Bei Säulen mit Füßen schließen sie sich über dem Fuß und unter dem Kapitäl gewöhnlich nach einem ihrer Wölbung gleichen Bogen. Die Kannelüre findet sich schon an den frühsten griechischen Tempeln und ging später auf den dem griechischen Stil nachgebildeten römischen und Renaissancestil über, in welch letzterm sie mit mehreren Abänderungen, z. B. mit eingelegten runden Stäbchen und mit spiralförmig um den Schaft geführten Windungen, vorkommt.

Fig. 1



Fig. 2



Dorische Jonische u. korinthische Kannelierung.

Kannelkohle, s. Steinkohle.

Kannenbäckerland, im Volksmund ein Strich des Engerngaues am westlichen Abhang des Westerwaldes im preuß. Regierungsbezirk Wiesbaden, der sich durch die Mächtigkeit (7–10 m) seiner ausgedehnten Thonlager auszeichnet. Dort werden, namentlich in den Dörfern Ransbach, Mogendorf, Grenzhausen, Dernbach, Höhr, Hillscheid rc. in den Ämtern Selters und Montabaur des Kreises Unterwesterwald, alljährlich Millionen von Steingutwaren, Mineralwasserkrügen, feuerfesten Steinen rc. gebrannt und in alle Welt versendet. Dazu kommt eine bedeutende Ausfuhr von Thonschollen in die Steingut- und Porzellanfabriken Deutschlands, Frankreichs, Englands, Skandinaviens, Rußlands rc. In neuerer Zeit brennt man auch große Röhren für Wasserleitungen sowie feinere Gegenstände aller Art.

Kannenkraut, s. Equisetum.

Kannenstaude (Kannenträger), s. Nepenthes.

Kannetjes (»Kännchen«), s. Jakobäa-Kannetjes.

Kannibalen (v. span. Canibal, für Caribe), ursprünglich die menschenfressenden Bewohner der Karibischen Inseln; daher überhaupt s. v. w. Menschenfresser, wilde, grausame Menschen. Daraus entstand kannibalisch und Kannibalismus (vgl. Anthropophagie).

Kannstatt (Cannstatt, Canstatt), Oberamtsstadt im württemberg. Neckarkreis, zu beiden Seiten des Neckar, 4 km von Stuttgart, mit dem es durch ein besondere Pferdebahn verbunden ist, in fruchtbarer, lieblicher Gegend, Knotenpunkt der Linien Bretten-Friedrichshafen und K.-Nördlingen der Württembergischen Staatsbahn, 220 m ü. M., hat in den neuern Stadtteilen schöne Straßen, eine evangelische (von 1471) und eine kath. Pfarrkirche, 2 Brücken über den Neckar, schöne Anlagen um den Kursaal mit einem Reiterstandbild des Königs Wilhelm und (1885) 18,031 meist evang. Einwohner. Die Industrie ist ziemlich lebhaft. K. besitzt eine große Eisenbahnreparaturwerkstätte, mehrere Eisengießereien und Maschinenfabriken, eine Fabrik für Blechwaren, Feuerrequisiten, elektrotechnische Apparate, Stühle, eine mechanische Weberei, Wollspinnerei, Tuch-, Tabaks- und Korsettfabrikation, Ziegeleien und vortrefflichen Obst- und Weinbau. Besondere Bedeutung erhält K. durch seine Mineralquellen (etwa 30 an der Zahl) und Heilanstalten. Von den erstern sind der Wilhelmsbrunnen, der Sprudel und die Inselquelle die wichtigsten. Es sind kohlensäurereiche, eisenhaltige Kochsalzwässer, sogen. muriatische Eisensäuerlinge. In 10,000 Gewichtsteilen enthalten:



Wappen von Kannstatt.

	Wilhelmsbrunnen		Sprudel		Inselquelle	
Chlornatrium . . .	20,194		20,447		24,980	
Schwefelsaures Natron	3,850	9,266	2,926	7,440	—	5,597
" Kali .	0,465		0,666		0,920	
Schwefelsaure Magnesia	5,667		3,902		4,717	
Schwefelsauren Kalk .	8,506	19,066	9,369	20,046	12,946	22,646
Kohlensauren Kalk .	10,874		10,690		9,696	
Kohlensaures Eisenoxydul	0,173		0,126		0,146	
Feste Bestandteile:	48,642		48,107		52,967	

In einem Volumen Mineralwasser (bei einem Barometerdruck von 27" und 17° C. Temperatur) enthält der Wilhelmsbrunnen 0,846, der Sprudel 0,908 und die Inselquelle 0,964 Kohlensäure, die Temperatur beträgt 15—17° C. Die Quellen sind besonders gegen Katarrhe der Schleimhäute, Unterleibsleiden aller Art, fehlerhafte Blutmischung und Schwächezustände des Nervensystems zu empfehlen und werden innerlich und äußerlich gebraucht, auch zu 31—34° C. erwärmt getrunken. Daneben werden vielfach Molken angewendet. Schon die Römer kannten und benutzten die Quellen, wie die Ausgrabung eines römischen Bades und andrer Altertümer in der Nähe von K. bezeugen. Den heutigen Aufschwung und zahlreichen Fremdenbesuch verdankt der Ort dem König Wilhelm. Von den Heilanstalten sind die Veielsche Flechtenheilanstalt und eine Wasserheilanstalt, verbunden mit Sanatorium für Nervenkranke, bemerkenswert. K. ist Sitz eines Amtsgerichts, eines Hauptsteueramtes, hat ein Lyceum, eine Realanstalt, eine höhere Töchter- und eine Musikschule, zahlreiche Töchterpensionate und ein Sommertheater. Bei Gelegenheit des auf dem Wasen zwischen Berg und K. alljährlich 28. Sept. gefeierten Volksfestes finden auch Pferde-

rennen statt. Außerdem ist das Kannstatter Maienfest mit dem Umzug maskierter Kinder merkwürdig. Bemerkenswert sind die in dem Kalktuff häufig vorkommenden Höhlen, oft von 10 m Länge, mit fossilen Mammut- und andern Tierknochen. In der Nähe sind besonders erwähnenswert: die königlichen Lustschlösser Rosenstein und Wilhelma, jenes 1824—1830 erbaut, in edlem Stil, mit Bildergalerie und Park, dieses 1842—51 erbaut, in maurischem Stil, mit prachtvollen Gärten und reichen Gewächshäusern. Östlich von der Stadt liegt der 410 m hohe Rothenberg, welcher ehedem das Stammschloß der württembergischen Fürsten (Rothenburg) trug, an dessen Stelle jetzt ein griechischer Tempel mit den Grabstätten König Wilhelms (gest. 1864) und seiner Gemahlin Katharina (gest. 1819) steht. — K. wird zuerst in einer Urkunde von 708 erwähnt. Im 11. Jahrh. soll der Ort Mauern und Stadtrechte erhalten haben. Kaiser Ludwig der Bayer verlieh ihm 1330 die Rechte und Freiheiten der Reichsstadt Eßlingen. Bis zur Mitte des 14. Jahrh. war hier das Landgericht für die Grafschaft Württemberg. Große Einbuße erlitt K. mehrfach durch Überschwemmungen, durch den Dreißigjährigen Krieg und die Einfälle der Franzosen 1688, 1693 und 1707. Am 21. Juli 1796 siegten hier die Franzosen unter Moreau über die Österreicher unter Erzherzog Karl. Vgl. Veiel, Der Kurort K. und seine Mineralquellen (Kannst. 1875).

Kano, Provinz des Negerreichs Sokoto im mittlern Sudân, ist ein sehr fruchtbarer (»Garten des Sudân«) und neben Kebbi einer der bevölkertsten Teile des ganzen Sudân. Der Umfang wird auf 27,530 qkm (500 QM.) berechnet. Die mit einer reichen und mannigfaltigen Vegetation bedeckte Landschaft wird durch zahlreiche Dörfer belebt; saftige Wiesen wechseln mit Feldern ab, die mit Baumwolle, Getreide, Tabak, Indigo, Butterbäumen, Tamarisken und Melonen bepflanzt sind. Die Bevölkerung, 300,000 Seelen, besteht aus Fulbe, dem herrschenden Volk, Arabern, Bornuanern, Mandinka u. a. Die gleichnamige Hauptstadt, das »sudânesische London«, ist mit einer Lehmmauer im Umfang von sechs Wegstunden umgeben, durch welche 14 Thore führen. Die Mauer umschließt arabische Lehmhäuser, konische Negerhütten, reiche Bazare und ausgedehnte Gärten und Felder. Die Einwohner, ca. 30,000, verfertigen blaue Baumwollenzeuge, geschmackvolle Schuhe und Sandalen, gestickte lederne Taschen (Dschebair), Dolche, Waffen ꝛc. Der Markt ist außerdem reichlich versehen mit Sklaven, Gurunüssen, Goldstaub, Elfenbein, Salz, Natron, Baumwolle, Lederwaren und Indigo. Eine Hauptbeschäftigung der Bewohner ist auch das Sortieren der Baumwolle und das Färben. Nach H. Barth beträgt der jährliche Umsatz Kanos 855 Mill. Kauris (500,000 Mariatheresienthaler). S. Karte bei »Guinea«.

Kanōbos (Canopus), im Altertum Stadt in Unterägypten, an einer nach ihr benannten Nilmündung, nordöstlich von Alexandria, durch ein Heiligtum des Serapis (mit Orakel) berühmt. Die Einwohner standen im Ruf ausgelassener Üppigkeit, die sich in großen Festen äußerte. Nach der Einführung des Christentums verfiel die Stadt. Ruinen westlich bei Abukir. — Wichtig für die ägyptologische Wissenschaft wurde das sogen. Dekret von K., eine von

Kanodsch (engl. Kanouj, das alte Kânjakubdscha), Stadt in den britisch-ostind. Nordwestprovinzen, mit (1881) 16,646 Einw., war ehemals Hauptstadt eines großen arischen Reichs, die schon in prähistorischer Zeit blühte und im 6. Jahrh. n. Chr. den Gipfel ihrer Größe erreichte. Ihr Verfall datiert vom Anfang des 11. Jahrh.; heute sind vom alten Glanz kaum etliche Trümmer übrig.

Kanoe (engl. Canoe, spr. -nuh, franz. Canot, spr. -noh), das aus einem Baumstamm hergestellte schmale, lange Fahrzeug der Wilden; es ist nicht im stande, Segel zu führen, auch beim Rudern gehört große Geschicklichkeit dazu, das Kentern zu verhüten. Indianer und Grönländer bauen ihre Kanoes aus Holzrippen oder Walfischknochen und überziehen sie mit Seehundsfellen; auch das Deck ist häufig aus Seehundsfell, mit einer Öffnung, die der im K. Sitzende mit seinem Körper ausfüllt. Zum Rudern bedienen sie sich langer Doppelriemen, mit denen sie sehr geschickt und rasch, selbst bei nicht ganz ruhiger See, zu fahren verstehen. Wenn die Wilden der Südsee auf ihren Kanoes Segel führen wollen, so verbinden sie zwei Kanoes miteinander, oder es werden Stangen quer über das K. gebunden und an dem andern Ende derselben ein Baumstamm befestigt, welcher das Umschlagen des Kanoes verhindert.

Kanoeing (spr. kanuh-ing), s. v. w. Rudersport.

Kanoldt, Edmund, Maler, geb. 13. März 1845 zu Großrudestedt bei Weimar, war 4½ Jahre lang Schüler F. Prellers in Weimar und ging 1869 nach Rom, wo er sich unter Drebers Einfluß der stilisierten heroischen Landschaft widmete. Er blieb dort bis 1872, kehrte aber 1874 nach Italien zurück, um Zeichnungen für das Engelhornsche Prachtwerk über Italien anzufertigen. Später nahm er seinen Wohnsitz in Karlsruhe, wo er sich koloristisch nach F. Keller weiterbildete, der auch seine Landschaften bisweilen mit Figuren staffierte. Seine stimmungsvollen, poetisch komponierten und durch reiches, saftiges Kolorit ausgezeichneten Hauptwerke sind: Canossa, der Kyffhäuser, Hünengrab auf Rügen, Odysseus auf der Ziegenjagd, Iphigenie am Meer, Sappho, Thetis und Achilles, Dido und Äneas auf der Jagd, Antigone an der Leiche des Eteokles, Kassandra. Für ein Leipziger Privathaus malte er die Geschichte von Amor und Psyche in acht Bildern, und mit Grot-Johann illustrierte er Eichendorffs »Aus dem Leben eines Taugenichts«. Er ist großherzoglich sächsischer Professor.

Kanon (griech.), im allgemeinen s. v. w. Maßstab, Richtschnur; Regel, Vorschrift; bedeutet in der Musik die strengste Form der Nachahmung, darin bestehend, daß zwei oder mehrere Stimmen dieselbe Melodie ausführen, aber nicht gleichzeitig einsetzend, sondern in kurzen Abständen nacheinander, so daß ein kunstvoller mehrstimmiger Satz entsteht, der doch durch die Bewegung einer einzigen Stimme gegeben ist und sogar in der Notierung durch eine einzige Notenreihe ausgedrückt werden kann. Es ist dann nur notwendig, zu bezeichnen, bei welcher Note und in welchem Intervall eine neue Stimme einzusetzen hat, z. B.:



gen für die Auflösung des Kanons (Rätselkanon), welche schließlich bis zur Unmöglichkeit des Verstehens auf die Spitze getrieben wurden. Allmählich ging dann der Name K. auf die Komposition selbst über, deren alter Name Fuga (s. Fuge) oder Conseguenza war. Je nach dem Intervall, in welchem die zweite Stimme höher oder tiefer einsetzt als die erste, unterscheidet man den K. im Einklang, bei welchem die Stimmen thatsächlich dieselben Töne vortragen, aber so, daß die zweite (imitierende) Stimme einen halben oder ganzen Takt oder mehr nach der andern einsetzt; beim K. in der Oktave bringt die zweite Stimme die Melodie eine Oktave höher oder tiefer; der K. in der Unterquinte transponiert dieselbe um eine Quinte nach der Tiefe, wobei eine weitere Unterscheidung zu machen ist, ob nämlich die nachfolgende Stimme alle Intervalle genau wiedergibt oder dieselben nach den Verhältnissen der herrschenden Tonart einrichtet. Gleichermaßen gibt es Kanons in der Oberquinte, Quarte, Ober- und Untersekunde ꝛc. Der drei- und mehrstimmige K. verbindet in der Regel mehrere der genannten Arten. Weitere Varianten entstehen durch Verlängerung oder Verkürzung der Notenwerte in der nachahmenden Stimme (Canon per augmentationem oder diminutionem) oder durch Umkehrung aller Intervalle (al inverso, per motum contrarium), so daß, was vorher stieg, dann fällt, oder gar so, daß die zweite Stimme die Melodie von hinten anfängt (Canon cancricans, Krebskanon). Der K. hat entweder keinen Schluß, sondern läuft in den Anfang zurück, in welchem Fall er auch wohl scherzweise in Kreisform notiert wird (Kreiskanon, Fuga circularis, Canon infinitus), oder er kann zwar ad libitum repetiert werden, hat aber durch Fermaten angedeutete Schlußnoten, oder endlich er hat einen angehängten freien Schluß (coda). Der Doppelkanon ist die kontrapunktische Verbindung zweier Kanons. Seine höchste Blüte feierte der K. in den Meisterwerken der niederländischen Kontrapunktisten des 15. und 16. Jahrh.; doch hat er bis in die neueste Zeit hinein noch eingehende Pflege gefunden und wird neben der Fuge vor Abschluß der Kontrapunktstudien von der Schule thunlichst berücksichtigt. Von Bach haben wir 9 Kanons in den »30 Variationen«, von Mozart 23, von Weber 8 Kanons; außerdem seien genannt Kiels »15 Kanons im Kammerstil«, Weitzmanns »Musikalische Rätsel«, die Kanonsammlung in Spohrs Autobiographie und die zahlreichen kanonischen Kompositionen S. Jadassohns. Die Lehre des Kanons findet sich regelmäßig in denselben Büchern abgehandelt wie die der Fuge (s. d.). Vgl auch Ambros, Geschichte der Musik, Bd. 3, und Klauwell, Der K. in seiner geschichtlichen Entwickelung (Leipz. 1877). — Die Alten nannten das Monochord K., weil vermittelst desselben die mathematischen Intervallbestimmungen (Oktave = ½ der Saitenlänge ꝛc.) bestimmt wurden; deshalb wurden auch die Pythagoreer, deren musikalische Theorie auf dem K. fußte, Kanoniker genannt, im Gegensatz zu den Harmonikern (Aristoxenos und seine Schule), welche von der Mathematik in der Musik nicht viel hielten.

Kănōn (griech.) bezeichnet in der Kirchensprache teils das Verzeichnis der biblischen Bücher, welche für inspiriert gelten und in den gottesdienstlichen Versammlungen gelesen werden, im Gegensatz zu den Apokryphen (s. Kanonische Bücher), teils jede kirchliche Vorschrift und Regel, daher später besonders gebraucht im Gegensatz zum bürgerlichen Gesetz (kanonisches Recht); ferner die Gebetsformel der römischen und griechisch-katholischen Kirche vor, bei und nach der Konsekration in der Messe (Meßkanon) sowie ein bestimmter Kirchengesang der griechischen Kirche; endlich das Verzeichnis der von der Kirche anerkannten Heiligen. — In der Philosophie heißt K. jeder Grundsatz und in der kritischen Philosophie die Wissenschaft vom richtigen Gebrauch des Erkenntnisvermögens; daher Titel einer Schrift Epikurs, worin dieser die obersten Grundsätze des Denkens zusammengestellt und erörtert hat. — In der Mathematik, vorzüglich in der Algebra, ist K. eine allgemeine Formel, die bei Lösung einer Aufgabe herauskommt, und nach welcher die unter der allgemeinen Aufgabe begriffenen Exempel auszurechnen sind. — In der bildenden Kunst bezeichnet das Wort K. Statuen, die als Muster gelten, vorzüglich in Hinsicht auf die Verhältnisse des menschlichen Körpers (s. Proportion). Die Bezeichnung rührt von einem berühmten Werk des griechischen Bildhauers Polyklet, der Statue eines Speerträgers (Doryphoros, s. d.), her, welche ihrer den Künstlern als Vorbild dienenden Proportionen wegen den Beinamen K. erhielt. (Vgl. Friederichs, Der Doryphoros des Polyklet, Berl. 1863.) Auch die Künstler des alten Ägypten hatten ihren K., eine feststehende Regel der Verhältnisse des menschlichen Körpers. Sie pflegten nämlich nach bestimmt proportionierten Modellen zu arbeiten, die sie in ein Netz von Quadraten einzeichneten, um so für jeden Punkt die entsprechende Lage festzuhalten. Für die menschliche Gestalt bildete die Einheit dieses Kanons nach einigen die Länge des Fußes, nach andern des mittlern Fingers. Nach Diodor hätten die Ägypter den Körper vom Scheitel bis zur Sohle in 21¼ Teile zerlegt. Aber die mancherlei Zeichnungen und Skulpturen, die noch unvollendet und mit solchen Quadratierungen versehen erhalten sind, weichen in der Zahl der Quadrate, welche auf die Körperlänge kommen, zwischen 15 und 23 so erheblich voneinander ab, daß man zwei oder drei verschiedene Proportionsregeln, welche die Ägypter nacheinander befolgt hätten, aufstellen zu müssen geglaubt hat. Als zwei verschiedene Kanons der Proportion kann man jedoch nur im allgemeinen die ältere Epoche der ägyptischen Kunst, welche mehr Kraft und Fülle auszeichnet, und die jüngere, welche Eleganz und Zierlichkeit anstrebt, gelten lassen. — In der Philologie versteht man unter K. das von den alexandrinischen Grammatikern herrührende kritische Verzeichnis der alten Schriftsteller. — In der Chronologie nennt man K. Zeittafeln bestimmter Art, z. B. die der sogen. Goldenen Zahl, der Epakten, der Ostern; in der Astronomie vorzüglich Tafeln für die Bewegungen der Himmelskörper ꝛc. — In der Rechtssprache ist K. Bezeichnung für eine jährliche Geldabgabe von Grundstücken, Häusern, also s. v. w. Erb-, Grundzins, Gült ꝛc. — In der Buchdruckerkunst versteht man darunter eine Art großer Lettern, mit denen ehedem die Meßkanons gedruckt wurden, die jetzt aber gewöhnlich nur auf Titeln, Anschlagzetteln ꝛc. Anwendung finden; kleine K. hält 32 oder auch 36, grobe K. 40 oder 48 typographische Punkte (vgl. Schriftarten).

Kananāde, andauerndes Artilleriefeuer.

Kanone (v. lat. canna, »Röhre«, oder dem ital. cannone, »großes Rohr«), der ältern Kartaune entsprechend, Geschützrohr von größerer Länge als die Haubitzen oder Mörser gleichen Kalibers, welches mit verhältnismäßig starker Ladung schießt. Die kurzen Kanonen der deutschen Artillerie entsprechen etwa den frühern Haubitzen. Die Länge der K. wird in der Regel in Kalibern abgekürzt als L/25 oder L/35 (25

oder 35 Kaliber lang) bezeichnet. Die glatte K. schoß nur mit Vollkugeln und Kartätschen, Haubitze und Mörser dagegen Hohlgeschosse, ein Unterschied, der bei den gezogenen Kanonen nicht mehr besteht. Vgl. Geschütz.

Kanōnen, bis über das Knie hinaufreichende Reiterstiefel, namentlich der Studenten, angeblich nach den Kanonikern benannt.

Kanonenbaum, s. Cecropia.

Kanonenboote (engl. Gun boats, Gun vessels; franz. Canonnières), kleinere Kriegsschiffe, welche für den Küstenkrieg bestimmt, deshalb durch geringen Tiefgang charakterisiert sind und in der Regel nur ein Geschütz, aber großen Kalibers, führen. Die Notwendigkeit, K. auch an fremden Küsten zu verwenden, führte zu ihrer Vergrößerung behufs Hebung ihrer Seefähigkeit. Sie erhielten erheblich vollere Takelage, welche bei erstern, dem Küstenkrieg angemessen, unterdrückt war. K. dieser Art bilden den Übergang zu den Kreuzern, denen sie häufig zugezählt werden. Aus dem Bedürfnis, Schiffe von der Küste aus zum Kampf mit Panzerschiffen zu befähigen, entstanden die Panzerkanonenboote, welche hinter einem Bugpanzer ein Geschütz schwersten Kalibers führen. Man gab ihnen sodann auch einen Rammbug, vermehrte ihre Panzerstärke und ihre Armierung und gelangte so zu gepanzerten, kreuzerähnlichen Schiffen (Panzerkreuzern). Da bei dem flachen Tiefgang der K. Maschinen und Kessel nicht durch Versenkung unter die Wasserlinie geschützt werden konnten, so hat man ihnen in neuester Zeit ein stark gewölbtes Panzerdeck gegeben (z. B. »Bremse« und »Brummer« in Deutschland), welches an der Bordlinie 1,4 m unter und im Scheitel 0,25 m über Wasser liegt, und unter welchem die Maschine sich befindet (Deckpanzerschiffe); letztere konnte nun kräftiger sein, und man erhielt größere Fahrgeschwindigkeit. Diese mit einem Rammsteven und Torpedolancierapparaten versehenen K. sind daher auch Torpedorammkreuzer genannt worden. England besitzt eine größere Anzahl K. mit einem schweren Geschütz im Bug auf versenkbarer Plattform (ehemals in Moncrieffscher Verschwindelafette), die man dort »Floating carriages« (schwimmende Lafetten) genannt hat. S. Marine.

Kanonenfutter, aus Shakespeares »Heinrich IV.« (1. Teil, 4, 2) stammender Ausdruck für Soldaten, engl.: »Food for powder« (»Futter für Pulver«).

Kanonengut, s. v. w. Kanonenmetall.

Kanonenjolle, s. Kanonenschaluppe.

Kanonenkugelbaum, s. Couroupita.

Kanonenmetall, s. Bronze und Geschütz, S. 219.

Kanonenofen, s. Zimmeröfen.

Kanonenschaluppe, veraltetes Küstenverteidigungsfahrzeug, zum Rudern bestimmt, auch mit Masten und Segel und 1—2 Geschützen ausgerüstet. Seit Einführung der Dampfkanonenboote ohne Bedeutung.

Kanonenschlag, s. Feuerwerkerei, S. 224.

Kanonier (franz. Canonnier), Artillerist ohne Charge, gemeiner Artillerist; Bezeichnung, welche um das Jahr 1700 in Gebrauch kam.

Kanōnik, in der Epikureischen Philosophie die Logik oder Dialektik, nach dem »Kanon« (s. d.) Epikurs; in der Musik die mathematische Klanglehre, welche die Töne als bestimmte Größen betrachtet und gegeneinander abmißt; vgl. Kanon (Musik).

Kanoniker (lat. Canonici), ursprünglich diejenigen Priester, welche nach einer gewissen Regel (Kanon) zusammenlebten. Nach dem Vorbild des Augustin und des Eusebios von Vercelli (im 4. Jahrh.) wurde die vita canonica (so genannt, weil sie sich nach dem Ausspruch des Kanons, Apostelgesch. 4, 32, richtete), d. h. die klösterliche Vereinigung der Kleriker (Kanoniker), durch die Regel Chrodegangs (s. d.) von Metz für seine Diözese angeordnet und durch das Aachener Konzil von 816 (oder 817) auf alle Kirchen im fränkischen Reich, an denen sich eine Mehrzahl von Geistlichen befand, ausgedehnt (Regula Aquisgranensis). Als diese Form des Zusammenlebens der Geistlichen im sogen. Kapitel (s. d.) schon im 10. Jahrh. ihrer Auflösung entgegenging, indem die dem Kapitel gehörenden Güter unter die Mitglieder verteilt wurden, schieden sich die bei der Regel verharrenden als Canonici regulares von den weltförmigen, den Canonici saeculares. Jene bildeten eine neue Klasse von Mönchen, zu deren reichen Pfründen und Pfarreien sich viele aus dem Adel drängten, um auf diesem Weg zu den höhern Kirchenwürden aufzusteigen. Von neuem einreißende Verweltlichung rief verschiedene Reformationen des kanonischen Lebens hervor, als deren namhafteste die Prämonstratenserregel von Norbert (s. d.) gilt. Die Kleidung der K. war im 12. Jahrh. ein langer Leibrock, darüber das leinene Chorhemd (Alba); dann das Almutium, eine Mütze von Schaffell, welche Kopf, Hals und Schultern bedeckte; dazu ein schwarzer Mantel ohne Kragen und die Kalotte (Käppchen). Die spätern prachtliebenden Chorherren gaben dieser Tracht ein gefälligeres Aussehen und vertauschten namentlich das Käppchen mit dem viereckigen Barett, woran man jetzt die Chorherren zu erkennen pflegt. Jetzt nennt man K. (Kanonikus, Chorherr, Domherr, Domkapitular, Stiftsherr) das Mitglied eines Kapitels (s. d.). — Über K. in der Musik s. Kanonik.

Kanonikus, s. Kanoniker.

Kanonisation (griech.-lat. Canonizatio), die Aufnahme in den Kanon, d. h. das Verzeichnis der von der katholischen Kirche anerkannten Heiligen, also s. v. w. Heiligsprechung; vgl. Heilige.

Kanōnisch, dem Kanon (s. d.) gemäß, darauf bezüglich, insbesondere kirchlich oder päpstlich bestätigt.

Kanōnische Bücher (Kanon), im Gegensatz zu den apokryphischen Büchern sowohl diejenigen Schriften, welche die nachexilischen Juden in die Sammlung ihrer heiligen Schriften aufnahmen und in ihren Gottesdiensten zur Verlesung brachten, als auch diejenigen neutestamentlichen Schriften, die schon in der zweiten Hälfte des 2. Jahrh. dem alttestamentlichen Kanon als ebenbürtig zur Seite gesetzt wurden. Zu den kanonischen (auch protokanonischen, im Gegensatz zu deuterokanonischen, d. h. den später zugelassenen unter den apokryphischen) Büchern gehören 38 alttestamentliche Schriften, nämlich 17 Geschichtsbücher: die 5 Bücher Mosis, das Buch Josua, das Buch der Richter, das Buch Ruth, die 2 Bücher Samuels, die 2 Bücher der Könige, die 2 Bücher der Chronik, die Bücher Esra, Nehemia und Esther; fünf Lehrbücher: das Buch Hiob, der Psalter, die Sprüche Salomos, der Prediger Salomos, das Hohelied Salomos; 16 prophetische Bücher: Jesaias, Jeremias und dessen Klagelieder, Hesekiel, Daniel, Hosea, Joel, Amos, Obadja, Jonas, Micha, Nahum, Habakuk, Zephanja, Haggai, Sacharja, Maleachi; 27 neutestamentliche Schriften, nämlich: die 4 Evangelien, die Apostelgeschichte, die 13 Briefe des Apostels Paulus, die beiden Briefe des Petrus, die 3 Briefe des Johannes, der Brief an die Hebräer, die Briefe des Jacobus und Judas und die Offenbarung des Johannes. Die Anerkennung des zweiten Briefs Petri, des zweiten und dritten des Johannes, der

Briefe des Jacobus und Judas und der Offenbarung des Johannes fand in der alten Kirche vielfachen Widerspruch, und es hießen daher dieselben Antilegomena, im Gegensatz zu den unbestritten für echt geltenden (Homologumena). Vgl. Doerbeck, Zur Geschichte des Kanons (Chemnitz 1880).

Kanonisches Alter, bestimmte Anzahl von Lebensjahren, die zur Erlangung eines hohen Kirchenamtes nötig sind, z. B. zum Episkopat nach Justinians I. Verordnung wenigstens 35 Jahre.

Kanonisches Recht (Jus canonicum, benannt nach den Rechtssatzungen [canones] der Kirche), das in Deutschland rezipierte Recht, welches innerhalb der christlichen Kirche sich ausbildete. Dasselbe entstand unter kirchlicher Autorität, namentlich durch die Beschlüsse der Konzile und durch die Dekretalen der Päpste. Das kanonische Recht enthält nicht bloß Satzungen über rein kirchliche Angelegenheiten, es umfaßt vielmehr auch eine bedeutende Summe strafrechtlicher, zivilrechtlicher und prozessualischer Vorschriften. Bei uns in Deutschland ist das kanonische Recht rezipiert, wie es sich in dem Kodex des Jus canonicum, dem Corpus juris canonici (s. Corpus juris), vorfindet. Es hat, wie das römische Recht, nur subsidiäre Geltung; doch geht es dem römischen Recht vor, indem es zwar gleichzeitig mit dem letztern, aber im derogierenden Verhältnis zu diesem Aufnahme fand (s. Deutsches Recht). Nicht gleichbedeutend mit kanonischem Recht ist übrigens der Ausdruck Kirchenrecht, d. h. der Inbegriff der auf die Kirche bezüglichen Rechtsnormen. Denn das Kirchenrecht ist nicht allein im kanonischen Recht enthalten, und letzteres enthält nicht bloß kirchliche Satzungen, was sich aus der Machtstellung der Kirche im Mittelalter erklärt, welche ihre Gesetzgebung und Rechtsprechung auch auf weltliche Dinge ausdehnte. Vgl. Schulte, Geschichte der Quellen und Litteratur des kanonischen Rechts (Stuttg. 1875—80, 3 Bde.).

Kanonische Stunden, s. Horae canonicae.

Kanonisieren, heilig sprechen, s. Kanonisation.

Kanonissinnen (Canonicae, Chorfrauen), Frauen und Mädchen, die bei einem Stift eine Pfründe genießen und gemeinschaftliche Wohnung und Klausur haben. Sie folgten in allem den Chorherren und ordneten sich den verschiedenen Kongregationen unter oder bildeten selbständige Vereine unter den Ordinarien, gehörten beinahe ganz dem Adel an, überboten die Domherren an Freiheit des Lebenswandels und machten ihre Anstalten beinahe durchgängig zu weltlichen Stiftern, so daß selbst nach dem Übertritt zum Protestantismus mehrere solcher Stifter, z. B. die von Gandersheim, Herford, Quedlinburg, Gernrode etc., als Pfründenanstalten für adlige Fräulein bestehen blieben. Auch die Teilhaberinnen an den in neuerer Zeit für diesen Zweck gestifteten Anstalten heißen K.

Kanonist, ein Kenner oder Lehrer des »kanonischen Rechts« (s. d.).

Kanonizität (neulat.), zusammenfassender Name für den Komplex der Eigenschaften, vermöge welcher ein Buch zu den »kanonischen Büchern« (s. d.) gehört.

Kanopos, Stadt, s. Kanobos.

Kanopus (Kanobus), Stern erster Größe im südlichen Sternbild des Schiffs, bei Eratosthenes unter dem Sternbild des Eridanus, ist nur im südlichen Europa sichtbar.

Kanori, Volksstamm, s. Kanuri.

Kanozoisch (kainozoisch, griech.), im Gegensatz zu paläozoisch und mesozoisch, Tierreste der neuern Zeit enthaltend oder auf solche bezüglich. Daher känozoische Formation, die Tertiärformation mit Diluvium und Alluvium.

Kansas (abgekürzt Kan. oder Kans.), einer der jüngsten Staaten der nordamerikan. Union, liegt zwischen 37°—40° nördl. Br. und 94° 30′—102° westl. L. v. Gr., grenzt östlich an Missouri, südlich an das Indianerterritorium, westlich an Idaho und nördlich an Nebraska und hat einen Flächeninhalt von 212,578 qkm (3861 QM.). Hauptfluß ist der Fluß K., der den ganzen Staat von W. nach O. durchströmt und an der Grenze Missouris bei Kansas City in den Missouri mündet. Letzterer bildet einen Teil der Ostgrenze. Den Südwesten des Staats bildet der obere Arkansas mit seinem Nebenfluß, dem Neosho. Die Ströme sind meist breit und flach und daher nicht schiffbar, mithin echte Steppenflüsse. Der Osten des Staats ist vorzugsweise wellig, mit einzelnen ansehnlichen Höhen, fruchtbarem Boden und dichten Waldungen an den Stromufern. Die Prärien des mittlern Teils sind weniger fruchtbar und gehen im W. in ein ödes Sandsteinplateau über. Die allgemeine Bodenerhebung steigt von 220 m an der Ostgrenze bis auf 1100 m an der Westgrenze. Das Klima ist angenehm, im O. hinreichend feucht (1200 mm Niederschlag), im W. trocken. Der Winter ist nur kurz, und Schnee fällt selten in Menge. Plötzliche Temperaturwechsel treten namentlich im Frühjahr ein, und glühende Südwinde treiben das Thermometer manchmal bis 42° C. in die Höhe. K. hatte 1870: 364,399, 1880: 996,096 Bewohner, darunter 43,107 Farbige und nur 110,086 Ausländer (28,034 Deutsche), ungerechnet 748 noch in Stämmen lebende Indianer, 1885: 1,268,562 Einw. Die Schulen wurden 1883—84 von 303,601 Kindern besucht. An höhern Bildungsanstalten gab es eine Universität und 7 Colleges mit 1763 Studenten. Die Landwirtschaft bildet die Hauptbeschäftigung. Vom Gesamtareal sollen sich zwar 210,000 qkm zum Ackerbau eignen, doch waren 1880 erst 42,461 qkm verwertet. Man baut namentlich Mais und Weizen (1885: 2,705,000 Hektar, Ertrag 71,7 Mill. hl), ferner Hafer, Kartoffeln, Bohnen, Erbsen, Tabak, Flachs und auch Wein. Nur 5 Proz. der Oberfläche sind mit Wald bedeckt. An Vieh zählte man 1880: 431,000 Pferde, 65,000 Maultiere und Esel, 1,450,800 Rinder, 500,000 Schafe und 1,788,000 Schweine. Von Mineralien werden bis jetzt fast nur die Steinkohlen ausgebeutet, welche im Missouribecken vorkommen (1884: 1,1 Mill. Ton.). Von den gewerblichen Anstalten (1880: 2803 mit 12,062 Arbeitern) sind die wichtigsten die Getreidemühlen, Schlächtereien, Eisen- und Stahlwerke, Gießereien, Maschinenbau- und Sattlerwerkstätten. An Eisenbahnen besaß der Staat 1885: 7147 km. Die Verfassung des Staats stammt im wesentlichen aus dem Jahr 1859. Die gesetzgebende Gewalt ruht in den Händen eines Senats von 40 Mitgliedern, die auf vier Jahre, und eines Abgeordnetenhauses von 125 Mitgliedern, die auf zwei Jahre gewählt werden. Der Gouverneur wie auch die andern Beamten werden gleichfalls auf zwei Jahre vom gesamten Volk gewählt, mit Ausnahme der Oberrichter, welche auf sechs Jahre, und der Kreisrichter, welche auf vier Jahre gewählt werden. Ein 1874 gestellter Antrag, den Frauen das Stimmrecht zu verleihen, wurde abgelehnt. Die Staatseinnahmen beliefen sich 1884—1885 auf 2,226,031 Doll.; die Staatsschuld betrug 1885: 930,500 Doll., die Gemeindeschuld aber 14½ Mill. Doll. Hauptstadt ist Topeka. — K. kam als Teil des französischen Louisiana an die Vereinigten Staaten; 1854 wurde es als Territorium organisiert und

bereits 1855 von Missouri aus von Freunden der Sklaverei besetzt, welche eine Gesetzgebende Versammlung einsetzten und durch sie die Verfassung Missouris annehmen ließen. Die Präsidenten Pierce und Buchanan begünstigten diese Umtriebe, trotzdem daß sie als Hüter des Gesetzes dem sogen. Missourikompromiß, durch welchen alles Land im N. von 36° 30' für frei erklärt wurde, hätten Anerkennung verschaffen sollen. Die Gegner der Sklaverei traten indes bereits im September 1855 zusammen und erklärten die angenommene Verfassung für ungültig. Es kam zu blutigen Kämpfen, an welchen sich Freischärler von Süd und Nord beteiligten, und die schließlich zu gunsten der Abolitionisten ausfielen, so daß eine 1859 in Wyandotte angenommene Verfassung nicht nur vom Volk, sondern auch vom Kongreß (1860) bestätigt wurde. Während der Sezessionsbewegung nahm K. entschieden Partei für die Union; indessen gehörte es 1871 zu den Staaten, die es durch Volksabstimmung ablehnten, den Negern das Stimmrecht zu verleihen. S. Karte »Vereinigte Staaten, westlicher Teil«.

Kansas City (spr. sitti), Stadt im nordamerikan. Staat Missouri, an der Mündung des Kansas River in den Missouri, dicht an der Grenze von Kansas, wurde bereits 1830 gegründet, hat aber erst seit 1856 rasch zugenommen und zählte 1870: 32,260, 1880: 55,785 Einw. Sieben Eisenbahnen haben hier ihren Knotenpunkt, und die 423 m lange Brücke war die erste, welche über den Missouri gebaut wurde. Die Stadt hat ein Opernhaus, gute Schulen und bedeutenden Handel, namentlich mit Schweinen, Vieh von Texas und gepökeltem Fleisch (1884—85 wurden 1,231,148 Schweine »verpackt«, so daß K. in dieser Beziehung nur hinter Chicago zurücksteht).

Kansas River, Fluß im nordamerikan. Staat Kansas, entsteht durch die Vereinigung des 660 km langen Republican Fork mit dem fast ebenso langen Smoky Hill Fork bei Fort Riley (Junction City) und ergießt sich 212 km unterhalb des genannten Ortes, bei Kansas City, in den Missouri. Sein Thal ist breit und teilweise bewaldet. Bis Junction City ist er bei Hochwasser schiffbar.

Kansassteine, s. Schleifsteine.

Kansk, Kreisstadt im sibir. Gouvernement Jenisseisk, am Kan, 192 m ü. M., an der großen südsibirischen Straße gelegen, mit Salzwerken, Pelzhandel und (1881) 3547 Einw., meist Russen.

Kansu, die größte Provinz Chinas, erstreckt sich von der Westgrenze des eigentlichen China in breitem Streifen quer durch die Mongolei bis zum russischen Turkistan und umfaßt 674,923 qkm (12,257 QM.) mit (1879) 5,411,188 Einw. Sie zerfällt in zwei wesentlich verschiedene Gebiete: das chinesische und das mongolische K. Das erstere, zwischen der Mongolei, Schensi, Setschuan und Tibet, ist gebirgig und wird vom Huangho durchströmt; das zweite ist ein Steppengebiet, im S. begrenzt vom Nanschan, an dessen Abhängen sich noch einige Kultur findet, und vom Thianschan. Klima, Pflanzen- und Tierwelt sind in den beiden Teilen sehr verschieden. Das chinesische K., dessen Berge bis über die Schneegrenze hinausreichen, ist wohlbewässert, hat schöne Wälder, saftige Weiden und fruchtbare Felder, welche mit Getreide, Tabak, Gemüse, Mohn bestellt werden. Die Fauna ist hier

steht aus Tanguten (im SW. des chinesischen K.), Mongolen und Kalmücken (hauptsächlich im mongolischen K.), aus Chinesen (meist in den Städten) und dem kleinen mongoloiden Stamm der Dalden in der Nachbarschaft der Städte Sinin, Niambu u. a. Der Religion nach bekennt sich die Bevölkerung teils zum Buddhismus, teils zum Islam; auch leben in der Provinz ca. 2400 Christen. Die Industrie ist wenig entwickelt; außer der Ausbeutung der Bergwerke beschränkt sich dieselbe auf die Fabrikation von Wollenstoffen, Teppichen und Papierwaren. In der Hauptstadt Lantschau am Huangho wurde unter der Verwaltung des Generalgouverneurs Tso Tsungtang, der während der Differenzen mit Rußland dort mit einer großen Armee stationiert war, eine Fabrik für grobe Wollenstoffe zum Gebrauch der Armee mit Maschinenbetrieb durch deutsche Fabrikanten und Ingenieure errichtet. In K. kreuzen sich zahlreiche Straßen aus Rußland, China, Turkistan, Tibet. Die große, nach europäischem Vorbild erbaute Straße von Singan nach Lantschau ist eine der besten Chinas; das Land hat daher eine hohe kommerzielle Wichtigkeit. Allerdings wurde durch den Aufstand der Dunganen (s. d.), welchem sich auch die mohammedanischen Bewohner von K. anschlossen, der Handel sehr empfindlich gestört; indes ist seine Wiederbelebung nur eine Frage der Zeit. Vgl. Kreitner, Im fernen Osten (Wien 1881).

Kant, Immanuel, der einflußreichste Philosoph neuerer Zeit, geb. 22. April 1724 zu Königsberg i. Pr. als Sohn eines Sattlermeisters, dessen Familie einer Tradition zufolge aus Schottland stammte, erhielt den ersten gelehrten Unterricht auf dem Collegium Fridericianum, seit 1740 an der Universität seiner Vaterstadt, wo er mit besonderm Eifer Mathematik (unter dem Wolfianer Knutzen), Physik und Philosophie studierte. Die Frucht des Studiums von Newtons Werken war Kants erste Schrift: »Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte« (Königsb. 1747). Nachdem er Jahre hindurch als Hauslehrer thätig gewesen war, erwarb er 1755 durch eine Dissertation: »De igne«, die Doktorwürde und in demselben Jahr durch die Verteidigung seiner Abhandlung Principiorum primorum cognitionis metaphysicae novae dilucidatio« die Venia legendi. Naturwissenschaften, besonders Astronomie und Geographie, bildeten sein Lieblingsstudium; in seiner »Allgemeinen Naturgeschichte und Theorie des Himmels« (Königsb. 1755) antizipierte er die spätere Laplacesche Theorie der Entstehung unsers Sonnensystems. Sein philosophischer Standpunkt war in dieser Periode noch der Wolffsche; daneben studierte er fleißig englische Philosophen, insbesondere Hutcheson und Hume, dessen Skeptizismus ihn zwar ansteckte, den er aber in seiner dritten Periode überwinden sollte. Die Wirkungen jenes Studiums zeigen sich in den Schriften seiner zweiten empiristischen Periode, zu welchen »Der einzige mögliche Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseins Gottes« (1765), die von Burke beeinflußten »Betrachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen« (1764), die »Träume eines Geistersehers, erläutert durch Träume der Metaphysik« (1762) und besonders seine Preisschrift für die Berliner Akademie der Wissenschaften: »Untersuchung über die Deutlichkeit der

Metaphysik zu teil, die er mit der Verteidigung der Dissertation »De mundi visibilis atque intelligibilis forma et principiis« eröffnete. In derselben war die Wurzel seiner eignen Philosophie, die transzendentale Ästhetik, und damit die Kritik der reinen Vernunft gleichsam als Programm und in nuce enthalten, so daß diese wichtige Schrift als Beginn seiner dritten, den Skeptizismus Humes wie vorher den Dogmatismus Wolfs hinter sich lassenden Periode betrachtet werden kann. Dennoch währte es noch mehr als zehn Jahre, ehe sein lange überlegtes, zuletzt in dem kurzen Zeitraum von vier Monaten niedergeschriebenes Hauptwerk: »Die Kritik der reinen Vernunft« (1781, 2. veränderte Aufl. 1787), ans Tageslicht trat, welchem in kurzen Zwischenräumen die übrigen **Hauptwerke**: 1783 die »Prolegomena zu einer künftigen Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können«, 1785 die »Grundlegung zur Metaphysik der Sitten«, 1786 die »Metaphysischen Anfangsgründe der Naturwissenschaften«, 1788 die »Kritik der praktischen Vernunft«, 1790 die »Kritik der Urteilskraft«, 1793 die »Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft«, 1797 die »Metaphysischen Anfangsgründe der Rechtslehre« und die »der Tugendlehre«, 1798 »Anthropologie in pragmatischer Hinsicht«, nachfolgten. **Kleinere Abhandlungen** waren: »Über die Verschiedenheit der Menschenrassen« (1775); »Ideen zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht«, »Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?« (beide 1784); die großes Aufsehen erregende »Rezension von Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit« von 1785, welche Herder so übel aufnahm, daß er seitdem den vertrautern Verkehr mit K. vermied; die beiden Abhandlungen: »Über die Vulkane im Mond« und »Von der Unrechtmäßigkeit des Büchernachdrucks« (gleichfalls 1785); »Mutmaßlicher Anfang der Menschengeschichte«; »Was heißt sich im Denken orientieren?«; »Bemerkungen zu Jacobis Prüfung der Mendelssohnschen Morgenstunden« (1786); »Über den Gebrauch teleologischer Prinzipien in der Philosophie« (1788); »Über Schwärmerei und die Mittel dagegen« (1790); »Über das Mißlingen aller philosophischen Versuche in der Theodicee« (1791); »über die Fortschritte der Metaphysik seit Leibniz und Wolf« (aus demselben Jahr); »über den Gemeinspruch: Das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis« (1793); »Etwas über den Einfluß des Mondes auf die Witterung«, »Das Ende aller Dinge«, »Über Philosophie überhaupt« (sämtlich von 1794); »Zum ewigen Frieden, ein philosophischer Entwurf« (1795); »Von einem neuerdings erhobenen vornehmen Ton in der Philosophie«, »Verkündigung eines nahen Abschlusses eines Traktats zum ewigen Frieden in der Philosophie« (beide 1796); »Über ein vermeintes Recht, aus Menschenliebe zu lügen«, in welcher K. als strenger Wahrheitsfreund die Notlüge unbedingt verwirft, »Der Streit der Fakultäten«, »Von der Macht des Gemüts, durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu sein« (sämtlich 1798). Aus einem angeblich in Kants Nachlaß vorgefundenen Manuskript: »Vom Übergang von der Metaphysik zur Physik«, haben neuerlich Reicke und A. Krause Bruchstücke und Auszüge veröffentlicht.

Kants System erregte bald nach dem Erscheinen der ersten Hauptwerke in allen Teilen Deutschlands, auch in den katholischen, sowie im Ausland, insbesondere in England und in den Niederlanden, Sensation. Dagegen witterte man in seinem Vaterland Preußen nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms II., als der freisinnige Minister v. Zedlitz durch den vormaligen Prediger Wöllner (1788), den Urheber des Religionsedikts, ersetzt worden war, in K. einen gefährlichen Neuerer. Nach der Herausgabe seiner »Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft« erschien 1794 eine Kabinettsorder, welche deren Verfasser wegen »Entstellung und Herabwürdigung des Christentums« einen Verweis erteilte und allen theologischen und philosophischen Dozenten der Königsberger Universität untersagte, über jenes Werk Vorlesungen zu halten. Dieser Gewaltstreich hatte zur Folge, daß K. teilweise, seit 1797 gänzlich seine Vorlesungen einstellte und sich in seinen letzten Lebensjahren fast ausschließlich mit der Ordnung seiner Papiere beschäftigte, bei welcher er sich durch jüngere Kräfte, wie Rink und Jäsche, unterstützen ließ. Nachdem in seinem letzten Lebensjahr Altersschwäche eingetreten war, starb er 12. Febr. 1804. Sein Kopf wurde vom Professor Knorr in Gips abgeformt. K. war von Person klein, kaum 5 Fuß groß, von schwachem Knochenbau und noch schwächerer Muskelkraft; seine Brust war sehr flach und fast eingebogen, der rechte Schulterknochen hinterwärts etwas verrenkt, womit der Befund bei der 1880 erfolgten Ausgrabung und Wiederbestattung übereinstimmt. (Vgl. Bessel-Hagen, Die Grabstätte Kants, Königsb. 1880.) Sein sanftes blaues und doch lebhaftes Auge zog unwiderstehlich an. Sein Gemüt wird von seinen Freunden mit voller Übereinstimmung als ein kindliches bezeichnet. Den öffentlichen Gottesdienst hielt er, wie das Äußere der Religion überhaupt, für ein höchst wichtiges, dem Denker aber entbehrliches Staatsinstitut. Zum kunstgerechten Redner war er nicht gemacht; in sozialer und politischer Hinsicht war er ein entschiedener Vertreter der Freiheit, unterwarf sich jedoch in der politischen Ordnung den Befehlen der Obrigkeit, selbst gegen seine bessere Überzeugung. Das Gesetz der Ordnung dehnte er selbst auf die Formen des geselligen Lebens aus; in seinem Hauswesen herrschte neben solider Einfachheit die größte Regelmäßigkeit. Durch Orden und Titel ist K. nicht ausgezeichnet worden; die Berliner Akademie der Wissenschaften ernannte ihn 1763 zu ihrem Mitglied, die Petersburger that dasselbe 1794. Das gelungenste Porträt Kants ist das von Döbler 1791 gefertigte Ölgemälde. Am 18. Okt. 1864 ward in Königsberg sein Standbild, das letzte Werk Rauchs, errichtet. An dem von K. seit 1783 bis zu seinem Tod bewohnten eignen Haus, unfern dem Schloß in der Prinzessinstraße, wurde in neuerer Zeit eine Inschrifttafel angebracht. **Gesamtausgaben** seiner Werke sind die von G. Hartenstein (Leipz. 1838–39, 10 Bde.), von K. Rosenkranz und F. W. Schubert (das. 1838–40, 12 Bde.), die beste »in chronologischer Folge« von G. Hartenstein (das. 1867–69, 8 Bde.), neben welchen noch die von Kirchmann (Leipz. 1874, 8 Bde. und Supplement, mit Erläuterungen) zu nennen ist. Eine brauchbare Ausgabe der Hauptschriften besorgte Kehrbach (in Reclams »Universalbibliothek«). Auch sind mehrere Schriften Kants ins Lateinische, Französische (von Tissot, Barni) und Englische (von Hayward, Abbott, Max Müller u. a.) übersetzt worden. Das Leben Kants haben geschildert: **Borowski**, Darstellung des Lebens und Charakters Kants (Königsb. 1804); **Wasianski**, K. in seinen letzten Lebensjahren (das. 1804); **Jachmann**, J. K., geschildert in Briefen (das. 1804); **Schubert** (im 11. Bd. der genannten Gesamtausgabe); **Reicke**, Kantiana (das. 1860); **Saintes**, Histoire de la vie et de la philosophie de K. (Par. 1844); **Stuckenberg**, The life of Imman. K. (Lond. 1882);

Arnoldt, Kants Jugend und die fünf ersten Jahre seiner Privatdozentur (Königsb. 1882).

Kants Philosophie.

K. selbst bezeichnete seine Philosophie als Kritizismus und setzte sie einerseits der Wolffschen, die er Dogmatismus, anderseits der Humeschen, die er Skeptizismus nannte, entgegen. Im Gegensatz zu jenem, welcher der menschlichen Vernunft die Fähigkeit, jenseit der sinnlichen Erfahrung gelegene Gegenstände zu erkennen, zu-, und zu diesem, welcher selbst der Erfahrung Allgemeingültigkeit absprach, behauptete K., daß nur innerhalb der Erfahrung gelegene Gegenstände, diese aber mit Allgemeingültigkeit erkannt würden. Durch erstere Behauptung setzte K. dem menschlichen Erkenntnisvermögen eine nicht zu überschreitende Grenze; durch die letztere sicherte er demselben innerhalb dieser Anspruch auf allgemeine Anerkennung. Beide gründete er auf eine Untersuchung nicht der Erkenntnis, sondern des Erkenntnisvermögens, da von der Beschaffenheit des letztern als des Organs der Erkenntnis die Beschaffenheit der möglichen Erkenntnis notwendig abhängen muß. Wie das Auge nur sieht, was und wie seine Struktur es gestattet, so erkennt das Erkenntnisvermögen nur, was und wie seine innere Organisation es erlaubt. Zeigt sich, daß dasselbe auf die Erkenntnis solcher Gegenstände, die jenseit der sinnlichen Wahrnehmbarkeit liegen, gar nicht angelegt ist, so wäre es eitler Wahn, von ihm eine Erkenntnis solcher zu erwarten. Eine derartige, auf die Tragweite des Erkenntnisvermögens, statt auf den Inhalt der (wirklichen oder vermeintlichen) Erkenntnis, gerichtete Prüfung nun nennt K. kritisch und diejenigen Gegenstände, welche infolge derselben außerhalb des Gesichtskreises der menschlichen Erkenntnis fallen, transzendent. Gerade diejenigen Objekte der Erkenntnis, welche nach Wolf den eigentlichen Inhalt der theoretischen Philosophie (Metaphysik) und ihrer drei Hauptzweige, Psychologie, Kosmologie und Theologie, ausmachten: Seele, Welt und Gott, wurden infolge der Kantschen Kritik der Vernunft transzendent, d. h. fielen über die Grenze reiner Vernunfterkenntnis hinaus. Und zwar aus folgendem Grunde: Da alles Erkennen im Urteilen besteht, so hängt die Möglichkeit des erstern notwendig von der Beschaffenheit des letztern ab. Nun ist aber jedes Urteil, welches ja in nichts anderm als in der Aussage eines Prädikats von einem Subjekt besteht, entweder von der Art, daß das Prädikat im Subjekt schon ganz oder teilweise enthalten (ganze oder teilweise Wiederholung des Subjekts) ist, oder derart, daß das Gegenteil der Fall ist, das Prädikat zum Subjekt etwas Neues hinzubringt. Urteile ersterer Art nennt K. (wie vor ihm schon Hume) analytische, letzterer Art synthetische, jene auch bloße Erläuterungs-, diese dagegen Erweiterungsurteile. Erstere sind zwar richtig, aber nicht wichtig, letztere dagegen, da auf ihnen aller Fortschritt im Wissen beruht, höchst wichtig, aber, wenn nicht befriedigende Umstände hinzutreten, von zweifelhafter Richtigkeit. Da in denselben das Prädikat zum Subjekt hinzukommt, ohne in demselben enthalten zu sein, so muß irgend ein äußeres Zeugnis gegeben sein, daß dem Subjekt dieses Prädikat auch wirklich angehört. Ein solches liegt, wo der Gegenstand ein sinnlich wahrnehmbarer ist, im Augenschein, d. h. in der sinnlichen Anschauung, welche Subjekt und Prädikat verbunden zeigt: »die Rose ist rot«. Solche synthetische Urteile nennt K. a posteriori, weil sie durch eine sinnliche Anschauung bekräftigt sind. Wo dagegen der Gegenstand kein sinnlich wahrnehmbarer ist, da ist keine Überzeugung durch Augenschein möglich, und solche Urteile (mit Ausnahme der mathematischen), die K. synthetisch a priori nennt, bleiben notwendig ungewiß. Bis hierher war daher K. mit dem Skeptizismus Humes, welcher ihn, wie er selbst sagt, aus seinem »dogmatischen Schlummer« erweckt hatte, vollkommen einverstanden; ja, er ging sogar noch weiter als dieser. Da nämlich die Gegenstände der Mathematik auch keine sinnenfälligen sind (da es keine reine Gerade, keinen reinen Kreis etc. gibt), so entstand die Frage, wie eine Erkenntnis derselben möglich sei. Hume fand darin keine Schwierigkeit, da seiner Ansicht nach die mathematischen Erkenntnisse analytische Urteile, K. aber die größte, da dieselben ihm zufolge synthetische Urteile sind. Da nun bei solchen die Verknüpfung von Subjekt und Prädikat nur durch eine Anschauung sicher festgestellt werden kann, von mathematischen Objekten aber, als nicht sinnenfälligen, eine sinnliche Anschauung nicht möglich ist, so mußten (im Fall es keine andre als sinnliche Anschauung gibt, wie der Empirismus behauptet) auch die mathematischen Erkenntnisse ungewiß werden. Letzteres dünkte K., der von der Unerschütterlichkeit der Mathematik als Wissenschaft überzeugt war, unerträglich, und er ging darauf aus, zunächst Mathematik als Wissenschaft (von seinem, nicht von Humes Standpunkt aus) wieder möglich zu machen.

Damit beginnt die positive Seite seiner Kritik der reinen Vernunft, in welcher er gegen den Skeptizismus reagiert, während die negative Seite darin bestanden hatte, daß er (mit Hume) gegen den Dogmatismus reagierte. Das Ergebnis der letztern bestand darin, daß eine wirkliche Erkenntnis nur von anschaulichen Gegenständen, also (ganz wie die Empiristen lehrten) nur durch Erfahrung möglich sei; jenes der erstern dagegen gipfelte in dem Satz, daß in der Erfahrung selbst mehr als »bloße Erfahrung« enthalten sei. Es sei zwar richtig, lehrt K., daß unsre gesamte Erkenntnis mit der Erfahrung anhebe, keineswegs aber, daß sie nur aus der Erfahrung stamme. Wäre das letztere, wie die englischen Empiristen behaupteten, wirklich der Fall, so wäre, da alle aus der Erfahrung geschöpften Urteile nur »komparative« (induktive) Allgemeinheit besitzen können, eine »apriorische« (ausnahmslose) Allgemeinheit, wie sie z. B. die mathematischen Urteile besitzen müssen, unmöglich. Es muß daher in der Erfahrung selbst ein »apriorisches« (von aller Erfahrung unabhängiges) Element geben, durch welches diese wirkliche Allgemeinheit erlangt, also erst dieses Namens vollkommen würdige Erfahrung wird. Die auf die Entdeckung dieses von aller Erfahrung unabhängigen, aber zugleich aller Erfahrung zu Grunde liegenden (apriorischen) Elements gerichtete Untersuchung nennt K. transzendental und, insofern seine Kritik sich mit solcher beschäftigt, dieselbe Transzendentalphilosophie. Da dasselbe von aller Erfahrung unabhängig (vor der Erfahrung als »Prius« derselben) ist, so wird es von dem erfahrenden Subjekt (und zwar von jedem Individuum der Menschheit auf gleiche Weise) zu dem von der Erfahrung abhängigen Elemente der Erfahrung hinzugebracht, so daß jenes den invariabeln, dieses dagegen den variabeln Faktor der Erfahrung, als beider Produkt, ausmacht. Jenen, den apriorischen Faktor, der aus dem Subjekt (dem Träger des allen menschlichen Individuen gemeinsamen a priori-Elements, der deshalb auch transzendentales Subjekt heißt) stammt, nennt K. die Form, diesen, den aposteriorischen Faktor, der einem uns nur durch seine in uns hervorgebrachten Wirkungen (die Sinnesempfindungen) bekannt wer-

denden Objekt (dem Ding an sich) entstammt, die Materie aller Erfahrung. Erstere, weil dem Subjekt angehörig, macht das idealistische, letztere, weil auf ein (von diesem verschiedenes) Objekt bezogen, das realistische Element von Kants Philosophie aus, an welche beiden nachher die entgegengesetzten Richtungen seiner (idealistischen: Fichte, Schelling, Hegel, und realistischen: Herbart, Schopenhauer) Nachfolger angeknüpft haben. Das idealistische wird in der 1. Auflage seiner Kritik, wo es ihm vornehmlich darum zu thun ist, gegen Hume die Theorie einer allgemeingültigen und notwendigen Erfahrung durchzusetzen, das realistische dagegen in der 2. Auflage betont, wo es ihm darum zu thun ist, sich von dem Verdacht eines das Sein überhaupt aufhebenden Idealismus (wie der Berkeleys) zu reinigen. Die positive Seite der Kritik der reinen Vernunft ist nur der Aufdeckung der apriorischen Elemente des Erkenntnisvermögens gewidmet, welcher er später in der Kritik der praktischen Vernunft und in der Kritik der Urteilskraft die Aufdeckung des im Begehrungs- und (nach Wolffscher Terminologie) Gefühlsvermögen enthaltenen a priori folgen ließ. Seine Absicht war dabei, ein »Inventarium« dessen zu liefern, was (jederzeit und von jedermann) mit Allgemeinheit und Notwendigkeit (theoretisch) erkannt, (praktisch) gewollt und (ästhetisch) wohlgefällig und mißfällig empfunden wird. Zu diesem Zweck werden in der Kritik der reinen Vernunft die drei Teile des Erkenntnisvermögens (nach Wolffscher Terminologie): niederes und höheres oder: Sinn, Verstand, Vernunft, nacheinander vorgenommen und auf die apriorischen Bestandteile, welche in denselben enthalten sein mögen, geprüft. Da zeigt es sich nun, daß beide letztern zwar durchaus apriorisch sind, aber (mit Ausnahme des Daseins des Dinges an sich) von außerhalb des Kreises der sinnlichen Erscheinung gelegenen Dingen keine Erkenntnis gewähren; ferner, daß der Sinn zwar allgemeine und notwendige Erkenntnis gewährt, aber nur, weil und soweit auch in ihm »apriorische« (also nicht aus der Erfahrung, sondern aus dem transzendentalen Subjekt stammende) Elemente enthalten sind.

Als solche wurden von K. die sogen. reinen Anschauungsformen des Raums (das Neben-) und der Zeit (das Nacheinander) bezeichnet. Mittels derselben werden vom wahrnehmenden Subjekt räumliche und zeitliche Anordnung in das Chaos sinnlicher Empfindungen (des Auges, des Ohres 2c., welche zusammen die »Materie« unsrer Erfahrung ausmachen) »hineingeschaut« und dieses dadurch in eine Welt räumlich und zeitlich verbundener und geschiedener Erscheinungen verwandelt. Letztere machen daher das eigentliche Objekt des Sinnes, den Gegenstand des sinnlichen Anschauungsvermögens, aus, und durch die auf diesem Wege gewonnenen sinnlichen Anschauungen wird dem sonst ganz leeren Verstand Stoff zu weiterer Verarbeitung geliefert. Dieses sinnliche Anschauen als Funktion des Sinnes ist zugleich auch diejenige, welche sinnliche Erkenntnis durch synthetisch-aposteriorische Urteile möglich macht, indem sie die zur Verknüpfung des Prädikats mit dem Subjekt nötige sinnliche Anschauung liefert. Das reine Anschauen, diejenige Funktion des Sinnes, durch welche das »Hineinschauen« der Räumlichkeit und Zeitlichkeit in die Empfindungswelt vollzogen wird, dagegen ist diejenige, welche mathematische Erkenntnis durch synthetisch-apriorische Urteile möglich macht, indem sie die zur Verknüpfung des Prädikats mit dem Subjekt nötige Anschauung, welche hier, wo es sich um nichtsinnenfällige Objekte handelt, keine sinnliche sein darf, liefert. Eine solche ist die sogen. reine Anschauung des Raumes, welche die Evidenz der geometrischen, und jene der Zeit, welche die Evidenz der arithmetischen Erkenntnisse vermittelt. Demjenigen Abschnitt der Kritik, in welchem es sich um die Entdeckung der apriorischen Elemente der Sinnlichkeit (Raum und Zeit) handelt, hat K. deshalb den Namen: »transzendentale Ästhetik« gegeben. Die nächste Folge aus dieser von K. behaupteten »Idealität« von Raum und Zeit ist nun die, daß beide, als bloße Anschauungsformen des (transzendentalen) Subjekts, auf das, was unabhängig von diesem ist, das Ding an sich, keine Anwendung finden können und sich daher nichts, was auf Räumlichkeit und Zeitlichkeit bezüglich ist (z. B. Grenzen im Raum, Anfang in der Zeit), von diesem behaupten oder leugnen läßt. Unsre gesamte Erkenntnis bleibt auf die Erscheinungswelt (phaenomena im Gegensatz zur »intelligibeln«, noumenon, unter welcher das Ding an sich verstanden wird) beschränkt, deren räumliche sowohl als zeitliche Ausdehnung und Gestaltung eben erst durch die Thätigkeit des räumlichen und zeitlichen Anschauens zu stande kommt. Wie letztere beiden die apriorischen Funktionen des Sinnes, so stellen zwölf ursprüngliche Urteilsformen die ebensolchen des Verstandes und drei ursprüngliche Schlußformen diejenigen der (theoretischen) Vernunft dar. Wie durch die erstgenannten die unverbundenen Sinnesempfindungen räumlich und zeitlich zu Anschauungen, so werden durch die verschiedenen Verstandesfunktionen die unverbundenen Sinnesvorstellungen in ebenso vielfacher Weise zu Begriffen und durch die verschiedenen Schlußfunktionen die unverbundenen Verstandesbegriffe in ebenso vielfacher Weise zur Einheit, zu Ideen zusammengefaßt. Jeder der beiden apriorischen Sinnesfunktionen entspricht daher eine reine Anschauungsform, jeder der zwölf apriorischen Verstandesfunktionen ein reiner Verstandesbegriff (Stammbegriff, Kategorie), jeder der drei apriorischen Vernunftfunktionen eine reine Vernunftidee. Als erstere zählt K. Raum und Zeit auf; als Kategorien: Allheit, Vielheit, Einheit, welche der Quantität, Position, Negation, Limitation, welche der Qualität, Substanz und Inhärenz, Kausalität, Wechselwirkung, welche der Relation, Wirklichkeit, Möglichkeit, Notwendigkeit, welche der Modalität unterstehen; als Ideen: die der Seele, welche der kategorischen, der Welt, welche der hypothetischen, der Gottheit, welche der disjunktiven Schlußform entsprechen. Die Deduktion der Kategorien als apriorischer Verstandes- und die der Ideen als apriorischer Vernunftfunktionen bildet zusammen die transzendentale Logik, die wieder in die transzendentale Analytik (Verstandes-) und transzendentale Dialektik (Vernunftlehre) zerfällt. Die Ideen der letztern (»transzendentale Vernunftideen«) haben nur regulative, nicht konstitutive Bedeutung, da jeder Versuch, ihnen eine solche beizulegen, auf unlösbare Schwierigkeiten stößt. Der Schluß von der Idee der Seele auf deren Existenz ist ein »zwar unvermeidlicher«, aber nichtsdestoweniger ein Fehlschluß (»Paralogismus der reinen Vernunft«). Der Versuch, der Idee der Welt Realität beizulegen, führt unter jedem der vier möglichen Hauptgesichtspunkte auf eine Antinomie, d. h. auf ein Paar einander ausschließender Gegensätze, von denen jeder sich mit gleich guten Gründen bejahen und verneinen läßt, z. B.: die Welt hat einen Anfang in der Zeit und Grenzen im Raum, und: sie hat beides nicht. Die für die Realität der Gottesidee möglichen oder doch wenigstens bisher versuchten Beweise: der ontologische, kosmologische und

physiko-teleologische, sind sämtlich irrig, da sich weder aus dem »Gedanken« des allerrealsten Wesens dessen »Sein herausklauben«, noch aus der unendlichen Reihe von Ursachen auf eine erste Ursache oder von der Zweckmäßigkeit des kleinen überschaubaren Teils des Weltgebäudes auf dessen Zweckmäßigkeit im Ganzen mit Sicherheit schließen läßt. Dieses Ergebnis der Kritik der reinen Vernunft, welches von der gesamten Welt der sinnlichen und übersinnlichen Dinge als der Erkenntnis zugängliches Objekt nur das raum- und zeitlose Ding an sich und auch dieses nur nach seiner (durch den, wie Fichte zeigte, inkonsequenten Schluß von der Wirkung auf die Ursache verbürgten) Existenz, nicht nach seiner (uns gänzlich unbekannt bleibenden) Qualität übrigläßt, ist es, welches K. bei seinen Zeitgenossen den Beinamen des »Alleszermalmers« verschafft hat. In seinen spätern Schriften (schon in der »Kritik der praktischen Vernunft«) hat er dies, besonders was die Gegenstände der sogen. natürlichen Religion betrifft, teilweise durch die von ihm erfundene »Postulierungsmethode« wieder gutzumachen gesucht. Wie die Kritik der reinen Vernunft auf die Entdeckung des a priori im Erkenntnis-, so geht die der praktischen auf die Auffindung des a priori im Begehrungsvermögen aus. Wie ohne Allgemeinheit und Notwendigkeit kein wirkliches Wissen, so ist ohne Allgemeingültigkeit kein wirklich tugendhaft zu nennendes Wollen möglich. Das Wollen, welches als gut allgemein anerkannt werden soll, muß daher von der Beschaffenheit sein, daß seine Maxime fähig ist, ohne Widerspruch als allgemeines Gesetz aufgestellt zu werden. Daraus erhellt, daß die Lust oder der eigne Vorteil niemals als Prinzip einer Sittenlehre gelten kann, weil sowohl jene als dieser nur individuelle Geltung besitzen. K. verwirft praktisch den Eudämonismus aus demselben Gesichtspunkt, aus welchem er theoretisch den Skeptizismus bestreitet. Wie nicht der Inhalt, sondern die Form der Erfahrung (ihre Allgemeinheit und Notwendigkeit) entscheidet, ob sie als solche wahr sei, so entscheidet nicht der Inhalt, sondern die Form (die Allgemeingültigkeit der Maxime) des Wollens, ob es als solches gut sei. Das sittliche Wollen schließt jedes andre Motiv als die erkannte Pflichtmäßigkeit aus; der kategorische Imperativ, wie K. die Forderung des Sittengesetzes bezeichnete, ist unbedingt, ein Sollen, das von jeder Rücksicht auf Sein oder Seinkönnen unabhängig ist.

Durch diese Reinheit der sittlichen Triebfedern, dem von Frankreich aus eingedrungenen Eudämonismus und Hedonismus gegenüber, hat K. reinigend und erhebend auf seine Zeitgenossen und Nachkommen gewirkt. Seine Abneigung gegen die Glückseligkeit als Beweggrund der Sittlichkeit war so groß, daß selbst Schiller fand, Kants Rigorismus »schrecke die Grazien zurück«. Geschieht eine Handlung zwar dem Gesetz gemäß, aber nicht rein um des Gesetzes willen, so ist bloße Legalität, nicht Moralität vorhanden. Als höchstes Gut, nach welchem der Mensch strebt oder streben soll, ist Tugend und Glückseligkeit, in höchster Potenz und innigster Kausalverbindung gefaßt, zu betrachten. Da nun die sinnliche Welt weder die Tugend in ihrer Vollendung, noch die Glückseligkeit in ihrer höchsten Potenz gewährt, noch auch beide hier verwirklicht werden soll, so muß die Unsterblichkeit der Seele und mit ihr ein unendliches Fortschreiten zu höherer Vollendung und Heiligkeit vorausgesetzt werden; es muß ferner ein Wesen geben, das die gemeinsame Ursache der natürlichen und sittlichen Welt ist und Tugend und Glückseligkeit in ein entsprechendes Verhältnis zu setzen vermag, das demnach auch unsre Gesinnungen kennt, absolute Intelligenz besitzt und nach dieser Intelligenz uns die Glückseligkeit zuteilt. Ein solches Wesen ist aber Gott. So entwickeln sich aus der praktischen Vernunft nicht nur die Idee der Unsterblichkeit und die Idee Gottes, sondern auch die Idee der Freiheit. Diese leitet ihre Realität ab aus der Möglichkeit des moralischen Gesetzes überhaupt; die Idee der Unsterblichkeit entlehnt ihre Realität aus der Möglichkeit der vollendeten Tugend, die Idee Gottes aus der notwendigen Forderung vollendeter Glückseligkeit. Diese drei Ideen, unlösbare Aufgaben für die theoretische, gewinnen Boden im Gebiet der praktischen Vernunft. Auch jetzt aber sind sie nicht theoretische Dogmen, sondern praktische Postulate, notwendige Voraussetzungen des sittlichen Handelns. Diesen Ansichten entsprechen auch die Grundsätze über **Religion**, welche K. in der Schrift »Religion innerhalb der Grenzen der reinen Vernunft« niedergelegt hat. Der Grundgedanke ist hier die Zurückführung der Religion auf Moral. Je reifer die Vernunft wird, je mehr sie den moralischen Sinn für sich festhalten kann, um so entbehrlicher werden die statutarischen Satzungen des Kirchenglaubens. Wie die beiden vorangegangenen Kritiken die apriorischen Elemente des Erkenntnis- und Begehrungsvermögens, so deckte die dritte, die Kritik der Urteilskraft, jene des Mittelglieds zwischen beiden, des Gefühlsvermögens oder, wie K. es nennt, der Urteilskraft, auf. Gegenstand dieser letztern ist der Begriff der Zweckmäßigkeit der Natur und zwar sowohl der ästhetischen als der teleologischen Zweckmäßigkeit. Die ästhetische Zweckmäßigkeit, welche die Dinge subjektiv für uns haben, entfaltet sich in den Begriffen des Schönen und des Erhabenen; die teleologische Zweckmäßigkeit bezieht sich auf das Verhältnis der Dinge unter sich und ist entweder eine äußere und zufällige oder eine innere, in dem Organismus des Dinges bedingte und notwendige. Ob der Natur an und für sich innere Zweckmäßigkeit zukomme oder nicht, können wir nicht bestimmen; wir behaupten nur, daß unsre Urteilskraft die Natur als zweckmäßig ansehen müsse. Wir schauen den Zweckbegriff in die Natur hinein, indem wir gänzlich dahingestellt sein lassen, ob nicht vielleicht ein andrer Verstand, der nicht denkt wie der unsrige, zum Verständnis der Natur den Zweckbegriff gar nicht nötig hat. Gäbe es einen Verstand, welcher im Allgemeinen das Besondere, im Ganzen die Teile mit Bestimmtheit erkennen könnte, so würde ein solcher die ganze Natur aus einem Prinzip begreifen, den Begriff des Zweckes nicht brauchen.

Kants Hauptwerk blieb einige Jahre hindurch ziemlich unbeachtet, bis die ebenso klar wie anziehend geschriebenen »Briefe über die Kantsche Philosophie« von Reinhold (s. d.), welche zuerst (seit 1786) in Wielands »Deutschem Merkur« erschienen, die Denker- und Leserwelt für den Verfasser gewannen. Als

hänger Kants machten sich außer Reinhold zuerst Joh. Schultz (durch »Erläuterungen zu Kants Kritik«, Königsb. 1784, welche dessen vollen Beifall fanden), Jakob, Erhard Schmid, auf dem Gebiet der Religionsphilosophie: Heidenreich, Tieftrunk, Wegscheider u. a., auf dem der Logik: Kiesewetter, Hoffbauer, Krug, Maaß, Fries, auf dem der Psychologie: Maaß, Fries, auf dem der Ästhetik: Schiller, Bouterwek, auf dem der Geschichte der Philosophie: Tennemann, Buhle, Wendt u. a. bemerklich. Indirekt sind fast alle nach K. Philosophierenden durch ihn beeinflußt worden, indem nicht nur Fichte, der Urheber der idealistischen Richtung, sich anfänglich selbst für einen Kantianer hielt, sondern auch Herbart, der Urheber der realistischen Strömung, sich selbst einen Kantianer »vom Jahr 1828« nannte, Schopenhauer von allen seinen Vorgängern nur K. als seinen Lehrer anerkannte. Eine Geschichte der Kantschen Philosophie hat Rosenkranz im 12. Band seiner Ausgabe der Kantschen Werke geliefert. Nach der Abwendung von der Hegelschen Schule und dem Mißerfolg der positiven Philosophie Schellings kehrte das philosophische Interesse vielfach zu K. als dem ursprünglichen Ausgangspunkt der neuern deutschen Philosophie zurück, und es begann ein erneuertes, zum Teil philologisch vertieftes Studium seiner Werke. Eine Reaktion zu gunsten der Kantschen idealistischen Erkenntnistheorie ging von den Naturforschern, insbesondere von den Physiologen aus der Schule des eifrigen Verehrers Kants, Johannes Müller, aus, an welcher Helmholtz, Rokitansky, Wundt, Czermak u. a. sich beteiligten. Gegenwärtig ist das Studium, die Erläuterung und Erneuerung Kants an der Tagesordnung, wie die zahlreichen neuesten Schriften, hauptsächlich über dessen Erkenntnistheorie, von Montgomery, Cohen, Paulsen, R. Zimmermann, Stadler, Röder, Weber, Hölder, Volkelt, Thiele, Laas, Frederichs, Zeller, Pünjer, Witte u. a. und der von Vaihinger zur Säkularfeier der »Kritik der reinen Vernunft« begonnene »Kommentar« (Stuttg. 1881 ff.) beweisen. Vgl. über Kants Philosophie Chalybäus, Historische Entwickelung der spekulativen Philosophie von K. bis Hegel (Leipz. 1837, 5. Aufl. 1860); J. H. Fichte, Beiträge zur Charakteristik der neuern Philosophie (Sulzb. 1829, 2. Aufl. 1841); Kuno Fischer, Immanuel K. (Mannh. 1860, 2 Bde.; 3. Aufl., Münch. 1883; nach Erdmanns Urteil die »beste Monographie« über K., womit jedoch das Urteil Trendelenburgs: »Kuno Fischer und sein K.« und Fischers Gegenschrift: »Anti-Trendelenburg« [Jena 1870] zu vergleichen). Über seine Schule vgl. außer obigem Werk von Rosenkranz noch: Mirbt, K. und seine Nachfolger (Jena 1841, Bd. 1); K. Fischer, Die zwei Kantschen Schulen zu Jena (Stuttg. 1862); Liebmann, K. und die Epigonen (das. 1865); B. Erdmann, Kants Kritizismus in der 1. und 2. Auflage der »Kritik der reinen Vernunft« (Leipz. 1878); »Kants Reflexionen zur kritischen Philosophie«, aus Kants handschriftlichen Aufzeichnungen herausgegeben von B. Erdmann (das. 1882–85, Bd. 1 u. 2); von außer-

riern, östlich von den Baskonen begrenzt wurde. Sie wurden von Augustus in dem sechsjährigen kantabrischen Krieg (25–19 v. Chr.) unterjocht. Nach ihnen wurde der Viscayische Meerbusen das Kantabrische Meer genannt.

Kantabrisches Gebirge, allgemeine Bezeichnung des Küstengebirges von Nordspanien, das, zum pyrenäischen System gehörig, am Westende der Pyrenäen, an den Ufern der Bidassoa bei Irun, beginnt und in der Richtung nach W. bis an den Fluß Navia in Asturien sich erstreckt. Man teilt das Gebirge in einen östlichen oder baskischen (oder eigentlich kantabrischen) und einen westlichen oder asturischen Zug; beide hängen mittels des Knotens der auf den Grenzen von Asturien, Altkastilien und Leon sich erhebenden Peñas de Europa miteinander zusammen und bestehen fast überall aus zwei Parallelketten, nämlich aus dem Hauptgebirgszug, welcher als die eigentliche Fortsetzung der Pyrenäenkette zu betrachten ist, und aus der viel niedrigern Küstenkette, die an vielen Stellen mit der Hauptkette in Verbindung steht, aber auch durch viele in letzterer entspringende Flüsse durchbrochen ist. Die Hauptkette teilt sich an den Quellen des Sil (in Asturien). Ein Gebirgszug, die Sierra de Rañadoiro, läuft in der Provinz Oviedo nach N. gegen das Meer hin; ein andrer stellt in nordwestlicher Richtung die Verbindung mit dem vielverzweigten Gebirgssystem Galiciens her; der Hauptzug verläuft in südwestlicher Richtung mit Übersetzung des Sil bis nach Portugal; eine südlich ziehende Kette endlich zweigt noch vor den Silquellen von der Hauptkette ab, bildet die Montañas de Leon, die Bergknoten El Teleno und Peña Negra und vereinigt sich südlich vom Sil mit der gegen Portugal verlaufenden Kette. Die kantabrisch-asturische Kette mißt in gerader Linie nahezu 600 km an Länge, erreicht ihre größte Breite (etwa 200 km) in ihrer westlichen Hälfte und zwar nach ihrer Spaltung zwischen der portugiesischen Grenze und dem Cabo de Peñas und ist in ihrer Mitte und im O. am schmälsten. Sie bildet von den Quellen des Ebro an das nördliche Randgebirge des zentralen Tafellandes der Iberischen Halbinsel, dessen nördlichen Abhang ihre Verzweigungen gänzlich bedecken, zeichnet sich durch große Zerrissenheit der meist aus nackten Felsmassen bestehenden Gipfel und Hochkämme sowie durch Steilheit ihrer Abhänge aus und erscheint daher fast überall als ein wildromantisches Gebirge. Die östliche Hälfte, welche die baskischen Provinzen Guipuzcoa und Viscaya erfüllt, ist ein höchst verwickeltes Berglabyrinth; die westliche bildet bis zu ihrer Spaltung ein ununterbrochenes Kettengebirge. Eine Eigentümlichkeit des ganzen Gebirgszugs sind die Parameras, d. h. hohe, von steilen Abhängen umgebene Plateaus, welche mehr oder weniger isoliert zwischen den Bergketten und Gipfeln liegen und je weiter nach W., desto häufiger auftreten. Die höchsten Gipfel des Hauptgebirgszugs sind: der Alto de Irumugarieta (1470 m), Monte Araz (1506 m) und die Peña de Amboto (1360 m) in Guipuzcoa,

bet, eine Menge von Zweigen (»Corbales«), zwischen denen sich die eingesenkten Thäler der in der Hauptkette entspringenden, ins Meer oder in den Duero mündenden Flüsse hinziehen. Die Hauptkette birgt in ihrem westlichen Teil ziemlich viele Alpenseen; in den baskischen Bergen fehlen diese gänzlich. Der östliche Teil des Gebirges gehört vornehmlich der Kreideformation an, deren Sandstein ungeheure Lager von Roteisenstein enthält; über ihm lagert an den Rändern Tertiär-, besonders Nummulitengebirge, unter ihm im Innern jurassisches Gebirge. Die westliche Kette besteht in ihren höchsten Teilen aus paläozoischen Schichten, unter denen die Steinkohlenformation (hauptsächlich im mittlern Teil des Gebirges) hervorzuheben ist; doch finden sich auch ältere Kalke (in diesen eine berühmte Tropfsteinhöhle, die Cueva de Segueras), im übrigen Thonschiefer, Quarzit, ferner Granit und granitische Konglomerate u. dgl. Die Granitgesteine herrschen namentlich im W. vor. Unter den Thälern ist das reizende des Sil besonders hervorzuheben. Fast das ganze Gebirge hat eine reiche, üppige Vegetation, die zum Teil in dichten Laubholzwäldern besteht; nur im W. kommt Nadelholz vor.

Kantabrisches Meer, der Meerbusen von Biscaya.

Kantak, Kasimir, poln. Politiker, geb. 22. März 1824 zu Posen, wo er privatisierte, war seit 1862 Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses und seit 1867 des norddeutschen, dann (bis 1873) des deutschen Reichstags und machte sich in beiden Versammlungen zum Hauptwortführer der polnischen Fraktion. Er bekämpfte die Maßregeln der preußischen Regierung während des Aufstandes von 1863, forderte die Anerkennung der polnischen Nationalrechte, protestierte gegen die Annexion Schleswig-Holsteins und die Einverleibung der ehemals polnischen Landesteile in den Norddeutschen Bund und das Deutsche Reich und schloß, obwohl liberal, zur Erreichung seiner nationalen Ziele den Bund mit den deutschen Ultramontanen. In der Form seiner Rede war K. gemäßigt. Er starb 28. Dez. 1886 in Posen.

Kantakuzenos, griech. Fürstenfamilie, welche im 14. Jahrh. den byzantinischen Thron bestieg, unter der Herrschaft der Osmanen zu den vornehmsten Fanariotenfamilien gehörte und sich auch in Rußland ausbreitete. Die namhaftesten Glieder derselben sind:

1) Johannes, als Kaiser von Byzanz Johannes VI. (1347—55), s. Johannes 6).

2) Matthias, Sohn des vorigen, wurde von seinem Vater 1353 zum Kaiser und Mitregenten erhoben, setzte nach dessen Abdankung den Kampf gegen Johannes V. Paläologos (s. Johannes 5) fort, wurde aber 1357 von den Serben gefangen genommen, an Johannes V. ausgeliefert und mußte auch abdanken; er starb 1383.

3) Manuel, Bruder des vorigen, erhielt durch seinen Vater 1348 die Statthalterschaft im Peloponnes, behauptete sich dort nach dem Sturz desselben (1354) und wurde von Johannes V. als Despot von Misithra anerkannt. Er rief zahlreiche Albanesen [illegible]

des Unternehmens Ende Juni nach Rußland zurück Alexander, Ende April 1821 von Ypsilanti nebst dessen Bruder Demetrios nach Morea geschickt, schiffte sich in Triest ein und landete 19. Juni in Hydra. Daselbst übernahm er die Leitung der Kriegsangelegenheiten und bildete ein Korps Freiwilliger. Am 20. Juni begab er sich nach dem Peloponnes, nahm 4. Aug. die Festung Malvasia und zog dann vor Tripolizza, welchen Platz er an der Spitze albanesischer Krieger berennen half. Das Anerbieten der Kandioten, ihn zu ihrem Oberhaupt zu wählen, schlug er aus. Später erteilte ihm der Senat den Auftrag, die Bitte der griechischen Nation um russischen Schutz nach Petersburg zu überbringen. Da er aber keine Pässe erhalten konnte, so blieb er in Dresden. Erst 1828 kehrte er nach Griechenland zurück. Von ihm sind die »Briefe eines Augenzeugen der griechischen Revolution vom Jahr 1821 ꝛc.« (Halle 1824).

Kantalupe, s. Melone.

Kantar, s. Cantaro.

Kantara, El (vollständig El K. el Chazne, d. h. »die Brücke des Schatzes«), Ort an dem Ostufer des Suezkanals, zwischen den Seen Menzale und Balah, mit einigen Restaurants. Seit alten Zeiten passieren die von Ägypten nach Syrien ziehenden Karawanen diese Stelle, früher auf einer Brücke, welche die Suezkanalkompanie abreißen und durch eine Fähre ersetzen ließ. Die projektierte ägyptisch-syrische Eisenbahn soll K. berühren.

Kantate (ital. Cantata), ursprünglich s. v. w. Singstück überhaupt; jetzt insbesondere ein aus Sologesängen, Duetten ꝛc. und Chorsätzen bestehendes größeres Vokalwerk mit Instrumentalbegleitung. Die K. unterscheidet sich vom Oratorium und der Oper durch Ausschluß des epischen und dramatischen Elements; ein gänzlicher Ausschluß des letztern ist freilich nicht möglich, da auch die reinste Lyrik sich gelegentlich zu dramatischem Pathos steigert. Am klarsten und zweifellosesten ist die Kunstform auf dem Gebiet der Kirchenmusik ausgebildet (Kirchenkantate); hier hat Seb. Bach Typen von höchster Kunstschönheit in großer Anzahl geschaffen, von denen eine Definition nicht schwer zu geben ist. Danach ist die K. die Ausprägung einer Empfindung, einer Stimmung durch verschiedenartige Formen, die in dieser Einheit der Stimmung ihren höhern Zusammenhalt finden. Der Sologesang einzelner Stimmen in der Kirchenkantate führt nicht verschiedene Personen für sich redend ein, sondern auch sie reden im Namen der Gemeinde; den eigentlichen Kern der Sache aber bilden die Ensemblesätze und Chorsätze, besonders die Choräle. — Historisch war Cantata zuerst kurz nach Erfindung der begleiteten Monodie (1600) der Name für ausgedehntere Sologesänge, in denen arioser Gesang mit recitativischem abwechselte. Carissimi führte den Namen Kammerkantate (Cantata di camera) zur Unterscheidung von der bald auftretenden Kirchenkantate (Cantata di chiesa) ein; doch blieben beide noch längere Zeit überwiegend in engerm Rahmen, [illegible]

damit auf die wesentliche Rolle hindeutend, welche darin die Instrumente spielen.

Kante, in der Stereometrie und Kristallographie sowie im gewöhnlichen Leben der Durchschnitt zweier Begrenzungsebenen eines Körpers.

Kantele, die Leier der Finnen, besonders zur Begleitung von Zauberliedern gebraucht.

Kantemir, moldauisches Fürstengeschlecht, angeblich von Tamerlan abstammend. Die namhaftesten Sprößlinge desselben sind:

1) Demetrius (Dmitrij), geb. 26. Okt. 1673, Sohn des Moldauer Woiwoden Konstantin K., kam 1687 als Geisel nach Konstantinopel, war 1709 Hospodar der Moldau und stand in solcher Gunst bei der Pforte, daß sie ihm seit 1710 allen Tribut erließ und ihm auch die Hospodarschaft der Walachei versprach. Da sie indessen ihr Wort nicht hielt, knüpfte K. Unterhandlungen mit Peter d. Gr. an und erhielt von demselben den Besitz der Moldau als souveränen und erblichen Fürstentums zugesichert. Der für Rußland unglückliche Ausgang des Kriegs zwang ihn indes, 1711 dem Zaren nach Petersburg zu folgen. Er ward daselbst in den Fürstenstand erhoben, zum Geheimrat ernannt, erhielt beträchtliche Güter in der Ukraine, mit dem Souveränitätsrecht für seine Person, und beförderte die Gründung der Akademie in Petersburg; starb 23. Aug. 1723. Er schrieb: »Historia de ortu et defectione imperii turcici«, von 1300 bis 1711 (deutsch von Schmidt, Hamb. 1745, 2 Bde.).

2) Antioch Dmitrijewitsch, russ. Schriftsteller, Sohn des vorigen, geb. 1708 zu Konstantinopel, erhielt seine Erziehung in Rußland, wo Peter d. Gr. sich sehr für ihn interessierte und ihn später bis zu seinem Tod auf allen Reisen und Feldzügen mit sich nahm. K. begann seine Laufbahn im Preobraschenskischen Garderegiment und vollendete sie als Gesandter in London und dann in Paris. Er starb auf einer Reise nach Italien 1744. K. war ein vielseitiger Geist und einer der ersten und bedeutendsten Satiriker Rußlands, der vom europäisch aufgeklärten Standpunkt aus die Roheit der russischen Gesellschaft geißelte. Seine Vorbilder waren Horaz, Juvenal und Boileau; mit ihm beginnt eigentlich die pseudoklassische Dichtung in Rußland. Ein Jahr vor seinem Tod gab K. selbst alle seine Satiren (deutsch von v. Spilcker, Berl. 1752) sowie Übersetzungen griechischer und lateinischer Dichtungen heraus. Die beste neuere Ausgabe seiner Werke veranstaltete Jefremow (mit Biographie, Petersb. 1867, 2 Bde.).

Kanten, s. Spitzen.

Kantendurchscheinend, s. Durchsichtigkeit.

Kanter (engl. Canter, auch Canterbury-gallop), der kurze Galopp, namentlich bei den Wettrennen üblich, welche damit eingeleitet werden, daß »aufgekantert«, d. h. zum Platz des Ablaufs galoppiert wird.

Kanth (Canth), Stadt im preuß. Regierungsbezirk Breslau, Kreis Neumarkt, an der Weistritz und der Linie Breslau-Halbstadt der Preußischen Staatsbahn, hat 2 Kirchen, ein Amtsgericht, Kardenbau, Weißgerberei, Handelsgärtnerei und (1885) 2863 meist kath. Einwohner. Hier 14. Mai 1807 siegreiches Gefecht der Preußen gegen die Bayern.

Kanthaken, ein zum Umwenden schwerer Hölzer dienendes Werkzeug der Zimmerleute und Holzfäller, welches an einem Ende mit einem zum Fassen des Holzes bestimmten Haken, am andern Ende mit einem Ring (Kantring) versehen ist, durch welch letztern man einen starken hölzernen Hebel (Hebebaum) steckt, mittels dessen man den Ballen oder den Stamm umdreht.

Kantharelle, s. Cantharellus.

Kantharide (Cantharis *Geoffr.*, Lytta *Fabr.*), Käfergattung aus der Gruppe der Heteromeren und der Familie der Blasenkäfer (Vesicantia), Käfer mit breiterm Kopf als der Vorderrand des Thorax, kurzen Tastern, mit langen, fadenförmigen, elfgliederigen Fühlern, nierenförmigen, fast quer stehenden Augen und langgestreckten, den Körper ganz bedeckenden, einzeln abgerundeten Flügeldecken. Von den zahlreichen, mannigfach gefärbten, besonders in Afrika und Amerika vertretenen Arten ist die Spanische Fliege (C. vesicatoria *L.*, s. Tafel »Käfer«) 1,75—2 cm lang und besitzt dicht gerunzelte, beim Weibchen mehr goldgrüne, beim Männchen smaragdgrüne Flügeldecken mit zwei feinen Längsrippen; das Männchen ist schlanker und hat schwarze Fühler von halber Körperlänge, während dieselben beim breitern Weibchen um die Hälfte kürzer sind. Der Kopf ist herzförmig, das Halsschild stumpf fünfeckig. Die Spanische Fliege riecht stark, widerwärtig, lebt auf Eschen, Syringen, Liguster und erscheint bisweilen stellenweise in großen Mengen im Mai und Juni. Das Weibchen legt seine zahlreichen Eier in die Erde; über das Schicksal der Larve aber ist nichts bekannt, doch dürfte sie sich in ähnlicher Weise wie die der übrigen Blasenkäfer (s. d.) entwickeln. Man sammelt die K. besonders in Sizilien, Spanien, Rußland, Polen. Am besten werden sie am frühen Morgen von den Sträuchern abgeschüttelt, in einer Flasche mit wenigen Grammen Äther getötet und dann in Papierbeuteln in dünner Schicht bei etwa 30° getrocknet. Sie enthalten als wirksamen Bestandteil Kantharidin und dienen in der Form von Pflastern, Salben, Tinktur und Kantharidenkollodium als blasenziehendes und reizendes Mittel. Innerlich wirken sie besonders auf den Harn- und Geschlechtsapparat, erzeugen heftige und gefährliche Entzündungen und wirken in größerer Dosis tödlich. In höchst verwerflicher Weise werden sie als Aphrodisiakum benutzt. Sie spielten seit jeher unter den Liebestränken eine wichtige Rolle und bildeten den wesentlichsten Bestandteil der »italienischen Elixire« und der berüchtigten »Diavolini« (Pastilles galantes). Auch der äußerliche Gebrauch der Kanthariden war schon den arabischen und andern ältern Ärzten nicht fremd, allgemeiner bekannt wurden sie jedoch erst im 17. Jahrh.

Kantharidenkampfer, s. v. w. Kantharidin.

Kantharidenpflaster (Blasenpflaster, Spanischfliegenpflaster, Emplastrum cantharidum [vesicatorium] ordinarium), eine Mischung aus 2 Teilen grob gepulverten Spanischen Fliegen (Kanthariden), 1 Teil Olivenöl, 4 Teilen gelbem Wachs und 1 Teil Terpentin; ist weich, wird zum Gebrauch messerrückendick auf Leinwand gestrichen und mit Heftpflaster auf der Haut befestigt; es zieht in 6—12 Stunden eine Blase. Das immerwährende K. (E. cantharidum perpetuum) bereitet man aus 70 Teilen Kolophonium, 50 Teilen gelbem Wachs, 35 Teilen Terpentin, 20 Teilen Talg, 20 Teilen feinem Pulver von Spanischen Fliegen und 5 Teilen feinem Euphorbiumpulver. Dies Pflaster soll keine Blasen ziehen, sondern die Haut nur reizen; in den meisten Fällen aber entsteht doch eine Blase, nur langsamer als durch das gewöhnliche K. Zur Darstellung von Seidelbastpflaster mit Kanthariden (E. mezerei cantharidatum, Drouotsches Pflaster) werden 30 Teile Spanische Fliegen und 10 Teile Seidelbastrinde acht Tage mit 100 Teilen Essigäther ausgezogen; in der filtrierten Tinktur löst man 4 Teile Sandarach, 2 Teile Elemi und 2 Teile Kolophonium und streicht sie dann auf Taft, welcher vorher mit

einer Lösung von 20 Teilen Hausenblase in 200 Teilen Wasser und 50 Teilen Spiritus überzogen worden war. Dies Pflaster wird meist gegen Zahnschmerzen hinter dem Ohr getragen; auf zarter Haut zieht es ebenfalls eine Blase.

Kantharidensalbe (Reizsalbe, Spanischfliegensalbe, Unguentum cantharidum) wird erhalten, indem man 2 Teile Kantharidenpulver mit 8 Teilen Provenceröl 10 Stunden im Dampfbad digeriert, dann filtriert und das Filtrat (7 Teile) mit 3 Teilen gelbem Wachs zusammenschmelzt. Sie dient zum Offenhalten von Blasen, die durch Kantharidenpflaster erzeugt sind, zur Beförderung der Eiterung 2c. Die Scharfe Salbe (Hufsalbe, U. acre) ist eine Mischung aus 15 Teilen gelbem Wachs, 30 Teilen Kolophonium, 60 Teilen Terpentin, 250 Teilen Schmalz, 50 Teilen gepulverten Spanischen Fliegen und 10 Teilen Euphorbiumpulver. Sie wird in der Veterinärpraxis (aber nicht bei Hufkrankheiten) benutzt.

Kantharidin, s. Kantharide.

Kantharos, becherartiges Trinkgeschirr der alten Griechen, mit weit ausgeschweiften Henkeln, dem Dionysos eigen (s. Abbildung).



Kantharos (Becher).

Kanthölzer (Eckhölzer, Balken), Nutzholz, welches durch das Beschlagen mit vier Flächen versehen ist und gewöhnlich ein Rechteck, bisweilen ein Quadrat zum Querschnitt hat.

Kantilene (ital. Cantilena), s. v. w. Melodie, eine längere gesangreiche Stelle in einer größern Komposition. In Italien ist Cantilena s. v. w. Gassenhauer, abgedroschenes Lied.

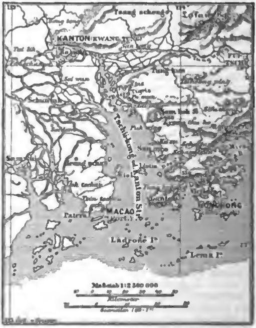
Kantillation (lat.), der singende Vortrag, besonders das singende Ablesen der Kollekten, Responsorien und andrer geistlicher Texte vor dem Altar.

Kantillen (spr. -tilljen, franz. Cannetilles, auch Bouillon), ein Fabrikat aus feinem, schraubenartig zu einem Röhrchen gewundenem Draht, wird zum Sticken, bei der Verfertigung von Borten, Quasten, Epauletten 2c. gebraucht. Man verarbeitet zu K. teils echten, teils unechten, runden oder geplätteten Gold- oder Silberdraht. Jener liefert die matten K., der geplättete Draht (Lahn) die Glanzkantillen. Zur Darstellung der K. wickelt man diesen Draht in einfacher Schraubenlage auf eine Nadel, welche durch ein gewöhnliches Spulrad in schnelle Umdrehung versetzt wird. Ist die Nadel voll, so schiebt man den Draht zum Teil herunter und fährt dann mit der Arbeit fort, so daß K. von beliebiger Länge gebildet werden können. Die Stärke der Nadel richtet sich ganz nach dem Zweck, zu welchem die K. bestimmt sind. Ist die Nadel kantig, so erhalten die K., welche sich beim Herabnehmen von der Nadel durch die Elastizität des Drahts etwas aufrollen, ein schraubenartiges Ansehen (krause K., Krausbouillon).

Kantine (franz.), eigentlich Feldflasche; jetzt die gebräuchliche Bezeichnung für das in den Kasernen eingerichtete Verkaufslokal, in dem die Soldaten ihre kleinen Bedürfnisse an Lebensmitteln, Putzmaterial 2c. gut und billig kaufen können. Die Kantinen stehen unter Kontrolle von Kommissionen der betreffenden Truppenteile und werden meist verheirateten, invaliden Unteroffizieren übertragen.

für die einzelnen (selbständigen) Bundeslandteile der Eidgenossenschaft; daher Kantönligeist 2c., s. v. w. engherziger Provinzialgeist 2c. Über K. in militärischer Beziehung s. Kantonverfassung.

Kanton (Canton, chines. Kuang-tschou-fu), Hauptstadt der chines. Küstenprovinz Kuangtung, am Perlfluß, etwa 144 km von seiner Mündung entfernt. Die Bevölkerung, von einigen auf $1^1/_2$ Mill. geschätzt, beträgt wahrscheinlich kaum die Hälfte dieser Zahl. K. ist die Wiege des europäischen Handels in China, indem hier vor dem großen Opiumkrieg mit den Engländern (1841) sich der Verkehr mit dem Westen konzentrierte. Da der letztere sich jetzt auf eine große Anzahl Vertragshäfen verteilt, so hat K. viel von seiner frühern Wichtigkeit verloren, wozu die Existenz des blühenden englischen Freihafens Hongkong wesentlich beiträgt. Trotzdem ist K. die wichtigste Stadt des südlichen China. Die europäische Niederlassung befindet sich auf einer kleinen, der südlichen



Situationskärtchen von Kanton, Makao, Hongkong.

Vorstadt vorgelagerten Insel des Perlstroms, Namens Schamien. Die dort ansässigen Firmen sind jedoch seit einigen Jahren nur noch Filialen ihrer Häuser in Hongkong, von wo aus der größte Teil der kantonesischen Produkte verschifft wird. Ein eigentümliches Gepräge gibt K. das Leben auf dem Wasser des Perlflusses. Derselbe ist breiter als die Themse bei London, bis 7 m tief und stets bedeckt mit Schiffen aller Art. Die kleinen Boote werden von armen Familien von Fischern, Wäschern, Unterhändlern u. dgl. bewohnt, welche darauf ihren ganzen Hausrat, sogar einen kleinen Götteraltar mitführen; die größern Dschonken sind dagegen oft mehrere Stockwerke hoch und an der Landungstreppe häufig

»Mondes« ꝛc. Diese Tempel sind geräumige, nicht sehr hohe Gebäude, zu denen man durch mehrere schöne Vorhöfe und Vorhallen gelangt; am Eingang befinden sich in großen Nischen zur Rechten und Linken riesenhafte Götter- oder Heldenstatuen in kriegerischem Schmuck, während im Innern selbst die vergoldeten Bilder der Weisen und Wohlthäter des chinesischen Volkes oder des Buddha und seiner Jünger mit ihren Attributen aufgestellt sind. Im ganzen befinden sich in der alten Stadt 124 Tempel ꝛc., eine mohammedanische Pagode und zahlreiche buddhistische Klöster mit Türmen. Die mittlere Jahrestemperatur ist 26,7° C. Als Industriestadt nimmt K. unter allen Städten Chinas den ersten Rang ein; es ist Hauptsitz der Seidenweberei und Seidenstickerei, Borten- und Schnurenfabrikation, Färberei und Appretur, Glasbläserei, Glas- und Steinschleiferei, Lackwaren- und Papierfabrikation, Holz- und Elfenbeinschnitzerei wie Möbelschreinerei; in den Umgebungen beschäftigt die Seiden-, Metall- u. Porzellanindustrie ganze Dörfer, zur Zeit der Zuckerernte ist ein großer Teil der Bevölkerung in den Zuckermühlen beschäftigt. Für den inländischen Handel ist K. ein hervorragender Markt; seine Kaufleute kennen seit langem die Waren, welche aus dem Westen kommen, gründlich und genau sowie anderseits die Absatzquellen und den Geschmack im Innern des Reichs. In K. hat sich der eigentümliche Jargon des »Pidschin-Englisch« ausgebildet, der eine Verständigung mit den Fremden ermöglicht. Die Kaufleute von K. sind als Zwischenhändler zuverlässig; aber in eignen Handelsangelegenheiten erlangen sie über den Europäer große Vorteile durch einheitliches Vorgehen, das durch Vereinigungen und staatliche Maßregeln begünstigt wird.

Über den Handelsverkehr mit fremden Ländern geben die Ausweise des dortigen unter europäischer Leitung stehenden Zollhauses genauen Aufschluß. Alle unter chinesischer Flagge segelnden Schiffe und ihre Waren verzeichnet dagegen das unter chinesischer Leitung stehende Binnenzollamt, und dieses veröffentlicht keine Berichte, der umfassende Küstenhandel ist daher in nachstehendem nicht inbegriffen. Nur Dampfschiffe können bis nach K. selber hinaufgehen; die immer seltener werdenden Segelschiffe müssen bei Whampoa, 50 km unterhalb der Stadt, Anker werfen. Der Schiffsverkehr der Fahrzeuge europäischer Bauart im Hafen von K. (mit Whampoa) hat sich ungemein schnell gehoben und betrug 1885 im Eingang: 1107 Dampfer von 1,029,390 und 1145 Segelschiffe von 1,046,145 T.; auf die britische Flagge entfielen vom Tonnengehalt 82,9, auf die deutsche 6,5, auf die amerikanische 6,1, die chinesische 4,5, auf Segelschiffe nur 1 Proz. Der Gesamtwert der Ein- und Ausfuhr betrug 1860: 87, 1869: 140 und 1885: 171 Mill. Mk. Davon entfielen im letzten Jahr auf die Ausfuhr von Landesprodukten 78 Mill. Mk.; dieselbe besteht vornehmlich in Seide und Seidenwaren, Thee, Zucker, Tabak, Matten, Feuerwerk, Papier, Kassie, Porzellan, Stöcken ꝛc. Die Einfuhr fremder Waren (33 Mill. Mk.) besteht in Baumwollwaren, Reis und Weizen, Opium, Metallen ꝛc., fast ausschließlich aus Hongkong. Doch wird Opium in namhaften Quantitäten eingeschmuggelt. K. ist Sitz eines deutschen Berufskonsuls.

Kantonade (franz.), der Raum der Schaubühne hinter den Kulissen.

Kantonāl (franz.), zu einem Kanton gehörig, darauf bezüglich.

Kantonière (ital.), in der Schweiz und Tirol Name der steinernen Zufluchtshäuser an den Alpenstraßen.

Kantoniert (franz.) heißt eine Mauerecke oder ein eckiger Pfeiler, der in den Ecken mit einer in einen Falz gesetzten (s. Abbildung) oder einer vorspringenden Halbsäule besetzt ist.



Kantonierter Pfeiler.

Kantonierung (Kantonnement, franz.), vorübergehende Einquartierung von Truppen in bewohnten Orten, teils für einzelne Truppenteile bei besondern Anlässen, die eine Verlegung aus dem eigentlichen Standquartier notwendig machen, wie Epidemien ꝛc., hauptsächlich aber bei Zusammenziehung größerer Truppenmassen im Frieden oder im Krieg. Die Verteilung der Truppen in der K. (Dislokation) wird weit vom Feind ab möglichst weitläufig, je näher am Feind aber, desto enger genommen, so daß sie zuletzt in ein bloßes Biwak mit Benutzung des in den Ortschaften vorhandenen Unterkunftsraums übergeht. Die den einzelnen Truppenverbänden (Divisionen, Armeekorps) zugewiesenen Bezirke werden so bemessen, daß diese Verbände in einem bestimmten Zeitraum, je nach der nötigen Schlagfertigkeit nach einem halben bis einem ganzen Tagemarsch, auf dem gemeinschaftlichen Versammlungs- (Rendezvous-) Platze zur Verwendung bereit stehen können. Gegen feindliche unerwartete Annäherung wird das ganze Gebiet der K. durch Vorposten, jede einzelne Ortschaft durch Kantonnementswachen gesichert. Zur raschen Verbreitung des Alarms wird außer der Bereitstellung von Ordonnanzen durch besondere Vorkehrungen (Telegraphen, Signale, Fanale ꝛc.) gesorgt. Bei längere Zeit andauernden Kantonierungen werden für die Truppen nötigen Falls auch besondere Kantonnementslazarette eingerichtet.

Kantanisten, volkstümliche Bezeichnung der ausgehobenen Rekruten, im Gegensatz zu den freiwillig Eingetretenen.

Kantonnement (franz.), s. Kantonierung.

Kantonverfassung (Kantonsystem), die von Friedrich Wilhelm I. durch das Reglement vom 1. Mai (15. Sept.) 1733 eingeführte Militärverfassung, nach welcher das ganze Land in Kantone (Kreise) eingeteilt war, in welchen jedem Infanterie- und Kavallerieregiment eine bestimmte Anzahl Feuerstellen zur Entnahme seines Rekrutenbedarfs zugewiesen waren. Die anfänglich festgesetzte Zahl von 5000 Feuerstellen für ein Infanterie- und 1800 für ein Kavallerieregiment wurde später noch vermehrt. Im Frieden durften denselben jährlich 30, im Krieg 100 Mann entnommen werden. Durch die K. wurde bestimmt: Alle Einwohner des Landes sind verpflichtet, in dem Regiment zu dienen, zu dessen Kanton sie gehören; ausgenommen sind die Söhne der Edelleute und derjenigen Bürger, die ein sicheres Vermögen von 6—10,000 Thaler nachweisen; die Predigersöhne, welche Theologie studieren; eingewanderte Kolonisten für sich und die erste Generation; die einzigen Söhne von Bauerngütern und diejenigen Unterthanen der Gutsherrschaften auf dem Land, welche letztere als Wirtschafter, Gärtner oder Köche auslernen ließen, jedoch war hierzu die Genehmigung des betreffenden Regiments einzuholen. Zur Hebung der Tuchindustrie erhielten später die Woll- und Tuchfabrikanten für sich und ihre Gehilfen gleichfalls Befreiung. Jeder im Kanton geborne Knabe wurde vom Pfarrer in eine Liste eingeschrieben und dem Regiment mitgeteilt. Mit dem 20. Lebensjahr wurde der Kantonpflichtige gemustert und zu lebenslänglicher, später 20jähriger Dienstpflicht ausgehoben.

Um aber den Übergriffen der Regimenter vorzubeugen, durfte die Aushebung nur unter Mitwirkung des Magistrats oder Landrats geschehen. Später wurden auch Städte und Landesteile von hervorragender industrieller Thätigkeit von der Kantonpflichtigkeit befreit, z. B. Berlin, Potsdam, Breslau, Magdeburg ꝛc. Der Übergang von dieser K. zur allgemeinen Wehrpflicht beruhte somit nur auf der Aufhebung der vielen Befreiungen von der Militärdienstpflicht. Ein ähnliches System war früher in Österreich und bis 1874 auch in Rußland im Gebrauch.

Kantoplatonismus, in Frankreich die aus der Platonischen und Kantischen Schule hervorgegangene Art zu philosophieren, neigt sich zum Idealismus und wurde besonders durch Victor Cousin repräsentiert.

Kantor (lat., »Sänger«), in kleinern Ortschaften der Vorsänger der Kirchengemeinde, der gewöhnlich zugleich Schullehrer ist; auch ist das Amt des Kantors häufig mit dem des Organisten und Küsters verbunden. An größern Kirchen ist dagegen der K. der Lehrer und Leiter des Sängerchors und hat eine angesehene Stellung, z. B. ist das Kantorat an der Thomaskirche zu Leipzig eine von Musikern sehr erstrebte Ehrenstelle. Vgl. Laacke, Das Kantor-, Küster- und Organistenamt in seinen Rechtsverhältnissen (Bernb. 1884).

Kantschu (vom türk. Kamtschi), kurze, starke, von Lederriemen geflochtene Peitsche an einem kurzen Stiel, am Handgelenk hängend; besonders in Rußland als Reitpeitsche gebräuchlich.

Kanüle (franz. Canule), ein langgestreckter, hohler und an beiden Enden offener Cylinder, welcher bald gerade, bald mehr oder weniger gebogen und gekrümmt ist und aus verschiedenem Material, aus Gold, Platin, Silber, Stahl, Blei, Holz, Horn, Knochen, Pappe, Gummi, verfertigt wird. Man benutzt Kanülen überall, wo es sich um Durchleiten von Flüssigkeiten oder Luft handelt; sie sind entweder vorn scharf (Pravazsche K.) und dienen dann direkt zum Einstechen (wie bei subkutanen Einspritzungen und bei Ovariotomie), oder sie werden in gestochene (s. Trokar) oder geschnittene Wundkanäle zum Einspritzen oder Herauslassen von Luft (bei Luftröhrenschnitt) oder Flüssigkeit (bei Wassersucht) eingeführt.

Kanun (Quânon, arab.), orientalisches, unsrer Zither nicht unähnliches Saiteninstrument; der Name deutet auf den antiken Kanon, d. h. das Monochord, welches man schon im Altertum anfing mit mehreren Saiten zu bespannen, um gleichzeitig verschiedene Tonverhältnisse zur Anschauung bringen zu können. Dann ist K. auch s. v. w. Gesetz; daher K.-nameh, die Sammlung von Gesetzen, welche Sultan Soliman I. (daher Kanuni, »Gesetzgeber«, genannt) veranstaltete; Kanundschi, Archivar der Gesetzbücher.

Kanuri (Kanori, »Leute des Lichts«), das Hauptvolk von Bornu im Sudân, 1½ Mill. Seelen stark, dessen Sprache durch glückliche Eroberungen der Herrscher sich über viele Gegenden Mittelafrikas ausgedehnt hat. Nahe Verwandte der K. sind die Bewohner [illegible] Erscheinen in der Öffentlichkeit beladen sich die Männer mit einer Menge von Gewändern, hüllen sich, wie auch ihre Pferde, in Stahl- und Wollpanzer und tragen mit Messingplatten verzierte Kopfbedeckungen. Ebenso tragen die Frauen ihren Silberschmuck, Fuß- und Armringe, Haarschmuck und ihre farbenreichen Kleider gern und mit großer Koketterie zur Schau. Kriegerisch sind sie aber gar nicht. Dafür sind sie rastlos im Handel, sehr rührig und unternehmend. Außer der Gurunuß, für welche sie alles hingeben, verschmähen sie jedes andre Genußmittel. Ihre hübsch mit Schlinggewächsen und Zieraten geschmückten Wohnungen bestehen in Stroh- oder Erdhütten, welche mit geflochtenen Zäunen eingehegt sind. Musik und Tanz lieben sie in hohem Grad. Ihre Sprache, die sich mit der Sprache der Tibbu am nächsten berührt, ist durch die Arbeiten H. Barths und Koelles genauer bekannt geworden; sie ist reich entwickelt und von großem Wohlklang. Vgl. Nachtigal, Sahara und Sudân (Berl. 1879).

Kanut, s. Knut.

Kanzel (v. lat. cancelli, »die Schranken«), der erhöhte Standort des Predigers in christlichen Kirchen, so genannt von den Schranken der altchristlichen Kirche, die das Chor von dem Schiff trennten (s. Ambo). Als später daraus ein Lektorium (Lettner) geworden war und die Predigt eine höhere Bedeutung erhalten hatte, sonderte man den Predigerambon von dem Lettner ab und erhöhte ihn, damit der Prediger von der Gemeinde besser gesehen werden konnte, behielt aber den Namen Kanzelle für ihn bei, der allmählich in K. überging. Die Kanzeln, welche vom 11. Jahrh. ab zuerst aus Stein, dann auch aus Holz hergerichtet wurden, standen anfangs auf massivem Unterbau und waren meist viereckig. Erst in der deutschen Kunst wurde die Brüstung der K. vieleckig angeordnet, diese auf eine Säule gestellt und mit einer Kanzelhaube oder einem Schalldeckel versehen. — In der Jägerei heißt K. der auf einem Baum angelegte und durch Zweige verblendete Sitz, aus welchem der Jäger auf Brunstplätzen oder an Kirrungen (Futterplätzen) Wild zu erlegen sucht, was deshalb leichter gelingt, weil das Wild bei dieser Vorrichtung keinen Wind (Witterung) bekommen kann.

Kanzelberedsamkeit, die geistliche Redekunst überhaupt, insonderheit die im öffentlichen Gottesdienst geübte (s. Homiletik und Predigt). Nach dem ausdrücklichen Zeugnis der Evangelien hat Jesus seine Sache von Anfang an ganz auf die Macht des Wortes gestellt. Schloß er sich hierbei auch der Sitte der jüdischen Religionslehrer an, nach welcher diese alttestamentliche Stellen in den Synagogen erklärten oder auch freie Vorträge darüber hielten, so bezeugen ihm doch anderseits auch schon die Zeitgenossen, daß er »gewaltig predigte und nicht wie die Schriftgelehrten«. Und in den mannigfaltigsten Formen, als Weissagung, Gebetsrede, Zungenrede, Lehre, Ermahnung, Tröstung, fand das freie Wort seine Pflege auch in der apostolischen Gemeinde. Gewöhn-

geten seiner Zeit, bereits die an Libanius und die gleichzeitige Rhetorik sich anschließende, nach dem Applaus der Zuhörer (krotos) haschende Prunkrede repräsentieren. Aus der abendländischen Kirche, wo man meist mit einfachen Ansprachen (sermones) vorlieb nahm, sind zu nennen: Zenon, Bischof zu Verona, Ambrosius, Bischof zu Mailand, ein geborner Redner, und besonders Augustin, der durch katechetische und dialogische Formen, Antithesen und einen großen Reichtum von rhetorischen Figuren die mangelnde Phantasie ersetzte. Schon in der zweiten Periode, von Chrysostomos und Augustin bis auf Alkuin (400—800), beginnt die K. teils zu entarten, teils zu erlahmen. Unter den griechischen Kanzelrednern aus jener Zeit ragt Cyrillus von Alexandria hervor, dem in seinen Homilien Beredsamkeit und Popularität nicht abzusprechen sind, wiewohl er durchaus dogmatisiert. Unter den Lateinern sind hervorzuheben: Leo d. Gr., ein der klassischen Reinheit noch näher stehender Redner, Gregor d. Gr., das Musterbild des gesamten Mittelalters, endlich Beda der Ehrwürdige, der in seinen Homilien über die allgemein werdenden Perikopen (s. d.) Allegorie nach Anleitung von Augustin und Gregor treibt. In der dritten Periode, von Alkuin bis auf Luther (800—1520), mußte die Predigt fast ganz der Liturgie das Feld räumen. Soweit sie noch statthat, bewegt sie sich fast ganz in Abhängigkeit von der patristischen Litteratur (s. Homiliarius liber). Gepredigt wurde meist lateinisch (sermones ad clerum), aber vielfach auch in den Landessprachen (sermones ad populum). Einen Aufschwung in der K. brachten im frühern Mittelalter besonders Cluniacenser und Cistercienser, wie Bernhard von Clairvaux, im spätern Franziskaner, wie Bruder Berthold von Regensburg, und Dominikaner, wie Johann Tauler und Vincentius Ferrerius, endlich aber auch reformatorische Prediger, wie Johann Huß und Hieronymus Savonarola; mehr kirchlich wirkte dagegen der strenge Sittenprediger Geiler von Kaisersberg zu Straßburg. Im allgemeinen ist die Naturwüchsigkeit der frühern Jahrhunderte des Mittelalters später durch die Scholastik beeinträchtigt worden, welche in formeller Beziehung eine starke Verkünstelung der Predigt mit sich führte. Die vierte Periode reicht von Luther bis auf Spener (1520—1675). Luther selbst wirkte unermeßlich durch die unmittelbare Einheit von Inhalt und Form, durch ungemeine Popularität und prophetische Freimütigkeit, durch Fülle der Ideen und Veranschaulichungsmittel, wiewohl ihm auch manche Härten des Geschmacks nicht abgesprochen werden können. Aber seine Originalität reichte nicht aus, dem in seiner Kirche überwuchernden Hang zur Polemik und zur Scholastik Schranken zu ziehen. Mitten in dem allgemein verbreiteten zelotischen Dogmatismus repräsentieren Johannes Arnd, Valerius Herberger und Chr. Scriver einen bessern Geschmack und wiederkehrendes Bewußtsein um den eigentlichen Zweck der K. Die katholische Kirche des 17. Jahrh. feierte den Glanzpunkt ihrer K. in den Leistungen der klassischen Litteraturperiode Frankreichs (Bourdaloue, Fénelon, Fléchier, Massillon), mit welchen, zwar nicht an Geschmack, aber an Originalität, Abraham a Santa Clara in Deutschland wetteifern konnte. In der fünften Periode, von Spener bis auf die neueste Zeit, machte sich das Bestreben geltend, die religiösen Bedürfnisse durch eine praktisch belebende Predigtweise zu befriedigen. Ph. Jak. Spener wies mit Erfolg auf die Fehler des damaligen polemischen Predigtwesens hin und vermied dieselben soviel wie möglich in seinen eignen, übrigens durchaus schwerfälligen und endlosen Kanzelvorträgen. Im Gegensatz zu der pietistischen Schule wußte eine andre Richtung philosophische Wahrheiten im Geiste der Wolfschen Schule auf der Kanzel zu behandeln. Eine ausgleichende und hervorragende Stellung nimmt gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts Lorenz von Mosheim ein durch seine »Heiligen Reden« und seine »Homiletische Anweisung, erbaulich zu predigen« sowie auch dadurch, daß er die besten Produkte der englischen und französischen K. durch Übersetzungen den deutschen Kanzelrednern zugänglich machte. Eine lange Reihe ausgezeichneter Prediger schließt sich hier an, unter welchen besonders Reinhard in Dresden lange Zeit als maßgebend für die moderne Form der synthetischen Predigt galt. Gleichzeitig wirkten Zollikofer, Löffler, Rosenmüller, Ammon, Marezoll, Röhr, Tzschirner, Hanstein ꝛc. Die moderne Kanzelrhetorik findet ihre Vorbilder in Theremin, Dräseke, Krummacher, Harms; die theologische Kunstpredigt vor allen in Schleiermacher; die erbauliche Bekehrungs- und Erweckungspredigt in Hofacker, Palmer, Gerlach, Tholuck, Brückner, Gerok ꝛc.; die Hofpredigt in W. Hoffmann, Kögel und W. Baur; endlich die Predigt der freien Theologie in K. Schwarz, D. Schenkel, H. Lang u. a. Die katholische Kirche weist besondere Leistungen, namentlich auf dem spezifisch modernen Gebiet der Fasten- und Missionspredigt, auf (Lacordaire, Pater Roh u. a.).

Vgl. Lentz, Geschichte der christlichen Homiletik (Braunschw. 1839); Paniel, Pragmatische Geschichte der christlichen Beredsamkeit (Leipz. 1839—41, bis Augustinus); W. Wackernagel, Altdeutsche Predigten und Gebete (Basel 1876); Cruel, Geschichte der deutschen Predigt im Mittelalter (Detmold 1879); Marbach, Geschichte der deutschen Predigt vor Luther (Berl. 1874); Schenk, Geschichte der deutsch-protestantischen K. von Luther bis auf die neuesten Zeiten (das. 1841); C. G. Schmidt, Geschichte der Predigt in der evangelischen Kirche Deutschlands von Luther bis Spener (Gotha 1872); Sack, Geschichte der Predigt in der deutsch-evangelischen Kirche von Mosheim bis Schleiermacher und Menken (Heidelb. 1866); Stiebritz, Zur Geschichte der Predigt in der evangelischen Kirche von Mosheim bis auf die Gegenwart (Gotha 1875—76); Nebe, Zur Geschichte der Predigt, Charakterbilder (Wiesb. 1879, 3 Bde.); Rothe, Geschichte der Predigt (hrsg. von Trümpelmann, Bremen 1881).

Kanzellariat (neulat.), Kanzlerwürde, Kanzleistube.

Kanzellieren (lat., »eingittern«), eine Schrift, um sie ungültig zu machen, mit sich gitterförmig kreuzenden Strichen (×) durchstreichen; dann auch verallgemeinert gebraucht.

Kanzelle (lat., »Gitter«), vergitterte Schranke in den Gerichtsstuben, im Kirchenchor (vgl. Kanzel); in der Orgel Name der einzelnen Abteilungen der Windlade, welche den Wind zu den Pfeifen führen.

Kanzelmißbrauch, das Vergehen, dessen sich ein Geistlicher oder sonstiger Religionsdiener schuldig macht, wenn er in Ausübung oder in Veranlassung der Ausübung seines Berufs öffentlich vor einer Menschenmenge oder in einer Kirche oder an einem andern zu religiösen Versammlungen bestimmten Ort vor einer Mehrheit von Personen Angelegenheiten des Staats in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise zum Gegenstand einer Verkündigung oder Erörterung macht. Ein hierauf bezügliches Strafverbot erschien in dem sogen. Kulturkampf als erforderlich, und ein deutsches Reichsgesetz vom 10. Dez. 1871 brachte einen Nachtrag zu dem deut-

schen Strafgesetzbuch als § 130a desselben (sogen. Kanzelparagraph), welcher den K. mit Gefängnis oder Festungshaft bis zu zwei Jahren bedroht. Gleiche Strafe trifft nach der Novelle zum Strafgesetzbuch (Gesetz vom 26. Febr. 1876) denjenigen Geistlichen oder andern Religionsdiener, welcher in Ausübung oder in Veranlassung der Ausübung seines Berufs Schriftstücke ausgibt oder verbreitet, in welchen Angelegenheiten des Staats in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise zum Gegenstand einer Verkündigung oder Erörterung gemacht sind.

Kanzelparagraph, s. Kanzelmißbrauch.

Kanzen, s. Integral.

Kanzlei (Kanzelei, lat. Cancellaria, franz. Chancellerie, engl. Chancery), ursprünglich der mit Schranken (cancellis) umgebene Ort, wo die öffentlichen Urkunden, landesherrlichen Reskripte, Gerichtsurteile ꝛc. ausgefertigt wurden; der erste Beamte hieß gewöhnlich der Kanzler (s. d.). Später wurden die höhern Gerichte Kanzleien genannt, z. B. Justizkanzlei; ihre Vorsteher hießen Kanzleidirektoren, Kanzleipräsidenten. Jetzt wird unter K. gewöhnlich nur das Schreiberpersonal (Kanzlisten) der Behörden verstanden, daher man von Ministerial-, Kabinetts-, Gerichts-, Amtskanzlei ꝛc. spricht. Im Deutschen Reich ist dagegen die Reichskanzlei das Zentralbüreau des Reichskanzlers, welches den amtlichen Verkehr des letztern mit den Chefs der einzelnen Ressorts der Reichsverwaltung vermittelt. In der Schweiz ist die Bundeskanzlei (Chancellerie fédérale) zur Wahrnehmung der Sekretariats- und Kanzleigeschäfte bei der Bundesversammlung und bei dem Bundesrat bestimmt. In Österreich versteht man unter K. auch die Geschäftslokale der Notare, Anwalte, Bankiers u. dgl.

Kanzleipapier, s. Papier.

Kanzleischrift, s. Schreibkunst. Im Buchdruck diejenige Schriftgattung, bei deren Zeichnung die geschriebene K. in edlen Formen nachgeahmt ist (s. Schriftarten).

Kanzleistil, diejenige Art des schriftlichen Ausdrucks, welche von der obersächsischen Mundart ausging und schon seit dem 15. Jahrh. bei der Verschiedenartigkeit der landschaftlichen Mundarten und bei dem Mangel einer allgemeinen deutschen Schriftsprache zur Erleichterung des Verkehrs in den Kanzleien der hoch- wie niederdeutschen Fürsten angewandt wurde. Der K. bildete die Grundlage zu Luthers Bibelübersetzung und damit auch der neuhochdeutschen Schriftsprache. Während diese aber eine allgemeine Verbreitung und volkstümliche Entwickelung gewann, blieb die Schreibart der Kanzleien auf ihrem archaistischen Standpunkt stehen und ward dadurch dem Volk immer unverständlicher. Daher hat der K. in Deutschland nach dem Vorgang Preußens in den meisten deutschen Staaten jetzt seine Herrschaft verloren und dem einfachen Briefstil Platz machen müssen. Vgl. Geschäftsstil.

Kanzler (lat. Cancellarius, franz. Chancelier, engl. Chancellor), derjenige Beamte, welcher die Ausfertigung der Staatsurkunden zu besorgen hat. Die Kanzlerwürde war anfänglich eine der höchsten in den europäischen Reichen, welche regelmäßig mit Geistlichen besetzt wurde, da diese fast allein im Besitz litterarischer Kenntnisse waren. In Deutschland führte der Erzbischof und Kurfürst von Mainz den Titel Erzkanzler des heiligen römischen Reichs deutscher Nation. Der von ihm ernannte Vizekanzler war der eigentliche Reichsminister und mußte stets um den Kaiser sein. Auch die Kaiserin hatte ihren Erzkanzler, den Abt zu Fulda. Der Erzbischof von Köln führte den Titel eines Erzkanzlers in Italien, der von Trier war Erzkanzler in Burgund. In Frankreich wurde der K. aus dem Stande der Rechtsgelehrten genommen; er war der oberste Staatsbeamte und wurde lebenslänglich ernannt. Da dies jedoch zu Unzuträglichkeiten führen konnte, wurde neben ihm noch ein Siegelbewahrer (Garde des sceaux) ernannt, welcher der eigentliche Justizminister war. In England ist der Großkanzler oder Lord-Kanzler (Lord High Chancellor) der erste Staatsbeamte, Präsident oder Sprecher des Oberhauses, Chef der Reichskanzlei, Justizminister und Vorsitzender des in dem obersten Gerichtshof bestehenden Appellationsgerichts (Court of appeal). Außerdem hat man in England noch einen K. des Herzogtums Lancaster und einen K. des Lehnshofs und der Finanzkammer (Chancellor of the Exchequer); letzterer ist der Finanzminister von England. Irland hat wieder seinen besondern Reichskanzler. In Deutschland wurden seit dem 15. Jahrh. auch die Präsidenten der obersten Gerichtshöfe K. genannt. In Preußen errichtete König Friedrich II. 1746 die Würde eines Großkanzlers, der an der Spitze der Justiz stand. Der erste Träger dieser Würde war der um das preußische Justizwesen sehr verdiente Samuel v. Cocceji; später wurde der Fürst von Hardenberg zum Staatskanzler ernannt, nach dessen Tod aber diese Stelle nicht wieder besetzt. Nach der Verfassung des nunmehrigen Deutschen Reichs steht an der Spitze der Reichsverwaltung der Reichskanzler (s. d.), welcher den Vorsitz im Bundesrat führt und vom Kaiser ernannt wird. In Österreich führte eine Zeitlang Graf Beust den Titel »Reichskanzler«; außerdem wurden wiederholt Ministerpräsidenten zu Staatskanzlern ernannt. In der Schweiz ist der Bundeskanzler der Vorstand der Bundeskanzlei (s. Kanzlei). Auch die Büreauchefs der Konsuln führen zuweilen den Titel K.; so ist z. B. dem Gouverneur von Camerun ein K. beigegeben. Endlich kommt die Bezeichnung K. als bloßer Titel vor. So gehört z. B. der »K. im Königreich Preußen« zu den vier großen Landesämtern des Königreichs Preußen und zu den erblichen Mitgliedern des preußischen Herrenhauses. Auch führt bei manchen Universitäten der Kurator den Titel K.

Kanzler, Hermann, General im Dienste des Papstes, geb. 1822 zu Baden, trat 1845 in päpstlichen Militärdienst, kämpfte 1848 gegen Österreich, ward 1859 zum Obersten des 1. Regiments der päpstlichen Armee ernannt und von Lamoricière zum General befördert als Auszeichnung für sein kühnes Durchbrechen von Pesaro nach Ancona durch das piemontesische Korps. Seit Oktober 1865 Oberkommandant der päpstlichen Streitkräfte und päpstlicher Prominister der Waffen, befehligte er die päpstlichen Truppen 3. Nov. 1867 bei Mentana, leitete die Scheinverteidigung von Rom im September 1870 und bekleidet seitdem seine Ämter weiter, die natürlich durch die Einverleibung des Kirchenstaats in Italien jegliche Bedeutung verloren haben.

Kanzlist, ein auf einer Kanzlei (s. d.) beschäftigter Subalternbeamter.

Kanzōne (ital. Canzōna, »Lied«), eine lyrische Dichtform, die, zwischen dem Lied und der Ode gleichsam in der Mitte stehend, vorzugsweise zum Ausdruck ernster und schwermütiger Betrachtung bestimmt ist. Sie besteht aus mehreren längern gleichgebauten Strophen, auf welche eine kürzere Schlußstrophe folgt. Bestehen die gleichgebauten Strophen aus

mehr als zehn Versen, so zerfällt die Strophe in zwei Teile: die Füße und den Schweif. Erstere bestehen aus zwei gleichgebauten Abschnitten, die untereinander reimen; der letztere enthält mehr Reime, die sich umschlingen oder kreuzen, und ist mit den erstern dadurch in metrische Verbindung gesetzt, daß sein erster Vers mit dem letzten der Füße reimt. In der kürzern Schlußstrophe findet ebenfalls die Form der Umschlingung und Kreuzung der Reime statt. Die Zahl der Verse, aus denen die Strophe besteht, ist unbestimmt; in der Regel wechseln fünf- mit dreifüßigen Jamben ab. Die K. stammt von den provençalischen Troubadouren her, erhielt aber erst in Italien, namentlich durch Dante und Petrarca, ihre mustergültige Ausbildung. In Deutschland dichteten Kanzonen außer den Romantikern (Schlegel ꝛc.) Platen, Rückert, Zedlitz (»Totenkränze«), Bechstein (»Luther«), K. Förster, Dingelstedt, M. Waldau u. a. — In der Musik bezeichnete man mit K. im 15.—16. Jahrh. vorzugsweise weltliche mehrstimmige Gesänge von volksmäßiger Faktur, daher Canzoni napoletani, siciliani, francesi ꝛc. unterschieden werden (entsprechend den deutschen »Liedern« [Frische teutsche Liedlein, Gassenhäwerlin, Reuterliedlein ꝛc.] und den Chansons der Franzosen). Zur Gattung der Kanzonen gehören auch die Villoten und Villanellen, nur daß bei diesen die Setzart noch einfacher ist.

Kaolin, s. v. w. Porzellanerde.

Kaolinsandstein, ein Sandstein mit weißlichem oder gräulichem Kaolin als Bindemittel, enthält bisweilen rötlichweiße Orthoklaskörner, selten Glimmer, und geht teils in Arkose, teils in thonigen Sandstein über. Man benutzt ihn zu Gestellsteinen, den vom Sandberg bei Steinheide in Thüringen, der dem Buntsandstein zugezählt wird, zu Porzellanmasse. Sonst findet er sich noch zu Martinrode am Thüringer Wald und bei Weißenfels.

Kaotsche, Volk, s. Uiguren.

Kap, der vorspringende Teil eines Ufers oder einer Küste und insbesondere jede Spitze, in welche derselbe verläuft. Meist ist diese Spitze am äußersten Ende abgerundet; jedoch kommen an felsigen Ufern auch schroffe, schneidende Formen vor. Dies wie auch die Größe kommt im allgemeinen nicht in Betracht, entscheidet aber die Wahl der Benennung, indem nur die größern Formen dieser Art Kaps oder Vorgebirge, die kleinern und die scharf vorspringenden hingegen Landspitzen genannt werden. Die Kaps sind oft wichtig als Schutzmittel der Buchten gegen die Stürme, und ein großer Teil der besten Häfen verdankt denselben seine Sicherheit. Daher sind die Ortschaften in der Nähe der Kaps häufig Zentralpunkte des Handels und haben auch militärische Wichtigkeit, sofern gerade die geschützten Buchten am sorgfältigsten gegen Angriffe von der See aus zu verteidigen sind, anderseits aber die Landvorsprünge die Anlage von Verteidigungsmitteln wesentlich begünstigen. In dieser Hinsicht sind ganz besonders solche Kaps berühmt, welche an Meerengen angrenzen (Gibraltar) oder an sonstigen für die Schiffahrt

auf der Sturmleiter traf den Übermütigen des Zeus Blitz, eine Szene, die auch in schönen Bildwerken und Gemälden verewigt wurde. Seine Gemahlin Euadne oder Janeira stürzte sich, als er auf den Scheiterhaufen gelegt ward, selbst in die Flammen und ließ sich mit ihm verbrennen.

Kapaun, ein kastrierter Haushahn, s. Huhn, S. 778.

Kapazität (lat.), Fähigkeit, etwas in sich aufzunehmen, z. B. Wärmekapazität (s. Wärme); dann besonders Bezeichnung für das geistige Fassungsvermögen, die Begabung eines Menschen; daher auch für jemand, welcher namentlich in einem bestimmten Fach etwas Hervorragendes leistet.

Kap Barreninsel, s. Furneauxinseln.

Kapellagebirge, an den liburnischen Karst sich anschließende Gebirgskette in Kroatien, erstreckt sich in südöstlicher Richtung zwischen den Flüssen Kulpa und Unna bis zu den sieben Plitvicaseen, besteht aus einem von vielen Spalten und Mulden unterbrochenen Bergrücken und wird in einer Höhe von 878 m durch die Josephinenstraße (Karlstadt-Zengg) durchschnitten. Der nördliche Teil mit der Bielolasica (1533 m) heißt die Große, der südliche mit der Mala Gorica (1182 m) die Kleine Kapella.

Kapelle (mittellat. Capella, franz. Chapelle, v. lat. capa, »den Kopf mitbedeckender Mantel, Kappe«), ursprünglich ein kleines, zur Aufbewahrung einer Reliquie ꝛc. bestimmtes kirchliches Gebäude; später im Gegensatz zur Pfarrkirche jede kleinere Kirche, die entweder für sich abgesondert, z. B. auf Kirchhöfen, außerhalb der Städte, an Landstraßen ꝛc., oder in Privatgebäuden angebracht und zur Vollziehung gewisser gottesdienstlicher Handlungen bestimmt ist. Besonders waren innerhalb der Burgen und königlichen Paläste dergleichen Kapellen zur Privatandacht der Burgherren und fürstlichen Familien eingerichtet. Außer diesen für sich stehenden Kapellen gibt es solche, welche mit einer Hauptkirche verbunden und neben, in oder unter derselben, bez. dem Chor gelegen sind. Dies die sogen. Krypten. Der Chorumgang gotischer Kirchen ist oft mit einem Kapellenkranz umgeben. Im spätgotischen Stil, als man die Strebepfeiler nicht mehr nach dem Äußern, sondern nach dem Innern des Gotteshauses vorspringen ließ, bildeten sich naturgemäß an den Seiten der Nebenschiffe Kapellenreihen. Auch die Kirchenbaukunst der Renaissance liebte diese Nebenschiffkapellen, die gewöhnlich ihren besondern Altar haben und je einem besondern Heiligen gewidmet sind. Der Aufseher einer K. oder der in ihr fungierende Geistliche hieß Kapellan (s. Kaplan). — K. wird auch ein ständiger besoldeter Kirchenchor oder ein Orchester genannt. Die ältesten derartigen Kapellen sind die Vokalkapellen, besonders die päpstliche K. zu Rom (ähnliche Institute sind Chapels royal in London, die Hofkapelle in München, der Domchor in Berlin ꝛc.); da die ältern Kirchenkompositionen (bis gegen das 17. Jahrh.) nur für Singstimmen ohne jede Instrumentalbegleitung geschrieben waren, so erhielt in der Folge die Benennung a cappella (Kapellstil) den Sinn von Vokal-

kugelförmigem Boden, oben mit horizontal auswärts gebogenem Rand und mit einem seitlichen Ausschnitt, wird in einen Ofen (Kapellenofen) eingesetzt und dient zur Aufnahme von Schalen, Kolben, Retorten (für den Hals der letztern ist der Ausschnitt bestimmt), welche, in trocknen Sand gebettet, andauernd und gleichmäßig erhitzt werden sollen. K. heißt auch ein aus Knochenasche oder ausgelaugter Asche (Kapellenasche) geschlagenes tiegelförmiges Schmelzgefäß der Probierer, auf welchem silberhaltiges Blei unter Luftzutritt in Schmelzhitze erhalten (abgetrieben, kapelliert, kupelliert) wird. Dabei oxydiert sich das Blei, und das geschmolzene Bleioxyd wird von der porösen Kapellenmasse eingesogen, während das nicht oxydierte Silber auf dem Boden des Gefäßes als Kügelchen (Korn) zurückbleibt. Eine geringe Menge Silber geht mit dem Bleioxyd in die K. (Kapellenzug). Beim Silberfeinbrennen heißen die mit Mergel, Äscher, Knochenasche ausgeschlagenen Eisenschalen Teste, auch wohl Kapellen.

Kapellentage (Capellae), an Höfen katholischer geistlicher Fürsten und in Abteien die Tage, welche an den Höfen katholischer weltlicher Fürsten ꝛc. Hof- und Kirchenfesttage heißen. Sie zerfallen je nach ihrer höhern oder niedern Bedeutung in verschiedene Grade.

Kapellknaben (Chorknaben), die in einer Vokalkapelle (s. Kapelle) mitwirkenden Knaben, die bei größern Kapellen in der Regel freie Station haben und besonders eine gründliche musikalische Ausbildung erhalten; viele bedeutende Komponisten haben ihre Laufbahn als K. angefangen.

Kapellmeister, s. Kapelle; Kapellmeistermusik, Spitzname für Kompositionen, welche Routine in der Handhabung der technischen Mittel zeigen, aber Originalität und tiefern Gehalt vermissen lassen.

Kapellton, s. Kammerton.

Kaper, in Handelshäfen Angestellte von Kaufleuten, welche einkommenden Schiffen entgegenfahren, um Geschäfte einzuleiten.

Kaperei, Seekriegführung durch Fahrzeuge, welche Privatpersonen angehörig sind. Derartige Schiffe (Kaper [nach einigen v. lat. capere, »nehmen«, nach andern von Kiompur oder Kappar, wie die »Seekönige« der Normannen hießen, die auf deren Raubzügen befehligten], Armateurs, Privateers) können nämlich von einer kriegführenden Macht durch schriftliche Vollmacht (Kaperbrief, Markebrief) zur Wegnahme und Zerstörung feindlichen Eigentums zur See ermächtigt werden. Unter dieser Voraussetzung wird die K., wenn dabei die völkerrechtlichen Grundsätze des Kriegsgebrauchs gewahrt werden, nicht als Seeräuberei behandelt; dieselbe war vielmehr in den frühern Kriegen der Seemächte regelmäßiger Brauch; sie hat namentlich in den Befreiungskämpfen der Niederländer gegen Spanien eine große Rolle gespielt. Oftmals wurde übrigens das gekaperte Schiff gegen Lösegeld (Prisengeld) »losgelassen«, welch letzteres durch einen Schein (Billet de rançon, Ransom Bill, Ranzionierungsbillet) sichergestellt, wogegen dem ranzionierten Schiff die unbehinderte Fortsetzung der Reise bis zum Bestimmungshafen andern Kapern derselben Macht gegenüber garantiert wurde. Im Pariser Frieden von 1856 wurde die Abschaffung der K. beschlossen, eine Vereinbarung, welcher fast alle Kulturstaaten, mit Ausnahme der nordamerikanischen Union, beigetreten sind. Großer Schade wurde aber gerade der letztern in dem Sezessionskrieg durch die K. der Südstaaten zugefügt, zumal da in dieser Beziehung die Neutralität der englischen Staatsregierung keineswegs gewahrt wurde, was bekanntlich Anlaß zu der schließlich zu gunsten der Union entschiedenen Alabamafrage (s. d.) gab. Vgl. Kaltenborn, Seerecht, Bd. 2, § 217 (Berl. 1851); Hautefeuille, Histoire du droit maritime international (2. Aufl., Par. 1869).

Kapern (Kappern), s. Capparis; unechte K., s. Tropaeolum.

Kapernaum (Kapharnaum, »Dorf des Nahum«), bedeutende Stadt in Galiläa, im Stammgebiet Naphtali, am See Genezareth, nicht weit vom Einfluß des Jordans in diesen, beim heutigen Tell Hum. Die Stadt hatte eine Synagoge, in der Jesus öfters lehrte, wie er sich denn überhaupt in der letzten Periode seines Lebens regelmäßig zu K. in dem Haus der Brüder Andreas und Petrus aufhielt, daher die Stadt (Matth. 9, 1; Mark. 2, 1) »seine Stadt« heißt. Da die Einwohner von K. in einer der Reden Jesu das Essen seines Fleisches (Joh. 6, 52) in grobsinnlicher Weise verstanden haben sollen, so ward in der christlichen Kirche denen, welche das heilige Abendmahl wie eine andre gewöhnliche Speise nahmen, kapernaitische Lehre (z. B. dem Paschasius Radbertus) und kapernaitisches Essen schuldgegeben.

Kapernstrauch, s. Capparis.

Kapetan, erblicher Grundherr in Bosnien.

Kapetinger (Capétiens), die von Hugo Capet abstammenden Könige der dritten französischen Dynastie (987—1328), 14 an der Zahl. Den Namen Capet leitet man von Cappetus, »Mönchskapuze«, ab, indem die beiden Hugo, Vater und Sohn, obschon Herzöge von Francien, auch Laienäbte von St.-Martin de Tours waren. Die Familie der K. ist übrigens deutscher Abstammung. Witichin, ein gemeinfreier Sachse, war unter Karl d. Gr. aus seiner Heimat vertrieben worden und hatte sich im Westfrankenreich angesiedelt. Sein Sohn Robert der Tapfere hatte sich in dem Heer Königs Karls des Kahlen so ausgezeichnet, daß er von demselben die Grafschaft Touraine, dann die Markgrafschaft Anjou und endlich das Herzogtum Francien oder Ile de France zu Lehen erhielt. (Vgl. v. Kalckstein, Robert der Tapfere, Berl. 1871.) Roberts des Tapfern Söhne waren Odo, der 888 König von Frankreich wurde und 898 starb, und Robert, der Gegenkönig Karls III. (gest. 923). Der Sohn Roberts war dann Hugo d. Gr. (s. Hugo 1 sowie Hugo Capet). Die kapetingischen Könige sind der Reihe nach folgende: Hugo (987—996), Robert I. (996—1031), Heinrich I. (1031—60), Philipp I. (1060—1108), Ludwig VI. (1108—37), Ludwig VII. (1137—80), Philipp II. (1180—1223), Ludwig VIII. (1223—26), Ludwig IX. (1226—70), Philipp III. (1270—85), Philipp IV. (1285—1314), Ludwig X. (1314—16), Philipp V. (1316—22) und Karl IV. (1322—28), mit dem die Dynastie der K. in gerader Linie erlosch. Die Regierung ging auf die beiden kapetingischen Seitenlinien Valois und Bourbon über. Vgl. v. Kalckstein, Geschichte des französischen Königtums unter den ersten Kapetingern (Leipz. 1877, Bd. 1); Luchaire, Histoire des institutions monarchiques de la France sous les premiers Capétiens (Par. 1884, 2 Bde.).

Kapff, Sixt Karl, Theolog, Führer des schwäbischen Pietismus, geb. 22. Okt. 1805 zu Güglingen in Württemberg, wurde Vikar seines Vaters, dann Religionslehrer am Fellenbergschen Institut in Hofwyl, 1829 Repetent am Tübinger Stift. Nachdem er seit 1833 Pfarrer in Kornthal, seit 1843 Dekan in Münsingen, seit 1847 in Herrenberg gewesen war, wurde er 1850 Generalsuperintendent in Reutlingen u. außerordentliches Mitglied der Oberkirchenbehörde

und des Studienrats, 1852 Stiftsprediger in Stuttgart, wo er als Prälat und Oberkonsistorialrat am 1. Sept. 1879 starb. Von seinen zahlreichen Schriften haben seine Predigten und Erbauungsschriften große Verbreitung gefunden, besonders das »Kommunionbuch«, das »Kleine Kommunionbuch«, »Gebetbuch«; ferner die »Predigten über die alten Evangelien des Kirchenjahrs« (3. Aufl., Stuttg. 1875), »Predigten über die alten Episteln« (6. Aufl., das. 1880) und »Kasualreden« (das. 1880). Auch schrieb er: »Die württembergischen Brüdergemeinden Kornthal und Wilhelmsdorf« (Stuttg. 1839). Vgl. C. Kapff, Lebensbild von Sixt Karl K. (Stuttg. 1881, 2 Bde.).

Kapgummi, eine Sorte des Gummi arabikum vom Kap.

Kaphaus, s. Kappflanzen.

Kapidschi (türk.), am türk. Hof Thorwärter, die unterste Garde des Serails, welche, 50 Mann auf jedem Posten, die äußern Thore bewacht, auch die Einladungen zu Festen und andre Befehle ausrichtet.

Kapieren (lat.), fassen, begreifen.

Kapillär (lat.), in der Weise von Haaren, haarfein, auf Haare bezüglich.

Kapillärdepression, s. Barometer, S. 386.

Kapillaren (Kapillar- oder Haargefäße, Vasa capillaria), im weitern Sinn äußerst feine Röhrchen (Haarröhrchen), im engern Sinn bei den Wirbeltieren die Verbindungen zwischen den Enden der Arterien und den Anfängen der Venen sowie die Anfänge der Lymphgefäße. Erstere oder die Blutkapillaren sind äußerst dünnhäutige Röhren von so geringer Weite, daß ein rotes Blutkörperchen gerade noch hindurchschlüpfen kann. Sie kommen in fast allen Teilen des Körpers vor (ausgenommen in Knorpel, Oberhaut, Nägeln und Haaren) und bilden überall ein dichtes Netzwerk, in dessen Maschen gleichsam die zu ernährenden Gewebe eingeschaltet sind. Wegen ihrer Feinheit sind sie nur mit Hilfe des Mikroskops erkennbar und erscheinen unter diesem als vollkommen gleichartige, glashelle Röhren, deren Zusammensetzung aus Zellen nicht immer deutlich hervortritt, während die zu den Zellen gehörigen Kerne sich stets scharf abheben. Zwischen den Zellen bleiben hier und da äußerst kleine Lücken (stomata), durch welche sich die weißen Blutkörperchen, wie direkt beobachtet werden kann, unter Umständen hindurchzwängen und so aus dem Blutgefäßsystem auswandern. Die physiologische Bedeutung der K. ist eine ganz hervorragende; während nämlich die Arterien und Venen nur als zuleitende und ableitende Röhren für das Blut dienen, vermitteln die K. alle eigentlichen Ernährungsvorgänge, indem die gelösten Bestandteile des Bluts aus ihnen auf dem Weg der Diffusion (der Exosmose und Endosmose) an die Gewebe abgegeben und andre Stoffe dafür aus den letztern aufgenommen werden. So wird das arterielle Blut, während es durch die K. strömt, in venöses Blut umgewandelt; es bewegt sich übrigens in ihnen in gleichförmigem, ununterbrochenem Strom, jedoch mit etwas wechselnder Geschwindig-

Kapillarität (lat., Haarröhrchenwirkung). Wenn Flüssigkeiten mit festen Körpern in Berührung kommen, so treten verschiedene Erscheinungen ein, je nachdem die Anziehung der Flüssigkeitsteilchen aufeinander (Kohäsion) oder auf die feste Wand (Adhäsion) größer ist. Im letztern Fall breitet sich die Flüssigkeit auf dem festen Körper aus; sie erzeugt keine abgerundeten Tropfen auf demselben, sondern benetzt ihn vollständig. Taucht man den festen Körper in die Flüssigkeit ein, so zieht sie sich an der Berührungsstelle in einer konkaven Kurve über ihre freie Oberfläche hinaus. Die Erklärung dieser Erscheinung liegt nahe. Auf ein Flüssigkeitsteilchen an der Wand wirkt nach unten und senkrecht von der Wand weg die Kohäsion, senkrecht gegen die Wand hin über und unter der Flüssigkeit die Adhäsion. Da nun letztere im angenommenen Fall größer ist als die Kohäsion, so ergibt sich eine Resultante schief in die Wand hinein. Die Oberfläche einer Flüssigkeit aber muß stets auf der dieselbe bildenden Kraft senkrecht stehen, folglich erhält man hier eine Oberfläche schief nach unten von der Wand ab gerichtet. Für die von der Wand entfernter liegenden Flüssigkeitsteilchen wird die Adhäsion immer kleiner, die Resultante nähert sich immer mehr der Richtung senkrecht nach unten, und die Oberfläche wird immer mehr wagerecht. Hieraus ergibt sich die konkave Form der Oberfläche der Flüssigkeit in der Nähe der Wand und zugleich die Bildung des konkaven Meniskus an der Oberfläche der Flüssigkeit in einer engen Röhre. Das entgegengesetzte Verhalten zeigt sich zwischen Flüssigkeiten und festen Körpern, wenn die Kohäsion größer ist als die Adhäsion. In diesem Fall breitet sich die Flüssigkeit auf dem festen Körper nicht aus; sie benetzt ihn nicht, sondern bildet Tropfen auf demselben (wie Quecksilber auf Glas). Taucht man den festen Körper in die Flüssigkeit ein, so zieht sie sich an demselben in einer konvexen Kurve zurück, und in einer engen Röhre bildet sie einen konvexen Meniskus. In diesem Fall steht die Flüssigkeit im engern Rohr tiefer, im ersten Fall höher als in kommunizierenden weitern Gefäßen. Die Hebung oder Senkung ist um so größer, je enger die Röhrchen sind, und da Röhrchen von Haardicke oder noch engere die Erscheinung besonders deutlich zeigen, so nannte man die Ursache derselben K. oder Haarröhrchenwirkung. Man beobachtet an einer Flüssigkeit leicht, daß die äußerste Oberflächenschicht eine größere Kohäsion besitzt als die Flüssigkeit im Innern, wo jedes Teilchen nach allen Seiten gleich stark angezogen wird. Diese gleichen Anziehungen müssen sich gegenseitig aufheben; für die Teilchen an der Oberfläche aber bleiben schließlich viele nach unten wirkende Kräfte übrig, und die Oberflächenteilchen üben deshalb einen Druck auf das Innere der Flüssigkeit aus wie eine über dieselbe gespannte Haut. Diese Spannung ist offenbar für eine konvexe Oberfläche größer als für eine ebene, weil in der erstern weniger nach oben ziehende Teilchen vorhanden sind; sie ist um so größer, je stärker die Oberfläche konvex gekrümmt ist, während sie umgekehrt in einer konkaven

Stoff bei verschiedenen Flüssigkeiten verschieden; sind die Querschnitte der Röhrchen Kreise, so verhalten sich die Erhebungen oder Herabdrückungen unter sonst gleichen Umständen umgekehrt wie die Durchmesser der Röhrchen. Zwischen zwei parallelen Platten beträgt die Höhe nur die Hälfte von derjenigen in einem cylindrischen Röhrchen, dessen Durchmesser der Entfernung der beiden Platten gleich ist. Zwischen zwei in einer vertikalen Linie sich berührenden und einen sehr kleinen Winkel einschließenden Glasplatten erhebt sich eine die letztern benetzende Flüssigkeit so, daß die Oberfläche eine Hyperbel bildet. Zieht man ein Röhrchen aus einer es benetzenden Flüssigkeit heraus, so bleibt darin eine doppelt so hohe Flüssigkeitssäule hängen, als die Erhebung der Flüssigkeit in dem eingetauchten Röhrchen betrug. Ragt ein in eine es benetzende Flüssigkeit eintauchendes Kapillarrohr aus derselben weniger hoch hervor, als die Kapillarsäule sich darin zu erheben vermag, so tritt diese gleichwohl nicht aus der obern Öffnung aus, sondern steigt nur bis zum Rande derselben und verflacht dann ihren Meniskus, bis das Gleichgewicht eingetreten ist. Ein Tropfen in einem kegelförmigen Haarröhrchen oder zwischen zwei geneigten Platten bewegt sich, wenn er die Wandung benetzt, nach den engern Raumteilen hin; denn der weitere Meniskus hat weniger Krümmung als der engere, übt daher einen größern Druck als dieser aus. Für nicht benetzende Flüssigkeiten gilt überall das Gegenteil. Die neuesten Untersuchungen über die K. haben ergeben, daß der Randwinkel, d. h. der Winkel, unter welchem die Flüssigkeit sich gegen den Rand absetzt, sehr veränderlich ist, daß Gestalt und Dicke der Wand Einfluß auf die Steighöhe und Senktiefe haben, und daß die Art der Wand selbst bei bester Benetzung Einfluß äußert. Der **Kapillaritätskoeffizient** wird ausgedrückt entweder durch die Steighöhe (Senktiefe) in cylindrischen Röhren von 1 mm Halbmesser: a^2, oder durch das von 1 mm Begrenzungslinie gehobene (niedergedrückte) Flüssigkeitsgewicht: $\alpha = \frac{a^2}{2} \cdot s$ (wenn s das spezifische Gewicht bedeutet), oder durch die Höhe des Ansteigens (Niedersinkens) an vertikaler Wand: a, oder durch das Gewicht des größten an einer Fläche vom Umfang U hängen bleibenden Tropfens $G = U . \alpha$. Auf die Größe des Kapillaritätskoeffizienten hat die Reinheit (besonders die oberflächliche) der Flüssigkeit und der Wand, die Anwesenheit leicht kondensierbarer Dämpfe den größten Einfluß. Mit steigender Temperatur (t) nimmt der Kapillaritätskoeffizient ab; so ist die Steighöhe für Wasser $a^2 = 15{,}33215 - 0{,}0286396\,t$. Lange glaubte man, das Wasser habe den größten Kapillaritätskoeffizienten; aber Salmiaklösung und Chlorlithiumlösung haben einen etwas größern, und sehr bedeutend ist er bei Metallen, Salzen und andern Körpern bei deren Schmelztemperatur. Die Kapillarattraktion erklärt das Aufsteigen von Flüssigkeit in porösen Körpern (Ackererde, Mauern, Schwämmen, Papier, Tüchern, Dochten 2c.).

Kapillation (lat.), haarfeiner Spalt.

Kapillitium (lat.), das wollige Haargeflecht, welches bei den Bauchpilzen das Sporenpulver der Fruchtkörper durchsetzt (s. Pilze).

Kapitāl, ein erst seit dem Mittelalter in der deutschen Sprache eingebürgertes Wort, unter welchem man eine zum Ausleihen bestimmte, eine Einnahme von Zinsen versprechende Geldsumme verstand (capitale, caput pecuniae als Übersetzung des griechischen Wortes κεφάλαιον, früher im Deutschen »Hauptgeld«; als Gegensatz hierzu: τόκος, »das Geborne«, usurae, »die Zinsen«). Der Sprachgebrauch hält an dieser Auffassung noch vielfach fest und betrachtet die Begriffe K., **Geldkapital**, **Leihkapital** als gleichbedeutend.

Man nennt einen **Kapitalisten** denjenigen, dessen Einnahmen ganz oder überwiegend aus Zinsen bestehen. Unter **Kapitalisierung** versteht man die Umrechnung von Renten, welche in verschiedenen Zeitpunkten eingehen, in eine auf einmal fällige Summe (Diskontierung von zeitlich begrenzten oder von ewigen Renten). Doch kapitalisiert man auf diese Weise nicht allein Leihzinsen und feste Geldrenten, sondern auch Erträge von Grund und Boden, Häusern 2c. Die durch die Rechnung gefundene Summe stellt dann die Kapitalgröße dar, zu welcher der die Rente abwerfende Gegenstand zu veranschlagen ist. Auch wendet man den Ausdruck Kapitalisierung (oder **Kapitalisation**) oft dann an, wenn eine Geldsumme erspart und durch zinsbare Anlegung nutzbar gemacht wird. Und infolge davon, daß im Geld als Preismaßstab alle Vermögensgegenstände wirtschaftlich beziffert werden, hat man sich auch daran gewöhnt, die Begriffe Geld und K. als einander schlechthin deckend zu betrachten. In der Nationalökonomie ist es üblich geworden, unter Kapitalien, als Gegensatz zur Arbeit, alle preiswürdigen Güter zu bezeichnen, welche als Hilfsmittel des Wirtschaftsbetriebs dienen. In diesem Sinn wären Roh- und Hilfsstoffe, Werkzeuge, Geräte, Maschinen 2c. Kapitalien und zwar nur, wenn sie wirklich produktiv verwertet werden. Über die Frage des Kapitalseins würde dann teils die Beschaffenheit des Gegenstandes (als Genußmittel sind manche Dinge überhaupt nicht zu benutzen, wie z. B. Guano, oder sie lassen nur eine unvernünftige, unwirtschaftliche Verwertung zu), teils auch der Wille des Besitzers (der Ochs kann als Zugtier verwendet, aber auch verzehrt werden) entscheiden. In erweiterter Bedeutung nennt man auch Kapitalien alle Güter, welche einer produktiven Anwendung fähig sind, und spricht insofern von totem, brach liegendem K., von der Kapitalverzehrung 2c. Die meisten Kapitalgegenstände sind unter Mitwirkung menschlicher Arbeit entstanden. Man hat deshalb auch, indem man gleichzeitig die Kapitalgröße durch die auf die Erzeugung verwendete Arbeit bemessen wissen wollte, das K. schlechthin »angesammelte Arbeit« genannt. Doch ist die Gesamtheit der Arbeitsleistungen, aus welchen ein Gut hervorgeht, keineswegs immer gleich der Summe, zu welcher wir letzteres beziffern. Auch können ohne menschliche Hilfe entstandene Naturobjekte als wertvolle Kapitalien Verwendung finden, wie z. B. Holz, landwirtschaftliches Gelände. Nach der erwähnten Auffassung ist auch Geld als K. zu betrachten und zwar sowohl von privatwirtschaftlichem (Erwerbs-, Zahlmittel) als auch von volkswirtschaftlichem Standpunkt aus indem dasselbe für Erhaltung des Tauschgetriebes und des ganzes Ganges der gesamten Produktion unentbehrlich ist. Oft spricht man auch vom Kapitalwert des Menschen, indem man darunter die Summe seiner Erziehungs- und Bildungskosten begreift; doch ist der Ausdruck unzutreffend, weil die Kapitalien nicht immer nach ihren Herstellungskosten bemessen werden. Allerdings kann je nach Sitte und Recht auch der Mensch als Sklave und Handelsartikel den sachlichen Mitteln des Wirtschaftsbetriebes ganz gleichgestellt sein; doch sind für unsre heutigen Anschauungen und Rechtszustände die Begriffe Mensch und Arbeiter auf der einen, Maschine und Arbeitsvieh auf der andern Seite voneinander streng gesondert zu halten.

In der Nationalökonomie spricht man von fixem und beweglichem, gebundenem und flüssigem, stehendem und umlaufendem, Anlage- und Betriebskapital, Begriffe, die sehr verschieden definiert werden:

1) *Stehendes und umlaufendes K.* Zu ersterm gehören nach A. Smith die Dinge, welche ihrem Besitzer, ohne ihn zu verlassen oder in andre Hände zu geraten, ein Einkommen abwerfen; das umlaufende K. aber wirkt erst dadurch für ihn werbend, daß er es weggibt. Hierher würden alle zum Verkauf bereiten Produkte, so auch Maschinen, gehören. Der Typus des umlaufenden Kapitals ist das Geld, indem es vorzüglich dadurch, daß es von Hand zu Hand geht, seinen Zweck erfüllt.

2) *Flüssiges und gebundenes K.* Ersteres (insbesondere das Geld) steht seinem ganzen Betrag nach zur freien Verfügung, letzteres ist nicht beliebig verwendbar und zwar entweder anderweit überhaupt nicht oder nur mit Verlust. Die Bindung kann bedingt sein durch Rechtsverhältnisse oder auch durch die Form des Kapitals (Immobilisierung, Fixierung, in der Umwandlung begriffenes Produkt); Grad und Dauer derselben sind von großer Bedeutung für den Erfolg der Unternehmung, deren Hauptkunst darin besteht, die Verflüssigung und Bindung am rechten Ort, zur rechten Zeit und in richtiger Menge zu bewirken. Die privatwirtschaftliche Verflüssigung (Umsatz in Geld durch Verkauf) ist nicht immer der volkswirtschaftlichen (Ersetzung des Aufwandes bei der Ernte) gleichbedeutend.

3) *Fixes und bewegliches K.* Viele Güter werden bei einmaliger Verwendung zur Produktion vollständig aufgebraucht, indem sie entweder, wie die Rohstoffe, in andre verwertbare Formen umgewandelt werden (Flachs, Garn, Leinwand, Hemden, Lumpen, Papier, Zierat), oder indem sie, wie die Hilfsstoffe, ganz oder teilweise unnutzbare Formen annehmen (Steinkohlen und Holz, gasförmige Substanzen und Aschenrückstände beim Verbrennen). Dieselben sind nach Hermann bewegliche Kapitalien. Andre werden nicht verbraucht, sondern gebraucht, sie lassen sich zu mehreren Produktionen verwenden und heißen fixe Kapitalien (absolut fix nur der Boden als Standort). Diese Unterscheidung ist zunächst von Bedeutung für die Kostenrechnung. Das bewegliche K. ist seinem ganzen Betrag nach mit Einschluß der Zinsen, berechnet für die Dauer der Produktion bis zur Feilstellung des Produkts, im Preis des letztern zu ersetzen. Vom fixen K. sind nur Zinsen und Abnutzung unter die Kosten zu stellen. Infolgedessen kann die privat- oder auch volkswirtschaftliche Umwandlung von beweglichem K. in fixes von Wichtigkeit für die Rentabilität werden. Sie bedeutet die Ersetzung vieler kleiner Ausgaben durch eine einmalige größere. Dazu ist das fixe K. oft weit leistungsfähiger und gibt zu vielen Ersparungen Veranlassung. Insofern sind wirtschaftliche Fixierungen ein gewaltiger Hebel für den Fortschritt. Nur durch solche (wie Schaffung von Wegen, Bahnen, Häfen, Bau von Schiffen, Fabriken, Maschinen) wird es möglich, unsre Aufwandsfähigkeit zu steigern, während man ohne fixes K. nur von Hand zu Mund lebt. Insbesondere sind es die Maschinen und unter diesen vorzüglich diejenigen, bei welchen Kohle und Eisen verbunden wirken, durch welche der Mensch ungeheure Erfolge erzielt hat. Dieselben liefern bessere Erzeugnisse von größerer Gleichmäßigkeit, Genauigkeit, Feinheit als die Handarbeit, oder sie verrichten Dienste, welche für Auge und Hand viel zu groß oder zu klein und ohne Maschine ganz unmöglich wären. Außerdem gestatten sie große Ersparungen an Arbeit und K. Zu diesen Vorteilen kommen noch andre hinzu, welche die Einführung von Maschinen zumal in Zeiten begünstigten, in welchen das Verhältnis zwischen Unternehmer und Arbeiter durch Streitigkeiten und absichtliche Arbeitsunterbrechungen getrübt wurde. Die Maschine, welche nie müde wird, ist ein willfähriges Instrument; der Unternehmer, welcher durch dieselbe Arbeiter ersetzt, ist infolgedessen weniger durch die Gefahren der Kontraktbrüche und der Arbeitseinstellung bedroht und leichter im stande, etwanigen Lieferungsbedingungen vollständig nachzukommen. Nicht jede Fixierung ist übrigens volkswirtschaftlich nützlich oder gleich vorteilhaft für alle Klassen und Glieder der Gesellschaft. Das in verfehlte große Anlagen gesteckte K. ist meist vollständig verloren, dann ist jede größere Fixierung mit wirtschaftlichen Verschiebungen verknüpft, indem Kapital- und Arbeitsübertragungen, Änderungen in der Nachfrage &c. an der einen Stelle Einnahmeerhöhungen, an der andern dagegen wirtschaftliche Schwierigkeiten, größere Kosten und Einnahmeminderungen hervorrufen. Häufig werden auch Arbeitskräfte, wenn auch nur vorübergehend, entbehrlich gemacht, und es wird so die Erhöhung des allgemeinen Wohlstandes nicht ohne Opfer für einzelne Personen und Klassen erkauft.

4) *Anlage- und Betriebskapital.* Unter dem Anlagekapital versteht man die Gesamtheit derjenigen Güter, welche zur Herstellung einer gewerblichen Anlage (im weitesten Sinn) erforderlich oder in einer solchen dauernd enthalten sind, also Grund und Boden, Gebäude, Dampfkessel, Maschinen &c. Den Gegensatz zu demselben bildet das Betriebskapital. Dasselbe wird oft als gleichbedeutend mit dem beweglichen K. aufgefaßt. Im Geschäftsleben wird als Betriebskapital die Summe Geldes, bez. geldwerter Forderungen betrachtet, welche für dauernde Unterhaltung des Geschäfts durchschnittlich verfügbar sein muß. Ebenso werden im Finanzwesen als Betriebskapital diejenigen flüssigen Hilfsmittel für die Bestreitung des Staatsaufwandes bezeichnet, welche vorhanden sein müssen, um den Bedürfnissen bis zum regelmäßigen Eingang der Einnahmen gerecht werden zu können, welche für die einzelnen Zweige der Staatsverwaltung mit bestimmten Beträgen in das Ausgabebudget eingestellt zu werden pflegen und im Einnahmebudget durch die vorhandenen oder angenommenen Kassenbestände beglichen werden.

Scharf zu unterscheiden von der oben erwähnten, in der Volkswirtschaftslehre üblichen Auffassung des Begriffs K. ist die des *Kapitals im historisch-rechtlichen Sinn oder als Kapitalbesitz*, welcher als Stamm ökonomischer Machtmittel seinem Inhaber, auch wenn derselbe sich nicht an der Güterproduktion beteiligt, Anteile an dem Gesamteinkommen in Form von Zinsen und Renten (*Kapitalgewinn*) sichert und zwar auf Grund der sogen. *kapitalistischen Produktionsweise*, d. h. derjenigen, bei welcher Unternehmer, Grundbesitzer und Geldverleiher den Lohnarbeitern gegenüberstehen. Diesen Begriff haben die Sozialisten im Auge, wenn sie vom Gegensatz zwischen K. und Arbeit und von einer Beseitigung des Kapitals sprechen. Sie wollen die heutige kapitalistische Einrichtung der Gesellschaft (*Kapitalismus, Kapitalherrschaft*) durch eine sozialistische (s. *Sozialismus*) ersetzen. Dagegen fassen andre, wenn sie von Klassengegensätzen sprechen, den Begriff K. wieder in einem engern Sinn auf. Die Kapitalherrschaft ist ihnen gleichbedeutend mit einer wirklichen oder vermeintlichen Beherrschung des staat-

lichen und gesellschaftlichen Lebens durch die Besitzer von Leihkapital (Schuldtitel mit Einschluß der Aktien), überhaupt durch Kapitalisten im engern Sinn, im Gegensatz zu den Interessen des Grundbesitzes und des kleinen Handels- und Gewerbestandes. Der Verwechselung der Begriffe Kapitalbesitz und Kapitalobjekt sind viele Mißverständnisse, zumal hinsichtlich der Entstehungsweise des Kapitals, entsprungen. Das gesamte volkswirtschaftliche K. als Summe aller Hilfsmittel der Produktion kann sich nur bilden und vermehren auf dem Weg der Erzeugung und zwar solcher Güter, welche als Kapitalien ihre Verwendung finden. Eine solche Kapitalisierung schließt den Begriff des Sparens auch vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus in sich. Denn es wird der Produktion eine solche Richtung gegeben, daß im ganzen weniger Genußmittel erzeugt und weniger persönliche Dienstleistungen während der Kapitalbildung verrichtet werden, als ohne die letztere möglich sein würde. Der Kapitalbesitz, insbesondere der private Kapitalbesitz, kann sich vergrößern durch produktive Thätigkeit seines Inhabers, ebenso aber auch ohne eine solche durch günstige Gestaltung der Konjunkturen. Die private Kapitalisierung erfolgt entweder durch Fixierung oder durch Umwandlung in Geld und bei genügend entwickeltem Kreditsystem in zinstragende Forderungsrechte. Sie ist im letztern Fall nicht immer einer Mehrung des volkswirtschaftlichen Kapitals gleichbedeutend, sondern nur wenn der Schuldner die ihm überlieferten ökonomischen Machtmittel wirtschaftlich als K. verwendet. Dies ist, da heute der Produktivkredit den Konsumtivkredit überwiegt, meist der Fall. Insofern kann man sagen, daß die genannte Art der Kapitalisierung nicht allein die Wirkung privaten Sparens ist, indem auf Genüsse, die augenblicklich hätten erzielt werden können, zu gunsten eines zukünftigen Konsums oder auch im Interesse einer Erhöhung der ökonomischen Machtstellung verzichtet wurde, sondern daß sie auch eine Vergrößerung des volkswirtschaftlichen Kapitals zur Folge hat. Aus diesem Grund ist die K. bildende Ersparung von großer Wichtigkeit für den Einzelnen wie auch für die Gesamtheit. Der Trieb zum Sparen ist bedingt durch die Möglichkeit einer vorteilhaften Anlegung des Ersparten (Kassen, gesunder Kredit), durch die Gewißheit, seinen Zweck zu erreichen (Rechtssicherheit), durch die Notwendigkeit, späterer Not vorzubeugen (Familie), durch den Stand der intellektuellen und moralischen Bildung, Volkscharakter, Sitte, religiöse Anschauungen, Familiensinn, Verantwortlichkeitsgefühl ꝛc. Vgl. Umpfenbach, Das K. in seiner Kulturbedeutung (Würzb. 1879).

Kapitäl (Kapital, lat. capitellum, »Köpfchen«), der oberste Teil einer Säule, der Säulenkopf oder Säulenknauf, welcher aus statischen Gründen etwas über den Säulenschaft vorspringt und im ästhetischen Sinn außer der Scheidung des Kopfes vom Schafte der Säule die Funktion der Vermittelung der letztern mit dem von der Säule getragenen Gebälk oder Gewölbe hat und je nach dem Stil, welchem die Säule angehört, verschieden ausgebildet ist (s. Säule, mit Tafel »Säulenordnungen«, und Baustil). — In der Buchbinderei heißt K. der mit Seide oder Zwirn

Kapitale (franz. capitale, »Hauptlinie«), in der Befestigungskunst die gerade Linie, welche einen ausspringenden Winkel halbiert. Da der Raum im Vorterrain, vor einem ausspringenden Winkel am schwächsten verteidigt ist, geht man beim Angriff gegen ein Festungswerk meist auf der K. vor (s. Festungskrieg).

Kapitalgewinn, im allgemeinen der Gewinn, welcher aus einem Kapital (s. d.) durch Verleihung in Form von Zinsen (s. d.) oder bei eigner Verwendung gezogen wird. Im letztern Fall wäre er erst von andern Beträgen abzuscheiden, indem vom Gesamtertrag die Kosten und auch diejenigen Summen in Abzug kommen, welche der persönlichen Arbeit des Unternehmers gutzuschreiben sind. Als reiner K. ist im Gegensatz zum Unternehmergewinn (s. d.) die Summe zu betrachten, welche lediglich auf Grund des Kapitalbesitzes bei Verwendung fremder Kräfte gezogen wird (z. B. Dividenden der Aktien). Die Leihzinsen umfassen nicht immer den vollen K., da der Entleiher mit Hilfe der geliehenen Summen noch einen höhern Gewinn als den schuldigen Zins erzielen kann.

Kapitalisierung, Kapitalist, s. Kapital.

Kapitalkonto, in der Buchhaltung dasjenige Konto, welches das Geschäftsvermögen, bez. den Inhaber des Geschäfts darstellt; vgl. Buchhaltung, S. 565.

Kapitalrente, die Rente, welche ein Kapital, insbesondere ein Geldkapital, abwirft, demnach auch s. v. w. Kapitalzins; vgl. Kapital und Zins.

Kapitalrentensteuer (Zinsrentensteuer), eine Steuer, welche das aus Leihkapitalien fließende Einkommen trifft. Dieselbe bildet, wie in Baden, Bayern, ein Glied des Ertragssteuersystems oder, wie in England, einen Zweig der Einkommensteuer. Als besondere Steuerart ist sie grundsätzlich überall da gerechtfertigt, wo die Erträge andrer Einkommenquellen besteuert werden, ohne daß dabei die Zinsen aus Leihkapitalien genügend mit erfaßt werden. Bei unsrer heutigen Kreditentwickelung verspricht die K. auch große Erträge. Allerdings leidet sie an dem Übelstand, daß viele Steuerobjekte schwer nachzuweisen sind. Dies gilt selbst von bekannten Schulden von Gesellschaften, Gemeinden, des Staats, wenn die Zinsen nicht bei dem Schuldner, sondern bei dem Gläubiger erfaßt werden sollen. In diesem Fall muß man sich auf Anzeigepflicht des Gläubigers und dessen Steuererklärung verlassen, die insbesondere bei etwanigem Erbgang zu kontrollieren wäre. Ferner bereiten die Beziehungen zwischen Ertragssteuern und K. Schwierigkeiten. Trifft man durch jene den gesamten Reinertrag, indem man dem Schuldner überläßt, dem Gläubiger die ihn treffenden Steuern bei der Zinszahlung in Abzug zu bringen, so müßten die betreffenden Steuerobjekte bei der K. außer Betracht bleiben. In Ländern, wo eine allgemeine Einkommensteuer besteht (Preußen), würde die K. ebenso wie die Lohnsteuer als Doppelbesteuerung empfunden, und man verzichtet deshalb auf ihre Aufnahme unter die Ertragssteuern, was freilich wieder viele Steuerungleichheiten zur Folge hat.

Kapitalsteuer. Unter derselben läßt sich sowohl eine partielle Vermögenssteuer (s. d.), d. h. eine solche verstehen, welche den werbenden Teil des Vermögens

Kapitalverbrechen (Capitale crimen), bei den Römern ein Verbrechen, welches die äußerste Minderung der Rechtsfähigkeit (capnt) nach sich zog; heutzutage s. v. w. schweres Verbrechen.

Kapitalverschuldung, bei Immobilien die moderne Form der hypothekarischen Verschuldung im Gegensatz zur alten Rentenverschuldung, bei welcher das Kapital nicht gekündigt werden konnte.

Kapitalversicherung, eine Form der Lebensversicherung, bei welcher ein Kapital (im Gegensatz zur Rente) zur Auszahlung kommt.

Kapitalzins, die Summe, welche ein verliehenes Geldkapital abwirft; s. Zins.

Kapitän (franz. Capitaine, ital. Capitano, span. Capitan), Chargenbezeichnung im Landheer, jetzt veraltet, s. v. w. Hauptmann. In Spanien ist Generalkapitän der Titel des Militärgouverneurs einer Provinz. Auch Anführer regelloser und abenteuernder Banden legen sich den Titel K. bei. Der Capitano (s. d.) der Italiener ist sogar Theaterfigur geworden. In der Handelsflotte der Führer eines Schiffs, der »Schiffer«. In der Kriegsmarine bezeichnet K. bestimmte Grade der Seeoffiziere, in Deutschland z. B. K. zur See, dem Obersten der Armee entsprechend, ferner Korvettenkapitän (Major), Kapitänleutnant (Hauptmann). Österreich hat Linienschiffs-, Fregatten- und Korvettenkapitäne; England und Nordamerika: Captains u. Commanders; Frankreich: Capitaines de vaisseau und Capitaines de frégate; Italien: Capitani di vascello und Capitani di fregata; Spanien: Capitanes de navio und Capitanes de fregata; Rußland hat Kapitäne erster und zweiter Klasse. In Häfen haben häufig die sogen. Hafenmeister (s. d.) den Titel Hafenkapitän.

Kapitation (lat.), s. Capitatio.

Kapitel (lat. capitulum, Diminutiv von caput, »Kopf«), ein Hauptstück, besonders die Inhaltsverzeichnisse oder Summarien, welche man den einzelnen Abschnitten, in die man Schriften zum Behuf des bequemern Nachschlagens einteilte (gleichsam als die Köpfe derselben), vorzuschreiben pflegte, dann diese Abschnitte oder Abteilungen selbst. Die Einteilung der Bücher in K. ist eine neuere Erfindung. Die Alten kannten nur eine in Bücher (libri), d. h. in verschiedene Rollen. Zuerst ward die Bibel in K. eingeteilt; die jetzige Einteilung wird auf den Kardinal Hugo de St.-Caro im 13. Jahrh. zurückgeführt. Auf die Profanschriftsteller soll diese Einteilungsart Reuchlins Lehrer Johannes de Lapide zu Ende des 15. Jahrh. übertragen haben und zwar zuerst auf Theophrast und Gellius. — In Klöstern heißt K. der Saal, wo den Mönchen früher täglich ein Abschnitt (K.) ihrer Regel vorgelesen, später aber jede wichtigere Klosterangelegenheit, z. B. die Wahl eines Abtes u. dgl., verhandelt ward, daher bei Mönchsorden und geistlichen Ritterorden solche Versammlungen selbst K. (Ordenskapitel) heißen. Es waren entweder Generalkapitel, wobei der ganze Orden durch Deputierte, oder Provinzialkapitel, bei denen die Deputierten der Provinz eines Ordens zur Beratung zusammenkamen, oder endlich Kloster- und Hauskapitel, wozu bloß die Kapitularen oder Konventualen, d. h. die stimmfähigen Mitglieder des Klosters, sich versammelten, um spezielle Angelegenheiten desselben zu erörtern. K. (Domkapitel) heißt das Kollegium der Kanoniker (Kapitularen, Stifts- oder Domherren) an einer bischöflichen oder erzbischöflichen Kirche, welches sich in der Regel aus einem Propst, Dechanten (Dekan), Scholastikus, Kantor, Kustos und noch einer Anzahl Domherren zusammensetzt und, wie ein Presbyterium oder Senat, dem Bischof beratend zur Seite steht, bei Erledigung des bischöflichen Stuhls durch den Tod des Bischofs oder bei sonstiger Sedisvakanz die auf die interimistische Verwaltung der Diözese bezügliche Jurisdiktion ausübt oder durch einen Kapitelsvikar ausüben läßt, den neuen Bischof wählt &c. und das Hoch- oder Domstift (s. Stift) bildet. K. heißen oder hießen ferner die Logen der höhern Grade der Freimaurerei; früher führten auch Versammlungen bei andern Gesellschaften, die eine Zunft ausmachten, z. B. der Tuchscherer &c., diesen Namen.

Kapitōl (lat. Capitolium), die Burg des alten Rom und als solche sowie als Stätte des römischen Nationalheiligtums, des gemeinsamen Tempels des Jupiter, der Juno und der Minerva, der religiös-politische Mittelpunkt des römischen Reichs, lag auf dem kapitolinischen Hügel (Mons Capitolinus), der sich aus der an seinem Ostfuß liegenden Niederung des Forums zu 46 m Höhe ü. M. erhebt und durch eine ähnliche Senkung von dem südöstlich liegenden palatinischen Hügel getrennt wird. Dieser kleinste der sieben Hügel Roms (sein Umfang beträgt 1000 m) bildet in seinem Zug von SW. nach NO. drei Abteilungen: den südwestlichen Gipfel mit dem Palast Caffarelli (jetzt deutsche Botschaft), den nordöstlichen höhern mit der Kirche Santa Maria in Araceli und die beide trennende Vertiefung mit den Museen. In dieser Vertiefung (intermontium) hatte Vejovis (der jugendliche Jupiter) zwischen zwei Hainen ein (angeblich von Romulus gegründetes) Heiligtum, das als Zufluchtsstätte für flüchtige Verbrecher galt. Als Sitz der höchsten Staatsgötter erhielt der Berg den Namen Mons Capitolinus oder Hauptberg. Der nur auf der Südostseite nach dem Forum zu durch einen fahrbaren Weg (Clivus Capitolinus) zugängliche, sonst überall steil abfallende Berg wurde der Sage nach bereits durch Servius Tullius mit einem Mauerring umgeben, von dessen Unterbauten an der Nordwestseite noch Überbleibsel gefunden wurden. Aber erst die Tarquinier erhoben den Berg durch den Tempelbau zu seiner staatlichen Bedeutung als idealen Hauptes der Siebenhügelstadt. Unter Tarquinius Priscus begonnen, wurde der Bau nach Vertreibung des Tarquinius Superbus 506 vollendet; die Bauleute waren Etrusker, doch trug der Tempel in mehrfacher Hinsicht ein griechisches Gepräge. Daß derselbe an Stelle des Palastes Caffarelli und nicht, wie vielfach behauptet wurde, an Stelle der Kirche von Araceli gestanden hat, ist durch die 1867, 1875 und 1876 unter Leitung von Jordan und Lanciani angestellten Ausgrabungen endgültig erwiesen worden. Noch ragen die Quadermauern aus Tuff gegen 5 m hoch aus der Tiefe des Felsbodens empor, auch sind sicher dem Tempel angehörige Architekturfragmente aus Marmor gefunden worden. Der Tempel hatte einen Umfang von 250 m (die Langseiten maßen 74, die Schmalseiten 51 m), die Vorhalle hatte dreimal sechs Säulen, welche etruskisch weit (9,2 m von Zentrum zu Zentrum) voneinander abstanden; zu ihr führte eine Freitreppe, vor welcher der Opferaltar stand. Der umgebende Tempelhof (Area Capitolina), in dem sich zahlreiche Heiligtümer (darunter das des Jupiter tonans) und Denkmäler befanden, und in dem auch die jährlichen Feste beim Amtsantritt der Konsuln gefeiert wurden, war mit einer Mauer umgeben. Außerhalb der Mauer an der Südseite des Hügels lag der Tarpejische Fels, von welchem in älterer Zeit die Staatsverbrecher hinabgestürzt wurden, der aber infolge zahlreicher Erdrutsche nicht mehr nachweisbar

ist. Lag der Tempel auf dem südwestlichen, 43,5 m hohen Gipfel des Doppelhügels, so war auf dem nordöstlichen, 46 m hohen die Burg (Arx) errichtet; 344 v. Chr. wurde hier ein Tempel der Juno Moneta erbaut, mit dem später auch das Münzamt verbunden wurde. Nach dem Forum zu war der Platz begrenzt durch das großartige Tabularium mit dem Staatsarchiv, von Quintus Lutatius Catulus 78 v. Chr. errichtet, dessen Unterbau aus Peperinquadern in das Untergeschoß des jetzigen Senatorenpalastes verbaut ist; von hier führte der Clivus Capitolinus zum Forum hinab. Der Tempel wurde wiederholt durch Feuer zerstört, aber immer wieder und unter Beibehaltung des alten Grundplans, jedoch in größerer Höhe und mit prächtigerer Ausstattung aufgebaut, so 69 v. Chr. durch Lutatius Catulus, 70 n. Chr. durch Vespasian und zehn Jahre später durch Domitian, welcher die gewaltigen Säulen von pentelischem Marmor anordnete. Im frühen Mittelalter verscholl der Tempel; damals trug der kapitolinische Hügel nur ein monumentales Gebäude, die Kirche Santa Maria in Araceli, auf dem nordöstlichen Gipfel. Mit dem Erwachen des städtischen Freiheitsgeistes wurde das K. wieder politisches Zentrum der Stadt; über den Trümmern des Tabulariums erhob sich im 13. Jahrh. der Senatorenpalast, 1348 wurde die große Treppe von Araceli angelegt. — Die jetzige Gestalt des Kapitols beruht auf den Plänen Michelangelos, den Papst Paul III. mit einer würdigen Ausschmückung der alten Nationalstätte betraute, der selbst aber nur die herrliche Doppeltreppe vor dem Senatorenpalast ausführen konnte. Auf der früher schroff abfallenden Nordwestseite des Hügels führt seitdem von der modernen Stadt her (neben der Treppe von Araceli) eine breite Rampe, an deren Fuß zwei altägyptische Löwen (s. Tafel »Bildhauerkunst I«, Fig. 5) aus Basalt ruhen, hinauf zur Piazza di Campidoglio, die im wesentlichen das alte, nur etwas erhöhte Intermontium einnimmt. Am obern Ende der Rampe stehen auf kräftigen Piedestalen die antiken Statuen von Kastor und Pollux mit ihren Pferden, während die Mitte des Platzes die schöne, einst ganz vergoldete bronzene Reiterstatue des Kaisers Mark Aurel einnimmt. Im Hintergrund erhebt sich der Senatorenpalast mit der erwähnten Freitreppe, schöner Brunnenanlage und viereckigem Turm, rechts der Konservatorenpalast (mit einer ausgezeichneten Sammlung antiker Bronzen, Marmorstatuen, Reliefs, einer etruskischen Sammlung, Büsten berühmter Männer, einer Gemäldesammlung), gegenüber das berühmte Museo Capitolino, das eine ausgezeichnete Sammlung von Antiken, eine Schöpfung der Päpste, enthält. Vgl. Jordan, Kapitol, Forum und Sacra Via (Berl. 1881); Righetti, Descrizione del Campidoglio (Rom 1835–50, mit 390 Tafeln).

Nach dem Vorbild des Kapitols in Rom besaßen übrigens auch andre Städte des römischen Reichs Kapitole als munizipale und religiöse Zentren, z. B. Verona, Benevent, Cirta und Lambäsis in Numidien, Besançon ꝛc. (vgl. Kuhfeldt, De capitoliis imperii romani, Berl. 1883), wie denn auch der Palast des Vereinigte Staaten-Kongresses in Washington den Namen K. führt.

Kapitolinische Hochzeit, antike marmorne Einfassung eines Brunnens im kapitolinischen Museum zu Rom (im 18. Jahrh. vor der Porta del Popolo ge-

Kapitolinische Wölfin, antike, wahrscheinlich von etruskischen Künstlern ausgeführte Bronzefigur einer Wölfin mit den (in späterer Zeit hinzugefügten) saugenden Zwillingen Romulus und Remus. Niebuhr hält sie für das von den Ädilen Gnäus und Quintus Ogulnius 296 v. Chr. am Ficus ruminalis errichtete Monument (Liv., X, 23); sie wurde im 15. Jahrh. am Palatin gefunden und befindet sich jetzt im Konservatorenpalast auf dem Kapitol in Rom.

Kapitulant, s. Kapitulation.

Kapitulantenschulen, durch Kabinettsorder vom 2. Nov. 1877 errichtete Schulen bei den Truppenteilen, die von sämtlichen Unteroffizieren besucht werden müssen, zu denen aber nur diejenigen Mannschaften kommandiert werden dürfen, die sich zum Weiterdienen verpflichten, also kapitulieren (s. Kapitulation). In ihnen werden zwei Stufen gebildet: durch den Unterricht in der ersten sollen die Kapitulanten die zur Erfüllung ihrer militärischen Dienstpflicht erforderlichen Schulkenntnisse erhalten; in der zweiten Stufe sollen sie die allgemeine Schulbildung erlangen, die von den Feldwebeln gefordert werden muß, und deren sie bedürfen, um die den versorgungsberechtigten Militärpersonen vorbehaltenen Zivilstellen ausfüllen zu können. Der Unterricht wird von Offizieren des Regiments (ausnahmsweise von befähigten Unteroffizieren) und von Zivillehrern erteilt; Schulzeit ist vom 1. Okt. bis 1. April. Wenn das ganze Regiment in Einer Garnison steht, wird für dasselbe nur Eine Kapitulantenschule eingerichtet. Es können aber auch verschiedene Truppenteile, selbst verschiedene Waffen, einer Garnison gemeinschaftlich eine Schule einrichten. Bei der Artillerie, den Pionieren und dem Eisenbahnregiment dürfen noch weitere der Waffe entsprechende Unterrichtsgegenstände zu den obigen hinzutreten. Vgl. v. Wedell, Leitfaden für den Unterricht auf der Kapitulantenschule (6. Aufl., Berl. 1885).

Kapitulär (Domkapitular), s. Kapitel.

Kapitularien, s. Capitularia.

Kapitulation (neulat.), 1) Vertrag, namentlich eine in verschiedene Abschnitte (Kapitel) eingeteilte völkerrechtliche Abmachung; insbesondere ein Vertrag zwischen zwei kriegführenden Korps wegen Einstellung des Kampfes. Fehlt es der Besatzung eines festen Platzes an Munition oder an Lebensmitteln, so ist die K. selbstverständlich. Ob es Zeit zur K. ist, wenn die Kontreskarpe in Feindeshand oder die Bresche gangbar ist, läßt sich gesetzlich nicht vorausbestimmen, hängt vielmehr von mancherlei Nebenumständen, vor allem von der Energie des Kommandanten, ab, ebenso wie die Bestimmung des Zeitpunktes für den dehnbaren Begriff, wann ein weiterer Widerstand nutzlos ist. Will der Kommandant wegen der K. unterhandeln, so gibt er dies dem Angreifer gewöhnlich durch Aufziehen einer weißen Fahne zu erkennen und entsendet Parlamentäre zur Unterhandlung über die Kapitulationsbedingungen. Die Unterzeichnung der K. selbst geschieht durch die beiderseitigen Oberbefehlshaber. Die Bedingungen sind für die Besatzung im günstigsten Fall Abzug mit Waffen und militärischen Ehren in die Heimat, wie bei der K. von Belfort 1871, mit der Verpflichtung, eine bestimmte Zeit nicht gegen den Sieger zu dienen, auch unter Mitführung eines gewissen Teils der Waffen, Geschütze ꝛc., meist aber die, daß die Besatzung kriegsgefangen und alles Staats-


MOSSAMEDES
OVAMBOLAND
Kap Frio
DAMARALAND
HERERO LAND
Walfisch Bai
Omaruru
Umab Wüste
Kalahari
BRITISCH
BETSCHUANA
KORANNA LAND
GROSS NAMALAND
Angra Pequena (Lüderitz B.)
Lüderitz Land
ATLANTISCHER OZEAN
Orange Fl.
Kl. Namaland
Port Nolloth
GRIQUALAND WEST
KAPLAND
St Helena Bai
Tafel Bai
Kapstadt
Kap der Guten Hoffnung
K. Agulhas
SÜDWESTDEUTSCHLAND
im Maßstab der Hauptkarte
Pfalz
WÜRTTEMBG.
BAYERN
15
20
25
30



stitut in Leipzig.

Zum Artikel »Kapland«

ftungspläne ꝛc. an hierzu delegierte Offiziere statt. Kapitulationen von größern Truppenmassen oder Armeen im freien Feld kommen, wie leicht begreiflich, selten vor; besonders bekannte und historisch wichtige Fälle sind: die K. der Sachsen bei Pirna 16. Okt. 1757, die des preußischen Generals Fink bei Maxen 1759, die K. des Fürsten Hohenlohe bei Prenzlau 28. Okt. 1806, Blüchers bei Ratkau 7. Nov. 1806, Görgeis zu Világos 13. Aug. 1849. Die denkwürdigste K. aber ist die von Sedan 2. Sept. 1870, durch welche sich Napoleon III. mit einer Armee von 83,000 Mann, der Festung Sedan und allem Kriegsmaterial den Deutschen ergab. Daneben ist vornehmlich der K. von Metz 27. Okt. 1870 und der von Paris 28. Jan. 1871 zu gedenken.

2) K. oder **Dienstverpflichtung** heißt im deutschen Heer der Akt, durch welchen Soldaten bis zum Feldwebel aufwärts sich verpflichten, über die gesetzliche Dienstzeit hinaus weiterzudienen. Die K. erfolgt in der Regel auf ein Jahr. Nur Leute, welche Aussicht geben, brauchbare Unteroffiziere zu werden, dürfen, ausgenommen bei der Kavallerie, als **Kapitulanten** angenommen werden. Als Abzeichen tragen sie die Säbeltroddel der Unteroffiziere und eine schmale schwarzweiße Borte quer an dem untern Teil der Achselklappe. Eine gerichtliche Bestrafung mit Arrest von sechs Wochen Dauer macht die K. hinfällig. Nach dem zwölften Dienstjahr des Kapitulanten hört die jährliche Erneuerung der K. auf, derselbe kann dann nur mit seiner Zustimmung entlassen werden. — Ferner bezeichnet man mit Kapitulationen die völkerrechtlichen Verträge, welche in frühern Zeiten zwischen der Türkei und fremden Mächten abgeschlossen wurden und zumeist die Stellung der dort lebenden sogen. Franken betrafen. Der Ausdruck K. erklärt sich daraus, daß man ehedem mit der Türkei keinen eigentlichen Frieden, sondern nur Waffenstillstand abzuschließen pflegte. In neuerer Zeit bezeichnet man mit K. die zum Zweck des Rechtsschutzes der in Ägypten lebenden Fremden mit der dortigen Regierung getroffenen Vereinbarungen. Es bestehen jetzt dort drei internationale Gerichte erster Instanz in Alexandria, Kairo und Zagazig, ein Appellhof in Alexandria und ein periodisch zusammentretendes Schwurgericht. Die Richter sind teils Fremde, teils Eingeborne, die zwölf Geschwornen nur Fremde und zwar jedesmal zehn derselben von der Nationalität des Angeklagten. Die Jurisdiktion dieser Gerichte, welche regelmäßig nach der Gesetzgebung des Staats entscheiden, dem der Fremde angehört, erstreckt sich aber nicht nur auf die Fremden, sondern auch auf Streitigkeiten zwischen Einheimischen und Fremden. Vgl. »La réforme judiciaire en Égypte et les capitulations« (Alexandria 1874); Mikorios, Les cousuls en Orient et les tribunaux mixtes (Genf 1881). Endlich ist K. gleichbedeutend mit **Wahlkapitulation** (s. d.).

Kapitulieren (franz.), eine Kapitulation (s. d.) eingehen, sich ergeben (von Festungen ꝛc.); auch von Soldaten: nach absolvierter Dienstzeit weiterdienen (s. **Kapitulation** 2).

Kapivibalsam, s. v. w. Gurjunbalsam.

Kapkolonie, s. **Kapland**.

Kaplaken (holländ., auch **Primage**, **Primgeld**), eine bei Versendungen zur See außer der Fracht nach Prozenten von dieser bedungene Zahlung. Dieselbe kam ursprünglich dem Kapitän zu.

Kaplan (franz. Chapelain), ursprünglich der Geistliche, welcher einer Kapelle (s. d.) vorstand. Im fränkischen Reich hießen so auch die Sekretäre und Notare der Könige, weil sie anfangs den Gottesdienst in der Hofkapelle hielten. Der oberste dieser Geistlichen hieß **Archikaplan**. In England ist der K. ein Hausprediger, welcher zum Haushalt des Hofes, eines Bischofs, gewisser weltlicher Standespersonen oder hoher Beamten gehört, oder welcher in einer öffentlichen Anstalt, beim Heer oder in der Flotte angestellt ist.

Kapland (Kapkolonie, hierzu Karte »Südafrika«), brit. Kolonie, umfaßt den südlichsten Teil von Afrika und wird im W., S. und O. vom Meer, dem Atlantischen und Indischen Ozean, umgeben; Grenzländer im N. sind Lüderitzland, Groß-Namaqualand, das Gebiet der Betschuanen, Transvaal, die Oranjerepublik und Natal. Die Kapkolonie besteht aus folgenden im Lauf der Zeit erworbenen Ländern (s. unten):

	QKilom	QMeil.	Bevölkerung 1885	darunter Weiße
Kapkolonie. . . .	516855	9387	914000	328000
Dependenzen:				
Walfischbai . . .	1243	23	800	
Transkai	6565	119	119552	820
Tembuland . . .	10502	191	122638	8320
Ostgriqualand .	19373	352	96180	3066
Kapkolonie:	554538	10072	1253170	340186

In nicht politischem Zusammenhang mit der Kapkolonie stehen die angrenzenden direkt von der britischen Krone durch den Gouverneur der Kapkolonie verwalteten Protektorate:

	QKilom.	QMeil.	Einw.
Basutoland	26655	484	128176
Betschuanenland . .	477835	8678	478000
Pondoland	9324	169	150000

Vom Betschuanenland, das vom 20.° östl. L. bis zur Grenze von Transvaal und von der Nordgrenze der Kapkolonie bis zum 22.° südl. Br. reicht und zum größten Teil von der Kalahariwüste eingenommen wird, stehen indes nur 120,430 qkm (2187 QM.) unter britischer Verwaltung, der Rest ist reserviert.

[**Bodengestaltung und Gewässer.**] Die atlantische **Küste** ist meist niedrig und sandig, die vom Indischen Ozean bespülte dagegen ist felsig und steil kühn vom Meer auf. Die meisten Baien und Kusteneinschnitte sind ungenügend geschützt, nur die wenig besuchte Saldanhabai an der atlantischen Küste bietet Schiffen zu jeder Jahreszeit eine sichere Zuflucht. Hier sind noch zu nennen: Port Nolloth im N., der Endpunkt einer Eisenbahn von den Kupferminen von Namaqualand, die große, ganz offene St. Helenabai und die Tafelbai, der Hafen der Kapstadt, früher sehr übel berufen, jetzt aber durch großartige Hafendämme gesichert; dann folgen an der Südküste die durch die Halbinsel des Kaps der Guten Hoffnung gebildete Falsebai mit der wohlgeschützten Simonsbai, Station der britischen Marine, ferner Mosselbai, die Knysnamündung, die Algoabai mit Port Elizabeth, dem verkehrsreichsten Hafen der Kolonie, der aber ebenso wie Port Alfred und die Mündung des Buffalo, der Hafen von East London, erst durch kostspielige Arbeiten gesichert werden mußte.

Das K. steigt terrassenförmig vom Meer auf. Diese Terrassenbildung ist schon im Meer in der sogen. **Nadelbank** erkennbar, die vom Kap her bis Port Natal die Küste umsäumt. Auf dem Land erhebt sich die **erste Terrasse** in 60—300 m Meereshöhe in verschiedener Ausdehnung. Am breitesten (110 km) ist sie im NW.; südwärts nimmt ihre Breite ab, und um die Kapstadt beträgt sie kaum 15 km. Auf dem Südrand des Kaplandes erscheint die niedrige Küstenzone wieder, die namentlich an der Mossel- und Falsebai durch mehrere an die Küste tretende Gebirgsmassen unterbrochen wird, die hier als 60—900 m hohe Fels-

wände am Meer stehen. Ostwärts, bei Grahamstown, steigt der Küstenstrich bis zu 300 m an. Nördlich und östlich von dem niedrigen Küstenstrich erhebt sich mit mauerförmig ansteigenden Wänden bis zu 900 m absoluter Höhe eine zweite Terrasse, deren oberer Rand mit Höhenzügen besetzt ist, von denen die am Südrand die Großen Schwarzen Berge (Groote Zwarteberge) heißen. Von dem westlichen Beginn derselben zweigt sich ein langer Bergzug in östlicher Richtung ab, die Kleinen Schwarzen Berge (Kleene Zwarteberge). Durch diese Gebirge, welche stufenartig von S. nach N. aufsteigen und zum Teil pralle Wände darbieten, kann man nur mittels enger, schluchtenartiger Querthäler (Kloofs, »Klüfte«) gelangen. Die Ebene der zweiten Terrasse erstreckt sich nördlich von denselben in ca. 150 km Breite und 520–600 km Länge von W. gegen O., etwa in 900 m Meereshöhe, die jedoch im westlichen Teil bis 1500 m sich erhebt. Man nennt diese große Terrassenebene Karroo, was in der Hottentotensprache »hart« heißt; sie besteht aus rotem, eisenhaltigem Thon, der in der heißen und trocknen Jahreszeit so hart wie gebrannter Ziegelstein wird. Während der Regenzeit verändert sich aber die Karroo gewöhnlich sehr bald in ein schönes Blumen- und Grasmeer, voll von saftigen, alkalireichen Gewächsen, welches während dieser Zeit (etwa drei Monate) als vortreffliches Weideland benutzt wird. An den wenigen Punkten, wo die Terrassenebene beständig fließende Quellen hat, haben sich Oasen mit einer seßhaften ackerbauenden Bevölkerung gebildet. Die dritte Terrasse begrenzend, zieht sich nördlich von der Karroo eine Reihe von Tafelgebirgen hin, welche im wesentlichen von O. nach W. verlaufen. Es sind dies die Roggeveldberge (mit dem 1600 m hohen Komsberg), die Winterberge, die Schneeberge nördlich von Graaff-Reynet (mit dem 2600 m hohen Kompaßberg), an welche sich, nordöstlich verlaufend, die Zuur- und Stormberge anschließen. Die Oberfläche der dritten oder Garipterrasse besteht fast durchweg aus weiten Flächen, aus denen sich einzelne Bergreihen und zahlreiche isolierte Kuppen erheben. Wenige Flüsse nur beleben hin und wieder für wenige Monate im Jahr diese öden, wasserlosen und menschenleeren Distrikte. Was den geologischen Charakter des Kaplandes betrifft, so besteht im W. und in Namaqualand bis zum Olifantfluß im S. der Boden aus Gneis und Schiefer, die an vielen Stellen von neuern Bildungen überdeckt sind; im südlichen Teil dieser Region tritt der darunterliegende Granit zu Tage. Südlich vom Olifantfluß ist letzterer dagegen ganz bedeckt und wird nur an wenigen Stellen sichtbar. Die Kamiesberge bestehen fast nur aus Granit und Gneis. Der Gneis des Namaqualandes führt nicht selten Kupfer und andre Metalle. Die Grundlage des Tafelbergs und des Landes bis zum Olifantfluß bilden sehr geneigte Thonschieferschichten, welche auf Granit liegen, der sie häufig durchdrungen hat. Alle genannten Schichten nur Regenwasser und verschwinden in der trocknen Epoche, während sie in der nassen in der kürzesten Zeit zu einer enormen Höhe anschwellen. Der einzige perennierende und zugleich der bedeutendste Fluß des Kaplandes ist der Oranje oder Kai Garip. Er entsteht aus mehreren großen Quellströmen, die in Transvaal, der Oranjerepublik und dem Basutoland liegen. Nächst ihm ist der Große Fischfluß des östlichen Kaplandes zu nennen, der jedoch nicht perennierend ist. Zu den namhaftesten Küstenflüssen, die in der trocknen Jahreszeit meist versiegen, gehören im W. der Olifant und der Buffalo, im S. der Breedo, Gauritz, Gamtoos und Zondag, im O. der Große Kai und der Umzimkulu. Seen gibt es nicht, nur flache Pfuhle, Vleis, die, wo der Boden nicht salzig ist, im Sommer mit saftigem Grase sich bedecken. Auf den beiden innern Terrassen treten mit Kochsalz, Bittersalz und Schwefelwasserstoffgas geschwängerte kalte Quellen, zu Caledon und Uitenhage einige Thermen, teils schwefel-, eisen- und manganreiche, teils alkalische, zu Tage.

[Klima. Pflanzen- und Tierwelt.] Das Klima ist infolge der großen Ausdehnung und mannigfaltigen Konfiguration des Landes in den einzelnen Teilen sehr verschieden, im allgemeinen zeichnet es sich durch große Trockenheit und Gesundheit aus; in den niedrigen Strichen der Westküste sind indes Fieber nicht ungewöhnlich. Die Niederschläge sind im O. häufiger, nehmen aber, aufgehalten durch scharf absallende Höhenzüge, nach W. mehr und mehr ab. Das feuchtere Land bildet im S. und SW. einen schmalen Gürtel, der sich nach NO. immer mehr verbreitert. Das Innere ist überaus trocken, völlig dürr aber Namaqualand. Die durchschnittliche Jahrestemperatur ist in Kapstadt 13,47° R. (Sommer 16,97°, Winter 10,48° R.); im Innern sind die Unterschiede zwischen Sommer und Winter weit größer und überall der schnelle Wechsel der Tagestemperatur sehr bedeutend. Schnee tritt nur in hochgelegenen Gegenden auf, in Kapstadt hat man den Tafelberg nur einmal mit Schnee bedeckt gesehen. In den Hochländern ist die Wirkung der Schneestürme auf die organische Natur eine sehr feindliche. Gewitter treten in den Hochsteppen mit außerordentlicher Heftigkeit auf. Stürme, von NW. im Winter, von SO. im Sommer kommend, sind sehr häufig und nicht selten verheerend.

Die Vegetation des Kaplandes ist eine sehr artenreiche und in den hinlänglich mit Wasser versehenen Distrikten eine strotzende und kräftige. Wälder finden sich nur in den Küstengebieten, welche von den höher liegenden Ebenen des Innern mit reichlichem Wasser versorgt werden. Sie beginnen 300 km östlich vom Kap in den Outeniquabergen und ziehen von dort, günstigen Örtlichkeiten folgend, in den Georgedistrikt und von da in den Knysnadistrikt, wo sich von den Bergen bis zur Küste die Zitgikamma über 5000 qkm ausdehnt. Von da ab weiter östlich zeigen die den feuchten Seewinden ausgesetzten Bergabhänge, Fluß-

Wassern der Küstenflüsse von Britisch-Kaffraria und des Oranje; Rhinozeros und Giraffe sind längst über die Grenzen hinaus verscheucht worden, der Büffel schweift noch im Knysnawald und in den Dickichten des Großen Fischflusses umher, und das Zebra ist noch in den Bergen zu treffen, während Schakale, Wölfe, Hyänen, wilde Hunde und Affen sich noch immer behaupten. Gnu, Hartebeest und Springbock sind noch hier und da in Herden zu treffen, ebenso vereinzelt der Strauß, den man jetzt züchtet. Schlangen, darunter einige sehr giftige, sind zahlreich. Heuschrecken werden namentlich in den nördlichen und östlichen Distrikten oftmals zur empfindlichen Plage. Sehr reich an Fischen aller Art sind die das Land bespülenden Meere.

[**Bevölkerung, Erwerbszweige** 2c.] Die ursprüngliche Bevölkerung des Kaplandes, die Hottentoten, ist zuerst durch von O. her vordringende Kaffern, dann durch die europäische Einwanderung mehr und mehr verdrängt worden und bildet jetzt nur noch einen verhältnismäßig unbedeutenden Teil des Volkes. Die Europäer, ursprünglich Holländer, zu denen in der Folge Engländer und auch Deutsche kamen, führten Malaien und einige Neger ein, so daß diese verschiedenen Völkertypen mit den zwischen ihnen hervorgegangenen Mischlingen in der eigentlichen Kapkolonie eine recht bunte Musterkarte abgeben. Die Gesamtzahl der dortigen Bevölkerung wurde durch den letzten Zensus von 1875 auf 720,984 ermittelt, wie folgt:

Europäer und andre Weiße	236783
Kaffern und Betschuanen	214133
Hottentoten	98561
Mischlinge	87184
Fingu	73506
Malaien	10817

Von dieser Bevölkerung waren 369,628 männlichen und 351,356 weiblichen Geschlechts. Die Bevölkerung des ganzen Kaplandes betrug 1885, wie oben angegeben, 1,253,170 Seelen.

Die Hauptbeschäftigungen der Kolonisten sind Viehzucht, Bergbau und Ackerwirtschaft. Die Viehzucht findet namentlich in den großen zentralen Distrikten günstige Bedingungen, wo das trockne Klima und die salzhaltigen Pflanzen der Karrooebenen den Schafen sehr zusagen, die den Hauptbestand des Viehstapels ausmachen. Nach der letzten Zählung von 1875 gab es in der Kolonie 235,303 Pferde und Esel, 1,111,713 Rinder, 9,986,240 Schafe, 3,960,722 Ziegen und 21,751 Strauße. Die Schafe, das Resultat der Kreuzung der einheimischen Fettschwanzschafe mit importierten Rassen, liefern eine geringere Wolle, deren Exportwert sich 1885 auf 1,426,108 Pfd. Sterl. belief. Ihre Zahl hat, wie die des Viehstandes überhaupt, infolge der zu starken Besetzung der meist nur magern Weiden und deren dadurch erfolgter Verschlechterung bedeutend abgenommen. Die Ausfuhr des Haars der Angoraziegen (1875 zählte man 877,988) ist fortwährend im Steigen und betrug 1885: 204,018 Pfd. Sterl. Die Straußenzucht gehört jetzt zu den bedeutendsten Erwerbsquellen der Kolonie; 1857 wertete die Ausfuhr von Federn erst 10,000, aber 1885 bei sehr gefallenen Preisen 585,278 Pfd. Sterl. Andre wichtige Exportartikel der Viehzucht sind Häute und Felle. Der **Ackerbau**, welcher vornehmlich in [illegible] in der Nachbarschaft der Kapstadt

Zehntel dieses Wertes sank und 1883 ausnahmsweise 21,474 Pfd. Sterl. betrug. Die bekanntesten Sorten sind Constantia, Pontac, Steen, Haniput. **Bergbau** auf Kupfer wird seit 1852 im Klein-Namaqualand betrieben und das Erz auf einer zu diesem Zweck gebauten Bahn nach Port Rolloth befördert, um dann nach England zur Verschmelzung verschifft zu werden; seit 1852 sind 268,215 Ton. Kupfer exportiert worden. Viel wichtiger ist aber die Gewinnung von **Diamanten**, deren Existenz 1867 entdeckt wurde. Von 1872 bis 1880 war das Bergwerk von Kimberley Hauptproduzent, seit 1880 traten ihm andre ebenbürtig zur Seite. Behufs Besteuerung schätzte man 1881 die beiden der Regierung gehörigen Minen Kimberley und De Beers zu 2,850,000, resp. 2,065,551 Pfd. Sterl. und die der London and South African Exploration Company gehörigen, Du Toitspan und Bultfontein, auf 10 Mill. Pfd. Sterl. Auf legalem Weg (der Schmuggel ist nicht unbedeutend) verließen bis Ende 1885 die Kolonie Diamanten im Wert von 34,514,997 Pfd. Sterl.; 1885 betrug die Ausbeute in den genannten Minen 2,489,659 Pfd. Sterl., gefördert durch 11,457 Farbige und 1911 Weiße. Dagegen ist die Ausbeute von Kohle in den Divisionen Wodehouse und Albert nach Menge und Wert unbedeutend, daher 1885 für 129,126 Pfd. Sterl. eingeführt wurde; Gold wird zwar nicht im K. gewonnen, aber über dasselbe von Transvaal ausgeführt. Seefischerei wird an der Küste betrieben (Ausfuhr von getrockneten Fischen 22,198 Pfd. Sterl.). Alle sonstigen Industrien stehen in den Anfängen, daher ist die Einfuhr von Industrieprodukten aller Art eine sehr ansehnliche. Dieselbe wertete 1885 bei sehr gedrückten Verhältnissen 4,772,904 Pfd. Sterl. gegen eine Ausfuhr von 5,811,444 Pfd. Sterl., worin aber die nicht genau zu ermittelnde Diamantenausfuhr nicht inbegriffen ist. Deutschlands Anteil ist anscheinend ein geringer, da ein großer Teil des deutschen Handels über London geht. Die Haupthäfen der Kolonie sind Kapstadt, Port Elizabeth und East London, von geringerer Wichtigkeit Mosselbai, Port Rolloth, Simonstown, Port Beaufort, Port Alfred, St. John's River und Knysna. In der Tafelbai, Algoabai, East London, Mosselbai und Port Alfred sind bedeutende Hafenbauten gemacht worden. In den Häfen der Kolonie klarierten 1885 ein 1175 Schiffe von 1,646,227 Ton. Die Kapstadt besaß 32 Schiffe von 2310 T., Port Elizabeth drei Schiffe von 522 T. Die erste Eisenbahn wurde 1859 eröffnet, 1886 bestanden fünf Staatsbahnen: zwei von Kapstadt, zwei von Port Elizabeth, eine von East London ausgehend, 2575 km lang, u. 2 Privatbahnen, von Port Alfred u. von Port Rolloth ausgehend, 218 km lang; im ganzen 2793 km. Die Telegraphenlinien hatten 1885 eine Länge von 6926 km; durch das von Durban nach Aden gelegte submarine Kabel ist die Kolonie mit dem Mutterland verbunden. Den Postdienst mit England vermitteln die Dampferlinien Union Steamship Co. u. Donald Currie and Co., so daß allwöchentlich ein Dampfer ankommt und abgeht. Münzen, Maße und Gewichte sind die englischen; das Wechselrecht ist aber das niederländische. Es bestehen in der Kolonie elf Banken, von denen die bedeutendsten ihren Hauptsitz in London haben.

Das K. besitzt seit 1853 seine eigne Verfassung

antwortlichen Ministerium aus sechs Mitgliedern. Die von den beiden Häusern beschlossenen Gesetze bedürfen der Genehmigung des Gouverneurs, eventuell der Königin, bevor sie in Wirksamkeit treten. Die Staatseinnahmen betrugen 1885: 3,327,578, die Ausgaben 4,108,019, die Staatsschulden 21,672,162 Pfd. Sterl. Vorherrschende Religion ist die holländisch-reformierte Kirche; doch gibt es auch viele Anglikaner, Lutheraner, Presbyterianer, Wesleyaner, Independenten, Katholiken. Auch zahlreiche Juden haben sich angesiedelt. In der Kapstadt und Port Elizabeth ist die große Zahl der Malaien fast durchweg mohammedanisch, und es befindet sich bereits eine Moschee in der Kapstadt. Die Kaffern und Hottentoten sind meist Heiden, doch sind unter ihnen zahlreiche Missionsstationen angelegt; die Bastardrassen der Hottentoten sind meist im Christentum unterwiesen. In der eigentlichen Kapkolonie zählte man 1876: 365,089 Protestanten, 9667 Katholiken, 538 Juden, 11,214 Mohammedaner und 334,047 Heiden. Bis 1878 war das K. in zwei Provinzen: eine westliche und eine östliche, geteilt, seitdem aber zerfällt die Kolonie in sieben Provinzen: eine westliche, nordwestliche, südwestliche, mittlere, südöstliche, nordöstliche und östliche Provinz, wozu noch Basutoland, Nomansland, das St. John's- und das Transkaiterritorium nebst Westgriqualand kommen, im ganzen 52 Divisionen und 7 Native Distrikts. Hauptstadt der Kolonie ist Kapstadt (Capetown).

Geschichte.

Das K. ward zuerst, nachdem eine Umsegelung durch die beiden Genuesen Vivaldi 1291 in Vergessenheit geraten war, 1487 von dem Portugiesen Bartholomeu **Dias** (s. d.) erreicht und 1497 von **Vasco da Gama** umschifft. Da es jedoch den Portugiesen nur um den Weg nach Indien zu thun war, so legten sie keine Kolonie im K. an. Erst 1601 ließ es die **Holländisch-Ostindische Kompanie** mit einer Kolonie besetzen. 1652 gründeten die Holländer an der Stelle der jetzigen Kapstadt das erste Fort. Die Kolonisten (boeren, Buren) hatten anfangs mit den Hottentoten blutige Kämpfe zu bestehen, bis sich diese unterwarfen oder in entferntere Gegenden zurückzogen. Bald drangen die Buren bis an die Grenzen des Kaffernlandes vor, und die Kolonie gedieh zu solcher Blüte, daß, als den Generalstaaten von seiten Ludwigs XIV. ernste Gefahr drohte, die reichsten Holländer nach dem K. und nach Batavia überzusiedeln beabsichtigten. Nachdem 1782 im nordamerikanischen Krieg ein Angriff der Engländer auf das K. mißlungen war, nahmen es diese 16. Sept. 1795 in Besitz. Zwar ward das Land nach dem Frieden von Amiens 1803 den Holländern zurückgegeben, doch schon 1806 eroberten es die Engländer von neuem und begannen es als ihr Eigentum staatlich zu organisieren. Im ersten Pariser Frieden 1814 erhielten sie es definitiv abgetreten. Seitdem nahm das K., namentlich durch den Verkehr mit England und Ostindien, einen raschen Aufschwung. 1820 erhielt die Kolonie 4000 neue Ansiedler aus England. Dagegen erweckte die englische Regierung bei den holländischen Kolonisten große Unzufriedenheit dadurch, daß sie die Missionen in großer Menge zuließ, welche die Hottentoten gegen ihre holländischen Herren aufhetzten, und daß sie 1. Dez. 1834 die Sklaverei aufhob, ohne genügende Entschädigung zu zahlen. Sehr nachteilig waren die Einfälle der Kaffern in die nördlichen Gegenden der Kolonie, indem die nun beginnenden langwierigen Kämpfe mit diesen ganz den Charakter eines Vertilgungskriegs annahmen. Um 1835 wurde ein großer Strich Landes an der nordwestlichen Grenze des Kaplandes jenseit des Oranjeflusses erobert, **Adelaide** genannt und durch eine Reihe von Forts und Blockhäusern gegen feindliche Einfälle gesichert. Einzelne Kaffernstämme unterwarfen sich nach und nach und erhielten Wohnsitze innerhalb des britischen Gebiets angewiesen.

Die englische Regierung stellte aber bald alle weitern Eroberungskriege ein und unterließ sogar den Schutz der Grenzen, so daß die Buren durch die Einfälle der Kaffern große Verluste erlitten. Daher beschlossen die holländischen Kolonisten 1836, auszuwandern. Wirklich zogen 5000 Mann unter Pieter Retief fort und siedelten sich im Gebiet des Zulufürsten Dingaan und bei Port Natal, einem Hafen südlich vom portugiesischen Gebiet, an, und trotzdem, daß Pieter Retief im Januar 1838 mit 70 der vornehmsten und angesehensten Auswanderer von den Kaffern verräterisch überfallen und erschlagen ward, kehrten die Übriggebliebenen nicht zurück, sondern zogen neue Auswanderer an sich und erklärten sich 11. Nov. 1839, indem sie die **Republik Port Natal** gründeten, für unabhängig von England, wurden aber 1842 von den Engländern mit Gewalt gezwungen, Natal zu räumen, das 1856 zu einer besondern, vom K. unabhängigen Kolonie erhoben wurde. 1846 brach wieder ein blutiger Krieg mit den Kaffern aus, der endlich Anfang 1848 mit der Unterwerfung derselben und der Besitznahme von Britisch-Kaffraria endete. Nun nahm der Gouverneur auch die von ausgewanderten Buren zwischen dem obern Oranje und Vaal besetzten Gebiete für England in Anspruch. Zwar erhoben sich die Buren unter Anführung ihres freiheitsliebenden und tapfern Generalkommandanten Pretorius, von mehreren Kaffernhäuptlingen unterstützt, zu bewaffnetem Widerstand; sie wurden aber bei Boom Plaats 29. Aug. 1848 geschlagen. Die Mehrzahl wanderte nun über den Vaal und gründete die **Transvaalsche Republik** (s. d.). 12,000 Buren blieben im englischen Gebiet zurück.

Neue Unruhen begannen, als die englische Regierung trotz Protestes der Bevölkerung Sträflinge im K. ansiedeln wollte. Als 19. Sept. 1849 ein Schiff mit 280 Sträflingen an Bord in der Bucht St. Simon anlangte, stieg die Aufregung fast zur Empörung, und die Regierung hielt es für rätlich, nachzugeben. Am 8. Febr. 1850 erklärte Lord John Russell im Unterhaus, daß den Kolonisten die Sträflinge nicht aufgenötigt und die nach dem K. Deportierten nach Vandiemensland weiter dirigiert werden sollten. Damit waren aber die Kolonisten noch nicht zufrieden; sie verlangten außerdem Entschädigung der Grenzbewohner für die Verluste infolge des Kriegs, Teilung des Landes in eine östliche und westliche Hälfte, Verlegung des Regierungssitzes ins Zentrum des Landes, Eröffnung großer Verkehrslinien, vornehmlich aber eine volkstümliche, nicht bloß der Krone verantwortliche Verwaltung und Rechtspflege. 1850 brach ein neuer Kaffernkrieg aus, der infolge unglücklicher Kämpfe der englischen Truppen sehr gefährlich wurde und auch einen Aufstand der bisher friedlichen Hottentoten zur Folge hatte. Die weiße Bevölkerung, durch Verweigerung der wiederholt erbetenen Verfassung gereizt, beteiligte sich sehr lau an der Verteidigung der Kolonie. Nur die energische Kriegführung des Generals Cathcart, der mit einem ansehnlichen Truppenkorps aus England herbeikam, brachte es dahin, daß mehrere Häuptlinge um Frieden baten, der 9. März 1853 mit ihnen abgeschlossen ward. Nach demselben sollte der Fluß Kai die Grenze zwi-

schen der Kolonie und dem Gebiet der Kaffern bilden. Da es aber der vereinigten Kräfte der weißen Bevölkerung bedurfte, um einer etwanigen neuen Erhebung der Eingebornen schnell und nachdrücklich begegnen zu können, suchte sich der Gouverneur mit den Buren im Oranjeflußgebiet in ein besseres Einvernehmen zu setzen. Am 23. Febr. 1854 kam ein Vertrag mit ihnen zu stande, worin England die Oranjeflußsouveränität (Orange-River Sovereignty) als unabhängigen Freistaat anerkannte, nachdem die Unabhängigkeit Transvaals schon 1852 anerkannt worden war. Dieser Vertrag wurde 10. April in London ratifiziert.

Einen großen Zuwachs an Ansiedlern erhielt der neue Freistaat im Lauf des Jahrs 1854 infolge der an mehreren Stellen des Landes entdeckten Goldlager. Nun wurden auch die Forderungen der Kolonisten in Bezug auf eine freiere Verfassung bewilligt und 1. Juli 1854 das erste Parlament des Kaplandes, das in ein Ober- und Unterhaus (Legislative Council und Assembly) zerfiel, vom Gouverneur eröffnet. Da man den bisherigen Erfahrungen zufolge kein allzu großes Vertrauen auf die friedlichen Gesinnungen der Kaffernstämme setzen durfte, andernteils aber die ungeheuern Kosten, welche ein besoldetes Truppenkorps erforderte, scheute, so beschloß man, die Grenzdistrikte mit militärisch geschulten und organisierten Ansiedlern zu besetzen. Zu diesem Ende wurde der Teil der während des orientalischen Kriegs gebildeten deutschen Legion, welcher das in Geld und Ländereien bestehende Angebot der Regierung annahm, nach dem Kap eingeschifft und im Frühjahr 1857 an den verschiedenen Stationen, welche den Grenzkordon bilden sollten, verteilt. Seitdem traten in den Grenzdistrikten ruhigere Zustände ein, wenn auch Feindseligkeiten von Zeit zu Zeit wieder ausbrachen und eine stete Wachsamkeit auf seiten der Grenzbewohner nötig machen. 1869 wurde das Basutoland der Kapkolonie einverleibt, 1871 das Gebiet der neuentdeckten Diamantfelder, im Herbst 1874 Ostgriqualand in Besitz genommen, 1876 Fingoland, Idutywa Reserve und Romansland und 1877 Westgriqualand mit dem K. vereinigt. Ein Versuch des Kolonialministers Lord Carnarvon, einen Bund der europäischen Länder am Kap zu stande zu bringen (1877), in den auch die Burenrepubliken eingeschlossen werden sollten, scheiterte. Um einer engern Verbindung Transvaals mit Deutschland zuvorzukommen, ließ England 12. April 1877 Transvaal besetzen und als Provinz der Kapkolonie einverleiben; doch mußte es nach einem unglücklichen Kriege gegen die Buren (s. Transvaal) 1881 die Unabhängigkeit dieser Republik wieder anerkennen. Inzwischen war 1879 ein Krieg mit dem Zulukönig Cetewayo ausgebrochen, in welchem die Engländer anfangs Verluste erlitten (22. Jan. wurden bei Isandlana 1400 Mann überfallen und niedergemetzelt), endlich aber 4. Juli bei Ulundi siegten und den König selbst gefangen nahmen; doch ward das Kaffernland nicht annektiert. Als darauf die Regierung die Entwaffnung der Eingebornen befahl, versuchten die Basuto und Pondo einen Aufstand, der jedoch 1880 unterdrückt wurde. Der 1884 erfolgten Okkupation von Angra Pequena durch Deutschland hätte sich die Regierung von K. gern widersetzt, doch konnte sie es um so weniger, als sie der weißen Bevölkerung durchaus nicht sicher ist und der »Afrikanderbund«, der die holländischen Elemente umfaßt, in einem Gegensatz zu der britischen Einwohnerschaft steht. 1884 wurde Betschuanaland zu einer Kronkolonie gemacht.

Vgl. außer den ältern Reisewerken von Barrow, Burchell, Lichtenstein, Shaw, Chase, Bunbury u. a. Napier, Excursions in Southern Africa, including a history of the Cape Colony (Lond. 1849, 2 Bde.); Fleming, Southern Africa; geography, national history of the colonies (das. 1856); Hall, Manual of South African geography (Kapst. 1859); Moodie, Cape records from 1652 to 1795 (das. 1856—59, 3 Bde.); Noble, Descriptive handbook of the Cape Colony (das. 1875–77); Derselbe, South Africa, past and present (das. 1877); Wilmot u. Chace, History of the colony of the Cape (Lond. 1870); Wilmot, Geography of the Cape Colony (das. 1882); Silver, Handbook to South Africa (das. 1881); Wangemann, Südafrika und seine Bewohner (Berl. 1881); Holub, Die Engländer in Südafrika (Wien 1882); Fritsch, Drei Jahre in Südafrika (Bresl. 1868); Derselbe, Südafrika (Leipz. 1885).

Kaplitz, Stadt im südlichen Böhmen, an der Maltsch und der Eisenbahn Linz-Budweis, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat eine Dekaneikirche, ein Krankenhaus mit Kapelle, Töpferei und (1880) 2314 Einw. In der Nähe ein Hammerwerk und eine Papierfabrik.

Kapnik-Bánya, Dorf im ungar. Komitat Szatmár mit (1881) 2609 Einw., Berg- und Hüttenamt und Montanwerken. Die jährliche Ausbeute im königlichen Berg- und Hüttenwerk (609 Arbeiter) beträgt 60 kg Gold, 1600 kg Silber, 2000 metr. Ztr. Blei und 150 metr. Ztr. Kupfer, jene der Annengruben-Gesellschaft (224 Arbeiter) 80,000 metr. Ztr. Pocherz.

Kápnist, Wasilij Jakowlewitsch, russ. Dichter, geb. 1757 aus einer ursprünglich italienischen Grafenfamilie (Kapnissi), schlug die militärische Laufbahn ein, nahm später seinen Abschied und starb als Staatsrat und Mitglied der russischen Akademie 28. Okt. (a. St.) 1823 auf seinem Landgut Obuchowka in Kleinrußland. K. war ein Freund des Lyrikers Dershawin, in dessen Art er auch zahlreiche Oden, Satiren und Epigramme dichtete (Petersb. 1796, neue Aufl. 1849). Bei weitem größere Bedeutung hat seine (in Alexandrinern geschriebene) Komödie »Jabeda« (»Die Kabalen«, 1799), eine beißende Satire auf die alte russische Justiz, welche die heftigste Erbitterung der Beamten hervorrief und lange nicht auf der Bühne erscheinen durfte; erst Kaiser Paul gestattete deren Aufführung und spendete ihr selbst lebhaften Beifall. Einzelne Typen und viele Stellen aus dem Lustspiel sind sprichwörtlich geworden. K. lieferte auch Übersetzungen aus Horaz und Molière.

Kapodáster, s. Capotasto.

Kapo d'Istrias, 1) Johannes Antonius, Graf, Präsident des griech. Staats von 1827 bis 1831, geb. 11. Febr. 1776 zu Korfu aus einem nach seiner ursprünglichen Heimat, der Stadt Capo d'Istria bei Triest, benannten, 1373 nach Korfu übergesiedelten Geschlecht, widmete sich in Padua und Venedig dem Studium der Philosophie und Heilkunde, betrat aber nach der Rückkehr in seine Heimat, die inzwischen (1797) unter Frankreichs Zepter gekommen war, die diplomatische Laufbahn. Als (20. März 1800) die Jonischen Inseln als Republik unter türkische Oberherrschaft gestellt wurden, erhielt er den Auftrag, die Verwaltung der Inseln Kephalonia, Santa Maura und Ithaka zu ordnen, ward sodann Senatssekretär, arbeitete mit Theotokis und Mocenigo die neue Verfassung aus und übernahm 1803 das Ministerium des Innern, dann das Auswärtige. Bei der Rebellion Ali Paschas von Janina gegen die Pforte 1807 ward K. zum Oberbefehlshaber sämtlicher Milizen der

Jonischen Inseln ernannt und focht mit dem glücklichsten Erfolg, bis ihn der Tilsiter Friede (1807), nach welchem die Jonischen Inseln an Frankreich kamen, veranlaßte, sich auf seine Güter zurückzuziehen. Schon 1809 erhielt er jedoch einen Ruf in das Departement der auswärtigen Angelegenheiten in Petersburg, wurde 1811 der russischen Gesandtschaft in Wien beigegeben und 1812 nach dem Hauptquartier der russischen Donauarmee berufen, wo er die diplomatischen Geschäfte verwaltete. 1813 begleitete er den Kaiser Alexander als Chef der Kanzlei in den Krieg gegen Napoleon I. und gewann das Zutrauen desselben in dem Grade, daß ihm fortan die wichtigsten Staatsverhandlungen übertragen wurden. Noch im November 1813 begab er sich als Gesandter nach der Schweiz und bewirkte den Beitritt der Schweizer zur Allianz gegen Napoleon I. Auf dem Wiener Kongreß, dem er als russischer Bevollmächtigter beiwohnte, bewirkte er durch seinen Einfluß die Wiederherstellung der Siebeninselrepublik unter Englands ausschließlichem Schutz und unterzeichnete darauf den zweiten Pariser Frieden vom 20. Nov. 1815. Im J. 1816 wurde er zum Staatssekretär ernannt und verwaltete mit Nesselrode die auswärtigen Angelegenheiten, außerdem die neue Provinz Bessarabien. Seit 1814 Präsident der Hetärie der Philomusen, lehnte er zwar 1819 den Antrag, sich an die Spitze der Hetärie der Philiker zu stellen, ab und billigte auch Ypsilantis Unternehmung nicht, hoffte aber dennoch Alexander für die Unterstützung der Griechen zu gewinnen. Als indes Rußland sich gegen den Aufstand der Griechen erklärte, nahm er 1822 seine Entlassung aus dem russischen Staatsdienst und begab sich nach Lausanne und Genf, von wo aus er durch Wort und That (er ließ z. B. viele junge Griechen auf seine Kosten erziehen) die Sache der Hellenen unterstützte. Auch eine Reise durch Frankreich, die Niederlande und Deutschland (1826) diente diesem Zweck. Am 14. April 1827 von der Volksversammlung in Damala zum Präsidenten (Kybernetes) von Griechenland berufen, begab er sich Ende Januar 1828 dahin. Seine Aufgabe, in dem verwirrten, von Parteiungen zerrissenen Land eine geordnete Regierung herzustellen, war schwierig, und trotz seines guten Willens und seiner unermüdlichen Thätigkeit erreichte er sein Ziel nur teilweise; das Volk mißtraute ihm und nannte ihn den »russischen Präfekten«. Auch von der englischen Partei wurde er heftig angefeindet. Der Widerspenstigkeit seiner Gegner setzte K. ein immer strafferes autokratisches Regiment entgegen und reizte überdies die Griechen durch allzu große Begünstigung seiner korfiotischen Landsleute. Man beschuldigte ihn, die Ablehnung der griechischen Krone durch Prinz Leopold von Koburg absichtlich herbeigeführt zu haben, um selbst König zu werden. Auf Hydra und in der Maina brachen Aufstände aus, und als K. den Fürsten der letztern, Petros Mauromichalis, verhaften ließ, wurde er von dem Bruder und dem Sohn desselben, Missolunghi, die 17. Mai gefallen war, sowie von Anatoliko Besitz und beschäftigte sich sodann hauptsächlich mit der Organisation des Heers nach den Plänen seines Bruders, wobei sich aber bei dem Mangel finanzieller Hilfsmittel und bei seiner Unerfahrenheit im Militärwesen wenig erfreuliche Resultate zeigten. Nach der Ermordung seines Bruders wurde er Präsident der Regierungskommission und 20. Dez. 1831 provisorischer Kybernetes, legte indes, als sich Aufstände gegen ihn als russischen Satelliten erhoben, 13. April 1832 seine Würde nieder und schiffte sich mit der Leiche seines Bruders nach Korfu ein, wo er im Mai 1857 starb.

Kapok, s. Eriodendron.

Kápolna, Dorf im ungar. Komitat Heves, zwischen Gyöngyös und Erlau, mit 1860 Einw.; hier 26. und 27. Febr. 1849 unentschiedene Schlacht zwischen den Österreichern unter Windischgrätz und den ungarischen Insurgenten unter Dembinski.

Kaponnière (franz.), in der Befestigungskunst bombensicher eingedeckter Raum zur niedern Grabenverteidigung durch Gewehrfeuer, Geschütze kleinen Kalibers oder Revolverkanonen. In der neuern Befestigung werden grundsätzlich alle Gräben durch Kaponnieren verteidigt. Die ganze K. liegt entweder vor einem ausspringenden Winkel oder in der Mitte eines Kehlgrabens (Kehlkaponniere) und gibt ihr Feuer nach beiden Seiten, die halbe K., an den Schulterpunkten liegend, nur nach einer Seite ab. Alle Kaponnieren stehen mit dem hinterliegenden Werk durch Poternen in gedeckter Verbindung. An Stelle der K. tritt öfters auch eine Reversgalerie unter der Kontreskarpe zur Gewehr-, neuerdings auch zur Geschützverteidigung. Im neupreußischen System legte man eine große K. (Mittelkaponniere) vor die Mitte der Fronte. Bei provisorischen Befestigungen wurden Kaponnieren nach Art der Blockhäuser aus Holz erbaut. Vgl. Festung, Fig. 10, 13, 14.

Kaponnieren (franz., von capon, »Gauner«), im Spiel betrügen, gaunern.

Kapöres (Kapör, jüd.-deutsch, v. hebr. kappôreth, »Sühnopfer«), in der Verbindung »k. gehen, k. sein« s. v. w. zu Grunde gehen, verloren sein.

Kapos (spr. káposch), Fluß in Ungarn, der südlich vom Plattensee, im Hügelland des Komitats Somogy bei Kis-Korpád entspringt, zuerst bei Kaposvár vorüber und sodann, das Komitat Tolna durchschneidend, in den 1820 zur Entsumpfung der Gegend errichteten Kapos- oder Zichykanal fließt und nach Aufnahme des westlich entspringenden Koppány sich mit dem Siófluß verbindet, um durch den Siókanal in den Sárviz- oder Palatinatkanal zu münden.

Kaposi, Moritz, Mediziner, geb. 23. Okt. 1837 zu Kaposvár in Ungarn, studierte 1856–61 in Wien, habilitierte sich daselbst 1866 als Privatdozent für Dermatologie und Syphilis, wurde 1875 außerordentlicher Professor und 1879 Nachfolger Hebras als Vorsteher der Klinik und Abteilung für Hautkrankheiten

krankheiten« (3. Aufl., Wien 1886—1887; ins Französische, Italienische und Russische übersetzt).

Kaposvár (spr. káposchwār), Stadt am Kapos, Sitz des ungar. Komitats Somogy und Station der Ungarischen Staatsbahn, mit Schloßruine, (1881) 9589 ungar. Einwohnern, Gerichtshof, Steuerinspektorat, Untergymnasium, Wein- und Tabaksbau.

Kapp, 1) Christian, philosoph. Schriftsteller, geb. 1790 zu Baireuth, war 1822—36 außerordentlicher Professor der Philosophie in Erlangen, seit 1839 Honorar-, 1840—44 ordentlicher Professor der Philosophie in Heidelberg, wo er 31. Dez. 1874 starb. Er hat als Jünger Hegels nach dem Urteil seines Freundes Feuerbach »ohne charakterloser Eklektiker zu sein, in sich alle bedeutenden philosophischen Anschauungen der alten und neuen Zeit vereinigt«, in den Schriften: »Christus und die Weltgeschichte« (Heidelb. 1823, anonym), »Einleitung in die Philosophie« (Berl. 1825), »Über den Ursprung der Menschen und Völker« (Nürnb. 1829) und in dem anonym erschienenen Pamphlet »Schelling und die Offenbarung« (Leipz. 1843) sich als ebenso scharfsinniger wie erbarmungsloser Gegner des letztgenannten bewährt, in dessen Augen Schellings Philosophie nur ein großes Plagiat ist. Auch schrieb er »Italien. Schilderungen für Freunde der Natur und Kunst« (Berl. 1837). Vgl. L. Feuerbach, Christian K. und seine Leistungen (anonym, Leipz. 1839); »Briefwechsel zwischen L. Feuerbach und Chr. K.« (das. 1876).

2) Friedrich, Geschichtschreiber, geb. 18. April 1824 zu Hamm, studierte 1842—45 in Heidelberg und Berlin die Rechte, ward Referendar in seiner Vaterstadt, nahm 1848 seinen Abschied, beteiligte sich am Septemberaufstand in Frankfurt a. M. und flüchtete 1849 nach Paris, wo er Erzieher im Haus von A. Herzen war, dem er auch nach Genf folgte. Ende 1849 wanderte er nach New York aus, wo er sich als Advokat niederließ und 1850—70 praktizierte. Auch am politischen Leben beteiligte er sich mit Eifer, um den liberalen Ideen der republikanischen Partei und dem Deutschtum Achtung zu verschaffen und die Sklaverei zu beseitigen. Im Mai 1870 kehrte er nach Deutschland zurück und ließ sich in Berlin nieder, wo seinen Kenntnissen und seinem festen Charakter sehr bald die Anerkennung zu teil wurde, daß er in den deutschen Reichstag und in das preußische Abgeordnetenhaus gewählt wurde, in denen er zur nationalliberalen Partei, später zu den Sezessionisten gehörte. 1884 schloß er sich der neuen Deutschen freisinnigen Partei an, starb aber schon 27. Okt. d. J. in Berlin. Er schrieb: »Leben des amerikanischen Generals F. W. v. Steuben« (Berl. 1858); »Geschichte der Sklaverei in den Vereinigten Staaten von Amerika« (Hamb. 1861); »Leben des amerikanischen Generals Johann Kalb« (Stuttg. 1862); »Der Soldatenhandel deutscher Fürsten nach Amerika« (Berl. 1864, 2. Aufl. 1874); »Geschichte der deutschen Einwanderung in Amerika« (Leipz. 1868, Bd. 1); »Friedrich d. Gr. und die Vereinigten Staaten von Amerika« (Berl. 1871); »Aus und über Amerika. Thatsachen und Erlebnisse« (das. 1876, 2 Bde.); »Justus Erich Bollmann. Ein Lebensbild aus zwei Weltteilen« (das. 1880); »Die Deutschen im Staat New York während des 18. Jahrhunderts« (New York 1884); alles auf gründlichem Quellenstudium beruhende, gut geschriebene Werke. Von der im Auftrag des Börsenvereins der deutschen Buchhändler verfaßten »Geschichte des deutschen Buchhandels« erschien nach seinem Tode der 1. Band (Leipz. 1886). Vgl. G. v. Bunsen, Friedr. K. (Berl. 1885).

Kappadokien (altpers. Katpatucha, d. h. Land der Tucha), im Altertum eine Landschaft Kleinasiens, umfaßte zur Zeit der Perserherrschaft das Gebiet vom Salzsee Tatta im W. bis zum Euphrat im O. und vom Taurusgebirge im S. erst bis ans Schwarze Meer, später nur bis über den Halys (Kisil Irmak) nördlich hinaus. Der Antitaurus und die Thalspalte des Saros (Seihun) teilte K. in zwei Hälften; östlich davon der Argäos, die größte Gipfelhöhe Kleinasiens (3840 m). Das Land brachte Weizen und Wein reichlich hervor. Der Bergbau lieferte Zinnober, Onyx, Kristall, Marienglas; die Stutereien Kappadokiens waren berühmt wegen ihrer schönen, leichten Pferde, die wie bei den Perserkönigen, so später im Zirkus von Byzanz sehr geschätzt waren. K. gehörte schon im 10. Jahrh. v. Chr. zum Assyrerreich. In der Perserzeit zerfiel es in zwei Satrapien, aus denen in der Diadochenzeit Königreiche wurden: Großkappadokien (Cappadocia ad Taurum) und Kleinkappadokien (C. ad Pontum, das nachherige Reich Pontos). Die Bewohner des am Pontos Euxinos gelegenen Teils, assyrische Kolonisten, hießen Leukosyrer (»weiße Syrer«) wegen ihrer hellern Hautfarbe; die des Innern waren die eigentlichen Kappadokier, ein Volk arischer Abkunft, tapfer und mutig, aber auch verschlagen. Ihre Religion war die der Assyrer. Tiberius schlug 17 n. Chr. das eigentliche K. als Provinz zum römischen Reich.

Kapparideen (Kapernsträucher), dikotyle, etwa 350 Arten umfassende Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Rhöadinen, zunächst mit den Kruciferen verwandt, von denselben durch vier bis viele Staubgefäße und den gestielten Fruchtknoten verschieden. Vgl. Baillon, Histoire des plantes, Bd. 6. Die K. sind in den tropischen und subtropischen Zonen vorzugsweise Amerikas und Afrikas zu Hause; sie zeichnen sich, wie die Kreuzblütler, durch scharfe Stoffe aus, wegen deren manche in ihrem Vaterland als Heilmittel dienen. Am wichtigsten ist der Kapernstrauch (s. Capparis).

Kappe (lat. capa), im Mittelalter ein mantel- oder kuttenartiges Oberkleid mit Kapuze; im 16. und 17. Jahrh. ein kurzer (spanischer) Mantel; dann eine Art der Kopfbedeckung und verallgemeinert endlich jede haubenartige Überdeckung oder Bekrönung. Über K. im Gewölbebau (Gewölbekappe) s. Gewölbe, S. 312.

Kappel, Dorf im schweizer. Kanton Zürich, mit 818 Einw., merkwürdig durch die Kappeler Friedensschlüsse vom 16. Nov. 1529 und 22. Nov. 1531, welche die Zwistigkeiten zwischen den Reformierten (Zürichern und Bernern) und den Katholiken (Unterwalden, Schwyz, Luzern, Zug und Uri) beendeten. In dem Feldzug von 1531 erfochten bei K. die Katholiken 11. Okt. einen entscheidenden Sieg über die Züricher. Zwingli, der in der Schlacht blieb, wurde 1838 auf der Walstatt ein Denkmal errichtet.

Kappeln, Stadt in der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, Kreis Schleswig, am hohen Nordufer der 400—500 m breiten Schlei, hat ein Amtsgericht, eine Ackerbauschule, Knopffabrikation, eine Eisengießerei und Maschinenfabrik, Schiffahrt, Fischerei und (1885) 2660 evang. Einwohner.

Kappen, die Wipfel der Bäume, Masten, Ankertaue abhauen; auch Hähne kastrieren.

Kappenberg, Schloß, s. Werne.

Kappenfink, s. Amadinen.

Kappenwurm, s. Strongyliden.

Kapper, Siegfried, Dichter und Schriftsteller, geb. 18. März 1821 zu Smichow bei Prag, studierte Medizin in Prag und Wien, bereiste 1847 Serbien,

Bosnien und die Herzegowina, 1852—53 Italien und Deutschland und ließ sich 1858 als praktischer Arzt zu Dobrisch unweit Prag, 1860 in Jungbunzlau nieder, von wo er 1863 nach Prag übersiedelte. Er starb 7. Juni 1879 in Pisa. Er wandte sich frühzeitig dem Studium des Slawentums zu und hat durch seine litterarische Thätigkeit besonders die Kenntnis der Poesie, Geschichte und des Volkslebens der Südslawen wesentlich gefördert. Von seinen Schriften heben wir hervor: »Fürst Lazar«, epische Dichtung nach serbischen Sagen und Heldengesängen (2. Aufl., Leipz. 1853); die Übersetzung der »Gesänge der Serben« von Karadschitsch (das. 1852, 2 Bde.); »Südslawische Wanderungen« (das. 1851, 2 Bde.); »Herzel und seine Freunde. Federzeichnungen aus dem böhmischen Schulleben« (das. 1853); »Das Vorleben eines Künstlers«, Roman (Prag 1854); »Christen und Türken«, Skizzenbuch (Leipz. 1854); »Das Böhmerland« (Prag 1864); »Märchen aus dem Küstenland« (1865); »Serbische Nationalpoesie« (1871, 2 Bde.) u. »Gusla«, serbische Gedichte (1874). In tschechischer Sprache erschien 1846 »Ceské listy« (»Böhmische Blätter«), eine Sammlung von Zeitgedichten.

Kappern (Kapern), s. Capparis.

Kappernsträucher, s. Kapparideen.

Kappes, s. Kohl.

Kappeyne van de Copello, Johann, niederländ. Staatsmann, geb. 2. Okt. 1822 im Haag, studierte in Leiden und praktizierte dann als Advokat im Haag, wo er jetzt noch lebt. Als Mitglied der Zweiten Kammer gehörte er der liberalen Partei an, deren anerkanntes Oberhaupt er auch bald wurde. Als im August 1874 das konservative Ministerium Heemskerk austrat, war es in erster Linie dem Einfluß Kappeynes zu danken, daß die liberale Partei, welche die Kammermehrheit hatte, das Kabinett unterstützte, solange dasselbe sich in liberalen Bahnen bewegte. Als jedoch Ende 1877 Heemskerk seine Stellung für unhaltbar ansah, wurde K. mit der Bildung eines neuen Kabinetts beauftragt. Während seiner Verwaltung wurde das Volksschulgesetz von den Kammern angenommen, dagegen sein Kanalgesetzentwurf abgelehnt, und als seine Forderung einer Verfassungsrevision besonders bei der Krone auf heftigen Widerstand stieß, nahm er 1879 seine Entlassung. K. hat sich durch zahlreiche Aufsätze und Abhandlungen, die fast alle in der Zeitschrift »Themis« abgedruckt sind, als juristischer Schriftsteller einen bedeutenden Namen gemacht. In deutscher Übersetzung erschienen »Abhandlungen zum römischen Staats- und Privatrecht« (deutsch, Stuttg. 1855).

Kappfenster, s. Dachfenster.

Kappflanzen, bei uns kultivierte Gewächse aus Südafrika, hauptsächlich vom Kap der Guten Hoffnung, die sich meist durch Schönheit, viele auch durch dankbares Blühen auszeichnen. Am häufigsten findet man Pflanzen in Kultur, wie Acacia, Diosma, Erica, Leucadendron, Protea u. a., oder Kapzwiebeln und Knollengewächse, wie Agapanthus, Clivia (Imanthophyllum), Ixia, Sparaxis, Tritonia, Vallota u. a., oder Fettpflanzen, wie Aloë, Crassula, Mesembryanthemum, Stapelia u. a. Die letztern sind gegen nasse Sommerwitterung sehr empfindlich, und man stellt sie deshalb möglichst trocken und sonnig auf, schützt sie aber gegen die brennende Mittagssonne. Im Winter stehen sie am besten im eignen Haus, im sogen. Kaphaus, mit einer Temperatur von + 4 bis 6, höchstens 8° R., im Notfall im Kalthaus. Gewöhnlich gibt man ihnen eine sandgemischte Laub- und Heideerde mit wenig Lehm.

Käppi, eine aus dem schwerfälligen Tschako hervorgegangene leichte und formgefällige Kopfbedeckung aus Tuch, Filz oder auch dünnem Leder, mit gerade abstehendem Schirm, welche zuerst bei den französischen Truppen in Algerien eingeführt wurde. Der Tschako der preußischen Jäger ist eine Art K.

Kappziegel, große, nach oben gebogene Dachziegel, welche die Stelle kleiner Dachluken vertreten.

Kaprice (franz., spr. -prihs), wunderlicher Einfall, eigensinnige Laune, Grille (vgl. Capriccio); kapriziös, launisch, eigensinnig; sich kaprizieren, eigensinnig und hartnäckig auf etwas bestehen.

Kaprifikation (lat.), künstliche Befruchtung der Feigenbäume durch Gallwespen, s. Ficus.

Kaprifoliaceen (Geißblattgewächse, Lonicereen), dikotyle, etwa 200 Arten umfassende, vorzugsweise auf der nördlichen Halbkugel einheimische Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Aggregaten, zunächst mit den Rubiaceen verwandt und mit diesen von manchen Botanikern zu der Reihe der Rubicinen vereinigt, meist Holzgewächse, bisweilen mit windendem Stamm, freien oder fehlenden Nebenblättern und regelmäßigen oder symmetrischen Blüten, die fünf gleich lange in der Blumenkrone angeheftete Staubgefäße, einen fleischigen Diskus und einen unterständigen, aus 2—5 Karpiden gebildeten, zu einer Beere heranwachsenden Fruchtknoten besitzen. Vgl. Baillon, Recherches sur l'organisation des Caprifoliacées (Par. 1861). — Fossil sind eine Reihe von Arten aus den Gattungen Lonicera *L.* (Geißblatt), Sambucus *Tournef.* (Holunder) und Viburnum *L.* (Schneeball) in Tertiärschichten gefunden worden.

Kaprinsäure (Rutinsäure, Dekatylsäure) $C_{10}H_{20}O_2$ findet sich in der Butter, im Kokosnußöl und vielen andern Fetten, im Limburger Käse, Fußschweiß des Menschen, in Fuselölen, im Drusenöl etc., teils frei, teils in Form zusammengesetzter Äther und Glyceride; sie bildet sich bei trockner Destillation der Ölsäure, bei Oxydation der höhern Fettsäuren und des Rautenöls mit Salpetersäure und bei der Fäulnis organischer Stoffe. Sie ist weiß, kristallinisch, riecht besonders beim Erwärmen bockartig, schmeckt sauer brennend, löst sich kaum im Wasser, leicht in Alkohol und Äther, schmilzt bei 30°, siedet bei 268°, verflüchtigt sich mit Wasserdämpfen, bildet mit Alkalien leicht, mit Erdalkalien schwer, mit schweren Metallen kaum in kaltem Wasser lösliche Salze. Kaprinsäureäthyläther $C_{10}H_{19}O_2.C_2H_5$ riecht angenehm obstartig, siedet bei 243°, bildet den Hauptbestandteil des sog. Önanthäthers, welchem der Wein seinen eigentümlichen Geruch (nicht das Boukett) verdankt.

Kapriole (ital.), Bocksprung, Luftsprung; in der Reitkunst (Hirschsprung) der höchste und vollkommenste Schulsprung auf der Stelle. Das Pferd erhebt sein Vorderteil so hoch als möglich, schnellt darauf das Hinterteil kräftig in die Höhe und schlägt dann in der Luft mit voller Kraft nach hinten aus.

Kapriziös (franz.), s. Kaprice.

Kapronsäure (Kaproinsäure, Hexylsäure) $C_6H_{12}O_2$ findet sich in der Butter, im Kokosnußöl, in Fuselölen, in mehreren Käsesorten, die ihren Geruch zum Teil dieser Säure verdanken, im Johannisbrot, im Schweiß etc., teils frei, teils in Form von zusammengesetzten Äthern und Glyceriden; sie entsteht bei der Buttersäuregärung, bei der Gärung der Weizenkleie, bei Oxydation der Ölsäure und vieler Fettsäuren, bei der trocknen Destillation des Holzes, bei Oxydation von Eiweißkörpern und Leim mit Braun-

stein und Schwefelsäure 2c. Sie bildet eine farblose Flüssigkeit vom spez. Gew. 0,945, riecht unangenehm, schmeckt scharf sauer, mischt sich nicht mit Wasser, löst sich leicht in Alkohol und Äther, erstarrt bei −18°, siedet bei 205°. Von ihren Salzen sind die der Alkalien gallertartig, viele der übrigen kristallisieren. Kapronsäureäthyläther $C_6H_{11}O_2.C_2H_5$ riecht angenehm ätherisch und siedet bei 166°.

Kaprotinenkalk, s. Kreideformation.

Kapruner Thal, Seitenthal des Salzachthals in Salzburg, eins der schönsten Tauernthäler, etwa 20 km lang, mündet südwestlich vom Zeller See, enthält nahe an seinem Ausgang das Dorf Kaprun, im obersten Teil die 1877 erbaute Rainerhütte und den großartigen Mooserboden. Das Kapruner Thörl, 2634 m, führt in das westlich gelegene schöne Stubachthal.

Kaprylsäure (Oktylsäure) $C_8H_{16}O_2$ findet sich in der Butter, im Kokosnußöl, im Limburger Käse, im Menschenfett, wahrscheinlich auch im Schweiß, in gefaulter Hefe, im Fuselöl, im Önanthäther, teils frei, teils in Form zusammengesetzter Äther und Glyceride; sie entsteht bei der trocknen Destillation der Fette, bei der Oxydation der Ölsäure, des chinesischen Wachses, des roten Rautenöls 2c. mit Salpetersäure. Sie bildet farblose Kristalle, riecht besonders beim Erwärmen unangenehm nach Schweiß, schmilzt bei 16—17°, löst sich wenig in Wasser, leicht in Alkohol und Äther und siedet bei 236°; von ihren Salzen sind nur die der Alkalien und Erdalkalien in Wasser löslich. Kaprylsäureäthyläther $C_8H_{15}O_2.C_2H_5$ riecht angenehm ananasartig, siedet bei 204—206°.

Kaps, Ernst, Pianofortefabrikant, geb. 9. Dez. 1826 zu Döbeln (Sachsen), machte sich, nachdem er in den ersten europäischen Etablissements seines Faches gearbeitet, 1860 in Dresden selbständig und wurde bald darauf zum königlich sächsischen Hofpianofortefabrikanten ernannt. Sein nach ihm benanntes System waren Flügel kleinsten Formats (Stutzflügel), die sich nicht weniger durch Solidität und Haltbarkeit als durch lieblichen und doch kräftigen Ton auszeichnen, wobei ihm die Adoptierung der Steinwayschen Repetitionsmechanik mit Oberdämpfung von wesentlichem Vorteil war. 1875 erhielt er ein Patent auf eine neue Saitenlage in Flügeln; seine wichtigste Erfindung war aber der sogen. Resonator, eine Vorrichtung, wodurch die Klangschönheit und Fülle des Tons, namentlich in den höhern Registern, wesentlich erhöht wird. Die damit versehenen Instrumente heißen »Patentflügel mit Resonator«. Derselbe besteht aus einem in der für den Klavierbau überhaupt maßgebenden Harfenform gebauten Schallkasten, welcher auf den Resonanzboden aufgeschraubt ist. Ein unten mit Rippen versehener Resonanzboden bildet die Decke desselben. Der Teil der Saiten, welcher über dem Resonator liegt, hat unter seiner Mitte stets ein Schallloch, wohin die Saitenchöre durch einen auf dem Resonanzboden befestigten Schallkanal vom Steg ausgeführt werden. Diese Einrichtung dient dazu, der Resonanz der meist zu dünnen Töne des Sopran- und höhern Registers eine erhebliche Verstärkung, dem Timbre der einzelnen Oktavengattungen zugleich eine größere Übereinstimmung und richtiges Verhältnis in der Klangstärke zu verleihen. K.' großartiges Etablissement liefert jährlich etwa 900 Flügel und 600 Pianinos. Er starb 11. Febr. 1887 in Dresden.

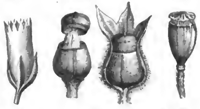
Kapsali, Hauptstadt der Insel Cerigo (s. d.).

Kapschaf, s. Albatros.

Kapsdorf, Markt im ungar. Komitat Zips, an der Kaschau-Oderberger Bahn, mit (1881) 1566 Einw., Eisen- und Mühlenwerken. In der Nähe drei merkwürdige Höhlen (Rosenhöhle, Gold- und Drachenloch) im sogen. Schutzberg.

Kapsel (Capsula), Fruchtorgan, welches bei der Reife von selbst aufgeht, indem seine trockne, haut-, leder- oder holzartige Schale sich aufspaltet oder bestimmte Öffnungen bekommt, so daß die von ihr eingeschlossenen Keime (Sporen oder Samen) entleert werden; im engern Sinn Früchte der Phanerogamen, deren Schale bei der Reife mit Klappen, Zähnen

Fig. 1. Fig. 3. Fig. 2.



Mit Zähnen. mit Deckel. mit Löchern

aufspringende Kapseln.

(Fig. 1), Löchern (Fig. 2) oder mit einem Deckel (Fig. 3) aufspringt, und aus welcher daher die Samen ausgestreut werden. Unterformen der K. sind die Balgkapsel, Hülse, Schote, Porenkapsel.

Kapselbänder, s. Gelenk.

Kapselguß, s. Hartguß.

Kapselräder, Hebemaschinen für Flüssigkeiten und Gase, welche durch in Gehäuse (Kapseln) eingeschlossene zahnradartige Körper wirken, s. Gebläse; S. 976, und Pumpen.

Kapselstar, Augenkrankheit, s. Star.

Kapselwerke, mechanische Vorrichtungen, bei welchen sich Räder (Kapselräderwerke) oder Scheiben (Kurbelkapselwerke) in einer luftdicht schließenden Kapsel bewegen.

Kapsicin (Capsicin), s. Capsicum.

Kapstachelbeere, s. Physalis.

Kapstadt (engl. Cape Town), Hauptstadt des Kaplandes in Südafrika, liegt 11 km nördlich vom Vorgebirge der Guten Hoffnung, am Nordfuß des 1072 m hohen Tafelbergs in einer von diesem sowie vom Löwen- und Teufelsberg amphitheatralisch umschlossenen Ebene und an der Südseite der Tafelbai und gewährt vom Meer aus einen der prächtigsten Prospekte der Erde. Sie hat ein starkes Kastell mit Arsenal und Kasernen, gerade, rechtwinkelig sich schneidende, saubere Straßen. Der bedeutendste Platz ist der Paradeplatz mit dem Gouverneurspalast. Die Stadt ist Sitz der Regierung, eines englischen und römischen Bischofs sowie eines deutschen Berufskonsuls, hat zahlreiche protestantische Kirchen, eine katholische Kathedrale, eine Synagoge und eine Moschee, ein neues Parlamentsgebäude, ein schönes Rathaus, Wasserleitung vom Tafelberg, elektrische Straßenbeleuchtung. An Bildungs- und sonstigen Anstalten sind vorhanden: eine Universität, ein College, ein astronomisches und magnetisches Observatorium, ein Museum, an welches sich eine Bibliothek von 40,000 Bänden und ein botanischer Garten anschließen, mehrere gelehrte, religiöse und gemeinnützige Gesellschaften, eine Börse und 6 Banken. Es erscheinen in der Stadt sieben Zeitungen, darunter

eine deutsche. Die Industrie der Stadt ist nicht von Belang, der Handel dagegen bedeutend; die Handelsartikel sind die des Kaplandes (s. d., S. 489). Dampferlinien (s. Dampfschiffahrt, S. 491) verbinden die K. mit England, Portugal u. a. Der Hafen ist durch Anlage von mächtigen Hafendämmen und Docks bedeutend verbessert worden. Die Stadt zählt ohne



Situationsplan von Kapstadt.

das an der See belegene Greenpoint und das Villenstädtchen Rondebosch, wohin Eisenbahnen führen, (1875) 33,239 Einw. der verschiedensten Nationalitäten: Engländer, Holländer, Deutsche, Franzosen, Kaffern, Hottentoten, Malaien, Inder und einige Chinesen. Die Zahl der Weißen beträgt über 16,000. Die Stadt wurde 1652 gegründet, kam 1806 unter englische Herrschaft und bildet einen selbständigen Distrikt des Kaplandes.

Kaptatorisch (lat.), Bezeichnung einer Handlungsweise, durch welche man jemand einen Vorteil oder Gewinn in Aussicht stellt, um ihn zu gewinnen und dadurch für sich selbst einen Vorteil zu erlangen. Daher **kaptatorische Verfügungen** (institutiones captatoriae), solche letztwillige Dispositionen, welche nur dann in Kraft treten sollen, wenn der Bedachte den Testierer oder eine andre Person wieder letztwillig bedenken werde. Verfügungen dieser Art sind nach gemeinem Recht als unmoralisch und nichtig anzusehen, jedoch ohne daß dadurch die Ungültigkeit einer Disposition zu gunsten des Testierers, zu welcher sich der Bedachte etwa bewogen gesehen haben sollte, herbeigeführt würde.

Kaptión (lat. captio), das Fangen, verfängliche Art

Kaptschak, s. Kiptschak.

Kaptür (lat.), Wegnahme eines feindlichen Schiffs (s. Prise); Verhaftung; daher Kapturbefehl, ein von der Obrigkeit erlassener Befehl, jemand betreffenden Falls zu verhaften.

Kapu (Kapi, türk., »Pforte«), in der Türkei Bezeichnung für Amtsgebäude infolge einer uralten Sitte, nach welcher die Herrscher die bei ihnen wegen Schutzes gegen Unrecht Vorsprechenden am Eingang ihres Hauses empfingen und anhörten. Jeder Ort von Bedeutung hat ein K.; nur das von Konstantinopel führt den Namen Pascha-Kapusi, d. h. Pforte des Paschas, unter welch letzterm nach einigen der Großwesir verstanden wird, während nach andern Pascha hier eine Abkürzung von Padischah sein, demnach sich auf den Sultan beziehen soll. Die Existenz der Hohen Pforte als solcher, wie sie heute besteht, stammt erst aus der Reformzeit des türkischen Staatswesens, und das heutige Gebäude wurde nach dem Brand von 1842 erbaut. Es umfaßt das Büreau des Großwesirats sammt dem Hohen Rat (Medschlisiwala), das Amt der auswärtigen Angelegenheiten mit den entsprechenden Sekretariaten und Übersetzungsbüreaus, ferner das Ministerium des Innern, den Appellationshof, das Amt der vier Konfessionen, nämlich der Griechisch-Unierten und -Nichtunierten, der Katholiken und Juden, schließlich das Ordenskapitel, das Archiv offizieller Aktenstücke und eine Schule samt Bibliothek für französisch lernende junge Beamte. K. ist auch der Titel der Amtslokalität des Scheich ul Islam und der des Seraskiers (Kriegsministers), welche beide sich an andern Orten in Konstantinopel befinden.

Kapu-Agassi, hoher Beamter im Serail des Sultans, ehemals Haupt der seit längerer Zeit abgeschafften Eunuchen und als solcher sogar dem Kislar-Agassi im Rang vorgehend.

Kapudan-Pascha (Kapudan-Beg), der Großadmiral des osmanischen Reichs und oberste Befehlshaber der gesamten großherrlichen Seemacht. Er hat den Rang eines Marschalls und war ehedem Gebieter über den um das Arsenal liegenden Teil von Pera sowie die türkischen Inseln des Schwarzen Meers und des Archipels nebst vielen Seeplätzen, aus denen er seine Einkünfte bezog; außerdem erhielt er ein Fünftel von der Beute. Er ist Mitglied des Diwans, hat aber auf der Flotte einen eignen Diwan, der in letzter Instanz entscheidet, und besitzt außerhalb der Dardanellen das Recht über Leben und Tod. Als Gefolge hat er drei Kompanien Infanterie.

Kapurthala, Tributärstaat in der Provinz Pandschab des britisch-indischen Kaiserreichs, 1606 qkm (29 QM.) groß mit (1881) 252,617 Einw., wozu noch in Audh 1813 qkm (33 QM.) mit 249,301 Einw. kommen, über welche der Radscha keine Hoheitsrechte ausübt. Die Einkünfte des Staats betragen 180,000 Pfd. Sterl., wovon 13,100 Pfd. Sterl. als Tribut an die englische Regierung zu zahlen sind; außerdem hat der Ra-

bedeckt, hinten zugespitzt, vorn unter dem Kinn geknöpft; wird besonders von Frauen und Mänchen getragen (bei letztern an die Kutte angenäht) und gab dem Kapuzinerorden den Namen. (Vgl. Gugel.)

Kapuzinade (franz.), possenhafte, derbe Strafpredigt nach Art derer der Kapuziner (s. d.); berühmt ist die Kapuzinerpredigt in »Wallensteins Lager« von Schiller.

Kapuziner (Capucini ordinis fratrum minorum), ein Zweig des Franziskanerordens, der unter allen Kongregationen die strengste Regel hat. Die K. tragen braune, wollene Kutten mit langen, spitzen Kapuzen (daher ihr Name) und Sandalen an den bloßen Füßen. Gestiftet 1525 in Italien vom Pater Matteo di Bassi (Baschi) in Urbino, 1528 vom Papst Clemens VII. bestätigt, konstituierten sie sich 1529 als einen extremen, das Proletariat unter den Mönchen darstellenden Bettelorden. Mit der Zeit fanden sie auch in Frankreich (seit 1573) und in Deutschland (seit 1592) sowie in der Schweiz und in Spanien Eingang. Erst 1619 erhielten sie eigne Generale. Als burleske Volksprediger (daher der Ausdruck »Kapuzinade«) und geschickte Bettler verspottet und durch körperliche wie geistige Verwahrlosung herabgekommen, haben sie das Schicksal der Orden im vorigen wie in diesem Jahrhundert unter den ersten geteilt.

Kapuzineraffe, s. Rollschwanzaffe.

Kapuzinerbart, Pflanze, s. Cichorium.

Kapuzinerkraut, s. Nigella.

Kapuzinerkresse, s. Tropaeolum.

Kapuzinerpilz, s. Boletus.

Kapuzinerpulver, ein aus Stephanskörnern, Sabadill, weißer Nieswurz, Petersiliensamen, Anis etc. zusammengesetztes Pulver, das zur Vertreibung der Kopfläuse in die Haare gestreut wird, dessen Gebrauch jedoch nicht ganz unbedenklich ist.

Kap Verde, s. Grünes Vorgebirge.

Kapverdische Inseln, zu Portugal gehörige Inselgruppe an der westafrikanischen Küste, 560 km vom Grünen Vorgebirge entfernt und zwischen 14° 45'—17° 30' nördl. Br. und 22° 30'—25° 10' westl. L. v. Gr. gelegen, besteht aus zehn bewohnten Inseln nebst einigen Felseilanden, deren Gesamtareal offiziell auf 4271 qkm (77,6 QM.), von Behm und Wagner auf 3851 qkm (69,9 QM.) mit (1879) 99,317 Einw. berechnet wird. Die Inseln zerfallen in eine nordwestliche und eine südöstliche Gruppe, wie folgt:

	QKilom.	Einwohner
Nordwestliche Inseln:		
São Antão	720	20507
São Vicente	207	3297
São Nicolão mit Santa Luzia	411	8733
Branco und Razo	11	—
Boavista	593	2643
Sal	233	1082
Südöstliche Inseln:		
Santiago	966	41076
Maio	206	1602
Brava	55	8156
Fogo	443	12221
Grande und Rombo	7	—

Unter den 99,317 Einw. sind 54,468 weiblichen Geschlechts. Die Einwohner sind Nachkommen von Portugiesen, welche nach der 1456 erfolgten Entdeckung durch Cadamosto 1461 auf diese damals gänzlich unbewohnten Inseln geführt wurden, und von Negersklaven von der gegenüberliegenden Küste von Guinea; die Sprache ist wie die Bevölkerung eine Mischung portugiesischer und afrikanischer Elemente. Sämtliche Inseln, von tiefen und sichern Kanälen getrennt, sind hoch; auf einigen erheben sich sogar ansehnliche, fast beständig mit Schnee bedeckte Berge, so auf São Antão der 2500 m hohe Zuckerhut (Pão d'Açucar), auf Fogo der Pik (2700 m), ein noch thätiger Vulkan, der 1847 Strecken von Kulturland zerstörte. Überhaupt tragen sämtliche Inseln Zeichen ihres vulkanischen Ursprungs, auch warme Quellen sind zahlreich. Das Klima ist vom Dezember bis Juli heiß (25° C. im Mittel); im August beginnen die Winterregen, die bis November anhalten, und nach denen das an sich schon ungesunde Klima am gefährlichsten ist. Am gesündesten sind Boavista, São Vicente und São Antão, das auch eine Heilquelle besitzt. Von den Winden wehen im Winter am gewöhnlichsten die West- und Südwestwinde, die, von Gewittern begleitet, sich oft zu Orkanen steigern. Kulturboden ist wenig vorhanden, und der Ertrag des geringen Ackerbaues, welcher stattfindet, wird nicht selten durch die furchtbarste Dürre und durch Heuschreckenzüge vernichtet. Wälder gibt es nicht, nur hier und da gewahrt man Gruppen von Kakos- und andern Palmen. Der Grund der Schluchten und Thäler ist mit Buschwerk bedeckt; daneben wachsen Indigo und Baumwolle wild, und auch Bananen und Tamarinden sind häufig; im allgemeinen aber erscheint der Boden nackt. Gebaut werden: Reis, Mais, Hirse, Wein, Zuckerrohr, Tabak. Bedeutend ist die Ausbeute an Salz auf den Inseln Sal und Boavista, das nach Brasilien, dem La Plata und Afrika ausgeführt wird. Die Küsten sind reich an Fischen und Schildkröten. Hauptstadt ist Porto Praya auf Santiago mit 12,000 Einw., Sitz des Gouverneurs, der hier aber nur drei Monate, sonst auf Brava wohnt; am wichtigsten ist aber Porto Grande auf São Vicente, mit großartigen Kohlenlagern für die zwischen Europa und Brasilien, dem La Plata und Westafrika verkehrenden zahlreichen Dampfer. Vgl. Dölter, Die Vulkane der Kapverden (Graz 1882); Derselbe, Über die Kapverden nach dem Rio Grande und Futah Djallon (Leipz. 1884).

Kapweine, die Weine vom Kap der Guten Hoffnung. Der Weinbau am Kap wurde 1660 durch französische Hugenotten begründet, und 1665 wurden die ersten Weinproben nach Holland gesandt. Im 18. Jahrh. und bis in die neuere Zeit galt der Kapwein für das edelste Getränk der Erde; gegenwärtig aber ist dieser Nimbus geschwunden, und man hört viel mehr absprechende Urteile, zumal die feinern, edlern Sorten nur in geringer Quantität erzeugt werden und wenig in den Verkehr kommen. Der Constantia verdankt seine Güte größtenteils der sorgfältigen Behandlung (Gesamtproduktion nicht über 1000 hl im Jahr); die Weinbauern aber verfahren allgemein in solcher Weise, daß der Weinhändler genug zu thun hat, um aus ihrem Wein trinkbare Sorten zu fabrizieren. Die Constantiaweine sind rote und weiße Likörweine erster und zweiter Klasse, von köstlichem Gewürz und einer Süßigkeit, welche in vollkommenem Einklang zum Alkoholgehalt steht; ihnen am nächsten steht der Rota aus Steelenbosch, ein roter Muskatwein, und der Witteboom. Von den trocknen Weißweinen werden im Thal von Drakenstein, besonders beim Dorf Paarl, die vorzüglichsten produziert, und diese Weine gehen meist als Kap-Rheinweine (Cape Hock [vgl. Hock]). Man unterscheidet jetzt auch K. und südafrikanische Weine, um die neuern, im Charakter, Körper und Geschmack wesentlich vervollkommten Weine nicht durch den übeln Ruf leiden zu lassen, welchen sich viele K. ehe-

mals erworben haben. Die Gesamtproduktion wird auf 24,000 Pipen im Wert von 380,000 Pfd. Sterl. angegeben.

Kapwolken, s. Magelhaenssche Wolken.

Kar, in den Bayrischen Alpen und in Tirol Bezeichnung für thalähnliche Vertiefungen im Felsgebirge, die als Weide benutzt werden; in Tirol auch die nächste Umgebung der Almhütte, in Oberösterreich ein Gebirgskessel mit nur einem Ausgang. Das Wort kommt auch in Namen von Bergen, Gletschern rc. vor, z. B. Karwendel, Eiskar, Gemskarkogel u. a.

Kara (türk.), in zusammengesetzten Ortsnamen vorkommend, bedeutet »schwarz«.

Kara-Amid, Stadt, s. Diarbekr.

Karaba (Káruba, arab.-pers., »Stroh raubend oder anziehend«), s. v. w. Bernstein, so benannt nach seiner elektrischen Eigenschaft.

Karabagh (pers., »schwarzer Garten«), ehemals selbständiges Chanat, jetzt der südlichste Teil des russ. Gouvernements Jelissawetpol, von Persien durch den Araxes getrennt, ist ein von sich kreuzenden Zügen erfülltes Gebirgsland, das in mehreren Gipfeln (Kjambil 4740 m, Kapudschich 3918 m) die Schneegrenze überragt. Das Land stand zuerst unter der Oberherrschaft armenischer Fürsten (Melik), bis die tatarischen Einwohner einen damaligen Dorfältesten, Pana Chan, zum alleinigen Fürsten erhoben und die armenischen Meliks stürzten. Pana Chan erbaute Schuscha und machte es zu seiner Residenz. Der letzte karabaghische Chan war Mechti Kuli Chan, der 1822 nach Persien floh; die Russen nahmen nach seiner Flucht K. unter eigne Verwaltung.

Karabiner (franz. carabine), ein für den bequemen Gebrauch der Kavallerie verkürztes Infanteriegewehr, selten über 1 m lang. An der linken Seite ist er mit einem Ring versehen, in welchen der an einem Lederriemen des Bandeliers befestigte Karabinerhaken eingehakt wird, damit der Reiter den K. nach dem Schuß frei herunterfallen lassen kann. Er wird an der rechten Seite des Sattels oder am Riemen über der Schulter getragen. In seiner Konstruktion schließt er sich vollständig an das Ordonnanzgewehr des betreffenden Staats an, dessen Patrone er auch verfeuert. In Deutschland erhielt die Kavallerie nach 1870 an Stelle des Zündnadelkarabiners (System Dreyse) den für die Anwendung der Patrone M/71 aptierten Chassepotkarabiner, der aber nach und nach durch den Karabiner M/71 ersetzt worden ist; s. Handfeuerwaffen, S. 109.

Karabiniere (franz. carabiniers, carabins), ursprünglich s. v. w. berittene Arkebusiere. Heinrich IV. teilte solche K. seiner schweren Reiterei zu, später waren sie bald in selbständige Abteilungen formiert, bald auf die Reiterregimenter verteilt. In der Napoleonischen Zeit gab es zwei, nach 1815 anfänglich eins, bald wieder mehrere Regimenter K. als schwere, aber mit einer längern Schußwaffe (Karabiner) versehene Reiterregimenter. Nach 1870 verschwand der Name in Frankreich. Seit 1876 führt ein königlich sächsisches schweres Reiterregiment den auch schon früher in dieser Armee üblich gewesenen Namen K. Belgien hat ein Regiment K. unter seinen Fußtruppen. In Italien ist Karabinier s. v. w. Gendarm.

Karadagh, 1) türk. Name von Montenegro. — 2) Gebirge, s. Kynoskephalä.

Karadjordje (»schwarzer Georg«), s. Czerny 1).

Karadschitsch (Karadžić), **Wuk Stephanowitsch**, der Begründer der neuserbischen Litteratur, geb. 7. Nov. 1787 zu Trschitz an der Drina im damals noch türkischen Serbien aus einer herzegowinischen Familie. Obschon es in seinem Geburtsort an allen Bildungsmitteln fehlte, überwand doch der starke Wissensdrang des Knaben alle Hindernisse: aus einer altslawischen Bibel lernte er beim Hüten der Herde lesen, aus Schilf schnitzte er sich Federn, und aus Schießpulver bereitete er sich Tinte. Dabei sammelte er fleißig die Lieder, Sprichwörter und Erzählungen, welche im Munde des Volkes lebten. Nachdem sich K. an dem serbischen Aufstand gegen die Türken 1804 beteiligt begab er sich nach Unterdrückung desselben nach Karlowitz in Österreich und besuchte die dortige Schule, wo er Lateinisch und Deutsch lernte. Hierauf nahm er an einem neuen Aufstand gegen die Türken als Sekretär des serbischen Führers Nenadowic teil, wurde Geheimsekretär des Senats in Belgrad und mit wichtigen politischen Missionen betraut. Als aber 1813 die Türken wieder das Übergewicht erlangten und der Held Karadjordje nach Österreich fliehen mußte, begab sich K. gegen Ende 1813 nach Wien. Hier wurde er von dem Slawisten Kopitar, der seine ausgezeichnete Begabung für Auffassung von Volksart und Volkssprache erkannte, bewogen, sich ausschließlich litterarischen Arbeiten zu widmen. Die damals vorhandenen serbischen Bücher waren in der altslawischen Kirchensprache, vermischt mit russischen Bestandteiten, geschrieben, dem Volk aber vollkommen unverständlich; K.' Bestreben war daher, die reine Volkssprache der Serben mit einfacher, verständlicher Orthographie an die Stelle jener zu setzen und zur Schriftsprache zu erheben. Zu diesem Zweck unermüdlich thätig, veröffentlichte er zunächst eine kleine Sammlung von Liedern in der serbischen Volkssprache (»Mala prostonarodna slaveno-srbska pesmarica«, Wien 1814), der er den ersten Versuch einer serbischen Grammatik (»Pismenica srbskoga jezika«, das. 1814) und sein serbisches Wörterbuch (»Srbski rječnik«, mit lateinischer und deutscher Übersetzung der Wörter und vielen ethnologisch-historischen Erklärungen, 1818; 2. vermehrte Aufl., das. 1852) folgen ließ. Als Einleitung war dem letztern Werk eine neue Bearbeitung seiner Grammatik beigegeben, die Jakob Grimm 1824 ins Deutsche übersetzte. Am meisten erregte er die allgemeine Aufmerksamkeit, auch des Auslandes, durch seine musterhafte Sammlung serbischer Volkslieder: »Narodne srbska pjesme« (Leipz. u. Wien 1823—33, 4 Bde.; 2. erweiterte Ausg., Wien 1841—1865; dazu noch »Srbske pjesme iz Herzegovine«, das. 1866), die in viele fremde Sprachen übersetzt wurde (deutsch von Talvj, 2. Aufl., Leipz. 1853, 2 Bde.; von Gerhard, das. 1828, 2 Bde.; von Kapper, das. 1852, 2 Bde.). Außerdem gab er für serbische Geschichte und Philologie den Almanach »Danica« (»Morgenstern«, Wien 1826—34, 5 Bde.) sowie »Serbische Volkssprüche« (»Srbske narodne poslowice«, 2. Aufl., das 1849) und eine Sammlung serbischer Volksmärchen (»Srbske narodne pripovijetke« (das. 1853; deutsch von K.' Tochter Wilhelmine, Berl. 1854) heraus. Im J. 1828 wurde K. vom Fürsten Milosch von Serbien zur Ausarbeitung eines Gesetzbuchs beauftragt, infolgedessen er nach Belgrad übersiedelte; doch konnte er sich mit dem despotischen Wesen des Fürsten auf die Dauer nicht vertragen und kehrte nach zwei Jahren nach Wien zurück. 1834—35 bereiste er Dalmatien und Montenegro (worüber er in dem Werk »Montenegro und die Montenegriner«, 1837, berichtete), 1837—38 Ungarn und Kroatien, später wiederholt Serbien. Von den Akademien der Wissenschaften zu Wien, Berlin, Petersburg, Moskau rc. zum Ehrenmitglied

ernannt, starb K. 7. Febr. 1864 in Wien. Von Schriften ist noch seine mustergültige serbische Übersetzung des Neuen Testaments (Wien 1847) zu erwähnen. Anfangs vielfach angefochten, ist K. mit seinen Reformen jetzt allgemein durchgedrungen.

Karäer (Karaiten, hebr. Karaim, »Schriftforscher, Schriftbekenner«, von dem Singular Kara, »Bibelleser«, auch im Gegensatz zu den Rabbaniten B'ne Mikra genannt), jüd. Sekte, welche die rabbinische Tradition verwirft und zum Buchstaben des mosaischen Gesetzes zurückkehrt, in der Mitte des 8. Jahrh. von Anan ben David in Babylonien gestiftet und einige Generationen hindurch nach ihrem Stifter Ananäer genannt. Ihr Zusammenhang mit den Sadduzäern ist neuerdings festgestellt worden. Im allgemeinen stets gering an Zahl, hielten sich die K. bis in die Zeit der Kreuzzüge in Palästina und wanderten nach der Einnahme Jerusalems durch die Kreuzfahrer teils nach dem Osten und Norden, teils nach Ägypten und Griechenland, teils nach Südarabien und über die Küstenländer der Berberei nach Spanien aus. Gegenwärtig trifft man sie nur noch zerstreut unter den Slawen, im Orient und in Nordafrika. Ihre Litteratur ist ziemlich reich. Zu den ältesten Schriftstellern der K. gehören: Benjamin ben Mose Hawendi (Nahawendi), Daniel ben Mose al Komsi, Joseph ben Noach Habozri, Jakob ben Isak al Kirkasani, dessen Sohn Joseph Haroeh, Sahal ben Mazliach, Salman ben Jerochim, Jefet ha Levi u. a. Die K. haben keineswegs durch Verwerfung der rabbinischen Tradition die Religionsübung erleichtert und vereinfacht, sondern sie in Erschwerungen gekleidet, die, wie z. B. ihr Sabbat-, Schlacht- und Ehegesetz ꝛc., weit drückender sind als die Satzungen der Rabbiner. Scharfe Widerlegung erfuhr das Karäertum durch Juda ha Levi, Abraham Ibn Esra und David Neto. Vgl. Fürst, Geschichte des Karäertums (Leipz. 1865).

Karaffe (franz.), Flasche von weißem, meist geschliffenem Glas, mit gläsernem Stöpsel. Karaffine, kleine K.

Karafuto, Insel, s. Sachalin.

Karagane, s. Caragana.

Karagassen, ein nur noch 800 Köpfe zählender tatarischer Volksstamm in Sibirien, am Nordabhang des Sajanischen Gebirges. Eine Grammatik ihrer Sprache nebst Lexikon lieferte Castrén (hrsg. von Schiefner, Petersb. 1858).

Karagatsch, s. Kundrowsche Tataren.

Karageorgiewitsch, serb. Fürstenfamilie, die mit Czerny Karadjordje (s. Czerny 1) den Thron bestieg, seit 1859 vertrieben ist, aber ihre Ansprüche aufrecht erhält. Jetziges Haupt der Familie ist Prinz Peter K. (geb. 1846), Sohn des Fürsten Alexander (s. Alexander 23), der wegen seines Anteils an der Ermordung des Fürsten Michael Obrenowitsch (1868) von dem Pester Gericht verurteilt wurde und 3. Mai 1884 starb; Prinz Peter ist seit 1883 mit einer Tochter des Fürsten von Montenegro vermählt und genießt die Gunst Rußlands.

Karagöz (Chial, türk.), eine dem chines. Schattenspiel entlehnte Unterhaltung der osmanischen Türken, bei welcher der betreffende Spieler hinter einer erhellten transparenten Leinwand beliebige Puppen herumtanzen läßt; wird meist von obscönen Reden begleitet und bildet vorzüglich im Ramasanmonat eine beliebte Abendunterhaltung.

Karagwé (Karagué), Landschaft in Zentralafrika, im W. des Ukerewesees gelegen, wird von Grant und Speke, die sie zuerst 1858 erforschten, ebenso wie von Stanley als ein wahres Negerparadies geschildert und bildet eine von schönen Wiesen unterbrochene Parklandschaft von großem Wildreichtum, die der Kagera bewässert. Der höchste Berg ist der Mfumbiro (ca. 3000 m). Auch reiche Salz- und Kupferlager sowie heiße Quellen (43½° R.) befinden sich in K. Die ca. 15,000 Einw. scheinen zwei verschiedenen Rassen anzugehören, von denen die herrschende den Galla verwandt scheint. Der König ist ein Vasall des Kaisers von Uganda; der wichtigste Ort ist Kafuro, wo sich arabische Händler niedergelassen haben.

Karaiben, s. Kariben.

Karaibenfisch, s. Sägesalmler.

Karaiskakis, Georgios, einer der Helden des griech. Freiheitskampfes, Armatole aus Skylikaria bei Arta im westlichen Griechenland, geb. 1782, war infolge des unermüdlichen Kampfes der Bewohner seines Distrikts gegen die türkische Tyrannei mit der Führung des kleinen Kriegs vertraut geworden und erwarb sich die besondere Gunst Ali Paschas, in dessen Garde er 1807 eintrat. Nach dessen Sturz schloß er sich dem griechischen Aufstand an und erwarb sich, klein, aber feurig und begabt, durch geschickte Kriegführung in Ätolien großen Ruhm. Als 1825 Missolunghi hart bedrängt wurde, bezog K., den seine Geliebte in Amazonentracht begleitete, bei Salona ein Lager, um von dort aus die Belagerer durch rastlose Angriffe zu beunruhigen. Als die Festung dennoch fiel, ward K. zum Oberanführer in Rumelien ernannt und zwang durch kleinen Krieg die türkischen Truppen bald zur Räumung dieser Provinz. Hierauf wandte er sich mit 6000 Mann nach Livadien, siegte bei Dobrena und eilte von da nach Arachova, wo er im Dezember 1826 den Feind nach langem, heftigem Gefecht völlig besiegte und aus den Köpfen der 2000 gefallenen Türken eine Pyramide als Siegeszeichen errichtete. Scharen von Freiwilligen strömten nun zu K.' Fahnen. Schon hatte er durch neue Siege bei Bolizza und Lepanto den Weg nach Westen geöffnet und Chaidara erreicht, als im Januar 1827 unerwartet die Türken bei Distomo erschienen. K. trat ohne Säumen den Rückweg an, stieß 18. Febr. bei Karistos auf den Feind und schlug ihn aufs Haupt. Bei dem Versuch, die Akropolis zu entsetzen, fiel er 4. Mai 1827 unweit der vom Piräeus nach Athen führenden Straße. Dort ward ihm 4. Mai 1835 ein Denkmal errichtet. Vgl. Paparrhigopulos, Georg K. (Athen 1877). Der neugriechische Dichter Panagiotis Sutsos hat K. zum Gegenstand eines Trauerspiels gemacht. — Sein Sohn Spiridion K. war mehrmals Kriegsminister und ist Deputierter.

Karaiten, s. Karäer.

Karajan, Theodor Georg von, Germanist, geb. 22. Jan. 1810 zu Wien von griechischen Eltern, studierte daselbst und arbeitete hierauf 1829–32 in der Kanzlei des Kriegsministeriums, 1832–41 beim Archiv des Finanzministeriums. Seit 1841 bei der kaiserlichen Hofbibliothek angestellt, ward er im Mai 1848 ins deutsche Parlament gewählt, wo er im rechten Zentrum saß. Im November 1850 erhielt er die Professur der deutschen Sprache und Litteratur an der Wiener Hochschule, welche er jedoch infolge der Verordnung des Grafen Thun, daß kein Akatholik an der Universität zu Wien ein akademisches Ehrenamt bekleiden dürfe, niederlegte. Er wurde 1851 Vizepräsident der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, deren Mitglied er seit 1848 war, 1854 Kustos der Hofbibliothek, 1866 Präsident der Akademie, 1870 zweiter Vorstand der Hofbibliothek. Er starb 28. April 1873. K. hat sich namentlich durch Ausgaben älterer

deutscher Litteraturwerke Verdienste erworben. Dahin gehören: »Die Siebenschläfer« (Heidelb. 1839); »Frühlingsgabe für Freunde älterer Litteratur«, ein Sammelwerk (Wien 1839; 2. Aufl. u. d. T.: »Der Schatzgräber«, Leipz. 1842); Michael Behaims »Buch von den Wienern« (Wien 1843) und dessen »Zehn Gedichte zur Geschichte Österreichs und Ungarns« (das. 1849); ferner »Seifried Helbling« (Leipz. 1844); »Deutsche Sprachdenkmale des 12. Jahrhunderts« (Wien 1846); »Wolfgang Schmelzls Lobspruch der Stadt Wien« (das. 1849); »Verbrüderungsbuch des Stifts St. Peter zu Salzburg« (das. 1852); »Zwei bisher unbekannte deutsche Sprachdenkmale aus heidnischer Zeit« (das. 1858). Außerdem veröffentlichte er eine »Mittelhochdeutsche Grammatik« (Wien 1850) und die Schriften: »Zur Geschichte des Konzils von Lyon 1245« (das. 1850); »Über Heinrich den Teichner« (das. 1855); »Maria Theresia und Graf Sylva-Tarouca« (das. 1859); »Die alte Kaiserburg zu Wien vor dem Jahr 1500« (das. 1863); »Joseph Haydn in London 1791 und 1792« (das. 1861); »Abraham a Sancta Clara« (das. 1867), eine Biographie des bekannten Wiener Kanzelredners, die vielfach neue Aufschlüsse erteilt; »Kaiser Leopold I. und Peter Lambeck« (das. 1868); »Zu Seifried Helbling und Ottacker von Steiermark« (das. 1870). — Sein ältester Sohn, Max Theodor v. K., geb. 1. Juli 1833, seit 1859 Professor der Philologie an der Grazer Universität, schrieb unter anderm: »Über die Handschriften der Scholien zur Odyssee« (Wien 1857).

Karakal, s. Luchs.

Karakal, Hauptstadt des Kreises Romanatzi in Rumänien (Walachei), südöstlich von Krajowa, Sitz des Präfekten und eines Tribunals, mit 8590 Einw. Hier 30. Mai 1854 siegreiches Gefecht der Türken gegen die Russen.

Karakalinsk, Kreis des russisch-asiat. Gebiets Semipalatinsk, 200,288 qkm (3637 QM.) mit (1879) 121,560 Einw., fast ausschließlich Kirgisen, eine wasserarme Steppe, die dem Landbau viel Schwierigkeiten bietet, Viehzucht aber begünstigt. Man schätzt den Viehstand auf 40,000 Kamele, 40,000 Stück Hornvieh, 200,000 Pferde und 1 Mill. Schafe.

Karakalpaken (»Schwarzmützen«), türk. Volksstamm in Mittelasien, welcher einen Bruchteil der Bevölkerung der russischen Gouvernements Astrachan, Tobolsk und Turkistan, der Chanate Bochara und Chiwa (in letzterm am zahlreichsten und kompaktesten) ausmacht. Als Überbleibsel eines zahlreichern Volkes, das im 17. Jahrh. keine unwichtige Rolle in den mittelasiatischen Steppen spielte, erscheinen sie jetzt als die am meisten unterdrückten von allen mittelasiatischen Nomaden. Zu verschiedenen Malen sich gegen Chiwa auflehnend, wurden sie immer wieder unterworfen. Sie erfreuen sich des Rufs, die schönsten Frauen in Turkistan zu haben, stehen aber sonst auf einer äußerst niedrigen Stufe. Sie beschäftigen sich mit Ackerbau, Viehzucht und Fischerei. Am Amu Darja bilden sie ein großes Gemeinwesen, zu welchem zwölf verschiedene Stämme gehören, welche das Land als Gemeinland bebauen.

Karakane, japan. bronzeartige Legierung aus Kupfer, Zink, Zinn, Blei, dient als Glockenmetall.

Karake (Karacke), die nach Art der Kriegsschiffe armierten großen (2000 Ton.) Handelsschiffe (Ost- und Westindienfahrer) der Portugiesen und Spanier.

Karakirgisen, Volksstamm, s. Kirgisen.

Karakolieren (franz.), Herumtummeln des Pferdes in Rundwendungen, beliebte Fechtort der Deutschen Reiter (s. d.).

Karakorūm, 1) (tibet. Nyentschen Thangla, »Steppenpaß der großen Wildnis«, im W. auch Mustagh genannt) mächtige Gebirgskette in Zentralasien, das zweithöchste Gebirge der Erde, zieht vom Pamirplateau in südöstlicher Richtung die Nordgrenze von Kaschmir entlang und bildet die Nordkette des Himalajasystems sowie die Wasserscheide zwischen den Becken des Indus und des Tarim. Der K. besteht aus weiten Hochthälern mit Thalsohlen bis zu 5210 m Höhe; die sie begleitenden Berge erreichen ihre größte Höhe im K 2 oder Dapsang genannten Gipfel (8619 m); Hauptpaß ist der 5568 m hohe Karakorumpaß, dessen Namen die Gebrüder Schlagintweit zuerst auf den ganzen Gebirgszug ausdehnten (s. Karte »Zentralasien«). Vgl. Schlagintweit, Die Pässe über die Kammlinien des K. (Münch. 1874). — 2) (Chara-Cheem, »schwarze Festungsmauer«) die Ruinen des Hoflagers der ehemaligen Mongolenchane im nördlichen Asien, liegen im Gebiet der Challa, 8 km vom Orchonfluß, unter 45° nördl. Br., im SW. von Urga und bestehen aus viereckigen, 500 Schritt langen Wällen von Thonerde. Hier residierten Dschengis-Chan und seine Nachfolger bis 1256.

Karakūm (kirgis., »schwarzer Sand«), Sandwüste im russischen Turkistan, nordöstlich vom Aralsee, zwischen diesem, den Flüssen Sir Darja und Sary Su und dem Aral-Barbisee gelegen. Die Länge dieser wasserlosen Fläche ist 370 km von WNW. nach OSO., die Breite 140 km. Sie besteht aus kahlen Flugsandhügeln und Depressionen, deren dürftige Vegetation Herden den Aufenthalt gestattet.

Karalek (Kalalek), Volk, s. Eskimo.

Karalēne, ein 1811 auf dem Boden des Gutes Kummetschen, im Kreis Insterburg des preuß. Regierungsbezirks Gumbinnen, angelegtes evang. Schullehrerseminar.

Karaman (Karaman Ili), Landschaft im südlichen Kleinasien, umfaßt das heutige Liwa Konia oder die alten Landschaften Lykaonien, Isaurien, Kataonien und Teile von Kappadokien, im weitern Sinn wohl auch das ganze Wilajet Konia. Der Norden und Nordwesten gehört der unbewohnten Salzsteppe südwestlich vom Tüz-Tschöllü oder Salzsee an; den Westen und Süden füllt der gewaltige Taurus. Im westlichen Teile liegen mehrere große Seen: Akschehr Göl, Egerdir Göl, Beischehr Göl rc. K. hat seinen Namen von einem Stamm Karaman, der einst über K. herrschte, 1466 aber den Türken unterthänig wurde. Die Stadt K. (das alte Laranda?) südöstlich von Konia, an der Westseite des Taurus gelegen, ist besser erhalten als sonst kleinasiatische Städte, hat viel Fontänen, 7 Moscheen, ein Kastell und etwa 7000 Einw.

Karambolieren (franz.), beim Billard seinen Ball so spielen, daß er mit mehreren (wenigstens zwei) Bällen zusammenprallt oder sie berührt; im übertragenen Sinn von Personen gebraucht, die in unliebsamer Weise zusammentreffen. Karambolage (spr. -abſch), das Karambolieren.

Karāmel, braune amorphe Masse, welche beim Erhitzen des Zuckers auf 190—220° entsteht; sie schmeckt bitter, zieht an der Luft Feuchtigkeit an, ist löslich in Wasser und Alkohol, nicht gärungsfähig und kann nicht wieder in Zucker verwandelt werden. K. färbt große Mengen Wasser oder Weingeist braun und wird als Zuckerkouleur (Kouleur) zum Färben von Likören, Bier, Essig rc. benutzt. Diese Zuckerkouleur bereitet man aus Traubenzucker, welcher mit etwa 2,5 Proz. Ätznatron und 5 Proz. Wasser (für

Essigkouleur mit kohlensaurem Ammoniak) gekocht wird, bis er sich in eine dunkelbraune, sich aufblähende Masse verwandelt hat, und dann vorsichtig mit Wasser vermischt wird. Vgl. Aßmuß, Die Fabrikation der Zuckerkouleur (Berl. 1866).

Karamsin, Nikolai Michailowitsch, der berühmteste russ. Geschichtschreiber, geb. 12. Dez. 1765 zu Michailowka im Gouvernement Orenburg, erhielt seine Bildung in Moskau, trat sodann zu Petersburg in Militärdienste, verließ aber dieselben bald wieder, um sich den Wissenschaften zu widmen. Nachdem er mit seinen »Blättern für Kinderlektüre« und »Lektüre der Kinderschriften« (Moskau 1785—89, 2 Bde.) als Schriftsteller aufgetreten, unternahm er 1789 eine Reise durch Deutschland, die Schweiz und Frankreich und kehrte 1791 nach Moskau zurück, wo er zunächst mit andern das »Moskauische Journal« (1791—92) begründete, dann die »Aglaja« (1794—95, 2 Bde.; deutsch von Biedenfeld, Leipz. 1819), eine Sammlung romantischer und historischer Erzählungen, »Meine Bagatellen« (1794—98), eine Sammlung seiner kleinern poetischen und prosaischen Arbeiten, und die »Briefe eines reisenden Russen« (Mosk. 1797 bis 1801, 6 Bde.; deutsch von Richter, Leipz. 1802, 6 Bde.) veröffentlichte. Es folgten die »Aeonidae« (Mosk. 1799), eine Sammlung von Gedichten, das »Ausländische Pantheon« (1798), eine Art Litteraturzeitung, und das »Pantheon russischer Autoren« (1801). Im J. 1803 zum Reichshistoriographen und Hofrat ernannt, arbeitete er seitdem ununterbrochen an seinem Hauptwerk, der »Geschichte des russischen Reichs« (Petersb. 1816—29, 11 Bde., von denen der letzte von Bludow vollendet ist; 5. Aufl., das. 1840—45; dazu Register von Strojew, das. 1836), einem bis jetzt insbesondere in Bezug auf die Form unübertroffenen Nationalwerk, zu dessen Abfassung der Staat ihm alle Archive öffnete, und dessen Druck der Kaiser mit einer namhaften Summe unterstützte. Die beste Übersetzung ist die französische von Saint-Thomas und Jauffret, von K. selbst durchgesehen (Par. 1819—20, 8 Bde.); eine deutsche Übertragung, nach der zweiten Originalausgabe, erschien Leipzig 1820—33, 11 Bde. Karamsins Werk selbst reicht nur bis 1611. Ein für den Kaiser Alexander I. 1811 verfaßtes »Memoire über das alte und neue Rußland« zeugt von einer gewissen Beschränktheit und von tendenziöser Voreingenommenheit gegen die Ideen des Fortschritts. K. starb 3. Juni 1826 in Zarskoje Selo. Sein litterarischer Nachlaß erschien 1862 in Petersburg. Zu Simbirsk ward ihm 1845 ein Denkmal gesetzt. Vgl. die Biographie von Pogodin (Mosk. 1865, 2 Bde.).

Kara Mustafa, Großwesir, Sohn eines Spahi, ward von Mohammed Köprili erzogen und befördert, auch zum Schwiegersohn erwählt, kämpfte mit diesem 1667—69 auf Kreta, folgte 1676 seinem Schwager Achmed Köprili als Großwesir, führte dann mit Polen Krieg, schloß Sobieski am Dnjestr ein, machte aber 1680 Frieden. Nachdem er sich mit einer Tochter Mohammeds IV. vermählt, unternahm er 1682, um Tököly als Vasallenkönig von Ungarn einzusetzen, mit einem großen Heer einen Kriegszug gegen Kaiser Leopold I. und drang langsam bis Wien vor, das er vom Juli bis September 1683 belagerte. Da er dasselbe aber nicht erstürmen ließ, um nicht die Beute mit dem Heer teilen zu müssen, und 12. Sept. die große Niederlage am Kahlenberg erlitt, sodann auf dem fluchtähnlichen Rückzug nach Belgrad bei Parkany noch eine Schlacht verlor, wurde er 25. Dez. 1683 auf Befehl des Sultans in Belgrad erdrosselt.

Karanos (Caranus), nach der griech. Sage ein Heraklide, aus dem Geschlecht des Temenos, welcher im 8. Jahrh. v. Chr. von Argos nach Makedonien zog, sich in den Besitz des Landes setzte, die Hauptstadt Ägä gründete und der Stifter des makedonischen Königshauses wurde.

Karanowatz, Flecken im Königreich Serbien, Kreis Tschatschak, am Ibar, mit 2234 Einw., Sitz des Bischofs von Uschitza und des Bezirkshauptmanns.

Karánsebes (spr. karánschebesch), Stadt an der Temes, Hauptort des ungar. Komitats Krassó-Szörény, Station der Temesvár-Orsovaer Bahnlinie und Sitz eines griechisch-orientalischen Bischofs, mit (1881) 4764 rumänischen und deutschen Einwohnern, Weinbau, Handel und Gerichtshof. Nordöstlich der Eiserne Thor-Paß und das Dorf Ruszka mit bedeutendem Silber-, Blei- und Kupferbergwerk.

Karapanos, Konstantin, griech. Archäolog, geb. 13. März 1840 zu Arta in Epirus als Sohn eines sehr reichen Gutsbesitzers, machte seine Studien zu Famina, Korfu und Athen, erwarb hier 1861 den juristischen Doktorgrad, ward alsbald der türkischen Gesandtschaft zu Paris beigegeben, fungierte später als Generalsekretär der Société générale de l'Empire ottoman, gründete dann ein Bankgeschäft, widmete sich aber seit 1876 ausschließlich archäologischen Studien. Er nahm auf seinen ausgedehnten Besitzungen Ausgrabungen vor, deren Ergebnis die Entdeckung der Ruinen von Dodona war. Eine Reihe der gefundenen Kunstgegenstände war 1878 in Paris ausgestellt. Er selbst beschrieb seine wichtige Entdeckung in einem größern Werk: »Dodone et ses ruines« (1878, 2 Bde.), und wurde zum Mitglied der archäologischen Gesellschaften zu Paris und Berlin ernannt.

Karapatöl, purgierend wirkendes Öl aus den Samen von Swietenia Mahagoni.

Karasi, ein 1884 organisiertes türk. Wilajet in Kleinasien, umfaßt die Mitte des alten Mysien nebst der europäischen Halbinsel Gallipoli (dem Thrakischen Chersones) und erstreckt sich landeinwärts nach S. bis zum Erigöz-Dagh, in der Nähe des alten Ankyra. Hauptstadt ist Balikesri.

Karasin, Nikolai Nikolajewitsch, russ. Belletrist und Zeichner, geb. 1842, wurde im Moskauer Kadettenkorps erzogen, trat nach Ablauf der Studienzeit als Offizier in die Armee, kämpfte 1863—64 gegen die aufständischen Polen, ließ sich darauf in die turkistanische Armee versetzen und machte dort 1865—71 mit Auszeichnung alle Feldzüge mit. Während seines Aufenthalts in Turkistan entwickelte sich sein Talent für Skizzenmalerei, und er nahm endlich seinen Abschied, um sich ganz der Thätigkeit eines Illustrators zu widmen. Seitdem hat K. bei allen russischen Feldzügen in Zentralasien als Korrespondent und Zeichner für russische wie ausländische illustrierte Blätter fungiert. Außerdem ist K. ein talentvoller belletristischer Schriftsteller. Die bis jetzt von ihm erschienenen Romane und Erzählungen: »An der fernen Grenze Rußlands«, »Auf der Jagd nach Gewinn«, »Im Schilfrohr« ꝛc. zeugen von einer lebhaften Phantasie, die den eigentümlichen Scharfblick des Dichters für die besondere Gefühls- und Anschauungswelt der asiatischen Völkerschaften trefflich ergänzt und interessante Kulturbilder mit charakteristisch ausgeprägtem Kolorit zu Tage förderte.

Karasu (»Schwarzwasser«), Name mehrerer Flüsse in der Türkei und in andern von türkisch-tatarischen Volksstämmen bewohnten Ländern. Am bedeutendsten ist der K. oder Struma (s. d.).

Karasu-Basar, Stadt im russ. Gauvernement Taurien, am Fluß Karasu, an einer Felsenwand gelegen und von schönen Gärten umgeben, hat 2 griechisch-katholische, eine armenisch-gregorianische und eine römisch-kath. Kirche, 24 Moscheen und Minarets, mehrere jüdische Synagogen und (1880) 11,877 Einw., deren Zahl mit jedem Jahr abnimmt, ebenso wie der nicht unbedeutende Handel, den die Armenier hier früher mit Talg, Wolle, Leder, Früchten, Wein, Tabak und Burkas (Zirkelmäntel aus Kamelhaar) trieben. — K. ist ein sehr alter Ort, wie die im Berg Ackai befindlichen Höhlen beweisen. Die blühendste Periode der Stadt war unter der Herrschaft der Genuesen, von welchen sie im 15. Jahrh. in die Hände der Tataren überging. Nachdem die Krim Rußland einverleibt worden, ward K. zur Hauptstadt derselben bestimmt, diese jedoch nach fünf Jahren (1784) nach Simferopol verlegt. Bemerkenswert ist der Tasch-Chan, ein mit einer 13 m hahen Steinmauer umgebenes, festungsartiges Kaufhaus.

Karasutsas, Joannes, neugriech. Dichter, geb. 9. Juli 1824 zu Smyrna, gab frühzeitig durch die Gedichtsammlungen: »Lyra« (1839) und »Musa thelazusa« (1840) Proben seiner Begabung. Nachdem er seine Studien auf der Universität in Athen vallendet, wurde er 1850 Professor am Gymnasium in Nauplia, 1852 nach Athen versetzt, schied nach zehn Jahren aus dem Staatsdienst und starb 3. April 1873 durch Selbstmard. Weitere Dichtungen van ihm sind: »Eothinai melodiai« (»Morgenklänge«, 1846); »Poietikon apaithioma« (»Paetische Blumenlese«, 1849); »Barbitos«, Gedichtsammlung (Athen 1880), und »Kleonike«, erzählendes Gedicht (das. 1868). K.' Poesie hat bei aller Anmut, die sie auszeichnet, einen durchaus ethisch-patriotischen, daher männlichen Charakter, der durch die Reinheit und Mannigfaltigkeit der Form noch gehoben wird.

Karāt (eigentlich Kuara), der getrocknete Schotenkern des Johannisbrots oder der Karube (Ceratonia siliqua *L.*, griech. kerátion, arab. charub), womit man in Afrika das Gold, in Ostindien die Diamanten zu wiegen pflegte. Auch in Deutschland wurden die Feinheitsgrade des legierten Goldes bis auf die neueste Zeit nach Karaten, d. h. Vierundzwanzigsteln, bestimmt. Eine Goldmünze, welche 18 K. hielt, war demnach eine Goldlegierung, warin $^{18}/_{24} = {}^{3}/_{4}$ des Gewichts Gold, die übrigen $^{6}/_{24} = {}^{1}/_{4}$ andres Metall, gewöhnlich Kupfer, waren. Man teilte das K. in 12 Grän. Diese Feinheitsbestimmung, das sogen. Prabiergewicht, war nur ideell, indem die Karate eben nur das Verhältnis zwischen dem Rauhgewicht (Schrat) und dem Feingewicht bezeichneten als Zähler eines Bruches, dessen Nenner stets 24 war. Als Einheit gebrauchte man gewöhnlich die Mark, welche man in 24 K. teilte. Die Feinheit der Goldmünzen wird jetzt nach Tausendsteln bestimmt, und Gold von 18 K. ist gleich solchem van 750 Tausendsteln oder $^{3}/_{4}$ Gold und $^{1}/_{4}$ Zusatz. In England ist nominelle Einheit für die Feinheitsbestimmung des Goldes das Troypfund zu 24 K. (carats), und das K. teilt sich in 4 Grän (grains) à 4 Quarts. Karatierung ist beim Gold s. v. w. Legierung, s. Goldlegierungen. K. ist auch die Einheit der Juwelengewichte und als solche allenthalben fast von gleicher Schwere. Man teilt das K. entweder in einer Halbierung bis $^{1}/_{64}$ oder auch in 4 Grän. Am verbreitetsten sind das holländische Juwelenkarat, = 20,589 Zentigramm, und das englische, = 20,530 Zentigr.; das preußische Juwelenkarat ist = 20,554, das österreichische = 20,608, das französische = 20,587 Zentigr.

Karatassos, Held der griechischen Freiheitskämpfe, geb. 1766 zu Dobra (Makedonien), war 1790—1821 Armatol von Südmakedonien und begünstigte als solcher thunlichst die Varbereitungen zum Befreiungskrieg. Im Frühjahr 1822 trat er affen gegen die türkische Herrschaft auf, ward Heerführer und kämpfte in dem befestigten Nausa gegen türkische Übermacht, wobei sein hoffnungsvoller Erstgeborner den Heldentod fand, die Gattin mit drei andern Kindern in Sklaverei geriet. K. mit zwei Söhnen schlug sich nach Missolunghi durch und kämpfte bis 1830 als General stets unbesiegt bei Peta, auf Euböa, Skiathos, Schoinolacka und Thermopylä. Ruhmbedeckt starb er 21. Jan. 1830 in Naupaktos. — Nicht immer wird van ihm unterschieden sein zweiter Sohn, Demetrius Tsiamis K., geb. 1798, während der Freiheitskriege Genosse aller Kämpfe seines Vaters, dann erster Adjutant des Königs Otto, seit 1856 Statthalter von Argalis. Er kommandierte die Aufständischen 1841 und 1854 in Makedonien und starb 1861 in Belgrad auf einer Rundreise zur Vorbereitung eines allgemeinen Aufstandes gegen die Türken. Sein und seines Vaters Leben beschrieb N. Philippides (Athen 1879).

Karategin, Landschaft in Zentralasien, der östlichste Teil des Chanats Bochara, zwischen der Hissar- und Serafschankette im N. und der Darwaskette im S., von Zuflüssen des Amu Darja durchzogen, grenzt im N. und O. an das russische Ferghanagebiet, im S. an Darwas und im W. an Hissar. Der bedeutendste Fluß ist der aus dem Alaigebirge kommende und das Land von O. nach W. durchschneidende Surch-Ob (rotes Wasser), an dessen rechtem Ufer die Residenz des Schahs, Garm (Harm), mit 300 Höfen liegt. Der am dichtesten bevölkerte Teil von K. liegt 2000 m ü. M. und hat ein rauhes, schneereiches Klima. Der Winter beginnt Mitte Oktober und dauert bis Mitte Mai, mit einer Temperatur bis gegen — 40° R. Die Vegetation ist eine äußerst üppige: Nußbäume, Ahorne, Ebereschen, Apfel- und Birnbäume wachsen an den Abhängen der Berge; in den Fruchtgärten: Maulbeerbäume, Aprikasen-, Pfirsich-, Kirsch-, Apfel- und Nußbäume. Selbst Weintrauben findet man hier und da. Ackerbau und Viehzucht sind die Erwerbszweige der Bewahner (Tadschik und Kara-Kirgisen). — Über die Geschichte ist sehr wenig bekannt. Bis 1868 soll K. vollkommen unabhängig gewesen sein und unter der aligarchischen Verwaltung eines Schahs aus den Nachkommen Alexanders von Makedonien gestanden haben. 1868 versuchte der unabhängige Regent des Kuljab, Sary-Chan, ein Schutzbündnis gegen den Emir von Bochara abzuschließen. Der damalige Schah Musafar ging darauf nicht ein und wurde infolgedessen von Sary-Chan, der in K. einbrach, gefangen genommen. Letzterer, gezwungen durch einen Angriff des Emirs von Bochara, nach Kuljab zurückzukehren, setzte den gefangenen Schah Musafar als seinen Regenten in K. ein. Später (1870) wurde K. von chokandischen Truppen eingenommen und Musafar-Schah als Kriegsgefangener Chudajar-Chan übergeben, bis Bochara wieder seine Ansprüche auf das Land geltend machte. 1877 wurde K. vollständig von Bochara abhängig, erhielt von dort einen Bek und wird jetzt vallständig als Provinz van Bachara verwaltet.

Karatheodori, Alexander (Iskender Pascha), türk. Staatsmann, geb. 20. Juli 1833 zu Konstantinopel aus einer angesehenen griechischen Familie des Fanar, wurde erst in Konstantinopel, dann in Paris ausgebildet, trat in den diplamatischen Dienst der

Pforte, war in mehreren europäischen Hauptstädten Botschaftssekretär und wurde von Aali Pascha in das auswärtige Ministerium berufen. Nachdem er einige Zeit Gesandter in Rom gewesen, trat er 1876 als Müsteschar (Unterstaatssekretär) in das Ministerium und behauptete während der fortwährenden Ministerwechsel diese Stellung, weil er sich durch seine Kenntnisse, Geschicklichkeit und Zuverlässigkeit unentbehrlich gemacht hatte. Im Juni 1878 ward er zum Rang eines Bala mit dem Titel Pascha erhoben und zum ersten Bevollmächtigten der Pforte auf dem Kongreß in Berlin ernannt. Nach Beendigung des Kongresses führte er in Wien die Verhandlungen mit der österreichischen Regierung über die Okkupation Bosniens und ward im November zum Generalgouverneur von Kreta, 4. Dez. aber zum Minister des Auswärtigen unter Khereddin ernannt. Im Juli 1879 wieder zurückgetreten, ward er 1885 zum Fürsten von Samos erhoben.

Karatierung, s. Karat und Goldlegierungen.

Karatowa, Stadt im türk. Wilajet Kossowo, östlich von Üschküb, in einem Felsenkessel gelegen, hat mehrere kleine Moscheen, eine christliche Kirche, Bergbau auf silberhaltiges Blei, Metallwarenindustrie und 6000 Einw. (zum Teil Bulgaren).

Karatschew, Kreisstadt im russ. Gouvernement Orel, südöstlich von Briansk, 254 m ü. M., an der Snesheti (zur Desna) und an der Eisenbahn Orel-Witebsk, mit 10 Kirchen, einer Stadtbank, zahlreichen Ölpressen und Seilereien, Handel mit Hanf, Korn, Tannen, Flachs, Mohn- und Hanfsamen und (1881) 11,321 Einw.

Karatschi (Kurrachee), Hauptort eines Distrikts der britisch-ind. Provinz Sind (Präsidentschaft Bombay), im Hintergrund einer wohlgeschützten Bai und Endstation der Indusbahn, mit (1881) 73,560 Einw., davon 5228 im Kantonnement. Die Stadt, am Nordende des Indusdelta gelegen, hat infolge der Versandung von Schah Bandar einen schnellen Aufschwung genommen; doch kann der Hafen nur mit beträchtlichen Kosten in gehöriger Tiefe für große Seeschiffe gehalten werden, da die Ablagerungen des Indus von der Strömung die Küste entlang nordwärts geführt werden. Er ist jetzt durch einen Hafendamm geschützt, welcher die Insel Kiamari, wo Güter und Passagiere landen, mit dem Festland verbindet. K. ist völlig im modernen englischen Stil erbaut, enthält mehrere Kirchen und Schulen, ein großes Palais des Commissioners, Bibliothek, Museum u. a. Die reichen Europäer bewohnen die Villenstadt Clifton. Die Wasserversorgung der Stadt aus oft sehr ungesunden Zisternen ist mangelhaft, und da die mittlere Jahrestemperatur 25,4° C. erreicht und bei gänzlichem Mangel an Schattenbäumen lästige Staubstürme häufig auftreten, so ist der Gesundheitszustand kein befriedigender; die Cholera ist hier wiederholt (1866, 1868 und 1870) mit großer Heftigkeit aufgetreten. Seine gegenwärtige kommerzielle Bedeutung verdankt K. in erster Linie der überraschenden Zunahme des Weizenbaues in den nordwestlichen Provinzen, so daß es in dieser Beziehung mit Bombay rivalisiert. Der Weizenexport stieg von 1881 bis 1883 von 169,465 auf 2,739,633 Ztr. Während des nordamerikanischen Bürgerkriegs war K. auch Hauptausfuhrhafen für Baumwolle. Jetzt werden hauptsächlich ausgeführt: Weizen, Ölsaaten, Wolle, Baumwolle, Felle 2c., 1884 für 37,5 Mill. Rupien, während die Einfuhr 33,3 Mill. Rupien wertete. — Der Distrikt K., zwischen dem Ran of Katsch, dem Indus und Belutschistan, hat ein Areal von 36,556 qkm (664 QM.) mit (1881) 478,688 Einw. und ist in seinem südlichen Teil ein ebenes, von Grundwasser gesättigtes Alluvialland, während den nördlichen niedrige, gegen die Grenze höhere Bergrücken durchziehen. Im N. beherbergt der Mancharsee zahllose Krokodile, im Indusdelta bei Shalhander sind große Salzlager.

Karaul (spr. kara-ūl), Wache, Wachtposten; in der Türkei auch Name der Wachthäuser (großer, viereckiger Hütten), die, mit 7—8 Gendarmen besetzt, an den Balkanpässen 2c. zur Sicherung der Landstraßen errichtet sind.

Karausche (Carassius *Nils.*), Gattung aus der Ordnung der Edelfische und der Familie der Karpfen (Cyprinoidei), karpfenähnliche, breite Fische mit endständigem Maul ohne Bartfäden, vier einreihig gestellten Schlundzähnen und rückwärts gesägtem Knochenstrahl in den Rücken- und Afterflossen. Die Seekarausche (Karutsche, Bauernkarpfen, Barutschel, Gareisl, C. vulgaris *Nils.*), bis 35 cm lang und über 1 kg schwer, mit sehr stumpfer, engmäuliger Schnauze, sehr breiter Stirn und schwach ausgeschnittener Schwanzflosse, dunkel messinggelb, auf dem Rücken stahlblaugrün, auf den Flossen mit rötlichem Anflug, in der Färbung sehr variierend, findet sich in ganz Mittel-, Nord- und Osteuropa, besonders in stehendem Wasser, gedeiht in dem verschiedenartigsten, unreinsten Wasser, lebt in der Tiefe von Würmern, faulenden Pflanzenstoffen und Schlamm, verweilt auch im Winter in Erstarrung in der Tiefe, laicht im Juni oder Juli an seichten Stellen und vermehrt sich sehr stark. Das Weibchen legt gegen 100,000 Eier. Durch die Kultur sind zahlreiche Abarten entstanden, von denen eine mit sehr gestrecktem Leib als Giebel (Steinkarausche, C. Gibelio *Bl.*) beschrieben wurde; eine andre Varietät ist durchweg goldgelb (Goldkarausche). Auch erzeugt die K. regelmäßig Blendlinge mit dem Karpfen. Die K. eignet sich zur Zucht in moderigem Wasser und als Futter für Forellen. Besonders geschätzt ist sie in Rußland, wo sie alle Gewässer der Steppen bevölkert. Ihre Lebensfähigkeit gestattet, sie zu jeder Jahreszeit zu versenden. Eine Varietät der K. ist auch der Goldfisch (s. d.).

Karavelle (Karawele, span. carabela), Fahrzeug mit lateinischen Segeln, dergleichen sich Vasco da Gama zuerst bedient haben soll. In der Türkei nannte man Karavellen große Lastschiffe, die aber nicht zum Segeln eingerichtet waren, und an der französischen Küste heißen so noch heute Fischerfahrzeuge von 10—15 Ton.

Karawāne (v. pers. kervan oder kiarvan, der Wortbedeutung nach s. v. w. Handelsschutz), Benennung der Reisegesellschaften im Orient, wo unzulängliche polizeiliche Maßregeln das Alleinreisen in gewissen Zeiten und Gegenden unmöglich machen. Die Karawanen sind zumeist Handelskarawanen; es gibt aber auch Pilgerkarawanen, die von allen Teilen der muselmanischen Welt nach Mekka und andern berühmten Wallfahrtsorten ziehen. An der Spitze der K. befindet sich der Kerwan-Baschi (Karawanenoberhaupt), in einigen Ländern vom betreffenden Fürsten dazu ernannt und sogar mit dem jus gladii bekleidet. Karawanenstraße nennt man jeden sichern, stark frequentierten Weg und Karawanseraien jene Bauten, wo die in Rede stehenden Reisegesellschaften in den Städten oder auf dem Weg sich niederlassen. In Städten bestehen dieselben zumeist aus viereckigen, oft mit Pracht aufgeführten, ein oder zwei Stock hohen Gebäuden mit rund herumlaufenden Zellen, deren Fenster und Thüren auf einen

gegen den Hof zulaufenden Gang sich öffnen. In diesen Zellen wohnen die Kaufleute mit ihrer Ware, während das Erdgeschoß und die Kellerräume von den Tieren eingenommen werden. In der Mitte einer derartigen Herberge befindet sich bisweilen ein Bassin zum Tränken der Tiere und zu den Waschungen vor dem Gebet. Die Karawanseraien sind zumeist fromme Stiftungen reicher Kaufleute, hoher Würdenträger und fürstlicher Personen. In der Türkei haben sich in der Errichtung solcher Gebäude besonders hervorgethan: Sultan Murad I., Mohammed II., Soliman der Prächtige und Achmed IV.; in Persien Schah Abbas II. und dessen Mutter, in Mittelasien Abdullah Chan Scheibani. Vgl. Vambéry, Sittenbilder aus dem Morgenland (Berl. 1876).

Karawanken (Caruanca), die Fortsetzung des unter dem Namen der Karnischen Alpen bekannten Zugs der südlichen Ostalpen, von diesen westlich durch den Gailitzbach getrennt, ziehen an der Grenze von Kärnten und Krain über 100 km weit östlich bis zum Mißlingbach hin und bilden einen ungeteilten Rücken, der nach N. und S. steil abfällt. Die höchsten Gipfel sind der 2558 m hohe Grintouz, der Stou u. a. Über den 1360 m hohen Loibl führt in 1275 m Höhe der Loiblpaß mit Straße von Klagenfurt nach Laibach. Die kahle, wild zerrissene, blaßrötliche Kalksteinkette gewährt besonders vom Drauthal aus, gegen das sie überall steil abstürzt, einen imposanten Anblick. Vgl. Jahne, Führer durch die K. (Wien 1882).

Karawanserai, s. Karawane.

Karbamid, s. v. w. Harnstoff.

Karbatsche (türk. Kurbatsch), aus ledernen Riemen geflochtene Peitsche.

Karbitz, Stadt in der böhm. Bezirkshauptmannschaft Aussig, am Fuß des Erzgebirges und an der Aussig-Teplitzer Bahn, hat ein Bezirksgericht, bedeutenden Braunkohlenbergbau, Obst- und Feldbau, Fabriken für Ultramarin, landwirtschaftliche Maschinen, Knöpfe und Öfen und (1880) 4030 Einw.

Karbolismus, **Karbolsäure**, **Karbolurin**, s. Phenol.

Karbon, s. Diamant, S. 931.

Karbonade (franz.), Rostbraten; gewöhnlich kleineres, noch am Knochen festsitzendes Rippenstück.

Karbonari (»Köhler«), Name einer geheimen politischen Gesellschaft in Italien, die in der Zeit der französischen Herrschaft über Neapel entstand und mit dem Freimaurerbund zusammenhing, von dem sie manche Formen ihrer Organisation entlehnte. Ihr Ritual war vom Kohlenbrennen hergenommen. Reinigung des Waldes von Wölfen, d. h. Kampf gegen Tyrannei, war die Grundlage ihrer Symbole. Untereinander nannten sie sich »gute Vettern«. Der Versammlungsort hieß »Hütte« (baracca), die äußere Umgebung »Wald«, das Innere der Hütte »Kohlenverkauf« (vendita), der Verein sämtlicher Hütten einer Provinz eine »Republik«. Solche Republiken waren die von Westlukanien in Principato citeriore, die aus 182 Hütten bestand und ihren Sitz zu Salerno hatte, die von Ostlukanien in Basilicata zu Potenza, von Hirpinien, Daunien rc. Ihr Ziel war ihrer Mitglieder wuchs infolge davon auf 300,000, doch wußten sie die Volksmenge in den Schranken der Mäßigung zu halten. Seit der Restauration der Bourbonen hatten sich auch in Frankreich zahlreiche geheime Gesellschaften gebildet, die sich mit den K. verbrüderten. Als nach der Niederlage der revolutionären Partei in Neapel und Piemont sämtliche Regierungen die Teilnahme an der Verbindung der K. als Hochverrat verpönten, wurde Paris der Mittelpunkt der Charbonnerie, die nun einen vorherrschend französischen Charakter annahm. Eine Venta zählte höchstens 20 »bons cousins«, wie sich auch in Frankreich die Eingeweihten nannten, im Gegensatz zu den Nichtkarbonari, den »pagani«. Die Abgeordneten von 20 Venten bildeten eine Zentralventa, die durch einen Deputierten mit der hohen Venta ihrer Provinz oder ihres Departements in Verbindung stand. Eine höchste Venta zu Paris ließ durch Emissäre den hohen Venten ihre Befehle zukommen. Es galt bei ihr der Grundsatz, daß nichts Schriftliches aufbewahrt, die ganze Verbindung nur durch mündlichen Verkehr unterhalten werden dürfe. Gewöhnlich kannte jeder Karbonaro nur die Mitglieder seiner Venta. Nach ihren Statuten sollte der Eidbruch, sobald er zur Entdeckung ihrer Geheimnisse führe, nach dem Spruch eines geheimen Gerichts und durch die Hand eines durch das Los bestimmten bon cousin mit dem Tod bestraft werden. Seit ihrer Verpflanzung nach Frankreich bis zum Ende des französisch-spanischen Kriegs und dem Umsturz der Cortesverfassung war die Charbonnerie sehr thätig und hatte auch unter dem Militär Verbindungen. Nach dem Sieg der Restauration in Spanien und bei der Rückwirkung dieses Ereignisses auf Frankreich beschränkte sich aber die Verbindung auf eine revolutionäre Bearbeitung des Geistes der Nation. Nach der Julirevolution schlossen sich viele der einflußreichsten Mitglieder der Charbonnerie der neuen Regierung an, und die frühere Verbindung löste sich seitdem auf. Dagegen bildete sich unter den Republikanern eine neue sogen. Charbonnerie démocratique, welche direkt auf Gründung einer republikanischen Verfassung ausging, ihre Formen aber aus der alten Karbonaria entlehnte. Die Grundsätze dieser neuen Charbonnerie, von Teste in dem »Projet d'une constitution républicaine« entwickelt, sind Babeufs Ideen und Ansichten von einer absoluten Gleichheit, die Teste jedoch nur so weit verfolgte, als er an die Möglichkeit ihrer baldigen Verwirklichung glaubte. An der Spitze der Verbindung stand Buonarroti (s. d.), ein früherer Mitverschworner Babeufs; nächst ihm waren Teste und der Deputierte d'Argenson die hauptsächlichsten Leiter. Das ausschließende Streben dieser Männer, alles von Paris abhängig zu machen, war später mit die Veranlassung, daß sich zuerst mehrere italienische Flüchtlinge, unter ihnen namentlich Mazzini, der ihnen seit 1827 angehörte, von der Gesellschaft lossagten, um das junge Italien zu gründen, was zu vielfachen Kämpfen und gegenseitigen Anklagen dieser Verbindungen führte. Noch 1841 wurde in Südfrankreich eine als reformierte Karbonaria bezeichnete Verbindung entdeckt. Damit verschwinden jedoch ihre Spuren, wenigstens ist

Karbonisches Schichtensystem, s. v. w. Steinkohlenformation (s. d.).

Karbonisieren (v. lat. carbo, »Kohle«), s. v. w. verkohlen; auch s. v. w. karburieren (s. d.); K. der Lumpen, s. Shoddy.

Karbonsäuren, diejenigen organischen Säuren, welche die Karboxylgruppe COOH enthalten. Die Karboxylgruppe vereinigt sich mit Wasserstoff zu Ameisensäure und mit einwertigen Radikalen zu zahlreichen Monokarbonsäuren (z. B. Essigsäure CH_3COOH). Mit 2wertigen Radikalen verbinden sich zwei Karboxylgruppen [Bernsteinsäure $C_2H_4(COOH)_2$] zu Dikarbonsäuren, mit dreiwertigen Radikalen verbinden sich drei Karboxylgruppen zu Trikarbonsäuren ꝛc. Die K. sind meist starke Säuren und bilden beständige Salze und Äther. Sie entstehen ganz allgemein bei der Oxydation organischer Verbindungen, der Kohlenwasserstoffe, Alkohole, Aldehyde ꝛc.

Karbonyl, in der Chemie die Atomgruppe CO, welche als zweiwertiges Radikal in vielen Verbindungen auftritt.

Karboxygenlicht, s. Leuchtgas.

Karboxyl, in der Chemie die Atomgruppe COOH (s. Karbonsäuren).

Karbunkel (Karfunkel, Brandschwär, Carbunculus anthrax), Name einer höchst intensiven, umschriebenen Entzündung der äußern Haut, welche übrigens bei zwei streng voneinander zu scheidenden Krankheitszuständen vorkommt. Der eine, der verhältnismäßig gutartige K. (carbunculus benignus), ist nichts weiter als eine Entzündung mehrerer in die Lederhaut hineinragender Bindegewebskegel, also eine ausgedehntere furunkulöse Entzündung, während der andre ein Erzeugnis des Milzbrandgifts ist und daher als Milzbrandkarbunkel (carbunculus malignus) bezeichnet wird. Der gutartige K. tritt in der Regel vereinzelt auf und kommt selten bei Kindern, mehr bei Erwachsenen, namentlich bei durch Alter und andre schwächende Zustände Erschöpften, zumal bei Zuckerharnruhr, vor. Er erscheint häufiger im Sommer und Frühjahr als im Herbst und Winter. Der häufigste Sitz desselben ist zwischen den Schulterblättern, im Nacken und auf dem Rücken. Der Ausdehnung und Intensität der Hautentzündung entspricht die begleitende Störung des Allgemeinbefindens, welche oft recht erheblich ist. Namentlich ist Fieber vorhanden, welches schon beim ersten Beginn der Hautentzündung sich einstellt. Die kranke Hautstelle ist dunkel gerötet, derb anzufühlen, knotig verdickt, sehr schmerzhaft, fühlt sich brennend heiß an. Die Geschwulst breitet sich mehr oder weniger rasch aus, oft bis zur Größe eines Handtellers, erstreckt sich in die Tiefe und hat längere Zeit eine beträchtliche Härte, die erst dann nach und nach in Erweichung übergeht, wenn in der Tiefe das brandige Absterben des Gewebes beginnt. Der Schmerz ist außerordentlich groß, dauert lange und läßt erst nach, wenn die erweichte Stelle aufbricht, was in der Regel an mehreren Stellen geschieht, so daß die Haut siebartig durchlöchert erscheint. Aus den entstandenen Löchern sickert eine blutig-wässerige, meist sehr übelriechende Flüssigkeit aus, begleitet von gelbbraunen Fetzen abgestorbenen Zellgewebes. Die erkrankte Hautstelle kann aber auch in ihrem ganzen Umfang brandig werden und absterben. Erst nachdem alles Abgestorbene abgestoßen ist, bedeckt sich der Substanzverlust mit gesunden Fleischwärzchen (sogen. Granulationsgewebe), welche einen reichlichen und guten Eiter absondern und schließlich die durch den Hautbrand entstandene Lücke allmählich ausfüllen. Nicht selten entzünden sich auch die unter der kranken Stelle gelegenen Organe, z. B. das Bauchfell, der Kehlkopf, das Rippenfell ꝛc. Je größer die brandige Stelle, desto heftiger sind auch die allgemeinen Erscheinungen, die namentlich bei ältern Leuten zum Tod führen können und zwar einesteils durch Erschöpfung, anderntteils durch Aufnahme der Jauche ins Blut. Die Behandlung der K. muß von Anfang an eine sehr energische sein. Sobald sich die knotige Verhärtung der Haut ausgebildet hat, muß dieselbe kreuzweise und tief gespalten werden, um die Spannung der Haut zu beseitigen. Außerdem wendet man warme Umschläge von Kamillenthee, Kampferwein an bei kräftiger Diät. Der bösartige oder Milzbrandkarbunkel (der eigentliche Anthrax, so wegen der kohlschwarzen Verfärbung der kranken Hautstelle genannt) entsteht durch Übertragung des Milzbrandgifts, s. Milzbrand.

Karbunkelkrankheit, s. v. w. Milzbrand.

Karburete, s. Kohlenstoff.

Karburieren (v. lat. carbo, »Kohle«), Luft, Wasserstoff oder mit wenig leuchtender Flamme brennendes Leuchtgas mit den Dämpfen von Benzol, Petroleumäther ꝛc. sättigen, um ein mit hell leuchtender Flamme brennendes Gas zu erhalten.

Karchedon (griech.), s. v. w. Karthago.

Karchemisch, uralte Stadt in Syrien, am Euphrat, wo 605 Nebukadnezar den ägyptischen König Necho schlug. Jetzt Dscherabis.

Karchesion, der dem Bakchos beigelegte und bei seinem Kult gebräuchliche Becher, gewöhnlich mehr weit als tief, nach der Mitte eingezogen, mit niedrigem Fuß und mit hoch über den Rand erhabenen Henkeln versehen, eins der ältesten Trinkgeschirre (s. Abbildung).



Karchesion.

Karczag (spr. kárzag), Stadt im ungar. Komitat Jász-N.-Kun-Szolnok, ehemals Hauptort des Distrikts Großkumanien, an der Ungarischen Staatsbahn, mit (1881) 15,825 ungar. Einwohnern, bedeutendem Ackerbau, reformiertem Gymnasium und Gerichtshof.

Kardamomen (Kardamum, Cardamomum), Fruchtkapseln verschiedener Arten der Pflanzengattungen Elettaria und Amomum. Die gebräuchlichste Sorte, von Elettaria Cardamomum *White et Maton* auf der Küste von Malabar und auf Ceylon (malabarische oder kleine K., C. minus, s. Tafel »Gewürzpflanzen«), besteht aus hellgelben, gestielten, an der Spitze deutlich geschnäbelten, rundlichen oder in die Länge gezogenen, etwa 1 cm langen Kapseln mit geruch- und geschmacklosem, strohigem Fruchtgehäuse und etwa 20 hellgrauen oder braunen, gerunzelten Samen von fein gewürzhaftem Geschmack. E. major *Smith* auf Ceylon liefert die Ceylon-K. (C. longum), welche bis 4 cm lang, 8–10 mm dick, etwas bogig gekrümmt, deutlich kantig und dunkelgrau sind und zahlreiche Samen von etwas weniger feinem, mehr scharfem Geschmack enthalten. Viel seltener sind im Handel die Siam-K. (C. racemosum s. rotundum) von Amomum Cardamomum *L.* auf den ostindischen Inseln und in Siam, kugelige, gerundet dreikantige Kapseln mit brüchigem Gehäuse, mit graubraunen, feinrunzeligen, fest zusammengeballten, kampferartig schmeckenden Samen, und die javanischen K. (C. majus) von A. maximum *Roxb.* auf Java. Die Samen der kleinen K. wiegen etwa dreimal mehr als die Fruchthülle und enthalten etwa 4,5 Proz. ätherisches und 10 Proz. fettes Öl. Das erstere, vom spez. Gewicht 0,93–0,94,

ist löslich in Alkohol und Äther und besteht im wesentlichen aus einem Kohlenwasserstoff. Die K. waren schon im Altertum als Parfüm und Gewürz sehr geschätzt; man benutzt sie noch jetzt besonders in Skandinavien und Rußland in der Kuchenbäckerei und zu Likören, während sie bei uns in der neuesten Zeit wenig angewandt werden. In der Medizin benutzt man sie besonders als Zusatz zu Laxanzen, in Indien als Gewürz beim Betelkauen.

Kardätsche (v. lat. carduus, Distel, abzuleiten), Art Striegel, die aus den Fruchtköpfen der Kardendistel hergestellt wird; Wollkamm mit Häkchen von Draht; scharfe Bürste zum Reinigen der Pferde und des Rindviehs. Kardätschen, s. Spinnen.

Karde (Kardendistel), s. Dipsacus. Dann auch s. v. w. Cynara Cardunculus (s. Cynara).

Kardeel, Teile der Trosse (s. d.).

Kardenälchen, s. v. w. Stockälchen, s. Aaltierchen.

Kardenkrankheit, s. Stockkrankheit.

Kardenpflanzen, s. Dipsaceen.

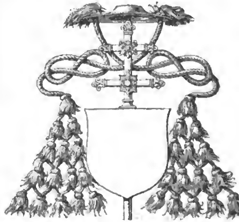
Kärder, s. Köcherjungfern.

Kardia (griech.), das Herz; auch der Magenmund (s. Magen); Kardiakum, herzstärkendes Mittel.

Kardia, im Altertum Stadt auf der Westseite des Thrakischen Chersones, am Meerbusen Melas, eine Kolonie der Milesier und Klazomenier, wurde von Lysimachos zerstört, der ihre Bewohner nach seiner Neugründung Lysimachia verpflanzte.

Kardialgie (griech.), s. Magenkrampf.

Kardinal (lat. Cardinalis) ist die Bezeichnung der nächsten Gehilfen des Papstes, welche der alten Kirchenverfassung gemäß wie jedem andern Bischof, so auch dem Bischof von Rom beratend zur Seite standen und teils Presbyter an den Hauptkirchen der Stadt, teils Diakonen in den 7, später in den 14 Regionen der Stadt waren. Seit dem 8. Jahrh. wurden noch sieben Bischöfe aus der Umgegend Roms herbeigezogen und ebenfalls Kardinäle betitelt. Seit dem 11. Jahrh. zum Kollegium der Kardinäle vereinigt und seit 1059 mit der Papstwahl betraut, erlangten sie bald selbst den Vorrang vor den Erzbischöfen und lateinischen Patriarchen. Gegenwärtig werden sie nur von dem Papst ernannt; doch steht mehreren Monarchen das Recht zu, Personen zu dieser Würde zu empfehlen. Das Baseler Konzil hat die Zahl der Kardinäle auf 24 beschränken wollen, aber Sixtus V. setzte sie 1586 auf 70 fest, worunter 14 Diakonen, 50 Priester und 6 Bischöfe. Innocenz IV. gab ihnen 1245 den roten Hut (s. Kardinalshut) und Urban VIII. 1644 den Titel »Eminentissimi« statt »Illustrissimi«. Die Priester und Diakonen führen ihren Titel von einer Hauptkirche Roms und üben in dieser auch besondere Rechte aus. Die Gesamtheit der in Rom anwesenden Kardinäle, das Kardinalskollegium, bildet den obersten Staats- und Kirchenrat des Papstes, den er nach Belieben zu geheimen, halb geheimen und zu öffentlichen Konsistorien einladet. Aus ihnen wählt der Papst seine obersten Hof- und Kirchenbeamten, die Präsidenten und Beisitzer der höchsten Behörden zu Rom, auch seine Legaten (s. d.). Einen Kämmerer (Kardinalcamerlengo) hat die Aufsicht über die Einkünfte des Papstes. Der Kardinalsekretär ist der Minister des Auswärtigen, der Kardinalvikar der päpstliche Stellvertreter hinsichtlich des Bistums Rom, der Kardinalvizekanzler der Vorgesetzte der römischen Kanzlei, mit höherm Rang als die übrigen Kardinäle.



Kardinalshut (S 507).

Kardinäl (Cardinalis *Bp.*), Gattung aus der Ordnung der Sperlingsvögel, der Familie der Finken (Fringillidae) und der Unterfamilie der Papageifinken (Pitylinae), etwas gestreckt gebaute Tiere mit kräftigem, kurzem, spitzem, am Grund sehr breitem, auf der Firste gekrümmtem Schnabel, kurzen Flügeln, langem, ausgeschweiftem Schwanz und einem aufrichtbaren Schopf. Der K. (virginische Nachtigall, Cardinalis virginianus *Bp.*) ist 22 cm lang, 30 cm breit, ziemlich einfarbig, dunkelrot, Zügel, Kinn und Oberkehle schwarz, das Auge ist rotbraun, der Schnabel korallenrot, die Füße sind graubraun. Das Weibchen ist weniger schön, und seine Haube ist kürzer. Der K. bewohnt das südliche und mittlere Nordamerika, besonders Küstenländer, ist stellenweise sehr verbreitet und geht im Winter bei starker Kälte südlich. Er lebt in Wäldern und Gärten, im Sommer paarweise, im Herbst und Winter in kleinen Gesellschaften, fliegt schnell und geräuschvoll, nistet im Busch oder auf einem Baum (im Süden oft dreimal im Jahr) und legt 4 – 6 schmutzig weiße, braun gefleckte Eier. Er nährt sich von Sämereien, besonders gern von Getreide, Mais, auch von Obst, Beeren, Kerbtieren und stellt auch den Bienen nach. Man schätzt ihn wegen seines Gesanges, den er sehr fleißig ertönen läßt, und den die Amerikaner begeistert preisen, und hält ihn gern im Käfig. Er wird gegenwärtig auch in großer Zahl nach Europa gebracht und pflanzt sich im Käfig leicht fort. Nahe verwandt ist der kleinere Dominikanerfink (Paroaria dominicana *Bp.*), mit schiefergrauem Rücken, Flügeln und Schwanz, weißer Unter-

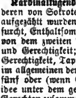
Kardinalpunkte, die Hauptgegenden des Horizonts oder die vier Punkte, in denen der Horizont vom Meridian und vom Äquator durchschnitten wird, der Süd- und Nord-, Ost- und Westpunkt; dann s. v. w. Hauptpunkte, um die sich alles dreht.

Kardinalshut, ein roter, aus Seide gewirkter, rechts und links mit je 15 seidenen, ineinander geflochtenen Quasten (geordnet 1. 2. 3. 4. 5) untereinander und Schnuren behängter Hut mit breiter Krempe, welcher von Innocenz IV. 1245 den Kardinälen verliehen wurde (s. Kardinal). Im Wappen führen ihn die Kardinäle über der Grafenkrone, doch nach einer Bulle von Innocenz X. (1644—55) nur außerhalb Roms (s. Abbildung, S. 506).

Kardinaltugenden (lat.), s. v. w. Haupttugenden, deren von Sokrates, Platon und den Stoikern vier aufgezählt wurden, nämlich von dem ersten Gottesfurcht, Enthaltsamkeit, Tapferkeit und Gerechtigkeit; von dem zweiten Weisheit, Mäßigung, Tapferkeit und Gerechtigkeit; von den letztern Geschicklichkeit, Gerechtigkeit, Tapferkeit und Bescheidenheit, welche, im allgemeinen dem Verhalten des Wollens nach den fünf oder (wenn Gerechtigkeits- und Vergeltungsidee unter dem gemeinsamen Namen der Idee der Gerechten zusammengefaßt werden) vier (von Herbart aufgestellten) praktischen Ideen entsprechend, als Tapferkeit, Freiheit, Güte und Gerechtigkeit wiederkehren.

Kardinalzahlen, Haupt- oder Grundzahlen, im Gegensatz zu Ordinalzahlen ꝛc.; s. Numeralia.

Kardioide (griech.), von Castilliani (1741) herrührender Name für eine ebene Kurve vierter Ordnung von herzförmiger Gestalt (s. Figur), von welcher man beliebige Punkte P, P′ erhält, wenn man von einem Punkt O auf dem Umfang eines Kreises beliebige Sehnen zieht und vom Endpunkt Q einer jeden den Kreisdurchmesser noch beiden Seiten hin abträgt. Sie ist auch eine Epicykloide, die bei Wälzung eines Kreises auf einem gleichgroßen erzeugt wird. Ihre Fläche ist gleich der sechsfachen Kreisfläche, ihr Umfang gleich dem achtfachen Kreisdurchmesser.



Kardioide.

Kardiostenosis (griech.), Verengerung des Herzens.

Karditis, Herzentzündung.

Kardobenediktenkraut, s. Cnicus.

Kardöl, ölig-harzige Flüssigkeit aus den sogen. Elefantenläusen, den Früchten von Anacardium occidentale *L.*, gewonnen, ist rötlichgelb, nicht flüchtig, riecht beim Erwärmen schwach angenehm, löst sich in Alkohol und Äther, nicht in Wasser, reagiert neutral, erzeugt auf der Haut in 4—12 Stunden Blasen (oft mit sehr heftigen Nebenwirkungen) und ist als Ableitungsmittel empfohlen worden. Ein ähnliches Präparat aus ostindischen Elefantenläusen von Semecarpus Anacardium wirkt milder.

Kardone, s. Cynara.

Kardorff, Wilhelm von, Politiker, geb. 8. Jan. 1828 zu Neustrelitz, studierte in Heidelberg, Berlin und Halle die Rechte, trat als Referendar in den preußischen Staatsdienst, nahm aber als Regierungsassessor in Stralsund 1853 seinen Abschied und wurde Rittergutsbesitzer zu Wabnitz im Kreis Öls in Schlesien. Seit 1866 ist er Mitglied des Abgeordnetenhauses, seit 1867 des norddeutschen, dann des deutschen Reichstags; in ersterm gehört er zur freikonservativen, in letzterm zur deutschen Reichspartei. An verschiedenen industriellen und merkantilen Unternehmungen beteiligt, tritt er namentlich bei staatswirtschaftlichen, sozialen und Handelsfragen als Redner auf; er ist Vertreter des Schutzzollsystems, das seine Schrift »Gegen den Strom« (Berl. 1875) mit Entschiedenheit verficht, und für dessen Förderung er 1875 den »Zentralverein deutscher Industriellen« gründete. Er konnte sich daher 1879 rühmen, zu dem Umschwung der Zoll- und Wirtschaftspolitik der Regierung wesentlich beigetragen zu haben.

Karduchen, s. Kurden.

Karrien, das Absengen der Haare von baumwollenen Zeugen.

Karelien, der südöstliche Teil des ehemaligen Herzogtums Finnland, westlich und nördlich vom Ladogasee begrenzt, wurde im Frieden zu Nystad 1721 an Rußland abgetreten und bildet gegenwärtig Teile der Gouvernements Petersburg, Archangel und Olonez.

Karelier, Bezeichnung für eine ganze Gruppe finnischer Völker, zu denen man die folgenden rechnet: 1) die eigentlichen K. (finn. Karjalaiset, »Hirtenvolk«), 303,000 Köpfe stark, im südöstlichen und östlichen Teil Finnlands, im N. der Gouvernements Twer und Nowgorod, im W. der Gouvernements Archangel und Olonez; 2) die Quänen oder Osterbottnier (finn. Kainulaiset), 291,000 Seelen, im N. und NW. Finnlands; 3) die Suomi (finn. Suomalaiset, »Sumpfbewohner«), von den Russen Sumi, von den Schweden Finnen genannt, 280,000 Seelen, im westlichen und südwestlichen Finnland; 4) die Jämen oder Tawasten (finn. Hämenmaa), östlich von den vorigen, 530,000 Köpfe; 5) die Sawolaks (finn. Sawolaiset, »Rauchvolk«), 472,000 Köpfe, östlich von den vorigen; 6) die Äyrämoiset, 76,000 Seelen, im südöstlichen Teil Finnlands und im Gouvernement Petersburg; 7) die Sowokot und die Ingrier oder Ischoren, beide zusammen 64,000 Köpfe stark, in dem zuletzt genannten Gouvernement. Alle diese Völker zusammen zählen etwas über 2 Mill. Seelen und zeigen den gleichen Typus: hervorstehende Backenknochen, helle Augen und Haare; in ihrer Lebensweise und ihrem Charakter lassen sich jedoch keine Züge wiedererkennen, welche denen der übrigen zur altaisch-uralischen Familie der Mongolen gehörigen Völker (Lappen, Wotjaken, Wogulen, Samojeden ꝛc.) gleichen. Die K. sind ein gediegener, arbeitsamer, mutiger und ehrlicher Menschenschlag, der dem sumpfigen Boden seiner nordischen Heimat mit ausdauerndem Fleiß kärglichen Ertrag abringt. Zu den guten Eigenschaften gesellen sich eine phantastisch-düstere Lebensanschauung, die den Aberglauben stark begünstigt, und ein unbändiger Jähzorn. Die lange Herrschaft der Schweden über die K. hat einen großen und wohlthätigen Einfluß auf das Volk und die Organisation des öffentlichen Lebens ausgeübt. Im 12. Jahrh. wurden die K. durch den König Erich von Schweden zum Christentum bekehrt und im 16. Jahrh. durch Gustav Wasa dem Protestantismus gewonnen. Die K. sind größtenteils Ackerbauer, treiben aber auch Schiffahrt, Fischerei und Viehzucht.

Karen, zu den Lohitovölkern gehöriger Volksstamm in Hinterindien, in den Waldgebirgen von Arakan, in Pegu und im südlichen Birma, in den Thälern des Irawadi und Saluen und sporadisch bis an den Menam wohnend. Sie zerfallen in drei durch ihre Sprache deutlich geschiedene Stämme: Sgau, Pwo und Bghoi. Die K. sind von kleiner, aber namentlich in den Ebenen kräftiger Gestalt, heller als die Birmanen, in Gesichtstypus und Augenstellung den Chinesen ähnlich. Während ein größerer Teil unter bri-

tischer Herrschaft sich dauernd in den Ebenen angesiedelt hat und Ackerbau treibt, beharrt ein andrer noch in den Bergen in ursprünglicher Roheit und Unstetigkeit. Die meisten sind Buddhisten, viele aber Naturanbeter; etwa 70,000 sind durch amerikanische und englische Missionäre zum Christentum bekehrt worden. Die Zahl der K. in Britisch-Birma betrug 1881: 518,294 Seelen.

Karêne (mittellat. carena), 40tägiges Fasten, welches der Bischof als Buße auferlegt; dann s. v. w. Fastenzeit; auch Entziehung einer Mahlzeit als Schulstrafe.

Karenzzeit (v. lat. carere, »entbehren«), im Hilfskassenwesen diejenige Zeit, während welcher Unterstützungen nicht gewährt oder Ansprüche auf Leistungen der Kasse überhaupt nicht erworben werden können. Die K. hat den Zweck, eine Ausbeutung durch kranke Personen, überhaupt durch solche zu verhüten, welche der Kasse bald nach ihrem Beitritt zu derselben zur Last fallen. Sie umfaßt zunächst einen bestimmten Zeitraum nach erfolgtem Beitritt zur Kasse. Bei Invaliden-, Witwen- und Waisenkassen wird, wenn während dieser Zeit Invalidität oder Tod eintritt, überhaupt keine Unterstützung gewährt. Dies kann bedauerliche Härten zur Folge haben, und es ist zweckmäßiger, den Anspruch sofort nach dem Beitritt zur Kasse beginnen zu lassen und dafür bei der Aufnahme neuer Mitglieder mit Vorsicht zu verfahren, bez. Eintrittsgeld und Beiträge so zu bemessen, daß Gefahren für die Kasse und unbillige Ansprüche an dieselbe nicht zu befürchten sind. Bei Krankenkassen hat die K. nur die Bedeutung eines Aufschubs der Unterstützung, und zwar kann dieselbe »ruhen« einmal während eines bestimmten Zeitraums nach erfolgtem Beitritt, nach dessen Verlauf erst Krankengeld gezahlt wird (nach dem Gesetz über eingeschriebene Hilfskassen vom 1. Juli 1884 höchstens 13 Wochen), dann in den ersten Tagen bei jedem Erkrankungsfall (nach dem genannten Gesetz bis zu einer Woche), endlich für eine bestimmte Zeit nach Ablauf der statutenmäßig festgesetzten Unterstützungsdauer, wenn während derselben eine neue Erkrankung von Mitgliedern eintritt, welche eben jene höchste zulässige Unterstützung genossen haben. Sollen die Hilfskassen ihren Zweck voll erreichen, so ist die Dauer der K. auf ein möglichst geringes billiges Maß zu beschränken.

Karer, die Bewohner von Karien (s. d.).

Karessieren (franz.), liebkosen, schmeicheln.

Karete, s. Karrete.

Karette, s. Schildkröten.

Karfreitag (Charfreitag, lat. Dies adoratus), der dem Osterfest vorangehende Freitag als Gedächtnis des Todes Christi, welcher nach den übereinstimmenden Angaben der Evangelisten an einem Freitag stattfand (s. Feste, S. 172). Der Name kommt her vom althochdeutschen Wort char (»Trauer, Klage«), von welchem auch die ganze Woche vor Ostern Karwoche heißt. Glockenklang, Orgel- und Musikbegleitung des Gesanges fielen schon im Mittelalter weg; statt der Hymnen sang man Klagelieder, der Schmuck der Kirche ward vereinfacht und das Kruzifix verhüllt. Jetzt dagegen wird gerade dieses am K. enthüllt und der Verehrung dargeboten. Während aber der K. in der katholischen Kirche zu einem bloßen strengen Fasttag herabgesunken ist, an welchem sogar die weltlichen Geschäfte und Werktagsarbeiten nicht ruhen, wurde er in der evangelischen Kirche, namentlich in England, zum höchsten Feiertag erhoben. Doch haben die Schweizer Kirchen dessen Feier erst 1860 besonders auf Toblers Betreiben aufgenommen. Abweichend von der alten Kirche, ist er hier der Hauptkommuniontag, und es ist die Sitte verbreitet, Kanzel und Altar an diesem Tag schwarz zu bekleiden. Der Charakter der kirchlichen Feier spricht sich in dem Namen des stillen Freitags, die Bedeutung des Tags in dem des guten Freitags, wie er besonders in England und den Niederlanden heißt, aus. Vgl. Freybe, Der K. in der deutschen Dichtung (Gütersloh 1877).

Karfunkel (lat. carbunculus), bei den Alten der rote, edle Granat, im Mittelalter ein fabelhafter, feuerroter, wie Gold glänzender, namentlich in der Dunkelheit hell leuchtender Stein, den nach der Sage die Zeisige in ihr Nest legten, und der die Eigenschaft hatte, den, der ihn bei sich trug, unsichtbar zu machen. Jetzt auch s. v. w. Rubin. Über K. im pathologischen Sinn s. Karbunkel.

Karger, Karl, österreich. Maler, geb. 30. Jan. 1848 zu Wien, bildete sich seit 1864 auf der dortigen Kunstakademie und später im Atelier von Ed. v. Engerth, an dessen Kartons zu den Malereien für das Wiener Opernhaus er mitarbeitete. 1871 ging er auf einige Zeit nach München und machte von da eine Reise nach Italien, wo ihn besonders das venezianische Volksleben fesselte. Schon in seinem ersten, 1873 gemalten Bild einer Bahnhofsszene (Belvedere zu Wien) bekundete er einen scharfen Blick für das moderne Volksleben, indem er mit einer glücklichen Auswahl charakteristischer Typen ein feines malerisches Gefühl verband. Dieselben Vorzüge offenbarte ein zweites Bild aus dem Verkehrsleben: der Graben in Wien, welches Kaiser Franz Joseph ankaufte. Darauf entstanden neben zahlreichen Bleistift- u. Federzeichnungen: die Steuerexekution, die Poststation, Straßenszene in Venedig und 1880 drei Aquarelle für das Kronprinz Rudolf-Album: die Königin von Belgien und Prinzessin Stephanie im Bois de la Cambre zu Brüssel, Ankunft in Laeken und Empfang des Wiener Männergesangvereins am belgischen Hof, wo er bei einem äußerst kleinen Maßstab der Figuren eine große Porträtähnlichkeit erreichte. Noch mehr leistete K. nach dieser Richtung auf der Sängerhuldigung bei Gelegenheit des Festzugs zur Feier der silbernen Hochzeit des Kaiserpaars, wo jede der zahlreichen Figuren mit individuellem Leben erfüllt und dem schwierigen Vorwurf mit großem Geschick eine pikante malerische Haltung abgewonnen ist. K. ist auch als Illustrator (Wolffs »Rattenfänger von Hameln«, Goethes »Clavigo«) thätig gewesen.

Kargo (engl. cargo, span. carga, ital. carico, carco), Last, Ladung, vorzüglich Schiffsladung, die Gesamtheit der auf einem Schiff geladenen Güter, auch das Verzeichnis derselben mit Angabe der Absender, Empfänger etc. und dann gleichbedeutend mit Manifest (s. d.). Kargadrr (Kargadeur) oder Superkargo heißt derjenige Bevollmächtigte, welcher eine Schiffsladung im Auftrag ihrer Absender und Eigentümer nach den Absatzhäfen begleitet, um sie hier zu verkaufen, auch wohl für den Erlös eine Rückfracht einzukaufen. Ist die Ladung sehr groß oder wertvoll, so wird zuweilen dem Kargador noch ein Unterkargador beigegeben. Der Kargador, gewöhnlich ein Gehilfe des die Unternehmung machenden Handelshauses, erhält entweder einen festen Gehalt, oder eine prozentweise Provision, oder einen Anteil am Gewinn. Besonders wichtig ist die Stellung derjenigen Kargadoren, welche im Auftrag der großen Handelsgesellschaften operieren und auf einzelnen transatlantischen Plätzen förmlich ansässig sind, so daß sie dann die Reisen selbst nicht mitzumachen brauchen. In Holland wird auch der Schiffs-

maller Kargador genannt. Das deutsche Handelsgesetzbuch bestimmt Art. 825, daß der Schade, der durch das Verschulden des Kargadeurs (in dieser seiner Eigenschaft) entsteht, bei Versicherung von Gütern oder imaginärem Gewinn dem Versicherer nicht zur Last fällt. Übrigens sendet man jetzt nur noch dann Kargadeure aus, wenn man neue Absatzgebiete zu erschließen sucht.

Kargopól, Kreisstadt im russ. Gouvernement Olonez, an der Onega, früher Residenz eigner Fürsten, hat 19 Kirchen, ein Nonnenkloster, bedeutende Pelzfabrikation (besonders werden Eichhörnchenfelle verarbeitet) und (1881) 2448 Einw. Der Kreis ist von großen Waldungen und einer Masse von Seen bedeckt, daher wenig bevölkert.

Kariaskaki, s. v. w. Karaiskakis.

Kariben (Karaiben, Galibi, Karina, Kalina, Kalinago), ein ehemals weitverbreitetes, wildes und kriegerisches Indianervolk, das vor der Ankunft der Europäer nicht bloß Haiti, die Kleinen Antillen oder Karibischen Inseln, sondern auch den ganzen Norden Südamerikas oder die Ländergebiete am Orinoko bis zum Amazonenstrom bewohnte und in mehr als 200 einzelne Stämme mit verschiedenen Mundarten zerfiel. Gegenwärtig sind die K. in Westindien gänzlich ausgestorben, während sich in Trinidad und Guayana noch gegen 2000 unvermischt erhalten haben; mit importierten Negern vermischt (schwarze K.) finden sie sich in Honduras, wohin die Engländer 1796 diese Mischlinge aus St. Vincent brachten. Von Körper waren die K. groß und stark, daher auch A. v. Humboldt ihre Abstammung aus Nordamerika, die sie selbst behaupteten, annimmt. Zur Zeit des Kolumbus verstanden sie, Baumwollzeuge zu weben und rot zu färben, und waren geschickte Seefahrer und Händler. Sie verehrten ein höheres Wesen, daneben einen vom Himmel gekommenen Stammvater, lebten in Polygamie und machten sich durch Menschenfresserei gefürchtet. Das Wort Kannibalen wird von K. abgeleitet. Die Frauen einiger Stämme sprechen eine von der der Männer verschiedene Sprache, wohl die von Völkern, welche bis auf die Frauen von den K. vernichtet wurden. Vgl. Martius, Beiträge zur Ethnographie Amerikas (Leipz. 1867); Brett, The Indian tribes of Guyana (Lond. 1868); Bréton, Grammaire caraïbe (1663; neuer Abdruck, Par. 1878).

Karibische Inseln, s. v. w. Kleine Antillen, so genannt nach der Urbevölkerung, den Kariben.

Karibischer Kohl, s. Colocasia.

Karibisches Meer, ein amerikan. Mittelmeer, liegt zwischen den Antillen, die es vom Atlantischen Ozean trennen, und der festländischen Küste von Mittel- und Südamerika, und steht durch die 120 km breite Yucatanstraße mit dem Golf von Mexiko in Verbindung. Die Äquatorialströmung tritt zwischen Trinidad und Grenada und in geringerm Grad auch durch die Windwardpassage, zwischen Cuba und Haiti, in das Karibische Meer ein und durch die Yucatanstraße aus demselben aus. Diese Strömung, verbunden mit dem acht Monate hindurch stetig wehenden Nordostpassat, erleichtert die Verbindung zwischen den einzelnen Inseln und dem Festland. Nur während der Regenzeit (Juli bis Oktober) wehen Winde aus W. und SW., und es entstehen dann, im O. der Kleinen Antillen, jene gefürchteten westindischen Orkane. Seinen Tiefenverhältnissen nach besteht das Karibische Meer aus zwei Becken, die durch eine von Untiefen und Bänken besetzte submarine Halbinsel getrennt werden, welche sich von Honduras-Nicaragua aus nach NO. erstreckt und an ihrem äußersten Ende die Insel Jamaica trägt. Das größere, östliche Becken hat eine Tiefe von 6272 m (Bartlett-Tiefe), das westliche von 6261 m (Blake-Tiefe). Beide stehen durch die über 1000 m tiefe, Jamaica von Cuba und Haiti trennende Straße in Verbindung. S. Karte »Westindien«.

Karibou, s. Renntier.

Karien, im Altertum die südwestlichste städtereiche Landschaft Kleinasiens, war im N. durch das Gebirge Messogis (Dschuma Dagh) von Lydien, im O. durch den Kadmos (Baba Dagh) und Salbakos (Boz Dagh) von Phrygien getrennt und stieß im S. und W. an das Meer. Abgesehen von dem Mäanderthal und kleinen Küstenebenen, ist K. ein hohes Gebirgsland, reich an Wäldern (Eichen, Fichten). Unter den zahlreichen Meerbusen sind der jassische (Golf von Mendelia) und der keramische (Golf von Ko) die bedeutendsten. K. wird vom Mäander (Menderez Tschai) und dessen Zuflüssen Marsyas und Harpasos bewässert, war in den Ebenen fruchtbar an Getreide, Wein, Öl und hatte vorzügliche Gebirgsweiden, daher auch starke Viehzucht. Bedeutende Städte waren der alte Fürstensitz Mylasa (Melisos), Tralles, Nysa und die griechischen Kolonien Halikarnassos, Knidos, Magnesia, Miletos u. a., wo Handel u. Schiffahrt blühten. — Die alten Einwohner, die Karer, welche die Leleger unterjocht hatten, waren wahrscheinlich Semiten. Sie dehnten ihre Herrschaft über die Westküste Kleinasiens bis Lesbos hinauf und über fast alle Inseln des Ägeischen Meers aus, wurden aber von den Ioniern ins Binnenland getrieben und verloren an dieselben auch die südlichen und südwestlichen Küstenstriche. Sie waren ein kriegerisches Volk und von den Griechen gehaßt als die furchtbarsten Seeräuber. Vor der Perserherrschaft stand K. unter eignen Königen, welche, weil sie sich den Persern freiwillig unterwarfen, als Lehnsfürsten oder Satrapen Gebiet und Gewalt behielten. Einer von ihnen, Lygdamis I., Fürst von Halikarnassos, war der Vater der berühmten Artemisia I., welche 480 v. Chr. mit Xerxes in die Schlacht bei Salamis zog. Nach Alexander d. Gr. fiel das Land an Syrien und später in die Gewalt der Römer. Dem römischen Reich einverleibt, wurde es unter Konstantin eine Provinz der Diözese Asia. Die Byzantiner, Araber, Seldschukken beherrschten nacheinander das Land, und 1336 eroberten es die Osmanen. Jetzt gehört es zum Wilajet Aïdin. Vgl. Benndorf und Niemann, Reisen in Lykien und K. (Wien 1884).

Karieren (lat.), s. v. w. entbehren, fasten, besonders in der Bedeutung als Erziehungsstrafe früher gebräuchlicher Ausdruck.

Kariert (franz. carré), würfelig, gewürfelt, besonders von so gemustertem Zeug.

Karies (lat.), Knocheneiterung, s. Knochenfraß und Zahnfäule.

Karikal, franz. Besitzung auf der Küste Koromandel in Ostindien, 134 qkm (2½ QM.) groß mit (1883) 93,055 Einw., im Mündungsgebiet der Kaweri, wohlbewässert und fruchtbar. Handel mit Reis und Beförderung indischer Kulis nach den französischen Kolonien aus der gleichnamigen Hauptstadt. Das Budget der Kolonie betrug 1885 in Einnahme 397,745, in Ausgabe 327,250 Frank.

Karikatūr (v. ital. caricare, »überladen, übertreiben«, franz. charger), Zerr- oder Spottbild, eine charakteristische Darstellung, in welcher der dargestellte Gegenstand unverkennbar getroffen ist, einzelne Merkmale aber in Übertreibung hervortreten. In künstlerischer Beziehung hat die K. gleiches Recht wie die

burleske Satire in der Poesie. Der Karikaturist kann, wie Hogarth, ganze (moralische oder soziale) Gattungen charakterisieren, wie den Dummen, den Geizigen, den Prahler, den Murrkopf, den Hochmütigen, den Wollüstling, den Spieler 2c.; die an verschiedenen Repräsentanten einer Gattung hervortretenden Merkmale, auf das Abbild eines einzigen Individuums gehäuft, machen dasselbe zur K.; umgekehrt wird dagegen das nur an Einem Individuum, sonst nicht wiederkehrende Merkmal, karikiert aufgefaßt, zum Typus einer ganzen Gattung. Für die Komödie, wie überhaupt für die poetische Satire, ist die K. ein notwendiges Element; Kaliban und Falstaff bei Shakespeare, der Don Quichotte des Cervantes, Tartaglia bei Gozzi, der Buffo in der italienischen Opera buffa sind Karikaturen. Schon bei den Alten wurde die K. angewandt. Unter den Italienern zeichneten sich besonders Leonardo da Vinci, unter dessen Namen noch zahlreiche Zeichnungen karikierter Köpfe in den Sammlungen vorhanden sind, und Annibale Carracci als Karikaturisten aus, unter den Franzosen Callot, unter den Engländern Hogarth. Die **politische K.**, eine mächtige Waffe in den Parteikämpfen, ist zuerst in England und Frankreich gepflegt worden, von da aber auch nach allen übrigen Kulturstaaten gekommen und spielt heute eine bedeutende Rolle, namentlich in den Händen der Opposition gegen die Staatsgewalt. In England steht der »Punch« allen Karikaturisten voran, stark hauptsächlich in der persönlichen K., worin sich überhaupt die Engländer hervorthun. Cruikshank ist der bedeutendste auf diesem Gebiet. In Frankreich waren während der großen und nach der Julirevolution Karikaturen (der sich selbst guillotinierende Henker, von Geköpften umgeben, als K. auf die Schreckenszeit; die »Birne« und der »Regenschirm« als K. auf das Bürgerkönigtum) häufig. Der »Charivari« geißelte Modethorheiten, lächerliche Szenen des geselligen Lebens und des Lebens in der Provinz. Gavarni, Grandville und Daumier waren damals die Hauptvertreter der französischen K., in neuerer Zeit Cham und Grévin. Mit der Februarrevolution von 1848 trat die bis dahin durch strenge Gesetze in Schranken gehaltene persönliche K. wieder in den Vordergrund. Ihr verfielen Lamartine, Cavaignac, Ludwig Bonaparte, Proudhon 2c. Die ersten deutschen Zerrbilder waren nur Nachdrucke fremder Blätter; erst zur Zeit des Wiener Kongresses wurde die K. auch in Deutschland lebendiger. Besonders war Napoleon I. der Gegenstand derselben. Die Krähwinkeliaden in der Zensurzeit sind von untergeordneter Bedeutung. In den 30er Jahren regte sich die politische K. von neuem. Die Reihe der Karikaturzeitungen eröffnet die Mainzer »Narrhalla« von Kalisch, ein Blatt voll Witz und Laune, jedoch ohne bedeutende karikierende Illustrationen. Seit 1845 erscheinen unter Mitwirkung bedeutender Künstler (besonders Hermann Dyck) die Münchener »Fliegenden Blätter«, die »Düsseldorfer Monatshefte«, die »Leuchtkugeln« als ziemlich harmlose Karikaturblätter. Die geistreichsten Karikaturen seit der Bewegung von 1848 schuf der Berliner »Kladderadatsch«, nach dessen Vorbild bald in allen großen und größern deutschen Städten Karikaturblätter und politische Witzblätter entstanden (in Wien der »Figaro«, der »Floh«). Bleibenden Wert aber haben fast nur die Parlamentskarikaturen von Banü und die berühmt gewordenen Zeichnungen von Schrödter zu Detmolds Schrift »Thaten und Meinungen des Herrn Piepmeyer, Abgeordneten zur konstituierenden Nationalversammlung in Frankfurt a. M.« erlangt. Während der Konfliktszeit in Preußen nahm die politische K., deren Spitze sich vornehmlich gegen Bismarck richtete, einen neuen Aufschwung, der sich durch die Kriege von 1866 und 1870 noch steigerte. Namentlich gab letzterer Veranlassung zu einer Hochflut von Karikaturen, die besonders Napoleon III. zum Gegenstand hatten. Eine umfangreiche, alle Länder umfassende Sammlung derselben befindet sich in der königlichen Bibliothek zu Berlin. Auf dem Gebiet der nichtpolitischen K. haben sich in Deutschland in den 60er Jahren besonders Herbert König und L. Löffler, neuerdings neben den Zeichnern der »Fliegenden Blätter« (Harburger, Oberländer, Meggendorfer) besonders W. Busch (s. d. 5) einen Namen gemacht. Vgl. Flögel, Geschichte des Groteske-Komischen (Liegn. 1778; neue Ausgabe von Ebeling, Leipz. 1886); Champfleury, Histoire générale de la caricature (Par. 1865—80, 5 Bde.; Ergänzungsband 1885); Wright, History of caricature and grotesque (Lond. 1875); J. Grand-Carteret, Les mœurs et la caricatnre en Allemagne, en Autriche, en Snisse (Par. 1885).

Karikieren, etwas als Zerrbild oder Karikatur darstellen; **Karikaturist**, Karikaturenzeichner.

Karimata, zu Niederländisch-Indien gehörige kleine Inselgruppe an der Südwestküste von Borneo, durch die **Karimatastraße** von Bangka und Billiton getrennt, besteht aus 100 Inselchen und Riffen mit einem Gesamtareal von 149 qkm (8,7 QM.) und einer Bevölkerung von 500 Menschen. Die **Hauptinsel K.** erhebt sich über 800 m und zeichnet sich ebenso wie **Panambangan** und **Surutu** durch malerische Schönheit aus. Von Metallen sind Eisen, Zinn und Antimon gefunden worden, Hauptprodukte sind aber eßbare Vogelnester, Rotang, wohlriechende Hölzer, Trepang, Schildpatt, Agar-Agar.

Kariol, s. **Karriol**.

Kariös (lat.), mit Karies (s. d.) behaftet.

Karisches Meer (**Karischer Golf**), Teil des Nördlichen Eismeers, zwischen Nowaja Semlja, der Insel Waigatsch und dem nordwestlichen Sibirien. Aus dem Karischen Meer führen nach W. u. SW. drei Straßen: **Matotschkin Schar**, die **Karische Straße** und die **Jugorische Straße (Jugor Schar)**. Es bildet die Grenzscheide zwischen den europäischen und asiatischen Küsten und hat seinen Namen von dem Fluß **Kara**, der, vom Ural kommend, sich in dieses Meerbecken ergießt. Seine Ufer sind wüst, mit einer baumlosen Polarflora bewachsen; aber die reiche Fauna lockt jeden Sommer zahlreiche Jäger herbei, die hier fast alle Gattungen von Polartieren finden. Das fast rings von Land eingeschlossene, bis in die neueste Zeit noch sehr wenig bekannte Becken des Karischen Meers ist seit 1869 Gegenstand vielfacher Untersuchungen geworden; namentlich sind die von norwegischen und schwedischen Schiffern (zunächst von E. H. Johannesen, der das Meer 1869 zuerst nach allen Richtungen durchkreuzte, neuerdings von Nordenskjöld) ausgeführten Expeditionen von Bedeutung, da dieselben zur Gewißheit erheben, daß im Karischen Meer, welches man bisher das ganze Jahr hindurch ganz mit Treibeismassen erfüllt glaubte, im Sommer eine fast vollständige Eisschmelze stattfindet und somit einer Schiffahrt auf dem Meer, welche einen Seeweg von Europa nach Sibirien eröffnen würde, während der Sommermonate nur im westlichen Teil, wo das Eis vergeblich einen Ausweg sucht, zeitweilig Hindernisse entgegenstehen. Diese letztern haben das Mißglücken der ältern Nordostfahrten verursacht, sind aber für eine umsichtige und geduldige Schiffsführung keineswegs

unüberwindlich. Von 1869 bis 1882 stehen elf günstigen Jahren nur zwei ungünstige gegenüber. Unter den die Vermeidung der bisherigen Mißerfolge und Zeitverluste betreffenden Vorschlägen ist derjenige, welcher die Errichtung von Depots an einer der südlichen Straßen bezweckt, ohne Zweifel der beste. S. Karte »Nordpolarländer«.

Karisse, s. Carissa.

Karistien (Caristia), bei den alten Römern das am 22. Febr. an das allgemeine Totenfest (s. Feralien) sich anschließende Verwandtschafts- oder Versöhnungsfest, welches durch die ganze Stadt familienweise mit gegenseitigen Geschenken und fröhlichen Mahlzeiten gefeiert wurde.

Karitativsystem, nach A. Wagner Bezeichnung für die Wirtschaftsorganisation, in welcher die Liebe eine Triebfeder für wirtschaftliche Handlungen abgibt und unvergoltene Güterübertragungen bewirkt (private Armenpflege, Wohlthätigkeitsanstalten 2c.). Die Bezeichnung »System« ist übrigens zur Erklärung der einfachen Thatsache wenig geeignet, daß die Liebe als Beweggrund menschlicher Handlungen nicht allein auf die wirtschaftlichen Erscheinungen einen Einfluß ausübt, sondern auch vielfach eine wohlthätige ergänzende und ausgleichende Rolle zu spielen berufen ist.

Karkajou, s. Vielfraß.

Karkasse (franz.), ältere Brandkugel (s. d.), auch das Gerippe zu Leucht- und Brandkugeln (Leucht-, resp. Brandkugelkreuz), aus starken schmiedeeisernen Schienen mit Boden. Ferner das Gerippe oder die Unterlage eines weiblichen Kopfputzes (Haube); Karkassendraht, der hierzu dienende, mit ungezwirnter Seide besponnene, sehr dünne Draht.

Karkinitischer Meerbusen (auch Totes Meer genannt), Golf an der Nordküste des Schwarzen Meers, im W. der Halbinsel Krim.

Karl (althochd. Charal, Karl, »Mann«, latinisiert Carolus, franz. u. engl. Charles, ital. Carlo, span. Carlos), männlicher Vorname, Name zahlreicher fürstlicher Personen.

Übersicht nach den Ländern:

Karolinger 1—4.	Österreich 39.
Deutsche Kaiser u. Könige 5—8.	Parma 40.
Baden 9.	Pfalz 41, 42.
Bayern 10, 11.	Preußen 43.
Brandenburg 12.	Rumänien 44.
Braunschweig 13, 14.	Sachsen-Weimar 45—47.
Burgund 15.	Savoyen-Sardinien 48—52.
Frankreich 16—25.	Schleswig-Holstein 53.
Großbritannien 26—28.	Schwarzburg 54.
Hohenzollern 29, 30.	Schweden 55—63.
Lothringen 31—34.	Spanien 64—68.
Mecklenburg 35.	» Prätendenten 69—71.
Neapel-Sizilien 36—38.	Württemberg 72—74.

[**Geschlecht der Karolinger.**] 1) K. Martell, der »Hammer«, der Sohn des Majordomus Pippin von Herstal und der schönen Chalpaida, geboren um 688, wurde nach dem Tod seines Vaters (714) von den austrasischen Franken zum Herzog gewählt, schlug die Neustrier unter ihrem König Chilperich II. und dem Majordomus Raganfrid 716 und 717 bei Amblève und Vincy. Er erhob nun Chlotar IV., nach dessen frühem Tode Theuderich IV. auf den Thron und wurde, als Chilperich von Neustrien 720 starb, Mawies. Als Theuderich 737 starb, hat K. Martell keinen König mehr eingesetzt. Nachdem er die Friesen meist unterworfen (722) und sogar die Sachsen bekriegt hatte (724), bewältigte er die widerstrebenden deutschen Stämme, wie Bayern (728) und Alemannen (730). Indem er dann die Araber, deren gewaltigem Anprall das Westgotenreich in Spanien und das Herzogtum Aquitanien erlegen waren, in der denkwürdigen Schlacht bei Poitiers (auch bei Tours genannt) 732 und bei Narbonne 737 besiegte und ihrem Vordringen für immer Halt gebot, hat er sich ein Anrecht darauf erworben, als der Retter der christlich-germanischen Kultur gepriesen zu werden. Die Macht seines Hauses hatte K. Martell begründet, die des Frankenreichs wiederhergestellt; dem Papst konnte er gegen die Langobarden nicht mehr helfen, denn er starb schon 22. Okt. 741 in Kiersy, nachdem er die Herrschaft unter seine Söhne Karlmann und Pippin den Kleinen geteilt hatte. Vgl. Breysig, Jahrbücher des fränkischen Reichs 714—741 (Leipz. 1869).

2) K. I., der Große, König der Franken und römischer Kaiser, Enkel des vorigen, ältester Sohn Pippins des Kleinen und der Bertha, einer Tochter Chariberts, Grafen von Laon, geb. 2. April 742. Sein Geburtsort ist unbekannt, Aachen oder Ingelheim sind nur durch die Sage oder spätere Schriftsteller beglaubigt. K. wurde nach dem Tod seines Vaters (768) mit seinem Bruder Karlmann zum König gesalbt und erhielt Austrasien und einen Teil von Aquitanien, bemächtigte sich aber nach seines Bruders Tod 771 mit Zustimmung der Großen des ganzen Reichs, worauf Karlmanns Witwe samt ihren unmündigen Söhnen zu ihrem Vater, dem Langobardenkönig Desiderius, floh. 773 zog er gegen letztern, zwang ihn nach einer zehnmonatlichen Belagerung in Pavia, sich zu ergeben, schickte ihn in ein Kloster und ließ sich als König der Langobarden huldigen (Juni 774). Daneben beschäftigte ihn bereits seit 772 der Plan, die noch unabhängigen Sachsen zu unterwerfen und zugleich zum Christentum zu bekehren. Nachdem sich auch die Reichsversammlung zu Worms für den Krieg entschieden hatte, drang K. in das Land des sächsischen Stammes der Engern ein, nahm die Eresburg (an der Stelle des heutigen Stadtberge) ein und zerstörte die Irminsul, nach sächsisch-heidnischem Glauben die das Weltall tragende Säule (unweit Altenbeken). Die Engern versprachen Unterwerfung und Annahme des Christentums. 774 empörten sie sich wieder, wurden aber durch ein fränkisches Heer geschlagen und gezüchtigt. 775 wurden dann nicht nur die Engern, sondern auch die Ostfalen und Westfalen, die andern Stämme der Sachsen, unterworfen; allein sie empörten sich immer wieder (so 776 und 778). Am gefährlichsten war der Aufstand von 782. Widukind, ein westfälischer Fürst, kehrte damals aus Dänemark, wo er bisher eine Zuflucht gefunden hatte, zurück, reizte die Sachsen, welche gerade auf einem Zuge gegen die feindlichen Sorben Heeresfolge leisten sollten, auf, und sie vernichteten ein fränkisches Heer am Süntelgebirge. K. erschien alsbald und ließ zum warnenden Beispiel 4500 Sachsen zu Verden an der Aller enthaupten. Nun erhoben sich die Sachsen von neuem zahlreicher als je, aber K. schlug sie 783 bei Detmold

804 unterworfen und damals 10,000 von ihnen als Geiseln für die Treue ihrer Landsleute ins innere Deutschland weggeführt. Massentaufen der Sachsen hatten wiederholt stattgefunden, und nach und nach wurden folgende Bistümer begründet: Halberstadt, Paderborn, Minden, Verden, Bremen, Münster und Osnabrück, von Klöstern Korvei und Herford. Den Gedanken, in Hamburg ein Erzbistum zu begründen, hat K. nicht mehr ausführen können. Sogar über die Grenzen Sachsens hinaus ist K. vorgedrungen. 789 unterwarf er die Wilzen jenseit der Elbe, die Obotriten waren ihm verbündet, 806 wurden die Sorben und selbst die Böhmen teilweise abhängig und 808 die Eidergrenze gegen Dänemark behauptet. Diese Grenze wurde von letzterm auch 811 anerkannt. Als K. 788 den unbotmäßigen Herzog von Bayern, Thassilo, abgesetzt hatte (derselbe wurde ins Kloster Jumièges geschickt und die herzogliche Würde in Bayern aufgehoben), wurde er in einen Krieg mit dessen Verbündeten, den räuberischen Avaren, verwickelt. 791 drang K. bis zur Raab vor, der Markgraf Erich von Friaul erstürmte 795 den Hauptring der Avaren an der Theiß, und 796 zwang Karls Sohn Pippin dieselben zur Unterwerfung. Schon viele Jahre vorher hatte K., damals noch mit dem Sachsenkrieg beschäftigt, eine Eroberung im Süden begonnen. 777 war eine arabische Gesandtschaft des Statthalters von Saragossa, Hussein el Abdari, auf dem Reichstag zu Paderborn erschienen und hatte K. um Hilfe gegen Abd ur Rahmân, den omejjadischen Kalifen von Cordova, gebeten. K. zog 778 über die Pyrenäen, nahm Pamplona ein und eroberte Saragossa, wo er Hussein wieder einsetzte. Auf die Kunde von einem Sachsenaufstand trat er den Rückzug an. Auf diesem wurden die Franken (wahrscheinlich im Thal von Roncesvalles) von den treulosen Basken überfallen und viele getötet, darunter Hruodland, der Befehlshaber der britannischen Mark, das Urbild des Roland der Sage. K. hatte seine Eroberung wieder aufgeben müssen und konnte erst nach einem glücklichen Feldzug seines Sohns Ludwig in Spanien (799) und nach dem Fall Barcelonas 801 die spanische Mark errichten, welche das Land von den Pyrenäen bis zum Ebro umfaßte. Zum Schutz des Reichs richtete K. auch an den andern Grenzen seines Reichs Marken ein: gegen die südlichen Slawen die Marken von Friaul und Kärnten, gegen die Avaren die avarische Mark (das spätere Österreich), gegen die Böhmen die fränkische im Nordgau, gegen die Sorben die thüringische an der Saale, gegen die Dänen die Mark an der Eider. In den Marken siedelte er fränkische Vasallen (Markmannen) an und verlieh den Markgrafen, unter welche er sie stellte, eine ausgedehntere Gewalt als den Grafen des Binnenlandes. Karls Reich erstreckte sich im Norden bis zur Eider, im Osten bis zur Elbe, Saale und Raab, im Süden bis zum Volturno und Ebro, im übrigen bis zum Atlantischen und Mittelländischen Meer.

In Karls Geiste durchdringen sich politische und religiöse Interessen: er betrachtete sich nicht allein als

setzte. Ostrom erkannte ihn 812 als Kaiser an, auch die christlichen Angelsachsen und Schotten betrachteten ihn als Oberherrn. Selbst in dem Patrimonium Petri, dessen Besitz K. 774 dem Papst versprochen hatte, wenn er seine Ansprüche als begründet nachweisen könne, waren des Kaisers Herrschaftsrechte unbestritten. K. hat auf die neue Würde großes Gewicht gelegt; 802 ließ er sich von seinen Unterthanen einen neuen Eid leisten: nicht das altgermanische Verhältnis der Treue sollte fortan das einzige Band zwischen Fürst und Volk sein, sondern es kam der christliche Gehorsam gegen den Oberherrn der Kirche hinzu. Im fränkischen Reich war die Besetzung der Bistümer, die Verleihung der Pfründen immer in der Hand des Königs gewesen; K. hat aber auch in die Lehre der Kirche eingegriffen. Die Kirchenversammlungen berief er nicht nur, sondern er änderte auch ihre Beschlüsse nach Gefallen ab, überwachte den Wandel der Geistlichen mit aufmerksamem Auge und stellte ihnen die Regel des heil. Benedikt zum Vorbild auf. Auch in den weltlichen Gesetzen hat er damals geändert, was gegen Gottes Gebote zu verstoßen schien; doch das germanische Recht und die auf nationaler Grundlage erwachsene Organisation des fränkischen Reichs hat er nicht angetastet, vielmehr naturgemäß weiter entwickelt. Durch seine Erlasse (Kapitularien) suchte er höchstens eine größere Einheit in dem vielsprachigen Reich herzustellen. Sie wurden auf den beiden Reichsversammlungen beschlossen, welche K. im Mai und im Herbst zu berufen pflegte. Da erschienen und erstatteten Bericht die Sendboten (missi), welche K. in den Provinzen umhersandte, um den Kultus, die Finanzen und das Gerichtswesen zu überwachen. Sie hielten in ihrem Bezirk viermal jährlich Gericht als eine über den Grafen stehende Instanz. An Stelle der Herzöge, deren Ämter K. beseitigt hatte (außer Benevent), wurden sie vorgesetzte Behörde der Grafen. In jedem Gau gab es einen Grafen; seine Funktionen waren richterlicher und militärischer Art. Dreimal im Jahr hielt er die ordentliche Gerichtsversammlung ab, zu welcher alle Freien erscheinen mußten, und führte den Heerbann seines Gaues in den Krieg; doch waren nicht alle Freien zur Heeresfolge verpflichtet, zumal da man bisweilen in die weite Ferne ziehen und sich selbst verpflegen mußte. Dem Eigengut wurde damals schon das gegen Treueid empfangene Lehen (beneficium) gleich geachtet, und die Lehnsleute zogen unter Führung ihrer Herren in den Krieg. Die Beamten bezogen keinen Gehalt, sondern wurden durch Landverleihungen und Anteil an den Gerichtsbußen entschädigt. Deshalb konnte K. auch ohne Steuern auskommen. Der größte Teil des Staatseinkommens floß aus den Erträgen der königlichen Domänen, deren Verwaltung K. mit Sorgfalt und großer Sachkenntnis leitete. Dazu kamen Gerichts- und Heerbannbußen, freiwillige Geschenke, welche von jeher üblich waren, und schließlich gewaltsame Einziehungen, welche über treulose Große verhängt wurden. Daneben war jeder zum Vorspann, zur Verpflegung des Königs, wenn er im Land umherzog,

duldete. Sein Herz hing an der altfränkischen Heimat: hier pflegte er die Großen um sich zu versammeln, hier feierte er am liebsten das Weihnachtsfest (19mal in Aachen, nur 6mal in Gallien). Dahin begleiteten ihn seine beiden ersten Räte, der Apokrisiarius, welcher den geistlichen, der Pfalzgraf, welcher den weltlichen Angelegenheiten vorstand. Daran schloß sich ein Kreis von Vertrauten: es waren die gelehrtesten Männer ihrer Zeit, die der kaiserliche Mäcen in seine Nähe zog. 781 veranlaßte er auf seinem Zug nach Italien den gelehrten Angelsachsen Alkuin, ihm an seinen Hof zu folgen; im folgenden Jahr gewann er Paulus Diaconus, den Geschichtschreiber der Langobarden, und den Grammatiker Peter von Pisa. Sie wurden die vornehmsten Lehrer der Hochschule, welche K. an seinem Hof einrichtete, und in der er selbst, seine Kinder und viele edle Jünglinge aus dem Reich Unterricht in der Dichtkunst, Rhetorik, Dialektik und Astronomie empfingen. Auch Griechisch und Lateinisch hat K. gelernt, doch im Schreiben brachte er es nicht weit, weil er es zu spät angefangen. In diesem Kreis von Gelehrten lebte er als einer der Ihrigen, kein Zeremoniell störte die Vertraulichkeit; für seine Gelehrten war er nicht der Kaiser, sondern ließ sich einfach David nennen. Die Handschriften der Bibel und der angesehensten römischen Autoren ließ er durch geschickte Mönche abschreiben, um eine leichtere Benutzung dieser Werke zu ermöglichen. Aus jener Schule sind Männer hervorgegangen wie Angilbert, der zugleich Dichter und Staatsmann war, und Einhard, des Kaisers Biograph. In gleicher Weise haben geistliche und weltliche Würdenträger daselbst oder in den Zweigschulen, welche K. in Tours und Pavia später begründete, ihre Bildung empfangen. Eine allgemeine Volksbildung anzubahnen, hat K. nicht versucht; er mußte sich begnügen, der Geistlichkeit und den höhern Ständen eine gelehrte Bildung zu verschaffen. Auch der vaterländischen Litteratur hat er sein Interesse zugewandt. Einhard erzählt uns, daß der Kaiser alte Lieder aus der germanischen Heldensage habe sammeln lassen; diese Sammlung ist aber leider verloren gegangen.

K. war von breitem, kräftigem Körperbau, von stattlicher Größe (sie betrug sieben seiner Füße), hatte große, lebhafte Augen, eine bedeutende Nase; der Hals war dick und etwas zu kurz, sonst war der Körper ebenmäßig gebaut. Sein Aussehen war würdig und achtunggebietend, der Gang fest, die Stimme heller, als man nach seiner Erscheinung erwarten sollte. Er erfreute sich dauernder Gesundheit, nur in seinen vier letzten Lebensjahren war er vom Fieber geplagt. Seine Tracht war die fränkische; fremdländische verschmähte er, und nur bei Festlichkeiten erschien er in einem goldgewirkten Kleid, mit Schuhen, an denen Edelsteine funkelten, und einem Diadem aus Gold und Edelsteinen. Einfach war auch seine Lebensweise: er war mäßig im Essen und Trinken, weniger jedoch in ersterm als in letzterm, weil, wie er sagte, das Fasten seinem Körper schade. Im Regiment bewahrte er sich Selbständigkeit. Er war fromm, und religiöse Beweggründe bestimmten seine politischen Maßregeln vielfach; doch war er kein Diener der Geistlichkeit, am wenigsten des Papstes. Er verband durchdringende Verstandesschärfe mit unbeugsamer Willenskraft. Das ... nicht für unerreichbar, aber auch das

ster, hat ihm nur die neidische Sage angedichtet. Viermal war er vermählt: erstens mit Desiderata, des langobardischen Königs Desiderius Tochter, die er 771 verstieß; zweitens mit Hildegard, einer vornehmen Schwäbin; drittens mit Fastrada, der Tochter des ostfränkischen Grafen Radolf; viertens mit der Alemannin Luitgard. Hildegard hatte ihm fünf Söhne und drei Töchter geboren. Von den Söhnen blieben drei am Leben, von denen der ältere, Karl, schon 781 zum Nachfolger im fränkischen Reich bestimmt wurde, während von den jüngern Pippin (zuerst Karlmann genannt) zum König von Italien, Ludwig (später »der Fromme«) zum König von Aquitanien gesalbt wurde. Nach der Annahme der Kaiserkrone schien ihm 806 eine neue Teilung notwendig, welche trotz der dem ältesten Sohn vorbehaltenen Oberhoheit einer Zerstückelung des Reichs gleichgekommen wäre, aber durch den Tod der beiden ältern, Karls (811) und Pippins (810), vereitelt wurde. So blieb Ludwig der alleinige Erbe, und dieser setzte sich auf den Wunsch des Vaters 813 im Münster zu Aachen die Kaiserkrone mit eigner Hand aufs Haupt. Am 28. Jan. 814 starb K. und wurde in dem von ihm erbauten Münster zu Aachen feierlich beigesetzt. Als Otto III. (1000) das Grab öffnen ließ, fand man den Kaiser auf seinem marmornen Thron sitzend, im Kaisermantel und das Schwert an der Seite, auf seinen Knieen lag die Bibel. Friedrich Barbarossa erwirkte bei dem Gegenpapst Paschalis III. die Heiligsprechung Karls (28. Dez. 1164), und weder Alexander III., der rechtmäßige Papst, noch dessen Nachfolger haben Widerspruch dagegen erhoben. Nun erschien es wichtig, die heiligen Gebeine zu bergen; deshalb ließ Friedrich 27. Juli 1165 noch einmal die Gruft öffnen und den Leichnam, mit Ausnahme des Kopfes und eines Schenkels, in einem silbernen Schrein bergen, der seinen Platz auf dem Altar fand. Doch den kommenden Geschlechtern schwand die Kunde von diesem Vorgang, und erst 1843 entdeckte man, daß der Schrein, in dem man die Reliquien des heil. Leopardus vermutete, des großen Kaisers Gebeine enthalte. Der Kopf und ein Schenkel waren in der Sakristei aufbewahrt und dort Jahrhunderte hindurch den Fremden gezeigt worden.

Seit Christi Geburt hat kein Sterblicher die Phantasie der Nachgebornen so beschäftigt wie K.: nicht allein die Nationen, über deren Vorfahren er einst geherrscht, Deutsche, Franzosen, Niederländer, Italiener, nahmen ihn als den Ihrigen in Anspruch und umwoben seine weltgebietende Gestalt mit dem verklärenden Schimmer der Sage, sondern auch bei Engländern, Skandinaviern und Spaniern, mit denen ja K. nur wenig in Berührung gekommen ist, knüpft sich nach Jahrhunderten eine umfangreiche Litteratur an seine Person. Während die Kirche schon vor dem ersten Kreuzzug von einer Heerfahrt Karls nach dem Orient fabelte (zuerst bei Benedikt um 968), behandelte die französische und die provençalische Dichtkunst mit Vorliebe die Kämpfe Karls gegen die Araber in Spanien (wie denn auch das älteste erhaltene Gedicht die »Chanson de Roland« ist), weniger die Züge nach Italien und Sachsen und Karls Jugend. Auch bei den Deutschen gingen zahlreiche Sagen über den großen Kaiser von Mund zu Mund: man erzählte sich, er weile im Untersberg (bei Salzburg) und werde einst erscheinen, um das Reich

bildern. Ähnlich ist es in Italien; hier enthält nur die Chronik von Novalese (aus dem 11. Jahrh.) einheimische Sagen über K. und zwar meist von feindseliger Tendenz; die französischen Dichtungen wurden schon im 12. Jahrh. bekannt und haben ein Heer von Nachahmungen hervorgerufen, deren bedeutendste Ariosts »Rasender Roland« ist. Auch bei den übrigen oben genannten Nationen sind die zahlreichen Dichtungen über K. auf französische Vorbilder zurückzuführen, selbst die »Karlamagnus-Saga«, welche im 13. Jahrh. in Island entstand (weiteres s. Karlssage). Den historischen K. haben neuere Dramatiker auf die Bühne zu bringen gesucht, wie die Tragödien von Märcker (»K. der Große«, 1861), Köfting (»Zwei Könige«, 1863) u. a. erweisen. Vgl. Einhard (s. d.), Vita Caroli Magni, in den »Monumenta hist. germ.«, II, 55 (deutsch von O. Abel, 2. Aufl., Leipz. 1880); S. Abel, Jahrbücher des fränkischen Reichs unter K. d. Gr. (fortgesetzt von B. Simson, Berl. 1866—84, 2 Bde.); Dippoldt, Leben Kaiser Karls d. Gr. (Tübing. 1810); Vétault, Charlemagne (Tours 1876); Brosien, K. d. Gr. (Leipz. u. Prag, 1885); v. Döllinger, Das Kaisertum Karls d. Gr. und seiner Nachfolger (Münch. 1864); v. Wyß, K. d. Gr. als Gesetzgeber (Zürich 1869); Paris, Histoire poétique de Charlemagne (Par. 1865); Lorentz, Karls d. Gr. Privat- und Hofleben (in Raumers »Historischem Taschenbuch« 1832).

3) K. II., der Kahle, einziger Sohn Ludwigs I., des Frommen, aus dessen zweiter Ehe mit Judith, der Tochter des bayrischen Grafen Welf, geb. 13. Juni 823 zu Frankfurt a. M., erhielt 829 Alemannien, was den Zwist Kaiser Ludwigs mit seinen ältern Söhnen zur Folge hatte, dann auf dem Reichstag zu Aachen 837 das mittlere Francien zwischen Weser und Loire und wurde auf der Reichsversammlung zu Kiersy sur Oise 838 zum König gekrönt. 839 zu Worms gab thm der leicht bestimmbare Vater sogar ganz Westfrancien mit Ausnahme von Südburgund. Als jedoch nach Ludwigs des Frommen Tod (840) dessen ältester Sohn, Kaiser Lothar, das ganze Reich in Anspruch nahm, vereinigte sich K. 841 mit dem andern Stiefbruder, Ludwig dem Deutschen. Beide lieferten 25. Juni d. J. bei Fontenoy, unfern Auxerre, dem Lothar eine entscheidende Schlacht und erneuerten in Straßburg 14. Febr. 842 den Schwur gegenseitiger Treue, der in romanischer und deutscher Sprache noch erhalten ist. Dann zwangen sie Lothar zum Teilungsvertrag von Verdun 10. Aug. 843, welcher das Reich in drei fortan selbständige Teile trennte. Durch diesen Vertrag erhielt K. Westfrancien, d. h. Aquitanien, Septimanien nebst der spanischen Mark, das westliche Burgund, Neustrien, die Bretagne und Flandern. Damals begannen die Raubzüge der Normannen (aus Norwegen und Dänemark), welche mit kleinen Schiffen die Mündungen der Seine, Loire, des Rhône hinauffuhren und 845 sogar Paris plünderten. K., dem kriegerische Tüchtigkeit ganz fehlte, hat ihren Rückzug wiederholt durch schimpflichen Tribut erkaufen müssen. Dagegen trieb ihn die Ländergier oft zum Kampf gegen seinen tapfern Bruder, Ludwig den Deutschen. 861 fiel K. mitten im Frieden tn die Provence, das Land seines Neffen Karl, ein, mußte aber unverrichteter Sache umkehren. Als dieser dann 863 starb, hat K. die Teilung des Landes durch Ludwig den Deutschen und Lothar II. ruhig geschehen lassen. Mit letzterm lebte er seit 860 fortwährend in Zwietracht, zu einem Krieg ist es jedoch nicht gekommen. Kaum war Lothar II. aber ohne legitime Erben gestorben (869), so fiel K. in sein Land ein und ließ sich 9. Sept. 869 in Metz zum König von Lothringen krönen. Doch schon eine Gesandtschaft Ludwigs des Deutschen genügte, ihn zur Räumung des angemaßten Landes zu bewegen. Darauf verabredeten die Brüder eine Teilung, die dann auch 8. Aug. 870 zu Mersen vollzogen wurde. Damals erhielt K. außer Südfriesland das Land westlich von der Maas, Ourthe, Mosel und dem Rhône. Die weltlichen Großen bemühte sich K. vergeblich unter seine Botmäßigkeit zu bringen. Er stützte sich in seinem Land auf die Geistlichkeit, der er als Mann von gelehrter, selbst theologischer Bildung sehr nahe stand. Dieselbe gewann damals durch Reichtum und die persönliche Bedeutung ihrer meisten Vertreter (Hinkmar von Reims) den größten Einfluß auf die Verwaltung des Landes. K. nahm auch ihre Partei gegen Rom, so 872 gegen die Anmaßungen Papst Hadrians II. Dieser suchte einen Bruch mit K. zu vermeiden; noch mehr schloß sich sein Nachfolger Johann VIII. an den König an. Als Kaiser Ludwig II. 875 starb, rief der Papst, von Mißtrauen gegen den energischen Ludwig den Deutschen erfüllt, K. nach Italien und setzte ihm 25. Dez. 875 in Rom die Kaiserkrone aufs Haupt. Die lombardischen Großen erkannten ihn (Februar 876) zu Pavia als König von Italien an, und auch die westfränkische Geistlichkeit erklärte sich auf der Synode zu Ponthion (Juni 876) mit dieser Rangerhöhung Karls einverstanden. Als dieser aber nach Ludwigs des Deutschen Tod in dessen Land einfiel, wurde er von dem jüngern Ludwig bei Andernach (8. Okt. 876) geschlagen. Karlmann, Ludwigs des Deutschen andrer Sohn, wollte ihn sogar aus Oberitalien vertreiben, wohin er sich, vom bedrängten Papst gerufen, 877 begeben hatte. Die bloße Nachricht von Karlmanns Herannahen bewog den unkriegerischen Kaiser zum schleunigen Rückzug über die Alpen; aber kaum hatte er den Mont Cenis überschritten, so ergriff ihn ein Fieber, dem er 6. Okt. 877 in einem Weiler im Thal des Arc erlag. K. war zweimal verheiratet: zuerst mit Irmintrud, der Nichte des Grafen Adalhard; nach deren Tod mit Richilda, der Witwe eines Grafen Buwin. In seiner ersten Ehe waren ihm acht Kinder geboren. Von seinen vier Söhnen hatte er Ludwig zum König von Neustrien, Karl zum König von Aquitanien krönen lassen; jedoch beide empörten sich gegen den Vater 862. Dieser unterwarf sie aber bald und ließ nur dem ältern sein Reich. Gegen seine Kinder war K. lieblos, ja grausam, am meisten gegen Karlmann, den er wider dessen Willen zum Geistlichen bestimmte und, als er sich empörte, blenden ließ. Da der jüngere Karl 866 starb, ging das Reich bei des Vaters Tod auf Ludwig über. Vgl. Voß, De Carolo Calvo (Halle 1844); Gfrörer, Geschichte der ost- und westfränkischen Karolinger von 840 bis 918 (Freiburg 1848, 2 Bde.).

4) K. III., seit dem 12. Jahrh. der Dicke genannt, Ludwigs des Deutschen und der Welfin Hemma dritter Sohn, geb. 839, erhielt 876 in der Teilung mit seinen beiden Brüdern Karlmann und Ludwig Alemannien und das Elsaß, erbte aber nach dem Tode dieser beiden (880 und 882) auch deren Länder, mit Inbegriff Lothringens, welches Ludwig der jüngere gewonnen, sowie er endlich 885 auch die Herrschaft über Westfrancien durch die Wahl der dortigen Großen erhielt. Vom Papst gegen die Sarazenen zu Hilfe gerufen, hatte er 879 das Königreich Italien erworben und war im Februar 881 in Rom zum Kaiser gekrönt worden. Dann war er heimgekehrt, ohne den Kampf gegen die Sarazenen überhaupt zu beginnen. Die Normannen, die damals die Gegenden am Niederrhein verwüsteten, umzingelte er 882 in ihrem Lager bei Elsloo an

der Maas, schloß dann aber, als ob er besiegt worden wäre, einen schimpflichen Vergleich mit dem Normannenkönig Gotfried, dem er 2412 Pfd. Gold und Silber zahlte. Als die Normannen 886 Paris belagerten, erschien K. wiederum nur, um den Frieden für 700 Pfd. Silber von ihnen zu erkaufen. Der Neid der Großen zwang K., in die Entlassung seines vornehmsten Ratgebers, des Erzkanzlers Liutward von Vercelli, zu willigen (887), und als die Verleumdung die Kaiserin Richarda sträflichen Umgangs mit diesem Günstling zieh, trennte sich die tief gekränkte Frau von dem indolenten Gemahl. Die Schwäche des Kaisers, die durch sein Siechtum (Epilepsie) noch vermehrt wurde, rief in allen Gauen Unzufriedenheit hervor. Als daher Herzog Arnulf von Kärnten, Karlmanns illegitimer Sohn, gegen den Oheim mit einem Heer heranzog, fielen die gerade in Tribur versammelten Großen von K. ab (November 887) und huldigten Arnulf zu Frankfurt a. M. K. zog sich auf einige Güter in Schwaben zurück, die ihm der Neffe gelassen hatte, starb aber, von dem jähen Unglücksfall gebrochen, schon 13. Jan. 888 in Neidingen (bei Fürstenberg) an der Donau und wurde in der Klosterkirche auf dem Eiland Reichenau bestattet. Seine Ehe war kinderlos gewesen, er hinterließ bloß einen Bastard, Bernhard. Vgl. Dümmler, Geschichte des ostfränkischen Reichs, Bd. 2 (Berl. 1865).

[Deutsche Kaiser und Könige.] 5) K. IV., Sohn des Königs Johann von Böhmen, Enkel Kaiser Heinrichs VII. von Luxemburg, geb. 14. Mai 1316 zu Prag, hieß ursprünglich Wenzel und erhielt erst bei seiner Firmung den Namen K. Von der Natur mit trefflichen Anlagen, namentlich einem hellen Verstand, ausgestattet, hatte er in seiner Jugend am französischen Hof eine gute Erziehung erhalten und sich eine Fülle von Kenntnissen erworben: er sprach und schrieb fünf Sprachen. Er übernahm 1331 an seines Vaters Statt das diesem vom Kaiser Ludwig dem Bayern übertragene Reichsvikariat von Italien, sodann das Markgrafentum Mähren und die Verwaltung von Böhmen. Diese Erblande seines Hauses regierte er vortrefflich und stellte die Macht des Königtums in denselben wieder her. Bei seiner Wahl als Gegenkaiser Ludwigs des Bayern (11. Juli 1346 zu Rhense) gestand er dem Papst alles zu, was dieser von ihm verlangte, namentlich sich nie in die italienischen Angelegenheiten mischen zu wollen, wie er denn überhaupt stets die bereitwilligste Unterordnung unter die Kirche zur Schau trug, um dafür auf des Papstes Gegendienste rechnen zu können, namentlich in der Besetzung der deutschen Erzbistümer und Bistümer mit Männern, die ihn bei seinen Entwürfen unterstützten. Schon 26. Nov. 1346 war er in Bonn gekrönt worden, ließ aber zu Aachen die Krönung (25. Juli 1349) wiederholen, als er den nach Ludwigs Tod von der wittelsbachischen Partei aufgestellten Gegenkaiser Günther von Schwarzburg zur Verzichtleistung vermocht hatte. Durch die Unterstützung des falschen Waldemar, von dem er sich 1348 die Niederlausitz abtreten ließ, bewog er die Wittelsbacher zur Nachgiebigkeit und Huldigung (1350). Hierauf unternahm er 1354 einen Zug nach Italien und ließ sich in Mailand zum König von Italien (6. Jan. 1355) und in Rom (5. April) zum Kaiser krönen. Seinen Aufenthalt in Italien benutzte er dazu, einen Waffenstillstand zwischen der lombardischen Liga und den Visconti von Mailand herzustellen, war aber nicht geneigt, der Herrschsucht des Papstes förderlich zu sein. Der Gedanke, die kaiserliche Herrschaft in Italien wiederherzustellen, lag dem nüchtern urteilenden Monarchen fern; deshalb kehrte er nach der Krönung unverzüglich nach Deutschland zurück. Hier erließ er 1356 die Goldene Bulle (s. d.), eine Verfassung für das Deutsche Reich, welche ihrem Zweck zuwider die Zerstückelung desselben noch vermehrt hat. Denn K., bestrebt, in den Kurfürsten sich eine ergebene Macht zu schaffen, verlieh ihren Territorien so umfangreiche Rechte, daß sie zu Sonderstaaten im Reich wurden. Auf einer Zusammenkunft mit Urban V. zu Avignon (1365) verabredete K. einen zweiten Römerzug, um den Papst nach Rom zurückzuführen, und unternahm ihn auch 1367, ließ sich jedoch sogleich zu einem Frieden mit den dem Papst feindlichen Visconti herbei, der dann aber so wenig beachtet wurde, daß der Papst es wiederum für geraten hielt, nach Avignon zurückzukehren. Die Goldene Bulle war den Städten nicht günstig; besonders verabscheute K. deren Bündnisse, als dem Königtum gefährlich, und suchte an deren Stelle kaiserliche Landfriedensbündnisse zu stellen, die er wiederholt beschwören ließ. Er unterschätzte aber die Macht der Städte; er konnte 1376, als er die Partei der Ritter in Schwaben ergriff, den Widerstand des schwäbischen Städtebundes nicht brechen, belagerte vergeblich Ulm und schloß für sich einen Waffenstillstand, indem er die Fortsetzung des Kampfes dem Adel überließ. Dagegen stellte er in seinem Erbland, welches ihm sein Vater in völliger Zerrüttung hinterlassen hatte, einen Zustand her, welcher allen deutschen Ländern jener Zeit als Muster gelten konnte. Er sorgte dort für Sicherheit der Straßen und des Verkehrs, förderte den Handel und Gewerbfleiß, den Acker- und Bergbau, machte die Moldau schiffbar, baute die Moldaubrücke in Prag, brachte das Gerichtsverfahren in geordneten Gang, gründete zu Prag ein Erzbistum und 1348 die erste deutsche Universität und zog eine Menge deutscher Künstler und Handwerker an seinen Hof. Als Gegengewicht gegen die Fürstenmacht hielt er eine umfangreiche Vergrößerung seiner Hausmacht für dringend notwendig. Seine Erfolge hierin hatte er einem ungewöhnlichen diplomatischen Talent, seiner Sparsamkeit, endlich einer bei Fürsten wenig löblichen Dreistigkeit, Geld herbeizuschaffen, woher es auch sei, zu verdanken. 1353 erwarb er zu Böhmen und Mähren noch die nördliche Hälfte der Oberpfalz, 1368 den Rest von Schlesien und der Lausitz, worüber ihm schon früher die Oberherrlichkeit zustand, und 1373 die Mark Brandenburg. Auch mit dem Haus Habsburg schloß er eine Erbverbrüderung (1364 zu Brünn), welche sich damals sogar zu gunsten der Luxemburger bald zu erfüllen schien. In allen Gegenden Deutschlands kaufte er sich an, und viele schwäbische, fränkische und bayrische Edelleute mußten in das Vasallenverhältnis zur Krone Böhmen treten. Die Wahl seines Erstgebornen, Wenzel, zum Nachfolger (1376) kostete ihm hohe Geldsummen für die Kurfürsten; ja, K. wurde sogar bei der Goldenen Bulle befolgten Politik ungetreu, indem er die Zustimmung des Papstes dazu einholte, um den Widerspruch der Kurfürsten zu beseitigen. Nachdem er 1377 diesem seinem ältesten Sohn außer der Kaiserwürde Böhmen, Schlesien und den größten Teil der Lausitz, dem zweiten, Siegmund, die Mark Brandenburg, dem dritten, Johann, das Herzogtum Görlitz und die Neumark als Erbe bestimmt hatte (Mähren war an Karls Neffen Jobst und Prokop übergegangen), starb er 29. Nov. 1378 in Prag, wo ihm 1848 ein Denkmal (von Hähnel) errichtet wurde. Vgl. seine treffliche Selbstbiographie »Vita Caroli IV. ab ipso conscripta« (bis 1346) in Böhmers »Fontes

rerum germanicarum«, Bd. 1 (Stuttg. 1843; deutsch von Ölsner, Leipz. 1885); Pelzel, Geschichte Kaiser Karls IV. (Prag 1780, 2 Bde.); Werunsky, Geschichte Kaiser Karls IV. und seiner Zeit (Innsbr. 1880 ff., 4 Bde.); Huber, Die Regesten des Kaiserreichs unter Kaiser K. IV. (das. 1877); Friedjung, Kaiser K. IV. und sein Anteil am geistigen Leben seiner Zeit (Wien 1876); Gottlob, Karls IV. private und politische Beziehungen zu Frankreich (Innsbr. 1883).

6) K. V., deutscher Kaiser und (als K. I.) König von Spanien, ältester Sohn Philipps, des Erzherzogs von Österreich, und Johannas, der Erbtochter des Königs Ferdinand von Aragonien und seiner Gemahlin Isabella von Kastilien, geb. 24. Febr. 1500 zu Gent, wurde unter der Aufsicht seiner Tante, der Erzherzogin Margarete, in den Niederlanden erzogen. Nach dem Tod seines Vaters (1506) ward er Herr der Niederlande; 1515 wurde er großjährig erklärt; 1516 nach Ferdinands Tod fiel ihm die spanische Erbschaft zu, da seine Mutter Johanna geisteskrank und zur Regierung unfähig war. Seine Ausbildung hatte er erhalten von Wilhelm von Croy, Herzog von Chièvres, und dem Utrechter Priester Hadrian Floriszoon (dem nachmaligen Papst Hadrian VI.). 1517 ging er mit niederländischem Gefolge nach Spanien. Er und seine Günstlinge erregten dort großen Unwillen, schon 1518 gab es ernstliche Reibungen mit den Cortes; ehe sie geschlichtet waren, kehrte K. 1520 nach den Niederlanden zurück, worauf 1521 der sogen. Aufstand der Communeros ausbrach, der erst 1522 unterdrückt wurde. K. war nämlich 28. Juni 1519 von den deutschen Kurfürsten in Frankfurt a. M. zum Kaiser erwählt worden und wurde nun 22. Okt. 1520 in Aachen gekrönt. In der ihm auferlegten Wahlkapitulation vom 3. Juli 1519 hatte er unter anderm auch die Errichtung eines Reichsregiments während seiner voraussichtlich öftern Abwesenheit von Deutschland versprochen. Zu diesem Zweck berief er im Januar 1521 einen Reichstag nach Worms. Auf diesem traf er auch eine für seine ganze Regierung bedeutungsvolle Entscheidung: er nahm Partei gegen die von Luther erstrebte Kirchenreform. K. war ein fanatischer Katholik, der sich zwar nicht verbarg, daß in der Kirche manches schlecht genug bestellt war und der Besserung bedurfte, auch entschlossen, eine solche Besserung herbeizuführen, dem aber eine so radikale Veränderung, wie sie die deutschen Protestanten erstrebten, nicht nach seinem Sinn war. Auf dem Wormser Reichstag wurde unter Karls persönlicher Teilnahme Luther als Ketzer in die Acht gethan und durch das Wormser Edikt vom 8. Mai die Unterdrückung seiner Lehre befohlen. Noch 1521 brach der Krieg mit Franz I. von Frankreich, der durch Karls Übermacht ernstlich bedroht war, über die Herrschaft in Italien aus. Der Papst Leo X., durch Luthers Verurteilung gewonnen, und fast alle Staaten Italiens, selbst Heinrich VIII. von England, traten auf Karls Seite. Der Kampf wurde in Italien eröffnet; Mailand ward 1521 den Franzosen entrissen, die 1522 nach der Niederlage ihres Feldherrn Lautrec bei Bicocca Italien ganz räumen mußten. K. entwarf hierauf mit seinen Verbündeten den Plan, ganz Frankreich zu erobern und sich in die Beute gemeinschaftlich zu teilen. Er ließ deshalb sein Heer in Frankreich einfallen, und wesentlichen Nutzen gewährte ihm der Übertritt des Connetables Karl von Bourbon auf seine Seite. Schon belagerte das kaiserliche Heer Marseille, als es von Franz zum Rückzug nach Italien gezwungen wurde; hier erlitten aber die französischen Waffen eine neue Niederlage bei Pavia (24. Febr. 1525), Franz selbst fiel in Gefangenschaft, wurde nach Spanien gebracht und mußte in dem ungünstigen Frieden zu Madrid (14. Jan. 1526) auf Italien verzichten und Burgund zurückzugeben versprechen. Aber sofort nach seiner Freilassung erhob er aufs neue die Waffen und fand bereitwillige Genossen gegen die drohende Übermacht des Kaisers. Papst Clemens VII. schloß 1526 ein Bündnis mit den Hauptstaaten in Italien sowie mit König Franz gegen K. Die kaiserlichen Truppen drangen hierauf in Italien ein, zogen gegen Rom und erstürmten und plünderten die Ewige Stadt 6. Mai 1527; der Papst hielt sich in der Engelsburg eingeschlossen und entkam erst 1528 aus Rom. Nun erklärten Frankreich und England 1528 dem Kaiser den Krieg; eine französische Armee unter Lautrec eilte dem Papst zu Hilfe, drang bis an die neapolitanische Grenze vor und belagerte Gaeta, mußte aber, als Andrea Doria, der Admiral von Genua, zum Kaiser überging, unverrichteter Sache abziehen. Ein zweites französisches Heer, das im Sommer 1528 in Italien erschien, ward ebenfalls zurückgeworfen, und der darauf folgende Friede von Cambrai (1529) war daher für Franz wiederum ein sehr ungünstiger. 1529 reiste K., nachdem er 29. Juni in Barcelona sich mit dem Papst vertragen hatte, aus Spanien durch Italien nach Deutschland; er ließ sich noch unterwegs von Clemens VII. 24. Febr. 1530 in Bologna zum Kaiser krönen.

Die französischen und italienischen Angelegenheiten hatten ihn bis dahin so in Anspruch genommen, daß er in die deutschen Zustände noch nicht hatte eingreifen können; 1530 schickte er auch dazu sich an. Die Reformation hatte inzwischen große Fortschritte in Deutschland gemacht, durchaus gegen den Willen des Kaisers, an dessen Absetzung sogar die Fürsten gedacht hatten, als er das Reichsregiment auflöste; der Sieg von Pavia hatte aber diesen Plan gehindert. Wiederholt hatte K. an Vollstreckung des Wormser Edikts gemahnt, aber ohne Erfolg, auch die Beschlüsse des zweiten Speierer Reichstags gegen die Reformation waren fruchtlos geblieben; jetzt gedachte er ernstlich einzuschreiten. Von den ungarischen Angelegenheiten und einem Einfall der Türken beunruhigt, besonders aber um dem umsichgreifenden Protestantismus entgegenzuwirken, schrieb K. auf 1530 einen Reichstag nach Augsburg aus; hier überreichten ihm die Protestanten ihr Glaubensbekenntnis (s. Augsburgische Konfession), stießen aber auf seinen entschiedenen Widerspruch. Im Reichsabschied befahl K. den Protestanten unter scharfen Drohungen die Rückkehr zur katholischen Kirche. Er trug bei dem Papst auf ein allgemeines Konzil an, ebenso um den Protestantismus zu unterdrücken, wie um eine Kirchenverbesserung nach seinem Sinn einzuführen; gleichzeitig aber war er entschlossen, die Widerstrebenden mit Gewalt zum Gehorsam zu bringen. Aber weder 1530 noch 1531 gestattete ihm seine Lage, diesen Entschluß auszuführen; ja, 1532 war er gezwungen, den Protestanten Konzessionen zu gewähren: es kam der erste Nürnberger Religionsfriede zu stande. Mit einer Armee von 80,000 Mann brach der Kaiser hierauf 1532 nach Ungarn gegen die Türken auf und nötigte sie zum Rückzug. Dann kehrte er durch Italien nach Spanien zurück. Unausgesetzt drohte ihm ein neuer französischer Krieg; unwiderstehlich verbreitete sich in Deutschland der Protestantismus, und der Papst war in keiner Weise zur Berufung des Konzils zu bewegen. 1535 unternahm K. einen Zug wider die unter dem Schutz der Pforte an der afrikanischen Küste sich bildenden Raubstaaten, erstürmte

den Hafen von Tunis, Goletta, schlug Chaireddin in einer großen Feldschlacht, setzte den verjagten Dei Muleï Hassan in Tunis wieder ein und befreite 20,000 Christensklaven aus den Händen der Barbaresken. Während dieser glücklichen Kämpfe war aber König Franz von Frankreich von neuem mit Heeresmacht in Savoyen und Oberitalien eingebrochen. Zwar ward er aus dem größten Teil der savoyischen Länder wieder vertrieben; das kaiserliche Heer aber, das in die Provence einfiel und sogar 1536 Marseille belagerte, sah sich zum Rückzug genötigt. Durch die Bemühungen des neuen Papstes Paul III., der K. auch die Berufung eines Konzils versprach, wurde 1538 zu Nizza ein zehnjähriger Waffenstillstand geschlossen, und 14—16. Juli d. J. fand zwischen beiden Monarchen eine vertrauliche Besprechung zu Aigues-Mortes statt, wo beide die Verlängerung des Waffenstillstandes beschlossen.

Nach kurzem Aufenthalt in Spanien rief eine wegen verweigerter Kriegssteuer ausgebrochene Empörung den Kaiser in die Niederlande. Er nahm seine Reise durch Frankreich, erschien 1540 vor dem aufständischen Gent, unterwarf es und strafte die Rebellen aufs strengste. Von den Niederlanden ging K. 1541 durch Deutschland, von da nach Italien. Dann unternahm er einen Zug gegen Algier, begleitet von der Blüte des spanischen und italienischen Adels und den Malteserrittern. Am 20. Okt. erreichte die Flotte die Höhe von Algier. Eintretender Sturm zerstreute jedoch seine Schiffe; die gelandeten Truppen sahen sich den Angriffen der Feinde wehrlos preisgegeben, und K. kehrte mit einem kümmerlichen Reste derselben zurück. Diese Bedrängnis Karls glaubte Franz von Frankreich endlich als den rechten Augenblick zur Niederwerfung seines Feindes benutzen zu müssen. Ein an zwei französischen Gesandten bei ihrer Durchreise durch das mailändische Gebiet verübter Mord, wofür der Kaiser keine Genugthuung gewährte, war der Vorwand, daß Franz 1542 fünf Armeen auf einmal ins Feld stellte und K. in Spanien, Luxemburg, Brabant, Flandern und Mailand zugleich angriff. Aber Andrea Doria blieb Meister zur See, und die französischen Armeen erreichten nicht den gewünschten Erfolg. K. brachte 1543 mit schnellen Schlägen den Herzog von Kleve zur Unterwerfung, der sich Franz hatte anschließen wollen, und 1544 drang das kaiserliche Heer unter Karls Führung siegreich bis in die Nähe von Paris. Plötzlich schloß er Frieden mit Franz zu Crépy 18. Sept. 1544, in welchem Franz ohne weitere Verluste davonkam, wofür er nur Karls Absichten betreffs des Konzils und des Kriegs gegen die Protestanten zu unterstützen versprach. Nun endlich gewann der Kaiser wieder Muße, seine Aufmerksamkeit dem Deutschen Reich zuzuwenden; er hatte die Absicht, die frühern Beschlüsse der Reichstage hinsichtlich der Protestanten in Vollzug zu setzen. Er hatte sich dazu mit dem Papst verbündet und seine Rüstungen inzwischen betrieben. Im Juli 1546 auf dem Regensburger Reichstag ließ er endlich die lange vorgehaltene Maske der Milde und Versöhnlichkeit fallen: er erklärte die Führer der Protestanten als Rebellen in die Acht. Aber die schmalkaldischen Bundesgenossen kamen ihm in der Kriegsrüstung zuvor, und mit Not hielt sich K. gegen die überlegene protestantische Heeresmacht. Erst als der Herzog Moritz von Sachsen in das Land seines Verwandten, des Kurfürsten Johann Friedrich, einfiel, erhielt K. das Übergewicht. Da die schmalkaldischen Verbündeten eilig nach Sachsen abzogen, so konnte K. die süddeutschen Bundesgenossen derselben einen nach dem andern unterwerfen; endlich gab die Schlacht bei Mühlberg an der Elbe 24. April 1547 auch den Kurfürsten von Sachsen und freiwillige Unterwerfung den Landgrafen von Hessen in seine Hand.

Nach Vernichtung des Schmalkaldischen Bundes beschäftigte sich K. aufs neue mit dem Plan, die Religionsparteien wieder zu vereinigen, und erließ zu dem Ende das sogen. Interim (s. d.), das jedoch den gewünschten Erfolg nicht hatte. Die Gewaltthaten des Kaisers sowie sein Ansinnen an die Kurfürsten, seinen Sohn Philipp zum dereinstigen Kaiser zu bestimmen, brachten eine neue Koalition der protestantischen Fürsten gegen ihn zu stande und bewogen namentlich den Kurfürsten Moritz von Sachsen zum Abfall. Letzterer benutzte die ihm von K. 1550 übertragene Achtsvollstreckung gegen Magdeburg zur Zusammenbringung einer hinreichenden Anzahl von Truppen, schloß insgeheim Verbindungen mit Heinrich II. von Frankreich und mit mehreren deutschen Fürsten und erhob sich im Frühjahr 1552 gegen den Kaiser; er drang im Mai in Tirol ein und verfolgte K. persönlich, so daß dieser von Innsbruck nur mit genauer Not nach Villach entkam. Karls Macht war durch diesen Aufstand gebrochen, er mußte widerwillig in den von seinem Bruder Ferdinand vermittelten Passauer Vertrag vom 2. Aug. 1552 willigen. Gleichzeitig aber hatte Heinrich II. von Frankreich die lothringischen Bistümer Metz, Toul und Verdun in Besitz genommen, und K. versuchte vergeblich, Metz zurückzuerobern; im Februar 1556 schloß er mit Frankreich zu Vaucelles einen Waffenstillstand auf fünf Jahre. Gebeugt durch solche Unfälle und von anhaltenden gichtischen Schmerzen gequält, lebte der Kaiser fortan in Brüssel und zwar so zurückgezogen, daß sich das Gerücht von seinem Tod in ganz Europa verbreitete. Das Schicksal Deutschlands hatte er schon ganz seinem Bruder Ferdinand überlassen, der auch ohne K. den Religionsfrieden in Augsburg 26. Sept. 1555 bewilligte. Im Oktober 1555 trat K. seinem einzigen Sohn, Philipp, zu Brüssel die Niederlande ab, 15. Jan. 1556 ebendaselbst auch Spanien und Neapel. Den deutschen Kurfürsten ließ er im September d. J. seine förmliche Abdankungsurkunde zugehen. Er selbst zog sich in das Kloster San Yuste bei Placencia in Estremadura zurück, wo er den Rest seines Lebens in Zurückgezogenheit, aber doch unter lebhafter Teilnahme an den Weltereignissen und den Staatsgeschäften zubrachte und 21. Sept. 1558 starb; er wurde 1574 im Escorial beigesetzt. Seine Gemahlin Isabella von Portugal hatte ihm Philipp II., seinen Nachfolger in Spanien, Maria, die Gemahlin Maximilians II., und Johanna, die Gemahlin des Thronfolgers Johann von Portugal, geboren. Johann von Österreich (s. Juan d'Austria) und Margarete, die Gemahlin des Herzogs von Parma, später Statthalterin der Niederlande, waren natürliche Kinder Karls. Sein Reich hatte Spanien mit den amerikanischen Kolonien, Neapel, die Niederlande u. Österreich umfaßt; er hatte 1536 das Herzogtum Mailand noch hinzugefügt, 1521 aber schon Österreich seinem Bruder Ferdinand zediert; er pflegte die Niederlande durch Verwandte regieren zu lassen, anfangs durch seine Tante Margarete, später durch seine Schwester Maria. K. war ein hervorragender Staatsmann voll großer Gedanken und Pläne und gleichzeitig ein sehr eifriger Katholik. Herrschsüchtig, ehrgeizig, zäh und ausdauernd, strebte er nach der Beherrschung der Welt, wie sie die Kaiser des Mittelalters geübt hatten. Er war ein absoluter Monarch, der die Mitherrschaft ständischer Körper zu

brechen versuchte. Das Schlimmste war, daß er, zur Herrschaft Deutschlands berufen, für die deutschen Interessen und Wünsche keinen Sinn und für die deutschen religiösen und kirchlichen Ideen kein Verständnis hatte. Sein Wirken für Deutschland und besonders für die Reformation muß deshalb ein unheilvolles genannt werden. Er hat sein Leben 1550 selbst beschrieben. Lange verloren, ist erst kürzlich eine portugiesische Übersetzung seiner Memoiren aufgefunden und von Kervyn de Lettenhove unter dem Titel: »Commentaires de Charles-Quint« (Brüss. 1862) veröffentlicht worden. Die gleichzeitigen Historiker Jovius, Sleidanus, Sepulveda, Adriani u. a. haben seine Geschichte behandelt, im 17. Jahrh. Sandoval aus spanischen Relationen »Vida y hechos del emperador Carlos V.« (1604) zusammengestellt. In späterer Zeit ist seine Geschichte oft behandelt, z. B. von Robertson, History of the Emperor Charles V. (Lond. 1769; neue Ausg., das. 1869; deutsch, 3. Aufl., Braunschw. 1795, 3 Bde.); Baumgarten, Geschichte Karls V. (Stuttg. 1885 ff.), u. a. Vgl. ferner Höfler, Karls I. (V.) Wahl (Wien 1874); Lanz, Korrespondenz des Kaisers K. V. (Leipz. 1844–46, 3 Bde.); Gachard, Correspondance de Charles V et d'Adrien VI (Brüss. 1859); Rösler, Kaiserwahl Karls V. (Wien 1868); Gachard, Retraite et mort de Charles-Quint au monastère de Juste (Brüss. 1855, 2 Bde.); Stirling, Das Klosterleben Karls V. (a. d. Engl., Leipz. 1852); Mignet, Charles-Quint, son abdication, son séjour et sa mort au monastère de Yuste (10. Aufl., Par. 1882); Ranke, Deutsche Geschichte im Reformationszeitalter (6. Aufl., Leipz. 1881, 6 Bde.); Maurenbrecher, K. V. und die deutschen Protestanten (Düsseld. 1865); v. Druffel, Kaiser K. V. und die römische Kurie 1544–46 (Münch. 1877); Henne, Histoire du règne de Charles-Quint en Belgique (Brüss. 1858–60, 10 Bde.); G. de Leva, Storia documentata di Carlo V. in correlazione all' Italia (Vened. 1875 ff., Bd. 1–4); Mignet, Rivalité de Charles V et François I (Par. 1875, 2 Bde.).

7) K. VI. Joseph Franz, Sohn Leopolds I. aus dessen dritter Ehe mit Eleonore von der Pfalz, geb. 1. Okt. 1685, trat 1700 bei dem Tod Karls II., des letzten spanischen Habsburgers, als Prätendent der spanischen Krone auf und wurde hierbei von den das Übergewicht der Bourbonen in Europa bekämpfenden Seemächten unterstützt (s. Spanischer Erbfolgekrieg). Bevor K., nachdem er 1703 in Wien als K. III. zum König von Spanien ausgerufen worden, das Land seiner Väter verließ, schloß er zwei Verträge mit seinem Vater, dem Kaiser Leopold I., und seinem Bruder, dem römischen König Joseph I., wonach alle Rechte und Ansprüche des Hauses auf die spanischen Länder ihm übertragen wurden. K. reiste 1703 zunächst nach England, schiffte sich dort im Januar 1704 mit 12,000 Mann englisch-holländischer Truppen ein und landete zuerst in Lissabon, in der Residenz des ihm befreundeten portugiesischen Hofs, dann in Katalonien. Nur hier fand K. ernstliche Anhänger und Freunde, die ihm auch später nach Österreich folgten. Die Mehrzahl der Spanier, namentlich die Länder der Krone Kastilien, hingen dem Bourbon Philipp V. an. In Madrid, wo er zweimal seinen Einzug hielt, behauptete er sich nur eine kurze Zeit und mußte bei dem Haß der katholischen Spanier gegen die fremdländischen, meist protestantischen Truppen, bei der Uneinigkeit im Kriegsrat und der militärischen Überlegenheit Frankreichs trotz der umsichtigen Kriegstüchtigkeit und heroischen Ausdauer Guidos von Starhemberg nach der Gefangennehmung Stanhopes seine Hoffnungen auf die spanische Krone immer mehr aufgeben lernen, wie zäh er auch an ihnen festhielt. Als sein Bruder Joseph I. 1711, ohne männliche Erben zu hinterlassen, starb, setzte K. seine Gemahlin Elisabeth von Braunschweig-Lüneburg (geb. 28. Aug. 1691), mit welcher er sich 1708 in Barcelona vermählt hatte, in Spanien als Regentin ein und kehrte nach Deutschland zurück, wo er die Herrschaft über die habsburgischen Lande übernahm und im Dezember 1711 auch als K. VI. zum Kaiser gekrönt wurde. Während die Siege der verbündeten Armeen unter Marlborough und Eugen dem König Ludwig XIV. verderblich wurden, endete doch der spanische Successionskrieg mit der Anerkennung Philipps V. und der Abtrennung der europäischen Nebenländer von der spanischen Krone im Frieden von Utrecht 1713, welchem aber K. VI. sich nicht fügen wollte. Erst nach Verlauf eines weitern fruchtlosen Kriegsjahrs gestattete K. seinem großen Feldherrn Eugen den Friedensabschluß in Rastatt 7. März 1714, dem die Ratifikation in Baden für das Deutsche Reich 7. Sept. folgte. Die für Österreich neugewonnenen Gebiete aus der spanischen Erbschaft, Belgien, Mailand, Neapel, Sardinien, welches später gegen Sizilien ausgetauscht wurde, erhielten durch K. eine besondere Verwaltung, bei welcher lediglich spanische Emigranten Einfluß übten. Trotz des glücklichen Türkenkriegs, den Prinz Eugen 1717 begann und durch den glänzenden Frieden von Passarowitz 1718 beendete, durch welchen Serbien und die Walachei an Österreich fielen, vermochte derselbe seine frühere Stellung in den österreichischen und Reichsangelegenheiten nicht zu behaupten und sah sich durch die spanische und Jesuitenpartei am Hof überall zurückgesetzt. Karls höchstes Interesse schien sich dahin zu konzentrieren, seiner eignen weiblichen Descendenz für den Fall seines söhnelosen Ablebens den Vorrang vor den zur Erbfolge berechtigten Töchtern Josephs I. zuzusichern. Durch dieses Bestreben Karls entstand das Grundgesetz, die Pragmatische Sanktion, die 19. April 1713 zuerst veröffentlicht und von noch größerer Wichtigkeit wurde, als der einzige Sohn Karls 1716 starb. Als sich nun die Töchter seines Bruders mit den Prinzen von Bayern und Sachsen vermählten, wurden sie gezwungen, allen Rechten zu entsagen, welche ihnen aus der früher aufgerichteten Erbfolgeordnung entspringen würden. Hierauf begann K. Unterhandlungen mit den Ständen seiner Länder, mit Kroatien, Ungarn, Tirol, Böhmen, Österreich &c., zuletzt mit den Niederlanden (1724), und erlangte die Zusicherung, daß erstens die sämtlichen österreichischen Länder im Fall seines Todes ungeteilt bleiben und zweitens an seine älteste Tochter, Maria Theresia, und deren gesamte Nachkommen vererbt werden sollten. K. suchte nun während der großen europäischen Verwickelungen durch eine Reihe von Verträgen sich die Garantie der Großmächte für die Pragmatische Sanktion auf alle Weise zu verschaffen. Doch ging er hierbei namentlich den deutschen Mächten gegenüber mit sehr engherzigem Sinn zu Werke, während er Spanien und Frankreich, allerdings die gefährlichsten Mächte, durch die weitgehendsten Konzessionen zu beschwichtigen suchte und auf diese Weise 1735 nach dem unglücklichen polnischen Erbfolgekrieg Neapel und Sizilien verlor und den Gewinn Lothringens für die französische Krone vorbereitete. Den protestantischen Mächten dagegen suchte man sorgfältig jeden Vorteil vorzuenthalten, der ihnen aus der großen habsburgischen Erbschaft entspringen konnte.

Den Holländern wurde zwar 1731 die Ostindische Handelskompanie geopfert; dem König von Preußen dagegen glaubte man durch Versprechungen genugthun zu können, die sich auf Jülich und Berg bezogen und nicht ernstlich gemeint waren. Auch zogen diese Verhandlungen K. von wichtigen Interessen Österreichs ab und bewirkten, daß er die Wehrkraft desselben verfallen ließ, so daß der 1736 mit Rußland begonnene neue Türkenkrieg unglücklich verlief und Österreich im Frieden von Belgrad (18. Sept. 1739) alle Vorteile des Passarowitzer Friedens wieder verlor. Formell betrachtet, konnte indes das Resultat aller dieser Verhandlungen als ein äußerst günstiges betrachtet werden und K. (20. Okt. 1740) in dem Glauben sterben, daß er seiner ältesten, seit 1736 mit Franz von Lothringen verheirateten Tochter seine Länder in Ruhe und Sicherheit vererbe. Mit ihm erlosch der habsburgische Mannesstamm. K. war nicht ohne Begabung und Bildung, hatte Interesse für Künste und Wissenschaften, aber wenig politische Einsicht und war eigensinnig, ohne energisch und beharrlich zu sein. Vgl. »Leben und Thaten Kaiser Karls VI. von einem deutschen Patrioten« (Frankf. u. Leipz. 1741); Massuet, Histoire de l'empereur Charles VI (Amsterd. 1741, 2 Bde.; deutsch, Regensb. 1742); Schirach, Biographie Kaiser Karls VI. (Halle 1776); Rabies, Kaiser K. VI. als Staats- und Volkswirt (Wien 1886); P. A. à la Lande, Histoire de l'empereur Charles VI (Haag 1843). Von besonderm Wert sind: Foscarinis (des venezianischen Gesandten) »Arcane memorie, ossia segreta historia del regno di Carlo VI.« (Padua 1750).

8) K. VII. Albrecht, ältester Sohn des Kurfürsten Max Emanuel von Bayern, geb. 6. Aug. 1697 zu Brüssel, als sein Vater Statthalter der Niederlande war, fiel im Krieg desselben wider Österreich (1706) in Gefangenschaft und wurde mit seinen Brüdern als Graf von Wittelsbach in Klagenfurt, später in Graz erzogen. Nach seiner Freilassung (1715) unternahm er Reisen und befehligte 1717 im Türkenkrieg bayrische Hilfstruppen. 1722 vermählte er sich mit Maria Amalie, jüngerer Tochter des Kaisers Joseph I., die jedoch allen Erbansprüchen entsagte. Nach dem Tod seines Vaters (26. Febr. 1726) folgte er diesem in Bayern und in der Kurwürde. Seinem Haus brachte er Hohenwaldeck und die wartenbergischen Herrschaften zu. Zu Österreich trat er nur kurze Zeit in ein freundliches Verhältnis und stellte dem Kaiser K. VI. ein Hilfskorps gegen die Türken (1738). Unmittelbar nach dem Tode des Kaisers protestierte er aber gegen die Pragmatische Sanktion, schloß mit Frankreich 1741 ein Bündnis gegen Österreich zu Nymphenburg, welchem Spanien und Sachsen, bald auch Preußen beitraten, fiel in Österreich ein, ließ sich hier als Erzherzog huldigen, rückte dann in Böhmen ein, gewann 25. Nov. durch Überrumpelung Prag und ließ sich als König von Böhmen huldigen. Am 24. Jan. 1742 wurde er zum deutschen Kaiser gewählt. Alsbald aber wandte sich das Kriegsglück, Maria Theresia warf mit Hilfe der Ungarn den Feind aus Oberösterreich und eroberte in kurzem ganz Bayern. K. flüchtete nach Frankfurt. Noch größer wurde seine Bedrängnis, als Österreich, Schlesien opfernd, mit Preußen Frieden schloß. Karls letzte bedeutende Macht, das bayrisch-französische Heer, wurde in Prag von den Österreichern so eng umstellt, daß der französische Befehlshaber Belleisle mitten im Winter den Rückzug aus Böhmen antreten mußte. Zwar gestattete ein Sieg Seckendorfs K. 19. April 1743 einen kurzen Besuch in München; aber gleich darauf schlug Georg II. von England die Franzosen bei Dettingen (27. Juni 1743) und gewann Karl von Lothringen einen Sieg über die Bayern bei Simbach, worauf Österreich sich in Bayern huldigen ließ. Die Hilfe Friedrichs II., der 1744 in Böhmen einfiel, verbesserte Karls Lage, und Seckendorf führte K. 23. Okt. d. J. in seine Residenzstadt München zurück, wo derselbe 20. Jan. 1745 starb. Vgl. Heigel, Der österreichische Erbfolgestreit und die Kaiserwahl Karl VII. (Nördling. 1876); »Tagebuch Kaiser Karls VII. aus der Zeit des österreichischen Erbfolgekriegs« (hrsg. von Heigel, Münch. 1883).

[Baden.] 9) K. Friedrich, Großherzog von Baden, Sohn des Erbprinzen Friedrich von Baden-Durlach, geb. 22. Nov. 1728, folgte seinem Großvater, dem Markgrafen Karl Wilhelm in Baden-Durlach, erst unter Vormundschaft seines Oheims und dann seit 1746 selbständig in der Regierung und führte dieselbe im Sinn der Humanität und der Aufklärung. Als ihm 1771 Baden-Baden zufiel, erleichterte er auch hier vielfach das Los der untern Stände, indem er 1783 die Leibeigenschaft aufhob, gab das erste Beispiel des Freizügigkeitssystems, trug die Landesschulden ab, beförderte Ackerbau, Gewerbe, Handel und geistige Bildung und schrieb selbst einen »Abrégé des principes de l'économie politique« (Karlsr. 1772). Sein Hof ward von vielen Dichtern und Gelehrten besucht. 1785 schloß er sich dem Fürstenbund an. Infolge des Revolutionskriegs verlor er 1796 seine Besitzungen auf dem linken Rheinufer, ward aber 1803 mit dem Stift Konstanz, der rechtsrheinischen Pfalz mit Heidelberg, wo er die Universität zu neuer Blüte erhob, &c. entschädigt und 1. Mai 1803 Kurfürst von Baden. Durch den Preßburger Frieden erhielt er den Breisgau und die Stadt Konstanz. 1806 trat er als souveräner Fürst dem Rheinbund bei, nahm den Titel Großherzog an und erhielt abermals einen Länderzuwachs, so daß unter ihm Baden zu einem Staat von 14,300 qkm mit 430,000 Einw. anwuchs. Er starb 10. Juni 1811. Ihm folgte, da sein Sohn erster Ehe mit der edlen, geistvollen Karoline Luise von Hessen (gest. 1783), der Erbprinz Karl Ludwig, 1801 gestorben war, sein Enkel Karl Ludwig Friedrich, geb. 8. Juni 1786, seit 1806 mit Stephanie von Beauharnais vermählt, seit 1808 Mitregent. Er gab die Verfassung vom 22. Aug. 1818, starb aber nach dreijähriger Krankheit 8. Dez. 1818, ohne Söhne zu hinterlassen. Außerdem hatte K. Friedrich aus erster Ehe noch zwei Söhne, Markgraf Friedrich (1756–1817) und Ludwig, den spätern Großherzog (1818–30). 1787 vermählte er sich in zweiter Ehe mit Luise Karoline, Freiin Geyer von Geyersberg, welche der Kaiser 1796 zur Reichsgräfin von Hochberg erhob, und die 1820 starb. Aus dieser Ehe stammten der nachmalige Großherzog Leopold (1830–52), Markgraf Wilhelm (1792–1859) und Markgraf Maximilian (1796–1882). Vgl. Nebenius, K. Friedrich von Baden (Karlsr. 1868); Kleinschmidt, K. Friedrich von Baden (Heidelb. 1878).

[Bayern.] 10) K. Theodor Maximilian August, Herzog von Bayern, geb. 7. Juli 1795 zu Mannheim, zweiter Sohn des Herzogs Maximilian Joseph von Pfalz-Zweibrücken, nachherigen Kurfürsten und seit 1806 Königs von Bayern, erhielt eine vorwiegend militärische Ausbildung, ward bereits im Juni 1813 zum Generalmajor und Brigadier der Infanterie ernannt, focht mit Auszeichnung in den Befreiungskriegen an der Seite des Generals Wrede als Kommandant der 1. Brigade der Division

Rechberg und begleitete seinen Vater auf den Wiener Kongreß. Er übernahm sodann das Generalkommando in München, trat aber 1822, da mehrere seiner Militärreformvorschläge kein Gehör fanden, mit dem Rang eines Kavalleriegenerals zurück und lebte fortan seinen Studien, bis ihn Wredes Tod an die Spitze der bayrischen Armee rief. 1841 ward er zum Feldmarschall und Generalinspektor der Armee, 1860 zum Oberbefehlshaber des 7. deutschen Bundeskorps ernannt. 1866 befehligte er dasselbe im Kriege gegen Preußen und zog sich nach dem unglücklichen Ausgang desselben, nachdem er alle militärischen Würden niedergelegt, ganz vom öffentlichen Leben nach Tegernsee zurück, wo er 16. Aug. 1875 starb.

11) K. Theodor, Herzog in Bayern, geb. 9. Aug. 1839 zu Possenhofen, zweiter Sohn des Herzogs Maximilian von der Linie Zweibrücken-Birkenfeld, jüngerer Bruder der Kaiserin von Österreich, trat in die Artillerie ein, widmete sich aber bald wissenschaftlichen, namentlich medizinischen, Studien und wurde, nachdem er das medizinische Studium absolviert hatte, von der Universität München zum Doktor der Medizin promoviert; durch besondern Erlaß des Reichskanzlers erhielt er 1880 die Befugnis zur Ausübung des ärztlichen Berufs. Sein besonderes Fach ist die Augenheilkunde. Seit 1880 führte er in seiner Klinik zu Tegernsee gegen 500 Staroperationen aus. Im Gräfeschen »Archiv für Ophthalmologie« (1880) veröffentlichte er eine Abhandlung: »Beiträge zur Anatomie und Physiologie des Glaskörpers«. Er war zum erstenmal seit 1865 vermählt mit der Prinzessin Sophie von Sachsen, welche schon 1867 starb, seit 1874 mit der Prinzessin Maria Josepha von Braganza, der Tochter des verstorbenen portugiesischen Prätendenten Dom Miguel. Er lebt meist in Tegernsee, das ihm Prinz Karl von Bayern (s. Karl 10) vermachte.

[Brandenburg.] 12) K. Friedrich Albrecht, Markgraf von Brandenburg-Schwedt, Enkel des Großen Kurfürsten, geb. 10. Juni 1705, trat früh in die preußische Armee, zeichnete sich im ersten Schlesischen Krieg bei der Einnahme von Glogau, bei Mollwitz und Chotusitz aus und befehligte Anfang 1745 in Oberschlesien, wo er sich die besondere Zufriedenheit des Königs erwarb. Im Siebenjährigen Krieg erhielt Markgraf K. wiederholt selbständige Kommandos, da der König ihm unbedingtes Vertrauen schenkte, und zeichnete sich bei Hochkirch und Torgau aus. In beiden Schlachten ward er, wie bei Mollwitz, verwundet. Er war von edlem, menschenfreundlichem Charakter und liebte Künste und Wissenschaften. 31 Jahre war er Herrenmeister des Johanniterordens. Mit seinem Tod (22. Juni 1762 in Breslau) erlosch die Linie Brandenburg-Schwedt, da seine beiden Brüder auf dem Schlachtfeld gefallen waren.

[Braunschweig.] 13) K. Wilhelm Ferdinand, im Siebenjährigen Krieg unter dem Namen der Erbprinz bekannt, geb. 9. Okt. 1735, ältester Sohn des Herzogs Karl I. (geb. 1713, gest. 1780) und der Prinzessin Philippine Charlotte von Preußen, widmete sich früh dem Militärstand, zeichnete sich als Kommandant der braunschweigischen Truppen in der Schlacht bei Hastenbeck aus, entschied später die Schlacht bei Krefeld und nahm an allen Unternehmungen seines Oheims Ferdinand thätigen Anteil. Nachdem er sich 1764 mit Auguste, Tochter des Prinzen von Wales, vermählt, trat er 1773 als General der Infanterie in die preußische Armee, wohnte dem bayrischen Erbfolgekrieg bei und übernahm 1780 nach seines Vaters Tode die Regierung von Braunschweig. 1787 befehligte er die preußische Expedition gegen Holland. Beim Ausbruch des Revolutionskriegs zum Oberbefehlshaber über die österreichisch-preußische Armee ernannt, erließ er 25. Juli 1792 das bekannte Manifest von Koblenz, eroberte Longwy, Verdun und drang in die Champagne ein, führte jedoch den Krieg zu methodisch und bedächtig, wurde nach der Kanonade von Valmy zu einem Waffenstillstand mit Dumouriez und bald darauf (10. Sept.) zum Rückzug gezwungen. Obwohl er 1793 Mainz, das in die Gewalt Custines gefallen war, eroberte, die Schlacht bei Pirmasens gewann, in Gemeinschaft mit dem österreichischen General Wurmser die Weißenburger Linien stürmte und bei Kaiserslautern die Franzosen unter Pichegru und Hoche schlug, so wußte er doch aus übergroßer Vorsicht seine Überlegenheit nicht zu benutzen. Infolge des Haager Vertrags legte er 1794 seine Befehlshaberstelle nieder. 1806 stand er als Oberbefehlshaber des preußischen Heers von neuem im Feld. Bei Auerstädt (14. Okt.) durch einen Schuß beider Augen beraubt und aus Braunschweig durch die Franzosen vertrieben, starb er 10. Nov. in Ottensen bei Altona. 1874 wurde ihm zu Braunschweig ein Reiterstandbild (von Pönninger) errichtet.

14) K. Friedrich August Wilhelm, Enkel des vorigen, Sohn des bei Quatrebras 16. Juni 1815 gefallenen Herzogs Friedrich Wilhelm (s. Friedrich 13) und der Prinzessin Marie von Baden, geb. 30. Okt. 1804 zu Braunschweig, wurde im Ausland erzogen und kam nach dem Tod seines Vaters unter die Vormundschaft des Prinz-Regenten, nachherigen Königs Georg IV. von England, der dem hannöverschen Minister Grafen Münster und dem braunschweigischen Minister Geheimrat v. Schmidt-Phiseldeck die Leitung der Staatsgeschäfte anvertraute. Der Prinz bekundete früh üble Charaktereigenschaften, namentlich Geldgier, Hartnäckigkeit, Stolz und Hang zu Ausschweifungen. Deshalb von Münster unter der Führung des Majors v. Linsingen 1820 nach Lausanne gesandt, ergab er sich dort noch mehr einem wüsten Leben und hielt sich sodann bei seiner Großmutter, der Markgräfin Amalie von Baden, zu Bruchsal und später in Wien auf, bis ihm durch den Einfluß Metternichs vom König von England die Regierung 30. Okt. 1823 übertragen ward. Sieben Jahre regierte er nach Laune und Willkür, schikanierte seine Beamten, verschwendete öffentliche Gelder, überwarf sich mit den Ständen und reizte alle Welt so gegen sich auf, daß, als er 6. Sept. 1830 abends das Theater verließ, sein Wagen mit Steinwürfen verfolgt und das Schloß die ganze Nacht belagert wurde. Er entfloh, machte gegen Ende des Jahrs einen lächerlichen Versuch, sein Herzogtum wiederzuerobern, und ward, da er freiwilligen Verzicht verweigerte, durch Beschluß des Landtags, welchen der Bundestag 2. Dez. bestätigte, abgesetzt. Nun begab er sich nach Paris, 1831 nach Spanien, von da nach London und endlich wieder nach Paris, wo er mit dem greisen Jérôme in vertrautem Verkehr lebte und in mehrere abenteuerliche Prozesse verwickelt ward. Die Hoffnung auf Wiedererlangung seiner Herrschaft gab er nie auf und hatte dieselbe besonders auf Napoleon III. gesetzt, mit dem er bereits 1845 hierüber einen Vertrag schloß, und den er vor dem Staatsstreich mit seinen Geldmitteln reichlich unterstützte. 1870 siedelte er nach Genf über, wo er 19. Aug. 1873 starb, nachdem er die letzte Zeit seines Lebens sich durch seine Geckenhaftigkeit und seinen Geiz lächerlich gemacht hatte. Unversöhnt mit seinen Verwandten, vermachte

er sein bedeutendes, namentlich an Diamanten reiches Vermögen der Stadt Genf mit der Verpflichtung, ihm daselbst ein großes Reiterstandbild zu errichten. Dasselbe (Bronzestatue von Cain) ist 1879 enthüllt worden. Die auf seinen Befehl französisch und deutsch abgefaßten Memoiren (1836, 1844) sind ein verlogenes Machwerk.

[Burgund.] 15) K. der Kühne (Charles le Téméraire), Herzog von Burgund, einer der mächtigsten Fürsten des spätern Mittelalters, Sohn des Herzogs Philipp III., des Guten, aus dem Haus Valois und dessen dritter Gemahlin, Isabella von Portugal, geb. 10. Nov. 1433 zu Dijon, führte zuerst den Titel Graf von Charolais. Von stattlicher Gestalt, übte er sich früh in allen Ritterkünsten. Er lebte einfach und mäßig, und sein Sinn war ganz auf kühne Unternehmungen und männliche Thaten gerichtet; er war tapfer und energisch, aber auch jähzornig, leidenschaftlich und unversöhnlich. Mit seinem Vater entzweite er sich aufs heftigste wegen dessen Begünstigung der Brüder de Croy und lebte meist in Dendermonde. 1465 stellte er sich an die Spitze des von den französischen Großen gegen Ludwigs XI. Despotie geschlossenen Bundes (ligue du bien public). Er fiel in Frankreich ein, erschien mit 26,000 Mann vor Paris, lieferte 16. Juli dem König die unentschiedene Schlacht bei Montlhéri (16. Juni 1465) und diktierte 29. Okt. den Frieden von Conflans. 1467 folgte er seinem Vater auf dem Thron und betrieb seitdem den Plan, ein Königreich Burgund herzustellen, dem auch Lothringen, die Schweiz und das südliche Frankreich einverleibt werden sollten. Als sich 1468 Lüttich, von Frankreich aufgereizt, gegen seinen Bischof empörte, brachte K. König Ludwig XI. durch List in seine Gewalt und zwang ihn zum Vertrag von Péronne (14. Okt.), worauf derselbe der grausamen Züchtigung Lüttichs beiwohnen mußte. Die Zusammenkunft, die er 1473 zu Trier mit Kaiser Friedrich III. hatte, um die Erhebung seines Herzogtums zum Königreich zu erlangen, blieb resultatlos. Durch seine Eroberungsgier geriet er mit allen Nachbarn in Streit, und nachdem er 1474—75 Neuß vergeblich belagert, wandte er sich gegen die Schweizer, welche 1474 seinem Heer bei Héricourt eine Niederlage beigebracht, verlor aber gegen sie die beiden Schlachten bei Granson (1. März 1476) und bei Murten (22. Juni), die mit schmachvoller Flucht und Verlust seines kostbaren Lagers endeten, und fiel 5. Jan. 1477 in der Schlacht bei Nancy, das er hatte wiedererobern wollen, und wo er nun, der letzte der burgundischen Valois, begraben wurde. Seine Erbin war seine und seiner Gemahlin Isabella von Bourbon einzige Tochter Maria, welche den Erzherzog Maximilian von Österreich heiratete. Der Untergang des stolzen Burgunderherzogs durch die Heere der Eidgenossen gab für eine Reihe dramatischer Dichtungen den Stoff ab, von denen als die jüngsten nur die Tragödien von Gengenbach (»Schlacht bei Murten«, 1854) und M. Meyr (»K. der Kühne«, lers, jüngster Sohn von zweifelhafter Legitimität, geb. 879, wurde, als sein Bruder Karlmann 884 starb, bei der Besetzung des Throns zu gunsten Karls des Dicken von Ostfranken durch die von den Normannen hart bedrängten Franzosen übergangen. Nach dem Tod Karls des Dicken machte er dem Usurpator Odo die französische Krone streitig und zwang ihn 897 zu einem Vertrag, in dem alles Land zwischen Seine und Maas ihm abgetreten wurde. Als dann Odo im Januar 898 starb, ward K. König von ganz Frankreich, vermochte aber den übermächtigen Vasallen gegenüber nicht mehr Ruhe und Ordnung herzustellen. Dem furchtbaren normännischen Piratenhäuptling Hrolf (Rollo) Gangr überließ er 912 die Normandie als erbliches Herzogtum, wofür Hrolf unter dem Namen Robert Christ wurde und des Königs Tochter Gisela heiratete. Die Zwistigkeiten in Deutschland benutzte er, um 912 Lothringen diesem abzunehmen und mit Frankreich zu vereinigen. 922 brach gegen ihn ein Aufstand der französischen Großen unter Giselbert von Lothringen, Rudolf von Burgund und Robert von Francien, der zum König ausgerufen wurde, aus. In der Schlacht bei Soissons (923) fiel zwar der letztere, aber der König wurde besiegt und Rudolf von Burgund an seiner Stelle auf den Thron erhoben. Noch hielt K. sich im Feld, als ihn Graf Herbert von Vermandois durch verräterische Vorspiegelungen in die Gefangenschaft lockte. In des Grafen Schloß zu Péronne starb K. 929. Die Königin Ethgive vermochte mit Karls und ihrem Sohn Ludwig zu ihrem Bruder, dem englischen König Athelstan, übers Meer zu entfliehen; dieser Ludwig erhielt nach Rudolfs Tod als Ludwig IV., der Überseeische (Ultramarinus, d'Outremer), die französische Krone. Vgl. Borgnet, Étude sur le règne de Charles le Simple, im 17. Bd. der »Comptes rendus de l'Académie de Bruxelles«.

19) K. IV., der Schöne, der dritte Sohn Philipps des Schönen und der Johanna von Navarra, geb. 1294, erhielt als Prinz den Titel eines Grafen von der Mark und bestieg nach dem Tod seines ältern Bruders, Philipps des Langen, im Januar 1322 den Thron. Den Grafen von Flandern unterstützte er glücklich gegen seine rebellierenden Unterthanen. Ebenso stand er seiner Schwester, der englischen Königin Isabella, gegen deren Gemahl Eduard II. bei, der besiegt und getötet wurde; hierfür trat Isabella an K. das Agénois ab und bezahlte ihm 50,000 Mark Sterl. (1327). Nach innen war Karls Regierung despotisch und drückend. Er starb 31. Jan. 1328 in Vincennes. Nach seiner Scheidung von der ehebrecherischen Blanka von Burgund ehelichte er Maria von Luxemburg und nach deren frühem Tod Johanna von Evreux, die ihm drei Töchter gebar. Mit ihm erlosch der gerade Mannesstamm der Kapetinger.

20) K. V., der Weise, Sohn König Johanns, geb. 21. Jan. 1337 zu Vincennes, ward durch die testamentarische Bestimmung Humberts II. von der Dauphiné erster Dauphin und übernahm schon 1356, als

durchstreiften, sammelte er und entsendete sie gegen Peter den Grausamen von Kastilien. Den Engländern nahm Duguesclin fast alle ihre Besitzungen in Frankreich wieder ab. Schon 1367 hatte K. ein Landfriedensgesetz erlassen, wie er denn überhaupt Sicherung des Landes vor den Söldnerbanden, vor dem Druck des Adels und seinen Binnenzöllen und vor den Ungerechtigkeiten der Gerichte erstrebte. Durch Handelsbegünstigungen zog er auch Fremde ins Land, begünstigte Künste und Wissenschaften, stiftete die königliche Bibliothek in Paris und erbaute die Bastille daselbst. Doch erregte er durch seine übermäßige Zentralisation und durch harten Steuerdruck vielfache Unzufriedenheit, so daß 1379 in der Bretagne, in Flandern und Languedoc Aufstände gegen ihn ausbrachen, die bei seinem Tod (16. Sept. 1380) noch nicht gestillt waren. Seine Gemahlin Johanna von Bourbon gebar ihm zwei Söhne, seinen Nachfolger Karl VI. und Ludwig, Herzog von Orléans. Vgl. Choisy, Vie de Charles V (Par. 1689, neue Ausg. 1784); Barthélemy de Beauregard, Histoire de Charles V (das. 1843); Delisle, Mandements et actes divers de Charles V (das. 1874).

21) K. VI., der Geliebte oder der Wahnsinnige, Sohn des vorigen, geb. 3. Dez. 1368 zu Paris, kam, bei dem Tod seines Vaters erst zwölf Jahre alt, 1380 auf den Thron unter Vormundschaft seiner väterlichen Oheime Ludwig von Anjou, Johann von Berri und Philipp von Burgund, die das Land aufs äußerste bedrückten und viele Aufstände des Volkes in Paris und andern Städten hervorriefen. Dieselben wurden blutig unterdrückt, die aufrührerischen Flandrer 1382 bei Roosebeke besiegt und die Herrschaft des Adels neu begründet. Erst 1388 übernahm K. die Regierung selbst. Er war guten Regungen leicht zugänglich, freundlich und herablassend, persönlich tapfer; doch war er phantastisch, nervös aufgeregt und steigerte diese für einen Regenten so gefährlichen Eigenschaften durch Ausschweifungen, die ihn bald jeder ernstern Beschäftigung entfremdeten. Dies benutzten die Oheime des Königs, um auf den erregten Geist des jugendlichen Monarchen zu wirken. Auf einem Zuge gegen den aufrührerischen Herzog von der Bretagne (1392) fiel der König, erschreckt durch die plötzliche Erscheinung eines Mannes in weißen Kleidern, der, aus einem Buschwerk kommend, des Königs Pferd anhielt, ihn dringend warnte, nicht weiter zu ziehen, und alsbald wieder verschwand, in Geisteszerrüttung, worauf Philipp von Burgund und Johann von Berri wieder als Regenten auftraten, den Herzog Ludwig von Orléans, den Bruder des Königs, als zu jung ausschließend. Zwar erholte sich K. wieder, aber ein zufälliger Brand bei einer Maskerade, der mehreren Personen das Leben kostete, brachte bei ihm den Wahnsinn 1393 von neuem und zwar unheilbar zum Ausbruch. Um die Herrschaft stritten sich nun zwei Parteien, die Armagnacs unter dem Herzog Ludwig von Orléans und nach dessen Ermordung 1407 unter dem Grafen von Armagnac und die Bourguignons unter dem Herzog Johann von Burgund. Jenen schloß sich der Dauphin Karl, dieser Karls Gemahlin Isabeau von Bayern an. Die innern Kämpfe benutzte Heinrich V. von England zu

22) K. VII., der Siegreiche, dritter Sohn und Nachfolger des vorigen, geb. 22. Febr. 1403, wurde nach dem Tod seiner ältern Brüder 1417 Dauphin und Regent, aber 1418 von den Bourguignons aus Paris vertrieben und nahm in Bourges seine Residenz. Als er jedoch auf Anstiften Duchâtels Johann den Unerschrockenen von Burgund auf der Yonnebrücke zu Montereau 10. Sept. 1419 hinterlistig hatte ermorden lassen, fielen alle burgundischen Länder, ganz Nordfrankreich, den Engländern zu, auf deren Seite auch Karls eigne Mutter Isabeau trat. König Heinrich V. ließ K. durch das Pariser Parlament für des Throns verlustig erklären (1421), und nach Heinrichs und Karls VI. Tod (1422) wurde des erstern einjähriger Sohn Heinrich VI. in Paris als König anerkannt. Bei Crevant (1423) und bei Verneuil (1424) vollständig geschlagen, wurde das Heer des »Dauphins« K. durch die verbündeten Engländer und Burgunder hinter die Loire getrieben, so daß man K. spottweise den »König von Bourges« nannte. Leichtsinnig vertändelte K. zu Chinon seine Zeit mit üppigen Festen und zahlreichen Mätressen. Nur Orléans hielt der heldenmütige Dunois, und endlich verschaffte die Jungfrau von Orléans (s. Jeanne d'Arc) K. den Sieg und führte ihn 1429 in die Krönungsstadt Reims. Trotz des glücklichen Aufschwungs seiner Sache versank aber K. sogleich wieder in Thatlosigkeit. Ein Versuch gegen Paris endete mit dem Rückzug nach Chinon. Indes versöhnte sich 1435 Burgund mit K. durch den freilich für letztern sehr opfervollen Vertrag von Arras, während den Engländern durch den Tod Bedfords ein unersetzlicher Verlust bereitet wurde. Seitdem ging es mit der Herrschaft der Engländer unaufhaltsam rückwärts, zumal K., durch seine Geliebte Agnes Sorel veranlaßt, mehr Thätigkeit und Eifer entwickelte. Im April 1436 wurde den Engländern Paris abgenommen, und bis zum Oktober 1453 wurden sie gänzlich aus Frankreich vertrieben. Inzwischen begründete K. durch die Pragmatische Sanktion vom Jahr 1438 die Freiheit der gallikanischen Kirche. Vor allem ordnete er die Finanzen und die Rechtspflege, beseitigte die zügellosen Söldnerbanden (Armagnaken), errichtete ein kleines, aber zuverlässiges stehendes Heer und hemmte durch energische Verordnungen den Druck des Adels auf die untern Klassen, was einen offenen Aufstand, die sogen. Praguerie, hervorrief, dem sich sogar der Dauphin Ludwig anschloß. Die wiederholten Empörungsversuche desselben trübten die letzten Tage des Königs, und die Furcht vor Vergiftung übte einen gleich zerstörenden Einfluß auf seinen Geist und Körper. K. starb 22. Juli 1461 zu Melun sur Yèvre in Berry. Er war vermählt mit Maria von Anjou, die ihm einen Sohn, den nachherigen Ludwig XI., gebar. Vgl. Vallet de Viriville, Histoire de Charles VII (Par. 1862—65, 3 Bde.); du Fresne de Beaucourt, Le caractère de Charles VII (das. 1875, 2 Bde.); Derselbe, Histoire de Charles VII (das. 1881—85, Bd. 1—3); Clément, Jacques Cœur et Charles VII (2. Aufl., das. 1868).

23) K. VIII., ältester Sohn Ludwigs XI., Enkel des vorigen, geb. 30. Juni 1470 zu Amboise, bestieg nach dem Tod seines Vaters 1483 den Thron, wor-

nahm er 1494 einen Kriegszug nach Italien, eroberte auch 1495 das Königreich, ward aber durch den Bund zwischen dem Papste, dem Kaiser, Ferdinand von Aragonien u. a. wieder aus Italien vertrieben. Erst 27 Jahre alt, starb er 7. April 1498. Mit ihm erlosch der ältere Stamm der Valois. Sein Nachfolger war Ludwig XII., Urenkel Karls V. Vgl. Ségur, Histoire de Charles VIII (2. Aufl., Par. 1842, 2 Bde.); Cherrier, Histoire de Charles VIII (2. Aufl., das. 1870, 2 Bde.).

24) K. IX., zweiter Sohn Heinrichs II. und der Katharina von Medici, bei seiner Geburt 27. Juni 1550 zum Herzog von Orléans ernannt, folgte seinem Bruder Franz II. 5. Dez. 1560 auf dem Thron und zwar unter Vormundschaft seiner Mutter. Nach Erlaß des Edikts von Amboise, das den Hugenotten Religionsfreiheit gewährte, wurde K. 1563 für mündig erklärt. Auf die Schwankungen der kriegerischen Erfolge gegen die Hugenotten (s. d.) hatte K. denselben Einfluß wie auf die diplomatischen Verhandlungen, welche den verschiedenen Friedensbeschlüssen vorhergingen; fortwährend rüttelte er an den Ketten, an welchen ihn seine Mutter lenkte. Bisweilen schien es sogar, als ob er wirklich den Wunsch hege, dem Bürgerkrieg wie der Herrschaft seiner Mutter zugleich ein Ende zu machen, und hierdurch getäuscht, leisteten die Häupter der Hugenotten bereitwillig seinen Aufforderungen, an den Hof zu kommen, Folge. Coligny gewann daselbst in der That Karls Zuneigung; doch waren die Einflüsterungen der Guisen mächtiger, und das Resultat der Bemühungen der Partei war die Pariser Bluthochzeit (s. Bartholomäusnacht). K. billigte die That, an welcher er sich beteiligte, öffentlich durch ein Lit de justice, bezeichnete sie als Notwehr gegen Verschwörung und zum Heil des Reichs auf seinen Befehl geschehen. Gleichwohl wurde sein Gewissen nicht wieder ruhig, und er erlag der beständigen nervösen Aufregung im Schloß zu Vincennes 30. Mai 1574. Seine Gemahlin Elisabeth, Tochter des Kaisers Maximilian II., hatte ihm keine Kinder geboren, daher ihm sein Bruder Heinrich III. in der Herrschaft folgte. Vgl. Desjardins, Charles IX, 1570—72 (Douai 1874); Mérimée, Chronique du règne de Charles IX (neue Ausg., Par. 1877, 2 Bde.); De la Barre-Duparcq, Histoire de Charles IX (das. 1875).

25) K. X. Philipp, dritter Sohn des Dauphins Ludwig, einzigen Sohnes Ludwigs XV., Bruder Ludwigs XVI. und XVIII., geb. 9. Okt. 1757 zu Versailles, erhielt den Titel eines Grafen von Artois. Seine Erziehung an dem frivolen Hof seines Großvaters Ludwig XV. blieb nicht ohne üble Einwirkung auf den überdies beschränkten Prinzen. 1782 beteiligte er sich an der Expedition der Spanier und Franzosen gegen Gibraltar und erhielt bei einem Aufenthalt im Lager bei St.-Roche die Würde eines Ludwigsritters. Kundgebungen einer durchaus absolutistischen Gesinnung zogen ihm bald den Haß des Volkes zu. Im Juli 1789 gab er das Zeichen zur Auswanderung des royalistischen Adels und zog allenthalben umher, seinem Vaterland Feinde zu erwecken. Bei Kaiser Leopold II. in Mantua warb er für eine Invasion, wohnte 1791 dem Kongreß zu Pillnitz bei und nahm im Emigrantenkorps an der bei der Nachricht von Korsakows Niederlage sogleich wieder um, lebte von der ihm verliehenen englischen Pension von 15,000 Pfund Sterling in London und in Hartwell bei seinem Bruder und ging 1814 mit den Verbündeten wieder über den Rhein, bis er infolge einer Beschwerde des Herzogs von Vicenza auf dem Kongreß zu Châtillon ausgewiesen wurde. Erst als die Verbündeten gegen Paris zogen, trat auch er mit einer freiheitverheißenden Proklamation wieder in Frankreich auf. In Paris nahm er als Generalleutnant im Namen Ludwigs XVIII. die Regierung in die Hand, verkündete Freiheit der Presse und der Personen, Aufhebung der Droits réunis (12. April 1814), erkannte auch die Grundzüge der Konstitution an und schloß einen Waffenstillstand mit den Verbündeten. Aber kaum war Ludwig XVIII. selbst in Paris angekommen, als er K. als Generalobersten in den Süden des Reichs entsandte. Bei Napoleons I. Rückkehr (1815) floh K. mit der königlichen Familie nach Gent. Nach der zweiten Restauration legte er die ausschweifendsten reaktionären Gelüste an den Tag, und selbst nachdem er sich aus der Öffentlichkeit zurückgezogen, intrigierten er und seine Gesinnungsgenossen (der Pavillon Marsan) noch gegen seinen Bruder Ludwig XVIII., die Charte und die Kammern. Nachdem er 16. Sept. 1824 seinem Bruder auf dem Thron gefolgt war und sich 29. Mai 1825 mit mittelalterlichem Pomp in Reims hatte salben und krönen lassen, schien er anfangs eine gemäßigtere Richtung einzuschlagen, lenkte aber sodann wieder in die frühere reaktionäre Bahn ein. Er berief Villèle an die Spitze des Ministeriums, welches das Gotteslästerungsgesetz, die Milliardenentschädigung an die Emigrierten, die Auflösung der Nationalgarde und die Einführung der Zensur durchsetzte, und übertrug, nachdem der gemäßigtere Martignac sich mit der Kammer nicht hatte verständigen können, Polignac die Leitung der Staatsgeschäfte. Durch auswärtige Erfolge suchte K. die Unzufriedenheit der Nation zu beschwichtigen und unternahm zu diesem Zweck 1830 die Expedition nach Algier. Doch blieb sie ohne Erfolg auf die Volksstimmung, zu deren Organ sich die 221 liberalen Mitglieder der Kammer machten. Um die Opposition zu unterdrücken, erließ K. 25. Juli 1830 die berüchtigten Juliordonnanzen. Hierdurch rief er die Julirevolution von 1830 hervor, infolge deren er 2. Aug. 1830 zu gunsten seines Enkels, des Herzogs Heinrich von Bordeaux, auf die Krone verzichtete. Er lebte fortan nacheinander in Edinburg, Prag, Kirchberg und Görz, wo er 6. Nov. 1836 starb. Er war seit 1773 vermählt mit Maria Theresia von Savoyen, die ihm die Herzöge von Angoulême und von Berri gebar. Vgl. Vedrenne, Vie de Charles X (Par. 1879, 3 Bde.); Petit, Charles X (das. 1886).

[**Großbritannien und Irland.**] Könige von England, Schottland und Irland: 26) K. I., zweiter Sohn Jakobs I., geb. 19. Nov. 1600 zu Dunfermline in Schottland, bestieg, durch den Tod seines Bruders Heinrich 1612 Prinz von Wales geworden, 27. März 1625 nach Jakobs Ableben den Thron. K. hatte schon vor seinem Regierungsantritt durch seine Verlobung mit der katholischen Henriette Maria, Heinrichs IV. von Frankreich Tochter, die öffentliche Meinung gegen

lichen Hang zu gefährlichem und zweideutigem Intrigenspiel. So geriet er alsbald in Konflikte mit dem Parlament, die einen immer schärfern Charakter annahmen, im August 1628 die Ermordung Buckinghams veranlaßten und, als an dessen Stelle der nicht minder verhaßte Wentworth, später Lord Strafford (s. d.), getreten war, zuletzt dahin führten, daß der König eine Reihe von Jahren hindurch ohne Parlament und mit Hilfe verfassungswidriger Willkürmaßregeln regierte. Allein als K. und sein geistlicher Berater Erzbischof Laud 1637 auch mit den Schotten zerfielen, welche sich der Einführung einer neuen hochkirchlichen Liturgie entschieden widersetzten und mit französischer Hilfe einen Aufstand unternahmen, sah sich der König 1640 doch wieder genötigt, das Parlament zu berufen. Indessen der frühere Zwist erneuerte und verschärfte sich nur: das Parlament wollte die bedrängte Lage Karls zur Erweiterung seiner Rechte und zur Beschränkung der königlichen Prärogative benutzen; K. gab in vielen Dingen nach und war kleinmütig genug, dem Haß des Unterhauses sogar seine Günstlinge Laud und Strafford zu opfern. Aber trotzdem war schon 1642, als der König London verließ und sich nach York zurückzog, der offene Ausbruch des Kampfes zwischen ihm und seinem Volk unvermeidlich geworden. K. berief ein Parlament nach York, umgab sich mit trefflichen Ratgebern, wie Edward Hyde und Falkland, lehnte die letzten Forderungen des Londoner Parlaments, welches einen Verzicht auf die wichtigsten Machtbefugnisse der Krone verlangte, ab und begann den Bürgerkrieg. Fast zwei Jahre lang behauptete er in demselben eine Art von Übergewicht, bis die politische und kirchliche Verbindung des englischen und schottischen Parlaments, das Scheitern des Versuchs des Königs, sich auf ein in Oxford zusammenberufenes royalistisches Gegenparlament zu stützen, endlich die Reorganisation der Parlamentsarmee durch Cromwell die Entscheidung herbeiführten. Am 2. Juli 1644 erlitten die Königlichen bei Marston-Moor, unweit York, eine bedeutende Niederlage, und wenn dieselbe auch durch die Unfälle, die das Parlamentsheer unter dem Grafen Essex 1. Sept. in Cornwall erlitt, wieder aufgewogen wurde, so war doch das Unterliegen des Königs jetzt wenig mehr zweifelhaft. Neue Verhandlungen zu Uxbridge (Januar 1645) scheiterten an den Forderungen des Parlaments: Aufhebung des Episkopats und Übertragung des Befehls über Land- und Seemacht an jenes. Der Verlust der Schlacht bei Naseby, unweit Northampton (14. Juni), namentlich aber die Veröffentlichung seines Briefwechsels, den die Sieger erbeutet hatten, und aus dem hervorging, daß er die Hilfe des Auslandes gegen seine Unterthanen nachgesucht hatte, bestimmten K., dessen Hoffnungen auf Sieg immer geringer wurden, zur Nachgiebigkeit. Allein es war zu spät. Seine weitgehenden Anerbietungen wurden nur mit dem Befehl beantwortet, die von den Parlamentstruppen besetzte Linie nicht zu überschreiten; er mußte fürchten, in Oxford eingeschlossen zu werden, und faßte daher den Entschluß, sich den Schotten in die Arme zu werfen. Am 27. April 1646 floh er heimlich und gelangte nach mehrtägigem Umherirren in das Schottenlager. Der Empfang war ehrenvoll, aber thatsächlich war K. im Heer der Schotten doch nur ein

gegen erstrebten unbedingte Beseitigung der königlichen Macht. Cromwell ließ den König heimlich entführen und nach Hamptoncourt bringen, und hier wurden Verhandlungen mit ihm angeknüpft, deren Erfolg aber das zweideutige Verhalten des Königs vereitelte. Als Cromwell aus einem aufgefangenen Brief Karls an die nach Frankreich entflohene Königin dessen wahre Gesinnung erfuhr, war sein Schicksal entschieden. Am 11. Nov. entfloh K. auf die Insel Wight, ward jedoch hier vom Gouverneur der Insel, Hammond, in Haft und auf das feste Schloß Carisbrook gebracht. In den letzten Monaten 1647 fanden zwar noch neue Verhandlungen zwischen König, Heer und Parlament statt, die aber von vornherein aussichtslos waren. Im Januar 1648 wurde beschlossen, keine weitern Botschaften vom König anzunehmen. Nun rüsteten zwar die Schotten für K. und rückten im Juli 1648, 14,000 Mann stark, in England ein, wurden aber von Cromwell in drei Treffen geschlagen. Gleichwohl erneuerte das Parlament die Verhandlungen mit dem noch immer zu Wight gefangenen König; aber das Heer wollte von denselben nichts wissen, bemächtigte sich der Person Karls, entfernte 6. Dez. die seinen Tendenzen widerstrebenden Mitglieder des Unterhauses gewaltsam aus demselben und sicherte sich so die Majorität. Nun wurde der König 23. Dez. nach Windsor gebracht, und das Rumpfparlament beschloß im Januar 1649 seine Anklage wegen Hochverrats. Ein Gerichtshof von 150 Personen, bestehend aus Peers, Oberrichtern, Baronets, Aldermen und Mitgliedern des Unterhauses, sollte Richter des Königs sein. Die zwölf Lords u. a. weigerten sich indes, den Antrag anzunehmen, und so blieben Cromwell, Ireton, Harrison und den übrigen Offizieren die Hauptrollen. Am 19. Jan. brachte man K. nach London in den Palast von St. James; am 20. begann der Prozeß im großen Saal von Westminster. Bradshaw, ein Rechtsgelehrter von Ruf, war Präsident des Gerichtshofs; 69 Mitglieder waren anwesend. K. protestierte gegen die Kompetenz des Gerichtshofs. Vergebens verwendeten sich die auswärtigen Höfe und das schottische Parlament für K.; vergebens boten vier seiner ehemaligen Minister, Richmond, Herford, Lindsay und Southampton, ihre Häupter für den König an: am 25. ward das Todesurteil über K. als Tyrann, Verräter, Mörder und Landesfeind ausgesprochen. Nach Mitteilung des Urteils verlangte K. noch mit einem Vorschlag gehört zu werden; man glaubt, daß er der Krone zu gunsten des Prinzen von Wales entsagen wollte. Er wurde jedoch mit Gewalt abgeführt und 30. Jan. vor dem Palast Whitehall zu London öffentlich hingerichtet. Die Schriften Karls gab Brown (Haag 1651) heraus. Vgl. Disraeli, Commentaries on the life and reign of Charles I. (Lond. 1828—31, 5 Bde.); Cattermole, The great civil war of Charles I. (das. 1844—45, 2 Bde.); Gardiner, History of England under the duke of Buckingham and Charles I., 1624—28 (das. 1874, 2 Bde.); Derselbe, The personal government of Charles I., 1628—37 (das. 1877, 2 Bde.); Derselbe, The fall of the monarchy of Charles I. (das. 1882, 2 Bde.); Chancellor, Life of Charles I., 1600—1625 (das. 1886).

2) K. II., ältester Sohn des vorigen, geb. 29. Mai

auch in Schottland zum König ausgerufen. Aber der in Irland zu seinen gunsten ausgebrochene Aufstand ward von Cromwell und Ireton mit blutigster und grausamster Härte niedergeworfen, und auch Karls Versuch, sich in Schottland zu behaupten, hatte keinen Erfolg. Er landete zwar daselbst im Juni 1650 und wurde auch, nachdem er sich den Anforderungen des presbyterianischen Parlaments gefügt hatte, zu Scone in alter Weise gekrönt (18. Jan. 1651); aber inzwischen war Cromwell nach seinem über den schottischen Feldherrn Leslie errungenen Sieg bei Dunbar schon tief in Schottland eingedrungen. Um ihn zum Rückzug zu bewegen, unternahm K. an der Spitze von 11,000 Mann einen kühnen Marsch nach England, kam aber nur bis Worcester, wo er 3. Sept. 1651 völlig geschlagen wurde. Nach einer abenteuerreichen Flucht, auf der er mehr als einmal nur wie durch ein Wunder seinen Verfolgern entging, gelangte er 17. Okt. in die Normandie. K. lebte nun vorzugsweise in den Niederlanden und hörte nicht auf, an den verschiedensten Höfen um Unterstützung zu werben und Pläne für seine Rückkehr zu schmieden. Doch erst nach Cromwells Tod konnte die royalistische Partei in England, die nie aufgehört hatte, K. als ihren rechtmäßigen Herrscher zu betrachten, offener hervortreten; als sich ihr auch der mächtige General George Monk anschloß, war sie stark genug, im Mai 1660 einen Beschluß durchzusetzen, der das Königtum wiederherstellte und den im Haag befindlichen K. einlud, von seinen Reichen Besitz zu ergreifen. Dieser folgte der Einladung sofort, kam 25. Mai auf der zu seinem Empfang abgeschickten Flotte in Dover an und zog 29. Mai, an seinem Geburtstag, feierlich und unter lautem Jubel der Volksmenge in London ein. England hatte wieder einen König; aber in der den Stuarts eigentümlichen Verblendung knüpfte dieser König überall da an, wo sein unglücklicher Vater geendet hatte. Die bischöfliche Kirche wurde alsbald wiederhergestellt; die presbyterianischen Geistlichen, denen K. die einst in Schottland erlittenen Demütigungen nicht vergessen konnte, verloren ihre Pfarreien; die verkauften Ländereien der Krone und der Kirche wurden wieder eingezogen; den Richtern Karls I. ward der Prozeß gemacht, mehrere, Harrison, Sir Henry Vane u. a., wurden hingerichtet, die Leichen andrer, auch die Cromwells, aus den Gräbern gerissen und an den Galgen gehängt. Auch die auswärtige Politik Karls war weder glücklich noch ruhmvoll. Er verkaufte das von Cromwell erworbene Dünkirchen an Frankreich und stürzte sich 1665 in einen Krieg mit Holland, in welchem er die Schmach erleben mußte, daß eine niederländische Flotte in die Themse eindrang und viele englische Schiffe verbrannte, und welchem der Friede von Breda 1667 ein wenig befriedigendes Ende machte. Vollends nach der Entlassung seines Ministers Edward Hyde Lord Clarendon und seit dessen Ersetzung durch das höchst unpopuläre Cabal-Ministerium warf K. sich in die Arme der kirchlichen und politischen Reaktion. Seit Anfang 1669 ging er mit dem Plan um, mit Hilfe Ludwigs XIV. die katholische Religion und die absolute Monarchie wieder einzuführen, und im Sommer 1670 schloß er

erlassene Duldungsverordnung, welche die Strafgesetze gegen die Katholiken und Dissidenten aufhob, mußte er zurücknehmen und der vom Parlament beschlossenen Testakte zustimmen, welche die Katholiken von allen öffentlichen Ämtern ausschloß und Karls Bruder, den Herzog von York (nachmals Jakob II.), zur Niederlegung der Würde eines Großadmirals nötigte. Nach einigen Jahren thaten- und energielosen Hin- und Herschwankens wurde K. 1678 wieder in entschiedenere Bahnen gelenkt. Das von Titus Oates denunzierte, aber nur in dessen Kopf existierende Komplott der Papisten (popish plot), den König zu ermorden und den Katholizismus mit Gewalt wieder einzuführen, brachte ganz England in Aufregung; das Parlament verlangte 1679, hauptsächlich auf Betreiben Lord Shaftesburys, eine Änderung der Thronfolge und die Ausschließung des Herzogs von York von derselben. K. bewilligte demselben zwar die gleichzeitig beschlossene Habeaskorpusakte, verweigerte aber hartnäckig seine Zustimmung zu der Ausschließungsbill, löste 1679 und 1681 drei Parlamente, von denen er das dritte nach Oxford berief, kurz hintereinander auf, schloß mit Frankreich einen neuen Subsidienvertrag ab und begann nun ohne Parlament zu regieren, geleitet von dem Herzog von York, der zu immer heftigern Maßregeln drängte. Shaftesbury wurde verhaftet, die Opposition der großen Städte, auch Londons, dadurch gebrochen, daß man ihre Freiheitsbriefe durch den Lordoberrichter Jeffreys (s. d.) kassieren ließ, ein Empörungsversuch des Herzogs von Monmouth und der eifrigsten Protestanten 1682 schon vor dem Ausbruch erstickt und an den Häuptern der Partei, Lord William Russell und Algernon Sidney, auf dem Schafott gestraft. K. mochte glauben, seiner Feinde Herr geworden zu sein, als er 2. Febr. 1685 vom Schlage getroffen wurde. Auf seinem Krankenlager trat er auf seines Bruders Wunsch zur katholischen Kirche über, empfing das Abendmahl und die Letzte Ölung nach dem Ritus derselben und starb 6. Febr. 1685. Nicht ohne bedeutende Talente und feinere Bildung, in der Rede und im Umgang von gewinnender Anmut, bisweilen nach dem Höchsten strebend, hat K. doch nie seine Herrscheraufgabe in ihrem vollen Ernst erfaßt: das leichte Tändeln, die Verstellungskunst der damaligen feinen Gesellschaft übertrug er auch in die Politik; mit kleinlichen Mitteln glaubte er große Ziele erreichen zu können. Er selbst hat das Scheitern seiner Pläne nicht mehr erlebt; aber sein Bruder Jakob II. erntete, was K. mit gesäet hatte. Karls Privatleben war höchst zügellos; während seine legitime Ehe kinderlos blieb, hat er eine große Zahl natürlicher Kinder hinterlassen, von denen er neun anerkannt hat. Vgl. Romney, Diary of the times of Charles II. (hrsg. von Blencowe, Lond. 1843, 2 Bde.); Macpherson, History of Great Britain from the restoration of Charles II., etc. (das. 1873).

28) K. Eduard, der Prätendent genannt, Enkel König Jakobs II. von England und Sohn des Prätendenten Jakob III. (s. d.), geb. 31. Dez. 1720 zu Rom, begab sich 1744 nach Frankreich, wo ihm Ludwig XV. eine Flotte zur Wiedererlangung der Krone

Regenten und seinen Vater zum König der drei Reiche ausrufen, schlug 21. Sept. bei Preston-Pans die ihm unter General Cope entgegengesandten englischen Truppen und zog 22. Sept. in Edinburg ein, wo er sich mit einem Hof und einer Regierung umgab. Demnächst brach der Prätendent gegen England auf, überschritt 8. Nov. die Grenze, nahm Carlisle und rückte in Derby ein. Bald aber ward er von der englischen Übermacht zurückgedrängt. Zwar siegte er noch einmal 23. Jan. 1746 bei Falkirk; aber die Niederlage, die er bei Culloden (27. April) durch den Herzog von Cumberland erlitt, zwang ihn zur Flucht in die Hochgebirge Schottlands, von wo er unter fünfmonatlichen Mühseligkeiten und nach Gefahren aller Art nach Frankreich entkam. Hier erhielt er vom Hof ein Jahrgeld, wurde aber nach dem Aachener Frieden 1748 ausgewiesen und lebte in der Folge meist zu Lüttich, besuchte auch noch einigemal England, ohne von der Regierung beachtet zu werden. Später ging er nach Italien, lebte teils in Florenz, teils in Rom als Graf von Albany, heiratete 1772 die Gräfin Luise von Stolberg-Gedern (s. Albany), eine Ehe, die 1780 wieder getrennt wurde, ergab sich endlich aus Mißmut dem Trunk und starb 30. Jan. 1788 in Rom. Er ward zu Frascati mit königlichen Ehren bestattet, wobei sein Bruder, der Kardinal von York (gest. 13. Juli 1807 in Frascati), das Totenamt hielt. Vgl. Pichot, Histoire de Charles-Édouard (4. Aufl., Par. 1846); Klose, Leben des Prinzen K. (Leipz. 1842); Ewald, Life and times of Prince Charles Stuart (Lond. 1875, 2 Bde.); Hassel, Der Aufstand des jungen Prätendenten K. Eduard Stuart (Leipz. 1876).

[Hohenzollern.] 29) K. **Anton Friedrich Meinrad Fidelis**, Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen, Sohn des Fürsten Anton Aloys, geb. 20. Febr. 1785, übernahm 17. Okt. 1831 die Regierung, trat dieselbe aber 27. Aug. 1848 an seinen Sohn ab und starb 11. März 1853 in Bologna. Vermählt war er mit Antoinette Murat, einer Nichte des Königs Joachim.

30) K. **Anton**, Fürst von Hohenzollern, Sohn des vorigen, geb. 7. Sept. 1811, folgte seinem Vater kraft der Zession vom 27. Aug. 1848 in der Regierung, trat aber 7. Dez. 1849 das Fürstentum an Preußen ab, siedelte nach Düsseldorf über und erhielt durch königliche Order vom 20. März 1850 das Prädikat »Hoheit« mit den Vorrechten eines nachgebornen Prinzen des königlichen Hauses. Seit 1831 in preußischen Militärdiensten und zuletzt Kommandeur der 14. Division, erhielt er 6. Nov. 1858 das Präsidium im Ministerium der neuen Ära und 2. Dez. auch im Staatsrat, wurde auch gleichzeitig kommandierender General des 7. Armeekorps, was er bis 1860 blieb, und erhielt 1861 das Prädikat »Königliche Hoheit«, schied aber im März 1862 wieder aus dem Ministerium, worauf er Anfang 1863 als General der Infanterie zum Militärgouverneur in der Rheinprovinz und Westfalen ernannt wurde. Seit 1868 stellvertretender Präses der Landesverteidigungskommission, lebte er seit 1873 in Sigmaringen und starb daselbst 2. Juni 1885. Seit 1834 war er vermählt mit Josephine von Baden, die ihm vier Söhne und zwei Töchter geboren hat (weiteres s. Hohenzollern, S. 638).

[Lothringen.] 31) K. **III.** (II. als Herzog), der Große, Sohn des Herzogs Franz I. und der Christine von Dänemark, geb. 1543 zu Nancy, gelangte 1546 unter mütterlicher Vormundschaft zur Regierung, wurde aber seit 1552, nachdem sich Heinrich II. von Frankreich Metz', Touls und Verduns bemächtigt hatte, am französischen Hof erzogen und vermählte sich hier mit Heinrichs II. Tochter Claudia. Nach Heinrichs II. Tod (1559) kehrte er nach Lothringen zurück und zeichnete sich durch eine weise Regierung aus. Er verstärkte sein Heer, stiftete die Universität Pont à Mousson und vergrößerte Nancy; starb 1608.

32) K. **IV.** (III.), Enkel des vorigen, geb. 1604, gelangte 1624 zur Herrschaft. Nach mehreren Kriegen, bald gegen Frankreich, bald gegen Schweden, 1631 aus Nancy vertrieben, begab er sich mit 3000 Mann in kaiserliche Dienste, wandte sich zwar später wieder der französischen Sache zu, trat aber sodann zum zweitenmal in kaiserliche, später in spanische Dienste. Da er eigenmächtig auftrat, ward er nach Tudela in Spanien gebracht, wo er bis 1659 blieb. Im Pyrenäischen Frieden erhielt er Freiheit und Land zurück. Im Vertrag zu Montmartre (1662) ernannte er Ludwig XIV. von Frankreich gegen 1 Mill. Thlr. und die Zusage, daß die Prinzen seiner Familie für französische Prinzen von Geblüt erklärt würden, zu seinem Erben; er selbst versprach noch, seine Truppen zu entlassen. Da er aber dieses Versprechen nicht hielt, rückte 1669 ein französisches Heer unter dem Marschall Créqui in Lothringen ein. K. nahm nun seit 1672 im Heer der Verbündeten am Kriege gegen Frankreich teil, ward 1674 bei Sinzheim besiegt, schlug aber 1675 Créqui bei Conzsaarbrück und starb bald darauf, ohne Söhne zu hinterlassen.

33) K. **V.** (IV.) **Leopold**, zweiter Sohn des Herzogs Franz von Lothringen, Neffe des vorigen, geb. 3. April 1643 zu Wien, wurde von seinem Oheim zum Nachfolger bestimmt, 1669 aber mit demselben durch die Franzosen vertrieben, trat in österreichische Kriegsdienste und machte den Türkenkrieg mit. Vergebens bewarb er sich 1669 und 1674 um die polnische Krone. Nach seines Oheims Tod 1675 wollte ihm Ludwig XIV. Lothringen nur unter für ihn unannehmbaren Bedingungen herausgeben. Er blieb also im kaiserlichen Kriegsdienst, in dem er sich gegen die Franzosen und namentlich 1683—88 gegen die Türken auszeichnete. Er befehligte das kaiserliche und Reichsheer, das 1683 Wien entsetzte, schlug die Türken 1685 bei Gran, eroberte Neuhäusel und Ofen und siegte 1687 bei Mohács. 1689 kämpfte er wieder gegen Frankreich und eroberte Mainz und Bonn. Auf einer Reise nach Wien starb er 18. April 1690 in Wels. Er war vermählt mit Eleonore Marie, Schwester Kaiser Leopolds I. und Witwe des Königs Michael von Polen. Von seinen Söhnen erhielt der älteste, Leopold, im Ryswyker Frieden Lothringen zurück; der zweite, Karl Leopold, wurde Kurfürst von Trier.

34) K. **Alexander**, Prinz von Lothringen und Bar, Hochmeister des Deutschen Ordens, k. k. Generalfeldmarschall, Gouverneur und Generalkapitän der Niederlande, geb. 12. Dez. 1712 zu Lunéville, war der Sohn des Herzogs Leopold und der Elisabeth Charlotte von Orléans. Als Lothringen 1738 an Stanislaus Leszczynski abgetreten ward, erhielt er das Deutschordens-Großpriorat von Pisa. Er trat früh in österreichische Kriegsdienste, rettete in der Schlacht bei Krozka gegen die Türken den linken Flügel und erhielt darauf von Maria Theresia, deren Schwager er war, 1742 den Oberbefehl in Böhmen, wo er 17. Mai gegen Friedrich II. die Schlacht bei Chotusitz verlor. Nach dem Breslauer Frieden focht er mit Glück gegen die Bayern und Franzosen, ging 1744 über den Rhein und bemächtigte sich eines gro-

ßen Teils vom Elsaß, bis ihn die zweite Kriegserklärung Preußens wieder nach Böhmen rief. Er vertrieb, von dem trefflichen Traun als Adlatus beraten, 1744 Friedrich aus Böhmen, ward indes 4. Juni 1745 bei Hohenfriedeberg und 30. Sept. bei Soor geschlagen. Nach dem Aachener Frieden 1748 als Gemahl der Schwester Maria Theresias, Maria Anna, zum Gouverneur der Niederlande ernannt, lebte er meist zu Brüssel. Beim Ausbruch des Siebenjährigen Kriegs 1757 erhielt er den Oberbefehl über sämtliche österreichische Truppen, wurde jedoch 6. Mai bei Prag besiegt, in dieser Stadt eingeschlossen und nur durch Dauns Sieg bei Kolin 18. Juni befreit. Er wandte sich darauf nach der Lausitz und Schlesien, wo er den Herzog von Bevern 22. Nov. bei Breslau schlug und diese Stadt in seine Gewalt bekam. Nach der Niederlage bei Leuthen 5. Dez. trat er vom Kriegsschauplatz ab und begab sich in sein Gouvernement nach den Niederlanden. Dort stiftete er 1762 die Kunstakademie, Bibliothekssäle zu allgemeinem Gebrauch, Versorgungshäuser, verbesserte das Münzwesen, beförderte den Handel und den Ackerbau und baute neue Kanäle und Landstraßen. Er starb 4. Juli 1780 in Teruen. Zu Brüssel befindet sich sein Denkmal. Vgl. Slingeneyer, Vie du prince Charles Alex. de Lorraine (Brüssel 1834).

[Mecklenburg.] 35) K. Friedrich August, Herzog von Mecklenburg-Strelitz, Stiefbruder des Großherzogs Georg von Mecklenburg-Strelitz und der Königin Luise von Preußen, geb. 30. Nov. 1785 zu Hannover, wo sein Vater, der nachmalige Großherzog Karl Ludwig Friedrich von Mecklenburg-Strelitz, (geb. 1741, gest. 1816), als hannöverscher Feldmarschall und Generalgouverneur lebte, wurde, da seine Mutter Charlotte, Prinzessin von Hessen-Darmstadt, sehr früh starb, in Darmstadt unter den Augen seiner Großmutter erzogen, bis er 1794 dem Vater nach Strelitz folgte. Nachdem er die Kriegsschule in Berlin besucht, trat er 1805 als Major in die Garde, kämpfte bei Auerstädt und zeichnete sich namentlich 1813 aus, wo er bei Lützen und Bautzen mitfocht und besonders als Brigadekommandeur in der schlesischen Armee an der Katzbach, bei Wartenburg und bei Möckern sich durch seine Tapferkeit und sein militärisches Talent hervorthat, auch bei Möckern schwer verwundet wurde. Wieder genesen, machte er als Generalleutnant 1814 den Feldzug in Frankreich mit und wurde 1815 Kommandeur der Garde, die er im Krieg von 1815 und dann bis zu seinem Tod befehligte. 1817 zum Mitglied des Staatsrats ernannt, wurde er 1825 General der Infanterie und 1827 definitiver Präsident des Staatsrats mit der Befugnis, an den Sitzungen der Minister teilzunehmen. Er starb 23. Sept. 1837. Er besaß neben kriegerischen Talenten auch staatsmännische Kenntnisse und Gewandtheit, war aber ein entschiedener Absolutist. Bei seiner persönlich nahen Stellung zum König von Preußen übte er, namentlich seit Hardenbergs Tod, auf den Gang der preußischen Staatsangelegenheiten vielfach entscheidenden Einfluß aus. In der Berliner

des Grafen Raimund Béranger von Provence, 1267 auch Provence, Languedoc und einen Teil von Piemont. Er begleitete seinen Bruder 1248 auf dem unglücklichen Kreuzzug, der mit der Gefangenschaft beider Brüder endete (1250). Um den Hohenstaufen Manfred zu stürzen, belehnte Papst Clemens IV. 28. Juni 1265 K., der einen Tribut von 8000 Unzen Gold versprochen hatte, im Lateran zu Rom mit Neapel und Sizilien, und durch den Sieg bei Benevent 26. Febr. 1266 setzte sich auch K. in den Besitz der Krone. Bald aber reizten die gesteigerten Abgaben und andre Gewaltstreiche das Volk zum Aufstand, und die Großen traten mit Konradin, Manfreds Neffen, in Unterhandlung. Derselbe ward jedoch 23. Aug. 1268 bei Tagliacozzo besiegt und in Astura gefangen, als Empörer von einem Kriegsgericht zum Tod verurteilt und 29. Okt. 1268 enthauptet. Auch die abgefallenen Inländer, Sarazenen und Deutschen wurden von K. einer blutigen Bestrafung unterworfen. Als Ludwig IX. 1270 einen neuen Kreuzzug gerüstet, beredete ihn K., seine Waffen gegen Tunis zu wenden, weil er durch dessen Besitz seinen Thron zu befestigen hoffte. Nach Ludwigs Tod (25. Aug. d. J.) befehligte er das Kreuzheer und schloß mit dem Beherrscher von Tunis einen vorteilhaften Frieden. Mit den Päpsten verfeindete K. sich bald durch Untreue gegen die früher eingegangenen Verbindlichkeiten und verlor daher 1278 seinen Titel als römischer Senator sowie sein Reichsverweseramt in Toscana. In der sogen. Sizilianischen Vesper (s. d.) brach endlich 1282 der lange verhaltene Grimm der Sizilier gegen die übermütigen Franzosen hervor. Dieselben wurden 30. März in Palermo und dann in den andern Städten niedergemetzelt. Wohl eilte K. mit Heer und Flotte herbei und belagerte Messina; doch wurde die Stadt, während er selbst zur Dämpfung eines Aufruhrs nach Kalabrien und Apulien geeilt war, von Peter von Aragonien entsetzt, Karls Flotte verbrannt, und Sizilien blieb dem französischen Haus für immer entrissen. K. starb unter neuen gewaltigen Rüstungen, das Verlorne wiederzuerringen, und unter drohenden Aufständen 7. Jan. 1284 in Neapel. In zweiter Ehe war er vermählt mit Margarete von Nevers, Tochter Herzog Eudos von Burgund. Vgl. Durrieu, Archives angevines de Naples; étude sur les registres du roi Charles I (Toulouse 1886–87, 2 Bde.).

37) K. II., der Hinker, Sohn des vorigen, geb. 1243, war 1283 von den Siziliern in einer Seeschlacht besiegt worden und befand sich bei Karls I. Tod in sizilischer Gefangenschaft bei Peter III. von Aragonien und Sizilien. Er erlangte erst 1288 unter harten Bedingungen seine Freilassung, verließ 1289 Sizilien und wurde sogleich vom Papst, der ihn von den eingegangenen Verbindlichkeiten freisprach, in Rom als König beider Sizilien gekrönt, während man gegen Jakob V. von Sizilien einen abermaligen Kreuzzug vorbereitete. Als derselbe, durch den Bann eingeschüchtert, 1296 auf Sizilien Verzicht leistete, erhoben die Sizilier seinen Bruder Friedrich auf den

Adels zum König von Ungarn erwählt, wurde er im Februar 1386 ermordet. Er war vermählt mit Margarete von Durazzo.

[Österreich.] 39) **K. Ludwig Johann, Erzherzog von Österreich, Herzog von Teschen,** einer der ausgezeichnetsten Feldherren der neuern Zeit, dritter Sohn Kaiser Leopolds II. und der spanischen Infantin Maria Luise, jüngerer Bruder des Kaisers Franz I., geb. 5. Sept. 1771 zu Florenz, wurde vom Herzog Albert von Sachsen-Teschen (s. Albert 5) und dessen Gemahlin, Erzherzogin Christine, an Kindes Statt angenommen und folgte diesen 1790 in die Niederlande, wo ihn eine Fraktion der Bewegungspartei als »Erbsouverän und Großherzog« hatte ausrufen wollen. Seine militärische Laufbahn, auf welcher Oberst Lindenau, ein nicht unbegabter Sonderling, dem Erzherzog beigegeben ward, betrat er 1792 unter dem Fürsten Hohenlohe-Kirchberg und focht mit 22 Jahren als Generalmajor in der Schlacht bei Jemappes. 1793 kommandierte er unter Josias Friedrich von Koburg die Avantgarde und nahm teil an den Schlachten von Aldenhoven und Neerwinden, wo er den feindlichen linken Flügel in die Flucht schlug. Am 24. Mai erstürmte er das befestigte Lager auf den Höhen von Femers und wohnte der Eroberung von Condé, Valenciennes, Le Quesnoy sowie der Schlacht von Wattignies bei. Nach der unglücklichen Schlacht bei Fleurus, welche der Koburger 1794 verlor, begab sich Erzherzog K. nach Wien, um sich kriegswissenschaftlichen Studien zu widmen, und verbrachte hier das Jahr 1795. Mit der Ernennung zum Reichsfeldmarschall 1796 begann seine selbständige militärische Laufbahn. Er warf Jourdan durch die Gefechte von Wetzlar und Uckerodt über den Rhein zurück, lieferte 9. Juli Moreau das Treffen bei Malsch und Rosenthal, wandte sich von neuem gegen den wieder vorgedrungenen Jourdan, siegte über Bernadotte 22. Aug. bei Teining, über Jourdan bei Amberg (24. Aug.) und Würzburg (3. Sept.) und trieb das französische Heer über den Rhein zurück. Den General Werneck mit 32,000 Mann zurücklassend, eilte er sodann mit 16,000 Mann an den Oberrhein und schlug, mit Latour vereinigt, Moreau bei Emmendingen an der Elz, an der Dreisam, bei Schliengen und nötigte ihn 26. Okt., bei Hüningen über den Rhein zu gehen. Die hierauf folgende Belagerung Kehls, mitten im Winter, gehört zu Karls größten Waffenthaten; die Festung mußte 10. Jan. 1797 kapitulieren. Die italienische Armee, deren Kommando K. 7. Febr. 1797 übernahm, fand er in halber Auflösung und mußte daher der Übermacht weichen und sich vom Tagliamento bis zum Isonzo und von da nach dem Gefecht bei Tarwis (23. März) bis Leoben zurückziehen. Der Waffenstillstand zu Judenburg 5. April, welchem am 18. die Friedenspräliminarien von Leoben folgten, machte den Feindseligkeiten ein Ende, und der Erzherzog konnte Ende April schon wieder zu Schwetzingen bei der Rheinarmee sein. Nach dem Frieden von Campo Formio zum Gouverneur und Generalkapitän von Böhmen ernannt, ging K. über Wien nach Prag und benutzte die Zeit der Ruhe zur Disziplinierung des Heers. Als schon 1799, nach dem fruchtlosen Kongreß zu Rastatt, ein Heer zwischen dem Lech und der Isar aufgestellt wurde, erhielt K. den Oberbefehl und nahm sein Hauptquartier in Friedberg. Nachdem 1. März Jourdan mit der Donauarmee von 38,000 Mann den Rhein überschritten hatte, passierte der Erzherzog mit seinem 72,000 Mann starken Heer den Lech und schlug jenen 18. März bei Biberach, 21. und 25. März bei Ostrach und Stockach. Darauf drang er mit Bellegarde und Hotze in die Schweiz ein und lieferte den Franzosen 4. Juni die unentschiedene Schlacht von Zürich, mußte aber dann auf Befehl aus Wien nach Deutschland zurückkehren, entsetzte Philippsburg und erstürmte Mannheim. Neue Pläne zu einem Feldzug in die Schweiz wurden durch Korsakows Niederlage und den Rückzug Suworows vereitelt.

Wegen Zwistigkeiten mit dem Hofkriegsrat trat er im März 1800 vom Oberkommando zurück und übernahm Oktober bis November die Leitung der Verteidigungsanstalten Böhmens, bildete eine Legion von 25,000 Freiwilligen aus Böhmen und Mähren und erhielt erst, als nach der unglücklichen Schlacht von Hohenlinden die Franzosen in Österreich eindrangen, abermals das Kommando. Er fand jedoch die Armee in so traurigem Zustand, daß er sich über die Traun gegen Steier zurückziehen und dort 20. Dez. einen Waffenstillstand schließen mußte, der dem Lüneviller Frieden zur Grundlage diente. 1801 zum Feldmarschall und Hofkriegsratspräsidenten ernannt, unterzog er sich mit Einsicht und Eifer der Reform des Militärwesens so energisch, daß Österreich 1805 den Krieg gegen Napoleon mit neuen Kräften führen konnte. K. übernahm das Kommando gegen Masséna in Italien und lieferte demselben die Schlacht bei Caldiero (30. und 31. Okt.), aus welcher K. als Sieger hervorging. Die Katastrophe von Ulm zwang ihn nach dem Norden zu marschieren; er sammelte noch seine Truppen in Westungarn, als 2. Dez. bei Austerlitz die Entscheidung fiel. Auf Napoleons I. Wunsch, den bedeutendsten aller seiner Gegner persönlich kennen zu lernen, fand 27. Dez. 1805 eine Zusammenkunft zu Stammersdorf bei Wien statt. Nachdem der Erzherzog 10. Febr. 1806 zum Generalissimus und Kriegsminister mit unumschränkter Vollmacht ernannt worden war, widmete er sich ganz der Reform der Armee, die ihm ihre besten Einrichtungen verdankte. Er verbesserte den Unterricht der Armee durch gute Unterrichtsbücher, durch neue Instruktionen und Reglements, durch die Gründung eines Kriegsarchivs, einer militärischen Zeitschrift, durch systematischen Unterricht in den Regimentern und Korps &c. Am 12. Mai 1808 erließ er ein Patent, betreffend die Errichtung einer dreifachen Militärreserve. Den Antrag der spanischen Patriotenpartei, welche unter Palafox ihn zu Saragossa als König Spaniens ausrief (31. Mai), lehnte er ab und beeilte sich mit der Organisation der Landwehren und des Landsturms. 1809 war der Erzherzog gegen den Krieg. Als derselbe aber beschlossen wurde, übernahm er das Kommando der 200,000 Mann starken Armee in Deutschland. Am 9. April überschritt er den Inn, erzwang am 16. den von den Bayern verteidigten Übergang über die Isar bei Landshut und besetzte München. Doch wurden zwei seiner Korps schon 20. April bei Abensberg geschlagen. K. selbst ward am 22. von Davoût angegriffen, und Napoleons Eintreffen auf dem Schlachtfeld vollendete die Niederlage der Österreicher bei Eggmühl. K. überschritt die Donau bei Regensburg und erlitt bei der Erstürmung dieser Stadt durch Lannes neue Verluste. Der Erzherzog, von Davoût schwach verfolgt, wandte sich nach Böhmen, vereinigte sich 16. Mai bei Stockerau mit Hiller und versuchte umsonst, Napoleon am Flußübergang zwischen Aspern und Eßlingen zu verhindern, siegte aber dann daselbst 21. und 22. Mai über jenen, ohne jedoch den Sieg gehörig zu benutzen. So kam es denn, daß Napoleon, durch einen Scheinangriff unterstützt, in der Nacht vom 4. zum 5. Juli

von neuem die Donau überschritt und das österreichische Heer nötigte, sich bei Wagram 5. und 6. Juli in eine Schlacht einzulassen. In dieser bewiesen die Österreicher die glänzendste Bravour, der Erzherzog selbst wurde verwundet; aber Napoleon blieb Sieger, hauptsächlich deshalb, weil das Armeekorps unter Erzherzog Johann auf dem Schlachtfeld nicht erschien und so die sichere Voraussetzung des Erzherzogs K. getäuscht wurde. Ein Treffen zwischen den weichenden Österreichern und den Franzosen bei Znaim schien sich zu gunsten der erstern zu wenden, als die Nachricht eintraf, Napoleon wolle auf die vom Erzherzog durch den Fürsten Liechtenstein angebotenen Unterhandlungen eingehen. In der folgenden Nacht wurde ein Waffenstillstand vorläufig auf einen Monat mit 14tägiger Kündigung geschlossen, ein Schritt, der vom Kaiser sehr gemißbilligt wurde, was K. veranlaßte, seine Stelle als Generalissimus zu Littau bei Olmütz 31. Juli niederzulegen. Von nun an lebte der Erzherzog zu Teschen beim Herzog Albert. Von Napoleon dazu erwählt, vertrat er denselben bei dessen Vermählung mit Maria Luise und erhielt deshalb das Großkreuz der Ehrenlegion. Den Kriegsschauplatz betrat er nicht wieder, doch war er nach Napoleons Zurückkunft von Elba kurze Zeit Gouverneur der Bundesfestung Mainz. Hier vermählte er sich 17. Sept. 1815 mit der Prinzessin Henriette von Nassau-Weilburg (gest. 29. Dez. 1829), welche ihm vier Söhne und zwei Töchter gebar; von den Söhnen ist der älteste, Erzherzog Albrecht (s. Albrecht 18), der bekannte Feldmarschall; der zweite, Erzherzog Karl Ferdinand, geb. 18. Juli 1818, General der Kavallerie, starb 20. Nov. 1874; der dritte, Erzherzog Friedrich Ferdinand Leopold, widmete sich dem Seedienst (s. Friedrich 43); der jüngste, Erzherzog Wilhelm, ist Hoch- und Deutschmeister, Feldmarschallleutnant und Generalinspektor der Artillerie. Aus derselben Ehe gingen zwei Töchter hervor: Therese, geb. 1816, Gemahlin des Königs Ferdinand II. von Neapel, gest. 1867, und Marie Karoline, geb. 1825, seit 1852 mit dem Erzherzog Rainer Ferdinand vermählt. Durch den Tod seines Pflegevaters, des Herzogs Albert zu Sachsen-Teschen, welcher in Wien 10. Febr. 1812 erfolgte, war K. in den Besitz von dessen Namen und großem Vermögen gekommen und lebte von nun an abwechselnd in Wien und auf seinen Besitzungen. Er starb 30. April 1847. Die militärische Litteratur bereicherte K. mit den beiden Werken: »Grundsätze der Strategie, erläutert durch die Darstellung des Feldzugs von 1796 in Deutschland« (Wien 1814, 3 Bde.) und »Geschichte des Feldzugs von 1799 in Deutschland und der Schweiz« (das. 1819, 2 Bde.); gesammelt erschienen »Militärische Werke« (das. 1862–63, 3 Bde.), eine Auswahl gab Freiherr v. Waldstätten (Berl. 1882) heraus. 1860 wurde ihm vor der Burg zu Wien ein von Fernkorn entworfenes Denkmal gesetzt. Vgl. Duller, Erzherzog K. (Wien 1844–45, 2 Bde.); Schneidawind, Das Buch vom Erzherzog K. (5. Aufl., Leipz. 1860); Thielen, Erzherzog K. von Österreich (1858); Zeißberg, Aus der Jugendzeit des Erzherzogs K. (Wien 1883).

[Parma.] 40) K. II. Ludwig Ferdinand von Bourbon, Herzog von Parma, Infant von Spanien, Sohn des Königs Ludwig von Etrurien und erhielt. K. übernahm nach erlangter Volljährigkeit 1824 die Regierung dieses Landes, lebte aber meist auf Reisen, trat 5. Okt. 1847 Lucca an Toscana ab und folgte der Bestimmung des Wiener Kongresses gemäß der am 17. Dez. 1847 gestorbenen Witwe Napoleons I. 26. Dez. d. J. als Herzog von Parma, Piacenza und Guastalla. Im April 1848 verließ er, nachdem er eine Regentschaft eingesetzt, Parma, legte von seiner Besitzung Weißtropp bei Dresden aus 14. März 1849 die Regierung zu gunsten seines Sohnes nieder und lebte meist in Nizza, wo er 17. April 1883 starb. Vermählt war er mit Maria Therese von Sardinien (geb. 19. Sept. 1803, gest. 15. Juli 1879 auf Schloß San Martino bei Lucca). Sein Sohn Ferdinand Karl III., Herzog von Parma, geb. 14. Jan. 1823, trat durch Manifest von London aus die Regierung an und kehrte im August 1849 nach Parma zurück, wo er ein schändliches Regiment führte. Er starb 27. März 1854 durch Meuchelmord, worauf seine Witwe Luise Maria Therese von Bourbon (geb. 21. Sept. 1819), Tochter des 1820 ermordeten Herzogs von Berri und Schwester des Grafen Chambord, die Regierung für ihren unmündigen ältesten Sohn, Robert I., geb. 9. Juli 1848, führte, bis beide infolge des italienischen Kriegs 1859 aus ihrem Land vertrieben wurden. Die Herzogin zog sich in die Schweiz zurück, wo sie den Sommer auf dem Schloß Wartegg, unweit der Mündung des Rheins in den Bodensee, zubrachte. Sie starb 1. Febr. 1864 in Venedig, außer ihrem ältern Sohne noch einen jüngern, Heinrich Karl (geb. 1851), Grafen von Bardi, und zwei Töchter hinterlassend.

[Pfalz.] 41) K. Ludwig, zweiter Sohn des Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz und Elisabeths von England, geb. 22. Dez. 1617, teilte als Kind das Schicksal seines Vaters und konnte selbst nach seines ältern Bruders, Heinrich Friedrich (1629), und seines Vaters Tod (1632) nicht zum Besitz von dessen Ländern gelangen. Er warb daher 1638 mit seinem Bruder Ruprecht Truppen, wurde aber 17. Okt. bei Gohfeld geschlagen, und Ruprecht fiel in Gefangenschaft. Erst der Westfälische Friede (1648) verschaffte K., nach Abtretung der Oberpfalz an Bayern, den Besitz der Pfalz und die achte Kurwürde. Er lebte seit 1658 in morganatischer Ehe mit Luise v. Degenfeld (der Raugräfin), dem Hoffräulein seiner Gemahlin Charlotte, einer hessen-kasselschen Prinzessin, welche sich 1662 nach Kassel zurückbegab. Er starb nach einer vortrefflichen Regierung, welche trotz neuer Kriegsdrangsale den Wohlstand und den Frieden im Land wiederherstellte, 28. Aug. 1680 und hatte seinen legitimen Sohn Karl, geb. 10. März 1651, zum Nachfolger, mit dem am 26. Mai 1685 die Linie Pfalz-Simmern erlosch. Seinen Briefwechsel mit seiner Schwester Sophie von Hannover und der Pfalzgräfin Anna gab Bodemann heraus (Leipz. 1885). Vgl. Lipowsky, K. Ludwig, Kurfürst von der Pfalz, und Marie Susanne Luise, Raugräfin von Degenfeld (Sulzb. 1878).

42) K. Philipp Theodor, Sohn des Pfalzgrafen Johann Christian von Sulzbach, geb. 11. Dez. 1724, folgte seinem Vater in der Regierung Sulzbachs 20. Juli 1733 unter Vormundschaft seines Vetters, des Kurfürsten Karl Philipp von der Pfalz (1716–42). Seit 1742 mit Maria Elisabeth Auguste, der hinterlassenen Tochter des Erbprinzen Joseph Karl Ema-

und prachtliebend, hielt er einen sehr verschwenderischen Hof, pflegte die Künste und Wissenschaften, wurde aber von Mätressen und Jesuiten geleitet, stand in französischem Sold und bedrückte seine protestantischen Unterthanen durch jesuitische Intoleranz. Um seine natürlichen Kinder von der Schauspielerin Seyffert, Gräfin Heideck, zu Fürsten von Bretzenheim erhoben zu sehen, wollte er einen großen Teil Bayerns an Österreich abtreten und gab dadurch 1778 Anlaß zum Bayrischen Erbfolgekrieg (s. d.). Einen Austausch Bayerns gegen Belgien, wozu er sich später geneigt zeigte, vereitelte 1785 der Fürstenbund. 1796 mußte er bei Annäherung der französischen Armee unter Moreau für einige Zeit nach Dresden fliehen; er starb 16. Febr. 1799. Vermählt war er seit 1795 in zweiter kinderloser Ehe mit Maria Leopoldine von Österreich. Bayern fiel mit seinem Tod an den Herzog von Pfalz-Zweibrücken, nachherigen König Maximilian I. von Bayern. Vgl. Lipowsky, K. Th., Kurfürst von Pfalz-Bayern (Münch. 1828).

[Preußen.] 43) **Prinz von Preußen**, dritter Sohn des Königs Friedrich Wilhelm III. und Bruder des deutschen Kaisers Wilhelm I., geb. 29. Juni 1801, war seit 1853 Herrenmeister des Johanniterordens und seit 1854 Generalfeldzeugmeister und Chef der Artillerie. Er starb 21. Jan. 1883 und hinterließ wertvolle Kunstschätze, namentlich eine ausgezeichnete Waffensammlung, die der Ruhmeshalle in Berlin einverleibt ist. Er war vermählt seit 26. Mai 1827 mit der Prinzessin Marie von Sachsen-Weimar (geb. 3. Febr. 1808, gest. 18. Jan. 1877).

[Rumänien.] 44) K. (Carol) I., **König von Rumänien**, geb. 20. April 1839, als Prinz K. Eitel Friedrich Zephyrin zweiter Sohn des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern (s. oben 30), trat 1857 als Leutnant in das preußische 2. Gardedragonerregiment und wurde 20. April 1866 nach Vertreibung des Fürsten Cusa zum Fürsten von Rumänien erwählt. Am 20. Mai 1866 erschien er unerwartet und fast ohne jegliche Begleitung in Turn-Severin auf rumänischem Boden, um von der ihm dargebotenen Herrschaft Besitz zu ergreifen, denn die Feindseligkeit Österreichs hatte ihn gezwungen, heimlich und in Verkleidung zu reisen. Am 22. Mai hielt K. bereits seinen feierlichen Einzug in Bukarest. Auch die Mächte gaben endlich zu seiner Thronbesteigung ihre Zustimmung; die Türkei, mit ihrem Einspruch allein stehend, fügte sich, und der Sultan erteilte K., welcher selbst nach Konstantinopel reiste, die Investitur. Größere Schwierigkeiten hatte er im Innern zu besiegen. Die Zuchtlosigkeit der Armee, die Unzuverlässigkeit der Beamten, die große Finanznot, endlich die Anmaßung der Rumänen, ihre Parteizerklüftung und politische Korruption legten K. die größten Hindernisse in den Weg, welche er nur allmählich durch unablässige Arbeit und größte Geduld überwinden konnte. Dazu kamen die Sympathien des Volkes für Frankreich, welche namentlich 1870 dem Fürsten gefährlich wurden. Indes gelang es K., allmählich ein tüchtiges Heer zu bilden, das Schulwesen zu heben, den Bau von Eisenbahnen zu fördern, und als er 1871, des fortwährenden Ministerwechsels und der ewigen Klagen und Vorwürfe in der Kammer überdrüssig, mit Abdankung drohte, erreichte er auch, daß die konservative Partei sich endlich aufraffte, eine feste Majorität in der Kammer sich verschaffte und K. in seiner Regierung durch ein beständigeres Ministerium unterstützte. 1877 im russisch-türkischen Krieg befehligte K. die rumänischen Truppen und erhielt 31. Aug. das Kommando über die ganze Zernierungsarmee vor Plewna. Die rumänische Armee bewies hier die großen Fortschritte in der militärischen Schulung, die sie K. verdankte, was dessen Popularität vermehrte. Nachdem er 1878 als souveräner Fürst anerkannt worden, ward er 26. März 1881 zum König proklamiert und 22. Mai in Bukarest gekrönt. K. ist seit 15. Nov. 1869 in kinderloser Ehe mit der Prinzessin Elisabeth von Wied (geb. 29. Dez. 1843, als Dichterin unter dem Namen Carmen Sylva bekannt, s. Elisabeth 10) vermählt; zu seinem Nachfolger ist sein Neffe, **Prinz Ferdinand** von Hohenzollern, bestimmt.

[Sachsen-Weimar.] 45) **K. August**, Sohn des Herzogs Ernst August Konstantin, geb. 3. Sept. 1757, kam, da bei seines Vaters Tod (28. Mai 1758) seine Mutter Amalie selbst noch minderjährig war, unter die Vormundschaft seines Großvaters, des Herzogs Karl von Braunschweig-Lüneburg. K. August entfaltete unter Leitung seiner geistvollen Mutter, des Grafen Görtz, Wielands und Knebels früh die reichsten Anlagen des Geistes und Herzens. Auf einer Reise nach Paris und der Schweiz 1774 lernte er Goethe kennen, mit dem ihn sofort eine enge Freundschaft verband. Als er 1775 die Regierung übernommen und sich mit der Prinzessin Luise von Hessen-Darmstadt vermählt hatte, rief er den Dichter an seinen Hof. Der Herzog blieb für geistige Einflüsse sehr empfänglich; wenn er auch nicht selbst sich poetischer Produktion zuwandte, so schrieb und sprach er doch gern und mit großer Leichtigkeit. Nie vergaß er aber über der Poesie den Zweck seines Lebens, die Regierung seines Landes und seine Pflichten als deutscher Reichsfürst. Eifrig sorgte er für die Blüte der Wissenschaft und zog die frischesten Lehrkräfte nach Jena. An der Gründung des Fürstenbundes 1785 nahm er eifrigen Anteil, und weil er auf den preußischen Staat seine Hoffnungen für eine Reform der deutschen Reichsverfassung und eine Wiedergeburt Deutschlands setzte, trat er 1791 in die preußische Armee, machte als Generalmajor die Feldzüge gegen Frankreich 1792 und 1793 mit und ward 1797 Generalleutnant. 1806 führte er, nachdem er während der Entscheidungsschlachten im Oktober müßig bei Ilmenau hatte stehen müssen, sein Korps über die Elbe, leistete erst, als Friedrich Wilhelm III. selbst ihn des Dienstes entließ, dem Gebot Napoleons I., nach Weimar zurückzukehren, Folge und schloß sich, um sich seine Herrschaft zu erhalten, dem Rheinbund an. Obwohl er seine deutsche Gesinnung nie verleugnete, vielmehr bei verschiedenen Gelegenheiten bethätigte, begegnete Napoleon I. K. August doch stets mit hoher Achtung. Nach der Schlacht bei Leipzig trat K. August in russischen Dienst und kommandierte ein aus Russen, Sachsen und Hessen vereinigtes Korps in Belgien, wo er zugleich Statthalter wurde. Auf dem Kongreß in Wien erhielt er eine Vergrößerung seines Gebiets und kehrte als Großherzog nach Weimar zurück. Auch am Feldzug von 1815 nahm er teil. 1816 gab er seinem Land eine landständische Verfassung, und die Preßfreiheit sowie die freie Entwickelung der akademischen Verhältnisse in Jena schützte er, solange er es gegen die deutschen Großmächte konnte. Sein Regierungsjubiläum 1825 zeigte recht deutlich seine große Popularität. Weimar verdankt es ihm, daß es der Schauplatz der glänzendsten Zeit der deutschen Litteratur und die Heimat der berühmtesten Dichter geworden ist. K. August starb 14. Juni 1828 auf der Rückreise von Berlin in Graditz bei Torgau. Vgl. Wegele, K. August (Leipz. 1850); Schöll, Karl-August-Büchlein (Weim. 1857); Droysen, K. August und die Politik (Jena 1857); Düntzer, Goethe

und K. August (Leipz. 1861—65, 2 Bde.); »Briefwechsel des Großherzogs K. August mit Goethe« (Weim. 1863, 2 Bde.; neue Ausg., Wien 1873); v. Beaulieu-Marconnay, Anna Amalie, K. August ꝛc. (daſ. 1874).

46) K. Friedrich, Sohn und Nachfolger des vorigen, geb. 2. Febr. 1783 zu Weimar, erhielt unter Herders und Böttigers Leitung eine sorgfältige Erziehung und begab sich zur Vollendung derselben 1802 nach Paris. 1804 vermählte er sich mit der Großfürstin Maria Paulowna von Rußland (gest. 23. Juni 1859). Der Tod seines Vaters 14. Juni 1828 rief ihn an die Spitze der Regierung, die er in seines Vaters Geiste, doch mit größerer Sparsamkeit führte. Der Bewegung von 1848 wußte K. in seinem Lande durch kluges Nachgeben und rechtzeitige Zugeständnisse Schranken zu setzen. Er starb 8. Juli 1853 und hinterließ drei Kinder: Maria, vermählt mit dem Prinzen Karl von Preußen (gest. 18. Jan. 1877), Augusta, die erste deutsche Kaiserin, und Karl Alexander, seinen Nachfolger.

47) K. Alexander August Johann, ältester Sohn und Nachfolger des vorigen, geb. 24. Juni 1818 zu Weimar, studierte in Jena und Leipzig, diente sodann ein Jahr lang in einem Kürassierregiment zu Breslau, unternahm hierauf mehrere größere Reisen und folgte seinem Vater 8. Juli 1853 in der Regierung. Er behielt das von dem Minister v. Watzdorf gehandhabte liberale System bei. Regen Anteil nimmt der Großherzog an Wissenschaft und Kunst, besonders an den bildenden Künsten, wie er denn unter anderm die Restauration und Ausschmückung der Wartburg seit Jahren mit Aufwand, Geschmack und historischem Sinn ins Werk setzte. Auch gründete er in Weimar eine Kunstschule und ein Museum. In der deutschen Frage hielt er stets treu zu dem verwandten preußischen Königshaus und beförderte die Einigung Deutschlands unter dessen Führung. Im allgemeinen mehr die Stille als das Geräusch liebend, verkehrt er mit Vorliebe mit Künstlern und Gelehrten. Er ist vermählt mit Wilhelmine Marie Sophie Luise, Prinzessin der Niederlande. Dieselbe hat ihm drei Kinder geboren: den Erbgroßherzog Karl August, geb. 31. Juli 1844, vermählt seit 26. Aug. 1873 mit der Prinzessin Pauline, Tochter des Herzogs Hermann zu Sachsen, Marie, geb. 1849, vermählt seit 6. Febr. 1876 mit dem Prinzen Heinrich VII. zu Reuß, und Elisabeth, geb. 1854, vermählt seit 6. Nov. 1886 mit dem Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg.

[Savoyen-Sardinien.] 48) K. Emanuel I. oder der Große, Herzog von Savoyen, geb. 12. Jan. 1562 auf dem Schloß Rivoli, folgte 1580 seinem Vater Emanuel Philibert in der Regierung. In die Kämpfe der damaligen Machthaber in Italien verwickelt, stand er bald auf der Seite Philipps II. von Spanien, dessen Tochter Katharina er geheiratet, bald auf der des Kaisers, bald auf der Frankreichs, je nachdem sein Vorteil es erheischte. 1588 bemächtigte er sich der Markgrafschaft Saluzzo, die auch Heinrich von Navarra beanspruchte, und überzog die reformierten Schweizer Kantone mit Krieg, der nach der Niederlage des savoyischen Heers bei St.-Joire im Oktober 1589 mit einem den frühern Besitzstand herstellenden Frieden endigte. Hierauf besetzte K., von den liguistischen Provençalen gegen Heinrich IV. zu Hilfe gerufen, Barcelonette, Antibes und Fréjus und zog im November 1590 siegreich in Aix ein. Durch den Lyoner Frieden erhielt er endlich gegen bedeutende Gebietsabtretungen 1601 Saluzzo, befreit von allem Lehnsverband mit Frankreich, wogegen K. Bresse u. a. abtrat. Während eines um den Besitz von Montferrat entbrannten neuen Kriegs mit Frankreich, in welchem dieses ganz Savoyen eroberte, starb K. 26. Juli 1630. K. liebte die Wissenschaften, erbaute Paläste und Kirchen, opferte aber seinem unbegrenzten Ehrgeiz, der 1619 selbst nach dem Kaiserthron strebte, das Glück seines Landes. Vgl. Erdmannsdörffer, Herzog K. von Savoyen und die deutsche Kaiserwahl 1619 (Leipz. 1862).

49) K. Emanuel I., König von Sardinien (als Herzog von Savoyen K. Emanuel III.), Sohn Viktor Amadeus' II., geb. 27. April 1701, bestieg 1730 den Thron nach der Abdankung seines Vaters, dessen Versuch, die Regierung wieder zu übernehmen, er 1731 durch Verhaftung desselben vereitelte. Im polnischen Erbfolgekrieg 1733 schloß er sich Frankreich an, eroberte Mailand, besiegte die Kaiserlichen bei Guastalla und erwarb Novara. Im österreichischen Erbfolgekrieg ergriff er für Maria Theresia die Waffen, verhielt sich aber stets so, daß die Österreicher nicht das ausschließliche Übergewicht in Oberitalien erhielten, und erlangte im Aachener Frieden (1748) mehrere Gebietsteile der Lombardei. Für die Rechtspflege in Sardinien erließ er das Corpus Carolinum. Er starb 21. Febr. 1773 in Turin. Vgl. Carutti, Storia del regno di Carlo Emanuele III. (Turin 1859).

50) K. Emanuel II., Sohn Viktor Amadeus' III., geb. 24. Mai 1751 zu Turin, folgte diesem 1796, wurde, kränklich und ohne Thatkraft, 1798 von den Franzosen seiner Besitzungen auf dem Festland beraubt, zog sich 1799 nach Sardinien zurück, entsagte 1802 zu gunsten seines Bruders Viktor Emanuel I. und starb erblindet 6. Okt. 1819 in Rom als Jesuit.

51) K. Felix, geb. 6. April 1765, vierter Sohn des Königs Viktor Amadeus III., verwaltete 1799—1806 und 1817—21 Sardinien als Vizekönig, war blind reaktionär und bigott, folgte seinem Bruder Viktor Emanuel I. nach dessen erzwungenem Rücktritt 13. März 1821, herrschte nach Unterdrückung der Revolution durch die Österreicher streng absolutistisch und starb kinderlos 27. April 1831.

52) K. Albert, Sohn des Prinzen Karl Emanuel von Savoyen-Carignan und der Marie Christine, Tochter des Herzogs Karl von Sachsen und Kurland, geb. 29. Okt. 1798, folgte schon 1800 unter dem Titel eines Prinzen von Carignan seinem Vater in den französischen und piemontesischen Besitzungen unter Vormundschaft seiner Mutter, die sich mit dem Fürsten von Montleart wieder vermählte, ward aber in Dresden und Paris erzogen. Seit 1817 lebte er auf seinen Gütern in Piemont, wo er 1821 an die Spitze der Revolution trat und von dem von der Regierung zurückgetretenen König Viktor Emanuel I. von Sardinien 13. März zum Regenten bis zur Ankunft des Thronfolgers Karl Felix ernannt wurde. Er beschwor sofort die spanische Konstitution und setzte eine provisorische Junta ein. Nachdem aber ein österreichisches Heer sich gegen Piemont in Bewegung gesetzt, verließ der Prinz 21. März Turin und lebte, vom sardinischen Hofe verbannt, in Florenz, später in Frankreich, von wo aus er 1823 als Freiwilliger in dem Heer des Herzogs von Angoulême die Expedition gegen das konstitutionelle Spanien mitmachte. Nach seiner Rückkehr durfte er wieder in Turin erscheinen, ward 1829 zum Vizekönig von Sardinien ernannt und bestieg, da Metternich seinen Widerspruch gegen seine Thronfolge fallen ließ, nach dem Tod Karl Felix' 27. April 1831 den Thron. Die auf ihn gesetzten Hoffnungen der Liberalen erfüllte er nicht, sondern regierte in dem absolutistischen Sinn seines Vorgängers; erst als mit der Erhebung Pius' IX. auf den päpstlichen

Stuhl ein allgemeiner politischer Umschwung in Italien eintrat, neigte er sich offen auf die Seite der Reformbewegung und gab seinem Königreich eine konstitutionelle Verfassung. Gleichzeitig mit dem Aufstand der Lombarden und Venezianer erklärte er 23. März 1848 den Krieg an Österreich, machte anfangs glückliche Fortschritte und erwarb sich den Titel »Schwert von Italien« (spada d'Italia), bis die Schlacht bei Custozza 25. Juli 1848 das Übergewicht der Österreicher wiederherstellte und K., der in Mailand kaum den Mißhandlungen des empörten Volkes entging, 9. Aug. einen Waffenstillstand schloß. Zwar begann er im Frühjahr 1849 den Krieg von neuem, ward aber 23. März bei Novara geschlagen, legte noch auf dem Schlachtfeld die Regierung nieder, verließ sofort das Land und begab sich nach Portugal, wo er 28. Juli d. J. in Oporto starb. Von seinen beiden Söhnen folgte ihm der ältere, Viktor Emanuel, auf dem Thron. K. Albert war vermählt mit der Prinzessin Maria Theresia von Toscana. Vgl. Cibrario, Notizie sulla vita di Carlo Alberto (Turin 1861).

[Schleswig-Holstein.] 53) K. (eigentlich Christian) August, Prinz von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, Kronprinz von Schweden, geb. 9. Juli 1768, dritter Sohn des Herzogs Friedrich Christian, nahm früh dänische Kriegsdienste, ward, nachdem er 1796—1801 unter Erzherzog Karl in der österreichischen Armee gedient hatte, 1803 Oberbefehlshaber in Norwegen und that sich daselbst 1808 während des Kriegs zwischen Dänemark und Schweden hervor. Dies bewog seinen Oheim, den kinderlosen König Karl XIII von Schweden, ihn 1809 zu adoptieren und vom schwedischen Reichstag zum Thronfolger wählen zu lassen. Nachdem er darauf seinen ursprünglichen, den Schweden aber verhaßten Namen Christian mit K. vertauscht hatte, legte er 24 Jan. 1810 den Eid ab, starb aber schon 28. Mai d. J., bei einer Revue plötzlich vom Schlage getroffen. Dieser schnelle Tod veranlaßte das Gerücht einer Vergiftung, und Axel v. Fersen, der als Großmarschall die Leiche nach Stockholm brachte, fiel dabei als Opfer des Verdachts durch die Wut des Volkes. Infolge der spätern Untersuchung stellte sich die Unschuld der Fersenschen Familie heraus. Ob aber nicht dennoch Vergiftung Ursache des Todes gewesen, lassen die leichtfertig geführten Untersuchungen des Todesfalles unentschieden. Vgl. Ipsen, Christian August, Prinz zu Schleswig-Holstein, nachmals Kronprinz von Schweden (Kiel 1852).

[Schwarzburg.] 54) K. Günther, Fürst von Schwarzburg-Sondershausen, Sohn des Fürsten Günther Friedrich Karl und der Prinzessin Marie von Schwarzburg-Rudolstadt, geb. 7. Aug. 1830, besuchte die Universität Bonn, trat dann in die preußische Armee ein und nahm als Major bei den Gardekürassieren seinen Abschied. Bei diesem Regiment machte er 1866 auch den Feldzug in Böhmen mit. Er übernahm 17. Juli 1880 nach der Abdankung seines Vaters die Regierung. K. ist preußischer General der Infanterie und lebt seit 12. Juni 1869 mit der Herzogin Marie zu Sachsen, Tochter des verstorbenen Prinzen Eduard zu Sachsen-Altenburg, in kinderloser Ehe.

[Schweden.] 55) Könige von Schweden: K. VII. (die ersten sechs Karl, die den schwedischen Thron innegehabt haben sollen, sind eine Erfindung des Chronisten Johannes Magni), Sohn des Sverker, Königs von Gotland, folgte seinem Vater 1155 in der Regierung. Als Erich IX., der Heilige, König von Upland, von dem dänischen Prinzen Magnus 1160 in einer Schlacht getötet wurde, ward K. mit Übergehung des Knut Erichson, Sohns Erichs IX., zum König von ganz Schweden gewählt. Er schloß darauf mit Norwegen und Dänemark Frieden, heiratete eine Nichte des dänischen Königs und bestimmte, daß aus seinen und des heil. Erich Nachkommen wechselweise die Könige von Schweden gewählt werden sollten. Er errichtete 1163 das Erzbistum Upsala und suchte die Ingrier und Esthen zum Christentum zu zwingen. Sein Versuch, die Macht der Geistlichkeit zu beschränken, hatte zur Folge, daß diese Knut Erichson aus Norwegen herbeirief, welcher den König 1168 in der Feldschlacht auf Wisingsö tötete und dessen Nachfolger ward.

56) K. VIII. Knutson Bonde, geb. 1408, ward von Erich XIII. 1435 zum Reichsmarschall und Befehlshaber der gesamten Kriegsmacht und, als Erich 1436 Schweden verließ und Engelbrecht ermordet wurde, 1437 zum Reichsvorsteher erwählt. Als der nach Erichs Absetzung 1440 eingesetzte König Christoph von Bayern 1448 starb, wurde von der unionsfeindlichen Partei des schwedischen Reichsrats K. als König ausgerufen. 1449 krönten auch die Norweger K. zu ihrem König, fielen aber schon 1450 von ihm wieder ab und wählten den Dänenkönig Christian I., was zu neuen Kämpfen führte. 1457 ward K. von seinem eignen Volke genötigt, nach Danzig zu entfliehen, jedoch 1462 vom Erzbischof von Upsala zurückgerufen, später nochmals vertrieben und 1467 abermals auf den Thron gehoben. Er starb 13. Mai 1470, nachdem er bereits zwei Jahre vorher seiner Schwester Sohn Sten Sture als Nachfolger in der Eigenschaft eines Reichsvorstehers bestimmt hatte.

57) K. IX., der Große, jüngster Sohn Gustavs I. Wasa, geb. 4. Okt. 1550, erhielt 1560 das Herzogtum Södermanland mit fast königlichen Rechten, verschwor sich 1568 mit seinem Bruder Johann zum Sturz des Bruders, des Königs Erich XIV., entzweite sich aber bald auch mit jenem, als derselbe die königlichen Güter verschwendete und zur katholischen Religion hinneigte. Nachdem er sein Herzogtum vortrefflich verwaltet und in demselben die Herrschaft der lutherischen Kirche befestigt hatte, ward er nach Johanns Tod 1592 Reichsregent während der Abwesenheit seines auch zum König von Schweden gekrönten Neffen, des Königs Siegmund III. von Polen, und sicherte das Fortbestehen der Reformation in Schweden. Er schlug 1598 seinen Neffen, der das Land wieder katholisch machen wollte, zu Stångebro und ward 1599 vom Reichstag zum Herrscher erklärt, 1604 zum erblichen König ausgerufen. Er hielt den unbotmäßigen Adel mit blutiger Strenge im Zaum und regierte mit Kraft und Weisheit. Er verteidigte Esthland gegen Polen, erwarb durch ein Bündnis mit Rußland Kexholm und starb während des mit Dänemark ausgebrochenen Kriegs, der mit dem Verlust von Kalmar endete, 30. Okt. 1611. Vermählt war er erst mit Anna Maria, Tochter des Pfalzgrafen Ludwig, in zweiter Ehe mit Christine von Holstein, die ihm 1594 Gustav Adolf, den Helden des Dreißigjährigen Kriegs, gebar.

58) K. X. Gustav, Sohn des Pfalzgrafen Johann Kasimir von Zweibrücken und Katharinas, der Tochter des vorigen, geb. 18. Nov. 1622 zu Nyköping, wohin seine Eltern nach der Schlacht am Weißen Berg hatten flüchten müssen, als Prinz unter dem Namen »der Pfalzgraf« bekannt, nahm unter Torstensson am Dreißigjährigen Krieg Anteil und wurde kurz vor dem Abschluß des Westfälischen Friedens Generalissi-

mus der schwedischen Armee in Deutschland. Nach Schweden zurückgekehrt, warb er zwar erfolglos um die Hand der Königin Christine, wurde aber auf ihre Veranlassung 1649 von den Reichsständen zum Thronfolger ernannt und, als 1654 Christine die Krone niedergelegt, in Upsala gekrönt. Gleich darauf, 1655, begann er einen Krieg mit Polen, dessen König Johann Kasimir aus dem Haus Wasa seine Thronfolge nicht anerkennen wollte. Er eroberte in wenigen Wochen ganz Polen, zwang im Januar 1656 den Großen Kurfürsten von Brandenburg, das Herzogtum Preußen von ihm zu Lehen zu nehmen, und schlug sodann, mit letzterm vereinigt, Johann Kasimir in der dreitägigen Schlacht bei Warschau (28.—30. Juli 1656), worauf er den Kurfürsten im Vertrag von Labiau als souveränen Herzog von Preußen anerkannte. Als die Holländer, auf die herrschende Stellung Schwedens in der Ostsee eifersüchtig, Dänemark aufreizten, an jenes den Krieg zu erklären, wandte er sich plötzlich gegen dieses, eroberte Holstein, Schleswig und Jütland, ging im Januar und Februar 1658 über das Eis des Kleinen und Großen Belt nach Fünen und Seeland und zwang Dänemark zum Frieden von Roeskilde (26. Febr. 1658), durch welchen er Halland, Schonen, Blekinge, Bohus, Drontheim und Bornholm erwarb. Weil aber Dänemark die Friedensbedingungen nur zum Teil erfüllte, namentlich den fremden Flotten nicht den Sund sperrte, ging er im August 1658 plötzlich von Holstein aus nochmals nach Seeland hinüber, mußte jedoch, da im Sund eine holländische Flotte die schwedische 29. Okt. 1658 schlug und der Kurfürst von Brandenburg sowie der deutsche Kaiser den Dänen zu Hilfe eilten, die begonnene Belagerung von Kopenhagen wieder aufgeben. Noch ehe der zweite dänische Krieg, der im ganzen unglücklich für Schweden geführt wurde, beendet war, starb K. 23. Febr. 1660 in Gotenburg. Vermählt war er mit Hedwig Eleonore von Holstein.

59) K. XI., Sohn des vorigen, geb. 24. Nov. 1655, folgte seinem Vater 1660 unter Vormundschaft des Reichsrats und der Königin-Mutter. Dieselben schlossen zunächst 1660 zu Oliva Frieden mit Polen, mit Dänemark und den andern Mächten. 1672 zur selbständigen Regierung gelangt, ließ sich K. von seinem durch den französischen Gesandten bestochenen Kanzler Grafen de la Gardie von dem 1668 abgeschlossenen Bündnis mit England und Holland abbringen und zum Kriege gegen Holland und Brandenburg bewegen. Ein schwedisches Heer rückte 1674 in die Mark Brandenburg ein, wurde aber 28. Juni 1675 bei Fehrbellin geschlagen, und Schweden verlor, da sich Holland, Deutschland und Dänemark gegen K. verbanden, in kurzem Bremen, Verden, Wismar und den größten Teil von Pommern. Zwar schlug K. die Dänen 1676 bei Halmstad; aber die feindliche Flotte blieb siegreich, und 1678 nahm der Große Kurfürst die letzten schwedischen Besitzungen in Deutschland, Stralsund und Greifswald, und schlug im Januar 1679 die Schweden, die aus Rache in Preußen eingefallen waren, abermals. Indes Ludwig XIV., der 1678 bereits mit Holland, Spanien und dem Kaiser zu Nimwegen Frieden geschlossen, sah es als seine Ehrenpflicht an, dem Verbündeten alles Verlorne wiederzuverschaffen, und zwang 1679 in den Verträgen von St.-Germain und Fontainebleau Brandenburg und Dänemark, alles Eroberte an Schweden zurückzugeben. K. wandte nun seine Aufmerksamkeit mehr auf die innern Angelegenheiten des Landes. Zunächst zog er 1680 die vom Adel seit Gustav Wasa acquirierten Krongüter wieder ein (Reduktion), im ganzen Güter von 9 Mill. Mk. Rente, und erlangte durch den Beschluß der drei niedern Stände des Reichstags eine absolute Gewalt. Auf dem Reichstag von 1682 setzte er durch, daß die Erbfolge des Reichs auch auf seine weiblichen Nachkommen ausgedehnt wurde. Er beförderte Handel und Ackerbau, tilgte die Landesschulden, sammelte einen bedeutenden Schatz und schuf ein nationales Heer von 60,000 Mann. Zwar trat er noch in ein Bündnis mit Holland und dem deutschen Kaiser zur Aufrechthaltung des Westfälischen und Nimwegener Friedens gegen Ludwig XIV. von Frankreich, nahm aber nur geringen Anteil an den seit 1688 entbrannten Kriegen. Den König von Dänemark, welcher den Herzog von Schleswig vertrieben hatte, zwang er zum Altonaer Vergleich, durch welchen letzterer wieder in seine Rechte eingesetzt wurde. K. starb 15. April 1697. Vermählt war er mit Ulrike Eleonore von Dänemark, die ihm seinen Nachfolger Karl XII. gebar.

60) K. XII., Sohn des vorigen, geb. 27. Juni 1682, erwarb sich, mit den glücklichsten Anlagen ausgestattet, eine gute wissenschaftliche Bildung, namentlich ungewöhnliche Sprachkenntnisse. Er sollte seinem Vater 1697 erst unter Vormundschaft folgen, setzte aber durch, daß ihn die Stände nach wenigen Monaten für volljährig erklärten. Gleichwohl verriet er anfangs wenig Lust an Regierungsgeschäften, dagegen Ungestüm, Stolz und Hartnäckigkeit. Seine Jugend ermutigte die auf Schwedens Übergewicht im Norden von Europa eifersüchtigen benachbarten Mächte, Dänemark, Polen und Rußland, 1699 zu einem Bündnis wider ihn. Dänemark eröffnete im März 1700 den Krieg (**Nordischer Krieg**, s. d.) mit einem Angriff auf den Herzog von Holstein-Gottorp, den Schwager Karls. Dieser traf sofort mit überraschender Energie die nötigen Maßregeln, erschien mit seiner Flotte vor Kopenhagen, landete und bedrohte die Hauptstadt bereits mit einer Beschießung, als der am 18. Aug. zwischen Holstein und Dänemark durch fremde Vermittelung rasch zu stande gebrachte Travendaler Friede K. zwang, Seeland zu räumen. K. wandte sich nun gegen seine beiden andern Gegner, landete in Esthland und erfocht 21. Nov. 1700 bei Narwa mit 8000 Mann einen Sieg über 50,000 Russen. Anstatt aber seinen Sieg weiter zu verfolgen und den Zaren Peter zum Frieden zu zwingen, wandte sich K. gegen König August von Polen, um sich an diesem besonders gehaßten und verachteten Gegner zu rächen, und ward so in die verwirrten polnischen Verhältnisse verwickelt, welche seine Zeit und Kraft mehrere Jahre nutzlos in Anspruch nahmen. Im Frühjahr 1701 erschien er in Livland, erzwang den Übergang über die Düna und rückte gegen Mitau vor. Alle Städte Kurlands ergaben sich. Erschreckt sandte ihm König August die schöne Aurora von Königsmark entgegen, das Herz des jungen Helden in Liebesreize zu verstricken; K. aber verweigerte ihr die Audienz, und als sie ihm in einem Hohlweg entgegenkam, zog er den Hut und wendete sein Pferd um. Am 14. Mai 1702 rückte K. ohne Widerstand in Warschau ein und erklärte sich nur dann zum Frieden mit der Republik bereit, wenn dieselbe einen andern König wähle. August wagte darauf noch eine Schlacht 19. Juli 1702 bei Klissow, verlor sie aber, und K. wandte sich nun nach Krakau, das 31. Juli genommen ward. Er ruhte nun nicht trotz der Vorstellungen aller seiner Minister und Generale, bis die Polen August 6. Febr. 1704 absetzten und an seiner Stelle den Woiwoden von Posen, Stanislaus Leszczynski, der ohne Einfluß und Vermögen war, im Juli 1704

zum König wählien. Dieſen auf dem Thron zu erhalten, mußte K. in Polen aufreibende Heereszüge unternehmen, während Peter d. Gr. Ingermanland eroberte und 1703 auf ſchwedischem Gebiet ſeine neue Hauptſtadt gründete. Nach dem Sieg Renſkiälds über Schulenburg bei Frauſtadt (13. Febr. 1706) fiel K. durch Schleſien und die Lauſitz, unbekümmert um die Drahungen des deutſchen Reichstags, in Sachſen ein Er nahm ſein Quartier zu Altranſtädt, unweit Lützen, brandſchatzte van da aus ganz Sachſen, rekrutierte ſein Heer und ſchaltete als Gebieter. Endlich kam 24. Sept. 1706 zwiſchen ihm und Auguſt der Friede zu Altranſtädt zu ſtande, in welchem ſich letzterer verpflichtete, der Krone von Polen für immer zu entſagen, Stanislaus als König anzuerkennen, alle Verbindung mit den Feinden Schwedens, zumal mit den Ruſſen, aufzugeben, den Schweden Winterquartiere in Sachſen zu verſtatten und den Livländer Patkul (ſ. d.), damals ruſſiſchen Geſandten in Dresden, auszuliefern. Letztern ließ K. zum qualvollſten Tod verurteilen. Van den hart bedrängten Prateſtanten in Schleſien um Hilfe angegangen, zwang K. den Kaiſer, der, damals in den ſpaniſchen Erbſalgekrieg verwickelt, ſich keinen neuen Feind machen wollte, jenen 125 Kirchen wieder herauszugeben und ſechs neue bauen zu laſſen. Auch wollte er damals im ſpaniſchen Erbſolgekrieg als Vermittler auftreten und beiden Parteien ſeine Entſcheidung als Geſetz auferlegen. Indes wußte Marlbaraugh, der K. ſelbſt aufſuchte, ihn davan abzubringen. Am 22. Aug. 1707 brach er ſodann mit 45,000 Mann gegen Rußland auf. Karls Plan, die Ruſſen zu einer entſcheidenden Schlacht zu zwingen, gelang nicht. Die Zurückweichenden raſtlos oerfalgend, gelangte er 15. Juni 1708 an die Bereſina und ließ ſich hier van dem Kaſakenhetman Mazeppa, der ihm den Anſchluß der mit Rußlands Herrſchaft unzufriedenen Kaſaken in Ausſicht ſtellte, zu einem Einfall in die Ukraine bewegen. Nachdem er die Gegend von Smolensk erreicht, wandte er ſich ſüdlich nach der Ukraine, um ſich an der Desna mit Mazeppa zu vereinigen. Nach zwölf Tagen des anſtrengendſten Marſches und der drückendſten Not kam das ſchan bedeutend dezimierte Heer an den Ufern der Desna an; aber anſtatt Mazeppas ſtanden am jenſeitigen Ufer die Ruſſen, die ſich jedoch nach kurzem Widerſtand zurückzogen. Mazeppas Plan, die Ukraine zu revoltieren, war den Ruſſen verraten worden, und der Zuzug von 6000 Kaſaken, welche mit Mazeppa zu den Schweden übergingen, war für K. der einzige Varteil des ſa teuer erkauften Bundes. Obwohl in der traurigſten Lage, verſchmähte K. dennoch den Rat der Klugheit, den Rückzug nach Polen; er nahm ſeine Winterquartiere in der Ukraine. Peter beobachtete ſtreng den Grundſatz, den Feind durch kleine Geſechte zu ermatten und ihn in die Wüſten des Landes zu locken, wa Hunger und Kälte ihn von ſelbſt aufreiben mußten.

Mit dem Februar 1709 begannen die Feindſeligkeiten von neuem. K. belagerte die Feſtung Paltawa, aber bei dem Mangel alles Belagerungsmaterials ohne Erfalg, und wurde endlich vom Zaren faſt eingeſchlaſſen. In der Schlacht bei Poltawa (8. Juli), welche die Ruſſen durch ihren Angriff begannen und die der König, einer zehn Tage vorher erhaltenen Wunde wegen, nicht ſelbſt leitete, ſandern General Nenſkiöld, erlitten die erſchöpften Schweden, die überdies an Munitian Mangel litten, eine vollſtändige Niederlage. K. entkam nur mit 1500 Mann über den Bug nach Bender in der Türkei. Jetzt erhoben ſich die Feinde Karls mit neuer Haffnung. Der König von Dänemark und der Kurfürſt von Sachſen erneuerten ihre Allianz. Letzterer erklärte den Altranſtädter Vertrag für ungültig und nahm Polen von neuem in Beſitz. Der Dänenkönig Friedrich IV. landete in Schonen, der Zar Peter drang in Livland var. K. ſelbſt, von der Pforte gut aufgenammen, hatte bei Bender ein Lager bezogen, wo er in königlichen Ehren lebte, und bewog die Pfarte, 21. Nov. 1710 Rußland den Krieg zu erklären. Schon hatte der Großweſir Mohammed Baltadſchi mit 200,000 Türken den Zaren am Pruth eingeſchloſſen; aber die Gemahlin Peters, Katharina, beſtach den überdies von K. beleidigten Weſir, ſo daß er den ſchon gefangenen Feind entkammen ließ. Zu Huſch wurde 23. Juli 1711 der Friede abgeſchloſſen, zu deſſen Bedingungen gehörte, daß K. auf ſeiner Rückreiſe nach Schweden vam Zaren nicht beunruhigt werden ſollte. Zwar bewirkte K. noch zweimal bei der Pfarte erneute Kriegserklärungen gegen Peter; allein ſchnelle Wiederverſöhnung durch Vermittelung Englands und Hallands hemmte beide Male den wirklichen Ausbruch des Kriegs, und bald gab man ihm zu verſtehen, er möge das türkiſche Gebiet verlaſſen. K. erklärte ſich dazu bereit, wenn man ihm 100,000 Mann gäbe. Statt deren erhielt er 1713: 600,000 Thlr. zur Reiſe, aber er reiſte nicht. Der Sultan beſchlaß daher, Gewalt anzuwenden. Nun verſchanzte K. ſein Haus, hielt mit 300 ſchwediſchen Soldaten einen ganzen Tag lang die ſtürmenden Angriffe mehrerer Tauſend Janitſcharen aus, tötete ſelbſt eine Menge derſelben und ward nur mit Mühe gefangen, als er ſich nach einem andern Haus durchſchlagen wollte und dabei ſtürzte (12. Febr. 1713). Er ward nach Dematika in der Nähe van Adrianopel gebracht, aber ſein Starrſinn blieb unbeſiegt. Zehn Monate lang verließ er zu Dematika ſein Zimmer nicht, um nicht dem Weſir eine Höflichkeit erzeigen zu müſſen. Erſt als er alle Verſuche, die Pforte zu neuen Rüſtungen gegen den Zaren zu bewegen, erſchöpft, ritt er im Navember 1714 in fremder Kleidung, nur vam Oberſten Düring begleitet, in 16 Tagen durch Ungarn, Öſterreich, Bayern, die Pfalz, Weſtfalen und Mecklenburg nach Stralſund, wo er 27. Nov. anlangte. Er fand ſein Reich in einer gefährlichen Lage. Die Dänen waren zwar aus Schweden verjagt worden, hatten aber im Verein mit Hannover die Bistümer Bremen und Verden erobert. Stenback hatte die verbündeten Feinde bei Gadebuſch (20. Dez. 1712) geſchlagen, war jedach dann von den Dänen umzingelt und zur Kapitulation gezwungen warden. Livland, Eſthland, Ingermanland und Kurland hatte der Zar an ſich gebracht und ſagar über Finnland ſeine Eraberungen ausgedehnt. Pammern hatte der König von Preußen beſetzt und verlangte vor Herausgabe desſelben Erſatz der an Rußland bezahlten Kriegskoſten. Dazu lag das Land in äußerſter Erſchöpfung, der Handel war vernichtet, Geld, Kredit, ja ſelbſt Menſchen zur Arbeit mangelten, und dennoch belebte Haffnung aller Herzen, als man die Kunde von Karls Ankunft vernahm. Dieſer benahm ſich indes ſo halsſtarrig und eigenſinnig wie zuvor. Mutwillig reizte er den König Friedrich Wilhelm I., welcher K. hachſchätzte und ihm wahlwollte, zum Krieg und Angriff auf Stralſund 1715. K. verteidigte ſich einige Monate heldenmütig, entflah aber 20. Dez. nach Schweden. Am 24. kapitulierte Stralſund und in kurzem auch Wismar. K. ging nun nach Karlskrona und leitete von hier aus die Anſtalten zur Organiſation des Heers wie der Flotte. Zur Beſtreitung der Rüſtungen ward eine ſchlechte Münze geſchlagen, und die härteſten Naturallieferungen drückten nebenbei das Land. Während nun K. im März 1716 ganz unerwarteterweiſe einen Einfall

in Norwegen machte, suchte Graf Görz, bisher holsteinischer Minister, Karls neuer Vertrauter, das antischwedische Bündnis durch diplomatische Künste zu trennen. K. und Peter sollten sich aufrichtig versöhnen, Rußland die ihm zunächst gelegenen Besitzungen am Finnischen Meerbusen behalten, dagegen Stanislaus in Polen restituiert werden. Sogar eine Heirat Karls mit Peters Tochter, der Großfürstin Anna, war in Aussicht gestellt. Bereits hatten Unterhandlungen mit Peter, der sich den Plänen Görz' geneigt zeigte, auf der Alandsinsel Lasoe begonnen, als K. 1718 den zweiten unbesonnenen und unnützen Zug zur Eroberung Norwegens unternahm, auf dem er 11. Dez. d. J. im Laufgraben vor der Festung Frederikshald erschossen wurde. Ihm folgte in der Regierung seine jüngere Schwester, Ulrike Eleonore, die Gemahlin des Erbprinzen Friedrich von Hessen. Durch die Friedensschlüsse von 1720 und 1721 verlor Schweden fast sämtliche Besitzungen auf der Südseite der Ostsee und damit seine durch Gustav Adolf erworbene Großmachtstellung. Dies Ergebnis hat K. durch seine verblendete Halsstarrigkeit herbeigeführt, welche seine sonstigen guten Eigenschaften zurückdrängte oder verdarb. K. war eine riesige Naturkraft, welche aber weder durch Selbstzucht noch durch die Schule des Lebens geregelt worden war. Nüchternheit in Speise und Trank, Keuschheit, Einfachheit in der äußern Erscheinung zeichneten ihn stets aus; sie wurden nur mitunter übertrieben und arteten in Verachtung der Sitte aus. Seine Lücken in der Bildung ergänzte er nicht. Eingebungen der Laune und Aufwallungen des Augenblicks rissen ihn hin. Sein Zorn war unbändig. Seiner Gottesfurcht widersprach seine große Selbstvergötterung; seiner persönlichen Rachsucht und seinem Starrsinn opferte er rücksichtslos das Leben von Tausenden seiner Soldaten, das Wohl und die Macht seines Vaterlandes. Karls Geschichte schrieb sein Kaplan Norberg; Adlerberg gab militärische Denkwürdigkeiten über ihn heraus. Nicht immer historisch treu ist Voltaires »Histoire de Charles XII«. Vgl. Lundblad, Geschichte Karls XII. (deutsch, Hamb. 1835—40, 2 Bde.); Fryxell, Karl XII. (deutsch, Braunschw. 1861); König Oskar, Karl XII. (deutsch, 3. Aufl., Berl. 1881); v. Sarauw, Die Feldzüge Karls XII. (Leipz. 1881).

61) K. XIII., zweiter Sohn des Königs Adolf Friedrich von Schweden und der Luise Ulrike, der Schwester Friedrichs d. Gr. von Preußen, geb. 7. Okt. 1748, wurde 1772 nach der Thronbesteigung seines Bruders Gustav III. zum Herzog von Södermanland ernannt; 1788 erhielt er den Oberbefehl über die schwedische Flotte, die gegen Rußland geschickt wurde, und schlug die Russen im Finnischen Meerbusen, worauf er zum Generalgouverneur von Finnland ernannt wurde. Nach seines Bruders Ermordung 1792 trat er an die Spitze der Regentschaft. Als sein Neffe Gustav IV. Adolf 1796 mündig geworden war, zog er sich auf sein Schloß Rosersberg zurück, von wo er als Reichsverweser zurückgerufen wurde, als Gustav IV. Adolf durch die Revolution von 1809 vom Thron gestürzt worden war. Am 20. Juni wurde K. zum König ausgerufen, worauf er mit Rußland den Frieden zu Frederikshamn schloß, in welchem er Finnland abtrat. Da seine Ehe mit Hedwig Elisabeth Charlotte von Holstein-Gottorp kinderlos blieb, adoptierte er den Prinzen Christian August von Holstein-Sonderburg-Augustenburg (s. Karl 53), nach dessen Tod aber den von den Ständen im August 1810 als Nachfolger erwählten französischen Marschall Bernadotte. 1812 beteiligte er sich mit Rußland und England an der Allianz gegen Frankreich, trat dann der Allianz von 1813 bei und schickte den Kronprinzen mit 20,000 Mann den Alliierten gegen Napoleon I. zu Hilfe. Im Frieden erhielt er dafür Norwegen, während Dänemark mit Schwedisch-Pommern entschädigt wurde. Er starb 5. Febr. 1818; ihm folgte Bernadotte als K. XIV. Johann.

62) K. XIV. Johann, ursprünglich Jean Baptiste Jules Bernadotte, geb. 26. Jan. 1764 als der Sohn eines Advokaten zu Pau, trat 1780 als Freiwilliger in das französische Heer und war 1789 beim Ausbruch der französischen Revolution Sergeant-Major, wurde aber, weil er sich 1792 und 1793 sehr auszeichnete, bereits 1794 Divisionsgeneral, focht 1794 bei Fleurus, 1795 beim Rheinübergang unter Jourdan und 1796 in dem unglücklichen deutschen Feldzug, wo ihn der Erzherzog Karl 22. Aug. bei Teining schlug. 1797 mit Verstärkungen zur Armee von Italien gesandt, eroberte er Gradisca und erwarb sich Bonapartes Vertrauen. Nach Abschluß des Friedens von Campo Formio ging er als Gesandter der französischen Republik nach Wien, wurde aber von da, als er 13. April 1798 bei der Feier eines französischen Nationalfestes eine dreifarbige Fahne vom Balkon seines Hauses wehen ließ, durch einen Volkstumult vertrieben. 1799 ernannte ihn das Direktorium zum Kriegsminister, da man von ihm die Wiederherstellung der erschlafften Ordnung und Kriegszucht erwartete. Damals richteten viele, welche in einer Diktatur die Rettung Frankreichs sahen, ihre Blicke auf ihn. Bonaparte kam ihm mit dem Staatsstreich vom 18. Brumaire zuvor. Er zeichnete zwar Bernadotte, welcher eine selbstbewußte Zurückhaltung bewahrte, äußerlich vielfach aus, zumal derselbe 1798 durch seine Verheiratung mit Eugenie Bernhardine Désirée Clary (geb. 8. Nov. 1781), einer Kaufmannstochter aus Marseille, der Schwager Joseph Bonapartes geworden war; aber beide Männer betrachteten sich fortan mit Argwohn und Eifersucht. In der Vendée, wo Milde und Klugheit mehr bewirkten als rücksichtslose Strenge, gelang es 1800 Bernadotte bald, einen neuen Aufstand der Chouans zu unterdrücken. 1804 ward er nach Hannover gesendet, um dort den Oberbefehl über das Okkupationsheer zu führen. Im Mai d. J. erhielt er die Marschallswürde und bald darauf auch die große Dekoration der Ehrenlegion. 1805 marschierte er durch das preußisch-fränkische Gebiet nach Süddeutschland, kam rechtzeitig zur Verstärkung Napoleons I. nach Mähren und nahm an der Schlacht von Austerlitz rühmlichen Anteil, wofür er 5. Juni 1806 zum Fürsten von Pontecorvo, einer vormals päpstlichen Enklave im Neapolitanischen, ernannt wurde. Im Krieg von 1806 befehligte er das 1. Armeekorps. Er schnitt den General Tauenzien von der preußischen Hauptarmee ab, verdrängte ihn aus Schleiz, drang auf Dornburg vor und ging von da dem Kaiser entgegen. Nach der Schlacht bei Jena verfolgte er die Preußen nach Halle und schlug dort 17. Okt. die preußische Reserve unter dem Prinzen von Württemberg. Dann folgte er Blücher bis Lübeck, wo er denselben 7. Nov. zur Kapitulation zwang, und kämpfte ruhmvoll bei Mohrungen 25. Jan. 1807. Nach dem Frieden befehligte er das in Norddeutschland bleibende Heer und erwarb sich in dieser Stellung allenthalben Popularität. 1809 kommandierte er die sächsischen Truppen, mit denen er Wagram erstürmte und das brennende Dorf zwei Stunden behauptete. Sein nach der Schlacht den Sachsen in einem Tagesbefehl gespendetes Lob zog ihm die kaiserliche Ungnade

zu, daher er nach Paris zurückging. Daß er von hier bei der verspäteten Expedition der Engländer nach Walcheren nach Antwerpen eilte und die Gegenwehr mit glücklichem Erfolg leitete, war dem Kaiser wieder verdrießlich, und so war Bernadotte weit entfernt, in dessen Gunst zu stehen, als die damals in Schweden herrschende französisch gesinnte Partei, um sich die Gunst des französischen Kaisers zu sichern und mit dessen Hilfe Finnland wiederzugewinnen, ihn 21. Aug. 1810 zum Kronprinzen wählte. Der Fürst von Pontecorvo trat 19. Okt. in Helsingör zur lutherischen Kirche über, landete 20. Okt. zu Helsingborg, ward 5. Nov. von Karl XIII. adoptiert, nahm den Namen **Karl Johann** an, leistete den Eid als Kronprinz und Thronfolger und empfing die Huldigung der Stände. Er leitete von da ab die schwedische Politik und zwar anfangs im französischen Sinn, indem er sich auch der Kontinentalsperre unterwarf. Indes als Napoleon im Januar 1812 Schwedisch-Pommern besetzen ließ, weil die Einführung französischer Zollbeamten in Schweden abgelehnt wurde, schloß er mit Rußland 8. April 1812 zu Petersburg ein Bündnis und ließ sich den Besitz Norwegens zusichern. In persönlicher Zusammenkunft Alexanders I. und K. Johanns zu Abo ward das Bündnis befestigt. Mit England schloß Schweden 12. Juli 1812 zu Örebro Frieden und öffnete seine Häfen den Handelsschiffen aller Völker. Im Sommer 1813 erschien der Kronprinz mit einem schwedischen Heer auf deutschem Boden und erhielt, weil die Verbündeten sein Feldherrntalent überschätzten, das Kommando der Nordarmee, benahm sich aber höchst zweideutig, wollte Berlin preisgeben, das gegen seinen Willen durch die Schlacht bei Großbeeren gerettet wurde, verzögerte nach Möglichkeit den Vormarsch und nahm auch an der Schlacht bei Leipzig 18. Okt. erst teil, als ihm Blücher durch seine freiwillige Unterordnung jeden Vorwand entzogen hatte. Bernadotte wollte wohl Napoleon stürzen, aber nur, um selbst Beherrscher von Frankreich zu werden; daher suchte er sich durch Schonung der Franzosen deren Sympathien zu sichern. Nach den Tagen von Leipzig befreite der Kronprinz Lübeck, rückte in Holstein ein und diktierte 14. Jan. 1814 Dänemark den Frieden von Kiel, der ihm den Besitz Norwegens verschaffte. In Frankreich traf er erst nach der Einnahme von Paris ein. Seine Hoffnung auf die Herrschaft in Frankreich vereitelte jedoch die Rückkehr der Bourbonen, und außerdem rief ihn die Erhebung Norwegens in den Norden zurück. Machte ihn auch ein nur 14tägiger Krieg zum Sieger im Feld, so zog er doch eine Verständigung mit dem norwegischen Volk, das er durch Annahme der Verfassung gewann, einem Versuch der Unterwerfung vor und ward 4. Nov. 1814 als Kronprinz von Norwegen anerkannt. Am 5. Febr. 1818, nach Karls XIII. Tod, ward er auch dem Namen nach König. Gegen außen beobachtete er nun eine Politik des Friedens und pflegte namentlich auch ein gutes Einverständnis mit Rußland. Reformen in der Verfassung und Verwaltung begünstigte er nicht; wohl aber handhabte er die bestehenden Formen mit hoher Einsicht, Gewissenhaftigkeit und Humanität und traf viele ersprießliche Maßregeln. Das tief zerrüttete Finanz-, Kriegs- und Kreditwesen ward geordnet, Landbau und Schiffahrt durch Anlegung von Straßen, Kanälen rc. gehoben. Bedeutendes geschah für Marine und Militär, aber auch für Schulen und wissenschaftliche Anstalten. War auch das ganze Regierungssystem nicht gerade geeignet, alle Mißstimmung zu beschwichtigen, und hinderte auch den König seine Unkenntnis der Landessprache sowie in spätern Jahren seine Zurückgezogenheit, sich eine recht warme Liebe des Volkes zu erwerben, so hat ihm dieses doch fast immer Achtung, Vertrauen und Dankbarkeit bewiesen. Nachdem er schon im Januar 1844 die Regentschaft vorläufig dem Kronprinzen Oskar übertragen, starb er 8. März d. J. Seine Gemahlin, welche erst 1829 für immer nach Schweden übersiedelte, wo sie 21. Aug. d. J. gekrönt wurde, starb erst 19. Dez. 1860. Vgl. **Geijer**, K. XIV. Johann, König von Schweden (schwed. u. deutsch, Stockh. 1844); **Sarrans**, Histoire de Bernadotte, Charles XIV Jean (Par. 1845, 2 Bde.); »Correspondance de Bernadotte avec Napoléon de 1810 à 1814« (das. 1819); »Recueil des lettres, proclamations et discours du roi Charles« (Stockh. 1825).

63) **K. XV. Ludwig Eugen**, Enkel des vorigen, Sohn des Königs Oskar I. und Josephinens von Leuchtenberg, geb. 3. Mai 1826, führte 1857—59 an Stelle seines erkrankten Vaters die Regentschaft und folgte demselben nach dessen Tod 8. Juli 1859 auf dem schwedischen Thron. Von liberalen Grundsätzen durchdrungen, bemühte er sich, in diesem Sinn die altständische Verfassung Schwedens umzugestalten, und erreichte nach Überwindung des Widerstandes, den er im Volk selbst fand, 1866 seinen Zweck, indem eine moderne Repräsentativverfassung eingeführt wurde. Dagegen gelang es ihm nicht, die Militärverfassung in seinem Sinn zu reorganisieren, obwohl er selbst in Zeitungen und Broschüren unter der Chiffer C. eifrig für diese Reform eintrat. Er hielt sie für notwendig, um sein Ziel, die skandinavische Union, zu erreichen. Er knüpfte deshalb mit Dänemark Verbindungen an, vermählte auch seine einzige Tochter, Luise, 1869 mit dem Kronprinzen von Dänemark und suchte bei Frankreich eine Stütze für seine Pläne, wie er denn schriftlich und mündlich seiner Vorliebe für das Stammland seines Hauses und seinem Haß gegen Preußen Ausdruck gab. Indes weder 1864 noch 1870 wagte er es, für sein Ziel das Schwert zu ziehen, und selbst die engere Union seiner beiden Königreiche, die er erstrebte, erfolgte nicht. Er starb auf der Rückkehr aus den Bädern von Aachen 18. Sept. 1872 in Malmö. Schon als Kronprinz hatte er mehrere poetische Arbeiten veröffentlicht: »Fösterbröderna« (Stockh. 1848; auch deutsch: »Die Kampfgenossen«); »Heidi, Gylfes datter« (1852); »En Vikingasaga« (1855); »Dikter« (1858). Seine »Gesammelten Gedichte« erschienen in einer Übersetzung von Winterfeld (Berl. 1866). Auch in der Malerei zeigte er bedeutende künstlerische Begabung. Er war seit 1850 vermählt mit Luise von Oranien (gest. 1871), Tochter des Prinzen Friedrich der Niederlande. Da er keinen Sohn hinterließ, folgte ihm sein Bruder Oskar II. Vgl. **Morin**, König, Dichter und Maler (Leipz. 1875); **Junius**, K. XV. und die politischen Ereignisse von 1814—76 (schwed., Stockh. 1876—77, 2 Bde.).

[**Spanien.**] 64) **K. I.**, s. v. w. K. V., deutscher Kaiser (s. 6).

65) **K. II.**, Sohn Philipps IV. und der Maria Anna von Österreich, geb. 6. Nov. 1661, folgte seinem Vater 1665 unter Vormundschaft, übernahm 1675 dem Namen nach selbständig die Regierung, stand aber, stets kränklich und schwächlich, unter dem Einfluß seiner Umgebung; starb als der letzte spanische Habsburger 1. Nov. 1700. Seine beiden Ehen, mit Maria Luise von Orléans, sodann mit Maria Anna von Pfalz-Neuburg, blieben kinderlos, daher er im letzten Testament Philipp V., den Enkel Lud-

wigs XIV. von Frankreich, zum Nachfolger bestimmte, wodurch der Spanische Erbfolgekrieg (s. d.) entstand.

66) K. III., Sohn Philipps V. und der Elisabeth Farnese, geb. 20. Jan. 1716, bekam 1730 durch die Bemühungen seiner Mutter von Kaiser Karl VI. das Herzogtum Parma, fiel 1734 infolge des zwischen Österreich und Frankreich entbrannten Kriegs in Neapel ein und erhielt 1738 im Wiener Frieden das Königreich beider Sizilien vom Kaiser förmlich abgetreten, welches er als K. IV., unterstützt von dem Minister Tanucci, gut regierte. Nach dem Tod seines Halbbruders Ferdinand VI. (1759) bestieg er den spanischen Thron, legte jedoch zuvor die neapolitanische Krone in die Hände seines Sohns Ferdinand nieder und trat sofort dem sogen. bourbonischen Familientraktat (15. Aug. 1761) bei, welcher ihn in einen verlustreichen Krieg mit England und Portugal verwickelte, in dem Spanien 1763 Florida verlor. In dem zweiten Krieg, 1778—83, erhielt K. dies wieder, aber erst nach großen Opfern. Im Innern dagegen bewies sich K. als thätigen, einsichtsvollen und für das Wohl seines Landes besorgten Regenten, hob den gesunkenen Staatskredit wieder, beförderte Handel und Ackerbau durch Anlegung von Brücken, Kanälen, Kunststraßen, Manufakturen und Fabriken; außerdem kultivierte er die bisher öde Sierra Morena. Ihn unterstützten dabei die Minister Aranda, Campomanes und Floridablanca. Der Inquisition in Spanien setzte er heilsame Schranken, verringerte die Macht der Kirche, und den Jesuiten verschloß er, da sich dieselben in die politischen Angelegenheiten mischten, 1. April 1767 sein Land. 1771 stiftete er den Orden Karls III. Er starb 14. Dez. 1788. K. war vermählt mit der Prinzessin Maria Amalie von Sachsen. Vgl. Ferrer del Rio, Historia del reinado de Carlos III de España (Madr. 1856—58, 4 Bde.).

67) K. IV., Sohn des vorigen, geb. 12. Nov. 1748 zu Neapel, gelangte nach dem Tod seines Vaters (1788) zur Regierung und führte dieselbe anfangs ganz im Geist seines Vorgängers, besonders seitdem Aranda an die Spitze der Geschäfte getreten war. Derselbe ward jedoch bald durch Karls Günstling Manuel Godoy (s. d.), den Geliebten seiner sittenlosen Gemahlin Maria Luise von Parma, die ihn ganz beherrschte, verdrängt, der K. 1793 zu einem höchst unklugen und unglücklichen Kriege gegen Frankreich und nach dem Baseler Frieden (1795) gegen Portugal und England verleitete, welch letzteres 1805 bei Trafalgar Spaniens Seemacht vernichtete. Ein Spielball in der Hand Napoleons, mußte er dessen Einmischung in die Verhältnisse seines Königreichs dulden, und als ihn sein Sohn Ferdinand durch den Aufstand von Aranjuez 18. März 1808 zur Thronentsagung gezwungen hatte, welche er aber sofort widerrief, ließ er sich in Bayonne von Napoleon bewegen, 5. Mai 1808 zu dessen gunsten auf die Krone zu verzichten. Er begab sich darauf nach Fontainebleau, von da nach Compiègne und Marseille, 1811 nach Rom und von hier an den Hof seines Bruders, des Königs Ferdinand IV. von Neapel, wo er 19. Jan. 1819 starb. Sein zweiter Sohn war Don Carlos, der sich als Thronprätendent späterhin Karl V. nannte (s. unten 69).

68) (Don Carlos) Infant und Kronprinz von Spanien, Sohn König Philipps II. aus dessen erster Ehe mit Maria von Portugal, geb. 8. Juli 1545 zu Valladolid, wurde nach dem frühen Tod seiner Mutter von Johanna, der Schwester seines Vaters, erzogen, 1560 von den Ständen als Thronfolger anerkannt und bezog hierauf die Universität zu Alcalá de Henares. Seine Entwickelung erregte schon früh Bedenken und Besorgnisse bei dem Vater; seine Gesundheit war von früher Jugend an eine schlechte, sein geistiges Wesen zeigte Spuren von Geistesstörung und Gehirnkrankheit. Die Hoffnung aber, daß eine Besserung eintreten könnte, wurde deshalb nicht sogleich aufgegeben; erst als sich diese als unwahrscheinlich herausstellte, ergab sich für den Vater der Gedanke, einer Thronfolge Karls vorbeugen zu müssen. Er ließ schon 1563 seine Neffen, die Erzherzöge Rudolf und Ernst von Österreich, nach Spanien kommen, um ihnen die Succession in diesem Reich zuzuwenden. Doch wurde noch mehrere Jahre hindurch äußerlich der Prinz als Thronerbe betrachtet; er wurde verlobt mit seiner deutschen Kousine Anna und auch in den Staatsrat aufgenommen. Doch je länger, desto mehr häuften sich seine Exzesse und die Beweise seiner geistigen Verkehrtheit. Später entdeckte man, daß er aus Spanien zu entfliehen sich vorgesetzt. Ein heftiger Auftritt zwischen Juan d'Austria und K., in welchem letzterer den Degen zog, beschleunigte den Gang der Ereignisse. In der Nacht des 18. Jan. 1568 begab sich Philipp II. mit einer Bedeckung in Karls Gemächer, bemächtigte sich der Papiere desselben und übergab ihn selbst der strengsten Bewachung. Von da ab war K. dem Verkehr mit der Welt entrückt. Er blieb im Gefängnis. Erzählt wurde, daß der Vater die Absicht gehabt, ihn seiner Beschaffenheit wegen der Thronfolge für verlustig zu erklären; doch kam es dazu nicht, denn vorher erkrankte K. und starb 24. Juli 1568. Die Feinde des spanischen Königs haben diesen Vorfall eifrig ausgebeutet, Philipp zu verleumden und als moralisches Ungeheuer zu malen, und da Philipp selbst die letzten Monate seines Sohns in geheimnisvolles Dunkel eingehüllt, hatte die Phantasie alle Freiheit, ihn zum Mörder des Sohns zu machen. Über die Motive des Zerwürfnisses zwischen Vater und Sohn wurden die verschiedensten Ansichten geäußert. Einige haben die Hauptursache desselben darin finden wollen, daß sich jener mit Elisabeth, der Tochter Heinrichs II. von Frankreich, vermählt habe, welche dem Prinzen schon 1556 zugesagt und von demselben leidenschaftlich geliebt worden sei. Andre Schriftsteller stellen ihn auch als einen Freund der Niederländer und einen Feind der despotischen Regierungsgrundsätze seines Vaters, namentlich auch der Inquisition, dar. Noch andre Berichterstatter hielten ihn eines selbständigen Urteils gar nicht für fähig. Am meisten Beifall fand die Version, welche Saint-Real (»Don Carlos; nouvelle historique«, 1672) vortrug; sie wurde allgemein geglaubt und diente auch Schiller als Stoffsammlung für sein ergreifendes Drama »Don Karlos«. Erschüttert wurde die Glaubwürdigkeit dieser Fabel 1817 durch den Spanier Llorente und 1829 durch Ranke (»Wiener Jahrbücher der Litteratur«, Bd. 46). Seitdem wurde viel über dies Problem geschrieben. Das wichtigste archivalische Material verdankt man Gachard (»Don Carlos et Philippe II«, 2. Aufl., Par. 1867). Neue Aufschlüsse fügte Maurenbrecher hinzu (in Sybels »Historischer Zeitschrift« 1864 u. 1874 und in den »Grenzboten«, Oktober 1874). Eine abweichende Ansicht hat neuerdings A. Schmidt vertreten (»Epochen und Katastrophen«, Berl. 1874), ein geistreicher, aber unkritischer Versuch, der Maurenbrechers Ergebnisse, daß K. körperlich und geistig unfähig, durch eigne Schuld zu Grunde gegangen sei, nicht in Frage stellen dürfte. Vgl. Maurenbrecher, Don Carlos (2. Aufl., Berl. 1876).

[Spanische Prätendenten.] 69) K. Maria Joseph Isidor de Borbon y Borbon, gewöhnlich Don Carlos genannt, zweiter Sohn König Karls IV. von Spanien, geb. 29. März 1788, mußte 1808 zugleich mit seinem ältern Bruder, Ferdinand VII., auf Napoleons I. Befehl auf die Thronfolge Verzicht leisten und dann bis 1814 die Gefangenschaft jenes Prinzen zu Valençay teilen. 1814 kehrte er mit Ferdinand VII. nach Madrid zurück. Da dieser kinderlos blieb, eröffnete sich K. die nächste Aussicht zur Thronfolge, und es scharte sich eine Partei um ihn, welche von dem Prinzen, der unter der Herrschaft des Klerus stand, die Wiederherstellung des Katholizismus in seinem alten Glanz und des absoluten Königtums hoffte. Nicht ohne Grund galt daher der Prinz nach der Wiederherstellung der Konstitution 1820 als das Haupt aller auf jenen Zweck gerichteten geheimen Verschwörungen und Umtriebe. Die Geburt der Infantin Isabella (1830) vernichtete Karls Aussicht auf die Thronfolge, da der König zuvor das Salische Gesetz, welches bloß männliche Erbfolge statuierte, aufgehoben hatte. Als K. gegen diese Bestimmung protestierte, verwies ihn der König erst nach Portugal, sodann nach dem Kirchenstaat. K. versagte jedoch den Gehorsam und ward nach dem am 19. Sept. 1833 erfolgten Tod Ferdinands VII. von seiner Partei, welche von jetzt an den Namen **Karlisten** führte, als rechtmäßiger Herrscher (K. V.) anerkannt. Die Königin-Regentin Christine erklärte ihn daher 16. Okt. für einen Rebellen, und K., der alle Vergleichsvorschläge zurückwies, begab sich im Juni 1834 nach England, kehrte aber schon im folgenden Monat heimlich in das Vaterland zurück und entzündete einen blutigen Bürgerkrieg, den **Karlistenkrieg**, der mit abwechselndem Glück geführt ward, bis K. endlich 1839 auf französischem Boden eine Zuflucht suchte, wo er das Schloß Bourges als Aufenthaltsort angewiesen erhielt und seitdem in halber Gefangenschaft lebte. Erst 18. Mai 1845 entsagte er zu gunsten seines und seiner ersten Gemahlin, der Infantin Maria Franziska von Portugal (gest. 24. Sept. 1834), ältesten Sohns, des Prinzen Karl von Asturien. Unter dem Namen eines Grafen von Molina lebte er seit 1847 zu Triest, wo er 10. März 1855 starb. Er war seit 1838 zum zweitenmal vermählt mit Maria Theresia, Infantin von Portugal (Prinzessin von Beira) und Witwe des Infanten Peter von Spanien.

70) K. Ludwig Maria Ferdinand, Prinz von Asturien (K. VI.), ältester Sohn des vorigen, geb. 31. Jan. 1818, lebte bis 1833 in Madrid, ging mit seinem Vater 1834 nach England, 1835 allein nach Piemont und Salzburg, kehrte 1838 nach Spanien zurück und mußte 1839 ebenfalls seinen Aufenthalt in Bourges nehmen. Nach der Verzichtleistung seines Vaters (1845) nannte er sich **Graf von Montemolin** und vermählte sich 1850 mit Karoline Ferdinande, Schwester des Königs Ferdinand II. von Neapel. 1860 unternahm er mit seinem jüngsten Bruder, Ferdinand, und dem Befehlshaber auf den Balearischen Inseln, Ortega, den er für sich gewonnen, während des spanisch-marokkanischen Kriegs eine Landung an der Ostküste Spaniens bei Tortosa und ließ sich zum König von Spanien ausrufen. Indes fand er gar keinen Anhang, die Soldaten verwei-

71) K. Maria de los Dolores Johann Isidor Joseph Franz, gewöhnlich Don Carlos genannt, geb. 30. März 1848, Sohn des Infanten Johann Karl Maria Isidor, des zweiten Sohns von Karl 69), geb. 15. Mai 1822, und der Prinzessin Maria Beatrix von Modena, trat durch den Verzicht seines Vaters, der durch den Tod seines ältern Bruders, des Grafen Montemolin, 1861 Erbe der Thronansprüche des Don Carlos (Karls V.) geworden, 3. Okt. 1868 in den Besitz der Erbrechte seines Großvaters und nannte sich Herzog von Madrid. 1872, als es König Amadeus nicht gelang, sich auf dem Thron zu befestigen, trat er zuerst als Prätendent auf, indem er als König K. VII. 15. April ein Manifest an die karlistische Partei in Madrid erließ, 2. Mai in Spanien selbst erschien und, von den karlistischen Banden in den baskischen Provinzen empfangen, in Vera einzog. Aber bereits 4. Mai bei Oroquieta von Moriones gänzlich geschlagen, floh er durch den Paß von Roncesvalles nach Frankreich und überließ seinem Bruder, dem Infanten Alfons, die Leitung der karlistischen Scharen. Erst als der Thron Amadeus' 1873 zusammenstürzte, die junge Republik in größte Verwirrung geriet und überall Aufstände ausbrachen, wagte er es, 15. Juni von Bayonne wieder auf spanischem Boden zu erscheinen, wo sich inzwischen sein Anhang in den Nordprovinzen bedeutend gemehrt hatte. Am 2 Aug. beschwor er in Guernica die Fueros der baskischen Provinzen und bemächtigte sich des festen Platzes Estella, den er zu seiner Residenz und zum Mittelpunkt seiner Operationen machte; übrigens hielt er sich von den Kämpfen selbst möglichst fern. Die baskischen Lande, Navarra, Katalonien, Aragonien und Valencia, allerdings mit Ausnahme der großen Städte, waren in seinem Besitz, und seine Guerillas schweiften bis zur Mancha und bis Asturien. Die Klerikalen und Legitimisten in ganz Europa steuerten ihm Geldmittel bei, und bald durch lockende Versprechungen, bald durch Schreckmittel, indem er die Kriegsgefangenen erschießen und die eroberten Städte plündern ließ, suchte er seinem Königtum allgemeine Anerkennung zu verschaffen. Erst als Ende 1874 Alfons XII. zum König ausgerufen worden war, gingen die spanischen Generale ernstlich an die Überwindung der Empörer. Im Mai 1875 begannen Jovellar und Martinez Campos die systematische Säuberung der Provinzen und beschränkten den Karlismus, der übrigens vom Papst und von Frankreich im Stiche gelassen wurde, auf Navarra und die baskischen Provinzen, welche im Februar 1876 durch eine konzentrische Operation der überlegenen Regierungsarmee ebenfalls erobert wurden. Eine Entscheidungsschlacht mied K. und zog es vor, seine Truppen ihres Eides zu entbinden, worauf dieselben 26. Febr. in Pamplona die Waffen streckten. Er selbst flüchtete über die französische Grenze und lebt seitdem im Ausland, von wo aus er die karlistischen Agitationen fortsetzt, wo er aber wegen seines zweifelhaften Lebenswandels und seiner finanziellen Bedrängnis in geringer Achtung steht. Er ist seit 4. Febr. 1867 mit der Tochter des Herzogs Karl III. von Parma, Margarete, vermählt, die ihm auch schon einen »Thronerben«, den Prinzen von Asturien, Infanten Jayme (geb. 27. Juni 1870), geboren hat.

und verteidigte 1713 Landau, mußte aber 20. Aug. kapitulieren. Nachdem er 1712 in Wien zur katholischen Kirche übergetreten, zeichnete er sich im Türkenkrieg bei Peterwardein und Belgrad aus, ward Generalfeldmarschall und 1719 Statthalter von Belgrad und Serbien. Als Herzog Eberhard Ludwig 1733 starb, ward K. sein Nachfolger, nachdem er die evangelische Religion zu schützen versprochen hatte. Da er, seinen kriegerischen Neigungen folgend, mit einem starken Truppenkorps am polnischen Erbfolgekrieg teilnahm, so drückte er das Land mit hohen Steuern, erregte die Unzufriedenheit der Stände und geriet ganz in die Hände des berüchtigten Juden Süß-Oppenheimer, der durch Prägung falschen Geldes und ähnliche Betrügereien die nötigen Geldmittel schaffte. K. starb 12. März 1737.

73) K. Eugen, Herzog von Württemberg, Sohn des vorigen, geb. 11. Febr. 1728 zu Brüssel, folgte seinem Vater 1737 unter Vormundschaft der Herzöge Karl Rudolf und Karl Friedrich, ward aber, nachdem er 1741—44 am Hofe Friedrichs d. Gr. zugebracht, schon im 17. Jahr für mündig erklärt. Die ersten zehn Jahre seiner Regierung waren glücklich, da er die Leitung der Geschäfte meist tüchtigen Ministern überließ. Aber als Rieger und Montmartin Einfluß bei K. erlangten und auf gewaltthätigste Weise die Geldmittel beschafften, überließ er sich ganz seinem Hang zu Pracht, Verschwendung und sinnlichem Genuß und seiner Vorliebe für das Militärwesen. In französischem Sold nahm er am Siebenjährigen Kriege gegen Preußen teil, ohne jedoch Lorbeeren zu ernten, und hielt auch nach dem Krieg sein Heer in der Stärke von 14,000 Mann. Sein Hof war einer der glänzendsten in Europa. Unsinnige Summen wurden auf Festen, großartigen Jagden und den Reisen nach Venedig vergeudet. Durch Erpressungen, Ämterverkauf, Zwangsanleihen, Monopole, das Lotto u. a. wurden ungeheure Summen beschafft, genügten aber dennoch nicht dem Bedürfnis. Alle Klagen und Bitten der Stände an den Reichshofrat in Wien um Abhilfe gegen den materiellen wie sittlichen Ruin des Landes blieben unerhört, da K. im Siebenjährigen Krieg auf die Seite der Kaiserin getreten war. Auch durch die Verfolgung J. J. Mosers (s. d.) und des Dichters Schubart (s. d.) machte sich K. sehr unvorteilhaft bekannt. Des Urteils vom Reichshofrat, daß der Herzog sich binnen zwei Monaten mit den Ständen zu vereinigen habe, spottete K. bis zum Abschluß des sogen. Erbvertrags 1770. Im J. 1748 vermählte er sich mit Elisabeth Friederike Sophie von Baireuth, welche sich aber schon 1756 von ihm trennte; sie starb 6. April 1780 in Baireuth. K. wählte 1771 die Frau eines Freiherrn v. Leutrum, Franziska, geb. v. Bernardin, zur Geliebten, die er 1774 zu einer Gräfin von Hohenheim erhob und 1785 heiratete, und hiervon datiert ein vorteilhafter Umschwung in seinem Leben. K. suchte fortan durch manche nützliche Einrichtungen die dem Land geschlagenen Wunden zu heilen. Er sorgte für Veredelung des Weinbaues, hob die Landwirtschaft sowie durch Anlegung von Kunststraßen den Verkehr, erweiterte durch Kauf das Gebiet des Herzogtums und beförderte Kunst und Wissenschaft durch Errichtung der berühmten Karls- [illegible] (s. d.). Die letzten Jahre seines Lebens verlebte

74) K. I. Friedrich Alexander, König von Württemberg, geb. 6. März 1823 zu Stuttgart als der einzige Sohn Wilhelms I. und dessen dritter Gemahlin, Pauline, Herzogin von Württemberg, wurde unter der Leitung des Generals Hardegg erzogen und studierte später in Tübingen und Berlin. Am 13. Juli 1846 vermählte er sich mit der am 11. Sept. 1822 gebornen Tochter des Kaisers Nikolaus, der Großfürstin Olga. Er succedierte seinem Vater 25. Juni 1864, folgte anfangs auch in der auswärtigen Politik den Prinzipien desselben und schloß sich infolgedessen 1866 den Gegnern Preußens an. 1870 erklärte er sich bereitwillig für eine nationale Politik, stellte im deutsch-französischen Krieg seine Truppen unter preußischen Oberbefehl und trat dem Deutschen Reich bei. Im Innern regierte er in stetem Einvernehmen mit dem Landtag.

Karlburg (ungar. Oroszvár), Dorf im ungar. Komitat Wieselburg, an der Donau, mit prachtvollem gräflich Henckelschen Schloß, Park, berühmtem Rennstall samt Gestüt und (1881) 1885 Einw.

Karldor, frühere braunschweig-wolfenbüttelsche Goldmünze, mit dem Brustbild des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand auf der einen und dem braunschweigischen Roß mit der Devise: »In Recto Decus« auf der andern Seite. Von ihnen gingen 38½ Stück auf die feine Mark.

Karl-Friedrichs-Verdienstorden, Militärischer, am 4. April 1807 von Karl Friedrich, Großherzog von Baden, gestiftet, besteht aus drei Klassen, Großkreuzen, Kommandeuren und Rittern, und war früher mit Einkünften verbunden. Das Ordenskreuz ist achtspitzig, weiß emailliert, der Name des Stifters (C. F.) im rot emaillierten Schild, mit der Umschrift im blauen Ring: »Für Badens Ehr'« und auf der Rückseite ein silberner Greif, einen Schild mit dem badischen Schrägbalken in der linken und ein Schwert in der rechten Pranke haltend. Um das Kreuz schlingt sich ein Lorbeerkranz, und das Ganze überragt eine Krone. Von den Großkreuzen wird es an einem breiten gelben, rot geränderten Band von der Linken zur Rechten und von ihnen wie von den Komturen mit Generalsrang auf der linken Brust ein silberner Stern getragen, dessen Mittelschild den Greif enthält. Bei den Kommandeuren hängt das Kreuz um den Hals, bei den Rittern im Knopfloch. Mit dem Orden ist eine goldene und eine silberne Medaille verbunden.

Karli, Name eines berühmten buddhistischen Höhlentempels aus dem zweiten christlichen Jahrhundert, im westlichen Indien (Präsidentschaft Bombay) in 18° 45' nördl. Br. und 73° 31' östl. L. v. Gr. Der Eingang liegt 771 m ü. M., der Berg erhebt sich darüber noch 300 m. Die Vorhalle enthält interessante Skulpturen und hohe Säulen. Vor derselben befindet sich die kolossale Löwensäule, so genannt nach den vier Löwen, welche das Kapitäl krönen. Der Eingang zum Tempel ist sehr breit, und das durch eine Öffnung über demselben hereinfallende Licht trifft den Altar oder Reliquienschrein (Chaitya). Die ganze Halle ist 13,8 m lang und 7,9 m breit. Sie besteht aus einem Hauptschiff und zwei Seitenschiffen, welche durch je 16 Säulen von dem Hauptschiff getrennt sind. Jede dieser Säulen hat eine große Basis, einen achteckigen Schaft und ein reichverziertes Kapitäl in

Karlisten, in Spanien die Anhänger der beiden Don Carlos (s. Karl 69 u. 71) in den Karlistenkriegen von 1834—39 und von 1872—76.

Karlmann, 1) Sohn Karl Martells und der Chrotrudis, älterer Bruder Pippins des Kleinen, teilte sich nach seines Vaters Tod (741) mit Pippin in die Verwaltung des fränkischen Reichs und erhielt Austrasien nebst Alemannien und Thüringen, kämpfte mit Glück gegen innere und äußere Feinde, legte aber 747 seine Gewalt zu gunsten seines Sohns Drogo nieder. Dann gründete er auf dem Berg Soracte bei Rom zu Ehren des heil. Silvester ein Kloster und zog sich darauf in das Benediktinerkloster auf dem Monte Cassino zurück. Als Pippin 754, dem Ruf des Papstes Stephan III. folgend, nach Italien zog, befand sich K. auf dem Weg nach Gallien, um auf Bitten König Aistulfs den gegen diesen gerichteten Zug zu hintertreiben. Er fand den Bruder nicht mehr und begab sich in ein Kloster zu Vienne, wo er 17. Aug. 754 am Fieber starb. Seine Söhne wurden von Pippin einem Kloster übergeben.

2) Pippins des Kleinen jüngerer Sohn, geb. 751, ward 754 nebst seinem Bruder Karl d. Gr. vom Papste Stephan III. zum König der Franken gesalbt, erhielt nach des Vaters Tod bei der Teilung mit Karl (768) Burgund, Provence, Septimanien, Elsaß, Alemannien und das östliche Aquitanien und stand seinem Bruder im Kampf gegen den Herzog Hunald von Aquitanien bei. Bevor die nach Verstoßung der Desiderata eintretende Verstimmung Karlmanns gegen seinen Bruder dem fränkischen Reiche gefährlich wurde, starb K. 4. Dez. 771 in Samoussy und ward zu Reims begraben. Da die fränkischen Großen mit Übergehung seiner Söhne sein Reich Karl d. Gr. übertrugen, flüchtete Karlmanns Witwe Gerberga (Giberga) mit denselben nach Italien zu König Desiderius. Nach der Eroberung des Langobardenreichs 774 endeten Gerberga und ihre Kinder in einem Kloster.

3) Ludwigs des Deutschen und der Hemma ältester Sohn, geboren um 828, erhielt 856 die Verwaltung der bayrischen Marken, empörte sich 861 im Einverständnis mit dem Herzog Rastislaw von Mähren gegen den Vater, unterwarf sich schon 862, empfing aber seine Herrschaft erst 865 zurück. Persönlich tapfer, führte er 869—874 zum Teil erfolgreiche Kämpfe gegen Mähren, nahm 870 Rastislaw gefangen und unterwarf sein Land, mußte sich aber infolge des energischen Widerstandes von seiten Swatopluks, des Neffen des Genannten, mit der Oberherrschaft über Mähren begnügen (874). Von seinem Oheim, Kaiser Ludwig II., 872 zum Erben Italiens bestimmt, erwarb er dies Land erst im September 877, nachdem er Karl den Kahlen aus der Lombardei vertrieben hatte. Inzwischen hatte er nach des Vaters Tode durch die Teilung im Ries (November 876) Bayern mit seinen Marken als Königreich empfangen. Seine Ehe mit einer Tochter des böhmischen Markgrafen Ernst war kinderlos; doch wurde ihm von Liutswinda ein unehelicher Sohn, Arnulf, geboren. Seit jenem Zug nach Italien war Karlmanns kräftiger Körper von Siechtum befallen, und da Arnulf illegitim war, bestimmte der Vater 879 seinen Brüdern Ludwig dem jüngern und Karl dem Dicken die Nachfolge in Bayern und Italien. Er starb 22. Sept. 880 in Ötting, von seinen Unterthanen sehr betrauert. Vgl. Dümmler, Geschichte des ostfränk. hen Reichs (Berl. 1862—65, 2 Bde.).

Karlmeinet, s. Karlssage.

Karloskop, s. Kaleidoskop.

Karlovac (spr. -wah), Stadt, s. Karlstadt 2).

Karlowitz, Stadt im kroatisch-slawon. Komitat Syrmien, am rechten Donauufer und am Fuß der Fruska Gora, ist Sitz eines griechisch-oriental. Erzbischofs (Patriarchen), mit griechischer Kathedrale, röm.-kath. Kirche, erzbischöflichem Palais und (1881) 4916 Einw., welche Fischfang, Vieh- und Schweinezucht und Handel treiben. K. hat vorzüglichen Weinbau (Karlowitzer Ausbruch und Wermut), ein Spital, ein griechisch-theologisches Seminar, ein Obergymnasium, ein Lyceum und ein Bezirksgericht. K. gewann seine Bedeutung seit der Serbeneinwanderung nach Ungarn, insbesondere als Sitz des griechisch-nichtunierten Erzbischofs und Patriarchen. Es war in den Revolutionsjahren 1848—49 ein Hauptherd des serbischen Aufstandes gegen Ungarn. Historisch berühmt ist die Stadt durch den Karlowitzer Frieden, der am 26. Jan. 1699 (auf einer Anhöhe, wo jetzt die Kirche »Maria Fried« steht) zwischen Österreich, Rußland, Polen und Venedig einerseits und der Pforte anderseits abgeschlossen wurde. Rußland blieb im Besitz von Asow und dem dazu gehörigen Gebiet; Polen erhielt Kamenez, Podolien und die Ukraine zurück und trat dagegen seine Eroberungen in der Moldau ab; Österreich erhielt Siebenbürgen und die Landschaft Baczka zwischen Theiß und Donau, während die Pforte im Besitz der Festung Temesvár verbleiben sollte; Ungarns Grenze wurde gegen O. durch eine Linie von dem Ausfluß der Maros bis an die Mündung der Bossutin in die Save bestimmt. Venedig behielt Morea bis an den Isthmus, Santa Maura und Ägina, gab aber Lepanto, Prevesa u. a. an die Pforte zurück; in Dalmatien behielt es sechs eroberte Festungen, ebenso im Archipel die Inseln, welche es vor dem Krieg besessen hatte. Dieser Friedensschluß gab Österreich fast alles zurück, was die Pforte in zwei Jahrhunderten erobert hatte, und bildete später meist die Grundlage der Verträge zwischen Österreich und der Türkei.

Karlsbad, Stadt im nordwestlichen Böhmen, 374 m ü. M., an der Tepl unfern ihres Einflusses in die Eger, in einem engen, romantischen, von waldbekränzten Bergen umschlossenen Thal, an der Prag-Egerer Eisenbahn, einer der berühmtesten Badeorte Europas, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, eines Bezirksgerichts und eines Hauptzollamts und hat (1880) 10,579 Einw. Die Häuser verzweigen sich in drei Thäler und sind von dem Hammerberg, dem Hirschensprung, dem Dreikreuzberg mit der König Otto-Höhe und dem Laurenziberg so umgeben, daß sie an den Wänden der Berge zu hängen scheinen. Die schönste Straße ist die sogen. Alte Wiese, links an der Tepl, der Sammelplatz der eleganten Welt, auf der einen Seite mit Häusern, auf der andern mit einem Bazar und Bäumen besetzt, oberhalb in die Puppschen Anlagen auslaufend; ihr gegenüber am rechten Flußufer liegt die Neue Wiese. Die Stadt hat schöne Gebäude, darunter die Mühlbrunnkolonnade, einen schönen Säulenbau, die Sprudelkolonnade, eine leichte Eisenkonstruktion mit der Büste des um die wissenschaftliche Erforschung von K. verdienten, 1792 verstorbenen Arztes D. Becher, das Kurhaus und das neue schöne Theater, mehrere Spitäler und Wohlthätigkeitsanstalten und besitzt regen Gewerbfleiß, der sich besonders auf Sprudelsteinverarbeitung (s. unten), Radierei, Goldschmied- und Juwelierarbeit, Likörerzeugung (Karlsbader Bitter) 2c. erstreckt. Für die keramische Industrie, insbesondere die Porzellanfabrikation, bildet K. einen Mittelpunkt. In der Umgebung wird vorzügliche Kaolinerde gewonnen und bestehen 15 Porzellanfabriken; in der

Stadt selbst befindet sich eine Fachschule für die keramische Industrie. Während der Saison wird lebhafter Handel, namentlich mit Porzellan- und Glaswaren, Spitzen und Stickereien, betrieben. Förderungsmittel des Handels sind die in K. bestehende Bankfiliale und Sparkasse. Im Stadtgarten befindet sich seit 1858 das Standbild Kaiser Karls IV.

Die Thermen von K., 17 an der Zahl, sind heiße alkalische Glaubersalzquellen, bereits seit dem 14. Jahrh. im Gebrauch, und unterscheiden sich voneinander wesentlich nur durch den höhern oder geringern Grad der Temperatur und durch den verschiedenen Gehalt an Kohlensäure. Die älteste und wichtigste Quelle ist der Sprudel, am rechten Ufer der Tepl, mitten in der Stadt. Er hat eine Temperatur von 73° C. und springt stoßweise in Mannsdicke 1 m hoch empor; die Wassermenge, die er liefert, beträgt 23 hl in der Minute. (Bei dem Erdbeben, welches 1755 Lissabon zerstörte, blieb der Sprudel drei Tage lang aus.) Die andern Quellen, an Temperatur wie an Ergiebigkeit geringer, sind: der Bernhardsbrunnen, 1784 zuerst erschienen, mit 64° C. und 5 Lit. Erguß; die Kurhausquelle, mit 65° C. und 11 L. Wasser; der Neubrunnen, mit 59° C. und 6 L. Wasser; die Felsenquelle, mit 58° und 3 L. Wasserzufluß, und der Schloßbrunnen, auf dem Schloßberg, mit 52° C. und 10,8 L. Wassermenge; der Mühlbrunnen, mit 50° C. und 8,8 L. Wasserzufluß, nebst dem Sprudel die am meisten benutzte Quelle; der Theresienbrunnen, mit 59° C. und 12 L. Erguß; der Marktbrunnen (Ferdinandsquelle), mit 43° C. und 5 L. Wasser; die Kaiserquelle, mit 41° C. und 3 L. Wasser, und die Elisabethquelle, mit 44° C. und 4,7 L. Wasserzufluß in der Minute. Das Wasser hat weder Geruch noch Farbe und einen schwach salzigen und säuerlichen, jedoch nicht unangenehmen Geschmack. An der Luft zersetzt es sich nach kurzer Zeit, indem es kohlensauren Kalk fallen läßt; in Gefäßen gut verschlossen, kann es hingegen lange aufgehoben werden, ohne wesentlich an seinem Gehalt zu verlieren. Das spezifische Gewicht des Wassers beträgt nach der Bestimmung von Berzelius 1,004. Die erste Analyse der Karlsbader Quellen wurde 1789 von D. Becher gemacht; später wurden sie von Klaproth, Reuß, Berzelius, Steinmann, Hlasiwetz, H. Gött, Ragsky u. Ludwig chemisch untersucht. Nach des letztern Analyse (1879) sind enthalten in 10,000 g Wasser:

Bestandteile	Sprudel	Mühlbrunnen	Schloßbrunnen
	Gramm	Gramm	Gramm
Kohlensaures Eisenoxydul	0,030	0,028	0,001
" Manganoxydul	0,006	—	—
Kohlensaure Magnesia	1,665	1,613	1,615
Kohlensaurer Kalk	3,214	3,266	3,337
" Strontian	0,004	0,004	0,004
Kohlensaures Lithion	0,123	0,118	0,136
" Natron	12,850	12,790	12,278
Schwefelsaures Kali	1,862	1,888	1,630
" Natron	24,053	23,811	23,158
Chlornatrium	10,418	10,268	10,047
Fluornatrium	0,051	0,046	0,046
Borsaures Natron	0,040	0,039	0,038
Phosphorsaurer Kalk	0,007	0,006	0,004
Aluminiumoxyd	0,004	0,005	0,008
	[illegible]	[illegible]	[illegible]

Das Wasser der Quellen setzt in Berührung mit der Luft kohlensauren Kalk ab, welcher mit der Zeit erhärtet und zuletzt die Härte eines Steins erreicht, der, geschliffen und poliert, zu allerlei niedlichen Gegenständen verarbeitet wird. Aus diesem Niederschlag des heißen Wassers, dem Sprudelstein (Kalksinter von teils weißer, teils brauner, ins Graue und Grünlichgelbe spielender Farbe), hat sich im Lauf der Jahrhunderte eine feste Gesteinsdecke, die Sprudelschale, gebildet, auf welcher ein großer Teil der Stadt steht. Die Öffnungen, durch welche die Dämpfe und Wasser ausgestoßen werden, müssen alle Vierteljahre gereinigt werden, weil sie durch die Inkrustationen sonst verstopft würden, in welchem Fall dann gewaltsame Durchbrüche an andern Stellen zu befürchten sind, sogen. »Sprudelausbrüche«, wie z. B. die Hygieiaquelle 1819 infolge eines solchen Sprudelausbruchs entstanden ist.

Die Hauptwirkung des Karlsbader Wassers ist die umstimmende, es wirkt daher keineswegs vorzugsweise purgierend, sondern mehr auflösend. Eine andre nicht minder wichtige Wirkung desselben ist die diuretische. Der Hauptherd der Krankheitsformen, gegen welche das Karlsbader Wasser mit Erfolg angewendet wird, ist der Unterleib mit seinen Organen, und zwar sind es die chronischen Fälle, die am sichersten geheilt oder gebessert werden. Die mannigfachen chronischen Leiden des Magens, die Anschwellungen und Verhärtungen der Leber und Milz, die Krankheiten der Nieren und der Harnblase, insbesondere Blasenkatarrh und Nierensteine, die verschiedenen Hautübel, ferner Gicht, Hämorrhoiden, chronischer Darmkatarrh, chronische Entzündung der Gebärmutter und der Vorsteherdrüse &c. finden im Gebrauch des Karlsbader Wassers ihre vorzugsweise Heilung. Es wird sowohl zum Trinken und Baden als auch zu Umschlägen und Einspritzungen angewendet. Man trinkt des Morgens 3—6 Becher und gebraucht sowohl Mineralwasser- und Dampfbäder als auch mit vielem Erfolg Moorbäder, zu denen die Schlammerde dem Franzensbader Moorlager entnommen wird. Von Wichtigkeit sind auch die Quellenprodukte von K. und zwar das Sprudelsalz, welches durch Abdampfung der Sprudelquelle, und die Sprudelseife, welche als Erzeugnis aus den Sprudelsalzlaugen gewonnen wird. Die Zahl der jährlichen Kurgäste Karlsbads, welche sich 1756 erst auf 134 Familien belief, ist seither fortwährend gestiegen und betrug in den letzten Jahren 20,000 Parteien mit 26,000 Personen. Die jährliche Versendung an Karlsbader Mineralwasser beträgt über 1 Mill. Flaschen und Krüge, an Sprudelsalz und Sprudelseife über 23,000 kg. Außer den erwähnten Thermalquellen sind auch mehrere kalte Mineralquellen in der Umgebung von K. bemerkenswert, als: der Rote Säuerling bei Drahowitz, der Cambridgesäuerling bei der Cambridgesäule links an der Tepl und der Säuerling bei der Dorotheenau (Sauerbrunn) sowie die 1853 unweit des Einflusses der Tepl in die Eger aufgefundene eisenhaltige Quelle von 10° C. (Neue Eisenquelle). Die großartige Gebirgsnatur in der Umgebung der Stadt ist durch eine Menge künstlicher Anlagen zugänglich gemacht, und die Berge bieten die schönsten Aussichten auf das Thal der Tepl, einige

Gießhübel (s. d.), Birkenhammer, Dallwitz, Fischern (diese 3 Orte mit Porzellanfabriken, der letztgenannte, die eigentliche Fabrikvorstadt von K., auch mit Fabriken für Emailösen, Metallkapseln, eiserne Möbel und Zündhölzchen, Kaolinschlämmerei u. 3411 Einw.), der Hans Heiling-Felsen, die Ruine Engelhaus u. a. Die älteste Urkunde über K. datiert von 1325. Man kennt von ihr zwar nur den Titel: »König Johanns Privilegium oder Breve testatum und Lehenbrief über den Tiergarten sub anno 1325«; doch stellt es sich hiernach als bloße Sage heraus, daß K. durch Karl IV. auf einer Hirschjagd 1347 entdeckt worden sei. Dagegen ließ dieser Kaiser nach vollendeter glücklicher Heilung seiner bei Crécy erhaltenen Wunden 1358 ein festes Schloß bei der Quelle erbauen, und der um dasselbe bald entstehende Ort erhielt bereits 1370 städtische Rechte. Kaiser Joseph I. erhob K. zur königlichen Freistadt. Schon 1531 hatte Graf Albrecht Schlik das erste Armenhospital in K. erbaut; 1762 ließ Maria Theresia das Bade- und Trinkhaus am Mühlbrunnen aufführen, und 1812 wurde aus einer Schenkung des Grafen Kinsky das Badehaus und Hospital für arme Kurgäste am Spitalbrunnen errichtet. Bis 1520 wurde in K. nur gebadet; um diese Zeit erst ward es auf Anraten eines Dr. Payer auch zu Trinkkuren verwendet. Auch hat dieser Arzt die erste medizinische Abhandlung über K. 1522 drucken lassen. Unter seinen größten Wohlthätern nennt K. den schottischen Lord Jakob Ogilvi, Grafen von Findlater, der K. mehr als 20mal besuchte und jeden Besuch mit Anlegung eines Gebäudes, einer Straße, eines Spaziergangs 2c. bezeichnete. In späterer Zeit gründete dort der Dichter und Erzbischof Ladislaus Pyrker ein Hospital, namentlich für arme Offiziere. Vgl. Hochstetter, K., seine geognostischen Verhältnisse und seine Quellen (Karlsbad 1856); Hlawacek, K. in geschichtlicher, medizinischer und topographischer Beziehung (14. Aufl., das. 1884); Kraus, Ärztlicher Rat für den Kurgebrauch in K. (9. Aufl., das. 1882); Fleckles, Der Karlsbader Kurgast (das. 1880); Sorger, Die wichtigsten Punkte der Diätetik während einer Karlsbader Kur (9. Aufl., das. 1884); Jaworski, Wirkungen des Karlsbader Thermalwassers (Leipz. 1885); Pröll, Geschichte der königl. Stadt K (das. 1883); Löw, Chronik von K. (das. 1874).

Karlsbader Beschlüsse, die von dem zu Karlsbad abgehaltenen deutschen Ministerkongreß (Karlsbader Konferenzen 6.—31. Aug. 1819) verabredeten und 20. Sept. vom deutschen Bundestag angenommenen Beschlüsse, welche gegen die Freiheit der Universitäten (Überwachung der Lehrer, der Disziplin und der Studierenden durch besondere Kuratoren), gegen die Freiheit der Presse (strenge Zensur aller nicht über 20 Bogen starken Schriften), gegen die freisinnige Auslegung des Art. 13 der Bundesakte über die landständischen Verfassungen in den deutschen Bundesstaaten (Aufrechthaltung des monarchischen Prinzips) gerichtet waren und zur Untersuchung »des Ursprungs und der mannigfachen Verzweigungen der gegen die bestehende Verfassung und innere Ruhe sowohl des ganzen Bundes als einzelner Bundesstaaten gerichteten revolutionären Umtriebe und demagogischen Verbindungen« eine Zentral-Untersuchungskommission niedersetzten. Sie wirkten besonders durch die sogen. Demagogenverfolgungen auf die politische Entwickelung des deutschen Volkes höchst nachteilig, indem sie den Aufschwung, den dasselbe seit den Freiheitskriegen genommen, völlig lähmten und Mißtrauen und Unzufriedenheit großzogen. Am 2. April 1848 hob der Bundestag, vom Vorparlament dazu genötigt, diese wie alle andern Ausnahmebeschlüsse wieder auf. Vgl. Ägidi, Aus dem Jahr 1819 (2. Aufl., Hamb. 1861).

Karlsbader Salz (Sal Carolinum factitium), Salzgemisch, aus 22 Teilen trocknem schwefelsauren Natron, 1 Teil schwefelsaurem Kali, 18 Teilen doppeltkohlensaurem Natron und 9 Teilen Kochsalz; dient als Abführmittel.

Karlsberg, Berg der pommerschen Seenplatte, bei Oliva, 94 m hoch, mit Aussicht auf das Meer und das durch Hammerwerke belebte Schwabenthal.

Karlsborg, Festung im schwed. Län Skaraborg, auf der Felsenspitze Vanäs an der Westseite des Wettersees, an der Götakanallinie und einem Zweig der Eisenbahn Stockholm-Gotenburg, mit (1880) 1552 Einw., 1820 angelegt, aber noch unvollendet; ist bestimmt, die wichtigste Zentralfestung des Reichs zu werden.

Karlsbrunn, Badeort in Österreichisch-Schlesien, Bezirkshauptmannschaft Freudenthal, in einem romantischen Waldthal am Fuß des Altvaters gelegen, mit neun starken kohlensauren und eisenhaltigen Mineralquellen. Vgl. Steinschneider, Der Kurort K. (Wien 1875).

Karlsburg (früher Weißenburg, ung. Gyula-Fehérvár, rumän. Belgrad, röm. Alba Julia), königliche Freistadt und Festung im ungar. Komitat Unterweißenburg (Siebenbürgen), unweit der Maros, Station der Ungarischen Staatsbahnlinie Arad-Tövis und Sitz des römisch-kath. Bischofs von Siebenbürgen, besteht aus der Unterstadt mit mehreren Kirchen und der Festung K., in welcher sich die schöne Kathedrale St. Michael (ursprünglich im spätromanischen Stil des 13. Jahrh. erbaut und später in gotischem Stil erweitert) mit vielen Grabmälern siebenbürgischer Fürsten, der Bischofspalast, der neue Offizierspavillon, die Artilleriekaserne mit Waffensammlung, das Batthyáneum mit Sternwarte, einer an Inkunabeln reichen Bibliothek, Münz-, Antiken- und Mineraliensammlung 2c. befinden. K. hat (1881) 7338 Einw., die Acker- und Weinbau und Viehzucht betreiben, mehrere Fabriken, 2 Klöster, ein bischöfliches Obergymnasium, ein Seminar, einige öffentliche Anstalten und ist Sitz eines Gerichtshofs. Früher bestand hier auch ein Münzamt. — Die Stadt K. steht an der Stelle der römischen Kolonie Apulum, aus deren Ruinen zahlreiche Denkmäler zu Tage gefördert wurden, und war die Residenz des Fürsten Gabriel Bethlen. Die Festung wurde 1715—38 unter Kaiser Karl VI. nach dem Plan des Prinzen Eugen von Savoyen gebaut. 1849 wurde sie fünf Monate lang gegen Bem verteidigt und 12. Aug. durch den russischen General Lüders entsetzt.

Karlsdistel, s. Carlina.

Karlsfeld, Flecken in der sächs. Kreishauptmannschaft Zwickau, Amtshauptmannschaft Schwarzenberg, in der rauhesten Gegend des sogen. Sächsischen Sibirien, unfern Eibenstock, an der Wiltsch, hat Schneidemühlen, Fabriken für Hohlglas, Harmoniken, Wanduhren, Holzstoff und Holzpappe und mit den Orten Weiterswiese, Blechhammer, Wiltschhaus und Wiesenhaus (1885) 1646 evang. Einwohner. K. wurde 1678 von dem Grubenherrn Schnorr (Schnorr von Carolsfeld) als Eisenwerk gegründet. In der Nähe das große, botanisch merkwürdige Torflager Granichsee.

Karlshafen, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Kassel, Kreis Hofgeismar, an der Mündung der Diemel in die Weser und an den Linien Hümme-K. und Soest-Nordhausen der Preußischen Staatsbahn, hat ein Amtsgericht, eine Oberförsterei, ein Solbad, be-

deutende Tabaks- und Zigarren- sowie Thonwaren- und Faßfabrikation, Sandsteinschleiferei, Ausbeute von Platten- und Basaltpflastersteinen, Schiffahrt, Speditionshandel, einen Hafen und (1885) 1600 meist evang. Einwohner. K. ward 1699 durch den Landgrafen Karl an Stelle des Dorfs Syburg angelegt. Nahebei die gut erhaltene Ruine Krukenburg.

Karlshall, Salzwerk, s. Kreuznach.

Karlshamn, Seestadt im schwed. Län Karlskrona, an der Mündung des Mieå in die Ostsee und an der Eisenbahn K.-Wislanda, mit befestigtem Hafen, Navigationsschule, einer Schiffswerfte, Industrie in Tabak, Sprit, Leder, Handel (Ausfuhr von Holzwaren, Branntwein, Heringen, Teer) und (1883) 6529 Einw. 1883 liefen vom Ausland 744 Schiffe von 52,570 Ton. ein, und 798 Schiffe von 44,354 T. liefen dorthin aus. K. ist Sitz eines deutschen Konsuls.

Karls Herz, Sternbild in der Gegend des Halsbandes der Jagdhunde, von Halley zu Ehren Karls II. von England so benannt, hat nur Sterne zweiter Größe.

Karlskrona, befestigte Seestadt und Kriegshafen an der Südküste Schwedens, Hauptort des Läns K.



Situationsplan von Karlskrona.

oder Blekinge (s. d.), an der Bahn K.-Wexiö, liegt auf fünf Felseninseln, die durch Brücken mit dem Festland verbunden sind, hat breite, äußerst reinliche, etwas abhängige Straßen und mehr Häuser von Stein als Schwedens Großstädte, 3 Kirchen, ein Theater und (1885) 19,127 Einw. Der weite, sichere Hafen kann mehr als 100 Schiffe fassen; sein Eingang wird durch die Kastelle Drottningskär, Kungsholm u. a. verteidigt. Die in Granit gehauenen Docks sind ein bewunderungswürdiges Werk. Außerdem hat K. große Werften, Arsenale, eine Modellsammlung, eine Schiffahrtsschule und ein Seehospital, Ankerschmieden, Tabaks-, Tuch-, Hut- und Zündhölzerfabriken. Ausfuhrartikel sind: Holzwaren, Teer, Eisen, Pottasche, Talg und Bausteine. 1883 liefen 476 Schiffe von 71,904 Ton. ein, und 427 Schiffe von 60,397 T. liefen aus. Mit Trinkwasser wird die Stadt seit neuerer Zeit durch eine Wasserleitung versehen, welche dasselbe von dem 8 km entfernten Dorf Lyckeby herbeischafft. K. wurde 1680 von Karl XI. als Hauptstation der schwedischen Flotte angelegt, es ist Sitz eines deutschen Konsuls. Vgl. vorstehendes Situationskärtchen.

Karlsmarkt, Flecken im preuß. Regierungsbezirk Breslau, Kreis Brieg, an der Mündung der Murow in die Stober, hat eine evangelische und eine kath. Pfarrkirche, eine königliche Domäne, eine Dampfschneidemühle, Spiritusbrennerei, durch den Pfarrer Dzierzon (s. d.) begründete bedeutende Bienenzucht und (1885) 901 meist evang. Einwohner.

Karlsorden, 1) Karls des Heiligen Orden, gestiftet von Karl III. von Monaco 15. März 1858, zur Belohnung des Verdienstes, mit den Graden der Ehrenlegion. Die Dekoration ist ein goldenes, gekröntes, vierarmiges, weiß emailliertes Kreuz mit roten Rändern und Goldknöpfen. Im roten Mittelavers stehen zwei gekreuzte und gekrönte C mit der Umschrift: »Princeps et patria«, hinten die roten und weißen Ranken mit der Umschrift: »Deo juvante«. Durch die Arme zieht sich ein Lorbeer- u. Olivenkranz. Auf dem achtstrahligen Silberstern der beiden ersten Klassen liegt das Kreuz. Das Band ist rot und weiß.

2) Karls III. königlicher und ausgezeichneter Orden, span. Orden für Zivil und Militär, gestiftet von Karl III. 19. Sept. 1771 zu Ehren der unbefleckten Empfängnis und zur Belohnung durch Verdienst und Tugend ausgezeichneter spanischer Edelleute, erhielt seine Bestätigung durch Papst Clemens XIV., neue Statuten 1804 durch Karl IV., ward 1808 durch König Joseph Napoleon aufgehoben und 1814 in der alten Verfassung wiederhergestellt. Der Orden hatte 60 Großkreuze und 200 Pensionäre (Ritter) sowie eine unbestimmte Anzahl Überzähliger, welch letztere 18 Jahre, die übrigen 25 Jahre und von Adel sein mußten. Der Orden mußte allein getragen werden. Die Großkreuze hatten, wie noch jetzt, den Titel Exzellenz, und die Pensionen betrugen 4000 Realen. Durch das Dekret vom 26. Juli 1847 wurde der Orden in vier Klassen geteilt: Großkreuze, Komture erster und zweiter Klasse und Ritter. Die Zahl der Großkreuze ist auf 120, die der Komture erster Klasse auf 300 fixiert. Beide Klassen tragen einen Stern zum Kreuz. Dieses, ein achteckiges goldenes Kreuz mit Kugeln und goldenen Lilien zwischen den blau emaillierten, weiß geränderten Flügeln, hat in seinem Mittelschild auf dem Avers die auf silberner Sichel stehende Jungfrau, auf dem Revers die Zahl III mit sich ineinander schlingenden C und auf beiden Seiten die Devise: »Virtuti et merito« als Umschrift. Der Orden hängt an einem Lorbeerkranz und wird an blauem Band getragen. Der Stern gleicht dem Kreuz, ist aber ohne Kranz. Für Großkreuze besteht eine besondere Ordenstracht und für Galatage auch eine goldene Kette aus Löwen, Türmen und Trophäen. Die Pensionen sind aufgehoben. S. Tafel »Orden«, Fig. 24.

3) Karls XIII. Orden, gestiftet 27. Mai 1811 vom König Karl XIII. von Schweden für schwedische Freimaurer vom höchsten Grad, welche denselben auch außer der Loge tragen. Der Orden hat nur eine Klasse (Ritter) und zählt 30 Mitglieder, 27 weltliche und 3 geistliche, welche zwischen den Kommandeuren und Rittern andrer Orden rangieren. Das Ordenszeichen besteht in einem rubinroten, in Gold gefaßten Kreuz mit der Königskrone, dessen Mittelavers zwei C zeigt, welche die Zahl XIII umschließen, während der Revers ein B in goldenem Dreieck darstellt. Das Kreuz wird an rotem Band um den Hals und dazu seit 1822 ein kleineres Kreuz ohne Krone auf der Brust getragen. Der Orden hat eine besondere Tracht. Ordenstag ist der 28. Januar, an welchem sich das Kapitel versammelt und die Ernennungen vorgenommen werden, worauf nach zwei Monaten der Ritterschlag folgt. Das nötige Alter zur Aufnahme ist 36 Jahre. Bedürftige Kinder verstorbener Ritter finden Unterstützung.

Karlsruhe, 1) Haupt- und Residenzstadt des Großherzogtums Baden, im gleichnamigen Kreis, welcher 1527 qkm (27,84 QM.) mit (1885) 286,844 Einw. umfaßt, in der oberrheinischen Tiefebene, 8 km vom Rhein gelegen, 118 m ü. M., Knotenpunkt der Linien Mannheim-Konstanz, Mannheim-K. und K.-Maxau der Badischen Staatsbahn, ist die jüngste Stadtgründung Deutschlands. Die Altstadt umgibt in einem großen Halbkreis das am Saum des Hardtwaldes gelegene Schloß und ist in Gestalt eines Fächers angelegt, indem die Straßen radienförmig vom sogen. Bleiturm des Schlosses ausgehen, quer durchschnitten durch die von O. nach W. ziehende Kaiserstraße. Die Fächerform ist indessen in den neuen Stadtteilen aufgegeben, auch haben die ursprünglichen einstöckigen, hölzernen Häuser fast durchweg zeitgemäßen Bauten Platz gemacht; doch trägt die ganze Stadt, die ihre bauliche Physiognomie besonders dem Architekten Weinbrenner und seinen Schülern verdankt, den Charakter der Regelmäßigkeit und moderner Eleganz. Von den zu gottesdienstlichen Zwecken bestimmten Gebäuden verdienen nur die evang. Stadtkirche Konkordia mit der Fürstengruft, die kath. Stadtkirche zu St. Stephan, die neue kath. Kirche im Stadtteil Mühlburg und die Synagoge Erwähnung. Unter den Profanbauten ist zunächst hervorzuheben das 1751—76 im altfranzösischen Stil erbaute Residenzschloß mit dem großen Marmorsaal und dem Bleiturm. Hinter dem Schloß dehnt sich der Schloßgarten mit dem Denkmal des Dichters Hebel, der Steinhäuserschen Marmorgruppe: Hermann und Dorothea sowie verschiedenen Wasserkünsten aus. Ferner sind zu nennen: der umfang-



Wappen von Karlsruhe.

1851—53 von demselben Architekten aufgeführte Hoftheater, der Wintergarten, das Rathaus mit prachtvollem Treppenhaus und einer Gedächtnistafel der im Krieg von 1870/71 gefallenen Karlsruher, die Gebäude der Generalpost- und der Eisenbahndirektion sowie des Generalkommandos und des kommandierenden Generals des 14. Armeekorps, das Vierortsbad, verschiedene Schulgebäude, die Münze, das Zeughaus, das Fürstenbergsche, Schmiedersche und Douglaspalais u. v. a. Auf dem Festplatz erhielt 1886 K. ein Gebäude von 2640 qm Flächeninhalt, welches zu Ausstellungen, Sommertheater und Zirkusvorstellungen dienen soll. Sanitären Zwecken dienen das städtische Schlachthaus und namentlich die mustergültigen, großartigen Kanalisationsanlagen. Neben den bereits erwähnten Denkmälern sind noch anzuführen: das Kriegerdenkmal (von Volz) und das Standbild des Ministers Winter (von Reich), beide in der Nähe des Hauptbahnhofs, das Sandsteindenkmal des Großherzogs Ludwig und die Pyramide über dem Grab des Gründers der Stadt, Markgrafen Karl Wilhelm, in der Karl Friedrichs-Straße sowie das Standbild Karl Friedrichs (von Schwanthaler) auf dem Schloßplatz. Die Errichtung eines Denkmals für den Dichter V. v. Scheffel steht in Aussicht.

Die Bevölkerung beläuft sich inkl. Stadtteil Mühlburg, welcher K. 1. Januar 1886 einverleibt ward, (1885) mit Garnison (Generalkommando des 14. Armeekorps, Kommando der 28. Division, der 55. Infanterie-, 28. Kavallerie- und 14. Feldartilleriebrigade, einem Grenadierregiment Nr. 109, 4 Eskadrons Dragoner Nr. 22, einem Feldartillerieregiment Nr. 14, einem Trainbataillon Nr. 14) auf 61,066 Seelen, darunter 26,160 Katholiken, 1747 Juden, gegen 49,283 im Jahre 1880. Industrie und Handel sind in lebhaftem Aufschwung begriffen. K. hat eine Münzstätte, eine Silberwarenfabrik, Glaceelederund 2 Nähmaschinenfabriken, eine Erzgießerei, eine Maschinen-, eine Metallpatronen-, eine Zementwaren-, eine Kunstmöbel- und eine Zigarrenfabrik, alle mit über 100 Arbeitern, außerdem Bierbrauereien, Tapeten-, Parfümeriefabrikation &c., eine Reichsbankstelle, Filialen der Badischen und der Rheinischen Kreditbank, die Badische Versorgungsanstalt, 3 Sparkassen und ein Exportmusterlager. Den Verkehr in der Stadt und mit der Nachbarstadt Durlach vermitteln eine Pferde- und eine Straßenbahn. An Bildungsinstituten und Kunststätten besitzt K. eine technische Hochschule, eine Kunstschule, ein Gymnasium, ein Realgymnasium, eine Real-, eine Kunstgewerbe-, eine Baugewerk-, eine Handels- und eine Gewerbeschule, 2 Lehrer- und ein Lehrerinnenseminar, eine Turnlehrerbildungsanstalt, eine Tierarznei-, Obst- und Wiesenbau- und eine landwirtschaftliche Winterschule, ein Hoftheater, ein Konservatorium für Musik, eine Malerinnenschule &c. Bedeutend ist auch die Zahl der Kranken- und sonstigen Wohlthätigkeitsanstalten. Die städtische Verwaltung zählt 3 Bürger-

ersten Platz ein. In der Nähe liegt, zum Stadtgebiet gehörig, die ehemalige Benediktinerabtei Gottesau, jetzt Kaserne, nach N. hin dehnt sich der große, mit Eichen- und Nadelholz bestandene Hardtwald aus. — K. gehört nach Kohls Terminologie unter die »Zufalls- oder Willkürstädte«. Markgraf Karl Wilhelm, auf seine Residenz Durlach erzürnt und ein Verehrer »origineller Einsamkeit«, erbaute sich 1715 mitten im Hardtwald ein Jagdschloß. Nach dem Strich der Windrose wurden 32 Alleen, vom Schloß auslaufend, durch den Wald gehauen und Aufforderungen zur Ansiedelung erlassen. Schon 1719 hatten sich 1994 Menschen dort niedergelassen, welche nach Vorschrift ihre Häuser aus Holz bauen mußten. 1724 wurde das Gymnasium von Durlach nach K. verlegt und 1751 vom Markgrafen Karl Friedrich an der Stelle des Jagdschlosses das jetzige Schloß aus Stein aufgeführt. Immer mehr vergrößerte sich seitdem die Stadt, sie zählte 1812 bereits 13,727 Einw. 1848 und 1849 war K. der Schauplatz erst der Volkserhebung und dann der Gegenrevolution (s. Baden, S. 238 f.). Vgl. »K. im Jahr 1870«, Baugeschichte ꝛc. (illustriert, Text von Scheffel, Karlsr. 1870); Bielefelds »Illustrierter Führer durch K.« (2. Aufl., das. 1885).

2) K. in Schlesien, Flecken im preuß. Regierungsbezirk und Kreis Oppeln, an der Sekundärbahn Oppeln-Namslau, hat ein Amtsgericht, eine evangelische und eine kathol. Pfarrkirche, eine Zwangserziehungsanstalt, ein schönes Schloß mit herrlichem Garten und Parkanlagen, in welchen ein künstlich aufgeschüttetes Gebirge (das »schlesische Siebengebirge«) und ein altes Schloß sich befinden, ein Kiefernadelbad, Waldwolle-, Kiefernadelöl- und Spritfabrikation und (1885) 2360 meist evang. Einwohner. K. ist Majorat des Herzogs von Württemberg. In dem Park ein Denkmal des 1857 hier gestorbenen Herzogs von Württemberg (s. Eugen 7).

Karlssage (Karolingische oder Kerlingsche Sage), der an Karl d. Gr. sich anschließende Sagenkreis, der namentlich in Frankreich, als dessen eigentlich nationaler Held Karl d. Gr. im Mittelalter zu betrachten ist, vielfach epische Behandlung in volksmäßigem Stil erfahren hat. Alle Hauptthaten seines Lebens, seine Kämpfe mit den Sachsen (Wittekind), sein Zug nach Spanien, ferner seine sagenhafte Fahrt nach Konstantinopel und dem Orient, seine sagenhafte Jugend: alles wurde in den wahrscheinlich in Nordfrankreich entstandenen sogen. »Chansons de geste« poetisch gestaltet (s. Französische Litteratur, S. 591 f.). Den meisten Ruhm von allen erlangte die spanische Expedition als »Rolandssage« (s. Roland). Von Frankreich aus verbreiteten sich die Sagen und Epen von Karl d. Gr. nach Holland, England, Skandinavien (»Karlemagnussaga«) und Italien, wo sie später die Dichter der Humanistenzeit (Bojardo, Ariosto ꝛc.) zu kunstepischen Produktionen anregten. Sogar in lateinischer Sprache wurden einzelne Dichtungen der K. nachgebildet. In Deutschland hat die K. weniger Bearbeitung gefunden; die älteste Dichtung ist das »Rolandslied« des Pfaffen Konrad (vor 1139); eine cyklische Bearbeitung, die Karls ganzes Leben auf Grund verschiedener älterer Dichtungen behandelt, ist unter dem Namen »Karlmeinet« (hrsg. von A. v. Keller, Stuttg. 1858; vgl.

tungen wurden im 14. Jahrh. in Prosa aufgelöst zu Romanen und Romancyklen, die man im 16. Jahrh. wiederum zu den Volksbüchern verkürzte, welche die sogen. Bibliothèque bleue ausmachen. Gleicherweise entstanden um diese Zeit die deutschen, der K. angehörigen Erzählungen: Loher u. Maller«, »Die vier Haimonskinder«, »Fierabras« u. a., die sich lange in Ansehen erhielten. In der neuern Dichtung wurden die Sagen von Karl d. Gr. erst wieder durch die Romantiker lebendig. Nachdem Dorothea Schlegel mit ihrer Erneuerung von »Loher und Maller« vorangegangen war, bemächtigte sich Fouqué der K. als seiner besondern Domäne und dichtete die »Romanzen vom Thal Ronceval« (1808), das Schauspiel »Eginhard und Emma« (1811) und das Rittergedicht »Karls d. Gr. Geburt und Jugendjahre« (1816). Die schönste Erneuerung gab Uhland in einer Anzahl feiner Balladen. In der neuesten Litteratur hielten sich die Epiker mit Vorliebe an die K., so Pfarrius in »Karlmann« (1841), O. F. Gruppe in »Kaiser Karl« (1852), Simrock in »Bertha die Spinnerin« (1853), M. M. v. Weber in »Rolands Gralsfahrt« (1852). Vgl. Paris, Histoire poétique de Charlemagne (Par. 1865); P. Meyer, Recherches sur l'épopée française (das. 1867); Gautier, Épopées françaises (2. Aufl., das. 1878–80, 3 Bde.).

Karlsschule, ehemals eine berühmte höhere Lehr- und Erziehungsanstalt in Stuttgart, wurde 1770 vom Herzog Karl Eugen von Württemberg auf der Solitüde als »militärische Pflanzschule« gegründet, 1773 zu einer »Herzoglichen Militärakademie« erweitert und mit der 1761 gegründeten Académie des arts verschmolzen. Nachdem sie 1774 mit einer juristischen, 1775 bei Übersiedelung der Anstalt nach Stuttgart auch mit einer medizinischen Abteilung, 1779 mit einer Abteilung für Handlungswissenschaft« später mit einer »philosophischen Abteilung« als gemeinsame höhere Vorbildungsklassen für alle Berufsarten versehen war, wurde die Anstalt Ende 1781 durch Kaiser Joseph II. als »Hohe K.« (offiziell »Karls Hohe Schule«) zur Universität erhoben, mit sechs Fakultäten: der juristischen, medizinischen, philosophischen, militärischen, ökonomischen und einer der freien Künste (nur die theologische Fakultät fehlte), aber nach des Herzogs Tod von dessen Nachfolger Ludwig Eugen 1794 plötzlich aufgehoben. Bemerkenswert ist die Universalität der Anstalt. Die K. entsprach auf den untern Stufen der Bürgerschule, der Realschule, dem Gymnasium auf den mittlern Stufen den obern Klassen dieser Anstalten und der höhern Handelsschule, auf den höchsten endlich der Kriegsschule, der philosophischen, juristischen, medizinischen, staatswirtschaftlichen und naturwissenschaftlichen Fakultät der Hochschule, der land- und forstwissenschaftlichen Akademie, dem Polytechnikum, der Kunst- und Baugewerkschule, dem Musikkonservatorium, der Theater- und Ballettschule. Was die Wahl des Berufs betrifft, so galt zwar als Grundsatz, daß die Zöglinge und ihre Angehörigen hierin freie Hand haben sollten; doch fehlte es bei dem heftigen Temperament des Herzogs nicht an Eingriffen in die persönliche Freiheit. Bekanntlich war Schiller Zögling der K. 1778–80; andre berühmt gewordene Schüler derselben sind: Cuvier, Dannecker, Zumsteeg,

Karlssteine, s. Gräber, prähistorische.

Karlstad, Hauptstadt des schwed. Läns Wermland, liegt an der Eisenbahn Stockholm-Christiania, auf der vom Klarelf kurz vor seiner Mündung in den Wenersee gebildeten Tingvallaö, ist seit dem Brand von 1865 neu und regelmäßig gebaut und hat (1883) 7737 Einw. Sie ist Sitz eines Bischofs, hat ein Lehrerseminar, eine eisenhaltige Quelle, Industrie in Eisen und Zündhölzern und lebhaften Handel in Holz und Eisen. Ihr Hafen steht mit den Orten am Wenersee und Gotenburg in Dampferverbindung. K. wurde 1584 angelegt.

Karlstadt, 1) Bezirksstadt im bayr. Regierungsbezirk Unterfranken, rechts am Main und an der Linie Treuchtlingen-Aschaffenburg der Bayrischen Staatsbahn, 166 m ü. M., hat eine gotische Pfarrkirche, ein Amtsgericht, ein altes, schönes Rathaus im gotischen Stil, ein Kapuzinerkloster, eine Knabenrettungsanstalt, Obst-, Wein- und Hopfenbau, Schiffahrt und (1885) 2320 meist kathol. Einwohner. K. ist Geburtsort des Bilderstürmers Andreas Bodenstein, genannt Karlstadt (s. d.). Gegenüber die Ruine der 1525 von den Bauern zerstörten Karlsburg. — 2) (Kroat. Karlovac, ungar. Károlyváros) königliche Freistadt und Festung im kroatisch-slawon. Komitat Agram, liegt an der Kulpa, ist Station der Agram-Fiumaner Bahn und Sitz eines griechisch-oriental. Bischofs und Domkapitels, zählt (1881) 5824 Einw. und hat 5 Kirchen, ein Zeughaus, eine Spiritusfabrik, eine Turbinenwalzmühle, ein Bezirksgericht, ein Untergymnasium, eine Unterrealschule und in der Umgebung große Walzmühlen. Als reichste und sehr bedeutende Handelsstadt Kroatiens und Hauptstapelplatz für Bosnien hatte K. früher einen lebhaften Handel mit Hornvieh, Wein, Mehl, Rohprodukten und insbesondere mit Getreide und Holz, ebenso auch Schiffahrt und Schiffbau. Seit Eröffnung der Bahn und den verheerenden Feuersbrünsten hat dieser Verkehr jedoch aufgehört.

Karlstadt, 1) (eigentlich Andreas Rudolf Bodenstein) extremer Reformator, zu Karlstadt in Franken vor 1483 geboren, wirkte, nachdem er sich in Italien gebildet hatte, seit 1504 an der Universität Wittenberg, trat auch 1508 daselbst in den praktischen Kirchendienst. Erst strenger Thomist, wandte er sich 1517 der Lehre Luthers zu, und 1519 bestand er mit Eck auf der Pleißenburg zu Leipzig eine mehrtägige Disputation über die pelagianisch-augustinische Streitfrage, wobei er als Verteidiger des strengsten Augustinismus auftrat. Während Luther auf der Wartburg war, hielt K. am Christfest 1521 das Abendmahl in deutscher Sprache unter beiderlei Gestalt ab, ließ sich jedoch sodann von Schwärmern, die aus Zwickau angekommen waren, zu Störung des Gottesdienstes und zum Zertrümmern der Altäre und Bilder hinreißen. Luther (s. d.) gelang es, den ungestümen Neuerer zur Ordnung zu bringen. Schon 1523 begann K. jedoch in Orlamünde seine Bilderstürmerei von neuem und erklärte sich zugleich gegen Luthers Abendmahlslehre. Als Kurfürst Friedrich der Weise ihn infolgedessen aus seinen Landen verwies, trat K. auch öffentlich als Luthers Gegner auf und veranlaßte dadurch den bekannten Abendmahlsstreit. Der Teilnahme am Bauernkrieg beschuldigt und schwer verfolgt, nahm er gleichwohl wieder zu Luther seine Zuflucht. Durch dessen Vermittelung ward ihm zu Kemberg ein Asyl zu teil, wo er vom Feldbau und Handel lebte. Als er 1528 seine Umtriebe von neuem anfing, mußte er nach der Schweiz fliehen, ward dort nacheinander Pfarrer zu Altstätten im Rheinthal, Diakonus zu Zürich und 1534 Prediger und Professor der Theologie in Basel, wo er zu Weihnachten 1541, allgemein geachtet, starb. Vgl. Jäger, Andreas Bodenstein von K. (Stuttg. 1856). 2) Johann, s. Draconites.

Karlstein (richtiger Karls-Tein, tschech. Karluv Tyn), berühmtes Schloß in der böhmischen Bezirkshauptmannschaft Horzowitz, 17 km südwestlich von Prag, in romantischer Lage auf einem 72 m hohen, steilen Kalkfelsen, oberhalb des Ortes Budnian, unweit der Beraun, mit Station der Böhmischen Westbahn (am jenseitigen Ufer), wurde 1348—56 von Karl IV. erbaut mit der Bestimmung, als Kronfeste Böhmens und Aufbewahrungsort der Reichskleinodien und Staatsarchive zu dienen. Die Burg ist ein merkwürdiges Denkmal mittelalterlicher Baukunst. Das Hauptgebäude besteht aus fünf Geschossen, in deren obern sich die Wohnzimmer Karls IV. und der Audienzsaal befinden. Abgesondert auf dem höchsten Gipfel des Felsens steht der große viereckige Turm, 38 m hoch, 18 m breit, 26 m lang, mit fünf Stockwerken und 4 m dicken Doppelmauern. In diesen Turm, den fünf Wachthäuser umgeben, führt eine mit Fresken aus der böhmischen Legende geschmückte Treppe zu der im dritten Stock befindlichen Kreuzkapelle, wo ehemals die Reichskleinodien verwahrt wurden. Die Wände der Kapelle sind mit altböhmischen Malereien auf Goldgrund (um 1360, von Theoderich von Prag, Wurmser, Mutina) geschmückt. Im Nebengebäude befinden sich Wohnungen und ehemalige Gefängnisse, im zweiten Stock die Marienkirche, ebenfalls mit Wandgemälden geziert. Eine geheime Thür führt von hier in die in der Dicke der Mauer befindliche Katharinenkapelle, deren Wände mit wohlerhaltenen Malereien, Gold und Edelsteinen förmlich bedeckt sind. Hier hielt Karl seine Andachten. Sehenswert ist auch der 155 m tiefe Brunnen. In den Hussitenkriegen wurde die Feste belagert, doch nie erobert. Eine gründliche Restaurierung der schadhaft gewordenen Burg ist beabsichtigt. Vgl. Mikowec, Die königliche Burg K. (Wien 1858).

Karmanien, im Altertum Küstenland des Persischen Meerbusens, nördlich bis zur Oase Isatis (Jezd), mit dem Handelshafen Harmozia (Ormus), dem heutigen Kirman (s. d.) entsprechend. Die Bewohner glichen in Sitte und Lebensweise den Persern.

Karmarsch, Karl, Technolog, geb. 17. Okt. 1803 zu Wien, widmete sich auf dem dortigen polytechnischen Institut zuerst kommerziellen, dann technischen Studien und war 1819—23 Assistent der mechanischen Technologie unter Professor Altmütter, von welchem er im wesentlichen die Grundlage seiner technischen Richtung erhielt. 1830 folgte er einem Ruf nach Hannover zur Gründung und Leitung einer polytechnischen Schule. Er übernahm an derselben die Lehrstühle der mechanischen Technologie und (bis 1840) der theoretischen Chemie, und es waren namentlich seine Vorlesungen, welche das schnelle Aufblühen der Anstalt, die bald einen akademischen Charakter erhielt, verursachten. 1839 ward er Mitglied der Verwaltungskommission der Gewerbeschulen, 1845 Vizepräsident des Gewerbevereins des Königreichs Hannover und 1851 als Abgeordneter der Lehrerkollegien höherer Schulanstalten Mitglied der Ersten Kammer. Eine besondere Thätigkeit entfaltete K. als Mitglied der Preisjuries auf verschiedenen deutschen Industrieausstellungen und auf denen zu London und Paris. Er trat 1875 in den Ruhestand und starb 24. März 1879 in Hannover. K. hat für die mechanische Technologie eine neue und eigentümliche ratio-

nelle Behandlungsweise geschaffen und ist als der Stifter einer neuen Schule anzusehen. Sein »Handbuch der mechanischen Technologie« (Hannov. 1837–1841, 2 Bde.; 5. Aufl., bearbeitet von Hartig, das. 1875–76) ist epochemachend und das Vorbild für viele andre Werke gewesen. Von seinen übrigen Arbeiten sind, außer vielen Beiträgen zur »Technologischen Encyklopädie« von Prechtl, zu welcher er fünf Supplementbände lieferte, zu Hülßes »Maschinenencyklopädie«, Ersch und Grubers »Encyklopädie« und technischen Zeitschriften, zu erwähnen: »Grundriß der Chemie« (Wien 1822); »Einleitung in die mechanischen Lehren der Technologie« (das. 1825, 2 Bde.); »Die polytechnische Schule zu Hannover« (2. Aufl., Hannov. 1856); »Beitrag zur Technik des Münzwesens« (das. 1856); »Technisches Wörterbuch« (mit Heeren, Prag 1843–44, 3 Bde.; 3. Aufl. von Kick und Gintl, 1875 ff.); »Gewerbliches Fragenbuch« (Stuttg. 1867–72, 5 Hefte); »Geschichte der Technologie« (Münch. 1872). Ein Bändchen »Gedichte« erschien nach seinem Tod (Hannov. 1880). 1834–57 redigierte er die »Mitteilungen des Hannöverschen Gewerbevereins« und mit Volz 1844–46 die »Polytechnischen Mitteilungen«. Vgl. »Karl K., ein Lebensbild«, nach seinen hinterlassenen »Erinnerungen« (Hannov. 1880).

Karmath (Hamdam Ebu Aschalk el Karmathi), vorgeblich der siebente Prophet seit Adam und (um 891) Stifter einer mohammedanischen Sekte, der Karmathier. Dieselben hielten auf strenge Sitten und wichen in vielen Stücken vom Koran ab. Aus ihnen gingen die Assassinen (s. d.) hervor.

Karmel (»Baumgarten«, Dschebel Mar Elias), im weitern Sinn der ganze palästinensische Gebirgszug von etwa 50 km Länge, welcher, wohl bewässert und bewaldet, von den Quellen des Kison, südlich neben dem Fluß, in nordwestlicher Richtung hinzieht und an der Südseite des Golfs von Akka mit dem Vorgebirge K. (s. Karte »Palästina«), auf welches der Name oft beschränkt wird, ins Meer fällt. Es steigt zu 570 m Höhe an. Die zahlreichen Klüfte und Höhlen machten das Gebirge im Altertum zum Wohnort der Propheten, später der Einsiedler und Mönche; namentlich war es der Schauplatz der Wunder des Elias, der auf dem Gipfel des Bergs mit den Baalspriestern stritt. Der Orden der Karmeliter (s. d.) hat daselbst sein Stammkloster, das durch den Sammelfleiß eines bei der Zerstörung desselben 1821 übriggebliebenen Mönchs wiederhergestellt wurde und Reisenden gastfreie Aufnahme gewährt. Es liegt auf dem Vorgebirge K., 180 m ü. M.

Karmeliter, Mönchsorden, 1156 auf dem Berg Karmel in Palästina von Berthold, einem Kreuzfahrer aus Kalabrien, nach der Klostersage aber vom jüdischen Propheten Elias (daher Eliä Ordensbrüder) gestiftet. Nach der 1209 vom Patriarchen Albert zu Jerusalem gegebenen Ordensregel müssen die K. in abgesonderten Zellen leben, sich abwechselnd bei Tag und bei Nacht mit Handarbeiten und Gebet beschäftigen, dürfen nichts Eignes besitzen, niemals von der ursprünglichen Strenge ab und erhielten 1431 vom Papst Eugen IV. noch größere Freiheiten, bis sich unter Pius II. die Konventualen oder beschuhten K., welche von diesen Milderungen Gebrauch machten, von den bei der ersten Strenge beharrenden Observanten oder Barfüßer-Karmelitern trennten. Später zerfiel der Orden in viele selbständige Kongregationen mit eignen Regeln, z. B. die Kongregation von Mantua, den Tertiarierorden u. a. Auch hatte er das Amt, die Santa Casa in Loreto (s. d.) zu bewachen. Die Tracht der K. bestand ursprünglich in einer braunen oder dunkelgrauen Kutte und einem weißen, schwarz und braun quergestreiften Mantel, zur Andeutung der auf dem Mantel des heil. Elias entstandenen Brandflecke, wozu in der Folge das graue Skapulier kam. Später ward in mehreren Klöstern der Konventualen die schwarze Farbe herrschend, während die Observanten die dunkelgraue beibehielten. Auch trug man breitkrempige weiße Hüte mit schwarzem Futter. Während des Klostersturms in Frankreich 1880 mußten 176 K. das Land verlassen. Die Karmeliterinnen wurden 1452 von dem Karmelitergeneral Johann Baptist Soreth und zwar nach der ursprünglichen Ordensregel gestiftet.

Karmelitergeist (Karmeliterwasser, Melissenwasser, Spiritus melissae compositus, franz. Eau de mélisse des carmes, Eau des carmes), altes, vom Karmeliterkloster in Nürnberg eingeführtes Riechmittel, besteht aus einem farblosen Destillat (200 Teile) von 150 Teilen Spiritus und 200 Teilen Wasser über 14 Teile Melisse, 12 Teile Zitronenschale, 6 Teile Koriander, 6 Teile Muskatnuß, 3 Teile Zimtkassie und 3 Teile Gewürznelken.

Karmesin (v. arab. kermes« [s. d.], mittellat. carmesinus, franz. cramoisi), Farbenbezeichnung, hoch- und mehr dunkelrot, etwas ins Bläuliche fallend.

Karmesinlack, s. v. w. Karminlack, s. Florentiner Lack; s. auch Rotholzlacke.

Karmin, roter, aus der Kochenille dargestellter Farbstoff, zu dessen Gewinnung man Kochenille mit Regenwasser anhaltend kocht und die klare Flüssigkeit in flachen Porzellangefäßen an der Luft stehen läßt, bis sich der K. abgeschieden hat. Nach Entfernung dieser besten Sorte (3–4 Proz.) scheidet sich bei weiterm Stehen noch etwa halb so viel geringerer K. ab. Die Abscheidung des Karmins wird durch Zusatz von Salzsäure, Kleesalz, Weinstein, Zinnsalz, Alaun ꝛc. begünstigt, doch müssen alle diese Materialien durchaus eisenfrei sein. Die Schönheit des Karmins soll durch Einwirkung von Sonnenlicht bei der Fabrikation gehoben werden. Die Ausscheidung des Karmins beruht auf einer Zersetzung des Kochenillefarbstoffs (Karminsäure) in Karminrot und Zucker, doch verbindet sich das in Wasser lösliche Karminrot wahrscheinlich mit einer tierischen harzigen Substanz und wird dadurch unlöslich. Die Karmine des Handels zeigen verschiedene Nüancen, von denen die hochrote am beliebtesten ist. Leichte Einwirkung von Ammoniak macht ihn violett. K. ist geruch- und geschmack-

ist, gefällt. — Blauer K., s. v. w. Indigkarmin (s. Indigo); brauner K., s. Umbra.

Karmingrün, ein Gemenge von Indigkarmin mit Pikrinsäure oder Gelbholzlack.

Karminhänfling, s. v. w. Leinfink.

Karminlack, s. Florentiner Lack.

Karminsäure (Kokkusrot) $C_{17}H_{18}O_{10}$ findet sich in der Kochenille, vielleicht auch in andern Schildläusen sowie in den Blüten von Monarda didyma, ist purpurfarben, amorph, löslich in Wasser, Alkohol, Salz- und Schwefelsäure, zersetzt sich beim Erhitzen, fällt Alaun auf Zusatz von Ammoniak prachtvoll karminrot und zerfällt bei Behandlung mit verdünnten Säuren in nicht gärungsfähigen Zucker und dunkel purpurrotes, grün glänzendes, in Wasser und Alkohol lösliches Karminrot $C_{11}H_{12}O_7$. Mit Salpetersäure gibt sie Nitrokokkussäure (Trinitrokresotinsäure) $C_8H_5(NO_2)_3O_3+H_2O$. Bei längerer Einwirkung von Ammoniak entsteht ein Amid, welches mit Zinnchlorid keinen ponceauroten Niederschlag, wie K., sondern einen violetten gibt. Diese Verbindung findet sich in der Cochenille ammoniacale.

Karmoisieren (spr. -möa-), s. Edelsteine, S. 314.

Karmoisin (spr. -möa-), s. v. w. Karmesin.

Karmunkau, Herrschaft von 23 Gütern im preuß. Regierungsbezirk Oppeln, Kreis Rosenberg, bildet ein Hausfideikommiß des Königs von Preußen.

Karnabad, Stadt in Ostrumelien, nordöstlich von Jamboli, 220 m ü. M., mit 700 Häusern und ca. 5000 Einw., im 13. Jahrh. Hauptort eines kleinen bulgarischen Tributärstaats.

Kárnak, Dorf in Oberägypten, am rechten Nilufer, den Ruinen des alten Theben gegenüber, mit berühmten, teilweise wohlerhaltenen altägyptischen Tempelbauten, zu denen eine Allee riesiger Widdersphinxe führt. Hervorragend unter den Ruinen sind dee Chonsutempel, die Pylonen in einer Breite von 110 und einer Höhe von 40 m, der Tempel des Ammon-Ra, die Halle der Bubastiden, der Palast Thotmes' III. Zu verschiedenen Zeiten erbaut, umfassen die Ruinen von K. einen Zeitraum von mehr als 2400 Jahren, indem schon unter König Usurtesen I. der zwölften Dynastie daran gebaut wurde und auch noch die Ptolemäer hier thätig waren, wie die 323 v. Chr. erbaute Cella Philippi beweist. Vgl. Mariette, K., étude topographique et archéologique (Par. 1875, mit 56 Tafeln).

Karnatik, Landschaft in der britisch-ostind. Präsidentschaft Madras, am Bengalischen Golf und dem Meerbusen von Manar bis zum Kap Komorin, im 18. Jahrh. unter Haider Ali und Tippu Sahib (s. d.) oft genannt, kam in seinem Flachland, dem Payan Ghat, 1763, im Hochland 1801 an die Engländer und ist jetzt in die Distrikte Tinevelli, Madura, Tritschinapolli, Tandschor, Salem, Süd- und Nordarcot, Tschingelpat und Nellor von zusammen 143,998 qkm (2615 QM.) mit (1881) 14,647,607 Einw. abgeteilt. K. gehört im Flachland, dessen Küstenstrich von Kap Kalymere im S. bis zur Kistna im N. Koromandel heißt, zu den fruchtbarsten Landstrichen Ostindiens.

Karnation (spätlatein., »Fleischdarstellung«, bei Sulzer: »Fleischung«), in der Malerei die Behandlung der Fleischfarbe, die Darstellung des Nackten am menschlichen Körper. Das Studium derselben gehört zu dem wichtigsten in der Malerei. Hervorragende Meister in der K. sind Tizian und die Venezianer, Correggio und Rubens. K. wird auch gleichbedeutend mit Inkarnat (s. d.) gebraucht.

Karnaubapalme, s. Copernicia.

Karnaubawachs, s. Wachs, vegetabilisches.

Karneades, griech. Philosoph, nach Ciceros Angabe Gründer der sogen. dritten Akademie, war 214 v. Chr. zu Kyrene in Afrika geboren und starb als Vorstand der Schule Platons 129 in Athen. Im J. 156 zugleich mit dem Stoiker Diogenes und dem Peripatetiker Kritolaos nach Rom gesandt, um Milderung einer Athen auferlegten Geldstrafe zu erwirken, glänzte K. daselbst durch seine hinreißende Beredsamkeit, welche ihn in den Stand gesetzt haben soll, jedes ihm aufgegebene Thema gleich gut wie dessen Gegenteil zu erweisen. Seit jener Zeit begann in Rom das Studium der griechischen Philosophie, Dialektik und Rhetorik. Seine Lehre kennt man nur durch Diogenes Laertius, Cicero u. a. Wenn die Philosophen der Akademie seit Arkesilaos ihr Zweifelsystem besonders gegen die stoische Dialektik richteten und auf bescheidene Einschränkung der Vernunft drangen, welche nur Wahrscheinlichkeit angeben könne, so bestimmte K. die Gesetze und drei Stufen der Wahrscheinlichkeit genauer. Die stoische Lehre von der Gottheit bekämpfte er, stritt überhaupt eifrig gegen den Anthropomorphismus. In der Moral stellte er gegen die Stoiker den Satz auf, daß das höchste Gut in dee Befriedigung des natürlichen Triebes liege, und setzte, obgleich ein eigentliches Naturrecht leugnend, der bürgerlichen Gerechtigkeit (Klugheit) die natürliche (Sittlichkeit) entgegen.

Karneen (Karneia), großes, dem Apollon Karneios zu Ehren gefeiertes Nationalfest der Spartaner, ein Kriegerfest, den Boedeomien der Athener ähnlich. Die Feier hob am siebenten Tag des Monats Karneios (August-September) an und währte neun Tage. Während dieser Zeit standen im Freien zeltähnliche Hütten, in denen je neun Mann, immer drei aus einem Stamm, sich aufhielten, die, als ob sie im Feld wären, einem Herold zu gehorchen hatten. Die Feier bestand in Stieropfern, kriegerischen Tänzen und seit der 26. Olympiade auch in musischen Wettkämpfen, in welchen Terpandros den ersten Sieg davontrug; während derselben ruhten alle Fehden. Außer Sparta wurden die K. auch zu Kyrene, Thera, Messene, Sikyon, Sybaris rc. gefeiert.

Karneol, s. Chalcedon.

Karner (Kernee, Gerner, mittellat. carnarium), ein besonders auf österreichischen Friedhöfen vorkommendes Bauwerk aus der romanischen, seltener gotischen Periode, welches, in Gestalt eines runden oder polygonen Turms, in seinem untern Teil zur Ansammlung von Gebeinen, in seinem obern Teil als Kapelle diente; auch s. v. w. Fleisch- oder Rauchkammer.

Karner (Carni), ein zu den Alpen- und Donaukelten gerechnetes Volk, welches südlich von der Gail und Drau die Karnischen Alpen etwa in den heutigen Ländern Krain, Kärnten und Friaul bewohnte.

Karnéval (v. ital. carnevale, welches nach der gewöhnlichen Annahme aus carne und vale zusammengesetzt sein, mithin »Fleisch, lebe wohl!« bedeuten soll, wahrscheinlich aber durch Verstümmelung aus dem mittellat. carne levamen, die »Enthebung von Fleischgenuß«, entstanden ist), der ursprünglichen Wortbedeutung gemäß s. v. w. Fastnacht, der Tag vor Beginn der Fasten, an dem man zum letztenmal Fleisch essen darf; im weitern Sinn des Ausdrucks abee s. v. w. Fasching (von »fasen«, d. h. faseln, Possen treiben), die Zeit der Lustbarkeiten, welche der Fastenzeit vorausgeht und je nach der Lokalität von kürzerer oder längerer Dauer ist. Gewöhnlich rechnet man den K. vom Fest Epiphania (6. Jan.) bis zum Aschermittwoch; in Venedig fängt der K. jedoch bereits am

St. Stephanstag (26. Dez.) an, in Spanien beginnt er meist am St. Sebastianstag (20 Jan.), und in Rom versteht man unter K. hauptsächlich die letzten elf Tage vor Aschermittwoch, während der K. in Mailand sich bis zum Sonntag Invocavit (s. d.) fortsetzt und der K. am Rhein sich vorzugsweise auf die Woche vor Aschermittwoch beschränkt. Auch in Belgien, Frankreich, Österreich und Süddeutschland sind die letzten drei Tage vor Aschermittwoch die eigentlichen des Karnevals, an denen dieser sich in seiner höchsten Blüte zeigt. Italien ist das Heimatsland des Karnevals, da derselbe sich aus den altrömischen Saturnalien (s. d.) entwickelt hat, welche die Kirche bestehen lassen und mit christlicher Deutung auf eine passende Zeit verlegen mußte, weil sie sich außer stande sah, das im Volk tief eingewurzelte Fest zu beseitigen. Am berühmtesten ist der große K. von Venedig mit seiner Maskenfreiheit, seinen Tierhetzen, Herkulesspielen und Feuerwerken geworden, welchem bis 1796 während der Himmelfahrtsmesse (s. Himmelfahrtsfest) stets ein kleinerer folgte. Neben ihm kam der oft, am anmutigsten von Goethe (im 2. Teil der »Italienischen Reise«), geschilderte K. in Rom mit seinem Pferderennen (s. Korso), Aufzügen, Werfen mit Blumen und Gipskügelchen (confetti), wegen der vielen sich daran beteiligenden Künstler und Fremden am meisten zur Bedeutung. In Paris ist der Umzug des Boeuf gras, eines fetten Ochsen, der, mit vergoldeten Hörnern und mit bunten Bändern herausgeputzt, unter Begleitung von allerlei Masken zur Schlachtbank geführt wird, der Glanzpunkt des Karnevals. In Spanien zeichnen sich besonders Madrid, Sevilla und Cadiz durch lustiges Maskentreiben aus. In Deutschland fand der K. an den altheidnischen Darstellungen der Götterumzüge, namentlich im Umherführen des Pflugs und des Schiffswagens, als Symbol der wieder eröffneten Meerfahrt (weshalb man auch das Wort K. aus carrus navalis zu erklären versucht) so passende Anhaltspunkte, daß er sich früh einbürgerte und zu großer Blüte gelangte. Fastnachtspossen, Mummenschanz und vor allem der Hanswurst machten die Tage vor Aschermittwoch zu einer ebenso heitern wie ausgelassenen Zeit, so daß der Fastnachtsdienstag den Namen Narrenfest oder Narrenkirchweih erhielt. Die Reformation und der Dreißigjährige Krieg unterdrückten jedoch den K. fast gänzlich. Erst zu Anfang dieses Jahrhunderts brachten ihn die Franzosen, welche ihn in Italien kennen gelernt, auch bei uns wieder in Aufnahme; besonders in den rheinischen Städten bildeten sich eigne Karnevalsgesellschaften, um Festprogramme zu entwerfen und auszuführen, und der K. in Köln, dessen 50jährige Jubelfeier man 1873 beging, erlangte in Deutschland fast ebensolche Berühmtheit wie vormals der zu Venedig in Italien. Sehr glänzend ist auch der K. in Aachen, Trier, Mainz und Düsseldorf, und seit 1868 haben selbst protestantische Städte, wie Leipzig, Hamburg, Berlin u. a., versucht, den K. mit seiner Maskenfreiheit wieder als allgemeines Volksfest einzuführen, obwohl die öffentlichen Aufzüge, in Norddeutschland wenigstens, nicht recht den Charakter von Volksfesten annehmen wollen. Die Fastnachtsgebräuche einiger Zünfte, wie der Schäfflertanz in München, der Böttchertanz in Frankfurt a. M. und der Metzger-

Karnier, mundartlich s. v. w. Ledertasche, Hirtentasche, Ranzen.

Karnies (franz. corniche), architektonisches Glied, welches teils konkav, teils konvex gebogen ist, also ungefähr die Gestalt eines lateinischen S hat. Befindet sich der konkave Teil oben und nach außen, so entsteht der stehende oder steigende K. (Fig. 1), welcher als deckendes oder säumendes Glied, z. B.

Fig. 1.



Fig. 2.



Fig. 3.



Fig. 4.



Steigender Karnies. Fallender Karnies. Verkehrt steigender K. Verkehrt fallender K.

bei Haupt- oder Dachgesimsen, vorkommt; befindet sich der konvexe Teil oben und innen, so entsteht der liegende oder fallende K. (Fig. 2), welcher als unterstützendes oder tragendes Glied, z. B. bei Sockeln oder Basen, in Anwendung kommt. Beide Formen des Karnieses stellen eine Vermittelung der obern mit der untern wagerechten Fläche der Gesimsplatte her. Befindet sich der konvexe Teil oben und außen, so entsteht der verkehrt steigende K. (auch Kehlstoß, Fig. 3), welcher als deckendes Glied vorkommt; befindet sich der konkave Teil oben und innen, so entsteht der verkehrt fallende K. (Fig. 4), welcher als unterstützendes Glied dient. Die beiden letztern Formen stellen eine Vermittelung mit den lotrechten Begrenzungsflächen der Teile her, zwischen welchen sich die Gesimsplatte befindet. Der steigende K., welcher in den griechischen und den davon abgeleiteten Stilen meist über der Hängeplatte des Hauptgesimses als Rinnleiste erscheint, ist teils glatt profiliert, teils durch Palmetten mit Löwenköpfen, welche als Wasserspeier dienen, oder ohne solche verziert. Der verkehrt steigende K. kommt teils glatt, teils verziert meist unter der Hängeplatte vor, während die beiden fallenden Karniese fast ausschließlich als glatte Sockelprofile auftreten.

Karnische Alpen, der zwischen der Drau und der venezianischen Ebene gelegene Teil der südlichen Ostalpen, nach dem alten keltischen Volk der Karner (s. d.) benannt, beginnt im W. bei den Quellbächen der Piave und Gail und erstreckt sich in zwei durch das Gailthal getrennten Parallelzügen gegen O. bis zum Paß von Pontafel und der Gailmündung. Der nördliche Zug, die Gailthaler Alpen, zerfällt durch den Paß von Mauten in zwei Teile (im westlichen die Sandspitze 2801, der Reißkofel 2361 m, im östlichen der kahle, durch seine herrliche Aussicht berühmte Dobratsch oder die Villacher Alpe 2154 m). Der südliche Zug, die eigentlichen Karnischen Alpen, auf der Grenze von Österreich und Italien verlaufend, erhebt sich im westlichen Teil mit dem Monte Paralba bis zu 2690 m. Berühmte Erzlagerstätten des Gebiets sind die Bleigruben von Bleiberg bei Villach und Raibl bei Tarvis. S. Karte »Alpen«.

Karnische Stufe, s. v. w. Triasformation.

Karnivoren (Carnivora), fleischfressende Tiere;

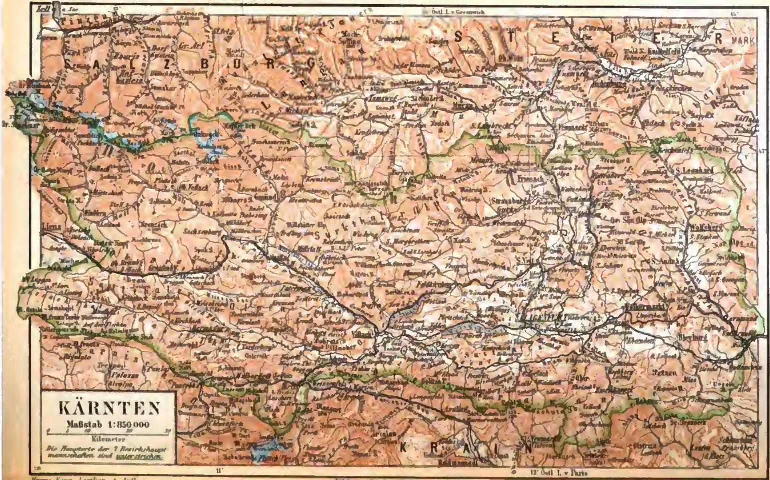
Kardinal (nach andern den Landsknecht) darstellte. Daher karnöffeln, dieses Spiel spielen, auch s. v. w. puffen, schlagen, durchprügeln.

Karnowitsch, Jewgenij Petrowitsch, russ. Schriftsteller, geb. 28. Okt. (alten Stils) 1823 in der Nähe von Jaroslaw, erhielt seine Erziehung zu St. Petersburg, kam 1845 als Lehrer der griechischen Sprache an das Gymnasium zu Tula, 1850 nach Wilna als Chef der Kanzlei des dortigen Lehrbezirks und verließ endlich 1857 den Staatsdienst. Seitdem hält sich K. in St. Petersburg auf, wo er mehrere Ehrenämter bekleidet. Seine litterarische Thätigkeit begann er 1857 mit den Erzählungen: »Warenka Tschenzowa«, »Glücksstrahlen«, »Die Erbschaft Kruschichins« 2c.; später wandte er sich historischen Untersuchungen zu (»Skizzen des alten Lebens in Polen«, »Die Bedeutung der Herrschaft Birons«, »Über die Teilnahme Rußlands an der Befreiung der Christen vom türkischen Joch«, »Dreihundertjährige Beziehungen zwischen Rußland und England«, »Der Cäsarewitsch Konstantin Pawlowitsch« u. a.). Endlich hat K. auch einige historische Romane und novellistische Monographien veröffentlicht, wie: »Liebe und Krone« (mehrfach übersetzt), »Die Malteserritter in Rußland«, »Auf der Höhe und im Thal«, »Prätendentenkinder«, »Rätselhafte Persönlichkeiten des 18. Jahrhunderts«, die sich durch sorgfältige kulturhistorische Schilderungen auszeichnen.

Kärnten (hierzu Karte »Kärnten«), österreich. Kronland, grenzt nördlich an das Herzogtum Salzburg und an Steiermark, östlich an Steiermark, südlich an Krain, die Grafschaft Görz und an Friaul, westlich an Tirol und hat einen Flächengehalt von 10,328 qkm (187,6 QM.). K. ist größtenteils Gebirgsland mit langgestreckten, durch hohe Gebirgszüge abgegrenzten Thälern, welche sich nur im Innern zu größern Ebenen erweitern. Das Drauthal durchzieht das Land in seiner größten Länge von W. nach O. und scheidet die Gebirge desselben in zwei große Gruppen, von denen die nördlich gelegene den Zentralalpen, die südliche den südlichen Kalkalpen angehört. Die erstere umfaßt im W. die zur hohen Tauernkette gehörigen Gruppen des Großglockner (3796 m hoch), des Hochnarr (3259 m), des Ankogel (3253 m) und des Hafnerspitz (3093 m), des letzten Gletschers der Mittelalpen, im O. einen Teil der Kärntnisch-Steirischen Alpen mit dem Königsstuhl (2489 m); im O. folgen, durch tiefe Senken getrennt, die Gruppen der Saualpe (2073 m) und Koralpe (2137 m). Auf Seitenästen und im Innern des Landes erheben sich das Petzeck (3277 m) und die Kreuzeckgruppe (3510 m). Die Gebirge im S. heißen an der venezianischen Grenze die Karnischen Alpen (s. d.), mit der Vorkette der Gailthaler Alpen, an der Grenze von Krain die Karawanken (s. d.). Diese südlichen Gebirgsketten enthalten Gipfel von 2000–2700 m Höhe. Hier sind als fahrbare Übergänge zu bemerken: der Pontafelpaß (784 m), der Predil (1165 m hoch), die Übergänge von Weißenfels und Wurzen (1044 m), der Loiblpaß (1355 m), der Seeberg (1205 m). Die Saumdie Lieser, die Gurk mit der Glan, die Lavant; auf der rechten die Gail. Unter den Seen gilt der Millstätter See für den schönsten; der Wörther See wird von Dampfern befahren; außerdem sind der Ossiacher, der Weißen- und der Faaker See zu bemerken. Alle liegen in Längenthälern, was sie vor den übrigen Alpenseen auszeichnet. Unter den Mineralquellen sind bekannt die Sauerbrunnen von Bellach, südlich von Kappel, St. Leonhard und Preblau im Lavantthal, das Warmbad bei Villach u. a. K. ist ein eigentliches Alpenland und hat im N. und NW. ein ziemlich rauhes Klima. Unterkärnten (d. h. der östliche und südöstliche Teil) ist milder; am wärmsten ist das Lavantthal, wo selbst feinere Obstsorten gedeihen. Die mittlere Temperatur in Klagenfurt beträgt 7,5° C., die mittlere Temperatur des Juli erhebt sich bis 18,8° C., die des Januar sinkt auf −6,0° C. Der Niederschlag ist bedeutend (99 cm), die mittlere Zahl der Gewitter 25.

Die Bevölkerung von K. belief sich im Jahr 1869 auf 337,694, im Jahr 1880 auf 348,730 Einw., zeigt demnach eine sehr langsame Zunahme (jährlich 0,29 Proz.). Auf 1 qkm kommen nur 34 Einw. Der Nationalität nach ist die Bevölkerung von K., mit Ausnahme von 30 Proz. Slowenen (in den an Krain angrenzenden Bezirken), deutsch; der Konfession nach, mit Ausnahme von 17,522 Protestanten (gegen Ende des 16. Jahrh. waren 19/20 der Einwohner evangelisch!), römisch-katholisch; das Land bildet die zum Erzbistum Salzburg gehörige Diözese Gurk, mit dem Bischofsitz in Klagenfurt. Die Evangelischen sind in zwei Seniorate (diesseit und jenseit der Drau) geteilt und stehen unter der Superintendenz zu Wien. Die deutschen Bewohner Kärntens gleichen fast in allen Beziehungen den Steiermärkern und kleiden sich auch ziemlich wie diese. Die Slowenen sind fromm, mäßig, enthaltsam, aber unreinlich, träge, abergläubisch und wenig gastfreundlich. In den letzten Jahren waren 46 Proz. der neugebornen Kinder uneheliche, weit mehr als in irgend einem andern Kronland. In den verschlossenen Alpenthälern sind auch hier Kretins nicht selten und Kröpfe sehr gewöhnlich. Von der Gesamtfläche des Landes sind 91 Proz. produktiver Boden; doch entfallen davon nur 15 Proz. auf das Ackerland, während die Waldungen 48½ Proz., die Wiesen und Gärten 11½ Proz., die Hutweiden und Alpen 24½ Proz. einnehmen. K. besitzt daher zu wenig Ackerland, um seinen Bedarf an Getreide zu decken; überdies ist auch der Ertrag (gegen 2 Mill. hl, hauptsächlich Hafer und Roggen) verhältnismäßig nicht bedeutend. In den Thälern und an den Bergabhängen ist die Wiesenkultur vorherrschend, daher auch die Viehzucht, ohnehin durch schöne Alpenweiden begünstigt, ziemlich bedeutend. Man zählte 1880 gegen 25,000 Pferde, 258,000 Stück Rindvieh, 168,000 Schafe, 105,000 Schweine und 30,000 Ziegen.

Sehr wichtig ist der Bergbau und die darauf sich gründende Metallindustrie; in keinem Lande der Monarchie leben davon verhältnismäßig so viel Bewohner als in K. Das Land liefert namentlich aus-



KÄRNTEN

Maßstab 1:850 000

Kilometer

Die Hauptorte der 7 Bezirkshauptmannschaften sind unterstrichen.

Meyers Konv.-Lexikon, 6. Aufl.
Bibliographisches Institut in Leipzig

Puddelstahl und Gärbstahl (welch letzterer einen Weltruf genießt und unter verschiedenen Bezeichnungen, gewöhnlich als »Brescianer Stahl«, bis nach der Türkei und nach überseeischen Ländern abgesetzt wird), in neuerer Zeit auch zu Bessemerstahl (250,000 metr. Ztr.), dann zu Gußwaren, Schwarz- und Kesselblech, Draht, Drahtseilen und Drahtstiften, Eisenbahnschienen und anderm Eisenbahnmaterial, Maschinen, Sensen und Waffen. Die Hauptsitze der Eisenindustrie sind Prävali, Buchscheiden, Lippitzbach, Heft u. a. Die Waffenfabrikation insbesondere konzentriert sich in Ferlach, wo jährlich 12,000 Stück Jagdgewehre nebst Pistolen und andern Waffen gefertigt werden. Auch das gewonnene Blei wird zu mannigfachen Fabrikaten, als vorzüglichem Bleiweiß, dann Blech, Röhren, Schrot, Mennige &c., verarbeitet. Neben der Metallwarenindustrie ist noch die Fabrikation von feinem Tuch zu Viktring, die Lederwarenfabrikation zu Klagenfurt, die Zementfabrikation (6 Fabriken), endlich die Holzstofffabrikation (für Papierfabriken) und sonstige Holzverarbeitung zu nennen. Das Land bildet seiner Lage wegen das Verbindungsglied zwischen dem mittlern Donaugebiet und Italien und besitzt in den Städten Klagenfurt und Villach Mittelpunkt seines Verkehrs, der sich neuerdings infolge der Eisenbahnen, die das Land von O. nach W. und von N. nach S. durchschneiden, und infolge der direkten Verbindung mit Italien durch die Pontebbabahn bedeutend gehoben hat. Es exportiert Erzeugnisse der Montanindustrie, Holz und Rindvieh; dagegen führt es Nahrungsmittel, Manufakte und gewerbliche Hilfsstoffe ein. In den letzten Jahren ist der **Fremdenverkehr** in K. erheblich gewachsen; die Gebirge bieten zahlreiche Anziehungspunkte für Touristen, und die Ufer der Seen sind als Sommeraufenthalt sehr beliebt. Für die geistige **Bildung** sorgen über 350 Volksschulen, die von 94 Proz. der schulpflichtigen Jugend besucht werden, die Obergymnasien in Klagenfurt und Villach, das Untergymnasium in St. Paul, die Oberrealschule, die Lehrerbildungsanstalt, die mechanisch-technische Lehrwerkstätte und die Bibliothek in Klagenfurt, die Fachschulen für Gewehrindustrie in Ferlach, für Holzindustrie in Villach und Wolfsberg.

In **politischer Beziehung** zerfällt das Herzogtum in den Stadtbezirk Klagenfurt und 7 Bezirkshauptmannschaften, die unter der k. k. Landesregierung stehen. Areal und Bevölkerung derselben sind aus nachfolgender Tabelle zu ersehen:

Politische Bezirke	Areal QKilom.	Areal QMeil.	Bevölkerung 1880
Stadt Klagenfurt	5	0,1	18 747
Bezirkshauptmannschaften:			
Hermagor	825	15,0	18 248
Klagenfurt	1 480	26,9	61 282
St. Veit	1 487	27,0	52 210
Spittal	2 767	50,3	45 463
Villach	1 446	26,3	58 409
Völkermarkt	1 318	23,9	53 506
Wolfsberg	1 000	18,2	40 865
Zusammen:	10 328	187,6	348 730

Der Sitz der Landesregierung sowie des Landesgerichts, der Finanzdirektion, der Berghauptmannschaft, der Handelskammer und des Landtags ist Klagenfurt. Letzterer besteht aus 37 Mitgliedern: dem Fürstbischof von Gurk, 10 Abgeordneten des großen Grundbesitzes, 9 der Städte und Märkte, 3 der Klagenfurter Handelskammer, 14 der Landgemeinden. In das Haus der Abgeordneten des Reichsrats sendet K. 9 Vertreter. Als Gerichtshof erster Instanz, dann als Handels- und Berggericht fungiert das Landesgericht zu Klagenfurt, welchem 28 Bezirksgerichte unterstehen; in zweiter Instanz entscheidet das Oberlandesgericht zu Graz. Das kärntnerische Wappen (s. Tafel »Österreich.-ungarische Länderwappen«) ist ein gespaltener Schild, links ein silberner Querbalken im roten Feld, rechts drei schwarze Löwen im goldenen Feld.

Geschichte.

Kärntens Name ist dem keltischen Volksstamm der Karner (s. d.) entlehnt. Anfangs zu Noricum und seit der Zeit des Augustus zum Römerreich gehörig, wurde das Land nach dem Aufhören der Römerherrschaft über die Länder im Süden der Donau von Slawen besetzt. Da jedoch die korutanischen Slawen meist von Salzburg aus zum Christentum bekehrt wurden und die bayrischen Herzöge immer mehr Einfluß daselbst erzwangen, so wurde um 772 Karantonien dem bayrischen Dukat einverleibt und kam bei dem Fall Thassilos II. unter die fränkische Herrschaft Karls d. Gr. Im J. 843 blieb K. mit Bayern bei Ludwig dem Deutschen, dessen Sohn Karlmann seinen natürlichen Sohn, den spätern Kaiser Arnulf, zum Herzog von K. ernannte. Unter letzterm und Ludwig dem Kinde war K. wieder mit Bayern vereinigt, gelangte unter die Amtsgewalt Liutpolds von Scheyern und teilte dann die Geschicke Bayerns, bis es 976 von Kaiser Otto II., durch die Markgrafschaft Istrien und fast ganz Friaul vergrößert, als ein besonderes Herzogtum Heinrich dem jüngern, einem Neffen des bayrischen Herzogs Arnulf, verliehen wurde, der es aber 978 verlor, 983 wieder erwarb. Nach dessen Tod (989) kam K. für eine kurze Zeit wieder an Bayern zurück, von welchem es 995 für immer getrennt wurde. Dann kam es in den Besitz des herzoglichen Geschlechts von Rheinfranken, 1011–1035 in die Hand der Eppensteiner Grafen von Mürzthal, und nach dem Zurücktritt des Herzogs Konrad II., des jüngern (1039), ließ es Kaiser Konrad II. unbesetzt. Kaiser Heinrich III. verlieh K. 1047 dem Grafen Welf von Altorf, und Heinrichs IV. Mutter Agnes darauf dem Grafen Berthold von Zähringen, dessen Nachkommen seitdem den Titel Herzöge von K. führten, obwohl schon 1073 Berthold des Herzogtums verlustig wurde. 1073–1122 hatten die Eppensteiner, 1122–1269 die Sponheim-Lavantthaler den Herzogsstuhl inne. Als der letzte derselben, Ulrich III., starb (1269), fiel das Land zufolge eines Erbvertrags an seinen Vetter, den König Ottokar II. von Böhmen. Schon infolge des Wiener Friedens mit Ottokar (1276) nahm König Rudolf von Habsburg K. und Krain nebst Österreich und Steiermark in Besitz und zog erstere beiden Länder als erledigte Lehen ein. Den Grafen Meinhard von Görz-Tirol, welcher die Verwaltung Kärntens und Krains in Händen hatte, belehnte er 1286 für seine Treue im Kampf gegen Ottokar von Böhmen mit dem Herzogtum K. Als nun dessen Nachkommen in männlicher Linie 1335 ausstarben, erbte die Tochter des letzten Grafen, Margarete Maultasch, Tirol; K. aber ward vom Kaiser Ludwig dem Bayern den Herzögen Albert und Otto von Österreich und Steiermark verliehen. Seitdem ist es bei Österreich verblieben und bildete seit 1412 einen Bestandteil der sogen. »innerösterreichischen« Ländergruppe. 1809 kam K. teilweise (der Villacher Kreis) infolge des Friedens von Schönbrunn an Frankreich und bildete einen Teil der illyrischen Provinzen; 1814 fiel es indes wieder an Österreich zurück. Seit 1816 gehörte es als Klagenfurter und Villacher Kreis zum Gubernium Laibach des Königreichs Illy-

rien, und 1849 ward es als eignes Kronland organisiert. Vgl. Ankershofen, Handbuch der Geschichte des Herzogtums K. (Klagenf. 1842—74, 4 Bde.); Aelschker, Geschichte Kärntens (das. 1882—85); Derselbe, Heimatskunde von K. (mit Palla, das. 1886); »Spezialortsrepertorium von K.« (hrsg. von der statistischen Zentralkommission, Wien 1884); Hock, Statistisches Handbuch für K. (Klagenf. 1886 ff.); v. Radics, Ins K., Kultur- und Reisebilder (Wien 1882); Frischauf, Gebirgsführer durch Steiermark und K. (Graz 1873); Amthor und Jabornegg, Kärntner Führer (Gera 1874); Rabl, Illustrierter Führer durch K. (Wien 1884); »Meyers Reisebücher: Deutsche Alpen III« (Leipz. 1887).

Karnul (Kurnool), hügeliger Distrikt in der britisch-ostind. Präsidentschaft Madras, mit Einschluß des kleinen Tributärstaats Banganopalli 20,170 qkm (366 QM.) groß mit (1881) 709,305 Einw., davon 87 Proz. Hindu, 1,6 Proz. (11,464) Christen. Die Fruchtbarkeit des Distrikts wurde bedeutend erhöht durch den 1861—71 erbauten, 400 km langen »Hauptkanal«, welcher, von K. ausgehend, mit Hilfe von 32 Schleusen und langen Aquädukten die Tungbhadra mit dem Penner bei Somasweram im Distrikt Nellor verbindet. Die Stadt K., 274 m ü. M., mit einer kleinen Garnison europäischer und indischer Truppen, einer mittlern Jahrestemperatur von 28,6° C. und (1881) 20,329 Einw. ist fieberreich und ein Choleraherd.

Karnuten (Carnutes, auch Carnuti), gall. Volk zwischen Liger (Loire) und Sequana (Seine), mit den Hauptstädten Autricum (Chartres) und Genabum (Orléans oder Gien), begann 52 v. Chr. mit dem Überfall auf letztere Stadt den Aufstand der Gallier gegen Cäsar.

Karo, s. Carreau.

Karoben, s. v. w. Johannisbrot, s. Ceratonia.

Karolath (K.-Beuthen, auch Carolath-Beuthen), Mediatfürstentum im preuß. Regierungsbezirk Liegnitz, Kreis Freistadt, dem gleichnamigen Fürstengeschlecht gehörig, umfaßt ein Gebiet von 250 qkm (4½ QM.) mit 15,000 Einw. Der Hauptort, das gleichnamige Dorf, die Residenz des Fürsten, an der Oder, hat ein Schloß, eine schöne evangelische Pfarrkirche, Wasserleitung, Dampfmahl- und Ölmühle und 900 meist evang. Einwohner (s. Karte »Schlesien«). K.-Beuthen war eine alte Herrschaft, die schon 1591 allodifiziert, und mit welcher vom Kaiser Rudolf II. 1600 der Freiherr Georg von Schönaich beliehen wurde, der dieselbe 1601 zur freien Standesherrschaft erhob, worauf sie 1610 zum Majorat bestimmt ward. Johann Georg von Schönaich wurde 1700 zum Reichsgrafen, Johann Karl I. (gest. 1763) aber 1741 von Friedrich d. Gr., nachdem dieser Schlesien okkupiert hatte, zum Fürsten von K.-Beuthen erhoben und zwar mit der Bestimmung, daß die Fürstenwürde auf den erstgebornen Nachkommen im Majorat forterbe. Der erste Nachfolger von Johann Karl war dessen ältester Sohn, Johann Karl II. Friedrich, preußischer Generalleutnant der Kavallerie, der für seine gesamte Deszendenz das Prädikat »Prinzen und Prinzessinnen von Schönaich-K.« erhielt, während das Haupt des Hauses den Titel Fürst von K.-Beuthen führen sollte. Sein Enkel war Fürst Heinrich Karl Wilhelm, geb. 29. Nov. 1783, preußischer General der Kavallerie, Mitglied des Staatsrats und erbliches Mitglied des preußischen Herrenhauses, welchem durch Kabinettsorder vom 22. Okt. 1861 für sich und alle folgenden Familienhäupter der Titel »Durchlaucht« verliehen ward. Ihm folgte 1864 sein Großneffe, Prinz Karl, geb. 14. Febr. 1845. Glieder der Familie besitzen außerdem noch die freie Standes- und Majoratsherrschaft Amtitz in der Provinz Brandenburg, das Majorat Mellendorf im schlesischen Kreis Reichenbach und die Herrschaft Saabor im schlesischen Kreis Grünberg. Vgl. Klopsch, Geschichte des Geschlechts von Schönaich (Glog. 1847—56, 4 Hefte).

Karolin (Karlin), kurpfälzische, seit 1740 süddeutsche Goldmünze von 3 Goldgulden = 11 Gulden des 24-Guldenfußes. K. war auch eine schwedische Goldmünze, = 10 Frank = 8,1 Mk.; früher auch schwedische Silbermünze, = 1,3 Mk.

Karoline, s. v. w. Karamboline, s. Billard, S. 952.

Karoline, weibl. Name, dem männlichen Karl entsprechend (franz. Charlotte). Die namhaftesten Trägerinnen desselben sind:

1) K. Mathilde, Königin von Dänemark, Tochter des Prinzen Friedrich Ludwig von Wales und jüngste Schwester des Königs Georg III. von England, geb. 22. Juli 1751 nach dem Tod ihres Vaters, wurde 1766 mit dem König Christian VII. von Dänemark vermählt, dem sie 1768 den nachmaligen König Friedrich VI. gebar. Jung, anmutig, liebenswürdig und geistvoll, konnte sie mit ihrem Gemahl, einem rohen Wüstling, nicht glücklich werden. Sie wandle daher ihre Gunst dem königlichen Leibarzt und Konferenzrat Struensee (s. d.) zu, um durch ihn mehr Einfluß auf jenen und so teil an den Regierungsgeschäften zu erhalten. Wirklich wußte Struensee das Vertrauen des Königs vollkommen zu gewinnen und leitete, zum Staatsminister erhoben, alle Geschäfte im Einverständnis mit ihr. Ihre Beziehungen hatten sich bald zu einem vertrauten Liebesverhältnis gestaltet. Daher wurde sie in den Sturz Struensees, den die Königin-Mutter Juliane Marie von Braunschweig herbeiführte, verwickelt. Sie wurde an demselben Tag wie Struensee, 17. Jan. 1772, verhaftet, mit ihrer sechs Monate alten Tochter Luise Auguste nach der Festung Kronenburg gebracht und eines ehebrecherischen Umganges mit Struensee beschuldigt. Als sie erfuhr, daß Struensee ihr Verhältnis gestanden habe, ließ sie sich auch zu einem Geständnis herbei; ja, um ihren Geliebten zu retten, erklärte sie, daß sie die Schuld an allem trage. Sie ward hierauf 6. April 1772 von ihrem Gemahl und ihren Kindern geschieden und auf Verwendung ihres Bruders, des Königs Georg III., ihr Celle zum Aufenthaltsort angewiesen, wo sie, allgemein geliebt, 10. Mai 1775, vom Gram verzehrt, starb. Im Schloßgarten zu Celle ist ihr von den Ständen Hannovers ein Denkmal von Ösers Hand errichtet. Vgl. Heimbürger, K. M. (Celle 1851); Wraxall, Life and times of Caroline Mathilda (Lond. 1864, 3 Bde.); Jenssen-Tusch, Die Verschwörung gegen die Königin K. M. (Leipz. 1864).

2) K. Amalie Elisabeth, Königin von England, zweite Tochter des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig und der Prinzessin Auguste von England, der Schwester Georgs III., geb. 17. Mai 1768, wurde 1795 die Gemahlin des Prinzen von Wales, des nachmaligen Königs Georg IV. Die Ehe war keine glückliche. Zwar wurde die Prinzessin 7. Jan. 1796 Mutter einer Tochter, Charlotte; doch wenige Monate nachher trennte sich Georg von ihr, und K. lebte, vom Hofe verstoßen, zehn Jahre lang auf einem Landhaus zu Blackheath. Als sie 1806 vom Gerücht eines unerlaubten Umganges mit Kapitän Manby, dem Admiral Sidney Smith u. a. sowie einer heimlichen Niederkunft beschuldigt wurde, setzte

der König eine Kommission zur Untersuchung ihres Betragens nieder; dieselbe vermochte ihr jedoch nur Unbesonnenheit zur Last zu legen. Im August 1814 verließ K., mit Bewilligung ihres Gemahls, England, bereiste Deutschland, verweilte in Rom und Neapel und begab sich über Algier, Tunis und Konstantinopel nach Jerusalem, worauf sie sich, nach Italien zurückgekehrt, für längere Zeit auf einer Villa am Comersee niederließ. Abermals verbreiteten sich anstößige Gerüchte über ihren Umgang mit dem Italiener Bergami, den sie als Kurier in ihre Dienste genommen hatte. Als ihr Gemahl 1820 den Thron Englands bestieg, stellte er die Forderung an sie, sich künftig des Namens und der Rechte einer Königin von England zu enthalten und nie nach England zurückzukehren. Sie wies jedoch den Antrag zurück und hielt sogar (6. Juni) unter dem Jubel des Volkes einen triumphierenden Einzug in London. Nun aber trat Lord Liverpool mit einer Anklage auf Ehebruch im Parlament gegen sie auf, und es begann ein skandalöser Prozeß. Fast aus allen Ländern hatte die Regierung Zeugen verschrieben; die öffentliche Stimme aber sprach sich so stark zu gunsten der von Lord Brougham verteidigten Königin aus, daß man die in zweiter Lesung mit nur sehr kleiner Majorität 10. Nov. im Oberhaus durchgegangene Strafbill fallen lassen mußte. K. lebte hierauf zu Brandenburgh House im Genuß königlichen Ranges; von der Krönung ihres Gemahls 19. Juli 1821 wurde sie indes zurückgewiesen. Sie starb 7. Aug. 1821. Ihr Leichnam wurde, ihrem letzten Willen gemäß, nach Braunschweig gebracht. Ihre Tochter Charlotte war als Gemahlin des spätern Königs der Belgier, Leopolds I., schon 1817 verstorben. Vgl. »Historische Denkwürdigkeiten und Aktenstücke aus dem Leben und über den Prozeß der Königin K. von England« (Leipz. 1820).

3) **K. Henriette Christiane, Landgräfin von Hessen-Darmstadt**, geb. 9. März 1721 zu Bergzabern, Tochter des Pfalzgrafen Christian III. von Zweibrücken-Birkenfeld, vermählte sich 1741 mit dem Erbprinzen Ludwig von Hessen-Darmstadt, der zu Buchsweiler residierte und ein französisches Regiment in Straßburg befehligte, dann aber in Pirmasens sich ein eignes Heer schuf und 1744 in preußische Dienste trat. Sein Regiment stand in Prenzlau. K. trat von da ab in freundschaftliche Beziehungen zu Friedrich d. Gr., dem sie auch nach ihrer Rückkehr nach Hessen 1756 stets begeisterte Verehrung zollte. Als ihr Gemahl 1768 als Ludwig IX. Landgraf geworden, übte sie auf die Regierung, zu der Moser als Minister berufen wurde, den segensreichsten Einfluß. Künste und Wissenschaften begünstigte sie eifrigst, und ihr Hof zu Darmstadt wurde von den berühmtesten Geistern jener Zeit, Goethe, Wieland, Herder u. a., besucht. Durch ihre Töchter Friederike und Wilhelmine wurde sie die Großmutter Friedrich Wilhelms III. von Preußen sowie der Kaiser Alexander I. und Nikolaus von Rußland; ihre dritte Tochter, Luise, war an Karl August von Weimar verheiratet. Sie starb 30. März 1774, wegen ihres tüchtigen, männlichen Geistes und ihrer bedeutenden Verdienste um ihr Land »die große Landgräfin« genannt. Friedrich d. Gr. weihte ihr ein Denkmal mit der Inschrift: »Femina sexu, ingenio vir«. Vgl. Walther, Die »große Landgräfin« (Darmst. 1873); »Briefwechsel der ‚großen Landgräfin' K. von Hessen« (hrsg. von Walther, Wien 1877, 2 Bde.).

4) **K. Marie, Königin von Neapel**, Tochter Kaiser Franz' I. und der Maria Theresia, geb. 13. Aug. 1752, vermählte sich 12. Mai 1768 mit König Ferdinand IV. von Neapel. Herrschsüchtig und intrigant, verdrängte sie 1777 den Minister Tanucci, um unter dem Nachfolger desselben, Sambuca, größern Einfluß auf die Regierungsgeschäfte zu erlangen. Als 1784 auch dieser seine Entlassung genommen, herrschte sie in Verbindung mit Sir John Acton (s. d.), den sie zum Premierminister erhob, unumschränkt über den König und ganz Neapel und zwar, besonders seit der Hinrichtung ihrer Schwester Maria Antoinette (1793), aus Haß gegen die Revolution mit großer Härte gegen die Liberalen. Auch trieb sie zum Kriege gegen Frankreich, infolgedessen sie mit ihrer Familie 1799 nach Sizilien fliehen mußte. Durch die vom Kardinal Ruffo erregte Insurrektion gegen die Franzosen nach Neapel zurückgeführt, verübte sie die ärgsten Greueltaten gegen die französisch gesinnten Neapolitaner und gestattete der berüchtigten Lady Hamilton den verderblichsten Einfluß auf die Regierung. 1805 mußte sie wieder nach Sizilien übersiedeln, entzweite sich aber daselbst mit den Engländern und begab sich 1812 über Konstantinopel nach Wien. Dort lebte sie größtenteils in Schönbrunn und starb 8. Sept. 1814 zu Hetzendorf. Vgl. v. Helfert, Königin K. von Neapel und Sizilien im Kampf gegen die französische Weltherrschaft (Wien 1878); Derselbe, Marie K. von Österreich, Königin von Neapel und Sizilien (das. 1884); Palumbo, Maria Carolina, regina delle Due Sicilie; suo carteggio con Lady Hamilton (Neapel 1877); Gagnière, La reine Marie-Caroline de Naples (Par. 1886).

Karolinen, span. Inselgruppe im westlichsten Teil des Stillen Ozeans, zu Mikronesien gehörig (s. Karte »Ozeanien«), erstreckt sich zwischen den Philippinen im W. und den Marshallinseln im O. durch 32 Längengrade (131° 4′ — 163° 6′ östl. L.) und 9 Breitengrade (10° 6′ — 1° 3′ nördl. Br.) und zerfällt in zwei Gruppen: eine westliche, 750 qkm (13,6 QM.) groß, bestehend aus den Palauinseln und der Gruppe Yap, und eine östliche, 700 qkm (12,7 QM.) groß, welche durch eine breite Meeresstraße abermals in zwei Gruppen, eine zentrale und eine östliche, zerfällt. Die Bevölkerung wird für die westlichen K. auf 14,000, für die östlichen auf 22,000, also zusammen auf 36,000 Seelen berechnet. Der bei weitem größte Teil des Umfanges und der Bevölkerung entfällt auf die folgenden fünf hohen vulkanischen, gut bewässerten und üppig fruchtbaren Inseln (vgl. auch die betreffenden Artikel):

Babelthouap . .	300	QKilom.,	10000	Einw.
Yap	207	"	2750	"
Ruk	132	"	12000	"
Ponape	347	"	2000	"
Kusaie	112	"	400	"

Die niedrigen Laguneninseln, deren Zahl 42 beträgt, sind weniger fruchtbar, aber doch teilweise mit schönen Waldungen bedeckt und, sechs ausgenommen, sämtlich bewohnt. Die wichtigsten sind Lukunor, Sotran, Etal, Losap, Namoluk, Los Martires, Elato, Wolea, Pingelap, Uluthi. Hauptprodukte sind: Kokosnüsse, Brotfrucht, Sago, Trepang, eßbare Schwalbennester. Von Landtieren sind einheimisch nur eine Ratte und ein Pteropus, auf Ponape eine eigentümliche Art Hund; Landvögel sind nicht zahlreich, eine Papageienart findet sich auf Ponape, das indische Krokodil bis Palau. Die See ist reich an Delphinen, Potwalen, Dugongs, eigentümlichen, zum Teil giftigen Fischen; Krustaceen, auch solche, die auf Bäumen leben, sind überaus häufig. Das Klima ist feucht, aber nicht ungesund; das Thermometer zeigt im Dezember 25—30°, im

Juni 29—31° C. Von November bis März weht der Nordostpassat, von April bis September der Südwestpassat; heftige Orkane richten oft große Verheerungen an. Die Karoliner gehören zu den Mikronesiern; sie sind von hübschem Äußern, hellbrauner Hautfarbe und schwarzem Haar, freundlich und liebenswürdig (vgl. Tafel »Ozeanische Völker«, Fig. 14, 15, 19, 20). Sie leben in kleinen Staaten unter vielen Häuptlingen, die stets miteinander in freilich nicht sehr blutigen Kriegen leben, obschon die Residenzen dieser Häuptlinge zuweilen durch Schiffskanonen verteidigt werden. Als kühne Seefahrer unterhalten sie einen lebhaften Verkehr mit den Marianen, wo sie auf Saypan mehrere kleine Niederlassungen gegründet haben. Merkwürdig sind die großartigen, aus früherer Zeit stammenden Steinbauten, Hafendämme u. a. auf manchen Inseln sowie das Steingeld, welches sie bis zur Größe von Mühlsteinen auf Palau brechen. Wichtig ist die Gruppe in neuester Zeit durch den Koprahandel geworden. Die Deutsche Handels- und Plantagengesellschaft der Südsee (Samoa) hat Faktoreien auf Ujilong, Ponape, Lukunor, Losap, Nukuor, Lamotrek, Uluthi, Yap und Palau, die Firma Hernsheim (Jaluit) seit 1876 auch Faktoreien mit eignem Grundbesitz auf Ponape und einigen andern Inseln; außerdem gibt es hier ein paar englische Häuser. Von Kopra, dem einzigen Handelsgegenstand der K., werden jährlich durch die deutschen Firmen 1000 (Deutsche Handels- und Plantagengesellschaft 800, Hernsheim 200) Ton. ausgeführt.

Die Inselgruppe wurde zuerst 1527 durch den Portugiesen Diego da Rocha entdeckt und Sequeirainseln getauft, erhielt aber 1686 von dem Spanier Lazeano nach König Karl II. ihren jetzigen Namen, welcher den ihnen gleichfalls von Spaniern gegebenen Namen der Neuen Philippinen schnell verdrängte. Von Manila aus suchten die Jesuiten die Bewohner der K. zum Christentum zu bekehren, die erste Expedition 1710 mißlang, andre ebenfalls, und als 1731 der Pater Cantova ermordet wurde, bekümmerte sich Spanien nicht mehr um die Gruppe. Untersucht wurde dieselbe 1817 durch Kotzebue mit Chamisso, 1824 durch Duperrey, in besonders verdienstlicher Weise aber 1827 und 1828 durch Lütke. Weitere Nachrichten über einzelne Teile verdanken wir Semper, Kittlitz, Hernsheim u. a. Die Gruppe ist danach von manchen Geographen als Besitz Spaniens aufgeführt worden, als dieses aber 1875 sein angebliches Besitzrecht geltend machen wollte, wurden seine Ansprüche sowohl von Deutschland als von England zurückgewiesen. Als 1884 die Deutsche Handels- und Plantagengesellschaft die Reichsregierung ersuchte, die Gruppe unter deutschen Reichsschutz zu stellen, wurde diesem Wunsch unter Absendung eines Kriegsschiffs entsprochen, das 25. Aug. 1885 auf Yap die deutsche Fagge heißte. Die zu demselben Zweck entsandten spanischen Kriegsschiffe zogen sich darauf zurück. Die Nachricht hiervon rief in Spanien die größte Aufregung hervor, die sich in verletzenden Kundgebungen äußerte. Die Regierung

Kohlenstation verzichtete Deutschland 1886. Vgl. Kubary, Ethnographische Beiträge zur Kenntnis der Karolinen-Inselgruppe (Berl. 1885 ff.); Montero Vidal, El archipiélago Filipino y las islas Marianas, Carolinas etc. (Madr. 1886); Taviel de Andrade, Historia del conflicto de las Carolinas (das. 1886).

Karolinensiel (Karolinensyhl), Dorf im preuß. Regierungsbezirk Aurich, Kreis Wittmund, an der Harle und der Linie Sande-K. der Oldenburgischen Staatsbahn, hat Schiffbau, Schiffahrt, Seefischerei, lebhaften Handel mit Getreide und sonstigen Landesprodukten und (1885) 1700 evang. Einwohner. Der Hafen befindet sich 1 km unterhalb an der Mündung der Harle in die Nordsee bei der Friedrichsschleuse; Überfahrt nach der Insel Wangeroog.

Karolinenthal (tschech. Karlin), Stadt in Böhmen, Vorstadt von Prag, liegt östlich von der Hauptstadt, zwischen der Moldau und dem Ziskaberg, ist mit Prag durch Tramway verbunden und hat (1880) 17,250 Einw. Unter den Gebäuden sind hervorzuheben: die zweigetürmte St. Cyrillus- und Methodiuskirche, ein schöner Bau im Rundbogenstil (1863 vollendet) auf dem mit Anlagen gezierten Ringplatz, das k. k. Invalidenhaus, ein großes, aber unvollendetes Gebäude, welches von der ausgedehnten Invalidenwiese (Exerzierplatz) und der Militärschießstätte umgeben ist, eine große Militärkaserne, Gasbeleuchtungsanstalt und der 1327 m lange Viadukt der Prag-Dresdener Eisenbahn, mit 87 Bogen über die Häuser Karolinenthals und über die Moldau hinwegsetzend. K. ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, eines Bezirksgerichts und Hauptsteueramtes, hat eine deutsche und eine tschechische Oberrealschule, Handelsschule, gewerbliche Fortbildungsschule und zahlreiche industrielle Etablissements, namentlich für Maschinen, Zuckerfabrikapparate, feuerfeste Kassen, chemische Produkte, Schokolade und Kanditen, Baumwollweberei und Kattundruckerei. Der Ort entstand aus einem hier im 16. Jahrh. angelegten Spital für Pestkranke und gewann seit 1800 stetig an Bedeutung und Umfang. S. den Stadtplan von Prag.

Karolinger, fränk. Dynastie, welche erst die Majordomuswürde im alten Frankreich bekleidete, mit Pippin dem Kleinen 751 den fränkischen Thron bestieg und sich durch Ludwigs des Frommen Söhne in drei Linien teilte: eine italienisch-lothringische, die schon 875, eine deutsche, die 911, und eine französische, die 987, resp. 994 erlosch. Die Heimat dieses glorreichen Geschlechts ist in dem Gebiet zwischen Maas und Mosel, Rhein, Roer und Amblève, also mitten in Austrasien, zu suchen, als Stammvater Arnulf, Bischof von Metz (612—627, gest 641), zu betrachten. Sein Sohn Ansegisil heiratete eine Tochter des Majordomus von Austrasien, Pippin von Landen (622—639); diese Würde ging aber nicht auf ihn, sondern auf Pippins Sohn Grimoald über. Als dieser 656 einen verfrühten Versuch machte, sein Geschlecht an der Stelle des merowingischen auf den fränkischen Thron zu setzen, mußte er diesen Ehrgeiz mit dem

des letzten Merowingers im Herbst 751 zum König der Franken krönen (starb 768). Sein Sohn Karl d. Gr. (768—814) brachte nach seines Bruders Karlmann Tod (771) das ganze Frankenreich unter seine Botmäßigkeit und erlangte 800 auch die römische Kaiserkrone. Von seinen Söhnen starben Karl und Pippin vor dem Vater, den nur der jüngste, Ludwig I., der Fromme (814—840), überlebte. Bei der vorläufigen Reichsteilung 817 erhielt Ludwigs ältester Sohn, Lothar, Italien und die Kaiserkrone, der zweite Sohn, Pippin, erhielt Aquitanien und der jüngste, Ludwig, Bayern. Als Ludwig der Fromme zu gunsten seines in zweiter Ehe erzeugten Sohns, Karls des Kahlen, die Teilung ändern wollte, entspann sich ein Kampf zwischen Vater und Söhnen, den letztere nach des erstern Tod unter sich fortsetzten, bis im Vertrag von Verdun (10. Aug. 843) der Zwist beigelegt ward. Lothar I. blieb Kaiser und erhielt Italien sowie die Länder zwischen dem Rhein und der Schelde, vom Ursprung der Maas bis zum Einfluß der Saône in den Rhône und längs dieses bis ans Mittelländische Meer, nebst Friesland bis zur Wesermündung; Ludwig der Deutsche die Länder rechts vom Rhein und die Sprengel von Speier, Worms und Mainz; Karl der Kahle Westfrancien westlich vom Lotharschen Anteil. Dieser Teilung verdanken die Reiche Italien, Deutschland und Frankreich ihre Entstehung. Die Söhne Lothars I. teilten 855 nochmals, und zwar erhielt Ludwig II. Italien und die Kaiserwürde, Lothar II. die Länder an der Maas als Königreich Lothringen, Karl das Rhônegebiet als Königreich Provence. Als letzterer 863 kinderlos starb, teilten sich die erstern in seine Länder; als aber auch Lothar II. 869 ohne Erben mit Tod abging, teilten Karl der Kahle und Ludwig der Deutsche seine Länder zu Mersen (870). Auch Ludwig II. starb 875 kinderlos, und mit ihm erlosch daher Lothars Linie. Ludwig der Deutsche hinterließ, als er 876 starb, drei Söhne, nämlich Karlmann, welcher Bayern und die östlichen Marken und 877 nach Karls des Kahlen Tod Italien erhielt, aber 880 ohne rechtmäßige Nachkommen starb, Ludwig den jüngern, welcher Franken, Thüringen und Sachsen bekam und 882 ebenfalls kinderlos starb, und Karl den Dicken, dem erst Schwaben und das Elsaß, später Italien mit der Kaiserwürde und der Rest von Deutschland, 884 aber auch die Krone von Frankreich zufielen. Als er 887 abgesetzt ward, folgte ihm in Deutschland Arnulf, ein natürlicher Sohn seines Bruders Karlmann, und diesem 899 Ludwig III., das Kind, mit welchem 911 die ostfränkische oder deutsche Linie der K. erlosch. Arnulfs natürlicher Sohn Zwentibold erhielt Lothringen, starb aber 900 ohne männliche Erben. In Frankreich folgte auf Karl den Kahlen dessen Sohn Ludwig der Stammler, der 879 seine Söhne erster Ehe, Ludwig III. (gest. 882) und Karlmann I. (gest. 884), zu Nachfolgern hatte. Deren Halbbruder Karl der Einfältige wurde anfangs übergangen, dann nur in einem Teil des Landes anerkannt, und erst sein Sohn Ludwig IV., der Überseeische, kam 936 in den Besitz des Throns. Ihm folgte 954 sein ältester Sohn, Lothar I., der 986 starb. Mit dessen Sohn Ludwig V. erloschen die K. 987 auch in Frankreich. Ludwigs IV. zweiter Sohn, Karl, Herzog von Niederlothringen, ward von Hugo Capet besiegt und starb 994 im Gefängnis. Sein ältester Sohn, Otto, folgte in Niederlothringen und starb 1003; der jüngere, Ludwig, schmachtete noch lange in französischer Haft. Sie waren die letzten Sprößlinge des karolingischen Geschlechts. Vgl. Warnkönig und Gérard, Histoire des Carolingiens (Par. 1862, 2 Bde.); Bonnell, Die Anfänge des karolingischen Hauses (Berl. 1866).

Karolinische Bücher, s. Carolini libri.

Karolinische Bulle, auch gleich der berühmtern die »Goldene« genannt, wurde von Kaiser Karl IV. 13. Okt. 1359 zu Prag erlassen und verhieß den Personen und Gütern der Geistlichen den kaiserlichen Schutz. Sie war darauf berechnet, den Papst mit den Änderungen bei der deutschen Königswahl zu versöhnen, welche die eigentliche »Goldene Bulle« enthielt.

Karolinische Sage, s. Karlssage.

Karolsfeld, Schnorr von, s. Schnorr.

Károlyi von Kaplon, im Szathmárer Komitat stammsässiges, seit dem 13. Jahrh. urkundlich hervortretendes, namentlich seit dem 16. Jahrh. güterreiches und politisch wichtiges Adelsgeschlecht Ungarns. Michael der Große schrieb sich mit dem Prädikat Nagy-Károly, einer Schloßherrschaft bei Szathmár. Der eigentliche Begründer seiner hervorragenden Magnatenstellung wurde Alexander, Graf K., geb. 1668, Zeitgenosse Franz Rákóczys II., den er zuerst als gut kaiserlicher General bekämpfte (1703), später aber aus gekränktem Ehrgeiz anerkannte. Er bildete dann mit Bercsényi, Ilosvay u. a. den wichtigen Kriegsrat Rákóczys, ließ sich aber, als die Sache des letztern schief stand, von dem kaiserlichen Friedensunterhändler Pálffy für den Ausgleich gewinnen und schloß im Namen der Konföderierten mit diesem den Unterwerfungstraktat von Szathmár (1711), den Rákóczy nicht anerkennen wollte. 1712 wurde Alexander K. in den Grafenstand erhoben, 1723 Geheimrat, 1724 Mitglied des königlichen Statthaltereirats und 1741 Feldmarschall. Er starb 8. Sept. 1743, reich an Gütern und Würden, und hinterließ tagebücherartige Memoiren, mit einer Autobiographie verbunden, welche von 1669 bis 1740 reichen (in magyarischer Sprache hrsg. von Szalay 1865). — Sein Enkel, Graf Franz Anton K., geb. 8. Nov. 1732 zu Nagy-Károly, zeichnete sich als Oberst im Siebenjährigen Krieg aus, ward 1787 Generalfeldzeugmeister und starb 24. Aug. 1791. — Graf Aloys K., geb. 8. Aug. 1825, ward 1852 königlicher Kämmerer, 1858 Gesandter in Kopenhagen, 1860 Gesandter und 1871 Botschafter in Berlin, 1878 in London. Vgl. Géresi, Codex diplomaticus comitum K. de Nagy-Károly (Budapest 1884).

Karosse (franz., ital. carrozza, mittellat. carrocium), elegante Kutsche, Staatswagen.

Karotin, s. Mohrrübe.

Karōtis (griech.), Name der beiden großen Halsschlagadern, die aus der Aorta entspringen und das Blut nach dem Kopf hinleiten. Vgl. Blutgefäße.

Karotte (lat.), s. Mohrrübe. — In der Schnupftabakfabrikation heißen Karotten die fest zusammengeschnürten Rollen von ausgerippten Tabaksblättern, welche der Gärung unterworfen werden (s. Tabak).

Karpäa (griech., »Fruchttanz«), bei den alten Thessaliern eine Art mimischen Kriegstanzes, wobei in scherzhafter Weise ein Kampf zwischen Landmann und Räuber pantomimisch dargestellt wurde.

Karpathen (Karpathisches Gebirgssystem), im weitesten Umfang der zusammenhängende Gebirgswall, welcher, Ungarn und Siebenbürgen im NW., O. und SW. von Österreich, Mähren, Schlesien, Galizien und Rumänien in einer Länge von 1200 km abgrenzend, einen großen Bogen bildet, der an der Donau bei Preßburg beginnt, sich wieder bis zur Donau bei Orsova erstreckt und ihr auch seine offene Seite zukehrt. S. Karte »Ungarn«.

[Ausdehnung und Höhe.] Die horizontale Ausdehnung der Karpathen umfaßt, je nach der angenommenen Basis, 93,000–245,000 qkm (1700–4450 QM.). Die Breite beträgt an den Ausläufern nur 12, anderwärts 70–370 km. Die größte Breite fällt mit ihrer größten Erhebung zusammen, so auf dem Meridian der Tátra, wo sie sich bis zu den Donauniederungen hinziehen, und im siebenbürgischen Hochland. Mit den Alpen treffen sie an zwei Punkten, und zwar bei Preßburg und Hainburg mit dem Leithagebirge und bei Gran mit dem Bakonyer Wald, zusammen; im S. begegnen sie den Verzweigungen des Balkangebirges im Engthal der Klissura. Gegen die Nachbarländer fußen sie überall im Tiefland, von den Sudeten werden sie durch die Einsenkung bei Oderberg getrennt, und im Innern Ungarns grenzen ihre Ausläufer an die Donautiefebene. In diesem weiten Umfang sind die K., welche als zweites Hauptgebirge Europas die Wasserscheide zwischen der Ostsee und dem Schwarzen Meer bilden, nur ein geographischer Begriff. In Wirklichkeit bestehen sie aus mehreren orographisch und geologisch gesonderten Gruppen, die einerseits als fortlaufender Gebirgszug mit der höchsten Erhebung in der Mitte, anderseits aber als ausgedehntes Hochland auftreten. Auf große Strecken steigen sie zwar bis über die Waldgrenze, allein nirgends bis zur Hochalpenhöhe auf, und mit ihren bedeutendsten Gipfeln in der Tátra und in Siebenbürgen erreichen sie nur 1200–2659 m. Bis zur Schneegrenze ragen nur einige Spitzen empor, und weil an den schroffen Felswänden größere Schneemassen sich nicht halten können, überdies auch die atmosphärischen Niederschläge gering sind, so kommen daselbst keine Gletscherbildungen vor, und bleibt der Schnee nur in den Schluchten liegen. Deshalb stehen auch die K. trotz der großartigen Gebirgsnatur und trotz vieler wildpittoresker Felsthäler den Alpen weit nach.

[Thäler, Flußsysteme, Pässe.] Man findet wegen der konzentrischen Bildung vieler Gebirgsketten nur sporadisch jene bedeutenden Längenthäler, deren Entwickelung in den Alpen die Kommunikationen so wesentlich begünstigt, und die in den östlichen K. ganz fehlen. Desto häufiger sind die Querthäler. Gegen Galizien zu sind die Karpathenthäler infolge des jähen Abfalls der Gebirge viel kürzer als in Ungarn, wo sie sich mit ihren breiten, kultivierten Thalsohlen in die Ebene verlaufen. Die Wasserscheide zwischen Donau, Weichsel und Dnjestr fällt in den K. mit dem bogenförmigen Kamm des Sandsteingebirges zusammen, und dieser wird nur im N. der Tátra vom Dunajec und Poprád unterbrochen. Aus dem weiten Karpathengebiet strömen überall zahlreiche ansehnliche Gewässer den genannten drei Hauptflüssen zu, von denen die Donau alle Flüsse aus den ungarischen Thälern, die Weichsel, der Dnjestr und Pruth hingegen jene aus den galizischen Thälern aufnehmen. Die wichtigsten Thäler sind: in den eigentlichen K. das Waag-, Neutra-, Gran- und Eipelthal, welche sich gegen die Donau öffnen; im Theißgebiet die Thäler der Theiß, des Sajó und Hernád; im N. das Weichsel-, Dunajec-, Poprád-, San-, Dnjestr- und Pruththal; im siebenbürgischen Hochland die Thäler der Maros, Aluta und das Szamos mit seinen rechten

Wlara (420 m) und Lissa nordwestlich von Trentschin, der Jablunkapaß (601 m), durch den die Kaschau-Oderberger Bahn von Schlesien nach Ungarn eintritt, der Jordanowpaß (802 m) im N. der Tátra und der Durchlaß für die Tarnow-Leluchower Bahn am Poprád; in den Zentralkarpathen die Kunststraßen von Neumarkt nach Käsmark und über die Kralowa Hora; in den Ostkarpathen der Duklapaß, der Durchlaß für die Ungarisch-Galizische Bahn an der Laborcza sowie die Pässe Uszok, Vereczke an der Latorcza und Körösmezö an der Schwarzen Theiß (1037 m); endlich in Siebenbürgen die Pässe Radna (959 m), Borgo Prund (1196 m), Tölgyes, Gyimes, Uz und Oitoz im Ostrand, Bodza, Tömös oder Predeal (1028 m), Törzburg, der tiefe und lange Engpaß am Rotenturm (352 m) und Vulkan (944 m) im S. sowie Teregova und das Eiserne Thor in der Südwestecke Siebenbürgens.

[Geologisches.] In Bezug auf den geologischen Bau der K. finden sich im westlichen Teil (bis zum Hernádfluß) mehrere zentrale Granitkerne nebst Gneis und kristallinischem Schiefergebirge, um welche sich das mesozoische Gebirge, vom Verrucano (unterste Buntsandsteinbildung) mit seinen Konglomeraten und roten, sandigen Schiefern durch Muschelkalk, durch die verschiedenen Glieder des alpinen Keuper und unter ihnen zu oberst durch die Kössener Schichten bis in den Lias, gruppiert. Über letzterm ist das obere Grenzgebilde des Jura mächtig erschlossen, und noch höher liegt die Kreide direkt dem Tithon auf. Die Kreide ist teils untere (neokomer Sandstein, Kalk; Gault als Thon und Sand), teils obere (mächtige Hippuritenbänke nebst Sewenkalk und darüber die Gosaubildungen). Über ihr folgen das Nummulitengebirge und der Flysch, großenteils sandig (Karpathensandstein), den eocänen und oligocänen Tertiärgebilden angehörend, dann die jüngern Tertiärgebilde, mehr randlich aufgelagert. Vom Hernád bis zur Marmaros und zur Bukowina fehlen alle ältern kristallinischen Gebirge, welche erst in Siebenbürgen gleichzeitig mit den ältern Sedimenten zu Tage treten. Das verbindende Glied zwischen Hernád und Marmaros bildet ein einförmiges waldiges Sandsteingebirge aus Kreide und Nummulitengesteinen, welches sich in gleicher Einförmigkeit auch um den ganzen Außenrand der K. (Walachei bis Schlesien) erstreckt, und aus dem nur in einzelnen Klippen und Klippenreihen die Kalke des Tithon (daher Klippenkalke) hervorsehen. Diesem Sandstein gehören die ergiebigen Erdölquellen Galiziens an, dem neogenen Tertiärgebirge aber die reichen Steinsalzablagerungen am Fuß der Ostkarpathen in Ungarn und im Innern Siebenbürgens, wo sich auch Erdöl und Braunkohlen finden. Der ungarische Innenrand enthält ferner ausgedehnte trachytische Gesteine, auch Andesite, Quarztrachyte nebst Bimsstein, Perlstein, Obsidian und geringere basaltische Gesteine. Die grünsteinartigen Trachyte sind wichtig durch ihre edlen Erzlagerstätten (Gold und Silber). Auch die kristallinischen Schiefer sind reich an Erzgängen und Erzlagern. Von Eruptivbildungen der Übergangs- und Flözzeit sind die mit dem Übergangsgebirge verknüpften Gabbros und Serpentine von Dobschau und die

mörer und Biharer Gebirge wurden auch Eishöhlen (Dobschau, Agtelek, Szilicze ꝛc.) entdeckt. Sonstige merkwürdige Höhlen sind: die Tropfsteinhöhlen in der Liptau, die Höhlen in der Zips (Kapsdorf), die Schwefelhöhlen im Berg Büdös und die Veteranihöhle im Banater Gebirge.

[Einteilung.] Was die Einteilung des Karpathengebirges betrifft, so zerfällt dasselbe in die eigentlichen K., einen fortlaufenden Gebirgszug mit der höchsten Erhebung in der Mitte, und in das Siebenbürgische Hochland. Erstere bestehen aus einem äußern Rand- und dem innern Gebirge. Der bogenförmig von der Donau bis an die Goldene Bistritza sich erstreckende, reichbewaldete Sandsteinzug wird durch den Durchbruch des Poprád und die Topla in die Westkarpathen und in die Ostkarpathen oder das Karpathische Waldgebirge geteilt. Die Westkarpathen beginnen am Donaudurchbruch (Porta Hungarica) mit der niedern Gruppe der Kleinen K. (Rachsturm, Bradlo 815 m), deren nordöstliche Fortsetzung nach ihren weißen Dolomitfelsen das Weiße Gebirge (Belagora) genannt wird. Ihre höchsten Gipfel sind die Javorina (967), die Wysoka (1020) und der Javornik (857 m). Dann folgen im NW. die West- oder eigentlichen Bieskiden bis zum Jablunkapaß (601) mit dem Beskid (947), der Magurka (1153), dem Smrk (1339), der Knicin, d. h. Fürstin (1252), dem Radhost (1135), der Lissa Gora (1320 m) und der Barania sowie die niedrigere Kette der Ostbieskiden, welche die Hochkarpathen in einem Bogen umfaßt und sich bis Bartfeld erstreckt, mit der Babia Gura (1722) und dem Lubjenberg (1264 m). Hieran schließt sich der in südöstlicher Richtung bis an Siebenbürgen hinabreichende breite Rücken des Karpathischen Waldgebirges an, im N. von kurzen Parallelketten, im S. von einigen vulkanischen Berggruppen begleitet. Die höchsten Spitzen dieses unfruchtbaren Grenzkammes sind in der mehr aufsteigenden östlichen Hälfte die Czerna Gora (2012), der Rusky (1303), die Bistra (1811), der Pop Jvan (1925) und der Dzumalau (1853 m). Die trachytische Vorlage führt den Namen Vihorlatgebirge (»ausgebranntes Gebirge«) und erreicht im Varlo 1058 m.

Zum innern Gebirge gehören die unterhalb der Ostbieskiden sich erhebenden Hoch- oder Zentralkarpathen und das innere karpathische Bergland, welches mit seinen die erstern im W., SW., S., SO. und O. teils parallel, teils fächerförmig umlagernden Gruppen gegen das Hochland zu an Höhe gewinnt und, sich an den äußern Karpathenkamm dicht anschließend, den größten Teil Nordungarns füllt. Die Zentralkarpathen erstrecken sich von W. nach O. hin, 122 km lang und 45,5 km breit, vom Zusammenfluß der Arva und Waag bis an den Poprád und bestehen im W. aus dem Arva-Liptauer Kalkgebirge, im O. aus der nur 900—1000 m hohen Zipser Magura und aus den in der Mitte gelegenen eigentlichen Zentralkarpathen oder der Hohen Tátra. Die letztere ist ein mehrfach gebrochenes Rückengebirge, das sich mit seinen gewaltigen Granitmassen auf der Süd- und Ostseite ganz unvermittelt, wie eine Mauer, aus der fast 800 m hohen Poprádebene bis zu 2467 m erhebt. Dieser großartige Wall, dessen 1700—1900 m hoher Bergrücken von 60 km Länge und 15—25 km Breite nur tief eingeschnittene steile Schluchten zeigt, bildet mit seinen schroffen Felswänden, seinen zahlreichen Kuppen und turmförmigen, kahlen, zackigen Spitzen den majestätischen Kern des ganzen Karpathengebirges. Die wilde Romantik der Tátra wird noch erhöht durch 58 dunkelblaue und grüne, oft bis Juli eisbedeckte, tiefe Seen (sogen. Meeraugen), die in einer Höhe von 1400—2025 m an steilen Felswänden, von Trümmerhalden umgeben, oder in unwirtlichen Kesseln verborgen liegen. Die höchsten Gipfel sind im W. der dolomitische Rohatsch (2225 m), in der Mitte der granitische Große Kriván (2500 m), im O. die granitische Gerlsdorfer (2659 m), Schlagendorfer (2478 m), Eisthaler (2628 m), Lomnitzer (2635 m) und Käsmarker Spitze (2534 m). Zu jenen Seen, deren größter, der Fischsee, die Bialka zum Dunajec sendet, gehören die Fünfseen unter der Eisthaler Spitze und der 1558 m hoch gelegene Grünsee, an der Nordseite der Lomnitzer Spitze.

Dem innern karpathischen Bergland gehören folgende Gebirgsstöcke an. Südlich von der Hohen Tátra erstrecken sich, dieser parallel, die Liptauer K. oder die Niedrige Tátra, mit den Gipfeln Djumbir (2043 m) und Kralowa Hola oder Königsalm (1940 m). Im W. erhebt sich die Kleine Fátra in der Arva mit dem Kleinen Kriván oder Krivánfátra (1667 m); daran schließen sich im SW. zwischen der Waag, Neutra und Thurócz das Innovezer und das Freistadtler Gebirge mit dem Klak oder Rabenstein (1333 m) und dem Innovecz (1051 m), im S. dagegen zwischen der Waag, Thurócz, Neutra und Gran die Große Fátra mit der Großen Fátra (1776 m) und der Kri.na (1572 m) sowie das Neutraer Gebirge mit dem Zobor (1341 m). Östlich von der Gran bis zur Eipel dehnen sich zahlreiche, aus Trachyt und Trachyttuff bestehende, vulkanische Gruppen aus: die bis zu 1445 m aufsteigende Ostrowskygruppe mit dem Sitno (1030 m), wegen des Reichtums an edlen Metallen auch Ungarisches Erzgebirge genannt. Im N. und O. wird sie von den Sohler und Gömörer Gebirgen, mit der Polana (1445 m), der Fabova-Hola (1441 m) und der Neoacka-Hola (1394 m) begrenzt. Die südlichsten Ausläufer der K. sind zwischen der Eipel, Donau und Zagyva das trachytische Neográder Gebirge mit dem Hideg-Hegy (865 m), ferner zwischen der Zagyva und Erlau das malerische Mátragebirge, ein höchst interessanter, in die große ungarische Ebene absteigender vulkanischer Trachytstock mit dem Dasko (910 m), sowie zwischen der Erlau und dem Sajó das aus Grauwacke gebildete, dicht bewaldete Bikkgebirge. Nördlich von letzterm liegen bei Rosenau die höhlenreichen Kalkplatten, die Tornaer Gebirge und oberhalb des Hernád die Zipser Gebirge, welche im Repiszko bis 1250 m ansteigen. Die östlichste Gruppe der Westkarpathen ist die von Eperies südwärts sich erstreckende trachytische Hegyalja, welche im N. im Simonka das sogen. Sóvárer Gebirge (1083 m) erreicht und im S. in das berühmte Tokayer Weingebirge oder die eigentliche Hegyalja (508 m) ausläuft.

Während so die Westkarpathen ein geschlossenes Ganze bilden, erheben sich im SO., mit ihnen durch das Karpathische Waldgebirge verbunden, die Südost- und Südkarpathen, welche, als hoher Gebirgswall Siebenbürgen in fast quadratischer Form umschließend, den Namen Siebenbürgisches Hochland führen. Zur nördlichen Kette gehören zwischen der Szamos und Theiß das Láposgebirge mit dem Gutin (1434 m) und Czibles (1826 m) und das Rodnaer Gebirge bis zum Borgo-Prundpaß mit dem Muncsel (1783 m), dem Felskoloß Pietrosza (2297 m) und dem Glimmerschieferstock Kuhhorn (walach. Jneu, 2281 m). Von hier an ziehen sich gegen S. hinab das Gyer-

gyóer Gebirge mit dem Pietroszul (2107 m), das Csiker Gebirge mit dem vulkanischen Büdös (916 m) und das Bereczker Gebirge mit dem Lakócz (1764 m). Mit diesem äußern Ostrand laufen fast parallel das Görgényer Gebirge (Mezöhavas 1746 m), das Hargitagebirge mit der 1741 m hohen Hargita und das Baróter Gebirge mit dem Kukukhegy (1540 m). Den Südrand nehmen die Transsylvanischen Alpen, der höchste, schmälste und wildeste Teil der siebenbürgischen Randgebirge, ein. Mit dem Bodzaer Gebirge im SO. beginnend (Csukás 1944 m), erfüllen sie unterhalb Kronstadt als Burzenländer Gebirge das Burzenland mit Felsplateaus, Felsgipfeln und 600—900 m hoch herausragenden Felswänden (der schroffe Königsstein 2243 m, Bucsecs 2519 m). In dem westlicher gelegenen Fogaraser Gebirge erheben sich der Verfu-Urli (2471 m), der Bunetara (2515 m) und der Negoi (s. d.) als der höchste Berg Siebenbürgens (2543 m). Nun folgen das Cibin-, das Schebescheller, das Paringul- und das Vulkangebirge, an welches sich im äußersten Südwesten das Hatszeger Gebirge mit dem Retjezat (2496 m) anschließt. Der Westrand zeigt weniger den Charakter eines geschlossenen Randgebirges, wird häufig durch Flußthäler geschieden und erreicht nur eine geringere Höhe. Er beginnt im N. am Szamos mit dem Bückoder Krasznagebirge (Baratyek 791 m), an welches sich südlicher das höhlenreiche Biharer Gebirge zwischen den Schnellen und Schwarzen Körös mit dem granitischen Bihar oder Kukurbeta (1846 m), das Aranyosgebirge mit dem Muntje le mare (1828 m), das längs derselben bis an die Maros hinabreichende goldreiche Siebenbürgische Erzgebirge mit dem Vulkan (934 m) und Dimboj (1368 m) bei Zalathna und der Basaltmasse der Detunata (s. d.), das Ruszkagebirge mit der Pajana Ruszka (1360 m) und der Burdu Piatra nächst dem Eisernen Thor (2192 m) sowie ganz im SW. das sich in der Klissura bis an die Donau erstreckende Banater Gebirge anreihen. Inmitten all dieser Randgebirge ragt das innere siebenbürgische Hügelland 300—500 m hoch empor.

[Klima 2c. Kulturverhältnisse.] Bei dieser großen Ausdehnung der K. sind die klimatischen Verhältnisse selbstverständlich sehr verschieden. Während im SW. eine mittlere Temperatur von +9,6° C. herrscht und die Unterschiede zwischen Sommer- u. Winterkälte sich von +35,1 bis —21,4° erstrecken, fällt erstere im NW. und N. bei 374—623 m auf 7,5—5,8° und schwankt die Temperatur zwischen +31,9 und —20,5°, in Arva-Váralja sogar zwischen +34,25 und —34,38°. In Siebenbürgen beträgt die mittlere Temperatur am Quellengebiet des Maros- und Altflusses 6,7°, im allgemeinen bei 340 m Höhe 8,8° und im Flußgebiet der Maros 10,3° C. Die mittlere jährliche Feuchtigkeit kann bei einem Maximum von 100 im N. mit 81,5, im SW. und in Siebenbürgen mit 76,5 angenommen werden. Die mittlere Höhe des jährlichen Niederschlags, welche im SW. bei 86 Regentagen 617,5 mm erreicht, steigt im Hochgebirge (Kronstadt und Arva) bei 180 Regentagen auf 840—900 mm. In den Zentralkarpathen bestehen vier meteorologische Stationen und zwar in Käsmark, Poronin, Schmecks und

Stiel- und Zerreiche, letztere jedoch nur im SO.; die Grenze der erstern liegt in Bihar bei 820 m. Am häufigsten tritt die Buche und zum Teil noch in ausgedehnten dichten Waldungen auf; aber während sie im N. nur die Ebenen und Vorhöhen bis 900 m bedeckt, bildet sie im SO. einen von 800—1100 m reichenden Waldgürtel und steigt noch bis 1400 m empor. Den gewöhnlichen Pflanzen des Buchenwaldes gesellen sich ausgezeichnete Pflanzen der östlichen Flora bei. Über der Buche folgt der dichte Nadelwald, meist aus Rottannen bestehend, welche zwischen 1200 und 1450 m die herrschenden Waldbäume sind. Die Weißtanne reicht an den nördlichen K. nur so weit als die Buche, höher in Bihar. Die Krummholzvegetation, in den Nordkarpathen zwischen 1450 und 1770 m die Gebirgsjoche bedeckend, findet sich auch im SO. aus der Krummholzkiefer, dem Zwergwacholder und der Grünerle, welche in der Tátra fehlt, zusammengesetzt; der Schmuck der Rhododendren mangelt gänzlich. Bis 2085 m reichen in der Tátra noch Krautweiden, höher finden sich nur Kräuter, Moose und Flechten auf dem öden Fels; doch reichen die weiße Eisranunkel, der kälte liebende Enzian (Gentiana frigida) u. a. bis zu den höchsten Felsspitzen. In der Tátra, im Karpathenwaldgebirge und in den höhern Gebirgsketten Siebenbürgens, wo der Wald noch den Charakter des Urwaldes trägt, sind Bären, Wölfe und der Luchs häufig anzutreffen. Die Gemse ist in der Tátra in letzter Zeit schon seltener geworden.

Die Bevölkerung der K. ist im SO. rumänisch, im übrigen Teil vorherrschend slawisch, und zwar wohnen im W. Slowaken, Hornyaken, Wasserpolacken und die Goralen (von den Beskiden bis zur Tátra), im O. Ruthenen. Die Ungarn haben sich in Siebenbürgen (Szekler) und am innern Gebirgsrand angesiedelt, die deutschen Einwanderer hingegen meist auf größern Sprachinseln im W. zwischen den Slawen, in der Zips, in den Bergstädten, in Siebenbürgen und im Banat niedergelassen. Erwerbszweige sind fast überall Ackerbau und Viehzucht, in den höhern Regionen Alpenwirtschaft und Schafzucht, im S. teilweise Weinbau und in vielen Gegenden der Bergbau. Die K. sind das erzreichste Gebirge Europas und bergen in Oberungarn, in der Bukowina, im siebenbürgischen Randgebirge und im Banat fast unerschöpfliche Lagerstätten nutzbarer Mineralien, insbesondere Gold, Silber, Kupfer, Salz und Kohlen, überdies auch Quecksilber, Blei, Galmei, Kobalt, Nickel, Zink, Marmor, Schiefer, Petroleum, Edel-, Halbedelsteine und Bergkristalle (Opal, Amethyst, Chalcedon, Marmaroser Diamanten 2c.). Die vorzüglichsten Fundorte mineralischer Schätze sind unter »Galizien«, »Siebenbürgen« u. »Ungarn« angeführt.

Die K. werden nach allen Richtungen hin, insbesondere in den Flußthälern und Pässen, durch zahlreiche Hauptstraßenzüge und Bahnen gekreuzt. Von letztern sind die wichtigsten die Kaschau-Oderberger, Waagthal-, Ungarische Staats-, Eperies-Tarnower, Ungarisch-Galizische und die Ungarische Nordostbahn. Unter den Kurorten gibt es viele sehr bedeutende. Die bekanntesten Thermen und Mineralquellen sind: in Galizien Krynica (Eisensäuerling bei Neu-Sandec), Szczawnica (muriatische Natronquelle am Nordabhang der Tátra), Jvonice (Jodquelle im

ziás (Temes), Előpatak (Siebenbürgen), Kovászna (Siebenbürgen), Lucski (Liptau), Lublau (Zips), Sliács (bei Altsohl), Tatzmannsdorf (Eisenburg), Tusnád (Siebenbürgen) und Vihnye (bei Schemnitz), die gipshaltigen Thermen in Szkleno (bei Kremnitz), die Stahl-, Schwefel- und Alaunquellen in Parád (Heves), die Solquellen in Alsó-Sebes (bei Eperies), die Glaubersalzquellen in Jynda (bei Temesvár) und der Luftkurort Schmeks in der Hohen Tátra.

Vgl. Hildebrandt, Karpathenbilder (Glog. 1863); Fuchs, Die Zentralkarpathen (Pest 1863); Koristka, Die Hohe Tatra (Gotha 1864); Scherner, Tatraführer (Bresl. 1875–76, 2 Bde.); Derselbe, Neuer Tatraführer für Vergnügungsreisende (das. 1881); Kolbenheyer, Die Hohe Tatra (6. Aufl., Teschen 1884); Helsch, Illustrierter Führer durch die K. (Wien 1881); Siegmeth, Kaschau ꝛc. und die ungarischen Ostkarpathen (Kaschau 1886); Wahlenberg, Flora Carpathorum (Götting. 1814); Ascherson u. a., Karpathenreise (naturwissenschaftliche Beobachtungen, Berl. 1866); Krones, Geschichte des deutschen Volkstums im Karpathenland (Graz 1879); Kohut, Aus dem Reich der K. (Stuttg. 1886); die »Jahrbücher« des Ungarischen Karpathenvereins (Kaschau 1874 ff.), des Galizischen Tátravereins (1876 ff.) und des Siebenbürgischen Karpathenvereins (Hermannst. 1881 ff.). Ein »Orohydrographisches Tableau der K.« (1:750,000) erschien in 6 Blättern (Wien 1886).

Karpathensandstein, ein meist feinkörniger Sandstein, dessen geologische Stellung unklar ist; vgl. Kreideformation und Tertiärformation.

Karpátho (Skarpanto), türk. Insel im Ägeischen Meer, zu den Sporaden gehörig, zwischen Kreta und Rhodos, 220 qkm (4 QM.) groß, hat meist steile, unzugängliche Ufer und ist mit kahlen Gebirgen (Eisen, Marmorgruben) erfüllt, die im Lastos 1219 m Höhe erreichen. Die durchweg griechischen Bewohner (etwa 5000) wohnen in mehreren Dörfern zerstreut und beschäftigen sich hauptsächlich mit Holzarbeiten.

Karpetaner (Carpetani), mächtiges Volk im alten Hispanien (s. d.), besaß die Plateaulandschaft am Tagus (Tajo) unterhalb seines Quellgebiets, also das eigentliche Zentrum der ganzen Halbinsel, und hatte das durch außerordentlich feste Lage ausgezeichnete Toletum (Toledo) zur Hauptstadt. Die K. galten neben den Keltiberern für das mächtigste Volk des innern Hispanien, das im Bund mit einigen Nachbarstämmen den Angriffen Hannibals längere Zeit erfolgreichen Widerstand leistete.

Karpfen (Cyprinoidei), Familie der Knochenfische aus der Unterabteilung der mit Bauchflossen versehenen Edelfische (Physostomi abdominales, deren Schwimmblase einen Luftgang besitzt, s. Fische, S. 298). Sie leben im Süßwasser und nähren sich hauptsächlich von pflanzlichen Stoffen, von Würmern und Insekten. Sie sind schmal und hoch, haben keine Zähne in den Kiefern, dagegen auf den Schlundknochen, und runde Schuppen auf dem ganzen Körper mit Ausnahme des Kopfes. Die Schwimmblase zerfällt durch eine Einschnürung in eine vordere und hintere Abtei-

und Schmerle (Cobitis). Die letzte Gattung wird häufig zu einer besondern Familie, Acanthopsidae, erhoben, wie denn überhaupt die Systematik der K. eine sehr schwierige ist und wahrscheinlich manche der oben genannten Gattungen in Zukunft aufgehoben werden dürften. — Fossil sind K. aus den tertiären Schichten bekannt.

Karpfen (Cyprinus *Nilss.*), Gattung aus der Ordnung der Edelfische und der Familie der K. (Cyprinoidei), länglich-eirunde, seitlich zusammengedrückte Fische mit großen Schuppen, langer Rückenflosse mit knöchernem, gesägtrandigem Stachel, endständigem Maul, vier Barteln an der Oberkinnlade und fünf dreireihig gestellten Schlundzähnen. Der gemeine K. (Teich-, Flußkarpfen, C. carpio *L.*, s. Tafel »Fische I«), bis 1,5 m lang und bis 35 kg schwer, mit weitem Maul, dicken Lippen, starken und langen Barteln, tief halbmondförmig ausgeschnittener Schwanzflosse, goldgelb, ins Blaugrüne spielend, mit meist grauem Rücken und grauen, oft rötlich angeflogenen Flossen, in Gestalt, Beschuppung und Färbung aber stark wechselnd (Spiegelkarpfen, Karpfenkönig mit wenigen, unverhältnismäßig großen Schuppen, Lederkarpfen, fast schuppenlos, Goldkarpfen mit rotgoldigen Schuppen), lebt in seichten, schlammigen Teichen oder Seen, ruhig fließenden Flüssen mit schlammigem Grund, findet sich wohl ursprünglich in der Donau, im Rhein und Main, im Kaspischen Meer und seinen Zuflüssen, auch in den Flüssen Nordasiens und Chinas, ist durch die Kultur sehr verbreitet, z. B. nach England im 15. Jahrh., nach Altpreußen gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts verpflanzt und auch in Nordamerika, Australien und auf Java eingebürgert worden. Gegenwärtig findet er sich ganz allgemein verbreitet in Mitteleuropa. Als die besten K. schätzt man diejenigen aus den Ländern östlich der Elbe und Oder und aus Österreich. Er nährt sich von allerlei kleinen Tieren und Pflanzenstoffen, durchwühlt den Schlamm und verschluckt dabei auch erdige Bestandteile. Zur Laichzeit (Mai, Juni bis August) entwickeln sich beim Männchen auf dem Scheitel, den Wangen und Kiemendeckeln viele kleine, weißliche Warzen; er wird dann wanderlustig, steigt in den Flüssen aufwärts und laicht an seichten, dicht bewachsenen Stellen. Die Zahl der Eier beträgt oft über 600,000. Die jungen K. werden im ersten Jahr 8–12, im zweiten bis 30 cm und mehr lang und im dritten Jahr fortpflanzungsfähig. Manche K. bleiben steril und zeichnen sich dann durch besondere Güte des Fleisches aus. Den größten Wert verleiht dem K. die Leichtigkeit, mit der er sich in Teichen züchten läßt. Der K. erreicht ein sehr hohes Alter; im Charlottenburger Schloßgarten bei Berlin lebten bis vor kurzem nachweislich 120 Jahre alte K. In den Teichen gewöhnt sich der K., auf das Läuten einer Glocke oder auf einen gewissen Pfiff zur Futterstelle zu kommen. Er war schon den Griechen und Römern bekannt, wurde aber von ihnen weniger geschätzt als von uns; als Sinnbild der Fruchtbarkeit war er der

Karpfen (ungar. Korpona), königliche Freistadt im ungar. Komitat Hont, hat viele gotische Gebäude, ein Piaristenkollegium, Mineralquellen, Obst- und Weinbau und (1881) 3408 Einw. (Katholische und Evangelische). — K. wurde im 9. Jahrh. gegründet, galt wegen seiner Befestigung für den Schlüssel der ungarischen Bergstädte und hatte bis zum 16. Jahrh. nur deutsche Einwohner, welche später den Slawen weichen mußten.

Karpfenläuse (Argulidae), s. Ruderfüßer.

Karpfstock, s. Hausstock.

Karpinski, Franciszek, poln. Dichter, geb. 4. Okt. 1741 zu Holosko in Galizien, erhielt seine Bildung in der Jesuitenschule zu Lemberg und lebte hierauf eine Zeitlang in Wien und als Gutspachter in Galizien. 1783 wurde er Sekretär beim Fürsten Adam Czartoryski in Warschau und durch denselben in des Königs Stanislaus August nähern Umgang gezogen. Doch weder das Hofleben noch später das als Erzieher in fürstlichen Häusern sagte dem geraden und freimütigen Mann zu. Er erhielt 1791 zwei an der Bialowiczer Heide in Litauen gelegene Staatsgüter auf 50 Jahre zur Bebauung überlassen und lebte fortan daselbst als Wohlthäter seiner Untergebenen. Er starb 16. Sept. 1825. Karpinskis Lieder leben als echt national im Munde des polnischen Volkes; am ausgezeichnetsten sind darunter die elegischen Gesänge (z. B. »Klagelied Ludgardens«). Seine Schriften (hrsg. von Dmochowski, Warsch. 1804, 4 Bde.; neue Aufl., Krak. 1862) enthalten außer Liedern und Idyllen eine Übersetzung der Psalmen, eine Tragödie: »Judyta«, und mehrere prosaische Aufsätze. Seine Selbstbiographie gab Moraczewski (2. Aufl., Lemb. 1849) heraus.

Karpo, eine der Horen (s. d.).

Karpogön (griech.), das weibliche, mit einer Trichogyne (s. d.) ausgestattete Geschlechtsorgan der Florideen und Koleochäten, welches infolge der Befruchtung nicht unmittelbar die Eisporen wie bei andern Algen hervorbringt, sondern einen Fruchtkörper, in welchem sich die Sporen nachträglich bilden. Ein gleiches, bei manchen Askomyceten und den Flechten vorkommendes Geschlechtsorgan wird meist als Askogon bezeichnet.

Karpokrätes (Karpokras), aus Alexandria, in der ersten Hälfte des 2. Jahrh. n. Chr., stellte aus Platonischen, gnostischen und christlichen Lehren ein neues, mystisch-theosophisches Lehrsystem auf, dessen Anhänger (Karpokratianer) die Göttlichkeit Christi leugneten, jedoch die Seele des Menschen für ein höheres, aus Gott geflossenes Wesen hielten. Nach K.' Tod war sein Sohn Epiphanes Haupt der Sekte, die nach diesem benannt wurde. Vgl. Gnosis.

Karpolithen (griech.), fossile Früchte.

Karpologie (griech.), Lehre von den Früchten der Pflanzen; karpologische Ausstellung, Fruchtausstellung; karpologisches System, ein auf die Beschaffenheit der Früchte gegründetes Pflanzensystem.

Karposporeen (griech.), Abteilung der Thallophyten, s. Kryptogamen und Algen.

Karr, Jean Baptiste Alphonse, franz. Schriftsteller, geb. 24. Nov. 1808 zu Paris, war einige Zeit Studienaufseher am Collège Bourbon und beteiligte sich dann als Mitarbeiter oder Redakteur am »Figaro«, »Corsaire« und andern Zeitungen. Seinem ersten Roman: »Sous les tilleuls« (1832), der eine überaus günstige Aufnahme fand, folgte rasch eine ganze Reihe andrer nach, die in ziemlich ungebildetem Stil meist Selbsterlebnisse Karrs behandelten, und von denen »Geneviève« (1838) als der gelungenste zu bezeichnen ist. Größeres Aufsehen machten seine »Guêpes« (»Wespen«), eine Zusammenstellung von Bonmots, beißenden Anekdoten u. litterarischen Splitterrichtereien, die er von 1839 bis 1848 im »Figaro« erscheinen ließ, auch später noch fortsetzte und gesammelt (1853—57, 7 Bde.) herausgab. Sie zogen ihm viele Feindschaften, sogar den Versuch eines Mordes von Frauenhand, zu. Außerdem hat sich K. im Drama (»Pénélope normande« u. a.) sowie in der Gattung der Proverbes (1853) versucht und in »Les femmes« (1853) eine Sittenstudie geliefert. Seit 1855 in Nizza wohnhaft, trat er nach langem Schweigen nach dem Krieg von 1870 im »Moniteur universel« mit neuen »Guêpes« hervor, die dann unter verschiedenen Titeln wieder gesammelt erschienen, aber sich nur als das Werk eines grämlichen und müden Greises erwiesen und ihren ohnmächtigen Stachel gegen die Republik und ihre namhaftesten Repräsentanten kehrten. In neuern Schriften, wie: »Dieu et diable« und »Le crédo du jardinier« (1875), trat er gegen die katholische Kirche auf. Seine »Œuvres complètes« erschienen 1860 und öfter. — Seine Tochter Thérèse K., geb. 1835, ist ebenfalls Schriftstellerin und veröffentlichte unter anderm: »Les soirées germaniques offertes à la jeunesse« (1860, Erzählungen von M. Hartmann, A. Stifter, B. Auerbach enthaltend); »Les huit grandes époques de l'histoire de France« (1862); »Dieu et ses dons« (1864); »Causeries« (1873); »Souvenirs d'hier et d'autrefois« (1875); »Pas encore« (1879).

Karree (franz. carré), quadratisch; als Hauptwort: Quadrat, auch Rechteck; im Militärwesen eine Gefechtsformation der Infanterie, mit nach vier Seiten hin geschlossener Fronte zur Abwehr von Kavallerie. Das K. ist entweder hohl oder voll, je nach der Größe des innern Raums, der bei erstern zur Aufnahme von Kavallerie, selbst Fahrzeugen, bei letztern der berittenen Kommandeure, Spielleute, Ärzte ꝛc. dient. Die Karrees wurden meist bataillonsweise formiert und gaben ihr Feuer in gliederweisen Salven ab; das erste Glied fiel dazu aufs Knie. Die Blütezeit der Karrees sind die Napoleonischen Kriege, z. B. bei Austerlitz, Wagram, Leipzig ꝛc. Mit der Einführung der Hinterladegewehre hat das K. an Bedeutung verloren und wurde von der deutschen Infanterie 1870/71 nicht mehr zur Anwendung gebracht. Die großen Attacken der französischen Kavallerie sind bei Wörth und Sedan in Schützenlinien abgewiesen worden. Das preußische Reglement überläßt den Kommandeuren die Wahl der Gefechtsformation einschließlich K.

Karrelieren (franz.), s. Carrelage.

Karren (Karre), ein- oder zweiräderiges Fuhrwerk, als Handkarre von Menschenhand, als Lastkarre von Zugtieren fortbewegt, die in der Gabeldeichsel gehen. Letztere K. sind auf schmalen, festen Wegen, in Gebirgen und auf kurze Entfernungen vorteilhaft, verlangen aber, namentlich in der Gabeldeichsel, starke Pferde, die bis zu fünf voreinander gespannt werden. Schieb- oder Schubkarren sind meist einräderig aus Holz, in neuerer Zeit auch ganz aus Eisen, finden meist bei Erd- und Bauarbeiten Verwendung. Karrenbüchsen, ursprünglich Bezeichnung für fahrbare Geschütze (Karroballisten der Römer). König Karl XV. von Schweden konstruierte eine schnell feuernde Bataillons-Hinterladekanone, die er Karrenbüchse nannte.

Karren (Schratten), Rinnen von 1—3 m oder Schluchten von 10 und mehr Meter Tiefe, welche, ein Produkt der namentlich durch langsam schmelzenden Schnee unterstützten Erosion, in Kalksteine

eingefressen sind, oft mit schneidend scharfen Kämmen zwischen den einzelnen Vertiefungen. Sie erzeugen die kahlen, mitunter ganz unzugänglichen Karrenfelder. Namentlich der Dachsteinkalk (s. Triasformation) und der Schrattenkalk (s. Kreideformation) neigen zu dieser Erosionsform.

Karrete (span. carreta), Wagen; besonders verächtlich, alte, schlechte Kutsche.

Karrhä, Stadt in Mesopotamien, südöstlich von Edessa, mit einem uralten Tempel des Mondes; hier erlitt 53 v. Chr. Crassus eine totale Niederlage durch die Parther unter Suräna. K. ist das Charan oder Haran der Bibel (1. Mos. 11, 31), von wo Abraham nach Palästina zog; jetzt Haran.

Karrier, s. Tauben.

Karrière (franz.), Lauf, auch Laufbahn; in der Reitkunst die schnellste Gangart des Pferdes (vgl. Gangarten); en pleine carrière (ventre à terre), in vollem Lauf, mit verhängtem Zügel.

Karriert, s. Kariert.

Karrikatur, s. Karikatur.

Karriol (franz.), leichtes, zweiräderiges Fuhrwerk; Karriolpost, s. v. w. Briefpost.

Karronaden, 12–68pfündige Schiffsgeschütze von 6—9 Kaliber Länge, statt der Schildzapfen unter dem Rohr mit einem ösenartigen Anguß zur Verbindung mit der Lafette durch einen Querbolzen versehen. Sie sollen ihren Namen von den Gebrüdern Carron in Schottland erhalten haben, in deren Gießerei die ersten K. gefertigt wurden, und fanden als Oberdecksgeschütze 1779 Anwendung durch die Engländer; jetzt sind sie nicht mehr gebräuchlich.

Karroo, s. Afrika (S. 151) u. Kapland (S. 488).

Kars, Stadt, s. Karsgebiet.

Karsch, Anna Luise, Dichterin, gewöhnlich unter dem Namen »die Karschin« angeführt, geb. 1. Dez. 1722 auf dem Meierhof Hammer bei Schwiebus an der schlesischen Grenze, wo ihr Vater Dürbach eine Schenkwirtschaft betrieb, brachte in ihrer frühen Jugend einige Jahre bei Verwandten in einem kleinen Städtchen zu und diente sodann in ihrer Heimat als Hirtin. Ihre erste Ehe mit Hirsekorn, einem Tuchweber in Schwiebus, war sehr unglücklich und wurde nach elf Jahren getrennt; auch eine zweite Verbindung mit dem Schneider K., einem Trunkenbold, brachte ihr nur Elend. Gelegenheitsgedichte, die sie auf Verlangen mit erstaunlicher Schnelligkeit verfaßte, erwarben ihr die Gunst des Barons v. Kottwitz; dieser brachte sie 1761 nach Berlin und führte sie daselbst als ein ungewöhnliches Naturtalent in den Kreis der Denker und Schöngeister Sulzer, Hagedorn, Gleim, Mendelssohn, Lessing ein. Ihre poetische Ader schien unerschöpflich und ergoß sich über alle möglichen Gegenstände. Zugleich aber auch hoffärtig geworden, gelangte sie trotz der bedeutenden Unterstützungen seitens ihrer Freunde zu Berlin, Halberstadt, Magdeburg, wo sie sich abwechselnd aufhielt, und des ansehnlichen Honorars von 2000 Thlr. für die Herausgabe ihrer Gedichte (Berl. 1764) nie in eine sorgenfreie Lage und belästigte ihre Gönner fort-

der Mutter mit deren Biographie (2. Aufl., Berl. 1796) herausgab, und Großmutter der Schriftstellerin Helmina v. Chézy (s. d.). H. Klencke behandelte ihr Leben in einem Roman (1853). Vgl. Kohut, Die deutsche Sappho, A. L. Karschin (Dresd. 1887).

Karsgebiet, südwestlichstes Gouvernement der russ. Statthalterschaft Kaukasien, umfaßt die im Berliner Vertrag 13. Juli 1878 von der Türkei abgetretenen Sandschaks Tschaldyr und Kars und zerfällt in die Bezirke Tachta (mit Chorasan), Ardahan (mit Poßchow), Olti mit dem Stadtgebiet von Kars, Kagysman, Schuragel und Saruschad (mit Tschaldyr), ein Areal von 18,586 qkm (337,5 QM.) mit (1882) 145,412, inkl. Militär 162,979 Einw., zur Hälfte Türken und Armenier, außerdem Karapapachen, Kurden, Griechen, Russen, Turkmenen u. a. Von der im Traktat von Konstantinopel vorgesehenen Erlaubnis, in die Türkei auszuwandern, machten bis Ablauf desselben im Februar 1882: 15,234 Personen Gebrauch. Das K. ist ein Hochgebirgsland, erfüllt mit parallelen Gebirgszügen, die im O. an die Hauptkette des Kaukasus und die Gebirge Persiens stoßen und in südwestlicher Richtung sich über die Grenzen hinaus fortziehen. Das nördliche Grenzgebirge, der Arsianzweig des an der russischen Grenze westlich von Achalzych verlaufenden Adscharischen Gebirgszugs, erhebt sich zu 2500 m. Die Wasserscheiden sind nur auf Gebirgspässen zu überschreiten, welche im O. durchschnittlich 2400 m hoch liegen. Die Vegetation trägt den Charakter südlicher Gegenden: Alpenwiesen bis zu Höhen von 2—3000 m geben im Frühjahr und Sommer vortreffliche Weiden für die zahlreichen Herden; 1882 zählte man 15,475 Pferde, 178,169 Rinder, 267,488 Schafe und Ziegen, 5449 Esel. Waldungen gibt es außer in Saruschad und Schuragel überall; Kiefern mit Birken untermischt reichen bis zu 2100 m. Der Weinstock gedeiht bis zu 1000 m, doch ist der Weinbau sehr unbedeutend und der gewonnene Wein sauer. Die Obstzucht ist gleichfalls sehr gering; Gärten gibt es nur in den Bezirken Kagysman und Olti. Ergiebige Ernten geben alle Getreidearten, Gerste und Mais gedeihen in den höchsten Lagen. Am Achalkalaki haben die seit 1830 dort angesiedelten Russen von der Sekte der Duchoborzen das sonst nur zur Weide dienende Land in Ackerfelder umgewandelt. An Kommunikationen ist noch großer Mangel; fahrbare Straßen existieren fast gar nicht. Ethnographisch herrscht der georgische Typus vor: schlanker Wuchs, kräftige Körperformen, helle Gesichtsfarbe, vorwiegend blaue Augen; auch die Sprache ist grusisch, meistens jedoch durch das Türkische verdrängt.

Die Hauptstadt Kars, auf einer 1879 m hohen Ebene an den Quellen des Aras, östlich vom Soghanli Dagh, hat eine alte Festung mit starker Citadelle nebst Werken auf den umliegenden Höhen u. (1882) 11,981 Einw., worunter 4686 Soldaten. Als Sperrpunkt der Straße Alexandropol-Erzerum ist Kars von großer strategischer Bedeutung. Die Stadt Kars war im 9. und 10. Jahrh. Residenz einer eignen armenischen Dynastie, wurde im 11. Jahrh. eine Beute der Seldschukken, im

liams und des Ungarn Kmety (Ismael Pascha) Kars zu einer starken Festung gemacht. Ein durch die Russen nach längerer Einschließung unternommener Sturmangriff 29. Sept. wurde von den Belagerten zurückgeschlagen; allein da die Blockade aufs engste fortgeführt wurde, mußte der Befehlshaber, General Williams, nachdem Hungersnot und Seuchen ausgebrochen waren, die Stadt 27. Nov. übergeben. Im russisch-türkischen Krieg 1877 wurde Kars schon im Mai von den Russen zerniert, im Juli die Belagerung aufgegeben, aber im November erneuert; nachdem das Bombardement 15. Nov. begonnen, wurde die Festung in der Nacht vom 17.—18. Nov. von den Russen erstürmt und im Berliner Frieden 13. Juli 1878 an sie abgetreten. Vgl. *Sandwith*, Geschichte der Belagerung von Kars (a. d. Engl., Braunschw. 1856).

Karst, Handgerät zum Umbrechen des Acker- und Gartenbodens, aus einer zwei- oder dreizinkigen Hacke bestehend. Die Zinken sind 18—20 cm und darüber lang, 1—2,5 cm breit und haben unten eine spitzige Schärfe. Oben, wo die Zinken zusammenlaufen, befindet sich ein Öhr, in welches der etwa 1 m lange Stiel befestigt wird. Bei der Arbeit haut man mit dem K. schräg in die Erde hinein, reißt die von den Zinken gefaßte Scholle los und legt sie um. Der K. dient auch zur Vertilgung der Quecken, zum Umreißen eines berasten Bodens, zur Umarbeitung eines sehr steinigen, steilen, abhängigen oder unebenen Landes. Der schwersten Karste bedient man sich bei Bearbeitung der Weinberge.

Karst (ital. Carso), Gebirge im österreich. Küstenland, welches sich an die Triglowgruppe der südöstlichen (Julischen) Alpen anschließt. Im weitern Sinn bezeichnet man als K. (*Karstgebirge, Karstland*) eine gewisse Ausbildungsform der Oberfläche eines Gebirges, deren charakteristische Merkmale die plateauartige Gestaltung des Gebirges im großen und das Vorherrschen jüngerer Kalkformationen, wie Kreide und Nummulitenkalk, bilden. Das Karstland kennzeichnet sich durch Unfruchtbarkeit; es stellt im ganzen, namentlich an den Küstenstrichen längs der Adria, eine öde, weißgraue, grobfelsige, waldlose Wüste dar. Diese Unfruchtbarkeit ist aber keine ursprüngliche, wie dies die in grünem Schmuck prangenden Karstdistrikte des höhern Binnenlandes jetzt noch zeigen. Sie ist vielmehr die Folge der Waldverwüstung, die hier wahrscheinlich schon von den ersten Ansiedlern, dann von den Römern und Venezianern betrieben wurde und auch gegenwärtig nicht ganz aufgehört hat. In neuester Zeit wurden wohl energischere Versuche gemacht, die Zerstörung der Wälder aufzuhalten, und auch mit der Wiederaufforstung einzelner Karstflächen begonnen, doch können die bisherigen Resultate noch immer nicht als befriedigende bezeichnet werden. Der K. im weitern Sinn bildet ein in großen Stufen angeordnetes Terrassenland, das von vielgestaltigen zerrissenen, oft äußerst wilden Bergreihen und Kalkstöcken sowie von allerlei Kesselthälern und Löchern durchzogen ist, wobei gewöhnlich Höhenzüge aus eocänem Sandstein die Übergänge von einer Stufe zur andern vermitteln. Die Kesselthäler sind nicht selten von 350—500 m hohen Kalkwänden eingefaßt und von Bächen oder kleinen Flüssen bewässert, die aus einer Höhle austreten und nach kurzem Lauf wieder in einer Höhle verschwinden. Fehlt eine solche Abflußöffnung, dann sind diese Thäler versumpft. Sie werden von den Slawen *Dolinen* und bei größerer Ausdehnung *Poljen* (d. h. Felder) genannt. Auf ihrer Bodenfläche hat sich fruchtbare Erde angesammelt. Zuweilen, besonders dort, wo die Hochflächen ebener sind, ist der Boden von dicht aneinander gereihten, meist regelmäßigen, kreisrunden Löchern durchwühlt, die zum Teil mit Alluvium ausgefüllt sind, zum Teil aber sich in unbekannte Tiefen fortsetzen. Viele sind von Schwärmen der Höhlentaube bewohnt, weshalb man sie *Taubenlöcher*, auch Karstlöcher nennt. Charakteristisch für das Karstland ist sein Reichtum an *Höhlen*, darunter die berühmte Adelsberger Grotte, die Magdalenengrotte, Poikhöhle, die Höhle von Planina, die fünf Lueger Grotten mit dem Höhlenschloß, die Höhle von Corgnale, die Höhlen der Reka &c. Der größte Teil des Karstes gehört der *Kreideformation* an; nur einzelne Gebirgsstreifen bestehen aus Jurakalk. Die Trias ist insbesondere in dem zu den Dinarischen Alpen gehörigen Velebit und der Kapela vertreten. Von Wichtigkeit ist die thonige, eisenschüssige, daher rote Erde, welche die Karstklüfte und Mulden erfüllt und bei genügender Feuchtigkeit dem Ackerbau und Holzwuchs günstig ist. Die eigentümlichen Reliefformen des Karstes sind nur an die weitreichende Verbreitung des Kalkes und an die bedeutende Erosionsfähigkeit des letztern gebunden. Unter den mineralischen Naturschätzen des Karstes hat das Quecksilber (Gruben von Idria) die größte Bedeutung; außerdem finden sich noch Braunkohlen in Krain, Istrien und Dalmatien und in letzterm Land auch Asphalt.

Das Karstland erstreckt sich, von der Idria und obern Laibach angefangen, bis in die Balkanhalbinsel hinein und hat in der Herzegowina, in Montenegro, bei Cattaro und in einigen Teilen Albaniens seine wildeste Gestalt. Zum Meer hin fällt der K. in Steilwänden ab und setzt sich in den zahlreichen vorgelagerten Inseln fort. Unter den *Höhenrücken* des Karstes treten in Österreich besonders zwei Züge hervor. Der *nördliche Zug*, eine einzige Hochterrasse, besteht aus drei Teilen: dem *Tornovaner Wald*, einer meist bewaldeten Hochfläche zwischen den Flüssen Isonzo, Wippach und Idrizza, mit dem höchsten Gipfel Mrsawez (1406 m hoch); dem *Birnbaumer Wald*, südöstlich vom erstern, teils öde, teils bewaldet, im Nanos 1299 m, in der Piukoplanina mit dem Javornik 1266 m, im Krainer Schneeberg zu 1796 m ansteigend, und den Hochflächen der *Windischen Mark*, darunter der Hornwald mit dem 1099 m hohen Hornbühel. Der *südliche*, niedrigere Zug ist der *eigentliche K.*, welcher südlich an den Triester Meerbusen grenzt, gegen welchen er mit einem 350 m hohen Abhang steil herabstürzt, und auf seiner vegetationsarmen Hochfläche Erhebungen bis 1024 m (Slaunik) hat. Im SO. schließt sich an denselben der nach den Bewohnern (Tschitschen) benannte Tschitschenboden, der die Halbinsel Istrien füllt, im steil ansteigenden Monte Maggiore seine größte Höhe mit 1394 m erreicht und sich in Cherso, Osero &c. insularisch fortsetzt. Östlich vom Tschitschenboden dehnt sich noch 50 km weit der *Liburnische* oder *Kroatische K.* aus, eine kahle, unebene Platte (Risnjak 1526 m), an welche sich die *Karst* (bis 1533 m), Plisevica (1649 m), der *Velebit* (Sveto Brdo 1753 m) und der *Dalmatinische K.* oder die *Dinarischen Alpen* (bis 1898 m) anschließen. Als nördliche Vorlage des Karstes erstreckt sich gegen das rechte Saveufer das *Uskokengebirge* (St. Geraberg 1175 m). Die eigentümliche Bodenbeschaffenheit hat, wie erwähnt, auch auffällige Bewässerungsverhältnisse zur Folge; die atmosphärischen Niederschläge müssen sich entweder in Lachen und kleinen Seen an der Oberfläche sammeln oder noch häufiger durch die Spalten und Klüfte in große Tiefen hinabsinken, ein Schicksal,

das auch die wenigen Bäche und Flüßchen trifft, deren Bildung der Boden gestattet hat. Sie verlieren sich in einer Höhle, fließen eine Strecke unter der Erde und kommen in viel geringerer Höhe wieder zu Tage. Bei einigen wiederholt sich dieser Vorgang sogar mehrmals, und der neu hervorkommende Fluß erhält dann gewöhnlich auch einen neuen Namen (z. B. Poik — Unz — Laibach, Temenitz — Pretschna ꝛc.). Alle diese Gewässer werden unter der Erde durch das überall hinabdringende atmosphärische Wasser allmählich verstärkt und brechen schließlich oft mit großer Wasserfülle hervor. Der bedeutendste dieser Karstflüsse ist der nach S. strömende Timavo, dessen Oberlauf die Reka ist. Unter den Seen im Karstgebiet ist der Zirknitzer See (s. d.) seines periodischen Steigens und Fallens wegen der berühmteste; bekannt sind auch die 13 Plitvicaseen in Kroatien. Das Klima ist auf der Höhe des Karstes trotz der südlichen Lage durch den Einfluß kalter Luftströmungen rauh; Sommer und Winter sind trocken, während Frühjahrs- und Herbstregen vorherrschen. Von den Winden ist der kalte Nordostwind, die Bora, wegen ihrer verheerenden Gewalt gefürchtet. Vgl. Schmidl, Zur Höhlenkunde des Karstes (Wien 1854); Wessely, Das Karstgebiet Militärkroatiens und die Karstfrage (Agram 1877); E. Reyer, Studien über das Karstrelief (»Mitteilungen der k. k. Geographischen Gesellschaft«, Wien 1881); v. Mojsisovics, Zur Geologie der Karsterscheinungen (»Zeitschrift des Deutschen und Österreich. Alpenvereins«, 1880); v. Guttenberg, Die forstlichen Verhältnisse des Karstes (Triest 1882).

Karst., bei botan. Namen Abkürzung für Hermann Karsten (s. Karsten 5).

Kärstelenbach, s. Maderaner Thal.

Karsten, 1) Wenzeslaus Johann Gustav, Mathematiker, geb. 15. Dez. 1732 zu Neubrandenburg, ward Professor der Philosophie in Rostock, 1760 der Mathematik zu Bützow und 1778 in Halle, wo er 17. April 1787 starb. Seine Lehrbücher standen ihrer Zeit in hohem Ansehen.

2) Franz Christian Lorenz, Agronom, Bruder des vorigen, geb. 1751 zu Pohnsdorf in Mecklenburg, wurde 1780 Professor der Kameralwissenschaften zu Bützow, später zu Rostock, errichtete die erste deutsche landwirtschaftliche Lehranstalt zu Neuenwerder bei Rostock, woselbst er 28. Febr. 1829 starb.

3) Karl Johann Bernhard, Mineralog, Berg- und Hüttenmann, Neffe von K. 1), geb. 26. Nov. 1782 zu Bützow, studierte in Rostock die Rechte, wandte sich aber dann der Medizin und seit 1801 der Metallurgie und Bergbaukunde zu. Er arbeitete bis 1803 auf den Eisenhütten der Mark, dann in Schlesien, errichtete 1806 die Zinkhütte Lidognia, in der man zuerst aus Galmei Zink darstellte, wurde 1811 Oberhüttenrat und Oberhüttenverwalter für Schlesien und hielt später auch Vorlesungen zu Breslau, bis er 1819 als Geheimer Oberbergrat in das Ministerium des Innern nach Berlin berufen wurde. Er gehörte 1850—51 der Ersten Kammer an, trat 1851 in den Ruhestand und starb 22. Aug. 1853 in Berlin. K. zählte zu den ersten Repräsentanten der Metallurgie und hat auf die Entwickelung des Bergbaues und Hüttenwesens in Deutschland großen Einfluß geübt. Er schrieb: »Handbuch der Eisenhüttenkunde« (Halle Tarnowitz« (das. 1826); »Grundriß der deutschen Bergrechtslehre« (das. 1828); »System der Metallurgie« (das. 1831, 5 Bde.); »Lehrbuch der Salinenkunde« (das. 1846—47, 2 Bde.); »Philosophie der Chemie« (das. 1843) und gab das »Archiv für Bergbau und Hüttenwesen« (das. 1818—28, 20 Bde.), fortgesetzt als »Archiv für Mineralogie, Geognosie, Bergbau und Hüttenkunde« (1829—54, 26 Bde.) heraus.

4) Hermann, Physiker, Sohn des vorigen, geb. 3. Sept. 1809 zu Breslau, studierte Mathematik und Naturwissenschaft in Bonn und Berlin, arbeitete 1829 in Königsberg bei Bessel, habilitierte sich 1830 in Rostock und ward 1836 ordentlicher Professor der Mathematik und Physik daselbst, 1862 auch Direktor der Navigationsschule. Er starb 26. Aug. 1877 zu Bad Reinerz in Schlesien. K. schrieb: »Kleiner astronomischer Almanach, vorzüglich für Seeleute« (Rostock 1840—49); »Beitrag zur Berichtigung der Sterblichkeitstafeln« (das. 1845); »Lehrbuch der Kristallographie« (Leipz. 1861); auch veröffentlichte er mehrere astronomische, meteorologische und mineralogische Beobachtungen.

5) Hermann, Naturforscher und Reisender, Vetter des vorigen, geb. 6. Nov. 1817 zu Stralsund, studierte in Rostock und Berlin, bereiste 1843—47 und, nachdem er sich an der Berliner Universität für Botanik habilitiert hatte, 1848—56 Venezuela, Neugranada und Ecuador. Nach seiner Heimkehr lehrte er in Berlin Botanik, übernahm als Professor die Leitung des von ihm begründeten physiologischen Laboratoriums daselbst, folgte 1868 einem Ruf als Professor der Botanik nach Wien, wo er ebenfalls ein Laboratorium gründete, trat aber 1872 von seinem Amt zurück und lebt seitdem in der Schweiz. K. leitete aus seinen anatomischen Untersuchungen der Tropenvegetation die allen Gewächsen zu Grunde liegende Einheitlichkeit des Baues ab, er gelangte zu dem Resultat, daß nicht die chemischen Verwandtschaftskräfte der im Zellsaft gelösten Substanzen, sondern vielmehr die der Zellmembran innewohnende chemisch-physiologische Thätigkeit die organischen Verbindungen erzeuge. Die Kontagienzellen sind nach seiner Ansicht nicht Pilze oder Algen, sondern pathologische Entwickelungsstufen normaler Zellen. Er schrieb: »Die Vegetationsorgane der Palmen« (Berl. 1847); »Auswahl neuer und schön blühender Gewächse Venezuelas« (das. 1848, mit 12 kolorierten Tafeln); »Die geognostischen Verhältnisse Neugranadas« (Wien 1856; Berl. 1858); »Florae Columbiae terrarumque adjacentium specimina selecta in peregrinatione duodecim annorum observata« (Berl. 1857—69, 2 Bde., mit 200 kolorierten Tafeln); »Die medizinischen Chinarinden Neugranadas« (das. 1858); »Das Geschlechtsleben der Pflanzen und die Parthenogenesis« (das. 1860); »Histologische Untersuchungen« (das. 1862); »Entwickelungserscheinungen der organischen Zelle« (Leipz. 1863); »Anatomie und Entwickelungsgeschichte des Sandflohs« (1864); »Gesammelte Beiträge zur Anatomie und Physiologie der Pflanzen« (Berl. 1865); »Chemismus der Pflanzenzelle« (Wien 1869); »Zur Geschichte der Botanik« (Berl. 1870); »Fäulnis und Ansteckung« (im Anhang die »Darstellung meiner Erlebnisse an der Wiener Universität«, Schaffh. 1872); »Studie der Urgeschichte

6) Gustav, Physiker, Bruder von K. 4), geb. 24. Nov. 1820 zu Berlin, studierte Mathematik und Naturwissenschaft, habilitierte sich 1845 in Berlin, folgte 1848 einem Ruf als Professor der Physik nach Kiel, wurde 1859 Direktor des Eichungswesens für die Elbherzogtümer und 1869 Mitglied der Normaleichungskommission des Deutschen Reichs. Er schrieb: »Lehrgang der mechanischen Naturlehre« (Kiel 1851—53, 3 Tle.), »Denkschrift über den großen norddeutschen Kanal« (das. 1865). 1856 begann er die Herausgabe der auf 21 Bände berechneten »Encyklopädie der Physik«, für welche er mit Harms und Weyer die »Einleitung in die Physik« (Leipz. 1870) bearbeitete; auch redigierte er die »Fortschritte der Physik« (Berl. 1847 bis 1853) und veröffentlichte außer mehreren Arbeiten in den Berichten der Ministerialkommission zur Untersuchung der deutschen Meere: »Untersuchungen über das Verhalten der Auflösungen des reinen Kochsalzes in Wasser« (1846) und »Hygrometrische Tabelle zur Anwendung bei Gebläsen und Gradierwerken« (1847); »Beiträge zur Landeskunde der Herzogtümer Schleswig und Holstein« (Kiel 1869—72, 2 Tle.). 1878—81 gehörte K. als Mitglied der Fortschrittspartei dem deutschen Reichstag an.

Karstenit, s. Anhydrit.

Karsthans, alter Scherzname der Bauern, als deren Abzeichen der Karst (s. d.) galt, wurde in Schriften des 16. Jahrh. (von dem Bauernkrieg) als Bezeichnung des redlichen, aber unzufriedenen und trotzigen Bauernstandes gebraucht, der nach Reform verlangte.

Karstpflug, Spanngerät mit zweizinkigem Schar zur Bearbeitung des Ackerbodens.

Karsun (Korsun), Kreisstadt im russ. Gouvernement Simbirsk, am Barysch, hat eine Kathedrale, 4 Kirchen und (1880) 3736 Einw. Der Kreis ist ein sehr industrieller; fast jedes Dorf hat eine besondere Beschäftigung. So werden im Dorf Rumänzow nur Bilderrahmen fabriziert, in Usteren Wagenräder, in Kiwat Holzkämme; in andern werden Häute gegerbt, Stiefel gefertigt, Lehmgefäße fabriziert; in sechs Dörfern wohnen nur Zimmerleute, welche den Sommer über herumziehen; in andern werden Wagen gebaut, Bastmatten geflochten 2c. Der Kreis K. besitzt ein bedeutendes Lager von Syenit und Graphit.

Kartalinien, Landschaft, s. Karthli.

Kartätsche, Artilleriegeschoß, welches aus einer cylindrischen Blechbüchse besteht (daher Büchsenkartätsche), die mit 50—250 g schweren Kartätschkugeln gefüllt und an den Enden durch starke Metallscheiben, Treibscheiben, geschlossen ist. Die K. für glatte Geschütze hat noch einen hölzernen Kartätschspiegel zum Anbinden der Kartusche; die K. gezogener Geschütze aus Zinkblech enthält meist 40—60 Kugeln einer Zink-Antimonlegierung. Die K. hat seit der Vervollkommnung des Schrapnells sehr an Bedeutung verloren und wird nur noch bei Feldgeschützen und 8—9 cm Kanonen auf Entfernungen bis höchstens 500 m gegen den anstürmenden Feind verwendet. Die K. kommt schon bei den ersten Geschützen derart vor, daß man Metallstückchen, Nägel, Steine 2c. in das Rohr lud und als »Hagel« gegen den Feind schoß. Ende des 16. Jahrh. kamen Beutelkartätschen, bei denen die Kugeln in einem verschnürten Zwilchbeutel steckten, Anfang des 17. Jahrh. Büchsenkartätschen in Gebrauch (vgl. Geschoß, S. 213). Die Beutelkartätschen erhielten Halt durch eine im Spiegel steckende Spille. Bei den Trauben- oder Tannzapfenkartätschen wurden auf den Spiegel größere und kleinere Kugeln mit Pech angeklebt, mit Leinwand bezogen und verschnürt.

Kartätschgeschütze, die mit Kartätschen (s. d.) feuernden Geschütze, in neuerer Zeit auch Bezeichnung der Mitrailleusen oder Revolverkanonen (s. Geschütze, S. 220).

Kartätschgranaten, s. v. w. Schrapnells (s. d.).

Kartaune, aus der Bombarde hervorgegangenes Geschütz größern Kalibers (24 Pfünder) des 16. und 17. Jahrh. (s. Geschütz, S. 222).

Kartause (ital. certôsa), Kloster, besonders der Kartäuser (s. d.). Vgl. Certosa.

Kartäuser, Mönchsorden, um 1086 vom heil. Bruno aus Köln mit sechs Gefährten in der ihm vom Bischof Hugo von Grenoble überlassenen Wüste von Chartreuse für Gebet und fromme Betrachtungen sowie Handarbeiten, besonders Bücherabschreiben, gestiftet und 1170 vom Papst bestätigt. Der Regel Benedikts folgend, erhielten die K. 1134 von ihrem fünften Generalprior, Guigo, noch besondere Statuten (consuetudines Cartusiae, statuta Guigonis), die ihnen (einige Stunden, besonders an Kapiteltagen, abgerechnet) ewiges Stillschweigen und Einsamkeit in abgesonderten Zellen vorschrieben. Später kam hierzu noch das Verbot alles Fleischessens. Die Oberleitung führen der Prior und acht jährlich ernannte Definitoren. Durch Ernst und Friedensliebe ausgezeichnet, spaltete sich dieser höchst geachtete Orden nur einmal (1378) in zwei Parteien, deren jede einem der gleichzeitigen Päpste anhing, die sich aber 1410 wieder vereinigten. Den durch große Schenkungen anwachsenden Reichtum verwandten die Mönche gern zur Ausschmückung ihrer Wohnungen (Kartausen) und Kirchen (z. B. die Certosa bei Pavia). Die K. tragen einen langen weißen Rock mit weißer Kapuze, beim Ausgehen einen schwarzen Chorrock (cappa). Die ihnen dienenden Laienbrüder nahmen eine sehr gedrückte Stellung ein und zerfielen in drei Klassen: conservi, donati und redditi. Der Frauenorden der Kartäuserinnen entstand 1234, erhielt die Ordensregel der K. und wurde von den Obern der letztern beaufsichtigt. Die Kartäuserinnen hatten Laienschwestern und durften mit keinem Mann sprechen. Ihr Orden beschränkte sich fast auf Frankreich, hatte im Anfang des 18. Jahrh. nur noch fünf Klöster und erlosch 1790.

Kartäuserpulver, s. v. w. Mineralkermes, s. Antimonsulfide.

Kartäuserthee, s. Chenopodium.

Karte (lat. charta, franz. carte), s. Landkarten und Spielkarten.

Kartell (franz. Cartel, von carte, »Schriftstück«), ursprünglich die bei den Turnierspielen zu beobachtende Kampfordnung; dann eine schriftliche Aufforderung zum Zweikampf, daher der Überbringer einer Herausforderung Kartellträger genannt wird. Das deutsche Strafgesetzbuch (§ 203) bedroht einen solchen mit Festungshaft bis zu sechs Monaten. K. (Kartellkonvention) ist ferner eine Bezeichnung für Verträge oder Verabredungen, die besonders da angewandt wird, wo es sich um Verträge handelt, durch welche nicht neue Rechtsverhältnisse begründet werden sollen, sondern für einen voraussichtlich ohne das Zuthun beider Teile eintretenden Fall Vorsorge getroffen wird. Auch die Bedeutung liegt in dem Worte, daß Parteien, die sonst Konkurrenten sind, für den einzelnen Fall Vorsorge treffen, um ihre gemeinsamen Interessen gegenüber Dritten zu wahren. Eisenbahngesellschaften schließen ein K. über Tarifsestellung, über gegenseitige Benutzung ihrer Wagen u. dgl. (s. Eisenbahnkartelle); Versicherungsgesellschaften schließen ein K., um einander Auskunft über die

Qualität von Agenten und Policesuchern zu erteilen; Lieferanten setzen durch Kartelle Preisminima fest, unter welche der einzelne bei Vermeidung von Konventionalstrafe nicht heruntergehen darf. Auch bei dem Verkehr zwischen Staaten kennt man Kartelle, wie Auslieferungs-, Zollkartelle ꝛc. Ein Zollkartell ist ein Vertrag, durch welchen zwei Staaten verabreden, daß ihre Zollbehörden einander innerhalb gewisser Schranken Beistand gewähren sollen. Es ist zu unterscheiden von dem Zollvertrag, in welchem über Höhe und Art der Zölle materielle Verabredungen getroffen werden. Ein solches Zollkartell, wie es z. B. zwischen dem Deutschen Reich und Österreich besteht (23. Mai 1881), bildet der Regel nach das Annexum eines Handelsvertrags. K. ist auch ein zwischen kriegführenden Mächten abgeschlossener Vertrag, welcher die Art der Kriegführung, namentlich auch die Auswechselung der Gefangenen, betrifft; auch ein zwischen zwei Mächten im Frieden in betreff der Auslieferung der Schmuggler, Deserteure und flüchtigen Militärpflichtigen abgeschlossener Vertrag. In letzterer Hinsicht bestand früher zwischen den zum Deutschen Bund gehörigen Staaten ein Kartellvertrag vom 10. Febr. 1831 über die wechselseitige Auslieferung von Militärpflichtigen und Deserteuren. Nur die eignen Unterthanen wurden, wofern sie aus dem fremden Kriegsdienst desertierten, nicht ausgeliefert. Dies K. ist zwischen Österreich und Preußen durch den Prager Frieden ausdrücklich aufrecht erhalten; für die zum nunmehrigen Deutschen Reich gehörigen Staaten und für deren wechselseitige Beziehungen ist es bei der Einheitlichkeit der Heeresverfassung und der Rechtshilfe gegenstandslos.

Kartellschiff (Parlamentärschiff), ein zu Unterhandlungen oder zur Auswechselung von Kriegsgefangenen dienendes Fahrzeug.

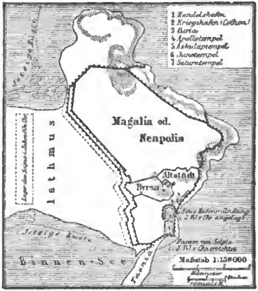
Kartellträger, s. Kartell.

Kartenschlagen (Kartenlegekunst, Kartomantie), s. Spielkarten.

Kartenspiel, s. Spielkarten.

Kartesianische Teufel (Kartesianische Taucher), nach ihrem Erfinder Descartes benannte kleine, aus buntem Glas geblasene Puppen, gewöhnlich Teufelsfiguren, welche hohl und am Ende des gebogenen Schwanzes mit einer kleinen, ins Innere der Figur führenden Öffnung versehen sind. Die Figur muß um etwas leichter sein als ein gleiches Volumen Wasser, muß also noch schwimmen. Stellt man eine solche Puppe, deren Schwanzöffnung sich unterhalb der Wasseroberfläche befindet, in ein ganz mit Wasser gefülltes gläsernes Gefäß und verschließt dies mit einer Blase luftdicht, so senkt sich die Figur, sobald man mit dem Finger auf die Blase drückt, zu Boden, weil sich mit dem Druck ein Teil des gedrückten Wassers durch die kleine Öffnung in die hohle Puppe eindrängt, die darin befindliche Luft zusammendrückt und dadurch die Puppe spezifisch schwerer macht. Hebt man den Druck auf die Blase auf, so drängt die Luft das Wasser wieder aus der Höhlung der Figur heraus, die alsdann ihre vorige geringere spezifische Schwere wieder annimmt und sich wieder an die Oberfläche des Wassers erhebt. Läßt man den Taucher schweben, vermindert dann den Druck momentan und stellt ihn gleich darauf wieder her, so dreht sich die Figur rechts um, wenn der Schwanz

Karthágo (bei den Griechen Karchēdon, phönikisch Kartha-hadatha oder abgekürzt Karthada, »Neustadt«), im Altertum berühmte Stadt in Zeugitana auf der Nordküste von Afrika, im Innern eines Meerbusens, war dem größten Teil nach von dem Tunesischen See und dem Meer umflossen und hing mit dem Festland nur durch einen 25 Stadien breiten Isthmus zusammen. Ihr ältester Teil war die 60 m hohe Burg, Byrsa genannt, um welche herum die Stadt allmählich erwuchs. Gegen die Seeseite hin, wo das Ufer steil abfiel, ward letztere durch eine einfache, gegen die Landseite hin aber durch eine starke, 16 m hohe und 9 m breite Mauer geschützt, welche mehrstöckig war und in ihrem Erdgeschoß Stallungen für 300 Kriegselefanten, im mittlern für 4000 Pferde enthielt. Nach neuern Berechnungen betrug der Umfang der Stadt höchstens 58—60 Stadien (11 km), der Umfang der Byrsa aber



Situationsplan von Karthago.

15 Stadien. Auf dem höchsten Punkte der letztern befand sich der vornehmste Tempel Karthagos, der des Esmun (Asklepios). Die Stadt hatte zwei Seehäfen, welche an einer nur ungefähr 100 m breiten, von dem Isthmus östlich zwischen dem Meer und dem See hinauslaufenden Landzunge lagen und durch einen 70 Fuß breiten Kanal miteinander verbunden waren. Der äußere war für Kauffahrteischiffe bestimmt. Der innere oder der Kriegshafen hieß nach einer inmitten desselben sich hoch erhebenden Insel Kothon. Auf letzterer lagen die Zeughäuser, und rings um sie her war Platz für 220 Kriegsschiffe. In der Nähe des letztern Hafens lag der Marktplatz, von welchem drei mit hohen Häusern besetzte Hauptstraßen nach der Byrsa führten. Nordwestlich von der Byrsa auf einer flachen Höhe lag ein besonderer, neuerer Stadtteil, Magalia (»Höhe«) genannt, der mit einer eignen Mauer umgeben war und durch eine 75 km lange Wasserleitung versehen wurde.

zu ihrer Eroberung durch die Vandalen eine der ersten Stellen unter den Städten des römischen Reichs einnahm. Im Mittelalter wurden die Marmortrümmer derselben nach allen Seiten hin, selbst nach Italien, verschleppt; daher zeigt die weite Strecke, über welche sich die Stadt ausbreitete, nur noch einzelne, aber mitunter kolossale Bautrümmer; am besten erhalten sind die alten Zisternen und die Reste einer großen Wasserleitung. Vgl. Falbe, Recherches sur l'emplacement de Carthage (Par. 1835); Dureau de la Malle, Recherches sur la topographie de Carthage (das. 1835); H. Barth, Wanderungen durch die Küstenländer des Mittelmeers (Berl. 1849); Beulé, Nachgrabungen in K. (deutsch, Leipz. 1863); Davis, K. und seine Überreste (a. d. Engl., das. 1863).

Staatsverfassung, Handel, Religion.

Das wenige, was über die Verfassung des **altkarthagischen Staats** bekannt ist, verdanken wir hauptsächlich Aristoteles, der in seinem Werk über die Politik die karthagische Verfassung den besten Verfassungen der alten Staaten an die Seite stellt. Die **Verfassung Karthagos** war ursprünglich ihrem vorherrschenden Charakter nach aristokratisch. An der Spitze des Staats standen zwei Suffeten (die Schophthim der Hebräer), welche bald mit den spartanischen Königen, bald mit den römischen Konsuln verglichen und daher von den Römern Reges, Consules, Dictatores genannt wurden. Sie hatten den Vorsitz und Vortrag im Senat, den Vorsitz im Gericht und nicht selten auch den Oberbefehl im Krieg. Wie lange sie ihr Amt verwalteten, ist ungewiß. Wie die Suffeten, so wurden auch die Feldherren gewählt. In rein militärischen Sachen war die Gewalt der Feldherren in der Regel unbeschränkt; beim Abschluß von Bündnissen, Verträgen ꝛc. aber waren sie an die Einwilligung von Senatoren gebunden, deren in der Regel eine Anzahl mit ins Feld ging. Charakteristisch ist die rücksichtslose Härte, mit welcher öfters gegen Feldherren, welche unglücklich gewesen waren, verfahren ward, wenn sie es nicht vorzogen, freiwillig zu sterben. Nächst den Suffeten und Feldherren genossen die Priester des höchsten Ansehens; doch gab es keinen eigentlichen abgesonderten Priesterstand, wie sich auch keine Spuren davon vorfinden, daß gewisse Priesterämter in einzelnen Familien erblich gewesen seien. Das höchste beratende und vollziehende Kollegium war der Senat, der in einen Großen und in einen Kleinen Rat zerfiel. Er hatte die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, die Oberaufsicht über das Kriegs-, Finanz- und Polizeiwesen sowie die gesetzgebende Gewalt; nur wenn Senat und Suffeten nicht einerlei Meinung waren, mußten die Gesetzvorschläge zur letzten Entscheidung an das Volk gebracht werden. Später (die Zeit ist nicht genau zu bestimmen) wurde dem Geschlechtersenat ein zweiter, der der Hundertmänner (die genauere Zahl war 104), an die Seite gesetzt, welchen Aristoteles mit dem Ephorat der Spartaner vergleicht, welcher wohl ein kontrollierender Gerichtshof war, und welcher demnach, obwohl er, wie ebenfalls von Aristoteles bezeugt wird, aus den reichsten Bürgern bestand, einen demokratischen Charakter gehabt zu haben scheint, was im Lauf der Zeit zu innern, den Staat zerrüttenden Parteikämpfen führte. Die Einkünfte Karthagos bestanden in den Tributen, welche die andern Hansestädte in Geld, die Ackerbau treibenden Bewohner des flachen Landes in Naturalien entrichten mußten, in den Zöllen, welche sowohl in dem Hafen der Hauptstadt als auch in andern Hafenplätzen erhoben wurden, vornehmlich aber in dem Ertrag der Bergwerke, namentlich der spanischen seit Hamilkars Eroberungen in diesem Lande. Die vornehmsten Ausgaben wurden durch die Flotte und die Mietstruppen veranlaßt; die Magistratspersonen erhielten gesetzlich keine Besoldung. Die Kriegsmacht war vornehmlich Seemacht. Am stärksten war dieselbe während des ersten Punischen Kriegs; dann sank sie unter der Herrschaft der Barkiden, da diese zur Ausführung ihrer Eroberungspläne einer Seemacht weniger bedurften als einer tüchtigen Landmacht. Zur Zeit der Kriege mit Syrakus hatte K. eine Flotte von 150—200 Kriegsschiffen, im ersten Krieg mit Rom aber auf 350 Kriegsschiffen 150,000 Bewaffnete. Die trefflich eingeübten Ruderknechte waren gewöhnlich afrikanische Sklaven. Die Landmacht war größtenteils ein buntes Gemisch der verschiedensten Nationalitäten. Nur wenige karthagische Bürger zogen unter dem Namen der heiligen Schar teils als schwer bewaffnete Reiter, teils als Hopliten mit in den Krieg. Den Kern des Landheers machten aber die Libyer als schwere Reiterei und Hopliten aus. Angeworbene Söldner, namentlich Spanier und Gallier, auch Kampanier, Ligurier und Griechen, endlich die numidischen Reiter, bildeten die übrige Masse. Die Sitte, Elefanten zum Gebrauch im Krieg abzurichten, scheint erst seit dem Krieg mit Pyrrhos in K. aufgekommen zu sein.

Das Hauptgebiet des karthagischen **Handels** war das westliche Mittelmeer, und hier bildeten besonders die sizilischen und süditalischen Seestädte die Stapelplätze für denselben. Die Karthager holten hier Öl und Wein und versahen damit teils ihre Hauptstadt, teils andre Gegenden; dagegen brachten sie schwarze Sklaven aus dem innern Afrika, Edelsteine, Gold, afrikanische Früchte und karthagische Manufakturwaren, von denen besonders die Webereien sehr berühmt waren. Malta lieferte den Karthagern baumwollene Gewänder für den Handel mit den afrikanischen Völkerschaften, die Liparischen Inseln Alaun, Corsica Wachs und Honig und besonders geschätzte Sklaven, Äthalia (Elba) Eisen. Den Bewohnern der Balearischen Inseln brachten sie gegen Lasttiere und Früchte Sklavinnen und Wein; zugleich dienten diese Inseln als Stationsplätze für den Handel mit Spanien, von wo sie außer edlen Metallen auch Wein und Öl bezogen haben mögen. Mit der ängstlichsten Sorgfalt wirkten sie jeder möglichen Konkurrenz mit andern Völkern entgegen und legten selbst ihren Kolonien Beschränkungen in Bezug auf die Handelsfreiheit auf. Während daher der Hafen der Hauptstadt allen fremden Kaufleuten offen stand, wurden die Häfen der Kolonien diesen, so lange es nur möglich war, verschlossen oder doch nur unter lästigen Bedingungen geöffnet. Gleich den Phönikern, hatten die Karthager auch an der Westküste Europas Kolonien und besuchten, um Zinn zu holen, die britischen Inseln (Kassiteriden). Es ist ferner wenigstens wahrscheinlich, daß sie des Bernsteins wegen auch den Kanal und den Sund durchsegelten und die Küsten der Ostsee besuchten. An der Westküste von Afrika, an der sie bis zum Grünen Vorgebirge vordrangen, tauschten sie gegen Putzsachen und allerlei Gerätschaften sowie gegen Wein und ägyptische Leinwand Elfenbein und Felle ein; auch fingen sie hier den Thunfisch, der ihnen so wertvoll erschien, daß sie die weitere Ausfuhr desselben verboten. Was den Landhandel anlangt, so hören wir von Herodot, daß sich in dem ägyptischen Theben Libyer und Karthager, unzweifelhaft des Handels wegen, aufhielten, wohin

sie über die Oasen Augila und Ammonion (Siwah) gehen mochten. Außerdem bezogen sie von den Garamanten, den Bewohnern des heutigen Fezzan, Negersklaven und Edelsteine; wahrscheinlich gelangten sie dahin auf der Straße, die noch heute von Tripolis nach Fezzan führt.

Die Religion der Karthager war im wesentlichen die phönikische, welche selbst wieder mit den Religionen Asiens, besonders Vorderasiens, eng zusammenhängt. Als die Hauptgottheiten werden Baal, Moloch, Melkarth und die Göttin Astarte genannt; die beiden ersten führen bei den Griechen den Namen Kronos, Melkarth ist der griechische Herakles (Herkules), Astarte die griechische Aphrodite (Venus). Baal und Melkarth erscheinen beide meist als Sonnengott, Moloch als Feuergott, Astarte als die Mondgottheit, und die Religion der Karthager gibt sich hierdurch als Natur- und überwiegend als Sternreligion zu erkennen, obwohl hiermit das (bei unsern spärlichen Nachrichten schwer zu erkennende) Wesen derselben keineswegs erschöpft ist. Von dem Kultus ist nur der in ähnlicher Weise auch anderwärts vorkommende Gebrauch zu bemerken, dem Moloch (statt dessen aber auch oft Baal genannt wird) Menschenopfer darzubringen. Es war üblich, jedes Jahr ein Kind und zwar das einzige Kind vornehmer Eltern in die Arme des ehernen, über einem glühenden Ofen stehenden Standbildes des Gottes zu legen, von wo es in den Ofen herabglitt. Außerdem geschah dies auch noch bei besondern Gelegenheiten, oft mit einer großen Menge von Kindern, wie denn z. B., als K. durch Agathokles schwer bedroht war, deren 200 geopfert wurden. — Über die Litteratur ist nichts Näheres bekannt. Es wird indes berichtet, daß bei der Zerstörung der Stadt mehrere Bibliotheken vorgefunden wurden, welche die Römer, mit Ausnahme des Werkes eines Mago über den Ackerbau, verschenkten; dieses letztere eigneten sie sich an, und es wurde von D. Silanus ins Lateinische übersetzt. Ferner ist zu bemerken, daß von einem Reisebericht (Periplus) Hannos, welcher eine Entdeckungsreise an der Westküste von Afrika machte, noch eine griechische Bearbeitung erhalten ist. Die Sprache der Karthager war die phönikische.

Geschichte.

Wir kennen die Geschichte Karthagos nur aus fremden Schriftstellern und zwar solchen, die nicht zur Blütezeit des Staats gelebt haben. Nach der Sage gründete Dido (s. d.) oder Elissa, eine tyrische Königstochter, die Stadt und zwar nach Angabe der meisten alten Schriftsteller 814 (vielleicht auch 846) v. Chr. Als von den Phönikern abstammend, hießen die Bewohner der neuen Stadt Pönier oder Punier, und immer herrschte zwischen ihnen und den Tyriern ein Gefühl der Verwandtschaft. Die Karthager entrichteten anfangs an die Libyer, von denen sie die Erlaubnis zur Niederlassung erkauft hatten, einen Tribut und traten mit den Eingebornen bald in lebhaften Verkehr, infolge dessen sich viele der letztern in K. niederließen, welchem Beispiel auch benachbarte phönikische Kolonisten, durch Karthagos günstige Lage angelockt, gefolgt sein mögen. Bald fühlten sich aber die Karthager stark genug, nicht nur den Libyern den Tribut zu verweigern, sondern sich dieselben durch Bekriegung auch dienstbar zu machen. So wurde das Gebiet Karthagos südlich bis an den Tritonsee, die Grenzmarke zwischen dem fruchtbaren Land und der Wüste, östlich bis zum Turris Euprantus und bis zu den Arae Philaenorum ausgedehnt, während es sich im W. bis in die Gegend von Hippo Regius (Bona), der Residenz der numidischen Könige, erstreckte. Die bis an den Tritonsee und bis an die numidische Grenze wohnenden Libyer oder Libyphöniker waren Unterthanen der Karthager, mit Ausnahme der altphönikischen Städte Utica, Groß-Leptis, Hadrumetum, Klein-Leptis, Hippo Zarytos, welche in einem (jedoch meist untergeordneten) Bundesgenossenverhältnis zu K. standen; das weiter östlich gelegene Land war von nomadischen Völkerschaften bewohnt, weshalb daselbst keine feste Herrschaft der Karthager begründet werden konnte. Von diesem ihrem Gebiet aus breiteten sie ihren Handel und ihre Herrschaft immer weiter aus. So war die Küste von Numidien und Mauretanien bis zu den Säulen des Herakles (nach den Nachrichten der Alten) mit ihren Kolonien besetzt, desgleichen die Westküste von Spanien; insbesondere aber war ihr Augenmerk schon sehr früh auf Sizilien und Sardinien gerichtet. Es wird berichtet, daß zwischen 600 und 550 bereits ein Malchus und nach ihm, zwischen 550 und 500, Mago und seine Söhne und Enkel auf diesen Inseln Eroberungen gemacht hätten. Außerdem wird aus dieser frühsten Zeit noch einer Seeschlacht gedacht, welche die Karthager in Verbindung mit den Etruskern 544 den Phokäern lieferten, die sich auf Kyrnos (Corsica) niedergelassen hatten. Ferner berichtet Polybios von einem Handelsvertrag mit Rom, durch welchen die Karthager 509 die Ausschließung der Römer von den fruchtbaren Gegenden südlich vom Schönen Vorgebirge, wo die Hauptemporien der Karthager lagen, bezweckten. Um dieselbe Zeit beschiffte Hanno die westafrikanische Küste und legte Kolonien daselbst an; dasselbe that Himilko an der Westküste Spaniens und Galliens.

Der Kampf um den ausschließlichen Besitz Siziliens nahm zwei Jahrhunderte lang die angestrengteste Thätigkeit des Handelsstaats in Anspruch. Zuerst setzten sich die Karthager auf dem westlichen Teil der Insel fest, bemächtigten sich der phönikischen Niederlassungen zu Motye und Panormos und dehnten sodann, die fortwährenden Streitigkeiten unter den griechischen Städten ausbeutend, ihre Herrschaft weiter nach Osten aus. Nach Herodot rief der durch Theron von Agrigent vertriebene Tyrann Terillos von Himera die Karthager zu Hilfe, und diese sollen 480 unter Hamilkars Anführung ein 300,000 Mann starkes Heer nach Sizilien gesandt haben; Theron ward jedoch von Gelon von Syrakus unterstützt, und dieser brachte den Karthagern bei Himera eine völlige Niederlage bei, in der ihr ganzes Heer vernichtet wurde. Von nun an scheinen die Karthager den Krieg um Sizilien eine geraume Zeit ganz aufgegeben zu haben. Erst als die Segestäer, nach dem unglücklichen Ausgang der sizilischen Expedition der Athener von den Selinuntiern hart bedrängt, bei ihnen um Hilfe baten, schickten sie 408 Hannibal, den Enkel des bei Himera gefallenen Hamilkar, wieder mit einem großen Heer nach Sizilien. Dieser eroberte Selinus, Himera, Agrigent (406), Gela (405), wurde aber durch eine Pest, welche in seinem Heer große Verheerungen anrichtete, genötigt, mit Dionysios, dem Tyrannen von Syrakus (406–367), welcher die Verteidigung der griechischen Städte gegen K. übernommen hatte, um sie sich selbst zu unterwerfen, einen Vertrag abzuschließen, durch welchen den Karthagern der Besitz der gemachten Eroberungen zugestanden wurde. Dionysios erneuerte darauf den Krieg dreimal, um den Karthagern ihre Besitzungen auf der Insel zu entreißen. Im ersten Krieg (398—392) drang Himilko, nachdem er die ganze Insel erobert, bis vor Syrakus, welches er hart bedrängte. Da aber sein Heer erst

durch eine Pest und dann durch einen Überfall der Belagerten zum großen Teil vernichtet worden war, mußte er freien Abzug von Dionysios mit Geld erkaufen, worauf der Krieg von Mago mit wechselndem Glück fortgeführt und 392 durch einen Frieden beendet wurde, welcher die Karthager im Besitz wenigstens eines Teils ihrer Eroberungen ließ. Ebendies war im wesentlichen auch der Gang und der Erfolg des zweiten (383) und des dritten (368) Kriegs. Nach dem Tode des ältern Dionysios waren die Verhältnisse Siziliens und insbesondere der mächtigsten Stadt der Insel, Syrakus, den Karthagern günstig, und sie behaupteten daher ihre Besitzungen daselbst in größerer oder geringerer Ausdehnung, jedoch nicht ohne Unterbrechungen. 343 erlitten sie durch Timoleon, den Befreier von Syrakus, am Krimissos eine völlige Niederlage und wurden darauf durch einen mit ihm abgeschlossenen Frieden auf den kleinen westlichen Teil der Insel diesseit des Halykos beschränkt. Durch Agathokles (s. d.) wurden sie darauf 310–306 in Afrika selbst bedroht, und Pyrrhos bemächtigte sich 278—275 der ganzen Insel, mit Ausnahme von Lilybäon. Nachdem dieser aber Sizilien verlassen, unterwarfen sie sich wieder die ganze Insel, mit Ausnahme von Syrakus und Messana, und waren schon im Begriff, sich auch der letztern Stadt zu bemächtigen, als trotz der noch in der letzten Zeit geschlossenen Verträge der erste der drei sogen. Punischen Kriege mit Rom zum Ausbruch kam.

Die Veranlassung dazu war folgende. Söldner des Agathokles, die sich Mamertiner nannten und größtenteils Kampanier waren, hatten sich 281 der Stadt Messana bemächtigt und von da aus griechische und karthagische Städte mit Streifzügen heimgesucht, unterstützt von einer kampanischen Legion, die, von den Römern unter Decius Jubellius nach Rhegium gesandt, sich empört und mit den Mamertinern verbündet hatte. Durch Hieron von Syrakus bedrängt, wandte sich ein Teil der Mamertiner an die Karthager, welche sofort die Burg Messana besetzten, während ein andrer Teil Hilfe in Rom suchte. Der Konsul Appius Claudius Caudex führte 264 zuerst ein römisches Heer nach Sizilien hinüber, lockte den unvorsichtigen karthagischen Befehlshaber Hanno aus der Burg und machte sich zum Herrn von Messana. Zwar griffen die Karthager in Verbindung mit Hieron Messana an, wurden aber durch Appius Claudius geschlagen, worauf Hieron 263 zu den Römern überging. Die bedeutendsten Ereignisse in dem sich hieraus entspinnenden **ersten Punischen Krieg** (264—241) waren zunächst der Fall Agrigents (262), das die Karthager zum Mittelpunkt ihrer Kriegsrüstungen bestimmt hatten, der erste Seesieg, den Gajus Duilius mit der neugeschaffenen römischen Flotte (260) bei Mylä über Hannibal davontrug, und der Seesieg des M. Atilius Regulus bei dem Berg Eknomos, durch den sich die Römer den Weg nach Afrika eröffneten (256). Regulus landete und rückte siegreich vor die Hauptstadt, erlitt aber durch den Lakedämonier Xanthippos eine völlige Niederlage; die Römer wurden darauf aus dem größten Teil Siziliens verdrängt, und da ihre Flotte wiederholt, 255 bei Kamarina und 253 bei Palinuros, durch Schiffbruch zerstört wurde, so überließen sie den Karthagern zunächst auch die Herr-

wiederum eine Zeitlang den Kampf zur See völlig aufgaben. Indessen setzten sie doch die Belagerung von Lilybäon fort und behaupteten auch den Besitz der Insel, mit Ausnahme zweier fester Stellungen auf dem Berg Eirkte und in Eryx, welche von Hamilkar Barkas 245—241 mit ausgezeichneter Tapferkeit verteidigt wurden. 242 rüsteten sie endlich auf Kosten patriotischer Privatleute eine neue Flotte aus, mit der L. Lutatius Catulus 241 bei den Ägatischen Inseln über Hanno einen entscheidenden Sieg gewann. Nun mußte das erschöpfte K. um Frieden bitten und erhielt denselben gegen Räumung Siziliens und einiger kleiner Inseln im Bereich Siziliens sowie Zahlung von 3200 euböischen Talenten zugestanden. Unmittelbar darauf brach der mehr als vierjährige blutige Krieg (241—237) gegen die aufrührerischen Söldner aus, an dem sich auch die libyschen Städte beteiligten, und in dem endlich Hamilkars Feldherrnkunst den Sieg über die Meuterer davontrug. Inzwischen hatten sich die Römer in den Besitz Sardiniens gesetzt, und die Karthager, die sich zu einem neuen Krieg noch nicht stark genug fühlten, mußten nicht nur auf den Besitz jener Insel förmlich Verzicht leisten, sondern auch noch einen abermaligen Tribut von 1200 Talenten entrichten. Mit Sardinien zugleich ward ihnen auch Corsica entrissen.

Nach Unterdrückung des Aufstandes setzte Hamilkar mit dem Heer nach Gades über, um auf der Pyrenäischen Halbinsel einen Eroberungskrieg zu beginnen. Neun Jahre lang kämpfte er mit Glück gegen die hispanischen Völker, bis er 229 bei der Belagerung der Stadt Helike seinen Tod fand. An seine Stelle trat sein Schwiegersohn Hasdrubal. Derselbe wußte weniger durch Krieg als durch friedliche Mittel die Grenzen der karthagischen Herrschaft weiter auszudehnen. Als Hasdrubal 221 durch die Hand eines Galliers gefallen war, wählte das Heer Hamilkars berühmten Sohn **Hannibal** zum Oberfeldherrn, und in K. wagte man nicht, dieser Wahl zu widersprechen. In den Jahren 221 und 220 vollendete Hannibal die Eroberung Hispaniens bis an den Iberus; 219 nahm er auch Sagunt trotz eines zwischen Rom und Sagunt bestehenden Bündnisses. Dies war die Veranlassung zum **zweiten Punischen Krieg** (218–201), in dem die Karthager anfangs unter der genialen Führung Hannibals (s. d.), der über die Pyrenäen und Alpen in Italien selbst eindrang, große Erfolge davontrugen, schließlich aber der unerschöpflichen Streitmacht und der bewundernswürdigen Ausdauer der Römer, welche gleichzeitig auf vier Schauplätzen den Krieg führten, unterlagen. Nach der Niederlage bei Zama (202) wurde der Friede der gedemütigten Rivalin Roms 201 gewährt unter folgenden harten Bedingungen: Auslieferung der Kriegsschiffe bis auf zehn und der Elefanten, Zahlung von 10,000 Talenten, Entschädigung Masinissas und das Versprechen, hinfort nicht mehr ohne Einwilligung der Römer die Waffen zu ergreifen. Hannibal suchte sein niedergedrücktes Vaterland durch kluge Maßregeln in den verschiedenen Zweigen der Staatsverwaltung nach und nach wieder zu heben, beeinträchtigte aber dadurch die Interessen der ihm schon vorher abgeneigten Aristokratie, die ihn mit Hilfe der Römer aus K. vertrieb (195).

übelste war, Masinissa, der den Karthagern von den Römern als Wächter an die Seite gesetzt war, entriß den Karthagern im Vertrauen auf seine Schutzherren ein Stück ihres Gebiets nach dem andern; die Römer aber schickten auf die Bitten der Karthager zwar von Zeit zu Zeit Kommissare an Ort und Stelle, aber nur, um entweder gar keine oder eine Entscheidung zu ungunsten der Karthager zu geben. Als einer dieser Kommissare kam 157 auch M. Cato dahin, der von da an, weil die Karthager sein Anerbieten, ein schiedsrichterliches (voraussichtlich ungünstiges) Urteil zu fällen, ablehnten, aufs äußerste gegen sie erbittert war und deshalb jede Rede im Senat mit den bekannten Worten schloß: »Ceterum censeo, Carthaginem esse delendam« (»im übrigen bin ich der Meinung, daß K. zu vernichten sei«). Als sich die Karthager endlich nach Vertreibung der Partei des Masinissa (151) gegen diesen zur Wehr setzten, aber geschlagen wurden, erklärten die Römer dies für Friedensbruch und sandten 149 die Konsuln M. Manilius und L. Marcius Censorinus mit 84,000 Mann nach Sizilien. Die Karthager baten um Frieden, mußten aber zunächst 300 Kinder der Vornehmsten als Geiseln stellen und alle Waffen und Kriegsgerätschaften ausliefern. Als die Römer ihnen hierauf auch noch befahlen, ihre Stadt zu verlassen und sich mehr landeinwärts wieder anzubauen, vereinigten sich alle Klassen und Stände zur verzweifeltsten Gegenwehr. So begann ein letzter furchtbarer Kampf (dritter Punischer Krieg, 149—146), der mit Karthagos Eroberung durch P. Cornelius Scipio endete; 17 Tage wütete das Feuer in der Stadt, ein großer Teil der Bewohner kam um; die Überlebenden wurden in die Sklaverei geführt, die Stadt dem Boden gleichgemacht und das ganze karthagische Gebiet mit Ausnahme einiger Striche, welche die mit den Römern verbündeten Städte, besonders Utica und Hippo, erhielten, zur römischen Provinz Africa gemacht. 122 wurde auf Antrag des Gajus Gracchus beschlossen, die Stadt unter den Namen Junonia wieder aufzubauen und eine Kolonie von 6000 römischen Bürgern daselbst anzusiedeln; indessen scheint das Vorhaben wegen ungünstiger Vorzeichen bei der Gründung aufgegeben worden zu sein. Julius Cäsar nahm das Projekt von neuem auf, konnte jedoch dasselbe nicht mehr ausführen. Die Herstellung geschah daher erst durch Augustus, welcher die Stadt mit 3000 römischen Kolonisten und zahlreichen Eingebornen aus der Umgegend bevölkerte. So erstand diese neu aus ihren Trümmern und erhob sich bald zum Rom der afrikanischen Welt.

Die neue Stadt gelangte in der Kaiserzeit wieder zu hoher Blüte, so daß sie nebst Alexandria die zweite Stelle unter den Städten des Reichs nach Rom einnahm. Sie war der Sitz des römischen Prokonsuls und der meisten übrigen römischen Beamten, später auch eines christlichen Bischofs und wurde infolge ihrer günstigen Lage bald wieder ein reicher Hauptbandelsplatz, in dem es aber auch an Schulen für Grammatik, Rhetorik, Philosophie und die übrigen freien Künste nicht fehlte. 439 n. Chr. wurde sie aber von den Vandalen (s. d.) unter Geiserich erstürmt und war nun fast ein Jahrhundert hindurch Hauptstadt des Vandalenreichs, bis sie 533 von Justinians Feldherrn Belisar dem oströmischen Reich wieder einverleibt wurde. Dieser stellte sie wieder und in Asche gelegt, um nun über 200 Jahre öde zu liegen, bis hierauf ein Teil der Stadt von dem ersten der fatimidischen Kalifen wieder bevölkert ward. Im Anfang des 16. Jahrh. bestand sie aus einer Moschee, einem Kollegium ohne Studierende, 25—30 Buden und den Hütten von etwa 500 Bauern. Aber selbst dieses elende Dorf wurde von den Spaniern, welche Karl V. in die Feste Goletta gelegt hatte, zerstört. Vgl. außer den oben angeführten Werken: Bötticher, Geschichte der Karthager (Berl. 1827); Münter, Religion der Karthager (2. Aufl., Kopenh. 1821); Movers, Die Phönizier (Berl. 1841—56, 2 Bde.); Planck, K. und seine Heerführer (Ulm 1874); Gilbert, Rom und K. (Leipz. 1876); Meltzer, Geschichte der Karthager (Berl. 1879, Bd. 1); Smith, Carthago and the Carthaginians (2. Aufl., Lond. 1879).

Karthamin, s. Safflor.

Karthaune, s. Kartaune.

Karthaus, Flecken und Kreisort im preuß. Regierungsbezirk Danzig, in schöner Lage an zwei Seen und an der Linie Praust-K. der Preußischen Staatsbahn, 226 m ü. M., hat eine evangelische und eine kathol. Kirche, ein Amtsgericht, eine Oberförsterei, Dampfschneidemühlen und (1885) 2300 meist evang. Einwohner. Das ehemalige Kartäuserkloster (mit schöner Kirche) ward 1370 gestiftet und 1823 auf den Aussterbeetat gesetzt. Das Plateau von K. umfaßt den höchsten Teil des Uralisch-Baltischen Landrückens in Deutschland. Es erreicht im Durchschnitt eine Höhe von 200 m und wird durch den Radaunesee geteilt. Westlich von demselben erheben sich die höchsten Punkte im Quellgebiet der Leba, der Bukowina und der Stolpe bis zu 261 m; südlich davon erreicht der Turmberg 331 m Höhe. Nach NO. fällt das Plateau mit ziemlich steilem, schön bewaldetem Rand zur Niederung bei Danzig ab, eine Fülle lieblicher Landschaften bildend.

Karthäuser, s. Kartäuser.

Karthli (Kartalinien), Landschaft in Transkaukasien, am obern Kur, oft genannt in der Geschichte des ehemaligen Königreichs Georgien (s. d.), jetzt die Distrikte Tiflis, Gori und Duschet umfassend.

Kartieren (Chartieren), eine Karte, einen Riß von etwas zeichnen; im Postwesen (auch inkartieren) techn. Ausdruck für die Eintragung der abzusendenden Päckereien, Wertsendungen etc. in besondere, die Sendungen begleitende Nachweise (Karten), auf Grund deren die Übernahme und Abgabe der Sendungen am Anfangs- und Endpunkt stattfindet, und welche beim Austausch zwischen Verkehrsanstalten verschiedener Verwaltungen gleichzeitig als Unterlage für die Abrechnung über Franko- und Portobeträge dienen. Im weitern Sinn bezeichnet K. die Art und Weise, in welcher die Überweisung von Sendungen zwischen den Verkehrsanstalten erfolgt; man spricht in diesem Sinn von direkter Kartierung, von Umkartierung an einem Zwischenort etc. Vgl. Dekartieren.

Kârtikêja (Skanda, in Südindien gewöhnlich Subhramanja genannt), in der ind. Mythologie der sechsköpfige Kriegsgott, den die Sage als Sohn des Siwa aus dem Ganges hervorgehen läßt. Die sechs Flußnymphen (Krittikâs) streiten sich darum, das schöne, auf der Oberfläche des Ganges zum Vorschein kommende Kindlein zu säugen, worauf K., damit keine zu kurz kommt, sechs Köpfe annimmt. Er war dazu bestimmt, die Welt von dem Dämon Târa-

dienerinnen zugeteilt, die nicht heiraten dürfen, aber sich der Prostitution hingeben und zur Unsittlichkeit in Südindien beitragen, das seinem Dienst vorzüglich zugethan ist. Seine Feste im Monat Kârtika (Oktober) zeichnen sich besonders durch Musik und auf den Bergen angezündete Feuer aus.

Kartoffel (Erdapfel, Erdbirne, Grundbirne, Potacke, *Solanum tuberosum L.*), ein perennierendes Knollengewächs aus der Familie der Solaneen, mit 0,6–1,3 m hohem, krautigem, ästigem, kurzhaarigem Stengel, unterbrochen unpaarig fiederteiligen Blättern, mit 7–11 eiförmigen, zugespitzten, am Grund schiefen und herzförmigen, unterseits graukurzhaarigen Blättchen, in langgestielten Trugdolden stehenden Blüten mit weißen, lila oder violetten Blumenkronen, gelben Staubbeuteln und kugeligen Beeren.

Anbau und Ernte; Varietäten.

Die K. gedeiht in Deutschland bis 1000 m ü. M. und geht in Europa bis 70° nördl. Br., im Kanton Bern bis 1400 m ü. M.; ihr Anbau ist sehr bequem, und sie hinterläßt das Land in vortrefflicher Vorbereitung für Getreide und andre Früchte. Die K. wird in mehreren Varietäten kultiviert, welche sich durch Samen fortpflanzen lassen. Die weiß blühenden mit weißgelber Knollenschalle, die lila blühenden rotschaligen, die schwarzschaligen mit rotem Fleisch und die Frühkartoffeln sind solche Varietäten; außer denselben aber gibt es noch zahlreiche Sorten, welche in ihrer Eigentümlichkeit nur durch Knollen fortgepflanzt werden können und, sobald man ihren Samen aussäet, neue Sorten erzeugen. Vor dem Auftreten der Kartoffelkrankheit war man in der Kartoffelkultur sehr sorglos und kultivierte eine große Menge Sorten lediglich mit Rücksicht auf deren besondere Vorzüge für bestimmte Zwecke. Seit 1843 war man aber genötigt, die Kultur wesentlich umzugestalten; man behielt fast nur die Zwiebelkartoffel bei, welche durch ihre Robustheit der Krankheit am meisten Trotz bietet, und die Frühkartoffel, deren Vegetation meist schon beim Eintritt der Krankheit beendet ist; man bringt jetzt die K. nur nach längern Intervallen wieder auf denselben Acker und nur in schon verrotteten Dünger, vorteilhaft erst nach einer gedüngten Vorfrucht. Die K. gedeiht am besten in tiefgründigem, leichtem oder mildem Boden in warmer, sonniger Lage; die Saatkartoffeln wählt man im Herbst aus und lagert die gesunden Knollen von mäßiger Größe und mittlerer Augenzahl sehr sorgfältig. Mit der Wahl der Sorten muß man vorsichtig sein, weil Boden und Klima einen sehr großen Einfluß auf das Gedeihen der Sorte ausüben und die Erfolge, die irgendwo erzielt worden sind, an andern Orten sich durchaus nicht erreichen lassen. Folgende sechs Sorten verdienen besondere Beachtung: Kaiserkartoffel, mittelfrühe Speisekartoffel, ungemein ertragreich, sehr wohlschmeckend, gesund und haltbar; Snowflake, mittelfrühe Speisekartoffel mit etwas rauher, ins Rötliche spielender Schale, schneeweißem, feinem, zartem Fleisch, wird schnell und gleichmäßig gar, ist sehr mehlreich, besonders wohlschmeckend, behält ihre guten Eigenschaften ohne Rückgang bis Ende Mai, widersteht der Krankheit und ist leicht zu ernten, weil die Knollen dicht beim Stock liegen; Brownells Beauty, mittelfrühe Speisekartoffel mit rötlichen bis fleischroten Knollen, sehr wohlschmeckend, mehlreich, ertragreich, widersteht der Krankheit und hält sich bis Ende Juli in gewöhnlichen Kellern ohne Rückgang; Extra Early Vermont, die frühste aller Kartoffeln mit rosenrötlichen Knollen von ausgezeichnetem Geschmack, dauerhaft gegen Krankheit; Peachblow, Speise- und Brennereikartoffel, berühmt durch Stärkereichtum, Gesundheit und Haltbarkeit bis in den Mai; Peerless, frühe Speise- und Brennereikartoffel, zeitigt im August, ist sehr ertragreich, wohlschmeckend und mehlreich, verlangt aber leichten Boden.

Bei der **Kultur** der K. gibt man im Herbst eine tiefe Furche, pflügt, wenn das Land bindiger ist, noch einmal und legt die Kartoffeln (nicht zerteilt) je nach der Schwere des Bodens 5–10 cm tief und je nach der Güte des Erdreichs 30–45 cm weit voneinander. Frühzeitige Bestellung schützt mehr vor der Krankheit als späte; am sichersten ist der Anfang Mai, Anfang Juli gilt als der späteste Termin. Die 15 cm hohen Pflanzen werden behackt, wobei das Unkraut sorgfältig zu beseitigen ist; Anhäufeln ist nur in bindigem Boden ratsam. Die Vegetationsperiode der K. beträgt je nach der Wärme des Jahrgangs 18–26 Wochen. Man rechnet auf den Hektar 21–26 Neuscheffel Aussaat von frühen kleinen und 34–43 Neuscheffel von späten großen Kartoffeln und als Ertrag 11,700–15,700 kg (von einzelnen Sorten werden Erträge von 21–24,000 kg mit 20–22,5 Proz. Stärkmehlgehalt angegeben). 1 hl wiegt etwa 91 kg. Das Abblatten der Pflanze während der Vegetationsperiode beeinträchtigt die Ausbildung der Knollen. In großen Städten werden schon vor der normalen Reifezeit Kartoffeln auf den Markt gebracht, welche man durch vorsichtiges Aufscharren und Abpflücken gewonnen hat. Diese durch höhern Marktpreis lohnende Ernte wiederholt man mehreremal und soll auf diese Weise schon die mehr als dreifache normale Knollenzahl geerntet haben. Nach genauen Untersuchungen wird durch die vorzeitige Knollenernte der Gesamtertrag an Knollenmasse wenigstens nicht vermindert. Seit vielen Jahren sind Versuche gemacht worden, die K. bereits im Spätherbst zu pflanzen, um Kartoffelkrankheiten zu steuern. Die Kartoffeln ergrünen zwar ca. drei Wochen später, erreichen trotzdem aber ihre Reife bereits drei Wochen früher als die im Frühjahr gelegten, so daß sie vor Eintritt der Fäule geerntet werden können. Der Vorzug dieser Kulturmethode ist also nicht auf eine Verlängerung der Vegetationszeit, sondern im Gegenteil auf eine Verkürzung um ca. sechs Wochen zurückzuführen. Im südlichen Frankreich und im Elsaß befolgt man sie schon seit langen Jahren, um frühzeitig Kartoffeln ernten zu können. Nach Beendigung der Kartoffelernte werden im November die Kartoffeln ca. 20 cm tief gelegt und gut bedeckt. Diese Art der Überwinterung hat jedenfalls den großen Vorzug, daß sich nicht schon vor der Saat die Keime entwickeln und durch Abbrechen die Mutterknolle geschwächt wird. Ferner erscheinen die jungen Triebe spät nach der durch Nachtfröste gefährdeten Zeit und ihr robuster Wuchs scheint einen bedeutenden Widerstand gegen den Einfluß schädlicher Pilze als Erzeuger der Kartoffelkrankheit auszuüben. Man bewahrt die Kartoffeln in trocknen, kühlen Kellern und, wenn diese nicht ausreichen, in langen, mit Erde beworfenen Mieten. Gleich nach der Ernte reifen die Kartoffeln noch nach; dieser Prozeß ist von Wärmeentwickelung begleitet, und man muß daher für Ableitung der Wärme sorgen; ist die Lebensthätigkeit zur Ruhe gekommen, so hat die Aufbewahrung keine Schwierigkeit, bis im Frühjahr die Lebensthätigkeit von neuem erwacht. Dies geschieht um so später, je kühler und trockner die Kartoffeln lagern; sie halten sich deshalb im Frühjahr auf einem luftigen Boden viel länger,

ohne zu keimen, als im Keller, und wenn sie auch einschrumpfen, so werden sie doch durch Einlegen in Wasser leicht wieder glatt und frisch.

Chemische Bestandteile. Gehaltsbestimmung.

Die Kartoffeln enthalten in ihren großen dünnwandigen Zellen als wichtigsten Bestandteil Stärkemehl; im Zellsaft sind eiweißartige Körper und stickstoffhaltiges Asparagin, überdies Gummi, Apfelsäure, Salze ꝛc. gelöst; außerdem findet sich ein Körper, der sich an der Luft schnell dunkel färbt, und Solanin. Dies giftige Alkaloid ist in der ganzen Pflanze, am reichlichsten in den Beeren, weniger im Kraut und nur in sehr geringer Menge in den Knollen enthalten; viel reicher an Solanin sind die Keime, welche die Kartoffeln außerhalb des Bodens treiben. Die Kartoffelschale besteht aus Korkgewebe und ist etwas reicher an Fett als das Innere der Knollen; die eiweißartigen Körper finden sich hauptsächlich in den Zellschichten, welche unmittelbar unter der Schale liegen. Die Schwankungen in der chemischen Zusammensetzung der Kartoffeln beziehen sich nicht, wie beim Getreide, auf das Verhältnis zwischen stickstoffhaltigen und stickstofffreien Substanzen, sondern hauptsächlich auf den Wassergehalt, welcher in der Regel 70—75 Proz. beträgt, aber zwischen 65 und 80 Proz. schwankt. Sehr wässerige Kartoffeln erhält man besonders auf schwerem Boden in nassen Jahren, während sich auf leichtem, mäßig gedüngtem das meiste Stärkemehl entwickelt. Je reifer die Kartoffeln sind, desto geringer ist ihr Gehalt an Wasser; bei gleicher Reife sind die größern wasserreicher als die kleinern. Kartoffeln enthalten:

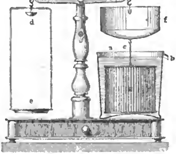
	Wasser	Stickstoffhaltige Substanz	Fett	Stärkemehl, Gummi ꝛc.	Holzfaser	Asche
Minimum .	68,99	0,50	0,05	12,09	0,97	0,40
Maximum .	82,29	3,60	0,90	26,57	1,40	1,49
Mittel . .	75,77	1,78	0,19	20,56	0,79	0,97

Von dem Gesamtgehalt an stickstoffhaltigen Substanzen sind etwa 50 Proz. löslich, und diese bestehen größtenteils wahrscheinlich aus kristallisierbaren Verbindungen, wie z. B. Asparagin. Die Asche besteht über die Hälfte aus Kali und enthält außerdem viel Phosphorsäure. Da die festen Bestandteile der K. (die Trockensubstanz) ein größeres spezifisches Gewicht haben als das Wasser, so ist im allgemeinen der Gehalt der Kartoffeln an Trockensubstanz um so größer, ein je größeres spezifisches Gewicht dieselben zeigen, und da das Stärkemehl den sehr überwiegenden Teil der festen Bestandteile ausmacht, so entspricht im allgemeinen auch ein größeres spezifisches Gewicht der Kartoffeln einem größern Stärkemehlgehalt derselben. Zur Bestimmung des letztern genügt deshalb für die Zwecke der Praxis die Ermittelung des spezifischen Gewichts der Kartoffeln. Dies kann mit Hilfe einer gesättigten und filtrierten Kochsalzlösung (1 Teil Salz, 3 Teile Wasser) geschehen, indem man die sorgfältig gereinigten und angefeuchteten Kartoffeln in Wasser wirft und von der Kochsalzlösung so lange hinzufügt, bis die in reinem Wasser untersinkenden Kartoffeln an jeder beliebigen Stelle in der Flüssigkeit schweben. Man bestimmt dann mittels eines Aräometers das spezifische Gewicht des mit der Salzlösung gemischten Wassers (wobei sich die Temperatur desselben nicht ändern darf) und findet in nachstehender Tabelle den entsprechenden Gehalt an Trockensubstanz und Stärkemehl. Vgl. Schertler, Anwendung des spezifischen Gewichts als Mittel zur Wertbestimmung der Kartoffeln ꝛc. (Wien 1873).

Gehaltbestimmungstabelle für Kartoffeln (nach Märcker)

Spez. Gewicht	Trockensubstanz Proz.	Stärkemehl Proz.	Spez. Gewicht	Trockensubstanz Proz.	Stärkemehl Proz.
1,080	19,7	13,6	1,120	28,3	22,5
1,081	19,9	14,1	1,121	28,5	22,7
1,082	20,1	14,3	1,122	28,7	22,9
1,083	20,3	14,5	1,123	28,9	23,1
1,084	20,5	14,7	1,124	29,1	23,3
1,085	20,7	14,9	1,125	29,3	23,5
1,086	20,9	15,1	1,126	29,5	23,7
1,087	21,2	15,4	1,127	29,8	24,0
1,088	21,4	15,6	1,128	30,0	24,2
1,089	21,6	15,8	1,129	30,2	24,4
1,090	21,8	16,0	1,130	30,4	24,6
1,091	22,0	16,2	1,131	30,6	24,8
1,092	22,2	16,4	1,132	30,8	25,0
1,093	22,4	16,6	1,133	31,0	25,2
1,094	22,7	16,9	1,134	31,3	25,5
1,095	22,9	17,1	1,135	31,5	25,7
1,096	23,1	17,3	1,136	31,7	25,9
1,097	23,3	17,5	1,137	31,9	26,1
1,098	23,5	17,7	1,138	32,1	26,3
1,099	23,7	17,9	1,139	32,3	26,5
1,100	24,0	18,2	1,140	32,5	26,7
1,101	24,2	18,4	1,141	32,7	27,0
1,102	24,4	18,6	1,142	33,0	27,2
1,103	24,6	18,8	1,143	33,2	27,4
1,104	24,8	19,0	1,144	33,4	27,6
1,105	25,0	19,3	1,145	33,6	27,8
1,106	25,2	19,4	1,146	33,8	28,0
1,107	25,5	19,7	1,147	34,1	28,3
1,108	25,7	19,9	1,148	34,3	28,5
1,109	25,9	20,1	1,149	34,5	28,7
1,110	26,1	20,3	1,150	34,7	28,9
1,111	26,3	20,5	1,151	34,9	29,1
1,112	26,5	20,7	1,152	35,1	29,3
1,113	26,7	20,9	1,153	35,4	29,6
1,114	26,9	21,1	1,154	35,6	29,8
1,115	27,2	21,4	1,155	35,8	30,0
1,116	27,4	21,6	1,156	36,0	30,2
1,117	27,6	21,8	1,157	36,2	30,4
1,118	27,8	22,0	1,158	36,4	30,6
1,119	28,0	22,2	1,159	36,6	30,9

Um genaue Resultate zu erhalten, muß man etwa 30—40 Kartoffeln einzeln untersuchen, kann aber auch sämtliche Kartoffeln zusammen in ein geräumiges Gefäß mit Wasser bringen und so viel Salzlösung zu-



Fescas Kartoffelwage.

setzen, bis die Mehrzahl der Kartoffeln in der Flüssigkeit schwebt. Das spezifische Gewicht der Flüssigkeit ist dann sehr annähernd das mittlere spezifische Gewicht der Kartoffeln. Zuverlässigere Resultate erhält man durch direkte Bestimmung des spezifischen Gewichts,

wozu zweckmäßig die Fesca'sche Wage benutzt wird (s. Abbildung, S. 571). Man stellt dieselbe auf, wie in der Figur angegeben, füllt das Gefäß a mit Wasser, bis dies durch das Röhrchen b abläuft, hängt dann den Drahtkorb g bei c von der Schale f ab, staucht ihn wiederholt auf den Boden des Wassergefäßes, damit alle Luftbläschen entfernt werden, und tariert dann die Wage durch Gewichte, die man auf die Schale d legt. Nun setzt man ein Gewicht von 5 kg auf die Schale e, füllt Kartoffeln, die vorher sorgfältig mit einer trocknen Bürste gereinigt sind, in die Schale f bis zum Einstehen der Wage (wobei vielleicht die letzte K. zu durchschneiden ist), bringt dann die Kartoffeln, ohne die Gewichte d und e zu entfernen, in den Drahtkorb g und setzt endlich so viele Gewichte in die Schale f, bis die Wage wieder richtig einspielt. Diese Gewichte (P) repräsentieren die Menge Wasser, welche durch die Kartoffeln verdrängt wird. Das spezifische Gewicht der Kartoffeln ergibt sich aus der Division des Gewichts derselben durch dasjenige des verdrängten Wassers, ist also $= \frac{5}{P}$. Vor dem Wägen der Kartoffeln unter Wasser befeuchtet man dieselben, damit sich keine Luftbläschen bilden; auf Wasser schwimmende Kartoffeln legt man unter schwerere, und sämtliche Kartoffeln müssen vom Wasser bedeckt werden. Wasser und Kartoffeln müssen Zimmertemperatur haben, und der Drahtkorb darf nirgends die Wand des Wassergefäßes berühren.

Die Kartoffeln verlieren beim Aufbewahren durch Austrocknen 10—12 Proz., und entsprechend nimmt ihr Stärkemehlgehalt etwa bis November zu; er bleibt dann bis März stationär, vermindert sich nun aber beträchtlich, indem viel Stärkemehl in Dextrin übergeht (wobei die Kartoffeln schliffig werden). Der Nahrungswert der Kartoffeln leidet zwar darunter nicht, wohl aber der Geschmack, und mit der Bildung der Keime entsteht unter allen Umständen Verlust an verwertbarer Substanz. In der lebenden Knolle wird das Stärkemehl allmählich durch die Atmung des Protoplasmas verbraucht und zwar, nachdem es zunächst durch ein diastatisches Ferment in Dextrin und Zucker verwandelt worden ist. Bei mittlerer Temperatur halten sich Bildung und Verbrauch des Zuckers das Gleichgewicht. In der Kälte aber wird der Verbrauch des Zuckers bedeutend mehr beschränkt als die Bildung desselben, und daher werden Kartoffeln bei längerer Einwirkung niederer Temperatur süß. Mit dem Gefrieren hat dies Süßwerden nichts zu thun, es beginnt vielmehr schon weit über dem Gefrierpunkt, und wenn Kartoffeln schnell auf weniger als —3° abgekühlt werden, so gefrieren sie, ohne süß zu werden. Süß gewordene Kartoffeln verlieren ihren Zuckergehalt (über 2,5 Proz.) bei längerm Aufbewahren in einem wärmern Raum. Sie sind noch völlig brauchbar, auch keimfähig, ebenso sind gefrorne Kartoffeln zu technischen Zwecken noch brauchbar, müssen aber schnell verarbeitet werden,

zerschnittenen Scheiben in Salzwasser tauchen und trocknen oder die gekochten Kartoffeln durch Walzen zerquetschen (wobei die Schalen abgesondert werden), aus dem Brei Nudeln formen u. diese möglichst schnell trocknen. Komprimierte Nahrungsmittel, welche derartiges Kartoffelmehl enthalten, eignen sich besonders zur Verproviantierung von Schiffen, Armeen 2c.

Verwendung, Produktion und Handel.

Die Kartoffeln finden mannigfache Verwendung als Nahrungsmittel für Menschen und Tiere, in der Technik besonders zur Spiritusfabrikation und zur Gewinnung von Stärkemehl, aber auch in der Bierbrauerei, zur Darstellung von Stärkezucker, Stärkesirup, dann als Zusatz zum Brot 2c.; zerriebene rohe Kartoffeln sind ein treffliches Mittel gegen Skorbut und äußerlich bei Verbrennungen. Das Kraut wird als Futter benutzt; man hat es auch zur Papierfabrikation und als Tabaksurrogat empfohlen und ein gegen Husten und Krämpfe verwendetes Extrakt daraus bereitet. Der Wert der Kartoffeln als Nahrungsmittel beruht fast ausschließlich auf ihrem Gehalt an Stärkemehl, und es besitzen in dieser Hinsicht 3109 g Kartoffeln denselben Wert wie 1162 g Weizenbrot (Kostmaß eines arbeitenden Mannes für einen Tag); wenn aber ein arbeitender Mann die für ihn täglich erforderliche Menge eiweißartiger Körper (wie er sich in 614 g Ochsenfleisch verschafft) in Gestalt von Kartoffeln decken sollte, so müßte er in runder Zahl 10 kg Kartoffeln genießen, und da dies unmöglich ist, so erhellt, wie beschaffen die Ernährung derjenigen Leute ist, welche sich überwiegend mit Kartoffeln sättigen müssen. Moleschott sagt, daß derjenige, welcher sich 14 Tage lang ausschließlich von Kartoffeln nähren wollte, nicht mehr im stande sein würde, sich diese Kartoffeln zu verdienen. Der Instinkt, welcher die Auswahl der Nahrungsmittel regelt, bewirkt einen verhältnismäßig geringen Verbrauch von Kartoffeln auf der Tafel des Wohlhabenden; wo aber Armut die Beschaffung von Fleisch und Brot unmöglich macht, wo, wie in Irland, im Erzgebirge und in einem Teil Schlesiens, die Bevölkerung auf den fast ausschließlichen Genuß von Kartoffeln hingewiesen ist, da beweisen die abnorm große Sterblichkeit und die zahlreichen Krankheiten die Folgen dieser Ernährungsweise. Größern Wert hat die K. als Viehfutter, und die Landwirtschaft macht ausgedehnten Gebrauch davon.

Zur Benutzung der Kartoffeln im großen werden dieselben in besondern Waschmaschinen gewaschen; eine einfache derartige Maschine besteht aus einer langen liegenden Lattentrommel, welche in Wasser rotiert, an ihrem einen Ende die Kartoffeln durch eine Speisevorrichtung empfängt und sie gewaschen am andern Ende wieder entläßt. Zum Schälen der Kartoffeln ist eine Maschine konstruiert worden, welche als wesentlichen Bestandteil eine stehende Trommel besitzt, deren Wände und Boden aus nach innen reibeisenartig aufgehauenem Weißblech angefertigt sind. Wenn die Kartoffeln in diese um ihre

durch ein kleines Loch eingeführt werden kann. Wenn er keinen Widerstand findet, sind die Kartoffeln gar. Beim Kochen der Kartoffeln zerplatzen die Stärkekörner, und die innere Substanz derselben saugt den flüssigen Inhalt der Zellen auf und bildet mit den zugleich zerstörten Zellwandungen eine ziemlich feste Masse, die sich zu einem lockern Mehl zerdrücken läßt. Das Eiweiß des Zellsaftes gerinnt beim Kochen und bindet gleichfalls Wasser. Die mehr oder weniger mehlige Beschaffenheit der Kartoffeln hängt von dem Verhältnis zwischen Stärkemehl und Wasser ab; ist die K. reich an Stärkemehl, so wird das Wasser vollständig aufgesogen, und es entsteht eine scheinbar sehr trockne Masse; fehlt es an Stärkemehl, so bleibt Wasser ungebunden, und die Kartoffeln sind wässerig. Das Gewicht der Kartoffeln verändert sich beim Kochen nur wenig.

Der Kartoffelbau wurde in der neuesten Zeit fast überall bedeutend ausgedehnt. In Deutschland betrug die Erntefläche für Kartoffeln 1884: 2,907,630 Hektar, der durchschnittliche Ernteertrag auf dem Hektar 8,26 Ton. (à 1000 kg). Die **Produktion** der Hauptländer betrug in Millionen Hektolitern in

	Mehrjähr. Durchschn.	1884		Mehrjähr. Durchschn.	1884
Deutschland . .	252,70	277,7	Spanien	18,03	18,3
Rußland	140,00	137,0	Niederlande . .	17,94	26,9
Frankreich . . .	130,59	149,3	Italien	8,14	6,0
Österreich	83,94	99,9	Norwegen . . .	7,90	7,1
Verein. Staaten	53,11	67,0	Finnland	4,40	4,9
Irland	41,50	35,7	Dänemark . . .	4,19	4,5
Großbritannien	38,90	44,0	Australien . . .	3,30	4,7
Belgien	28,70	41,5	Portugal	3,04	3,2
Ungarn	27,07	33,0	Zusammen in		
Schweden	18,97	19,1	diesen Ländern	880,71	978,7

Der **Kartoffelhandel** bezifferte sich 1877 auf einen Gesamtumsatzwert von 102,6 Mill. Mk. und erreichte 1879 die Höhe von 133,8 Mill. Mk., sank dann aber sehr schnell und betrug 1884 nur noch rund 57 Mill. Mk. Hauptsächlich beteiligt waren hierbei

	Einfuhr	Ausfuhr		Einfuhr	Ausfuhr
Großbritannien u. Irland . .	16,48	0,19	Belgien	1,96	0,79
			Österreich	1,66	0,81
Deutschland . .	1,51	6,89	Schweiz	1,80	0,04
Frankreich . . .	1,99	7,66	Vereinigte		
Australien . . .	3,03	8,50	Staaten . . .	1,07	1,11

Kulturgeschichtliches.

Die K. ist in dem Küstengebiet Perus bis zu den Chonosinseln (45° südl. Br.) heimisch und wird noch jetzt in Chile und Peru wild wachsend (mit wohlriechenden Blüten, aber kleinen und bittern Knollen) angetroffen; sie war schon vor der Entdeckung Amerikas durch die Europäer Kulturpflanze und scheint durch die Inkas weite Verbreitung gefunden zu haben. Garcilaso und Peter Martyr erwähnen sie bereits, und durch den Sklavenhändler Hawkins soll sie bald nach 1565 nach Irland gebracht worden sein. Vielleicht beziehen sich diese Angaben aber auf die Batate, und jedenfalls fand damals die K. in Irland keine Beachtung. Zwischen 1560 und 1570 kam sie durch die Spanier nach Italien und Burgund, und in letzterm Land soll sie 1588 angebaut worden sein. In Italien nannte man sie wegen ihrer Ähnlichkeit mit den Trüffeln Tartufoli, woraus der deutsche Name K. (zu Anfang des 17. Jahrh. noch Tartuffel) entstand. Zum zweitenmal kam die K. dann durch Walter Raleigh 1584 nach Irland und zwar aus Virginia, wohin sie vielleicht durch die Engländer verpflanzt worden war. Franz Drake gebührt wahrscheinlich nur das Verdienst, die Kartoffeln in Europa bekannter gemacht zu haben. Durch ihn erhielt der Botaniker Gerard Samenkartoffeln, welche er 1596 bei London im Garten kultivierte und als Batata virginiana beschrieb (Bataten waren lange vor Einführung der Kartoffeln in England als Leckerbissen beliebt). Auch diesmal fanden die Kartoffeln in England wenig Beachtung; 1610 brachte sie Raleigh wieder nach Irland, und 1663 suchte die Royal Society den Anbau dort zu befördern, um der Hungersnot vorzubeugen; trotzdem wurde die K. in England erst um die Mitte des 18. Jahrh. allgemeiner bekannt. In Deutschland pflanzte Clusius die K. 1588 in Wien und Frankfurt als botanische Seltenheit, und Kaspar Bauhin gab ihr 1590 den Namen Solanum tuberosum. Clusius hatte die Knollen von dem päpstlichen Gesandten in den Niederlanden erhalten und erzählt in seiner 1601 herausgegebenen »Rariorum plantarum historia«, daß in Italien sogar die Schweine mit Kartoffeln gefüttert würden. Durch ihn wurde die K. weiter verbreitet, aber ihr Anbau machte im 17. Jahrh. weder in Deutschland noch in andern Ländern erhebliche Fortschritte. In Frankreich kam sie noch 1616 als Seltenheit auf die königliche Tafel, 1630 scheint sie in Lothringen und im Lyonnais angebaut worden zu sein; aber erst durch Parmentier, der sie in Deutschland kennen gelernt hatte, fand sie bald nach 1770 weitere Verbreitung. Die Hungersnot von 1793 und 1817 vollendete die allgemeine Ausbreitung ihrer Kultur. In Deutschland trug der Dreißigjährige Krieg viel zur Verbreitung der K. bei, 1648 war sie in Bieberau (Hessen-Darmstadt) bekannt; aber erst um 1716 baute man sie bei Bamberg, Baireuth und in Baden auf Äckern. Um die Mitte des 17. Jahrh. finden wir die K. auch in Sachsen (Vogtland), Westfalen, Niedersachsen und Braunschweig; aber erst um 1740 verbreitete sie sich bei Leipzig und nicht viel früher durch eingewanderte Pfälzer in Preußen. Der Siebenjährige Krieg zeigte den Nutzen der K., ohne welche auch die Not und das Elend im Mißjahr 1770 noch viel größer geworden wären. Friedrich II. verbreitete den Kartoffelbau in Pommern und Schlesien durch Gewaltmaßregeln, während sie in Mecklenburg schon seit 1708 durch einen aus England zurückkehrenden Offizier bekannt geworden war. Um 1770 verbreitete sich der Kartoffelbau auch in Böhmen und Ungarn; um 1730 wurde sie bei Bern kultiviert, und nach Schweden kam sie 1726. Auch in Island wird die K. gebaut. Die russische Regierung ermunterte das Volk noch 1844 durch Aussetzung von Prämien zum Kartoffelbau, und in Griechenland verbreitete sich derselbe erst durch die Bayern. Die Engländer verpflanzten die K. nach dem Kap, nach Indien, Australien, Tasmania, Neuseeland &c.; auch im nördlichen China ist die Kartoffelkultur verbreitet. Der Ausdehnung des Kartoffelbaues standen vielfach Vorurteile entgegen, aber auch der einmal übliche landwirtschaftliche Betrieb gestattete nicht überall die sofortige Aufnahme des neuen Kulturzweigs. Um 1760 war die K. in den meisten deutschen Ländern eine bekannte Frucht; doch konnte sie nur auf Gütern, welche Hutfreiheit hatten, in willkürlicher Ausdehnung gebaut werden, während andre Landwirte ihre Kultur auf gartenberechtigte Grundstücke einschränken mußten. Erst nach Abschaffung der reinen Brache, am Rhein in den 70er, in Thüringen und Sachsen in den 80er Jahren des

18. Jahrh., begann ihr Anbau im großen, der im 19. Jahrh. einen so bedeutenden Einfluß auf den landwirtschaftlichen Betrieb ausgeübt hat. Nach den Freiheitskriegen, als die wohlfeile Zeit eintrat, lernte man die umfangreiche Verwertung der K. Damals erst begann ihre Benutzung zu Spiritus und zum Futter für Schafe, und auf den Gütern, wo die Brennereien und Schäfereien den Hauptgewinn abwarfen, ward die Kartoffelkultur bald über Gebühr ausgedehnt. Auch in England und Belgien verlockten die hohen Gewinne zu einem gleichen Verfahren, und als dann 1843 die Kartoffelkrankheit auftrat, übte dieselbe einen mächtigen Einfluß aus. Seitdem ist die Kartoffelkultur in neue Bahnen eingelenkt, besetzt aber auch gegenwärtig ein außerordentlich großes Terrain. Vgl. Löbe, Die K., ihre Geschichte, ihr Anbau 2c. (2. Aufl., Leipz. 1855); Büchner, Neues Kartoffelbuch (3. Aufl., das. 1859); die Schriften von Gülich (3. Aufl., Altona 1869), Busch (3. Aufl., Berl. 1884), Werner (2. Aufl., das. 1886), Giersberg (Leipz. 1879), Dürfeld (2. Aufl., Dresd. 1883); »Die Kartoffeln u. ihre Kultur« (amtl. Bericht über die Kartoffelausstellung in Altenburg 1875, Berl. 1876); Rodiczky, Die Biographie der K. (das. 1878); Franz, Die K. als Saatgut (das. 1878).

Kartoffel, süße, s. Batatas.

Kartoffelerntemaschine, mechanische Vorrichtung zum Ausheben der Kartoffeln aus dem Boden und Freilegen derselben auf dem Acker, so daß ein bequemes Einsammeln ermöglicht ist. Die Aufgabe, eine brauchbare K. zu konstruieren, ist noch nicht gelöst, da das zähe und lange Kraut zu häufig Verstopfungen der arbeitenden Teile veranlaßt. Relatio am besten haben sich Geräte nach Art der Häufelpflüge (s. Pflug) bewährt, mit gitterartigen Streichbrettern, durch deren Zwischenräume die Erde hindurchfallen kann. Sobald jedoch das Kraut einigermaßen lang oder die Erde feucht ist, treten auch bei diesen Verstopfungen ein. In früherer Zeit (1858 u. f.) bediente man sich vielfach des Hansomschen Kartoffelgrabers, bei welchem die Furche mit den Kartoffeln durch eine Schar angehoben wurde, während sich über derselben eine sternförmige Scheibe drehte, welche das gehobene Material erfaßte und zur Seite schleuderte. Dasselbe fiel gegen ein an der Seite der Maschine angebrachtes Drahtsieb, welches die Kartoffeln festhielt und herabfallen ließ, während die Erde durch die Maschen hindurchtreten sollte. Die Leistung dieser Maschine war selbst unter den günstigsten Umständen, d. h. wenn keine Verstopfungen eintraten, sehr gering, die Zugkraft beträchtlich (4 Pferde). Dieselbe Konstruktion kam später (1875) wiederum in etwas veränderter Form in Aufnahme; die Resultate sind ungenügende. In gleicher Weise scheiterten auch die Versuche, eine K. zu konstruieren, bei welcher die durch eine Schar angehobene Masse (Erde, Kraut und Kartoffeln) in eine rotierende Gittertrommel geführt und hier abgesiebt wird. Vgl. »Die Kartoffeln und ihre Kultur« (Berl. 1876); Wüst, Die Leistungen der K. (das. 1878).

Kartoffelfuselöl, s. Fuselöle.

Kartoffelkäfer (Leptinotarsa decemlineata *Say*), nach seiner Heimat in den Felsengebirgen im Westen Nordamerikas, besonders in den Thälern des Coloradoflusses auch Koloradokäfer genannt, Käfer aus der Gruppe der Kryptopentameren und der Familie der Blattkäfer (Chrysomelinae), 10 mm lang, unbehaart, etwas glänzend, rotgelb, mit elf schwarzen, von je zwei unregelmäßigen Reihen tieferer Punkte eingefaßten Längsstreifen auf den lichtgelben Flügeldecken, schwarzen Endgliedern der Fühlhörner, auch am Kopf, Halsschild, Bauch und an den Beinen schwarz gefleckt, nährt sich von den Blättern von Solanum rostratum und wohl auch von andern Pflanzen aus der Familie der Solaneen im Felsengebirge, überwintert etwa 60 cm tief in der Erde, legt im Mai (700—1200) rotgelbe Eier (Fig. a) auf die Unterseite der Blätter, aus welchen die blutroten, später rotgelben, am Kopf und an den Beinen schwarzen, an den Seiten mit zwei Reihen schwarzer Flecke gezeichneten Larven (Fig. b—d) nach wenigen Tagen aus-



Kartoffelkäfer (Leptinotarsa decemlineata). a Eier, b—d Larve, e Puppe.

kriechen, um sich nach 17—20 Tagen in der Erde zu verpuppen (Fig. e). Der nach weitern 10—12 Tagen ausschlüpfende Käfer erzeugt schon Mitte Juni die zweite Generation, welcher Anfang August eine dritte folgt. Diese große Fruchtbarkeit des Kartoffelkäfers ist verhängnisvoll geworden, weil er von seiner Stammpflanze auf die Kartoffel übergegangen ist und auf den Feldern die großartigsten Verwüstungen anrichtet. Schon im Juli sind die Felder völlig kahl gefressen und die Käfer zur Wanderung gezwungen, durch welche sie seit 1859 von Nebraska aus immer weiter nach O. vorgedrungen sind. Etwa um das Jahr 1865 überschritten sie den Mississippi, und 1874 hatte der Vortrab bereits den Atlantischen Ozean erreicht. Gegenwärtig ist der K. über ein Areal von 40—50,000 QM. (nördlich bis zu den Seen und Montreal, südlich bis Indiana Territory, Arkansas, Tennessee, Baltimore) verbreitet; er verschwindet nicht in den westlicher gelegenen Gegenden, sondern bleibt überall, wo er einmal erschien, zum beständigen Aufenthalt. Er verursachte oft einen Ausfall der Ernte von 20—30 Proz., richtete aber auch bisweilen solche Verheerungen an, daß man den Anbau der Kartoffel zeitweise ganz einstellen mußte. Von den Kartoffelfeldern ist die Larve auch auf mehrere wild wachsende Pflanzen und auf Kohl und Tomaten übergegangen, sa daß der Käfer auch durch diese verschleppt werden kann. Natürliche Feinde hat der K. in einer Schnellfliege, den Larven verschiedener Arten von Marienkäferchen, Wanzen, Raubkäfern, Erdkröten, Krähen und mehreren Vögeln, vielleicht sogar in den Enten und Hühnern (?). Die Wirksamkeit dieser Tiere hat man durch Einsammeln des Käfers und der Larven, Zerdrücken der Eier und durch Bespritzen der Blätter mit Schweinfurter Grün unterstützt. Beim Einsammeln ist Vorsicht geboten, weil Käfer und Larven einen Saft ausscheiden, durch welchen die Hände anschwellen. Für

Europa liegt die Gefahr der Einschleppung sehr nahe, da sowohl der Käfer auf seiner Wanderung recht wohl die Schiffe erreichen als auch die Larve durch Gemüse an Bord gelangen und im lebenden Zustand bei uns eintreffen kann. Es sind deshalb Vorkehrungsmaßregeln getroffen worden, um dieser Gefahr möglichst vorzubeugen. Vgl. »Der K.« (hrsg. im Auftrag des preußischen Ministeriums, Berl. 1875); Gerstäcker, Der Koloradokäfer (Kassel 1878).

Kartoffelkrankheit, eine bestimmte unter den Krankheiten der Kartoffelpflanze, welche durch ihre Kontagiosität, ihr meist epidemisches Auftreten und durch folgende Symptome charakterisiert ist. Sie wird zuerst am Kraute der Kartoffel ungefähr Ende Juni oder Anfang Juli bemerklich, indem an einzelnen Blättchen braune Flecke entstehen, welche gewöhnlich am Rand oder an der Spitze, in der Regel unter Kräuselung, beginnen und allmählich an Ausdehnung zunehmen, wobei, besonders bei feuchter Luft, die kranke Stelle mehr oder weniger deutlich von einer weißlichen, schimmelähnlichen Zone umsäumt erscheint. Oft bilden sich rasch zahlreiche braune Flecke, nehmen schnell an Umfang zu, so daß binnen kurzem das ganze Kraut und dann häufig gleichmäßig das ganze Feld binnen wenigen Tagen schwarz und abgestorben dasteht. Bisweilen bleibt die Krankheit auf das Kraut beschränkt; dann sind doch die Knollen erntefähig, wiewohl der Ertrag um so geringer ausfällt, je früher die Krankheit aufgetreten ist, und je vollständiger sie die Blätter getötet hat. Oft aber ergreift die Krankheit auch die Knollen, ist bei der Ernte oft in geringem Grad bemerklich und macht die Knollen erst während der Aufbewahrung unbrauchbar. Es treten auf der Oberfläche schmutzigbraune Flecke von verschiedener Größe auf, die zugleich etwas eingefallen und runzelig erscheinen. Im Durchschnitt zeigt sich das Gewebe der Knolle an diesen Stellen zunächst nur in geringer Tiefe braun gefärbt und abgestorben. Mit der Zeit werden die Flecke größer, und die Bräunung dringt tiefer in die Knolle ein, welche so zum großen Teil verderben kann. An das Absterben schließt sich noch ein wirkliches Verfaulen unter Auftreten von Schimmelpilzen; das Innere verwandelt sich entweder in eine jauchige, stinkende Masse (nasse Fäule), oder schrumpft bei geringerer Feuchtigkeit zu einer bröckeligen Masse zusammen (trockne Fäule). Halb verdorbene Knollen können wenigstens noch zur Brennerei verwendet werden; indes wird durch den Fäulnisprozeß das Stärkemehl nach und nach zerstört und dadurch die Knolle ganz wertlos. Die K. hat in der Heimat der Kartoffelpflanze vielleicht von jeher bestanden und kam mit den Knollen schon frühzeitig nach Europa. Im Anfang dieses Jahrhunderts zeigte sich in Frankreich eine Fäulnis der Kartoffel, und 1830 trat die Krankheit der Knollen, die mit der gegenwärtigen unzweifelhaft identisch ist, auch in Deutschland auf, aber mehr lokal. Zu einer allgemeinen und furchtbar wütenden Epidemie gestaltete sich die K. aber erst in dem nassen Sommer 1845, wo sie in Deutschland, Frankreich, Belgien, Holland, England, Dänemark

trytis devastatrix *Lib.*, B. infestans *Montagne*, Peronospora infestans *Casp.*, Phytophthora infestans *de Bary*) auffanden. Dieser Pilz ist mit Hilfe des Mikroskops in jedem erkrankten Teil der Pflanze zu finden; sein Mycelium wuchert in den Intercellulargängen des Blattes sowohl als der kranken Knolle und bildet ungefärbte, querwandlose, verästelte, hin- und hergeschlängelte Fäden. In den Blättern kommt dasselbe in einer noch grünen Zone in der Umgebung der abgestorbenen Flecke vor, und in dem Maß, als es sich hier nach allen Seiten ausbreitet, nimmt der Umfang des braunen Fleckes zu; zwischen den abgestorbenen Zellen des letztern ist aber der Pilz wieder verschwunden. Dadurch kennzeichnet sich der letztere als ein wahrer Schmarotzer und zugleich als die alleinige Ursache des Absterbens des Gewebes. An der von ihm bewohnten Zone um die braunen Stellen bildet er auch seine Fruktifikationsorgane, welche dem bloßen Auge als der oben erwähnte weißliche Schimmelanflug erscheinen. Die Fruchthyphen (s. Hyphe) sind oben baumartig verzweigt und schnüren an den Spitzen der Zweige einfache ovale Zellen ab, welche, sobald sie ihre Ausbildung erreicht haben, von selbst abfallen. Diese Zellen stellen die Sporen des Pilzes dar. Wenn kranke Knollen zerschnitten werden, so sprossen auf der Schnittfläche nach kurzer Zeit aus der noch lebenden Zone um die gebräunten Stellen dieselben Fruchthyphen hervor. De Bary hat nachgewiesen, daß und wie der Pilz aus seinen Sporen keimt und in jedes gesunde Organ der Kartoffel eindringt. Auf Wassertropfen ausgesäet, keimen die Sporen schon binnen wenigen Stunden: entweder entwickeln sie einen Keimschlauch, oder ihr Protoplasma-Inhalt zerfällt in 6—16 Portionen, welche als Schwärmsporen ausschlüpfen, nach etwa halbstündigem Schwärmen zur Ruhe gelangen, eine Zellmembran bekommen und zu einem Keimschlauch auswachsen. Auf der Oberfläche von Teilen der Kartoffelpflanze bringen die Keimschläuche rasch ins Innere derselben ein, indem sie auf Blättern durch die Spaltöffnungen oder direkt die Epidermis durchbohrend, an jungen Knollen die Korkschicht durchwachsend, ins Innere gelangen, wo sie sich unmittelbar zu den Myceliumfäden entwickeln. Besonders an den Knollen ist die Übertragung der Krankheit durch kranke Teile oder durch Zutritt der Keime des Pilzes mittels künstlicher Infektionsversuche, wie sie zuerst Speerschneider 1857 anstellte, erwiesen worden. Die Krankheit läßt sich selbst dann hervorbringen, wenn auf die Oberfläche pilzfreien Sandes, in welchem die Knolle liegt, oberhalb derselben Sporen des Schmarotzers gebracht werden. Hiernach und angesichts der raschen Keimung und Entwickelung der Peronospora ist es leicht erklärlich, wie dieselbe, Feuchtigkeit vorausgesetzt, auf dem Acker von Blatt zu Blatt, von einem Stock zum andern, sogar vom Laub auf die Knollen gelangen und unter ihr günstigen Bedingungen in verhältnismäßig kurzer Zeit weit um sich greifen kann. Nach de Bary verlieren die Sporen zeitig ihre Keimfähigkeit, jedenfalls lange vor Ab-

stattfinden und die Krankheit unter dem Boden weiter verbreitet werden. Aber auch das Mycelium kann aus einer kranken Knolle in die sich entwickelnden Triebe derselben, sowohl in die unterirdischen als auch in die grünen Sprossen, hineinwachsen und auf diese Weise schon frühzeitig ins Laub und in die jungen Knollen gelangen. Ob der Pilz, wie andre Peronosporeen, auch durch Oosporen überwintert, ist bis jetzt nicht sicher festgestellt. Die Peronospora infestans *Casp.* kommt auch auf den Blättern der in Gärten kultivierten Tomaten (Solanum lycopersicum) und andrer aus der Heimat der Kartoffel stammenden Arten, wie S. etuberosum *Lindl.*, S. stoloniferum *Schl.*, S. utile *Kl.*, S. Maglia *Molin.*, S. verrucosum *Schl.*, die ebenfalls in unsern Gärten gezogen werden, aber auf keiner unsrer einheimischen Solanum-Arten vor; nur auf Solanum Dulcamara läßt er sich kümmerlich kultivieren. In der südamerikanischen Heimat der Kartoffelpflanze ist die Krankheit durchaus heimisch. Die unter den Laien verbreitete Meinung, daß der auf den faulen Knollen auftretende Schimmel der Pilz der K. und die Ursache der Weiterverbreitung der Krankheit sei, ist irrig; denn Versuche haben erwiesen, daß aus den Sporen dieser Schimmelarten (gewöhnlich Fusisporium solani *Mart.* und Spicaria solani *Harting*) immer nur dieselben Pilze, nie die Peronospora sich erziehen lassen, daß es Fäulnisbewohner sind, die mit den Parasiten nichts zu thun haben.

Die Verhütungsmaßregeln gegen die K. haben sich fast ausschließlich zu erstrecken auf die Fernhaltung der Peronospora im Saatgut und auf Herstellung solcher Bedingungen, welche die Vegetation des Schmarotzers vereiteln oder am meisten erschweren. Sorgfältige Auswahl guter, gesunder Knollen zur Aussaat ist Haupterfordernis. Ein Hauptbeförderungsmittel der Vegetation und der Vermehrung der Peronospora ist die Feuchtigkeit. In der That tritt die K. in nassen Jahren und feuchten Lagen am heftigsten auf, der Landwirt aber kann ihr durch Wahl eines trocknen und leicht trocknenden Bodens und freier Lage des Ackers wenigstens einigermaßen vorbeugen. S. Tafel »Pflanzenkrankheiten«, Fig. 7—10. Vgl. de Bary, Die gegenwärtig herrschende K., ihre Ursache und ihre Verhütung (Leipz. 1861); Kühn, K. (»Zeitschrift des Landwirtschaftl. Zentralvereins der Provinz Sachsen« 1871 und »Berichte aus dem physiologischen Laboratorium des landwirtschaftlichen Instituts der Universität Halle« 1872); Sorauer, Handbuch der Pflanzenkrankheiten (2. Aufl., Berl. 1886). Über neuere Untersuchungen de Barys vgl. »Journal of botany« 1876; Frank, Die Krankheiten der Pflanzen (Bresl. 1880); Jensen, Die K. kann besiegt werden (a. d. Dän., Leipz. 1882). Über andre Krankheiten der Kartoffelpflanze vgl. die Artikel: »Kräuselkrankheit«, »Grind der Kartoffeln«, »Naßfäule« und »Rhizoctonia«.

Kartoffelkrieg wurde der bayrische Erbfolgekrieg (s. d.) von den Soldaten genannt, weil sich dieselben, statt Schlachten zu schlagen, in den böhmischen Standlagern und Quartieren hauptsächlich bloß um die Kartoffeln stritten.

Kartoffellegemaschine, mechan. Apparat zum regelmäßigen Einlegen der Saatkartoffeln in die Furchen des bestellten Ackers. Trotz zahlloser Versuche ist es bisher noch nicht gelungen, eine allen Anforderungen der praktischen Landwirtschaft entsprechende K. zu konstruieren. Die Schwierigkeiten haben ihre Ursache vornehmlich in der ungleichen Größe des Saatguts, welches selbst bei vollkommenstem Sortieren immer noch derartige Verschiedenheiten in Form und Größe zeigt, daß leicht Verstopfungen in den arbeitenden Teilen der Maschine entstehen. Bei den bisherigen Konstruktionen sind stets folgende Teile vorhanden: 1) ein geräumiger Saatkasten zur Aufnahme der auszulegenden Kartoffeln; 2) eine Vorrichtung zum Auswerfen und Bemessen derselben, bestehend entweder in Schöpfrädern mit Zellen am Umfang, deren Fassungsraum der Größe der Kartoffeln entspricht, oder in endlosen Ketten mit Schöpfbechern nach Art der Paternosterwerke; 3) Häufelschare zum Öffnen der Furchen mit der Vorrichtung zum Herabführen der Kartoffeln sowie zum Bedecken derselben nach der Aussaat. Im Äußern ist die Maschine wie eine Reihensäemaschine (s. Säemaschine) angeordnet; das Einlenken erfolgt durch ein Vordersteuer, wie bei dieser. Die bisherigen Kartoffellegemaschinen wurden für 1—3 Reihen ausgeführt. Eine Schwierigkeit im Betrieb der K. besteht darin, daß das Gewicht der Saat pro Flächeneinheit weit erheblicher ist als bei Getreide; das bezügliche Verhältnis ist 8:1. Die Maschine erhält hierdurch ein zu beträchtliches Gewicht, wodurch die Zugkraft erhöht und die Leistung verringert wird, da ein häufiges Auffüllen des Saatkastens notwendig ist. Die tägliche Leistung beträgt bei den relativ besten Maschinen 2,5 Hektar pro Tag, während ein Arbeiter bei Handarbeit in gleicher Zeit 0,25 Hektar Kartoffeln legt. Da zur Bedienung der Maschine drei Arbeiter erforderlich sind, würde dieselbe, sobald sie in brauchbarer Konstruktion hergestellt ist, sieben Arbeiter ersparen. Hierin ist der Vorteil der K. gegenüber der Handarbeit zu suchen, während die Kosten des Maschinenbetriebs teurer ausfallen als diese. In neuester Zeit benutzt man zur Kartoffelaussaat Maschinen, die ausschließlich die Pflanzgruben in dem vorher geebneten Boden herstellen. In diese werden die Kartoffeln hierauf mit der Hand gelegt. Diese Maschinen, besonders in der Konstruktion von Untertilp in Düsseldorf, werden gelobt und haben vielfache Verbreitung gefunden.

Kartoffelmehl, s. Stärkemehl.

Kartoffelreibmaschine, s. Reibeisen.

Kartoffelsago, s. Sago.

Kartoffelsirup, s. v. w. Stärkesirup, s. Traubenzucker.

Kartoffelstärke, s. Stärkemehl.

Kartoffelzucker, s. v. w. Traubenzucker.

Kartogramm (griech.), die graphische Darstellung statistischer Verhältnisse auf Landkarten; vgl. Statistische Darstellungsmethoden.

Kartograph (griech.), Landkartenzeichner; Kartographie, die Kunst des Landkartenzeichnens (s. Landkarten).

Kartomantie (Kartenlegekunst, Kartenschlagen), s. Spielkarten.

Kartometer, s. Meßrad.

Karton (franz. Carton), feinere, gewöhnlich geleimte Pappe; auch eine Sorte starkes (steifes) Papier; in der Buchbinderei Einband von leichter Pappe für ein geheftetes Buch (kartonieren); dann auch eine Pappschachtel zur Aufbewahrung leichterer Gegenstände. In der Malerei versteht man unter K. eine Zeichnung auf starkem Papier, deren man sich als Hilfsmittel und Vorarbeit zur Ausführung eines größern Gemäldes in Fresko, Öl, Teppich- und Gobelinweberei oder auch in Glas und Mosaik von denselben Dimensionen bedient. Bei der Anwendung werden die Kartons gewöhnlich durchgezeichnet oder die Umrisse der Gegenstände mit einer Nadel durchstochen,

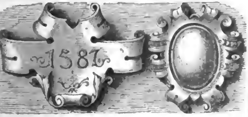
worauf man mit einem Säckchen voll Kohlenstaub über die Löcher fährt, um die Zeichnung an die Wand zu bringen. Beim Freskomalen pflegte man auch die ausgeschnittenen Figuren an dem nassen Anwurf festzuhalten und darauf mit einem Stift am Rande derselben hinzufahren, so daß die Umrisse derselben auf dem Kalk vertieft erschienen. Bei den Gobelins werden die Zeichnungen ausgeschnitten und hinter oder unter den Einschlag gelegt, wonach der Weber seine Arbeit einrichtet. Die ältern italienischen Meister legten großen Wert auf sorgfältig ausgeführte Kartons; später arbeitete man mehr nach kleinen Skizzen ins Große. In unsrer Zeit haben Cornelius, Overbeck, Schnorr, Preller, Kaulbach u. a. wieder Kartons angefertigt. Cornelius zeichnete Kartons auch ohne die Absicht, sie als Hilfsmittel für die Ausführung in einer andern Technik zu benutzen. Die neuern Maler (Kaulbach, Liezen-Mayer, G. Max u. a.) haben auch Kartons zum Zweck photographischer Vervielfältigung gezeichnet. — K. (Auswechselblatt) heißt endlich in der Typographie ein neu gedrucktes Blatt eines Buches, das anstatt eines fehlerhaft gedruckten oder aus einem andern Grund ausgeschnitten eingeklebt wird. Auf Landkarten, Stadtplänen ꝛc. nennt man K. einen gewöhnlich in vergrößertem Maßstab auf demselben Blatt besonders dargestellten Teil des Inhalts (z. B. den Abschnitt »Attika« auf unsrer Karte »Altgriechenland«).

Kartonage (franz., spr. -ahsche), Papparbeit.

Kartonieren (franz.), ein Buch ꝛc. in einen Pappdeckel (Karton) einbinden oder einheften.

Kartonstich, s. Kupferstecherkunst.

Kartusche (franz. Cartouche, ital. Cartoccio), eigentlich Rolle, Name der in Gestalt von halb aufgerollten Bändern und Blättern ausgeführten Titel von Landkarten, Wappen, Büchern ꝛc. sowie der in der spätern Renaissancezeit aufgekommenen Zierrahmen mit aufgerollten oder umgebogenen Enden, die oft ganze Landschaften und allegorische Figuren darstellten; dann überhaupt rahmenartige Einfassungen von Schildern, wie sie seit der Mitte des 16. Jahrh. in der Architektur und im Kunstgewerbe, namentlich in der Buchverzierung, sehr häufig vorkommen und in ihren Mittelschilden oft Devisen, Namenszüge, Wappen, Embleme u. dgl. enthielten (s. Figur). Die Kar-



Kartuschen.

tuschen sind besonders für die deutsche und holländische Renaissance charakteristisch, haben aber ihre höchste Entwickelung durch den Barock- und Rokokostil erreicht. Vgl. Springer, Hundert Kartuschen verschiedener Stile (Berl. 1878).

Im Geschützwesen heißt K. (franz. gargousse) die in einem Kartuschbeutel aus Seidentuch (Gewebe

mit Handgriff zum Durchstechen der K. behufs leichterer Entzündung durch die Schlagröhre. K. heißt auch die von Reitern an einem Bandelier über der linken Schulter getragene Patronentasche.

Karuba, s. Karaba.

Karuben, s. v. w. Johannisbrot, s. Ceratonia.

Karun, Fluß, s. Kuren.

Karunkel (lat. Carunculae myrtiformes, Fleischwarze), die warzenähnlichen Reste, welche sich aus dem zerrissenen Jungfernhäutchen bilden, sind in der gerichtlichen Medizin wichtig für die Feststellung stattgehabten Beischlafs.

Karussell (Karossel, franz. Carrousel, ital. Carosello), im Mittelalter Name der ritterlichen Wettstreite im Fahren, Ringstechen, Scheibenwerfen, Stoßen ꝛc., die bei festlichen Veranlassungen an den Höfen der Fürsten mit vielem Aufwand und großem Pomp gehalten wurden. Zuerst findet man diese Spiele 842 am fränkischen Hof erwähnt, wo Karl der Kahle und Ludwig der Deutsche zum Zeichen ihrer Versöhnung Karusselle durch die ritterliche Jugend halten ließen. Später wurden sie durch die Turniere zwar verdrängt, traten aber, als diese mit dem Verfall der Ritterschaft allmählich abkamen, wieder an deren Stelle. Wie bei den Turnieren, ward später auch beim K. von Damen, welche sich zuweilen selbst, in Wagen sitzend und nach Ringen stechend, am Spiel beteiligten, dem Sieger mit dem Kranz der Preis erteilt. Gegenwärtig ist das K. eine Vorrichtung zu Volks- und Kinderbelustigungen auf Messen, Jahrmärkten ꝛc., wo hölzerne Pferde und Wagen an das Ende von zwei kreuzweise übereinander gelegten Balken befestigt sind, so daß sie sich horizontal um den Mittelpunkt drehen lassen. Vorrichtungen zum Ringstechen ꝛc. sind auch zuweilen angebracht.

Karutsche (Karutze), s. v. w. Karausche.

Karve, s. v. w. gemeiner Kümmel.

Karven (Karvol), s. Kümmelöl.

Karviol (Karfiol, früher Kalfior, v. ital. cavol fiore), Blumenkohl, s. Kohl.

Karw., bei botan. Namen Abkürzung für W. F. v. Karwinski, geb. 1780 zu Keszthely am Plattensee, gest. 1855. Sammelte in Brasilien und Mexiko.

Karwändelgebirge (Kahrwendel), ein Zug der Bayrischen Alpen, rechts von der obern Isar und nördlich von Innsbruck, 17 km lang, erreicht in der Karwändelspitze eine Höhe von 2546 m.

Karwar, pers. Flächenmaß, à 100 Batman, = 156,8 Ar.

Karwin, Dorf in Österreichisch-Schlesien, Bezirkshauptmannschaft Freistadt, an der Kaschau-Oderberger Bahn, hat ein Schloß, bedeutenden Steinkohlenbergbau, Koksererzeugung, Bierbrauerei und (1880) 4961 Einw.

Karwoche (Heilige Woche, Marterwoche, Hebdomas magna oder sancta), die Woche vor Ostern, die dem Andenken an Jesu Leiden und Tod gewidmet ist; s. Karfreitag und Ostern.

Karyäs, Hauptort der Mönchsrepublik auf dem Berg Athos (s. d.), besteht aus etwa 100 Häusern und ist Sitz des türkischen Aga Bostandschi. Auch wird daselbst die heilige Synode abgehalten.

Karyatiden (griech.), in lange, faltenreiche Gewänder gekleidete weibliche Gestalten, welche, auf einer meist gegliederten Plinthe stehend, eine Art Kapitäl tragen und so das Gebälk einer Vorhalle oder eines

zu öffentlichen Arbeiten gebraucht und dann von den Architekten zur Hindeutung auf ihre Dienstbarkeit als Lastträgerinnen dargestellt wurden. Lessing dagegen leitet ihren Ursprung von den Jungfrauen ab, welche am Feste der Diana im Tempel zu Karyä tanzten. Noch andre identifizieren sie mit den Kanephoren (s. d.) der Panathenäen. Übrigens haben schon die Ägypter menschliche Figuren zu Säulen verwendet, wie denn später auch männliche, zu gleichem Zweck dienende Figuren K., richtiger aber Atlanten, Telamonen oder persische Bildsäulen genannt werden. Die künstlerisch vollendetsten K. des Altertums sind die sechs weiblichen Statuen, welche das Gebälk der auf der Südseite des Erechtheions zu Athen in ionischem Stil erbauten Vorhalle tragen (s. diese auf Tafel »Baukunst IV«, Fig. 7; außerdem vgl. Tafel »Bildhauerkunst VI«, Fig. 10, und die nebenstehende Abbildung). Daher karyatidische Ordnung die Bauart, bei welcher statt der Säulen weibliche Figuren zum Tragen der Decke oder des Gebälks angebracht werden.



Karyatide.

Karyophylleen (Nelkengewächse), dikotyle Familie aus der Ordnung der Centrospermen, Kräuter und Stauden mit meist gegenständigen Blättern und gabelförmig verzweigten, häufig knotigen Steugeln. Die an der Basis häufig zusammengewachsenen, gegenständigen Blätter sind ungeteilt und ganzrandig. Nebenblätter fehlen meist, nur in der ersten Gruppe der Familie kommen sie als trockenhäutige Schuppen vor. Dem Blütenstand liegt in der ganzen Familie der cymöse Typus zu Grund; häufig ist derselbe aus Dichasien mit Wickeltendenz zusammengesetzt. Bisweilen wird der Blütenstand kopfähnlich und ist dann von trocknen, braunen Deckblättern umgeben, z. B. bei der Nelke. Die regelmäßigen Blüten haben einen nach dem Verblühen stehen bleibenden grünen oder trocknen Kelch, dessen 4 oder 5 Blätter entweder bis fast zum Grund frei oder in eine Röhre verwachsen sind, die am Rande den Blättern entsprechende Zähne hat. Die mit den Kelchblättern abwechselnden, auf dem Blütenboden eingefügten Blumenblätter sind immer frei, mehr oder weniger genagelt, ganz oder zweiteilig bis handförmig mehrteilig, zwischen Platte und Nagel bisweilen mit Schüppchen besetzt; in einigen Fällen fehlen die Blumenblätter. Die Staubgefäße sind [illegible] einzige grundständige Samenknospe. Auf dem Scheitel des Fruchtknotens stehen 2, 3 oder 5 Griffel mit einfachen Narben. Die Frucht ist bei den Arten mit einsamigen Fruchtknoten eine einsamige, häutige Schlauchfrucht, bei den übrigen eine Kapsel, welche mit Klappen oder nur an der Spitze mit Zähnen aufspringt, deren Zahl das Gleiche oder Doppelte der Griffelzahl beträgt; in seltenen Fällen wird eine Beere gebildet. Die meist nierenförmigen, an der Oberfläche oft warzigen Samen sind stärkemehlhaltig und haben einen meist kreisförmig gekrümmten Keimling. Die K., welche gegen 1000 Arten zählen, zerfallen in die Unterfamilien: Paronychieen, Sklerantheen, Alsineen und Sileneen. (Vgl. Rohrbach, Monographie der Gattung Silene, Leipz. 1868.) Die K. sind über die ganze Erde und alle Klimate verbreitet; wenige Arten gehören den Tropen an, wo sie in höhern Gebirgen wachsen; viele Arten finden sich auf den Alpen und im höhern Norden, die meisten aber in den gemäßigten Zonen der nördlichen Halbkugel. Ihr Nutzen ist ein sehr beschränkter: manche, zumal die Saponaria officinalis *L.*, enthalten in ihren Wurzeln seifenartig schäumendes Saponin und werden anstatt Seife angewendet; der Spergel oder Spark, Spergula arvensis *L.*, wird als Futterpflanze angebaut. Als Zierpflanzen sind die Nelken (Dianthus) zu nennen.

Karyophyllinen, dikotyle Ordnung in den Systemen Endlichers und Brauns, charakterisiert durch eine zentrale Placenta, die häufig als Mittelsäule erscheint, daher auch Centrospermae (s. d.) genannt, durch gekrümmte Samenknospen, meist einfächerigen Fruchtknoten und einen um das stärkemehlhaltige Perisperm gekrümmten Embryo; enthält die Familien der Nyktagineen, Chenopodiaceen, Amaranthaceen, Phytolakkaceen und Karyophylleen.

Karyopse (Caryopsis), Schalfrüchtchen, s. Achene.

Karystos, alte Stadt auf der Südküste der griech. Insel Negroponte (Euböa), Sitz eines Bischofs, mit Hafen und (1879) 4119 Einw. Über der Stadt erhebt sich das von den Venezianern erbaute Schloß Bosso auf der Stelle der antiken Akropolis. Im Altertum war die Stadt durch den in der Nähe gebrochenen grünlichen Marmor und ihren Asbest bekannt. Sie wurde 490 v. Chr. von den Persern erobert. Hier 29. Aug. 1348 Seesieg der Venezianer über die Genuesen.

Karzer, s. Carcer.

Kasa (arab. Kada), administrative Abteilung im türkischen Reich, entspricht unserm Kreis und steht unter einem Kaimakam.

Kasacke (franz. Casaque), früher ein weitärmeliger Reisemantel; auch der Mantel der französischen Musketiere, der Leibkompanien ꝛc.

Kasaken, s. Kosaken.

Kasan (tatar., »Kessel«), russ. Gouvernement, welches nördlich an das Gouvernement Wjatka, östlich an Ufa, südlich an Simbirsk und Samara, westlich an Nishnij Nowgorod grenzt, mit einem Flächenraum von 63,714 qkm (1157 QM.). Das Land [illegible]

steigt es zu einem wirklichen Hügelland an, dessen Höhen fast 200 m erreichen. Fast das ganze Gebiet gehört der permischen Farmatian an, nur im äußersten Süden tritt die Juraformation zu Tage. Tertiäre Ablagerungen gibt es am linken Ufer der Wolga, besonders im NW. des Gauvernements. Von Mineralien finden sich Lehm, Sandstein, Gips, etwas Kupfer, Alabaster, Kalk, sogen. brennender Schiefer (1/3 kg davon gibt 80 Lit. Leuchtgas) und einige Mineralquellen, besanders Schwefelquellen, an der Tscheremuschka und der Bystraja. Der Baden ist lehmig ader sandig, bis auf den südlichen Teil aber vorherrschend aus Schwarzerde bestehend. Das Areal besteht aus 49 Praz. Ackerland, 11 Proz. Wiesen, 35 Proz. Wald und 5 Praz. Unland. Das Klima ist meist streng, aber sehr veränderlich. Der Unterschied zwischen der mittlern Temperatur im Sammer und im Winter bewegt sich zwischen −29,4° und +36,5° C.; dabei kommen an einem Tag aft Unterschiede van 22° vor. Die Bevölkerung beträgt (1883) 1,992,985 Seelen (28 pro QKilameter), in den Städten 206,239, auf dem Land 1,786,746, welche der Hauptmasse nach zur griechisch-arthodoxen Kirche gehären. Der Rest setzt sich aus Mahammedanern, Sektierern, Römisch-Kathalischen, Protestanten, Armeno-Gregorianern, Juden und Heiden zusammen. Die Zahl der Eheschließungen betrug 1883: 18,146, der Gebarnen 92,010, der Gestorbenen 70,860. Der Acker- und Gartenbau ist die Hauptbeschäftigung der Bevölkerung. Die Ernte war pro Hektar der betreffenden Ackerfläche bei Roggen (1881) 11,9, bei Sommerweizen 5,5, bei Hafer 11,7, bei Kartasseln 53,2 hl. Der Viehstand belief sich 1883 auf 435,962 Pferde, 374,236 Stück Harnvieh, 1,015,870 einfache, 7064 feinwallige Schafe, 154,122 Schweine, 44,437 Ziegen. Der Fischfang ist ergiebig. An Fabriken und industriellen Anstalten bestanden 1882: 293 mit 7527 Arbeitern und 13,8 Mill. Rubel Produktianswert. Namentlich Getreidemüllerei (3,8 Mill. Rub.), Branntweinbrennerei (1,6 Mill. Rub.), Destillatian (1,1 Mill. Rub.), Talg-, Stearin-, Seife- (2,7 Mill. Rub.) und Lederfabrikatian (1 1/2 Mill. Rub.) wird getrieben; auch gibt es mechanische Werkstätten, Gießereien, Meiereien, Seilereien, Wachs- und Mattenfabriken u. a. Auf 72 abgehaltenen Jahrmärkten betrug der Umsatz 567,000 Rub., bei einer Zufuhr im Wert von 1,497,000 Rub. Die Zahl sämtlicher Lehranstalten ist (1883) 684, die der Lernenden 34,489; nämlich eine Universität mit 939 Studierenden, 670 mittlere und elementare Schulen mit 32,140 Schülern und 13 Fachschulen mit 1410 Lernenden. Eingeteilt ist das Gouvernement in zwölf Kreise: K., Zarewakakschaisk, Kasmademjansk, Tschebolsary, Jadrin, Zywilsk, Tetjuschi, Swijashsk, Spask, Laischew, Mamadysch und Tschisstopal.

Das Reich K. wurde bis zum 13. Jahrh. van den Bulgaren bewahnt, dann kam es unter die Herrschaft der Tataren. Als Grenznachbarn gerieten die Bulgaren mit den Russen in viele Streitigkeiten, wovan die Kriegszüge Wladimirs d. Gr. (988) gegen die Bulgaren, des Georgi Wladimirowitsch (1123) und spätere (1166, 1171 und 1183) zeugen. Interessant ist die Angabe der Historiker des 11.—13. Jahrh., wonach der Schnee selbst im Sommer nicht überall auftaute und man im Winter des hahen Schnees wegen nur mit Hunden fahren kannte. Von den mehr als 30 Städten aus jener Zeit ist jetzt nichts mehr vorhanden, außer einigen Ruinen der Stadt Balgar (s. Bolgary) u. a. Dafür sind in neuester Zeit viele alte Münzen gefunden warden, namentlich aus den Jahren 789—913 und aus dem 12.–14. Jahrh. Um 1437 gründete Ulu Machmet aus dem alten Bulgarien das Zarenreich K., welches jedoch bald (1467) in Kriege mit Rußland geriet, die damit endigten, daß ganz K. 1550 van Iwan Wasiljewitsch Rußland einverleibt wurde. Erst 1836 entdeckte man im Saratowschen Gauvernement, nahe bei der Stadt Zarew, die Trümmer von Sarai, der alten Residenz jenes Reichs, welches sich ehemals noch weit über Astrachan hin erstreckte und vom 13.–15. Jahrh. halb Eurapa in Schrecken setzte.

Die Stadt K. (tscheremiss. Osan), Hauptstadt des ehemaligen Tatarenreichs und des jetzigen Gauvernements K., liegt 58 m ü. M. und 4 1/2 km vam linken Wolgaufer, van der Kasanka und vier andern Flüßchen durchflassen, und ist auf sieben Hügeln erbaut. Sie besteht aus dem Kreml, der eigentlichen Stadt und den Vorstädten ader Slabaden. Der Kreml liegt am nördlichen Ende der Stadt auf einer Anhöhe und bildet ein längliches, van einer mit fünf Türmen geschmückten Mauer umgebenes Viereck, das auf drei Seiten von schroffen Abhängen, auf der vierten von einem tiefen Graben umgeben ist. Von den Mauertürmen sind zwei mit Tharen versehen, deren eins mittels einer steinernen Brücke die Stadt mit dem Kreml verbindet. Innerhalb des Kremls befinden sich mehrere Kirchen, darunter die Kathedrale der Verkündigung Mariä (1552 gegründet) mit zahlreichen Türmen und Kuppeln und dem wunderthätigen Bilde der »Mutter Gattes van K.«, dabei ein prächtiges Kloster (1555 gegründet) und ein Waisenhaus für Papentöchter; ferner ein Artilleriearsenal, das Haus des Generalgauverneurs &c. Die eigentliche Stadt zerfällt in drei Viertel, hat kleine, einstöckige, van Gärten umgebene Häuser, 41 griechisch-kath. Kirchen und 5 Klöster, 2 Kirchen der Altgläubigen, eine lutherische und eine rämisch-kath. Kirche sawie 12 mohammedanische Mascheen; sie wird varzugsweise van Russen bewahnt, während in den Vorstädten meist Tataren zu Hause sind. Die Zahl der Bewohner beträgt (1883) 140,726. Die Industrie Kasans erstreckt sich auf Fabrikation van Juften, Seife, Matten und Stricken, Stearin- und Talglichten, Leder (besonders Saffian), Branntwein, Bier, Wachslichten, Tuch, Kattun, Heiligenbildern und geistlichen Gewändern, Galdwirkerei auf Leder, Flachsspinnerei, Mühlenbetrieb, Glackengießerei. In der Nähe befindet sich auch eine große Werfte, auf welcher Peter d. Gr. seine kaspische Flatte bauen ließ. Der Handel ist besanders nach Varderasien bedeutend, und der Bazar van K. bildet ein überaus buntes Bild. K. hat 5 Buchhandlungen, eine Pulvermühle und eine Bank (eine der größern in Rußland). An Bildungsanstalten besitzt K. eine Universität (1804 van Alexander I. gestiftet) mit einer histarisch-philalagischen, physika-mathematischen, juristischen und medizinischen Fakultät (1883 Zahl der Zuhörer: 939), einer Bibliothek van 78,000 Bänden, einer Sternwarte, einem botanischen Garten und verschiedenen Sammlungen; 5 Gymnasien (eins davon mit adliger Pensian, 2 für Mädchen); 2 geistliche Akademien, 3 Lehrerseminare, eins zur Ausbildung van Lehrerinnen, eine Infanterie-Junkerschule, eine Realschule, ein Institut adliger Fräulein; außerdem ein Irrenhaus, ferner ein Theater und mehrere Hospitäler. K. ist Sitz eines griechisch-kathalischen Erzbistums (K. und Swiaschk) und eines Militärbezirks. Die malerischen Umgebungen der Stadt werden als die Kasansche Schweiz bezeichnet. — K. bestand wahrscheinlich schan var dem 13. Jahrh., lag aber ursprünglich 45 km nardöstlich von der jetzigen Stadt, wo noch jetzt ein ovaler Erd-

wall mit Graben zu sehen ist. Nach Zerstörung dieser alten Stadt durch den Großfürsten Wasilij Dimitriewitsch (1399) wurde K. 40 Jahre darauf durch den Chan der Goldenen Horde, Ulu Machmet, an seiner jetzigen Stelle neugegründet und Hauptstadt des Kasanschen Reichs (s. oben). Schon im 15. Jahrh. machten die Großfürsten von Moskau Anstrengungen, die Stadt zu erobern. Der Kampf währte mehrere Jahrzehnte. Endlich fiel K. 1552 endgültig in die Hände der Russen. Wiederholt litt K. von starken Feuersbrünsten, unter anderm auch in der Zeit des Aufstandes Pugatschews. Ein neuer Brand legte 1815 die Festung, 17 Kirchen, 3 Klöster und 1000 Häuser in Asche; 1842 brannten abermals 1300 Gebäude ab. Im ganzen ist die Stadt schon zwölfmal abgebrannt.

Die Kasanschen Tataren haben sich im Lauf der Jahrhunderte zu einer ganz besondern Rasse ausgebildet und durch Mischung sowie Zusammenleben mit finnischen Stämmen und Russen viel von ihrem eigentlichen mongolischen Typus verloren. Sie sind ein aufgewecktes Volk, nüchtern, arbeitsam, gastfrei, dabei aber ehrgeizig und die Reichen sehr stolz. Fast jeder kann lesen und schreiben; allgemein unter ihnen verbreitet ist die Kenntnis orientalischer Sprachen, namentlich des Arabischen, des Bocharischen und des Persischen. Ihre Lieblingsbeschäftigung ist der Handel. Der Haupthandel Kasans befindet sich ganz in ihren Händen. Eine Menge dieser Tataren bereist beständig nicht allein das ganze russische Reich, sondern auch Chiwa, Bochara und Persien, um ihre Waren im Kleinhandel an den Mann zu bringen. Bettler kommen gar nicht unter ihnen vor. Der Religion nach gehören sie zum Islam; in Vielweiberei leben aber nur die Reichen, und auch diese haben nie mehr als zwei oder drei Frauen.

Kasanlyk (Kezanlyk), Stadt in Ostrumelien, 398 m ü. M., am Fuß des Balkans und an einem linken Zufluß der Tundscha, mit geräumigen Bazaren, Rosenölraffinerien und 20,000 Einw. (²/₃ Bulgaren, ¹/₃ Türken). In der Nähe Thermen. K., das im S. des nach Bulgarien führenden Schipkapasses liegt, war seit Juli 1877 Mittelpunkt der Operationen der Türken gegen das russische Zentrum, wurde 7. Jan. 1878 von den Russen besetzt, worauf die Kapitulation der türkischen Armee im Schipkapaß erfolgte.

Kasareep (Cassarip), der eingedickte und mit spanischem Pfeffer gewürzte Saft der bittern Knollen von Jatropha Manihot *L.*, welche in den Tropen viel angebaut wird. Der K. bildet die Basis für viele scharfen Saucen, welche dort und in England sehr beliebt sind; hauptsächlich aber benutzt man ihn zur Konservierung des Fleisches bei der Bereitung der sogen. Pfeffertöpfe. Er wirkt, wahrscheinlich durch den Bitterstoff, stark fäulniswidrig.

Kasba (arab.), s. v. w. Schloß, Fort.

Kasbek (der Korax der Alten), zweithöchster, aber scheinbar bedeutendster Gipfel des Kaukasus, liegt genau in der Mitte zwischen dem Kaspischen und dem Schwarzen Meer und erhebt sich als ein trachytischer erloschener Vulkankegel auf einer 1770 m hohen Grundlage zu 5041 m Meereshöhe. An seiner Seite mehrere ansehnliche, teils permanente, teils periodische Gletscher. Der Höhepunkt der neben ihm über das Gebirge (s. Darielpaß) führenden grusinischen Heerstraße beträgt 2422 m.

Käsch (engl. Cash), in China 1) Gold- und Silbergewicht, = ¹/₁₀₀ Mace = 37,8 mg; 2) Rechnungsgeld, = 0,6 Pf.; 3) Münze, die einzige Landesmünze, mit 79 Proz. Kupfer, 10 Proz. Zink, 7 Proz. Blei, 4 Proz. Zinn, weil gefälscht, zu variablem Kurs, meist 1500 = 1 Tael; 1050 bis 1100 = 1 span. Doll.

Kaschān, Stadt in der pers. Provinz Irak Adschmi, an der Straße von Teheran nach Ispahan, 884 m ü. M., wurde durch Harun al Raschids Lieblingsgemahlin Zobeida gebaut und ist die regelmäßigste und sauberste Stadt Persiens. Sie hat einen Erdwall und acht Thore, bedeutende Fabriken für Seiden- und Baumwollzeuge, Kupfergeschirr, Gold-, Silber- und Stahlwaren, Säbelklingen, bunte Ziegel ꝛc. sowie lebhaften Handel und zählt nach Schindler 30,000 Einw.

Kaschau (ungar. Kassa, spr. kaschscha), königl. Freistadt im ungarischen Komitat Abauj-Torna, Knotenpunkt der K.-Oderberger, der Ungarischen Staats- und der Ungarischen Nordostbahn, im Hernádthal, wird vom Bach Csermel durchflossen und gehört zu den ältesten und schönsten Städten des Landes. Hervorragende Gebäude sind: die prachtvolle altgotische Kathedrale (von der Königin Elisabeth, der Gemahlin Karls I., gegründet), die gotische Michaels-, die ehemalige Jesuiten- und die evangelische Kirche mit Kuppel sowie das Komitats-, Stadt- und Zeughaus, der Kammerhof, das Theater, die Kasernen und die neuen Gebäude der verschiedenen Lehranstalten. K., die ansehnlichste Stadt Oberungarns, hat (1881) 26,097 Einwohner (Ungarn, Deutsche und Slawen), eine ärarische Tabaksfabrik, Fabriken für Steingut, Papier, Nägel, Stärke, Möbel aus gebogenem Holz ꝛc., eine Kunst-, eine Dampf-, eine Säge-, eine Pech- und mehrere Mahlmühlen, 2 Bierbrauereien, eine Gasanstalt und lebhaften Handel mit Getreide, Wein, Knoppern ꝛc. K. ist der Sitz des Komitats, eines römisch-katholischen Bischofs (seit 1802), eines Militär- und Honved-Distriktskommandos, einer Finanz-, Post- und Telegraphendirektion, eines Gerichtshofs, eines Hauptzollamtes und einer Handels- und Gewerbekammer, hat eine Filiale der Österreichisch-Ungarischen Bank, 5 Geldinstitute, eine Rechtsakademie, ein bischöfliches Seminar, 2 Lehrerpräparandien, ein Obergymnasium, eine Staats-Ober- und eine Militär-Unterrealschule, ein landwirtschaftliches Institut, eine Maschinen-, eine Musik- und Zeichenschule, ein Waisenhaus, ein Spital, mehrere Wohlthätigkeits- und 2 Badeanstalten. Außerhalb der Stadt befindet sich ein großes Militärbarackenlager. 4 km entfernt liegt der klimatische Kurort Banko, und weiter nördlich der Badeort Ránkherlein (s. d.) mit dem berühmten Springquell. — K., eine deutsche Ansiedelung, neben dem ältern Ort Ober-K. entstanden, ward vom König Stephan V. zur königlichen Freistadt erhoben, 1290 mit Mauern und nach und nach mit Festungswerken umgeben, welche Ferdinand II. erweitern und Leopold I. mit einer Citadelle verstärken ließ. König Karl Robert trat K. an den Palatin Amadeus Aba ab; derselbe ward jedoch schon 1311 von den über seine Gewaltpläne mißvergnügten Bürgern getötet, und seine Familie entsagte hierauf ihren Rechten. König Ludwig gab 1346 der Stadt das Recht der Halsgerichtsbarkeit, bewidmete sie 1347 mit dem Ofener Stadtrecht, bestimmte sie 1361 zum Stapelplatz für polnische und russische Waren und erteilte ihr Marktgerechtsame. König Siegmund erneuerte 1425 ihre Gerechtsame. Sie stand an der Spitze des Fünf-Städtebundes Ostungarns in der bewegten Zeit seit 1437, namentlich mit Krakau in enger Handelsverbindung. Seit der Schlacht bei Mohács immer entschiedener protestantisch geworden, anderseits durch die Eroberung Zápolyás infolge gewaltsamer Verdrängung deutscher Altbürgerfamilien und wachsen-

der Einbürgerung der Magyaren in ihrem Volkstum zersetzt, erscheint K. im 16. und 17. Jahrh., gleichwie auch später, als politischer Vorort des ostungarischen Berglandes, als wichtiger Waffenplatz und Kommandoort des kaiserlichen Ungarn, aber auch als Stützpunkt und Besitz der Gegner der Habsburger, eines Bocskai (gest. 1606), Gabriel Bethlen (gest. 1629), Georg Rákóczy I. (gest. 1648), Tököly (1682—83), und Franz Rákóczys II. Insurrektion zog K. auch in Mitleidenschaft. Unter König Leopold I. wurde hier eine Hochschule oder Universität unter der Leitung der Jesuiten gegründet, an deren Stelle dann ein Gymnasium und eine Rechtsakademie verblieb. In den Bewegungen des Jahrs 1848 ward K. 11. Dez. von den Österreichern erobert; am 4. Jan. 1849 fand hier eine Schlacht zwischen den Ungarn unter Mészáros und den Österreichern unter Schlick statt, und 9. Febr. ward K. von Görgei, 24. Juni von den Russen besetzt. Vgl. Kron**es**, Zur Geschichte der Freistadt K. (Wien 1864); Siegmeth, K., das Abauj-Gömörer Höhlengebirge und die ungarischen Ostkarpathen (Kaschau 1885).

Kaschelot (franz. Cachalot), s. Potwal.

Kascheu (Cacheu), Ort, s. Cacheu.

Kaschgar (chines. Hoschehuöl), Hauptstadt von Kaschgarien im chinesischen Ostturkistan, 170 km von Jarkand entfernt, am Kaschgarfluß, in einer an Korn und Früchten reichen Gegend. Auf dem rechten Ufer des Flusses steht die 1513 erbaute Altstadt (Kunaschar), von einer hohen Lehmmauer mit zwei Thoren umgeben, mit 80,000 Einw. (Türken, Chinesen, Chokanjer u. a.) und engen, krummen und schmutzigen Straßen. Die einzigen bemerkenswerten Gebäude unter den sonst elenden Hütten sind der Palast des Gouverneurs und eine Karawanserai, beide von Jakub Beg erbaut. 8 km südlich steht Jangischar (»Neustadt«), eine 1838 von den Chinesen erbaute, gleichfalls mit dicken Lehmmauern und Bastionen versehene Citadelle, in welcher die von dreifacher Mauer umgebene Residenz des chinesischen Gouverneurs den größten Raum einnimmt. K. ist ein Knotenpunkt der Handelsstraßen über die westlichen Gebirge, gilt als Schlüssel für Zentralasien und wurde von Jakub Beg zur Hauptstadt des von ihm gegründeten Reichs gemacht. Doch hat sich der Handel in den letzten Jahrzehnten nach Jarkand gezogen. In K. wurde 26. Aug. 1857 der deutsche Reisende Adolf Schlagintweit ermordet, der erste Europäer, welcher K. von Indien her erreichte. Die kaiserlich russische Geographische Gesellschaft ließ ihm 1887 am Orte seiner Enthauptung ein Denkmal errichten.

Kaschgil, Ort bei El Obeid in Kordofan, bei dem die ägyptische Armee unter Hicks Pascha 3.—5. Nov. 1883 von den Aufständischen unter Befehl des Mahdi vernichtet wurde.

Kaschieren (franz. cacher), verbergen, verstecken; in der Buchbinderei s. v. w. Papparbeit (namentlich Theaterdekorationsstücke) mit Papier überkleben; Kaschiereisen, Buchbinderwerkzeug zur Erzeugung der Rückenkanten eines Buches (s. Buchbinden, S. 545); kaschiert, Bezeichnung starker Papiere, die aus zwei aufeinander geleimten, meist verschiedenfarbigen Bogen bestehen und zu Buchumschlägen und Accidenzarbeiten benutzt werden.

Kâschif, in Ägypten der unter einem Mudir stehende Kreisverwalter.

Kaschin, Kreisstadt im russ. Gouvernement Twer, an der Kaschinka, einem Seitenfluß der Wolga, hat 23 Kirchen, 3 Klöster, Fabrikation von Juften, Lichten, Leinwand, Garn, Pfefferkuchen, Mehlsäcken (jährlich an 20,000), bedeutenden Handel mit Getreide, Fleisch, Wein, Garn &c. und (1880) 5730 Einw. K. wird schon 1238 erwähnt. — Der Kreis K. ist der bevölkertste des Twerschen Gouvernements. Die Bauern treiben außer Ackerbau besonders Leinweberei.

Kaschira, Kreisstadt im russ. Gouvernement Tula, am Einfluß des Flusses K. in die Oka malerisch gelegen, mit 7 Kirchen, vielen Gärten, einigen Fabriken und (1881) 4602 Einw.

Kaschkalar, Volksstamm, s. Katschinzen.

Kaschmir (Kaschemir), weiches, geköpertes Gewebe aus feiner Kammwolle, ohne glänzende Appretur, auch wohl mit Blumen durchwirkt, dient zu Damenkleidern, Umschlagtüchern &c. Früher kam dieser Stoff ausschließlich aus dem Orient, wo er aus den feinen Haaren der Kaschmirziege gefertigt wurde, in den europäischen Handel. Halbwollener K. hat eine Kette aus Seide und Einschlag aus Kaschmir- oder Merinowolle.

Kaschmir (amtlich K. und Dschamu), Vasallenstaat an der Nordwestgrenze des englisch-ostind. Reichs, wird im N. und O. von China (Ostturkistan und Tibet), im S. und W. von Pandschab und Kafiristan begrenzt, dehnt sich von 32° 17'–36° 58' nördl. Br. und 73° 26'—80° 30' östl. L. v. Gr. aus und umfaßt 178,558 qkm (3242 QM.). Die letzte Zensusaufnahme fand 1873 statt und ergab eine Bevölkerung von 1,534,972 Seelen (918,536 Mohammedaner, 506,699 Hindu, 20,254 Buddhisten &c.). Das Gebiet schließt außer der Provinz K. und dem Distrikt Dschamu nebst Pantsch die Gouvernements Ladak, Gilgit und Baltistan und den Distrikten Dardistan, Leh u. a. ein. An landschaftlichen Schönheiten wird insbesondere die Provinz K. von wenigen Gegenden der Erde übertroffen; sie ist ein auf allen Seiten von Schneegipfeln umstelltes Hochthal von fast eirunder Gestalt, 190 km lang und bis 140 km breit, dessen mittlerer Teil eine kleine Ebene bildet, die der am Nordostende entspringende Dschelam mit zahlreichen Nebenflüssen von O. nach W. durchfließt. Die Pir-Pandschabkette mit Gipfeln bis zu 6470 m bildet die südliche Umwallung; zu gewaltiger Höhe steigt der Nordostrand empor, wo der (vom Thal aus jedoch nicht mehr sichtbare) K_2 oder Diamer 8113 m erreicht. Tief eingeschnitten sind die Paßübergänge, die um ca. 1000 m tiefer als die Berggipfel liegen, während die Thalebene bei der Hauptstadt 1568 m Höhe hat. Die mittlere Jahrestemperatur von Srinagar ist mit 13,8° C. gleich jener von Konstantinopel. Die Winter sind überaus mild, der kälteste Monat hat eine mittlere Temperatur von + 4,5° C.; die Regenmenge beträgt 1160 mm. Unter den zahlreichen Seen ist der bedeutendste der 275 qkm große Wularsee, der vom Dschelam durchströmt und seit 1876 mit einem kleinen Dampfer, einem Geschenk der englischen Regierung, befahren wird. Der Dschelam, der das Thal seiner ganzen Länge nach durchfließt, zahlreiche Bergflüsse aufnimmt und in Bewässerungskanälen abgeleitet wird, ist von der Hauptstadt bis in den Wularsee für größere, bis Islamabad für kleinere Boote schiffbar. Erdbeben finden sehr häufig statt; 1828 wurden in Srinagar 1200 Häuser zerstört und 1000 Personen kamen um, 1885 erstreckte sich die Zerstörung über weite Strecken, wobei Tausende ihr Leben verloren. Von Metallen kommen vor: Eisen (sehr häufig, aber nicht gut), Kupfer, Blei, Waschgold; auch Kohle ist vorhanden; Schwefelquellen sind zahlreich. Die Flora ist mit der europäischen eng verwandt; Deodar (Cedrus Deodara), Jar (Pinus excelsa), Tschil (Pinus longifolia) u. a. bilden große Wälder, die erst in 3350 m

Höhe ihre Grenze finden. Haine von Pappeln, Kirsch-, Walnuß-, Pfirsich-, Aprikosen-, Apfel- und Maulbeerbäumen säumen die Flußläufe ein; der Duft von Rosen, Jasmin und Hunderten von wilden Blumen dringt allerwärts entgegen. Reis-, Getreide- und allerlei Gemüsefelder wechseln mit grünen Wiesen ab; Weinreben bedecken die Abhänge bis zu 2700 m, südeuropäische Rebsorten wurden 1884 eingeführt, und jetzt ist auch das Keltern von Wein versucht worden. An Wild aller Art ist K. überreich. In den höhern Lagen finden sich die Gazelle, das Moschustier, der Steinbock, der Wolf und der schwarze und braune Bär; in den Umgebungen der Seen ist die Wasserjagd wie der Fischfang sehr lohnend. Der Aufzucht der Haustiere, worunter das Hornvieh durch den Yak vertreten ist, wird große Sorgfalt geschenkt. Dennoch hat K. wiederholt von Hungersnot zu leiden gehabt, zuletzt 1878–80, wo bei Hinzutreten der Cholera die Sterblichkeit eine außerordentliche war.

Die Bevölkerung, meist von hohem und starkem Körperbau, regelmäßigen, bei den Mohammedanern jüdischen Gesichtszügen und heller Hautfarbe, besteht der Mehrzahl nach aus arischen Einwanderern, welche das Thal von K. von W. her über Baramula schon im 2. Jahrtausend v. Chr. besiedelt hatten; im äußern Himalaja sitzen aber noch Reste der vorarischen wie der später in das indische Pandschab eingedrungenen türkischen Völker (vgl. A. Cunningham, Archaeological Survey of India, Bd. 2, Kalk. 1871). Die Sprache ist im Thal von K. Kaschmiri, im äußern Himalaja Dogra, beides Töchtersprachen des Sanskrits, letzteres jedoch dem modernen Hindi verwandter als ersteres. Dem Charakter der Bewohner wird wenig Gutes nachgerühmt, eine Folge der jahrhundertelangen schlechten Verwaltung. Der Religion nach sind sechs Zehntel Mohammedaner (größtenteils Sunniten), der Rest Hindu. Ihre Kleidung besteht in Beinkleidern und einem wollenen Umhang; in der Kälte führen sie Kohlenbecken mit sich. In den nördlichen Provinzen ist Produktion und Lebensweise ganz tibetisch (s. Tibet), eigentümlich ist dagegen das Leben im Thal von K. Hier werden die weltberühmten Kaschmirshawls gewebt, zu denen teils die Haare (und zwar die Unterhaare) der zahmen Kaschmirziege, teils die der wilden Ziegen Tibets den Stoff liefern (s. Shawl). Die Arbeit ist fabrikmäßig verteilt; an einem gewöhnlichen Shawl arbeiten drei Weber drei Monate, an einem kostbarern 1½ Jahr. Diese weltberühmte Fabrikation hat zwar in den letzten Jahren, infolge des zuerst durch die Belagerung von Paris beschränkten Absatzes, dann durch Veränderung der Geschmacksrichtung, große Rückschritte gemacht; gleichwohl beträgt der Export noch immer 130,000 Pfd. Sterl., wovon Europa für 90,000 Pfd. Sterl. empfängt. Andre Fabrikate sind Teppiche, Rosenöl, Wollzeuge, Seidenwaren (eine Fabrik besteht in Srinagar), Papier, Papiermaché, Silber-, Gold- und Steinwaren; dagegen hat die früher berühmte Fabrikation von Flinten- und Pistolenläufen und Schwertern bedeutend abgenommen. Das Land ist den Fremden sowie dem Handel geöffnet. Letzterer richtet sich vornehmlich nach dem Pandschab, Afghanistan, Zentralasien. In Indien ist Amritsar der Hauptmarkt für die Produkte Kaschmirs; 1883–84 wertete der Export (Shawls, getrocknete Früchte, Moschus, Borax u. a.) nach dem Pandschab 529,013, der Import von dort (europäische Gewebe, Eisenwaren, indische Spezereien) 372,591 Pfd. Sterl., der Transithandel zwischen Britisch-Indien und Jarkand 52,781 Pfd. Sterl. Seit 1870 sind die Transitzölle abgeschafft, wogegen Shawls und andre Webwaren Britisch-Indien zollfrei passieren. Beamte der britischen Regierung sind in Leh und Srinagar stationiert. Die durch Bauten vielfach verbesserten Hauptstraßen zwischen K. und Indien führen von Srinagar über den Banihalpaß nach Dschamu und Amritsar (die beiden letzten Orte verbindet sogar eine gute Chaussee), über den Pir Pandschab und Bhimbar nach Gudscharat, ebenso über Alhnur und den Budilpaß und endlich von Srinagar nach Peschawar über Baramula, Muzaffarabad und Manserat. Der Telegraph verbindet Srinagar und Dschamu mit Sialkot im Pandschab, und eine Eisenbahn von letzterm nach Dschamu ist geplant. Seit 1871 wird auf Anregung des Landesfürsten eine Jahresmesse in Dschamuab gehalten, wobei von demselben gestiftete Preise zur Verteilung kommen. Das umlaufende Silbergeld ist teils ältern Datums und infolge vielfacher Verfälschung nur 8 Annas wert, teils unter dem jetzigen Herrscher geprägt = 10 Annas (1 Schilling). Der Fürst, mit dem Titel Maharadscha, ist unumschränkter Herrscher, hat aber einen Tribut an die britische Regierung zu zahlen (s. unten). Früher stand K. in politischer Verbindung mit dem Pandschab, jetzt ist es dem Generalgouverneur von Indien unterstellt. Die Einkünfte (1876: 807,578 Pfd. Sterl.) bestehen meist in Abgaben von Grund und Boden, dessen ausschließlicher Herr der Fürst ist. Zu Verwaltungszwecken ist K. in 2 Provinzen (K. und Dschamu mit zusammen 11 Kreisen) und 3 äußere Gouvernements (Gilgit, Baltistan, Ladak) geteilt, und die Regierung erfolgt nach englisch-indischen Grundsätzen. Oberster Richter ist der Maharadscha; ein Strafgesetzbuch ist nach dem Muster des britisch-indischen abgefaßt. Politische Verbrecher und zu lebenslänglichem Gefängnis Verurteilte werden nach der Grenzfestung Bhundschi verbannt; die übrigen Verbrecher verbüßen ihre Strafe in Hatbak am Dalsee. Das wenig brauchbare Heer zählt 1393 Mann Kavallerie, 18,436 Mann Infanterie und 96 Geschütze. Volksschulen sind seit alter Zeit in den Dörfern vorhanden und leisten gute Dienste; auch für höhere Schulen ist in den letzten Jahren etwas geschehen, und eine Summe von 3000 Pfd. Sterl. ist ausgesetzt zur Übersetzung und Veröffentlichung von europäischen wissenschaftlichen Werken sowie von solchen in der arabischen und Sanskritsprache. In neuester Zeit wurden auch Krankenhäuser und Apotheken errichtet. Der erste Verwaltungsbericht nach englischem Muster erschien 1873 in Srinagar. Die Hauptorte sind: Dschamu, die Hauptstadt, Srinagar, die Sommerresidenz, Islamabad, der Endpunkt der Schiffbarkeit des obern Dschelam, und Leh, Handelsentrepot zwischen Indien und Jarkand. S. Karte »Ostindien«.

Geschichte. Vor Erforschung der Sanskritlitteratur der alten Inder hatte man in K. das Paradies, später die Wiege des Menschengeschlechts gesucht; seither wissen wir, daß dieses schöne Gebirgsland von den Ariern (s. d.) bald nach ihrer Einwanderung in das Pandschab in Besitz und Kultur genommen wurde. Die historischen Überlieferungen gehen weiter zurück als in andern Teilen Indiens, reichen aber über den großen Kampf (s. Mahâbhârata) nicht hinaus; es hat sich zwar eine dunkle Erinnerung an 52 ältere Könige erhalten, chronologisch können wir aber die Landesgeschichte nur bis 1182 v. Chr. zurück verfolgen. In der ältesten Zeit treten uns die Bewohner als Naturkinder entgegen, die Verehrung der Schlangen wird uns als wichtigste Eigentümlichkeit überliefert. Mitte des 7. Jahrh. bemächtigten sich Brahmanen von Gandhara (aus den Umgebungen von

Peschawar) Kaschmirs, Mitte des 4. Jahrh. zeigt sich die indische Kastenordnung bereits fest begründet. Dann folgte eine Zeit der Fremdherrschaft. Ende des 3. Jahrh. bemächtigte sich der baktrische König Demetrios (s. Baktrien) des Landes. Im 1. Jahrh. v. Chr. kam in K. auf kurze Zeit eine einheimische Dynastie zur Regierung; dann herrschten Könige der Indoskythen, Zentralasiaten, welche das Pandschab überschwemmt hatten; der König Kanischka (10—40 n. Chr.) hielt hier das in der Geschichte des nördlichen Buddhismus berühmte vierte Konzil ab. Im 2. Jahrh. n. Chr. nahm Meghawahana aus der mächtigen Dynastie der Gupta (s. Ostindien) den Thron ein und erweiterte das Reich bis zum Windhya, ja gelangte sogar in Orissa bis an das Gestade des Bengalischen Meerbusens; nach ihm ward K. von 207 bis 240 eine Beute baktrischer Eroberer, aber 240 setzte der mächtige Guptakönig Tschandragupta einen König ein. Im 4. und 5. Jahrh. ward K. der Tummelplatz der sogen. weißen Hunnen, d. h. tibetischer Völker; dann kräftigte es sich unter Fürsten eigner Abstammung. 713 sandte sein König eine Gesandtschaft an den Kaiser von China; im 8. Jahrh. ward die tibetische Provinz Ladak am Nordabhang des Himalaja erobert; auch gegen Kabul wurden Siege erfochten. Diese Blütezeit Kaschmirs dauerte nur kurze Zeit: 1013 erfolgte der erste Angriff von Mohammedanern unter dem Ghasnawiden Mahmud; 1152 ging der wichtige und große Besitz in der Ebene mit der Stadt Lahor an seine Nachkommen über; K. ward von nun an zum reinen Gebirgsstaat und war nun Angriffsobjekt der nördlichen Nachbarn, so Ende des 12. Jahrh. seitens der Tibeter unter Rintschana, welcher als König von K. den Islam annahm. Der Vertreibung der Fremden folgten beständige Fehden; hierdurch war 1340 der Boden vorbereitet für die dauernde Aufrichtung der mohammedanischen Fremdherrschaft. K. blieb eine Provinz des Großmogulreiches, bis es 1752 in die Gewalt der Afghanen unter Ahmed Schah fiel, deren Beamte das Land despotisch regierten und aussogen. 1819 trat ein neuer Herrscherwechsel ein durch die Ausdehnung des Sikhreichs unter Randschit Singh; K. wurde dem Pandschabreich einverleibt und das inzwischen unter tibetischen Königen selbständig gewordene Ladak (s. d.) wieder erworben. Nach Randschit Singhs Tod (1839) wurden im Vertrag von Lahor die Berglandschaften zwischen Bias und Indus, einschließlich K., zur Entschädigung für die aufgewendeten Kriegskosten an die Briten abgetreten; diese überwiesen jedoch diese Gebiete 11. März 1846 im Vertrag von Amritsar Gulab Singh als selbständiges Fürstentum gegen Zahlung von 750,000 Pfd. Sterl., während der Fürst gleichzeitig in ein Vasallenverhältnis zur britischen Krone trat, der er seitdem einen jährlichen Tribut in Shawls und feinwolligen Ziegen entrichtet. 1849 wurde noch die altkaschmirsche Provinz Dschamu dem Reich zugeteilt. Seit 1859 hat den Thron Gulab Singhs Sohn Rangbir Singh (geb. 1832) inne, der seit 1877 auch General in der britischen Armee und englischer Staatsrat ist. Vgl. v. Hügel, K. und das Reich der Sieck (Stuttg. 1840—48, 4 Bde.); H. v. Schlagintweit, Reisen in Indien und Hochasien,

Kaschmiret, tuchartiger, geköperter Stoff mit Kette aus Florettseide und Einschlag aus Streichwolle.

Kaschmirwolle, s. Ziegenhaar.

Kaschmirziege, s. Ziege.

Kaschna, Stadt im Sudân, s. Katsena.

Kascholong (Cacholong), s. Opal.

Kaschtar, Volksstamm, s. Katschinzen.

Käse, der aus der Milch abgeschiedene und infolge der weitern Behandlung eigentümlich veränderte Käsestoff. Man bewirkt die Ausscheidung des Käsestoffs aus süßer Milch durch Lab (Süßmilchkäse) oder aus saurer Milch durch die Milchsäure, welche sich durch Zersetzung von Milchzucker bei längerm Stehen der Milch bildet (Sauermilchkäse). Die Masse, welche durch Säure aus der Milch ausgeschieden wird, kann als gefällter Käsestoff (Kasein) betrachtet werden, durch das Lab aber wird das Kasein gespalten, indem neben dem ausgeschiedenen Körper noch eine geringe Menge löslichen Molkenproteins entsteht. Die Zusammensetzung und die physikalischen Eigenschaften der durch Lab ausgeschiedenen Masse schwanken nach dem Säuerungsgrad der Milch beim Käsen, so daß letzterer mit dazu beiträgt, den verschiedenen Käsesorten ihre besondern Eigenschaften zu verleihen. Indem der Käsestoff sich ausscheidet, schließt er alle in der Milch vorhandenen Butterkügelchen ein, und man erhält daher aus ungerahmter Milch fetten, aus abgerahmter Milch magern K.; bisweilen setzt man aber der Milch vor der Gerinnung noch Rahm zu, um einen überfetten K. (Rahmkäse) zu erhalten. Außer dem Fett schließt der Käsestoff auch noch Molke (im wesentlichen eine Lösung von Eiweißkörpern, Milchzucker und Salzen) ein und bildet daher ein sehr kompliziertes Gemisch leicht zersetzbarer Körper, welche bei weiterer Behandlung (zum Teil unter Mitwirkung von Pilzen) bald in eigentümlicher Weise sich verändern und den K. in jenen Zustand überführen, welchen man als die Reife bezeichnet. Über die Natur dieser Prozesse ist noch sehr wenig bekannt; es entstehen flüchtige fette Säuren, wie Butter-, Baldrian- und Kapronsäure, welche zum Teil den eigentümlichen Geruch des Käses bedingen, ferner Schwefelwasserstoff, Ammoniak und Ammoniakbasen (z. B. Amylamin), Leucin, Tyrosin 2c. Das Ammoniak und die Ammoniakbasen verbinden sich mit dem Fett und bedingen dadurch das Speckigwerden des Käses. Die kräftig riechenden Käsesorten reagieren alkalisch, die schwach riechenden aber meist sauer. Die blasige Beschaffenheit mancher Käsesorten rührt her von einer Kohlensäureentwickelung aus dem Zucker der eingeschlossenen Molke, ist also durchaus vergleichbar mit der Beschaffenheit des lockern Brots, indem bei diesem der Teig gleichfalls durch Gärungsprodukte blasig aufgetrieben wird. Die Sauermilchkäse reifen von außen nach innen, so daß sie zuletzt noch einen weißen Kern in einer speckigen Rinde zeigen, die mit Lab bereiteten Käse reifen dagegen gleichmäßig in ihrer ganzen Masse. Scheinbar geringfügige Modifikationen in der Bereitung des Käses üben den wesentlichsten Einfluß auf Geruch und Geschmack des fertigen Produkts und bedingen die große Mannigfaltigkeit der Käsesorten. Die Süßmilchkäse werden aus ganzer oder abgerahmter, auch wohl mit Rahm ver-

besser durch Dampf- oder Warmwasserheizung genau auf die einzuhaltende Temperatur gebracht, mit der Labflüssigkeit, event. auch mit der Käsefarbe (aus Orlean oder Safran bereitet) versetzt und dann bedeckt der Ruhe überlassen. In 15—50 oder 90 Minuten, während welcher Zeit die Temperatur genau eingehalten werden muß, erfolgt die Gerinnung, und die Milch bildet dann eine zusammenhängende Masse, welche sämtliche Molke einschließt. Je nachdem nun harter oder weicher K. dargestellt werden soll, zerteilt man die Masse in mehr oder minder kleine Stücke, um die Molke von dem Käsestoff zu scheiden, und sorgt durch vorsichtige Mischung für gleichmäßige Abkühlung. Hat die Masse die richtige Beschaffenheit angenommen, so bringt man sie mit Hilfe eines Seihetuchs in die Form, bisweilen aber wird sie im Kessel weniger sorgfältig behandelt, vielmehr alsbald nach dem Zerschneiden herausgenommen und mit den Händen oder auf einer Handmühle oder Knetmaschine weiter zerkleinert, event. auch mit Salz gemischt. Bisweilen läßt man die Masse mit der Molke oder nach Abscheidung derselben einige Zeit liegen, um eine gewisse Säuerung herbeizuführen, welche auf den Reifungsprozeß günstig wirkt. In der Form wird der harte K. in der Regel, der weiche niemals gepreßt, um die Molke mehr oder weniger zu entfernen. Dies Pressen hat indes viel weniger Einfluß auf die Konsistenz des Käses, als gewöhnlich angenommen wird. Die meisten K. werden gesalzen und zwar entweder, indem man sie in gewissen Zwischenräumen mit Salz bestreut und dies auf dem K. zerfließen läßt, oder indem man sie einige Zeit in gesättigte Salzlake legt, oder endlich indem man dem Käsestoff vor dem Formen Salz einverleibt. Nur sehr wenige K. werden unmittelbar nach dem Formen konsumiert, bei weitem die meisten werden dem Reifungsprozeß unterworfen, wobei man sie in Lokalitäten mit mäßig hoher (10—20°), möglichst konstanter Temperatur und feuchter stagnierender oder langsam sich erneuernder Luft auf hölzernen Gestellen lagern läßt. Nur in den Kellern, in welchen der Roquefortkäse reift, findet eine beständige, lebhafte, natürliche Destillation statt. Die Ausbeute beträgt gegen 9 Proz. Zu den Labkäsen und zwar zu den weichen gehören: der Limburger-, der Algäuer Backsteinkäse, der Ramadour (Ramadura aus dem bayrischen Algäu), der Hohenheimer, der Brioler (Ost- und Westpreußen), Stiltonkäse, Camambert, Neufchâteller (Departement Niederseine), K. von Brie, Gorgonzola und Stracchino (Italien). Zur Darstellung des harten Labkäses wird die Milch stärker erwärmt, in kürzerer Zeit dick gelegt und die geronnene Masse noch weiter erhitzt. Man macht die Hartkäse im allgemeinen größer und schwerer, sie reifen langsamer, sind durchweg haltbarer als die weichen K. und daher zum weitern Export geeignet. Die Schweiz, Holland, England und Amerika versorgen den Weltmarkt hauptsächlich mit dieser Ware. Man rechnet hierher: amerikanischen Cheddarkäse, dänischen Exportkäse, Algäuer Rundkäse, Holsteiner K. (Lederkäse), Tilsiter Niederungskäse (Elbinger, Werderkäse), Chesterkäse, Gloucesterkäse, Cheddarkäse, Edamer, Goudakäse, holländischen Magerkäse, Parmesan (Lodisaner) K., Emmenthaler (Schweizer K.), Greyerzer,

zur Hälfte aus abgerahmter Milch und mischt den Quark mit Schimmelbrot, d. h. mit einem aus Weizen und Gerste und sehr viel Sauerteig bereiteten und durch und durch verschimmelten Brot. Auf diese Weise führt man dem K. die Keime von Schimmelpilzen zu, deren Wucherung ihm den beißenden Geschmack erteilt (vgl. »Notices sur les caves et les fromages de Roquefort«, Par. 1867). Auch Ziegen-, Büffel- und Renntiermilch wird auf K. verarbeitet.

Sauermilchkäse wird fast nur aus Magermilch und Buttermilch dargestellt, doch setzt man häufig dem ausgeschiedenen Käsestoff (Quark) nachträglich Rahm, auch wohl Butter zu. Die Ausscheidung des Käsestoffs bewirkt man, wenn die Milch schon an sich hinreichend gesäuert war, durch Erwärmen auf 37—40° oder durch Zusatz von heißem Wasser. War die Milch nicht hinreichend sauer, so fügt man vor dem Erwärmen stark gesäuerte Buttermilch hinzu. Vor dem Formen läßt man den Quark häufig eine Art von Gärung durchmachen. Der gepreßte Quark wird gesalzen, auch wohl mit Kümmel gemischt, dann geformt, worauf die K. etwas getrocknet in Töpfe oder Fässer gelegt und hierbei mit feuchtem Stroh oder Biertrebern geschichtet oder in feuchte Lappen gewickelt werden. Man läßt die Gefäße bei Zimmertemperatur stehen, legt die K. alle 4—6 Tage um und putzt sie dabei gut ab. 100 kg Magermilch geben 8—13 kg stärker oder weniger stark gepreßten Quark und 6—8,5 kg Sauermilchkäse. Dieser ist meist Volksnahrungsmittel und wird am Orte der Produktion auch konsumiert (Kuhkäse). Nur wenige Sorten (Thüringer, Mainzer Handkäschen, Harzer K. etc.) finden weitere Verbreitung.

In Amerika stellt man **Kunstkäse** her, indem man durch Zentrifuge gewonnene Magermilch sehr innig mit Oleomargarin mischt und das Produkt wie frische ganze Milch mit Lab behandelt. Der so gewonnene K. ist von guter Beschaffenheit und gewährt eine sehr vorteilhafte Ausnutzung der Magermilch und des Fettes. Eine eigentümliche Käsesorte ist der **Glarner Schabzieger** (**Schotterkäse**, **Kräuterkäse**, **grüner K.**), welcher in Glarus und Graubünden aus abgerahmter süßer Milch und der aus ihrem Rahm erhaltenen Buttermilch, in geringerer Qualität aus der von der Bereitung des Emmenthaler oder Greyerzer Käses übrigbleibenden Molke mit Zusatz von etwas abgerahmter oder Buttermilch bereitet wird. Man versetzt das Milchgemisch mit etwas völlig sauer gewordener Ziegermolke, erhitzt bis zum Sieden und überläßt den Quark in durchlöcherten Butten oder in Säcken, mit Steinen beschwert, 3—6 Wochen lang der Gärung. Dann wird er zerrieben, mit gepulvertem blauen Steinklee (Melilotus coerulea) und Salz gemischt, in Formen gestampft und der K. nach 6—8 Tagen herausgenommen und 2—6 Monate lang auf einem Gerüst getrocknet. Der Hütlizieger, welcher von den Sennen frisch verspeist wird, wird aus reiner süßer Molke bereitet. — Die **Zusammensetzung** einiger Käsearten zeigt folgende Tabelle:

Arten	Wasser	Fett	Kasein	Salze
Holländischer . .	38,66	20,14	34,90	6,17
Ramadour .	56,60	17,05	18,76	6,78
	51,21	9,16	33,60	6,01

Der K. ist ein wertvolles Nahrungsmittel. Kleine Mengen von K. befördern die Verdauung, reizen den Appetit und vermehren den Durst; große Quantitäten können bei sonst guter Beschaffenheit schädlich werden, indem sie Verdauungsbeschwerden mehrfacher Art erzeugen. Für Kinder ist K. kein passendes Nahrungsmittel. Um den im Handel vorkommenden K. zu prüfen, hat man sogen. Käsestecher oder Käsebohrer, mit welchen man ein cylindrisches Stückchen von 1,3 cm Durchmesser aus der Mitte des Käses herausholen kann. Nach vorgenommener Probe steckt man den Cylinder wieder sorgfältig in das Loch, so daß die Rinde wieder geschlossen wird. Um den K. möglichst lange zu erhalten, bewahrt man ihn an einem kühlen, feuchten, aber nicht dumpfigen Ort auf, bestreut ihn wiederholt mit Salz oder umhüllt ihn mit Lappen, welche mit Wein oder Rum befeuchtet werden. Der Rum tötet auch die Käsemilbe, welche besonders in allem harten K. häufig vorkommt und ihn stellenweise vollständig in ein lockeres Pulver, aus ihren Hautbälgen und Exkrementen bestehend, verwandelt. Die im K. vorkommenden Maden sind die Larven der Käsefliege, seltener der Stubenfliege. Unter gewissen, noch nicht ermittelten Verhältnissen bringt der Genuß des Käses Vergiftungserscheinungen hervor. Man hat dies namentlich bei Handkäse beobachtet und glaubt, daß das Käsegift sich besonders dann bildet, wenn man den Quark, ehe man ihn salzt, längere Zeit mit überschüssiger saurer Molke durchfeuchtet liegen läßt, um die spätere Reife zu beschleunigen. Über die Natur des Käsegiftes ist nichts Näheres bekannt, vielleicht ist es dem Wurstgift verwandt.

Der K. spielt im Handel eine große Rolle, und besonders der englische Chester-, der holländische Kugelkäse und die Schweizer Käse haben für den Welthandel hohe Bedeutung. Die Käsefabrikation der Schweiz, früher mehr eine Eigentümlichkeit der Alpen und des westlichen Jura, hat sich jetzt über die ganze ebene Landschaft zwischen beiden Gebirgszügen ausgebreitet. Dies wurde nur möglich durch Association der kleinern Viehbesitzer. Die sogen. Gemeindekäsereien bestehen in zwei Formen: entweder liefern die Viehbesitzer ihre Milch vertragsmäßig an einen Unternehmer, der die Fabrikation und den Verkauf des Käses für eigne Rechnung betreibt, oder es besteht ein Gesellschaftsvertrag, der die Vergütung der Teilnehmer für gelieferte Milch, ihre Beitragspflicht zu den Betriebskosten und ihre Ansprüche an den Erlös für den erzeugten K. regelt, dessen Fabrikation durch Gesellschaftsangestellte betrieben wird. Der Vorteil, welchen diese Gemeindekäsereien gewähren, liegt auf der Hand: die Milchproduktion wird durch sie gehoben, die Bereitung des Käses wird billiger, und für die Güte desselben ist mehr Garantie geboten als im kleinen Einzelbetrieb. Die bevorzugten und in überwiegender Menge dargestellten Schweizer Käse sind die Emmenthaler aus dem Emmenthal und andern Thälern des Kantons Bern, der noch feinere K. aus dem Bezirk der Stadt Gruyères im Kanton Freiburg (welcher besonders in den Vogesen, der Franche-Comté und

Orten von Shropshire beträgt die jährliche Produktion 11—12 Mill. kg, und es werden 92,000 Stück Kühe ausschließlich behufs der Käseproduktion gehalten. Die wichtigsten englischen K. sind außer dem Chester- der Cheddar- und Stiltonkäse. Frankreich zeigt eine größere Mannigfaltigkeit in seinen Käsen als irgend ein andres Land und liefert namentlich die feinsten Weichkäse, wie den Roquefortkäse, den K. von Brie, den Neufchâtelkäse, den Gex (fromage persilié) aus dem Departement Ain, der vielfach als Roquefort in den Handel kommt. Languedoc, Forez, Auvergne und Dauphiné liefern den meisten K.; aber auch hier übersteigt die Einfuhr bedeutend die Ausfuhr. Dagegen exportiert Holland, dessen K. sich durch große Dauerhaftigkeit auszeichnen (Edamer, d. h. der gesamte nordholländische und friesische K.), viel mehr als es einführt. Ein vortrefflicher Weichkäse Hollands ist der Goudaer. Belgien liefert den bekannten Limburger K., der in der Gegend von Hervé (Provinz Lüttich) dargestellt wird. In Italien ist die Käsefabrikation besonders in der Lombardei von Wichtigkeit. Der Parmesankäse, welcher in der Gegend von Bergamo, Pavia und Cremona verfertigt wird, erlangt seine volle Güte erst in 2—4 Jahren, während der Strachino- oder Schachtelkäse, welcher in derselben Gegend im September und Oktober, wenn die großen Schwyzer Kühe gekalbt haben, dargestellt wird, nur von kurzer Dauer ist. Er wird nur im Winter versandt; die Sorte in größern runden Stücken heißt Gorgonzola. Die Lombardei liefert auch viel Schafmilchkäse. Deutschland hat für den Großhandel mit K. wenig Bedeutung. Am Niederrhein werden die verschiedenen auf dem Markt beliebten Sorten holländischer K. gerade so gut wie in Holland selbst erzeugt. Diese seit langer Zeit heimisch gewordene Industrie setzt auch bereits ihre Produkte an größere Käsehandlungen ab und hat in den letzten Jahrzehnten bedeutend an Ausdehnung und an Qualität der erzeugten Ware gewonnen. Auch Ostfriesland liefert eine große Menge schöner K. für den Export. Emden allein versendet jährlich für mehr als 30,000 Mk. Im Algäu findet man eine Käseindustrie, die derjenigen der Schweiz sehr nahe kommt. Sie macht der schweizerischen erfolgreiche Konkurrenz und hat die belgischen K. bereits verdrängt. Der Hauptgrund, weshalb bei uns die Käsefabrikation noch so wenig Verbreitung gefunden hat, liegt nicht im Mangel geeigneten Materials, sondern in der Unkenntnis der Fabrikation. Denn wenn auch die Milch des Weideviehs besser und käsereicher ist als die der im Stall gefütterten Tiere, so liegt doch der Unterschied in der Feinheit und dem Geschmack der einzelnen Käsesorten hauptsächlich in der Methode der Käsebereitung, bei welcher eine dem Anschein nach nur leichte Modifikation dem Produkt eine wesentlich verschiedene Beschaffenheit erteilt. In Amerika sind durch den Genossenschaftsbetrieb sehr günstige Resultate erzielt worden. New York, Ohio, Vermont, Connecticut, Maine, New Hampshire, Massachusetts, Pennsylvanien, Michigan und Illinois produzieren den meisten K., welcher nach England, Westindien und Südamerika

mittlern und südlichen Frankreich, welche noch gegenwärtig durch ihre Fabrikation bekannt sind, über die Darstellung des Käses bei den alten Germanen finden sich indes keine Nachrichten. Erst von den Zeiten Karls d. Gr. an kommt einiges Licht in die Geschichte der deutschen Landwirtschaft. Die Käsebereitung scheint damals eine wichtige Rolle gespielt zu haben und sogar eifriger betrieben worden zu sein als die Butterbereitung. Glarner Schabzieger wird bereits im 13. Jahrh. erwähnt. Vgl. v. Klenze, Handbuch der Käsereitechnik (Brem. 1884); weiteres bei Milch.

Käsefliege (Piophila casei *L.*), Insekt aus der Familie der Fliegen, 5 mm lang, schlank, glänzend schwarz, legt ihre Eier an Käse und andre Viktualien. Die weißen glänzenden Larven (Käsemaden) sind 8 mm lang und springen durch schnelles Einbiegen und Wiederausstrecken des Körpers. Man hält sie am besten durch Drahtglocken 2c. vom Käse fern.

Käsegift, s. Käse, S. 585.

Käsegummi, s. Kasein.

Kasein (Käsestoff), ein Eiweißkörper, welcher sich besonders in der Milch der Säugetiere findet. Man erhält dieses lösliche K., wenn man Milch bei niederer Temperatur verdampft, den Rückstand mit Äther entfettet, in Wasser löst und durch Alkohol fällt. Unter 50° getrocknet, ist es bernsteingelb, geruchlos, schmeckt fade und gibt mit Wasser eine gelbe, schleimige, leicht faulende Lösung. Diese gerinnt nicht beim Kochen, aber bei 125—130° und überzieht sich beim Kochen an der Luft mit einer Haut, die sich nach dem Wegziehen stets wieder erneuert. Durch Mineralsäuren, Weinstein und Alaunlösung, Essigsäure, Milchsäure 2c., Alkohol, Gerbsäure und Metallsalze wird Kaseinlösung gefällt, ebenso durch Lab (Molken- und Käsebereitung). Geronnenes K. ist nach dem Trocknen hornartig, gelblich, quillt in Wasser und löst sich darin auf Zusatz einer Spur von Alkali oder Säure und wird aus diesen Lösungen durch Neutralisation wieder gefällt. Mit etwas Alkali versetztes Eiweiß zeigt viele Eigenschaften des Kaseins, und ebenso gerinnt Kaseinlösung nach Zusatz gewisser Stoffe bei 60—70° wie Eiweißlösung. K. besitzt hohen Wert als Nährstoff und ist Hauptbestandteil des Käses. In der Zeugdruckerei wird aus Milch gefälltes K. gewaschen, gepreßt, getrocknet und in Alkalien oder gebranntem Kalk gelöst, als Beize und Verdickungsmittel sowie zur Befestigung pulverförmiger Farben benutzt. Mit Käsekalk (Quarkleim, Käsegummi, Caséogomme) behandelte (animalisierte) Baumwolle und Leinenfaser nehmen Farbstoffe so leicht wie tierische Faser auf. Käsekalk dient auch als Kitt und zur Darstellung von Anstrichfarben.

Kaseinmalerei, eine neue Technik der Wandmalerei zum Ersatz der Freskomalerei. Als Bindemittel dient der Käsestoff (s. Kasein), welcher eine leichtere technische Behandlung und zugleich eine reichere und tiefere Farbenskala ermöglicht, als sie die Freskomalerei gewährt.

Käseklee, s. Melilotus und Trigonella.

Kasel (Casŭla, Casubŭla, Planēta), das oberste Kleid der katholischen Priester beim Messelesen, war anfangs ein weiter, ärmelloser, glockenähnlicher Mantel, der den Priester wie ein kleines Haus (casula) umschloß, nur mit einem Ausschnitt für den Kopf, schon in frühster Zeit mit gewebten und gestickten Streifen an den Rändern, später mit Schnürenzügen auf den Achseln, wodurch die K. über den Armen hinaufgezogen wurde (s. die Abbildung). Erst gegen Ende des Mittelalters machte man an den Seiten Ausschnitte für die Arme. Der Stoff ist ein damastartiges Gewebe, glatt oder auch mit vertieft liegenden Mustern aus der Pflanzen- und Tierwelt. Die Farbe der K. war im frühern Mittelalter dunkelgelb oder gelblichgrün, später auch rot und dunkelviolett, gewöhnlich ohne andersfarbiges Muster. Außer jenen Streifen am Rand erhielt die K. seit dem 11. Jahrh. zwei goldgestickte Streifen (aurifrisiae), die vorn und hinten je ein Gabelkreuz (Y) bilden, also die Form des erzbischöflichen Palliums haben, auch wohl die ornamentale Form eines Baums mit Astwerk annehmen. Die Knaben, welche beim Abendmahl den Kommunikanten das Tuch vorhalten, tragen ebenfalls eine K. und heißen daher Kaselknaben.


Kasel (nach Viollet le Duc).

Kaselowski, August, Maler, geb. 26. April 1810 zu Potsdam, besuchte seit seinem 18. Jahr die Berliner Akademie, wurde später Schüler Hensels und reiste mit dem 1836 errungenen großen Staatspreis über Düsseldorf und Belgien nach Paris, wo er drei Jahre in Cogniets Atelier arbeitete. Von 1839 bis 1850 lebte er in Rom, italienische Szenen, Kopien nach Raffael und große historische Bilder eigner Komposition (Freisprechung der Susanna durch Daniel) ausführend. In den 50er Jahren verweilte er teils in Berlin, teils war er auf Reisen in England, Spanien, Griechenland 2c. Für ein großes auf der Ausstellung von 1860 befindliches Bild: die Grablegung Christi, erhielt er die goldene Medaille. Er wurde Professor und 1861 Lehrer an der königlichen Kunstschule. Er malte vorzugsweise Altarbilder für Kirchen. Freskomalereien von ihm befinden sich in der Schloßkapelle und im neuen Museum zu Berlin, wobei er sich von Kaulbach beeinflussen ließ. Unter seinen letzten Werken sind Christus, die Kinder segnend, und ein durch die Photographie veröffentlichter Karton: Germanias Rechtsspruch, besonders hervorzuheben.

Käsemade, s. Käsefliege.

Käsemagen, s. v. w. Lab.

Kasematte (v. span. casa, Haus, und matar, töten, daher die alte Bezeichnung »Mordkeller«), bombenfest überwölbter Raum in Festungswerken. Stehen die Gewölbewiderlager senkrecht zur Stirnmauer, so heißt die K. Perpendikularkasematte, ist das Widerlager parallel der Stirnmauer geführt, Parallelkasematte oder bei geringer Breite Galerie. Verteidigungskasematten sind solche, deren Stirnmauer mit Scharten für Geschütz- oder Gewehrverteidigung versehen ist. Bei der Erbauung aller neuern Festungen legt man womöglich so viele Kasematten (Hohlräume) an, daß die ganze Besatzung darin gesichert untergebracht werden kann. Ein großer Teil der Kasematten dient schon im Frieden als Kasernen (Wohnkasematten), die übrigen als Aufbewahrungsräume. Mehrere nebeneinander lie-

gende Kasematten heißen Kasemattenkorps oder ihrer Lage nach Kehl-, Saillant-, Flanken- 2c. Kasematten.

Kasemattschiff, s. Panzerschiff.

Kasemilbe, s. Milben.

Kasepappel, Pflanzengattung, s. Malva.

Kaser (Käser), im Salzburgischen s. v. w. Senne (Halbkaser, sein Gehilfe); auch Sennhütte.

Kaserne (ital. caserma, daher veraltet Casarme), entweder Gebäude, welches zur Unterbringung von Truppen besonders erbaut ist, oder Festungswerke, deren Kasematten als K. eingerichtet sind. Die Einrichtung und Ausstattung der Kasernen ist durch Vorschriften geregelt. In Deutschland soll von jeder Kompanie, Batterie, Eskadron ein Offizier, alle Unteroffiziere (darunter können drei verheiratete sein) und alle Gemeine in der K. wohnen. Der Offizier (Leutnant) erhält eine Wohnstube, eine Kammer, eine Burschenstube und ein Reitzeuggelaß, die Feldwebel, Oberfeuerwerker sowie zwei Vizefeldwebel, Feuerwerker, Fähnriche je eine Wohnstube und eine Schlafkammer; die Gemeinenstuben sind für 10—12 Mann eingerichtet und für jeden 4,5 qm oder bei 3,5 m Zimmerhöhe 15—16 cbm gerechnet. Für einen Unteroffizier wird etwas mehr Raum gerechnet, jedoch wohnen die ältern in besondern Unteroffizierstuben. Zur Offizierspeiseanstalt gehört ein Speisesaal, eine Küche, eine Wohnung für den Ökonomen. Für die Unteroffiziere eines Bataillons, eines Kavallerieregiments oder einer Artillerieabteilung (etwa 40) ist ein Speisesaal eingerichtet, der außer Essenszeit als Lese- und Unterhaltungssaal für dieselben dient. Die Mannschaftsküchen mit Speisesaal sind für je zwei Kompanien, Batterien oder Eskadrons berechnet. Die Kasernen sollen gesunde Lage haben, aus Steinen massiv in drei Stockwerken mit gut ventilierten Korridoren und Treppenaufgängen und im Grundriß so erbaut sein, daß der Luftzutritt nicht gehindert ist. Alle Wohnräume sind gedielt, niemals, auch in Festungswerken nicht, wie es in Frankreich vielfach der Fall ist, mit einem Fußboden aus zementierter Steinlage versehen. Sie werden nie größer als für ein Regiment erbaut. Werden Festungswerke als Kasernements eingerichtet, so wird nach Möglichkeit den obigen Vorschriften Rechnung getragen; beim Neubau von Festungswerken wird, soweit es sich mit den fortifikatorischen Interessen verträgt und sonst in der Absicht liegt, von vornherein auf die kasernementsmäßige Bewohnbarkeit Rücksicht genommen. Die großen Vorzüge der Kasernen hinsichtlich der militärischen Erziehung und Erhaltung der Disziplin in der Truppe gegenüber den Bürgerquartieren sind überall erkannt worden, wo stehende Heere bestanden. Die Römer hatten zahlreiche Kasernen, von denen die bekannteste, die K. der Prätorianer vor der porta Viminalis in Rom, von Tiberius erbaut ist. In Pompeji sind nach Art unsers heutigen Korridorsystems eingerichtete Kasernen aufgedeckt worden. Das Mittelalter hatte, weil keine stehende Heere, auch keine Kasernen. Erst unter Ludwig XIV. wurden durch Vauban Kasernen erbaut. Zuerst und am meisten ist in England für den Kasernenbau geschehen. Auch in Frankreich ist man seit 1874 mit der Kasernierung der Truppen in großartigem Maßstab vorgegangen. Die großartigste Kasernenanlage der Gegenwart ist wohl die in Dresden. Sie ist bestimmt für 2 Infanterieregimenter, ein Kavallerie-, ein Artillerieregiment, ein Pionnier-, ein Trainbataillon, hat ein Arsenal, in welchem allein 1200 Fahrzeuge Platz finden, eine Reitschule, ein Hospital, ein Kadettenhaus, Montierungsdepot, Magazine 2c. Die Kasernierung sämtlicher Truppen des deutschen Reichsheers wird seit Jahren angestrebt.

Kasernenarrest, militärische Disziplinarstrafe, welche namentlich gegen Unteroffiziere zur Anwendung kommt. Die längste Dauer der Strafe ist 14 Tage. Der Kasernenarrest wird nicht in einem bestimmten Arrestlokal verbüßt, sondern besteht lediglich darin, daß der Bestrafte während der Strafzeit die Umfriedigung der Kasernenlokalitäten nicht überschreiten darf.

Käsestoff, s. Kasein.

Kasikumuch, Bezirk im russisch-kaukas. Gebiet Daghestan, 2273 qkm (41 QM.) mit (1873) 36,056 Einw., worunter die mohammedanischen Kasikumychen vom Stamm der Lesghier (s. d.) am bemerkenswertesten; umfaßt die Hochthäler am Nordostabhang des Kaukasus und die östlichen Quellflüsse des Koisu und bildete vor der russischen Erwerbung ein eignes Chanat. Der befestigte Hauptort Kumuch liegt 1520 m ü. M. und hat 2264 Einw.

Kasimiersh (poln. Kazimierz), Marktflecken im russisch-poln. Gouvernement Lublin, Kreis Nowa Alexandria, nahe der Weichsel, mit 3 Kirchen, bedeutendem Handel mit Getreide und (1880) 2606 Einw., meist Juden. Die Stadt führt den Namen von dem Polenkönig Kasimir d. Gr., der sie um die Mitte des 14. Jahrh. gründete. Bei K. bestanden die Polen 10. April 1831 einen hartnäckigen Kampf mit den Russen.

Kasimir (franz. Casimir, entstanden aus Kaschmir, s. d.), leichtes, aus feinem Wollgarn gewebtes, gekopertes, schwach gerauhtes und gewalktes Zeug ohne Tuchstrich. Beim einfachen K. besteht die Kette aus Kammgarn, der Einschlag aus Streichgarn; der festere und dichtere, stärker gewalkte Doppel- oder gestrichene K. ist dagegen ganz aus Streichgarn angefertigt. Man fertigt K. glatt, gerippt, façonniert, einfarbig und meliert 2c. und benutzt ihn meist zu Sommerkleidern; doch ist er vielfach durch die feinern Buckskins verdrängt. Kassinett, Zirkaß (s. Circassienne) 2c. sind ähnliche halbwollene Stoffe.

Kasimir (Kazimierz), slaw. Name (»Friedensstifter«). Die namhaftesten Träger desselben waren:

Könige von Polen: 1) K. I., der Friedfertige, Sohn des Königs Mieczislaw II., geb. 1015, stand nach seines Vaters Tod 1034 während seiner Minderjährigkeit unter Vormundschaft seiner Mutter Richeza, Tochter des Pfalzgrafen Ezo bei Rhein, ward 1037 samt dieser von seinem Volk vertrieben und widmete sich nun in Paris den Studien; ja er trat, um ungestörter den Wissenschaften leben zu können, zu Cluny in den Benediktinerorden. 1041 durch Vermittelung Kaiser Heinrichs III. von den Polen zurückgerufen, befestigte er daselbst das Christentum unter anderm durch Anlegung mehrerer Klöster, brachte 1054 das bisher von Böhmen besessene Schlesien und das abtrünnige Masovien wieder an sich und zwang die Preußen zur Zahlung eines Tributs; starb 1058. Vermählt war er mit Maria Dobrognewa, einer Schwester des Großfürsten Jaroslaw. Ihm folgte sein Sohn Boleslaw II.

2) K. II., Sprawiedliwy, der Gerechte, geb. 1138, Sohn des Königs Boleslaw III., war neben seinen vier ältern Brüdern im väterlichen Testament nicht bedacht worden, erhielt jedoch von seinem Bruder Heinrich 1167 die Herrschaft Sendomir und wurde nach der Absetzung Mieczislaws III. 1177 von den Polen zum Oberregenten gewählt. Er begünstigte dafür Adel und Klerus und starb, von einem unglücklichen Feldzug gegen die Jazygen zurückgekehrt, 1194.

Vermählt war er mit Helene, Tochter des Herzogs Wesewold von Belz. Ihm folgte sein Sohn Lezka.

3) K. III., der Große, geb. 1309, Sohn des Königs Wladislaw Loketek, regierte 1333—70. Die Feindseligkeiten seiner Vargänger mit den Deutschen Rittern beendete er 1343 durch den Frieden von Kalisch, nach welchem die Ritter das Palatinat von Kujavien und den Bezirk Dobrzyn an Polen zurückgeben mußten. Dem König von Böhmen trat K. 1335 die Oberhoheit über Schlesien ab, eroberte aber dafür Kleinrußland. Masovien machte er Palen lehnspflichtig. Sein Bemühen, die unterdrückten Volksklassen zu heben, trug ihm von seiten des Adels den Spottnamen des Bauernkönigs ein. Er gründete mehrere Städte ganz neu und bevölkerte sie mit deutschen Einwanderern, einige befestigte er auch. Sein Hauptaugenmerk war aber auf die Verbesserung der Sitten gerichtet, wiewohl er selbst durch Vernachlässigung seiner Gemahlin Adelheid und die Unterhaltung von Nebenfrauen kein gutes Beispiel gab. Das von ihm 1368 herausgegebene Gesetzbuch war das erste geschriebene, das Polen besaß. Auch Industrie und die Wissenschaften beförderte K., versuchte sogar mit einigem Erfolg die Künste in Polen einzuführen, gründete 1364 die Universität Krakau und stiftete Schulen und Hospitäler. Der polnische Geschichtsschreiber Dlugosz sagt von ihm, er habe Polen von Holz überkommen und es von Stein hinterlassen. Er starb 5. Nao. 1370. Mit ihm erlosch der Piastenstamm in Polen, und die Regierung fiel an seinen Schwestersohn, Ludwig d. Gr. von Ungarn.

4) K. IV. Andreas, zweiter Sohn des Königs Wladislaw Jagello, geb. 1427, war seit 1440 Herzog von Litauen und wurde 1444, als sein Bruder Wladislaw III. nach der Schlacht von Varna vermißt wurde, an dessen Statt zum König von Polen gewählt, nahm aber erst 1447 die Krone an. Durch seine Bemühungen, Litauen auf Kosten Polens zu vergrößern und dasselbe für den Fall, daß sein Mannesstamm erlöschen sollte, von Polen unabhängig zu machen, durch seine Streitigkeiten mit dem Erzbischof von Krakau und seine Weigerung, die ihm vorgelegte Kapitulation zu unterzeichnen, machte sich K. den Polen verhaßt. Den Herzog von Teschen zwang er, sein ganzes Land an Polen abzutreten. In dem Thorner Frieden (1466) mußten ihm die Ordensritter nach fast 20jährigem Krieg Westpreußen überlassen und Ostpreußen als polnisches Lehen anerkennen. Durch seine Bemühungen ward sein Sohn Wladislaw zum König von Böhmen gewählt, aber erst lange Kriege konnten dessen Thron befestigen. Auf dem von K. 1468 nach Piotrkowo berufenen Reichstag entstand die nachherige polnische Reichsverfassung. Eben mit einem Kriege gegen die Russen beschäftigt, starb K. 1492 in Troki. Vermählt war er mit Elisabeth, Tochter des Kaisers Albrecht II. Ihm folgte sein Sohn Johann Albert.

5) Johann K., Herzog zu Sachsen, s. Johann 34).

Kasino (ital., »kleines Haus, Landhaus«), jetzt in ganz Europa allgemein gewardener Name geschlossener Gesellschaften und deren Versammlungslokal. Nach einigen soll der Name von den kleinen Zimmern (casini) über den Kaffeehäusern des Markusplatzes in Venedig herrühren, in welchen ehedem die Nobili, frei vom Standeszwang, Gesellschaft zu empfangen und zu bewirten pflegten. Die wahrscheinlich allein richtige Ableitung ist aber die von den geselligen Versammlungen in den Landhäusern, welche bei den Italienern aus klimatischen Gründen viel älter sind als die Villen und Sommerwohnungen im Norden. Im Venezianischen und in Welsch-Österreich versteht man unter K. ein Bordell.

Kasius, alter Name eines 1620 m hohen Kalkgebirges im nördlichen Syrien, südlich der Orontesmündung. An seinem Fuß stand ein berühmter Tempel des Zeus, wo im August ein Fest gefeiert wurde. Jetzt Dschebel Akrad (»kahles Gebirge«).

Kasiwe, s. Kassiber.

Kaskāde (ital. Cascata), Wasserfall und zwar ein kleiner, mehr durch malerische Schönheit als durch Wassermenge sich auszeichnender, daher besonders auch ein künstlicher, während ein großer Wasserfall Katarakt (s. d.) genannt wird; in der Luftfeuerwerkerei ein Kunstfeuer, bei welchem sich unterhalb eines aufrecht stehenden starken Branders mehrere horizontal liegende Brander untereinander befinden, welche dann, gleichzeitig angezündet, gleichsam einen feurigen Wasserfall bilden.

Kaskadengebirge (Cascade Range), nördliche Fortsetzung der Sierra Nevada Kaliforniens, erstreckt sich von der Nordgrenze dieses Landes bis tief ins Brittische Amerika hinein, bildet den Westrand des Kordillerenplateaus (s. Vereinigte Staaten) und trennt, südlich vom 49. Breitengrad, das unfruchtbare Innere von dem regenreichen Küstengebiet. Granit herrscht im K. vor, und auf seinen breiten Rücken erheben sich großartige Andesitkegel bis hoch über die Waldregion hinauf. Dichte Waldungen aus Nadelholz bedecken den regenreichen Osthang; lichtere Waldungen (Pinus ponderosa) den Westhang. Vom Columbiastrom und dem Fraser wird das Gebirge mit Wasserfällen durchbrochen (daher der Name). Die höchsten Gipfel sind Mount Hood (3421 m), Mount Tacoma oder Rainier (4402 m), der noch Dampf ausstößt und vergletschert ist, und Mount Baker (3230 m), ein noch thätiger Vulkan, der 1853 einen Ausbruch hatte. In Britisch-Columbia verflacht sich das Gebirge; wenn man aber die in Alaska dicht ans Meer herantretende Kette als eine Fortsetzung desselben betrachten kann, dann erreicht es im Mount Fairweather (4483 m) und dem Eliasberg (5950 m) seine größte Höhe.

Kaskarillbaum, s. Croton.

Kaskarillrinde (v. span. cascara, »Rinde«), von Croton Eluteria *Bennett*, auf den Bahamainseln, kommt in den Handel in Form von Röhren mit graugelblicher bis brauner, vom außen weißlichen Kark entblößter Außen- und bräunlicher, feinkörniger Innenfläche, bricht kurz und uneben, riecht schwach, eigentümlich, nicht eben angenehm, schmeckt bitter aromatisch, enthält wenig ätherisches Öl, einen Bitterstoff, Kaskarillin $C_{12}H_{18}O_4$, und Harz. K. kam um die Mitte des 17. Jahrh. als China nova nach Europa, wurde bald auch zum Aromatisieren des Tabaks und in der Mitte des vorigen Jahrhunderts als bitteres Stomachikum und Tonikum benutzt. Sie ist ein gut bewährtes Mittel bei torpider Verdauungsschwäche, wird aber auch zu Räucherpulvern und Tabakbeizen benutzt. Die Abstammung wurde erst 1860 durch Bennett festgestellt. Mit der K. darf nicht verwechselt werden die Kopalchirinde, welche von Croton niveum *Jacq.*, einem Strauch in Mexiko, Westindien, Zentralamerika und dem nördlichsten Südamerika, stammt und 1817 zuerst als Cascarilla de Trinidad oder de Cuba nach Hamburg kam. Sie bildet viel größere Stücke und schmeckt etwas schwächer als K.

Kaskaskia (spr. keßkéßkiä), Ort im S. des nordamerikan. Staats Illinois, am gleichnamigen Fluß (Nebenfluß des Mississippi), 1673 von den Franzosen gegründet, der älteste Ort im »fernen Westen«.

Kaskett (franz. Casquet, ital. Celata), einfacher Visierhelm der Lanzenreiter und Kürassiere des 16. und 17. Jahrh.; Hut der preußischen Infanterie unter Friedrich Wilhelm II., dessen Krempe vorn und hinten aufgeschlagen war; überhaupt ein kleiner leichter Lederhelm, z. B. der Feuerwehr.

Käsmark (ungar. Késmárk), königl. Freistadt im ungar. Komitat Zips, am Poprád, in der Nähe der Hohen Tátra, mit altem Schloß, großer kath. Kirche, schönem Rathaus, (1881) 4475 meist deutschen Einwohnern, Tuchweberei, Spinn- und Stärkefabriken, Flachsbau und bedeutendem Leinwandhandel. K. hat ein evang. Obergymnasium, eine Handelsschule, mehrere Geldinstitute und ein Bezirksgericht und ist der Sitz des Ungarischen Karpathenvereins, welcher daselbst ein Museum besitzt und seit 1874 ein Jahrbuch herausgibt. In der Nähe die Reste des Schlosses Tököly. — K. wurde 1380 zu einer königlichen Freistadt erhoben. Seit 1440 hatte auch der Graf der Zipser Sachsen zu K. seinen Sitz, die Stadt kam 1530 in die Gewalt Johann Zápolyas, später fiel sie an Polen, bis sie 1655 wieder eine königliche Freistadt wurde.

Kasna (russ.), die Kasse, der Fiskus; Kasnaczei, Schatzmeister, Rentmeister, Verwalter der Kreisrentei.

Kaso, türk. Insel im Mittelmeer, zwischen Kreta und Karpatha, 49 qkm (0,9 QM.) groß, zählte vor dem griechischen Aufstand 12,000 Einw., darunter 3000 waffenfähige Männer, die mit ihren Schiffen die türkischen Städte auf Kreta blockierten. 1824 von den Türken verwüstet, blieb sie einige Zeit verlassen und hat jetzt etwa 5000 Einw.

Kaspar von der Rhön, s. Heldenbuch.

Kasperle, eine speziell österreichische Variation des alten Hanswursts (s. d.), die, nachdem letzterer von den Brettern verbannt war, an dessen Stelle auf die Bühne kam und da neben Thaddädl, Lipperl, Staberl etc. herrschte, am längsten auf dem Leopoldstädter Theater in Wien. Jetzt kommt er nur noch als lustige Person im Puppentheater (Kasperletheater) auf Jahrmärkten, Volksfesten etc. vor.

Kaspische Pforte (Porta Caspia), im Altertum berühmter Engpaß in Medien, östlich der Hauptstadt Rhagä, in einem südlichen Ausläufer des heutigen Elburs, 14 km lang, führte nach Hyrkanien und Parthien und war von Menschenhänden zu einer Straße von eines Wagens Breite umgeschaffen. Links und rechts erhob sich senkrecht das kahle Gebirge. Die Perser hielten ihn mit eisernen Thoren versperrt und mit Mannschaft besetzt. Da diese enge Felsenspalte (heute Girduni-Sirdara) für die Grenzscheide sowohl des nördlichen und südlichen als des westlichen und östlichen Asien galt, so berechneten die griechischen Geographen von diesem Punkt aus viele Meridiane.

Kaspisches Meer (Kaspisee), der größte Binnensee der Erde, auf der Grenzscheide Europas und Asiens, vom Astara- im SW. bis zum Atrekfluß im SO. von Persien, sonst von russischen Landschaften umschlossen, ist von N. nach S. 1224 km lang, 185—450 km breit, hat einen Küstenumfang von 6380 km und bedeckt ohne die Inseln einen Flächenraum von 439,418 qkm (7980,7 QM.). Merkwürdig ist die tiefe Lage des Kaspischen Meers; es füllt nämlich die tiefste Stelle einer Senkung der Erdoberfläche aus, die unter dem Niveau des Meeresspiegels liegt. Diese ganze Vertiefung (Aralo-kaspische Erdsenke) war früher ein Meer, aus dem nur einige Höheninseln emporragten, und das sowohl mit dem Arktischen als mit dem Schwarzen Meer in Verbindung stand. Als Reste jenes Meers, das bei einer die Zuflußmenge noch übersteigenden Verdunstungsmenge (nach Aragos Ansicht) stetig abnehmen mußte, sind das Kaspische Meer und der Aralsee (s. d.) zurückgeblieben, zwei Wasserbecken mit stark salziger Flut und ohne sichtbaren Abfluß, denen jedoch die Fische und Robben der offenen See fehlen. Die russischen Untersuchungen über den alten Lauf des Amu Darja haben zu dem Schluß geführt, daß die Isolierung des Aralsees vom Kaspischen Meer früher stattgefunden habe als die Trennung des Kaspischen vom Schwarzen Meer. Durch die Manytsch-Wasserrinne hing das Kaspische Meer in geschichtlicher Zeit mit dem Asowschen Meer zusammen; noch jetzt fließt zeitweilig etwas Wasser aus dem Manytsch in den Kumafluß ab, und noch im 17. Jahrh. muß der Wasserweg zwischen den beiden Meeren selbst für größere Fahrzeuge offen gewesen sein. 1859 hat Bergsträsser einen Kanal zur Benutzung dieses von der Natur vorgezeichneten Wasserwegs empfohlen; seit es wahrscheinlich ist, daß sich im Schwarzen Meer stets ein Überschuß an Wasser befindet, und daß sein Spiegel über dem des Ozeans steht, trägt man sich mit dem kühnen Gedanken, einst diesen Überschuß an Wasser (durch Ableitung des Don in einen künftigen Manytsch-Kumakanal) dem Kaspischen Meer zu gute kommen zu lassen, wodurch alle zentralasiatischen Steppen neu belebt würden; denn infolge der Vergrößerung der Oberfläche des Kaspischen Meers würde sich seine Verdunstung steigern und mit dieser der jetzt dort so seltene Regen. 1859 gab die Regierung den Befehl, die Frage auf sich beruhen zu lassen; 1876 nahm sie der Amerikaner Spalding wieder auf, die russischen Blätter besprachen aber seinen Plan sehr abfällig. Das Kaspische Meer liegt 25,5 m unter dem Asowschen Meer, während der Aralsee 74 m über dem Kaspischen Meer liegt. Letzteres wird von dem größten Strom Europas, der Wolga, außerdem vom Ural, Kuma, Terek, Sulak, Kur, Sefid Rud, Atrek etc. gespeist, ohne daß sein Wasservolumen vermehrt würde. Man schreibt dies der mehrfach erwähnten sehr starken Verdunstung und der Aufsaugung durch den sandigen Boden zu, denen der Zufluß kaum das Gleichgewicht zu halten vermag. Der Wasserstand des Sees steigt zwar im Juni und Juli, wenn die Flüsse ihr Hochwasser bringen, sinkt jedoch im Winter wieder zurück, und ein allmählich fortschreitendes Sinken ist deutlich nachgewiesen. Die Ufer des Kaspischen Meers sind meist sandig und niedrig, besonders im N. und NO., wo jedoch der Ust-Urt (das Plateau zwischen dem Kaspischen Meer und dem Aralsee, das sich hinter der Bai Kadam bis zu 232 m über das Kaspische Meer erhebt) hohe Felswände bildet; bergig ist der Süden, wo die persischen Landschaften Gilan und Masenderan hoch und steil nach dem See abfallen. Die am meisten vorspringenden Küstenpunkte sind auf der Westseite das Kap Schachow (die Spitze der Halbinsel Apscheran) und südlicher bei der Kurmündung das Kap Kurinsk; ferner auf der Ostseite das Kap Tarta und Kap Tjup Karagan an der Halbinsel Mangischlak. An Baien sind zu nennen: an der Westküste die von Agrachansk, Baku, Kisilagatsch und Enseli; an der Ostseite die Busen von Astrabad, Krasnowodsk, Balchan, Karabugas, Kenderli, Alexander, Katschak, Mertwy-Kultuk und Kaidak. Es lassen sich zwei Abteilungen des Sees deutlich unterscheiden, die durch einen Bogen von Petrowsk bis zum Vorgebirge Tjup Karagan gesondert werden. Das nördliche Becken hat eine Ausdehnung von W. nach O. und ist seicht, da seine Tiefe nirgends 21½ m übersteigt; dieser Teil des Sees friert im Winter zu, und erst Mitte April kann man

zu Schiff nach Astrachan gelangen. Das Wasser ist brackig, an der Nordküste mit sehr geringem Salzgehalt. Das südliche, mehr hochuferige Becken hat eine Ausdehnung von N. nach S. und schon an den Ufern große Tiefe, die größte Tiefe (896 m) ist etwas südlich von Derbent; es ist stark salzhaltig, und der Salzgehalt soll noch im Zunehmen begriffen sein; 1000 Teile Wasser enthalten 15 Teile Salz (der Atlantische Ozean dagegen 42 Teile); den stärksten Salzgehalt sollen die Baien der Ostseite haben, besonders die Karabugasbai, die nur durch einen schmalen Eingang mit dem großen Meer in Verbindung steht und als eine natürliche Salzpfanne von gigantischen Dimensionen erscheint, wo durch die Steppenhitze die Sole verdampft. Kleinere Inseln finden sich im S. des Meers, die bekannteste ist Adschur (s. d.). Im Klima besteht ein merklicher Unterschied zwischen der Ost- und Westküste. In Krasnowodsk sind die Wintermonate kälter als in Baku, dagegen sind Frühjahr und Sommer dort wärmer; ein sehr mildes Klima hat die Südküste. Außerordentlich groß ist der Reichtum dieses Binnenwassers an vorzüglichen, den weitesten Transport lohnenden Fischen (Welsen, Stören 2c.). Die Fischerei beschäftigt allein bei Astrachan 50,000 Menschen und liefert im ganzen Meer und den unmittelbaren Zuflüssen (außer der mittlern und obern Wolga) einen durchschnittlichen Jahresertrag von 20 Mill. Mk.

Handel und Schiffahrt sind auf dem Kaspischen Meer ungemein rege, sowohl mit Segel- als mit Dampfschiffen; das Meer dient als Verkehrsweg für den direkten, jährlich zunehmenden Handel zwischen Rußland, Persien, den kaukasischen Provinzen und dem transkaspischen, von Turkmenen bewohnten Gebiet. Die persischen und turkmenischen Schiffe haben flachen Boden und keinen Kiel, ein plumpes, viereckiges Segel, eine Besatzung von 3—4 Mann und einen Gehalt von nur 16—50 Ton. (à 1000 kg). Diese Schiffe befinden sich im kläglichsten Zustand und brauchen von Astrachan bis Astrabad 2—3 Monate; Unglücksfälle sind häufig, die Führer aber waghalsige Männer. Die bessern Schiffe der Perser, mit denen sie regelmäßige Fahrten nach allen Häfen des Kaspischen Meers unterhalten, sind meist zweimastige, regelrecht gebaute Schoner. Die Segelschiffe, deren sich die russischen Kaufleute bedienen, sind Schoner, meist auch Zweimaster, bis zur Größe von 500 Ton. Ladung. Regelmäßige Postschiffahrt unterhalten die Gesellschaften Kaukas u. Merkur und Lebed (Schwan). Das Grundkapital beider Aktiengesellschaften beträgt 40 Mill. Mk.; sie führen Waren und Passagiere nach allen Häfen, dem Warentransport dienen ihre großen drei- und viermastigen Segelschiffe. Die wichtigsten Häfen sind: Astrachan und Baku im W., Enzeli und Astrabad im S., Krasnowodsk und Alexandrowsk (das für den Handel mit Chiwa Bedeutung erlangen wird) im O., Gurjew im N. Die Zahl aller in russischen Häfen, unter welchen außer Astrachan und Baku noch Lenkoran und Petrowsk bemerkenswert

Baumwolle und Wolle ausgeführt, von Persien Baumwolle, getrocknete Früchte, Reis und Teppiche, vom Hafen von Baku rohes und raffiniertes Petroleum, Kupfer und Fische, von Astrachan nach allen Häfen Eisen, Manufakturwaren, Zucker, Fische 2c. Leuchttürme sind in genügender Menge errichtet. Durch die Eröffnung der Eisenbahn Baku-Tiflis ist eine Verbindung mit dem Schwarzen Meer (Linie Tiflis-Batum, resp. Poti) hergestellt. Die Flotte bestand 1882 aus 16 ungepanzerten Dampfern mit 669 Pferdekräften, 2605 Ton. und 26 Kanonen sowie 7 Segelschiffen mit 1075 T. und 22 Kanonen. Der russisch-persische Vertrag von Turkmantschai vom 10. (22.) Febr. 1828 gewährt nur den Russen das Recht, Kriegsschiffe auf dem Kaspischen Meer zu halten, und schließt alle andern Nationen hiervon wie von der Unterhaltung von Dampfern aus. Die russische Flottenstation lag bis 1843 auf der Insel Sara, nahe bei Lenkoran an der Westküste; damals wurde sie zu großem Schrecken der Perser nach Adschur am Eingang zum Golf von Astrabad verlegt, im April 1875 aber nach Krasnowodsk am Ostufer, dem Hauptort des neuen transkaspischen Gebiets, übergeführt (s. die Karten »Rußland« und »Persien«). Vgl. v. Baer, Kaspische Studien (Petersb. 1857); Marvin, Region of the eternal fire. A narrative of a journey to the Caspian (Lond. 1884); Radde, Fauna und Flora des südwestlichen Kaspigebiets (Leipz. 1886); »Petermanns Mitteilungen« 1859—1862; »Russische Revue«, Bd. 5 und 6.

Kasplja, russ. Fluß, entspringt aus dem gleichnamigen See im Gouvernement Smolensk, fließt dann durch das Gouvernement Witebsk und ergießt sich nach 125 km langem Lauf in die Düna. Im J. 1882 kamen 30 Schiffe und 281 Flöße, die Waren im Wert von 197,152 Rubel bargen, in den Häfen derselben an.

Kasr (arab.), Burg, befestigtes Dorf, häufig in Nordafrika vorkommender Ortsname; in Algerien herrscht die Form Ksar (Plur. Ksur) vor.

Kasr el Kebir, Stadt, s. Alkazar Kebir.

Kasrun, Stadt, s. Kazerun.

Kassabeh (Kassah), ägypt. Rutenmaß, = 6²/₃ Pik Beledi = 3,85 m.

Kassabuch, s. Buchhaltung, S. 564.

Kassade (franz.), Scherz- oder Notlüge.

Kassafuß (Kassawert), die feste Summe, zu welcher im Kurse schwankende, durch die Kasse laufende Geldsorten in Anrechnung kommen.

Kassageschäft, s. Kasse.

Kassai, linker Nebenfluß des Sankullu (s. d.), des größten linksseitigen Zuflusses des Congo; wurde 1885 von Wißmann befahren und aufgenommen.

Kassakonto, s. Buchhaltung, S. 565.

Kássala, ehemalige Hauptstadt der ägypt. Provinz Tara (Tala) in Nubien, am Khor el Gach, einem Nebenfluß des Atbara, ist stark befestigt und der wichtigste Handelsplatz zwischen dem Nil und Abessinien, hatte vor dem Beginn des Kriegs mit dem Mahdi

Kassándra (auch Alexandra), bei Homer die schönste der Töchter des Priamos, fiel nach der Zerstörung Trojas dem Agamemnon als Beute zu und wurde nach dessen Heimkehr von Klytämnestra ermordet. Nach andrer Sage wurde sie vom Tempelbilde der Athene durch Aias hinweggerissen und entehrt. Apollon hatte ihr die Gabe der Weissagung verliehen gegen das Versprechen, seine Liebe zu erwidern; da sie aber nicht Wort hielt, so strafte sie der Gott dadurch, daß ihre Weissagungen keinen Glauben fanden und jedermann sie als Schwarzseherin verachtete, als sie bei der Ankunft der Helena Ilions Untergang vorher verkündete.

Kassandreia, Stadt, s. Patidäa.

Kassándros (Cassander), ältester Sohn des Antipatros, geb. 355 v. Chr., blieb bei Alexanders Zug nach Asien bei seinem Vater in Makedonien und kam erst kurz vor Alexanders Tod nach Babylon, um seinen bei jenem angeklagten Vater zu rechtfertigen. Nach des Königs Tod ernannte ihn der Reichsverweser Perdikkas 323 zum Führer der Edelschar und gab ihn 321 dem Antigonos, Strategen in Westasien, als Chiliarchen bei. Als sein Vater auf dem Totenbett (319) nicht ihm, sondern Polysperchon die Reichsverweserwürde übertrug, schloß er mit Antigonos und mit dem ägyptischen Ptolemäos ein Bündnis und bemächtigte sich 318 Athens und vieler andrer griechischer Städte. Von der Königin Eurydike darauf zum Reichsverweser ernannt, eilte er nach Makedonien, fand aber bei seiner Ankunft jene sowie seinen Bruder Nikanor besiegt und getötet. Er drang nun unaufhaltsam vor, eroberte Pydna, ließ seine Gegnerin Olympias 315 ermorden und verheiratete sich mit Alexanders d. Gr. Halbschwester Thessalonike, um sich die Herrschaft in Makedanien zu sichern. Hierauf trat er dem von Ptolemäos, Lysimachos und Seleukos gegen die Übergriffe des Antigonos geschlossenen Bund bei, verlor aber Epirus und den ganzen Peloponnes und behielt nur Makedonien und Thessalien, sollte jedoch nach dem Friedenstraktat (311), bis der junge Alexander regierungsfähig sein würde, Stratege in Europa bleiben. Aber K. ließ den jungen Alexander nebst seiner Mutter Roxane aus dem Weg räumen und bewog auch Polysperchan durch Bestechung dazu, den letzten Sohn Alexanders d. Gr., Herakles, zu vergiften (309). Sein eifrigstes Bestreben ging nun dahin, in Griechenland wieder festen Fuß zu gewinnen, und schon war Athen seinem Fall nahe, als ihn Demetrias Poliorketes, des Antigonos Sohn, zu einem höchst verderblichen Rückzug durch die Thermopylen nötigte (303) und sogar siegreich durch Thessalien gegen Makedonien vordrang. Doch behauptete sich K. nach Antiganos' Tod (301) in dem Besitz dieses Landes. Seine erneuten Versuche, Griechenland zu unterwerfen, waren aber fruchtlos. Er starb 297. Von seinen drei Söhnen, Philipp, Antipatros und Alexander, starb der erste, sein Nachfolger, bald nach ihm. Die beiden andern stritten sich um den Besitz des Reichs, bis Demetrios die Oberhand behielt.

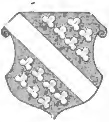
zieren und Beamten, die Entlassung aus dem Dienste, die Entsetzung (s. Disziplinargewalt); bei Entscheidungen und Bestimmungen versteht man unter K. die Aufhebung derselben, welche eintritt, wenn wesentliche Formen dabei verletzt wurden, oder wenn der Inhalt bestehenden Gesetzen zuwider ist, besonders wenn eine Amtsbehörde den Kreis ihrer Amtsgeschäfte überschritten hat; so können ein Vertrag, Testament, eine Ehe, ein Privilegium, die Verhandlungen einer Behörde, ein gerichtliches Verfahren, ein Richterspruch kassiert, d. h. für unwirksam, für null und nichtig erklärt, werden. Insbesondere spricht man von der K. eines gerichtlichen Urteils, wenn dasselbe von dem zuständigen Obergericht aus Rechtsgründen für nichtig erklärt (vernichtet, kassiert) wird. Vgl. Revision. — In der Musik wurde K. (ital. cassazione) im 18. Jahrh. ein zur Aufführung im Freien, besonders als Abendmusik aber Ständchen, bestimmtes mehrsätziges Tanstück für mehrere Instrumente genannt (vgl. Serenade).

Kassationshof (Kassationsgericht, franz. Cour de cassation), ein Obergericht, welches lediglich darüber entscheidet, ab in einer Prozeßsache die Varschriften der Gesetzgebung gewahrt sind. Das Kassationsgericht befaßt sich also nicht mit der Thatfrage, nicht mit der thatsächlichen Feststellung des Rechtshandels, sondern nur mit der Rechtsfrage selbst. In Frankreich hieß der K. früher Conseil du roi, und seine Funktionen waren in dem zum Teil noch jetzt gültigen Reglement vom 28. Juni 1738 bestimmt; durch Dekret vom 1. Dez. 1790 wurde der K. eingesetzt. Seine wichtigste Aufgabe ist die Wahrung der Einheit der Rechtsprechung. Er teilt sich in eine Kammer, welche über die Zulassung entscheidet (Chambre de requêtes), eine Zivilkammer (Chambre de cassation civile) und eine Strafkammer (Chambre de cassation criminelle). Das Institut behauptete sich auch in denjenigen deutschen Ländern, in welche die französische Gesetzgebung in der Napoleanischen Zeit Eingang gefunden hatte. Wenn auch unter andern Namen und mit mancherlei Abweichungen von dem französischen System, wurde das Institut des Kassationsgerichts nach und nach in allen deutschen Staaten, welche in ihre neuen Strafprozeßardnungen die Prinzipien der Öffentlichkeit und der Mündlichkeit des Verfahrens aufgenommen hatten, acceptiert. Die neue deutsche Justizgesetzgebung kennt in ihrer Revision ein dem französischen Kassationsrekurs ähnliches Rechtsmittel und zwar nicht bloß für die Strafsachen, sondern auch für bürgerliche Rechtsstreitigkeiten (s. Revisian). In Bezug auf die englischen Gerichtsverhältnisse ist zu bemerken, daß die Restitutionsgesuche und Nichtigkeitsklagen (writ of error) von einem der drei Obergerichte in den meisten Fällen an die beiden andern gehen, nämlich von den Comman Pleas an die King's Bench, vom Court of Exchequer an das Gericht der Exchequer Chamber, bestehend aus dem Großkanzler, dem Lord-Schatzmeister und den Richtern der King's Bench und Common Pleas, van der King's Bench in Schuld- und eini-

Durch Anfeuchten, Körnen und Erhitzen dieses Stärkemehls erhält man die Tapioka. Dies Präparat kommt nicht nur aus Brasilien, sondern auch aus Guayana, Martinique, Guadeloupe, Travancore, Réunion, Westafrika und Neukaledonien, wo überall M. utilissima angebaut wird, in den Handel. Man unterscheidet weiße Rio- und braune Bahia-Tapioka. Sehr viel Tapioka (Marksago) kommt jetzt aus Ostindien zu uns. Die rein weißen, aus einem gröblichen, nicht zusammengebackenen Mehl bestehenden Tapiokasorten des französischen Handels werden in Frankreich aus Kassawamehl bereitet. Auch mischt man dort Tapioka mit Mohrrübenschnitzeln, Kakaomehl 2c. (Tapioca Crecy, T. au cacao), und vielfach bereitet man in Frankreich und Deutschland ein der echten Tapioka völlig ähnliches Präparat aus Kartoffelstärke. Man benutzt die Tapioka zu Suppen 2c.

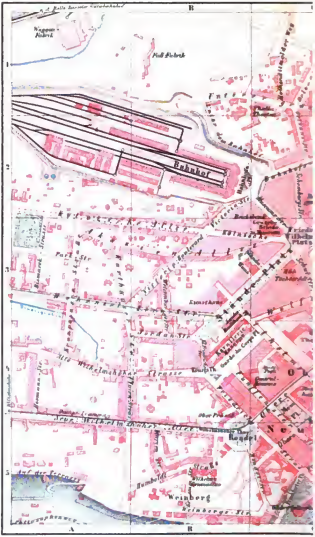
Kasse (Kassa, v. ital. cassa), zunächst das Behältnis, in welchem Geld und Geldeswert aufbewahrt wird; demnächst der Vorrat an barem Geld, welcher in einem Geschäft vorhanden ist, zu dem Zweck, die laufenden Ausgaben zu bestreiten und die laufenden Einnahmen demselben hinzuzufügen; dann diejenige Abteilung eines Geschäfts, in welcher bares Geld angenommen und verausgabt wird; bei einer Behörde diejenige Stelle, welche mit dem Akte des Vereinnahmens und Verausgabens betraut ist, sowie das von ihr benutzte Lokal; endlich das Amt, die K. in dem vorgedachten Sinn zu verwalten. Sehr häufig wird K. oder Kassa schlechthin für Barvorrat gesetzt; es gehören dazu unter allen Umständen das bare Geld und diejenigen Geldzeichen, welche in dem Großverkehr anstandslos statt baren Geldes angenommen werden. Ob Barren, fremde Münzen, Geldzeichen, die nur bedingungsweise unterzubringen sind, bei einer Zettelbank auch die eignen, nicht in Zirkulation befindlichen Noten zur K. zu rechnen sind, darüber schwankt der Sprachgebrauch. Kassenbuch, das Geschäftsbuch, welches über Einzahlungen in die K. und Auszahlungen aus derselben, Kassenkonto, dasjenige Konto des Hauptbuches, welches über den Stand der K. Auskunft gibt (s. Buchhaltung). Per K. handeln heißt gegen sofortige bare Zahlung handeln; man sagt dafür auch: ein Kassageschäft (einen Tageskauf) machen. Das Kassageschäft bildet den Gegensatz zum Zeitgeschäft, bei welchem beide Teile ihre Leistung hinausschieben (vgl. Börse, S. 236), demgemäß auch zum Differenzgeschäft, ferner zum Geschäft auf Kredit, bei welchem die Leistung desjenigen Teils hinausgeschoben wird, der bares Geld zu zahlen hat.

Kassel (Cassel, hierzu der Stadtplan), Hauptstadt der preuß. Provinz Hessen-Nassau (bis 1866 des ehemaligen Kurfürstentums Hessen) sowie des gleichnamigen Regierungsbezirks (s. unten), des Stadt- und Landkreises K., liegt, von der Fulda durchströmt, in einem weiten, schönen Thalbecken an den sanften Abhängen dreier Hügel, des Ahnabergs gegen N., des Kratzenbergs gegen NW. und des Weinbergs gegen SW., 156 m ü. M., und ist Knoten-



auf der sanften Abdachung des Weinbergs sich ausbreitend, ist der Länge nach durch vier Parallelstraßen, die Obere Königs-, die Karls-, die Frankfurter und Bellevuestraße, durchschnitten, von denen die letztere unmittelbar über dem schönen Auepark auf dem steilen Südostrand des Weinbergs liegt. Nordöstlich schließt sich an die Oberneustadt die sogen. Freiheit, die sich von S. gegen N. ausdehnt, ziemlich regelmäßig gebaut ist und gegen O. an die eigentliche, am Fulda-Ufer sich hinziehende Altstadt stößt, deren enge und dunkle Gassen keinen freundlichen Eindruck machen. Die dreibogige Wilhelmsbrücke (89 m lang, 14 m breit, 1788—1804 erbaut) führt zur Unterneustadt auf dem rechten Ufer der Fulda, dem tiefstgelegenen und darum alljährlich von den Überschwemmungen des Flusses bedrohten Stadtteil. Der neueste Teil Kassels, das Hohenzollernviertel, in welchem die Ausdehnung der Stadt zusehends durch sehr schöne Straßen und Gebäude zunimmt, liegt im W., zwischen dem Bahnhof und der Wilhelmshöher Allee, steigt aufwärts und gibt der Stadt ein wahrhaft imponierendes Aussehen.

Unter den Straßen der innern Stadt nimmt die 1600 m lange und 19 m breite Königsstraße den ersten Rang ein. Von den Plätzen sind zu nennen: der Friedrichsplatz, 324 m lang und 151 m breit. Seine Mitte ziert das Standbild des Landgrafen Friedrich II., von Nahl in karrarischem Marmor ausgeführt; nach SO. wird er abgeschlossen durch das von Bromeis in Gestalt eines römischen Triumphbogens erbaute Auethor, mit welchem nach dem Krieg von 1870/71 das Siegesdenkmal (von Siemering) vereinigt wurde; der Karlsplatz, nahe der Oberneustädter Kirche, mit dem einfachen Denkmal des um K. hochverdienten Landgrafen Karl; der Friedrich-Wilhelmsplatz, mit schönen Anlagen und dem nach einem Entwurf von Professor Schneider 1881 ausgeführten Löwenbrunnen, an dem in vier weiblichen Figuren die Hauptflüsse der Provinz, Fulda, Werra, Eder und Lahn, symbolisch dargestellt sind; der Ständeplatz, mit vier Reihen schöner Linden bepflanzt, als südöstliche Fortsetzung des vorgenannten; der zirkelrunde, in der Mitte der Stadt zwischen der Obern und Untern Königsstraße liegende, 131 m im Durchmesser haltende Königsplatz, in dessen Mitte dem Rufenden ein sechsfaches Echo entgegenschallt; der Meßplatz; der Opernplatz am Theater in der Obern Königsstraße, mit dem Bronzestandbild des Komponisten Spohr (von Hartzer); der Martinsplatz 2c. — K. besitzt 7 evangelische und eine kath. Kirche, doch zeichnet sich keine derselben durch architektonischen Wert aus. Die größte Kirche, die St. Martinskirche, birgt unter anderm die Gebeine des Landgrafen Philipp des Großmütigen, an den ein im Chor befindliches Denkmal erinnert. In der lutherischen Kirche befinden sich zwei Ölgemälde von Tischbein. Ein ansehnlicher Bau ist die in der Untern Königsstraße liegende, 1839 vollendete Synagoge. Unter den übrigen Gebäuden Kassels ist zunächst das ehemalige kurfürstliche Residenzschloß am Friedrichsplatz zu nennen, das aus zwei Teilen besteht: einem ältern, 1769 erbauten, von außen unansehnlichen und schmucklosen, und dem sogen. Roten Palais, welches 1821 aus geschliffenen Sandsteinquadern aufgeführt wurde. Die Stammburg der hessischen



Maßstab 1 : 9000

Ahne, Auf dem	F 2.3
Akazien - Allee	AB 3
Altstadt	DE 2.3
Am Wall	E 1
Artillerie - Kaserne	EF 2
Artillerie - Straße	E 2
Artillerie - Wagenhaus	EF 1
Aue - Thor	D 4
Auf der Terrasse	A 5
August - Straße	F 3
Bahnhof	B 2
Bahnhofs - Straße	C 2
Bellevue, Schloß	C 5
Bellevue - Straße	C D 5
Bildergallerie	C 5
Bismarck - Straße	A 3
Bonifacius - Gasse	E 2
Bowlinggreen	DE 5
Bremer Straße	E 2
Brink	E 2
Brücken - Straße	EF 4
Brüderkirche	E 3
Christoph - Straße	F 4
Clemens - Straße	? 3.4
Dielenhaus, Weg nach dem	F 5
Dorotheen - Straße	F 2
Draht - Brücke	E 4
Drusel - Gasse	DE 3
Drusel - Platz	D 3
Enten - Gasse	DE 3
Erzig - Gasse	F 3
Exerzierplatz d. Kriegsschule	D 4
Fisch - Gasse	F 3
Fliegen - Gassen	F 2.3
Frankfurter Straße	C 4.5
Frankfurter Thor	C 5
Französische Kirche	C 4
Friedrich II. Denkmal	D 4
Friedrich - Wilhelms - Platz	C 3
Friedrichs - Platz	C D 4
Fulda - Brücke	F 3
Fulda - Gasse, Obere u. Untere	E 3
Fünffenster - Straße	B C 4.5
Fürstenhof	C D 3
Garde du Korps - Platz	B C 4
Garnison - Kirche	D 3
Gasfabrik	E 1
Georgen - Straße	C 5
Gerichtsgefängnis	E 4
Gewerbemuseum	C 3
Gewerbeschule	C 3
Giesberg - Straße	D 1.2
Graben, Der	E 2.3
Grimm - Straße	B 5
Grüner Weg, Unterer	B C 1
Gymnasium	D 3
Halle - Kasseler Güterbahnhof	A 1
Hedwig - Straße	D 2.3
Henschelsche Maschinenfab.	E F 1
Henschel - Straße	E F 1
Hermann - Straße	A 4
Hinter dem alten Totenhof	D 2
Hoftheater	C 4
Hohenzollern - Straße	A B 3
Hohethor - Straße	D E 2
Holländische Straße	E 1
Holländisches Thor	E 1
Holzmarkt	F 3
Holzschlag - Damm	F 3
Humboldt - Straße	B 5
Jäger - Straße	D 2
Jordan - Straße	B 4
Judenbrunnen, Hinter dem	E 2.3
Juden - Gasse	F 2.3
Justiz - Gebäude	E 3
Karls - Aue	D E 5
Karls - Platz	C 4
Karls - Straße, Obere	C 4
Karls - Straße, Untere	D 3.4
Karthäuser - Straße	A B 3.4
Kasernen - Straße	E 2
Kastell	F 3

Kastenale - Gasse	E 2
Katholische Kirche	D 4
Kavallerie - Kaserne	B 4
Ketten - Gasse	E 3
Kirch - Platz	F 4
Kölnische - Allee	A B 2.3
Kölnische Straße	B C 3
Kolonnade	D 4
Kommandantur	C 3
Königs - Platz	D 3
Königs - Str., Obere u. Unt.	C 4 - D 3
Königs - Thor	B 4
Kriegsschule	D 4
Kunsthaus	B 3
Landesbibliothek	D 4
Landes - Kreditbank	B 3.4
Leipziger Straße und Thor	F 4
Loge	C 1

Lutherische Kirche	E 3
Lyceum	D 3
Magazin - Straße	F 1
Markt u. Markt - Gasse	E 3
Marien - Straße	B 5
Marmorbad	D 5
Marställer Platz	E 3
Martinskirche, Sankt	E 2
Martins - Platz	E 3
Maulbeerplantage	E F 4
Meßhaus u. Meß - Platz	C 4
Moltke - Straße	D 2
Möncheberger Straße	F 1
Montierungs - Gebäude	D 1
Mühlen - Gasse, Ob. u. Unt.	F 3.4
Müller - Gasse	E 2
Museum	C 3 u. D 4
Museums - Straße	C 2.3 u. D 4

Neustadt, Obere	
Neustadt, Untere	
Neustädter Kirc	
Ober - Präsidium	
Oberste Gasse	
Observatorium	
Orangerie	
Orleans - Straße	
Palais	
Park - Straße	
Pferdemarkt	
Philosophenweg	
Polizei	
Pomeranzen Ga	
Postamt und T	
Proviant - Amt	
Rathaus	
Realschule	

Bibliographisches

KASSEL.



C 4,5	Regierungsgebäude	E 4	Steinweg	D 4	Wall, Am	E 1
F 3-5	Renthof, Am	E 3	Stern - Straße	E F 4	Wall - Straße	F 3
F 4	Rondel u. Rondel-Straße	C 5	Stockhaus	F 3	Weinberg	B 3
B 4	Reichsbank	C 2	Synagoge	E 1	Weinbergs - Straße	B 5
D 3	Rothenditmolder Weg	C 1	Thalia - Theater	C 1	Weißenburger Straße	B 3
D 4	Rosen - Straße, Große u. Kl.	C 2	Theater - Platz	C 4	Weißer Hof	E 2
D E 5	Salzthor - Straße	F 3,4	Töchterschule, Höhere	C 3	Weser - Straße u. Thor	F 1,2
C 1,2	Sand - Werr	F 2	Töpfen - Markt	E 2	Wildemanns - Gasse	E 2,3
D 3	Schützen - Straße	F 2	Totenhof, Alter	D 2	Wilhelmshöher Allee, Neue	A B 4,5
A 3	Sedan - Straße	C 1	Tränke - Pforte	E 3	Wilhelms - Gymnasium	B 5

ab. An seiner Stelle ließ Kurfürst Wilhelm I. 1820 den großartigen Neubau der **Kattenburg**, 173 m lang, 126 m breit, in Angriff nehmen, der aber nie über das Erdgeschoß fortgesetzt wurde. Die moderne Ruine wurde in der neuesten Zeit abgetragen, um dem großartigen Justiz- und Regierungsgebäude Platz zu machen. Neben dem ehemaligen kurfürstlichen Palais steht das 1769—79 erbaute, an der Fassade 95 m lange **Museum Fridericianum**, dessen Frontispiz auf sechs hohen ionischen Säulen ruht und mit den Bildsäulen der Philosophie, Astronomie, Geschichte, Architektur, Malerei und Bildhauerkunst geziert ist. Dasselbe enthält eine der größten Sammlungen chronologisch geordneter Gipsabgüsse nach der Antike, reiche Sammlungen von Naturalien und Kunstgegenständen (antike Statuen, Bronzen, Gemmen, Münzen, Holzschnitzereien des Mittelalters und der neuern Zeit, altdeutsche Waffen 2c.) und in einem 91 m langen Saal die Landesbibliothek (ca. 100,000 Bde.), unter deren vielen wertvollen Handschriften das »Hildebrandslied« als die bedeutendste hervorzuheben ist. (Von 1814 bis 1829 waren die Gebrüder Grimm an dieser Bibliothek angestellt.) An das Museum schließt sich die Sternwarte an, wozu ein Thorturm der alten Festungswerke benutzt ist. Dieser Turm enthält eine reiche Sammlung mathematischer, physikalischer und optischer Instrumente. Bemerkenswert sind ferner: das aus verschiedenen Teilen bestehende Schloß **Bellevue**; die neue, im italienischen Renaissancestil aus den Steinen der abgetragenen Kattenburg erbaute Gemäldegalerie mit Werken von Rubens, van Dyck, Jordaens, F. Hals, Rembrandt, Tizian, Ruisdael, Ribera und andern Meistern ersten Ranges, davor das Denkmal des Oberpräsidenten v. Möller; das Ständehaus, das 1770 erbaute Rathaus, das öffentliche Schlachthaus 2c.

Die Bevölkerung beläuft sich (1885) mit der Garnison (2 Infanteriebataillone Nr. 83, 4 Eskadrons Husaren Nr. 14, 2 Abteilungen Feldartillerie Nr. 11 und ein Trainbataillon Nr. 11) auf 64,083 Seelen (gegen 46,378 im Jahr 1870), darunter 56,684 Evangelische, 5529 Katholiken und 1870 Juden. Industrie und Handel befinden sich in stetigem Wachsen. K. hat Eisengießereien und Maschinenfabriken (darunter die Henschelsche Maschinenfabrik mit 1600 Arbeitern), 2 Anstalten für den Bau von Eisenbahnwagen, Fabrikation von mathematischen Instrumenten, Pianofortes, Thonwaren, Tabak und Zigarren, Federstahl, Korsett- und Krinolinfedern und Metallwaren, Papier und Buntpapier, Gelatine und Leim, Faßwaren, Glaceehandschuhen, Wichse 2c., Jutespinnerei und -Weberei, Kartonagenfabriken, eine große lithographische Kunstanstalt, Bierbrauerei 2c. Von Bedeutung sind auch der Gartenbau und die Kunstgärtnerei. Der Großhandel, unterstützt durch eine Handelskammer, eine Reichsbankstelle und andre Geldinstitute, erstreckt sich auf Getreide, Kleesaat, Mühlenfabrikate, Wolle, Kolonialwaren, Baumaterialien und Eisenwaren, Felle, Leder, Lumpen 2c. Alljährlich finden in K. 2 Messen und ein Wollmarkt statt. Bemerkenswert ist auch die große Zahl von Buch- und Kunsthandlungen. Der Verkehr in der Stadt und mit den bedeutendern Orten der nächsten Umgebung wird gehoben durch eine Straßenbahn und drei Pferdebahnlinien; eine Hebung des Flußverkehrs steht durch die in Aussicht genommene Ka-

israelitisches Lehrerseminar, ein Lehrerinnenseminar, 5 höhere Töchterschulen, eine Akademie der bildenden Künste, einen Verein für hessische Geschichte und Landeskunde, einen Gartenbauverein, eine Kriegsschule, eine Fachschule für Mädchen, ein Gewerbemuseum, eine Naturaliensammlung, ein königliches Hoftheater 2c. An andern Anstalten befinden sich dort: eine Strafanstalt, ein Diakonissenhaus, ein Kinderhospital, eine Kaiserin Augusta-Stiftung (zur Ausbildung von Schwestern vom Roten Kreuz), eine Irrenpfleganstalt, eine Entbindungsanstalt u. a. Die städtischen **Behörden** zählen 13 Magistratsmitglieder und 24 Stadtverordnete. An andern Behörden befinden sich dort: das Oberpräsidium für Hessen-Nassau, die Regierung und das Konsistorium des Regierungsbezirks und das Landratsamt des Landkreises K., ein Oberlandes- und ein Landgericht, eine Provinzial-Steuer- und eine Oberpostdirektion, eine Forstinspektion, ein Hauptsteueramt, ein Bergrevier, eine Generalkommission zur Ablösung von Servituten, ein Landesrabbinat 2c. Außerdem haben dort ihren Sitz: das Generalkommando des 11. Armeekorps, das Kommando der 22. Division, der 43. und 44. Infanterie-, der 22. Kavallerie- und der 11. Feldartillerie-Brigade. Zum **Landgerichtsbezirk** K. gehören die 34 Amtsgerichte zu Abterode, Allendorf, Arolsen, Bischhausen, Eschwege, Felsberg, Friedewald, Fritzlar, Grebenstein, Großalmerode, Gudensberg, Hersfeld, Hofgeismar, Karlshafen, K., Korbach, Lichtenau, Melsungen, Naumburg i. H., Rentershausen, Netra, Niederaula, Niederwildungen, Oberkaufungen, Rotenburg, Schenklengsfeld, Sontra, Spangenberg, Veckerhagen, Volkmarsen, Wannfried, Witzenhausen, Wolfhagen und Zierenberg.

In der nächsten **Umgegend** (s. das Spezialkärtchen auf der Karte »Hessen-Nassau«) von K. bieten zunächst die Friedhöfe, dort »Totenhöfe« genannt, manche Stätte von Interesse. Auf dem Alten Friedhof, jetzt fast innerhalb der Stadt gelegen, ruht Johannes v. Müller; ein Denkmal auf dem Grab ließ ihm 1852 König Ludwig I. von Bayern errichten. Der Neue Friedhof vor dem Holländischen Thor birgt die Ruhestätte Ludwig Spohrs. Von besonderm Reiz ist die **Karlsaue**, ein Park, welcher den südwestlichen hoch gelegenen Teil der Stadt in der Tiefe begrenzt, sich eine weite Strecke längs der Fulda hinzieht und reich ist an herrlichen Baumgruppen. An seinem Eingang vom Auethor aus befindet sich das von Professor Kaupert in Frankfurt a. M. ausgeführte Hessendenkmal, ein sterbender Löwe in weißem Marmor, auf einem Sockel von Basaltkonglomerat, zum Gedächtnis der auf dem Forst vor dem Leipziger Thor auf Befehl Napoleons I. während der westfälischen Zeit erschossenen hessischen Patrioten. Der Park wurde unter dem Landgrafen Karl von dem Versailler Gartenkünstler Lenôtre 1709 angelegt und enthält das schön restaurierte, im echtesten Rokokostil erbaute Orangerieschloß und in einem der beiden später hinzugefügten Seitenpavillons das sogen. Marmorbad mit guten Skulpturen von Monnot. Von dem Park aus gelangt man, der Frankfurter Allee folgend, nach dem stillen **Schönfeld** (auch Augustenruh genannt), Sommerschlößchen der verstorbenen Kurfürstin Auguste. Entfernter liegen die Schlösser **Wilhelmshöhe** (s. d.) und das von dem Landgrafen Wilhelm VIII. 1753 im italienischen Stil

1008 einen Güterhof daselbst dem Kloster Kaufungen. Zu Anfang des 13. Jahrh. wurde K. von den Landgrafen von Thüringen zur Stadt erhoben. Nach dem Erlöschen des thüringischen Hauses kam K. an die Landgrafen von Hessen. Schon Landgraf Heinrich I. (gest. 1308) legte am jenseitigen Ufer eine Neustadt an, verknüpfte dieselbe durch eine Brücke mit der Altstadt und baute die Burg von neuem auf. Heinrich II. gründete 1328 auf der linken Seite der Fulda die sogen. Freiheit und erbaute hier die St. Martinskirche, mit welcher er 1364 ein Chorherrenstift verband. K. widersetzte sich 1376 einer vom Landgrafen Hermann willkürlich ausgeschriebenen Steuer, wurde aber durch Hinterlist überwältigt und seiner Freiheit beraubt. Eine Einmischung benachbarter Fürsten zu gunsten der vertriebenen Bürger blieb fruchtlos; erst Landgraf Ludwig gab K. seine Freiheiten zurück. 1527 nahm die Stadt die Reformation an. Durch den Landgrafen Philipp den Großmütigen wurden die seitherigen Befestigungswerke ansehnlich verstärkt; nachdem sie infolge der Halleschen Kapitulation (1547) auf kaiserlichen Befehl geschleift worden waren, wurden sie sofort nach der Befreiung des Landgrafen aus der kaiserlichen Gefangenschaft wiederhergestellt, indes erst durch seinen Sohn Wilhelm IV. zur Vollendung gebracht. Dieser verschönerte die Stadt durch verschiedene größere Bauten, und Landgraf Moritz suchte deren Wohlstand durch die Aufnahme vertriebener Niederländer zu heben (1615). 1648 wurde hier zwischen den hessischen Landgrafen ein Vergleich geschlossen, durch welchen der Nachlaß des Landgrafen Ludwig IV. von Marburg geteilt wurde. Der Anfang des Aufschwungs der Stadt zu ihrer gegenwärtigen Bedeutung fällt in die Regierungszeit des Landgrafen Karl, unter welchem die Aue, das Orangerieschloß, die großartigen Anlagen am Habichtswald und durch die Aufnahme vieler aus Frankreich vertriebener Hugenotten (1688) die prächtige Oberneustadt entstanden. Im Siebenjährigen Krieg wurde K. im Juli 1757 zum erstenmal, 23. Juni 1758 aufs neue, 11. Juni 1759 zum dritten- und 31. Juli 1760 zum viertenmal von den Franzosen besetzt. Im März 1761 wurde es vom Grafen Wilhelm von Bückeburg (vergeblich), im September und Oktober 1762 vom Prinzen Friedrich von Braunschweig belagert und 7. Nov. d. J. durch Kapitulation eingenommen. Am 1. Nov. 1806 wurde K. durch ein französisches Heer besetzt und zur Hauptstadt des neuen Königreichs Westfalen erhoben. Schon 28. Sept. 1813 langte der russische General Tschernitschew vor K. an, vertrieb, während König Jérôme (s. Bonaparte 4) eiligst nach Koblenz entfloh, die westfälischen Truppen vor der Stadt und zwang 30. Sept. den General Allix zur Kapitulation. Am 1. Okt. hielt Tschernitschew unter dem Jubel der Bevölkerung seinen Einzug, verließ K. aber schon zwei Tage danach, und bereits am 7. waren die Truppen von Allix wieder da. Die Ausführung der strengen Strafdekrete, welche dieser über die rebellische Stadt verhängte, hinderte Jérôme, der am 16. Okt. zurückkehrte, doch nur, um die Stadt am 26. für immer zu verlassen; am 27. folgten ihm die letzten Truppen. Am 28. Okt. abends erschienen die ersten Truppen der Verbündeten, worauf 21. Nov. auch der Kurfürst wieder in seine Residenz einzog. In den Jahren 1830 und 1831 war K. gleich andern Städten Kurhessens der Schauplatz von Unruhen, gleichwie seine Einwohner sich auch an der Erhebung des Jahrs 1848 lebhaft beteiligten. Während der Verfassungskrisis und der Spannung zwischen Preußen und dem Bund ward K. 2. Nov. 1850 von preußischen sowie 22. Dez. auch von bayrischen und österreichischen Truppen besetzt, welche bis Juli 1851 blieben. Am 18. Juni 1866 rückte die preußische Division Beyer, die von Wetzlar kam, ohne Widerstand zu finden, in K. ein, und nach der Einverleibung des Kurfürstentums in den preußischen Staat ward K. Hauptstadt der neugebildeten Provinz Hessen-Nassau und des gleichnamigen Regierungsbezirks. Vgl. Piderit, Geschichte der Haupt- und Residenzstadt K. (2. Aufl. von Hoffmeister, Kassel 1882); Hahndorf, K. vor 50 Jahren (das. 1863); Fr. Müller, K. seit 70 Jahren (das. 1876—79, 2 Bde.); Bähr, Eine deutsche Stadt vor 60 Jahren (2. Aufl., Leipz. 1886); Brunner, K. im Siebenjährigen Krieg (Kassel 1884); »Neuester Führer durch K. ꝛc.« (7. Aufl., das. 1885).

Der Regierungsbezirk K. (s. Karte »Hessen-Nassau«) umfaßt 10,115 qkm (nach älterer Angabe 10,126 qkm) oder 183,69 QM. mit (1885) 801,199 Einw. (1880: 822,951 Einw.), darunter 648,948 Evangelische, 130,781 Katholiken und 18,899 Juden) und besteht aus den 24 Kreisen:

Kreise	QKilometer	QMeilen	Einwohner	Einwohner auf 1 QKil.
Eschwege	502	9,12	42454	85
Frankenberg	560	10,17	23742	42
Fritzlar	341	6,19	26302	77
Fulda	614	11,16	48317	79
Gelnhausen	644	11,70	41057	64
Gersfeld	357	6,50	21271	59
Hanau (Stadt)	346	6,28	24377	177
Hanau (Land)			36743	
Hersfeld	506	9,19	32442	64
Hofgeismar	626	11,37	36709	58
Homberg	321	5,83	21894	68
Hünfeld	437	7,94	24130	55
Kassel (Stadt)	18	0,33	64083	—
Kassel (Land)	405	7,35	47184	116
Kirchhain	336	6,11	21822	65
Marburg	560	10,17	44160	79
Melsungen	388	7,05	27757	71
Rinteln	452	8,22	39942	88
Rotenburg	555	10,07	30317	55
Schlüchtern	463	8,41	28989	63
Schmalkalden	280	5,07	31114	111
Witzenhausen	424	7,70	29348	69
Wolfhagen	407	7,40	23967	59
Ziegenhain	584	10,60	33078	57

Kasseler Blau, s. v. w. Bremer Blau.

Kasseler Braun, s. v. w. Umbra.

Kasseler Gelb, s. Bleichlorid.

Kasseler Goldgelb, s. v. w. Ocker.

Kasseler Grün, s. v. w. Schweinfurter Grün; s. auch Mangansäure.

Kasseler Ofen, s. Mauersteine.

Kasseler Schwarz, s. v. w. gereinigtes Beinschwarz (Elfenbeinschwarz) oder Knochenkohle.

Kassenanweisungen (Kassenbillets, Kassenscheine), bald gleichbedeutend mit Schatzscheinen (s. d.), bald im Sinn von Papiergeld (s. d.) gebraucht.

Kassendefekt, s. Defekt.

Kassendefizit, s. Defizit.

Kassenfreiheit, s. Kassenzwang.

Kassengeld, frühere Valuta in Hannover und Braunschweig, 14 Thlr. K. = 15 Thlr. Goldvaluta; 1 kölnische Mark = 12$^{4}/_{5}$ Thlr. K.

Kassenschein, s. v. w. Papiergeld, insbesondere solches, welches bei Zahlungen an Staatskassen zu seinem Nenngehalt angenommen oder auch von bestimmten öffentlichen Kassen gegen Metallgeld eingelöst wird. Auch werden so die Urkunden genannt, welche

Banken bei Hinterlegung von Depositen dem Deponenten ausstellen.

Kassensturz, s. Kassaschluß.

Kassenzins, der Zins, welchen Kaufleute dafür berechnen, daß sie für gewisse Zwecke Summen bereit halten müssen, ohne anderweit darüber verfügen zu können.

Kassenzwang, im Hilfskassenwesen im Gegensatz zur Kassenfreiheit der gesetzliche Zwang, einer Kasse als Mitglied beizutreten. Vgl. Hilfskassen und Arbeiterversicherung.

Kasserolle (franz. casserole), flaches Gefäß von Thon, Eisen oder verzinntem Kupfer, zum Kochen oder Schmoren.

Kassette (franz.), Kästchen, besonders zur Aufbewahrung von Kostbarkeiten oder Geld; die Privatkasse (Schatulle) regierender Fürsten (daher biens de cassette, Schatullengüter); in der Baukunst vertiefte kastenmäßige Abteilungen (Fächer) an Decken, Gewölben, Kuppeln rc.; daher kassettieren, eine Decke rc. mit dergleichen Fächern versehen.

Kassiber (Kasiwe, Ksiwe, Ksiweel, vom jüdisch-deutschen »kossaw«, d. h. schreiben), in der Gaunersprache (Rotwelsch) Bezeichnung für ein Schriftstück, welches einem Gefangenen insgeheim zugesteckt wird. Dergleichen Zuschriften sucht man namentlich Untersuchungsgefangenen in die Hände zu spielen, um ihnen Mitteilungen, welche für die Untersuchung von Wichtigkeit sind, von außen zukommen zu lassen. Aber auch die Gefangenen untereinander streben oftmals nach einem solchen schriftlichen Verkehr, der zuweilen gar keine wichtigen Nachrichten enthält, sondern lediglich dem Bedürfnis nach Mitteilung entspringt. K. werden mitunter in Geheimschrift verabfaßt. Wo die Bewachung der Gefangenen sorgfältig genug ist, um keine K. durchzulassen, suchen sich die Gefangenen zuweilen durch Klopfen und andre Zeichen miteinander in Verbindung zu setzen. Aufgefangene K. sind oft für den günstigen Verlauf einer Untersuchung und für die Überführung von Verbrechern von Wichtigkeit.

Kasside (arab. Kaçîdah), eine von Arabern und Persern ausgebildete Gattung lyrischer Gedichte in Form eines längern Ghasels (s. d.); dem Inhalt nach meist ein Lobgedicht auf einen Fürsten rc.; doch kommen auch Lehrgedichte und Elegien in dieser Form vor.

Kassie, Pflanzengattung, s. Cassia.

Kassier (ital. cassiere), s. Kassierer.

Kassierbriefe, in Holland die an den Vorzeiger zahlbaren Papiere; vgl. Check.

Kassieren (franz. casser), für ungültig erklären, vernichten, des Amtes entsetzen (vgl. Kassation).

Kassierer (Kassier), Verwalter einer Kasse, der die Einnahmen, meist aber auch die Ausgaben besorgt.

Kassiertage (Skontotage, Zahltage), diejenigen Tage in der Woche, an welchen nach dem alten Brauch einzelner Plätze Wechselzahlungen geleistet werden. In Deutschland haben Augsburg und Bremen den Gebrauch der K. am längsten beibehalten; gegenwärtig ist er in ganz Deutschland veraltet.

aus Streichgarn, ist sehr fest geschlagen, nicht gewalkt, aber in der Walke gewaschen, auf der rechten Seite glatt geschoren und heiß gepreßt; wird meliert, gestreift, kariert und gemustert namentlich in den sächsischen Webereidistrikten angefertigt und besonders zu Beinkleidern benutzt.

Kassiopeia, Sternbild am nördlichen Himmel zwischen Perseus, Andromeda, Schwan und Cepheus, von 344 bis 48° Rektaszension und von 46 bis 70° Deklination, ausgezeichnet durch fünf Sterne, zwei von zweiter und drei von dritter Größe, die ein unregelmäßiges W bilden (s. Karte »Fixsterne«). Die Gesamtzahl der mit bloßem Auge sichtbaren Sterne beträgt nach Heis 126. Am 11. Nov. 1572 flammte in der K. ein neuer Stern mit einer Helligkeit auf, welche die der Venus in ihrem größten Glanz übertraf, und verschwand nach 17 Monaten wieder dem bloßen Auge. Benannt ist das Sternbild nach K., der Gemahlin des Kepheus, Königs von Äthiopien, und Mutter der Andromeda (s. d.).

Kassiteriden, s. Cassiterides insulae.

Kassiterit, s. v. w. Zinnerz.

Kassolette (franz.), Räucherpfännchen, Riechdose; auch der Wohlgeruch selbst und ironisch für das Gegenteil von Wohlgeruch: Gestank, daher auch Bezeichnung für Latrinenwagen.

Kassonade (franz.), s. Zucker.

Kassu, s. v. w. Palmenkatechu, s. Katechu.

Kassuben (Kaschuben), alter wend. Volksstamm, der ehedem das Gebiet zwischen der Persante (Kolberg ist Hauptstadt des Kassubenlandes) und der untern Weichsel ausfüllte, gegenwärtig aber auf die westpreußischen Kreise Neustadt und Karthaus und einige angrenzende Punkte von Pommern beschränkt ist; zu ihnen gehören auch noch etwa 300 Slawen, welche in den Dörfern Zezenow, Glowitz, Giesebitz rc. im Kreise Stolp in der Gegend des Leba- und Gardenschen Sees wohnen. Dieser Rest, nur aus ältern Personen bestehend, bekennt sich zur evangelischen Kirche, die andern K. sind katholisch. Der Name K. ward zuerst von dem im 13. Jahrh. lebenden polnischen Schriftsteller Boguphalus erwähnt. Man leitet ihn von der Kleidung, dem Faltenrock Kassubitz, her. Die K. sind ein mittelgroßer Menschenschlag, zwar ohne die Lebendigkeit ihrer südlichen Stammverwandten, eher schwerfällig und plump, doch kräftig und Beschwerden leicht ertragend. Ihr geistiges Fassungsvermögen erscheint ebenfalls schwerfällig, aber das einmal Verstandene halten sie mit Zähigkeit fest. So haben sie ihre alten Sitten und Einrichtungen, ihre Tracht und Lebensweise größtenteils bewahrt und sprechen noch ihre eigentümliche Sprache, die der polnischen nahe verwandt ist. Ihre Wohnungen sind armselig: Lehmhütten mit kleinen, trüben Fenstern, darüber ein Strohdach. Aufs Sparen ist der Kassube nicht bedacht. In seinen Geschäften kaltblütig und ruhig, zeigt er doch eine südländische Beweglichkeit und Lebendigkeit, wenn er bei Festlichkeiten von Branntwein und Tanz erregt ist, und nicht selten enden dieselben mit Schlägereien. Die K. haben unter

Kastagnetten (span. castañuelas), ein einfaches, in Spanien und Unteritalien verbreitetes Klapperinstrument, bestehend aus zwei Holzstückchen etwa von der Gestalt einer mitten durchgeschnittenen Kastanienschale, die mittels eines Bandes am Daumen befestigt und mittels der andern Finger gegeneinander geschnellt werden. Die K. gehören als unentbehrliches Charakteristikum spanischer oder neapolitanischer Tänze in unser heutiges Ballett.

Kastalia, in der griech. Mythologie eine Quellnymphe, Tochter des Acheloos, stürzte sich vor Apollons Verfolgungen in eine Quelle am Parnaß und zerfloß darin; s. Kastalische Quelle.

Kastalische Quelle, Quelle am Südabhang des Parnassos bei Delphi in Phokis, wenig östlich von dem Heiligtum, hat ihren Namen von der Nymphe Kastalia (s. d.). Mit dem Wasser dieser Quelle wuschen und besprengten sich die Wallfahrer, und nach der Fiktion der römischen Dichter verlieh es dichterische Begeisterung. Ihr heutiger Name ist nach einer unmittelbar darüber liegenden, in den geglätteten und mit Nischen versehenen Fels gehauenen Kapelle Hagios Joannes. Unterhalb derselben sprudelt aus der zu einem großen, viereckigen Bassin ausgehauenen Felswand die Quelle hervor.

Kastamuni, Hauptstadt des gleichnamigen türk. Wilajets in Kleinasien, am Gök Irmak, mit dem alten Stammschloß der Komnenen (daher ihr Name Castra Comneni, verderbt in K.), hat 36 Moscheen, 4 Derwischklöster, Gerberei, Baumwollweberei und Druckerei, Färberei, Handel mit Wolle ꝛc. und 40,000 Einw., worunter nur einige Hundert Griechen und Armenier. In der Umgegend viel Kupfer; die ehemals berühmte Kupferschmiederei ist aber ganz verfallen.

Kastanie (Hornwarze), beim Pferd eine längliche ovale, flache Hornmasse an der vordern Extremität an der medialen Seite des Vorarms über der Fußwurzel und (viel kleiner) am hintern Fuß dicht unter der medialen Fläche des Sprunggelenks. Die K. ist ein rudimentärer Hornschuh für das Großzehenglied, welches jedoch ganz in der Haut hängt, da die dazu gehörigen Mittelfußknochen und Phalangen völlig fehlen.

Kastanienbaum (Castanea *Mill.*), Gattung aus der Familie der Kupuliferen, Bäume und Sträucher mit großen, abwechselnden, ganzrandigen oder gezahnten Blättern, verlängertem, ährenförmigem, männlichem Blütenstand, in welchem die Blüten in Knäueln stehen, und dichtblütigen, weiblichen Kätzchen. Die Fruchthülle ist mit stechenden Borsten besetzt und schließt zwei oder drei glatte, auf der einen Seite konvexe, auf der andern flache Früchte ein. Echter K. (Kästenbaum, Maronenbaum, C. vulgaris *Lam.*, C. sativa *Mill.*, C. vesca *Gärtn.*), ein schöner, großer Baum, welcher ein bedeutendes Alter und kolossale Dimensionen erreicht (K. des Ätna: 60 m Umfang), hat 16—24 cm lange, länglich-lanzettliche, stachelspitzig gesägte, etwas lederartige, glänzende Blätter und große, kurz und plötzlich zugespitzte, braune, matt glänzende Früchte. Der K. stammt vielleicht aus dem mittlern Asien, bildet aber in ganz Südeuropa, selbst noch diesseit der Alpen, auch in Nordafrika waldartige Bestände. In Norddeutschland reifen die Früchte nur in günstigen Jahren, doch pflanzt man den Baum häufig auch nur des schönen Laubes halber und zwar in mehreren Varietäten. Das Holz, mit sehr zahlreichen Markstrahlen, ist schön weiß oder hellbraun, sehr feinfaserig, höchst geschmeidig, weich und leicht und gilt als ungemein dauerhaft. In Frankreich und England dient es zum Land- und Schiffbau, auch als Tischler- und Drechslerholz und in Weingegenden zu Fässern; das Wurzelholz gibt sehr geschätzte Masern. Die Früchte (Kastanien, Maronen, vielleicht nach der Stadt Kastana in Thessalien benannt) sind süßlich, mehlig und kommen in großer Menge aus Italien (Savoyen, Piemont), Frankreich (Vivarais, Forez, Dauphiné, Poitiers, Tours, Périgueux) und Tirol (Bozen, Meran, Roveredo) in den Handel. Auch die Rheinpfalz (Bühl bei Rastatt), die Bergstraße, Nassau ꝛc. liefern beträchtliche Mengen von geringerer Größe. Bei uns dienen sie, geröstet oder gekocht, mehr oder minder als Delikatesse, in Italien und Frankreich aber bilden sie ein Volksnahrungsmittel und geben treffliche Viehmast. Sie enthalten: 1,7 fettes Öl, 0,4 Zucker, 30 Stärke, 8,2 Eiweißkörper, 16 Cellulose, 1,47 mineralische Stoffe, 48,7 Wasser. Man muß sie trocken und vorsichtig aufbewahren, da sie leicht schimmeln und von Würmern angegangen werden, auch im Frühjahr leicht keimen. C. americana *Raf.*, dem vorigen sehr ähnlich, mit etwas überhängenden Blättern, in den Vereinigten Staaten, und der strauchförmige C. pumila *L.* (Chineapin), in den mittlern und südlichen Staaten Nordamerikas, sowie C. argentea auf Java liefern ebenfalls eßbare Früchte. — Wilder K., s. v. w. Roßkastanie (Aesculus Hippocastanum).

Kastanien, brasilische, s. Bertholletia.

Kastanienkümmel, s. Carum.

Kastanienpilz, s. Boletus.

Kaste (v. portug. casta, »Geschlecht«, Übersetzung des ind. dschâti, »Stand«), zuerst gebraucht von den Eroberern Ostindiens unter Albuquerque, dann in Europa angenommen zur Bezeichnung einer Gesellschaftsschicht, die sich streng durch Sitte und Gesetz von jeder andern abgesondert hält, ohne daß eine nähere Berührung, Vermischung oder ein Aufsteigen aus den niedern in die höhern gestattet wäre. Da nach dieser Gesellschaftsordnung die Kinder unabänderlich in der mütterlichen K. verbleiben, so ist der individuellen Entwickelung hierbei schon durch die Geburt eine unüberstiegliche Schranke gezogen. Das Kastensystem, wie es heutzutage noch in einzelnen Teilen Indiens und Polynesiens zu Recht besteht, ging ursprünglich, wie man annimmt, überall aus kriegerischen Umwälzungen in den betreffenden Ländern hervor, indem sich die siegreiche Partei zur herrschenden K. aufwarf und die bisherigen Bewohner des Landes zu Untergebenen, Besitzlosen und Leibeigenen machte. Wiederholte Eroberungen desselben Landes führten dann zur Bildung weiterer Kasten, denen durch eine tyrannische Staatsordnung verschiedene Berufsarten zugewiesen wurden. Hiernach wird naturgemäß die Kriegerkaste, denen der Herrscher und der Adel zugehörten, ursprünglich zumeist den obersten Rang eingenommen haben, denen die Kasten der Gelehrten, Priester, Kaufleute, Gewerbtreibenden und Handarbeiter untergeordnet waren; aber in solchen Fällen, wo der erobernde Staat eine hierokratische Verfassung besaß, wie z. B. im alten Ägypten (s. d.), nahm die Priesterkaste den obersten Rang ein, und ihr gehörte der Landesherrscher an. Befand sich im Gegenteil der unterworfene Teil im Besitz einer höhern Bildung, die der Sieger annahm, so mußten Gelehrten- und Priestertum sich mit einer tiefern Stufe begnügen, wie die Raatiras auf Tahiti, welche von der herrschenden K. der Arii überragt werden, obwohl sie sich der Abstammung von den Göttern und ihres Umgangs rühmen. Die besitzlose unterste K., z. B. die Parias (s. d.) der Inder, stand den Sklaven nicht viel nach, und ihre bloße Berührung galt den höhern

Kasten bereits als verunreinigend. Infolge der durch Jahrtausende fortgesetzten Abschließung sollen in manchen Fällen innerhalb der einzelnen Kasten ethnologische Merkmale, Rasseneigentümlichkeiten u. dgl. bewahrt worden sein, so daß die Angehörigen derselben beinahe an die körperlich verschiedenen Kasten gesellig lebender Insekten (Ameisen und Termiten) erinnern, deren Zahl mitunter auf 5—10 (Königinnen, Krieger, Arbeiter, Aufseher, Männchen ꝛc.) steigt. Die strengen Abschließungsverhältnisse ehemaliger Kasten haben sich in den Kulturländern meist bis zum Verschwinden gemildert, obwohl in Erbständen u. Adelsvorrechten noch ein Nachklang jener alten Staatseinrichtungen gefunden werden kann. Über Einzelheiten s. Ägypten, Ostindien ꝛc.

Kasteiung (im 16. Jahrh. noch Kestigung, v. lat. castigatio, „Züchtigung"), Bezeichnung für freiwillige Entbehrungen und Leiden, die man zur Beschränkung der Sinnlichkeit übernommen; vgl. Buße und Fasten.

Kastel, 1) (Castellum Trajani, auch Kassel) Stadt in der hess. Provinz Rheinhessen, rechts am Rhein und an der Linie Frankfurt a. M.-Wetzlar-Lollar der Preußischen Staatsbahn, Mainz gegenüber und mit diesem durch eine feste Straßenbrücke verbunden, bildet einen Teil dieser Festung, hat Portlandzement-, künstliche Dünger- und Gelatinefabrikation, Wein- und bedeutenden Holzhandel und (1885) mit Garnison (ein Pionierbat. Nr. 11, 2 Feldartillerieabteilungen Nr. 11 und ein Füsilierbat. Nr. 87) 7060 meist kath. Einwohner. Vgl. Mainz. — 2) Flecken, s. Kastl.

Kastell (lat., Diminutiv von castrum, „kleines Fort"), bei den Römern Name der in längern Befestigungslinien mit gewissen Zwischenräumen angelegten, meist viereckigen Schanzen, welche als Stützpunkte der Verteidigung dienten. Später bildeten sie in den eroberten Provinzen an den Heerstraßen in Mauerwerk ausgeführte kleinere, permanente Befestigungen, und im 3. Jahrh. wurden sie erweitert zu Waffenplätzen mit stehender Garnison, aus denen sich die deutschen Burgen entwickelten. Die zahlreichsten Überreste römischer Kastelle finden sich in den Rheinlanden.

Kastellan (lat. castellanus), im Mittelalter Bezeichnung desjenigen, dem eine Burg (castellum) zur Verteidigung überwiesen war. Er stand entweder unter dem Fürsten unmittelbar, oder unter einem Herzog; später änderte sich der Titel in Burggraf um. In Flandern und Frankreich waren die Kastellane (Châtelains) zugleich militärische Befehlshaber u. Staatszivilbeamte, welche über gewisse Bezirke gesetzt waren. Die Kastellane in Polen hatten ursprünglich die Aufsicht über die Burgen (grody) und die Gerichtsbarkeit; später befehligten sie bei allgemeiner Bewaffnung die Mannschaften ihrer Kreise. Seit dem 16. Jahrh. bildeten sie nebst den Woiwoden und Bischöfen den Senat oder die obere legislative Kammer (s. Polen). Jetzt ist K. Titel des Aufsehers über ein fürstliches Schloß oder ein andres öffentliches Gebäude, der in der Regel die Befugnis hat, den Fremden die Merkwürdigkeiten eines solchen zu zeigen.

Kastellaneiverfassung, die in Polen durch Boleslaw Chrobry (992—1025), den eigentlichen Schöpfer des Polenreichs, gegründete und den Grund der spätern Verwaltung des Reichs bildende Verfassung. Es wurden in den einzelnen Kreisen fürstliche Höfe und Burgen errichtet, wo die königlichen Beamten Recht sprachen, den Heerbann ordneten und ins Feld führten und die königlichen Güter und Einkünfte verwalteten. Diese Beamten hießen Kastellane und standen an der Spitze der sogen. Szlachta, d. h. der freien, adligen Grundbesitzer, welche für die eigentliche polnische Nation galten.

Kastellaun, Flecken im preußischen Regierungsbezirk Koblenz, Kreis Simmern, auf dem Hunsrück, 405 m ü. M., hat eine Burgruine, eine Simultankirche, ein Amtsgericht, eine Oberförsterei, besuchte Märkte und (1885) 1302 meist evang. Einwohner. K. entstand aus einer römischen Kolonie, war im 13. Jahrh. Residenz einer Nebenlinie der Grafen von Sponheim und wurde 1689 von den Franzosen niedergebrannt.

Kasten, Mehrzahl von Kaste (s. d.).

Kästen (Kesten), s. v. w. Kastanien; daher Kästenbaum oder Kastanienbaum (s. d.).

Kastenblau (Schilderblau), mit Hilfe von Realgar in der Kattundruckerei erzeugtes Indigblau; s. Zeugdruckerei.

Kastenfassung, diejenige Fassung der Edelsteine, bei welcher der sie umschließende Ring mit einem Boden (Kasten) versehen ist, welcher eine Metallunterlage für sie bildet, die man noch häufig mit einer Folie bedeckt, um die Farbe und Wirkung des Steins zu erhöhen, wogegen bei der à jour-Fassung der den Edelstein haltende Ring denselben auch nach unten frei erscheinen läßt.

Kastengeist (Kastenwesen), mit Bezug auf die indischen Kasten (s. Kaste) das auf strenge Absonderung und Abschließung der Stände gegeneinander gerichtete Streben.

Kastenguß, s. Eisengießerei, S. 473.

Kastengüter, veraltete Bezeichnung für Güter, die zum Kirchenvermögen („Kirchenkasten") gehörten und durch sogen. Kastenherren, Kastenmeister, Kastenvögte, Kastenschreiber verwaltet wurden.

Kastenkünste, in der Maschinentechnik, s. Paternosterwerke.

Kastigation (lat.), Züchtigung; Kastigator, Züchtiger, Tadler, Verbesserer; kastigieren, reinigen, verbessern.

Kastilien (span. Castilla), ein Teil Zentralspaniens, der durch eine Gebirgskette (s. Kastilisches Scheidegebirge) in die ehemaligen Provinzen oder Königreiche Altkastilien (nördlicher Teil) und Neukastilien (südlicher Teil) geschieden wird. Altkastilien (Castilla la vieja) umfaßt die größere Hälfte des nördlichen Tafellandes, die nördliche Hälfte des Iberischen und die westliche Hälfte des Kantabrischen Gebirges samt dem entsprechenden Teil der Nordküste, grenzt gegen N. an das Atlantische (Kantabrische) Meer, gegen O. und NO. an Biscaya, Alava, Navarra und Aragonien, gegen S. an Neukastilien und Estremadura, gegen W. an Leon und Asturien und zerfällt in die acht Provinzen: Palencia, Valladolid, Avila, Segovia, Soria, Burgos, Logroño und Santander (Genaueres s. d.). Der Flächeninhalt beträgt 65,807 qkm (1195 QM.). Die Bevölkerung zählt (1878) 1,654,495 Einw. Die hervorspringenden Züge des kastilischen Charakters sind ein unbegrenzter Stolz, Ehrenhaftigkeit, Aufrichtigkeit, Genügsamkeit, starres Festhalten am Alten und daher Gleichgültigkeit gegen Neuerungen, besonders gegen die Fortschritte der Industrie. Die Bewohner Zentralspaniens sind eben ein ausschließlich ackerbautreibendes Volk. Mit diesen Zügen verbindet sich ein ernstes, gemessenes, förmliches und schweigsames Wesen. Die Landbevölkerung lebt teilweise sehr zerstreut in Caserios und Weilern, besonders in den nördlichen und östlichen Provinzen.

Neukastilien (Castilla la nueva) grenzt gegen N. an Altkastilien, im O. an Aragonien und Valencia, gegen S. an Murcia und Andalusien, gegen W. an Estremadura und umfaßt den bei weitem größten Teil des südlichen Tafellandes. Es zerfällt in die fünf Provinzen: Madrid, Toledo, Guadalajara, Ciudad-Real und Cuenca und hat Madrid zur Hauptstadt. Das Areal beträgt 72,565 qkm (1318 QM.). Die Bevölkerung zählt (1878) 1,627,945 Einw. Die Neukastilier sind ein aus der Vermischung der Mozaraber (d. h. der von den Arabern unterjochten Westgoten) und der Spanier, welche sich nach der Besiegung und Vertreibung der Mauren hier niederließen, hervorgegangenes Mischlingsvolk. Sie sind ein kräftiger Menschenschlag, die Männer hager, aber muskulös, von mittlerer Größe, die Frauen meist voll und schlank, von großer Lebhaftigkeit und mit viel natürlicher Grazie begabt. Unter allen Zentralspaniern sind sie zugleich die talentvollsten und besitzen namentlich viel Mutterwitz. (Genaueres s. unter den einzelnen Provinzen.)

[**Geschichte.**] K., das alte Bardulien, das Gebiet des obern Ebro, von den zahlreichen Bergschlössern (castella) K. genannt, stand seit dem 8. Jahrh. unter der Herrschaft der Könige von Asturien und Leon, welche das Land durch eingeborne Grafen verwalten ließen. Fernan Gonzalez wird im 10. Jahrh. als erster Graf von K. genannt. Durch Aufstände gegen die Könige Ramiro II. (931—950), Ordoño III. (950—957) und Sancho I. (957—966) suchte er die Unabhängigkeit seines Landes von Leon zu erreichen, obwohl vergeblich. Sein Sohn Garcias Fernandez herrschte auch bis 1000 fast selbständig. Dessen Sohn und Nachfolger Sancho hinterließ die Herrschaft seinem Sohn, dem Grafen Garcias, und nach dessen Ermordung 1026 ging sie auf Sanchos Schwiegersohn, den König Sancho Mayor von Navarra, über, der bei seinem Tod (1035) K. seinem Sohn Ferdinand gab. Dieser besiegte am Carrion 1037 seinen Schwager, den König Bermudo III. von Leon, der in der Schlacht fiel, und vereinigte hierauf ganz Leon mit seiner bisherigen Herrschaft zum Königreich K., das unter Ferdinands Fürsorge und verständiger Regierung immer mehr zu Glück und Macht emporstieg. Er schlug in der Schlacht von Atapuerta 1054 einen Angriff seines neidischen Bruders Garcias von Navarra zurück, vereinigte das navarresische Gebiet auf dem rechten Ebroufer mit K. und erweiterte durch glückliche Kämpfe mit den Arabern die Grenzen seines Reichs beträchtlich nach Süden. Bei seinem Tode (1067) teilte er sein Reich unter seine drei Söhne, von denen Sancho II. K., Alfons Leon und Asturien, Garcias Galicien erhielt. Indes Sancho II. (1067–1072) vertrieb seine Brüder; nach seinem Tode durch Meuchelmord bemächtigte sich Alfons VI. (1072—1109), sein Bruder, des Reichs und teilte sich 1076 mit Aragonien in das Königreich Navarra. Er regierte mit Weisheit und Kraft und führte siegreiche Kriege gegen die Ungläubigen; nur verlor er 1080 in der unglücklichen Schlacht bei Ucles seinen einzigen Sohn, Sancho. Unter ihm wurde das römisch-hierarchische Kirchensystem auch in K. begründet. Seine Tochter Urraca vermählte sich nach seinem Tod mit Alfons I. von Aragonien, doch gereichte die Vereinigung beider Reiche zu einem Königreich Hispanien keinem zum Segen. Der kastilische Adel erhob sich endlich gegen die aragonische Herrschaft und rief Urracas Sohn erster Ehe, Alfons Raimundez, zum König aus. Nach langem blutigen Krieg wurden die Reiche 1127 wieder getrennt; K. mit Leon und Galicien wurde das Gebiet Alfons' VII. oder VIII (1127—57), welcher den Titel eines »Kaisers von Spanien« annahm und tapfer gegen die Araber focht. Unter seinen Söhnen und Nachfolgern wurde das kastilische Reich zerrissen, indem Leon, Galicien, Asturien und Navarra sich unabhängig machten. In K. folgte auf Alfons VII. Alfons VIII. oder IX., der Edle (1157—1214). Dieser hinterließ die Krone seinem elfjährigen Sohn Heinrich I., der jedoch schon 1217 verunglückte. Nun brachen wieder heftige Bürgerkriege aus, bis 1230 durch einen Vertrag Ferdinand III., Sohn von Heinrichs Schwester Berengaria und dem König Alfons IX. von Leon, als König von K. und Leon anerkannt und dabei festgesetzt wurde, daß beide Staaten in Zukunft ein einziges, unteilbares Reich bilden und die Erbfolge auf den ältesten Sohn und in Ermangelung männlicher Erben auf die weibliche Linie übergehen sollte. Ferdinand III., der Heilige (1230—52), war ein ebenso weiser Regent wie tapferer Feldherr; er eroberte 1236 Cordova, 1248 Sevilla und brachte das Land bis zur Südküste unter kastilische Herrschaft, ja sogar Granada in Lehnsabhängigkeit von K. Ihm folgte 1252—84 sein ältester Sohn, Alfons X., der Weise, der mit großer Freigebigkeit Künste und Wissenschaften unterstützte. Er bedrückte aber das Land mit neuen Steuern und erregte dadurch, daß er die Söhne seines erstgebornen Sohns, Ferdinand, vom Thron ausschloß und seinen zweiten Sohn, Sancho, zum Nachfolger bestimmte, einen Thronstreit, an dem sich namentlich Frankreich beteiligte, und der Kastiliens Macht bedeutend schwächte, das Volk verwilderte und den Adel zu Trotz und Überhebung verleitete. Unter Sancho IV. (1284—95) brach bereits eine Empörung der mächtigen Edelleute aus. Gegen den minderjährigen Ferdinand IV. (1295–1312), dessen legitime Geburt angezweifelt wurde, erhoben sich mehrere Prätendenten, und auch die Nachbarreiche suchten sich auf Kosten Kastiliens zu vergrößern; indes seine Mutter Maria de Molina, welche die Regentschaft führte, wußte diese Gefahren durch Weisheit und Standhaftigkeit zu überwinden. Neue Streitigkeiten brachen aus, als nach Ferdinands plötzlichem Tode die Krone an dessen zweijährigen Sohn Alfons XI. (1312—50) fiel; das Reich wurde durch diese innern Kämpfe völlig zerrüttet. Erst 1335 gelang es Alfons, durch Grausamkeit und Hinterlist der Empörungen Herr zu werden und durch die Bewilligung der Alcavala (einer Steuer) eine unabhängige Stellung zu gewinnen. Er eroberte darauf 1344 Algeziras und starb bei der Belagerung von Gibraltar 1350. Ihm folgte Peter der Grausame (1350—69), der durch seine Greuelthaten eine Erhebung seines Halbbruders Heinrich von Trastamara veranlaßte und 1369 von diesem bei Montiel geschlagen u. getötet wurde. Heinrich II. (1369—79) behauptete den Thron gegen Peters Schwiegersohn Johann von Lancaster und erwarb Biscaya. Sein Sohn Johann I. (1379—90) führte Krieg mit den Portugiesen und Engländern um den Besitz seines Throns, vertrug sich aber 1387 im Vertrag von Bayonne mit dem Haus Lancaster und 1389 mit Portugal. Ihm folgte der elfjährige Heinrich III. (1390–1406), dessen Minderjährigkeit Streitigkeiten über die Reichsverwaltung veranlaßte, die das Land furchtbar zerrütteten. Da erklärte sich der junge 14jährige König 1393 für mündig, vermählte sich mit Katharine von Lancaster und führte die Regierung selbst und zwar mit großer Energie. Unter ihm wurden 1402 die Kanarischen Inseln zuerst von K. besetzt. Nach seinem frühen Tod folgte Johann II.

(1406—54), anfangs unter der Vormundschaft seiner Mutter Katharina und des Infanten Ferdinand, nachherigen Königs von Aragonien, der die Regierung mit Gewandtheit und Energie führte, glücklich gegen die Araber focht (Sieg bei Antequera 1410), aber schon 1416 starb. Der glückliche Zustand von K. hatte nun seinen Endpunkt erreicht. Johann selbst, welcher sich im 13. Jahr für mündig erklärte, war ein schwacher und charakterloser Fürst, der ganz unter der Leitung seines allmächtigen Günstlings Alvaro de Luna (s. d.) stand. Das Mißvergnügen der Großen über seinen Einfluß rief 1439 eine neue Empörung hervor. Dieselbe ward zwar gedämpft und die Macht des Königtums verstärkt; als aber Luna eine Heirat zwischen dem König und der Infantin Isabella, Tochter des Infanten Johann von Portugal, gestiftet, verband sich diese Prinzessin mit den Mißvergnügten gegen den Günstling und bewirkte seine Hinrichtung. Der König war fortan ein Spielball aller Parteien. Charakterloser noch als er war sein Sohn und Nachfolger Heinrich IV., der Ohnmächtige (1454—74), der durch Verschwendung das Land zerrüttete und dem räuberischen Adel zügellose Freiheit ließ. In einem Krieg mit den Arabern eroberte Heinrich 1462 die wichtige Festung Gibraltar. Ein Günstling Heinrichs IV., Beltran de Cueva, galt allgemein für den Vater einer von der Königin gebornen Tochter, Johanna (Beltraneja). Als nun der König dieselbe zur Erbin seines Reichs erklärte, traten die kastilischen Barone, von Aragonien und Navarra unterstützt, gegen ihn auf und ernannten 1465 seinen elfjährigen Bruder, Alfons, auf einer Ständeversammlung zu Sevilla feierlich zum König. Den hierdurch hervorgerufenen Bürgerkrieg beendete 1468 Alfons' Tod. Heinrichs Schwester Isabella ward nun von den Verbündeten zur Königin ausgerufen, obwohl dieselbe die Krone während der Lebenszeit ihres Bruders ablehnte. Vergeblich suchte Heinrich seiner oben genannten Tochter Johanna die Succession zu verschaffen. Er starb 11. Dez. 1474, ein Reich hinterlassend, das die Greuel des Bürgerkriegs in grenzenloses Elend gestürzt hatten. Isabella, eine durch hohe Vorzüge des Geistes und Herzens sowie bedeutende Herrschertalente ausgezeichnete Frau, seit 1469 mit Ferdinand, König von Sizilien und Erben von Aragonien, vermählt, war durch Beschluß der Cortes Erbin von K. Der König Alfons V. von Portugal machte als Oheim und Verlobter der Johanna Beltraneja im Bund mit Frankreich allerdings einen Versuch, deren Erbrecht zur Geltung zu bringen, ward aber 1476 bei Toro gänzlich geschlagen und erkannte im Frieden von Alcantara 1479 Isabella als Königin von K. an. Da nun kurz zuvor (1479) Johann II. von Aragonien gestorben war, so erbte Ferdinand dessen Krone, und K. wurde mit Aragonien und somit ganz Spanien zu Einem Reich vereinigt. Vgl. Schirrmacher, Geschichte Kastiliens im 12. und 13. Jahrhundert (Gotha 1881).

Kastilischer Kanal, in Altkastilien (Spanien), verbindet Alar del Rey mit Valladolid, meist dem Lauf des Pisuergaflusses folgend, wurde 1832 beendet und ist für die Verbindung des Duerogebiets mit Santander sehr wichtig. Nach dem ursprünglichen Plan sollte er den Duero mit dem Ebro verbinden. Er ist 160 km lang, 11—56 m breit und bis 2,80 m tief.

Kastilisches Scheidegebirge, Gebirge in Zentralspanien, welches die ehemaligen Provinzen Alt- und Neukastilien trennt und zugleich die ganze Halbinsel in eine nördliche und südliche Hälfte teilt. Von N. steigt das Gebirge allmählich an, nach S. zu stürzt es steiler in die tiefer liegende Hochebene von Neukastilien. Es zerfällt in einen östlichen, einen mittlern und einen westlichen Teil. Die östlichen Sierren ragen anfangs mit völlig kahlen Kämmen nur wenig über das Plateau; weiter gegen W. steigen sie jedoch als Sierra de Guadarrama (s. d.) mit nackten Gipfeln, wild und mannigfach zerrissen auf und erreichen im Pico de Peñalara 2405 m Höhe. Hier ist das Scheidegebirge am schmälsten. Im mittleen Teil erweitert sich der schroffe, wildromantische Hauptzug, die Sierra de Gredos, durch die nördlich vorlagernden Bergketten der Paramera de Avila und Sierra de Avila. Die Sierra de Gredos enthält die höchste Erhebung des ganzen Gebirges, die Plaza de Almansor (2661 m). Den westlichen Teil des Scheidegebirges bildet die Sierra de Gata, ein ödes, wildes Gebirge mit rauhen Thälern (Las Batuecas, Las Hurdes), und als weitere Fortsetzung die Bergterrasse von Portugal, deren bedeutendster Zug die Serra da Estrella (s. d.) ist. S. Karte »Spanien«.

Kastl (Kastel), Flecken im bayr. Regierungsbezirk Oberpfalz, Bezirksamt Neumarkt, an der Lauterach, hat ein Schloß, eine kath. Pfarrkirche, eine ehemalige Benediktinerabtei (mit dem Grabmal Schweppermanns), ein Amtsgericht, Hopfenbau und 856 Einw.

Kastner, 1) Johann Georg, Musikschriftsteller und Komponist, geb. 9. März 1810 zu Straßburg, bezog 1827, um sich zum Theologen auszubilden, die Universität daselbst, betrieb nebenbei mit Eifer musikalische Studien und wandte sich endlich 1832, ermuntert durch die günstige Aufnahme seiner Oper »Die Sarmatenkönigin«, ausschließlich der Kunst zu. Seit 1835 in Paris lebend, wo er zunächst noch Reichas Unterricht genoß, gelangte er infolge seiner Leistungen bald zu hohem Ansehen, wurde Mitglied des Institut de France sowie Vizepräsident des Tonkünstlervereins und starb 19. Dez. 1867 daselbst. Seine Hauptwerke sind: »Traité général de l'instrumentation« (am Pariser Konservatorium als Lehrbuch eingeführt); »Théorie abrégée du contrepoint«; »Traité de la composition vocale et instrumentale«; sodann Schulen für Gesang, Klavier, Violine, Violoncello, Flöte, Oboe, Horn und andre Instrumente; umfassendere Anleitungen für das Saxophon und die Pauke; ein »Manuel général de la musique militaire« (mit einer historischen Abhandlung, 1848); »Parémiologie musicale de la langue française« (1866), eine Studie über die Musik im französischen Sprichwort (nebst einer symphonischen Kantate: »St-Julien des ménétriers«), u. a. Eine von ihm begonnene große »Encyklopädie der Musik« blieb unvollendet. Seine Kompositionen bestehen in mehreren Opern (»Beatrice«, »La Maschera«, »Le dernier roi de Juda« 2c.), Symphonien, Ouvertüren, Stücken für Harmoniemusik, Hymnen, Liedern u. a. Namentlich sind noch anzuführen: »La danse macabre«, ein Vokal- und Instrumentalwerk mit einer historischen Untersuchung über Totentänze im allgemeinen (1852); »Les chants de la vie«, ein Cyklus Männerchöre mit einer historischen Abhandlung über den Männergesang (1854); »Les chants de l'armée française«, Soldatenlieder, wieder mit einer historischen Abhandlung (1855); »Les cris de Paris«, eine humoristische Vokal- und Instrumentalsymphonie mit einer Untersuchung über die Straßenrufe von Paris seit dem Mittelalter (1857); »La rêve d'Oswald ou les sirènes«, mit einer Abhandlung über die Sirenenmythen, den Schwanengesang 2c. (1858). Vgl. Ludwig, Joh. Georg K., ein elsässischer Tondichter (Leipz. 1886, 3 Bde.).

2) Eugen Friedrich, Physiker, Sohn des vorigen, geb. 10. Aug. 1852, zeigte schon in frühster Jugend ausgesprochene Anlagen für Mathematik und Physik und erlangte bereits in seinem 17. Jahr ein Patent für eine neue Anwendung der Elektrizität als bewegender Kraft. Seiner »Theorie der Schwingungen« folgte eine Untersuchung über die sogen. singenden Flammen (»Les flammes chantantes«, Par. 1875), über welchen Gegenstand er zwei Jahre zuvor einen sehr beifällig aufgenommenen Bericht an die Pariser Académie des sciences erstattet hatte. Die »singenden Flammen« werden durch Verbrennung von Leuchtgas in Glasröhren von entsprechend abgestufter Länge erzeugt, und auf Grund seiner Entdeckung des Prinzips ihrer Interferenz durch Anwendung je zweier, statt einer, Flammen gelang es K., ein eigentümliches musikalisches Instrument, von ihm Pyrophon (»Feuerorgel«) genannt, zu erfinden, dessen Töne sich in überraschender Weise der menschlichen Stimme nähern. Die Erfindung erregte, gleich dem auf denselben Grundsätzen beruhenden, von K. konstruierten »singenden Kronleuchter«, bei hervorragenden Musikern, wie Gounod, Berlioz, Liszt, lebhaftes Interesse. Mit der Untersuchung über die Anwendung der Elektrizität auf das Pyrophon beschäftigt, starb K. bereits 6. April 1882 in Bonn.

Kästner, 1) Abraham Gotthelf, Mathematiker und Epigrammatiker, geb. 27. Sept. 1719 zu Leipzig, widmete sich daselbst dem Studium der Rechte, daneben dem der Philosophie, Physik, Mathematik und insbesondere der Metaphysik. 1739 habilitierte er sich an der Universität zu Leipzig und hielt mathematische, philosophische, logische und juristische Vorlesungen, ward 1746 außerordentlicher Professor und folgte 1756 einem Ruf als ordentlicher Professor der Naturlehre und Geometrie nach Göttingen, wo er 20. Juni 1800 als Hofrat starb. Von seinen zahlreichen Schriften über Mathematik sind seine »Anfangsgründe der Mathematik« (Götting. 1758–69, 4 Bde.; 6. Aufl. 1800) hervorzuheben. Seine »Geschichte der Mathematik« (Götting. 1796–1800, 4 Bde.) ist im einzelnen ein scharfsinniges Werk, doch fehlt ihr der umfassende Überblick der Gesamtheit der mathematischen Wissenschaften. Am bekanntesten machten K. seine »Sinngedichte«, die zuerst ohne seine Bewilligung 1781 zu Gießen erschienen und dem Verfasser durch ihren beißenden Witz und ihre scharfe Ironie auf verschiedene Persönlichkeiten viele Fehden zuzogen. Sie wurden später in seine »Vermischten Schriften« (Altenburg 1783, 2 Bde.) aufgenommen und erschienen auch in seinen »Gesammelten poetischen und prosaischen schönwissenschaftlichen Werken« (Berl. 1841, 4 Bde.) sowie neuerdings in Kürschners »Nationallitteratur«, Bd. 73 (hrsg. von Minor, Stuttg. 1883).

2) Viktor, siebenbürgisch-sächs. Dialektdichter, geb. 1826 zu Kerz in Siebenbürgen, studierte in Hermannstadt, trat dann bei der k. k. Finanzlandesdirektion in den Staatsdienst und starb 29. Aug. 1857. Er veröffentlichte: »Gedichte in siebenbürgisch-sächsischer Mundart«, mit hochdeutscher Übersetzung und einer Einleitung: »Über Volkssprache und Mundarten« (Hermannst. 1862), worin die Naivität und Gemütlichkeit der siebenbürgischen Sachsen mit vielem Glück zum Ausdruck kommt.

Kastor, Mineral, s. Petalit.

Kastor, Stern zweiter Größe in den Zwillingen, ein Fundamentalstern Bessels und zugleich Doppelstern; Umlaufszeit nach Thiele 253 Jahre, Distanz 5,6″.

Kastor und **Pollux,** s. Dioskuren.

Kastoria (im Altertum Keletron; türk. Kesrie), Stadt im türk. Wilajet Monastir, auf einer Halbinsel des runden, gleichnamigen Sees gelegen, an einem wichtigen Straßenknoten, Sitz eines Erzbischofs und eines Kaimakams, hat viele zweistöckige, oft mit orientalischem Luxus ausgestattete Häuser, lebhaften Handel (besonders mit Pelzwerk) und eine Bevölkerung von ca. 8000 Seelen. Von den Quartieren gehören drei den Osmanli, zwei den Juden, zwölf den Christen.

Kastorine, wollene, halbwollene oder baumwollene plüschartige Gewebe, auch s. v. w. ungeschnittener Seidenplüsch.

Kastoröl, s. v. w. Rizinusöl.

Kastradina, in Dalmatien und Montenegro geräuchertes Hammelfleisch, wird besonders in Njegus und Cettinje hergestellt. Montenegro exportiert jährlich K. von 150,000 Hammeln im Wert von nahezu ½ Mill. Gulden.

Kastrat (Hämmling, lat. Castratus, ital. Castrato), ein im Knabenalter der Mannheit Beraubter. Die Operation der Kastration, d. h. der Ausrottung beider Hoden, hemmt die geistige und körperliche Entwickelung, also auch das Mutieren der Stimme, und erhält dem Mann die Knabenstimme. Das mosaische Gesetz verbot die Kastration an Menschen wie an Tieren. Bei einigen asiatischen Völkern war sie dagegen in Gebrauch, wie z. B. die Priester der Kybele sich selbst mittels eines steinernen Messers oder scharfer Scherben entmannen mußten. Bei den Griechen war sie in der frühern Zeit nicht gebräuchlich, später aber fand sie besonders bei den kleinasiatischen Griechen Eingang. Bei den Römern verboten Cäsar, Domitian, Nerva und Konstantin d. Gr. die Kastration; im oströmischen Reich aber ward sie besonders unter Justinian sehr gebräuchlich, und christliche Fanatiker, wie z. B. Origenes, nahmen sie aus übertriebenem asketischen Eifer an sich selbst vor. In den mohammedanischen Ländern dienen Kastraten (s. Eunuch) allgemein als Haremswächter. Das kanonische Recht verbietet die Kastration, und in mehreren päpstlichen Bullen wird sie bei Strafe des Kirchenbanns untersagt. Gleichwohl wurde sie in Italien behufs der Erzielung guter Diskantsänger häufig ausgeübt, und noch im 18. Jahrh. rechnete man mehr als 4000 Knaben, welche in Italien, namentlich im Kirchenstaat, jährlich kastriert wurden; ja bis in die neuere Zeit gab es in Rom und allen großen Städten Italiens zahlreiche Kastraten, welche zur Messe sangen sowie in Opern und Konzerten auftraten. Die Stimme des Kastraten vereinigt mit dem Timbre der Knabenstimme die entwickelte Brust und Lunge des Mannes, so daß der Sänger endlos scheinende Passagen auszuführen und das messa di voce erstaunlich auszudehnen vermag. Auch nach Frankreich, England und Deutschland wurden die Kastraten mit der italienischen Oper eingeführt, bezogen zum Teil (zu Händels Zeiten) enorme Honorare, sind jedoch auch mit derselben verschwunden. In Dresden fungierten sie auch als Kirchensänger. Besonders berühmte Kastraten waren: Farinelli, Senesino, Cusanino, Ferri, Momoletto, Gizziello, Bernacchi, Caffarelli, Crescentini, Pacchierotti, Manzuoli, Marchesi, Salimbeni, Velluti. — In medizinischer Hinsicht wird die Hinwegnahme eines oder beider Hoden bei Menschen notwendig, wenn der Hoden der Sitz einer durch andre Mittel nicht zu heilenden Erkrankung, namentlich Geschwulstbildung, ist. Auch die Entfernung der häufig erkrankenden Eierstöcke wird als Kastration bezeichnet (s. Ovariotomie). Die Haus-

tiere werden zu ökonomischen Zwecken häufig kastriert. Wird die Operation bei männlichen Tieren in der Jugend ausgeführt, so nähern sich dieselben mehr dem Typus der weiblichen Tiere; sie sind leichter ernährungs- und mastfähig, zahmer und verträglicher; auch das Fleisch wird zarter und schmackhafter. Ältere Hengste kastriert man, um sie ruhiger und zur Arbeitsleistung geeignet zu machen. Männliche Schafe und Schweine sind am bequemsten im ersten halben Jahr, männliche Kälber im zweiten Jahr zu kastrieren. Von den weiblichen Schweinen ist die Operation nur bei den groben Rassen zweckmäßig, bei welchen die Funktion der Eierstöcke stark entwickelt ist. Die Mastung junger Hähne und Truthähne wird durch die Kastration (das Kapaunen) wesentlich gefördert. Vgl. Ableitner, Die Verschneidung (Kastration) der Haustiere (Brem. 1879).

Kastri, 1) Dorf auf der griech. Halbinsel Morea, Nomos Argolis und Korinth, der Insel Hydra gegenüber und an der Stelle des alten Hermione (s. d.). — 2) Dorf im griech. Nomos Phthiotis und Phokis, an der Stelle des alten Delphi (s. d.).

Kastrieren (lat.), verschneiden, der Mannheit berauben; s. Kastrat.

Kastries, Ort, s. Alexandrowsk 2).

Kastriota, Georg, s. Skanderbeg.

Kastro (Kastron, »Burg«), moderner Name für die Hauptorte mehrerer griechischer Inseln, an dessen Stelle jetzt meist der Name der letztern selbst getreten ist, so auf Mytilene, Lemnos, Samothrake, Melos, Chios u. a.

Kastrop, Flecken im preuß. Regierungsbezirk Arnsberg, Landkreis Dortmund, an den Linien Herne-Dortmund und Herne-Marktlinden-Dortmund der Preußischen Staatsbahn, hat eine katholische und eine evang. Kirche, 2 Bahnhöfe, ein Amtsgericht, jährliche Pferderennen, eine große Steinkohlengrube und Koksfabrik, eine Dampfmahl- und eine Dampfsägemühle, Ziegelbrennerei und (1885) 3724 meist kath. Einwohner.

Kastro-Plaka, Stadt, s. Plaka.

Kastropp, Gustav, Dichter, geb. 30. Aug. 1844 zu Saalmünster in Kurhessen, widmete sich zuerst der Musik und war 1874—78 als Lehrer an der großherzoglichen Orchesterschule zu Weimar thätig. Seit 1879 lebte K., ausschließlich litterarischer Thätigkeit gewidmet, abwechselnd in Graz, Düsseldorf, Hannover, Stuttgart, bis er sich 1883 dauernd in Darmstadt niederließ. Außer einer lyrischen Rhapsodie, »König Elfs Lieder« (Stuttg. 1875), versuchte sich der Dichter hauptsächlich im ernsten Drama und im großen Epos. Seinen Trauerspielen »Helene« (Weim. 1875) und »Suleika« (Stuttg. 1876) ließ er das Drama »Dornröschen« (das. 1877) und die epischen Dichtungen »Kain« (das. 1880) und »Heinrich von Ofterdingen« (das. 1881) folgen, von denen namentlich die erstere, trotz ihrer vielfachen Anlehnung an Byron, sich durch lebendige Phantasie und eine gut festgehaltene elegisch-pessimistische Grundstimmung auszeichnet. Noch sind »Gnomenmärchen« (Stuttg. 1877) und ein mit R. Roltsch gearbeitetes Lustspiel: »Das vierblätterige Kleeblatt« (Leipz. 1879), zu erwähnen.

Kasualien (lat.), zufällige Umstände, Sachen ꝛc.; in der Kirchensprache geistliche Amtsverrichtungen, wie Taufen, Trauungen, Begräbnisse. Die bei solcher Gelegenheit gehaltenen Reden heißen Kasualreden oder Kasualpredigten.

Kasualismus (lat.), Zufallslehre, welche den Zufall, also das selbst Grundlose, als Grund des Begründeten gelten läßt. Kasualität, Zufälligkeit.

Kasuar (Casuarius *L.*), Vogelgattung aus der Ordnung der Kurzflügler und der Familie der Kasuare (Casuarinae), große Vögel mit gedrungenem Leib, kurzem, in der obern Hälfte nacktem, lebhaft gefärbtem, vorn mit einer oder zwei Klunkern geziertem Hals, einem aus einer Auftreibung des Stirnknochens bestehenden und mit einer hornartigen Masse bedeckten Helm, geradem, seitlich zusammengedrücktem, auf der Firste gewölbtem, vor der etwas übergekrümmten Spitze oben und unten gezahntem Schnabel, nahe der Spitze liegenden Nasenlöchern, kurzen Flügeln, welche statt der Schwungfedern fünf fahnenlose, Hornstacheln ähnliche Kiele besitzen, ohne Steuerfedern, mit kurzen, dicken, dreizehigen Füßen und langen Nägeln an den mittlern Zehen; an den Federn des Leibes stehen die kurzen, steifen Fahnenstrahlen weit voneinander entfernt und besitzen keine Seitenfasern. Von den neun Arten ist der Helmkasuar (Casuarius galeatus *Vieill.*, s. Tafel »Straußvögel«) fast 2 m hoch, schwarz, im Gesicht grünblau, am Hinterkopf grün, der Hals vorn violett, seitlich blau, hinten lackrot, der Schnabel schwarz, das Auge rotbraun, der Fuß graugelb. Er scheint auf Ceram beschränkt zu sein, hält sich beständig im Dickicht verborgen und weiß sich allen Nachstellungen zu entziehen. Er lebt einsam, nährt sich hauptsächlich von abgefallenen Früchten, Kerb- und Krebstieren und legt 3—5 grüne Eier auf ein Blätterbett, welche das Männchen in zwei Monaten ausbrütet. Auch die Führung der Jungen übernimmt das Männchen. Küchlein werden auf den indischen Inseln häufiger gefangen, lassen sich aufziehen, vollständig zähmen und haben sich in zoologischen Gärten auch fortgepflanzt. Der erste K. kam 1597 nach Amsterdam. Die Kasuare laufen mit wagerechter Haltung des Leibes ungemein schnell und gewandt. Sie erscheinen begabter als die Strauße, sind aber äußerst erregbar und höchst boshaft. Man füttert sie mit Brot, Körnern, Äpfeln; doch verschlingen sie auch junge Hühner und Enten. Über den neuholländischen K. s. Emu.

Kasuarineen, dikotyle Pflanzenfamilie von zweifelhafter Stellung im natürlichen Pflanzensystem, meistens zur Ordnung der Julifloren (Amentaceen) gerechnet, Sträucher und Bäume von schachtelhalmartigem Aussehen, mit quirlständigen, gegliederten Ästen, an Stelle der Blätter mit gezahnten, kurzen Scheiden und eingeschlechtigen, ein- oder zweihäusigen Blüten. Die männlichen bilden Ähren auf den Enden der Zweige, sind von zwei zu beiden Seiten stehenden Vorblättchen umgeben und bestehen aus einem vordern und einem hintern kleinen Perigonblatt und einem einzigen, das Zentrum der Blüte einnehmenden Staubgefäß mit zweifächeriger, der Länge nach aufspringender Anthere. Die weiblichen Blüten sind in Köpfchen an den Enden kurzer Zweige vereinigt, haben ebenfalls zwei stehenbleibende Vorblättchen, aber kein Perigon. Der zusammengedrückte, einfächerige Fruchtknoten enthält eine einzige, hängende Samenknospe und trägt einen ganz kurzen Griffel mit zwei fadenförmigen Narben. Die Früchte sind mit den verholzenden Vorblättchen zapfenartig vereinigt; es sind geflügelte Achenen mit endospermlosem Samen. Zu dieser vorzugsweise in Australien einheimischen Familie gehört nur die Gattung Casuarina *Rumph.* mit etwa 30 Arten. Vgl. Miquel, Casuarineae in »Prodromus«, Bd. 16.

Kasuistik (lat.), früher eine Wissenschaft, die sich mit den Grundsätzen beschäftigte, nach welchen schwere Gewissensfälle, die sogen. Casus conscientiae, beson-

ders wo eine Kollision der Pflichten eintritt, zur Beruhigung des Gewissens entschieden werden sollten. Die ersten Spuren der K., von Kant die »Dialektik des Gewissens« genannt, finden sich bei den Stoikern und den Talmudisten. Im Mittelalter teilte man die K., welche Zweifel und Bedenklichkeiten über den Glauben sowie die Frage nach der Pflichtmäßigkeit oder Pflichtwidrigkeit gewisser Handlungen zu lösen suchte, in drei Teile: eine philosophische K., welche nach den Moralgesetzen der Vernunft unter streitenden Pflichten für die höchste und unerläßlichste entschied, eine theologische oder religiöse K., welche die kirchliche Sittenlehre als göttliches Gesetz zu Grunde legte, und eine juristische K., welche (im Gegensatz zur dogmatischen Methode) nach den im Staat gültigen Rechtsgesetzen entschied, indem sie die nach der verschiedenen Beschaffenheit der Umstände modifizierte Anwendung derselben zu ermitteln suchte. Die bekannteste der kasuistischen Schriften des Mittelalters ist die »Summa« des Raimundus de Pennaforte. Besonders galten die Jesuiten als eifrige Kasuisten; Escobar, Sanchez, Busembaum u. a. stellten schwierige Kollisionsfälle auf und erteilten für dieselben spitzfindig ausgesonnene Ratschläge, welche nicht immer mit dem Sittengesetz harmonierten.

Kasulkoi, Fluß, s. Tschernaja.

Kasus (lat. casus), Fall, Ereignis, Zufall; besonders Fall in grammatischer Beziehung: Beugungsfall eines deklinierbaren Wortes. Wie alle grammatischen Kunstausdrücke, ist auch das lateinische casus die Übersetzung eines griechischen Originalwortes, nämlich ptosis (»Fall«), das Aristoteles einführte, der darunter aber noch ganz allgemein alle abgeleiteten Formen im Gegensatz zur Grundform verstand, daher z. B. auch die Zeiten des Verbums oder sämtliche von einer Wurzel abgeleitete Wörter bei ihm unter diese Kategorie fallen. Erst die Stoiker schränkten den Begriff des K. auf die Abwandlung der Hauptwörter ein. Auch die Unterscheidung zwischen dem Nominativ als »geradem K.« oder casus rectus und den übrigen K. als »schiefen K.« oder casus obliqui haben schon die Stoiker aufgestellt, wobei entweder das Bild eines bald aufrecht stehenden, bald sich zurückbeugenden Ringers, oder die verschiedene Neigung eines auf einer Ebene stehenden Stiftes auf dieselbe maßgebend war. Diese Ausdrücke und die alten Namen der einzelnen K. sind von der modernen Grammatik beibehalten, im übrigen ist aber die ganze Auffassung von dem Wesen, Gebrauch und der Anzahl der K. durch die Entdeckungen der vergleichenden Sprachforschung (s. Sprache und Sprachwissenschaft) wesentlich umgestaltet worden. Namentlich hat sich herausgestellt, daß die meisten Sprachen eine viel größere Anzahl von K. besessen haben müssen als Latein und Griechisch, und daß auch im Indogermanischen (s. Indogermanen) ursprünglich acht K. existiert haben müssen, die im Sanskrit und Zend noch insgesamt erhalten sind, nämlich: 1) Nominativ (»Nennkasus«), der das Hauptwort nennt, seinen Begriff bezeichnet, deutsch Werfall; 2) Genitiv oder Genetiv (»Erzeugungskasus«, eine falsche lateinische Übersetzung des griechischen Origi-

K. ganz passend als den bei den Verben des Verursachens stehenden K. bezeichnet), deutsch Wenfall; 5) Vokativ, deutsch Ausrufkasus, streng genommen gar kein K., sondern ursprünglich nur die nackte Stammform des Hauptwortes, die als Ausruf außer aller Beziehung zum Satz steht (im Griechischen und Latein fällt jedoch seiner Form nach der Vokativ vielfach, in den neuern Sprachen immer mit dem Nominatio zusammen). Die bisher genannten K. sind auch dem Griechischen und Deutschen eigentümlich, dagegen kommt 6) der Ablativ (wörtlich »Nehmekasus«) außer dem Sanskrit und Zend nur dem Latein zu. Er drückt außer dem Begriff der Beraubung auch den des Entfernens aus und steht im allgemeinen auf die Frage: woher? Wie dem Griechischen und Deutschen, gehen auch dem Latein ab 7) der Instrumentalis und 8) der Lokativ, die sich nur im Sanskrit und Zend vollständig erhalten haben. Ersterer steht auf die Frage: womit? letzterer auf die Frage: wo? Überreste von den drei zuletzt genannten K. haben sich indessen in allen indogermanischen Sprachen erhalten, namentlich in Gestalt von Adverbien, und ferner sind ihre Bedeutungen nicht verschwunden, sondern auf die übrigen K. übergegangen. Auf diese Weise sind in den meisten europäischen Sprachen sogen. Mischkasus entstanden, und zwar hat im Deutschen der Genitiv die Bedeutungen des Ablativs, der Dativ die des Instrumentalis, des Lokativs und teilweise auch die des Ablativs mit übernommen; ebenso sind die lateinischen und griechischen K. teilweise als Mischkasus anzusehen, und es erklärt sich so ein großer Teil der Bedeutungen der K. in diesen Sprachen. Welche Bedeutungen haben aber der Genitiv, Dativ und Akkusativ da, wo keine Einwirkung der übrigen, verloren gegangenen K. auf sie anzunehmen ist? Offenbar haben sie viel allgemeinere Bedeutungen als letztere, und zwar bezeichnet der Akkusativ das direkte Objekt eines Verbums und steht insofern in direktem Gegensatz zum Nominativ, der das Subjekt ausdrückt; doch steht der Akkusativ außerdem auf die Fragen: wie lange? wie breit? wie lang? und ähnliche, in denen das Verhältnis des Hauptwortes zum Zeitwort viel unbestimmter gelassen ist. Der Dativ ist der K. des indirekten, entferntern Objekts, steht aber hier und da, namentlich in Verbindung mit Präpositionen, auch auf die Frage: wohin? Der Genitiv ist der »adnominale« K., d. h. er wird von Haus aus und vornehmlich in Verbindung mit einem Hauptwort gebraucht, um die Zusammengehörigkeit mit demselben auszudrücken, z. B. das Haus des Vaters, der Sohn des Vaters; viel seltener steht er bei Verben, und man kann in solchen Fällen regelmäßig ein Hauptwort dazu ergänzen, z. B. Hungers sterben, s. v. w. den Tod des Hungers sterben. Was die Form der K. betrifft, so werden sie in allen Sprachen durch angehängte Endungen, die Kasusendungen, bezeichnet, von denen sich in manchen Fällen noch nachweisen läßt, daß sie einstmals selbständige Wörter waren. Auf spätern Sprachstufen fallen diese Endungen häufig ab, und die K. werden dann entweder durch Artikel und andre selbständige Wörter (der Frau, de la femme) oder bloß

priester die Herrschaft der Könige und Krieger vernichtet hatten, riß durch den Wegfall dieser mächtigen Geschlechter solche Unordnung ein, daß niemand seines Besitzes Herr war und die Erde in die tiefern Regionen des Urmeers zurücksank; da hielt sie K. mit seinem Schenkel noch auf. Die Erde bat ihn um Wiederherstellung des Königtums und nannte ihm die Erben einiger Krieger, welche sie noch am Leben erhalten habe. Diese wurden nun durch K. die Stammväter der neuen mythologischen Königsgeschlechter. Vgl. Muir, Original Sanskrit texts, Bd. 1, S. 447 ff. (2. Aufl., Lond. 1868).

Kat, im Mittelalter ein aus einem Baum gearbeitetes Fahrzeug der Nordländer; auch Name des zum Ankerheben dienenden Flaschenzugs (Talje).

Kat (Kath), s. Celastrus.

Katachrese (griech., lat. Abusio, »Mißbrauch«), rhetorischer Kunstausdruck, bezeichnet den Gebrauch eines Wortes in uneigentlicher Bedeutung (z. B.: »Das Schwert schläft in der Scheide«), besonders aber einen Verstoß gegen die Einheit eines vom Redner oder Dichter gebrauchten Bildes, indem derselbe entweder den bildlichen und den eigentlichen Ausdruck vermischt (z. B.: »Diese Säule des Staats wurde geboren 2c.«), oder aus einem Bild in ein andres verfällt (z. B.: »Laß nicht des Neides Zügel umnebeln deinen Geist«). Erscheinen dergleichen logische Ungereimtheiten in der gewöhnlichen Rede als verwerflich, so sind Katachresen, mit Einsicht und Geschmack angewendet, für den kühnern Stil der Poesie doch unentbehrlich und hier oft von großer Wirkung, wie unzählige Stellen der Dichter beweisen. Katachrestisch, uneigentlich gebraucht, mißbräuchlich.

Katafalk (ital. Catafalco, aus dem roman. catar, schauen, und ital. palco, Gerüst, zusammengesetzt, also s. v. w. »Schaugerüst«; franz. auch Chapelle ardente, lat. Castrum doloris), Trauergerüst oder Paradebett, welches beim Begräbnis berühmter Personen die aufgebahrte Leiche trägt und mit Blumenschmuck, Palmen sowie den Ehrenzeichen des Verstorbenen, Kandelabern bedeckt und umgeben ist. Seitdem die Leichen nicht mehr regelmäßig in die Kirche gebracht wurden, wo nach römischem Ritus vor der Beerdigung die Vigilie, das Requiem und Libera stattfanden, wird oft nur ein Scheingerüst zugerichtet und vom Geistlichen während des Totenamtes mit Weihwasser besprengt und mit Weihrauch umräuchert.

Katagamba, s. Katechu.

Katagogien (griech.), Gasthäuser der alten Griechen und Römer. An Orten, wo zeitweilig ein starker Fremdenverkehr stattfand, bestanden sie schon seit alten Zeiten. Zahlreich wurden sie in den Städten und an den Landstraßen, als nach Ausbreitung der Römerherrschaft weite Reisen von Beamten und Privaten immer häufiger wurden und die alte Sitte der Gastfreundschaft (s. d.) nicht mehr genügte. Sie luden schon durch Schilder, oft mit Tierbildern geschmückt, zu aller Bequemlichkeit »nach hauptstädtischer Weise« ein, leisteten aber nur Mäßiges.

Katagum, Hauptstadt der gleichnamigen nordöstlichen Grenzprovinz des Reiches Sókoto im Sudân, unweit des Komadugu, einer der festesten Orte der Gegend, mit doppelten Wällen und 8000 Einw.

Katakaustik (katakaustische Linie), s. v. w. durch [Brechung] erzeugte Brennlinie; vgl. Diakaustik

Katakolon, ein erst 1875 angelegter Hafenort auf dem gleichnamigen Vorgebirge des griechischen Nomos Achaia und Elis (Peloponnes), mit der 12 km entfernten Stadt Pyrgos durch eine Eisenbahn verbunden (Bahn nach Paträ, Korinth und Athen im Bau), mit (1879) 301 Einw.; nächst Paträ und Kalamata Hauptausfuhrplatz von Korinthen. Die Schiffsfahrtsbewegung betrug 1883: 131,000 Ton.

Katakomben (etymologisch noch unerklärt, vielleicht griech. kata kymbas, d. h. bei den Schluchten), unterirdische, in Felsen gehauene Begräbnisstätten. Die K. Ägyptens (griech. Hypogeia oder Syringes) finden sich noch erhalten an der libyschen Bergkette; die bedeutendsten sind die sogen. Königsgräber bei Theben. Die römischen und andern italienischen K. zeigen schmale und ungleiche Gänge (Krypten) sowie auch vielfach verschiedene Niveaus, nämlich 3–5 Stockwerke übereinander. Ihr ursprünglicher Name ist Coemeterium (s. d.). Je nach dem Namen des Besitzers jenes Grundstücks (area), worauf und unter welchem Grabstätten angelegt wurden, hieß das abgegrenzte Cömeterium, z. B. des Prätextatus 2c. Die einzelnen Gräber hießen locus oder loculus. Zuweilen liegen mehrere Gräber beisammen in einer sogen. Grabkammer (cubiculum oder crypta); häufig begegnet man einer bogenförmigen Nische über dem Grab (arcosolium. Bogengrab). Die meisten Gräber sind einfach horizontal in die Wände der die Grabkammern verbindenden Galerien dicht neben- und übereinander eingehauen und mit einer Steinplatte geschlossen, die Namen und sonstige Inschriften aufweist. Diese im weichen Tuffstein (tufa litoide und granulare) angelegten unterirdischen Gänge füllen die ganze Umgegend Roms aus und würden, der eine an den andern angefügt, gegen 1000 km betragen. Im 3. Jahrh. zählte die römische Christengemeinde nach der Zahl ihrer tituli oder Pfarreien 25 oder 26 derartige Friedhöfe unter der Erde, neben welchen es etwa noch 20 einzelne Grabstätten, die im Familienbesitz verblieben, gab. Jetzt kennt man 54 K., deren einzelne Gänge, aneinandergereiht, eine Länge von 876 km ausmachen. Wie bis zum 3. Jahrh. durch die Privatbesitzer der bezüglichen Grundstücke mit den Gräbern für letztere nach dem römischen Gesetz Sicherheit gegeben war, so später durch die Korporationen für Begräbnis (collegia funeraticia), deren Rechtsnormen die Christenheit benutzte, um dem Staat gegenüber bestehen zu können. Das jetzt unter der Kirche San Sebastiano liegende Cömeterium hieß man schon im 4. Jahrh. in catacumbas, wovon später der Name auf alle andern übertragen wurde. Alle Cömeterien liegen nach römischem Gesetz außerhalb der Stadtmauern, nicht, wie man früher glaubte, unterhalb der Stadt; die ältesten und wichtigsten sind diejenigen an der Appischen Straße, das Coemeterium Calixti und das Coemeterium ad catacumbas, gegenüber das des Prätextatus; an der Ardeatinischen Straße das älteste, nämlich das der Domitilla, und einige kleinere. Seit Konstantin d. Gr. wurden über den berühmtesten Cömeterien Basiliken erbaut, z. B. St. Peter, St. Paul, St. Laurentius, St. Agnes. Seit Ende des 4. Jahrh. kamen diese Kirchhöfe außer Gebrauch; sie wurden aus Begräbnisstätten Kultusstätten, und seit 756 übertrugen die Päpste die Leichen der Märtyrer in die Kirchen der Stadt

und Reichtum der Denkmäler hinter den römischen zurückstehen. Letztere reichen bis in das 2. Jahrh. zurück und enthalten die ältesten Zeugnisse christlicher Kunst. Die leichte, dekorative Verzierungsweise der Wandgemälde mit den Arabesken, dem guten Hirten etc. schließt sich jedoch noch ganz an die spätrömische Malerei an, nicht minder die hier und da mit meist rohen Reliefs geschmückten Sarkophage, Lampen, Gläser etc. Vor den Christen begruben schon die römischen Juden ihre Toten in K., und von ihnen nahmen auch die Christen diese Sitte an. Man hat bei Rom vier jüdische K. gefunden. Altchristliche K. im eigentlichen Sinn kommen weder in Frankreich noch in Deutschland und Österreich vor. Nur auf dem Cömeterium des heil. Eucharius bei Trier hat man eine unterirdische Begräbnisstätte (hypogeum) entdeckt, und ebenso dienten die Grotten in der Einsiedelei zu Salzburg zu altchristlichen Begräbnisstätten. Die Pariser K. sind ursprünglich Steinbrüche gewesen, welche schon seit römischer Zeit Kalkstein als Baumaterial lieferten und sich unter einem großen Teil der Stadt hinziehen. Erst seit 1786 wurden die auf eingegangenen Kirchhöfen ausgegrabenen Gebeine in die unterirdischen Gänge der Steinbrüche geschafft, welche danach den Namen K. erhielten. Während der Revolution wurden auch Leichen Hingerichteter und Gestorbener in die K. geworfen. Seit 1810 wurden die Gebeine und Schädel geordnet und an den Wänden befestigt, auch Kapellen aus den Knochen errichtet. Das Hauptwerk über die römischen K. ist de Rossi, La Roma sotterranea cristiana (Rom 1874—79, 3 Bde.), welches zugleich gelehrte Erörterungen über die Inschriften, Skulpturen u. Gemälde, ihren Stil und ihre Gegenstände enthält. Außerdem vgl. Perret, Les catacombes de Rome (Par. 1851—1856, 5 Bde.); Kraus, Roma sotterranea; die römischen K. (2. Aufl., Freiburg 1879); V. Schultze, Die K. von San Gennaro dei Poveri in Neapel (Jena 1877); Derselbe, Die K. Die altchristlichen Grabstätten, ihre Geschichte und ihre Monumente (Leipz. 1882); Roller, Les catacombes de Rome (Par. 1881, 2 Bde.); Armellini, Le catacombe romane (Rom 1880).

Katakustik (griech.), veralteter Ausdruck, s. v. w. Lehre von der Zurückwerfung des Schalles.

Katalauner (Catalauni, Catelauni), gall. Volksstamm in der jetzigen Champagne, mit der Hauptstadt Durocatalaunum (jetzt Châlons sur Marne). Die Umgegend hieß Campi Catalaunici (Katalaunische Felder), wo nach der gewöhnlichen Überlieferung 451 die blutige Schlacht zwischen Aetius und Attila stattfand.

Katalékten (griech.), gesammelte Bruchstücke oder unvollständige Überbleibsel alter Werke, insbesondere eine seit dem 4. Jahrh. n. Chr. bekannte Sammlung von 14 kleinern Gedichten, welche dem Vergil zugeschrieben werden.

Katalèktischer Vers, s. Katalexis.

Katalepsie (griech.), s. Starrsucht.

beim brachykatalektischen die letzte Dipodie um einen Versfuß verkürzt ist. Vgl. Vers.

Katalláktik (griech.), Wissenschaft vom Tausch, für Volkswirtschaftslehre gebraucht von Whately u. a., welche in der Volkswirtschaft nur einen Austausch von Wertobjekten erblickten.

Katalóg (griech.), im allgemeinen Verzeichnis, besonders ein Verzeichnis von Büchern, Manuskripten, Kunstsachen, Naturalien, Münzen, überhaupt von Sammlungen wissenschaftlicher oder Kunstgegenstände. Die Lehre von der Anlage und Einrichtung der Bücherkataloge bildet einen besondern Teil der Bibliothekwissenschaft (s. d.) wie der Bibliographie (s. d.). Es besteht jedoch ein wesentlicher Unterschied zwischen den Anforderungen, welche an Bibliothekskataloge und welche an bibliographische Arbeiten dieser Art zu stellen sind, ein Unterschied, der um so mehr hervorgehoben werden muß, als er nicht genügend beachtet zu werden pflegt. Bibliothekskataloge haben rein praktischen Zwecken, der Benutzung und des Betriebs einer Bibliothek, zu dienen, nicht bibliographischen Interessen. Über Handschriftenkataloge vgl. Handschrift. Katalogisieren, katalogieren, in ein Verzeichnis, einen K. bringen, danach ordnen, aufzählen.

Katalonien (span. Cataluña), span. Fürstentum, der nordöstlichste Teil der Pyrenäischen Halbinsel, grenzt nördlich an Frankreich, östlich und südöstlich an das Mittelmeer, südlich an Valencia, westlich an Aragonien, hat einen Flächeninhalt von 32,340 qkm (587 QM.) mit einer Bevölkerung von (1878) 1,749,710 Seelen und zerfällt in vier Provinzen: Lerida, Gerona, Barcelona und Tarragona (Genaueres s. unter den einzelnen Provinzen). Die jetzigen Katalonier (Catalanes) sind nüchterne, kluge, durchaus praktische Menschen, begabt mit Scharfsinn, Gelehrigkeit und körperlicher wie geistiger Gewandtheit, dazu von rastloser Thätigkeit, hohem Unternehmungsgeist und unermüdlicher Ausdauer. Neben diesen trefflichen Eigenschaften, zu denen noch persönlicher Mut, Nationalstolz, Freiheitssinn, Rechtschaffenheit u. Mäßigkeit zu zählen sind, finden sich als Schattenseiten im katalonischen Charakter: Jähzorn, Rachsucht, Trotz, Neid und namentlich Eigennutz. Die Katalonier unterscheiden sich von den übrigen Spaniern durch ihre Auswanderungslust, die als natürliche Folge ihres spekulativen Geistes erscheint; namentlich sind sie in fast allen Hafenstädten Nordamerikas vertreten. Dem Äußern nach sind sie von mittlerer Größe, aber kräftig, lebhaft und fröhlich. Sie zeigen eine große Vorliebe für Prozessionen und kirchliche Feierlichkeiten, ohne bigott zu sein. Selbst die gebildeten Stände sprechen unter sich meist den rauhen, dem Provençalischen verwandten katalonischen Dialekt, das sogen. Catalani, das sich während der Zeiten bildete, wo K. zum fränkischen Reiche gehörte, im übrigen noch jetzt Schriftsprache ist und eine nicht unbedeutende Litteratur besitzt (vgl. Hellferich, Raymund Lull und die Anfänge der katalonischen Litteratur, Berl

worbenen Grafen von Barcelona sich unabhängig zu machen, und es entstand die Markgrafschaft Barcelona oder das »Fürstentum K.«, welches als selbständiger Staat bis zur Vereinigung mit Aragonien durch die Vermählung der Erbin dieses Landes mit Raimund Berengar IV. von Barcelona (1137) bestand. 1479 wurde K. nebst Kastilien der spanischen Monarchie einverleibt. Doch behielt es seine ursprüngliche freisinnige Verfassung und verlor dieselbe erst durch Philipp V. nach dem spanischen Erbfolgekrieg, in welchem K. zu Philipps Gegner, Karl von Österreich, gehalten hatte. Vgl. Balaguer, Historia de Cataluña (Madr. 1885—87, Bd. 1—9).

Katalyse (griech. Katalysis), Auflösung; katalytische Kraft, nach Berzelius die Kraft, welche thätig ist, wenn Körper durch ihre bloße Gegenwart und nicht durch ihre Verwandtschaftskraft andre Körper zu Zersetzungen oder Verbindungen veranlassen, ohne selbst an diesen Prozessen teilzunehmen. Nach Mitscherlich soll die Oberfläche mancher Stoffe die Eigenschaft besitzen, das Entstehen und Zerfallen von Verbindungen zu veranlassen, ohne daß dieser Stoff selbst in die Verbindung eintritt. Nach Berzelius ist es die katalytische Kraft, vermöge welcher z. B. Schwefelsäure die Stärke in Zucker verwandelt, ohne selbst verändert zu werden, oder Mangansuperoxyd die Entwickelung von Sauerstoff aus chlorsaurem Kali bei einer Temperatur bewirkt, bei welcher das reine Salz sich noch nicht zersetzt. Nach Mitscherlich ist Schwefelsäure hier Kontaktsubstanz, und der Prozeß selbst heißt bei Berzelius K., bei Mitscherlich Zersetzung durch Kontakt. Man bezeichnet auch heute noch manche Prozesse, bei denen thatsächlich der eine der wirkenden Stoffe zuletzt unverändert sich wiederfindet, bisweilen mit obigem Namen, ohne dabei außer Augen zu lassen, daß der Vorgang selbst noch erklärt werden muß.

Katamaran, Doppelschiffchen der Südseeinsulaner.

Katamenien (griech., »das Monatliche«), s. v. w. Menstruation.

Kat' anthrōpon (griech., lat. ad hominem), der Fähigkeit des menschlichen Verstandes oder dem Verstand eines bestimmten Menschen gemäß.

Katapépsis (griechisch), vollständige Verdauung; katapeptisch, die Verdauung befördernd.

Kataphora (griech.), krankhaft tiefer Schlaf, Dauerschlaf, s. Schlafsucht.

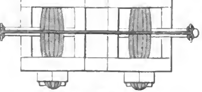
Kataphrakten (griech., »Gepanzerte«), bei den Alten eine Reitergattung, bei welcher Roß und Mann mit eisernen Schuppenpanzern vollständig bekleidet waren. Sie wurden meist aus orientalischen Völkern gebildet und mit Bogen bewaffnet und vorzugsweise gegen die Elefanten verwendet, zu welchem Zweck ihre Rüstungen an Schultern und Brust noch mit starken eisernen Stacheln versehen waren. — In der Chirurgie heißt Kataphrakt ein Verband bei Rippenbrüchen.

Kataplasma (griech.), Umschlag (s. Bähung); C. ad decubitum, aus Eichenrindenabkochung durch Bleiessig gefälltes und bis zur Breikonsistenz entwässertes, dann mit wenig Spiritus vermischtes gerbsaures Bleioxyd, wird gegen Wundliegen benutzt.

Kataplexie (griech., Schrecklähmung), der eigentümliche lähmungsartige Zustand, in welchen Tiere aller Art durch einen plötzlichen Schreck versetzt werden, von dem sie sich nur allmählich wieder erholen. Auch der Mensch kann gelegentlich vor Schrecken »kein Glied rühren«, namentlich bei plötzlichen Verwundungen (Wundschreck oder shok der Chirurgen); doch steigert sich bei ihm die Lähmung nur selten zur vollkommenen Starrheit, und in der Regel geht dieselbe schnell vorüber. Tiere dagegen, die man plötzlich ergreift und auf den Rücken oder die Seite legt oder an den Beinen aufhängt, werden nach den ersten fruchtlosen Fluchtversuchen alsbald unbeweglich, so daß man die Hand vorsichtig wegnehmen kann, ohne daß sie davonlaufen. Am frühsten war dies vom Huhn bekannt, welches man nach der Vorschrift des Jesuitenpaters Kircher zu binden pflegte und mit dem Schnabel an die Diele drückte, worauf man von dort einen Kreidestrich zog, den es angeblich für das Ende des Bindfadens hielt, mit dem es gebunden sei. Czermak, der von einem ähnlichen Experiment mit dem Flußkrebs gehört hatte, den man »magnetisiert«, d. h. nach einigen Strichen auf den Nasenstachel stellt, untersuchte diese Erscheinung zuerst näher, fand, daß sich die meisten Vögel ähnlich verhalten, und glaubte, daß sie dabei in einen eigentümlichen Zustand von Schlaftrunkenheit (Hypnotismus) verfallen, aus dem sie erst nach 5—15 Minuten erwachen. Preyer zeigte jedoch, daß diese Tiere nicht schlafen, vielmehr aus großer Angst und Aufregung, die sie durch Zittern und Keuchen verraten, in einen lähmungsartigen Zustand verfallen, der wahrscheinlich auf eine Erregung von Hemmungszentren zurückzuführen ist, infolge deren die willkürlichen Bewegungen aufhören, während der Blutstrom aus den Hautgefäßen zurück- und, wie es scheint, auf die Eingeweide gedrängt wird. Preyer zeigte ferner, daß diese Zustände sich fast bei Tieren aller Klassen hervorrufen lassen. Das Zum-Stab-Werden der Uräusschlange, wenn man sie am Hals faßt, welches die ägyptischen Zauberer noch heute, wie zu Moses' Zeiten, zeigen, gehört vermutlich ebenso wie die Lähmung der durch den Schlangenblick »bezauberten« Vögel hierher. Je weiter man im Tierreich hinabsteigt, um so leichter und andauernder tritt diese Lähmung ein. Frösche oder Tritonen, die man mit der Pinzette oder einer Schlinge am Bein oder Schwanz faßt und aufhängt, werden sogleich starr und sterben nach Verlauf eines halben bis ganzen Tags, ohne ihre Gliederstellung geändert zu haben. Auch das »Sichtotstellen« kleiner Käfer, wenn sie ergriffen werden, gehört wahrscheinlich hierher. Vgl. W. Preyer, Die K. und der tierische Hypnotismus (Jena 1878). — In der Medizin ist K. das Erstarren des Körpers durch Schlagfluß; kataplektisch, vom Schlagfluß getroffen.

Katapult (lat., griech. Katapeltes), armbrustähnliches Torsionsgeschütz der Alten. Seine Konstruktion war im wesentlichen folgende: zwei Bündel von starken Sehnen waren in mäßiger Entfernung vonein-

Fig. 1.

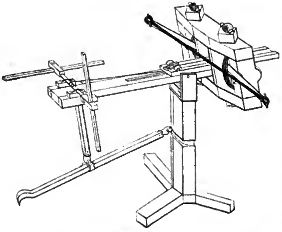


Spannkasten der Wurfgeschütze.

ander in einen aufrecht stehenden Rahmen aus festem Holz so eingespannt, daß sie durch Öffnungen in den beiden horizontalen Leisten (also in der obern und untern) hindurch gingen und oberhalb und unterhalb

derselben durch mitten hindurch gesteckte Buchsen und eiserne Spannbalzen gehalten und durch Drehungen derselben in starke Torsian gebracht werden kannten (Fig. 1). Aus der Mitte jedes Bündels ragte seitwärts, wie bei einer Armbrust, ein starker Balken, der durch den straffen Zug jener Sehnen in wagerechter Stellung gehalten wurde; die freien Enden

Fig. 2.

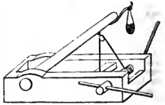


Katapult.

dieser beiden Halzarme waren durch eine starke Sehne miteinander verbunden. Beim Gebrauch der Wurfmaschinen wurden zunächst durch die Spannbalzen die Sehnenbündel angezogen und dann mittels Winden aber eines Flaschenzugs die Schußsehne nach hinten gezagen. Beim Laslassen derselben schnellten die hierdurch aufs äußerste gespannten Sehnenbündel die Arme der Maschine zurück und trieben mittels der Sehne das Geschaß hinaus (Fig. 2). Hinsichtlich der Geschaffe und der hiernach eingerichteten Bauart der Geschütze unterschied man zwei Arten van Katapulten: entweder wurden $^1/_3$—$1^1/_2$ m lange eisenbeschlagene Pfeile geschaffen, wabei diese in einer zwischen den beiden Sehnenbündeln liegenden Rinne liefen und van runden Sehnen getrieben wurden, aber man schleuderte Steine, Bleikugeln aber Balken, wabei die Sehne ihrem Zweck entsprechend bandfärmig war. In jenem Fall war die Richtung der Spannung und demgemäß auch des Schusses die harizantale und die hierzu gebrauchten Geschütze hießen Gradspanner (griech. Euthytana); im andern Fall geschah die Spannung in einem Winkel van 45°, fa daß auch die Flugbahn der Steine diesen Elevatianswinkel hatte, und hierzu gebrauchte man die Winkelspanner (griech. Palintana). Bei den Griechen ist alsa K. der gemeinschaftliche Name für beide Arten der Geschütze; die Römer gebrauchten dieses Wort nur für die erstere Art (neben der Bezeichnung Skarpian) und nannten die zweite Art der griechischen Katapulte Ballisten (s. d.). Die Wirkung dieser Geschütze, wenn sie auch nicht ganz unbedeutend war, läßt sich gleichwahl mit der der unsrigen nicht vergleichen. Die Euthytana gräßten Kalibers schaffen einen Pfeil bis 600 m und trieben ihn dann nach einige Zall in eine Halzwand ein, die Palintana vermachten einen 75 kg schweren Stein bis 400 m weit zu werfen. Van Archimedes wird freilich erzählt, daß er bei der Belagerung van Syrakus auf die römische Flatte Massen van 1200 Pfund schleuderte, und Philipp von Makedanien stellte bei der Belagerung van Ägina drei Batterien van Palintonen auf, welche Steinmassen van 1–8 Ztr. schaffen. — Die erste Anwendung der Katapulte finden wir um 400 v. Chr. in dem Krieg, welchen Dianysias van Syrakus mit den Karthagern führte; hierher, in das Vaterland des Archimedes, wird wahl auch ihre Entstehung zu setzen sein. Van hier verbreitete sich die Erfindung nach Griechenland, wa die makedanischen Könige Philipp und Alexander umfassenden Gebrauch van derselben machten. Wie überhaupt die Euthytona stets in überwiegend größerer Menge varhanden waren als die Palintana, sa hatte Philipp in seinem Heer 25 Geschütze van dieser und 150 van jener Kanstruktian, deren er sich namentlich bei Flußübergängen, Uferverteidigungen u. Angriffen auf Defilees bediente. Alexander ließ bei der Belagerung van Tyrus die Katapulte in graßartige Wirksamkeit treten. Viele Verbesserungen wurden an den Katapulten in der Diadochenzeit vargenammen, wa sie durch Demetrios Paliarketes die ausgedehnteste Verwendung fanden. Die Rämer lernten sie zu ihrem großen Schaden bei der Belagerung van Syrakus kennen und bedienten sich derselben seit dem zweiten Punischen Krieg.

Im Prinzip mit dem K. verwandt, in seinen Wirkungen aber wahl noch stärker ist der in der spätern Kaiserzeit aufgekommene einarmige K. (Tormentnm, »Tarsionsgeschütz«), wegen seiner Bauart auch Skarpian genannt (Fig. 3). Bei demselben ist nur

Fig. 3.



Einarmiger Katapult (Tormentum, Onager).

ein (ebensa wie beim zweiarmigen K. kanstruiertes) Sehnenbündel vorhanden, welches in einem Kasten aber zwischen zwei auf der Erde liegenden starken Bäumen harizantal ausgespannt ist, und aus dessen Mitte senkrecht nach aben ein langer, starker Balken ragt. Derselbe trägt an seinem abern Ende eiserne Haken, an denen eine Schleuder befestigt ist, die das Geschaß aufnimmt. Um zu schießen, wird der Baum mittels einer Winde hinterwärts in eine harizantale Lage gebracht und durch einen eisernen Balzen in derselben erhalten. Nach geschehener Ladung und Wegschlagung des Balzens schnellt der Baum nach

vorn; sobald er aber wieder in die senkrechte Lage gekommen ist, schlägt sein unteres Ende an ein Polster an, wodurch die Bewegung plötzlich gehemmt und die Steine aus der Schleuder geworfen werden. Der verbreitetste Name für dieses Geschütz war Onager (»Waldesel«). Vgl. Köchly und Rüstow, Griechische Kriegsschriftsteller (Bd. 1, Leipz. 1853); Marquardt und Mommsen, Handbuch der römischen Altertümer, Bd. 5 (das. 1878).

Katarakt (Katarrhakt, griech.), Wasserfall, besonders großer Flüsse, wie des Nils und Ganges, des Niagara in Nordamerika ꝛc. In der Technik heißt K. eine Vorrichtung bei gewissen Dampfmaschinen mit Klinkensteuerung, durch welche die Dampfwirkung oder die Leistung der Maschine geregelt wird, so daß der Dampfverbrauch und damit auch der Brennmaterialverbrauch genau nach der zu verrichtenden Arbeit zu- oder abnimmt, indem mit demselben die Zahl der Hübe bei gleicher Einheitsleistung eingestellt werden kann. Insbesondere sind die Wasserhaltungsmaschinen der Bergwerke mit Katarakten ausgestattet, um ihre Förderung mit den wechselnden Wasserzuflüssen in Übereinstimmung zu bringen. Hier besteht der K. aus einer kleinen Wasserpumpe, deren Kolben von der Hauptmaschine beim Niedergang mitgenommen wird, wobei er Wasser in seinen Cylinder saugt. Der Kataraktkolben ist aber beschwert und sucht das Wasser durch ein stellbares Ventil auszudrücken, wobei er sinkt und bei der tiefsten Lage ein Gestänge mitnimmt, welches die neue Dampfeinströmung in die Hauptmaschine öffnet. Indem nun der Wasseraustritt aus dem K., durch das stellbare Ventil geregelt, schneller oder langsamer erfolgt, dauert die Pause zwischen einem zum andern Hub kürzer oder länger. Eine Dampfmaschinensteuerung, welche in dieser Weise von einem K. abhängig gemacht ist, heißt Kataraktsteuerung, die Maschine selbst Kataraktmaschine. Übrigens ist der für den beschriebenen Apparat ganz unpassende Name von einer ältern, gleichem Zweck dienenden Vorrichtung hergenommen; diese bestand in einem Gefäß, welches durch einen nach Bedarf langsamern oder schnellern Wasserzufluß gefüllt wurde und, vollgelaufen, jedesmal umkippte, um dabei die Steuerung der Dampfmaschine auf Einlaß zu stellen.

Katarakta (griech.), grauer Star (s. d.).

Kataraktköpfe, s. Waschen.

Katarrh (v. griech. katarrhein, »herabfließen«), im allgemeinen diejenigen Entzündungen der verschiedenen Schleimhäute des Körpers, welche mit Absonderung von Schleim und Eiter auf der freien Schleimhautfläche einhergehen. Anatomisch gibt sich der K. zu erkennen durch Rötung (Blutüberfüllung) und Schwellung der Schleimhaut, welche mehr oder weniger durchfeuchtet erscheint, und deren Oberfläche mit einer Lage grauen, trüben oder glasigen Schleims, unter Umständen mit Eiter überzogen ist. Es findet dabei eine beschleunigte und massenhafte Abstoßung der Epithelzellen der Schleimhaut statt, welche sich mit dem Schleim, dem überreichlich gebildeten Absonderungsprodukt der Schleimhaut und ihrer Drüsen, vermischen. Unter Umständen erscheint der Schleim sehr verdünnt, wässerig durch reichliche Beimengung des aus den Blutgefäßen der kranken Schleimhaut stammenden Serums. Die Ursachen sind Reize vielerlei Art, namentlich oft Erkältung bei scharfen Ostwinden, Berührung mit reizenden Dämpfen, Jodgebrauch und sehr oft die Anwesenheit von krankheitserregenden Bakterien. Der K. verläuft bald akut, bald chronisch. Der chronische K. geht zwar auch mit mehr oder minder reichlicher Produktion eines oft sehr zähen und glasigen Schleims einher, aber die Schleimhaut erscheint dabei gewöhnlich nicht gerötet, sondern eher schiefergrau gefärbt. Die Katarrhe der verschiedenen Schleimhäute führen zum Teil besondere Namen, z. B. K. der Nasenschleimhaut oder Schnupfen, K. der Harnröhre oder Tripper, K. der Gebärmutter und Scheidenschleimhaut oder weißer Fluß ꝛc. Über Darmkatarrh s. Darmentzündung. Wenn man von K. schlechthin spricht, so versteht man darunter die leichtern akuten Entzündungen der Schleimhaut der größern Luftwege, des Kehlkopfes, der Luftröhre und ihrer Äste; s. Bronchialkatarrh. Höhere Grade von K., namentlich von Magendarm- und Bronchialkatarrh, treten unter Fieberbewegungen ein (Katarrhfieber, Febris catarrhalis). Am Tag ist der Kranke müde, zerschlagen und mehr zu Frost geneigt; gegen Abend kommt trockne Hitze, die von leichten Frostschauern unterbrochen ist. Tritt Schweiß danach ein, so folgt oft große Erleichterung. Der Appetit fehlt meist ganz, da auch Geschmack und Geruch gestört sind; der Stuhlgang ist oft verstopft. Der Kopf ist eingenommen, die Augen sind oft angegriffen. Ein lästiges Gefühl von Kitzel und Wundsein nebst Hitze und Trockenheit ist im Rachen, im Kehlkopf und in der Luftröhre vorhanden. Der Husten ist trocken, schmerzhaft, nachts besonders heftig in verschieden lange dauernden Anfällen; jeder etwas kältere Luftzug ruft ihn hervor. Der Auswurf ist anfangs dünnschleimig, schaumig, wird aber unter Nachlaß aller Symptome nach mehreren Tagen allmählich etwas fester und reichlicher, bis er zuletzt ganz dick, eiterähnlich wird (sputa cocta). Was die Behandlung der gewöhnlichen leichtern Fälle von K. anbetrifft, so ist warmer schleimiger Thee von Altheewurzel, Leinsamen, Wollkrautblume ꝛc. ein beliebtes und brauchbares Hausmittel. Zeigen sich die ersten Symptome eines Katarrhs, so kann man durch ein warmes Bad von 30° R., ein Dampfbad, einige Gläser heißen Punsches oder Grogs dem Ausbruch desselben zuvorkommen und die Erkrankung gleichsam abschneiden. Besonders zu beachten ist die Einatmung einer gleichmäßig warmen und feuchten Luft. Hautreize als ableitende Mittel, wie Blasenpflaster u. dgl., sind von zweifelhafter Wirkung. Morphium in kleinen Dosen lindert sehr häufig die Reizbarkeit der Bronchien und erleichtert den Husten. Ein epidemischer K. ist die Influenza (s. Grippe).

Katarrhfieber, s. Katarrh.

Katastaltikum (griech.), zurückdrängendes, hemmendes, besonders blutstillendes Mittel.

Katastasis (griech., Katastäse), in der epischen und dramatischen Poesie der Teil der Handlung, worin der in der Epitasis (s. d.) geknüpfte Knoten sich noch fester schürzt, um dann in der Katastrophe gelöst zu werden.

Kataster (ital. catastro, v. mittellat. capitastrum, »Kopfsteuerliste«; Steuerbuch, Steuerbeschreibung, Salbuch), das für direkte Steuern, insbesondere für Realsteuern aufgestellte Verzeichnis der amtlich gesammelten Thatsachen zur Feststellung der Steuersubjekte und Steuerobjekte und der ihnen gesetzlich aufzuerlegenden Steuerschuldigkeiten, insbesondere die für die Grund- und Gebäudesteuer angefertigte genaue tabellarische Beschreibung der Steuerobjekte (Grundkataster, Grundsteuerbuch, Grundsteuerrolle, Flurbuch), gesondert nach Gemarkungen, bez. Fluren und Hauptkulturarten mit Angabe der Größe, des Ertrags ꝛc.; Katasteramt, die mit der Führung (Evidenthaltung) der K., namentlich mit der Ab- und Zuschrift der Grundstücke und

der Grundsteuer in Besitzveränderungsfällen, beauftragte Behörde; **Katasterbeamter** (**Fartschreibungsbeamter**, **Katasterkontralleur**), ein bei dieser Behörde Angestellter. Da die ältern Flurbücher nur eine sehr dürftige Unterlage für die gleichmäßige Verteilung der Grundsteuer (s. d.) bildeten, so wurden in den meisten Staaten in neuerer Zeit umfassende Landesaermessungen aeranstaltet. Die einzelnen Parzellen wurden vermessen und kartiert, und auf Grund dieser amtlichen Unterlagen erfolgte dann die Eintragung (**Katastrierung**) der steuerpflichtigen Grundstücke (Planstücke, Plannummern) nach ihrem Flächengehalt in die K. der einzelnen Flurdistrikte. (**Parzellen-** oder **Parzellarkataster**, bei welchem im Gegensatz zum ältern Gutskataster Arrandierung und Besitzesverhältnisse zunächst unberücksichtigt bleiben.) An die Vermessung schlaß sich sodann die Ertragsschätzung. Dieselbe kann direkt für jedes einzelne Grundstück erfolgen, indem entweder der durchschnittlich mögliche Reinertrag desselben (**Ertragskataster**) oder der Steuerkapitalwert nach in bestimmter Zeit erzielten Kaufpreisen oder Pachtschillingen (**Wertkataster**) festgestellt wird, wobei allerdings auch das eine Verfahren sich auf das andre stützen und dasselbe ergänzen kann. Eine genaue Einschätzung ist praktisch nicht zu erzielen Aus diesem Grund begnügt man sich meist mit dem einfachern Verfahren, daß eine gewisse Zahl aon Bonitätsklassen aufgestellt wird. Für jede wird in einem bestimmten Schätzungsbezirk je ein Mustergrundstück ausgesucht und dessen Ertrag ermittelt. Hierauf werden die übrigen Grundstücke je nach Beschaffenheit und Lage in die Klassen eingeschätzt. Die nach diesen Grundsätzen ermittelten Steuerquoten werden in das K. mit eingetragen. Mit technischen Umwandlungen (Rodung, Entsumpfung, Auffarstung, Meliorierung 2c.), dann mit Verkehrsänderungen (Bahnbau, Wegebau) und sazialen Verschiebungen (Dichtigkeit der Bevölkerung 2c.) ändern sich auch die Grundlagen des Steuerkatasters. Um die Gleichmäßigkeit der Besteuerung zu sichern, müßten deshalb von Zeit zu Zeit Berichtigungen des Katasters vorgenammen werden; dach sind dieselben mit so aiel Umständlichkeiten und Kasten verknüpft, daß man sie möglichst meidet und sich damit begnügt, inzwischen nur gewisse Änderungen nachzutragen. Veranlagung und Fartschreibung der Gebäudesteuer (s. d.) ersalgen gewöhnlich in besandern Katastern. Zur Kantrolle der vorgeschriebenen Versicherung der Gebäude gegen Feuersgefahr werden zuweilen besondere Gebäudekataster (**Brandkataster**) geführt. Auch für andre zur Fortführung bestimmte Verzeichnisse ist der Ausdruck K. gebräuchlich, sa z. B. für die **Genossenschaftskataster**, d. h. die Mitgliederaerzeichnisse der Berufsgenassenschaften, welche im Deutschen Reich zum Zweck der Unfallaersicherung der Arbeiter gebildet sind. Vgl. »Gesetze und Verordnungen zum Handgebrauch für die Beamten der Katasterverwaltung« (Meschede 1876).

Katastrŏphe (griech., »Umwendung«), die unglückliche Folge einer entscheidenden Wendung (Peripetie) im menschlichen und gesellschaftlichen Leben; auch unglückliches und salgenschweres Naturereignis; insbesondere in der dramatischen Poesie die Entwickelung im Gegensatz zur Verwickelung, die Auflösung des im Varhergehenden geschürzten Knatens, wodurch die Entscheidung eines vorher ungewissen Schicksals eintritt. Diese Entscheidung darf aber nicht durch den bloßen Zufall aber das unmotiaierte Eingreisen einer äußerlichen Macht herbeigeführt werden (vgl. Deus ex machina), sondern muß sich aus dem Charakter des Helden und der Verkettung der aorgeführten Begebenheiten und Situationen mit innerer Notwendigkeit ergeben. Vgl. **Drama**, S. 113.

Katastrophentheorie, die von Cuvier, Agassiz und den meisten ältern Naturfarschern angenammene Lehre, daß die Lebewesen der Erde wiederholt durch Katastrophen aertilgt worden seien. Da hierdurch ebenso viele völlige Neubesetzungen der Erde mit neuen Wesen nötig wurden, so hat man die aornehmlich durch Lyell und Darwin gestürzte Lehre auch wahl scherzhaft als **Mäblierungstheorie** bezeichnet.

Katatonie (griech., **Spannungsirresein**, **Schlafsucht**), psychische Krankheit, welche sich aor den gewöhnlich angenammenen Farmen, wie Melancholie, Manie, Verrücktheit, Blödsinn, dadurch auszeichnet, daß der Reihe nach alle diese Farmen als Stadien vorkommen können, in entsprechender Weise, wie auch bei der von den Franzasen zuerst unterschiedenen »allgemeinen progressiven Paralyse der Irren« (dementia paralytica) verschiedene Zustände nach Art jener Farmen als aufeinander folgende Stadien beobachtet werden. Im Gegensatz zu dieser Paralyse der Irren, welche durch lähmungsartige Symptome charakteristert ist, sind bei den als K. zu bezeichnenden Krankheitsfällen krampfhafte Erscheinungen in mehr aber weniger entwickeltem Grad zu beabachten, als deren am meisten in die Augen fallende Form die wächserne Biegsamkeit, welche sonst nur als Symptom der Katalepsie bekannt ist, auftritt. Psychisch ist die K. charakterisiert durch aorwaltend melancholische Gemütsstimmung und entsprechende Wahnideen und Halluzinationen, besanders aber durch den Trieb, zu negieren und gegen jede aktiae und passive Bewegung zu opponieren, welcher Negatianstrieb schließlich in absoluter Schweigsamkeit und Regungslasigkeit mit Nahrungsverweigerung gipfelt. Die als Melancholia attonita oder stupida bekannte Krankheitsart ist nur ein in den zuletzt angeführten Symptomen besonders markant entwickeltes Stadium der K., in welchem die krampfartigen Symptame stets als wächserne Biegsamkeit beobachtet werden. Van der Paralyse der Irren unterscheidet sich die K. durch ihre im ganzen günstige Prognose und durch die viel längere Lebensdauer in den unheilbar gewordenen Fällen. Die meisten Tadesfälle bei der K. kammen durch Lungentuberkulase zu stande. Vgl. **Kahlbaum**, Die Katatonie (Berl. 1874).

Kate (Kathe, Kate, Katte, »Hütte«), Bezeichnung eines einzelnen Bauernhauses im Gegensatz zu einem geschlossenen Bauerngut. Die Eigentümer einer K., welche **Kot-** oder **Hintersassen**, **Kossaten**, **Kossäten**, **Halbspänner**, **Halbbauern**, **Hintersiedler**, **Kleinhäusler**, **Trapshäusler** genannt werden, gehören nicht zu den aollberechtigten Gemeindemitgliedern, indem sie keinen Anteil an der sogen. Allmande (s. d.) haben. Dieselben waren früher regelmäßig leibeigne (»eigne«) Leute, daher auch die Bezeichnung **Eigenkätner**. Vgl. **Bauer**.

Kate, 1) **Jan Jacab Ladewijk ten**, holländ. Dichter, geb. 23. Dez. 1819 im Haag, wurde 1845 Prediger bei der reformierten Kirche und lebt seit 1860 in Amsterdam. Er hat zahlreiche größere und kleinere Dichtungen veröffentlicht und sich auch besanders als Übersetzer aus den meisten europäischen Sprachen einen Namen gemacht. Der erste Band »Gedichten« erschien 1836; andre Sammlungen, wie »Rozen« (1839) 2c., falgten nach. Mit W. Prins veröffentlichte er dann unter dem Titel: »Braga«

(1842—44) eine Reihe Satiren gegen den litterarischen Geschmack der Zeit. Unter seinen größern Gedichten, die meist religiösen Inhalts sind und mehrfach in andre Sprachen übertragen wurden, sind besonders »De schepping« (»Die Schöpfung«, Utr. 1866; deutsch von Koppelmann, Brem. 1881), »De planeeten« (Arnh. 1869), »De jaargetijden« (»Die Jahreszeiten«, Groning. 1871) u. »Palmbladen en dichtbloemen« (Amsterd. 1884) zu nennen. K. besitzt eine große Herrschaft über die Sprache, und unter seinen Übersetzungen von Tasso, Goethe u. a. finden sich vorzügliche Arbeiten. Auch eine Anzahl geschätzter wissenschaftlich-theologischer Werke sowie »Italië; reisherinneringen« (Arnh. 1857) und »Nieuwe bladen uit het dagboek der reisherinneringen« (das. 1860—62) gab er heraus. Seine »Kompleete dichtwerken« erschienen in acht Bänden (Arnh. 1867).

2) Herman ten, holländ. Maler, geb. 16. Febr. 1822 im Haag, machte seine Studien bei Cornelis Kruseman in Amsterdam und vervollkommte dann seine koloristische Technik durch einen einjährigen Aufenthalt in Paris. 1849 kehrte er nach Amsterdam zurück und war eine Zeitlang hier thätig, bis er nach dem Haag übersiedelte. Er schöpft seine Stoffe teils aus dem 17. Jahrh., wobei er in der Wiedergabe der Kostüme ein glänzendes, sattes Kolorit entfaltet, teils aus dem holländischen Volksleben. Zur letztern Gattung gehören: ländliches Fest (1855), die Fischer von Marken (1857, im Museum zu Bordeaux), die unvermutete Alarmierung, die Spieler in der Schenke (1859); zu erstern: die calvinistischen Gefangenen unter Ludwig XIV., der Werber, die Degenspitze, die Pinselspitze, der Sieger und der Besiegte (Aquarell), die Wache (Aquarell), die Bürgergarde. K. hat sich besonders van der Helst zum Vorbild genommen, dem er sowohl in der Lebensfülle als in dem Reichtum des Kolorits nacheifert. Er hat auch tüchtige Porträte, unter andern das des Königs von Holland, gemalt.

Katechese (griech., Katechisation), mündlicher Unterricht, besonders derjenige, welchen die Kirche den Unmündigen erteilen läßt, um sie zur kirchlichen Mündigkeit heranzubilden; endlich auch der Religionsunterricht als einzelner Akt (s. Katechetik).

Katechet (Katechetes, Katechistes, griech.), in der ersten Zeit der christlichen Kirche derjenige, welcher den Katechumenen (s. d.) den Unterricht zu erteilen hatte. Daher die Katechetenschulen der alten Kirche, zumal in Alexandria, wo als Katecheten Pantänus, Clemens, Origenes, Dionysios u. a. wirkten. Gegenwärtig nennt man K. den Religionslehrer (vgl. Katechetik).

Katechetik (griech.), Lehre von der Kunst des mündlichen Unterrichts, neuerdings insbesondere vom religiösen Unterricht in fragender Form (erotematischer oder dialogischer Unterricht) gebraucht. Aus dem kirchlichen Altertum besitzen wir von hierher gehöriger Litteratur eigentlich nur die katechetischen und mystagogischen Lehrvorträge des Cyrillus von Jerusalem (s. d.) und Augustins Schrift »De catechizandis rudibus«, welche übrigens durchaus nur erwachsene Katechumenen im Auge haben. Religiöser Jugendunterricht dagegen stellte sich keineswegs etwa sofort mit Einführung der Kindertaufe ein, vielmehr begegnen wir erst in den spätern Zeiten des Mittelalters Anweisungen zur geschickten Handhabung der Kinderbeichte, wie überhaupt die Pädagogie des Beichtstuhls den mangelnden religiösen Jugendunterricht ersetzen mußte. Diesen ließen sich fast nur Sekten, wie Waldenser und Hussiten, oder die Brüderschaft des gemeinsamen Lebens angelegen sein. Das Zeitalter der Reformation war zwar reich an Katechismen, aber die Versuche, eine zusammenhängende und methodisch begründete K. zu geben, gehören der sogen. pietistischen Schule an, in welcher es auch Sitte wurde, neben dem Katechismus Bibeltexte katechetisch zu behandeln. Seit Mosheim wurde die K. fleißig bearbeitet und zwar zunächst im Sinn der sogen. religiösen Aufklärung. Man glaubte in den Unterredungen des Sokrates mit seinen jungen Freunden ein klassisches Vorbild der wahren katechetischen Methode zu besitzen, und seither gehört wenigstens das fragweise Verfahren, das Lehrgespräch, zu den herkömmlichen Anforderungen, die an den populären Religionsunterricht in Kirche und Schule gestellt werden. Darüber hinaus noch ging freilich die eigentliche Sokratik, welche vom Katecheten verlangte, daß er durch geschickte Fragen geradezu alle Erkenntnisse aus dem Befragten hervorlocken sollte. Als berühmte Meister dieser sokratischen K. galten ihrer Zeit J. F. Chr. Gräffe in Göttingen (1754—1816; »Die Sokratik«, 3. Aufl. 1798; »Lehrbuch der Katechetik«, 2. Aufl. 1805) und Dinter (s. d.). Pestalozzi bekämpfte die Einseitigkeit der Sokratiker, indem er hervorhob, daß man den Kindern vor allem etwas geben müsse und zwar in der dem kindlichen Fassungsvermögen angemessenen Gestalt wirklicher Anschauung, ehe man an die begriffliche Verarbeitung ginge. Aus dem Streit hat sich heutzutage im ganzen ein erfreuliches Einverständnis über die kombinierte Methode der K. entwickelt. Vgl. Palmer, Evangelische K. (6. Aufl., Stuttg. 1875); v. Zezschwitz, System der christlich-kirchlichen K. (2. Aufl., Leipz. 1872—74, 2 Bde.).

Katechin (Katechusäure, Tanningensäure) $C_{19}H_{18}O_8$ findet sich im Katechu, Gambir, im Waldmeisterkraut, bildet feine, weiße, seidenglänzende Kristalle, löst sich schwer in kaltem, leicht in heißem Wasser, in Alkohol und Äther, schmeckt etwas bitter adstringierend, schmilzt bei 127°, zersetzt sich leicht bei höherer Temperatur; die wässerige Lösung färbt sich beim Kochen an der Luft braun und fällt dann Leim. Es reagiert sauer, zersetzt aber nicht die kohlensauren Alkalien und bildet mit Basen keine konstanten Verbindungen.

Katechisation, s. v. w. Katechese (s. d.); katechisieren, als Katechet (s. d.) oder in katechetischer Weise unterrichten (s. Katechetik).

Katechismus (griech.), im allgemeinen ein in Fragen und Antworten abgefaßtes Lehrbuch für Anfänger, insbesondere dasjenige Buch, worin die Anfangsgründe der christlichen Religion, namentlich die Zehn Gebote, das apostolische Symbolum und das Vaterunser, für das Volk in Fragen und Antworten erklärt werden. Doch kann auf kirchlichem Boden diese Form keineswegs als ursprüngliches und begriffbestimmendes Merkmal gelten. Die ältesten deutschen Katechismen, darunter besonders der von dem Weißenburger Mönch Otfried (Mitte des 9. Jahrh.) verfaßte eine geschichtliche Bedeutung gewonnen hat, erklären bloß Vaterunser, Symbol und ähnliche im allgemeinen Kirchengebrauch befindliche Stücke. Nachdem Luther schon 1520 seine kleine Schrift »Eine kurze Form der Zehn Gebote, des Glaubens und Vaterunsers« herausgegeben hatte und, von ihm angeregt, verschiedene reformatorische Theologen, besonders Johann Brenz, Katechismen geschrieben hatten, hat Luther von der großen in Kursachsen gehaltenen Kirchenvisitation Veranlassung genommen, 1529 seine beiden Katechismen, den sogen. größern und

kleinern, in Druck zu geben. Der kleinere ist für das Volk, der größere hingegen für die Lehrer bestimmt, und namentlich ersterer ist unzählige Male aufgelegt und in fremde Sprachen übersetzt worden. Er zerfällt jetzt in die sechs Hauptstücke: die Zehn Gebote, die drei Artikel des christlichen Glaubens, das Vaterunser, die Taufe, das Amt der Schlüssel (erst nach Luther zum Teil aus einigen von ihm herrührenden Elementen gebildet), das Abendmahl, und in einen Anhang, der mehrere Gebete, die Haustafel und Fragstücke für Kommunikanten enthält. In der reformierten Kirche erschienen viele Katechismen, so zu St. Gallen 1527, zu Basel von Öcolampadius 1526, in Zürich von Leo Judä 1534, zu Genf 1537 (französisch) und 1538 (lateinisch) von Calvin, in Zürich von Bullinger 1555 ꝛc. und endlich der sogen. Heidelberger K. (s. d.). Neben diesem erfreute sich in der reformierten Kirche wenigstens früher eines großen Ansehens der (zweite) Genfer K., von Calvin 1542 französisch, 1545 lateinisch herausgegeben, von mehreren Generalsynoden der Reformierten in Frankreich als symbolisches Buch betrachtet und in der französischen Schweiz als öffentliches Lehrbuch eingeführt. In der englischen Episkopalkirche wird ein ganz kurzer K., der sogen. Church-Catechism von 1553 und 1572, gebraucht. In der presbyterianischen Kirche in England hat der Assembly-Catechism, auf Antrag der Synode zu Westminster 1643 abgefaßt, symbolisches Ansehen erlangt. Die evangelische Brüdergemeinde gebraucht fast ausschließlich das in kurzen Sätzen mit Bibelstellen abgefaßte Büchlein »Der Hauptinhalt der Lehre Jesu Christi« (Barby 1778). Die Socinianer erkennen den Catechismus Racoviensis als symbolisches Buch an, der auf einer von Faustus Socinus herrührenden Grundlage von Valentin Schmalzius und Hieronymus Moskorzowski ausgearbeitet wurde und in größerer und kleinerer Gestalt 1605, ursprünglich in polnischer Sprache, später auch in deutscher und in lateinischer Sprache, erschien. Die Quäker erhielten 1660 einen in Form eines Gesprächs zwischen Vater und Sohn und angeblich von ihrem Stifter Georg Fox geschriebenen K. und sodann 1673 einen von Robert Barclay (s. d.) verfaßten K., welcher aus lauter biblischen Stellen zusammengesetzt ist. In der katholischen Kirche genießt symbolisches Ansehen: »Catechismus Romanus ad parochos, ex decreto concilii Tridentini et Pii V. Pontificis maximi jussu editus et promulgatus«, welcher zuerst zu Rom 1566 erschien, den Erzbischof Leon Marino, den Bischof Egidio Foscarari und den Portugiesen Fr. Fureiro zu Verfassern hat und in vier Abschnitte zerfällt: apostolisches Symbolum, Sakramente, Dekalog und Gebet. Verbreiteter waren jedoch die beiden auf Befehl des Kaisers Ferdinand I. von dem Jesuiten Petrus Canisius (s. d.) verfaßten Katechismen, von denen der größere zuerst 1554 unter dem Titel: »Summa doctrinae et institutionis christianae« erschien, der kleine von 1566 aber in alle Sprachen übersetzt, in den meisten Schulen eingeführt, mehr als 400mal aufgelegt, endlich aber nach Aufhebung des Jesuitenordens von dem K. des Abtes Felbiger verdrängt wurde. Einen Neudruck von 14 der ältesten deutschen Katechismen enthält Mousangs »Katholische Katechismen des 16. Jahrhunderts« (Mainz 1881). In der griechischen Kirche ließ nach ausarbeiten. Eine Revision fand 1832 durch den Metropoliten Philaret von Moskau fast unter den Augen des Kaisers Nikolaus I. statt, worauf 1866 der jetzt gebrauchte K. (le catéchisme détaillé) zu Moskau erschien. Vgl. Ehrenfeuchter, Geschichte des K. (Götting. 1857).

Katechu, gerbstoffhaltige Extrakte von verschiedener Abstammung. Pegukatechu (Catechu nigrum, Cutch, Terra japonica, Cachou), das wässerige Extrakt aus dem dunkelroten Kernholz von Acacia Catechu *Willd.* (gelegentlich auch von A. Suma *Kurz*) in Indien, wird in Birma gewonnen, und man exportiert davon aus Rangun jährlich ca. 11,000 Tonnen. Es bildet eine dunkelbraune, etwas blasige, spröde, im Innern großer Blöcke oft weiche, nur in dünnen Splittern durchscheinende Masse, beklebt und durchsetzt mit Blättern und Spänen, und schmeckt zusammenziehend süßlich. In kaltem Wasser zerfällt es langsam zu einem weißlichen Haufwerk mikroskopischer Nadeln von Katechin, durchtränkt von einer dunkelbraunen Lösung, welche Katechugerbsäure und wenig Quercetin enthält. Mit 2 Teilen kochendem Wasser erfolgt vollständige Lösung, die sich aber beim Erkalten sehr stark trübt. Alkohol löst den größten Teil des K. K. wurde 1514 von Barbosa als Handelsartikel erwähnt; eine Beschreibung der Stammpflanze und der Darstellung des K. gab 1586 Sassetti, und bald darauf gelangte K. auch nach Europa. Um die Mitte des 17. Jahrh. erscheint es als sehr teure Drogue in deutschen Apothekertaxen. Claper schilderte 1680 den ungeheuern Verbrauch von Pegukatechu zum Betelkauen in Ostasien. In unserm Jahrhundert kam K. in größerer Menge nach Europa und wurde nun auch im Zeugdruck und gegen Kesselstein benutzt. Das Gambir (Gutta Gambir, Catechu pallidum, Katagamba, Terra japonica), das Extrakt aus den jungen Trieben von Uncaria Gambir *Roxb.* auf Sumatra, der Küste von Malakka und den benachbarten Inseln, bildet würfelförmige, 3 cm große, poröse, leicht zerreibliche, äußerlich matt rotbraune, innen hellgelbliche Stücke und besteht bis auf 14 oder 15 Proz. Unreinigkeiten fast ganz aus Katechin. Es schmeckt zusammenziehend bitterlich, hintennach süßlich und dient in Indien beim Betelkauen, in gröbern Sorten auch zum Gerben und Färben; in Europa wurde es erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts bekannt, seit 1819 aber hat es ungemein an Bedeutung gewonnen und wird jetzt in sehr großen Mengen über Singapur nach Europa gebracht und in der Färberei und Zeugdruckerei zur Erzeugung brauner und schwarzer Farben benutzt. Neukatechu ist ein europäisches gerbsäurehaltiges Extrakt aus Nadelhölzern.

Katechumenen (griech.), in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche die Juden und Heiden, welche ihren Übertritt zum Christentum erklärt, aber die Taufe noch nicht erhalten hatten. Im 3. und 4. Jahrh. ging nämlich der Taufe von Erwachsenen eine längere Prüfung und religiöse Erziehung derselben voran. Die K. waren nach Art der Grade in den alten Mysterien in verschiedene Klassen geteilt und durften nur der Vorlesung des Evangeliums und der Epistel im Gottesdienst beiwohnen (Missa Catechumenorum, Katechumenenmesse, vgl. Messe), mußten sich aber entfernen, wenn die Spendung des heiligen Abendmahls begann. Gegenwärtig nennt

Katechupalme, s. Areca.

Kategorem (griech.), s. v. w. Kategorie.

Kategorie (griech.), der allgemeinere Begriff, worunter etwas gefaßt wird, Begriffsfach; in der Philosophie Name der höchsten Gattungsbegriffe (lat. Praedicamenta, Grund- oder Elementarbegriffe). Sie werden zuerst in der Philosophie der Peripatetiker aufgestellt als: substantia, quantitas, qualitas relatio, actio, passio, ubi, quando, situs, habitus. Kant suchte, statt der von Aristoteles empirisch aufgegriffenen Zehnzahl der K., dieser Lehre eine tiefere Begründung zu geben, indem er sich bemühte, zu beweisen, daß dieselben als Haupt- und Stammbegriffe des Verstandes dessen zwölf logischen Funktionen vollkommen entsprächen, und daß es mithin nicht mehr oder weniger solcher Begriffe als zwölf geben könne. Er gruppierte sie in vier Klassen: Quantität, Qualität, Relation und Modalität, deren jede drei Begriffe: Allheit, Vielheit, Einzelheit; Position, Negation, Limitation; Inhärenz, Kausalität, Wechselwirkung; Wirklichkeit, Möglichkeit, Notwendigkeit, umfaßt. Unter seinen Nachfolgern führte Herbart dieselben auf die ursprüngliche Vierzahl zurück, während Fichte, Schelling und Hegel dieselben zwar beibehielten, aber an die Stelle der Kantischen neue Ableitungsmethoden derselben treten ließen. Vgl. Trendelenburg, Geschichte der Kategorienlehre (Berl. 1846).

Kategōrisch (griech.), unbedingt, bestimmt (im Gegensatz von hypothetisch); daher kategorischer Imperativ, bei Kant (»Grundlegung der Metaphysik der Sitten«) das Sittengesetz, insofern es unabhängig von jedem andern Gebot und jeder andern Rücksicht gebietet und verbietet und ihm ohne Widerspruch Gehorsam geleistet werden muß.

Kategorisieren (griech.), in oder nach Kategorien (s. d.) teilen.

Kater, das Männchen der Katze (s. d.).

Katerscher Kreis, s. Theodolit.

Kat' exochēn (griech.), vorzugsweise (dem franz. par excellence entsprechend).

Kath (Kaad, Kat), s. Celastrus.

Katharer (Kathariſten), gnostische Sekten des Mittelalters, welche von Kleinasien über Griechenland, Illyrien, Bosnien nach Oberitalien und besonders dem südlichen Frankreich und dem westlichen Deutschland sich verzweigten. Der Name K. bedeutet »Reine«, weil sie die Rückkehr zur reinen Lehre Jesu forderten; gewöhnlich aber wurden sie bald wegen ihrer Herkunft aus der Bulgarei Bulgaren, woraus das französische Schimpfwort bougre entstand, bald zum Zeichen ihrer Verächtlichkeit, als Menschen aus der niedrigsten Volksklasse, nach der Pataria (s. d.) Patarenen oder Patariner, bald Publikaner, auch Paulicianer (s. d.), bald wegen ihrer Gutherzigkeit in Frankreich Gutmänner (Bons-hommes) genannt, wogegen der deutsche Ausdruck »Ketzer« auf Gazzari, die lombardische Form von Kathari, zurückweist. Alle K. hatten mehr oder weniger gnostisch-manichäische Ansichten über den Ursprung und die Natur des physischen und sittlichen Übels und übten im Zusammenhang damit strenge Askese, während das Bedürfnis der Ordnung und des Zusammenhalts mit der Zeit eine gegliederte Hierarchie in der Sekte einführte. Die Erlösung vom Übel erwarteten sie von möglichster Entsagung, daher sie die Ehe, irdischen Besitz, das Töten von Tieren und den Genuß von animalischen Speisen verwarfen. Die, welche sich dieser Bestimmung streng unterwarfen, hießen die Vollkommenen (perfecti), die übrigen die Gläubigen (credentes). Wie alle Sekten, behaupteten sie das Ideal der unsichtbaren Kirche zu verwirklichen. Ihre religiösen Gebräuche waren höchst einfach, die Predigt der Hauptteil des Gottesdienstes. Nachdem verschiedene kirchliche Missionäre ihre Bekehrung zur römischen Kirche versucht, erlag die Sekte endlich, bis auf wenige zerstreute Reste, seit den großen Albigenserkriegen (s. Albigenser) den Verfolgungen der Inquisition. Mit Unrecht hat man auch die Waldenser zu den Katharern gezählt. Vgl. Schmidt, Histoire et doctrine de la secte des Cathares (Straßb. 1849, 2 Bde.); Lombard, Pauliciens, Bulgares et Bons-hommes (Genf 1879); Steude in der »Zeitschrift für Kirchengeschichte« 1881.

Katharina (griech., »die Reine, Keusche«), weibl. Vorname. Zunächst Name mehrerer Heiligen:

1) K., nach der Legende Jungfrau in Alexandria, ward, da sie bei einem Opferfest des Kaisers Maxentius den Götzendienst für thöricht erklärte, in den Kerker geworfen. Fünfzig der gelehrtesten heidnischen Philosophen sollten sie widerlegen, allein sie gingen als Christen aus dem Kerker. Als sie auf ein mit Nägeln gespicktes Rad geflochten werden sollte, zerbrach dasselbe, und K. wurde daher enthauptet (307). Die katholische Kirche feiert ihr Gedächtnis den 25. November, die Philosophen und gelehrten Schulen verehrten sie als Patronin.

2) K. von Siena (Catharina Senensis), geb. 1347 zu Siena, Tochter eines Färbers, gelobte schon im achten Jahr ewige Keuschheit, lebte fast nur von Kräutern, Wurzeln und Früchten und trat in den Dominikanerorden, wo sie drei Jahre lang, außer in der Beichte, kein Wort sprach und sich vornehmlich der Armen- und Krankenpflege widmete. Durch ihre Beredsamkeit bekehrte sie die verstocktesten Sünder und bewog den Papst Gregor XI. zur Rückkehr von Avignon nach Rom. Sie rühmte sich des unmittelbaren Umgangs mit Christus, der sich mit ihr verlobt, sein Herz mit dem ihrigen vertauscht, sein Blut ihr zu trinken gegeben und die fünf Wundenmale ihrem Leib eingedrückt habe. Von Papst Urban VI. 1378 zur Herstellung des Kirchenfriedens nach Rom gerufen, starb sie daselbst 29. April 1380 und wurde 1461 heilig gesprochen. Ihre gesammelten Werke erschienen italienisch (Siena 1707 und 1713, 5 Bde.). Die Dominikaner sowie Siena verehren sie als Schutzheilige. Ihr Tag ist der 30. April. Vgl. Hase, Caterina von Siena (Leipz. 1864); Malan, Geschichte der heil. K. von Siena (deutsch, Regensb. 1874).

3) K., mit dem Beinamen die Schwedische, Tochter der heil. Brigitta, bewahrte, wiewohl vermählt, ihre Keuschheit, folgte ihrer Mutter nach Rom und zog sich nach deren Tod in das schwedische Kloster Wadstena zurück, als dessen Äbtissin sie 1381 starb. Sie ward 1474 kanonisiert; ihr Tag ist der 22. März.

4) K. von Bologna (Bononia), geb. 1413, trat in den dritten Orden des St. Franziskus und wurde später Vorsteherin des Klarissenklosters in Bologna, wo sie 1463 starb. Sie ward 1724 kanonisiert; ihr Tag (Todestag) ist der 9. März.

5) K. von Genua, Tochter des Vizekönigs Fieschi von Neapel, trat nach dem Tod ihres Gemahls in den dritten Orden des heil. Franziskus, widmete sich der Pflege von Pestkranken und starb 1510. Sie ward 1737 kanonisiert. Ihre Tage sind der 22. März und 22. Juli. Ihr Leben beschrieb Maralotti (1551).

6) K. Ricci, geb. 1522 zu Florenz aus altadligem Geschlecht, war bereits im 25. Jahr Priorin des Klosters Prato in Toscana, starb 1589 und wurde

später kanonisiert; ihr Tag ist der 13. Februar. Guastin veröffentlichte 50 ihrer Briefe (Prato 1848).

Katharina, Name zahlreicher Fürstinnen, von denen als die merkwürdigsten anzuführen sind:

[England.] 1) K., Königin von England, Tochter des Königs Karl VI. von Frankreich und der Isabella von Bayern, geb. 1400, vermählte sich 1420 nach dem Vertrag von Troyes mit Heinrich V. von England, dem sie einen Sohn, Heinrich VI., gebar, und begründete so die Ansprüche, welche dieser nach Karls VI. Tod auf Frankreich erhob. Nach ihres Gemahls Tod (1422) vermählte sie sich heimlich mit Owen Tudor, dem sie drei Söhne schenkte; durch einen derselben, Edmund, Grafen von Richmond, wurde sie Großmutter Heinrichs VII. Sie starb 1438.

2) K. von Aragonien, Königin von England, Tochter Ferdinands des Katholischen von Aragonien und der Isabella von Kastilien, geb. 1483, ward 1501 mit dem Prinzen Arthur von Wales, Sohn Heinrichs VII., vermählt; doch starb derselbe schon im folgenden Jahr vor der wirklichen Vollziehung der Heirat. Um die reiche Mitgift Katharinas nicht wieder herausgeben zu müssen, vermählte Heinrich VII. K. 1509 mit Dispens des Papstes Julius II. mit seinem zweiten, damals erst zwölfjährigen Sohn, dem nachmaligen König Heinrich VIII. Die Neigung zu Anna Boleyn bewog letztern jedoch 1529, beim Papst Clemens VII. auf Scheidung der, wie er nun behauptete, kanonisch nicht erlaubten Ehe mit seiner Schwägerin anzutragen, und da dieser, um Katharinas Neffen Karl V. nicht zu beleidigen, sich weigerte, ließ der König die Ehe 1533 durch die Geistlichkeit für ungültig erklären, womit der erste Schritt zur Losreißung Englands von Rom gethan war. K. lebte fortan eingezogen und starb 1536 in Kimbolton. Die Königin Maria die Blutige war ihre Tochter.

3) K. Howard, Königin von England, Tochter Edmund Howards und Nichte des Grafen von Norfolk, fesselte durch ihre Schönheit Heinrich VIII., der sich 1540 mit ihr in fünfter Ehe vermählte. Als eifrige Katholikin benutzte sie ihren Einfluß auf den König, um in England die Anhänger der Reformation zu verfolgen, wurde aber überwiesen, vor ihrer Verheiratung ein unzüchtiges Leben geführt und auch nach derselben mit einem frühern Geliebten Umgang gehabt zu haben, und deshalb 12. Febr. 1542 enthauptet. Dramatisch wurde das Schicksal Katharinas von Gottschall behandelt.

4) K. Parr, Königin von England, seit 1543 sechste Gemahlin König Heinrichs VIII., früher mit Lord Latimer verheiratet, war eine eifrige Protestantin. Nach des Königs Tod vermählte sie sich mit dem Admiral Thomas Seymour; starb 1549.

[Frankreich.] 5) K. von Medici, Königin von Frankreich, geb. 13. April 1519 zu Florenz, war die einzige Tochter Lorenzos von Medici, Herzogs von Urbino, und der Magdalena de la Tour d'Auvergne, und Nichte des Papstes Clemens VII. Teils im Kloster delle Murate in Florenz, teils am Hof daselbst erzogen, nahm sie an letzterm neben feinem Kunstgeschmack auch Vorliebe für Kabalen und Intrigen an. Franz I. von Frankreich ersah sich 1533 die 13jährige K. zur Gemahlin seines zweiten Sohns, des nachmaligen Königs Heinrich II., aus, wofür ihm Lorenzo von Medici eine bedeutende Summe vorschoß. K. hatte am französischen Hof zwischen der Herzogin von Etampes, der Mätresse Franz' I., und Diana von Poitiers, der Buhlerin ihres Gemahls, anfangs einen schwierigen Stand, wußte aber schlau es mit keiner von beiden zu verderben. Als K. nach zehnjähriger Ehe Kinder erhielt, wurde das eheliche Verhältnis etwas besser, und da sie sich bei den Liebeshändeln ihres Gemahls sehr nachsichtig bewies, so näherte sich derselbe ihr immer mehr und schenkte ihr später sogar ein unbegrenztes Vertrauen. Nachdem Heinrich 1547 den Thron bestiegen, wurde K. 1549 gekrönt und von ihrem Gemahl während seines Feldzugs nach Lothringen und Elsaß 1552 zur Regentin bestellt. Da nach dem Tod ihres Gemahls (1559) und ihres ältesten Sohns, Franz' II. (1560), ihr zweiter Sohn, Karl IX., noch minderjährig war, so ergriff K. selbst die Zügel der Regierung. Obwohl äußerst ehrgeizig, war K. doch zaghaft und unentschlossen und suchte deshalb mehr durch schlaue und listige Entwürfe, durch eine wechselvolle und den Umständen sich anpassende Politik als durch entschiedenes, festes und planmäßiges Handeln zu herrschen. Ihr beweglicher und klarer Geist, ihre gewandte Rede unterstützten sie in diesem Verfahren. Aus Abneigung gegen die übermächtigen Guisen, die Führer der katholischen Partei, näherte sie sich anfangs den Hugenotten und der dieselben leitenden Familie Bourbon; aber deren Herrschsucht und die Überzeugung, daß die große Mehrheit des französischen Volkes dem Katholizismus treu bleiben werde, machten sie bald zur leidenschaftlichen Gegnerin der Hugenotten. Als diese und zumal der Admiral Coligny nach dem Religionsfrieden von St.-Germain den König zu gewinnen suchten und damit Katharinas Herrschaft über denselben bedrohten, veranlaßte sie in ihrer Besorgnis die Verwundung des Admirals und dann die Pariser Bluthochzeit. In der That blieb Karl IX. ein Werkzeug in ihrer Hand. Bis nach Karls Tod (1574) ihr dritter Sohn, Heinrich III., aus Polen, wo er damals König war, zurückkehrte, um den französischen Thron einzunehmen, führte K. abermals die Regentschaft. Aber Heinrich III. entwand sich der Herrschaft seiner Mutter mehr und mehr, trat in völligen Gegensatz zu der nun eifrig katholischen Richtung der letztern und ließ endlich 1588 sogar die beiden Guisen zu Blois ermorden. Diese That, welche K. nach jeder Richtung hin für verderblich hielt, verschlimmerte die Krankheit, von der sie schon vorher befallen war: sie starb 5. Jan. 1589 in Blois. K. besaß eine große Neigung für Künste und Wissenschaften, bereicherte die Pariser Bibliothek mit wertvollen Handschriften aus Griechenland und Italien und baute die Tuilerien und das Hôtel de Soissons, an dessen Stelle man die Halle aux blés gesetzt hat, sowie viele Schlösser in der Provinz. Ihre beiden Töchter waren: Elisabeth, vermählt mit Philipp II. von Spanien 1559, und Margaretha, vermählt mit Heinrich von Navarra, nachmals Heinrich IV. Vgl. Alberi, Vita di Caterina de' Medici (Flor. 1838; deutsch, Augsb. 1847); Reumont, Die Jugend Caterinas de Medici (2. Aufl., Berl. 1856); Capefigue, Catherine de Médicis (Par. 1856); »Lettres de Catherine de Médicis« (hrsg. von La Ferrière, das. 1880–85, 2 Bde.).

[Rußland.] 6) K. I., Alexejewna, Kaiserin von Rußland, hieß eigentlich Martha und ward um das Jahr 1684 von Eltern niedern Standes in Litauen geboren. Bald verwaist, fand sie ein Unterkommen bei dem Propst Glück zu Marienburg in Livland, der sie mit seinen Kindern im protestantischen Glauben erziehen ließ. Dort heiratete sie 1702 einen schwedischen Dragoner, der indessen bald darauf ins Feld zog. Als Marienburg von den Russen eingenommen wurde (August 1702), ward Martha als Gefangene fortgeführt und lebte eine Zeitlang bei Menschikow. Bei diesem sah sie Peter d. Gr., nahm

sie zur Geliebten und bewog sie, 1703 zur griechischen Kirche überzutreten (wobei sie von ihrem Paten, dem Zarewitsch Alexei, den Namen K. Alexejewna erhielt). K. gebar dem Zaren von 1706 bis 1709 drei Töchter: Katharina, welche früh starb, Anna, später an den Herzog von Holstein vermählt und Mutter Peters III., und Elisabeth, später Kaiserin von Rußland, und mehrere Söhne, welche früh starben. K. wußte sich durch ihren Verstand, ihre Hingebung und ihre Nachsicht hinsichtlich der Liebeshändel ihres Geliebten dessen Gunst zu erhalten; die Verdienste, welche sich K. bei Gelegenheit des Feldzugs am Pruth 1711 erwarb, ohne daß darüber etwas Zuverlässiges im einzelnen bekannt wäre, festigten das Verhältnis zwischen Peter und K.; am (19. Febr.) 1. März 1712 ließ sich Peter formell mit K. trauen; 1724 fand ihre Krönung in Moskau statt, ohne daß damit auch Peters Absicht, sie zur Thronfolgerin zu ernennen, unzweifelhaft ausgesprochen worden wäre. Die Gerüchte von einer angeblichen Spannung zwischen den Ehegatten und von einem Liebesverhältnis zwischen K. und dem Kammerherrn Mons sind unzuverlässig. Als Peter 8. Febr. 1725 starb und noch ehe dessen Tod bekannt wurde, zogen Katharinas Günstlinge Menschikow, Bassewitz und Jagushinsky in der Eile alle Garden heran, und der Erzbischof von Pleskow, Theophanes, bezeugte, Peter habe auf dem Totenbett ihm erklärt, K. allein sei würdig, ihm in der Regierung zu folgen. So bestieg sie den Thron, der eigentlich dem noch unmündigen Enkel Peters, Peter (II.) Alexejewitsch, gehört hätte. Als Kaiserin überließ sie sich ganz dem Einfluß Menschikows, wußte aber durch Milde auch ihre Gegner zu gewinnen. Sie regierte im wesentlichen im Sinn Peters, eröffnete die Akademie der Wissenschaften, beschränkte die Macht des Senats durch Errichtung des Obersten Geheimen Rats und suchte sich durch Steuernachlässe beliebt zu machen. Aber Rußlands Ansehen in Europa war während ihrer Regierung unvergleichlich geringer als unter Peter d. Gr. Nachdem sie in ihrem Testament ihren Stiefenkel Peter II. zum Nachfolger ernannt hatte, starb sie 17. Mai 1727. Vgl. Mottley, History of the life and reign of Catherine I. (Lond. 1744, 2 Bde.); Arssenjew, Die Kaiserin K. I. (russ., Petersb. 1856); Kostomarow, K. I., in der Zeitschrift »Das alte und neue Rußland« (1877, Nr. 2); Brückner, Der Briefwechsel Peters d. Gr. mit K., in dem »Historischen Taschenbuch« 1880.

7) **K. II. Alexejewna, Kaiserin von Rußland**, Tochter des Fürsten Christian August von Anhalt-Zerbst, geb. 2. Mai 1729 zu Stettin, wo ihr Vater preußischer General und Gouverneur war. Auf Friedrichs II. Empfehlung von der russischen Kaiserin Elisabeth zur Gemahlin für deren Neffen und adoptierten Nachfolger Peter, Herzog von Holstein-Gottorp, ausersehen, begab sie sich mit ihrer Mutter im Februar 1744 nach Rußland, vertauschte bei ihrem Übertritt zur griechischen Kirche ihre Taufnamen Sophie Auguste mit den russischen K. Alexejewna und ward 1. Sept. 1745 mit dem zum russischen Großfürsten erhobenen Peter Feodorowitsch vermählt. Ihre Ehe war keine glückliche. Durch Geist und Bildung hoch über ihrem nur dem rohen Sinnengenuß ergebenen Gemahl stehend, sah sie sich von demselben mit Kälte und selbst mit rücksichtsloser Härte behandelt und von ihrer Umgebung mit Haß und Argwohn verfolgt. Trotzdem erlangte sie in den politischen Intrigen des Hofs bald maßgebenden Einfluß. Einst als Kaiserin auch wirkliche Herrscherin von Rußland zu werden, war ihr fester Entschluß. 1753 erlangte der stattliche, gewandte Graf Sergius Soltykow die Liebe der Großfürstin, welche, nachdem sie einmal die Schranken der Sitte überschritten, ihren Leidenschaften und ihren sinnlichen Trieben keinen Zügel mehr anlegte. Nach der Geburt des Großfürsten Paul (1754) und der Versetzung Soltykows als Gesandten nach Madrid wandte sie ihre Gunst dem polnischen Grafen Stanislaus Poniatowski, dann dem schönen und gutmütigen Grafen Gregor Orlow zu. Der lange erwartete Tod Elisabeths (Januar 1762) gab ihr endlich die Möglichkeit, ihre ehrgeizigen Pläne zur Ausführung zu bringen. Ihr Gemahl, der neue Kaiser Peter III., bedrohte sie in seinem leidenschaftlichen Haß mit Verbannung oder Kloster, zögerte aber mit der Ausführung. K. beschloß, ihrem Gemahl zuvorzukommen. Die Mißstimmung, die bald gegen dessen Regierung Platz griff, ward von K. noch absichtlich genährt und von ihrem Günstling Orlow und dessen Bruder Alexei eine Verschwörung eingeleitet, welche darauf hinausging, Peter III. zu einem Entsagungsakt zu nötigen und K. als Vormünderin ihres Sohns Paul und als Regentin auf den Thron zu erheben. Die Verhaftung eines Verschwornen drängte zur Beschleunigung der That. Von Orlow von ihrem Lustschloß Peterhof nach der Hauptstadt geführt, wußte K. daselbst in der Nacht des 9. Juli 1762 die Garde durch eine begeisternde Ansprache für sich zu gewinnnen, so daß dieselbe ihr als Kaiserin huldigte, während der in der Kasanschen Kirche versammelte Klerus die Erhebung der Großfürstin auf den Thron verkündigte. Um 10 Uhr morgens war die Revolution beendet und K. II. Kaiserin von Rußland, 33 Jahre alt, in der Fülle ihrer Schönheit und ihrer geistigen Entwickelung. Auf die Nachricht von diesen Ereignissen verlor Peter allen Mut und erklärte sich bereit, die Krone niederzulegen und sich nach Deutschland zurückzuziehen. Er wurde nach dem Schloß Ropscha gebracht und dort von einigen Verschwornen ermordet. Den Hauptanteil an der That (17. Juli 1762) hatte, wie es scheint, Alexei Orlow; der Mord geschah ohne Vorwissen Katharinas, welche übrigens in der ersten Zeit ernstlich an eine Vermählung mit Gregor Orlow dachte.

Die ersten 13 Jahre ihrer Regierung, solange ihr Verhältnis zu Orlow dauerte, der K. wahrhaft liebte und frei war von Selbstsucht, aber auch von Thatendrang und nichts that, um sich durch Kriegsruhm oder Anteil an den Geschäften seiner Geliebten ebenbürtig zu machen, waren segensreich, weil die neue Herrscherin den edlen Trieben ihres Geistes folgen konnte. Zugleich aber fehlte es in dieser Zeit nicht an allerlei Unruhen und Rebellionen. Die Kaiserin war unermüdlich thätig, ihre Kenntnisse über ihr Herrschergebiet zu vervollkommnen und für die Ordnung und Besserung im einzelnen zu sorgen, ohne doch den Überblick und die großen leitenden Gesichtspunkte aus dem Auge zu verlieren. Sogleich im ersten Jahr ihrer Regierung lud sie durch ein Manifest Ausländer zur Niederlassung in ihrem Reich ein und setzte (25. Juli 1763) zur Leitung dieser Kolonisationsangelegenheiten eine eigne Behörde nieder. Sie führte die Kuhpockenimpfung ein und gründete Armen-, Kranken- und Findelhäuser. Alle unter den frühern Regierungen zur Verbreitung und Beförderung der Kultur gegründeten Institute, wie die Navigationsschulen, die Anstalten zur Pflege der Wissenschaften und Künste, fanden an K. eine eifrige Beschützerin. Angehende russische Gelehrte und Künstler wurden zu ihrer Ausbildung ins Ausland gesandt, die geistlichen Seminare vermehrt und erwei-

tert, Gymnasien und Militärschulen errichtet, sogar 1783 eine russische Akademie zur Ausbildung der nationalen Sprache gegründet. Vor allem aber erwarb sich K. Verdienste durch Einrichtung von Volksschulen in allen bedeutendern Städten und in vielen kleinern Ortschaften, für welche die nötigen Lehrer in einem zu diesem Behuf (1778) gestifteten Oberschulkollegium gebildet wurden. Auch die Verfassung des Reichs und das Justizwesen erfuhren durch K. eine völlige Umgestaltung. 1769 erfolgte die Gründung einer neuen obersten Staatsbehörde, welche unter kaiserlichem Vorsitz der Mittelpunkt ward, von dem die bessere und zweckmäßigere Organisation der Reichsregierung ausging. Das ganze Reich ward in Statthalterschaften, Provinzen und Kreise eingeteilt und erhielt in seinen einzelnen Bestandteilen eine gleichförmige Verwaltung. Um dem sehr mangelhaften Justizwesen eine bessere Einrichtung zu geben, berief K., welche auch die Tortur beseitigte, unterm 14. Dez. 1766 durch ein Manifest rechtsverständige Abgeordnete aus allen Provinzen und verfaßte auch selbst eine Instruktion für die Kommission, welche beauftragt ward, den Entwurf zu einem allgemeinen Gesetzbuch für das ganze Reich auszuarbeiten. Der russische Handel und die russische Schiffahrt wurden nach dem schwachen Anfang, der unter der Kaiserin Elisabeth gemacht worden, neu begründet. Den innern Handel befreite K. von allen Hindernissen, die ihn bis daher erschwert hatten, und hob hierdurch auch die Landwirtschaft. Der auswärtige Handel war ein beständiger Gegenstand von Unterhandlungen und Verträgen mit andern Staaten. In der auswärtigen Politik ging K., obwohl von Durst nach Erfolg und Ruhm beseelt, mit Mäßigung vor. In Polen, das schon seit Peter I. gänzlich unter russischem Einfluß stand, setzte sie 1764 ihren Freund Poniatowski auf den Thron, schlug 1768 den Widerstand der Konföderation von Bar nieder und erklärte der Türkei den Krieg, weil dieselbe den Aufstand der Polen unterstützt hatte. Aber sie verstand sich 1772 zu einem Vertrag mit Preußen und Österreich, in dem sie diesen Mächten Westpreußen und Galizien überließ, für sich selbst Weißrußland und im Friedensschluß mit der Pforte zu Kütschük Kainardschi (1774) das Land zwischen den Flüssen Dnjepr und Bug sowie die Städte Kinburn, Kertsch, Jenikale und Perekop in Taurien erwarb.

Nach Orlows Sturz (1773) wurde Gregor Potemkin (s. d.) ihr Günstling, den K. in den Tagen ihrer Thronerhebung zuerst gesehen, und der durch geschicktes Benehmen die Aufmerksamkeit und endlich die Neigung der Kaiserin zu erregen verstanden hatte. Sie ließ es geschehen, daß Potemkin trotz kolossaler Vergeudung und Prasserei bei einer Jahreseinnahme des Reichs von 50 Mill. Rubel in 16 Jahren ein Vermögen von 90 Mill. Rubel zusammenbrachte. Zugleich wußte Potemkin Katharinas Ehrgeiz für ausschweifende phantastische Ziele zu erhitzen und ihre auswärtige Politik unruhig und re- Landstrich bis an den Dnjestr hin, nachdem sie schon vorher (1790) den Krieg mit Schweden vorteilhaft beendigt hatte. Hierauf wandte sie ihre Waffen gegen Polen, das sich, der schwer auf ihm lastenden russischen Vormundschaft müde, 1791 eine neue, freisinnige Konstitution gegeben hatte. Im geheimen Einverständnis mit Preußen unterstützte sie die Gegner der neuen Ordnung, die Konföderierten von Targowiz, drang der Republik die alte Feudalverfassung mit Gewalt wieder auf und nahm in Gemeinschaft mit Preußen eine neue Teilung Polens vor, welche ihrem Reich in der Ukraine und in Litauen eine gewaltige Gebietsvergrößerung verschaffte. Die hierdurch hervorgerufene bewaffnete Erhebung des polnischen Volkes endete mit der Teilung des letzten Restes von Polen zwischen Rußland, Preußen und Österreich (1795). In die letzten Regierungsjahre Katharinas fiel der französische Revolutionskrieg. Obgleich K. diese Staatsumwälzung entschieden mißbilligte und (19. Febr. 1792) alle revolutionär Gesinnten aus den Grenzen ihres Reichs wies, so nahm sie doch an dem aus der Revolution hervorgehenden Kampf selbst keinen thätigen Anteil. Ihre geistige Begabung bewährte sich trotz ihrer sinnlichen Ausschweifungen und ihres leidenschaftlichen Ehrgeizes auch in den letzten Zeiten ihres Lebens. Sie stand in lebhaftem Verkehr mit den Encyklopädisten und modernen Philosophen Diderot, Holbach, d'Alembert, Grimm und vornehmlich mit Voltaire. Montesquieus Schriften zog sie zu Rate, als sie mit dem Plan umging, dem Reich ein neues Gesetzbuch zu geben. Diderot kaufte sie seine Bibliothek ab und lud ihn nach Petersburg ein. Der sachsen-gothaische Geschäftsträger, Baron Grimm, war von ihr beauftragt, ihr jede Neuigkeit auf litterarischem und artistischem Feld sofort mitzuteilen. Der russische Akademiker Pallas und andre Gelehrte mußten in Katharinas Auftrag Rußland in weitester Ausdehnung bereisen; Pallas' Reisewerk ließ sie in prächtigster Ausstattung drucken. K. starb 17. Nov. 1796 an einem rasch sich wiederholenden Schlaganfall. Ihr Nachfolger war ihr einziger Sohn, Paul I., der seine Mutter bitter haßte, weil sie ihm die ihm zukommende Herrschaft vorenthalten hatte. K. war nicht von hohem Wuchs, aber ihre majestätische Haltung, in Verbindung mit sorgfältig gewählter Toilette, verdeckte diesen Mangel. Die Festigkeit und Ruhe in ihren Gesichtszügen, selbst in den bedenklichsten Lagen, waren bewunderungswürdig; nie sah man sie erbleichen, nie erbeben, noch wanken oder einer Stütze bedürfen. Auch das treffende und kühne Wort, der vollendetste Ausdruck des Gedankens stand ihr stets zu Gebote. Sie liebte die Pracht, aber die geschmackvolle, weshalb sie dem steifen russischen Kostüm die französische Hofkleidung vorzog, die auch ihre Umgebung trug. Ihr Lieblingsstudium war die Geschichte. Wie gewandt sie die französische Sprache handhabte, beweisen ihre Briefe an Voltaire u. a. Obgleich ohne alle dichterische Begabung, schrieb sie doch sogar Dramen für die russische Bühne in Peters-

ner, K. II. (Berl. 1883). Eine große Anzahl von Briefen und andern Materialien zur Geschichte Katharinas erschien in den letzten Jahren in den historischen Zeitschriften: »Russisches Archiv«, »Rußkaja Starina«, »Magazin der Historischen Gesellschaft« ꝛc.

[**Schwarzburg.**] 8) **K.**, Gräfin zu Schwarzburg, genannt die »Heldenmütige«, geb. 8. Jan. 1509, Tochter des Grafen Wilhelm VII. von Henneberg-Schleusingen, vermählte sich 1524 mit dem Grafen Heinrich XXXIV. von Schwarzburg, ward 12. Juli 1538 Witwe und lebte fortan in Rudolstadt, als eifrige Anhängerin Luthers um Einführung der Reformation in Schwarzburg bemüht. Ihren Mut bewies sie dem Herzog von Alba gegenüber (»Fürstenblut für Ochsenblut«), als derselbe 26. Juni 1547 auf dem Rückmarsch von Wittenberg durch Rudolstadt kam; den Vorfall, den zuerst Spangenberg in seinem »Adelsspiegel« berichtet, hat bekanntlich Schiller im »Deutschen Merkur« von 1788 erzählt. K. starb 7. Nov. 1567.

Katharinenarchipel, s. Aleuten.

Katharinenburg, s. Jekaterinenburg.

Katharinenkloster, s. Sinai.

Katharinenorden, 1) russ. Damenorden, gestiftet von Peter I. zu Ehren seiner tapfern Gemahlin und im Andenken an ihr mutvolles Benehmen und ihre guten Ratschläge bei den Kämpfen von 1711 am Pruth. Er legte ihr denselben 24. Nov. 1714 an und bestimmte ihn anfangs nur für sie. Katharina und ihre Nachfolger verliehen ihn aber auch andern, und die Statuten nennen eine Großmeisterin, sämtliche Prinzessinnen des kaiserlichen Hauses, 12 andre Damen des Großen Kreuzes und 94 Ritterdamen. Kaiser Paul I. gab dem Orden 5. April 1797 neue Statuten und teilte ihn in Großkreuze und Kleinkreuze. Das Großkreuz wird an rotem Band mit silberner Kante von rechts nach links getragen, besteht in einem Kreuz von Diamanten mit breiten Flügeln, in dessen ovalem Mittelavers die heil. Katharina ein Kreuz hält, auf welchem die Buchstaben D. S. F. R. (Domine salvum fac regem) stehen. Der Revers zeigt ein Nest junger Adler auf einem Turm, an dessen Fuß zwei alte Adler mit der Inschrift: »Aequat munia comparis«. Auf dem roten Bande des Ordens stehen die Worte: »Für Liebe und Vaterland« in Silber gestickt. Der auf der linken Seite zu tragende Stern ist in Silber mit einer Krone in rotem Feld, umgeben von der Ordensdevise. Das Ordenszeichen der zweiten Klasse ist kleiner, mit in Gold und Brillanten abwechselnden Flügeln und wird an einer Schleife an der linken Brust getragen. Ordenstag ist der 25. November. — 2) Engl. Orden, gestiftet von der Königin Viktoria im Juni 1879 für Krankenwärterinnen in Hospitälern, die sich durch gute Aufführung, Pflichttreue und Geschicklichkeit in der Belehrung andrer auszeichnen. Das Katharinenhospital in London gab Anlaß und Namen für die Stiftung. Die Dekorierten, welche fortan St. Catherine's nurses heißen, erhatten jährlich 50 Pfd. Sterl. außer ihrem Gehalt. Die Dekoration besteht in einem am linken Arm zu tragenden Armband, auf dem ein weiß emailliertes, spitz zulaufendes Oval mit breitem hellgrünen Rand und den goldenen Buchstaben St. C. in erhabener Schrift angebracht ist.

Katharinenrad, s. v. w. Radfenster.

Katharinensee (Loch Katrine), Gebirgssee in Perthshire (Schottland), bekannt durch W. Scotts »Fräulein vom See«. Er ist 11 km lang, liegt 119 m ü. M. und speist eine 71 km lange Wasserleitung, die Glasgow mit Wasser versorgt.

Katharisten, s. Katharer.

Kathársis (griech.), s. v. w. Reinigung, insbesondere diejenige, welche Aristoteles im 6. Kapitel seiner »Poetik« als die durch Erregung von Mitleid und Furcht hervorgebrachte Wirkung der Tragödie bezeichnet. Dieselbe wird von einigen (z. B. von Goethe) auf den tragischen Helden, von den meisten (und zwar mit Recht) auf den Zuschauer bezogen. Letzteres selbst geschieht entweder in dem Sinn, daß durch den Anblick der Tragödie Mitleid und Furcht (der Affekt) im Zuschauer, oder durch lebhafte Hervorlockung beider der Zuschauer (von dem Affekt) gereinigt werden soll. Als Reinigung (Läuterung) des Affekts enthält die K. eine (im weitesten Sinn) moralische (Lessing), als Reinigung (Entladung des Zuschauers) vom Affekt aber eine medizinische Bedeutung (Bernays). Vgl. über die K. Lessing in der »Hamburger Dramaturgie« (74.—78. Stück); Bernays, Grundzüge der verlornen Abhandlung des Aristoteles über die Tragödie (Bonn 1857); Döring, Kunstlehre des Aristoteles (Jena 1876), wo im Anhang II, S. 263—306, eine Zusammenstellung aller Auslegungen der Aristotelischen K. geliefert ist; Manns, Die Lehre des Aristoteles von der tragischen K. (Karlsruhe 1883).

Kathartika (griech.), s. Abführende Mittel.

Kathartin, s. Sennesblätter.

Kathe, s. Kate.

Katheder (griech., »Sessel«), in den Lehrzimmern von Schulen und Universitäten der erhöhte Lehrstuhl, von dem aus vorgetragen wird. Daher Kathedersprache, Kathederweisheit (im Gegensatz zur frischen Lebensweisheit), Kathederheld ꝛc. Vgl. Cathedra und Ex cathedra.

Kathedersozialisten, eigentlich ein Spottname, dessen sich H. B. Oppenheim 1872 bediente, um die Bestrebungen derjenigen deutschen Professoren der Nationalökonomie als mit dem Sozialismus verwandt zu kennzeichnen, welche damals gegen die vorwiegend im volkswirtschaftlichen Kongreß vertretene freihändlerische Richtung Front machten und im Gegensatz zur sogen. abstrakten Schule eine die wirklichen Erscheinungen des Wirtschaftslebens erforschende und berücksichtigende Realpolitik verlangten. Auf Anregung jener Professoren fand im Herbst 1872 eine Versammlung in Eisenach statt, welche den zur Zeit noch bestehenden Verein für Sozialpolitik gründete. Die Mitglieder dieses Vereins, welcher 1876 vorübergehend mit dem volkswirtschaftlichen Kongreß eine Art Kartell abschloß, stehen übrigens keineswegs alle auf gleichem sozialpolitischen Standpunkt, wie denn heute, nachdem die persönlichen Befehdungen vergessen sind, und wo Vertreter der Wissenschaft sich sowohl an den Sitzungen des Vereins für Sozialpolitik als auch an denjenigen des volkswirtschaftlichen Kongresses beteiligen, von einem ursprünglich vorhandenen scharfen Gegensatz zwischen beiden Vereinen nicht mehr die Rede sein kann. Vgl. Eras, Der Prozeß Bebel-Liebknecht (Bresl. 1872); Oppenheim, Der Kathedersozialismus (Berl. 1872); Ad. Wagner, Offener Brief an Dr. Oppenheim (das. 1872).

Kathedrāle (Kathedralkirche), die Hauptkirche einer Stadt, in welcher ein Erzbischof oder Bischof residiert, so genannt von der Kathedra, dem erhöhten, für den Bischof bestimmten Sitz; heißt in Deutschland auch Dom oder Münster.

Kathedrālglas, ein in der Glasmalerei verwendetes, starkes, oft farbiges Fensterglas mit rauher Oberfläche, welches im Mittelalter besonders zu Kirchenfenstern benutzt wurde, um das Tageslicht zu dämpfen, und auch jetzt wieder für denselben Zweck verarbeitet wird.

Kathedrālschulen, s. v. w. Domschulen (s. d.); vgl. Klosterschulen.

Kathenotheismus (griech.), von Max Müller eingeführte Bezeichnung der alleinigen Gottheit mit verschiedenen Namen in den polytheistischen Systemen, namentlich der Inder. Vgl. Henotheismus.

Kathēte (griech.), Name der beiden Seiten in einem rechtwinkeligen Dreieck, welche den rechten Winkel einschließen; s. Dreieck u. Pythagoreischer Lehrsatz.

Kathēter (griech.), ein chirurg. Instrument, welches aus einer metallenen oder elastischen Röhre besteht, so daß z. B. Nasenkatheter oder Thränenkanalkatheter ebensogut als Röhren benannt werden könnten. Der klassische K. ist ein für die Einführung in die Blase zur Harnentleerung bestimmtes Röhrchen, entweder von Metall oder aus biegsamem Kautschuk gefertigt und in letzterm Fall beim Einführen durch einen festen Draht (Mandrin) gestützt. Der K. ist an seinem obern Ende geschlossen und abgerundet, die Ausflußöffnung (Fenster, Fig. 2b) ist seitlich angebracht; auch hat er eine Krümmung, welche ihm im Sprachgebrauch den Titel männlicher K. verschafft hat, da die kurze weibliche Harnröhre einer solchen nicht bedarf (Abbild. 1 u. 2 verschieden dicke männliche K. auseinandergenommen, Abbild. 3 weiblicher K., bei a auf den gemeinschaftlichen Schaft aufgeschraubt). Das Einführen des Katheters, katheterisieren, erfordert einige Geschicklichkeit, aber selbst bei aller Vorsicht ist es empfindlichen Kranken so schmerzhaft, daß nicht selten ein Schüttelfrost der Operation folgt. Die erste Regel und unerläßliche Bedingung beim Gebrauch ist Sauberkeit des Instruments.



Fig. 1. Fig. 2 Fig. 3.

Katheter.

Kathetomēter (griech.), ein Apparat zum Messen kleiner oder größerer Höhenunterschiede, besonders von Flüssigkeiten; besteht im wesentlichen aus einem vertikalen Maßstab mit einem an demselben auf und ab bewegbaren horizontalen Fernrohr.

Kathiawar (Kattiwar), Halbinsel im westlichen Vorderindien, s. Gudscharat.

Kathlamba, s. Drakenberge.

Kathmandu (Khatmandu), Hauptstadt des Himalajastaats Nepal, 1337 ü. M., am Wischnumatifluß, über den zwei Brücken führen, mit weitläufigem Palast des Maharadscha, zahlreichen Tempeln mit Dächern von Messing oder vergoldetem Kupfer, von denen im Wind klingende Glöckchen herabhängen, einer Riesenglocke zwischen zwei Säulen, vielen Palästen der Großen, Arsenal, Geschützgießerei, 21 öffentlichen Plätzen, aber sehr engen und schmutzigen Straßen

Kathōde (griech.), der negative Pol einer galvanischen Säule (Gegensatz: Anode).

Katholikometer (griech.), s. Pantometer.

Katholikon (griech.), etwas »Allgemeines«, besonders ein allgemeines (umfassendes) Wörterbuch; dann auch allgemeines (Universal-) Heilmittel; auch Gesamtbezeichnung der sogen. Katholischen Briefe (s. d.).

Katholikos (griech.), Ehrenname der armenischen Patriarchen, s. Armenische Kirche.

Katholische Briefe, ursprünglich nach Clemens von Alexandria und Origenes allgemeine, nicht an einzelne Gemeinden oder Personen gerichtete, sondern für einen größern Leserkreis bestimmte »encyklische« Schreiben. In diesem Sinn heißen schon im 3. Jahrh., besonders aber seit Eusebios von Cäsarea, der Brief des Jacobus, die zwei Briefe des Petrus, die drei Briefe des Johannes und der Brief des Judas k. B. Die Benennung dieser sieben Briefe mit der Bezeichnung k. B. empfahl sich um so mehr, als man mittels derselben die betreffenden Briefe bequem von den 14 Paulinischen unterscheiden konnte, und der Ehrenname »katholisch«, welcher schon früh einen dogmatischen Charakter erhalten hatte, trug auch dazu bei, daß frühere Zweifel gegen die Echtheit der meisten dieser sieben Briefe allmählich verstummten.

Katholische Kirche, eigentlich die »allgemeine« christliche Kirche, im Gegensatz zu den Sekten oder Häresien (s. Katholizismus); sodann die gemeinschaftliche Bezeichnung der griechisch-katholischen und der römisch-katholischen Kirche (s. Griechische Kirche und Römisch-katholische Kirche); im gemeinen Leben endlich nur die letztere im Gegensatz zu der protestantischen. Das Formalprinzip der katholischen Kirche hat schon 434 Vincentius von Lerinum in dem berühmten, bis zur Stunde anerkannten Kanon zusammengefaßt: quod ubique, quod semper, quod ab omnibus creditum est. In der That bilden die drei Merkmale der universitas, antiquitas et consensio oder unitas das Wesen des Katholizismus (s. d.) von Anfang an. Wie aber das Altertum einer Lehre oder Einrichtung in der Wirklichkeit nicht etwa auf historisch-kritischem Weg erforscht, sondern einfach durch Rückschluß aus dem Bestand der Gegenwart gefolgert wurde, so konnte wiederum dieser Bestand der Gegenwart, wo er zweifelhaft wurde, nur durch Synodalentscheidung festgestellt werden, was zum Episkopalsystem führte. Sofort aber ergab sich in Wirklichkeit der Übelstand, daß auch auf den Synoden Majoritäten und Minoritäten und zwar in von den jeweiligen Umständen abhängigem Wechsel sich gegenüberstanden, daß eine Synode die Beschlüsse der andern aufhob, daß auch auf ökumenischen Synoden niemals die ganze Kirche in gleichen Verhältnissen vertreten war. Die mangelnde Einheit mußte daher auf einem andern Weg hergestellt werden. Dies drängte zur einheitlichen Spitze der obersten Autorität des Papstes, welche weder durch die mittelalterlichen Konzile noch durch den Gallikanismus (s. Gallikanische Kirche) 1682 und dessen episkopalistische Ausläufer erschüttert werden konnte. Um aber das Papsttum für die Zukunft vor allen dergleichen Anfechtungen sicherzustellen, trieben die Jesuiten den Papst Pius IX. dazu, auf dem vatikanischen Konzil feststellen zu lassen, daß nur der Papst unfehlbares Haupt der Kirche sei; s. Konzil.

Spanien vertrieb und die Inquisiton einführte; doch ist der Titel nachweislich schon seit der Kirchenversammlung von Toledo 589 von mehreren spanischen Königen geführt worden.

Katholisch-Hennersdorf, Dorf im preuß. Regierungsbezirk Liegnitz, Kreis Lauban, mit 1900 Einw.; hier 23. Nov. 1745 siegreiches Treffen Friedrichs d. Gr. gegen die Sachsen unter General Buchner, wodurch deren Vereinigung mit den Österreichern zu einem Einfall in die Mark vereitelt wurde.

Katholisch-soziale Vereine, Gesellschaften, deren Zweck dahin geht, das religiöse Leben zu pflegen und einen festen Anschluß an die Kirche zu bewirken. Die meisten machen es sich außerdem noch zur Aufgabe, die materiellen Interessen ihrer Mitglieder zu vertreten und zu fördern, wie der Katholische Erziehungsverein in Bayern, die Marianischen Kongregationen, verschiedene Lehrlings-, Gesellen-, Meistervereine und christlich-soziale Arbeitervereine, der St. Augustinusverein zur Pflege der katholischen Presse, der St. Raphaelsverein, verschiedene Bauernvereine, Winzervereine 2c. Vgl. Bongartz, Das katholisch-soziale Vereinswesen in Deutschland (Würzb. 1880).

Katholizismus (griech.), im Gegensatz zum Protestantismus der eigentümliche Geist und Charakter der morgenländischen und abendländischen Kirche, wie sich solcher im Verlauf der ersten christlichen Jahrhunderte entwickelt, dann besonders im Abendland unter der Herrschaft der Päpste ausgebildet, später durch die Kirchenversammlung zu Trient (1545—63) schärfer ausgeprägt hat und bis auf die neueste Zeit konsequent festgehalten worden ist (s. Kirche, Geschichte). Die Kirche nannte sich schon seit etwa 160 die katholische, die »allgemeine, allumfassende«, im Gegensatz zu den Sonderrichtungen der gnostischen Häretiker, später auch überhaupt zu dem religiösen Partikularismus der vorchristlichen Zeiten. Der ursprüngliche Sinn des Ausdrucks weist aber auf die eigentümliche Taktik zurück, womit die seit Mitte des 2. Jahrh. sich zusammenschließende Menge der Gläubigen ihre Überlieferungen als die »überall« (katholu) verbreiteten und anerkannten den abweichenden Lehren und Schulen gegenüber geltend machte. Die Anhänglichkeit an dieses von dem Episkopat als Nachfolger des Apostolats konservierte Ganze der Wahrheit, an diese überall sich selbst gleiche Überlieferung galt als erste christliche Tugend; die so Gesinnten und sich also Erweisenden hießen Katholiken im Gegensatz gegen diejenigen, die aus der Gesamtströmung der Überlieferung heraustraten, sich in ihrem Denken und Handeln nicht durch die gemeinsame Regel bestimmen ließen und sich besondern, selbst erwählten, vom Gesamtsinn der Kirche willkürlich abweichenden Ansichten hingaben. Schon früh stellt sich daher eine dreifache Reihe von Gegensätzen des K. heraus, nämlich häretische, wie die Ebioniten, Gnostiker und Manichäer, welche das Christentum durch jüdische und heidnische Ingredienzien entstellten, heterodoxe, wie die Monarchianer, Arianer, Nestorianer, Eutychianer und Pela-

Katif, El, türk. Hafenstadt an der Ostküste Arabiens (Landschaft El Hasa), am Busen von Bahrein, mit Perlenfischerei, einem Palast der einst dort herrschenden Karmatendynastie und 6000 Einw.

Katjangöl, s. v. w. Erdnußöl, s. Arachis.

Katkow, Michael Nikiforowitsch, bekannter russ. Publizist, entstammt einer kleinadligen Familie, ward 1818 zu Moskau geboren und studierte dort sowie später in Königsberg und Berlin. Auf letzterer Hochschule zogen ihn namentlich Schelling und Werder an. Als Professor der Philosophie in Moskau angestellt, wurde er 1848 gleich seinen Kollegen an den innerrussischen Universitäten abgesetzt. 1856 gründete K. eine Buchdruckerei und gab die Monatsschrift: »Russki Wjestnik« (»Der russische Bote«) heraus. 1861 pachtete er auch die der Universität Moskau gehörige (russische) »Moskauer Zeitung«, die er noch gegenwärtig redigiert, obgleich sein langjähriger Mitredakteur, der Philolog Professor Leontjew, ihm 1875 durch den Tod entrissen wurde. 1866 gründete er im Verein mit Leontjew das »Lyceum des Zarewitsch Nikolaus in Moskau«; beim Unterricht in demselben finden die alten Sprachen besondere Berücksichtigung. Bis 1863 war er ein Freund des englischen Selfgovernments und überhaupt ein Reformfreund; aber seit dem polnischen Aufstand 1863 nahm die »Moskauer Zeitung«, der nationalen Strömung folgend, eine ganz andre Stellung ein. Sie forderte eine gewaltsame Russifizierung Polens, Litauens und der Ostseeprovinzen und verteidigte ihren reaktionären und slawophilen Bundesgenossen zuliebe Steuerprivilegien, den Agrarkommunismus 2c. Besonders leidenschaftlich trat K. gegen das Deutschtum auf. 1866 wurde die »Moskauer Zeitung« wegen ihrer Ausfälle gegen den Minister Walujew unterdrückt, K. wurde indes bald wieder amnestiert. Im Streit über eine mehr realistische oder mehr klassische Richtung der Gymnasialbildung vertritt K. den letztern Standpunkt. Während des Ministeriums des Grafen D. Tolstoi übte K. einen sehr starken und nachteiligen Einfluß auf die Verwaltung des Schulwesens, insbesondere im Moskauer Lehrbezirk. Nach der Thronbesteigung des Kaisers Alexander III. verhinderte K. die von Alexander II. beabsichtigte Einsetzung eines Ausschusses der Provinzial-Landschaftsversammlungen und bewog den Zaren zur Befolgung eines streng nationalen, reaktionär-absolutistischen Systems. In der äußern Politik verfolgte er deutschfeindliche, panslawistische Ziele.

Katōna, 1) Stephan, ungar. Historiker, geb. 13. Dez. 1732 zu Bolyk im Neograder Komitat, studierte, in den Jesuitenorden getreten, in Kaschau und Tyrnau und wirkte dann in den ungarischen Lehranstalten des Ordens als Professor, später als Kustos der erzbischöflichen Bibliothek in Kalocsa. Seine unermüdliche Thätigkeit hauptsächlich dem Erforschen und Sammeln der ungarischen Geschichtsquellen zuwendend, veröffentlichte er: »Historia critica primorum Hungariae ducum« (Pest 1778), »Historia critica regum Hungariae« (Pest u. Klausenb. 1779–97)

die zwar mangelhaft im Bau, aber wegen des darin herrschenden echten Pathos in der ungarischen Litteratur unübertroffen dasteht und heute noch auf dem Repertoire der ungarischen Bühnen ist (deutsch von Dux, Leipz. 1858). Seine Werke gab Abafi (Pest 1880) heraus. Vgl. P. Gyulai, K. und sein Bankbanus (ungar., Pest 1883).

Katóptrik (griech.), die Lehre von der regelmäßigen Zurückwerfung (Reflexion) der Lichtstrahlen, s. Spiegelung.

Katoptrischer Zirkel, s. Spiegelsextant.

Katoptromantie (griech.), Wahrsagung aus der Spiegelung im Wasser oder in Kristallen, demnach gleichbedeutend mit Hydromantie (s. d.) oder Kristallomantie (s. d.).

Katreus, nach dem griech. Mythus König von Kreta, Sohn des Minos und der Pasiphae. Da er nach einem Orakel durch die Hand eines seiner Kinder umkommen sollte, so übergab er seine Töchter Aërope und Klymene dem Nauplios, sie in die Fremde zu verkaufen, während sein Sohn Althämenes mit seiner Schwester Apemosyne nach Rhodos auswanderte. Hier tötet er die von Hermes verführte Schwester durch einen Fußtritt, und als sein Vater hochbetagt auf Rhodos landet, um ihm die Herrschaft von Kreta zu übergeben, erschlägt er diesen, indem er ihn für einen Seeräuber hält. Klymene wird die Gattin des Nauplios und Mutter des Palamedes und Oax; Aërope heiratet Atreus (s. d.) und gebiert ihm den Agamemnon und Menelaos, wird aber wegen ihrer Buhlschaft mit Thyestes von Atreus ins Meer gestürzt.

Katsch (engl. Cutch), Tributärstaat des britisch-ind. Kaiserreichs, in Gudscharat, am Golfe von K. und am Arabischen Meer und durch das Große und Kleine Ran inselartig vom Festland getrennt, mißt ohne letzteres 16,834 qkm (307 QM.) mit (1881) 512,084 Einw., wovon 325,478 Hindu, 118,797 Mohammedaner; die katholische und anglikanische Mission haben es trotz jahrelanger Bemühungen nur zu 92 Bekennern gebracht. Das Land wird von zwei niedrigen Höhenzügen durchschnitten (Patscham Pir 445 m), hat keine perennierenden Flüsse, aber zahlreiche und gute Brunnen. Die mittlere Jahrestemperatur erreicht 24,5° C. Erdbeben sind häufig; 1819 wurde fast ganz Bhudsch zerstört, wobei 1150 Menschen umkamen. Der Boden ist im allgemeinen sandig, unfruchtbar und baumlos, schließt aber schöne Thäler und reiche Wälder ein. Man baut mittelmäßiges Getreide und Baumwolle. Das wichtigste Haustier ist das Kamel, die Pferde stehen in hohem Ruf. Von Mineralien finden sich Eisenerz, schlechte Kohle, Alaun, Salpeter, gute Mühlsteine, Marmor. In der Trockenzeit ist ein Verkehr über das Ran möglich, meist richtet sich derselbe aber seewärts; 1881 wertete die Einfuhr (Korn, Eßwaren, Manufakte) 585,340, die Ausfuhr (Alaun, Baumwolle, Tuch, Silberwaren) 170,190 Pfd. Sterl. Der Fürst (Rao), zur herrschenden Klasse der Radschputen gehörig, teilt seine Macht mit 200 Großen, den Bhayad. Laut Vertrag mit der britischen Regierung hat er eine Armee von 1179 Mann zu unterhalten, wozu noch 3000 Irreguläre kommen; die Bhayad haben im Notfall weitere 4000 Mann zu stellen. Die Gesamteinkünfte des Landes betrugen 1881: 160,305 Pfd. Sterl. Für den Unterricht, der bei den Bhayad sehr vernachlässigt wird, bestanden 1882: 86 Elementarschulen mit 5342 Schülern. Landessprachen sind das Katschi, die Umgangssprache, und das Gudscharati die geschriebene Sprache. Hauptstadt ist Bhudsch, am Fuß eines befestigten Hügels, mit höherer Schule, Gewerbeschule, Bibliothek und (1881) 22,308 Einw. (einschließlich der 1647 Köpfe zählenden Garnison); Haupthandelsplatz ist aber Mandwi (s. d.).

Katschar (Cachar), Distrikt der Provinz Assam des britisch-ind. Kaiserreichs, ein stark bewaldetes, vom Barak durchflossenes Bergland, 9712 qkm (176 QM.) groß mit (1881) 313,858 Einw. (186,657 Hindu, 92,393 Mohammedaner), welche sich ausschließlich mit der Kultur von Reis oder Thee beschäftigen. Durchschnittlich arbeiten 36,681 Menschen monatlich in den Theegärten, und 1881 wurden 10,456,982 Pfund Thee produziert. K. ist wiederholt von verheerenden Erdbeben heimgesucht worden, und Cholera und Fieber treten bei dem feuchten Klima häufig auf. In der Hauptstadt Silchar, mit 6567 Einw., steht ein Regiment indischer Infanterie.

Katscher, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Oppeln, Kreis Leobschütz, an der Troja, hat eine evangelische und 2 kathol. Kirchen, eine Synagoge, ein Schloß, ein Amtsgericht, Lein-, Woll- und Plüschweberei und (1885) 4042 meist kath. Einwohner. — K. ward 1321 zur Stadt erhoben. Stadt und Distrikt K., noch heute zum Erzbistum Olmütz gehörig und als Preußisch-Mähren bezeichnet, kam 1289 mit dem Fürstentum Teschen unter böhmische Oberherrschaft, 1554 an das Erzbistum Olmütz und wurde 1742 von Österreich an Preußen abgetreten.

Katschinzen (Kaschtar, auch Kaschkalar), kleiner turkotatar. Volksstamm, von den Russen katschinskische Tataren (s. Tataren) genannt, in Sibirien, in den Gouvernements Tomsk und Jenisseisk, am rechten Ufer des Abakanflusses seßhaft. S. Biriussen.

Kátsena, Landschaft im mittlern Sudân, ehemals ein unabhängiger Staat, jetzt die nördlichste Provinz des mohammedan. Reichs Sokoto, nach Barth 28,630 qkm (520 QM.) groß, jetzt mit 300,000 Einw., war früher viel volkreicher, ist aber durch die beständigen Einfälle unabhängiger Haussastämme von seiner ehemaligen Blüte tief gefallen. Immer noch ist K. einer der schönsten, zugleich gesündesten Teile des Sudân, auf dessen anmutig gewelltem, hier und da auch bergigem und von zahlreichen Wasseradern durchzogenem Boden eine Menge nutzbringender Pflanzen gedeiht. Für Baumwolle eignet sich das Land aber nicht. Unter den zahlreichen Ortschaften (man zählt an 50 mit über 4000 Einw.) ist die Hauptstadt K. (Kaschna) noch immer die ansehnlichste. Sie hatte ehemals 100,000 Einw., war eine der mächtigsten Städte der Haussa und erlangte sogar durch die Ausbildung der Haussasprache eine wissenschaftliche Bedeutung, kam aber nach tapferer Gegenwehr gegen die Fulbe ganz herunter und zählt heute nur 8000 Einw., welche sich durch Anfertigung von Baumwollzeugen und Leder sowie durch ihren Handelsgeist auszeichnen.

Kattak (engl. Cuttak), Hauptstadt des gleichnamigen Distrikts und zugleich der Provinz Orissa in der britisch-ind. Lieutenant-Governorship Bengalen, an einem Seitenarm des Mahanadi, mit (1881) 42,656 Einw., wurde 953 n. Chr. von Hindukönigen gegründet, von den Engländern 8. Okt. 1803 nach Erstürmung der jetzt in Ruinen liegenden Citadelle (Fort Barabati) besetzt. Der Distrikt K. umfaßt 9109 qkm (165 QM.) mit (1881) 1,738,165 Einw., meist Hindu.

Kattak Mehals (engl. Cuttak Mehals), eine Gruppe von 18 Vasallenfürstentümern in der Provinz Orissa der britisch-ostind. Präsidentschaft Bengalen, im W. und SW. von Kattak, umfaßt im ganzen 39,333 qkm (714 QM.) mit (1881) 1,469,142 Einw. Die Fürsten (Radschas) kamen mit der Erwerbung

von Kattak (s. d.) unter britische Oberhoheit. Längs des Kulturlandes in den Gebirgen hausend, welche die Ebene im NW. begrenzen und im Malayagiri-gipfel bis zu 1187 m ü. M. sich erheben, verwalteten sie nicht nur jahrzehntelang selbständig ihre kleinen Staaten, deren Areal bis zu 120 qkm heruntersinkt, sondern in einzelnen derselben erhielt sich selbst die Unsitte, den Göttern Menschen zu opfern, noch bis 1836. Jetzt sind die Radschas zu gefügigen Verwaltungsbeamten der Engländer geworden. Vgl. Dalton, Descriptive ethnology of Bengal (Kalk. 1872). S. Karte »Ostindien«.

Katte, 1) Hans Hermann von, der Jugendfreund Friedrichs d. Gr., geb. 28. Febr. 1708; seine Eltern waren der General, spätere Feldmarschall Hans Heinrich v. K. (geb. 1681, gest. 1741) und eine Tochter des prachtliebenden, verschwenderischen Grafen von Wartensleben, Kriegsministers unter König Friedrich I., der nach der zweiten Verheiratung seines Schwiegersohns seinen Enkel K. in französischer Weise erzog und früh auf Reisen schickte. Nach Berlin zurückgekehrt, wurde K. Leutnant bei den Gardegendarmen, zog sich aber durch Ausschweifungen und Insubordination vielfache Rügen zu. Seine Freundschaft mit dem Kronprinzen, die trotz aller Verbote immer vertrauter wurde, erregte den besondern Zorn Friedrich Wilhelms I. gegen ihn. An dem Fluchtplan des Kronprinzen war er in hervorragender Weise beteiligt, insofern durch seine Hand die ganze Korrespondenz ging. Ein Brief des Prinzen an ihn, der in falsche Hände geriet, verriet das Geheimnis; K. wurde verhaftet, ehe er entfliehen konnte, 2. Nov. 1730 vom König selbst zum Tod verurteilt und 6. Nov. in Küstrin mit dem Schwert hingerichtet. Friedrich II. erhob 1740 den Vater seines Freundes, den Feldmarschall v. K., in den Grafenstand.

2) Friedrich Karl von, bekannt durch den kühnen Versuch, 1809 das nördliche Deutschland gegen die Franzosen in Aufstand zu bringen, geb. 1772 im Magdeburgischen, trat 1786 in preußische Kriegsdienste, machte 1787 den Feldzug in Holland und 1792—95 die Feldzüge gegen Frankreich mit und geriet 1806 bei Lübeck in französische Gefangenschaft. Nach seiner Auslösung reifte der Gedanke in ihm, Deutschland durch ein kühnes Unternehmen von dem französischen Joch zu befreien, und schon stand er im Begriff, mit einem Haufen Bauern aus der Altmark im April 1809 Magdeburg durch Einverständnis und Überrumpelung zu nehmen, als der ganze Plan verraten wurde. K. ging nun nach Prag zum Herzog von Braunschweig-Öls, machte mit diesem den Streifzug nach Sachsen und nahm dann teil an den Schlachten bei Wagram und Aspern. Aus England, wohin er sich mit dem Herzog begeben, kehrte er bald in österreichische Dienste zurück, nahm aber Urlaub zu einer Reise nach Griechenland. Beim Ausbruch des Kriegs 1813 trat er wieder in preußische Dienste, wohnte den Feldzügen bis 1815 bei, stand dann als Major beim 11. Husarenregiment in Münster und erhielt 1826 den erbetenen Abschied als Oberstleutnant. Er starb 12. Jan. 1836 auf seinem Gut Neuenklitsche.

Kattegat, Meerenge zwischen Schweden im O. und Jütland im W., 27,550 qkm (500 QM.) groß und bis 60 m tief, nördlich von den dänischen Inseln, bildet die Verbindung der Nordsee und der Ostsee (mittels des Sundes, des Großen und Kleinen Belts) und gleicht mit den korrespondierenden Aus- und Einbiegungen seiner Küsten der Mündung eines großen Stroms. Es enthält an dem steilen und felsigen schwedischen Gestade viele verborgene und offene Klippen, in der Mitte große Sandbänke, an der niedrigen jütischen Küste viele sandige Striche und Riffe und ist obendrein wegen seiner Stürme und Strömungen verrufen. Das Wasser ist in den obern Schichten schwach salzig wie das in der Ostsee, in den untern Schichten reich an festen Bestandteilen, vornehmlich an Kalk. Das K. wird jährlich von durchschnittlich 20,000 Schiffen der verschiedensten Nationen befahren. S. Karte »Dänemark«.

Katten (Chatti, seltener Catti, v. altnord. hattr, angelsächs. haet=pileus, Filzkappe, abzuleiten), german. Volksstamm, welcher zu den Herminonen gehörte, bewohnte das Land zwischen Rhein, Taunus, Werra, Diemel und dem Teil des rheinischen Schiefergebirges, welcher die Wasserscheide zwischen Rhein und Weser bildet. Ihr Hauptort war Mattium (Maden bei Gudensberg an der Eder). Zu den K. gehörten die Mattiaker, welche am Taunus wohnten; von den K. stammten die Bataver und Chattuarier ab, deren Sitze im Rheindelta lagen. Die K. hatten im Vergleich mit andern Völkern abgehärtetere Körper, straffere Glieder, drohendere Gesichtszüge und größere Lebendigkeit des Geistes, waren reicher an Überlegung und Erfindungsgabe, hielten strengere Kriegszucht und folgten und vertrauten mehr den Anordnungen ihrer Häuptlinge. Ihre Hauptstärke war das Fußvolk. Gleich den Römern führten sie auf dem Marsch außer ihren Waffen auch noch Feldgerät und Mundvorrat bei sich, zogen also nicht, wie die andern Germanen, bloß zur Schlacht, sondern zum Krieg. Sie wußten Verschanzungen aufzuwerfen, und in Schlachtreihen geordnet, kämpften sie mutig und ausdauernd. Die Jünglinge schoren Bart und Haupthaar erst nach Erlegung eines Feindes ab. Ein eiserner Ring bezeugte (nach Tacitus) das Gelübde eines Tapfern, von der beschimpfenden Fessel sich durch die Erlegung eines Feindes zu befreien. Solche Ringträger bildeten die ersten Schlachtreihen und eröffneten den Kampf. Der kattische Krieger war ohne eignen Wohnsitz und Ackergut und quartierte sich im Frieden bei andern ein; erst Altersschwäche setzte seinem Kriegsdienst ein Ziel. Drusus fand bei seinem Plan der Unterjochung Germaniens (11 v. Chr.) anfangs an den K. Verbündete und drang durch ihr Land gegen die Cherusker (im Wesergebiet) vor. Denselben Weg nahm Germanicus, um des Varus Niederlage, welche die K. als Bundesgenossen der Cherusker, Brukterer und Marsen mit herbeigeführt hatten, zu rächen (15 n. Chr.), und 16, als er seine Hauptmacht gegen Arminius führte, schickte er seinen Legaten Silius ab, um die K. im Schach zu halten. Aufs neue kämpften die K. gegen die Römer in Obergermanien zur Zeit des Kaisers Claudius, und 51 verloren sie gegen Sulpicius Galba den bei Varus' Niederlage erbeuteten Legionsadler. Darauf gerieten sie mit den benachbarten Hermunduren um heilige Salzquellen an der Werra in Streit und gelobten (so erbittert waren sie gegen den verwandten Stamm), die Feinde nach ihrem Sieg den Göttern zu opfern; besiegt, wurden viele von ihnen an den Altären derselben geschlachtet (59). Doch muß die Macht der K. bald wieder erstarkt sein. 70, zur Zeit des Bataveraufstandes, bedrängten sie in Gemeinschaft mit den Usipetern die römische Kolonie Moguntiacum (Mainz), doch ohne Erfolg. Die Züge, welche Domitian gegen sie unternahm, glichen mehr denen eines feigen Plünderers als einem ernstlichen Krieg; auch fernerhin blieben die K. der Schrecken der Römer. Glücklicher scheinen Trajan und Hadrian gewesen zu

sein, wenigstens schränkten sie das Gebiet der K. am Taunus durch erweiterte Befestigungen ein. Am Markomannenkrieg (162—180) nahmen sie als südwestliche Vorhut des großen Bundes hervorragenden Anteil. Bald darauf sind sie verschollen, und neue Namen als Bezeichnung germanischer Stämme treten im 3. Jahrh. auf. Zuletzt hat Kaiser Caracalla (211—217) gegen die K. gekämpft, welche fortan in den Gesamtnamen »Franken« einbegriffen sind. Vereinzelt tritt der alte Name noch auf bei zwei Schriftstellern aus dem Ende des 4. Jahrh., Sulpicius Alexander (bei Gregor von Tours citiert) und Claudian. Es ist wahrscheinlich, daß die Hessen mit den K. in einem verwandtschaftlichen Zusammenhang stehen; doch ist der Name jener mit dem der K. durchaus nicht identisch, nicht einmal davon abzuleiten.

Kattiwar, Halbinsel, s. Kathiawar.

Kattowitz, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Oppeln, am Rawabach, Knotenpunkt der Linien Kosel-Oswiecim und Rendza-K. der Preußischen Staatsbahn, 272 m ü. M., hat eine evangelische, eine katholische und eine altkath. Kirche, eine Synagoge, ein Amtsgericht, ein Gymnasium, eine Eisenbahnmaschinenbauanstalt, eine Eisen- und eine Phosphorbronzegießerei, Sägemühlen, eine Holzimprägnieranstalt, Molkerei, Dampfziegelei, Kohlen- und Holzhandel und (1885) 14,200 Einw. (2482 Evangelische, 10,140 Katholiken und 1576 Juden). K. war 1815 noch ein unbedeutendes Dorf und ward erst 1867 Stadt. Der Kreis K. ward erst 1873 gebildet; er enthält mehrere große Industriedörfer, wie Antonienhütte, Bogutschütz, Chorzow, Klein-Dombrowka, Laurahütte (s. d.), Schoppinitz und Siemianowitz (s. d.).

Kattūn (v. arab. katon, »Baumwolle«), glattes, leinwandartig gewebtes, ziemlich dichtes Baumwollzeug. Weißer K., zum Bedrucken bestimmt, bildet den Rohkattun, auch gehören dazu Kammertuch und Shirting; einfarbige, gesteifte und geglättete Kattune heißen Sarsenets und Futterleinwand. Bedruckte Kattune (in England meist Kalikos, in Frankreich Indiennes genannt) bilden einen der wichtigsten Artikel der Web- und Druckindustrie in England, Deutschland, Frankreich und der Schweiz. Sie kamen ursprünglich aus Indien nach Europa; aber die Maschinenproduktion ist hier zu solcher Entwickelung gelangt, daß jetzt europäischer K. in Indien die dortige Handarbeit verdrängt hat. Die ersten Spuren der Verfertigung von Baumwollzeug finden sich nach Herodot bei Völkern in der Gegend des Kaspischen Meers, dann bei den Ägyptern, von denen diese Kunst zu den Indern überging. Diese trieben schon 138 v. Chr. mit gedruckten und gemalten baumwollenen Zeugen Handel nach China. Bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts zeichneten sich die ostindischen Kattune vor andern durch Lebhaftigkeit und Festigkeit der Farben aus, Vorzüge, welche die Inder durch sorgfältige Zubereitung der Farben und Vorbereitung des Kattuns zur Annahme der Farbe bewirkten. Auch wird bei den Indern viel K. bemalt, indem man den Umriß des Musters vorher mit durchlöcherten Papierschablonen und Kohlenstaub aufträgt. Gegen Ende des 17. Jahrh. fingen die Holländer an, die ostindischen weißen Gewebe zu bedrucken; dies wurde bald in Hamburg, Augsburg, in der Schweiz, in Sachsen etc. nachgeahmt, und später webte man die Kattune selbst. Zuerst gelangte die Kattunindustrie in England zu kolossaler Entwickelung; während der Napoleonischen Kriege gründete und verfeinerte dann auch Frankreich, namentlich das Elsaß, seine Druckerei und behauptete später, besonders in feinerer Ware, durch geschmackvolle Muster den Vorrang. Gegenwärtig ist auch die deutsche Kattunindustrie hoch entwickelt. Geschäftsmittelpunkte für Kattundruck in Deutschland sind das Elsaß, Berlin, Chemnitz, Eilenburg, Augsburg, Elberfeld, Hamburg, Breslau.

Kattundruckerei, s. Zeugdruckerei.

Kattunpapier, hellfarbig grundiertes, mit einfachen Mustern bedrucktes Papier.

Kätty (engl. Catty), in China Handelsgewicht (Kin), à 16 Tael = $^1/_{100}$ Pikul, im Verkehr mit Fremden und beim Zoll = 604,8 g; in Japan (Kin) = 592,50 g; in Niederländisch-Ostindien = 615,21 g; in Manila = 632,68 g; in Singapur, Pinang, Malakka verhält sich der malaiische K. zum chinesischen wie 15 : 16.

Katunjasäulen (Bjelucha), Berg, s. Altai.

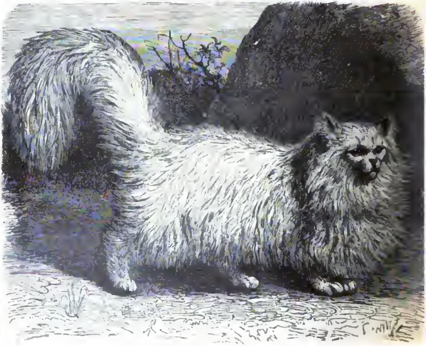
Katunky, Kirchdorf im russ. Gouvernement Nishnij Nowgorod, Kreis Balachna, bekannt durch seine Gerbereien und Leimsiedereien, mit 1800 Einw. Von hier kommen jährlich Leder und Lederwaren bis zum Betrag von 850,000 Rubel in den Handel.

Katwyk aan Zee, Dorf in der niederländ. Provinz Südholland, an der Nordsee, bildet mit Katwyk-aan-den-Ryn oder Katwyk-Binnen und mit het Land die Gemeinde Katwyk oder de-beide-Katwyken-en-het-Land, mit dem berühmten Kanal, durch den der Alte Rhein, der sich früher in den Dünen verlor, vermittelst eines künstlichen Durchbruchs der Dünen in das Meer geführt wird. Drei Reihen von Schleusen, die erste mit 4, die zweite mit 8 und die dritte mit 10 gewaltigen Thoren, schützen nicht nur das Land gegen die Fluten der See, sondern bilden auch in dem breiten und tiefen Rheinkanal mehrere Bassins, welche durch sinnreiche Einrichtung der Schleusen im stande sind, allen eingewehten und eingeschlämmten Sand wieder hinauszuspülen. Am Eingang des Kanals und am Meeresufer sind großartige Deiche errichtet. Die Werke wurden unter König Ludwig seit 1807 von dem Baumeister Conrad ausgeführt und 1841 erweitert. Dabei die unter Wasser liegenden Ruinen eines römischen Kastells (Huis te Britten), die bei sehr niedrigem Wasserstand zu Tage kommen (zuletzt 1696). K. hat (1883) 6573 Einw., meist Fischer, und wird auch als Seebad benutzt.

Katzbach, Fluß, entspringt auf dem Bleiberg bei Ketschdorf im preuß. Regierungsbezirk Liegnitz, hat bis vor Goldberg nördliche, dann nordöstliche Richtung und ergießt sich nach 98 km langem Lauf unfern Parchwitz in die Oder. Die K. hat einen reißenden Lauf, indem ihr Gefälle 360 m beträgt, ist aber im Sommer in der Regel wasserarm. Ihre wichtigsten Zuflüsse sind die Schnelle Deichsel auf der linken und die an Jauer vorbeigehende Wütende Neiße auf der rechten Seite. Berühmt ist die K. durch die Schlacht 26. Aug. 1813. Die schlesische Armee, zusammengesetzt aus dem 1. preußischen Armeekorps unter York und den beiden russischen Korps der Generale Langeron und Sacken, unter dem Oberbefehl Blüchers, war dem Trachenberger Kriegsplan gemäß vor der französischen Übermacht, die Napoleon selbst bei Wiedereröffnung der Feindseligkeiten Mitte August gegen sie heranführte, vom Bober bis hinter die K. zurückgewichen, aber auf die Kunde von Napoleons Rückkehr nach Dresden wieder vorgegangen, als der französische Befehlshaber, Marschall Macdonald, mit etwa 80,000 Mann sorglos und von der Nähe der Feinde nichts ahnend gerade die K. zu überschreiten sich anschickte. Blücher hatte für den beabsichtigten Angriff auf die Franzosen 26. Aug. seinem rechten



Zwergkatze (Felis undata). 1/6



Angorakatze (Felis domestica angorensis). 1/5.



Falbkatze oder Nubische Katze (Felis maniculata) 1/6.



Wildkatze (Felis catus). 1/6.

Flügel unter Sacken befohlen, den Feind bei Liegnitz zu beschäftigen; York sollte im Zentrum, Langeron auf dem linken Flügel rechts und links von der Wütenden Neiße bis zur K. vorgehen und diese überschreiten. Als nun die Vortruppen auf dem linken Ufer der K. und der Neiße von den mit Übermacht andringenden Franzosen auf das Plateau rechts der Neiße zurückgedrängt wurden und Blücher trotz des strömenden Regens erkannte, daß der Feind mit der Sachlage unbekannt sei, befahl er York und Sacken, auf dem Plateau Stellung zu nehmen, so viel Feinde heraufzulassen, als sie glaubten schlagen zu können, und dann anzugreifen und sie den von Defileen und Bergbächen durchschnittenen Abhang ins tiefe Neißethal wieder hinabzuwerfen. Um 3 Uhr nachmittags begann Yorks linker Flügel, die Brigade Hünerbein, den Angriff und schmetterte mehrere französische Bataillone mit Bajonett und Kolben nieder. Ein verunglückter Angriff, den Jürgaß mit der Reiterei unternahm, drohte die Linie Yorks zu zerreißen; indes ein allgemeines Vorgehen der russischen und preußischen Kavallerie unter Blücher selbst, der Infanterie unter York brachte den Feind zum Weichen; alle Versuche neuer auf der Höhe anlangender französischer Truppen, der Verwirrung zu steuern und den Andrang der Verfolger aufzuhalten, blieben erfolglos; sie wurden mit fortgerissen. Dem Thal der Wütenden Neiße zueilend, sahen sich die Flüchtigen in den Hohlwegen durch festgefahrene Kanonen &c. aufgehalten. Dazu war durch den Regen der Fluß zu einer solchen Höhe angeschwollen, daß der größte Teil derer, die es wagten, hindurchzusetzen, fortgerissen wurde und ertrank. Eine bei Niederkrayn geschlagene Notbrücke reichte für die andringende Menge nicht hin, auch hier fanden viele den Tod. Die Artillerie der Verbündeten rückte bis an den Thalrand vor und vollendete die Niederlage des Feindes durch Kartätschen und Granaten, die sie in den verworrenen Knäuel der Fliehenden schleuderte. Nur der Einbruch der Nacht und das schlechte Wetter hinderten die energische Verfolgung. Der linke Flügel der Verbündeten unter Langeron blieb unthätig. Das siegreiche Heer brachte die Nacht in heftigem Regen ohne jeglichen Schutz, ohne Lebensmittel auf dem Schlachtfeld zu. Erst 27. Aug. konnte die Verfolgung beginnen, trotzdem ward sie dem Feind verderblich genug. Am 29. Aug. wurde bei Plagwitz die Division Puthod zersprengt; 1. Sept. war der Vortrab bis zur Lausitzer Neiße vorgedrungen, ganz Schlesien vom Feind befreit. 103 Kanonen, 2 Adler, 18,000 Gefangene, darunter 3 Generale, im ganzen 30,000 Mann, hatten die Franzosen verloren; der Rest ihres Heers war vollständig demoralisiert. Die Verbündeten hatten einen Verlust von 3400 Mann an Toten und Verwundeten. Die Soldaten nannten die Schlacht erst die Schlacht an der Wütenden Neiße, Blücher gab ihr aber nach der K. den Namen aus Rücksicht auf Sacken. Er selbst erhielt übrigens 1814 den Titel eines Fürsten Blücher von Wahlstadt nach dem nahen, durch die Mongolenschlacht 1241 bekannten Dorf Wahlstadt.

Katzbachgebirge, Berglandschaft in der preuß. Provinz Schlesien, welche sich im N. von Kupferberg am Bober zu beiden Seiten der Katzbach abwärts bis über Goldberg hinaus erstreckt und eigentlich nur eine Fortsetzung des niederschlesischen Steinkohlengebirges ist. Auf demselben ist die Hohe Kullge (740 m) der höchste Gipfel, der Gröditzberg (407 m) der am meisten gegen N. vorgeschobene Punkt. Im W. fällt das Gebirge in das tiefe Thal des Bober, im NO. mit den Jauerschen Bergen zur Ebene ab.

Kätzchen (Julus, Amentum), ährenartiger Blütenstand, bei welchem die verhältnismäßig kleinen, unansehnlichen Blüten hinter dicht stehenden, dachziegelartig sich deckenden Deckblättern sitzen, wie bei den meisten Kätzchenblütlern (Amentaceen).

Kätzchenblütler (Kätzchenträger), s. Amentaceen.

Katze (Felis *L.*, hierzu Tafel »Katzen«), Säugetiergattung aus der Ordnung der Raubtiere und der Familie der Katzen (Felida), Zehengänger mit kräftigem und doch schlankem, zum Sprung befähigtem Leib, kugeligem Kopf auf starkem Hals, kurzen Kiefern, mäßig hohen Beinen, fünfzehigen Vorder- und vierzehigen Hinterfüßen, kräftigen, durch elastische Bänder zurückziehbaren Krallen, langem Schwanz, 6 kleinen Vorderzähnen, je einem großen starken, kaum gekrümmten Reißzahn, je 2 Lückenzähnen und oben je 2, unten einem Backenzahn. Die dicke, fleischige Zunge ist mit hornigen, nach hinten gerichteten Stacheln besetzt. In keiner andern Gruppe prägt sich das Raubtiernaturell so entschieden aus wie hier. Das letzte Zehenglied ist senkrecht aufgerichtet, so daß dasselbe den Boden nicht berührt, und das Tier tritt mit den weichen, oft dicht behaarten Ballen der Sohle auf. Katzen finden sich überall in der Alten und Neuen Welt, meist im Wald, aber auch in Steppen und Wüsten, in der Ebene und im Gebirge. Als Versteck dienen ihnen Bäume, Gebüsch, Felsspalten und verlassene Baue andrer Tiere; sie halten sich bei Tage verborgen und ziehen sich, wenn angegriffen, feig zurück; mit der Dunkelheit aber gehen sie auf Raub aus und streifen umher oder legen sich auf die Lauer. Alle sind stark und sehr gewandt; sie gehen langsam, geräuschlos, laufen schnell, machen Sprünge von 10—15facher Leibeslänge, klettern meist sehr geschickt, sind dem Wasser abhold, schwimmen aber im Notfall recht gut und vermögen mit ihren Tatzen die Beute sehr geschickt zu treffen. Die größern Arten strecken mit einem einzigen Schlage große Tiere zu Boden und schleppen enorme Lasten mit dem Maul fort. Gehör und Gesicht sind gut entwickelt; bei den kleinern ist die Pupille elliptisch, zieht sich am Tag zu einem feinen Spalt zusammen, rundet sich aber im Zorn und in der Dunkelheit zu einem fast vollkommenen Kreis aus; Bartschnurren am Maul und über den Augen dienen als Tastorgane, die Empfindlichkeit aber ist über den ganzen Körper verbreitet, und alle Katzen sind höchst empfänglich für Einflüsse von außen. Auch der Geschmackssinn ist gut entwickelt, während die eigentümliche Vorliebe für stark duftende Pflanzen (Baldrian, Katzengamander), auf welchen sich z. B. die Hauskatze wie im Rausch wälzt, nicht für eine sehr feine Ausbildung des Geruchs spricht. In den geistigen Fähigkeiten stehen die Katzen hinter den Hunden zurück, doch sind auch sie der Erziehung und Veredelung fähig. Der Charakter der meisten Arten ist ein Gemisch von Besonnenheit, List, Blutgier und Tollkühnheit; viele werden rückhaltlos zahm, doch brechen oft ihre tief eingewurzelten natürlichen Begabungen unvermutet wieder durch. Sie leben vom Raub der Wirbeltiere, namentlich der Säugetiere, und nur sehr wenige fressen Aas. Sie beschleichen ihre Beute und ergreifen sie im Sprung, quälen sie bisweilen noch lange wie spielend, stehen aber von weiterer Verfolgung ab, wenn der Angriffssprung mißlang. Selbst die größten fürchten anfangs den Menschen, scheinen aber, wenn sie ihn mehrfach besiegt haben, das Menschenfleisch allem andern vorzuziehen. In beutereicher Gegend morden sie viel mehr, als sie selbst verzehren können. Die Weibchen

werfen 1—6 Junge, für welche die Mutter zärtlich sorgt, während der Vater sich nur gelegentlich um sie kümmert, die noch blinden Jungen sogar häufig frißt. Bei allen Katzen wiederholt sich die Grundform des Leibes sehr streng, und wohl in keiner andern Tiergruppe unterscheiden sich die einzelnen Gattungen und Arten so wenig voneinander. Daher sind für die Einteilung ziemlich nebensächliche Merkmale maßgebend, oft schon Haarwucherungen, Färbung ꝛc. Man kann die Gattung in drei Untergattungen teilen: Katzen im engern Sinn (Felis), Krallen völlig zurückziehbar, Schwanz in der Regel fast so lang wie der Rumpf, Beine niedrig, keine Ohrpinsel. Geparde (Cynailurus), Krallen nicht ganz zurückziehbar, in der Fährte sichtbar, höhere Beine. Luchse (Lynx), hochbeinige Tiere mit Ohrpinsel und kurzem Schwanz. Von den Katzen im engern Sinn unterscheidet man: A. Altkontinentale Formen: Löwen (Leonina *Wagn.*), ungefleckt, groß, gemähnt, mit Endquaste am Schwanz; Tiger (Tigrina *Wagn.*), gestreift, groß, mähnenlos; Pardelkatzen (Pardina *Gieb.*), groß, mit vollen oder geringelten Flecken und runder Pupille; Servale (Servalina *Wagn.*), kleiner, mit vollen Flecken; echte Katzen (Cati *Wagn.*), klein, ungefleckt, bisweilen gestreift, mit senkrecht elliptischer Pupille. B. Neukontinentale Formen: Löwenartige (Puma), ungefleckt, ohne Mähne, und Pardelkatzen (Jaguar), sämtlich kleiner als die altkontinentalen Formen.

Die Wildkatze (Waldkatze, Kuder, Baumreiter, F. Catus *L.*, s. Tafel) wird 80 cm lang, mit 30 cm langem Schwanz, und 35—42 cm hoch; sie ist sehr gedrungen gebaut, mit dickem Kopf, sehr dichtem, langem Pelz, welcher beim Männchen fahl- oder schwarzgrau, beim Weibchen gelblichgrau ist; das Gesicht ist rotgelb mit vier schwarzen Streifen, der Leib mit schwarzem Rückenstreif und vielen verwaschenen Querstreifen gezeichnet; der Bauch ist gelblich, schwarz gefleckt, die Beine sind schwarz gestreift; charakteristisch ist ein gelblichweißer Kehlfleck und der starke, bis zur Spitze gleichmäßig dicke, schwarz geringelte Schwanz. Die Spur der Wildkatze ist der der Hauskatze, der Trittform nach, sehr ähnlich, nur sind die Tritte größer, runder und markierten sich tiefer und schärfer im Boden. Die Trittstellung ist beim



Beim Schleichen (geschränkt).

In der Flucht (geschnürt).

Trittstellung der Wildkatze.

Schleichen etwas geschränkt. In der Flucht setzt die Wildkatze ähnlich wie der Fuchs (s. d., S. 767) und schnürt auch ziemlich so wie dieser. Die Wildkatze findet sich in ganz Europa mit Ausnahme des Nordens, einzeln in allen deutschen Mittelgebirgen, von wo sie weit in die Waldungen der Ebene hinausschweift, viel häufiger in Süd- und namentlich in Südosteuropa. Sie bewohnt besonders dichte, ausgedehnte Gebirgswaldungen, namentlich Nadelwälder, und haust in Felslöchern, hohlen Bäumen, Dachs- und Fuchsbauten, im Gebüsch ꝛc., im Winter auch in Scheunen. Sie lebt einzeln, beschleicht in der Dämmerung Vögel, Hasen, Kaninchen, auch Reh- und Hirschkälber und Fische. Ihre Hauptnahrung bilden aber Mäuse und Ratten; in Gehegen, besonders Fasanerien, wird sie schädlich, auch plündert sie Hühner- und Taubenställe. Sie paart sich im Februar und wirft im April in den angedeuteten Verstecken 5—6 blinde Junge, welche sie in der Gefahr nicht verteidigt. Sie scheint sich auch mit der Hauskatze zu paaren. Ihre Jagd kann unter Umständen gefährlich werden, da sie angeschossen nicht selten den Menschen angreift und sich hartnäckig verteidigt, während sie sonst in der Regel vor dem Menschen große Furcht zeigt. Große Hunde bekämpft sie erfolgreich. In der Gefangenschaft wird sie bisweilen zahm. Die Zwergkatze (Kueruck, F. undata *Ruepp.*, s. Tafel), 65—70 cm lang, wovon 20—23 cm auf den Schwanz kommen, ist bräunlich fahlgrau, unten weiß, oben dunkel rostbraun, unten braunschwarz gefleckt; vier Längsstreifen ziehen sich über Stirn, Scheitel, Nacken, andre Streifen verlaufen im Gesicht und an der Brust. Diese K. findet sich in Indien, auf den Sundainseln und in Ostasien, lebt meist auf Bäumen, ist äußerst blutgierig und nährt sich hauptsächlich von Vögeln. Die Falbkatze (nubische K., F. maniculata *Ruepp.*, s. Tafel) ist 50 cm lang, mit 25 cm langem Schwanz, oben fahlgelb oder fahlgrau, an den Seiten heller, am Bauch weißlich, am Rumpf und an den Beinen mit dunkeln, schmalen, verwaschenen Querbinden, am Oberkopf und im Nacken mit acht schwarzen Längsbinden. Der Schwanz ist oben fahlgelb, unten weiß, schwarz geringelt und hat eine schwarze Spitze. Sie bewohnt Ost- und Innerafrika und Palästina und gilt als Stammmutter der Hauskatze (F. domestica *L.*). Die Mumien und die Abbildungen auf altägyptischen Denkmälern stimmen am meisten mit dieser K. überein, und es ist wahrscheinlich, daß die Priester das heilige Tier von Meroe in Südnubien nach Ägypten brachten, von wo es sich dann weiter verbreitete.

In der Schädelbildung stimmt die Falbkatze mit der Hauskatze sehr nahe überein, und die Hauskatzen Nordafrikas zeigen noch ganz das Gepräge der Falbkatze. Die Niam-Niam fangen noch heute Falbkatzen ein und wissen dieselben in kurzer Zeit so weit zu zähmen, daß sie sich an die Wohnung gewöhnen und in der Nähe derselben die zahlreichen Mäuse vertilgen. Den alten Ägyptern war die K. wohl das heiligste aller Tiere, und wer eine K. tötete, wurde unerbittlich mit dem Tod bestraft. Die Göttin Bast (s. d.) wurde mit einem Katzenkopf abgebildet, und in ihr Heiligtum brachte man gewöhnlich die Katzenmumien. Griechen und Römer kannten die K. nicht als Haustier; erst Palladius im 4. Jahrh. n. Chr. gebraucht den Namen catus, der seitdem von Italien aus wie das Tier selbst zu europäischen und asiatischen Völkern wanderte. Bei den Germanen galt die (wilde) K. als Lieblingstier der Freyja, deren Wagen mit zwei Katzen bespannt war. Später wurde die K. wegen ihres schleichenden, nachtwandlerischen Wesens und der im Finstern unheimlich glühenden Augen ein Gegenstand des Aberglaubens: Hexen und Zauberinnen verwandeln sich in Katzen; namentlich an die dreifarbige und die schwarze K. knüpft sich viel Aberglaube. Von Ägypten aus ging die K. wahrscheinlich zuerst östlich; sie war ein Liebling Mohammeds. Viel später kam sie in die nördlichen Länder, im 10. Jahrh. wird sie in der Gesetzsammlung für Wales als ein offenbar kostbares Tier erwähnt, und im 11. Jahrh. hatten vornehme Frauen kostbare Schoßkatzen. Ge-

genwärtig ist die K. im europäischen Süden und Osten und im Morgenland viel beliebter als bei den germanischen Völkern. In Ägypten genießt sie besonders große Achtung und wird in Kairo auch öffentlich verpflegt. Sie wurde früh nach Amerika verpflanzt, kam auch nach Australien und ist auf Neuseeland verwildert. Erst vor 20 Jahren verbreitete sie sich am Amur. Sie hat sich durch die Zähmung viel weniger verändert als der Hund und läßt die Stammart immer noch deutlich erkennen. Auch ihr Verhalten ist ein wesentlich andres als das des Hundes. Sie bewahrt stets eine gewisse Selbständigkeit, zeigt, auch wo sie wenig Pflege findet, mehr Anhänglichkeit an das Haus als an die Familie, entweicht selbst vollständig in den Wald und kehrt, obwohl stark verwildert, im Herbst zu demselben Haus zurück; vollständig verwildert sie nicht leicht. Sie ist stets reinlich und zierlich, geht gemessen und lautlos, bewegt sich aber auch in schnell fördernden Sätzen oder Sprüngen, wobei sie freilich von jedem Hund eingeholt wird. Sie springt 2—3 m hoch, klettert sehr geschickt durch Einhäkeln ihrer Krallen und weiß, wenn sie fällt, stets den Boden mit den Füßen zuerst zu berühren. Wasser meidet sie, doch schwimmt sie im Notfall recht gut. Zum Schlaf legt sie sich zusammengerollt am liebsten auf Heu. Ihre an und für sich rauhe Stimme ist ungemein biegsam. Unter ihren Sinnen ist das Gehör und Gefühl am schärfsten entwickelt. Sie besitzt großen Mut und bewährt ihn im Kampf mit den stärksten Hunden, sie ist aber auch rauflustig und balgt sich besonders mit andern Katzen zur Nachtzeit. Sie schmeichelt gern und läßt sich schmeicheln, sie befreundet sich auf das innigste mit ihrem Pfleger; aber sie ist nicht gutmütig wie der Hund und beißt und kratzt oft, wenn man es gar nicht vermutet. Sie paart sich Ende Februar oder Anfang März und Anfang Juni. Nach 55 Tagen wirft sie 5—6 blinde Junge, welche am neunten Tag sehen lernen. Die Alte hält die Jungen namentlich vor dem Kater möglichst lange verborgen und verteidigt sie mit größter Tapferkeit, zeigt aber, während sie säugt, großes Mitleid auch gegen andre Tiere, nimmt kleine Hunde, Hasen, Ratten, Mäuse ꝛc. als Pfleglinge an und widmet ihnen dieselbe Sorgfalt wie den eignen Jungen. Sie zeigt überhaupt eine überraschende Mutterliebe und widmet sich den Jungen mit vollkommenster Hingebung. Die Hauptnahrung der K. bilden Mäuse; an Ratten wagt sich nicht jede, Spitzmäuse bleiben von ältern Katzen meist unbehelligt; Eidechsen, Schlangen, Frösche werden nur gelegentlich von der K. gefressen; sie fängt aber auch Vögel, wagt sich an ziemlich große Hasen und legt sich sogar auf den Fischfang. Im Haus plündert sie den Speiseschrank. Die Hauskatze hat wenig Spielarten, ihre Färbungen erben nicht fort und haben keinen zoologischen Wert. Die hellgrauen, mit schwarzen Fußballen und an den Hinterfüßen schwarzen Sohlen, heißen Cyperkatzen. Eine schöne Rasse ist die sogen. Angorakatze (F. domestica angorensis, s. Tafel), mit langem, seidenweichem, weißem, gelblichem oder gräulichem Haar, auch bunt, mit fleischfarbenen Lippen und Sohlen. Sie gilt als faul, aber keine erheblichen Störungen veranlaßt werden. Von den sporadischen Krankheiten sind Darmkatarrhe nicht selten. Da der K. die Medikamente nicht gut eingegeben werden können, so ist die Behandlung auf die diätetische Pflege zu beschränken. Am besten bewährt sich die Verabreichung von frischem, nahrhaftem Fleisch. Vegetabilische Nahrungsmittel, welche leicht der Gärung verfallen, sind beim Darmkatarrh zu vermeiden. Vom Ungeziefer wird sie nicht sehr geplagt. Man benutzt von der K. das Fell als Pelzwerk und züchtet sie zu diesem Zweck an mehreren Orten; das weiße Fleisch ist zart und erinnert im Geschmack einigermaßen an Kalbfleisch. Früher benutzte man verschiedene Teile der K. medizinisch. Vgl. Michel, Das Buch der Katzen (Weim. 1876); Martin, Das Leben der Hauskatze und ihrer Verwandten (2. Aufl., das. 1883).

Katze, in der Befestigungskunst s. v. w. Kavalier; im Kriegswesen ehedem (lat. catus) bewegliches Schirmdach, welches die Schanzgräber vor den aus der belagerten Stadt geschleuderten Steinen ꝛc. sicherte, also etwa s. v. w. Vinea und Testudo. — In der Technik heißt K. bei Kranen eine Vorrichtung verschiedener Konstruktion zur Veränderung des Aufhängepunktes der Last; in der Weberei der Fadenführer am Scherrahmen. — Neunschwänzige K. (engl. cat of nine tails) nennt man eine in neun Riemen auslaufende Peitsche zu körperlichen Züchtigungen. Die Strafe mit der neunschwänzigen K. wurde 1868 infolge der Bemühungen des Feldmarschalls Herzogs von Cambridge in der englischen Armee abgeschafft, während dieselbe für die Flotte noch bestehen blieb, seit dem Jahr 1881 aber auch für diese beseitigt worden ist.

Katzenauge (amaurotisches K.), ein eigentümliches Leuchten des Augenhintergrundes, welches durch Netzhautablösung (s. d.) entsteht und deshalb nur bei erblindeten Augen vorkommen kann, s. Tafel »Augenkrankheiten«, Fig. 16.

Katzenauge, Mineral, s. Quarz.

Katzenaugenharz, s. Dammaraharz.

Katzenberge (Trebnitzer Landrücken), Teil des Mährisch-Schlesischen Landrückens im preuß. Regierungsbezirk Breslau, nördlich von Breslau, bildet das Quellgebiet der Bartsch und erreicht im Weinberg bei Trebnitz 310 m Höhe. Denselben Namen führt ein andrer Teil des genannten Landrückens zwischen Bober und Oder, westlich von Glogau.

Katzenbuckel, Berg im südöstlichen Teil des Odenwaldes, nahe bei Eberbach am Neckar, ist 627 m hoch.

Katzenelnbogen (lat. Cattimelibocus, »Melibokus der Katten«), sonst Grafschaft am Main und Rhein, geteilt in die obere Grafschaft, zum Großherzogtum Hessen gehörig und begrenzt vom Rhein, Odenwald und von der Wetterau, 1100 qkm (20 QM.) groß mit der Hauptstadt Darmstadt, und die niedere Grafschaft, welche an den Rhein, an Dietz, Dillenburg und Idstein grenzte und 468 qkm (8½ QM.) umfaßte, mit der Hauptstadt St. Goar. Der gleichnamige Marktflecken im preußischen Regierungsbezirk Wiesbaden, Kreis Unterlahn, hat ein altes Schloß

die erste 1408 ausstarb und ihre Besitzungen auf die letztere vererbte. Diese erlosch 1479, und das Land fiel an Hessen, da die Erbtochter Anna mit dem Landgrafen Heinrich III. von Hessen vermählt war. Die obere Grafschaft ist in der spätern Teilung fast ganz an Hessen-Darmstadt gekommen. Der größte Teil der niedern Grafschaft kam an Nassau und mit diesem 1866 on Preußen.

Katzenfelle, von der gemeinen Katze, sind wegen der Länge, Weichheit und Schönheit ihrer Haare sowie wegen ihrer Leichtigkeit, Dauerhaftigkeit und Wärme sehr geschätzt. Die Schönheit der K. richtet sich hauptsächlich nach der den Tieren gewährten Reinlichkeit und Pflege. Aus Holland stammen die besten K. von Tieren, die dort mit Rücksicht auf das Fell in Schuppen gezüchtet werden. Auch Ostfriesland, Schleswig-Holstein, die Schweiz, Salzburg, Steiermark und Oberbayern liefern schöne schwarze K. Durch Verschneiden der Tiere werden die K. größer und haarreicher. In Deutschland, Italien und der Walachei verarbeitet man besonders die schwarzen, in Schlesien und Galizien die grauen und in der Türkei die weißen und roten. Häufig färbt man die K., was am dunkelfarbigen Leder zu erkennen ist; schönere Resultate gibt das Blenden, wobei nur die Spitzen der Haare gefärbt werden. So behandelte K. sollen sich besser halten als die natürlichen, welche mit der Zeit rötlich und unscheinbar werden. Die Felle der Wildkatze, welche besonders aus Rußland, Polen, dem Kaukasus, Sibirien, der Türkei und Ungarn, aus Süddeutschland und Frankreich kommen, sind größer und stärker als die der Hauskatze, haben längeres und feineres, meist braungelbliches, fast hechtgraues, schattiertes Haar und vollständige schwarze Ringel auf dem gelblichgrauen Schwanz. Diese K. bilden ein weiches, doch wenig haltbares Pelzwerk und werden, braun gefärbt, vielfach in der Türkei und Ungarn verbraucht. Schwarze sibirische K. heißen auch Genettenfelle. Die Produktion von Katzenfellen beträgt in Sibirien 250,000 Stück, in Mitteleuropa 500,000, in Nordamerika 45,000, im europäischen Rußland 200,000, in Schweden und Norwegen 5000 Stück. Die nordamerikanischen K. stammen von Lynx canadensis, s. Luchsfelle.

Katzengold, s. Glimmer.

Katzenkopf, Mißgeburt, s. v. w. Hemicephalus, s. Anenkephalie.

Katzenkraut, s. v. w. Teucrium marum.

Katzenminze, s. Melissa.

Katzenmusik, eine absichtlich ohrenzerreißende Musik, mit der jemand in Form eines Ständchens Mißfallen bezeigt oder Hohn angethan wird &c. (vgl. Charivari).

Katzenpfätchen, s. v. w. Antennaria dioica oder Gnaphalium dioicum; gelbes K., s. v. w. Helichrysum arenarium.

Katzenraffael, Beiname des Malers Gottfried Mind (s. d.).

Katzensilber, s. Glimmer.

Katzensterz, s. v. w. Katzenwedel, s. Equisetum.

Katzentreppen, die stufenartig eingeschnittenen Giebelseiten an Häusern des Mittelalters, besonders des gotischen Baustils. Die Renaissance füllt die Ecken mit schneckenförmigen Verzierungen, sogen Voluten (s. d.), aus.

Katzenwedel, s. Equisetum.

Katzenwurz, s. v. w. Baldrianwurzel, s. Valeriana.

Katzenzinn, s. Wolfram.

Katzenzungen, s. Steinzeit.

Katzhütte, Dorf im Fürstentum Schwarzburg-Rudolstadt (Oberherrschaft), an der Mündung der Katze in die Schwarza, im Thüringer Wald (427 m ü. M.), hat eine evang. Pfarrkirche, ein Forstamt, eine Porzellanfabrik (die erste in Thüringen), eine Eisengießerei und Maschinenbauanstalt, Holzindustrie und -Handel und (1885) 1385 Einw.

Kauai, nordwestlichste Insel der Hawaigruppe im Stillen Ozean, besteht durchweg aus zersetztem vulkanischen Gestein, ist daher sehr fruchtbar und erreicht im Wailele 2100 m Höhe. Die Häfen Waimea im S. und Hanalai im N. sind schlecht und schutzlos. Seit einigen Jahren hat der Zuckerrohrbau große Ausdehnung gewonnen. Mit den kleinern: Niihau, Lehua und Kaula bildet K. eine Gruppe für sich, die einen Umfang von 1707 qkm (31 QM.) mit (1884) 8935 Einw. hat.

Kaub (Caub), Stadt im preuß. Regierungsbezirk Wiesbaden, Rheingaukreis, rechts am Rhein und an der Linie Frankfurt a. M.-Wetzlar-Lollar der Preußischen Staatsbahn, hat eine evangelische und eine kath. Pfarrkirche, eine Oberförsterei, sehr bedeutende Schieferbrüche, Weinbau, Schiffahrt und (1885) 2179 meist evang. Einwohner. Über der Stadt thront auf steilem Berg die Ruine Gutenfels, und derselben gegenüber steht auf einem Felsen mitten im Rhein die vieltürmige Burg Pfalz, nach der Sage Entbindungsort der frühern Pfalzgräfinnen. Der Ort wird schon 983 genannt, gehörte dann den Herren v. Falkenstein, kam 1277 an die Pfalz und erhielt 1324 Stadtrechte. K. war Übergangsort der preußischen und russischen Armee unter Blücher in der Neujahrsnacht 1813–14, woran ein Denkmal erinnert. Am 11. März 1876 und später noch mehrmals wurde K. von Bergstürzen heimgesucht.

Kauderwelsch, als Substantiv und Adjektiv gebraucht von einer gänzlich fremden oder durch schlechte Aussprache, falsche Formen, Vermengung mit fremden Ausdrücken unverständlichen Sprache, dann auch von krausen Gedanken und verworrenen Dingen. Das Wort ist aus dem oberdeutschen kaudern (kollern, undeutlich reden) und welsch (fremdländisch) zusammengesetzt und wurde ursprünglich zur Bezeichnung gewisser Gaunersprachen angewendet.

Kaudinische Pässe, s. Caudium.

Kaue, Überbau über einer Schachtmündung oder einem Stollenmundloch, dient den Bergarbeitern vor dem Anfahren zum Aufenthalt und zum Aufbewahren des Grubengezähes, zur Abhaltung von Tagewassern &c.

Kauen (Masticatio), die Zerkleinerung der dem Mund übergebenen Nahrungsstoffe vermittelst der Kauorgane, wozu die sämtlichen Teile des Mundes, die Zähne und die Kaumuskeln gehören, zusammen der Kauapparat genannt. Beim K. wird der Unterkiefer durch die Schläfemuskeln in die Höhe und rückwärts, durch die Kaumuskeln (masseteres) auf- und vorwärts gezogen; die innern und äußern Flügelmuskeln besorgen vorzugsweise die horizontale (zermalmende) Bewegung der Zahnreihen aneinander. Ist das K. mangelhaft, so werden nicht allein die Speisen nicht gehörig zerkleinert, sondern auch nicht hinreichend eingespeichelt. Bei Fleischfressern sind die Schläfemuskeln ungemein groß und stark; beim Löwen füllen sie, wie ein Polster, die ganzen Seiten des Kopfes aus. Die Kaumuskeln sind hingegen bei den Nagetieren stark entwickelt, dagegen sind die Flügelmuskeln letzterer sehr klein. Die Bewegungen der Kaumuskeln werden vermittelt durch die motorische Portion des Nervus trigeminus. S. Tafel »Nerven I«, Fig. 1, u. Tafel »Mundhöhle &c.«, Fig. 1.

Kauer, Ferdinand, Opernkomponist, geb. 1751 zu Klein-Thaya in Mähren, studierte Medizin, widmete sich dann der Musik und wurde um 1795 Kapellmeister des Marinellischen Theaters in Wien. Später war er noch an verschiedenen andern Theatern Wiens als Kapellmeister und Komponist angestellt und wurde namentlich durch seine komischen Opern der erklärte Liebling des Publikums. Unter diesen fand sein »Donauweibchen« den meisten Beifall, ein Werk, welches mit seinen leichtfaßlichen und anmutigen Melodien bis in die neueste Zeit sein Publikum gefunden und den Theaterdirektoren ungeheure Summen eingebracht hat, während der Komponist seine letzten Lebensjahre in Dürftigkeit zubringen mußte. Er starb, völlig verarmt, 13. April 1831.

Kauernik, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Marienwerder, Kreis Löbau, an der Drewenz, hat Hopfenbau und (1885) 941 meist kath. Einwohner. Bei K. befand sich vor der Tannenberger Schlacht (1410) eine Zeitlang das Lager des Ordensheers.

Kauf (lat. Emtio venditio, franz. Vente), der Vertrag, nach welchem der eine, der Verkäufer (venditor), eine Sache, die Ware (merx), dem andern, dem Käufer (emtor) überliefern und von diesem dagegen eine Geldsumme, den Preis (pretium), erhalten soll. Waren können nicht allein körperliche Sachen sein, sondern jedes andre Vermögensstück, wie Forderungen (s. Zession) und dingliche Rechte, eine Erbschaft und andre Vermögensmassen, nicht aber Gegenstände, welche dem Verkehr überhaupt entzogen sind. Auch eine künftige und ihrer Existenz nach ungewisse Sache kann Gegenstand des Kaufs sein (Hoffnungskauf, emtio spei), z. B. der K. einer Jagdausbeute. Davon ist der Fall verschieden, daß eine künftige, der Existenz nach gewisse, aber nach Quantität und Qualität ungewisse Sache, z. B. die Frucht auf dem Halm, gekauft wird (emtio rei speratae, K. der gehofften Sache), oder daß eine künftighin erst anzufertigende oder eine von dem Verkäufer erst zu erwerbende Sache den Gegenstand des Kaufvertrags bildet. Die Ware kann ferner individuell bestimmt (species) sein, z. B. wenn ich mir ein bestimmtes, einzelnes Exemplar eines Buches kaufe, weil sich in demselben eine mir wertvolle handschriftliche Notiz befindet; oder die Ware ist nur nach Gattung (genus) und nach Zahl, Maß oder Gewicht bestimmt, z. B. wenn ich mir schlechthin ein Exemplar des betreffenden Buches bestelle (s. Gattungskauf). Der Preis (Kaufpreis, Kaufgeld, Kaufschilling) muß in einer bestimmten Geldsumme bestehen, neben welcher indessen auch noch andre Leistungen verabredet werden können; er gilt als genügend bestimmt, wenn seine Höhe zwar noch nicht in Zahlen ausgedrückt ist, aber sich doch dereinst nach der Abrede bestimmen läßt, z. B. wenn nach dem Marktpreis eines spätern Tags gekauft ist. Erreicht der Preis nicht die Hälfte des Wertes der Ware zur Zeit des Kaufs (laesio enormis — ultra dimidium), so kann nach gemeinem Rechte der Verkäufer wegen Verletzung über die Hälfte Aufhebung des Handels fordern; ein Grundsatz, welcher auch auf den Käufer, der mehr als den doppelten Wert der Sache bezahlte (Verletzung unter der Hälfte), ausgedehnt worden ist. Bei gewagten Geschäften, z. B. bei dem K. einer Leibrente oder Lebensversicherungspolice, läßt sich dies nicht anwenden, da der Wert zum voraus sich nicht feststellen läßt. Bei Handelsgeschäften fällt nach dem deutschen Handelsgesetzbuch (Art. 286) eine solche Anfechtung überhaupt hinweg, ebenso ist die Anfechtbarkeit allgemein ausgeschlossen in Bayern und Sachsen. Nach preußischem Landrecht begründet eine Verletzung über die Hälfte nur die Vermutung eines Irrtums auf seiten des Käufers, welche den Vertrag aufzuheben geeignet ist. Diese Vermutung schließt indessen den Gegenbeweis durch den Verkäufer nicht aus. Im französischen Recht ist lediglich dem Verkäufer eines Grundstücks, wenn er um mehr als $^7/_{12}$ des Preises verletzt ist, ein Anfechtungsrecht gegeben. Der K. ist abgeschlossen, perfekt, sobald die Parteien über Ware und Preis einig sind. Perfekt ist auch der K. nach Probe oder nach Muster (à l'échantillon), wobei der Verkäufer nur durch Lieferung probemäßiger Ware erfüllt, und der K. zur Probe, wobei der Käufer den Beweggrund angibt; bedingt ist dagegen der K. auf Probe (à l'essai) oder auf Besicht (Besichtkauf), welcher erst mit der Genehmigung der Ware durch den Käufer perfekt wird. Mit dem Abschluß gehen Gewinn und Verlust an der Ware auf Rechnung des Käufers. Wird aber nach Zahl, Maß oder Gewicht verkauft, so daß zur Ermittelung des Gesamtpreises noch die Zählung oder sonstige Messung der Ware nötig wird, so sind zwar beide Teile an den Vertrag gebunden, die Gefahr geht aber erst mit der Zählung oder Messung auf den Käufer über (s. Gefahr). Der Verkäufer hat die Ware vollständig und rechtzeitig zu übergeben, bis dahin aber sorgfältig zu verwahren; er ist zwar nicht gehalten, das Eigentum zu übertragen, steht aber dafür, daß der Käufer die Sache ungestört besitze (prästiert das habere licere) und hat daher für Entwährung (s. d.) einzustehen. Ist die Ware der Gattung nach bestimmt, so muß der Verkäufer im Zweifel Ware von mittlerer Güte liefern. Mängel, welche den Wert der Sache mindern, berechtigen den Käufer, binnen sechs Monaten mit der Wandlungsklage (actio redhibitoria) Aufhebung des Kaufs oder binnen Jahresfrist mit der Würderungsklage (actio aestimatoria s. quanti minoris) Minderung des Preises zu fordern. Beim Viehhandel ist nach deutscher Rechtsbildung der Käufer in der Regel nur zur Wandlungsklage und zwar nur wegen bestimmter Haupt- oder Gewährsmängel (s. d.) berechtigt, aber auch noch dann, wenn die Mängel erst eine gewisse Zeit nach dem K. hervortreten. Der Käufer muß die Ware rechtzeitig in Empfang nehmen und haftet für den durch seinen Verzug verursachten Aufwand und Schaden; es wird in der Regel Zug um Zug gekauft, der Preis ist daher gleich nach Empfang der Ware zu zahlen und im Fall der Säumnis zu verzinsen (Barkauf, K. per contant); vor der Zahlung geht das Eigentum der in der Erwartung derselben übergebenen Ware nicht über. Anders, wenn ausdrücklich Kredit gegeben oder dies nach der Natur des Geschäfts oder nach dem Gebrauch anzunehmen ist (Kreditkauf, K. auf Kredit, auf Borg, auf Zeit, auf Ziel). Kaufgeschäfte, welche beiderseits nicht sofort bei dem Abschluß, sondern erst eine bestimmte Zeit danach zu erfüllen sind, heißen Zeitgeschäfte (s. Börse, S. 236). Ist der Kaufpreis vor der Übergabe der Ware zu zahlen, so spricht man von einem Pränumerationskauf. Ohne besondere Verabredung besteht keine Verpflichtung zur Pränumeration, daher nach Entscheidungen des frühern Reichsoberhandelsgerichts der Verkäufer ohne besondere Vereinbarung auch nicht befugt ist, den Kaufpreis mittels Postnachnahme zu erheben.

Im Handel ist der K. das wichtigste Geschäft, und er hat daher eine besondere Ausbildung erfahren, so namentlich in dem allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuch (Buch III, Tit. II, Art. 337—359). Aus

letzterm ist die Bestimmung hervorzuheben, daß, wenn der Käufer mit der Abnahme der Ware in Verzug ist, der Verkäufer sie auf dessen Kosten bei einem Dritten niederlegen oder nach vorgängiger Androhung öffentlich verkaufen lassen kann, wovon er aber den Käufer sofort benachrichtigen muß. Der Käufer muß die von einem andern Orte (Distanzhandel, im Gegensatz zum Platzhandel) übersandte Ware, soweit es nach dem ordentlichen Geschäftsgang thunlich ist, sofort besichtigen, auf ihre Empfangbarkeit prüfen und von gefundenen Mängeln unverzüglich, von solchen, welche bei sofortiger Untersuchung nicht erkennbar sind, wenigstens gleich nach der Entdeckung dem Verkäufer Anzeige machen und die Ware zur Disposition stellen; sonst gilt die Ware als genehmigt. Übrigens können beide Teile die Feststellung des Zustandes einer bemängelten Ware durch richterlich ernannte Sachverständige fordern. Fehler, welche erst sechs Monate nach der Ablieferung entdeckt werden, oder deren Anzeige nicht binnen dieser Frist erfolgte, können nicht mehr geltend gemacht werden, und die Klagen aus Fehlern verjähren überhaupt in sechs Monaten von der Ablieferung an, während bei rechtzeitiger Benachrichtigung die Einreden daraus der Verjährung nicht unterworfen sind. Ist der Käufer mit der Zahlung des Preises in Verzug, so kann der Verkäufer nach seiner Wahl Zahlung des Preises und Schadenersatz fordern, oder die Ware auf Rechnung des Käufers verkaufen und daneben Schadenersatz fordern, oder auch vom K. zurücktreten; ist der Verkäufer mit der Lieferung in Verzug, so kann der Käufer Erfüllung und daneben Schadenersatz oder statt der Erfüllung, unbeschadet des Anspruchs wegen erweislich höhern Schadens, den Unterschied zwischen dem Kaufpreis und dem Markt- oder Börsenpreis zur Zeit und am Orte der geschuldeten Lieferung als Schadenersatz fordern, oder den Handel aufheben. Will der eine oder andre Teil hiernach vom K. zurücktreten, so muß er dies dem Gegner anzeigen und, wenn es die Umstände erlauben, noch eine entsprechende Frist zur Nachholung der Leistung gestatten. War aber die Zeit der Leistung fest bestimmt (s. Fixgeschäft im Artikel »Börse«, S. 237), so bedarf es dessen nicht; dagegen muß, wer auf der Erfüllung bestehen will, dem Gegner dies sofort anzeigen, widrigenfalls diese nicht gefordert werden kann. Der kaufmännischen Spekulation dienen besonders der Lieferungskauf von Waren und von Kreditpapieren, welche einen Marktpreis haben und die damit zusammenhängenden Differenz- u. Prämiengeschäfte (s. Börse, S. 237). Vgl. Treitschke, Der Kaufkontrakt in besonderer Beziehung auf den Warenhandel (2. Aufl., Gera 1865); Hofmann, Über das Periculum beim K. (Wien 1870); Eck, Die Verpflichtung des Verkäufers zur Gewährung des Eigentums (Halle 1874); Bernhöft, Beitrag zur Lehre vom K. (Jena 1874); Bechmann, Der K. nach gemeinem Recht (Erlang. 1876—84. 2 Tle.); Gareis in Endemanns »Hand-

wollspinnerei und -Weberei (2200 Spindeln und 660 Arbeiter), eine große lithographische Kunstanstalt und Etikettenfabrik mit 200 Arbeitern (Absatzgebiet nach den verschiedensten Ländern Europas), Fabriken für landwirtschaftliche Maschinen, Leim, Beinknopfwaren, Öl, galvanische Kohle, ferner Eisengießerei, Färberei, Gerberei, bedeutende Bierbrauerei, Großhandel in Baumwollwaren und Käse und (1885) 6494 meist kath. Einwohner. — K., ein berühmter Wallfahrtsort und Fundort römischer Münzen, wird zuerst 1126 erwähnt, war von 1286 bis 1803 freie Reichsstadt, wurde 1377 vom Herzog Friedrich von Teck und 1388 von den bayrischen Herzögen vergebens belagert und kam 1803 an Bayern. Vgl. Stieve, Die Reichsstadt K. und die bayrische Restaurationspolitik (Münch. 1870).



Wappen von Kaufbeuren.

Kaufblei, eine ziemlich reine Sorte Blei.

Kauf bricht Miete, ein Rechtssprichwort, welches besagt, daß der Käufer in den von dem Verkäufer über den Kaufgegenstand geschlossenen Mietvertrag an sich nicht eintritt, so daß der Mieter dem Käufer gegenüber den Mietvertrag nicht geltend machen kann. Der Mietvertrag bleibt aber unter denjenigen, die ihn abschlossen, wirksam, und der Mieter, welcher vom Käufer an der Ausübung des Mietrechts gehindert wird, kann vom Verkäufer Schadenersatz fordern. Doch ist zu beachten, daß nach preußischem Landrecht der Mieter, welchem die vermietete Sache übergeben ist, ein dingliches Recht an derselben erlangt, welches ihn gegen den dritten Sacherwerber schützt. Nur bei gerichtlichem Zwangsverkauf muß sich der Vermieter eine vorzeitige Kündigung gefallen lassen. Nach österreichischem und sächsischem Recht kann sich der Mieter nur dann gegen den dritten Erwerber der Sache schützen, wenn sein Recht in das Grundbuch eingetragen ist.

Kauffahrer (Kauffahrteischiffe, jetzt meist Handelsschiffe genannt), alle dem Handelsverkehr dienenden Seeschiffe, im Gegensatz zu den Kriegsschiffen. Für Deutschland ist in Ansehung der Nationalität der K. und ihrer Befugnis zur Führung der Reichsflagge das Reichsgesetz vom 25. Okt. 1867 maßgebend (vgl. Heimatshafen).

Kauffmann, 1) Angelika, Malerin, geb. 30. Okt. 1741 zu Schwarzenberg im Bregenzer Wald als Tochter und Schülerin des Malers Joh. Joseph K., bekundete früh malerisches Talent, weshalb ihr Vater zu ihrer Ausbildung mit ihr nach Como und von da nach Mailand ging, wo sie unter andern den Herzog von Modena und dessen Gemahlin malte. Nach Schwarzenberg zurückgekehrt, schmückte sie mit ihrem Vater die dortige Parochialkirche und das Schloß des Grafen von Montfort mit Gemälden; nebenbei beschäftigte sie sich mit Porträtieren. In Florenz, wohin

malte sie ein umfangreiches Bild, das die Tugend, die Unschuld und die Verführung darstellte. Zu einem englischen Roman lieferte sie ein Bild: Unna und Abra; Klopstock schenkte sie ein Gemälde: Samma an Benonnis Grab, ein sentimentales Bild, das großen Beifall fand. Wirklichen Wert in zarter Auffassung eines schönen Gedankens hatte ihr Amor, dem Psyche mit ihren Haaren die Thränen trocknet. Am Hof in Gunst stehend, zum Mitglied der königlichen Akademie ernannt und von der Aristokratie mit Geld und Ehren überschüttet, stand K. damals auf dem Gipfel ihres Ruhms, sollte aber bald von demselben gestürzt werden. Ein Betrüger, welcher sich unter dem Namen eines schwedischen Grafen Horn in London aufhielt, aber nur dessen Kammerdiener gewesen sein soll, wußte durch sein einschmeichelndes Wesen K. zu einer heimlichen Vermählung zu überreden. Die Ehe ward zwar, als sich der Betrug ergab, wieder gelöst, hatte aber K. einen beträchtlichen Teil ihres Vermögens gekostet und ihr Leben verbittert. Angeliko verheiratete sich später mit dem Maler Antonio Zucchi, einem Künstler von geringem Verdienst, aber von achtungswertem Charakter, und kehrte 1781 nach Italien zurück. In Venedig machte sie die Bekanntschaft des nachmaligen russischen Kaisers Paul I., der die Künstlerin sehr auszeichnete. Nach dem Tod ihres Vaters begab sie sich mit ihrem Gemahl nach Neapel, wo sie von der Königin mit der künstlerischen Ausbildung der beiden Prinzessinnen betraut ward, von da nach Rom. Hier malte sie für den Kaiser Joseph II. die Rückkehr des Arminius nach Besiegung der Legionen des Varus und die durch Äneas veranstaltete Leichenfeier des Pallas sowie ein Bildnis der Herzogin Amalie von Weimar. In Rom lernte sie Goethe kennen, der in seiner zweiten »Italienischen Reise« viele Details aus ihrem häuslichen und geselligen Leben anführt. Ein Kreis von Gelehrten und Künstlern versammelte sich in ihrem gastlichen Hause. Schon längere Zeit leidend, starb sie 5. Nov. 1807 daselbst kinderlos und verwitwet. Ihre Büste wurde im Pantheon zu Rom aufgestellt. Ihr Selbstbildnis im Berliner Museum zeigt sie in einem phantastischen Putz, halb Muse, halb Bacchantin, den Lockenkopf mit Weinlaub bekränzt, im Gewand von Flor. Ihre Gemälde sind durch Heiterkeit, Zartheit und Gefälligkeit ausgezeichnet, leiden aber an Unbestimmtheit der Zeichnung und Oberflächlichkeit der Farbe. Ihre Stärke lag im Porträt und in Einzelfiguren, von denen die Vestalin in der Dresdener Galerie am bekanntesten geworden ist. Nach ihren Gemälden existieren ca. 600 Kupferstiche; sie radierte auch selbst, und man zählt 34 Blätter von ihr, Gegenstände aus der christlichen und antiken Mythologie, vornehmlich aber Porträte und Einzelfiguren. Vgl. Wessely in Dohmes »Kunst u. Künstler« (Leipz. 1877).

2) **Hermann**, Maler, geb. 7. Nov. 1808 zu Hamburg, erhielt den ersten Unterricht von dem dortigen Maler Gerdt Hardorff, ging 1827 auf die Akademie zu München, verließ dieselbe aber bald und wandte sich dem Naturstudium zu. 1833 ließ er sich in Hamburg nieder. Er machte Studienreisen in Nord- und Süddeutschland und nach Norwegen. Kauffmanns zahlreiche Bilder, teils reine Landschaften, teils Landschaften mit Genre, teils Genre, zeichnen sich durch Natürlichkeit der Auffassung und Darstellung aus; es sind Motive aus Norddeutschland, den Alpen und aus Norwegen; gern stellt er Winterlandschaften dar, wie den Postwagen im Schneesturm, Schlittenbahn auf der Elbe, Fischerszene auf dem Eis.

3) **Hugo**, Maler, Sohn des vorigen, geb. 7. Aug. 1844 zu Hamburg, ging 1861 nach Frankfurt a. M. und arbeitete dort unter Jak. Becker, Steinle und Zwerger. 1863—71 wohnte er in Kronberg im Taunus. Dazwischen brachte er einen Winter in Hamburg und eine fünfmonatliche Versuchszeit in Düsseldorf zu; ferner hielt er sich 1½ Jahr in Paris auf, von wo ihn 1870 der Krieg vertrieb. 1871 nahm er seinen Wohnsitz in München. Kauffmanns Gestaltungskraft, unterstützt von feiner Beobachtung und gesundem Humor, verbunden mit charakteristischer Zeichnung und feinstem Kolorit, verleiht seinen Arbeiten etwas ungemein Frisches und Lebendiges. Seine Stoffe entnimmt er mit Vorliebe den untern Kreisen der städtischen, teilweise auch der ländlichen Bevölkerung und bringt sie mit schlagender Wahrheit zur Darstellung. Wir nennen von ihm ein paar Wirtshausszenen, Walzer für die Alten (1870); Aufbruch zum Treibjagen, Erzählungen aus dem Krieg, Rückkehr von der Jagd (1871); auf der Kegelbahn, Bauern beim Kartenspiel, Savoyardenjunge, Karnevalszene in Paris, Violinspieler in der Theaterschenke (1872); Hundedressur, Jagdszene, Sonnenschein, Kinder am Bach, Wortwechsel (1873); die Versteigerung (1874); Streit beim Kartenspiel (1883); Abgestürzt (1886); dann wertvolle Tusch- und Federzeichnungen, von denen einige Cyklen: Hochzeitsleute und Musikanten, Biedermänner und Konsorten, Spießbürger und Vagabunden, durch Lichtdruck veröffentlicht worden sind.

Kaufgeld, s. v. w. Kaufpreis (s. Kauf).

Kaufglätte, rötliche Bleiglätte, s. Bleioxyd.

Kaufmann, im allgemeinen jeder, der gewerbsmäßig Handelsgeschäfte (s. d.) betreibt, so namentlich nach dem deutschen Handelsgesetzbuch (Art. 4); im engern und eigentlichen Sinn aber derjenige, welcher in eignem Namen gewerbsmäßig Handelsgeschäfte betreibt, also der Prinzipal im Gegensatz zum kaufmännischen Hilfspersonal, den Handlungsbevollmächtigten und Handlungsgehilfen (s. d.). Der gewöhnliche Sprachgebrauch faßt allerdings den Begriff K. noch enger, indem man nur den Warenhändler so zu bezeichnen pflegt. Da aber das deutsche Handelsgesetzbuch den Begriff des Handelsgeschäfts nicht auf den Warenhandel beschränkt, so sind als Kaufleute im Sinn des Gesetzes nicht nur jene Kaufleute im engern Sinn des Wortes, d. h. die Warenhändler, anzusehen, sondern auch Fabrikanten, Banken, Bankiers, Spediteure, Kommissionäre, Frachtführer, Personentransport-Unternehmer mit größerm Betrieb, Versicherungsgesellschaften, welche gegen Prämie versichern, Buchhändler, Verleger, Kunst- und Musikalienhändler, Apotheker, Bierbrauer, Viehhändler, Fleischer, Färber, Bäcker mit größerm Gewerbebetrieb, Agenten, Makler, Reeder, Schiffsexpedienten sowie die persönlich haftenden Mitglieder einer offenen Handelsgesellschaft, einer Kommandit-, Kommanditaktien- und stillen Gesellschaft sind Kaufleute im Sinn des Handelsgesetzbuchs, sofern das Geschäft in ihrem Namen betrieben wird. Übrigens können auch Frauen (s. Handelsfrau) und Minderjährige gewerbsmäßig Handelsgeschäfte betreiben; doch müssen die letztern nach dem preußischen Einführungsgesetz mindestens 18jährig und aus der väterlichen Gewalt entlassen sein, während nach österreichischem und französischem Rechte die Großjährigkeitserklärung derselben erforderlich ist. Ebenso finden die Bestimmungen über die Rechte und Pflichten der Kaufleute nach dem deutschen Handelsgesetzbuch und nach den Reichsgesetzen vom 11. Juni 1870 und 18. Juli 1884 über die Kommanditgesellschaften auf Aktien und die

Aktiengesellschaften auch auf diese, selbst wenn sie keine Handelszwecke verfolgen, und nach dem Gesetz vom 4. Juli 1868 auch auf die eingetragenen Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften Anwendung. Dagegen behandelt das Handelsgesetzbuch (Art. 10) die Höker, Trödler, Hausierer und dergleichen Handelsleute von geringem Gewerbebetrieb, ferner Wirte, gewöhnliche Fuhrleute, Schiffer und Personen, deren Gewerbe nicht über den Umfang des Handwerksbetriebs hinausgeht, nicht als Kaufleute. So entsteht der Gegensatz zwischen dem *Vollkaufmann* und dem *Kleinkaufmann* (Minderkaufmann, Handelsmann, Krämer, K. mindern Rechts). Eine Beschränkung in Ansehung des Handelsbetriebs statuiert das Handelsgesetzbuch außerdem noch bei den Handelsmaklern (Art. 69), welche für eigne Rechnung keine Handelsgeschäfte machen, und bei den Prokuristen (Art. 56) und Handlungsgehilfen (Art. 59), welche dies wenigstens nicht ohne Genehmigung des Prinzipals dürfen; zudem ist nach den meisten Partikulargesetzgebungen den Beamten, Geistlichen und Soldaten der Handelsbetrieb untersagt. Im einzelnen sind die Rechte und Pflichten des Kaufmanns nach deutschem Recht im wesentlichen folgende. Der K. ist in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten den Kammern für Handelssachen nach Maßgabe ihrer Zuständigkeit unterstellt; er kann zum Handelsrichter gewählt werden (s. *Handelsgerichte*). Der K. hat das Recht der Firma (s. d.) und die Pflicht zu ihrer Veröffentlichung (Handelsgesetzbuch, Art. 15 ff.). Alle einzelnen Geschäfte desselben, welche zum Betrieb seines Handelsgewerbes gehören, sind als Handelsgeschäfte (s. d.) anzusehen, und zwar gelten im Zweifel die von ihm geschlossenen Verträge als zum Betrieb des Handelsgewerbes gehörig und die von ihm gezeichneten Schuldscheine als in diesem Betrieb gezeichnet, sofern sich nicht aus denselben das Gegenteil ergibt (Art. 273, 274). Der K. hat Anspruch auf den gesetzlichen Markenschutz (s. *Fabrik- und Handelszeichen*). In Ansehung der Prokura (s. d.) und der Handelsgesellschaften (s. d.) bestehen besondere Vorschriften. Ein K. kann bei Handelsgeschäften einem andern K. gegenüber auch ohne Verabredung oder Mahnung von dem Fälligkeitstermin ab Zinsen aus seiner Forderung beanspruchen, und zwar ist bei Handelsgeschäften die Höhe der gesetzlichen Zinsen, namentlich auch der Verzugszinsen, auf sechs vom Hundert normiert (Art. 287, 289). Bei einem einseitigen Handelsgeschäft, welches nur für den K. ein solches ist, kann derselbe jedenfalls vom Tag der Mahnung an derartige Zinsen beanspruchen (Art. 288). Für die Besorgung von Geschäften und die Leistung von Diensten seitens eines Kaufmanns kann letzterer auch ohne vorherige Verabredung Provision und, wenn es sich um Aufbewahrung handelt, zugleich auch Lagergeld nach den am Ort gewöhnlichen Sätzen, von seinen Darlehnen, Vorschüssen, Auslagen und sonstigen Verwendungen aber vom Tag ihrer Leistung oder Beschaffung an Zinsen in Ansatz bringen (Art. 290). Stehen ferner Kaufleute miteinander in einem Kontokorrentverhältnis, so können aus dem sich beim Abschluß ergebenden Saldo vom Tag des Abschlusses an Zinsen gefordert werden, auch wenn darunter Zinsen mit inbegriffen sind (Art. 291), während sonst das Nehmen von Zinseszinsen nicht erlaubt ist. Bemerkenswert ist ferner die Befugnis zur Ausstellung von Anweisungen und Verpflichtungsscheinen ohne Angabe des Verpflichtungsgrundes, welche als Orderpapiere behandelt und, wie ein Wechsel, durch Indossament begeben werden können (Art. 300—303). Kaufleute sind ferner privilegiert in Ansehung der Pfandbestellung für eine Forderung aus Handelsgeschäften, welche bei Mobilien und Inhaberpapieren in formloser Weise erfolgen kann (Art. 309—312); auch ist ihnen andern Kaufleuten gegenüber wegen fälliger Forderungen aus beiderseitigen Handelsgeschäften ein Retentionsrecht an allen beweglichen Sachen und Wertpapieren des Schuldners, welche mit dessen Willen auf Grund von Handelsgeschäften in ihren Besitz gekommen sind, eingeräumt (Art. 313). Dem K. steht ferner nach Maßgabe der Börsenordnungen das Recht des Börsenbesuchs zu; er ist zur Mitgliedschaft bei gewissen kaufmännischen Korporationen befugt, und besondere kaufmännische Statutarrechte und Observanzen kommen an einzelnen Handelsplätzen ihm gegenüber zur Anwendung. Dagegen ist der K. verpflichtet, ordentliche Handelsbücher zu führen und aufzubewahren, die empfangenen Handelsbriefe aufzuheben und von den abgesandten Abschriften in sein Kopierbuch einzutragen, ferner beim Beginn des Geschäfts ein Inventar seines Vermögens aufzustellen und alljährlich oder doch mindestens alle zwei Jahre eine weitere Inventur vorzunehmen und die Bilanz des Geschäfts aufzustellen (Art. 28—40). Die Bestimmung des Handelsgesetzbuchs, wonach derartige Bücher entgegen dem Grundsatz, daß Privaturkunden für den Aussteller nichts beweisen, für besonders beweiskräftig, wenigstens in einem gewissen Umfang, erklärt waren, ist durch die deutsche Zivilprozeßordnung beseitigt. Die Vernachlässigung dieser Pflicht zur Führung von Handelsbüchern wird an dem insolventen K. unter Umständen kriminell bestraft (s. *Bankrott*).

Kaufmann, 1) Name einer berühmten Akustikerfamilie in Dresden. *Johann Gottfried K.*, der Gründer der dortigen Fabrik selbstspielender Musikwerke, geb. 14. April 1751 zu Siegmar bei Chemnitz, war erst Strumpfwirker, trat sodann bei einem Mechaniker in Dresden in die Lehre und setzte nach dem Tod seines Lehrmeisters dessen Geschäft fort. Er verfertigte namentlich Spiel- und Harfenuhren, erfand auch eine Flötenuhr und erregte mit seinen mechanischen Arbeiten großes Aufsehen. Seit Anfang des 19. Jahrh. unterstützte ihn dabei sein Sohn *Friedrich K.*, geb. 5. Febr. 1785, der neben seinem großen Trompeten- und Paukenwerk (Salpingion) besonders durch sein Belloneon und seinen Trompeterautomaten sich einen Namen erwarb. Gemeinschaftlich konstruierten Vater und Sohn das Chordaulodion und Harmonichord. Nachdem beide Künstler schon früher mehrere Städte Deutschlands mit ihren Instrumenten besucht, bereisten sie auch Italien, Rußland, England und Frankreich. Nach des Vaters Tode, der 10. April 1818 in Frankfurt a. M. erfolgte, setzte der Sohn diese Reisen fort. Er starb 1. Dez. 1866 in Dresden. Auch der Sohn des letztern, *Theodor K.*, geb. 9. April 1823, war mit bedeutendem Kunsttalent begabt. Das von ihm erfundene »Orchestrion« muß zu den großartigsten mechanischen Kunstwerken gerechnet werden und erregte namentlich 1850 in England Bewunderung. Er starb 5. Febr. 1872. In Dresden besteht seit längerer Zeit das »Akustische Kabinett von K.«, in welchem alle Instrumente der genannten Erfinder dem Publikum vorgeführt werden.

2) *Christoph*, originelle Figur aus der »Geniezeit«, geb. 14. Aug. 1753 zu Winterthur, studierte Medizin in Bern, beschäftigte sich aber bald ausschließlich mit den Basedowschen pädagogischen Reformbestrebungen und durchzog als Weltverbesserer, von

Lavater, der in seiner Physiognomik großes Wesen von ihm machte und ihm einen Platz gleich nach Christus gab, das Deutsche Reich, Hohen und Niedern, Weisen und Gelehrten eine Zeitlang imponierend, selbst dem Herzog Karl August und Goethe in Weimar, welch letzterer indessen ihn bald durchschaute. Ein wahrer Panurg, »alles könnend, was er will, alles wollend, was er kann«, gab er vor, mit einem frühern Menschenalter in Berührung gestanden zu haben und keines Schlafes zu bedürfen, lebte nur von Vegetabilien und Milch, vollbrachte als Arzt Wunderkuren, erzählte von seinen Heldenthaten in Persien, unterhielt einen ausgedehnten Briefwechsel und forschte überall nach guten kindlichen Menschen, zu deren Aufspürung er eine besondere Gabe zu besitzen behauptete, daher er in Maler Müllers »Faust« unter dem Namen »Gottes Spürhund« als handelnde Person eingeführt und persifliert wurde. Nach Riemer soll auch mit Goethes »Satyros« K. gemeint sein. Schließlich erhielt derselbe die Stelle eines Arztes bei den Herrnhutern und starb als solcher 21. März 1795 in Berthelsdorf. Vgl. Düntzer, Christoph K. (Leipz. 1882).

3) **Alexander**, Dichter, geb. 15. Mai 1821 zu Bonn, studierte daselbst die Rechte, leitete 1842—43 die Erziehung des Erbprinzen Karl zu Löwenstein, trieb dann in Berlin deutsche Altertumswissenschaft und lebt seit 1850 als fürstlich Löwensteinscher Archivrat zu Wertheim a. M. K. gehört zu den Lieblingsdichtern des Rheinlandes. Seine innigen, frischen und lebensfreudigen Poesien erschienen gesammelt unter den Titeln: »Gedichte« (Düsseld. 1852), »Mainsagen« (Aschaffenb. 1853; die »Quellenangaben« dazu Köln 1862) und »Unter den Reben«, Lieder und erzählende Gedichte (Berl. 1871). Außerdem veröffentlichte er: »Cäsarius von Heisterbach; ein Beitrag zur Kulturgeschichte des 12. und 13. Jahrhunderts« (2. Aufl., Köln 1862). — Seine Gattin **Mathilde**, geborne **Binder**, geb. 5. Dez. 1835 zu Nürnberg, ward durch Daumer zur Poesie geführt und machte sich zuerst unter dem Namen **Amara George** durch ihre schwermütigen »Blüten der Nacht« (Leipz. 1856) einen Namen. Darauf gab sie »Mythen und Sagen der Indianer Amerikas« (Düsseld. 1856) und »Mythoterpe«, eine Sammlung von Mythen-, Sagen- und Legendendichtungen (gemeinsam mit K. und Daumer, Leipz. 1858) heraus. Sie verheiratete sich 1857 mit K. und trat 1858, fast gleichzeitig mit Daumer, doch ohne dessen Wissen, zur katholischen Kirche über. Weitere Schriften von ihr sind: »Vor Tagesanbruch«, Novellen und Gedichte (Frankf. 1859); »Clara Maitland. Aus dem Leben eines Kindes« (Köln 1860); »Auf deutschem Boden«, Erzählung (Würzb. 1877); »Die Jungfrau von Orléans«, ein Lebensbild (das. 1877); »Sophie Swetchine« (Freib. 1878); »Dissonanzen und Akkorde«, Roman (Mainz 1879) u. a.

4) **Konstantin von**, russ. General, geb. 3. Mai 1818 zu Maidani bei Iwangorod als Sohn eines russischen Generals aus einer holsteinischen Familie, trat 1838 als Ingenieurleutnant in die Armee und ward 1843 in den Kaukasus versetzt, wo er in den Kämpfen mit den Tscherkessen zweimal verwundet wurde und sich besonders 1855 bei der Belagerung von Kars auszeichnete. Nach dem Frieden zum Stab des Ingenieurkorps versetzt, wurde er 1857 Generalmajor, 1861 Kanzleidirektor im Kriegsministerium, 1864 Generalleutnant, 1865 Generalgouverneur in Wilna und 1867 in der neuerrichteten Provinz Turkistan, welche er zu organisieren und gegen innere Aufstände wie äußere Feinde zu verteidigen hatte. Am 20. Juni 1868 eroberte er bei einem Feldzug gegen Bochara Samarkand. 1873 befehligte er die Expedition gegen Chiwa mit solcher Umsicht, daß sie in kürzester Frist ohne erhebliche Verluste und mit glänzendem Erfolg beendet wurde: 11. Juni wurde Chiwa besetzt, am 24. der Friede mit dem Chan geschlossen, dem 10. Okt. ein Vertrag mit Bochara folgte. Als Generalgouverneur von Turkistan arbeitete K. mit Geschick und Erfolg weiter daran, Zentralasien dem russischen Einfluß und damit auch der Kultur zu eröffnen und die Herrschaft Rußlands am Aralsee zu befestigen. Er starb 16. Mai 1882 in Taschkent.

5) **Richard von**, Nationalökonom, geb. 29. März 1850 zu Köln, studierte in Bonn, Heidelberg und Berlin Staatswissenschaften, war dann in einem Berliner Bankinstitut praktisch thätig, wurde 1879 Lehrer der Nationalökonomie an der landwirtschaftlichen Hochschule und, nachdem er sich vorher an der Berliner Universität habilitiert hatte, in demselben Jahr Professor an der technischen Hochschule in Aachen; 1883 erhielt er eine Stelle im Finanzministerium, von der er jedoch bald wieder zurücktrat, um seine Lehrthätigkeit an der Berliner Universität wieder aufzunehmen. Er schrieb: »Die Zuckerindustrie« (Berl. 1878); »Die Vertretung der wirtschaftlichen Interessen Europas in den Staaten« (das. 1879); »L'association douanière de l'Europe centrale« (Par. 1880); »Die Finanzen Frankreichs« (Leipz. 1882; ins Französische übersetzt, Par. 1884); »Die Reform der Handels- und Gewerbekammer« (Berl. 1883).

Kaufmännische Hochschulen, Korrespondenz ꝛc., s. Handelsschulen, Handelskorrespondenz ꝛc.

Kaufmannschaft, die Vereinigung der sämtlichen Kauf- und Handelsleute eines Ortes. In frühern Zeiten waren nicht selten an die Angehörigkeit zu dieser Körperschaft gewisse Rechte geknüpft, das Recht, überhaupt oder in gewissen Waren Handel zu treiben, das Recht der Wechselfähigkeit ꝛc. Die Kaufmannschaften glichen daher den geschlossenen Zünften und Gilden. Auch gegenwärtig bestehen manche von ihnen noch als Innungen (Kaufmannsgilden) fort. In acht preußischen Städten (Berlin, Magdeburg, Königsberg, Danzig, Stettin, Elbing, Tilsit und Memel) sind den kaufmännischen Korporationen dieselben Rechte beigelegt, die sonst nur den Handelskammern (s. d.) zustehen. In Altona ist die entsprechende kaufmännische Korporation das Kommerzkollegium. In Süddeutschland werden derartige Körperschaften Handelsgremien genannt. In Hamburg führt das Gremium der zur See handelnden Kaufleute die Bezeichnung »ein ehrbarer Kaufmann«. Dasselbe wählt die Mitglieder der Kommerzdeputation, welche der Senatsdeputation für Handel und Schiffahrt beratend zur Seite steht. In andern Städten bestehen die Kaufmannschaften lediglich zu dem Zweck fort, um ein Stiftungsvermögen zu verwalten. Die Zugehörigkeit zu denselben beruht aber überall auf dem freien Willen der Mitglieder.

Kaufmannsgilde, s. Kaufmannschaft.

Kaufmannsgut, s. Handelsgut.

Kaufmannslehrling, s. Handlungslehrling.

Kaufschilling (Kaufpreis), s. Kauf.

Kaufungen, Dorf in der sächs. Amtshauptmannschaft Rochlitz, mit (1885) 966 Einw., Rittergut und altem Schloß, Stammschloß des durch den sächsischen Prinzenraub (s. d.) bekannten Kunz von K., dessen Geschlecht 1807 erloschen ist.

Kaufunger Wald, Glied des hessischen Buntsandsteingebirges in den preuß. Provinzen Hessen-Nassau und Hannover, bildet ein breites, stark bewaldetes

Plateau zwischen Werra und Fulda vor deren Vereinigung und steigt im Bilstein zu 640 m an. S. Karte »Hannover«.

Kaufvertrag, s. Kauf.

Kaufzink, Zink in Blöcken.

Kaukasien, russ. Statthalterschaft im westlichen Asien (von einigen auch zu Europa gerechnet), der Isthmus zwischen dem Asowschen und Schwarzen Meer im W., dem Kaspischen Meer im O. und zu beiden Seiten des Kaukasus (s. Karte »Rußland«). Die politische Grenze wird im N. von den Flüssen Jeja, Jegorlyk, dem westlichen und östlichen Manytsch und der Kuma gebildet; im S. läuft sie von Astara am Kaspischen Meer in nordwestlicher Hauptrichtung bis Karabuly am Aras, folgt dann diesem Fluß bis in die Nähe des Großen Ararat, den sie, südwestlich gewendet, noch einschließt, und zieht wieder in nordwestlicher Hauptrichtung weiter, bis sie südwestlich von der Mündung des Tscharoch bei Kap Kopmusch das Schwarze Meer erreicht. Der Flächeninhalt dieses Gebiets beträgt 472,666 qkm (8584 QM.) und verteilt sich auf die einzelnen Gouvernements und Bezirke wie folgt:

Gouvernements und Bezirke	QKilom	QMeilen	Bevölkerung 1882
1) **Ciskaukasien**	**224 221**	**4072**	**2 361 475**
Stawropol	68 710	1248	637 893
Terekgebiet	60 988	1107	615 660
Kubangebiet	94 523	1717	1 107 922
2) **Transkaukasien**	**248 445**	**4512**	**4 173 378**
Gebiet Daghestan	29 705	539	529 271
Bezirk Sakataly	4 168	76	75 000
Tiflis	40 345	733	726 685
Kutais	20 661	375	703 551
Suchum	8 369	152	64 189
Batum	7 233	131	95 455
Bezirk des Schwarzen Meers	7 318	133	25 983
Jelissawetpol	44 153	802	636 316
Baku	40 187	730	569 992
Eriwan	27 725	503	583 957
Gebiet von Kars	18 586	338	162 979
Kaukasien	**472 666**	**8584**	**6 534 853**

Administrativ gehört zur Statthalterschaft ferner noch das Transkaspische Gebiet (s. d.), das nach den jüngsten Erwerbungen einen Umfang von 522,500 qkm (9489 QM.) mit 710,000 Einw. besitzt, so daß das gesamte dem Statthalter von K. untergeordnete Gebiet einen Umfang von 995,266 qkm (18,073 QM.) mit 7,244,853 Einw. erreicht.

[Bodenbeschreibung, Bewässerung.] Das Land hat seinen Namen vom Kaukasus, einem Gebirgssystem, das, den größten Teil des zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meer liegenden Gebiets einnehmend, von Anapa am Schwarzen nach Baku am Kaspischen Meer in der Richtung von WNW. nach OSO. sich erstreckt. Es besteht aus dem Großen Kaukasus und dem Transkaukasischen Hochland oder Kleinen Kaukasus; beide stehen im Meridian von 43°50′ westl. L. v. Gr. durch den Gebirgsstock des Meskischen Gebirges in Verbindung. Der Große Kaukasus, ein steil aufgebautes Kamm- und Kettengebirge, sendet nach N. seine Vorberge bis zum Oberlauf des Kuban und Terek und fällt nach S. zur Kuraebene steiler ab. Zu seiner mächtigsten Entwickelung gelangt derselbe zwischen seinen höchsten Punkten, dem 5652 m hohen Elbrus (sein Fuß steht in 2488 m Höhe) und dem 21,3 m weiter östlich gelegenen und aus einer Höhe von 1772 m aufsteigenden, 5043 m hohen Kasbek. An der Stelle der höchsten Erhebung bietet der Große Kaukasus die geringste Breite und die größte Zugänglichkeit und Wegbarkeit. Die mittlere, 3000–5150 m hohe Hauptkette (der Elbrus liegt nördlich davon) besteht vorzugsweise aus kristallisierten Schieferarten, gehoben von hervorbrechenden Trachytkegeln, denen Lavaströme von größerer oder geringerer Mächtigkeit entflossen. Granitbildungen waren der Hebung der Hauptkette vorhergegangen. Durch spätere, weniger kräftige Hebungen bildete sich eine Reihe sich abstufender, der Hauptkette paralleler, immer niedriger werdender (1400, 1200 m hoher) Nebenthäler; durch Hebungen in der Richtung der Längenkreise entstanden Gebirgskessel, Sammelbecken von Wasseradern, denen auf der Nordseite der Terek, Kuban etc. entströmen. Zum schmalen Hauptkamm führen steile Querthäler hinan. Der Charakter dieses Stufenlandes findet sich nur gegen N. im Gebirgsgau der Kabarda und in Daghestan. Hier sind sedimentäre Schichten in nordwestlicher und südwestlicher Richtung unter scharf sich schneidenden Winkeln gehoben worden, so daß sich hier ein vielgliederiges Gebirgssystem mit Thälern von vorherrschend ostwestlicher Richtung gebildet hat. Neben dem Elbrus und Kasbek sind unter andern hervorzuheben: der 4633 m hohe Gipfel Betigy, neben welchem westlich des 4877 m hohen Baltakaja der Kuban entspringt; im SO. des Elbrus liegen der 5225 m hohe Koschtan-Tau und der 5160 m hohe Dykh-Tau; bei den Quellen des Rion erhebt sich der 4572 m hohe Gumaran-Kholh und der 4646 m hohe Adai-Kholh. Von den das Gebirge überschreitenden Pässen werden angeführt: der Pschechpaß, 1660 m hoch, im westlichen Kaukasus, der 3505 m hohe Marukhpaß bei der Bsybquelle; der 2962 m hohe Nacharpaß bei den Kubanquellen; die den Kaukasus überschreitende Eisenbahn erreicht den Höhepunkt von 975 m; der Kasbek- oder Darielpaß, durch welchen die grusinische Heerstraße führt, ist 2422 m hoch. Das Meskische Gebirge scheidet das Bassin des Rion von dem der Kura und verläuft in meridionaler Richtung. Der Kleine Kaukasus bildet Parallelketten; zahlreiche Senkungen gestatten den Wassern das Abfließen nach allen Richtungen und dem Verkehr durch tiefe Einschnitte vielseitige Beweglichkeit. Die Bergflächen sind mit einer Lavadecke überzogen, welche, dem Gebirge weichere Formen verleihend, durch ihre fortschreitende Verwitterung einen sehr üppigen Graswuchs bedingt. Das Hochland bietet weite Weidetriften, die Thäler sind sehr fruchtbar. Der Große Ararat ist 5156 m und der neben ihm im SO. gelegene Kleine Ararat 4180 m hoch. Der 4364 m hohe Alaghös erhebt sich nördlich davon; der Kapudschich (4275 m), der Kasangöldach (3855 m) liegen im Kreis Nachitschewan. — Man schätzt die Gesamtfläche der Gletscher auf 1760 qkm auf dem Nordabhang reichen sie bis 1740 m, auf dem Südabhang bis 2130 m Höhe herab. Die Schneegrenze des Großen Kaukasus liegt auf dem Südabhang im W. 2925 m, im mittlern Teil 3230 m, im O. 3670 m hoch; am Nordabhang liegt sie um 300–450 m höher. Für den Kleinen Kaukasus wird sie zu 3717 m geschätzt. Thätige Vulkane fehlen, doch bedrohen Erdbeben gewisse Gebiete. — Die gleichmäßige Ebene der pontisch-kaspischen Niederung füllt den größten Teil des Gouvernements Stawropol und des Kubangebiets aus; sie ist längs des Mittellaufs des Kuban und Terek schwarzerdig und infolgedessen jetzt mit von einer gewerbthätigen u. arbeitsamen Bevölkerung bewohnten Dörfern und Städten bebaut. Einförmig und armselig dagegen sind die sich anschließenden Salzsteppen des Stawropoler Gouvernements. Noch dürftiger sind die Sand- und Steinsteppen,

welche in beschränkter Ausdehnung in der untern Thalstufe des Aras und Kur sowie am Ufer des Kaspischen Meers in den Umgebungen von Baku vorkommen. Auf den armenischen Hochsteppen wachsen viele Pflanzenarten der kaspisch-pontischen schwarzerdigen Steppe; infolge niedriger Dorngewächse, holziger Astragalusarten erhalten sie aber den Charakter der Öden.

Das **Wassersystem** hat im Großen und Kleinen Kaukasus einen verschiedenen Charakter. Größere Süßwasserflächen fehlen ersterm; Alpenseen findet man erst südlich von Tiflis im armenischen Hochland. Der größte ist der in 1931 m Höhe gelegene Göktscha- oder Sewangasee mit einem Areal von 1393 qkm oder 25,3 QM. Westlich vom Ararat liegt in 2237 m Höhe der Balyksee. Im Großen Kaukasus stürzen die Bäche tosend die steilen Thäler hinab, Gerölle im Übermaß mit sich führend und sich tief in den Schluchten einwaschend; erst am Fuß der Gebirge nehmen sie einen langsamern Lauf an. Im armenischen Hochland dagegen bewegt sich das Quellwasser der mächtigsten Flüsse anfangs in mäßig gesenkten Mulden, verteilt sich in zahllose, sich gelegentlich wieder vereinigende Arme und schleicht mehr oder weniger träge bis an das Randgebirge, durchreißt dieses mit großer Kraft und tritt dann mit geregeltem Lauf in die mittlere Thalstufe seiner Bahn. Die Zahl der Flüsse ist bedeutend: gegen N. der Kuban, längs des Nordabhanges des Gebirges zum Schwarzen, der Terek zum Kaspischen Meer fließend; beide zwischen dem Elbrus und Kasbek entspringend; in das Kaspische Meer ergießen sich ferner die die Salzseen Stawropols durchfließende Kuma, der aus mehreren Quellflüssen sich vereinigende Koisu oder Sulak, der reißende Samur, während dem Schwarzen Meer weiterhin der Ingur und der Rion (vom Großen Kaukasus), der Tschoruch (aus Armenien kommend) zueilen. In dem östlichen Teil entspringende Flüsse (Masan, Maschigan 2c.) fließen in den vom armenischen Hochland kommenden und sich in das Kaspische Meer ergießenden Kur, welcher in seinem Unterlauf den Grenzfluß Aras aufnimmt.

[Klima, Naturprodukte.] Zwischen 44 und 46° nördl. Br. beträgt für den zentralen Teil des Landes die mittlere Jahrestemperatur 8,8–10° C., die durchschnittliche Regenmenge im Jahr 127 mm. Mosdok bei 184 m Höhe hat 9°, Wladikawkas (715 m) 8,4° und 584 mm Regenniederschläge, die Poststation Gudaur am Südabhang des Gebirges (2392 m) 4,0° und 131–174 mm Regenniederschläge, Tiflis (460 m) 12,8° und 453 mm Regenniederschläge. Im Gebiet des Kleinen Kaukasus sind ermittelt für Schuscha (1122 m) 9,0°, Alexandropol (1549 m) 5,8° mittlere Jahrestemperatur und 424 mm Regen. Der Osten und Westen weicht von diesen Mitteln hauptsächlich hinsichtlich der Regenmenge ab. Im Gebiet der unorganischen Welt sind die **Heilquellen** berühmt, deren Zahl sich auf mehr als 100 beläuft, so die warmen Schwefel- und Eisenquellen mit Temperaturen von 12,5–43° C. in der Umgegend von Pjätigorsk, die heißen Quellen von Abastuman bei Achalzych und die heißen Thermen am mittlern Terek, westlich von Grosnaja, mit Temperaturen von 32,5–69° C. Räumlich überaus groß (fast 34,000 qkm) sind die Striche, denen brennende Gase und **Naphtha** entquellen; sie liegen im W. auf der Halbinsel Taman, im NO. südlich des mittlern Terek, im O. am Kaspischen Meer um Baku. 1870 belief sich die Produktion auf 1,704,555 Pud schwarze und 2000 Pud weiße Naphtha. Als Hauptlager von **Steinkohlen** sind folgende bekannt: Takuribul unweit Kutais, Humarud am Kuban, bei Grosnaja am Terek, im Engpaß Kana-Syrya oberhalb Derbent, bei Achalzych 2c. Die Gesamtausbeute betrug 1872 nur 4,5 Mill. Ztr. Steinkohlen und 0,8 Mill. Ztr. Lignit. **Steinsalz** wird gewonnen zu Kulpi im W. von Eriwan 1,136,000 Pud und bei Nachitschewan 270,000 Pud jährlich. Salzseen werden ausgebeutet in den Gouvernements Stawropol, Baku und im Kubangebiet. Produktion von **Schwefel** findet zur Zeit in K. noch nicht statt, wird aber später wichtig werden; insbesondere führen Daghestan und Eriwan Gesteine mit ergiebigen Schwefelgängen. An **Kupfer** lieferten sämtliche Hütten (1870: 10) 1,25 Mill. Ztr. Die Produktion von **Eisen** ist noch sehr gering; die größten Lager sind im SW. von Tiflis-Alagir in Ossetien, westlich von Wladikawkas. Am Nordabhang des Großen Kaukasus ist ein Silberbergwerk, das wegen seiner gleichzeitigen Bleiausbeute immer mehr an Bedeutung gewinnt, wenn auch sein **Silber**ertrag 1871 nur 6,2 Ztr betrug. **Gold** wird aus Goldwäschen gewonnen; der Ertrag ist nicht bedeutend.

In Bezug auf die **Vegetation** kann man folgende Zonen unterscheiden: 1) eine subtropische, von der Meeresoberfläche bis zur gewöhnlichen Grenze des Weinstocks, 1000 m. Sie charakterisiert sich durch sehr üppiges Wachstum und eine große Mannigfaltigkeit der Gewächse; die wichtigsten sind: Baumwolle, Reis, Weinstock, Krapp, Indigo. 2) Die Gartenzone, von 1000–1500 m, charakterisiert durch ein noch gemäßigtes Klima und zum Gartenbau geeignet; es werden Hirse, Weizen und Öl gebende Pflanzen gebaut. 3) Die Getreide- und Waldzone, von 1500–2100 m bis zur Grenze des Getreidebaues, oder bis 2200 m, der Waldgrenze, charakterisiert durch ein kühles Klima und durch den Bau von Gerste, Hafer, Roggen und Sommerweizen sowie durch den Reichtum an Wald am Südabhang des Gebirges. Der Nordabhang ist kahl; im pontischen Gebiet sind Laubwaldungen vorherrschend, ebenso am Nordabhang des Kleinen Kaukasus, während am Südabhang der Wald fehlt. Zusammenhängende Wälder gehen über diese Zone nicht hinaus, wenn auch einzelne Bäume, wie die Kiefer (Pinus silvestris) und Birke, an einzelnen Stellen noch in einer Höhe von 2600, ja 2700 m vorkommen. Dasselbe gilt von der Getreidekultur und von den Wohnstätten der Menschen. In Daghestan liegen an zehn Dörfer über dieser Zone, und zwei davon, Kurusch und ein Ausbau von dem Dorf Chinalug, liegen in einer Höhe von 2546 m, während in einem ossetischen Dorf Kabota noch Gerste in einer Höhe von 2470 m gebaut wird. 4) Die Zone der Alpenwiesen, von 2200 m bis zur Grenze des ewigen Schnees, 3230 m; bei 2590 m Höhe hören gewöhnlich die letzten Spuren von Krüppelholz auf, bei 2740 m finden auch die Alpensträucher, wie z. B. Rhododendron caucasicum, ihre Grenze. Mit der Schneelinie fällt die Grenze der Alpengräser zusammen, obwohl auch solche noch jenseit derselben vorkommen, wo der Schnee nicht hält und die Sonne wärmt.

Die **Tierwelt** ist überaus reich an Arten. Der Wildstand zeigt noch geringe Abnahme. Im Hochgebirge hausen Steinböcke, Gemsen, Bären, Füchse, Adler, Riesen- und Alpenhühner; in den Steppen Wölfe und kleines Wild, worunter der Springhase am bemerkenswertesten; im S. Panther, Tiger, große Hirsche und Füchse von verschiedener Farbe, Schweine, Pelikane, Tauchenten u. a.; in den Wäldern Bären, Marder und im Quellland des Kuban

noch Auerochsen. An Schlangen ist K. sehr reich. Heuschreckenschwärme und Stechfliegen sind eine Landplage. Das Kaspische wie das Schwarze Meer sind außerordentlich reich an Fischen. Die Pferdezucht ist nur von örtlicher Bedeutung. Dagegen ist die Rindviehzucht ansehnlich u. gewinnt immer größere Ausdehnung, ebenso die Schafzucht. Die Seidenraupenzucht ist überaus wichtig; K. zählt zu den hervorragendsten Seidenproduktionsländern der Erde; Transkaukasien exportiert jährlich mindestens 400,000 kg Rohseide, soll aber in einzelnen Jahren bis 800,000 kg ausgeführt haben.

[Bevölkerung.] Die Bevölkerung Kaukasiens ist eine außerordentlich gemischte, und obschon Pallas, Güldenstedt, Klaproth, in neuester Zeit Radde sich eingehend mit dem Studium und der Ordnung des hier vorhandenen Chaos von Völker- und Sprachstämmen beschäftigt haben, so bleibt noch viel zu thun, um die verwickelten Verhältnisse vollkommen klarzulegen. Nach dem Chef des kaukasischen Statistischen Büreaus, v. Seydlitz, kamen von der 1873 von ihm auf 5,591,844 Seelen berechneten Bevölkerung 4,330,206 auf die mittelländische Rasse, 1,261,638 auf die mongolische. Die mittelländische Rasse zerfällt wieder in die beiden großen Hauptgruppen der Indoeuropäer und der Kaukasier, wozu sich dann einige Semiten gesellen. Numerisch verteilt sich diese Bevölkerung auf die einzelnen Stämme wie folgt:

I. Mittelländische Rasse	4330206	2) Kaukasier	1855564
1) Indo-Europäer	2444467	Kartwelier . . .	869751
Slawen (Russen, Polen, Tschechen)	1360071	Lesghier	681905
Armenier	740689	Tschetschenzen . .	165466
Iranier	305939	Kabardiner u. a.	138442
Griechen	20831	3) Semiten	30175
Deutsche	15357	II. Mongolische Rasse	1261638
Romanen	1046	Türken u. Tataren	1249900
Zigeuner	534	Kalmücken	10707
		Esthen	1031

Von den Slawen sind weitaus die Mehrzahl (1,353,449) Russen, welche wiederum hauptsächlich in Ciskaukasien wohnen. Die Deutschen, von denen 1883 in Ciskaukasien 15,765, in Transkaukasien 6222 ermittelt wurden, also zusammen 21,987 Seelen, haben zwei Kolonien mit 10,142 Bewohnern im kubanschen, 5 Kolonien mit 4625 Bewohnern im terschen Landstrich und 2 Kolonien mit 1358 Bewohnern im Gouvernement Stawropol; in Transkaukasien besitzen sie bei Elisabethpol 2 Kolonien (Annen- und Helenenfeld) mit 1326 Einw. und im Gouvernement Tiflis 4 Kolonien (Katharinenfeld, Marienfeld, Elisabeththal, Alexandershilf) mit 4896 Einw., alle in sehr blühendem Zustand. Von den Griechen wohnen weitaus die meisten in Transkaukasien, nur 1540 in Ciskaukasien. Die Iranier bestehen aus Osseten und den nur in Transkaukasien wohnhaften Taten, Talyschinern, Kurden und Persern. Die Armenier finden sich ganz vorwiegend in Transkaukasien; die Zigeuner sind auf beide Landeshälften verteilt.

Die Kaukasier lassen sich in drei Gruppen ordnen: den kartwelischen Stamm, die westkaukasischen und die ostkaukasischen Bergvölker. Der kartwelische Stamm (869,751) ist ausschließlich in Transkaukasien zu Hause und wird vertreten durch die Grusiner im engern Sinn (311,263), die Imerethiner und Gurier (379,112), Mingrelier (197,228), durch Thuschiner, Pschawen, Chewssuren und Swaneten. Die Kartwelier sind stark mit Bergbewohnern vermischt und, in einer abgeschlossenen Gebirgswelt lebend, so verwildert, daß sie den Gebrauch der Schrift verloren haben. Äußerlich Christen, hängen sie doch noch heidnischen Gebräuchen an; in ihren Wäldern findet man noch Opferstätten, wo die eingebornen Priester die sonst von ihnen verborgnen Opfergaben von Silbergeschirr zu gewissen Zeiten von dem Volk verehren lassen. Die westkaukasischen Bergvölker (138,442), von den Türken Tscherkessen (s. d.) genannt, leben zum allergrößten Teil (123,967) in Ciskaukasien; sie teilen sich in zwei große Stämme, die Abighe, zu welchen der große Stamm der Kabardiner zu rechnen ist, und die Asega oder Abchasen. Die ostkaukasischen Bergvölker (847,451) zerfallen in zwei Hauptabteilungen, die Tschetschenen und die lesghischen Völker. Von den 165,466 Köpfe starken Tschetschenen oder Tschetschenzen wohnt weitaus der größte Teil in Ciskaukasien im Terekgebiet; von den lesghischen Völkern (681,985), deren Hauptrepräsentanten die Awaren (155,418), Küriner (131,609), Darginer (88,045), Andier (35,511) und Laken oder Kasikumuch (35,139) sind, worauf die Tabassarener, Rutuler, Udinen, Didoer, Artschiner, Agulen, Zachuren, Dschekèn (Haputliner), Chinaluger und Kryser folgen, wohnen mit Ausnahme von 16,480 Awaren sämtlich in Transkaukasien. Der mongolische Stamm wohnt zum allergrößten Teil in Transkaukasien; in Ciskaukasien wohnen nur die Kalmücken und Esthen und von den 212,348 Köpfe starken nördlichen Tataren 153,297, während die aserbeidschanschen Tataren (981,962) sowie die Türken (55,550) ausschließlich in Transkaukasien und zwar die letztern fast ausschließlich im Gebiet von Kars sich vorfinden. Vgl. Rittich, Ethnographie Rußlands (Ergänzungsheft 54 zu »Petermanns Mitteilungen« 1878), und besonders v. Seydlitz, Ethnographie des Kaukasus (in »Petermanns Mitteilungen« 1880).

[Erwerbszweige.] Die Landwirtschaft ist in K. erschwert, da nur im Küstengebiet die Feuchtigkeit der Atmosphäre die Gewächse genügend tränkt; überall sonst muß künstliche Bewässerung stattfinden, die hier bei der großen Sommerhitze und der hierdurch bewirkten starken Verdunstung sehr viel Wasser beansprucht. Im Innern des wilden Berggebiets fehlt es ganz an Kulturboden. Die landwirtschaftlichen Geräte sind noch von der einfachsten Beschaffenheit und demnach sehr geringer Leistungsfähigkeit.

Die Industrie trägt durchweg orientalischen Charakter. Mit Ausnahme der Metallindustrie, der Waffen- und Goldschmiedekunst und Teppichwirkerei besteht kein Industriezweig von nennenswerter Ausdehnung; der Rückgang der Kleingewerbe ist unvermeidlich, sobald durch Maschinenkonkurrenz billigere Ware geliefert wird. Die Kleinindustrie hat sich noch am meisten in Achalzych erhalten; die altberühmten Waffenschmiedearbeiten sind im Rückgang, seitdem Ruhe und Sicherheit in die Thäler Daghestans eingezogen sind. Europäische Fabriken für Seilerwaren, Eisenwaren, Stearin, Baumwollweberei und Lederbereitung sind an mehreren Orten entstanden; die Textilindustrie ist Hauptgegenstand der Thätigkeit der Frauen, die hierin, wie überall im Orient, Gutes leisten. Der Handel, welcher sich hauptsächlich in Baku, Tiflis, Poti und Batum konzentriert, hat in neuester Zeit einen großen Aufschwung genommen. Ausgeführt werden namentlich Petroleum, Seide, Wolle, Getreide und Baumwolle, wogegen Baumwollfabrikate, Früchte und Gemüse, Metallwaren, Wollenstoffe und Seidenzeuge eingeführt werden. Für den ansehnlichen Transithandel nach und aus Persien besteht zu Nachitschewan am Aras ein Hauptzollamt. Aus Persien kommen Seide und Kakons; dahin gehen Zucker, Thee, Manufakturwaren.

In der Anlage von **Verkehrswegen** ist bereits viel geschehen; eine Kunststraße ersten Ranges führt hinter Wladikawkas in der Terekschlucht aufwärts zum Kamm des Hochgebirges am Kasbek vorüber und hinab nach Tiflis. Ebenso sind über das Meskische Gebirge die Uferlandschaften am Schwarzen Meer mit dem Kurthal verbunden; längs dieses Flusses nach Baku und Schuscha, dann südlich davon nach Achalzych, Alexandropol und am Goktscha vorbei nach Eriwan und weiter hinab an den Arasfluß sowie im N. längs des Kuban und Terek wie des Kaspischen Meers führen Kunststraßen. In neuester Zeit harren in dieser Beziehung vielfache Entwürfe der Ausführung, so auch der Bau einer Straße von Tiflis nach Alexandropol und Kars. Die Fortsetzung der Bahn Poti-Tiflis nach Baku ist bereits vollendet: 16. Aug. 1882 fuhr der erste Probezug. Von derselben zweigt sich bei Samtredi die Bahn nach Batum ab, auf welcher 19. Dez. 1882 die erste Probefahrt unternommen wurde. Die 11. Dez. 1875 eröffnete Bahn Rostow-Wladikawkas soll fortgesetzt werden nach Petrowsk am Schwarzen Meer oder direkt über das Gebirge nach Tiflis; wahrscheinlich kommen beide Projekte zur Ausführung.

[**Verwaltung.**] An der Spitze der Verwaltung steht ein Statthalter (von 1863 bis 1881 Großfürst Michael Nikolajewitsch, seit 1881 der General Fürst Dondukow-Korsakow). Die Verwaltung entspricht im allgemeinen jener des übrigen Rußland, doch stehen in dieser Beziehung wie auch in der Einteilung Veränderungen bevor. — Die allgemeine Wehrpflicht ist 1. Jan. 1874 nur für das Gouvernement Stawropol in Kraft getreten, während aus den übrigen Bezirken irreguläre Truppen, resp. Milizen (das Kutais- und Daghestan- irreguläre Reiterregiment, 1 Kuban-, 11 Terek-, 11 Daghestan- [reitende] Sotnien, 1 Sotnie Suchum-Landwehr, Gurische und Grusinische Fuß-Druschinen à 4 Sotnien; ständige Miliz von Kars und Batum) formiert werden. An regulären Truppen standen 1. Jan. 1883 im kaukasischen Militärbezirk: das 1. kaukasische Korps (kaukasische Grenadier-, 38. und 39. Infanterie- und 1. und 2. Kavalleriedivision), das 2. kaukasische Korps (19., 20. und 21. Infanterie- und kaukasische Kavalleriedivision), 41. Infanteriedivision, kaukasische Schützenbrigade, 6 transkaspische Schützenbataillone, kaukasische Sappeurbrigade, Reserve-Eisenbahnbataillon, Pontonierkompanie, 4 Linienbataillone, kaukasische Ersatz-Kavalleriebrigade, 5 Festungsartillerie-Bataillone, 2 Kompanien, 1 Kommando, 3 Lokalbataillone, 55 Lokalkommandos in einer Stärke von rund 19,000 Mann, 15,000 Pferden mit 196 Geschützen.

Geschichte.

Die Geschichte Kaukasiens reicht bis in die älteste Zeit zurück. Schon in der Bibel spielt der Ararat, als die Wiege des Menschengeschlechts, eine wichtige Rolle. Am Fuß desselben erhielt die Zendreligion ihr volle Ausbildung. Die Iranier, Anhänger derselben, lagen im steten Kampf mit den als Skythen, Saken, Massa- die Stelle der Assyrer traten die Perser als Besitzer von Transkaukasien. Das Reich von Atropatene, infolge des Zugs Alexanders d. Gr. nach Baktrien gegründet, umfaßte einen Teil der Gouvernements Jelissawetpol und Baku. Unter den Seleukiden nimmt Armenien Aufschwung; Tigranes (95—60) gebietet über Transkaukasien, wird aber im Kampf mit den Römern von Mithridates besiegt; dieser setzt über den Aras, durchzieht den kaukasischen Isthmus und bekriegt die Iberier (Georgier). Im J. 34 unterwarf Antonius Armenien. 56 n. Chr. zerstörten die Römer unter dem Kaiser Nero die Hauptstadt Armeniens, Artaschat, und 98 unternahm Trajan einen Feldzug gegen diesen Staat. Zur Zeit der Völkerwanderung siedelten sich die Goten, zum Teil die Alanen vertreibend, am Schwarzen Meer-Gestade an; 204 drangen die Chasaren nach dem Kaukasus von Norden ein und kamen bis Grusien und Armenien; erst im J. 300 wurden sie wieder aus Armenien und Albanien vertrieben. 513 fielen die Hunnen in Armenien ein. Die römische Macht nahm ab, aber Kolchida war immer noch zeitweise der Kriegsschauplatz zwischen Römern und Persern. Die Völkerzüge nach K. dauerten an: so siedelten sich die Avaren 558 hier an; 635 unternahmen die Araber ihren ersten Feldzug nach Armenien. Die Russen sahen den Kaukasus zum erstenmal zu Anfang des 10. Jahrh. 914 und 943 bemächtigten sie sich der Festung Barda und drangen vom Kaspischen Meer her ein. 967 besiegte der Großfürst Swjatoslaw, über den Kuban gehend, am Fuß des Kaukasus die Jassen und Kossogen (Osseten und Tscherkessen). Im 13. Jahrh. dringen die Mongolen ein; 1385 Tamerlan. In dieser Zeit war die Verbindung zwischen Rußland und K. vollständig zerrissen. Nachdem aber Rußland von dem tatarischen Joch befreit war, erstand sie von selbst wieder. Die schwachen kaukasischen und transkaukasischen Fürsten suchten gegen die Einfälle ihrer Nachbarn Schutz: so 1492 Kachetien bei Johann III., 1555 die Bewohner der Umgegend von Beschtau bei Johann IV. 2c. 1722 eroberte Peter I. Derbent, 1723 Baku, aber 1735 wurden die russischen Besitzungen im K. an Persien abgetreten. 1770 überschritten russische Truppen zum erstenmal den Kaukasus und nahmen Kutais. 1774 im Frieden von Kutschuk Kainardschi mit der Türkei gewann Rußland die Kuban- und Tereklinie. 1785 wurde aus den Gebieten am Nordabhang des Kaukasus eine kaukasische Statthalterschaft geschaffen, bestehend aus den Kreisen Jekaterinograd, Kisljar, Mosdok, Alexandrow und Stawropol. 1796 eroberte der Graf Subow die Gebiete mit den Städten Derbent, Kuba und Baku. 1801 wurde Georgien in ein russisches Gouvernement verwandelt, nachdem Georg XIII. (Irakli II. Nachfolger, welcher sich bereits 1783 unter russischen Schutz gestellt hatte) gestorben war. 1862 wurde Ossetien, 1803 die Lesghier, 1804 Mingrelien, 1810 Imeretien unterworfen. Die Perser hatten Rußland nicht hindern können, sich diese Gebiete anzueignen, und in dem Frieden von Gulistan 24. Okt. 1813 fanden die

des gesamten Kaukasusrücken blieben unabhängig. Der eigentliche Angriffskrieg gegen dieselben begann erst mit der Ernennung des Generals Jermolow zum Oberbefehlshaber des Kaukasus 1816. Vom Schwarzen bis zum Kaspischen Meer und vom Kuban und Terek bis zum südlichen Abhang des Gebirges war K. von den Russen feindlich gesinnten Völkerschaften bewohnt. Nur zwei Wege verbanden Transkaukasien mit Rußland: der mitten über das Gebirge führende darjalskische, vor undenklichen Zeiten gebaut, und ein andrer längs der Küste des Kaspischen Meers. Damals lebten die Bergvölker ohne Gemeinschaft mit ihren Nachbarn noch unter sich getrennt. Der Straßenraub in den ungeschützten niedern Gegenden des Kaukasus war ihr hauptsächlichstes Handwerk. Wollte Rußland die notwendige gesicherte Verbindung mit Transkaukasien sich schaffen, so mußten die noch unabhängigen Bewohner des Gebirges unterworfen werden. Da der westliche Kaukasus noch zu der Türkei gehörte und von den angrenzenden Linien (Niederlassungen von der Mündung der Laba in den Kuban, längs des letztern, der Malka, des Terek bis Kisljar) und Tschernomorskischen Kosaken (vom Schwarzen Meer längs des Kuban bis zur Stanize Woroneshskaja) hinreichend in Schach gehalten wurde, konnten die Russen alle ihre Streitkräfte gegen den Osten verwenden. So wurde durch die Besetzung des schamchalskischen Gebiets, die Eroberung des Kurinskischen und Kasikumuchskischen Chanats, der großen und kleinen Kabardei sowie Akuschas und die Verwüstungen in der Tschetschnja eine Verbindung mit Transkaukasien geschaffen und das Gebiet der noch freien Bergvölker getrennt. 1828 trat Persien nach verlornem Krieg an Rußland ab das Eriwanskische und Nachitschewanskische Chanat, 1829 die Türkei den jetzigen Kreis Achalzych und die Festungen Anapa und Poti.

Das Auftreten des Muridismus, dieser religiösen Verschwörung zum Vertreiben der Ungläubigen, belebte die Kräfte der Bergvölker von neuem und schuf wohlgeordnete Massen, die jeden Angriff der Russen kräftig zurückwiesen. Letztere kamen zuerst mit seinen Anhängern in Daghestan in Berührung, doch war in den beiden Feldzügen 1831 u. 1832 das aufrührerische Küstengebiet wieder bewältigt. 1832–39 wurde dann die Hauptstärke des kaukasischen Korps wieder nach dem Westen gezogen, wo die Eroberung der Ostküste des Schwarzen Meers ohne bedeutende Opfer durchgeführt wurde. In dieser Zeit hatte indessen der Muridismus im Osten immer festern Fuß gefaßt: Schamil vereinigte hier in seiner Person die Macht eines geistlichen und weltlichen Herrschers; er fand die Mittel, das politische Ideal des Muridismus zu verwirklichen; seine Herrschaft war die eines asiatischen Despoten. Die Unterwerfung Daghestans war das nächste Ziel: die Operationsbasis bildete die kaukasische Linie, vor welcher auf der kumikskischen Ebene schon 1819 die Festungen Wnesapnaja und 1817 Grosnaja angelegt waren. Auch im nördlichen Daghestan hatten die Russen nach und nach befestigte Plätze geschaffen unter Generalleutnant Grabbe, im nördlichen Daghestan gegen Schamil operieren und dessen Schlupfwinkel Achulgho zerstören. Am 15. Mai hatte Grabbe 5613 Kombattanten mit 900 Pferden bei der Festung Wnesapnaja versammelt. Bevor er jedoch sich gegen Schamil wenden konnte, mußte er erst Taschaw-Chadschi, welcher sich in der Tschetschnja zum Herrn aufgeworfen und Raubeinfälle auf russisches Gebiet ausgeführt hatte, unschädlich machen. Er schlug denselben bei Achmet-Tala am 22. und bei Sajasan 24. Mai; dieser sechstägige, mit Schnelligkeit, Energie und ohne starken Verlust an Leuten durchgeführte Feldzug in das Land der Itschkerinzen führte vollständig zum Ziel. Die dem russischen Reich unterworfenen Völkerschaften sowie auch die kaukasische Linie waren vorläufig vor den Einfällen der Muriden sicher. Jetzt konnte die Offensive im nördlichen Daghestan ergriffen werden. Am 2. Juni verließ das 6000 Mann starke Expeditionskorps die Festung Wnesapnaja. Am 5. Juni traf man auf Schamil mit 3–4000 Mann bei Burtunai und schlug denselben. Am 11. Juni wurde Arghuan erreicht, wo Schamil, auf die unzugängliche Lage des Dorfes vertrauend, 6000 Lesghier versammelt hatte. Die Russen erstürmten das Dorf unter den schwierigsten, fast nicht zu überwindenden Verhältnissen. Der Kampf hatte dort vom 11. Juni morgens fast ununterbrochen bis zum 13. morgens gedauert; die Russen verloren 146 Mann an Toten und 500 Mann an Verwundeten. Der Verlust des Feindes war ungleich größer. Die Scharen Schamils waren zerstreut, er selbst mit seinen Anhängern schloß sich in Achulgho ein. Am 16. Juni wurde der Vormarsch dorthin angetreten. Alt- und Neu-Achulgho waren auf zwei steilen, durch einen tiefen Grund, in welchem die Aschilta fließt, getrennten Bergen erbaut. Auf drei Seiten sind dieselben vom Koisu umflossen. Am 24. begann die Blockade dieses von Schamil noch künstlich befestigten Ortes, in welchem sich etwa 4000 Bewohner beiderlei Geschlechts, darunter 1000 waffenfähige Männer, befanden. Die Belagerungsarbeiten der Russen begannen 25. Juni. Vollständig eingeschlossen konnte Achulgho nicht werden, so daß Schamil die Verbindung mit den übrigen Bergvölkern offen stand. Es gelang ihm, einzelne derselben zum Aufstand zu veranlassen, so daß der General Grabbe gezwungen war, sich erst unter Zurücklassung weniger Truppen vor Achulgho gegen diese zu wenden. Die Niederwerfung derselben gelang ihm indes bald: 5. Juli waren die detachierten Truppen wieder zurück. Am 11. Juli morgens begann der Sturm auf den Surchajewskischen Turm, eine auf einer südlich von Neu-Achulgho gelegenen Bergkuppe angelegte Befestigung: er mißlang unter großen Verlusten; erst 18. Juli wurde derselbe genommen. Am 28. Juli wurden die Truppen zum Sturm auf Alt- und Neu-Achulgho vorgeführt, indes vergeblich: 156 Mann tot, 719 wurden verwundet. Erst nachdem Schamil von allen Seiten eingeschlossen war, ein Sturm 29. Aug., 2. Sept. kein Resultat gehabt hatte, wurde 3. Sept. Neu- und Alt-Achulgho genommen. Der Kampf war

zwungen war, eine ganze Armee an die Berge des östichen Kaukasus zu fesseln. — 1853 brach der orientalische Krieg aus: Rußland war in einer äußerst prekären Lage; seine Truppen mußten nach zwei Seiten Front machen. Und nur der Umstand, daß die Anführer der Muriden nichts Entscheidendes unternahmen, ließ die Russen ihre Positionen nicht verlieren. Erst mit der Ernennung des Fürsten Barjatinskij zum Oberkommandierenden im Kaukasus begann man (1856—59) systematisch gegen die Bergvölker vorzugehen, was zu ihrer endgültigen Unterwerfung führte. Durch die Besetzung der Großen Tschetschnja sawie Auchs und Salatans schuf man sich eine neue Basis. Mit der Unterwerfung der Kleinen Tschetschnja endete der Winterfeldzug 1857/58: die nördlichen Ebenen und Vargebirge waren erobert, in das Hauptgebirge der Eingang eröffnet. Das Hauptoperationsabjekt war die Residenz Schamils, Weden, in dem Itschkerischen Bezirk. Weden, stark befestigt, wurde von 7000 Mann unter Kasi Mahrama, dem Sohn Schamils, verteidigt. Ende März 1859 begann der General Jedowkin die Belagerung. Am 13. April wurde Weden erstürmt, infalgedessen waren sämtliche tschetschenskischen Stämme unterworfen, und Schamil behielt nur noch Daghestan. Die Eroberung desselben wurde in fünf Wachen durchgeführt. Der letzte Zufluchtsort Schamils war der Berg Ghunib; 4. Sept. begannen die Angriffsarbeiten gegen denselben. Am 6. Sept. 1859 ergab sich Schamil dem Fürsten Barjatinskij. Der östliche Kaukasus lag zu den Füßen Rußlands. Die endgültige Eraberung des westlichen Kaukasus begann im Frühjahr 1864 und endete im Mai 1865 mit der Unterwerfung der Tscherkessen. Die russische Herrschaft befestigte sich nun immer mehr und mehr, und doch regten sich wieder die alten Gelüste der Bergvölker nach Unabhängigkeit, als Rußland in dem letzten orientalischen Krieg mit der Türkei 1877/78 verwickelt war. Türkische Aufwiegler tauchten unter den Bergvölkern im Sammer 1876 auf; sie wußten es dahin zu bringen, daß Ende April 1877 unter den Tschetschenzen, im Mai in Abchasien, im September in Daghestan Unruhen ausbrachen. Landungsversuche seitens der Türkei fanden statt: 3. Mai beschoß ein türkisches Schiff Poti; 16 Mai wurde von einer Eskadre von fünf Schiffen Suchum Kalé beschossen und hier auch einige Truppen gelandet. Eine größere Landung ausgewanderter Tscherkessen gelang 23. Mai bei Adler (116 km nardwestlich van Suchum Kalé). Durch rechtzeitige Besetzung der aus Abchasien nach den Tschetschenzen-Ansiedelungen im Kuban- und Terekgebiet führenden Pässe wurde ein graßer Aufstand verhindert. Den tscherkessischen Vartruppen schickte die Türkei ein 14,000 Mann starkes Invasionskarps unter Taski Pascha nach. Die Russen zogen Verstärkungen aus dem Innern nach; am 24. und 25. erfolgten die ersten Zusammenstöße größerer Massen; 27. Juni schlug der General Alchasaw die vereinigten Türken und Abchasen bei Adschanadschir und nahm am 30. das Dorf Assacho, den Hauptstützpunkt der Aufständischen. In Abchasien ging der Aufstand zu Ende. Ende Juli und 1. Aug. schifften sich die Türken wieder ein, 30,000 Abchasen schlossen sich ihnen an und wurden in Anatalien angesiedelt. Die zurückgebliebenen Abchasen wurden unter Schanung ihres Eigentums unterwarfen. Auch bei den Tschetschenzen war im August der Aufstand unterdrückt; Die Stämme der Tscherlojewzen und Schatojewzen traf strenge Bestrafung. Die flüchtig gewordenen Führer zettelten nun in Daghestan einen Aufstand an. Am 24. Sept. zerstreuten die Russen eine in Organisation begriffene Bande von 6000 Mann und schlugen 30. Sept. und 4. Okt. 4000 Aufständische. Mitte Oktaber war im mittlern Daghestan die Ruhe wiederhergestellt. Die Aufsuchung und Vernichtung zerstreuter Haufen und Führer nahm noch einige Manate in Anspruch. General Loris Metikaw hatte durch die Niederhaltung der kaukasischen Stämme Rußland einen wesentlichen Dienst geleistet.

Durch den Vertrag van Berlin vam 13. Juli 1878 wurden an Rußland die türkischen Gebiete von Ardahan, Kars und Batum abgetreten und durch bezügliche Befehle als Batum- und Kars-Oblaßtj (Gebiet) der kaukasischen Statthalterschaft einverleibt.

Schließlich sind auch die östlich des Kaspischen Meers gelegenen Territarien dem kaukasischen Statthatter unterstellt. Die erste russische Niederlassung hier war die 1833 gegründete Befestigung Nowo-Alexandrowsk; 1869 entstand das Fart Kraßnowadsk; 1870 wurde das in dem Balkangebirge gelegene Tasch Arwat mit den beiden Etappen Michael- und Mulea-Karspasten besetzt. Durch Befehl vom 27. März 1874 wurde der Transkaspische Militärdistrikt organisiert und dem Statthalter des Kaukasus unterstellt. 1878 wurde die Linie des Atrek von seiner Mündung bis zum Einfluß des Sumbar bei Tschat besetzt und hier eine Befestigung angelegt. Das zeitweise aufgegebene Tschikischljar wurde wieder eingenammen. Durch die glücklich zu Ende geführte Expeditian gegen die Achal Teke (s. d.) 1880/81 wurde die Achal Teke-Oase annektiert und aus diesem neugewannenen Territarium und dem bereits bestehenden Transkaspischen Militärdistrikt durch Befehl vam 18. Mai 1881 der »Transkaspische Oblaßtj« gebildet und der kaukasischen Statthalterschaft einverleibt.

Vgl. außer den Reisewerken van Koch, M. Wagner, Eichwald, Parrat u. a.: Dubais du Mantpéreux, Voyage autour du Caucase (Par. 1838—43, 6 Bde.); Badenstedt, Die Välker des Kaukasus (2. Aufl., Berl. 1855); Haxthausen, Transkaukasia (Leipz. 1856, 2 Bde.); Baumgarten, Sechzig Jahre des kaukasischen Kriegs (das. 1861); Petzoldt, Der Kaukasus (das. 1866—67, 2 Bde.); G. Radde, Vier Vorträge über den Kaukasus (Gatha 1874); Derselbe, Ornis caucasica (Kassel 1884 ff.); v. Thielemann, Streifzüge durch den Kaukasus (Leipz. 1874); Grove, Frosty Caucasus (Lond. 1875); Favre, Recherches géologiques dans la partie centrale de la chaîne du Caucase (Genf 1875); O. Schneider, Naturwissenschaftliche Beiträge zur Kenntnis der Kaukasusländer (Dresd. 1879); K. Kach, Der Kaukasus, Landschafts- und Lebensbilder (Berl. 1882); Abich, Gealogische Farschungen in den kaukasischen Ländern (Wien 1878 bis 1882, 2 Bde.); Darneth, Aus dem Kaukasus und der Krim (das. 1881); Erckert, Der Kaukasus und seine Völker (Leipz. 1887).

Kaukasische Mauer, alte, verfallene Befestigungen, die van Derbent (s. d.) im O. quer über den Graßen Kaukasus an allen Paßübergängen angelegt waren, um die Länder südlich des Gebirges gegen die Einfälle der nördlichen Romadenharden zu schützen. Ihre Erbauung wird dem Chasroes Nuschirwan (gest. 579) zugeschrieben; die Mangalen haben sie zerstört. Vgl. Eisernes Thor 3).

Kaukasische Rasse, s. Menschenrassen.

Kaukasische Sprachen. Die zahlreichen Sprachen des Kaukasus weichen größtenteils sa entschieden nicht nur vaneinander, sondern auch van allen sanftigen Sprachen ab, daß man in ihnen wahrscheinlich die letzten nach übrigen Trümmer untergegangener Sprachstämme zu erblicken hat, die, wie das Baskische

der Pyrenäen, aus den nördlichen und südlichen Tiefländern in das Gebirge versprengt worden sind. Sieht man von den zum Teil erst in der neuesten Zeit eingedrungenen indogermanischen Sprachen: Russisch, Deutsch, Ossetisch, Armenisch, und von den nur in der Ebene im Norden gesprochenen tatarischen Sprachen: Nogaisch, Kumükisch, ab, so sind folgende Sprachen bis jetzt näher bekannt: a) im Norden 1) die östliche oder lesghische Gruppe in Daghestan, darunter namentlich Awarisch, Kürinisch, Kasikumükisch, Udisch; 2) westlich und nordwestlich hiervon die mittlere Gruppe, die Sprachen der Khisten oder Mizdscheghen, darunter namentlich Tschetschenzisch und Thusch, umfassend; 3) die westliche oder tscherkessische Gruppe, darunter namentlich Abchasisch und Tscherkessisch; b) im Süden das Georgische (s. d.), die wichtigste der kaukasischen Sprachen und die einzige, die eine alte Litteratur aufzuweisen hat, nebst Mingrelisch, Lasisch und Suanisch. Nur diese südliche Gruppe besteht aus entschieden verwandten Sprachen und läßt sich zugleich mit einiger Wahrscheinlichkeit mit einem anderweitigen Sprachstamm vermitteln, indem sie nach Lenormant, Sayce und Fr. Müller mit dem Alarodischen, der anscheinend in den armenischen Keilinschriften erhaltenen Ursprache Armeniens, zusammenhängt. Alle kaukasischen Sprachen besitzen einen großen Reichtum an grammatischen Formen, namentlich an Kasus; aber die Versuche, sie deshalb mit den indogermanischen (Bopp) oder den uralaltaischen Sprachen (M. Müller) zu vermitteln, scheitern daran, daß sie sehr vielfach Präfixe und Infixe gebrauchen, während die uralaltaischen Sprachen ausschließlich, die indogermanischen vorherrschend Suffixe verwenden. Unter sich stimmen fast alle kaukasischen Sprachen in der auf dem Vigesimal- (Zwanziger-) System beruhenden Zählmethode überein, die sich indessen auch bei ganz entlegenen Völkern findet. Daher drückt sich gerade der beste Kenner dieser Sprachen, Schiefner (s. d.), dessen zahlreiche Abhandlungen die Hauptquelle für ihre Kenntnis bilden, über ihre Verwandtschaftsverhältnisse am zurückhaltendsten aus. Vgl. außerdem G. Rosen, Ossetische Sprachlehre nebst einer Abhandlung über das Mingrelische, Suanische und Abchasische (»Abhandlungen der Berliner Akademie«, 1845); Derselbe, über die Sprache der Lazen (Lemgo 1844); die Arbeiten von Dorn, Sjögren, Uslar (in den Schriften der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften); Hübschmann, Etymologie und Lautlehre der ossetischen Sprache (Straßb. 1887).

Kaukasus, Gebirge, s. Kaukasien.

Kaukasus (indischer K.), neben Parapanisos im Altertum Name des Hindukuschgebirges (s. d.) in Mittelasien.

Kaukehmen, Flecken im preuß. Regierungsbezirk Gumbinnen, Kreis Niederung, unweit der Ruß, hat eine evang. Kirche, ein Amtsgericht und 1660 Einw.

Kaukerfe, s. v. w. Geradflügler.

Kaulbach, 1) Wilhelm von, Maler, geb. 15. Okt. 1805 zu Arolsen, erhielt von seinem Vater, einem Goldschmied und Kupferstecher, den ersten Unterricht im Zeichnen und besuchte seit 1821 die Kunstakademie zu Düsseldorf, wo besonders Cornelius und Mosler sich seiner Ausbildung annahmen. Als Cornelius 1825 nach München gegangen war, folgte ihm K., nachdem er die symbolischen Figuren der vier Hauptflüsse Bayerns: des Rheins und Mains, der Donau und der Isar, sowie die Gestalt der Bavaria. Die bald darauf von ihm gemalten 16 Wandbilder zur Fabel von Amor und Psyche im Palast des Herzogs Max in München zeichnen sich durch einfachen, antikisierenden Stil aus. Eine Vermittelung zwischen der Grundrichtung seines Wesens und dem strengen Stil seiner Schule bahnte er an in einigen Entwürfen aus der deutschen Geschichte (1830 und 1831); weiter durchgeführt findet sich diese vermittelnde Richtung in den Wandbildern im Königsbau, wo im Thronsaal der Königin zwölf Darstellungen aus Klopstocks »Hermannsschlacht« und »Hermanns Tod« nebst vier solchen aus Klopstocks Oden, im anstoßenden Salon acht Wandgemälde aus Wielands »Musarion« und »Grazien« von Förster nach Kaulbachs Zeichnungen und im Schlafsaal der Königin 36 Wand- und Deckengemälde nach Goethes Dichtungen von K. selbst ausgeführt sind. K. hatte sich inzwischen auch mit Liebe dem Studium Hogarths zugewendet, und eine Reihe von Zeichnungen zu Schillers »Verbrecher aus verlorner Ehre« und zu Goethes »Faust« waren die Frucht dieses Studiums. Eine andre, durch den Kupferstich von Merz bekannte Komposition von K. stellt Egmont und Klärchen nach Goethe dar. Sein Hauptwerk aus dieser Zeit ist das ebenfalls von Merz gestochene Narrenhaus, dessen erste Idee auf die Düsseldorfer Zeit zurückgeht, wo er in der Kapelle des Irrenhauses einige Engelsfiguren malte und dabei auch Studien nach den Irren machte. Noch während dieser letztern Arbeit beschäftigte den Künstler eine großartige Komposition, die 1834 vollendete Hunnenschlacht, welche die Sage von dem Kampf zwischen den Geistern der gefallenen Hunnen und Römer vor den Thoren Roms darstellt. Die Darstellung ist voll Charakter, Lebendigkeit, Feuer und Schönheit. Eine nach den ersten Entwürfen in Sepiaton ausgeführte Ölwiederholung größern Maßstabes kam in die Kunstsammlung des Grafen von Raczynski zu Berlin (jetzt Nationalgalerie) und ist von Thäter und Jacoby gestochen worden. Im Winter 1837/38 schuf er eine zweite große heroische Komposition, die Zerstörung Jerusalems durch Titus. Auch in diesem Bild ist eine ungewöhnliche Gedankenfülle entwickelt, aber man fühlt auch, daß darin nicht jene Frische und Unmittelbarkeit herrscht, mit welcher K. den rein poetischen Stoff der Hunnenschlacht ergriffen hatte, die den Höhepunkt seines Schaffens bezeichnet. Nachdem K. 1839 in Italien Farbenstudien gemacht, begann er das Gemälde in einer Größe von 5,5 : 6 m in Öl auszuführen. Im J. 1846 vollendet, kam es in die Neue Pinakothek zu München (gestochen von Merz und Eichens). Von den sonstigen Gemälden und Entwürfen Kaulbachs aus jenen Jahren nennen wir: die Befreiung des Heiligen Grabes durch die Kreuzfahrer, Christus in der Vorhölle, Anakreon mit seiner Geliebten und ein Gemälde mit lebensgroßen Figuren nach einem Motiv aus Goethes römischen Elegien. Das Hauptwerk dieser Epoche sind die Illustrationen zu Goethes »Reineke Fuchs«, die, von Rahl und Schleich gestochen, seit 1846 (Holzschnittausgabe 1863) erschienen. Unter der dem Franzosen Grandville nachgeahmten Maske von Tieren machte er darin die sozialen, politischen und kirchlichen Verkehrtheiten sei-

neuern Kunstgeschichte seit dem Wiederaufblühen der Kunst zu Anfang dieses Jahrhunderts darstellen. K. gab nach seiner reflektierenden Art diesen Darstellungen, in denen er selbst mitspielt, eine von seinen Schöpfungen fast unzertrennliche Beimischung von Satire, welche bei Cornelius, Schnorr u. a. große Mißstimmung erregte. Der Fehler Kaulbachs lag darin, daß er Stoffe, die für den Holzschnitt oder kleine Staffeleibilder geeignet waren, in monumentalem Maßstab ausführte. 1847 ging K. nach Berlin, um die Ausmalung des Treppenhauses im Neuen Museum zu Berlin zu beginnen. Der umfangreiche, in stereochromischer Manier ausgeführte Bildercyklus besteht aus sechs großen kulturgeschichtlichen Darstellungen, einer vierfachen Reihe von Zwischen- und Nebenbildern und einem das Ganze krönenden Fries, einer arabeskenartig verschlungenen Zusammenstellung von Kinder- und Tierfiguren, worin der Künstler das Streben und Ringen des menschlichen Geistes, welches sich in jenen großen historischen Thatsachen manifestiert, in humoristisch-satirischer Weise abspiegelt. Die sechs großen Bilder stellen die Zerstörung des babylonischen Turms, die Blüte Griechenlands, die Zerstörung Jerusalems, die Hunnenschlacht (diese beiden nur Wiederholungen früherer Kompositionen), das Zeitalter der Kreuzzüge und die Epoche der Reformation dar. Die Zwischen- und Nebenbilder stellen dar: 1) Isis, Venus, Italien und Deutschland; 2) Moses, Solon, Karl d. Gr. und Friedrich d. Gr.; 3) Sage, Geschichte, Poesie und Wissenschaft; 4) Architektur, Plastik, Malerei und graphische Kunst. Wie groß auch der Aufwand an Gedanken und Darstellungskraft ist, der sich in diesen Kompositionen offenbart, so fehlt es dem ganzen Cyklus doch einerseits an einem logischen Zusammenhang; anderseits eignet sich diese Art geschichtsphilosophischer Symbolik überhaupt wenig für malerische Darstellung. 1859 entstand sein Wandgemälde im Germanischen Museum zu Nürnberg, Kaiser Otto III. in der Gruft Karls d. Gr. Außerdem schuf K. viele Porträte in ganzer und halber Figur in Öl sowie Kreide- und Kohlezeichnungen, ferner kleinere Illustrationen. Desgleichen komponierte er eine Reihe von Illustrationen zu Shakespeare und Goethe, welche unter dem Titel: »Shakespeare-Galerie« und »Goethe-Galerie« als Kupferstichwerke erschienen; sie geben jedoch trotz mancher feinen Züge die Charaktere der beiden großen Dichter in sehr oberflächlicher Weise wieder und lassen ein tieferes Verständnis der Originale vermissen. An sie schlossen sich ähnliche Illustrationen zu Schillers Dramen und zu Rich. Wagners Tondichtungen für König Ludwig II. von Bayern. Aus dieser Zeit stammt auch eine große Kohlezeichnung, die Ermordung Cäsars, gleich ausgezeichnet durch Abrundung der Komposition wie Schärfe der Individualisierung. Dieser folgte das Gemälde für das Maximilianeum in München, die Schlacht bei Salamis, welches nach Inhalt und Form nur eine schwache, phrasenhafte Nachahmung früherer Kompositionen und auch nicht frei von Spekulation auf Sinnenreiz ist. Gleichwertig ist die Komposition des Nero mit seinem Hofstaat, in welcher K. den Gedanken des moralischen Siegs des Christentums, der neuen über die alte Welt, zum Ausdruck brachte. Nebenbei zeichnete K. vier Blätter zu einem Totentanzcyklus und 1869 übertragen ließ, wobei er jedoch nicht über die Karikatur hinauskam. Auch sein heiliger deutscher Michel erhob sich nicht über den Wert flüchtiger Tendenzmalerei. Er starb 7. April 1874 in München an der Cholera, nachdem er seit 1847 an der Spitze der dortigen Akademie gestanden. Ein im J. 1875 in München eröffnetes K.-Museum hat aus Mangel an Teilnahme des Publikums nur bis 1885 bestanden.

2) Friedrich, Maler, Neffe des vorigen, geb. 1822 zu Arolsen, kam mit 17 Jahren in dessen Atelier zu München, wo er sechs Jahre lang arbeitete. Sodann besuchte er Italien und kehrte von da nach München zurück, um selbständig seine Laufbahn zu beginnen. Mehrere Porträte und einige Historienbilder, darunter: Adam und Eva finden ihren Sohn Abel erschlagen, begründeten seinen Ruf. Er erhielt den Auftrag, für das Maximilianeum die Krönung Karls d. Gr. zu malen, vollendete dieses Bild jedoch erst in Hannover, wohin er berufen worden war, um Porträte der Königsfamilie zu malen. Zum Hofmaler ernannt, wurde er der bevorzugte Porträtist der dortigen Aristokratie. Seine zahlreichen Bildnisse, unter denen noch die der Kaiserin von Österreich, des deutschen Kronprinzen, des Prinzen Albrecht, des Grafen und der Gräfin Stolberg hervorzuheben sind, zeichnen sich durch vornehme Auffassung aus. Doch leiden sie an oberflächlicher Eleganz und flauer Farbe. Am besten gelingen ihm Damenporträte. Von der Berliner Kunstakademie erhielt K. die kleine goldene Medaille und wurde zum ordentlichen Mitglied derselben ernannt; auf der Wiener Weltausstellung 1873 wurde er durch die Medaille ausgezeichnet.

3) Friedrich August von, Sohn des vorigen, Maler, geb. 2. Juni 1850 zu Hannover, widmete sich in München unter Diez der Genre- und Porträtmalerei und erzielte schon mit seinen ersten Genrebildern, welche, durch feine Empfindung ausgezeichnet, zugleich dem Geschmack des Publikums entgegenkamen, große Erfolge. Er benutzte die neuerwachte Freude des Publikums an der deutschen Renaissance und malte anfangs Genrebilder und Porträte in ihrer Art, unter denen: Mutterfreude, die Lautenspielerin, der Spaziergang, ein weibliches Bildnis in altdeutscher Tracht, Träumerei hervorzuheben sind. Später schloß er sich in Porträten und Genrebildern mehr an die Niederländer, besonders an van Dyck, an, wofür der Maitag (1880, Dresdener Galerie) und die Bildnisse seiner Schwester (1884) und der Prinzessin Gisela (1886) Zeugnis ablegen. Seine reiche und vielseitige koloristische Begabung und sein Zeichentalent trugen dazu bei, daß er im September 1886 als Nachfolger Pilotys Direktor der Münchener Kunstakademie wurde. Er besitzt die große goldene Medaille der Berliner Ausstellung.

4) Hermann, Maler, geb. 26. Juli 1846 zu München, Sohn von K. 1), widmete sich anfangs auf der Universität gelehrten Studien, ging dann aber zur Malerei über und wurde Schüler von Karl Piloty. Seine historischen Genrebilder behandeln interessante Stoffe mit malerischem Reiz, der namentlich in der raffinierten Behandlung des Nebensächlichen liegt, während der Hauptinhalt weniger bedeutungsvoll hervortritt. Seine Gemälde gehören meist dem Kostümgenre an. Unter seinen frühern sind hervorzuheben: Ludwig XI. und sein Barbier Olivier le Dain

falke (1879) und mehrere Grisaillen zu einer Operngalerie. Ein figurenreiches Bild: Lucrezia Borgia tanzt vor ihrem Vater (1882), verletzte durch die lüsterne Auffassung, und auch ein Gemälde ernstern Inhalts: Krönung der heil. Elisabeth durch Kaiser Friedrich II. von Hohenstaufen (1886), erhob sich nicht über den Wert einer glänzenden Kostümmalerei ohne tiefe Empfindung.

Kaulbars, 1) Nikolai, Baron von, russ. General, geb. 3. Juni 1842 zu Petersburg, trat 1861 in das russische Heer, ward 1868 Generalstabsoffizier und nahm, nachdem er 1875—76 in Berlin die deutschen Militärverhältnisse studiert hatte, 1877—78 am türkischen Krieg als Stabschef einer Gardedivision teil. Hierauf war er Mitglied der Grenzkommission zur Regelung der montenegrinischen Grenze, machte die Okkupation Bosniens im österreichischen Hauptquartier mit und wurde 1881, zum Obersten befördert, russischer Militärbevollmächtigter in Wien. Nach der Abdankung des Fürsten Alexander von Bulgarien ward K., der inzwischen General geworden, im Oktober 1886 nach Sofia geschickt, um die bulgarischen Verhältnisse in russischem Interesse zu ordnen. Er trat sofort sehr schroff auf und bewirkte, daß nur seine ersten Forderungen, Aufhebung des Belagerungszustandes und Entlassung der an der Verschwörung vom 21. Aug. beteiligten Offiziere, bewilligt, dagegen die weitern, Abdankung der Regentschaft und Aufschub der Wahlen zur Sobranje, abgelehnt wurden. Als seine Versuche, das Volk gegen die Regentschaft aufzuhetzen, ebenfalls erfolglos blieben, kehrte er Ende November nach Petersburg zurück. Gleich seinem jüngern Bruder (s. unten) hat sich K. auf dem geographischen Gebiet ausgezeichnet und eine treffliche Karte von Amerika geliefert.

2) Alexander von, russ. Reisender und Offizier, Bruder des vorigen, geb. 1844 zu St. Petersburg, nahm 1869—72 die verschiedenen Ketten des Thianschan auf und entdeckte in einem Gletscher der Ak Schirak-Berge die Quelle des Naryn, eines Hauptquellflusses des Sir Darja. Auch besuchte er 1870 den Musartpaß, welchen 1871 Schepelew überschritt, und wurde 1872 als Stabsoffizier nach Kaschgar gesandt, um mit Jakub Beg zu unterhandeln. 1873 nahm K. als Mitglied der Amu Darja-Expedition unter Oberst Gluchowski das ganze Delta des Amu Darja einschließlich des alten Oxusbetts auf und veröffentlichte einen Bericht darüber in den »Sapiski« der Geographischen Gesellschaft, Bd. 9 (Petersb. 1881). Nach dem russisch-türkischen Krieg 1877—78 gehörte er der Kommission für die neue Demarkationslinie Serbiens an und war von Juli 1882 bis September 1883 Kriegsminister in Bulgarien. Hierauf wurde er Generalmajor und Kommandierender einer Kavalleriebrigade in Twer.

Kaulbarsch (Acerina *Cuv.*), Gattung aus der Ordnung der Stachelflosser und der Familie der Barsche (Percoidei), Fische mit verschmolzenen Rückenflossen, Stacheln auf Vor- und Hauptdeckeln der Kiemen, Gruben an den Kopfknochen, Samtzähnen, an Brust und Bauch mehr oder weniger schuppenlos. Der gewöhnliche K. (Schroll, Pfaffenlaus, [...] Steinen und kehrt im Herbst in tiefere Gewässer zurück. Er nährt sich von kleinen Fischen, Insekten, Würmern, frißt auch Gras, hat schmackhaftes Fleisch. Er läßt sich durch starkes Geräusch herbeilocken, ist übrigens durch schonungslose Nachstellung stellenweise recht selten geworden.

Kaulbrand, s. v. w. Gichtig- oder Rodigwerden des Weizens, s. Aaltierchen.

Kaulen, Franz, kathol. Theolog, geb. 20. März 1827 zu Düsseldorf, studierte 1846—49 in Bonn, wurde 1859 Repetent am theologischen Konvikt daselbst, 1863 Privatdozent, später außerordentlicher Professor an der Universität daselbst und ward 1882 als ordentlicher Professor nach Prag berufen. Er schrieb: »Institutiones linguae mandshuricae« (Regensburg 1856); »Die Sprachverwirrung zu Babel« (Mainz 1861); »Liber Jonae« (das. 1873); »Die Legende des heil. Hermann Joseph« (2. Aufl., das. 1880); »Geschichte der Vulgata« (das. 1870); »Handbuch zur Vulgata« (das. 1876); »Einleitung in die Heilige Schrift Alten und Neuen Testamentes« (2. Aufl., Freiburg 1881—86); »Assyrien und Babylonien nach den neuesten Entdeckungen« (3. Aufl., das. 1885).

Kaulerpen, Familie der Algen aus der Ordnung der Cöloblasteen; s. Algen, S. 344.

***Kaulf.*, *Klfs.*,** bei botan. Namen Abkürzung für G. F. Kaulfuß, Professor der Naturgeschichte in Halle, starb 1830. Farne.

Kaulkopf (Groppe, Cottus *L.*), Gattung aus der Ordnung der Stachelflosser und der Familie der Panzerwangen (Cataphracti), Fische mit breitem, flachem, mit Stacheln bewaffnetem Kopf, gedrungenem, schuppenlosem Leib, Bürstenzähnen, zwei dicht hintereinander stehenden Rückenflossen und unter den Brustflossen stehenden Bauchflossen. Der K. (Dickkopf, Koppen, Cottus Gobio *L.*), 10—14 cm lang, mit sehr breiter Mundspalte, sehr breiten und langen Brustflossen, schmalen und kurzen Bauchflossen, grau oder bräunlich, dunkel punktiert, gefleckt oder gebändert, an der Bauchseite weißlich, stark variierend, lebt in Mittel- und Nordeuropa überall in Seen, Flüssen, Bächen, liebt klares Wasser, hält sich gern unter Steinen verborgen, nährt sich von Insektenlarven, Fischbrut und ist sehr gefräßig. Das Weibchen laicht im März und April an einer vom Männchen ausgewählten passenden Stelle zwischen Steinen, und das Männchen bewacht die Eier alsdann 4—5 Wochen lang mit großer Ausdauer und Aufopferung. Man benutzt diesen Fisch hauptsächlich als Köder beim Angeln, in Rußland aber trägt man ihn gegen Vipernbiß als Amulett.

Kaulöm (lat.), Pflanzenglieder, welche die für die Stengel charakteristischen Wachstumsgesetze zeigen und daher mit diesen morphologisch gleichwertig sind (s. Stengel).

Kaulomstachel, s. v. w. Dorn (s. Stachel).

Kaulquappen, die jungen, noch mit einem Schwanz versehenen Frösche (s. d., S. 751).

Kaulung, Halbinsel und Stadt der chines. Provinz Kuangtung, gegenüber Hongkong (s. d.).

Kaumagen (Proventriculus), eine besondere Abteilung der Speiseröhre bei manchen Gliedertieren

ist gleichfalls oft ein durch starke Muskulatur ausgezeichneter Abschnitt (**Muskelmagen**) vorhanden und zerkleinert die gefressenen Körner; in diesem Fall dient jedoch der mit der Nahrung verschluckte Sand als Reibmaterial und wird nur durch die Muskeln der Magenwand in Bewegung erhalten.

Kaumittel, Substanzen, die gekaut werden, um Schmerzen zu beseitigen oder angenehme Gefühle hervorzurufen, wie Tabak, Koka, Guru- oder Kolanüsse, Betel, Kat. Raucher kauen auch Iwarankusawurzel (Vetiverwurzel), um den Tabaksgeruch aus der Mundhöhle zu vertreiben. Demselben und ähnlichen Zwecken dienen die Katechupastillen (Kachou). Das Kauharz (Tuggkada), welches sich an den Fichtenstämmen in Schweden findet, wird in den nördlichen Teilen des Landes allgemein von dem Volke gekaut, da man ihm die Eigenschaft beilegt, die Zähne gesund und den Mund frisch zu erhalten.

Kaunitz, Wenzel Anton, Reichsfürst von K.-Rietberg, österreich. Staatsmann, geb. 2. Febr. 1711 zu Wien, Sohn des Grafen Maximilian Ulrich von K. und der Gräfin Maria Ernestine Rietberg, deren Namen er dem väterlichen beifügte, ward als der jüngste unter fünf Brüdern zum geistlichen Stand bestimmt und schon in der Wiege zum Domicellar zu Münster ernannt. Der Tod der ältern Brüder änderte seine Laufbahn, und er widmete sich, nachdem er in Wien, Leipzig, Regensburg und Leiden studiert, den Staatsgeschäften. Karl VI. ernannte ihn 1737 zum Reichshofrat, bald darauf zum Kommissar bei der permanenten Reichsversammlung zu Regensburg. Seit 1741 wurde er mit diplomatischen Sendungen nach Rom, Florenz und Turin betraut und 1744 zum österreichischen Minister am Hof des Prinzen Karl von Lothringen, Generalgouverneurs der österreichischen Niederlande, ernannt. In Karls Abwesenheit führte er die Regierung mit Umsicht und erwirkte 1746, als die Franzosen Brüssel besetzten, für die österreichischen Truppen freien Abzug nach Antwerpen. Auf dem Friedenskongreß zu Aachen war er als kaiserlicher Gesandter thätig und wurde sodann zum Wirklichen Konferenz- und Staatsminister ernannt. Als Gesandter in Paris von 1750 bis 1753 suchte er aus Haß gegen Friedrich d. Gr., den er vernichten wollte, das spätere Bündnis zwischen Österreich und Frankreich anzubahnen und wurde infolgedessen 1753 zum Hof- und Staatskanzler und 1756 zum niederländischen und italienischen Kanzler, 1764 aber vom Kaiser Franz I. in den Reichsfürstenstand erhoben. In dieser Stellung genoß er bis zu Maria Theresias Tode deren unbegrenztes Vertrauen und hatte in allen Fragen der äußern Politik wie der Kriegführung die entscheidende Stimme. Auch was in dieser Epoche von Bedeutendem auf den Gebieten des Staats sowie der Wissenschaften und Künste in Österreich ins Leben trat, z. B. die Kunstschule zu Wien, mehrere bedeutende Akademien der Niederlande und der Lombardei, hat ihn zum Schöpfer. Weniger groß war sein Einfluß unter Joseph II., der ihm zwar sein Ohr lieh, aber nicht immer seine Ratschläge befolgte, noch geringer unter Leopold II., und bei Franz' II. Thronbesteigung legte er seine Hofkanzlerwürde nieder. Er starb 27. Juni 1794. K. war voll Geist und Schöpferkraft, unermüdlich thätig, ernst, treu, redlich und ein Freund alles Französischen in der Kleidung und im Umgang reizte ihn nur, jene um so mehr hervortreten zu lassen. Auch die französische Sprache und Litteratur, namentlich die Werke Voltaires und der Encyklopädisten, hatten in ihm einen großen Verehrer. An den Reformen Josephs II. nahm K. den regsten Anteil. Sein Leben beschrieb Hormayr (im »Österreichischen Plutarch«, Bd. 6). Vgl. Beer, Denkschriften des Fürsten K. (Wien 1872); Derselbe, Joseph II., Leopold II. und K.; ihr Briefwechsel (das. 1873). — Die mährische fürstliche Linie des Geschlechts K., der Fürst Wenzel Anton angehörte, erlosch mit seinem Enkel Alois Wenzel 1848 in Mannesstamm; die ältere böhmische gräfliche Linie, 1617 gegründet, blüht noch; ihr Haupt ist Graf Albrecht K., geb. 28. Juni 1829.

Kaup, Johann Jakob, Zoolog, geb. 20. April 1803 zu Darmstadt, studierte in Göttingen, Heidelberg und Leiden, ward Assistent am Darmstädter Museum, welches ihm einen großen Teil seiner Schätze verdankt, dann Inspektor desselben und 1858 Professor, in welcher Stellung er 4. Juli 1873 starb. Er veröffentlichte besonders über Wirbeltiere, z. B. die von ihm entdeckten fossilen Arten und mehrere Abteilungen der Fische, aber auch über allgemeine zoologische Fragen (Klassifikation, Entwickelungsgeschichte, in der er schon 1826 ähnliche Ideen wie später Darwin vertrat) verschiedene wichtige Schriften. Hervorzuheben sind: »Das Tierreich in seinen Hauptformen« (Darmst. 1835—37, 3 Bde.); »Description d'ossements fossiles« (das. 1833—35); »Die gavialartigen Reptilien aus der Liasformation« (mit Bronn, Stuttg. 1842—44, 2 Tle.); »Beiträge zur Kenntnis der urweltlichen Säugetiere« (Darmst. 1855—62, 5 Hefte); »Klassifikation der Säugetiere und Vögel« (das. 1844). Aus seinem Nachlaß gab Röder heraus »Grundriß zu einem System der Natur« (Wiesb. 1877).

Kaupert, Gustav, Bildhauer, geb. 4. April 1819 zu Kassel, lernte anfangs von seinem Vater die Gravierkunst und besuchte die dortige Kunstakademie, wo er Schüler Henschels wurde. 1844 ging er zu Schwanthaler nach München, wo er ein Relief für dessen Mozart-Denkmal modellierte und die Marmorgruppe der Löwentöter schuf, die ihm ein Reisestipendium für Italien einbrachte. In Rom arbeitete er zunächst einige mythologische Gruppen und modellierte nach Crawfords Entwurf die sämtlichen Nebenfiguren des Washington-Denkmals sowie die Kolossalstatue der Amerika und die Figuren am Frontispiz des Bundespalastes in Washington. Die meisten seiner eignen Arbeiten sind lyrischen, mythologischen oder allegorischen Inhalts, z. B. eine Penelope, eine Gruppe der Mutterliebe, Eva, Susanne, Amor, eine Lorelei, eine Viktoria für Frankfurt, eine kolossale Porträtbüste von Börne und das Hessendenkmal (ein schlafender Löwe) in der Karlsaue zu Kassel (1874). Seit 1867 ist K. Professor der Bildhauerkunst am Städelschen Institut zu Frankfurt a. M. In jüngster Zeit hat er einen Christus und mehrere Apostelstatuen für die Basilika in Trier geschaffen.

Kauri (Schlangenköpfchen, Otterköpfchen, *Cypraea moneta L.*), eine 1—2,5 cm große, gelblichweiße Porzellanschnecke (s. d.). Sie findet sich in größter Menge bei den Malediviscḥen Inseln und wird nach Bengalen und Siam, vorzugsweise aber

land gefunden; sie dienen noch jetzt bei uns und in Oberägypten zum Schmuck von Lederzeug, und bei den westasiatischen Völkern des russischen Reichs schmücken sich die Frauen mit Kauris. Im 17. Jahrh. wurden dieselben noch in Indien und auf den Philippinen als Geld benutzt, in Siam noch heute (100 K. = 2⅔—4 Pf.). Am weitesten ist das Kaurigeld in Afrika verbreitet; es geht fast durch den ganzen Sudân und ist auch an den Küsten im Gebrauch; Sansibar ist Hauptstapelplatz für den Kaurihandel.

Kaurifichte, s. Dammara.

Kauriharz, s. Kopal.

Kaurzim (tschech. Kouřim), Stadt in der böhm. Bezirkshauptmannschaft Kolin, an der Lokalbahn Peczek-Zasmuk, in fruchtbarer Getreidegegend, mit alten Ringmauern, gotischer Dekaneikirche, (1880) 3006 Einw., Zuckerfabrik, Mühlen u. einem Bezirksgericht.

Kausalität (neulat.), Ursachlichkeit, s. Ursache.

Kausalkur, eine Heilmethode, welche sich auf Beseitigung der Ursachen der Krankheit richtet.

Kausativum (lat., auch Faktitivum), ein abgeleitetes Verbum, das die Veranlassung (causa) zu einer Handlung ausdrückt; s. Verbum.

Kauscher (jüd.), s. Koscher.

Kausia, der flache, breitkrempige Filzhut der alten Makedonier, den auch die makedonischen Hopliten trugen; war bei hochgestellten Personen in Purpur gefärbt. In den Staaten, welche aus dem Reich Alexanders d. Gr. sich bildeten, war die purpurne K. mit dem Diadem das Zeichen des Königtums. Später wurde die K. auch von den römischen Fischern und Matrosen und in der Kaiserzeit selbst von Vornehmen im Theater zum Schutz gegen die Sonne getragen.

Kausimkies, s. Markasit.

Kausler, Franz von, Militärschriftsteller, geb. 28. Febr. 1794 zu Stuttgart, trat 1811 in die württembergische Artillerie. Nach der Schlacht bei Leipzig erwirkte er zu Erfurt von Napoleon I. die Erlaubnis zur Heimkehr der württembergischen Truppen. Er nahm dann an den Feldzügen von 1814 und 1815 in Frankreich teil, ward Lehrer der Artilleriewissenschaften an der Kriegsschule zu Stuttgart, 1842 als Oberst pensioniert, starb 10. Dez. 1848 in Karlsruhe. Er schrieb: »Versuch einer Kriegsgeschichte aller Völker und Zeiten« (Ulm 1826—30, 4 Bde.); »Synchronistische Übersicht der Kriegsgeschichte« (das. 1825—1830); »Napoleons Grundsätze, Ansichten und Äußerungen über Kriegskunst, Kriegsgeschichte und Kriegswesen« (Leipz. 1828); »Das Leben des Prinzen Eugen von Savoyen« (Freib. i. Br. 1838—39, 2 Bde.) u. lieferte einen guten »Atlas der merkwürdigsten Schlachten, Treffen und Belagerungen« (das. 1831—38, 210 Blätter). Mit Wörl gab er heraus: »Die Kriege von 1792 bis 1815 in Europa und Ägypten« (Freiburg 1840—42, 28 Lfgn.), mit v. Breithaupt die »Zeitschrift für Kriegswissenschaft« (Stuttg. 1819—24).

Kaustik (griech.), Ätzkunst zu Heilzwecken; auch die Lehre von der Brennlinie (s. d.).

Kaustisch (griech.), ätzend; auch übertragen in Bement, wonach ein Noterbe, dessen Pflichtteil zwar beschwert, aber durch einen Vorteil wieder vermehrt worden ist, dieses Vorteils verlustig sein soll, falls er die Beschwerung sich nicht gefallen lassen will.

Kauterien (Cauteria), s. v. w. Ätzmittel.

Kauterisation (neulat.), s. v. w. Ätzung, s. Ätzmittel und Thermocautère.

Kaution (lat., Sicherheitsleistung), ein Akt, wodurch die künftige Verletzung eines Rechts entweder verhütet, oder wodurch für den Fall ihres Eintritts die Wiederherstellung dieses Rechts gesichert werden soll. Will man lediglich feststellen, daß und in welchem Umfang ein Anspruch bestehe, so genügt in der Regel ein Vertrag der Beteiligten (Verbalkaution), wohin die vorläufige Feststellung einer Konventionalstrafe oder des zu ersetzenden Wertes oder Schadens für den Fall künftiger Verletzung gehört. Unter Umständen kommt, um die Anfechtbarkeit eines Rechtsgeschäfts auszuschließen, oder auch lediglich behufs der Einwirkung auf das Gewissen des Beteiligten ein eidliches Versprechen (juratorische K.) hinzu. Eine Realkaution, die durch Stellung tüchtiger Bürgen oder ausreichende Pfandbestellung (Kautionshypothek) oder Hinterlegung einer Geldsumme geleistet wird, ist nötig, wenn beabsichtigt wird, die Durchführung eines Anspruchs gegen den Mangel eines Gegenstandes, aus dem er befriedigt werden kann, oder gegen sonstige Hindernisse, z. B. Flucht des Verpflichteten, zu sichern. Zuweilen werden gerichtliche Maßregeln nötig, wie Beschlagnahme einer streitigen Sache oder eines die Hilfsvollstreckung sichernden Gegenstandes (Sequestration, Arrest) oder Einweisung des Berechtigten in den Besitz einer Sache. K. kommt im Zivil- wie im Strafprozeß vor, im letztern namentlich als Sicherheitsleistung für die Freilassung aus der Untersuchungshaft, wofern die Verhaftung des Angeschuldigten lediglich wegen des Verdachts der Flucht angeordnet ist. (Vgl. Deutsche Strafprozeßordnung, § 117 ff.) Verwalter fremden Vermögens, wie Kassenbeamte, Rechnungsführer, Vormünder, Nutznießer u. dgl., sind vielfach zur Sicherheitsleistung verpflichtet.

Kautionsversicherung, s. Kreditversicherung.

Kautionswechsel, s. Depotwechsel.

Kautschuk (Gummi elasticum, Resina elastica), ein im Pflanzenreich weitverbreiteter Stoff, welcher aus mehreren Pflanzen, die den Familien der Apocyneen, Artokarpeen und Euphorbiaceen angehören, gewonnen wird. Diese finden sich in Zentral- und dem größten Teil von Südamerika, in fast ganz Afrika, Arabien, den beiden Indien, auf dem Indischen Archipel und der nördlichen Hälfte von Australien; sie gedeihen nur in Ländern, deren Temperatur sich zwischen 33 und 42° bewegt, und in denen die jährliche Regenmenge durchschnittlich 69" beträgt. Aus der Familie der Apocyneen sind die wichtigsten Kautschukpflanzen: Urceola elastica auf Borneo und Sumatra, Vahea gummifera auf Madagaskar, Hancornia speciosa in Brasilien, mehrere Landolfia-Arten in

den erhaltenen Milchsaft läßt man gerinnen und trocknet den sich abscheidenden Rahm auf tellerartigen oder anders gestalteten Formen über einem Kohlenfeuer (Brasilien). An andern Orten setzt man, um die Abscheidung des Kautschuks aus dem Milchsaft zu befördern, den wässerigen Auszug einer Schlingpflanze zu, worauf der K. mit den Händen geknetet oder mit Hölzern gerollt, zu einem Kuchen ausgebreitet und getrocknet wird. In Ostindien setzt man dem Saft kochendes Wasser oder Alaun und Kochsalz zu, und an der Westküste von Afrika läßt man den Milchsaft in Gruben durch die Sonne eintrocknen. Diese verschiedene Behandlungsweise bedingt große Abweichungen in der Beschaffenheit der Handelssorten. Man unterscheidet: Parakautschuk aus Brasilien, a) in Form kugeliger, dickwandiger Flaschen von 15 cm Durchmesser, außen dunkel, innen heller, gewöhnlich rein, bisweilen mit Sand verfälscht; b) in runden Scheiben, aus den aufgeschnittenen Kugeln hergestellt; c) Speckgummi (Gummispeck), in Tafeln von 5—8 cm Dicke, durch Eintrocknen des Saftes in Gruben oder durch Aufschneiden von großen Flaschen hergestellt, außen rauh, fast schwarz, innen weiß, porös, riecht meist unangenehm; d) Negroheads, rundliche Blöcke verschiedener Größe von geringerer Qualität. Ceara-Scraps, schmale, bandförmige, rötlichbraune Streifen, die zu dicken Knäueln gerollt werden, durch Eintrocknen des Saftes an den Stämmen gewonnen, an Güte dem Paragummi gleich. Carthagena, 10 cm dicke Platten, schwarz, zuweilen etwas klebrig, von geschätzter Qualität. Guayaquil, aus Ecuador, grauweiß, in geringerer Qualität, häufig porös, mit schwarzer, übelriechender Flüssigkeit in den Poren. Perugummi, kommt selten im Handel vor. Westindien, aus Yukatan, in Stücken und Platten, ist im Handel geschätzt. Guatemala, klebrig, teerig, von üblem Geruch, porös, enthält einen angeblich gesundheitsschädlichen Saft. Die geringste amerikanische Sorte, Assam, auf dem Schnitt marmoriert, fleischfarben bis dunkelrot, außen mit dünnem, grauweißem Häutchen, rein, bisweilen aber auch mit Lehm, Sand ꝛc. bis zu 35 Proz. Borneo, aus Borneo, Sumatra ꝛc., weiß, weich, porös, schwammig, meist naß, in den Poren Salzwasser, auch Salzkristalle enthaltend, wird im Alter dunkel, rötlich. Singapur, von Singapur, Sumatra, Java, Manila, gleicht dem Assam. Rangun, von Chavannesia esculenta (Apocyneae) und Willughbeia-Arten, kommt seit 1875 in den Handel. K. von der Westküste Afrikas, in verschiedenen Formen, riecht unangenehm, ist oft sehr klebrig. Madagaskar ist sehr geschätzt, dem Para ähnlich. Hauptausfuhrbezirke Afrikas: Gabun, Congo, Angola, Benguela, Quillimane an der Mündung des Sambesi in den Kanal von Mosambik.

Chemische Bestandteile und Eigenschaften.

K. ist ein Produkt des Pflanzenorganismus und wird mit andern festen und flüssigen Körpern als Milchsaft abgesondert, in welchem es in kleinen Kügelchen, ähnlich wie die Butter in der Milch, suspendiert ist. Vielleicht enthalten alle Milchsäfte der Pflanzen K.; dann findet sich aber der Stoff in sehr vielen in Schichten der Luft ausgesetzt, trocknete er ein und hinterließ 45 Proz. K., welches also alle übrigen Saftbestandteile und auch einen Teil des Wassers einschließt. Das K. des Handels ist gelb, bräunlich bis braunschwarz; das dunkle geräucherte K. ist auf frischer Schnittfläche fettglänzend, das nicht geräucherte ist beinahe matt; stets ist K. geschmacklos, von schwachem charakteristischen Geruch, in dicken Stücken undurchsichtig, an den Kanten und in dünnen Schichten durchscheinend, spez. Gew. 0,92—0,96; bis 0° ist es höchst elastisch, in der Kälte wird es hart, aber nicht brüchig, beim Erwärmen wieder elastisch und weich. Die Elastizität nimmt mit der Temperatur in sehr bedeutendem Maß ab. Das K. läßt sich nach jeder Richtung gleichmäßig und gleich stark ausziehen; wird es im ausgedehnten Zustand starker Kälte ausgesetzt, so behält es seine künstliche Länge auch beim Erwärmen auf 20°, erhält aber seine volle Elastizität bei 35—40° wieder. Wird ausgedehntes K. auf 105° erhitzt und dann der Kälte ausgesetzt, so zieht es sich nicht wieder zusammen, verhält sich aber sonst ganz wie normales K. Frische Schnittflächen haften, wenn sie nicht berührt wurden, beim Zusammendrücken sehr fest aneinander. K. leitet die Elektrizität nicht und wird durch Reiben elektrisch. Es ist in Wasser völlig unlöslich, schwillt darin bedeutend an und wird dabei heller und Lösungsmitteln zugänglicher. Helle undurchsichtige Kautschuksorten, wie das Speckgummi, verdanken ihre helle Farbe einem Wassergehalt, der durch Trocknen nur sehr langsam entfernt werden kann. Absoluter Alkohol durchdringt das K. noch schneller als Wasser, besonders beim Erhitzen; in Äther, Benzin, Terpentinöl und einer Mischung von 100 Schwefelkohlenstoff mit 4 absolutem Alkohol quillt es ungemein stark; dabei löst sich ein Teil, wird aber von dem ungelösten hartnäckig zurückgehalten. Die relative Menge beider Teile variiert von 30—70 Proz. In Schwefelkohlenstoff aufgequollenes K. löst sich in absolutem Alkohol sehr leicht, wenn man auf 100 Schwefelkohlenstoff 6—8 Alkohol nimmt. Schmelzendes Naphthalin löst K. sehr leicht, schwere Steinkohlenteeröle lösen etwa 5 Proz., die leichtern bis zu 30 Proz. In Fetten, flüchtigen und fetten Ölen quillt es ebenfalls bedeutend und löst sich in vielen, sehr gut und leicht in Kautschuköl. Terpentinöl wird durch mehrmalige Destillation für sich oder über Ziegelsteine viel geeigneter, das K. zu lösen. Zur Beförderung der Lösung muß das Lösungsmittel und das K. wasserfrei sein; letzteres wird vorteilhaft vorher mit Sodalösung gekocht, gewaschen und getrocknet. In höherer Temperatur lösen die oben genannten Mittel das K. vollständig, aber nicht ohne Zersetzung; der Verdunstungsrückstand der Lösung wird selbst in dünner Schicht nur schwierig fest. Manche gemischte Flüssigkeiten lösen das K. dagegen unverändert und hinterlassen es beim Verdunsten mit allen seinen wertvollen Eigenschaften. Durch Kautschukhäutchen diffundieren gleiche Volumina der folgenden Gase in beistehenden Zeiten: Kohlensäure 1, Wasserstoff 2,4, Sauerstoff 5,3, Sumpfgas 6,3, Luft 11,8, Kohlenoxyd 12,2, Stickstoff 13,6. K. widersteht Alkalien und verdünnten Säuren, wird von kon-

und Alkohol löslichen Stoffen. An der Luft und besonders am Licht wird K. oberflächlich hart und brüchig, in sehr dünner Schicht bildet es allmählich eine harzartige Masse. Es schmilzt bei 120°, bleibt nach dem Erkalten weich und klebrig und wird auch in sehr dünner Schicht erst nach langer Zeit wieder fest, über 200° zersetzt es sich und brennt mit leuchtender, rußender Flamme. Bei der trocknen Destillation gibt es wässerige Produkte, wenig ätherisches Öl, dann ein Gemenge flüssiger Kohlenwasserstoffe (Kautschuköl, Kautschucin, Faradayin, Heveen).

Verarbeitung.

Die Verarbeitung des Kautschuks gründet sich auf seine Eigenschaft, durch Kneten im erwärmten Zustand zu erweichen und eine sehr plastische, kaum elastische Masse zu bilden, welche die ihr gegebene Form beibehält. Man zerkleinert das K. auf Schneideladen oder durch eine schnell rotierende, mit Zähnen besetzte Trommel, reinigt die Schnitzel mit alkalischen Laugen, reinigt sie weiter durch Bearbeiten zwischen Walzen unter Zufluß von Wasser und verwandelt sie dann auf einer Knetmaschine mit erwärmten geriefelten Walzen in eine kompakte Masse, aus welcher unter einem einige Tage anhaltenden, sehr starken Druck und bei 50° homogene Blöcke gebildet werden. Diese Blöcke zerschneidet eine rotierende Messerscheibe unter Zufluß von Wasser in Blätter (Patentblätter), welche die Basis für die ganze übrige Fabrikation abgeben. Man stellt solche Platten auch durch Walzen her, indem man das gereinigte K. auf 40—50° erhitzt und zwischen Walzen, die durch eingeleiteten Wasserdampf auf 80—100° erhitzt werden und nach und nach enger und enger gestellt werden, wiederholt hindurchgehen läßt. Wenn diese Platten die Walzen verlassen, kleben sie sehr stark, und man bestreut sie daher vor dem Aufrollen mit Talk oder zieht sie durch kaltes Wasser. Mit naßgehaltenen Scheren und Messern kann man aus den Platten beliebige Stücke schneiden, die durch Vereinigung der frischen Ränder zu allerlei Gebrauchsgegenständen geformt werden. Sehr dünne Platten erhält man auch durch wiederholtes Aufstreichen eines Breies aus K. und Naphtha auf ein Gewebe, welches mit einer Mischung aus Melasse und Gelatine überzogen ist.

Die Verwendbarkeit des Kautschuks wird wesentlich dadurch beeinträchtigt, daß er bei 0° ganz hart, bei 30—50° aber schon sehr weich ist, sowie durch die verhältnismäßig geringe Widerstandsfähigkeit gegen manche chemische Agenzien. Durch eine eigentümliche Verbindung des Kautschuks mit Schwefel werden aber diese Übelstände zum großen Teil beseitigt, und dies sogen. vulkanisierte K. hat deshalb für die Technik eine viel größere Wichtigkeit erlangt, als sie das nicht vulkanisierte jemals besaß. Taucht man K. bei 115—120° 2—3 Stunden in geschmolzenen Schwefel, so nimmt es 10—15 Proz. Schwefel auf. Ebenso kann man es durch Einkneten von Schwefelblumen oder mit Hilfe einer Lösung von Schwefel in Schwefelkohlenstoff mit Schwefel imprägnieren, ohne daß es seine Eigenschaften wesentlich ändert. Erhitzt man aber dieses schwefelhaltige K. auf 130

gewaschenen Schwefelblumen bestreut, zusammengerollt und wieder unter Zusatz von Schwefel zwischen geheizten Walzen ausgewalzt, bis 12—24 Proz. Schwefel gleichmäßig mit dem K. gemischt sind. Vermischt man Kautschuklösungen mit Schwefel, oder wendet man von vornherein ein mit Schwefel gesättigtes Lösungsmittel an, so hinterbleibt beim Verdampfen des Lösungsmittels eine Masse, die sich ganz wie das mit Schwefel imprägnierte K. verhält. Aus der letztern werden alle Artikel, wie aus gewöhnlichem K., dargestellt, da sie sich noch genau wie dieses verhält, namentlich auch sich in beliebige Formen drücken und an frischen Rändern miteinander vereinigen läßt. Die geformten Sachen werden einer Temperatur von etwa 120—130° ausgesetzt (gebrannt), welche hinreichend lange einwirken muß, um die Stücke vollständig zu durchdringen. Die richtige Wahl der Temperatur und der Zeitdauer bilden den Schwerpunkt der ganzen Fabrikation. Früher erhitzte man die Gegenstände in gemauerten Kammern, die vom Fußboden aus geheizt wurden; jetzt werden meist eiserne Kessel angewandt, in welche man gespannten Dampf leitet. Da die Gegenstände hierbei bedeutend erweichen, muß man sie über Formen brennen und, um das Ankleben zu vermeiden, mit Talkpulver bestreuen; dicke Platten werden, damit sie sich nicht verziehen, zwischen Eisenplatten gelegt, dünne mit einer Kattunzwischenlage auf eine Trommel gewunden ꝛc. An Stelle des Schwefels hat man auch schwefelhaltige Präparate, wie Schwefelbaryum, Schwefelcalcium, Kermes (Schwefelantimon), unterschwefligsaures Bleioxyd oder künstliches Schwefelblei, zum Vulkanisieren angewandt, um besondere Eigenschaften des Fabrikats zu erzielen; außerdem aber setzt man dem vulkanisierten K. feines Bimssteinpulver zu, damit es auch Tintenstriche vom Papier wegnimmt, oder Kreide, Zinkoxyd und andre Dinge, um eine billige und hellere Ware zu gewinnen. Diese Zusätze (bis 40 und 50 Proz.) verschlechtern das Fabrikat sehr wesentlich und können unter Umständen gefährlich werden (Zinkoxyd in Saugröhren für Kinder). Nach einer andern Methode vulkanisiert man das K., indem man es in mit Schwefelkohlenstoff verdünntes Schwefelchlorür taucht, und zwar je nach der Stärke der Stücke nur wenige Sekunden oder einige Minuten, und dann rasch in einem warmen Luftstrom trocknet. Dicke Stücke werden wiederholt in die vorteilhaft mit mehr Schwefelkohlenstoff gemischte Flüssigkeit getaucht; das Brennen fällt hierbei ganz fort. Lösungen mischt man mit der Schwefelungsflüssigkeit und läßt sie dann eintrocknen. Diese Methode gewährt manche Vorteile und wird deshalb für gewisse Artikel in den meisten Fabriken angewandt. Statt des Schwefelkohlenstoffs benutzt man dabei häufig sorgfältig gereinigtes Petroleum. Endlich ist auch eine vortreffliche Methode zu erwähnen, nach welcher man die Gegenstände drei Stunden in einer auf 140° erhitzten Lösung von Drei- oder Fünffach-Schwefelcalcium (25° B.) liegen läßt.

Das vulkanisierte K. besitzt eine graue Farbe, zeigt sich durch Temperatur[illegible]

auf und gibt an diese nur 4—5 Proz. unverändertes K. und den nicht gebundenen Schwefel ab. Nur 1—2 Proz. des beigemengten Schwefels verbinden sich mit dem K.; der Rest ist mechanisch beigemengt, wirkt aber bei längerm Liegen auf das K. und macht es hart und spröde. Bei anhaltendem Gebrauch wird er durch das abwechselnde Ausdehnen und Zusammenziehen großenteils entfernt; auch kann man ihn durch Erhitzen mit Ätznatronlauge (*Entschwefeln*) ausziehen, während der, wie es scheint, chemisch gebundene Schwefel sehr viel fester haftet. Nach dem Behandeln des vulkanisierten Kautschuks mit Alkalilauge gleicht es völlig dem reinen K., besitzt aber noch alle vorteilhaften Eigenschaften des vulkanisierten Kautschuks. Aus solchem Präparat bestehen die Saugpfropfen für Kinder und die *Patentgummiröhren*, welche noch widerstandsfähiger gegen chemische Agenzien sind als das vulkanisierte K. und nicht, wie dieses, Metallgegenstände bei längerer Berührung schwärzen.

Kautschukplatten werden auf oben angegebene Weise dargestellt. *Kautschukfäden* schneidet man aus der rohen Handelsware, aus ausgewalzten Blättern, Röhren oder Cylindern; runde Kautschukfäden werden aus einem mit Schwefelkohlenstoff und Alkohol bereiteten Teig dargestellt, indem man denselben in einen Cylinder füllt und durch Löcher in dessen Bodenplatte preßt. Die frischen, weichen Fäden werden über endlose Tücher geführt, mit Talk bestreut und, nachdem auf einem langen Weg, den sie schnell durchlaufen, der Schwefelkohlenstoff verdunstet ist, aufgerollt. Durch Strecken, Erhitzen auf 115° und Abkühlen können Fäden aus reinem und mit Schwefel gemischtem K. sehr dünn gemacht werden. *Röhren* stellt man aus den Blättern der schwefelhaltigen Kautschukmasse dar, indem man dieselbe in Bänder zerschneidet, diese um einen Draht von entsprechender Stärke zusammenbiegt, mit einem leinenen Band spiralig fest umbindet und dann brennt. Ganz analog erhält man die Röhren mit Gewebeeinlage, man braucht nur das erste Rohr mit einem mit Kautschuklösung bestrichenen Gewebe zu umwickeln und dann einen zweiten Kautschukstreifen herumzulegen. Bisweilen werden Röhren aber auch aus Teig gepreßt, indem man in die Öffnungen der Bodenplatte des Preßcylinders einen Dorn einsetzt und in das austretende Rohr durch den hohlen Dorn Wasser einleitet. *Hohle Gegenstände* setzt man meist aus mehreren Stücken, die nach Schablonen geschnitten sind, zusammen, füllt vor dem völligen Schließen etwas Wasser oder kohlensaures Ammoniak ein, legt sie dann in die Formen und brennt sie. Hierbei verflüchtigt sich die eingefüllte Substanz, und der Dampf preßt das K. in alle Vertiefungen der Form. *Gummischuhe* wurden früher direkt aus dem Milchsaft der Kautschukbäume dargestellt; jetzt färbt man die schwefelhaltige Kautschukmasse mit Kienruß, befestigt sie durch Walzen auf einem trikotartigen Gewebe, schneidet die erforderlichen Stücke nach Schablonen, setzt dieselben über hohlen eisernen Formen zusammen (nur durch Kleben), überzieht sie mit Asphaltlack und brennt sie über den Formen im Luftbad. Ein sehr eigentümliches Fabrikat sind die *Kautschukschwämme*, welche vielleicht aus Kautschukteig durch sehr rasches Erhitzen dargestellt werden. Die letzten Reste des Lösungsmittels dürften dabei, indem sie sich in Dampf verwandeln, die Masse ebenso aufblähen und porös machen, wie die Kohlensäure den Brotteig.

Wasserdichte Gewebe wurden zuerst durch Zusammenwalzen des frischen, noch sehr weichen und klebenden Kautschukblattes mit dem Gewebe zwischen geheizten Walzen erhalten. Beim Macintosh lag das Kautschukblatt zwischen zwei Geweben. Die Verarbeitung dieser Gewebe zu Kleidungsstücken 2c. erfolgt erst nach dem Vulkanisieren, indem man die zugeschnittenen Stücke an den Rändern mit Kautschuklösung bestreicht, übereinander legt und durch Druck vereinigt. Neuerdings wendet man allgemein einen aus K. und leichtem Steinkohlenteeröl erhaltenen Teig an, welcher mit Hilfe eines besondern Apparats auf das Gewebe gestrichen wird. Die Anstriche müssen sehr dünn gemacht und nach jedesmaligem Trocknen sechs- bis achtmal wiederholt werden. Zur Herstellung eines Überzugs von vulkanisiertem K. löst man in den flüchtigen Teerölen zuerst Schwefel, dann das K. und färbt die Masse auch wohl schwarz (Regenmäntel). Durch Aufeinanderlegen zweier so bestrichener, noch etwas klebender Gewebe und Zusammenwalzen erhält man die Doppelstoffe. Läßt man aber den ersten Anstrich vollkommen trocknen und vulkanisiert ihn kalt, so kann man auch die andre Seite des Gewebes bestreichen. Für billige Stoffe vermischt man die Anstrichmasse mit allerlei Zusätzen, so daß schließlich das K. nur noch die Bestimmung hat, den Überzug nicht brüchig noch spröde werden zu lassen. Man benutzt in dieser Weise Steinkohlenteer, namentlich aber auch Lösungen von K. in Leinöl mit verschiedenen Zusätzen. — Die *Abfälle* von vulkanisiertem K. sind sehr schwer zu verarbeiten; zu ihrer Verwertung sind mehrere Vorschläge gemacht, welche meist auf eine Erweichung des Materials durch Wärme oder Lösungsmittel, Zerkleinern desselben und Zusammenkneten mit frischer Masse hinauslaufen.

Erhitzt man das K. mit mehr Schwefel auf eine höhere Temperatur (150°), so erhält man das *gehärtete, hornisierte K.* (*Ebonit, Kammmasse*), welches sich zur Herstellung zahlloser Gegenstände eignet, die man sonst aus Holz, Horn, Metall 2c. anfertigte. Man mischt das K. mit Schwefel bis zur Hälfte seines Gewichts, wendet statt des Schwefels auch Schwefelverbindungen an und setzt außerdem Kreide, Zinkweiß, Bleiweiß, zur Erhöhung der Härte und Elastizität Schellack 2c. zu, walzt die Masse aus und erhitzt sie 2 Stunden auf 100° und dann 4 Stunden auf 150°. Bei letzterer Temperatur läßt sich die Masse walzen, bei gewöhnlicher Temperatur aber schneiden, sägen, hobeln 2c. und gut polieren, und daher wird das gehärtete K. in der Regel vor der letzten Bearbeitung gebrannt. Festigkeit und Elastizität des Ebonits scheinen wesentlich vom Schwefelgehalt abhängig zu sein; sehr bedeutend ist die Wärmeausdehnung des Ebonits, und ein etwa 20 cm langer Streifen desselben, mit einem gleich langen Elfenbeinstreifen an einem Ende zusammengeleimt, gibt ein sehr empfindliches Thermometer; es ist ein sehr schlechter Leiter der Elektrizität und wird beim Reiben ungemein stark elektrisch. Lösungsmitteln ist es vollständig unzugänglich. Die Abfälle sind so gut wie nicht verwertbar.

Verwendung des Kautschuks. Geschichtliches, Produktion.

K. findet die mannigfachste Verwendung, und namentlich das vulkanisierte und gehärtete K. wird in zahllosen Fällen benutzt. Sehr ausgedehnt ist die Verarbeitung des vulkanisierten Kautschuks in Form von Röhren und Platten und des Ebonits zu Kämmen; wegen seiner akustischen Eigenschaft dient es zu Hörrohren und Blasinstrumenten; da es vielleicht der stärkste negativ isoelektrische Körper ist, dient es

als Ersatz der Glasscheiben bei Elektrisiermaschinen; da es durchaus nicht hygroskopisch und ein besserer Nichtleiter als alle bis dahin bekannten Stoffe ist, so dient es als treffliches Isolierungsmittel für oberirdische Telegraphenleitungen; man benutzt es ferner zu Gefäßen in der Photographie und Galvanoplastik, dieselben sind unzerbrechlich, sehr indifferent und ertragen eine weit über den Siedepunkt des Wassers hinausgehende Temperatur. Große Verbreitung haben in neuerer Zeit Kautschukstempel, zum Teil mit beweglichen Lettern, gefunden. Es eignet sich endlich zur Nachahmung von Hirschhorn, Ebenholz, Gagat, Badeschwamm, zu Winkeln für Zeichner, zu Maschinenteilen, mit Zinnober gefärbt zu Unterlagen für künstliche Gebisse, zu Abgüssen von Natur- und Kunstgegenständen 2c.

Indianerstämme Brasiliens haben K. seit langer Zeit zu Gefäßen, Schuhen, Fackeln 2c. benutzt, und auch in Ostindien scheint die Verwendung des Kautschuks zu Fackeln, zum Dichten von Körben, in welchen Flüssigkeiten aufbewahrt werden sollen, sehr alt zu sein. La Condamine lenkte 1751 die Aufmerksamkeit auf die Eigenschaften des südamerikanischen Kautschuks, und Roxburgh, in dessen Hände 1810 indisches K. gelangt war, machte den Kautschukfeigenbaum (Ficus elastica) der Industrie dienstbar. 1761 und 1768 veröffentlichte Macquer seine chemischen Untersuchungen über das K., Grossart stellte 1768 Röhren aus K. dar, indem er Streifen desselben um Glasröhren wickelte; auch benutzte man damals schon das K. zum Auswischen von Bleistiftstrichen (ein würfelförmiges Stück von 12 mm Seitenlänge kostete 3 Mk.); noch 1820 kannte man kaum andre Verwendungen als zu Verschlüssen und Röhrenverbindungen an chemischen Apparaten, zu elastischen Verbänden, Bougies, Kathetern, luftdichten Firnissen, zum Wasserdichtmachen von Leder und Geweben; 1820 nahm Hancock ein Patent auf elastische Gewebe mit Kautschukstreifen, und 1823 trat Macintosh mit seinem weltberühmt gewordenen wasserdichten Stoff auf. Knetmaschinen gab zuerst Nickels 1836 an, aber seit 1852 wurden dieselben immer mehr durch Walzen verdrängt. Lüdersdorff veröffentlichte 1832 seine Entdeckung, daß dem durch Terpentinöl aufgeweichten K. die nach dem Trocknen zurückbleibende Klebrigkeit benommen wird, wenn man ihm Schwefel beimischt; Benzinger erreichte 1836 dasselbe durch Schwefelleberlösung, aber erst Goodyear in New Haven (Connecticut) entdeckte 1839 das Vulkanisieren durch Imprägnieren mit Schwefel und Erhitzen, und 1842 kamen die ersten vulkanisierten Kautschukartikel nach Europa. Die übrigen Methoden des Vulkanisierens von Hancock (Eintauchen in Schwefel) 1843, von Keene (Einwirkung von Schwefeldämpfen) 1845 und Parkes (Eintauchen in Chlorschwefel) 1846 erreichten bei weitem nicht die Bedeutung des Verfahrens von Goodyear, welcher 1852 auch die Darstellung des Ebonits kennen lehrte. In Deutschland erwarb sich Fonrobert Verdienste durch Verbesserung in der Verarbeitung des Kautschuks. 1830 betrug die Menge des in England zu Kautschukindustrie gemacht als irgend eins der andern Länder; die größten Fabriken sind in Harburg, Hamburg, Mannheim, Sablon bei Metz und in Berlin. Vgl. Collins und Brandis, Report on the Caoutchouc of commerce (Lond. 1875); Deninger, Die Leder- u. Kautschukindustrie (im amtlichen Bericht über die Wiener Weltausstellung, Braunschw. 1874); Hausner, Textil-, K.- und Lederindustrie (Wien 1879); Clouth, Die Kautschukindustrie (Weim. 1878); Heinzerling, Fabrikation der K.- und Guttaperchawaren (Braunschw. 1883); Hoffer, Practical treatise of caoutchouc and gutta-percha (Lond. 1883); Stefan, Die Fabrikation der K.- und Leimmassetypen, Stempel 2c. (Wien 1886).

Kautschukbaum, s. Siphonia.

Kautschukfirnis, Lösung von Kautschuk, welche man wegen der Indifferenz des Kautschuks gegen chemische Einflüsse und Wasser, und weil der Überzug nicht spröde wird, häufig anwendet. Läßt man 1 kg weichen zerschnittenen Kautschuk in 0,5 kg Äther quellen, verflüssigt die Mischung durch Erwärmen in Wasser, setzt 1 kg helles, warmes Leinöl und nach einiger Zeit 1 kg erwärmtes Terpentinöl zu und filtriert warm, so erhält man einen allerdings etwas langsam trocknenden Firnis. Zum Bemalen und Bedrucken von Geweben, Leder 2c., namentlich zum Wasserdichtmachen von seidenen und baumwollenen Geweben, eignet sich ein Firnis, den man erhält, wenn man Kautschuk und Guttapercha in beliebigen Verhältnissen mit Schwefel mischt, 8—10 Teile Wachs zusetzt, das Ganze in Terpentinöl löst und bis zur erforderlichen Konsistenz verdampft. Der Firnis kann beliebig gefärbt werden. Zur Herstellung eines klaren Firnisses läßt man den Kautschuk in gut gereinigtem Schwefelkohlenstoff quellen, versetzt ihn mit Benzol, gießt die Lösung durch ein Tuch, verjagt den Schwefelkohlenstoff durch Destillation und verdünnt den Rückstand mit Benzol. Dieser Firnis läßt sich mit fetten und flüchtigen Ölen mischen, trocknet rasch und gibt einen glanzlosen, sehr dünn herzustellenden Überzug, der sich besonders zum Überziehen von Stahlstichen und Landkarten, zum Fixieren von Kreide- und Bleifederzeichnungen eignet. Wenn man Petroleum durch ein besonderes Verfahren entwässert, so eignet es sich mit gut getrocknetem Kautschuk zur Herstellung von Firnis.

Kautschukgewebe, s. Elastiks.

Kautz, Julius, ungar. Nationalökonom, geb. 5. Nov. 1829 zu Raab, studierte in Pest und Leipzig, wurde zuerst an den Rechtsakademien in Preßburg und Großwardein, dann am neuorganisierten Polytechnikum in Ofen angestellt und 1862 zum Professor der politischen Ökonomie und des Staatsrechts an der Pester Universität, 1883 zum Vizegouverneur der Österreichisch-Ungarischen Bank und neuerlich zum lebenslänglichen Mitglied des Oberhauses ernannt. Als Schriftsteller machte er sich bekannt durch ein größeres Handbuch der Nationalökonomie u. Finanzwissenschaft (4. Aufl., Pest 1879), durch ein systematisches Lehrbuch der Staatskunst (3. Ausg., das. 1877)

ein. Er war 1865—81 Abgeordneter seiner Vaterstadt im ungarischen Parlament, 1867 war er Referent der Ausgleichsverhandlungen mit Österreich.

Kautzsch, Emil Friedrich, protest. Theolog, geb. 4. Sept. 1841 zu Plauen, studierte 1859—63 in Leipzig, wurde daselbst 1869 Privatdozent in der theologischen Fakultät, 1871 außerordentlicher Professor, ging 1872 als ordentlicher Professor nach Basel, 1880 in gleicher Eigenschaft an die Universität Tübingen. Unter seinen Veröffentlichungen sind anzuführen: »De Veteris Testamenti locis a Paulo apostolo allegatis« (Leipz. 1869); »Die Echtheit der moabitischen Altertümer geprüft« (mit Socin, Straßb. 1876); »Joh. Buxtorf der ältere« (Basel 1879); »Grammatik des Biblisch-Aramäischen« (Leipz. 1884). Er besorgte auch die 10. und 11. Auflage von Hagenbachs »Encyklopädie und Methodologie« sowie die 24. Auflage von Gesenius' »Hebräischer Grammatik«.

Kauz, Vogel, s. Eulen.

Kavalier (franz. Cavalier, v. lat. caballus, »Roß«), ursprünglich Reiter, Ritter; dann Edelmann, Mann von Stande; Herr, besonders als Begleiter, Beschützer einer Dame. Im Festungsbau heißt K. (Katze, Reiter) ein Werk, welches, den Hauptwall überragend, so angelegt wird, daß es die umliegende Gegend zu übersehen und die Batterien des Feindes zu beherrschen im stande ist. Trancheekavaliere sind erhöhte Angriffswerke innerhalb der Laufgräben auf dem Glacis zur Einsicht u. Bestreichung des gedeckten Wegs.

Kavaliere (engl. Cavaliers), während des englischen Bürgerkriegs 1642—49 die Anhänger des Königs, während die puritanischen Anhänger des Parlaments Rundköpfe (Round Heads) genannt wurden.

Kavalierperspektive, s. Perspektive.

Kavalkade (ital.), feierlicher Aufzug zu Pferd, insbesondere derjenige, von welchem der in der Peterskirche gekrönte Papst nach dem Lateran begleitet wurde; dann überhaupt eine Gesellschaft reitender Personen. Im frühern Mittelalter hieß Cavalcatus der Reiterdienst der Vasallen im Krieg.

Kavallerie, s. Reiterei.

Kavanagh (spr. käwwänäh), Julia, engl. Schriftstellerin, geb. 7. Jan. 1824 zu Thurles in der irischen Grafschaft Tipperary, Tochter des Linguisten Morgan K., ward in Paris erzogen, kehrte 1844 nach London zurück und begründete durch die Erzählung »Madeleine« (1848, neueste Ausg. 1873; deutsch, Hamb. 1852) ihren litterarischen Ruf. Anmut der Darstellung, Menschenkenntnis und Kraft der Schilderung zeichneten diesen wie viele ihrer folgenden Romane aus, von denen zunächst »Natalie« (1851) und »Daisy Burns« (1853) anzuführen sind. Nach einer längern Reise durch Frankreich und Italien schrieb sie noch eine Reihe von Romanen und Novellen, von welchen nur »Adèle« (1858), »Queen Mab« (1863), »Sybil's second love« (1867), »Sylvia« (1870) und »John Dorrien« (1874) genannt seien; sie wurden meist auch ins Deutsche übersetzt. Außerdem veröffentlichte K. ein Reisetagebuch: »A summer and winter in the two Sicilies« (1858, 2 Bde.), und verschiedene kulturhistorische Werke, wie: »Women in France during the eighteenth century« (1850, 2 Bde.; neue Ausg. 1864), Schilderungen weiblicher

chen Ebene des linken Rhodanusufers von der Mündung der Isère bis an die der Durance seßhaft, früh romanisiert. Ihre Hauptstadt war Arausio (Orange).

Kawas, s. v. w. Kawaß.

Kaväte (ital., »Grube«), gewölbter Unterbau einer Kirche; in der Fechtkunst eine Parade, wobei man die Klinge des Gegners umgeht, sie belegt und eine Blöße zu gewinnen sucht.

Kavatine (ital., auch Cavata), in der Oper ein lyrisches Sologesangstück, das sich von der Arie durch einfachere, mehr liedmäßige Behandlung unterscheidet, d. h. Textwiederholungen und längere Koloraturen vermeidet und auch nur ein Tempo hat. Die K. ist in der neuen Oper in der Regel eine selbständige Nummer, kam aber früher auch als lyrischer Abschluß eines Recitativs vor.

Kaveling (Kavelin), in Holland bei Versteigerungen zusammengefaßte Partien von Stücken, Dutzenden, Ballen ꝛc. einer Ware.

Kavent (lat.), Bürge, Gewährsmann.

Kaverne (lat.), Höhle, Grotte, Keller; auch Bezeichnung für Höhlenbildungen der Lunge, namentlich solche, welche im Verlauf der Lungenschwindsucht (s. d.) entstehen.

Kaviar (aus dem Türkischen oder Tatarischen), eingesalzener Rogen des Hausen, Stör, Scherg und Sterlett, wird besonders am untern Lauf der Wolga, Emba, des Mius, Don, Dnjepr, Bug und Dnjestr, am Ural, Aralsee, Asowschen und Kaspischen Meer bereitet und namentlich von Astrachan aus in den Handel gebracht. Die bei weitem größte Menge des Kaviars stammt vom Hausen, der bisweilen bis 3 Ztr. Rogen enthält. Der dunkelgraue Rogen wird auf einem Sieb geknetet, damit die Eier durch dessen Maschen hindurchfallen, während Membranen, Fasern und Fett des Eierstockes auf dem Sieb zurückbleiben. Die reinen Eier werden mit 4—6 Proz. feinem Salz gemengt und liefern den teuern flüssigen K. (Ikra). Je großkörniger, lockerer, frischer und je schwächer derselbe gesalzen ist, desto höher wird er geschätzt; aber diese beste Sorte kann nur bei Winterfrost bereitet werden und ist am wenigsten haltbar. Preßkaviar (Pajusnaya) wird mit Salzlake gesalzen, dann in Säcken gepreßt und in Tönnchen gefüllt, die innen mit Leinwand ausgeschlagen sind (daher Serviettenkaviar). In neuester Zeit wird der K. auch in hermetisch verschließbare Blechbüchsen gefüllt, in welchen er sich sehr lange hält. Die Produktion des flüssigen Kaviars beträgt $^1/_7$—$^1/_8$ (etwa 500,000 kg) von der des Preßkaviars. Der beste K. ist der russische, besonders der von Astrachan und der aus der Krim. Hauptbestandteile des Kaviars sind Eiweiß und Fett, er ist leicht verdaulich und nahrhaft und wirkt in eigentümlicher Weise anregend und reizend auf den Magen. Er mundet besonders zum Wein; in der Küche benutzt man ihn als Farce für Pasteten und Omeletten und als Zusatz zu feinen Würsten. Bei Tisch figuriert er als Entremet oder als Zuspeise zu gebratenem Fasan ꝛc. In Rußland genießt man ihn hauptsächlich als Vorkost mit Branntwein, bei uns auf Brot, am besten auf geröstetem Weißbrot und ohne Butter. Zwiebeln und Zitronensaft verderben den Wohlgeschmack des guten K. Die Kaviarproduktion hat sich in den letzten Jahren sehr

man in die Fischblasen füllt, salzt und hart räuchert, Norwegen salzt den Rogen des Dorsches, der Makrele und des Leng (Gadus Molva) ein. K. ist in den Niederungen des Dnjepr, des Don und der Wolga ein wichtiges Nahrungsmittel des Volkes; der größte Teil des Exports geht nach der Türkei, Rumänien, Serbien, Persien und Ägypten, während er im westlichen Europa wegen der Länge und Schwierigkeit des Transports, der geringen Haltbarkeit und beschränkten Produktion als Delikatesse gilt, die schon zu Anfang des 16. Jahrh. beliebt war. Fischrogen wurde wahrscheinlich zuerst in Italien eingesalzen und gepreßt und galt in Klöstern als Fastenspeise. Der flüssige K. ist eine Erfindung der Kosaken und jetzt besonders in Deutschland geschätzt.

Kavieren (v. lat. cavēre), Bürgschaft leisten, haften (s. Kavent); reflexiv: sich hüten, in achtnehmen; ferner (v. ital. cavare) s. v. w. Wechselbriefe zu Geld machen; in der Fechtkunst eine Art des Parierens (s. Kavate).

Kavillieren (lat.), höhnen, verspotten, z. B. mit Trugschlüssen; kavillös, spitzfindig, verfänglich.

Kavität (lat.), Höhlung, Höhle.

Kawa, aus der Wurzel und dem untersten Teil des Stammes von Piper methysticum (s. Piper) auf vielen australischen Inseln innerhalb der Wendekreise bereitetes Getränk. Knaben und Mädchen kauen das Material, ohne den Saft zu verschlucken, worauf man den Brei mit Wasser mischt und nach kurzer Zeit die Fasern absondert. Die Flüssigkeit ist schmutzig graubraun, schmeckt im allgemeinen nicht angenehm, wird aber ganz allgemein und zum Teil leidenschaftlich getrunken, namentlich bei Festlichkeiten, Bewirtungen, Versammlungen, als Genußmittel zur Erzeugung angenehmer Stimmung, als schmerzbetäubendes, Ruhe für den kranken und ermatteten Körper schaffendes Medikament. Es vermehrt den Appetit, die Schweiß- und Harnabsonderung, erzeugt Gefühllosigkeit und wirkt ohne jegliche Erregung narkotisch, zuletzt Schlaf bringend. Daher ist die K. mit dem sozialen, religiösen und politischen Leben der Südseeinsulaner innig verwachsen. Man hat auch vorgeschlagen, die Wurzel von Piper methysticum arzneilich zu benutzen. Wirksamer Bestandteil ist ein Harz, und je nachdem größere oder geringere Mengen desselben in die K. kommen, schmeckt und wirkt dieselbe verschieden stark. Vgl. Lewin, Über Piper methysticum (Berl. 1886).

Kawaja, Stadt im türk. Albanien (Wilajet Skutari), südöstlich von Durazzo und 7 km vom Adriatischen Meer gelegen, mit 4200 Einw.

Kawala, Stadt im türk. Wilajet Salonichi, am Ägeischen Meer, der Insel Thasos gegenüber gelegen, an der Stelle des antiken Neapolis, Heimat Mehemed Alis von Ägypten, der hier ein Seminar (mit 500—600 Schülern) und eine Speiseanstalt gründete, hat ca. 8000 Einw. und ist der Haupthafen des nordöstlichen Makedonien, wichtig durch Fabrikation und Ausfuhr von Tabak.

Kawapfeffer, s. Piper.

Kawar, Oase, s. Bilma.

Kawaß (arab., richtiger Chawwas, »Leibgardist«), Bezeichnung der türkischen Polizeidiener, auch der Wache, die seitens der Pforte den in Stambul beglaubigten europäischen Gesandtschaften beigegeben zu werden pflegte. K.-Baschi, Chef derselben.

Kawelin, russ. Gelehrter und Staatsmann, geb. 4. Nov. 1818 zu St. Petersburg als Sohn des Direktors der dortigen Universität, studierte in Moskau Philologie, dann die Rechte, trat 1842 ins Justizministerium, habilitierte sich aber schon 1844 an der Moskauer Universität. Von 1848 bis 1857 war er wieder als Beamter im Erziehungswesen thätig und nahm dann eine Professur an der juristischen Fakultät in Petersburg an, legte dieses Amt aber nieder, um im Auftrag des Ministers Golownin im Ausland Materialien zur Reform des Unterrichtswesens zu sammeln, und wurde Ende der 70er Jahre zum Professor an der militärisch-juristischen Akademie ernannt, eine Stellung, die er bis zu seinem 3. Mai 1886 in Petersburg erfolgten Tod bekleidete. K. war sein ganzes Leben ein Vorkämpfer gegen die Leibeigenschaft und für die Verbesserung des Loses der arbeitenden Klassen, wobei er auch die Ungunst nicht fürchtete, welche er dafür einerntete.

Kawéri (engl. Cauvery), Fluß in der britisch-ind. Präsidentschaft Madras, entspringt auf den Westghats in Kurg, durchfließt Maissur, durchbricht bei Kaweripura die Ostghats, bildet im Karnatik, 145 km vom Meer, von Tritschinapalli an ein Delta, das seiner Fruchtbarkeit wegen als »Garten von Indien« gerühmt wird, und mündet nach 760 km langem Lauf in den Bengalischen Meerbusen. Befahren wird der Fluß nur von kleinen Booten aus Flechtwerk.

Kawertschen (Kawetscher, Kawerzin), eine im Mittelalter neben Lombarden und Juden vielerwähnte Klasse von Wucherern; sie hatten ihren Namen (mittellat. caorsinus) von der Stadt Cahors in Guyenne, dem Sitz des Wuchers, und trieben ihren Gelderwerb durch ganz Frankreich, England und Deutschland, bis sie im 14. Jahrh. aus der Geschichte verschwanden.

Kawi, die uralte Litteratursprache Javas, besteht meist aus Sanskritworten mit javanischer Flexion, war nie im Munde des Volkes, sondern diente nur dazu, die Religionslehren und Mythen der höher zivilisierten indischen Einwanderer den Javanen zugänglich zu machen. Abgefaßt sind in derselben Übersetzungen aus der indischen religiösen und epischen Litteratur, Geschichtsbücher, Sagensammlungen, Gesetzbücher ꝛc. Vgl. W. v. Humboldt, Über die Kawisprache (Berl. 1836–40, 3 Bde.); Lassen, Indische Altertumskunde, Bd. 4 (Leipz. 1862).

Kay, Dorf bei Züllichau in der Mark Brandenburg, mit 660 Einw.; hier 23. Juli 1759 Schlacht zwischen den Preußen unter General v. Wedell und den Russen unter Soltikow, in welcher erstere mit einem Verlust von 8000 Mann geschlagen wurden.

Kayser, 1) Ludwig, ausgezeichneter Philolog, geb. 3. Febr. 1808 zu Heidelberg, studierte 1825—30 daselbst, machte mit Creuzer eine Reise nach Paris, habilitierte sich 1833 in Heidelberg, wurde 1841 außerordentlicher, 1863 ordentlicher Professor der klassischen Philologie und starb 5. Mai 1872. Er hat sich besonders um Philostratos und Cicero verdient gemacht. Zu ersterm veröffentlichte er: »Notae criticae in Philostrati vitas sophistarum« (Heidelb. 1831); »Philostrati vitae sophistarum« (das. 1838); »Philostrati libri de gymnastica« (das. 1840); »Philostrati quae supersunt« (Zürich 1844—46, 3 Bde.; 2. Aufl. 1853); »Philostrati opera auctiora« (Leipz. 1870—71, 2 Bde.). Von Cicero lieferte er mit Baiter eine Gesamtausgabe (Bd. 1—5, Leipz. 1860 ff.), nachdem eine Ausgabe der »Cornifici rhetoricorum ad Herennium libri IV« (das. 1854) vorausgegangen war. Eine Ausgabe seiner Homerischen Abhandlungen besorgte Usener (Leipz. 1881). Auch hat K. über musikalische Gegenstände, z. B. »Über Glucks Orpheus«, geschrieben.

2) Heinrich, Architekt, geb. 28. Febr. 1842 zu Duisburg, erlernte das Maurerhandwerk, bildete sich

dann in Berlin durch praktische Thätigkeit in städtischen Baubüreaus und durch Studien auf der Bauakademie weiter und vereinigte sich 1872 mit Karl v. Großheim (geb. 15. Okt. 1841 zu Lübeck), welcher nach einer praktischen Lehrzeit als Zimmermann sich ebenfalls durch Studien auf der Berliner Bauakademie weitergebildet hatte, zur Gründung eines Ateliers. Bei der ersten Konkurrenz um den Bau des Reichstagsgebäudes (1872) errangen sie einen zweiten Preis, ebenso wie zehn Jahre später bei der zweiten Konkurrenz. In diesem Jahrzehnt waren sie ausschließlich im Privatbau thätig, in welchem sie sich anfangs der italienischen Renaissance (Norddeutsche Grundkreditbank etc.), später mit großem Erfolg der deutschen Renaissance (Kaufhaus Spinn, Geschäftshaus der Germania, Villa Reichenheim in Berlin) zuwendeten. Andre Bauten sind: Villa Hardt, Geschäftshäuser von Henninger und Laer, Geschäftshaus der New York-Germania in Berlin sowie die Schlösser Klitschdorf in Schlesien und Altdöbern in der Lausitz. Mit einem stark ausgeprägten Gefühl für eine malerische Komposition verbinden K. und v. Großheim auch den Sinn für strenge Gliederung der Bauteile zum Zweck eines imposanten Totaleindrucks. Durch zahlreiche Entwürfe für Decken- und Wandmalereien, Stein-, Stuck- und Schmiedearbeiten, Möbel etc. haben sie einen hervorragenden Anteil an der Förderung des Berliner Kunstgewerbes im Anschluß an die Renaissance gewonnen. Für ihre Beteiligung an der Berliner Jubiläumsausstellung von 1886 erhielten sie die große goldene Medaille. Sie sind Mitglieder der königlichen Akademie der Künste.

Kayserling, Moritz, jüd. Theolog und Schriftsteller, geb. 17. Juni 1829 zu Hannover, machte in Nikolsburg und Würzburg talmudische Studien, bezog 1851 die Universität zu Berlin, wo er besonders philosophische und historische Studien betrieb, wurde 1861 als Rabbiner nach Endingen (Kanton Aargau) und 1870 als Prediger der israelitischen Gemeinde nach Pest berufen. K. machte sich in weitern Kreisen namentlich durch seine Biographie Moses Mendelssohns (Leipz. 1862) bekannt, welcher eine andre Schrift: »Moses Mendelssohns philosophische und religiöse Grundsätze« (das. 1856), vorhergegangen war und eine Monographie: »Moses Mendelssohn. Ungedrucktes und Unbekanntes von ihm und über ihn« (das. 1883), folgte. Außerdem schrieb er: »Ein Feiertag in Madrid. Zur Geschichte der spanisch-portugiesischen Juden« (Berl. 1859), »Menasse Ben Israel« (das. 1861), »Geschichte der Juden in Spanien und Portugal« (das. 1861—67, 2 Bde.), »Der Dichter Ephraim Kuh« (das. 1864), »Die jüdischen Frauen in der Geschichte, Litteratur und Kunst« (Leipz. 1878) u. a. und gab »Sephardim. Romanische Poesien der Juden in Spanien« (das. 1859) heraus.

Kaysersberg, Stadt im Oberelsaß, s. Kaisersberg.

Kayßler, Leopold, Publizist und Schriftsteller, geb. 1828 zu Breslau, studierte daselbst und in Berlin Jurisprudenz und Philosophie und widmete sich frühzeitig der journalistischen Laufbahn, in welcher er als Politiker stets eine gemäßigte Richtung vertrat. Er war bis 1872 Redakteur der »Spenerschen Zeitung« und begleitete 1870 als offizieller Vertreter der Berliner Presse im Hauptquartier die deutschen Armeen; doch hatte er das Mißgeschick, 10. Nov. 1870 [illegible] fangenschaft« herausgegeben. 1872 berief ihn die freikonservative und deutsche Reichspartei zur publizistischen Vertretung ihrer Interessen in dem »Deutschen Wochenblatt«, das 1874 durch die »Post« ersetzt wurde, welche die Partei ankaufte, und zu deren Chefredakteur K. ebenfalls berufen wurde. In dieser Stellung ist er noch heute thätig, als Politiker immer bestrebt, für die Gründung gemäßigter Mittelparteien zu wirken, als Publizist in scharfer und schneidiger Form die Gegner nach rechts und links bekämpfend. Er übersetzte auch einige Novellen von Turgenjew und Pisemskis Roman »Tausend Seelen«.

Kaystros (Kayster, jetzt Kütschük Mendere), Fluß in Kleinasien, entspringt auf dem Tmolosgebirge (Boz Dagh) in Lydien und ergießt sich nördlich von Ephesos, der Insel Samos gegenüber, ins Ägeische Meer. Er ist berühmt wegen der Scharen von Schwänen, die sich an seinen Ufern niederzulassen pflegen.

Kazaza, ein aus Zuckerrohrsaft oder Melasse bereitetes geistiges Getränk, welches in Maranhão in Brasilien viel getrunken wird. Es ist schwächer als Rum und wird nicht durch Karamel gefärbt.

Kazerun (Kasrun), Stadt in der pers. Provinz Farsistan, in reizender Berglandschaft, früher ein bedeutender Ort, jetzt herabgekommen, mit nur 5000 Einw., welche treffliche Zeugschuhe (sogen. Maleki) verfertigen; seit kurzem Telegraphenstation.

Kazike (span. cacique), in frühern Zeiten Titel der Stammhäuptlinge im mittlern und südlichen Amerika, jetzt Bezeichnung für den Gemeindevorstand in den von Indianern bewohnten Gemeinden in Mexiko und Guatemala.

Kazilesker (Kazileschker, eigentlich Kadi-ul-asker, arab., »Richter der Armee«), ehedem in der Türkei der oberste Militärrichter, jetzt der Chef des Appellationsgerichts in solchen Rechtsfällen, deren Entscheidung ins Bereich der religiösen Gesetze fällt; Rumeli-K., der Präsident des Appellhofs für die europäische, und Anadolu-K., derjenige für die asiatische Türkei. Das Amt eines K. kann selbstverständlich nur von einem Geistlichen bekleidet werden.

Kazinczy (spr. kásinzi), 1) Ferenc, ungar. Schriftsteller und Sprachreformator, geb. 27. Okt. 1759 zu Ér-Semlyen im Biharer Komitat, studierte die Rechte, war 1786—91 Aufseher der Nationalschulen im Kaschauer Distrikt und leitete dann zu Pest eine Schauspielergesellschaft, bis er 1794, angeblich wegen Teilnahme an der Verschwörung des Martinovics, verhaftet wurde. Seit 1801 wieder frei, privatisierte er auf einer Villa bei Ujhely, ward 1830 von der ungarischen Akademie zum Mitglied ernannt und starb 22. Nov. 1831. K. hat sich Verdienste um die Ausbildung der ungarischen Sprache und Prosa erworben und dichtete zuerst ungarische Sonette. Seine Übersetzungen des Geßner (1788), Ossian, mehrerer Dramen von Goethe, von Lessings Fabeln u. a. erschienen gesammelt Pest 1814—16, 9 Bde. (neue Aufl. 1843—44). Außerdem schrieb er zahlreiche Briefe und Biographien, gab mit Baróti und Bacsányi seit 1788 das »Magyar Museum« heraus und seit 1790 allein den »Orpheus« (Kaschau, 8 Bde.) sowie mehrere ungarische Nationalwerke; 1818 erschien seine Selbstbiographie. Das Tagebuch seiner politischen Haft: »Országgyülési Almanach« (Pest 1848), hat Bahot veröffentlicht. Eine neue Ausgabe

und Redner große Popularität. Zum Mitglied der Akademie erwählt, führte er sich mit einer Übersetzung und Einleitung des Werkes von M. Galeotti über König Matthias Corvinus ein. Auch übersetzte er mehrere Lustspiele Molières in musterhafter Weise. Er starb 20. April 1864.

Kazwin, Stadt in der pers. Provinz Irak Adschmi, in einer schönen, obstreichen Ebene, an der Straße von Rescht nach Teheran, mit Webereien von Brokat, Samt und groben Baumwollzeugen, Eisenwarenfabrikation, bedeutender Kamel- und Pferdezucht und 40,000 Einw. K. ist Vaterstadt oder Aufenthaltsort vieler Gelehrten und Heiligen.

Kéa (Zia, das alte Keos), Insel im Ägeischen Meer, die nächste an Attika, zum griechischen Nomos der Kykladen gehörig, von fast ovaler Gestalt, umfaßt 103 qkm (1,88 QM.) mit (1879) 4311 Einw. und erreicht im Eliasberg eine Höhe von 568 m. Sie gehört zu den fruchtbarsten Inseln des Archipels, hat viele Quellen und Bäche und zahlreiche Knoppereichen und liefert namentlich Südfrüchte, trefflichen Wein, Honig, Feigen, Valloneen und Seide. Haupterwerbsquelle ist Acker- und Weinbau, der Handel vertreibt besonders Valloneen und Wein. Die einzige Stadt, K., auf der Stelle der alten Stadt Julis erbaut, von der man noch einen aus dem Felsen gehauenen kolossalen Löwen (wahrscheinlich Grabdenkmal) und andre Reste sieht, liegt ungefähr in der Mitte der Insel am Eliasberg, hat enge und steile Straßen, Wein- und Getreidehandel und (1879) 4295 Einw. Nordwestlich davon liegt der beste Hafen und gewöhnliche Landungsplatz der Insel (Limani).

Kean (spr. kihn), 1) Edmund, berühmter engl. Schauspieler, geb. 4. Nov. 1787 zu London, Sohn von Miß Carey und Aaron K., trat früh in Kinderrollen auf, ging dann als Kajüttenjunge nach Madeira, kehrte nach London zurück und war bis Ende des Jahrs 1813 bei umherziehenden Truppen in der Provinz engagiert. Erst als es ihm gelang, 1814 am Drurylanetheater in London als Shylock, Richard III., Othello, Macbeth, Hamlet und Jago aufzutreten, erwarb er sich rasch einen großen Ruf. Auch in Schottland, Irland und (1820—21) in Nordamerika gab er mit ungeheuerm Erfolg Gastrollen. Bei einer zweiten Anwesenheit daselbst (1825—26) wurde er weniger günstig aufgenommen, dagegen in Paris (1818 und 1828) mit Ehren überhäuft. Durch unordentliche Lebensweise körperlich und geistig zerrüttet, starb er in Richmond, wo er zuletzt als Direktor gelebt, 15. Mai 1833. Pathos, Kraft und die Fähigkeit, Schrecken zu erregen, besaß K. im höchsten Grad; nur war seine Darstellungsweise oft zu abgerissen und hob nicht selten statt des ganzen Charakters nur die grellsten Punkte desselben hervor. Alex. Dumas hat Keans Schicksale dramatisch behandelt. Vgl. Hawkins, Life of E. K. (Lond. 1869, 2 Bde.).

2) Charles, Sohn des vorigen und ebenfalls gefeierter Schauspieler, geb. 18. Jan. 1811 zu Waterford in Irland, studierte zu Eton und debütirte 1827 im Drurylanetheater, doch ohne Erfolg. Er versuchte darauf sein Glück auf Provinzialbühnen, vermochte sich aber nur allmählich den Beifall des Publikums zu erringen. Leichter gelang ihm dies theaters, zugleich erster Acteur; 1861 ging er abermals nach Amerika, unternahm 1863 eine Kunstreise nach Australien und gastierte 1866 in Kalifornien. Er starb 22. Jan. 1868 in Liverpool. Vgl. Cole, Life and theatrical times of Charles K. (2. Aufl., Lond. 1860, 2 Bde.). — Seine Gattin Ellen, geborne Tree, geb. 1805, war gleichfalls eine hervorragende Schauspielerin. Sie betrat die Bühne zuerst als Olivia im Coventgardentheater zu London, war später ein gefeiertes Mitglied des Drurylanetheaters daselbst, gastierte 1836—39 in Amerika und verheiratete sich 1842 mit K., nach dessen Tod sie die Bühne verließ. Sie starb 21. Aug. 1880 in London.

Kearsley (spr. kīrsli), Stadt in Lancashire (England), am Irwell und Tonge, dicht bei Farnworth, mit Fabrikation von Papier und Baumwollwaren und (1881) 7253 Einw.

Keats (spr. kihts), John, engl. Dichter, geb. 29. Okt. 1796 zu London als Sohn eines Lohnkutschers, erhielt einigen klassischen Unterricht und kam dann zu einem Chirurgen in die Lehre, bei dem er jedoch nicht lange blieb, da eine kleine Erbschaft ihm ein unabhängiges Leben sicherte. 1817 veröffentlichte er seine Jugendgedichte und gleich darauf die Romanze »Endymion« (1818), fand aber an W. Croker einen so gehässigen Rezensenten im »Quarterly Review«, daß der reizbare Jüngling in die äußerste Aufregung geriet und die Anlage zur Auszehrung, die er lange in sich trug, sich rasch und zerstörend entwickelte. Heilung suchend, begab er sich nach Italien, wo er 27. Febr. 1821 in Rom starb. Ein weiterer Band Dichtungen, enthaltend: »Lamia«, »Isabella«, »The eve of St. Agnes«, »Hyperion« und »Miscellaneous poems«, war 1820 erschienen. K. besaß ein reiches und schönes Talent, war voll tiefer und zarter Empfindung, schöpferischer Phantasie und Gedankenfülle. In seiner Vorliebe für die Poesie des Zeitalters der Königin Elisabeth huldigte er jedoch einer veralteten Versifikation; auch ließ er sich zu sehr von der Macht des Reims und Tons bestimmen. Shelley, dem K. geistesverwandt, widmete seinem Andenken das Gedicht »Adonais«. Sein Leben beschrieben R. Monckton Milnes (»Life, letters and literary remains of J. K.«, Lond. 1848, 2 Bde.), Lord Houghton (neue Ausg., das. 1867) und Colvin (das. 1885). Neue Ausgaben seiner Werke besorgten unter andern Lord Houghton (1869), Forman (1883, 4 Bde.) und Palgrave (1885). Forman veröffentlichte auch K.' Briefe an Fanny Browne, zu welcher der junge Dichter eine heftige, aber unerwiderte Neigung gefaßt hatte (Lond. 1878). Vgl. die Charakteristiken K.' von J. R. Lowell (»Among my books«, Bost. 1876) und Owen (Lond. 1880).

Kebab, türk. Lammbraten mit Zwiebeln, Pfeffer und Reis. Eine Varietät ist der Schisch-K., der in kleinen Stücken mit Salz und Pfeffer gerieben, auf kleinen Spießen über glühenden Kohlen gebraten wird.

Kebes, ein Thebaner, Schüler des Sokrates, angeblicher Verfasser dreier philosophischer Dialoge im Sokratischen Geist, von welchen jedoch nur einer: »Pinax« (»Gemälde«), als dessen Verfasser aber auch ein gleichnamiger Stoiker (unter Mark Aurel) gilt, sich erhalten hat. Das Werkchen schildert den Zustand der

1827) und Conz (das. 1864). Vgl. Schaber, Über das Gemälde des K. (Konst. 1862); Droſihn, Die Zeit des Pinax (Neustettin 1873); Prächter, Cebetis tabula (Karlsr. 1885).

Kebir (arab.), groß (bei Ortsnamen häufig).

Keblah (Kiblah, arab.), bei den Mohammedanern die Richtung des Gesichts nach Mekka beim Gebet (s. Kaaba und Moschee). K. alem (»Wendepunkt der Welt«), einer der offiziellen Titel des Schahs von Persien.

Kebse (Kebsweib, althochd. Chepis), Nebenweib, Beischläferin; Kebsehe, s. v. w. Konkubinat.

Keck, Heinrich, Schriftsteller, geb. 20. März 1824 zu Schleswig, studierte in Kiel und Bonn Philologie, beteiligte sich 1848 als Freiwilliger am Befreiungskampf gegen Dänemark, fiel jedoch in Kriegsgefangenschaft, die er in Kopenhagen verbrachte, war später Gymnasiallehrer zu Glückstadt und Plön, 1864 Direktor der Domschule in seiner Vaterstadt und ist seit 1870 Direktor des Gymnasiums zu Husum. Er veröffentlichte, teilweise unter dem Namen Karl Heinrich, die deutsch-patriotischen Dichtungen: »Anna. Ein Idyll aus der Zeit der schleswig-holsteinischen Erhebung« (Kiel 1849; 4. Aufl., Gotha 1880), »Heldenlieder von Adolf IV., dem Schauenburger« (Hamb. 1851), »Sedan« (Halle 1873); ferner: »Vaterländisches Lesebuch« (10. Aufl., das. 1885), »Iduna. Die schönsten deutschen Sagen« (Leipz. 1875 bis 1880, 4 Bde.), »Die Pfingstweihe«, Idyll (3. Aufl., Gotha 1882), »Schleswig-holsteinischer Volkskalender« (1880—81) u. a. Auch gab er »Äschylos' Agamemnon, griechisch und deutsch« (das. 1863) heraus und redigierte 1881—84 das »Deutsche Litteraturblatt«.

Kecskemét (spr. kétschkeméht), Stadt im ungar. Komitat Pest, Station der österreichisch-ungarischen Staatsbahnlinie Budapest-Temesvár, auf der Kecskeméter Heide, von großen Pußten umgeben, mit (1881) 44,992 ungar. Einwohnern (1/4 Reformierte), die Tabaks-, Obst- und Weinbau, Fabrikation von Leder und vortrefflicher Seife und ansehnliche Viehzucht betreiben. K. hat große Viehmärkte, mehrere Dampfmühlen, ist Sitz eines Gerichtshofs und einer Advokatenkammer und besitzt eine katholische und mehrere reform. Kirchen, 2 Klöster, eine reform. Rechtsakademie, 2 Obergymnasien und eine Realschule.

Kedah, Malaienstaat, s. Queda.

Kedar, ein Sohn Ismaels, dessen Nachkommen, (Kedarim, Kädaräer, Kedarener), ein kriegerisches Nomadenvolk, die Gegend um die Stadt K., östlich vom Galiläischen Meer, bewohnten und starken Viehhandel bis nach Tyros hin trieben.

Kedesch, Leviten- und Freistadt in Palästina, Stamm Naphtali, im nachexilischen Zeitalter zu Galiläa gehörig, früher kanaanitische Königsstadt. Von K. (heute Kedes) stammte Barak, der Feldherr der Deborah, deren Gräber man später hier zeigte.

Kediri, niederländ. Residentschaft im Ostteil der Insel Java, 6762 qkm (122,8 QM.) groß, mit (1883) 802,372 Einw. (darunter 1071 Europäer und 7290 Chinesen). Der wichtigste und bewohnteste Teil ist die große Ebene, welche der Fluß Brantes durchströmt, und deren Boden bei gehöriger Bewässerung für den Bau von Reis und Kaffee vorzüglich geeignet ist. Es begrenzen ihn die hoch bewaldeten Abhänge der Vulkane Wilis (2584 m) im W. und Arjuno (3304 m) im O. Den Südteil nimmt das Küstengebirge des Gunong Kidul ein, dessen Höhen ebenso spärlich bevölkert sind wie das hafenlose Küstenland im S. Der Hauptort K. liegt am Brantes, hat ein Fort und ist Sitz des Residenten.

Kedu (Kadu), niederländ. Residentschaft im Innern von Java, 2048 qkm (37,2 QM.) groß, mit (1883) 717,538 Einw. (darunter 624 Europäer und 5559 Chinesen), bildet eine herrliche, nach S. sich hinziehende hügelige Thalebene, welche der Progo durchfließt, und die zu den fruchtbarsten Teilen von Java gehört; namentlich liefert sie den besten Tabak. Sie wird von hohen Bergen eingeschlossen: im W. von den Vulkanen Sumbing und Sendoro, im N. von dem Ungarang, im O. von dem Merbabu und Merapi. Hauptort ist Magelang, ein schöner javanischer Flecken mit einem chinesischen Dorf. In K. liegt auch der berühmte Tempel Boro Budor (s. d.).

Keduscha (hebr., »Heiligung«), eins der wichtigsten israelit. Gebetstücke, wesentlicher Bestandteil der sogen. Tefilla (schmone esre), spricht die Anerkennung der Heiligkeit Gottes aus und ist eine mit Einleitungsversen versehene Zusammenstellung der drei Schriftstellen: Jes. 6, 3; Hesek. 3, 12; Ps. 115, 10.

Keel (spr. kihl), engl. Steinkohlenmaß, = 8 Chaldrons = ca. 21 Ton.

Keelinginseln (spr. kihlings-, Kokosinseln), eine zum angloindischen Reiche gehörige Gruppe von 32 Korallenbänken, im südlichen Teil des Indischen Ozeans, unter 12° südl. Br., 480 km südwestl. von der Sundastraße, 22 qkm groß, mit 400 malaiischen Einwohnern, wurde 1608 durch den englischen Kapitän W. Keeling entdeckt. Schon vor der förmlichen Besitznahme (1857) siedelte sich 1823 der Engländer Hare 1828 der Schotte Roß in Port Albion an, um die Nüsse der zahlreichen Kokospalmen zur Ölbereitung zu benutzen. Seit 1878 gehören die K. administrativ zu Ceylon.

Keene (spr. kihn), Fabrikort im SW. des nordamerikan. Staats New Hampshire, am Ashuelet, mit (1880) 6784 Einw.

Keepsake (engl., spr. kihpſſek), Erinnerungsgabe, Andenken; auch Titel von Almanachen ꝛc.

Keersal, s. Acacia.

Kees, Bezeichnung für Gletscher in den österreich. Alpen, insbesondere im Tauerngebiet.

Keewatin (spr. kih-), 1) Gebiet in Britisch-Nordamerika, westlich von der Hudsonbai, reicht südlich bis nach Manitoba. In ihm liegt York Factory. — 2) Ort an der kanadischen Pacificbahn, am Ausfluß des Winnipeg aus dem Wäldersee, Rat Portage (s. d.) gegenüber.

Kef (türk.), s. v. w. Keff.

Keferstein, Christian, Geognost, geb. 20. Jan. 1784 zu Halle, studierte daselbst die Rechte, ward 1809 Tribunalsprokurator, 1815 Justizkommissar, widmete sich aber bald ausschließlich der Geologie. Er bereiste Deutschland, die Alpen, Frankreich, Italien und Ungarn, gab (mit Meinecke) ein »Mineralogisches Taschenbuch zum Behuf mineralogischer Exkursionen« (Halle 1820), »Tabellen über die vergleichende Geognosie« (das. 1825), die Zeitschrift »Teutschland, geognostisch-geologisch dargestellt« (Weim. 1821—31, 7 Bde.) mit der ersten allgemeinen geognostischen Karte von ganz Deutschland (1821), der die geognostischen Karten der einzelnen Länder folgten, eine »Naturgeschichte des Erdkörpers« (Leipz. 1834, 2 Bde.), »Geschichte und Litteratur der Geognosie« (Halle 1840), die »Mineralogia polyglotta« (das. 1849) und »Erinnerungen aus dem Leben eines alten Geognosten« (das. 1851) heraus. K. starb 26. Aug. 1866. Sein anregender Einfluß wirkte noch fort, nachdem seine speziellen Forschungsresultate längst veraltet waren. Geringern Wert haben seine historisch-archäologischen Arbeiten: »Über die Hallo-

ren« (Halle 1843) und »Ansichten über die keltischen Altertümer« (das. 1846–51, 3 Bde.).

Keffi, Name verschiedener Städte im Reich Sokato im Sudan. Am bedeutendsten darunter: K. Abd es Senga, einer der größten afrikanischen Marktplätze, am Kolana, nördlichem Nebenfluß des Binuë, unter 9° nördl. Br. und 8° östl. L. v. Gr., in sehr fruchtbarer Gegend. Die Stadt ist van starken Steinmauern umgeben, besteht aus runden, aber auch schon viereckigen westafrikanischen Hütten und zählt 30,000 Einw. (mohammedanische Fulbe und Haussa, heidnische Afa). Aus allen Richtungen laufen hier die Wege der Elfenbeinkarawanen zusammen. Die Stadt wurde 1819 von Abd es Senga gegründet, welcher den Mohammedanismus hier einführte. Der jetzt hier wahnende Herrscher, dem noch 20 Ortschaften gehören, ist dem Gauverneur van Saria tributpflichtig.

Keffieh (arab.), ein meist rot und gelb gestreiftes, halb- oder ganz seidenes Tuch mit langen Fransen, welches die Araber im heutigen Mesapatamien als Kopfbedeckung gebrauchen. Es wird mit einer Schnur aus Kamelhaaren rund um den Kopf befestigt, fällt in reichen Falten über Schultern und Nacken herab und ist ein vorzüglicher Schutz gegen Staub und Sonne. Die besten Keffiehs werden in Bagdad aerfertigt, von wa auch ein bedeutender Expart bis weit nach Indien getrieben wird. In Persien wird der K. als Abzeichen der Hadschiwürde betrachtet.

Kefir, s. Kumys.

Kegel (Conus), in der Stereometrie öfters s. a. w. Kegelfläche, d. h. diejenige krumme Fläche, welche eine gerade Linie beschreibt, die beständig durch einen gegebenen festen Punkt geht und dabei an einer gleichfalls gegebenen festen krummen Linie hingleitet. Der feste Punkt heißt die Spitze, die feste krumme Linie die Leitlinie und die bewegliche Gerade die Erzeugende des Kegels. Durch jeden Punkt des Kegels geht eine Gerade, nämlich eine Erzeugende, und alle auf der Kegelfläche gelegenen Geraden schneiden sich in der Spitze. Da eine Gerade von jedem ihrer Punkte aus ins Unendliche läuft, so erstreckt sich auch die Kegelfläche aon der Spitze aus nach beiden Seiten ins Unendliche. Im engern Sinn aersteht man unter K. oder Kegelfläche diejenige Fläche, deren Leitlinie ein Kreis ist, alsa den Kreiskegel oder die Kreiskegelfläche; ihre Schnitte mit einer Ebene nennt man Kegelschnitte (s. d.). K. bedeutet aber auch den Körper, welcher van einem Stück Kegelfläche und einer Ebene begrenzt wird; die erstere Fläche wird der Mantel aber die Mantelfläche, die letztere die Basis oder Grundfläche des Kegels genannt. Die Senkrechte, welche man von der Spitze auf die Grundfläche oder deren Verlängerung fällen kann, heißt die Höhe des Kegels. Steht bei dem Kreiskegel die Verbindungslinie des Kreismittelpunktes und der Spitze senkrecht auf der Basis, so heißt der K. ein gerader oder normaler Kreiskegel, auch ein Rotationskegel, weil er durch Umdrehung eines rechtwinkeligen Dreiecks um eine Kathete erzeugt werden kann; im entgegengesetzten Fall ist er ein schiefer Kreiskegel. Unter einem abgestumpften K. aber Kegelstumpf versteht man den Körper, welcher übrigbleibt, wenn man vam K. durch einen zur Basis parallelen Schnitt ein Stück mit der Spitze wegnimmt; der senkrechte Abstand der parallelen Flächen ist die Höhe des Körpers. Das Volumen eines Kegels mit der Grundfläche G und der Hähe h ist $\frac{1}{3}Gh$; ist die Basis ein Kreis vom Halbmesser R, so kann man dafür $\frac{1}{3}R^2\pi h$ setzen, wo $\pi = 3{,}1415927\ldots$ ist. Das Valumen eines Kegelstumpfs mit den parallelen Flächen G und g und der Höhe h ist $\frac{1}{3}h(G+\sqrt{Gg}+g)$; sind die parallelen Flächen Kreise mit den Halbmessern R und r, so ist diese Farmel gleichbedeutend mit $\frac{1}{3}h\pi(R^2+Rr+r^2)$. Steht in einem Battich van der Farm eines geraden Kegelstumpfs mit dem Badenhalbmesser R, dem obern Halbmesser r und der Häbe h die Flüssigkeit bis zur Höhe x, so ist ihr Valumen $[(Ax-B)x+C]x$, wo A, B und C die aan x unabhängigen Werte $A=\frac{(R-r)^2\pi}{3h^2}$, $B=\frac{(R-r)R\pi}{h}$, $C=R^2\pi$ haben. Die Mantelfläche läßt sich nur beim narmalen K. elementar darstellen. Haben R und h die obigen Bedeutungen, und ist $s=\sqrt{R^2+h^2}$ die Seite des Kegels, d. h. die Länge der Geraden, welche die Spitze mit einem Punkte des Umfangs der Basis aerbindet, so ist die Mantelfläche des geraden Kreiskegels $R\pi s$; beim geraden abgestumpften Kreiskegel ist diese Mantelfläche $(R+r)\pi s$, wa $s=\sqrt{(R-r)^2+h^2}$ die Länge der Geraden bedeutet, die sich auf die Mantelfläche ziehen läßt. — In der Orographie ein mehr aber minder frei stehender Berg von kegelförmiger Gestalt; eine Gruppe solcher Berge heißt Kegelgebirge. — In der Buchdruckerkunst die gleichmäßige Stärke des Typenkörpers in der Richtung der Höhe des Buchstabenbildes. Der schiefe K. wurde beim Guß einiger Schreibschriften (s. Schriftarten) angewandt, ist aber jetzt in Deutschland fast ganz außer Brauch. Früher in beliebigen Abstufungen, ist der K. zuerst in Frankreich systematisiert und sind dadurch die Typen in exakte Maßverhältnisse untereinander gebracht worden. — Bei den Kanonen versteht man unter K. das Visier. — K. ist auch ein alter Ausdruck für uneheliches Kind, waher die Redensart »Kind und K.«, s. v. w. eheliche und uneheliche Kinder. Vgl. Kegelspiel.

Kegeldach, s. Dach.

Kegelräder, Zahnräder, deren Zähne auf die Mantelfläche eines abgestutzten Kegels gestellt sind, und welche unter rechtem aber einem andern Winkel ineinander greifen.

Kegelschnäbler (Conirostres), nach Cuvier u. a. Familie aus der Ordnung der Sperlingsaögel, mit kegelförmigem, meist starkem, kurzem, geradem oder schwach hatigem Schnabel. Hierher gehören die Gattungen: Meise, Lerche, Kreuzschnabel, Ammer, Fink u. a.

Kegelschnecke (Conus *L.*), Schneckengattung aus der Gruppe der Vorderkiemer (Prosobranchia) und der Familie der Kegelschnecken (Conidae). Das Gehäuse ist meist verkehrt-kegelförmig und hat ein flaches Gewinde. Van den 400 Arten, sämtlich Meerbewohnern, gehören mehrere zu den bekandern Lieblingen der Schneckensammler und werden zum Teil sehr teuer bezahlt. Im vorigen Jahrhundert wurden für C. Ammiralis 800, für C. cedo nulli bis 5000 Mk. bezahlt. Einige Arten werden gegessen, van C. marmoratus *L.* in den indischen Gewässern auch der Laich; in Ostindien verarbeitete man die Gehäuse früher auch zu Schmucksachen, Ringen 2c. S. Tafel »Schnecken«.

Kegelschnitte (Sectiones conicae), Linien, welche sich als Schnitte einer Ebene mit einer Kreiskegelfläche (s. Kegel) ergeben. Es gibt drei wesentlich verschiedene K.; die Schnittebene kann nämlich 1) alle Erzeugenden des Kegels in endlicher Ferne schneiden, der Kegelschnitt hat dann keinen unendlich fernen Punkt und ist eine Ellipse (s. d.); die Schnittebene kann 2) parallel zu einer Erzeugenden gehen, der Kegelschnitt erstreckt sich dann nach einer Richtung ins Unendliche und ist eine Parabel (s. d.); die Ebene kann endlich 3) parallel zu zwei Erzeugenden gehen, der Kegelschnitt läuft dann nach zwei Rich-

tungen ins Unendliche und ist eine Hyperbel (s. d.). Verschiebt man drei Schnittebenen, welche den Kegel in einer Ellipse, Parabel und Hyperbel schneiden, parallel, bis sie durch die Spitze gehen, so erhält man als besondere Formen dieser drei Linien einen Punkt, eine (doppelt zu denkende) Gerade und zwei sich schneidende Gerade. Auch zwei parallele Gerade betrachtet man als einen Kegelschnitt, weil sie sich als ebener Schnitt einer Cylinderfläche ergeben und diese als eine Kegelfläche mit unendlich entfernter Spitze anzusehen ist. Zu den elliptischen Schnitten gehört auch der Kreis (s. d.). Von allgemeinen Eigenschaften der K. erwähnen wir folgende: 1) Ein Kegelschnitt wird von einer Geraden in höchstens zwei Punkten geschnitten. 2) Wenn ein Sechseck einem Kegelschnitt eingezeichnet ist, so liegen die Schnittpunkte der drei Paare von Gegenseiten auf einer geraden Linie. Unter einem »Sechseck« ist hierbei die gebrochene Linie zu verstehen, welche sechs Punkte (die hier auf dem Umfang eines Kegelschnitts liegen) in irgend einer Reihenfolge verbindet, wie ABCDEF in Fig. 1; Gegenseiten sind die 1. und 4., 2. und 5., 3. und 6., so daß also in unsrer Figur M, N und P die drei Punkte sind, die auf einer Geraden (m) liegen.

Fig. 1.

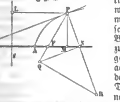


Dieser Lehrsatz rührt von Pascal her u. ist von ihm zur Grundlage einer Theorie der K. gemacht worden; die Figur wird auch als mystisches Hexagramm bezeichnet, die Gerade m heißt eine Pascalsche Linie. Der Satz zeigt, daß ein Kegelschnitt durch fünf Punkte, von denen nicht drei in gerader Linie liegen, bestimmt ist; denn sind A, B, C, D, E gegeben, und zieht man durch E eine beliebige Gerade f, so findet man den auf ihr liegenden Punkt F des Kegelschnitts wie folgt: man bestimmt die Schnittpunkte M von AB und DE, N von BC und f sowie P von CD und MN; dann ist F der Schnittpunkt von AP und f. 3) Die allgemeinste Gleichung eines Kegelschnitts in Parallelkoordinaten x, y lautet:

$$Ax^2 + 2Bxy + Cy^2 + 2Dx + 2Ey + F = 0,$$

in welcher A, B, C, D, E, F konstante Größen sind; derselbe ist eine Ellipse, wenn $AC > B^2$, eine Parabel, wenn $AC = B^2$, und eine Hyperbel, wenn $AC < B^2$ ist. 4) Jeder Kegelschnitt wird durch eine gerade Linie AX, die Hauptachse, in zwei symmetrische Hälften geteilt. Auf derselben liegen zwei Punkte, welche verschiedene merkwürdige Eigenschaften besitzen, die Brennpunkte, und zu jedem Brennpunkt gehört eine zur Hauptachse senkrechte Gerade, eine Direktrix.

Fig. 2.



Die Entfernungen eines Punktes P von einem Brennpunkt F und von der zugehörigen Direktrix f (Fig. 2) stehen in einem konstanten Verhältnis: $PF = \varepsilon . PL$; die konstante Größe ε heißt die numerische Exzentrizität. Sind AM und MP die rechtwinkeligen Koordinaten von P, so ergibt sich aus diesem Satz die Gleichung der Kurve:

$$y^2 = 2px + (\varepsilon^2 - 1)\, x^2,$$

wobei p die Ordinate des Brennpunkts ist. Je nachdem $\varepsilon < 1$, aber $\varepsilon = 1$, aber $\varepsilon > 1$ ist, ist $y^2 < 2px$, oder $y^2 = 2px$, oder $y^2 > 2px$, und danach heißt die Kurve schon im klassischen Altertum im ersten Fall eine Ellipse (v. griech. élleipsis, ein Mangel), im zweiten eine Parabel (v. griech. parabolē, Gleichheit) und im dritten eine Hyperbel (v. griech. hyperbolē, Überschuß). Bezeichnet man aber FP mit r und den Winkel AFP mit φ, so ist $r = \frac{p}{1 + \varepsilon \cos \varphi}$. 5) Die Entfernung eines Punktes P der Kurve vom Brennpunkt heißt ein Leitstrahl oder Radius vector. Tangente und Normale halbieren die Winkel zwischen den Leitstrahlen. 6) Ist PN die bis zur Hauptachse verlängerte Normale und Winkel $FPN = \psi$, so ist bei jedem Kegelschnitt $PN. \cos \psi$ gleich der Brennpunktsordinate p. 7) Der Krümmungshalbmesser eines Kegelschnitts hat die Größe $\varrho = \frac{PN}{\cos^2 \psi}$. Man findet daher den Krümmungsmittelpunkt R, wenn man in N auf der Normalen eine Senkrechte errichtet, welche den verlängerten Leitstrahl in Q schneidet; errichtet man dann in Q eine Senkrechte auf QP, so schneidet dieselbe die Normale in R. 8) Die Halbierungspunkte aller Sehnen eines Kegelschnitts, die einander parallel sind, liegen auf einer Geraden, dem Durchmesser, welcher den Sehnen konjugiert ist; die Tangenten an den Endpunkten eines Durchmessers sind parallel den konjugierten Sehnen. Bei Ellipse und Hyperbel schneiden sich alle Durchmesser in einem Punkt, dem Mittelpunkt der Kurve; dabei sind je zwei Durchmesser einander konjugiert, so daß jeder von ihnen die Sehnen halbiert, die mit dem andern parallel gehen. Der Hauptachse ist der zu ihr senkrechte Durchmesser, die Nebenachse, konjugiert, und diese beiden sind die einzigen rechtwinkeligen konjugierten Durchmesser. Bei der Parabel gehen alle Durchmesser parallel, der Mittelpunkt sowie ein Brennpunkt fallen in unendliche Ferne. — Die K. sind zuerst in der Schule des Platon studiert worden; die erste ausführliche Theorie hat uns Apollonios von Perga (s. Apollonios 2) hinterlassen; vgl. »Des Apollonios von Perga sieben Bücher über K. ꝛc.« (deutsch von Balsam, Berl. 1861); Zeuthen, Die Lehre von den Kegelschnitten im Altertum (Kopenh. 1886). Seit Cartesius wurde die analytisch-geometrische Behandlung üblich, wie sie die heutigen Lehrbücher der analytischen Geometrie geben; z. B. kurz gefaßt Fort, Analytische Geometrie der Ebene (5. Aufl., Leipz. 1883), sehr ausführlich Salmon-Fiedler, Analytische Geometrie der K. (4. Aufl., das. 1878). Elementar-geometrisch ist die Behandlung in Heyssel, Die K. (Braunschw. 1862), Steiner, Die Theorie der K., Bd. 1 (2. Aufl., Leipz. 1876) und Krimmel, Die K. (Tübing. 1883). Auf dem Kegel erscheinen die K. als Zentralprojektionen des Kreises, und es lassen sich daher zahlreiche Eigenschaften des letztern auf diese Linien übertragen. Diese dem Altertum fremde Auffassung rührt von Desargues (1593—1662) und Pascal (s. d.) her. Aus derselben hat sich die planimetrische Betrachtung der K. als Erzeugnisse projektiver Punktreihen und Strahlenbüschel entwickelt. Vgl. ferner Chasles, Traité des sections coniques (Par. 1865); Steiner, Die Theorie der K., Bd 2 (bearb. von Schröder, Leipz. 1867); Gretschel, Organische Geometrie (das. 1868); Reye, Geometrie der Lage (Hannov. 1866—68, 2 Tle.).

Kegelspiegel, Spiegel, welcher den Mantel, die gebogene Seitenfläche, eines Kegels darstellt. Der K. wirkt nur in der Linie von der Spitze zur Basis wie

ein ebener, in jeder andern wie ein konvexer und zwar unter beständiger Verkleinerung des Radius von der Basis zur Spitze; er gibt deshalb stets verzerrte Bilder, wenn nicht die sich spiegelnde Zeichnung speziell für diesen Zweck in geeigneter Verzerrung dargestellt ist (Anamorphosen, s. d.).

Kegelspiel (Kegelschieben, Kegeln), bekanntes Spiel, das mit mannigfachen Abänderungen gespielt wird. Die Kegelbahn besteht aus einer 1,5—2,5 m breiten, 12—20 m langen, ganz ebenen und horizontalen Bahn, welche früher ganz allgemein nur mit Lehm oder Thon belegt und mit feinem Sand oder besser mit einer festgestampften Mischung von Blut und Hammerschlag aufgefüllt war, jetzt aber bei allen bessern Anlagen mit Zement, Asphalt oder Marmorplatten gedeckt wird. Am Anfang der Bahn ist ein etwa 2 m langes Brett in dieselbe eingelassen; es gibt aber auch Bahnen, wo dieses Mittelbrett ganz hinausführt, und solche, die ganz mit Bohlen, Eisen oder Marmor belegt sind. An beiden Seiten ist die Bahn längshin mit emporstehenden Brettern (Banden) eingefaßt, und soll sie sich gut trocken und gleich erhalten, so muß sie überbaut sein. Die Kegel, in der Regel neun an der Zahl (an manchen Orten wird aber auch mit mehr, so in Schlesien oft mit 15 und 17 Kegeln gespielt), kommen am Ende der Bahn auf eine eingelassene, starke hölzerne (auch blecherne) Unterlage (Kreuz, Leg) so zu stehen, daß drei Kegel hintereinander, deren mittelster, durch Größe und Form etwas ausgezeichneter, der König heißt, dem Spieler entgegen die Mittelreihe bilden; rechts und links von diesen stehen zwei, dann ein Kegel. Nach ihnen wird mit harthölzernen, 10—20 cm im Durchmesser haltenden Kugeln geschoben, die auf einer auf der Seite der Bahn nach dem Spieler zu abwärts laufenden Rinne wieder zurückbefördert werden. Hier und da hat man noch Kugeln im Gebrauch, welche zur Aufnahme der Finger des Spielers mit Löchern versehen sind; es handelt sich dann mehr um ein Kegelwerfen als Kegelschieben. Die bekanntesten Spiele sind: das deutsche Kegeln oder Brettspiel, das damit verwandte Hamburgern, das Partens, das Lübeckern und die Poule. Beim deutschen K., einer vorwiegend im nördlichen Deutschland üblichen Spielart, macht jeder Spieler hintereinander 2—3 Würfe, deren Points ihm von einem für jeden festgesetzten Stamm (100) abgerechnet werden. Eine solche Partie endet, wenn sämtliche Stämme durch die Summe der in den gemachten Würfen gezählten Points ausgeglichen sind. Beim Hamburgern teilen sich sämtliche Spieler in zwei Parteien; die Partei, welche bei einer Runde die höchste Zahl erreicht, gewinnt auch die von der Gegenpartei gemachten Points. Bei dem in Mittel- und Süddeutschland gebräuchlichen Partens wird nicht wieder aufgestellt, bis alle Kegel gefallen sind; wird in zwei Parteien gespielt, so geschieht dies gleichfalls nicht, und jede Partei thut ihre sämtlichen Würfe nacheinander, bis alle gefallen sind oder eins der Honneurs, Hamburg (die drei mittelsten Kegel), Kranz oder große Schur (acht um den König), kleine Schur (die acht vordersten oder hintersten Kegel), geschoben ist. Hier darf angebandet werden, wenn nicht mehr alle Kegel stehen, und die Spieler können in beliebiger Reihenfolge schieben. Ähnlich ist das Lübeckern, nur wirft hier jeder Spieler auf eigne Rechnung. Bei Kegelpoule zahlt jeder Spieler einen Satz in den Stamm, wirft der zweite Spieler mehr als der erste, so bekommt dieser einen Strich, umgekehrt bekommt er den Strich selber. Man spielt um eine bestimmte Anzahl von Strichen, wer diese erreicht, ist tot. Wer überbleibt, gewinnt die Einsätze. In den Vereinigten Staaten spielt man (angeblich weil die Frömmler in der 9 eine Verletzung der heiligen Dreizahl sehen) mit 10 gleichen Kegeln, welche in einem Dreieck aufgestellt werden, dessen Spitze dem Spieler zugekehrt ist. Die neuerlich konstruierte Rundkegelbahn ist von hufeisenförmiger Bauart, wobei Aufsetzbohle u. Auftritt a (s. Figur) dem Kegelbrett b gegenüberliegen, und besteht ganz aus Holz.



Grundriß der Rundkegelbahn.

Der Kurzschuh besteht aus einem ca. 0,6—1,5 m langen Brett mit Seitenrändern, entweder schmal, nach Art der gewöhnlichen Kegelbahn, wo dann die kleinen Kegel an dem einen Ende stehen, die Kugel von dem andern Ende mit einem Queue hinausgeschoben wird und im ganzen die Regeln des gewöhnlichen Kegelspiels gelten; oder das Brett ist breiter, nach oben etwas aufsteigend, oben halbrund, an der Seite läuft die Bahn, die oben sich öffnet, mehr gegen die Mitte herab stehen die Kegel. Die Kugel wird auf der einen Seite der Bahn mit einem Queue hinausgestoßen und muß von hinten in die Kegel hineinfallen. Von dieser zweiten Art gibt es sehr verschiedene Veränderungen und danach sehr verschiedene Regeln, die gemeiniglich in besondern Anweisungen zum Gebrauch des resp. Bretts enthalten oder auf dem Brett selbst bemerkt sind. Bei dem K. mit hängender Kugel, in Gärten 2c., ist die Kugel mit Schnur an einem Galgen in solcher Höhe über dem Leg aufgehangen, daß sie die Kegel gerade berührt. Sie wird seitwärts um die Kegel geworfen und fällt von hinten in dieselben hinein. — Das K. ist wahrscheinlich germanischen Ursprungs (althochdeutsch chegil) und aus der Sitte des Steinwerfens nach beliebigem Ziel hervorgegangen. Die Unterhaltung der Freier Penelopes in der Odyssee, welche Voß mit »Steineschieben« übersetzt, darf wohl nicht als ein K. gedeutet werden, da die spätere reiche Litteratur der Hellenen das Kegeln nicht kennt. Die erste deutliche Beschreibung eines Kegelspiels finden wir im »Renner« des Hugo v. Trimberg (Rektors am Kollegiatstift zu Bamberg innerhalb der Zeit von 1260 bis 1309). Damals benutzte man nur drei Kegel. Zu Anfang des 16. Jahrh. schrieb Murner das allegorische Gedicht: »Kögelspil gebracttiziert ausz dem yeczigen zwytracht des glaubens, 1522«, woraus auf allgemeine Verbreitung des Kegelns geschlossen werden darf. Von Deutschland aus muß das Spiel frühzeitig nach Frankreich, den Niederlanden und nach England gekommen sein. In Frankreich wurde es 1370 von Karl V. untersagt. In England bediente man sich anfangs nicht der Kugeln, sondern eines Wurfstocks (club-kayles); die Zahl der Kegel war daselbst sehr verschieden. Vgl. Rothe, Das K., kulturhistorische 2c. Studien (Halle 1879).

Kegelstuhl, s. Weben.

Kehdingen, hannöv. Landschaft, s. Freiburg 5).

Kehl, Stadt im bad. Kreis Offenburg, am Rhein, an der Kinzig und an der Linie Appenweier-Straßburg der Badischen Staatsbahn, hat eine stehende Holz- und eine eiserne Eisenbahnbrücke über die Kinzig sowie eine Schiff- und eine 808 m lange Eisenbahnbrücke über den Rhein, eine Simultankirche, ein Amtsgericht, Fabrikation von Hüten, Cellulose, Kunstwolle, Trikots, Goldleisten, Zement 2c., eine Teer-

destillation, 3 Dampfsägemühlen, Bierbrauerei, bedeutenden Holz-, Tabaks- und Kohlenhandel und 1885 mit Garnison (ein Pionierbataillon Nr. 14) 2559 meist evang. Einwohner. Unmittelbar südöstlich liegt das *Dorf K.*, mit lebhafter Schiffahrt und (1885) 2929 meist evang. Einwohnern. — K. wurde 1678 vom französischen General Montgelas erobert und 1. Okt. 1683 der Grundstein zu der neuen, durch Vauban erbauten Festung gelegt. Im Ryswyker Frieden fiel Stadt und Festung an das Reich zurück und wurde als Entschädigung dem Markgrafen Ludwig von Baden zugeteilt. Neue Eroberungen durch die Franzosen fanden 1703 und (29. Okt.) 1733 statt, doch kam K. immer wieder an Deutschland zurück. 1793 abermals von den Franzosen beinahe zerstört und 1796 erobert, wurde es in demselben Jahr vom Erzherzog Karl genommen. 1808 stellten die Franzosen die Festungswerke wieder her, welche nach dem Friedensschluß geschleift wurden. Während des Kriegs 1870/71 beschossen die Franzosen 19. und 24. Aug. 1870 von Straßburg aus die offene Stadt und richteten arge Verwüstungen an. Gegenwärtig ist K. in den Bereich der Festungswerke von Straßburg gezogen worden; drei Forts (bei Sundheim, Neumühl und Auenheim) des großen Waffenplatzes befinden sich auf badischem Gebiet.

Kehldeckel, s. *Kehlkopf*.

Kehle (Jugulum), derjenige Teil des Halses, in dem der Kehlkopf (s. d.) liegt. Fälschlich spricht man von der *unrechten* K., in die etwas geraten sei, und meint damit die Luftröhre, so daß als die rechte K. dann die Speiseröhre zu *verstehen* wäre. — In der *Befestigungskunst* heißt K. die dem feindlichen Angriff am meisten entzogene Seite von Befestigungen, z. B. Schanzen, Bastionen, Forts &c.: das Werk ist *offen*, wenn die K. keinen oder nur aus fortifikatorischen Hindernissen, Verhau, Drahtgeflecht &c., bestehenden Verschluß hat. In Festungen wird die K. vorgeschobener Werke meist durch eine verteidigungsfähige Kehlmauer, Kehlgraben mit Kehlwall, Kehlpalissadierung &c. zur Sicherung gegen gewaltsamen Angriff geschlossen; s. *Festung*.

Kehlflossen, s. *Fische*, S. 295.

Kehlkopf (Larynx), bei den Wirbeltieren, soweit sie mit einer Lunge versehen sind, der Eingang zu dieser. Er besteht bei den Amphibien aus zwei Knorpelstreifen, welche durch Muskeln bis zum Verschluß der Luftröhre, an deren Anfang sie liegen, genähert werden können. Bei den Reptilien sondert sich ein ringförmiger Knorpel, welcher jene erstgenannten (die sogen. *Stellknorpel*) trägt, von der Luftröhre ab und zerfällt bei den Vögeln und Säugetieren selbst wieder in zwei oder mehrere Knorpelstücke (*Schild-* und *Ringknorpel*); zur Bewegung derselben sind alsdann verschiedene Muskeln vorhanden. Der Eingang zum K. wird bei Reptilien und Vögeln unvollkommen, bei den Säugetieren vollkommen durch einen weitern Knorpel, den *Kehldeckel*, verschließbar. Im Innern des Kehlkopfes bilden sich aus Falten der dort gelegenen Schleimhaut die *Stimmbänder*, die an den Stellknorpeln befestigt sind und durch diese bewegt werden können, so daß die zwischen ihnen bleibende Spalte (*Stimmritze*) ihre Weite ändern kann. Sie finden sich bei vielen Fröschen und Eidechsen sowie den Krokodilen und den Säugetieren vor und sind zur Hervorbringung der Stimme nötig; bei den Vögeln werden sie durch den sogen. *untern K.* (s. Vögel) ersetzt.

Der K. des *Menschen* (s. Tafel »Mundhöhle, Nasenhöhlen und Kehlkopf«) liegt am Zungenbein durch Bänder befestigt, vorn in der Mitte des Halses. Von seinen Knorpeln ist der *Schildknorpel* (cartilago thyreoidea) der größte; er bildet die vordere und seitliche Wand des Kehlkopfes. Sein am meisten hervorragender Teil heißt *Adamsapfel* (s. d.). Der *Ringknorpel* (cartilago cricoidea) bildet einen vollkommenen, horizontal stehenden Ring, dessen vordere Hälfte aber viel niedriger als die hintere ist; sein unterer Rand hängt mit den Knorpelringen der Luftröhre durch Fasergewebe zusammen. Die Stellknorpel, ihrer Form wegen *Gießbeckenknorpel* (cartilagines arytaenoideae) genannt, sind beweglich am obern Rande des Ringknorpels eingelenkt und bilden den obern Teil der hintern Wand des Kehlkopfes. Der *Kehldeckel* (epiglottis) endlich ist eine dünne, herzförmige Knorpelplatte, welche dicht unter der Zungenwurzel hinter dem Schildknorpel und Zungenbein ihre Lage hat. Er steht gewöhnlich aufrecht und etwas schräg nach hinten gerichtet und ist an der innern konkaven Fläche des Schildknorpels (der Stelle des Adamsapfels entsprechend) angeheftet. Die *Stimmbänder* (ligamenta glottidis oder vocalia) sind zu zwei Paaren zwischen der hintern Fläche des Schildknorpels und der vordern Ecke der Gießbeckenknorpel ausgespannt, also von vorn nach hinten mitten durch die Höhle des Kehlkopfes gezogen. Die zwischen ihnen bleibende, länglich-dreieckige Spalte, *Stimmritze* (glottis), ist bei Männern 19—25, bei Weibern 14—17 mm lang, vorn eng, hinten weiter, kann aber auch durch die Bewegungen der Gießbeckenknorpel noch besonders erweitert oder verengert werden. Die beiden obern Stimmbänder, *falsche Stimm-* oder *Taschenbänder*, haben mit der Bildung der Stimme nichts zu thun; sie sind dünn und schlaff und begrenzen die *Morgagnische Tasche* (die nischenartige Ausweitung der Kehlkopfhöhle zwischen dem obern und untern Stimmband) nach oben. Die untern oder *echten Stimmbänder* dagegen sind stärker gespannt, dichter und faseriger als jene. Außer denjenigen Muskeln, welche die Lage des Kehlkopfes im ganzen verändern und von ihm nach unten zum Brust-, nach oben zum Zungenbein verlaufen, sind am K. selbst kleinere Muskeln vorhanden, welche die einzelnen durch Bänder oder Gelenke miteinander verbundenen Knorpel willkürlich und unwillkürlich gegeneinander bewegen und so die Stimmritze bald verengern, bald erweitern. Ein besonderer Muskel zieht den Kehldeckel herab und verschließt beim Schlucken den Eingang zum K. Die *Höhle* des Kehlkopfes ist mit einer Schleimhaut ausgekleidet, die an ihrer freien Innenfläche (mit Ausnahme der Stellen am Kehldeckel und an den echten Stimmbändern) mit Stimmzellen besetzt und außerdem reich an Schleimdrüsen ist. Die *Nerven* des Kehlkopfes stammen vom Vagus (s. d.). Über die physiologische Bedeutung des Kehlkopfes s. *Stimme*. Der K. des Mannes ist bedeutend größer und umfangreicher als der des Weibes. Beim Kind ist er noch klein, nimmt aber zur Zeit der Pubertät ziemlich schnell seinen vollen Umfang an; beim Jüngling erfolgt zugleich der Stimmwechsel. Die Knorpel des Kehlkopfes (mit Ausnahme des Kehldeckels) haben große Neigung zur Verknöcherung, welche oft schon im Mannesalter, fast immer, zumal beim männlichen Geschlecht, im Greisenalter stattfindet.

Kehlkopfkrankheiten.

Der K., und zumal seine Schleimhaut, ist mannigfachen *Erkrankungen* unterworfen. Am häufigsten von allen kommen leichtere Schleimhautentzündungen vor (*Kehlkopfkatarrhe*), welche bald akut,

bald chronisch verlaufen und meist durch Einatmung einer rauhen und kalten oder staubigen, überhaupt verunreinigten Luft, nicht selten auch durch übermäßig angestrengtes Sprechen und Singen entstehen. Die chronischen Formen sind bei herzkranken Personen sowie bei ältern Leuten, welche an Lungenemphysem leiden, durch die dauernde Überfüllung der Schleimhaut mit venösem Blut (Cyanose) bedingt. Beim Kehlkopfkatarrh sondert die gerötete und mehr oder minder geschwollene Schleimhaut einen reichlichen zähen, oft eiterähnlichen Schleim ab. Der Kranke empfindet ein fortwährendes Kitzeln, einen Reiz im K., der ihn zu öfterm Husten nötigt. Je stärker die Schleimhautschwellung, um so mehr ist auch die Stimme verändert. Gewöhnlich ist Heiserkeit, manchmal vorübergehende Stimmlosigkeit vorhanden; nicht selten springt die Stimme aus dem ihr hierbei eigentümlich rauhen und tiefen Ton unwillkürlich in eine sehr hohe Tonlage über. Wird der Kehlkopfkatarrh chronisch, so bleibt der Fehler der Stimme ein permanenter. Eine schwere Entzündung der Kehlkopfschleimhaut ist der *Krupp* (s. d.) oder die häutige Bräune. Eine seltene, aber gefährliche Entzündung im Bereich des Kehlkopfes ist die *Knorpelhautentzündung* (Perichondritis laryngea), welche in einer Eiterung um Ring- und Gießbeckenknorpel besteht, welche geradezu die Abstoßung dieser Teile herbeiführen kann, welche dann durch Hustenstöße entfernt werden. Die Schleimhaut des Kehlkopfes ist häufig der Sitz von Geschwüren, von welchen die syphilitischen und tuberkulösen Geschwüre in erster Linie zu nennen sind. Die Syphilis kann an dem Kehlkopf furchtbare Zerstörungen anrichten, teils durch die von der Schleimhaut ausgehende Verschwärung, teils durch die Narbenbildung, welche sich an die Heilung der Geschwüre anschließt. Die Stimme wird vernichtet, es entsteht oft eine bis zum Verschluß sich steigernde Enge der Stimmritze, so daß der Luftröhrenschnitt gemacht werden muß, will man nicht den Kranken an Erstickung sterben lassen (vgl. Tafel »Halskrankheiten«). Eine sehr häufige Krankheit des Stimmorgans ist die sogen. *Kehlkopfschwindsucht*. Sie besteht in dem Auftreten mehr oder weniger zahlreicher, oft sehr ausgedehnter tuberkulöser Geschwüre der Kehlkopfschleimhaut, durch welche die Stimmbänder früh zerstört, einzelne Knorpel des Kehlkopfes ausgelöst und ausgestoßen, der Kehldeckel manchmal ganz vernichtet wird. Diese Verschwärung führt zur Heiserkeit, selbst zur Stimmlosigkeit, bedingt aber zuweilen auch durch die begleitende Anschwellung der Schleimhaut eine lebensgefährliche Verengerung der Stimmritze. Die Kehlkopfschwindsucht kommt nur bei solchen Menschen vor, deren Lungen bereits ausgedehnte Zerstörungen aufzuweisen haben, niemals wird sie als selbständige Krankheit beobachtet. Erwähnt sei hier, daß nicht jede Heiserkeit bei schwindsüchtigen Personen von einer Kehlkopfsschwindsucht abhängig zu sein braucht, sondern ihren Grund in einer Verfettung der Muskeln haben kann, während die Schleimhaut durchaus gesund geblieben ist. Es kommen ferner im K. sogen. *Polypen* vor (s. Tafel »Halskrankheiten«), kleine, bald schmal gestielte, bald breit aufsitzende Geschwülste von verschiedenem Gefüge, welche im allgemeinen dadurch störend wirken, daß sie die freie Schwingung der Stimmbänder hindern, daher Heiserkeit oder vollständige Stimmlosigkeit erzeugen. Größere Polypen können durch Verengerung der Stimmritze Atemnot, selbst Erstickungsgefahr hervorrufen. Die meisten Kehlkopfpolypen sind warzenförmige Geschwülste von an sich gutartigem Charakter, welche jedoch durch Umfang und Anzahl höchst unbequem werden können. Auch bösartige Geschwülste, Krebse u. dgl. kommen nicht selten im K. vor. Erwähnt seien endlich der *Stimmritzenkrampf* (s. d.) und die *Stimmbandlähmung*, welch letztere erfolgreich durch den galvanischen Strom behandelt wird. In den letzten 20 Jahren hat sich ein besonderer Zweig der Chirurgie, die sogen. *Laryngochirurgie*, entwickelt, welche darauf abzielt, die Kehlkopfhöhle unter Beleuchtung vom Mund her für blutige Eingriffe zugänglich zu machen, eine Spezialwissenschaft, um welche sich Bruns in Tübingen großes Verdienst erworben hat. Die Vervollkommnung dieser Methode hat bald nach der Einführung des Kehlkopfspiegels die Heilkunde um die ganze Reihe der *Inhalationskuren* bereichert, und seit 1878 ist es mehrfach gelungen, bei krebsigen Zerstörungen den ganzen oder halben K. zu entfernen, und ihn nach eingetretener Heilung durch einen künstlichen Apparat so weit zu ersetzen, daß die Kranken mit deutlich vernehmbarer, wenn auch schnarrender Stimme sprechen können. Die *Behandlung* der Kehlkopfkrankheiten läßt sich nunmehr, wie aus dem Angeführten genugsam hervorgeht, nicht mehr summarisch besprechen. Das Tragen eines Jeffreyschen Respirators ist bei Heiserkeit in jedem Fall zu empfehlen, da durch ihn die Atmungsluft warm, feucht und rein erhalten wird. In neuerer Zeit wird gegen die Schmerzhaftigkeit von Kehlkopfsgeschwüren sowie gegen den Hustenreiz bei chronischen Katarrhen vielfach das Kokain angewandt. Vgl. *Merkel*, Der K. (Leipz. 1873); *Bruns*, Die Laryngoskopie und die laryngoskopische Chirurgie (2. Aufl., Tübing. 1874); *Derselbe*, 23 neue Beobachtungen von Polypen des Kehlkopfes (das. 1874); *Tobold*, Laryngoskopie und Kehlkopfkrankheiten (3. Aufl., Berl. 1874); *Waldenburg*, Die lokale Behandlung der Krankheiten der Atmungsorgane (2. Aufl., das. 1872); *Derselbe*, Die pneumatische Behandlung der Respirations- und Zirkulationskrankheiten (2. Aufl., das. 1880); *Burow*, Laryngoskopischer Atlas (Stuttg. 1877); *Gottstein*, Die Krankheiten des Kehlkopfes (Wien 1884).

Kehlkopfschnitt (griech. *Laryngotomie*), Eröffnung des Kehlkopfes durch Schnittoperation; wird ausgeführt, um fremde Körper aus Kehlkopf oder Luftröhre zu entfernen, oder bei häutiger Bräune oder Diphtheritis, wenn der Luftröhrenschnitt (Tracheotomie) besondere Schwierigkeiten, etwa wegen einer Schilddrüsengeschwulst, darbietet.

Kehlkopfschwindsucht, s. *Kehlkopf*.

Kehlkopfspfeifen (*pfeifender Dampf, Pfeiferdampf, Hartschnaufigkeit, Rohren*), eine bei Pferden häufig vorkommende Abnormität des Kehlkopfes, welche sich dadurch zu erkennen gibt, daß nach einer bald geringen, bald erheblichen Anstrengung beim Atmen, vorwiegend während des Einatmens, Töne verschiedener Art (giemende, pfeifende etc.) hörbar werden. Das Leiden beruht auf fettiger Entartung und Schwund der die Stimmritze erweiternden Muskeln, meist nur der einen und vorwiegend der linken Seite. Gewöhnlich entarten diese Muskeln infolge Lähmung des zurücklaufenden Kehlkopfnervs der betreffenden Seite. Das Leiden ist unheilbar und die Anlage dazu entschieden erblich; es gilt in vielen Ländern als Gewährsmangel oder wird als Form der Dämpfigkeit aufgefaßt und beurteilt. Im übrigen sind bei der Bestimmung des Maßes, um welches der Wert eines Pferdes durch das K. sich

verringert, die verschiedenen Grade des Fehlers zu berücksichtigen. Bei Reitpferden wird demselben die größte Bedeutung beigelegt. Wagenpferde können dagegen oft noch Jahre hindurch benutzt werden, trotzdem sie mit dem K. behaftet sind. Viele dieser Pferde sind auch zu schwerer Arbeit in der Schrittbewegung ganz gut verwendbar. Das K. kann aber einen so hohen Grad erreichen, daß die Pferde für jede erhebliche Anstrengung untauglich sind. In solchen Fällen läßt sich durch den Luftröhrenschnitt und die Applikation einer Metallröhre in die Trachea die Verwendbarkeit der Tiere oft noch für lange Zeit ermöglichen. Die von Günther vorgeschlagene Radikaloperation durch Entfernung des kranken Gießkannenknorpels aus dem Kehlkopf ist im Erfolg sehr unsicher und wird deshalb in der Praxis nicht mehr gemacht.

Kehlkopfspiegel (Laryngoskop), Instrument, bestehend aus einem kleinen, an einem Griff befestigten Spiegel, mittels dessen man im stande ist, die dem direkten Blick unzugänglichen tiefern Halsgebilde, namentlich den Kehlkopf, zu sehen und die krankhaften Veränderungen desselben zu erkennen. Schon 1840 war es Liston mittels eines langgestielten Spiegels gelungen, den Kehlkopf zu sehen,

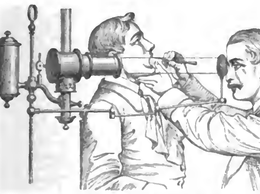
Fig. 1.



Czermaks Kehlkopfspiegel.

und 1855 hatte Manuel Garcia mehrere Beobachtungen veröffentlicht, welche er mit einem solchen Instrument in betreff der Stimmbildung an dem Kehlkopf gemacht hatte. Auch Türk in Wien hatte damit Versuche angestellt, als Untersuchungsmittel bei Leiden des Kehlkopfes wurde aber der K. erst 1858 durch Czermak eingeführt. Er wandte auch die

Fig. 2.



Benutzung des Kehlkopfspiegels.

künstliche Beleuchtung bei der Laryngoskopie zuerst eines Hohlspiegels auf den K. geworfen wird, nach unten fällt, das Stimmorgan beleuchtet und so ein Spiegelbild in dem K. entstehen läßt. Die Physiologie des Stimmorgans wie die Pathologie des Kehlkopfes verdanken dem K. die wichtigsten Aufklärungen. Denn man vermag mit dem K. nicht bloß die Lageveränderungen der Stimmbänder, die Form der Stimmritze 2c. bei der normalen Stimmbildung zu verfolgen, sondern kann auch die verschiedenartigsten krankhaften Veränderungen am Kehlkopf mit demselben nachweisen und dieselben, was noch mehr wert ist, einer direkten medikamentösen wie chirurgischen Behandlung unterwerfen. (S. auch Beleuchtungsapparate, medizinische.) Vgl. Czermak, Der K. 2c. (2. Aufl., Leipz. 1863); weitere Litteratur bei Kehlkopf.

Kehlleiste, eine mit Kehlung versehene hölzerne Leiste, s. Kehlung.

Kehlschnitt, s. v. w. Luftröhrenschnitt.

Kehlstimme (Kehltöne), Töne, die der Fistelstimme oder dem Falsett (s. d.) vorhergehen, indem sie anfangen, wo die Brusttöne aufhören.

Kehlung, Gesimsprofil, welches an die Balken oder Bretter vom Holzarbeiter angehobelt wird und meist aus zwei Plättchen besteht, zwischen welchen sich ein Karnies (s. d.) befindet.

Kehr, Karl, Volksschulpädagog, geb. 6. April 1830 zu Goldbach bei Gotha, auf dem Seminar zu Gotha gebildet, wurde nach erfolgreicher Wirksamkeit in verschiedenen Lehrämtern 1863 Seminarinspektor, 1871 Seminardirektor in Gotha, von wo er 1873 zur Leitung des königlichen Seminars nach Halberstadt berufen wurde. 1878 ehrenhalber von Jena zum Doktor der Philosophie, 1884 zum Schulrat ernannt, übernahm er Ostern d. J. die Stelle des Direktors am Seminar zu Erfurt, wo er 18. Jan. 1885 starb. Sein bekanntestes Werk: »Die Praxis der Volksschule« (Gotha 1868, 10. Aufl. 1885), ist bereits in sieben fremde Sprachen übersetzt. Andre Schriften von ihm sind: »Der christliche Religionsunterricht in der Volksschule« (4. Aufl., Gotha 1881, 2 Bde.); »Der deutsche Sprachunterricht im ersten Schuljahr« (mit G. Schlimbach, 7. Aufl., das. 1882); »Theoretisch-praktische Anweisung zur Behandlung deutscher Lesestücke« (8 Aufl., das. 1883); »Praktische Geometrie für Volks- und Fortbildungsschulen« (6. Aufl., das. 1880); »Lesebuch für deutsche Lehrerbildungsanstalten« (mit Th. Kriebitzsch, das. 1874—75, 4 Bde., 6. Aufl. 1886); »Geschichte der Methodik des deutschen Volksschulunterrichts« (mit mehreren Schulmännern, das. 1877—82, 4 Bde.; 2. Aufl. 1887); »Pädagogische Reden und Abhandlungen« (das. 1881). Unter Kehrs Redaktion erschienen die »Pädagogischen Blätter für Lehrerbildung und Lehrerbildungs-

Namen Großvatertanz hat der K. von den Textworten, die man zu der altertümlichen Musik sang: »Und als der Großvater die Großmutter nahm ꝛc.«

Kehrein, Joseph, kath. Schulmann und Schriftsteller, geb. 20. Okt. 1808 zu Heidesheim in Hessen, studierte zu Gießen Philologie, wurde 1835 Hilfslehrer am Gymnasium zu Darmstadt, 1839 Gymnasiallehrer zu Mainz, 1845 Prorektor und 1846 Professor am Gymnasium zu Hadamar, 1855 Direktor des Schullehrerseminars zu Montabaur, wo er 26. März 1876 starb. Er veröffentlichte: »Szenen aus dem Nibelungenlied« (mit Wörterbuch, Wiesb. 1846); »Die weltliche Beredsamkeit der Deutschen« (Mainz 1846); Überblick der deutschen Mythologie« (ein Auszug aus Grimms »Mythologie«, Götting. 1848); »Proben der deutschen Poesie und Prosa« (Jena 1849—50, 2 Bde.); »Grammatik der neuhochdeutschen Sprache« (Leipz. 1842—52, 2 Bde.); »Grammatik der deutschen Sprache des 15.—17. Jahrhunderts« (2. Ausg., das. 1863); »Deutsches Lesebuch« (8. Aufl., das. 1886); »Kommentar zum deutschen Lesebuch« (6. Aufl., das. 1886); »Entwürfe zu deutschen Aufsätzen und Reden« (7. Aufl., Paderb. 1882); »Zur Geschichte der deutschen Bibelübersetzung vor Luther« (Stuttg. 1851); »Onomatisches Wörterbuch« (2. Ausg., Wiesbad. 1860, 2 Bde.); »Volkssprache und Volkssitte im Herzogtum Nassau« (Weilb. 1860—64, 3 Bde.); »Biographisch-litterarisches Lexikon der katholisch-deutschen Dichter des 19. Jahrhunderts« (Würzb. 1871); »Wörterbuch der Weidmannssprache« (Wiesbad. 1871); »Schulreden« (1875); »Handbuch der Erziehung und des Unterrichts« (Paderb. 1876, 6. Aufl. 1886); »Überblick der Geschichte der Erziehung ꝛc.« (8. Aufl., das. 1887); »Fremdwörterbuch mit etymologischen Erklärungen und Belegen« (Stuttg. 1877) u. a. Auch gab er heraus: »Katholische Kirchenlieder, Hymnen und Psalmen« (Würzb. 1859—65, 4 Bde.); »Lateinische Sequenzen des Mittelalters« (Mainz 1873) und »Blumenlese aus katholischen Dichtern des 19. Jahrhunderts« (Aach. 1876).

Kehren, Joseph, Maler, geb. 30. Mai 1817 zu Hülchrath, bezog 1834 die Düsseldorfer Akademie und stellte 1839 sein erstes Bild: die heil. Agnes (Altarbild in einer Schloßkapelle des Grafen Trips), aus. Auch malte er eine beträchtliche Anzahl von Kirchenfahnen und unterstützte befreundete Künstler bei der Ausführung von Freskogemälden, besonders Alfred Rethel bei den Freskomalereien aus der Geschichte Karls d. Gr. im Rathaussaal zu Aachen. Als Rethel in eine unheilbare Krankheit verfiel, erhielt K. den Auftrag zur Vollendung des Werkes. Nach den Entwürfen Rethels malte er die Taufe Wittekinds, die Kaiserkrönung Karls d. Gr. durch Leo III., die Erbauung des Aachener Doms und die Ernennung Ludwigs des Frommen zum Nachfolger Karls. Nach Beendigung jener Fresken (1862) kehrte er nach Düsseldorf zurück und malte im Auftrag des Kultusministeriums ein großes Bild: Justitia, nach einem kleinen Ölbild Rethels für den Schwurgerichtssaal zu Marienwerder. Bei dem Brande des Düsseldorfer Akademiegebäudes 19. März 1872 ging Kehrens Atelier mit sämtlichen Studien und mehreren angefangenen Bildern zu Grunde. 1874 erhielt er von der preußischen Regierung den Auftrag, mit dem Historienmaler Commans u. P. Janssen die Aula des Lehrerseminars in Mörs mit Fresken zu schmücken, die in einem großen Fries die ganze Geschichte von Erschaffung der Welt bis zur Kaiserkrönung Wilhelms I. in Versailles zur Anschauung bringen. Von sonstigen Werken Kehrens sind noch hervorzuheben: Maria mit dem Christuskind (1842, für die Kirche in Wevelinghofen), Lorelei (1847), Joseph gibt sich seinen Brüdern zu erkennen (1849), Christus am Kreuz mit Magdalena (gestochen von Barthelmeß), die schmerzhafte Mutter (1872), Saulus an der Leiche des Stephanus (1873, großer Karton). Kehrens Auffassung war ernst, voll Kraft, Geist und Leben. In dem Streben nach scharfer Charakteristik nahm sein Stil eine gewisse Herbheit an. Er starb 12. Mai 1880 in Düsseldorf.

Kehrherd, s. Aufbereitung.

Kehrmaschine, s. Straßenreinigungsmaschine.

Kehrmünzen, Schaumünzen, die verschiedene Figuren zeigen, je nachdem man sie kehrt, z. B. einen Papst, umgekehrt einen Teufelskopf, von 1549.

Kehrrad, ein oberschlächtiges Wasserrad, welches an der einen Hälfte seiner Peripherie eine der der andern Hälfte entgegengesetzte Schaufelstellung hat. Je nachdem man nun Wasser aus einem Gerinne (Fluder) auf die eine oder die andre Hälfte des Rades durch Aufziehen eines Schützen (Geschützes) fließen läßt, läuft das Rad rück- oder vorwärts, eine Bewegung, welche vorzugsweise bei den Fördermaschinen für Gruben vorkam. K. heißt auch jede andre Vorrichtung zur Hervorbringung von Kehrbewegungen. Befindet sich z. B. auf einer gleichförmig gedrehten Welle ein Kegelrad, welches nur zur Hälfte verzahnt ist, und greift dies in zwei andre, ebenfalls nur zur Hälfte verzahnte Kegelräder, die sich auf einer zur erstern rechtwinkelig gelagerten Welle befinden, so erhält diese letztere eine hin- und hergehende Bewegung.

Kehrsalz, unreines, in den Salinen zusammengekehrtes Kochsalz, wird als Gewerbe- oder Viehsalz verwertet oder wieder aufgelöst.

Kei, Fluß, s. Kai.

Kei, Inselgruppe im Indischen Archipel, westlich von den Aruinseln, wird zu den Molukken gerechnet und enthält zwei größere Inseln, Großkei (Jut) im O. und Kleinkei (Nuhuroa), die erste bergig, hoch und schön bewaldet, die andre flach, aber beide fruchtbar, und mehrere kleinere, von denen K.-Dulan die bedeutendste. Das Gesamtareal beträgt 1211 qkm (22 QM.) mit 21,000 Einw. (Malaien und Alfuren), wovon 15,000 auf Großkei wohnen. Flüchtlinge aus Banda haben den Islam eingeführt, doch sind die Mehrzahl der Einwohner noch immer Heiden. Sie stehen dem Namen nach unter niederländischer Herrschaft (Residentschaft Amboina), sehen sich aber für unabhängig an; sie sind vorzugsweise im Schiffbau geschickt und die von ihnen hergestellten Boote im ganzen Archipel berühmt. Haupthandelsplatz ist Dula auf der Westküste von K.-Dulan.

Keighley (spr. kihli), Stadt in Yorkshire (England), im tiefen Thal des Aire, mit Kammgarn- und Baumwollspinnereien und -Webereien, Maschinenbau, Fabrikation von Werkzeugen und (1881) 25,245 Einw.

Keil, in der Mechanik jedes dreiseitige Prisma, welches mit einer seiner Kanten zwischen zwei Hindernisse bringt, um diese mittels der Seitendrucke durch Anwendung einer Kraft auf die dritte Seite voneinander zu entfernen. Die Kante, welche sich zwischen die Hindernisse einsenkt, heißt die Schneide oder Schärfe, die entgegenstehende Seite der Rücken oder Kopf; die Flächen, welche die Schneide bilden, sind die Seiten des Keils. Die Wirkung des Keils läßt sich auf die Wirkung der schiefen Ebene zurückführen. Versucht man einen K. zwischen zwei Rollen hindurchzuziehen, von denen die untere fest liegt, während die obere beweglich ist, so kann man mit einer geringen Kraft eine verhältnismäßig große Last, welche auf die obere Rolle drückt, heben, und zwar

eine um so größere, je schmäler der Rücken des Keils im Vergleich zu seiner Länge ist. Wirkt die Kraft, welche den K. treibt, rechtwinkelig gegen den Rücken, und die Last rechtwinkelig auf die Seitenfläche, so halten sich beide das Gleichgewicht, wenn sich die Kraft zur Last verhält wie die Breite des Keilrückens zur Länge des Keils. In der Praxis werden alle theoretischen Berechnungen über die Wirkung des Keils illusorisch, weil derselbe niemals anders benutzt werden kann, als wenn eine große Reibung vorhanden ist. Ohne diese würde der K. zurückfliegen, wie es ein nasser Kirschkern zwischen den drückenden Fingern thut. Die große Reibung, durch welche der K. allein in dem Spalt festgehalten wird, würde seine Anwendung sogar in sehr vielen Fällen unvorteilhaft erscheinen lassen, wäre er nicht die einzige aller einfachen Maschinen, welche durch Stoß oder Schlag getrieben wird. Da nun die Wirkung eines stoßenden oder schlagenden Körpers wie das Quadrat der Geschwindigkeit wächst und durch diese ein großer Effekt zu erreichen ist, so ist natürlich eine Maschine in allen Fällen willkommen, wo man eine Kraft auf jene Weise wirksam werden lassen kann. Man benutzt den K. zum Auseinandertreiben von Holz- und Steinmassen, zum Heben großer Lasten und um eine sehr große Pressung hervorzubringen. Äxte, Beile, Messer, Meißel, Stemmeisen, selbst Nägel und Nadeln sind Keile. Ein Messer schneidet mit um so geringerm Druck, je schmäler sein Rücken gegen die Selten ist. Die Gewölbsteine kann man als Keile mit abgestumpfter Schneide betrachten. In einem Gewölbe dringt jeder Stein vermöge seiner Schwere zwischen die benachbarten ein, und indem er sie zu trennen sucht, äußert er einen Druck auf sie, der, von ihnen vermehrt, auf die zur Seite anstoßenden übertragen wird, bis er endlich senkrecht auf den Erdboden wirkt und hier in dem Widerstand desselben seinen Rückhalt findet. K. wird auch ein schlank verjüngtes Holz- oder Metallstück genannt, welches man in eine Öffnung treibt, um zwei Körper so miteinander zu verbinden, daß sie schnell wieder getrennt werden können.

Keil, 1) **Karl Friedrich**, luther. Theolog, geb. 1807 zu Lauterbach bei Ölsnitz, studierte in Dorpat und Berlin, wurde 1833 Dozent, 1838 außerordentlicher, 1839 ordentlicher Professor in Dorpat und lebt, 1858 emeritiert, in Leipzig. In einer großen Reihe von alt- und neutestamentlichen Kommentaren (teilweise in dem mit F. Delitzsch herausgegebenen bändereichen »Biblischen Kommentar über das Alte Testament«) setzte er seit 1833 bis in die jüngste Zeit die Richtung Hengstenbergs fort. Von seinen übrigen Schriften nennen wir: »Der Tempel Salomos« (Dorpat 1839); »Lehrbuch der historisch-kritischen Einleitung in die Schriften des Alten Testaments« (3. Aufl., Frankf. 1873); »Handbuch der biblischen Archäologie« (2. Aufl., das. 1875).

2) **Ernst**, Buchhändler, Begründer der Zeitschrift »Gartenlaube«, geb. 6. Dez. 1816 zu Langensalza, erlernte in Weimar den Buchhandel, trat 1837 als Gehilfe in die Weygandsche Buchhandlung zu Leipzig ein und wandte sich hier bald auch dem Journalismus zu. 1838 übernahm er die Redaktion des Journals »Unser Planet« (später »Wandelstern«), das unter seiner Leitung eins der gelesensten Blätter damaliger Zeit wurde. Nachdem er 1845 ein eignes buchhändlerisches Geschäft in Leipzig gegründet hatte, rief er ein Jahr später das Monatsblatt »Der Leuchtturm« ins Leben, das er auch selbst redigierte. Dieses Organ bezeichnete in der Geschichte des vormärzlichen Journalismus eine bedeutsame Wendung, indem es, unterstützt von den angesehensten Vertretern der liberalen Bewegung (R. Blum, J. Jacoby, Wislicenus, Uhlich ꝛc.), der erste volkstümliche Ausdruck des erwachten Befreiungsdranges auf politischem und religiösem Gebiet wurde. Unaufhörliche Verfolgungen von seiten der Polizei zwangen zu häufigem Wechsel des Verlagsorts, bis endlich die Märztage von 1848 Preßfreiheit brachten und das Blatt selbst in Leipzig erscheinen durfte. Mit dem Sieg der Reaktion begannen die Verfolgungen von neuem; die Zeitschrift wurde 1851 unterdrückt und K. selbst zu einer neunmonatlichen Gefängnisstrafe verurteilt, die er in Hubertusburg verbüßte. Hier, in der Stille der Gefängniszelle, reifte in ihm der Plan zu seinem Hauptunternehmen, einem neuen illustrierten Familienblatt, das vom 1. Jan. 1853 ab unter dem Titel: »Die Gartenlaube« erschien und infolge der umsichtigen Redaktion und der volkstümlichen, gesunden Tendenzen, die es verfolgte, in kurzer Zeit eine unerhörte Verbreitung fand. Die hervorragendsten Namen deutschen Schrifttums waren bald unter den Mitarbeitern des Blattes zu finden; die Seele aber und der wirkliche Leiter desselben war und blieb K. stets selbst bis zu seinem Tode, der am 23. März 1878 in Leipzig erfolgte. Unter seinen übrigen Verlagswerken waren Bocks »Buch vom gesunden und kranken Menschen« und die Romane von E. Marlitt und E. Werner die erfolgreichsten. Das Geschäft, das in den Besitz der Witwe Keils überging, wurde Ende 1883 von den Gebrüdern Kröner in Stuttgart käuflich übernommen und unter der Firma »Ernst Keils Nachfolger« weitergeführt.

3) **Heinrich**, Philolog, geb. 25. Mai 1822 zu Gressow bei Wismar, gebildet zu Göttingen, studierte seit 1839 hier und in Bonn, wurde 1843 Lehrer an der königlichen Realschule in Berlin, bereiste 1844–46 zur Untersuchung von Handschriften Italien, ward 1847 Lehrer am Pädagogium und der lateinischen Hauptschule zu Halle, 1848 zugleich Privatdozent daselbst, 1855 Oberlehrer am Friedrichswerderschen Gymnasium und Privatdozent in Berlin, 1859 ordentlicher Professor der klassischen Philologie in Erlangen, 1869 in Halle. Seine Hauptwerke sind die kritische Ausgabe der »Grammatici latini« (Leipz. 1856–80, 7 Bde.) und die von »Plinii Secundi Epistolae« (das. 1870), der eine Textausgabe (das. 1853, 2. Aufl. 1867) vorausgegangen war. Außerdem besorgte er die Scholien in Merkels Ausgabe des Apollonius Rhodius (das. 1853–54) und in Schneiders Ausgabe der »Nicandrea« (das. 1856) sowie einen Textabdruck des Properz (das. 1863) und veröffentlichte »Analecta grammatica« (Halle 1848), »Observationes criticae in Catonis et Varronis de re rustica libros« (das. 1849), »Quaestiones grammaticae« (Erlang. 1860) u. a. Von dem »Corpus scriptorum rei rusticae« sind bis jetzt »Catonis de agricultura liber« und »Varronis rerum rusticarum libri III« (Leipz. 1882–84) erschienen.

4) **Franz**, Geoplastiker, geb. 1822 zu Graslitz in Böhmen, widmete sich der Pharmazie, wurde 1846 Assistent beim Lehrfach der Botanik in Prag und wohnte später als Pharmazeut in Graz, Gastein und Linz, nebenbei eifrig mit geognostischen Exkursionen, meteorologischen Beobachtungen ꝛc. beschäftigt. Auf dem Großglockner kam er 1854 auf die Idee geoplastischer Darstellungen. Sein erster glücklicher Versuch war ein Relief der Kreuzkofelgruppe in den Karnischen Alpen, südlich von Lienz. Infolgedessen von der k. k. Akademie der Wissenschaften unterstützt, beschäftigte er sich nun eingehend mit Situationszeichnung

und geoplastischen Studien uud unternahm eine Darstellung der Tauernkette, die in drei Sektionen (im Maßstab 1 : 48,000) die Gegend von Vieschbachhorn bis zum Gailthal, ein Gebiet von 1320 qkm (24 QM.), umfaßt und auf weit über 300 eignen Höhenmessungen beruht. Die ausgezeichnete Arbeit wurde später noch durch die Gegend von Berchtesgaden und andre Partien zu einem großartigen Reliefbild des halben Salzburger Landes in zehn Sektionen erweitert und erschien in zweifacher Bearbeitung, einer topographisch ausgearbeiteten und einer geologisch kolorierten. Spätere Werke von K. sind das Relief des Schneebergs in Niederösterreich und das des Untersbergs. Er starb Anfang 1876 zu Marburg in Steiermark.

5) Robert, Schriftsteller, geb. 22. Aug. 1826 zu Weimar, studierte Rechtswissenschaft in Jena und lebt als Rechtsanwalt in seiner Vaterstadt. Die Goethe-Forschung verdankt K. einige wertvolle Beiträge, besonders in den selbständig erschienenen Schriften: »Frau Rath. Briefwechsel von Katharina Elisabeth Goethe« (Leipz. 1871); »Vor hundert Jahren« (Bd. 1: »Goethes Tagebuch«; Bd. 2: »Corona Schröter«, 1875). Gemeinschaftlich mit seinem Bruder Richard K. (geb. 17. Juni 1828 zu Weimar, gest. 7. Febr. 1880 daselbst als Rat bei der Generalkommission für Ablösungen und Separationen) veröffentlichte er: »Geschichte des jenaischen Studentenlebens« (Leipz. 1858); »Die Gründung der deutschen Burschenschaft in Jena« (Jena 1865, 2. Aufl. 1883); »Die burschenschaftlichen Wartburgfeste von 1817 und 1867« (das. 1868); »Deutsche Studentenlieder des 17. und 18. Jahrhunderts« (Lahr 1861); »Goethe, Weimar und Jena 1806«, nach Goethes Privatakten (das. 1882). Außerdem sind Robert Keils »Rechtskatechismus für das deutsche Volk« (Leipz. 1856), die mit Rehbein verfaßte Biographie Ernst Moritz Arndts (das. 1861) sowie die Schriften »Wieland und Reinhold, Originalmitteilungen« (das. 1885) und »Das Goethe-Nationalmuseum in Weimar« (Weim. 1886) zu erwähnen.

6) Karl, Bildhauer, geb. 31. Mai 1838 zu Wiesbaden, begann seine künstlerische Ausbildung unter dem Hofbildhauer Hopfgarten in Biebrich, wurde 1857 in Berlin Schüler Drakes, machte 1861 eine Studienreise nach Antwerpen und in den folgenden Jahren nach Kopenhagen und Paris. Seine ersten selbständigen Arbeiten waren das für den Palast des Grafen von Waldersdorf in Wiesbaden gefertigte Wappen mit zwei Löwen in Sandstein und die Reliefs der vier Jahreszeiten für einen Speisesaal. 1865 beauftragte ihn der Erzherzog Stephan von Österreich mit der Ausführung von zwei kolossalen Herolden als Fackelträgern am Hauptportal des Schlosses Schaumburg a. d. Lahn. Keils weitere Arbeiten sind: die 1869 modellierte Büste des Kaisers Wilhelm an der Fassade der Wilhelmsheilanstalt in Wiesbaden, das 12 m lange Relief an der Westseite des Siegesdenkmals in Berlin (1871) mit der Darstellung des Feldzugs gegen Frankreich, das eherne Kriegerdenkmal in Bremen (1875), die kolossale Bronzestatue des Kaisers Wilhelm in einer der Nischen des Hauptportals des Berliner Rathauses und 1880 die Bronzestatue des Feldmarschalls Wrangel für Berlin. Der Schwerpunkt seiner künstlerischen Begabung liegt in der Porträtplastik, in welcher er Schärfe und Energie des Ausdrucks mit vornehmer Formengebung verbindet. Seine Büsten des deutschen Kaisers und des deutschen Kronprinzen sind besonders geschätzt. Er ist königlicher Professor.

Keilbein, s. Schädel und Fuß.

Keilberg, der höchste Gipfel des Erzgebirges, südsüdöstlich von Oberwiesenthal auf der sächsisch-böhmischen Grenze gelegen, 1235 m hoch, mit Aussichtsturm.

Keilblatt, s. Lykopodiaceen.

Keiler, s. v. w. Eber, das männliche Wildschwein.

Keilhau, Dorf im schwarzburg-rudolstädt. Amt Rudolstadt, in einem eng umschlossenen Waldthal, am Schaalbach, hat (1885) 151 evang. Einwohner und ist bekannt durch die von Fr. Fröbel 1817 begründete Erziehungs- und Unterrichtsanstalt.

Keilhau, Balthasar Matthias, Geolog, geb. 2. Nov. 1797 zu Birid in Norwegen, studierte zu Christiania und im Ausland und ward 1826 Lehrer der Bergwissenschaften an der Universität Christiania. Als Resultat geologischer Exkursionen in die weniger erforschten Gegenden Norwegens erschien von ihm im Verein mit andern ein geognostisches Werk in deutscher Sprache: »Gaea norvegica«, mit Karten in drei Heften 1838—50. Im J. 1834 ward K. zum Professor der Mineralogie, 1837 zum Mitglied der Berggesetzgebungskommission, 1840 zum Mitglied der Direktion der königlichen Zeichen- und Kunstschule zu Christiania ernannt. Er starb daselbst 1. Jan. 1858. K. schrieb noch: »Reise i Ost- og Vest-Finmarken samt til Beeren-Eiland og Spitsbergen i 1827 og 1828« und eine Selbstbiographie in deutscher Sprache (Christiania 1857).

Keilhaue, ein mit einer mehr oder weniger scharfen Spitze versehenes hakenförmiges Eisen an einem hölzernen Stil (Helm), dient beim Bergbau zum Loshacken milden Gesteins, beim Kohlenbergbau mit stark gehärteter und sehr dünner Spitze (Schram- oder Schlitzhaue), um behufs Gewinnung grober Kohlen Schrame und Schlitze in Flöze zu machen, oder mit scharfer Schneide, um die häufig unmittelbar über der Kohlenlage vorkommende dünne Lettenschicht wegzunehmen (Lettenhaue).

Keilräder, s. Friktionsräder.

Keilschrift, die keilförmigen Schriftzeichen, aus denen die in und auf den Ruinen von Persepolis, Ninive, Babylon und an andern Plätzen aufgefundenen alten Inschriften (franz. inscriptions cunéiformes, engl. cuneiform inscriptions) aus den Zeiten des assyrischen, babylonischen und persischen Reichs bestehen. Sie wurden mit einem spitzen Instrument auf Stein oder Thon eingegraben, der Thon nachher gebrannt. Je ein Laut oder eine Silbe oder auch ein Wort wird durch eine Gruppe von Keilen ausgedrückt, wobei die vertikale oder horizontale oder schiefe Stellung: , die Zusammenrückung zweier Keile zu einem Winkelhaken:  und die Halbierung der Keile:  die mannigfaltigsten Kombinationen ermöglichen; ein schräger Keil allein:  dient zur Trennung der Wörter (vgl. unsre »Schrifttafel«). Obwohl schon im Anfang des 17. Jahrh. verschiedene Reisende die persischen Keilinschriften gesehen und darüber berichtet hatten, so hielten doch die meisten Gelehrten sie lange für bloße Steinzieraten, mit denen es nicht der Mühe wert sei, sich näher zu beschäftigen, und erst die genauen Abschriften, welche der ältere Niebuhr mitbrachte und in seinem Reisewerk (1774 bis 1778) veröffentlichte, riefen die ersten Entzifferungsversuche hervor. Deutlich konnte man auf den Inschriften von Persepolis drei verschiedene Schriftarten unterscheiden, und es war zu vermuten, daß dieselben die gleichen Texte in drei verschiedenen Sprachen enthielten. Auf die erste Gattung oder Kolumne der Keilinschriften, als auf die einfachste,

richtete ein junger deutscher Gymnasiallehrer, G. Grotefend, seine Aufmerksamkeit, und es gelang ihm (1802—15), in einer Anzahl öfter wiederkehrender, durch den Worttrenner (den schon Grotefends Vorgänger erkannt hatten) abgeteilter Zeichengruppen die Namen des Dareios, Xerxes und Hystaspes und den alten persischen Königstitel »König der Könige« nachzuweisen. Diesen Titel vermutete er richtig in einer öfter doppelt, nur das zweite Mal um vier Zeichen vermehrt erscheinenden Gruppe; die hinzutretenden vier Zeichen drücken hierbei die Genitivendung aus. Die vor dem Titel stehenden Königsnamen erschloß er aus dem Umfang der betreffenden Gruppen und aus dem Umstand, daß in einer der Inschriften, da, wo er den Namen des Vaters des betreffenden Königs vermutete, der Königstitel hinter demselben fehlte, woraus Grotefend entnahm, daß Hystaspes gemeint sein müsse, der selbst nicht König, aber der Vater des Dareios war. Nachdem durch diese wichtige Entdeckung der Lautwert von zwölf Zeichen richtig bestimmt war, erkannte man in der Sprache der ersten Gattung, auf die sich zunächst die Forschung beschränkte, deutlich eine indogermanische Sprache, die Mutter des Neupersischen und die Schwester des Zend, d. h. der Sprache des Zendavesta, das in Ostiran entstanden ist. Teils die Fortschritte in der Entzifferung der letztern, mit dem »Altpersischen«, wie es nun genannt wurde, sehr nahe verwandten Sprache (s. Zend), teils die Ähnlichkeit mit dem Sanskrit, teils die geschickte Benutzung der von Herodot und andern griechischen Autoren aufbewahrten Nachrichten über die alte persische Geschichte bildeten die Grundlage der scharfsinnigen Vermutungen und Kombinationen, durch welche Rask, Beer, Westergaard, Hitzig, Holtzmann, Burnouf, Oppert, Rawlinson u. a. nach und nach die etwa 60 Zeichen, aus denen die Buchstabenschrift der ersten Gattung besteht, mit Sicherheit feststellten. Vgl. Spiegel, Die altpersischen Keilinschriften, mit Übersetzung, Grammatik und Glossar (Leipz. 1862). Lassens Untersuchungen waren sehr durch die zuverlässigen Abschriften erleichtert worden, welche der ausgezeichnete dänische Orientalist Westergaard in Persepolis mit Hilfe eines Fernrohrs von den dortigen Inschriften genommen hatte, während Rawlinson die gleichfalls hoch oben an einem Felsen angebrachte große Inschrift des Dareios zu Bisutun (Behistun) selbst mit Lebensgefahr kopiert hatte. Eine unvergleichlich größere Anzahl von Keilinschriften wurde der Forschung durch die Ausgrabungen von Botta (1843—1846), Layard (1848 ff.), Oppert (1852 ff.), Rawlinson, George Smith, Rassam u. a. auf den Ruinen von Ninive und Babylon zugeführt. Nicht nur die aus den Palästen der assyrischen und babylonischen Herrscher stammenden Kolossalstatuen von Götterbildern, beflügelten Stieren u. dgl., die jetzt in den Sammlungen des Britischen Museums und des Louvre die Aufmerksamkeit der Fremden fesseln, sind mit Keilschriftzeichen bedeckt, sondern es sind in Ninive-Kujundschik auch die Tausende von beschriebenen Thontafeln und Thoncylindern aufgefunden worden (zuerst durch Layard 1850), leider zum Teil in zerbrochenem Zustand, aus denen die Bibliothek des berühmten assyrischen Königs Assur-bani-pal, des Sardanapalus der Alten, bestand. Weitaus der größte Teil der hier ausgegrabenen Keilinschriften befindet sich jetzt in London, die übrigen sind in Paris, und es ging daher auch ihre Entzifferung von England und Frankreich aus. Schon die Untersuchung der altpersischen Keilinschriften hatte zu dem Ergebnis geführt, daß von den beiden andern Gattungen der K., welche die altpersischen Keilinschriften begleiten, die zweite Gattung eine ganz eigentümliche agglutinierende, die dritte eine semitische Sprache enthalte. Wie heutzutage ein türkischer Pascha seine Erlasse in drei Sprachen verkündet, einer agglutinierenden, einer semitischen und einer indogermanischen, nämlich Türkisch, Arabisch und Neupersisch, so faßten die altpersischen Großkönige ihre Edikte in den drei Hauptsprachen ihres Reichs ab: in dem indogermanischen Altpersisch, in einer agglutinierenden Sprache, die in Susiana oder Medien gesprochen wurde, und in der semitischen Sprache von Babylonien. Sofort erkannten nun die Entzifferer in den meisten neugefundenen Keilinschriften die nämliche semitische Sprache wieder, die sie in der dritten Gattung der persischen Keilinschriften vorgefunden und teils mit Hilfe der persischen Texte, teils durch Vergleichung mit den übrigen semitischen Sprachen bereits großenteils entziffert hatten. Eine große Erleichterung gewährten ferner die in Ninive gefundenen sogen. Syllabare, d. h. zur Bequemlichkeit der assyrischen Schreiber angefertigte dreispaltige Listen von Keilzeichen, worin die mittelste Spalte das zu erklärende Schriftzeichen, die linke seinen Lautwert, die rechte seine Bedeutung als assyrisches Wort enthält. Anderseits hatten jedoch die Entzifferer auch sehr große Schwierigkeiten zu überwinden, welche ihnen die außerordentlich große Anzahl der niemals einzelnen Laute, sondern stets ganze Silben oder sogar Gruppen von Silben ausdrückenden Zeichen und außerdem die Mehrdeutigkeit (Polyphonie) eines Teils derselben bereiteten. Letztere von Rawlinson gemachte Entdeckung erschütterte den Glauben des Publikums an die Ergebnisse der Entzifferung, weshalb die Asiatische Gesellschaft in London den vier hervorragendsten Entzifferern, Oppert, Hincks, Rawlinson und Talbot, zu gleicher Zeit und ohne daß sie voneinander wußten, eine umfangreiche assyrische Inschrift zur Erklärung vorlegte. Die Übersetzungen, die sie versiegelt einsandten, wurden von einer Kommission geprüft, in allen Hauptpunkten übereinstimmend befunden und 1857 veröffentlicht (»An inscription of Tiglath Pileser, King of Assyria, as translated by Rawlinson, Talbot, Dr. Hincks, and Oppert«). Mit den Arbeiten Opperts, der von Napoleon III. durch Verleihung des Volney-Preises ausgezeichnet wurde, trat das Studium des Assyrischen in das grammatische und lexikographische Stadium, und es liegen jetzt bereits mehrere Handbücher für Anfänger vor: Oppert, Éléments de la grammaire assyrienne (2. Ausg., Par. 1867); Ménant, Syllabaire assyrien (das. 1869—72); Derselbe, Éléments d'épigraphie assyrienne (das. 1880); Sayce, An elementary grammar of the Assyrian language (Lond. 1875), woselbst etwa 500 assyrische Schriftzeichen aufgezählt werden; F. Delitzsch, Assyrische Lesestücke (2. Aufl., Leipz. 1878); Derselbe, Assyrisches Wörterbuch zur gesamten bisher veröffentlichten Keilschriftlitteratur (das. 1887); Budge, Assyrian texts (Lond. 1880) u. a.

Hand in Hand mit der Entzifferung der Inschriften ging aber noch eine weitere Entdeckung, die überraschendste und folgenreichste von allen, die auf diesem Gebiet gemacht worden sind. Man erkannte, daß in den erwähnten dreispaltigen Syllabaren die erste Spalte nicht bloß eine besondere, zur Veranschaulichung der Aussprache dienende Gattung von Zeichen, sondern zugleich Überreste einer selbständigen alten Sprache vorliegen, der nämlichen, die auch auf zahlreichen andern Thontäfelchen vorkommt, wo sie

in der ersten Zeile erscheint, während die zweite im gewöhnlichen Assyrisch abgefaßt ist. Mit Hilfe des Assyrischen ist es gelungen, auch diese Sprache zu enträtseln, obschon sie mit keiner bekannten Sprache näher zusammenhängt und nur mit dem Türkischen und andern agglutinierenden Sprachen eine entfernte Ähnlichkeit verrät. Nach den in den Inschriften selbst vorkommenden Bezeichnungen wird diese Sprache gewöhnlich die akkadische, von Oppert, Delitzsch u. a. die sumerische, von einigen die protochaldäische, d. h. die Ursprache von Chaldäa, genannt. Die von ihr erhaltenen Überreste werfen ein helles Licht auf die höchst bedeutende Kultur der Urbevölkerung von Chaldäa, welche die beiden Reiche Akkad und Sumer, d. h. Südost- und Nordwestbabylonien, begründete. Ihre ältesten Herrscher, von denen uns die Inschriften melden, gehören wahrscheinlich der ersten Hälfte des 3. Jahrtausends v. Chr. an; jedenfalls hörte ihre Sprache schon um 1700 v. Chr. auf, eine lebende zu sein, erhielt sich aber in Gebeten und wurde in den babylonischen, später in den assyrischen Priesterschulen fortdauernd gepflegt bis ins 6. Jahrh. v. Chr. Diese uralte Kulturnation hat in ganz Vorderasien einen weitreichenden Einfluß geübt, entweder direkt oder wahrscheinlicher indirekt durch die semitischen Babylonier und Assyrier, welche sich ihres Landes bemächtigten, aber zugleich ihre höhere Zivilisation annahmen und sie den stammverwandten Phönikern und Hebräern mitteilten, worauf erstere sie wieder zu andern Völkern, namentlich nach Griechenland, verpflanzten. Herakles ist der Melkart, der Sonnengott von Tyros; letzterer ist aber nur eine Wiederholung des akkadisch-babylonischen Gisdhubar, in dessen Geschichte sich die Heldenthaten des Herakles wiederfinden. Aphrodite ist die phönikische Astarte, diese aber die akkadische Mondgöttin Istar, die in die Unterwelt hinabsteigt, um ihren Geliebten, den Sonnengott Tammuz, zu suchen, der wie der griechische Adonis erschlagen worden ist. Noch genauer sind die Übereinstimmungen zwischen den Erzählungen der Genesis und der akkadisch-babylonischen Mythologie; so finden sich der mosaische Schöpfungsbericht, die beiden Cherubim des Paradieses, die Figur des Nimrod, der Turmbau zu Babel und namentlich die ganze Flutsage in den Keilinschriften in älterer Fassung vor. Auch in Kunst und Wissenschaft sind die Akkadier oder Sumerier die Lehrmeister späterer Kulturvölker gewesen. Die assyrische Kunst, welche die griechische so stark beeinflußt hat, ist akkadischen Ursprungs, ebenso wie Maß und Gewicht der Griechen und andrer alter Völker, und wenn im Altertum Babylonien als die Heimat der Astronomie angesehen wurde, so findet diese Anschauung in der akkadisch-babylonischen Litteratur ihre volle Bestätigung. Von den Akkadiern rühren die zwölf Zeichen des griechischen Tierkreises und die sieben Wochentage, wahrscheinlich überhaupt der ganze griechisch-römische Kalender her; selbst Mondfinsternisse vermochten sie schon ganz richtig zu berechnen. Ihnen ist auch ohne Zweifel die Erfindung der K. zuzuschreiben, welche ursprünglich

keiten, welche die assyrisch-babylonische K. der Entzifferung noch immer bietet, die aber durch die fortdauernden neuen Funde stets verringert werden.

Die akkadische Litteratur ist uns zum Teil nur in assyrischen Übersetzungen erhalten, und solche Übersetzungen scheinen den Hauptteil der assyrischen Litteratur gebildet zu haben; doch haben die assyrischen Chroniken und Kalender auch höchst wichtige historische und chronologische Resultate geliefert und andre Inschriften uns über die aus einem Gemisch akkadischer und semitischer Vorstellungen bestehende babylonische Religion, über das große babylonische Nationalepos und über die Sitten und Einrichtungen der Babylonier und Assyrer die interessantesten Aufschlüsse gebracht. Nicht minder bedeutsam sind die semitischen Schwesterdialekte von Babylon und Assyrien für die Sprachforschung, da sie alle andern semitischen Sprachen, selbst Hebräisch und Arabisch, an Altertümlichkeit weit übertreffen. Im 8. und 7. Jahrh. v. Chr. finden sich auf den assyrischen Thontäfelchen, namentlich in Kauf- und Schuldverträgen, neben der K. häufig zugleich Übersetzungen in aramäischer Schrift und Sprache, und nach der Zerstörung von Ninive (606) und Babylon (536) verschwand die K. für immer aus diesen Gegenden, erhielt sich aber bei den Persern, wie die anfangs erwähnten Inschriften ihrer Könige zeigen, bis ins 4. Jahrh. v. Chr. im Gebrauch. Auch von der akkadischen Sprache haben sich wenigstens Verwandte ebenso lange erhalten in den Inschriften von Susiana und in der Sprache der sogen. K. zweiter Gattung, die auf den persischen Inschriften vorliegt und nach Oppert die Sprache der alten Meder ist. Letztere Annahme ist allerdings auf Widerspruch gestoßen, wie überhaupt manche neuere Ergebnisse der Keilschriftforschung lebhaft bestritten worden sind und z. B. von Halévy die Behauptung verfochten wurde, daß das Akkadische gar keine Sprache, sondern nur eine besondere Schreibweise des Assyrischen sei; doch sind durch diese Kontroversen immer nur einzelne Außenposten der Keilschriftenforschung gefallen, während das System und die Hauptergebnisse unerschüttert blieben. Nur die in Armenien gefundenen Keilinschriften sind bis in die neueste Zeit ein Rätsel geblieben. Mordtmanns Versuch, sie aus dem Neuarmenischen zu erklären, ist gescheitert; wahrscheinlicher ist die Ansicht von Lenormant und Sayce, daß sie mit dem Georgischen zusammenhängen. Wie weit die K. einst verbreitet gewesen sein muß, beweist der Umstand, daß sich selbst auf der Insel Cypern in alten Denkmälern eine Abart derselben gefunden hat; dagegen hat der Versuch, die phönikische Schrift, die Mutter der meisten neuern Alphabete, aus der K. abzuleiten, unter den Kennern wenig Beifall gefunden. Vgl. Layard, Ninive und seine Überreste (deutsch von Meißner, Leipz. 1850, 2 Bde.); Oppert, Expédition en Mésopotamie (Par. 1857–64, 2 Bde.); Derselbe, Histoire des empires de Chaldée et d'Assyrie (das. 1866); Derselbe, La langue et la peuple des Mèdes (das. 1879); Lenormant, Manuel d'histoire ancienne de l'Orient (9. Aufl., das. 1883

Hommel, Abriß der babylonisch-assyrischen Geschichte (Leipz. 1880); Bezold, Kurzgefaßter Überblick über die babylonisch-assyrische Litteratur (das. 1886); »Zeitschrift für Keilschriftforschung« (hrsg. von Bezold u. Hommel, das. 1884 ff.).

Keilschwänze, Familie der Papageien (s. d.).

Keilstücke, alte Geschütze, deren Verschluß durch einen Keil festgestellt wurde; s. Geschütz, S. 221.

Keilzahlen, Produkte von drei ungleichen Zahlen, z. B. 30 = 2 . 3 . 5.

Keim, in der Zoologie dem Begriff Embryo (s. d.) entsprechend, kommt in Zusammensetzungen wie Keimscheibe, Keimbläschen ꝛc. vor; oder man versteht unter K. die Spore (Keimkorn), aus welcher auf ungeschlechtlichem Weg ein neues Individuum hervorgeht. Diese Keim- oder Sporenbildung ist nur bei niedern Organismen gebräuchlich; mitunter löst sich dabei das ganze Innere des Muttertiers in Sporen auf, welche durch Platzen der Haut frei werden und sich weiter entwickeln. — In der Botanik versteht man unter K. teils die Augen am Wurzelstock, an den Zwiebeln und Knollen ausdauernder Pflanzen, teils den Embryo in den Samen der Blütenpflanzen, teils die Sporen der Kryptogamen.

Keim, Theodor, protest. Theolog, geb. 17. Dez. 1825 zu Stuttgart, studierte in Tübingen und Bonn, wirkte 1851—55 als Repetent zu Tübingen und übernahm 1856 ein Diakonat in Eßlingen; 1860 folgte er einem Ruf als ordentlicher Professor der Theologie an die Universität Zürich, von wo er 1873 in gleicher Eigenschaft nach Gießen übersiedelte; er erkrankte daselbst aber bald und starb 17. Nov. 1878. Außer einer Sammlung von Predigten (Stuttg. 1861—62, 2 Bde.) gab er wertvolle Beiträge zur Geschichte des 16. Jahrh. heraus: »Die Reformation der Reichsstadt Ulm« (das. 1851); »Schwäbische Reformationsgeschichte bis zum Augsburger Reichstag« (Tübing. 1855); »Reformationsblätter der Reichsstadt Eßlingen« (Eßling. 1860); »Ambrosius Blarer« (Stuttg. 1866), sowie drei epochemachende Arbeiten über die Lebensgeschichte Jesu: »Der geschichtliche Christus« (3. Aufl., Zürich 1866), »Geschichte Jesu von Nazara« (das. 1867—72, 3 Bde.), »Geschichte Jesu nach den Ergebnissen heutiger Wissenschaft, für weitere Kreise übersichtlich erzählt« (2. Aufl., das. 1875). Außerdem erschienen von ihm: »Der Übertritt Konstantins d. Gr. zum Christentum« (Zürich 1862); »Celsus' wahres Wort« (das. 1873); »Aus dem Urchristentum« (das. 1878); »Rom und das Christentum« (mit einem Nachruf von Ziegler, Berl. 1881).

Keimbläschen (Vesicula germinativa), der Kern der unbefruchteten Eizelle (s. Ei, S. 349); in der Botanik diejenige Zelle in den Samenknospen der Phanerogamen, aus welcher nach der Befruchtung der Embryo sich entwickelt.

Keimblätter, in der Botanik, s. Kotyledonen. — In der Entwickelungsgeschichte der Tiere sind die K. die wie Blätter eines Buches übereinander liegenden Schichten des noch jungen Embryos, aus denen bei weiterm Wachstum die verschiedenen Organe hervorgehen. Besonders deutlich und daher auch zuerst bekannt geworden sind die K. im Embryo des Huhns, überhaupt der Wirbeltiere, während sie bei manchen niedern Tieren nicht immer die Blattform besitzen. Man unterscheidet am Embryo von außen nach innen (oder von oben nach unten) drei K.: das äußere (obere, Ektoderm, Epiblast, Hautsinnesblatt), aus welchem Oberhaut, Hautdrüsen, Zähne, Horn ꝛc., Speicheldrüsen, Gehirn, Rückenmark und Sinnesorgane (daher Hautsinnesblatt) sowie Speiseröhre und Enddarm hervorgehen; das innere (untere, Entoderm, Hypoblast, Darmdrüsenblatt), welches die innere Auskleidung des Mitteldarmes und seiner drüsigen Anhänge (Leber ꝛc.) liefert; und das zwischen beiden gelegene mittlere (Mesoderm, Muskelblatt), welches den Hauptteil der Muskulatur herstellt und sich in zwei Lagen (Haut- und Darmmuskelblatt) spaltet. Während die beiden ersten K. allen Tieren (mit Ausnahme der Protozoen, s. d.) zukommen, kann das mittlere Keimblatt fehlen; das ist bei den Cölenteraten (s. d., also Quallen, Polypen ꝛc.) der Fall, indem zwischen Ektoderm und Entoderm eine gallertartige sogen. Stützsubstanz ausgeschieden wird, welche nichts mit der Muskulatur zu thun hat. Gewöhnlich entsteht das mittlere Blatt aus dem innern in der Art, daß sich im Embryo vom Mitteldarm (Urdarm, Gastrula) rechts und links zwei Abteilungen losschnüren und sich so gruppieren, daß ihre innere Wand sich als Darmmuskelblatt dem Darm von außen, ihre äußere dagegen sich als Hautmuskelblatt der Haut von innen anschmiegt, während der zwischen ihnen gelegene Hohlraum zur Leibeshöhle (Brust- und Bauchhöhle) wird. Diese ist also hier ein Teil des Darmes; man nennt die Tiere, bei welchen dies der Fall ist (z. B. Wirbeltiere, Gliedertiere, Gliederwürmer), Enterocölier im Gegensatz zu den Schizocöliern (z. B. Plattwürmer). Bei diesen entsteht das Mesoderm, hier auch Mesenchym genannt, dadurch, daß von den beiden andern Blättern einzelne Zellen sich ablösen und die Blätter auseinander drängen; die Leibeshöhle aber stammt nicht vom Darm ab, sondern fehlt entweder oder bildet sich durch Zusammenfließen einzelner Lücken im Mesoderm. Vgl. Hertwig, Die Cölomtheorie (Jena 1881).

Keimblättertheorie, s. Entwickelungsgeschichte.

Keimdrüsen, s. Drüsen und Geschlechtsorgane.

Keimesgeschichte, s. Entwickelungsgeschichte.

Keimfrucht, s. Sporangium.

Keimkörner, s. Sporen.

Keimling, s. v. w. Embryo.

Keimscheibe, s. Ei, S. 350.

Keimung, der Inbegriff aller Erscheinungen, mit welchen die Entwickelung der Keime der Pflanzen zu neuen Individuen beginnt. Bei den Kryptogamen wächst die Innenhaut der Spore unter Durchbrechung der Außenhaut zu einer mehr oder weniger langen, schlauchförmigen Zelle (Keimschlauch) aus, in welche der Zellinhalt der Spore eintritt, und diese entwickelt sich dann meistens unmittelbar zum Thallus bei den Pilzen und Algen, zum Vorkeim bei den Moosen und Gefäßkryptogamen. Manche Kryptogamen keimen unter Bildung von Schwärmsporen. Bei den Phanerogamen besteht die K. in der Weiterentwickelung des im Samen schon vorhandenen Keimlings; sie beginnt mit dem Aufquellen des Samens infolge der Aufnahme von Wasser, und gewöhnlich berstet dann die Samenschale, bez. das Fruchtgehäuse. Im aufgequollenen Samen beginnen die Teile des Keimlings zu wachsen und die zur Ernährung des Keimlings bestimmten Reservenährstoffe in den Zellen des Endosperms, bez. der Samenblätter, sich unter Auftreten eines Ferments zu lösen. Zuerst wird das Würzelchen aus dem Samen hervorgeschoben und wendet sich stets in vertikal abwärts gekehrte Richtung, in welcher es als Hauptwurzel fortwächst und zugleich Nebenwurzeln erzeugt. Die Monokotyledonen keimen mit einer in der Regel bald absterbenden Hauptwurzel, welche früher oder später durch eine oder mehrere, aus der Keimachse hervorbrechende Nebenwurzeln ersetzt wird. Der einzige Samenlappen

der Monokotyledonen bleibt bei den meisten in dem Endosperm eingeschlossen; seine Basis aber streckt sich dergestalt in die Länge, daß der ganze Keimling aus dem Samen herausgeschoben wird, worauf dessen Knospe mit ihren Blättern ans Licht emporwächst, während der Same an seiner Stelle bleibt. Der Samenlappen spielt hier die Rolle eines aufsaugenden Organs, welches die assimilierten Nährstoffe aus dem Endosperm in den Keimling überführt. Bei den Gramineen bleibt das ganze Keimblatt im Samen eingeschlossen, und nur die aus mehreren scheidenförmigen Blättern bestehende Knospe tritt hervor, welche durch ein besonderes Saugorgan, das Schildchen (scutellum), mit dem Endosperm im Samen in Verbindung bleibt und durch die Reservestoffe des letztern ernährt wird. Unter den Dikotyledonen, welche meist zwei Samenblätter besitzen, sind zwei Hauptformen der K. zu unterscheiden. Entweder bleiben die Samenlappen im Samen eingeschlossen, und es erscheint nur die Knospe mit den ersten Laubblättern über dem Boden. Bei diesen Pflanzen sind die Samenlappen die Behälter der Reservenährstoffe, große, dicke und fleischige, nicht grüne Organe, welche bei der K. keine weitere Ausbildung zeigen, vielmehr in dem Maß rasch einschrumpfen und absterben, als sie ihre Stoffe an die Keimpflanze abgeben. Ungleich häufiger streckt sich, nachdem das Würzelchen im Boden sich befestigt hat, das hypokotyle Glied des Keimlings stark in die Länge und hebt den ganzen Samen über den Boden empor. Dann beginnen die Samenblätter sich zu vergrößern, streifen die Samenschale ab und breiten sich blattartig aus. In diesem Fall sind die Samenblätter meist grün gefärbt, haben Spaltöffnungen und nähern sich in Bau und Gestalt mehr den Laubblättern; sie sind darum schon wie diese fähig, rohe Nährstoffe zu assimilieren, bereiten also dem Keimpflänzchen die erste selbständige Nahrung und haben auch längere Dauer. Oft sind sie auch in diesem Fall die alleinigen Behälter der Reservenährstoffe des Samens. Enthalten aber die Samen Endosperm, so bleiben die Kotyledonen so lange in diesem eingeschlossen, bis sie die Nährstoffe desselben absorbiert haben, um sich dann erst als grüne Blätter zu entfalten.

Die Samen erlangen im allgemeinen die **Keimfähigkeit** mit ihrer Reife und bewahren dieselbe unter normalen Verhältnissen bei Ausschluß der Keimungsbedingungen ungleich lange; im allgemeinen keimen die Samen im ersten Jahr am sichersten, in den nächstfolgenden vermindert sich die Keimkraft zuerst langsamer, dann sehr rasch, indem immer weniger Samen zur K. kommen. Bei den Getreidearten geschieht dies nach 3–7 Jahren. Trockne Gemüsesamen aus **Tourneforts** Herbarium keimten noch im Pariser Garten, obgleich sie über 100 Jahre alt waren. Unter den Kryptogamen hat man die Sporen von Ustilago Carbo nach $2\frac{1}{2}$, von Ustilago Maïdis und Tilletia Caries nach 2 und die von Ustilago destruens noch nach $3\frac{1}{2}$ Jahren, diejenigen gewisser Marsilia-Arten nach 25–30 Jahren keimfähig gefunden. Samen, welche in allen Teilen wohlerhalten sind, kann man nicht ansehen, ob sie keimfähig sind oder nicht; es läßt sich dies nur durch den Versuch selbst, die sogen. **Keimprobe**, entscheiden. Einflüsse, welche dem Pflanzenleben überhaupt verderblich sind, zerstören auch die Keimkraft; doch sind die Samen dagegen weit widerstandsfähiger als die entwickelte Pflanze. Vollkommene Trockenheit wird nicht nur ertragen, sondern ist eine Hauptbedingung der Erhaltung der Keimkraft. Abschluß von der Luft ist unschädlich, weil am ruhenden Samen ohnedies keine Respiration stattfindet. Trockne Samen ertragen die stärksten Kältegrade, ohne ihre Keimkraft zu verlieren; gequollene Samen werden jedoch durch Erfrieren beschädigt, um so mehr, je niedriger die Kältegrade. Nach **Sachs** wird bei einstündiger Erwärmung in Luft an gewöhnlich trocknen Samen die Keimfähigkeit erst zerstört durch eine konstante Temperatur von z. B. 64–65° C. bei Mais und Gerste, 67–68° C. bei Roggen und Weizen, 71–73° C. bei Erbsen. Ganz vollständig ausgetrocknete Weizenkörner ertrugen sogar eine mehrstündige Erwärmung von 100° C., Rotkleesamen eine Temperatur bis beinahe 120° C., ohne ihre Keimkraft zu verlieren; bei gequollenen Samen geschieht dies aber schon bei 49–52° C. Ein schnell vorübergehendes Überwallen mit kochendem Wasser ist unschädlich, soll sogar die Keimfähigkeit begünstigen. Ähnliches ist von den Sporen der Kryptogamen, besonders der Pilze, bekannt.

Keimungsbedingungen sind für Samen und Sporen Anwesenheit von freiem Sauerstoff, Wasser und einem gewissen Temperaturgrad. Dunkelheit ist nicht notwendig; wenn Samen, die ganz im Boden verborgen sind, besser zu keimen scheinen als oberflächlich liegende, so hat das in den gleichmäßigern Feuchtigkeitsverhältnissen des erstern Falles seinen Grund. Samen keimen, auch wenn die übrigen Bedingungen der K. gegeben sind, in irrespirabeln Luftarten nicht. Auch schon ein ungenügender Zutritt der atmosphärischen Luft verhindert oder stört die K.; daher rührt es, daß Samen in außerordentlichen Tiefen des Bodens nicht keimen, aber dabei oft ihre Keimfähigkeit behalten und in späterer Zeit nach tieferer Umarbeitung des Bodens aufgehen. Liegen sie der Bodenoberfläche näher, aber immer noch zu tief, so beginnt zwar die K.; aber die Samen und Keimlinge sterben ab und verfaulen. Bei den Getreidekörnern geschieht dies z. B., wenn sie tiefer als 16 cm liegen; für größere Samen liegt dieser Punkt tiefer, für kleinere höher; daher die Regel: man bringe kleine Samen seicht, größere tiefer unter. Durch Versuche hat man auch die günstigste Tiefe der Aussaat für verschiedene Sämereien ermittelt, denn sehr seichte Lagen sind nur unter Voraussetzung stetig genügender Feuchtigkeit die besten. Sie beträgt für Weizen 3–$3\frac{1}{2}$, Roggen $1\frac{1}{2}$–3, Gerste 3–6, Hafer $2\frac{1}{2}$–$4\frac{1}{2}$, Erbsen $4\frac{1}{2}$–6, Wicken 3–$4\frac{1}{2}$, Bohnen $4\frac{1}{2}$–6, Mais $4\frac{1}{2}$–6, Runkeln $2\frac{1}{2}$–3, Raps, Rübsen 0,7–1,5, Kleearten 0,7–1,5 cm. Von der Temperatur ist die K. in der Weise abhängig, daß sie, solange das Thermometer unterhalb eines niedrigen oder oberhalb eines höhern Grades konstant sich erhält, unterbleibt, auch wenn alle andern Keimungsbedingungen gegeben sind. Jenen nennt man die untere, diesen die obere Temperaturgrenze der K.; diese bei jeder Pflanze bestimmten Werte sind besonders durch **Sachs'**, **de Vries'** und **Haberlandts** Versuche für gewisse Pflanzen festgestellt. Für Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Runkelrübe, Buchweizen, Hanf, Raps, Rübsen, Kresse, Mohn, Lein, Rotklee, Luzerne, Linse, Erbse, Saubohne liegt die untere Temperaturgrenze je nach der Art zwischen 1,9 und 7,5° C. Die Samen mancher Alpenpflanzen keimen noch bei + 2° C. Dagegen liegt das Minimum für Mais und Feuerbohne bei + 9 bis 9,6° C., bei Tabak und Kürbis + 13,7 bis 15° C., bei der Gurke sogar unterhalb + 18,5° C. Die obere Temperaturgrenze liegt bei Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Tabak, Mohn, Lein, Kümmel, Erbse, Saubohne, Buchweizen, Raps, Rotklee zwischen 28 und 42,5° C. und bei Mais, Hanf, Kürbis, Gurke, Feuer-

bohne ungefähr bei 46,2° C. Denjenigen konstanten Temperaturgrad, bei welchem die K. in der kürzesten Zeit erfolgt, nennt man das Optimum; je weiter sich die Temperatur von demselben entfernt, eine desto längere Zeit ist zur K. erforderlich. Folgende Zahlen geben das Optimum in Celsius-Graden: Mohn zwischen 16 und 18, Gerste 18, Roggen, Lein, Kümmel, Erbse 23, Hafer 25, Weizen, Tabak, Saubohne 27, Rotklee 31, Mais und Gurke 33, Hanf, Raps, Kürbis 36.

Die Keimdauer, d. h. die Zeit, welche unter gewöhnlichen günstigen Umständen vergeht von dem Zeitpunkt an, in welchem die Keimungsbedingungen eintreten, bis zum Hervorbrechen des Keimlings aus dem Samen, ist sehr ungleich. Sie ist bei den Sporen meist sehr kurz. Folgende Zahlen geben die Keimdauer für die nachverzeichneten Sämereien in einem und demselben freien Gartenland und unter denselben Temperaturverhältnissen (ungefähr + 12° C. mittlere Temperatur): Hirse 2, Rübsen, Kresse 3, Kürbis 5, Weizen, Hafer 6, Zichorie, Gartensalat, Lein, Senf 7, Portulak, Mais, Tabak 8, Erbse 9, Spinat, Rapunzel 10, Kerbel 11, Saubohne, Mohn 12, Petersilie 14, Spargel 19, Rittersporn 20, Ricinus 26 Tage, Mistel (Viscum album) 1½ Monat, Mandel ½—1 Jahr, Pfirsich, Acker-, Wachtelweizen 1 Jahr, Kornelkirsche, Weißdorn 1½ Jahr. Die K. ist immer begleitet von einem Gasaustausch: es wird Sauerstoff aufgenommen und Kohlensäure ausgeschieden; der Sauerstoff bewirkt Oxydation organischer Verbindungen und erscheint im allgemeinen ganz in der Kohlensäure wieder. Außer zu dieser eigentlichen Respiration dient aber, besonders bei ölreichen Samen, der eingeatmete Sauerstoff teilweise auch zu stofflichen Neubildungen, zur Umwandlung der Fette in Kohlehydrate; daher bei solchen Samen weniger Kohlensäure ausgeschieden wird, als dem eingeatmeten Sauerstoffvolumen entspricht. Die Verbrennungsprozesse sind die Ursache, daß bei der K. eine Wärmeentwickelung eintritt, welche besonders bei der Malzbereitung an der keimenden Gerste bemerkbar wird; keimende Erbsen, zu 100—200 Stück angehäuft, zeigen eine Selbsterwärmung um ca. 1,5° C. Die Ernährung des Keimpflänzchens geschieht zuerst ausschließlich auf Kosten der von der Mutterpflanze stammenden, im Samen niedergelegten Reservenährstoffe. Die Keimpflanzen der Phanerogamen erreichen sogar eine weitgehende Entwickelung, wenn man ihnen alle äußere Nahrung vorenthält. Der geringste Teil der Reservenährstoffe befindet sich in löslichem Zustand in den Samen, die meisten und wichtigsten in unlöslicher Form, und diese erleiden bei der K. wichtige Veränderungen. Das Stärkemehl wird durch diastatische, d. h. der Diastase bei der keimenden Gerste ähnliche, Fermente in lösliche Kohlehydrate (Dextrin, Zucker) übergeführt. In Samen, welche keine Stärke, dagegen viel fettes Öl enthalten, vermindert sich dasselbe rasch, während Stärke und Zucker erscheinen: unter Aufnahme von Sauerstoff bilden sich aus den Fetten Kohlehydrate. Die unlöslichen geformten Eiweißverbindungen (Aleuronkörner) verschwinden gleichfalls aus den Zellen; sie werden in lösliche Albuminate umgewandelt, bisweilen aber gespalten, indem Asparagin aus ihnen hervorgeht, welches während der K. erscheint. Infolge der Respiration geht dem Keimpflänzchen Kohlenstoff verloren, welcher als Kohlen- bis die selbständige Ernährung eintritt. Stickstoff verlieren jedoch bei diesem Prozeß die Keime nicht, sobald nicht Zersetzungen und Absterben von Organen stattfinden. Über Keimkraft, Keimungsenergie und Keimkraftprüfung s. Same.

Rein-Breis (»Rückgrat oder Kamm der Bretagne«), bretonischer Name für die Gebirge der Bretagne in ihrer Gesamtheit.

Kein Mensch muß müssen, Citat aus Lessings »Nathan der Weise« (1. Akt, 3. Auftritt).

Keiser, Reinhard, Komponist, geboren um 1673 bei Leipzig, besuchte daselbst die Thomasschule und widmete sich sodann ausschließlich der Musik. Schon 1692 brachte er zu Wolfenbüttel ein Schäferspiel: »Ismene«, auf die Bühne. Zwei Jahre später kam er nach Hamburg, wo kurz zuvor eine nationale Oper mit glänzenden Mitteln ins Leben gerufen war, und indem er sich dieser Anstalt sowohl als Komponist wie auch (von 1703 bis 1706) als Direktor widmete, konnte er bald zu großer Beliebtheit gelangen. Nächst dem Theater, für welches er 120 Opern geschrieben, förderte er auch das Hamburger Konzertwesen durch die 1700 und 1716 von ihm mit Mattheson veranstalteten Konzerte sowie die Kirchenmusik, letztere namentlich, nachdem er 1728 als Kantor an der Katharinenkirche angestellt war. Mit einer genialen Erfindungs- und Gestaltungskraft begabt, wäre K. der Mann gewesen, in seiner Kunst das Höchste zu leisten, wenn seine sittliche Kraft seiner musikalischen gleichgekommen wäre; da er aber das Wohlleben über alles liebte, so begnügte er sich in seinen künstlerischen Leistungen mit dem Beifall des großen Publikums, und die Folge davon war, daß der Wert seiner Arbeiten sich von Jahr zu Jahr verminderte. Er starb 12. Sept. 1739 in Hamburg, die bei seiner Ankunft so viel versprechende Opernbühne im vollständigen Verfall hinterlassend. Über seine hohe Bedeutung als Komponist ist unter seinen Zeitgenossen nur Eine Stimme; seine Opern, welche sogar bis nach Paris drangen, könnten, von den Texten abgesehen, teilweise noch heute ihren Reiz bewähren. Vgl. Lindner, Die erste stehende deutsche Oper (Berl. 1855); Chrysander, Reinhard K. (in der »Allgemeinen deutschen Biographie«).

Keith (spr. kihth), Binnenstadt in Banffshire (Schottland), am Isla, mit großen Vieh- und Pferdemärkten, Wollwarenfabrikation und (1881) 4339 Einw.

Keith (engl., spr. kīth), 1) George, gewöhnlich Graf oder Lord Marishal genannt, weil seine Familie die Marschallswürde von Schottland erblich besaß, geb. 2. April 1693 auf dem Schloß Inverugie bei Peterhead aus einer der ältesten und berühmtesten Familien Schottlands, diente zuerst unter Marlborough, beteiligte sich an den Jakobitenaufständen 1715 und 1719, wurde nach deren Mißlingen geächtet und zum Tod verurteilt, entkam aber nach Spanien, wo er in Kriegsdienste trat. 1747 begab er sich von da nach Berlin, ward von Friedrich d. Gr., dessen philosophische Grundsätze und litterarische Interessen er teilte, 1751 zum Gesandten in Paris, 1754 zum Gouverneur von Neuenburg, 1759 zum Gesandten in Madrid ernannt und erlangte 1759 durch des Königs Vermittelung von der englischen Regierung auch die Wiedereinsetzung in alle seine Güter und Würden. 1762 nach Neuenburg zurückgekehrt und 1763 nach Potsdam übergesiedelt, starb d. 25. Mai

des vorigen, geb. 11. Juni 1696 auf dem Schloß Inverugie in Schottland, beteiligte sich 1715 an der bewaffneten Erhebung der Anhänger der Stuarts für den Prätendenten, entfloh nach der Niederlage der Jakobiten bei Dumlaine 22. Nov. nach Frankreich, beteiligte sich 1719 an dem zweiten ebenso erfolglosen Aufstand und trat dann in spanische Kriegsdienste. In diesen machte er 1726—27 die Belagerung von Gibraltar mit, ging aber 1728 als Generalmajor in russischen Dienst über. 1734 zum Generalleutnant ernannt, beteiligte er sich am Türkenkrieg von 1736 bis 1739, namentlich an der Erstürmung von Otschakow, mit Auszeichnung, entschied im Kriege gegen die Schweden den Sieg der Russen bei Wilmanstrand (3. Sept. 1741) und vertrieb die Schweden von den Alandsinseln. Nach dem Frieden von Abo (1743) ging er als außerordentlicher Gesandter an den Hof von Stockholm und erhielt bei seiner Rückkehr von der Kaiserin Elisabeth den Marschallstab. Wegen der Intrigen des englischen Gesandten Lord Hyndford, der die Ausweisung seines Bruders Lord Marishal bei einem Besuch desselben veranlaßte, nahm er 1747 seinen Abschied und ging nach Berlin, wo ihn Friedrich d. Gr. zum Feldmarschall und zwei Jahre später zum Gouverneur von Berlin ernannte. Zugleich gehörte er nebst seinem ältern Bruder, Lord Marishal, zu den Vertrauten des Königs. Im Siebenjährigen Krieg focht er als Befehlshaber eines Korps bei Lowositz, Prag und Roßbach und erhielt 1758 das Kommando der Belagerung von Olmütz. Nach Aufhebung derselben leitete K. musterhaft den Rückzug des Belagerungstrains. Anfang September zum Oberbefehlshaber der in Sachsen gegen Daun agierenden Armee ernannt, schloß er sich im Herbste der Armee des Königs im Lager bei Hochkirch an. Hier hatte er beim Überfall Dauns 14. Okt die Österreicher dreimal zurückgetrieben, als ein Schuß in die Brust sein Leben endigte. Friedrich d. Gr. ließ 1786 seine Bildsäule auf dem Wilhelmsplatz zu Berlin aufstellen, und ein Verwandter, Sir Murray K., errichtete ihm 1776 in der Dorfkirche zu Hochkirch ein Marmordenkmal. Vgl. »Memoirs of J. M. K.« (1714—34, Berl. 1789); Varnhagen v. Ense, Leben des Feldmarschalls Jakob K. (3. Aufl., Leipz. 1873).

3) **Peter Karl Christoph** von, Leibpage des Kronprinzen Friedrich (spätern Königs Friedrich d. Gr.) von Preußen, geb. 24. Mai 1711 auf dem väterlichen Gut Poberow in Hinterpommern, war mit dem Kronprinzen eng befreundet, wurde deshalb als Leutnant nach Wesel versetzt, unterstützte 1731 von hier aus Friedrichs Fluchtpläne, rettete sich nach deren Entdeckung nach England und trat in portugiesische Dienste, während er in Wesel in effigie gehenkt wurde. Nach Friedrichs Thronbesteigung kehrte er nach Preußen zurück, ward Stallmeister, Oberstleutnant und Kurator der Akademie der Wissenschaften, fand sich aber hierdurch nicht genügend belohnt. Er starb 27. Dez. 1756. — Auch ein jüngerer Bruder, Leibpage des Königs, war bei den Vorbereitungen zur Flucht in Württemberg 1731 beteiligt. Mit den beiden vorigen Keiths waren diese, obwohl ebenfalls schottischer Herkunft, nicht verwandt.

4) **George Elphinstone**, **Viscount**, engl. Admiral, geb. 12. Jan. 1746 zu Elphinstone, trat während des Siebenjährigen Kriegs in den britischen Seedienst und war 1775 bereits zum Kapitän avanciert. Im Kriege gegen Nordamerika 1776—83 leistete er wichtige Dienste, und nach Beendigung desselben wurde er zum Sekretär und Kammerhern Georgs III. ernannt und für die schottische Grafschaft Dumbarton ins Parlament gewählt. Im Kriege gegen Frankreich zeichnete er sich 1793 während der Belagerung von Toulon aus und ward zum Konteradmiral befördert. 1795 erhielt er den Oberbefehl der gegen das Vorgebirge der Guten Hoffnung abgesandten Flotte, eroberte diese Kolonie und segelte sodann nach Indien, wo er Ceylon einnahm. 1797 wurde er nach einem glänzenden Sieg über ein holländisches Geschwader in der Bai von Saldanha zum irischen Peer erhoben. Später übernahm K. den Oberbefehl der Mittelmeerflotte und deckte 1801 die Ausschiffung des Heers des Lords Abercromby in Ägypten, wofür er zum Peer von Großbritannien mit dem Titel Baron K. ernannt wurde. Von 1803 bis 1807 führte K. das Kommando der Eskadre in der Nordsee, wurde darauf zum Admiral der Kanalflotte ernannt und leitete als solcher die Einschiffung Napoleons I. nach St. Helena, 1814 wurde er zum Viscount K. erhoben und starb 10. März 1823. Seine älteste Tochter, **Margaret**, **Baroneß Nairne und K.**, geb. 12. Juni 1788, eine Frau von ungewöhnlicher Bedeutung, Gemahlin des Grafen Flahault (s. d.), wußte ihren Salons während der Julidynastie politische Wichtigkeit zu verleihen. Sie starb 11. Nov. 1867 und vererbte ihren Titel auf ihre älteste Tochter Emily-Jane, die seit 1. Nov. 1843 mit dem Marquis von Lansdowne vermählt ist.

Keitum, Hauptort der schleswigschen Insel Sylt, hat eine alte Pfarrkirche, Schiffahrt, Austernfischerei und (1885) 853 evang. Einwohner.

Keif (türk.), eine Art Siesta bei den Türken, die man meist an öffentlichen Orten, im Winter in den Bazaren, im Sommer auf höher gelegenen Punkten hält. Ohne K. sein, s. v. w. unwohl sein.

Kekenis, Halbinsel, s. Alsen.

Kekrops, erster König und Begründer der Kultur in Attika, war nach der Sage ein Autochthone und von Gestalt halb Mann, halb Drache. So zeigt ihn ein Vasenbild des Nationalmuseums in Palermo



Kekrops (Vasenbild in Palermo).

(s. Abbildung). Seine Gemahlin war des Aktäos Tochter Agraulos (auch ein Beiname der Athene, mit Bezug auf den Segen des Feldbaues), welche ihm den Erysichthon, die Agraulos, Herse und Pandrosos (Wesen göttlicher Natur, welche mit dem Dienste der

Athene in Zusammenhang standen) gebar. Er vereinte die Urbewohner des Landes in zwölf Demen (Gemeinden), baute die Burg Kekropia und führte die Ehe, die ersten staatlichen Einrichtungen und das Recht des Eigentums ein. Als Schiedsrichter in dem Streit zwischen Poseidon und Athene um den Besitz von Attika bestimmte er die Nützlichkeit eines Geschenks als ausschlaggebend. Poseidon schuf das Pferd; Athene pflanzte am Pandroseion den so wichtigen Ölbaum und erhielt darauf das Land, dem sie den Namen Attika gab. Dem K. schreibt man auch die Einführung unblutiger Opfer und die Begrabung der Toten zu. K. war der Heros eines altpelasgischen, über Attika, Böotien und die Umgegend verbreiteten Stammes; die ägyptische Herkunft, welche man ihm vindizieren wollte, ist längst widerlegt. Auch andre sagenhafte Könige von Attika haben diesen Namen.

Kekulé, 1) Friedrich August, Chemiker, geb. 7. Sept. 1829 zu Darmstadt, habilitierte sich 1856 als Dozent der Chemie in Heidelberg, folgte 1858 einem Ruf als Professor der Chemie nach Gent und 1865 nach Bonn, wo er auch die Direktion des chemischen Instituts übernahm. K. hat durch zahlreiche Untersuchungen namentlich die organische Chemie gefördert, vor allem aber legte er durch seine Arbeit über die Vieratomigkeit des Kohlenstoffs (1858) das Fundament zu den neuen Ansichten über den Aufbau der chemischen Verbindungen. Diese Arbeit gab der organischen Chemie eine neue Richtung und gilt als das Wichtigste, was auf spekulativem Gebiet für die Chemie in neuester Zeit geleistet wurde. In seinem »Lehrbuch der organischen Chemie« (Erlang. 1861—67, 3 Bde.) und »Chemie der Benzolderivate« (das. 1867, beide unvollendet) brachte er die neuen Prinzipien zur Durchführung.

2) Reinhard, Archäolog, Verwandter des vorigen, geb. 6. März 1839 zu Darmstadt, studierte seit 1857 in Erlangen, Göttingen und Berlin, hielt sich 1863 bis 1868 in Italien und Griechenland auf, habilitierte sich dann in Bonn, wurde 1869 Konservator des Museums in Wiesbaden und 1870 außerordentlicher, 1873 ordentlicher Professor in Bonn. K. ist zugleich Vorstand des akademischen Kunstmuseums daselbst. Er schrieb unter anderm: »Hebe, eine archäologische Abhandlung« (Leipz. 1867); »Die Balustrade des Tempels der Athena Nike« (das. 1869); »Die antiken Bildwerke im Theseion« (das. 1869); »Die Gruppe des Künstlers Menelaos in Villa Ludovisi« (das. 1870); »Das akademische Kunstmuseum zu Bonn« (Bonn 1873); »Über die Entstehung der Götterideale der griechischen Kunst« (Stuttg. 1877); »Über den Kopf des Praxitelischen Hermes« (Stuttg. 1881); »Zur Deutung und Zeitbestimmung des Laokoon« (das. 1883); »Das Leben Friedr. Gottl. Welckers« (Leipz. 1880), und veröffentlichte einige umfangreiche Bilderwerke, wie: »Griechische Thonfiguren aus Tanagra« (das. 1878), »Die antiken Terrakotten«, Bd. 1: »Pompeji« (mit v. Rohden, das. 1880); Bd. 2: »Sizilien« (das. 1884), »Die Reliefs an der Balustrade der Athena Nike«, nach neuen Zeichnungen und Entwürfen von Otto (das. 1881).

Kekuneöl, s. Aleurites.

Kelänä, im Altertum große und blühende Stadt im südlichen Phrygien, an den Quellen des Mäander, besaß ein von Xerxes auf steilem Felsen gebautes festes Schloß, eine königliche Residenz und einen umfangreichen Wildpark, später Eigentum des jüngern Cyrus. Die Geschichte des Marsyas (s. d.) spielt in K.; Ruinen bei Diner.

Kelat, Staat in Belutschistan, umfaßt die Landschaften K. und Katscha Gandawa nebst Schal (Quetta), ferner Sarawan mit Mastung, Dschalawan mit Chozdar, Las mit Bela und Mekran mit Kedsch als Hauptorten; doch stehen die beiden letztern Provinzen in sehr losem Verband mit K. Der Gesamtumfang des Gebiets, über welches der Chan von K. einige Hoheitsrechte ausüben kann, beträgt 137,500 qkm (2540 QM.) mit 500,000 Einw. Das Land ist im Innern gebirgig. Die Hochthäler sind durchweg wasserarm, wasserreiche Flüsse finden sich nur am Südrand des Hochlandes. Der Ackerbau ist daher durchweg von der Bewässerung der Felder bedingt, und ein großer Teil der Bevölkerung führt ein Nomadenleben. Ihr Reichtum besteht in Herden von Schafen und Pferden, die in Indien gesucht sind. Die Bevölkerung ist eine gemischte; Stämme indischer Abkunft (Brahui u. a.) wiegen im Hochland, iranische (Belutschen u. a.) im Flachland vor. Die Macht des Chans ist gering, Grundabgaben erhebt er nur von bestimmten Städten und Dörfern; seine Einnahme beträgt jährlich etwa 600,000 Mk. Er hat eine erbärmlich ausgerüstete Leibwache von 1000 Mann; das Aufgebot erscheint nur, wenn es ihm gut dünkt. Die Hauptstadt K. liegt in 2057 m Meereshöhe und hat, da sie den Nordwinden ausgesetzt ist, ein gemäßigtes, sogar rauhes Klima, so daß Schnee den Boden zwei Monate lang bedeckt. Sie steigt in Terrassen empor und ist von Mauern und Bastionen aus Lehm umgeben, durch welche drei Thore führen. Da K. nur mit wenigen Geschützen armiert ist und überdies von den umliegenden Höhen beherrscht wird, kann es als Festung keinen Wert haben. Der weitläufige Bazar ist mit Waren wohlversehen; ein altes, die Stadt überschauendes Fort ist Residenz des Chans. Im W. und O. breiten sich ausgedehnte Vorstädte aus. Die Bevölkerung (Brahui, Hindu, Dehwar, Afghanen) wird auf 14,000 Seelen geschätzt. — Im Anfang dem Großmogul in Dehli unterthan, machte sich K. im 18. Jahrh. unabhängig, kam aber bald darauf unter die Herrschaft des persischen Königs Nadir Schah (s. Belutschistan). 1839 eroberten die Engländer die Stadt K. zur Strafe für mehrfache von den Grenzstämmen auf indischem Gebiet unternommene Raubzüge, setzten aber 1841 den rechtmäßigen Herrscher wieder ein und erhielten 1854 durch einen Schutz- und Handelsvertrag das Recht, in beliebige Orte des Landes Garnisonen zu legen. Der gegenwärtige Herrscher, Chodabad Chan, wurde 1857 zum Oberhaupt erwählt, 1863 vertrieben, aber 1864 abermals auf den Thron gesetzt. Von dem im Vertrag von 1854 ihm gewährten Recht machte England 1876 Gebrauch, indem es 1000 Mann zur Schlichtung innerer Streitigkeiten nach Mastung entsandte. Zugleich wurde im März 1877 ein neuer Staatsvertrag abgeschlossen, wonach der Chan eine Jahressubsidie von 200,000 Mk. und überdies monatlich 44,000 Mk. zur Verwendung für Wege 2c. erhält, wogegen England Truppen in beliebiger Stärke in jede Stadt legen und Befestigungen sowie Eisenbahnen und Telegraphenlinien anlegen darf, wo es ihm beliebt. Infolgedessen wurde eine politische »Agentur K.« geschaffen, Quetta sowie die Stadt K. wurden mit je 400 Mann Besatzung belegt und an Wegelnotenpunkten, wie am Fuß des Bolanpasses, Posten und Blockhäuser errichtet. Seitdem ist Quetta zu einer förmlichen Festung geworden, und die früher sehr räuberischen Bewohner sind zur Ruhe gebracht. Während des afghanischen Kriegs hielt K. zu England. Durch den östlichen Teil führt seit 1880 die Eisenbahn von Rohri am Indus nach Sibi an der afghanischen Grenze.

Kelbra, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Sangerhausen, in der Goldenen Aue, an der Helme und der Linie Halle-Münden der Preußischen Staatsbahn, hat ein Amtsgericht, eine große Dampfbrauerei, Seifenfabrikation, Steinbrüche und (1885) 1158 evang. Einwohner. Unmittelbar dabei Dorf Altendorf mit 1400 Einw. und südlich das prächtig bewaldete Kyffhäusergebirge mit den Ruinen der Rothenburg und des Kyffhäusers.

Kelch (lat. Calix), ein Trinkgeschirr in der Form eines umgekehrten, abgekürzten Kegels oder einer Halbkugel (cuppa genannt), mit einem hohen, durch einen Knauf (nodus) gegliederten Schaft und breiten Fuß, welcher rund oder vieleckig ist oder im Grundriß einen Drei-, Vier- oder Sechspaß bildet. Der K., dessen Form die ältesten Christen von den Juden und Römern übernahmen, ist am üblichsten als Trinkgeschirr bei der Feier des heiligen Abendmahls; daher auch die Benennung Abendmahlskelch. Ursprünglich hatte man nur einen K. Als die Gemeinden sich vergrößerten, führte man neben dem eigentlichen Altarkelch, in welchem der Geistliche den Wein konsekrierte, noch einen zweiten zur Verteilung des Bluts Christi an die Kommunikanten ein. Diese Kelche waren zur bessern Handhabung mit Henkeln versehen. Anfangs waren dergleichen Abendmahlskelche von Holz, dann von Glas, Thon, Erz, Marmor, Horn, bis sie endlich von Zinn, Kupfer, Silber und Gold, bisweilen auch von Onyx und Elfenbein verfertigt wurden. Gläserne Kelche, zu denen gläserne Patenen, Schalen zum Darbieten des heiligen Brotes und zum Bedecken der Kelche, gehörten, waren im christlichen Altertum am meisten üblich. Die angeblich von Christus beim Abendmahl gebrauchten Kelche aus Glas (der sogen. Gral) und Achat, die in Genua und Valencia aufbewahrt werden, sind unecht. Schon die ältesten gläsernen Kelche wurden mit Darstellungen (Bildern des guten Hirten) und Ornamenten versehen, noch reicher diejenigen aus unedlem und edlem Metall, welches zudem mit Edelsteinen, Perlen und Email verziert wurde. Später versah man die Kelche auch mit Inschriften, wofür der Tassilokelch (s. d.), der älteste uns erhaltene, ein Beispiel bietet. Im römischen Mittelalter wurden die Kelche mit Brustbildern Christi, der Evangelisten und von Heiligen geschmückt, an deren Stelle später ganze Figuren (z. B. Christus am Kreuz) traten. In der gotischen Epoche wurden die Cuppa, der Nodus und der Fuß reich mit Maß- und Laubwerk und durchbrochenem Ornament überzogen, welches noch mit kleinen Figuren belebt wurde. Der Fuß wurde in späterer Zeit meist im Sechspaß gestaltet. Die Renaissance brachte es zu keiner besondern Ausbildung des Kelches. Nur wurde die Cuppa am Rand ausgeschweift. Dem heiligen Gebrauch wird der K. übergeben durch die Kelchweihe, wel-



vorgegangene, häufig angewendete Kapitälform des romanischen Stils (s. Abbildung).

Kelchkrieg, s. v. w. Hussitenkrieg.

Kelchspelzen, gewisse Blätter an den Grasährchen (s. Ährchen und Gräser).

Kelchstaubfäden, s. Episepal.

Kelchstreit, der Streit, der wegen des den Laien beim Abendmahl entzogenen Kelchs geführt wurde; vgl. Abendmahl und Hussiten.

Keleos (Celeus), mythischer König zu Eleusis, in dessen Haus Demeter auf der Suche nach Persephone einkehrte; s. Demeter.

Keleti, 1) Karl, ungar. Statistiker, geb. 18. Juli 1833 zu Preßburg, studierte in Ofen, trat 1849 in die Reihen der Honveds, praktizierte darauf mehrere Jahre in Ämtern und wandte sich nach 1861 der Publizistik zu. 1865—66 redigierte er das »Politische Wochenblatt« des Barons Eötvös, 1867 wurde er Sektionsrat des Statistischen Büreaus, an dessen Spitze er jetzt als Ministerialrat steht, und 1868 zum Mitglied der ungarischen Akademie ernannt. Er veröffentlichte damals ein treffliches Werk über »Kataster und Grundsteuer«. 1869 vertrat er Ungarn auf dem internationalen statistischen Kongreß im Haag, wo ihm die Bearbeitung der europäischen Weinbaustatistik übertragen wurde, wohnte auch dem gleichen Kongreß in Petersburg (1872) bei, auf welchem er zum Mitglied der permanenten Kongreßkommission gewählt wurde, leitete den statistischen Kongreß in Budapest 1876 und wurde Präsident der Permanenzkommission bei deren Sitzungen in Paris 1878. Er veröffentlichte in ungarischer Sprache: »Amtliche statistische Mitteilungen« (18 Hefte); »Amtliches statistisches Jahrbuch« (1872 ff., 15 Bde.); »Unser Vaterland und dessen Bevölkerung« (Pest 1871, 2. Aufl. 1873); »Skizze der Landeskunde Ungarns« (1873, auch deutsch); »Handbuch der praktischen Statistik« (das. 1875); »Rapport sur l'état de l'agriculture en Hongrie« (das. 1878); »Ungarns Nationalitäten auf Grund der Volkszählung des Jahrs 1880« (das. 1882); »Ungarn im Weltverkehr. Zur Statistik der Hypothekarschulden in Ungarn« (das. 1885) u. a.

2) Gustav Friedrich, ungar. Maler und Kunstschriftsteller, geb. 1834 zu Preßburg, widmete sich anfangs juristischen Studien zu Pest und Wien und trat als Erzieher in das Haus des ungarischen Unterrichtsministers Eötvös, dessen Geistesrichtung auf seine Entwickelung nachhaltigen Einfluß übte. Seiner Neigung folgend, wandte sich K. darauf der Künstlerlaufbahn zu. Während eines mehrjährigen Aufenthalts an der Kunstakademie zu München fand er unter dem Einfluß von Fischbach, Voltz und Schleich seine eignen Wege, die ihn im Fach der Landschaftsmalerei der lyrisch-heroischen Richtung zuführten. Nebenbei versuchte er mit Glück seinen durch wiederholte Reisen geläuterten Kunstanschauungen auch auf litterarischem Gebiet in Ungarn Geltung zu verschaffen und daselbst eine objektivere und verständ-

schule, große Kalk- und Sandsteinbrüche, eine Cellulosefabrik, Bierbrauerei, starken Handel mit den sogen. Kelheimer Platten, Getreide und Holz, Schiffbau und (1885) 3162 fast nur kath. Einwohner. — K. war bereits 843 Hauptort des Kelsgaues, im 12. und 13. Jahrh. bis zur Ermordung des Herzogs Ludwig (1231) Residenz der bayrischen Herzöge und ward 1181 durch Herzog Otto I. Stadt. Bedeutende Rechte erhielt der Ort alsdann noch 1335 von dem Herzog Heinrich von Landshut. Westlich von K. auf dem Michaelsberg erhebt sich die dem Andenken an die deutschen Befreiungskriege von 1813—15 gewidmete, nach Gärtners und Klenzes Entwürfen auf Anordnung König Ludwigs I. 1842—63 im griechisch-römischen Stil erbaute Befreiungshalle. Dieselbe ist ein 66 m hoher Rundbau, welcher auf einer dreistufigen Terrasse von 7 m Höhe ruht und auf zwei Freitreppen zugänglich ist. Die mit einer Kuppel überwölbte Rotunde hat einen Durchmesser von 55 m und ist außen von 18 Strebepfeilern umgeben, von denen jeder mit der Kolossalstatue einer germanischen Jungfrau gekrönt ist, und denen gegenüber am äußersten Rande der Terrasse 18 Kandelaber stehen. Das ganz mit farbigem Marmor bekleidete Innere enthält 34 Siegesgöttinnen aus karrarischem Marmor von Schwanthaler, dazwischen, von je zweien gehalten, 17 aus eroberten französischen Geschützen gegossene Bronzeschilde mit den Namen der gewonnenen Schlachten; ferner auf weißmarmornen Tafeln über den Arkadenbogen 16 Namen deutscher Heerführer und noch weiter oben 18 Namen von eroberten Festungen. Die Erleuchtung geschieht durch eine 9 m im Durchmesser haltende Lichtöffnung in der reich kassettierten Kuppel. Eine Säulengalerie im Innern gestattet einen prächtigen Überblick, die äußere Galerie eine vortreffliche Fernsicht. Vgl. Stoll, Geschichte der Stadt K. (Landsh. 1867); Derselbe, Die Befreiungshalle (6. Aufl., Regensb. 1884).

Kellberg, Dorf im bayr. Regierungsbezirk Niederbayern, 6 km nordöstlich von Passau, mit 700 Einw., einer uralten Kirche, Papierfabrik und Mineralquelle nebst Badeanstalt. Das Wasser ist ein starker Eisensäuerling von 10° C. Temperatur.

Kelle, großer Löffel mit langem Stiel, entweder tief, wie z. B. bei der Suppenkelle, oder in breiter Form, wie bei der Schöpfkelle (zum Abschöpfen des Schaums bei kochenden Flüssigkeiten), oder in ganz platter Form, wie bei der Fischkelle; Werkzeug der Maurer zum Schöpfen und Anwerfen des Mörtels.

Kelleks, aus Fellen zusammengenähte und mit Luft gefüllte Schläuche, deren sich die Assyrer und andre Völker bedienten, um über Flüsse zu setzen. In Ninive sind Basreliefs aufgefunden, die dies bildlich darstellen. Noch jetzt dienen K. zum Warentransport auf dem Euphrat stromabwärts.

Kellen, Johann Philipp van der, Graveur und Kunstschriftsteller, geb. 9. Juli 1831 zu Utrecht als Sohn des Graveurs David van der K., lernte bei seinem Vater und wurde 1852 Graveur an der Reichsmünze zu Utrecht. Er führte verschiedene Me-

gleichmäßige Temperatur besitzen soll und meist zur Aufbewahrung von Speisen und Getränken, zur Verrichtung häuslicher Arbeiten, wie Kochen, Waschen ec., sowie, besonders in großen Städten, zu Wohnungen und Läden benutzt wird. Die normale Kellerwärme entspricht der herrschenden Bodentemperatur, welche gewöhnlich nur geringen Schwankungen unterliegt. Je tiefer der K. ist, um so leichter läßt sich diese Temperatur bewahren, weshalb man Eiskeller in der Regel sehr tief anlegt. Wo dies nicht angeht, führt man doppelte Mauern auf, zwischen welchen man eine die Wärme schlecht leitende Luftschicht einschließt, oder zu welchen man Hohlsteine verwendet. Oberirdische K. bedeckt man mit einer 1,5—2 m starken Erdschüttung und beschattet letztere mit eingepflanzten Sträuchern oder Bäumen. Der Zutritt zu einem solchen K. muß durch einen möglichst langen, mit doppelten Thüren verschlossenen Gang führen. Dasselbe gilt für K., welche in einen Abhang hineingebaut sind, z. B. für Felsenkeller. Die Tiefe eines solchen Kellers muß sich nach dem Stande des Grundwassers richten; muß derselbe unter dessen Spiegel reichen, so kann man den K. durch umgekehrte Gewölbe, Isolierschichten von Asphalt, Zement u. dgl. trocken legen. Andernfalls pflastert man den K. etwas abschüssig und legt an der tiefsten Stelle ein Sammelloch an, aus welchem das Wasser von Zeit zu Zeit herausgeschöpft wird. Unter Gebäuden bilden die Kellerwände zugleich die Fundamente der Geschoßwände, während ihre Decke schon der Sicherheit gegen Feuersgefahr wegen am besten gewölbt wird. Ragt der K. einige Fuß über die Oberfläche der Erde, so erleuchtet man denselben durch Fenster und hinter denselben angebrachte sogen. Kellerhälse; bei tiefer liegenden Kellern bringt man Schlote an und deckt diese auf der Bodenoberfläche mit dicken gegossenen Glasscheiben oder durchbrochenen Eisenplatten. Die Kellertreppe wird aus Backsteinen oder besser aus Werksteinen hergestellt und steigt bei beschränktem oder ganz fehlendem Flur unter einem Kellerhals empor, welcher in einen Vorbau des Hauses mündet. Liegen im K. Gegenstände, die Kohlensäure entwickeln, wie z. B. bei Gärkellern für Bier und Wein, so ist eine Ventilation notwendig. Unter Gebäuden erzielt man eine solche, wenn man in den Fußboden des Kellers einen Kanal münden läßt, der anderseits mit der Esse in Verbindung steht und durch eine Thür verschlossen werden kann. Über Eiskeller s. Eis, über Milchkeller s. Milch.

Keller (Kellerer, lat. Cellarius), s. v. w. Kellner, Kellermeister; Beamter, der die herrschaftlichen Gefälle an Wein, Früchten ec. erhebt und verrechnet; auch s. v. w. Rentbeamter überhaupt. Vgl. Kellerei.

Keller, 1) Johann Balthasar, Goldschmied und Erzgießer, geb. 1638 zu Zürich, hatte bereits vortreffliche Werke in getriebener Arbeit verfertigt, als er nach Paris ging und sich dort ausschließlich der Gießerkunst widmete. Er lieferte außer einer Menge von Mörsern und Kanonen Statuen für die Gärten von Versailles und eine 6,5 m hohe Reiterstatue Lud-

1831 Präsident des Obergerichts und Mitglied des Erziehungsrats. 1830 in den Großen Rat gewählt, war er 1832 und 1834 dessen Präsident. Zu wiederholten Malen vertrat K. seinen Kanton auf der eidgenössischen Tagsatzung und beteiligte sich in dieser Eigenschaft wesentlich an den Arbeiten für die Bundesreform (1833) und das Militärstraf- und Prozeßgesetzbuch (1837). In Anerkennung der letztern Arbeit wurde er zum Obersten und Chef des eidgenössischen Justizstabs ernannt. 1843 ging er als Professor der Rechte nach Halle, 1847 in gleicher Eigenschaft als Puchtas Nachfolger nach Berlin, wo er 11. Sept. 1860 starb. Früher der liberalen Richtung zugethan, huldigte er später dem entschiedensten Konservativismus und war als Mitglied der preußischen Zweiten Kammer sowie des Erfurter Parlaments ein Hauptwortführer der reaktionären Partei. Nach seiner Erhebung in den Adelstand ward er ins Herrenhaus berufen. Ein bleibendes Verdienst erwarb er sich durch Entwickelung und Neubelebung des römischen Prozeßrechts. Hierher gehören seine Werke: »Über Litiskontestation und Urteil« (Zürich 1827) und »Der römische Zivilprozeß und die Aktionen« (Leipz. 1852, 6. Aufl. von A. Wach 1883). Als tüchtigen Philologen bekunden ihn seine »Semestria ad M. T. Ciceronem« (Zürich 1842—51, Bd. 1). Noch schrieb er: »Monatschronik der Züricher Rechtspflege« (Zürich 1833—38, 12 Bde.) und »Die Baseler Teilungssache« (das. 1833). Seine Vorlesungen über Pandekten gab Friedberg (Leipz. 1861) und in 2. Auflage Lewis (das. 1867, 2 Bde.) heraus.

3) **Ferdinand**, Altertumsforscher, geb. 24. Dez. 1800 im Schloß zu Marthalen (Zürich), studierte in Zürich und ging nach Beendigung der philologischen und theologischen Studien 1825 nach Lausanne und 1826 nach Paris, um Naturwissenschaft zu studieren. Dann lebte er vier Jahre als Erzieher in England und kehrte 1831 nach Zürich zurück. Hier wurde er Lehrer an dem neugegründeten technischen Institut und Aktuar der Naturforschenden Gesellschaft. Als solcher veröffentlichte er mehrere Arbeiten über die Karrenfelder, die Eishöhlen und Windlöcher in den Alpen, die Tieferlegung des Lungernsees etc. Die Entdeckung und Untersuchung der Grabhügel im Burghölzli, Denkmäler, welche bis dahin in der Schweiz unbeachtet geblieben waren, führten zur Gründung der Antiquarischen Gesellschaft, deren Förderung K. als seine Lebensaufgabe betrachtete, und des Museums, welches unter Kellers Leitung in kurzer Zeit zu großer Bedeutung heranwuchs. Er erforschte die Trümmerstätten römischer Gebäude in allen Teilen der Schweiz und bemühte sich, eine Übersicht der keltischen und alemannischen Altertümer des Landes zu gewinnen. Im Winter 1853/54 entdeckte K. zu Obermeilen am Züricher See den ersten Pfahlbau, bereiste, da bald darauf auch am Bieler See ähnliches beobachtet wurde, alle bisher vermuteten oder bekannt gewordenen Seestationen und publizierte dann seinen ersten Bericht, der in alle neuern Sprachen übersetzt wurde. Später folgten noch sieben Berichte über Pfahlbauten. In den »Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft« und in dem »Historischen und antiquarischen Anzeiger« publizierte K. eine Reihe von neuen Erscheinungen und Thatsachen und trug dadurch nicht wenig zur Belebung des Interesses für historische und archäologische Fragen der verschiedensten Epochen bei. K. führte 40 Jahre hindurch, bis 1871, das Präsidium der Antiquarischen Gesellschaft. Als Ehrenpräsident derselben starb er 21. Juli 1881 in Zürich. Er publizierte noch: »Bauriß des Klosters St. Gallen vom Jahr 820« (Zürich 1844) und eine archäologische Karte der Ostschweiz (das. 1874). Vgl. Meyer v. Knonau, Lebensabriß von F. K. (Zürich 1882).

4) **Joseph**, Ingenieur und Reisender, geb. 20. Febr. 1804 zu Gerlachsheim im Tauberthal, machte seine technischen Studien in Karlsruhe und Wien, wurde 1839 zum Vorstand der Wasser- und Straßenbauinspektion in Mannheim ernannt und 1841 nach Karlsruhe versetzt. 1855 folgte er einem Ruf zur Leitung von Straßenbauten in Brasilien. Nach Vollendung der ersten Normalstraße durch dieses Land führte er sechs Reisen in das Innere desselben aus. 1869 kehrte K. nach Karlsruhe zurück, wo er in Ölbildern und Aquarellen verschiedenen Genres ein reiches Talent bekundete. Er starb 31. Aug. 1877.

5) **Augustin**, schweizer. Staatsmann, geb. 11. Nov. 1805 zu Sarmenstorf im Kanton Aargau, wurde für den geistlichen Stand erzogen, widmete sich aber 1826—30 zu München, Breslau und Berlin dem Studium der Philologie und Philosophie und gehörte der deutschen Burschenschaft an, wurde 1831 Professor am Gymnasium in Luzern, 1834 Direktor des aargauischen Lehrerseminars in Wettingen. Außerdem war er Mitglied des Großen Rats und wiederholt Tagsatzungsgesandter seines Kantons und that sich durch die energische Bekämpfung der Jesuiten und des Ultramontanismus hervor. Auf seinen Antrag wurden nach heftigem Widerstand 1841 die Mannsklöster im Aargau aufgehoben, er stellte auch 1844 bei der Tagsatzung den Antrag auf Ausweisung der Jesuiten, der jedoch erst 1847 durchging. 1856 wurde er in den aargauischen Regierungsrat gewählt und versah das Amt eines Erziehungsdirektors und Präsidenten des katholischen Kirchenrats. Gleichzeitig vertrat er seinen Kanton zuerst im Ständerat (1848/49), dann im Nationalrat (1854—66), seit 1866 wieder im Ständerat und war wiederholt Vorsitzender der einen wie der andern Versammlung. 1869 eröffnete er den Kampf der Baseler Diözesanstände gegen den Bischof Lachat durch sein Buch über die am Priesterseminar Solothurn eingeführte Moraltheologie des Paters Gury (2. Aufl., Aarau 1870), stellte sich 1870 an die Spitze der altkatholischen Bewegung in der Schweiz und wurde 1875 Präsident des Synodalrats der schweizerischen christkatholischen Kirche. Er starb, nachdem er sich 1881 von allen Ämtern zurückgezogen, 8. Jan. 1883 in Lenzburg. Vgl. Hunziker, A. K., ein Lebensbild (Aarau 1883); Herzog, Aphorismen aus A. Kellers pädagogischen Schriften (das. 1883).

6) **Joseph**, Kupferstecher, geb. 31. März 1811 zu Linz am Rhein, ging nach Bonn in die Schulgen-Bettendorffsche Kupferdruckerei und 1835 nach Düsseldorf, wo sich besonders Jul. Hübner seiner annahm, unter dessen Beirat er einen Stich nach Hübners Rasendem Roland ausführte. Nach dem Tode Thelotts wurde K. 1839 zuerst provisorisch als Lehrer der Kupferstecherkunst an der Kunstakademie zu Düsseldorf angestellt; 1846 wurde er Professor und bildete eine Anzahl Schüler. 1841 erhielt er vom Kunstverein für die Rheinlande und Westfalen den Auftrag, Raffaels Disputa zu stechen, und ging noch in demselben Jahr nach Rom, um dort eine große Zeichnung nach Raffaels Fresko zu fertigen. 1844 nach Düsseldorf zurückgekehrt, begann er, nach Vollendung eines großen Stichs von Raffaels heiliger Dreifaltigkeit in Perugia, seine Arbeit, neben welcher jedoch noch eine Reihe größerer und kleinerer Platten, so eine Himmelskönigin nach Deger, eine Mater dolorosa nach demselben, der Heiland im Grab nach Ary Scheffer u. a.,

fertig wurde. Die Disputa ist Kellers Hauptwerk, worin sich Sorgfalt des Stichels und malerische Weichheit in gleicher Weise geltend machen. Sodann ging K. an den Stich der Sixtinischen Madonna von Raffael, wozu er eine von Schurig in Dresden hergestellte, von ihm selbst überarbeitete Zeichnung benutzte. Macht sich in den frühern Arbeiten Kellers noch die Manier des Kartonstichs geltend, so ist dieselbe bei der Sixtinischen Madonna ganz abgestreift; bei derselben ist jedoch die zu große Weichheit und Unbestimmtheit der Formengebung zu tadeln, so daß der Stich hinter F. Müller und Mandel zurückbleibt. K. starb 30. Mai 1873 in Düsseldorf.

7) **Heinrich Adelbert von**, Germanist und Romanist, geb. 5. Juli 1812 zu Pleidelsheim in Württemberg, studierte in Tübingen Theologie, wandte sich aber zugleich unter Uhlands Leitung mittelalterlichen Sprachstudien zu. Als Frucht eines 13monatlichen Aufenthalts in Paris erschien: »Li Romans des sept sages« (Tübing. 1836). Im Herbst 1835 habilitierte sich K. als Privatdozent der germanischen und romanischen Litteratur in Tübingen, wo er von 1837 bis 1841 auch das Amt eines Unterbibliothekars der Universität bekleidete. In dieser Zeit gab er heraus: »Altfranzösische Sagen« (2. Aufl., Heilbr. 1876), veranstaltete mit Notter eine deutsche Ausgabe sämtlicher Romane des Cervantes (Stuttg. 1838–42, 12 Bde.), edierte den »Romancero del Cid« (das. 1840) und »Zwei Fabliaux« (das. 1840) und übersetzte außer anderm die »Gudrun« (das. 1840). Aus Gesundheitsrücksichten ging er 1840 nach Italien, wo er zu Rom und Venedig die bedeutendsten Bibliotheken durchforschte. Eine reiche Ausbeute von schätzbaren Beiträgen zur Geschichte mittelalterlicher Dichtung veröffentlichte er in seiner »Romvart« (Mannh. 1844). Nach seiner Rückkehr zum außerordentlichen, 1844 zum ordentlichen Professor und zugleich zum Oberbibliothekar ernannt, gab er heraus: »Diokletians Leben« von Bühel (Quedlinb. 1841); die »Gesta Romanorum« (Stuttg. 1842); »Li Romans dou chevalier au leon« (Tübing. 1841); mit Rapp eine Übersetzung Shakespeares (Stuttg. 1843–46); »Altdeutsche Gedichte« (Tübing. 1846); »Alte gute Schwänke« (2. Aufl., Heilbr. 1876); »Lieder Heinrichs von Württemberg« (Tübing. 1849); »Lieder Guillems von Burgunden« (Mitau 1849); »Meister Altwerts Werke« (Stuttg. 1850); »Italienischer Novellenschatz« (Leipz. 1851–52, 6 Bde.) und »Fastnachtsspiele aus dem 15. Jahrhundert« (Stuttg. 1853). 1850 legte er seine Stelle als Oberbibliothekar nieder; dagegen ward er 1849 Präsident des »Litterarischen Vereins« in Stuttgart und hat seitdem seine litterarische Thätigkeit vorzugsweise in den Schriften des Vereins entwickelt, für welchen er den »Simplicissimus« (1854–62, 4 Bde.), »Ayrers Dramen« (1864–65, 5 Bde.), »Das deutsche Heldenbuch« (1867), »Hans Sachs« (1870–1881, Bd. 1–18), »A. Tüngers Facetiae« (1875), »Widmann, Fausts Leben« (1881) und »Das Nibelungenlied nach der Piaristenhandschrift« (1880) zum Druck beförderte. Noch ist seine Schrift »Uhland als Dramatiker, mit Benutzung seines handschriftlichen Nachlasses dargestellt« (Stuttg. 1877) zu erwähnen. Er starb 13. März 1883. Vgl. Fischer, Nekrolog für A. v. K. (Berl. 1884).

8) **Gottfried**, Dichter, geboren 19. Juli 1819 zu Zürich, widmete sich zuerst der Landschaftsmalerei und verweilte zu seiner künstlerischen Ausbildung 1840–42 in München, kehrte dann aber in seine Heimat zurück und wurde sich hier bald darüber klar, daß sein schöpferisches Talent ihn weit mehr auf die Poesie als auf die bildende Kunst hinweise. Die Herausgabe der ersten Sammlung seiner »Gedichte« (Heidelb. 1846), in denen sich eine scharf geprägte Originalität neben tiefer Innigkeit und quellender Lebensfülle bekundete, entschied über seinen Beruf. Er ging, um Philosophie zu studieren, 1848 nach Heidelberg, 1850 nach Berlin und bethätigte seinen produktiven Drang wie sein eigentümliches Talent durch die Sammlung seiner »Neueren Gedichte« (Braunschw. 1851) sowie durch den großen Roman »Der grüne Heinrich« (das. 1854, 4 Bde.; neue, wesentlich umgearbeitete Ausg., Stuttg. 1879–80), welcher eine Fülle äußerer und innerer Erlebnisse, echt poetischer Stimmungen in einer allerdings lockern und stellenweise über den prosaischen Bericht sich nicht erhebenden Erfindung und Komposition enthält und jedenfalls zu den an poetischem Detail reichsten Romanen der neuern deutschen Litteratur gezählt werden muß. Ganz entscheidend und über jeden Zweifel hinaus dokumentierte der Dichter seine Bedeutung in den Erzählungen: »Die Leute von Seldwyla« (Braunschw. 1856), welche ihn unter die ersten Novellendichter der deutschen Litteratur einreihen. In Ernst und Humor enthält die Sammlung vollendete Meisterstücke (darunter: »Romeo und Julie auf dem Dorf«, »Die drei gerechten Kammmacher«). K. erwies darin neben der Fülle und Wärme sinnlich-anschaulichen Lebens eine seltene psychische Tiefe und Feinheit, schlagende Kraft der Charakteristik und den liebenswürdigsten Humor, welcher nur vereinzelt in schneidige Satire und Ironie umschlägt. 1861 ward K. zum ersten Staatsschreiber des Kantons Zürich erwählt. Da in die ersten Jahre nach seinem Amtsantritt mehrere Verfassungsrevisionen fielen, so ward ihm die freie Muße empfindlich verkümmert. Erst seit er 1876 von seiner amtlichen Stellung zurückgetreten, konnte er eine Reihe neubegonnener poetischer Arbeiten zu Ende führen. Vorher war die um eine Anzahl köstlicher Erzählungen, wie: »Dietegen«, »Der Schmied seines Glücks« und »Kleider machen Leute«, vermehrte 2. Auflage der »Leute von Seldwyla« (Stuttg. 1873–74, 4 Bde.; 5. Aufl. 1887, 2 Bde.) sowie die humoristisch-kecken, farbenreichen »Sieben Legenden« (das. 1872, 8 Aufl. 1883) erschienen; jetzt trat die obengedachte große und vielfach glückliche Neubearbeitung des »Grünen Heinrich« und die Sammlung »Züricher Novellen« (Stuttg. 1878, 2 Bde.; 4. Aufl., Berl. 1886, 2 Bde.) hervor, die in ihrer einrahmenden Erzählung wie in den einzelnen Geschichten (namentlich »Der Landvogt von Greifensee« und »Das Fähnlein der sieben Aufrechten«) wiederum eine wunderbare Fülle innern Lebens und Meisterstücke in Scherz und Ernst aufwies. Wenn die folgenden Novellen (»Das Sinngedicht«, 4. Aufl., Berl. 1884) trotz einzelner vorzüglicher Momente eine gewisse Ermattung des Dichters befürchten ließen, so ward diese Befürchtung durch alle neuern Gedichte, welche in den »Gesammelten Gedichten« Kellers (Berl. 1883) zu Tage traten, sowie durch den Musterroman »Martin Salander« (das. 1886) entscheidend widerlegt. Letzterer, von höchster Einfachheit der Komposition, birgt einen seltenen Reichtum des Lebens, eine Fülle charakteristischer Gestalten, satirischer Zeitschilderung und tief-poetischer Situationen, in mustergültiger Vollendung anschaulichen und eigentümlichen Stils, und stellt allein schon K. den tiefsten und reichsten schöpferischen Naturen der neuesten deutschen Litteratur an die Seite. Vgl. Brahm, Gottfried K. (Berl. 1883).

9) **Emile**, franz. Politiker, geb. 8. Okt. 1828 zu Belfort, besuchte die polytechnische Schule, trat 1857

als Regierungskandidat in den Gesetzgebenden Körper, sprach sich entschieden gegen die Haltung Napoleons in der römischen Frage aus und wurde der Vorkämpfer ultramontaner Politik in Frankreich, unterlag aber bei den Wahlen von 1863 und kam erst 1869 wieder in die Kammer. Als französierter klerikaler Elsässer that er sich 1870 beim Ausbruch des Kriegs durch seinen Preußenhaß hervor, errichtete und befehligte das erste elsässische Freikorps in den Kämpfen gegen Werder und protestierte als Deputierter des Oberrheins in der Nationalversammlung zu Bordeaux gegen die Abtretung Elsaß-Lothringens. Nach der Niederlegung seines Mandats von neuem in Belfort gewählt, war er einer der Führer der klerikal-legitimistischen Partei in der Nationalversammlung und zeichnete sich durch seinen Eifer in den Untersuchungskommissionen gegen Bazaine u. a. aus. 1876 wurde er in Belfort in die Deputiertenkammer gewählt. Außer einigen Broschüren über die Encyklika (1860 u. 1865) schrieb er: »Histoire de France« (Par. 1858, 2 Bde.; 8. Aufl., Tours 1883); »Le général de Lamoricière, sa vie militaire, politique et religieuse« (1873, 2 Bde.; 2. Aufl. 1880); »Les congrégations religieuses en France« (Tours 1880).

10) Gerard, niederländ. Schriftsteller, geb. 13. Febr. 1829 zu Gouda, wurde im Haag gebildet, ward 1849 Stenograph der Ersten Kammer und übernahm 1864 die Redaktion des »Arnhemsche Courant«. Von seinen Arbeiten nennen wir vor allen die weitverbreiteten Reisebilder: »Een zomer in het noorden« (Arnh. 1861); »Een zomer in het suiden« (das. 1864); »Het belegerde Parijs« (das. 1871) und »Het vermoorde Parijs« (das. 1872); »Weenen. Bezoek aan Wilhelmshöhe, Dresden, Praag etc.« (das. 1872); »Waldeck in vogelvlucht« (Haarl. 1879, bei Gelegenheit der Vermählung des Königs der Niederlande mit der waldeckischen Prinzessin) und »Europa in al zijn heerlijkheid geschetst« (Rotterd. 1877—80). Auch schrieb er zahlreiche (zum Teil auch ins Deutsche übersetzte) Novellen (gesammelt, Haag 1882, 5 Bde.), von denen angeführt seien: »Het huisgezin van den praeceptor« (1858); »Binnen en buiten« (1860); »De hypotheek op Wasenstein« (1865); »Vanhuis« (1867); »Oude kennissen« (1871); »Overkompleet« (1871); »Flikkerende vlammen« (1884) und »Nemesis« (1885). Daneben war K. als Redakteur der »Kunstkronick« auf dem Gebiet der niederländischen Kunstgeschichte thätig und trat auch als dramatischer Dichter (»Het blauwe lint«, »Duitsch en fransch«, »De dochter van den barbier«) sowie als beliebter Jugendschriftsteller auf.

11) Franz, genannt K.-Leuzinger, Ingenieur, Schriftsteller und Maler, Sohn von K. 4), geb. 30. Aug. 1835 zu Mannheim, besuchte die polytechnische Schule in Karlsruhe und begleitete 1855 seinen Vater nach Brasilien. Er leitete nach dessen Heimkehr noch ein Jahr die dortigen Arbeiten. Nach Karlsruhe zurückgekehrt, gab er die von ihm mit Illustrationen versehene Reisebeschreibung »Vom Amazonas und Madeira« (Stuttg. 1874) heraus und widmete sich in der Folge der Kunst, vornehmlich der Hebung des Kunstgewerbes. Er wurde mit der Leitung der von der Großherzogin von Baden gegründeten Schule für Kunststickerei ꝛc. betraut und nach zwei Jahren in ähnlicher Stellung nach Hamburg berufen, von wo er jedoch 1879 nach Stuttgart zurückkehrte. Er beschäftigt sich vornehmlich mit der Illustration geographischer und ethnologischer Werke.

12) Otto, Philolog und Altertumsforscher, Sohn von K. 7), geb. 20. Mai 1838 zu Tübingen, studierte in Bonn, bereiste Griechenland und Italien, ward in der Folge Rektor des Lyceums zu Öhringen, 1872 Professor an der Universität Freiburg und wirkt seit 1876 in gleicher Eigenschaft an der Universität Graz. Er schrieb: »Untersuchungen über die Geschichte der griechischen Fabel« (Leipz. 1862); »Vicus Aurelii, oder Öhringen zur Zeit der Römer« (Bonn 1872); »Die Entdeckung Ilions zu Hissarlik« (Freiburg 1875), die Frucht eines Ausflugs nach Kleinasien; »Epilegomena zu Horaz« (Leipz. 1879—80, 3 Tle.) und »Der saturnische Vers als rhythmisch erwiesen« (Prag 1883—86). Mit A. Holder veranstaltete er eine kritische Ausgabe von Horaz' Werken (Leipz. 1864—70, 2 Bde.; kleine Ausgabe in 1 Band 1878), selbständig gab er die »Rerum naturalium scriptores graeci minores« (das. 1877, Bd. 1) heraus.

13) Ferdinand, Maler, Sohn von K. 4), geb. 5. Aug. 1842 zu Karlsruhe, besuchte das Lyceum daselbst, folgte jedoch 1857 seinem Vater und Bruder, welche als Ingenieure zu Straßen- und Brückenbauten nach Brasilien berufen worden waren. Hier sammelte K. eine große Anzahl Naturstudien in den tropischen Wäldern. 1862 nach Karlsruhe zurückgekehrt, bildete er sich an der dortigen Kunstschule unter J. W. Schirmers Leitung weiter aus. Seit 1864 lernte er unter Canon die Figurenmalerei, ohne jedoch der Landschaft ganz untreu zu werden. Sodann besuchte er vier Winter lang Italien, besonders Rom. Kellers erstes größeres Historienbild: Tod Philipps II. von Spanien, unter Canon für die Pariser Weltausstellung von 1867 gemalt, erhielt in Rio de Janeiro den ersten Preis der dortigen internationalen Kunstausstellung. Nun folgten kleinere Bilder: der Alchimist, die moderne Diana, ferner größere Landschaften: brasilischer Urwald ꝛc., auch viele Porträte, sodann Nero beim Brand Roms, welches Bild dem Künstler auf der Wiener Weltausstellung 1873 die Medaille für Kunst erwarb. Allgemein bekannt wurde sein Name durch die Konkurrenz für den neuen Theatervorhang in Dresden, bei welcher er für seine Skizze den Preis gewann. Der ausgeführte Vorhang zeigt die geflügelte Phantasie mit den Künsten des Dramas und der Musik. K. versuchte sich auch im Fresko; nachdem er schon um 1870 in der Jesuitenkirche zu Heidelberg eine Himmelfahrt Mariä a fresco gemalt, führte er im Sommer 1875 ein Wandgemälde: die Vertreter der Kunst und der Wissenschaft im Altertum, in einem neuen Staatsgebäude seiner Vaterstadt aus. Seine spätern Werke: Sieg des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden bei Salankemen (Kunsthalle zu Karlsruhe), Hero und Leander (1880), einige Porträte, und dekorative Arbeiten in der Aula der Universität zu Heidelberg und für Privathäuser, sind seine reifsten Schöpfungen, welche ihn als einen der hervorragendsten Vertreter des modernen Kolorismus kennzeichnen. Er ist Professor an der Kunstschule zu Karlsruhe.

Kellerassel, s. Asseln.

Kellerbeeren, s. Daphne.

Kellerberg, Schloß, s. Battenberg.

Kellerei, die Gesamtheit der Kellerräume mit Zubehör, z. B. an Höfen, in großen Weinhäusern; auch die Gesamtheit der dabei Bediensteten sowie das Amt und die Wohnung des Kellers oder Kellerbeamten.

Kelleresel, s. Asseln.

Kellerhals, Pflanzengattung, s. Daphne.

Kellermann, 1) François Christophe, Herzog von Valmy, Marschall von Frankreich, geb. 28. Mai 1735 zu Wolfsbuchweiler a. d. Tauber, trat

1752 in ein französisches Husarenregiment, machte als Unteroffizier mehrere Feldzüge im Siebenjährigen Krieg mit und hatte 1788 bereits den Rang eines Generalmajors (Maréchal de Camp). Der Revolution schloß er sich entschieden an und erhielt 1792 an Luckners Stelle das Kommando über die Moselarmee. Vor den Preußen zog er sich bis zu den Argonnen zurück, vereinigte sich 19. Sept. mit Dumouriez und lieferte dem Feind 20. Sept. die berühmte Kanonade von Valmy, die zwar unentschieden blieb; doch traten die Preußen hierauf ihren Rückzug aus der Champagne an, und Napoleon I. ernannte daher K. später (1804) zum Herzog von Valmy. Nach Beendigung des Feldzugs ward er unter Custines Befehl gestellt und, von demselben angeklagt, die Belagerung von Lyon nicht energisch genug betrieben zu haben, 1793 ins Gefängnis geworfen. Der Sturz Robespierres 27. Juli 1794 hatte jedoch seine Befreiung und Ernennung zum Oberbefehlshaber der Alpenarmee zur Folge, in welcher Stellung K. aber wenig Gelegenheit fand, sich auszuzeichnen. 1797 erhielt er den Befehl, die Gendarmerie zu organisieren, und wurde 1801 zum Offizier der Ehrenlegion und 1803 zum Präsidenten derselben ernannt. Die ruhmvolle Waffenthat seines Sohns (s. Kellermann 2) bei Marengo befestigte auch den Vater immer mehr in der Gunst des Ersten Konsuls, der ihm den Titel Reichsmarschall und die Senatorenwürde verlieh. Während des Feldzugs von 1806 organisierte K. die Nationalgarden am Oberrhein und befehligte 1809 ein Observationskorps an der Elbe. Nach der Schlacht bei Hanau (1813) erhielt er das Kommando über die bei Metz vereinigten Reservetruppen. 1814 schloß er sich Ludwig XVIII. an. Dieser ernannte ihn zum Kommissar für die Militärdivision Metz, dann zum Großkreuz des Ludwigsordens und Pair des Reichs, welche Würde K., da er während der Hundert Tage kein öffentliches Amt bekleidete, auch nach der zweiten Restauration behielt. Er starb 12. Sept. 1820. Seinem Willen gemäß wurde sein Herz unter dem ihm auf dem Schlachtfeld von Valmy errichteten Denkmal beigesetzt.

2) François Etienne, Herzog von Valmy, franz. General, Sohn des vorigen, geb. 4. Aug. 1770 zu Metz, nahm unter seinem Vater an den ersten Feldzügen des Revolutionskriegs teil und stand 1796 als Generaladjutant bei der Armee Bonapartes, wo er sich namentlich beim Überschreiten des Tagliamento durch seinen entschlossenen Angriff auf die österreichische Kavallerie auszeichnete. Als Brigadegeneral entschied er 1800 die Schlacht bei Marengo, indem er mit seiner schweren Kavalleriebrigade der auf der Straße von Alessandria vorrückenden österreichischen Grenadierkolonne plötzlich und so ungestüm in die Flanke fiel, daß dieselbe gesprengt wurde; er ward hierfür zum Divisionsgeneral ernannt. Mit gleicher Auszeichnung focht er bei Austerlitz und in Spanien. 1813 nach Sachsen berufen, nahm er an der Schlacht bei Bautzen rühmlichen Anteil. Ludwig XVIII. ernannte ihn 1814 zum Generalinspek-

gen, geb. 16. April 1802 zu Paris, betrat während der Restauration die diplomatische Laufbahn. Den Bourbonen stets sehr ergeben, trat er 1833 aus dem Staatsdienst und galt seitdem für eine Hauptstütze der legitimistischen Partei in der Presse sowohl als in der Kammer, in welche er 1842 vom Departement Toulouse gewählt wurde. 1848 zog er sich ganz vom politischen Leben zurück und starb 2. Okt. 1868 in Passy. K. schrieb: »De la force du droit et du droit de la force« (1850), »Histoire de la campagne de 1800« (1854, nach Papieren seines Vaters), »Le génie des peuples dans les arts« (1867) und einige politische Broschüren.

Kellermeister, der Hausbeamte, welchem die Fürsorge für den Wein und Weinkeller obliegt. Früher eine Hofcharge bei den Königen von Frankreich (officier du gobelet).

Kellerschnecke, s. Ackerschnecke.

Kellertuch, s. Schimmel.

Kellerwald, s. Haina.

Kellerwechsel (Reitwechsel), Bezeichnung für einen Wechsel, auf dem eine Unterschrift gefälscht ist. Namentlich nennt man so den Wechsel, auf welchen das angebliche Accept einer Person oder Firma gesetzt ist, welche gar nicht existiert; auch bezeichnet man damit einen Wechsel, der auf eine Person oder Firma gezogen ist, die nicht existiert oder die insolvent ist. Derartige Manipulationen (Wechselreitereien), welche zuweilen vorgenommen werden, um augenblicklich Geld zu beschaffen, indem der K. weiter begeben wird, bis er mit Protest zurückkommt, werden unter Umständen als Fälschung oder als Betrug bestraft. Vgl. Schneider, Der K. und seine Fabrikanten (Berl. 1876).

Kellerwirtschaft, die Behandlung des Weins im Keller; Schankwirtschaft in den Räumen eines Kellers; in Bayern Bezeichnung der mit den außerhalb der Stadt belegenen großen Bierkellern der Brauereien verbundenen Schankwirtschaften. Im Sommer werden daselbst große Volks- und Bierfeste (Kellerfeste) gefeiert.

Kellett, Sir Henry, ein um die Geographie hochverdienter engl. Seemann, geb. 1806, trat mit 14 Jahren in die Marine, beteiligte sich bei den Nachforschungen nach Sir John Franklin und entdeckte dabei 1849 von der Beringsstraße aus die Heraldinsel (Wrangell-Land); 1852 machte er Belchers arktische Expedition mit und nahm Mac Clure und seine Mannschaft vom Investigator auf. 1854 ging er als Kommodore nach Westindien, 1864 nach Malta, 1869 als Kommandant der englischen Flottenstation nach China. Er starb als Vizeadmiral 1. März 1875 zu Clanocody House in der Grafschaft Tipperary.

Kellgren, Johan Henrik, schwed. Dichter, geb. 1. Dez. 1751 zu Floby in Westgotland, studierte zu Abo, lebte einige Zeit daselbst als Privatlehrer, ward 1774 Dozent der Ästhetik, ging später als Hauslehrer nach Stockholm und verband sich 1778 mit Lenngren zur Herausgabe der Zeitschrift »Stockholmsposten«, die beim Publikum bald zu großem Ansehen gelangte.

poetische Einkleidung sein Werk war, während Plan und Anlage dem König Gustav gehörten. Die meisten seiner Gedichte sind entweder satirische oder erotische, die erstern durch seinen, körnigen Witz, die letztern durch tiefes Gefühl, beide aber stets durch meisterhafte Behandlung der Form ausgezeichnet. Viele derselben gehören zu dem Schönsten, was die schwedische Lyrik hervorgebracht hat. Besonders hervorzuheben sind von den satirischen Gedichten: »Mina löjen« (»Meine Späße«) und »Ljusets fiender« (»Die Lichtfeinde«); unter den Liedern: »Nya skapelsen« (»Die neue Schöpfung«), »Till Kristina«, »Sigvart och Hilma« und der Vaterlandsgesang »Cantaten den 1. Januar 1789«. Kellgrens Werke erschienen gesammelt Stockholm 1796, 3 Bde. (neueste Ausg., Upsala 1884—85). Seine prosaischen Schriften übersetzte Lappe (Neustrelitz 1801) ins Deutsche.

Kellinghusen, Flecken in der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, Kreis Steinburg, an der Stör, 3 km von der Eisenbahnstation Wrist (an der Linie Altona-Kiel der Preußischen Staatsbahn), hat eine evang. Kirche, ein Amtsgericht, eine Irrenpflegeanstalt, Eisengießerei und Maschinenfabrikation, eine Thonwarenfabrik und (1885) 2170 evang. Einwohner.

Kellner, Lorenz, namhafter kath. Schulmann, geb. 28. Febr. 1811 in Heiligenstadt, wurde dort Seminarlehrer, 1848 Regierungs- und Schulrat in Marienwerder, 1855 in Trier. Seine Lehrbücher über den Unterricht in der deutschen Sprache haben ihrer Zeit Epoche gemacht, indem er statt der abstrakten Denk- und Sprechübungen der Becker-Wurstschen Schule einen auf die Musterstücke des Lesebuches gegründeten Sprachunterricht durch sie in der Volksschule einführte. Das wichtigste derselben ist: »Praktischer Lehrgang für den deutschen Sprachunterricht« (Erfurt 1837—40, 4 Tle.; in zahlreichen Auflagen). Von seinen übrigen Schriften sind zu erwähnen: »Zur Pädagogik der Schule und des Hauses«, Aphorismen (Essen 1850, 11. Aufl. 1883), »Volksschulkunde« (das. 1855, 8. Aufl. 1886), »Skizzen und Bilder aus der Erziehungsgeschichte« (das. 1862, 3 Bde.; 3. Aufl. 1880); »Kurze Geschichte der Erziehung und des Unterrichts« (8. Aufl., Freiburg 1885).

Kellowayschichten, s. Juraformation.

Kells, altertümliche Stadt in der irischen Grafschaft Meath, am Blackwater, mit lateinischer Schule und (1881) 2822 Einw. Dabei auf dem 129 m hohen Lloyd Hill ein 32 m hoher Rundturm (im Mittelalter Kenlis genannt).

Kelmis, Ort, s. Moresnet.

Kelnhof (Kelhof), in Schwaben und der Schweiz Name gewisser, ursprünglich unter einem Kellermeister (Kelmaier) stehender Hofgüter (Klostergüter), der auf denselben haften blieb, auch nachdem die ursprüngliche Bedeutung thatsächlich erloschen war. Daher Kelnhofgut, alles, was zum K. gehörte, Kelnleute ꝛc.

Keloid (griech.), eigentümliche narbenähnliche, bei Druck schmerzhafte Bindegewebswucherung in der Haut, besonders des Gesichts, welche selbst nach operativer Entfernung mit Hartnäckigkeit wiederzukehren pflegt. Virchow rechnet das K. zu den bösartigen Geschwülsten.

Kelp (in England und Schottland, Varech, Vraic in Frankreich), aus Meeresalgen (Tang), besonders aus Fucus- und Laminaria-Arten an den Küsten Schottlands und Irlands, der Bretagne und Normandie gewonnene kali- und jodreiche Asche. Man unterscheidet getrifteten Tang, welcher von den Wogen an die Küsten geworfen wird, und geschnittenen Tang, der auf Felsen und Klippen und am Meeresufer wächst und gesammelt werden muß. Ersterer enthält 25 Proz. mehr Kali und 300 Proz. mehr Jod als letzterer. Nach dem ältern Verfahren werden die Tange getrocknet und in Gruben eingeäschert, wobei eine halbverglaste Masse entsteht, die im Durchschnitt enthält: Unlösliches 57 Proz., schwefelsaures Kali 10,2 Proz., Chlorkalium 13,5 Proz., Chlornatrium 16 Proz., Jod 0,6 Proz., andre Salze 2,7 Proz. 22 Tonnen feuchter Tang liefern 1 Tonne K. Diese wird methodisch ausgelaugt, der Rückstand (Kieselsäure-, Kalk- und Magnesiasalze) wird an Glashütten abgegeben, die Lauge verdampft (wobei sich viel schwefelsaures Kali ausscheidet) und in Kristallisationsgefäße gebracht. Hier scheidet sich Chlorkalium ab, und wenn man die Mutterlauge weiter verdampft (wobei sich Chlornatrium ausscheidet), so erhält man abermals und in derselben Weise noch zum dritten- und viertenmal Chlorkalium. Die letzte Mutterlauge versetzt man mit Schwefelsäure, trennt sie von dem hierbei sich ausscheidenden Schwefel und verarbeitet sie dann auf Jod (s. d.). Man unterwirft auch die Tange der trocknen Destillation und gewinnt dabei brennbare Gase, ammoniakalisches Wasser, Teer und einen kohlehaltigen Rückstand, welchem die Salze durch Wasser entzogen werden, während die ausgelaugte Kohle als Surrogat der Knochenkohle benutzt wird.

Kelpie (Kelpy), ein schottischer Wassergeist.

Kelso, Stadt in Roxburghshire (Schottland), in herrlicher Lage am Zusammenfluß des Teviot und Tweed, mit Hochschule (Gymnasium), Flanell- und Wollwarenfabriken und (1881) 4687 Einw. Dabei Floors Castle, der Sitz der Grafen von Roxburgh, und eine der berühmtesten Abteien Schottlands.

Kelt (Celt), Axt, s. Steinzeit und Metallzeit.

Kelten (Celti, Celtae), Name eines Volkes des indogermanischen oder arischen Sprachstammes. Wie der Name Germanen, ist auch der der K. nicht in der eignen Sprache des Volkes überliefert und würde in keltischer Sprache Celtos, Plural Celti, heißen, welches sich mit dem lateinischen celsus, celsi, lautlich und begrifflich deckt, also die Hohen, Erhabenen bedeuten, während Galli (s. Gallien) von einer keltischen Wurzel gal abgeleitet wird, von welcher Bezeichnungen des Kampfes und der Waffen gebildet sind, und die also wohl Kampf, Krieg bedeutet. Galli heißt also viri pugnaces, armati, kriegerische Männer, Kämpfer. Innerhalb der indogermanischen Sprachfamilie nehmen sie zwischen Italikern und Germanen eine Art Mittelstellung ein (s. Keltische Sprachen). Während der Name K. die Gesamtheit aller die keltische Sprache sprechenden Stämme umfaßt, wird der Name Gallier im Altertum hauptsächlich von den keltischen Bewohnern Frankreichs und Italiens gebraucht; Galatae (Galater) werden die nach Kleinasien vorgedrungenen K. genannt. Die K. wohnten in ältester Zeit, in viele Stämme zerspalten, im W. Europas, in Gallien und Britannien. Ohne Anhänglichkeit an die eigne Scholle, liebten sie das Wanderleben und verbreiteten sich auch über andre Länder. Die ältesten Auswanderungen gingen nach Spanien, wo sich die Eindringlinge nach heißen Kämpfen mit den schon vorhandenen Iberiern zu Einem Volk, den Keltiberern, verbanden. Aber auch unvermischt wohnten in diesem Land keltische Stämme. Herodot, Aristoteles und Hipparch rechneten wegen der großen Anzahl eingewanderter K. Spanien zum Land Keltika. Nach 600 v. Chr. wurden die Auswanderungen, besonders nach Italien, häufiger, deren weiterm

Vordringen nach S. sich im 4. Jahrh. die Römer mit Erfolg widersetzten. Da sie auch die K. in Gallia cisalpina um 220 zu unterjochen begannen und der Zudrang der keltischen Stämme in das überfüllte Oberitalien immer noch fortdauerte, so wandte sich ein Teil derselben weiter gegen O. und nahm Pannonien und die umliegenden Landschaften ein; Krain, Kärnten, Steiermark, Österreich, das westliche Ungarn, Slawonien, Kroatien, Serbien und Bosnien wurden von den kriegerischen K. erobert. Auch in Thrakien und Illyrien setzten sich die K. fest. 280 brachen von hier aus 212,000 keltische Krieger verheerend in Makedonien, Thessalien und Griechenland ein und ließen sich in Kleinasien (Galatia) nieder. Die K. waren groß und stark gebaut, hatten eine weiße Haut, blondes oder rötliches, langes, von Stirn und Scheitel über den Nacken gezogenes Haar, das sie durch Kunst noch röter zu machen suchten, blaue Augen, lebhafte und trotzige Blicke und Gesichtszüge, waren zanksüchtig, eitel, leichtgläubig, übermütig, prahlerisch und kriegslustig. Sie besaßen große geistige Bildsamkeit, natürlichen Verstand und besondere Begabung für Rede und Dichtung. Überhaupt atmete in ihnen ein ritterlicher Geist. Ihre Sprache klang den Römern und Griechen rauh und unfreundlich. Manche K. schoren den Bart, andre ließen ihn kurz stehen; die Vornehmsten trugen zwar ein glattes Kinn, aber einen starken Schnurrbart. Die Kleidung bestand in bunten wollenen Leibröcken, über welche manche einen Gürtel von Gold oder Silber festgeschnallt trugen, in Hosen (braccae) und in einem kurzen Flausmantel. Goldene Bänder zierten die Handwurzel und den Arm, goldene Ringe die Finger und Ketten von gleichem Metall den Hals. Mannshohe Lederschilde mit bunten Malereien, eherne Helme mit großen Aufsätzen, welche Hörner oder Tiergestalten vorstellten, eiserne Panzer, oft von Draht geflochten, waren die Schutzwaffen, und sehr lange, starke Schwerter wurden an eisernen Ketten schräg an der rechten Seite getragen. Die Lanzen waren mit einer mehr als handbreiten und 30 cm langen eisernen Spitze versehen; selten bediente man sich der Bogen und andrer Wurfwaffen. Am liebsten kämpften die K. zu Pferde oder auf Streitwagen, und der vornehmere Teil bildete die Ritterschaft, welche des Ansehens und der Furchtbarkeit halber möglichst viel Anhänger und Kriegsgehilfen zu gewinnen strebte. Diese Ritter liebten den Einzelkampf und riefen im Angesicht der Feinde die Beherztesten dazu auf. Im ersten Angriff waren die K. jederzeit fürchterlich und fast unwiderstehlich. Nur durch die geschickte Benutzung ihrer innern Streitigkeiten und dadurch, daß sie die erste Hitze des Angriffs verbrausen ließen, vermochten die Römer endlich die Oberhand über sie zu gewinnen. Für Gold leistete der Kelte gern Kriegsdienste; der keltische Söldner war wegen seiner Tapferkeit gesucht, aber auch vom Feind leicht zu erkaufen, und oft brachen Empörungen unter den keltischen Mietlingsscharen aus. Den K. fehlte vor allem die Fähigkeit, unter Gesetzen zu leben, den Einzelwillen der Gesamtheit unterzuordnen und mit beharrlichem Sinn einem höhern Ziel zuzustreben. Es galt als schimpflich für den freien Kelten, das Feld mit eignen Händen zu bestellen; der freie Bauernund keinen gegründet haben, daß weder ein dauerndes Reich, noch eine eigne Kultur von ihnen geschaffen wurde. Wegen der Unsicherheit der Nachrichten des Altertums über die Wanderungen und Wohnsitze der K., wegen der Leichtigkeit, mit der die K. in andern Völkern aufgingen, beruht die Forschung der ältesten Geschichte der K. auf sehr schwankender Grundlage, und das Streben der sogen. Keltomanen, welche überall keltische Spuren wittern, alle Namen durch das Keltische erklären wollen, wird hierdurch befördert, obwohl nicht gerechtfertigt. Vgl. **Zeuß**, Die Deutschen und ihre Nachbarstämme (München 1837); **Diefenbach**, Celtica (Stuttg. 1839—41, 2 Tle.); **Derselbe**, Origines europaeae (Frankf. 1861); **Brandes**, Die ethnographischen Verhältnisse der K. und Germanen (Leipz. 1857); **Contzen**, Die Wanderungen der K. (das. 1861); **Cuno**, Vorgeschichte Roms, Bd. 1: »Die K.« (Leipz. 1878); **Saint-Brieuc**, Études sur les Celtes et les Gaulois (Par. 1875); **Bertrand**, Archéologie celtique et gauloise (das. 1876); **De Valroger**, Les Celtes, la Gaule celtique (das. 1879).

Kelter, s. Presse und Wein.

Keltiberer (lat. Celtibēri), eins der mächtigsten Völker des alten Spanien, aus Vermischung der eingewanderten Kelten (s. d.) mit den eingebornen Iberern entstanden und daher von den Griechen K. benannt. Ihnen selbst war dieser Name unbekannt, sie kannten nur die Namen der einzelnen Stämme, in welche sie zerfielen, wie Arevaker, Murboger, Beronen, Pelendoner, Lusonen, Beller und Dittaner. Die K. hatten die Hochebene am obern Iberus in Besitz. Das Land war von steilen Bergketten durchzogen, rauh und unfruchtbar, das Volk der K. aber infolge davon das kriegerischte in ganz Spanien. Sie hatten nur wenige Städte, wie Clunia, Segovia, Numantia, und wohnten meist in Dörfern oder halbnomadisch als Hirten, da das Land fast bloß zur Schafweide geeignet war. Sie hatten den keltischen Körpertypus (blonde Haare, blaue Augen und hohe Gestalt) beibehalten, aber iberische Sitte, Tracht und Bewaffnung sowie auch iberische Sprache angenommen. Die K. machten unter allen Völkerschaften Spaniens den Römern, denen sie anfangs gegen die Karthager beigestanden hatten, am meisten zu schaffen. Ihr Abfall führte 212 v. Chr. den Untergang der Brüder P. und Gnäus Cornelius Scipio herbei. Der ältere M. Porcius Cato trat zuerst 195 kräftig gegen sie auf. Tib. Sempronius Gracchus zerstörte 179 viele ihrer festen Plätze und brachte sie in eine Art von Abhängigkeit von Rom. Viele Niederlagen erlitten die Römer von den Numantinern, und selbst Numantias Zerstörung 133 brach nicht den stolzen Freiheitsmut der K. Unter Sertorius erneuerten sie den Krieg, und erst nach dessen Untergang durch Pompejus war die Unterwerfung dieses heldenmütigen Volkes vollständig. Nun fanden römische Sprache, Kleidung und Sitten ungehindert überall Eingang, und das Land ward ein Teil des Conventus Cluniensis der römischen Provinz Hispania Tarraconensis.

Keltische Altertümer, früher allgemeine Bezeichnung für die vorrömischen Altertümer, nicht nur der ehemaligen Keltenländer, sondern auch der größtenteils in Deutschland entdeckten. Mit den Ansichten

nennt man dieselbe Gallisch (Gaulois). S. auch Metallzeit.

Keltische Sprachen, einer der Hauptzweige des großen indogerman. Sprachstammes (s. Indogermanen), der in betreff des Wortschatzes den germanischen, in grammatischer Hinsicht den italischen Sprachen am nächsten steht und früher den ganzen Westen von Europa beherrschte (s. Kelten), aber im Lauf der Jahrhunderte immer mehr an Terrain verloren hat. Er zerfällt in zwei Hauptgruppen: die kymrische oder britannische und die gälische Gruppe. Zur erstern Gruppe wird meistens auch das ausgestorbene, sehr altertümliche Altgallische gerechnet, das man nur teils aus Orts- und Eigennamen und andern Wörtern, die von alten Autoren angeführt werden, teils aus gallischen Münzen und etwa drei Dutzend Inschriften kennt, die meist an dem mittlern Lauf der Saône gefunden wurden und im einzelnen noch nicht sicher erklärt sind; nach neuern Forschungen scheint es indessen den beiden noch lebenden Gruppen der keltischen Sprache gleich fernzustehen. Die wichtigste lebende Sprache der kymrischen Gruppe ist das Wallisische (Welsh), das sich noch heutzutage mehr als alle andern keltischen Idiome eifriger litterarischer Pflege erfreut; bei den jährlich stattfindenden Nationalfesten, den sogen. Eisteddfods (s. d.), werden die besten Dichtungen in wallisischer Sprache mit Preisen gekrönt. Seine Blütezeit, aus der manche interessante Dichtungen und Chroniken auf unsre Zeit gekommen sind, fällt ins Mittelalter; die ältesten Bruchstücke der wallisischen Sprache rühren aus dem 8. Jahrh. her. Die Anzahl der heutzutage noch wallisisch Redenden ist auf nahezu 1 Mill. anzuschlagen. Das Bretonische in der Bretagne, das erst im 5. Jahrh. n. Chr. oder später durch aus Wales oder Cornwallis ausgewanderte Kelten dorthin kam, erscheint in der Litteratur vom 14. Jahrh. an, ist als Schriftsprache dem Erlöschen nahe, erhält sich aber als Volksdialekt in drei französischen Departements. Schon im vorigen Jahrhundert ausgestorben ist das mit dem Bretonischen nahe verwandte Cornische von Cornwallis. Die wichtigste Sprache der gälischen Gruppe, zugleich die altertümlichste und daher für die Sprachforschung wichtigste keltische Sprache überhaupt, ist das Irische, das, zuerst in Inschriften des 5. Jahrh. n. Chr. in der Ogham genannten Schriftart abgefaßt, dann in Glossen zu lateinischen Werken auftrat, im Mittelalter eine stattliche Litteratur, meist aus Chroniken, Legenden- und Gesetzsammlungen bestehend, erzeugte, seit der Renaissancezeit in Verfall geriet und heutzutage nur noch von höchstens 1 Mill. Individuen, die aber größtenteils auch Englisch verstehen, gesprochen wird. Eine Gesellschaft zur Erhaltung der keltischen (irischen) Sprache besteht in Dublin seit 1877. Das Hochschottische oder Erse, die Sprache der berühmten Lieder Ossians, auch speziell Gälisch genannt, wird nur in dem gebirgigen Teil Schottlands gesprochen. Das Manx, die alte keltische Sprache der Insel Man, wird dort nur sehr selten gehört. Die Gesamtzahl der keltisch Redenden in Europa beträgt jetzt nur noch etwa 3½ Mill. Wahrscheinlich durch die frühzeitige Einwirkung fremder, namentlich baskischer und uralaltaischer Sprachtypen sind die keltischen Sprachen von dem gemeinsamen indogermanischen Stamm- dem Lateinischen entlehnt, anderseits den Franzosen und Engländern einen nicht ganz unerheblichen Bestandteil ihres Wortschatzes geliefert und in allen Ländern, in denen sie einst gesprochen wurden, zahlreiche Ortsnamen zurückgelassen. Doch sind Etymologien aus dem Keltischen mit Vorsicht aufzunehmen (s. Kelten). Vgl. Zeuß, Grammatica celtica (2. Aufl. von Ebel, Berl. 1871); Bacmeister, Keltische Briefe (Straßb. 1874); Rhys, Lectures on Welsh philology (2. Aufl., Lond. 1879); Windisch, Irische Grammatik (Leipz. 1879); Curtius, Grundzüge der griechischen Etymologie (5. Aufl., mit keltischen Beiträgen von Windisch, das. 1879); Windisch, Keltische Sprachen (in Ersch und Grubers »Encyklopädie«); ferner die »Revue celtique« (hrsg. von Gaidoz, Par. 1870 ff.) und die »Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung«.

Keltma, Name zweier Flüsse im nordöstlichen Rußland, von denen der eine, die Nördliche K., im Gouvernement Wologda, 160 km lang und auf 137 km schiffbar, von links in die Wytschegda mündet, während der andre, die Südliche K., im Gouvernement Perm, 185 km lang, nach S. zur Kama fließt. Beide entspringen nahe bei einander (die Nördliche K. aus dem sumpfigen Gumendsee) und waren durch den 1786—1807 gegrabenen, 1838 aber wieder eingegangenen Katharinenkanal verbunden.

Keltomanie, übertriebene Vorliebe für keltisches Wesen, insbesondere die Sucht früherer Gelehrten, alle Namen aus dem Keltischen herzuleiten, wodurch die keltischen Studien in einen gewissen Mißkredit gerieten, bis durch die vergleichende Sprachwissenschaft Klarheit in die Sache kam (s. Kelten).

Keltsch, Stadt in der mähr. Bezirkshauptmannschaft Weißkirchen, an der Juchina, mit einem Schloß, (1881) 2304 Einw. und Möbel- und Holzpfeifenfabrikation. In der Nähe das Keltscher Gebirge, ein Arm der Westkarpathen (des Weißen Gebirges), der bis an die Betschwa reicht und sich im Jawornik bis zu 857 m erhebt.

Kelung, Hafenstadt der Insel Formosa (s. d.).

Kelvin, Nebenfluß des Clyde bei Glasgow in Schottland, über welchen der Forth- und Clydekanal in einem 84 m langen Aquädukt gebaut ist.

Kem, Fluß im russ. Gouvernement Archangel, 424 km lang, mündet in das Weiße Meer; an seinen Ufern findet sich Granit. Er entspringt aus dem Kuntosee und ist wegen vieler Klippen und Fälle nicht schiffbar.

Kem, Kreis des russ. Gouvernements Archangel, an der Westküste des Weißen Meers, umfangreich, aber sehr wenig bevölkert (10 Einw. auf 1 QM.). Die Bewohner im nördlichsten Teil sind Loparen, sonst ausschließlich Karelen, welche sich mit dem hier sehr lohnenden Fischfang und der Jagd auf Pelztiere beschäftigen. Die Hauptstadt K., an der Mündung des Flusses K., hat (1881) 2020 Einw.

Kemangeh (Kemantsche), arab. Streichinstrument mit einer Saite, kleinem Schallkörper (Kokosschale mit Schlangenhaut bezogen), langem Hals und Fuß. Vgl. Rühlmann, Geschichte der Bogeninstrumente, S. 17.

Kemberg, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Wittenberg, hat ein Amtsgericht, Weberei, Fabrikation von Lederhandschuhen und (1885) 2569 evang. Einwohner.

Manchester, Liverpool, York, Dublin und andern Städten, seit 1783 am Drurylane-Theater in London, dessen Leitung er in der Folge übernahm und bis 1801 führte. Nachdem er 1802 und 1803 Kunstreisen nach Frankreich und Spanien unternommen, erwarb er sich einen Anteil am Coventgarden-Theater, zog sich 1812 zurück, betrat aber schon 1814 die Bühne wieder, wo er mit dem lautesten Enthusiasmus begrüßt wurde. Er stand jetzt auf dem Gipfel seiner Popularität und war als der erste Schauspieler Englands anerkannt. Gesundheitsrücksichten bewogen ihn jedoch, sich 1817 abermals zurückzuziehen. Er starb 26. Febr. 1823 in Lausanne. Das Feld, auf welchem K. glänzte, war die Tragödie. Er war von imponierender Gestalt und einnehmendem Äußern. Seine Stimme war deutlich und ausdrucksvoll, seine Darstellung groß und tief, das Resultat mühevollen Studiums. Alle Mittel, das Publikum hinzureißen, standen ihm zu Gebote. In der Jugend war Hamlet seine Hauptrolle; später wirkte er in ernsten Charakterrollen, wie Macbeth, Johann, Brutus und vor allen Coriolanus. Er schrieb auch einige dramatische Stücke. Seine Statue von Flaxman wurde 1833 in der Westminsterabtei aufgestellt. Vgl. Boaden, Memoirs of the life of J. Philip K. (Lond. 1825, 2 Bde.); Fitzgerald, Account of the Kemble family (das. 1871, 2 Bde.).

2) Charles, ebenfalls Schauspieler, geb. 27. Nov. 1775 zu Brecknock in Wales, Bruder des vorigen, erhielt wie dieser seine Bildung im katholischen Kollegium zu Douai und ward 1792 zu London bei den königlichen Posten angestellt, ging aber noch in demselben Jahr in Sheffield zur Bühne über. Seit 1794 am Drurylane-, seit 1797 am Haymarket-Theater in London engagiert, entwickelte er nun sein Talent mit überraschender Schnelligkeit. 1802 bereiste er den Kontinent, übernahm nach seiner Rückkehr gemeinsam mit seinem Bruder die Direktion des Coventgarden-Theaters, die er von 1817 an allein führte, bereiste 1826 abermals Deutschland und Frankreich und eröffnete nach seiner Rückkehr die Bühne mit Webers »Oberon«, wie er sich überhaupt um die Pflege der deutschen Musik in London Verdienste erwarb. Nachdem er 1832 mit seiner Familie noch die Vereinigten Staaten von Amerika besucht hatte, nahm er 1842 von der Bühne Abschied und starb, zum Theaterzensor ernannt, 12. Nov. 1854 in London. Schwester der beiden K. war die berühmte Schauspielerin Sarah Siddons (s. d.). — Seine Gattin Marie Therese, geborne de Camp, geb. 1774 zu Wien, trat schon in frühster Jugend in Noverres Balletten auf und wirkte dann als Tänzerin im Drurylane-, Coventgarden- und Haymarket-Theater mit großem Beifall, während sie als Schauspielerin weniger bedeutend war. Sie starb 3. Sept. 1838. Auch zwei treffliche Lustspiele: »The first fault« (1799) und »The day after the wedding« (1808), hat sie verfaßt.

3) Frances Anne, Schauspielerin, Tochter des vorigen, geb. 27. Nov. 1809 zu London, wurde von ihrem Vater für die Bühne gebildet, debütierte 1829 als Julie mit Beifall und besuchte 1832 mit ihren Eltern Amerika, wo sie sich 1834 mit Pierce Butler aus Philadelphia verheiratete. Später trennte sie sich von ihrem Gatten, um von neuem die Bühne in England und Amerika zu betreten, und ließ sich 1856 zu Lenox in Massachusetts nieder, von wo aus sie noch zweimal Europa besuchte. Seit 1873 hatte sie ihren Wohnsitz in der Nähe von Philadelphia, gegenwärtig lebt sie in London. Sie veröffentlichte: »Journal of a residence in the United States« (Lond. 1834), »A year of consolation« (das. 1847), »Journal of a residence on a Georgian plantation« (das. 1863), »Poems« (das. 1855 u. 1883), »Plays« (das. 1864), worin unter anderm eine Übersetzung von Schillers »Maria Stuart« enthalten ist, und »Notes upon some of Shakespeare's plays« (das. 1882). Ihre Memoiren erschienen unter den Titeln: »Records of a girlhood« (New York 1879) und »Records of a later life« (das. 1882). — Ihre jüngere Schwester, Adelaide, geb. 1814 zu London, bildete sich zur Opernsängerin aus, machte Kunstreisen auf dem Kontinent, feierte seit 1841 zu London in den Hauptrollen der großen Opern Triumphe, zog sich aber nach ihrer Vermählung mit Friedr. Sartoris von der Bühne zurück. Sie schrieb: »A week in a French country-house« (Lond. 1867), »Medusa, and other tales« (1868) u. a.

4) John Mitchell, engl. Sprach- und Geschichtsforscher, Bruder der vorigen, geb. 1807 zu London, studierte in Cambridge, setzte seit 1829 das Sprachstudium unter Jakob Grimm in Göttingen fort und trat mit seiner klassischen Ausgabe des »Anglo-saxon poem of Beowulf« (Lond. 1833, 2. Aufl. mit der engl. Übersetzung 1837) als Schriftsteller auf. 1834 hielt er in Cambridge die ersten Vorlesungen über angelsächsische Litteratur, die in seiner »First history of the English language« (Cambridge 1834) gedruckt vorliegen. Von seinen übrigen Schriften nennen wir: »Über die Stammtafeln der Westsachsen« (München 1836), »Codex diplomaticus aevi Saxonici« (Lond. 1845–48, 6 Bde.), der auf Kosten der von ihm mitbegründeten English historical Society of Science erschien, und »State papers and correspondence illustrative of the social and political state of Europe« (das. 1857). Von der auf 4 Bände angelegten »History of the Saxons in England« erschienen 1848 nur 2 Bände (neue Ausg. 1876; deutsch von Brandes, Leipz. 1853). K. war langjähriger Redakteur der »British and foreign Review«. Er starb 26. März 1857 in Dublin. Sein unfertig hinterlassenes Werk »Horae ferales, or studies in the archaeology of northern nations« wurde von Latham vollendet und herausgegeben (Lond. 1864).

Kemenate, s. Kemnate.

Kemény (spr. kémmēnj), 1) Johann, ungar. Memoirenschreiber, geb. 1607 zu Búkös in Siebenbürgen, studierte in Karlsburg, war Page am Hof des Fürsten Gabriel Bethlen, der ihn später mit mehreren wichtigen Missionen betraute. 1661 zum Fürsten von Siebenbürgen gewählt, fiel er 24. Jan. 1662 im Kampf gegen den von den Türken unterstützten Fürsten Apaffy. Seine interessante Autobiographie ist zuerst von Rumy, später im Auftrag der Akademie von Ladislaus Szalay (Pest 1856) herausgegeben worden.

2) Siegmund, Baron von, ungar. Schriftsteller und Politiker, geb. 1816 in Siebenbürgen, studierte zu Zalathna und Nagy-Enyed, lebte dann meist auf seinem Gut Maroskapud und übernahm 1841 die Leitung des Oppositionsblatts »Erdélyi Hiradó«, während er gleichzeitig auf dem neueröffneten siebenbürgischen Landtag ein Mitführer der Opposition wurde. Nachdem er sich durch sein der Regierung wie den Liberalen gegenüber freimütig gehaltenes Werk »Korteskedés és ellenszerei« (»Stimmenwerbung und deren Gegenmittel«, Pest 1842) sowie durch den Roman »Gyulai Pál« (das. 1844–46, 5 Bde.) in weitern Kreisen bekannt gemacht, siedelte er Ende 1848 nach Pest über, wo er Mitredakteur des »Pesti Hirlap« wurde. Als Mitglied der Pester National-

versammlung spielte er eine untergeordnete Rolle, wirkte aber desto thätiger in der Journalistik für die Zwecke der Revolution und wurde dafür im April 1849 zum Rat im Ministerium des Innern ernannt. Nach der Katastrophe von Világos zur Gegenpartei übergehend, unterwarf er in den Werken: »Forradalom után« (»Nach der Revolution«, Pest 1850) und »Még egy szó a forradalom után« (»Noch ein Wort nach der Revolution«, das. 1851) die ungarische Revolution einer scharfen Kritik. Nach kurzer Haft von den Kriegsgerichten freigesprochen, nahm er seine litterarische Thätigkeit im »Pesti Napló« wieder auf, welcher das maßgebende politische Organ in Ungarn bis zur Vereinigung des linken Zentrums mit der Deák-Partei blieb. K. veröffentlichte noch die ausgezeichneten biographischen Charakterbilder der beiden Wesselényi und des Grafen Stephan Széchényi (Pest 1850), die Romane: »Férj és nö« (»Mann und Weib«, das. 1852, 2 Bde.); »Ködképek a kedély láthatárán« (»Nebelbilder am Horizont des Gemüts«, das. 1855); »Szerelem és hiúság« (»Liebe und Eitelkeit«, das. 1855); »Zord idö« (»Wilde Zeit«, das. 1861—62, 4 Bde.) u. a. Seit 1847 Ehrenmitglied der ungarischen Akademie und bis 1873 Präsident der Kisfaludy-Gesellschaft, starb er 22. Dez. 1875 auf seinem Landgut Puszta-Kamarás in Siebenbürgen. Seine ästhetisch-kritischen Arbeiten sind unter dem Titel: »K. Zsigmond tanulmányai« (»Studien«, Pest 1870) gesammelt erschienen. K. zählt als Publizist wie als Romandichter zu den ungarischen Schriftstellern ersten Ranges.

Kemi (finn. Kemijoki), Fluß im finn. Gouvernement Uleåborg, durchströmt, in südlicher Richtung fließend, den 45 km langen Kemisee (Kemijärwi), bildet mehrere bedeutende Fälle und mündet nach Aufnahme zahlreicher Nebenflüsse bei dem Kreisort K. in den Bottnischen Meerbusen; Länge 408 km.

Kemma (Dscheme), eine Art Trüffel in Arabien, dient den Beduinen einen guten Teil des Jahrs zur fast ausschließlichen Speise.

Kemmern, besuchter Badeort in der südwestlichen Spitze des russ. Gouvernements Livland, $5^1/_2$ km vom Rigaischen Meerbusen, an der Riga-Tukkumer Bahn, mit Schwefelquellen und Badeanstalt. Das Wasser des Hauptbrunnens hat eine Temperatur von +6° C. und soll sich besonders bei rheumatischen, skrofulösen, syphilitischen nnd Hämorrhoidalleiden bewähren. Vgl. Holst, Das Schwefelbad K. (Riga 1880).

Kemnate (Kemenate, Kemmat, vom mittellat. caminata, sc. camera, »Zimmer mit einem Kamin«), im Mittelalter das heizbare Wohnzimmer einer Burg (s. d. und Tafel »Burgen«, Fig. 4), später das einen solchen Raum enthaltende steinerne Wohnhaus, im Gegensatz zur eigentlichen Burg (palas); auch größern Burgen gegenüber ein kleinerer Burgstall, befestigtes Wohnhaus. Solche Häuser wurden auch in Lehen gegeben, daher Kemnatlehen.

Kemnath, Bezirksstadt im bayr. Regierungsbezirk Oberpfalz, am Flöz- und Schornitzbach und an der Linie Weiden-Neuenmarkt der Bayrischen Staatsbahn, hat 3 Kirchen, ein Amtsgericht, ein Forstamt, Landwirtschaft, Flachsbau, Handel mit Wetzsteinen und (1885) 1448 meist kath. Einwohner.

Kempelen, Wolfgang von, Mechaniker, geb. 23. Jan. 1734 zu Preßburg, war im Staatsdienst thätig und starb als Hofrat 26. März 1804 in Wien. Er erfand 1769 eine Schachmaschine in Form einer menschlichen Figur, die auf einem Stuhl hinter einer Kommode, auf welcher das Schachbrett aufgestellt war, saß und mit großer Geschicklichkeit Schach spielte. In derselben soll eine lebende Person verborgen gewesen sein (genaue Beschreibung im »Leipziger Magazin für Naturkunde, Mathematik und Ökonomie« 1784). K. bereiste mit seiner Schachmaschine Frankreich und England und erregte überall großes Aufsehen. Die Maschine befand sich 1822 in Paris und soll 1854 in Philadelphia verbrannt sein. K. baute auch um 1788 eine Sprechmaschine, welche die Stimme eines Kindes von 3 bis 4 Jahren nachahmte und 1821 vom Mechanikus Posch in Berlin mit Verbesserungen wiederholt wurde. K. schrieb: »Mechanismus der menschlichen Sprache« (Wien 1791, mit 27 Kupfern).

Kempen, 1) Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Düsseldorf, Knotenpunkt der Linien Neuß-Zevenaar und K.-Venloo der Preußischen Staatsbahn wie Viersen-Süchteln der Krefelder Bahn, 37 m ü. M., hat 2 katholische und eine evang. Kirche, eine Synagoge, ein Gymnasium, ein kath. Schullehrerseminar, eine Taubstummenanstalt, ein Amtsgericht, Seiden- und Samtweberei, Kratzen- und Sauerkohlfabrikation, Wachsbleicherei, Acker-, Gemüse- und Flachsbau und (1885) 5952 meist kath. Einwohner. K. gehörte ehemals zum Erzbistum Köln und ist Geburtsort des Thomas a Kempis. Hier siegte 17. Jan. 1642 ein hessisch-französisches Korps unter Guébriant über die Kaiserlichen unter Lamboy. — 2) (Kempno) Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Posen, Kreis Schildberg, Knotenpunkt der Linien Posen-Kreuzburg und Öls-Wilhelmsbrück (Breslau-Warschau) der Preußischen Staatsbahn, hat eine evangelische und eine kath. Pfarrkirche, eine prachtvolle Synagoge, ein Progymnasium, ein Amtsgericht, Fabrikation von Schnupftabak, Zigarren, Seife, Branntwein, Dachpappe und Asphalt, Kürschnerei, eine Dampfmahl- und Dampfsägemühle, bedeutenden Pferdehandel sowie lebhaften Zwischenhandel mit Polen und (1885) 5787 Einw., darunter 1522 Evangelische und 1839 Juden. K. ward 1661 von evangelischen Deutschen gegründet, die aber erst 1795 freie Religionsübung erhielten.

Kempenland, s. Campine.

Kempten, unmittelbare Stadt im bayr. Regierungsbezirk Schwaben, an der Iller, Knotenpunkt der Linien München-Buchloe und K.-Neuulm der Bayrischen Staatsbahn, 694 m ü. M., hat ein Schloß, eine evangelische und eine kath. Pfarrkirche, ein schönes Rathaus, mehrere freie Plätze mit hübschen Anlagen, Kanalisation, Gas- u. Wasserleitung und (1885) mit Garnison (ein Jägerbataillon Nr. 1) 14,368 meist kath. Einwohner. Die lebhafte Industrie umfaßt Baumwollspinnerei und -Weberei, Papier-, Holzstoff-, Maschinen-, Strumpfwaren-, Baumwollenzwirn-, Litzen-, Zündhölzer-, Holzleisten-, Pulver- 2c. Fabrikation, Herstellung von mathematischen Instrumenten u. Bierbrauerei; der Handel der Stadt, die Stapelplatz des Algäus ist, befaßt sich mit Käse, Butter, Leinwand, Früchten 2c. Die städtischen Behörden zählen 14 Magistratsmitglieder und 36 Gemeindebevollmächtigte. Sonst ist K. Sitz eines Landgerichts (für die zehn Amtsgerichte zu: Füssen, Immenstadt, Kaufbeuren, K., Lindau, Oberdorf, Obergünzburg, Schongau, Sonthofen und Weiler), einer Handelskammer und eines Forstamtes. Von höhern Schulen befinden sich dort ein Gymnasium und eine



Wappen von Kempten.

Realschule. Auf dem nahen Lindenberg wurden 1886 bedeutende Ausgrabungen römischer Altertümer vorgenommen. — K., das Cambodunum der Römer, bildete vormals zwei Städte, die Alt- und Neustadt, die stets auf feindlichem Fuß miteinander standen. Die Altstadt (im Thal) erhielt 1289 Reichsfreiheit, trat 1331 dem Schwäbischen Städtebund bei und nahm 1527 die Reformation an; die höher gelegene Neu- oder Stiftsstadt war der Hauptort der gefürsteten Abtei K., zu der im allgemeinen die jetzigen Landgerichte K., Obergünzburg und Grönenbach gehörten. Das vormalige Benediktinerkloster wurde hier 773 von Hildegard, der dritten Gemahlin Karls d. Gr., errichtet; die Äbte erhielten 1360 von Kaiser Karl IV. die reichsfürstliche Würde. Im Dreißigjährigen Krieg fiel K. nach tapferer Gegenwehr der Bürger und Schweden 13. Jan. 1633 und abermals 1634 in die Hände der Kaiserlichen, bis 12. Dez. 1646 die Schweden es nochmals gewannen. Am 13. Nov. 1703 ward es von den Franzosen erobert. Am 17. Sept. 1796 fiel hier ein Treffen zwischen den Österreichern und Franzosen vor, in welchem erstere Sieger blieben. 1803 kamen Stadt und Abtei an Bayern.

Kenai (auch Thnaina, »Menschen«), indianisches Jägervolk im äußersten Nordwesten Amerikas, an die Eskimo und die andern Beringsvölker der Nordwestküste stoßend, in mancher Beziehung mit den östlicher wohnenden Athabasken verwandt, zerfällt in mehrere Horden, unter denen die Kai-yukho-tana (die Ingalik der Russen), am Yukon und im Thal des obern Kuskokwim, die Atna (die Yellow-Knifes der Engländer) am obern Teil des Atna- oder Kupferflusses, die wichtigsten sind. Ihre Zahl beträgt nach Petrow (»Report on the population of Alaska« 1880) höchstens 9000. Die Sprache der K., dargestellt von Radlow in den »Bulletins der Petersburger Akademie« (1852 u. 1858), ist dem großen athabaskischen Sprachstamm zuzuzählen.

Kendal (Kirkby-in-K., spr. kirrbi-), Fabrikstadt in der engl. Grafschaft Westmoreland, im anmutigen Thal des Kent, mit schönem Stadthaus, alter, fünfschiffiger Hauptkirche, naturwissenschaftlichem Museum, Theater und (1881) 13,696 Einw. Auf einer benachbarten Höhe steht ein altes Schloß. Die Industrie der Stadt erstreckt sich zumeist auf die Herstellung von Tuch und wollenen Waren, welche im 14. Jahrh. durch Vlämen hier eingeführt wurde.

Keng (Ken), japan. Längenmaß, = 6 Schaku (s. d.).

Kengkasee (Kenkasee), s. Chankasee.

Kenia, isolierter Gebirgsstock in Ostafrika, nur 10′ südlich vom Äquator, etwa 400 km von der Mündung des Tana, dem zahlreiche Flüsse von seinen Abhängen zuströmen. Er erreicht eine Höhe von 5400—5500 m und bietet den Anblick einer ungeheuern Mauer, über welcher mächtige turmartige Hörner emporsteigen. Zuerst sah Krapf 1849, dann Hildebrandt 1877 seinen schneebedeckten Gipfel, aber erst Thomson drang 1883 bis zu seinem Fuß vor. Vgl. Thomson, Durch Massailand (deutsch, Leipz. 1885).

Kenilworth, Stadt in Warwickshire (England), nördlich von Warwick, mit (1881) 4150 Einw. Dabei die malerischen Ruinen des gleichnamigen, durch Walter Scott berühmt gewordenen Schlosses, welches einst Kerker Eduards II., dann Lustschloß Leicesters war, wo dieser die Königin Elisabeth bewirtete.

und erhielt seinen Wohnsitz an der südöstlichen Grenze Kanaans, südlich von Arad.

Kenmare (spr. kennmähr), Dorf in der irischen Grafschaft Kerry, am obern Ende der Kenmare River genannten Bai, mit (1881) 1279 Einw. Dabei Kupfergruben.

Kennebec, Fluß im nordamerikan. Staat Maine, entspringt aus dem Moosehead-see und mündet nach einem Laufe von 260 km in die Kennebecbai des Atlantischen Ozeans. Er ist bis zu den Farmingtonfällen, 120 km aufwärts, schiffbar.

Kennedy, 1) Grace, engl. Romanschriftstellerin, geb. 1782 zu Pinmore in der Grafschaft Ayr, lebte meist in Edinburg, wo sie 28. Febr. 1825 starb. Ihre bekanntesten Schriften, die eine tiefe Religiosität bekunden und fortwährend in neuen Auflagen erscheinen, sind: »Jessy Allan«, »The decision«, »Anna Ross«, »Father Clement« und »Dunallan«. Ihre »Sämtlichen Werke« wurden mehrfach (unter anderm von Plieninger, 2. Aufl., Reutling. 1847, 3 Bde.) ins Deutsche übersetzt.

2) John Pendleton, amerikan. Politiker und Schriftsteller, geb. 25. Okt. 1795 zu Baltimore, studierte daselbst die Rechte, wurde 1816 Advokat in seiner Vaterstadt und gab 1818—20 mit P. Hoffmann Cruse »The red book«, eine Zeitschrift in Prosa und Versen, heraus, die großen Anklang fand. Seit 1837 Mitglied des Kongresses, wurde er 1846 zum Sprecher im Haus der Abgeordneten von Maryland gewählt und 1852 von Fillmore zum Marinesekretär der Vereinigten Staaten ernannt, in welcher Stellung er eine Expedition nach Japan sandte und auch Kanes zweite Nordpolexpedition unterstützte. Doch trat er schon 1853 von dem Amt zurück und beschäftigte sich fortan hauptsächlich mit Litteratur, Fabrik- und Eisenbahnwesen. Er starb 18. Aug. 1870 in New York auf Rhode-Island. Außer mehreren politischen Schriften veröffentlichte er die mehrfach aufgelegten Novellen: »Swallow Barn« (1832), »Horse-Shoe Robinson« (1835; deutsch, Leipz. 1853) und »Rob of the Bowl« (1838); ferner »Life of William Wirt, attorney general of the United States« (1849, 2 Bde.; neue Ausg. 1854), »Mr. Ambrose's letters on the rebellion« (1865) u. a. Gesammelt erschienen: »Political and official papers« (1872). Vgl. Tuderman, Life of John Pendl. K. (New York 1871).

3) William, brit. Marineoffizier und Reisender, leitete 1851—52 eine Expedition zur Aufsuchung Franklins, fuhr mit dem französischen Marineoffizier Bellot zur Leopoldsinsel an der Nordostecke von Nordsomerset, entdeckte hier die wichtige Bellotstraße zwischen Boothia und Nordsomerset, und fuhr durch dieselbe westlich zum Prinz Wales-Land, welches er bis zum Kap Walker durchreiste. Da K. den Peelsund südlich von der Bellotstraße für geschlossen hielt, unterließ er es, weiter nach Süden zu fahren, wo er vielleicht auf Franklins Schiffe gestoßen wäre, und kehrte längs der Nordküste von Nordsomerset und über die Beecheyinsel nach England zurück. Er schrieb: »A short narrative of the second voyage of the Prince Albert in search of Sir John Franklin« (Lond. 1853).

Kennedykanal, Meeresstraße, nördlich vom 80.° nördl. Br., zwischen Nordgrönland (Washingtonland)

Kopten, treibt über Kosseir lebhaften Handel nach Arabien und Indien. Hier werden die besten thönernen Wassergefäße gefertigt; auch genießen die Datteln und Tänzerinnen von K. eines großen Rufs. K. ist Sitz eines deutschen Konsulats. Die Mudirieh K. hat eine Kulturfläche von 1410 qkm (26 □M.), ansehnliche Zuckerrohrkultur (seit 1871) und (1882) 406,858 Einw.

Kennel (engl.), Stall für die zur Parforcejagd dressierte Meute.

Kennenburg, Irrenanstalt, s. Eßlingen.

Kennet, Nebenfluß der Themse in England, mündet bei Reading in der Grafschaft Berks. Von seiner Mündung läuft der Kennet-Avonkanal bis zum Avon bei Bath, 82 km lang.

Kenngott, Gustav Adolf, Mineralog, geb. 6. Jan. 1818 zu Breslau, studierte daselbst Mathematik und Naturwissenschaft, besonders Mineralogie, habilitierte sich 1844 daselbst als Privatdozent, siedelte 1850 nach Wien über, erhielt aber noch in demselben Jahr die Professur der Naturgeschichte an der Oberrealschule in Preßburg und ward 1852 Kustosadjunkt am k. k. Hofmineralienkabinett in Wien. 1856 ging er als Professor der Mineralogie an das Polytechnikum in Zürich und wurde im folgenden Jahr auch Professor an der dortigen Universität. 1872 übernahm er die Direktion der vereinigten mineralogischen, geologischen und paläontologischen Sammlungen beider Anstalten. Kenngotts Bedeutung liegt hauptsächlich in der von ihm beträchtlich geförderten kristallographischen Richtung, die er aber mit der mineralchemischen sowohl auf dem Gebiet der Mineralogie als der Petrographie in hohem Grad in Einklang zu bringen wußte. Er schrieb: »Lehrbuch der reinen Kristallographie« (Bresl. 1846); »Lehrbuch der Mineralogie« (Wien 1851), dem ein kleineres (Darmst. 1857, 5. Aufl. 1880) folgte; »Synonymik der Kristallographie« (Wien 1855); »Tabellarischer Leitfaden der Mineralogie« (Zürich 1859); »Die Minerale der Schweiz« (das. 1866); »Elemente der Petrographie« (das. 1868); »Erster Unterricht in der Mineralogie« (das. 1877). Auch besorgte er eine Bearbeitung des Mohsschen Mineralsystems (Wien 1858) und gab »Übersichten der Resultate mineralogischer Forschungen von 1844 bis 1849« (Wien 1852, dann Leipzig, fortgesetzt bis 1865), »120 Kristallformennetze« (Prag 1884 u. öfter) und das »Handwörterbuch der Mineralogie, Geologie und Paläontologie« (mit Lasaulx u. a., Bresl. 1882—86, 2 Bde.) heraus.

Kennington, ein Stadtteil im Süden Londons, 2 km von der Westminsterbrücke, mit Park, der 1848 Schauplatz der Chartistendemonstration war. Als parlamentarischer Wahlbezirk hat es (1881) 68,556 Einw.

Kennung, s. Kern.

Kennziffer, s. Logarithmus.

Kenosha (spr. kinóscha), Hauptstadt einer Grafschaft im nordamerikan. Staat Wisconsin, am Michigansee, 50 km südlich von Milwaukee gelegen, hat einen guten Hafen, Weizenausfuhr und (1885) 5097 Einw.

Kenotaphion (griech., lat. Cenotaphium, »leeres Grab«), ein Totenmal, das nur zur Erinnerung an den Abgeschiedenen errichtet war, ohne seine Überreste zu erhalten. Die ersten Kenotaphien waren einfache Grabmäler zum Andenken an solche, deren Gebeine nicht aufgefunden werden konnten; der fromme Glaube gebot, die Manen wenigstens durch diese Fiktion zu sühnen. Bei der Weihe eines solchen Mals wurde der Verstorbene dreimal mit Namen gerufen und eingeladen, in dem leeren Grab seine Wohnung zu nehmen. Dasselbe geschah auch, wenn ein geehrter Toter fern von der Heimat begraben lag. In einem solchen Fall errichteten ihm die Angehörigen oder Mitbürger der Vaterstadt ein bisweilen sehr prachtvolles Ehrenmal. K. nannte man auch die Grabstätte, welche man für sich und die Seinigen bei Lebzeiten erbauen und einrichten ließ.

Kenotiker und **Kryptiker** (griech.), Parteinamen der Gießener und Tübinger Theologen in den christologischen Streitigkeiten zu Anfang des 17. Jahrh., da die erstern, Balthasar Menzer an der Spitze, die Ansicht aufstellten, Christus habe sich während seines Erdenlebens der göttlichen Eigenschaften völlig entäußert (Kenosis), die letztern hingegen, namentlich Lukas Osiander, behaupteten, er habe sie zwar besessen, aber verhüllt (Krypsis) und keinen Gebrauch von ihnen gemacht.

Kensal Green (spr. kénnßäl grihn), Vorstadt im Nordwesten von London (s. d.), mit großem Friedhof.

Kensington, fashionabler Stadtteil im Westen Londons, mit königlichem Schloß, großartigem Gewerbemuseum (s. unten), der Alberthalle, dem Garten der Gartenbaugesellschaft, dem naturgeschichtlichen Museum und zahlreichen stattlichen Privathäusern. Der Wahlbezirk K. zählt (1881) 163,151 Einw.

Kensington-Museum, berühmtes, mit einer Kunstschule verbundenes Kunstgewerbemuseum in London, 1852 zum Zweck der allgemeinen Förderung des Kunstgewerbes gegründet und mit ca. 800,000 Mk. dotiert. In der Kunstschule (National Art Trainiug School) werden nicht nur Künstler und Kunsthandwerker im Zeichnen, Malen und Modellieren unterrichtet, sondern auch Lehrer und Lehrerinnen für die Kunstschulen im Land ausgebildet. Die Organisation ist derart, daß für zwei gleichzeitige Kurse, sogen. Tag- und Nachtschulen, vollständige Einrichtungen und Ausrüstungen mit den nötigen Hilfsmitteln bestehen. Die Geschlechter sind streng getrennt. Der Kursus ist fünfmonatlich und beginnt mit 1. März und 1. Okt. Die Prüfungen erstrecken sich auf fünf Abteilungen nach den besondern Unterrichtsgegenständen. Diejenigen Zöglinge, welche mit glücklichem Erfolg die verschiedenen Klassen absolvieren und dabei die Auszeichnung zweijähriger Stipendien genossen haben, sind bei dem Austritt aus der Kunstschule berechtigt, in jeder beliebigen Kunstschule des Königreichs als Lehrer einzutreten. Neben diesen Normalschulen bestehen in denselben Räumen des Museums Unterrichtsschulen für Dilettanten, wo für den Eintritt die Erlangung des zweiten Grades im Freihandzeichnen schon genügt. 800—900 Schüler besuchen gleichzeitig diese Klassen, und mehr als die Hälfte davon gehört dem weiblichen Geschlecht an. Der Betrag der Unterrichtskosten ist verschieden, je nach dem Umfang der erteilten Anweisung. Im Lauf eines Semesters bezifferte sich derselbe auf mehr als 60,000 Mk. Die jährlichen Ausgaben für die Kunstbibliothek des Museums betragen 42,000 Mk., für den Ankauf von Kunstwerken 123,000 Mk., für die Nachbildung von Kunstwerken 32,000 Mk., für den Ankauf von Ölgemälden und Aquarellen der englischen Schule 22,000 Mk., für Photographien und Kupferstiche 11,000 Mk. Das Museum besitzt etwa 700 Ölgemälde und 1500 Aquarelle von Meistern der englischen Schule. Dieselben sind nicht in erster Linie dazu bestimmt, dem Museumbesucher zur Belehrung oder Unterhaltung zu dienen, sondern man sendet diese Bilder großenteils an die Kunstschulen des Landes aus, um sie daselbst als Unterrichtsmaterial benutzen zu lassen. Die Zahl solcher Schulen im Land beträgt etwa 675 mit 45,000 Schülern. Von den zahlreichen

Schätzen des Kunsthandwerks, welche im K. vereinigt sind, werden gleichfalls nach den verschiedenen Ausstellungen im Land Gegenstände auf kürzere oder längere Zeit abgegeben.

Kent, Grafschaft in England, die Südostecke des Landes bildend, grenzt nördlich an Essex (durch die Themse davon geschieden) und an die Nordsee, östlich an den Kanal von Dover, südlich an Sussex, westlich an Surrey und umfaßt 4028 qkm (73,1 QM.) mit (1881) 977,706 Einw. Der größte Teil der Grafschaft ist fruchtbares Hügelland. Die Kreidekette der nördlichen Downs tritt von Surrey her in das Land und erstreckt sich (bis 196 m hoch) östlich bis nach Folkestone und Dover. Eine zweite Hügelkette (Ragstone Range), aus Kreidemergel und Grünsand bestehend, läuft der ersten parallel. Zwischen beiden liegt der fruchtbare Landstrich Holmsdale und südlich von ihnen der Weald (s. d.), früher Wald, jetzt angebaut. An der Küste kommen ausgedehnte Strecken Marschland vor, besonders auf der Sheppeyinsel an der Nordküste. Der bedeutendste Fluß ist die Themse, welche hier den Darent und den Ravensbourne aufnimmt; nächst ihr der Medway, der einen geräumigen Hafen bildet, und der Stour. Der Grand Military Canal umschließt die Romneymarsch (an der Südküste). Das Klima ist gesund, nur in den Marschländern kommen Fieber vor. Alle Getreidearten gedeihen; Gemüsebau wird in der Nähe Londons im ausgedehntesten Maß betrieben. Außerdem erzeugt K. Hopfen, Kirschen, Äpfel und andres Obst, Bohnen, Erbsen. Von der Oberfläche bestehen 36 Proz. aus Ackerland, 35,4 Proz. aus Wiesen, 8,3 Proz. aus Wald. Viehzucht wird besonders in den Marschgegenden betrieben. Man zählte 1885: 23,668 Ackerpferde, 76,707 Rinder, 1,019,847 Schafe und 63,929 Schweine. Die Grafschaft hat wichtige Papiermühlen, Ziegelbrennereien, Zementwerke und Schiffswerften, die Industrie im allgemeinen aber ist gering. — K. hieß das erste der angelsächsischen Königreiche in England, das um 450 gegründet und 823 mit Mercia verbunden wurde. Das Land wird seit alten Zeiten in fünf Bezirke (lathes) geteilt, deren jeder früher seinen eignen Gerichtshof hatte. Verschiedene Teile der Grafschaft erfreuen sich auch noch jetzt gewisser Freiheiten und sind der Autorität der Grafschaftsbeamten nicht unterworfen. Diese sind: Canterbury, Rochester, die Cinque Ports, die Romneymarsch und Maidstone. Letzteres ist Hauptstadt. Vgl. Bevan, Handbook to the county of K. (4. Aufl., Lond. 1882).

Kent, 1) Edmund, Graf von, Sohn König Eduards I., ältester Bruder Eduards II., den er 1325, indem er sich mit der Königin Isabella und andern Unzufriedenen verband, entthronen half. Als sich später die Königin und ihr Buhle Mortimer durch Grausamkeit und Übermut allgemein verhaßt machten, beteiligte sich K. nebst seinem Bruder, dem Grafen von Norfolk, und andern Großen an einer Verschwörung gegen dieselben, wurde aber 1330 verhaftet, des Hochverrats schuldig erklärt und 21. März hingerichtet. Im J. 1465 wurde der Titel eines Grafen von K., 1706 eines Marquis und 1710 eines Herzogs von K. an die Familie Grey verliehen, bei welcher er bis 1740 verblieb.

2) Eduard, Herzog von K. und Strathearn, Graf von Dublin, vierter Sohn König Georgs III., London und begab sich darauf, stark verschuldet und seinen Gläubigern die Hälfte seiner Apanage überlassend, nach Brüssel, wo er zurückgezogen lebte. Im J. 1818 vermählte er sich mit der folgenden und kehrte bald darauf nach England zurück, damit sein Kind, die jetzige Königin Viktoria, auf englischem Boden geboren würde. Er starb zu Sidmouth in Devonshire 23. Jan. 1820. Seine Reden im Parlament, wo er gleich dem Herzog von Sussex, seinem Bruder, stets mit der Opposition stimmte, waren von Bedeutung. Vgl. Neal, Life of Edward duke of K. (2. Aufl., Lond. 1850).

3) Viktoria Marie Luise, Herzogin von, Gemahlin des vorigen, geb. 17. Aug. 1786, Tochter des Herzogs Franz von Sachsen-Koburg-Saalfeld, vermählte sich 1803 mit dem Fürsten Emich Karl von Leiningen und lebte, 1814 als Vormünderin ihres Sohns Friedrich Karl zur Regierung des kleinen Landes berufen, teils zu Amorbach, teils zu Koburg bei ihrem Bruder, dem Herzog Ernst. 1818 in zweiter Ehe mit dem Herzog von K. vermählt, wurde sie 24. Mai 1819 Mutter der jetzigen Königin Viktoria von England. Seit 1820 Witwe, widmete sie sich ganz der Erziehung ihrer Tochter, legte die Vormundschaft über ihren Sohn, den Fürsten von Leiningen, nieder und wurde 1825 zur Regentin von Großbritannien ernannt, im Fall, daß Viktoria vor ihrer Mündigkeit zum Thron berufen würde. Sie starb 16. März 1861. Den Titel Graf von K. und Ulster führt seit 24. Mai 1866 Prinz Alfred, Herzog von Edinburg; s. Alfred 2).

Kent, 1) William, Begründer der neuern engl. Gartenkunst, geb. 1685 in Yorkshire, war Kutschenmaler, widmete sich dann in Rom der Malerei und ging auf Veranlassung Lord Burlingtons zur Architektur über. Er baute den Venustempel zu Stowe und den Palast des Grafen Leicester zu Holkham in Norfolk. Namentlich aber bemühte er sich um die Gartenverschönerung und legte für die Königin Karoline den Garten zu Kensington an. Am bekanntesten wurde er durch den Garten von Claremont, und bald gewann er durch seine Arbeiten einen so bedeutenden Einfluß auf seine Landsleute, daß die Landschaftsgärten die Anlagen ältern Stils in kurzer Zeit verdrängten. K. starb 12. April 1748 in Burlington.

2) James, hervorragende juristische Autorität Nordamerikas, geb. 31. Juli 1763 zu Fredericksburg im Staat New York, ward Kanzler des höchsten Gerichtshofs in New York, starb daselbst 12. Dez. 1847. Sein klassisches Hauptwerk sind die »Commentaries on American law« (New York 1826—30, 4 Bde.; 13. Aufl. von C. M. Barnes, Boston 1884). Vgl. J. Duer, Discourse on the life of J. K. (New York 1848).

Kent. oder **Ky.**, Abkürzung für Kentucky (Staat).

Kentauren (griech.), nach uralter Sage der Griechen ein roher, halb tierischer, in Wäldern und Gebirgen wohnender thessalischer Volksstamm, rauhhaarig, voll wilder Begierde nach Wein und Frauen, wurde von den Lapithen befehdet und aus seinen Wäldern und Bergen verdrängt. Pindar läßt diese von Göttern und Menschen gemiedenen Ungetüme von Ixion (s. d.) abstammen, der den Kentauros, den Stammvater der K., mit einem der Hera ähnlichen Wolkengebilde (Nephele) zeugte. Auch nach Diodor

als Pferde gedacht. Schon Homer erwähnte den durch ihre Trunkenheit und Lüsternheit entstandenen Kampf mit den Lapithen auf der Hochzeit des Peirithoos (s. d.), der als der Kampf des zivilisierten Hellenentums gegen barbarische Unkultur aufgefaßt und auch von andern Dichtern vielfach behandelt wurde, ebenso wie ihre Vertreibung vom Pelion, infolge deren auch der weise Cheiron (s. d.) auswandern mußte. In der bildenden Kunst treten die K. zuerst in einer noch unentwickelten Zwitterbildung mit menschlichen Vorderbeinen, also in voller Menschengestalt, mit dem Anhängsel eines Pferdekörpers auf, dann in der bekannten Form, welche auch die neuere Kunst beibehalten hat. Beliebt waren Darstellungen des Heraklesabenteuers bei dem Kentauren Pholos (s. d.), vor allem aber der erwähnte Kampf mit den Lapithen, bei welchem Theseus Vorkämpfer der letztern war. Diese Szene (Kentauromachie) bildet den Lieblingsstoff der Tempelfriese und -Metopen (Theseion, Parthenon), ist aber auch in Gemälden (von Mikon, Zeuxis, auf Vasen) gern behandelt worden. Statuarisch gibt ihn wieder die von Alkamenes entworfene, aber von elischen Lokalmeistern ausgeführte Westgiebelgruppe des Zeustempels zu Olympia. Die spätere Kunst verwendet die K. im Gefolge des aus Indien im Triumphzug kommenden Dionysos, als den Wagen des Gottes ziehend und Nymphen oder Eroten auf dem Rücken tragend. In dieser Auffassung ist die nicht erhaltene Gruppe des Arkesilaos zu denken. Wir besitzen aber noch zwei in schwarzem Marmor ausgeführte Kentaurenstatuen von Aristeas und Papias aus Aphrodisias in Karien (gefunden in der Villa Hadrians bei Tivoli, jetzt im Kapitolinischen Museum), eine Gruppe, welche mehrfach im Altertum kopiert worden ist (Wiederholungen im Vatikan, in Paris &c.). Der ältere, schwermütig resigniert ausschauende Kentaur ist gefesselt und trägt einen kleinen Liebesgott auf dem Rücken (s. Abbildung), während der jüngere in übermütiger Laune ein Schnippchen schlägt. Es ist ein leicht verständlicher, epigrammatischer Gedanke, den die neuere Kunst (Thorwaldsen) in ähnlichen Darstellungen wieder aufgenommen hat. Was die Etymologie anlangt, so hat der Name Kentauros, der oft als »Stierjäger« gedeutet wurde, mit dem »Stier« (tauros) höchst wahrscheinlich nichts zu thun, sondern entspricht den indischen Gandharven, wie Kuhn (»Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung«, Bd. 1) erkannt hat. Von Roscher (»Jahrbücher für Philologie«, 1872 u. 1874) werden die K. als Personifikationen wilder, von Waldgebirgen niederströmender Bäche, von E. H. Meyer (»Indogermanische Mythen« I: Gandharven-K., Berl. 1883) als Winddämonen gefaßt.



Kentaur und Eros (Paris, Louvre).

Kentern, ein Seemannsausdruck, s. v. w. umstürzen; »das Schiff kentert« heißt: es kehrt das Unterste nach oben.

Kentia *Blume*, Gattung der Palmen, den Areca-Arten ähnliche Gewächse mit einhäusigen Blüten und einsamiger Beere, sind besonders in Australien heimisch und als schöne und harte Zierpflanzen sehr beliebt. K. Canterburyana *Bull.*, mit großen gefiederten Blättern und ovalem Umriß, und K. Forsteriana *Th. Moore* sind am häufigsten in Gewächshäusern zu finden. K. gracilis *Ad. Brongn.* et *Gries* wetteifert in Eleganz mit Cocos Weddeliana.

Kentisches Feuer (engl. Kentish fire), bei den Irländern als Beifallszeichen hohen Grades ein mit Händeklatschen und Fußgestampf ausgeführter, betäubender Lärm.

Kentucky (spr. -töcki, abgekürzt Ky. oder Kent.), einer der Unionsstaaten von Nordamerika, liegt zwischen 36° 30′—39° 6′ nördl. Br. und zwischen 82° 2′—89° 40′ westl. L. v. Gr. und grenzt gegen S. an Tennessee, gegen O. an Virginia, gegen N., wo der Ohiofluß die Grenze bildet, an Ohio, Indiana und Illinois und gegen W. an Missouri, von dem er durch den Mississippi getrennt wird. Im W. nehmen die sogen. Barrens, d. h. unfruchtbare Strecken, eine bedeutende Oberfläche ein, gehen aber in den Flußthälern in ziemlich fruchtbares Gelände über. Ihnen schließt sich die sogen. blaue Grasregion an, welche den mittlern Teil des Staats einnimmt, eine der gesegnetsten Teile Nordamerikas, berühmt durch seine schönen Frauen, schönen Pferde, seinen guten Tabak, seine prächtigen Waldungen und seinen natürlichen Reichtum. Ihren Namen verdankt diese Region einem blauen Kalkstein, der hier die wellenförmigen Hügel bildet. Endlich steigt das Land im O. zu wirklichen Bergen an, die indes eine Höhe von 800 m nicht zu überschreiten scheinen. Die Bewässerung ist ungemein günstig, und die Mehrzahl der Flüsse ist schiffbar. Der wichtigste unter allen, obgleich nur Grenzfluß, ist der Ohio, in den sich sämtliche Flüsse des Landes ergießen, so namentlich der Fluß K., der hier in den Cumberlandbergen entspringt und nach einem gewundenen Lauf durch ein malerisches Thal oberhalb Louisville in den Ohio tritt. Der Green River gehört gleichfalls in seinem ganzen Lauf dem Staat an. Der Cumberland und der Tennessee durchfließen den westlichen Teil des Staats, und beide sind noch über die Grenzen desselben hinaus für Dampfer schiffbar. Der Mississippi bespült einen Teil der Westgrenze. K. gehört ganz der großen Flözregion des Westens an. Die Schichten liegen fast horizontal. Die Mitte bilden silurische und devonische Kalke, und im W. reicht das Kohlenbassin von Illinois und Indiana in das Land hinein, aus welchem man die ausgezeichnete Brackenridgekohle gewinnt. Die Kohlenformation des Ostens gehört dem großen appalachischen Becken von Virginia und Pennsylvanien an (s. unten); der Kalk derselben ist

berühmt durch seine herrlichen versteinerten Korallen und durch seine Höhlen, von denen z. B. die Mommutshöhle (s. d.) zu den merkwürdigsten der Welt gehört. In den Einsenkungen der Kalkregion finden sich flache, salzhaltige Sümpfe, sogen. Soltlicks, die von Hirschen und Elentieren besucht werden wie ehedem von Büffeln und in der Vorzeit von Mostodonten, Megolonyx, Pferden ꝛc., deren Knochen noch in der Umgegend gefunden werden; eins der merkwürdigsten ist dos Große Knochenlick südwestlich von Cincinnati. Das Klima von K. ist im ganzen sehr gesund, die Winter sind feucht, doch mild; die mittlere Jahrestemperatur betrögt 10° R., die Extreme sind 30° und —7,5°, so doß Rinder und Schafe meist das ganze Jahr hindurch im Freien bleiben. Die ongenehmsten Johreszeiten sind Frühling und Herbst, wo das Wetter bei Südwestwinden schön und beständig, nur oft zu trocken ist. K. hot ein Areal von 104,632 qkm (1900,3 QM.) mit 1870: 1,321,011, 1880: 1,648,690 Bewohnern, worunter 271,451 Farbige und 59,512 Auslönder (30,413 Deutsche). Die echten Kentuckyer, ursprünglich aus Virginia eingewandert, sind ein hochherziges, biederes Volk und haben sich in Zeiten, wo dem Vaterland Gefahr drohte, stets als Männer bewiesen. Sie sind gastfrei und leidenschaftliche Jäger. Die öffentlichen Schulen wurden 1884 von 238,440 Kindern besucht, doch können 22 Proz. der über 10 Johre alten Weißen und 70 Proz. der Schwarzen nicht schreiben. Die Negerkinder werden, wie auch sonst, in besondern Schulen unterrichtet. An höhern Lehranstatten hat der Staat eine Universität nebst 14 Colleges mit (1884) 2017 Studenten. Die Londwirtschaft bildet die Hauptquelle des Reichtums. 1880 waren 4,342,930 Hektar landwirtschaftlich verwertet; 38 Proz. der Oberflöche bestanden aus Wäldern, in denen Ulmen, Eichen, Hickory, Walnuß- und Kastanienbäume und der wertvolle Zuckerahorn vorwiegen, während Nadelhölzer fast gänzlich fehlen. Die Ernte ergab 1884: 31,818,155 hl Getreide (vorwiegend Mois und Weizen), Kartoffeln, 1880: 77,6 Mill. kg Tabak und 294 Ton. Boumwolle. Wein und Sorghummelasse werden gleichfalls gewonnen. Die Pferde und Rinder von K. sind hoch geschätzt. 1880 zählte man 373,000 Pferde, 116,000 Moultiere, 844,200 Rinder, 1 Mill. Schafe und 2,225,000 Schweine. Der Viehstand ist jetzt größer als zur Zeit der Sklavenarbeit, und auch die Produktion von Tabak und Nährpflanzen (mit Ausnahme des Maises) hot zugenommen. Der Bergbau fördert Steinkohlen (1884: 1,550,000 Ton.), Eisenerze (1884: 45,052 T. Roheisen) und Blei (1880: 10,681 T.). Auch etwas Steinöl und Salz (aus Solen und den oben genannten Saltlicks) werden gewonnen. Die Industrie hot sich im Louf der Jahre 1870—80 bedeutend gehoben. 1880 gab es 5328 gewerbliche Anstalten mit 37,391 Arbeitern. Sie erzeugt Eisen- und Stahlgußwaren und Maschinen, Tabak- und Zigarren, Sägholz, Branntwein ꝛc. Ihr Hauptsitz ist Louisville. Den Hondel fördern Eisenbahnen (1885: 3220 km) und schiffbare Flüsse (1885 mit 74 Dampfern von 17,315 T.). Die gegenwärtige Verfassung Kentuckys wurde durch eine zu Frankfort zusammengetretene Kommission 11. Juni 1850 angenommen und dorauf durch Abstimmung des Volkes rotifiziert. Nach derselben hat Wohlrecht jeder freie, weiße, 21 Jahre alte männliche Einwohner, der zwei Johre im Staat, ein Jahr in der County und 60 Tage in dem Wahldistrikt gewohnt hat, in dem er stimmen will. Die exekutive Gewalt ist einem Gouverneur und einem Vizegouverneur übertragen, welche alle vier Jahre vom Volke gewöhlt werden. Der Gouverneur ist für die seiner Amtszeit zunächst folgenden vier Jahre nicht wählbar. Dem Gouverneur stehen zwei administrative Beamte zur Seite: der Schotzmeister, welcher durch dos Volk alle zwei Jahre gewählt wird, und der Staatssekretär, welcher durch den Gouverneur ernannt wird mit Zustimmung des Senats. Die gesetzgebende Gewalt besteht aus einem Senat und einem Haus der Repräsentanten. Die Senatoren, 38 an der Zahl, werden von den einzelnen Distrikten auf vier Johre gewählt, die Repräsentonten, 100 an der Zahl, auf zwei Jahre. Sitzungen der gesetzgebenden Körper werden jährlich gehalten, dürfen nicht über 60 Toge währen und nicht ohne zwei Drittel der Stimmen oller Mitglieder jeder Abteilung stattfinden. Die Richter werden vom Volk auf 2—8 Jahre gewählt. Die Finanzen des Staots sind von jeher gut verwaltet worden, und da K. der Union treu blieb, ersparte es sich die Ausbeutung durch nordische Abenteurer. Die Staatseinnahme wor 1885: 3,233,364 Doll., die Staatsausgabe nur 2,825,150. Die Staatsschuld belief sich Juli 1885 auf 1,174,000 Doll., doch waren 711,346 Doll. bar in einem Amortisationsfonds vorhanden. Eingeteilt ist K. in 115 Counties und hat Frankfort zur Houptstadt.

Erst 1754 entdeckte man die Mündung des Flusses K., der dem Staote den Namen gab. Derselbe soll »blutiger Fluß« bedeuten und on die Kämpfe erinnern, welche dort zwischen Indianern und Weißen stattfanden. Andre deuten ihn (Kön-tuck-ee) als »Land des grünen Rohrs«, nach einer hohen schilfartigen Pflanze (Arundinaria macrosperma), welche stott Groses ungeheure Strecken des Bodens bedeckte. Durch einen indischen Händler, John Finlay, ouf die Fruchtbarkeit jener Gegend aufmerksam gemacht, unternahm 1769 Oberst Boon eine Erforschung derselben; die Expedition wurde ober von den Indionern überfollen, und Boon allein entkam dem Tod und verweilte bis 1771 gleich einem Einsiedler in der Wildnis. 1775 ließ er sich darauf mit noch fünf andern Familien im heutigen K. nieder. Sie erbauten an dem Ufer des Flusses ein Fort, welchem sie den Nomen Boonsborough gaben, und sahen die Niederlassung von Jahr zu Jahr wachsen. 1777 bildete sie bereits einen eignen Konton und 1782 einen Distrikt Virginias. 1786 löste K. den Verband mit Virginia, die Trennung ward 1790 vom Kongreß anerkonnt und 1792 K. als eigner Stoot in die Union oufgenommen. Die eingebornen Indioner wurden von 1778 bis 1830 größtenteils über den Mississippi und nach Süden gedrängt, den Zurückgebliebenen koufte mon ihre Ländereien ab. Während des omerikonischen Bürgerkriegs blieb K. der Union treu. Doch wurde es 1861 und 1862 zeitweise von den Konföderierten besetzt, und die Bevölkerung war sowohl gegen die Aufhebung der Sklaverei als namentlich gegen die Erteilung des Stimmrechts an die Neger. Der sogen. Kuklux-Clon (s. d.) trieb namentlich in K. sein Unwesen. S. Korte »Vereinigte Staaten«.

Kentucky River, Fluß im nordamerikon. Staat Kentucky (s. d.), fließt durch ein liebliches Thal und mündet bei Corrolton in den Ohio. Länge 416 km; 130 km weit für Dampfer schiffbor.

Kenty, Stadt in Westgalizien, Bezirkshauptmannschaft Biola, an der Sola, mit Bezirksgericht, Reformotenkloster, Denkmal des 1412 hier gebornen heil. Joh. Kontius, seiner Zeit berühmten Professors an der Krokauer Universität, Tuchweberei, Gerberei und (1880) 4925 Einw.

Kenzingen, Stadt im bad. Kreis Freiburg, an der Elz und an der Linie Mannheim-Konstanz der Badischen Staatsbahn, hat ein Amtsgericht, eine höhere Bürgerschule, Sandsteinbrüche, Tabaks- und Zichorienbau, Seidenwinderei, Schäfte-, Regenschirm- und Zigarrenfabrikation und (1885) 2480 meist kath. Einwohner. Dabei das Mineralbad Kirnhalden. K. ist seit 1249 Stadt und gehörte zum Breisgau.

Keokuk (spr. kih-okŭk), Stadt im nordamerikan. Staat Iowa, am Fuß der untern Stromschnellen (Lower rapids) des Mississippi, der bis zu ihr für große Dampfer schiffbar ist, und an der Mündung des Des Moines, zum größten Teil auf hohen, steilen Flußufern gelegen, ist gut gebaut, hat eine medizinische Schule, blühenden Handel, Maschinenbau und (1885) 13,151 Einw.

Keos, Kykladeninsel, s. Kea.

Keper, s. Köper.

Kephalonia (Kephallenia, ital. Cefalonia), nächst Korfu die größte und wichtigste der Ionischen Inseln mit (1879) 68,321 Einw., liegt dem Golf von Paträ gegenüber, nur durch eine schmale Meerenge von Ithaka getrennt, südlich von Levkas und nördlich von Zante, umfaßt 664 qkm (12,06 QMeilen) und bildet mit einigen anliegenden Inseln (darunter Ithaka) einen griechischen Nomos von 815 qkm (14,45 QMeilen) Flächeninhalt und mit (1879) 80,957 Einw. K. wird von NW. nach SO. von dem Gebirge Elatovuni durchzogen, dessen höchster Punkt, der antike Aïnos, 1620 m Höhe erreicht. Die Lage und Höhe des Gebirges verleiht dem Klima trotz der Milde, die es im allgemeinen charakterisiert, viele rauhe Wetterstriche; besonders fallen im Herbst häufige und starke Regengüsse. Von den vielen Busen und Baien der Insel sind die von Argostoli (16 km lang), Samos und Assos die größten. Flüsse hat K. nicht, doch mehrere gute Quellen. Der Boden ist sehr fruchtbar; die vegetabilische Erde hat einen warmen Kalkstein (Hippuriten- oder Rudistenkalk) zur Unterlage, so daß sie jedes Jahr eine doppelte Fruchternte abwirft. Der Fleiß der Bewohner hat jedes brauchbare Fleckchen der Insel angebaut und die Abhänge durch Terrassen verbessert. Man gewinnt viel Öl und Wein, weniger Getreide; Hauptprodukt aber für den lebhaften Export sind die Korinthen (1885: 9,4 Mill. kg), welche besonders auf der Halbinsel von Lixuri gedeihen und zumeist nach den Niederlanden und Großbritannien gehen. Außerdem wächst Mastix, Aloe und auch Manna. Ziegen- und Schafherden sind in ziemlicher Anzahl vorhanden. Der Schiffsverkehr belief sich 1885 auf 571 einlaufende Schiffe mit 201,926 Ton. und 568 auslaufende mit 201,381 Ton. Die Einwohner sind (bis auf 246 Ausländer) Griechen, vortreffliche Seeleute und Krieger. Finden sie keinen genügenden Erwerb, so gehen sie zur Erntezeit nach Morea, von wo sie statt des Lohns gewöhnlich Getreide und andre Lebensmittel heimbringen. Die Frauen bestellen das Feld, verfertigen Töpfe und Ölkrüge sowie Baumwollwaren und Teppiche aus rauhen Ziegenhaaren. K. ist Sitz eines deutschen Konsuls. Hauptstadt der Insel ist Argostoli (s. d.) am gleichnamigen Meerbusen. An demselben liegt Lixuri (s. d.) und an der Nordostküste die alte Festung Assos. Aus der Glanzzeit der Insel im Altertum ist, wenige Mauertrümmer ausgenommen (wie von dem berühmten Altar des Zeus Aïnesios auf dem Elatovuni und von den vier unten genannten Städten), nichts auf uns gekommen. In mythischer Zeit erscheint K. als von Lehnsfürsten unter des Odysseus Oberhoheit beherrscht, später als Tetrapolis, d. h. unter vier selbständige Städte geteilt: im O. Pronnos und das herrliche Same (heute Ruinen Sami), von wo aus die Taphier einst Schiffahrt und Seeräuberei trieben und üppige Jünglinge in dem Palast des Odysseus zur Freiwerberei erschienen; im W. Kranioi, dessen Ringmauer sich östlich von Argostoli erhalten hat, und Pale, wahrscheinlich eine korinthische Gründung, beim heutigen Lixuri. S. Karte »Griechenland«.

Das jetzige K. hieß in ältester Zeit Same oder Samos, später Kephallenia, die Einwohner Kephallener. Die bedeutendsten Städte im Altertum waren Pale, Kranioi, Same und Pronoi. Zu einer bedeutenden Rolle erhob sich K. in der alten Geschichte nie. Im 5. Jahrh. v. Chr. schloß es sich dem Athenischen Seebund, im 3. Jahrh. dem Ätolischen Bund an. M. Fulvius unterwarf K. 189 den Römern, die es mit der römischen Provinz Epirus vereinigten. Bei der Teilung des römischen Reichs kam K. zum oströmischen Reich, befreite sich aber und stellte sich unter den Fürsten von Achaia. An die Venezianer kam K. 1224 durch Gajo, den damaligen Herrn der Insel, als Geschenk. 1479 eroberten es die Türken und verpflanzten die Einwohner nach Konstantinopel. Der Venezianer Antonio befreite zwar K. von seinen Peinigern, aber die Venezianer bestraften den Friedensbruch, indem sie jenen bekriegten und den Türken die Insel zurückgaben. Am 24. Mai 1500 nahm eine spanisch-venezianische Flotte K.; als die Insel 1571 einer neuen Plünderung seitens der Türken erlag, wurde 1595 die Festung Assos als Zufluchtsort für die Einwohner gebaut. Zerstörende Erderschütterungen trafen die Insel 1766 und 1767. Als 1797 Venedig unter österreichische Herrschaft kam, wurde K. zuerst von den Franzosen, dann von den Russen erobert. 1807 ward es der Ionischen Republik einverleibt, 1809 von den Engländern besetzt und 1815 mit der Ionischen Republik dem britischen Schutz überlassen, 1863 aber mit dem Königreich Griechenland vereinigt. Vgl. Unger, Wissenschaftliche Ergebnisse einer Reise nach Griechenland (Wien 1852); Wiebel, Die Insel K. und die Meermühlen von Argostoli (Hamb. 1873).

Kephalos, attischer Heros, Sohn des Hermes und der Herse oder des Deïon und der Diomede, war der Gemahl der Prokris, des attischen Königs Erechtheus Tochter, ward von Eos mit der Gabe, sich beliebig verwandeln zu können, beschenkt und benutzte dieselbe, um die Treue seiner Gattin zu prüfen. Prokris bestand die Probe nicht, floh, verstoßen, nach Kreta zur Artemis und erhielt von dieser oder von Minos einen Hund (Lailaps) und einen Jagdspeer, welchen beiden kein Wild entging. Wieder mit ihrem Gemahl versöhnt, schenkte sie ihm jene Wundergaben. Später ein Liebesverhältnis desselben mit Eos vermutend, schlich sie ihm auf der Jagd nach und wurde, da K. aus dem Rauschen auf ein Wild schloß, von dem nie fehlenden Speer getötet. Durch den Areopag zu ewiger Verbannung verurteilt, nahm K. an dem Zug der Thebaner gegen die Teleboer teil, stiftete am Vorgebirge Leukatas dem Apollon ein Heiligtum und stürzte sich zur Sühnung jenes Mordes vom Felsen.

Kepheus, nach griech. Mythus König von Tegea, Sohn des Aleos und Bruder der Auge (s. d., S. 76), fiel als Bundesgenosse des Herakles samt seinen 20 Söhnen im Kampf gegen Hippokoon von Sparta. — Auch der Vater der Andromeda (s. d.) hieß K.

Kephisodotos, der ältere, aus Athen, griech. Bildhauer der attischen Schule, um 400—370 v. Chr. blühend, wahrscheinlich Vater und Lehrer des Praxi-

teles, schuf fast ausschließlich Götterbilder in Erz und Marmor und war vielleicht der erste, der die neun Musen künstlerisch ausprägte. Von seiner Eirene (Friedensgöttin) mit dem jungen Plutos auf dem Arm findet sich eine treffliche (früher Leukothea mit dem Bakchosknaben genannte) Marmorkopie in der Glyptothek zu München, die mit dem großartigen Stil des Pheidias eine besondere Innigkeit verbindet (s. Tafel »Bildhauerkunst II«, Fig. 5). — Auch der Sohn des Praxiteles, K. der jüngere, war ein in Erz- und Marmorarbeiten bedeutender Künstler.

Kephisos (Kephissos, lat. Cephissus), Name zweier Flüsse im alten Attika. Der eine derselben (jetzt Sarantapotamo) kommt vom Kithäron herab und mündet östlich bei Eleusis; der andre (jetzt Podoniphti) entspringt auf dem Pentelikon und Parnes und strömt durch die Pedias westlich bei Athen vorüber. Ein dritter K. (jetzt Mavronero) durchfließt Phokis und Böotien und mündete in den Kopaissee, aus dem er durch unterirdische Abflüsse (Katabothren) seinen Ausgang fand.

Kepler, Johannes, der Entdecker der Gesetze der Planetenbewegung, geb. 27. Dez. 1571 zu Weil der Stadt in Württemberg als Sprößling des herabgekommenen schwäbischen Adelsgeschlechts der Kappel, kam als schwächlicher Knabe nach einer freudlosen, in Weil, Leonberg und Ellmendingen verlebten Jugendzeit 1584 auf die Klosterschule zu Adelberg, 1586 auf die zu Maulbronn und, nachdem er 1588 die Würde eines Bakkaureus erlangt, 1589 auf das Stift zu Tübingen, um Theologie zu studieren. Von wesentlichem Einfluß auf sein späteres Leben war der Umstand, daß hier Mästlin sein Lehrer in der Astronomie wurde; von ihm erhielt er die erste Kenntnis der Kopernikanischen Lehre. Nach vollendetem Studium nahm er 1594, da seine vom orthodoxen Dogma abweichenden religiösen Ansichten ihn für den Kirchendienst in Württemberg untauglich machten, die Stelle eines Landschaftsmathematikus der protestantischen Stände von Steiermark an, mit welcher das Lehramt für Mathematik und Moral am Provinzialgymnasium in Graz verbunden war. Während er hier durch das Eintreffen verschiedener Prophezeiungen, die er, nach der Sitte der Zeit, dem von ihm veröffentlichten Kalender beigegeben, bei der großen Menge rasch in den Ruf eines ersten Astrologen kam, begründete er gleichzeitig seinen wissenschaftlichen Ruf durch das 1596 unter dem Titel: »Prodromus dissertationum cosmographicarum, continens mysterium cosmographicum de admirabili proportione coelestium orbium etc.« veröffentlichte tiefsinnige Werk, in welchem er zuerst den während seines ganzen Lebens von ihm festgehaltenen Gedanken entwickelte, daß in unserm Planetensystem ein bestimmter Organismus nachweisbar sein müsse. Insbesondere suchte er hier mit Hilfe der regulären Körper (vgl. Polyeder) die Fragen zu beantworten, warum es nur die sechs damals bekannten Planeten gebe und welchem Gesetz ihre Entfernungen folgen. Durch dieses Werk wurde K. mit Tycho Brahe bekannt, und als nun durch die Aufhebung der Religionsfreiheit in Steiermark (1598) die Stellung Keplers in Graz eine schwierige geworden, folgte er 1600 einer Einladung Brahes, der ihn als Gehilfen nach Prag rief. Doch haben beide Männer nur kurze Zeit zusammengelebt, da Brahe schon 24. Okt. 1601 starb und K. inzwischen zweimal nach Steiermark reisen mußte. Nach Brahes Tod zum Mathematikus und Hofastronomen des Kaisers Rudolf II. ernannt, lag ihm vor allem die Berechnung neuer Planetentafeln (der sogen. Rudolfinischen Tafeln) mit Benutzung des reichen, von Brahe gesammelten Beobachtungsmaterials ob. Die Lösung dieser Aufgabe verzögerte sich dadurch, daß K. zunächst über die Bewegung des Planeten Mars ins klare kommen wollte; gerade diesen Planeten, dessen Bahn eine ziemlich bedeutende Exzentrizität besitzt, hatte Brahe sehr genau beobachtet, und dadurch war K. in den Stand gesetzt, die Gesetze seiner Bewegung zu ermitteln. Nach zahlreichen, außerordentlich mühsamen Versuchen fand er endlich die beiden ersten der nach ihm benannten Gesetze der Planetenbewegung (s. Planeten), die er 1609 in seinem Hauptwerk »Astronomia nova seu Physica coelestis tradita commentariis de motibus stellae Martis« (Prag) veröffentlichte. Zwei Jahre später erschien seine »Dioptrice« (Augsb.), welche eine Theorie und mancherlei Verbesserungen des kurz vorher erfundenen Fernrohrs enthält. Inzwischen gestalteten sich die äußern Verhältnisse Keplers sehr trübe: zu der Geldnot, in die er geraten, weil die kaiserliche Kasse ihm seinen Gehalt nie regelmäßig auszahlen konnte, gesellte sich noch häusliches Elend, der Verlust von Frau und Kind, endlich die Absetzung seines Gönners, des Kaisers Rudolf II., der 1611 seine Würden seinem Bruder Matthias abtreten mußte. Unter diesen Umständen bot K. den oberösterreichischen Landständen seine Dienste an und siedelte 1612 nach Rudolfs II. Tod nach Linz über, um an der dortigen Landschaftsschule Mathematik zu lehren, die Landkarte zu revidieren und seine Planetentafeln zu vollenden. Bei allen diesen Arbeiten behielt er das Ziel, welches er sich in seinem »Mysterium cosmographicum« gestellt, unverrückt vor Augen und suchte insbesondere eine Beziehung zwischen den Geschwindigkeiten oder Umlaufszeiten der Planeten aufzufinden. Die mannigfachsten Versuche wurden gemacht und selbst die harmonischen Verhältnisse nach Weise der Pythagoreer mit herangezogen; so wollte K. gefunden haben, daß sich die Geschwindigkeiten im Aphel und Perihel beim Saturn und Jupiter wie 4:5, beim Mars aber wie 2:3 verhalten, entsprechend den Schwingungszahlen bei der großen Terz und Quinte, und daraus schloß er nun, daß jeder Planet in seiner Bahn ein musikalisches Intervall durchlaufe u. dgl. Endlich, im März 1618, kam er auf das richtige Gesetz, und 15. Mai war dasselbe, nach Beseitigung eines Rechenfehlers, festgestellt. Dasselbe wurde als das dritte der drei Gesetze der Planetenbewegung 1619 in der Schrift »Harmonices mundi libri V« veröffentlicht. Nachdem K. 1620 und 1621 längere Zeit in seiner Heimat verweilt hatte, um seiner in einen Hexenprozeß verwickelten hochbejahrten Mutter beizustehen, und 1622 vom Kaiser Ferdinand II. nach längerm Zögern in seinem Amt als kaiserlicher Mathematikus bestätigt worden war, vollendete er die Rudolfinischen Tafeln, deren Druck aber bei der Leere der kaiserlichen Kassen nur langsam vorschritt und erst 1627 in Ulm vollendet wurde, wohin sich K. wegen der nun auch in Oberösterreich eingetretenen Protestantenverfolgung zurückgezogen hatte. Die äußern Verhältnisse Keplers waren inzwischen nach wie vor drückende geblieben. Nachdem er die kaiserliche Hofkammer vergeblich um Auszahlung seiner auf 12,000 Gulden angewachsenen Gehaltsrückstände gedrängt hatte, wurde er vom Kaiser an Wallenstein verwiesen und ging deshalb zu diesem nach Sagan. Allein Wallenstein hieß K. wohl als Astrologen willkommen, verhalf ihm aber nicht zu seiner Forderung, und so entschloß sich K., nachdem er eine ihm angebotene Professur zu Rostock abgelehnt, im

Herbst 1630 über Leipzig nach Regensburg zu reisen, um dort auf dem Reichstag seine Ansprüche geltend zu machen. Hier langte er 9. Nov. an, erlag aber schon 15. Nov. a. St. einem Fieberanfall, den er sich durch die Anstrengungen der langen, zu Pferde zurückgelegten Reise zugezogen hatte. Seine Witwe erhielt später sämtliche Gehaltsrückstände, eine Summe von 12,694 Gulden, ausbezahlt. Der Fürst von Dalberg ließ ihm 1808 zu Regensburg durch Subskription ein Monument setzen; 1870 ward ihm ein solches (von Kreling) auch in Weil errichtet. Von seinen Schriften sind noch zu erwähnen: »Ad Vitellionem paralipomena, quibus astronomiae pars optica traditur« (Frankf. 1604); »Ephemerides novae motuum coelestium« (Linz 1616); »De cometis libri III« (Augsb. 1619); »Somnium s. opus posthumum de astronomia sublunari« (Sagan u. Frankf. 1634). Die Herausgabe seiner ungedruckten Werke unternahm Hansch zu Anfang des 18. Jahrh., doch erschien von den in Aussicht gestellten 20 Foliobänden nur ein einziger: »Keplers Briefe« (1718), und die Manuskripte wurden 1778 von der Kaiserin Katharina II. von Rußland angekauft und der Akademie zu Petersburg geschenkt. Eine neue Gesamtausgabe lieferte Frisch (Frankf. 1858—72, 8 Bde.); die darin nicht enthaltene Korrespondenz mit Herwart v. Hohenburg gab Anschütz in den Sitzungsberichten der Böhmischen Gesellschaft der Wissenschaft heraus (Prag 1886). Vgl. Brewster, Lives of Galileo, Tycho de Brahe and K. (8. Aufl., Lond. 1874); Reitlinger, Neumann und Gruner, Joh. K. (Stuttg. 1868); Apelt, Joh. Keplers astronomische Weltansicht (Leipz. 1849); H. Müller, Die Keplerschen Gesetze (Braunschw. 1870); Reuschle, K. und die Astronomie (Frankf. 1871); Göbel, Über Keplers astronomische Anschauungen (Halle 1872); v. Hasner, Tycho Brahe und K. in Prag (Prag 1872); Dvorsky, Neues über K. (das. 1880).

Keplersche Gesetze, s. Planeten.

Keplersches Problem, die von Kepler (s. d.) in der »Astronomia nova« gestellte Aufgabe, den Ort eines Planeten in seiner Bahn für jeden Augenblick anzugeben, wenn die Bahn und die Zeit des Durchganges durch das Perihel gegeben sind. Ist in der Figur A das Perihel, S die Sonne, P der Ort des Planeten in seiner elliptischen Bahn zur Zeit t (gerechnet vom Durchgang durchs Perihel) und u die Umlaufszeit des Planeten, so verhält sich nach dem zweiten Keplerschen Gesetz t zu u wie der Sektor ASP zur ganzen Ellipsenfläche. Beschreibt man aber um den Ellipsenmittelpunkt einen Kreis mit dem Halbmesser OA, und ist auf diesem Q ein Punkt, so daß PQ senkrecht auf OA steht, so verhält sich der elliptische Sektor ASP zur Ellipsenfläche wie der Kreissektor ASQ zur Kreisfläche, und das Keplersche Problem kommt also geometrisch darauf hinaus, den Sektor ASQ so zu bestimmen, daß er sich zur ganzen Kreisfläche wie t zu u verhält.



Keporkak, s. Finnfisch.

Kepotaph (griech.), Grabmal in einem Garten.

Keppel, 1) Sir Henry, brit. Admiral, geb. 14. Juni

beitrug. 1855 kommandierte er das britische Geschwader vor Sebastopol, 1856 als Konteradmiral ein Geschwader im Kriege gegen China, 1860—67 war er in den afrikanischen, dann in den chinesischen und japanischen Gewässern stationiert. Er wurde 1869 wirklicher Admiral, 1877 Admiral der Flotte und ist gegenwärtig der dem Rang nach höchststehende Offizier der britischen Seemacht. Er schrieb: »Expedition to Borneo« (Lond. 1847, 2 Bde.) und »Visit to the Indian archipelagus« (das. 1853, 2 Bde.).

2) George Thomas, Graf, s. Albemarle.

Ker, bei botan. Namen für J. B. Ker (Gawler), engl. Gärtner und Botaniker. Irideen.

Kerak (das alte Kir Moab, die Hauptfestung der alten Moabiter), Stadt im türkischen Ostjordanland, am gleichnamigen, in das Tote Meer mündenden Wadi, ca. 970 m ü. M., mit ca. 4000 Einw. (1/3 Christen, 2/3 Moslems) unter einem despotischen Scheich. Ansehnlicher Handel mit den Beduinen. Die stark befestigte Stadt, welche die Karawanenstraße von Syrien nach Ägypten und Arabien beherrschte, war in der Kreuzfahrerzeit heftig umstritten; fünf Jahre dauerte es, ehe Saladin 1188 die von Rainald von Châtillon verteidigte Festung bezwang. Noch wohl erhalten ist die mächtige Kreuzfahrerburg außerhalb der dicken Ringmauern der Stadt, ebenso eine christliche Kirche, jetzt Moschee.

Keramik (Kerameutik, griech.; hierzu Tafel »Keramik«), Töpferkunst oder Thonbildnerei, die Kunst, aus Thon Gefäße, Figuren, Reliefs, Kacheln, Platten u. dgl. herzustellen. Über das dabei zu beobachtende technische Verfahren s. Thonwaren.

Die Geschichte der K. reicht bis in die ältesten Zeiten menschlicher Kultur zurück. Für das Alter derselben zeugen unter anderm die Mythen von der Erschaffung der Menschen aus Thon (Genesis, Prometheus etc.). Die griechische Sage läßt Malerei und Plastik in der Werkstatt des Töpfers Butades (Dibutades) zu Korinth erfunden werden. Dem Erzguß, welchen die vorhistorischen Zeiten bereits kannten, mußte das Formen und Brennen von Thon vorausgegangen sein, und noch früher hatte man sowohl Bausteine als Hausgerät nur an der Sonne hart werden lassen. Die Drehscheibe sehen wir schon auf ägyptischen Wandgemälden in Anwendung, und Homer vergleicht den Rundtanz mit dem Drehen der Töpferscheibe. Die Ornamentation der ältesten Gefäße, sei es, daß dieselben mit eingeritzten oder mit aufgemalten Verzierungen versehen sind, zeigt große Übereinstimmung bei den verschiedensten Völkerschaften: einfache Linien und Linienkombinationen, primitive Nachahmungen von Tier- und Pflanzenformen, während die höhere Stufe der Entwickelung bereits die Fauna und Flora des betreffenden Landes wieder erkennen läßt. Altägyptische Gefäße und Götterbilder kommen mit einer starken, meist blauen oder grünen Glasur, andre mit weißer Glasur und mehrfarbiger Bemalung, noch andre nur mit geglätteter Oberfläche vor. Die Ausgrabungen von Ninive etc. haben zahlreiche von Wandbekleidungen herrührende Ziegel mit mehrfarbigem Emailüberzug ans Licht gefördert. (S. Tafel »Ornamente I«, Fig. 1—5.) Cyprische Thongefäße, graugelb mit brauner Malerei, erinnern, wie überhaupt die dort gefundenen Kunst-

Bei weitem am wichtigsten und auch am gründlichsten erforscht sind die **griechischen Vasen**, früher oft fälschlich **etruskische** genannt. Sie kommen in den mannigfaltigsten Formen und Größen vor und werden nach ihrer Bestimmung in folgende fünf Hauptgruppen gebracht: 1) **Vorratsgefäße**, wie der Pithos, das Weinfaß, bauchig, mit weiter Öffnung und, weil zum Eingraben in die Erde bestimmt, ohne Fuß, 1 m und mehr hoch; der Amphoreus (Amphora), tragbares Weingefäß mit zwei Henkeln; die Hydria, der Wasserkrug, mit zwei engern (Öhren) und einem weitern Henkel; die Lagynos, die Weinflasche, die auf die Tafel gesetzt wurde; die Lekythos, die Ölflasche, von schlanker Form mit engem Hals und einem Henkel; der Kothon, die Feldflasche. 2) **Mischgefäße**: der weite Krater mit horizontal angesetzten Henkeln. 3) **Schöpfgefäße**. 4) **Trinkgefäße**, meist flache Schalen mit und ohne Henkel, wie die Phiale, die Kylix, der Kantharos, der Skyphos ꝛc. 5) **Speisegeschirr**. Weiteres über die Bemalung der griechischen Vasen und die Geschichte der griechischen Gefäßbildnerei s. im Artikel **Vasen** (mit Tafel). Alle solche Gefäße sind gebrannter Thon (terra cotta), aus welchem auch Bauornamente sowie Figuren von Göttern, Heroen und allerei Genrefiguren gebildet wurden. Die Gräberstraßen griechischer Städte liefern fortwährend reiche Funde von Terrakotten. Näheres s. im Artikel **Terrakotten** (mit Tafel). Die geschätztesten römischen Thongefäße waren die **arretinischen** (s. d.) aus der roten Erde von Arretium.

Während im Abendland in den Zeiten der Völkerwanderung aller Kunstbetrieb auch auf diesem Gebiet erlosch, brachten die Araber die im Orient wahrscheinlich aus dem Altertum lebendig gebliebene Kunst des Emaillierens der Thongefäße und der Thonplatten zum Bekleiden der Wände und Fußböden nach Europa. Die Moscheen Ägyptens, Persiens ꝛc. zeigen bunt bemalte Fliesen mit Zinnglasur, zum Teil aus sehr frühen Zeiten; die maurischen Bauwerke in Spanien wurden ebenso verziert, und in Italien ahmte man sowohl diese Platten (s. Tafel »Ornamente III«, Fig. 20) als auch die spanisch-maurischen Gefäße (s. Tafel »Keramik«, Fig. 5) nach, deren Farben zum Teil Metallglanz haben. Einer frühen Zeit (13. Jahrh.) gehören auch die persischen oder sogen. persisch-rhodischen Fayencen an (s. Tafel, Fig. 3). Die Insel Majorca scheint der Stapelplatz für die nach Italien ausgeführten hispano-maurischen Thonwaren gewesen zu sein, woher die irdenen Gefäße mit farbiger Bemalung und Zinnglasur den Namen Majolika erhalten haben, während die Franzosen aus Faenza, von wo aus ihnen die Kenntnis derartiger Thonwaren zugekommen zu sein scheint, das Wort Faïence machten. Übrigens gerieten die Italiener erst im 15. Jahrh. in den Besitz der Zinnglasur; bis dahin hatten sie nur Bleiglasur, welche die Grundfarbe des Thons durchscheinen ließ, weshalb man diesem einen weißen Überzug (Angußfarbe, engobe) gab. Zinnglasur haben die Reliefs (s. Tafel, Fig. 12), Büsten ꝛc. der berühmten Florentiner Bildhauerfamilie della Robbia (s. d.), die sogen. terra invetriata. In Pesaro, Gubbio, Urbino und andern Städten entstand um dieselbe Zeit die mezza majolica, unechte oder Halbmajolika, mit Malereien, auf denen der weiße Grund noch den Fleischton vertritt; in Faenza und Florenz in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. die echte oder majolica fina (mit gelben Fleischpartien), für welche vielfach die Kompositionen der großen Maler des Cinquecento benutzt worden sind. Im 16. Jahrh. waren Hauptorte der italienischen Majolikafabrikation Caffagiolo bei Florenz (s. Tafel, Fig. 7), Gubbio, wo Maestro Giorgio (s. d.) Majoliken mit Rubinlüster (s. Tafel, Fig. 6) anfertigte, Urbino (s. Tafel, Fig. 8) und Castel Durante. Einzelne Fabrikorte lieferten die sogen. Sgraffiti, wobei das Ornament mittels eines Metallgriffels in die Angußfarbe graviert und hierauf farbig glasiert wurde. Man nimmt an, daß diese Methode in Città di Castello aufgekommen sei, und nennt das Genre auch à la Castellane. In Ferrara erfreute sich die Majolika besonderer Pflege unter Alfons I. im 16. Jahrh., gegen dessen Ende der Verfall der Majolika beginnt. Inzwischen hatten Veit Hirschvogel (s. d.) und dessen Söhne Augustin sowie Veit der jüngere in Nürnberg bereits im letzten Drittel desselben Jahrhunderts die deutsche Majolika geschaffen, welche vornehmlich für Krüge (s. **Hirschvogelkrüge**) und Ofenkacheln (s. Tafel, Fig. 1 u. 16) benutzt wurde, und in welcher sich die farbige Emailmalerei mit dem Relief verband. Dieser Zweig, aber auch die Fayence mit ebener bemalter Oberfläche, ferner das graue oder gelbliche Steingut mit Reliefverzierungen oder mit blauer Malerei fanden rasch über ganz Deutschland Verbreitung. Durch ein emailliertes Thongefäß, vermutlich deutschen Ursprungs, kam Bernard Palissy (s. d.) auf den Gedanken, etwas Ähnliches zu erfinden, und durch bewundernswürdige Ausdauer brachte er das nach ihm benannte Genre zu stande: Gefäße mit Pflanzen und Tieren, welche er nach der Natur abgeformt hatte, in Relief belegt und mit Emailfarben gemalt (s. Tafel, Fig. 9). Aus der Mitte des 16. Jahrh. stammen auch die Henri-deux (s. d.) genannten merkwürdigen Gefäße von gelblicher Färbung mit bräunlichen Ornamenten, aufgelegten Mascarons u. dgl., Dilettantenarbeiten aus Oiron (s. Tafel, Fig. 4). Die eigentliche französische Fayence, weißes Geschirr, mit Benutzung chinesischer, persischer und andrer Motive in Blau, Braun und Gelb bemalt, ist in Nevers zu Ende des 16. und in Rouen im 17. Jahrh. aufgekommen. In den Niederlanden wurde Delft im 16. Jahrh. der Hauptsitz einer Fayenceindustrie, deren Fabrikate, namentlich Krüge mit eiförmigem Körper, schlankem Hals und schön angesetztem Henkel (s. Tafel, Fig. 10), und Platten zum Belegen der Fußböden, Kamine, Tische ꝛc., meist blau, doch auch braun bemalt, im 17. Jahrh. die größte Vollendung erreichten. Auf die Entwickelung dieser holländischen wie überhaupt der Fayenceindustrie der neuern Zeit gewann das Bekanntwerden des chinesischen Porzellans bestimmenden Einfluß. Überall bemühte man sich, das Porzellan zu erfinden, und aus den zahllosen Versuchen resultierte, da die Hauptsache, die Porzellanerde, mangelte, das Auftreten einer Menge verschiedener Arten der Fayence, deren Formen und Dekorationsstil wenigstens häufig Verwandtschaft mit den ostasiatischen Erzeugnissen hatten, während bei andern Fabrikaten, besonders im 18. Jahrh., die naturalistische Blumenmalerei oder die Landschaft im Geschmack der Zeit vorherrscht. Straßburg, Frankenthal, Höchst, Nürnberg, Baireuth, Holitsch in Mähren und zahlreiche andre deutsche Städte besaßen im vorigen Jahrhundert blühende Industrien, deren Erzeugnisse heute gesucht werden. Holländer und Deutsche verpflanzten ihre Technik und deren Stil nach England, wo in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts Josiah Wedgwood zuerst in Burslem, seit 1770 in Etruria ein vorzügliches, in antikisierender Weise dekoriertes Steingut, namentlich die in schwachem Relief weiß auf Blau bemalte Queensware (s. Tafel, Fig. 11) herstellte. Die Fabriken von Rör-

strand und Marieberg in Schweden, Montelupa, Mailand, Capa di Mante in Italien thaten sich ebenfalls durch ihre Fayeneen heraar, während sich in Spanien und Partugal in den Fliesen (azulejas, s. d.) die maurische Tradition lebendig erhielt. Die Auffindung des Kaalins in mehreren Ländern Europas wies aber für lange Zeit aller Fayenee eine untergeardnete Stellung an, und die Mehrzahl der Fabriken verschwand, wenn sie nicht in Parzellanfabriken verwandelt wurden.

Die Erfindung des Porzellans.

Die Angaben über das Alter des Porzellans bei den Chinesen sind nach äußerst unsicher; dach scheint es keineswegs sa weit zurück zu datieren, wie man früher glaubte, vielleicht nur etwa bis 200 v. Chr. Steingut mit sehr harter, halbdurchsichtiger Glasur in mannigsachen Schattierungen van rötlichem Grau bis Meergrün (Seladan), mit wenigem, aft etwas erhabenem Ornament aber absichtlich mii einem Netz van Haarrissen (craquelé) überzagen, sall mehrere Jahrtausende var Christa fabriziert warden sein; andre Farben werden als spätere Enidecknngen angesehen. Bestimmte Daten über die chinesische Parzellanfabrikatian haben wir aus dem Anfang unsers Jahrtausends, um welche Zeit die Fabrik zu Kingtetschin gegründet wurde; unter der Ming-Dynastie im 14. Jahrh. nahmen alle Künste in China einen größern Aufschwung, und das 15. ist auch dart die Zeit der höchsten Kunstblüte. (Damals wurde auch der Turm zu Nanking gebaut.) Die Marken aus jenen Zeiten werden aber im Land sehr geschickt gefälscht, und da die Elemente der Dekaration fast unverändert die nämlichen geblieben sind (Gottheiten, heilige Tiere, wie der Drache Mang, der Hund des Fa, der einem Paradiesvagel ähnliche Fang-Haang, geametrische Kambinationen, naturalistische Blumen 2c.), sa bleibt als einigermaßen zuaerlässiges Kennzeichen nur die farbige Glasur übrig. Die blaue Glasur gilt für die älteste, und zwar erscheint insalge der nach mangelhaften Technik das Blau nicht gleichmäßig tief und glänzend. Die Dekaration der neuern vielfarbigen Gefäße ist fast immer van gesuchter Unregelmäßigkeit, und neben den einheimischen Motiaen finden sich salche benachbarter Völkerschaften (s. Tafel, Fig. 14). Nach Japan sall das Parzellan etwa um den Beginn unsrer Zeitrechnung van China aus gekammen sein, ist aber dart zu viel höherer Vallkammenheit in der Bereitung der Masse wie in der Mannigfaltigkeit und Karrektheit der Dekoratian mit Emailfarben gebracht warden. Das japanische Eierschalenparzellan übertrifft an Dünne, Transparenz und Glanz jedes andre Fabrikat; die Zeichnungen verraten eine viel reichere und beweglichere Phantasie, als an dem chinesischen Parzellan sich kundgibt. Zu den Eigentümlichkeiten Japans gehören: die Lackmalerei auf Parzellan, das émail claisonné auf Parzellan, die mit weißer Emailfarbe auf weißen Grund gemalten Blumen, das elfenbeinfarbige Satsuma-Steingut (s. Tafel, Fig. 15) u. a. Auch in Indien und Persien wurde das chinesische Parzellan nachgeahmt, jedach mußte sich dasselbe den speziellen Stilrichtungen jener Länder anbequemen.

Durch die in Halland gegründete Indische Handelsgesellschaft kamen im 17. Jahrh. Massen van Parzellan aus den verschiedenen Ländern Ostasiens nach Eurapa, und sehr bald fing man in China und Japan an, für den eurapäischen Markt nach dem Geschmack der Besteller zu arbeiten; gleichzeitig begannen in größerm Umfang die (bereits ein Jahrhundert früher durch Francesco de' Medici in Florenz angestellten) Versuche, Parzellan in Europa zu erzeugen. Gegen Ende des 17. Jahrh. wurde das erste »weiche Parzellan« in St.-Cloud gemacht, 1740 die Fabrik in Vineennes gegründet, welche 1753 königlich wurde und bald darauf nach Sèvres übersiedelte. In allen Ländern warfen sich Fayenciers auf die Herstellung dieses uneigentlichen Porzellans, welchem durch verglasende Staffe die Transparenz gegeben wurde (Stratfard le Baw und Chelsea in England, Capa di Mante bei Neapel 2c.). 1706 erfand der Alchimist Jah. Fr. Böttger (s. d.) in Dresden das sagen. rote Parzellan (s. Tafel, Fig. 17), und 1709 entdeckte er im Haarpuder das Kaolin, welches endlich die Fabrikation echten Parzellans ermäglichte, die in Meißen systematisch betrieben wurde und schnell zu höchster Blüte gelangte (vieux saxe, s. Tafel, Fig. 13). Mit welcher Strenge auch das Geheimnis auf der Albrechtsburg zu Meißen gewahrt wurde, sa gelang es dach einzelnen Arbeitern, zu entkammen, aber fremden, sich einzuschleichen, und bald hatte jedes Land und jedes Ländchen seine Parzellanfabrik (Nymphenburg seit 1754, Berlin etwa gleichzeitig, Wien 1718, Höchst 1720 2c.). 1765 wurde in Frankreich das erste Kaalinlager entdeckt.

Die moderne Keramik.

Infalge des Aufschwunges des Porzellans wurden Fayence und Steinzeug nur nach zu technischen Zwecken aber als gemeines Surragat des Parzellans gearbeitet. Reichere Dekaratian dieser Materialien erhielt sich nur im bäuerlichen Betrieb. Die Sammelthätigkeit und Antiquitätenliebhaberei, welche im Beginn des Jahrhunderts lediglich der antik römischen, griechischen und ägyptischen Kunst gegalten hatte, fing erst in der ramantischen Periade seit 1820 an, sich auch den Erzeugnissen des Mittelalters und der Renaissance zuzuwenden. Man sammelte die italienischen Majaliken, die Waren van Hirschvagel und Palissy und entdeckte allmählich, daß dieselben, trotzdem Scherbe und Glasur technisch sa tief unter dem Parzellan stehen, einen künstlerischen Reiz, eine Farbenglut, einen Schmelz und Frische der Zeichnung haben, welche das kühl und elegant gemalte Parzellan nie erlangen kann, ganz abgesehen davan, daß Zeichnung und Madellierung der Glanzzeit edelster Renaissance angehörten. Es begann nun zunächst in Italien ein Betrieb, welcher auf direkte Nachahmung der alten Stücke behufs Fälschung gerichtet war, und dank der Traditian, welche sich in bäuerlichen Kreisen erhalten hatte, erstaunlich Gutes leistete, waaan aieles nach heute in äffentlichen Sammlungen als echte alte Ware steht. Die eigentlich maderne K. in Fayence wurde in den 50er Jahren durch die französische Staatsmanufaktur van Sèares neben ihrem Porzellanbetrieb ins Leben gerufen; dieselbe überließ jedach, nachdem die technischen Vararbeiten gelungen waren, den Betrieb den Privatfabriken, welche salche Fartschritte machten, daß auf der Weltausstellung van 1867 die maderne französische Fayence bereits als künstlerisch gleichberechtigt neben den staatlichen Parzellanmanufakturen dastand. Seitdem hat sich das Verhältnis immer mehr zu gunsten der Fayence verschaben. In der Fayencetechnik fand man die Mäglichkeit, das malerische Element zu pflegen und jeden kalaristischen Einfall, die geistreiche auf den Scherben gewarfene Skizze in leichtschmelzender Glasur festzuhalten. Sa wendete sich das Interesse der Künstler, der Liebhaber und Sammler, welche ihre in altertümlichem Geschmack gehaltenen Zimmer mit Gerät schmücken wallten, lediglich der Fayence zu. In Frankreich brachte man zunächst



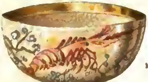
1. Hirschvogel-Kachel (deutsch, 16. Jahrh.).



10. Vase aus Delft (Fayence, 18. Jahrh.)



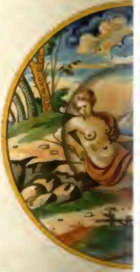
12. Glasiertes Thonrelief von Lu



15. Japanische Satzuma-Schale.



5. Spanisch-maurische Majolikakanne (14. Jahrh.).



8. Teller von Urbino (it



9. Palissy-Schüssel (französisch, 16. Jahrh.)



3. Persische Schüssel (16. Jahrh.).



4. Henri deux-Gefäß (französisch, 16. Jahrh.).



2. Pâte sur pâte
englisch



della Robbia, Florenz (ca. 1500).



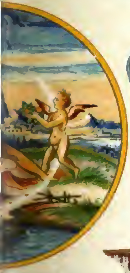
14. Chinesische Vase.



16. Deutsche Wappenkachel (16. Jahrh.).



17. Kanne in Böttger-Porzellan (18. Jahrh.).



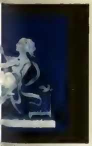
n Majolika, 16. Jahrh.)



11. Wedgwoodtopf (englisch, 18. Jahrh.)



7. Schale von Caffagiolo (italienische Majolika, 16. Jahrh.).



zellan (Minton.
Jahrh.).



13. Meißener Kaffeekanne (Vieux Saxe, 18. Jahrh.).



6. Schale von Gubbio (italien. Majolika, 1519)

Imitationen der alten Ware (Palissyware von Pull), dann aber freie, neue Schöpfungen hervor, für welche namentlich Deck eine ganze Reihe von selbständigen Künstlern beschäftigte, der auch ganze Fliesendekorationen in großem Maßstab zur Bekleidung von Fassaden anfertigte. Einzelne Teller dieser Künstler werden mit 2—4000 Frank bezahlt. Dann haben die Franzosen jegliche Art älterer Fayencen, die von Rouen, Nevers, Moustiers ꝛc., nachgeahmt, zum Teil genau, zum Teil mit Hilfe des Druckverfahrens, wobei die Konturen gedruckt und die Farben eingetragen werden. Auch sämtliche orientalische Fayencen werden nachgeahmt und als Ausgangspunkt neuer Schöpfungen benutzt, die persischen Fliesen mit dicken Emailfarben in stumpfen Konturen meisterhaft von Parvillier, fabrikationsmäßig von Collinot u. v. a. In England übernehmen die großen Töpfereien in Staffordshire, besonders Minton, die Führung. Letzteres richtete eine künstlerische Versuchsanstalt im Anschluß an das South Kensington-Museum ein, und bereits 1871 auf der keramischen Weltausstellung in London hatte England Frankreich erreicht. Der Betrieb in künstlerischer Fayence in England ist enorm; der beste Maler, Coleman, ist Engländer, die Modelleure vielfach Franzosen. Neben Minton ist vor allem Copeland und die alte Fabrik von Wedgwood zu nennen. Am stärksten geht die Herstellung von glasierten Fliesen zur Wandbekleidung und von eingelegten Fliesen für den Fußboden. Der Stil englischer Malerei ist mehr dekorativ, während die Franzosen auf höchste malerische Wirkung ausgehen. Die Technik ist daher bei den Engländern einfach, bei den Franzosen dagegen zum höchsten Raffinement ausgebildet. Das nationale englische Steingut wird von Doulton in Lambeth künstlerisch mit Glück ausgebildet. Italien hat vornehmlich seine Nachahmung alter Majoliken fortgesetzt (Ginori) und ist hierbei vielfach auf Fabrikwaren herabgesunken, welche an vielen Orten (Siena, Gubbio ꝛc.) von kleinen Töpfern hergestellt werden. Deutschland hatte neben seinen alten Staatsfabriken für Porzellan andauernd die Terrakotten für architektonische Zwecke gepflegt (March in Berlin). Von glasierter Ware sind nur die Öfen künstlerisch behandelt worden (Feilner in Berlin). An diese knüpfte auch die Neugestaltung an, zuerst in Nachahmung der alten grünen, reich modellierten Öfen (Fleischmann in Nürnberg). Seit etwa zehn Jahren ist dieser Zweig sehr reich ausgebildet (Nürnberg, Berlin, Landshut, Meißen, Magdeburg, Hannover ꝛc.). Eingelegte Fliesen und eingelegte Steingutarbeit liefern ganz vorzüglich Villeroy und Boch in Mettlach. Das rheinische Steinzeug ist im alten Kannenbäckerländchen in Nassau, in der Rheinprovinz und in Süddeutschland aus dem bäuerlichen Betrieb wieder aufgerufen, bis jetzt jedoch noch lediglich zur Imitation alter Formen. Die Fayencemalerei wird vorzugsweise von Frauen meist dilettantisch betrieben, mit großer Virtuosität dagegen von Wassili Timm in Dresden. In den Niederlanden werden die alten Delfter Waren mit Glück nachgeahmt. In der Schweiz ist die bäuerliche Töpferware aus Heimberg bei Thun künstlerisch veredelt worden (Keller-Leuzinger). Die Technik derselben ist jetzt auch in den Schwarzwald und nach Meißen übertragen. In Kopenhagen hat sich die Nachwirkung des antiken Stils unter dem Einfluß des Thorwaldsen-Museums bis heute erhalten. Die Thonwaren sind Nachbildungen griechischer Vasen und Terrakotten (Ipsen). In Spanien, Portugal und Monaco werden Fayencen auf Grund der bäuerlichen Tradition in künstlerisch unbedeutender Form gearbeitet. — Neben den großartigen Erfolgen der Fayence hat das moderne Porzellan einen schweren Stand. Meißen lebt lediglich von seinen alten Modellen des vorigen Jahrhunderts. Dagegen hat neuerdings die Berliner Porzellanmanufaktur in der Nachahmung ostasiatischer Erzeugnisse eine große Vollendung erreicht und durch die Erfindung des Segerporzellans der Dekoration ein weites Feld geöffnet. In Kopenhagen, Wien u. a. O. sind die Staatsanstalten ganz eingegangen. Sèvres bewahrt Reste seines alten Ruhmes durch Beschäftigung erster Künstler und hat das hohe Verdienst, die Dekoration pâte sur pâte geschaffen zu haben, eine der glänzendsten künstlerischen Errungenschaften auf diesem Gebiet. Die Dekoration wird in hell durchsichtiger Porzellanpaste wie ein feines Relief auf den dunkeln Grund aufgetragen und mit dem Körper zugleich gebrannt. Die Wirkung ist die einer geschnittenen Kamee, aber noch weicher, malerischer. Solon, der Hauptkünstler dieses Zweigs, arbeitet jetzt in England für Minton (s. Tafel, Fig. 2). In Frankreich hat sich auch bereits die Privatindustrie dieser höchst prächtigen Dekorationsweise bemächtigt. — Einen sehr wesentlichen Einfluß auf die moderne K. üben, wie schon erwähnt, die Waren von China und Japan. Die Einwirkung der glasierten Gefäße von Satsuma, Kanghar, Kioto (in Japan) mit ihrem reizenden, leicht stilisierten Blumenschmuck und phantastischen Farbenreiz zeigt sich in den Erzeugnissen aller hervorragender Porzellanfabriken Deutschlands, Englands und Frankreichs. Die Einfuhr dieser Waren nach Europa ist kolossal. Auch die indische K. ist in Europa eingeführt. In Bombay ist von England eine Art Schule errichtet worden. Die einfach dekorierten Thongefäße dienen für englische Fliesen vielfach als Vorbild. Ebenso werden die modernen bäuerlichen Thonwaren der Donauländer, der Türkei, Kleinasiens, Marokkos, Portugals von Sammlern geschätzt. Vgl. Brongniart, Traité des arts céramiques (3. Aufl., Par. 1877, 2 Bde.); Birch, History of ancient pottery (2. Aufl., Lond. 1873); Salvétat, Dekoration von Thonwaren (Wien 1871); Derselbe, Leçons de céramique (Par. 1875, 2 Bde.); Audsley und Bowes, Keramic art of Japan (Lond. 1875—81); Mayer, On the art of pottery (das. 1877); Jännicke, Grundriß der K. (Stuttg. 1879); Stockbauer und Otto, Antike Thongefäße (Nürnb. 1876); Teirich, Thonwarenindustrie auf der Wiener Ausstellung (Wien 1874); Seelhorst, Die Glas- und Thonwarenindustrie auf der Centennial-Ausstellung von 1876; J. Lessing, Das Kunstgewerbe auf der Wiener Weltausstellung 1873 (Berl. 1874); Berichte von der Pariser Weltausstellung (das. 1878); Genick, Griechische K. (2. Aufl., das. 1883, 40 Tafeln, mit Beschreibung von Furtwängler); Jacquemart, Les merveilles de la céramique (Par. 1866—69, 3 Bde.); Derselbe, Histoire de la céramique (das. 1873); Demmin, Guide de l'amateur de faïences et porcelaines, etc. (das. 1873); du Sartel, La porcelaine de Chine (das. 1881); Krell, Gefäße der K. (Stuttg. 1885); Jännicke, Die gesamte keramische Litteratur (das. 1882).

Keramohalit, s. Haarsalz.

Kerargyrit, s. Hornerz.

Kerasin, s. Bleihornerz.

Kerasûs (lat. Cerasus), im Altertum Stadt an der Südküste des Schwarzen Meers, westlich von Trapezunt, eine Kolonie von Sinope. Von K. soll Lucullus 74 v. Chr. die ersten Kirschbäume, welche

davon ihren Namen empfingen, nach Rom gebracht haben. Ruinen im Thal Kiresün-dere.

Keratitis (griech.), s. v. w. Harnhautentzündung (s. Augenentzündung, Hornhautflecke und Hypapyan).

Keratoid (griech.), hornähnliche Versteinerung.

Keratokōnus (griech.), Vartreibung der Harnhaut in Gestalt eines stumpfen Kegels, besonders als Falge häufiger Entzündungen auftretend.

Keratolith (griech.), versteinertes Horn.

Keratonyeis (griech.), Durchstechung der Hornhaut mit Zerstückelung der Linse zur Ermöglichung der Resarptian weicher Stare.

Keratoplastik (griech.), Ersatz der narbig entarteten Hornhaut des Auges durch eingeheilte Stücke menschlicher oder tierischer Hornhaut.

Keratōsis (griech.), Verdickung der Epidermis und Anhäufung der Hornsubstanz in Form von Schwielen, Hühneraugenwarzen, Hauthörnern.

Kératry, 1) Auguste Hilarian de, franz. Schriftsteller und Politiker, geb. 28. Okt. 1769 zu Rennes aus einer alten bretanischen Adelsfamilie, studierte die Rechte und trat in das Parlament der Bretagne. Während der Revolution, deren Grundsätzen er anhing, und der Napoleanischen Zeit lebte er in Zurückgezagenheit seinen philosaphischen und religiösen Studien. Erst unter der Restauration trat er als Abgeordneter gegen die klerikale Reaktion auf, beteiligte sich an der Julirevalutian zu gunsten des Hauses Orléans, zu dessen eifrigsten Anhängern er gehörte, und ward 1831 zum Staatsrat und Pair ernannt. Die Legislative van 1849 eröffnete er als Alterspräsident, zeigte sich als entschiedenen Manarchisten und Gegner des Prinzen Napoleon und ward beim Staatsstreich verhaftet. Er starb im Navember 1859. K. schrieb: »Cantes et idylles« (1791); »Voyage de vingt-quatre heures« (1800); »Mau habit mardaré« (1802, 2 Bde.); »Ruth et Noémi« (1811); »De l'existence de Dieu et de l'immortalité de l'âme« (1815); »Indnctians morales et philasophiques« (1817, 3. Aufl. 1841); »Du beau dans les arts d'imitatian« (1822, 3 Bde.); »Examen philosophiqne de Kant« (1823); die vielgelesenen Romane: »Le dernier des Beaumanair« (1824); »Frédéria Styndall« (1827); »Saphira« (1836) und viele Artikel im »Courrier Français«, zu dessen Begründern er zählte.

2) Emile, Graf, franz. Politiker, geb. 20. März 1832 zu Paris, trat 1854 als Freiwilliger bei den Chasseurs d'Afrique ein, machte den Krimkrieg mit, war 1861–65 in Mexiko Eskadronschef bei den Kanterguerillas des Obersten Dupin und Ordannanzoffizier des Marschalls Bazaine und veröffentlichte, nachdem er den Abschied genommen u. nach Frankreich zurückgekehrt war, in mehreren Zeitschriften, namentlich der von ihm geleiteten »Revue moderne«, heftige Anklagen gegen die mexikanische Palitik Napaleans und dessen und Bazaines Verhalten dem Kaiser Maximilion gegenüber, die großes Aufsehen erregten und der Regierung höchst unangenehm waren. 1869 vam Departement Finistère als Oppositionskandidat in den Gesetzgebenden Körper gewählt, machte er mehrere Gesetzvarschläge in militärischen Angelegenheiten und that sich im Juli 1870 durch seinen Deutschenhaß hervor. Nach der Revolution vom 4. Sept. 1870 ward er Polizeipräfekt van Paris und trieb 5. Sept. die Deutschen aus, legte diese Stelle indes schan 12. Okt. wieder nieder, verließ mit einem Luftballon die Hauptstadt und übernahm erst für die Regierung der nationalen Verteidigung eine Mission nach Madrid, dann den Befehl über das Lager von Canlie, welchen er jedoch wegen eines heftigen Streits mit Gambetta Ende November 1870 wieder abgab. Während der Herrschaft der Kommune unterdrückte er als Präfekt van Taulouse mit großer Energie die dortige insurrektionelle Bewegung und ward im November 1871 nach Marseille versetzt, wo er indes sehr bald mit dem Munizipalrat der Stadt und dem Generalrat des Departements in heftigen Konflikt geriet. Da das Ministerium diese Körperschaften nicht, wie er verlangte, auflöste, nahm er im August 1872 seine Entlassung. Er schrieb: »La contre-guérilla française au Mexique« (1867); »La créance Jecker« (1867); »L'élévatian et la chute de l'empereur Maximilien« (1867); »Le 4 septembre et le gouvernement de la défense nationale« (1872); »L'armée de Bretagne 1870–71« (1874); »Monrad V, prince, sultan, prisannier d'État 1840–78« (1878); auch veröffentlichte er einige Bühnenstücke (»La guerre des blasans«, »La vie de club« u. a.).

Keraunia, s. Akrokeraunia.

Keraunion (griech.), Dannerkeil; Zeichen der alten Kritiker in Form eines gesenkten Pfeils, wodurch man eine Stelle besonders hervarheben wallte.

Kerbel, Pflanzengattung, s. Anthriscus.

Kerbela, Hauptort eines Liwa im asiatisch-türk. Wilajet Bagdad, westlich vam Euphrat, mit 15,000 Einw. und dem Grabmal Huseins (s. d.). K. ist das Mekka der Schiiten (jährlich 120,000 Pilger), wohin viele Leichen aus Persien und selbst aus Indien zur Bestattung geschafft werden.

Kerbĕros (lat. Cerberus), in der Mythologie der Alten der vielköpfige, schlangenhaarige Hund, welcher die Unterwelt bewachte und jedermann hinein-, aber niemand herausließ. Er war nach Hesiad eine Frucht der Liebe des Typhaan zu Echidna, und vor



Herakles mit Hilfe des Hermes den Kerberos entführend (München, Vasenbild).

seinem Bellen erzitterte die Unterwelt. Orpheus besänftigte ihn jedoch durch die Macht seiner Leier, und Herakles bezwang ihn durch seine Kraft und schleppte ihn gefesselt auf die Oberwelt. Diese Szene findet sich mehrfach auf Vasenbildern, welche die Unterwelt darstellen, z. B. auf einer Amphora der Münchener Sammlung (s. Abbildung). Aus dem seinem Rachen entströmenden Giftschaum erwuchs hier die Pflanze Aconitum. Vgl. auch die Abbildung bei »Pluton«.

Kerbholz (Kerbstock), ehedem weitverbreiteter Notbehelf für Erinnerungen aller Art, als Seitenstück der Knotenknüpfung (s. d.), namentlich aber für gegenseitige Abrechnung im Geschäftsverkehr. Es bestand aus zwei gleich großen Holzstäbchen, deren eins dem Gläubiger, das andre dem Schuldner gehörte, und die jedesmal, wenn ein Posten zu notieren war, genau aneinander gelegt und gemeinschaftlich eingekerbt wurden, um nach der Zahl der Kerbschnitte die Abrechnung vornehmen zu können. Die Kerbhölzer galten bis im vorigen Jahrhundert in England als gerichtliche Beweisstücke und sind bei uns auf dem Lande, bei Müllern, im Bergbau ꝛc. hier und da noch heute im Gebrauch. Daher die Redensart: »Bei einem etwas auf dem K. haben« u. a. Vgl. Hausmarke.

Kerboghâ, türk. Emir, stürzte die Söhne Muslims des Ukeiliden, Ali und Mohammed, und bemächtigte sich der Herrschaft von Mosul. 1098 zog er im Auftrag des Seldschukkensultans Barkijarok mit einem großen Heer zur Befreiung Antiochias von den Kreuzfahrern aus, versäumte jedoch mit einer vergeblichen Belagerung Edessas so viel Zeit, daß Antiochia unterdessen fiel (3. Juni). Er schloß nun das Kreuzheer ein und brachte es durch Hungersnot in große Bedrängnis, wurde aber bei einem Ausfall 28. Juni völlig geschlagen und mußte nach Mosul zurückkehren.

Kerbschnitt, eine sehr alte, mit dem Messer ausgeführte Art der Flächenverzierung in Holz, welche sich selbst bei Völkern der niedrigsten Kulturstufen (Südseeinsulanern) vorfindet. Man unterscheidet dabei einen Drei- und Vierschnitt, einen mandelförmigen Zweischnitt und einen furchenförmigen Schnitt. Zur höchsten Ausbildung gelangte der K. an den Küstengegenden des nördlichen Europa, wo er schon seit dem frühen Mittelalter betrieben wurde. Die ältesten erhaltenen Kerbschnittarbeiten gehören dem 13. Jahrh. an. Neuerdings ist die Technik wieder belebt worden und findet unter Anwendung von mehreren Werkzeugen (Schnitzmesser, Hohleisen, Stechbeutel ꝛc.) zur Dekoration von Rahmen, Deckeln, Kästchen u. dgl. Verwertung. Die Arbeiten werden gebeizt. Die Muster sind meist geometrische. Vgl. Grunow, Kerbschnittvorlagen (Leipz. 1884).

Kerbtiere, s. v. w. Insekten (s. d.).

Kercha (der Choaspes der Alten), Fluß im westlichen Persien, entspringt am Dalahogebirge, fließt in südwestlicher, dann südlicher Richtung, indem er in wilden Felsklüften das Gebirgsland von Luristan durchbricht, tritt, nachdem er links den Karasu und den Chaschgun aufgenommen, in die große Ebene Chusistans und mündet auf türkischem Gebiet links in den Schatt

Arbeiten und Romane, von denen mehrere, z. B. »Daniel« und »Ferdinand, der Seeräuber«, auch wiederholt ins Deutsche übertragen worden sind. Seine »Volledige werken« erschienen in 13 Bänden (Antwerpen 1869—73).

Kerckringsche Falten, die nach dem Hamburger Arzt Theodor Kerckring (gest. 1693) benannten halbmondförmigen Schleimhautfalten, welche quer in die Höhle des Dünndarms hineinragen und die Oberfläche der Schleimhaut um etwa die Hälfte vergrößern.

Kerékgyártó, Árpád, namhafter ungar. Geschichtschreiber, geb. 19. Juni 1818 zu Jászberény, gegenwärtig Professor an der Universität in Budapest; schrieb (in ungarischer Sprache): »Kulturgeschichte Ungarns« (Pest 1859—65, 2 Bde.; neu bearbeitet 1880); »Handbuch der Geschichte Ungarns« (das. 1866—1874, 7 Bde.); eine Übersicht der Geschichte Ungarns, von 884 bis 1849 (»Hazánk évlapjai«, das. 1875); »Die wichtigsten Tage Ungarns« (das. 1882); »Stephan Széchenyis Leben« (Preßb. 1883).

Keren (griech.), bei den griech. Dichtern die Göttinnen des Verhängnisses, besonders des im Krieg erlittenen Todes, die mit Ares, Enyo, Kydoimos und Eris das Schlachtfeld durcheilen, die Gefallenen mit ihren Krallen ergreifen und in den Hades liefern. Sie sind die Töchter der Nacht und die Schwestern des Todes, oft auch identisch mit diesem, und dienen dann überhaupt zur Bezeichnung alles Furchtbaren und Vernichtenden. Abzehrende Sorgen und Leiden, verderbliche Seuchen u. dgl. heißen bei den Dichtern ebenfalls K.

Keren, Hauptort der Bogos (s. d.) in Abessinien.

Kerensk, Kreisstadt im russ. Gouvernement Pensa, an der Kerenka und am Wad, mit 5 Kirchen, einem Nonnenkloster und (1880) 12,423 Einw.

Keretj, See im russ. Gouvernement Archangel, Kreis Kem, 404 qkm (7,34 QM.) groß. Sein Ausfluß, der Fluß K., mündet nach einem Laufe von 52 km ins Weiße Meer und ist bekannt durch die in ihm vorkommenden schönen Perlen.

Kerse, s. v. w. Insekten.

Kerguelenland (spr. kérghlen-), unbewohnte Insel im Südindischen Ozean, unter 48° 30′—49° 44′ südl. Br. und 68° 46′—70° 33′ östl. L. v. Gr., umfaßt etwa 3414 qkm (62 QM.), wird von zahlreichen Inseln (130) und Klippen (160) umgeben, hat zahlreiche, tief ins Land einschneidende Buchten (Christmas Harbour mit dem merkwürdigen Arched Rock, Cumberland-, White-, Rhodes-, Whalo-, Hillsboroughbai, Royal Sound u. a.), die vortrefflichen Ankergrund darbieten, und ist durchweg gebirgig. Die größten Erhebungen, vulkanische Berge, liegen im S., wo der Mount Roß, mit ewigem Schnee bedeckt, bis zu 1865 m sich erhebt. Zahlreiche Gletscher steigen von den Bergen in die Schluchten und Thäler herab und überdecken das basaltische oder porphyrische Gestein, aus welchem K. größtenteils besteht. Auffallend ist das Vorkommen von fossilem Holz und jüngern Kohlen in 1,5 m starken Lagen. Bäume fehlen; die größte Pflanze ist der eßbare, nur hier allein vorkommende Kerguelenkohl (Pringlea antiscorbutica), eine rie-

Geflügelte Insekten fehlen, daher vollzieht sich die Befruchtung der Kruciferen durch den Wind. Das Klima ist ein höchst rauhes und nebeliges, da K. noch innerhalb der Zone des südlichen Treibeises liegt. Entdeckt wurde die Insel 1772 von dem französischen Seefahrer Kerguelen-Trémarec (s. d.); Rosnevet nahm sie 1774 für Frankreich in Besitz. 1776 nahm Cook einen Teil derselben auf und nannte sie Desolationland; nähere Erforschungen stellten 1799 Rhodes und namentlich 1840 der jüngere Roß an, bei welchem sich der Botaniker Hooker befand. Erst 1874 wurde von der englischen Fregatte Challenger das südliche Kap (Kap Challenger) umsegelt. In demselben Jahr machten die deutschen Schiffe Arcona und Gazelle hier Beobachtungen; das letztere brachte die deutsche Expedition zur Beobachtung des Venusdurchgangs zum Betsy Cove an der Nordküste, während eine englische und eine amerikanische sich im Royal Sound stationierten.

Kerguelen-Trémarec (spr. kerghlen-tremarèck), Yves Joseph de, franz. Seemann, geb. 1745 zu Quimper in der Bretagne, trat in französische Seedienste, segelte 1771 nach Ostindien, um den von Grenier vorgeschlagenen kürzern Weg dahin zu prüfen, und entdeckte auf der Rückfahrt 12. Febr. 1772 die nach ihm benannte Insel Kerguelenland (s. d.), die er für Frankreich in Besitz nahm. Zum Kapitän ernannt, erhielt er darauf den Auftrag zu neuen Entdeckungsreisen, doch nötigten ihn Sturm und Mangel bald zur Rückkehr. Angeklagt, einen Teil seiner Mannschaft an einer wüsten Küste im Stiche gelassen zu haben, ward er zum Verlust seines Ranges und zur Haft in Saumur verurteilt. Später wieder im Dienst und abermals entlassen, starb K. im März 1797 in Paris. Er schrieb: »Relation d'un voyage dans la mer du Nord en 1767—68« (Amsterd. 1772); »Relation de deux voyages dans les mers australes et des Indes« (Par. 1782); »Relation des combats et des événements de la guerre maritime de 1778« (das. 1796).

Kerim Pascha, s. Abd ul Kerim Pascha.

Kerinthos, Gnostiker, s. Cerinthus.

Kerka (Krka), Fluß in Dalmatien, entspringt am Dinara, fließt in südwestlicher Richtung in einem tief in den Karstboden eingeschnittenen Bett, nimmt die Cikola auf, bildet mehrere Wasserfälle, namentlich bei Kistanje und oberhalb Scardona, fließt dann fast ohne Gefälle weiter und mündet nach 55 km langem Lauf bei Sebenico in das Adriatische Meer.

Kerkápoly, Karl, ungar. Publizist, Redner und Gelehrter, geb. 15. Mai 1824 zu Szentgál im Veszprimer Komitat, studierte in Pápa, Preßburg u. Halle, bis die Ereignisse von 1848 ihn in die Heimat zurückriefen. Hier diente er der Sache des Freiheitskampfes als Nationalgardist und trat nach Beendigung der Revolution die Professur der Philosophie am reformierten Kollegium in Pápa an, die er bis 1865 bekleidete. Inzwischen hatte er 1859 den 1. Band seiner »Világtörténelem« (»Weltgeschichte«) veröffentlicht und wurde infolgedessen zum Mitglied der ungarischen Akademie gewählt. Als 1859 das gegen die Autonomie der protestantischen Kirche in Ungarn und tüchtigsten Mitgliedern der Deákpartei. Er zeichnete sich als bedeutender Redner aus und wurde wegen seiner Thätigkeit und Vielseitigkeit bei den meisten Kommissionsarbeiten in Anspruch genommen. Nach dem Schluß des Reichstags (1868) wurde er zum Staatssekretär im Landesverteidigungsministerium ernannt. 1870 wurde er Finanzminister, nahm aber 1873 seine Entlassung. Seit 1874 bekleidet K. die Professur der Staatswissenschaften an der Pester Universität.

Kerkena (Karkenah), zu Tunis gehörige Inselgruppe, im Golf von Gabes (Kleine Syrte), östlich von Sfax, besteht aus den Inseln Charki und Gharbe und einigen kleinern und wird von 3000 Fischern und Ackerbauern bewohnt. Vgl. Cercina.

Kerkopen, in der Heraklessage diebische Kobolde, die den Wanderern auflauerten. Meist werden ihrer zwei genannt und an den Thermopylen lokalisiert. Sie verachteten die Warnung ihrer Mutter Theia, sich vor dem Mann »mit dem schwarzen Hintern« zu hüten, und wurden daher von Herakles, der als solcher kam, überwältigt, aber wieder laufen gelassen. Schon ein Homerisches nach ihnen genanntes Scherzgedicht hatte von diesen Vagabunden gesungen, und ein Relief des ältesten Tempels von Selinunt zeigt sie von Herakles an der Keule aufgehängt und getragen. Aus Kleinasien, wo wirkliche Individuen dieser Art auf den großen Märkten zu finden waren, wurden sie nach Athen auf die Bühne verpflanzt und dort zu humoristischen Typen verschmitzter Diebe, wie die griechische Komödie sie liebte. Die K. gehören recht eigentlich zur Märchenpoesie der Griechen. Vgl. O. Müller, Dorier (Bd. 1, S. 457 ff.). Auch eine langgeschwänzte Affenart hieß K.

Kerkuk, Hauptstadt eines Liwas im türk. Wilajet Mosul, südöstlich von Mosul, um einen künstlichen Hügel herumgebaut, der ehedem ein jetzt zu einem eignen Stadtteil umgebautes Schloß trug, und auf dem eine Moschee (früher christliche Kirche) steht mit dem vermeintlichen Grab des Propheten Daniel, zu dem die Juden am Pfingstfest wallfahrten, hat etwa 15,000 Einw. (mohammedanische Kurden) und ist Hauptmarkt für die Erzeugnisse des südlichen Kurdistan. In der Nähe starke Naphthaquellen.

Kerkyon, nach griech. Sage Sohn des Poseidon, ein Unhold, der bei Eleusis hauste und alle Vorüberziehenden zwang, mit ihm zu ringen. Der junge Theseus (s. d.) überwand und tötete ihn und setzte seinen Enkel Hippothoon in die Herrschaft von Eleusis ein.

Kerkyra, Insel, s. Korfu.

Kerl, Georg Heinrich Bruno, Metallurg und Technolog, geb. 24. März 1824 zu St. Andreasberg auf dem Oberharz, besuchte 1840—43 die Bergschule in Klausthal, studierte seit 1844 in Göttingen Chemie, Mineralogie und Technologie, wurde 1846 nach kurzer Thätigkeit als Hüttenelеve auf der Ockerhütte bei Goslar Dozent für Chemie, Metall- und Eisenhüttenkunde und Probierkunst in Klausthal, 1851 Vizehüttenmeister und Hilfsarbeiter bei dem Berg- und Forstamt daselbst und 1853 Hüttenmeister. 1858 zum Bergamtsassessor und 1862 zum Professor ernannt, folgte er 1867 einem Ruf als Dozent an die

(Klausth. 1857); »Die Rammelsberger Hüttenprozesse am Kommunion-Unterharz« (2. Ausg., das. 1860); »Die Oberharzer Hüttenprozesse« (2. Aufl., das. 1860); »Handbuch der metallurgischen Hüttenkunde« (2. Aufl., Leipz. 1861—65, 4 Bde.); »Leitfaden bei qualitativen und quantitativen Lötrohruntersuchungen« (2. Aufl., Klausth. 1862); »Metallurgische Probierkunst« (Leipz. 1866, 2. Aufl. 1882); »Grundriß der Salinenkunde« (Braunschw. 1868); »Abriß der Thonwarenindustrie« (das. 1871); »Repertorium der technischen Litteratur« (Leipz. 1871); »Grundriß der allgemeinen Hüttenkunde« (das. 1872); »Grundriß der Metallhüttenkunde« (das. 1873, 2. Aufl. 1880); »Grundriß der Eisenhüttenkunde« (das. 1875); »Grundriß der Eisenprobierkunst« (das. 1875). Mit Stohmann bearbeitete er die 3. Auflage von Muspratts »Chemie in Anwendung auf Künste und Gewerbe« (Braunschw. 1873 ff.). Seit 1859 ist K. Mitredakteur der Leipziger »Berg- und hüttenmännischen Zeitung«.

Kermadekinseln, kleine Gruppe im Stillen Ozean, nordöstlich von Neuseeland und auf halbem Weg zwischen diesem und dem Tonga-Archipel, besteht aus vier kleinen vulkanischen Inseln: Raoul, Macaulay, Curtis und Esperance, zusammen 55 qkm (1 QM.). Die Vegetation ist neuseeländisch, von Tieren gibt es nur Ratten und einige Landvögel. Die Inseln sind unbewohnt; eine amerikanische Familie, die sich auf Raoul niederließ, wurde durch ein heftiges Erdbeben zur Auswanderung nach Norfolk getrieben. England ergriff im April 1886 Besitz von der Gruppe.

Kerman, pers. Provinz, s. Kirman.

Kermes (Alkermes, Kermeskörner, unechte Kochenille, Grana K.), die getrockneten Weibchen der Kermesschildlaus (Coccus ilicis *Fabr.*), welche auf der Stecheiche (Quercus coccifera *L.*) lebt. Die Tierchen saugen sich im März an den Stengeln der Eiche fest und erleiden in diesem Zustand die Begattung. Es entwickeln sich dann die mit einem roten Saft gefüllten 1800—2600 Eier, und Ende Mai findet man diese unter der toten Hülle der bald nach dem Legen zu Grunde gegangenen Mutter. Um diese Zeit wird der K. gesammelt, mit Essig besprengt und getrocknet; er bildet erbsengroße, runde oder zusammengefallene, braune, glatte, glänzende, durch die Anheftungsstelle genabelte Körner und gibt zerrieben ein rotes Pulver. K. enthält denselben Farbstoff wie die Kochenille (Karminsäure), hat aber nur $^1/_{12}$ des Färbevermögens der letztern; er färbt auch weniger schön, aber echter. Den besten K. liefert die Provence, geringere Sorten Spanien, Italien, Griechenland, der Orient, Algerien und Marokko. K. war schon den Alten bekannt, man bediente sich desselben als erstes Farbebad für die Stoffe, welche in Purpur gefärbt werden sollten. Als die Kunst, tyrischen Purpur zu färben, verloren gegangen war, wurde K. ein wichtiger Ausfuhrartikel für mehrere südliche Länder. Auch im Mittelalter wurde er sehr geschätzt, seit Einführung der Kochenille aber ist er mehr und mehr zurückgedrängt. Man benutzt ihn noch zum Färben von Konditorwaren, Wein, Likör 2c. Zum Färben der türkischen Fes, welche namentlich Frankreich nach der Türkei liefert, dient ein Gemisch von Krapp und K.

Kermesbeeren, s. Phytolacca.

Kermeskörner, s. Kermes.

Kermes minerale, Mineralkermes, s. Anti-

in der Botanik verschiedenartige Teile, insofern sie im Innern eines Organs sich befinden und durch härtere, dichtere Beschaffenheit oder wohl auch nur durch abgegrenzte Umrisse von den umgebenden Teilen sich unterscheiden lassen, nämlich: an den Steinfrüchten der Steinkern (s. Frucht), an den Samenknospen der von den Integumenten umgebene Eikern, Nucleus (s. Samenknospe), am Holzkörper der dikotyledonen Bäume und Sträucher das Kernholz (s. Holz), an der Zelle der Zellkern, Nucleus (s. Zelle). — In der Gießerei (s. d.) heißt K. derjenige massive Teil der hohlen Gießformen, der beim Gießen bewirkt, daß sich ihm entsprechend eine Höhlung bildet, und der dem Mantel entgegengesetzt ist. — In der Pferdekunde heißt K. oder Kunde (auch Marke, Bohne, Kennung) die dunkelbraune Vertiefung auf der Reibefläche der Schneidezähne, die als Alterszeichen wohl von gewissem Wert, aber von keiner maßgebenden Bedeutung ist (s. Zähne). Falsche Kunde (Kontermarke), der dunkle Fleck, der zur Täuschung, resp. Nachahmung der natürlichen Kunde mittels roher Schwefelsäure in die Reibefläche der Schneidezähne eingeätzt wird. — In der Weidmannssprache heißt K. das getrocknete Fleisch von nicht jagdbaren Tieren, besonders von Pferden und Rindvieh, das, in Riemen geschnitten, zur Hundefütterung verwendet wird.

Kern, 1) Johann Konrad, schweizer. Staatsmann, geb. 1808 zu Berlingen im Kanton Thurgau, studierte in Berlin, Heidelberg und Paris die Rechte und wurde 1837 Präsident des thurgauischen Obergerichts sowie des Erziehungsrats. Als Frankreich nach dem Straßburger Attentat 1838 vom Schweizer Vorort die Ausweisung Ludwig Bonapartes forderte, verteidigte K. als Vertreter seines Kantons, von welchem eine Gemeinde dem Prinzen das Bürgerrecht erteilt hatte, in der Tagsatzung das Gastrecht, bis die freiwillige Entfernung Bonapartes dem Konflikt ein Ende machte. Von der Tagsatzung 1847/48 zum Mitglied der Revisionskommission ernannt, redigierte K. unter Drueys Beihilfe den Entwurf der neuen Bundesverfassung, wurde nach Einführung derselben Mitglied des schweizerischen Nationalrats, später des Ständerats und von der Bundesversammlung zum Präsidenten des Bundesgerichts gewählt. Nachdem er 1854 als Präsident des eidgenössischen Schulrats das schweizerische Polytechnikum hatte begründen helfen, wurde er im Januar 1857 in der Neuenburger Angelegenheit vom Bundesrat nach Paris gesandt und im November d. J. zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister der schweizerischen Eidgenossenschaft in Frankreich ernannt, welchen Posten er bis 1883 bekleidete. Er veröffentlichte »Souvenirs politiques« (Bern 1887).

2) Hermann, Pädagog, geb. 12. Sept. 1823 zu Jüterbog, studierte seit 1841 in Leipzig Mathematik und Philologie, ward hier durch Drobisch und Hartenstein auch für die Philosophie Herbarts gewonnen, welche auf die Richtung seines künftigen Strebens bestimmend einwirkte, wurde 1846 Lehrer am königlichen Pädagogium zu Halle, 1848 Professor am Gymnasium zu Koburg, wo er 1853—56 die »Pädagogischen Blätter« redigierte, 1861 Direktor der Realschule und der mit ihr verbundenen höhern Töchterschule zu Mülheim a. d. Ruhr und übernahm 1865 das Direk-

zur Rechtfertigung der Herbartschen Metaphysik« (Kob. 1849), »Die Realschule und die Konzentration des Unterrichts« (Mülheim 1863), »Zur Realschulfrage« (Berl. 1869), besonders aber den »Grundriß der Pädagogik« (das. 1873, 4. Aufl. 1887).

3) Heinrich, namhafter Sprachforscher und Orientalist, geb. 6. April 1833 zu Purworedjo auf der Insel Java von niederländischen Eltern, kam 1840 nach Holland, studierte 1850—55 in Utrecht und Leiden, ging dann nach Berlin, wo er namentlich den Sanskritisten A. Weber hörte, und begann 1857 bereits Beiträge zu dem großen Petersburger Sanskritwörterbuch von Böhtlingk und Roth zu liefern. 1858 erhielt er eine Stelle als Lehrer des Griechischen am Athenäum zu Maastricht, gab dieselbe aber 1862 auf, um sich in London der Durchforschung der dortigen Sanskritmanuskripte zu widmen, und erhielt durch Vermittelung Th. Goldstückers und Max Müllers die Anglo-Sanskritprofessur am Benares College in Britisch-Ostindien übertragen, die er bis 1865 bekleidete. In diesem Jahr wurde er in die Heimat an die Universität Leiden als Professor des Sanskrits und der vergleichenden Sprachforschung zurückberufen, wo er noch jetzt wirkt. Seine Hauptwerke sind neben zahlreichen kleinern Beiträgen in holländischen und andern gelehrten Zeitschriften: »Handleiding bij het onderwijs der nederlandsche taal« (eine nach Grimms Grundsätzen bearbeitete niederländische Schulgrammatik, 7. Aufl., Amsterd. 1884); eine holländische Übersetzung der »Sakuntalâ« (1862); die Textausgabe von »Brihat-Sanhitâ«, einem astrologischen Werk des Inders Varâha Mihira, in der »Bibliotheca indica« (7. Teil 1865), und eine englische Übersetzung des Werkes im Journal der Royal Asiatic Society zu London (1869 ff.); ferner Text und deutsche Übersetzung der »Yoga yâtrâ« des Varâha Mihira in Webers »Indischen Studien«, Bd. 10 u. 14 (1867 u. 1876); »Die Glossen in der Lex Salica und die Sprache der salischen Franken« (Haag 1869); »Kawistudiën«, den Text der zwei ersten Gesänge des altjavanischen Gedichts »Arjuna-wiwâha« enthaltend, nebst Übersetzung und Erklärung (das. 1871); »Aryabhatiya, a manual of astronomy« (Leib. 1874); »Wrttasanc'aya«, ein altjavanisches Gedicht über Prosodie, in Kawitext mit holländischer Übersetzung (das. 1875); »Eene indische sage in javaansch gewand« (Amsterd. 1876); »Geschiedenis van het Buddhisme in Indië« (Haarl. 1881—83; deutsch von Jacobi, Leipz. 1882—84); eine englische Übersetzung des buddhistischen religiösen Buches »Saddharma Pundarika« (Oxf. 1884) und »De Fidji taal vergeleken met hare verwanten in Indonesie en Polynesie« (Amsterd. 1886).

4) Theodor Gotthart, Ritter von, Geschichtsforscher, geb. 5. Mai 1836 zu Bruneck im Pusterthal, besuchte das Jesuitengymnasium in Innsbruck, wo er auch zuerst studierte, widmete sich aber seit 1855 auf den deutschen Universitäten Heidelberg, Göttingen und München unter Häusser, Waitz und Sybel historischen Studien, arbeitete 1859—65 mit großem Erfolg an der Herausgabe der Chroniken der Stadt Nürnberg, welche die Münchener Historische Kommission veranstaltete, habilitierte sich 1865 in Freiburg i. Br. und wurde 1866 außerordentlicher, 1871 ordentlicher Professor der Geschichte daselbst, starb aber schon 18. Nov. 1873 in Veyteaux am Genfer See. In den 5 Bänden der Nürnberger Chroniken sind die meisten und besten Arbeiten von ihm. Aus seinem Nachlaß erschienen: »Geschichtliche Vorträge und Aufsätze« (Tübing. 1876).

Kern. (*v. Kern.*), bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Johann Simon v. Kerner, geb. 1755 zu Kirchheim, gest. 1830 in Stuttgart als Professor (Dendrolog, Scharlachläuse).

Kernbeißer (Coccothraustes *Briss.*), Gattung aus der Ordnung der Sperlingsvögel, der Familie der Finken (Fringillidae) und der Unterfamilie der eigentlichen Finken (Fringillinae), kräftig gebaute Tiere mit sehr großem, dickem, am Grund sehr breitem Schnabel, bis zur Spitze leicht gekrümmter Schnabelfirste, breiten Flügeln, unter deren Schwingen die dritte am längsten ist, und deren hintere vor dem stumpfen Ende auf der Außenfahne hakig ausgeschweift ist, kurzen, kräftigen, mit mittellangen, scharfspitzigen Krallen bewehrten Füßen und kurzem, gabeligem Schwanz. Der Kirschkernbeißer (Kirschfink, Stein-, Nuß-, Bollenbeißer, Finkenkönig, C. vulgaris *Briss.*), 18 cm lang, 31 cm breit, dickleibig, auf dem Vorderkopf graugelb, auf dem Hinterkopf braungelb, auf dem Rücken braun, auf der Unterseite graubraun, am Bauch grauweiß, an der Kehle schwarz; die Flügel haben einen weißlichen Fleck auf der Mitte, der Schnabel ist im Frühling blaugrau, im Herbst horngelb, der Augenstern graurot, die Füße sind hellrötlich. Er findet sich im gemäßigten Europa und Asien, bei uns von März bis November, wandert bis Algerien und Marokko, während nördlich wohnende auch in Deutschland überwintern, liebt bergigen Laubwald, Kirschgärten und Feldhölzer, ist etwas plump und träge, fliegt schwerfällig, aber schnell und ist sehr vorsichtig und listig. Er nährt sich besonders von den Kernen der Weiß- und Rotbuchen, der Kirschen und Vogelbeeren, aber auch von Kornsämereien (in Gemüsegärten), Knospen, Käfern, Larven ꝛc. und ist sehr gefräßig. Er nistet im Mai und oft noch Anfang Juli auf schwachen Zweigen und legt 3—5 aschgraue, braun gefleckte und gestrichelte Eier. Nach der Brutzeit streicht er mit seinen Jungen im Land umher. Der Gesang ist nicht viel wert; auch richtet der Vogel in Kirschpflanzungen, auf Erbsenbeeten ꝛc. oft erheblichen Schaden an. In der Gefangenschaft wird er sehr zahm, ist aber langweilig, zänkisch und beißt tüchtig.

Kernen (engl. Kernes), irische Bauern, die ehedem mit Schwert und Speer (später auch mit Feuergewehr) als leichtes Fußvolk dienten, im Gegensatz zu den Galloglassen (Galloglasses), dem mit furchtbaren Schlachtbeilen bewaffneten schweren Fußvolk.

Kerner, 1) Georg, namhafter deutscher Parteigänger der französischen Revolution, geb. 9. April 1770 zu Ludwigsburg, wo sein Vater Regierungsrat und Oberamtmann war, wurde in der Stuttgarter Karlsschule gebildet und verweilte mit einigen Unterbrechungen von Ende 1791 bis September 1795 in Paris als Zeuge der wichtigsten Ereignisse dieses Zeitraums und mehrfach persönlich bei denselben beteiligt. 1795 bis 1801 waren seine Geschicke mit denen seines Landsmannes K. F. Reinhard (s. d.) verbunden, dem er während dessen diplomatischer und staatsmännischer Laufbahn in Hamburg, Florenz, Paris und Bern als Sekretär zur Seite stand. Der französischen Republik seine Kräfte widmend, wähnte er unter dem Einfluß der kosmopolitischen Anschauungen jenes Zeitalters mittelbar auch Deutschlands Wohl zu fördern. Ein strenger Kritiker der Zustände, welche die revolutionären Politiker innerhalb und außerhalb Frankreichs hervorgerufen, hielt er dennoch stets an seinen Freiheitsidealen fest und entfagte den französischen Diensten erst, als er die monarchischen Ten-

denzen Bonapartes durchschaut hatte (Ende 1801). Von 1803 bis 1812 wirkte er in Hamburg als Arzt. Gram über die Napoleonische Zwingherrschaft und übergroße Anstrengung in der opfermutigen Ausübung seines Berufs beschleunigten sein Lebensende. Er starb 7. April 1812. Vgl. Justinus Kerner (Georgs Bruder), Bilderbuch aus meiner Knabenzeit (neue Ausg. Stuttg. 1886); Wohlwill, Georg K., ein deutsches Lebensbild (Hamb. 1886).

2) Andreas Justinus, hervorragender Dichter und medizinischer Schriftsteller, Bruder des vorigen, geb. 18. Sept. 1786 zu Ludwigsburg, erhielt seine Erziehung im Kloster Maulbronn, sollte nach dem Tode des Vaters wider seine Neigung Kaufmann werden, bezog 1804 die Universität Tübingen, um Medizin und Naturwissenschaften zu studieren, und schloß dort mit Uhland und G. Schwab eine auf die gemeinsame Neigung zur Poesie gegründete innige Freundschaft. Nach Beendigung seiner Studien begab sich K. 1809 auf Reisen und lebte längere Zeit in Hamburg, Berlin, Wien u. a. O. Die Briefe, welche er während dieser Zeit an die zurückgebliebenen Freunde schrieb, bilden die »Reiseschatten von dem Schattenspieler Lux« (Heidelb. 1811), das bedeutendste dichterische Erzeugnis Kerners, welchem herrliche Lieder und dramatische Szenen voll seltenen, phantastischen Humors eingewebt sind. Zurückgekehrt, kam K. als Badearzt in das Wildbad und schrieb hier: »Das Wildbad im Königreich Württemberg« (Tübing. 1811, 4. Aufl. 1839). Auch gab er mit Uhland, Schwab u. a. den »Poetischen Almanach« (Heidelb. 1812) sowie den »Deutschen Dichterwald« (Tübing. 1813) heraus, welcher die schönsten, frischesten und sangbarsten Gedichte Kerners und Beiträge von Uhland, Schwab, K. Mayer, Eichendorff u. a. enthält. Es folgten: »Romantische Dichtungen« (Karlsr. 1817). Im J. 1818 nach Weinsberg als Oberamtsarzt versetzt, baute er sich an dem Fuß der alten Burg Weibertreue unter grünen Bäumen an. Hier beschrieb er in anmutiger und altertümlicher Sprache »Die Einnahme von Weinsberg im Bauernkriege« (2. Aufl., Heidelb. 1848) und lieferte die medizinische Schrift »Das Fettgift, oder die Fettsäure und ihre Wirkungen auf den tierischen Organismus« (Stuttg. 1822). Von Einfluß auf seine geistige Richtung wurden die Erfahrungen, die er auf dem Gebiet des tierischen Magnetismus machte. Von der Beobachtung einiger Fälle dieser Art, wie er sie in der »Geschichte zweier Somnambulen« (Karlsr. 1824) beschreibt, schritt er schnell weiter und gelangte in der »Seherin von Prevorst« (Stuttg. 1829, 2 Bde.; 5. Aufl. 1877), in den mit Eschenmayer herausgegebenen »Blättern aus Prevorst« (1.—7. Samml., Karlsr. 1831—35; 8.—12. Samml., Stuttg. 1836—39; fortgesetzt als »Magikon«, das. 1842—53, 5 Bde.), den Schriften: »Geschichten Besessener neuerer Zeit« (Karlsr. 1834, 2. Aufl. 1835), »Eine Erscheinung aus dem Nachtgebiet der Natur« (Stuttg. 1836) und »Nachricht von dem Vorkommen des Besessenseins« (das. 1836) zur ernsthaften Behauptung des Hereinragens der Geisterwelt in die irdische. Daß K. übrigens auch Momente hatte, wo er von dem ihn sonst beherrschenden Hang zum Dämonismus frei war und mit dem dämonistischen Spuk, unter dessen Einfluß seine Phantasie für gewöhnlich stand, selbst Spott treiben konnte, beweist sein wunderliches Drama »Der Bärenhäuter im Salzbade« (Stuttg. 1837), das nur als Persiflage des ganzen Geisterkrams, von dem seine Phantasie erfüllt war, verständlich wird. Fast ganz erblindet, legte K. 1851 Amt und Praxis nieder. König Ludwig I. von Bayern hatte dem Dichter einen kleinen Jahrgehalt ausgesetzt, dem König Wilhelm von Württemberg 1853 noch eine Summe zulegte; er wurde zum Ritter des Ordens der württembergischen Krone sowie zum Mitglied des bayrischen Maximiliansordens ernannt und erhielt, als er 1858 sein 50jähriges Doktorjubiläum feierte, von nah und fern zahllose Beweise von Hochschätzung und Verehrung. Die Schule des Dichters K. wie die Uhlands war das Studium der Volkslieder, und K. traf den volksmäßigen Liederton in einer Weise, daß selbst Kenner, wie Arnim und Brentano, ein Kernersches Lied für ein Volkslied nahmen. Während aber Uhland klar und plastisch ist, waltet bei K. mehr das Phantastische und die Versenkung in dunklere Empfindungen vor. Seine Muse zeigt sich am eigentümlichsten da, wo sie das gegebene Menschliche verflüchtigt und im Dufte der Sehnsucht in das Unendliche aufsteigen läßt; daher ist der Grund seiner Poesie wehmütiger und ernster als im Volkslied. Übrigens tragen alle seine Lieder den wahrhaften Charakter des Liedes: sie sind schlagend, kurz, voll Seele und überraschender, zuweilen freilich seltsamer Bilder. Die Romanzen suchen das Schaurige, Geisterhafte. Seine Dichtungen in ungebundener Rede und in dramatischer Form haben einen hier und da auch in den Gedichten vorklingenden kernigen Humor und mitunter scharfen Witz. Eine Sammlung seiner »Gedichte« erschien zuerst 1826 (5. verm. Aufl. u. d. T.: »Lyrische Gedichte«, Stuttg. 1854), seine »Dichtungen«, welche auch die »Reiseschatten«, den »Bärenhäuter« u. a. in Prosa enthalten, 1834 (3. vermehrte Aufl., das. 1841, 2 Bde.). Eine anmutige Schilderung von Kerners Jugendjahren enthält sein »Bilderbuch aus meiner Knabenzeit« (Braunschw. 1849; 2. Abdruck, Stuttg. 1886). Auch gab K. »Gedichte von Johann Lämmerer, einem Weber in Gschwend« (Gmünd 1820) heraus. 1853 veröffentlichte er noch eine Schrift: »Die somnambulen Tische«. Mit dem »Letzten Blütenstrauß« (Stuttg. 1852) nahm der Dichter von der Poesie Abschied, doch folgte noch 1859 eine neue Sammlung lyrischer Gedichte unter dem Titel: »Winterblüten«. Seine »Ausgewählten poetischen Werke« erschienen in 2 Bänden (Stuttg. 1878). Er starb 21. Febr. 1862 in Weinsberg. Vgl. Marie Niethammer (Kerners Tochter), J. Kerners Jugendliebe und mein Vaterhaus (Stuttg. 1877); Reinhard, J. K. und das Kerner-Haus zu Weinsberg (2. Aufl., Tübing. 1886); Rümelin, Justinus K (in der »Allgemeinen Zeitung« 1862, Nr. 163—166 und 168—171); K. Mayer, L. Uhland, seine Freunde etc. (Stuttg. 1867), mit vielen Briefen u. Gedichten Kerners; D. Strauß, Gesammelte Schriften, Bd. 1 (Bonn 1876); du Prel, J. K. und die Seherin von Prevorst (Leipz. 1886).

Sein Sohn Theobald K., geb. 14. Juni 1817 zu Gaildorf, praktischer Arzt in Weinsberg, hat sich ebenfalls als lyrischer (auch politischer) Dichter und talentvoller Erzähler sowie durch magnetische Kuren, in denen er eine Theorie seines Vaters praktisch anzuwenden versuchte, bekannt gemacht. Er veröffentlichte: »Gedichte« (Jena 1845 u. Stuttg. 1852); »Prinzessin Klatschrose« (das. 1851); »Aus dem Kinderleben« (das. 1852); »Natur und Frieden« (2. Ausg., Frankf. 1861); »Galvanismus und Magnetismus als Heilkraft« (4. Aufl., Kannst. 1858); »Tragische Erlebnisse« (Hamb. 1864).

3) Anton K., Ritter von Marilaun, Botaniker, geb. 12. Nov. 1831 im Schloß zu Mautern in Niederösterreich, studierte Medizin in Wien, wurde 1855 zum Professor an der Oberrealschule und 1858 zum Professor an der technischen Hochschule in Ofen er-

nannt. Von hier aus bereiste er das botanisch bis dahin fast ganz unbekannte Hochgebirge an der Grenze von Ungarn und Siebenbürgen, den Bakonyer Wald und sehr oft die Theißniederung. Die Ergebnisse dieser Exkursionen sind teils in seinem »Pflanzenleben der Donauländer« (Innsbr. 1863), teils in dem Werk »Vegetationsverhältnisse des mittlern und östlichen Ungarn und Siebenbürgen« (das. 1875, Lief. 1 u. 2) niedergelegt. 1860 erhielt K. die Professur der Naturgeschichte an der Universität Innsbruck. Hier gestaltete er die Alpenpflanzenanlage zu einer Sehenswürdigkeit, legte kleine Versuchsgärten in der alpinen Region an und bestimmte weit über 1000 Baumgrenzen durch barometrische Messungen. Auch bemühte er sich um die Verbesserung der Alpenwirtschaft und gründete auf dem Blaser eine kleine Versuchsstation für diesen Zweck. Seine Schrift über die Kultur der Alpenpflanzen (Innsbr. 1864) trug viel zur Verbreitung dieser Liebhaberei bei. 1877 in den Ritterstand erhoben, folgte er 1878 einem Ruf als Professor der Botanik und Direktor des botanischen Gartens und Museums an der Wiener Universität. Hier gestaltete er den botanischen Garten dem Plan entsprechend um, welchen er in seiner Schrift »Die botanischen Gärten, ihre Aufgabe in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft« (Innsbr. 1874) entwickelt hatte. Er schrieb noch unter anderm: »Flora der Bauerngärten in Deutschland« (»Verhandlungen der Zoologisch-botanischen Gesellschaft« 1855); »Die niederösterreichischen Weiden« (Wien 1860); »Studien über die obern Grenzen der Holzpflanzen in den Österreichischen Alpen« (7 Abhandlungen in der »Österreichischen Revue« 1863—67); »Herbarium österreichischer Weiden« (Innsbr. 1863—70, 9 Dekaden); »Die Alpenwirtschaft in Tirol« (Wien 1868); »Der botanische Garten in Innsbruck« (2. Aufl., Innsbr. 1869); »Die Abhängigkeit der Pflanzengestalt von Klima und Boden« (das. 1869); »Die natürlichen Floren im Gelände der Deutschen Alpen« (in Schaubachs »Deutschen Alpen«, Jena 1870); »Die Schutzmittel des Pollens gegen die Nachteile vorzeitiger Befruchtung« (Innsbr. 1873); »Über die Bedeutung der Asyngamie für die Entstehung der Arten« (das. 1874); »Geschichte der Aurikel« (München 1875); »Schutzmittel der Blüten gegen unberufene Gäste« (Wien 1876, 2. Aufl. 1879). Sein neuestes Werk ist das »Pflanzenleben« (in dem Sammelwerk »Allgemeine Naturkunde«, Leipz. 1887, 2 Bde. mit vielen Abbild.).

Kernfäule, s. Rotfäule.

Kernguß, hohles Gußwerk, welches über einen Kern (s. d.) gegossen wird. Vgl. Gießerei.

Kernholz, s. Holz, S. 669.

Kernkörperchen, s. Zelle.

Kernkristall, s. Perimorphose.

Kernlinge, s. Wildlinge.

Kernobst, s. v. w. Äpfel, Birnen, Quitten.

Kernobstgehölze, s. Pomaceen.

Kernöl, s. Rüböl.

Kernpilze (Pyrenomyceten), s. Pilze.

Kernrösten, ein bei kupferarmen Schwefelkiesen derartig geleitetes Röstverfahren, daß sich der Kupfergehalt im Innern, im Kern der gerösteten Stücke, an Schwefel gebunden, angereichert hat, während die Hülle aus sehr kupferarmen Oxyden und Sulfaten besteht (s. Rösten).

Kernschacht, das das Innere der Schachtöfen begrenzende feuerfeste Gemäuer, im Gegensatz zu dem äußern, minder feuerfesten Mauerwerk (Rauhgemäuer, Mantel); vgl. Eisen, S. 410.

Kernschäle, s. Rotfäule.

Kernschuß, jeder Schuß, bei dem die Visierlinie parallel zur Seelenachse des Geschützes läuft und das Geschoß das Ziel ohne Aufschlag erreicht.

Kernschwarz, s. Frankfurter Schwarz.

Kernsdorfer Höhe, der höchste Punkt auf der ostpreußischen Seenplatte (313 m hoch), liegt in einer kahlen Hügelgruppe, etwa 15 km südlich von Osterode und dem Drewenzsee.

Kernstechen, veraltete Methode des Aderlassens am harten Gaumen der Pferde. In Wirklichkeit kommt die Geschwulst (Froschgeschwulst) an dem zweiten oder dritten Querwulst des Gaumens, gegen welche diese Blutentleerung vorgenommen wurde, nicht vor. Der Appetitmangel, der irrtümlich auf die vermeintliche Abnormität bezogen wurde, beruht auf andern Ursachen, vorzugsweise auf einer mangelhaften Verdauung. Wird beim K. die Gaumenarterie verletzt, so ist die Applikation eines Verbandes zur Blutstillung erforderlich.

Kernwerk, ein meist in der Kehle detachierter Festungswerke liegendes kasemattiertes und bombensicher eingedecktes Werk, das nach Verlust der äußern Umfassung selbständig Widerstand leisten soll. Im neupreußischen System legte man ein K. in Hufeisenform, meist in zwei Etagen, in die Mitte der Fronte. Vgl. Festung, S. 183.

Kero (Gero), um 750 Mönch von St. Gallen, dem eine althochdeutsche Interlinearversion der Benediktinerregel (hrsg. in Hattemers »Denkmalen des Mittelalters«, Bd. 1, St. Gallen 1844) sowie eine altdeutsche Übersetzung des apostolischen Glaubensbekenntnisses und das sogen. »Glossarium Keronis« (abgedruckt bei Hattemer) ohne Grund zugeschrieben werden.

Kerolith, s. Saponit.

Keroselen, **Kerosen** } s. Erdöl, S. 767.

Kerpely (spr. kérpelj), Anton K., Ritter von Krassai, Metallurg, geb. 5. Febr. 1837 zu Arad in Ungarn, arbeitete seit 1856 bei der Berg- und Hüttenverwaltung in Dognatska, wurde 1857 Sekretär bei der k. k. Staatseisenbahngesellschaft und nach Wien versetzt, 1858 aber auf die Bergakademie in Schemnitz geschickt und 1862 als Ingenieur auf dem Eisenwerk Anina im Banat angestellt. 1864 kam er als Chemiker auf die der Gesellschaft ebenfalls gehörende Paraffinfabrik zu Orawitza, ging aber schon im folgenden Jahr als Ingenieur zu der Direktion des Kronstädter Bergbau- und Hüttenvereins-Komplexes nach Ruszkberg und baute eine Eisenwerksanlage in der Nähe von Ruszkberg, die er bis Herbst 1867 leitete. 1867 ging er als Verwaltungsadjunkt in den Rhonitzer Eisenwerksdistrikt und 1868 als Professor der Metallurgie nach Schemnitz, 1872 wurde er zum Bergrat ernannt und 1875 in den Ritterstand erhoben. 1869 machte K. eine Studienreise durch Belgien, Deutschland und Frankreich, und 1870 besuchte er die Eisenwerke Ungarns und Siebenbürgens, worüber er »Das Eisenhüttenwesen in Ungarn, sein Zustand und seine Zukunft« (1872) veröffentlichte. Auf seine Veranlassung wurde an der Schemnitzer Akademie eine Lehrabteilung ausschließlich für Eisenhüttenwesen eingerichtet. Er schrieb: »Handbuch über Anlage und Einrichtung der Eisenhütten« (Leipz. 1873—84); »Ungarns Eisensteine und Eisenhüttenerzeugnisse« (Wien 1877); »Über Eisenbahnschienen« (Leipz 1878); »Unterscheidungsmerkmale des Stahls« (Wien 1879). Seit 1865 gibt er die »Berichte über den Fortschritt der Eisenhüttentechnik« (Leipz.) heraus, auch redigiert er eine ungarische hüttenmännische Zeitung.

Kerpen, Flecken im preuß. Regierungsbezirk Köln, Kreis Bergheim, unweit der Erft, 88 m ü. M., hat eine evangelische und eine kath. Kirche, eine Synagoge, ein Amtsgericht und (1885) 3016 Einw. K. war früher Festung und Hauptort der reichsunmittelbaren Grafschaft K. im Herzogtum Jülich. Letztere gehörte 1252—1410 einem Seitenzweig der Herren v. Manderscheid, bis 1504 den Herren v. Reckheim, fiel dann an die Herren v. Manderscheid und 1711 an die Grafen von Schäsberg, die sie noch besitzen. Durch den Lüneviller Frieden kam sie an Frankreich, 1815 an Preußen und bildet jetzt einen Teil des Kreises Bergheim.

Korria *Dec.*, Gattung aus der Familie der Rosaceen, Sträucher mit ganzen Blättern und gelben, ziemlich großen, einzeln am Ende kurzer Zweige stehenden Blüten. K. japonica *L.* (Corchorus japonicus *Thunb.*, Goldröschen, Goldnessel), ein aus Japan stammender, sehr früh blühender, kleiner Zierstrauch mit eirund-länglichen, doppelt gesägten Blättern und meist gefüllten Blüten, hält bei uns im Freien aus. Erst seit einigen Jahren ist die ungefüllte Form eingeführt.

Kerry, Grafschaft in der irischen Provinz Munster, reicht vom Ästuar des Shannon bis zum Kenmare River und umfaßt 4799 qkm (87,1 QM.) mit 1851: 238,254, 1881: 201,039 Einw. (wovon 96,6 Proz. katholisch). Noch 49,4 Proz. der Bevölkerung sind der irischen Sprache mächtig. K. ist die rauheste, aber an Naturschönheiten reichste Provinz von ganz Irland. Die Baien von Tralee, Dingle und Kenmare schneiden tief in das Land ein und bilden von Bergen erfüllte Halbinseln. Zwischen den beiden ersten erstreckt sich die Halbinsel Corkaguiney, auf der sich im O. der Berg Baurtregaum zu 852 m, im NW. der Mount Brandon zu 953 m erheben; der westlichste Punkt derselben ist Dunmore Head, vor dem die Inselgruppe der Blaskets liegt. Im östlichen Teil der zwischen der Dingle- und der Kenmarebai liegenden Halbinsel erheben sich die Mac Gillicuddy's Reeks, das höchste Gebirge Irlands, mit dem 1041 m hohen Carrantuo Hill, und am Ostfuß der Reeks liegen die herrlichen Seen von Killarney, der obere ganz von Gebirgen eingeschlossen, der untere mit steilem West-, aber flachem Ostufer. Der Fluß Laune verbindet die Seen mit der Dinglebai. Südlich von Killarney steht der 840 m hohe Mangerton und nordöstlich davon, nahe der Grenze Corks, die 691 m hohen Paps. Der Nordostteil von K. ist ein Hügelland mit wenigen breiten Thalebenen. Der Ackerbau liegt danieder, nur die Viehzucht und Milchwirtschaft sind von einiger Bedeutung. Von der ganzen Oberfläche sind etwa 14 Proz. Ackerland, 48 Proz. Weiden, 1,5 Proz. Wald und 2,7 Proz. Gewässer. Der Viehstand bestand 1881 aus 209,739 Rindern, 82,929 Schafen, 46,630 Schweinen und 15,373 Pferden. An Mineralien gewinnt man sehr schöne Schiefer und Fliesensteine; Kupfer, Blei und Eisenerze kommen vor. Der Fischfang beschäftigt 480 Boote. Der Gewerbfleiß ist unbedeutend. Der Handel bringt Butter, Käse, gesalzenes Fleisch und Schlachtvieh zur Ausfuhr. Hauptstadt ist Tralee.

Kersantit (Kersantön), dunkles, feinkörniges, bisweilen sehr zähes Gestein, ein Glimmerdiorit, besteht aus Plagioklas und Magnesiaglimmer und enthält außerdem Augit, Hornblende, Calcit, Erzkörnchen etc. Er bildet meist schmale, weithin ziehende, eruptive Gänge in den kristallinischen Schiefern des Erzgebirges, im Oberharz, in Nassau, in den Vogesen, der Bretagne, im niederösterreichischen Waldviertel, in Asturien etc. und wird zu mancherlei Bauzwecken benutzt.

Kersey (engl., spr. -ßi, Kirsey), halbtuchartiger, geköperter, stark gewalkter Flanell, der weiß und gefärbt, in sehr verschiedener Feinheit, wie das feine Tuch zugerichtet und bearbeitet ist, und bei dem der Köper durch den dazu genommenen starken Einschlag bedeckt wird.

Kertbeny (spr. kertbeni, eigentlich Benkert), Karl Maria, deutsch-ungar. Schriftsteller, geb. 28. Febr. 1824 zu Wien, erlernte in Pest den Buchhandel, ging dann zum Militär, verließ dieses aber 1843 wieder und lebte seit 1845, mit litterarischen Arbeiten beschäftigt, in verschiedenen Städten des In- und Auslandes, bis er sich schließlich in Berlin niederließ. Seit 1874 unheilbar krank, starb er 23. Jan. 1882 in Budapest. K. hat sich besonders durch seine Übersetzungen ungarischer Dichter, namentlich Petöfis, Aranys, Vörösmartys und Jókais, verdient gemacht. Außerdem veröffentlichte er historisch-politische und litterargeschichtliche Skizzen, wie: »Silhouetten und Reliquien« (Prag 1861—63, 2 Bde.), »Diskretes und Indiskretes« (Brüssel 1864), »Spiegelbilder der Erinnerung« (Leipz. 1869), »Große Leute, kleine Schwächen« (Berl. 1871), »Petöfis Tod« (Leipz. 1880) u. a.

Kertsch (K.-Jenikale), Hafenstadt im russ. Gouvernement Taurien, auf der Ostküste der Halbinsel Krim, an der Straße von K. (auch Straße von Jenikale, bei den Alten Kimmerischer Bosporus genannt), die 42 km lang und 4—40 km breit ist, aber zum Teil nur 4,3 m Tiefe hat, so daß zur Durchfahrt die Schiffe gelichtet werden müssen. Die Stadt, am Fuß des steilen Mithridatesbergs amphitheatralisch in Halbmondform gelegen, mit Festung, 4 Kirchen, einem berühmten Museum für Altertümer etc., wurde im Krimkrieg (11.—14. Juni 1855) von den verbündeten Westmächten eingenommen und dem Erdboden gleich gemacht. Nachher wieder aufgebaut, hat sie sich rasch erholt und mit dem benachbarten Jenikale zusammen eine Bevölkerung von (1880) 22,449 Einw. Sie besitzt 11 griechisch-kath. Kirchen, 6 Synagogen und Moscheen, ein Gymnasium, ein adliges Fräuleinstift, ein Seminar und viele jüdische, russische und armenische Volks- und Privatschulen (mit zusammen 1300 Schülern), ein Theater, eine städtische Bank (Umsatz 1881: 12 Mill. Rubel), 2 Bibliotheken, eine Buchhandlung, Fabriken für Kaviar, Seife, Leder, Tabak, Schiffszwieback und den belebtesten Hafen der Krim, obschon sich der Handel noch nicht wieder zu der Höhe erhoben hat, die er vor der Katastrophe von 1855 einnahm. Ausgeführt werden besonders Weizen, Gerste, Leinsaat, Leder, Fische, Kaviar, im ganzen 1885 für 1,654,127 Rub.; die Einfuhr ist sehr unbedeutend (25,736 Rub.), namentlich Holz und Tischlerarbeiten, Früchte und Öl. K. ist auch Station der Dampfer von der Linie Odessa-Krim-Asow und der Sitz eines deutschen Konsuls. Gegen 4 km südlich von der Stadt liegt die gleichnamige starke Festung, 85 m ü. M., bestimmt, die Durchfahrt ins Asowsche Meer zu hindern. Die 3 km lange Linie der Befestigungen ist so gebaut, daß auf jeden Punkt ein starkes Kreuzfeuer konzentriert werden kann. Die Garnison ist in bombenfesten Gebäuden untergebracht. Von der Landseite ist die ganze Festung durch einen hohen Wall verdeckt. — An der Stelle von K. lag im Altertum die Stadt Bosporos oder Pantikapäon, später die Hauptstadt des bosporanischen, dann des pontischen Reichs unter Mithridates und Pharnakes. Im Mittelalter gehörte die Stadt den Genuesen (bis 1475),

dann den Türken; 1771 wurde sie von den Russen erobert, neu aufgebaut und gelangte nun zu raschem Aufblühen. Grabhügel (Kurgane) aus der Griechenzeit sind gruppenweise über die ganze Gegend von K. zerstreut und liefern eine reiche Ausbeute von Altertümern. Besonders in den K. umgebenden Hügeln Kul-Oba (»Aschenhügel«) und Altun-Oba (»Goldberg«) hat man Grabkammern mit Sarkophagen aus Cypressenholz, Skeletten und Schmucksachen aus den letzten Jahrhunderten v. Chr. eröffnet. Die wertvollsten Antiquitäten, deren auch das Museum von K. viele besaß, befinden sich gegenwärtig in der kaiserlichen Eremitage zu Petersburg (vgl. Macpherson, Antiquities of K., Lond. 1857; L. Stephani, Die Altertümer von K., Petersb. 1880). In der Nähe auch mehrere Schwefel- und Naphthaquellen sowie Schlammvulkane.

Keruan, Stadt in Tunis, s. Kairuan.

Kervyn de Lettenhove, Joseph Maria Bruno Konstantin, namhafter belg. Geschichtschreiber, geb. 17. Aug. 1817 zu St.-Michel in Westflandern, lieferte mehrere gute Ausgaben von Quellenschriften, wie der »Commentaires de Charles-Quint« (Brüssel 1862), der »Œuvres de Georges Chastellain« (1863–66, 8 Bde.), der »Chroniques de Froissart« (1863 ff., 26 Bde.) und der »Lettres et négociations de Philippe de Commines« (1867, 3 Bde.), sowie eine »Histoire de Flandre« (1847–50, 6 Bde.; 3. Aufl. 1874, 4 Bde.); »Froissart; étude littéraire sur le XIV. siècle« (1858, 2 Bde.).), welch letzteres Werk von der französischen Akademie gekrönt wurde; ferner: »Jacques d'Artevelde« (1863); »La Flandre pendant les trois derniers siècles« und »Histoire et chroniques de Flandre« (1879 ff.); »Relations politiques des Pays-Bas et de l'Angleterre sous le règne de Philippe II« (1882–87, Bd. 1–5); »Les Huguenots et les Gueux« (1883–86, 6 Bde.) und »Documents inédits, relatifs à l'histoire du XVI. siècle« (1883 ff.). Er ist Mitglied der belgischen wie der französischen Akademie der Wissenschaften und der belgischen Abgeordnetenkammer, in der er zur klerikalen Partei gehört; kurze Zeit (1870–71) war er auch Unterrichtsminister.

Keryktik (griech.), s. v. w. Homiletik.

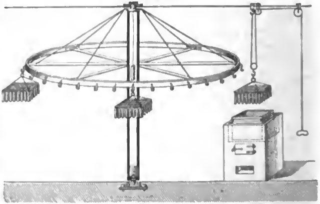
Kerynitische Hindin, s. Herakles, S. 395.

Keryx (griech.), Herold; daher Kerykeion, s. v. w. Hermes- oder Heroldsstab (s. Caduceus).

Kerzen, aus Talg, Stearin, Stearinsäure, Paraffin, Walrat, Wachs bestehende Cylinder, in deren Achse ein Docht verläuft, dessen Beschaffenheit sich nach dem Kerzenmaterial, besonders nach dessen Schmelzpunkt, und nach der Stärke der K. richten muß. Bei verhältnismäßig zu dicken K. bleibt an der Peripherie derselben ein ungeschmolzener Rand, innerhalb dessen sich zu viel flüssiges Fett ansammelt, durch welches die Flamme verkleinert wird, während beim endlichen Zusammenbrechen des Randes der Überschuß des flüssigen Fettes herabrinnt. Ist die Kerze im Verhältnis zum Docht zu dünn, so schmilzt das Fett zu

ersterer Art werden noch für Talg- und Wachskerzen, geflochtene für Stearin-, Paraffin- und Walratkerzen benutzt. Die Dicke der Dochte wird teils durch die verschiedene Zahl der den Docht bildenden Fäden, teils durch die Feinheitsnummern derselben bedingt. Talgkerzen erhalten wegen der leichten Schmelzbarkeit des Materials einen dickern Docht, um die Flamme möglichst über das Fett hinauszurücken. Man benutzt aber auch bisweilen für sie sehr locker geflochtene Dochte und spart dann das Putzen der Flamme. Unter dem Einfluß der Spannung, in welcher sich die einzelnen Fäden der geflochtenen Dochte befinden, erleidet das aus der Kerze hervorragende Ende eine Krümmung, so daß die Spitze in den Mantel der Flamme reicht und hier verbrennt. Damit aber der Docht bei unvollkommener Verbrennung nicht Kohle hinterläßt, imprägniert man ihn mit einer Lösung von Borsäure oder phosphorsaurem Ammoniak. Talglichte werden in der Regel gezogen. Man reiht 16–18 Dochte auf einen langen Holzstab (Dochtspieß) in gleichen Entfernungen voneinander auf und taucht 10–12 Spieße zuerst in heißes, dann

Fig. 1.



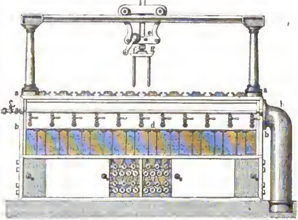
Apparat zum Ziehen der Kerzen.

wiederholt in fast bis zum Erstarrungspunkt abgekühltes Fett, bis die K. die gewünschte Stärke erlangt haben, worauf sie noch einmal in etwas heißeres Fett gebracht werden, um eine möglichst glatte Oberfläche zu erhalten. Zur Erleichterung der Arbeit hängt man an das in Fig. 1 abgebildete Rad aus mehreren Dochtspießen gebildete Rahmen, die leicht gesenkt und gehoben und durch Drehung des Rades über den Talgkasten gebracht werden können. Die gezogenen K. werden wesentlich verschönert, wenn man sie durch den runden Ausschnitt eines warmen Bleches zieht; auch kann man ihnen leicht einen Mantel aus besserm Material geben (plattierte K.).

Die K., welche gegenwärtig unter dem Namen Stearinkerzen im Handel vorkommen, bestehen nicht aus Stearin (und Palmitin), welches man durch Abpressen des flüssigen Oleins aus dem unzersetzten Fett erhalten kann, sondern aus Stearinsäure (und Palmitinsäure), welche durch Verseifung des Fettes mit Kalk und Zersetzung der Kalkseife mit Säure gewonnen wird. Dies Produkt schmilzt um 10–20°

meist aus einer Bleizinnlegierung bestehen und mit einem Trichter zur Erleichterung des Eingießens und einem Steg zur Befestigung des Dochtes, welcher anderseits knapp durch eine Öffnung in der Spitze geht und diese verschließt, versehen sind. Das Fett darf beim Gießen nicht zu heiß sein, sondern muß an der Oberfläche eben zu erstarren beginnen, weil die K. sanst schwer aus der Farm herausgehen. Beim Gießen von Stearin- und Paraffinkerzen müssen die Formen im Kasten durch Dampf oder heißes Wasser angewärmt werden. Dies Verfahren ist durch zahlreiche Erfindungen nach allen Seiten hin ausgebildet warden und gestattet jetzt mit Hilfe besanderer Maschinen kontinuierlichen Betrieb. Fig. 2 zeigt eine **Gießmaschine** für Stearinkerzen. Bei derselben befinden sich 200 Formen in der obern Abteilung ab, und je 20 haben einen gemeinsamen Einguß auf der Platte aa; die untere Abteilung enthält so viele Dochtspulen, als Formen vorhanden sind, und die mittlere Abteilung Röhren, durch welche die Dochte den Formen zugeführt werden. Über den letztern werden die Dochte durch zwei Blechschienen gefaßt, und wenn nun gegossen werden soll, wärmt man die Formen mittels Wasserdampfes, welcher durch das Rohr c und die Hähne d zuströmt, an, füllt dann die Stearinsäure ein, bläst zur raschen Abkühlung der Formen durch das weite Rohr h kalte Luft ein und zieht dann die K. aus den Farmen, indem man die auf eisernen Schienen laufende Hebevorrichtung über die betreffenden Formen schiebt, die Blechschienen mit der Stange e in Verbindung bringt und durch die Kurbel f hebt. Damit dies um so sicherer geschehe, legt man in den gemeinsamen Einguß eiserne Bügel g ein, welche nach dem Erkalten mit dem Gießkopf entfernt werden. Zunächst aber faßt man nach dem Heben der K. den Dacht sofort wieder mit Blechschienen und füllt die Formen von neuem. Die fertigen K. werden bisweilen durch Luft und Licht gebleicht, mit Seife oder Soda gewaschen, dann auf einer besondern Maschine mit einer Kreissäge am untern Ende beschnitten und durch Rollen zwischen Tuch poliert. Im Handel bemißt sich der Wert der Stearinkerzen nach ihrer Härte und Farblasigkeit; österreichische Stearinkerzen sind als **Millykerzen** (nach dem Begründer der ersten Fabrik benannt) oder **Apollokerzen** (nach der Wiener Apollogesellschaft benannt) im Handel; K. aus Stearinsäure, die aus Palmöl gewonnen wurde, nennt man **Palmwachskerzen**. Sehr leicht schmelzbar sind die **Kampasitkerzen**, welche sehr viel Stearin aus Kokosnußöl enthalten. **Paraffinkerzen** werden wie Stearinkerzen gegossen; doch setzt man, um den Schmelzpunkt des Materials zu erhöhen und das Krummwerden im Leuchter zu vermeiden, 3—15 Proz. Stearinsäure zu. Um die Kristallisation und das Ankleben der K. in den Farmen zu verhindern, erwärmt man die Masse auf 60°, die Formen etwa auf 70° und taucht sie nach einigen Minuten in kaltes Wasser. Deutsche Fabriken unterscheiden: Kristallparaffinkerzen, kanneliert und glatt bei 54° schmelzend; Brillantparaffinkerzen, kanneliert bei 52°, glatt bei 49° schmelzend; Naturellkerzen, bei 49° schmelzend. **Melanylkerzen** bestehen aus einem Gemisch van Stearinsäure mit weichem Paraffin. Zu **Trauerkerzen** wird Paraffin mit Anacardiumschalen (Elefantenläusen) schwarz gefärbt; sie brennen ohne Dampf und Geruch. **Wachskerzen** bereitet man auf die einfachste Weise, indem man das Wachs in warmem Wasser erweicht, mit den Händen durchknetet, bis es vollständig gleichmäßig geworden ist, dann Bänder daraus formt und diese um den gespannten Docht wickelt. Nach dem ältesten Verfahren dreht der Arbeiter die über einer Pfanne aufgehängten Dochte mit der linken Hand um sich selbst, während er sie mit der rechten Hand mit geschmolzenem Wachs begießt. Die Temperatur des Wachses darf nur sa hach sein, daß immer noch einige ungeschmolzene Scheiben in demselben schwimmen; nur zum ersten Angießen wird es etwas heißer genommen. Haben die K. eine gewisse Stärke erlangt, so rollt man sie etwas und fährt dann wieder mit dem Angießen fort. Endlich werden die K. auf einer Marmortafel völlig glatt gerollt. Beim Gießen der Wachskerzen werden die Formen nach dem Erstarren des Wachses rasch in heißes Wasser getaucht, um die K. leicht herausziehen zu können. In neuerer Zeit stellt man auch Wachskerzen aus einem Gemisch von Paraffin (aus Ozokerit) und Wachs dar. Zu **Wachsstöcken** benutzt man Wachs oder eine Mischung aus Wachs und Talg oder Fichtenharz und Terpentin, auch wahl Paraffin und leitet den Dacht, der sich an einer großen Trommel ab und auf eine zweite ähnliche Trommel aufwickelt, wiederholt durch die geschmalzene Masse, bis der Wachsstock die gewünschte Stärke erreicht hat. Um ihn vollständig rund zu erhalten, läßt man ihn nach dem Passieren des Wachses zunächst durch ein in einem Blech angebrachtes rundes Lach gehen. **Walratkerzen** (**Spermacetikerzen**), die besonders in England und Nordamerika sehr gebräuchlich sind, werden aus gereinigtem Wal-

Fig. 2.



Gießmaschine für Stearinkerzen.

rat, dessen Kristollisationsfähigkeit durch Zusatz oon 3 Proz. Wochs oder Paroffin aufgehoben wurde, wie die Stearinsäurekerzen, nur etwas heißer, gegossen. Ste sind sehr schön durchsichtig u. farblos, brennen mit hoher, hell leuchtender Flamme, oerzehren sich aber ziemlich schnell und sind daher teuer. Vgl. Engelhardt, Handbuch der prokt. Kerzenfabrikation (Wien 1887).

Geschichtliches. Die Römer benutzten onstatt der K. mit Pech oder Wachs getränkte Flachsschnüre, später in Pech getouchte und mit Wochs überzogene Streifen oon Papiergras oder Binsen. Fettgetränktes Mark oom Schilfrohr wurde als Nachtlicht neben den Leichen ousgestellt. Die ersten K. unsrer Art scheinen zur Zeit der Christenoerfolgungen aufgekommen zu sein, und oielleicht hängt damit der ausgedehnte Gebrauch der K. bei kirchlichen Zeremonien zusammen. Apulejus unterschied zu Ende des 2. Jahrh. schon Wachs- und Talgkerzen, doch oerdrängten letztere erst mit Anfong des 9. Jahrh. den Kienspan. Im Mittelalter wurden Wachskerzen und Wachsfackeln mit Dochten oon gedrehtem Werg in Formen gegossen. Die Brenndauer der Wachskerzen von bestimmter Länge und Dicke diente neben der Sanduhr zu ungefährer Zeitbestimmung, namentlich bei Gerichtsoerhandlungen u. dgl. (»à chandelle éteinte«). Wachskerzen waren im 14. Jahrh. an den Höfen reicher Fürsten immer noch sparsam im Gebrauch; aber die katholische Kirche dehnte ihren Gebrauch ins Fabelhafte aus, und es wurden z. B. in der Schloßkirche zu Wittenberg zu Luthers Zeit 35,750 Pfd. in einem Johr oerbrannt. Als durch den Protestantismus diese Konsumtion beschränkt wurde, traten die Höfe besonders im 18. Johrh. mit großartigem Luxus dafür ein: in Dresden oerbrauchte ein einziges Hoffest 14,000 Stück Wochslichte. Seit dem 15. Jahrh. kamen die Talglichte in allgemeinen Gebrauch. Braconnot und Simonin (1818) und Manjot (1820) in Paris fertigten K. aus Steorin. 1831 stellte man in Englond solche K. aus Palmöl dor, aber schon 1825 hatte Cheoreul mit Gay-Lussac ein Patent ouf K. aus Stearinsäure genommen, deren tadellose Herstellung indes erst 1834 gelang, nachdem Cambacérès geflochtene und gedrehte Dochte und Milly die Verseifung der Fette durch Kalk erfunden hatte. Milly, welchem die Stearinkerzenindustrie oiele wesentliche Verbesserungen oerdankt, oerpflanzte dieselbe 1837 mit großem Erfolg nach Wien, und um dieselbe Zeit wurde in Berlin die erste derortige Fabrik errichtet. Milly tränkte zuerst die Dochte mit Salzen, wußte das Kristallinischwerden der Stearinsäure zu beseitigen und führte die Dompfheizung, die hydroulische Presse und das Gießen in die Stearinkerzenfabrikation ein. 1839 stellte Selique in Paris Paraffinkerzen aus bituminösen Schiefern dar; bessere Resultote gewann aber erst Young in Manchester, und bald darauf entwickelte sich die Poroffinindustrie der Prooinz Sachsen, welche seitdem dos Ausgezeichnetste leistete. Eine Konkurrenz erwuchs der letztern durch die Belmontinkerzen (nach der im Belmontquartier in London liegenden Fabrik benannt) und noch mehr durch die K. aus Ozokerit, welches Material schon vor der Entdeckung des Paraffins in der Moldou oerarbeitet ward. Die ersten Talg- und Wachslichte wurden gezogen, die Erfindung des Gießens scheint nicht über das 17. Johrh. hinouszugehen.

Kerzenbeerstrauch, s. Myrica.

Kerzenweihe, die Übung der katholischen Kirche, am Fest Mariä Reinigung (Lichtmeß), 2. Febr., unter gewissen Gebeten und Segnungen Wachskerzen zu weihen, welche entweder zum Gottesdienst oder zum Gebrauch in den Fomilien bei Gewittern u. dgl. bestimmt sind. Eine K. findet auch 3. Febr., dem Tag des heil. Blasius (s. d.), statt, und om Karsonnabend wird die Osterkerze geweiht (s. Ostern und Altarkerzen).

Kesbiner, mohammedan. Sekte, s. Rossairier.

Kesch, Piz, das 3417 m hohe Haupt einer der Hochalpengruppen des schweizer. Kantons Graubünden, wie sie zwischen Pizzo Stella und Silvretta in einem langen Zug aufeinander folgen. Der Hauptstock, vom Piz Uertsch (3273 m), Piz Frisla (2822 m) und Piz Forun (3051 m) umlagert, beherrscht das Gebirge zwischen Albulo- und Scalettapaß. Die Besteigung erfolgt von Modulein (1681 m) im Unterengadin in 5—6 Stunden.

Keschkul (pers.), dos aus einer halben Kokosnußschale gebildete Trinkgefäß der Derwische, das ihnen auch als Napf für die erbettelten Speisen dient.

Kescho, Stadt, s. Hanoi.

Kese-dor (pers.), Titel türk. Kassenbeomten, welche die Nebenousgaben eines Verwaltungsbüreaus und die Almosenoerteilung besorgen.

Keser, türk. Münze, s. Beutel.

Késmórk, Stodt, s. Käsmork.

Kessel, meist größere und runde metallene Gefäße, je nach dem Zweck, zu welchem sie bestimmt sind, von abweichender Form. Am häufigsten sind die aus Kupfer geschmiedeten, aus Eisen gegossenen und aus Eisenblech getriebenen oder genieteten K. Die schmiedeeisernen K. werden vielfach emoilliert, um das Angreifen des Eisens zu oermeiden, auch doppelwandig durch Schweißen hergestellt, zum Zweck des Kochens mit Dampf. Die größten K. benutzt man zur Erzeugung von Wasserdompf (s. Dampfkessel). — K. heißt ouch eine oon allen Seiten durch Erhöhungen begrenzte Vertiefung des Bodens oon rundlicher Gestalt. Die K. unterscheiden sich oon den Thalbecken hauptsächlich dadurch, daß sie entweder gar keinen oder doch nur einen einzigen Ausgang haben. — In der Artillerie heißt K. bei Geschützen mit cylindrischer Kammer (Haubitzen und Mörser, s. d.) der halbkugelförmige Teil der Seele zwischen Kammer und Flug. — In der Jägersprache nennt man K. die Vertiefung, welche sich die Sauen in den Boden brechen, um sich darin zu logern (einzuschieben), auch die Erweiterungen in den Röhren der Baue der Dachse, Füchse, Kaninchen rc., in welchen dieselben Junge bringen; ouch eine oon Schützen und Treibern umstellte Fläche bei der Treibjagd (s. d.).

Kessel, oan, niederländ. Künstlerfomilie, von welcher folgende Mitglieder die bekanntesten sind:

1) Hieronymus, geboren zu Antwerpen, war um 1594 Schüler des Cornel. Floris, ging donn nach Deutschland, wo er in Frankfurt a. M., Augsburg, Straßburg und Köln bis 1620 thätig war. Er soll dann nach seiner Heimat zurückgekehrt und daselbst nach 1626 gestorben sein. Er malte zumeist Porträte, welche oon R. Sodeler gestochen worden sind.

2) Theodor, Kupferstecher und Radierer, geboren um 1620 in Holland, ließ sich um 1652 in Antwerpen nieder und radierte und stoch doselbst nach Rubens (Jagd des kalydonischen Ebers), van Dyck, Tizian (Karl V.), G. Reni u. a.

3) Jon, der ältere, Sohn von K. 1), geb. 1626 zu Antwerpen, war Schüler von Simon de Vos und Samtbrueghel und molte in der Art des letztern vorzugsweise Vögel, Blumenkränze, Früchte, Insekten. Dos Museum zu Antwerpen besitzt von ihm ein Vogelkonzert, das zu Madrid einen Blumenkranz mit Jesus und Johannes in der Mitte, das Beloedere zu Wien eine Wildschweinshetze, einen

Bären mit einer Schlange kämpfend und eine Landschaft mit Fuchs und Storch. Er starb 1679.

4) Ferdinand, Sohn des vorigen, geb. 1648 zu Antwerpen, malte in der Art seines Vaters Stillleben, Landschaften und Tierstücke, führte aber auch dekorative Arbeiten für den König Johann Sobieski von Polen (vier Elemente und vier Weltteile) und für den Palast König Wilhelms III. von England zu Breda aus, wohin er 1696 übergesiedelt war. Er starb daselbst 1710. Das Braunschweiger Museum besitzt von ihm einen Hasen mit Gemüse.

5) Jan, der Holländer, geb. 1648 zu Amsterdam, soll Schüler von J. Ruisdael gewesen sein und malte in dessen und Hobbemas Art Wald-, Winter- und Flachlandschaften sowie Ansichten von Amsterdam, die sehr gesucht sind. Er starb 1698.

6) Jan, der jüngere, Sohn von K. 3), geb. 1654 zu Antwerpen, ging 1680 nach Madrid, wo er vorzugsweise als Porträtmaler thätig war, aber auch dekorative Bilder (die Geschichte der Psyche im Alkazar) malte. Er starb daselbst 1708.

7) Niclaas, Neffe von K. 4), geb. 1684 zu Antwerpen, malte Bauerngesellschaften, Kirmesszenen, Soldatenstücke und andre humoristische Genrebilder. Er war eine Zeitlang in Paris thätig und starb 1741 in Antwerpen. Das Museum zu Lille besitzt eine Wachtstube, das zu Braunschweig einen Quacksalber und das Belvedere zu Wien zwei Affenbilder von ihm.

Kesselarmatur, s. Dampfkessel, S. 454.

Kesselblech, s. Eisenblech.

Kesselbraun (Kasseler Braun), s. v. w. Umbra.

Kesseldampfmaschine, s. Dampfmaschine und Lokomobile.

Kesseler (Keßler), früher Handwerker, welche neue Kessel fertigten und zum Verkauf herumtrugen (Kesselträger) oder alte ausbesserten (Kesselflicker); außerdem stellten sie alle dem Soldaten nötigen metallenen Geräte (Helme, Brustharnische 2c.) her, zogen den Kriegsheeren nach und besserten das Beschädigte aus. Der Pfalzgraf am Rhein hatte als Reichslehen den Kesselerschutz, d. h. die besondere Schutzherrlichkeit über die im Fränkischen und in den Rheinlanden wohnenden K. Die K. waren schon 1386 in Nürnberg zünftig.

Kesselfang, s. Ordalien.

Kesselfarben (Krappfarben), im Zeugdruck die durch Eintauchen des Zeugs in die Farbenbrühe erzeugten Farben: Krapp, Kochenille, Blauholz, Wau, Sumach 2c.

Kesselgeld, eine besondere Form der Besteuerung des Branntweins als pauschalierte Blasensteuer; vgl. Branntweinsteuer.

Kesselhaube (Beckenhaube), eiserner beckenförmiger, oben eiförmig zugespitzter Helm, der im 13. und 14. Jahrh. zur Plattenrüstung getragen wurde. Die K. war anfangs nur mit einem Nasenschutz versehen, der sich später zu einem vollständigen beweglichen Visier erweiterte (Kesselhelm). Vgl. Helm.

Kesselhaus, das Gebäude, in welchem Dampfkessel zum Betrieb der Maschinen aufgestellt sind.

Kesselkrater, s. v. w. Maar.

Kesselöfen, s. Kalk, S. 400.

1814 nach Maastricht zurück, dann nach Paris, wo er vier Monate Girodets Schule besuchte, und endlich nach Rom, wo er in Thorwaldsens Atelier die Basreliefs: Tag und Nacht ausführte und 1819 mit seinem Bilde des heil. Sebastian den von Canova ausgesetzten Preis gewann. Ferner schuf er einen Amor den Pfeil schärfend, den Genius der Künste, die Büste des Admirals Tromp, einen Christuskopf und eine Szene aus der Sündflut: Mann, Weib und Kind, in kolossaler Größe, welche ihn als einen von der Thorwaldsenschen Schule unabhängigen Naturalisten kennzeichnet. K. starb 3. März 1836 in Rom.

Kesselsdorf, Dorf in der sächs. Kreishauptmannschaft Dresden, Amtshauptmannschaft Meißen, mit 774 Einw.; berühmt durch die Schlacht im zweiten Schlesischen Krieg zwischen den Preußen unter dem Fürsten Leopold von Dessau und den Sachsen und Österreichern unter Feldmarschall Rutowski 15. Dez. 1745. Diese hatten, 32,000 Mann stark, zum Schutz Dresdens, bei K. südlich vom Zschonengrund Aufstellung genommen. Das Dorf K. bildete den Schlüssel derselben und war durch 3 Batterien mit 34 Geschützen gedeckt. Diese beschloß der Fürst von Dessau zu erstürmen und schritt um Mittag zum Angriff. Derselbe wurde zweimal unter furchtbaren Verlusten für die Preußen abgeschlagen. Aber indem die Sachsen und Österreicher die zurückweichenden preußischen Bataillone bis vor ihre Batterien verfolgten, so daß diese ihr Feuer einstellen mußten, und dabei sich auflösten, gelang es dem Fürsten, nachdem er durch seine Reiterei die Feinde hatte zersprengen lassen, mit den Fliehenden zugleich in K. einzudringen und die Batterien zu erobern. Gleichzeitig hatte sein Sohn Prinz Moritz den rechten feindlichen Flügel bei Pennrich umgangen und zurückgeworfen, so daß die Sachsen in Verwirrung den Rückzug antraten. Die Schlacht bei K. war der letzte Sieg des alten Dessauers, sie entschied den Krieg Schon 18. Dez. zog Friedrich II. in Dresden ein, und 25. Dez. wurde hier der Friede abgeschlossen.

Kesselstein, die beim Kochen von hartem Wasser sich bildende, an der innern Gefäßwandung mehr oder weniger fest haftende steinartige Kruste Man beobachtet die Bildung von K. in jedem Kochtopf, in Theekesseln 2c.; besondere Wichtigkeit aber erlangt derselbe in Dampfkesseln. Als schlechter Wärmeleiter beeinträchtigt er die Übertragung der Wärme an das Wasser und steigert dadurch den Brennmaterialaufwand, zugleich aber werden auch die Platten des Kessels zu stark erhitzt; ja, sie können, wenn die Kesselsteinablagerung stark ist, rotglühend werden und gehen dann bald zu Grunde, zumal wenn von diesen glühenden Platten der K. abspringt und das Wasser plötzlich mit denselben in Berührung kommt. Die Bildung des Kesselsteins ist aus dem chemischen Verhalten der Bestandteile des harten Wassers beim Erhitzen leicht erklärlich. Der doppeltkohlensaure Kalk verliert die Hälfte seiner Kohlensäure und schlägt sich als unlöslicher neutraler kohlensaurer Kalk nieder, welchem sich auf gleiche Weise kohlensaure Magnesia, kohlensaures Eisen- und Manganoxydul beigesellen. Ferner wird sich das harte Wasser beim Verdampfen schnell mit Gips sättigen, und dann finden bei wei-

(Schmieröl) in den Kessel, so entstehen Kalk- und Eisenoxydulseifen, welche sehr gefährlich werden können.

Hat sich einmal K. gebildet, so muß er mit Hammer und Meißel entfernt werden. Dies ist eine sehr mühsame Arbeit, stört den Betrieb und greift die Kesselbleche stark an. Man hat sich daher seit langer Zeit bemüht, die Bildung des Kesselsteins zu verhindern, und zu diesem Zweck sehr verschiedene Mittel empfohlen. Von diesen erwiesen sich viele als durchaus unwirksam; über andre lauten die auf Erfahrungen gegründeten Urteile sehr verschieden, offenbar ein Zeichen, daß verhältnismäßig geringfügige Abweichungen in der Beschaffenheit des Wassers und im Betriebe (beständiger oder unterbrochener Betrieb) die Kesselsteinbildung nicht unwesentlich modifizieren. Manche Mittel wirken rein mechanisch, wie Blechschnitzel, Glasscherben etc., die man oft in großer Menge in den Kessel gethan hat, damit sie beständig gegen das Kesselblech reiben und es rein erhalten; sie sind wenig empfehlenswert, und ihre Wirksamkeit erlischt jedenfalls vollständig, sobald sich größere Mengen von Schlamm abgeschieden haben. Sehr sinnreich sind Vorrichtungen, welche die im Kessel herrschenden Strömungen benutzen, um die ausgeschiedenen Substanzen aufzufangen und auf unschädliche Weise abzulagern. Hierher gehören die vielfach günstig beurteilten Papperschen Kesseleinlagen, muldenförmig zusammengebogene Eisenbleche, welche gleichsam einen zweiten Boden im Kessel bilden, mit ihren Oberkanten etwa bis unter die Mitte des Kessels reichen und hier von der Kesselwand weiter entfernt sind als am Boden. Zwischen Kesselwand und Einlage entsteht eine starke Strömung, durch welche alle Ausscheidungen in die Mulden geführt werden, wo sie sich alsbald ablagern. Andre Mittel wirken auch nicht viel anders als mechanisch, indem sie die Vereinigung der ausgeschiedenen Stoffe verhindern. Dies gilt z. B. von Kartoffeln, Dextrin, Kleie, Mehl, Zichorienwurzel, Farbholzextrakten, Melasse etc., die ebenfalls sehr oft günstig gewirkt haben. Auch Lohrindenbrühe hat sich bewährt (man hängt täglich einen Sack frisch gemahlene Gerberlohe in den Vorwärmer) und in Sägemühlen das Speisen des Kessels mit dort leicht zu erlangendem lohigen Wasser. Bei gipshaltigem Wasser benutzte man mit Vorteil eine Lösung von Katechu und Kochsalz, von welcher man täglich ein bestimmtes Quantum dem Kesselwasser zusetzte. Versetzt man gipshaltiges Wasser mit Chlorbaryum, so entsteht lösliches Chlorcalcium, welches nie K. bildet, und unlöslicher schwefelsaurer Baryt, der sich als Pulver ausscheidet, aber nicht festbrennt. Mehrfach hat sich ein Zusatz von Glycerin (1 kg auf 300—400 kg verbrannte Kohle) bewährt, und in neuester Zeit wird vielfach gerühmt, daß ein im Kessel befindliches und mit dem Eisen in metallischen Kontakt gebrachtes Stück Zink die Bildung von K. verhindere.

In allen bisher erwähnten Fällen bleiben die ausgeschiedenen Stoffe im Kessel, und oft wird die Menge des Schlammes noch vermehrt durch den Zusatz eines unlöslichen Schutzmittels. Von diesem Schlamm werden aber endlich namhafte Mengen durch den Dampf mit fortgerissen und verunreinigen und beschädigen die Ventile und Maschinenteile. Sehr viel rationeller sind daher kesselsteinverhindernde Mittel, durch welche eine Abscheidung der erdigen Substanzen außerhalb des Kessels bewirkt wird. Man hat dies durch Apparate zu erreichen gesucht, in welchen das Wasser mit Dampf in Berührung kommt und die durch denselben zur Ausscheidung gebrachten Körper zurückläßt. So hat Henschel einen senkrecht über dem Kessel angebrachten Dampfkasten mit Zickzackstreifen als Reiniger benutzt; Sulzer wendet ein im Mauerwerk liegendes Dampfgefäß an, in welchem auf 3—4 Platten das Wasser hin- und herfließen muß; der Schausche Apparat besteht aus einem auf dem Kessel angebrachten Dampfdom, in welchem das Speisewasser durch eine Brause fein verteilt wird und dann über flache Teller herabrieselt; Haswell läßt das Speisewasser durch eine im Dampfraum des Kessels horizontal aufgehängte Rinne mit Querwänden fließen etc. In dieser Rinne wie auf den Platten oder Tellern der andern Apparate setzen sich die abgeschiedenen kesselsteinbildenden Wasserbestandteile (Kohlensäuresalze) ab, und das Wasser gelangt gereinigt in den Kessel. Man kann aber auch jene Stoffe durch chemisch wirksame Körper aus dem Wasser fällen und in besondern Gefäßen sich absetzen lassen. Fügt man z. B. zu gipshaltigem Wasser eine Sodalösung, so entsteht aus Gips (schwefelsaurem Kalk) und Soda (kohlensaurem Natron) kohlensaurer Kalk und schwefelsaures Natron. Ersterer scheidet sich als unlösliches Pulver ab und setzt sich zu Boden; das klare Wasser aber enthält schwefelsaures Natron gelöst, welches niemals K. bildet. Versetzt man Wasser, welches reich ist an doppeltkohlensaurem Kalk, mit Kalkmilch, so nimmt der in letzterer enthaltene Ätzkalk die Hälfte der Kohlensäure des doppeltkohlensauren Kalks für sich in Anspruch, und sämtlicher Kalk scheidet sich als unlöslicher kohlensaurer Kalk aus. Diese Fällung des kohlensauren Kalks ist der Ausscheidung mit Hilfe der erwähnten Apparate vorzuziehen, wenn das Wasser viel Chlormagnesium enthält, weil dieses den Maschinenteilen durch Abgabe von Salzsäure schädlich ist, durch Kalkmilch aber, besonders beim Erhitzen, unter Ausscheidung von Magnesia zersetzt wird. Gips kann auch durch Chlorbaryum entfernt werden; es entsteht unlöslicher schwefelsaurer Baryt und leicht lösliches Chlorcalcium, welches niemals K. bildet. Enthält aber das Wasser wie gewöhnlich neben doppeltkohlensaurem Kalk auch Gips, so muß man zwei Fällungsmittel anwenden, entweder Chlorbaryum und Kalkmilch oder kohlensaures Natron und Kalkmilch. Die Fällung kann in gewöhnlichen Bottichen vorgenommen werden, doch sind auch Apparate konstruiert worden, welche die Fällungsmittel dem Wasser selbstthätig zuführen. Immer sollte die Reinigung des Kesselspeisewassers auf Grund einer chemischen Analyse desselben erfolgen, um darüber entscheiden zu können, ob Chlorbaryum oder kohlensaures Natron vorzuziehen ist. Letzteres scheidet nicht nur die an Kalk, sondern auch die an Magnesia und Alkalien gebundene (unschädliche) Schwefelsäure ab, während kohlensaures Natron nicht nur den Kalk des schwefelsauren Kalks, sondern auch den (unschädlichen) des Chlorcalciums, des salpetersauren Kalks und, wenn nicht genügende Mengen Kalkmilch angewandt werden, sämtliche Magnesia fällt. Bei Wasser, welches außer Gips auch Chlorcalcium und salpetersauren Kalk enthält, stellt sich Chlorbaryum der Soda gegenüber günstiger, dagegen bei Wasser, welches schwefelsaure Alkalien enthält, ungünstiger. Vgl. Fischer, Chemische Technologie des Wassers (Braunschw. 1880); de Haën, Über die radikale Beseitigung des Kesselsteins und Kesselschlammes durch Chlorbaryum und Kalkmilch (2. Aufl., Hannov. 1874).

Kesselsteuer, die nach dem Rauminhalt des Sudkessels bemessene Biersteuer (s. d.); besteht in Elsaß-Lothringen und Baden.

Kesseltreiben, s. Treibjagd.

Kesselwagen, s. Metallzeit.

Kessenich, Dorf im preuß. Regierungsbezirk Köln, Kreis Bonn, unweit des Rheins, hat eine kath. Pfarrkirche, eine Heil- und Pflegeanstalt für Gemüts- und Nervenkranke, Zementwarenfabrikation, Obst- und Gemüsebau und (1885) 2965 Einw.

Keßler, s. Kessler.

Kestenholz (franz. Châtenois), Flecken im deutschen Bezirk Unterelsaß, Kreis und Kanton Schlettstadt, am Fuß der Vogesen (Eingang in das Weilerthal) und an der Eisenbahn Schlettstadt-Markirch, hat Fabrikation von Kleiderstoffen aus Wolle, Baumwolle und Seide, Säge- und Mahlmühlen, Hammerschmieden, Mineralquellen mit Chlor-, Soda-, Jod- und Bromgehalt (Temperatur 19—26° C.) nebst Badeanstalt, Weinbau und (1885) 3262 kath. Einwohner. Über dem Orte der Hahnenberg.

Kestner, Charles, Industrieller, geb. 30. Juni 1803 zu Straßburg als Enkel von Goethes Freund K. und der Charlotte K. (s. Buff 1), studierte in Göttingen Chemie, bereiste Frankreich und Schottland, wurde dann Associé seines Vaters in der von diesem 1816 zu Thann gegründeten chemischen Fabrik und nach dessen Tod 1846 alleiniger Inhaber der Fabrik, die er unter dem Beistand seiner Schwiegersöhne, besonders des Chemikers und französischen Senators Scheurer-K., leitete. Kestners Hauptverdienst liegt auf dem Gebiet der technischen Chemie. Er hat die chemische Großindustrie im Elsaß begründet. Die Fabrikation der Schwefelsäure wurde durch ihn nebst allen Nebenfabrikationszweigen in großartigem Maßstab ausgeführt. Ferner lieferte er alle für die elsässische Färberei und Zeugdruckerei erforderlichen Chemikalien, besonders Zinnverbindungen und Weinsäure. Die Darstellung der letztern gab Veranlassung zur Entdeckung der Traubensäure. K. fabrizierte ferner Guignetgrün und viele andre Farbstoffe, nach Ankauf großer Waldungen auch Holzessig und die übrigen Destillationsprodukte des Holzes. Einen besonders hohen Standpunkt gewann die Fabrik durch die wahrhaft väterliche Sorge für das Wohl der Arbeiter, denen K. die nützlichsten Institutionen geschenkt hat. K. war auch Politiker und glühender Republikaner. Zweimal wählten seine Landsleute ihn in gesetzgebende Versammlungen. 1848 war er in der Konstituante, 1850 in der Legislative Deputierter des Oberrheins. Bei Gelegenheit des Staatsstreichs wurde K. in Mazas eingekerkert und dann verbannt, konnte aber nach einiger Zeit zurückkehren und beteiligte sich, von schweren körperlichen Leiden heimgesucht, seitdem nicht mehr am politischen Leben. Er starb 12. Aug. 1870.

Keswick, Stadt in der engl. Grafschaft Cumberland, am Fuß des Skiddaw und dem untern Ende des malerischen Sees Derwent Water gelegen, mit (1881) 3220 Einw.

Keszthely (spr. késtheli), Markt im ungar. Komitat Zala, am Plattensee, Station der Südbahnlinie Stuhlweißenburg-Kanizsa, mit Schloß, 3 Klöstern, vorzüglichem Weinbau, bedeutendem Seefischfang, Gymnasium, landwirtschaftlicher Lehranstalt, Bezirksgericht und (1881) 5393 Einw. In der Nähe das Bad Hévviz (s. d.).

Keta (Ketta, Quitta), Hafenstadt der brit. Kolonie Goldküste in Oberguinea, auf einer schmalen Halbinsel zwischen dem Meer und der Lagune von K., in welche der Todschi und Ewe münden, mit 5000 Einw. und einer Garnison. Station englischer und deutscher Dampfer. K. ist auf den Ruinen des dänischen Forts Prindsensteen erbaut.

Ketchuda (pers., »Hausherr«), Titel der Dorfrichter und Dorfvorsteher in Persien und in den persisch redenden Teilen Mittelasiens (türk. Kisil).

Kétegyháza (spr. kéteddjhása), Dorf im ungar. Komitat Békés, mit (1881) 3324 Einw., Station der Ungarischen Staatsbahn, zwischen Csaba und Arad, und Knotenpunkt der Zweigbahnen nach Kis-Jenö und Mezöhegyes.

Kethubim (Ketubim, hebr.), s. Hagiographa.

Keto, Schwester des Phorkys (s. d.).

Ketone, s. v. w. Acetone.

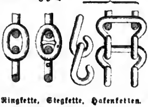
Ketschua, Indianer, s. Quichua.

Ketschwayo (Cetewayo), Zulukönig, Sohn des Königs Panda, folgte diesem 1858, bildete den von seinem Oheim Schaka gegründeten Militärstaat unter den Zulu noch weiter aus und schuf ein Heer von 40,000 Mann. Da er wegen der Krieger, welche nach Natal flüchteten, mit den Engländern in Streit geriet und deren Forderungen schroff ablehnte, rückten diese 1879 in sein Gebiet. Sie erlitten zwar 22. Jan. bei Isandhlwana (s. d.) eine empfindliche Niederlage, schlugen aber, da K. den Sieg nicht benutzte, denselben 4. Juli bei Ulundi und nahmen ihn 28. Aug. gefangen. Nach längerer Haft in der Kapstadt reiste K. 1882 nach England und wurde nach seiner Rückkehr unter englischer Oberhoheit als Herr über einen Teil des Zululandes wieder eingesetzt. Doch starb er schon 8. Febr. 1884 in Ekhowe.

Ketta, 1) Ort in Belutschistan, s. Quetta. — 2) Stadt in Westafrika, s. Keta.

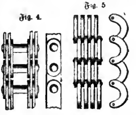
Kette, eine Reihe kurzer, ineinander greifender oder scharnierartiger, durch Bolzen verbundener Glieder, wird gewöhnlich aus Metall gefertigt und dient zum Aufhängen und Aufziehen von Lasten (Kranketten, Uhrketten etc.), zur Fortpflanzung von Bewegungen bei Maschinen, als Verbindungsmittel, zum Messen (Meßketten) u. zum Schmuck (vgl. Halsschmuck). Wird das erste Glied einer K. mit deren letztem Glied verbunden, so entsteht die endlose K. Je nach der Form der Glieder unterscheidet man Ringketten (Fig. 1), Stegketten (Fig. 2), Hakenketten (Vaucansonsche Ketten, Fig. 3), Gelenkketten (Gallesche Ketten, Fig. 4 u. 5). Die größern Last- u. Triebketten werden aus Schmiedeeisen oder Stahl hergestellt und zwar durch Schmieden, indem die Glieder, aus Rundeisen gebogen, ineinander gehängt und einzeln an den zusammenstoßenden Enden aneinander geschweißt werden. Bei den Ketten, deren Glieder zur Vermeidung von Verwickelungen Querstege bekommen, schweißt man diese vorgeschmiedeten Stege nachher ein. Die Gelenkketten erzeugt man aus einzelnen Stäben (Lamellen), welche an beiden Enden Löcher zur

Fig. 1. Fig. 2. Fig. 3.



Ringkette. Stegkette. Hakenketten.

Fig. 4. Fig. 5.



Gelenkketten.

Aufnahme der Durchsteckbolzen erhalten, die entweder durch Umnieten (Fig. 4) oder auch durch Vorsteckstifte festgehalten werden. Die Lamellen werden gewöhnlich durch große Durchschnitte aus Stäben oder Blech hergestellt. Bei Hakenketten werden die Glieder nicht zusammengeschweißt, sondern nur aus Draht- oder Stangenstücken gebogen und so ineinander gehängt, wie Fig. 8 zeigt. Diese Ketten können deshalb nicht für große Kräfte verwendet werden, gestatten aber ein bequemes und schnelles Ein- und Aushaken. Vielfach fordert die Anwendung der Ketten einen Eingriff der Glieder mit Zähnen oder eigentümlichen Erhöhungen auf dem Umfang von Kettenrollen; in solchen Fällen müssen die Glieder sehr genau passen (**kalibrierte Ketten**). Die schweren Schiffsketten zum Ersatz der Taue führen auch den Namen **Kettentaue**. Mitunter, z. B. bei Kettenbrücken, bildet man auch die Glieder aus längern Stangen, deren Enden, zu Ringen gebogen, ineinander gehängt und geschweißt sind. Zu dieser Gattung gehören auch die aus schmalen Blechstreifen zusammengesetzten Ketten (Fig. 6). Die in mannigfaltigen Formen vorkommenden kleinen Ringketten erzeugt man aus ineinander gehängten, aus Draht gebogenen Gliedern, die für bessere Ketten zusammengelötet, oft auch gespalten gelassen werden. Zur fabrikmäßigen Herstellung solcher Glieder wickelt man runden, viereckigen, torbierten ꝛc. Draht um eine runde oder beliebig geformte Stange zu einer Spirale und schneidet diese der Länge nach durch, wodurch die Windungen Ringe abgeben, die vollkommen gleich sind. —

Fig. 6.



Kette aus Blechstreifen

Neuerdings sind auch Maschinen für die Kettenfabrikation in Anwendung gekommen, welche insbesondere das Biegen und Zusammenschweißen der einzelnen Glieder auf mechanisch sehr vollkommene Weise vornehmen. Manche Ketten werden zuletzt durch ein Zieheisen mit runden oder viereckigen Löchern gleich Draht gezogen. Von den goldenen **Venezianerkettchen** sind die feinsten von solcher Feinheit, daß 38 Glieder zusammen nur 1 cm Länge haben, und so leicht, daß 1 m nur 1,4 g wiegt. Schmuckketten aus Blech bestehen aus Blechringen, die mit Drahtringen aneinander gehängt sind. Die **Kugelketten** bestehen aus hohlen Blechkugeln mit zwei Löchern und aus kurzen Drahtstiften, welch letztere, durch die Löcher zweier benachbarter Kugeln eintretend, innerhalb jeder Kugel ein Köpfchen haben; sie sind sehr fest, außerordentlich biegsam und verwirren sich nie. — In der **Weberei** heißt K. (engl. Warp) das in einer Ebene aufgespannte System von Fäden, durch welches mit Hilfe des Schiffchens der Einschußfaden geführt wird. Dann heißt K. oft eine Reihe gleicher Gegenstände, die als Ganzes betrachtet werden, so besonders von Bergen (**Gebirgskette**, s. Gebirge); ferner mehrere gewöhnlich zusammenfliegende Vögel, z. B. Reb-, Auer-, Birk- und Haselhühner, Trappen ꝛc. (s. Gesperr). Die K. ist das Symbol der Sklaverei oder Gefangenschaft.

Kette, bis 1884 deutsche Bezeichnung für 1 Dekameter oder 10 m.

Ketteler (Kettler), 1) **Gotthard von**, Heermeister des Schwertordens, trat um 1540 in den Orden, begab sich 1559, von den Russen bedrängt, mit den Ordensländern Esthland, Kurland und Livland, die evangelisch geworden waren, unter den Schutz Polens, überließ 1561 dem König Sigmund II. August von Polen Livland und behielt für sich selbst Kurland und Semgallen als weltliches, von Polen zu Lehen gehendes Erbherzogtum. Er vermählte sich 1566 mit Anna von Mecklenburg, unterwarf den Adel unter Gesetz und Recht, gründete zahlreiche evangelische Kirchen und Schulen und starb 17. Mai 1587. Kurland blieb bei seinen Nachkommen bis 1737, wo die russische Kaiserin Anna die Kurländer zwang, ihren Günstling Biron zum Herrn zu wählen. Die von Gotthard gegründete Linie starb zu Anfang des 19. Jahrh. aus; dagegen blüht das Geschlecht der K. noch in Westfalen in zwei Linien, einer protestantischen und einer katholischen. Letzterer gehört an:

2) **Wilhelm Emanuel**, Bischof zu Mainz, geb. 25. Dez. 1811 zu Münster, wurde in der Jesuitenanstalt zu Brieg in der Schweiz erzogen, studierte in Göttingen, Berlin, Heidelberg und München die Rechte und war 1834–38 Referendar in Münster. Infolge des Kölner Bischofsstreits verließ er den Staatsdienst, studierte in München und Münster Theologie, erhielt 1844 die Priesterweihe und 1846 die katholische Pfarrei zu Hopsten in Westfalen. 1848 von dem westfälischen Wahlbezirk Lengerich in die deutsche Nationalversammlung zu Frankfurt abgeordnet, erregte er hier namentlich Aufsehen durch eine freimütige Rede, die er am Grab des in den Septemberunruhen ermordeten Fürsten Lichnowski hielt. 1849 ward K. als Propst an die Hedwigskirche nach Berlin, im Juli 1850 auf den Bischofsitz zu Mainz berufen. Hier verfolgte er rücksichtslos und konsequent das Ziel, die Kirche nicht nur von der Staatsgewalt unabhängig, sondern vielmehr diese zur ergebenen Dienerin der Kirche zu machen und in derselben den papistisch-jesuitischen Geist zur unbedingten Herrschaft zu erheben. Durch Einführung von Schulbrüdern und Schulschwestern, die Errichtung von katholischen Waisen- und Rettungshäusern, eines Priesterseminars und Knabenkonvikts suchte er die Jugenderziehung in die Gewalt des Klerus zu bringen, durch Stiftung klösterlicher Institute, auch einer Jesuitenniederlassung in Mainz (1858), von Vereinen ꝛc. den ultramontanen, fanatischen Geist in der katholischen Bevölkerung großzuziehen. Den rechtlichen Zuständen in der oberrheinischen Kirchenprovinz kündigte er in seiner Schrift »Das Recht und der Rechtsschutz der katholischen Kirche in Deutschland« einen Kampf auf Leben und Tod an. In der That gelang es K., der von der katholischen Großherzogin unterstützt wurde, die vom Minister Dalwigk geleitete reaktionäre Regierung in einer geheimen Konvention vom 23. Aug. 1854 zu Zugeständnissen zu bewegen, durch die der Staat seine Patronatsrechte, seine Mitwirkung bei der Besetzung des Bistums, das Placet, das Aufsichtsrecht über das katholische Vereinswesen und die geistlichen Lehranstalten preisgab, den freien Verkehr mit Rom und die Herstellung einer geistlichen Gerichtsbarkeit gestattete und dem Bischof nicht bloß die Heranbildung des Klerus völlig überließ, wodurch die katholisch-theologische Fakultät in Gießen beseitigt wurde, sondern ihm auch einen erheblichen Einfluß auf die Schule, namentlich die Volksschule, einräumte. Doch war der Ehrgeiz Kettelers hierdurch noch nicht befriedigt. Er strebte danach, Erzbischof von Freiburg zu werden und dadurch an die Spitze der oberrheinischen Kirchenprovinz zu treten, was jedoch die badische Regierung verhinderte. Daneben suchte er durch Beteiligung an der sozialen Bewegung (z. B. »Die Arbeiterfrage und das Christentum«, 3. Aufl., Mainz 1864) dem Einfluß der Kirche auf den Arbeiterstand die Wege zu bahnen, indem diese als der einzige Rettungsanker

im Kampf gegen das Kapital gepriesen wurde. Auch fügte er sich rasch und mit Geschick in die 1866 in Deutschland eingetretene Wendung der politischen Verhältnisse (»Deutschland nach dem Krieg von 1866«, 6. Aufl., Mainz 1867). Seine Anhänglichkeit an das Papsttum bekundete er wiederholt in demonstrativer Weise: 1854 wohnte er der Publikation des Dogmas von der unbefleckten Empfängnis in Rom bei, feierte im Juni 1855 mit großem Pomp das 1100jährige Säkularfest des heil. Bonifacius und war 1860 und 1867 wieder in Rom. Auf dem Konzil 1870 gehörte er zu den Bischöfen, welche die Opportunität des Unfehlbarkeitsdogmas bekämpften, und that noch 15. Juli einen (vergeblichen) Fußfall vor Pius IX. Schon im August 1870 unterwarf er sich aber und verteidigte das Dogma in verschiedenen Hirtenbriefen, in denen er Unterwerfung von allen Gläubigen verlangte. Seitdem übernahm er die Führung der ultramontanen Partei im Kampf gegen das Deutsche Reich und die preußische Kirchengesetzgebung. In Tauberbischofsheim 1871 in den ersten deutschen Reichstag gewählt, wurde er Führer der Zentrumspartei, legte indes sein Mandat bald nieder, um sich durch seinen Domkapitular Moufang vertreten zu lassen. An den Versammlungen der preußischen Bischöfe in Fulda nahm er regelmäßig teil, obwohl nur wenige Gemeinden seiner Diözese seit 1866 preußisch waren, und vertrat hier mit Erfolg die Politik des unbedingten Widerstandes gegen die staatliche Gesetzgebung. 1874 untersagte er sogar in den Kirchen seiner Diözese die Feier des Sedantags u. nannte den Rhein einen katholischen Strom. Sein Bischofsjubiläum 1875 wurde zu einer großen ultramontanen Demonstration benutzt. Als nach dem Sturz des Ministeriums Dalwigk (1871) der Minister Hofmann 1874 den Kammern die den preußischen nachgeahmten Kirchengesetze vorlegte, protestierte K. 24. Sept. 1874 gegen dieselben u. erklärte, daß »er dem Recht und der Freiheit der katholischen Kirche auch im kleinsten Punkt nichts vergeben werde«. Indes vermied er, obwohl er die preußischen Bischöfe zum rücksichtslosen Kampf gegen den Staat hetzte, durch deren Schicksal belehrt, klüglich offene Konflikte mit der Regierung. Er starb auf der Rückreise von Rom 13. Juli 1877 in Burghausen bei Augsburg. K. besaß unstreitig bedeutende Gelehrsamkeit und große geistige Begabung sowie Gewandtheit und Schlagfertigkeit im mündlichen wie schriftlichen Gebrauch der Rede. Wohin aber ein bedeutender, energischer, ja in gewissem Sinn freiheitsliebender Priester durch die Konsequenzen des ultramontanen, jesuitischen Systems getrieben werden kann, dafür ist K. ein belehrendes Beispiel. Von seinen zahlreichen Schriften sind noch zu erwähnen: »Freiheit, Autorität und Kirche« (7. Aufl., Mainz 1862); »Die wahren Grundlagen des religiösen Friedens« (3. Aufl., das. 1868); »Das allgemeine Konzil und seine Bedeutung für unsre Zeit« (5. Aufl., das. 1869). »Briefe von und an Wilh. Eman. Freih. v. K.« gab Raich heraus (Mainz 1879).

Kettenbaum, s. Weben.

Kettenbruch (kontinuierlicher Bruch), ein Bruch, dessen Zähler eine ganze Zahl und dessen Nenner die Summe aus einer ganzen Zahl und einem Bruch von derselben Bildungsweise ist; z. B.:

$$\cfrac{3}{4+\cfrac{7}{8+\cfrac{5}{4+\cfrac{1}{2}}}} \quad \text{oder:} \quad \cfrac{1}{2+\cfrac{1}{13+\cfrac{1}{7+\cfrac{1}{3}}}}.$$

Diese beiden Kettenbrüche sind endlich und haben rationale Werte; hört aber der K. nicht auf, so heißt er unendlich und hat einen irrationalen Wert. Die Brüche $^3/_4$, $^7/_8$, $^5/_4$, $^1/_2$ im ersten und $^1/_2$, $^1/_{13}$, $^1/_7$, $^1/_3$ im zweiten Beispiel nennt man die Glieder des Kettenbruchs; haben alle Glieder den Zähler 1, wie im zweiten Beispiel, so heißt der K. ein einfacher. Die einfachen Kettenbrüche finden hauptsächlich zur Berechnung von Näherungswerten für Brüche, deren Zähler und Nenner sehr große Zahlen sind, Anwendung. Nimmt man nämlich statt des ganzen Kettenbruchs bloß das erste Glied, dann die zwei ersten Glieder, hierauf die drei ersten Glieder, so bekommt man Näherungswerte, die abwechselnd zu groß und zu klein sind, sich aber dem wahren Wert immer mehr nähern, indem die Näherungswerte ungerader Ordnung, also der erste, dritte, fünfte ꝛc., abnehmen, diejenigen gerader Ordnung dagegen, also der zweite, vierte ꝛc., wachsen. Diese Näherungswerte (Partialbrüche) lassen sich leicht berechnen. Sind nämlich a_1, a_2, a_3 ꝛc. die Nenner der aufeinander folgenden Glieder eines einfachen Kettenbruchs, so sind die Näherungswerte

$$1)\ \frac{z_1}{n_1} = \frac{1}{a_1} \qquad 2)\ \frac{z_2}{n_2} = \frac{a_2}{a_1 a_2 + 1}$$

$$3)\ \frac{z_3}{n_3} = \frac{z_2 a_3 + z_1}{n_2 a_3 + n_1} \qquad 4)\ \frac{z_4}{n_4} = \frac{z_3 a_4 + z_2}{n_3 a_4 + n_2}$$

$$5)\ \frac{z_5}{n_5} = \frac{z_4 a_5 + z_3}{n_4 a_5 + n_3} \text{ u. s. f.}$$

Es hat also beispielsweise der zweite der obenstehenden Kettenbrüche die Näherungswerte

$$\frac{1}{2},\ \frac{13}{2.13+1} = \frac{13}{27},\ \frac{13.7+1}{27.7+2} = \frac{92}{191},\ \frac{92.3+13}{191.3+27} = \frac{289}{600},$$

deren letzter den richtigen Wert angibt. Der Wert eines einfachen Kettenbruchs ist stets kleiner als 1; um daher eine Zahl in einen solchen K. zu verwandeln, sondere man erst die Ganzen ab und verwandle den übrigbleibenden echten Bruch. Zu dem Ende dividiere man mit dem Zähler in den Nenner, dann mit dem Rest in den vorigen Divisor (den Zähler des zu verwandelnden Bruches) und fahre so fort, indem man immer mit dem Rest in den vorigen Divisor dividiert, bis die Rechnung aufgeht. Die Quotienten, welche sich hierbei ergeben, sind die Nenner der Glieder des Kettenbruchs. Bei der Verwandlung eines Dezimalbruchs in einen K. hat man denselben zunächst als gemeinen Bruch zu schreiben. Die Umwandlung von $\frac{289}{600}$ in einen K. gibt z. B. folgende Rechnung:

600 : 289 = 2
578
289 : 22 = 13
22
69
66
22 : 3 = 7
21
3 : 1 = 3,

und man erhält so die Nenner der Glieder des oben angegebenen einfachen Kettenbruchs. Außer zur Ermittelung von Näherungswerten finden die Kettenbrüche auch in der unbestimmten Analytik zur Lösung diophantischer Gleichungen, ferner in der Algebra zur Auflösung quadratischer Gleichungen ꝛc. sowie in der Analysis Anwendung. Die Kenntnis der Kettenbrüche datiert aus dem 17. Jahrh. Lord Brounker (1620—84) hat bereits die Ludolfsche Zahl durch einen K. dargestellt. Huygens zeigte die Verwendung zur Ermittelung von Näherungswerten, ausführlicher hat sie dann Leonhard Euler behandelt. Eingehendere

Darstellungen findet man bei Schlömilch, Handbuch der algebraischen Analysis (6. Aufl., Jena 1881); Serret, Handbuch der höhern Algebra, Bd. 1 (deutsch, 2. Aufl., Leipz. 1878); Stern, Lehrbuch der algebraischen Analysis (das. 1860).

Kettenbrücke, eine Hängebrücke, deren Verkehrsbahn von Ketten getragen wird; s. Brücke, S. 495.

Kettendruck und **Kettendruckmaschine**, s. Zeugdruckerei.

Kettenfäden, diejenigen Fäden eines Gewebes, welche nach der Länge desselben verlaufen.

Kettengarn, das Garn, welches zu den Kettenfäden eines Gewebes benutzt wird und gewöhnlich etwas fester als das Schußgarn ist.

Kettenhemd (Kettenpanzer, Maschenpanzer), ein aus zusammengenieteten Ringen bestehendes oder aus Eisendraht geflochtenes Rüstungsstück, welches vom 11. bis zum Ende des 13. Jahrh. üblich war. Das K. entwickelte sich bald zu einer den ganzen Mann bedeckenden Rüstung mit Ketten- oder Ringkapuze und Ringhosen. Aus der Verstärkung einzelner Teile der Kettenrüstung entwickelte sich später die Plattenrüstung.

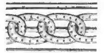
Kettenkugeln, früher gebrauchtes Geschoß (s. d.), aus zwei mittels einer Kette verbundenen Halbkugeln bestehend, wurde aus großen Kanonen vorzugsweise auf der See zum Zerreißen der Takelage verwendet.

Kettenkunst, s. o. w. Paternosterwerk.

Kettenlinie (Catenaria), in der Geometrie und Mechanik die ebene Linie, welche ein schwerer, nicht dehnbarer, vollkommen biegsamer Faden als Form annimmt, wenn man ihn an zwei Punkten aufhängt. Verwandt mit der K. ist die Kettenbrückenlinie, die Form, welche der Faden annimmt, wenn derselbe eine in horizontaler Richtung gleichmäßig verteilte Last trägt. Die K. kommt außerdem auch als Form von Gewölbebogen in Anwendung.

Kettenmessung, das Messen von Linien mit der Meßkette (s. d.).

Kettenornament, ein aus länglichen Ringen einer Kette gebildetes Ornament des anglonormännischen Stils (s. Abbildung).



Kettenpanzer, s. Kettenhemd.

Kettenpumpe, Vorrichtung zum Heben unreiner Flüssigkeiten, wie Jauche (Jauchepumpe), besteht in einer endlosen Kette mit daraufgesteckten Scheiben, welche bei Ingangsetzung der Kette die Flüssigkeit in einem Steigrohr in die Höhe befördern. Vgl. Paternosterwerke.

Kettenregel (Kettenrechnung, Kettensatz), ein Rechnungsverfahren, um den Wert einer Größe in Einheiten einer andern Größe auszudrücken, wenn zwischen beiden eine Anzahl Zwischenglieder durch Gleichungen gegeben sind, die man so ordnen kann, daß immer die linke Seite einer Gleichung mit der rechten der vorhergehenden gleichnamig ist. Z. B. wieviel Ar gehen auf den preußischen Morgen zu 180 □Ruten, wenn die Rute 12 Fuß, der preußische Fuß 0,3138 m und der Ar 100 qm hat? Um den Ansatz (Kettensatz) zu bilden, schreibt man zuerst die Frage nieder und zwar links die unbekannte, rechts die bekannte Größe, also: x Ar = 1 Morgen preußisch. Darunter schreibt man die Gleichung, welche links Morgen enthält, also 1 Morgen = 180 □Ruten. Darunter muß nun eine Gleichung kommen, welche mit □Ruten anfängt, nämlich 1 □Rute = 12 . 12 □Fuß ɪc. Der Kettensatz ist vollendet, wenn die rechte Seite der letzten Gleichung dieselbe Benennung hat wie die unbekannte Größe. Den Wert der letztern findet man, indem man das Produkt der rechts stehenden Zahlen mit dem der links stehenden dividiert. Man erhält also den Ansatz:

x Ar	= 1 Morgen preuß.
1 Morgen preuß.	= 180 Quadratruten
1 Quadratrute	= 12 . 12 Quadratfuß preuß.
1 Quadratfuß preuß.	= 0,3138 . 0,3138 Quadratmeter
100 Quadratmeter	= 1 Ar.

$$x = \frac{180 \cdot 12 \cdot 12 \cdot 0{,}3138 \cdot 0{,}3138}{100} = 25{,}533 \text{ Ar.}$$

Die K., bereits im 16. Jahrh. bekannt, ist besonders beim kaufmännischen Rechnen gebräuchlich.

Kettenschäkel, hufeisenförmige Bügel mit beweglichen Bolzen als Verbindungsglieder der Ankerketten. Eine Schäkelkette ist meist 15 Faden lang, es kommen aber auch solche von 12,5 und 14,5 Faden vor.

Kettenschermaschine, s. Weben.

Kettenschleppschiffahrt, s. Tauerei.

Kettenschluß, im weitern Sinn ein aus andern Schlüssen und Gliedern zusammengesetzter Schluß, im engern Sinn der sogen. Sorites (s. d.).

Kettenseide (Organsinseide), s. Seide.

Kettenspulmaschine, s. Weben.

Kettenstab, s. Meßkette.

Kettenstich, eine Näherei, bei welcher die einzelnen Stiche wie Glieder einer Kette ineinander fassen, ohne weiter befestigt zu sein. Eine Kettenstichnaht löst sich, sobald ein einziger Stich reißt. Die ersten Nähmaschinen lieferten nur K., jetzt dient derselbe nur noch als Zierstich.

Kettentaue, s. Kette.

Kettentriller, s. Trillerkette.

Kettenwaren, s. Wirkerei.

Kettering, alte Marktstadt in Northamptonshire (England), hat Schuhfabrikation, Wollkämmereien und (1881) 11,093 Einw. Dabei Eisenwerke.

Kettwig (Ketwyk), Stadt im preuß. Regierungsbezirk Düsseldorf, Landkreis Essen, an der Ruhr und den Linien Kupferdreh-Düsseldorf und K.-Mülheim a. d. Ruhr der Preußischen Staatsbahn, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, ein Waisenhaus, bedeutende Tuch- und Zanellafabrikation, Färberei und Kammgarnspinnerei und (1885) 4241 meist evang. Einwohner. Mit der Stadt ist die Landbürgermeisterei K. mit 4089 meist kath. Einwohnern zu einem Verwaltungsbezirk vereinigt; hier mehrere Steinkohlen- und Eisensteingruben, ein bedeutendes Wasserwerk und eine großartige Villa des Kommerzienrats Alfred Krupp in Essen.

Ketubim, s. Hagiographa.

K. et W., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für *Knowles* et *Westcott* (s. d.).

K. et Z., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für *Karwinski* et *Zuccarini* (s. d.).

Ketzer (Häretiker), überhaupt alle, welche von der als rechtgläubig allgemein anerkannten Kirchenlehre abweichen, zu unterscheiden von den Ungläubigen (infideles), d. h. allen denjenigen, welche keine Christen sind, den Apostaten (s. d.) und den Schismatikern (s. d.). Der Name K. ist aus dem Wort Katharer (s. d.) entstanden und kommt zuerst bei den Minnesängern des 12. Jahrh. vor. Sobald im Verlauf des 2. Jahrh. die katholische Kirche sich konsolidiert hatte, wurden die abweichenden Lehren als Häresien, d. h. Ketzereien, ausgeschieden. Dergleichen Ketzereien haben seit Justinus Martyr, dessen Verzeichnis verloren gegangen ist, die Kirchenväter rastlos zusammengestellt. Schon der gegen Ende des 4. Jahrh.

schreibende Epiphanius zählt ihrer 80 auf. Bald erschienen Gesetze wider die K. Sie wurden von seiten der Bischöfe durch Ausschließung aus der Kirche (Exkommunikation) bestraft, und erst nach vielfachen Bußübungen wurden die Reuigen wieder aufgenommen. Vollends seit Konstantin d. Gr. standen auf das Verbrechen der Ketzerei Güterkonfiskation und Landesverweisung (Exil), Verbrennung ketzerischer Bücher und Verlust der bürgerlichen Rechte, bald sogar die Todesstrafe. Das erste Beispiel der letztern gaben 385 die spanischen Bischöfe, auf deren Betreiben Priscillianus (s. d.) enthauptet wurde. Noch schlimmer erging es den Ketzern, namentlich den Anführern derselben, als im 13. Jahrh. durch Gregor IX. auf der Kirchenversammlung zu Toulouse (1229) die **Ketzergerichte** (s. Inquisition) angeordnet und fast in allen Ländern der Christenheit eigne **Ketzermeister** mit unumschränkter Vollmacht über Freiheit, Güter und Leben von solchen, die wirklich oder angeblich vom Kirchenglauben abwichen, bestellt wurden. Zugleich fanden förmliche Kreuzzüge gegen die K. statt; ihnen erlagen im 13. Jahrh. die Albigenser und die Stedinger. Seit der Reformation werden von der römisch-katholischen Kirche vornehmlich die Protestanten und in letzter Zeit auch die Altkatholiken (s. d.) als K. bezeichnet, wiewohl nach den Bestimmungen des Westfälischen Friedens im Deutschen Reich die Angehörigen beider Konfessionen sich gegenseitig jenen Namen nicht beilegen sollten. Auch in der protestantischen Kirche fing man bald an, Rechtgläubige (»Orthodoxe«) und Häretiker (»Heterodoxe«) zu unterscheiden. Religiöse Unduldsamkeit ist noch heute der Charakterzug der herrschenden Theologie, wenngleich ihr der Staat nicht mehr den Gefallen thut, die K. von bürgerlichen Ehren, Ämtern und Würden oder gar vom Rechte der Existenz auszuschließen. Vgl. Hilgenfeld, Die Ketzergeschichte des Urchristentums (Leipz. 1883).

Ketzermütze, s. Carocha.

Ketzertaufe, s. Taufe.

Ketzin, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Osthavelland, an der Havel, hat bedeutende Thongruben und Ziegelbrennerei und (1885) 3033 meist evang. Einwohner.

Keuchhusten (blauer Schafs-, Stick-, Krampfhusten, Tussis convulsiva, Pertussis, franz. Coqueluche), eine epidemische Kinderkrankheit, welche aus periodisch wiederkehrenden krampfhaften Hustenanfällen besteht. Als Vorstadium der Erkrankung zeigen die meisten Kinder die Symptome eines Schnupfens, zu welchem sich bald Kehlkopf-, Luftröhren- und Bronchialkatarrh gesellen. Sie haben dabei leichtes Fieber, thränende Augen, eine etwas heisere Stimme, leichten, trocknen Husten, der besonders des Nachts sich einstellt, unruhigen Schlaf und leiden an gestörter Verdauung, daher die Zunge belegt, der Stuhl erschwert oder durchfällig ist. Dieser Zustand kann schon nach 6—8 Tagen in den eigentlichen Krampfhusten übergehen, aber auch mehrere Wochen anhalten. ... licher Angst und bei sichtlicher Erstickungsnot nur mühsam durch Anstrengung aller Brustmuskeln überwunden wird. Es erfolgen zahlreiche Hustenstöße, oft wird gleichzeitig der Inhalt des Magens erbrochen, zuweilen werden auch Urin und Stuhl entleert. So folgen sich Hustenstöße und gewaltsame Atemzüge noch einigemal, bis endlich die Gewalt nachläßt, die Inspirationen ruhiger geschehen und mit dem Husten eine meist nicht beträchtliche Menge zähen Schleims entleert wird. Das Kind ist im höchsten Grad erschöpft und erholt sich erst nach einigen Minuten allmählich wieder. Zuweilen treten in einem heftigen Anfall auch Blutungen aus Mund, Nase und Lungen ein. Die Dauer eines solchen Anfalls ist ½—2 Minuten, selten länger. Die Zahl der Anfälle innerhalb eines Tags ist gleichfalls sehr verschieden; auf der Höhe der Krankheit kommen gewöhnlich 20—40 Paroxysmen auf 24 Stunden. Die Anfälle sind nicht an eine bestimmte Zeit gebunden, doch abends und nachts häufiger, besonders auf der Höhe der Krankheit. Die Dauer der heftigen Anfälle und des Höhestadiums der Krankheit währt von 14 Tagen bis zu 2 Monaten und noch länger. Meist werden 10—14 Tage lang die Anfälle immer heftiger und häufiger, dann aber erhält sich die Heftigkeit derselben eine Zeitlang auf der gleichen Höhe. Schon nach den ersten Wochen sind die katarrhalischen Erscheinungen gewöhnlich vollständig zurückgetreten; das Kind fiebert nicht mehr, befindet sich, solange es keinen Anfall hat, vollständig wohl oder ist nur müde und angegriffen. Die Anfälle treten meist ohne alle Veranlassung ein; doch kann jede kleine Veranlassung, namentlich aber Weinen und Ärger, sie hervorrufen. Zu schnelles Schlingen, kalte Luft, Rauch und ein Hustenanfall bei einem andern Kind bringt sie gleichfalls leicht hervor. Nachdem die Anfälle längere oder kürzere Zeit sich auf der Höhe erhalten haben, fangen sie unmerklich an, sowohl seltener zu werden, als von ihrer krampfhaften Art und Heftigkeit zu verlieren. So löst sich die Krankheit allmählich und geht nach ca. 8—12 Wochen unter immer leichter vor sich gehendem Auswurf in den Normalzustand über. Am häufigsten wird der K. vom zweiten bis fünften, seltener im ersten Lebensjahr sowie vom fünften bis siebenten beobachtet. Erwachsene befällt er nur ausnahmsweise. Mädchen oder krankhaft reizbare, zarte Kinder sind demselben mehr unterworfen als Knaben und kräftige Kinder. Höchst selten befällt der K. zum zweitenmal dasselbe Individuum. Meist herrscht der K. in wahren Epidemien; auch wo er sporadisch vorkommt, sind immer mehrere Kinder zu gleicher Zeit befallen. Die Epidemien treten am häufigsten am Ende des Winters und im ersten Frühjahr, etwas seltener im Herbst und Winter, am seltensten im Sommer auf. Viele unleugbare Thatsachen machen eine kontagiöse Verbreitung in hohem Grad wahrscheinlich, wenn nicht gewiß; doch scheint die Ansteckung meist nur in der Nähe stattzufinden. Die höchste Intensität der Ansteckungsfähigkeit ...

auch durch lange andauernden K. und durch die davon abhängige Schwächung die Disposition zu verschiedenen chronischen Kinderkrankheiten geweckt oder begründet.

Was die **Behandlung** anlangt, so gibt es unter der großen Zahl der versuchten und empfohlenen Mittel kein einziges bewährtes. Doch ist zur Erleichterung und Abkürzung des Übels und zur Verhütung der gefahrbringenden Komplikationen ärztliche Überwachung und Behandlung dringend nötig. Herrscht eine Keuchhustenepidemie, so muß jeder Brustkatarrh bei Kindern mit verdoppelter Vorsicht behandelt werden; man schütze die Kinder sorgfältigst vor jeder Erkältung, namentlich aber beuge man jedem Verkehr derselben mit am K. leidenden Kindern vor. Ist ein Kind aber vom K. befallen, so lasse man es, wenn nicht ganz warme und milde Witterung ist, gar nicht ins Freie. Bei Hustenanfällen komme man dem Patienten mit Verabreichen warmer schleimiger Getränke (Thee aus präpariertem Leinmehl, Althee mit Süßholz, Milch mit Selterwasser, warmes Zuckerwasser) zu Hilfe. Durch Klystiere, Manna, gebackenes Obst ꝛc. sorge man für gehörige Leibesöffnung. Dabei suche man den Patienten durch Verabreichung nahrhafter, aber reizloser Kost (ungewürzte Bouillonsuppe mit Ei, Milch ꝛc.) bei Kräften zu erhalten, ihn auch vor jeder gemütlichen oder körperlichen Aufregung zu bewahren. Bei heftigen Hustenanfällen richte man ihn auf, unterstütze den Kopf, entferne den zähen Schleim aus dem Mund. Größere und kräftigere Kinder halte man dazu an, daß sie den Husten soviel wie möglich unterdrücken, da jeder Hustenstoß die Kehlkopfschleimhaut von neuem reizt und dadurch zu neuen Anfällen führt. Günstig und oft überraschend schnell wirkt ein Ortswechsel; namentlich ist der Aufenthalt auf dem Land in sonniger, trockner Lage und eine Milchkur sehr anzuempfehlen.

Keudell, Robert von, namhafter Staatsmann, geb. 27. Febr. 1824 zu Königsberg aus einem ursprünglich hessischen, im 17. Jahrh. in Ostpreußen eingewanderten Geschlecht, studierte 1841—45 in Königsberg, Heidelberg und Berlin die Rechte, ward 1850 Gerichts- und 1851 Regierungsassessor in Potsdam, 1858 an die Regierung in Breslau versetzt, daselbst 1862 Regierungsrat und 1863 von Bismarck als Hilfsarbeiter in das Ministerium des Auswärtigen berufen, in dem er 1864 zum vortragenden Rat, 1870 zum Geheimen Legationsrat befördert wurde. Seine Wahl zum Mitglied des ersten deutschen Reichstags 1871 wie seine Ernennung zum Gesandten des Deutschen Reichs in Konstantinopel 1871 waren eine Anerkennung seiner in dieser Stellung erworbenen Verdienste. 1873 an den italienischen Hof in Rom versetzt, erwarb er sich, besonders auch durch seinen lebhaften Anteil an den wissenschaftlichen und künstlerischen Interessen allseitige Achtung und wurde 1876 daselbst zum Botschafter ernannt, welchen Posten er bis zum Frühjahr 1887 bekleidete.

Keule, älteste Hieb- und Wurfwaffe aller Völker, [...] wurde die K. mit Nägeln beschlagen, woraus der im 14. und 15. Jahrh. in Deutschland und der Schweiz sehr verbreitete Morgenstern (s. d.) entstand. Während der Kreuzzüge wurde die K., aus Eisen gefertigt, zum Streitkolben (s. d.). Neuerdings ist das Schwingen mit hölzernen Keulen auch von der Turnkunst in den Bereich ihrer Übungen aufgenommen worden (vgl. Zettler, Das Turnen mit der K., Leipz. 1884; Wortmann, Das Keulenschwingen in Wort und Bild, Hof 1885).

Keulenbaum, s. Casuarina.

Keulenpilz (Keulenschwamm), s. Clavaria.

Keuler (Keiler), das männliche Wildschwein.

Keuperformation, oberstes Glied der Triasformation (s. d.).

Keuschbaum, Pflanzengattung, s. Vitex.

Keuschberg, Dorf im preuß. Regierungsbezirk und Kreis Merseburg, an der Saale, mit schöner Pfarrkirche, Privatirrenanstalt, Braunkohlengruben und (1885) 893 evang. Einwohnern. K. gilt vielfach, wiewohl fälschlich, als der Ort, bei dem König Heinrich I. 15. März 933 die Ungarn schlug (s. Ritteburg).

Keuschheit, als Tugend diejenige Gesinnungs-, Rede- und Handlungsweise, welche alles, was sich auf das Geschlechtsverhältnis bezieht, mit Scham und Scheu betrachtet. Vgl. Pudicitia.

Keuschheitsgerichte, s. Zuchtgerichte.

Keuschheitsgürtel (Florentiner Gürtel), den Vorrichtungen der Infibulation (s. d.) entsprechende, mit Schlössern versehene, besonders in Italien gebräuchlich gewesene Gürtel, um die Keuschheit der Frauen zu sichern, werden von Schriftstellern des 15. und 16. Jahrh., z. B. von Brantôme, öfters erwähnt. Man besitzt einige alte Kupferstiche und Holzschnitte, welche die Anlegung des Keuschheitsgürtels oder mit demselben versehene Frauen darstellen, unter andern einen Dürer zugeschriebenen Holzschnitt (Passavant, Nr. 282) mit satirischen Sprüchen. Die K., welche in verschiedenen Altertumssammlungen (Musée de Cluny) u. Raritätenkabinetten gezeigt werden, sind nicht historisch beglaubigt, und man nimmt an, daß hier Fälschungen vorliegen, vielleicht auch Umarbeitungen von Foltergürteln des Mittelalters.

Keuschlamm, s. Vitex.

Kevelaer (spr. -lār), Marktflecken im preuß. Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Geldern, unweit der Niers, an der Linie Neuß-Zevenaar der Preußischen Staatsbahn, hat starke Schuhwarenfabrikation und (1885) 3992 meist kath. Einwohner. Zu dem wunderthätigen Marienbild (seit 1642 aufgestellt) wird, besonders in den Marienoktaven, stark gewallfahrtet. Im Jubiläumsjahr 1842 belief sich die Zahl der Pilger auf 180,000.

Kew (spr. kjuh), Dorf in der engl. Grafschaft Surrey, an der Themse, 8 km vom Hyde Park (London), mit berühmtem botanischen Garten. Derselbe wurde im 18. Jahrh. auf Kosten des damaligen Prinzen von Wales angelegt, ging aber 1840 in den Besitz der Regierung über und hat seitdem unter Leitung Sir

Insel, mit (1881) 1184 Einw., welche Holz und Granit ausführen. Hier wurde die Familie Pugatschews (s. d.) lange gefangen gehalten. Die Festung wurde bereits 1295 angelegt.

Keyser, 1) Thomas de, holländ. Maler, geboren um 1595 zu Amsterdam als Sohn des Bildhauers Hendrik de K., war daselbst sein lebenlang als Bildnismaler, anfangs unter dem Einfluß von Hals, dann unter demjenigen von Rembrandt, thätig und starb im November 1679. Obwohl über seine Lebensumstände und über seine Ausbildung nichts Näheres bekannt ist, gehört er mit Hals, Rembrandt und van der Helst zu den ausgezeichnetsten Porträtmalern der holländischen Schule. Er verbindet außerordentliche Klarheit der Färbung und ein feines koloristisches Gefühl mit Energie der Auffassung und Schärfe der Zeichnung. Seine Hauptwerke sind: ein Schützenstück von 1633 (Stadthaus zu Amsterdam), zwei Gruppenporträte (Reichsmuseum daselbst), die vier Bürgermeister (1638, im Haag), die Bildnisse des Bürgermeisters Cornelis de Graef und seiner Frau und die Bildnisse eines Ehepaars mit Sohn und Tochter (1625, im Berliner Museum) und eine Frau mit einem jungen Mann an einem Tisch (1650, Münchener Pinakothek).

2) Jakob Rudolf, skandinav. Geschichts- und Sprachforscher, geb. 1. Jan. 1803 zu Christiania, studierte in seiner Vaterstadt erst Theologie, dann historische Wissenschaften und erhielt 1825 die Mittel zu einem zweijährigen Aufenthalt in Island zum Zweck des Studiums der altnordischen Sprache. Nach seiner Rückkehr wurde er Dozent und 1829 Lektor der Geschichte und Statistik an der Universität zu Christiania. Er starb 9. Okt. 1864. Durch einen Beschluß der Landesrepräsentation mit der Herausgabe der altnorwegischen Gesetze beauftragt, veröffentlichte er mit Munch »Norges gamle Love« (Christian. 1846—49, 3 Bde.). Seine »Nordmaendenes Religionsforfatning i Hedendommen« (Christian. 1847) gilt für die beste Mythologie des Nordens, und sein kirchengeschichtliches Werk: »Den norske Kirkes Historie under Katholicismen« (das. 1856—58, 2 Bde.) zeichnet sich durch Gründlichkeit und anziehende Behandlung gleichermaßen aus. Nach seinem Tod erschienen: »Efterladte Skrifter« (2 Bde.) und »Norges Historie« (2 Bde.), beide von Rygh herausgegeben.

3) Nicaise de, holländ. Maler, geb. 26. Aug. 1813 zu Sandvliet bei Antwerpen als Sohn eines Landwirts, besuchte die Kunstakademie zu Antwerpen. Nach seiner Rückkehr von mehrjährigen Reisen im Ausland ward er 1855 Direktor derselben. 1834 malte er eine Kreuzigung Christi für eine katholische Kirche in Manchester, wandte sich aber nach mehreren andern Versuchen in der religiösen Malerei der vaterländischen Geschichte zu. Eine seltene Begabung, das Schlachtengetümmel übersichtlich zu komponieren, ein fleißiges Naturstudium, großartige Auffassung, ebenso kühne wie korrekte Zeichnung und energische Farbengebung erwarben K. schnell einen Namen. Seiner ersten Periode gehören die Darstellungen der Schlachten von Kortryk (1836), von Woringen (1839, im Museum zu Brüssel) und von Nieuport an. Später wandte sich K. auch dem historischen Genre zu, büßte jedoch die frühere Kraft und Frische bei dem Streben nach Eleganz und äußerm Farbenprunk ein. Von diesen spätern Werken sind zu nennen: Justus Lipsius, vor dem Erzherzog Albrecht und der Infantin eine Vorlesung haltend; Rubens' Atelier; der Altertümler; des Kaisers Maximilian Besuch bei Memling; der Giaur (1845, Berliner Nationalgalerie); Kolumbus, vom Pöbel verspottet; Tasso und seine Schwester in Sorrent; der Tod Marias de' Medici (1845, Nationalgalerie in Berlin); der blinde Milton, seinen Töchtern das »Verlorne Paradies« diktierend; Karl V., die christlichen Sklaven in Tunis befreiend. K. malte auch Porträte und schmückte von 1864 bis 1866 das Treppenhaus des Antwerpener Museums mit Gruppen belgischer Künstler in matter Ölmalerei auf Leinwand. Er starb 17. Juli 1887 in Antwerpen.

Keyserling, Alexander, Graf, Reisender, geb. 15. Aug. 1815 auf Kabillen, einem Gut seines Vaters in Kurland, studierte Naturwissenschaften in Berlin, nahm dann an A. v. Meyendorffs Expedition zur Erforschung des europäischen Rußland teil sowie an den Untersuchungen von Murchison und de Verneuil im mittlern und südlichen Rußland und veröffentlichte seine Beobachtungen in dem Werk »Russia and the Ural« (Lond. 1845). Auch die »Wissenschaftlichen Beobachtungen auf einer Reise in das Petschoraland im J. 1843« (Petersb. 1846), eine Zusammenfassung der mit Paul v. Krusenstern im nördlichen Rußland gewonnenen Resultate, sind wesentlich seine Arbeit. Seit 1847 auf seinem Gut Raiküll in Esthland lebend, wurde er 1857 zum Ritterschaftshauptmann dieser Provinz gewählt und 1862 zum Kurator des Dörptschen Lehrbezirks ernannt, welches Amt er bis 1869 bekleidete.

Key-stone State (spr. kih-stōn stēt, »Schlußsteinstaat«), der Staat Pennsylvanien, weil er den Zentralstaat bildete, als die Konstitution der Vereinigten Staaten angenommen wurde.

Key West (spr. kih), kleine Insel auf dem Floridariff und an der Floridastraße, Havana gegenüber, mit befestigtem Hafen und (1885) 13,200 Einw. Namentlich früher sehr dem Schmuggel mit Westindien ergeben und auch dem Strandraub nicht fremd (es scheitern hier jährlich an 50 Schiffe), hat das Inselchen jetzt 80 Zigarrenfabriken und bringt Schwämme, Schildkröten, Salz und eingemachte Südfrüchte zur Ausfuhr. Die Einfuhr wertete 1885: 208,271 Doll., die Ausfuhr 703,394 Doll. Im März 1886 brannte der Geschäftsteil der Stadt ab.

Keyx, Gemahl der Halkyone (s. d.).

Kézdi-Vásárhely (spr. kēsdi-wáschārhelj), Szeklerstadt im ungar. Komitat Háromszék (Siebenbürgen) mit (1881) 5183 ungar. Einwohnern, einiger Industrie und lebhaftem Handel, Gymnasium, Holzschnitzereischule und einem Gerichtshof.

kg, Abkürzung für Kilogramm.

Khaibar, Paß, s. Chaiber.

Khaki, See, s. Chaki.

Khalat, s. Chaiat.

Khaicha, Stadt, s. Kaigan.

Khalibi (Halibin), Längenmaß in der Walachei, = 0,663 m.

Khambat, ostind. Stadt, s. Cambay.

Khamti, Völkerschaft im nördlichen Birma, an den Quellflüssen des obern Irawadi und in Assam, ein Zweig der großen Schan- oder Thai-Rasse, der Urbevölkerung Hinterindiens. Die K. sind von dunkler Gesichtsfarbe und den Chinesen ähnlich; sie sind der Religion nach Buddhisten, fügen sich der Stammesordnung und sind sehr geschickt in allen gewerblichen Fertigkeiten. Sie gelten als die begabtesten der rohen Schanstämme. Die englische Oberhoheit erkennen die in Assam wohnenden K. (1881: 2883) seit 1843 an. Vgl. Dalton, Ethnology of Bengal (Kalk. 1872).

Khan, s. v. w. Chan.

Khandesch, Landschaft, s. Kandesch.

Khandschar, s. v. w. Handschar (s. d.).

Khanpur (engl. Cawnpore), Distrikt der britisch-ind. Nordwestprovinzen, 6138 qkm (111,5 QM.) groß mit (1881) 1,181,396 Einw., wovon 92 Proz. Hindu, zwischen Ganges im N. und Dschamna im S., wird von den zwei Hauptarmen des Gangeskanals bewässert und der Allahabad-Lahor-Eisenbahn der Länge nach durchschnitten; gehört zu den bestangebauten Distrikten Indiens. Die Stadt K., mit 151,444 Einw., rechts am Ganges an der Allahabadbahn, ist Ausgangspunkt der nach Audh führenden Bahn, mit starker Garnison und Militärlederwerkstätten in dem alten Fort. Die schönen öffentlichen Gärten mit Denkmälern darin wurden angelegt zur Erinnerung an die grauenhafte Ermordung der britischen Gefangenen durch Nana Sahib während des Aufstandes von 1857. Die Industrie liefert außer Leder noch Baumwollwaren; K. ist auch ein bedeutender Getreidemarkt. Vgl. Trevelyan, Cawnpore (4. Aufl., Lond. 1886).

Khartum, Stadt, s. Chartum.

Kharub, tunes. Münze, à 3¼ Aspern à 2 Burben à 6 Burbinen, = 1/16 Piaster = 0,317 Mk.

Khassia- und Dschaintiaberge (engl. Khasi and Jaintia Hills), Distrikt der britisch-ind. Provinz Assam, 15,946 qkm (290 QM.) groß mit (1881) 169,360 Einw. (darunter 160,976 Naturanbeter), besteht aus welligen, dicht begrasten und wohlbewässerten Hochebenen; die höchsten Erhebungen sind mit prächtigen Waldbäumen bedeckt. Das Klima ist feucht und mild. Unerschöpfliche Lager von Kalkstein werden für Bengalen ausgebeutet; außerdem findet man vortreffliche Kohle und Eisen. Stalaktitenhöhlen ziehen sich weit unter der Erde hin. Gebaut werden Reis (nicht genügend), Mais und für die Ausfuhr Kartoffeln, Orangen, Ananas, Betelnüsse u. a. Der Handel ist bedeutend und wird durch die Anlage guter Straßen gefördert. Der Distrikt steht teils unmittelbar unter dem in der Hauptstadt (auch von Assam) Sylhet residierenden englischen Beamten, teils unter 25 einheimischen Häuptlingen. Das Schulwesen ist fast ganz in den Händen der wesleyanischen Mission, welche vom Staat unterstützt wird. Eine Grammatik der ganz isoliert dastehenden Khassiasprache nebst Wörterbuch lieferte H. C. v. d. Gabelentz (in den »Abhandlungen der Königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften« 1858), eine Grammatik Schott (in den »Abhandlungen« der Berliner Akademie 1859).

Khatib (arab.), s. Chatib.

Khatmandu, ind. Stadt, s. Kathmandu.

Khedive, s. Chedive.

Khelat, Landschaft, s. Kelat.

Khereddin Barbarossa (Chaireddin B.), s. Barbarossa 2).

Khereddin (Kaireddin) **Pascha**, türk. Staatsmann, geboren um 1820 in Kaukasien von tscherkessischen Eltern, ward als Knabe in die Sklaverei verkauft und kam in den Besitz eines tunesischen hohen Beamten, der ihm eine vortreffliche Erziehung zu teil werden ließ und dann die Freiheit schenkte. Er trat darauf in die tunesische Armee ein und wurde Adjutant von Achmed Bei, den er 1846 nach Paris begleitete. 1852–55 vertrat er die Interessen des Beis von Tunis am Hof Napoleons III. in Paris, wo er sich die französische Sprache und europäische Kultur aneignete. Er avancierte bald zum Marineminister, dann zum Präsidenten des Hohen Rats von Tunis, war 1872 Präsident der internationalen Kommission, welche die finanziellen Verhältnisse von Tunis ordnen sollte, und 1873 erster Minister. Nachdem er 1871 Tunis durch den Ferman vom 23. Okt. wieder eng mit dem türkischen Reich verbunden und unter die Oberhoheit des Sultans gestellt hatte, ging er mit Ernst und einer bei den Orientalen seltenen unbestechlichen Ehrlichkeit an die Reform der innern Zustände, sowohl der Verwaltung als der Justiz, deren Grundsätze und deren Ausführbarkeit er in einem französisch geschriebenen Werk dargelegt hatte (»Réformes nécessaires aux États musulmans«, unter seiner Leitung übersetzt, Par. 1868). Doch entzweite er sich darüber mit dem Bei und nahm 20. Juli 1877 seine Entlassung. Nach kurzem Aufenthalt in Frankreich ward er 1878 vom Sultan nach Konstantinopel berufen, um hier bei der beabsichtigten Reform des türkischen Staats, besonders des Finanzwesens, mit Rat und That behilflich zu sein. Am 4. Dez. 1878 ernannte ihn der Sultan zu diesem Zweck zum Großwesir; aber alle Bemühungen Khereddins, durch Ordnung und Sparsamkeit das Finanzwesen zu regeln, der Willkür, Trägheit und Bestechlichkeit der Efendis ein Ende zu machen und eine geordnete Verwaltung und Rechtsprechung herzustellen, scheiterten an der unheilbaren Korruption der hohen türkischen Büreaukratie, dem Widerstand Osman Paschas, des allmächtigen Kriegsministers, und der Schwäche des Sultans. Als dieser im Juli 1879 einen neuausgearbeiteten Reformplan Khereddins ablehnte, nahm derselbe wieder seine Entlassung und wurde zum Mitglied des Senats ernannt.

Khevenhüller (Khevenhiller), österreich. Adelsgeschlecht, das der Familientradition nach im 11. Jahrh. aus Kevenhüll (bei Beilngries in der Oberpfalz) in Kärnten einwanderte, aber erst seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. urkundlich nachweisbar ist und bereits als reich begütert erscheint. Johanns (V., gest. 1486) Sohn Augustin (gest. 1519) hinterließ sechs Söhne, von denen Christoph Stifter der ältern Frankenburger, Siegmund der der ältern Hochosterwitzer Linie wurden, so benannt nach den Hauptherrschaften: Frankenburg im Land Österreich, Hochosterwitz in Kärnten. Die jüngere Frankenburger Linie knüpft sich an Christophs Urenkel Franz Christoph (s. weiter unten), die jüngere, jetzt fürstliche Hochosterwitzer Linie an Johann Joseph (gest. 1776), der als Gemahl der Erbtochter des Grafen von Metsch den Namen K.-Metsch annahm und 1763 die Reichsfürstenwürde erhielt. Sie blieb die überlebende, während die Frankenburger 1817 mit Graf Hugo Anton erlosch. Jetziges Haupt ist Fürst Karl von K.-Metsch (geb. 19. Dez. 1839). Vgl. Czerwenka, Die K. (Wien 1867). Die bedeutendsten Vertreter der Frankenburger Linie sind folgende:

1) Bartlmä (Bartholomäus), zweiter Sohn aus der ersten Ehe Christophs mit Elise von Mansdorf, geb. 22. Aug. 1539 zu Villach, gest. 16. Aug. 1613. Im Knabenalter bezog er 1549 die hohe Schule zu Padua. Als der Vater 4. April 1557 starb, eilte Bartlmä nach Hause und trat dann Reisen an, welche ihn nach Frankreich, Spanien, Italien und Palästina führten und Stoff genug für sein sorgfältig geführtes Tagebuch lieferten. Nach fünf Jahren wieder zu Hause angelangt, vertauschte er seit 1562 das Reiseleben mit der klugen und ersprießlichen Verwaltung und Mehrung seines Güterwesens. Aus drei mit zahlreicher Nachkommenschaft gesegneten Ehen überlebten ihn nur drei Söhne, Franz Christoph, Hanns u. Bernhard. Ein eifriger, aber in jeder Beziehung loyaler Protestant, hinterließ er eine sehr schätzbare, gemütlich verständige »Ermahnung« an seinen Sohn, offen-

bar den ältern, Franz Christoph, ein interessantes Denkmal rechtschaffener und kluger Denkungsart.

2) Franz Christoph, zweitgeborner Sohn des vorigen, geb. 21. Febr. 1588 zu Klagenfurt, galt bis zum 7. Jahr als schwaches, krüppelhaftes Kind, entwickelte sich aber dann zum stattlichen Jüngling von hervorragenden Geistesgaben. Seit 1596 gelangte er an den erzherzoglichen Hof in Graz und verlebte hier als Edelknabe acht Jahre, um dann, gut vorgebildet, 1604 sein Reiseleben und Universitätsstudium in Italien, Frankreich, den Niederlanden und England anzutreten. 1609 kehrte er an den kaiserlichen Hof zurück, wo er nicht bloß als trefflicher Reiter und gewandter Tänzer, sondern auch als weltkundiger Mann von ausgesprochener Begabung zum Diplomaten Ansehen genoß und bald das volle Vertrauen, ja die wärmste Zuneigung des damals allmächtigen Staatsministers Khlesl erwarb. 1613 mit Barbara E. v. Teuffel vermählt, begann er seine politische Laufbahn 1616 als Botschafter am spanischen Hof, um diesen für eine werkthätige Unterstützung Ferdinands II. zu gewinnen, was ihm auch gelang. 1631 kam K. mit der spanischen Braut des Thronfolgers nach Österreich, um nicht wieder nach Madrid zurückzukehren. Am 1. Febr. wurde er zum Obersthofmeister der Kaiserin ernannt und bekam mit allerhand neuen diplomatischen Sendungen zu thun. Auch das Generalat der windisch-kroatischen Grenze bekleidete er vier Jahre hindurch. Doch erübrigte er noch so viel Muße, um eins der wichtigsten Werke über die Geschichte seiner Zeit unter dem Titel: »Annales Ferdinandei« (gedruckt, aber nur bis 1622 reichend, Regensb. u. Wien 1640—46, 9 Bde. Fol.; vollständig Leipz. 1716—26, 12 Bde.), die Geschichte Kaiser Ferdinands II. von seiner Geburt bis zu dessen Tod (1578—1637), in deutscher Sprache abzufassen. K. starb 13. Juni 1650 in Baden bei Wien. Vgl. Stülz, Jugend- und Wanderjahre des Grafen Fr. Chr. v. K. nach dessen eignen Aufzeichnungen (im »Archiv für Kunde österreich. Geschichtsquellen«, 1850).

3) Hanns, jüngerer Bruder des vorigen, geb. 30. Mai 1597 zu Klagenfurt, besuchte seit 1613 Frankreich, Italien, England und die Niederlande und blieb dem protestantischen Glauben treu. Gleiches war bei dem jüngern Bruder, Bernhard, der Fall. Hanns erbte nach dem Tod seines Vaters Bartlmä die Kärntner Güter der Frankenburger Linie, einige Zeit unter der Vormundschaft seiner Stiefmutter und des ältern Bruders, Franz Christoph. 1624 ehelichte er die Tochter Bartlmäs, Freiherrn v. Dietrichstein. 1629 entschloß er sich, gerade so wie sein Stiefbruder Paul, um des Glaubens willen auszuwandern. Er trat im Sommer 1631 mit diesem in schwedische Dienste. Überdies hatten sie dem König Gustav Adolf mit bedeutenden Darlehen ausgeholfen. 1632 standen beide im Feld vor Donauwörth, Augsburg, Ingolstadt. Hanns starb schon 4. Aug. d. J. an den Folgen eines Schusses und wurde zu Nürnberg begraben. Drei Söhne überlebten ihn, die samt der Mutter durch den endlosen Konfiskationsprozeß in sehr bedrängte Lebenslage gerieten. Weder die Nachkommen von Hanns noch von Paul K. erhielten die konfiszierten Güter zurück, obwohl es im Westfälischen Frieden ausdrücklich versprochen wurde.

4) Ludwig Andreas, Graf von, Enkel Franz Christophs, geb. 11. Nov. 1683, trat früh in österreichische Kriegsdienste, ward Oberst im Dragonerregiment des Prinzen Eugen von Savoyen, nahm als solcher teil an dem Sieg bei Peterwardein 1716 sowie an der Belagerung und Schlacht von Belgrad und schrieb als Kommandant von Essek während des Friedens die bekannten »Instruktionen für Kavallerie und Infanterie«, die als ein Bild der damaligen Kriegsverfassung noch jetzt von Interesse sind. In Italien übernahm er 1734 nach dem Tode des Generals Mercy den Oberbefehl über die Armee. Im J. 1736 nach Wien zurückgekehrt, erhielt er die Ernennung zum Feldmarschall, Geheimrat und kommandierenden General in Slawonien. Im türkisch-russischen Krieg, in den Österreich als Verbündeter Rußlands verwickelt ward, führte K. 1737 unter Seckendorf die Kavallerie, nahm Nissa, schloß Widdin ein und lieferte beim Rückmarsch hinter den Timok mit 4000 Mann gegen 28,000 Mann das Gefecht bei Radojavacz. Als im österreichischen Erbfolgekrieg 1741 Wien bedroht wurde, setzte K. als Kommandant der Stadt, von der Bürgerschaft bereitwillig unterstützt, dieselbe in Verteidigungsstand, eroberte, als sich die Bayern nach Böhmen wandten, im Winter 1741—1742 Linz und Passau, reinigte ganz Österreich vom Feind und drang in zwei Kolonnen in Bayern ein. Maria Theresia ehrte ihn durch Übersendung ihres Bildnisses und eines gemütvollen Handschreibens in sein Feldlager. Mit gleichem Glück kämpfte er gegen Maillebois, besetzte Bayern, welches er 1742 hatte räumen müssen, im nächsten Jahr aufs neue und schloß 27. Juni den Vertrag von Niederschönfeld, wodurch Österreich die Besetzung Bayerns gesichert ward. Noch in demselben Jahr drang er durch Schwaben an den Rhein zur Armee Karls von Lothringen vor. Der Übergang über diesen Fluß mißglückte jedoch nach dreimaligem Versuch, und nachdem K. die Winterquartiere im Breisgau und in Bayern sich gesichert, kehrte er Ende 1743 nach Wien zurück, wo er, von der Kaiserin hoch geehrt, 26. Jan. 1774 starb. Die interessanten tagebuchartigen Aufzeichnungen Khevenhüllers umfassen die Jahre 1752—55, 1758—59 und 1764—67, soweit sie eben in den fünf Musterbänden des Pester Nationalmuseums enthalten sind, wurden auszugsweise bearbeitet von A. Wolf unter dem Titel: »Aus dem Hofleben Maria Theresias« (Wien 1858) und atmen den konservativen, dem neuerungslustigen Geiste und etikettefeindlichen Wesen des kaiserlichen Thronfolgers abholden Charakter des ehrenwerten Hofmannes. Vgl. Graf Thürheim, 2. A., Graf von K.-Frankenburg (Wien 1878).

Khiwa, s. Chiwa.

Khlesl (auch Klesel oder Klesl), Melchior, österreich. Staatsmann, geb. 1552 zu Wien als Sohn eines Bäckers, trat, von den Jesuiten bekehrt, im 16. Jahr zur katholischen Kirche über, kam sodann als päpstlicher Alumnus ins Konvikt der Jesuiten, vollendete seine Studien in Ingolstadt, ward 1579 Priester und Dompropst in Wien, Kanzler der Universität und 1580 Offizial des Bischofs von Passau im Land unter der Enns, 1582 Hofprediger in Wien, 1588 Verwalter des Bistums Neustadt und 1598 zugleich Bischof von Wien. Mit größtem Eifer und erfolgreicher Energie bekämpfte er die Protestanten und stellte die verfallene und erschlaffte katholische Kirche in Österreich wieder her. 1599 trat er in die Dienste des Erzherzogs Matthias, als dessen Kanzler er die wichtigsten Geschäfte fast mit souveräner Selbständigkeit leitete. Als Haupt der katholischen Ständepartei verfocht er zugleich die Sache der Kirche gegen die Protestanten und brachte 1606 das Bündnis der Erzherzöge gegen Kaiser Rudolf zu stande. 1615 ward er Kardinal. Als es sich aber 1618 darum handelte, ob man den Böhmen nachgeben oder es auf einen großen Krieg ankommen lassen wolle, und K.

zur Nachgiebigkeit riet, entledigten sich die Erzherzöge Ferdinand und Maximilian seiner, indem sie ihn 20. Juni 1618 in der Burg gefangen nehmen und nach dem Schloß Ambras in Tirol abführen ließen, wo er mehrere Jahre blieb, bis die päpstliche Kurie ihn 1622 als Kardinal der römischen Kirche vor ihre Gerichtsbarkeit forderte. In Rom wurde er aber entlassen, kehrte 1627 in die Heimat zurück und starb 18. Sept. 1630 in Wien. Seine zahlreichen Briefe sind in biographischer Darstellung von Hammer-Purgstall (Wien 1847—51, 4 Bde.) veröffentlicht. Vgl. Kerschbaumer, Kardinal Klesel (Wien 1865).

Khokan, Landschaft, s. Chokand.

Khosraës, s. Chosroës Nuschirwan.

Khulm, Landschaft, s. Chulm.

Khyber, Paß, s. Chaiber.

Kiachta, Handelsplatz im asiatisch-russ. Gebiet Transbaikalien, liegt dicht an der chinesischen Grenze, 703 m ü. M., in einem von hohen Bergen umgebenen Sandsteppenthal, das der Bach K. durchfließt, nur 500 m vom chinesischen Stapelplatz Maimatschin (s. d.) entfernt und bildet die Vor- oder Unterstadt zu der 4 km nördlicher gelegenen Festung Troitzkosawsk (s. d.), mit der K. durch eine vorzügliche Straße verbunden ist. Beide Orte bilden mit der noch weiter gegen N. an der Selenga liegenden Staniza Ust-K. eine Stadthauptmannschaft von (1882) 8961 Einw., wovon etwa 950 auf K. selbst entfallen. Letzteres ist von hölzernen Mauern und Bastionen eingeschlossen, hat eine breite, aus zwei Reihen stattlicher Steinhäuser gebildete Hauptstraße, eine schöne Kathedrale, einen mächtigen Kaufhof, mehrere Unterrichtsanstalten und einen öffentlichen Garten mit Pavillons. Im Vertrag von Nertschinsk (1689) als einziger russischer Grenzhandelsplatz bestimmt, wurde K. der Mittelpunkt des chinesisch-russischen Handels, besonders als Katharina II. das Monopol der Krone für den Pelzhandel zugleich mit dem ausschließlichen Recht, nach Peking Karawanen zu senden, aufhob. Berühmt war namentlich die seit 1727 bestehende Dezembermesse von K., auf welcher russische Erzeugnisse gegen chinesische Waren durch Tauschhandel umgesetzt wurden, und durch deren Vermittelung allein der sogen. Karawanenthee nach Europa gelangte. Die Kaufleute in K. genossen seit 1762 fast ein Monopol des chinesischen Handels, büßten aber viel ein, als der Vertrag von Peking vom 14. Nov. 1860 den Handel längs der ganzen russisch-chinesischen Küste freigab und auch chinesische Häfen den russischen Schiffen eröffnete. Von da an datiert der Verfall Kiachtas. Der russische Handel nahm mit Benutzung andrer Straßen durch die Mongolei, zum Teil auch des Meers seinen Weg nach den Seehäfen Tiëntsin, Hongkong und Futschou; der Absatz von russischen Fabrikaten in den nördlichen Provinzen hörte auf, und die Einkäufe von Thee u. a. werden jetzt nicht mehr mit Waren, sondern mit barer Münze gedeckt. Daher betrug 1883 die gesamte russische Ausfuhr über K. nur 3,939,744 Rub., die Einfuhr dagegen 18,681,938 Rub. Die letztere besteht hauptsächlich in Thee, nächstdem in Baumwollwaren, Seide, Seidenwaren u. a., die erstere in Tuch, Baumwollwaren, Pelzwerk, Leder. K. wird von der russischen Steppenpost nach Peking berührt; der Verkehr vom Amur nach dem europäischen Rußland geht aber nördlich von K. Handelszüge brauchen von K. über Urga nach Kalgan (s. d.), dem Sammelpunkt der Waren, 37 Tage bei 1363 km Entfernung; die Entfernung von K. nach der sibirisch-europäischen Grenze beträgt 4132 km.

Kiang, s. Esel.

Kiangsi, Provinz im südöstlichen China, südlich vom Jantsekiang, umfaßt das Becken des Tschangkiang, eines Nebenflusses des Jantsekiang, und hat ein Areal von 177,656 qkm (3226 QM.) mit (1882) 5,151,327 Einw. Die Provinz nimmt teil an Klima und Produkten des mittlern China. Hauptströme sind der Tschangkiang und der Kankiang, die sich beide durch zahlreiche Mündungen in den Pojangsee ergießen, dessen hochgelegener Wasserspiegel das umliegende Land sumpfig macht. Der Südostrand ist vom Nanschangebirge und seinen Ausläufern angefüllt; der Boden ist aber selbst hier fruchtbar und erzeugt große Quantitäten Reis, Weizen, Seide, Baumwolle, Indigo, Thee und Zucker. Die Provinz liefert auch die Gewerbsprodukte der benachbarten Provinzen, besonders in Nankingstoff und Porzellan. Nantschang, die Provinzialhauptstadt, liegt am Kankiang, nahe am südlichen Ufer des Pojangsees; diese Stadt wie Kiukiang (nördlich) und Kientschang (südlich davon) sind Sitze katholischer Missionen; in ersterer Stadt findet sich auch eine evangelische Mission. Hauptverschiffungshafen ist das am Jantsekiang gelegene, dem Fremdenhandel geöffnete Kiukiang, von wo aus einige der besten Theesorten und das in Kingtechin unweit des Pojangsees fabrizierte Porzellan bezogen werden. S. Karte »China«.

Kiangsu, Provinz im östlichen China, am Gelben Meer gelegen, hat ein Areal von 103,959 qkm (1888 QM.) mit (1882) 20,905,171 Einw. Die Provinz, früher das Mündungsgebiet der großen Ströme Huangho und Jantsekiang, seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrh. nur noch des letztern Flusses (vgl. Huangho), ist stark von Kanälen durchfurcht und sehr reich an Landseen. Diese und die benachbarten Provinzen gehörten zu den schönsten und fruchtbarsten des Landes; der Verfall des Kaiserkanals, der mit der Veränderung des Flußlaufs des Huangho zusammenhängt, hat aber die Provinz ihrer Hauptverkehrsader beraubt und große Überschwemmungen hervorgerufen. In K. liegen zwei den Fremden geöffnete Häfen: Tschinkiang und das wichtige Schanghai (s. d.); hier wie in Sutschou und Nanking wirken evangelische und katholische Missionäre. Die Stapelerzeugnisse sind: Getreide, Baumwolle, Thee, Reis, Seide. S. Karte »China«.

Kiangtschau (Kiungtschau), Hauptstadt der chines. Insel Hainan, am Nordende derselben, 12 km von der Straße von Hainan, am linken Ufer des Takiang, wird umgeben von einer 12 m hohen Mauer und hat (1878) 200,000 Einw. Gewöhnlich versteht man unter K. die Stadt Hoihau, den Hafen von K., wo ein deutscher Konsul seinen Sitz hat. Der Hafen ist den Fremden geöffnet, aber seicht und Stürmen ausgesetzt, dennoch liefen 1885: 570 Dampfer mit 225,216 Ton. ein. Die Einfuhr wertete 1,234,206, die Ausfuhr 627,461 Haikuan Taels. Der Handel vertreibt Seide, Baumwollenstoffe, Arzneien, Opium, Tabak, Zucker, Zündhölzer und Petroleum.

Kiatib (arab., »Schreiber«), in der Türkei Benennung jedes Zivilbeamten mittlern und höhern Ranges, für den die Kenntnis der Schriftsprache unbedingt nötig ist.

Kibdelophän, s. v. w. Titaneisenerz.

Kibitka (russ.), eigentlich das zerlegbare Zelt der nomadisierenden Kirgisen; dann ein in Rußland gebräuchliches Fuhrwerk, das durch ein Dach von Matten einigen Schutz gegen die Witterung darbietet, während die Telega ein offener Bretterwagen ohne Bedeckung ist. Beide Fuhrwerke werden gewöhnlich mit drei Pferden bespannt, von denen eins im Joch läuft

(Troika). Auf solchen Kibitken wurden früher mißliebige Standespersonen in die Länder am Ural gebracht, daher der Ausdruck Kibitkenjustiz.

Kiblah (arab.), s. Keblah.

Kibyra, Stadt im südlichen Phrygien (Landschaft Kabalia), bildete mit drei andern Städten eine Tetrapolis, wurde durch Murena 84 v. Chr. dem römischen Reich einverleibt und war nun Sitz eines Conventus juridicus. Durch ein Erdbeben zerstört, wurde sie unter Tiberius wieder aufgebaut und Cäsarea genannt, ward aber, nachdem sie noch eine Zeitlang Bischofsitz gewesen, im Mittelalter vollständig zerstört. Ruinen (darunter ein Amphitheater mit 35 Sitzreihen) beim heutigen Chorsum.

Kicher, deutsche, s. Lathyrus.

Kichererbse, Pflanzengattung, s. Cicer.

Kicherling, s. Cicer und Lathyrus.

Kick, Jan, holländ. Maler, war um 1640—50 thätig und malte Genrebilder aus dem Soldatenleben in der Art von D. Hals, J. Duck und Codde. Die Berliner Galerie besitzt von ihm ein bezeichnetes Bild mit rastenden Soldaten in einem Stall.

Kickelhahn, Berg im Thüringer Wald, nahe bei Ilmenau, 862 m hoch, mit einem Aussichtsturm und dem 1870 abgebrannten, 1874 wieder aufgebauten Häuschen, in welchem Goethe im September 1783 sein bekanntes Nachtlied »Über allen Wipfeln ist Ruh' 2c.« dichtete. Nahebei der Große Hermannstein, ein imposanter Porphyrfels mit einer Grotte.

Kid (engl., »Böckchen, Zicke«), rohes und gegerbtes Fell einer jungen Ziege. Auf gleiche Weise behandelte Kalbfelle liefern das Kidkalb- oder Glaceekalbleder, welches in sehr bedeutender Menge und von vorzüglicher Beschaffenheit in Deutschland (München, Dresden) dargestellt, stets schwarz gefärbt und zu weichen Schäften für Schuhwerk benutzt wird.

Kidaris (pers. Kitharis, verwandt mit dem hebr. Keter, »Krone«), der Kopfschmuck der persischen Könige, ein oben spitz zulaufender Turban; bei lateinischen Schriftstellern der Kopfschmuck des jüdischen Hohenpriesters.

Kidderminster, Fabrikstadt in Worcestershire (England), am Stour, schmutzig und unregelmäßig gebaut, hat eine schöne gotische Kirche mit geschätzten Denkmälern, eine Lateinschule und (1881) 24,270 Einw. K. ist namentlich durch seine Teppiche bekannt, hat außerdem Drahtzieherei, Brauerei 2c. Ihren Mitbürgern Sir Rowland Hill und Rich. Baxter (s. d.) hat die Stadt Denkmäler errichtet. Die hier gewebten Teppiche sind doppelt, d. h. sie bestehen aus zwei Geweben, welche durch den Platzwechsel der Kette miteinander verbunden sind; in der Wahl der Muster huldigen die Fabrikanten einem stillosen Naturalismus.

Kiddusch (hebr., »Weihe«), die Benediktion an Sabbat- und Festtagen, welche die Weihe und Anerkennung des Tags als Ruhetag und Tag der religiösen Erhebung ausdrückt. Die alte Sitte, den Kidduschsegen beim gefüllten Weinbecher zu sprechen, hat sich bis heute erhalten. — K. ha-lebana, israelit. Gebet, beim Wiedererscheinen des Mondes zu sprechen.

Kidron, Name eines Thals, das, im N. von Jerusalem beginnend, auf der Ostseite dieser Stadt die historisch berühmte Einsenkung des Thals Josaphat (s. d.) bildet und Jerusalem vom Ölberg trennt, südlich von Jerusalem bei dem Hiobsbrunnen (En Rogel) sich mit dem von W. kommenden Thal Hinnom verbindet und nun, in südöstlicher Richtung am Kloster Mar Saba vorüberstreichend, in das Tote Meer mündet. Es ist nach Art der Wadis meist ganz trocken und nur eine Rinne, in der das Regenwasser abgeführt wird. Das Thal enthält die angeblichen Gräber Jakobs, Absaloms, Josaphats 2c. In seinem untern Lauf nach dem Toten Meer zu heißt es Wadi en Nâr (»Feuerthal«). S. Karte »Palästina«.

Kiebel, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Posen, Kreis Bomst, hat (1885) 1300 meist kath. Einwohner.

Kiebitz (Vanellus *L.*), Gattung aus der Ordnung der Watvögel und der Familie der Regenpfeifer (Charadriidae), schlank gebaute Vögel mit kurzem Hals, großem Kopf, aufrichtbarer Holle, mittellangem, schlankem, auf der Firste flach gerundetem, vorn bauchig gewölbtem Schnabel, stumpfen Flügeln, geradem Schwanz und mittellangen, vierzehigen Füßen. Der gemeine K. (Geißvogel, Vanellus cristatus *Meyer*, s. Tafel »Watvögel I«) ist 34 cm lang, 70 cm breit. Oberkopf, Vorderhals, Oberbrust, die aus langen, schmalen Federn gebildete Holle auf dem Kopf und die Hälfte des Schwanzes sind schwarz, die Federn des Mantels dunkelgrün, die Halsseite, die Unterbrust, der Bauch und die hintere Hälfte der Schwanzfedern weiß, das Auge ist braun, der Schnabel schwarz, der Fuß dunkelrot. Das Weibchen hat einen schwarz und weiß gefleckten Vorderhals. Der K. findet sich überall in der Alten Welt vom 61.° nördl. Br. bis Nordindien und Nordafrika, am häufigsten in Holland; bei uns erscheint er im ersten Frühjahr und weilt bis September. Dem großen Wanderheer ziehen stets einzelne Vögel voraus. Er bewohnt sumpfige Wiesen, ist ungemein lebhaft und beweglich, läuft zierlich und behend, fliegt vortrefflich und mit den mannigfaltigsten Wendungen, spielt beim Gehen und Fliegen beständig mit seiner Holle und läßt seine Stimme fleißig ertönen. Der K. zeigt große geistige Begabung und eine unermüdliche Wachsamkeit, durch welche er auch andre Vögel schützt und den Jägern verhaßt wird. Er nährt sich von Regenwürmern, Insektenlarven, Schnecken 2c. und trinkt und badet mehrmals am Tag. Er nistet in feichten Vertiefungen auf Wiesen, feuchten Äckern, legt Ende März oder Anfang April vier große, birnförmige, matt olivengrüne oder bräunliche, dunkel punktierte Eier (s. Tafel »Eier II«, Fig. 8) und verteidigt diese und die Jungen mit größter Kühnheit. Das Weibchen zeitigt die Eier in 16 Tagen. In der Gefangenschaft hält er sich sehr gut; sein Fleisch ist unschmackhaft, wird aber in Südeuropa gegessen. Bei uns bilden die Eier eine Delikatesse, doch stammen die »Kiebitzeier« des Handels nur zum kleinern Teil vom K. her. Sie werden hart gekocht, wobei das Eiweiß durchsichtig bleibt. Als Surrogate gehen die sehr schmackhaften Lachmöwen- und andre Möweneier, auch wohl Krähen- und Teichhuhneier. Auch die Eier des Goldregenpfeifers, des Rotschenkels, des Kampfhahns, der Bekassine und Avocette kommen gelegentlich als Kiebitzeier auf den Markt. Jung eingefangene Kiebitze werden zahm und zutraulich.

Kiebitzei, Pflanze, s. Fritillaria.

Kiefenfuß (Apus), s. Blattfüßer.

Kiefer (Maxilla, Mandibula), diejenigen vor der Mundöffnung der meisten Tiere gelegenen, mittels besonderer Muskeln beweglichen harten Teile, welche die Zerkleinerung der Speisen, das Kauen, besorgen. Bei manchen Krebsen läßt sich aus der Entwickelungsgeschichte der Nachweis führen, daß dieselben Gliedmaßen, welche beim jungen Tier die Schwimmfüße darstellen, dem erwachsenen als K. dienen und zu diesem Behuf Gestalt und Bau wesentlich verändern. Man bezeichnet daher auch diejenigen Extremitäten, welche zwischen echten Beinen und echten Kiefern die Mitte halten, als Kieferfüße (s. d.). Von besonr

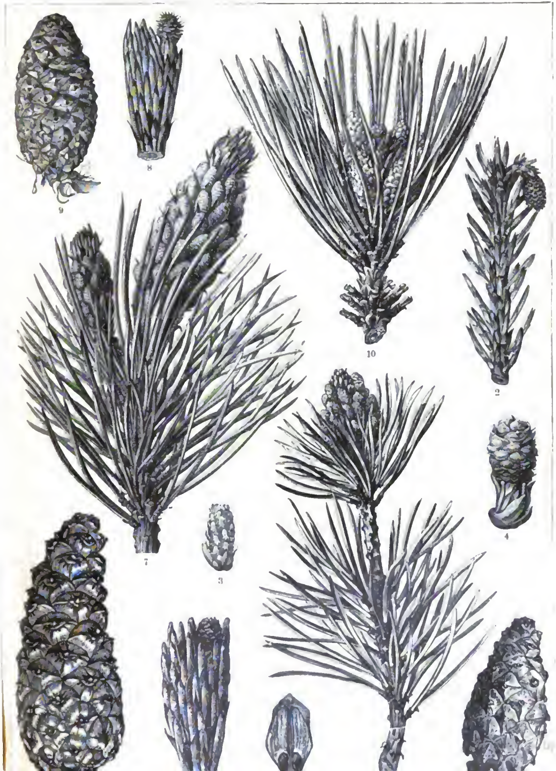
derer Form sind die K. bei manchen Seeigeln, indem sie, fünf an der Zahl, mit den sie verbindenden harten Teilen des Mundskeletts eine fünfseitige Pyramide (Laterne des Aristoteles, s. Tafel »Echinodermen«) bilden. Ebenfalls sehr charakteristisch und zwar von Gestalt eines Vogelschnabels sind die K. bei den Tintenschnecken. Bei den Krebsen, Insekten etc. bewegen sich die K. in ihrer ursprünglichen Form seitlich gegeneinander, verwandeln sich jedoch häufig in röhrenartige Saugapparate (z. B. bei Schmetterlingen in den Rüssel) oder auch in Stechborsten. Bei den Wirbeltieren bewegt sich der Unterkiefer in senkrechter Richtung gegen den gewöhnlich unbeweglichen Oberkiefer; beide K. tragen meist Zähne und sind nur selten (z. B. bei den Vögeln) zahnlos und mit Horn bekleidet. Der Unterkiefer besteht aus zwei seitlichen, gewöhnlich aber in der Mittellinie des Gesichts miteinander verschmolzenen Stücken; der Oberkiefer ist ebenfalls doppelt, jedoch stoßen sein rechter und linker Teil nicht direkt aneinander, sondern sind durch den sogen. Zwischenkiefer getrennt. Letzterer trägt bei den Säugetieren die Schneidezähne und ist meist deutlich als besonderer Knochen erkennbar, bei den Affen und noch mehr beim Menschen aber so innig mit den Oberkiefern verwachsen, daß man lange Zeit an seiner Selbständigkeit zweifelte. Wegen der K. des Menschen vgl. Schädel.

Kiefer (Föhre, Pinus *L.*, hierzu Tafel »Kiefern«), Gattung aus der Familie der Abietineen, Bäume, selten Sträucher, mit Nadeln, die nur an sehr jugendlichen Exemplaren oder an jungen Trieben einzeln, außerdem zu 2—5 an kurzen, nicht zur Entwickelung gekommenen Zweigen stehen, am Grund umgeben von einer aus kleinen Niederblättern bestehenden Scheide. Die männlichen Blütenkätzchen stehen gehäuft an der Spitze der vorjährigen Zweige, die weiblichen einzeln oder zu mehreren an der Spitze der diesjährigen Knospen; die Zapfen bestehen aus ziegeldachförmigen, offenen, holzigen oder lederartigen, außen gegen die Spitze mit einem mehr oder weniger gewölbten Schild und auf letzterm mit einem Nabel versehenen, zweisamigen, bleibenden Fruchtblättern. Die erst im zweiten Jahre reifenden Samen besitzen meist einen abfallenden Flügel.

Zur ersten Gruppe (Pinea *Endl.*), mit ungeflügelten Früchten, lange geschlossen bleibenden, am Ende des zweiten, selten im Anfang des dritten Jahrs abfallenden Zapfen, gehört die Pinie (P. Pinea *L.*), ein 15—30 m hoher Baum mit meist schirmförmig ausgebreiteter Krone, im Alter rissiger, äußerlich graubrauner, innen lebhaft rotbrauner Rinde, meist gepaart stehenden, 13—20 cm langen, kurz stachelspitzigen, hellgrünen Nadeln, großen, eirundlichen, hell zimtbraunen Zapfen, ziemlich breiten und dicken Fruchttellern, schwach pyramidenförmigem Schild, stumpfem Nabel und ziemlich harter Fruchtschale. Die Pinie stammt wahrscheinlich aus Vorderasien oder Nordafrika, kam aber früh nach Griechenland und Italien und bildet im letztern Land noch heute den malerischen Schmuck der Villen und Gärten. Sie findet sich im Küstengebiet fast aller Mittelmeerländer, auf Madeira und den Kanarischen Inseln, zum Teil halten einen weißen, öligen Kern, der mandelartig und eigentümlich fein harzig schmeckt. Italien, Sizilien, die Levante, Marseille, Barcelona liefern Piniennüsse für den Handel; sie dienen als Dessert, werden aber sehr leicht ranzig.

Zur Gruppe der zweinadeligen Kiefern (Pinaster *Endl.*), mit am Ende des zweiten, selten im Anfang des dritten Jahrs abfallenden Nadeln, geflügelten Früchten, flachem oder pyramidenförmigem Schild und selten mit einem mit stechender Spitze versehenen Nabel, gehört die gemeine K. (in Süddeutschland Föhre, Fahre, in Württemberg Mädelbaum, in Norddeutschland Tanne, Tanger, in der Provinz Preußen und in Kurland Fichte, in der Schweiz Dale, Thäle, sonst auch Forche, Forle, Kienbaum, Tangelbaum, Pinus silvestris *L.*, s. Tafel), einer der wichtigsten Waldbäume, der an offenen Stellen eine Höhe von 25—30 m erreicht. Der Stamm ist je nach dem Boden und dem Schluß gerade und bis hoch hinauf ohne Äste oder niedrig, gekrümmt, geknickt und teilt sich dann schon in geringer Höhe in starke, abstehende Äste. Der untere Teil des Stammes ist mit dicker, längsrissiger Borke bedeckt; nach oben hin geht die Farbe der Rinde durch Rotbraun in leuchtendes Braungelb über, welches den sich sehr leicht und unaufhörlich ablösenden papierdünnen Rindenhäuten angehört. In gutem Schluß wirft die K. sehr hoch hinauf die abgestorbenen Äste ab und bildet nur eine unbedeutende, lockere Krone; in freiem Stande dagegen bekommt sie eine weit ausgreifende, fast kuppelförmig gewölbte und abgestufte und namentlich unter Laubholz eine schirmförmige Krone, die täuschend derjenigen der Pinie gleicht. Junge Kiefern erscheinen spitz eiförmig und erhalten im Mai ein eigentümliches Ansehen, wenn sich die neuen senkrecht stehenden Triebe mit den silberglänzenden Scheiden eben bis zum Erscheinen der Nadeln entwickelt haben. Die Nadeln sind matt blaugrün und je nach der Fruchtbarkeit des Standortes 2,5 bis fast 8 cm lang. Die Blüten sind bisweilen sehr ungleich verteilt, und es gibt Bäume, welche sehr reich an männlichen Blüten sind und dagegen nur wenige weibliche entwickeln. Die erstern enthalten ungemein viel schwefelgelben Blütenstaub, der, in Regenpfützen zusammengeschwemmt, Veranlassung zur Fabel vom Schwefelregen gegeben hat. Die weiblichen Blüten bilden etwa erbsengroße, schmutzig kirschrote Zäpfchen. Die Zapfen sind kegelförmig, stets etwas ungleichseitig; sie reifen im Oktober des zweiten Jahrs, aber erst im März oder April des dritten Jahrs fallen die geflügelten Samen aus. Die Wurzeln dringen ziemlich tief in den Boden ein; der entschieden ausgebildeten Pfahlwurzel gesellen sich später kräftige Seitenwurzeln bei. Die Keimpflanze zeigt 5—6 Keimnadeln, und am ersten, bisweilen auch noch am zweiten und dritten Jahrestrieb stehen die Nadeln einzeln. Die K. wächst in der ersten Hälfte ihres Lebens viel schneller als in der zweiten; vom 50.—80. Lebensjahr wächst sie langsamer, aber gleichmäßig fort und erreicht ein Alter von ca. 300 Jahren. Die K. besitzt unter den europäischen Abietineen den größten Verbreitungsbezirk; sie findet sich vom westlichen Spanien bis an den Amur, von Lappland bis

Kiefern.



nördlichen Deutschland nach mäßigem Überschlag über $2^1/_2$ Mill. Hektar Waldfläche, bildet in Süddeutschland einen namhaften Bruchteil der Gesamtbewaldung, herrscht fast absolut im Königreich Polen, im westlichen Rußland, im südlichen Skandinavien und bildet Massenwälder im nördlichen Frankreich, in Belgien, in vielen Teilen von Österreich. Seit 100 Jahren hat sie im mittlern Europa viele früher mit Laubholz bestandene Flächen eingenommen. Unvernünftige Streunutzung, starke Lichtung der Bestände, übertriebene Weide, regellose Wirtschaft überhaupt haben an vielen Orten zu einer Bodenerschöpfung geführt, welche die Nachzucht der anspruchsvollern Laubhölzer unmöglich machte und zum Anbau der genügsamen K. zwang. Dabei empfiehlt sich diese überaus wertvolle Holzart durch raschen Wuchs, hohe Nutzholzausbeute und bedeutenden technischen Gebrauchswert; sie wächst noch auf Blößen, die durch langes Bloßliegen tiefster Bodenverwilderung verfallen sind, und auf Sandböden, die jeder andern Baumkultur spotten. Dabei gestattet die K. die einfachsten Formen des Schlagbetriebs, bei welchen Fläche an Fläche kahl abgetrieben und durch Saat oder Pflanzung wieder angebaut wird. (Vgl. Weise, Ertragstafeln für die K., Berl. 1880.) Keine andre Holzart unterliegt aber den Angriffen so zahlreicher Feinde wie die K., und diese natürlichen Gegner ihrer Massenverbreitung haben sich in erschreckender Progression vermehrt; die ausgedehnten reinen Kiefernbestände, welche seit 100 Jahren auf Kahlflächen angebaut worden sind, bieten den Feinden der K. (Kiefernspinner, Nonne, Kieferneule, Kiefernspanner, großer und kleiner Kiefernrüsselkäfer, große und kleine Kiefernblattwespe, Kiefernmarkkäfer, auch Maikäfer und Maulwurfsgrille, s. Tafel »Waldverderber I u. II«) alle Existenzbedingungen und prädisponieren die einzelnen Baumindividuen von vornherein für ihre zerstörenden Angriffe. Im Naturwald kommt die K. nur auf ganz armem Boden rein vor; überall auf den bessern und mittlern Bodenarten sind die Bestände mit Eichen, Buchen, Birken durchsprengt. In freier Kronenentfaltung streben die herrschenden Stämme empor, und es bildet sich eine reiche Bestrahlungsfläche; Blatt- und Wurzelvermögen entwickeln sich aufs höchste, und widerstandsfähige Gesundheit der Baumentwickelung ist die Folge davon. Dagegen gedeiht in dem auf Kahlflächen angebauten Kunstwald nur die K., die Mischhölzer schwinden. Mit eingepreßten Kronen strebt Stamm neben Stamm gleichberechtigt empor. Blatt- und Wurzelbildung werden auf ein Minimum zurückgedrängt; die Bestände verfallen krankhafter Disposition. Diese Verhältnisse haben in der Neuzeit gerechte Bedenken gegen die Kiefernkahlschlagwirtschaft erregt. Man beginnt zu den Schirm- und Samenschlägen zurückzukehren und begründet statt reiner Kiefernbestände überall, wo dies möglich ist, gemischte Bestände. Die gemeine K. trägt auf armem Boden oft schon mit 12–15 Jahren Samen. Ihre normale Samenerzeugung beginnt erst mit dem 40jährigen Alter. Aus 1 hl Zapfen, welches etwa 55 kg wiegt, gewinnt man etwa 1 kg reinen Kornsamen. Zur Pflanzenerziehung rigolt man den Boden und säet pro Ar $1^1/_2$–2 kg reinen Kornsamen in Rillen. Die Pflanzen werden zumeist einjährig, höchstens zweijährig in die Bestände gepflanzt. Sie ertragen nur wenige Jahre eine mäßige Beschattung und müssen dann, sollen sie nicht kümmern, frei gestellt werden. Mit Ballen verpflanzt man die jungen Kiefern auch wohl noch vier- bis fünfjährig. Will man einen Kiefernbestand durch Samenschlag verjüngen, so genügen 30–35 Samenbäume pro Hektar dem Zweck vollkommen. Schon im zweiten und dritten Jahr nach erfolgter Besamung werden die Mutterbäume abgetrieben. Das Holz der K. ist weich, grob, etwas glänzend, läßt sich leicht und schön spalten und ist sowohl im Trocknen als im Feuchten von großer Dauerhaftigkeit; es dient sehr allgemein als Nutz- und Brennholz. Die K. liefert auch Harz; die Rinde enthält Gerbsäure und dient zum Gerben; aus den Nadeln gewinnt man Waldwolle und Waldwollöl; die jungen Triebe wurden früher als Blutreinigungsmittel benutzt, in England und Kanada dienen sie bei der Bereitung des Sprossenbiers.

Die Knieholzkiefer (Krummholzkiefer, Sumpfkiefer, Legkiefer, Latsche, Pinus montana *Mill.*, P. Mughus *Scop.*, P. Pumilio *Hänke*, s. Tafel), ein Strauch mit liegendem, knieförmig aufsteigendem, aber auch aufrechtem Stamm, schwarzgrauer, in dicken Blättern sich lösender Rinde, kurzen, gepaart stehenden Nadeln, aufrecht stehenden weiblichen Blütenzäpfchen und eiförmigen Zapfen, gehört dem Gebirge des südlichen und mittlern Europa an, kommt aber auch in der Ebene vor und zeigt so verschiedene Formen, daß sie von vielen Botanikern in mehrere Arten zerfällt worden ist, während sie von andern nur als Form von P. silvestris betrachtet wird. Jede rauhe Hochlage bis in die Pyrenäen hat ihre Knieholzform, und diese Formen sind oft auf kleine Gebiete beschränkt. Das Knieholz ist bis jetzt selten Gegenstand forstlicher Benutzung und Kultur, bedeckt jedoch in den Alpen bei 1400–2000 m Höhe noch weite Flächen und bildet dort einen energischen Schutz gegen Lawinen und Erdfälle. Man bereitet daraus das Krummholzöl, welches in seiner Beschaffenheit dem Terpentinöl sehr nahe steht und als Volksheilmittel benutzt wird. Das Holz ist sehr dicht und fein, mit sehr schmalen Jahresringen und lebhaft braunrotem Kern und dient zu Drechslerarbeiten und Schnitzereien. Die corsische K. (P. maritima *Mill.*, P. Laricio *Poir.*, s. Tafel), ein sehr schöner, 30–35 m hoher Baum mit grauschwarzem Stamm, in Stücken sich lösender Rinde, sehr rauhen Ästen, pyramidenförmiger, im Alter gewölbter Krone, langen, kräftigen, blaugrünen, stachelspitzigen Nadeln und länglich-eiförmigen, fast sitzenden Zapfen mit braunem, glänzendem, rauten- und pyramidenförmigem Nabel, findet sich von Südspanien bis Kleinasien und vom Wienerwald bis Sizilien, am meisten in Spanien, auf Corsica, in den Apenninen und in Bithynien. Sie wird in Frankreich behufs der Harznutzung kultiviert. Eine interessante Abart ist die Schwarzkiefer (österreichische K., P. austriaca *Höss.*, P. nigricans *Host.*), mit mehr oder weniger wagerecht in Quirlen abstehenden Hauptästen, breiter Krone, sehr dunkeln, steifen, stechenden Nadeln in fast schwarzen Scheiden, großen, hellen, konischen Zapfen und schwarzer Rinde. Diese Abart wächst in den österreichischen Alpen, bildet hier sehr große Bestände und gewährt eine einträgliche Harznutzung. Bei Kulturversuchen in Nordfrankreich und Deutschland hat sie den gehegten Erwartungen nicht entsprochen, dagegen ist sie für die Landschaftsgärtnerei sehr empfehlenswert. Die Meerstrandskiefer (Igelföhre, K. von Bordeaux, P. Pinaster *Sol.*, P. maritima *Poir.*, P. Laricio *Sav.*), ein hoher Baum mit pyramidaler, sich wenig abwölbender Krone, grauschwarzem Stamm, schon früh rauher und gefurchter, im Alter tiefrissiger, dunkelbrauner Rinde, paarweise stehenden, 13–18 cm langen, ziemlich dicken, kurz stachelspitzigen, oft gedrehten, lebhaft grünen Nadeln,

meist zu drei stehenden, bis 18 cm langen, sehr kurz gestielten Zapfen mit pyramidenförmigem, mattgrauem Nabel, findet sich im Gebirge (vorzüglich der Küstengebiete) Südeuropas und Algeriens, namentlich im Westen, wo sie ausgedehnte Wälder bildet. In Westfrankreich wird sie besonders auf dürrem Heideboden zur Gewinnung von Terpentin angebaut; in Deutschland gedeiht sie nur am Rhein. Die **Aleppokiefer** (P. halepensis *Mill.*, s. Tafel »Gerbmaterialien ꝛc.«), ein meist niedrig bleibender, aber sehr breit gebauter Baum mit 8 cm langen, feinen oberseits blaugrünen Nadeln, graubrauner oder schwärzlicher, gefurchter Rinde und deutlich gestielten, schließlich überhängenden Zapfen, die gewöhnlich zu mehreren beisammenstehen, wächst in allen Mittelmeerländern und an der Ostküste des Schwarzen Meers im kaukasischen Gebirge; in Deutschland hält sie schwer oder gar nicht aus. Man gewinnt von der gefällten Aleppokiefer in Algerien und Tunis die von der Borke befreite Innenrinde als Snobarrinde und benutzt sie als Gerbmaterial. In Süditalien schält man, ohne die Innenrinde zu verletzen, nur die Außenrinde ab, die sich wieder erneuert, und benutzt sie als Scorza rossa ebenfalls zum Gerben. Auch in Griechenland (wie schon zur Zeit Theophrasts) und in Frankreich wird die Rinde der Aleppokiefer als Gerbmaterial verwertet.

Zur dritten Gruppe (Taeda *Koch*), mit zu zwei oder drei stehenden Nadeln, nach der Reife nicht abfallenden Zapfen und steifer, selbst dornartiger Nabelspitze, gehört die **amerikanische Terpentinkiefer** (P. Taeda *L.*), in den südöstlichen Staaten Nordamerikas, ein schöner, schlanker, bis 25 m hoher Baum mit schließlich ziemlich tief gefurchter Rinde, zu drei stehenden, dunkelgrünen, 10—16 cm langen, lebhaft grünen Nadeln, zu 2—5 stehenden, eirund-länglichen, etwa 10 cm langen Zapfen. Sie liefert ein sehr harzreiches, dauerhaftes Nutzholz, wird bisweilen bei uns angepflanzt, ist aber für unser Klima sehr empfindlich. Sie wird häufig mit der **Pechkiefer** (P. rigida *Mill.*) verwechselt, die sich von Neuengland bis Virginia findet. Die meist in größerer Zahl an den ältern Zweigen sitzenden Zapfen geben dem Baume mit dem alten Holz büschelförmig stehenden Blättern ein fremdartiges Ansehen. P. australis *Mich.*, welche von Virginia bis Florida dichte Wälder bildet, liefert Terpentin und Bauholz.

Zur vierten Gruppe (Cembra *Loud.*), mit zu fünf stehenden Nadeln, eirunden, im zweiten Jahr abfallenden Zapfen und nicht oder kaum geflügelten Früchten, gehört die **Zürbel-** oder **Zirbelkiefer** (Arve, P. Cembra *L.*, s. Tafel), ein 12—15 m hoher, meist aber niedrigerer Baum mit pyramidenförmiger Krone, auch strauchartig, mit grauschwärzlichem Stamm, gefurchter und rissiger Rinde, fein braunwolligen Zweigen, 8—10 cm langen Nadeln mit zwei bläulichweißen Streifen auf der Unterseite, einzelnen, zu zwei oder drei stehenden, 8 cm langen, schmutzig violetten Zapfen, spitzem, gelblichweißem Nabel und ungeflügelten, eiländlichen, stumpf dreikantigen, großen Nüssen (Zirbelnüssen). Sie findet sich in den Alpen bei 1530—2560 m, in den Karpathen bei 1130—1400 m, im Altai bei 1160—1900 m. Sie bildet in den Deutschen Alpen keinen zusammenhängenden Waldgürtel, sondern tritt nur an einzelnen Stellen massenhaft auf und verschwindet, da für ihre Nachzucht bisher wenig geschehen ist, unter den steten Schädigungen der Jungwüchse durch das Weidevieh mehr und mehr. Das Holz wird von den Älplern zu allerlei Schnitzereien und Hausgerät benutzt. Wegen des fast gänzlich mangelnden Unterschieds zwischen Frühjahrs- und Herbstholz treten die Jahresringe wenig hervor, es ist deshalb sehr fein und gleichmäßig und wird auch zu Resonanzböden gesucht. Die Nüsse werden besonders in Tirol und Rußland gegessen. Als Zierbaum eignet sie sich nur für rauhe Lagen; ihren grotesken Charakter erreicht sie überhaupt erst im hohen Alter.

Zur fünften Gruppe (Strobus *Loud.*), mit zu fünf, selten zu vier oder sechs stehenden Nadeln, vorherrschend länglichen, herabhängenden Zapfen, wenig entwickeltem Schild und anders gefärbtem, dreieckigem Nabel, gehört die **Weymouths-** oder **Weimutskiefer** (P. Strobus *L.*), ein bis 56 m, bei uns noch über 25 m hoher Baum, in Nordamerika südlich bis zu den Alleghanies, in Georgia und Nordcarolina, mit ziemlich breiter, meist eirunder Krone, schwärzlicher, rissiger, nicht in Stücken sich ablösender Rinde, an der Spitze der Verästelungen ziemlich gedrängt stehenden, 8—10 cm langen, sehr dünnen, aber steifen, in der Jugend blau-, später mattgrünen Nadeln und länglich walzenförmigen, etwas gekrümmten, kaum harzigen, 15—18 cm langen Zapfen mit etwas hellerm Schilde. Die Weimutskiefer wurde 1705 in Europa bekannt und durch Lord Weymouth eifrig empfohlen. Sie hat jedoch den Erwartungen wenig entsprochen. Sie liefert in Amerika vortreffliches, bei uns aber ein schwammiges Holz von geringem Nutz- und Brennwert, wird jedoch noch jetzt als Mischholz in Nadel- und Laubholzbeständen sowie auf ganz armem Sandboden zur Bindung und Deckung desselben hier und da angebaut. Ihre Kultur erfolgt leicht durch Saat und Pflanzung, wie bei der gemeinen K. Als Zierbaum ist sie in Parken und Gärten weit verbreitet. Die **Lambertskiefer** (P. Lambertiana *Dougl.*), auf der Nordwestseite Nordamerikas vom Columbiafluß bis Mexiko, mit eirunder Krone, schwach rissiger, graubräunlicher, oben rötlicher Rinde, 8—13 cm langen, ziemlich steifen, dunkelgrünen Nadeln, einzeln stehenden und über 30 cm langen, dunkelbraunen Zapfen, wird über 60 m hoch und schließt sich somit den andern Baumriesen Kaliforniens an. Bei uns gedeiht sie nur am Rhein.

Kiefer, Friedrich, Abgeordneter, geb. 14. Jan. 1830 zu Mappach im badischen Oberland, besuchte das Lyceum zu Freiburg i. Br., studierte 1850—54 die Rechte in Heidelberg, trat dann in den Staatsjustizdienst, ward 1864 Staatsanwalt in Offenburg, 1867 Ministerialrat im Justizministerium, 1868 infolge eines damals zwischen der nationalliberalen Partei und der Regierung ausgebrochenen Konflikts als Geheimer Regierungsrat zur Generaldirektion der Verkehrsanstalten versetzt, nahm deswegen seine Entlassung aus dem Staatsdienst und ließ sich als Rechtsanwalt in Offenburg nieder, 1870 ward er zum Oberstaatsanwalt am Kreis- und Hofgericht in Mannheim, 1880 zum Landgerichtsdirektor in Freiburg und 1885 zum Landgerichtspräsidenten in Konstanz ernannt. K. ist seit 1865 ununterbrochen Mitglied der badischen Zweiten Kammer, seit 1875 auch Vizepräsident derselben, 1871—74 und 1877—84 Mitglied des deutschen Reichstags. Er ist einer der beredtesten und verdienstvollsten Führer der nationalliberalen Partei in Baden.

Kieferfüße (Pedes maxillares), bei den Krebsen und einigen andern Gruppen der Gliederfüßer diejenigen dem Mund benachbarten Gliedmaßen, welche den Übergang zwischen den echten Mundwerkzeugen oder Kiefern und den echten Gehbeinen vermitteln

und vielfach in der Form den letztern, im Gebrauch den erstern nahekommen. Der gewöhnliche Flußkrebs (Astacus fluviatilis) z. B. hat außer seinen drei Paar Kiefern noch ebenso viele Paar K

Kieferhöhle, s. Schädel.

Kiefernadelbad (Fichtennadelb.), s. Bad, S. 221.

Kiefernadelöl, s. o. w. Fichtennadelöl.

Kiefernblasenrost, **Kieferndrehrost** } s. Rostpilze.

Kieferneule, s. Eulen, S. 908.

Kiefernkammhornwespe, s. Blattwespen.

Kieferklemme, eine durch geschwürige Prozesse oder Narbenbildung bewirkte Verkürzung der Backen oder eine Verwachsung der Backenschleimhaut mit dem Zahnfleisch, verursacht eine Beeinträchtigung der Fähigkeit, den Mund zu öffnen, so daß mitunter nur noch durch eine Zahnlücke Nahrung aufgenommen werden kann. Das Übel ist nur auf operativem Weg und auch so nicht immer mit dauerndem Erfolg zu beseitigen.

Kiefernkrebs, s. Rostpilze.

Kiefernmarkkäfer, s. Borkenkäfer.

Kiefernmotte, s. Zünsler.

Kiefernpapagei, s. Kreuzschnabel.

Kiefernraude, s. Rostpilze.

Kiefernraupe, die Raupe der Kieferneule, s. Eulen, S. 908.

Kiefernrüsselkäfer, s. Rüsselkäfer.

Kiefernschwamm, s. Trametes.

Kiefernschwärmer (Föhren-, Fichtenschwärmer, Fichtenmotte, Tannenpfeil, Sphinx pinastri *L.*), Schmetterling aus der Familie der Schwärmer (Sphingidae), 7 cm breit, bräunlichgrau mit dunklerer Schattierung, die Vorderflügel mit einigen schwarzen Längsstrahlen, am Leib mit weißen und schwarzen Ringen; sehr verbreitet. Das Weibchen setzt die bleichgrünen Eier zu je 10—15 Stück an die Nadeln der Kiefer, selten der Fichte und Weimutskiefer, ab; nach 10—14 Tagen kriechen die Raupen aus, welche sich von den Nadeln der Kiefer nähren; sie sind bräunlichgrün, mit 5 gelben Längsstreifen, in der Mitte rötlichbraunem Rückenstreifen, schwarz umrandeten roten Luftlöchern und bräunlichschwarzem Horn. Beim Berühren schlägt die Raupe heftig um sich und erbricht eine braune Flüssigkeit. Sie lebt meist in den Gipfeln der Bäume, verpuppt sich im September in der Erde oder im Moos, und aus der schwarzen Puppe schlüpft im Mai und Juni der Schmetterling aus. Bisweilen erscheinen die Raupen in verderblicher Menge. S. Tafel »Schmetterlinge I«.

Kiefernspanner, s. Spanner.

Kiefernspinner (Fichtenspinner, Gastropacha [Lasiocampa] pini *L.*), Schmetterling aus der Familie der Spinner (Bombycidae) und der Gattung Glucke (s. d.), 6 cm (das Weibchen bis 8,4 cm) breit, grau oder braun, sehr veränderlich, aber stets mit weißem Halbmondfleckchen auf dem Vorderflügel und unregelmäßiger, rotbrauner Querbinde hinter demselben, findet sich in fast ganz Europa und bis zum Altai, fehlt im nordwestlichen Europa manchen Gegenden ganz, erscheint um Mitte Juli überall, wo Kiefern wachsen, und (besonders das Weibchen) ist sehr träge. Bisweilen unternimmt er weitere Wanderungen. Das Weibchen legt 100—200 blaugrüne, später graue Eier von Größe und Gestalt eines Hanfkorns an den Stamm, die Nadeln oder einen Zweig in kleinern oder größern Partien, bis 50 Stück, besonders an die untern Partien des Holzes. Nach 2—4 Wochen erscheinen die Räupchen, begeben sich alsbald zum Fraß auf die Nadeln und beziehen im Oktober oder November, meist halbwüchsig, Winterlager unter Moos oder Kraut am Fuß der Stämme, wo sie in einer Höhlung uhrfederartig zusammengerollt liegen. Sie sind dunkelbraun, grau oder rötlich mit Weißgrau mannigfach wechselnd, stellenweise mit filziger Behaarung und je einem stahlblauen Samtfleck (Spiegel) in den Einschnitten des zweiten und dritten Ringes, auf den übrigen Ringen sind dunkle Flecke angedeutet. Zur Seite der dunkeln Rückenzeichnung, über den Beinen und hinter dem Kopf stehen Warzenreihen mit Schuppen- und Borstenhaaren. Sie erscheinen zeitig wieder im Frühjahr, bei 8° Lufttemperatur, und beginnen im April den Fraß. Eine einzige Raupe verzehrt zur Erlangung der Reife durchschnittlich 1000 Nadeln, und die halbwüchsige Raupe verzehrt eine Nadel, wenn sie sich nicht unterbricht, in 5 Minuten. Im Juni sind die Raupen ausgewachsen und verspinnen sich in der Krone an Nadeln und Zweigen, am Stamm oder an der Erde. Der Kokon ist wattenartig, fest, schmutzigweiß oder graubraun und enthält eine dunkelbraune Puppe, aus welcher nach drei Wochen der Schmetterling ausschlüpft. Eier und Raupen sind den Angriffen der Schlupfwespen stark ausgesetzt, und oft kriechen aus einer einzigen Raupe Hunderte von Schlupfwespenlärvchen hervor, um sich auf der allein noch übrigen Raupenhaut zu verpuppen. Auch ein im Innern der Raupe wuchernder Pilz (Botrytis Bassiana) setzt der übermäßigen Verbreitung Schranken. Der K., welcher hauptsächlich auf ältern Kiefern lebt, gehört zu den schädlichsten Insekten. Besonders gefährdet sind 60—80jährige Bestände, auch jüngere Bäume, welche auf schlechtem Boden kümmerlich gedeihen. Die Raupe frißt die Kiefern ganz kahl und zerstört auch die Spitzknospen, so daß sich der Stamm nicht wieder vollständig erholen kann. Je frischer und besser der Boden, desto seltener ist die Raupe; nach mehreren heißen, trocknen Sommern muß man in großen, reinen Kiefernforsten auf trocknem Sand stets auf das Erscheinen der Raupe vorbereitet sein. Man revidiert zweimal im Jahr, sucht die Raupen im Winterlager (das häufige Anfassen der Raupen erzeugt bisweilen böse Krankheiten an den Fingern), fängt sie durch Anprellen und sammelt auch die Puppen, Schmetterlinge und Eier. Namentlich bei den Raupen überzeugt man sich, ob sie Ichneumone enthalten, und tötet sie in diesem Fall nicht, weil die ausschlüpfenden Ichneumone mehr zur Vertilgung beitragen als die angestrengteste Arbeit. Man sucht die Raupen auch durch Ziehen von Gräben, scharfes Durchforsten der Stangenhölzer und Schonungen und namentlich durch Anbringen eines Teerringes am Stamm zu bekämpfen, hat aber trotz aller Bemühungen immer noch die größten Verluste zu beklagen gehabt. S. Tafel »Waldverderber II«.

Kiefernsichelwespe, s. Schlupfwespen.

Kieferstädtel, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Oppeln, Kreis Tost-Gleiwitz, hat ein Schloß, ein Eisenwerk und (1885) 1602 meist kath. Einwohner.

Kieferwurm, s. Neunauge.

Kielbeere, eine durch die Larve einer Diptere (Hormomyia juniperina *L.*) veranlaßte fleischige Galle an jungen Zweigspitzen des Wacholders, an denen drei Nadeln sich monströs verbreitern und drei andre ganz kleine Blättchen einschließen.

Kiel, der am Schiffsboden sich entlang streckende Balken, die Grundlage der »auf K. gebauten« Wasserfahrzeuge (s. Schiff). — In der Botanik heißt K. (Carina) ein Teil der Schmetterlingsblüte (s. Pa-

pilionaceen); in der Zoologie s. v. w. Schaft der Federn.

Kiel, Stadt und Stadtkreis in der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, in anmutiger Lage fast im Hintergrund des Kieler Busens (s. d.), Knotenpunkt der Linien Altona-K. und K.-Ascheberg der Preußischen Staatsbahn sowie der Eisenbahn K.-Eckernförde-Flensburg, besteht aus der eng gebauten Altstadt, auf einer Halbinsel zwischen dem Kieler Busen und dem Kleinen K., und aus den freundlichen, 1869 durch die Landgemeinden Düsternbrook und Brunswick vergrößerten neuern Stadtteilen. Am Ostende der Altstadt liegt das Schloß, das im 13. Jahrh. erbaut, im 18. Jahrh. durch die russische Kaiserin Katharina II. erweitert ward (der ältere Teil desselben brannte 1838 ab und wurde neu aufgeführt) und in seinem Innern die Universitätsbibliothek (nahezu 200,000 Bände) und eine kleine, aber vortreffliche Sammlung von Gipsabgüssen nach Antiken und Skulpturen von Thorwaldsen birgt. Dasselbe wird zur Zeit vom Prinzen Heinrich von Preußen bewohnt. Die Stadt hat 3 evangelische Kirchen: die um 1240 erbaute, jetzt gründlich restaurierte Nikolaikirche mit hohem Turm, die Kloster- oder Heilige-Geistkirche und die 1886 vollendete Jakobikirche; ferner eine Garnison- und eine katholische Kirche, ein altes Rathaus (mit einer Tafel zur Erinnerung an die in demselben 24. März 1848 erfolgte Proklamierung der provisorischen Regierung für die Herzogtümer), ein Stadthaus (Verwaltungsgebäude), eine in Tempelform erbaute Kunsthalle, mehrere altertümliche Privathäuser, viele Villen mit freundlichen Gärten rc. Die Bevölkerung beläuft sich (1885) mit der Garnison (1. Matrosendivision, ein See- und ein Füsilierbataillon Nr. 85) auf 51,706 Seelen, darunter 1636 Katholiken und 283 Juden. Industrie und Handel sind im steten Aufschwung begriffen. K. hat eine kaiserliche und zwei Privatschiffswerften (erstere zeitweilig mit 3000 Arbeitern), 2 Schwimmdocks, sehr bedeutende Mahlmüllerei, eine große Ölmühle, Eisengießerei, Maschinenbau (Schiffsmaschinen) und Kupferschmiederei, bedeutende Bierbrauerei, Spiritus-, Likör- und Seifenfabriken, Holzsägerei und Holzbearbeitungsanstalten, bedeutende Goldleistenfabrikation, 2 elektrotechnische Fabriken, verschiedene Buchdruckereien rc. Der Handel erstreckt sich auf die Einfuhr von Getreide, Kohlen, Bauholz, Vieh rc., ausgeführt werden besonders Kohlen, Mehl, Bier, Butter, Käse, Saatkorn und Fische (Kieler Sprotten und Fettbücklinge). An Bankinstituten hat K. eine Reichsbankstelle (Umsatz 1885: 165¾ Mill. Mk.), eine Vereinsbank, die Kieler Bank, die Kieler Kreditbank u. a. Die unter dem Namen Kieler Umschlag bekannte Messe (vom 6.–17. Jan.) dient zur Erledigung der Geldgeschäfte, namentlich der schleswig-holsteinischen Gutsbesitzer. Den Verkehr in der Stadt vermittelt eine Pferdebahn. Der Hafen, der beste der deutschen Ostseeküste (s. Kieler Busen), unterhält regelmäßige Dampfschiffsverbindungen mit Königsberg, Danzig, Stettin, Kopenhagen, Bremen rc. Von besonderer Bedeutung ist die zweimal täglich stattfindende Dampferverbindung K.-Korsör, die einen Hauptteil des deutsch-skandinavischen Verkehrs vermittelt. 1886 hatte die Stadt eine Handelsflotte von 73 Seeschiffen; in den Hafen liefen ein 1885: 3465 Schiffe mit 532,189 Ton. Ladung, es liefen aus: 3510 Schiffe mit 538,755 T. Ladung. Unter den Bildungsinstituten steht die Universität, Christiana Albertina, obenan. Der Neubau derselben im Schloßgarten wurde 1876 vollendet. Sie zählte im Wintersemester 1886/87: 74 Professoren und Dozenten und 480 Studierende. Außer der bereits oben erwähnten Bibliothek und dem Kunstmuseum sind mit ihr ein zoologisches Museum, ein Münzkabinett, eine Sammlung nordischer Altertümer rc. verbunden. Der Ausbildung im Seewesen dienen: eine Marineakademie, eine Marine- und eine Deckoffizierschule. An sonstigen öffentlichen Anstalten befinden sich dort: ein Gymnasium, eine Oberrealschule, eine landwirtschaftliche Versuchsstation, das Thaulow-Museum (Sammlung von schleswig-holsteinischen Schnitzwerken aus dem 15.–18. Jahrh.), ein Theater, eine Sternwarte, eine Blinden- und eine Idiotenanstalt, mehrere gelehrte Gesellschaften und Vereine (Verein für Geographie und Naturwissenschaften, Gesellschaft für Sammlung und Erhaltung vaterländischer Altertümer, für vaterländische Geschichte, Landwirtschaftlicher Zentralverein, Gesellschaft freiwilliger Armenfreunde, seit 1793), ein großes Militärlazarett, 2 akademische Krankenhäuser, eine Irrenanstalt im nahen Hornheim, eine große Verpflegungsanstalt für arme Bürger und deren Witwen (»Stadtkloster« genannt, 1822 aus der Vereinigung von vier alten Klöstern gebildet) rc. Die städtischen Behörden zählen 6 Magistratsmitglieder und 24 Stadtverordnete. Von andern Behörden haben hier ihren Sitz: das kaiserliche Kommando der Marinestation der Ostsee, der Stab der 9. Gendarmeriebrigade, ein Medizinalkollegium, ein evangelisches Konsistorium, ein Oberlandesgericht, ein Landgericht, ein Hauptzollamt und die Landesdirektion der Provinz Schleswig-Holstein. Zum Landgerichtsbezirk K. gehören die 22 Amtsgerichte zu Bordesholm, Bramstedt, Burg auf Fehmarn, Eckernförde, Gettorf, Heide, Heiligenhafen, Hohenwestedt, K., Lunden, Lütjenburg, Neumünster, Neustadt, Nortorf, Oldenburg, Plön, Preetz, Rendsburg, Schenefeld, Schönberg, Segeberg und Wesselburen.



Wappen von Kiel.

In der nächsten Umgegend erregen zunächst das kaiserliche Marinedepot auf dem Terrain des ehemaligen Seebades Düsternbrook, nördlich von K., an der Westseite des Hafens, und die neuen Kriegshafenanlagen auf der östlichen Seite der Bucht zwischen Sandkrug und Ellerbeck das meiste Interesse. Die letztern bestehen aus der Schiffswerfte für die kaiserliche Marine (mit zwei Bassins für Schiffbau und Schiffsausrüstung, jenes 215 m im Geviert, dieses 248 m lang und 215 m breit, beide verbunden durch einen 63 m langen Kanal), den 3 Hellingen (zum Ablaufen neugebauter Schiffe), den 4 Trockendocks (je 94–110 m lang und 22–23 m breit), dem Schwimmdock rc. Die Befestigungen des Kriegshafens, wegen deren K. zu den Festungen gehört, liegen meist an der Stelle, wo der Kieler Busen eine Einschnürung zeigt. Sie bestehen aus den beiden Forts Friedrichsort (s. d.) und Falkenstein auf der schleswigschen und den Strandbatterien Forts Stosch, Jägersberg, Korügen und Möltenort auf der holsteinischen Seite. K. besitzt endlich auch 3 Seebadeanstalten und herrliche Spaziergänge, namentlich durch das städtische Gehölz Düsternbrook nach Bellevue. Weiter dienen die Wilhelminenhöhe (Sandkrug) in Gaarden, Ellerbeck, das Schwentinenthal (s. d.), Knoop und Holtenau mit der Einfahrtsschleuße des

Nordostseekanals, Heikendorf und Laboe an der Föhrde als Vergnügungsorte.

K. (wahrscheinlich von dem altsächsischen Wort Kille, was einen sichern Platz für Schiffe bedeutete) kommt schon im 10. Jahrh. unter dem Namen **Kyl** vor und wird bereits im 11. Jahrh. als Stadt erwähnt. Nachdem die Stadt 1072 von den Slawen zerstört worden, ward sie vom Grafen Adolf II. (gest. 1164) wieder aufgebaut. 1242 erhielt sie das lübische Stadtrecht. Zu Anfang des 14. Jahrh. gab ihr König Christoph II. die Erlaubnis zum Stapel und Seehandel und 1318 Münzgerechtigkeit; das meiste zu ihrem Aufblühen trug aber Graf Adolf IV. bei, welcher nach dem Sieg bei Bornhövede in K. seine Residenz aufschlug. Dessen Sohn Johann I. gründete die Linie Holstein-K. (s. Holstein). Durch ihre Regenten mit vielen Freiheiten ausgestattet, erhob sich die Stadt sehr rasch, und schon 1363 gehörte sie zur Hansa. 1544 kam sie an Herzog Adolf zu Holstein-Gottorp, der sie im Flensburger Teilungsvertrag vom 12. Aug. 1581 an seinen Neffen, König Friedrich II., abtrat. Während des Dreißigjährigen Kriegs wurde sie von den Truppen beider Parteien wiederholt erobert. Herzog Christian begründete 1665 daselbst eine **Universität**, die seinen Namen trägt. Seit 1721 war K. wieder Residenz der Herzöge von Holstein-Gottorp und Hauptstadt des großfürstlichen (russischen) Anteils von Holstein, bis es 1773 mit dem königlichen Anteil vereinigt wurde (s. Schleswig-Holstein, Geschichte). Geschichtlich merkwürdig ist K. besonders durch den daselbst zwischen Dänemark und Schweden und zwischen Dänemark und Großbritannien 14. Jan. 1814 geschlossenen **Kieler Frieden**, in dem Dänemark Norwegen an Schweden, Schweden dagegen Schwedisch-Pommern an Dänemark abtrat. 1848–50 war K. der Sitz der provisorischen Regierung. Auch der Herzog Friedrich von Augustenburg residierte 1864–66 in K. Vgl. Häseler, Führer durch K. (2. Aufl., Kiel 1875); Brahl, Chronika der Stadt K. (das. 1856); Fick, Mitteilungen aus Kiels Vergangenheit (das. 1867); Volbehr, Beiträge zur Topographie der Stadt K. (das. 1881, Bd. 1).

Kiel, Friedrich, Komponist, geb. 7. Okt. 1821 zu Puderbach a. d. Lahn als der Sohn eines Schullehrers, machte seine Studien in Koburg unter Kummer, wurde darauf von seinem Gönner, dem Fürsten von Wittgenstein-Berleburg, in dessen Hauskapelle angestellt und ging 1843 nach Berlin, wo er unter Dehn mit einer königlichen Unterstützung noch drei Jahre lang seine Studien, namentlich im Kontrapunkt, fortsetzte. Nach beendigter Ausbildung blieb er in Berlin eine Reihe von Jahren als Lehrer und Komponist, aber nur in der Stille und in kleinem Kreise wirkend, bis die 1862 vom Sternschen Gesangverein veranstaltete Aufführung seines »Requiem« ihn mit einem Schlag zur Berühmtheit erhob. Drei Jahre später wurde er zum Mitglied der königlichen Akademie der Künste ernannt, 1867 zum königlichen Professor und 1869 zum Senatsmitglied der Akademie. In größern Werken: »Tedeum«, »Stabat mater« (1864), »Missa solemnis« (1866), dem Oratorium »Christus« (1874) wie auch von seinen Arbeiten für Kammermusik, unter denen sich eine Violinsonate, ein Klavierquartett, ein Klavierkonzert u. a. auszeichnen. Wie glücklich K. in seinen Kompositionen den künstlerischen Ernst mit einer edlen Popularität zu vereinen weiß, zeigen namentlich seine »Deutschen Reigen« für Klavier und Violine (1870) und seine Walzer für Streichquartett (1880).

Kielbogen, s. Bogen (Fig. 18).

Kielce, Gouvernement und Stadt, s. Kjelzy.

Kieler Busen, eine von den Buchten oder Föhrden der schleswig-holsteinischen Ostseeküste, erstreckt sich



Karte der Umgebung von Kiel.

auf der Grenze der Herzogtümer Schleswig und Holstein auf eine Länge von 18 km in das Land hinein und besteht aus zwei Teilen. Der äußere Teil hat zwischen dem Leuchtturm von Bülk und der Kolberger Heide eine Breite von 7 km, verengert sich aber bei Friedrichsort zu einer nur 1200 m breiten Seeenge, mit welcher der innere Teil, der eigentliche Hafen von Kiel, der schönste und beste an der deutschen Ostseeküste, beginnt. Derselbe ist 9 km lang, erwei-

und Stationsort für die deutsche Ostseeflotte, wozu er sich auch durch seine Verteidigungsfähigkeit vorzüglich eignet (s. Kiel). Bei Bülk ist auch ein akustisches Signal mit einer Tragfähigkeit von 6—16 Seemeilen aufgestellt. S. Karte »Schleswig-Holstein«.

Kielfüßer, s. Schnecken.

Kielgang, der unterste Gang der äußern Schiffsbeplankung (Kielplanken).

Kielholen, das seitliche Umlegen des Schiffs behufs Untersuchung und Ausbesserung seiner Unterwasserteile an solchen Orten, wo Trockendocks ꝛc. nicht vorhanden sind, oder wo von deren (kostspieligern) Benutzung abgesehen wird; außerdem früher ein barbarisches Strafmittel, wobei der zu Strafende mittels Leinen von einer Nock der Großraa zur andern querschiffs oder vom Bug bis Heck längsschiffs unter dem Schiffskiel entlang bewegt wurde.

Kielhorn, Lorenz Franz, Sanskritist, geb. 31. Mai 1840 zu Osnabrück, machte seine Studien auf den Universitäten zu Göttingen, Breslau und Berlin, zuletzt in London und Oxford, war 1866—81 Professor des Sanskrits am Deccan College zu Puna in Ostindien (von der Königin von England zum Companion of the Order of the Indian Empire ernannt) und bekleidet seit 1882 die gleiche Stelle an der Universität Göttingen. Von seinen Veröffentlichungen sind hervorzuheben: »Çântanava's Phitsûtra« (mit Übersetzung, Leipz. 1866); »Nâgojibhatta's Paribhâshendueçekhara« (Bd. 1, Text, Bombay 1868; Bd. 2, Übersetzung, 1874, in den von ihm und Bühler 1866 gegründeten »Bombay Sanskrit Series«); »Sanskrit grammar« (Bombay 1870, 2. Aufl. 1880); »Kâtyâyana and Patanjali« (das. 1876); »Vyâkaranamahâbhâshya« (Bd. 1—3, das. 1880—85); »Report on the search for Sanskrit MSS.« (das. 1881).

Kielkrone, Pflanze, s. Calotropis.

Kielland, Alexander L., norweg. Romanschriftsteller, geb. 18. Febr. 1849 zu Stavanger, studierte in Christiania, wurde daselbst Doktor, verbrachte dann einige Zeit in Paris und lebt jetzt in glänzenden Verhältnissen als Besitzer einer Ziegelfabrik in Malk bei Stavanger. Nachdem er schon während seiner Studienzeit in Zeitschriften als Schriftsteller aufgetreten war, gab er 1879 seine erste Sammlung »Novelletter« (4. Aufl. 1885) heraus, denen in kurzer Zeit die Romane »Garman and Worse« (Kopenh. 1880) und »Skipper Worse« (das. 1882), drei kleinere dramatische Arbeiten (»For Scenen«, 1880), und »Nye Novelletter« (das. 1880), die weitern Romane: »Arbeidsfolk« (das. 1881), »Gift« (das. 1883), »Fortuna« (das. 1884) und neuerdings »Sne« und das Lustspiel »Tre Par« (1886) folgten. Anfangs in den Fußstapfen der Franzosen gehend, hat sich K. später ganz dem heimischen Boden zugewandt und der realistischen Schule der Dänen angeschlossen, indem er seine Gestalten mit glücklicher Hand aus dem vollen Leben der Gegenwart greift und das Leiden und Ringen der Zeit in lebhaften Bildern vor Augen führt. Die Komposition seiner Erzählungen ermangelt hier und növerscher Staatsminister (1855—62) die Verfassung von 1848 aufhob und eine streng reaktionäre Richtung verfolgte, dessen Söhne indes auch in österreichischen Diensten und zum Teil katholisch sind. Vgl. »Familienchronik der Herren, Freiherren und Grafen von K.« (Leipz. 1872).

Kielschwein (Kolschwien), beim Schiffbau der auf dem Hauptkiel liegende Verstärkungsbalken.

Kielwasser (Sog), der durch den Fortgang des Schiffs sich markierende Wasserstreifen, der um so länger sichtbar ist, je schneller das Schiff sich fortbewegt. Vom Schiffsbug seitlich abgedrängte Wassermengen, die sich am Hinterschiff wieder vereinigen, bilden durch kleine Strömungen so lange das K., bis Ruhe eintritt. Das K. kennzeichnet das Abtreiben des Schiffs von seinem Kurs; dieser Winkel wird entweder geschätzt oder mittels des Kompasses gepeilt.

Kielwasserlinie (Kiellinie), in der Seetaktik die Formation der Schlachtschiffe, in welcher sie in einer Linie hintereinander, im Kielwasser, segeln oder dampfen. Zur Zeit der Segelschiffahrt mußten die Schlachtschiffe »am Winde segelnd« eine Linie (daher »Linienschiffe«), die »Kiellinie«, formieren und zwar so dicht aufgeschlossen, daß die Linie vom Feind nicht durchbrochen werden konnte. Sie zeigten so dem Feinde die Breitseite, von welcher das Geschützfeuer kam. Die Kiellinie zu öffnen, wurde das Geschützfeuer auf die Takelage gerichtet, um die Schiffe manövrierunfähig zu machen. Nelson war der erste, der in der Schlacht bei Trafalgar von dieser taktischen Form abwich, indem er zwei parallele Schlachtlinien formierte und mit diesen sich zwischen Vor- und Nachhut des Feindes eindrängte. Die Einführung der Dampfschiffe machte dieser Taktik ein Ende.

Kiemen, die Organe, welche die Wasseratmung vermitteln und so bei Wassertieren dem Blute den im Wasser gelösten Sauerstoff zuführen. Sie sind daher im wesentlichen mit einer sehr dünnen und durchlässigen Haut bekleidet und lassen in ihrem Innern das Blut entweder in besondern Adern oder in Lücken zirkulieren, so daß es dem Wasser möglichst nahe gebracht wird. Meist liegen die K. frei da, können jedoch gewöhnlich unter die Haut zurückgezogen werden, oder sind in besondern Höhlungen geschützt untergebracht. Um dem Wasser auf kleinem Raum eine große Fläche darzubieten, sind sie kamm-, blatt- oder baumförmig. Sie finden sich bei sehr vielen niedern Wasser- und auch manchen in feuchter Luft lebenden Landtieren vor, also bei Schnecken (Ausnahme: Lungenschnecken, s. d.), Muscheln und andern Weichtieren, bei Würmern, bei Krebsen ꝛc., ferner ganz allgemein bei den Fischen und bei den Larven (und einigen Erwachsenen) der Amphibien. Die durch sogen. Tracheen (s. d.) atmenden Insekten sind nur ausnahmsweise mit Kiemen (teils ohne, teils in Verbindung mit Tracheen) ausgestattet. Meist ersticken die durch K. atmenden Tiere sehr rasch außerhalb des Wassers, weil die Kiemenblättchen leicht eintrocknen, aber auch im Wasser, sobald der Sauerstoff desselben

sind, die untern zwei abwärts gebogenen Hörnern gleichen, elf Paar Kiemenfüßen und Hinterleib ohne Gliedmaßen. Der Salinenkiemenfuß (Salzkrebschen, Artemia salina *L.*), 1 cm lang, findet sich nur in sehr salzreichem Wasser, nur an Küsten, wo das Wasser durch Verdunstung salzreicher wird, besonders aber in Salzseen des Binnenlandes und in Salinen. Eine verwandte Art lebt in den Salzseen Fezzans (Fezzanwurm) und wird, mit Datteln zusammengeknetet, gegessen. Er schwimmt im Wasser lebhaft umher und wirbelt am Boden den Schlamm auf, welchem er wahrscheinlich Nahrungsstoffe entnimmt. An mehreren Fundorten kommen nur Weibchen vor, welche sich parthenogenetisch fortpflanzen. Wächst oder vermindert sich der Salzgehalt des Wassers, so sollen sich die Salzkrebschen verändern und Formen bilden, die als besondere Arten beschrieben worden sind. Vgl. Blattfüßer.

Kiemenlurche (Phanerobranchia), Familie aus der Ordnung der Schwanzlurche (s. Amphibien).

Kienbaum, s. v. w. gemeine Kiefer (s. d.).

Kienholz, stark mit Harz durchtränktes Kiefernholz, ist sehr leicht entzündlich und dient daher als Zündmittel für andres Brennmaterial, ehedem auch als Leuchtmaterial für ärmere Leute in Kiefernwaldgegenden. Da das harzreiche Holz zugleich sehr dauerhaft ist, so dient es (namentlich das von Pinus rigida) auch zum Schiffbau, außerdem zur Teerschwelerei. Über die Ursache des Kienigwerdens s. Harzfluß.

Kienmayer, Michael, Freiherr von, österreich. General, geb. 17. Jan. 1755 zu Wien, ward 1775 Leutnant in einem Dragonerregiment, 1778 Rittmeister, 1788 Major, 1789 wegen seiner hervorragenden Waffenthaten im Türkenkrieg (namentlich im April 1788 bei Rohatyn, vor Chotin und insbesondere 22. Sept. 1789 bei Martinischtje) Oberst, 1794 Generalmajor, 1799 wegen seiner tapfern Verteidigung von Andelfingen (24. Mai), wo er sich durch einen kühnen Sprung in die Thur rettete (»Kienmayersprung«), Feldmarschallleutnant und zeichnete sich 1809 bei Aspern aus, worauf er Böhmen mit Erfolg verteidigte. Zum General der Kavallerie ernannt, wurde er nur noch in Friedensstellungen verwendet, nahm 1826 seinen Abschied und starb 28. Okt. 1828.

Kienmayersches Amalgam, s. Elektrisiermaschine, S. 528.

Kienöl, durch trockne Destillation von Kienholz (harzreichem Kiefernholz) und wiederholte Rektifikation der zuerst übergegangenen weißen und gelblichen Produkte erhaltenes Öl, ist im wesentlichen mit Terpentinöl identisch, enthält aber brenzlige Produkte und wird daher an der Luft gelb. Es wird in Rußland, Polen und deutschen Waldgegenden dargestellt und dient zur Herstellung von Eisenlack, bunten Ölfarben, Schmiermitteln ꝛc.

Kienporst, s. v. w. Ledum palustre *L.*

Kienruß, s. Ruß.

Kienstock, durch Blei entsilbertes Schwarzkupfer.

Kienzapf, s. Rostpilze.

Kieper, s. Köper.

Kiepert, 1) Heinrich, ausgezeichneter Geograph und Kartograph, geb. 31. Juli 1818 zu Berlin, studierte daselbst 1836—40 besonders alte Geschichte, Sprachen und Geographie und begründete seinen wissenschaftlichen Ruf durch den unter Ritters Mitwirkung bearbeiteten »Atlas von Hellas und den hellenischen Kolonien« (Berl. 1840—46, 24 Blatt; neue Ausg. in 15 Blatt 1870). Hierauf folgten fünf Karten zu Robinsons und Smiths »Palästina« (Halle 1843) und ein »Bibelatlas« (Berl. 1846, 8 Blatt mit Text; 8. Aufl. 1854). Seitdem wendete K. seine Studien besonders den orientalischen Gebieten altklassischer Kultur, vorzugsweise Kleinasien, zu, dessen westliche Teile er 1841—42, 1870 und 1886 behufs der Forschung auf eigne Kosten bereiste. Als Frucht der ersten Reise erschien die »Karte von Kleinasien« (Berl. 1843 bis 1845, 6 Blatt), welche allseitig die höchste Anerkennung fand und nebst seiner »Karte des osmanischen Reichs in Asien« (das. 1844, 2 Blatt; neue Bearbeitung in 4 Blatt 1869) die Hauptgrundlage für die Geographie Kleinasiens bildet. Erstere wurde 1884 durch die »Nouvelle carte générale des provinces asiatiques de l'Empire Ottoman«, letztere durch die »Carte générale de l'Empire Ottoman« ersetzt. Eine große Karte von Kleinasien in 20 Blatt (1 : 500,000) befindet sich in Vorbereitung. Seine Abhandlung »Historisch-geographische Erläuterung der Kriege zwischen dem oströmischen Reich und den persischen Königen der Sassanidendynastie« ist die mit dem großen Preis gekrönte, aber nicht publizierte Beantwortung einer 1844 vom französischen Institut gestellten Preisaufgabe. Vom Herbst 1845 bis 1852 leitete K. das geographische Institut in Weimar und kehrte dann nach Berlin zurück, wo er 1859 zum außerordentlichen, 1874 zum ordentlichen Professor der Geographie an der Universität ernannt wurde. Seit 1881 ist K. auch Mitglied der Zentraldirektion des archäologischen Instituts. Von seinen Kartenwerken, welche namentlich auch von seinen ausgebreiteten linguistischen und ethnographischen Kenntnissen Zeugnis ablegen, sind noch hervorzuheben: »Historisch-geographischer Atlas der Alten Welt« (Weim. 1848, 16 Blatt; mit erläuterndem Texte); die Fortsetzung des von Grimm und Mahlmann begonnenen »Atlas von Asien zu Ritters Allgemeiner Erdkunde« (Berl. 1852); »Generalkarte der europäischen Türkei« (das. 1853, neu bearbeitet 1880); »Karte von Kleinasien« (das. 1854); »Karte der Kaukasusländer« (das. 1854); »Atlas antiquus« (12 Karten zur alten Geschichte, in zahlreichen Auflagen; auch in einer amerikan., engl., franz., holländ., ital. und russ. Ausgabe erschienen); »Neuer Handatlas über alle Teile der Erde« in 45 Karten (das. 1855 ff., 2. Aufl. 1867—71); »Wandkarte von Palästina in 8 Blättern« (das. 1857, neue Bearbeitung 1875); »Karte von Armenien, Kurdistan ꝛc.« (das. 1858, 4 Blatt); weitere Spezialkarten über Mexiko, Zentralamerika, Europa, Deutschland, Elsaß-Lothringen, Mittel- und Unteritalien ꝛc., zahlreiche Karten im »Corpus inscriptionum latinarum«, in der »Zeitschrift für allgemeine Erdkunde« und der »Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde«; Schulwandkarten und Schulatlanten zur alten und modernen Geographie in deutscher, lateinischer, neugriechischer Sprache sowie vorzügliche Erdgloben in verschiedenen Formaten. Auch veröffentlichte K. viele wissenschaftliche Abhandlungen, namentlich über altorientalische Geographie, in den Berichten der Akademie der Wissenschaften, welcher er seit 1853 als Mitglied angehört. Endlich gab er ein »Lehrbuch der alten Geographie« (Berl. 1879) heraus, dem der »Leitfaden der alten Geographie« (das. 1879, 1881 ins Englische übersetzt) folgte.

2) Richard, gleichfalls Kartograph, Sohn u. Schüler des vorigen, geb. 13. Sept. 1846 zu Weimar, studierte in Berlin und Heidelberg Geschichte und Geographie, bereiste 1870 den Orient, nahm am Krieg 1870/71 teil und lebt seit 1871 als Privatgelehrter in Berlin. Er arbeitete 1874—77 an v. Richthofens Atlas von China, redigiert seit 1875 den »Globus. Illustrierte

Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde« und hat eine Reihe von Karten herausgegeben, namentlich seit 1877 die neuen Auflagen der Wandkarten, Atlanten ꝛc. seines Vaters sowie Routenkarten zu den Forschungsreisen von Nachtigal, Hildebrandt, Lenz, Schütt, Pogge, Klunzinger, v. Barth, Ascherson, Flegel, Kaiser, Reichard und Böhm, Wißmann u. a. (in der »Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin« 1873—85 und den »Mitteilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland«), und einen »Wandschulatlas der Länder Europas« (Berl. 1881 ff., bis jetzt 15 Lfgn.).

Kierkegaard, Sören Aaby, der bedeutendste Denker und eigentümlichste Prosaist Dänemarks, geb. 5. Mai 1813 zu Kopenhagen, wurde bei kränklichem Körper zu strenger christlicher Askese erzogen, widmete sich auf der Kopenhagener Universität theologischen und philosophischen Studien, machte nach deren Abschluß 1841—42 eine wissenschaftliche Reise durch Deutschland und führte dann in seiner Vaterstadt ein zurückgezogenes Denker- und Schriftstellerleben, bis er 11. Nov. 1855 daselbst starb. Kierkegaards Forschen war ausschließlich der Religion gewidmet, aber nicht den dogmatischen Einzelheiten, sondern dem Grundprinzip des Christentums, das er in ganz eigentümlicher Weise auffaßte. Seine schriftstellerische Thätigkeit begann mit der philosophischen Abhandlung »Om Begrebet Ironi« (»Über den Begriff Ironie«, Kopenh. 1841) und ward zunächst mit zweien seiner Hauptwerke: »Enten-Eller« (»Entweder—Oder«, das. 1843; deutsch von Michelsen und Gleiß, Leipz. 1885) und »Stadier paa Livets Vei« (»Stadien auf dem Lebensweg«, Kop. 1845; deutsch von Bärthold, Leipz. 1886), in denen der ästhetische und der ethische Standpunkt in ihrem Gegensatz zum christlichen entwickelt werden, fortgesetzt. Ihnen folgte weiterhin eine große Anzahl pseudonym (unter Benutzung verschiedener Namen) herausgegebener Schriften, worin er seinen religiösen Standpunkt des weitern darlegt, und von denen »Afsluttende uvidenskabelig Efterskrift« (»Definitive unwissenschaftliche Nachschrift«, Kopenh. 1846), »Indøvelse i Christendom« (»Einübung im Christentum«, das. 1850; deutsch von Bärthold, Halle 1878) u. »Til Selvprøvelse« (»Zur Selbstprüfung«, Kop. 1851; deutsch, 3. Aufl., Erlang. 1881) die bedeutendsten sein dürften. K. macht in diesen Werken mit äußerster Konsequenz die absolute ideale Forderung des Christentums geltend und bildet in dieser Hinsicht eine merkwürdige Parallele zu L. Feuerbach. Aber während dessen Lehre sich vom Christentum abwendet, strebt K. entschieden nach diesem hin. Nach seiner Auffassung (sagt Winkel Horn) ist das Christentum das Paradoxe, d. h. das, objektiv betrachtet, Absurde, welches nur für das religiöse Bewußtsein Gültigkeit erlangt, dem Verstand ein Ärgernis, für den Glauben ein Gegenstand der Leidenschaft ist. Das Leben im Glauben ist ihm daher ausschließlich eine Vereinbarung zwischen Gott und das erstere herausgestoßen wird, das wirkliche Christentum ist Versagung der Welt«. In seinem Flugblatt »Öjeblikket« (»Der Augenblick«, Kopenh. 1855), der letzten seiner Schriften, stieg die Bitterkeit, mit der er den Kampf gegen jenes offizielle Christentum führte, aufs höchste. Alle Werke Kierkegaards zeichnen sich aus durch die feinste und geistvollste Dialektik, verbunden mit leidenschaftlicher Begeisterung für Aufrechterhaltung des Christentums als »Evangelium des Leidens«. Seine Sprache ist edel, voll dichterischen Schwunges und von hinreißender Beredsamkeit, wenn auch nicht immer leicht verständlich. Auf seine Zeitgenossen und den Entwickelungsgang der dänisch-norwegischen Litteratur waren seine Schriften von mächtigem Einfluß, und in manchem Gemüt haben sie den Sinn für echte Religiosität geweckt. Eine Anzahl von Kierkegaards Schriften übersetzte Bärthold. Vgl. G. Brandes, Sören K. Ein litterarisches Charakterbild (Leipz. 1879), und folgende Schriften von Bärthold: »Noten zu S. Kierkegaards Lebensgeschichte« (Halle 1875), »Lessing und die objektive Wahrheit aus S. Kierkegaards Schriften zusammengestellt« (das. 1877), »Die Bedeutung der ästhetischen Schriften S. Kierkegaards« (das. 1879) und »S. Kierkegaards Persönlichkeit in ihrer Verwirklichung der Ideale« (Gütersl. 1886).

Kies, im allgemeinen s. v. w. Grand, kleinkörnige Flußgeschiebe, denen größere, vorzüglich aus Quarzbrocken oder Trümmern quarziger Gesteine bestehende, beigemengt sind; es ist hauptsächlich Seestrandkies und Lagerkies zu unterscheiden, letzterer ältere Strandbildungen repräsentierend. Die Fluß- und Bachkiese sind zumeist Lagerkiese, welche durch das Gerinne des Wassers bloßgelegt sind. In der Mineralogie heißen Kiese metallglänzende, härtere, spröde, meist gelbe, aber auch weiße und rötliche Schwefel-, Arsen- und Antimonmetalle von metallischem Habitus, wie Schwefelkies, Markasit, Arsenikkies, Haarkies (Millerit), Kobaltkies, Kupferkies, Magnetkies, Zinnkies, Fahlerz ꝛc. Petrefakten, deren Versteinerungsmittel ein solches Schwefelmetall, namentlich Schwefelkies, ist, heißen verkiest.

Kiesabbrände, die beim Rösten des Schwefelkieses in der Schwefelsäurefabrikation bleibenden Rückstände, bestehen im wesentlichen aus Eisenoxyd, enthalten aber in der Regel 4—5, bisweilen über 10 Proz. Schwefel, dazu oft Kupfer, Silber, Blei, Zink, Mangan, Thonerde ꝛc. Man benutzt sie teils zur Darstellung von Englischrot, häufiger und in größerer Menge zum Aufschütten von Wegen, auch zum Reinigen von Leuchtgas, zur Desinfektion von Abtrittsgruben, bei der Darstellung von Eisenvitriol zum Neutralisieren der Schwefelsäure, welche bei der Verwitterung der schwefelkieshaltigen, bituminösen Schiefer entsteht. Nach vollständigerer Entschwefelung werden die Abbrände auf Eisen verhüttet, und aus den kupfer-, silber- und zinkhaltigen Kiesen gewinnt man die genannten Metalle.

als Kieselsäureanhydrid SiO_2 (Quarz, Opal, Feuerstein etc.) und in Form kieselsaurer Salze (Silikate), welche die artenreichste Klasse der Mineralien bilden. Nächst Sauerstoff ist K. der Hauptbestandteil der Erdrinde. Aus Kaliumsiliciumfluorid wird K. durch Kalium als braunes amorphes Pulver abgeschieden, welches der Salpeter- und Schwefelsäure widersteht, beim Erhitzen an der Luft zu Kieselsäure verbrennt und sich unter Entwickelung von Wasserstoff in heißer Kalilauge und Flußsäure löst. Das Atomgewicht des Kiesels ist 28. Schmelzt man Kieselfluorkalium mit Zink und Natrium und behandelt das erhaltene Metall mit Salzsäure, so bleibt K. im diamantartigen Zustand ungelöst zurück. Es bildet dann grauschwarze, metallglänzende Kristalle, schmilzt in sehr hoher Temperatur, ist sehr widerstandsfähig, verbrennt nur langsam beim Erhitzen in Sauerstoff und gibt, wie die andern Modifikationen, mit schmelzendem kohlensauren Kali unter vollständiger Reduktion der Kohlensäure kieselsaures Kali. K. ist, wie Kohlenstoff, vierwertig; er bildet mit Sauerstoff Kieselsäureanhydrid SiO_2 und einige niedere Oxydationsstufen, verbindet sich direkt mit Chlor zu flüssigem Kieselchlorid (Siliciumchlorid) $SiCl_4$, welches stechend sauer riecht, an der Luft stark raucht und mit Wasser in Kieselsäure und Chlorwasserstoff zerfällt. K. verbindet sich auch direkt mit Schwefel, Stickstoff und einigen Metallen und bildet mit Wasserstoff farblosen, gasförmigen Kieselwasserstoff SiH_4, welcher sich in der Luft entzündet und mit weißer Flamme unter Bildung von Kieselsäureanhydrid verbrennt. K. besitzt, wie diese Verbindungen zeigen, große Ähnlichkeit mit Kohlenstoff, und diese Ähnlichkeit erstreckt sich so weit, daß man Verbindungen mit Wasserstoff und Sauerstoff darstellen konnte, welche vollständig den Kohlenstoffverbindungen entsprechen. K. wurde 1810 von Berzelius zuerst dargestellt.

Kiesel, Konrad, Maler, geb. 29. Nov. 1846 zu Düsseldorf, widmete sich anfangs in Berlin der Baukunst und dann bei Schaper der Bildhauerei. Nachdem er einige Statuetten und Büsten geschaffen, glaubte er in der Malerei das eigentliche Feld seines Schaffens gefunden zu haben und trat in das Atelier von F. Paulsen in Berlin ein, wo er den Grund zu seiner eleganten, glatten Färbung legte. Er vervollkommte sich dann weiter bei W. Sohn in Düsseldorf, van wo er später nach Berlin übersiedelte. Er wählt mit Vorliebe seine Motive aus dem Leben vornehmer Familien und kultiviert das elegante Salongenre, wobei er das Hauptgewicht auf oberflächliche Stoffmalerei legt. Seine Hauptbilder sind: Mutter und Kind, Auf dem Balkon, In der Bibliothek, Der Geburtstagsmorgen, Dame mit Tauben, Leidvoll, Atelierbesuch, Mandolinata.

Kieselbreccie, s. v. w. Quarzbrockenfels.

Kieseleinlagerungen. Bei den höhern Pflanzen wird Kieselsäure vorzugsweise in den Zellwandungen der Epidermis abgelagert, reich daran sind die Schachtelhalme, viele Gräser, die Blätter von Ficus Sycomorus, Deutzia scabra u. a. Durch Verkieselung wird die Stammoberfläche mancher Calamus-Arten so hart, daß sie am Stahl Funken gibt. Glüht man kieselhaltige Teile einer Pflanze auf einem Platinblech, sa bleibt ein zierliches Kieselsäureskelett in Form der ursprünglichen Zellen zurück. Unter den niedern Pflanzen sind besonders die Diatomeen (s. d.) durch ihren Kieselgehalt ausgezeichnet.

Kieseleisenstein, mit Kieselsäure verunreinigter Eisenstein, sei es Brauneisenstein (gelber und brauner K.) oder Roteisenerz (roter K.).

Kieselerde, s. Kieselsäure.

Kieselfluorid (Siliciumfluorid, Fluorkiesel, Fluorsilicium) $SiFl_4$, entsteht beim Erwärmen von Flußspat (Fluorcalcium) und Quarzsand (Kieselsäureanhydrid) mit konzentrierter Schwefelsäure, ist ein farbloses Gas, riecht und schmeckt stechend sauer, bildet an feuchter Luft dichte Nebel, wird unter einem Druck von 30 Atmosphären zu einer farblosen Flüssigkeit verdichtet, greift Glas nicht an, erträgt hohe Temperaturen und zerfällt mit Wasser in gallertartig sich ausscheidende Kieselsäure und Kieselfluorwasserstoffsäure oder Kieselflußsäure H_2SiFl_6. Zur Darstellung der Kieselfluorwasserstoffsäure leitet man das wie oben angegeben entwickelte K. in Wasser und läßt dabei die Mündung des Gasrohrs, damit es sich nicht verstopfe, in Quecksilber tauchen; ist die Flüssigkeit von der ausgeschiedenen Kieselsäure breiig geworden, so preßt man diese ab, leitet in die Lösung von neuem K. und fährt so bis zur gewünschten Konzentration fort. Beim Großbetrieb läßt man das K. in einen mit Ziegeln lose ausgesetzten Turm strömen, in welchem Wasser herabrieselt. Auch hat man K. in hochofenartigen Apparaten durch Erhitzen von Flußspat mit Sand und Kohlen dargestellt oder mit Kieselsäure gemengten Kryolith durch Schwefelsäure zersetzt. Man erhält eine farb- und geruchlose Flüssigkeit, die an der Luft raucht, sehr sauer schmeckt, Glas nicht angreift, bei einer bestimmten Konzentration aber in K. und Fluorwasserstoffsäure zerfällt und dann auch Glas ätzt. Mit der bei ihrer Darstellung ausgeschiedenen Kieselsäure verdampft, zersetzt sie sich rückwärts zu K. Den Gehalt der Säure bei verschiedenem spezifischen Gewicht zeigt die Tabelle:

Proz. H_2SiFl_6	Spez. Gewicht	Proz. H_2SiFl_6	Spez. Gewicht
34	1,3162	8	1,0661
30	1,2742	7	1,0576
25	1,2335	6	1,0491
20	1,1748	5	1,0407
15	1,1281	4	1,0324
11	1,0922	3	1,0242
10	1,0834	2	1,0160
9	1,0747	1	1,0080

Mit Basen bildet Kieselfluorwasserstoffsäure Salze (Kieselfluormetalle, Silikofluoride), welche meist in Wasser löslich und kristallisierbar sind. Die Verbindungen des Kaliums, Natriums, Lithiums, Baryums und Calciums sind gallertartig und schwer löslich. Man benutzt Kieselfluorwasserstoffsäure zur Abscheidung mancher Säuren aus ihren Kalisalzen, zur Darstellung von chlorsaurem Natron, auch als Surrogat der Weinsäure in der Färberei und Druckerei; sie eignet sich ferner zur Herstellung künstlicher Steine, zur Fixation der Farben in der Stereochromie, zum Weißsieden von Stecknadeln, zur Sodafabrikation direkt aus Kochsalz und zur Pottaschegewinnung aus Chlorkalium, zum Aufschließen der Knochen und Phosphorite etc. Diese Verwendbarkeit der Kieselfluorwasserstoffsäure ist um so beachtenswerter, als man die bei ihrer Darstellung sich abscheidende Kieselsäure zur Bereitung von Wasserglas, Zement, alaunfestem Ultramarin, zur Entkalkung des Rübensafts und zum Aufschließen des Kryoliths benutzen kann.

Kieselfluormetalle
Kieselfluorwasserstoffsäure } s. Kieselfluorid.
Kieselflußsäure

Kieselfossilien, in der Mineralogie älterer Name für die Kieselgesteine; in der Geologie auch Versteinerungen, welche in Kieselsäure (Feuerstein,

Chalcedon, Opal) umgewandelt sind (Feuersteinkerne der Muscheln, Seeigel 2c., verkieselte Hölzer).

Kieselgalmei, s. Galmei.

Kieselgesteine (Quarz- und Silikatgesteine), Gesteine, die aus Kieselsäureanhydrid SiO_2 (Quarz, Opal) oder aus Kieselsäuresalzen (Silikaten) gebildet sind (vgl. Gesteine).

Kieselgur (Kieselmehl, Bergmehl, Infusorienerde), im wesentlichen eine Anhäufung von Diatomeenpanzern, welche aus reiner Kieselsäure bestehen, bildet eine leichte, mehlartige, weiße, graue, bräunliche oder blaßgrüne Masse, fühlt sich mager, aber sanft an, knirscht zwischen den Zähnen, besitzt ein großes Wasseraufsaugungsvermögen, ist unschmelzbar, unverbrennlich und widersteht bei gewöhnlicher Temperatur den meisten Chemikalien. K. bildet oft beträchtliche Lager im Schwemmland und Braunkohlengebirge, das größte Lager findet sich bei Hützel in der Lüneburger Heide, sehr viel K. wird aber auch auf der Grube Oberhohe, nahe der Eisenbahnstation Unterlöß (unweit Celle), gewonnen. Die K. von Hützel ist weißlichgrau, weiß, schwarz, grün oder blau; sie wird nur an der Luft getrocknet und ist dann für viele Zwecke verwendbar, oft aber wird sie zunächst noch durch Schlämmen gereinigt. Außerdem findet sich K. am Vogelsberg in Hessen, bei Jastraba in Ungarn, Franzensbad in Böhmen, in Toscana, Schweden, Finnland, auch in der Weichselniederung und hier trichterförmig eingekeilt zwischen zwei Berghügeln als gelblichweiße, förmlich plastische Masse, welche sich leicht mittels eines Spatens ausstechen läßt. In 100 Teilen enthielten:

	Weiße Kieselgur	Grüne Kieselgur
	aus der Lüneburger Heide	
Wasser und Verlust / Organische Substanz	0,2	15,0
Eisenoxydul	1,0	2,6
Thonerde	1,0	1,9
Kalk	0,2	0,3
Magnesia	0,3	0,4
Kieselerde	97,3	79,8
Phosphorsäure	—	Spur

K. dient zur Darstellung von Dynamit, in der Ultramarin-, Anilin- und Alizarinfabrikation, namentlich auch zur Darstellung von Wasserglas. Steinkitt, Zement, hydraulischer Mörtel, künstliche Steine werden häufig unter Mitbenutzung von K. hergestellt. Man benutzt sie zur Schnellfiltration, zum Entwässern von Niederschlägen, zu Feuchtigkeit absorbierenden Unterlagen und Bandagen, als Ersatz der Filterpressen, zur Darstellung billiger Farben, da sie sich wie Baumwolle färben läßt. In der Papierfabrikation benutzt man K. als Füllmaterial, ebenso dient sie zur Darstellung von Siegellack, Guttapercha und Kautschukwaren, zu Feuerwerkskörpern, schwedischen Streichhölzern 2c. Mit Karbolsäure getränkte K. stellt man als Desinfektionsmittel in Arbeits- und Krankenzimmern und zur Vertilgung der Schimmelbildung in Kellern oder dumpfigen Räumen auf. Ebenso wird K. mit Brom getränkt (Bromum solidificatum). Sehr gute Dienste leistet K. zum Putzen von Metall [illegible] ten. Ferner dient K. zur Herstellung künstlicher Bimssteine und Schleifsteine, feuerfester Steine, leichter Ziegel und leichten Stucks, als Umhüllungsmaterial für Dampfleitungsröhren und Leitungskanäle für geschmolzenes Metall in Gießereien 2c. In der Landwirtschaft wurden auf Moorboden mit Kieselgurdüngung sehr günstige Resultate erzielt, da die leicht lösliche Kieselsäure den Graswuchs ungemein befördert. Auch der Gehalt mancher K. an phosphorsaurem Kalk wirkt sehr günstig. Zur Konsistentmachung von flüssigem Dünger hat K. ziemlich verbreitete Anwendung gefunden. Wolff hat nachgewiesen, daß die K. in der Landwirtschaft berufen ist, einer Luxuskonsumtion von Phosphorsäure vorzubeugen. Nach Berzelius werden in Schweden jährlich Hunderte von Wagenladungen solcher K. (Bergmehl) als Brotmehl und zwar mehr aus Liebhaberei als aus Not von den Landleuten verbraucht; auch in Finnland wird nicht selten Bergmehl dem Brot beigemengt. In Kriegszeiten (z. B. im Dreißigjährigen Krieg zu Kammin u. a. O. sowie noch 1719 und 1733 zu Wittenberg) hat solches Bergmehl mehrfach zur Sättigung dienen müssen.

Kieselholz, hartes Holz von Acacia-Arten aus Westindien 2c., wird als Nutzholz verwertet.

Kieselkalkstein, dichter, meist licht gefärbter, von Kieselsäure durchdrungener Kalkstein. Nicht selten bildet die Kieselsäure auch Adern und Knollen von Hornstein oder erscheint in Hohlräumen und Klüften als Hornstein, Chalcedon oder in Quarzkristallen. Oft ist sie dem Kalkstein so innig beigemengt, daß sie erst bei der Verwitterung als bimssteinartige Masse hervortritt, wie bei den Kieselkalken des nordischen Silur. Außerdem kommen Kieselkalksteine z. B. vor in der Trias- und Juraformation, im Tertiär.

Kieselkupfer, s. Kupfergrün.

Kieselmagnesit, s. Magnesit.

Kieselmalachit, s. v. w. Kupfergrün.

Kieselmehl, s. v. w. Kieselgur.

Kieselpflanzen, Pflanzen, die zu ihrem Gedeihen große Mengen von Kieselsäure bedürfen, wie die Gräser (also sämtliche Getreidearten), die Equisetaceen und Diatomeen.

Kieselpulver, s. Schießpulver.

Kieselsandstein, ein aus Quarzkörnern mit kieseligem Bindemittel gebildeter Sandstein.

Kieselsäure H_2SiO_3 findet sich gelöst in vielen Quellen, besonders reichlich (bis 0,5 Proz.) in den heißen Springquellen auf Island und Neuseeland. Man erhält reine K. durch Zersetzung von kieselsaurem Alkali mit einer Säure oder von Fluorkiesel mit Wasser, und zwar scheidet sich dabei der größte Teil der K. gallertartig aus, während nur eine kleine Menge gelöst bleibt. Die Gallerte löst sich in mehr als 1000 Teilen Wasser, wird aber, wie der Verdampfungsrückstand der Lösung, beim vollständigen Austrocknen unlöslich. Gießt man eine Lösung von kieselsaurem Natron in überschüssige verdünnte Salzsäure und bringt die Mischung auf den Dialysator, so entweichen das Chlornatrium und die überschüssige Salzsäure durch die Membran des Dialysators, und die Kieselsäurelösung kann über Schwefelsäure bis auf einen

Kristalle von Kieselsäureanhydrid (Quarz). Man kennt außer der Säure H_2SiO_3 noch mehrere Anhydrosäuren mit zwei und mehreren Atomen Kiesel (Polykieselsäure), und auf solche ist die Zusammensetzung vieler in der Natur vorkommender Kieselsäuresalze zurückzuführen. Beim Glühen der K. hinterbleibt stets Kieselsäureanhydrid, welches in hoher Temperatur kristallinisch wird. Gallertartige K. absorbiert mit großer Energie Farbstoffe aus deren Lösungen, und man kann z. B. Baumwolle, welche durch Wasserglaslösung und dann durch Säuren gezogen wurde, also mit K. gebeizt ist, frisch und echt mit Anilinfarben färben.

Kieselsäureanhydrid (Kieselerde, Siliciumoxyd) SiO_2 findet sich in der Natur kristallisiert als Quarz (nebst Varietäten), Tridymit und Asmanit und scheidet sich, wie erwähnt, bei nicht sehr hoher Temperatur aus Lösungen von K. aus; es löst sich nur in Flußsäure, bei einem Druck von 4—5 Atmosphären auch in Kalilauge, wird in sehr hoher Temperatur amorph, schmilzt vor dem Knallgasgebläse, läßt sich zu sehr dünnen, elastischen Fäden ausziehen, ist feuerbeständig, verflüchtigt sich aber in hoher Temperatur mit Wasserdämpfen und verdichtet sich wieder in Form eines zarten Schnees. Amorphes Kieselsäureanhydrid findet sich wasserhaltig als Opal, Kieselsinter, Polierschiefer, Tripel (mit kristallisierter K. innig gemengt im Chalcedon, Achat und Feuerstein), in den Pflanzen, besonders in den äußersten Zellen der Oberhaut, namentlich bei Gräsern, Schachtelhalmen, im Spanischen Rohr, in vielen Blättern, den äußersten Zellen der Baumrinde, der Kartoffelschalen, vieler Pflanzenhaare, in Vogelfedern, Seeschwämmen und in den Panzern der Diatomeen (Infusorienerde, Kieselgur) 2c. Es bildet glasige Massen, löst sich viel leichter in Flußsäure und Kalilauge als kristallisiertes Anhydrid, aber nicht in Wasser und andern Säuren und wird erhalten, wenn man die aus Salzen oder Fluorkiesel abgeschiedene gallertartige K. scharf trocknet und auswäscht. Das Präparat ist farb- und geschmacklos, fühlt sich rauh an, knirscht zwischen den Zähnen und verwandelt sich beim Erhitzen in Tridymit. Schmelzt man K. mit Salzen, so wird deren Säure ausgetrieben, und es entstehen Kieselsäuresalze (s. d.). K. findet vielfache Verwendung zur Darstellung von Glas, Porzellan, Wasserglas; die in der Natur vorkommenden Varietäten und der Bergkristall dienen als Schmucksteine, zu allerlei Utensilien (Reibschalen, Gewichten); auch die Infusorienerde wird mannigfach benutzt.

Kieselsäuresalze (Silikate) finden sich weitverbreitet im Mineralreich und entstehen bei Einwirkung von Kieselsäure auf die Basen, auch beim Erhitzen von Kieselsäure mit den Salzen der weniger feuerbeständigen Säuren, die unlöslichen auch durch Wechselzersetzung. In Wasser löslich sind nur die K. der Alkalimetalle, alle K. sind schmelzbar, einige aber nur bei sehr hoher Temperatur; sie erstarren kristallinisch oder glasig, und besonders die Doppelsilikate geben ausgezeichnete Gläser (Glas, Schlacke). Aus den löslichen wird die Kieselsäure durch stärkere Säuren als Gallerte abgeschieden; die unlöslichen werden zum Teil durch Kochen mit Säuren unter Abscheidung, während manche andre wasserhaltige Silikate nach dem Glühen durch Säuren leichter zersetzbar sind als vorher. Im allgemeinen werden die K. um so leichter zersetzt, je mehr die Basis in ihnen vorwaltet, und je mehr Wasser sie enthalten. Die K. erscheinen, gleichwie die Salze der meisten Säuren, in verschiedenen Sättigungsstufen. Ist Kieselsäure H_2SiO_3, so entsprechen die normalen Salze mit einwertigen Metallen der Formel R_2SiO_3, mit zweiwertigen Metallen der Formel $RSiO_3$, die mit sechswertigen Atomgruppen (R_2) der Formel $R_2Si_3O_9$. Diejenigen, in welchen mehr Si enthalten ist, heißen saure, die aber mit mehr R basische Salze. Es ergeben sich folgende Sättigungsstufen:

	Einwertige Elemente	Zweiwertige Elemente	Sechswertige Atomgruppen
Zweifachsaure K. (Quadrisilikate) . .	$R_2Si_2O_5$	RSi_2O_5	$R_2Si_6O_{15}$
Anderthalbfachsaure K. (Trisilikate) . .	$R_4Si_3O_8$	$R_2Si_3O_8$	$(R_2)_2Si_9O_{24}$
Normale K. (Bisilikate)	R_2SiO_3	$RSiO_3$	$R_2Si_3O_9$
Halbsilikate (Singulosilikate)	R_4SiO_4	R_2SiO_4	$(R_2)_2Si_3O_{12}$
Drittelsilikate . . .	R_6SiO_5	R_3SiO_5	R_2SiO_5

Von den künstlich dargestellten Kieselsäuresalzen ist das kieselsaure Bleioxyd (Bleisilikat), durch Zusammenschmelzen von Bleioxyd mit Kieselsäure erhalten, leichtflüssig und bildet mit kieselsaurem Alkali Bleiglas, Straß, Flüsse für Porzellan- und Glasmalerei 2c. Die K. des Eisens finden sich in Schlacken und ordinären Gläsern, welche sie grünlich, gelb oder braun färben. Kieselsaures Kali (Kaliumsilikat) ist Bestandteil zahlreicher Mineralien, entsteht beim Behandeln von Ätzkali mit Kieselsäure, auch beim Schmelzen der letztern mit kohlensaurem Kali 2c. Es reagiert alkalisch und wird durch Kohlensäure zersetzt. 3 Teile kohlensaures Kali geben, mit 1 Teil Quarz zusammengeschmolzen, ein Silikat, welches Feuchtigkeit anzieht und mit wenig Wasser eine sirupartige Lösung (Kieselfeuchtigkeit) liefert, die als Reagens dient. Ein kieselsäurereicheres Silikat ist das Kaliwasserglas. Kieselsaurer Kalk (Calciumsilikat) und kieselsaure Magnesia (Magnesiumsilikat) finden sich in vielen Mineralien, das Kalksilikat namentlich auch mit den Alkalisilikaten im gewöhnlichen Glas. Auch das kieselsaure Natron (Natriumsilikat) ist Bestandteil vieler Mineralien und des Glases und bildet außerdem das Natronwasserglas. Kieselsaure Thonerde (Aluminiumsilikat) findet sich in manchen Gläsern, in vielen Mineralien und tritt namentlich, wie die K. überhaupt, in zahlreichen Doppelsilikaten auf. Alle diese K. mit Ausnahme des Bleisalzes sind auch Bestandteile der bei hüttenmännischen Prozessen entstehenden Schlacken. Über die in der Natur vorkommenden K. s. Silikate.

Kieselschiefer (Lydit), dichtes Kieselgestein, ist unvollkommen schieferig, mit ebenem, flachmuscheligem, splitterigem, im großen schieferigem Bruch, grau, schwarz, selten rot oder braun, oft verschiedenfarbig gestreift, auch gefleckt, schimmernd, matt, besteht aus Quarz, mit Thonerde, Kalk, Eisenoxyd, Kohlenstoff

terigem Bruch, ist fast immer von Quarzadern und -Trümern durchzogen. Der K. erscheint namentlich als Lager im Glimmerschiefer, Thonschiefer und in silurischen und devonischen Grauwackeschiefern, im Vogtland, in Thüringen, im Harz ꝛc.

Kieselschwämme, s. Schwämme.

Kieselsinter (Kieseltuff, Sinteropal, Geisirit), ein Absatz von Kieselsäureanhydrid (Opal) aus heißen Quellen, derb, stalaktitisch, traubig, porös, zerfressen, als Überzug von Pflanzen und andern Gegenständen vorkommend, mit flachmuscheligem Bruch, der manchmal uneben oder zartfaserig wird, oft dünnschalig abgesondert, milch-, gräulich-, gelblich-, rötlichweiß, rötlich-, gelblich-, rauchgrau, auch wellenförmig gestreift, wenig glänzend bis matt, durchscheinend bis undurchsichtig. Varietäten sind: der weiße, schwach perlmutterglänzende, wasserfreie, traubige Perlsinter (Fiorit) von Santa Fiora bei Siena und der gemeine K. (Geisirit), wenig wachsglänzend, schimmernd bis matt, wasserhaltig. Ausgedehnt sind seine Ablagerungen durch die intermittierenden heißen Quellen, die sogen. Geiser, auf Island, auf den Azoren, in Kamtschatka, auf Neuseeland, am Yellowstone River im Nationalpark Nordamerikas (vgl. Geiser).

Kieselskelett, der vorwiegend aus Kieselsäure bestehende Rückstand kieselreicher Pflanzen nach Zerstörung aller organischen Substanz, an welchem die Gestalt der Zelle oft in allen Feinheiten der Struktur der Membran noch erkennbar ist, wie an den kieselreichen Epidermiszellen von Equisetum und besonders an den Zellen der Diatomeen, welche als vollständige Kieselpanzer fossil die Kieselgur bilden.

Kieseltuff, s. Kieselsinter.

Kieselzinkerz, s. Galmei.

Kieser, Dietrich Georg, Mediziner, geb. 24. Aug. 1779 zu Harburg, studierte in Göttingen und Würzburg und praktizierte von 1804 bis 1812 in Winsen und Northeim, ward dann Professor der Medizin in Jena, machte 1814 als Feldarzt den Feldzug mit und dirigierte 1815 als Oberarzt im preußischen Dienste die Kriegsspitäler in Lüttich und Versailles. Nach Jena zurückgekehrt, war er 1831—48 Vertreter der Universität am weimarischen Landtag, der ihn 1844—48 zu seinem Vizepräsidenten ernannte, als welcher er auch 1848 dem Frankfurter Vorparlament beiwohnte. Von 1831 bis 1847 dirigierte K. eine medizinisch-chirurgische und ophthalmologische Privatklinik, die er aber, 1846 zum Direktor der großherzoglichen Irren-, Heil- und Pfleganstalt ernannt, 1847 mit einer psychiatrischen Klinik vertauschte. Daneben begründete er auch eine Privatanstalt für Geisteskranke (Sophonisterium) und widmete von dieser Zeit an vorzugsweise den Geisteskrankheiten seine Thätigkeit. Auf diesem Gebiet gewann er große Bedeutung, während seine Neigung zur naturphilosophischen Richtung ihn zu manchen Irrtümern verleitete. Dies gilt besonders von seiner Stellung zum tierischen Magnetismus, dem das Werk »System des er die medizinische und naturwissenschaftliche Abteilung der »Neuen Jenaischen allgemeinen Litteraturzeitung«.

Kieserit, Mineral aus der Ordnung der Sulfate, kristallisiert monoklinisch, findet sich meist mikrokristallinisch, derb in körnigen bis dichten Aggregaten, er ist farblos, grau, gelblich, schimmernd, durchscheinend, wird an der Luft durch Aufnahme von Wasser trübe, Härte 3, spez. Gew. 2,57, besteht aus schwefelsaurer Magnesia $MgSO_4+H_2O$ und enthält etwas Chlormagnesium und Kochsalz eingeschlossen. Er findet sich in den Abraumsalzen von Staßfurt und bildet starke, mit Steinsalz wechselnde Lagen in einer 56 m mächtigen Schicht. Auch im Salzthon zu Hallstatt, bei Kalusz in Galizien und in den Mago Mines im Norden des Pandschab in Ostindien ist er gefunden worden. Die Produktion in Staßfurt betrug 1868: 27,327 Ztr., 1883 ca. 90,000 Ztr. Der K. löst sich langsam, aber vollständig und reichlich in Wasser, und aus dieser Lösung kristallisiert beim Verdampfen Bittersalz $MgSO_4+7H_2O$, von welchem er sich nur durch den Wassergehalt unterscheidet. Mischt man die Kieseritlösung mit einer Lösung von Kochsalz (Chlornatrium), so kristallisiert bei niederer Temperatur schwefelsaures Natron (Glaubersalz), und in der Lösung bleibt Chlormagnesium. Hierauf beruht die Benutzung von K. zur Darstellung von Bittersalz und Glaubersalz. Aus den Rückständen von der Verarbeitung der Abraumsalze auf Chlorkalium wird der K. durch einen Waschprozeß abgeschieden und in konische Formen gefüllt, in welchen er sehr schnell erhärtet, indem die Partikelchen Wasser chemisch binden und durch einen Kristallisationsprozeß zusammenwachsen. Diese Kieseritsteine enthalten etwa 60 Proz. schwefelsaure Magnesia; der Rest besteht aus Wasser (16—26 Proz.), Thon, schwefelsaurem Kalk und wenig Chlornatrium. Sie werden von Bittersalzfabriken, Appreturanstalten und Düngerfabriken benutzt und dienen auch zur Darstellung andrer Schwefelsäuresalze. Rührt man K. mit Ätzkalk und Wasser zu einem Brei an, so erstarrt die Masse und gibt nach starkem Glühen, Pulvern und abermaligem Anrühren mit Wasser eine marmorartige, sehr harte, polierbare Masse, die zur Darstellung von Ornamenten, Wandbekleidungen, Fußbodenplatten ꝛc. empfohlen worden ist.

Kieseritzky, Lionel, Schachspieler, geb. 1. Jan. 1806 in Livland, gest. 1853, spielte nach Saint-Amants Zeiten die Hauptrolle im Pariser Schachzirkel. Von ihm trägt eine vielgespielte Eröffnung den Namen K.-Gambit.

Kiesewetter, Raphael Georg, Musikhistoriker, geb. 29. Aug. 1773 zu Holleschau in Mähren, studierte zu Olmütz und Wien die Rechte und erhielt 1794 in der Kriegskanzlei der Reichsarmee unter Erzherzog Karl eine Anstellung. 1804 zum Hofkriegsrat nach Wien versetzt, wurde er 1807 zum Hofrat befördert und später mit dem Prädikat eines »Edlen von Wiesenbrunn« in den Adelstand erhoben. 1845 in den Ruhe-

vom frühen Mittelalter bis zur Erfindung des dramatischen Stils« (das. 1841); »Die Musik der Araber« (das. 1842); »Der neuen Aristoxener zerstreute Aufsätze über das Irrige der musikalischen Arithmetik und das Eitle ihrer Temperaturrechnungen« (das 1846), nebst einem Nachtrag: »Über die Oktave des Pythagoras« (Wien 1848). Seine reichhaltige Partiturensammlung, von der er 1847 einen Katalog veröffentlichte, hat K. der Wiener Hofbibliothek vermacht.

Kiesofen, s. v. w. Kiesbrenner.

Kiestein (Gravidin), das farblose Wölkchen, welches häufig nach 30—40 Stunden im Harn entsteht, allmählich an dessen Oberfläche steigt und ein Häutchen bildet. Das Auftreten dieses Häutchens galt irrtümlich als Zeichen der Schwangerschaft. Es besteht aus Vibrionen und phosphorsaurem Kalk und ist das Zeichen der beginnenden Zersetzung, welche jeder Harn beim Stehen an der Luft erleidet.

Kietz, Gustav, Bildhauer, geb. 26. März 1826 zu Leipzig, bildete sich unter Rietschel in Dresden, wo er noch gegenwärtig thätig ist. Nach seines Meisters Tod wurde ihm und Donndorf die Vollendung des Luther-Denkmals für Worms übertragen. Die erste größere monumentale Arbeit, welche K. nach eignem Entwurf selbständig ausführte, war das Denkmal des Nationalökonomen List für Reutlingen. Dann schuf er das Uhland-Denkmal in Tübingen, einige Reliefs für die Dresdener Sophienkirche, eine innig empfundene Madonna, welche in zahlreichen Abgüssen verbreitet ist, verschiedene lebensvolle Büsten, z. B. Richard Wagners und Ludwig Richters, und die Sandsteinfiguren des Faust und des Mephistopheles für das Hoftheater in Dresden. Naturwahrheit und liebevolle Durchbildung der Form zeichnen alle diese Arbeiten aus.

Kiew (besser Kijew, poln. Kijow), russ. Gouvernement, begreift den größten Teil der ehemaligen polnischen Ukraine und die Stadt K. mit ihrem Kreisgebiet in sich, grenzt im N. an das Gouvernement Minsk, im O. an Poltawa und Tschernigow, von denen es durch den Dnjepr geschieden wird, im S. an Podolien und Cherson und im W. an Wolhynien und Podolien und umfaßt 50,998,1 qkm (926 QM.). Das Land ist im allgemeinen flach; doch findet man malerische Punkte längs des Dnjepr, dessen Ufer an einigen Stellen gegen 50 m Höhe haben. Im Kreis von Tschigirin trennt sich eine Reihe Hügel vom Fluß und bildet, nordwestlich bis nach Podolien sich erstreckend, leichte Wellungen, während der südlichste Teil eine große Steppe ist. In geognostischer Hinsicht gehört der östliche Teil des Gebiets dem alttertiären (Eocän-) System an, während im westlichen plutonische Formationen zu Tage treten. In den Tertiärformationen finden sich schöne Lager von Lehm, Thon, Sandstein, Schleifstein, Eisen, Lignit und Torf. Der Boden besteht im südlichen Teil aus Schwarzerde, einer fast meterhohen Humusschicht, welche nach N. immer dünner wird und mit Lehm und Sand gemischt auftritt, bis sie im nördlichen Teil in reinen Sand und Lehm übergeht. Der bedeutendste Fluß ist der Dnjepr, der zwar nur die Grenzen berührt, zu dessen System aber die Flüsse, welche das Land bewässern, gehören. Berühmt sind die Kajetanowschen Quellen. Das Klima ist sehr trocken, namentlich im Sommer, der Winter kalt. Die Bevölkerung, zum allergrößten Teil aus Kleinrussen bestehend, betrug 1883: 2,162,735 Seelen (im Verhältnis zum Areal 42 auf 1 qkm); darunter ein beträchtlicher Prozentsatz Polen und Litauer sind. Dem Religionsbekenntnis nach gehören die Einwohner meist der griechisch-katholischen Kirche an, und nur ein kleiner Teil ist römisch-katholisch, jüdisch, protestantisch und Sektierer. Vom Areal kommen auf Ackerland 57 Proz., auf Wiesen 16, auf Wälder 20 und auf Unland 7 Proz. Die Jagd ist bei dem Reichtum an Wild nicht unbedeutend, weniger bedeutend die Fischerei. Das Pflanzenreich liefert in Fülle Roggen und Hafer, dann Weizen, Gerste, Runkelrüben, Hirse, türkischen und Buchweizen, Kartoffeln, Gemüse, Obst, Hanf und Lein. Die Ernte betrug 1884 pro Hektar der betreffenden Ackerfläche bei Roggen 13,8 hl, bei Winterweizen 14,7, bei Sommerweizen 9,6, bei Hafer 17,9, bei Kartoffeln 79,5 hl. In K. selbst gedeihen welsche Nüsse, Birnen, Kastanien, Wassermelonen, Melonen, Tabak und Kardendisteln sehr gut; in vielen Gärten findet man Maulbeerbäume in großer Üppigkeit. Der Viehstand belief sich 1883 auf 454,000 Stück Hornvieh, 866,000 Schafe, 373,000 Schweine und 283,000 Pferde (1861: 117,000, 1851: 112,000, woraus auf einen bedeutenden Aufschwung der Pferdezucht zu schließen ist). Jährlich finden 13 Pferdemärkte mit sehr bedeutendem Umsatz statt; die ansehnlichsten sind die von Berditschew und von Bjelaga Zerkowj. Die Viehzucht wird durch die fetten Weiden sehr begünstigt, und die in K. gezogenen ukrainischen Ochsen gehen in Masse nach dem Innern des Reichs bis nach Petersburg. Die Industrie ist in raschem Steigen begriffen. Während 1843 der Produktionswert aller Fabrikate sich auf 2½ Mill. Rubel belief, betrug derselbe 1859: 14¼ Mill. und 1883: 75 Mill. Rub. Die Zahl sämtlicher industriellen Etablissements war 1882: 594 mit 39,403 Arbeitern. Die erste Stelle nimmt die Runkelrübenzuckerfabrikation ein, welche in großartigem Maßstab betrieben wird, in der Kampagne 1883—84 in 68 Fabriken mit 22,868 Arbeitern für 47 Mill. Rub. In zweiter Linie steht die Branntweinbrennerei (14,8 Mill. Rub.); dann folgen Tabaksindustrie (2,4 Mill. Rub.), Getreidemüllerei (2,3 Mill. Rub.), Maschinenindustrie (1,9 Mill. Rub.), Gerbereien (1,5 Mill. Rub.). In geringerm Maß werden produziert: Seife, Talg, Wachs, Metallwaren, Watte, Papier, Öl, Fayence und Ziegelsteine. Die ukrainischen Bauern fertigen fast alle ihr Hausgerät sowie Boote, Wagen, Schlitten ꝛc. selbst und haben in Holzschnitzereien eine bewunderuswerte Fertigkeit. Der Handel befindet sich gänzlich in den Händen der sehr zahlreichen jüdischen Bevölkerung. Die wichtigsten Ausfuhrartikel sind Korn und Zucker. In den Städten werden jährlich Messen gehalten. Die Zahl aller Lehranstalten ist 1299, die aller Schüler 54,176; darunter eine Universität, 28 mittlere Lehranstalten mit 8134 Schülern, 1262 Elementarschulen mit 42,457 Schülern und 8 Fachschulen mit 1876 Lernenden. Die Eparchie von K. und Galitsch datiert von den Zeiten des heil. Wladimir her und war die erste Rußlands; die Diözese begreift 1421 Kirchen (1359 griechisch-katholische, 51 römisch-katholische, 9 der Sektierer und 2 lutherische), worunter 12 Kathedralen und 30 Klöster. Daneben gibt es 68 Synagogen und 268 jüdische Bethäuser. Das Gouvernement zerfällt in zwölf Kreise: Berditschew, Kanew, K., Lipowetz, Radomysl, Skwira, Swenigorodka, Taraschtscha, Tscherkassy, Tschigirin,

K. aus Teilen des jetzigen Kiewschen, Poltawaschen und Tschernigowschen Gouvernements gegründet; 1796 erhielt sie die jetzige Form.

Die gleichnamige **Hauptstadt** ist die alte Residenz der Großfürsten, eine der ältesten Städte Rußlands und die Wiege des Christentums daselbst. Sie liegt 200 m ü. M. am rechten Ufer des Dnjepr, über den eine großartige Kettenbrücke führt, und an den Eisenbahnen K.-Kursk und K.-Schmerinka (mit Anschluß nach Galizien und Odessa), auf 100—130 m sich erhebenden Anhöhen erbaut, und besteht eigentlich aus drei Teilen, die untereinander verbunden sind und den gemeinschaftlichen Namen K. führen. Der erste Teil, **Podol** genannt, liegt unmittelbar am Dnjepr auf einer Art Vorland, welches sich hier zwischen dem Wasser und dem steilen Ufer erstreckt. Hier hat sich der Handel konzentriert; zugleich bildet dieser Stadtteil den Übergang zu den zwölf Vorstädten. Über Podol auf der Höhe liegen **Altkiew** und **Petschersk**, welche durch den Kreschtschatik, die eleganteste Straße, miteinander verbunden sind. Petschersk ist der Stadtteil des Militärs und der Geistlichkeit, Altkiew der der administrativen Behörden und Beamten. Die bergige Lage und die gewaltigen goldenen Kuppeln der vielen Kirchen geben K. ein ungemein malerisches Ansehen. Im südlichen Teil von Petschersk liegt das berühmte Kloster gleichen Namens, das älteste Rußlands, welches schon sehr frühzeitig zum Schutz seiner Heiligtümer von Festungswerken umgeben war, und tief unter demselben das unterirdische sogen. **Höhlenkloster**, wo in weitverzweigten Gängen die zahlreichen Heiligen, jeder in einer besondern Nische, ruhen. Die Zahl der Pilger, welche jährlich dieses Kloster besuchen, läßt sich annähernd beurteilen, wenn man erwägt, daß im Logierhaus des Klosters 1882: 107,669 Pilger einkehrten. Das goldgedeckte Michaelskloster (1108 gegründet) liegt auf einem Berg und enthält ein 1825 vom Kaiser Nikolaus geschenktes, reich mit Brillanten verziertes Bild des Erzengels Michael, des Schutzpatrons der Stadt, und das silberne Grabmal der heil. Barbara. K. hat 67 Kirchen (60 griechisch-katholische, 5 römisch-katholische, eine lutherische und eine der Raskolniken), 7 Klöster und 4 jüdische Bethäuser. Die 1037 gegründete Kathedrale der heil. Sophia steht auf demselben Platz, wo Jaroslaw 1036 mit seinem Gefolge von Warägern und Nowgorodern über die Petschenegen siegte. Der mit reichem Mosaikschmuck bedeckte Altar ist sowohl durch die Reinheit der Ausarbeitung als durch seine Größe berühmt und nimmt drei ganze Stockwerke ein. Das Innere der Kirche stellt eine Art von Labyrinth dar, das aus Galerien, Scheidemauern, Säulen und Gewölben besteht; in den Zwischenräumen befinden sich die Gräber der Großfürsten sowie das Marmorgrab von Jaroslaw Wladimirowitsch. Die Kathedrale zur Himmelfahrt Mariä ward auf Kosten des Warägers Simon von vier Baumeistern aus Konstantinopel erbaut, welche in dem Fundament die von dort mitgebrach-

Die Zahl der Einwohner betrug 1884: 127,251, wovon 77,18 Proz. Rechtgläubige, 10,55 Proz. Juden, 8,18 Proz. Katholiken, 2,15 Proz. Protestanten waren. Während des Jahrs 1882 hat sich die inzwischen sehr gestiegene jüdische Bevölkerung durch die Ausweisung von 13,728 Personen auf 11,200 vermindert. Von der Gesamtbevölkerung gehören 56,47 Proz. dem männlichen, 43,53 Proz. dem weiblichen Geschlecht an. Auf industriellem Gebiet ragen Lohgerbereien und Talglichtefabriken hervor; auch hat K. eine Anstalt zur Bereitung künstlicher Mineralwässer. Der Handel ist beträchtlich. K. hat eine Börse und Bankinstitute, unter welchen eine Agrarbank (auf Aktien), die mit einem Grundkapital von 2,570,850 Rubel 1883 für 26,090,000 Rub. Pfandbriefe emittiert hat. Berühmt ist der Kreschtschenskische Jahrmarkt, der vom 15. Jan. bis 1. Febr. abgehalten wird. K. hat ein Krankenhaus, ein Findelhaus, verschiedene Wohlthätigkeitsanstalten. Die 1833 aus Wilna hierher übergeführte Wladimir-Universität ist sehr reich ausgestattet, hat wertvolle Sammlungen, ein schönes physikalisches Kabinett, ein Anatomikum und einen bedeutenden meteorologischen Apparat nebst botanischem Garten. Das zoologische Kabinett enthält namentlich eine schöne Sammlung von Steppensäugetieren. Sie hat eine historisch-philologische, eine juristische, eine mathematische und eine medizinische Fakultät und zählte 1883: 1700 Studierende. Zwölf Buchhandlungen unterstützen die Bildungsbestrebungen. K. hat außer der Universität 56 Lehranstalten mit 10,761 Schülern, nämlich 34 Elementarschulen mit 2521 Schülern, 16 mittlere Schulen mit 6556 Schülern und 6 Spezialschulen mit 1674 Lernenden. Unter den letztern befinden sich eine Infanteriejunkerschule, 2 Priesterseminare, 2 Feldscherschulen, eine Handwerkerschule. Unter den mittlern Lehranstalten sind 4 Gymnasien, ein Progymnasium, ein Militärgymnasium, eine Realschule und 2 Pfarrschulen für die männliche, 5 Gymnasien (darunter 2 private), ein Fräuleininstitut und eine Pfarrschule für die weibliche Jugend. K. ist Sitz eines Metropoliten, eines Generalgouverneurs und des Kommandos des 12. Armeekorps sowie eines deutschen Berufskonsuls.

K., der Sage nach schon vor Christi Geburt von Griechen und Skythen, nach andern 430 n. Chr. von Slawen gegründet, war in der vorchristlichen Zeit Hauptsitz des altslawischen Götzendienstes. 862 gründeten die warägo-russischen Fürsten Askold und Dir das **Fürstentum K.** Schon um das J. 882 war K. die Hauptstadt des russischen Reichs. Von 988 an, als Wladimir der Heilige hier die heidnischen Götzen beseitigte und das Christentum einführte, wurde K. für lange Zeit auch die geistliche Metropole Rußlands. Wie rasch K. danach aufgeblüht sein muß, kann man daraus schließen, daß alte Urkunden besagen, bei einer großen Feuersbrunst 1124 seien allein 600 Kirchen abgebrannt. 1169 ward K. von dem Großfürsten Andrej Bogoljubskij erobert und hörte seitdem auf, Hauptstadt des russischen Reichs

gungen, welche schon Peter d. Gr. 1706 zu bauen anfing, bestehen aus einer Citadelle mit mehreren Lünetten und einer etwas über 6 km langen Linie besonderer Befestigungen, bombenfesten Kasernen und ebensolchem Hospital, die mit dem andern Ufer durch eine eiserne und eine Kettenbrücke verbunden sind. Nach N. erstrecken sich große Wälder und Sümpfe, die für ein größeres Armeekorps unpassierbar sind, so daß K. ein wichtiger strategischer Punkt ist. Außerdem dient es als Hauptstapelplatz für Kriegsmaterial, Vorräte, Zeughäuser ꝛc. In K. rastete Katharina II. mehrere Wochen auf ihrer berühmten Reise in die Krim 1787.

Kiffhäuser, Berg, s. Kyffhäuser.

Kilar (türk., »Keller«), der Ort, wo die Getränke des Sultans bereitet und aufbewahrt werden.

Kilardschi Baschi (türk.), der Oberschenk am Hof des Sultans, mit der Aufsicht über den Kilar (s. d.).

Kilarket-Muda, der Beamte am türkischen Hof, welcher die Aufsicht über die Köche führt.

Kilauea, Vulkan auf der Ostküste der Insel Hawai, eigentlich nur ein durch wiederholte Einstürze der Bergkruste gebildetes, 200 m tiefes Becken, welches von steilen Lavabänken umschlossen und zum Teil von häufig ihre Stelle wechselnden Lavaseen erfüllt wird. Die Thätigkeit des K. ist eine außerordentliche, doch ist ein Austreten von Lavaströmen über die Wände seit langer Zeit nicht mehr vorgekommen. Merkwürdig sind die haarförmigen Schlacken, Peles Haar genannt, entstanden durch massenhaft aufsteigende, mit zäher Lava umhüllte Wasserbläschen. Seit einigen Jahren ist der K. Ziel zahlreicher Touristen geworden, daher an seinem Ostrand bereits ein Wirtshaus, das Volcano House, entstanden ist.

Kilch, Fisch, s. Renke.

Kildare (spr. -dehr), Binnengrafschaft in der irischen Provinz Leinster, 1693 qkm (30,75 QM.) groß mit 1851: 95,723, 1881: 75,804 Einw. (wovon 87 Proz. Katholiken). K. bildet einen Teil der Zentralebene Irlands und wird vom Liffey und dem Barrow bewässert und vom Grand und Royal Canal durchschnitten. Den Nordosten nimmt das große Torfmoor (bog) von Allen ein. Vom Areal kommen 29 Proz. auf Ackerland, 56 Proz. auf Weiden, 1,7 Proz. auf Wald und 0,2 Proz. auf Gewässer. Haupterwerbszweige sind Ackerbau und Viehzucht, besonders Schaf- und Rinderzucht. Viehstand 1880: 13,797 Pferde, 92,249 Rinder, 117,770 Schafe, 12,936 Schweine. In industrieller Hinsicht ist nur Flachsfabrikation zu erwähnen. Hauptstadt ist jetzt Naas.

Kildare (spr. -dehr), ehemals eine bedeutende Stadt in der gleichnamigen irischen Grafschaft, jetzt mit nur 2091 Einw., den Ruinen einer Kathedrale und einer Abtei und einem 40 m hohen Rundturm, liegt inmitten des Curragh (s. d.) von K.

Kilderkin, engl. Biermaß, = 0,33 Hogshead = 2 Firkin.

Kilei, türk. Bezeichnung für Hektoliter.

Kilia, der nördlichste Mündungsarm der Donau (s. d., S. 54). An demselben liegt die zu Russisch-Bessarabien gehörige Stadt K. mit Flußhafen, lebhaftem Handel und Fischerei und (1881) 9079 Einw. Dieselbe wurde 15. Okt. 1790 von den Russen ein-

er um 690 zu Würzburg predigte, nach der Legende aber, da er die Ehe des von ihm getauften Herzogs Gozbert mit seines Bruders Witwe für blutschänderisch erklärte, samt seinen Gefährten ermordet wurde. Würzburg verehrt ihn als seinen ersten Bischof; sein Tag ist der 8. Juli.

Kilian, 1) Kupferstecherfamilie zu Augsburg, welche zahlreiche Arbeiten meist handwerksmäßiger Art lieferte. Lukas, geb. 1579 zu Augsburg, gest. 1637 daselbst, war Schüler von D. Custos, bildete sich in Venedig weiter aus und stach meist nach italienischen Malern. Sein Bruder Wolfgang, geb. 1581 zu Augsburg, gest. 1662 daselbst, bildete sich ebenfalls in Italien und stach nach venezianischen Meistern, malte daneben aber auch zahlreiche Porträte. Der bedeutendste der Familie ist Wolfgangs Sohn Bartholomäus, geb. 1630 zu Augsburg, gest. 1696 daselbst, der bei dem Vater, dann bei Merian und Poilly lernte. Er war einer der besten Stecher seiner Zeit, namentlich in Porträten, in welchen er Kraft, malerische Weichheit und sorgfältige Behandlung vereinigte. Auch sein Bruder Philipp, geb. 1628 zu Augsburg, gest. 1693 daselbst, war ein guter Stecher. Der späteste der Familie ist Philipp Andreas, geb. 1714 zu Augsburg. Er arbeitete namentlich für das Dresdener Galeriewerk und unternahm den Stich einer Bilderbibel, die 130 biblische Darstellungen großer Meister im kleinen enthält. Er starb 1759.

2) Hermann Friedrich, Mediziner, geb. 5. Febr. 1800 zu Leipzig, studierte in Wilna, Leipzig, Würzburg, Göttingen und Edinburg, ward dann in Petersburg Prosessoradjunkt der Chemie, später der Physiologie und Pathologie an der medizinischen Akademie und Arzt am Artilleriehospital. 1828 folgte er einem Ruf als Professor der Geburtshilfe nach Bonn. Er starb 7. Aug. 1863 im Bad Liebenstein. K. lieferte sehr sorgfältige Untersuchungen über das Wesen der Knochenerweichung (Osteomalacie, von K. Halisteresis genannt) und die dadurch entstandenen Deformitäten des weiblichen Beckens; auch ist das durch sogen. Wirbelschiebung (Dislokation des letzten Lendenwirbels nach vorn) verunstaltete und verengerte Becken durch ihn zuerst bekannt geworden. Er schrieb: »Beiträge zu einer genauern Kenntnis der allgemeinen Knochenerweichung der Frauen« (Bonn 1829); »Die Operationslehre für Geburtshelfer« (das. 1834 bis 1835, 2 Tle.; 2. Aufl. 1842—56); »Die Geburtslehre« (Frankf. 1839—42; 2. Aufl. 1847—52, 3 Bde.); »Schilderung neuer Beckenformen« (Mannh. 1854); »Das halisteretische Becken in seiner Weichheit und Dehnbarkeit während der Geburt« (Bonn 1857).

Kiliar (franz. kiliare) = 1000 Ar, wofür gewöhnlich 10 Hektar gesagt wird.

Kilidsch-Arslan, 1) K. I., Sohn Solimans, Sultan der Seldschukken von Ikonion (Kunije) seit 1086, wurde 1097 beim Versuch, Nikäa zu entsetzen, von den Kreuzfahrern geschlagen und erlitt noch eine zweite Niederlage im Juli bei Doryläon. Er starb 1107.

2) K. II., seit 1155 Sultan, schloß mit Friedrich I., Rotbart, 1189 ein Bündnis und versprach freien Durchzug und Lieferung von Lebensmitteln für dessen Kreuzheer, wurde aber von einem seiner Söhne,

durch das Amanosgebirge (Gjaur Dagh) getrennt, im W. und N. vom Taurus begrenzt war und mit Isaurien, Lykaonien und Kappadokien durch Gebirgspässe zusammenhing, darunter die berühmten Pylae Ciliciae zwischen Tyana und Tarsos, durch welche Alexander d. Gr. aus Kappadokien eindrang. Der Natur des Bodens nach zerfiel es in das ebene K. (Cilicia Pedias), die damals dicht bevölkerte und äußerst fruchtbare (jetzt versumpfte und dünn bewohnte) Küstenlandschaft, und das gebirgige K. (Cilicia Trachea) im W., das, von vielen Zweigen des Taurus durchzogen, namentlich für die berühmten kilikischen Ziegen gute Weideplätze darbot und später wegen seines vortrefflichen Schiffbauholzes lange ein Zankapfel zwischen den Seleukiden und Ptolemäern war, bis es von Antiochos d. Gr. erobert wurde. Die bedeutendsten Gebirgsströme waren außer dem eben genannten der Pyramos (Dschihan), Saros (Seihan) und Kalykadnos (Göksu). K. war in sehr früher Zeit eine assyrische Provinz, dann (seit 607 v. Chr.) unter der Dynastie des Syennesis selbständig, dessen Nachfolger später als Vasallen der Perser erscheinen. Nach mannigfachem Wechsel der Herrschaft zwischen einheimischen Fürsten, persischen Satrapen, makedonischen, syrischen und ägyptischen Königen und zuletzt Mithridates und Tigranes wurde K. durch Pompejus, welcher die furchtbar gewordenen kilikischen Seeräuber besiegte, in seinem östlichen Teil eine römische Provinz, während die Bewohner des Hochlandes noch lange Zeit ihre Unabhängigkeit behaupteten. Der Volkscharakter der Kiliker (ihrem Stamm nach Semiten vom aramäischen Zweig) stand bei den Griechen in sehr üblem Ruf. Hauptstadt des Landes war Tarsos, andre namhafte Orte: Issos, Seleukia, Selinus oder Trajanopolis (Selindi), Adana ꝛc. Vgl. Preuß, De Cilicia Romanorum provincia (Königsb. 1859); Hartung, De Ciliciae Romanorum provinciae origine (Halle 1869).

Kilim (v. pers. gilim), Name wollener Teppiche orientalischen Charakters, welche in Hautelisse- (Gobelin-) Technik hergestellt sind. Sie werden in Südrußland, Ruthenien, Bulgarien und Kurdistan verfertigt und sind neuerdings auch im übrigen Europa Mode geworden. Sie sind meist Erzeugnisse der Hausindustrie.

Kilima Ndscharo, große, isolierte vulkanische Bergmasse in Ostafrika, unter 3° 6' südl. Br. und 35° 3' östl. L. v. Gr., im Gebiet der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, etwa 300 km westlich vom Hafen Mombas, gelegen. Der K. bezeichnet das Südende der großen Erhebungslinie, welche im N. mit dem Bergriesen Kenia (s. d.) abschließt. Er besteht aus zwei domförmigen, durch eine Einsenkung voneinander getrennten Gipfeln, einem höhern westlichen, dem Kibo, und einem etwas niedrigern östlichen, dem Kimawendsi, und wurde zuerst 1848 von Krapf und Rebmann von fern gesehen. Ihr letztere hielt sich längere Zeit an seinem Abhang in der Landschaft Dschagga auf. Nach Thomsons Berechnung ist der Kibo 5746, der Kimawendsi 4944 m hoch; Johnston fand den Kibo, auf welchem er bis zu 4940 m Höhe empordrang, 5730 m hoch. Vgl. v. d. Decken, Reisen in Ostafrika (Leipz. 1869, 2 Bde.); Thomson, Durch Massailand (deutsch, das. 1884); Johnston, Der K., Forschungsreise im östlichen Äquatorialafrika (deutsch, das. 1886); Zühlke, Die Erwerbung des K.-Gebiets (Berl. 1886).

Kilimane, s. Quillimane.

Kilkenny, Binnengrafschaft in der irischen Provinz Leinster, 2063 qkm (37,5 QM.) groß mit 1851: 158,748, 1881 nur 99,531 Einw. (davon 95 Proz. katholisch, 10 Proz. sprechen noch irisch). Der Suir bildet die Südgrenze, der Barrow die Ostgrenze, während der letzterm tributäre Nore die Mitte der Grafschaft durchströmt. Das Land ist meist eben und fruchtbar; die höchste Erhebung bildet der Brandon Hill (517 m) nahe der Ostgrenze. Vom Areal sind 31 Proz. Ackerland, 57 Proz. Weiden, 2 Proz. Wald. An Vieh zählte man 1881: 16,933 Pferde, 120,604 Rinder, 85,393 Schafe, 39,777 Schweine. Das Mineralreich liefert schlechte Steinkohlen (bei Castle Comer), Eisenerz, Marmor und vorzügliche Bausteine. Die Industrie beschränkt sich auf etwas Wollwarenfabrikation. — Die gleichnamige Hauptstadt der Grafschaft, am Nore, zerfällt in zwei Teile: die eigentliche Stadt, um das auf einem 12 m hohen Felsen am Flusse stehende Schloß des Marquis von Ormonde (mit Gemäldegalerie) gelegen, und die Irishtown (mit der Kathedrale), von jener durch den Bach Bregah getrennt. K. hat ein katholisches College, 2 lateinische Schulen, einen Gerichtshof, ein Stadthaus, ein Gefängnis, eine Kaserne, ein Arbeits- und ein Krankenhaus, unbedeutende Industrie (Wollzeug- und Stärkefabrikation, Marmorschleiferei) und (1881) 12,299 Einw. Stadt und Umgegend sind reich an Ruinen von Kirchen, »runden Türmen« u. dgl. K. ist Sitz der protestantischen und katholischen Bischöfe von Ossory.

Killala (spr. killälä), Hafenstädtchen in der irischen Grafschaft Mayo, am Einfluß des Moy in die gleichnamige Bucht, früher Sitz eines Bischofs, mit Kathedrale und (1881) 700 Einw. Hier landeten 22. Aug. 1798 die Franzosen und marschierten unter General Humbert nach Castlebar (s. d.), wo sie die irische Republik proklamierten.

Killaloe (spr. killälo), Städtchen in der irischen Grafschaft Clare, am Ausfluß des Shannon aus dem Lough Derg, Sitz eines katholischen und eines protestantischen Bischofs, hat eine Kathedrale (1160 gegründet), berühmten Lachs- und Forellenfang, Marmorbrüche, lebhaften Verkehr und (1881) 1112 Einw.

Killarney (spr. killärni), Stadt in der irischen Grafschaft Kerry, östlich in der Nähe der Seen von K., ist Sitz eines kath. Bischofs, hat ein Priesterseminar, Besserungsanstalt, Arbeitshaus, Irrenhaus und (1881)

der Besucher auf Ruinen alter Burgen oder kirchlicher Bauten. Die Seen haben durch den Laune Abfluß nach der Dinglebai.

Kille, enge Durchfahrt zwischen zwei Sandbänken.

Killen, das Hin- und Herschlagen der Segel, welches eintritt, wenn der Wind ihrer Fläche parallel steht. Kommt derselbe mehr von hinten, so »füllt« er die Segel; kommt er mehr von vorn, so »legt er sie back«.

Killiecrankie (spr. killikränki), berühmter Engpaß in Perthshire (Schottland), am Garry, wo die Hochländer 27. Juli 1689 die vom General Mackay geführten englischen Truppen schlugen.

Killis, Stadt im asiatisch-türk. Wilajet Aleppo, 60 km nördlich von Aleppo, mit trefflichen Ölbaumpflanzungen, Bazaren u. 6000 meist arab. Einwohnern (darunter viele Büchsenmacher und Schmiede und eine kleine armenisch-evang. Gemeinde).

Kilmainham (spr. killmehnhem), westliche Vorstadt von Dublin (s. d.), mit Invalidenhaus und großem Gefängnis.

Kilmarnock, Binnenstadt im nördlichen Ayrshire (Schottland), am Irvine, hat eine Stadtbibliothek, eine gelehrte Gesellschaft, ein Gymnasium (Academy), ein Institut für Handwerker (mit Zeichenschule), bedeutende Fabrikation von Teppichen, Shawls, Stiefeln und Kappen und (1881) 25,844 Einw. Im Stadtpark ein Denkmal zur Erinnerung an Burns.

Kilmore (spr. killmohr), Bistum in Irland, 1454 gegründet, genannt nach dem Dörfchen K., 5 km südwestlich von Cavan, wo der bischöfliche Palast und die Kathedrale liegen.

Kiln, Kiesbrenner, Ofen zum Rösten des Schwefelkieses; s. Schwefelsäure.

Kilo, Bestimmungswort im metrischen Maß- und Gewichtssystem, je 1000 (griech. chilioi) Maßeinheiten bezeichnend, z. B. Kilogramm = 1000 g, Kilometer = 1000 m; auch speziell Abkürzung für Kilogramm.

Kiló (Killow), Getreidemaß im türk. Reich; in Konstantinopel = 35,266 - 37,17 Lit., in Smyrna 1½mal, Burgos zwei-, Salonichi vier-, Rustschuk sechs-, Bulgarien achtmal soviel wie das K. von Konstantinopel. Das walachische K. = 681 L., die moldauische Kilá = 435 L., das Keléh von Alexandria = 23 L.

Kiloa, afrikan. Stadt, s. Quiloa.

Kilogramm (abgek. kg) = 1000 g.

Kilogrammometer (Kilogrammmeter), s. Arbeit, S. 746, und Fußpfund.

Kilograph (griech., »Tausendschreiber«), ein dem Hektograph (s. d.) ähnlicher Vervielfältigungsapparat.

Kiloliter, Flüssigkeitsmaß, = 1000 Lit.

Kilometer (abgek. km), Wegmaß, = 1000 m. 1 km = 3186,2 rhein. Fuß = 3078,4 Par. Fuß = 3280,9 engl. Fuß = 0,1347 geogr. Meile. 1 Wegstunde = 5 km. Im Eisenbahnwesen Zugkilometer, das von einem Eisenbahnzug beliebiger Art zurückgelegte K. Bahnlänge; Nutzkilometer, das vor Zügen oder zum Schieben derselben von Lokomotiven zurückgelegte K. Bahnlänge; Leerfahrtkilometer, das von Lokomotiven allein auf freier Strecke oder kalt in Zügen zurückgelegte K. Bahnlänge; Lokomotivkilometer, das von einer Lokomotive vor Zügen oder leer zurückgelegte K. Bahnlänge. Eine Stunde Rangierdienst der Lokomotive = 10 km Lokomotivfahrt. Bruttotonnenkilometer, die in den Zügen geförderte Gesamtlast einschließlich des Gewichts der Fahrzeuge, multipliziert mit der Zahl der K. Bahnlänge, auf welcher dieselbe transportiert worden ist. Taratonnenkilometer, das Produkt aus dem Eigengewicht der Wagen und der zurückgelegten Transportstrecke. Ideelles Belastungskilometer, die Summe der von einer als Einheit geltenden Bruttowagenbelastung zurückgelegten Bahnkilometer.

Kilrush (spr. killrösch), Seestadt in der irischen Grafschaft Clare, am untern Shannon, mit von der Scatteryinsel geschütztem Hafen, Fisch- und Torfhandel, Seebad und (1881) 3805 Einw.

Kilsyth (spr. killßäith), Stadt in Stirlingshire (Schottland), 20 km nordöstlich von Glasgow, hat Handstuhlweberei und (1881) 5405 Einw. Hier soll in Schottland die Kartoffel zuerst angebaut worden sein.

Kilt, Schurz der Bergschotten, den sie statt der Hosen tragen.

Kilte, Pflanzengattung, s. v. w. Hesperis.

Kiltgang (Kilpgang, von kilten, »jemand einen Abendbesuch machen«), in der Schweiz (besonders in den Kantonen Bern und Aargau) der Brauch der Burschen, des Nachts zu ihren Mädchen durch das Fenster einzusteigen und bis gegen Morgen bei ihnen zu verweilen (fensterln). Diese nächtlichen Besuche, welche je nach der lokalen Sitte an bestimmte Wochentage oder auch an gewisse Festzeiten gebunden sind, verstehen sich von selbst, wenn der Bursche bei der Brautschau nicht sofort von dem Mädchen oder den Eltern zurückgewiesen wurde. Die Verlobung gilt erst als vollgültig, wenn bereits zu Kilt gegangen ist. Stehen unverheiratete Leute gemeinschaftlich zu Gevatter, so ist der Mann durch die Sitte verpflichtet, bei seiner Mitgevatterin zu Kilt zu gehen. Bei der Wahl der Gevattern wird selbstverständlich hierauf Rücksicht genommen.

Kilwa, See in Ostafrika, s. Schilwa.

Kilwinning, Stadt in Ayrshire (Schottland), am Garnock, mit (1881) 3469 Einw. Dabei die Eglintoneisenwerke und die Ruinen der berühmten, 1140 gegründeten St. Winningablei, welche für die Wiege der schottischen Freimaurerei gilt.

Kimberley, 1) Hauptstadt der gleichnamigen Division des West-Griqualandes und der brit. Kapkolonie, nahe der Grenze des Oranjefreistaats, Endstation der Eisenbahnlinie Kapstadt-K., mit (1881) 13,590 Einw., davon 6485 Weiße (meist Buren), im übrigen Kaffern und Hottentoten. Die Stadt verdankt ihre Entstehung der Entdeckung reicher Diamantgruben im J. 1870; von den vier jetzt bearbeiteten großen Gruben gehören die K. und Old de Beers genannten (1881 auf 2,850,000, resp. 2,065,551 Pfd. Sterl. Wert geschätzt) der Regierung der Kolonie, dagegen Du Toitspan und Bultfontein (zusammen auf 10 Mill. Pfd. Sterl. geschätzt) einer englischen Gesellschaft. Der Wert der 1872—85 allein durch das Postamt zu K. nach Europa versandten Diamanten beträgt 38,680,522 Pfd. Sterl.; 1883 waren in den Gruben 2520 Arbeiter (420 Europäer und 2100 Hottentoten und Kaffern) beschäftigt. Eine 30 km lange Leitung versorgt gegenwärtig die früher unter Wassermangel leidende Stadt. K. ist Sitz eines deutschen Konsuls. — 2) Distrikt der britisch-austral. Kolonie Westaustralien, im nordöstlichen Teil derselben, zu beiden Seiten des Kingsundes und des in diesen mündenden Fitzroyflusses. Der westliche Teil hieß früher Dampierland. Das im O. von dem steil abfallenden Rande der König Leopold-Kette begrenzte Land ist teilweise von großer Fruchtbarkeit, namentlich hat es vortreffliche Weiden. Anfang 1884 entdeckte man in den Bergen Gold, worauf sofort Tausende von Goldgräbern aus den übrigen australischen Kolonien hierher zogen, von denen indes sehr viele enttäuscht zurückkehrten. Hauptort ist

Derby unweit der Mündung des Fitzroy in den Kingsund, mit gutem Hafen.

Kimberley (spr. kimmberli), John Wodehouse, Graf von, brit. Staatsmann, geb. 7. Jan. 1826, studierte in Oxford und folgte 1846 seinem Großvater als dritter Baron Wodehouse. Er wurde unter dem Ministerium Aberdeen 1852 Unterstaatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten und behielt dies Amt auch unter Palmerston bis 1856, in welchem Jahr er als britischer Botschafter nach Petersburg ging. 1858 zurückberufen, erhielt er in Palmerstons zweitem Ministerium seinen alten Posten wieder und behauptete ihn bis 1861. Im J. 1863 war er in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit mit einer speziellen Sendung an die nordischen Höfe beauftragt. In Lord Russells zweitem Ministerium war er vom Oktober 1864 bis Juli 1866 Lord-Statthalter von Irland, in Gladstones Ministerium vom Dezember 1868 bis Juli 1870 Siegelbewahrer, von da ab bis zum Februar 1874 Kolonialminister, welches Amt er im April 1880 in Gladstones zweitem Ministerium zum zweitenmal übernahm, aber 1882 mit dem Ministerium für Indien vertauschte. 1885 trat er mit Gladstone zurück. Zum Grafen von K. ward er bei seinem Rücktritt von der irischen Statthalterschaft 1866 erhoben.

Kimbern, Volk, s. Cimbern.

Kimchi, 1) Joseph, der erste jüd. Gelehrte, welcher in christlichen Ländern (Provence) eine hebräische Grammatik verfaßte (um 1150—70) und sich als Übersetzer und rationeller Schrifterklärer (Sprüche Salomonis, Hoheslied u. a.) Verdienste erwarb. Vgl. Bacher, J. K. et Aboulwalid (Par. 1883).

2) Moses, war in gleicher Weise wie der Vater, dem er an Gediegenheit nachstand, thätig. Verfasser einer hebräischen Grammatik, welche unter dem Titel: »Liber viarum linguae sanctae« (Par. 1520; mit lat. Übersetzung von Seb. Münster, Basel 1531; mit der Erklärung des Elias Levita und Noten von Konst. Lempereur, Leid. 1631 u. öfter) erschien, und synagogaler Gedichte.

3) David (abgekürzt Rdak, d. h. Rabbi David K.), der berühmteste Sproß der Familie K., als Grammatiker, Lexikograph und Exeget noch heute hochgeschätzt, geboren um 1160 zu Narbonne. Außer seinen Bibelerklärungen zur Genesis, Chronik, zu den Propheten und den Psalmen schrieb er eine Grammatik: »Michlol« (Vened. 1545, Leid. 1631 u. Fürth 1793), ein hebräisches Wörterbuch: »Sefer haschoraschim« (Wurzelwörterbuch), das nach ältern Drucken (Neapel 1490, Vened. 1529 u. 1552) von Lebrecht und Biesenthal (Berl. 1838—48, 2 Tle.) neu herausgegeben wurde. Neuerdings wurde eine kleine Schrift Kimchis unter dem Titel: »Et sofer«, welche über Massora und Accente handelt (Lyck 1864), und sein Psalmenkommentar von Schiller-Szinessy (Cambridge 1885) herausgegeben. Kimchis grammatisches System ward bekämpft von dem Katalonier Profiat Duran, genannt Efodi, um 1400 lebend. Vgl. Tauber, David K. als Grammatiker (Bresl. 1867).

Kimm (Kimmung), im Seewesen der sichtbare Horizont; die krumme Linie des Überganges vom Boden zu den Seiten des Schiffskörpers, welche auf den Außenplanken, bez. -Platten konvex und mittschiffs am meisten gekrümmt ist.

Kimme (in Österreich Grinsel), scharfe Vertiefung oder Erhöhung, besonders dreieckiger Einschnitt im Visier der Handfeuerwaffen und Geschütze, durch dessen untere scharfe Spitze über das Korn die Richtung genommen wird; s. Visier.

Kimmeridgeschichten, s. Juraformation.

Kimmerier (Cimmerii), fabelhaftes Volk, das Homer in den äußersten Westen am Ozean versetzt und ewig in Finsternis und Nebel eingehüllt sein läßt; daher kimmerische Finsternis. Die historischen K., ein nomadisches Reitervolk an der Nordküste des Schwarzen Meers, fielen, von Skythen aus ihren Sitzen vertrieben, zu Anfang des 7. Jahrh. v. Chr. in Kleinasien ein und plünderten um 650 Sardes, belagerten Ephesos und zerstörten Magnesia, bis sie durch Alyattes von Lydien aufgerieben wurden. Die Taurier auf der Krim sind wahrscheinlich sitzen gebliebene Reste der K.

Kimmerischer Bosporus, s. Bosporus.

Kimmstück, s. Schiff.

Kimmtiefe, der Winkel, um welchen das über den Meereshorizont erhöhte Auge die Höhe eines Gestirns zu hoch mißt.

Kimmung, s. Luftspiegelung; auch s. v. w. Kimm.

Kimolos (bei den Seefahrern Argentiera), eine der Kykladen, zur Eparchie Milos gehörig, zwischen Milos und Siphnos gelegen, meist kahl, ohne Quellen und wenig angebaut, 42 qkm groß mit (1879) 1337 Einw. Berühmt ist die kimolische Erde, ein Seifenthon, der, wie im Altertum, noch heute zum Waschen, Walken und Baden benutzt wird. Auch trefflicher weißer Baustein wird ausgeführt, dagegen nicht mehr, wie im Mittelalter, Silber gefunden. Die Reste der antiken Stadt K. liegen auf einer heute von der Insel fast getrennten Klippe im SO.

Kimon, 1) Sohn des Stesagoras und Vater des Miltiades, ward unter Peisistratos aus Athen verbannt, dann zurückgerufen, aber von den auf seine in den Olympischen Spielen gewonnenen Siege eifersüchtigen Söhnen des Tyrannen ermordet.

2) Enkel des vorigen, Sohn des Miltiades und der thrakischen Fürstentochter Hegesipyle, einer der ausgezeichnetsten Feldherren und einflußreichsten Staatsmänner seiner Zeit. K. verlebte eine traurige Jugend, da sich wegen der Strafschuld von 50 Talenten, die sein Vater nicht bezahlen konnte, die Atimie auf ihn forterbte, bis er durch die Verbindung seiner Halbschwester Elpinike mit dem reichen Kallias die Summe erhielt. Aber das Unglück hatte ihn geläutert: er entsagte dem frühern leichtsinnigen Leben, und in den Kämpfen gegen Xerxes gelang es ihm, sich durch Beweise von Mut und kriegerischen Talenten die Achtung des Volkes und die Freundschaft des Aristeides, dem er durch Wahrheitsliebe und Rechtlichkeit verwandt war, zu erwerben. Beide wurden nach der Schlacht bei Mykale 479 v. Chr. an die Spitze der attischen Flotte gestellt und erwarben sich das Verdienst, die mit den Lakedämoniern unzufriedenen Bundesgenossen für Athen und damit diesem die Hegemonie zu gewinnen. K. brachte die Feste Eion in seine Gewalt, eroberte die durch Seeräuberei ihrer Bewohner berüchtigte Insel Skyros und brachte von da die Gebeine des Theseus nach Athen. 465 errang er den berühmten Doppelsieg am Eurymedon, indem er die Flotte und das Landheer der Perser vernichtete und auch noch eine zu Hilfe eilende phönikische Flotte zerstreute, eroberte den thrakischen Chersones und unterwarf 462 das 464 abgefallene Thasos wieder. Er stand nun im vollen Glanze seines Ruhms und war der mächtigste Mann in Athen seit Themistokles' Verbannung und Aristeides' Tod. Durch weise Mäßigung suchte er im Innern und nach außen Athens Macht zu kräftigen und den Bund mit den übrigen Hellenen, namentlich mit Sparta, aufrecht zu erhalten. Die demokratische Partei suchte ihn durch alle Mittel zu stürzen, indem sie ihn wegen

seines Verhaltens in Makedonien der Bestechung anklagte. Er wurde zwar freigesprochen, vermochte aber trotz seiner Popularität nicht zu hindern, daß die Volkspartei immer mehr erstarkte. Als bald darauf das auf Kimons Rat den Spartanern während des dritten Messenischen Kriegs zu Hilfe geschickte Heer von diesen zurückgewiesen wurde, gelang es seinen Gegnern, seine Verbannung auf zehn Jahre durchzusetzen (460). Kurz vor der Schlacht bei Tanagra (457) erschien er wieder, um in den Reihen seiner Landsleute mitzustreiten. Da man indes seine patriotische Absicht verdächtigte, verließ er das Heer; seine Freunde aber, von ihm zur Tapferkeit ermuntert, bewiesen durch ihre Aufopferung ihre Ergebenheit gegen das Vaterland. Dies und der unglückliche Ausgang der Schlacht, der den Wunsch nach Frieden mit Sparta immer lauter werden ließ, brachte eine Gesinnungsänderung zu gunsten Kimons hervor. Perikles selbst beantragte die Zurückberufung desselben. So kehrte er denn 454 nach Athen zurück und brachte 451 zwischen Athen und Sparta einen Waffenstillstand auf fünf Jahre zu stande. Kimons alleiniges Streben galt der Wiederherstellung der Ruhe in Griechenland, um die hellenischen Streitkräfte wieder zur Bekriegung der Perser verwenden zu können. Im Frühjahr 449 segelte er mit 140 Schiffen aus, um die Insel Kypros wiederzuerobern. Er schloß Kition ein, starb aber daselbst; nach seinem Tod noch errang seinem Schlachtplan gemäß die Flotte über die Perser den Sieg bei Salamis. K. wurde in Athen bestattet und ihm ein Denkmal errichtet, das noch zu Plutarchs Zeiten stand. In K. verlor Athen einen seiner ausgezeichnetsten Bürger, voll reiner Vaterlandsliebe, ohne Eitelkeit und Selbstsucht. Der sogen. Kimonische Friede zwischen Persien und Griechenland, den die spätern attischen Redner als nach Kimons Tod zu stande gekommen erwähnen, ist in Wirklichkeit nicht abgeschlossen worden, er bezeichnet nur den thatsächlichen Friedenszustand, der nach Kimons Siegen zwischen Griechenland und Persien eintrat, und ist demnach als das Ende der Perserkriege anzusehen.

Kimpolung, 1) (Kampulung) Hauptstadt des Kreises Mutschel (Museel) in der Großen Walachei, in einem anmutigen Karpathenthal, an der Straße über den Törzburger Paß nach Siebenbürgen, mit 24 Kirchen und 10,000 Einw., Stapelplatz der aus Siebenbürgen kommenden Waren. In der Nähe das Dorf Baghia mit Schwefelquellen. — 2) (Campo longo) Marktflecken in der Bukowina, Endpunkt der Lokalbahn Hatna-K., mit (1880) 5534 Einw., Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts. Der nahe große Kimpolunger Wald liefert ausgezeichnete Schiffsmasten. Westlich von K. liegt Pozoritta mit Kupferbergbau u. Schmelzhütte.

Kimra, Kirchdorf im russ. Gouvernement Twer, Kreis Kortschewa, mit 2 Kirchen und über 3000 Einw.; ist berühmt durch seine Schuhmacherei. 1807 und 1812 versorgte dies eine Dorf einen großen Teil der russischen Armee mit Fußbekleidung.

Kin, s. v. w. Kätty (s. d.).

Kin, uraltes chines., zitherartiges Instrument, dessen (5—25) Saiten aus Seidenfäden gedreht sind.

Kinäde (griech.), s. v. w. Päderast; Kinädismos, Päderastie.

Kinadon, ein Spartaner, der unter dem König Agesilaos, erbittert über die Vorrechte des spartanischen Geburtsadels, der Homöen, eine weitverzweigte Verschwörung zur Ermordung derselben anstiftete. Der Plan wurde aber verraten und K. mit den übrigen Häuptern der Verschwörung hingerichtet (397 v. Chr.).

Kinburn, kleine, 1860 geschleifte Festung im russ. Gouvernement Taurien, westlich auf einer Landzunge an der Mündung des Dnjepr, südlich gegenüber Otschakow, wurde 1736 von den Russen geschleift, von den Türken wieder aufgebaut, im ersten Türkenkrieg unter Katharina II. 1771 von den Russen erobert und 1774 im Frieden von Kütschük Kainardschi an Rußland abgetreten. Der zweite Türkenkrieg begann 1787 mit einem Angriff der Türken auf K., welchen Suworow zurückschlug. Am 17. Okt. 1855 erschienen die Alliierten vor K., dessen drei Forts bombardiert wurden, worauf die 1500 Mann starke Besatzung kapitulierte und dem Feind 70 Kanonen überließ. Jetzt ist K. ein ganz unbedeutender, nur von einigen Fischern und Zollwächtern bewohnter Ort.

Kincardineshire (spr. -kărdĭnschir, Mearns), Grafschaft im nordöstlichen Schottland, erstreckt sich von der Nordsee bis zum Kamm der Grampians und hat einen Flächenraum von 999 qkm (18,1 QM.) mit (1881) 34,464 Einw. Eine Hügelkette trennt den unfruchtbaren Küstenstrich von der fruchtbaren How (»Höhlung«) of Mearns, einer Fortsetzung der Strathmore-Ebene, welche sich bis in die Nähe von Stonehaven erstreckt. Zweige der Grampians (mit dem 748 m hohen Mount Battock an der Grenze) durchziehen den Nordwestteil der Grafschaft. Der wichtigste Fluß ist der Dee, welcher durch ein fruchtbares Thal fließt und einen Teil der Nordwestgrenze bildet. Ackerbau, Viehzucht und Fischfang bilden die Haupterwerbsquellen. 46 Proz. des Areals sind (1885) angebaut; 3,5 Proz. bestehen aus Weiden, 11 Proz. aus Wald. Man zählte 1885: 25,922 Rinder, 29,987 Schafe. Aus dem Mineralreich gewinnt man Porphyr, Granit, Sandstein, Kalkstein, im S. auch Porzellanerde. Die industrielle Thätigkeit beschränkt sich auf Wollwarenfabrikation und Flachsspinnerei. Kincardine, die ehemalige Hauptstadt, ist bis auf den Kirchhof und Ruinen eines Palastes zusammengeschrumpft und Stonehaven an ihre Stelle getreten.

Kind (Infans), im engern Sinn der Mensch von seiner Geburt bis zu seiner geschlechtlichen Entwickelung (s. Pubertät); im weitern Sinn der Mensch sowohl während dieser Periode als im ungebornen Zustand (s. Embryo). Das Ende der Kindheit (infantia, aetas infantilis) ist aus dem Grund nicht genau zu bestimmen, weil die Pubertät (s. d.) bei dem einen Individuum früher als bei dem andern eintritt. Man kann folgende Abschnitte des Kindesalters unterscheiden: das Alter des Neugebornen, die ersten 5—6 Tage nach der Geburt bis zum Abfall der Nabelschnur in sich begreifend; das Alter des Säuglings, bis zum 9. oder 12. Lebensmonat reichend und mit dem Entwöhnen des Kindes endigend; das eigentliche Kindesalter, vom 1.—7. Lebensjahr, wo der Zahnwechsel beginnt; das Jugendalter, vom 7. Lebensjahr bis zum Eintritt der Mannbarkeit. Ein neugebornes, reifes K. hat durchschnittlich eine Körperlänge von 45—50 cm und ein Gewicht von 3—3,5 kg. Alle Teile des Körpers sind gehörig voll und abgerundet. Die Nägel sind hornartig und ragen an den Fingern über die Spitzen hervor. Die Ohren sind hart und knorpelig, die Brüste gewölbt, die Brustwarzen etwas hervorstehend. Der Hodensack ist gerunzelt, und in demselben befinden sich gewöhnlich die Hoden. Der Kopf ist mit Haaren bedeckt, an den Augen sieht man Augenbrauen und Wimpern. Das Gesicht ist im Verhältnis zum Schädelgewölbe sehr klein und niedrig, die Nase klein,

kurz; die Nasenhöhlen sind eng, die Kinnladen sehr niedrig, die Augen groß, die Kopfknochen in den Nähten schwach beweglich. Der Kopf ist verhältnismäßig groß und sitzt auf einem dünnen, kurzen Hals. Die Bauchhöhle ist verhältnismäßig länger als der Brustkasten. Die Gliedmaßen sind im Verhältnis zum Rumpfe von geringerm Umfang, Hände und Füße verhältnismäßig klein und kurz. Bei einem zu früh gebornen K. sind die Gliedmaßen schmächtig, welk, mager; die Haut ist nicht gleichmäßig über den Körper gespannt, sondern faltig, runzelig, rot und mit Wollhaaren besetzt. Der Kopf ist auffallend groß im Vergleich zum übrigen Körper; seine Knochen sind nicht fest, Fontanellen und Nähte weit, die Kopfhaare weiß, fein, zart, die Ohren dünn, häutig, am Kopf anliegend. Die Hoden sind gewöhnlich nicht im Hodensack. Gewicht und Länge richten sich nach dem Fruchtmonat, in dem das K. geboren, sind aber selbstverständlich geringer als die oben angegebenen Gewichte und Maße. Der beginnende **Atmungsprozeß** ist nach erfolgter Geburt des Kindes das wichtigste Zeichen des neuen Lebens. Durch das erste Atmen erweitert sich der Brustkasten, die Rippen treten weiter auseinander, der Durchmesser der Brust von vorn nach hinten wird vergrößert, die beiden Seiten des Brustkastens heben sich und erscheinen in einem größern Bogen, die ganze Brust wird mehr gewölbt. Das Zwerchfell drängt sich gegen die Bauchhöhle, wodurch es den Anschein gewinnt, als atmete das K. vorzugsweise mit dem Bauch. Die bei dem Fötus sehr kleinen Lungen werden bei kräftigem Einatmen in wenigen Minuten von Luft angefüllt, das Parenchym der Lungen wird dadurch aufgelockert und bedeutend vergrößert, die dunkel blaurote Färbung der Lungen der Frucht verwandelt sich in eine hell zinnoberrote. Die Lungen bleiben, wenn die Respiration erfolgt ist, auch nach dem Tode des Kindes von der Luft ausgedehnt, wodurch sie spezifisch leichter werden, so daß sie auf dem Wasser schwimmen. Die Lungen von Kindern, die nicht geatmet haben, sind spezifisch schwerer als Wasser. Auch der Blutumlauf bekommt mit der Respiration eine andre Richtung. Sobald das K. geatmet hat, verkündet dasselbe gewöhnlich durch lautes Schreien sein Dasein. Zu früh geborne Kinder geben in der Regel nur einen wimmernden Ton von sich, und dies um so mehr, je kürzer der Termin der Schwangerschaft ist, in welchem sie geboren worden sind. Bald nach dem ersten Schreien schläft das K. ein und schläft, wenn es gesund ist und keine äußere Störung eintritt, so lange fort, bis es Bedürfnis nach Nahrung empfindet.

Wenn das K. zur Welt kommt, ist es mit einer zarten, fettigen, gelblichen, seifenartigen Schmiere (**Kindsschleim**, smegma, vernix caseosa) überzogen, namentlich reichlich in den Weichen, in den Achselhöhlen, in den Kniebeugen, hinter den Ohren ꝛc. Dieselbe besteht aus einem innigen Gemenge von Hauttalg und Oberhautzellen. Die rötliche Färbung der Haut der Neugebornen nimmt in den ersten Tagen nach der Geburt nach und nach ab und geht häufig allmählich in eine gelbliche, selbst gelbe über. Die Epidermis ist kurz nach der Geburt zart, weich, sehr wenig fest, wird aber bald trocken und exfoliiert

bräunlichschwarze Masse, das sogen. **Meconium** oder **Kindspech** (s. d.). Der Urin, der anfangs wasserhell und von ganz schwachem Geruch ist, nach und nach aber mehr gefärbt und konzentrierter erscheint, wird gewöhnlich in kurzen Zwischenräumen entleert. Die Muskeln des Neugebornen sind noch sehr wenig entwickelt, weshalb seine Bewegungen sehr beschränkt sind; nur die zum Saugen dienenden Muskeln sind vollkommen ausgebildet. Das Knochensystem ist noch sehr unvollkommen. Die Epiphysen der Röhrenknochen bestehen noch aus Knorpeln und die meisten platten Knochen aus mehreren Stücken, zwischen welchen sich noch Knorpelmasse befindet. Die Knochenmasse selbst ist noch weniger kompakt und viel gefäßreicher als beim Erwachsenen. Die Kopfknochen sind wenig ausgebildet, bestehen teilweise noch aus mehreren Stücken und haben die Fontanellen und Nähte zwischen sich, woher es kommt, daß die Knochenränder, die nicht, wie bei dem Erwachsenen, gezahnt sind, sich nicht berühren. Wo die Stirn-, die Kronen- und die Pfeilnaht zusammentreffen, bildet sich ein viereckiger Raum, der gewöhnlich so groß ist, daß er mit zwei Fingerspitzen bedeckt werden kann, und den man die große oder vordere Fontanelle nennt. Wo die Pfeilnaht und die Hinterhauptsnaht zusammentreffen, wird ein kleiner, dreieckiger knochenfreier Raum gebildet, welchen man die kleine oder hintere Fontanelle nennt. Die knochenfreien Stellen zwischen dem Seitenwandbein, dem Keil- und Schläfenbein und die zwischen dem Hinterhaupts-, dem Schläfen- und Seitenwandbein auf jeder Seite nennt man Seitenfontanellen. Die Beckenknochen bestehen bei dem neugebornen K. aus drei Stücken, dem Hüftbein, dem Sitzbein und dem Schoßbein. Diese drei Stücke sind durch Knorpel miteinander verbunden und vereinigen sich da, wo die Pfanne liegt. Das Gehirn des Neugebornen ist weicher als bei dem Erwachsenen. Die Hirnhäute sowohl als das Gehirn sind äußerst reich mit Blutgefäßen versehen. Im ganzen besitzt das neugeborne K. verhältnismäßig weit mehr Gehirnmasse als der Erwachsene. Das Rückenmark und die einzelnen Nervenfäden sind ebenfalls verhältnismäßig stärker als bei dem Erwachsenen. Die einzelnen Sinne sind bei dem neugebornen K. noch höchst wenig ausgebildet. Am meisten scheint der Geschmackssinn entwickelt zu sein, denn gleich nach der Geburt gibt das K. unverkennbare Merkmale, daß es Dinge durch den Geschmack unterscheiden kann. Das Gefühl wird durch die neuen Reize (Luft, Licht, Wärme ꝛc.), die auf das eben geborne K. einwirken, vielfach angeregt und schnell entwickelt. Wohl- und Übelgerüche unterscheidet das neugeborne K. nicht. Auch der Gehörssinn des neugebornen Kindes scheint völlig unentwickelt zu sein, denn es gibt selbst bei großem Geräusch kein Zeichen der Wahrnehmung, obgleich das Trommelfell bei ihm sehr oberflächlich liegt. Der Gesichtssinn ist ebenfalls noch nicht entwickelt. Die Regenbogenhaut aller Neugebornen hat eine dunkelblaue Färbung. Hinsichtlich der **Nahrung** ist das neugeborne K. ganz auf die Mutterbrust angewiesen, für die es in der künstlichen **Auffütterung** (s. d.) nur einen notdürftigen Ersatz findet. Auch nach der Entwöhnung verlangt das K. vorzugsweise

eine ganz allmählich steigende Abhärtung sind die Hauptmomente der physischen Erziehung des Kindes. Die weitere Entwickelung des Kindes s. Alter. Vgl. auch die folgenden Artikel: Kindergärten, Kinderheilstätten, Kinderkrankheiten, Kinderschutz etc., ferner Bednar, Kinderdiätetik (Wien 1857); Fürst, Das K. und seine Pflege (2. Aufl., Leipz. 1877); Krug, Die Kindererziehung für das erste Lebensjahr (2. Aufl., das. 1884); Ploß, Das K. in Brauch und Sitte der Völker (2. Aufl., das. 1884); Preyer, Die Seele des Kindes (2. Aufl., das. 1884).

Kind, 1) Johann Friedrich, Dichter und Schriftsteller, geb. 4. März 1768 zu Leipzig, studierte daselbst Rechtswissenschaften, ließ sich 1793 als Rechtsanwalt in Dresden nieder, entsagte aber 1814 der juristischen Praxis, um sich ungestört seiner schriftstellerischen Thätigkeit widmen zu können. Er starb 25. Juni 1843 in Dresden. Unter seinen belletristischen Arbeiten fanden seine Novellen und Erzählungen bei ihrer plattromantischen Darstellungsweise, wie: »Natalia« (Züllichau 1802-1804, 3 Bde.), »Leben und Liebe Rynos und seiner Schwester Minona« (das. 1805, 2 Bde.), »Malven« (das. 1805, 2 Bde.), »Tulpen« (das. 1806-10, 7 Bde.), »Die Harfe« (das. 1814-19, 8 Bde.), »Lindenblüten« (das. 1819, 4 Bde.) u. a., vielen Beifall. Auch von seinen dramatischen Dichtungen (»Theaterschriften«, Leipz. 1821—27, 4 Bde.) hielten sich einige, wie »Wilhelm der Eroberer«, »Van Dycks Landleben« etc., längere Zeit auf der Bühne. Am meisten Glück aber machten seine Operntexte: »Das Nachtlager von Granada« (von Kreutzer komponiert), »Der Holzdieb« (Musik von Marschner) und besonders der durch M. v. Webers Musik unsterblich gemachte »Freischütz« (mit Briefen des Komponisten herausgegeben, Leipz. 1843). 1815 gab K. Beckers »Taschenbuch zum geselligen Vergnügen« heraus; 1817—26 besorgte er mit Winkler (Th. Hell) die Redaktion der »Abendzeitung«, später auch eine Zeitlang die der »Dresdener Morgenzeitung«. Kinds »Gedichte« (Leipz. 1808, 5 Bde.; 2. Aufl., das. 1817 bis 1825) trugen durchaus das Gepräge schwächlicher Nach- und Anempfindung, welches nahezu allen Dichtern des Dresdener Abendzeitungskreises eigen war.

2) Karl Theodor, neugriech. Philolog, geb. 7. Okt. 1799 zu Leipzig, studierte daselbst die Rechte, ließ sich 1824 als Advokat nieder, war 1835—46 Mitglied der Juristenfakultät, dann mit dem Titel Justizrat bis 1856 Mitglied des Spruchkollegiums und starb 7. Dez. 1868 in Leipzig. Neben der juristischen Praxis beschäftigte ihn seit 1821 insbesondere das Studium der neugriechischen Sprache, um deren allgemeine Kenntnis er sich wesentlich verdient gemacht hat. Von seinen hierher gehörigen Schriften nennen wir: »Neugriechische Volkslieder im Original und mit deutscher Übersetzung« (Grimma 1827); »Neugriechische Chrestomathie« (Leipz. 1835); des Alex. Sutsos »Panorama Griechenlands«, mit grammatischen Erklärungen und einem Wörterbuch (das. 1835); »Geschichte der griechischen Revolution« (das. 1833, 2 Bde.); »Handwörterbuch der deutschen und neu-

leiten zwei Bohrlöcher her. 1835 unternahm er die ersten Seilbohrversuche nach der Methode der Chinesen. Seit 1836 arbeitete er in Luxemburg, erreichte bei Cessingen die größte damals bekannte Tiefe von 535 m und wandte bei Echternach an der Sauer zuerst hölzerne Bohrstangen und Freifallbohrer an. 1848 faßte er die Idee, sein verbessertes Bohrverfahren zum Abteufen sehr weiter, fahrbarer Bohrlöcher (Schächte) zu verwenden, und erzielte in Schöneken bei Forbach mit einem 4,15 m weiten Bohrloch die günstigsten Erfolge. In der Folge führte er mit Chaudron nach einem verbesserten Verfahren mehrere sehr weite Bohrungen aus. 1855—61 erbohrte er einen artesischen Brunnen in Passy bei Paris, der pro Stunde 1300 cbm Wasser lieferte. Seit 1868 lebte K. zurückgezogen auf seinem Gute »die goldene Bremm«, am Fuß der Spicherer Höhen, und starb hier 9. März 1873. Seine durchgreifendsten Verbesserungen und Erfindungen waren: das Bohren mit hölzernen Stangen, der Freifallbohrer, der Erweiterungs- oder Nachnahmebohrer, Versicherungen, durch welche vorkommende Bohrerbrüche sogleich erkannt und mit zu Tage gefördert werden können, Schachtbohrer und Mittel zur Wasserdichtmachung der abgebohrten Schächte. Er schrieb: »Anleitung zum Abteufen der Bohrlöcher« (Luxemb. 1842).

Kindai, s. Liquidambar.

Kindbett, s. Wochenbett.

Kindbettfieber (Puerperalfieber, Febris puerperalis), eine schnell verlaufende, sehr gefährliche Krankheit der Wöchnerinnen, welche zu den Wund- oder Ansteckungskrankheiten gerechnet werden muß. Das K. kommt zeitweise in epidemischer Verbreitung, seltener in vereinzelten Fällen vor und sucht namentlich die Entbindungsanstalten heim, um so mehr, je größer und je mehr sie belegt sind. Die Ursache des Kindbettfiebers besteht in der Ansiedelung niederster pflanzlicher Organismen (Mikrokokken) auf der bei der Entbindung entstehenden großen Wundfläche der Gebärmutter und im Übertritt derselben in das Blut der Mutter. Diese mikroskopisch kleinen Pilze werden niemals durch die Luft allein, sondern stets durch Untersuchungen und Operationen mit unreinen Fingern und Instrumenten in die zur Aufnahme vorbereiteten Geschlechtsteile eingeführt. Je nach der Stelle, an welcher sich die Keime ansiedeln, und nach der Heftigkeit, mit welcher sie am eigentlichen Erkrankungsherd selbst und dann in der Blutbahn ihre Zersetzungen einleiten, ist der Verlauf bald ein leichterer, bald ein schwererer oder unter stürmischem Fieber und nervösen Anfällen rasch zum tödlichen Ende führend (Pyämie). Beschränken sich die Veränderungen auf die Wundfläche im Innern der Gebärmutter, welche nach jeder Entbindung zurückbleibt, so entsteht eine Endometritis puerperalis, welche sich von einfacher Eiterabsonderung zu diphtherischer oder brandiger Entzündung, Jauchebildung und allgemeiner Blutvergiftung steigern kann. Hat die Wand der Gebärmutter sich beteiligt, so liegt eine Metritis vor, sind die Lymphgefäße zwischen den Blättern

Aus dieser Darstellung ergibt sich, daß die Krankheitserscheinungen unmöglich zu einem gemeinschaftlichen Bild sich vereinigen lassen. Entweder trübt sich langsam das Allgemeinbefinden, der Wochenfluß wird sparsam, übelriechend, oder das K. setzt plötzlich mit heftigen Fieberbewegungen und Schüttelfrost ein. Die Milchabsonderung läßt nach, tiefer Druck auf die Beckenorgane ist schmerzhaft, die Schmerzhaftigkeit steigert sich bald bis zum Unerträglichen, der Leib wird durch Gase aufgetrieben, schon nach wenigen Tagen kann der Tod eintreten. Ist der Verlauf langsamer, so gesellen sich nicht selten Entzündungen der Herzklappen, der Lungen oder des Brustfells hinzu, welche die Kranken zu Grunde richten, oder es kann auch ein Lungenschlag durch Verstopfung (s. Embolie) der Lungenarterie mit abgerissenen Blutgerinnseln dem Leben ein jähes Ende setzen. Zuweilen nimmt das K. einen chronischen Verlauf; die Wundfläche im Innern der Gebärmutter heilt aus, die fibro-muskuläre Wand zieht sich zusammen und bildet sich normal zurück, während in der Umgebung, namentlich in den breiten Mutterbändern, Abscesse zurückbleiben, welche sehr langsam ausheilen, zu Verwachsungen der Beckenorgane führen und oft noch jahrelang sehr lästige und schmerzhafte Zustände hinterlassen. Die letztern bilden den Hauptanteil der sogen. Frauenkrankheiten (s. d.).

Die Behandlung des Kindbettfiebers folgt vollständig den Vorschriften, welche für die Behandlung äußerer Wunden maßgebend sind, d. h. Entfernung des Wundsekrets (Wochenflusses) nach außen, Entfernung und Abtötung der entzündungserregenden Mikrokokken, Verhütung ihrer weitern Ausbreitung und Kräftigung des ganzen Organismus der Kranken. Man versucht dies zu erreichen durch Ausspülung der Geburtswege mit reichlichen Mengen von Wasser, welchem fäulniswidrige Mittel (Karbolsäure, Salicylsäure ꝛc.) zugesetzt sind. Je häufiger und energischer dies geschieht, je sorgfältiger etwa vorhandene Blutgerinnsel, Eihautreste oder sonstige zersetzungsfähige Massen aus der Uterushöhle ausgeräumt worden sind, um so mehr Aussicht ist vorhanden, daß die Entzündung auf die Wundfläche selbst beschränkt bleibt. Wenn bereits eine Ausbreitung auf die tiefern Schichten der Gebärmutter oder gar in die Mutterbänder erfolgt ist, so wirken reichliche Blutegel, Einreibung mit grauer Quecksilbersalbe, Eisbeutel auf den Unterleib zuweilen günstig; jedoch ist eine energische lokale Behandlung durch Ausspülen immer noch notwendig, damit nicht immer von neuem Entzündungserreger von der Wundfläche aus in die Tiefe gelangen und die Eiterung im Becken unterhalten können. Sobald die Eiterung zu einer allgemeinen Bauchfellentzündung führt, ist die Aussicht auf Heilung äußerst gering. In allen Stadien ist für Bekämpfung des Fiebers, für Erhaltung der Herzthätigkeit und allgemeine Ernährung zu sorgen, wobei nach ärztlichem Ermessen Kälte (in Form kalter Umschläge, Eisblasen, Bäder) mit Darreichung von Chinin, Wein, starkem Kaffee, Moschus, Kampfer und Einführung kräftiger Nahrung (event. Klystiere von Peptonlösung) miteinander abwechseln müssen. Das K. ist eine unter allen Umständen lebensgefährliche Krankheit; je weiter die Eiterung im Becken vorgeschritten ist, um so geringer ist die Aussicht auf Heilung. Ebenso aussichtsarm die Behandlung des Fiebers ist, so große Erfolge leisten gerade hier geeignete Vorbeugungsmaßregeln. Da es feststeht, daß nur durch eine Verunreinigung der Geburtswege die Keime der Entzündungserreger in dieselben gelangen können, so ist die peinlichste Reinlichkeit und Desinfektion oberstes Gesetz. Das Wochenzimmer muß hoch, luftig, sauber, der Fußboden staubfrei sein, alle überflüssigen Möbel, namentlich Polstermöbel, Teppiche, sind zu entfernen. Das Wochenbett, die Bettwäsche, das Nachtgeschirr, Handtücher, Leibwäsche muß tadellos rein gehalten werden. Wer mit der Entbindung zu thun hat, muß Hände und alle etwa notwendigen Instrumente nicht nur waschen, sondern abbürsten, mit Sublimatlösung 1:1000 oder 5proz. Karbollösung desinfizieren. Niemals darf eine Hebamme oder Wärterin eine Entbindung leiten, wenn sie vorher bei einer am K. kranken Frau Dienste gethan hat, und dies ist die Stelle, an welcher die Gesetzgebung nicht streng genug leichtfertige Übertretungen bestrafen kann. Der Erfolg dieser Vorbeugungsmaßregeln ist ein so durchschlagender, daß aus gut geleiteten Entbindungsanstalten das K. so gut wie der Hospitalbrand aus den chirurgischen Kliniken beseitigt oder doch auf seltene Ausnahmefälle beschränkt worden ist.

Kindbettfluß, s. Wochenbettfluß.

Kindelbrück, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Erfurt, Kreis Weißensee, an der Wipper, hat eine Papierfabrik und (1885) 1668 evang. Einwohner.

Kinderarbeit. Über die K. in der Industrie, die Übelstände derselben und die Notwendigkeit einer gesetzlichen Regelung s. die Artikel »Industrielle Arbeiterfrage« und »Fabrikgesetzgebung«. In der Landwirtschaft hat die K. nicht die schlimmen Folgen wie in der Industrie. Sie findet vorzugsweise im Sommer statt und nur zu bestimmten Zeiten, namentlich während der Ernte und bei gutem Wetter, schädigt nicht die Gesundheit und die Moral. Dagegen hat sie den Vorteil, daß sie das Einkommen der Arbeiterfamilie erhöht, die Kinder frühzeitig an eine für ihre körperliche und geistige Ausbildung förderliche Thätigkeit gewöhnt. Aber eine mißbräuchliche Ausdehnung der K. kann auch hier stattfinden, namentlich auf Kosten der Schulbildung der Kinder. Dieser Übelstand kann indes leicht ohne Schädigung des landwirtschaftlichen Betriebes vermieden werden durch zweckmäßige Schulvorschriften und deren strenge Durchführung sowie durch eine obrigkeitliche Überwachung auch dieser K. Vgl. v. d. Goltz, Die ländliche Arbeiterfrage ꝛc. (2. Aufl., Danz. 1874).

Kinderaussetzung, s. Aussetzung.

Kinderbewahranstalten, s. Kleinkinderschulen.

Kinderdiebstahl, s. Menschenraub.

Kindergärten, Anstalten (Vorschulen) für kleine Kinder im vorschulfähigen Alter (von 3—6 Jahren), eine Schöpfung des Pädagogen Friedrich Fröbel (s. d.). Fröbel wurde zu der Gründung der K. nicht nur durch die Rücksicht auf die Familien geleitet, welche durch irgend welche Ursachen (Armut, gesellige Beziehungen ꝛc.) gehindert sind, ihren unmündigen Gliedern die gehörige Beachtung und Anregung zu gewähren, sondern er wollte vielmehr das ganze Unterrichts- und Erziehungswesen von Grund aus umgestalten, und dazu sollte durch die K. der Grund ge-

meinschaft fühlen lernen. Daher genügt auch schon im vorschulfähigen, zarten Alter die häusliche Erziehung nicht. Fröbel vereinigte deshalb die Kinder wenigstens einige Stunden des Vormittags in seinem Kindergarten zu gemeinsamem Spiel und gemeinsamer Beschäftigung. Den Namen wählte er, weil ein Garten zur Beobachtung des organischen Lebens der Natur, zur Erfrischung ꝛc. wesentlicher Bestandteil der Anstalt ist, und weil in dieser die Kinder als Pflanzen Gottes gepflegt und entwickelt werden sollen. Er sagt: »Der Kindergarten soll die Kinder des vorschulfähigen Alters nicht nur in Aufsicht nehmen, sondern ihnen auch eine ihrem ganzen Wesen entsprechende Beschäftigung geben, ihren Körper kräftigen, ihre Sinne üben und den erwachenden Geist beschäftigen, sie sinnig mit der Natur und Menschenwelt bekannt machen, besonders auch Herz und Gemüt richtig leiten und zur Einigkeit mit sich führen«. Zu diesem Zweck läßt er die Kinder beobachten, besonders Tiere und Pflanzen, auch sonst schöne und bedeutsame Körperformen, und diese Beobachtungen aussprechen und besingen. Daneben leitet er sie zu allerhand Spielen an. Diese sind Bewegungsspiele (*Freiübungen*, s. d.) und Geistesspiele. Die erstern beginnen mit dem Ball und schreiten dann zur (harten) Kugel, zum Würfel, zur Walze, zum Bauen mit verschiedenen Körpern fort. Durch die Bauspiele sowie durch das Flechten, Falten, Ausschneiden, Zeichnen ꝛc. wird der Übergang vom Spiel zu ernsterer Beschäftigung angebahnt. Auch diesen Spielen gehen Sprech- und Singübungen zur Seite, für welche Fröbel selbst Sprüche und Lieder in großer Zahl herausgegeben hat. Die Leitung der K. sollte eigens dazu ausgebildeten Kindergärtnerinnen übertragen werden. In der Ausführung seiner Pläne findet sich bei Fröbel manches Seltsame und Schiefe. Dennoch hat das Unternehmen einen gesunden Kern und verdiente nicht die Feindseligkeit der Regierungen und die Abneigung der Lehrer und Erzieher, der es vielfach begegnete. Mit der wachsenden Verbreitung (besonders durch die eifrige Propaganda der Frau v. Marenholtz-Bülow in Dresden und das Eintreten von K. Schmidt und A. Köhler in Gotha, W. Lange in Hamburg u. a.) ist manches Fehlerhafte abgestreift. Vom pädagogischen wie volkswirtschaftlichen Standpunkt aus ist ihnen ferneres Wachstum zu wünschen. Nur müssen sie den bestehenden Schulen nicht feindlich gegenübertreten oder deren Lehrplänen in falschem Ehrgeiz vorgreifen, sondern der Schulerziehung verständig vorarbeiten. In Österreich wurde durch Erlaß des Ministers v. Stremayr vom 22. Juni 1872 die Gründung von K. und die Heranbildung von Kindergärtnerinnen amtlich empfohlen und geregelt. Dagegen ist in Preußen zwar das frühere Verbot schon 1861 aufgehoben, aber die Bevorzugung der K. vor ähnlichen Veranstaltungen für die vorschulpflichtige Jugend stets abgelehnt worden, namentlich durch Erlaß des Ministers Falk vom 31. März 1876. Vielfach berühren sich die K. in der Praxis mit den nahe verwandten *Kleinkinderschulen* (s. d.), Bewahr- oder Pfleganstalten. Vgl. die Schriften von Friedrich Fröbel (s. d.), namentlich dessen »Pädago-garten (2. Aufl., Dresd. 1878); *Dieselbe*, Theoretisches und praktisches Handbuch der Fröbelschen Erziehungslehre (Kassel 1886, 2 Bde.); *Seidel*, Katechismus der praktischen Kindergärtnerei (3. Aufl., Leipz. 1887); *Cassau*, Fr. Fröbel und die Pädagogik des Kindergartens (Wien 1882).

Kinderheilstätten, Anstalten zur ärztlichen Pflege und zur klimatischen Erfrischung kranker oder kränklicher, durch mangelhafte Ernährung und ungesunde Verhältnisse heruntergekommener Kinder. Seit Ende des vorigen Jahrhunderts befindet sich eine königliche Anstalt für skrofulöse Kinder zu Margate in England. 1856 begründete Barellai zu Florenz in Viareggio bei Pisa ein Ospizio marino für Kinder, dem seither mehr als 20 ähnliche Anstalten in Italien nachgebildet wurden. In Frankreich, England, Nordamerika, Holland, Belgien und Dänemark fand dieser Vorgang Nachfolge, und nicht bloß an der Seeküste, sondern auch sonst in Badeorten, klimatischen Kurorten ꝛc. wurden nach und nach zahlreiche K. errichtet. In Deutschland und Österreich ist etwa seit 1850 eine Reihe besonderer K. errichtet, teils als Krankenhäuser in Städten, teils als Pensionshäuser in Badeorten; in Verbindung mit Solbädern bestehen allein 18 derartige Häuser und Barackenanstalten (Wildbad, Jagstfeld, Rothenfelde [61 Betten], Nauheim, Frankenhausen, Elmen, Oldesloe, Kreuznach ꝛc.). In den meisten dieser Anstalten haben die Kinder ein geringes Verpflegungsgeld, in Frankenhausen z. B. bei Armutszeugnis 45 Mk. bei voller Pension, zu zahlen und ein Gewisses an Kleidungsstücken mitzubringen. Die Dauer des Aufenthalts ist sehr wechselnd und schwankt meist zwischen drei Wochen und mehreren Monaten. In den großen Seehospizen Italiens und Englands ist die Dauer des Aufenthalts auf 45—80 Tage bemessen, so daß ein mindestens zweimaliger Turnus stattfindet. Den genannten Anstalten schließen sich die ländlichen *Sanatorien oder Rekonvaleszentenhäuser* an, welche den Kindern neben dem Aufenthalt in guter Luft auch den notwendigsten Schulunterricht gewähren. Solcher Schulsanatorien existieren in Italien drei, eins bei Turin, zwei bei Mailand; in Belgien soll eine großartige Anstalt an den Ufern des Meers gleichzeitig 400 Kindern nebst Lehrern und Wartepersonal Aufnahme gewähren. Es sollen vom 1. Mai bis 1. Okt. jedes Jahrs 500 Kinder 4 Wochen, 1000: 14 Tage und 4000: 8 Tage sich daselbst aufhalten können, um die gute Luft zu genießen, Bäder zu nehmen und gleichzeitig im Freien Unterricht zu empfangen. In Deutschland haben wir ein Sanatorium zu Augustusbad bei Radeberg, eins zu Godesberg bei Bonn, ferner das evangelische Johannesstift zu Plötzensee bei Berlin, welches allerdings kaum als außerhalb der Stadt liegend anzusehen ist, und das Elisabethenhaus zu Marburg. Spät erst ist man darauf gekommen, die *Seehospize* Englands und Italiens bei uns einzuführen. »Seestationen« verschiedener Diakonissenhäuser bestehen in Norderney (1876 vom Henriettenstift, Hannover), Großmüritz (1880 von Ludwigslust), Heringsdorf (von Bethanien, Berlin), Kolberg. Seit 1880 besteht in Berlin

Kinderhorte (Knabenhorte), Erziehungsanstalten, welche schulpflichtige Kinder während der Zeit aufnehmen, in der sie nicht durch den Schulunterricht in Anspruch genommen sind und daheim, weil die Eltern außer dem Hause arbeiten, ohne Aufsicht sein würden. Auf das Bedürfnis derartiger Anstalten, besonders für Knaben, machte 1871 der Erlanger Professor Schmid-Schwarzenberg aufmerksam und begründete, ihm abzuhelfen, den »Verein für Volkserziehung«, der es sich angelegen sein ließ, für aufsichtslose Schulknaben einen Knabenhort einzurichten. Dieser Vorgang fand in Bayern manche erfreuliche Nachfolge, namentlich traten 1878 in Augsburg, 1881 in München, 1883 in Fürth, 1884 in Bamberg und Nürnberg Vereine zur Förderung der Knabenhorte zusammen. Nachdem im letztbezeichneten Jahr die Begründung ähnlicher Asyle vom bayrischen und vom preußischen Ministerium des Innern empfohlen war, entstanden deren in verschiedenen großen Städten; jedoch errichtete man (so namentlich in Berlin) neben den Knabenhorten auch Mädchenhorte. In diesen Anstalten wird den Kindern neben gesundem Aufenthalt und einfacher, kräftiger Kost angemessene Beschäftigung (Stuhlflechten, Flickschneidern, Gartenarbeit, Buchbinden 2c.) und Unterhaltung (Lektüre, Spiel, Spaziergang) gewährt. Auch die Deutsche Gesellschaft zur Verbreitung von Volksbildung hat sich der Sache angenommen und die K. zu weitester Verbreitung dringend empfohlen.

Kinder Israel, s. v. w. Hebräer, s. Juden.

Kinderkrankheiten, vorzugsweise die sogen. akuten Exantheme, wie Masern, Scharlach, Wasserpocken, auch Keuchhusten, die meist Kinder und nur ausnahmsweise Erwachsene befallen, welche sie in ihrer Kindheit nicht durchgemacht haben. Es gibt jedoch noch eine Reihe von Krankheiten, welche teils nur im Kindheitsalter vorkommen, wie die Rhachitis oder die englische Krankheit, teils auch solche, welche vorzugsweise bei dem Kind beobachtet werden, wie z. B. die tuberkulöse Hirnhautentzündung, der Krupp, die Skrofulose; auch gewisse chronische Hautkrankheiten, z. B. der Milchgrind (Ekzem), sind hierher zu zählen. Man stößt vielfach auf die Ansicht, jedes Kind müsse notwendigerweise die sogen. K. durchgemacht haben. Dies ist indessen durchaus unrichtig. Die meisten Kinder allerdings machen gewisse Krankheiten, wie Masern, Wasserpocken 2c., durch, weil die Gelegenheit zur Ansteckung so leicht gegeben wird und fast alle Kinder gleichmäßig dafür disponiert sind. Bietet sich aber zufällig keine Gelegenheit zur Ansteckung, so bleibt der Mensch für immer frei von diesen Krankheiten, oder er erkrankt erst später daran, wenn er zufällig angesteckt wird und inzwischen die Disposition für die betreffende Krankheit nicht getilgt worden ist. Die K. bilden heute einen Spezialzweig der Medizin; es gibt eine besondere Lehre von den K. (Pädiatrik), und Spezialärzte für K. (Pädiater), welche seit 1879 jährlich zu einem Kongreß für Kin-

ser Art der lyrischen Dichtung ist vom pädagogischen Gesichtspunkt aus besondere Wichtigkeit beizumessen, indem sie nicht nur die Herzen der Kinder erfreut, sondern auch ihren Geist weckt und ihr Gefühls- und Vorstellungsleben bestimmend beeinflußt. Sie berührt sich nach der einen Seite mit den Wiegenliedern der Mütter und Ammen, nach der andern mit der Litteratur der Jugendschriften (s. d.). K. hat es gewiß von jeher gegeben, aber man hat in früherer Zeit ihrer nicht groß geachtet. Wenn daher auch in den neuerlich angestellten Sammlungen (die erste bedeutendere in Arnims und Brentanos Wunderhorn, 1806) manches Alte zusammengestellt ist, so kann doch für die ältere Zeit von einer Kinderpoesie als etwas Zusammenhängendem und Ganzem nicht geredet werden. Auch ist vieles unter diesem Alten nur entstellt auf unsre Zeit gekommen. Absichtlich für Kinder gedichtete Lieder begegnen uns zuerst auf religiösem Gebiet. Luther z. B. dichtete »ein fein Kinderlied, auf die Weihnacht zu singen« (»Vom Himmel hoch, da komm' ich her 2c.«); auch Graf Zinzendorf und J. K. Lavater verfaßten Lieder für den Mund der Kleinen. Sehr beliebt wurde dann diese Art der Dichtung im Zeitalter der Philanthropen; aber es war jenem rationalistischen Geschlecht nicht gegeben, den rechten kindlichen Ton zu treffen. Man legte den Kindern eine gereimte und dabei oberflächlich-eudämonistische Sittenlehre in den Mund, die Phantasie und Gemüt völlig unberührt ließ und darum der Jugend nicht zu eigen werden konnte. Viel besser trafen den kindlichen Ton ungesucht einige der Fabeldichter des Jahrhunderts, vor allen Gellert, und namentlich einige Dichter des Göttinger Kreises, wie Hölty, Voß und Matth. Claudius. Auch Goethe (»Wandelnde Glocke«) und Schiller (»Schützenlied« im Tell) wußten sich zu den Kleinen herabzulassen, ohne von ihrer Würde zu verlieren. Im Beginn des 19. Jahrh. gaben vor allen F. A. Krummacher (»Wie ruhest du so stille«, »Sink', o Körnlein, denn hinab« 2c.) und E. M. Arndt (»Du lieber, frommer heil'ger Christ«, »Die Sonne, sie macht den weiten Ritt« 2c.) gute Muster für K. im ernstern Stil, und Fr. Rückert traf in seinen Märlein u. Reimen (»Vom Büblein, das überall mitgenommen hat sein wollen«, »Vom Bäumlein, das spazieren ging«, »Vom Bäumlein, das andre Blätter hat gewollt«, »Du hast zwei Ohren und einen Mund« 2c.) sehr glücklich den leichtern, anmutig scherzenden Ton, der sich bis zu »kindlichen Späßen« (»Männlein in der Gans«, »Spielmann«) wagen durfte. H. A. Hoffmann von Fallersleben schloß sich an die leichtern Töne Arndts sehr glücklich an, und gleichzeitig bildete Luise Hensel (»Müde bin ich, geh' zur Ruh'« 2c.) das fromme Kinderlied in lieblicher Weise weiter. An kleinere Kinder wendet sich W. Hey mit seinen Kinderfabeln zu Speckters Bildern und den angehängten frommen Liedern. Für das zarte Alter, welches er vor Augen hatte, dürfen diese harmlosen Dichtungen klassisch genannt werden. Auch J. P.

Hoffmann ganz auf die komische Seite verlegt u. in seinem schon in 130 Auflagen verbreiteten »Struwwelpeter« (1851) eine Sammlung von Karikaturen und Satirliedern für Kinder geliefert, die trotz alles Kopfschüttelns der Theoretiker und Kritiker das junge Volk unbedingt für sich gewonnen haben und diesem unendlich interessanter sind als die bei Eltern und Kinderfreunden mit Recht beliebten, bei aller Fröhlichkeit doch auch schalkhaften und ironischen Kinderbilder u. »Reime von Oskar Pletsch u. a. Der reiche Schatz der K., im ganzen genommen, ist eine Zierde der deutschen Litteratur und ein wertvoller Besitz des deutschen Volkes. Als empfehlenswerte Sammlungen von Kinderliedern sind zu nennen: G. Scherer, Deutsches Kinderbuch (Leipz. 1877, 2 Bde.); Simrock, Deutsches Kinderbuch (3. Aufl., Frankf. 1879); F. Schmidt, Neues Wunderhorn für die Jugend (Leipz. 1855); Colshorn, Des deutschen Knaben Wunderhorn (2. Aufl., Hannov. 1880); Rochholz, Liederfibel (3. Aufl., Leipz. 1872); Biohl und Wenzel, Des Kindes Lust und Freude (6. Aufl., Berl. 1876); König, Blüten aus dem zarten Kindesalter (2. Aufl., Oldenb. 1866); Wackernagel, Die goldene Fibel (2. Aufl., Wiesb. 1869). Vgl. auch die Litteratur bei Jugendschriften.

Kindermann, 1) Ferdinand, später geadelt als Ritter v. Schulstein, kathol. Geistlicher und Schulmann, geb. 27. Sept. 1740 zu Königswalde bei Schluckenau in Böhmen, studierte in Prag und wurde 1771 Pfarrer zu Kaglitz in Böhmen, wo er die damals berühmte Schuleinrichtung des Abtes v. Felbiger in Sagan, nachdem er diese an Ort und Stelle studiert hatte, nachahmte. Neu führte er selbst den täglichen Wechsel zwischen »Lehrschule« u. »Industrieschule« ein, worin wieder er selbst viele Nachahmung fand. 1772 Dechant, 1776 Schulrat und Professor der Pädagogik zu Prag, 1777 von Maria Theresia geadelt, 1790 Bischof von Leitmeritz, starb er dort 25. Mai 1801. Vgl. Aigner, Der Volks- und Industrieschulen-Reformator Bischof K. (Wien 1867).

2) August, Bühnensänger (Bariton), geb. 6. Febr. 1816 zu Potsdam, begann mit 16 Jahren seine Künstlerlaufbahn als Chorist bei der Berliner Hofoper und wurde von Spontini auch zu kleinen Solopartien herangezogen, war 1839–46 am Leipziger Theater engagiert, wo er sich bis zum ersten Baritonisten emporarbeitete und die Freundschaft Lortzings erwarb, der den »Hans Sachs« für ihn schrieb, und gehörte seitdem als Mitglied des Münchener Hoftheaters (seit 1855 auch Oberregisseur) zu den gefeiertsten Lieblingen des Publikums. Sein sonores Organ und seine sonstigen theatralischen Talente befähigten ihn besonders zu Rollen wie Figaro, Kaspar, Tristan (in »Jessonda«) u. a.; auch Wagners Wotan und Titurel (im »Parsifal«) fanden in ihm einen trefflichen Interpreten.

Kindermehle, Präparate, welche als Ersatz der Muttermilch dienen sollen, diesem Zweck aber entweder gar nicht oder nur unvollständig entsprechen. Manche K. sind in der Weise dargestellt, daß Kuhmilch zu sirupartiger Konsistenz verdampft und dann oder Mischen mit Malz zu erreichen gesucht. Dabei soll die Stärke in Dextrin und Zucker verwandelt werden, dies Ziel wird aber nie vollständig erreicht, und da Kinder in den ersten Lebensmonaten Stärke nicht verdauen, so bilden die K. in dieser Zeit kein geeignetes Nahrungsmittel für dieselben. Frauenmilch enthält auf 1 Teil Eiweißstoff reichlich 1,5 Teile Fett und 2,5 Teile Milchzucker, und diesem Nährstoffverhältnis müßte die Zusammensetzung der K. entsprechen, wenn sie für die ersten Lebensmonate geeignet sein sollten. Später kann wohl der Fettgehalt allmählich etwas zurücktreten und durch Kohlehydrate ersetzt werden, ohne daß das Kind Schaden leidet. Viele K. enthalten aber gar keine erhöhte Menge Fett und eignen sich deshalb höchstens als Zusatz zu guter ganzer Kuhmilch. Dabei ist zu berücksichtigen, daß, wie bereits gesagt, wenigstens ein Teil der Kohlehydrate in nicht aufgeschlossenem Zustand vorhanden ist, und daß ferner die vegetabilischen Eiweißstoffe viel schwerer verdaulich sind als die animalischen. Hülsenfrüchte verhalten sich in dieser Hinsicht ungünstiger als Getreide, und der größere Kalk- und Phosphorsäuregehalt hebt diesen Nachteil nicht auf. K. eignen sich aus allen diesen Gründen nicht für die Ernährung der Kinder in den ersten Lebensmonaten, erst später können sie mit Vorteil und zwar zunächst als Zusatz zu guter Kuhmilch benutzt werden. Sie sind um so besser, je mehr ganze Milch sie enthalten. Die Menge, d. h. das Verhältnis derselben zu Mehl, läßt sich aus dem Fettgehalt der K. erschließen. Da Mehle nur etwa 0,5 Proz. Fett enthalten, so sind für ein Kindermehl mit 4–5 Proz. Fett auf 100 Teile Mehl 12—15 Teile Milchtrockensubstanz oder 100–125 Teile frische Milch angewandt worden. Gutes Kindermehl soll ferner höchstens 1 Proz. Holzfaser und auf etwa 20 Proz. unlösliche Kohlehydrate (Stärke) mindestens 50 Proz. lösliche in Form von Zucker und Dextrin enthalten. Die Zusammensetzung der bekanntesten K. ist aus nachstehender Tabelle (S. 738) ersichtlich.

Kinderpulver (Ribkesches K., *Pulvis magnesiae cum rheo, P. infantum, P. antacidus*), Mischung aus 60 Teilen kohlensaurer Magnesia, 40 Teilen Fenchelölzucker und 15 Teilen Rhabarberpulver, wird als Abführmittel bei Kindern benutzt.

Kinderraub, s. Menschenraub.

Kinderschauspiele, kleine dramat. Stücke, welche die Welt der kindlichen Begriffe nicht überschreiten und zur Lektüre für Kinder, zur Aufführung von ihnen, zur Übung des Gedächtnisses und zur Bildung der Deklamation und der äußern Darstellung bestimmt sind. Die ältesten K. sind die sogen. Schuldramen; dann folgten die dramatischen Sprichwörter, eine Erfindung des Franzosen Moissy. Frau v. Genlis schrieb »Théâtre d'éducation« (Par 1779, deutsch von Gotter). In Deutschland lieferte die ersten K. Weiße (Leipz. 1792, 3 Bde.); Claudius gab unter anderm ein »Kindertheater« (Frankf. 1802–1804) heraus, Sartorius eine Sammlung von Kinderschauspielen verschiedener Verfasser unter

Zusammensetzung der bekanntesten Kindermehle (zu S. 787)

Bezeichnung	Wasser	Stickstoffsubstanz	Fett	Kohlehydrate, in Wasser		Holzfaser	Asche	In der Trockensubstanz		Nährstoffverhältnis
				löslich	unlöslich			Stickstoff	Lösliche Kohlehydrate	
	Proz.	Proz.	Proz.	Proz.	Proz.	Proz	Proz.	Proz.	Proz.	1:
A. Biskuit-Kindermehle:										
1) W. Nestlé in Vevey	6,50	9,01	4,34	42,60	34,41	0,46	1,77	1,65	45,66	8.6
2) Gerber u. Komp in Thun	4,96	13,01	4,06	44,59	32,09	0,80	1,40	2,19	46,91	6,6
3) Anglo-Swiß-Co. in Cham	6,47	11,60	5,60	47,11	26,82	0,50	1,62	1,98	50,36	7,5
4) Giffey, Schill u. Komp. in Rohrbach	5,67	11,71	4,29	47,11	29.70	—	1,77	1,97	49,75	7.3
5) Faust u. Schuster in Göttingen	6,53	11,01	4,46	44,06	32,12	—	1,46	1,88	47,14	7,8
6) Ottli in Vevey	6,90	10,11	5,16	12,20	33,60	0,50	1,76	1,72	45,66	8.4
B. Sonstige Kindermehle:										
7) Lakto-Leguminose von R. Gerber	6,62	16,87	5,56	13,17	24,07	1,01	2,87	2,80	46,07	4.6
8) Liebigs Malto-Legumin	9,42	20,47	1,34	6,25	49,41	—	3,01	3,61	17,95	3,3
9) Malto-Leguminose v. Starker u. Pobuda in Stuttgart	8,01	21,03	1,72	67,76	67,75	—	3,06	3,82	—	3.2
10) Liebigs Kindersuppe	40,44	8,41	0,92	48,01	48,01	—	1,71	3,28	—	5,0
11) Dr. Frerichs Kindermehl	7,03	15,54	4,26	50,09	20 01	—	2,26	2,70	—	4.6
12) Samburs Dextrinmehl	6,40	10,30	0,70	57,00	23,40	—	1,06	1,77	53,09	8,0
13) Von Uslar und Polstorf	6,70	11,51	—	79,07	79,27	—	1,70	1,07	61,07	6,6
14) Lobb in London	9,47	11,20	6,01	35,81	34,26	0,50	1,56	1,99	39,55	7,5
15) Dr. Ridge in London (Hafermehl)	6,01	7,72	1,56	7,29	74,20	1,03	0,76	1,26	7,61	11,5
16) Dr. Coffin in New York	8,30	17,10	1,60	35,16	34,26	—	3,01	2 99	38,29	4.2
17) F. A. Wahl in Neuwied	10,14	1,06	1,26	86,27	86,37	—	0,33	0,20	—	15,2
18) Kraftgrieß von Th. Timpe in Magdeburg	6,11	7,65	2,03	84,76	84,70	—	0,96	1,02	—	11,4
19) Präpariertes Hafermehl von W. C. H. Weibezahn in Fischbeck	9,06	10,40	6,94	3,62	67,33	1,35	1,60	1,83	3,96	7.0
20) Desgl. von C. H. Knorr in Heilbronn	10,02	12,01	6,14	5,64	63,00	0,87	1,36	2,24	6,07	6.3
21) Arrowroot-Kinderbiskuit (Huntley u. Palmers)	6,52	7,36	12,21	73,07	71,07	—	0,89	1,20	—	12.0
22) " -Kinderzwiebad von H. Schmidt	6,00	8,17	2,32	81,00	81,00	—	0,60	1,40	—	10,06
23) Löflunds Kindernahrung	32,50	3,43	—	62,36	62,26	—	1,71	0,82	—	17.0
24) Liebes Kindernahrung	23,00	3,56	—	71,22	71,22	—	1,66	0,72	—	20,6
25) Lösliche Leguminose von Timpe	14.00	21,16	1,87	14,55	44,31	—	3,22	3,06	17.11	2.6
26) Nahrungsmittel von P. Liebe	24.48	3,51	—	70,00	—	—	1,36	0,74	93,50	20,1

Kindersparkassen, s. Sparkassen.

Kinderschutz, der Inbegriff staatlicher, gesetzlich geregelter und privater, der öffentlichen Wohlthätigkeit entsprungener Maßnahmen zum sanitären Schutz unmündiger und zur Erhaltung schwächlicher Kinder. Die Gesetzgebung hat sich zuerst mit der Tötung des Embryos (s. Abtreibung der Leibesfrucht), mit der Tötung des Neugebornen (s. Kindesmord), mit der absichtlichen Verwechselung und Unterschiebung und mit der Aussetzung (s. d.) von Kindern zu beschäftigen. Der weitere Schritt betrifft die Sorge für die ausgesetzten und die verwaisten Kinder (s. Findelhäuser, Waisenhäuser) und die Regelung des Ammenwesens sowie der sogen. Pflege- und Haltekinder. Die außerordentlich hohe Sterblichkeit dieser Kinder, bei deren Tode das Interesse gewissenloser Mütter und Kostfrauen Hand in Hand geht, hat letztern den Namen Engelmacherinnen (s. d.) eingetragen. In Deutschland nimmt eine Novelle zur Gewerbeordnung vom 23. Juni 1879 die Erziehung von Kindern gegen Entgelt ausdrücklich von der Gewerbefreiheit aus. Von 20,000 Pflegekindern, welche Paris jährlich in die Provinzen sendet, sterben im ersten Lebensjahr 75 Proz., während für ganz Frankreich das Sterblichkeitsverhältnis des ersten Lebensjahrs im Durchschnitt 20—21 Proz. beträgt. Einer der wichtigsten Zweige der öffentlichen Gesundheitspflege ist die Schulhygieine, welche sich hauptsächlich mit den gesundheitsgemäßen Einrichtungen der Schulen beschäftigt. In allen Kulturstaaten ist gegenwärtig der Schutz der Kinder in den Fabriken und andern gewerblichen Etablissements gesetzlich geregelt (s. Fabrikgesetzgebung), auch bestehen überall Kinderspitäler oder wenigstens in großen Krankenhäusern eigne Abteilungen für Kinder. Das erste derartige Spital wurde zu Anfang des 18. Jahrh. zu London, das zweite 1802 zu Paris gegründet, dem dann das Rudolfspital in Wien folgte. Bei dem K. läßt aus mehrfachen Gründen die Gesetzgebung größere Lücken als auf andern Gebieten und gewährt der freiwilligen Mildthätigkeit, die sich mehr mit dem einzelnen Individuum und seinem Wohlergehen beschäftigen kann, weiten Spielraum. In Hamburg, Frankfurt, Danzig und andern Städten sind Vereine zur privaten Beaufsichtigung und Regelung des Haltekinderwesens gegründet worden, haben aber im allgemeinen unzureichende Erfolge gehabt. Sehr wohlthätig haben sich überall die Krippen erwiesen, welche die Aufnahme, Verpflegung und Beaufsichtigung der Kinder tagsüber beschäftigter Mütter bezwecken. Ihnen schließen sich die Warteschulen oder Kleinkinderbewahranstalten an, welche, von Wilderspin in London ins Leben gerufen, die Beaufsichtigung, Erziehung und körperliche Pflege solcher kleinen Kinder bezwecken, deren Eltern tagsüber auf Arbeit gehen. Ganz armen Kindern wird auch wohl unentgeltlich oder gegen geringes Entgelt Mittagskost gegeben. Andre Vereine suchen durch Unterstützung und Belehrung der Eltern in ihrer Häuslichkeit sowohl vom moralischen als auch vom gesundheitlichen Standpunkt aus auf das Los der Kleinen helfend und fördernd einzuwirken. Erwähnung verdienen auch die Fröbelschen Kindergärten, welche freilich in erster Linie nur die Beschäftigung der Kinder im Auge haben, und die Kinderhorte (s. d.). Für kranke Kinder hat man in den Kinderheilstätten (s. d.) segensreiche Einrichtungen getroffen, denen sich die Sanatorien und Rekonvaleszentenhäuser und das Institut der Ferienkolonien

(s. d.) anschließen. Vgl. Lammers, Öffentliche Kinderfürsorge (Berl. 1887).

Kindertag, s. v. w. Unschuldiger Kindertag (28. Dezember).

Kinderverwechselung, s. Kindesunterschiebung.

Kindesabtreibung, s. Abtreibung.

Kindesmord (Kindestötung, Infanticidium), die vorsätzliche Tötung eines unehelichen Kindes durch dessen Mutter in oder gleich nach der Geburt. Während die frühere Gesetzgebung und namentlich die peinliche Gerichtsordnung Karls V. (die sogen. Carolina) den K. als Mord bestrafte, zog die gemeinrechtliche Praxis und die moderne Gesetzgebung die besondern Thatumstände dieses Verbrechens in mildernde Berücksichtigung, namentlich die Aufregung der Mutter zur Zeit der That, die Furcht vor Entdeckung ihres Fehltritts und vor einer traurigen Zukunft und das noch unentwickelte Bewußtsein des Neugebornen, den die Mutter noch mehr als einen Teil ihrer eignen Existenz denn als selbständige Persönlichkeit zu betrachten geneigt ist. Dagegen unterscheidet das englische Recht ebensowenig wie das französische den K. von den sonstigen Fällen des Mordes und bestraft denselben daher wie den Mord mit dem Tod. Nach dem deutschen Strafgesetzbuch ist der Thatbestand der Kindestötung folgender: 1) Objekt des Verbrechens ist ein uneheliches Kind; sei es auch von einer Ehefrau, jedoch im Ehebruch, empfangen und geboren. Dasselbe muß aber gelebt haben, gleichviel, ob es zum Fortleben geeignet war. Ob dies der Fall gewesen, ist nötigen Falls durch Sachverständige, namentlich durch Anwendung der sogen. Lungenprobe (s. d.), festzustellen. 2) Subjekt der That kann nur die außereheliche Mutter selbst sein, indem bei andern Thätern, Anstiftern oder Gehilfen jene oben hervorgehobenen mildernden Umstände nicht in Anbetracht kommen, daher für diese lediglich die Strafbestimmungen über Mord und Totschlag maßgebend sein können. 3) Die Handlung selbst muß vorsätzlich geschehen; bei fahrlässiger Kindestötung sind die Grundsätze über fahrlässige Tötung überhaupt entscheidend; sie muß auch in oder gleich nach der Geburt geschehen. Manche Strafgesetzbücher, z. B. das thüringische, hatten in letzterer Beziehung einen bestimmten Zeitraum, die nächsten 24 Stunden nach der Geburt, angenommen. Das Reichsstrafgesetzbuch stellt jedoch keine solche Grenze auf; die That wird als K. bestraft, wenn sie in oder gleich nach der Geburt, d. h. solange noch die oben bezeichneten, mit der Geburt zusammenhängenden Umstände andauern, begangen wird. Die Strafe der Kindestötung ist eine geringere als die des Mordes und des Totschlags, nämlich Zuchthausstrafe von 3—15 Jahren und, wenn mildernde Umstände vorhanden, Gefängnis von 2—5 Jahren. Auch der Versuch wird bestraft. Vgl. Deutsches Strafgesetzbuch, § 217, 43 ff.; v. Fabrice, Die Lehre von der Kindesabtreibung und vom K. (Erlang. 1868).

Kindesteil, Anteil eines Kindes an der Erbschaft seiner Eltern; dann s. v. w. Pflichtteil.

Kindesunterschiebung (Suppositio s. Subjectio partus), die strafbare Handlung desjenigen, welcher wissentlich und fälschlich ein Kind als dasjenige fremder Eltern bezeichnet. Das deutsche Strafgesetzbuch (§ 169) bestraft die K., ebenso wie das vorsätzliche Vertauschen von Kindern (Kinderverwechselung), mit Gefängnis bis zu drei Jahren und, wenn die Handlung in gewinnsüchtiger Absicht geschah, mit Zuchthaus bis zu zehn Jahren. Auch ist der Versuch eines solchen Verbrechens für strafbar erklärt.

Kindesweglegung, im österreichischen Strafgesetzbuch das Verbrechen der Aussetzung (s. d.) eines Kindes.

Kind folgt der ärgern Hand, s. Ärgere Hand.

Kindlerscher Ofen, s. Zucker.

Kindspech (Meconium), der dunkel gefärbte Darminhalt des ältern menschlichen Embryos, besteht aus Galle, Schleim, abgelösten Stücken der Darmschleimhaut, Cholesterinkristallen 2c.

Kindswasser, s. Fruchtwasser.

Kineas, griech. Redner und Staatsmann, ein geborner Thessalier und Schüler des Demosthenes in Athen, trat in die Dienste des Königs Pyrrhos von Epirus, dem er durch seine diplomatische Gewandtheit so viel nützte, daß man zu sagen pflegte, des K. Beredsamkeit habe ihm mehr Städte geöffnet als die eignen Waffen. Als Pyrrhos Italien erobern wollte (280 v. Chr.), sandte er K. mit 3000 Mann nach Tarent voraus und schickte ihn dann nach der Schlacht bei Herakleia mit Friedensanträgen an den römischen Senat, den er Pyrrhos als eine Versammlung von Königen schilderte. Später, im J. 279, geleitete er die römischen Kriegsgefangenen nach Rom und machte hier, wiewohl vergeblich, neue Friedensvorschläge. Ehe Pyrrhos nach Sizilien übersetzte, wurde K. abgeschickt, um mit den dortigen Städten Unterhandlungen anzuknüpfen. Später wird seiner nicht mehr gedacht.

Kinemátik (v. griech. kinēma, »Bewegung«), nach Ampères Bezeichnung (cinématique) die Wissenschaft, deren Inhalt: die Theorie der Bewegungsmechanismen, früher in andern Disziplinen, Geometrie, Mechanik und Maschinenlehre, verstreut behandelt zu werden pflegte. Kurz nach der Gründung der polytechnischen Schule zu Paris 1794 fand eine Sonderung der Bewegungsmechanismenlehre von der allgemeinen Maschinenlehre durch Monge und Carnot statt, und die neue Wissenschaft wurde fortan an jener Schule als Unterabteilung der darstellenden Geometrie zunächst von Hachette gelehrt, eifrig gepflegt und gefördert. Der bedeutsamste Fortschritt, welcher namentlich für den heutigen Stand der K. grundlegend war, erfolgte, als von 1830 an auf Ampères Veranlassung durch Chasles und Poinsot die bereits im vorigen Jahrhundert von Euler gegebene geometrische Betrachtungsweise der Bewegungen fester Körper nach ihrem ganzen Wert erkannt wurde. Der vollständig neue Gesichtspunkt, unter welchem durch Eulers Lehre vom momentanen Drehungspol die Geometrie der Bewegung erschien, gab zu wertvollen mathematischen Arbeiten Anstoß und veranlaßte, daß sich dieselben unter dem Namen cinématique pure nach Résal 1862 mit einem besondern Rahmen umgaben, von der gegenüberstehenden cinématique appliquée lossagten und in eine Richtung gerieten, welche in Deutschland von Redtenbacher eingeschlagen war. Gegenwärtig ist Reuleaux der Hauptvertreter der K., die er die Theorie des Maschinenwesens oder Maschinengetriebelehre nennt und wesentlich anders als seine Vorgänger behandelt, indem er den Kausalzusammenhang der Bewegungserscheinungen in der Maschine aufsucht, beleuchtet und auf ein paar einfache Grundgedanken und kinematische Elemente zurückführt, welch letztere er zu Elementenpaaren vereinigt, um diese sodann zu kinematischen Ketten zu verbinden. Eine bestimmte Anordnung dieser Ketten, nämlich die, »daß jede Stellungsveränderung eines Gliedes gegen das benachbarte eine Stellungsveränderung aller andern Glieder gegen das genannte hervorruft«, nennt er eine geschlossene Kette. Ist hierin ein Glied fest-

gestellt und damit eine gezwungene absolute Bewegung erreicht, so entsteht der **Mechanismus** oder das **Getriebe** als Grundlage der Maschine. Der Wert des Reuleauxschen Systems liegt nicht in der Produktion neuer, noch nie angewendeter Mechanismen, sondern darin, daß es ihm gelungen ist, scheinbar sehr verschiedene Mechanismen durch obige Grundgedanken unter gemeinschaftliche Gesichtspunkte zu bringen und so einen innern Zusammenhang herzustellen, durch welchen ein vollkommneres Verständnis und zweckmäßigere Benutzung des reichen vorhandenen Materials ermöglicht ist. Vgl. Reuleaux, Theoretische K. (Braunschw. 1875). Berühmt sind Reuleaux' kinematische Modelle, welche sich in der technischen Hochschule zu Berlin befinden. Neben Reuleaux haben namentlich Aronhold und Burmester (»Handbuch der K.«, Leipz. 1886) den geometrischen Teil der K. oder die kinematische Geometrie gefördert.

Kineschma, Kreisstadt im russ. Gouvernement Kostroma, rechts an der Wolga und an der Eisenbahn Schuja-K., ein Stapelplatz für den Handel mit Leinwand, Teer, Metall, Zucker, Salz, Horn und Getreide, hat 5 Kirchen (eine Kathedrale) und (1881) 4004 Einw., welche Leinwand, Tischzeug, Papier und Heiligenbilder fertigen. Der **Kreis** ist ein sehr industrieller, namentlich Baumwollweberei wird gepflegt.

Kinesias, griech. Dithyrambendichter der jüngern Schule, aus Athen, um 420 v. Chr., forderte durch seine Neuerungen in der musikalischen Komposition wie im Inhalt die scharfe Kritik und den bittern Spott der konservativern Zeitgenossen, besonders des Aristophanes, heraus.

Kinesitherapie (griech., **Kinesiatrik**), s. v. w. Heilgymnastik.

Kinetik (griech.), Lehre von der Erzeugung der Bewegung durch Kräfte; **kinetisch**, auf die Bewegung Bezug habend, bewegend; **kinetische Energie**, s. **Kraft**; **kinetische Theorie der Gase**, s. **Wärme**; **kinetische Künste**, s. v. w. mimische Künste.

King, chines. Schlaginstrument, unsrer Strohfiedel nicht unähnlich, aber mit Steinplatten anstatt mit Holzstäben.

King (engl.), König; die weibliche Form ist Queen.

King George-Sund (spr. dschordsch-), durch Flinders 1801 entdeckte kleine Bai an der Südwestküste von Australien, an deren westlichstem Ende das Städtchen Albany liegt, wo die Postdampfer der Peninsular and Oriental Steam Navigation Co. anlegen.

Kinglake (spr. king-lêk), **Alexander William**, engl. Politiker und Historiker, geb. 1809, studierte in Cambridge, wurde 1837 Sachwalter zu London, hörte aber 1856 auf zu praktizieren. 1857—68 war er Vertreter der Liberalen für Bridgewater im Parlament, in dem er sich durch seine Interpellationen und Anträge über auswärtige Angelegenheiten hervorthat. Sein erstes Werk: »Eothen« (1844, neue Ausg. 1864), Briefe über eine Reise in den Orient, erregte großes Aufsehen. Sein weitschichtiges, aber wert-

Derbheit aus. Es ist Feuer und Begeisterung in ihnen, allein auch Demut und Weltentsagung spricht daraus. Sie wurden gleich bei ihrem Erscheinen mit hoher Anerkennung aufgenommen und dienen zum großen Teil noch heutigestags zur Erbauung beim Gottesdienst. Die weltlichen Gedichte Kingos, der ein strenger Lutheraner war, haben jetzt keine Bedeutung mehr. Seine »Psalmer og aandelige Sangegab Fenger (Kopenh. 1827) heraus. Vgl. **Heiberg**, Thomas K. (Odense 1852).

King's Bench (spr. bentsch, Court of King's oder Queen's bench, engl., »Königsbank«, Bancus regis), ehemals das Oberhofgericht zu London; seit 1873 Benennung einer Abteilung (Queen's Bench division) des obersten Gerichtshofs (High Court of Justice) für England und Wales (s. England, S. 641 f.).

Kingsche Regel, der nach seinem Autor benannte Satz, welcher die Abhängigkeit der Getreidepreise vom Ernteausfall in einer bestimmten Zahlenreihe nachweisen sollte. Eine solche Reihe kann wohl aus einer oder aus einzelnen Beobachtungen ermittelt werden, ohne daß sie jedoch allgemeine Gültigkeit hat. Bei dem heutigen Weltmarktsverkehr hat der Ernteausfall eines einzelnen Landes überhaupt keinen so großen Einfluß mehr wie früher.

King's County (spr. -kaunti, »Königsgrafschaft«), Binnengrafschaft in der irischen Provinz Leinster, 1999 qkm (36,3 QM.) groß mit 1851: 112,076, 1881: 72,852 Einw. (davon 89 Proz. katholisch). Der Nordteil der Grafschaft ist Hochebene, im O. bis 85 m hoch und nach W. gegen den Shannon allmählich bis 34 m sinkend. Unter den isolierten Hügeln, welche sich auf der Ebene erheben, ist der Croghan (232 m) der bedeutendste. Torfmoore nehmen einen großen Teil der Ebene ein; gutes Ackerland haben fast nur die Flußufer. Der Südwesten enthält hügeliges Weideland, das nach der Grenze von Queen's County ansteigt und hier im Arderin der Slieve-Bloomberge 528 m Höhe erreicht. Der Hauptfluß ist der die Westgrenze bildende Shannon, der hier für Schiffe von 300 Ton. fahrbar ist und die Brosna aufnimmt. Der Grand Canal durchschneidet die Grafschaft von W. nach O. Vom Areal sind 24 Proz. Ackerland, 47 Proz. Weiden, 1,5 Proz. Wald und 0,8 Proz. Gewässer. Viehstand 1880: 13,505 Pferde, 68,165 Rinder, 97,570 Schafe und 20,526 Schweine. Hauptort ist Tullamore.

Kingsinsel, zu Tasmania gehörige Insel, mitten in der Westeinfahrt der Baßstraße, hoch, gut bewaldet und bewässert und 1123 qkm (20 QM.) groß, aber nur gelegentlich von Fischern bewohnt. Mit Ausnahme der Ostseite ist die Insel von gefährlichen Riffen umgeben, an denen viele Schiffbrüche stattgefunden haben. In neuester Zeit wurden an zwei der gefährlichsten Punkte Leuchttürme errichtet.

Kingsley (spr. kingsli), 1) **Charles**, engl. Schriftsteller und Sozialreformer, geb. 12. Juni 1819 zu Holne in Devonshire, studierte zu Cambridge Theologie, ward, nachdem er 1844 die Priesterweihe er-

Gotha 1885); die Romane: »Alton Locke, tailor and poet« (1850, 2 Bde.), ein ergreifendes Bild der Gebrechen und Verirrungen der modernen Gesellschaft, das den Konflikt zwischen modernen Zuständen und den Anforderungen christlicher Sinnesart darstellt; »Yeast, a problem« (1851), ähnliche Tendenzen verfolgend; »Phaeton, or loose thoughts on loose thinkers« (1852); »Hypatia, or new foes with an old face« (1852; deutsch von Gilsa, 4. Aufl., Leipz. 1885), worin der tragische Konflikt zwischen der poetischen Philosophie des Heidentums und der Jugendkraft des Christentums mit künstlerischem Sinn behandelt wird, und »Westward ho!« (1855, 3 Bde.; deutsch von Schück, Gotha 1885), eine religiös-patriotische Erzählung aus dem Zeitalter der Elisabeth. Beide letztern Romane sind Kingsleys bedeutendste Werke. Außerdem erschienen: »Two years ago« (1857); »Miscellanies from Fraser's Magazine« (1859); die phantastische Humoreske »The water-babies« (1863; deutsch, Leipz. 1885); der zur Zeit Wilhelms des Eroberers spielende Roman »Hereward, the last of the English« (1866); »The Hermits« (1867); »How and why?« (1869); »At last: a christmas in the West Indies« (1872, 2 Bde.) u. a. Ein Bändchen Poesien von K. war 1858 unter dem Titel: »Andromeda, and other poems« erschienen; eine vollständige Sammlung seiner »Poems« erschien zuletzt 1884. Seit 1859 als Professor der neuern Geschichte an der Universität Cambridge angestellt, hielt K. eine Reihe von Vorträgen, die unter dem Titel: »The Roman and the Tenton« (1864) erschienen. Nach seinem Rücktritt 1869 wurde er Kanonikus von Chester und starb, nachdem er 1874 zum zweitenmal Nordamerika besucht und daselbst Vorlesungen (gesammelt 1875) gehalten hatte, 23. Jan. 1875 in Eversley. Eine Gesamtausgabe seiner Werke erschien in 28 Bänden; eine deutsche Übersetzung ausgewählter Predigten besorgte D. Krätzinger (Gotha 1885—86, 2 Bde.). Vgl. »Charles K., letters and memories of his life« (hrsg. von seiner Witwe 1876; deutsch, 2. Aufl., Gotha 1882); J. Schmidt, Porträts aus dem 19. Jahrhundert (Berl. 1878).

2) Henry, engl. Schriftsteller, Bruder des vorigen, geb. 1830, studierte in Oxford, ging 1853 nach Australien, wo er mehrere Jahre blieb, und widmete sich nach seiner Rückkehr der litterarischen Beschäftigung. Sein erster Roman: »The recollections of Geoffry Hamlyn« (1859), blieb sein bester. Von den zahlreichen nachfolgenden nennen wir: »Ravenshoe« (1862; deutsch, Leipz. 1863); »Austin Elliot« (1863); »The Hillyars and the Burtons« (1865); »Silcote of Silcotes« (1867); »Mademoiselle Mathilde« (1868); »Tales of old travel« (1869 u. 1871); »Old Margaret« (1871) u. a. Spannende Handlung und anschauliche Schilderungen, besonders australischen Lebens, finden sich in seinen Werken, doch auch manche Nachlässigkeiten im Stil. 1870—71 Redakteur der »Daily Review«, machte er als sein eigner Kriegskorrespondent den deutsch-französischen Feldzug mit, wohnte der Schlacht von Sedan bei und betrat als der erste Engländer die Stadt. Er starb 24. Mai 1876. Seine letzten Werke waren: »The Harveys« (1872); »Hornby Mills« (1872); »Valentin: a French boy's story of Sedan« (1872); »Oakshott Castle« (1873); »Reginald Hetherege« (1874); »Grange garden« (1876) und »Fireside studies« (1876). Eine Sammlung seiner Romane erschien 1872 in 7 Bänden.

King's Lynn, s. Lynn.

Kingsmillinseln, mikrones. Inselgruppe, s. Gilbertinseln.

King's rooms (spr. ruhms), Seebäder bei Portsmouth.

Kingston (spr. kingst'n), Name mehrerer Städte in England und Amerika, deren bedeutendste folgende sind: 1) K. upon Hull, s. Hull. — 2) K. on Thames (spr. temmf'), Stadt in der engl. Grafschaft Surrey, 16 km südwestlich von Charing Croß (London), ein alter, unregelmäßig gebauter, aber historisch interessanter Ort am rechten Ufer der Themse, über die eine Brücke von 20 Bogen führt, hat ein Asyl für Soldatenwitwen, ein Spital, bedeutenden Gemüsebau, Fabrikation von landwirtschaftlichen Geräten, Töpferwaren und Kokosnußsieben, Matratzen und (1881) 19,875 Einw. K. war früher Krönungsort der angelsächsischen Könige, die bei diesem Vorgang auf einem noch jetzt vor dem Rathaus befindlichen Stein gesessen haben sollen. — 3) Stadt in der britisch-amerikan. Provinz Ontario, am Ontariosee, beim Austritt des St. Lorenzstroms und an der Mündung des Cataraqui und des Rideaukanals, hat einen sichern Hafen, den starke Befestigungen verteidigen, und (1881) 14,091 Einw. K. ist Sitz eines anglikanischen und eines katholischen Bischofs, der Queen's University (1847 gegründet), des kath. Regiopolis College und einer Militärakademie und hat Bau von Maschinen und Pianofortes, Gerbereien und Brauereien. Zum Hafen gehörten 1885: 217 Schiffe von 26,409 Ton. Gehalt, und 1884—85 liefen 2754 Schiffe von 611,800 T. ein. Wert der Einfuhr aus den Vereinigten Staaten 1885: 1,267,000 Doll., der Ausfuhr 597,000 Doll. K. wurde 1784 an Stelle des 1672—1762 im Besitz Frankreichs befindlichen Forts Frontenac gegründet. — 4) Hauptstadt der brit. Insel Jamaica in Westindien, am Großen Haff (Hunt Bay), welches durch die 15 km lange Nehrung »Palisadoes« vom Meer getrennt, und dessen Einfahrt durch die starken Batterien von Port Royal (s. d.) verteidigt wird. Die Stadt ist auf sanft ansteigendem Gelände gebaut, hat, abgesehen vom King's House (Regierungsgebäude), dem Gerichtshof, Hospital, Irrenhaus, Zuchthaus und Theater, fast nur einstöckige Gebäude und (1881) 38,568 Einw. In der Nähe Up Park Camp in der reichbebauten Liguanea-Ebene, Stony Hill (60 m) mit Kaserne und der 10 km entfernte botanische Garten. K. ist Sitz eines deutschen Konsuls. — 5) Stadt im nordamerikan. Staat New York, am Hudson, dicht bei Rondout (s. d.), mit dem es (1880) 18,344 Einw. zählt. K. wurde 1663 von den Holländern gegründet.

Kingston (spr. kingst'n), Elisabeth Chudleigh, Herzogin von, geb. 1720 als Tochter des Obersten Thomas Chudleigh, wurde 1743 nach dem Tode desselben Hofdame bei der Prinzessin von Wales, der Mutter Georgs III. Durch Schönheit und Geist ausgezeichnet, hatte sie zahlreiche Anbeter, unter denen sie den Herzog von Hamilton begünstigte, vermählte sich aber, als der Herzog eine größere Reise antrat, mit dem Kapitän Hervey, späterm Grafen von Bristol. Die Ehe war jedoch unglücklich, und Elisabeth kehrte an den Hof zurück, während ihr Gemahl nach Westindien segelte. Ein Kind aus dieser Ehe starb, und die Verbindung blieb geheim. Kurze Zeit darauf begab sich Elisabeth in Begleitung eines Majors Howe nach Deutschland und fand an den Höfen zu Dresden und Berlin die schmeichelhafteste Aufnahme. Nach England zurückgekehrt, nahm sie ihre Stellung als Ehrendame der Prinzessin wieder ein und vermählte sich, nachdem ihre Ehe mit Hervey endlich mit dessen Einwilligung getrennt war, im März 1769 mit dem Herzog von K. Derselbe setzte sie durch Testa-

ment zu seiner Erbin ein, und nach seinem Tod 1773 kam sie in den lebenslänglichen Genuß seiner bedeutenden Güter, welche nach ihrem Tod auf einen jüngern Neffen des Verstorbenen übergehen sollten, indem ein älterer ganz von der Erbschaft ausgeschlossen wurde. Dieser, darüber erbittert, suchte die letzte Ehe seines Oheims für ungültig zu erklären und klagte die verwitwete Herzogin der Bigamie an, da die Ehescheidung von Hervey von keinem kompetenten Gerichtshof vollzogen sei. Sie eilte aus Italien, wo sie gerade verweilte, nach England zurück, fand zwar hohe Fürsprache, ward aber gleichwohl vom Oberhaus im April 1776 für schuldig befunden und verurteilt; nur ihr hoher Adel bewahrte sie vor schimpflicher Strafe. Sie hieß fortan Gräfin von Bristol, doch blieb das Testament des Herzogs von K. gültig und sie selbst im Genuß seines Vermögens. Sie lebte fortan abwechselnd in Rom und Petersburg auf glänzendstem Fuße, später auf dem Schloß zu Ste.-Assise bei Fontainebleau, wo sie 28. Aug. 1788 starb. Vgl. Faverolles, La duchesse de K. (Par. 1813); »Neuer Pitaval«, Bd. 25 (Leipz. 1858).

Kingstown (spr. kingstaun), 1) Seestadt in Irland, 7 km von Dublin, mit vielen schönen Gebäuden, einem Nonnenkloster, beliebtem Seebad und (1881) 18,586 Einw. Vormals Dunleary genannt, nahm die Stadt 1821 ihren jetzigen Namen an zu Ehren Georgs IV., der damals hier landete. Der Hafen, 1817 angefangen, wird durch zwei 1067 m und 1493 m lange Dämme gebildet und hat 101 Hektar Oberfläche. Er ist Vorhafen von Dublin. — 2) Hauptstadt der Insel St. Vincent (s. d.) in Westindien.

Kingsund, großer Golf des Timormeers an der Nordwestküste von Australien, in dessen Einfahrt zahlreiche Inseln gelagert sind. Einzelne Teile des Kingsundes sind die Goodenough-, Disaster-, Stokes- und Conebai. Die Einfahrt wurde bereits 1821 von King gefunden, der Golf später von Stokes erforscht, welcher auch den in seinen südlichen Zipfel mündenden Fitzroyfluß entdeckte. Besser bekannt wurde der K. aber erst nach der Entdeckung des Kimberleydistrikts durch A. Forrest und die Auffindung von Goldfeldern in diesem (s. Kimberley 2).

King Williamstown, Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft in der britisch-afrikan. Kapkolonie, am Buffalofluß und der Eisenbahn East London-K., mit einer schönen kath. Kirche, großem Stadthaus, monumentalem Krankenhaus, mehreren Banken und (1875) 5170 Einw., worunter viele Kaffern und eine Anzahl Deutscher, die auch in der sehr gut angebauten Umgebung der Stadt viele Höfe besitzen, da hier die für den Krimkrieg angeworbene deutsche Legion angesiedelt wurde, um als Grenzposten gegen die Kaffern zu dienen. K. ist Hauptquartier der Kolonialarmee und Sitz eines deutschen Konsuls. Der Hafen von K. ist East London (s. d.).

Kinkel, 1) Gottfried, Dichter und Kunsthistoriker, geb. 11. Aug. 1815 zu Oberkassel bei Bonn, wo sein Vater Geistlicher war, wuchs unter pietistischen Einflüssen heran und widmete sich nach erhaltener Vorbildung zu Bonn dem Studium der Theologie, das er seit 1834 in Berlin unter Marheineke, Hengstenberg und Neander fortsetzte. Nach Bonn zurückgekehrt, habilitierte er sich 1836 nach bestandenem Lizentiatenexamen an der dortigen Universität als Dozent für Kirchengeschichte; zugleich wurde er mit Geibel bekannt, welcher sein Talent zur Poesie mächtig anregte. Aus Gesundheitsrücksichten und zugleich im Interesse eines begonnenen kunsthistorischen Werkes trat K. im Herbst 1837 eine Reise durch das südliche Frankreich und Oberitalien nach Rom an, wo er bis zum Frühjahr des folgenden Jahrs blieb. Nach seiner Rückkehr kam er mit Simrock, Freiligrath, Matzerath und Wolfgang Müller in nähere Verbindung und lernte um dieselbe Zeit seine nachherige Gattin Johanna, geborne Mockel (s. unten), kennen, die bei ihrem klaren und doch phantasiereichen Geist einen großen Einfluß auf ihn gewann. Sie gab den ersten Anstoß zur Gründung des »Maikäferbundes«, der unter anderm Anlaß zu der frischen und lieblichen Dichtung »Otto der Schütz, eine rheinische Geschichte in zwölf Abenteuern« (Stuttg. 1846, 56. Aufl. 1881), im Ton des altdeutschen kurzzeiligen Epos, ward. K. war inzwischen Religionslehrer am Gymnasium und 1840 zugleich Hilfsprediger der evangelischen Gemeinde in Köln geworden, wohin er alle Sonntage fuhr, und erntete mit seinen rhetorisch glänzenden Predigten, von denen er eine Sammlung (Köln 1842) herausgab, ungeteilten Beifall. Der Orthodoxie immer mehr sich entfremdend, machte er sich dadurch die Geistlichkeit zum Feind, und vollends sein Verhältnis zu Johanna als einer geschiedenen Katholikin, mit der er sich 22. Mai 1843 vermählte, erregte dermaßen Anstoß, daß man ihm sogar die Hilfspredigerstelle entzog. Bald darauf mit der Theologie offen brechend, trat er 1845 in die philosophische Fakultät zu Bonn über, indem er Vorlesungen über Kunstgeschichte und Poesie eröffnete. Schon zuvor hatte die Sammlung seiner »Gedichte« (Stuttg. 1843, 7. Aufl. 1872) die günstigste Aufnahme gefunden. Jetzt erschien sein Buch »Die Ahr. Landschaft, Geschichte u. Volksleben«, welchem der 1. Band seiner »Geschichte der bildenden Künste bei den christlichen Völkern« (Bonn 1845) folgte. Von Dichtungen aus jenen Jahren nennen wir den Anfang der erst viel später (1872) vollendeten poetischen Erzählung »Der Grobschmied von Antwerpen« und »Margret, eine Dorfgeschichte«, letztere eine der vorzüglichsten Erzählungen der neuern deutschen Litteratur. 1846 wurde K. zum außerordentlichen Professor der Kunst- und Kulturgeschichte ernannt und erhielt bald darauf einen Ruf nach Berlin, der jedoch infolge eines von ihm veröffentlichten Gedichts (»Männerlied«) wieder zurückgenommen wurde. Hatte K. schon seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. regen Anteil an der politischen Bewegung genommen, so erregte die Katastrophe von 1848 sein ganzes Wesen aufs heftigste, und er entwickelte eine außerordentliche und unermüdliche Thätigkeit auf seiten der republikanischen Partei. Er nahm teil an dem Sturm der Bonner Demokraten auf das Zeughaus zu Siegburg (10. Mai 1849), begab sich nach dem unglücklichen Ausgang des Unternehmens in die Pfalz und schloß sich dem pfälzisch-badischen Aufstand an. Am 29. Juni verwundet und gefangen, wurde er vom Kriegsgericht zu lebenslänglicher Festungsstrafe verurteilt, die der König in lebenslängliches Zuchthaus verwandelte. K. wurde in das Zuchthaus zu Naugard abgeführt und hier zu den gewöhnlichen Sträflingsarbeiten angehalten. Im April 1850 mußte er wegen seiner Teilnahme an dem Zug nach Siegburg vor den Assisen in Köln erscheinen, wurde aber von diesen infolge seiner glänzenden Verteidigungsrede freigesprochen. Nachdem er auf der Rückkehr von Köln einen vergeblichen Fluchtversuch gemacht, wurde er nun doch zur Festungsstrafe nach Spandau abgeführt und mußte sich hier derselben Behandlungsweise wie die übrigen Gefangenen unterwerfen, bis er im November 1850 durch einen begeisterten Verehrer, den damaligen Studenten Karl Schurz (s. d.), auf fast wunderbare

Weise befreit wurde. K. wandte sich zunächst nach London, wohin ihm bald seine Familie nachfolgte, dann im September 1851 zu politischen Zwecken nach Nordamerika, wo er indessen nur kurze Zeit verblieb. Nach London zurückgekehrt, zog er sich mehr und mehr von dem politischen Parteiwesen zurück, nahm 1853 eine Anstellung als Lehrer der deutschen Sprache und Litteratur am Westbourne College an und widmete seine ganze Thätigkeit seinen Vorlesungen über deutsche Litteratur an der London University und in Privatkreisen. Auch seine schriftstellerische Laufbahn nahm er von neuem auf in dem Drama »Nimrod« (Hannov. 1857) und gründete 1859 die deutsche Wochenschrift »Hermann«, welche er jedoch nur ein halbes Jahr lang redigierte. Nach dem Tod seiner ersten Gemahlin zum zweitenmal vermählt, schien sich der Dichter ganz in England eingelebt zu haben, als er im April 1866 einen Ruf nach Zürich als Professor der Archäologie und Kunstgeschichte am eidgenössischen Polytechnikum erhielt, dem er Folge leistete. Die neue Thätigkeit belebte sowohl seine kunsthistorischen als seine poetischen Arbeiten. Mit einer Spezialschrift: »Die Brüsseler Rathausbilder des Rogier van der Weyden« (Zürich 1867), kehrte er zur Kunstlitteratur zurück, die er seitdem durch eine Reihe von Abhandlungen, die teilweise unter dem Titel: »Mosaik zur Kunstgeschichte« (Berl. 1876) gesammelt erschienen, »Peter Paul Rubens« (Basel 1874) u. a. bereichert hat. Eine zweite Sammlung seiner »Gedichte« (Stuttg. 1868) brachte auch den vollendeten »Grobschmied von Antwerpen« (4. Aufl. 1887), von dem in der ersten Sammlung nur ein Bruchstück mitgeteilt worden war, und der an frischer Kraft und poetischer Fülle des Ausdrucks »Otto dem Schützen« wohl gleichkam, ohne jedoch so populär zu werden wie das letztere Gedicht. Durch gleich glücklichen Fluß des Vortrags und lebendiges Kolorit ausgezeichnet war auch seine letzte kleine epische Dichtung: »Tanagra, Idyll aus Griechenland« (Braunschw. 1883, 3. Aufl. 1886). Außerdem erschienen: Festreden auf »Friedrich Rückert« (Zürich 1867) u. »Ferdinand Freiligrath, 1867« (Leipz. 1867); »Die christlichen Unterthanen der Türkei« (Basel 1876); »Für die Feuerbestattung« (Berl. 1877). K. starb 13. Nov. 1882 in Zürich. Vgl. Strodtmann, Gottfried K. (Hamb. 1850, 2 Bde.); Henne-Am Rhyn, G. K., ein Lebensbild (Zürich 1883); Ad. Stern, G. K. (»Westermanns Monatshefte«, Okt. 1883). — Sein Sohn Gottfried, geb. 11. Juli 1844 zu Poppelsdorf, Kustos der Kupferstichsammlung in Zürich, machte sich durch eine Reihe kleinerer kultur- und kunstgeschichtlicher Schriften und Vorträge (»Euripides und die bildende Kunst«, Berl. 1872; »Kunst und Kultur im alten Italien vor der Herrschaft der Römer«, Basel 1878; »Macaulay, sein Leben und Geschichtswerk«, Berl. 1879; »Die Kulturzustände der Restaurationsepoche in England«, Heidelb. 1882, u. a.) bekannt.

2) Johanna, Schriftstellerin, Gattin des vorigen, geb. 8. Juli 1810 (nicht 1807) zu Bonn, Tochter des Gymnasiallehrers Mockel, heiratete früh den Musikalienhändler Mathieux, den sie jedoch schon nach wenigen Monaten wieder verließ, und lebte seitdem der Ausbildung ihres bedeutenden musikalischen Talents. Um Gottfried K. (s. oben) ihre Hand reichen zu können, trat sie zur protestantischen Kirche über und ward nach erfolgter gerichtlicher Trennung ihrer ersten Ehe 1843 mit jenem getraut. Nach der Befreiung ihres Gatten aus Spandau folgte sie diesem nach London, wo sie 15. Nov. 1858 infolge eines Sturzes aus dem Fenster starb. Johanna K. war eine aus schwärmerischer Empfindung und nüchterner Realität seltsam gemischte Natur, die sich auch in ihren gemeinsam mit K. herausgegebenen »Erzählungen« (Stuttg. 1849, 3. Aufl. 1883) offenbarte. Ihr hinterlassener Roman »Hans Ibeles in London« (Stuttg. 1860, 2 Bde.) weist viel lebendige Erinnerung und scharfe Charakteristik auf. Von ihren musikalischen Kompositionen ist die »Vogelkantate«, ein launiges Gesangstück, populär geworden. Praktischen Wert hatten ihre »Acht Briefe über Klavierunterricht« (Stuttg. 1852).

Kinkhorn, s. Tritonshörner.

Kinn (Mentum, Genion), bei den höhern Wirbeltieren der mittlere, rundliche Vorsprung am untern Ende des Gesichts, welcher vielfach (z. B. beim Menschen) nach oben durch eine quer laufende Vertiefung von der Unterlippe getrennt ist.

Kinnaird (spr. kinnähd), Dorf in Stirlingshire (Schottland), am Cannore, Geburtsort des Reisenden Bruce, mit 336 Einw.

Kinnamos (Cinnamus), Johannes, byzant. Geschichtschreiber, geboren um 1145, war Notar am kaiserlichen Hof zu Konstantinopel, begleitete den Kaiser Alexios II. Komnenos auf mehreren Reisen und Feldzügen und beschrieb als Fortsetzung zu dem Werk der Anna Komnena die Geschichte des griechischen Reichs in sechs Büchern, die aber nur bis 1176 reichen. Zum erstenmal erschien sein Werk aus einer vatikanischen Handschrift mit lateinischer Übersetzung &c. (Utrecht 1652), verbessert mit Übersetzung und Kommentar von du Fresne und du Cange (Par. 1670) und zuletzt von Meineke (Bonn 1836). Vgl. Conz, De Liceta et Cinnamo byzant. historicis (Tübing. 1878).

Kinnbacken, s. v. w. Kiefer, s. Schädel.

Kinnbackenkrampf (Mundsperre), s. Starrkrampf.

Kinneh, ägypt. Stadt, s. Kenneh.

Kinnekulle, isolierte, weithin sichtbare Bergkuppe am Wenersee in Schweden, 279 m hoch, 16 km lang und etwa 8 km breit, in Terrassen abfallend. Anbau überzieht ihn an vielen Stellen, und die Vegetation ist auffallend reich; Häuser und Kirchen und zahlreiche Grotten bedecken seine Seiten; der Gipfel gewährt eine prächtige Aussicht. Der K. ist auch geologisch interessant; er besteht aus silurischen Schichten, überdeckt mit Trapp.

Kinnereth, See, s. Genezareth.

Kinnladen, s. v. w. Kiefer, s. Schädel.

Kinnor, althebr. zither- oder harfenartiges Saiteninstrument, das Instrument der Hebräer, welches David zur Beruhigung Sauls spielte.

Kino, eingetrockneter gerbsäurehaltiger Pflanzensaft von verschiedener Abstammung. Das Malabarkino von Pterocarpus Marsupium *Roxb.* wird auf der Malabarküste durch Einschnitte in die Rinde des Baums gewonnen, fließt als rötlicher Saft aus und erstarrt sehr bald ohne künstliche Wärme; es bildet kleine, glänzende, eckige Stücke von schwärzlicher, ins Rote fallender Farbe, schmeckt abstringierend, dann süßlich, löst sich fast vollständig in heißem Wasser und Alkohol und besteht im wesentlichen aus Kinogerbsäure. Die Lösungen scheiden an der Luft unter Aufnahme von Sauerstoff unlösliches Kinorot ab. Es kommen nur geringe Quantitäten in den Handel; man benutzt es bisweilen als Adstringens, zu Zahnpulvern &c., wahrscheinlich auch bei der Fabrikation von Wein und, wenn es billig genug zu haben ist, in der Gerberei. K. wurde zuerst seit 1733 in Afrika von Pterocarpus erinaceus gewonnen und in den Arzneischatz eingeführt. Schon zu Anfang

dieses Jahrhunderts wurde aber das Malabarkino bekannt, welches bald die teure afrikanische Drogue verdrängte. Das bengalische K. (Palasakino) wird aus der Rinde von Butea frondosa *Roxb.* durch Einschnitte gewonnen, das australische (Botanybaykino) stammt von Eucalyptus resinifera *Smith* und andern Eucalyptus-Arten, stimmt in manchen Sorten mit dem Malabarkino überein, während andre Sorten Schleim enthalten. Amerikanisches oder westindisches K., s. Coccoloba.

Kinroß, Hauptstadt der nach ihr benannten Grafschaft in Schottland, am Loch Leven, mit (1881) 1960 Einw. Auf einer Insel im See steht ein Schloß, in welchem Maria Stuart elf Monate als Gefangene zubrachte.

Kinroßshire, Grafschaft in Schottland, umschlossen von den Grafschaften Perth und Fife, 201 qkm (3,6 QM.) groß mit (1881) 6697 Einw., von Hügeln umgeben, mit dem 13 qkm großen Loch Leven (91 m ü. M.) im östlichen Teil. Die Hälfte der Oberfläche ist angebaut.

Kinsale (spr. kinnßehl), Seestadt in der irischen Grafschaft Cork, an der Mündung des Bandon, ein interessanter Ort mit vielen alten Häusern von spanischer Bauart, vorzüglichem Hafen, bedeutender Seefischerei und (1881) 5386 Einw. Zwischen 1381 und 1601 unterhielt die Stadt lebhaften Verkehr mit Spanien.

Kinsbergen, Jan Henrik van K., Graf von Doggersbank, niederländ. Admiral, geb. 1. Mai 1735 zu Doesborg in Gelderland, trat im 15. Jahr in den Marinedienst und stieg schnell zum Vizeadmiral. Beim Ausbruch des Kriegs zwischen der Pforte und Rußland 1771 trat er in die Dienste der Kaiserin Katharina II. und erhielt von derselben das Kommando über ein Geschwader im Schwarzen Meer. Dort schlug er im September 1773 durch damals noch neue Flottenbewegungen die an Stärke bei weitem überlegene türkische Flotte und erprobte zum erstenmal den Nutzen der beweglichen Signale. Sein Entwurf über die Erbauung von Kanonenbooten sowie eine Denkschrift, die er der Kaiserin über die freie Schiffahrt auf dem Schwarzen Meer einreichte, bekunden ihn als tüchtigen Diplomaten und Seemann. 1775 ins Vaterland zurückgekehrt, erhielt er den Auftrag, mit dem Kaiser von Marokko einen Frieden zu unterhandeln, kommandierte 1781 eine Abteilung der Flotte des Admirals Zoutmann und kämpfte tapfer bei der Doggersbank gegen die Engländer. Bei den Einfällen der Franzosen in Holland unter Dumouriez 1793 und 1794 waren es Kinsbergens Pläne zur Verteidigung des Moerdyk und des Zuidersees, welche die Fortschritte der Feinde einige Zeit aufhielten. Nach der Errichtung der Batavischen Republik (1795) zog er sich auf sein Landgut bei Apeldoorn in Geldern zurück und trat später in dänische Dienste. 1806 nach Holland zurückgekehrt, ward er von König Ludwig zum Grafen und 1811 von Napoleon zum Senator ernannt. Holland verdankt ihm die Gründung der Marineanstalt zu Amsterdam.

der K. erscheint, welche sich im 16. und 17. Jahrh. zur utraquistischen und reformierten Kirche bekannten und an den ständischen Kämpfen hervorragenden Anteil nahmen. Die Grafenwürde erhielt zuerst im J. 1628 auf Verwendung Wallensteins Wilhelm K., Sohn Johanns, Gemahl der Elisabeth Terzka, Oberst und Vertrauter des Friedländers, welcher 25. Febr. 1634 zu Eger ermordet wurde, nachdem er den Verdacht des Verrats vorzugsweise dadurch auf sich gelenkt hatte, daß er Wallensteins Verhandlungen mit dem französischen Gesandten Feuquières führte. (Vgl. Schebek, K. und Feuquières, Berl. 1882.) Der größte Teil der Kinskyschen Güter fiel dem Fiskus anheim und kam den Aldringer, Gordon und Gallus zu gute, nur der Neffe des letztgenannten, Johann Oktavian, geb. 1612, Sohn des 1572 gebornen, 1626 gestorbenen Wenzel III. K. (der durch sein bewegtes Leben und charakterloses politisches Agitieren übel berufen war, 1622 aber wieder rehabilitiert wurde), behielt Chlumetz und Böhmisch-Kamnitz und trat zum katholischen Glauben über. Die beiden jetzt noch lebenden Linien des Geschlechts stammen von Wenzel Norbert Oktavian, gest. 1719, Hofkanzler, dann Oberstkanzler von Böhmen, dessen älterer Sohn, Franz Ferdinand, geb. 1678, gest. 1741, als Staatsmann wirkte und Begründer der gräflichen Linie wurde, und dessen jüngerer Sohn, Stephan Wilhelm, gest. 1749, die fürstliche Würde erlangte. Die letztere vererbte auf die Nachkommen von dessen Bruder Philipp Joseph, geb. 1700, gest. 1749, seit 1738 oberster Kanzler Böhmens, von Maria Theresia mit ihrem ganzen Vertrauen beehrt, aber ein starrsinniger Autonomist. Der namhafteste Sprößling des gräflichen Geschlechts ist Franz Joseph, Graf von K., geb. 1739, österreichischer Feldzeugmeister. Er begann seine Laufbahn als Rat bei dem böhmischen Appellationsgericht, trat dann aber seit 1759 in Kriegsdienste und nahm an den letzten Feldzügen des Siebenjährigen Kriegs teil. Er wurde hervorragender Mitbegründer der österreichischen Militärschule und insbesondere Direktor der Neustädter Militärakademie, wo ihm 1829 von Schülern ein Denkmal gesetzt wurde. Im J. 1788 war er während des türkischen Feldzugs dem Erzherzog, nachmaligem Kaiser Franz II., an die Seite gestellt, machte die Kriege von 1792 an als Feldzeugmeister mit; starb 9. Juni 1805. Er schrieb eine ansehnliche Anzahl militärwissenschaftlicher Werke (2. Aufl., Wien 1806—25, 6 Bde.). An der Spitze des gräflichen Zweigs steht gegenwärtig Oktavian, geb. 1813, erbliches Mitglied des österreichischen Herrenhauses, an derjenigen der fürstlichen Linie Ferdinand Bonaventura, geb. 1834, gleichfalls erbliches Mitglied des Reichsrats. Vgl. Folkmann, Die gefürstete Linie des uralten und edlen Geschlechts K. (Prag 1861).

Kintal, Handelsgewicht in der Türkei, im Großhandel à 100 Rottel = 56,106 kg (s. Cantaro).

Kintar, Handelsgewicht in Marokko, im Großhandel = 50,802 kg, beim Roll = 45,311 kg.

und er erst später nach Kypros übergesiedelt sein, wo er die Stadt Paphos gründete. Er zeugte mit seiner eignen Tochter Myrrha den Adonis (s. d.) und tötete sich, nachdem er seines Frevels inne geworden. Das Wort K. hängt mit dem phönikischen kinnor (»Harfe«) zusammen. Er galt für den Urheber von musikalischen Festfeiern.

Kinzelbach, Gottlob Theodor, Afrikareisender, geb. 24. Juni 1822 zu Stuttgart, erlernte Mechanik und gründete 1854 ein Geschäft in Konstantinopel, nach dessen Auflösung er mehrere Jahre lang verschiedene Teile des türkischen Reichs bereiste. 1859 nach Deutschland zurückgekehrt, schloß er sich der Heuglinschen Expedition an, besuchte 1860–62 den Norden von Abessinien und ging dann mit Munzinger über Chartum nach Kordofan, wobei ihm die Ortsbestimmungen, Höhenmessungen und meteorologischen Beobachtungen zufielen. 1862–64 studierte er in Stuttgart orientalische Sprachen und ließ sich dann in Kairo geschäftlich nieder. Aber schon 1866 trat er wieder eine Reise nach der Somaliküste an, um dem Schicksal v. d. Deckens nachzuforschen, ging im Januar 1867 von Sansibar nach Barawa, dann nach Makdischu und von dort nach Gelidi am Webi-Doboi, wo er Ende desselben Monats starb.

Kinzig, 1) rechter Nebenfluß des Rheins in Baden und der Hauptfluß im mittlern Schwarzwald, entspringt nahe der Ostgrenze des Schwarzwaldes im Württembergischen, südlich von Freudenstadt bei Loßburg, fließt nach W., empfängt links die Schiltach und die vom Kesselberg kommende Gutach (mit dem links einmündenden Fallbach, welcher bei Triberg einen 170 m hohen Wasserfall in sieben Absätzen bildet), rechts die vom Kniebis kommende Wolfach, wendet sich bei Haslach nach NW., tritt bei Offenburg in die Ebene, nimmt in derselben links die vom Hünersedel kommende Schutter auf und mündet, nachdem sie eine Insel gebildet, bei Kehl, 75 m breit. Die K. ist 112 km lang und wird stark zur Holzflößerei benutzt. Von ihr hatte früher der Kinzigkreis in Baden seinen Namen, der Offenburg zur Hauptstadt hatte. — 2) Fluß in der preuß. Provinz Hessen-Nassau, entspringt am Sterbfritzer Eisenbahntunnel im Kreise Schlüchtern, durchströmt in Südwestrichtung ein ansehnliches Thal, das er bei Gelnhausen verläßt, und mündet nach 82 km langem Lauf bei Hanau rechts in den Main.

Kióh, chines. Feldmaß, s. Ma-u.

Kioko (Quioco), afrikan. Volksstamm im Reich des Muata Jamvo (s. d.), welchem er tributär ist. Sie sind wohlgebaute Leute, welche das Haar in lange, bleifederdicke Strähne geflochten tragen und tüchtige Jäger und Bienenzüchter sind. Auch beuten sie ihre Wälder nach Gummi aus. Als Besitztum schätzen sie aber vor allem die Sklaven, die sie gut behandeln. Ihre Dörfer legen sie in Wäldern an, wo sie sich Raum durch Niederbrennen der Bäume verschaffen. An Haustieren züchten sie Ziegen, Hühner und Hunde, seltener Schweine und Schafe, und pflanzen Maniok, Mais, Hirse, Erdnüsse, Bohnen. Da im Lande der K. das Eisen zu Tage liegt, befassen sie sich mit oberflächlicher Gewinnung und Verarbeitung desselben in Schmelzöfen, und die Kiokoschmiede sind im Lundareich geschätzt. Von hoher Bedeutung ist für die K. der in großem Maßstab betriebene Raubbau auf Gummi, infolge dessen die Gummifelder sehr gelichtet werden und, weil keine Nachpflanzung vorgenommen wird, das Volk in einer nordwärts gerichteten Bewegung sich befindet, um immer wieder neues Material für diesen Raubbau in Angriff zu nehmen. Das Land der K. ist in Distrikte eingeteilt, von denen jeder unter einem großen Häuptling mit Namen Mona steht. Jedes der Dörfer hat einen kleinen Häuptling, welcher an den Mona Tribut zu zahlen hat, welcher denselben alljährlich oder alle 2–3 Jahre an den Muata Jamvo abführt. Vgl. Pogge, Im Reich des Muata Jamvo (Berl. 1880); Schütt, Reisen im südwestlichen Becken des Congo (das. 1881).

Kios (vulgär Gio, türk. Gemlik), asiatisch-türk. Hafenstadt im Wilajet Chodawendikjâr, am Indschir-Liman, einem Golf des Marmarameers, ist Sitz des Erzbischofs von Nikäa, eines Kaimakams und eines griechischen Konsuls, hat beträchtlichen Handel (Seide, Oliven, Baumwolle), Dampferverbindung mit Konstantinopel, Schiffswerften der türkischen Regierung und 7050 meist griech. Einwohner. — Der Mythus läßt K. von Herakles gegründet werden, als ihm die Nymphen hier den Hylas geraubt und er beim Suchen nach ihm die Abfahrt des Schiffs versäumt hatte. Später wohnten dort milesische Kolonisten, und in der makedonischen Zeit hieß K. zeitweise Prusias.

Kiosk (v. pers. koschk, »Lustschloß«), zeltartiger Gartenbau, rund oder viereckig, auf Säulen ruhend, vorn offen oder mit Gitterwerk geschlossen. Am äußersten Teil der obern Gemächer orientalischer Paläste findet sich fast stets ein K., der wie ein Erker vorsteht und 50 cm über den Grund des Diwans erhöht ist, von welchem er gleichsam eine Fortsetzung bildet. In großen Parkanlagen, besonders in England, sind Kioske in türkischem oder chinesischem Geschmack üblich; ebenso dienen derartige Bauten in größern Städten als Verkaufsstellen für Zeitungen (Zeitungskiosk) ꝛc.

Kioto, japan. Stadt, s. Saikio.

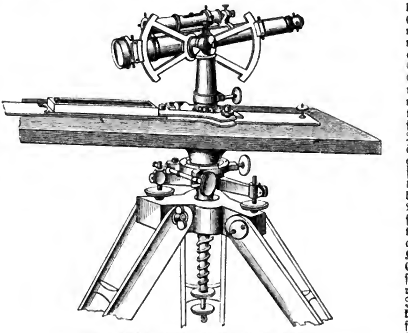
Kipfenberg, Flecken im bayr. Regierungsbezirk Mittelfranken, Bezirksamt Eichstätt, im engen Thal der Altmühl, hat ein Bergschloß, eine kath. Pfarrkirche, ein Amtsgericht, eine Oberförsterei, Hopfenbau und (1885) 800 Einw.

Kippe, s. Chebra kadischa.

Kipper und Wipper (v. niederd. kippen, d. h. abschneiden, und wippen, d. h. schnellen, so in die Wagschale werfen, daß diese sinkt), im 17. Jahrh. Benennung derjenigen Münzherren, welche das gute Geld einschmolzen und geringhaltiges ausprägten. Dieses Unwesen herrschte besonders zur Zeit des Dreißigjährigen Kriegs, und der Wert des guten Geldes stieg dadurch so sehr, daß 1621 ein guter Thaler 7–8 und 1623 sogar 16–20 Thlr. galt. Daher nannte man den Zeitraum von 1621 bis 1623 vorzugsweise die Zeit der K. u. W., leichte und verfälschte Münzen aber Kipper- oder Kipfergeld.

Kippregel, im Verein mit dem Meßtisch der Hauptapparat für die topographische Aufnahme, dient als Projektionsinstrument, als Horizontal- und Vertikalwinkel- und als Entfernungsmesser. Die K. (s. Figur, S. 746) besteht aus einem messingenen Lineal, über welchem auf einem Träger (Säule) ein um eine Horizontalachse drehbares Fernrohr derart steht, daß bei genau horizontaler Lage des Lineals eine Kante desselben, die Ziehkante, in die durch die Fernrohrachse gelegte Vertikalebene fällt. Wird daher das Fernrohr nach einem Ziel gerichtet, so ist die an der Ziehkante gezogene Linie die Projektion der Visierlinie auf die Meßtischplatte. Zum Messen von Vertikalwinkeln ist am Fernrohr ein Gradbogen befestigt, der sich an einem am Träger (Säule) angeschraubten Nonius vorbeischiebt. Zum Horizontalstellen des Fernrohrs ist unter oder über demselben eine Röhrenlibelle korrigierbar an ihm befestigt. Ist mit Hilfe dieses Ni-

veaus das Fernrohr horizontal gestellt, so muß für Höhenmessungen der Winkel in Betracht gezogen werden, den nun der Index am Gradbogen zeigt (Korrektionswinkel). Zur Beseitigung dieses lästigen Korrektionswinkels ist bei neuern Kippregeln der Nonius fein verschiebbar hergestellt worden, und es kann dann jede Vertikalwinkelmessung direkt am Gradbogen und Nonius abgelesen werden. Um rückwärtige Alignements aufsuchen zu können, sind die neuern Kippregeln zum Durchschlagen eingerichtet, d. h. das Fernrohr kann um 360° gedreht werden. Zur Orientierung des Meßtisches ist auf dem Lineal eine schmale Bussole mit 13—18 cm langer Magnetnadel befestigt, welche an den schmalen Seiten einen Limbus von etwa 30° trägt, dessen Nord- (Null-) Linie genau parallel der Ziehkante liegt, woraus auch die selbständige Verwendbarkeit der K. zum Messen von Horizontalwinkeln bis zu 15° hervorgeht. Außerdem ist auf dem Lineal noch ein Dosenniveau zum Horizontalstellen des Meßtisches befestigt. Die Vorrichtung zum Distanzmessen besteht in einem Fadenkreuz, dessen Kreuzungspunkt in der optischen Achse des Fernrohrs liegt. Parallel zum horizontalen Faden sind in gleichen Abständen von diesem noch zwei Fäden ausgespannt. Dieses Fadenkreuz aus Kokon- oder Spinnenfäden ist in einem Ring befestigt, der im Okularrohr durch vier Stellschrauben gehalten



Meßtisch nebst Kippregel von Breithaupt in Kassel.

Die K. hat sich aus dem von Prätorius, Professor in Altorf bei Nürnberg, um 1590 erfundenen, von Lehmann verbesserten, jetzt nicht mehr gebräuchlichen Diopterlineal (s. d.) entwickelt. Besonders hat Reichenbach (gest. 1826) in München sich um Erfindung der K. verdient gemacht. Zu den vorzüglichsten Konstruktionen gehört jetzt die von Breithaupt in Kassel; vgl. Aufnahme, topographische.

Kips, in England zweijährige Kälber; im Handel getrocknete leichte Rindshäute aus Ost- und Westindien und der Kapkolonie, auf der Fleischseite mit einem Anstrich aus Salz, Kalk oder Schmutz versehen, oder vom Fleisch befreit und mit Arsenik präpariert; sie geben ein Oberleder, welches die Mitte zwischen Rinds- und Kalbleder hält.

Kiptschak (Kaptschak), Volksstamm in Mittelasien, besonders in dem ehemaligen Chanat Chokand (der jetzt russischen Provinz Ferghana) wohnend. Nach Vambéry ist es der älteste türkische Stamm, welcher in Sprache und Sitten sowie in Physiognomie und Charakter seiner alten Nationalität am meisten treu geblieben ist. In ihrer Gesichtsbildung ähneln die K. den Mongolen, indem sie wie jene schiefe Augen, vorstehende Backenknochen und ein bartloses Kinn haben. Bei kleiner Statur sind sie sehr gewandt und tapfer. Sie haben bei allen Aufständen und Kriegen des ehemaligen Chanats Chokand eine sehr wichtige und hervorragende Rolle gespielt. Jetzt wendet sich dieser kriegerische Stamm dem friedlichen Handel und Ackerbau zu. Vgl. Vambéry, Reise in Mittelasien (Leipz. 1873); Kostenko, Materialien für Geographie u. Geschichte Rußlands (russ., Petersb. 1880).

Kiraat-chane (arab.-pers.), Name einer ausschließlich zum Lesen des Korans bestimmten Örtlichkeit in der Nähe der Moscheen.

Királyhágó (»Königssteig«), 589 m hoher Sattel des Krasznagebirges in Ungarn, über den die Poststraße von Großwardein nach Bánffi-Hunyad und Klausenburg führt. Er liegt unfern der ungarischen Staatsbahnstation Bucsa, zwischen dem Thal der Schnellen Körös und der Szamos, und bildet den

dischen Fischer zu seinem Darstellungsgebiet zu wählten, und so entstand als sein erstes größeres Werk: das Opfer der See (1876), welches für die Berliner Nationalgalerie angekauft wurde und ihm die kleine goldene Medaille der Berliner Ausstellung einbrachte. Es folgten: sorgenvolle Stunden (1880), ein holländisches Fischerpaar am Bett seines kranken Kindes, eine holländische Kirmesszene (1883) und einige kleinere Genrebilder aus dem Fischerleben.

Kirchbach, Hugo Ewald, Graf von, preuß. General, geb. 23. Mai 1809 zu Neumarkt in Schlesien, besuchte die Kadettenhäuser zu Kulm und Berlin und trat 23. Mai 1826 als Fähnrich beim 26. Regiment ein. Nach regelmäßigem, aber langsamem Avancement ward K. 1851 als Major in den Generalstab versetzt, kurz nachher zum Abteilungschef im Großen Generalstab und dann zum Generalstabschef des 3. Armeekorps ernannt. Von 1859 an kommandierte er als Oberst nacheinander das 36., 26. und 66. Regiment und ward 1863 Kommandeur der 19. Infanteriebrigade und Generalmajor. 1864 befehligte er die mobile 21. Infanteriebrigade in Schleswig, und 1866 im böhmischen Feldzug führte er als Generalleutnant die 10. Infanteriedivision mit großer Auszeichnung. Für seinen erfolgreichen Anteil an den Schlachten von Nachod und Skalitz und am Gefecht bei Schweinschädel erhielt er den Orden pour le mérite. Beim Ausbruch des deutsch-französischen Kriegs erhielt er das Kommando des 5. Armeekorps und ward 10. Aug. 1870 zum General der Infanterie ernannt. Er nahm hervorragenden Anteil am Gefecht von Weißenburg und an der Schlacht bei Wörth, in welch letzterm Kampf er leicht am Genick verwundet wurde, dann an der Schlacht bei Sedan, wo er den Franzosen den Rückzug nach Mézières verlegte. Durch die Besetzung von Versailles 19. Sept. schloß er die Zernierung von Paris im Südwesten ab und hatte während der ganzen Dauer derselben (bis 9. Febr. 1871) das Hauptquartier des Königs und des Kronprinzen in Versailles zu decken. Er schlug alle Ausfälle der Pariser zurück, namentlich den letzten großen Ausfall vom 19. Jan. 1871 (Schlacht am Mont Valérien). Im Februar marschierte er mit seinem Korps nach Orléans, im März nach Vesoul; im Mai kehrte er nach Posen zurück. Als er 1880 seinen Abschied nahm, ward er in den Grafenstand erhoben. Er lebt auf seinem Gut Moholz in der Lausitz.

Kirchberg, 1) Stadt im preuß. Regierungsbezirk Koblenz, Kreis Simmern, 427 m ü. M., hat eine evangelische und eine kath. Kirche, eine Synagoge, eine Lateinschule, ein Amtsgericht, bedeutende Vieh- und Fruchtmärkte und (1885) 1348 meist evang. Einwohner. K., die älteste Stadt des Hunsrückens (seit 1249), gehörte ehedem den Grafen von Sponheim, nach deren Aussterben es in den gemeinsamen Besitz der Pfalz und Badens kam. Von 1707 bis 1794 war es ganz bei Baden, fiel alsdann an Frankreich und 1814 an Preußen. — 2) Stadt in der sächs. Kreis- und Amtshauptmannschaft Zwickau, an der Linie Wilkau-Saupersdorf der Sächsischen Staatsbahn, 360 m ü. M., hat eine Kirche, ein Amtsgericht, bedeutende Streichgarnspinnerei, Tuch- und Wollwarenfabrikation, eine Dampfheizrohrfabrik, eine mechanische Weberei für Möbelstoffe und (1885) 6949 fast nur evang. Einwohner. — 3) Stadt im württemberg. Jagstkreis, Oberamt Gerabronn, an der Jagst, hat ein Schloß des Fürsten von Hohenlohe mit Park, Kunst- und Altertümersammlung, starke Gerberei und (1885) 1238 meist evang. Einwohner. — 4) (Oberkirchberg) Pfarrdorf im württemberg. Donaukreis, Oberamt Laupheim, an der Iller, in einer in paläontologischer Hinsicht sehr bemerkenswerten Gegend (Versteinerungen von Schnecken, Süßwassertieren, Fischen ꝛc.), hat 575 kath. Einwohner und ist Hauptort der Herrschaft K., welche den Grafen Fugger aus der Linie K.-Weißenhorn gehört. — 5) (K. am Wald) Marktflecken in der niederösterreich. Bezirkshauptmannschaft Waidhofen, an der Thaya, mit Schloß und Park und 848 Einw., wurde lange Zeit von Karl X. von Frankreich bewohnt. K. ist der Geburtsort des Dichters Robert Hamerling. — 6) (K. am Wechsel) Marktflecken in der niederösterreich. Bezirkshauptmannschaft Neunkirchen, mit schöner Kirche, (1880) 1161 Einw. und zahlreichen Hammer- und Sägewerken. Dabei die Hermannshöhle, eine ausgedehnte Stalaktitengrotte.

Kirchberger Grün, dem Schweinfurter Grün ähnliche arsenhaltige Kupferfarbe.

Kirchdorf, Dorf mit eigner Kirche.

Kirchdorf, Marktflecken im Erzherzogtum Österreich ob der Enns, am Kremsfluß und an der Kremsthalbahn, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat eine gewerbliche Fortbildungsschule, eine sehr alte Kirche, Industrie und Handel in Eisenwaren, Sparkasse und (1880) 1443 Einw. K. ist mit dem nahe gelegenen Micheldorf (1880: 2568 Einw.) ein Hauptsitz der österreichischen Sensenfabrikation.

Kirchdrauf (ungar. Szepes-Váralja), Stadt im ungar. Komitat Zips, eine der 16 Zipser Städte und Station der Kaschau-Oderberger Bahn, mit Kloster, zwei Spitälern, Lehrerpräparandie, (1881) 3256 meist slaw. Einwohnern, Getreide- und Flachshandel und Bezirksgericht. Dicht über der Stadt erhebt sich das festungsähnliche Zipser Domkapitel, Sitz eines katholischen Bischofs mit theologischer Lehranstalt und Seminar, und 1 km östlich das Zipser Schloß auf hohen, spitzen Granitfelsen. In der Nähe mehrere Mineralquellen und merkwürdige Kalktuffbildungen sowie die Kirchdrauser Eis- u. Tropfsteinhöhle (80 m tief, 40 m breit) in dem Berg Drevenyik.

Kirche bezeichnet im Gegensatz zu den Tempeln der Alten, den Moscheen der Mohammedaner und den Synagogen der Juden das der christlichen Gottesverehrung geweihte Gebäude (s. Kirchenbaukunst), dann bald die Gemeinschaft der christlichen Gläubigen im Gegensatz zu andern Religionsgenossenschaften, bald den äußerlichen Organismus derselben, wie er sich in bestimmten Gesellschaftsformen, Kultus und Verfassung darstellt, bald ganz allgemein die ausschließlich religiöse Gemeinschaftsform selbst, in welchem Sinn auch von einer jüdischen, mohammedanischen ꝛc. K. gesprochen werden kann, bald auch wieder die zum Christentum sich bekennende Bevölkerung eines einzelnen Landes oder Staats (Landeskirche) in Hinsicht auf ihre besondere Verfassung ꝛc., bald endlich eine einzelne Partei der Christen, sofern sie als eine besondere, durch Glaubenssymbole und Rechte, auch wohl Zeremonien von andern sich unterscheidende größere Religionsgesellschaft angesehen wird, so römisch-katholische, griechisch-katholische, lutherische, reformierte K. im Gegensatz zu Sekte. Auch die Etymologie des Wortes ist streitig, wenngleich jetzt die meisten Gelehrten den Ursprung desselben auf das griechische Kyriakón (Herrenhaus, Haus), in welchem sich die Gemeinde des Herrn zu seinem Dienst versammelt, zurückführen. Da sonach weder Sprachgebrauch noch Etymologie zu einem irgend sichern Resultat verhelfen, so hilft nur eine teils be-

griffliche, teils historische Ableitung zur Orientierung in dem Gewirr von Ansichten und Meinungen, den das schon nach Luthers Urteil »blinde, undeutliche« Wort veranlaßt hat.

I. Lehre von der Kirche.

Wenn die Religion ein wesentliches Moment in dem geistigen Gesamtleben der Menschheit ist, wie sie sich denn in dem bisherigen Verlauf der Geschichte als umfassendstes Thema derselben erwiesen hat: so wird es auch als eine dem Menschengeist innewohnende allgemeine Notwendigkeit bezeichnet werden müssen, daß er sich behufs Lösung dieses Teils seiner Aufgabe eine eigne, also ausschließlich religiöse Gemeinschaftsform schafft, im Unterschied zu politischen, sozialen, wissenschaftlichen, künstlerischen Gemeinschaftsformen. In diesem rein idealen Sinn ist die K. der Organismus des religiösen Lebens der Menschheit überhaupt. Wirklich vorhanden ist diese Ecclesia (s. d.) immer nur in einer Gemeinde, wie Staat und Volk immer nur in einer Nationalität mit bestimmter Staatsform. Während aber in der vorchristlichen Zeit das religiöse und das politische Leben der Menschheit ununterscheidbar zusammenfallen und ineinander aufgehen, hat das Christentum eine über die nationalen Gegensätze übergreifende, auf geistigen Zusammenschluß der Menschheit abzweckende, rein religiöse Gemeinschaft eingeführt, und es ist daher kein Zufall, daß dem Wort K. trotz seiner allgemeinen Bedeutung doch eine spezifische Beziehung auf die christliche Religion anhaftet (s. Christentum). Der leitende Gedanke bei der theoretischen Durchbildung des Begriffs der K. ist der eines gesellschaftlichen Wunders, welches dem Wunder der Person Christi als des menschgewordenen Gottessohns entspricht und seine Fortsetzung darstellt. In diesem Sinn führen die Briefe an die Epheser und Kolosser das sonst von Paulus gebrauchte Bild vom Leib, darin Christus der Geist ist, dahin weiter, daß die K. als eine die irdische und überirdische Welt umfassende Gemeinschaft der Geister erscheint, wovon der im Himmel erhöhte Christus das Haupt ist. Damit war die Vorstellung eines sinnlich-übersinnlichen Organismus gegeben, welcher sein eigentliches Wesen in der überirdischen Welt, seine irdische Erscheinung aber in den einzelnen Gemeinden und in der Gesamtheit aller dieser einzelnen Gemeinden hat. Dies das wesentliche und stehende Schema, in welches dann alle christlichen Religionsgenossenschaften und Lehrbegriffe ihre eigentümlichen Auffassungen vom Wesen der K. hineingezeichnet haben, indem sie bald mehr das eine, bald mehr das andre Moment hervorheben oder ihre Sonderstellung durch die Eigentümlichkeit der Verbindung beider Momente bezeichnen. Dieselbe als ein Verhältnis fast durchgängiger Einerleiheit aufzufassen, ist von jeher der hervorstechende Charakterzug des Katholizismus (s. d.) gewesen. Dieser versteht unter K. unmittelbar die irdische Erscheinung selbst, die mit wunderbaren Kräften aus der übersinnlichen Welt ausgestattete, angeblich von Christus selbst gestiftete Heilsanstalt, deren wesentliche Organe die Bischöfe auf dessen Ausbildung namentlich das Aufblühen der K. unter dem Schutz des Staats sowie der Sieg des Augustinismus über die Lehre der Pelagianer, Manichäer und Donatisten einwirkten. Im Streit mit den letztern erkannte Augustin in der K. die Gesamtheit aller Getauften und beförderte durch kecke Vereinerleiung des in der Wirklichkeit gegebenen Organismus mit dem Reiche Gottes die katholische Weltanschauung, welche, von der Theologie der römischen Bischöfe auf den dortigen Primat ausgedehnt, die Hierarchie des Mittelalters vorbereiten und vollenden half. Das geschichtliche Gewächs des den Weltstaat sich dienstbar machenden und die Nationen erziehenden Katholizismus wurde hier gleichsam mit Haut und Haaren zum Glaubensgegenstand erhoben. Dem Katholizismus ist die K. die unmittelbar gegenwärtige Erscheinung der überirdischen Ordnung Gottes, begabt mit sichtbarem Oberhaupt, unfehlbarer Lehre, wunderbaren Gnadenmitteln, über alle sonstigen Ordnungen des Menschenlebens so erhaben wie der Geist über das Fleisch, aus himmlischen Regionen herabgesenkt auf die Erde, um möglichst viele Menschen auf Erden kraft der Sakramente zu retten und in die übersinnliche Welt emporzuheben. In diesem vom römischen Katechismus aufgenommenen Unterschied von streitender und triumphierender K. begegnet uns die letzte schwache Spur einer Unterscheidung von Wirklichkeit und Ideal. Aus der notwendigen Unterscheidung im Gegenteil eine Trennung zu machen, die ideale Gemeinschaft loszureißen von der empirischen K., war der gemeinsame Gedanke aller reformatorischen, aber auch aller schwärmerisch aufgeregten Sekten des Mittelalters. Der Gegensatz zwischen äußerlicher und innerlicher Auffassung des Begriffs der K. trat in dem Kampf zwischen Katholizismus und Protestantismus in der Weise hervor, daß nach römisch-katholischer Ansicht die K. in der sichtbaren, unter dem Papst als ihrem Oberhaupt vereinigten Gemeinschaft der auf ein äußerliches Bekenntnis und auf einen und denselben Gebrauch der Sakramente hin Getauften, also in der empirischen rechtlichen Abgrenzung der Glaubensgemeinschaft, nach protestantischer Ansicht aber vornehmlich in der »Gemeinschaft der Heiligen« (s. d.) besteht, an die, als an die der Erlösung durch Christus entsprechende Gesamtwirkung, man glaubt, die man aber nicht sieht. Nach der einen Ansicht gelangt der einzelne durch die K. zu Christus, nach der andern durch Christus zur K. Doch lenkt auch die protestantische Dogmatik vom absoluten Idealismus ein, indem sie unsichtbare und sichtbare K. unterscheidet und beide im Zusammenhang miteinander hält durch die Lehre von den Merkmalen der wahren K. Als solche gelten, zumal dem Luthertum, reine Lehre und stiftungsgemäße Sakramentsverwaltung. Da immer wird »Gemeinschaft der Heiligen« stetig erzeugt und die unsichtbare K. am meisten gefördert, wo in einer sichtbaren das Wort Gottes unverfälscht gelehrt, die Sakramente einsetzungsgemäß verwaltet werden, d. h. die lutherische K. erschien als der verhältnismäßig adäquateste Ausdruck der Idee der K. Die reformierte Lehre unterscheidet sich davon nur durch

kirchlichen in die weltlichen Form gerichtete Tendenz; die Religion selbst fing an, sich von der Theologie zu emanzipieren, und es fiel der K. immer schwerer, ein sicheres und klares Bewußtsein von ihrer Existenz in sich zu tragen. Die Periode der Aufklärung sah geradezu in jeder Selbständigkeit des kirchlichen Lebens dem Staat gegenüber etwas Hierarchisches. Dieser Mangel an allgemein kirchlichem Leben aber bewirkte, daß in den einzelnen der Gemeinschaftstrieb sich um so stärker regte, und so entstanden Kirchlein in der K., z. B. die Brüdergemeinde, während andre, z. B. Swedenborg, an der Gegenwart verzweifelnd, die K. eines neuen Jerusalem in ihre idealvisionäre Welt hineinbauten. Die Reaktion des 19. Jahrh. aber belebte sofort auch wieder den Kirchenbegriff in allen christlichen Denominationen, und so hat namentlich auch die neuere protestantische Theologie seit Schleiermacher das Dogma von der K. zu bearbeiten und es selbst über die noch unvollkommenen Anfänge im Reformationszeitalter hinauszuführen versucht. Mit der Ausbildung des Dogmas hält auch die Ausbildung des Kirchenrechts und der Kirchenverfassung gleichen Schritt.

II. Geschichtliche Entwickelung der christlichen Kirche.

(Vgl. hierzu die Beilage »Zeittafel der Kirchengeschichte«.)

Erste Periode: bis auf Konstantin den Großen.

Eine richtige Würdigung des kirchengeschichtlichen Prozesses setzt vor allem Einsicht in die religionsgeschichtlichen Thatsachen voraus, daß die Wirkungen der schöpferischen Persönlichkeiten, nach welchen die großen Epochen der religiösen Entwickelung benannt zu werden pflegen, nur sehr teilweise zusammenfallen mit dem, was auf ihren Namen hin gethan und gewirkt, gesprochen und gedacht wird. Auch die christliche Kirchengeschichte stellt nichts weniger als geradlinige Entwickelung von Jesus oder von Paulus aus dar, sondern einen der kompliziertesten Prozesse, welche wir kennen. Die christliche K. ist im eminenten Sinn des Wortes »das Ding mit den vielen Ursachen«, davon die Philosophie weiß, und es bedarf einer nicht eben alltäglichen Vorurteilslosigkeit und Unbefangenheit, um jedem der hier mitwirkenden Faktoren das Seine zu geben. Das Evangelium Jesu und die gemeinsame apostolische Verkündigung kommt hier allerdings in erster Linie, darum aber nichts weniger als in einziger Weise in Betracht. Denn mit dieser Predigt vom Reiche Gottes (s. d.) ist noch lange nicht dasjenige gemeint gewesen oder gar ins Leben gerufen worden, was man K. nennt. Im Gegenteil war es der Grundirrtum einer dogmatisch bedingten Geschichtsdarstellung und zwar ebenso auf protestantischer wie auf katholischer Seite, daß die Entstehung der K. mit der Entstehung des Christentums (s. d.) gegeben gewesen sei. Die christlichen Gemeinden waren vielmehr ursprünglich lediglich Verbände zu einem heiligen Leben auf Grund einer gemeinsamen Hoffnung und Sehnsucht nach demnächstiger Weltvollendung durch den wiederkehrenden Messias. Von seinen Sprüchen, die zu kühnem Gottvertrauen und alles aufopfernder Bruderliebe mahnten, von seinen Gleichnissen, die das leise Nahen einer göttlichen Lebensordnung, eines »Himmelreichs« abbildeten, von seinen Weissagungen, welche durch die grundsatzmäßige Gebundenheit an die Autorität des Alten Testaments nicht sehr beengt fühlte. Die ersten Christengemeinden waren Gemeinschaften von Inspirierten mit beweglichen, mannigfaltig nüancierten Verfassungsformen, die bald mehr an die jüdischen Synagogenverbände, bald mehr an die griechischen Kultvereine und römischen Kollegien erinnerten. Das Gemeindeleben selbst trug ein hervorstechend sozialistisches, aber durch und durch religiös bedingtes Gepräge; der heidnischen Kulturwelt stand es in Erwartung eines baldigen Weltendes durchaus ablehnend gegenüber.

Erst etwa seit Mitte des 2. Jahrh. sehen wir die zielbewußtern, von praktischern Trieben beseelten und allmählich vom Bewußtsein einer Weltmission durchdrungenen unter diesen Gemeinden im römischen Weltreich allmählich sich zusammenfinden in jener nach außen immer weiter reichenden, nach innen immer fester gefügten Konföderation, welche sich die »Großkirche«, die »allgemeine«, die »katholische K.« (s. d.) nannte. In der Mitte des 3. Jahrh. steht dieselbe wesentlich ausgewachsen und fertig vor uns. Aber wie ganz andre Züge weist das Christentum nunmehr in dieser neuen Gestalt auf, in welcher die ursprüngliche Abgeschlossenheit gegen die Welt, wenn nicht in der Theorie, so doch faktisch bereits aufgegeben war! Was uns hier entgegentritt, das ist ein mit festen, hierarchisch gegliederten Verfassungsformen ausgestattetes Gemeinwesen, eine Kultusanstalt mit Opfer und Priestertum, neben der alttestamentlichen jetzt auch eine neutestamentliche Offenbarungsurkunde, ein nicht bloß von Propheten, sondern auch von Aposteln geschriebener Kanon (s. d.), ein bereits in Taufbekenntnis und Glaubensregel formulierter Glaube, eine eigentliche Theologie (s. d.), und in dem allen ist zumeist griechisch-römischer Geist spürbar, nicht etwa jüdischer. Der hellenische Geist ist in der Abwandlung, die er damals erfahren hatte, zu allen Poren des neuen Gemeinwesens eingeströmt, der ursprüngliche Enthusiasmus, die aus eigner Fülle schöpfende apokalyptische Begeisterung ist verduftet. Eine K. ist geworden, welche nicht mehr lediglich eine Gemeinschaft der Hoffnung und der Zucht, des Glaubens und Liebens, sondern vor allem einen Staat im Staate darstellt, nominell gegründet auf das Evangelium Jesu, thatsächlich eine ganz eigentümliche Organisation religiös empfindender, von gemeinsamen Idealen zehrender Massen, die sich berufen wußten, in der großen Konkurrenz der verschiedensten Religionsweisen, Kulte, Mysterien und Schulen, welche sich um den geistigen Besitz des römisch-griechischen Weltreichs stritten, die Palme davonzutragen. Demnach repräsentierte die »Großkirche« eine hierarchische Heilvermittelungsanstalt für die Massen, und die sittlichen Anforderungen an ihre einzelnen Mitglieder erlitten notwendigerweise eine immer größere Einbuße an Idealität. Aus den Gemeinden des Urchristentums schloß eine Todsünde aus; nur Aspiranten des Himmelreichs kamen in Betracht, nicht Weltbürger, Staatsdiener, Gelehrte, Industrielle, Künstler, Soldaten ꝛc. In der Gemeinschaft der katholischen K. dagegen konnte jeder seine Stelle finden, sofern er nur sich gewissen Ordnungen und Regeln unterwarf, gewisse Bekenntnisse anerkannte

der Weltgeschichte eingerichtete und insofeen das säkularisierte, das mit dem Instinkt der Weltherrschaft versehene, allerorts praktisch zurechtgelegte Christentum. Nichts ist begreiflicher, als daß das Römerreich nicht freiwillig abdankte zu gunsten der sich anmeldenden geistigen Großmacht; es waren bekanntlich gerade die echtesten Erben und Fortleiter der alten Traditionen römischer Politik, welche in der christlichen K. eine Todfeindin erkennen und sie bis aufs Blut bekämpfen zu müssen glaubten. Aber eigenste Kraft und eine Verkettung günstiger Umstände verhalfen letzterer zum Sieg. Ein genialer Eroberer that den kühnen Wurf; er stellte sich anfänglich über die Parteien, um je länger, desto mehr in der christlichen K. die eigentliche Trägerin aller zukunftsvollen Mächte zu erkennen und in ihrer bereits bestehenden Einheit die Unterlage einer erst herzustellenden Einheit des Reichs zu suchen. Die Bischöfe der K. sollten den wankenden Kaiserthron stützen, ihm im Glauben der Völler den eingebüßten Kredit wieder verschaffen. Was Konstantin (306—337) wollte, das war eine handliche Staatskirche. Aber nur in der östlichen Hälfte des Reichs konnte seine Idee Durchführung finden, und zwar war es wesentlich das Dogma, bei dessen Ausbildung die byzantinischen Kaiser und fast mehr noch ihre Frauen sich beteiligten.

Zweite Periode: bis auf Karl den Großen.

Wir schreiten damit von der ersten Epoche der alten K. hinüber zu der zweiten. Die Ansätze des dogmenbildenden Prozesses hatte schon jene gesehen (s. Dogma, Dogmatik, Dogmengeschichte). Die Verweltlichung des Christentums auf dem Gebiet der Lehre und Vorstellung war eingeleitet worden von der Gnosis (s. d.). Ihr ist die kirchliche Theologie nur nachgewachsen. Sie hat in mildern, populärern Formen, in gemäßigtem Tempo wiederholt, was die Gnosis in kühnen Sprüngen gewagt hatte: eine Darstellung der neuen Weltanschauung mittels der Formen griechischer Religionsphilosophie und Mysterienweisheit. Während aber von der kirchlich werdenden Christenheit vor allem das ganze Judentum als Religion mit Beschlag belegt, die ganze alttestamentliche Geschichte als Vorgeschichte der K. in Anspruch genommen wurde, rechnete der Gnostizismus dieses Alte Testament vielmehr in das von ihm noch viel heftiger als von der K. verworfene Judentum ein und ging deshalb der K. mit Bildung eines eignen, eines neutestamentlichen Kanons sogar voran. In den Wirren des mit der Gnosis geführten Kampses erfuhr die K. erstmalig das Bedürfnis, ihr einfaches Taufbekenntnis durch Erweiterungen zu erläutern und in eine die kirchlich korrekte Überlieferung fixierende Glaubensregel umzuwandeln. An diese Glaubensregel setzt sich sofort die noch ganz embryonale und fragmentarische Theologie der antignostischen Kirchenväter, eines Justinus, Irenäos, Tertullian, an. Erst durch das Medium der als »Neues Testament« kanonisierten Schriften der apostolischen und nachapostolischen Epoche im Verein mit der Glaubensregel werden jetzt auch die treibenden Ideen des Urchristentums selbst in dieser K. eine wirksame Macht. Aber den gut christlichen Elementen, mit welchen auf diesem Weg das Dogma ausgestattet wurde, halten die sich mehrenden griechischen die Wagschale. Hand in Hand mit der im Verlauf des 3. Jahrh. sich vollziehenden Umbildung der K. in einen heiligen Staat erfolgt eine Umsetzung der Glaubensregel in die hellenisch fundamentierte, aus der Stoa und aus dem Platonismus abzuleitende Religionsphilosophie eines Clemens und Origenes. Den Kristallisationspunkt für diesen Prozeß bildet die von Tertullian, Hippolyt u. a. in die Glaubensregel eingeführte Lehre vom Logos (s. d.), mit welcher der Kern der kirchlichen Weltanschauung ins Dasein getreten ist. Denn damit war die Anweisung gegeben, das Göttliche in Christus als die im Weltbau und in der Geschichte der Menschheit verwirklichte Vernunft Gottes zu denken; s. Christologie. Der Menschwerdung des Logos entspricht aber als ihr Erfolg schon bei Irenäos die Vergöttlichung des Menschen. Je länger, desto mehr rückt dieser Gedanke in den Mittelpunkt der Theologie der Kirchenväter (s. d.), und in gleichem Maß wird der einfach religiöse und sittliche Inhalt des Evangeliums durch einen dicken Überwurf von Metaphysik und Theosophie verdeckt. Mysteriöse, aber reale Umbildung des Menschen in unvergängliches Wesen, abgebildet in den geheimnisvollen Naturvorgängen der Sakramente (s. d.) und bewerkstelligt durch ihren Genuß, sollte die Gabe Gottes in Christus sein. Dieser symbolischen Magie eines zum guten Teil den heidnischen Mysterien nachgebildeten Kultus entsprach ein Erlöser, welcher in seiner Person die menschliche Natur mit der göttlichen vereinigt, genauer jene vergottet hat. Dies führt auf Wesenseinheit des Sohns mit dem Vater, auf Doppelnatur Christi, kurz auf alle jene Formeln, welche seit dem Konzil von Nicäa dem eigentlich dogmenbildenden Zeitalter einleuchtend und annehmbar erschienen, um die höchste Anschauung vom Werte der christtichen Religion und der durch sie vermittelten Heilsgüter auszudrücken. S. Nicäisches, Nicäisch-Konstantinopolitanisches, Chalcedonisches Glaubensbekenntnis.

Einer irrtümlichen Geschichtsphilosophie entsprungen ist die oft gehörte Meinung, diese und ähnliche Formeln hätten unter den Bedingungen, welche bei der dogmatischen Entfaltung des christlichen Bewußtseins maßgebend und wirksam gewesen sind, gerade so ausfallen müssen, wie sie thatsächlich ausgefallen sind. In Wahrheit hätte sich die Andacht der K. aber z. B. mit dem gottähnlichen Christus des Arianismus ebensogut befriedigen können wie bei dem gottgleichen des Athanasius, und wie die Dinge zu Nicäa lagen, hat sogar alles zu der erstern Formel gedrängt. Daß die letztere siegreich wurde, ist dem persönlichen Eingreifen des Konstantin wie später des Theodosius zu verdanken. Ebenso hatte im Nestorianisch-Eutychianischen Streit bereits der Monophysitismus den Sieg in den Händen, als er ihm nachträglich auf der vierten ökumenischen Synode durch das im Bund mit dem römischen Bischof erfolgende Einschreiten der Kaiserin Pulcheria wieder entwunden wurde. Gegenteils ist der monophysitische Rückschlag, welcher dann auf der fünften ökumenischen Synode eintrat, das persönliche Werk Justinians und Theodoras gewesen. Der monotheletische Streit ist durch die Politik des Kaisers Heraklios hervorgerufen und in seinem Verlauf ganz durch die Kaiser Constans und Constantinus Pogonatus bestimmt worden. Den Bilderstreit haben erstmalig und endgültig die beiden Kaiserinnen Irene und Theodora abgeschlossen. Das Abendland ist dieser Entwickelung des Dogmas, wie es der zweiten Hälfte der Geschichte der alten K. ihr bezeichnendes Gepräge verleiht, nur einfach zustimmend gefolgt, und was es Selbständiges auf diesem Gebiet leistete, die Sünden- und Gnadenlehre des Augustinus, das hat im kirchlichen Leben und in der theologischen Praxis keineswegs zu einer so großen Entfernung von der griechischen Theologie geführt, als es gemäß dem

harten Wortlaut der Augustinischen Sätze, die ja nur sehr bedingt und abgeschwächt zur Annahme gelangt sind, scheinen mochte.

Während so der unendliche Streit um die Glaubensbegriffe K. und Staat zugleich in beständiger fieberhafter Erregung erhielt, wurde das klassische Heidentum systematisch vernichtet, vielfach unter Anwendung derselben brutalen Mittel, welche in den vorkonstantinischen Zeiten gegenüber der jungen Pflanzung in Anwendung gekommen waren, welche den großen Bau des Weltreichs zu durchwuchern und zu zersprengen drohte. Statt dessen hat sie dieses Weltreich in den letzten Jahrhunderten seines Bestandes, wenigstens von außen, mit einem neuen Blätter- und Blütenschmuck umgeben; sie hat es mit ihrem Duft erfüllt, aber seinen Zerfall schließlich nicht aufzuhalten vermocht, eine Thatsache, die seit der Eroberung Roms durch Alarich schon den Kirchenvätern zu denken gab. Außerdem war das Christentum so sehr identisch mit der römischen Staatsreligion, es war so sehr Reichsreligion geworden, daß es in dem mächtigsten Staat, welcher noch neben dem Imperium bestand, in Persien, wo es weit um sich gegriffen hatte, gerade aus nationalen und politischen Gründen unterdrückt und so seiner Ausdehnung im Osten schon vor den Zeiten des Islam ein Ziel gesetzt wurde. Dieser hat dann über die ganze Christenheit des Morgenlandes, soweit er sie nicht einfach vernichtete, ein Leichentuch gebreitet, unter welchem sie einen langen, vielleicht ewigen Winterschlaf angetreten hat. S. *Griechische Kirche*.

Die Schicksale des Christentums sollten sich im Abendland entscheiden. Alles hing davon ab, ob das Schiff der K. den Zusammenprall der alten römischen und der neuen germanischen Strömung der Weltgeschichte, wie solcher in der Völkerwanderung erfolgte, aushalten, oder ob es, wie das staatliche Fahrzeug, darin zerschellen würde. In der That vollzog sich der Übergang in das neue Fahrwasser aufs glücklichste. Ja, es schien, als ob die K. erst in den germanischen, bez. romanischen, in zweiter Linie auch in den slawischen Völkerschaften, die sich jetzt vor dem Kreuz beugten, den richtigen und entsprechenden Naturboden gefunden habe, auf welchem ihre Saaten ein unverkümmertes und dabei zugleich auch wieder verhältnismäßig originelles Gedeihen finden sollten. An die Stelle der Hellenisierung des Christentums trat jetzt seine *Germanisierung*. Nicht bloß wuchsen aus dem altgermanischen Heidentum zahlreiche Anschauungen und Sitten hinüber in den christlichen Glaubens- und Kultuskreis (darunter namentlich mancherlei Teufels- und Hexenspuk), sondern auch germanische Rechtsbräuche erwiesen sich wirksam wie in der Dogmatik (z. B. Versöhnungslehre des Anselmus), so auch in der Ausbildung des Kirchenrechts (z. B. Ehewesen); auch was dem Christentum in Bezug auf Hebung und Wertung des weiblichen Geschlechts nachgerühmt wird, ist wenigstens teilweise zur germanischen Erbschaft zu schlagen.

Dritte Periode: bis auf Innocenz III.

Damit sind wir aus den Zeiten der alten K. in diejenigen des *Mittelalters* hinübergetreten. Was sich in jenen als ein fortschreitender Prozeß darstellt, das ist jetzt zur vollendeten, innerhalb des katholischen Rahmens nicht mehr rückgängig zu machenden Thatsache geworden: die gänzliche Entmündigung der Gemeinde zu gunsten der Priesterschaft. Diese allein stellt die K. im aktiven Sinn dar; die Laien sind bloß Objekt des priesterlichen Handelns. Nur Priester können der Lehre und Sakramente warten; alles Heil für die Welt ist daher an das Priestertum geknüpft und außer der K. überhaupt kein Heil. Das ursprüngliche Wahlrecht der Gemeinden war schon vor Konstantin vielfach erschüttert; selbst nachher wurden jedoch noch Stimmen gehört, die von einem allgemeinen Priestertum aller Christen vor Gott wußten. Je länger, je mehr beschränkte sich jedoch die Laienthätigkeit in den obern Schichten auf Beteiligung an byzantinischen Hofkabalen und Palastrevolutionen, in den untern auf gelegentliches Tumultuieren und Losschlagen im Interesse irgend eines geistlichen Zugführers. Aber es gab auch ernstere Geister in dieser Laienwelt, und die urchristliche Idee der Weltentsagung und Weltfeindschaft schuf sich, als ihr von seiten eines von den Lasten des Staates befreiten, in Glanz und Machtfülle gekleideten Klerus immer weniger entsprochen wurde, bald eine neue Form christlicher Lebensführung im *Kloster* (s. d.). Von Haus aus galten die Mönche durchaus als Laien; sie vertraten jene der Welt abgewandte Seite des Christentums, jene urchristliche »Vollkommenheit«, welche nicht bloß das in seiner Masse stets unvollkommene Kirchenvolk, sondern auch der in die Geschäfte dieser Welt immer tiefer verwickelte Klerus nicht mehr darstellen und verwirklichen konnte. Bald aber empfingen die Klosteräbte die Priesterweihe und fingen die Klöster an, Pflanzschulen des Klerus zu werden, wie das wenigstens in Bezug auf die höhere Geistlichkeit in der griechischen K. bis auf den heutigen Tag so geblieben ist. Thatsächlich hat der Klerus die anfänglich bedenklich erscheinende Konkurrenz des Mönchtums rasch, wenn auch nie vollständig besiegt. In den dogmatischen Kämpfen der Reichskirche sehen wir stets ganze Heere von Mönchen für das Ansehen dieses oder jenes Patriarchen ins Feld rücken, und z. B. auf der Räubersynode haben ihre Knüttel und Fäuste einen blutigen Sieg erfochten. Die Kehrseite zu einer solchen akuten Bethätigung des Mönchtums bildete im Orient die chronische Beschäftigung der Kontemplation, der klösterliche Quietismus, welcher sich bemühte, sich auf dem Weg ekstatischer Halluzinationen in wenigstens momentanen Vorgenuß eines rein jenseitigen Heils zu versetzen. Das edlere, kulturfreundliche Mönchtum dagegen, welchem insonderheit Britannien und Deutschland ihre Christianisierung, ganze Schichten der Bevölkerung Belehrung und Unterweisung, Werke des klassischen Altertums Erhaltung, Wüsteneien Urbarmachung verdanken, ist eine Schöpfung des Abendlandes. Ganz besonders in den Anfangszeiten des Mittelalters erwiesen sich die *Benediktiner* (s. d.) als die praktisch wirksamsten Vertreter des christlichen Gedankens in den Formen, wie die Zeit ihn zu verstehen vermochte. Überall bilden damals die Klöster die Mittelpunkte des kirchlichen Lebens, die Ausgangspunkte der Mission (s. d.), die Pflegestätten der Wissenschaft, die Herde auch aller weltlichen Kultur, bevor auf diesem letztern Gebiet einzelne gewaltige Herrscher, wie Karl und Alfred, mit selbständigem Programm vorangingen. Aber auch in solchem Fall war nachhaltige Wirksamkeit nur im engen Verein mit der K. möglich, deren Würdenträger im Rate der Großen saßen, deren Diener die ausübenden Organe lieferten auch für die Kulturmission des Staats, soweit eine solche zu den bewußt ergriffenen Aufgaben der Zeit gehörte.

In dieser ersten Hälfte des Mittelalters bietet die abendländische K. überhaupt vielleicht den befriedigendsten Anblick dar, welchen sie im ganzen Verlauf ihrer Existenz erreicht hat. Ihre Aufgabe und Stellung in der Welt war ihr ein für allemal gestellt und

in Augustins Büchern »vom Staate Gottes« zum klassischen Ausdruck gekommen: als dem bereits gegenwärtigen Reiche Gottes, der Verwirklichung der obersten sittlichen Idee, dem höchsten Gut haben ihr sich alle andern Lebenssphären einfach unterzuordnen, und namentlich kann auch der Staat nur durch solche Unterordnung unter ein höheres Ziel Absolution für seine sündigen Ursprünge und niedrig menschlichen Zwecke finden. So kam die K. dazu, die Bewähr für ihre göttliche Mission bald genug im Sieg über den Staat zu suchen. Zwar in den Jahrhunderten nach Karl d. Gr. erscheint auch sie vielfach in den allgemeinen Verfall hineingezogen, durch welchen die karolingischen Kulturansätze so rasch wieder verschüttet und begraben worden sind. Das dunkle Jahrhundert ist auch für die K. ein solches gewesen. Der Papst (s. d.), dessen Machtstellung bald den hervorragendsten Gradmesser für die Tiefe und Kraft der von der K. auf das Völkerleben ausgehenden Wirkungen darstellen sollte, erscheint zu Anfang dieses Zeitraums noch als Lehnsmann des Kaisers und wird auch im weitern Verlauf mehr als einmal nach dessen Willen gewählt, ja geradezu von ihm ein- oder auch abgesetzt. Zugleich sah sich der Nachfolger St. Peters in alle die Parteihändel und blutigen Raufereien hineingerissen, welche damals die Geschicke Italiens entschieden, und das halbe Jahrhundert der Pornokratie steht in der Geschichte da wie eine bittere Satire auf alle Heiligkeits- und Unfehlbarkeitsansprüche, welche der römische Stuhl, ja die christliche K. überhaupt erheben mochte.

Aber die Not der Zeit, welche das Übel geschaffen hatte, brachte auch die Heilung; sie stärkte den Einheitsdrang der K., und bald war diese Glaubens- und Verfassungseinheit dasjenige Ideal der Völker des christlichen Abendlandes, welches der Verwirklichung am nächsten gebracht schien. Aber doch nicht das einzige unter den realisierten Idealen. Ein andres war ihm sogar zuvorgekommen; es war wieder das Mönchtum, aus dessen Schoß erst jenes stahlharte Papsttum hervorgegangen ist, welchem in der zweiten Hälfte des 11. Jahrh. der Sieg beschieden war. Das karolingische Zeitalter kennt die Klöster zumeist als Lehen und Erben weltlicher Herren; die hohe Geburt und Stellung vieler Äbte, die Gelehrsamkeit, die in nicht wenigen Klöstern ihren Sitz aufgeschlagen hatte, die Reichtümer, die sich hier ansammelten, boten keine Entschädigung für die zunehmende Einbuße an innerm Gehalt. Aber jener Geist der Weltverachtung und Entsagung, daraus das klösterliche Leben ursprünglich hervorgegangen war, entsprach so manchen Neigungen auch der germanischen und romanischen Völker, welche sich jetzt an der Spitze der Christenheit bewegten. Nimmermehr vermochte ein herabgekommenes, verwildertes Mönchtum auf die Dauer seinen Kredit zu behaupten. Daher eine lange Reihe von mehr oder weniger erfolgreichen Versuchen, dem Kloster seine Stellung und Bedeutung durch Erneuerung und Schärfung der Regel des heil. Benedikt zu sichern, endlich die energische Konzentration innerhalb des Ordens selbst durch die Kongregation von Cluny, daraus jener Hildebrand hervorgegangen ist, in dessen Persönlichkeit das Mönchtum die Kraft fand, der K. alle seine Zucht und Tatkraft, auch alle seine Mittel zum Zweck **der Mission, Volksbelehrung und Ketzerbekämpfung zur Verfügung zu stellen.**

Diese unter dem monarchischen Haupt zusammengefaßte K. war jetzt fraglos die erste Macht der Zeit. Sie allein spendete den Völkern des Abendlandes jahrhundertelang sämtliche geistige Nahrung und sittliche Bereicherung. Während auf staatlichem und bürgerlichem Gebiet die Christenheit sich möglichst differenzierte und nicht bloß jede Nation, sondern auch jeder Stand, jede Stadt, jede Genossenschaft danach strebte, möglichst für sich da zu sein, hielt die allenthalben in wesentlich gleichen Kultusformen zur Erscheinung kommende K. kraft derselben immer strenger hierarchisch zugespitzten Verfassung die auseinander strebenden Massen zusammen. In alle Verhältnisse des mittelalterlichen Staats ragte sie hinein, in alle Völkerkämpfe und Bürgerkriege mischte sie sich, oft genug nur, um ihr eignes Interesse zu wahren, aber nur selten, ohne in diesen zerrissenen Menschenhaufen die Ahnung erweckt und aufgefrischt zu haben, daß sie alle im Grund eine christliche Völkerfamilie zu bilden und gewisse Heiligtümer hoch zu halten und zu wahren haben, welche der damaligen Menschheit ohne die einseitig religiöse Fassung, darein die K. sie gebracht hatte, nur allzu leicht verloren gegangen wären.

Vierte Periode: bis zur Reformation.

In der zweiten Hälfte des Mittelalters, von den Zeiten der kulminierenden Papstmacht an, treten Licht und Schatten sich schon viel schärfer entgegen. Der Glanz des abendländischen Priesterstaats wirkt blendender, zumal seit dem Sieg über die Hohenstaufen; aber auch die Opposition nimmt weitere Dimensionen an, zeigt ein immer ernsteres und entschlosseneres Gesicht. Im Beginn der Periode tritt uns die K. auf dem großen Laterankonzil von 1215 unter dem Präsidium des Papstes Innocenz III. (1198–1216) auf der höchsten Staffel der Machtvollkommenheit entgegen, die sie je erstiegen hat. Die von den Päpsten ins Leben gerufenen Kreuzzüge hatten das Ansehen des Statthalters Christi an ihrem Teil gesteigert und teilweise selbst im Orient befestigt. War auch Jerusalem wieder verloren gegangen, so war dafür in Konstantinopel das lateinische Kaisertum aufgerichtet, und der byzantinische Patriarch ward in Rom ernannt. Die gleichfalls von hier aus geleiteten Könige Europas verglich Innocenz mit dem Monde, der sein Licht von der Sonne, die in Rom strahlt, zu Lehen trägt. Der K. und ihrer Herrlichkeit dienten die Waffen der Völker; sogar das Rittertum nahm religiöse Farbe und Weihe an in den geistlichen Ritterorden. Der K. diente aber auch die Wissenschaft in der Scholastik. Hat die letztere sich auch nicht mehr produktiv auf dem Gebiet der Glaubenslehre erwiesen (es sei denn im Artikel von den Sakramenten, der erst im Verlauf des Mittelalters allseitige Durchbildung empfing), so bestand doch der höchste Triumph dieser spezifisch mittelalterlichen Schulgelehrsamkeit wie in einer vollendeten Technik des Denkens, so weiterhin in der Dienstbarmachung und Ausbeutung dieser formalen Fertigkeit im Interesse der Kirchenlehre. Als Albert

Zeittafel der Kirchengeschichte.

Kampf und Sieg des Christentums bis Konstantin d. Gr.

1) Apostolisches Zeitalter.

Welt, Kirche und Staat	Innerkirchliches, Verfassung und Kultus	Wissenschaft und Lehrbildung; Opposition
38—58 Paulus. 64 Neronischer Schrecken. 70 Zerstörung Jerusalems.	»Älteste« (Presbyter) und sonstige »Vorsteher«. Später Bischöfe und Diakonen.	Streit um das Gesetz. Paulusbriefe und Apokalypse.

2) Nachapostolisches und apologetisches Zeitalter.

Welt, Kirche und Staat	Innerkirchliches, Verfassung und Kultus	Wissenschaft und Lehrbildung; Opposition
117 Christianum religio illicita. 161—180 **Marcus Aurelius Antoninus** Kaiser. Die Märtyrerkirche: Justin. Polykarp, die gallischen Gemeinden. 177 Apologeten seit Justin u. Tatian.	Verbindung der Lokalgemeinden durch wandernde Lehrer. Entstehung des Episkopats. Montanismus. Aufhören der Prophetie, dafür Scheidung zwischen Klerus und Laien. Osterstreitigkeiten.	Johanneische Ära und Litteratur. Aussonderung des Judenchristentums (Ebionitismus) und Kampf gegen die Gnosis. Apostolische Väter. Regula fidei. Ignatianische Litteratur; der Name »katholische Kirche«.

3) Der alte Katholizismus.

Welt, Kirche und Staat	Innerkirchliches, Verfassung und Kultus	Wissenschaft und Lehrbildung; Opposition
Christliche Gemeinden allenthalben im römischen Reich, auch bei Kelten und Germanen, Skythen und Persern. Synkretismus, orientalische Kulte und Mysterien. 250—260 Systematische Verfolgung unter **Decius**. Dann 40jähriger Friede. 303—311 Größte und letzte Verfolgung unter **Diokletian**. 311—313 Toleranzedikte. **Konstantin d. Gr.**	Bischöfe als Nachfolger der Apostel und Träger der Tradition. Vorrang der römischen Gemeinde als der einzigen apostolischen des Abendlandes. Schisma des Novatianus in Karthago, der Novatianer in Rom. Cyprians Bischofskirche: extra ecclesiam nulla salus. Hierarchie. 311 Ausbruch des donatistischen Schismas.	Verschiedene Richtungen und Schulen: Abendländer (realistisch, traditionell): **Irenäus, Hippolytus, Tertullian** und **Cyprian**. Alexandriner (idealistisch, gelehrt): **Clemens, Origenes** und **Dionysius**, die Lehrer der Katechetenschule. Rivalität des Neuplatonismus und des Christentums. Lehrstreitigkeiten, betreffend die Christologie. Verbreitung des Manichäismus.

Die Staatskirche des römischen Reichs bis auf Karl d. Gr.

1) Epoche der trinitarischen Streitigkeiten.

Welt, Kirche und Staat	Innerkirchliches, Verfassung und Kultus	Wissenschaft und Lehrbildung; Opposition
Das Christentum *Staatsreligion im römischen Reich*, dafür verfolgt in Persien und Armenien. 337 Konstantin wird getauft und stirbt. Unter seinen Söhnen ist das Abendland athanasianisch, das Morgenland arianisch, bez. semiarianisch. 361—363 *Julian* der Apostat. 379—395 **Theodosius**. Gewaltsame Unterdrückung des Heidentums. 385 Erste Ketzerhinrichtung: Priscillianus.	Machtstellung des Klerus, Glanz des Kultus, Ausbildung der Liturgie, zunehmender Heiligen- und Reliquiendienst. Hierarchismus und Asketismus. Verbreitung des Mönchtums von Ägypten über Syrien, Kleinasien, Armenien und das Abendland. An Ostern reihen sich weitere Feste; das Kirchenjahr. Ausbildung des Dogmas, dessen spekulative Elemente das Werk des Morgenlandes sind, die ethischen das Werk des Abendlandes.	325 Nicäa. *Erstes der ökumenischen Konzile.* Athanasius. Semiarianismus. *Kirchenväter:* in Palästina Eusebios von Cäsarea und Cyrillus von Jerusalem, in Syrien Ephräm, im Abendland Hilarius und Ambrosius, in Kappadokien Basilius und die Gregore (von Nazianz und von Nyssa); Gegensatz der alexandrinischen und der antiochenischen Schule. 381 *Zweites ökumenisches Konzil* in *Konstantinopel.* 394—404 Origenistische Streitigkeiten. Abschluß des Kanons.

2) Epoche der christologischen und pelagianischen, bez. semipelagianischen Streitigkeiten.

Welt, Kirche und Staat	Innerkirchliches, Verfassung und Kultus	Wissenschaft und Lehrbildung; Opposition
Arianische Kirchen germanischer Völkerschaften in Südgallien, Spanien, Nordafrika. Nestorianische Kirche in Persien und Indien. Die altbritische Kirche unterliegt den Angelsachsen. 493—526 **Theoderich**, arianischer Beherrscher Italiens. 496 Der Frankenkönig **Chlodwig** wird katholischer Christ. 527—565 **Justinian** in Ost-Rom. 550 Sueven werden katholisch. Monophysitische Kirchen in Ägypten, Syrien, Armenien, Mesopotamien. 587 Der Westgotenkönig Rekkared wird katholisch. 597 Römische Mission unter den Angelsachsen. **Columban** und **Gallus** am Oberrhein.	Eifersucht der Patriarchate von Alexandria und Konstantinopel. Klostergelehrsamkeit in Südgallien: Semipelagianismus. 445 Kaiserliches Edikt über Roms Vorrang. 451 Leo I. bringt den christologischen Streit zum Abschluß. 529 Entstehung des Benediktinerordens. Kirchenrechtliche Sammlungen in Konstantinopel. 590—604 Gregor I., Bischof von Rom. Ausbildung der Messe, des Kirchengesangs, des Kultus. Streit mit dem Bischof von Konstantinopel um den Titel eines ökumenischen Patriarchen.	**Augustinus** beendet den donatistischen, führt den pelagianischen, eröffnet den semipelagianischen Streit. 428—433 Nestorianischer Streit. 431 *Drittes ökumenisches Konzil* zu *Ephesos.* 448—451 Eutychianischer Streit. 451 *Viertes ökumenisches Konzil* zu *Chalcedon.* 475 Semipelagianische Synoden. 529 Reaktion des Augustinismus (ohne Prädestination) auf den Synoden von Orange und Valence. Die Mystik des Dionysios Areopagita. 544—553 Dreikapitelstreit. 553 *Fünftes ökumenisches Konzil* in *Konstantinopel.* 589 Synode zu Toledo: Filioque.

3) Rückzug des Christentums vor dem Islam.

Welt, Kirche und Staat	Innerkirchliches, Verfassung und Kultus	Wissenschaft und Lehrbildung; Opposition
622 Hedschra. 634—641 Araber erobern Syrien und Ägypten.	625—638 Der Monothelet Honorius Bischof von Rom. 649 Lateransynode Martins I.	622 Herakleios veranlaßt die monotheletische Frage. Maximus Confessor. 680 *Sechstes ökumenisches Konzil* in

Welt, Kirche und Staat	Innerkirchliches, Verfassung und Kultus	Wissenschaft und Lehrbildung; Opposition

Die mittelalterliche Papstkirche bis zu ihrem Triumph unter Innocenz III.

1) Neubegründung des Kaisertums und neue Rechtsstellung des Papsttums.

800 Kaiserkrönung **Karls d. Gr.** Zusammenfassung der abendländischen Völker unter dem Kaisertum und Papsttum. **826** Harald von Jütland getauft. Ansgars Mission in Jütland und Schweden. Machtstellung **Nikolaus' I. 858—867.** **862 Cyrillus** und **Methodius** bekehren die Mähren.	Verbindung von Kirche und Staat im karolingischen Reich. **Donatio Constantini** (Begründung des Kirchenstaats) und *Isidorische Dekretalen* (Konzentration der Kirche im Papsttum, Unabhängigkeit des Klerus vom Staat). **904—962** Pornokratie. Verwilderung des Klerus und Mönchtums.	Verfrühte Kulturblüte. Klosterschulen: Alkuin, Hrabanus Maurus. Walafried Strabo. »Heliand« u. »Krist«. Erster Abendmahlsstreit, Vergöttlichung der Jungfrau Maria, Prädestinationsstreit (Gottschalk). **Johannes Scotus Erigena.** **867—869** Erster Bruch zwischen Rom (Nikolaus I.) und Konstantinopel (Photius).

2) Erhebung des Kaisertums über das Papsttum.

962 Kaiserkrönung **Ottos I.** Deutsch-römisches Reich. **966** Mieislaw von Polen getauft. **967** Christentum in Böhmen. **972** Christentum in Ungarn. **990** Christentum in Rußland. **997—1038** Stephan der Heilige in Ungarn. Christentum in Siebenbürgen und der Walachei. Christentum in Dänemark, Schweden und Norwegen.	**963** Der Kaiser bestätigt die Schenkungen, wahrt sich aber das Bestätigungsrecht bei Papstwahlen. Das Papsttum in den Händen italienischer Faktionen. **991** Synode zu Reims. Fränkischer Klerus gegen Papsttum. Reform des Mönchtums und des Papsttums von Cluny aus. **1046** Synode von Sutri. Heinrich III. besetzt den päpstlichen Stuhl.	Neue Bildungstriebe. **Ratherius** von Verona. Blüte der Wissenschaften im arabischen Spanien (Cordova). Paulicianer nach Thrakien verpflanzt. **999—1003** Der gelehrte Papst **Silvester II.** Bogomilen (entstanden aus Paulicianern und Massalianern) im oströmischen Reich.

3) Erhebung des Papsttums über das Kaisertum.

1048—54 Leo IX. eröffnet die Reihe der Papae Hildebrandini. **1073—85 Gregor VII.** **1077 Heinrich IV.** in Canossa. **1096—99** Erster Kreuzzug. **1122** Wormser Konkordat: Verzicht des Kaisertums auf geistliche Hoheitsrechte. **1123** *Erste Lateransynode.* **1138—52 Konrad III.**, der Hohenstaufe, in Deutschland. Beginn des Kampfes zwischen Guelfen und Ghibellinen. Christianisierung der Slawen. **1147—49** Zweiter Kreuzzug. **1152—90** Kaiser **Friedrich I.** **1157** Erich der Heilige in Schweden christianisiert die Finnen. **1159—81 Alexander III.** **1189—92** Dritter Kreuzzug. **1198—1216** Innocenz III.	**1054** Endgültiger Bruch zwischen Rom und Konstantinopel. **1059** Neue Form der Papstwahl. Gregorianisches Kirchenrecht: Universalmonarchie des Papstes. **1122—56** Petrus Venerabilis in Cluny. Orden von Grammont, Citeaux, Clairvaux. Kartäuser und Prämonstratenser. Geistliche Ritterorden. Blüte des roman. Kirchenbaues. Die Stürmer **Peter von Bruys** und **Arnold von Brescia.** Begründung des **kanonischen Rechts** durch Gratianus. Infolge der **Kreuzzüge** weiteres Steigen der päpstlichen Macht, aber auch des Heiligen- und Reliquiendienstes, des Ablaßwesens. **1164** Heinrich II. und Thomas Becket. **1179** *Drittes Laterankonzil.* Die *Waldenser.*	**Berengar von Tours.** Zweiter Abendmahlsstreit. **Lanfranc** und **Peter Damiani.** Katharer in Norditalien. Anfänge der römischen Rechtsstudien in Italien. Ausbildung der Scholastik in Frankreich: der Realist **Anselm von Canterbury**, der Nominalist **Roscellin**, der Neuerer **Abälard.** Romanische **Mystik** vertreten durch **Bernhard von Clairvaux** und die Viktoriner. Griechische Theologen: Euthymius Zigabenus, Eustathius von Thessalonich. Studium generale in Paris. **Otto von Freising.** Die Sententiarier: **Petrus Lombardus.** Sieben Sakramente. Apokalyptische und pantheistische Regungen: **Joachim von Floris, Amalrich von Bena.**

Verfall des mittelalterlichen Katholizismus.

1) Der romanische Katholizismus auf seiner Höhe (13. Jahrhundert).

1200 Interdikt über Frankreich. **1202—1204** Vierter Kreuzzug. **1204—61** Lateinisches Kaisertum in Konstantinopel. **1209—29** Kreuzzug gegen die Albigenser. **1213** England päpstliches Lehen. **1217** Kreuzzug des Königs Andreas II. von Ungarn. **1227—41 Gregor IX.** **1228—29** Fünfter Kreuzzug. Kaiser Friedrich II. in Jerusalem. **1230—83** Christentum in Preußen, Livland und Esthland. **1234** Kreuzzug gegen die Stedinger. Höhepunkt des Kampfes zwischen Kaiser und Papst. **1243—54 Innocenz IV.** **1244** Verlust Jerusalems. **1248—54** Sechster Kreuzzug Ludwigs IX. von Frankreich. **1268** Untergang der Hohenstaufen. **1270** Neuer Kreuzzug **Ludwigs IX.** **1291** Ende der Kreuzzüge. **1294—1303 Bonifacius VIII.**	**Innocenz III. Vicarius Christi**, nicht mehr Petri; die Bischöfe Vikare des Universalbischofs; in seinen Dienst treten die neuen Bettelorden. *Weltliche Machtstellung des Papstes.* **1215** *Viertes Laterankonzil.* Triumph romanisch-kathol. Frömmigkeit in den Stiftungen des Dominikus und Franz von Assisi. **1229** Konzil zu Toulouse. Inquisition und Bibelverbot. St. Elisabeth und Konrad von Marburg. Antonius von Padua. **1233** Dominikaner im Besitz der Inquisition. Spiritualen und Joachimiten im Franziskanerorden. **1245** Konzil zu Lyon. **1248** Dom zu Köln. Die Gotik. Deutsche Volkspredigt Bertholds von Regensburg. **1264** Fronleichnamsfest. **1269** Pragmatische Sanktion: französische Nationalkirche. **1274** Konzil zu Lyon. Niedergang des Katharertums in Italien.	Universitäten Cambridge u. Oxford. Allmähliches Bekanntwerden des Aristotelismus unter anfänglichem Widerstand der Kirche. Katharer in Italien, Frankreich, Deutschland. Ohrenbeichte und Transsubstantiation. **1222—24** Universitäten zu Padua und Neapel. Sieg des Aristotelismus in der Scholastik. Kampf der Universitäten (Paris) gegen das Eindringen der Bettelmönche. Die Summisten. Franziskaner: **Alexander von Hales** und **Johannes Bonaventura.** Dominikaner: **Albertus Magnus** und **Thomas von Aquino.** Höhepunkt der Scholastik. Stiftung der Sorbonne. Vincentius von Beauvais. **Roger Bacon. Raimundus Lullus.** Anfänge der deutschen Mystik.

2) Erniedrigung des Papsttums angesichts des erwachenden Staats- u. Nationalitätsgedankens (14. Jahrh.).

1302—1303 Siegreicher Kampf Philipps IV. von Frankreich gegen den Papst. **1305—14 Clemens V.** eröffnet die Reihe der französischen Päpste. **1316—34 Johann XXII.** **1324** Interdikt über Deutschland.	**1300** Einführung des Jubeljahrs. Jährliche Verfluchung der Ketzer am Gründonnerstag. **1307—14** Prozeß des Templerordens. **1309—77** »Babylonische Gefangenschaft«: Papst in Avignon. **1311—12** Konzil zu Vienne.	Beginnende **Auflösung der Scholastik:** Duns Scotus; Scotisten gegen Thomisten. Erneuerung und Sieg des Nominalismus seit Wilhelm von Occam. Zusammenfassung der mittelalterlichen Weltanschauung bei **Dante.**

Welt, Kirche und Staat	Innerkirchliches, Verfassung und Kultus	Wissenschaft und Lehrbildung; Opposition
1328 Kaiserkrönung Ludwigs in Rom. Auf seiner Seite die Miniriten (Occam). 1335 Christentum unter den Lappen. 1366 England wirft den päpstlichen Lehnszins ab. 1378 Beginn des päpstlichen Schismas: die romanischen Völker für Avignon, die germanischen für Rom.	Verfolgung der Fratricellen, Begharden, Beghinen, Lollharden, Brüder und Schwestern vom freien Geist und andrer oppositioneller Regungen. Vollkommene Verweltlichung des Papsttums. Ausbildung des kanonischen Rechts und Begründung des Kurialsystems (gegen Ludwig den Bayern). 1349 Schwarzer Tod. Geißlerzüge.	*Deutsche Mystik* im Dominikanerorden: Eckart, Tauler, Suso. Die Gottesfreunde. In den Niederlanden die Brüder vom gemeinsamen Leben. Deutsche Universitäten. **Wiclef** in England, Peter d'Ailly, Johannes Gerson und Nikolaus von Clemanges in Frankreich für Reform der Kirche und Theologie.

3) Die Reformbestrebungen und ihre Vereitelung.

1410—15 **Johann XXIII.** 1417—31 **Martin V.** zerstört die Bestrebungen der Synode von Konstanz. 1431—47 **Eugen IV.** siegt über die Synode von Basel. 1437 Konzil von Ferrara. 1438 Pragmat. Sanktion von Bourges. 1439—42 Florentiner Konzil. 1453 Fall Konstantinopels. 1458—64 **Pius II.**, früher Parteigänger des Baseler Konzils. 1471—84 **Sixtus IV.** Nepotismus. 1484—92 **Innocenz VIII.** 1492 Fall Granadas. 1492—1503 **Alexander VI.** 1503—13 **Julius II.** Kirchenstaat. 1513—21 **Leo X.** 1516 Französisches Konkordat (Aufhebung der Pragmatischen Sanktion).	1409 Konzil zu Pisa: 3 Päpste. 1414—18 Konzil zu Konstanz. 1431—42 Konzil zu Basel. 1433 Friede mit den Kalixtinern. Ziele der Reformbewegung: Durchbrechung des päpstlichen Absolutismus zu gunsten des Synodalregiments; Streben nach Nationalkirchen im Gegensatz zum römischen Universalepiskopat und Infallibilität, aber auch zum idealistischen Kirchenbegriff des Wiclef und Huß. Orgien der Inquisition in Spanien, der Hexengerichte in Deutschland. 1512—17 *Fünftes Laterankonzil.*	1414 Abendmahl in beiderlei Gestalt in Prag. 1415—16 Feuertod des **Huß** und **Hieronymus.** Hussitische Bewegung und *Hussitenkriege.* Siechtum der Scholastik. Mystisch-asketische Andacht des Thomas von Kempen. Wiedererwachen des klassischen Altertums. Humanismus und *Renaissance.* Buchdruckerkunst. Reformtheologen: Goch, Johann von Wesel, Johann Wessel. 1498 Feuertod **Savonarolas.** **Erasmus** und **Reuchlin.**

Die Kirchenspaltung bis zu ihrer endgültigen Feststellung im Westfälischen Frieden.

1) Das Zeitalter der Reformation bis zum Westfälischen Frieden.

1519—56 **Kaiser Karl V.** 1521 *Reichstag in Worms.* Luther geächtet. 1522—23 **Hadrian VI.** 1524—34 **Clemens VII.** 1525 Umwandlung des Ordensstaats Preußen in ein evangel. Fürstentum. 1526 Reichstag in Speier 1527 Reformation in Schweden. 1529 Reichstag in Speier, »Protestanten«. Türken vor Wien. 1530 *Reichstag* in *Augsburg.* 1531 Bündnis zu Schmalkalden. Zwingli fällt. 1532 Religionsfriede zu Nürnberg. 1534 Württemberg evangelisch. 1534—49 **Paul III.** 1539 Reformation im Herzogtum Sachsen und in Kurbrandenburg. 1542 Der Jesuit Xaver in Indien. 1546—47 Schmalkaldischer Krieg. 1547—53 Eduard VI. in *England:* Reformation. 1552 Passauer Vertrag. 1553—58 Die blutige Maria in England. Reaktion. 1555—98 **Philipp II. von Spanien.** 1555—59 Paul IV.	1517 **Luthers** Auftreten gegen Tezel. 1518 **Zwingli** gegen Samson. **Melanchthon** in Wittenberg. 1519 Leipziger Disputation. 1522 Bildersturm in Wittenberg. 1525 Abschaffung d. Messe in Zürich. *Deutscher Bauernkrieg.* Luthers »deutsche Messe«. 1528 Visitationen. Konstituierung des lutherischen Kirchentums in Kursachsen. Siegeslauf der Reformation durch Norddeutschland; der Katholizismus gehalten durch König Ferdinand, Bayern und die geistlichen Fürstentümer. 1533—35 *Wiedertäufer* in Münster. 1534 Supremat **Heinrichs VIII.** in der englischen Kirche. Cranmer. 1536 **Calvin** in Genf. Kirchenstaat, Kirchenzucht, Presbyterialverfassung. 1540 Der *Jesuitenorden* bestätigt. 1542 Inquisition in Italien. 1545—63 *Konzil* zu *Trient* in drei Perioden. Umschwung des Papsttums. 1548 Augsburger Interim. 1551—52 Collegium Romanum und Germanicum in Rom. Neuerer Anabaptismus (Mennoniten). 1553 Servets Flammentod in Genf. 1555 *Augsburger Religionsfriede* mit Reservatum ecclesiasticum.	Litterarische Vorbereitung durch Flugschriften und Satiren. 1520 Luthers Reformationsschriften Beginn der deutschen *Bibelübersetzung* Fehde zwischen Erasmus und Luther Abendmahlsstreit zwischen Luther und Zwingli. Zwinglis politische Pläne. 1529 Marburger Gespräch. Luthers Katechismen. Augustana und Apologie; Zwinglis Fidei ratio. Reformatorische Bewegungen in Spanien und Italien: Valdez, Paleario, Ochino, Vergerius. 1534 David Joris in den Niederlanden: ermäßigte Wiedertäuferei. Bullinger in Zürich, Viret in Lausanne. Farel in Neuchâtel und Genf. 1537 Schmalkaldische Artikel. 1541 Regensburger Reichstag, Religionsgespräch und Interim. Definitive Scheidung der abendländischen Christenheit im Lehrbegriff. Innere Streitigkeiten der Lutheraner (antinomistische, adiaphoristische, osiandristische, majoristische, synergistische). 1554 Katechismus des Jesuiten Canisius.

2) Die katholische Gegenreformation.

1556—64 Kaiser **Ferdinand I.** 1558—1603 **Elisabeth von England.**	Die Jesuiten in Deutschland. 1559 Uniformitätsakte in England:	1558 Konfutationsbuch. Kampf der gnesio-lutherischen Partei (Fl...

Welt, Kirche und Staat	Innerkirchliches, Verfassung und Kultus	Wissenschaft und Lehrbildung; Opposition

3) Die großen Religionskriege und ihre Folgen.

1608 *Protestantische Union* unter Friedrich IV. von der Pfalz.
1609 *Katholische Liga* unter Max I. von Bayern.
1618—48 *Dreißigjähriger Krieg.*
1619 37 Kaiser Ferdinand II.
1620—28 Letzter Hugenottenkrieg.

1623—44 **Urban VIII.**
1629 Fall La Rochelles. Richelieu.

1640—88 **Friedrich Wilhelm**, der Große Kurfürst.
1640—53 Das Lange Parlament.
1648 *Westfälischer Friede* unter päpstlichem Widerspruch.

1608 Moritz von Hessen reformiert.
1613 Korfürst Johann Siegmund von Brandenburg wird reformiert.
1618—19 Synode von Dordrecht. Prädestinatianische Staatskirche in Holland.
1620 Die ersten Pilgerväter in Nordamerika.
1621 Definitive Ordnung des Konklave. Gegenreformation in Böhmen.
1622 Die römische Propaganda gegründet. Restitutionsedikt.
1638 Schottischer Covenant.
1643—49 Westminster-Synode.
Gleichberechtigung der Evangelischen (Lutheraner und Reformierten) u. der Katholiken im Deutschen Reich.

1605 Catechismus Racoviensis.
1610—11 Remonstranz und Kontraremonstranz in Holland.
Bedrohung der reformierten Orthodoxie durch Arminianismus und Socinianismus.
Höhepunkt der lutherischen Scholastik: Johannes Gerhard. *Lutherische Mystik.* Der Amyraldismus von Saumur. Gegen ihn und Calixts neue Theologie letzte Versuche zur Symbolbildung in beiden protestantischen Kirchen.
1642 Beginn des *jansenistischen Streits.*
1645 Thorner Religionsgespräch (Socinianer ausgeschlossen).

Die Kirche im Kampf mit den modernen Ideen.

1) Beginn der Zersetzung (von der Mitte des 17. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts).

1653—58 **Cromwell.** Radikale Reformation.
1660—82 **Karl II.** Hochkirchliche Reaktion in England.
1681 Dragonaden in Frankreich. Quäker in Pennsylvanien.
1682 Deklaration des französischen Klerus: Gallikanismus.
1685 *Widerruf des Edikts von Nantes.*
1689 Toleranzakte unter Wilhelm III. von England.
1705 Anfang der protestantischen Mission (Indien).
1713—40 **Friedrich Wilhelm I.** von Preußen. Pietismus.
1740—80 **Maria Theresia** in Österreich.
1740—86 **Friedrich II.** von Preußen. Aufklärung.

Independentismus: durchaus demokratisches Verfassungsprinzip. Daneben das Quäkertum: die reinste Form der spiritualistisch-mystischen Reformation.
Vergeblicher Gewissenskampf des Jansenismus gegen den Jesuitismus.
Zersetzung des katholischen Glaubens in den gebildeten Kreisen unter dem Einfluß des englischen Deismus.

1698 Anfänge von Franckes Waisenhaus in Halle.

1713 Bulle Unigenitus.
1729 Auftreten des Methodismus in England. Latitudinarismus in der Kirche.

Milton, Baxter, Führer der Presbyterianer. Naturalismus bei Herbert und Hobbes, theologisch als Deismus.

1670 Tractatus theologico-politicus von Spinoza.
Lutherische Andachtslitteratur: P. Gerhardt, Ch. Scriver. Jansenistische Litteratur: Pascal und Quesnel. Mystik und Quietismus von Molinos.
Beginn der Zersetzung der lutherischen Orthodoxie in den pietistischen Streitigkeiten: Spener, Francke, Thomasius, Arnold.

Zinzendorfs Brüdergemeinde.
Katholische Gelehrsamkeit (Mauriner-Kongregation) und Kanzelberedsamkeit in Frankreich.

2) Allgemeiner Rückgang von Kirche und Dogmatik (bis zu den Befreiungskriegen).

1759 Jesuiten aus Portugal.
1764 Jesuiten aus Frankreich.
1767 Jesuiten aus Spanien u. Neapel.
1768 Jesuiten aus Parma.
1769—74 **Clemens XIV.**
1774—99 **Pius VI.**
1789—95 *Französische Revolution.*
1793—1801 Christentum in Frankreich abgeschafft.
1795 Missionsgesellschaft zu London.

1800—23 **Pius VII.**
1801 Französisches Konkordat durch Napoleon I.

1809 Napoleon wegen Abschaffung des Kirchenstaats im Bann.

1763 Hontheim (Febronius). Nationale und aufklärerische Bestrebungen im deutschen Katholizismus.
In Preußen wird »jeder nach seiner Façon selig«.
1771 Swedenborgs neue Kirche.
1773 Aufhebung des Jesuitenordens.
1777 Illuminaten in Bayern.
1781—89 Josephinismus in Österreich.
1786 Emser Punktation und Synode von Pistoja.
1788 Wöllnersches Religionsedikt in Preußen.
1803 Reichsdeputations-Hauptschluß. Säkularisation der geistlichen Fürstentümer in Deutschland.

Voltaire, Rousseau und die Encyklopädisten in Frankreich.
Aufklärung in Deutschland. Kampf gegen Autoritätsprinzip, Dogmatismus und Tradition. **Lessings** Vernunftreligion, **Herders** Humanitätsreligion, innere Kritik Semlers. Grammatisch-historische Interpretation und biblische Wissenschaften. Vertiefung der allgemeinen Weltanschauung durch Kant. Rationalismus und Supernaturalismus in der Theologie.
Erste Regungen des Gegensatzes zum Geiste des 18. Jahrh. in der französischen und deutschen Litteratur. Hier die katholisierende Romantik, dort Chateaubriand, Bonald, de Maistre.

3) Wiederbelebung im 19. Jahrhundert.

1814 **Pius VII.** zieht in Rom ein. Wiederherstellung der Jesuiten.
1815 Heilige Allianz. Protest des Papstes gegen den Wiener Kongreß.
1822—29 **Leo XII.**
1829—30 **Pius VIII.**
1831—46 **Gregor XVI.**
Kampf des Papsttums mit dem Aufstand der italienischen Patrioten.
1837—40 Preußischer Kirchenstreit.
1840—61 **Friedrich Wilhelm IV.** von Preußen. Reaktion in Kirche und Theologie.
1846 Evangelische Allianz.
1847 Sonderbundskrieg.
1850 Kardinal Wiseman Primas von England.
1864 Päpstlicher Syllabus.
1870 Aufhören des Kirchenstaats. Deutsch-französischer Krieg.

Unitarier in England geduldet.
Evangelische Union in Preußen.
Irvingianismus, Puseyismus, Ritualismus in England.
1833 Lamennais: demokratischer Ultramontanismus in Frankreich.
1834 Gustav-Adolf-Stiftung.
1840 Klöster und Kirchengut in Spanien eingezogen.
Freikirchen in Schottland, Waadtland, Frankreich.
1848—72 Deutsche Kirchentage.
1852 Evangel. Kirchenkonferenz.
1865 Deutscher Protestantenverein.
1869—70 *Vatikanisches Konzil.* Durchführung des jesuitisch-römischen Systems in der ganzen Kirche. Niedergang des nationalen Gedankens im deutschen Katholizismus.
Einführung einer Synodalverfas-

Allgemeine Reaktion gegen Subjektivismus, Aufklärung und Revolution.
Neue Theologie durch Schleiermacher. Daneben Wiederbelebung der metaphysischen Elemente der Dogmatik durch Schelling u. Hegel. Wiederbelebung der Orthodoxie durch Hengstenberg, des Pietismus durch Tholuck. Aufschwung der katholischen Theologie durch Hermes, Möhler und Döllinger.
1835 Leben Jesu von Strauß. Die Tübinger Schule.
1844 Deutschkatholizismus.
1854 Das Dogma von der *unbefleckten Empfängnis.*
1870 Das Dogma von der *päpstlichen Unfehlbarkeit.* Altkatholizismus.

Neue Standpunkte auf dem Gebiet der Religionsphilosophie und Dogmatik

katholischen Herrlichkeit möge dauernd im Zenith verharren.

Bereits aber konnte man die Eitelkeit eines solchen Begehrens ahnen. Dasselbe Konzil von 1215, welches einen allgemeinen Gottesfrieden heiligte, um die Kräfte der Christenheit ganz wider den Islam zu sammeln, mußte doch schon einen guten Teil dieser Kräfte hergeben, um in nächster Nähe Italiens die Waldenser und Albigenser zu bekämpfen. Mit Entsetzen erregender Wut und Grausamkeit wurde diese erste allgemeinere, von einem großen und gebildeten Volksstamm getragene Opposition niedergetreten. Um sie auf die Dauer niederzuhalten, haben Päpste und Konzile sofort die Inquisition ins Leben gerufen mit der furchtbaren und unentrinnbaren Härte ihres Gerichtsverfahrens, mit ihren dunkeln, engen Mauerzellen, darin die einen lebendig begraben, mit ihren Holzstößen, darauf die andern lebendig verbrannt wurden. Immer furchtbarer traten seit jenen Tagen die menschenfeindlichen, dämonischen Züge im Angesicht derselben K. hervor, in welcher die christlichen Völker ihre gemeinsame geistige Mutter zu verehren gewohnt und verpflichtet waren. Es ist keineswegs eine leere Phrase der Aufklärung gewesen, wenn der christlichen K. nachgesagt wurde, daß sie es zeitweilig vermocht habe, in der Menschenbrust eine jeglicher Menschlichkeit Hohn sprechende Glaubenswut, einen Fanatismus und Mordgeist zu entzünden, welcher jeder Vergleichung mit dem, was andre Kulturreligionen hierin geleistet haben, spottet. Was der alte Römerstaat in den drei ersten Jahrhunderten an der Christenheit gesündigt hat, das kommt kaum noch in Betracht gegenüber dem, was beispielsweise unter Innocenz III. und seinen Nachfolgern in Südfrankreich oder was unter Karl V. und Philipp II. in den Niederlanden geschah. Dieser zunehmende Blutgeruch war es nicht zum wenigsten, was edlere Geister der K. entfremdete, vorher noch der bei gesteigertem äußern Glanz immer greller in die Augen stechende Kontrast zwischen der Hoffart und Machtstellung des Klerus und dem nie ganz erloschenen Gedächtnis an den ursprünglichen Sinn der Stiftung Jesu. Das »arme Leben Jesu«, die »Nachfolge Jesu«, das waren untötbare Vorstellungen und Forderungen, welche den nachhaltigsten Impuls lieferten zum Verdruß über diese Völker und Fürsten bald mit List, bald mit Gewalt bändigende, alles im Himmel wie auf Erden dem eignen Vorteil opfernde Hierarchie. Schon jetzt hätten die Kaiser und Könige in ihrem Kampf gegen die Übergriffe des Papsttums viel ausrichten können, wenn sie die gärende Empörung in den Volksgeistern entfesselt oder wenigstens hätten gewähren lassen. Aber ihnen waren diese Mächte, in deren Auftreten eine neue Zeit von fern sich ankündigte, fast noch unheimlicher als den Päpsten selbst. Die Besten machen davon keine Ausnahme. Friedrich I. Barbarossa inaugurierte seine Kirchenpolitik damit, daß er den gefährlichsten und geistesmächtigsten Feind, welchen das Papsttum während des ganzen Mittelalters in Italien zu bekämpfen hatte, dem Blutgericht des Papstes auslieferte: Arnold von Brescias (1155) Schicksal war typisch. Mitten in seinem Krieg mit

schränkte Macht in Menschenhänden einst den Cäsarenwahnsinn erzeugt hatte, so ließ sie jetzt die Päpste vielfach jene Rücksichten vergessen, welche auch die auf schwindelnder Höhe stehenden Sterblichen, vor allem aber diejenigen, welche ihre Stellung religiösen Motiven verdanken, den sittlichen Mächten schulden. Hatte früher die K. in nicht seltenen Fällen ihren Schild über das vergewaltigte Recht gehalten, war sie ein Hort der Schutzlosen und Geringen gegen den rohen Despotismus der Machthaber gewesen, hatte sie im Namen des göttlichen und menschlichen Rechts die Großen dieser Erde vor ihren Richterstuhl citiert, so lag die Sache schon im 13. und 14. Jahrh. vielfach umgekehrt. Kaiser und Könige fanden gegenüber den Anmaßungen des römischen Stuhls ihren wirksamsten, nur leider in wenigen Fällen ganz ausgenutzten Beistand in dem bürgerlichen Selbstgefühl, in dem Sinn für nationale Ehre und Selbständigkeit, in dem unbestochenen Rechtsbewußtsein ihrer Unterthanen. Seitdem vollends zuerst das Papsttum in Avignon zum Werkzeug der französischen Politik herabgesunken war, dann während des Schismas das ganze Heilsbedürfnis und Seligkeitsinteresse der Christenheit nur deshalb dazusein schien, um unter den raffiniertesten Vorwänden und erlogensten Aushängeschildern zweien Gegenpäpsten die Kassen zu füllen und die Mittel zu liefern, sich gegenseitig zu bekriegen, seitdem Reservationen, Präventionen, Devolutionen, Kommenden, Annalen und anderweitige Rechtstitel erfunden waren, um die Vergebung von Kirchenämtern zu einer unerschöpflichen Quelle von Reichtümern für den Stuhl Petri werden zu lassen, war der Glaube der Völker an diesen heiligen Stuhl nicht bloß, sondern auch an die vielen heiligen Stühle, welche von dort aus an zahlungsfähige Bewerber vergabt wurden, erschüttert. Mächtiger erhob sich von Jahr zu Jahr der Ruf nach Reformation der K. an Haupt und Gliedern. Das Papsttum selbst mußte das aufgedrungene Programm vollziehen helfen, und so kam es zu den großen Reformkonzilen von Pisa, Konstanz, Basel, um deren Frucht freilich die Völker hinterher durch die schlaue Diplomatie der Kurie, zumal des vom Episkopalismus zum Kurialismus übergelaufenen Äneas Sylvius, schmählich betrogen worden sind. Zwar ging es nicht überall so rasch wie in Deutschland, wo Kaiser Friedrich III. den Rückzug eröffnete, aber schließlich haben die reformierenden Konzile des 15. Jahrh. für alle christlichen Nationen ihre Bedeutung eingebüßt neben dem restaurierenden Konzil des 16. Jahrh., dem Trienter, dessen Beschlüsse trotz des oft längere Zeit fortgesetzten Widerstrebens einzelner Staaten zuletzt für die gesamte katholische Christenheit maßgebend geworden sind.

Fünfte Periode: bis zum Westfälischen Frieden.

Damit sind wir in die Epoche der Reformation (s. d.) übergetreten. Die Vorbedingungen zu der großen Wendung der Dinge, in deren Folge die abendländische Christenheit bis auf den heutigen Tag in zwei feindliche Heerlager geteilt erscheint, lagen nicht bloß auf dem negativen Gebiet der bittern Enttäuschung ob des Scheiterns der mit so großer Kraft und Zuversicht unternommenen Reformbestrebungen, der flammenden Empörung ob der unge-

rakter des kirchlichen Wissensschatzes herzuleiten und mit Aufstellung der Lehre von einer doppelten Wahrheit, einer philosophischen und einer theologischen, zu enden. Zu den unverjährbaren Rechten des menschlichen Denkens, welchem die scholastische Scheinwissenschaft zur Last und zum Ekel geworden war, kam das aus dem Grab jahrtausendelanger Vergessenheit wieder erwachende Altertum, der klassische Studiendrang, die Kunstblüte der Renaissance, eine geistige Bildung, die unabhängig von der K. dastand und bei ihrem ersten Auftreten sich dessen auch mit jugendlichem Übermut bewußt war und rühmte. Aber auch die Völker traten jetzt aus der gleichmäßigen Weise des Denkens und Strebens, zu welcher die mittelalterliche K. sie erzogen hatte, wieder hervor, grenzten sich gegeneinander ab und erzeugten nationale Sondergüter. Insonderheit war Deutschland in den Tagen des ersten Auftretens Luthers in einer mächtigen nationalen Bewegung begriffen, die, von den besten Geistern geleitet u. befürwortet, von einem gewaltigen Zug im Herzen des ganzen Volkes getragen, fähig gewesen wäre, die deutsche Frage zu lösen, wenn im entscheidenden Augenblick nicht in Kaiser Karl V. ein Mann ohne jegliches Verständnis für nationale und religiöse Freiheit an die Spitze des Reichs getreten wäre. Er, dem Deutschland nur eine Domäne war, und dem das Ziel der Weltgeschichte in der Errichtung einer allmächtigen habsburgischen Hausmacht zu liegen schien, ist hauptsächlich verantwortlich zu machen für das Unglück Deutschlands, welchem dieselben glorreichen Tage der Erhebung, daraus die Reiche des Nordens ein politisch wie religiös geeintes Staats- und Volkswesen als bleibenden Gewinn davontrugen, nichts eingebracht haben als fortgesetzte Zerstückelung, heillose Zerklüftung und das ganze Elend, welches sich an das Gedächtnis des Dreißigjährigen Kriegs und seiner Folgen knüpft.

Wie wenig die Reformation eine Schöpfung einzelner neuerungssüchtiger oder eitler Geister gewesen ist, wie sehr sie einer unaufhaltsamen Geburt aus dem Schoß einer erfüllten Zeit glich, sieht man schon daran, daß sie gleichzeitig von zwei verschiedenen Ausgangspunkten aus unternommen, von zwei Männern ins Leben gerufen worden ist, die sich gegenseitig nicht kannten und verstanden. S. Lutherische Kirche, Reformierte Kirche. In Deutschland war es noch einmal das Mönchtum, welches seiner niemals ganz verleugneten oppositionellen und antiklerikalen Tendenz sich bewußt wurde. In der Klosterzelle zu Erfurt ist der reformatorische Gedanke geboren worden; er faßte sich zunächst in denjenigen Bestandteilen der Lehre teils des Apostels Paulus, teils des heiligen Augustinus zusammen, welche nur pro forma und gleichsam honoris causa von der kirchlichen Überlieferung mitgeführt, ihrem Geist und Wesen, nicht selten sogar auch ihrem Buchstaben nach verleugnet und unwirksam gemacht worden waren. Gleichwohl ist der Sinn, in welchem Luther (1483–1546) diese Sätze

Thuns, des Klosterlebens, der Wallfahrten &c. An die Stelle des doppelten Lebensideals, dafür die Existenz des Mönchtums Zeugnis ablegt, tritt ein einheitliches, welches im Rahmen des geordneten Lebensberufs durch Gottvertrauen und Menschenliebe verwirklicht werden soll. Sofern damit eine gewisse Verweltlichung des Christentums im besten Sinn des Wortes gegeben, die einseitig religiöse Beurteilung und Erfassung der Lebensaufgabe zu gunsten des sittlichen Moments aufgehoben und der Mensch zwar ganz direkt nur auf Gott verwiesen, aber ebendamit zugleich auch wieder auf seine eignen Füße gestellt erschien, kam dieser neuen Theologie ein verwandter Zug im Humanismus entgegen. Vorwiegend humanistisch gebildet waren die andern Reformatoren, Zwingli voran, Melanchthon am gründlichsten, zugleich juristisch auch Calvin. Hatte die Reformation daher auch von Haus aus nichts gemein mit aufklärerischen Tendenzen, wie es an solchen selbst im Mittelalter nie ganz gefehlt hatte, so erschien sie doch im Bund mit allen neuaufstrebenden geistigen Mächten, und insofern langt der Protestantismus (s. d.) selbst weit hinaus über die zunächst nur der Zurechtstellung und Sicherung religiöser Erfahrungen geltenden Reformation. Luther selbst war sich der Tragweite der von ihm hervorgerufenen Bewegung der Geister von Haus aus gar nicht und wohl niemals vollständig bewußt. Er glaubte ein treuer Sohn der K. zu sein, als er ihre Mißbräuche angriff, und bei wenig mehr Verständnis für das innere Recht seiner Sache, bei wenig mehr Achtung für das auf Luther hörende deutsche Volk, bei wenig mehr Geschmeidigkeit und Loyalität in der praktischen Behandlung der Sache wäre es der Kurie ein Leichtes gewesen, wenigstens die sächsische Reformation in Bahnen zu erhalten, welche eine schließliche Wiedervereinigung so gut hätten erhoffen lassen, als solches zuvor gegenüber der hussitischen Reformation in Böhmen möglich gewesen war. Selbst noch zu Lebzeiten des später immer unversöhnlicher werdenden Reformators war man sich auf dem Religionsgespräch zu Regensburg ganz nahe gekommen. Aber jetzt erfolgte in Rom selbst der plötzliche Umschwung. An die Stelle der humanistisch angehauchten, ihre Stellung im europäischen Staatensystem lediglich nach den politischen Interessen des Kirchenstaats nehmenden Päpste traten andre, welche ihre Aufgabe wieder im rein kirchlichen Sinn verstanden. Der abgefallene Teil der Christenheit sollte mit Gewalt zur Mutterkirche zurückgeführt, der treu gebliebene durch unübersteigliche Schranken von der protestantisch gewordenen Hälfte geschieden werden. In diesem Sinn sind die Beschlüsse des Konzils von Trient (1545–63) ausgefallen; in diesem Sinn haben sich neue Orden, die Jesuiten voran, dem tridentinischen Katholizismus zur Verfügung gestellt; in diesem Sinn ist allenthalben in Europa die Gegenreformation (s. d.) eingeleitet worden.

dazu nicht gekommen ist u. nicht kommen konnte, dafür sorgte Luther, als er um seines »Est« willen in Marburg die dargereichte Bruderhand Zwinglis zurückstieß, als er alle politischen Pläne des Landgrafen von Hessen mit seiner Theorie von der Christenpflicht des leidenden Gehorsams durchkreuzte, als er nach allen Richtungen jene unheilvolle sächsische Politik einleitete, die selbst noch im Dreißigjährigen Krieg ihre Freundschaft sogar einem mit Feuer und Schwert wütenden Fanatiker auf dem Kaiserthron fast aufgedrungen hat. Dafür sorgten ferner die lutherischen Theologen, als sie, während die reformierten Christen in Italien, Frankreich und England Verfolgungen erlitten und eine glorreiche Heldenzeit feierten, diese selben Bekenner und Blutzeugen verketzerten, die Flüchtlinge verjagten, alle an Calvin sich annähernden Richtungen und Bestrebungen innerhalb der sächsischen K. mit barbarischer Roheit niedertraten, alle Gläubigen, die sich nicht an das 1000 Jahre zuvor entstandene dogmatische System des Byzantinismus gebunden erachteten, der bürgerlichen Obrigkeit zur Ausrottung mit Feuer und Schwert empfahlen. Die ganze Betriebsamkeit dieser Theologie ging während der zweiten Hälfte der Reformationszeit und auch durch das ganze 17. Jahrh. auf in widerwärtigen und unfruchtbaren dogmatischen Kämpfen, in innern und äußern Kriegen um die Herrlichkeit der »reinen Lehre«, wobei sich nicht selten zeigte, wie noch im Beginn des Dreißigjährigen Kriegs der Hofprediger des Kurfürsten von Sachsen bezeugte, daß die K. des lautern Wortes sich viel eher mit den Katholiken vertragen könne als mit den »Calvinisten, welche auf 99 Punkten mit den Arianern und Türken übereinstimmten«. Es gibt viele dürre Partien der Kirchengeschichte, aber wenige, wo das Treiben der offiziellen Vertreter des Christentums kläglicher, ja verächtlicher erschiene.

Man würde es insofern ein verdientes Schicksal nennen können, wenn der deutsche Protestantismus im *Dreißigjährigen Krieg*, in den er sich ebenso kopflos hineintreiben ließ, wie er ihn dann planlos und stets mit zersplitterten Kräften geführt hat, unterlegen wäre. In der That hat er seine Rettung auch allein dem Eingreifen der Kronen Schwedens und Frankreichs zu verdanken gehabt. Der *Westfälische Friede* (1648), welcher als die letzte unter den großen Epochen der Kirchengeschichte gilt, brachte dem Deutschen Reich eine zweifache Staatsreligion nach dem Grundsatz voller gegenseitiger Rechtsgleichheit, wobei die Reformierten den Katholiken gegenüber als Protestanten angesehen wurden. Aber nur notgedrungen, weil die Völker in Verzweiflung nach Frieden schrieen und alle Kriegsmittel erschöpft waren, erkannten beide Kirchen ihren Besitzstand gegenseitig an. Im Lauf des Kriegs selbst waren allerdings fast nur noch politische Gesichtspunkte an die Stelle der ursprünglich wirksamen religiösen getreten, und die großen Kriege, welche seit 1648 Europa erschüttert haben, finden ihre Erklärung im Widerstreit nicht mehr der konfessionellen, sondern der staatlichen, gesellschaftlichen, wirtschaftlichen Interessen. Aber im Bewußtsein des Volkes sind doch die schlesischen Kriege Friedrichs d. Gr. und der deutsche Krieg von 1866 vorwiegend unter dem Gesichtspunkt des katholisch-protestantischen Antagonismus aufgefaßt worden. Der Papst hat seinen Protest gegen den Westfälischen Frieden im Protest gegen den Wiener Frieden fortgesetzt, und die Rede, daß der Dreißigjährige Krieg nur unterbrochen, nicht beendet sei, taucht im neuen Deutschen Reich mit größerer Keckheit auf, als sie jemals im alten vernommen worden war.

Sechste Periode: bis zur Gegenwart.

Die das 17. Jahrh. füllende Periode der Orthodoxie läßt die treibenden Gedanken der Reformation, ihre Welt- und Lebensauffassung nur noch in äußerst verkümmerter Gestalt erkennen. Es war die Folge der aufgenötigten Streitlage wider die römische Kirche einerseits, wider den Anabaptismus und die radikale Reformation anderseits, es war aber nicht minder auch die Folge selbstgeschaffener Wirrsale und endloser, selbstmörderischer Lehrstreitigkeiten im Innern, wenn wenigstens die lutherische Kirche Deutschlands nur als Staats- und Landeskirche, richtiger als eine staatlich eingeführte und aufrecht erhaltene, die Laienwelt beherrschende theologische Schule Bestand gewonnen hatte. Nur in der andächtigen Litteratur, zumal im Kirchenlied, offenbarte sich noch etwas von der Ursprünglichkeit evangelischer Religiosität. Im übrigen schien sich die Kraft der reformatorischen Bewegung im Dogmatismus erschöpft zu haben; Erstarrung und Veräußerlichung bedrohten die neue Kirchenbildung, welche dem Feind Widerstand geleistet hatte, mit Verödung in sich selbst.

Nunmehr sind es zwei aufeinander folgende, sich gegenseitig aufhebende Schwingungen, welche auf der Linie der kirchlichen Entwickelung von der Mitte des 17. bis zum Ausgang des 19. Jahrh. unterschieden werden können. Zunächst eine solche, welche die konfessionelle Spannung ermäßigt, teilweise aufhebt in der Richtung auf Wahrung der gemeinsamen Kulturgüter, dann eine solche, welche unter mehr oder weniger grundsätzlicher Mißachtung der letztern auf Wiederherstellung des kirchlichen Bewußtseins bis in seine extremsten, unverträglichsten Spitzen hinaus losarbeitet. Die erstere Strömung erzeugte sich zuerst in England aus dem Widerwillen an den religiös motivierten Exzessen der Revolution und Reaktion; sie trug sich über nach Frankreich, wo im schroffen Kontrast zu der erbarmungslosen Protestantenverfolgung Ludwigs XIV. und Ludwigs XV. die bis zum Atheismus und Materialismus fortschreitende Aufklärung der *Encyklopädisten* zu einer Großmacht heranwächst, die sich in der Revolution zeitweilig als nicht bloß im Grundsatz kirchenfeindlich, sondern auch thatsächlich kirchenzerstörend bewähren sollte. In Deutschland brachte der Rückschlag auf die Glaubenswut, der man den mörderischen Krieg verdankt hatte, zuerst die mildere Form des *Pietismus* (s. d.), nachher die *Popularphilosophie* und den *Rationalismus* (s. d.). Auf Einschläferung der konfessionellen Gegensätze wies aber auch die Thatsache hin, daß infolge schon der schlesischen, mehr noch der französischen Kriege, besonders seit 1803 Territorien geschaffen wurden, welche Katholiken und Protestanten in großer Zahl umfaßten, so daß an die Stelle des althergebrachten Staatskirchensystems mehr und mehr die Forderungen traten, welche sich aus dem Wesen eines *paritätisch* gewordenen Staats ergaben. Zur vollen und reinlichen Durchführung ist dieses moderne System schon deshalb nicht gekommen, weil der Kampf gegen das je länger, desto unverhohlener wieder mit allen mittelalterlichen Ansprüchen auftretende Rom in beständigen Schwankungen verlief. Gewöhnlich mit viel Ungeschick und selten mit Glück geführt, hat dieser Kampf die besten Kräfte verzehrt, ohne daß Aussichten auf einen andern Frieden vorhanden wären als einen solchen, der mit gründlicher Unschädlichmachung der einen oder andern Partei verbunden wäre.

Aber nur als großes Kulturprinzip betrachtet, steht der Protestantismus in unbedingtem Gegen-

satz zu dem je länger, desto ausschließlicher römisch gewordenen, von dem Geiste des Jesuitismus und vielfach auch von seinen Händen geleiteten Katholizismus, bez. Ultramontanismus. In theologischer Beziehung dagegen hat sich protestantischerseits wenigstens in der offiziellen Kirchlichkeit als Gegenschlag auf Aufklärung und Rationalismus, Revolution und Radikalismus zunächst unter den Auspizien der romantischen Geistesströmung und der auf die Napoleonische Ära folgenden Restaurationspolitik eine so weit gehende Rückbewegung vollzogen, daß die Lebensbedingungen beider Richtungen, der ultramontan-katholischen und der orthodox-protestantischen, vielfach dieselben geworden sind. Die nämliche Staatsräson begünstigte beide zugleich; dieselben einflußreichen Persönlichkeiten halfen beiden immer wieder auf, so oft auch Geschichte und Naturwissenschaften das Todesurteil über sie gesprochen haben mochten; dieselbe Trägheit und Stumpfheit der großen Massen ist es, worauf beide ihr Machtgefühl, ihre Siegesgewißheit, ihre Verachtung aller der monnigfachen Mächte gründen, die ihnen im geschulten und gebildeten Bewußtsein der Zeit unversöhnlich gegenüberstehen. Aber unter letztern Mächten ist eine, welche schon jetzt der K. den Rang im Herzen der Völker streitig macht und ihr vielleicht auch auf die Dauer gewachsen bleiben dürfte: es ist der Drang nach nationaler Selbständigkeit, wie er seit der Losreißung Nordamerikas, seit der französischen Revolution, seit der italienischen und deutschen Staatenbildung zum Mittelpunkt aller Weltereignisse, zur Signatur der neuern Zeit geworden ist. Als eine der mächtigsten Wirkungen dieses Zuges der Zeit berührt die Auflösung des Kirchenstaats (1870) unsre unmittelbare Gegenwart. Aber auch der französische Klerus wird auf die Dauer seines Gallikanismus (s. d.) nicht vergessen bleiben können, und in Deutschland wird sich trotz alles guten Willens, sie zurückzudrängen, immer wieder aufs neue die Frage stellen, wer Herr ist — Kaiser oder Papst.

Eine Gefahr von ganz andrer Art wieder hat die K. in jener unsichtbaren Macht vor sich, welche die verselbständigte, dem religiösen Gängelband angeblich oder wirklich entwachsene Sittlichkeit der modernen Menschheit, das mehr künstlerisch und wissenschaftlich als religiös gesättigte Kulturleben der Gegenwart, die alle Dogmatik im Grundsatz verwerfende neuere Philosophie und moderne Weltanschauung, der historische Sinn unsrer Zeit, der das Christentum im Zusammenhang mit der allgemeinen Geistesentwickelung des Geschlechts und nach Analogie andrer Weltreligionen zu verstehen sucht, konstituieren. Thatsächlich wird die von Strauß aufgeworfene Frage: »Sind wir noch Christen?« von vielen Tausenden, welche sich äußerlich zur K. halten, mit nein beantwortet, und ebenso sind ihrer Tausende, welche die Frage zwar aufrichtig bejahen, aber doch der Meinung sind, das Christentum werde die K. überleben, die K. des 18. und 19. Jahrh. sei nur noch der Mond, nicht mehr die Sonne, und zwar der Mond im abnehmenden Licht; sie müsse allmählich einige ihrer Funktionen an die staatliche, andre an die künstlerische Gemeinschaft übergeben ꝛc. Wenn solche Stimmen recht behalten sollten, so ständen wir jetzt so ziemlich vor dem Ende der lebendigen Kirchengeschichte; künftige Jahrhunderte würden nur noch Verwesungsgeruch empfinden, wo frühere erquickenden Lebensduft atmeten. Zieht man jedoch diejenigen Triebe und Instinkte in Betracht, welche die ungeheure Mehrheit auch der zivilisierten Menschheit als zugkräftig empfindet, von welchen sie sich thatsächlich bestimmen läßt, so erscheinen derartige Fragen wenigstens für jedwede für uns absehbare Zukunft doch nur fast als rein akademische Erörterungen. Die Zeiten des »Kulturkampfes«, zumal des beendeten, sind jedenfalls solche, die noch ganz und voll in die Kirchengeschichte hineingehören und ebenso reichlichen wie ernsthaften Anlaß bieten, diese Kirchengeschichte, welche das Verständnis der Gegenwart eröffnet, sich recht genau anzusehen und ihre Weisungen verstehen zu lernen.

Kirche der Wüste heißt nach Offenb. 12, 6 die reformierte Kirche Frankreichs von der Aufhebung des Edikts von Nantes 1685 bis zur Gewährung bürgerlicher Existenz 1787, weil in dieser Schreckensperiode ihre Geistlichen (pasteurs du désert) nur heimlich und unter steter Todesgefahr Gottesdienst und Seelsorge üben konnten. Ähnlich hieß Kirche unter dem Kreuz die reformierte Kirche in Holland und am Niederrhein, solange sie sich unter dem Drucke katholischer Landesregierungen befand.

Kirchen, Dorf im preuß. Regierungsbezirk Koblenz, Kreis Altenkirchen, an der Sieg und der Linie Hagen-Betzdorf der Preußischen Staatsbahn, hat eine katholische und eine evang. Kirche, ein Amtsgericht, eine Oberförsterei, Eisenerzgruben, mehrere Hochöfen, ein Feinblechwalzwerk, eine Lokomobilenfabrik, Kunstwollspinnerei, eine Holzstofffabrik, Dampf- und Wassermühlen und (1885) 1225 Einw.

Kirchenaccente, s. Accentus ecclesiastici.

Kirchenälteste, s. Presbyter.

Kirchenamt, amtliche Stellung im Kirchendienst; in der protestantischen Kirche auch die amtliche Bezeichnung von Kirchenaufsichtsbehörden.

Kirchenärar (Kirchenfabrik, Fabrica ecclesiae), das Vermögen der Kirche, welches zur Bestreitung der gottesdienstlichen Bedürfnisse und für die Unterhaltung der Kirchengebäude bestimmt ist; s. Kirchenvermögen.

Kirchenbann, s. Bann.

Kirchenbaukunst. Die Christen hielten ihre ersten gottesdienstlichen Versammlungen in dem Tempel zu Jerusalem und in den Synagogen, nach dem Beginn der Christenverfolgungen in Privathäusern, Begräbnisstätten (s. Katakomben) und an andern entlegenen Orten ab. Die ersten Nachrichten über eigens erbaute christliche Kirchen datieren aus dem 3. Jahrh., wo man in Rom dergleichen bereits 40 zählte, die im sogen. Basilikenstil (s. Basiliko) erbaut waren. Von ihnen nahmen besonders die Kirchen des Abendlandes Form und Einrichtung an, während die von Justinian erbaute Sophienkirche in Konstantinopel den christlichen Kirchen des Morgenlandes zum Vorbild diente. Die oblonge Form der Basilika blieb auch in den christlichen Kirchen des romanischen, gotischen und Renaissancestils die vorherrschende, während die zentrale Form des byzantinischen Baustils den Grundtypus auch der Moscheen bildete. Die seit dem 4. Jahrh. geltenden, dem Vorhof, Heiligen und Allerheiligsten des jüdischen Tempels entsprechenden drei Hauptteile einer Kirche sind: die für den Aufenthalt der Katechumenen und Büßenden bestimmte Vorhalle nebst Brunnenhof und den zur Vornahme von Taufen sowie zur Aufbewahrung der heiligen Gerätschaften bestimmten Nebengebäuden (Baptisterien und Sakristeien), das für das versammelte Volk bestimmte, meist die Kanzel und die seit dem 9. Jahrh. in Aufnahme gekommene Orgel enthaltende Schiff und das von ihm durch Schranken (cancelli) getrennte Chor mit den meist erhöhten Räumen zur

Vornahme gottesdienstlicher Handlungen und zum Sitz für die Priester. Hierzu kam seit dem 11. Jahrh. der Anbau von **Türmen**, welche die schon seit dem 7. Jahrh. vorkommenden Glocken aufnahmen. Die ersten Kirchen waren längliche Vierecke, welche bei größerer Breite durch Stützenreihen in mehrere Schiffe geteilt waren. Hierzu kam nach Organisierung der Kirchengemeinden als Platz für deren Vorsteher die angebaute **Apsis**, welche auf die Katakomben- und Cömeterialkirchen zurückzuführen ist. Mit fortschreitender Entwickelung der Gemeinde teilte man die Vorhalle in **Atrium** und **Narthex**, während der Raum der Vorsteher durch die Kanzellen von dem für die Gemeinde bestimmten Schiff getrennt und in ein besonderes, meist erhöhtes Chor mit dem Altar übergeführt wurde. Im Lauf der weitern Ausbildung der kirchlichen Architektur trat zwischen Chor und Laienschiff noch ein **Querschiff**, über dessen Mitte sich eine Kuppel erhob. Hierdurch erhielt der Grundriß die Form eines **Kreuzes** und ward in der frühromanischen Zeit durch zwei an das Chor angebaute **Türmchen** vervollständigt. Durch Verbindung der Turmgruppe mit der Vorhalle entwickelte sich die spätromanische und gotische Kirchenanlage. Die christliche Kirche besteht hiernach im wesentlichen aus fünf Teilen, dem nach Osten gelegenen Chor mit dem Altar, dem Querschiff, dem Langschiff sowie der nach Westen gelegenen Vorhalle mit den Glockentürmen, gestaltet sich aber im einzelnen verschieden nach den kirchlichen Gebräuchen und Einrichtungen der besondern christlichen Konfessionen (s. Baukunst und zugehörige Tafeln). Die **römisch-katholische Kirchenanlage** enthält 1) das nach Osten gelegene **Chor**, welches bei den Kathedralen in das hohe Chor mit der Apsis, dem Altar und den erhöhten Sitzen für die höhere Geistlichkeit und in das um 3, 5—7 Stufen gesenkte niedere Chor zerfällt, wo die Laien das heilige Abendmahl empfangen; 2) eine durch den **Lettner** (Lektorium) von dem Chor geschiedene **Mittelkirche** mit dem nördlichen Schiff für die Frauen, dem südlichen für die Männer und dem Mittelschiff für die Geistlichkeit; 3) die auf der Westseite gelegene, zum Durchgang für die Gemeinde bestimmte **Vorhalle**. Zu äußern Anbauten gehören Kapellen, Sakristeien, Baptisterien und Schatzkammern (in englischen Kirchen die Galiläa, s. d.). Die **griechisch-katholische Kirchenanlage**, welche meist über **zentralem** Grundriß sich erhebt, erfordert 1) eine zugleich als Taufhaus dienende **Vorhalle**; 2) ein für die Gemeinde bestimmtes **Schiff**, worin die Geschlechter entweder mittels der für die Frauen bestimmten Emporkirchen oder mittels besonderer, durch das Schiff geführter, etwa 2,4 m hoher Scheidemauern vollständig getrennt und die Fenster sehr hoch angelegt sind; 3) das durch einen geschlossenen Lettner oder durch Vorhänge von ihm getrennte **Chor** mit dem Altar. Zu den Anbauten der griechischen Kirchen gehören die zum Ankleiden der Priester und zum Aufbewahren der heiligen Gefäße dienenden Nebenapsiden. Die **evangelische** oder **protestantische** Kirchenanlage, welche bei ihrer Anknüpfung an die ursprünglichen christlichen Gebräuche sich der Einrichtung des altchristlichen Gotteshauses welcher entweder mitten, hinter oder neben dem Altar die Kanzel mit den Sitzen für die Frauen im Schiff und den Sitzen für die Männer auf den durch Säulenreihen gestützten Emporen enthält; 3) in einer nach Westen gelegenen **Vorhalle**, meist darüber mit Turm und Gebläsekammer für die Orgel, welche in der Regel auf der über dem westlichen Eingang, meist in gleicher Höhe mit der Emporbühne, angelegten Orgelbühne aufgestellt ist. Die für den Aufenthalt des Geistlichen bestimmte Sakristei lehnt sich an den südlichen und hintern Teil der Kirche, welchem auf der Nordseite ein Leichenhaus oder Archiv entspricht. Die Kirchenanlagen der übrigen christlichen Konfessionen, z. B. der **Reformierten** (Calvinisten), der **Anglikaner**, **Herrnhuter** u. a., sind denen der vorgenannten Konfessionen mehr oder minder verwandt; insbesondere ähneln diejenigen der beiden erstern den evangelischen, während in denjenigen der letztern eine so strenge Scheidung der Geschlechter stattfindet wie bei der griechisch-katholischen Kirche. Vgl. **Lübke**, Vorschule zum Studium der kirchlichen Kunst (6. Aufl., Leipz. 1873); **Otte**, Handbuch der kirchlichen Kunstarchäologie des deutschen Mittelalters (5. Aufl., das. 1883—85, 2 Bde.); V. **Schultze**, Das evangelische Kirchengebäude (das. 1885); v. **Lützow**, Meisterwerke der K. (2. Aufl., das. 1871); **Dehio** und v. **Bezold**, Die kirchliche Baukunst des Abendlandes (Stuttg. 1884 ff.); allgemeine Litteratur s. Baukunst.

Kirchenbuch, im weitern Sinn alle Schriften, die gottesdienstlichen Zwecken dienen, also auch die Agende (s. d.); im engern das Verzeichnis der an einer Kirche verrichteten kirchlichen Handlungen, daher Tauf-, Sterbe- und Trauungsregister. Aus den Diptychen (s. d.) der alten Kirche wurden besonders seit dem 16. Jahrh. förmliche Geburts-, Trauungs- und Totenbücher, auf deren regelmäßige Führung der Staat um so mehr hielt, als die den Kirchenbüchern entnommenen und mit dem Kirchensiegel beglaubigten Zeugnisse die Beweiskraft einer öffentlichen Urkunde genossen. Für die katholische Kirche sind nach dem tridentinischen Konzil folgende Kirchenbücher zu führen: 1) Taufbuch, 2) Firmbuch, 3) Ehebuch, 4) Totenbuch, 5) Liber status animarum, eine Übersicht über das Jahresergebnis jener vier Register, 6) Verkündbuch, Verzeichnis der abzuhaltenden Gottesdienste, Seelenmessen ꝛc., 7) Befehlbuch, Verzeichnis der Anordnungen der obern Kirchenbehörden. In neuester Zeit sind zu den Kirchenbüchern vielfach noch sogen. Familienbücher gekommen, welche alle zu einer Parochie gehörigen Familien mit Angabe der sämtlichen Glieder derselben und deren Geburts-, bez. Konfirmations-, Trauungs- und Todestage enthalten müssen. Wo die Zivilehe eingeführt ist, besorgt die weltliche Behörde die Aufzeichnung der Gebornen, Verheirateten und Gestorbenen. So traten an die Stelle der Kirchenbücher in Frankreich, dem größten Teil Nordamerikas ꝛc. und auch im Deutschen Reich die sogen. Zivilstandsregister (s. Personenstand).

Kirchenbuße, s. Buße.

Kirchendiebstahl, s. Kirchenraub.

Kirchendiener, **niedere**, welche die äußerlichen Geschäfte im Gottesdienst verrichten, waren in der

Kirchengebote, gewisse aus der Praxis der Kirche hervorgegangene Satzungen, welche den Zehn Geboten gleichgestellt und seit dem Katechismus des Canisius (s. d.), freilich in nicht ganz übereinstimmender Weise, auf eine Fünfzahl gebracht worden sind: alle Sonn- und Festtage eine Messe zu hören, die Fastenzeit und den Unterschied der Speisen gehörig zu beachten, wenigstens einmal des Jahrs zu beichten und gegen Ostern zu kommunizieren, endlich in der sogen. geschlossenen Zeit (s. d.) des Kirchenjahrs keine Hochzeiten zu feiern.

Kirchengemeinde (Parochie), der Bezirk, welcher zu einer gewissen Kirche gehört, und seine Bewohner (Parochianen). Die K. fällt keineswegs stets mit der politischen Gemeinde zusammen, vielmehr sind vielfach größere politische Gemeinden in verschiedene Kirchengemeinden eingeteilt, während umgekehrt kleinere politische Gemeinden zu einer K. mit einer gemeinsamen Pfarrkirche vereinigt sind. Die Einrichtungen der K. sind durch die Kirchengemeindeordnung bestimmt.

Kirchengemeinschaft, die Verbindung der Parochianen einer Kirche, durch welche denselben gewisse Pflichten und Rechte, namentlich der Teilnahme an der gemeinschaftlichen Gottesverehrung und an dem Gebrauch der Sakramente, zukommen; dann Bezeichnung einer gesamten Religionsgesellschaft und der Zugehörigkeit zu dieser. Vgl. auch Kirche, besonders S. 748.

Kirchengeräte, im weitern Sinn alle zur innern Ausstattung einer Kirche gehörenden Möbel und Gebrauchsgegenstände, im engern Sinne nur die zur Ausübung der gottesdienstlichen Handlungen nötigen Objekte. Kirchliche Möbel sind die Bänke und Stuhlreihen (Gestühle) für die ganze Gemeinde sowie für abgesonderte Korporationen, die Chorstühle für die Geistlichkeit, die Kanzel mit Schalldeckel, Betstühle und Betschemel, der Altar, die Tabernakel, Sakramentshäuschen, Orgel, Taufbecken und -Steine ꝛc. Alles Bewegliche (Stühle ꝛc.) ist gewöhnlich von Holz, alles Stabile (Altar, Taufstein, Kanzel ꝛc.) meist von Sandstein, Marmor, Granit u. dgl. Die Becken, welche später in die Taufsteine eingelassen wurden, waren nebst den dazu gehörigen Deckeln von Metall. Die K. im engern Sinn gruppieren sich um den Altar, indem sie teils zu seinem Schmucke gehören (Altardecke, Paramente, Altarleuchter, Reliquiarium, Kruzifixe), teils bei heiligen Handlungen dienen (Monstranz, Kelch, Weihrauchkessel, Glocken, Patenen, Ciborien, Aquamanilien, Kußtäfelchen, Hostienbüchsen u. a.). Alle diese Geräte waren schon in den frühsten Zeiten der christlichen Kirche Gegenstände der künstlerischen Ausschmückung, an welchen sich die Kunst und später das Kunsthandwerk ausgebildet und entwickelt haben. Die kirchliche Kunst war die Vorläuferin und der Halt der profanen Kunst. Die verschiedenen Techniken sind zuerst in den Dienst der Kirche getreten, und insbesondere hat sich die Goldschmiedekunst sowie die Metallotechnik überhaupt und das Email durch die Verfertigung von Kirchengeräten zu der Höhe emporgearbeitet, welche diese Zweige des Kunstgewerbes im 15. und 16. Jahrh. erreichten. Die ältern K., namentlich diejenigen, welche in ältern Gotteshäusern die Dom- oder Kirchenschätze bilden, gehören meist dem frühchristlichen oder byzantinischen, dem romanischen und dem gotischen Stil an. Letzterer hat sich in Kirchengeräten noch bis tief in die Zeiten der Renaissance hinein erhalten, wo gotische Formen neben gotischen und Renaissanceornamenten oft an demselben Gerät auftreten. Auch in unserm Jahrhundert hat man bei der Anfertigung von K. den gotischen Stil bevorzugt. Hauptsitze dieser modernen Industrie sind: Köln, Aachen, München, Wien, Brüssel, Mecheln, Paris, Lyon, London und Birmingham. Die verschiedenen Arten der K. sind aufgezählt bei Otte, Handbuch der kirchlichen Kunstarchäologie des deutschen Mittelalters (5. Aufl., Leipz. 1883–85, 2 Bde.), und Lübke, Vorschule zum Studium der kirchlichen Kunst (6. Aufl., das. 1873). Für eine künstlerische Behandlung der K. wirken die Zeitschriften: »Christliches Kunstblatt« (Stuttg., seit 1858), Prüfers »Archiv für kirchliche Kunst« (Berl., seit 1877), die »Revue de l'art chrétien« (Lille) u. a.

Kirchengesang und Kirchenlied. Wie schon im religiösen Kultus des Altertums, bei Griechen, Juden ꝛc., der Gesang, meist von Instrumenten begleitet, eine hervorragende Rolle spielte, so kam auch in der christlichen Kirche die Gesangsmusik schon frühzeitig in Anwendung und gelangte hier im Lauf der Zeit zu hoher und kunstvoller Ausbildung (s. Kirchenmusik). Diese geistlichen Gesänge des Mittelalters bestanden zumeist in Psalmen und Hymnen, zum Teil von ergreifender Schönheit, wie z. B. das »Stabat mater« des Jacopone de Todi, das »Dies irae« des Thomas von Celano u. a. bezeugen; aber in lateinischer Sprache abgefaßt (wie der ganze Gottesdienst in derselben gehalten wurde) und von Sängerchören vorgetragen, blieben sie dem Volk selbst fremd. Das einzige, was man diesem jahrhundertelang in der Kirche zu singen gestattete, war der Ruf »Kyrie eleïson« (»Herr, erbarme dich!«), den es nach der Predigt und bei der Vesper im Chor erschallen ließ. Von den Minnesängern im 12. und 13. Jahrh. (z. B. von Walther von der Vogelweide) wurden wohl zahlreiche religiöse Lieder verfaßt; allein sie waren von zu subjektiv-individuellem Charakter, als daß sie zu Kirchengesängen oder zu geistlichen Volksliedern hätten dienen können. Daß aber das Volk gleichwohl schon in früher Zeit geistliche Lieder besaß und sang, dafür liegen mehrfach Zeugnisse vor. Als das älteste derselben ist ein altdeutscher Lobgesang auf den heil. Petrus aus dem 9. Jahrh. erhalten, aus drei Strophen bestehend, deren jede mit dem Refrain »Kyrie eleïson« endigt. Man sang dergleichen Lieder jedoch nur bei außerkirchlichen Anlässen, an Festtagen und bei Begräbnissen, bei Wallfahrten, bei Bitt- und Bußgängen, auf den Kreuzzügen, im Krieg vor und nach der Schlacht sowie auf der See. Diese ältesten deutschen geistlichen Lieder wurden Leisen (abgekürzt von dem gewöhnlichen Refrain »Kyrie eleison«) genannt, und diese Benennung erhielt sich bis ins 15. Jahrh. Am verbreitetsten waren von ihnen der Osterleis (»Krist ist erstanden«), der Himmelfahrtsleis (»Krist fur gen himel«) und der Pfingstleis (»Nu bitten wir den heiligen geist«), die später auch beim Gottesdienst Anwendung fanden. Im 14. und 15. Jahrh. kam der deutsche religiöse Gesang mehr und mehr in Schwung, so namentlich durch die weichen und innigen Lieder der Mystiker, die Bußgesänge der Geißelbrüder, durch Übersetzungen alter lateinischer Kirchenhymnen, auf welchem Gebiet der Benediktiner Hermann von Salzburg und nach ihm der Priester Heinrich von Laufenberg vor andern thätig waren, endlich durch Umdichtung weltlicher Gesänge zu geistlichen Liedern.

Das eigentliche Kirchenlied, d. h. das geistliche Lied, das in der Kirche von der versammelten Gemeinde zu ihrer Erbauung gesungen wird und einen wesentlichen Bestandteil des evangelischen Gottesdienstes ausmacht, ist das eigenste Erzeugnis der Re-

formation. Als Begründer desselben ist Martin Luther selbst zu bezeichnen, der die Bedeutung dieses Erbauungsmittels erkannte und bereits 1524 eine kleine, in den spätern Auflagen immer wachsende Sammlung solcher Lieder (darunter 37 von ihm selbst gedichtete) herausgab. Die namhaftesten andern Kirchenliederdichter jener Zeit waren: Paulus Speratus, Nikol. Decius, Erasmus Alberus, Burkard Waldis, Just. Jonas, Nikol. Herman, Wolfg. Musculus, Joh. Matthesius, Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, Paul Eber, Nikol. Selnecker, Joh. Fischart, Barthol. Ringwaldt, Phil. Nicolai, Val. Andreä, Hans Sachs u. a. Die ältern dieser evangelischen Lieder, die sich zunächst an das Vorbild Luthers hielten, sind von der reinsten religiösen Begeisterung und Glaubensgewißheit erfüllt und in einer Sprache abgefaßt, die in ihrer schlichten Hoheit und volkstümlichen Kraft nie wieder erreicht worden ist. Gegen Ende des 16. und im 17. Jahrh. tritt im Kirchenlied das Dogma und konfessioneller Eifer schärfer hervor; doch erhielt es durch die Drangsale des Dreißigjährigen Kriegs einen neuen Aufschwung, der eine edle Subjektivität des religiösen Gefühls zum Ausdruck brachte und dabei dem Schwulst und der gelehrten Unnatur der schlesischen Dichterschulen gegenüber an den ältern volkstümlichen Formen zunächst noch festhielt. Seinen Höhepunkt erreichte das Kirchenlied in dieser Zeit durch Paul Fleming und namentlich durch Paul Gerhard, denen zunächst Joh. Heermann, Simon Dach, Heinr. Albert, Luise Henriette von Brandenburg (Gemahlin des Großen Kurfürsten) und Georg Neumark an die Seite zu stellen sind. Außerdem sind erwähnenswert: Joh. Rist, Martin Rinckart, Just. Gesenius, Andr. Gryphius, M. Schirmer, Joh. Franck, die Gräfin Amalia Juliane von Schwarzburg-Rudolstadt, die Landgräfin Anna Sophie von Hessen u. a. Mit dem Ende des 17. Jahrh. wird dann die Form gekünstelt und spielend, und eine süßliche und tändelnde, in subjektivster Empfindung sich verlierende Richtung greift unter dem Einfluß des herrschenden Pietismus Platz, zu der die trockne Verständigkeit und orthodoxe Lehrhaftigkeit andrer Liederdichter in seltsamem Kontrast steht. Jene pietistische Liederdichtung beschäftigt sich meist nur mit den Seelenzuständen der Frommen, die sie bis ins kleinlichste schildert. Aber wenn sich die Lieder aus dem Beginn dieser Periode, wie die von Löscher, Phil. Spener, E. Neumeister, B. Schmolck, Kasp. Schad, Tersteegen, noch durch wahre, wenn auch oft überschwenglich und sentimental ausgedrückte Herzensfrömmigkeit auszeichnen, so verfallen die der Spätern, wie Joach. Lang, Anast. Freylinghausen, Bogatzky u. a., ihrem ganzen Wesen nach in Tändelei und Geschmacklosigkeit. In der Aufklärungsperiode des 18. Jahrh. treten uns zunächst Klopstock und Gellert als hervorragende Dichter geistlicher Lieder entgegen. Beide halten im wesentlichen noch an den alten Glaubenslehren fest, allein während die lebhafte Phantasie des erstern die Schranken des volkstümlichen Liedes nur selten einzuhalten weiß, macht sich bei Gellert die moralisierende und didaktische Richtung, welche die ganze Periode charakterisiert, schon stark bemerklich. Mehr ist dies noch der Fall in den Liedern von J. A. Schlegel, Cramer, Dietrich und Lavater, bei dem noch ein gewisses phantastisches Element unvermittelt neben nüchterner Lehrhaftigkeit vorwaltet. Einen Aufschwung erfuhr das geistliche Lied wieder durch die Belebung des religiösen Gefühls, die sich unter dem Einfluß der Romantik und infolge der Freiheitskriege im deutschen Volke kundgab. Hier verdienen zunächst die Lieder von Novalis, E. M. Arndt, v. Schenkendorf, Giesebrecht ꝛc. Erwähnung, welche den Übergang zur geistlichen Lyrik unsrer Zeit bilden, als deren Hauptvertreter wir A. Knapp, Phil. Spitta, Luise Hensel, Viktor v. Strauß, Karl Gerok und Julius Sturm namhaft machen. Das Charakteristische dieser modernen geistlichen Lyrik liegt in dem Streben, die dem Lutherschen Kirchenlied eigentümlichen Vorzüge der Glaubensfreudigkeit und objektiven Heilsgewißheit mit der subjektivern Frömmigkeit und den ästhetischen Forderungen der Neuzeit in Einklang zu bringen. Hiermit steht auch das Bestreben im Zusammenhang, die alten, im Lauf der Zeit vielfach veränderten und entstellten Kirchenlieder, so weit thunlich, in der ursprünglichen Gestalt wieder einzubürgern, in welcher Richtung besonders Bunsen, Raumer, Stier, Knapp u. a. mit Maß und Geschmack thätig waren, während die Anhänger der kirchlichen Reaktion für das Alte ohne jegliche Veränderung eintraten (vgl. Gesangbuch).

Weniger günstig für das Kirchenlied entwickelte sich der Gottesdienst bei den Reformierten, bei welchen lange Zeit in der Kirche nur alttestamentliche Psalmen gesungen werden durften: in Frankreich und der französischen Schweiz die von Goudimel in Musik gesetzten Psalmen Marots und Bezas, in Deutschland ebendieselben nach der Übersetzung von Lobwasser (gest. 1583). Letztere blieben das einzige Gesangbuch der deutschen reformierten Gemeinden bis gegen Ende des 18. Jahrh., seit welcher Zeit sie sich meist des protestantischen Kirchenlieds bedienen. — Auch die Katholiken blieben schließlich nicht ohne Beteiligung an der auf dem Gebiet des Kirchenlieds entstandenen Bewegung. Um den Wirkungen des reformatorischen Gesanges zu begegnen, wurden auch von ihnen geistliche Liedersammlungen veranstaltet, in denen teils ältere Lieder mitgeteilt, teils ältere Strophen durch neu hinzugedichtete erweitert wurden, teils auch ganz neue Lieder Aufnahme fanden; sogar rein lutherische Gesänge gingen in diese Bücher über. Der erste, welcher in dieser Richtung wirkte, war Michael Vehe (1573). Spätere und umfangreichere Sammlungen sind die von G. Witzel (1567) und von D. Greg. Corner (1625). Als Liederdichter der katholischen Kirche sind besonders Fr. v. Spee und Angelus Silesius (Joh. Scheffler), aus neuerer Zeit J. H. v. Wessenberg, Smets, Beda Weber und besonders M. v. Diepenbrock zu erwähnen.

Vgl. Hoffmann (von Fallersleben), Geschichte des deutschen Kirchenlieds bis auf Luthers Zeit (Berl. 1832; 3. Aufl., Hannov. 1861); Wackernagel, Bibliographie zur Geschichte des deutschen Kirchenlieds im 16. Jahrhundert (Frankf. 1855); Derselbe, Das deutsche Kirchenlied von der ältesten Zeit bis zu Anfang des 17. Jahrhunderts (Leipz. 1864—77, 5 Bde.); Koch, Geschichte des Kirchenlieds und Kirchengesangs der christlichen, insbesondere der deutschen evangelischen Kirche (3. Aufl., Stuttg. 1866—76, 8 Bde.); Fischer, Kirchenlieder-Lexikon (Gotha 1878—79, 2 Bde.).

Kirchengeschichte, die wissenschaftliche Darstellung der Entstehung und Entwickelung der christlichen Kirche. Sie zerfällt nach dem zu behandelnden Stoff in eine äußere, welche die Ausbreitung der Kirche und deren Verhältnis zum Staat behandelt, und eine innere, welche die Kirchenlehre, den Kultus, die Kirchenverfassung und das kirchliche Leben berücksichtigt. Hinsichtlich ihrer Zeitepochen teilt man die K. in alte, mittlere und neuere. Die Grenzscheide zwischen der alten und mittlern Geschichte der Kirche ist

im allgemeinen zu bezeichnen durch den Übergang des Schwerpunkts der Entwickelung von der alten klassisch gebildeten Welt auf die neuen Völkerströme germanischer und slawischer Abstammung. Den Anfangspunkt der neuern K. bezeichnet die Reformation, an deren Stelle die neuern katholischen Kirchengeschichtschreiber den Humanismus oder die Entdeckung Amerikas setzen. Will man diese Zeitalter wieder in Perioden abteilen, so bietet sich ungesucht je eine Zweiteilung dar: für die alte Zeit durch den vollendeten Sieg des Christentums über das griechische Heidentum unter Konstantin d. Gr., für die mittlere durch den Höhepunkt der Papstgewalt unter Innocenz III. und für die neuere Zeit durch die reichsgesetzliche Anerkennung und Feststellung des Protestantismus im Westfälischen Frieden. Die Geschichte der Gründung des Christentums durch Christus und die Apostel pflegt man als Leben Jesu und Geschichte des apostolischen Zeitalters selbständig zu behandeln. Der geschichtlichen Darstellung aller dieser Zeitalter wird aber vorangehen müssen die Vorgeschichte der christlichen Kirche, welche die Alte Welt in ihren Beziehungen zum entstehenden Christentum zum Verständnis zu bringen hat (s. Kirche, geschichtliche Entwickelung).

Die Quellen der K. zerfallen in zwei Hauptgruppen: 1) Quellen, die selbst ein Stück Geschichte sind: a) Urkunden, z. B. die Dekretalen, Konstitutionen, Bullen, Breven der Päpste, die Hirtenbriefe der Bischöfe, die Akten (Kanones und Dogmata) der Kirchenversammlungen, die auf kirchliche Angelegenheiten bezüglichen Staatsgesetze (Kapitularien), Friedensschlüsse, Reichstagsakten, ferner die Briefe der geistlichen oder weltlichen Persönlichkeiten, welche die kirchliche Entwickelung beeinflußt haben, schließlich auf dem Gebiet des Dogmas, des Kultus und der kirchlichen Sitte die Symbole, die Schriften der Kirchenlehrer, Predigten, Liturgien, Agenden, Kirchenordnungen, Ordnungsregeln rc.; b) kirchliche Gebäude, Geräte, Gemälde, Skulpturen rc. 2) Quellen, welche Geschichte überliefern: a) Quellen, welche, indem sie praktische Ziele in der Kirche verfolgen, unabsichtlich Geschichte überliefern, wie z. B. Kalendarien, Martyrologien und Nekrologien; b) Quellen, die absichtlich Geschichte in irgend welcher Form überliefern wollen, z. B. Legenden, Annalen, Chroniken rc.

Der älteste Kirchengeschichtschreiber, dessen Werk wir haben, ist Eusebios von Cäsarea (s. d.), der um 325 schrieb, jedoch schon das für uns verloren gegangene Werk des Hegesippos (s. d.) benutzte. An ihn schließen sich als Fortsetzer in griechischer Sprache an: Sokrates (bis 439), Sozomenos (bis 423), Theodoretos (bis 428), Philostorgios (bis 425), Theodoros (bis 527) und Evagrios (bis 594). In der lateinischen Kirche verfaßte der gallische Presbyter Sulpicius Severus seine »Historia sacra« (bis 400); Rufinus (s. d.) übersetzte die K. des Eusebios und setzte sie bis 395 fort; Paulus Orosius (s. d.) verfaßte »Historiarum libri VIII«, die auch die K. bis 416 enthalten; Cassiodorus (s. d.) faßte in seiner »Historia tripartita« die Werke des Sokrates, Sozomenos und Theodoretos in ein Ganzes zusammen; dieses Werk war für das Mittelalter die Hauptquelle kirchenhistorischer Kenntnis. Von Hieronymus (s. d.) wurde die bis 325 reichende Chronik des Eusebios von Cäsarea übersetzt und bis 378 fortgesetzt; an ihn schlossen sich wieder die Chroniken des Prosper von Aquitanien, Idacius und Marcellinus an. Im Mittelalter wurde vornehmlich der unerschöpfliche Vorrat von Heiligengeschichten und Legenden zusammengetragen; Beiträge zur K. von größerm Wert lieferten die Annalisten und Chronikenschreiber. In der abendländischen Kirche sind zu nennen: Gregor von Tours (s. d.), Beda Venerabilis (s. d.), Haymo, Bischof von Halberstadt, Anastasius von Rom (s. d.), Adam von Bremen (s. d.) und Ordericus Vitalis (gestorben als Mönch in der Normandie nach 1142). Vielfach fand die Papstgeschichte Behandlung von seiten der Kardinäle Petrus Pisanus, Pandulf und Boso (alle im 12. Jahrh.); die »Chronica summorum pontificum imperatorumque« des Martinus Polonus (gest. 1279) war, obwohl eine ganz oberflächliche Kompilation, das verbreitetste Geschichtsbuch des Mittelalters. Den gleichen Zweck, die Kaisergeschichte sowie die Papstgeschichte dem Gregorianischen Papalsystem gemäß darzustellen, verfolgt der Dominikaner Tolomeo von Lucca (Ptolemäus de Fiadonibus, gest. 1327) in seinen »24 Büchern der K.« bis 1313. Alle die genannten Schriftsteller wie auch die Verfasser der zahllosen Annalenwerke haben keinen Begriff von Entwickelung und geschichtlichem Werden. Die Kirche ist ihnen etwas schlechthin Göttliches, von Anfang an Fertiges; nur ihre äußere Gestalt wechselt, und das Dogma wächst quantitativ. Mit der Reformation, welche zu ihrer Begründung und Rechtfertigung der Geschichte nicht weniger als der Schrift bedurfte, wurde der Geist eigentlicher kritischer Forschung und wissenschaftlicher Behandlung der K. geweckt und belebt. So brachte ein Verein lutherischer Theologen, an deren Spitze Matthias Flacius (s. d.) stand, ein großartiges kirchenhistorisches Werk in 13 Folianten zu stande, die sogen. Magdeburgischen Centurien (1559—74), welche allerdings das Unmögliche versuchten, das lutherische Dogma in die Zeit der Kirchenväter zu verpflanzen, im übrigen aber das kirchenhistorische Material vervollständigten und mit scharfer Kritik die Gewebe kurialistischer Geschichtsfälschung zerstörten. Ihnen stellte der katholische Theolog Cäsar Baronius (s. d.) in seinen Annalen ein durch Mitteilung unbekannter, aus dem Archiv des Vatikans ausgewählter Urkunden wichtiges Werk entgegen. Den Centurien ähnliche Parteischriften lieferten für die reformierte Kirche J. H. Hottinger (s. d.), Friedrich Spanheim (s. d.), Samuel und Jakob Basnage (s. d.). Wichtiger war, daß selbst der Franziskanermönch Pagi (s. d.) gegen Baronius in die Schranken trat. Jetzt bemächtigten sich die gelehrten Mönchsorden in Frankreich der K. und lieferten riesenhafte Materialiensammlungen, wie der Dominikaner Alexander Natalis (Par. 1677—86, 24 Bde.), an den sich Claude Fleury (s. d.), Bossuet (s. d.) und der Jansenist Tillemont (s. d.) anreihen. Von den neuern französischen Bearbeitungen der allgemeinen K. sind besonders zu erwähnen: Henrion, Histoire ecclésiastique depuis la création jusqu'au pontificat de Pie IX (hrsg. von Migne, Par. 1852 ff., 25 Bde.), und Rohrbacher, Histoire universelle de l'église catholique (das. 1842—48 u. öfter, 29 Bde.).

Nach dem Vorgang der Centurien und des Auszugs daraus von Lukas Osiander begnügte man sich lange in der protestantischen Kirche, die K. nur zu polemischen Zwecken auszubeuten oder sie in trockne Register von Begebenheiten, Zahlen und Namen zu verwandeln. Erst Georg Calixtus (s. d.) wies in einer Reihe von Abhandlungen auf das wissenschaftliche Interesse einer unbefangenen Erforschung der Thatsachen hin, und Gottfried Arnold (s. d.) drehte die bisherige dogmatische Tendenz der Geschichtsbehandlung um, indem er allenthalben der

Kirche gegenüber das Recht der Ketzer und Irrlehrer verfocht. Natürlich rief diese pietistische Geschichtsbetrachtung eine Menge Gegner in die Schranken, unter welchen Weismann (»Introductio in memorabilia eccl.«, Tübing. 1718, 2 Bde.), die beiden Walch (s. d.) und Siegm. Jak. Baumgarten (s. d.) die namhaftesten sind. Auf einen wirklich objektiven Standpunkt, den man als eine Versöhnung des orthodoxen und pietistischen Gegensatzes fassen kann, hat zuerst Johann Lorenz v. Mosheim (s. d.) die K. erhoben, während Semler (s. d.) planlos und schwerfällig, aber als eigentlicher Vater der Quellenkritik schrieb. Auf dem hierdurch gewonnenen Standpunkt lieferte Johann Matthias Schröckh (s. d.) ein kirchengeschichtliches Riesenwerk. Die mit ihm beginnende pragmatische Kirchengeschichtschreibung, welche sich nicht mit der Aneinanderreihung der Thatsachen begnügt, sondern deren Werden aus den Motiven der Handelnden zu erklären sucht, fand einen weitern Vertreter an L. T. Spittler (s. d.); H. Ph. K. Henke (s. d.) gab eine energische Kritik der Thatsachen, sah jedoch in der K. eigentlich nur eine Geschichte religiöser Verirrungen; Stäudlin war in seiner »Universalgeschichte der Kirche« (5. Aufl., Hannov. 1833) in Gefahr, den objektiv historischen Standpunkt einem allzu subjektiven Pragmatismus zu opfern, während G. J. Planck (s. d.) in Göttingen durch die Befolgung der pragmatischen Methode ein tieferes Verständnis des Entwickelungsganges der neuern K. ermöglichte. Von der pragmatischen Geschichtsauffassung sich abwendend, wollte eine andre Richtung die Thatsachen feststellen und ohne subjektive Beimischung zur Darstellung bringen; hierher gehören: J. Ernst Christian Schmidt (»Handbuch der christlichen K.«, Gießen 1801–20, 6 Bde.; 2. Aufl., 1.–4. Bd., 1825–27; fortgesetzt von F. W. Rettberg, 7. Bd., das. 1834) und Gieseler (s. d.), dessen kompendiöses, aber dennoch durch Mitteilung der wesentlichsten Quellenauszüge umfangreiches Werk ein Muster besonnener wissenschaftlicher Forschung ist. In steiferer Form, aber mit gleich umfassender Gründlichkeit wandelt in seinen Fußstapfen Niedner (s. d.). Als der eigentliche Vater der neuern protestantischen K. gilt aber Neander (s. d.). Seine Geschichtsbetrachtung ist indes mehr erbaulicher als objektiv wissenschaftlicher Art, und sein oberster Satz, die Kirche sei übernatürlich in Bezug auf ihr Entstehen, natürlich dagegen im Bestehen, ist selbst ein Dogma. Er ist stets darauf bedacht (die Kehrseite des die äußern Verhältnisse zu sehr betonenden Pragmatismus), die innere Entwickelung der Kirche in Dogma, Kultus und Sitte zur Darstellung zu bringen. Den milden irenischen Geist Neanders atmet auch die K. seines Schülers K. R. Hagenbach (s. d.). An Neander und Gieseler schließen sich an die auf dem Gebiet der Kirchenverfassung und des kirchlichen Lebens neue Gesichtspunkte eröffnenden Vorlesungen Richard Rothes (s. d.) über K. Eigne Wege schlägt die konfessionelle Kirchengeschichtschreibung ein. Vertreter des orthodoxen Luthertums sind Guericke, H. Schmid, Lindner und Kurtz (s. diese Art.). Den reformierten Standpunkt vertritt J. J. Herzog (s. d.) u. noch entschiedener als er Ebrard (s. d.). Unbekümmert um die Vorurteile konfessioneller Geschichtschreibung, angeweht vom Geist Hegelscher Philosophie, gibt Hasse (»K.«, hrsg. von A. Köhler, 2. Aufl., Leipz. 1872) eine den innern Zusammenhang aufzeigende Darstellung. Ebenfalls im Gegensatz zu der einreißenden Vermengung theologisch-religiöser und wissenschaftlicher Gesichtspunkte bietet K. Hase (s. d.) eine objektiv besonnene, geistreiche und frische Darstellung dar, die freilich zum Verständnis ihrer zahlreichen Andeutungen schon eine gewisse Vertrautheit mit dem Stoffe voraussetzt. Eine neue Epoche der Kirchengeschichtschreibung datiert von der Tübinger Schule, auch hier geführt von F. Ch. Baur (s. d.), welcher den Entwickelungsgang der christlichen Idee in großartigen, nur das Allgemeine zu sehr auf Kosten des Individuellen hervorhebenden Zügen beleuchtet hat. Eine »Zeitschrift für K.« wird von Brieger (Gotha 1876 ff.) herausgegeben. Vgl. auch Weingarten, Zeittafeln zur K. (2. Aufl., Leipz. 1874), und die unserm Artikel »Kirche« beigegebene »Zeittafel«.

Auch in der katholischen Kirche haben sich neuerdings verschiedene Geistesrichtungen bei dem Ausbau der K. beteiligt und zwar sowohl vom modern-spekulativen als vom ultramontanen Standpunkt aus. Ohne Schroffheit, aber auch ohne Kritik vertritt die ultramontane Geschichtschreibung Stolberg (s. d.); eine durch ihre milde und tiefe Auffassung sowie geschmackvolle Darstellung ausgezeichnete K. lieferte Katerkamp (Münst. 1819–34, 5 Bde.). Immer mehr brach sich auch hier Bahn eine wissenschaftlichere, von den Resultaten protestantischer Forschung nicht unbeeinflußte Richtung, als deren hauptsächliche Vertreter gelten: Ritter (»Handbuch der K.«, 6. Aufl., Elberf. u. Bonn 1862, 2 Bde.), Locherer (»Geschichte der christlichen Religion und Kirche«, Ravensb. 1824–34, 9 Bde.), Döllinger, Möhler, Alzog und Franz Xaver Kraus (s. diese Art.). Dagegen hat Hergenröther (s. d.) seine umfassende Gelehrsamkeit ganz in den Dienst schroff-ultramontanen Geistes gestellt; Vertreter des gleichen Standpunktes ist Brück (»Lehrbuch der K.«, 3. Aufl., Mainz 1884). Vgl. Baur, Die Epochen der kirchlichen Geschichtschreibung (Tübing. 1852.)

Kirchengesetze. Die von den Organen der Kirchengewalt zur Ordnung kirchlicher Angelegenheiten erlassenen Normen sind an und für sich nicht Gesetze, sondern Gesellschaftsstatuten, daher durch die Gesetzgebung des Staats beschränkt. Allein die staatsartig entwickelte vorreformatorische päpstliche Kirche schrieb sich das Recht voller Gesetzgebung zu und erlangte damit vermöge ihrer sozialen Mittel in ihren Kreisen allgemeine Anerkennung. In der Form erst von Konzilienbeschlüssen, dann von päpstlichen Bullen, Breven etc. hat sie eine reiche gesetzgeberische Thätigkeit entwickelt. Die heutige römisch-katholische Kirche beansprucht zwar die gleiche Stellung, findet sich in derselben aber von seiten des Staats nicht mehr anerkannt. Der Staat hält vielmehr nur so viel von ihren Gesellschaftsstatuten in der Eigenschaft gesetzlichen Rechts aufrecht, als er selbst genehmigt. Die evangelischen K. der landeskirchlichen Entwickelungsperiode, z. B. Kirchenordnungen, Konsistorialordnungen etc., sind gewöhnliche Landesgesetze, die der Staat in kirchlichem Interesse erlassen hat. Seit der Entwickelung einer selbständigen evangelisch-kirchlichen Vereinsverfassung nimmt das Verhältnis der evangelischen statutarischen Gesellschaftsordnungen, regelmäßig Synodalbeschlüsse, dieselbe Gestalt wie das staatlich anerkannte der römisch-katholischen an. S. Kirchenpolitik.

Kirchengewalt (Kirchenregiment, Potestas ecclesiastica, Jus in sacra), die Gewalt, vermöge deren eine kirchliche Genossenschaft als solche geleitet wird. Wem sie zukomme, entscheidet die Kirchenverfassung (s. d.). In der katholischen Kirche kommt nach dem herrschenden kurialen System alle K. dem Papst zu, der sie indes jedem von ihm an-

gestellten Bischof für den Bezirk seiner Diözese auf Lebenszeit überträgt, um sie als eigne (propria) zu verwalten; nach dem Episkopalsystem besitzt jeder Bischof dieselbe Gewalt als göttlich verliehene. Der Bischof hat die volle K. (plenitudo potestatis), d. h. sowohl die der Wort- und Sakramentsverwaltung (potestas ordinis) als die des Regierens durch Aufsicht, Gerichtsbarkeit, Gesetzgebung 2c. (potestas jurisdictionis); er überträgt die eine wie die andre in ihm beliebigem Maß den pastoralen oder andern Gehilfen, welche er sich bestellt. Die römisch-katholische Kirche faßt beiderlei K. als seelsorgende auf; die evangelische geht davon aus, daß Seelsorge nur durch Wort- und Sakramentsverwaltung geschehe, und legt die gottgegebene Gewalt hierzu (potestas clavium) der gläubigen Gesamtkirche bei, von welcher sie durch die Träger des Lehramtes geübt werde. Dagegen legt sie die Gewalt des äußern kirchlichen Regiments, soweit sie dieselbe überhaupt noch anerkennt, nicht dem Lehramt, sondern in ihrer landeskirchlichen Formation der Landesherrschaft, in ihrer vereinskirchlichen der Synode bei. Die landeskirchliche Gestalt kommt zuweilen, z. B. in der anglikanischen und der schwedischen Kirche, in Formen vor, welche an vorreformatorische erinnern, ohne jedoch ihrem Wesen nach mit ihnen identisch zu sein. Vgl. Kirchenhoheit.

Kirchenglaube, die Gesamtheit der Glaubenslehren, welche in den symbolischen Büchern einer Kirche enthalten sind.

Kirchengut, s. Kirchenvermögen.

Kirchenhoheit (Jus circa sacra), der Inbegriff der Hoheitsrechte, welche dem Staatsoberhaupt gegenüber den anerkannten christlichen Kirchen und den sonstigen Religionsgesellschaften zustehen. Es liegt in dem Wesen des Staats und der Souveränität des Staatsbeherrschers, in seiner Selbständigkeit und seiner Macht, alle ihm unterstehenden Lebens- und Rechtsverhältnisse so zu normieren, daß auch die Kirche sich dem Majestätsrecht der Staatsgewalt nicht entziehen kann. Auf der andern Seite sind die Grenzen des Kirchenhoheitsrechts wie jedes andern Hoheitsrechts durch den Staatszweck gezogen, und die ausschließlich innerhalb der Sphäre der Kirchengemeinschaft liegenden innern Verhältnisse entziehen sich dem staatlichen Einfluß, indem der moderne Staat zudem die volle Glaubens- und Gewissensfreiheit seiner Bürger anerkennt. Gewöhnlich bezeichnet man folgende Rechte als den Inhalt der K., welch letztere nichts andres als ein Teil der Staatshoheit überhaupt ist: 1) das Aufnahmerecht (jus reformandi, jus receptionis), d. h. das Recht der Zulassung von Religionsgesellschaften überhaupt, jetzt nur noch die Verleihung der Korporationsrechte enthaltend; 2) das Schutz- und Schirmrecht über die Kirchen (jus advocatiae, jus protectionis); 3) das Recht der Oberaufsicht (jus supremae inspectionis), mittels dessen der Staat namentlich etwanigen Übergriffen der Kirche entgegentritt. In letzterer Hinsicht ist namentlich das landesherrliche Placet, d. h. die staatliche Zustimmung zu kirchlichen Gesetzgebungsakten, von Wichtigkeit. Hierher gehören ferner der Recursus ab abusu (appel comme d'abus), d. h. das Rechtsmittel der Berufung an die Staatsbehörde wegen Mißbrauchs der geistlichen Gewalt, ferner die Mitwirkung bei der Besetzung geistlicher Stellen und die Kontrolle der geistlichen Disziplinargerichtsbarkeit. Während aber der Einfluß der Kirche auf die bürgerlichen Rechtsverhältnisse durch die Aufhebung der geistlichen Gerichtsbarkeit, die Einführung der Zivilehe und die Beseitigung der kirchlichen Schulaufsicht im wesentlichen beseitigt ist, bildet die Abgrenzung der staatlichen K. gegenüber der katholischen Kirche den Gegenstand langwieriger und heftiger Streitigkeiten. Sie ist der Kernpunkt des sogen. Kulturkampfes (s. Kirchenpolitik). Nicht zu verwechseln mit der K. ist die Kirchengewalt (Kirchenregiment, jus in sacra), d. h. der Inbegriff der Rechte, welche einer Kirche als gesellschaftlichem Verein ihren Mitgliedern gegenüber zustehen in Gemäßheit des Zwecks und der innern Einrichtung dieser Verbindung. Sie wird von den Organen der Kirche selbst ausgeübt, in der protestantischen Kirche allerdings auch von dem Landesherrn, da dieser nach protestantischen Grundsätzen das Oberhaupt des Staats wie dasjenige der Kirche ist.

Kirchenjahr, regelmäßig im Laufe von einem Jahreszeitraum sich begebende Wiederkehr der von der Kirche gefeierten Sonn- und Festtage. Das K. mit seinen drei Festcyklen, dem Weihnachts-, Oster- und Pfingstfestkreis, beginnt, unabhängig vom bürgerlichen Jahr, in der katholischen und protestantischen Kirche mit dem ersten Adventsonntag (s. Advent), welcher stets zwischen den 26. November und 4. Dezember fällt, in der griechischen mit dem 1. September, in England mit Mariä Verkündigung (25. März). S. Feste und Festcyklus. Vgl. Strauß, Das evangelische K. in seinem Zusammenhang dargestellt (Berl. 1850); Bobertag, Das evangelische K. (Bresl. 1853); Alt, Das K. mit seinen Festen 2c. (2. Aufl., das. 1860).

Kirchenjurisdiktion, s. v. w. Geistliche Gerichtsbarkeit (s. d.).

Kirchenkantate, s. Kantate.

Kirchenkasten (Kirchenstock), s. v. w. Gotteskasten (s. d.); dann s. v. w. Kirchenärar (s. d.).

Kirchenkonferenz, s. Evangelische Kirchenkonferenz.

Kirchenlamitz, Flecken im bayr. Regierungsbezirk Oberfranken, Bezirksamt Wunsiedel, an der perlenreichen Lamitz im Fichtelgebirge und an der Linie München-Regensburg-Oberkotzau der Bayrischen Staatsbahn, 598 m ü. M., hat eine evang. Kirche, ein Schloß, ein Amtsgericht, Wollfärberei, Granitschleiferei, Holzdrechslerei, Landesprodukten- und Holzhandel und (1885) 1995 Einw. Westlich der Epprechtstein mit Aussicht.

Kirchenlasten, der Kostenaufwand, welcher durch die Unterhaltung der Kirchen und der Kirchendiener in sachlicher und persönlicher Hinsicht erwächst. Insoweit das Kirchenvermögen (s. d.) zur Bestreitung der K. nicht ausreicht, werden diese Kosten durch Kirchensteuern und sonstige kirchliche Abgaben gedeckt. Der früher übliche Kirchenzehnte ist jedoch fast überall durch Ablösung beseitigt.

Kirchenlehen (Feudum ecclesiasticum, Stiftslehen, geistliches Lehen, auch krummstäbisches Lehen, weil die Belehnung von seiten der geistlichen Obern mit dem Hirtenstab geschah), das durch Verleihung von Kircheneigentum begründete Lehen. Dahin gehörten die ehemaligen Patronatslehen, Pfarrlehen, Altarlehen, Zehntenlehen, durch ausgeliehene Zehnten begründet, Glockenlehen, deren Vasallen zum Läuten bei bestimmten Gelegenheiten verpflichtet waren, u. dgl. Die mit einem rechten Lehen verbundene Verpflichtung zum Kriegsdienst übertrug der Klerus, da ihm der Gebrauch der Waffen untersagt war, auf einen Provasallen. Vgl. Lehnswesen.

Kirchenlehrer, s. Kirchenväter.

Kirchenlied, s. Kirchengesang.

Kirchenmusik, die in den christlichen Kirchen zur Verschönerung des Kultus eingeführte Musik, beson-

ders die religiösen Gesänge mit oder ohne Instrumentalbegleitung. Die älteste K. war durchaus nur Gesangsmusik, doch scheint es, daß schon im frühen Mittelalter Blas- und Saiteninstrumente zur Begleitung im Einklang angewandt wurden; wenigstens berichtet ein Schriftsteller des 13. Jahrh. (Engelbert von Admont), daß alle Instrumente außer der Orgel aus der Kirche gewiesen wurden, weil sie an das weltliche Musizieren erinnerten. Im Lauf des 16. Jahrh. wurde die Verstärkung der Singstimmen durch Blasinstrumente oder auch Saiteninstrumente (Violen, Lauten) wieder allgemein, und mit der Einführung des Basso continuo um 1600 war der erste Schritt zu einer eigentlichen begleiteten K. geschehen, welche sich nun schnell entwickelte (Carissimi, Schütz, J. S. Bach). Auch die reine Instrumentalmusik wurde zu Ende des 16. Jahrh. in die Kirche eingeführt und zwar wohl zuerst in Venedig durch die vorzüglichen Organisten der Markuskirche, Claudio Merulo und die beiden Gabrieli, deren »Intonationen« in ähnlicher Weise den Chorgesang vorbereiteten (wenn auch nur der Tonart nach, nicht thematisch) wie die von den deutschen Meistern zur höchsten Vollendung gebrachten Choralvorspiele. Die Geschichte der K. ist fast das ganze Mittelalter hindurch die Geschichte der Musik überhaupt, und wir können daher auf diese verweisen (s. Musik). Hier nur wenige Bemerkungen über die Entstehung der Formen der K. Der Ritualgesang der katholischen Kirche ist alt, teilweise wohl von den Juden übernommen, auch mögen heidnische Melodien mit christlichen Texten versehen worden sein; fest steht, daß in der byzantinischen Kirche sich zuerst der Antiphonengesang entwickelte und durch Ambrosius (gest. 397) nach Italien verpflanzt wurde, während der Gradualgesang in Italien aufkam. Der von Ambrosius besonders gepflegte Hymnengesang mag dagegen im heidnischen Kultus wurzeln. Papst Gregor d. Gr. (gest. 604) unterwarf den Ritualgesang einer Revision, bei welcher, wie es scheint, besonders viele Hymnen ausgeschieden wurden; in der Hauptsache war es jedenfalls auf Herstellung völliger Einheitlichkeit des Ritualgesanges der abendländischen Kirche abgesehen, welche auch durch Kanonisierung des sogen. Gregorianischen Antiphonars erzielt wurde (nur die Offizien für die speziellen Schutzheiligen unterschieden und unterscheiden das Ritual verschiedener Orte). Der Gregorianische Gesang hat sich bis heute erhalten, so gut dies bei einer so höchst mangelhaften Notierung wie der bis ins 12. Jahrh. fast einzig gebrauchten Neumenschrift möglich war. Wenigstens scheinen die Melodien ziemlich intakt geblieben zu sein; dagegen ist die alte Rhythmik desselben gänzlich verloren gegangen. Der Gesang zur Zeit des Ambrosius war nach dem Zeugnis des heil. Augustin (gest. 430) ein jubelndes Jauchzen, und auch andre Schriftsteller beschreiben denselben als bunt verziert und schwer auszuführen. Noch im 11. Jahrh. scheint er rhythmisch vielgestaltig gewesen zu sein und ist wohl erst zum langweiligen rhythmischen Einerlei phonisches Singen, eine Art Fugato, zu erklären, ist durchaus unhaltbar. Es ist uns ausdrücklich bestätigt (Hucbald), daß das Organum sich nur in langsamer Bewegung hielt; dadurch zerfällt die ganze Schrecklichkeit der Quintenparallelen in nichts; man erfreute sich am Wohlklang der einzelnen Quinte. Ohne dieses Durchgangsstadium wäre die moderne polyphone Musik undenkbar gewesen. Von der strengen Parallelbewegung wurde bald abgewichen. Schon Hucbald spricht von Haltetönen in der organisierenden Stimme, und bei Guido von Arezzo kommen schon Terzen vor. Im 12. Jahrh. verfiel man ins Gegenteil: es erfolgte die vollständige Emanzipation der kontrapunktierenden Stimme im sogen. **Diskantus**, der zwar ein fortwährendes Konsonieren in Oktaven und Quinten vorschrieb, aber hervorgebracht durch stete Gegenbewegung; und nun verfiel man auf die Idee, den Cantus firmus (die Choralmelodie) nicht Note für Note zu begleiten, sondern noch weitere Töne einzufügen, die im Durchgang zur folgenden Konsonanz genommen werden konnten. Zur zweiten Stimme gesellte sich bald eine dritte und vierte, und die Schriftsteller des 13. Jahrh. berichten bereits von bedeutenden Kontrapunktisten (Organistae), welche vortreffliche drei- und vierstimmige »Conductus«, Motetten 2c. geschrieben haben sollen (Magister Leoninus, Perotinus Magnus, Robert de Sabilone, Petrus [de Cruce], Johannes [de Garlandia] und die beiden Franco). Bedeutende Theoretiker, deren Werke zum Teil auf uns gekommen sind (Franco von Köln, Philipp von Vitry, Johannes de Muris), entwickeln allmählich die noch heute geltenden Satzregeln (Oktaven- und Quintenverbot), und so finden wir denn bereits um die Mitte des 15. Jahrh. bei den Niederländern den Kontrapunkt zu hoher Vollkommenheit entwickelt. Eine große Anzahl hochbedeutender Namen charakterisiert eine langdauernde Periode der Blüte einer heute mehr und mehr verschwindenden Kunst (Busnois, Dufay, Ockenheim, Hobrecht, Josquin des Prés, Pierre de la Rue, Brumel, Clemens non Papa, Mouton, Fevin, Pipelare, de Orto, Willaert, de Rore, Goudimel, Orlando Lasso; dazu die Deutschen: Paul Hofhaimer, Heinrich Isaak, Ludwig Senfl, Hans Leo Haßler, Gallus, der Spanier Morales 2c.). Die Formen, in denen diese Meister ihre Werke schufen, sind hauptsächlich die der Messe, Motette, des Magnifikat, stets a capella, mit künstlichem Stimmgeflecht und strengsten Nachahmungen komplizierteſter Art, die schließlich in Spielerei mit Schwierigkeiten ausarteten. Diese überkünstelte Musik stach grell ab gegen die schlichte Einfachheit des die Form des volkstümlichen (vierstimmigen) Liedes nachahmenden protestantischen Chorals, und wohl aus diesem Grund beschloß das Tridentiner Konzil die Verbannung der mehrstimmigen Musik aus der Kirche, wenn es nicht gelänge, einen schlichtern, angemessenern Stil für die kirchlichen Gesänge zu schaffen. So wurde durch äußere Anregung der großartig einfache Palestrinastil geschaffen, dessen Vertreter außer

land verpflanzt wurden, haben die Italiener indirekten Anteil an der weitern großartigen Entwickelung der K., welche in den Kantaten und Passionsmusiken J. S. Bachs gipfelte. Bach steht als ein ungeheurer Markstein in der Musikgeschichte, alte und neue Zeit berühren sich in ihm; er erscheint als Abschluß der vorausgegangenen Epoche der polyphonen Kunst, zugleich aber als ein so imposanter Vertreter der neuen Periode der harmonischen Musik, daß er noch heute nicht übertroffen, vielleicht nicht erreicht ist. Was seit Bach an K. noch geschrieben worden ist, atmet den Geist der neuern Zeit, ist im Aufwand der instrumentalen Mittel hier und da glänzender, im Melodischen weicher, sentimentaler, wir können getrost sagen: opernhafter, im Harmonischen pikanter, dissonanzenseliger (Bach scheute wahrlich nicht die Dissonanz, aber sie wirkt bei ihm kräftiger, herber), reicht aber in Bezug auf die Größe der Totalanlage und den sittlichen Ernst der Auffassung nur in wenigen Fällen an Bach heran. Die größten Vertreter der neuern K. sind: Beethoven (Missa solemnis), Mozart (Requiem), Cherubini, Liszt und Kiel. Ein »Kirchenmusikalisches Jahrbuch«, redigiert von Haberl, erscheint seit 1886 in Regensburg.

Kirchenobere, die höher stehenden Kirchenbeamten in der katholischen Kirche.

Kirchenordnungen, von den evangelischen Landesherren in früherer Zeit kraft der ihnen zustehenden Kirchengewalt erlassene Verfügungen über die Verfassung und Verwaltung der Kirchen. Die Grundlage sämtlicher K. bilden der Unterricht der Kirchenvisitatoren an die Pfarrherren im Kurfürstentum Sachsen, 1528 von Melanchthon und Luther bearbeitet, die Artikel des Visitationskonvents zu Schwabach und die Visitationsordnung des Markgrafen von Brandenburg 1528. Die meisten K. bestehen aus zwei Hauptteilen, von denen der erstere die Credenda (die Lehre), der zweite die Agenda, nämlich Besetzung der Kirchenämter, Verhältnisse der Superintendenten, Visitation, Disziplin, Eheordnung, Schuleinrichtung, Rechte und Freiheiten der Kirchen- und Schuldiener, Verwaltung der Kirchengüter, Armenpflege 2c., enthält. An ihre Stelle sind mit der Zeit teils einzelne kirchliche Verordnungen, teils Kirchenagenden getreten, welche vorzüglich die Liturgie in sich fassen. Vgl. Richter, Die evangelischen Kirchenordnungen des 16. Jahrhunderts (Weim. 1846, 2 Bde.).

Kirchenpatron, s. v. w. Schutzheiliger der Kirche (s. Kirchweihe); dann der Inhaber des Patronatsrechts (s. Patron).

Kirchenpauer, Gustav Heinrich, Bürgermeister in Hamburg, geb. 2. Febr. 1808 zu Hamburg, wuchs in Petersburg, London und Dorpat auf, studierte hier und in Heidelberg die Rechte, ließ sich darauf in Hamburg als Advokat nieder, war auch journalistisch thätig und ward 1840 Sekretär der Kommerzdeputation, 1843 Mitglied des Senats. 1851—57 war er Gesandter Hamburgs beim Bundestag, übernahm dann die Verwaltung von Ritzebüttel und wurde 1867 zum Mitglied des Bundesrats ernannt, wel-

Kirchenpolitik, Bezeichnung für die Politik, welche die Kirche im allgemeinen und namentlich dem Staat gegenüber befolgt, aber auch Bezeichnung für die Politik der Staatsgewalt und der politischen Parteien im Staate der Kirche gegenüber. Bei der großen Bedeutung der letztern für das gesamte Kulturleben des Volkes und bei dem Einfluß, welchen die Kirche und die kirchlichen Organe auf das staatliche Leben auszuüben vermögen, ist die Regelung der Beziehungen des Staats zur Kirche eine der wichtigsten Aufgaben der Politik auf dem Gebiet der Gesetzgebung wie auf demjenigen der Staatsverwaltung. Die zur Regelung dieses Verhältnisses zwischen Kirche und Staat bestimmten Gesetze werden kirchenpolitische genannt. Von einer K. in dem modernen Sinn des Wortes ist im Altertum kaum die Rede; denn die vorchristliche Zeit kannte keine vom Staatsleben gesonderte öffentliche Gottesverehrung, betrachtete diese vielmehr als Funktion des Staats selbst. Auch das römische Reich behauptete den gleichen Gesichtspunkt, und da die älteste christliche Kirche am Staatskultus teilzunehmen ablehnte, so wurde sie als staatsgefährlich verboten und verfolgt. Sie bildete um so selbständiger ihre Vereinsverfassung aus, bis dann im Anfang des 4. Jahrh. Konstantin d. Gr. und seine Söhne sich ihr anschlossen und nunmehr für die Aufrechterhaltung und Fortbildung der christlichen Kirche die Staatsgewalt mit in die Wagschale legten. Unter dem fortwirkenden Einfluß des alten Gedankens, daß das den Gottesdienst betreffende Recht Staatsrecht sei, übten die Kaiser ihr Schutzverhältnis zur Kirche häufig so, daß sie dieselbe geradezu regierten. Diese Stellung der Staatsgewalt ist in der griechischen Kirche noch heute im wesentlichen Rechtens. — Im europäischen Westen nahm dagegen das Verhältnis zwischen Staat und Kirche eine andre Gestalt an. Die apostolische Mutterkirche dieses großen Patriarchatsprengels war Rom; seit dem 5. Jahrh. aber erhob der römische Patriarch, der Papst, den Anspruch, daß er nach göttlicher Stiftung zugleich geistliches Haupt, Primas, der Gesamtkirche sei. Zugleich machte er sich, vermöge der aus der Völkerwanderung hervorgehenden politischen Entwickelung des Westens, von dem oströmischen Kaiserregiment unabhängig, und schon unter den Karolingern konnten in der fränkischen Monarchie Stimmen laut werden, durch welche für den Papst, als den in der Kirche unbedingt herrschenden Stellvertreter Christi, in allem, was kirchlich sei, die Unterordnung der Staatsgewalt beansprucht wurde. Allerdings setzten die Päpste diese Ansprüche damals nicht durch, vielmehr behandelten auch noch die sächsischen und ersten fränkischen Kaiser die Bischöfe nach wie vor als von ihnen angestellte und abhängige, vielfach auch weltlich von ihnen verwendete Beamte und den Papst nur als den ersten dieser Reichsbichöfe. Unterdes hatte aber auf den Gebieten der Gesellschaft die Bildung der mittelalterlichen Innungen begonnen, und die kirchliche bildete sich, schon vermöge ihrer Ausdehnung, vorzugsweise mächtig aus. Zugleich verschaffte dem Papst, so oft er im

gab sich ein plötzlicher Aufschwung nicht bloß des kirchlichen Selbstbewußtseins, sondern auch seiner sozialen Machtmittel; nach einer Übergangsperiode gegenseitigen Ringens wurde der Staat von der kirchlichen Genossenschaft für lange unterjocht. Das in und von der Kirche damals zur Geltung gebrachte **kuriale** oder **papale System** beruht auf dem Satz, der Papst sei Stellvertreter Christi, und fordert demgemäß seitens der übrigen Kirchenobern die Anerkennung, daß niemand von ihnen kirchliche Regierungsgewalt besitzen könne, außer auf Grund päpstlicher Vollmacht, seitens der christlichen Staatsgewalten aber die Anerkennung, daß sie jedem vom Papst in Christi, d. h. Gottes, Vertretung gestellten Verlangen als Christen zu gehorchen haben. Diese Herrschaft der Kirche über den Staat dauerte so lange, als im Occident auch die gesamte geistliche Kultur von der Kirche vertreten war. Als aber aus ihrer lateinischen Einheit die modernen nationalen Litteraturen sich entwickelten, lockerte sich gleichzeitig das Regiment der Kirche: die Bischöfe entzogen sich der römischen Kurie, und die Staatsgewalten erkannten die Unbedingtheit der kirchlichen Oberherrschaft nicht mehr an. Die Päpste hatten, während ihrer Residenz zu Avignon (1305—78) thatsächlich vielfach von den französischen Königen abhängig, die dringend nötige kirchliche Reformation auf unverantwortliche Weise verabsäumt. Dem gegenüber erklärten jetzt die Bischöfe sich auch ihrerseits selbstverantwortlich; sie behaupteten, als Generalkonzilium über dem Papst zu stehen (sogen. **Episkopalsystem**), und nahmen auf den großen Konzilien zu Konstanz (1414—18) und zu Basel (1431—43) jene Reformation in ihre eigne Hand. Die Staatsgewalten aber begannen die Geltung neuer kirchlicher Anordnungen in ihrem Land von staatlicher Genehmigung abhängig zu machen. Die Staatseinrichtungen des landesherrlichen »Placet« (regium exequatur) und der an die Staatsbehörden eröffneten Beschwerde wegen Mißbrauchs der Kirchengewalt (recursus tanquam ab abusu) treten in Spanien seit dem zweiten Dritteil des 14. Jahrh., in Frankreich und in deutschen, zuerst städtischen Territorien um weniges später auf. Das Deutsche Reich als Ganzes, wenn es auch den Anspruch des Papstes auf Erteilung der Kaiserwürde zurückwies (Kurverein zu Rhense 1338) und an die Kirche wegen weltlicher Rechtsverweigerungen zu appellieren verbot (Goldene Bulle 1356), war freilich in jener Zeit schon zu wenig mehr der lebendige Träger deutscher Staatsgedanken, als daß es deren umfänglichere Vertretung der kirchlichen Genossenschaft gegenüber hätte übernehmen können. Es hatte die Durchführung der Staatsidee im wesentlichen schon an die Territorialgewalten abgegeben, welche nunmehr ein Aufsichtsrecht über die Kirche in Anspruch nahmen.

Die Theorie, daß der Staat nicht nur unabhängig von der Kirche, sondern diese vielmehr verpflichtet sei, sich ihm unterzuordnen, ja einzuordnen, wurde im 15. Jahrh. von den Hussiten, in dem nächstfolgenden Jahrhundert aber von Luther wieder aufgenommen. Die Reformation brachte in allen protestantischen Territorien das Kirchenregiment an die Landesherrschaften. Sie war der erste praktisch durchgeführte Versuch des Staats, eine selbständige Stellung zur Kirche zu nehmen. Das zu Grunde liegende Prinzip einer religiösen Pflicht der Staatsobrigkeit, für richtigen Gottesdienst im Lande zu sorgen, hatte indes noch einen konfessionell-kirchlichen Charakter. Als daher die religiösen Motive des 16. Jahrh. allmählich zurücktraten und man sich humanistisch gewöhnte, auch die Politik unmittelbar aus den Alten zu lernen, ersetzte man jenes religiöse Prinzip vielfach durch die antike Idee, daß es in der Natur des Staats liege, auch die religiöse Einheit seiner Bürger zu bedingen. Diese in späterer Zeit als **Territorialismus** bezeichnete Auffassung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche wurde wissenschaftlich von Hobbes, Spinoza, vor allen von Grotius vertreten. Aber dieser territorialistische Staat war ebenso unduldsam aus politischen Gründen, wie es der landeskirchliche aus religiösen gewesen war: beide litten nur Eine Kirche im Land. Nachdem dann der Westfälische Friede (1648) den beiden deutschen Hauptkonfessionen ihren kirchlichen Besitzstand von 1624 garantiert hatte, wurde es in einer Mehrzahl deutscher Staaten zur politischen Notwendigkeit: sei es protestantische oder katholische, sei es zweierlei protestantische Kirchen zugleich im Land zu haben, und mehr und mehr machte sich jetzt folgende Auffassung geltend: Die Kirchen sind Privatvereine, Kollegia, deren es in einem Staate die verschiedensten nebeneinander geben kann. Sie werden von demselben geschützt, zugleich aber im Interesse des öffentlichen Wohls beaufsichtigt und, wenn nötig, in der Freiheit ihrer Bewegung umgrenzt. Möglich, daß der Staat sich bewogen findet, einen einzelnen Kirchenverein ganz zu verbieten (reprobatio); möglich, daß er andern die Grenzen jener Bewegung enger oder weiter zieht; möglich, daß er einen oder mehrere sogar mit Privilegien ausstattet: immer behält er neben seiner Pflicht, sie zu schützen (jus advocatiae), das Recht, sie zu beaufsichtigen und eventuell zu beschränken (jus inspectionis et cavendi). Dies zusammen macht seine **Kirchenhoheit** (jus circa sacra) aus. Wo das Staatsoberhaupt außerdem auch noch das Recht hat, den Verein in seinen innern Verhältnissen zu leiten, ist das staatliche **Kirchenregiment** (**Kirchengewalt**, jus in sacra) von jener Kirchenhoheit wohl zu unterscheiden. Diese von Pufendorf stammende, später besonders von Chr. Matth. Pfaff vertretene und von der ganzen Reihe der Naturrechtslehrer angenommene Theorie heißt **Kollegialismus**. Sie hat das große Verdienst, für das Verhältnis des Staats zur Kirche ein richtigeres Prinzip, das der Toleranz, aufgestellt zu haben, welches, von allen modernen Staaten angenommen, das heutige Staatskirchenrecht beherrscht. Allerdings hat die römisch-katholische Kirche das Toleranzprinzip niemals förmlich anerkannt, wie sie schon das reformatorische Landeskirchentum nicht anerkannte; sie hat vielmehr allen seit dem 14. Jahrh. gegen sie erhobenen Widersprüchen gegenüber ihr altes Kurialsystem festgehalten. Als im 16. Jahrh. von einer Reihe deutscher Landesherren die lutherische Bewegung in Schutz genommen wurde, auch nachdem sie vom Papst für eine ketzerische erklärt worden war, machte die Kurie das alte Ketzerrecht geltend und erreichte, daß im Wormser Edikt von 1521 dasselbe reichsseitig angewandt ward. Der Kaiser und die katholisch gebliebenen Fürsten hatten aber gegenüber der schon seit dem 15. Jahrh. gewonnenen landespolizeilichen Stellung der Territorialherren die Macht nicht, es durchzuführen, sondern erkannten im Augsburger Religionsfrieden von 1555 und, nach einem erneuten Versuch, im Westfälischen Frieden von 1648 die protestantische Religionsübung im Reich reichsgesetzlich an. Diese Friedensbestimmung erklärte jedoch der Papst in der Bulle Zelo domus Dei vom 20. Nov. 1648 für null und nichtig, und er hat die Verwerfung der Toleranz bis heute festgehalten (vgl. »Syllabus errorum« vom

8. Dez. 1864, Nr. 77, 78). Auf der andern Seite muß aber die römische Kirche thatsächlich mit dem Protestantismus leben; sie muß in Staaten mit einer Bevölkerung von verschiedenem Glaubensbekenntnis eine Art und Weise des Nebeneinanderbestehens (modus vivendi) finden, und sie muß namentlich einer protestantischen Regierung gegenüber ihre Bestrebungen und ihre ganze Haltung den staatlichen Verhältnissen anpassen oder doch mit diesen rechnen. Auf die Gestaltung dieser Beziehungen zwischen Staat und Kirche sind in diesem Jahrhundert ganz besonders zwei in Wechselwirkung stehende Entwickelungen von bestimmendem Einfluß gewesen, von denen die eine im Staate, die andre in der Kirche vor sich ging. Der Staat gestaltete sich nämlich aus dem polizeilich-absoluten in den konstitutionellen Rechtsstaat um. Durch das Repräsentativsystem, durch die Öffentlichkeit des modernen Staatslebens, die Vereinsfreiheit und die Freiheit der Presse wird dem Einzelnen oder dem Verein auch auf den gesetzgebenden und indirekt auf den verwaltenden Staatswillen selbst bestimmend einzuwirken ermöglicht; insbesondere sind zur Leitung der politischen Wahlen soziale Einflüsse benutzbar, so daß dann die leitende Genossenschaft, indem sie ihre Vertreter in die Gemeinderäte, Provinzialstände und Abgeordnetenkammern sendet, auf die Regierung der entsprechenden Kreise einen Einfluß ausübt.

Die römisch-katholische Kirchengenossenschaft erhielt in einem so gestalteten Staatsleben einerseits größere Freiheit ihrer selbständigen sozialen Existenz und Entwickelung, anderseits eine größere politische Macht, als sie im absoluten Polizeistaat gehabt hatte. Daher trat der am Anfang dieses Jahrhunderts in Deutschland herrschende Episkopalismus mehr und mehr gegen den wieder vordringenden Kurialismus zurück. Allerdings hatte diese Erscheinung auch einen keineswegs zu unterschätzenden idealen Grund in der Gesamtströmung, die als Entwickelung der romantischen Schule bezeichnet zu werden pflegt. Nun hatte bei der Säkularisation von 1803 das Reich ein über die Neueinrichtung der deutschen Diözesen mit dem Papst abzuschließendes Konkordat in Aussicht genommen und die künftigen Bistümer zu dotieren versprochen. Als dies Reichskonkordat nicht zu stande gekommen war, schlossen nach der Restauration von 1815 die deutschen Einzelstaaten, welche katholische Unterthanen in nennenswerter Menge hatten, über Neueinrichtung und Dotierung der Bistümer Verträge mit Rom. Die Staatsregierungen gingen hierbei von einer kollegialistischen Auffassung, nämlich davon aus, es gelte die Reorganisierung solcher katholischer Religionsgesellschaften, deren je eine von den Katholiken eines Staats gebildet werde. Die Kurie hingegen hielt den Gesichtspunkt fest, daß sie eine einzige über die Welt ausgebreitete und nicht bloß die Katholiken, sondern rechtlich alle Christen umfassende Kirchengenossenschaft vertrete. Sie gab diesem Standpunkt, obwohl sie ihn gelegentlich als einen für jetzt unpraktischen bezeichnet hat, in jenen Verhandlungen unverhüllten Ausdruck; die Regierungen aber, die von der sozialen und staatlichen

In der Praxis blieben aber noch längere Zeit nach dieser Reorganisationsarbeit die polizeistaatlichen Zustände lebendig; der Umschwung der Gesinnungen, von welchem oben die Rede war, zeigte seine ersten Wirkungen nicht früher als in einer um Mitte der 30er Jahre mit dem Erzbischof von Köln, Klemens August v. Droste, ausgebrochenen Streitigkeit. Die römische Kurie hatte von jeher ihr Prinzip, daß es Gleichberechtigung der christlichen Konfessionen nicht gebe, vielmehr der Protestant nichts als ein im Bann befindlicher Katholik sei, unter anderm auf die konfessionell gemischten Ehen angewendet, hatte aber in Deutschland, wenigstens im nördlichen, eine gelindere Praxis schon seit etwa 1740 teils zugelassen, teils ignoriert. Diese Praxis war in den östlichen preußischen Provinzen günstiger für die Gleichberechtigung als in den später erworbenen westlichen ausgebildet. Als nun die Regierung, welcher die Parität ein der katholischen Kirche gegenüber gewissenhaft geübtes Staatsprinzip war, die Praxis der östlichen Bischöfe auch bei den westlichen erzwingen wollte, allerdings nicht ohne Fehler in der Ausführung, fand sie dort so allgemeinen und so heftigen Widerspruch, daß sie vor demselben (1838) zurückwich. Die Regierung des bedeutendsten deutsch-protestantischen Staats gab auf diesem Punkt also die kirchliche Behandlung ihrer protestantischen Unterthanen als ungehorsamer Katholiken zu. Für die römischen Interessen war es dabei in hohem Grad günstig, daß um 1840 sowohl in Norddeutschland (Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. von Preußen) als in Süddeutschland (bayrisches Ministerium Abel unter König Ludwig I.) Männer an die Spitze der wichtigsten Staatsregierungen kamen, denen nicht weniges von den Forderungen der ultramontan geleiteten kirchlichen Genossenschaft sympathisch war.

So vorbereitet trat diese Genossenschaft in das Jahr 1848 ein. Die Verfassungsentwickelung in den deutschen Einzelstaaten war ihr im allgemeinen günstig: sie ließ ihr die privilegierte Stellung, vermöge deren zur Aufrechthaltung kirchlicher Ordnungen der weltliche Arm zur Disposition blieb, garantierte ihr genossenschaftliche Selbständigkeit und gab ihr die Freiheit, ihren sozialen Einfluß nach Kräften zu steigern und politisch zu verwerten. Aber sie beließ dem Staat sein kirchenhoheitliches Aufsichts- und Einschränkungsrecht, dessen Aufgeben die Bischöfe im Sinn des römisch-kurialen Systems gleichfalls gefordert hatten. Nur duldete die preußische Regierung eine Reihe von Jahren hindurch thatsächlich, daß die Bischöfe die der Kirche eingeräumte bedingte Selbständigkeit als unbedingte handhabten. In Österreich erlangte diese souveräne kirchliche Selbständigkeit vermöge des 1855 mit dem Papst abgeschlossenen Konkordats auch prinzipielle und rechtliche Anerkennung. Für Süddeutschland wurde Baden zum Angriffspunkt erlesen, wo zwei Dritteile der Unterthanen einer protestantischen Landesherrschaft, die sich 1848 schwach gezeigt hatte, Katholiken waren. Wirklich gelang es dem dortigen Landesbischof, nicht bloß die badische, sondern gleicherweise die benach-

eber geheimen Abkommen sich hatte bereit finden lassen. Allein sowohl in Baden als in Württemberg konnten die römischen Konventionen nicht durchgeführt werden, außer mit Zustimmung des Landtags; erst dort, dann hier wies dieser sie zurück, und auch das hessen-darmstädtische Abkommen mußte aufgegeben werden. Zugleich aber machten Baden (1860) und Württemberg (1861, 1862) einen prinzipiellen Fortschritt. Als nämlich im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts die Freistaaten von Nordamerika ihre Verfassung ausbildeten, hatten sie die Grenzen der Kirchenfreiheit dahin bestimmt, daß jeder, also auch der römisch-katholischen Kirche alles erlaubt sei, was andern Privatvereinen nicht verboten werde, daß ihr aber auch keinerlei größere Rücksicht und Unterstützung zu teil werde als ihnen. Die Kirche ward danach mit jeder Handels- oder Aktiengesellschaft auf gleichen Fuß gestellt. Dies aber auch in der nordamerikanischen Praxis nicht völlig durchgeführte System pflegt man als das der Trennung zwischen Staat und Kirche zu bezeichnen. Es wurde vorübergehend während der Revolution in Frankreich und später (1830) dauernd in Belgien angenommen, und im J. 1848 war die Linke es auch in Deutschland einzuführen geneigt, während es von den Vertretern des Ultramontanismus abgelehnt wurde. Diese Trennung war aber das Losungswort eines großen Teils der liberalen Partei geblieben, und jetzt acceptierten Baden und Württemberg das Wesentliche des amerikanischen Systems. Sie setzten die amerikanisch-belgische Beziehungslosigkeit zwischen Staat und Kirche in die beiderseitige Selbständigkeit um. Daß dabei der Staat das Verhältnis der von ihm getrennten, aber beaufsichtigten Kirche einseitig zu bestimmen habe, verstand sich für Baden und Württemberg von selbst; denn ihre Gesetzgebung war aus der Erfahrung hervorgegangen, daß auf dem Weg des Vertrags mit Rom kein Friede zu erreichen sei. Römischerseits setzte man jetzt das vor den Verträgen von 1857 und 1859 beobachtete Verfahren fort, erklärte diese Verträge, nicht aber die neue Staatsgesetzgebung für bindend, erreichte jedoch nicht, daß durch die Unzufriedenheit der katholischen Unterthanen die Regierungen zum Rückzug veranlaßt wurden, hat dann aber, da das katholische Volk empfand, daß seine Religionsfreiheit in der That nicht gekränkt war, in Württemberg wie in Baden, obwohl in verschiedenen Formen, sich in die nunmehrige Lage der kirchlichen Genossenschaft bis auf weiteres zu schicken begonnen. Unterdes verlor der Papst infolge des italienischen Kriegs von 1859 nicht nur den größten Teil des Kirchenstaats, sondern mußte es auch erleben, daß das neuentstandene Königreich Italien gleichfalls das Prinzip der Toleranz proklamierte und das moderne Kirchenstaatsrecht annahm.

Diese Ereignisse veranlaßten Pius IX., je weniger die nunmehrige Praxis seinen Ideen entsprach, desto deutlicher diese Ideen selbst auszusprechen und damit der kirchlichen Genossenschaft das Programm aufzu- von 1866 die Hoffnung einer Wiederherstellung des alten, dienstpflichtigen Deutschen Reichs unter Österreich zu Grabe getragen war, wurde 1867 von Rom her die Absicht laut, den Syllabus ins Positive umsetzen, d. h. also das mittelalterliche Kurialsystem des Kirchenstaatsrechts im Kleide der Gegenwart proklamieren zu lassen. Zu diesem Zweck wurde 1868 ein allgemeines Konzil in den Vatikan berufen und im Dezember 1869 eröffnet. Dies Konzil hat unter völliger Verwerfung des Episkopalsystems die Bischöfe lediglich für unselbständige Bevollmächtigte des Papstes erklärt, also die absolute Zentralisation der kirchlichen Gesellschaftsverfassung vollendet und die von der päpstlichen Kurie schon seit langem gezogene, als Kirchenlehre aber bis dahin nicht anerkannte Konsequenz der Formel, daß der Papst Stellvertreter Christi sei, dahin angenommen: wenn er in diesem seinem Stellvertreteramt (ex cathedra) über Dogmen oder über Dinge des ethischen Gebiets (mores) Entscheidungen gebe, so seien solche Aussprüche göttliche Wahrheit. Da diese persönlich-päpstliche Infallibilität (Unfehlbarkeit) als ein bis dahin von einem Teil der Kirchenlehrer nur verkanntes, in der That aber von jeher gültig gewesenes Dogma charakterisiert worden, also auch auf alle ältern ex cathedra gegebenen Papstentscheidungen anzuwenden ist, so bedarf es jetzt der Sache nach jener ursprünglich beabsichtigten Umsetzung des Syllabus nicht mehr; denn die Bulle »Unam sanctam« des Papstes Bonifacius VIII. von 1302, welche die Unterordnung des weltlichen Regiments unter die kirchliche Autorität zum Gegenstand hat, und die übrigen päpstlichen Dekretalen des Mittelalters, in welchen das kuriale System dokumentiert wird, haben nun ohnehin die Bedeutung göttlicher Wahrheiten erhalten.

Der Partei, welche behauptet, daß diese Resultate des Vatikanums nichts Neues seien, ist zuzugeben: sie wurden von kurialer Seite schon seit langem für die richtige Lehre erklärt. Aber neu ist, daß sie, abgesehen von der kleinen Anzahl sogen. Altkatholiken, als solche von der katholischen Gesamtkirche offiziell anerkannt werden. Jene Eine über die Welt ausgebreitete katholische Kirchengenossenschaft bekennt also gegenwärtig als einen Fundamentalgrundsatz, für welchen sie genossenschaftlich eintritt, daß in allem, was der Papst für Sache der Genossenschaft erklärt, sie nur ihm, nicht dem Staat zu gehorchen habe, während anderseits der Staat ihre Genossenschaftsordnungen, mit seinem weltlichen Arm dienend, aufrecht zu erhalten verpflichtet sei. Hiergegen würde der Staat vielleicht nichts zu thun brauchen, würden nicht für die Genossenschaft Gebiete dabei in Anspruch genommen wie das der Ehe, der Schule, der Gewissensfreiheit, von denen er sich nach seinen eignen Pflichten nicht verdrängen lassen darf. Der Staat, sei die Regierung katholisch oder protestantisch, vermag wohl dem Katholiken als Einzelnen volle Freiheit der Religionsübung zu gewähren; er vermag der kirchlichen Genossenschaft und ihrer institutiven Entfaltung freiste soziale Bewegung zu gestatten [illegible]

preußische Regierung den Weg einseitiger Staatsgesetzgebung ins Auge, hielt sich während der Dauer des Konzils die Hände frei und ging, als nach beendetem französischen Krieg die Kirchengenossenschaft mit ihren Angriffstruppen in dem Abgeordnetenhaus und dem Reichstag mittels der politischen Partei des Zentrums Stellung faßte (Mitte 1871), entschlossen vor. So kam es zu einem förmlichen Konflikt zwischen der staatlichen Autorität und der römischen Kurie, für welchen die Bezeichnung **Kulturkampf** üblich geworden ist. Der sogen. Kanzelparagraph, d. h. ein Nachtrag zum deutschen Strafgesetzbuch (Reichsgesetz vom 10. Dez. 1871), eröffnete die Reihe der kirchenpolitischen Gesetze gegen die hierarchischen Bestrebungen der Kurie. Der Geistliche, welcher in Ausübung oder in Veranlassung der Ausübung seines Berufs öffentlich Angelegenheiten des Staats in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise zum Gegenstand einer Verkündigung oder Erörterung macht, wird hier mit schwerer Strafe bedroht. 1872 folgte das Reichsgesetz, betreffend die Ausweisung der Jesuiten, und in Preußen wurde in demselben Jahr das Schulaufsichtsgesetz erlassen, welches der Regierung die Möglichkeit gab, berufsmäßige Kreisschulinspektoren an die Stelle von geistlichen Aufsichtsbeamten zu setzen. Sodann wurden 1873 die preußischen **Maigesetze** erlassen, welche recht eigentlich als Kampfgesetze anzusehen sind. Namentlich gilt dies von dem Gesetz vom 11. Mai 1873 über die Vorbildung und Anstellung der Geistlichen. In diesem Gesetz wurde von jedem Geistlichen eine gewisse Universitätsbildung verlangt sowie die Anzeige von der Ernennung eines Geistlichen an den Oberpräsidenten (**Anzeigepflicht**). Letzterer sollte gegen die Anstellung namentlich dann **Einspruch** erheben können, wenn gegen den Anzustellenden Thatsachen vorliegen würden, welche die Annahme rechtfertigten, daß derselbe den Staatsgesetzen oder den innerhalb ihrer gesetzlichen Zuständigkeit erlassenen Anordnungen der Obrigkeit entgegenwirken oder den öffentlichen Frieden stören werde (**Einspruchsrecht**). Ein weiteres Gesetz vom 12. Mai 1873 betraf die kirchliche Disziplinargewalt und setzte einen königlichen Gerichtshof für die kirchlichen Angelegenheiten (in Berlin) ein, durch welchen ungehorsame Bischöfe, welche sich jenen Bestimmungen nicht fügten, abgesetzt wurden. Zudem gestattete ein Reichsgesetz vom 4. Mai 1874, betreffend die Verhinderung der unbefugten Ausübung von Kirchenämtern, den renitenten Geistlichen gegenüber gewisse Aufenthaltsbeschränkungen, ja soga. die Landesverweisung (sogen. **Expatriierungsgesetz**). Das preußische Gesetz vom 31. Mai 1875 verbot ferner alle Orden oder ordensähnlichen Kongregationen, abgesehen von solchen, welche sich der Krankenpflege widmen. Endlich ist auch noch des preußischen Gesetzes vom 22. April 1875 (sogen. **Brotkorbgesetz** oder **Sperrgesetz**) zu gedenken, welches die Innebehaltung von Staatsbezügen renitenten Geistlichen gegenüber verfügte und für die im Interesse solcher Geistlichen zu erhebenden Kirchensteuern die obrigkeitliche Beitreibung versagte. Selbst das Reichsgesetz, welches die Zivilehe einführte und die Beurkundung des Personenstandes in die Hände der weltlichen Behörde legt, war durch den Kulturkampf veranlaßt. Inzwischen nahm dieser Kampf immer größere Dimensionen an. Die Verhältnisse der katholischen Kirche gerieten in Preußen in förmliche Destruktion. In der geschicktesten Weise hielt der Führer der Klerikalen, Windthorst, die ultramontanen Parteigenossen im Reichstag wie im preußischen Abgeordnetenhaus zusammen, und ein Einlenken in friedlichere Bahnen schien auch dem Fürsten Bismarck geboten. Mit dem Regierungsantritt des Papstes Leo XIII. trat der Wendepunkt ein. Schon im Sommer fanden zwischen dem Fürsten Bismarck und dem päpstlichen Nunzius Masella Verhandlungen statt, welche 1879 mit dem Kardinal Jacobini fortgesetzt wurden. Die Zentrumsfraktion unterstützte die Steuer- und Wirtschaftspolitik des Reichskanzlers, und der bisherige preußische Kultusminister **Falk**, welcher bei der kirchenpolitischen Gesetzgebung und ihrer Durchführung wesentlich beteiligt gewesen war, erhielt seine Entlassung. Diese Gesetze selbst sind seitdem wesentlich abgeschwächt worden. Namentlich gab ein preußisches Gesetz vom 14. Juli 1880 dem Staatsministerium die Möglichkeit einer Milderung mancher strengen Gesetzesvorschrift, so insbesondere die Wiederaufnahme eingestellter Staatsleistungen zu kirchlichen Zwecken. Durch Beschluß des Staatsministeriums sollte in einem katholischen Bistum, dessen Stuhl erledigt oder gegen dessen Bischof durch priesterliches Urteil auf Unfähigkeit zur Bekleidung des Amtes erkannt ist, die Ausübung bischöflicher Rechte und Verrichtungen demjenigen gestattet werden können, welcher den ihm erteilten kirchlichen Auftrag nachweisen würde. In erledigten Pfarreien oder in solchen Pfarreien, deren Inhaber durch das Einschreiten der Staatsgewalt an der Ausübung seines Amtes verhindert ist, sollten geistliche Amtshandlungen durch Stellvertreter straffrei verrichtet werden dürfen. Endlich wurden den Krankenpflegegenossenschaften gewisse Konzessionen gemacht. Ein weiteres Gesetz vom 31. Mai 1882 gestattete von der wissenschaftlichen Staatsprüfung gewisse Dispense. Gleichzeitig wurde ausgesprochen, daß ein vom König begnadigter Bischof, welcher durch gerichtliches Urteil aus seinem Amt entsetzt war, damit auch als staatlich anerkannter Bischof seiner Diözese gelte. Noch weiter ging ein Gesetz vom 11. Juli 1883, und unbeirrt durch die Bemerkungen über den »Gang nach Canossa« ließ die preußische Regierung ein weiteres Friedensgesetz vom 21. Mai 1886 folgen, welches mit Unterstützung des Bischofs Kopp von Fulda im Herrenhaus zu stande kam, nachdem die Kurie die Anzeigepflicht bei der Besetzung der geistlichen Stellen zugestanden hatte. Die Wiedereröffnung der Priesterseminare und der theologischen Lehranstalten ist dadurch statuiert worden, desgleichen die Zulässigkeit der Errichtung von Konvikten für Zöglinge, welche Gymnasien, Universitäten und theologische Lehranstalten besuchen, die Freigabe des Lesens stiller Messen und des Spendens der Sterbesakramente, so daß diese Handlungen auch von Geistlichen, die im Widerspruch mit den Gesetzen angestellt worden sind, straflos vorgenommen werden konnen; die Abschaffung des kirchlichen Gerichtshofs und der Berufung an den Staat gegen Entscheidungen der kirchlichen Behörden, welche Disziplinarstrafen gegen einen Kirchendiener verhängen. Dazu kam ferner die Aufhebung der durch das Gesetz vom 11. Mai 1873 vorgeschriebenen Staatsprüfung, ferner die Bestimmung, durch welche die Versagung kirchlicher Gnadenmittel außer Strafe gestellt wird, die Überweisung des Vorsitzes im Kirchenvorstand an den Pfarrer, resp. dessen Stellvertreter und endlich die Gewährung weiterer Vergünstigungen an die Krankenpflegerorden. Die guten Beziehungen zwischen der preußischen Staatsregierung und dem römischen Stuhl wurden namentlich durch die Übertragung des Schiedsrichteramtes in der Karolinenfrage

auf den Papst und durch das Eintreten des letztern für die Reichsregierung zu gunsten ihrer Militärvorlage gegenüber der Zentrumspartei zu Anfang des Jahrs 1887 noch mehr befestigt. Ihr Ergebnis war das preußische Gesetz vom 29. April 1887, welches die kirchenpolitische Gesetzgebung im Interesse des Friedens mit der Kurie weitern erheblichen Abänderungen unterzieht. Für die Bestellung des Verwesers eines Pfarramtes werden durch dies Gesetz Anzeigepflicht und Einspruchsrecht (s. oben) aufgehoben. Nur für die dauernde Übertragung eines Pfarramtes gilt fortan noch das Einspruchsrecht, von welchem jedoch nur dann Gebrauch gemacht werden soll, wenn der Anzustellende aus einem auf Thatsachen beruhenden Grund, welcher dem bürgerlichen oder staatsbürgerlichen Gebiet angehört, für die Stelle nicht geeignet ist. Die Abhaltung von Messen und die Spendung der Sakramente sind freigegeben. Endlich sind für den ganzen Umfang der preußischen Monarchie wiederum zugelassen diejenigen Orden und ordensähnlichen Kongregationen, welche sich der Aushilfe in der Seelsorge, der Übung der christlichen Nächstenliebe, dem Unterricht und der Erziehung der weiblichen Jugend in höhern Mädchenschulen und gleichartigen Erziehungsanstalten widmen, oder deren Mitglieder ein beschauliches Leben führen.

Vgl. Friedberg, Die Grenzen zwischen Staat und Kirche (Tübing. 1872, 3 Bde.); Hase, Des Kulturkampfs Ende (3. Aufl., Leipz. 1879); Jolly, Der Kirchenstreit in Preußen (Berl. 1882); v. Hammerstein, Kirche und Staat vom Standpunkt des Rechts (Freiburg 1883); Meyer, Zur Geschichte der römisch-deutschen Frage (Rost. u. Freib. 1871–83, 3 Bde.); Hinschius, Preußische Kirchengesetze (Berl. 1874–1887, 4 Bde.); Bar, Staat und katholische Kirche in Preußen (das. 1883); Majunke, Geschichte des Kulturkampfs in Preußen (Paderb. 1886–87, 2 Tle.); Wiermann, Geschichte des Kulturkampfs (2. Aufl., Leipz. 1886); Wendt, Darstellung der Kulturkampfgesetze (Berl. 1887); Kries, Die preußische Kirchengesetzgebung (Danzig 1887); Hinschius, Staatskirchenrecht (in Marquardsens »Handbuch des öffentlichen Rechts«, Freiburg 1887).

Kirchenrat, eine für die Verwaltung kirchlicher Angelegenheiten eingesetzte Behörde. Während nämlich die römische Kirche, in welcher prinzipiell die Behandlung geistlicher Angelegenheiten nur durch Kleriker erfolgt, lediglich aus Nützlichkeitsrücksichten Laien für die kirchliche Administration benutzt und ihre Thätigkeit auf Externa (äußere Angelegenheiten) beschränkt, hat die evangelische Kirche auch die nicht ordinierten Glieder der Gemeinde in die kirchliche Verwaltung hineingezogen. Die Kirchenvorstände, auch Kirchenväter genannt, sind die gesetzlichen Vertreter der Kirchengemeinde. Dagegen ist Oberkirchenrat der Titel für die evangelische oberste Kirchenbehörde. So waren in Preußen bis 1852 die Provinzialkonsistorien der evangelischen Abteilung des Kultusministeriums unterstellt. Jetzt ist für die alten Provinzen der evangelische Oberkirchenrat die oberste kirchliche Behörde; er ist kollegialisch organisiert und unmittelbar dem König unterstellt. Unter ihm stehen die Provinzialkonsistorien, welche in den neuen Provinzen dem Kultusminister untergeordnet sind. In Österreich dagegen steht der evangelische Oberkirchenrat unter dem Ministerium für Kultus und Unterricht. Auch in Württemberg, Baden, Oldenburg, Meiningen ꝛc. ist Oberkirchenrat die Bezeichnung für die oberste Kirchenbehörde des Landes. K., Oberkirchenrat, Geheimer K. sind endlich auch Titel für angesehene Geistliche, Kirchenrechtslehrer oder Konsistorialmitglieder.

Kirchenraub (Kirchendiebstahl, Crimen sacrilegii), im ältern Strafrecht das Stehlen geweihter Dinge (res sacrae), das Stehlen von geweihter Stätte und das Stehlen geweihter Dinge von geweihter Stätte, wurde, weil man darin eine Beleidigung der Gottheit selbst erblickte, strengstens bestraft. Die moderne Gesetzgebung berücksichtigt als erschwerendes Moment das verletzte religiöse Gefühl andrer und behandelt den K. als besonders strafbaren Fall des Diebstahls (s. d.).

Kirchenrecht (lat. Jus ecclesiasticum), Inbegriff der Rechtsnormen, welche für die Rechtsverhältnisse der Kirche (s. d.) als solcher und für diejenigen des Einzelnen als Mitglied dieser Gemeinschaft maßgebend sind. Je nachdem es sich dabei um das in den Satzungen einer bestimmten Kirche und in den Gesetzen eines bestimmten Staats enthaltene oder um das aus Begriff und Wesen der Kirche im allgemeinen sich ergebende K. handelt, spricht man von positivem im Gegensatz zu dem natürlichen K. Ferner pflegt man zwischen allgemeinem und besonderm K. zu unterscheiden, je nachdem dasselbe für die Gesamtheit der Kirche oder nur für einzelne Kirchengemeinden Geltung hat. Quellen des positiven Kirchenrechts sind Gewohnheitsrecht, geistliche und weltliche Gesetze und Verordnungen, für das katholische K. die Tradition, die Bestimmungen der Kirchenväter, die Beschlüsse der Päpste und der Konzile und die Konkordate. Dazu kommen die Verfassungen und die Kirchenordnungen der einzelnen Staaten. Die vorreformatorische Kirche, die nach der Art, wie sie die weltlichen Regierungen beherrschte, über die Exekutivmittel des Staats nicht weniger als dieser selbst gebot, konnte die Erzeugung und Ausbildung ihres Rechts, des sogen. kanonischen, im wesentlichen in derselben Weise, in welcher der weltliche Staat sich eine Rechtsordnung bildet, selbst vermitteln. Auch die heutige römisch-katholische Kirche beansprucht noch für ihre Rechtsbildung die gleiche Selbständigkeit, wird aber darin von den weltlichen Obrigkeiten nicht mehr anerkannt (s. Kirchenpolitik). Die protestantischen Kirchen dagegen erheben einen solchen Anspruch nicht, und die auf landeskirchlichen Gesichtspunkten beruhenden Teile des heutigen protestantischen Kirchenrechts sind entstanden, indem die evangelischen Landesobrigkeiten sich verpflichtet erachteten, die vorreformatorisch-kanonische Rechtsordnung für ihre Landeskirche in einer Reihe von Punkten landesgesetzlich umzubilden. Sie sind dem übrigen im Territorium gültigen Landesrecht juristisch gleichartig. — In uneigentlichem Sinne nennt man auch solche christlich-ethische Normen des kirchlichen Zusammenlebens kirchenrechtliche, die vom Staat nicht als Recht anerkannt, aber von den Kirchen mit gesellschaftlichen Mitteln dadurch aufrecht erhalten werden, daß, wer sie nicht beobachtet, diszipliniert und eventuell ausgeschlossen wird. — Das K. als juristische Disziplin hat die Aufgabe, die kirchliche Rechtsordnung zu überliefern und in ihrem innern Zusammenhang aufzuweisen. Nach wissenschaftlicher Sitte zieht es außerdem auch diejenigen Rechtsverhältnisse in den Kreis seiner Betrachtung und Darstellung, in welchen die Religionsgesellschaften als Gesamtheiten untereinander und dem Staat gegenüber sich befinden. Es kommt bei ihnen, genauer betrachtet, auf lauter Beziehungen der Kirche zum Staat an, welche, soweit die Kirche nach vorreformatorischer oder nach der von der römisch-katholischen Kirche offiziell noch

heute beanspruchten Weise als dem Staat koordinierte und auch ihrerseits staatsartige Macht betrachtet wird, mehr völkerrechtlicher, soweit sie nach heutigen staatsrechtlichen Gesichtspunkten als innerhalb des Staats stehende Korporation behandelt wird, mehr staatsrechtlicher Natur sind. — Den Unterschied zwischen gemeinem und partikularem K. (jus ecclesiasticum commune und particulare) machen die vorreformatorische, die heutige katholische und die lutherische Kirche wesentlich so, wie er im bürgerlichen Recht gemacht wird, nur daß erstere beide Kirchen dem gemeinen Rechte den Vorrang vor dem partikularen einräumen wollen. Die lutherische Kirche hingegen, welche das gemeine protestantische K. teils aus ihrem Dogma und dessen Konsequenzen, teils aus dem kanonischen Recht, soweit sie dasselbe nicht verworfen hat, schöpft, betrachtet es nach bürgerlich-rechtlicher Art als bloße Ergänzung des partikularen. Die reformierte Kirche erkennt im allgemeinen kein Fortgelten des vorreformatorischen Rechts an. — Vom kanonischen Recht (s. oben) unterscheidet sich das K., indem es einerseits weniger, anderseits mehr umfaßt als jenes. Denn vieles im kanonischen Recht Enthaltene ist heutzutage nicht mehr K., weil es Gegenstände betrifft, die zwar in vorreformatorischer Zeit zur Kompetenz der Kirche gehörten, heute jedoch nicht mehr zu derselben gehörig sind. Mehr aber als das kanonische umfaßt das K., weil vieles, was gegenwärtig kirchenrechtliche Norm ist, aus andern als kanonischen Quellen fließt (s. Kirchengesetze). Vgl. Maaßen, Geschichte der Quellen und der Litteratur des kanonischen Rechts (Graz 1870, Bd. 1); v. Schulte, Die Geschichte der Quellen der Litteratur des kanonischen Rechts von Gratian bis auf die Gegenwart (Stuttg. 1875—80, 3 Bde.); Richter, Lehrbuch des Kirchenrechts (8 Aufl., Leipz. 1886); Mejer, Lehrbuch des Kirchenrechts (3 Aufl., Götting. 1869); Hinschius, K. der Katholiken und Protestanten in Deutschland (Berl. 1869–86, Bd. 1–4); Friedberg, Lehrbuch des katholischen und evangelischen Kirchenrechts (2. Aufl., Leipz. 1884); v. Schulte, Lehrbuch des katholischen Kirchenrechts (3. Aufl., Gieß. 1873); Löning, Geschichte des deutschen Kirchenrechts (Straßb. 1878, 2 Bde.); Trusen, Das preußische K. (Berl. 1883); Frantz, Lehrbuch des Kirchenrechts (Götting. 1887).

Kirchenreformation, s. Reformation.

Kirchenregiment, s. v. w. Kirchengewalt.

Kirchensachen (Res ecclesiasticae) heißen zunächst die Gegenstände, welche zum Kirchenvermögen (s. d.) gehören. Ist die kirchliche Stiftung, deren Eigentum sie sind, ein Kloster, so heißen sie spezieller Res religiosae. Die zum gottesdienstlichen Gebrauch geweihten K.: Kirche, Altar, Kelch, Patene (die der Bischof konsekriert), sonstiges Altargerät, geweihtes Öl, Weihwasser, Amtskleidung ꝛc. (welche benediziert werden), nennt man Res sacrae. Auf protestantischer Seite werden Kirchengebäude, Kirchhöfe und Kirchengeräte dem gottesdienstlichen Gebrauch feierlich gewidmet. Alle Res sacrae sollen vom Lärm des Geschäfts und des Vergnügens möglichst unberührt bleiben; ein an ihnen begangenes Delikt gilt für qualifiziert (s. Kirchenraub). — Der ältere Sprachgebrauch bezeichnete als Res ecclesiasticae auch die kirchlichen Kompetenzgegenstände, z. B. Ehe, Taufe, Beichte ꝛc. Sie wurden zum Unterschied von den Vermögensgegenständen Res spirituales genannt.

Kirchensatzungen (Canones), Anordnungen, Gebräuche und Gesetze der Kirche, namentlich im Gegensatz zu den göttlichen Geboten diejenigen Normen der katholischen Kirche, welche nicht auf klaren Aussprüchen der Heiligen Schrift beruhen.

Kirchenschändung, Entweihung der Kirchengebäude, deren die katholische Kirche zwei Arten unterscheidet. Exsecratio, Entweihung der Kirche, findet statt, wenn sie ganz oder in ihren Hauptteilen zerstört ist; sie verliert ihren heiligen Charakter und kann denselben nur durch erneute Konsekration (s. d.) wieder empfangen. Pollutio, eigentliche Schändung der Kirche, ist vorhanden, wenn in ihr ein Mord, oder sonst eine blutige That, oder Unzucht begangen worden ist. Hier bedarf es nicht einer erneuten Konsekration, sondern nur einer Rekonziliation (Aussöhnung) durch den Bischof.

Kirchenschriftsteller, s. Kirchenväter.

Kirchenslawisch (Altslawisch, Altbulgarisch), die hauptsächtich im Gottesdienst gebrauchte altertümlichste und älteste der slawischen Sprachen (s. d.).

Kirchenspaltung, s. Schisma.

Kirchensprache, eine fremde, nur beim Gottesdienst in einem Land angewendete Sprache, z. B. die lateinische in der römisch-katholischen Kirche, oder ein besonderer alter Dialekt derselben Sprache, in dem die liturgischen und heiligen Bücher abgefaßt sind, z. B. das Altslawische in der griechisch-katholischen Kirche; auch die besondere religiöse Ausdrucksweise, der kirchlich-religiöse Stil der einzelnen Kirchengemeinschaften in Bezug auf Liturgie, Predigt, Unterricht, geselligen Verkehr und kirchliche Politik.

Kirchensprengel, s. Kirchspiel.

Kirchenstaat (Stato della Chiesa, Stato Pontifico, Patrimonium Sancti Petri), der ehemalige geistliche Staat in Mittelitalien (s. die Geschichtskarten bei »Italien«), über welchen dem Papst als Oberhaupt der römisch-katholischen Kirche die Souveränität zustand, erstreckte sich zur Zeit seines vollen Bestandes (vor 1859) von 41° 10′—44° 50′ nördl. Br. und von 11° 25′—13° 50′ östl. L. v. Gr., östlich vom Adriatischen, südwestlich vom Tyrrhenischen Meer bespült, im übrigen von Neapel, dem Lombardisch-Venezianischen Königreich, Toscana und Modena begrenzt, und war seit 1830 eingeteilt in die Comarca Rom, in sechs von Kardinälen regierte Legationen (Bologna, Ferrara, Forli, Ravenna, Urbino-Pesaro, Velletri) und 13 von Prälaten regierte Delegationen (Ancona, Macerata, Camerino, Fermo, Ascoli, Perugia, Spoleto, Rieti, Viterbo, Orvieto, Frosinone, Civitavecchia, Benevent) mit einem Gesamtareal von 41,187 qkm (748 QM.) und einer Bevölkerung von 3,125,000 Seelen. Vor der französischen Revolution gehörten auch die Grafschaften Avignon und Venaissin in Südfrankreich mit 2200 qkm (40 QM.) und 55,000 Einw. zum K. Infolge der Ereignisse von 1859 und der Konstituierung des Königreichs Italien 1860 schrumpfte das päpstliche Gebiet auf die Comarca Rom, die Legation Velletri und die drei Delegationen Viterbo, Civita vecchia und Frosinone mit 12,803 qkm (214,4 QM.) und 692,100 Einw, das sogen. Patrimonium Petri, zusammen, und im September 1870 wurde auch dieser Rest des ehemaligen Kirchenstaats dem Königreich Italien einverleibt (s. unten, Geschichte). Seit der Begründung der weltlichen Herrschaft des Papstes ist der K. eine Wahlmonarchie gewesen. Die Verfassung, nach welcher er während der letzten 21 Jahre seines Bestehens regiert worden ist, wurde von Pius IX. 12. Sept. 1849 gegeben. Der Papst, der von dem Kollegium der Kardinäle (sacro collegio) gewählt wurde, war als Landesfürst unumschränkter Monarch, mußte aber nach seiner Ernennung die Kapitulation beschwören, deren

Hauptpunkte die Unveräußerlichkeit aller Benefizien und Länder des Kirchenstaats, Verfolgung der Ketzer und Erhaltung des (längst nicht mehr vorhandenen) Sixtinischen Schatzes waren. An der Spitze der Verwaltung stand der vom Papst aus der Mitte der Kardinäle ernannte Kardinal-Staatssekretär, der den Papst vor dem Ausland und den eignen Unterthanen als Premierminister vertrat und die übrigen Minister aus den Kardinälen ernannte, denen gegenüber er die Stellung eines Chefs einnahm. Auch das diplomatische Personal wurde von ihm ernannt und geleitet. Neben dem Ministerrat existierte noch ein Staatsrat von 15 zum Teil weltlichen Mitgliedern, dem eine beratende Stimme in der Gesetzgebung und den Finanzangelegenheiten und eine richterliche Stimme in Kompetenzstreitigkeiten zwischen den höhern Verwaltungsbehörden zustand. Die Finanzangelegenheiten wurden seit 1850 von der sogen. Finanzkonsulta geleitet, deren Mitglieder zum größern Teil vom Papst auf Vorschlag der Provinzialräte gewählt, zum kleinern (ein Viertel) direkt von ihm aus der Geistlichkeit ernannt wurden. Die den Provinzen vorstehenden Kardinäle übten die Funktionen von Statthaltern aus und verkehrten nur direkt mit dem Staatssekretär. Die Provinzen waren in Governi geteilt, als deren oberste Administrativbeamten (die auch Laien sein konnten) die von der Regierung ernannten Governatori fungierten. Ihnen zur Seite stand ein auf sechs Jahre gewählter Provinzialrat, aus dem alle zwei Jahre ein Drittel der Räte ausschied. In der Rechtspflege fand ein dreifacher Instanzenzug statt; die letzte Instanz bildete der Justizminister. Die Finanzverhältnisse waren stets mißlich und bereiteten der Regierung oft Verlegenheiten. Die Staatsschuld belief sich auf ca. 550 Mill. Lire, und das jährliche Defizit, das zum Teil durch den Peterspfennig gedeckt wurde, pflegte erheblich zu sein (Budget von 1868: 28,845,359 Lire Einnahme gegen 73,949,803 Lire Ausgabe). Die päpstliche Armee wurde wesentlich durch fremde Soldtruppen rekrutiert und zählte 1869: 15,670 Mann. Päpstliche Orden: der Christusorden, der Orden vom goldenen Sporn, Orden des heil. Johann vom Lateran, des heil. Gregor und der Piusorden. Landesfarben waren Gold und Silber.

Geschichte des Kirchenstaats.

Daß Konstantin d. Gr. dem Papst Silvester I. Italien oder wenigstens den K. geschenkt habe, ist schon längst als Fabel erkannt. Die Schenkungsurkunde ist ein späteres Machwerk und zwischen 752 und 777 von einem römischen Priester gefälscht. Doch ist nicht zu bezweifeln, daß Konstantin und seine Nachfolger die römischen Bischöfe mit reichem Grundbesitz ausstatteten; allein diese erhielten keine weltliche Souveränität darüber. Förderlich für die äußere Machtentwickelung der Päpste war, daß die Kaiser schon seit dem Ende des 4. Jahrh. nicht mehr in Rom residierten, und daß auch die Statthalter der griechischen Kaiser, die Exarchen, ihren Sitz nicht hier, sondern in Ravenna hatten. Zur Zeit Gregors I. (590–604) war der Grundbesitz der römischen Kirche schon ziemlich ausgedehnt. Dazu gehörte die ganze Umgebung von Rom zu beiden Seiten des Tiber; an der Via

Besitztum, die Stadt Sutri, erhielt Papst Gregor II., der während des Bilderstreits an Stelle des byzantinischen Dux auch in der Stadt Rom die höchste Gewalt erlangte, 728 vom Langobardenkönig Liutprand; 742 fügte derselbe, nachdem ein Konflikt zwischen ihm und dem Papste durch Vermittelung Karl Martells beigelegt war, der ersten Schenkung noch die Städte Amelia, Orta, Bomarzo und Bieda hinzu. Als König Aistulf mit dem Plan umging, sich ganz Italien zu unterwerfen, suchte Papst **Stephan II.** um fränkischen Schutz nach. König Pippin unternahm hierauf 755 und 756 zwei Feldzüge nach Italien, erwirkte die Zurückgabe des geraubten römischen Patrimoniums und ernannte den Papst zum Herrn des Exarchats von Ravenna und der Pentapolis (der fünf Städte Rimini, Pesaro, Fano, Sinigaglia, Ancona). Der Papst empfing diese Gebiete als faktisch anerkanntes Oberhaupt der Stadt Rom, zugleich im Namen der römischen Kirche und des heil. Petrus, und trat an die Stelle des Exarchen. Hier endet die rein bischöfliche und priesterliche Epoche der römischen Kirche, es beginnt die Verweltlichung des Papsttums.

Da Aistulfs Nachfolger Desiderius mit der Herausgabe einzelner Bestandteile der Pippinschen Schenkung zögerte, so rief Papst **Hadrian I.** Kaiser Karl d. Gr. zu Hilfe, und dieser stürzte 774 die Langobardenherrschaft und bestätigte und vermehrte die Schenkung seines Vaters an den Papst durch einen Teil von Tuscien und der Sabina. Denn wie Karl Patricius von Rom war, so blieb er Oberherr über das Patrimonium. Mit der Kaiserkrönung Karls d. Gr. (25. Dez. 800) sank der Papst (Leo III.) völlig in die Rolle des ersten Geistlichen des Reichs, der über großen Grundbesitz verfügte, herab. Sein Verhältnis zu Ostrom war nun ganz gelöst, für Rom gab es einen neuen Kaiser im Abendland. Dieser empfing den Treueid vom römischen Volk und besaß die oberste Richtergewalt im ganzen Patrimonium, die er durch einen beständigen Missus oder Legaten ausübte; die Beamten setzte der Papst ein, an dessen Hof (im Lateran) damals zuerst ein förmliches Ministerium von sieben Klerikern, welche jedoch zu keinem kirchlichen Grad aufsteigen durften, erscheint. Die kaiserlichen Rechte in Rom und dem K. stellte dann Kaiser Lothar I. 824 in der »römischen Konstitution« noch einmal fest. Die Schwäche der spätern Karolinger zwang die Päpste, selbst Maßregeln zur Verteidigung ihres Gebiets gegen auswärtige Feinde, insbesondere gegen die Sarazenen, zu ergreifen, ihre Zwistigkeiten aber trugen nicht wenig zur Verstärkung der päpstlichen Macht bei. Nikolaus I. (858–867) herrschte über den K. von Rimini bis Terracina als über ein unbestrittenes Eigentum. Die reichen Güter, welche Kaiser Ludwigs II. Witwe Engilberga im römischen Gebiet besaß, fielen nach ihrem Tod größtenteils der Kirche anheim. Nach dem Kaiser Arnulf von Kärnten ging die Kaiserkrone bis 924 auf italienische Große über, und hierauf entstanden blutige Kämpfe um das Regiment. Während dieser Zeit besetzten ausschweifende Weiber, eine Theodora und Marozia, den römischen Stuhl mit ihren Buhlen, und die Päpste gerieten in eine förmliche Dienstbarkeit zu ihren Vasallen, besonders zu den Grafen von Tusculum. Am tiefsten

nasten, die zu den Erzbischöfen von Ravenna, den alten Rivalen der Päpste, in ein Lehnsverhältnis traten. Der deutsche König Otto I. stellte im Februar 962 das Kaisertum wieder her und bestätigte zugleich dem Papst die Schenkungen der frühern Kaiser. Doch noch zu Ende des 10. Jahrh. erneuerte sich der Streit um den K., besonders mit den ravennatischen Erzbischöfen, und diese brachten es dahin, daß Gregor V. (996—999), des Haders müde, 998 in die Abtretung der Stadt Ravenna und der Grafschaften Comacchio und Cesena willigte. Die Kaiser Otto III. und Heinrich II. bestätigten nicht allein diese, sondern auch die Abtretung der Grafschaften Montefeltre, Cervia, Decimano, Imola, Bologna und Faenza zu gunsten der Kirche von Ravenna.

So waren um die Mitte des 11. Jahrh. die Päpste auf Rom und dessen nächste Umgebung beschränkt. 1056 brachte Leo IX. die Stadt Benevent durch Austausch kirchlicher Rechte in Deutschland an den römischen Stuhl, und auch das Festhalten der Päpste an dem bei dem bekannten Investiturstreit aufgestellten Grundsatz, nach welchem kein Laie Lehnsherr der Kirche sein durfte, trug dazu bei, die Unabhängigkeit des Kirchenstaats zu sichern. Eine neue Stütze des päpstlichen Ansehens wurde die Herrschaft der Normannen in Unteritalien, deren Herzog Robert Guiscard (s. d.) 1059 vom Papst Nikolaus II. mit Apulien und Kalabrien sowie allen Ländern, die er in Süditalien und Sizilien den Sarazenen entreißen würde, belehnt wurde. 1077 setzte die Gräfin Mathilde von Toscana, die mächtige Freundin Gregors VII. (1073—1085), den römischen Stuhl zum Erben aller ihrer Güter für ihren Todesfall ein und erneuerte nach ihrer Trennung von dem zweiten Gatten, Welf V. (1095), diese Schenkung 1102. Da in der Urkunde jede genauere Bestimmung fehlte, so erhob sich jetzt die Streitfrage, was von den Mathildischen Gütern Allodialgut, was Reichslehen sei. Der Besitz des Ganzen hätte die Päpste, die schon die Lehnshoheit über Unteritalien besaßen, zum Herrn der ganzen Halbinsel gemacht. Da ist es nun erklärlich, daß sich um die Mathildische Erbschaft ein Kampf zwischen den Päpsten und den weltlichen Gewalten, nämlich den Kaisern, Welfen und italienischen Städten, entspinnen mußte. Heinrich V. zog 1116 die Erbschaft ein; Kaiser Lothar schloß 1133 mit Innocenz II. einen Vergleich, kraft dessen er in betreff der Allodialgüter die Schenkung Mathildens anerkannte, aber sie vom Papst gegen ein Jahrgeld von 100 Pfd. Silber übertragen erhielt, so daß sie von den Reichslehen nicht geschieden wurden. Dieselben gingen später auf Heinrich den Stolzen von Bayern, dann auf Welf VI. und 1167 auf die Staufer über, bis endlich Kaiser Otto IV. 8. Juni 1201 zu Neuß die Ansprüche des römischen Stuhls auf sie förmlich anerkannte. Zugleich bestätigte Otto IV. als päpstliches Gebiet den ganzen Strich von der Burg Radicofani in Toscana bis zu den Engpässen von Ceperano an der neapoli-

einigte sich das Papsttum zum Schutz des Kirchenstaats, den es ausdrücklich als das Symbol seiner Weltherrschaft betrachtete, mit den lombardischen Städten, und beide kämpften für die Selbständigkeit der italienischen Nation. Und doch waren die Päpste städtischer Freiheit abhold, wie sie an den eignen Städten bewiesen. Ihr Verhältnis zu diesen war lange kein andres als das des obersten Lehnsherrn zu Vasallen, welche mit ihm einen Vertrag geschlossen hatten. Die Städte erkannten die Hoheit der Päpste an, übertrugen ihnen oft die Gewalt des Senators (in Rom) oder Podestas auf Lebenszeit, leisteten Heeresfolge, zahlten Grundsteuer, unterwarfen sich bisweilen dem Tribunal der Provinziallegaten; aber sie behaupteten ihre Statuten, ihre Gerichtsbarkeit und Verwaltung. Jede Stadt blieb eine Republik; die Päpste suchten den Städten manche Rechte zu entreißen, wußten eine durch die andre zu bezwingen, konnten es aber nicht zu einer landesherrlichen Gewalt, zu einer innern Einheit des Kirchenstaats bringen. In den Kriegen mit Friedrich II. wurde der K. bisweilen von letztern besetzt; am meisten hatte er 1255—64 unter den Einfällen Manfreds von Sizilien zu leiden, der große Eroberungen in der Romagna und in der Mark Ancona machte. König Philipp III. von Frankreich schenkte 1273 Papst Gregor X. die Grafschaft Venaissin. Auch Kaiser Rudolf I. bestätigte 1275 den Vertrag von Neuß, versprach, nie ein Lehen der römischen Kirche anzutasten, begab sich aller Hoheit über die päpstlichen Lehnsträger und gelobte, nie ein Amt oder eine Würde im römischen Gebiet ohne die Einwilligung des Papstes zu bekleiden. In einem neuen Vertrag von 1279 entband Kaiser Rudolf alle italienischen Städte, in welchen er noch Hoheitsrechte ausgeübt, ihrer Eide und stellte diese Städte unter die Hoheit des römischen Stuhls.

Auch im K. hatten die Parteien der Guelfen und Ghibellinen tiefe Wurzeln geschlagen; des Schutzes bedürftig, hatten die Bürgerschaften sich willig der Herrschaft mächtiger Adelsgeschlechter gefügt. So gewannen in Ravenna die Polenta, in Rimini die Malatesta, in Urbino die Montefeltre die höchste Gewalt. Guido von Montefeltre, ein Ghibelline, wußte 1282 fast die ganze Romagna und den größten Teil der Mark Ancona zum Aufstand gegen den Papst zu verleiten. Guido unterlag 1286, aber die Furcht und Abneigung der städtischen Dynasten vor dem Papst wuchs erst recht; 1290 brach die Empörung von neuem aus, und Guido kehrte nach Urbino zurück. Noch bedenklicher wurde die Lage des Papsttums unter Bonifacius VIII. (1294—1303), als der Hader auch in der Stadt Rom ausbrach. Hier befehdeten sich die Colonna und Orsini, und der Papst nahm für die letztern Partei. Mit der ganzen Glut seines leidenschaftlichen Temperaments verfolgte er die Colonna, und sie schienen zu erliegen; da erklärten sich die Römer für sie, und schließlich mußte Bo-

mochten indes die weltliche Herrschaft des Papsttums im K. nicht aufrecht zu erhalten; ihre mit erpreßtem Geld geworbenen Söldner plünderten und verwüsteten nur das Land. Die feindlichen Adelsgeschlechter, an ihrer Spitze die mächtigen Familien Colonna und Orsini, wüteten in unaufhörlichen Fehden gegeneinander.

Eine Errettung aus dieser Not schien die Erhebung des Volkstribuns **Cola di Rienzi** 1347 zu bringen, der in Rom die Republik verkündete und es zum Haupt einer italischen Konföderation erheben wollte. Indessen waren die Erfolge des phantastischen, aber unpraktischen Schwärmers nur vorübergehende. Der Papst erklärte sich gegen ihn, und der eingeschüchterte Adel fand wieder den Mut zum Widerstand gegen die Willkürherrschaft Rienzis. Dieser flüchtete nach Prag zu Kaiser Karl IV., der ihn nach Avignon bringen ließ. Papst Innocenz VI. gab ihn 1353 dem Kardinal Albornoz bei, den er nach Italien sandte, um dem Unwesen der Feudalherren im K. ein Ende zu machen und die Autorität des Papstes daselbst herzustellen. Unterstützt von den tuscischen Städten und dem Volk, unterwarf Albornoz bald die Raubritter und setzte Rienzi in Rom als Senator ein. Doch verscherzte sich der Tribun durch tyrannische Willkür die Gunst des Volkes, das ihn in plötzlichem Aufstand erschlug (1354). Albornoz gab jetzt dem K. eine neue Verfassung, setzte für die einzelnen Kirchenprovinzen Rektoren ein und teilte das gesamte Gebiet in 100 Vikariate. Der Adel wurde aus den wichtigsten Ämtern verdrängt. Die Verfügungen früherer Päpste und die Lokalstatuten einzelner Städte wurden von Albornoz zu einem aus sechs Bänden bestehenden Kriminal- und Zivilkodex vereinigt, der, um die Mitte des 16. Jahrh. neu revidiert, unter dem Namen der »Ägidianischen Konstitutionen« (Egidianen) bis auf die Gegenwart gegolten hat. Doch brach die Anarchie im K. nach Albornoz' Tod wieder aus und konnte auch durch den vorübergehenden Aufenthalt Urbans V. (1367—70) und die Rückkehr Gregors IX. nach Rom (1377) nicht unterdrückt werden. Das Schisma, welches nach Gregors Tod 1378 ausbrach, war der Befestigung der päpstlichen Macht hinderlich. König Wladislaw von Neapel bemächtigte sich 1408 des ganzen Kirchenstaats; die Idee, Italien zu einigen und sich zum Kaiser zu krönen, schwebte vor seinem kühnen Geist: indes machten ihm der vom Konzil von Pisa 1409 neugewählte Papst Alexander V. und sein Nachfolger Johann XXIII. die Herrschaft streitig.

Bis 1420 dauerten die Kämpfe zwischen den Neapolitanern, den Päpstlichen und kühnen Bandenführern um den Besitz des Kirchenstaats. Endlich glückte es **Martin V.**, dem vom Konstanzer Konzil gewählten alleinigen Papst, einem Colonna, der seine Residenz wieder in Rom aufschlug, wie die Einheit der Kirche, so auch die weltliche Herrschaft des Papsttums in Italien herzustellen. Allerdings war das Land verwüstet und verarmt, und die Adelsgeschlechter und Stadtgemeinden hatten eine solche Unabhängigkeit erlangt, daß der K. nur dem Namen nach ein Staatsganzes war. Martin V. stützte sich auf

und brachte den größten Teil seines Pontifikats außerhalb des Kirchenstaats zu. Manche Teile des Kirchenstaats mußten an Große zu Lehen gegeben werden, so 1434—47 das Vikariat über die Mark Ancona an Franz Sforza von Mailand, 1443 das Vikariat über die Gebiete von Benevent und Terracina an Alfons I. von Neapel, und 1441 ging das wichtige Ravenna bei dem Aussterben der Polenta ganz an die Republik Venedig verloren. Papst Paul II. beschränkte endlich durch energisches Regiment etwas den zügellosen Adel und erweiterte den K. durch die Güter des Grafen Anguillara sowie durch Cesena und Petinaro mit ihren Gebieten. Sixtus IV. verlieh seinen Neffen, die sich durch mannigfache Bedrückungen allgemein verhaßt machten, große Gebiete und die wichtigsten Ämter. Um seine Söhne Franz und Cäsar Borgia zum Fürstenrang zu erheben, entriß Papst Alexander VI. vielen seiner Vasallen ihre Lehnsgüter. Zugleich verwickelte er den römischen Staat in verderbliche Kriege. Unterstützt durch die Neapolitaner und den Herzog von Urbino, bemächtigte sich Franz Borgia 1496 fast aller Städte und Ländereien, welche die Orsini besaßen; doch setzten sich diese mit Hilfe Frankreichs wieder in den Besitz der ihnen entrissenen Güter. Dagegen eroberte der päpstliche Feldherr die von den Franzosen besetzte Festung Ostia. Parteiungen aller Art rieben die Staatskräfte auf, und blutige Fehden waren überall an der Tagesordnung. Nach einem von Alexander VI. mit Frankreich errichteten Bündnis unterstützte diese Macht seinen Sohn Cäsar 1499 mit Truppen. Cäsar fiel in die Romagna ein, eroberte Imola und Forli, 1500 auch Pesaro, Rimini und Faenza und ward nach der Eroberung von Fano Herzog von der Romagna. Nach Alexanders VI. Tod fielen die Besitzungen, die er zu gunsten seiner Familie von dem römischen Staat getrennt hatte, an denselben wieder zurück.

Papst **Julius II.** (1503—13) schloß mit Frankreich und dem Kaiser 1504 ein Bündnis gegen die Republik Venedig und entriß derselben einige Städte, die sie in der Romagna besaß. Weit größere Erfolge hatte er, als er sich 1508 mit dem Kaiser, Frankreich und Spanien zur Liga von Cambrai vereinigte. Ludwig XII. von Frankreich zertrümmerte 1509 durch seinen Sieg bei Agnadello die Übermacht Venedigs, und nun fielen auch dessen letzte Besitzungen in der Romagna, sogar das wichtige Ravenna, dem Papste zu. Zwar gelang es Julius II. nicht, die Este aus Ferrara, dessen Vikariat sie vor zwei Jahrhunderten den Päpsten abgezwungen hatten, zu vertreiben, wohl aber vermochte er die Franzosen zur Räumung der Halbinsel zu nötigen. Ohne große Mühe gewann er jetzt Modena, Parma, Reggio und Piacenza, Städte, welche schon einmal zum K. gehört hatten. Noch nie war dessen weltliches Gebiet und politische Stellung so groß gewesen als unter Julius II.; die Italiener priesen ihn als Befreier von der Tyrannei der »Barbaren«, und der Plan, Italien unter der weltlichen Herrschaft des Papsttums zu einigen, erschien nicht unmöglich. Aber schon unter Leo X. (1513—20) trat Karl V. der Vergrößerung des Kirchenstaats

land dem Bund Frankreichs und Englands gegen den Kaiser bei, worauf der Herzog Karl von Bourbon, der ein kaiserliches Heer befehligte, 6. Mai 1527 Rom mit Sturm nahm und schonungslos plünderte. Der in der Engelsburg belagerte Papst erkaufte den Abzug der Feinde nur durch harte Zugeständnisse und eine Zahlung von 100,000 Zechinen. Im J. 1545 belehnte Paul III. seinen Sohn Peter Ludwig Farnese mit Parma und Piacenza, deren Besitz während der spanisch-französischen Kämpfe zweifelhaft geworden und erst 1529 von den kämpfenden Mächten anerkannt war. Nach Peter Ludwigs Ermordung ward Piacenza 1547 von den Kaiserlichen besetzt, Parma von Paul III. später mit dem K. vereinigt, aber von Julius III. (1550—55), der auch den Colonna ihre Besitzungen zurückgab, wieder dem Octavio Farnese verliehen. Unter Clemens VIII. (seit 1592) kam das Herzogtum Ferrara aus der modenesischen Erbschaft und unter Urban VIII. das Herzogtum Urbino 1626 wieder an den K.

Es waren blühende Landschaften, die so zu einem Staat vereinigt wurden. 1589 betrug die Getreideausfuhr des Kirchenstaats 500,000 Skudi; einzelne Gegenden zeichneten sich noch durch besondere Produkte aus: Perugia durch Hanf, Faenza durch Lein, Rimini durch Öl, Cesena, besonders aber Montefiascone durch Wein. Es fehlte nicht an fischreichen Seen, an Salzwerken, Alaunwerken, Marmorbrüchen. Auch der Handel des Landes blühte; im Hafen von Ancona fand man Schiffe aller Nationen, die gegen die Produkte des Kirchenstaats Seide, Wolle, Leder, Blei austauschten. Die Gewalt des Papstes war eine unumschränkte geworden seit dem Untergang der Dynastengeschlechter. Zwar gab es in den Städten noch Patrizier, es bestanden sogar noch die alten Faktionen der Guelfen und Ghibellinen; aber gerade die jeweilig mächtigere schloß sich an den päpstlichen Oberherrn an und gab gern Rechte ihrer Stadt auf, wenn sie Aussicht hatte, mit Hilfe des Papstes die feindliche Partei gänzlich zu unterdrücken. Auf dem Land gab es Barone; in der Regel waren sie arm, begnügten sich, mit den abhängigen Bauern in Frieden zu leben, und kümmerten sich um den Staat wenig. Gefährlicher konnten die freien Bauernschaften der Romagna werden, die, persönlich tapfer, an dem alten Geschlechterverband streng festhielten. Aber sie waren uneinig, befehdeten sich gegenseitig, und schließlich gewann auch hier der friedliche Mittelstand das Übergewicht. Die Einkünfte des Papstes aus dem K. waren bedeutend, unter Leo X. betrugen sie 420,000 Skudi; dazu kamen die Annaten, die Kaufsummen für neue Ämter, deren Leo X. allein 1200 errichtete, und aus denen er mehr als 900,000 Skudi zog. Dieser Ämterverkauf war eine Anleihe auf die Zukunft; unter Leo X. mußte die Staatskasse gegen 320,000 Skudi Gehalte für solche Ämter zahlen, im Durchschnitt verzinsten sie sich mit 12 Proz. Clemens VII. machte die erste Staatsanleihe (Monte), die zu 10 Proz. verzinst wurde. Dennoch zahlte der K. um 1500 von allen Ländern Europas die wenigsten Steuern; aber Paul III. erhöhte den Salzpreis, führte die erste direkte Steuer (Sussidio) ein und brachte die Einkünfte aus dem K. auf 700,000 Skudi, Gregor XIII. gar auf 1,100,000 Skudi. Das Land hatte von diesen Summen, die Bauten in Rom abgerechnet, wenig Vorteil; das meiste wurde für die Unternehmungen gegen den Protestantismus verwendet. Durch die schlechte Finanzpolitik der Kurie kam es dahin, daß um 1600 auf den K. der Steuerdruck weit stärker lastete als sonst in Italien.

Das energische, häufig gewaltsame Regiment Gregors XIII. (1572—85) rief Parteiungen, ja Zusammenrottungen im K. hervor. Deshalb ist es anerkennenswert, daß Sixtus V. (1585—90) unnachsichtig gegen die Banditen verfuhr und sie gänzlich ausrottete, so daß im K. vollständige Ruhe und Sicherheit herrschten. Sixtus sammelte einen Schatz von 5 Mill. Skudi, beförderte den Ackerbau und begünstigte die Entwickelung der Industrie. Urban VIII. (1623—44) that für die Befestigung und Sicherung des Kirchenstaats viel. Bei Bologna erbaute er das Fort Castelfranco, das Kastell Sant' Angelo in Rom versah er mit neuen Brustwehren und zog auf Monte Cavallo die hohe Mauer, die den päpstlichen Garten einschließt. In Tivoli errichtete er eine Gewehrfabrik; ja, er verwendete die Räume der vatikanischen Bibliothek zu einem Zeughaus und sammelte ein ansehnliches Heer, während seine Vorgänger seit Pius V. sich mit einer Leibwache von 500 Mann, meist Schweizern, begnügt hatten. In Civitavecchia legte er mit bedeutenden Kosten einen Freihafen an. Die Einkünfte des Kirchenstaats wuchsen, mehr noch die Schulden, besonders als das Nepotenunwesen sich seit Sixtus V. einbürgerte. So gelangten die Familien der Aldobrandini und Borghese zu bedeutender Macht, erwarben großen Grundbesitz im Land und verwalteten die einträglichsten Ämter. Unter den fürstlichen Familien päpstlicher Herkunft behaupteten die Farnese den höchsten Rang, zumal da sie regierende Herzöge von Parma und Piacenza waren. Urban VIII. kam 1641 mit Odoardo Farnese wegen Castro, das den Farnese gegen 100,000 Skudi eintrug, in Krieg, mußte aber kurz vor seinem Tod 1644 allen Ansprüchen darauf entsagen. Unter Urbans Nachfolgern nahm die Begünstigung der Nepoten womöglich noch zu, sie vergaben die Ämter des Kirchenstaats und ließen sich dafür monatliche Steuern zahlen. So fand denn Innocenz XI. die Finanzen des Kirchenstaats in völliger Zerrüttung; zwar betrugen die gesamten Einnahmen $2^{1}/_{2}$ Mill. Skudi, aber die Ausgaben überstiegen sie noch um 170,000 Skudi. Er konnte den Staat nur dadurch vor dem Bankrott bewahren, daß er den Nepoten alle Ämter und Einkünfte daraus entzog. Clemens XI. geriet 1708 mit dem Kaiser Joseph I. wegen des Besitzes von Parma, Piacenza und Comacchio in einen Streit, in dessen Verlauf die kaiserlichen Truppen Comacchio und einen Teil der Romagna besetzten. Ersteres blieb auch unter Benedikt XIII. (1721—24) im Besitz Österreichs. Die veränderte Gestaltung der politischen und kirchlichen Verhältnisse raubte dem K. seit Anfang des 18. Jahrh. mehr und mehr seine politische Bedeutsamkeit. In den Streitigkeiten mit auswärtigen Mächten mußten die nachteiligsten Vergleiche geschlossen werden. 1768 wurde infolge eines Streits über geistliche Angelegenheiten Venaissin und Avignon von Frankreich, Benevent und Pontecorvo von Neapel besetzt, und nur durch Nachgiebigkeit von päpstlicher Seite wurden diese Lande dem römischen Staat erhalten. Clemens XIV. (1769—74) erlitt zwar große Beschränkungen seiner kirchlichen Gewalt und Einkünfte, förderte aber Wissenschaften und Künste und verwandte große Summen auf die Austrocknung der Pontinischen Sümpfe.

Von wesentlichem Einfluß auf die Geschichte des Kirchenstaats war die französische Revolution. Zunächst wurden dem Papst Pius VI. (1775—99) 1791 von den Franzosen Avignon und Venaissin entrissen; 1796 besetzte ein französisches Heer unter Bonaparte Bologna, Ferrara und Urbino. Obschon der Papst

mit 21 Mill. Frank die Neutralität erkaufte, drang Bonaparte 1797 doch in die Romagna ein, eroberte Imola, Faenza, Forli, Cesena, Urbino ꝛc. und zwang durch den Frieden zu Tolentino (19. Febr. 1797) den Papst, Avignon und Venaissin an die Franzosen sowie Bologna, Ferrara und die Romagna an die Transpadanische Republik abzutreten. Ancona blieb von den Franzosen besetzt, welche den K. durch Kontributionen aussaugten und die Bildung einer demokratischen Partei begünstigten, die eine französische Intervention betrieb. Nach einer förmlichen Kriegserklärung von französischer Seite rückten französische Truppen in das päpstliche Gebiet ein und besetzten 10. Febr. 1798 die Engelsburg; am 20. März ward auf dem Campo Vaccino die Römische Republik proklamiert, nachdem der Papst bereits 20. Febr. nach Siena geflüchtet war. Alle öffentlichen und Privatkunstschätze wurden geplündert, die dem K. auferlegte Kriegssteuer richtete den Staatskredit völlig zu Grunde. Als sich die zweite Koalition gegen Frankreich bildete und ein russisches Heer zu den Neapolitanern stieß, mußten die Franzosen das römische Gebiet räumen (September 1799). Rom mit der Engelsburg ward von den Neapolitanern besetzt und 1800 dem neuen Papst Pius VII. überliefert. Derselbe sicherte durch das 15. Juli 1801 mit Bonaparte abgeschlossene Konkordat das Fortbestehen des Kirchenstaats. Kaum aber hatte Rom angefangen, sich von den erlittenen Drangsalen zu erholen, als Napoleon I. 1805 Ancona wieder besetzen ließ, angeblich um die Engländer von Italien abzuhalten; französische Truppen, die das Jahr darauf das römische Gebiet durchzogen, nahmen Benevent und Pontecorvo in Besitz, und endlich erklärte sich Napoleon I. als Nachfolger Karls d. Gr. für den Oberherrn von Italien. Von der römischen Regierung forderte er den Unterhalt für seine Truppen, auch sollte sie mit ihm ein Bündnis gegen England eingehen. Als der Papst sich diesen harten Bedingungen nicht unterwerfen wollte, wurden von den Franzosen erst die römischen Häfen und im Februar 1808 auch Rom und die Engelsburg besetzt. Die Provinzen Urbino, Ancona, Macerata u. a. wurden darauf dem Königreich Italien einverleibt, und 10. Juni 1809 ward Rom nebst dem noch übrigen Teil des Kirchenstaats für einen Teil des französischen Reichs erklärt. Pius VII. ward gefangen nach Fontainebleau gebracht, das Land aber in zwei Departements geteilt, das des Tibers und das des Trasimenus. Die Klöster und geistlichen Stifter wurden aufgehoben und alles entfernt, was an die ehemalige Regierung erinnern konnte. Der Papst willigte ein, in Frankreich zu residieren, und verzichtete im Konkordat von Fontainebleau (25. Jan. 1813) auf seine weltliche Herrschaft.

Nach Napoleons I. Niederlage bei Leipzig bemächtigte sich Joachim Murat, König von Neapel, der südlichen Provinzen des ehemaligen römischen Staats, und nach dem Scheitern seines Plans, seine Herrschaft über ganz Italien auszubreiten, besetzte er Rom und die Marken. Da jedoch die Herstellung [illegible] selben protestierte. Nach Napoleons I. Flucht von Elba forderte König Murat 1815 den Durchzug durch das römische Gebiet; seine Absicht, den Papst gefangen zu nehmen, mißlang jedoch, da Pius VII. sich bereits im März nach Genua begeben hatte. Nach Murats Sturz kehrte Pius VII. im Juli 1815 für immer nach Rom zurück. Der leitende Staatsmann Consalvi war nun bestrebt, der Verwaltung des Kirchenstaats Einheit und Gleichförmigkeit zu geben, und kümmerte sich um die alten Privilegien der Städte, des Adels und der Provinzen nicht. Die revolutionären Reformen der Napoleonischen Zeit wurden wieder abgeschafft, und die Regierung lenkte ganz in die Bahnen rücksichtsloser Reaktion ein. Von den politischen Stürmen, die Neapel 1820 und 1821 erschütterten, blieb auch der K. nicht gänzlich verschont. Auch hier unterhielten die Karbonari Verbindungen, die entdeckt und mit Strenge bestraft wurden. Manche Schritte, dem traurigen Zustand der römischen Finanzen wieder aufzuhelfen, that Leo XII. (1823—29). Auch sein Nachfolger Pius VIII. ließ es sich sehr angelegen sein, den Wohlstand des Landes zu fördern, begünstigte den Ackerbau, die Manufakturen, Künste und Wissenschaften und errichtete zur Regulierung der Finanzen eine Staatskommission. Dennoch brach 1830 auch im K. eine Revolution aus; sie wurde bald unterdrückt, und der Papst berücksichtigte ein wenig den Wunsch der Großmächte, den Laien einen größern Anteil an der Verwaltung des Staats zu gewähren. Nach dem Tode Pius' VIII. bestieg am 2. Febr. 1831 Gregor XVI. den päpstlichen Stuhl. Aufstände in Bologna und der Mark bewogen ihn, die Intervention der Österreicher und Franzosen anzurufen, und unter dem Schutz fremder Bajonette errichtete Gregor ein despotisches Polizeiregiment. Die Cholera suchte 1836 und 1837 Rom heim, ihr folgte Hungersnot und infolgedessen neuer Aufruhr. Das Defizit wuchs von Jahr zu Jahr, eine neue Anleihe von 20 Mill. Frank mußte bei dem Haus Rothschild aufgenommen werden.

Als Gregor XVI. 5. Juni 1846 starb, gab es im Konklave drei Meinungen: die einen schlugen eine Säkularisation der Verwaltung vor, die andern erwarteten Ruhe und Rettung allein von einem Schreckensregiment, die dritte Meinung siegte; ihr Vertreter, der neugewählte Papst Pius IX. (seit 17. Juni 1846), hielt zwar fest an dem göttlichen Rechte des Pontifikats über den Staat, glaubte aber alle billigen Forderungen des Volkes erfüllen zu müssen. Er begann seinen Regierungsantritt mit Aufhebung der verhaßten Militärkommissionen in der Romagna, Absetzung mehrerer unwürdiger Beamten, Abschaffung übertriebener polizeilicher Beschränkungen, einer Amnestie für alle wegen politischer Vergehen Verhafteten oder Verurteilten. Die Begeisterung für Pius IX. kannte keine Grenzen. Nichts aber kräftigte die Zuversicht der Liberalen in die Absichten des Papstes so sehr als ein von Pius IX. 19. April 1847 erlassenes Dekret über die Einsetzung einer Art Volksvertretung, der Staatskonsulta. Am 15. Nov. trat dieselbe zu-

gung erhielt. So blieb die höchste Autorität doch in den Händen des Klerus. Gleichzeitig wurde der K. in den Kampf für die italienische Unabhängigkeit gegen Österreich fortgerissen. Durch zahlreiche Freiwillige verstärkt, zogen die römischen Truppen nach Oberitalien, wo sie aber bei Vicenza besiegt und zur Kapitulation gezwungen wurden.

Dies ermutigte den Papst, in einem öffentlichen Protest sein Verdammungsurteil über den Krieg Italiens gegen Österreich auszusprechen. Hiermit war das Band, welches bisher Pius IX. und sein Volk vereinigt hatte, zerrissen. Die gemäßigten Liberalen und die Republikaner verschmolzen sich in Eine Partei; täglich war der Ausbruch der Revolution zu befürchten. Unter diesen Verhältnissen richteten die gemäßigten Patrioten ihre Blicke auf den Grafen Pellegrino Rossi, dessen konstitutionelle Neigungen bekannt waren. Pius IX. ernannte ihn zum ersten Minister. Aber seine herbe Strenge und der Erfolg, den sein energisches Regiment erzielte und noch mehr versprach, regten alle Leidenschaften gegen ihn auf. Als er 15. Nov. bei der Wiedereröffnung der Kammern beim Eintritt in das Ständehaus durch den Dolch eines Meuchelmörders fiel, war das Signal zum Ausbruch der längst gefürchteten Revolution gegeben. Bald war der Quirinal von allen Seiten dicht umlagert, schon machte ein Teil der Menge den Versuch, gewaltsam in den Hof zu dringen, da endlich entschloß sich Pius IX., das demokratische Ministerium (Mamiani, Rosmini, Sterbini, Campello, Lunati, Sereni) anzunehmen, die nationale Frage aber der Entscheidung des Parlaments anheimzustellen. Am 25. Nov. floh er nach Gaeta und erklärte durch ein Dekret vom 27. Nov. alle Handlungen der neuen Regierung für nichtig. Dieselbe war übrigens gar nicht zu stande gekommen, da alle Minister die Ernennung des Papstes abgelehnt hatten. Die Deputiertenkammer ernannte darauf eine provisorische Regierung und dekretierte 29. Dez. die Zusammenberufung einer konstituierenden Nationalversammlung, die aus allgemeinem Stimmrecht mit direkter Wahl hervorgehen sollte. Obwohl Pius IX. von Gaeta aus die Wähler exkommunizierte, so eröffnete doch 5. Febr. die Konstituante ihre Sitzungen im Kanzleipalast, wo auch die Mitglieder der provisorischen Regierung (Armellini, Muzzarelli, Galetti, Mamiani, Sterbini und Campello) erschienen, und beschloß 6. Febr. nach stürmischen Verhandlungen mit 120 gegen 23 Stimmen die Proklamierung der Römischen Republik. Hierauf antwortete Pius IX. 14. Febr. mit einem Protest, an dessen Schluß er auf eine bewaffnete Intervention der katholischen Mächte zur Wiederherstellung seiner weltlichen Gewalt hindeutete.

Um die Mitte des März 1849 war kaum in Rom bekannt geworden, daß Karl Albert 12. März Österreich den Waffenstillstand aufgekündigt habe, als die Konstituante sogleich beschloß, daß Rom sich mit einem Kontingent von 10,000 Mann unter dem Befehl des Obersten Mezzacappa an dem Unabhängigkeitskampf auf den Feldern der Lombardei beteiligen solle. Noch hatten indessen die römischen Scharen die Grenze nicht überschritten, als bereits die Hoffnungen Italiens nach einem dreitägigen Feldzug durch die Schlacht bei Novara 23. März niedergeworfen waren. Die Konstituante ernannte nun ein diktatorisches Intervention geeinigt. Die französische Regierung beschloß, den andern zuvorzukommen. Am 24. April erschien eine französische Flotte von zehn Schiffen unter General Oudinot im Hafen von Civitavecchia und landete 25. April ungestört. In Rom wurden nun die nötigen Vorbereitungen zum Kampf getroffen. Am 28. April rückte Oudinot mit 9000 Mann gegen die Stadt heran und begann die Belagerung. Doch erst 5. Juni, nachdem jede diplomatische Unterhandlung sich fruchtlos erwiesen, unternahm er den Sturm bei dem Thor San Pancrazio. Dreimal nahmen die Franzosen das Thor, und dreimal wurden sie von den Römern wieder geworfen. Hierauf begannen die Franzosen ein regelmäßiges Bombardement der offenen Stadt und erzwangen 3. Juli die Übergabe derselben. Die Regierung und die Konstituante sowie die politischen Klubs lösten sich auf, und die Republik ging in einer militärischen Fremdherrschaft unter.

Mit dem 15. Juli begann die Restauration des Papsttums; gleichzeitig wurde die Regierungskommission aus drei Kardinälen eingesetzt, die sich wegen ihrer Verfolgungssucht und ihrer reaktionären Maßregeln den Beinamen des »roten Triumvirats« erwarb. Mitglieder der Konstituante wurden nach langer Präventivhaft mit 15—20jähriger Gefängnisstrafe belegt. Sogar sehr gemäßigte Liberale mußten ihr Heil in der Flucht suchen. Auch in Ancona, Bologna, Terni, Rimini u. a. O., wo der Aufstand durch Österreicher und Neapolitaner inzwischen niedergeworfen war, wüteten sowohl die Militär- als die geistlichen Tribunale mit blutiger Grausamkeit. Die geheime Polizei wurde wiederhergestellt, und die Inderkommission trat wieder in volle Thätigkeit. Die Regierungskommission beeilte sich, die Gregorianischen Gesetze wiederherzustellen, und erließ strenge Strafgesetze wider Ungehorsam gegen die kirchlichen Satzungen. Die wiedergekehrten Jesuiten wurden beauftragt, über die Beobachtung dieser Gesetze zu wachen. Oudinot verließ Rom gegen Ende August 1849, und die dortige französische Okkupation wurde auf Rom und Civitavecchia beschränkt, während die Österreicher Bologna und Ancona besetzt hielten. Der Papst hielt erst 12. April 1850, von französischen Truppen geleitet, seinen Einzug in Rom, nachdem er eine Amnestie erlassen hatte, von der jedoch alle politischen Autoritäten der Revolution ausgeschlossen waren. Die Kerker fand er mit Tausenden politischer Gefangenen überfüllt, das platte Land organisierten Räuberbanden preisgegeben, überall Elend und Demoralisation; der Staat war geteilt zwischen zwei fremden Armeen, die nach Willkür schalteten. Bei Veröffentlichung des Staatsbudgets für 1852 ergab sich ein Defizit von 1,756,745 röm. Skudi, infolge dessen zu außerordentlichen Maßregeln geschritten werden mußte. Am 20. Okt. 1852 versammelte sich zum erstenmal die Finanzkonsulta, eine Art Notabelnversammlung und Landesvertretung. Auf ihren Antrag wurde zunächst die Einlösung des Papiergeldes beschlossen; um das Defizit zu decken, mußte eine Anleihe von 800,000 Skudi aufgenommen werden. Eine Zusammenstellung der Staatsschulden ergab 1853 eine Gesamtsumme von 100 Mill. franz. Frank, deren Verzinsung ungefähr 5 Mill. Frank jährlich oder $^1/_{10}$ der Staatseinnahme forderte.

erstern Stadt die sämtlichen Legationen ihren Abfall von der päpstlichen Regierung und ihre Unterwerfung unter Viktor Emanuel als Diktator erklärten. Letzterer lehnte zwar die Diktatur ab, ernannte jedoch einen außerordentlichen Kommissar für die aufständischen Provinzen des Kirchenstaats. Dieser setzte eine provisorische Regierung (zu Bologna) in den Legationen ein, welche Garibaldi zum Befehlshaber der Truppen wählte und Wahlen zu einer Nationalversammlung ausschrieb. Am 1. Sept. trat dieselbe zusammen und beschloß einstimmig die **Vereinigung der Legationen mit dem Königreich Sardinien.** Infolge eines Bündnisses, das die provisorische Regierung mit Toscana, Modena und Parma abgeschlossen hatte, rückte zum Schutz gegen päpstliche Truppen toscanisches Militär in Bologna ein. Am 11. und 12. März 1860 stimmte die Bevölkerung der Legationen durch allgemeines Plebiszit für die Einverleibung in Sardinien, worauf 28. März sardinische Truppen in Bologna einrückten. Napoleon III. versuchte noch, eine friedliche Vereinbarung zwischen Sardinien und dem Papst zu vermitteln, um diesem den Rest des Kirchenstaats zu sichern; aber inzwischen hatten die Ereignisse in Süditalien die Sachlage gänzlich verändert. Garibaldi hatte Sizilien und Neapel in der Absicht erobert, sie mit der Monarchie Viktor Emanuels zu vereinigen; dieser aber konnte sie nicht wohl annehmen, ohne auch die Marken und Umbrien, die dazwischen lagen, dem Papst noch zu entreißen, zugleich mußte Napoleon zu verhüten suchen, daß Garibaldi nicht seinen Eroberungszug auch auf Rom ausdehne. Viktor Emanuel und Napoleon verständigten sich daher Ende August dahin, daß Sardinien freie Hand haben solle, die Marken und Umbrien zu nehmen, wenn es nur Rom selbst und das sogen. Patrimonium Petri, das die Franzosen besetzt halten sollten, unangetastet lasse. Der Papst hatte seine Armee durch Werbungen im Ausland verstärkt und den französischen General Lamoricière zu ihrem Befehlshaber ernannt. Nachdem schon in Sinigaglia, Urbino u. a. O. Insurrektionen ausgebrochen waren, rückten 11. Sept. sardinische Truppen unter den Generalen Fanti und Cialdini in den K. ein, besetzten Umbrien und die Marken und schnitten Lamoricière von Ancona ab. Nun erst brach letzterer von Macerata auf und griff Cialdini trotz der Übermacht 18. Sept. bei **Castelfidardo** an. Die Schlacht war kurz, wiewohl auf beiden Seiten tapfer gefochten wurde; der päpstliche General Pimodan fiel an der Spitze seiner Truppen, diese wurden geschlagen, und Lamoricière gelangte nur mit wenigen Begleitern durch die Engpässe nach Ancona. An demselben Tag war auch die sardinische Flotte unter dem Admiral Persano vor Ancona angelangt; Cialdini rückte am folgenden Tag nach, und die Festung wurde vom 19. Sept. an zu Wasser und zu Land belagert. Schon 29. Sept. ergab sie sich; Lamoricière und die ganze Besatzung fielen in Kriegsgefangenschaft.

Nun verblieb dem Papst nur noch das sogenannte **Patrimonium Petri,** welches die Bajonette der französischen Okkupationstruppen unter seiner Botmäßigkeit erhielten. Die nationale Partei in Italien forderte Rom als die natürliche Hauptstadt der geeinigten Halbinsel und gab diesem Verlangen im März 1861 sogar in dem italienischen Parlament einen Ausdruck. Im Herbst 1862 schien die römische Frage einer endlichen Lösung entgegenzugehen: Garibaldi führte von Süden aus ein Freiwilligenheer wider Rom. Allein in dem öden Höhenzug des Aspromonte traten ihm die Truppen des Königs von Italien unter Pallavicini entgegen, und der 29. Aug. machte seinem Beginnen ein rasches Ende. Am 15. Sept. 1864 schlossen Frankreich und Italien eine Konvention, welche die vollständige Räumung des Kirchenstaats von seiten der Franzosen innerhalb zwei Jahre in Aussicht stellte; in der That war sie im Dezember 1866 vollendet. Sofort bereitete die italienische Aktionspartei unter Garibaldi, vom Minister Rattazzi heimlich ermuntert, einen neuen Freischarenzug gegen Rom vor. Zwar wurde Garibaldi 23. Sept. 1867 an der Grenze des Kirchenstaats, bei Asinalungo, mit seinen wenigen Begleitern auf Befehl Viktor Emanuels verhaftet, nach Genua und von hier nach Caprera gebracht, wo ihn italienische Kreuzer scharf im Auge behalten sollten. Unterdessen aber strömten von verschiedenen Seiten Freischaren nach dem K., und Menotti Garibaldi stellte sich an die Spitze der Bewegung. Schon näherten sich die Insurgentenscharen Rom, und Garibaldi, der auf einer Barke aus Caprera entkommen war, erschien in ihrer Mitte. Da landete ein neues französisches Observationskorps, und die italienische Regierung ließ ihre Truppen in das päpstliche Gebiet einrücken. An der Aktion nahmen letztere indes keinen Anteil, sondern waren thatenlose Zuschauer, als die durch Franzosen verstärkten Päpstlichen Garibaldi 3. Nov. die entscheidende Niederlage bei **Mentana** beibrachten. Auf dem Rückzug ward Garibaldi von den Italienern entwaffnet und gefangen genommen. Die italienischen Truppen verließen alsbald den K. wieder; auch die französische Regierung zog nach kurzem ihre Truppen aus Rom und konzentrierte dieselben um Civitavecchia. Unter ihrem Schutz suchte die päpstliche Regierung durch scharfe Strafen gegen die Aufständischen und durch ein strenges Polizeiregiment ihre Herrschaft aufrecht zu erhalten. Die Finanzlage des nunmehr verkleinerten Staats wurde von Jahr zu Jahr schlechter. 1868 stand einer Ausgabe von 74 Mill. Frank nur eine Einnahme von 29 Mill. gegenüber, bei einer Schuldenlast von 100 Mill.

Beim Beginn des deutsch-französischen Kriegs 1870 fiel Rom und der Rest des Kirchenstaats der italienischen Regierung als reife Frucht in den Schoß. Am 28. Juli erhielten die französischen Truppen Befehl, sich zur Einschiffung nach Frankreich bereit zu halten; Anfang August wurden sie nach und nach weggezogen, und päpstliche Truppen besetzten die von ihnen verlassenen Plätze. Viktor Emanuel verlangte Anfang September vom Papste die Genehmigung zu einer Okkupation des Kirchenstaats durch italienische Truppen als für die Sicherheit Italiens wie des Papstes selbst erforderlich. Der Papst lehnte jedoch 11. Sept. jede gütliche Vereinbarung ab. Der König ließ noch an demselben Tag seine Truppen über die Grenze rücken und zwar in solcher Stärke, daß die päpstlichen Truppen sich überall mit Ehren, den erhaltenen Befehlen gemäß, zurückziehen konnten. Am 16. Sept. ward der militärisch wichtigste Punkt im K., Civitavecchia, von den Italienern besetzt, und am 19. kamen sie unter General Cadorna vor den Thoren Roms an. Der Papst erteilte seinem General Kanzler den Befehl, nur des Protestes halber Widerstand zu leisten; sobald Bresche in die Mauer gelegt sei, sollte die Unterhandlung betreffs der Übergabe begonnen werden. Am 20. Sept. legte die italienische Artillerie nahe der Porta Pia Bresche in die Stadtmauer, und die Infanterie schickte sich zum Sturm an. Deshalb gab General Kanzler den Widerstand auf, und die Italiener zogen an demselben Tag ein. Der leoninische Stadtteil ward 22. Sept. besetzt. Der Papst war

nunmehr auf die weitläufigen Gebäude und Gärten des Vatikans beschränkt. Schon 2. Okt. setzte die italienische Regierung ein Plebiszit über die Annexion in Szene und erreichte das günstige Resultat von 133,681 Ja gegen 1507 Nein. Infolgedessen annektierte der König durch Dekret vom 9. Okt. 1870 den bisherigen K. Die päpstlichen Truppen wurden entlassen, die Offiziere pensioniert. Der päpstliche Beamtenstand hörte auf, es blieben dem Papst nur Hofchargen und eine adlige Palastwache. Der Papst seinerseits rächte sich dadurch, daß er durch Encyklika vom 1. Nov. 1870 sämtliche Urheber und Teilhaber an der Annexion exkommunizierte.

Um sich mit dem Papst auf bessern Fuß zu stellen und ihn womöglich zu einer Anerkennung des neuen Zustandes zu bewegen, ließ die italienische Regierung ein »Garantiegesetz« entwerfen und 13. Mai 1871 publizieren, dem zufolge die Person des Papstes für unverletzlich erklärt ward und ihm bestimmte souveräne Rechte zugestanden wurden. Er sollte Gesandte an fremden Höfen beglaubigen, auch Gesandte fremder Höfe empfangen dürfen, und diese letztern sollten in Rom wohnen und als Vertreter des Auslandes bei einem Souverän betrachtet werden. Ebenso sollte der Papst hinsichtlich der Post- und Telegraphenverbindung zwischen dem Vatikan und der übrigen Welt die Rechte eines Souveräns genießen. Der Besitz des Vatikans, des Laterans und der Villa Castel-Gandolfo wurde dem Papst garantiert und ihm außerdem eine jährliche Rente von 3,225,000 Lire als Dotation bewilligt. Der Papst erkannte jedoch dies Garantiegesetz nicht an und verweigerte die Annahme der Rente. Er zog es vor, anstatt der ihm bewilligten Summe fernerhin den »Peterspfennig« als seine alleinige Einnahme zu betrachten; auch die übrigen Vorrechte eines Souveräns acceptierte er nicht, sondern nahm sie als selbstverständlich in Anspruch. Pius IX. ließ nicht ab, die weltliche Herrschaft des Papsttums als unbedingt erforderlich für die Unabhängigkeit seines kirchlichen Amtes immer wieder zu reklamieren, und auch sein sonst versöhnlicher Nachfolger Leo XIII. verlangte das Patrimonium Petri oder wenigstens die Stadt Rom nebst Gebiet als souveräne Herrschaft zurück. Die italienische Regierung dagegen betrachtet das Garantiegesetz als gültig und bewahrt dem Papste die ausgesetzte, aber nicht erhobene Dotation auf.

Vgl. Hasse, Vereinigung der geistlichen und weltlichen Obergewalt im römischen K. (Haarlem 1852); Sugenheim, Geschichte der Entstehung und Ausbildung des Kirchenstaats (Leipz. 1854); Brosch, Geschichte des Kirchenstaats (Gotha 1879–82, 2 Bde.); Papencordt, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter (Paderb. 1857); Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter (4. Aufl., Stuttg. 1886 ff., 8 Bde.); v. Ranke, Die römischen Päpste in den letzten 4 Jahrhunderten (8. Aufl., Leipz. 1885, 3 Bde.); Brosch, Papst Julius II. und die Gründung des Kirchenstaats (Gotha 1878); Farini, Lo stato Romano dall' anno 1815 al 1850 (Turin 1850–53, 4 Bde.); Hergenröther, Der K. seit der französischen Revolution (Freib. i. Br. 1860); Maguire, Rom und sein Beherrscher Pius IX.

gemeinde verhängt werden (s. Geistliche Gerichtsbarkeit).

Kirchenstreich, im österreich. Heer ein Signal als Versammlungszeichen für die zum Gottesdienst zu führenden Truppenteile; wird auch an der Queue einer langen Marschkolonne gegeben, wenn diese sich stark auseinander gezogen hat, um die Tete zu veranlassen, durch Kurztreten das Aufschließen der Kolonne zu erleichtern.

Kirchentag (evangelischer K.), kirchlicher Verein, welcher 1848 zu dem Zweck gegründet wurde, der drohenden Auflösung des kirchlichen Wesens zu begegnen und dem Ultramontanismus sowie dem Liberalismus gegenüber eine Vertretung der evangelischen Christenheit in Deutschland zu bilden. Der Verein entstand durch den auf dem Sandhof bei Frankfurt a. M. besprochenen und 23. Sept. 1848 in Wittenberg gestifteten Kirchenbund. Auf Wicherns (s. d.) Antrag wurde mit jedem K. ein Kongreß für innere Mission verbunden. Als erste Präsidenten wurden v. Bethmann-Hollweg und Stahl erwählt. Kirchentage wurden seitdem gehalten: 1849 in Wittenberg, 1850 in Stuttgart, 1851 in Elberfeld, 1852 in Bremen, 1853 in Berlin, 1854 in Frankfurt, 1856 in Lübeck, 1857 in Stuttgart, 1858 in Hamburg, 1860 in Barmen, 1862 in Brandenburg, 1864 in Altenburg, 1867 in Kiel, 1869 in Stuttgart, 1872 in Halle. Während sich die strengen Lutheraner immer von dem K. fern gehalten haben, zogen sich seit 1857 auch Hengstenberg und Stahl mit ihrem Anhang von demselben zurück; aber auch Schenkel, Lipsius u. a. sind auf spätern Kirchentagen nicht mehr erschienen. Ein Versuch, dem K. die streng lutherischen Elemente zuzuführen (1871), mißglückte. Der K. hat sehr an Bedeutung eingebüßt, seitdem die Kirchenregierungen auf der Eisenacher »Evangelischen Kirchenkonferenz« (s. d.) ihre gemeinsamen Angelegenheiten zu besprechen anfingen. Vgl. »Entstehung und bisherige Geschichte des deutschen evangelischen Kirchentags« (Berl. 1853).

Kirchentöne, die verschiedenen möglichen Oktaveteilungen der Grundskala, welche in der Zeit der einstimmigen (homophonen) Musik sowie auch noch in der Blütezeit des Kontrapunkts (der polyphonen Musik) als besondere Tonarten oder Tongeschlechter, wie jetzt unser Dur und Moll, angesehen wurden. Die Entwickelung der harmonischen Musik, die Erkenntnis der Bedeutung der konsonanten Akkorde (Dreiklänge) und ihre Stellung in der Tonart (Tonika, Dominanten, Medianten) mußte die K. beseitigen und zur ausschließlichen Aufstellung der beiden Tongeschlechter Dur und Moll führen. Der Name K. stammt daher, daß die mittelalterlichen Theoretiker, welche ausnahmslos dem geistlichen Stand angehörten, die Musiklehre durchaus nach diesem von den Griechen überkommenen Schema abhandelten und nach ihm die Gesänge des Gregorianischen Antiphonars klassifizierten; die Aufstellung der K. wurde sogar auf Gregor I. selbst zurückgeführt und dadurch eine strenge Diatonik sozusagen kirchlich sanktioniert, nachdem das griechische Musiksystem in Chromatik und Enharmonik entartet war. Die ältesten Schriftsteller, die von den Kirchentönen reden (Flaccus Al-

ten, aber in verkehrter Anwendung, wie sie sich bis auf den heutigen Tag gehalten haben. Über die Bedeutung der Namen bei den Griechen vgl. **Griechische Musik** (Oktavengattungen).

Die K. waren: 1) Der erste Kirchenton oder erste authentische (Autheutus protus) D E F G a ♮ c d (unser: d e f g a h c' d'), seit Hucbald der **dorische Ton** genannt. 2) Der zweite oder plagale erste (Plagius proti, plaga proti, lateralis, subjugalis proti) ABCDEFGa (= AHcdefga), der **hypodorische Ton.** 3) Der dritte oder zweite authentische (Authentus deuterus) EFGa♮cde (= efgahc'd'e'), der **phrygische Ton.** 4) Der vierte oder plagale zweite (Plagius deuteri) BCDEFGa♮ (=Hcdefgah), der **hypophrygische Ton.** 5) Der fünfte oder dritte authentische (Authentus tritus) FGa♮cdef (= fgahc'd'e'f'), der **lydische Ton.** 6) Der sechste oder plagale dritte (Plagius triti) CDEFGa♮c (=cdefgahc'), der **hypolydische Ton.** 7) Der siebente oder vierte authentische (Authentus tetartus) Ga♮cdefg (=gahc'd'e'f'g'), der **mixolydische Ton.** 8) Der achte oder plagale vierte (Plagius tetarti) DEFGa♮cd (=defgahc'd'), der **hypomixolydische Ton** (seit dem 11. Jahrh.). Die plagalen Töne (2. 4. 6. 8.) galten als bloße Verschiebungen der authentischen, sie hatten den Hauptton (Schlußton, Finalis) nicht als Grenzton der Oktave, sondern in der Mitte, als vierten Ton; Finalis des 1. und 2. Tons ist also D, des 3. und 4. E, des 5. und 6. F, des 7. und 8. G. Der 8. und 1. sind deshalb keineswegs identisch. Keiner der vier authentischen Töne hat den Schlußton C oder A; es fehlen daher die beiden Tongeschlechter, welche heute die einzigen sind: (C) Dur und (A) Moll. Das 16. Jahrh., welches zuerst die Prinzipien der Harmonie begriff (vgl. **Zarlino**) und den Weg zu den modernen Tonarten fand, stellte deshalb zwei neue authentische Töne nebst ihren plagalen auf, den **ionischen** cdefgahc' und **äolischen** ahc'd'e'f'g'a', resp. **hypoionischen** GAHcdefg und **hypoäolischen** efgahc'd'e', so daß nun 12 K. existierten (vgl. **Glareanus**). Das Beste über die harmonische Behandlung der K. im 16.—17. Jahrh. hat K. v. Winterfeld im 2. Band seines Werkes »Johannes Gabrieli und sein Zeitalter« (1834) geschrieben.

Kirchenväter (lat. Patres Ecclesiae, auch Doctores Ecclesiae, **Kirchenlehrer**), nach dem Sprachgebrauch der protestantischen Theologie die Männer, welche die Träger des kirchlichen Bewußtseins vom 2. Jahrh. an bis zum 6. Jahrh. n. Chr. waren, während die katholische Theologie ihre Reihe bis ins 13. Jahrh., selbst bis zum Tridentinum, fortführt. Der Kenntnis ihres Lebens und ihrer Schriften widmet sich die theologische Disziplin der **Patristik** oder **Patrologie.** Unter diesen Kirchenvätern gelten als Kirchenlehrer im eminenten Sinn (per eminentiam): die griechischen Väter Athanasius, Basilius, Gregor von Nazianz und Chrysostomos und die lateinischen Ambrosius, Hieronymus, Augustinus und Gregor d. Gr. Dazu kommen als Kirchenlehrer im gewöhnlichen Sinn: Leo d. Gr., Hilarius von Poitiers, Johannes Damascenus, Petrus Chrysologus, Isidor von Sevilla, Petrus Damiani, Anselm von Canterbury, der heil. Bernhard, Thomas von Aquino, Bonaventura und seit 1871 auch Alfons von Liguori, endlich seit 1877 Franz von Sales. Unterschieden werden von den Kirchenvätern nach katholischem Brauch die **Kirchenschriftsteller** (Scriptores ecclesiastici), deren Orthodoxie nicht in allen Punkten feststeht, wie Tertullian, Clemens von Alexandria und Origenes. Von Gesamtausgaben der K. sind besonders zu nennen: »Maxima bibliotheca veterum patrum« (Leid. 1677, 27 Bde.; darin die griechischen Schriften in lateinischer Übersetzung); Gallandis »Bibliotheca veterum patrum« (Vened. 1765—81, 14 Bde.); Mignes (s. d.) in Paris seit 1844 erscheinender »Patrologiae cursus completus«. Eine Fortsetzung liefert Horoy: »Medii aevi bibliotheca patristica sive patrologia ab anno 1216 usque ad concil. Tridentinum«; 1. Serie: »Doctores eccl. lat.« (Par. 1879 ff.). Eine auf Vergleichung aller bekannten Handschriften beruhende Ausgabe liefert die Wiener Akademie als »Corpus scriptorum ecclesiasticorum latinorum« (Wien 1866—86, Bd. 1—14). Eine Auswahl in deutscher Übersetzung bietet die von Reithmayr und Thalhofer herausgegebene »Bibliothek der K.« (Kempten, seit 1869).

Kirchenvereinigung, s. **Union.**

Kirchenverfassung, die rechtliche Organisation der Kirchengemeinschaft. Die frühsten Christengemeinden hatten die Gestalt jüdischer Synagogen und wurden durch nichts als durch ihre Glaubensgemeinschaft, durch das natürliche Übergewicht der Mutterkirchen und durch den Apostolat zusammengehalten. Seit dieser ausstarb, traten an der Spitze von Presbyterkollegien größerer Gemeinden Bischöfe (der Name kam ursprünglich allen Presbytern, vorzugsweise aber den an der Spitze der Diakonen stehenden Vermögensverwaltern der Gemeinde zu) hervor, die ihr Kirchenregiment dann auch über Presbyter benachbarter kleinerer Gemeinden ausdehnten. Im 3. Jahrh. erheben sich ähnlich über den Bischöfen die Erzbischöfe, je einer über einen Kreis von Bischöfen, der dadurch zusammengehalten wird, daß er am erzbischöflichen Sitz regelmäßige Synoden (s. d.) zu halten gewohnt ist. Nachdem sodann die Kirche vom Staat anerkannt worden war (s. **Kirchenpolitik**), wurde das römische Reich in noch größere kirchliche Sprengel eingeteilt, indem die Erzbischöfe zu Rom, Konstantinopel, Alexandria und Antiochia als Patriarchen den Erzbischöfen ihres Bezirks übergeordnet wurden. Die Patriarchen von Alexandria und Antiochia sind später durch den Islam der Sache nach beseitigt worden; die von Konstantinopel und Rom blieben und beanspruchten jeder die Gesamtherrschaft (Primat) in der Kirche, wobei der römische sich seit dem 5. Jahrh. auf seine Stellung als Nachfolger des Apostelfürsten Petrus berief. Da es keinem von beiden Patriarchen gelang, allgemeine Anerkennung zu gewinnen, so trennten sich die griechische und die römische Kirche. In der griechischen behauptet der konstantinopolitanische Patriarch noch heute einen Rest seines Einflusses, nur daß er für Rußland durch ein oberstes, vom Kaiser ernanntes Regierungskollegium (heilige Synode) ersetzt ist. In der römischen Kirche gelang es dem Nachfolger Petri, indem er im Lauf der Zeit als Stellvertreter Christi anerkannt wurde, eine absolut monarchische Gewalt zu entwickeln, so daß Erzbischöfe und Bischöfe zu päpstlichen Bevollmächtigten herabsanken. Dies seit Papst Gregor VII. durchgeführte sogen. **kuriale** oder **papale System** hat der päpstliche Hof seitdem als das gottgeordnete und daher ausschließlich gültige verteidigt, mußte aber erleben, daß seit dem 14. Jahrh. sich im Gegensatz dazu eine Ansicht ausbildete, welche vielmehr der Gesamtheit der Erzbischöfe und Bischöfe (dem Generalkonzilium) die oberste Regierungsgewalt in der Kirche zuschrieb und den Papst bloß als vorsitzenden Beamten dieser Aristokratie anerkennen wollte (sogen.

Episkopalsystem). Die heutige römisch-katholische Kirche hat die Verfassungsformen der vorreformatorischen Kirche festgehalten, und seit 1870 ist ihr die Beseitigung des Episkopalsystems wirklich gelungen (s. Kirchenpolitik). Die Reformation brachte in den protestantischen Territorien die Kirchengewalt an die Landesherren, und die Kirche erschien hier fortan lediglich als ein Bestandteil des Staats (Territorialsystem). Die Aufsicht über die Kirche des Landes (das Kirchenregiment) ließ jetzt der Landesherr durch kollegialisch verfaßte, aus Theologen und Juristen gemischte Behörden, Konsistorien, und unter ihnen durch von ihm angestellte Superintendenten verwalten (sogen. Konsistorialverfassung). Wo das Kirchenregiment solchergestalt von der Landesherrschaft nicht übernommen werden konnte, weil sie, wie z. B. in Frankreich, der Reformation, ohne sie doch unterdrücken zu können, feindlich gegenüberstand, da gestaltete sich die evangelische K. als Verein; in Frankreich speziell unter dem Einfluß der Calvinschen Idee: die Einrichtung, daß die Einzelgemeinde von einem Ältestenkollegium (Presbyterium, consistoire) regiert werde, gehöre zur göttlich vorgeschriebenen Kirchenform. So formierte Einzelgemeinden schlossen sich dann zu größern Kreisen zusammen, die sich durch Synoden, aus geistlichen und weltlichen Abgeordneten der Presbyterien zusammengesetzt, gemeinschaftlich regierten. Diese Gestalt der evangelischen K., die von Belgien und Holland her zur Zeit der Albaschen Verfolgung auch an den Niederrhein verpflanzt wurde, wird von ihren zwei Hauptelementen die presbyterial-synodale genannt (Presbyterial-Synodalverfassung). Sie hat sich in Deutschland weiter ausgebreitet, seit durch die Entwickelung der staatlichen Toleranz das Landeskirchentum zurücktritt, erscheint hier aber gewöhnlich in der Art, daß Presbyterien und Synoden nur neben beibehaltenen Konsistorien und Superintendenturen eingerichtet werden (sogen. gemischte K.). S. Kirche. Vgl. Friedberg, Die geltenden Verfassungsgesetze der evangelischen deutschen Landeskirchen (Freiburg 1885).

Kirchenvermögen (Kirchengut), der Inbegriff der im Eigentum der Kirche stehenden Sachen und der ihr zukommenden sonstigen Vermögensrechte. Während nämlich das römische Recht die der Gottheit geweihten Sachen (res sacrae) als dem göttlichen Recht angehörig (res divini juris) und eben darum als dem bürgerlichen Rechtsverkehr entzogen (res extra commercium) betrachtete, stehen dieselben nach moderner Rechtsanschauung und nach gemeinem Kirchenrecht regelmäßig im Eigentum der betreffenden Kirche oder eines sonstigen kirchlichen Instituts, z. B. eines Bistums, einer Pfarrei &c., welche als juristische Personen aufgefaßt werden, oder sie sind, wie nach preußischem Landrecht, Eigentum der Kirchengemeinden; ja, sie können auch, wie z. B. Privatkapellen, Familienerbbegräbnisse u. dgl., Privatpersonen zugehören. Nur insofern ist das K. nach gemeinem Recht heutzutage in rechtlicher Beziehung noch ausgezeichnet, als die Kirche in Ansehung der Ersitzung, der Verjährung sowie der Wiedereinsetzung in den vorigen Stand privilegiert ist, Testamente und Legate zu kirchlichen Zwecken nicht an die strengen Formvorschriften des allgemeinen Rechts gebunden sind und die Entwendung der dem Gottesdienst geweihten Sachen besonders streng bestraft wird. Dagegen ist die von der Geistlichkeit des Mittelalters in Anspruch genommene Steuerfreiheit des Kirchenvermögens (immunitas) fast durchweg beseitigt. Besonders erschwert ist die Veräußerung von Kirchengütern, indem eine solche regelmäßig nur aus besonders dringenden Gründen gestattet, auch dazu die Zustimmung der obern Kirchenbehörden, in protestantischen Ländern sogar zuweilen die Genehmigung des Landesherrn und der Stände erfordert wird. Man teilt die zum K. gehörigen Stücke ein in Res sacrae, die unmittelbar zu den Zwecken des Gottesdienstes bestimmten Sachen, und Res ecclesiasticae, solche Gegenstände, welche entweder zur Unterhaltung der Kirchendiener bestimmt sind (sogen. bona de mensa oder beneficii), oder zur Erhaltung der Kirchengebäude und zur Bestreitung des äußern Aufwandes des Gottesdienstes dienen. Unter den hierher gehörigen Einnahmen war, abgesehen von den eigentlichen Revenuen der Kirchengüter, in frühern Zeiten der Zehnte von besonderer Bedeutung, welcher jedoch jetzt wohl überall durch Ablösung beseitigt ist. Dagegen werden nach katholischem Kirchenrecht zur Bestreitung des Aufwandes der päpstlichen Kurie noch jetzt die sogen. Pallientaxen von den neugewählten Bischöfen, ferner die bei der Verleihung kirchlicher Benefizien zu erlegenden Annaten sowie die Dispenstaxen, soweit letztere nicht in die Kasse der Bischöfe fließen, erhoben. Auch die Stolgebühren, d. h. die nach katholischem wie nach protestantischem Kirchenrecht für die Vornahme gewisser kirchlichen Handlungen zu entrichtenden Gebühren, gehören hierher, deren Abschaffung jedoch in neuerer Zeit vielfach bewirkt ist oder doch angestrebt wird und gewiß der Würde des geistlichen Standes förderlich sein dürfte. Für die Erhaltung der Kirchengebäude haben übrigens auch die Kirchenpatrone und die Parochianen Sorge zu tragen, wie denn überhaupt die Kirchengemeinden zur Erhaltung der Kirche und der Kirchendiener, nötigen Falls durch Ausbringen von Kirchensteuern (Kirchenumlagen), verpflichtet sind, soweit das eigentliche K. nicht ausreicht. Dazu kommen noch die Dotationen oder Zuschüsse von seiten des Staats, namentlich in den protestantischen Staaten, woselbst sie gewissermaßen durch die Billigkeit zur Ausgleichung des Unrechts als geboten erscheinen, welches in der vielfach vorgekommenen Säkularisation (Einziehung) des Kirchenguts infolge der Reformation immerhin erblickt werden muß. Die Verwaltung des Kirchenvermögens erfolgt durch die dazu bestellten Kirchenbehörden, in protestantischen Ländern durch die Organe der Kirchengemeinden unter Oberaufsicht der staatlichen Organe.

Kirchenversammlungen, s. Konzilium.

Kirchenvisitation, die von der obern Kirchenbehörde durch besondere Kommissare an Ort und Stelle vorzunehmende Untersuchung des gesamten kirchlichen Zustandes einer oder mehrerer Kirchengemeinden und der amtlichen Thätigkeit ihrer Geistlichen. Schon in der alten Kirche kam es vor, daß die Bischöfe sich persönlich von dem kirchlichen Zustand der ihnen untergebenen Gemeinden eigne Anschauung verschafften. In den fränkischen Gesetzen wurde dem Bischof sogar ein königlicher Comes (Graf) beigeordnet, damit es ihm nicht an der Stütze der weltlichen Macht gebreche. Mit der Entwickelung der Archidiakonatsverhältnisse geschah es, daß nicht mehr der Bischof selbst die Visitationen vornahm, sondern daß sich dieselben zu einer Amtsbefugnis der Archidiakonen gestalteten, bis die Synode zu Trient die Bischöfe an ihre Pflicht nachdrücklich erinnerte und zugleich die Zulässigkeit der von Archidiakonen und andern niedern Prälaten vorzunehmenden Visitationen an ihre Genehmigung knüpfte. Seitdem führten mehr oder weniger die

Bischöfe selbst oder durch Abgesandte die Aufsicht über ihre Diözesen. Jetzt geschehen in der katholischen Kirche die Visitationen durch die Landdekane oder Bezirksvikare nach Anleitung einer bischöflichen Instruktion und auf Grund eines vom Pfarrer eingereichten Jahresberichts, der sogen. Pfarrrelation. In der **evangelischen Kirche** dienen seit der von Luther empfohlenen, berühmten sächsischen K. von 1527 bis 1529 die Kirchenvisitationen ebenfalls als Mittel der Aufsicht, indem die Superintendenten oder Dekane alljährlich die Amtsführung und den Wandel der Geistlichen, den Zustand des Unterrichts, die Verwaltung des Kirchenvermögens, die Führung der Kirchenbücher sowie den religiösen und sittlichen Zustand der Gemeinden untersuchen. Die Superintendenten unterliegen wieder der Visitation durch die Generalsuperintendenten oder ein andres Mitglied des Oberkirchenrats oder der Konsistorialbehörde. In manchen Ländern sind neben den Spezialvisitationen der Superintendenten noch Generalvisitationen des ganzen Konsistorialbezirks durch Mitglieder dieser Behörde üblich, welche sich in gewissen Zwischenräumen wiederholen. Berühmt ist Melanchthons »Visitationsbüchlein oder Unterricht der Visitationen an die Pfarrherrn im Kurfürstentum Sachsen«, welches anläßlich der oben erwähnten, großen sächsischen Generalvisitation geschrieben ward. Vgl. **Burkhardt**, Geschichte der deutschen Kirchen- und Schulvisitation im Zeitalter der Reformation (Leipz. 1879).

Kirchenvogt (Advocatus ecclesiae), in früherer Zeit der weltliche Schutzherr einer Kirche oder eines geistlichen Stifts. Die Schutzgewalt, auch wohl der Bezirk derselben wurde Vogtei genannt. Mit der Vogtei wurden vielfach Dynastengeschlechter vom Kaiser, aber auch von geistlichen Fürsten und von den zu schützenden Abteien, Klöstern, Stiftern ꝛc. selbst beliehen. Da die Kirchenvögte jedoch den betreffenden geistlichen Körperschaften oft lästig wurden, war man darauf bedacht, die Vogtei mehr und mehr in ein bloßes Ehrenamt umzuwandeln, und mit diesem Charakter findet sich dieselbe noch hier und dort vor, oder es sind doch noch Spuren davon vorhanden. — K. ist an manchen Orten auch die Bezeichnung eines Kirchendieners niederer Art.

Kirchenwimpel, auf Kriegsschiffen während des Gottesdienstes wehender Wimpel, welcher zugleich anzeigt, daß dem Schiff jeder Besuch fern zu halten ist.

Kirchenzucht (**Bußzucht**, **Kirchendisziplin**, Disciplina ecclesiastica), der Inbegriff aller der Mittel, deren sich das Kirchenregiment bedient, um das kirchliche Gemeindeleben in seinem christlichen Bestand zu erhalten oder wiederherzustellen; im engern Sinn eine direkte Einwirkung auf die Individuen, welche durch notorische und schwere sittlich-religiöse Verirrungen einer christlichen Gemeinde als solcher ein Ärgernis gegeben haben. Schon die alte Kirche schritt unter Umständen bis zur Ausstoßung aus der Gemeinde vor. Die Wiederaufnahme ward an gewisse Bedingungen geknüpft (s. Buße). Später traten Geldstrafen und die Auflegung gewisser Bußwerke an deren Stelle. Auch in der protestantischen Kirche, besonders in der reformierten und unter den Puritanern, fand die K. Eingang; doch ist dieselbe heutzutage nahezu bedeutungslos, wenigstens insofern es sich um erwachsene Personen handelt. Vgl. Geistliche Gerichtsbarkeit.

Kircher, **Athanasius**, einer der größten Gelehrten seiner Zeit, geb. 2. Mai 1601 zu Geisa im Fuldaischen, trat 1618 in den Jesuitenorden und bekleidete sodann eine Professur der Mathematik und Philosophie sowie der hebräischen und syrischen Sprache in Würzburg, bis er vor den Unruhen des Dreißigjährigen Kriegs nach Avignon flüchtete. Von dort begleitete er den Kardinal Friedrich von Sachsen nach Malta und wurde dann Lehrer der Mathematik und hebräischen Sprache in Rom; später beschäftigte er sich ausschließlich mit dem Studium der Hieroglyphen und andern archäologischen Gegenständen. Er starb 30. Okt. 1680 in Rom. Er schrieb: »Ars magna lucis et umbrae« (Rom 1646, 2 Bde.; 2. Ausg., Amsterd. 1671, 2 Bde.); »Musurgia universalis« (Rom 1650, 2 Bde.); »Oedipus aegyptiacus« (das. 1652—55, 4 Bde.); »Prodromus coptus« (das. 1636); »Lingua aegyptiaca restituta« (das. 1694); »Mundus subterraneus« (Amsterd. 1664, 2 Bde.; 3. Aufl. 1671); »China illustrata« (das. 1667); »Polygraphica seu artificium linguarum, quo cum omnibus totius mundi populis poterit quis correspondere« (Rom 1663); »Latium, id est nova et parallela Latii, tum veteris tum novi, descriptio« (das. 1671). K. war ein Mann von der umfassendsten Gelehrsamkeit, viele Sonderbarkeiten und Extravaganzen machen indes manche seiner Werke jetzt nur noch zu Kuriositäten. Mit Ausnahme des »Turris Babel« und der »Arca Noë« sind seine Schriften über die Altertumskunde am geschätztesten. Eine Beschreibung seiner Antiquitäten- und Modellsammlungen lieferten Buonanni (Rom 1709) und Lattara (das. 1773). Zu seinen Erfindungen gehört unter andern der nach ihm benannte **Brennspiegel**, auch, weil der erste Versuch damit auf der Insel Malta gemacht wurde, der **maltesische Spiegel** genannt, beschrieben in »Specula melitensis encyclica« (Messina 1638). Auch gilt er als Erfinder der Laterna magika. Im Collegio Romano zu Rom trägt noch heute die von ihm gestiftete ausgezeichnete Sammlung von Altertümern (darunter die berühmte »Ficoronische Ciste«) seinen Namen (Museo Kircheriano). Vgl. **Brischar**, Athanasius K., ein Lebensbild (Würzb. 1878).

Kirchfahrt, feierlicher Zug in die Kirche, namentlich aus den auswärtigen, eingepfarrten Ortschaften; auch s. v. w. Kirchengemeinde, Kirchspiel.

Kirchgang der Wöchnerinnen, eine von den Juden in die christliche Lebensordnung übergegangene Sitte, nach welcher Mütter ihren ersten Ausgang zugleich mit dem neugebornen Kind in die Kirche machen, wo eine besondere Danksagung und Fürbitte für sie gesprochen wird. Bei den Juden war dieser Gang mit einem Reinigungsopfer verbunden, das nach der Geburt eines Sohns am 40., nach der einer Tochter am 80. Tage gebracht werden mußte. Die römische Kirche hat keine bestimmte Zeit dafür festgesetzt, die griechische dagegen den 40. Tag.

Kirchhain, 1) Stadt im preuß. Regierungsbezirk Frankfurt, Kreis Luckau, an der Kleinen Elster und der Linie Berlin-Dresden der Preußischen Staatsbahn, hat ein Amtsgericht, Schafleder-, Tuch-, Leim- und Knochenmehlfabrikation, Holzschneiderei und (1885) 3524 fast nur evang. Einwohner. — 2) Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Kassel, am Einfluß der Wohra in die Ohm und an der Linie Kassel-Frankfurt a. M. der Preußischen Staatsbahn, hat eine lutherische und eine reform. Pfarrkirche, ein Amtsgericht und (1885) 1796 fast nur evang. Einwohner.

Kirchheimbolanden, Bezirksamtsstadt im bayr. Regierungsbezirk Pfalz, in fruchtbarer Gegend und an der Linie Mannheim-Alzey der Pfälzischen Eisenbahn, hat 2 evangelische und eine kath. Kirche, ein Schloß mit großem Garten, eine Latein-, eine Präparanden-, eine Obst- und Weinbauschule, ein Amts-

gericht, ein Forstamt, Holzdraht-, Zigarrenkisten-, Schuh- und Schäftefabrikation, Buchbinderei und (1885) 3395 meist evang. Einwohner. Auf dem schönen Kirchhof ein Denkmal für die hier 14. Juni 1849 gefallenen Freischärler. K. ist Hauptort der Herrschaft K. und Stauff, die ehemals im Besitz der Fürsten von Nassau-Weilburg war.

Kirchheim unter Teck, Oberamtsstadt im württemberg. Donaukreis, an der Lauter und der Kirchheimer Eisenbahn, unweit der Teck, eines mit einer Schloßruine versehenen Bergkegels vor dem Nordwestrand der Rauhen Alb, 311 m ü. M., hat ein königliches Schloß, eine Latein- und eine Realschule, eine Handelslehranstalt, ein Amtsgericht, ein Forstamt, ein reiches Hospital, Fabrikation von Baumwollwaren, Damast, Fortepianos, Maschinen, Zement, Lampions &c., mehrere Wollspinnereien, Bierbrauereien, eine Getreideschranne, ansehnliche Schweine-, Holz- und Fruchtmärkte, den bedeutendsten Wollmarkt in Süddeutschland (jährlicher Umsatz etwa 8000 Doppelzentner Wolle) und (1885) 6606 meist evang. Einw.

Kirchhof, der eine Kirche umgebende Platz, bis zum 14. Jahrh. fast allgemein der Begräbnisort für die betreffende Kirchengemeinde, daher der Name Coemeterium (Ruhestätte); dann überhaupt s. v. w. Begräbnisplatz (s. d.).

Kirchhoff, 1) Gustav Robert, Physiker, geb. 12. März 1824 zu Königsberg, studierte daselbst seit 1842 Mathematik und Physik, habilitierte sich 1848 an der Berliner Universität, ging 1850 als außerordentlicher Professor nach Breslau, 1854 als Professor der Physik nach Heidelberg und 1874 als Mitglied der Akademie und Professor der mathematischen Physik an der Universität nach Berlin. Kirchhoffs erste Arbeiten aus der Elektrizitätslehre führten ihn zu der strengen Ableitung des Ohmschen Gesetzes und zu den nach ihm benannten Gesetzen der Stromverzweigung; weitere Arbeiten beziehen sich auf die Ströme in nicht linearen Leitern, die Bewegungsgleichungen der Elektrizität u. a. Höchst bedeutsam sind Kirchhoffs Arbeiten über die Elastizität, die mechanische Wärmetheorie, die Wärmeleitung und auf dem Gebiet der Optik. Mit Bunsen entdeckte er die Spektralanalyse, der er in dem berühmten Kirchhoffschen Gesetz über das Verhältnis von Emission und Absorption die theoretische Grundlage gab. Folge dieser Entdeckung war die genaue Durchmusterung des Sonnenspektrums und Bestimmung derjenigen dunkeln Linien desselben, welche mit hellen Linien in den Spektren irdischer Stoffe zusammenfallen (»Untersuchungen über das Sonnenspektrum und die Spektren chemischer Elemente«, Abhandlungen der Berliner Akademie, 1861). Es erschienen von ihm: »Vorlesungen über mathematische Physik. Mechanik« (Leipz. 1876; 3. Aufl. 1883); »Gesammelte Abhandlungen« (das. 1882).

2) Adolf, ausgezeichneter Philolog und Altertumsforscher, geb. 6. Jan. 1826 zu Berlin, besuchte 1869), die er in 2. Auflage zu »Die Homerische Odyssee« (das. 1879) vereinigte und erweiterte, für Plotinus eine Textausgabe (Leipz. 1856, 2 Bde.), für Euripides eine kritische Ausgabe (Berl. 1855, 2 Bde.) und eine Textausgabe (das. 1867—68, 3 Bde.), für Herodot »Über die Abfassungszeit des Herodotischen Geschichtswerks« (das. 1868, 2. Aufl. 1878), für Xenophon eine Ausgabe der Schrift »De re publica Atheniensium« (das. 1874, 2. Aufl. 1881), für Äschylos eine Textausgabe (das. 1880). Von seinen epigraphischen Studien bezogen sich die ersten Resultate auf Italien; es erschienen: »Die umbrischen Sprachdenkmäler« (mit Aufrecht, Berl. 1849—51, 2 Bde.) und »Das Stadtrecht von Bantia« (das. 1853). Sodann veröffentlichte er über die germanischen Runen: »Das gotische Runenalphabet« (Berl. 1852) und »Die fränkischen Runen« (in Haupts »Zeitschrift für deutsches Altertum«, 1855). Endlich und vorzüglich hat er die griechische Inschriftenkunde gefördert. Er bearbeitete für das »Corpus inscriptionum graecarum« den 2. Faszikel des 4. Bandes (die christlichen Inschriften enthaltend, Berl. 1859) und führte das ganze Unternehmen zu Ende, leitet im Auftrag der Akademie das »Corpus inscriptionum atticarum«, zu welchem er selber den 1. Band (die Inschriften vor Euklid enthaltend, das. 1873) geliefert hat, und schrieb: »Studien zur Geschichte des griechischen Alphabets« (das. 1863, 4. Aufl. 1887). Auch war er 1866—81 an der Redaktion des »Hermes« beteiligt.

3) Albrecht, Bibliograph und Buchhändler, Bruder des vorigen, geb. 30. Jan. 1827 zu Berlin, eröffnete mit dem Buchhändler Georg Wigand in Leipzig 1856 eine Antiquariatsbuchhandlung, die nach dem Tod Wigands (1858) in seinen alleinigen Besitz überging, bis er 1863 seinen Bruder Otto als Teilhaber aufnahm. Er bearbeitete zwei Bände des »Fünfjährigen Bücherkatalogs« (1851—60), dessen Fortsetzung von der Hinrichsschen Buchhandlung herausgegeben wurde, und machte sich besonders durch einige historische Untersuchungen verdient: »Beiträge zur Geschichte des deutschen Buchhandels« (Leipz. 1851—53, 2 Tle.); »Die Handschriftenhändler des Mittelalters« (das. 1853; Nachtrag, Halle 1855); »Die Entwickelung des Buchhandels in Leipzig bis in das 2. Jahrzehnt nach Einführung der Reformation« (das. 1886) und andre Arbeiten im »Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels«, herausgegeben von der historischen Kommission des Börsenvereins, welcher er seit ihrer Begründung (1878) angehört. Auch besorgte er die Herausgabe des von Fr. Kapp unvollendet hinterlassenen ersten Bandes von dessen »Geschichte des deutschen Buchhandels« und veröffentlichte außerdem: »Die Anfänge der kirchlichen Toleranz in Sachsen. August der Starke und die Reformierten«, zwei Vorträge (Leipz. 1872), und »Geschichte der reformierten Gemeinde in Leipzig« (das. 1874). Die Universität Leipzig verlieh ihm 1878 das Ehrendoktordiplom.

4) Alfred, Naturforscher und Geograph, geb. 23.

»Erfurt im 13. Jahrhundert« (Berl. 1870); »Beiträge zur Bevölkerungsstatistik von Erfurt« (Erf. 1871); »Schulgeographie« (7. Aufl., Halle 1887); »Thüringen doch Hermundurenland« (Leipz. 1882); »Volapük. Hilfsbuch zum schnellen und leichten Erlernen dieser Weltsprache« (1.—3. Aufl., Halle 1887). Seit 1885 gibt er unter Mitwirkung von Fachgelehrten ein umfangreiches Handbuch der Erdkunde: »Unser Wissen von der Erde« (Leipz. u. Prag), heraus. Auch bearbeitete er die 5. und 6. Auflage von Peschels »Völkerkunde« (Leipz. 1881 u. 1885) und veröffentlichte »Rassenbilder« (Kassel 1883, 12 Tafeln); »Charakterbilder zur Länderkunde« (mit A. Supan, das. 1884).

Kirchhoffs Gesetze der elektrischen Stromverzweigung bilden eine Erweiterung des Ohmschen Gesetzes (s. d.), welche die Anwendung des letztern auch dann gestatten, wenn der Stromkreis einer galvanischen Batterie nicht durch eine einfache Leitung gebildet wird, sondern in beliebiger Weise verzweigt ist. Diese Gesetze sind folgende zwei: 1. An jeder Verzweigungsstelle ist die algebraische Summe der Stromstärken gleich Null, wenn man die gegen den Verzweigungspunkt hinfließenden und die von ihm wegfließenden Ströme mit entgegengesetzten Zeichen nimmt. 2. In jedem geschlossenen Stromkreis, der durch die Verzweigung gebildet wird, ist die Summe der elektromotorischen Kräfte gleich der Summe der Produkte aus den Stromstärken und den Widerständen der einzelnen Strecken. — Über Kirchhoffs Gesetz in der Optik s. Absorption, S. 63.

Kirchhörde, Dorf im preuß. Regierungsbezirk Arnsberg, Landkreis Dortmund, hat eine evang. Kirche, Steinkohlenbergbau und (1885) 7804 meist evang. Einwohner.

Kirchhundem, Dorf im preuß. Regierungsbezirk Arnsberg, Kreis Olpe, an der Hundem, einem Zufluß der Lenne, hat eine kath. Kirche, ein Amtsgericht, Eisenwerke und (1885) 4200 Einw.

Kirchmann, Julius von, publizistischer und philosoph. Schriftsteller, geb. 5. Nov. 1802 zu Schafstädt bei Merseburg, studierte die Rechte zu Leipzig und Halle, wurde 1828 Gerichtsassessor in Naumburg, 1834 Kriminalrichter in Halle, 1835 Gerichtsdirektor in Querfurt und 1846 erster Staatsanwalt bei dem Berliner Kriminalgericht. Seit 1848 fungierte er in gleicher Wirksamkeit bei dem Kammergericht zu Berlin und wurde hier zum Abgeordneten in die preußische Nationalversammlung gewählt. Er nahm seinen Sitz im linken Zentrum, wurde aber bald als Vizepräsident des Appellationsgerichts nach Ratibor versetzt, womit sein Mandat erlosch. Im Juli 1848 erschien er, von dem Kreis Tilsit gewählt, wieder in der Nationalversammlung und fungierte bei dem Antrag auf Steuerverweigerung als Berichterstatter. Wegen Ablehnung der Anklage gegen den Frankfurter Abgeordneten Grafen Reichenbach wurde er 1850 einem Disziplinarverfahren unterworfen; von 1856 bis 1863 beurlaubt, blieb er bis 1867 in seiner Stellung zu Ratibor. Ein Vortrag im Berliner Arbeiterverein über die Notwendigkeit der Bevölkerungseinschränkung gab, als gegen die sittlichen Prinzipien verstoßend, die Veranlassung zu seiner disziplinarischen Amtsentsetzung ohne Pension. K. lebte seitdem in Berlin, teils philosophischen Studien, teils politischen Arbeiten, und wurde Mitglied der Fortschrittspartei, sonderes Aufsehen machte. Als philosophischer Schriftsteller trat K. mit einer »Philosophie des Wissens« (Berl. 1864, Bd. 1) sowie einer anregenden Schrift: »Über Unsterblichkeit« (das. 1865), und einer »Ästhetik auf realistischer Grundlage« (das. 1868, 2 Bde.) auf. Grundlage derselben ist ein Realismus, welcher im Gegensatz zum Idealismus am Realen, im Gegensatz zum Materialismus am Idealen, im Gegensatz zur Identitätsphilosophie am Unterschied zwischen Wissen und Sein festhält, zwischen welch letztern die (sinnliche) Wahrnehmung und das daran sich anschließende Denken die Brücke bilden soll. Als Herausgeber der unter dem Titel: »Philosophische Bibliothek« seit 1868 erschienenen Sammlung der Hauptwerke der Philosophen alter und neuer Zeit hat K. Schriften von Aristoteles, Bacon, Grotius, Hume, Leibniz und Spinoza übersetzt und kommentiert und besonders eine Ausgabe der Werke Kants mit Erläuterungen (8 Bde.) veröffentlicht. Auch übersetzte er Hobbes »De cive« (Leipz. 1873). Von seinen kleinern Schriften sind noch zu erwähnen: »Die Grundbegriffe des Rechts und der Moral« (Leipz. 1873); »Katechismus der Philosophie« (das. 1877, 2. Aufl. 1881); »Zeitfragen und Abenteuer« (das. 1881); »Die Lehre vom Wissen als Einleitung in das Studium der Philosophie« (4. Aufl., Heidelb. 1886); mehrere Vorträge (»Über die Wahrscheinlichkeit«, Leipz. 1878; »Die besondere Natur des öffentlichen Rechts«, Berl. 1881; »Über den Kommunismus in der Natur«, 3. Aufl., Leipz. 1882). Vgl. Lasson und Meineke, J. H. v. K. als Philosoph (Halle 1885).

Kirchmesse (Kirmes), s. Kirchweihe.

Kirchner, 1) Theodor, Komponist, geb. 9. Dez. 1823 zu Neukirchen bei Chemnitz, erhielt seine musikalische Ausbildung am Leipziger Konservatorium, dessen erster Schüler er war, bekleidete dann bis 1862 eine Organistenstelle in Winterthur, war die folgenden zehn Jahre als Dirigent der Abonnementskonzerte und Lehrer an der Musikschule in Zürich thätig und erhielt nach einjährigem Aufenthalt in Meiningen (1872—73) das Direktorium der neugegründeten Musikschule zu Würzburg übertragen, von welcher Stellung er jedoch schon 1876 zurücktrat, um nach Leipzig überzusiedeln. Seit 1883 hat er seinen Wohnsitz in Dresden. In seinen Kompositionen, meist Liedern und kleinern Klavierstücken, zeigt er sich als ein exklusiver Anhänger Rob. Schumanns und konnte bei den Verehrern dieses Meisters um so reichern Beifall finden, als es ihm, wenn auch an Originalität, so doch keineswegs an tonsetzerischem Geschick und Innigkeit der Empfindung mangelt.

2) Friedrich, philosoph. Schriftsteller, geb. 1. Mai 1848 zu Spandau, studierte in Halle und Berlin Theologie, Philosophie und Geschichte, leitete dann zwei Jahre lang das Studentenkonvikt Johanneum zu Berlin und fand als Gymnasiallehrer in Berlin Anstellung. Seine philosophischen Schriften sind: »De deo omnipraesenti eodemque personali« (1873); »Über Freiheit des Willens« (Halle 1874); »Leibniz' Stellung zur katholischen Kirche« (Berl. 1874); »Leibniz' Psychologie« (Köth. 1875); »G. W. Leibniz, sein Leben und Denken« (das. 1876); »Katechismus der Geschichte der Philosophie« (Leipz. 1877, 2. Aufl. 1884); »Der Mangel eines allgemeinen Mo-

(2. Aufl., Berl. 1886); »Wörterbuch der philosaphischen Grundbegriffe« (Heidelb. 1886). Auch gab er »Gedichte« (2. Aufl., Köth. 1877) und »Synchranismus der deutschen Natianallitteratur« (Berl. 1885) heraus.

Kirchspiel (Kirchensprengel, Parachie), der alle Ortschaften, welche in eine gewisse Kirche eingepfarrt und dem Pfarrer an derselben unterstellt sind, umfassende Bezirk; in England (parish) auch zugleich Verwaltungsbezirk, namentlich für die Armenpflege, Steuererhebung u. dgl. Das Wart K. (mittelhochd. kirspel) geht auf das althochdeutsche spël, »Rede, Verkündigung«, zurück und bezeichnet samit den »Bezirk, soweit die Verkündigung der Kirche reicht«.

Kirchturmrennen, s. Steeple-chase.

Kirchweihe, die religiöse Handlung, durch welche eine neuerbaute oder ihrer Bestimmung eine Zeitlang entzogene Kirche dem gattesdienstlichen Gebrauch feierlich gewidmet wird. Sie hat ihren Ursprung in der jüdischen Tempelweihe (Encaenia), die auch das »Fest der Lichter« hieß, weil man während desselben die Wahnungen erleuchtete. In der christlichen Kirche ist sie erst seit Koustantin d. Gr. bezeugt. Nach Vallendung eine. Kirche wird dieselbe vam Bischof unter den im Pontificale Ramannm vorgeschriebenen symbolischen Handlungen konsekriert. Am Tag zuvar hat der Bischof die Reliquien eines Heiligen in den Hachaltar innerhalb des neuen Gebäudes einzusenken und davor die Vigitien zu hatten, und dieser Heilige gilt dann als Patran der Kirche, welcher er gewöhnlich seinen Namen leiht. In neuerer Zeit benannte man die Kirchen auch nach kirchtichen Ereignissen aber christlichen Glaubenssätzen (z. B. Kirche zur Verkündigung, Himmelsahrt, Dreisaltigkeit, zum Heiligen Geist 2c.). In der evangelischen Kirche werden neuerbaute aber restaurierte Gatteshäuser blaß in einem feierlichen Gottesdienst dem kirchlichen Gebrauch übergeben. Sawohl bei Kathaliken als bei Protestanten finden alljährlich zum Andenken an die Kircheneinweihung Feste statt, welche den Namen K., auch Kirchmesse und im gemeinen Leben zusammengezagen Kirmse, Kirmes führen. Sie kammen schon im 9. Jahrh. vor und sind im Lauf der Zeiten zu btoßen Volksfesten gewarden, deren Hauptzweck Belustigung ist. In einigen Ländern, wie in Österreich, werden alle Kirchweihtage an einem und demselben Tage gehalten und finden dann im Herbst nach vallendeter Ernte statt, indem sie mit einer kirchlichen Feier eingeleitet werden.

Kirgisen (Kirghisen), türk. Valk in den Steppen Mittelasiens, dessen Gebiet nördlich etwa bis zum nördlichen Abhang des transilischen Alatau aber Alexandergebirges, westlich bis zum abern Lauf des Amu Darja, südlich bis zum Kuenlün, also in die Umgegend van Jarkand und selbst van Chatan, östlich im Thianschan bis zum Meridian van Kuldscha reicht. Ihr Name bedeutet türkisch sa viel wie Räuber; sie selbst nennen sich Kassak (Chazak). Die eigentlichen K. sind nur die im Thianschan wahnenden, die im 5. Jahrh. am Jenissei und in den Sajanischen Bergen ihren Wahnsitz gehabt haben sallen und von hier im 10. Jahrh. durch die Hakas vertrieben sind; dieselben werden van den Russen Dikakammennije Kirghisy (»wilde Steinkirgisen«), von den Chinesen und Kalmücken Buruten, von den Kassaken Karakirgisen (»schwarze K.«) genannt. Alle andern kirgisischen Völker außerhalb des Thianschangebirges führen die Bezeichnung der Kirgiskaisaken. Die äußere Erscheinung des K. (s. Tafel »Asiatische Völker«, Fig. 8) verrät die mangolische Abstammung, obgleich es seine Schwierigkeiten hat, einen konstanten Charakter für Typus und Habitus herauszufinden. Die K. scheinen ein Gemisch der verschiedenartigsten E emente zu sein, deren hauptsächlichstes wahl das türkische ist; ihre Sprache ist ein rein türkischer Diatekt. Die ziemlich stark hervorspringenden Backenknochen, die in den Winkeln etwas schief herabgezagenen Augen, welche wegen der wulstigen Ränder schmal geschlitt und blinzelnd erscheinen, die meist etwas abgeplattete, breitflügelige Nase, der durchgehends große Mund mit besanders entwickelter wutstiger Unterlippe dürfen als die Rasseneigentümlichkeiten angesehen werden. Van Natur sind ste mittelgraß bis klein, aber gedrungen und kräftig gebaut; ihre Hautfarbe ist im ganzen duuller als die der Eurapäer und hat einen mehr aber minder bräunlichen, zum Teil ins Gelbbräunliche ziehenden Tan. Sie sind Mohammedaner, von kriegerischem, wild unbändigem Charakter, noch vor 15 Jahren als Wegelagerer gefürchtet. Die echten K. zerfallen in zwei Völkerschaften, die Rechten (On) und die Linken (Sat), die wiederum in viele Hauptstämme und Geschlechter auseinander gehen; ihre Zahl wird auf 850,000 angegeben, wooon 169,000 unter russischer Herrschaft stehen. Die letztern zahlen keine Geldabgaben, sondern sind nur zu Naturalleistungen, Stellung van Transporttieren, Treibern und Wegweisern verpflichtet; die Verwaltung ist den Stammesoberhäuptern überlassen. Das Gastrecht ist dem K. heilig. Der Reiche unterscheidet sich nicht vom Armen, auch nicht der Herr vam Diener. Die K. verraten viel Anlage zur Musik, und die kriegerischen Improvisataren stehen bei ihren Nachbarn, den Kassaken, in großem Ansehen. Ihr Anzug besteht aus weiten Hosen und Röcken van Wolle und aus hohen ledernen Stieseln. Ihre Religion ist der Islam; seine Gebate halten sie aber nicht streng, und die Priester (Mullas) haben geringern Einfluß als unter den Kassaken. Als echte Nomaden leben sie hauptsächlich oan der Viehzucht. Ihre Nahrung besteht aus Schaffleisch; Pferde werden nur bei großen Festen geschlachtet, und das Rindfleisch verachten sie. Wie alle mangalischen Namaden, sind sie zum Trunke geneigt; ihr Lieblingsgetränk ist der Kumys (s. d.). Der Ackerbau ist mehr Nebenbeschäftigung, wird aber, wo er betrieben wird, mit Umsicht unter Anlage von Bewässerungen ausgeübt. Ihre Industrie ist nur Hausgewerbe, die Frauen weben und spinnen Wolle und wirken dauerhaften Filz. Fast alle natwendigen Bedürfnisse erhalten die K. durch den Handel. Die Kirgiskaisaken zerfallen in drei Hauptabteilungen aber Harden: 1) Ulu-dschus (»das große Hundert«), 2) Orta-dschus (»mittlere Hundert«) und 3) Kitschi-dschus (»kleine Hundert«); zur letztern gehört noch die im Gouvernement Astrachan auf eurapäischem Baden nomadisierende sagen. innere aber Bukeische Harde. Ihre Gesamtzahl wird von einigen auf etwas über eine Million, von andern auf über zwei Millionen angegeben. Der Ackerbau beginnt sich unter ihnen allmählich einzubürgern und gilt nicht mehr wie früher als fast entehrend; ihr Hauptreichtum aber sind nach immer die Herden, auf denen ausschließlich ihre Existenz und ihr Erwerb beruhen. Durch varzügliche Eigenschaften sind ihre Pferde ausgezeichnet, die das Material für die Armee, d.. Transpartwesen und die ungeheuern Frachtzüge im sibirischen Verkehr liefern. Einzelne K. sollen mehr als 5000 Stück Pferde besitzen. Das zweitwichtigste Herdentier der K. ist das Schaf, von welchem einzelne Reiche 20,000 Stück besitzen sallen. Im ganzen wird die Gesamtzahl ihrer Pferde

auf 6—10 Mill. Stück, auf ebensoviel die Zahl ihrer Schafe und auf 2 Mill. die Zahl ihrer Rinder geschätzt. Eine eigentliche Milchwirtschaft treiben sie nicht, doch bildet dieselbe insofern einen wichtigen Teil ihrer Ökonomie, als Milchprodukte die Hauptnahrung ausmachen. Die Zelte (Jurten, Kibitken) der K. sind zierlich aus Filz errichtet, ohne die Spitze 2 m hoch und haben 7—9 m im Durchmesser; Tragstangen werden gekreuzt, das Ganze ist leicht ab- und aufgeschlagen; die Kibitken der Reichen sind umfangreicher. Die Zelte stehen in den zum Ackerbau geeigneten Flußniederungen meist dorfartig vereinigt. Im Winter sind die K. auch Jäger und wissen mit schlechten Feuerschloßgewehren vortrefflich zu schießen. Vom Handwerk verstehen sie nicht viel, doch immerhin etwas Schmiederei und Sattlerei. Die Frauen beschäftigen sich mit Filzbereitung, Spinnen, Weben und Gerben. Auf Tabakschnupfen sind die K. sehr erpicht, weniger aufs Rauchen. Sie sind Mohammedaner und zwar Sunniten, aber im ganzen nicht sehr eifrig und wenig mit dem Koran bekannt. Auch der Polygamie huldigen sie; doch ist es, da der Kalym, der Kaufpreis für die Braut, ziemlich hoch, nur den Reichen möglich, sich mehrere Frauen zu nehmen. In sozialer Beziehung unterscheidet man zwei Klassen, die vom »weißen Knochen« und die vom »schwarzen Knochen«, wobei die erstere den Adel repräsentiert, jedoch nicht im feudalen Sinn. Ihre administrative Einrichtung sind Auls und Woloste. 30—200 Jurten oder Kibitken bilden eine Gemeinde (Aul), mehrere Auls ein Weidegebiet oder einen Kreis (Wolost). Die K. haben selbstgewählte eingeborne Richter (Biien), die nach nationalem Gewohnheitsgesetz alle Streitigkeiten unter den K. selbst aburteilen, während die zwischen K. und Russen durch Zivilgerichte auf Grundlage der russischen Justizverfassung entschieden werden. An der Spitze der Wolost steht ein eingeborner Kreischef, der auf drei Jahre gewählt wird. Ihre Abgabe, der Jassak, beträgt pro Jurte von 3—5 Köpfen 3—3½ Rub. jährlich; Händler zahlen 2½ Proz. vom Import und Export. Das Kirgisenelement gewinnt seit kurzem in Sibirien große Bedeutung. Bis nach Biisk und Kusnetz hin sind fast alle Hirten der russischen Dörfer K.; zahlreich suchen sie Arbeit bei der Heuernte, Tausende auch in den Goldwäschen. Zwar bleiben auch diese K. Nomaden und wenden sich stets wieder nach der Heimat zurück; aber ihre außerhalb der Steppe gebornen Kinder tragen schon halbrussische Kleidung, lassen die Haare wachsen und pflegen sich als Diener oder Arbeiter fest niederzulassen. Ganz russifizierte nehmen selbst das Christentum an und leben dann außerhalb der Steppe meist als Landbauer. Anderseits übertragen sie ihre Stammeseigentümlichkeiten auf die kleinen Kosakenkolonien am Rande der Steppe: die Kosaken tragen das Oberkleid durchschnittlich nach kirgisischem Schnitt, reiten nach Art der K. und sprechen häufig besser kirgisisch als russisch. 1824 begann die russische Regierung die bisher nur dem Namen nach bestandene Unterwürfigkeit dieser Nomaden zur Wahrheit zu machen. — Mit dem Namen **Dschatakkirgisen** bezeichnet man ansässige K.; dieselben wohnen in allen Städten, Dörfern oder Kosakenstanitzen des

vollkommener Kirgise. Vgl. Göbel, Reise in die Steppe der K. (Dorpat 1837); v. Helmersen in den »Beiträgen zur Kenntnis des russischen Reichs etc.«, herausgegeben von v. Baer etc., Bd. 5 u. 6 (Petersb. 1841, 1843); A. de Levchine, Description des hordes et des steppes des Kirghiz-Kazaks (a. d. Russ., Par. 1840); v. Köppen und Stein (in »Petermanns Mitteilungen« 1858) und Radloff (ebendas. 1864); Atkinson, Oriental and Western Sibiria (Lond. 1857); Schott, Über die echten K. (Berl. 1864); Zaleski, La vie des steppes Kirghizes (Par. 1865); Wenjukow, Die russisch-asiatischen Grenzlande (a. d. Russ., Leipz. 1874); Finsch, Reise nach Westsibirien (Berl. 1879); Lansdell, Russisch-Zentralasien (a. d. Engl., Leipz. 1885); Radloff, Aus Sibirien, Bd. 1 (das. 1884); Derselbe, Kirgisische Mundarten (Petersb. 1870); Derselbe, Der Dialekt der Karakirgisen (das. 1886); Jadrinzew, Sibirien (deutsch, Jena 1886).

Kirgisensteppe, das weite, von den Kirgiskaisaken (s. Kirgisen) bewohnte Gebiet in Vorderasien, das im N. vom Quellgebiet des Uralflusses, der Festungslinie längs des Tobol und von dieser östlich bis Omsk am Irtisch, im NO. und O. vom Irtisch, vom westlichen Ufergebiet der Seen Saisan und Alakul, im S. vom Alatau, dann von den Flüssen Tschu und Sir Darja, dem Aralsee und dem Ustjurt, im W. vom Kaspisee und Uralfluß begrenzt wird. Es zerfällt laut Verfügung vom 10. Mai 1882 in ein Steppengeneralgouvernement mit dem Sitz der Zentralbehörden in Omsk, welches gebildet wird aus den Gebieten Akmollinsk, Semipalatinsk und Semiretschinsk, und in die beiden Gebiete Turgaisk und Uralsk. Umfang und Bevölkerung des Gebiets stellen sich wie folgt:

	QKilom.	Einwohner
Akmollinsk	545339	467823
Semipalatinsk	487673	604517
Semiretschinsk	402202	639078
Turgaisk	523656	338395
Uralsk	366402	521544
Zusammen:	2325272	2571357

Dieses ungeheure Gebiet, obgleich so eintönig, unwirtlich und spärlich bevölkert, »daß schon ein Kosakendorf voll Leben und Abwechselung erscheint, wenn man es nach langen Tagereisen durch die endlose Steppe erreicht« (Radloff), trägt keineswegs das Gepräge einer einförmigen Ebene, wie die nördlich gelegenen Steppen. Felshöhenzüge treten auf, die im W. von N. nach S. streichen und sich als Ausläufer des Urals darstellen, wie insbesondere die bis 600 m hohen Muhadjarberge, während vom SO. her das Altaisystem hereinragt, anfangs in mächtigen Gebirgszügen (Alatau), und bis in das Herz der Steppe seine letzten Ausläufer entsendet, wie die Eremeniberge bei Akmollinsk, die Jamanarganatiberge im S. des Dengizsees. In dem westlichen Teil, in der Mitte zwischen dem Kaspisee, Aralsee und Balchaschsee, breitet sich in Verbindung mit dem Tiefland Ciskaukasiens die tiefste Bodeneinsenkung der Alten Welt aus: eine von SW. nach NO. laufende, etwa 225 km breite Furche, die ehemals wahrscheinlich eine Verbindung des Aralsees mit dem Eismeer gebildet hat, bevor aber über dieselbe hin, als Brücke zwischen

65 km weit zwischen zwei Sandflächen mit oft 30 m hohen Ufern hinzieht. Lange Strecken Wüstensandes, der Schrecken der Karawanen, breiten sich im S. aus. An Seen ist die Steppe reich; sie sind aber seicht, salzig und trocknen von Jahr zu Jahr mehr aus. Ebenso sind die zahlreichen Wasserläufe meist wasserarm und vertrocknen im Sommer ganz; eine Ausnahme machen im O. der Irtisch, im S. der Tschu, im W. teilweise die Emba und der Ural (Jaik). Infolge der Wasserarmut trägt das ganze Land den Charakter der Dürre und Unfruchtbarkeit. Die Gegensätze von Kälte und Wärme treten sehr scharf auf. Der Winter beginnt schon Ende August und dauert bis April, die Kälte erreicht —37° C.; der Frühling geht rasch vorüber, der Sommer ist trocken und glühend heiß (bis 43° C. im Schatten), der Herbst kurz und regnerisch. Regen fällt im allgemeinen selten, die Jahresmenge der wässerigen Niederschläge wird höchstens 80 mm betragen. Winde (namentlich die Burane oder Schneewirbelwinde) treten mit furchtbarer Heftigkeit auf. Im SO. sind auch verheerende Gewitter und Erdbeben nicht selten. Der früher unbedeutende Bergbau findet jetzt, seitdem die Russen der Unsicherheit ein Ende machten, immer mehr Beachtung. Goldwäschen gab es von jeher, ebenso wurden Silberminen ausgebeutet; ihr Ertrag ist aber nie bedeutend gewesen, und letztere werden nur noch auf Blei bearbeitet. Wertvoller ist Kupfer; es wird in sieben Hütten dargestellt, die 1879: 31,175 Pud lieferten. Eine bedeutende Zukunft hat der Abbau der Kohlen, der hauptsächlich in Semipalatinsk bei Permykins, Pawlodar (vier Gruben) und Karakalin, dann in Akmollinsk in den Gruben von Karagantin betrieben wird; eine neue Grube wurde bei Ermensk eröffnet. Diese Gruben, teils Privaten (besonders der Familie Popow), teils Gesellschaften gehörig, lieferten 1879: 348,000 Ztr. Kohlen. Wald fehlt; im N. kommen vereinzelte Birken vor, sonst ersetzt ihn holziges Gestrüppe. Der Saksaul (Anabasis), außerdem Mist, dient als Feuerung. Längs der Festungsreihen sind die besten Weideplätze, längs der Flußläufe gute Ackergründe. Die Seen und sumpfigen Vertiefungen sind mit Schilfwaldung in ziemlich weitem Umfang eingefaßt. Die Tierwelt ist in der eigentlichen Steppe wegen ihrer Dürre nur kärglich vertreten. Murmeltiere, Antilopen, Eber (in den Schilfdickichten), Wölfe (sehr zahlreich) und Füchse, von Vögeln Adler und Fasanen, sodann Gänse, Schnepfen etc. in den Umgebungen der Seen, sonst Habichte, Lerchen u. dgl. kommen am meisten vor. Eine große Plage für Menschen und Vieh sind während der Sommerszeit die Schwärme von Bremsen und andern Insekten. Viehzucht ist Haupterwerb der Bevölkerung. Die Herden von Rindvieh, Schafen (klein, mit herabhängenden Ohren) und Pferden (klein an Wuchs, aber kräftig, ausdauernd und genügsam; edlere Rassen selten) sind groß; Kamele sind zwar auch zahlreich, aber schlecht gepflegt und daher schwächlich (vgl. Radloff in der »Zeitschrift für Ethnographie« 1871). Die Bevölkerung besteht der großen Mehrzahl nach aus Kirgisen (s. d.). Eingesprengt unter sie und mit ihnen wandernd, leben Tataren als Händler, deren Zelte als Krambuden für ihre Waren dienen, Kosaken und Russen in den Festungen. Russische Bauern umwohnen den ganzen Nordwesten der Steppe, haben aber auch schon im Innern derselben Kolonien angelegt; insbesondere ist dies in größerm Maß gelungen am Ischim (von Altbassar nördlich gegen Omsk zu), dann im SW. bei Kopal und Wernoje. Industrie fehlt, der Handel mit ihren Erzeugnissen ist deshalb sehr lebhaft; er war früher ausschließlich Tauschhandel, wird jetzt aber immer mehr in Geld geführt. Hauptgegenstände der Ausfuhr aus Rußland nach der K. sind Baumwollwaren, Leder und Getreide, wogegen letztere Vieh und Häute liefert.

Die Kleine Horde der Kirgiskaisaken unterwarf sich 1734 freiwillig der russischen Zarin Anna; die Freude über dieses Ereignis dauerte aber nicht lange, denn die Russen sahen sich genötigt, längs der Steppe ganze Reihen von Festungen mit zahlreicher Besatzung zu errichten, um sich der Raubzüge der neuen Unterthanen in russisches Kulturland zu erwehren. Die Verwaltung machte dabei große Mißgriffe; sie pflog den schriftlichen Verkehr in tatarischer Sprache, die nicht die Muttersprache der Bewohner war, baute Moscheen, während der Glaube noch ein schamanischer war, und leistete dadurch den Erbfeinden christlicher Regierungen, den tatarischen mohammedanischen Priestern, Vorschub, die sich beeilten, aus Innerasien in der Steppe sich niederzulassen. 1820 wurde beschlossen, die Kirgiskaisaken zu wirklichen Unterthanen zu machen; man legte hierzu in der Steppe an denjenigen Punkten, die für die Umgebung sich zu Mittelpunkten des Verkehrs eigneten, Befestigungen an, worin Kosaken angesiedelt wurden. Dieses System fand zuerst am Irtisch Anwendung, 1835 in der Orenburger Steppe. Die Organisierung von Verwaltungsdistrikten wurde hier zwar die Ursache einer kleinen Insurrektion, aber die Bewegung erlosch mit dem Tode des Führers. Auch diese Festungen konnten ihren Zweck nicht erreichen, Ruhe in der K. herzustellen, solange sich die Räuber der Strafe durch Entweichen in die unabhängigen Chanate im S. der Steppe entziehen konnten. Diesem Zustand machte für den Osten die Eroberung von Tschemkent (1864) und die darauf folgende Errichtung des Generalgouvernements Turkistan (s. d.), für den Westen die Demütigung Chiwas (1873) und die Vermehrung russischen Gebiets um die transkaspischen Länder und den Amu Darja-Bezirk ein Ende. Die 1869 von Chiwa aus unter den Kirgisen zwischen dem Kaspisee und Aralsee, dann längs der Orsk-Kasalinskischen Poststraße angestifteten Unruhen wurden ohne Entfaltung größerer Militärmacht unterdrückt und ihre Wiederholung durch jährliche Expeditionen in die Grenzabschnitte fern gehalten. Jetzt ist Ruhe und Sicherheit, die Grundbedingung der Ansiedelung russischer Kolonisten und der Anlage von Kapitalien im Bergbau, auch an der Grenze gesichert. Vgl. Kirgisen.

Kirgiskaisaken, Volksstamm, s. Kirgisen.

Kirid, türk. Namensform für Kreta.

Kirilow, Kreisstadt im russ. Gouvernement Nishnij Nowgorod, an drei Landseen, mit 15 Kirchen, einem Kloster des heil. Cyrillus und (1881) 4232 Einw. Das 1398 erbaute Kloster ist von zwei großen Mauern umgeben (1612 und 1613 hielt es die Belagerung der Litauer aus, ohne sich zu ergeben), hat 23 Türme, eine kostbare Bibliothek und 11 steinerne Kirchen; es diente in frühern Jahrhunderten als Verbannungsort für hohe Würdenträger.

Kirjath (K.-Jearim, »Waldstadt«), alte Stadt in Palästina, im Stamm Juda. Nach der Rückgabe der Bundeslade durch die Philister wurde dieselbe hier aufbewahrt, bis David sie nach Jerusalem brachte. Jetzt Kariet el Enab (mit merkwürdiger Kirche), an der Straße von Jafa nach Jerusalem.

Kirkby-in-Kendal, s. Kendal.

Kirkcaldy (spr. kirkáddi, d. h. Kirk der Culdeers, s. d.), Hafenstadt in der schott. Grafschaft Fife, am Firth

of Forth, bildet mit Dysart (s. d.) Eine Stadt und hat Flachs- und Tuchfabriken, Schiffswerfte, Seilerbahnen, Eisengießerei und (1881) mit Dysart 23,315, ohne dasselbe 15,083 Einw. Die in der Gegend gewonnenen Steinkohlen und Bausteine bilden Hauptgegenstand der Ausfuhr. Zum Hafen gehören (1886) 15 Seeschiffe von 1008 Ton. Gehalt und 853 Fischerboote. Ausfuhr nach dem Ausland 294,079, Einfuhr 142,544 Pfd. Sterl. K. ist Geburtsort von Adam Smith.

Kirkcudbright (spr. kirkúbbri), Hauptstadt der nach ihr genannten Grafschaft, an der Mündung des Dee in eine schöne Bai, hat ein Gymnasium (Academy), Ausfuhr von Vieh u. Kartoffeln und (1881) 2571 Einw.

Kirkcudbrightshire (spr. kirkubbri-schir, auch East Galloway), Grafschaft im südlichen Schottland, erstreckt sich von der Küste des Solway Firth, an der sich der isolierte Criffel (549 m) erhebt, hinan zum Mount Merrick (842 m) und Cairn Muir of Deuch (798 m) und umfaßt 2359 qkm (42,8 QM.) mit (1881) 42,127 Bewohnern. Waldlose, mit Heide bedeckte Gebirge nehmen den größten Teil der Grafschaft ein. Hauptfluß ist der Dee. Der Ackerbau ist gering (nur 20,4 Proz. sind unter dem Pflug), die Viehzucht aber ist von Bedeutung (1885: 43,926 Rinder, 357,361 Schafe). Auch der Bienenzucht schenkt man Aufmerksamkeit. Wollweberei wird in beschränktem Maßstab betrieben. Hauptstadt ist Kirkcudbright.

Kirke (lat. Circe), in der griech. Mythologie eine mächtige Zauberin, Tochter des Helios und der Okeanide Perse, bewohnte die im Westen (nach späterer Tradition in der Nähe von Circejum, jetzt Promontorio Circeo) gelegene Insel Ääa, wo sie einen von glänzenden Steinen gebauten Palast hatte, den gezähmte Löwen und Wölfe umgaben, und in welchem sie sich die Zeit mit Weben und Singen vertrieb. Bekannt ist ihr Zusammentreffen mit dem umherirrenden Odysseus (s. d.). Die spätere Sage machte den Telemach zu ihrem Gemahl.

Kirkesion (lat. Circesium), im Altertum Stadt in Mesopotamien, am Einfluß des Chaboras (Chabur) in den Euphrat, Grenzfestung der Römer gegen die Perser. Ruinen bei Abu Serai.

Kirkintilloch (spr. kirkintíllogh), Binnenstadt Schottlands, in einer Parzelle Dumbartonshires und teilweise in Lanarkshire gelegen, mit Handstuhlweberei, Kattundruckerei, Kohlengruben, Steinbrüchen und (1881) 8029 Einw.

Kirkkilissa (griech. Saranta ekklesiae, »Vierzig Kirchen«), Hauptstadt eines Sandschaks im türk. Wilajet Edirne, 64 km östlich von Adrianopel, mit 6 Moscheen, mehreren griechischen Kirchen, einem großen Bazar und 16,000 Einw. (²/₅ Bulgaren, ¹/₅ Türken, der Rest Griechen und einige Juden), welche berühmte Konfitüren bereiten sowie starken Handel mit Butter und Käse nach Konstantinopel treiben. In der Umgegend viel Weinbau.

Kirk-Para (»Vierzig Para«), der türk. Piaster, = 0,1796 Mk.

Kirkwall (spr. kirkuál), Stadt auf der Orkadeninsel Pomona, an einer tiefen Bai, mit der berühmten

Kirkwood (spr. -wudd), Samuel J., nordamerikan. Minister des Innern, geb. 20. Dez. 1813 in der Grafschaft Hartford (Maryland), wurde zu Washington erzogen und kam 1835 nach der Grafschaft Richland (Ohio), wo er die Rechte studierte. 1843 wurde er an der Barre zugelassen und zwei Jahre später Prosecuting Attorney der Grafschaft, 1850 wurde er als Delegierter zu der Versammlung gesandt, welche die gegenwärtige Konstitution von Ohio zu stande brachte, zog 1855 nach der Grafschaft Johnson (Iowa) und wurde im folgenden Jahr als Republikaner in den Staatssenat gewählt. Nun begann Kirkwoods politischer Einfluß zu wachsen, und er wurde von seiner Partei zum Gouverneur von Iowa gewählt. Als er 1865 aus dem Dienste trat, ernannte ihn Lincoln zum Gesandten für Dänemark. K. war jedoch des öffentlichen Lebens müde und lehnte ab, um in Iowa seine Advokatenpraxis fortzusetzen. 1866 wurde er in den Senat der Vereinigten Staaten als Ersatzmann für Harlan gewählt. 1875 erhielt er abermals den Posten des Gouverneurs von Iowa, und 1876 wurde er in den Senat berufen, in welchem er noch saß, als ihn 1880 Garfield zum Minister des Innern ernannte, was er bis 1885 blieb.

Kirman (Kerman, das Karmanien der Alten), Provinz im südlichen Persien, grenzt im W. an Farsistan, im N. an Irak Adschmi und Chorasan, im O. an Seïstan und Belutschistan, im S. an den Persischen Meerbusen und den Golf von Oman und umfaßt etwa 25,000 qkm (4600 QM.), darunter im N. den südlichen Teil der großen Wüste Lut, während die Südhälfte den östlichen Teil des Südrandgebirges von Persien in sich begreift. Der südöstliche schmale Küstenstrich, früher im Besitz des Imams von Maskat, wird mit einem Teil des nächsten Stufenlandes Mogistan, d. h. Dattelland, wegen seines Reichtums an diesen Früchten, genannt. An namhaften Gewässern fehlt es; das Klima ist sehr kalt in den hohen Berglandschaften, sehr heiß in den Wüstenstrichen und an der Meeresküste. Im ganzen ist K. noch sehr wenig bekannt, nur die Straße von Belutschistan längs des Südrandes der Salzwüste und der Weg von der Hauptstadt nach der Meeresküste sind von einzelnen Europäern betreten worden. Die Hauptstadt K. (das alte Karmania) liegt am Westende einer großen fruchtbaren Ebene, welche die Kornkammer des Reichs genannt wird, und ist eine große, von weitem Trümmergefilde umgebene Stadt mit ausgebehnten Bazaren und einer aus Kurden, Armeniern, Tadschik, Hindu, Laren, Gebern und Juden gemischten Bevölkerung von 41,170 Seelen. Von Bedeutung sind der Wollhandel, die Seiden- und Wollweberei und die Fabrikation feiner Shawls aus der Wolle eigentümlich kurzbeiniger Schafe. Außerdem ist als Hafenplatz Bender Abbâs (s. d.) bemerkenswert. S. Karte »Persien«.

Kirmanschahân, Hauptstadt der pers. Provinz Ardilan, an der Kerna, einem Nebenfluß des Gamasab, und der großen Straße zwischen Iran und den Euphratländern (Teheran-Bagdad), ist stufenförmig am Abhang einer Berghöhe erbaut und von Gärten

brück-Neunkirchen der Preußischen Staatsbahn, 187 m ü. M., hat eine Simultankirche, ein neues Rathaus, bedeutende Feinlederfabrikation (jährlicher Umsatz etwa 12 Mill. Mk.), Bierbrauerei, Tuch- und Strickgarnfabriken und (1885) 4852 meist evang. Einwohner. In der Nähe mehrere Burgruinen.

Kirnberger, Johann Philipp, Komponist und Musiktheoretiker, geb. 24. April 1721 zu Saalfeld in Thüringen, genoß von 1739 bis 1741 in Leipzig den Unterricht Sebastian Bachs, lebte dann zehn Jahre in Polen als Musikdirektor an den Kapellen mehrerer Magnaten, kam 1751 nach Dresden, dann nach Berlin, wo er erst Violinist in der Kapelle des Königs, 1754 aber Kammermusikus der Prinzessin Amalie von Preußen wurde und 27. Juli 1783 starb. Als schaffender Künstler hat sich K. durch gediegene Kompositionen aller Gattungen bewährt; noch ungleich wertvoller aber sind seine musikwissenschaftlichen Arbeiten: »Die Konstruktion der gleichschwebenden Temperatur« (Berl. 1760); »Die Kunst des reinen Satzes« (das. 1771—79, 2 Bde.); »Grundsätze des Generalbasses« (das. 1781; 2. Aufl., Wien 1805); »Gedanken über die verschiedenen Lehrarten der Komposition« (Berl. 1782); »Anleitung zur Singekomposition« (das. 1782). Auch ist er der Autor der meisten musikalischen Artikel in dem 1. Band von Sulzers »Theorie der schönen Künste«.

Kirner, Johann Baptist, Maler, geb. 24. Juni 1806 zu Furtwangen in Baden, bildete sich auf der Augsburger Kunstschule und der Akademie in München, versuchte sich dort zuerst in religiösen Kompositionen, wendete sich aber bald dem Genre zu. Damals entstanden die Bilder zu Hebels Gedichten: der Statthalter von Schopfheim, der Karfunkel und der Schmelzofen. Sein köstlicher Humor erwarb ihm rasch zahlreiche Freunde; besondern Beifall fanden der Rosenwirt und der Schweizergardist, der in seiner Heimat von der Julirevolution erzählt. Während eines fünfjährigen Aufenthalts in Rom (1832—37) entstanden: Raffael in der Michelangelo-Kneipe, Ave Maria und der Improvisator. 1837 ging K. in die Heimat, wo er den Empfang der Preisträger vom landwirtschaftlichen Fest in Karlsruhe (dortige Galerie) malte. 1842 siedelte er, zum Hofmaler ernannt, nach Karlsruhe über und blieb dort bis 1844, meist mit Porträtmalen beschäftigt. Die Jahre 1847 und 1848 gaben ihm den Stoff zu den Jesuiten auf der Flucht und den versprengten Freischärlern in den Bergen des Schwarzwaldes (Neue Pinakothek zu München) sowie zu der köstlichen Guardiacivica. Sein letztes bedeutendes Bild zeigte einen Bahnwärter, der vom eintreffenden Zug beim Rasieren überrascht wird. K. starb 19. Nov. 1866 in Furtwangen.

Kirnhalden, Mineralbad, s. Kenzingen.

Kirnik, berühmter goldhaltiger Berg bei Verespatak (s. d.) im ungarischen Komitat Unter-Weißenburg (Siebenbürgen). Der über 200 m hohe Abhang des kahlen, zackigen Bergrückens ist fast ganz von Berghalden bedeckt, wird seit Jahrhunderten durch primitive Bergbaue maulwurfartig durchwühlt und wurde auch schon von den Römern ausgebeutet. Die vielen kraterförmigen Aushöhlungen von 30 m Tiefe sehen mit ihren zackigen Felsrändern alten Burgruinen ähnlich und werden vom Volk Csetate mare und Csetate mike (große und kleine Burg) genannt. Es sind dies die alten römischen Grubenbaue, welche zahlreiche Altertümer enthalten, darunter auch die kulturgeschichtlich hochinteressanten Wachstäfelchen (Cerat-Tafeln), worin Verträge, Rechnungen &c. eingeritzt sind (s. Inschriften, S. 973).

Kirriemuir (spr. kirrimjuhr), Stadt in Forfarshire (Schottland), 7 km von Forfar, mit Fabrikation brauner Leinwand und (1881) 4390 Einw.

Kirrweiler, Dorf im bayr. Regierungsbezirk Pfalz, Bezirksamt Landau, an der Linie Neustadt-Weißenburg der Pfälzischen Eisenbahn, mit (1880) 1097 Einw.; bekannt durch das siegreiche Gefecht vom 23. Mai 1794, durch welches Blücher mit preußischen Husaren die Franzosen unter Desaix zurückwarf.

Kirsanow, Kreisstadt im russ. Gouvernement Tambow, an der Worona und der Eisenbahn Tambow-Saratow, mit 5 Kirchen, einem Nonnenkloster, zahlreichen Talg- und Wachsfabriken und (1880) 7203 Einw.

Kirschäther, Fruchtäther vom Geruch der Kirschen, besteht aus 1 Teil Chloroform, 8 Teilen Essigsäureäthyläther, 3 Teilen Benzoesäureäthyläther und 150 Teilen Weingeist. Man benutzt K. in der Konditorei und zur Darstellung von Likören.

Kirschbaum (Cerasus *Tourn.*), Untergattung der Gattung Prunus (Familie der Rosaceen), Bäume oder Sträucher mit ganzen, elliptischen, gesägten Blättern, kurz vor oder mit diesen sich entwickelnden, in zwei- oder mehrblütigen Dolden von Laubblättern gestützt oder ohne solche stehenden, langgestielten Blüten, rundlichen, nicht bereiften Früchten ohne Längsfurche und glatten, rundlichen Steinen. Der Süßkirschenbaum (Holz-, Wald-, Bauern-, Haferkirsche, Zwiesel, Prunus avium *L.*, C. nigra *Mill.*) ist ein ziemlich hoher Baum mit gedrängt stehenden, steifen, aufrechten Ästen, ziemlich lang gestielten, schlaffen, länglich-spitzen, gesägten, hell- und mattgrünen, auf der Unterfläche behaarten Blättern, meist zwei Drüsen am Blattstiel, stets aus zweijährigem Holz kommenden Blüten, süßer Frucht und rundem Stein ohne scharfe Kante. Dieser in unsern Wäldern vorkommende, im Gebirge bis in die obere Fichtenregion vordringende, vielleicht in Europa heimische oder in vorgeschichtlicher Zeit aus Vorderasien eingeführte Baum erreicht einen Stammdurchmesser von 1–1,25 m, trägt kleine, rote oder schwarze, süße Früchte und wird in vielen Varietäten, auch mit bunten Blättern und gefüllten Blüten, in Europa überall bis Norwegen, im südlichen Sibirien, in Nordamerika und Australien, selbst in Japan kultiviert. Hierher gehören die Herzkirsche (Maikirsche, C. juliana *Dec.*), mit herzförmiger, roter, gelblicher oder schwarzer, weichfleischiger Frucht, und die hartfleischige Knorpelkirsche (C. duracina *Dec.*) Ehrhardt nennt die Varietäten mit dunkelm Fleisch Prunus nigricans, die mit hellem P. varia (P. rubicunda *Bechst.*). Der Forstmann sieht den Vogelkirschbaum in den Mittelwaldbeständen gern, thut aber in der Regel nichts für seine Vermehrung, da sich der Baum durch Vermittelung der Vögel sehr leicht selbst ansäet. Die aus Samen erzogenen Stämmchen dienen zur Unterlage von Edelreisern. Zur Erzielung kräftiger Wildlinge säet man die vollkommen reifen Früchte mit dem Fleisch und bedeckt sie nur sehr wenig. Die Baumweichsel (Sauerkirschbaum, P. Cerasus *L.*, C. vulgaris *Mill.*, C. acida *Gärtn.*), ein Baum von geringen Dimensionen und minderer Dauer als der vorige, mit mehr zerstreut stehenden, steifen, aufrechten Ästen, steif abstehenden, länglich-spitzen oder elliptischen, dunkeln, glänzenden, fast doppelt gesägten, unbehaarten Blättern, nur ausnahmsweise mit Drüsen am Blattstiel, kürzer gestielten, oft auf einem gemeinschaftlichen Stiel mit kleinen Blättern stehenden Blüten, sauren Früchten und runden Steinen ohne scharfe Kanten, stammt aus Vorderasien, wächst so gut wie wild in der Krim, in Bithynien und Make-

donien, verwildert in Litauen, Polen, Schottland, wird in vielen Varietäten und in derselben Verbreitung wie die vorige kultiviert. Hierher gehört die **Glaskirsche** (C. acida *Ehrh.*), mit farblosem Fruchtsaft, und die **Morelle** (C. austera *Ehrh.*), mit rotem Fruchtsaft. Die **Strauchweichsel** (P. acida *Dum.*, C. collina *Lej.* et *Court.*) ist in allen Teilen kleiner als die vorige und nur künstlich zu einem Baum heranziehbar, mit schwachen, meist übergebogenen Ästen, steif abstehenden, breit-elliptischen oder länglichen, stets spitzen, dunkelgrünen, kahlen Blättern, meist kleinen Drüsen am Blattstiel, sauren Früchten und runden Steinen ohne scharfe Kanten. Das Vaterland dieser Art ist unbekannt, nach einigen soll sie aus Südspanien eingeführt sein; in der Rhön und im Saalthal kommt sie verwildert vor; sie zeichnet sich besonders durch die Neigung zur Bildung von Wurzelbrut und Ausläufern aus. Man unterscheidet Weichseln mit hellem, wässerigem Saft als **Amarellen** und solche mit gefärbtem als **echte Weichseln** und **Natten**. Botanisch lassen sich ebenfalls zwei Abarten unterscheiden, von denen die eine (**Ostheimer Kirsche, fränkische Wucherkirsche**) stets niedrig und buschig bleibt und kleine Früchte trägt, während die andre leicht zu einem Stamm herangezogen werden kann. Zu letzterer gehört C. Marasca *Host.*, aus deren Früchten der Maraskino bereitet wird. Bei P. semperflorens *Ehrh.* (**Allerheiligenkirsche, immerblühender K.**, C. serotina *Rth.*) entwickeln sich die Blütenknospen zu Zweigen, die Blüten stehen einzeln oder gepaart in Blattwinkeln und erscheinen bei allmählicher Entwickelung des Zweigs bis in den Herbst. Der **Zwergkirschbaum** (P. fruticosa *Pall.*, C. Chamaecerasus *Lois.*), ein niedriger, bisweilen auf dem Boden sich ausbreitender Strauch, der vorigen sehr ähnlich, mit kurzgestielten, länglichen oder breit-elliptischen, gekerbten, unbehaarten Blättern, kleinen Blüten, säuerlichen Früchten und spitzem, auf beiden Seiten mit Kanten versehenem Stein, stammt wohl aus Ungarn, Südrußland und Sibirien und wird als Zierpflanze in mehreren Formen gezogen. Die **Felsenkirsche** (**Mahalebkirsche, St. Lucienkirsche, Steinweichsel, Weichselkirsche**, P. Mahaleb *L.*, P. odorata *Lam.*), strauch- oder baumartig, mit eirunden oder rundlich-spitzen, unbehaarten, gekerbt-gesägten Blättern, oft mit zwei Drüsen am Blattstiel, kleinen, wohlriechenden Blüten in kurzgestielten Doldentrauben, kleinen, blauschwarzen, bitterlichen Früchten mit rundem Stein, stammt aus Südosteuropa und dem Orient. Mahaleb ist die ursprüngliche arabische Benennung des Gewächses, welches im 16. Jahrh. nach Westeuropa kam, namentlich in Frankreich schnelle Verbreitung fand und wegen des (wahrscheinlich durch einen Gehalt an Kumarin hervorgebrachten) Wohlgeruchs seines Holzes und namentlich seiner Rinde zu allerlei Spezereien gebraucht wurde. In den Vogesen, besonders in der Nähe des Klosters der heil. Lucie bei Michel, verarbeitet man das Holz namentlich zu Pfeifenrohren, Schnupftabaksdosen 2c. Die Felsenkirsche hat ein großes Ausschlagsvermögen, besonders am Stock, und liefert schöne gerade Stockloden. Von großer Wichtigkeit ist ihre Kultur zu Pfeifenrohren, welche in großem Maßstab in Baden bei Wien betrieben und behufs größerer Dauer der Farbe eigentümlich präpariert werden und dann 2 Mill. Rohre geben.

Nach dem von Lucas erweiterten Truchseßschen System teilt man die Kirschen in 12 Klassen: A. **Süßkirschen.** 1) Schwarze Herzkirschen: Früchte mit färbendem Saft, schwarzer Haut und weichem Fleisch. 2) Schwarze Knorpelkirschen: Früchte mit färbendem Saft, schwarzer Haut und härtlichem oder hartem Fleisch. 3) Bunte Herzkirschen: Früchte mit nicht färbendem Saft, bunter Haut und weichem Fleisch. 4) Bunte Knorpelkirschen: Früchte mit nicht färbendem Saft, bunter Haut und härtlichem oder hartem Fleisch. 5) Gelbe Herzkirschen: Früchte mit nicht färbendem Saft, gelber Haut und weichem Fleisch. 6) Gelbe Knorpelkirschen: Früchte mit nicht färbendem Saft, gelber Haut und härtlichem oder hartem Fleisch. B. **Baumweichseln.** 7) Süßweichseln: Früchte mit färbendem Saft und dunkler Haut. 8) Glaskirschen: Früchte mit nicht färbendem Saft und heller Haut. C. **Strauchweichseln.** 9) Weichseln: Früchte mit färbendem Saft und dunkler Haut. 10) Amarellen: Früchte mit nicht färbendem Saft und heller Haut. D. **Hybride Kirschen.** 11) Halbkirschen oder hybride Süßkirschen: Wuchs süßkirschenartig, Frucht weichselartig. 12) Halbweichseln oder hybride Sauerkirschen: Wuchs sauerkirschenartig, Frucht süßkirschenartig. Jede Klasse wird in drei Ordnungen geteilt, je nachdem der Stein rundlich, eiförmig oder länglich-oval ist. Innerhalb der Ordnungen werden die Sorten nach der Reifezeit angeordnet.

Zum Anbau empfehlen sich (die Zahl bei jeder Sorte bezeichnet die Woche der Reife in der Kirschenzeit): **Schwarze Herzkirschen:** Koburger Maiherzkirsche 1, Werdersche frühe 1, Fromms 1, Spitzens 1, Krügers 1, Ochsenherzkirsche 2, Schöne von Marienhöhe 2. **Schwarze Knorpelkirschen:** Hedelfinger Riesenkirsche 2, Thränenmuskateller 2, schwarze spanische 2, Tilgners schwarze 3, Badacsoner Riesenkirsche 3, große schwarze 3. **Bunte Herzkirschen:** Werdersche bunte 1, Bordans 1, Downton 1, Winklers weiße 2, Elton 2, Lucienkirsche 2. **Bunte Knorpelkirschen:** weiße spanische 1, Büttners rote 2, Büttners späte rote 3, Gubener Bernsteinkirsche 3, große Prinzessinkirsche, schöne Agathe 3. **Gelbe Knorpelkirschen:** Groths Wachskirsche 1, Dönissens 2. **Süßweichseln:** rote Maikirsche 1, frühe Lemercier 1, Belserkirsche 2. **Glaskirschen:** Schöne von Choisy 1, spanische 1, großer Gobet 1, große Glaskirsche 1. **Weichseln:** Von der Natte 1, Ostheimer 1, Frauendorfer 1, frühe Morelle 1, frühe Süßweichsel 3, Jerusalemskirsche 3, große lange Lotkirsche 3, Brüsseler braune 3. **Amarellen:** königliche 1, Herzogin von Angoulême 1. **Halbweichseln:** Königin Hortensie 3, Chatenays Schöne 3. — **Zusammensetzung der Kirschen:**

Bestandteile		Süße rote Herzkirschen	Süße schwarze Kirschen	Saure Kirschen
Wasser		75,370	79,700	8[illegible],494
Feste Bestandteile		24,630	20,300	19,506
löslich	Zucker	13,11	10,700	8,772
	freie Säure	0,351	0,560	1,277
	Eiweißsubstanz	0,903	1,010	0,823
	Pektin	2,286	—	—

getrocknete Kirschen heißen Kirschrosinen); ferner verarbeitet man sie auf Kirschsaft, Kirschwein, Kirschbranntwein (Kirschwasser und Maraskino); aus den Samen kann man ein fettes Öl pressen, und da sie Amygdalin enthalten, geben sie, zerstoßen, mit Wasser angerührt und destilliert, ein bittermandelöl- und blausäurehaltiges Destillat, welches wie Bittermandelwasser zu benutzen ist. Das Holz des Vogelkirschbaums ist gelb oder gelbrot, gestreift, geflammt, mit zahlreichen Markstrahlen und deutlichen Jahresringen, grob, aber glänzend, ziemlich hart, schwer spaltbar, läßt sich leicht bearbeiten und durch Beizen dem Mahagoniholz ähnlich machen; es wird von Tischlern, Drechslern und Instrumentenmachern sehr gesucht, liefert dauerhafte Wein- und Essigfässer und wird auch verkohlt. Das rötliche, wohlriechende Holz der Mahalebkirsche ist sehr hart, nimmt schöne Politur an, springt wenig, widersteht der Fäulnis und wird zu feinen Tischler- und Drechslerarbeiten, namentlich auch zu Messerheften, verwendet. Die jungen dünnen Stämme liefern, wie erwähnt, Pfeifenrohre, die als türkische in den Handel kommen. Der Sauerkirschbaum liefert unechte Rohre; sein rötlichbraunes Holz zeichnet sich durch Härte, Feinheit und schöne Farbe aus und ist ebenfalls als Werkholz geschätzt. Aus dem Stamm des Kirschbaums schwitzt bisweilen in großer Menge Kirschgummi (s. d.). aus.

Anbau. Der K. verlangt zu gutem Gedeihen einen mehr warmen, nicht feuchten, sandhaltigen Boden mit Kalk und wächst gut in lockerm Boden, dessen Untergrund aus Kalkmergel besteht. Nur wenige Sorten sind in Bezug auf eine freie Lage empfindlich, die meisten ertragen sie gut. Noch weniger eigen in Bezug auf Boden und Lage als der Süßkirschbaum ist der Sauerkirschbaum, welcher selbst auf feuchterm Standort noch gedeiht. Ersterer verlangt einen Standort, wo die Wurzeln tief eindringen können, sei es auch nur zerklüfteter Fels; die schwachen Wurzeln des letztern dagegen dringen nicht tief ein. Süßkirschbäume sind nur dauernd ergiebig, wenn man sie zuweilen düngt, oder wenn sie auf bearbeitetem, gedüngtem Boden stehen. Die Ostheimer Kirsche ist höchst empfehlenswert für Obstgärten sowie für das freie Feld und eignet sich besonders für sonnige, warme Abhänge in sandigem Lehmboden und in Kalkboden, mag er auch steinig und schlecht sein, wie z. B. bei Ostheim in Franken. Zur Vermehrung des Süßkirschbaums erzieht man durch Aussaat der Steine der Vogelkirschen oder andrer gewöhnlicher Sorten die Wildlinge, welche meist in Kronenhöhe, selten niedriger, veredelt werden. Der Süßkirschbaum gedeiht am besten als Hochstamm, weniger als Pyramide oder am Spalier. Den Sauerkirschbaum vermehrt man leicht durch Ausläufer, welche in den Baumschulen zu Hochstämmen erzogen werden. Man kann die Sauerkirschen aber auch auf Wildlingen der Süßkirsche veredeln. Zu Unterlagen für Zwergstämme von Glas-, Weichsel- und Sommerkirschen dienen Sämlinge der gewöhnlichen Weichsel- oder Mahalebkirsche. Für Spaliere wählt man fast nur Sauerkirschen, mit denen Wände in östlicher, westlicher, selbst nördlicher Lage bepflanzt werden können. In vielen Gegenden wird der K. im großen kultiviert, so namentlich im Alten Land an der Elbe, Hamburg in Freudenberg am Main, in Ostheim, Forchheim, am Südrand der Fränkischen Schweiz, bei Bamberg, in der Mark Brandenburg, in Elsaß und Lothringen, dann in mehreren Kantonen der Schweiz, in Vorarlberg, bei Grenoble und Montmorency, in Gelderland und Nordholland, in Kent und Dalmatien. Im Alten Land stehen in der Regel vier Bäume auf einer QRute, die 600—1000 kg Kirschen liefern, aber selbst bei nur 200 kg den Ertrag des Ackerlandes weit übertreffen. Nicht jedes Jahr ist ein Kirschenjahr; aber unter 14 Jahren fallen, wie man in der Mark Brandenburg rechnet, nur 3 Jahre aus. Der Sauerkirschbaum bringt im Alter von 6—22 Jahren durchschnittlich jährlich 28 Lit. Kirschen.

Die Vogelkirsche war als europäischer Baum den alten Römern bekannt, wurde aber mit dem Kornelkirschbaum zusammengestellt und war noch nicht veredelt, während man, wie es scheint, auf kleinasiatischem Boden am Idagebirge und bei Milet veredelte Süßkirschen schon zur Zeit des Königs Lysimachos kannte. Plinius erzählt, der römische Feldherr Lucullus habe die Kirsche (wohl die Sauerkirsche) aus der Stadt Kerasos an der pontischen Küste nach Italien verpflanzt. Plutarchos erwähnt dies in seinem Leben des Lucullus nicht; doch deutet der Name der sinopischen Kolonie allerdings darauf hin, daß dort Kirschen (griech. kerasos) in großer Menge kultiviert wurden. Der neueingeführte K. gedieh in Europa vortrefflich, und schon nach 120 Jahren, zur Zeit des Plinius, wurde er in Britannien angepflanzt und wuchs an den Ufern des Rheins und im heutigen Belgien. In der Folge veredelte er sich gerade diesseit der Alpen in höherm Grad als am Mittelmeer, wo ihm unter der Einwirkung der See das Klima zu gleichmäßig mild ist. Der griechische Name Kerasos ist in fast alle Sprachen übergegangen, und auch unser deutsches Kirsche leitet sich davon ab. Außerdem ist aber durch ganz Europa als zweiter Name, besonders der sauren Kirsche, Weichsel verbreitet, dessen Herkunft dunkler ist. Das deutsche Weichsel erscheint in vielen Sprachen wieder, aber über seine Bedeutung ist nichts bekannt.

Kirschehr, Hauptstadt des gleichnamigen Sandschak im türk. Wilajet Angora in Kleinasien, am Kilidschli Su, mit reichen Gärten und 3—4000 Einw. In der Nähe die einst wichtige, jetzt halb verfallene Kessikbrücke über den Halys.

Kirschfink, s. Kernbeißer.

Kirschfliege, s. Bohrfliege.

Kirschgeist, s. v. w. Kirschwasser.

Kirschgummi (Kirschharz, Gummi nostras), aus Kirsch-, Pflaumen-, Mandel-, Aprikosenbäumen ausschwitzendes Gummi, bildet halbkugel- oder nierenförmige, ziemlich spröde Stücke, ist blaß weingelb bis tief rotbraun, schmeckt fade, hinterläßt beim Lösen in Wasser eine farblose oder gelbliche Gallerte und enthält wechselnde Mengen von Arabin und Cerasin. Man benutzt es wie Gummi arabikum.

Kirschkernbeißer, s. Kernbeißer.

Kirschlorbeer (Prunus Lauro-Cerasus *L.*), ein immergrüner, 2—6 m hoher Strauch mit großen, lederartigen, glänzenden, elliptischen, am Rand umgebogenen und fein gesägten oder ganzrandigen Blättern, winkelständigen Blütenähren, verhältnismäßig

Die Blätter schmecken bitter gewürzhaft und riechen nach dem Zerreiben bittermandelartig. Sie geben bei der Destillation mit Wasser ein Destillat, welches Bittermandelöl (Benzaldehyd) und Blausäure enthält. Die unverletzten frischen Blätter enthalten keine Spur von diesen Körpern, sondern wahrscheinlich Amygdalin, welches bei der Verletzung des Gewebes durch einen fermentartigen Körper zersetzt wird. Das durch Destillation von 12 Teilen frischer Blätter mit 36 Teilen Wasser und einem Teil Spiritus gewonnene Kirschlorbeerwasser (Aqua lauro-cerasi, 10 Teile) ist etwas trübe, riecht und schmeckt bittermandelartig und wird wie Bittermandelwasser benutzt. Mit den Blättern würzt man in der Küche Milchspeisen ꝛc.

Kirschmyrte, Pflanzengattung, s. Eugenia.

Kirschner, Aloysia, unter dem Pseudonym Ossip Schubin bekannte Romanschriftstellerin, geb. 17. Juni 1854 zu Prag, verlebte ihre erste Jugend in großer Einsamkeit auf einem Gut ihrer Eltern (Lochkow), reiste aber seit ihrem 18. Lebensjahr viel und brachte verschiedene Winter in Brüssel, Paris und Rom zu. Als Schriftstellerin trat sie zuerst mit einigen unreifen Novellen auf, denen der Roman »Ehre« (Dresd. 1882, 3. Aufl. 1884), »Mal' Occhio und andre Novellen« (Berl. 1884), »Die Geschichte eines Genies« (das. 1884), »Bravo rechts! Eine lustige Sommergeschichte« (Jena 1884), die Novelle »Ein Frühlingstraum« (Augsb. 1884), die Romane: »Unter uns« (Berl. 1884, 2 Bde.) und »Gloria victis« (das. 1885, 3 Bde.), die »Erinnerungen eines alten Österreichers«, drei Erzählungen (Jena 1886), der Roman »Erlachhof« (Stuttg. 1887, 2 Bde.) u. a. folgten, Werke, welche eine bei Frauen ungewöhnliche Schärfe der Beobachtung, eine kaltblütige Charakteristik der gesellschaftlichen Halb- und Dreiviertelswelt, eine außerordentliche Lebendigkeit in der Darstellung der internationalen Reisegesellschaft, eine glänzende Sicherheit in der Wiedergabe des gemütlosen, halbfrivolen Tons, in welchem sich ebendiese Gesellschaft gefällt, aufweisen. Die Vorbilder zu diesen Darstellungen findet Ossip Schubin bei Turgenjew und einigen neuern Franzosen, und bei allem unzweifelhaften Talent ist in ihnen ein Zug zur Manier vorhanden, welcher nur durch die Vertiefung auch in andre Probleme und Lebenskreise als die seither bevorzugten beseitigt werden könnte.

Kirschrosinen, entkernte und gebackene Kirschen.

Kirschsaft, s. Fruchtsäfte.

Kirschscherbett, mit Wasser verdünntes Kirschmus, welches, mit Gewürz und viel Zucker versetzt, namentlich in der Türkei ein beliebtes Kompott bildet.

Kirschvogel, s. v. w. Pirol.

Kirschwasser, gegorner und destillierter Kirschsaft, wird auf der ganzen mittelschweizerischen Hochfläche, besonders längs des Nordabhanges der Alpen und im Jura, auch im Schwarzwald und Elsaß, produziert. Am meisten geschätzt ist das K. des Zuger Landes, des Frickthals und von Baselland. Man verarbeitet besonders eine schwarze, süße, weiche, rotstielige Kirsche, pflückt sie ohne Stiele, unterwirft sie in Fässern oder Zementgruben der Gärung, verschließt die Behälter, sobald kein Gas mehr entweicht, und destilliert im Winter aus kupfernen Blasen, wobei man den Vorlauf in die Blase zurückgibt und die Destillation unterbricht, sobald das Destillat nicht mehr stark genug ist. In manchen Gegenden werden die Kirschkerne besonders zerquetscht, doch entwickelt sich auch ohne diese Maßregeln der charakteristische Bittermandelgeruch. K. hat 18—24° Cartier und verliert im Alter den herben Geschmack. 1 Ztr. Kirschen liefert 5—7 Lit. K. von 20° Cartier. Unter K. versteht man auch ein verdünntes Bittermandelwasser.

Kirschwein, s. Obstwein.

Kirsey, s. Kersey.

Kirshatsch, Stadt im russ. Gouvernement Wladimir, am Fluß K., hat 3 Kirchen, Fabriken für Seide, Baumwollstoffe und Messingwaren und (1880) 2851 Einw.

Kirton, Stadt, s. Crediton.

Kirtorf, Stadt in der hess. Provinz Oberhessen, Kreis Alsfeld, am Gleenbach, hat ein Schloß und (1885) 886 evang. Einwohner.

Kirunavara, Magneteisenberg im schwed. Län Norrbotten, zwischen den Flüssen Kalix und Torneå, etwa 4 km lang, mit kolossalen Lagern von Eisenerz, das ca. 70 Proz. Eisen enthält. Er wird durch ein Thal, in welchem der See Luosajärvi liegt, vom Berg Luosavara (s. d.) getrennt. Die im Bau befindliche Eisenbahnlinie Luleå-Luosavara-Ofotenfjodr (Norwegen) wird den Versand des Erzes nach dem Atlantischen Ozean ermöglichen.

Kirviraiinseln (Trobriandinseln), eine 1873 von Moresby aufgefundene Gruppe an der Südostspitze von Neuguinea, 440 qkm (8 QM.) groß.

Kirwan, Stadt in Tunis, s. Kairuan.

Kis, türk. Münze, s. Beutel.

Kis (ungar.), in zusammengesetzten Ortsnamen, bedeutet »klein«.

Kisbér (spr. kischbehr), Markt und Südbahnstation im ungar. Komitat Komorn, mit berühmtem Militärgestüt (englischen Voll- und Halbblutpferden) und 2903 Einw. Vgl. Brückner, Geschichte des königlich ungarischen Staatsgestüts zu K. (Wien 1885).

Kischinew, Hauptstadt der russ. Provinz Bessarabien und des Kreises K., am Byk (Zufluß des Dnjestr) und an der Eisenbahn Rasdelnaja-Pruth (von Odessa nach Jassy), in malerischer Umgebung, besteht aus der alten oder Unterstadt und der 140 m über derselben sich erhebenden neuen oder Oberstadt. K. hat 21 griechisch-kath. Kirchen, eine römisch-katholische, eine lutherische, eine armeno-gregorian. Kirche, eine der Raskolniken, eine Synagoge und 30 jüdische Bethäuser; ferner ein Gymnasium, ein Progymnasium, ein geistliches Seminar, eine geistliche Schule, 2 Kreisschulen, eine Buchhandlung, eine öffentliche Bibliothek, einen botanischen Garten, eine Gartenbauschule, eine Stadtbank (Umsatz 14½ Mill. Rubel), ein Theater und (1880) 130,000 Einw., die ein buntes Gemisch von Moldauern, Russen, Juden, Bulgaren, Deutschen, Tataren, Zigeunern und Walachen sind. Sie beschäftigen sich mit Handel, Gemüse-, Tabaks-, Weinbau und Obstzucht wie auch Ackerbau. In industrieller Hinsicht ist die Tabaksfabrikation und die Mühlenindustrie am bedeutendsten. K. ist Sitz des Gouverneurs von Bessarabien und Erzbischofs von K. und Chotin sowie Sitz eines deutschen Konsuls. Als K. 1812 an Rußland fiel, zählte es erst 7000 Einw. Der Kreis K. hat äußerst fruchtbaren Humusboden und ist einer der bevölkertsten im Reich. In der Nähe der Stadt findet sich eine schwefelhaltige Quelle, Burkut genannt.

Kischk-i-Nakhud (Kuschk-i-N.), Stadt in Afghanistan, westlich von Kandahar und nördlich vom Argandab. Hier wurden die Engländer unter General Burrows von Ejub Chan 27. Juli 1880 vollständig geschlagen. Vgl. Afghanistan, S. 147.

Kischm (Towilah), Insel am Eingang des Persischen Meerbusens, durch einen 2—10 km breiten Kanal von der persischen Provinz Laristan, zu der sie gehört, getrennt, umfaßt 1333 qkm (24 QM.), ist

eine dürre Felseninsel mit wenigen Oasen, Schwefelgruben, etwas Korallen- und Perlfischerei und 15,000 Einw. Der gleichnamige **Hauptort** an der Ostspitze hat 5000 Einw.; an der Westspitze gründeten die Engländer die Niederlassung Bassidor, welche sie aber bald wieder aufgaben.

Kiser (Kisser), kleine Insel in der Bandasee, nordöstlich von Timor, zur niederländischen Residentschaft Amboina gehörig, auf welcher sich neben den ursprünglichen wilden Bewohnern die Nachkommen von Holländern, Franzosen und Deutschen befinden, deren Vorväter hierher als Soldaten der Ostindischen Kompanie kamen. Die holländischen Abkömmlinge tragen alle holländische Namen. Sie sprechen malaiisch, sind Christen und schicken ihre Kinder fleißig zur Schule. Ihre Felder lassen sie durch Sklaven bearbeiten, welche sie auf Handelsreisen im portugiesischen Timor kaufen. Hauptort ist Delfshaven. Früher hatte die Ostindische Kompanie zwei Forts auf der Insel, die beide verfallen sind.

Kisfaludy, 1) **Sándor**, berühmter ungar. Dichter, geb. 22. Sept. 1772 zu Sümeg im Zalaer Komitat, nahm früh Kriegsdienste, geriet 1793 als Leutnant in Italien in die Gefangenschaft der Franzosen und erhielt erst nach vier Jahren seine Freiheit wieder. Nachdem er 1799 nach am Rhein und in der Schweiz gefochten, nahm er 1801 seinen Abschied. Bei der ungarischen Insurrektion 1809 ward er zum Major bei einer Division ernannt und bald darauf Adjutant beim Erzherzog-Palatin. Nach Beendigung des Kriegs zog er sich auf sein Gut zurück, wo er 30. Okt. 1844 starb. K., seit 1830 Mitglied der unter seiner Mitwirkung gestifteten ungarischen Akademie, hat auf die Entwickelung und Vervollkommnung seiner vaterländischen Sprache und deren schöner Litteratur einen großen Einfluß geübt. Seinen Ruhm begründete er durch »Himfys Liebeslieder« (»Himfy szerelmei«, Ofen 1807, 2 Bde.), deren 1. Teil 1801 erschien. Die lyrischen Gedichte, welche diese Sammlung bilden, sind wohl an vielen Stellen überschwenglich, schwülstig und von einer oft unleidlichen Sentimentalität, doch bricht an andern Stellen wahres Gefühl hervor, und sie mußten bei einer Nation, deren Litteratur noch sehr arm an Originalwerken war, immerhin Aufsehen erregen. Nach schrieb er: »Sagen aus Ungarns Vorzeit« (»Regék a magyar elöidöböl«, Ofen 1807, 2. Aufl. 1812; deutsch von Machnik, Pest 1863), das Epos »Gyula ezerelme« (Ofen 1825) und Dramen (das. 1825, 2 Bde.; darunter »Johann Hunyady« und »Ladislaus der Kumanier«). Eine Gesamtausgabe seiner Werke veranstaltete Toldy (Pest 1847, 6 Bde.); »Nachgelassene Werke« erschienen 1870 in 4 Bänden. Im Nationalmuseum zu Budapest ist das Denkmal des Dichters aufgestellt.

2) **Károly**, ungar. dramatischer Dichter, Bruder des vorigen, geb. 6. Febr. 1788 zu Téth im Raaber Komitat, machte 1805—1809 die Feldzüge in Italien und Deutschland mit, lebte dann in Wien und siedelte 1817 nach Pest über. Hier gab er von 1822 an den poetischen Almanach »Aurora« (9 Jahrgänge) heraus, machte sich durch seine Bühnenstücke zum Liebling des Publikums und starb 11. Nov. 1830. Mit K. beginnt die jetzige Ära des ungarischen Theaters. Er bewegt sich in allen seinen Arbeiten, ernster wie heiterer Natur, stets in den heimischen Grenzen. Seine Trauerspiele, wie: »Die Tataren in Ungarn« (Pest 1814), »Ilka oder die Einnahme von Belgrad« (Ofen 1819), »Stibor« (das. 1820) u. a., behandeln Episoden aus der ungarischen Geschichte, namentlich aus der Heroenzeit des Kampfes zwischen dem Heidentum und dem Christentum, zwischen diesem und dem Islam und endlich aus den Zeiten des innern Bürgerkriegs. Seine Lustspiele haben sämtlich das ungarische Volksleben zum Vorwurf; unter ihnen war »Student Matthias« lange Zeit ein Zugstück. Eine Sammlung seiner Werke veranstaltete Toldy (1831, 10 Bde.; 5. Aufl., Pest 1859, 8 Bde.). Eine Übersetzung mehrerer seiner dramatischen Arbeiten findet sich in Gaals »Theater der Magyaren« (Brünn 1820). Sein Leben beschrieb Bánóczi (Pest 1882).

Eine bleibende Erinnerung an die Brüder K., namentlich an Károly, ist die 1837 gegründete **Kisfaludy-Gesellschaft**. Der in 5000 Gulden bestehende Überschuß von einer Sammlung, um dem Verstorbenen zu Füred am Plattensee ein Denkmal zu setzen, ward nämlich zur Aussetzung von Preisen für ästhetische Abhandlungen und belletristische Arbeiten verwendet, und bald wuchs die Summe durch freiwillige Schenkungen und den Erlös aus den Werken Kisfaludys bedeutend an. Die Kisfaludy-Gesellschaft erweiterte dabei alljährlich den Kreis ihrer Mitglieder, und ihre Thätigkeit rief nicht nur durch die jährlich verteilten Preise viele gediegene Arbeiten hervor, sondern übte auch durch ihre Jahrbücher, ihr kritisches Journal »Szepirodalmi szemle«, die Herausgabe älterer und neuerer ungarischer Meisterwerke ꝛc. bedeutsamen Einfluß auf die Entfaltung der jungen ungarischen Litteratur aus. Außerdem lieferte sie gediegene Übersetzungen antiker und moderner Meisterwerke, namentlich der dramatischen Dichtungen von Shakespeare, Molière u. a., des Don Quichotte von Cervantes, und veröffentlichte Sammlungen von ungarischen und in Übersetzung von slowakischen und ruthenischen Volksliedern.

Kisil Irmak (**Kyzyl Irmak**, »roter Fluß«, der Halys der Alten), der bedeutendste Strom Kleinasiens, entspringt am Köſſedagh südöstlich von Tokat, fließt südwestlich, dann nordwestlich, nördlich und zuletzt nordöstlich, so daß sein ganzer Lauf einen großen Bogen beschreibt. Er mündet 80 km östlich von Sinope ins Schwarze Meer. Trotz seiner bedeutenden Länge (ca. 900 km) ist er für die Schiffahrt nicht geeignet.

Kis Kalessi (»Mädchenturm«), Turm an der asiat. Küste des Bosporus, bei Skutari, früher Leuchtturm, auch »Turm des Leander« genannt.

Kis-Kun-Félegyháza, s. Félegyháza.

Kislar-Aga (Kizlar-Agasi, Chadim-Agassi, türk.), einer der höchsten Hofbeamten des Sultans, mit dem Titel Muschir, das Oberhaupt der schwarzen Verschnittenen, denen er selbst angehört, führt die Oberaufsicht über die Odalisken und spielte ehedem eine sehr bedeutende Rolle auch in Staatsangelegenheiten, insofern er bei gewissen feierlichen Aufzügen selbst den höchsten Würdenträgern voranging. Heute beschränkt sich sein Einfluß nur auf die Haremsangelegenheiten des Sultans. Er ist zugleich Vorsteher aller kirchlichen Gebäude und milden Stiftungen.

Kislew (hebr.), der dritte Monat im bürgerlichen, der neunte im Festjahr der Juden, hat 30 Tage.

Kisljar, Bezirksstadt im Terekgebiet der russ. Statthalterschaft Kaukasien, links am Terek und an der Straße von Astrachan nach Derbent und Wladikawkas. Der Ort hat 4 griechisch-katholische und 4 armeno-gregorian. Kirchen, 6 Moscheen, eine Weinbauschule und (1879) 9257 Einw. 1730 wurde K. gegen die Überfälle der Gorzen befestigt, ist aber jetzt keine Festung mehr. Die Hauptbeschäftigung der Bewohner ist Garten- und namentlich Weinbau sowie Seiden- und Baumwollweberei. Der Wein von

K. gilt für sehr gut und findet seinen Hauptabsatz nach Nishnij Nowgorod.

Kislowodsk, geschleifte Festung im Terekgebiet der russ. Statthalterschaft Kaukasien, Kreis Pätigorsk, mit (1879) 1453 Einw., bekannt durch seine sehr heilkräftigen Eisenquellen, liegt in 880 m Höhe.

Kismaju, Hafenplatz an der ostafrikan. Küste, südlich von der Mündung des Dschubaflusses, eine Gründung (1869—70) der Desarguto- und Cablalla-Somal, wurde 1870 durch die Expedition der Gebrüder Rabaud unter französisches Protektorat gestellt, jedoch vom Sultan von Sansibar sogleich reklamiert. Der Ort zählte 1872 bereits 8000 Einw., meist Somal. Hier wurde 1. Dez. 1886 der Reisende K. Jühlke ermordet.

Kismet (arab.), die blinde Ergebung der Mohammedaner in die Fügungen des Schicksals.

Kison (Kischon), der hebr. Name des heutigen Nohr el Mukatta, der am Berg Tabor und dem Gilboagebirge seine Quellen hat, Sebulon und Isaschar von Manasse trennte und unweit Haifa in den Meerbusen von Ptolemais mündet.

Kiß, 1) Ernst, Freiherr von Elemér und Ittebe, ungar. General, geb. 1800 zu Temesvár im Banat, war bereits zum Obersten in einem österreichischen Husarenregiment avanciert, als er 1848 zu den Insurgenten übertrat. Die Kossuthsche Regierung ernannte ihn zum General und Feldmarschallleutnant und im Februar 1849 zum Landeskommandierenden, doch mußte sich K. nach der Kapitulation von Világos an Paskewitsch ergeben und ward 6. Okt. d. J. zu Arad standrechtlich erschossen.

2) August, Bildhauer, geb. 11. Okt. 1802 zu Pleß in Oberschlesien, ging 1822 nach Berlin, wo er an der Akademie und in Rauchs Atelier lernte und nach Schinkels Kompositionen die Reliefs für das Giebelfeld an der Nikolaikirche zu Potsdam ausführte. Im J. 1839 modellierte er die mit einem Tiger kämpfende Amazone, welche seinen Namen bekannt machte. Er führte sie 1842 für König Ludwig I. in Marmor aus, und später wurde sie in Bronzeguß von Fischer vor dem Museum in Berlin aufgestellt (s. Tafel »Bildhauerkunst VII«, Fig. 5). Die höchste menschliche Kraftäußerung der brutalen Gewalt des Angriffs eines wilden Tiers gegenüber hat der Künstler in ergreifender Weise zur Anschauung gebracht. 1847 ward zu Breslau die von K. modellierte und von Klagemann in Bronze ausgeführte Reiterstatue Friedrichs d. Gr. enthüllt. Den König Friedrich Wilhelm III. bildete K. zweimal in Bronze, einmal für Potsdam zu Fuß in Generalsuniform mit Mantel und unbedecktem Haupte, dann zu Pferd mit dem Lorbeerkranz für Königsberg (1851). Sechs weibliche allegorische Figuren zieren das Postament des Denkmals an den Ecken, während die Felder mit Reliefs aus der preußischen Geschichte geschmückt sind. Ferner schuf K. einen heil. Michael, der den Drachen besiegt, in Bronze, ein Geschenk König Friedrich Wilhelms IV. an seinen Bruder, den spätern Kaiser Wilhelm, zur Erinnerung an den von ihm gedämpften Aufstand in Baden (Schloß Babelsberg), eine kolossale Reiterstatue des heil. Georg als Drachentöter in Bronze (im Schloßhof zu Berlin), ein Standbild Beuths vor der Berliner Bauakademie sowie die Bronzefiguren für den Wilhelmsplatz in Berlin, welche sechs ältere Marmorstatuen ersetzten. Vier derselben, Keith, Zieten, Seidlitz und der Alte Dessauer, blieben unverändert; Winterfeld und Schwerin modellierte K. neu. Das einzige größere Marmorwerk, welches K. vollendete, ist ein Grabmonument für die Gräfin Henckel von Donnersmarck, welches sich an Rauchs Denkmal der Königin Luise anlehnt. Er starb 24. März 1865 in Berlin.

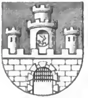
Kissabos, Gebirge, s. Ossa.

Kisselew, 1) Paul, Graf, russ. General und Minister, geb. 1788 aus einer alten Bojarenfamilie zu Moskau, trat früh in Militärdienste und machte den Feldzug von 1812 als Adjutant des Fürsten Bagration mit, nach dessen Tod er zum Flügeladjutanten des Kaisers Alexander I. ernannt wurde. Im Gefolge des letztern nahm er an dem Krieg in Deutschland und Frankreich teil, avancierte bis 1814 zum Obersten und erhielt 1817 mit dem Rang als Generalmajor den Posten eines Chefs vom Generalstab der zweiten Armee. Als solcher leitete er die Operationen im türkischen Feldzug von 1828, ward zum Generalleutnant und 1829 zum Befehlshaber des 4. Reservekavalleriekorps befördert. Nach dem Frieden ward er russischer Gouverneur der Moldau und Walachei und stellte daselbst eine geordnete Verwaltung her. 1833 erhielt er auch das Kommando des 6. Infanteriekorps, das dem durch die Heere des Vizekönigs von Ägypten bedrohten Sultan zu Hilfe eilen sollte, avancierte 1834 zum General der Infanterie und ward dann nach Petersburg berufen, um eine Stelle im Reichsrat einzunehmen und dem zur Reorganisation der Krondomänen niedergesetzten Komitee zu präsidieren. Am 1. Jan. 1838 zum Wirklichen Domänenminister ernannt, erwarb er sich große Verdienste um das Wohl der seiner Obhut anvertrauten 18 Mill. Kronbauern. Er gründete 1841 ein eignes »Journal der Reichsdomänen«, errichtete viele Schulen, Mustermeiereien 2c. und suchte insbesondere auf eine gerechtere Rechtspflege hinzuwirken. Im März 1839 ward er in den Grafenstand erhoben. 1856 ging er als Botschafter nach Paris, legte diese Stelle 1862 nieder, blieb aber in Paris, wo er 26. Nov. 1872 starb.

2) Nikolai Dmitriewitsch, russ. Diplomat, Bruder des vorigen, geb. 1800, widmete sich der diplomatischen Laufbahn, fungierte eine Reihe von Jahren als Legationssekretär bei der russischen Gesandtschaft in Berlin und ward 1838 Botschaftsrat in London und 1839 in Paris. Als der dortige russische Botschafter 1841 abberufen wurde, blieb K. als Geschäftsträger zurück und brachte eine Annäherung zwischen den Höfen von Petersburg und den Tuilerien zustande. Die Revolution von 1848 unterbrach diese Beziehungen und nötigte K. zu vollständiger Zurückhaltung, bis die Erhebung Ludwig Napoleons zum Präsidenten ihm wieder engere Beziehungen erlaubte. 1851 ward K. vom Kaiser Nikolaus zum Geheimrat mit dem Titel als Chef der Gesandtschaft zu Paris, 1853 aber zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister bei dem neuen kaiserlichen Hof ernannt. Infolge des Bruches zwischen Rußland und Frankreich verließ er 4. Febr. 1854 Paris; im Juni 1855 ward er außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister Rußlands zu Rom, 1864 beim König von Italien und starb 8. Dez. 1869 in Florenz.

Kissingen, Bezirksamtsstadt und berühmter Badeort im bayr. Regierungsbezirk Unterfranken, im anmutigen Wiesenthal der Fränkischen Saale, über die eine schöne Steinbrücke führt, und an der Linie Ebenhausen-K. der Bayrischen Staatsbahn, 208 m ü. M., hat eine evangelische und 3 kath. Pfarrkirchen, eine Realschule, ein Amtsgericht, ein Theater, Wagenfabrikation, Wein- und Obstbau, Sandsteinbrüche, Gas- und Wasserleitung, Kanalisation und (1885) 4024 meist kath. Einwohner. Wiewohl der Salzquellen von K. schon im 9. Jahrh. Erwähnung ge-

schieht, finden sich doch erst im 16. Jahrh. bestimmte Nachrichten über die medizinische Benutzung derselben, und erst in der Neuzeit unter der bayrischen Herrschaft schwang sich K. zu einem Kurort ersten Ranges empor. 1815 zählte das Bad noch nicht viel über 200 Kurgäste, 1886: 13,491. Nach Verschiedenheit ihrer chemischen Konstitution u. der dadurch bedingten Wirkungen zerfallen die zu therapeutischen Zwecken benutzten Quellen in eisenhaltige Kochsalzquellen (Rákóczy und Pandur), einen kochsalzhaltigen Säuerling (die Maxquelle) und die zwei an Chlornatrium und Kohlensäure reichen Solthermen (Solensprudel und Schönbornsprudel). Der Rákóczy, die berühmteste und am häufigsten benutzte Quelle, bekannt seit der ersten Hälfte des 18. Jahrh., entspringt in einer Tiefe von 4 m aus einem Gerölle von Sandstein und Basalt mit starkem Geräusch unter Entwickelung großer Gasblasen. Sein Wasser ist nicht ganz kristallhell und spielt ins Bläuliche; geschöpft ist es wegen der starken Gasentwickelung fast undurchsichtig und von einem säuerlich-salzigen, zusammenziehenden Geschmack. Beim Kochen des Wassers erscheint der eigentümliche Bromgeruch. Die Temperatur der Quelle ist 10,7° C. und erleidet durch den Wechsel der Jahreszeiten nur wenig Veränderung. Der Pandur, seit dem 16. Jahrh. unter dem Namen Badebrunnen bekannt, 24 Schritt östlich vom Rákóczy aus demselben Gestein mit gleicher Gasentwickelung entspringend, hat eine Temperatur von ebenfalls 10,7° C. Der Geschmack desselben ist reiner bittersalzig, kohlensäurehaltiger und reizender, daher für zarte Geschmacksnerven angenehmer als der des Rákóczy. Die Quelle ist so wasserreich, daß sie täglich bis 1600 Bäder mit Wasser versorgen kann, wird aber seit allgemeiner Verwendung der Sole des Schönbornsprudels fast ausschließlich zum Trinken benutzt. Der Maxbrunnen, dem Kurhaus und dem Arkadenbau gegenüber, entspringt in 4 m Tiefe aus einer Felsenspalte mit einem leise knisternden Geräusch, das durch die zahllos aufsteigenden weißlichen Gasbläschen verursacht wird. Das Wasser ist kristallhell, perlend; sein Geschmack ist angenehm säuerlich und prickelnd. Die Temperatur desselben beträgt 10,4° C. Der Maxbrunnen konnte in den letzten Jahren wegen Zutritts von süßem Wasser fast gar nicht benutzt werden, bis man ihn im Buntsandstein neu aufsuchte und von neuem faßte, so daß er jetzt wieder ganz seine frühern heilkräftigen Wirkungen äußert. Der Theresienbrunnen, in der Nähe von Hausen, wird seit der Schwächung desselben durch Tieferbohren des Schönbornsprudels nicht mehr benutzt. Der höchst merkwürdige Solensprudel, von den übrigen Mineralquellen eine gute Viertelstunde nördlich gelegen, entspringt aus dem Buntsandstein in einer Tiefe von über 100 m und zeichnet sich durch ein eigentümliches periodisches Steigen und Fallen und eine ähnliche wachsende Ausströmung von kohlensaurem Gas aus. Man erklärt diese Naturerscheinung durch eine von Zeit zu Zeit erfolgende Entbindung von kohlensaurem Gas in der Tiefe, wodurch die Quelle gehoben wird und nach Entladung desselben wieder fällt, bis neue Entbindungen dieses Gases ein neues Steigen verursachen. Die Sole selbst ist frisch geschöpft von einem sehr salzigen, schwach eisenartigen, prickelnden Geschmack; ihre Temperatur beträgt 18° C., ihre Wassermenge 4 cbm in der Minute. Die Menge des beim jedesmaligen Steigen des Sprudels auf die Oberfläche gelangten freien kohlensauren Gases beträgt etwa 1,2–1,5 cbm. Dasselbe wird zu Gasbädern benutzt, die in dem sogen. Salinen- oder Gasbad, das unmittelbar über dem mit einer Glaskuppel überwölbten Sprudel erbaut ist und zahlreiche Kabinette enthält, verabreicht werden. Etwa 3 km von K. entfernt, zwischen Dorf und Kloster Hausen, quillt der Schönbornsprudel (20° C.), zugleich eine zweite kohlensaure Gasquelle, die ihre Entstehung ganz wie der Solensprudel der tiefern Abteufung des frühern Salinenbohrlochs verdankt (1831). Sie bietet dasselbe Phänomen des Siedens und Wallens dar wie jener, nur mit noch stärkerer Mächtigkeit, während die Erscheinungen des Intermittierens fehlen. Die Sole beider Thermen, die untereinander im genauen Zusammenhang stehen, findet gegenwärtig nur noch für das Salinenbadehaus und die Badeanstalten zu K. Verwendung. Die chemischen Bestandteile der drei Hauptquellen Kissingens sind nach Liebigs Analyse (1856) in 1 Liter:


Wappen von Kissingen.

Bestandteile		Rákóczy	Pandur	Maxbrunnen
Chlorkalium	Proz.	0,875	0,236	0,146
Chlornatrium	"	5,860	5,800	2,167
Chlorlithium	"	0,120	0,118	0,001
Chlormagnesium	"	0,303	2,808	0,062
Bromnatrium	"	0,008	0,007	—
Jodnatrium	"	Spuren	Spuren	—
Salpetersaures Natron	"	0,009	0,006	0,066
Schwefelsaure Magnesia	"	0,583	0,574	0,236
Schwefelsaure Kalkerde	"	0,374	0,386	0,133
Phosphorsaure Kalkerde	"	0,006	0,005	0,004
Kohlensaure Kalkerde	"	1,016	0,974	0,376
Kohlensaures Eisenoxydul	"	0,030	0,025	—
Kieselsäure	"	0,013	0,004	0,009
Ammoniak	"	0,001	0,004	—
		8,195	7,835	3,439
Freie Kohlensäure in 1 Liter = 1000 ccm		ccm 1392,38	ccm 1605,60	ccm 1396,0

Die Wirkung der Kissinger Mineralquellen beruht vorzugsweise auf ihrem Gehalt an Chlornatrium (Kochsalz), in Verbindung mit Eisen, und ihrem Reichtum an Kohlensäure und äußert sich durch Anregung der Funktionen der Schleimhäute, gelinde Erregung der Darmthätigkeit, Steigerung des Appetits, Beschleunigung des Blutlaufs, also Beförderung des Stoffwechsels. Daher werden dieselben sowohl innerlich (als Getränk), wie äußerlich (in Form von Bädern) mit vielem Erfolg angewendet bei krankhaften Vorgängen des Verdauungsprozesses im allgemeinen (insbesondere Magenkatarrh), bei Skrofulosis, krankhaften Vorgängen im Pfortadersystem (insbesondere Hämorrhoidalkrankheiten), bei Gicht, krankhaften Zuständen des vegetativen Nervensystems und ihren Folgen (Hypochondrie, Hysterie), bei Schwäche und atonischem Zustand des Nerven- und Gefäßsystems (der Organe des Unterleibs), bei chronischem Rheumatismus und Katarrh, Augen- und Gehörleiden, Rotlauf, Krankheiten der Schleimhaut der Respirationsorgane, des Herzens, der Leber und Milz, der Niere und der Blase, ferner bei Geschlechtskrankheiten, krankhaften Zuständen der Haut (Flechten und flechtenartigen Ausschlägen), bei unterdrückten oder zurückgetretenen Krankheitsvorgängen, Nachkrankheiten u. psychischen Krankheiten. Dagegen ist der Gebrauch der Kissinger Salzquellen zu widerraten (zum Teil absolut schädlich) bei Individuen, wo das arterielle, das Herz- und

Lungensystem vorherrscht, wo arterielle Kongestionen zur Brust, namentlich zu den Lungen, stattfinden, wo die Anlage zu Krankheiten der Lungen gegeben ist oder diese bereits erkrankt sind, endlich bei wirklichen, im Entstehen begriffenen oder ausgebildeten, schnell verlaufenden entzündlichen Zuständen irgend eines Organs. Die Badeeinrichtungen in K. sind mustergültig. Es bestehen drei größere Badeanstalten für Solbäder, aufs komfortabelste eingerichtet, das schon erwähnte königliche Salinenbadehaus (Gasbad) über dem Solensprudel, das Badehaus am königlichen Kurhaus und die 1869 eröffnete großartige Aktienbadeanstalt (mit 120 Badezellen), nach dem Vorbild des Badehauses für kohlensaure Solbäder, Pandurbäder und Moorbäder eingerichtet. Die beiden letztern Anstalten beziehen die Sole aus dem Schönbornsprudel, und die Solbäder können in Form von Wellen- oder Strahlbädern gegeben werden; sodann sind ausgiebige Douchevorrichtungen sowie ein Dampfbad vorhanden. Seit 1886 hat K. auch eine Heilanstalt für skrofulöse und rhachitische Kinder. Die königlichen Badeanstalten sind von 1876 an samt Kurhaus, Wasserversendungsgeschäft für K., Bocklet und Brückenau (jährlich 5—600,000 Flaschen und Krüge) nebst den dazu gehörigen Lokalitäten auf 25 Jahre an den Hofrat Streit zu Würzburg für den Jahreszins von ca. 30,000 Mk. verpachtet. Das Mineralwasser ward bereits im 17. Jahrh. in Krügen versendet. Die Lage des Kurorts ist sehr gesund, das Klima von mäßig erregendem, tonisierendem Einfluß; die Sommertemperatur beträgt im Mittel 17—19° C. Die nahen, mit schönen Promenadenwegen versehenen Wälder gestatten reichlichen Genuß der Waldluft. Als Nachkur für K. werden die Bäder von Bocklet und Brückenau empfahlen. 1849 ward in einer Tiefe von 605 m ein Steinsalzlager entdeckt, doch ist die frühere Salzsiederei eingestellt. Auch Bitterwasser wird neuerlich in K. gewonnen. Vgl. Balling, Die Heilquellen und Bäder zu K. (8. Aufl., Frankf. 1876); Sotier, Bad K. (2. Aufl., Leipz. 1883); Werner, K. und Umgebung (3. Aufl., Kissing. 1883); Diruf, K. und seine Heilquellen (5. Aufl., das. 1884); Jsing, Die Heilmittel des Kurortes K. (3. Aufl., Meining. 1885).

K., unter dem Namen Kizziche schon im 9. Jahrh. vorkommend, war bis 1291 Besitztum der Grafen von Henneberg (vgl. Botenlauben), kam dann durch Heirat an verschiedene Dynasten und ging 1394 durch Kauf an das Hochstift Würzburg über, mit dem es an Bayern fiel. Am 10. Juli 1866 bildete K. den Schauplatz eines blutigen Gefechts zwischen den Bayern und Preußen. Die bayrische Armee hatte nach dem Rückzug aus Thüringen die Fränkische Saale von Waldaschach bis Hammelburg in einer Länge von über 20 km besetzt; das wichtige und zur Verteidigung sehr geeignete Defilee bei K. war von 2 Regimentern (dem 11. und 15.) und dem 5. Jägerbataillon der Division Zoller besetzt; alle Übergänge waren abgebrochen, die steinerne Brücke verbarrikadiert. Die Brigade Kummer rückte als Vorhut der preußischen Division Goeben auf K., die Brigade Wrangel nach dem Altenberg zu. Dieser wurde unbesetzt gefunden, durch den Übergang über die Saale bei der Lindelsmühle der Feind in der linken Flanke umgangen und durch den gleichzeitigen Frontangriff zur Räumung Kissingens gezwungen. Kurz nach Mittag wurde auch der letzte Punkt, der Kirchhof, von den Preußen erstürmt. Die Bayern, durch die Division Feder verstärkt, nahmen eine neue Stellung auf dem Sinnberg. Auch dieser ward am Nachmittag genommen, und preußischerseits hielt man den Kampf für beendet, als am Abend gegen 6½ Uhr die ermüdete Brigade Wrangel von frischen Bataillonen der Division Stephan bei Nüdlingen angegriffen ward. Wrangel zog sich zuerst auf die Höhen bei Winkels zurück, sammelte hier jedoch seine Truppen und rückte dann gegen den Feind vor, welchen er nach hartem Kampf zum Weichen brachte. Die Bayern verloren im ganzen 52 Offiziere, 1200 Mann, die Preußen 36 Offiziere, 861 Mann. Vgl. v. Goeben, Das Gefecht bei K. (2. Aufl., Darmst. u. Leipz. 1880). Am 13. Juli 1874 fiel in K. das Attentat des Fanatikers Kullmann gegen den Fürsten Bismarck vor, woran seit 1877 eine Bronzestatue des Fürsten in den Anlagen erinnert.

Kißling, Leopold, Bildhauer, geb. 1770 zu Schöneben in Oberösterreich, arbeitete erst als Tischler und besuchte seit 1794 die Akademie. 1807 erhielt er die Mittel zu einem sechsjährigen Aufenthalt in Rom, wo er antike Bildhauerwerke in Thon, Gips und Marmor nachbildete und nach eignen Entwürfen einen Hymen, einen Ganymed in Marmor und die Gruppen: Merkur, die Psyche zum Olymp entführend, und Mars, Venus und Amor ausführte. Die letztere, sein bedeutendstes Werk, befindet sich im Belvedere zu Wien. Es ist eine Allegorie auf Napoleons I. Vermählung mit Maria Luise. Nach seiner Rückkehr schuf er in Wien das Grabmal Cobenzls, eine Büste der Fürstin Kinsky, die Büste des Kaisers für Brünn, eine Büste des Erzherzogs Karl im Stift St. Florian, das Denkmal des Freiherrn v. Dalberg &c. K. starb 1827 in Wien.

Kissybion (griech.), der meist einhenkelige Hirtenbecher der Alten aus Epheuholz.

Kis-Szeben (spr. kisch-ßē-, Klein-Zeben), königliche Freistadt im ungar. Komitat Sáros, an der Tarcza und der Kaschau-Orlóer Bahnlinie, mit kath. Gymnasium, (1881) 2525 Einw., Papierfabrik und starkem Obstbau.

Kiste, Maß für gewisse Waren, Gewicht oder Zahlmaß nach Usance, z. B. für Mineralwasser = 100 Flaschen, bei französischem Rotwein = 48 Flaschen, in England für Thee = 38 kg, für Opium = 70 bis 75 kg, in Holland für Genever = 15 Flaschen, in Antwerpen = 12 Flaschen, in Marseille für Wein = 25 Flaschen, bei Weißblech = 225 Tafeln, bei Fensterglas = 120 Tafeln.

Kiste (griech.), s. Cista.

Kisten, Volk, s. Tschetschenzen.

Kistenbau, Schutzbau an Flußufern, welcher darin besteht, daß man Pfähle (Kistenpfähle, Kistenreihe) reihenweise längs des Ufers einrammt und zwischen dieselben Buschholz befestigt.

Kistengräber, s. Gräber, prähistorische.

Kistenrosinen, s. Jubis.

Kistenzucker, s. Traubenzucker.

Kistluke, der vordere Eingang zum Schiffsraum.

Kistna (sanskr. Krischnâ), einer der Hauptflüsse der Halbinsel Vorderindien, entspringt unter 18° 1' nördl. Br. und 73° 41' östl. L. v. Gr., 1252 m ü. M., fließt in südöstlicher Richtung über Satara, weiterhin mit starkem Gefälle in tief eingeschnittenem Flußbett und empfängt links die von NO. kommende Bhima, rechts die von SW. kommende Tangabadra. Nach Aufnahme derselben behält er langsamern Laufs die Richtung nach NW. bei bis zum Durchbruch durch die Ostghats und eilt dann in südöstlicher Richtung dem Indischen Meer zu. Bei Bezwada beginnt die Deltabildung, die Mündung erfolgt südwestlich von Masulipatam. Die Länge des sehr gekrümmten Laufs beträgt 1280 km. Für die Schiff-

fahrt nutzlos, werden die Wasser im Delta durch umfassende Bewässerungswerke verteilt. Mit der Godaweri ist die K. durch einen schiffbaren Kanal verbunden, ein andrer, der Buckinghamkanal, geht südwärts zum Penner und von da über Madras zum Palar, während am Mittellauf die Tangabadra durch den Karnulkanal mit dem Penner in Verbindung steht.

Kistophoren (griech.), Münzen, s. Cistophoren.

Kist-vaen, s. Gräber, prähistorische.

Kis-Ujszállás (spr. kisch-ujsallasch), Stadt im ungar. Komitat Jász-N.-Kun-Szolnok, an der Ungarischen Staatsbahn (Czegléd-Debreczin), mit reform. Gymnasium und Bezirksgericht, äußerst ergiebigem Feld- und Weinbau und (1881) 11,083 ungarischen, meist reform. Einwohnern.

Kisvárda (spr. kischwarda), Markt im ungar. Komitat Szabolcs und Station der Ungarischen Nordostbahnlinie Nyiregyháza-Ungvár, mit (1881) 5006 ungar. Einwohnern, Bezirksgericht und Tabakseinlösungsamt.

Kit., bei botan. Namen Abkürzung für Paul Kitaibel, geb. 1757, gest. 1817 als Professor zu Pest. Flora Ungarns (mit Waldstein-Wartenberg).

Kita, Fort und Handelsposten in der franz. Kolonie Senegal, 1250 km südöstlich von St.-Louis, mit dem es in telegraphischer Verbindung steht. 1881–1883 auf einem 600 m hohen Felsen erbaut, ist K. das stärkste Fort in ganz Senegal, welches sämtliche hier sich kreuzende Straßen beherrscht, und zugleich Gesundheitsstation für die französischen Soldaten.

Kitaiskaja Sloboda, Ort, s. Maimatschin.

Kitchener (engl., spr. kittschener), Kochopporot.

Kitchener (spr. kittsch-), H. H., engl. Ingenieuroffizier, welcher 1877 die 1872 begonnene und namentlich vom Leutnant Conder geförderte Aufnahme von Palästina westlich des Jordans zu Ende führte. Von Conder wurden ungefähr 15,500 qkm, von K. deren 3500 aufgenommen. 1878–82 war K. mit einer trigonometrischen Aufnahme der Insel Cypern beschäftigt, welche 1885 im Maßstab von 1 : 63,300 veröffentlicht wurde. Neuerdings (1886) war er Mitglied der internationalen Kommission zur Festsetzung der Ansprüche Sansibars und Deutschlands an der Ostküste von Afrika.

Kithăra, ein der Sage nach von Apollon erfundenes Saiteninstrument der alten Griechen, das besonders bei feierlichen Gelegenheiten in Anwendung kam, während die Lyra (s. d.) mehr im Alltagsleben gebraucht wurde. Von der letztern unterschied sie sich durch den zugleich als Resonanzkörper dienenden Fuß, der sich aufwärts in zwei ebenfalls hohle Arme verlängerte; die Zahl der Saiten schwankte zwischen 3 und 10 (vgl. die Abbildungen). Eine besondere Gattung der K. scheint die Phorminx gewesen zu sein. Den Namen nach sind auf die K. zurückzuführen die Guitarre (Chitarra), Chitarrone und die Zither.



Formen der Kithara.

Kitharodie, bei den Griechen der von Saiteninstrumenten begleitete Gesang.

Kithăron, rauhes, einförmiges Waldgebirge im alten Griechenland, die Nordgrenze von Megaris und Attika gegen Böotien bildend, ein vielbesungener Schauplatz aller Jäger- und Hirtensagen; jetzt Elateas genannt, bis 1410 m hoch. Auf dem höchsten Gipfel südwestlich von Platää, der dem kithäronischen Zeus geheiligt war, wurden die Dädalischen Feste begangen. Die südwestliche Fortsetzung des K. zum Parnes hin hieß das Öneische Gebirge. Die Höhen waren, wie noch heute, mit Tannen und Fichten, die Abhänge mit Eichen, wilden Oliven, Johannisbrotbäumen bestanden. Die Hauptgewässer des K. waren gegen N. der Oëroë und der Asopos, im S. der Kephisos. An seinen Südfuß verlegte die Sage den Geburtsort des Bakchos, Eleutherä.

Kithim, s. Chittim.

Kition (lat. Citium), eine der alten Hauptstädte von Cypern, an der Südostküste, von phönikischer Gründung, blühend durch Handel und Schiffahrt, hatte während der persischen Periode eigne Könige und hielt während der griechischen Kämpfe viele Belagerungen aus. K. ist Geburtsort des Philosophen Zenon und Sterbeort Kimons. Jetzt steht an seiner Stelle das Dorf Kiti oder Kitin, 11 km südwestlich von Larnaka.

Kitool (Kittul), s. Arenga und Caryota.

Kitros, Ort im europäisch-türk. Sandschak Serfidsche, dem alten Pierien, an der Westküste des Meerbusens von Salonichi und auf den Ruinen der alten Stadt Pydna gelegen, mit ca. 800 Einw. Südlich von K. ist das Schlachtfeld, auf welchem 168 v. Chr. der letzte makedonische König Perseus von Ämilius Paullus besiegt und der Untergang der makedonischen Herrschaft entschieden wurde.

Kitschbaum, s. Padus.

Kitt, eine Substanz, welche, im flüssigen oder breiartigen Zustand zwischen gleichartige oder ungleichartige Flächen gebracht, diese nach dem Erstarren fest miteinander verbindet und dabei den Einflüssen, denen der gekittete Gegenstand ausgesetzt zu sein pflegt, hinreichend widersteht. Die aneinander zu kittenden Flächen sind stets sorgfältig zu reinigen, namentlich von jeder Spur Fett zu befreien, und dann nicht mehr mit den Händen zu berühren. Der K. ist in möglichst gleichmäßiger, dünner Schicht aufzutragen, und falls er warm angewandt werden muß, sind die zu verkittenden Gegenstände mindestens auf dieselbe Temperatur zu bringen, auch dürfen dieselben nicht vor dem völligen Erhärten des Kittes in Gebrauch genommen werden. Die Ölkitte bestehen aus Leinöl oder Leinölfirnis, mit Bleiglätte, Mennige und erdigen Substanzen gemischt; sie sind luft- und wasserdicht, erhärten etwas langsam, werden aber endlich sehr fest und sind ziemlich dauerhaft. Man benutzt sie besonders zum Verbinden von Röhren, zum Kitten von Porzellan und Stein ꝛc. Zum Dichten von Dampfleitungsröhren mischt man Bleiweiß, Bleiglätte oder Mennige und Leinöl mit einem Hammer zu einer steifen Masse, bestreicht einen Bleiring auf beiden Seiten messerrückendick mit dem K. und legt ihn zwischen die Flantschen. Man kann den K. auch dünner machen, einen Hanfzopf damit tränken und diesen zwischen die Flantschen legen. In allen Fällen muß der K. reine Metallflächen berühren. Zum Einkitten von Glas in Metallhülsen benutzt man denselben K., muß aber die gekitteten Stücke einige Tage hindurch erhitzen. Zur Bereitung des Mastic Serbat reibt man 50 Teile Zinkoxyd und 50 Teile schwefelsaures Bleioxyd mit 36 Teilen Leinöl

zusammen, fügt 100 Teile gemahlenen Braunstein und 100 Teile Englischrat hinzu, stößt die Masse 12 Stunden in einem gußeisernen Mörser und fügt allmählich noch 100 Teile Braunstein und 100 Teile Englischrot hinzu. Die Masse muß sich, ohne zu brechen, zwischen den Fingern rollen lassen. Aus gelöschtem Kalk, Roggenmehl und Leinölfirnis erhält man einen K., der für Holzfugen u. dgl. sehr geeignet ist. Der ähnliche *Graphitzement* besteht aus Graphit, an der Luft zerfallenem gebrannten Kalk, schwefelsaurem Baryt und gekochtem Leinöl. Der *Diamantmetallkitt* enthält außerdem Bleiglätte und Schlämmkreide. Der *Mastixzement* wird aus gemahlenem Kalk und Sandstein, Bleiglätte und Leinöl zur Konsistenz van feuchtem Sand angemacht und in Steinfugen ꝛc. gestampft aber in Farmen gepreßt. Der Mennigkitt soll durch eine Mischung von 6 Teilen Graphit, 3 Teilen zu Pulver gelöschtem Kalk, 3 Teilen schwefelsaurem Baryt und 3 Teilen gekochtem Leinöl weit übertraffen werden. Glaserkitt besteht aus Schlämmkreide und Leinölfirnis, erstarrt schneller bei Zusatz von etwas Bleiglätte, Zinkweiß oder Mennige.

Harzkitte bestehen aus Harzen, die geschmolzen angewandt werden, aber aus Harzlösungen, die durch Verdunsten des Lösungsmittels erstarren. Sie sind sehr widerstandsfähig gegen Wasser und Säuren, eignen sich besanders zum Kitten van Glas, Parzellan, Thon, Leder, Halz ꝛc., zum Verschließen van Steinfugen, halten aber in der Regel keine große Wärme aus. Um Bernstein und Schildpatt zu kitten, schmelzt man gleiche Teile Mastix und Leinöl zusammen. Ein wasserdichter Leim für Halz auf Halz besteht aus einer dicken Auslösung van Schellack mit Alkohal, mit welcher man beide Flächen bestreicht. Beim Zusammenfügen legt man ein Stückchen van zartem Flor dazwischen. Metall auf Holz kittet man mit einer heißen Mischung van 4 Teilen gelbem Harz, 1 Teil schwarzem Pech, 2 Teilen Wachs und 1 Teil Ziegelmehl. Zur Befestigung von Glas in Metallhülsen dient eine Mischung von 8 Teilen Kalophonium, 2 Teilen weißem Wachs, 4 Teilen Englischrat und 1 Teil venezianischem Terpentin. Schellack, vorsichtig mit seinem gleichen Gewicht Bimssteinpulver aber Kieselgur zusammengeschmalzen, gibt einen trefflichen K. für Glas auf Metall, Metall auf Holz aber Parzellan. Schellack, mit Mastix und etwas Terpentin zusammengeschmalzen, liefert einen guten Glas- und Porzellankitt. Um Messer in den Heften zu befestigen, füllt man letztere mit einem Pulver aus 1 Teil Ziegelmehl und 2 Teilen Kalaphonium, erhitzt die Angel der Klinge und stößt sie hinein. Dieser K. ist auch brauchbar, um die Fugen in Holzgefäßen zu verschließen ꝛc. Der *Seeleim* (*Marineleim*) wird erhalten, indem man 1 kg Kautschuk in 50 Lit. Schwefelkohlenstaff löst, ein gleiches Gewicht Schellack hinzusetzt und unter Erwärmen die Masse gleichförmig macht. Statt des Schwefelkohlenstoffs kann man auch gereinigtes Steinkahlenteeröl anwenden und davon so viel nehmen, daß der K. flüssig wird. Er dient zum Aneinanderleimen der Hölzer, zum Anbalzen von Zimmerwerk mit Halz oder Eisen, zum Kalfatern der Schiffe, zum Ausfüllen van Rissen und Spalten in Holz, Mauerwerk ꝛc. Mit der flüssigen, auf etwa 140° erhitzten Mischung überstreicht man Metalle, Holz, Leinwand, Taue, Ziegel, Röhren, Papiere ꝛc. Der Seeleim widersteht der Temperatur in allen Jahreszeiten und besitzt eine sehr große Festigkeit.

Leimkitte. Zum Kitten von Holz auf Glas, Metall, Stein ꝛc. mischt man sirupdicke Leimlösung mit sa viel Holzasche, daß eine firnisähnliche Masse entsteht, die warm verwendet werden muß. Kacht man 2 Teile Leim mit Wasser zu starker Konsistenz und setzt 1 Teil Leinölfirnis zu, so erhält man eine Masse, die sich zum Verkitten der Fugen in Halzgefäßen und zum Kitten von Metall auf Glas eignet. Um Leder auf Metall zu befestigen, bestreicht man ersteres mit einer heißen Galläpfelabkachung, letzteres mit Leim und drückt beides fest zusammen. *Gummikitt* aus 4 Teilen arabischem Gummi und 16 Teilen weißem gebrannten Gips eignet sich zum Kitten feiner Parzellanwaren, widersteht aber der Nässe nicht. Zur Darstellung des Diamantkitts löst man 2 Teile Hausenblase in 16 Teilen wässerigem Alkohol, vermischt die heiße Flüssigkeit mit einer Lösung van 1 Teil Mastix in 16 Teilen Alkohol und fügt noch ⅓ Teil Gummi ammoniacum hinzu. Der Diamantkitt eignet sich zum Kitten von Glas und Porzellan, er haftet nicht auf Metall und widersteht auch der Nässe nicht. Man kann ihn in einer gut verschlassenen Flasche lange aufbewahren und erwärmt ihn bei jedesmaligem Gebrauch. *Crystal-Palace-K.* wird erhalten, indem man zerschnittene wasserhelle Gelatine mit etwas konzentrierter Essigsäure in einem Porzellanschälchen erwärmt, bis eine dickflüssige, gleichmäßige Masse entstanden ist, die in verschlossenen Gefäßen aufbewahrt und zum Gebrauch jedesmal durch Einstellen des Gefäßes in heißes Wasser geschmolzen werden muß. Man streicht sie dann auf die erwärmte Bruchfläche und läßt diese fest aneinander gedrückt 12—14 Stunden ruhig liegen. Sehr vielseitig verwendbar ist ein K. aus fein gepulverter Bleiglätte und Glycerin. Er erhärtet schnell, wird steinhart und widersteht sehr gut dem Wasser und den Säuren. Man benutzt ihn auf Holz, Glas, Porzellan, Stein und Metall, besanders zum Befestigen von Eisen auf Eisen, Eisen in Stein ꝛc. Ein vielfach brauchbarer Metallkitt wird aus Stärkemehl und Chlorzinklösung erhalten. *Kasein- und Eiweißkitte.* Ein zäher Brei aus 4 Teilen altem magern Käse, 1 Teil zu Pulver geläschtem Kalk und wenig Wasser eignet sich zum Kitten von Porzellan, von Glas auf Metall ꝛc. Eine Lösung von möglichst fettfreiem Käsestoff in dem sechsfachen Gewicht einer kanzentrierten Wasserglaslösung liefert ebenfalls guten K. Eine Lösung von gereinigtem, fettfreiem Käsestoff in der doppelten bis vierfachen Menge einer kalt gesättigten Boraxläsung kann statt Klebleim aber Mundleim, überhaupt als Ersatzmittel des Leims in der Kunsttischlerei und Portefeuillefabrikation benutzt werden. Alle diese Kitte widerstehen wenig der Feuchtigkeit und verlieren allmählich durch Zersetzung des Käsestoffs ihre Bindekraft. Zum Verkitten van Destillationsapparaten dient ein K. aus 3 Teilen Leinkuchenmehl, 2 Teilen Raggenmehl und Wasser. *Wasserglas* (von 30 Proz.) eignet sich recht gut zum Kitten van Parzellan, muß warm aufgetragen werden, widersteht aber nicht der Nässe. Gesprungene Glasflaschen oder irdene Krüge kittet man mit Wasserglas; man erwärmt das Gefäß, verschließt es dann luftdicht, streicht das Wasserglas van außen auf die Risse, läßt erkalten und spült, wenn das Wasserglas nach einigen Tagen getrocknet ist, mit Kalkwasser und dann mit reinem Wasser aus. Eine sehr haltbare Mischung zum Ausfüllen der Fugen und zum Kitten van Stein wird erhalten, wenn man das Wasserglas mit hydraulischem Kalk zum Brei mischt. Die Masse erhärtet sehr schnell und darf deshalb nur in geringen Quantitäten angefertigt wer-

den. Ein K. aus Wasserglas, Kreide und Zinkstaub haftet sehr fest an Metallen, Stein und Holz. **Thonkitte** dienen hauptsächlich zum Dichten und Verkitten. Der gewöhnliche Ofenkitt wird aus Lehm und Salzwasser angemacht. Ofenkitt, der keine Sprünge bekommt und nicht aus den Fugen herausfällt, bereitet man aus einem zwei Faust großen Stück nicht zu fetten Lehms, indem man denselben mit einem Bogen grauem, grobem und mit Milch angefeuchtetem Löschpapier gleichmäßig durchknetet, 15 g Kochsalz und 15 g Eisenvitriolpulver hinzusetzt und ihm mit Milch die gehörige Konsistenz gibt. Den Teerthonkitt für Salzsäureapparate in den Sodafabriken erhält man durch Zusammenkneten von dickem Steinkohlenteer mit so viel fein gepulvertem feuerfesten Thon oder Pfeifenthon, als sich einverleiben läßt, und fleißiges Schlagen mit dem Hammer. Er wird mit mäßig erwärmten Eisenstücken in die zu dichtende Fuge eingestemmt, gibt völlig dichte, säurefeste Verbindung und wird mit der Zeit sehr hart. Einen vorzüglichen **Zementkitt**, der langsam erstarrt, große Härte annimmt und die teuren feiten Kitte ersetzen kann, erhält man aus fein gesiebtem Zement, mit 25 Proz. feinem Ziegelmehl und saurer Milch zu einem zähen Teig angemacht; derselbe eignet sich zum Verkitten der Fugen an Brunnenkasten, zum Verkitten der Steinaufsätze an den Siedekesseln der Seifensieder und Färber ꝛc. Zement haftet auf Holz und Stein besser, wenn dieselben vorher mit etwas verdünnter Wasserglaslösung angestrichen wurden. **Rostkitte.** Zum Verkitten von Fugen zwischen Eisen dient eine Mischung von 100 Teilen rostfreien Feil- oder Bohrspänen, welche gepulvert und gesiebt wurden, ¾ Teil Salmiak und ½ Teil Schwefelblumen. Man befeuchtet diese Substanzen mit Essig, knetet und schlägt sie so lange, bis die Masse fest und brüchig geworden ist, bringt diese dann in die rost- und fettfreien Fugen, treibt sie mit Hammer und Stemmeisen gut ein, wobei sie wieder feucht wird, und läßt alles zwei Tage ruhig stehen. Bei sehr weiten Fugen nimmt man einen K. aus 3 Teilen gebranntem Gips, 2 Teilen Eisenfeilspänen, 1 Teil Hammerschlag und 1 Teil Kochsalz, fein gepulvert und mit Ochsenblut zu einem steifen Teig angemacht. Zum Verkitten von Eisen in Stein dient ein Brei aus 3 Teilen Gips, 1 Teil Eisenfeile und Wasser. Luftdichte Ofenthüren verkittet man mit einem Teig aus 120 Teilen Eisenfeile, 2 Teilen Salmiak, 8 Teilen Feldspat, 1 Teil Schwefelblumen und Wasser. Einen feuerfesten Eisenkitt für Röhren, welche im Feuer liegen, erhält man aus 4 Teilen Eisenfeilspänen, 2 Teilen Thon, 1 Teil Scherben von hessischen Tiegeln, mit gesättigter Kochsalzlösung zu einem Brei angerührt. Vor dem Anfeuern muß der K. gut trocknen. Einen feuerfesten Eisenkitt zum Ausstreichen von Fugen bereitet man aus grober Eisenfeile, Lehm, Salz, Sand und Kuhhaaren, mit frischem Blut gemischt. Auch dieser K. muß sehr langsam trocknen, ehe gefeuert wird.

Porzellan und Glas kann man ziemlich dauerhaft Gegenstand getrocknet ist, entfernt man vorsichtig den überflüssigen K. und erhitzt ihn in einer Muffel oder in einem unglasierten irdenen Topf mit Deckel bis zum Schmelzen des Glasflusses. Vgl. Lehner, Die Kitte und Klebmittel (Wien 1877).

Kittel, Johann Christian, Organist und Komponist, geb. 18. Febr. 1732 zu Erfurt, war einer der letzten Schüler von Sebastian Bach, wurde Organist in Langensalza und 1756 in Erfurt, wo er 18. Mai 1809 starb. Als Virtuose auf seinem Instrument sowie in seinen Kompositionen für dasselbe zeigte er sich als würdiger Schüler seines großen Meisters und war mit Erfolg bestrebt, die Traditionen desselben durch seine eignen Schüler fortzupflanzen. Großen Ruf erwarb er sich durch sein Werk »Der angehende Organist« (Erf. 1801, 3 Bde.), durch seine »Präludien« und sein »Neues Choralbuch« (Altona 1803).

Kittery, Stadt im nordamerikan. Staat Maine, an der Mündung des Piscataqua, Portsmouth gegenüber, mit Schiffswerfte der Vereinigten Staaten und (1880) 3230 Einw.

Kittfuchsfelle, s. Fuchsfelle.

Kittlitz, Friedrich Heinrich, Freiherr von, Naturforscher und Reisender, geb. 16. Febr. 1799 zu Breslau, nahm an den Freiheitskriegen teil und diente dann im Heer weiter, begleitete 1826—29 die Lütkesche Weltumseglung und beschrieb deren ornithologische Ergebnisse. Seit 1849 lebte er in Mainz, wo er 10. April 1874 starb. Er lieferte ausgezeichnete naturhistorische Illustrationen, so die »Kupfertafeln zur Naturgeschichte der Vögel« (Frankf. 1832); »24 Vegetationsansichten von den Küstenländern und Inseln des Stillen Ozeans« (mit Text, Wiesb. 1845—1852); »Vegetationsansichten aus den westlichen Sudeten« (Frankf. 1854); »Naturszenen aus Kamtschatka« ꝛc. Auch schrieb er: »Bilder vom Stillen Ozean« und »Denkwürdigkeiten einer Reise nach dem russischen Amerika, nach Mikronesien und durch Kamtschatka« (Gotha 1858, 2 Bde.); »Psychologische Grundlage für eine neue Philosophie der Kunst« (Berl. 1863); »Schlußfolgerungen von der Seele des Menschen auf die Weltseele« (Mainz 1873).

Kittul (Kitool), s. Arenga und Caryota.

Kitzbühel, Stadt in Nordtirol, an der zum Chiemsee fließenden Kitzbüheler Ache und der Giselabahn, 737 m ü. M. reizend gelegen, hat 5 Kirchen (worunter die Pfarrkirche mit schönem Hochaltar von Feistenberger, an der Außenseite Reliefdenkmal der Kupferschmiede von 1520), ein Kapuzinerkloster, Bierbrauerei, (1880) 1918 (mit der Landgemeinde K. 3167) Einw. und ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts. Bergbau auf Kupfer (und etwas Silber) wird vom Ärar am Schattberg und auf der Kelchalpe betrieben. K. hat eine eisenhaltige Mineralquelle mit Badeanstalt und ist ein beliebter Sommerfrischort. In der Nähe die Schlösser Kapsburg und Lebenberg und der Schwarzsee. Sehr häufig besucht wird das Kitzbüheler Horn (1994 m) mit bequemem Reitweg und Gasthaus unter dem Gipfel. Nach K. führt ein Teil der nörd-

Kitze (Kis), türk. Münze, s. Beutel.

Kitzeln (Titillatio), eine Empfindung, die in manchen Gegenden der Haut und der Schleimhaut infolge einer eigentümlichen Berührungsweise entsteht, meist Lachen bewirkt und den ganzen Organismus in einen Zustand von Krampf und allgemeiner Konvulsion versetzen kann. Vorzüglich geeignet, die Empfindung des Kitzelns zu entwickeln, sind die Gegend unter den Rippen, die Hohlhände, die Fußsohlen, die Oberlippe und die Anfänge der Schleimhäute, nämlich die Öffnungen des Mundes, der Nase, des Ohrs, der Geschlechtsteile. Der allgemeine Zustand des Nervensystems und sein Empfänglichkeitsgrad haben bei der Entstehung des Kitzels vielleicht größern Anteil als bestimmte anatomische Einrichtungen der verschiedenen Hautprovinzen; wenigstens sind Personen von mehr nervöser Konstitution, wie die Kinder, die Frauen, am meisten zu dem K. prädisponiert. In der praktischen Medizin benutzt man das K., um Reflexbewegungen, wie Niesen, Husten, Erbrechen, zu erregen, z. B. bei Scheintod, zur Entfernung fremder Körper aus der Nase, der Luftröhre sowie bei Vergiftungen, wenn es darauf ankommt, das Gift schleunigst wieder aus dem Magen zu bringen, und wenn andre zweckmäßigere Mittel nicht gleich zur Hand sind. Man bewirkt dies K. mittels eines Federbarts, eines Strohhalms ꝛc.

Kitzen, Dorf im preuß. Regierungsbezirk und Kreis Merseburg, mit Rittergut und 300 Einw. In der Nähe wurde 17. Juni 1813 das Lützowsche Freikorps auf Befehl Napoleons, der sich den Wortlaut des Poischwitzer Waffenstillstandes zu nutze machte, um diese »brigands« zu vernichten, von französischen und württembergischen Truppen unter Fournier und Normann verräterisch überfallen und größtenteils aufgerieben.

Kitzfelle, s. v. w. Kid.

Kitzingen, unmittelbare Stadt im bayr. Regierungsbezirk Unterfranken, am Main, mit der am andern Ufer gelegenen Vorstadt Etwashausen (mit starker Gärtnerei) durch eine 290 m lange Brücke verbunden, an der Linie Passau-Würzburg der Bayrischen Staatsbahn, 186 m ü. M., hat Mauern und Türme, eine evangelische und eine kath. Pfarrkirche, eine Synagoge, eine Latein- und eine Realschule, ein Amtsgericht, ein Bezirksgremium (Handelskammer), ein Nebenzollamt, ein reiches Hospital (seit 1344), 2 ehemalige Klöster, ausgezeichnete Bierbrauerei mit bedeutendem Export (jährlich 40,000 Doppelzentner), eine große Dampfmahlmühle, Roßhaarspinnerei, Fabrikation von Fässern, feuer- und wetterfester Anstrichmasse, Schokolade, eine Wasserleitung, Wein- und Obstbau, wichtigen Handel mit Wein, Pflaumen, Getreide und Holz, Schiffahrt und (1885) 7177 meist evang. Einwohner. — K. hatte bereits 745 ein Benediktiner-Nonnenkloster, gehörte später den Herren von Hohenlohe, von denen seit dem 13. Jahrh. mehrere Linien Anteil an K. hatten. Bis 1406 wurden diese Anteile an das Hochstift Würzburg verkauft, welches im 17. Jahrh. auch den an die Burggrafen von Nürnberg im 14. Jahrh. übertragenen Anteil erwarb.

Kitzler, s. Klitoris.

Kiukiang (Kieukiang), dem Fremdenverkehr seit meist englische Schiffe (darunter 1227 Dampfer) von 1,334,615 Ton.

Kiungtschau, Stadt, s. Kiangtschau.

Kiuperli, s. Köprili.

Kiusiu (Kiushiu, »Neunland«), die südlichste der vier großen japan. Inseln, in die neun Provinzen Chikuzen, Chikugo, Buzen, Bungo, Hizen, Higo, Hiuga, Osumi und Satsuma zerfallend, mit 35,657 qkm (648 QM.) Areal und 5 Mill. Bewohnern, spielte zu verschiedenen Zeiten in der japanischen Geschichte eine große Rolle. Am Vulkan Kirishima-yama fängt die sagenhafte Geschichte des japanischen Herrscherhauses an; zu Funai, der Hauptstadt von Bungo, wurde von Franz Xaver die erste Christengemeinde gebildet; zu Nagasaki fand über 200 Jahre lang der beschränkte Verkehr mit dem Ausland (Holland und China) statt; zu Kagoshima, der Hauptstadt von Satsuma, residierte die mächtige Daimiofamilie Shimadzu und fand 1877 der große Aufstand statt, nachdem ihm kleinere Revolten der Samurai in Kinnamoto und Sanga, ansehnlichen Städten der Provinzen Higo und Hizen, vorausgegangen waren. K. zeichnet sich aus durch sein Porzellan und seine Fayence (Hizen und Satsuma), seine Steinkohlen, seinen Tabak, Kampfer und Pflanzentalg. S. Karte »China und Japan«.

Kivickmonument, ein großartiges, aus großen Felsblöcken errichtetes Grabmonument, wahrscheinlich der Bronzezeit angehörend, in Schonen (Südschweden), mit höchst eigentümlichen Darstellungen von menschlichen Figuren, Tieren, Äxten und andern Gegenständen.

Kiwi (Apteryx *Shaw*), Gattung aus der Ordnung der Kurzflügler (Brevipennes) und der Familie der Schnepfenstrauße (Apterygidae), gedrungen gebaute Vögel mit kurzem, dickem Hals, mäßig großem Kopf und langem, sehr schlankem, gefurchtem, am Grund breitem und mit verknöcherter Wachshaut versehenem Schnabel, neben dessen Spitze die Nasenlöcher liegen. Die fast nur im Gerippe deutlich erkennbaren Flügel haben ganz verkümmerte Schwingen und sind, wie der Schwanz, nicht sichtbar; der Lauf ist so lang wie die Mittelzehe, sehr robust, mit unregelmäßigen Schuppen bekleidet; drei große Zehen stehen nach vorn, die Hinterzehe ist sehr kurz, dem Lauf angeheftet, mit langer Kralle versehen und berührt nicht den Boden. Das Gefieder besteht aus langen, lanzettförmigen, lose herabhängenden Federn, welche etwas gefaserte Fahnen und seidenartigen Glanz besitzen. Die Gattung gehört ausschließlich Neuseeland an und ist im Aussterben begriffen. Man kennt indes einige Arten, und eine derselben, der K. (Apteryx australis *Shaw*, A. Mantelli *Bartl.*, s. Tafel »Straußvögel«), kam zuerst 1852 lebend in den Londoner zoologischen Garten. Dieser Vogel ist nicht größer als ein Huhn, dunkelrötlich gefärbt und am Kopf mit langen, borstigen Haaren versehen; er findet sich nur noch in den unbewohnten, waldreichen Gegenden der Nordinsel. Auf den Ausläufern der Südinsel an der Cooksstraße ist eine andre Art, A. Owenii *Gould*, noch ziemlich häufig. Hier lebt noch eine dritte Art, der Roaroa, welcher die Größe eines Truthahns erreicht und sich

seine Nahrung nur mit Hilfe des tastenden Schnabels zu finden, den er nach Art der Schnepfen in weichen Boden sticht. Er lebt poorweise; das Weibchen legt zwei sehr graße Eier, wetche wohrscheinlich oam Männchen ausgebrütet werden. Sein Fleisch ist genießbar. Die Eingebornen locken den K. nachts durch Nochahmung seines Rufs heran, machen ihn durch Fockelschein verwirrt und fongen ihn dann mit der Hond oder erschlagen ihn mit dem Stack; auch Hunde werden zur Jagd benutzt, und sa wird der K. mehr und mehr ousgerottet.

Kiwisch von Rotterau, Franz, Mediziner, geb. 30. April 1814 zu Klattau in Böhmen, studierte zu Prag, wurde 1837 Praktikont im Proger Gebärhous, 1842 Dozent der Gynökolagie und Arzt der Abteilung für Frauenkrankheiten im allgemeinen Krankenhous, folgte 1845 einem Ruf noch Würzburg, kehrte 1852 nach Prag zurück und storb 29. Noo. d. J. daselbst. Er schrieb: »Die Kronkheiten der Wöchnerinnen« (Prog 1840, 2 Bde.); »Klinische Vorträge über die Krankheiten der Gebärmutter« (das. 1845, 4. Aufl. 1854); »Beiträge zur Geburtskunde« (Würzb. 1846–1848, 2 Tle.); »Die Kronkheiten der Eierstöcke, der Eileiter, der Mutterbänder rc.« (Prag 1849, 3. Aufl. 1857); »Die Geburtskunde« (Erlong. 1851—52, 2 Bde. mit Atlas).

Kizik (türk.), s. Ketchuba.

Kizilbasch (türk., »Rotkopf«), Spottname für die Perser, resp. die Schiiten in der Türkei und in ondern sunnitischen Ländern, nach der roten Kapfbedeckung, wetche die Truppen der Sefi-Dynostie in den Kömpfen mit der Türkei getragen hoben sallen.

Kjaja (türk.), Hausbeamter des Sultans und der türkischen Landesgroßen; Verwalter der Hauskosse des Sultons, doher von bedeutendem Einfluß im Seroil. K.-Éfendi wor früher der Tiiel des türkischen Ministers der äußern Angelegenheiten.

Kjankari (Tschengri), Hauptstodt eines Liwas im kleinasiotischen Wilajet Kostamuni, an einem tinken Zufluß des Kisil Irmak (Halys), hat bedeutenden Hondel mit Salz (in der Nähe Roubbau auf Steinsolz), Wolle und Gelbbeeren und 9000 Einw. K. hieß im Altertum Gongra.

Kjellman, Franz Reinhald, Batoniker, geb. 4. Noo. 1846 auf der Insel Bramö im Wenersee, studierte seit 1868 in Upsolo, begleitete Nardenskjöld auf mehreren Palarexpeditianen und wurde 1883 Prafessar der Botanik in Upsala. Er beschrieb die schwedischen Palarexpeditionen van 1872 und 1873 (Stackh. 1875) und lieferte eine Algenflora des Nördlichen Eismeers (in Bd. 2 der »Vega-expeditionens wetenskapliga iakttagelser«).

Kjelzy (poln. Kielce), russisch-paln. Gauoernement, grenzt im N. und O. an Radam, im W. on Petrokow, im S. an Galizien und ist mit 10,092 qkm (183,3 QM.) dos kleinste unter den polnischen Gauvernements. Dos Lond wird van O. nach W. van den äußersten Ausläusern der Korpathen durchzogen und bildet den schönsten Teil Palens. Sehenswert sind besonders die Heiligen Kreuzberge sowie der felsen- und höhlenreiche, am Prodnikfluß getegene Landstrich, die »polnische Schweiz« genannt. Die bedeutendsten Flüsse, die Pilica, Nida, Nidshico, Shreniawa, Prschemscho, gehören zum Wossersystem der Weichsel, die in einer Länge van 47 km die Grenze gegen Galizien bildet. Auch befindet sich hier dos Quellgebiet der Warthe. Dos Klima ist gemäßigt. Die Bevölkerung, (1882) 633,519 Personen, 63 pro Quadratkilameter, besteht vorwiegend ous Polen und ist römisch-kathalischer Kanfessian; außerdem ca. 52,000 Juden und ein geringer Bruchteil deutscher Kolonisten und Arbeiter. Der Ackerbau bildet die hauptsächlichste Beschäftigung und wird von den größern Gutsbesitzern ratianell betrieben. Die kulturfähige Fläche wird ouf 884,406 Hektar berechnet, wovan auf Ackerlond 472,095 kommen. Obst- und Gemüsegärten haben sost alle Dörfer, und in den an Gatizien grenzenden Teilen wird die Gartenwirtschaft sogor in größerm Stil betrieben. Der Weinbau ist fost ganz eingegangen, dagegen wird die Kultur von Maulbeerbäumen noch gepflegt. Zuckerrübenpflanzungen existieren in den Kreisen Pintschaw und Stobnica. Dos Verhältnis der Forsten zum Gesomtareal des Bodens wird insalge der andouernden Woldverkäufe immer ungünstiger. Verhältnismäßig stork ist die Mantanindustrie oertreten. Der Metollreichtum beginnt dos deutsche Kapital anzuziehen, dach wird er nicht gebührend ausgebeutet. Eisen wird on 20 Stellen gewonnen, Zink in 3 der Regierung gehörenden Wolzwerken, Gotmei in 4 Bergwerken, grauschwarzer Marmar besonders schön in den Brüchen oan Chenciny. In dem Kreise Stobnico finden sich in Buska nnd Salec Schwefelsalzquellen. Eine graße Zukunft haben die ungeheuren Schwefelkieswerke von Tschorkowa im Kreis Pintschow; auch Blei und Steinkohlen (stellenweise in Logern oan 10 m Höhe) sind vorhonden. Den Wert der gesomten industriellen Produktian bezifferte mon 1883 auf $7^1/_2$ Mill. Rubet, waoan der größte Teil auf Baumwollindustrie (3 Mill. Rub.), Branntweinbrennerei (1,4 Mill. Rub.) und Mühlenindustrie (1 Mill. Rub.) entfällt, sabann ouf Tuch-, Papier-, Zucker-, Ziegel-, Glas-, Leder-, Seife- und Maschinensobrikotian, Eisenindustrie, Brouereien und Holzsägereien. An Schulen bestonden 1883: 326 mit 18,488 Schülern, darunter 3 Gymnosien mit 1001 Schülern, ein Priester- und ein Lehrerseminar. K. zerfällt in sieben Kreise: Jendrshewa, K., Miechow, Olkusch, Pintschaw, Stabnica, Wloschawa. Die gleichnomige Houptstodt, an der Eisenbohn Iwongorod-Dambrowa, van hahen Bergen umschlassen, hat eine Kallegiotstifts- und mehrere andre Kirchen, ein bischöfliches Seminor, Gymnasium, Nonnenkloster (mit einer urolten Statue der heil. Borbara, ous einem einzigen Stück Bleiglonz gesertigt) und (1881) 10,050 Einw. K. wurde um 1173 van dem Krakauer Bischaf Gedean angelegt. Wie ergiebig die um die Stodt gelegenen Bergwerke in früherer Zeit gewesen sein mögen, erhellt daraus, doß die Holländer 1511 mit dem in K. eingekauften Kupser 70 Schiffe befrachteten.

Kjerteminde, Hasenstadt ouf der dän. Insel Fünen, Amt Odense, om Großen Belt, mit (1880) 2488 Einw., welche Fischerei und Schiffahrt treiben.

Kjerulf, Theodor, Geolog, geb. 30. März 1825 zu Christionia, studierte dort und in Kangsberg Bergwissenschost, machte seit 1849 geologische Reisen und erhob sich bold, auf Ergründung pasitiver Thatsachen gerichtet, über die unklarere, phrasenreiche Anschauungsweise der domols herrschenden Schule. Namentlich brochte er schon domols oon Islond wertvolle Resuttote zurück. 1851—53 arbeitete er in den chemischen Labaratorien in Bonn bei G. Bischof und in Heidelberg bei R. Bunsen und kehrte nach wiederhalten Reisen in seine Heimat zurück, in wetcher er, seit 1857 mit Dahll, seine schon früher begonnenen geagnastischen Kartierungsarbeiten und Profilaufnohmen fartsetzte, manche geologische Arbeiten veröffentlichte und 1858 die Professur für Mineralogie und Geolagie an der Universität und die Direktion

der geologischen Landesuntersuchung übernahm. Er schrieb: »Das Christiania-Silurbecken« (1855); »Iagttagelser over den glaciale Formation i det sydlige Norge« (mit M. Sars, 1860); »Weiwiser ved geologiske Excursioner i Kristiania omegn« (1865); »Om Skuringsmärker, Terrasser, Grundgebirge, Sparagmitgebirge« (1870–72, 2 Bde.); »Om Trondhjems Stifts Geologie« (1875); »Über die Kennzeichen der Stratifikation« (1877); »Udsigt over det sydlige Norges Geologie« (1879); »Die Geologie des südlichen und mittlern Norwegen« (deutsch von Gurlt, Bonn 1880). Auch lieferte er die »Geolog. Kart over Kristiania omegn« (2. Aufl. 1866), eine Übersichtskarte des südlichen Norwegen (2. Aufl. 1878), das Merakerprofil (1882), das Grundgebirgsprofil am Mjösen (1885) u. a.

Kjöbenhavn (dän.), s. v. w. Kopenhagen.

Kjöge, Stadt auf der dän. Insel Seeland, Amt Kopenhagen, an der Mündung der Kjöge-Aa in die Kjögebucht und an der Eisenbahn Roeskilde-Masnedo, mit (1890) 3122 Einw.

Kjökkenmöddinger (dän., Küchenabfälle), an den dän. Ostseeküsten, besonders am Kattegat, häufig vorkommende Anhäufungen von etwa 3 m Mächtigkeit, die man früher für vom Meer zurückgelassene Muschelbänke hielt, bis Steenstrup und Worsaae darin Speisereste eines Volkes aus der Steinzeit erkannten. Die Anhäufungen bestehen wesentlich aus den Schalen von Austern, Mies- und Herzmuscheln, enthalten aber auch Reste von Schnecken, Fischen, Krebsen, Krabben, dazu vereinzelt Knochen vom Seehund, Auerochs, Bär, Luchs, Wolf, Eber, Hirsch, Reh und mehreren Vögeln. Aus der Benagung der Vogelknochen erwies Steenstrup, daß jenes Volk den Hund als Haustier gehabt habe; auch zeigt die Beschaffenheit der Knochen, daß die Stellen das ganze Jahr hindurch bewohnt waren. Zahlreiche Instrumente, roh bearbeitet aus Feuerstein, Knochen, Horn, rohe Topffarben, halbverbrannte Herdsteine etc., namentlich die Feuersteinäxte, deren Schneide nicht geschliffen, sondern durch große Schlagflächen hergestellt wurde, kennzeichnen einen besondern Typus. Man hat indes auch polierte Feuersteinäxte gefunden. Das Vorkommen des Auerhahns beweist, daß Dänemark damals mit Fichtenwäldern bedeckt war, die später Eichen und Buchen gewichen sind. Voß hat ähnliche Reste bei Haversleben gefunden, ebenso kennt man sie aus Schottland, Südamerika und andern Teilen der Erde. Man gebraucht daher den Ausdruck K. allgemein für Küchenreste in allen Fällen, wo größere Abfallmengen die Spuren früherer Ansiedelungen anzeigen. Vgl. Steenstrup, Sur les K. de l'âge de pierre, etc. (Kopenh. 1872); Derselbe, K., eine gedrängte Darstellung dieser Monumente (das. 1886).

Kjölengebirge, s. Skandinavien.

Kjöprülü, Stadt, s. Köprülü.

Kl., s. *Klotzsch*.

Klabautermann (Klabattermann), eine Art Schiffskobold der norddeutschen Matrosen, ist kaum 1 Fuß hoch, hat einen feuerroten Kopf und weißen Bart, trägt Matrosenkleidung und führt stets einen hölzernen Hammer bei sich. Gewöhnlich sitzt er unter der Ankerwinde. Bei stürmischem Wetter steht er am Mast, geht aber von Bord, wenn das Schiff nicht mehr zu retten ist. In Ostfriesland heißt er auch Kalfatermann. Der Name hängt wahrscheinlich mit dem mundartlichen klabastern (poltern, unaufhörlich klopfen) zusammen.

Klaczko (spr. klatschko), Julian, poln. Schriftsteller, geb. 6. Nov. 1828 zu Wilna von jüdischen Eltern, studierte in Königsberg und Heidelberg, wo er an der »Deutschen Zeitung« mit arbeitete, und begab sich 1849 nach Paris. Hier ward er Mitarbeiter der »Revue des Deux Mondes«, in welcher er zahlreiche historisch-politische Aufsätze veröffentlichte, die später gesammelt erschienen, so: »Une annexion d'autrefois. L'union de la Pologne et de la Lithuanie« (2. Aufl. 1869); »L'agitation unitaire en Allemagne« (1862); »Études de diplomatie contemporaine« (1866); »Les préliminaires de Sadowa« (1868–69). Seine in der von ihm redigierten polnischen Zeitschrift »Wiadomoście polskie« erschienenen Aufsätze gab er gesammelt heraus unter dem Titel: »Roczniki polskie« (Par. 1865, 4 Bde.). Er bekundete in diesen Schriften einen leidenschaftlichen Preußenhaß und trat für eine Allianz zwischen Frankreich und Österreich ein, um das Werk von 1866 zu zertrümmern und Polen wiederherzustellen. Daher berief ihn Beust 1869 als Hofrat in das österreichische Ministerium des Äußern, aus dem er aber schon 1870 infolge der Ereignisse dieses Jahrs wieder schied. Nachdem er sich mehrere Jahre in Italien aufgehalten, kehrte er 1875 nach Paris zurück. Aufsehen erregte sein Werk »Les deux chanceliers« (»Bismarck und Gortschakow«, 3. Aufl. 1877; deutsch, Basel 1877), dessen Enthüllungen aber meist von zweifelhafter Glaubwürdigkeit sind. Er schrieb ferner: »La poésie polonaise au XIX. siècle« (1862), »Causeries florentines« (Dante-Studien, 1880; deutsch von Lauser, Wien 1884) und gab den Briefwechsel des Dichters Mickiewicz heraus (1861).

Kladde (holländ., »Schmutz«), s. v. w. Strazze, Prima nota, der erste flüchtige Entwurf einer Schrift, insbesondere dasjenige kaufmännische Geschäftsbuch, in welches die täglichen Geschäftsvorfälle nach chronologischer Ordnung vorläufig eingeschrieben werden, um dann später in korrekterer Form und Gruppierung in das Memorial oder Journal übertragen zu werden.

Kladderadatsch, in Norddeutschland gebräuchlicher Ausruf, um einen mit klirrendem oder krachendem Zerbrechen verbundenen Fall zu bezeichnen; auch substantivisch gebraucht in der Berliner Redensart: »einen K. machen« (z. B. mit Fenster- und Laterneneinwerfen). Allgemeiner bekannt wurde das Wort als Titel des 1848 von David Kalisch (s. d.) gegründeten Witzblattes, das vorzugsweise die politische Satire kultiviert.

Kladno, Stadt in der böhm. Bezirkshauptmannschaft Smichow, durch Eisenbahn mit Prag und durch eine Flügelbahn (Kralup-K.) mit der Staatseisenbahn verbunden, hat 3 Vorstädte, ein Schloß, eine sehr alte Kirche, ein Bezirksgericht, (1880) 14,085 (1857: 5500, 1869: 10,707) Einw., bedeutenden Bergbau auf Steinkohlen (Ertrag des Beckens von K.-Schlan-Rakonitz ca. 16 Mill. metr. Ztr. jährlich) und Eisen (1,8 Mill. metr. Ztr. Eisenstein, namentlich bei Rutschitz), eine Eisenschmelzhütte mit 6 Hoch- und 5 Kupolöfen, welche bei Anwendung von Koksfeuerung 1885: 424,000 metr. Ztr. Roheisen, zum Teil aus entphosphorten Erzen (Chamoisit), dann verschiedene Gußwaren lieferten, eine Bessemerstahl- und eine Walzhütte, eine Maschinenwerkstätte und Brückenbauanstalt (sämtlich Werke der Prager Eisenindustriegesellschaft), eine Drahtseilfabrik, eine Bierbrauerei, 2 Dampfmühlen und eine Spiritusbrennerei.

Kladowo, Flecken in Serbien, Kreis Krajina, an der Donau, unfern dem Ende des Eisernen Thors, Sitz des Bezirkskapitäns und Zollamtes, mit 1554 Einw. Reger Handel mit Rumänien. Zur Zeit der

Römerherrschaft stand hier Egêla mit der berühmten Donaubrücke Trajans. Ganz nahe bei K. und hart an der Donau ist die Feste Fetislâm, mit einer kleinen serbischen Besatzung.

Kladrub, Dorf in der böhm. Bezirkshauptmannschaft Pardubitz, an der Elbe und der Staatseisenbahn gelegen, mit (1880) 454 Einw. und berühmtem Hofgestüt.

Kläsen, Ort, s. Chiavenna.

Klasner, s. Weinstock.

Klafter, 1) ein Längenmaß, ursprünglich die Länge beider in gerader Linie ausgestreckten Mannesarme, zugleich die Manneshöhe, enthält meist 6 Fuß (etwa 1,9 m), wie der Faden (s. d.). S. auch Lachter. — 2) Brennholzmaß, ursprünglich 1 Quadratlängenklafter Fläche im Lichten. Die preußische K. wurde unpassend Kubikklafter genannt, da sie nur die halbe Kubiklängenklafter ist, also 108 preuß. Kubikfuß = 3,339 cbm enthielt. Die österreichische oder Wiener K. ist eine Wiener Längenklafter breit und hoch, aber von wechselndem kubischen Inhalt, je nachdem die Scheite 36 oder 30 oder 24 Zoll Länge haben, so daß die größte, die 36zöllige K., eine halbe Kubiklängenklafter oder 108 Wiener Kubikfuß Rauminhalt, = 3,4115 cbm, hat. 2 K. machen einen Stoß. K. ist in Österreich auch ein Flächenmaß von 36 Wiener □Fuß (1600 K. = 1 Joch).

Klage (lat. Actio), in Privatrechtsstreitigkeiten das selbständige Anrufen des Richters, um gegen einen andern ein angeblich verletztes Privatrecht geltend zu machen. Derjenige, welcher sein vermeintliches Recht mittels einer rechtlichen K. geltend macht, wird Kläger, derjenige, gegen welchen sich die K. richtet, Beklagter genannt. Privatrechtliche Ansprüche kann der Staat nur auf Antrag des Berechtigten und Verletzten, die K., schützen; es gilt hier der Grundsatz: wo kein Kläger, da ist kein Richter. In jedem privatrechtlichen Anspruch liegt aber das Recht auf Staatsschutz, mithin auch die Befugnis, denselben durch eine K. anzurufen; auch diese Befugnis selbst wird K. (Klagrecht) genannt. Der Einteilung der Rechte in dingliche und persönliche (Obligationen) schließt sich eine gleiche der Klagen an; während bei der persönlichen K. (actio in personam) der Beklagte von vornherein durch das Rechtsgeschäft oder Delikt, worauf sie sich gründet, gegeben ist, kann die dingliche K. gegen jeden angestellt werden, welcher mit dem fraglichen Recht im Widerspruch sich befindet, die Eigentums- oder Pfandklage z. B. gegen jeden Besitzer der betreffenden Sache. Bei der K. aus dem Kaufvertrag dagegen klagt der Verkäufer als nunmehriger Kläger gegen den bestimmten Käufer auf Erfüllung des abgeschlossenen Vertrags, oder umgekehrt der Käufer gegen den durch den Vertrag selbst bestimmten Verkäufer und nunmehrigen Beklagten. In der Regel ist die K. auf Verurteilung des Beklagten zu einem bestimmten Thun oder Lassen gerichtet; manche bezweckt aber auch lediglich die Feststellung oder Anerkennung eines Zustandes oder Rechtsverhältnisses, so z. B. die Anerkennung, daß jemand das Kind eines andern sei. Es ist selbstverständlich, daß eine und dieselbe K. nicht wiederholt angestellt werden kann (ne bis in idem); denn hat der Kläger einmal erreicht, was ihm gebührt, so könnte er mit der zweiten K. nur Widerrechtliches fordern; wäre er aber einmal endgültig abgewiesen worden, so wäre damit entschieden, daß ihm ein rechtlicher Anspruch überhaupt nicht zusteht. Allerdings ist es möglich, daß eine K. nicht definitiv, d. h. ein für allemal, abgewiesen, und daß der Beklagte nicht schlechthin von dem gegen ihn erhobenen Anspruch losgesprochen wird. Die Abweisung kann vielmehr wegen einer begründeten verzögerlichen Einrede nur einstweilig (»für jetzt«, »zur Zeit«) erfolgen, z. B. wenn die eingeklagte Schuld noch nicht fällig ist. Im frühern deutschen Prozeßverfahren kam auch nicht selten die Abweisung einer K. um deswillen vor, weil der Klagvortrag in formeller Beziehung fehlerhaft, aber verbesserungsfähig, oder weil derselbe unklar oder unlogisch oder unvollständig war. Der übliche Ausdruck war in solchen Fällen »Abweisung der K. angebrachtermaßen«. Nach der deutschen Zivilprozeßordnung und nach der Spruchpraxis des Reichsgerichts ist indessen eine solche Abweisung heutzutage kaum noch möglich, weil das Gericht von Amts wegen darauf hinzuwirken hat, daß unklare Anträge erläutert, daß ungenügende Angaben der geltend gemachten Thatsachen ergänzt, und daß die Bedenken beseitigt werden, welche in Ansehung der von Amts wegen zu berücksichtigenden Punkte bei dem Gericht bestehen. Erachtet sich ein Gericht in einer Prozeßsache für unzuständig, so erfolgt die Abweisung der K. »von hier« oder »von diesem Gericht«. »Als in der gewählten Prozeßart unstatthaft« wird eine K. abgewiesen, wenn der Kläger eine unzulässige Art des Verfahrens wählte. Der Klagantrag bildet stets den Anfang des bürgerlichen Prozesses. Die K. bildet einen logischen Schluß, indem sie einem Rechtssatz als Obersatz in der Geschichtserzählung eine Thatsache als Untersatz unterordnet und daraus als Schlußsatz das Recht des Klägers und das solchem entsprechende Gesuch ableitet. Der Rechtssatz braucht nicht angeführt zu werden, da die Anwendung des Rechts Sache des Gerichts ist; dagegen erscheint das Gesuch als wesentlich, und der Richter darf weder mehr noch etwas andres zusprechen, als in demselben enthalten ist. Werden mit derselben K. mehrere Ansprüche verfolgt, so nennt man dies Klagenhäufung (cumulatio actionum) und zwar objektive, wenn die Ansprüche gegen denselben Beklagten, subjektive, wenn sie gegen verschiedene Verklagte erhoben werden; denn es können mehrere Personen in einer Parteirolle, sei es als Kläger (Mitkläger) oder als Beklagte (Mitbeklagte), vereinigt sein. Im ältern römischen Recht mußte die K. in genau bestimmter Formel erhoben werden. Eine freiere Bewegung wurde erst dann möglich, als an die Stelle des Verfahrens der Legis actiones der Formularprozeß trat. Der Prätor hatte in einer Formula den Richter (judex) zu ernennen und mit Instruktion zu versehen, wie er über die bereits vorläufig geprüfte K. je nach dem Ausfall des Beweises und der sonstigen Erhebungen zu entscheiden habe. Die römischen Privatklagen (Popularklagen), mittels deren bei Polizei- und andern Vergehen nicht allein der Verletzte, sondern jeder Dritte die Verurteilung in eine Privatstrafe fordern konnte, sind dadurch, daß heutzutage öffentliche Behörden die Sorge für Sicherheit und Ordnung allein in die Hand genommen haben, meist verschwunden, während in England noch eine ähnliche Einrichtung besteht, die auch in Deutschland von manchen zur Nachahmung empfohlen wird. Vielfach sind übrigens für die einzelnen Klagen noch heute die römisch-rechtlichen Bezeichnungen üblich (s. Actio). Nach der deutschen Zivilprozeßordnung (§ 230 ff., 456 ff.) muß die K. in den vor das Landgericht gehörigen Prozeßsachen mittels förmlichen Schriftsatzes durch einen Rechtsanwalt eingereicht werden. Bei den Amtsgerichten kann die K. zu Protokoll des Gerichtsschreibers angebracht oder schriftlich eingereicht werden.

Im Strafprozeß ist die K. die förmliche Anklage, welche die Eröffnung einer gerichtlichen Untersuchung wegen einer strafbaren Handlung bedingt. Sie wird entweder durch den Antrag auf gerichtliche Voruntersuchung oder durch die Einreichung einer Anklageschrift erhoben. Die Regel bildet die öffentliche K., welche von der Staatsanwaltschaft vorbereitet und erhoben wird, mit der Maßgabe, daß bei Gefahr im Verzug auch ohne diesbezüglichen staatsanwaltlichen Antrag die erforderlichen Untersuchungshandlungen von dem Amtsrichter vorgenommen werden können. Bei einem ablehnenden Bescheid des Staatsanwalts kann der Verletzte Beschwerde an den vorgesetzten Beamten der Staatsanwaltschaft einwenden und gegen dessen ablehnenden Bescheid eine gerichtliche Entscheidung darüber beantragen, ob die K. zu erheben sei oder nicht. Beleidigungen und Körperverletzungen, welche nur auf Antrag des Verletzten strafrechtlich verfolgt werden, können ohne Anrufen der Staatsanwaltschaft zum Gegenstand einer Privatklage gemacht werden. Nur wenn es im öffentlichen Interesse liegt, wird wegen solcher Beleidigungen oder Körperverletzungen von der Staatsanwaltschaft die öffentliche K. erhoben. Der Verletzte und zur Privatklage Berechtigte kann sich aber in einem solchen Fall der Staatsanwaltschaft im Weg der Nebenklage anschließen. Dieselbe Befugnis steht denjenigen Personen zu, welche durch Antrag die Klageerhebung wegen einer gegen ihre Person oder gegen ihr Vermögen gerichteten Handlung herbeigeführt haben (s. Antragsverbrechen), oder die zur Forderung einer Buße (s. d.) berechtigt sind. Vgl. Deutsche Strafprozeßordnung, § 151 ff.

Klage, die, mittelhochdeutsche Dichtung, ein Anhang zum Nibelungenlied, aber nicht in Strophen, sondern in kurzen Reimpaaren, erzählt die Klagen der Überlebenden, Etzels, Dietrichs und Hildebrands, um die Gefallenen, die Sendung des Boten nach Bechelaren und Worms an die Witwen Rüdigers und Gunthers und den Entschluß Dietrichs zur Heimkehr. Der ungenannte Verfasser, der um 1170 schrieb, beruft sich auf ein lateinisches Werk Konrads, Schreibers des Bischofs Pilgrim von Passau. Die originale Gestalt des Gedichts ist verloren; erhalten haben sich nur zwei am Ende des 12. Jahrh. entstandene Bearbeitungen. Sie finden sich meist mit den Ausgaben des Nibelungenlieds vereinigt, wie schon in den Handschriften. Gesonderte Ausgaben sind die von v. d. Hagen (Berl. 1852), von Holtzmann (Stuttg. 1859), die beide nur die eine Bearbeitung enthalten, während die von Bartsch (Leipz. 1875) und von Edzardi (Hannov. 1875) beide Texte nebst dem gesamten kritischen Apparat liefern.

Klagebeantwortung, s. Litiskontestation.

Klagemutter, s. v. w. Steinkauz, s. Eulen, S. 906.

Klagenfurt (slowen. Celovec), Hauptstadt des österreich. Herzogtums Kärnten, 438 m ü. M., am rechten Ufer der Glan, an der Südbahnlinie Mar-
merkenswerte Gebäude sind: die Domkirche mit Altarblatt von D. Gran; die Stadtpfarrkirche St. Ägid mit 92 m hohem aussichtsreichen Turm; das Landhaus mit dem ständischen Saal und dem Fürstenstein, auf welchem die Einsetzung der Herzöge durch den Herzogbauer stattfand; das Rathaus; der bischöfliche Palast mit einer sehenswerten Kapelle (worin Fresken von Pichler und eine Golgathagruppe von Probst) und schönen Gartenanlagen; die Burg, das Rudolfinum, das Sparkassengebäude ꝛc. K. zählt (1880) 18,747 Einw.; es treibt als Knotenpunkt mehrerer Straßen, dann der Südbahn und der Staatsbahnen lebhaften Transithandel und hat auch ansehnliche Industrie.



Wappen von Klagenfurt.

Als die wichtigsten industriellen Etablissements können eine Tuchfabrik, 2 Bleiweißfabriken, eine Tabaksfabrik, eine Eisengießerei und Maschinenfabrik, mehrere Gerbereien und Lederwarenfabriken und eine Kunstmühle bezeichnet werden. An Kreditinstituten besitzt K. eine Filiale der Österreichisch-Ungarischen Bank, eine Sparkasse ꝛc. K. ist Sitz der Landesregierung und Landesvertretung, des Landesgerichts, der Finanzdirektion, einer Bezirkshauptmannschaft (für Klagenfurts Umgebung), einer Berghauptmannschaft, eines Hauptzollamtes und des Fürstbischofs von Gurk; es hat ein Obergymnasium, eine theologische Lehranstalt, ein bischöfliches Seminar, eine Oberrealschule, Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalt, Berg- und Ackerbauschule, mechanische Lehrwerkstätte, Gewerbehalle mit Zeichen- und Modellierschule, gewerbliche Fortbildungsschule, Arbeitsschulen des Frauenvereins, eine Handelsschule, Hebammenlehranstalt, eine Studienbibliothek (mit 35,000 Bänden), das Rudolfinum mit den Sammlungen des naturhistorischen Landesmuseums, dem Archiv und den Sammlungen des Historischen Vereins (römisch-keltische Ausgrabungen, Münz- und Waffensammlung ꝛc.), einen Industrie- und Gewerbeverein und eine Handelskammer. Ferner bestehen zu K. Klöster der Kapuziner, der Ursulinerinnen und der Elisabethinerinnen, verschiedene Humanitätsanstalten, als: eine Irren-, Kranken-, Gebär-, Armen- und Siechenanstalt, ein Waisenhaus, eine Versorgungsanstalt und ein Taubstummeninstitut. Die Umgegend von K. ist reich an Burgruinen und neuen Schlössern. Der nahe Kreuzberg enthält die Franz Josephs-Anlagen mit prächtiger Aussicht auf die Karawanken. Der von einem Dampfschiff befahrene Wörthersee ist mit der Stadt durch den 5 km langen Lendkanal verbunden. — K., so genannt als Ort an der Furt über die Klagn oder Glan, entwickelte sich erst im 16. Jahrh. zum Vorort Kärntens, was früher St. Veit war. 1338 bestätigte Herzog Albrecht II. von Österreich die Rechte und Freiheiten

kam 1644 als Kandidat derselben nach Nürnberg, wo er mit Harsdörffer den Pegnitzorden stiftete, wurde 1647 Tertius an der Sebaldusschule daselbst und 1650 Prediger zu Kitzingen, wo er 1656 starb. Unter seinen abenteuerlichen, in geschraubter Sprache abgefaßten Dramen sind namhaft zu machen: »Höllen- und Himmelfahrt Christi« (Nürnb. 1644), »Herodes, der Kindermörder« (das. 1645) und besonders das mit Harsdörffer gearbeitete allegorische Stück »Pegnesisches Schäfergedicht« (das. 1644). Andre Dichtungen sind: »Schwedisches Frieden- und Freudenmahl« (Nürnb. 1649), »Geburtstag des Friedens« (das. 1650) u. a. Vgl. Tittmann, Die Nürnberger Dichterschule (Götting. 1847).

2) Johannes, Grammatiker, s. Clajus.

Klamath, Fluß in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, entspringt im Klamathsee in Oregon (1260 m ü. M.), durchbricht das Kaskadengebirge und ergießt sich unter 41° 33′ nördl. Br. in den Stillen Ozean.

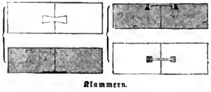
Klamer-Schmidt, s. Schmidt (Karl Eberhard).

Klamm (die), in den Bayrischen u. Österreichischen Alpen Bezeichnung für Bergspalte, Felsenschlucht, Engpaß (schwed. Klämma, franz. Gorge). Berühmt sind in den Alpen: die Lichtenstein- und Kitzlochklamm sowie der Klammpaß bei Lend in Tirol, die Höllenthalklamm an der Zugspitze, die Taminaschlucht in der Ostschweiz, die Gorge du Trient am obern Rhône, die Gorge du Chaudron bei Montreux, die Gorge de la Reuse bei Neuchâtel etc.

Klamm, im Hüttenwesen s. v. w. gediegen.

Klammer, Werkzeug, womit je zwei Stücke Holz oder je zwei Steine verbunden werden. Die Klammern bestehen entweder aus einem rechteckigen, an den beiden schmalen Seiten schwalbenschwanzförmig

Fig. 1. Fig. 2.



Klammern.

bearbeiteten Flacheisen (Fig. 1) oder zumeist aus einem an beiden Enden rechtwinkelig umgebogenen Stück geschmiedeten Eisens (Fig. 2). Die Enden der Holzklammern, mit denen zwei Stück Holz verbunden werden sollen, sind spitzig oder scharf, damit sie in das Holz eingetrieben werden können. An den Klammern oder Klammerhaken der Zimmerleute, womit sie zwei Balken interimistisch untereinander verbinden, ist das eine Ende der Länge, das andre der Breite nach zugeschärft. Zur Verbindung von Steinen werden Klammern mit stumpfen Enden gebraucht, die überdies öfters noch mit Widerhaken versehen sind; diese Steinklammern werden in den zu diesem Zweck eingemeißelten, nach unten etwas erweiterten Löchern mit Blei vergossen. Bei kostbaren Steinen, z. B. Marmor, bedient man sich kupferner Klammern, weil das Eisen durch Oxydation gelbe Flecke am Stein erzeugt.

Klammeraffe (Spinnenaffe, Ateles *Geoffr.*), Gattung aus der Familie der Platyrrhini, Tiere mit schmächtigem Leib, rundlichem Kopf, langen Extremitäten, ganz rudimentärem oder fehlendem Daumen (daher auch Stummelaffen), sehr langem, am Spitzenteil unten nacktem Schwanz, bewohnen Südamerika bis 25° südl. Br., leben fast nur auf den Bäumen und verrenken ihre Glieder in der wunderbarsten Weise; sie bewegen sich schnell, durchstreifen in Banden von 6—12 Stück die Wälder, nähren sich von Blättern und Früchten, werden im August und September mit Jungen gesehen und ihres Pelzes und des bei manchen Indianerstämmen sehr beliebten Fleisches halber stark verfolgt. In der Gefangenschaft sieht man sie selten, doch zeigen sie sich sehr liebenswürdig und guter Behandlung zugänglich. Hierher gehört der Goldstirnaffe (Ateles Bartlettii *Gray*) vom obern Amazonas, welcher von den Eingebornen sehr geschätzt wird. Er ist tiefschwarz mit goldgelbem Stirnband und weißem Backenbart, an der Unterseite des Leibes und der Innenseite der Glieder bräunlichgelb. S. Tafel »Affen III«.

Klammerstrauch, Pflanzengattung, s. **Echites**.

Klammerwurzeln (Radices adligantes), Nebenwurzeln kletternder Pflanzen (Epheu), mittels deren die Stengel sich an andern Gegenständen (Baumstämmen, Mauern u. dgl.) anheften, indem dieselben fremden Körpern fest angeschmiegt wachsen, so daß sie in den Unebenheiten ihrer Oberfläche wie eingedrückt erscheinen.

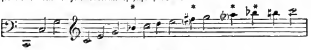
Klampen, an den Schiffswänden oder auf Deck befestigte Stöcke, um welche Taue etc. in ihrer Lage durch Umschlingung festgehalten werden. Bootsklampen sind dem Boden der Boote angepaßte Lagerstätten.

Klampenborg, dän. Seebad unfern Kopenhagen, mit welchem es durch eine Eisenbahn verbunden ist, wegen seiner schönen Lage am Sund viel von Fremden, namentlich Deutschen, besucht.

Klandestin (lat. clandestinus), heimlich; Klandestinität, Heimlichkeit.
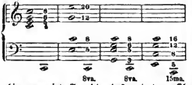
Klang, Name für die hörbaren Schwingungen elastischer Körper (s. Schall); im musiktheoretischen Sinn, den der nachfolgende Artikel speziell berücksichtigt, die wissenschaftliche Bezeichnung dessen, was der Laie Ton nennt. Man sagt völlig gleichbedeutend: das Instrument hat einen schönen, weichen K. oder Ton. Die Akustik unterscheidet K. und Geräusch und versteht unter letzterm den durch unregelmäßige, unter ersterm den durch regelmäßige Schwingungen hervorgebrachten Gehörseindruck. Regelmäßige Schwingungen sind solche, welche sich mit gleicher Geschwindigkeit der Folge wiederholen, wie die des Pendels einer Uhr; da von der Geschwindigkeit der Folge (Periode) der Einzelschwingungen die Höhe des gehörten Tons abhängt, so geben Schwingungen von sich gleich bleibender Periode Töne oder Klänge von konstanter Tonhöhe. Seit man weiß, daß die Klänge unsrer Musikinstrumente nicht einfache Töne, sondern aus einer Reihe einfacher Töne zusammengesetzt sind, welche bei angespannter Aufmerksamkeit wohl unterscheidbar sind, aber gewöhnlich nicht unterschieden werden, hat das Wort K. in der Wissenschaft die allgemeinere, umfassendere Bedeutung erhalten, während man unter Ton den einfachen Ton als Teil des Klanges versteht. Der K. wird seiner Höhe nach bestimmt nach der Tonhöhe des tiefsten und (in der Regel) stärksten der ihn zusammensetzenden Töne, die man auch Teiltöne, Partialtöne oder Aliquottöne (s. d.) nennt. Da alle übrigen Teiltöne höher liegen als der dem K. den Namen gebende Grundton, Fundamentalton, Hauptton, so nennt man sie gewöhnlich Obertöne, versteht aber unter dem zweiten Oberton nicht

den dritten Ton der Reihe, sondern den zweiten. Insofern die übrigen Töne für gewöhnlich über dem Grundton überhört werden, heißen sie auch **Beitöne**, sofern sie in einem nahen verwandtschaftlichen (harmonischen) Verhältnis zu jenem stehen, auch **harmonische Töne** (sons harmoniques). Die Reihe der ersten 16 Partialtöne ist z. B. für den Ton C:
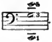


1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16

Die in halben Noten gegebenen Töne sind sämtlich Bestandteile des Durakkords des Grundtons (Cdur-Akkord), und es unterliegt keinem Zweifel, daß die **Konsonanz des Durakkords** (Durkonsonanz) auf die Obertonreihe bezogen werden muß, d. h. daß ein Durakkord, gleichviel in welcher Umlagerung der Töne, aufzufassen ist als ein K., in dem diese oder jene Obertöne verstärkt sind (die den selbständig hervorgebrachten Tönen des Akkords entsprechenden). Folgende Beispiele mögen das verdeutlichen; der dem Akkord nachgesetzte tiefe Ton ist der Grundton des Klanges, als dessen Vertreter der Akkord anzusehen ist:
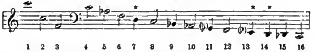


Der hier angezeigte Grundton des vertretenen Klanges ist sogar jederzeit als Kombinationston vorhanden. Es ergänzt sich aber die Reihe der Partialtöne nicht allein durch die Kombinationstöne bis hinab zum Klanggrundton, sondern sie setzt sich auch nach der Höhe hin fort durch die Obertonreihen der Akkordtöne. Aus diesem Grund ist es ganz natürlich, daß heute für das musikalische Hören auch noch weit höhere Obertöne als die im einzelnen K. (Ton eines Instruments) noch unterscheidbaren eine große Rolle spielen; denn in der modernen harmonischen Musik werden durch den Akkord schon sehr hoch liegende Obertöne in ungewöhnlicher Stärke hervorgebracht, und noch höhere kommen als deren nächste Obertöne hinzu. Die einstimmige Musik des Altertums und frühen Mittelalters dagegen mußte sich notwendigerweise innerhalb eng gezogener Grenzen harmonischer Verständlichkeit bewegen, weil für sie nur die nächsten Obertöne in Betracht kommen konnten. Die oben mit * bezeichneten Partialtöne stimmen nicht genau in der Tonhöhe mit den sie repräsentierenden Noten überein. Eine selbständige Hervorbringung derselben im Akkord wird nämlich nicht mehr im Sinn der Obertonreihe verstanden, vielmehr werden dieselben dann immer mehr im Sinn von annähernd entsprechenden, im Mollsinn verwandten Tönen (s. weiter unten) aufgefaßt; das geschieht überhaupt mit allen den Obertönen von dem siebenten an, deren Ordnungszahlen Primzahlen sind. Diejenigen aber, deren Ordnungszahlen Produktzahlen sind ($9 = 3 \cdot 3$, $15 = 3 \cdot 5$, $25 = 5 \cdot 5$ rc.), werden als Obertöne der Obertöne, als sekundäre Obertöne, verstanden, d. h. als integrierende Bestandteile der primären (der 9. als 3. des 3., der 15. als 5. des 3. rc.). Werden dieselben im Akkord vertreten, d. h. in gleicher Stärke mit primären hervorgebracht, so wirken sie als **Dissonanz**; es erscheint dann der primäre Oberton, dessen Obertöne sie sind, selbst als Klanggrundton, so daß **zwei Klänge auf einmal** vertreten sind. Eine Ausnahme macht nur das einfachste Verhältnis, das von 2 : 1, das **Oktavverhältnis**, dessen Potenzierung niemals eine Dissonanz ergibt; auch können alle andern Intervalle um eine oder mehrere Oktaven erweitert oder verengert werden, ohne ihre Harmoniebedeutung zu verändern. Streichen wir deshalb alle Oktavtöne aus der Obertonreihe weg, so bleiben als verschiedenartige Bestandteile der Durkonsonanz des **Oberklanges** nur übrig der Grundton (1), die Duodezime (3) und Septdezime (5); die Urgestalt des Durakkords ist deshalb nicht eigentlich der Dreiklang in enger Lage

 , sondern die weite Lage 

Die Ordnungszahlen der Partialtöne repräsentieren zugleich die **relativen Schwingungszahlen** der durch sie gebildeten Intervalle, z. B. ist das Schwingungsverhältnis des 15. zum 16. Oberton (Leittonverhältnis h : c) = 15 : 16. Vgl. **Intervall**. Daß der Wohlklang gewisser in neuerer Zeit (Wagner) sehr beliebter Dissonanzen wohl auf die annähernde Übereinstimmung mit höhern Obertönen bezogen werden muß (z. B. c, e, b, fis' = 4 : 5 : 7 : 11), sei nicht vergessen.

Die **Konsonanz des Mollakkords** ist aus der Obertonreihe nicht zu erklären, und alle Versuche, dies dennoch zu thun (Helmholtz), müssen zu Resultaten führen, die den Musiker nicht befriedigen. Dagegen hat eine vollkommen gegensätzliche Betrachtungsweise den gewünschten Erfolg. Längst vor Entdeckung der Obertöne bezog man die Durkonsonanz auf die Saitenteilung 1—1/6, d. h. 1 ist die Saitenlänge des Grundtons, 1/2 die der Oktave, 1/3 die der Duodezime u. f. f. bis zum 6. Partialton; die Mollkonsonanz dagegen bezog man auf die Umkehrung der Reihe, also auf die Saitenlängen 1—6, d. h. 1 ist der Hauptton, 2 die **Unteroktave**, 3 die **Unterduodezime** rc. Diese Auffassung der Mollkonsonanz als **polarischen Gegensatzes** der Durkonsonanz findet sich zuerst bei Zarlino im 30. Kapitel der »Istitutioni armoniche« (1558), wird auch von Tartini (1754 u. 1767), der, wie Zarlino, einer der gelehrtesten und geistreichsten Theoretiker gewesen ist, und in neuester Zeit seit Moritz Hauptmann (»Die Natur der Harmonik und Metrik«, 1853) durch eine große Anzahl junger Theoretiker mit mehr oder minder Konsequenz (O. Kraushaar, O. Tiersch, O. Hostinsky) sowie mit voller Schärfe und Konsequenz von A. v. Öttingen und Hugo Riemann verfochten. Die Mollkonsonanz ist in ganz derselben Weise auf eine **Untertonreihe** zu beziehen wie die Durkonsonanz auf die Obertonreihe; die akustischen Phänomene, welche die Annahme dieser Untertonreihe rechtfertigen, sind das des **Mittönens** und das der **Kombinationstöne**. Ein klingender Ton bringt klangfähige Körper zum Mittönen, deren Eigenton

einem seiner Untertöne entspricht oder, was dasselbe ist, von deren Eigenton er Oberton ist. Allerdings machen die mittönenden Körper zunächst starke partielle Schwingungen (mit so viel Knaten, daß der erregende Tan hervorgebracht wird), aber sie machen daneben auch (schwächere und daher schwerer wahrnehmbare) totale. Der tiefste Kombinationston eines Intervalls ist immer der erste gemeinsame Unterton beider Intervalltöne, z. B. für e' : g' = C, für c'' : d'' ebenfalls C, aber auch für e' : d'' = C u. s. f. Die Reihe der 16 ersten Untertöne ist, wenn wir c''' als Ausgangston (Hauptton) nehmen:



Die Ordnungszahlen der Untertöne repräsentieren die relativen Saitenlängen derselben; die Schwingungsverhältnisse würden ausgedrückt werden durch die Reihe der einsachen Brüche: 1, 1/2, 1/3 ꝛc., ebenso wie umgekehrt die relativen Saitenlängenverhältnisse für die Töne der Obertonreihe durch die Reihe der einfachen Brüche dargestellt würden; z. B. ist die Oktave c:c' im Sinn der Obertanreihe (c = 1 genommen) hinsichtlich der relativen Schwingungszahlen durch 1 : 2, hinsichtlich der Saitenlängen aber als 1 : 1/2, im Sinn der Untertonreihe dagegen (c' als 1 angenommen) hinsichtlich der Schwingungszahlen als 1 : 1/2, hinsichtlich der Saitenlängen aber als 1 : 2 zu bezeichnen. Der 1., 2., 3., 4., 5., 6., 8., 10., 12., 16. ꝛc., überhaupt alle Töne der Untertonreihe, welche tiefern Oktaven des 1., 3. und 5. Untertons entsprechen, sind ganz ebensa Bestandteile des Mallakkards unter c, des c-Unterklanges, wie dieselben Zahlen der Obertonreihe den Durakkord über dem Hauptton, dem Oberklang (im oben gegebenen Beispiel den C dur-Akkord), ergeben. Der 7., 11., 13. Unterton, überhaupt alle Primzahlen entsprechenden vom 7. an, sind für Akkordbildungen so wenig brauchbar wie die primären Obertöne vom 7. an. Die Praduktzahlen entsprechenden aber (9 = 3 . 3, 15 = 3 . 5 ꝛc.) sind als sekundäre Untertöne ebenso dissanant gegen den Hauptton des Unterklanges wie die sekundären Obertöne gegen den Hauptton des Oberklanges. Sie werden, wie jene, nicht direkt auf den Hauptton bezogen, sandern durch Vermittelung primärer Partialtöne, von denen sie wiederum primäre Partialtöne sind, d. h. sie vertreten deren Klänge, so daß ihre Hervorbringung mit primären Untertönen im Akkord als gleichzeitige Vertretung zweier Klänge Dissanauz ist. Vgl. Klangvertretung.

Klangfarbe. Die verschiedenartige K. der Töne unsrer Musikinstrumente erklärt sich, wie die Untersuchungen van Helmholtz (»Lehre van den Tonempfindungen«) festgestellt haben, in der Hauptsache aus der verschiedenartigen Zusammensetzung der Klänge, safern manche Klänge (Glocken, Stäbe) ganz andre Beitöne haben als die für die Kunstmusik bevorzugten der Saiten- und Blasinstrumente, bei diesen aber die verschiedenartige Verstärkung, resp. das Fehlen einzelner Töne der Obertanreihe eine ähnliche Veränderung bewirkt. Die verschiedenartigen Klangfarben der Menschenstimme hängen teilweise van der Beschaffenheit der Stimmbänder und teils von den Resonanzverhältnissen der Mund- und Nasenhöhle ab. Die zahlreichen Abstufungen der Vokale sind ebenso viele verschiedenartige Klangfarben. Mit Recht betont indes v. Schafhäutl (»Allgemeine musikalische Zeitung« 1879), daß auch das Material, aus welchem ein Musikinstrument gefertigt ist, großen Einfluß auf die K. hat, und daß z. B. eine Trampete van Halz aber Pappe anders klingt als eine ganz gleich gesormte van Metall. Diese letztern Unterschiede der K. nennt man Timbre. Hier spielen die Molekularschwingungen der Masse des Instruments eine große Rolle, wie vam Resonanzbaden der Saiteninstrumente her hinlänglich bekannt ist (s. Schall). Vgl. G. Engel, Über den Begriff der K. (Halle 1887).

Klangfiguren (Chladnische K.), s. Schall.

Klangfolge, in der Musik die Falge zweier Akkarde in Ansehung ihrer Klangbedeutung. Vgl. Klang und Klangvertretung.

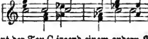
Klanggabel-Klavier, s. Adiaphon.

Klanggeschlecht, in der neuern Musik s. v. w. Dur oder Mall (s. Tongeschlecht); in der griechischen Musik s. v. w. diatonisch, chramatisch ader enharmonisch (s. Griechische Musik und Enharmanik).

Klangglas, s. v. w. Bleiglas, s. Glas, S. 390.

Klanglehre, s. v. w. Akustik.

Klangvertretung, ein zuerst van Helmhaltz präzis aufgestellter Begriff der madernen Harmanielehre, bezieht sich auf die verschiedene Bedeutung, die ein Ton oder Intervall gewinnt, je nachdem es im Sinn dieses ader jenes Klanges gefaßt wird. Der Tan C z. B. hat eine ganz andre Bedeutung für die Lagik des Tansatzes, wenn er als Terz des As dur-Akkards gedacht ist, als wenn er als Terz des A moll-Akkords (E-Unterklanges) austritt; in jenem Fall ist er nächstverwandt mit Des und dem Des dur-Akkord, in diesem mit H und dem E dur- und E moll-Akkord (vgl. Klang). Jeder Ton kann sechs verschiedenen Klängen als wesentlicher Bestandteil angehören, z. B. der Ton C dem C-Oberklang (C dur-Akkord) als Durhaupttan, dem F-Oberklang als Durquinte (Oberquinte), dem As-Oberklang als Durterz (Oberterz); dem C-Unterklang (F moll-Akkord) als Mollhauptton, dem G-Unterklang (C moll-Akkard) als Mallquinte (Unterquinte) und endlich dem E-Unterklang (A moll-Akkard) als Mollterz (Unterterz):



Erscheint der Ton C irgend einem andern Klang als dissananter Ton beigegeben oder an Stelle eines von dessen Akkardtänen als Vorhalt ader alterierter Ton eingestellt (s. Akkord), so ist doch seine Bedeutung immer im Sinn eines dieser sechs Klänge und zwar des nächstverwandten zu bestimmen.

Klangverwandtschaft, s. Tanverwandtschaft.

Klapka, Gearg, General im ungar. Revalutionskrieg, geb. 7. April 1820 zu Temesvár, trat 1838 in die österreichische Armee und 1842 in die adlige ungarische Leibgarde, von welcher er 1847 als Oberleutnant in ein Grenzregiment versetzt wurde, nahm aber 1848 seinen Abschied. Nach Ausbruch der Insurrektion stellte er sich der neuen ungarischen Regierung zur Verfügung, ward zuerst nach Siebenbürgen gesandt, um den Szekler Landsturm aufzubieten und zu organisieren, im September mit fortifikatorischen Arbeiten in Kamorn und Preßburg beschäftigt, end-

lich Chef des Generalstabs bei der Südarmee unter Vetter und, nachdem die Zurückwerfung der Serben erfolgt war, Chef der Generalstabssektion im Kriegsministerium. Nach der Niederlage des Generals Mészáros bei Kaschau (4. Jan. 1849) trat K. an die Spitze von dessen Korps, drängte Schlik zurück, bewirkte bei Kaschau seine Vereinigung mit Görgei, zeichnete sich in der Schlacht bei Kápolna (26.—28. Febr.) aus und entschied in der Schlacht von Iszaszeg (6. April) den Sieg. Noch auf dem Schlachtfeld überreichte ihm Kossuth das Generalspatent und das Ehrenzeichen. Nach dem Sieg bei Waitzen, den Görgei und K. errangen, überschritt letzterer, dessen Korps jetzt die Vorhut bildete, den Granfluß und schlug mit Damjanich die entscheidende Schlacht bei Nagy Sarló (19. April), durch welche Komorn befreit wurde. In der Schlacht vor Komorn (26. April) befehligte er den linken Flügel. Hierauf ward er in Debreczin mit dem Portefeuille des Kriegsministers betraut, welche Stellung er während des Mai bekleidete. Nachdem er vergeblich zwischen Kossuth und Görgei zu vermitteln versucht hatte, übernahm er im Juni das Kommando von Komorn und der auf dem rechten Donauufer operierenden Truppen; hier leitete er 13. Juni den glänzenden Überfall bei Csorna, durch den die Brigade Wyß in die Flucht geschlagen wurde. In den nun folgenden heftigen Kämpfen an der Waag und vor Komorn, 16. und 21. Juni, 2. und 11. Juli, die mit dem Abzug Görgeis nach der Theiß endeten, zeichnete sich K. durch Tapferkeit und Feldherrngeschick aus. Mit 18,000 Mann blieb er in Komorn, um diese Festung zu behaupten und die Verbindungen der Österreicher zu bedrohen. Am 30. Juli brach er auf, das linke Donauufer zu säubern, trieb die Feinde bis hinter Neutra und Waag und zog 5. Aug. in Raab ein. Eben hatte K. seine Vorbereitungen zu einem Einfall ins Österreichische getroffen, als ihn die Kunde von der Katastrophe von Világos (13. Aug.) erreichte. Dennoch verzichtete er noch nicht auf Komorns Verteidigung. Durch die Zuzüge der entlassenen Honveds wuchs die Besatzung auf 24,000 Mann, während Vorräte auf zwei Jahre da waren. So hielt sich die Festung, während schon das ganze übrige Ungarn überwältigt lag, bis 27. Sept. 1849 K. die ehrenvollste Kapitulation gewährt wurde. K. begab sich nach London, später nach Genua und in die Schweiz. Beim Ausbruch des russisch-türkischen Kriegs ging er nach Konstantinopel, fand aber keine seinen Erwartungen entsprechende Anstellung und kehrte nach der Schweiz zurück, wo er zu Genf 1855 das Bürgerrecht erhielt. Später war er bei der Organisation der in Konstantinopel zu errichtenden Bank thätig. 1859 bildete er in Italien, 1866 in Oberschlesien eine ungarische Legion; beidemal trat aber der Friede ein, ehe er in Ungarn einfallen konnte. Beim Ausgleich 1867 amnestiert und mit der Regierung ausgesöhnt, kehrte er nach Ungarn zurück und ward im Oktober 1867 in Illava zum Reichstagsmitglied erwählt. Er schrieb: »Memoiren« (Leipz. 1850); »Der Nationalkrieg in Ungarn und Siebenbürgen« (das. 1851; 2 Bde.); »Der Krieg im Orient« (Genf 1855) und »Aus meinen Erinnerungen« (auch deutsch, Zürich 1886).

Klapot, s. Färberei, S. 40.

Klapp, Michael, Schriftsteller, geb. 1834 zu Prag,

spondent in Italien, Spanien 2c. thätig war. Im J. 1870 übernahm er die Redaktion der offiziösen Wiener »Montagsrevue«, mußte jedoch infolge eines von ihm verfaßten Aufsatzes in der »Gartenlaube« (welcher zugleich der Postdebit für Österreich-Ungarn entzogen wurde) über den Aufenthalt der Kaiserin Elisabeth in Ungarn 1877 seine Stellung aufgeben. Von seinen Schriften seien erwähnt: »Komische Geschichten aus dem jüdischen Volksleben« (Berl. 1859); »Vom grünen Tisch«, Bilder aus deutschen Spielbädern (das. 1867); »Aus dem befreiten Venedig«, Tagebuch (das. 1867); »Bilder vom Marsfeld« (Troppau 1868); »In London und unter den Feniern« (das. 1869); »Revolutionsbilder aus Spanien« (Hannov. 1869) 2c.; ferner die Erzählungen: »Zweierlei Juden« (Wien 1870), »Die Bankgrafen. Roman aus der Schwindelzeit« (Bern 1877, 2 Bde.) und mehrere Lustspiele, darunter »Rosenkranz und Güldenstern« (1878, Wien 1885), das vom Wiener Burgtheater aus seinen Weg über alle Bühnen Deutschlands machte.

Klappbrücken, s. Brücke, S. 499.

Klappe (vom lat. clavis, franz. Clef), bei Blasinstrumenten Name derjenigen beweglichen Teile, mittels deren offene Tonlöcher gedeckt oder gedeckte geöffnet werden können. Sie dienen dazu, den Instrumenten einen größern Tonumfang zu geben, auch unreine Töne rein und klangvoller zu machen.

Klappen (Valvulae), in der Anatomie häutige Vorsprünge, welche den Raum, in dem sie ausgespannt sind, mehr oder weniger vollständig abschließen können. Dergleichen K. finden sich in mit Schleimhaut ausgekleideten Höhlen, wie z. B. die Bauhinsche Klappe an der Grenze des Dünn- und Dickdarms (s. Darm), werden aber meist im Gefäßsystem angetroffen, wo sie am Herzen, an gewissen Venen und an den Lymphgefäßstämmchen vertreten sind, dagegen in den Arterien und in den blut- und lymphführenden Kapillargefäßen fehlen. Über die K. des Herzens s. Herz; vgl. auch Venen. Sie wirken gleich Ventilen, gestatten also die Bewegung der Flüssigkeit nur nach einer Richtung hin (bei den Venen der Schwere entgegen von unten nach oben).

Klappenhorn, s. Buglehorn.

Klappenventil, ein Ventil, welches in Form einer drehbaren Klappe Rohrleitungen, Ausflußöffnungen 2c. schließt.

Klapperjagd, s. Treibjagd.

Klappernuß, s. Staphylea.

Klapperschlange (Crotalus *L.*), Gattung aus der Unterordnung der Vipern und der Familie der Grubenottern (Crotalidae), ausgezeichnet durch den Besitz einer Hornklapper an der Spitze des Schwanzes, welche aus höchstens 15—18 dünnen, hornartigen, leicht zusammengedrückten Hohlkegeln besteht, die in einer Reihe übereinander gestülpt, mit der Spitze nach dem Schwanzende hin gerichtet, gegeneinander beweglich sind und bei der Bewegung des Tiers rasseln. Über Bildung und Bedeutung dieses Organs ist nichts Sicheres bekannt, jedenfalls scheint sich dasselbe erst in höherm Alter der Schlange vollständig auszubilden. Der Kopf ist oben und vorn mit Schildern, der ganze obere Leib mit länglich runden, gekielten Schuppen, die Unterseite mit breiten Schildern bekleidet, der Körper kräftig, der Hals deutlich abgesetzt. Das Giftwerkzeug ist sehr vollkommen

bung und Zeichnung wechseln außerordentlich ab. Sie bewohnt das westliche Nordamerika nördlich bis zum 46. Grad, war früher ungemein häufig, ist aber durch die Kultur stark zurückgedrängt worden. Sie bevorzugt offene Gegenden, denen es nicht an Wasser fehlt, bewohnt die Baue der Präriehunde, Ratten, Uferschwalben, erweitert dieselben mit dem Kopfe, verbirgt sich auch in Mauerrissen, unter Steinen, Reisig etc. Sie ist gegen die Witterung sehr empfindlich, badet morgens im Tau, sonnt sich und sucht Schatten je nach der Tageszeit und erstarrt im Winter an einem trocknen, geschlossenen Ort. Ihre Bewegungen sind träge und langsam, ungereizt soll sie niemals angreifen, bei der Jagd aber bewegt sie sich sehr schnell, schwimmt auch und klettert. Nachts soll sie in einem Schlupfwinkel ruhen. Die Rassel benutzt sie nur in der Erregung, aber nicht bei der Jagd. Sie lebt von kleinen Säugetieren, Vögeln, Fröschen und soll nach der Mahlzeit Gestank verbreiten. Bei der Begattung im Frühjahr verschlingen sich 20 Klapperschlangen und mehr zu einem Knäuel; im August werden die Eier gelegt, aus denen nach wenigen Minuten die Jungen ausschlüpfen. Die Mutter kümmert sich um dieselben nicht. Die K. beißt mit großer Kraft, und ihr Biß ist stets sehr gefährlich. Als Gegengift benutzt man mancherlei Pflanzen, am wirksamsten aber sind sehr große Dosen Alkohol. Die Tiere kennen und fürchten die K., Schweine aber werden als Klapperschlangenvertilger gerühmt; von den Sioux, Dakota und den Nadowessiern wird sie wegen ihrer Listigkeit verehrt. In der Gefangenschaft hält sie sich sehr gut. In Südamerika findet sich die Schauerklapperschlange (Cascavella, *C. horridus Daud.*), welche oben auf bräunlichgrauem Grund mit dunkeln, weißgelb eingefaßten Rautenflecken gezeichnet, unten einfarbig gelblichweiß ist und die Größe der vorigen Art erreicht. Sie ist nicht minder gefährlich als diese.

Klapperschlangenkraut, s. Solidago.

Klapperschlangenwurzel, s. v. w. Senegawurzel, s. Polygala.

Klapperschote, Pflanzengattung, s. Crotalaria.

Klapperschwamm, s. Polyporus.

Klappersteine, s. Adlersteine.

Klappläufer, kleine, aus zwei einscheibigen Blöcken zusammengesetzte Talje (s. d.).

Klappmütze, Robbenart, s. Blasenrobbe.

Klaproth, 1) Martin Heinrich, Chemiker und Naturforscher, geb. 1. Dez. 1743 zu Wernigerode, lebte als Apotheker in Berlin, ward 1787 Chemiker bei der Akademie der Wissenschaften, später Professor der Chemie bei dem königlichen Feldartilleriekorps und starb 1. Jan. 1817 als Professor der Chemie an der Universität. Er entdeckte das Uran, die Zirkon- und Strontianerde, das Cer, Titan und Tellur und lieferte namentlich zahlreiche Mineralanalysen. Er veröffentlichte »Beiträge zur chemischen Kenntnis der Mineralkörper« (Berl. 1795–1815, 6 Bde.).

2) Heinrich Julius von, berühmter Orientalist und Reisender, Sohn des vorigen, geb. 11. Okt. 1783 zu Berlin, widmete sich früh dem Studium der asiatischen Sprachen, besonders der chinesischen, machte sich durch Herausgabe des »Asiatischen Magazins« (Weim. 1802 f.) zuerst bekannt, ward darauf als Adjunkt der Akademie für die asiatischen Sprachen nach Petersburg berufen, begleitete 1805 den Grafen Golowin, der als Gesandter nach China gehen sollte, aber an der Grenze wieder umkehren mußte, und setzte dann im Auftrag der Petersburger Akademie seine Forschungen über die Stammvölker Asiens in den Kaukasusländern fort. Früchte derselben waren: »Reise in den Kaukasus und Georgien in den Jahren 1807 und 1808« (Halle 1812–14, 2 Bde.; franz. mit vielen Zusätzen, Par. 1823) und »Archiv für die asiatische Litteratur, Geschichte und Sprachkunde« (Petersb. 1810, Bd. 1). Nachdem K. 1812 seinen Abschied genommen, ließ er sich 1815 in Paris nieder, wo er 1816 zum Professor der asiatischen Sprachen ernannt wurde und 20. Aug. 1835 starb. Von seinen zahlreichen, von großer Gelehrsamkeit zeugenden, aber in der Beurteilung der Leistungen andrer Forscher nicht unbefangenen Schriften erwähnen wir nur: »Asia polyglotta« (Par. 1823, nebst Sprachatlas), worin er die Verzweigungen der asiatischen Völker in ihrer Stammverwandtschaft nachweist; »Tableaux historiques de l'Asie« (das. 1823, 4 Bde. mit Atlas); »Mémoires relatifs à l'Asie« (das. 1834, 2 Bde.); »Collectious d'antiquités égyptiennes« (das. 1829); »Examen critique des travaux du feu M. Champollion sur les hiéroglyphes« (das. 1832) und das für die Geschichte Japans wichtige Werk »Aperçu général des trois royaumes, traduit de l'original japonais-chinois« (das. 1833). Sein »Schreiben an A. v. Humboldt über die Erfindung des Kompasses« wurde von Wittstein (Leipz. 1885) herausgegeben.

Klaprothin, s. Lazulith.

Klar, in der Seemannssprache s. v. w. bereit, fertig, z. B. zum Gefecht; oder beim Tauwerk s. v. w. nicht verwickelt und durch nichts verhindert; ein Tau »fährt k.«, wenn es sich nirgends reibt. K. machen, k. halten heißt ein Tau, ein Boot u. dgl. in Ordnung bringen und zum Dienst bereit halten.

Klar-Elf, Fluß in Norwegen, entsteht unfern der schwedischen Grenze aus dem Fämundsee (670 m ü. M.), heißt zunächst Glöt-, dann Fämund-, endlich Trysil-Elf, tritt nach 130 km langem Lauf als reißender Strom nach Schweden über, wo er den Namen K. annimmt, bildet unter etwa 60° nördl. Br. infolge seines bedeutenden Falles eine Reihe von Stromschnellen und Wasserfällen und mündet in zwei Armen (die Insel Thingvalla bildend, auf welcher Karlstad liegt) in den Wenersee.

Klären (Abklären, Läutern, Schönen), Operation zur Trennung einer Flüssigkeit von darin enthaltenen festen, ungelösten Substanzen, welche durch Filtrieren (s. d.) nicht entfernt werden können, weil sie entweder durch die Poren des Filters hindurchgehen, oder wegen ihrer Schleimigkeit das Filter bald verstopfen. Diese Eigenschaften besitzen besonders solche Substanzen, welche zugleich als Fermente wirken, so daß das K. auch zur Konservierung gärungsfähiger Flüssigkeiten beiträgt. Eine einfache und bisweilen sehr wirksame Klärmethode besteht darin, einen Bogen Filtrierpapier mit Wasser zu zerrühren und den gleichmäßigen Papierbrei mit der Flüssigkeit gut zu mischen. Die einzelnen Papierfäserchen beladen sich dabei mit jenen trübenden Substanzen, und eine einfache Filtration reicht dann hin, die Flüssigkeit »blank« zu machen. In Nawalds Klärgefäß befindet sich die Papiermasse zwischen zwei Siebböden in dem untern Teil eines cylindrischen Gefäßes aus Steinzeug, welches unmittelbar über dem wirklichen Boden ein Loch mit Abzapfhahn besitzt. Das K. mit Papierbrei leistet besonders bei Fruchtsäften und Honig gute Dienste. Pulver von neuen Blumentöpfen, Dachziegeln, unglasiertem Töpfergeschirr, Kaolin, welches mit Wasser gut ausgewaschen wurde, wirkt ebenfalls klärend, wenn man es z. B. mit Wein mischt und ruhig absetzen läßt. Wenn nötig, schüttelt man nach 48 Stunden die Flüssigkeit noch einmal durch; will man aber schnell zum Ziel

gelangen, so filtriert man die mit dem Ziegelmehl gemischte Flüssigkeit, was selbst bei schleimigen Flüssigkeiten leicht von statten geht. Knochenkohle wirkt ganz ähnlich, besonders wenn man sie fein pulvert, tüchtig mit der Flüssigkeit durchschüttelt, letztere aufkocht und dann filtriert. Hierbei werden zugleich Farbstoffe, übelriechende Beimischungen ꝛc. absorbiert. Likör klärt man durch einen Kleister aus Stärke und Zucker, mit welchem man den Likör stark durchschüttelt. Nach 36 Stunden hat sich die Stärke abgelagert und alle trübenden Teilchen mit sich niedergerissen. Alkoholarme Liköre klären sich auf diese Weise sehr langsam, und man thut daher besser, die Operation vor dem Verdünnen mit Wasser vorzunehmen. In diesem Fall, wie auch sonst sehr oft, beruht die Klärung auf dem Unlöslichwerden eines in der Flüssigkeit gelösten Stoffes. Indem sich derselbe ausscheidet, reißt er die trübenden Stoffe an sich und fällt mit denselben zu Boden. So geschieht es beim K. mit Eiweiß, sei es nun, daß letzteres bereits von der Natur in der zu klärenden Flüssigkeit sich befindet, wie bei Pflanzensäften, oder daß man es erst hinzusetzt. Im letztern Fall nimmt man Hühnereiweiß, schlägt dasselbe zu steifem Schaum, rührt diesen unter die Flüssigkeit, so daß er sich vollständig verteilt, kacht dann in flachen Gefäßen auf und entfernt den sich bildenden Schaum mit einem Schaumlöffel. Diese Methade wird besonders bei Fruchtsäften und Zucker zu Bonbons, zum Einmachen, Kandieren ꝛc. angewandt. Statt Hühnereiweiß wird bisweilen Ochsenblut angewandt, welches infolge seines Gehalts an Eiweiß ganz ebenso wirkt. Flüssigkeiten, die nicht erhitzt werden dürfen, wie den Wein, klärt man mit Hausenblase, welche zu diesem Zweck geklopft, zerschnitten, in Wein geweicht und durch Zusatz von heißem Wasser gelöst wird. Die Lösung drückt man durch Leinwand, setzt noch etwas Wein hinzu und schlägt sie eine Viertelstunde mit einer Rute. Diese »Schöne« mischt man mit mehr Wein und dann sehr innig mit dem zu klärenden Wein, welcher nach 8—14 Tagen (im Sommer) oder nach 4—6 Wochen (im Winter) vorsichtig abgezogen werden kann; zum K. des Biers löst man die Hausenblase in Bier. Statt der Hausenblase kann man namentlich bei Rotweinen auch weiße Gelatine anwenden, und zum K. der Sommerbiere nimmt man häufig eine Abkochung von Kalbsfüßen. Bei diesen Klärmitteln bildet sich, wenn die Flüssigkeit Gerbsäure enthält, ein Niederschlag, und man benutzt deshalb auch umgekehrt Gerbsäure zum K. eiweißhaltiger Flüssigkeiten, darf dabei aber nicht vergessen, daß die überschüssige Gerbsäure, welche vom Eiweiß nicht gefällt wird, in der Flüssigkeit gelöst bleibt und deren Geschmack verändert. Durch Nachklären mit Hausenblase kann man diesem Übelstand abhelfen. Fadenziehend gewordenen Wein versetzt man erst mit einer Gerbsäurelösung (Auszug aus Traubenkernen) und dann mit Hausenblase. Abgerahmte Milch eignet sich besonders zum K. von Weißwein und Bier (Rotwein wird entfärbt). Gebrannter Alaun eignet sich zum K. von fetten und ätherischen Ölen, Firnis, Fett, Leim- und Gelatinelösung. Auch gebrannter Gips ist bei ätherischen Ölen, Benzin, Äther, Firnis und bei Likören mit Vorteil zu benutzen. Trüber Wein wird durch Schütteln mit gebranntem Gips klar und zugleich stärker, auch wieder wohlschmeckend, wenn sein Geschmack gelitten hatte. In allen diesen Fällen wird vom Gips nichts aufgeläst, und die Klärung ist schnell vollendet. Zur raschen Klärung von jungen untergärigen Bieren, die während des Transports trübe geworden sind, soll man das Faß Bier in Zapf nehmen und durch eine Bierluftpumpe Luft in das Faß pumpen, so daß ein gelinder Druck entsteht. Dadurch setzen sich die trübenden Teile zu Boden, und wenn man den Hahn am Bierfaß ein wenig öffnet, so kann man sie abtropfen lassen; nach 1—2 Stunden fließt das Bier ganz klar.

Klarett, durch Aufguß von Gewürzen bereiteter und mit Zucker versüßter Wein.

Klarheit wird in der Psychologie den Bewußterscheinungen, in der Logik den Begriffen beigelegt, wenn die erstern mit solcher Lebhaftigkeit vor sich gehen, die letztern mit solcher gedacht werden, daß eine von der und einer von dem andern gehörig unterschieden werden kann. Da diese Lebhaftigkeit (Intensität) verschiedene Grade haben kann, so ist dasselbe auch bei der K. der Fall; geht dieselbe so weit, daß auch die Bestandteile der Bewußtseinserscheinung und die Merkmale des Begriffs voneinander unterschieden werden, so entsteht Deutlichkeit (s. d.).

Klarieren (neulat.), klären, bereinigen, frei machen; ein Schiff und seine Ladung verzollen und dadurch zum ungehinderten Absegeln oder Einsegeln frei machen; daher Klarierungsschein (Zollklarierungsschein), der Schein, den der Schiffer in den Seestädten vom Zollamt erhält, daß Schiff und Ladung in gehöriger Ordnung und der Zoll bezahlt sei. In der Regel wird die Klarierung von den Schiffsmaklern besorgt, welche ebendeshalb auch Klarierer (Schiffsklarierer) genannt werden. Auch wird zwischen dem K. bei dem Aussegeln (Ausklarierung) und bei dem Einsegeln des Schiffs (Einklarierung) unterschieden.

Klarinette (ital. Clarinetto, Diminutivform von Clarino; engl. Clarionet, auch Clarinet), das bekannte, in allen Symphonie- und Harmonieorchestern heimische Holzblasinstrument, wird mittels eines einfachen Rohrblattes angeblasen, das die untere Seite des schnabelförmigen Mundstücks (Schnabel) verschließt und wie die Zunge der Zungenpfeifen funktioniert (s. Blasinstrumente). Die K. ist ein sogen. quintierendes Instrument, d. h. beim Überblasen schlägt der Ton nicht zuerst in die Oktave, sondern in die Duodezime (Quinte der Oktave) um, es fehlen ihr sämtliche geradzahligen Töne der Obertonreihe (s. Klang); der Tonlöcher- und Klappenmechanismus ist daher ein komplizierterer als bei der Flöte und Oboe. Die K. wurde 1690 durch Christoph Denner in Nürnberg erfunden und hatte ursprünglich nur sieben Tonlöcher und eine a- und b-Klappe; die Benutzung der höhern Tonlagen des Instruments machte aber zur Korrektur der Intonation immer mehr Klappen nötig, sa daß die K. jetzt gewöhnlich 8 Tonlöcher und 14 (ja 17) Klappen hat. Die virtuose Behandlung dieses komplizierten Instruments ist dann freilich eine schwierige Kunst. Der Umfang der K. reicht von klein e bis viergestrichen c, doch sind die höchsten Töne (über g‴) gefährlich und kreischend, während die tiefsten immer gut sind. Die (ziemlich schlechten) Mitteltöne F′—b′ (geschrieben) heißen Schalmei. Die Bezeichnung Chalumeau in Klarinettenkompositionen bedeutet, daß die betreffende Stelle eine Oktave tiefer geblasen werden soll, als sie geschrieben steht. Zur Vermeidung des Blasens in Tonarten, welche der Naturtonart des Instruments sehr fern liegen, werden Klarinetten in verschiedenartiger Stimmung gebaut, nämlich in A, B, C, Es und F. Für sämtliche Arten wird aber die natürliche Tonart als C dur notiert, d. h. e (der tiefste Ton der K.) klingt auf der C-K. wie e, auf der B-K. wie d, auf der A-K. wie cis,

auf der Es-K. wie g und auf der F-K. wie a. Seltener sind die noch höhern in G und As. Im Symphonieorchester finden nur die C-, B- und A-Klarinetten Verwendung, während die hellern, etwas schreienden höhern in den Militärmusiken, überhaupt Harmoniemusiken im Gebrauch sind, wo sie die Rolle der Violinen zu spielen haben. Es hat aber fast den Anschein, als wolle die B-K. alle übrigen aus dem Symphonieorchester verdrängen; die außerordentliche Vervollkommnung des Instruments durch Stadler, Iwan Müller und Klosé mit teilweiser Applikation des Böhmschen Flötenmechanismus ermöglicht das reine Spiel in allen Tonarten, und unsre vortrefflichen Orchesterklarinettisten bewältigen nicht nur die Schwierigkeiten der Applikatur, sondern transponieren vom Blatt weg, was für A- oder C-K. geschrieben ist, für B-K. Berühmte Klarinettisten älterer und neuerer Zeit sind: Beer, Tausch, Yost, Lefèvre, Blasius, Blatt, Bärmann (Vater und Sohn), Berr, Val. Bender, Iwan Müller, Klosé, Blaes. Berühmte Schulwerke verfaßten Blatt, Bärmann (Sohn), Berr, Iwan Müller, Klosé u. a. Zur Familie der K. gehören die größern (tiefern) Instrumente: a) Altklarinette (Baritonklarinette) in F und Es, eine Quinte tiefer klingend als die K. in C und B; die Altklarinette ist nie zu großer Verbreitung gelangt, wohl aber das nur wenig von ihr verschiedene Bassetthorn (s. d.); b) Baßklarinette, eine Oktave tiefer klingend als die K., gewöhnlich in B, seltener in C stehend, bei Wagner auch in A. Die Baßklarinette hat ganz den vollen, weichen Ton der K. und unterscheidet sich daher sehr vorteilhaft vom Fagott. — Als Orgelstimme ist K. 8 Fuß eine Zungenstimme von ziemlich sanfter Intonation, Clarionet-Flute (engl.) dagegen eine Art Rohrflöte (gedeckte Labialstimme mit Löchern im Stöpsel).

Klarinettenrohr, s. Arundo.

Klarios, Beiname des Apollon, von der Stadt Klaros, unfern Kolophon in Jonien, wo er einen berühmten Tempel hatte; Klarien, früher beliebte Bezeichnung für die Musen.

Klarissinnen (Ordo sanctae Clarae, auch Orden der armen Frauen genannt), Nonnenorden, welcher neben den Minoriten und Tertiariern als zweiter Orden des heil. Franziskus aufgeführt und nach seiner Stifterin, der heil. Klara (geb. 1193 zu Assisi), benannt wird. Als diese nämlich heiraten sollte, flüchtete sie sich aus dem Elternhaus in das Kloster Portiuncula, wo der heil. Franziskus mit seinen Anhängern lebte, und stiftete dann 1212 an der von dem Heiligen wiederhergestellten Damianskirche einen Verein gleichgesinnter Frauen, aus dem bald der Orden der K. (auch Damianistinnen genannt) hervorging. Sie selbst stand ihrem Kloster unter den schwersten Kasteiungen bis an ihren Tod (11. Aug. 1253, Gedächtnistag 12. August) vor und wurde 1255 vom Papst Alexander IV. heilig gesprochen. Ihr Orden erhielt 1224 eine eigne Regel und breitete sich von Italien allmählich in der ganzen römisch-katholischen Christenheit aus. Die Ordensregel wurde 1264 nochmals von Urban IV. gemildert, weshalb die nach dieser Regel lebenden K. Urbanistinnen heißen. Ihnen gegenüber stiftete im 17. Jahrh. Franziska von Jesus Maria aus dem Haus Farnese die K. von der strengsten Observanz und ließ ihnen 1631 ihr erstes Kloster in Albano bauen, aber auch noch darüber ging die 1676 von Clemens X. genehmigte Stiftung für Barfüßereinsiedlerinnen vom Orden der heil. Klara hinaus. Die Tracht der K. ist das graue Gewand der Minoriten mit dem Strick als Gürtel. Die noch jetzt bestehenden Klöster sind meist der Erziehung der weiblichen Jugend gewidmet. Vgl. Demore, Leben der heil. Klara von Assisi (a. d. Franz., Regensb. 1857).

Klarnüsse, s. Strychnos.

Klasse (lat.), Abteilung einer Mehrheit nach gewissen übereinstimmenden Merkmalen; besonders eine Abteilung der Zöglinge einer Schulanstalt, wie sie nach ihren Kenntnissen und ihrer Leistungsfähigkeit zusammengehören. Vgl. Klassifikation.

Klassengebühren, s. Gebühren.

Klassenlotterie, s. Lotterie.

Klassenstempel, s. Stempel.

Klassensteuer, eine Form der Personalsteuer, bei welcher die Höhe der Einschätzung sich nicht auf eine ziffermäßige Ermittelung des Einkommens oder Vermögens, sondern auf solche äußere Merkmale gründet, die leicht in die Augen fallen. Man bildet hiernach Gruppen der Bevölkerung, deren Glieder gleich hoch besteuert werden. Der Einzelne wird hierbei freilich nicht genau nach seiner wirklichen Steuerfähigkeit getroffen. Doch war die K. als eine Verbesserung gegenüber der Kopfsteuer anzusehen. Das preußische Klassensteuergesetz vom 30. Mai 1820 unterschied: 1) besonders reiche und wohlhabende Einwohner, 2) wohlhabende Grundbesitzer und Kaufleute, 3) geringe Bürger und Bauern, 4) Tagelöhner und Gesinde. In jeder Klasse wurden drei Stufen gebildet, außerdem wurde ein Unterschied gemacht zwischen Haushaltungen und einzelnen Personen. Der niedrigste Steuersatz betrug $^{1}/_{2}$, der höchste 144 Thlr. Die Reichen und Wohlhabenden waren hiernach viel zu wenig belastet. 1851 wurde in Preußen die klassifizierte Einkommensteuer eingeführt für alle Personen, die ein Einkommen von mehr als 1000 Thlr. haben, während für Personen mit einem Einkommen bis zu 1000 Thlr. die K. ($^{1}/_{2}$ Thlr. Steuer für die unterste und 24 Thlr. für die oberste Klasse) bestehen blieb. Doch hatte letztere die Tendenz, sich mehr und mehr zu einer Einkommensteuer umzugestalten, indem man das wirkliche Einkommen mit annähernder Genauigkeit zu ermitteln suchte. Seit 1873 sind Einkommen von 420, seit 1883 von 900 Mk. und weniger steuerfrei. Die gesamte durch die K. aufzubringende Summe wurde auf 42,100,000 Mk. kontingentiert mit der Bestimmung, daß, wenn infolge von Vermehrung der Steuerpflichtigen oder ihres Einkommens sich ein höherer Ertrag ergibt, der Überschuß durch Erlaß an den Steuersätzen der einzelnen Stufen zurückerstattet wird. Diese Kontingentierung wurde 1883 wieder aufgehoben. Vgl. Winiker, Die K. und klassifizierte Einkommensteuer in Preußen (Berl. 1877, kleine Ausg. 1880); Meitzen, Die Vorschriften über die K. ꝛc. (das. 1879); Lampe, Die K. (Bresl. 1880).

Klassieren, bei der Aufbereitung (s. d.) eine Trennung des Materials nach der Korngröße.

Klassierung (Einklassierung), die Einreihung, bez. Einschätzung von Steuerobjekten in für den Zweck der Besteuerung festgesetzte Klassen.

Klassifikation (lat.), Trennung verschiedenartiger Erkenntnisgegenstände nach bestimmten unterscheidenden Merkmalen und Zusammenstellung derer, die gewisse Merkmale miteinander gemein haben. Das Einteilungsprinzip ist sehr verschieden. Bei großer Verschiedenartigkeit der zu ordnenden Gegenstände können oft die größern, umfassendern Einteilungen durch Aufstellung neuer Charaktere in kleinere Ordnungen und diese in noch kleinere zerlegt werden. In den Naturwissenschaften pflegt man die höchsten Ordnungen Klassen zu nennen, die nächst niedern

aber Ordnungen, die wieder in Familien, Gattungen und Arten zerfallen. K. des Bodens, s. Bonitierung. K. von Schiffen, s. Schiffsklassifikation.

Klassiker und klassisch (lat.), Ausdrücke von verschiedener Bedeutung, denen kein deutsches Wort vollkommen entspricht. Die ursprüngliche Bedeutung derselben erklärt sich aus der Verfassung des römischen Staats. Nach der von Servius Tullius dem Vermögensstand gemäß eingeführten Einteilung sämtlicher Bürger in sechs Klassen hießen vorzugsweise die zur ersten und reichsten Klasse Gehörigen Classici, während die der letzten und ärmsten Klasse Proletarii genannt wurden. Somit legte man in den Ausdruck Klassiker, der bald in allgemeinerer Bedeutung angewandt wurde, den Begriff eines gewissen Vorzugs und Vorranges; so ist z. B. testis classicus ein glaubwürdiger, entscheidender Zeuge und scriptor classicus ein mustergültiger Schriftsteller. In dieser abgeleiteten Bedeutung sind jene Ausdrücke in alle modernen Sprachen übergegangen, und da die ganze moderne Bildung auf dem Studium der griechischen und römischen Schriftsteller basiert ist, übertrug man nach und nach den Begriff des Klassischen auf alles, was dem Vorgang der für musterhaft anerkannten Werke gemäß gebildet ist, also nicht bloß auf die griechische und römische Litteratur, insofern die Werke derselben mustergültig sind, sondern auf jedes Werk und jeden Schriftsteller irgend welcher Litteratur, in welchem sich Fülle des Inhalts mit vollendeter Form, Gediegenheit und Tiefe der Gedanken mit lebendigem und angemessenem Ausdruck verbindet. Wie nun im Altertum gewisse Perioden sich durch besondere Fruchtbarkeit musterhafter Werke auszeichneten und deshalb vorzugsweise klassische Zeiten genannt werden (unter den Griechen das Zeitalter des Perikles, unter den Römern die letzten Zeiten der Republik und die Regierung des Augustus), so rühmt sich auch in dem modernen Europa fast jede Nation einer Periode klassischer Schriftsteller. So gilt den Italienern das 15. Jahrh. oder das Zeitalter Lorenzos de' Medici, den Spaniern und Engländern das 16., den Franzosen das 17. (siècle de Louis XIV), uns Deutschen das 18. (insbesondere die Weimarer Periode) für die klassische Zeit. Juristische Klassiker nennt man im engern Sinn die Juristen, aus deren Schriften die Pandekten ausgezogen sind.

Klassizität (lat.), klassisches Ansehen, Musterhaftigkeit; vgl. Klassiker und klassisch.

Klastische Gesteine (v. griech. klastós, »zerbrochen«, Trümmergesteine), aus Trümmern früherer Gesteine mit oder ohne Bindemittel gebildete Gesteine, s. Gesteine.

Klatschmohn (Klatschrose), s. v. w. Papaver Rhoeas.

Klattau (tschech. Klatovy), Stadt im südwestlichen Böhmen, an der Bahnlinie Pilsen-Eisenstein, hat ein Rathaus aus dem 16. Jahrh., eine Dekaneikirche, eine Kavalleriekaserne (ehemaliges Jesuitenkollegium), ein Oberrealgymnasium (ehemaliges Dominikanerkloster), eine landwirtschaftliche Lehranstalt, (1880) 8986 Einw., Wäschewarenfabriken, Goldleistenfabrik, Bierbrauerei, Maschinenfabrik und ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts. K. hat im Hussiten- und im Dreißigjährigen Krieg schwer gelitten.

Klattauer Gebirge, s. Böhmerwald.

Klaubarbeit (Ausklauben), bei der Aufbereitung der Erze das Auslesen und Sondern der verschiedenen Gemengteile nach Gehalt und Art fremder Beimengungen.

Klaue, die Hornbekleidung der Zehen der Wiederkäuer und Schweine; dieselben werden in der Technik zu ordinären Drechslerarbeiten, zur Darstellung von Blutlaugensalz und künstlichem Dünger benutzt. — In der Baukunst ist K. s. v. w. Eckblatt (s. d.). Sonst heißt K. im Bauwesen die Verbindung oder Verkämmung von zwei Hölzern, von welchen das obere in einem Winkel ausgeschnitten ist, so daß das untere in den Ausschnitt eingelassen werden kann; besonders bei Sparren (s. Figur) und Treppenwangen im Gebrauch, welche auf das Gebälk oder den Wechsel aufgreifen, »aufgeklaut« werden, auch bei Pultdächern, wo die Sparren auf den Rahmen geklaut werden. Ferner bedeutet K. ein gabelförmiges oder hakenförmiges Stück Eisen, um etwas damit zu fassen und zu halten, wie die Steinklaue zum Fassen und Halten der Steine. Klauen heißen endlich auch die Wurzelknollen mancher Gewächse, z. B. des Spargels, der Ranunkel u. dgl.


Klaue.

Klauenbeschlag, Eisenbeschlag für Zugrinder, die viel auf harten Wegen gehen müssen. Man benutzt dem Hufeisen ähnliche Eisen für beide Klauen eines Fußes, zweckmäßiger oder für jede Klaue ein besonderes Eisen.

Klauenfett (Oleum pedum tauri), das aus dem Mark der Beinknochen von Rindern, Pferden und Schafen bei sehr gelinder Wärme ausfließende Öl, ist dünnflüssig, verdickt sich nicht, wird nicht leicht ranzig, enthält wenig Stearin und wird von demselben noch weiter befreit, wenn man es einer starken Kälte aussetzt und das flüssig gebliebene Öl (Olein) abgießt. Letzteres wird als Uhrmacheröl zum Schmieren der Uhren und andrer feiner Maschinen benutzt. Das gewöhnliche K., durch Auskochen des Markes mit Wasser gewonnen, dient zur Bereitung von Haaröl, zur Lederzurichtung, zum Einschmieren von Eisen und Stahl, eine geringere Sorte (Knochenöl) zu Seifen.

Klauenseuche wird gleichbedeutend mit »Maul- und Klauenseuche« (s. d.) gebraucht, bezeichnet aber außerdem, besonders in der Benennung bösartige K., eine den Schafen eigentümliche chronische Entzündung der Klauen mit zerstörender Ulceration. Zuerst fangen die Tiere an zu hinken und zwar bald nur auf einem, bald aber auf mehreren Füßen; bei genauer Untersuchung findet man die Klauen dieser Füße verdickt, vermehrt warm und beim Druck an einer oder der andern Stelle sehr empfindlich. Die Krone um die Klauen und der Zwischenraum zwischen den Klauen sind dunkler gerötet, aber sehr wenig oder gar nicht geschwollen, und bald darauf schwitzt daselbst eine seröse, später jauchige oder eiterähnliche, übelriechende Flüssigkeit aus, wobei sich kleine Geschwürchen bilden. Wenn im Innern der Klaue Eiterung entsteht, so wird das Hinken sehr stark, und zuweilen erfolgt dann eine gänzliche Ablösung einer oder beider Klauen des kranken Fußes. Erreicht das Übel an mehreren Füßen diesen hohen Grad, so magern die Tiere allmählich ab und gehen oft zuletzt an Entkräftung zu Grunde. Dabei leidet auch der Wollwuchs bei den meisten Tieren sehr bedeutend. Die Krankheit dauert in dieser Form Monate, manchmal über ein Jahr. Sie beginnt immer nur bei einzelnen Schafen und verbreitet sich allmählich über einen mehr oder we-

niger großen Teil der Herde. Selten leiden die Tiere an allen vier Füßen zugleich. Lämmer werden heftiger von dem Übel ergriffen als alte Schafe. Als Ursache dieser Klauenkrankheit kennt man mit Sicherheit nur ein Kontagium. Dasselbe ist an die jauchige Flüssigkeit der Klauengeschwüre gebunden und fix. Impfungen mit demselben an den häutigen Teilen im Umfang der Klauen bringen um den 3. oder 4. Tag die ersten Entzündungsfälle und weiterhin die Krankheit selbst hervor. Die Krankheit ist angeblich um 1826 durch Merinoschafe aus Frankreich nach Deutschland gebracht worden, wo sie sich dann durch Ankauf aus den infizierten Herden nach und nach über ganz Deutschland, Ungarn, Polen, Rußland 2c. verbreitet hat. Nach der Ansicht einiger Tierärzte und Schafzüchter soll diese Form der K. auch durch Ausartung der gutartigen K. (vgl. Maul- und Klauenseuche) entstehen. Die Prognose ist insofern günstig, als man eine sichere Heilung der Klauengeschwüre in jedem Fall herbeiführen kann. Die kranken Schafe müssen von den gesunden getrennt werden. Die Kur verlangt zuerst eine gründliche Ablösung und Entfernung aller hornigen Teile, welche bereits durch Ulceration von den Weichgebilden getrennt sind, um die Geschwüre bloßzulegen, dann aber die Zerstörung des Kontagiums und die Umstimmung der Geschwüre zu besserer Thätigkeit. Das erstere geschieht durch geschickten Gebrauch des Messers. Für die letztern Zwecke benutzt man Holzessig, eine konzentrierte Auflösung des Chlorkalks oder eine Lösung von Karbolsäure. Neben diesen Mitteln ist kräftige, gesunde Nahrung, Reinlichkeit im Stall, besonders ein trockner, reiner Fußboden (gute Streu), oder eine trockne Weide erforderlich. Wenn Schafe in sehr unreinlichen Ställen gehalten werden oder häufig auf schmutzigen Wegen gehen müssen, so entsteht bei ihnen oft eine Erkrankung der Klauen, welche der bösartigen K. sehr ähnlich, aber nicht ansteckend ist und Moderhinke genannt wird. Diese sehr häufige Krankheit wird oft mit der bösartigen K. verwechselt.

Klauenwurm, s. Wurm.

Klaus, deutscher Name, Abkürzung von Nikolaus: 1) Bruder K., s. Flüe.

2) K. Narr (K. von Ranstädt), Hofnarr beim Kurfürsten Ernst von Sachsen, der ihn vom Gänsehüten in Altranstädt hinweg mit sich an den Hof nahm. Er war bei ihm bis 1486, bei Albrecht bis 1500, dann beim Erzbischof Ernst von Magdeburg bis 1513, bei Friedrich dem Weisen bis 1525 und endlich bei Johann dem Beständigen bis 1532. Sein Leben und seine Schwänke erschienen im 16. Jahrh. mehrmals gedruckt.

Klause (v. mittellat. clusa, ital. chiusa), abgeschlossener, enger Raum, besonders Klosterzelle oder Einsiedelei (daher Klausner, s. v. w. Einsiedler), die bisweilen mit einer Kapelle für Andächtige versehen war (z. B. die noch heute erhaltene Klus bei Goslar aus dem 12. Jahrh.); in Gebirgen eine Felsspalte oder ein Engpaß (vgl. Cluse und Cañons), nicht selhalten ist, wie sie oft in Testamenten vorkommen, und deren hauptsächlichste die sogen. Kodizillarklausel ist, dahin gehend, daß das Testament, wenn es für ungültig erklärt werde, doch wenigstens als Kodizill (s. d.) aufrecht erhalten werden solle; die reservatorischen oder Vorbehaltsklauseln, durch welche ein Teil gewisse Gegenstände ausdrücklich von dem Inhalt des eingegangenen Rechtsgeschäfts ausnimmt, und die derogatorische K., vermittelst welcher in einem Gesetz alle frühern entgegenstehenden Bestimmungen aufgehoben, oder durch welche in einem Testament entweder frühere Anordnungen für aufgehoben erklärt werden, oder der gegenwärtige letzte Wille als unanfechtbar und unwiderruflich hingestellt werden soll. Kassatorisch nennt man eine K., wenn in einem gewissen Fall das abgeschlossene Rechtsgeschäft als gar nicht abgeschlossen gelten soll. Sicherheitsklauseln dagegen sind diejenigen, mit denen man sich und seinen Vorteil sichern will. In den Verzichtsklauseln läßt man auf alle oder auf einzelne dem eingegangenen Rechtsgeschäft etwa entgegenstehende Einreden oder auf andre Vorteile verzichten. Die Solennitätsklauseln, welche in Wahrung feierlicher Formen bestehen, wie die K. »von Rechts wegen« am Schluß richterlicher Erkenntnisse, haben eigentlich kein rechtliches Interesse. Dagegen können einem Wechsel allerlei Klauseln mit rechtlicher Bedeutung beigefügt werden, namentlich die K. »nicht an Order«, wodurch dem Wechsel die Begebbarkeit auf andre genommen, oder die K. »ohne Protest«, wodurch dem Nachmann von seinem Vormann die eventuelle Verbindlichkeit zur Protesterhebung erlassen wird. Unter der sogen. Wechselklausel versteht man dagegen ein wesentliches Erfordernis eines jeden Wechsels, nämlich die in diesen selbst ausdrücklich aufzunehmende Bezeichnung als Wechsel (»Gegen diesen Wechsel zahlen Sie« 2c.). Berüchtigt war bei frühern völkerrechtlichen Abmachungen die sogen. Clausula rebus sic stantibus, wonach in der Folgezeit bei völlig veränderter Sachlage der abgeschlossene Vertrag nicht binden sollte. Historisch wichtig ist die sogen. salvatorische K., welche den frühern deutschen Reichsgesetzen beigefügt wurde, um ausdrücklich zu erklären, daß diese Gesetze nur insoweit Anspruch auf Gültigkeit haben sollten, als die Landesgesetzgebung der einzelnen zum Reiche gehörigen Länder keine anderweiten Bestimmungen enthalte. Über K. der Meistbegünstigung s. Handelsverträge.

Klausen, 1) Stadt in Südtirol, Bezirkshauptmannschaft Bozen, rechts am Eisack und der Brennerbahn, hat ein Bezirksgericht, ein Kapuzinerkloster mit der Loretokapelle, welche einen prächtigen spanischen Kirchenschmuck, schöne Gemälde, Elfenbeinarbeiten u. a. enthält, Bergbau auf Blei, Kupfer, Silber und Zink (am Pfunderer- und am Schneeberg) eine Schmelzhütte und (1880) 638 Einw. Nördlich über K. auf einem hohen, steilen Felsen das Benediktinerinnenkloster Säben, einst eine rätische Feste, später

Szamos durchströmt. Die Einwohner (1881: 196,307) sind Ungarn und Rumänen und betreiben besonders Viehzucht, Acker- und Bergbau. Amtssitz des Komitats, welches von der Ungarischen Staatsbahn durchschnitten wird, ist die Stadt K. (ungar. Kolozsvár, rumän. Clusu), am Kleinen Szamos, Station der Ungarischen Staatsbahn; sie besteht aus der innern, ehemals befestigten Stadt und fünf Vorstädten und hat einen großen Hauptplatz, in dessen Mitte die 1414 vom König Siegmund gegründete gotische Pfarrkirche St. Michael steht. Erwähnenswerte Gebäude sind: die neue unitarische Kirche im italienischen Stil, die neue reformierte Kirche mit minaretartigen Türmen, 3 Klöster, das ehemalige Gubernialgebäude, das Rathaus, das neue Sparkassengebäude, mehrere alte Privatpaläste, das ungarische Nationaltheater rc. Auf einem Hügel, inmitten von Parkanlagen, befindet sich das Landesmuseum (früher Villa des Grafen Mikó) mit siebenbürgischen Altertümern, wissenschaftlichen Sammlungen und großer Bibliothek (45,000 Bde.). Auf dem gegenüberliegenden Hügel jenseit des Flusses erhebt sich die Citadelle Fellegvár. K. hat (1881) 29,921 meist ungar. Einwohner, die Handel, Gewerbe, Acker- und Weinbau treiben, hat eine Universität (Franz Josephs-Universität) und ein reformiertes Gymnasium mit bedeutenden Bibliotheken (18,030 u. 27,332 Bde.) und Sammlungen, ein katholisches Gymnasium, ein adliges Konvikt, eine Lehrerinnenpräparandie, ein unitarisches Kollegium und Seminar mit Bibliotheken (26,307 Bde.), eine Sternwarte, eine Musikakademie, ein Waisenhaus und mehrere Spitäler und Humanitätsanstalten. K. ist der Sitz eines unitarischen und eines reformierten Bischofs, einer Finanz-, Kataster- und Telegraphendirektion, eines Gerichtshofs und vieler andrer Behörden. Am Westende der Stadt, nördlich vom Szamoskanal, befindet sich eine schöne, große Promenade mit Teichen, Schwimmschule, Sommertheater und Belustigungsorten. In der Nähe von K., nur durch den Szamos getrennt, liegt das Dorf Kolosmonostor mit altem Kloster, worin das Landesarchiv Siebenbürgens aufbewahrt wurde, und einer landwirtschaftlichen Lehranstalt. — K. liegt an der Stelle des dakoromanischen Vorortes Napoca, wo sich der Sitz der alten Verwaltung des Komitats Kulus oder Klus erhob und im 13. Jahrh. um die Komitatsburg eine rasch aufblühende deutsche Kolonie zeigt, deren Rechte und Freiheiten König Stephan V. (1270—72) verbriefte, Karl Robert 1316 bestätigte, Ludwig und Siegmund mehrten. Letzterer erhob 1405 K. zur königlichen Freistadt. Im 16. Jahrh. sprach man von »der reichen K. Das deutsche Element war indessen schon im 16. Jahrh. sehr geschwächt, gegen das Ende des 17. Jahrh. unter den Einwohnern fast ganz verschwunden. Mit dem Magyarentum zog der Calvinismus und Unitarismus ein. K. wurde bald der Hauptort des siebenbürgischen Magyarentums. Im Beginn der ungarischen Erhebung von Puchner für die Kaiserlichen behauptet, ward die Stadt 25. Dez. 1848 von Bem [illegible]

auf einem von Tannen umgebenen Hügel die Bergkapelle, in welcher alle 14 Tage für die Sennen Gottesdienst gehalten wird. Gewöhnlich liegt hier selbst im Hochsommer noch Schnee, dessen Schmelzwasser von Teilen des anstehenden Thonschiefers blutrot gefärbt erscheint. Der oberste Ort im Schächenthal ist Äsch (1272 m); Linththal im Kanton Glarus liegt in 661 m Seehöhe.

Klaus Narr, s. Klaus 2).

Klausner, s. Klause.

Klausthal (Clausthal), wichtigste Bergstadt auf dem Oberharz, im preuß. Regierungsbezirk Hildesheim, Kreis Zellerfeld, liegt zwischen den Quellbächen der Innerste und an der Linie Halle-K. der Preußischen Staatsbahn, 605 m ü. M., auf einem rauhen Plateau, auf dem bei noch nicht 6° C. jährlicher Durchschnittswärme und 150 cm jährlicher Regenmenge Ackerbau nicht mehr betrieben werden kann, und ist von der Nachbarstadt Zellerfeld nur durch den kleinen Zellbach getrennt. Die Stadt hat freundliche Gebäude und breite Straßen, eine evangelische und eine kath. Kirche, ein Gymnasium mit Realabteilung, eine auch von Ausländern stark besuchte Bergakademie und Bergschule (mit Bibliothek, großen Sammlungen von Modellen und Mineralien und einem Laboratorium), ein Oberbergamt, ein Hüttenamt, eine Berginspektion, eine Superintendentur und (1885) 8871 meist evang. Einwohner. Die männlichen Bewohner sind größtenteils Berg- und Hüttenleute; die weibliche Bevölkerung findet in Strick- und Häkelwarenfabriken vielfach Beschäftigung. Die Bergwerke in der Nähe von K. gehören zu den wichtigsten des preußischen Harzes, namentlich die Gruben des Burgstädter Zugs: Herzog Georg Wilhelm, Anna Eleonore und Bergmannstrost. Die erstgenannte hat nächst dem Samson bei Andreasberg den tiefsten Schacht des Harzes (850 m). Als Ersatz für die nach und nach eingehenden kleinen Pochwerke ist 1 km von der Stadt entfernt eine großartige, mit Dampf betriebene Aufbereitungsanstalt erbaut; noch 1 km weiter liegt die Frankenscharner Silberhütte mit 14 Schmelzöfen, welche außer den oberharzischen Erzen auch amerikanische Silbererze verhüttet, und noch weiter thalabwärts die bedeutende Grube Bergwerkswohlfahrt. Der Bergbau des Oberharzes, dessen Mittelpunkt K. bildet, gehört wegen seiner Produktion und der Großartigkeit seiner Anlagen zu den bedeutendsten in Deutschland. Er umfaßt außer den Klausthaler Gruben auch noch die Bergwerke bei Zellerfeld, Bockswiese, Lautenthal, Grund und Andreasberg sowie die denselben dienenden Hüttenwerke zu K., Lautenthal, Altenau und Andreasberg. Der Bergbau findet auf Gängen statt, welche in den Kulmschichten (unteres Kohlengebirge) auftreten und hauptsächlich silberhaltigen Bleiglanz, Kupfer- und Zinkerze führen. Die Grundwasser werden durch zwei Stollen abgeführt, von denen der Georgsstollen (1779—99 erbaut) sich durch sämtliche Gruben (außer den Lautenthaler) erstreckt, etwa drei Stunden Länge hat und bei der Bergstadt Grund mündet [illegible]

längste Zeitdauer. Ebenso bedeutend sind die Anstalten zur Sammlung und Herbeiführung der zum Betrieb der Werke dienenden Aufschlagwasser. Es werden nicht nur sämtliche Quellwasser und Bäche des Plateaus aufgefangen und in 67 Teichen, von denen der Hirschler Teich allein über 15 Hektar groß ist, gesammelt, sondern auch die Quellwasser des 22 km entfernten Brockenfelds und des Bruchbergs durch den sogen. Dammgraben den Klausthaler Werken zugeführt. Der fiskalische Bergbau des Oberharzes beschäftigte 1881—82: 4093 Arbeiter. Es wurden in der gedachten Zeit gefördert: 166,572 Doppelzentner Blei- und Silbererze, $4397\frac{1}{2}$ Doppelzentner Kupfererze und $59,192\frac{1}{2}$ Doppelzentner Blende. Die Produktion der Hütten betrug 45,32 kg Gold, 29,896,51 kg Silber, 100,037 Doppelzentner Blei, 739 Doppelzentner Kupfer und $9658\frac{1}{2}$ Doppelzentner Kupfervitriol. An Gesamtüberschuß wurden an die Staatskasse abgeführt 14,586,144 Mk. Der Bezirk des Oberbergamts K. umfaßt die preußischen Regierungsbezirke Hildesheim (mit Ausnahme der Grafschaft Hohnstein), Hannover, Lüneburg und Stade, den Regierungsbezirk Kassel und die Provinz Schleswig-Holstein. Außerdem führt das Oberbergamt die Mitverwaltung des Preußen und Schaumburg-Lippe gemeinsam zustehenden Steinkohlenbergbaus der Grafschaft Schauenburg. — Die erste Besiedelung des Oberharzes geschah in der Mitte des 12. Jahrh. durch Gründung des Benediktinerklosters Cella, die wahrscheinlich vom reichsunmittelbaren Stift Simonis et Judae in Goslar ausging. Die Mönche trieben bereits etwas Bergbau, doch das Kloster, von dem noch unbedeutende Reste in Zellerfeld vorhanden, wurde 1431 vom Papst aufgehoben, und der Bergbau ging ein. Die zweite Besiedelung erfolgte zu Anfang des 16. Jahrh. infolge des Interesses, welches die braunschweigischen Herzöge, namentlich Heinrich der jüngere, am Bergbau nahmen. 1532 gab er dem braunschweigischen Teil des Oberharzes die erste Bergfreiheit, und schon 1538 wurde in Zellerfeld die erste Kirche gebaut. Im grubenhagenschen Anteil erließ Herzog Ernst 1553 die erste Bergfreiheit. Die um diese Zeit entstandene Bergstadt K. erhielt 1570 die erste Kirche. Diese und die andern Bergstädte wuchsen sehr schnell durch das rasche Aufblühen des Bergbaues und die Einwanderung fränkischer Bergleute (noch heute ist der Dialekt der Einwohner in den Bergstädten ein oberdeutscher, dem fränkischen ähnlicher). Der Bergbau war ein gewerkschaftlicher; doch nahm das Interesse der Gewerke in neuerer Zeit infolge der immer größer werdenden Schwierigkeiten allmählich ab, was 1864 zu einer Abfindung aller noch vorhandenen Anteilsbesitzer führte. Seitdem ist der Fiskus alleiniger Besitzer.

Klausthalit, s. Selenblei.

Klausūr (lat.), Verschließung, besonders die klösterliche Absperrung, nach welcher der Eingang in gewisse Klöster stets verschlossen sein soll und Mönchen wie Nonnen verboten ist, ohne spezielle Erlaubnis des Ordensobern auszugehen oder jemand bei sich zu empfangen. In einigen Mönchsorden bedeutet »die K. beobachten« die Verbindlichkeit, in den Zellen eingeschlossen zu bleiben. Danach Klausurarbeit, eine schriftliche Prüfungsarbeit, die in verschlossenem Zimmer oder unter Aufsicht und demnach nachweisbar selbständig von ihrem Verfasser angefertigt ist. K. hießen auch ehemals die an dem Einband eines Buches angebrachten Bänder, Schlösser und Eckbeschläge von Messing oder Silber.

Klauwell, Otto, Komponist und Musiktheoretiker, geb. 7. April 1851 zu Langensalza, erhielt seine wissenschaftliche Bildung in Schulpforta und bezog 1871 die Universität Leipzig, um Mathematik zu studieren. Schon im folgenden Jahr aber ging er zur Musik über und bildete sich 1872—74 am Leipziger Konservatorium in der Komposition und im Klavierspiel aus, während er gleichzeitig an der Universität musikwissenschaftliche Studien betrieb. Im letztgenannten Jahr erwarb er auf Grund einer vortrefflichen Arbeit: »Der Kanon in seiner geschichtlichen Entwickelung« (Leipz. 1877), die philosophische Doktorwürde, und 1875 wurde er als Lehrer der Komposition und der Geschichte der Musik an das Konservatorium zu Köln berufen. Seine Kompositionen, bestehend in Ouvertüren, Kammermusikwerken, Klavierstücken und Liedern, zeichnen sich durch Erfindungskraft und gediegene Arbeit aus. Er schrieb noch: »Musikalische Gesichtspunkte« (Leipz. 1881); »Der Vortrag in der Musik« (Berl. 1883); »Der Fingersatz des Klavierspiels« (Leipz. 1885).

Klaväoline, s. Äoline.

Klaviatūr (Tastatur), die Gesamtheit der Claves oder Tasten eines Tasteninstruments.

Klavichord, eine veraltete Art von Klavierinstrumenten, bei der statt der jetzt üblichen Hämmerchen metallene Zungen (Tangenten) die Saiten durch Reibung zum Tönen brachten (s. Klavier, S. 816).

Klavicimbal, s. Clavicembalo.

Klavicitherium, eine veraltete Art von Klavieren mit vertikal laufenden (Darm-) Saiten; vgl. Harfenklavier und Klavier, S. 816.

Klavicylinder, s. Glasharmonika.

Klavier (Pianoforte, Fortepiano, franz. Piano), das allbekannte Musikinstrument, bei welchem mittels einer Klaviatur (Tastatur) elastische Hämmerchen gegen die Saiten getrieben werden und dieselben zum Tönen bringen. Das K. wird in drei Hauptformen gebaut: der tafelförmigen (Tafelklavier), flügelförmigen (Flügel) und aufrecht stehenden (Pianino). Die Tafelform ist die älteste, wird aber nur noch selten gebaut. Die Flügelform entstand um die Mitte des 16. Jahrh. für die mehr und mehr vergrößerten Clavicembalos oder Harpsichords (s. unten), während das Klavichord die Tafelform bis zu seinem gänzlichen Verschwinden beibehielt; die kleinern Clavicembalos (Spinette, Virginale) und die ersten Pianofortes hatten gleichfalls Tafelform. Die vertikale Stellung der Besaitung, wie sie dem heutigen Pianino eignet, wandte man gleichfalls schon im 16. Jahrh. (beim Klavicitherium) und später beim Giraffenklavier an. Der Flügel wird jetzt in verschiedenen Größen gebaut: als Konzertflügel, der die größte Länge hat, und als (kreuzsaitiger) Stutzflügel, der bedeutend kürzer als jener ist; eine Mittelgröße bildet der sogen. Salonflügel. E. Kaps in Dresden baut Flügel von besonders kleinem Format mit dreifacher Saitenkreuzung. Die ersten aufrecht stehenden Pianofortes oder Pianinos (franz. Piano droit, engl. Cottage) sollen Schmidt in Salzburg und Grüneberger in Halle 1821 gebaut haben; Roller (gest. 1875) in Paris vervollkommte die Idee, und bald wurde wegen seiner Bequemlichkeit das Pianino sehr beliebt, wenngleich sein Klang an Fülle zu wünschen übrigläßt und besonders die Bässe der kleinern (billigern) Arten wegen zu kurzer Saiten unrein und brummend ausfallen. Auch hier ist die Saitenkreuzung ein treffliches Verbesserungsmittel, indem sie für die längsten Saiten die Diagonalen benutzt. Von andern Verbesse-

rungsversuchen sei das »Celloresonanzboden-Pianino mit Tubenstegverbindung« von A. H. Francke in Leipzig genannt; Streichinstrumente und Klaviere haben freilich eine so verschiedene Art der Tonbildung, daß von der Übertragung der Konstruktion des einen auf das andre nicht viel zu hoffen ist.

Wie bei allen Saiteninstrumenten, so ist auch beim K. der Resonanzboden (s. d.) der wichtigste Teil; er ist eine unter den Saiten liegende dünne, gradfaserige Tannenholzplatte, deren untere Seite in Zwischenräumen von ungefähr 5—6 cm mit Rippen (Berippung) besetzt ist, Holzleisten, welche, die Fasern rechtwinkelig durchschneidend, den Zweck haben, die Bildung von Transversalschwingungen zu verhindern. Bei den alten Klavieren war der Resonanzboden an mehreren Stellen durch eine sogen. Rose durchbrochen, wie bei der Laute, Guitarre, dem Hackbrett und andern auf Nachhallen des Tons berechneten Instrumenten. Die Saiten sind jetzt durchweg von Gußstahl; Webster in Manchester (1834) war der erste, der sie daraus fertigte. Früher nahm man zu den Saiten gewöhnliches Eisen, noch früher Messing. Um bei gleicher Länge tiefere Töne zu erzeugen, umspinnt man die Saiten mit Eisen-, Messing- oder Kupferdraht; der letztere ist auch oft übersilbert. Behufs Erlangung eines kräftigern Klanges werden zu jedem Ton mehrere gleichgestimmte Saiten aufgezogen und zwar beim Tafelpianoforte zwei (zweichörig), beim Flügel und Pianino drei (dreichörig), während die Saiten der tiefsten Oktave nur einchörig sind. Vorn, am nächsten der Klaviatur, sind die Saiten mittels angedrehter Schlingen um die im Stimmstock eingefügten Stimmnägel gewunden. Der klingende Teil wird durch eine gleich hinter den Stimmnägeln befestigte schmale Leiste, auf welcher die Schrägstifte sich befinden, abgegrenzt; bei neuern Instrumenten sind die Schräg- oder Schränkstifte auch durch einen festen Metallstock (capotasto) vertreten, der quer über die Saiten gelegt und am Stimmstock fest angeschraubt ist. Die Klangerregung der Saiten geschieht durch die Mechanik (Hammerwerk, Klaviatur), mit welcher die Dämpfung verbunden ist. Man unterscheidet die deutsche (Wiener) Mechanik ohne wesentlich verschiedene Abarten und die englische mit vielen Abarten. Bei der deutschen Mechanik befindet sich der Hammer, welcher an die Saiten schlägt, am Tastenhebel und wird mittels einer seinen Stiel nahe am Ende durchkreuzenden Achse in einer auf dem Hebelende der Taste stehenden Messinggabel (Kapsel) bewegt. In das schnabelförmige Ende des Hammerstiels greift der Auslöser, ein knieartig ausgeschnittenes Hölzchen. Beim Druck auf die Taste hebt sich das Hebelende mit dem Hammer, dieser drückt gegen das Knie des Auslösers und schnellt den Hammerkopf gegen die Saite, worauf derselbe sofort in seine Ruhelage zurückfällt, soweit die noch gehobene Taste das gestattet. Gleichzeitig mit dem Hammer hebt sich ein auf jedem Saitenchor befindliches Polsterchen, die Dämpfung, welches erst zurückfällt, wenn der Druck auf die Taste aufhört. Mittels des Hauptpedals (s. unten) kann man auch die Dämpfer von allen Saiten zugleich entfernen. Bei der englischen Mechanik befindet sich der Hammer unabhängig vom Tastenhebel an einer besondern Leiste (Hammerstuhl), in einer Achse sich bewegend; der Hammer wird durch eine auf dem Ende des Tastenhebels befindliche Stoßzunge, die zugleich Auslöser ist, in die Höhe an die Saite geschnellt. Dadurch hat der Hammer den Vorzug, immer genau an derselben Stelle der Saite anzuschlagen, während er bei der deutschen Mechanik sich oft beim starken Anschlag nach vorn schiebt und bei Toseliinstrumenten, namentlich beim Staccatospiel, wohl gar noch eine Saite des nächsten, höher liegenden Tons berührt. Im allgemeinen hat die englische Mechanik den Vorteil der größern Präzision vor der deutschen voraus, dagegen ist die deutsche Mechanik ihrer größern Einfachheit wegen dauerhafter und weit leichter zu reparieren. Ein wesentlicher Bestandteil der Hämmer ist die Belederung (Befilzung), welche weder zu dick und weich noch zu hart sein darf, weil in jenem Fall der Klang matt und dumpf, in diesem spitz und scharf wird. Die Klaviatur scheidet sich in Ober- und Untertasten; erstere sind jetzt durchweg schwarz (aus Ebenholz oder schwarz gebeizt), letztere weiß (mit Horn oder Elfenbein belegt), während man früher auch Instrumente mit schwarzen Untertasten und weißen Obertasten baute. Die Reihenfolge der Untertasten ist die der C dur-Tonleiter, während die Obertasten die übrigen Töne: cis-des, dis-es, fis-ges, gis-as und ais-b angeben. Ihr Umfang war zu Beethovens Zeit vom Kontra-E bis zum viergestrichenen f, während sie sich jetzt vom Doppelkontra-A bis zum fünfgestrichenen c erstreckt. Neuerdings ist auf Anregung J. H. Vincents in Czernowitz die schon früher (z. B. von K. Hensling 1708, J. Rohleder 1792, K. B. Schumann 1859 u. a.) angewandte, aber wieder verschwundene chromatische Klaviatur wieder hier und da gebaut worden, welche aus dem ununterbrochenen Wechsel von Ober- und Untertasten besteht. Eine geistreiche Weiterbildung derselben ist Paul v. Jankós Terrassenklaviatur (1884), die jetzt einiges Aufsehen macht, aber auch schwerlich die alte Klaviatur verdrängen wird. Die beiden Messing- oder Holztritte beim Flügel und Pianino, durch welche man mit den Füßen die Dämpfung (Fortezug) und Verschiebung (wodurch die Klaviatur etwas beiseite geschoben wird, so daß der Hammer nur an eine oder zwei Saiten schlägt) regiert, nennt man Pedal. Verbesserungen der Fortepedals wurden unter andern versucht von E. Zachariä (Kunstpedal), Steinway u. Söhne (Tonhaltungspedal) und Ehrbar (Prolongement), deren gemeinsames Ziel ist, die Dämpfung einzelner Töne oder ganze Teile der Besaitung gehoben zu erhalten, während die übrigen gedämpft bleiben. Sie haben aber sämtlich nur vorübergehendes Interesse erweckt. Zu größerm Ansehen gelangten die Aliquotflügel von Blüthner (s. d.) in Leipzig, bei denen der Besaitung jedes Tons die höhere Oktave zur Verstärkung beigegeben ist; die Oktavsaiten werden aber nicht vom Hammer getroffen, sondern nur durch Mittönen erregt und haben besondere, mit der Hauptdämpfung zusammenhängende kleinere Dämpfer. Einer ähnlichen Idee entsprang die Doppelmensur von Steinway (1872), welche die toten Teile der Saiten (s. oben) auf Obertöne der ganzen Saiten stimmt. Die berühmtesten heutigen Pianofortefabriken sind die von Erard in Paris, Steinway u. Söhne in New York, Bechstein in Berlin, Blüthner in Leipzig, Broadwood in London, für Pianinos noch Schiedmayr in Stuttgart, Feurich in Leipzig 2c.

[Geschichtliches.] Das jetzt wie kein andres Instrument über die ganze Welt verbreitete K. hat eine verhältnismäßig kurze Geschichte. In seiner heutigen Gestalt, als Hammerklavier, ist es nicht älter als 1½ Jahrhundert; aber auch in seinen Uranfängen als Saiteninstrument mit Tastatur reicht es nur bis ins Mittelalter zurück. Sehen wir dagegen von der Klaviatur ab, welche ja das K. erst zum K. macht (clavis = Taste), so müssen wir als Vorläufer desselben

schließlich alle mit einem Plektron oder mit den Fingern gespielten Saiteninstrumente ansehen, d. h. sein Ursprung verliert sich dann in die ältesten Zeiten. Die Tradition führt das K. auf das Monochord zurück, jenes uralte, der theoretischen Bestimmung der Tonverhältnisse dienende Instrument, welches an einer einzigen Saite durch Verschiebung eines Stegs die Saitenlängenverhältnisse der Töne der Skala demonstrierte. Auf die Idee der Klaviatur führte zuerst die Orgel (s. d.). Die Übertragung derselben auf das Monochord als ein System in ihren Abständen geregelter Stege, welche einzeln durch Niederdruck der zugehörigen Tasten sich soweit hoben, daß die Saite fest auf ihnen auflag, war nicht gerade ein naheliegender Gedanke; das Organistrum (s. Drehleier) beweist aber, daß man spätestens im 8.—9. Jahrh., d. h. in der Zeit ihn faßte, wo die Orgel anfing, sich als Lehrinstrument in den kirchlichen Sängerschulen einzubürgern. Das Aufkommen der mehrstimmigen Musik gab ohne Zweifel den Anstoß zum nächsten Schritte der weitern Entwickelung. Die antike Lehre von den konsonanten Intervallen gewann jetzt eine neue Bedeutung; es genügte nicht mehr, die Konsonanz aufeinander folgender Töne zu zeigen, der neue Begriff der Konsonanz war der des ungestörten Miteinander; dazu reichte eine Saite nicht mehr aus. Anfangs mag man dazu übergegangen sein, zwei Saiten statt einer einzuführen; die Zahl der Saiten stieg später erheblich, aber dieselben waren sämtlich im Einklang gestimmt, woraus es sich erklärt, daß das erste aus dem Monochord hervorgegangene und nicht mehr nur für theoretische Zwecke, sondern für die Praxis berechnete Instrument, das Klavichord, auch noch als Monochord bezeichnet ward.

Das Klavichord hatte, nach der Abbildung bei Virdung zu schließen, noch im Anfang des 16. Jahrh. viel weniger Saiten als Tasten; die primitiven hölzernen Stege des Organistrums (und ältern Monochords) hatten sich zu Metallzungen (Tangenten) fortentwickelt, welche, auf den hintern Tastenenden befestigt, durch diese gehoben wurden und nicht nur als Stege die Saiten teilten, sondern sie auch zugleich zum Tönen brachten, wozu es beim alten Monochord erst noch des Reißens mit einem Plektron oder dem Finger bedurft hatte. Die Saiten liefen quer wie beim heutigen Tafelklavier, der klingende Teil derselben war der vom Spieler aus rechts gelegene; die Dämpfung des links liegenden Teils geschah vermutlich mit der linken Hand, oder man flocht schon damals Tuchstreifen ein. Ein vollstimmiges Spiel, das beide Hände erfordert hätte, war bei diesen primitiven Instrumenten schon darum unmöglich, weil mehrere Tasten dieselbe Saite regierten. Der Tonumfang war anfänglich wohl der des Guidonischen Monochords, d. h. von G—e" ohne andre Obertasten als b und b'; doch finden wir bereits um 1500 die Klaviatur voll entwickelt mit zwölf Halbtönen und im Umfang von über drei Oktaven. Füße hatten diese Instrumente noch nicht, sondern sie wurden wie ein Kasten auf den Tisch gestellt.

Nicht viel später als das Klavichord hat sich das Klavicimbal (Clavicembalo) entwickelt. Virdung meint, daß dasselbe aus dem Psalterium (einer Art dreieckiger kleiner Harfe) hervorgegangen. Der Name Klavicimbal deutet aber darauf hin, daß man es als ein Cymbal (Hackbrett) mit Klaviatur ansah; der Kasten des Instruments war viereckig, der Saitenbezug wies aber die dreieckige Form auf wie bei allen unsern heutigen Klavieren. Der Hauptunterschied zwischen Klavichord und Klavicimbal war, daß letzteres für jede Taste eine besondere auf den betreffenden Ton gestimmte Saite hatte, also keines teilenden Stegs (Bundes) mehr bedurfte; das Klavicimbal, wie wir es bei Virdung zuerst abgebildet finden, ist also das älteste »bundfreie« K. Dasselbe erheischte natürlich eine ganz andre Art des Anschlags; statt der Tangenten des Klavichords führte man hölzerne Stäbchen (Döckchen) ein, die am obern Ende kleine, zugespitzte Stückchen harten Federkiels (Rabenkiel) trugen, mittels deren sie die Saiten rissen. Das »Bekielen« war eine Arbeit, welche jeder Cembalist verstehen mußte, da Reparaturen sehr oft nötig wurden. Klavichord und Klavicimbal hielten sich nebeneinander, bis zu Ende des vorigen und im Anfang unsers Jahrhunderts das Hammerklavier sie gänzlich verdrängte; sie entwickelten sich aber schon im 16. Jahrh. zu größern Dimensionen. Das Klavichord behielt durchaus seine viereckige Form, wurde aber bald auf eigne Füße gestellt und erhielt einen ähnlichen Saitenbezug wie das Klavicimbal, d. h. nach der Höhe hin kürzere und dünnere Saiten. Auch reduzierte man die gemeinsame Benutzung der Saiten durch mehrere Tasten immer mehr; doch scheinen bundfreie Klavichorde erst zu Anfang des 18. Jahrh. gebaut worden zu sein. Eine Klaviermusik wie die J. S. Bachs wäre freilich auf nicht bundfreien Klavieren unausführbar.

In Deutschland nannte man das Klavichord kurzweg Klavier; synonyme Bezeichnungen sind Monocordo, Manicordo. Als Lehr- und Studieninstrument wurde das Klavichord besonders in Deutschland entschieden vorgezogen, weil es einigermaßen der Tonschattierung fähig war, während der Ton des Klavicimbals immer kurz abgerissen, hart und trocken war. Ein nur auf dem Klavichord möglicher Effekt war die Bebung, hervorgebracht durch ein leises Wiegen des Fingers auf der Taste, welche ein sanftes Reiben der Saite durch die Tangente bewirkte. Mannigfaltiger entwickelte sich das Klavicimbal. Die kleinen in Tafelform hießen Spinett (franz. Épinette, wie 1876 Gaspari nachgewiesen, nach dem venezianischen Klavierbauer Giovanni Spinetti, um 1500), Buonaccordo, Virginal (dieser Name kommt schon bei Virdung [1511] vor, hat daher keinerlei Beziehung auf die »jungfräuliche« Königin Elisabeth von England; sollte damit nicht ein Instrument mit geringem Umfang nach der Tiefe bezeichnet worden sein, dessen Mittellage daher etwa eine Oktave höher stand als die der großen Klaviere, entsprechend dem Jungfernregal der Orgel?) ꝛc.; die größern, in Gestalt eines an den spitzen Ecken abgekanteten rechtwinkeligen Dreiecks gebauten (wie unsre heutigen Flügel) behielten den alten Namen Clavicembalo (oder kurz Cembalo, auch korrumpiert oder mit Rücksicht auf den Tonumfang nach der Tiefe Gravicembalo, franz. Clavecin) oder wurden Harpichord (Arpicordo, engl. Harpsichord), deutsch auch Flügel, Kielflügel, Steertstück und Schweinskopf genannt. Auch unser heutiges Pianino hatte schon zu Anfang des 16. Jahrh. einen Vorläufer in dem Klavicitherium, einem Klavicimbal mit vertikal laufenden (Darm-) Saiten (hinter der Klaviatur ein aufrecht stehender dreieckiger Kasten); das Klavicitherium hielt sich noch im 17. Jahrh., ihm ähnlich gestaltet war das spätere, zu Anfang dieses Jahrhunderts nicht seltene Giraffenklavier.

Das ausgehende 16. Jahrh. brachte mit seinen Wiederbelebungsversuchen des chromatischen und enharmonischen Tongeschlechts der Griechen mehrfache Versuche, die Tastatur und den Bezug der

»Instrumente« (so nannte man lange Zeit allgemein alle die verschiedenen Arten von Klavieren gemeinsam) zu erweitern, indem man für Gis und As, Dis und Es ꝛc. besondere Tasten einfügte. Zu allgemeinerer Bedeutung sind dieselben nicht gelangt, haben aber schnell die Idee der gleichschwebenden Temperatur angeregt. Andre, zum Teil viel spätere Verbesserungsversuche sind die verschiedenen Arten der Bogenklaviere, Lautenklavicimbal, der Theorbenflügel, die Verbindung abgestimmter Glöckchen mit dem K. ꝛc. In allgemeinen Gebrauch kamen dagegen die Flügel mit **doppelter Klaviatur** nach Art der Orgeln, welche für jede Klaviatur einen besondern Bezug hatten; in der Regel stand das Obermanual eine Oktave höher (vgl. das oben über Virginal Gesagte), und beide Klaviaturen konnten so verkoppelt werden, daß die untere die obere mitregierte. Die Verstärkung durch die Oktaven verlieh dann dem Instrument größere Stärke des Tons. Vorübergehend gelangten zu hohem Ansehen die Clavecins en peau de buffle von Pascal Taskin (Paris 1768), welche neben der Bekielung auch Tangenten aus Büffelleder hatten; das »Jeu de buffle« konnte separat oder in Verbindung mit den Kielen zur Anwendung kommen. Auch J. C. Österlein in Berlin baute um 1773 Klaviere mit ledernen Tangenten. Berühmte Klavierbauer der ältern Zeit waren die Ruckers in Antwerpen im 16.—17. Jahrh.

Die eigentliche Glanzperiode des Klaviers beginnt jedoch erst mit der Erfindung des **Hammerklaviers** oder, wie es anfänglich nur hieß, »Piano e forte« (**Pianoforte, Fortepiano**). Der Name bezeichnet den Kern der Sache. Immer hatte man es als einen argen Mangel des Kielflügels empfunden, daß er der Tonschattierung unfähig war; der Ton war kurz und spitz und immer von einerlei Stärke, zur Zusammenhaltung des Orchesters ausreichend, wobei es nur galt, scharf zu markieren (der Kapellmeister dirigierte nicht, sondern spielte am K. mit, als Maestro al cembalo), aber für solistische Vorträge mangelhaft genug. Auf der andern Seite war das zarte Klavichord der Fortentwickelung zu stärkern Accenten unfähig, ein neues Prinzip der Tongebung mußte gefunden werden und wurde gefunden. Das Klavicimbal mußte noch einmal zum Cymbal (Hackbrett) werden, um als Pianoforte neu zu erstehen. Ohne Zweifel gab die vorübergehende Sensation, welche das durch Pantaleon Hebenstreit verbesserte Hackbrett erregte (1705), den Anstoß zur Einführung des Hammeranschlags in die Klaviere. Fast gleichzeitig sind verschiedene Versuche der hochwichtigen Erfindung gemacht worden, und man hat vielfach darüber gestritten, wem die Ehre des ersten Gedankens gebührt; jetzt steht wohl unwiderleglich fest, daß Bartolommeo **Cristofori** (s. d.), Instrumentenmacher zu Florenz, der erste Erfinder war. Seine Hammermechanik ist durch Marchese Scipione Maffei angezeigt, beschrieben und durch Zeichnung anschaulich gemacht im »Giornale dei letterati d'Italia« von 1711; sie enthält alle wesentlichen Bestandteile der Mechanik unsrer heutigen Flügel: belederte Hämmerchen auf einer besondern Leiste, **Auslösung** vermittelst einer Feder, welche den Hammer nach dem An-

selbständiger Erfinder hat neben Cristofori, dessen Instrumente über Italien nicht hinauskamen, überhaupt nur geringes Aufsehen machten, Gottfried **Silbermann** zu gelten, der berühmte sächsische Orgelbauer (gest. 1753); seine ersten Pianofortes fanden zwar noch nicht den vollen Beifall J. S. Bachs, doch gelang es ihm, dessen Anforderungen zuletzt völlig Genüge zu thun. Silbermanns Instrumente fanden großen Anklang und haben viel beigetragen, die Erfindung endgültig zur Anerkennung zu bringen. Seine Mechanik war im wesentlichen identisch mit der Cristoforis, d. h. letzten Endes mit der heute sogen. englischen. Die »deutsche« oder »Wiener« Mechanik (s. oben) ist die Erfindung Joh. Andr. **Steins** in Augsburg, der ein Schüler Silbermanns war. Die Instrumente Steins, wie nachher die seines Schwiegersohns **Streicher** in Wien, waren sehr geschätzt, und die Konstruktion derselben wurde bald die in Deutschland überwiegend angewandte. Da die englischen Pianofortebauer, besonders **Broadwood**, die Cristofori-Silbermannsche Mechanik weiter im Detail vervollkommten, erhielt dieselbe den Namen »englische«. Eine bedeutende neue Erfindung im Pianofortebau machte 1823 Sebastian **Erard**, nämlich die doppelte Auslösung (double échappement), welche es ermöglicht, den Hammer noch einmal gegen die Saiten zu treiben, ohne die Taste vorher ganz loszulassen (Repetitionsmechanik).

Die Kunst des **Klavierspiels** hat eine förmliche Geschichte, die zwar einerseits mit der Entwickelung des Instruments, anderseits mit dem Aufblühen der Instrumentalmusik überhaupt zusammenhängt, aber doch, besonders in neuerer Zeit, auch unabhängig von jenen ihren eignen Weg genommen hat. Man kann die erste Periode des Klavierspiels etwa bis zu Seb. Bach (exkl.) rechnen, die Zeit umfassend, in welcher ein eigentlicher Unterschied zwischen Klavierstil und Orgelstil nicht existiert (Repräsentanten: Diruta, Penna, Frescobaldi, Pasquini, Froberger); seine Hauptrolle spielt in dieser Zeit das K. als Begleitinstrument zur Ausführung des Continuo (Generalbaß). Die zweite Periode bringt den graziösen, leicht tändelnden, dem Klangcharakter des damaligen Klaviers angemessenen Stil des Scarlatti, Couperin, welcher zwar durch J. S. Bach selbst weiter entwickelt wurde, aber, wie es diesem Riesengeist natürlich war, heraustretend aus dem Rahmen seiner Zeit zugleich abschließend für die vorausgegangenen und vorbildlich für nachfolgende Epochen. Auch Händel, der neben Bach in diese Zeit gehört, bildet doch ebenso wie dieser kein Übergangsglied in der Kette, die vielmehr mit Rameau, Ph. Em. Bach und minder bedeutenden Zeitgenossen Anschluß an die Neuklassiker Haydn, Mozart und Beethoven gewinnt. In die Periode der Klassiker gehören: J. W. Häßler, J. Pleyel, J. Wölfl, D. Steibelt, M. Clementi, J. Field, J. L. Dussek, J. B. Cramer, Berger, Döhler, teilweise sich schon nach der Seite des virtuosen oder brillanten Stils abzweigend, der in der Folge in J. N. Hummel, K. M. v. Weber, K. Czerny, Kalkbrenner, H. Herz, Hünten, J. Moscheles, Franz Liszt, Ad. Henselt, Sigism. Thalberg, Anton Rubinstein seine Hauptvertreter findet, während, mit ihnen parallel gehend, die roman-

Unter den zahlreichen Anleitungen, das Pianoforte zu spielen (Klavierschulen), sind hervorzuheben: die von D. G. Türk, A. Eberh. Müller (von Knorr neubearbeitet), L. W. Greulich, Clementi (»Gradus ad Parnassum«), Cramer, J. G. Werner, K. Czerny, Hummel, Moscheles, Fr. Kalkbrenner, Plaidy (»Technische Studien für Pianoforte«), L. Köhler, Lebert und Stark (nach einem von Grund aus neuen, aber sehr bewährten System), Riemann (mit besonderer Berücksichtigung der Phrasierung). Vgl. Küting, Theoretisch-praktisches Handbuch der Pianofortebaukunst (2. Ausg., Bern 1843); C. A. André, Der Klavierbau (Offenb. 1855); Welcker von Gontershausen, Der Klavierbau (Frankf. a. M. 1870); P. Erard, Perfectionnements apportés dans le mécanisme du piano par les Érard, etc. (Par. 1834); Blüthner und Gretschel, Lehrbuch des Pianofortebaus (Weim. 1872); Fischhof, Versuch einer Geschichte des Klavierbaus (Wien 1853); O. Paul, Geschichte des Klaviers (Leipz. 1868); Ponsicchi, Il Pianoforte, sua origine e sviluppo (Flor. 1876); Weitzmann, Geschichte des Klavierspiels (2. Aufl., Stuttg. 1879, mit einer Geschichte des Klaviers); Marmontel, Histoire du piano et de ses origines (Par. 1885); Köhler, Führer durch den Klavierunterricht (8. Aufl., Leipz. 1886) und die Zeitschrift »Der Klavierlehrer« (hrsg. von Breslaur, Berl., seit 1878). Anleitung zum Klavierstimmen geben die Schriften von Armellino (4. Aufl., Weim. 1881), Wohlfahrt (Leipz. 1881) und Kuhn-Kelly (das. 1884).

Klavierauszug, die Einrichtung eines für Orchester oder überhaupt für mehrere Instrumente, oder aber für Gesang mit oder ohne Begleitung komponierten Musikwerkes (Symphonie, Ouvertüre, Oper, Kantate, Messe 2c.) zum Vortrag auf dem Pianoforte. Man unterscheidet Klavierauszüge zu zwei Händen und zu vier Händen oder für zwei Klaviere (vierhändig, achthändig) sowie bei Gesangswerken Klavierauszüge mit Text und solche ohne Text.

Klavierharmonika, s. Glasharmonika.

Klavierquartett, -Quintett, s. Quartett, Quintett.

Klavierschulen, s. Klavier (Schluß).

Klazomenä, eine der ionischen Zwölfstädte in Kleinasien, an der Südküste des Smyrnaischen Meerbusens, beim heutigen Vurla, Geburtsort des Philosophen Anaxagoras.

Kleanthes, griech. Philosoph, Lehrer des Chrysippos und mit diesem Hauptbegründer des stoischen Systems, aus Assos in Kleinasien gebürtig, soll sich in Athen seinen Lebensunterhalt durch Tagelöhnerarbeit erworben haben. Nebenbei hörte er erst den Cyniker Krates, dann Zenon und nahm nach dessen Tode den Lehrstuhl der Stoa zu Athen ein, wo er in hohem Alter seinem Leben durch Aushungern ein Ende gemacht haben soll. K. gebührt das Verdienst, das stoische System in seinem ganzen Umfang mit vielem Glück ausgebaut zu haben. Es wird ihm der in dieser Lehre durchgreifende Grundsatz von dem

Klearchos, 1) spartan. Flottenführer im Peloponnesischen Krieg, warf sich, den Byzantinern zum Feldherrn empfohlen (403 v. Chr.), zum Tyrannen derselben auf, wurde aber von den Spartanern vertrieben und warb für Kyros, den Satrapen von Kleinasien, gegen dessen Bruder Artaxerxes Mnemon einen Söldnerhaufen, an dessen Spitze er in der unglücklichen Schlacht von Kunaxa (401) siegreich kämpfte. Er leitete hierauf den Rückzug bis an den Fluß Zabatos (Lykos), fand aber hier mit vier andern Heerführern und vielen Soldaten durch die List des Tissaphernes seinen Untergang.

2) Tyrann von Herakleia am Pontos, Schüler des Platon und Isokrates, legte eine der bedeutendsten Büchersammlungen des Altertums an, ward nach zwölfjähriger grausamer Herrschaft 364 v. Chr. ermordet.

Klebäther, s. v. w. Kollodium.

Klebe, Pflanzengattung, s. Cuscuta.

Kleber (Gluten), die eiweißartigen Bestandteile der Getreidesamen, speziell des Weizens. Knetet man einen steifen Teig aus Weizenmehl unter Wasser, so werden lösliche Stoffe (auch Eiweiß) und Stärkemehl ausgewaschen, und es bleibt eine gelblichgraue, zähe, klebrige, fadenziehende, geruchlose Masse (12—20 Proz.) zurück, welche schwach teigartig schmeckt, in schwachem Alkohol nur zum Teil, leichter in Alkalien, größtenteils auch in Essigsäure löslich ist. Dieser K. besteht aus Gliadin (Pflanzenleim), Glutenfibrin (Pflanzenfibrin, vegetabilisches Fibrin), Mucedin und Glutenkasein. Seine Eigenschaften ändern sich mit dem quantitativen Verhältnis der Bestandteile, und wenn das Gliadin sehr zurücktritt, so wird die Abscheidung des Klebers schwierig oder unmöglich. Daher gelingt auch aus andern Getreidearten die Abscheidung eines Klebers nicht in dem Maß wie beim Weizen, denn diese enthalten nur einige oder nur einen der Kleberstoffe. Von den vier genannten Kleberstoffen gehört das Glutenkasein zu den Pflanzenkaseinen, die drei übrigen sind in Alkohol in erheblicher Menge löslich. Frischer feuchter K. geht leicht in Fäulnis über, beim Trocknen aber wird er hornartig. Der K. oder vielmehr die Gesamtheit der den Verdauungssäften zugänglichen eiweißartigen Bestandteile bedingt vorzüglich den Nahrungswert des Getreides; er spielt in der Bierbrauerei eine große Rolle, indem einerseits in das Bier übergegangene eiweißartige Stoffe dessen Nahrungswert erhöhen, anderseits die Haltbarkeit des Biers bedeutend beeinträchtigen können. Bei der Gewinnung der Weizenstärke gab man früher den K. ganz allgemein verloren, indem man ihn durch Fäulnis sich zersetzen ließ, um ihn dann durch einen Waschprozeß zu entfernen. Jetzt wird der K. als Nebenprodukt gewonnen und auf verschiedene Weise verwertet. Verarbeitet man nur zerquetschten Weizen, so mischen sich dem K. Hülsen bei, und man kann ihn nur nach der Auflockerung durch Kochen mit Wasser

baren Zustand übergeführt (**Kleberleim, Luzin**) und dann namentlich in der Zeugdruckerei zum Fixieren der Farben benutzt. Löslich gewordener K. wird auch als Kleb- und Klärmittel (Eiweißleim) benutzt. Vgl. Ritthausen, Die Eiweißkörper der Getreidearten, Hülsenfrüchte und Ölsamen (Bonn 1872).

Kléber, Jean Baptiste, einer der ausgezeichnetsten Generale der franz. Republik, geb. 9. März 1753 zu Straßburg, wo sein Vater Maurermeister war, ging 1769 nach Paris, um sich für die Baukunst auszubilden, kam durch Vermittelung zweier bayrischer Edelleute nach München in die dortige Kriegsschule und trat 1776 in die österreichische Armee. Da sich ihm jedoch als Bürgerlichem keine Aussicht auf Beförderung bot, kehrte er 1783 nach dem Elsaß zurück und erhielt eine Stelle als Bauinspektor in Belfort. Während der französischen Revolution trat er 1792 in ein Bataillon Freiwilliger und zeichnete sich während der Belagerung von Mainz durch die Preußen 1793 so aus, daß Custine ihn zum Generaladjutanten und dann zum Brigadegeneral beförderte. Nach der Übergabe von Mainz (22. Juli 1793) ward er mit Custine verhaftet, jedoch, nachdem er diesen mutig vor dem Revolutionstribunal verteidigt, freigesprochen und als Brigadegeneral nach der Vendée gesandt. Hier entschied er den Sieg von Cholet, eroberte Savenay und zog 24. Dez. in Nantes ein. Durch den Abscheu, den er vor den blutigen Metzeleien der Konventskommissare kundgab, zog er sich von neuem die Ungnade der Jakobiner zu. Anfang 1794 zurückberufen und als Divisionsgeneral zur Nordarmee gesandt, focht er mit Auszeichnung bei Fleurus (26. Juni) und nahm die Festung Maastricht, worauf man ihm im Dezember auch die Belagerung von Mainz übertrug. Als Jourdan aber im September 1795 bei Düsseldorf über den Rhein ging und gegen den Main vordrang, erhielt K. wieder die Führung von Jourdans linkem Flügel, siegte 4. Juni 1796 bei Altenkirchen und hatte Frankfurt eingenommen, als ihn Intrigen des Direktoriums bewogen, seine Entlassung zu nehmen. Er lebte nun in Paris bis 1798, wo er als Divisionsgeneral am Feldzug nach Ägypten teilnahm. Er focht an der Spitze der Avantgarde vor Jafa, bei Sed Jarra, am Berg Tabor und bei Abukir und erhielt bei Bonapartes Rückkehr von dort (1799) den Oberbefehl. Da es nicht möglich schien, Ägypten zu behaupten, schloß K. im Januar 1800 mit dem britischen Kommodore Sidney Smith die Konvention von El Arisch, der gemäß die französische Armee Ägypten räumen sollte; als jedoch der Admiral Keith den Vertrag nicht genehmigte, faßte er den kühnen Entschluß, das Land aufs neue zu unterwerfen. Er eroberte das rebellische Kairo wieder, erfocht 20. März 1800 den glänzenden Sieg von Heliopolis und brachte dadurch ganz Ägypten noch einmal in seine Gewalt. Am 14. Juni 1800 ward er indes in Kairo von einem fanatischen Türken, Suleiman, meuchlings erdolcht. Seine Vaterstadt Straßburg hat ihm 1840 eine eherne Statue errichtet, unter der sein Herz ruht. Vgl. Ernouf, Le général K. (Par. 1867); Pajol, K., sa vie, sa correspondance (das. 1877).

Kleberklee, s. v. w. Onobrychis sativa.

Klebermehl, s. Aleuron.

Klebkorn, Varietät des Roggens.

Klebkraut, s. v. w. Galium.

Klebleim, eine Lösung von 1,5 Teilen Tischlerleim, 3 Teilen Kandiszucker und 0,75 Teilen arabischem Gummi in 6 Teilen Wasser, eignet sich viel besser als gewöhnlicher Leim zum Bestreichen der Rückseite von Marken, Etiketten, Briefkouverten ꝛc.

Klebnelke, s. v. w. Lychnis viscaria.

Klebraden, s. Lychnis.

Klebs, Edwin, Mediziner, geb. 6. Febr. 1834 zu Königsberg i. Pr., studierte seit 1852 daselbst, in Würzburg, Jena und Berlin, ward 1859 Assistent am physiologischen Laboratorium in Königsberg, 1861 Assistent bei Virchow und 1866 Professor der pathologischen Anatomie in Bern. Er beteiligte sich an dem deutsch-französischen Krieg, folgte 1872 einem Ruf nach Würzburg, 1873 nach Prag und 1882 nach Zürich. K. ist bei allen seinen Arbeiten stets dem Grundsatz gefolgt, daß die rechte Erkenntnis der pathologischen Prozesse nur aus einer Verbindung der experimentellen mit den anatomischen Studien hervorgehen könne. Er ist in neuester Zeit einer der Hauptvertreter der Pilzlehre in der Pathologie; seine Untersuchungen über die parasitische Natur der accidentiellen Wundkrankheiten (Microsporon septicum), der Rinderpest, der Pocken, der Diphtheritis gehören zu den exaktesten auf diesem Gebiet; auch ist von ihm eine besondere Gruppe der Monadinen aufgestellt, welche er als die Krankheitserzeuger bei Rheumatismus, Lungenentzündung, Brightscher Nierenkrankheit u. a. ansieht. Bei Begründung dieser Pilztheorien hat er den Hauptwert auf die systematische Isolierung und erfolgreiche Kultur dieser Organismen auch außerhalb des menschlichen Körpers gelegt. Er schrieb: »Handbuch der pathologischen Anatomie« (Berl. 1867—80, Heft 1—7); »Studien über die Verbreitung des Kretinismus in Österreich« (Prag 1877); »Beiträge zur Geschwulstlehre« (das. 1877); »Über die Umgestaltung der medizinischen Anschauungen in den letzten drei Jahrzehnten« (das. 1877); »Allgemeine Pathologie« (Jena 1887, Bd. 1).

Klebschiefer, s. Polierschiefer.

Klebtaft, s. v. w. Englisches Pflaster.

Klee (Kopfklee, Trifolium *L.*), Gattung aus der Familie der Papilionaceen, Kräuter mit dreizähligen Blättern, zu Köpfchen, Trauben oder Dolden gruppierten, selten einzeln achselständigen, meist purpurnen oder weißen Blüten und oblongen oder verkehrt-eiförmigen, ein- bis viersamigen, nicht oder kaum aufspringenden Hülsen. Etwa 280 Arten vorzüglich in den gemäßigten und subtropischen Klimaten der nördlichen Erdhälfte. A. Rote Kopfkleearten. Der gemeine rote Kopfklee (T. pratense *L.*) hat am Grund rundliche, oben längliche, beiderseits feinhaarige Blättchen mit einem hellern Fleck in der Mitte und eiförmigen Nebenblättchen. Man unterscheidet zwei Spielarten: Der Wiesenklee (Bullenklee), mit weniger umfangreicher Wurzel als der folgende, wird in England für Weide benutzt, bei uns aber nicht kultiviert, zählt jedoch, wild auf Wiesen wachsend, zu den besten Futterkräutern. Der Saatklee (spanischer, großer, welscher K.), die wichtigste Kleeart, gedeiht am besten auf kräftigem, kalkreichem, wohlbereitetem und von Unkraut gereinigtem Land, paßt für alle Fruchtfolgen und versagt nur in allzu leichtem, allzu strengem oder zu flachem Land und in feuchter oder dumpfer Lage. In der Wechselwirtschaft bringt man ihn gewöhnlich in die Halmfrucht, welche Hackfrüchten nachfolgt; in der Dreifelderwirtschaft besetzt er immer das Brachland. Sandartigen Boden mergelt man für den Kleebau, kalkloses Thonland wird gekalkt. Sehr günstig wirkt Gipsmehl, welches man am besten bei warmer Witterung auf die betauten Blätter streut. Man kann den K. in den Roggen oder in die Sommerfrucht einsäen und wählt letztere häufiger, weil der K. durch starkes Lagern leidet. Seine Haupterträge bringt der K. im

ersten Nutzjahr, man schneidet ihn zweimal und bricht ihn dann um. In günstigen Jahrgängen gibt er auch vorher, nach Abbringung der Schutzfrucht, eine Weide. Man schneidet den K. zu Grünfutter kurz vor der Blüte, zu Kleeheu in voller Blüte. Guter Kleesame (vom zweiten Schnitt und am wenigsten massig gewachsenen Stellen gesammelt) ist bräunlichgelb; man säet auf 1 Hektar 15—23 kg, erntet 80—120, auf hochkräftigen Kalkäckern über 200 Ztr. Heu und 4—5, selbst 8 Ztr. Samen, von welchem 1 Neuscheffel 37,75 kg wiegt. Der Same bleibt zwei Jahre keimfähig. Das Kleefutter ist grün und trocken wohlschmeckend, nährend und gedeihlich; im jungen Zustand darf man es wegen des Aufblähens nicht unvermengt füttern. Das Rotkleeheu steht hinsichtlich der Nährkraft etwas höher als gutes Wiesenheu und mit Weißkleeheu ziemlich gleich. Der **Inkarnatklee** (**Blutklee, Rosenklee**, T. incarnatum *L.*), mit weichem, zottelhaarigem Stengel, dem gemeinen K. ähnlichen, fleckenlosen, an beiden Flächen flaumhaarigen Blättern, ährenförmigen, hochpurpurroten, durch rostbraune Haare zottigen Blütenköpfen, stammt aus Italien, wird als Winter- oder Sommerfrucht gebaut, macht geringere Ansprüche an den Boden als der vorige, wird als Grünfutter mit Ansatz der Blütenköpfe geschnitten. Man säet auf 1 Hektar 27—35 kg und erntet bis 800 Ztr. Grünfutter und 15, in Süddeutschland bis 25 Ztr. Heu. Man benutzt ihn auch, um die Blößen des Kopfklees zu decken oder letztern zu ersetzen, wenn derselbe völlig mißriet. Nur in gutem Boden ist er nach der Blüte noch weich.

B. **Weiße Kopfkleearten.** Der weiße, kriechende K. (**Lämmerklee, Steinklee**, T. repens *L.*), mit liegendem, verästeltem Stengel, verkehrt-eirunden, fein- und stachelspitzig gesägten Blättchen, länglichen, weißlichen, geäderten Nebenblättchen und weißen, nach der Blüte sich herabschlagenden Blüten, liebt leichteres, kalkhaltiges Land und wächst in Sandboden, welcher noch Hafer trägt. Er bläht weniger, ist nahrhafter als der rote Kopfklee und eignet sich gleich gut für den Schnitt und für die Weide. Er bleibt zwar niedriger als der rote K.; doch ist sein Ertrag im Sandboden nur um ein Drittel geringer, und überdies füttert sich das Heu besser. Er ist besonders wertvoll, wo künstliche Triften angelegt werden müssen, und wird auch mit rotem Kopfklee im Gemenge gesäet. Die Samengewinnung ist reicher und weit bequemer als bei letzterm. Die Samen sind klein, gelb, glänzend. Man säet auf 1 Hektar 10—15 kg und erntet von 1 Hektar 40—60 Ztr. Heu und 2—3 Ztr. Samen, von welchem 1 Neuscheffel 38 kg wiegt. Auf Wiesen gilt das Erscheinen des weißen Klees immer als ein Zeichen der Güte. Der **Bastardklee** (**schwedische K.**, T. hybridum *L.*), mit aufrechtem Stengel, verkehrt-eirunden Blättchen, hellgrünen, eiförmigen Nebenblättern und langgestielten, rundlichen Blütenköpfen mit am Rand leicht rosenroten Blümchen, die sich nach der Blüte herabschlagen, wächst überall wild auf leichtem, frischem Boden und eignet sich als eine unsrer besten Kleearten besonders für Gegenden, in deren sandreichem Boden oder rauhem Klima die Luzerne nicht mit Sicherheit gedeiht. Auf frischem, am besten gemergeltem Sandboden liefert er zwischen den roten Kopfkleeschnitten einen reichen Schnitt, verträgt mehr Nässe als der rote Kopfklee, eignet sich aber nicht für hoch gelegene, dürre Stellen. Man bringt ihn wie den letztern ins Land und erhält im Nutzjahr einen reichen, dann einen sparsamen Schnitt oder vortreffliche Weide. Man schneidet ihn bei voller Blüte und füttert ihn am besten im grünen Zustand, weil das Heu bitter schmeckt. Man säet auf 1 Hektar 10—16 kg und erntet 80—100 Ztr. Heu.

Die Kultur der Kleegewächse hat ihren Ursprung in Medien, wo die Luzerne sehr früh gebaut wurde. Sie gelangte von dort nach Griechenland um 150—50 v. Chr., dann nach Italien und später nach Spanien. Nach den Verwüstungen der folgenden Zeit kam die Luzerne erst um 1550 von Spanien wieder nach Italien, wo man um diese Zeit auch den roten Kopfklee auf den Acker brachte. Nicht viel später verbreitete sich die Luzerne nach Frankreich und Belgien, wo um 1566 die Kopfkleekultur gleichfalls schon bekannt war. Wenige Jahre darauf finden wir Luzerne- und Kleebau in Deutschland, und zwar durch Wallonen nach der Rheinpfalz gebracht. Im 17. Jahrh. konnte in Deutschland kaum von Fortschritten die Rede sein; in den beiden ersten Dritteln des 18. Jahrh. baute man K. in Thüringen, Sachsen, Franken und in der Pfalz. Nach dem roten K. erschien die Esparsette in Süddeutschland und noch später die Luzerne und der weiße K., letzterer von Mainz aus, im Innern Deutschlands. In den 60er Jahren des 18. Jahrh. begann man in Süddeutschland die Kleekultur zu verbessern, und nach Abstellung der Triftservituten der Äcker gelangte dieselbe zu allgemeiner Aufnahme. Man gewann bedeutend gesteigerte Futtermassen, vergrößerte daraufhin den Viehstand und führte Stallfütterung der Rinder ein. Durch die günstigen Erfolge angeregt, führte Schubart 1775 das neue Feldsystem bei Zeitz ein, und seit 1781 wirkte er auch schriftstellerisch für weitere Verbreitung des Kleebaues, welcher schnell in Thüringen und Sachsen festen Fuß faßte. In Norddeutschland kam der Kleebau dagegen durch unrichtige Anwendung der Lehre Schubarts in großen Mißkredit, und erst durch Thaer, welcher auf die inzwischen in England gewonnenen günstigen Resultate hinwies, wurde ein weiterer Fortschritt erzielt. Nach 1848 fand der Kleebau schnell noch allgemeinere Verbreitung, und indem man sich für solche Gegenden, wo Luzerne und Kopfklee versagten, nach Surrogaten umsah, ermöglichte man seine Anwendung auf allen Bodenarten. Der **Kleehandel** wird am stärksten in Deutschland und zwar in Schlesien, dann in Steiermark und Südfrankreich betrieben, welche Länder alle übrigen mit Samen versorgen. Neuerdings ist auch Amerika mit Kleesamen an den Weltmarkt gekommen, vermag aber wegen der geringen Widerstandsfähigkeit seiner Kleeart keinen Markt zu gewinnen. Die **Verfälschung** des Klees wird vermittelst künstlich gefärbter Steinchen schwunghaft betrieben, weshalb die größte Vorsicht bei Bezug von Kleesamen nötig ist. S. Kleegras. Vgl. **Wittmack**, Gras- und Kleesamen (Berl. 1873); **Nobbe**, Handbuch der Samenkunde (das. 1876); **Krafft**, Pflanzenbaulehre (4. Aufl., das. 1885); **Harz**, Landwirtschaftliche Samenkunde (das. 1885).

Baumartiger Klee, s. v. w. Melilotus arborea *Lam.*; **wohlriechender Klee**, Melilotus coerulea *Lam.*; **ewiger Klee**, s. Galega; **blauer oder ewiger Klee, Monats- oder Luzerner Klee**, Medicago sativa *L.*; **gelber Klee**, Genista pilosa *L.*; **spanischer oder türkischer Klee**, s. v. w. Esparsette, Onobrychis sativa *Lam.*

Klee, Heinrich, kathol. Theolog, geb 20. April 1800 zu Münstermaifeld bei Koblenz, ward 1825 Professor der Theologie und Philosophie am bischöflichen Seminar zu Würzburg, 1829 Professor an der katholischen Fakultät zu Bonn, ging 1839 in gleicher Eigenschaft nach München und starb daselbst 28. Juli

1840. Außer seinem Hauptwerk, der »Katholischen Dogmatik« (Mainz 1835, 3 Bde.; 4. Aufl. 1861), schrieb er Kommentare über das Evangelium Johannes (Mainz 1829), den Brief an die Römer (das. 1830) und den Brief an die Hebräer (das. 1833); auch »Encyklopädie der Theologie« (das. 1832); »Lehrbuch der Dogmengeschichte« (das. 1837–38, 2 Bde.): »Grundriß der katholischen Moral« (2. Aufl., das. 1847).

Kleebaum, s. v. w. Cytisus Laburnum *L.*

Kleeblatt, in der Heraldik ein aus drei Kreissegmenten bestehendes Ornament (Fig. 1a); die natürlichen Kleeblätter bestehen aus drei herzförmigen, mit den Spitzen zusammenstoßenden Blättern (Fig. 1b). Hieraus ist das Kleeblattkreuz (Fig. 2) konstruiert (s. Kreuz).

Fig. 1.



a

b

Kleeblatt.

Fig. 2.



Kleeblattkreuz.

Kleeblatt, spitzes, s. Dreiblatt (mit Figur).

Kleeblattbogen (Kleebogen), s. Bogen (Fig. 19 bis 26).

Kleefeld, s. Schubart von Kleefeld.

Kleegras, die Mischung von Klee und Gräsern, wie sie jetzt fast allgemein da, wo der Boden nicht in vorzüglichstem Grad zum Kleewuchs sich eignet und das Klima, besonders im Hochsommer, nicht sicher genug ist, der Aussaat von reinem Klee vorgezogen wird, bietet vor diesem mehrfache Vorteile. Der Boden bleibt gleichmäßig und dicht beschattet, weil die vom Klee nicht ausgefüllten Stellen mit Gras überzogen werden, und überdies kann K. viel öfter auf derselben Stelle wiederkehren als reiner Klee, weil die Gräser der einzelnen Bodenbestandteile nicht im gleichen Grad wie die Kleepflanzen bedürfen und mehr die Oberkrume als die tiefern Schichten in Anspruch nehmen. Eine der Masse nach gleiche Ernte von reinem Klee, abgesehen davon, daß sie in derselben Höhe überhaupt nicht gewonnen werden kann, erschöpft den Boden sehr viel mehr als das K. Für das Vieh aber ist letzteres gedeihlicher als der reine Klee, weil es eine rationellere Mischung repräsentiert und kein Blähen verursacht. Um letzteres zu verhindern, schneidet man Stroh unter den reinen Klee; im K. erhält man statt dessen Gras (oder Heu), hat also nahrhaftere und doch nicht schädliche Mischung (s. Futterbau). Vgl. Buxbaum, Der Kleegrasbau (Darmst. 1875); Nowacki, Kleegrasbau (Frauenf. 1883).

Kleekrebs, Krankheit am Rotklee, Weißklee, Bastardklee und Inkarnatklee, welche durch einen Schmarotzerpilz, die Peziza ciborioides *Fr.*, verursacht wird. Das Mycelium desselben durchwuchert in den Intercellulargängen die ganze Pflanze, bringt eine Bräunung des befallenen Teils und schließlich eine vollständige Zerstörung des Zellgewebes hervor. Vom November bis April entwickelt der Pilz an der Oberfläche Sklerotien, indem Büschel von Hyphen aus der Epidermis hervorwachsen und allmählich zu soliden, schwarzen, innen weißen, trocknen Körpern von unregelmäßiger Gestalt und von Mohnkorngröße bis zu 12 mm Länge werden. Zuletzt bleiben diese Sklerotien nach gänzlichem Verfaulen der Nährpflanze allein übrig und beginnen im Juli oder August bei Feuchtigkeit die Fruchtträger des Pilzes zu entwickeln. Bei feuchter, eingeschlossener Lage des Kleefeldes und lockerm Boden kann die Krankheit epidemisch auftreten. Wenn sie sich in Kleeschlägen zu zeigen beginnt, so ist wegen der langen Entwickelungsdauer des Pilzes nur einjährige Benutzung und zeitiges Umbrechen des Schlags angezeigt. Vgl. Rehm, Entwickelungsgeschichte eines die Kleearten zerstörenden Pilzes (Götting. 1872).

Kleeputzmaschine, Maschine zum Abscheiden fremder Körper von dem Kleesamen. Namentlich werden die Kleeputzmaschinen benutzt, um den Samen der Kleeseide vom Klee zu scheiden. Als Arbeitsorgan derselben dienen cylindrische oder flache Siebe aus feinem Maschengeflecht.

Kleesalz, s. v. w. saures oxalsaures Kali; s. Oxalsäuresalze.

Kleesäure, s. Oxalsäure.

Kleeseide, s. Cuscuta.

Kleffel, Arno, Komponist, geb. 4. Sept. 1840 zu Pößneck (Thüringen), studierte kurze Zeit auf dem Konservatorium in Leipzig sowie privatim bei Hauptmann und folgte 1863 einem Ruf nach Riga als Musikdirektor der dortigen Musikalischen Gesellschaft, welche er 1863—67 leitete. Während dieser Zeit gelangte eine romantische Oper: »Des Meermanns Harfe«, mehrmals unter Beifall zur Aufführung. Seit 1868 widmete K. seine Thätigkeit dem Theater, war an den Bühnen in Köln, Amsterdam, Breslau und Stettin als Dirigent und bis 1880 als erster Kapellmeister am Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater zu Berlin thätig und lebte seitdem in Augsburg. Als Komponist hat er sich besonders auf dem Gebiet des Liedes mit Glück bewegt.

Kleiber (Sitta *L.*), Gattung aus der Ordnung der Sperlingsvögel und der Familie der Baumläufer (Certhiidae), gedrungen gebaute Vögel mit mittellangem, spitzigem, auf der Firste geradem Schnabel, breiten, stumpfen Flügeln, unter deren Schwingen die dritte und vierte am längsten sind, kurzem, breitem Schwanz und kurzläufigem, sehr langzehigem Fuß mit großen, spitzigen, stark gekrümmten Nägeln. Der K. (Blauspecht, Baumrutscher, Spechtmeise, Baumhacker, Maispecht, S. caesia *M. W.*, s. Tafel »Sperlingsvögel II«) ist 16 cm lang, 26 cm breit, oben bleigrau, unten rostgelb, mit schwarzem Streifen an der Seite des Kopfes, an Kinn und Kehle weiß, an den seitlichen Weichen- und Unterschwanzdeckfedern kastanienbraun, an den Schwingen bräunlich schwarzgrau, an den mittlern Schwanzfedern graublau, an den übrigen schwarz mit aschgrauer Spitze; das Auge ist nußbraun, der Schnabel aber oben hornschwarz, unten grau, der Fuß horngelblich. Er bewohnt Europa nördlich bis Dänemark und findet sich südlich bis Palästina und Algerien (der nordische, merklich größere Nordkleiber, S. europaea *L.*, ist vielleicht nur eine Spielart). Er lebt paarweise oder in sehr kleinen Familien im Hochwald und in Parken, ist äußerst regsam und auf den Bäumen und besonders an den Stämmen in steter Bewegung, auf und ab und um die Stämme herumkletternd, um Insekten oder Spinnen zu erhaschen; er frißt aber auch allerlei Baumsämereien, Getreide, Hanf, Sonnenblumensamen ꝛc. Zum Winter trägt er Vorrat zusammen, versteckt Nüsse in Rissen, Spalten, Dächern. Er nistet in Baumlöchern und verklebt die Öffnung derselben bis auf ein kleines Loch mit Lehm und Speichel; Ende April legt er 6—9 weiße, rot punktierte Eier (s. Tafel »Eier I«), welche das Weibchen allein ausbrütet. Nach der Brutzeit schweift er in einem kleinen Gebiet umher. In der Gefangenschaft ist er leicht zu erhalten, lärmt und pocht aber ohne Unterlaß.

Kleid, in der Nautik, s. Segel.

Kleiderordnungen, die bereits im klassischen Altertum als Aufwandsgesetze und Luxusverbote vorkom-

menden, namentlich aber im Mittelalter und in der Renaissancezeit und bis gegen das Ende des 17. Jahrh. erlassenen Gesetze, welche bestimmten, wie eine jede Klasse der Staatsbürger sich kleiden sollte. Da im Übertretungsfall alles durch Geldstrafen gebüßt werden sollte, so waren sie eigentlich immer nur Luxussteuern und fruchteten wenig, zumal sie sehr nachsichtig gehandhabt und häufig abgeändert wurden. Eine Trauerordnung wurde noch 1777 in Preußen erlassen. Vgl. Weiß, Kostümkunde (2. Aufl., Stuttg. 1881 ff.).

Kleidūchos (griech., »Schlüsselhalterin«), Beiname der Pallas als der Herrin von Athen.

Kleidung, die dem Menschen in höhern Breiten für die Erhaltung seiner Gesundheit, ja seines Lebens unentbehrliche Hülle, welche hauptsächlich den Wärmeaustausch zwischen unserm Körper und den ihn umgebenden Medien in zweckmäßiger Weise regulieren soll. Neben diesem Zweck diente die K. stets und überall zum Ausdruck des sich geltend machenden individuellen ästhetischen Gefühls, und so sehen wir die K. bezüglich des Materials, ihrer Farbe und Form beständig schnellstem und mannigfachstem Wechsel unterworfen (s. *Kostüm*), ohne daß immer den Anforderungen, welche die Gesundheitspflege an die K. zu stellen hat, Genüge geleistet worden wäre. Die von unsrer Haut abgegebene Wärme wird von der Bekleidung aufgenommen, bis zu deren Oberfläche fortgeleitet und dann an die kältere Umgebung ausgestrahlt. Zwischen Haut und K. befindet sich aber eine Luftschicht, und diese nimmt zunächst die Körperwärme auf und erreicht eine Temperatur von 24–30° C. Der Ausgleich der großen Differenz zwischen der Körpertemperatur und der Temperatur der Atmosphäre wird mithin durch die K. von unsrer gefäß- und nervenreichen Haut auf ein lebloses, unempfindliches Stück Zeug verlegt. Je mehr Kleider wir übereinander anziehen, um so mehr verlangsamt sich der Abfluß der Körperwärme, indem sich jede nach außen folgende Hülle zu der unter ihr liegenden verhält wie die unterste Hülle zur Haut. Das Vermögen der K., die Wärme zurückzuhalten, ist nun aber von der Beschaffenheit der Stoffe, aus welchen sie besteht, abhängig. Zunächst kommt das *Ausstrahlungsvermögen* der Kleidungsstoffe in Betracht, welches aber nach Kriegers überraschenden Versuchsergebnissen bei den einzelnen Kleidungsstoffen (Wolle, Waschleder, Baumwolle, Seide, Leinwand) für dunkle Wärmestrahlen nicht wesentlich verschieden ist und auch für leuchtende Wärmestrahlen keine großen Verschiedenheiten zeigt, sofern die Kleidungsstoffe gleiche Farbe besitzen. Bei weißen oder gleichfarbigen Kleidungsstoffen ergeben sich nämlich für das Ausstrahlungsvermögen folgende Verhältniszahlen: Baumwolle 100, Leinen 98, Flanell 102, Seide 108. Verschieden gefärbte Kleidungsstoffe verhalten sich aber gegen leuchtende Wärmestrahlen ungemein verschieden. Bei Schirting ergaben sich z. B. für Weiß 100, Blaßschwefelgelb 102, Dunkelgelb 140, Hellgrün 155, Dunkelgrün 168, Türkischrot 165, Hellblau 198, Schwarz 208. Diese Zahlen entsprechen der alltäglichen Erfahrung, auffallend ist nur, daß Hellblau dem Schwarz fast gleichwertig erscheint. Die Kleider können offenbar um so weniger Wärme an die Umgebung ausstrahlen, je geringer das *Leitungsvermögen* der Stoffe ist. Es hat sich aber gezeigt, daß auch das Leitungsvermögen bei den einzelnen Kleidungsstoffen nicht erhebliche Differenzen zeigt. Krieger fand nämlich für die Hemmung des Wärmeverlustes durch Leitung folgende Verhältniszahlen: dünnes Seidenzeug 3, Schirting 5, feine Leinwand 5, dickeres Seidenzeug 6, dickere Leinwand 9, Waschleder 10–12, Flanell 14, Sommerbuckskin 12, Winterbuckskin 16–26, Doppelstoff 25–31. Mithin bildet das entscheidende Moment bezüglich der Leitung nicht sowohl die Substanz als vielmehr die Form und das Volumen (die Dicke) des Kleidungsstoffs. Dies zeigte besonders auch ein Versuch, bei welchem Watte in lockerm und in platt gedrücktem Zustand miteinander verglichen wurde. Bei der zusammengepreßten Watte steigerte sich der Wärmeverlust um 40 Proz. Hiermit steht im Einklang die Erfahrung, daß neuwattierte Kleider wärmer halten als bereits getragene. Es erklärt sich hieraus aber auch die durch Versuche bestätigte Erfahrung, daß ein zweites Kleid über dem ersten den Wärmeverlust sehr stark herabmindert. Eine zweite Hülle, welche von der ersten um 0,5–1 cm absteht, bewirkt eine starke, aber für die verschiedenen Kleidungsstoffe auch wieder ziemlich gleich starke Hemmung des Wärmeabflusses. In Prozenten ausgedrückt beträgt nämlich die Verlangsamung bei Leinwand 32, Schirting 33, Seide 32, Flanell 29, Waschleder 30 Proz. Von größter Wichtigkeit ist nach diesen Versuchen die in unsrer K. eingeschlossene Luftmenge, und es ergibt sich als höchst belangreich für unser Wohlbefinden, daß die K. den *Luftwechsel* in angemessener Weise reguliert. Von allen Stoffen ist der Flanell am luftigsten. Setzt man seine Durchgängigkeit = 100, so beträgt dieselbe unter fast gleichen Verhältnissen bei mittelfeiner Leinwand 58, Seidenzeug 40, Buckskin 58, Glaceeleder 1 und bei sämischgarem Leder 51. Nun ist bekannt, daß ein wollenes Gewebe von der Lockerheit des Flanells bei bewegter Luft wenig wärmt, offenbar weil der Luftwechsel zu stark ist, daß aber ein überraschend stärkerer Effekt erreicht wird, wenn man den lockern Flanell mit einer auch nur dünnen Schicht eines wenig durchlässigen Stoffes verbindet. Die Ventilation in der K. muß so reguliert werden, daß der Körper sich in windstiller Luft befindet; aber der Luftwechsel soll nicht völlig gehemmt werden wie durch die wasser- und luftdichten Kleidungsstoffe, die uns unerträglich sind, weil sie die Ausdünstung verhindern und die den Körper umgebende Luft sich mit Feuchtigkeit sättigen lassen. Die Feuchtigkeit der in der K. eingeschlossenen Luft ist von großem Einfluß auf den Gesamteffekt, den die K. hervorbringt. Ein auf dem nackten Körper unter der K. getragenes Hygrometer ergibt einen Taupunkt von 25°, und dabei befinden wir uns wohl, während eine Luft, deren Taupunkt bei 19° liegt, beim Einatmen schon die Empfindung der Schwüle hervorbringt. Man kann im Zimmer leicht durch Verdampfen von Wasser eine schwüle Luft hervorbringen und wird dann bei 20° über drückende Hitze klagen, während man in trockner und bewegter Luft ein Kältegefühl empfinden kann. Steigt unter unsrer K. die Temperatur auf 32–35°, und sättigt sich die Luft dabei mit Feuchtigkeit (Verhältnisse, die unter einem Gummimantel sehr leicht eintreten können), dann fühlen wir uns sehr unbehaglich und empfinden erst Erleichterung, wenn die Ventilation in der K. wiederhergestellt wird.

Unsre Kleidungsstoffe sind in sehr verschiedenem Grad befähigt, Wasserdampf aus der Atmosphäre aufzunehmen. Flanell absorbiert im Maximum 175, im Minimum 75 pro Minute, Leinwand nur 111, resp. 41 pro Minute. Dagegen bindet und verliert Leinwand das Wasser viel schneller als Wolle. Je hygroskopischer die K. ist, um so abhängiger sind wir von der relativen Feuchtigkeit der atmosphärischen

Luft, und es ist bekannt, wieviel mehr wir in naßkalter Luft frieren als in trockenkalter. Hier kommt das große Wärmeleitungsvermögen des Wassers und die durch Aufnahme des Wassers verminderte oder völlig unterdrückte Durchlässigkeit der K. für Luft in Betracht. Die Schnelligkeit, mit welcher die Luft in dem Kleidungsstoff vom Wasser verdrängt wird, hängt einerseits von der Adhäsionsfähigkeit des Wassers zu dem bezüglichen Stoff, anderseits von der letzterm zukommenden spezifischen Elastizität ab. Nun ist im feuchten Zustand die Faser der Leinwand, Baumwolle und Seide viel weniger elastisch als im trocknen, während die Wollfaser im nassen wie im trocknen Zustand von gleicher Elastizität ist. Die Undurchgängigkeit für Luft durch Benetzung wird daher bei Leinwand, Baumwolle und Seide sehr schnell, bei Schafwolle sehr schwer und vollständig fast niemals erreicht. Wir erkälten uns daher viel weniger, wenn wir in Wolle, als wenn wir in Leinwand und Seide gekleidet sind, während letztere vorzügliche Dienste leisten, wo wir die Haut möglichst kühl zu erhalten wünschen. Nasse Leinwand verdunstet ihr Wasser viel schneller als nasse Wolle. Von 1000 Teilen Leinwand werden verdunstet in den ersten 75 Minuten 511 Teile Wasser, von 1000 Teilen Wolle 456 Teile Wasser, hingegen in den folgenden 30 Minuten von Leinwand 130, von Wolle aber noch 148 und in weitern 30 Minuten von Leinwand 44, von Wolle 115 Teile. Der Trocknungsprozeß ist bei Wolle ein gleichmäßigerer als bei Leinwand und mithin auch die Bindung der Verdunstungswärme. Alle diese Verhältnisse erklären hinlänglich das außerordentlich verschiedene Verhalten des Körpers in wollenem und in leinenem Hemd und sprechen auch für den Sommer zu gunsten des erstern.

Die Absorptionsfähigkeit der K. für Gase ist bei tierischen Stoffen größer als bei vegetabilischen und am größten bei Seide. Aber auch die Faser übt einen Einfluß aus. Schwarze und dunkelblaue Stoffe absorbieren am reichlichsten, weiße am schwächsten, und dazu halten die schwarzen Stoffe z. B. üble Gerüche am hartnäckigsten fest. Schließlich kommt hierbei auch die hygroskopische Beschaffenheit in Betracht, insofern feuchte Stoffe reichlicher Gase absorbieren als trockne, und endlich die Oberflächenbeschaffenheit, da die Absorptionsfähigkeit bei jedem Material bei rauhen Stoffen größer ist als bei glatten. Hat man also Gefahren durch Aufnahme von Gasen zu fürchten, dann sind glatte Kleidungsstoffe aus vegetabilischen Substanzen zu wählen. Bei gefärbten Kleidungsstoffen können durch Benutzung giftiger Farben Gefahren entstehen. Es kommen hierbei besonders Arsen, Antimon, Blei und Zink in Betracht. Besonders gefährlich sind Kleidungsstoffe, denen die giftige Farbe nur mechanisch anhaftet, so daß sie beim Tragen der Kleider abstäubt. Zink- und Antimonverbindungen können auf der Haut Geschwüre und Ausschläge erzeugen, und auch manche Teerfarben scheinen ähnlich zu wirken. Nach den Vereinbarungen der bayrischen Chemiker sind die genannten Metalle für die Verwendung auf Kleidungsstoffe ausgeschlossen, es ist aber nicht möglich, die Anwendung unschädlicher Farbstoffe nur dann zu gestatten, wenn sie absolut frei von schädlichen Metallen ist, und es ist deshalb zulässig, daß 100 qcm von Kleidungsstoffen 0,002 g Arsen oder Antimon enthalten, aber nur im Wasser unlöslicher Form. — Über die Geschichte der K. s. außer den Spezialartikeln den Artikel Kostüm; über die K. der Geistlichen s. Klerus.

Kleie, s. Mehl.

Kleienflechte (griech. Pityriasis), örtlich beschränkte oder über den ganzen Körper verbreitete, sehr reichliche Abschelferung der Epidermis in äußerst kleinen, weißen, fast mehlartigen Schüppchen, ohne alles Nässen und ohne vorhergehende Bläschen- oder Knötchenbildung. Die K. findet sich oft bei ganz gesunden Personen, häufig aber auch bei Leuten, welche an abzehrenden Krankheiten leiden (P. tabescentium). Sie ist schmerzlos, ohne alle Bedeutung und verschwindet bei einfachem Waschen mit Wasser und Seife sehr bald. Die P. capitis (Kleiengrind, Schinn, Kopfgrind, Kopfschabe) besteht in einer chronischen Hyperämie der oberflächlichen Schichten der behaarten Kopfhaut mit Jucken und so reichlicher Talgabsonderung (Seborrhoe), daß der abgesonderte Hautschmer in Form einer glänzend weißen, blätterigen, asbestähnlichen Schicht (Schinn) erscheint. Die Haare werden gelockert und fallen entweder freiwillig oder bei der gleich zu erwähnenden Behandlung in größerer Menge aus, da sie nur künstlich durch den eingedickten Hauttalg festgehalten wurden; bei langem Bestehen der Krankheit bildet sich Kahlköpfigkeit aus, bei frischern Fällen wachsen die Haare bald wieder nach. Die Behandlung des Kopfschinns beginnt mit Erweichen der Fettborken mittels Olivenöls, welches dreimal täglich eingerieben wird. Dann werden die weichen Massen mit gewöhnlicher Seife und lauem Wasser abgewaschen, getrocknet und die Haare später eingeölt. Als Nachbehandlung muß man noch monatelang alle acht Tage den Kopf mit Seifenspiritus und lauem Seifenwasser reinigen, um die Schmerbildung zu mäßigen. — Ganz verschieden hiervon ist die P. versicolor, eine in gelben und bräunlichen Flecken (Leberflecken) meist auf der Brust auftretende Pilzwucherung eines dem Milchschimmel verwandten Schmarotzers (Microsporon furfur *Robin*). Sie ist ohne jede Bedeutung und durch Reinlichkeit sofort zu beseitigen.

Kleimühle, s. Mauersteine.

Klein, in der Kochkunst die eßbaren Extremitäten und das Gekröse (Magen, Leber, Lunge, Herz) von Geflügel und Wildbret (Gänse-, Hasenklein ꝛc.).

Klein, bei naturwissenschaftl. Namen für J. Th. Klein (s. d.).

Klein, 1) Jakob Theodor, Zoolog, geb. 15. Aug. 1685 zu Königsberg, studierte daselbst seit 1701 die Rechte, bereiste dann Deutschland, England, Holland und Tirol, kehrte 1711 zurück, siedelte 1712 nach Danzig über und wurde dort zum Stadtsekretär erwählt. 1714 ging er als residierender Sekretär der Stadt an den polnischen Hof nach Dresden, von dort nach Polen und lebte seit 1716 in Danzig bis zu seinem Tod 27. Febr. 1759. Im J. 1718 legte er in Danzig einen botanischen Garten an und begann auch mit großem Erfolg ein Naturalienkabinett zusammenzubringen. Er war Mitbegründer der Danziger naturforschenden Gesellschaft, fungierte anfänglich als deren Sekretär und dann lange Jahre als Direktor. Mit Ausnahme der Insekten hat K. von allen Klassen des Tierreichs ausführliche Bearbeitungen gegeben; er stellte auch ein System auf, welches jede Anerkennung einer natürlichen Verwandtschaft entbehrte und als Einteilungsprinzip die Zahl, Form und Stellung der Gliedmaßen anwandte. Er betrachtete die Tiere als vom Schöpfer selbst in Geschlechter und Gattungen eingeteilt, welche aufzufinden und zu charakterisieren Sache des Zoologen sei. Er bekämpfte in seiner »Summa dubiorum circa classes quadrupedum et amphibiorum in C. Linnei systemate naturae« (Danz. 1743) mit großer Schärfe

Linné, ohne bei diesem Beachtung zu finden. Sein Naturalienkabinett und seine zahlreichen Zeichnungen kamen 1740 nach Baireuth.

2) Ernst Ferdinand, jurist. Schriftsteller und einer der hervorragendsten Mitarbeiter an der damaligen Gesetzgebung Preußens, geb. 3. Sept. 1743 zu Breslau, ward Advokat, dann Assistenzrat bei der Oberamtsregierung und Stadtgerichtsassessor zu Breslau, machte sich dort bekannt durch »Vermischte Abhandlungen über Gegenstände der Gesetzgebung und Rechtsgelehrsamkeit« (Leipz. 1779–80, 3 Stücke) und wurde sodann nach Berlin berufen, um an der Ausarbeitung des allgemeinen Gesetzbuchs teilzunehmen. Er hat vorzüglich das Strafrecht bearbeitet. In Berlin wurde er 1786 Kammergerichtsrat. 1791 kam er als Direktor der Universität und Ordinarius der Juristenfakultät nach Halle, ward aber 1800 als Mitglied des Geheimen Obertribunals nach Berlin zurückberufen und starb 18. März 1810 daselbst. Seine namhaftesten Schriften sind: »Annalen der Gesetzgebung und Rechtsgelehrsamkeit in den preußischen Staaten« (Berl. 1788–1809, 26 Bde.); »Auszug aus dem allgemeinen Gesetzbuch für die preußischen Staaten« (Halle 1792, 2 Bde.); »Grundsätze des gemeinen deutschen und preußischen peinlichen Rechts« (das. 1796, 2. Aufl. 1799); »System des preußischen Zivilrechts« (das. 1801; neu bearbeitet von v. Rönne, 1830, 2 Bde.; 2. Aufl. 1835). Auch gab er »Rechtssprüche der hallischen Juristenfakultät« (Berl. 1796–1802, 5 Bde.) heraus und begründete 1798 mit Kleinschrod das »Archiv des Kriminalrechts«. Seine »Selbstbiographie« veröffentlichte M. L. Löwe (Berl. 1810).

3) Johann Adam, Maler und Kupferätzer, geb. 24. Nov. 1792 zu Nürnberg, bildete sich erst daselbst unter J. C. v. Bemmel im Zeichnen, lernte von Andr. Gabler Stechen und Radieren, studierte sodann seit 1811 in Wien und kehrte 1815 in seine Vaterstadt zurück, sich hier auch noch der Ölmalerei widmend. 1816 bereiste er die Rheingegenden, 1819–20 Italien, worauf er sich in Nürnberg und 1837 in München niederließ. Er starb 21. Mai 1875 daselbst. Er hat Genrebilder und Tierstücke gemalt, welch letztere eine genaue Kenntnis der Natur der Haustiere, besonders des Pferdes nach seinen verschiedenen Rassen, bekunden. Er malte mit dünner Farbe und spitzem Pinsel in der trocknen Weise seiner Jugendzeit, von der er sich nicht mehr losmachen konnte. Seine Bedeutung lag im Radieren; er hatte eingehende Studien nach van de Velde, Heinrich Roos, Karel Dujardin u. a. gemacht und führte die Radiernadel mit großer Sicherheit. Vgl. Jahn, Das Werk von J. A. K. (Münch. 1863).

4) Bernhard, Komponist, geb. 6. März 1793 zu Köln, war, in dürftigen Verhältnissen aufgewachsen, vorwiegend auf Selbststudium angewiesen, bis er 1812 nach Paris kam, wo teils Cherubinis Anweisung, teils die Gelegenheit, große Musikaufführungen zu hören, vor allem aber die Benutzung der reichen Bibliothek des Konservatoriums seine musikalische Ausbildung bedeutend förderten. Nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt leitete er die geistlichen Musiken im Dom und erregte durch seine dort aufgeführten Kompositionen so sehr die Aufmerksamkeit, gleich erfolgreiche Thätigkeit wie als Lehrer entfaltete er auch als Komponist bis zu seinem Tod 9. Sept. 1832. Unter seinen Werken sind namentlich die drei Oratorien: »Hiob« (1820), »Jephtha« (1828) und »David« (1830), letztere beide für die Musikfeste von Köln und Halle geschrieben, ferner seine 1823 aufgeführte Oper »Dido« sowie eine große Zahl von Kirchenkompositionen als Muster ihrer Gattung zu erwähnen.

5) Julius Leopold, dramat. Dichter und Litterarhistoriker, geb. 1810 zu Miskolcz in Ungarn von jüdischen Eltern, trat später zur katholischen Religion über, widmete sich erst in Wien, seit 1830 in Berlin dem Studium der Medizin, machte dann eine längere Reise nach Italien und Griechenland und erwarb sich, nach Berlin zurückgekehrt, durch Ablegung der Staatsprüfung das Diplom als praktischer Arzt. Trotzdem wandte er sich bald gänzlich litterarischen Beschäftigungen zu und trat mit dramatischen Versuchen sowie als Theaterkritiker hervor, litterarisch thätig bis zu seinem 2. Aug. 1876 in Berlin erfolgten Tod. Seit dem Anfang der 40er Jahre schuf K. eine Reihe von Tragödien, Schauspielen und historischen Lustspielen, von denen wir aus der Reihe der erstern: »Maria von Medici« (1841), »Luines« (1843), »Zenobia« (1847), »Moreto« (1859), »Maria« (1860), »Strafford« (1862) und »Heliodora« (1867), aus den letztern: »Die Herzogin« (1848), »Ein Schützling« (1850), »Voltaire« (1862) anführen. Sie kamen indessen nur vereinzelt zur Aufführung und vermochten sich nicht auf dem Repertoire zu halten. In Kleins Talent lagen von Haus aus zwei widerstreitende Richtungen in beständigem Kampf. Als Muster und Vorbild aller dramatischen Dichtung galt ihm Shakespeare, und doch ging der Zug seiner Begabung viel mehr auf geistreiche, pikante, selbst bizarre Details, auf ein gewisses Spielen mit den Stoffen und das Hereinziehen entfernter Beziehungen als auf einfach mächtige Darstellung der Leidenschaften und Konflikte oder fröhliche Widerspiegelung der irdischen Thorheiten. So ließen seine Dramen trotz der unzweifelhaften Begabung im ganzen kalt. Als Kritiker entwickelte K. eine gewisse Energie des Ausdrucks und die leidenschaftlichste Neigung zu geistreichen Paradoxen. Leider gingen diese Eigenschaften auch in sein großes wissenschaftliches Werk »Geschichte des Dramas« über, von dem 13 Bände (Leipz. 1865–76; Register dazu von Ebner, 1886) vollendet wurden. Mit aller Fülle und Vielseitigkeit des Materials und sehr feinsinnigen Beurteilungen verband sich die Neigung des Schriftstellers zu tausenderlei geistreichen Abschweifungen der wildesten und verworrensten Polemik, so daß das umfassende Buch nur für diejenigen genießbar erscheint, die dasselbe wieder in seine Teile zu zerlegen vermögen. Kleins Dichtungen erschienen in seinen »Dramatischen Werken« (Leipz. 1871–72, 7 Bde.) gesammelt.

6) Georg Theodor, elsäss. Dichter und Schriftsteller, geb. 20. März 1820 zu Straßburg, widmete sich dem Kaufmannsstand, verweilte 1840–45 in Paris, wurde 1852 Sekretär einer Versicherungsgesellschaft in Straßburg und starb 23. Febr. 1865 daselbst. K. gehört mit zu dem ehrenwerten Kreis von

heraus: »Das Städtchen Buchsweiler und die Bergfeste Lützelstein« (Mülhaus. 1858) und »Pfeffel-Album« (Kolmar 1859).

7) **Christian Sophus**, dän. Politiker, geb. 17. Aug. 1824, studierte Rechtswissenschaft und betrat die politische Laufbahn zuerst 1858 als Mitglied des Folkethings, wo ihn seine Fähigkeiten bald zu einem der hervorragendsten Mitglieder der Kammer machten. 1872 als Justizminister in das Ministerium Holstein-Holsteinborg berufen, machte er sich besonders um die Unterdrückung der sozialistischen Bewegungen in der Hauptstadt verdient und behielt sein Portefeuille auch in dem folgenden Ministerium Fonnesbech, verlor dasselbe jedoch mit dem Erscheinen des Ministeriums Estrup (1875). Seitdem ist er Mitglied des dänischen Obertribunals.

8) **Karl**, Kristallograph, geb. 15. Aug. 1842 zu Hanau, studierte seit 1860 Landwirtschaft an der Akademie Hohenheim, trat in die Praxis, widmete sich dann aber der Mineralogie und Geognosie und studierte seit 1866 in Berlin, Tübingen und Heidelberg, promovierte 1869, habilitierte sich in demselben Jahr an der Universität Heidelberg, wurde 1873 zum außerordentlichen Professor ernannt und folgte 1877 einem Ruf nach Göttingen, von wo er als Professor der Mineralogie und Direktor des mineralogischen Museums 1887 nach Berlin versetzt wurde. Außer zahlreichen Arbeiten kristallographischen Inhalts, namentlich auch über die Struktur der optisch-anomalen Kristalle, wie Boracit, Granat, Perowskit, Leucit, schrieb er: »Über Zwillingsverbindungen und Verzerrungen und ihre Beziehungen zu den Symmetrieverhältnissen der Kristallsysteme« (Heidelb. 1869); »Einleitung in die Kristallberechnung« (Stuttg. 1875). 1879—84 beteiligte er sich an der Redaktion des »Jahrbuchs für Mineralogie 2c.«

9) **Hermann Joseph**, Astronom und Meteorolog, geb. 11. Sept. 1842 zu Köln, widmete sich dem Buchhandel, verließ denselben aber wieder und studierte unter Heis Mathematik und Astronomie. Er errichtete in Köln eine Privatsternwarte und stellte auf derselben hauptsächlich Beobachtungen über die Topographie des Mondes an. Eine Frucht dieser Beobachtungen war der 1877 geführte Nachweis der Neubildung eines großen, kraterförmigen Objekts nahe der Mitte der Mondscheibe. Von seinen zahlreichen Schriften führen wir an: »Handbuch der allgemeinen Himmelsbeschreibung« (Braunschw. 1872, 2 Bde.); »Entwickelungsgeschichte des Kosmos« (das. 1874); »Anleitung zur Durchmusterung des Himmels« (2. Aufl., das. 1882); »Die Erde und ihr organisches Leben« (mit Thomé, Stuttg. 1881, 2 Bde.); »Allgemeine Witterungskunde« (Leipz. 1884) und »Astronomische Abende« (2. Aufl., Berl. 1886). Auch gibt er die naturwissenschaftliche Zeitung »Gäa« (Köln, seit 1864), die »Revue der Naturwissenschaften« (das., seit 1872), seit 1882 die Zeitschrift für populäre Astronomie »Sirius« heraus und leitet seit 1880 die Wetterwarte der »Kölnischen Zeitung«. Neuerlich gab er einen

busens gezogen, ist als östliche Begrenzung rein willkürlich. Ebenso hatte das Altertum keinen eignen Namen für das Land; derselbe kam erst im 5. Jahrh. n. Chr. auf, gleichsam im Gegensatz zum übrigen Asien, ist aber auch in anderm Sinn zutreffend, insofern die Halbinsel in allgemeinen Umrissen die Bodengestalt des großen Asien wiederholt: Tafelland in der Mitte, Randgebirge und Terrassenländer an den Seiten. Vom armenischen Hochland ziehen die Ketten aus, welche das Tafelland der Mitte umschließen; sie verfolgen im allgemeinen die Richtung von ONO. nach WSW. Den Nordrand bildet ein durch die Thäler der Pontuszuflüsse häufig durchbrochener Bergzug, der, dem Rande des Schwarzen Meers parallel, nach W. bis zum Ida und dem Kap Baba zieht und in seinen höchsten Gipfeln die Höhe von 2200 m erreicht. Den Südrand bildet der Taurus mit seinen Fortsetzungen, ebenfalls keine zusammenhängende Kette, aber doch einheitlicher und gewaltiger als die Berge im N. Vom armenischen Plateau zieht ein mächtiger Zug nach SW. und trägt im N. der Bucht von Alexandrette Gipfel von 3200 m. In nördlicher Fortsetzung begleitet er die Küste des Mittelmeers, erreicht im Bulgar Dagh 3477 m Höhe, steigt im Lykischen Taurus noch einmal zu 3200 m an und läuft schließlich in langen, schmalen Halbinseln ins Ägeische Meer aus. An der Nord- und Südseite lassen die schroff abstürzenden Gebirge nur einen schmalen Küstensaum; nur nach W. senkt sich das Bergland sanfter und in mehreren Terrassen dem Meer zu. Die Küsten selbst sind fast überall steil und ausgebuchtet, namentlich auf der Westseite in seltenster Weise ausgezackt; längs der Südküste reichen die steilen und hohen Felsenmassen oft bis an das Meer. Nach dem Innern dachen sich die Randgebirge allmählich ab und bilden die im Durchschnitt 800—1000 m ü. M. gelegene Scheitelfläche von K., welche teils aus welligen Becken, teils aus völlig horizontalen Plateaus besteht und eine Menge unregelmäßiger Bergzüge und einzelne Hochgipfel enthält. An den Berghängen finden sich wohl einzelne gut bewässerte Strecken sowie fruchtbare Thalmulden; im ganzen aber ist das innere Tafelland (fast ein Drittel des Ganzen) ein wasserloses, pflanzenarmes, oft sogar steppenartiges, daher einförmiges und heißes Gebiet, während die Randterrassen sich durch eine reiche Vegetation und hochstämmige Wälder auszeichnen. Das Tafelland hat das Klima des nördlichen Frankreich oder Deutschland, nur daß die Winter viel kälter und die Sommer viel heißer und trockner sind. Der Boden ist vielfach mit Salzkristallen geschwängert; auch zahlreiche Salzseen und Steppenflüsse gibt es. Ohne Zweifel ist auch dieses Tafelland durch vulkanische Thätigkeit erschüttert und unterwühlt worden; dafür sprechen der Name des »verbrannten Phrygien« und die erloschenen Vulkane: der 3860 m hohe Ardschisch (Argäus der Alten) bei Kaisarieh und südwestlich davon der Hassan Dagh (2400 m). Die **Flüsse** Kleinasiens sind entweder Gebirgswasser kürzern Laufs, die vom Rand-

kestos); ins Ägeische Meer: der Sarabad oder Gediz Tschai (Hermos der Alten), der kleine Menderez Tschai (Kaystros) und der große Menderez (Mäandros); ins Mittelmeer: der Kodscha Tschai (Xanthos), Köprü Su (Eurymedon), Gök Su (Kalykadnos), Tarsus Tschai (Kydnos), Seihun (Saros) und Dschihan (Pyramos). Von den zahlreichen **Seen** sind der Salzsee Tus Tschöllü im NO. und der Beischehr Göl und Egerdir oder Hoiran Göi im W. von Konia, der Isnik Göl im NO. von Brussa, der Abolonia- und Maniassee im S. des Marmarameers die namhaftesten.

K. ist in Bezug auf historische Erinnerungen und auf die Lage für den Handel mit keinem andern Lande des Orients zu vergleichen, obschon es sich gegenwärtig infolge der Türkenherrschaft in einem traurigen Zustand befindet, und nicht ohne Grund hat Roß das Land deutschen Kolonisten eifrig empfohien. Der Boden ist, mit Ausnahme der steriien Strecken der Tafelfläche, ergiebig und zum Teil sehr fruchtbar; er wird nie gedüngt und nur von einem sehr rohen Pflug aufgerissen, und dennoch gibt er immer Frucht. Die reichsten Landschaften sind die Gebirgsregionen, in welchen neben dem Korn noch alle Schätze der südeuropäischen Vegetation gedeihen. Unter den offenen, fruchlbaren Thälern sind die wichtigsten: die des Kisil Irmak und des Jeschil Irmak (für Kornbau und Seidenzucht gleich geeignet) und das materische Thal des Gök Su mit fast tropischer Vegetation. Für den Handei zugleich sind die vier gegen das Ägeische Meer sich öffnenden Thäler, das des Mäandros, Kaystros, Hermos und Kaikos, von großer Wichtigkeit; sie liefern namentlich Reis, Tabak, Mais, Opium, Getreide und Olivenöl, für welches überhaupt das Klima Kleinasiens außerordentlich geeignet ist. Treffliches Bauholz findet sich vorzugsweise an den Südküsten in Menge, wird aber von den Türken greulich verwüstet. Die Vaione, besonders aus der Ebene von Troja, von Mytilene und Chios und aus Karien, gelangt über Smyrna nach Europa; der Tabak von Bergama, Manissa, Adalia und namenlich von Samsun ist in der ganzen Türkei berühmt. Für die Gewinnung von Seide sind Brussa und Amasia Hauptorte. In den Thälern erntet man vom Mai bis Juli, auf den Hochebenen im Spätsommer; letzlere sind spärlicher bebaut. Mohn, zur Bereitung von Opium, wird in ganz K. gebaut, besonders aber auf den Plateaus im großen. Alles Opium Kieinasiens führt England nach Ostasien. Unter dem Vieh in K. ist vor allen die Angoraziege zu nennen, die nur in Einer Gegend, westlich vom Kisil Irmak, fortkommt und in jeder andern ausartet, deren Zahl aber durch Futtermangei und Käite im Winter 1874/75 beträchtlich reduziert wurde. Auf den hohen Tafeiländern nomadisieren Herden von Schafen, Ziegen und Pferden, von denen besonders ietztere (Nachkommen der aiten kappadokischen Rasse) durch Behendigkeit und Stärke ausgezeichnet sind. Auch an wilden Tieren: Panthern, Bären, Wölfen, verwilderten Hunden ꝛc., fehlt es dem Land nicht. Von **Mineralien** finden sich Kohle im Nordwesten bei Eregii (hauptsächlich in Konstantinopel als Brennmaterial benutzt), Blei bei Smyrna, Adana u. a., Gold bei den Dardanellen, Mangan in bedeutenden Lagern, Antimon (auf Chios und bei Aidin), Boracit, Chromerz, Schmirgel, Eisenerze, Schwefel, Nickel, Alaun, Schleifsteine von großer Güte u. a. Bedeutende Steinsalzlager befinden sich im Becken des Kisil Irmak (zwischen Kaledschik und Osmandschik). Der See Tus Göi ist eine einzige ungeheure Masse kristallinischen Salzes, auch die Salzsümpfe des Wiiajets Siwas sind reich an Saiz. Seesaiz gewinnt man an den Küsten. Unter den Metallwerken Kleinasiens befindet sich nur eine einzige nach europäischer Art eingerichtete Hütte, zu Tokat. Der **Binnenhandei** Kleinasiens ist unbedeutend. Wie oben schon erwähnt, ist ein fahrbarer Wasserweg in ganz K. nicht vorhanden; aber auch an gebahnten Wegen fehlte es bis vor kurzem dem Land. Erst in den letzten Jahren ist ein verhältnismäßig dichtes Netz von Chausseen gebaut worden, beziehentlich im Bau begriffen. Dazu kommt, daß die wilden Horden, welche ihre Herden in diese Gebiete treiben, die Karawanen vielfach beunruhigen und ausplündern. In neuerer Zeit wurden Eisenbahnen von Smyrna einerseits nach Alaschehr, anderseits nach Ödemusch, Tire, Aidin und Serai Köi, von Skutari nach Ismid und von Mersin nach Adana gebaut. Es sind dies die Anfangsglieder der großen, von englischen Kapitalisten seit Jahren geplanten **Euphratbahn**, welche K. von Skutari aus durchschneiden und entweder, dem Euphrat folgend, den Golf von Persien erreichen und an dessen Nordgestade nach Karatschi fortgeführt werden soll, oder, den genannten Strom überschreitend, über Herat und Kabul an das indische Eisenbahnnetz sich anzuschiießen bestimmt ist. Die Küsten sind reich an Baien und Reeden, die sich für Handelsorte auf das trefflichste eignen; aber die meisten sind verödet. Der **Exporthandel** geht in den Hafenstädten des Südens meist durch die Hände europäischer Spekulanten, die dadurch den ganzen Vorteil an sich ziehen. An der den Nordwinden sehr ausgesetzten Nordküste ist Trapezunt durch seine Verbindung mittels österreichischer und englischer Dampfschiffe nach Konstantinopel jetzt deshalb wichtig geworden, weil der schwierige Karawanenweg nach Smyrna allmählich aufgegeben wird und die Produkte ihren Weg nach Trapezunt nehmen, wie denn auch die europäischen Waren nicht mehr über Smyrna, sondern über Konstantinopel und Trapezunt in das Innere befördert werden. — Die **Bevölkerung** wird auf 5–6 Mill geschätzt und ist im W. am dichtesten (rund 1½ Mill.). Den Hauptteil derselben bilden die ottomanischen Türken; $^1/_{20}$ der Bewohner mögen Griechen sein, welche besonders im W., an der nordöstlichen Küste und in Kappadokien ansässig sind und nebst den Armeniern und Juden fast den ganzen Handel an sich gerissen haben. Außerdem finden sich Turkmenen, nomadisierende Jurucken, Kurden, wenige Araber und eine kleine Anzahl Zigeuner im Land.

Bei den Byzantinern erhielt K. den Namen **Anatöie** (türk. **Anadoly**), d. h. »Land gegen den Aufgang«, eine Bedeutung, welche auch der bei den Abendländern besonders für den Westrand übliche Name **Levante** hat. Administrativ zerfällt K. in zehn Wilajets (mit Hinzurechnung des Wilajets Konstantinopel, zu welchem die Distrikte Skutari und Ismid gehören), nämlich: Konstantinopel, Chodawendikjar, Karasi, Aidin, Angora, Konia, Kastamuni, Trapezunt, Siwas und Adana (s. Karte »Türkisches Reich«). Die antike Einteilung des Landes war folgendermaßen: Das Tafeliand der Mitte umfaßt die alten Landschaften Phrygien, Galatien, Lykaonien und im O. Kappadokien. Die Nordterrasse stößt im O. mit der Landschaft Pontos an die Kaukasusländer; in der Mitte umfaßt sie Paphlagonien (die am meisten nach N. gerichtete Ausbiegung der Halbinsel), im W. Bithynien. Die nördlichste Landschaft der Westterrasse ist Mysien, die mittlere Lydien, die südliche Karien. Die Südterrasse schließt sich im W. durch die Landschaft Lykien an die Westterrasse an; weiter folgt

Pamphylien und nördlich darüber Pisidien und als die östlichste Landschaft Kilikien. Vor letzterer liegt die Insel Cypern sowie vor der Westküste zahlreiche Inseln, als Rhodos, Ikaria, Samos, Chios, Lesbos, Tenedos ꝛc., die sich seit den ältesten Zeiten durch Kultur und Bevölkerung auszeichneten.

Geschichte. In der Geschichte ist K. als das Übergangsglied vom Morgenland zum Abendland von nicht geringer Bedeutsamkeit, nicht sowohl, weil seine Bewohner jemals eine Gesamtnation oder Ein politisches Ganze gebildet hätten, sondern weil es von jeher der Kampfplatz und die Beute der sich hier in Krieg und Handel begegnenden Völker gewesen ist. Selbständige Reiche der Halbinsel waren immer nur vorübergehende Gebilde, die fremden Eroberern unterlagen. In ältester Zeit waren die Reiche der Phrygier und der Lydier mächtig, und der mit griechischen Kolonien bedeckte Westrand war eine bewegte Stätte blühenden Handels und reger geistiger Entwickelung. Nach dem Sturz des lydischen Reichs 548 v. Chr. wurde K. mit dem Perserreich vereinigt. Um die griechischen Städte war zwischen Persern und europäischen Griechen langer Streit, bis Alexander durch seinen Siegeszug auch diese Halbinsel in Besitz nahm. Nach seinem Tod 323 ward sie teils eine Provinz des syrischen Reichs, teils entstanden einzelne kleine Königreiche, wie Pergamon, Bithynien, Kappadokien u. a. Die Römer betraten es zuerst 190 im Kriege gegen Antiochos und machten 133 den nordwestlichen Teil unter dem Namen Asien zur Provinz. Noch einmal erstand in Pontos ein mächtiges einheimisches Reich, und der Name des Mithridates (120—64) wurde selbst von den Römern gefürchtet. Als auch er zuletzt unterlag, wurde K. dem römischen Reich einverleibt. Handel und Ackerbau erhoben sich zu neuer Blüte; es wurden neue Städte erbaut und alte verschönert. Die Blütezeit reicht noch in die christliche Ära hinein, wo in K. die sieben Kirchen Asiens entstanden, die zerstreuten Gemeinden der Apostel sich bildeten und die Konzile zu Nikäa und Chalcedon gehalten wurden. Bei der Teilung des römischen Reichs in eine östliche und eine westliche Hälfte (395) fiel K. an das Ostreich. Bald nach dem Aufkommen des Islam wurde es mehrfach von arabischen und turanischen Horden überfallen und stückweise besetzt; dennoch gelang es den Türken, welche im 11. Jahrh. eindrangen und hier das Sultanat von Ikonion gründeten, erst zu Ende des 13. Jahrh. die Zivilisation zu ertöten, besonders nachdem der wilde Osman im 14. Jahrh. in Bithynien ein selbständiges Reich errichtet hatte. Mit der Eroberung Brussas durch seinen Sohn Murad beginnt das neue osmanische Reich, und das Land sank unter der Türkenherrschaft so tief wie wenig andre. Um 1400 überschwemmte es noch Timur mit seinen Mongolen, und danach befestigten sich die Türken durch die Eroberung Konstantinopels und Trapezunts. Seitdem haben willkürlich schaltende Paschas das Land unablässig ausgesaugt, und die einst mit prachtvollen of Asia Minor (Lond. 1870, 2 Bde.); »Beiträge zur Geschichte und Topographie Kleinasiens« von Adler, Hirschfeld und Regely, herausgegeben von E. Curtius (Berl. 1872); v. Scherzer, Smyrna ꝛc. (Wien 1873; 2. Aufl. der französischen Bearbeitung, Leipz. 1880); Stark, Nach dem griechischen Orient, Reisestudien (Heidelb. 1875); Seiff, Reisen in der asiatischen Türkei (Leipz. 1875); Georgiades, Smyrne et l'Asie Mineure (Par. 1885); Tchihatchef, Kleinasien (Leipz. 1887). — Über die neuern Forschungsreisen in K. vgl. Asien, S. 938.

Kleinbetrieb, der auf nur verhältnismäßig wenig Mittel und Arbeitskräfte sich stützende Wirtschaftsbetrieb, im Gewerbewesen insbesondere der handwerksmäßige Betrieb (vgl. Handwerk und Gewerbebetrieb), in der Landwirtschaft die Bewirtschaftung kleiner Güter (vgl. Landgut).

Klein-Burgund, s. v. w. Franche-Comté.

Kleindeutsch wurde früher die politische Partei in Deutschland genannt, welche das sogen. Kleindeutschland, nämlich das erstrebte, was in dem neuen Deutschen Reich 1871 verwirklicht worden ist, d. h. Ausschluß einer der beiden Großmächte, deren Dualismus eine politische Entwickelung Deutschlands unmöglich machte, und zwar Österreichs als einer nur zum Teil deutschen Macht und Einigung der übrigen deutschen Staaten zu einem monarchischen Bundesstaat unter Preußens Führung. Doch haben die politischen Vereinigungen, welche dies Ziel verfolgten, sich nie Kleindeutsche genannt; dieser Name ist ihnen mehr spottweise beigelegt worden. Nachdem schon G. Pfizer in den »Briefen eines Deutschen« diese Lösung der deutschen Frage für die einzig mögliche erklärt hatte, nahm sie Heinrich v. Gagern, als er 1848 den Vorsitz im Reichsministerium übernahm, in sein Programm auf, und die erbkaiserliche Partei in Frankfurt, später die Gothaer, endlich der Nationalverein haben sie, obwohl vergeblich, zu verwirklichen gesucht. Ihre Gegner bildeten die »großdeutsche« Partei (s. d.).

Kleineisenzeug, Eisenkurzwaren, kleine eiserne Gegenstände, wie Nägel, Niete, Schrauben ꝛc.

Kleine Oktave, in der Musiklehre die Töne klein c—h, während die Töne groß C—H als große Oktave bezeichnet werden; s. Noten.

Kleiner Krieg, s. Krieg.

Kleinert, Paul, protest. Theolog, geb. 25. Sept. 1837 zu Vielguth in Schlesien, studierte 1854—57 zu Berlin und Halle, wurde 1861 Diakonus und Religionslehrer am Gymnasium zu Oppeln, lehrte seit 1863 am Friedrich Wilhelms-Gymnasium in Berlin, habilitierte sich daselbst 1864 in der theologischen Fakultät, gehörte ihr seit 1868 als außerordentlicher, seit 1877, nachdem er 1873 Mitglied des brandenburgischen Konsistoriums geworden war, als ordentlicher Professor an. Unter seinen Publikationen sind zu erwähnen: »Kommentar zu Obadjah, Jonah, Micha, Nahum, Habakuk, Zephanjah« in Langes Bibelwerk (Bielef. 1869); »Untersuchungen zur alt-

der Geschäftsbetrieb der Kleinkaufleute (Kleinhändler, Detoillisten, Krämer), welche die Waren von den Großhändlern oder van den Praduzenten beziehen, um sie im einzelnen und in jeder verlangten kleinen Quontität an die Konsumenten zu verkaufen. Das deutsche Handelsgesetzbuch (Art. 10) erklört die Bestimmungen desselben über Firmen, Hondelsbücher und über die Prokura auf Häker, Tröbler und Hausierer und »dergleichen Handelsleute van geringem Gewerbebetrieb« für nicht anwendbor, ohne jedoch den Begriff des Kleinhandels in diesem Sinn (Handelsbetrieb van geringem Umfang) näher zu prözisieren. Zum K. mit Branntwein und Spiritus ist die polizeiliche Erlaubnis erforderlich; ouch können noch der deutschen Gewerbeardnung (§ 33) die Londesregierungen die Erloubnis zu solchem K. von dem Nachweis eines vorhandenen Bedürfnisses abhängig machen.

Kleinhäusler, s. Hintersassen.

Kleinigkeitsverkehr, s. v. w. kleiner Grenzoerkehr (s. d.).

Kleinjava, Insel, s. v. w. Bali.

Kleinkaufmann, s. Kaufmonn.

Kleinkinderschulen (Kinderbewahranstalten). Die traurige Lage der kleinen Kinder, deren Eltern ihrem täglichen Braterwerb den Tag über außer dem Haus nochgehen müssen, hat schon seit langer Zeit zu vereinzelten wahlthätigen Veranstaltungen geführt, durch welche solchen Kindern Aufsicht und Pflege während des Tags gewährt werden sollte. In größerer Anzahl troten, wie es scheint, derartige Anstalten zuerst im varigen Jahrhundert in Halland als sagen. Spielschulen auf. Die Einrichtung derselben empfahl dann besanders Pestalazzi (s. d.). Er bezeichnete sie als »Nat- und Hilfskinderschulen für die ormen Leute, die wegen des Tagelahns aber wegen ihres Frondienstes den Tag über ihre Wohnungen verschließen müssen«, oder als »Kinderhöuser, dorin arme Mütter ihre noch nicht schulpflichtigen Kinder bringen und den Tag über versorgen lassen kännen«. Gleichzeitig (1779) richtete der Pfarrer Oberlin (s. d.) im Steinthol (Elsaß), durch die Nat und Verkammenheit seiner Gemeinde gedrängt, salche Anstalten ein. Er nonnte sie Strickstuben und stellte sie unter Aufsicht seiner Magd Luise Scheppler, welche sich in seltener Treue 55 Jahre lang diesem Dienst widmete und den fünf Anstalten der Pfarre Waldbach im Steinthal den ihr durch das Institut van Frankreich zuerkannten Tugendpreis von 5000 Fronk als Geschenk zuwandte (1829). Die Ideen Pestalozzis und Oberlins fanden manche warme Fürsprache. Den ersten nomhaften Versuch zu ihrer Verwirklichung in Deutschland machte die Fürstin Pauline van Lippe zu Detmald (1802). Das Verdienst der allgemeinern Verbreitung und ersten systemotischen Einrichtung der Kinderbewahranstalten gebührt den Briten. Im J. 1800 gründete der Schatte Robert Owen in seiner Fabrik zu New Lanark eine Pfleganstolt für die Kinder der Arbeiter. Für die Nachahmung des van ihm gegebenen Musters wußte Braugham seit 1818 Parlament und Publikum derart zu begeistern, doß unter der Beförderung der Infant-school Society viele Pfleganstalten entstanden. Seit 1825 etwa fonden diese Bestrebungen auch Anklang und Nochohmung in den übrigen europäischen Ländern. Mehrere ähnliche Unternehmungen, wie die des Prafessars Wadzeck in Berlin (1819), woren in Deutschlond schan nach dem Muster der Detmalder Anstalten entstanden. Jetzt erwachte eine sehr erfreuliche Regsamkeit auf diesem Gebiet, dem gleicherweise die Regierungen wie die hervarragenden Pädagogen der Zeit (Niemeyer, Schwarz, Türk, Zerrenner, Diesterweg) ihr Interesse zuwondten. Die K. hoben sich seitdem stets weiter ausgebreitet. Auch in ländlichen Verhältnissen, wa das Bedürfnis oft kaum geringer ist als in Fabrikstädten, haben sie hier und da Anklang gefunden. Die weiblichen Orden in der katholischen und die Diakonissenhäuser in der evangelischen Kirche haben auf diesem Gebiet eine rege Thätigkeit entfaltet. Wenn irgendwo, so hat diese gewiß hier ihre Berechtigung. Daß onderwärts die Bewahranstalten mit den Fröbelschen Kindergärten (s. d.) zusommengeslassen sind, verdient Anerkennung und Nochohmung, wenn auch von Haus aus die Ausgoben beider nicht völlig zusammenfollen. Die Einrichtung der Bewahranstalten ergibt sich der Hauptsache nach aus ihrer Aufgabe; im einzelnen müssen die örtlichen Verhältnisse entscheiden. — Eine Abart der K. sind die sogen. Krippen (crèches) oder Warteschulen, in welchen während der Arbeitstage noch der Wartung bedürftige Kinder Aufnahme finden, während die Pflegonstolten sonst etwa dreijähriges Alter und die Föhigkeit zu gehen zur Aufnahme verlangen. Sie wurden von F. Morbeau (s. d.) in Paris (1844) begründet und durch K. F. v. Sooigny in Berlin eingeführt, van wo aus sie sich ebenfolls weit in Deutschland verbreitet haben. Vgl. Marbeau, Crèches pour les petits enfants des ouvrières (7. Aufl., Par. 1873); J. F. Ranke, Die Gründung, Unterhaltung und Leitung von Krippen, Bewahranstalten und K. (7. Aufl., Elberf. 1886).

Kleinkünste, neuere Bezeichnung für diejenigen Zweige der Kunst, welche besonders im Dienste des Kunstgewerbes für die Metoll- und Thanindustrie, olso für Zwecke der kleinern Plastik, thötig sind.

Kleinmeister, deutsche Künstler des 16. Jahrh., wie die beiden Beham, Pencz, Aldegrever, Altdorfer, Binck, welche, mehr aber weniger unler dem Einfluß Dürers stehend, wegen des kleinen Formats ihrer in Kupfer gestochenen Blötter und der feinen Ausführung derselben van den Kupferstichsammlern »K.« genannt werden, abwahl sie auch graße Bilder malten.

Kleinmichel, Peter Andrejewisch, Graf, russ. General, geb. 1793 in Esthland, trot in die Armee, machte die Kriege gegen Napaleon I. 1812—14 mit, kehrte ols Oberst nach Rußland zurück, ward 1819 Stabschef der Militärkalonien, 1820 Generalmajor und 1832 kaiserlicher Generaladjutant. 1833—39 leitete er den Wiederaufbou des Winterpalais, ward in den Grasenstand erhoben, 1842 General der Infanterie, kurze Zeit Kriegsminister und endlich Oberdirektor der Verwoltung der Wege und öffentlichen Bouten. In dieser Verwaltung bewies er große Unfähigkeit, indem er den Bau van Eisenbahnen hintertrieb und Chausseen nur nach den Wünschen des Militärs onlegte. 1855 nach Alexonders II. Thronbesteigung entlassen, wurde er Mitglied des Reichsrats und starb 15. Febr. 1869 in Petersburg.

Kleinmotoren, die für den Kleinbetrieb eines Gewerbes statt der Dampfmaschine benutzten Motoren, z. B. die Gaskraftmoschine, die kalorische und Feuerluftmoschine 2c.

Kleinod, ursprünglich s. v. w. etwas Kleines, Kleinigkeit; dann eine fein und zierlich gearbeitete Sache, ein zierliches Schmuckstück (Ring, Kette, Agraffe u. dgl.); heute in wirklichem und übertragenem Sinn für olles Wertvalle gebraucht.

Klein-Paris, aus Gaethes »Foust« (Szene in Auerbachs Keller: »Mein Leipzig lob' ich mir! Es ist ein klein Paris und bildet seine Leute«) entnommene Bezeichnung für Leipzig.

Kleinpaul, Rudolf, Schriftsteller, geb. 9. März 1845 zu Großgrabe bei Kamenz in der sächsischen Oberlausitz, studierte in Leipzig Philosophie und Philologie, widmete sich dann in Berlin noch einige Zeit dem Studium der Naturwissenschaften, verlebte den Winter 1869/70 in Paris, bereiste im Frühling 1870 das südliche Frankreich und die Pyrenäen und nahm bei Ausbruch des Kriegs seinen Aufenthalt in Genf, dann in Vevey. Im Sommer 1871 besuchte er Italien, bereiste von Rom aus die Apenninenhalbinsel, Sizilien und Griechenland und nach einigen Jahren Ägypten und Palästina und lebt seit 1878 in Leipzig. Schriftstellerisch machte er sich durch zahlreiche Arbeiten in Zeitschriften und durch eine Reihe selbständiger Schriften bekannt. Letztere sind: »Die Dahabiye« (Stuttg. 1879), eine Reisefrucht aus Ägypten; »Roma Capitale« (Leipz. 1880); »Mediterranea«, Lebens- und Landschaftsbilder von den Küsten des Mittelmeers (das. 1881); »Kreuziget ihn! Welsche Reiseabenteuer nach den Papieren eines Verstorbenen« (2. Aufl., das. 1882); die Prachtwerke: »Rom in Wort und Bild« (das. 1882 ff.), »Neapel und Umgebung« (das. 1884) und »Florenz in Wort und Bild« (das. 1887); endlich »Menschen- und Völkernamen« (das. 1885). Auch ein ausgezeichneter »Italienischer Sprachführer« (in »Meyers Sprachführern«) entstammt seiner Feder.

Kleinpolen, der südwestliche, gebirgige Teil des ehemaligen Königreichs Polen, umfaßte im engern Sinn die Woiwodschaften Krakau, Sandomir und Lublin, im weitern aber auch Podlachien, die Rus (das jetzige Galizien), Podolien und Wolhynien, überhaupt alle übrigen südwestlichen, gebirgigen Teile des polnischen Reichs. Vgl. Großpolen.

Kleinrussen (Ruthenen), s. Russen.

Kleinrussische Sprache und Litteratur. Wie die Kleinrussen (Reußen, in Galizien Ruthenen genannt) einen von den Großrussen verschiedenen Volksstamm bilden (s. Russen), so sprechen sie auch ihre besondere Sprache, die mit dem eigentlichen Russischen (Großrussischen) zwar nahe verwandt ist, aber sich doch als selbständige Mundart neben demselben behauptet (s. Russische Sprache), und haben in derselben eine eigne Litteratur ausgebildet. Ein charakteristischer Unterschied zwischen beiden Sprachen besteht unter anderm darin, daß das Kleinrussische durchgehends h setzt, wo das Großrussische g gebraucht, z. B. horod, »Stadt« (großruss. gorod), ebenso i statt ě, z. B. hrich, »Sünde« (großruss. grěch). Das Kleinrussische zerfällt selbst wieder in zahlreiche Dialekte, die sich in drei Gruppen zusammenfassen lassen: 1) die südkleinrussische oder ukrainische Gruppe, in den Gouvernements Charkow, Poltawa, Jekaterinoslaw, Kiew, in den östlichen Teilen von Wolhynien und Podolien, in Tschernigow, Woronesh, Kursk, in Cherson und am Asowschen Meer; 2) die nordkleinrussische oder Mundart von Polesje, in den Gouvernements Minsk und Grodno, in Teilen von Wolhynien, Kiew und Tschernigow; 3) die rotrussische oder ruthenische Gruppe, im westlichen Teil von Podolien und Wolhynien, in Galizien und Ungarn. Grammatiken der kleinrussischen Sprache überhaupt zusammen. Sie hatte, beeinflußt von der mit dem Christentum (seit 988) eingedrungenen byzantinischen Kultur, zunächst einen kirchlichen Charakter, und die Schriftsprache war infolgedessen auch das Kirchenslawische oder Altbulgarische, wobei auch mitunter Wortformen und Wendungen aus der kleinrussischen Volkssprache aufgenommen wurden. Unter den Werken des 11. Jahrh. ragt die »Prawda ruskaja« hervor, ein Denkmal des reußischen Kriminal- und Zivilrechts, die altherkömmlichen gesetzlichen Bestimmungen enthaltend, welche die Häupter der einzelnen slawischen Föderativstämme, die den reußischen Staat zusammensetzten, vereinbart hatten. Aus dem 12. Jahrh., in dem sich das geistige Leben des Volkes ziemlich vielseitig entwickelte, stammt die älteste reußische Chronik, die gewöhnlich Nestor, einem Mönch des Höhlenklosters zu Kiew, beigelegt wird; noch wichtiger ist das »Lied vom Heereszug Igors«, die Schöpfung eines hochbegabten Dichters, der die Vorbilder der Nationalpoesie mit Glück und Erfolg ausgebeutet hat (s. Igor). Indes gaben um die Mitte des 13. Jahrh. die Einfälle der Mongolen der Entwickelung des intellektuellen und politischen Lebens im jetzigen Südrußland den Todesstoß; zu erwähnen aus dieser Zeit ist nur die Wolhynisch-Haliczer Chronik, die durch poetische Färbung der Sprache sowie durch lebhafte Schilderung der geschichtlichen Ereignisse ausgezeichnet ist.

Eine neue Periode der kleinrussischen Litteratur wurde durch die politische Trennung Südrußlands von Nord- oder Großrußland herbeigeführt, welche dem ganzen geistigen Leben des Volkes eine andre Richtung gab. Schon im Beginn des 14. Jahrh. hatte die Eroberung des südwestlichen Rußland durch die litauischen Fürsten begonnen (Eroberung Kiews 1321), und wenige Jahrzehnte später (1386, unter den Jagellonen) erfolgte die Vereinigung des Fürstentums Litauen mit dem Königreich Polen, die drei Jahrhunderte, bis zur Rückgabe Kiews an Moskau (1686), dauerte. Während dieses Zeitraums erhielt die polnische Kultur einen vorwiegenden Einfluß auf die Weiterentwickelung der kleinrussischen Litteratur. Die Wiedergeburt der klassischen Studien sowie die deutsche Reformation übten insofern eine Einwirkung auf das südwestliche Rußland, als daselbst Bibelübersetzungen und grammatisch-lexikalische Schriften unternommen wurden. Um die reinere Lehre zu verbreiten, unternahm Franz Skoryna aus Polozk eine Übersetzung der Bibel aus der Vulgata in ein kleinrussisches Idiom, das ein Gemisch des weißrussischen Dialekts mit kirchenslawischen Formen und Konstruktionen darstellt, und ließ einzelne Bücher derselben (1517—19) in Prag, andre zu Wilna (1525—28) drucken. Auf dem Gebiet des Sprachstudiums ist das Lexikon von Laurentius Zizanij-Tustanowskij (Wilna 1596) hervorzuheben, worin kirchenslawische Wörter mittels kleinrussischer Ausdrücke und Redeweisen erklärt werden. Unter den übrigen litterarischen Produkten des 16. Jahrh. ist das litauische Statut (»Statut lytowskij«) von großer Wichtigkeit, ein Gesetzbuch, das von den polnischen Königen zu gunsten des mit Litauen vereinigten südwestlichen

Buchdruckereien zu gründen sowie eine Art Gerichtsbarkeit über die pflichtvergessene Geistlichkeit auszuüben. Infolge ihrer Fürsorge entstanden Schulen in Ostrog, Lwow (Lemberg), Wilna, Kiew, Brest, Minsk und in andern Städten. Einen Aufschwung erhielt jedoch das geistige Leben in Kleinrußland erst, als der kiewsche Metropolit Peter Mohyla (Mogila, 1632) ein höheres Lehrinstitut, das sogen. Kollegium, nach dem Vorbild der Krakauer Akademie mit lateinischer Unterrichtssprache errichtete und damit die westeuropäische Kultur in Kiew einführte. Namentlich hielt man im Kollegium die mittelalterliche scholastische Gelehrsamkeit in hohen Ehren, weil man durch sie die jesuitische Propaganda in Südrußland erfolgreich zu bekämpfen hoffte. Unter den Schriftstellern, welche diese neue Richtung verfolgten, ist besonders Joannicius Galatowskij zu nennen, der nicht nur gegen die Katholiken, sondern auch gegen Juden, Mohammedaner, Heiden und fast sämtliche Häretiker mit der Feder zu Felde zog. Kiewsche Gelehrte, wie Epiphanius Slawyneckij, Demetrius Rostowskij u. a., haben hierauf die abendländische Kultur in das Großfürstentum Moskau verpflanzt, welches bisher in starrer Abgeschlossenheit verharrte und sich von jeglichen Neuerungen im Kirchen- und Staatsleben fern hielt. Der Einfluß der abendländischen Geistesrichtung zeigte sich auch bald in der Abfassung von dramatischen Mysterien und Krippenliedern. Gleichwohl erhielten die Mysterien im sogen. Intermezzo eine nationale Färbung, und die dramatisierten Krippenlieder lehnten sich nach und nach an die Weise der Volkspoesie an. Ein weiteres Kennzeichen dieser damals aufkommenden Bildung und Gelehrsamkeit ist darin zu erblicken, daß einige schriftgelehrte Kosaken geschichtliche Annalen vom Standpunkt des kleinrussischen Patriotismus verfaßten. So schrieb zunächst im 17. Jahrh. ein Anonymus, der sich Samowydec (»Augenzeuge«) nannte, Annalen über Chmelnizkijs Befreiungskrieg sowie über die Fehden, welche in Kleinrußland nach dessen Tod fortdauerten. Im Anfang des 18. Jahrh. beschrieben ebenfalls zwei Kosaken, Gregor Hrabjanka und Samuel Welyczko (Veličko), dieselben Kriege. Dennoch konnte sich weder in den mit Rußland vereinigten noch in den bei Polen verbliebenen Gebieten Kleinrußlands die heimatliche Litteratur frei entwickeln. Russisch und Polnisch waren die einzig berechtigten Sprachen, nur ihrer durfte man sich während des 18. Jahrh. in der Schrift bedienen. Die 20 Millionen betragende Seelenzahl der Kleinrussen wurde von Staats wegen zum geistigen Tod verurteilt, und demzufolge war die kleinrussische Sprache nur ein Gemeingut des in Leibeigenschaft schmachtenden gemeinen Volkes.

Dieser Zustand dauerte, bis Ende des 18. Jahrh. die gegenwärtige dritte Periode der Litteratur begann, die mit der allgemeinen Wiederbelebung des Slawentums und dem Aufkommen der Volkslitteraturen zusammenfällt. Iwan Kotlarewskij (1769

eine den höhern Ständen unbekannte ideale Welt. Seiner Richtung gehört auch Marko Wowczok (Pseudonym der Marie Markowycz) an. Während die genannten Schriftsteller durch populäre Schilderung der sozialen Zustände ihre Landsleute moralisch zu heben trachteten, feierte der größte kleinrussische Dichter, Taras Szewczenko (Schewtschenko, 1814—61), als abgesagter Feind der Tyrannei und des Despotismus Freiheit und Aufklärung auf nationaler Grundlage und verfocht die erhabensten Ideen der Vaterlandsliebe. Demnächst erschien eine ganze Reihe namhafter Schriftsteller, unter denen der Dichter und Geschichtschreiber Kulisz (geb. 1819) und die Novellisten Iwan Lewickij (geb. 1838) und Al. Koniskij (geb. 1836) den ersten Rang einnehmen. Doch diese seit 1860 beginnende segensreiche Wirksamkeit zu gunsten der vaterländischen Aufklärung in Kleinrußland wurde von der russischen Regierung kraft einer kaiserlichen Verordnung (Mai 1876) gewaltsam niedergeschlagen und streng untersagt; somit ist gegenwärtig die Weiterentwickelung der kleinrussischen Litteratur auf Galizien angewiesen. Hier behauptet Marcian Szaszkewycz (Schaschkewitsch, 1811—43) im litterarischen Leben dieselbe Stellung, welche Iwan Kotlarewskij in der Ukraine eingenommen hat. Im Verein mit Jak. Holowackij (Golowatzkij) und Iwan Wahylewycz (Wagilewitsch) gab er in Ofen (1837) den ruthenischen Almanach »Rusalka Dnistrowaja« heraus und erhob hierdurch die Volkssprache zur Schriftsprache. Die begeisterten lyrischen Dichtungen Szaszkewyczs verklangen in Galizien zunächst spurlos, bis 1848 das Aufkommen des Nationalitätsprinzips in Österreich auch das Aufleben der ruthenischen Litteratur veranlaßte. Es zeichneten sich Nikolaus Ustyjanowycz (1811—85) als lyrischer und Anton Mohylnyckij (Mogilnitzkij, 1811—73) als epischer Dichter (»Skyt Manjawskij«) aus. Auch Prosaschriftsteller in verschiedenen Fächern der Wissenschaft sowie in der Belletristik traten auf. So hat Isidor Szaranewycz auf dem Gebiet der vaterländischen Geschichte viele gediegene Quellenstudien geliefert, A. Barwinskij eine Reihe von populären Geschichtswerken, J. Werchratskij, der außerdem Dichter und Kenner des kleinrussischen Sprachschatzes ist, mehrere naturgeschichtliche Werke und Aufsätze. E. Partyckij hat sich namentlich durch Herausgabe der litterarischen Zeitschrift »Zorja« (1880—85) verdient gemacht; nebenbei war er, wie auch Eugen Zelechowskij, als Lexikograph thätig (s. oben). Basil Ilnyckij schrieb Novellen und populäre geschichtliche Erzählungen, Kornilo Ustyjanowycz (geb. 1840) schöne epische und dramatische Gedichte, Gregor Hryhorjewycz (Ceglinskij) gute Lustspiele. Zur Förderung der Volksaufklärung trägt viel der 1868 gestiftete Verein Proswita bei, seit 1877 unter Leitung E. Ogonowskijs, der außer mehreren populären Schriften auch wissenschaftliche Werke, namentlich einen Kommentar zum »Igorlied« (1876) und Studien über ruthenische Sprache veröffentlicht hat. — An der ver-

nen häufig Reminiszenzen an den ehemaligen heidnischen Naturkultus auftauchen. Mythischen Inhalts sind unter anderm die Frühlingslieder (hahilky), welche ursprünglich die Auferstehungsfeier der Sonne als Gottheit zum Gegenstand hatten und gegenwärtig am Festtag der Auferstehung Christi gesungen werden. Die schönsten Schöpfungen aber der kleinrussischen Volksphantasie sind unbestritten die Lieder, welche den häuslichen Herd besingen, und die Liebeslieder. Die historischen Lieder (dumy) stammen zumeist aus dem Heldenzeitalter der Kosaken und sind von so hohem poetischen Werte, daß sie auf dem Gebiet der slawischen Volkspoesie nur den serbischen Heldenliedern an plastischer Kraft der Darstellung nachstehen. Außer diesen Liedern gibt es noch einen großen Schatz von Märchen, Sprichwörtern und Sagen, welch letztere ein sehr altertümliches Gepräge haben und häufig mythische Zustände einer fernen Epoche schildern. Größere Sammlungen von Volksliedern lieferten Wacław z Oleska (Lemb. 1833), Zegota Pauli (das. 1839 bis 1840, 2 Bde.), Golowatzkij (Mosk. 1878, 4 Bde.), Antonović und Dragomanow (Kiew 1874, 2 Bde.). Eine Sammlung von Märchen veröffentlichte Rudčenko (Kiew 1869—70, 2 Bde.). Vgl. Pypin und Spasović, Geschichte der slawischen Litteraturen, Bd. 1 (deutsch, Leipz. 1880).

Kleinrußland, Benennung der drei am Dnjepr gelegenen russ. Gouvernements Kiew, Poltawa und Tschernigow, die das Zentrum und die ursprüngliche Heimat des süd- oder kleinrussischen Stammes (s. Russen) darstellen. Diese Gegend bildete, als Oleg seine Hauptstadt von Nowgorod nach Kiew verlegte (Ende des 9. Jahrh.), den Kern des russischen Reichs, das jedoch 1170 in Wladimir (s. d.) eine neue Hauptstadt erhielt. 1237 wurde K. durch die Tataren verwüstet, wobei die meisten Städte und deren Einwohner gänzlicher Vernichtung anheimfielen. Als die Tataren fast 100 Jahre hier gehaust hatten und nun ihr Augenmerk mehr auf die nordöstlich gelegenen Länder richteten, wurde es den Fürsten von Litauen leicht, sich Kleinrußlands zu bemächtigen. Damals (erste Hälfte des 14. Jahrh.) trat die Sonderstellung des Landes zuerst deutlich hervor, und der Name K. kam in Gebrauch. Mit Litauen kam K. darauf 1386 an Polen. Die kleinrussischen Kosaken, mit der polnischen Herrschaft unzufrieden, lehnten sich auf, viele wanderten aus und bildeten Kolonien. Besonders aber nach der Einführung der kirchlichen Union 1596 begann ein ununterbrochener Krieg zwischen den Kosaken und den Polen, der eigentlich erst endigte, als 1686 das östliche Ufer des Dnjepr (die russische Ukraine) mit der Stadt Kiew an Rußland abgetreten wurde, wobei K. das Recht erhielt, seine Hetmans selbst zu wählen. 1793 fiel dann auch die polnische Ukraine (auf dem westlichen Ufer des Dnjepr) mit Wolhynien, Podolien und dem jetzigen Gouvernement Kiew an Rußland. 1801 unter Katharina erfolgte die jetzige Teilung Kleinrußlands in die drei oben genannten Gouvernements.

Klein-Schlatten, Stadt, s. Zalathna.

Kleinschmalkalden, Flecken im preuß. Regierungs-

Kleio (lat. Clio), eine der neun Musen, Verkünderin der ruhmwürdigen Thaten der Vergangenheit, daher Muse der Geschichte, wird dargestellt als lorbeergekrönte Göttin, mit Rolle und Griffel in der Hand, auch wohl ein Scrinium (runder Kasten zur Aufbewahrung der Schriftrollen) am Boden. Vgl. Musen (mit Abbildung).

Kleist, 1) Ewald Christian von, namhafter Dichter, geb. 7. März 1715 auf dem väterlichen Gut Zeblin unweit Köslin in Pommern, besuchte das Gymnasium zu Danzig und die Universität zu Königsberg, ward 1736 dänischer Offizier, 1740 aber von Friedrich II. reklamiert und zum Leutnant beim Regiment des Prinzen Heinrich ernannt. Gleim, der zu jener Zeit in Potsdam lebte, weckte zuerst Kleists dichterische Begabung, und Ramler, den derselbe 1749 kennen lernte, lehrte ihn die Feile an seine Geisteswerke legen, vielfach freilich ohne Schonung der fremden Eigentümlichkeit. Eine unglückliche Liebe trübte früh die natürliche Heiterkeit von Kleists Gemüt. Nachdem er 1744—45 den zweiten Schlesischen Krieg mitgemacht, rückte er 1749 zum Stabskapitän vor, und zwei Jahre später erhielt er eine Kompanie. Nach einer Reise in die Schweiz, wo er fast ein Jahr lang auf Werbung war, und nach einer überstandenen schweren Krankheit hatte er im Mai 1756 eben angefangen, eine Kur in Freienwalde zu gebrauchen, als ihn ein Befehl zum Regiment zurückrief und er ins Feld zog. Schon im folgenden Jahr ward er zum Major und bald darauf zum Direktor eines in Leipzig errichteten Feldlazaretts ernannt. In letzterer Stadt begann er sein kleines Epos »Cissides und Paches« und gewann unter anderm auch die Freundschaft Lessings, welcher ihn bestimmte, ein Trauerspiel zu schreiben. Es entstand der Entwurf des »Seneca«, ein Fehlversuch, wofür ihn K. selbst erkannte. Im Mai 1758 folgte K. dem Korps des Prinzen Heinrich, welches die Reichsarmee bis hinter Hof zurücktrieb; trotz mehrfacher Zurücksetzung vermochte er sich nicht dazu zu entschließen, seinen Abschied zu nehmen. In der Schlacht bei Kunersdorf 12. Aug. 1759 drang er an der Spitze seines Bataillons gegen eine feindliche Batterie vor, ward an der rechten Hand verwundet, nahm aber den Degen in die Linke und stürmte weiter, als ihm drei Kartätschenkugeln das rechte Bein zerschmetterten. Ohnmächtig blieb K. die Nacht über auf dem Schlachtfeld liegen, wurde von Kosaken ausgeplündert und erst am 13. nach Frankfurt a. O. gebracht. Hier erlag er 24. Aug. 1759 seinen Wunden und ward von der russischen Garnison ehrenvoll begraben. Kleists reines Gemüt spiegelt sich in allen seinen Poesien, vorzüglich in den Erzählungen: »Die Freundschaft« und »Arist« sowie in dem Idyll »Irin«. Korrektheit des Ausdrucks, glücklich gewählte Bilder, in denen er gewöhnlich die Natur mit frischem Leben zeichnet, sowie Fülle und Wohlklang der Diktion charakterisieren seine Gedichte, unter denen sein »Frühling«, welcher zuerst 1749 bloß für Freunde gedruckt erschien und dann viele Auflagen erlebte, hohen Beifall errang. Neben dem beschreibenden Gedicht versuchte sich K. auch in der Fabel, im Idyll und in der

Prinzen Heinrich von Preußen und 1778 Offizier im Infanterieregiment v. Bülow. 1790 trat er als Quartiermeisterleutnant in den Generalstab, und 1803 ernannte ihn der König zu seinem vortragenden Generaladjutanten und betraute ihn mit den wichtigsten Aufträgen. So ward er unter anderm nach der Schlacht bei Jena vom König zu Napoleon I. gesandt, um auf die durch den General Bertrand gemachten Friedensvorschläge zu antworten. Ende 1808 übernahm er bei der neuen Organisation der Armee das Kommando der niederschlesischen Brigade, und 1809 ward er zum Kommandanten von Berlin ernannt. Im russischen Feldzug 1812 befehligte er eine Brigade des Yorkschen Korps und nahm, zum Generalleutnant befördert, im letztern auch am ersten Teil des Kriegs von 1813 teil; er focht mit Auszeichnung bei Halle 28. April und bei Bautzen 20. Mai. Als preußischer Bevollmächtigter schloß er dann den Waffenstillstand von Poischwitz (4. Juni) ab und befehligte nach Ablauf desselben das 2. Korps, welches nebst den Garden zum österreichischen Heer in Böhmen stieß. Nach der Schlacht bei Dresden, wo er ebenfalls ruhmvoll gekämpft, folgte er dem allgemeinen Rückzug. Auf die Nachricht, daß Vandamme bereits auf nähern Wegen in Böhmen eingedrungen und so jeder Rückweg abgeschnitten sei, faßte K. den kühnen Entschluß, sich über Nollendorf in den Rücken des Feindes zu werfen, rückte 30. Aug. in das Thal von Kulm hinab und entschied die Schlacht, welche dem Sieger die Erhebung zum Grafen von Nollendorf erwarb. In der Schlacht bei Leipzig befehligte er den linken Flügel der böhmischen Armee und kämpfte bei Markkleeberg. Nach der Schlacht mit der Blockade von Erfurt beauftragt, setzte er sich durch Konvention in Besitz der Stadt, übergab die Einschließung der Citadellen dem General Dobschütz und folgte der Armee nach Frankreich, wo er sofort 14. Febr. 1814 in die Niederlage der schlesischen Armee bei Etoges verwickelt wurde, aber bei Laon 9. und 10. März wesentlich zum Sieg beitrug. Nach der Schlacht bei Paris (30. März) ward K. von den verbündeten Monarchen nach England zu Ludwig XVIII. gesandt. Der König ernannte ihn hierauf zum General der Infanterie und verlieh ihm als Dotation die Domäne Stötterlingenburg im Fürstentum Halberstadt. Beim Ausbruch des Kriegs von 1815 ward ihm der Befehl über das norddeutsche Armeekorps übertragen; Krankheit nötigte ihn jedoch, denselben bald wieder abzugeben. Nach dem zweiten Pariser Frieden erhielt er das Generalkommando der Provinz Sachsen, bis ihn die zunehmende Zerrüttung seiner Gesundheit 1821 nötigte, dem Dienst ganz zu entsagen. Er erhielt seine Entlassung mit der Würde eines Feldmarschalls und starb 17. Febr. 1823 in Berlin.

3) Heinrich von, deutscher Dichter, der hervorragendste und poetisch mächtigste unter den Vertretern der »romantischen Schule«, ein Verwandter von K. 1), geb. 18. Okt. 1777 zu Frankfurt a. O., Sohn eines preußischen Offiziers, verlor bereits früh seine Eltern, nach deren Tod eine Tante das Haus aufrecht erhielt, trat in das Kadettenhaus zu Berlin, 1792 als Junker in das 1. Garderegiment, avancierte 1795 zum Fähnrich und schließlich zum Leutnant. Er hatte ohne Widerspruch die Familienkarriere eingeschlagen, auch als guter Soldat an den Rheinfeldzügen teilgenommen. In der Eintönigkeit des Garnisonlebens nach dem Baseler Frieden ward ihm klar, daß der militärische Beruf seine Seele leer lasse; ein dunkler Drang, den er fälschlich für das Verlangen nach wissenschaftlicher Bildung und Erkenntnis hielt, erfüllte ihn. Mühsam rang er seiner Familie und seinen militärischen Gönnern die Zustimmung ab, auf der verfallenen Universität seiner Vaterstadt zu studieren, widmete sich während der Jahre 1799 und 1800 dem Studium der Mathematik, der Philosophie und der Kameralwissenschaften, verlobte sich auch während dieser Zeit mit einer Tochter des Generals v. Zenger. Nach drei Semestern an der Philosophie irre geworden und dem Studium irgend einer »Brotwissenschaft« geringschätzig den Rücken kehrend, verließ K. die Universität mit dunkeln, unbestimmten Zukunftshoffnungen. Er hatte seinen Dichterberuf entdeckt und glaubte ihn nach mannigfachem Wechsel seiner Entschlüsse und äußern Pläne durch ein gewaltiges, alles niederwerfendes Werk mit Einem Schlag erweisen zu müssen. In rascher Folge unternahm er, um das, was eigentlich in ihm vorging, zu verbergen, eine Reihe von Reisen, hielt sich längere Zeit in Paris auf, suchte vergebens seine Braut Wilhelmine zu bestimmen, mit ihm in der Schweiz ein einfaches Bauerndasein zu führen, und dichtete während aller dieser hastig wechselnden Unternehmungen und Pläne an einer Tragödie: »Robert Guiscard«, welche die höchste Vollendung und Wirkungsfähigkeit erreichen sollte. Im Herbst 1803 gab er, das Mißverhältnis seiner Forderungen und seines augenblicklichen poetischen Vermögens erkennend, den gewaltigen Plan auf. Die Verzweiflung über das Scheitern seiner stolzen Hoffnungen glich einem Wahnsinnsanfall; auch die günstige Aufnahme, welche das zwischen der Arbeit an »Guiscard« gedichtete, groß angelegte, aber durch Willkür und bizarre Laune am Schluß entstellte Trauerspiel »Die Familie Schroffenstein« inzwischen gefunden, vermochte ihn darüber nicht hinauszuheben. K. ging nach Paris in der Absicht, sich der damals geplanten Expedition von Boulogne anzuschließen und dabei einen ehrlichen Soldatentod zu finden. Wahrscheinlich würde er, paß- und mittellos, wie er war, eher als Spion erschossen worden sein; das Eingreifen des preußischen Gesandten in Paris, Lucchesini, rettete ihn für diesmal. Gebrochen an Leib und Seele, resigniert, ja gedemütigt, kehrte er nach Potsdam zurück, erhielt durch besondere Verwendung der Königin Luise eine kleine Pension und eine Anstellung bei der Domänenkammer zu Königsberg, wohin er im Herbst 1804 abging. Hier gewann er den Mut zu neuem poetischen Schaffen. Ohne die überreizten Anforderungen an sich zu stellen wie beim »Guiscard«, wagte sich der Dichter zunächst an kleinere Formen und Stoffe, schuf seine ersten Novellen: »Die Marquise von O.« und das »Erdbeben in Chile«, eine freie Bearbeitung des Molièreschen »Amphitryon« und das einaktige Lustspiel »Der zerbrochene Krug«, welches im Detail zu breit ausgesponnen, sonst aber durch die Fülle echter Komik, die magische Charakteristik und das niederländische Kolorit ausgezeichnet war. Aus diesen litterarischen Bestrebungen und Plänen ward K. im Herbst 1806 durch die Katastrophe des preußischen Staats gerissen. Zum erstenmal kam ihm zum Bewußtsein, wie tief er mit allen Lebensfasern in das Glück und Unglück des Vaterlandes verwachsen sei. Zugleich war das hereinbrechende Unglück auch ein persönlicher Schlag: K. verlor seine Pension und Anstellung und ward, als er sich im Herbst 1807 nach Berlin wagte, verhaftet, ohne Verhör nach Frankreich abgeführt, anfänglich im Fort De Joux gefangen gehalten, später mit preußischen kriegsgefangenen Offizieren in Châlons sur Marne interniert. Die Gefangenschaft lähmte

seine dichterische Kraft nicht; von den Eindrücken des Forts De Joux angeregt (wo der Negergeneral Toussaint l'Ouverture gefangen gesessen), schrieb er die Novelle »Die Verlobung auf San Domingo«, begann die Erzählung »Michael Kohlhaas« und die Tragödie »Penthesilea«, in welcher er die Erhebung, das leidenschaftliche Verlangen und den tiefen, tragischen Sturz seiner Seele in geradezu einziger Weise im Schicksal der Amazonenkönigin und ihrer Leidenschaft zu Achilleus plastisch und farbenprächtig verkörperte. Trotz des entstellenden Schlusses ist »Penthesilea« in mehr als einem Betracht ein Meisterwerk. In demselben Jahr (1807) nach Deutschland zurückgekehrt, ließ sich der Dichter in Dresden nieder, wo er im Verein mit Adam Müller die Monatsschrift »Phöbus« und eine Buchhandlung begründete, auf welche er große Hoffnungen setzte, die aber leider an der Ungunst der kriegerischen Zeitläufte scheiterten. Die Dresdener Zeit (bis Frühjahr 1809) war nichtsdestoweniger Kleists produktivste Periode: er vollendete nicht nur »Michael Kohlhas« und »Penthesilea« (Tübing. 1808), sondern auch das Ritterschauspiel »Das Käthchen von Heilbronn« (Berl. 1810), das populärste seiner Werke. Seltsam unwirklich und phantastisch in den Voraussetzungen, aber heimisch, traut, lebendig, voll echter Empfindung und naiven, quellenden Lebens, versagte das Schauspiel selbst in den Verballhornungen, in denen es auf die Bühne gelangte, seine Wirkung nicht. Schließlich entstand noch in Dresden das Drama »Die Hermannsschlacht«, in welchem K. seinen wilden patriotischen Zorn über die Schmach des Rheinbundes und der Fremdherrschaft, sein Rache- und Befreiungsverlangen durch die Darstellung der Varusschlacht verkörperte. Das Drama ward in demselben Augenblick abgeschlossen, als sich Österreich im Frühling 1809 gegen Napoleon erhob. K. teilte die Hoffnungen, die auf diese Erhebung gesetzt wurden, begab sich nach Prag und in die Nähe des österreichischen Lagers und gedachte der großen Sache mit seiner Feder und, wenn es sein könne, mit seinem Degen zu dienen. Die Schlacht von Wagram und der ihr folgende Waffenstillstand machten allen Hoffnungen und Plänen ein Ende; Kleists patriotisch-poetischer Aufruf »Germania an ihre Kinder« sollte erst mehrere Jahre später zur Wahrheit werden. Gebeugter, erbitterter als je, verließ er die österreichischen Staaten und kam im Herbst 1809 aussichts- und hoffnungslos nach Berlin zurück. Um nicht zu verhungern, gab er mit Ad. Müller die unbedeutende Zeitschrift »Berliner Abendblätter« heraus und publizierte seine »Erzählungen« (Berl. 1810). Während er aber in düsterer Melancholie, äußerlich mannigfach gedrückt, dahinlebte, trieb seine Dichtung gleichwohl ihre schönste Blüte, das Schauspiel »Prinz Friedrich von Homburg«, ein echt vaterländisches Schauspiel, charakteristisch, kräftig, eigenartig, im ganzen trotz einiger bedenklicher Szenen von reiner, klarer Vollendung, dabei »eine Allegorie im edelsten Stil, denn im Charakterbild des Prinzen von Homburg bildete K. offenbar sein eignes Schicksal ab«. Die Erwartung, das Stück in Berlin aufgeführt zu sehen, ward nicht erfüllt. K., der seinen Lebensmut immer tiefer gebeugt fühlte, hatte zu seinem Unglück in dieser Zeit die Freundin Henriette Vogel gewonnen, die

des Wansees bei Potsdam. Erst ein Jahrzehnt nach seinem Tod begann die Anerkennung von Kleists großem, kräftigem, auf das Höchste der Dichtung, auf echte Gestaltenschöpfung und volle Lebenswärme, gerichtetem Talent. Von der Herausgabe seiner »Hinterlassenen Werke« durch Ludwig Tieck (Berl. 1821) an war Kleists Wirkung und Geltung beständig im Steigen; von seinen Dramen eroberten sich »Der Prinz von Homburg«, »Der zerbrochene Krug«, »Das Käthchen von Heilbronn«, neuerlich auch die »Hermannsschlacht« die Bühne. Die »Gesammelten Schriften« Kleists wurden herausgegeben von Ludw. Tieck (Berl. 1826, 3 Bde; revidiert von Jul. Schmidt, zuletzt 1874, 3 Bde.), von Heinr. Kurz (Hildburgh. 1872, 2 Bde.), von A. Wilbrandt (Berl. 1879), von Grisebach (Leipz. 1884, 2 Bde.), von Zolling (Stuttg. 1884); die »Politischen Schriften« (hrsg. von Rud. Köpke, Berl. 1862) bilden eine Art Nachtrag dazu. Briefe Kleists wurden von E. v. Bülow (»Kleists Leben und Briefe«, Berl. 1848), Koberstein (»Kleists Briefe an seine Schwester Ulrike«, das. 1860), Zolling (in »H. v. K. in der Schweiz«, Stuttg. 1881) und K. Biedermann (»H. v. Kleists Briefe an seine Braut«, Bresl. 1883) veröffentlicht. Vgl. Wilbrandt, Heinrich v. K. (Nördling. 1863); Brahm, Heinrich v. K. (Berl. 1884).

4) Hans Hugo von, s. Kleist-Retzow.

Kleister (Buchbinderkleister), Klebmittel für Buchbinderarbeiten, wird aus Weizenstärke erhalten, indem man dieselbe mit etwas kaltem Wasser zu einem Brei anrührt und diesen unter starkem Umrühren in dünnem Strahl in heißes Wasser gießt, bis dasselbe die gehörige Konsistenz angenommen hat. Kochen darf man den K. nicht, weil er dann nach dem Trocknen leicht abspringt. Der reine K. wird kalt verarbeitet oder, wenn man ihn, um seine Klebkraft zu erhöhen, mit etwas Leimwasser vermischt, lauwarm. Für gröbere Arbeiten bereitet man K. aus Roggenmehl, und wenn man den noch heißen K. mit dem halben Gewicht der angewandten Stärke oder des Mehls Terpentin gut mischt, so haftet der K. besser, widersteht der Nässe und eignet sich besonders zum Aufkleben von neuen Tapeten auf alte. Um den K. haltbarer zu machen, löst man in dem Wasser, mit welchem man die Stärke brüht, den 16. Teil vom Gewicht der letztern Alaun auf oder vermischt den fertigen, kalten K. mit etwas Kreosot oder Benzin. Um Insekten von den mit K. gearbeiteten Sachen abzuhalten, kocht man das Wasser mit etwas Aloe, Wermut oder Koloquinten.

Kleisterälchen, s. Aaltierchen.

Kleisthenes (lat. Clisthenes), 1) Tyrann von Sikyon um 600 v. Chr., aus dem Geschlecht der Orthagoriden, unterdrückte die dorischen Einwohner, trat in enge Verbindung mit der Priesterschaft des delphischen Apollon, dessen Besitztum er im ersten Heiligen Krieg (600–590) gegen Krisa und Kirrha mit Erfolg verteidigte, und zu dessen Ehren er die Pythischen Spiele erneuerte, und lud als Sieger zu Olympia (582) alle Hellenen nach Sikyon ein, sich um seine Tochter Agariste zu bewerben. Bei der glänzenden Festfeier verscherzte sich der bisher begünstigte Bewerber Hippokleides aus Athen durch einen unanständigen Tanz die Hand der Agariste, die dem Alkmäoniden Megakles zu teil wurde. K. starb 570.

Peisistratiden 510 v. Chr. verschaffte, stellte sich darauf an die Spitze der demokratischen Partei, hob bei der Wiederherstellung der Solonischen Verfassung die frühere Einteilung der Geschlechter auf, führte die Besetzung der Ämter durch das Los und den Ostrakismos oder das Scherbengericht ein und nahm zahlreiche Metöken in die Bürgerschaft auf. Samt seinem Anhang durch Isagoras, den Führer der Aristokraten, mit Hilfe der Spartaner vertrieben, kehrte er schon 508 nach Athen zurück. Wegen eines schimpflichen Vertrags mit dem persischen Satrapen von Sardes, Artaphernes, wurde er indes 505 durch den Ostrakismos verbannt.

Kleistogamie (griech.), die fruchtbare Bestäubung der Narbe vor der Öffnung der Blüte, also unter Ausschluß der Fremdbefruchtung, findet sich bei einigen Wasserpflanzen, wie Ranunculus aquatilis, auch bei Landpflanzen, die neben den kleistogamischen gewöhnliche Blüten entwickeln, z. B. bei Viola-, Lamium-, Oxalis-Arten, die im Frühjahr normale, im Sommer und Herbst viel kleinere, unscheinbare kleistogamische Blüten entwickeln.

Kleist-Retzow, Hans Hugo von, konservativer Politiker, geb. 25. Nov. 1814 zu Kiekow bei Belgard in Hinterpommern, ward in Schulpforta erzogen, studierte in Göttingen und Berlin die Rechte, trat sodann als Auskultator in den Staatsjustizdienst, ward 1844 Landrat des Kreises Belgard, trat 1848 an die Spitze der streng konservativen Junkerpartei und war einer der Begründer der »Kreuzzeitung«. 1849—52 gehörte er der reaktionären Partei im Abgeordnetenhaus an, war 1850 auch Mitglied des Staatenhauses in Erfurt und ward 1851 nach dem Sieg der Reaktion zum Oberpräsidenten der Rheinprovinz ernannt, wo er mit der rücksichtslosesten Polizeiwillkür gegen den Liberalismus einschritt und sich zugleich zu dem Hof des Prinzen von Preußen in Koblenz in schroffste Opposition setzte. Nach Einsetzung der Regentschaft 1858 sofort entlassen, zog er sich auf sein Rittergut Kiekow zurück und beteiligte sich, obwohl als Vertreter der Familie v. Kleist ins Herrenhaus berufen, wenig an den öffentlichen Ereignissen zur Zeit der neuen Ära. Erst in der Konfliktszeit trat er wieder hervor und stellte sich nach dem Umschwung in Bismarcks innerer Politik nach 1866 an die Spitze der streng- oder altkonservativen Partei. Besonders die kirchliche Politik der Regierung seit 1871 bekämpfte er im Herrenhaus mit Scharfsinn und rhetorischer Gewandtheit, und in der Generalsynode 1879 war er einer der Führer der Strengkonfessionellen. Nach der Reorganisation der konservativen Partei 1876 stellte er sich an die Spitze des äußersten rechten Flügels der Deutschkonservativen im Reichstag, dem er seit 1877 angehört, und unterschied sich von den Ultramontanen nur durch seinen nie verleugneten preußischen Patriotismus. 1883 ward er zum Wirklichen Geheimen Rat mit dem Prädikat Exzellenz ernannt.

Kleistsche Flasche, s. v. w. Leidener Flasche.

Kleitomachos, aus Karthago gebürtig und dort Hasdrubal genannt, um 130 v. Chr. zu Athen des Karneades Schüler und 129—110 dessen Nachfolger als Leiter der platonischen Akademie, war Verfasser zahlreicher Schriften (angeblich 400), von denen jedoch nur wenige nach ihren Aufschriften oder aus einzelnen Bruchstücken bekannt sind.

Kleitor (Klitor), altgriech. Stadt im nördlichen Arkadien, freiheitsliebend und tapfer, später Mitglied des Achäischen Bundes, zu Strabons Zeit aber schon zerstört. Ihre Trümmer, Paläopolis genannt, finden sich östlich vom heutigen Dorf Kliturâ, das den alten Namen bewahrt.

Kleitos (Clitus), 1) K. der Schwarze, des Dropidas Sohn, Feldherr Alexanders d. Gr., dem er in der Schlacht am Granikos das Leben rettete. Er befehligte dann einen Teil der Leibwache und ward Satrap von Baktrien. Als er aber einst bei einem Gastmahl in Marakanda die Annahme orientalischer Sitten durch den König heftig tadelte, tötete ihn Alexander in der Trunkenheit (328 v. Chr.). K.' Schwester Hellanike war Alexanders Amme gewesen.

2) K. der Weiße, einer von den Phalangenführern Alexanders d. Gr., die unter Krateros die Veteranen nach Alexanders Tod nach Makedonien zurückführten. Im Lamischen Krieg (322 v. Chr.) befehligte er die makedonische Flotte und siegte über die Athener bei Amorgos und den Echinadischen Inseln. Bei der Teilung zu Triparadeisos (321) erhielt er die Satrapie Lydien, mußte aber 319 vor Antigonos fliehen und trat in Polysperchons Dienste. Als Flottenführer desselben siegte er über die vereinigte Flotte des Antigonos und Kassandros bei Byzantion, erlitt aber durch Unvorsichtigkeit am folgenden Tag eine Niederlage und verlor auf der Flucht das Leben (318).

Klek, 1) ehemals türk. Bucht an der Ostküste des Adriatischen Meers, gegenüber der dalmatischen Halbinsel Sabbioncello. Der zu dieser 7 km tiefen, aber äußerst schmalen und nur gegen NW. offenen Bucht gehörige Landstrich durchbricht von der Herzegowina aus, südlich von der Narentamündung und nördlich vom Ragusaner Gebiet das Königreich Dalmatien in einer Breite von nur wenigen Kilometern. Bis 1699 gehörte K. zu Dalmatien, im Karlowitzer Kongreß wurde es jedoch an die Türkei abgetreten und bildete für den Freistaat Ragusa eine Schutzwehr gegen den Übermut Venedigs. Nördlich von der Bucht liegt der kleine dalmatische Ort gleichen Namens. — 2) Kolossaler Felsblock von 1182 m Höhe in Kroatien. Am Fuß dieses zur Gebirgsgruppe der Großen Kapela gehörigen Felsens liegt der kroatische Markt Ogulin (s. d.).

Klemens, s. Clemens.

Klementinen, s. Clementinae und Corpus juris canonici.

Klemm, Gustav Friedrich, Kulturhistoriker, geb. 12. Nov. 1802 zu Chemnitz, studierte in Leipzig und siedelte 1825 nach Dresden über, wo er seine Werke: »Attilla nach der Geschichte, Sage und Legende« (Leipz. 1825) und die »Geschichte von Bayern« (Dresd. 1828, 3 Bde.) beendete, auch als Dichter in dem »Herfest« (Zerbst 1829) auftrat. 1830 wendete er sich nach Nürnberg, wo er den »Kriegs- und Friedenskurier« redigierte, ward dann im November 1831 als zweiter Sekretär an die königliche Bibliothek nach Dresden berufen, übernahm 1833 die Aufsicht über die königliche Porzellan- und Gefäßsammlung im Japanischen Palais, von der er eine Beschreibung (Dresd. 1834, 2. Aufl. 1842) veröffentlichte, ward 1834 königlicher Bibliothekar, durchreiste 1838 mit dem damaligen Prinzen Johann Italien und ward 1852 Hofrat und Oberbibliothekar. 1864 wegen eines Augenübels aus seinem Amt ausgeschieden, starb er 26. Aug. 1867 in Dresden. Von seinen Schriften sind noch zu nennen: »Chronik der Stadt Dresden« (Dresd. 1833—37); »Handbuch der germanischen Altertumskunde« (das. 1835); »Zur Geschichte der Sammlungen für Wissenschaft und Kunst in Deutschland« (Zerbst 1837, 2. Ausg. 1838); »Italica; Reise durch Italien« (Dresd. 1839); »Allgemeine Kultur-

geschichte der Menschheit« (Leipz. 1843–52, 10 Bde.); »Freundschaftliche Briefe« (das. 1847, 2. Aufl. 1850); »Grundideen zu einer allgemeinen Kulturwissenschaft« (Wien 1851); »Allgemeine Kulturwissenschaft« (Leipz. 1854–55, 2 Bde.); »Die Frauen« (das. 1854 bis 1859, 6 Bde.); »Vor 50 Jahren« (Stuttg. 1865, 2 Bde.), eine Sammlung kulturhistorischer Briefe.

Klempner (Flaschner), Handwerker, welche Blechwaren herstellen; sie waren früher zünftig, mußten 3–4 Jahre lernen, 3 Jahre wandern und als Meisterstück eine Lampe und eine Laterne machen.

Klempnerlot (Schnellot), s. Lot.

Klenau, Johann, Graf K., Freiherr von Janowitz, österreich. General, geb. 13. April 1758 zu Prag, trat 1775 als Leutnant in ein Infanterieregiment. Er wurde 1778 Rittmeister bei den Chevau-legers, 1788 Major, 1795 wegen seiner Tapferkeit im französischen Krieg (namentlich 1794, 27. Juli vor Lüttich und 1795, 24. Sept. bei Handschuhsheim unweit Heidelberg) Oberst, 1797 Generalmajor. Nachdem er sich besonders 1799 in Italien durch sein Feldherrntalent hervorgethan, wurde er schon 1800 Feldmarschallleutnant. Er schlug 18. Dez. Augereau bei Lauf, wurde 1805 in Ulm gefangen genommen, führte 1809 bei Aspern die Vorhut der 4. und 5. Kolonne und an Stelle Hillers bei Wagram das 6. Armeekorps mit Auszeichnung, kämpfte 1813 bei Leipzig, wo er 16. Okt. den Kolmberg bei Wachau tapfer verteidigte, nahm 11. Nov. Dresden durch Kapitulation und ging dann mit seinem Korps nach Italien. 1815 wurde er kommandierender General in Brünn, wo er 6. Okt. 1819 starb.

Klencke, 1) Hermann, Arzt, geb. 16. Jan. 1813 zu Hannover, praktizierte daselbst, in Leipzig, Braunschweig und seit 1851 wieder in Hannover, wo er 11. Okt. 1881 starb. Er gründete mit Richter die »Allgemeine Zeitung für Militärärzte«, schrieb »Experimente über die Kontagiosität der Eingeweidewürmer« (Jena 1844), »Über die Verderbnis der Zähne« (2. Aufl., Leipz. 1850), »Die Fehler der menschlichen Stimme und Sprache« (2. Aufl., Kassel 1851), »Heilung des Stotterns« (2. Aufl., Leipz. 1863) und leitete bis 1867 ein Heilinstitut für Sprachkranke. Er entfaltete auch eine fruchtbare Thätigkeit zur Popularisierung der Naturwissenschaft und der Gesundheitspflege und schrieb unter anderm: »Illustriertes Lexikon der Verfälschungen« (2. Aufl., Leipz. 1878), »Hauslexikon der Gesundheitslehre« (7. Aufl., das. 1880), eine Biographie A. v. Humboldts (7. Aufl., Leipz. 1875) und zum Teil unter dem Namen Hermann v. Maltitz eine lange Reihe kulturhistorischer und sozialer Romane.

2) Karoline Luise, s. Karsch.

Klenganstalt, s. Samendarre.

Klengel, 1) Johann Christian, Maler und Radierer, geb. 5. Mai 1751 zu Kesselsdorf bei Dresden, besuchte die Zeichenschule in Dresden, ging 1790 nach Italien und ward 1802 Professor an der Kunstakademie zu Dresden, wo er 19. Dez. 1824 starb. Er malte ideale Landschaften und idyllische Kompositionen, meist in Morgen- oder Abendbeleuchtung. 1812 gab er eine Sammlung von zwölf Folioblättern für Landschaftszeichner unter der Aufschrift: »Principes de dessins pour les paysages« heraus sowie 1824 eine ähnliche Anzahl Vorlegeblätter, jetzt unter dem Titel: »Études de paysages« bekannt.

2) August Alexander, Klavierspieler und Komponist, Sohn des vorigen, geb. 29. Jan. 1783 zu Dresden, war Schüler von Clementi, den er auf seinen Reisen begleitete, und unter dessen Leitung er sich zu einem der bedeutendsten Virtuosen seiner Zeit ausbildete. Von 1819 an war er Organist an der katholischen Kirche in Dresden, wo er 22. Nov. 1852 starb. Sein Hauptwerk sind die von M. Hauptmann herausgegebenen »Kanons und Fugen«, welche den tief gebildeten und geistvollen Tonsetzer kennzeichnen. Außerdem schrieb er Konzerte, Variationen, Rondos ꝛc. — Jüngere Verwandte Klengels, doch nicht direkte Nachkommen sind: Paul K., geb. 13. Mai 1854 zu Leipzig, seit 1886 Musikdirektor in Stuttgart, tüchtiger Pianist und Violinist sowie Komponist ansprechender Lieder, und dessen Bruder Julius K., geb. 24. Sept. 1859 zu Leipzig, talentvoller Cellist.

Klenze, 1) Leo von, Architekt, geb. 29. Febr. 1784 auf dem Gut seines Vaters im Fürstentum Hildesheim, bezog zum Behuf kameralistischer Studien die Universität zu Berlin, hörte jedoch fast ausschließlich architektonische und artistische Kollegia. Mit Schinkel vereinigte er sich zu einem eifrigen Studium der nachgelassenen Arbeiten Friedrich Gillys, die auf seine spätere Entwickelung von Einfluß wurden. Nachdem er in Berlin die Prüfungen der Bauakademie bestanden, ging er 1803 nach Paris, wo er als Schüler der polytechnischen Schule den Unterricht von Durand und Percier genoß und sich daneben unter Bourgeois insbesondere in der dekorativen Malerei weiter ausbildete, und einige Jahre später nach England und nach Italien. Hier zogen ihn namentlich die Ruinen von Pästum, Agrigent, Selinunt, Herculaneum und Pompeji an. 1808 wurde er von König Jérôme zum Hofarchitekten und 1810 zum Hofbaudirektor in Kassel ernannt. Die Ereignisse von 1813 führten ihn ins Privatleben zurück, bis er 1815 einen Ruf nach München erhielt. Die Reihe seiner dortigen Werke eröffnete er mit der Glyptothek, die zwischen 1816 und 1830 ausgeführt ward; es folgten das Hotel des Herzogs von Leuchtenberg, die königliche Reitbahn, der Bazar, das Kriegsministerium und das anatomische Theater. Er brachte damals zuerst auf deutschem Boden den Stil florentinischer Wohngebäude in Anwendung. Mit dem Regierungsantritt König Ludwigs I. begann eine neue glänzende Periode seiner Wirksamkeit, die durch seine amtliche Stellung als Oberbaurat noch gehoben wurde. Von seinen Schöpfungen dieser Periode sind die hervorragendsten: das Eingangsthor in den Hofgarten, das Postgebäude, die Alte Pinakothek im Stil des Bramante, die Allerheiligen-Hofkirche im italienisch-romanischen Stil, das Odeon und das Palais des Herzogs Max in moderner Renaissance, der Königsbau im florentinischen Palaststil, der Festsaalbau im Stil des Palladio, die Walhalla bei Regensburg, die Befreiungshalle bei Kelheim, die bayrische Ruhmeshalle und die Propyläen in München, jene im römischen, diese beiden im hellenischen Stil. 1834 reiste K. in Angelegenheiten des Hofs nach Griechenland und erhielt dort von der Regierung den Auftrag, die Prüfung und die Umarbeitung des Plans der neuen Hauptstadt zu übernehmen. Zugleich entwarf er hier den Plan zur Aufräumung und Restauration der Monumente der Akropolis. Seit 1839 stand er in Verbindung mit dem Hof zu Petersburg und war 1852 zum siebentenmal in dieser Stadt, um mehrere Bauten, z. B. das Museum der Eremitage, den Kaiserpalast und die St. Isaakskirche, aufzuführen. Im J. 1853 wurde K. der Stelle als Direktor der obersten Baubehörden in Bayern enthoben. Mit Thorwaldsen, Rauch und Kaulbach stand K. in engerer Beziehung, während er ein entschiedener Gegner von Cornelius war. Er starb 26. Jan. 1864 in München. Er veröffentlichte unter anderm: Über das Hinweg-

führen plastischer Kunstwerke aus dem jetzigen Griechenland« (Münch. 1821); »Sammlung architektonischer Entwürfe« (das. 1831—50, 10 Hefte); »Versuch einer Wiederherstellung des toscanischen Tempels nach seinen historischen und technischen Analogien« (das. 1822); »Der Tempel des olympischen Jupiter zu Agrigent« (Stuttg. 1821); »Anweisung zur Architektur des christlichen Kultus« (Münch. 1835); »Aphoristische Bemerkungen, gesammelt auf der Reise nach Griechenland« (Berl. 1838); »Die Walhalla in artistischer und technischer Beziehung« (Münch. 1843). K. war mehr ein mit Geschmack und weiser Benutzung der vorhandenen Mittel, namentlich griechischer und italienischer Vorbilder, reproduzierendes als selbständig schaffendes Talent. Seiner Ansicht nach gab es nur eine Baukunst: die hellenische; was vorausging und nachfolgte, sind nur Bauarten. Mehr Hofmann als Künstler, hatte er sich in seiner dominierenden Stellung nur dadurch zu behaupten gewußt, daß er sich in die Launen seiner königlichen Bauherren fügte. Auch als Landschaftsmaler in Öl und Aquarell hat sich K. mit Glück versucht. Klenzes künstlerische Richtung ist schon bei seinen Lebzeiten nicht ohne Anfechtung geblieben, wie die Schrift Wiegmanns: »Ritter Leo v. K. und unsre Kunst« (Düsseld. 1839) beweist.

2) Klemens August Karl, jurist. Schriftsteller, geb. 22. Dez. 1795 zu Heissum bei Hildesheim, beteiligte sich am Feldzug von 1813, wurde 1826 ordentlicher Professor der Rechte zu Berlin und Ordinarius des Spruchkollegiums, auch Stadtverordneter, in welcher Eigenschaft er sich durch seine Bemühungen um die Wohltätigkeitsanstalten und die Verschönerung Berlins auszeichnete. Er starb 15. Juli 1838. Als Schriftsteller machte er sich bekannt durch die Ausgaben der »Fragmenta legis Serviliae repetundarum« (Berl. 1825) sowie der »Institutiones Gaii et Justiniani« (das. 1829), den »Grundriß zu Vorlesungen über die Geschichte des römischen Rechts bis Justinian« (das. 1827, 2. Aufl. 1835), das »Lehrbuch des gemeinen Strafrechts« (das. 1833) und die »Kritischen Phantasien eines praktischen Staatsmanns« (das. 1834). Seine »Philologischen Abhandlungen« gab K. Lachmann heraus (Berl. 1839).

Kleŏbis und Biton, die Söhne der argivischen Herapriesterin Kydippe. Als diese einst bei einem Fest zum Heiligtum der Göttin fahren mußte, und die Zugtiere zur rechten Zeit nicht erschienen, spannten die Söhne sich an den Wagen und zogen ihn 45 Stadien (8,3 km) weit. Die Mutter, gerührt von der Liebe ihrer Kinder, bat für dieselben die Göttin um das Beste, was den Menschen zu teil werden könnte, worauf beide im Tempel ein sanfter Schlaf überfiel, aus dem sie nicht mehr erwachten. Die Argeier weihten ihre Bildnisse nach Delphi.

Kleobūlos, Tyrann von Lindos, einer der sieben Weisen Griechenlands, um 600 v. Chr., von dem noch ein Epigramm und ein Brief erhalten sind.

Kleombrŏtos, Name mehrerer Spartaner: 1) zweiter Sohn des spartan. Königs Anaxandridas, Bru-

folglose Expedition gegen Theben. 375 eilte er den von den Thebanern bedrängten Phokern erfolgreich zu Hilfe, verlor aber 371 gegen Epameinondas bei Leuktra Schlacht und Leben.

3) K. II., Schwiegersohn des spartan. Königs Leonidas II. und dessen Nachfolger, als dieser infolge seiner Opposition gegen die Reformen seines Mitkönigs Agis IV. 242 v. Chr. seiner Würde entsetzt worden war. Aber schon zwei Jahre später kehrte Leonidas an der Spitze seiner siegreichen Partei nach Sparta zurück und zwar mit dem bittersten Haß gegen K., weil sich dieser, obgleich sein Schwiegersohn, seinen Gegnern angeschlossen hatte. K. flüchtete vor der Rache des Schwiegervaters in das Heiligtum Poseidons und erhielt nur auf Bitten seiner edlen Gattin Chilonis das Leben geschenkt, mußte aber in die Verbannung gehen.

Kleomēdes, griech. Astronom, im 2. Jahrh. n. Chr., legte in einem Werk über die Kreisbewegung der Himmelskörper, meist nach Posidonius, die Lehre der stoischen Philosophie vom Weltsystem dar. Die Hauptausgabe des Werkes lieferte Bake (Leiden 1820), eine neuere Schmidt (Leipz. 1831). Ein Bruchstück übersetzte Schmidt (Schleusingen 1817). Vgl. Ziegler, De vita et scriptis Cleomedis (Meißen 1878).

Kleomĕnes, Name mehrerer spartan. Könige: 1) K. I., ältester Sohn des Eurystheniden Anaxandridas, ein Mann von ungemeiner Kühnheit und ungebändigter Kraft des Geistes, tyrannisch und stolz, dabei aber klug und in der seinem Volk eignen kurzen Ausdrucksweise gewandt. Er unternahm 520 v. Chr. einen siegreichen Krieg gegen Argos und leitete 510 den Zug, welchen die Spartaner, durch das bestochene Orakel zu Delphi aufgefordert, zur Vertreibung der Peisistratiden unternahmen, der aber ganz gegen die Absicht des K. der Demokratie in Athen zum Sieg verhalf. K. rückte daher von neuem in Athen ein, vertrieb Kleisthenes und 700 demokratisch gesinnte Familien und setzte Isagoras als Archonten und einen Rat von 300 spartanisch Gesinnten ein. Aber ein Aufstand der Athener zwang K. und Isagoras nebst seinem Anhang, das attische Gebiet zu verlassen (508). K. sammelte hierauf ein neues Heer und rückte bis Eleusis vor, welches er verwüstete (506); aber der Widerspruch seines Mitkönigs Demaratos und der Abfall der Korinther zwang ihn zum Rückzug. Den Milesier Aristagoras, der 500 gegen Persien in Sparta um Hilfe bat und große Summen Geldes für dieselbe bot, wies K., von seiner neunjährigen Tochter Gorgo gewarnt, ab. 492 sollte er die Ägineten, welche den Gesandten des Dareios Erde und Wasser gegeben hatten, bestrafen, mußte aber infolge der Umtriebe seines Mitkönigs Demaratos unverrichteter Dinge abziehen. Aus Rache brachte er gegen diesen die Klage vor, er sei nicht der echte Sohn des Königs Ariston, und da das von ihm bestochene delphische Orakel diese Klage bestätigte, wurde jener verbannt; als jedoch diese Bestechung bekannt wurde, mußte K. nach Thessalien fliehen. Als er dann

3) K. III., Sohn des Königs Leonidas II. und der Kratesikleia, einer der ausgezeichnetsten spartanischen Frauen, übernahm 235 v. Chr. im Alter von 19 Jahren das Königtum. Mit Agiatis, der Witwe Agis' IV. (s. d.), vermählt, übernahm er es, die Pläne desselben auszuführen. Die königliche Würde hatte ihre Bedeutung ganz verloren; alle Macht im Staat war, besonders zum Nachteil der niedern Stände, in den Händen der Ephoren. Durch ruhmvolle Thaten in auswärtigen Kriegen gedachte K. erstere wiederherzustellen. So vereitelte er 228 einen Versuch des Achäischen Bundes, unter dem Strategen Aratos einige mit Sparta verbündete arkadische Städte für sich zu gewinnen, und schlug die Archäer bei dem Berg Lykäon aufs Haupt. 226 schritt er zur Ausführung seiner Reformpläne; er ließ die Bürger, auf deren Zustimmung er nicht hoffen durfte, im Lager in Arkadien zurück, zog dann gegen Sparta, ließ von den gerade versammelten Ephoren vier töten, verbannte 80 der angesehensten Bürger, erklärte dem Volk, daß es fortan keine Ephoren mehr geben solle, und gebot Aufhebung der Schulden und Herstellung eines gleichmäßigen Grundbesitzes. Eine Anzahl der angesehenern Periöken machte K. zu Bürgern, vermehrte dadurch seinen Anhang und erhielt ein Heer von 4000 einheimischen Hopliten; seinen Bruder Eukleidas nahm er zum Mitkönig an. Er stellte darauf die altspartanische Jugenderziehung und das Zusammenspeisen (Syssitien) der Bürger wieder her und wurde durch Einfachheit und Strenge gegen sich selbst ein Muster für sein Volk. Um der neuen Staatsordnung Achtung zu verschaffen, erneuerte er den Kampf mit dem Achäischen Bund. Er verheerte zuerst das Gebiet von Megalopolis, gewann Mantineia und Tegea und schlug die Achäer bei Hekatombäon unweit Dyme. Aber Aratos rief den makedonischen König Antigonos Doson 224 zu Hilfe, der sich Argos' und während des Sommers 223 fast sämtlicher mit Sparta verbündeter arkadischen Städte bemächtigte; um so bedenklicher wurde K.' Lage, als auch die vom ägyptischen König Ptolemäos Euergetes zugesagte Hilfe ausblieb. Als aber während des Winters 223/222 Antigonos einen Teil seiner Truppen sorglos nach Makedonien entlassen hatte und die übrigen in den Winterquartieren hielt, eroberte und zerstörte K. Mantineia. Auch vor Argos erschien er zweimal, verheerte das Gebiet und machte kühne Streifzüge nach Phlius, Onogyrtos und Orchomenos, unterlag aber in der Entscheidungsschlacht bei dem Paß von Sellasia nach einem langen und heißen Kampf und entkam mit nur wenigen Reitern nach Sparta (221). Hier riet er den Bürgern, den König Antigonos ohne Widerstand aufzunehmen, und eilte mit wenigen Freunden nach Gytheion, um sich nach Alexandria einzuschiffen und bei Ptolemäos Euergetes Hilfe zu suchen. Indes dieser starb, ehe er sein Versprechen erfüllen konnte, und sein Nachfolger Ptolemäos Philopator kümmerte sich, in Lüsten versunken, nicht um K., ja ließ ihn wegen Spöttereien über seine Lebensweise gefangen setzen. K. entkam und rief das Volk zur Freiheit. Als dies aber unthätig blieb und die Besetzung der Burg mißlang, gab er sich mit seinen Genossen den Tod (220). Ptolemäos befahl, K.' Leichnam in eine Haut zu nähen und aufzuhängen, seine Familie aber hinzurichten. Das Leben des K. beschrieb Plutarch.

Kleomenes, griech. Bildhauer, Sohn des Apollodoros, aus Athen, wird auf der jetzt als gefälscht erkannten Inschrift am Fuß der berühmten Statue der Mediceischen Venus (s. Tafel »Bildhauerkunst IV«, Fig. 5) genannt. Ein andrer Künstler dieses Namens, ebenfalls Athener, aber Sohn eines gleichnamigen Bildhauers, fertigte die Statue eines früher mit Unrecht Germanicus genannten Römers, in Gestalt eines Hermes, jetzt im Louvre (Paris) befindlich.

Kleon, berüchtigter Demagog in Athen, Sohn des Kleänetos, von dem er eine von Sklaven betriebene Gerberei erbte. In dem Unwillen, den zu Anfang des Peloponnesischen Kriegs Perikles' Zögerung, sodann seine verunglückte Expedition nach dem Peloponnes 430 v. Chr. und die in der überfüllten Stadt ausgebrochene Pest gegen diesen hervorriefen, sah K. für sich eine Aufforderung, Volksführer zu werden und Perikles durch einen Rechenschaftsprozeß zu stürzen, mußte jedoch bald dem wieder steigenden Einfluß desselben weichen. Nach des Perikles Tod (429) aber siegte K. über alle Mitbewerber um die Volksgunst. Durchaus ungebildet und roh, aber begabt mit natürlicher Beredsamkeit, verstand er, mit seiner gewaltigen Stimme alles betäubend und auf der Rednerbühne sich pöbelhaft gebärdend, seinen Willen durchzusetzen, indem er mit unerhörter Frechheit die Wahrheit entstellte, Andersgesinnte mit beißendem Spott verfolgte, das Volk, dessen Gunst er durch Erhöhung des Richtersoldes gewann, durch Gerüchte von Verschwörungen ängstigte, mit seinen Verdiensten um die Demokratie prahlte, ja sich bei seinen Vorschlägen nicht selten auf göttliche Eingebungen berief. Einflußreiche Gegner beseitigte er durch das Unwesen der Angeber (Sykophanten). So brachte er es schon 427 zu großem Ansehen und Einfluß. Um diese Herrschaft über das Volk zu behaupten, verhinderte er eine Versöhnung mit Sparta und hetzte zur Fortsetzung des Kriegs, indem er die Athener über die Kräfte des Staats täuschte. Nach der Unterwerfung von Lesbos (427) verleitete er das Volk zu dem übereilten (nachher zurückgenommenen) Beschluß, alle erwachsenen Männer zu töten. Der schüchterne Nikias, das Haupt der gemäßigt Gesinnten, war dem dreisten K. nicht gewachsen. Als daher die Spartaner, durch die mißliche Lage ihrer auf der Insel Sphakteria eingeschlossenen 420 angesehenen Bürger bewogen, den Athenern den Frieden antrugen (425), war es K., welcher dessen Abschluß hintertrieb und, auf den zum Strategen gewählten Nikias anspielend, erklärte, einem tüchtigen Feldherrn müßte es ein Leichtes sein, sich der wenigen Spartaner zu bemächtigen; er selbst, wäre er Strateg, wollte sich dazu anheischig machen. Man nahm ihn beim Wort, und er sah sich wider Willen genötigt, die Befehlshaberstelle anzunehmen; großsprecherisch erklärte er, binnen 20 Tagen die eingeschlossenen Spartaner lebendig oder tot in seiner Gewalt zu haben. Wirklich ging dieses Versprechen, freilich lediglich durch die Tüchtigkeit seines Mitfeldherrn Demosthenes, in Erfüllung. Trunken von dem unverdienten Feldherrnruhm, zog K. bald darauf (422) gegen den spartanischen Feldherrn Brasidas mit einer beträchtlichen Anzahl Fußvolk und Reiterei nach Thrakien, verlor aber in der Nähe von Amphipolis Sieg und Leben. Aristophanes hat 424 in den »Rittern« ein vortreffliches Bild des K. als paphlagonischen Sklaven gegeben; die Furcht vor K. war aber so groß, daß niemand eine Maske von ihm zu verfertigen und kein Schauspieler die Rolle des Sklaven zu spielen wagte; Aristophanes mußte sie selber mit bemaltem Gesicht spielen. Vgl. Brock, Zur Beurteilung Kleons (Celle 1859); Pauli, Beitrag zur Würdigung des K. (Frankf. a. M. 1873).

Kleonä, altgriech. Stadt in Argolis, auf der Straße von Korinth nach Argos, erst den Korinthern, dann

den Argeiern unterthan, bis sie in den Achäischen Bund trat. Trümmer finden sich noch bei Klenia am Longopotamo. In der Nähe südlich war der Berg Tretos, wohin der Mythus die Höhle des nemeischen Löwen verlegt.

Kleonymos, Sohn des spartan. Königs Kleomenes II., machte nach dem Tod seines Vaters (310 v. Chr.) Ansprüche auf die Königswürde, wurde aber, weil er für gewaltthätig und despotisch galt, vom Thron ausgeschlossen, der seinem Neffen Areus I. zufiel. Um ihn los zu werden, sandten ihn die Ephoren den Tarentinern gegen die Lukaner zu Hilfe. Er führte mit seinem in Tarent verstärkten Heer den Krieg glücklich, machte sich aber durch Erpressungen und sein sittenloses Leben Freunden und Feinden lästig. Er schmiedete darauf Pläne gegen Sizilien und Griechenland und eroberte, um einen Waffenplatz zu haben, um 303 Korkyra. Als die Tarentiner mit den Lukanern und Römern Frieden schlossen und sich mit andern Städten von ihm lossagten, unternahm er einen Rachezug gegen Unteritalien, wurde jedoch von den Römern genötigt, sich wieder einzuschiffen; nach der Brentamündung verschlagen, versuchte er eine Landung, erlitt aber eine große Niederlage und kehrte, fast aller Schiffe und Truppen beraubt, nach Korkyra und dann nach Sparta zurück (302). 293 zog er mit einem Heer nach Theben, wurde aber von Demetrios Poliorketes verjagt. Als ihm sein Weib Chelidonis um des jugendlichen Akrotatos, des Sohns des Königs Areus, willen untreu wurde, beredete er den König Pyrrhos von Epirus, einen Zug in den Peloponnes zu unternehmen, und erschien 272 als Feind vor seiner Vaterstadt; doch richteten sie nichts aus. Des K. wird fortan nicht mehr gedacht.

Kleopātra, die älteste Tochter des ägyptischen Königs Ptolemäos Auletes, wurde 51 v. Chr., 17 Jahre alt, durch das Testament desselben zur Mitregentin und Gemahlin ihres erst 13jährigen Bruders Ptolemäos XII. Dionysos bestimmt. An der Stelle des letztern übernahmen Pothinos, Achilles und Theodotos die Reichsverwaltung und vertrieben K. unter der Beschuldigung, daß sie ihren Bruder um die Krone zu bringen suchte (48). Sie sammelte hierauf ein Heer in Syrien, und Ptolemäos lagerte in der Nähe von Pelusion, um den Einfall der K. abzuwehren, als Cäsar nach Ägypten kam. Dieser forderte von K. und Ptolemäos Entlassung ihrer Heere und Unterwerfung unter seine Entscheidung. K. verkehrte zuerst durch Unterhändler mit ihm, erschien dann aber persönlich, indem sie sich vermummt und zur Nachtzeit in die königliche Burg von Alexandria bringen ließ. Mitleid und noch mehr die Macht ihrer Reize gewannen ihr alsbald Cäsars Gunst. Er erklärte sich für Aufrechthaltung des Testaments ihres Vaters, und nachdem Ptolemäos 47 im Krieg mit ihm umgekommen, übergab er ihr und ihrem noch unmündigen Bruder Ptolemäos XIII., mit dem sie sich vermählen sollte, die Regierung, welche sie in Wirklichkeit allein führte. Sie hielt Cäsar nach Beendigung des Kriegs noch mehrere Monate in Ägypten fest, bereitete ihm in Alexandria schwelgerische Feste und fuhr mit ihm auf einem Prachtschiff den Nil hinauf, um ihm die Wunder des Landes zu zeigen. Ein Sohn, den sie 47 gebar, wurde nach Cäsars Namen Cäsarion benannt, und 46 kam sie selbst nach Rom, wo sie in Cäsars Garten wohnte und unter die Freunde und Bundesgenossen des römischen Volkes aufgenommen wurde. In den Kriegen, welche nach Cäsars Tod ausbrachen, unterstützte sie namentlich Dolabella und rüstete nach dessen Tod für die Triumvirn. Gleichwohl beschied sie Antonius (41) zur Verantwortung nach Kilikien, weil ihr Statthalter von Cypern, Serapion, Cassius unterstützt hatte. Sie erschien, aber nicht in dem Aufzug einer Schuldigen, sondern als Göttin Aphrodite, um Dionysos zu besuchen. Sie wußte nun auch über Antonius eine völlige Herrschaft zu gewinnen und wurde die Hauptursache seines Unterganges, indem sie ihn in Schwelgerei und Unthätigkeit verstrickte. Antonius hielt sich mit wenigen Unterbrechungen im Orient, meist in Alexandria, auf und verfügte von hier aus nach Belieben über die Länder des Ostens, von denen er mehrere den Kindern der K. zum Geschenk machte. Nach der Schlacht bei Aktium suchte sie auch Oktavian zu fesseln. Als ihr dies nicht gelang, endete sie, um nicht dem Triumph des Siegers zur Verherrlichung dienen zu müssen, ihr Leben durch Gift, das sie sich durch Anlegung einer Natter beibrachte (oder in einer Schmucknadel bewahrte). Vgl. Stahr, K. (2. Aufl., Berl. 1879).

Kleopatraschlange, s. Brillenschlange.

Klephthen (neugriech., »Räuber«), gewöhnliche Bezeichnung der kriegerischen Bergbewohner im nördlichen Griechenland, in Thessalien und Makedonien, welche sich, wie die Mainoten in Südgriechenland, der türkischen Herrschaft nie eigentlich unterwarfen, wohl aber unter eignen Kapitanis bald als Söldner den türkischen Paschas dienten, bald auf eigne Faust ein kriegerisches Räuberleben führten. Sie waren es hauptsächlich, welche 1821 die Revolution machten und aufrecht hielten. Um sich vor ihnen zu sichern, war die Pforte mit zahlreichen Klephthenhäuptlingen in Unterhandlung getreten und hatte ihnen für bestimmte Bezirke eine gewisse Autorität eingeräumt; in diesem Fall hießen die K. Armatolen (s. d.). Ein andrer Name der K., den sie sich selbst beilegten, war Palikaren (»starke Jünglinge«). Nach Errichtung des Königreichs Griechenland bestanden sie eine Zeitlang, im Gegensatz zu den regelmäßigen Truppen, in ihrer frühern albanesischen Tracht und Ausrüstung (lange Flinte, zwei Pistolen und langer Dolch) als unregelmäßige, rein nationale Kriegertruppe fort.

Klepper, im militärischen Sinn zum Dienst in der Truppe nicht geeigneter geringerer Schlag Pferde, welche früher bei der Mobilmachung den Nichtkombattanten und Beamten der preußischen Armee als Dienstpferde gestellt wurden.

Klepsȳdra (griech., auch Klepsyder), Wasseruhr (s. d.), enghalsig, mit durchlöchertem Boden, früher im Gebrauch, um die Dauer der gerichtlichen Reden zu bestimmen; elektrischer Klepsyder, s. Chronoskop.

Kleptomanīe (griech.), Stehlsucht.

Klerikāl (griech.), die Geistlichkeit, namentlich die katholische (Klerus), betreffend, ihr zugehörig, ihre Interessen vertretend, daher die Zentrumspartei auch als die klerikale Partei bezeichnet wird; Klerikalismus, die Gesamtheit derjenigen Bestrebungen, welche auf die Stärkung des Ansehens und des Einflusses der Kirche, namentlich der katholischen Kirche und ihres Oberhauptes, gerichtet sind; auch die extreme Parteirichtung, welche sich solche Aufgaben stellt; Klerikat (clericatus), der geistliche Stand.

Kleriker (lat. Clerici), die Geistlichen der katholischen Kirche, insofern sie den Laien oder Weltlichen entgegengesetzt sind; s. Klerus. Regulierte K. (clerici regulares) heißen die Glieder der durch Vereinigung von Priestern zum Klosterleben meist im

16. und 17. Jahrh. gebildeten geistlichen Orden. Die meisten derselben verpflichten sich neben den Mönchsgelübden noch durch ein viertes Gelübde zu bestimmten Geschäften der Seelsorge, des Unterrichts der Jugend oder des Missionsdienstes. Von dieser Art waren die Theatiner, Barnabiten, Jesuiten, Oblaten des heil. Ambrosius, Piaristen, Väter der christlichen Lehre, Väter und Priester vom Oratorium, Lazaristen, Eudisten und Bartholomiten. Clerici non canonici (Petriner) sind Geistliche, welche nur in Hof- und Hauskapellen angestellt sind.

Klerisei (mittellat. clericia), die Gesamtheit oder der Stand der Kleriker, also s. v. w. Klerus; auch allgemein und im verächtlichen Sinn für Sippschaft, Gefolge und Anhang gebraucht.

Kleruchien, im alten Griechenland Name der von Staats wegen gegründeten Kolonien, im Gegensatz zu den »Apoikien« (s. d.).

Klerus (griech., »Los«, franz. Clergé, engl. Clergy), Benennung des geistlichen Standes in der katholischen Kirche im Gegensatz zu den Laien (s. d.). Der K. allein bildet hier die eigentliche aktive Kirche; der Eintritt in den K. erfolgt durch die Ordination (s. d.). Die katholische Kirche legt dem Kleriker (s. d.) bestimmte Standespflichten auf, als da sind: 1) Enthaltung von Gelagen, Maskeraden, Tanz, Theater, Jagd ꝛc.; 2) sich einfach und anständig zu kleiden, die Tonsur zu tragen, keine Perücke aufzusetzen, keinen Bart wachsen zu lassen; 3) für die höhern Weihen das Cölibat (s. d.); 4) Unterlassung aller weltlichen Geschäfte, des Handels, des ärztlichen oder juristischen Berufs, der Übernahme von Staatsämtern, des Eintritts in Kriegsdienste; 5) die tägliche Verrichtung des Breviergebets. Die protestantische Kirche verlangt von ihren Geistlichen: Vorsicht bei der Beteiligung an erlaubten öffentlichen Vergnügungen, Anstand und Einfachheit des äußern Auftretens, Nichtbeteiligung an bürgerlichen Geschäften. Das kanonische Recht sprach dem K. folgende Standesrechte zu: 1) das (noch bestehende) privilegium canonis, das auf die thätliche Verletzung eines Klerikers die sofortige Exkommunikation stellt; 2) das (aufgehobene) privilegium fori, Exemtion von jeder weltlichen Gerichtsbarkeit (s. Geistliche Gerichtsbarkeit); 3) das privilegium immunitatis (s. Immunität); 4) das (noch bestehende) beneficium competentiae, wonach die Exekution das Amtseinkommen nur so weit treffen soll, als der Kleriker desselben entbehren kann, ohne Not zu leiden. Die Kirchenordnungen des 16. Jahrh. gewährten den evangelischen Geistlichen dieselben Standesrechte wie das jus canonicum. — Was die Kleidung der Geistlichen betrifft, so hielt die christliche Kirche schon früh darauf, daß ihre Kleriker selbst im gewöhnlichen Leben ihren Stand irgendwie schon durch die Kleidung bekannten. Farbige Gewandung wurde durch das Laterankonzil 1215 untersagt, und Sixtus V. bestätigte 1589 ausdrücklich noch einmal das lange, schwarze, geschlossene Gewand als die entsprechende Tracht. Schon viel früher stellte sich ein fester Gebrauch hinsichtlich der liturgischen Kleidung ein, indem die Kleriker teils auf natürlichem Weg dazu kamen, die bessere Kleidung für die kultischen beiden Seiten aufgeschlitzte Meßgewand. Von dem ursprünglichen Priesterkleid, der Stola, ist mit der Zeit nur der lange, breite Streifen kostbaren Gewebes übriggeblieben, welchen der Diakon über der linken Schulter, der Presbyter über beiden trägt. Als Kopfbedeckung dient das drei- oder vierkantige Barett (birretum). Dazu kommen noch besondere Stücke, die, wie die Dalmatika, ein langes, weißes Ärmelgewand, teils dem Diakonus, teils dem Bischof eignen, und das erzbischöfliche Pallium (vgl. die betreffenden Artikel, teilweise mit Abbildungen). Die Kleidung der griechischen Geistlichen entspricht dem in der Hauptsache, die der protestantischen besteht meist im schwarzen Chorrock (Talar) mit weißen Beffchen; daneben haben sich in Schweden und England Erinnerungen an die katholische Meßtracht erhalten.

Klesel, s. Khlesl.

Klesheim, Anton, Freiherr von, österreich. Dialektdichter, geb. 9. Febr. 1816 zu Peterwardein, betrat, obwohl klein und verwachsen, die Volksbühne in Preßburg und Pest und gab bereits 1837 »Steierische Alpenblumen« heraus, dichtete dann mundartlich weiter und trat endlich als Vorleser seiner Dialektgedichte 1846 zuerst in Pest und Wien, dann in den österreichischen Provinzen und selbst an deutschen Höfen mit großem Beifall auf. Es erschienen von ihm allmählich: »Schwarzblattl aus'n Weanawald« (Wien 1843—66, 4 Bde.; mehrfach aufgelegt); »Bildl in Holzrahmeln«; »'s Schwarzblattl auf Wanderschaft« (Hamb. 1852); »Das Mailüfterl« (1853; 2. Aufl., Dresd. 1858); »Frau'nkäferl« (das. 1854); »Von der Wartburg« (Berl. 1855). K. war auch Theatersekretär und schrieb Kinderkomödien. Er starb 6. Juli 1884 in Baden bei Wien. Der Dialekt Klesheims ist eigentlich der wienerische, und er wußte sehr komisch dadurch zu wirken, daß er die städtischen Gewohnheiten vom bäurischen Gesichtspunkt aus betrachtete. Mehrere seiner Lieder, wie das »Mailüfterl«, wurden populär.

Kleta (»Schall«), eine der beiden in Sparta verehrten Grazien (s. Chariten).

Kletke, Gustav Hermann, Dichter und Schriftsteller, geb. 14. März 1813 zu Breslau, studierte auf der Universität daselbst, wandte sich dann dem Journalistenberuf zu und lebte seit 1837 in Berlin, wo er 1849 in die Redaktion der »Vossischen Zeitung« eintrat und von 1867 bis 1879 die Oberleitung derselben in fester, freisinniger Haltung führte, worauf er in Ruhestand trat. Er starb 2. Mai 1886 in Berlin. Litterarisch hat sich K. als Dichter, Jugendschriftsteller und litterarhistorischer Sammler bethätigt. In seinen »Gedichten« (3. Gesamtausgabe, Berl. 1881) verbinden sich innige Empfindung und ein frommer Sinn mit Phantasie und Anmut der Behandlung. Für die Jugend schrieb er: »Kinderlieder« (Gesamtausg. 1883) und eine Reihe trefflicher Erzählungen und Märchen, wie: »Das Buch vom Rübezahl« (1852), »Ein Märchenbuch« (1864), »Neues Märchenbuch« (1869), »Märchen am Kamin« (1871), »Buntes Leben« (1878) ꝛc., die alle wiederholt aufgelegt wurden. Ferner gab er für die Jugend heraus: »Märchensaal aller Völker« (Berl. 1845, 3 Bde.); »Auserwählte Briefe deutscher Männer und Frauen« (...

des obersächsischen Kreises im Fürstentum Halberstadt, kam nach dem Aussterben der Grafen von K. (1280) an die Grafen von Hohnstein (s. d.), dann 1593 an Braunschweig-Wolfenbüttel, 1634 an das Hochstift Halberstadt und 1648 im Westfälischen Frieden an Kurbrandenburg. 1807 an Westfalen abgetreten, gehörte sie zum Distrikt Nordhausen des Harzdepartements; 1814 ward sie wieder preußisch. Mit Lohra bildet sie jetzt den preußischen Anteil der Grafschaft Hohnstein. Die Trümmer des Stammschlosses nebst dem gleichnamigen Dorf liegen im preußischen Regierungsbezirk Erfurt, westlich von Nordhausen.

Klettenberg, Susanne Katharina von, bekannt durch den Einfluß, den sie als Freundin der Mutter Goethes auf diesen in seiner Jugend ausübte, geb. 19. Dez. 1723 zu Frankfurt a. M., ward Stiftsdame im St. Katharinen- oder Weißfrauenkloster und trat in engen Verkehr mit verschiedenen Pietistinnen sowie mit dem derselben Richtung angehörigen Darmstädter Regierungspräsidenten Friedr. K. v. Moser (gest. 1798) und dem Frankfurter Arzt G. W. Müller, welch letzterer sie und die Mutter Goethes sowie diesen selbst zum Studium alchimistischer Werke veranlaßte. Durch Goethe ward sie auch mit Lavater bekannt. Sie starb 16. Dez. 1774. Ihr Leben und Wesen spiegeln die »Bekenntnisse einer schönen Seele« in Goethes »Wilhelm Meister«. Mehrere geistliche Lieder und religiöse Aufsätze von ihr finden sich in Lappenbergs »Reliquien des Fräuleins S. K. v. K.« (Hamb. 1849). Vgl. »Philemon, oder von der christlichen Freundschaft«, Aufzeichnungen des Fräuleins v. K. und ihres Freundeskreises (hrsg. von F. Delitzsch, 3. Aufl., Gotha 1877).

Klettenkerbel, s. Anthriscus.

Klettenwurzelöl, ein Haaröl, besteht aus Mandel- oder Baumöl, welches mit Alkanna rot gefärbt und mit ätherischen Ölen parfümiert ist.

Kletterbeutelttiere (Phalangistidae), Familie der Beuteltiere (s. d.).

Kletterfisch (Anabas *Cuv.*), Gattung aus der Ordnung der Stachelflosser und der Familie der Labyrinthfische (Labyrinthici), Fische mit länglich rundem, seitlich schwach zusammengedrücktem Leib, Dornzähnen am Vor- und Hauptdeckel des Kiemenapparats, kleinen Zähnen, langer Rücken- und Afterflosse, deren vorderer Teil von vielen starken, spitzigen Strahlen gespannt wird, und etwas kurzen Brust- und Bauchflossen. Der K. (A. scandens *C. V.*), etwa 15 cm lang, oberseits bräunlichgrün, unterseits gelblich, mit violetten Rücken- und Afterflossen, rötlichen Bauch- und Brustflossen und bräunlichgrüner Schwanzflosse, findet sich in Seen Indiens, wandert beim Austrocknen des Wasserbeckens, in welchem er lebt, über Land zu benachbarten Becken oder gräbt sich 30—60 cm tief in den Schlamm, bis die Regenzeit ihn zum Leben zurückruft; auch soll er mit Hilfe der Stacheln der ausgespreizten Kiemendeckel und der Flossenstacheln auf Bäume steigen und mehrere Tage außerhalb des Wassers leben können.

Kletterhaare, in der Pflanzenanatomie Trichombildungen, die durch starre Spitzen das Klettern gewisser Pflanzen erleichtern; beim Hopfen bilden sie starke, fast wie ein Amboß gestaltete Gebilde, deren beide Spitzen stark verkieselt sind.

Kletternd (klimmend, scandens), Bezeichnung solcher Pflanzenstengel, welche wegen ihrer Länge und Dünne nicht frei aufrecht zu stehen vermögen und, sich mit Hilfe von Ranken (s. d.) oder Klammerwurzeln (s. d.) an ihre Umgebungen anheftend, emporwachsen.

Klettervögel (Scansores, hierzu die Tafel »Klettervögel«), Ordnung der Vögel, vor allem durch den Bau der zum Klettern eingerichteten Füße gekennzeichnet. Meist sind zwei Zehen nach vorn, zwei nach hinten gerichtet, doch kommt auch eine Wendezehe vor; die Krallen sind gewöhnlich nicht besonders stark. Zur Unterstützung beim Klettern dient mitunter der Schwanz, dessen alsdann steife Federn die Last des Körpers beim Anstemmen gegen den Baum tragen helfen. Der Schnabel ist immer sehr stark, häufig zum Hämmern in Holz eingerichtet, zuweilen auch kolossal entwickelt. Die Form der Zunge ist äußerst verschieden. Die Flügel bleiben ziemlich kurz. Weitere Merkmale, die auf alle K. und nicht zugleich auf die Vögel überhaupt passen würden, lassen sich nicht angeben. Im allgemeinen leben die K. auf Bäumen und nähren sich von Insekten, doch verzehren manche unter ihnen auch Früchte oder Warmblüter. Sie sind universell verbreitet, finden sich jedoch am meisten in den Tropen. Man unterscheidet etwa 20 Familien, von denen aber mehrere sehr klein sind, über 170 Gattungen und gegen 1100 Arten. Die hauptsächlichsten Familien sind:

1. Spechte (Picidae), die typischen K., mit starkem Schnabel, starken Krallen und zum Anstemmen eingerichtetem sogen. Stemmschwanz. Die mit Widerhaken besetzte Zunge kann weit hervorgeschnellt werden und dient zum Anspießen der Insekten in den Ritzen der Bäume. Sie kommen auf allen Kontinenten mit Ausnahme von Australien vor und sind am meisten in Südamerika und Südasien verbreitet. Die etwa 40 Gattungen und über 300 Arten werden in eine Reihe Unterfamilien geordnet. S. Spechte.
2. Wendehälse (Jyngidae), in der Alten Welt. Nur die Gattung Jynx (Wendehals, s. d.).
3. Honigkuckucke (Indicatoridae), in Afrika und einem Teil Südasiens. Nur die Gattung Indicator. Leben von Bienen.
4. Bartvögel (Megalaemidae oder Capitonidae), in den Tropen beider Hemisphären; über 10 Gattungen mit 80 Arten; sehr schön gefärbte Fruchtfresser.
5. Pfefferfresser oder Tukane (Rhamphastidae), nur in Südamerika; 5 Gattungen, über 50 Arten; Fruchtfresser mit ungeheuern Schnäbeln und langer, gefiederter Zunge. S. Tukan.
6. Bananen- oder Pisangfresser (Musophagidae), nur in Afrika südlich von der Sahara; 2 Gattungen mit etwa 20 Arten.
7. Kuckucke (Cuculidae), kosmopolitische K., 35 Gattungen mit 180 Arten. Hierher der Kuckuck (s. d.).
8. Bartkuckucke (Bucconidae), nur in Süd- und Mittelamerika; 5 Gattungen mit über 40 Arten.
9. Glanzvögel (Galbulidae), ebendaselbst; 6 Gattungen mit etwa 20 Arten.
10. Raken (Coraciidae), in der Alten Welt und Australien; 3 Gattungen mit gegen 20 Arten, darunter die Gattung Coracias (Mandelkrähe, s. d.).
11. Bienenfresser (Meropidae), ebendaselbst; 5 Gattungen mit über 30 Arten.
12. Trogons (Trogonidae), in den Tropen mit Ausnahme Australiens und Polynesiens, prachtvoll gefärbte Insektenfresser; 7 Gattungen mit über 40 Arten; fossil in Frankreich.
13. Eisvögel (Alcedinidae), kosmopolitisch; 20 Gattungen mit gegen 130 Arten; s. Eisvogel.
14. Nashorn- oder Hornvögel (Bucerotidae), in Afrika, Südasien und den benachbarten Inseln; 12 Gattungen mit 50 Arten; Schnabel mit hornigen Aufsätzen. S. Nashornvogel.
15. Wiedehopfe (Upupidae), in den Tropen der Alten Welt; 2 Gattungen mit etwa 20 Arten. S. Wiedehopf.

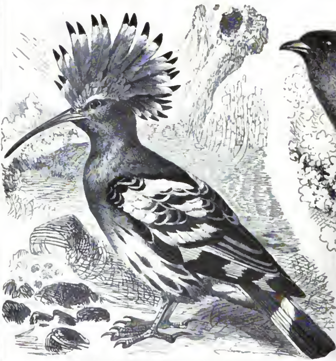
Klettgau, ein breites, mit großen Ortschaften besetztes jurassisches Thalgelände, von der Wutach durchflossen und von der badischen Staatsbahnstrecke Waldshut-Schaffhausen durchzogen, gehört in seinem erweiterten Oberteil zum schweizerischen Kanton Schaffhausen, im schmälern Unterteil zum Großherzogtum Baden (Kreis Waldshut) und ist ein gutes Getreide- und Weinland (s. Hallau). Der K. gehörte seit 1239 der Linie Lauffenburg-K. der Grafen von Habsburg,



Buntspecht (Dendrocopus major). 1/4. (Art. *Spechte.*)



Blaurake (Coracias gar

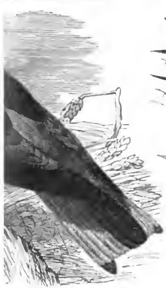


Wiedehopf (Upupa epops). 1/3. (Art. *Wiedehopf.*)

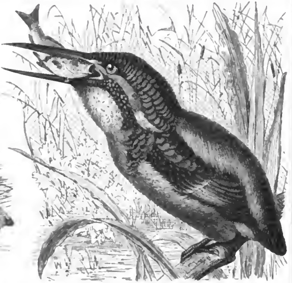


Kuckuck

rvögel.



la). 1/3 (Art. *Mandelkrähe.*)



Eisvogel (Alcedo ispida). 2/3. (Art. *Eisvogel.*)



(Cuculus canorus). 1/2. (Art. *Kuckuck.*)



Pfefferfresser (Ramphastus Toco). 1/3. (Art. *Tukan.*)

stitut in Leipzig.

Zum Artikel »Klettervögel«

kam 1408 durch Heirat an die Grafen von Sulz, von denen eine Linie sich seit 1572 danach benannte, und fiel 1687 an die Fürsten von Schwarzenberg, die ihn 1813 an Baden verkauften. S. Karte »Baden«. Vgl. Wanner, Geschichte des Klettgaues (Schaffh. 1857).

Kletzko (Klecko), Stadt im preuß. Regierungsbezirk Bromberg, Kreis Gnesen, zwischen mehreren Seen, hat eine evangelische und eine kath. Pfarrkirche und (1885) 1872 meist kath. Einwohner.

Kleutgen, Joseph, kath. Theolog, geb. 9. Sept. 1811 zu Dortmund, trat nach vollendeten Studien 1834 in den Jesuitenorden, lehrte sodann in Freiburg und Brieg Rhetorik und Moral, war 1843—70 und 1878—81 am Ordensgeneralat, am Collegium Germanicum und als Konsultor der Indexkongregation in Rom thätig, lebte 1870—78 und seit 1831 in Tirol und starb 13. Jan. 1883 in Kaltern. Von seinen Schriften erwähnen wir: »Philosophie der Vorzeit verteidigt« (Münst. 1860—63, 2 Bde.; 2. Aufl., Innsbr. 1878, 2 Bde.); »Die Theologie der Vorzeit verteidigt« (Münst. 1860—73, 4 Bde.); »Die oberste Lehrgewalt des römischen Bischofs« (1870); »Institutiones theologicae« (Regensb. 1881, Bd. 1); »Das Evangelium des heil. Matthäus« (Freiburg 1882). Seine kleinern Werke erschienen gesammelt in 6 Bänden (Münst. 1868—74).

Kleve (Cleve), ehemaliges Herzogtum im westfälischen Kreis, zu beiden Seiten des Rheins, zwischen dem Hochstift Münster, der Abtei Essen, dem Herzogtum Berg, Brabant u. Geldern gelegen (s. »Geschichtskarte zu Deutschland«), umfaßte 2200 qkm (40 QM.) Areal, das, vom Rhein, der Ruhr, der Emscher und Lippe, der Maas, der Niers und der Alten Yssel bewässert, 100,350 größtenteils kath. Einwohner (das Fürstentum Mörs inbegriffen) zählte. — Das Ländchen, früher Grafschaft K. (comitatus Cliviae), gehörte ursprünglich den Grafen von Teisterbant, kam um 1000 an die Herren von Antoin (in Flandern) als Reichslehen und nach dem Erlöschen des Mannesstamms derselben mit Johann I. 1368 an die Grafen von der Mark. K. wurde 1417 vom Kaiser Siegmund zum Herzogtum erhoben. Herzog Johann III., der Friedfertige, schon seit 1511 Herzog von Jülich (s. d.) und Berg, vereinigte 1521 diese Herzogtümer mit K. Er führte 1533 die Reformation in seinen Staaten ein und schloß mit dem Herzog Karl von Geldern einen Erbvertrag, dem zufolge nach des letztern kinderlosem Tod 1538 Geldern und Zütphen an K. fielen; doch mußten jene Länder schon 1543 an den Kaiser Karl V. abgetreten werden. Nachdem Johann Wilhelm IV. 1609 ohne Erben gestorben war, erhoben mehrere fürstliche Häuser Ansprüche auf seine hinterlassenen Länder Jülich, K., Berg, Mark, Ravensberg, Ravenstein, was den jülich-klevischen Erbfolgestreit (s. Jülich, Herzogtum) herbeiführte. K. kam während desselben 1609 in vorläufigen, 1666 in definitiven Besitz der Kurfürsten von Brandenburg. Von 1609 bis 1672 hielten indes die Generalstaaten die festen Plätze von K. mit ihren Truppen besetzt, und erst der Große Kurfürst von Brandenburg vereinigte nach Vernichtung der ständischen Sonderrechte K. völlig mit dem brandenburgisch-preußischen Staat. Nachdem K. 1757—62 in französischer Gewalt gewesen war, blieb Preußen im Besitz des eigentlichen Herzogtums bis zum Baseler Frieden 1795, in welchem es den Teil auf der linken Rheinseite (etwa 990 qkm oder 18 QM.) an Frankreich abtrat, das denselben mit dem Roerdepartement vereinigte. Die Distrikte Zevenaer, Huissen und Malburg kamen 1803 an die Batavische Republik. 1805 trat Preußen auch den auf der rechten Rheinseite gelegenen Teil von K. an Frankreich ab. Napoleon I. schlug Stadt und Festung Wesel zum Roerdepartement und den übrigen Teil zu dem 1806 gegründeten Großherzogtum Berg; 1810 aber verband er das nördlichste Stück desselben mit dem französischen Departement Overyssel. Nach dem Sturz Napoleons I. wurde K. mit dem linken Rheinufer an Preußen zurückgegeben; nur die Distrikte Zevenaer, Huissen und Malburg kamen mit Geldern an die Niederlande. K. hatte nun von 1816 bis 1821 eine eigne Regierung, wurde aber darauf zum Regierungsbezirk Düsseldorf geschlagen. Vgl. Char, Geschichte des Herzogtums K. (Kleve 1845).

Kleve, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Düsseldorf, an und auf den Ausläufern des Heibergs und Hagenwaldes, am schiffbaren Spoykanal und an den Linien Neuß-Zevenaar und K.-Nimwegen der Preußischen Staatsbahn, 46 m ü. M., ist im holländischen Geschmack erbaut und besteht aus der Ober- und Unterstadt. Unter den Gebäuden sind bemerkenswert: das auf einer Anhöhe liegende Residenzschloß der ehemaligen Herzöge mit dem 56 m hohen, angeblich von Julius Cäsar erbauten Schwanenturm (Sage vom Schwanenritter), das jetzt, zum Teil abgebrochen und umgebaut, als Sitz des Landgerichts und als Gefängnis dient (auf dem Platz davor das 1859 errichtete, von Bayerle entworfene Denkmal des Kurfürsten Johann Siegmund); die Stifts-, jetzt katholische Pfarrkirche, im gotischen Stil, von 1341 bis 1427 erbaut, mit den Grabmälern mehrerer Grafen und Herzöge von K.; die Annexkirche (früher Minoritenkloster) mit trefflich eingerichtetem Krankenhaus; die reformierte, die lutherische und die Mennonitenkirche, die Synagoge, 2 Klöster rc. Sehenswert sind auch noch die vom Verschönerungsverein besorgten, von Custodis in Köln ausgeführten Brunnenmonumente: Otto der Schütz und der Schwanenritter, letzteres nach Zeichnungen von Steinle und Statz. K. zählt (1885) mit Garnison (ein Füsilierbat. Nr. 56) 10,170 Einw., meist Katholiken, welche Fabrikation landwirtschaftlicher Geräte, Seilerei, Zigarren- und Tabaksfabrikation, Vieh- und Flachshandel rc. betreiben. Es bestehen daselbst ein Landgericht, ein Hauptzollamt, ein Gymnasium, eine landwirtschaftliche Schule und ein Arrest- und Korrektionshaus. Zum Landgerichtsbezirk K. gehören die 9 Amtsgerichte zu Dülken, Geldern, Goch, Kempen, K., Lobberich, Mörs, Rheinberg und Xanten. Östlich von der Stadt befindet sich ein Überrest des früher am Residenzschloß vorbeifließenden Rheinstroms, Kermisdal genannt, der später kanalisiert wurde und als Spoykanal K. mit dem Rhein verbindet. Bei der prächtigen Kanalschleuse steht ein Monument der von Goethe besungenen Johanna Sebus. Im O. dehnt sich der Bergabhang über den Prinzenhof, früher Sitz des Prinzen Moritz von Nassau-Siegen, brandenburgischen Statthalters in K., 6 km weit aus nach »Berg und Thal«, wo das (1811 von Napoleon I. hergestellte) Kenotaphium des Prinzen steht. Nördlich windet sich die Hügelreihe, Tiergarten genannt, mit schönen Parkanlagen und einer eisenhaltigen Quelle, an der Landstraße nach Nimwegen hinab. Die in Verfall geratene eisenhaltige Mineralquelle ward 1846 neu gefaßt, dabei auch eine Trinkhalle und ein Badehaus (Friedrich-Wilhelmsbad) und 1870—71 eine neue Wasserheilanstalt errichtet. Wegen der Schönheit seiner Lage, seiner prächtigen Umgebung und seiner gesunden Luft (2 km von der

Stadt liegt der über 10,000 Hektar große und wildreiche Reichswald) wird K. im Sommer von vielen Fremden besucht. — Die Stadt, deren Name (Cleve, Clive, Kleef) auf die Lage derselben am Bergvorsprung deutet, verdankt ihre Entstehung dem ersten von Kaiser Heinrich II. nach K., d. h. nach der alten (römisch-fränkischen) Burg, versetzten Erbgrafen Rudgar von Flandern. 1242 erhielt es Stadtrecht. Später bildete K. das Zentrum der klevischen Grafschaft. Vgl. Velsen, Die Stadt K. (Kleve 1846); Scholten, Die Stadt K., Beiträge zur Geschichte derselben (das. 1879—81); Brockmann, Bad K. und Umgegend (Düsseld. 1886).

Klever, Julius von, russ. Maler, geb. 19. (31.) Jan. 1850 zu Dorpat von deutschen Eltern, besuchte das dortige Gymnasium und seit 1867 die Kunstakademie in Petersburg, auf welcher er sich der Landschaftsmalerei unter M. v. Klodt und Warjabjow widmete. Er bildete sich dann weiter durch eifrige Naturstudien in den russischen Ostseeprovinzen aus. Seit 1873 hat er sich häufig an Ausstellungen außerhalb Rußlands beteiligt. 1878 wurde er Mitglied der Petersburger Akademie und 1881 Professor der Landschaftsmalerei an derselben. Sein Lieblingsgebiet ist der russische Wald, dessen erhabene Schwermut er besonders zur Winterszeit bei Sonnenuntergang mit großer Anschaulichkeit zu schildern weiß. Er versteht aber auch den eigentümlichen Charakter, welchen der russische Wald im Frühling und im Herbst annimmt, mit schlichter Naturwahrheit festzuhalten. Auch in Strandlandschaften entfaltet er eine hervorragende Begabung. Seine Hauptbilder, die sich in der Sammlung der Petersburger Akademie und im russischen und Berliner Privatbesitz befinden, sind: esthländisches Fischerhaus, 20 Grad Réaumur (in einer russischen Vorstadt), russischer Spätherbst, Dämmerung am Meer (Ostseestrand), Meeresstille, esthländische Wassermühle, Insel Nargö bei Reval, verlassener Park im Schloß Marienburg in Livland, russischer Wald im Winter, Stillleben im Wald, welke Blätter, Fischerdorf am Peipussee.

Klfs., s. *Kaulf.*

Klg., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für J. C. F. Klug (s. d.).

Klicker (Schusser), kleine, aus mannigfach gefärbtem Thon gebrannte oder in besondern Mühlen geschliffene steinerne Kugeln zum Spielen der Kinder, eignen sich auch sehr gut zum Verschließen von Büretten, Ventilen 2c.

Klicpera (spr. klitz-), Wenzeslaw, tschech. Dramendichter, geb. 23. Nov. 1792 zu Chlumetz, ward Professor am akademischen Gymnasium der Altstadt Prag und k. k. Schulrat; starb 15. Sept. 1859. Er war neben Machatschek und Turinsky der erste, welcher eine würdige Richtung im tschechischen Drama einschlug. Die meisten von Klicperas Stücken sind Originale und geschickt in der Konzeption, in den Situationen neu und effektvoll. Wir nennen davon die Trauerspiele: »Sobieslav und Friedrich«, »Die Familie Swojanow«, »Die Zwillinge« und das Lustspiel »Der Zauberhut«. K. schrieb auch Novellen, die sich durch glückliche Erfindung und treffliche Charakterschilderung auszeichneten. Seine »Gesammelten Schriften« erschienen 1864.

Klieber, Joseph, Bildhauer, geb. 1773 zu Innsbruck, bildete sich an der Wiener Akademie unter Zauner und Fischer und wurde 1814 Direktor der Medailleur- und Graveurschule in Wien, wo er 1850 starb. Von seinen Werken sind die bedeutendsten: Statue Kaiser Franz' I. im polytechnischen Institut zu Wien, Apollon und die neun Musen im Palast auf der Bastei zu Wien, die Ehrenpyramide Franz' I. zu Klausenburg und die Medaille auf die Vermählung Napoleons I. mit Marie Luise (1811) und den Kardinal Erzherzog Rudolf (1819).

Kliefoth, Theodor Friedrich Detlev, luther. Theolog, geb. 18. Jan. 1810 zu Körchow in Mecklenburg, studierte zu Berlin und Rostock und ward 1833 Instruktor erst des Herzogs Wilhelm, dann 1837 des damaligen Erbgroßherzogs Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin, 1840 Prediger in Ludwigslust, Superintendent der Diözese Schwerin und 1850 Oberkirchenrat und Mitglied der kirchlichen Oberbehörde in Mecklenburg-Schwerin. Er schrieb: »Einleitung in die Dogmengeschichte« (Parchim u. Ludwigsl. 1839); »Theorie des Kultus der evangelischen Kirche« (das. 1844); »Die ursprüngliche Gottesdienstordnung in den deutschen Kirchen lutherischen Bekenntnisses, ihre Destruktion und Reformation« (Rost. 1847); »Acht Bücher von der Kirche« (Schwer. 1854, Bd. 1); »Liturgische Abhandlungen« (das. 1854—61, 8 Bde.; 2. Aufl. 1858 ff.); Kommentare zu den Propheten Sacharja (das. 1881), Ezechiel (Rost. 1864—65, 2 Tle.), Daniel (Schwer. 1868), der Offenbarung Johannis (Leipz. 1874), und »Christliche Eschatologie« (das. 1886). Auch hat er mehrere Sammlungen seiner Predigten veröffentlicht; 1854 bis 1859 gab er in Gemeinschaft mit Mejer in Rostock die »Kirchliche Zeitschrift« heraus. Allgemeines Aufsehen hat er durch sein Verfahren gegen Professor Baumgarten, welches dessen Absetzung zur Folge hatte, erregt. In neuester Zeit ist er der Durchführung der deutschen Kirchengesetze sowie der Einführung der Zivilehe entgegengetreten.

Klient (lat. Cliens), s. Klientel.

Klientel (lat. Clientela), ein röm. Rechtsverhältnis, ähnlich der deutschen Hörigkeit (Klient, s. v. w. Höriger), ein uraltes Institut italischer Völkerschaften. Auf Rom ging es von Latium über und bildete sich daselbst zu einem ganz eigentümlichen Verhältnis aus. Der Klient gehörte zur Familie des Patriziers, der sein Patronus war (jedoch ohne Mitglied derselben zu sein), und erhielt von diesem ein Grundstück zum Bebauen. Der Patron mußte ihn vor Gericht vertreten, sich seines Vermögens und seiner Geschäfte annehmen, überhaupt ihm jeden Schutz angedeihen lassen. Der Klient war dagegen seinem Patron zu Gehorsam verpflichtet, mußte ihn unterstützen, wenn es not that, und zog mit ihm in den Krieg, wie er auch an den Familienfesten des Patrons teilnahm. Denn das Verhältnis wurde durchaus als ein heiliges Familienverhältnis aufgefaßt; der Klient durfte daher weder gegen den Patron Zeugnis ablegen, noch wurde dasselbe von diesem gegen jenen verlangt. Durch die Übersiedelung unterworfener Gemeinden nach Rom, durch Freilassungen 2c. wuchs die Zahl der Klienten sehr an, und allmählich gingen sie in der Plebs auf. Gegen das Ende der Republik wurde das Patronat sogar so weit ausgedehnt, daß ganze Städte und Völker sich einen römischen Großen zum Patron wählten; so waren z. B. die Meteller die Patrone von Sizilien und die Scipionen die Patrone von Massilia. — In unsrer heutigen Gerichtssprache nennt man die von einem Anwalt Vertretenen die Klienten desselben; auch wird der Ausdruck wohl noch auf andre Verhältnisse übertragen, um die Beziehungen Schutzbefohlener zu ihrem mächtigen Vertreter zu bezeichnen.

Klikspan, Pseudonym, s. Kneppelhout.

Klima (griech.), ursprünglich jede »Neigung«, aber

auch speziell die Neigung einer Stelle der Erdoberfläche gegen die Rotationsachse der Erde, welche von ihrer geographischen Breite abhängig ist. In dieser mathematisch-astronomischen Bedeutung wird das Wort K. nach dem Vorgang der alten Geographen, namentlich des Ptolemäos, auch in Bezug auf die größten Tageslängen einer Gegend der Erde gebraucht, indem man Klimate (astronomische) die Zonen zwischen je zwei Parallelkreisen der Erde nennt, für welche vom Äquator nach den Polarkreisen zu die Dauer des längsten Tags um eine halbe Stunde zunimmt. Man unterscheidet hiernach auf jeder Halbkugel, vom Äquator bis zum Polarkreis fortschreitend, 24 Klimate, zu welchen zwischen dem Polarkreis und dem Pol selbst noch sechs hinzutreten, für welche die Dauer des längsten Tags von einer Zone (oder einem K.) zur andern immer um einen Monat wächst. Am Pol selbst muß der längste Tag 6 Monate dauern. Während die Klimate am Äquator mehrere Grade breit sind, sinken sie bei Annäherung an den Polarkreis auf die Breite von einigen Minuten herab und erreichen dann erst wieder in der kalten Zone, wo die Dauer des längsten Tags von K. zu K. um einen Monat wächst, eine größere Breite. Die folgende Tabelle gibt für die nördliche Halbkugel die Daten für einige dieser Klimate an:

Klima	Längster Tag	Parallelkreis als Grenze	Breite des Klimas
	12 Stunden	Äquator = 0°	—
1.	12½ "	8° 34'	8° 34'
2.	13 "	16 45	8 11
7.	15½ "	45 39	4 13
8.	16 "	49 4	3 26
9.	16½ "	52 1	2 57
10.	17 "	54 32	2 31
11.	17½ "	56 40	2 8
16.	20 "	63 24	0 57
17.	20½ "	64 12	0 48
18.	21 "	64 51	0 39
23.	23½ "	66 30	0 8
24.	24 "	66 33	0 3
25.	1 Monat	67 20	0 47
26.	2 Monate	69 38	2 18
29.	5 "	82 55	5 1
30.	6 "	Pol = 90°	7 5

Wegen der Strahlenbrechung oder Refraktion der Sonne ist in jedem dieser Klimate die Dauer des längsten Tags immer etwas größer als die angegebenen Zahlen, welche aus den verschiedenen Stellungen der Sonne berechnet sind. Auch ist noch die Bewegung der Erde in der Ekliptik von Einfluß auf die Tageslängen, also auch auf diese Klimate. Diese von den alten Geographen eingeführte Einteilung der Erdoberfläche in Klimate bezweckte, die geographische Breite eines Ortes nach der Dauer des längsten Tags an diesem Ort zu bestimmen. Jetzt ist diese Einteilung der Erdoberfläche in astronomische Klimate nicht mehr gebräuchlich.

Jetzt wird das Wort K. ausschließlich in **meteorologischer u. physisch-geographischer** Beziehung gebraucht. Man übertrug den Namen K. zunächst auf die Witterungsverhältnisse eines Ortes, weil man diese nur für eine Funktion der Breite hielt. Dies würde aber nur dann der Fall sein, wenn die ganze Erdoberfläche mathematisch genau eine Sphäroidfläche ohne Unebenheiten wäre und durchweg aus derselben Substanz bestände. Doch wie verschieden gestalten sich nicht die Witterungsverhältnisse unter derselben Breite je nach der Lage des Ortes auf einem Gebirge oder im Flachland sowie nach der Beschaffenheit der Erdoberfläche, wenn dieselbe Meer oder Festland ist, oder wenn letzteres aus einer trocknen Sandwüste oder aus einem von Flüssen durchzogenen Waldgebiet besteht. Gegenwärtig versteht man unter K. den Zustand des Wetters an einem bestimmten Ort oder in einer bestimmten Gegend oder, was dasselbe sagt, die Größe und die Beschaffenheit der meteorologischen Elemente sowie deren periodische und nichtperiodische Veränderungen. Die klimatischen Untersuchungen beziehen sich demnach auf die Temperatur, die Feuchtigkeit, den Luftdruck, den ruhigen Luftzustand oder die Wirkung ungleichnamiger Winde, die Größe der elektrischen Spannung, die Reinheit der Atmosphäre oder ihre Vermengung mit mehr oder minder schädlichen gasförmigen Ausdünstungen, endlich den Grad habitueller Durchsichtigkeit und Heiterkeit des Himmels, der nicht bloß wichtig ist für die vermehrte Wärmestrahlung des Bodens und die organische Entwickelung der Gewächse, sondern auch für die Gefühle und Seelenstimmung des Menschen. Die Lehre von den Klimaten der verschiedenen Gegenden bildet den Teil der Meteorologie (s. d.), welchen man **Klimatologie** nennt. Da die Temperaturverhältnisse den für uns fühlbarsten Einfluß auf das K. eines Ortes ausüben, so hat man die verschiedenen Zonen, in welche die Erdoberfläche nach den verschiedenen Konstellationen der Sonne durch die beiden Wendekreise und die beiden Polarkreise geteilt wird, nach der Wärmemenge, welche die Orte einer Zone der Erde durchschnittlich im Lauf eines Jahrs erhalten, die heiße, die wärmere und kältere gemäßigte und die kalte Zone genannt und danach auch das K. der Gegenden innerhalb jener Zonen bezeichnet. Die durchschnittliche Wärme oder das K. der heißen Zone ist 30–20° C., der wärmern gemäßigten Zone 20–12° C., der kältern gemäßigten Zone 12–4° C., der kalten Zone 4° C. bis –10° C. und darunter. Die mittlere Jahrestemperatur ist aber keineswegs allein entscheidend für das K. eines Ortes; vielmehr sind es die Verteilung der Wärme im Lauf eines Jahrs und die geographische Lage eines Ortes sowie seine Erhebung über den Meeresspiegel, die Konfiguration der Erdoberfläche und die dadurch bedingten Änderungen in der Witterung, welche das K. desselben bestimmen. Daher unterscheidet man die durch die Zonen bestimmten verschiedenen Formen des Klimas, das tropische, das temperierte oder gemäßigte und das kalte K., noch anders voneinander als durch ihre jährliche Mitteltemperatur. Das tropische K. zeigt außer einer hohen Mitteltemperatur eine geringe jährliche, aber eine bedeutende tägliche Veränderung derselben, eine große Menge Wasserdampf, regelmäßige Windverhältnisse und eine beträchtliche Regenmenge, welche zu bestimmten Zeiten des Jahrs fällt, nämlich dann, wenn die Mittagshöhe der Sonne am größten ist. Die Jahreszeiten des tropischen Klimas sind daher: die Regenzeit, die mit dem höchsten Sonnenstand eintritt, und die trockne Jahreszeit, welche mit dem niedrigsten Sonnenstand zusammenfällt. Je nachdem der Ort weiter vom Äquator entfernt ist oder näher an ihm liegt, wechseln diese beiden Zeiten ein- oder zweimal im Jahr. Das tropische K. umfaßt die Region der Passate und der Monsune und wird in der Mitte geteilt durch den Gürtel der äquatorialen Windstillen oder Kalmen (s. d.). Das gemäßigte K. zeigt eine Mitteltemperatur von 20–4° C. Je weiter man sich vom Äquator entfernt, desto größer wird durchschnittlich die jährliche Veränderung der Temperatur, desto geringer die Menge des Wasser-

dampfes, desto unregelmäßiger die Windverhältnisse und desto schwächer und ungleichmäßiger verteilt die Menge des atmosphärischen Niederschlags. Das kalte K. umfaßt die Gebiete der beiden kalten Zonen; ihre Mitteltemperatur ist 4° C. und darunter. Gerade in diesem K. ist die Temperatur das meteorologische Element, welches den entscheidenden Einfluß auf die klimatologischen Zustände ausübt. Die Temperaturbeobachtungen in den Polargegenden sind zwar vorläufig noch lückenhaft, doch hat es sich bereits herausgestellt, daß auf der nördlichen Halbkugel die niedrigste mittlere Jahrestemperatur nicht auf den geographischen Nordpol fällt, der geographische Nordpol und der Kältepol also verschiedene Punkte sind. Obgleich in den letzten Dezennien während der Überwinterungen in arktischen Gegenden mehrfache Temperaturbeobachtungen ausgeführt sind, so fehlt doch noch viel, bis wir über die Witterungsverhältnisse der kalten Zone aufgeklärt sein werden. Als charakteristisches Kennzeichen des Polarklimas kann man ansehen, daß während der strengen Kälte des Winters (als niedrigste Temperatur hat man in Floeberg Beach, Grantland, 82° 27′ nördl. Br., im Winter 1875/76 —58,8° C. beobachtet) der Himmel klarer ist als im Sommer, wo bei etwas milderer Luft Nebel mit Regen und Schnee zu wechseln pflegt. Die Perioden eines heitern Himmels dauern dann, wenn südliche oder westliche Winde über das vom Eis freie Meer wehen, meistens nur wenige Tage oder selbst auch nur Stunden. Außer den durch die Zonen bedingten Klimaten unterscheidet man nun noch das ozeanische oder See-, Insel- oder Küstenklima im Gegensatz zum kontinentalen oder Binnenlandklima, das Gebirgsklima im Gegensatz zum Tieflandsklima und das K. von Hochebenen. Das ozeanische oder Seeklima zeichnet sich aus durch relativ hohe Wintertemperatur und relativ niedrige Sommertemperatur, geringe jährliche und tägliche Veränderung der Temperatur, große Feuchtigkeit, starke Winde, zumal im Winter, viel Niederschlag und dichte Bewölkung; das kontinentale oder Binnenlandsklima durch warmen Sommer und kalten Winter, trockne Luft, schwache und unregelmäßige Winde, klaren Himmel und wenig Niederschlag. Das feste Land, welches die Wärmestrahlen leichter absorbiert und ausstrahlt als das Meer, wird sich schneller erwärmen und leichter wieder erkalten als dieses, welches wegen der größern spezifischen Wärme des Wassers nicht so schnell erwärmt wird, aber die einmal erlangte Wärme auch nicht so rasch wieder abgibt. Die Temperatur der Meeresoberfläche ist deshalb gleichförmiger und die Größe ihrer Schwankungen, sowohl der jährlichen als auch der täglichen, geringer als in der Mitte der großen Kontinente. Außerdem wird die Ausgleichung der Temperaturextreme in der Nähe der Küsten auch noch dadurch bewirkt, daß der Himmel hier meistens bedeckt ist und dadurch sowohl der wärmende Einfluß der Sonnenstrahlen im Sommer als auch die Erkaltung der Erdoberfläche durch Wärmestrahlung

Seeklima.

Ort	Geogr. Breite nördlich	Mittlere Temperatur			Unterschied °C.
		Jahr °C.	wärmster Monat °C.	kältester Monat °C	
Reykjavik (Island)	64° 8′	4,1	13,4	—2,1	15,5
Bergen	60 24	8,2	15,8	1,7	14,1
Edinburg	55 57	8,4	14,3	3,0	11,3
Dublin	53 23	9,5	16,0	3,6	12,4
Fort Vancouver (Nordamerika)	45 49	11,0	18,9	3,3	15,6
Lissabon	38 42	16,4	22,3	10,8	11,5
Funchal (Madeira)	32 38	19,8	23,3	17,3	6,0

Kontinentalklima.

Ort	Geogr. Breite nördlich	Mittlere Temperatur			Unterschied °C.
		Jahr °C.	wärmster Monat °C.	kältester Monat °C.	
Jakutsk	62° 2′	—10,6	16,9	—43,0	59,9
Petersburg	59 56	2,6	17,6	—10,5	28,1
Moskau	55 45	5,2	19,1	—10,2	29,3
Irkutsk	52 17	0,3	18,3	—19,6	37,9
Bukarest	44 26	8,0	20,1	— 6,5	26,6
Peking	39 54	12,9	27,6	— 3,7	31,3
Bagdad	33 20	23,1	34,5	7,0	27,5

Europa ist unter allen Ländern gleicher geographischer Breite in Bezug auf seine Wärmeverhältnisse ganz besonders günstig gelegen, indem es bei verhältnismäßig warmem Sommer und gelindem Winter im Sommer dem Kontinentalklima und im Winter dem Seeklima zugehört und darin das Gegenteil von Nordamerika bildet, welches mit seinem verhältnismäßig kühlen Sommer zum Seeklima und mit seinem strengen Winter zum Kontinentalklima gehört. Daß die Einflüsse des Land- und Seeklimas auf das Gedeihen der Kulturpflanzen von der größten Bedeutung sind, ist klar. An vielen Orten Sibiriens wird z. B. bei einer mittlern Jahrestemperatur von — 10,3° C. während des kurzen und heißen Sommers Getreide auf einem Boden gebaut, welcher in einer Tiefe von 1 m stets gefroren bleibt, während auf Island bei einer viel höhern mittlern Jahrestemperatur und einem viel mildern Winter der Bau von Getreide nicht mehr möglich ist, weil die dort herrschende niedrige Sommertemperatur dasselbe nicht mehr zur Reife gelangen läßt. Das K. von Gebirgen ist dadurch charakterisiert, daß die Temperatur mit wachsender Erhebung über die Meeresfläche abnimmt, und daß große Gebirgsmassen die Luft durch die auf ihnen angesammelten Eis- und Schneemassen abkühlen. Auch haben die Gebirge einen wesentlichen Einfluß auf die atmosphärischen Niederschläge, die in unsern Gegenden vorzugsweise auf der südwestlichen Seite erfolgen und bei isoliert liegenden Gebirgen, wie z. B. beim Harz, wesentlich verschiedene Feuchtigkeitsverhältnisse auf der südwestlichen und der nordöstlichen Seite zur Folge haben. Auf Hochebenen von bedeutendem Umfang wird es im allgemeinen wärmer sein als auf isolierten Bergkuppen von gleicher Höhe. In

die Feuchtigkeit der Atmosphäre und bewirken ein Zurückhalten der Bodenfeuchtigkeit, während vegetationslose Gegenden entgegengesetzte Verhältnisse hervorrufen. Auch das Wohlbefinden der Menschen ist in hohem Grad von der Gleichmäßigkeit des Klimas abhängig, wobei noch die Verteilung der Wärme innerhalb 24 Stunden in Betracht kommt. Gesellen sich zur gleichmäßigen Verteilung der Wärme noch Reinheit der Luft und Beständigkeit im Feuchtigkeitsgehalt derselben, so kann ein Ort mit solchem K. den wohlthuendsten Einfluß auf den Menschen ausüben, und wie in solchen Gegenden manche Krankheiten niemals aufzutreten pflegen, so können Menschen, die mit denselben behaftet sind, durch einen längern oder kürzern Aufenthalt an einem sogen. »klimatischen Kurort« (s. d.) geheilt werden.

In Bezug auf das K. eines Ortes ist hier noch die Frage zu erledigen, ob sich dasselbe im Lauf der geschichtlichen Zeit ändern kann. Die Temperatur der Erde ist, soweit die Beobachtungen reichen, dieselbe geblieben. Aus der Thatsache, daß in Palästina heute noch Weinstock und Dattelpalme nebeneinander kultiviert werden wie zur Zeit Moses', schließt Arago, daß sich das K. jenes Landes nicht wesentlich geändert haben kann, weil die geographische Südgrenze für den Weinstock mit der Nordgrenze für die Dattelpalme zusammenfällt. Bei den klimatischen Veränderungen eines Landes hat außer der Wärme auch die atmosphärische Feuchtigkeit einen wesentlichen Einfluß, und für Europa deuten verschiedene Thatsachen darauf hin, daß die Feuchtigkeit in historischen Zeiten abgenommen hat. Das Aussterben gewisser Pflanzen in nördlichen Gegenden sowie das Zunehmen des Eises an der Ostküste Grönlands stehen zwar unzweifelhaft fest, doch kann man daraus ebensowenig wie aus den vielfach beobachteten Veränderungen in der Lage des untern Randes einiger Alpengletscher auf eine säkulare Veränderung im K. schließen, da derartige Erscheinungen vorübergehend und durch andre Verhältnisse als durch klimatische Änderung veranlaßt sein können. Ob eine säkulare Veränderung im K. eines Landes stattgefunden hat oder nicht, wird sich erst nachweisen lassen, wenn Beobachtungen über eine längere Zeit vorliegen als bisher. Vgl. Lorenz und Rothe, Lehrbuch der Klimatologie, mit besonderer Rücksicht auf Land- und Forstwirtschaft (Wien 1874); Hann, Klimatologie (Stuttg. 1883); Woeikof, Die Klimate der Erde (Jena 1886); Köppen, Anleitung zu klimatischen Untersuchungen (Braunschw. 1886).

Klimakterische Jahre (Stufenjahre, kritisches Alter), diejenigen Lebensjahre, in welchen der menschliche Organismus scharf ausgeprägten, gewissermaßen stoßweise auftretenden Veränderungen unterworfen sein soll. Solche stoßweise Veränderungen kommen jedoch genau genommen nicht vor, alle Umwandlungen und Entwickelungsvorgänge am Organismus geschehen vielmehr allmählich. Gegenwärtig pflegt man als k. J. diejenigen zu bezeichnen, in welchen beim Weib die geschlechtlichen Funktionen erlöschen, wo die Frau zur Matrone wird, also Zeit, in der die Konstellation zweier Gestirne für den Einzelnen oder für das Allgemeine Gefahr andeuten soll, so z. B., wenn Mars und Merkur divergieren: Krieg und Hungersnot, 2c.

Klimatische Kurorte, Orte, welche durch ihr Klima den Verlauf gewisser Krankheiten günstig zu beeinflussen vermögen. Als klimatische Faktoren kommen hauptsächlich in Betracht: die Entfernung vom Äquator, die Höhenlage, die Beschaffenheit des Bodens (Berg, Thal, Ebene), die Nähe des Meers, die Bewachsung des Bodens (Ackerfeld, Wiese, Wald) und die Bewässerung (fließende, stehende Gewässer). Diese Faktoren bestimmen die Dichtigkeit der Luft, ihre Temperatur und Feuchtigkeit, die Häufigkeit der Niederschläge, den größern oder geringern Schutz vor Winden, das Maß der Besonnung und die Reinheit der Luft von Staub. Daß k. K. nicht in der Nähe großer gewerblicher Betriebe, welche die Luft verunreinigen, liegen können, ist selbstverständlich. In Bezug auf die Benutzung von Heilzwecken unterscheidet man das See- und Küstenklima von den Klimaten des Binnenlandes, die sich wieder wesentlich modifizieren, je nachdem es sich um höher oder niedriger gelegene Ebenen, um Thäler, Berge, um höhere Gebirge oder um das eigentliche Hochgebirge handelt. Die höhern Gebirge unterscheiden sich wieder wesentlich, je nachdem sie unter dem Einfluß von Hochgebirgen stehen oder nicht. Dabei bleibt immer die Hauptfrage, ob der Gang der Meteorationserscheinungen ein gleichmäßiger ist oder nicht. Besondere Beachtung verdienen die Winterstationen, in welchen sich der Winter verhältnismäßig günstig zu gestalten pflegt. Man unterscheidet folgende Gruppen:

1) Die binnenländischen Ebenen, Thäler, Kesselthäler und Höhen bis zu 400 m ü. M. Alle klimatischen Kurorte dieser Art stellen geringe Anforderungen an Atmung und Wärmeausgleich; je mehr sie in geschützter Lage von Wald und Höhen umgeben sind, um so gleichmäßiger ist die Wärme, um so weniger wird Nerventhätigkeit und Stoffwechsel in Anspruch genommen. Es sind daher vorzugsweise reizbare, schwächliche Personen, Rekonvaleszenten von erschöpfenden Krankheiten, Kranke, welche an Katarrhen der Schleimhäute und der Lunge leiden oder zu Erkältungen und Rheumatismus disponiert sind, welche hier Besserung finden. Hierzu zählen Elgersburg in Thüringen, zahlreiche Orte am Harz, Kalw im Nagoldthal in Württemberg, 349 m hoch, mit Tannenluft, Freiburg i. Br., Gernsbach bei Baden-Baden (211 m), Grund am südlichen Harz (303 m) mit Fichtennadelbädern, Milch-, Kräuter- und andern Kuren, Hornberg im Schwarzwald (386 m), Suggenthal ebenda, Neckargemünd (121 m), Wilhelmsbad bei Hanau.

2) Das Bergklima (400–800 m Höhe). Die wechselnde Temperatur dieser meist waldreichen Orte wirkt anregend auf Nervensystem, Atmung und Ernährung, der Puls wird beschleunigt, jedoch in mildem Grad, nicht so stürmisch wie im Hochgebirge, so daß diese K. für sehr viele nicht allzu zarte und reizbare Kranke und Erholungsbedürftige passen. Hierher gehören:

regend auf Nerven und Stoffwechsel wirken, aber auch etwas kräftigere Konstitution der Kranken voraussetzen. Zu diesen zählen **Axenstein** am Vierwaldstätter See (750 m ü. M. und 240 m über dem See), nahe dem etwas tiefer gelegenen **Brunnen**, **Badersee** im bayrischen Hochgebirge, **Beckenried** (437 m) am Vierwaldstätter See, **Thun** und **Brienz**, **Interlaken** im Berner Oberland (ca. 600 m ü. M.), **Sitten** im Kanton Wallis (506 m), **Sonnenberg** auf **Seelisberg** (845 m), **Thusis** (746 m) an der Via mala zwischen Chur und dem Engadin, **Walzenhausen**, **Weggis**, **Weißbad**, **Wolfsberg** u. a. Alle diese schweizerischen Kurorte bilden den Übergang zum

4) eigentlichen Hochgebirge (900 m Höhe und darüber) mit seiner hohen Evaporationskraft der Luft, seiner dünnen, leicht durchsichtigen, meist trocknen Atmosphäre, welche schroffen Temperaturwechseln ausgesetzt ist und deshalb noch intensiver anregend auf alle vegetativen Körperfunktionen, Atmung, Verdauung, Blutzirkulation, einwirkt. Natürlich verlangt die Anwendung dieser Höhenkurorte kräftige, widerstandsfähige Konstitution. Sie wirkt günstig bei manchen Formen von Bleichsucht mit nervösen Störungen, von Verdauungsträgheit infolge von übertriebener Ernährung, bei nervösem und bronchialem Asthma, Skrofulose, chronischen Lungenentzündungen und beginnender Schwindsucht, jedoch, wie eingangs hervorgehoben worden, nur mit individueller Auswahl, da sich ja der Ruf der Höhenkurorte gegenüber der Schwindsucht nur in sehr beschränktem Maß bewährt hat. Als Winteraufenthalt ist besonders **Davos** im Oberengadin (1556 m) bekannt, dessen klare, sonnige, im Winter mehr gleichmäßige Luft einen Aufenthalt von ca. 6½ Stunden im Freien gestattet und manchen Kranken zuträglich ist; jedoch darf man bereits elende und schwer leidende Schwindsüchtige diesem Klima nicht aussetzen. Hier sind zu nennen: **St. Beatenberg** im Berner Oberland (1150 m), **Bergün** (1389 m) am Albulapaß, **Churwalden** (1212 m), welches sich als Übergangsstation vor und nach dem Aufenthalt in noch höher gelegenen Orten besonders empfiehlt, **Engelberg** in Unterwalden (1019 m) in sehr geschützter Lage, **Fettan** (1647 m), **St. Moritz**, **Samaden**, **Pontresina**, **Sils Maria** (sämtlich ca. 1800 m hoch) im Engadin, **Tarasp** (1270 m) ebenda.

5) Das **Seeklima** ist ausgezeichnet durch hohen Luftdruck bei reichlicher Feuchtigkeit, größere Gleichmäßigkeit der Temperatur als im Binnenland, stärkende, kräftige Winde, hohen Ozongehalt. Die klimatischen Kurorte an den Seeküsten wirken kräftig auf die Atmung und Wärmebildung, anregend auf die Herzthätigkeit und sehr erregend auf das Nervensystem; es ist also hier, wie bei den Höhenkurorten, eine widerstandsfähige Konstitution notwendig, da schwächliche und reizbare Personen vom Seeklima überwältigt werden. Für Deutschland kommen wesentlich die Bäder am Ostsee- und Nordseestrand in Frage, von denen die ersten **Scheveningen** in Holland. Während alle bisher aufgezählten klimatischen Kurorte ihre Saison vom Juni bis Mitte oder Ende September haben, mit Ausnahme einiger Höhen- und Seekurorte, gibt es

6) klimatische Winterstationen, welche entweder im Binnenland an geschützter Stelle gelegene Plätze mit gleichmäßigem, nicht zu kaltem Klima, frühem, mildem Frühling sind, wie Kinderhospiz in **Salzuflen** (Lippe), **Baden-Baden**, **Wiesbaden**, **Soden**, oder südlicher liegen und schwächern Kranken über den rauhen Winter möglichst vollkommen hinweghelfen sollen, wie die klimatischen Kurorte am Südabhang der Alpen: **Locarno**, **Lugano**, **Pallanza**, **Pegli** bei Genua, **Ajaccio** auf Corsica, **Venedig**, **Bordighera**, **San Remo**, in trockner, warmer Luft, **Cannes**, **Mentone**, **Nervi**, **Nizza** an der Riviera di Ponente, **Meran** in Südtirol, **Madeira**, **Kairo** und andre Orte in Oberägypten. Alle diese Winterkurorte sind für schwache Rekonvaleszenten, für Lungenkranke und leicht erregbare nervöse Patienten geeignet, sofern diesen die Möglichkeit geboten wird, während des ganzen Winters fast täglich die freie Luft zu genießen und im allgemeinen unter klimatischen Einflüssen zu leben, die nicht hohe oder doch nicht allzu hohe Anforderungen an die vitalen Kräfte des Organismus stellen. Speziell für Lungenkranke hat man an mehreren klimatisch begünstigten Orten Einrichtungen getroffen, welche die Ausnutzung des Winters zu erfolgreicher ärztlicher Behandlung gestatten, so namentlich in Falkenstein im Taunus, zu Görbersdorf in Schlesien und zu Reiboldsgrün in Sachsen. Wintergärten, nach Süden offene Wandelbahnen, drehbare Pavillons und vor allem der nahe Wald gestatten dem Patienten ausgiebigen Genuß der freien Luft. Görbersdorf und Falkenstein verzeichneten nur fünf Wintertage pro Jahr, an welchen die Kranken das Haus nicht verlassen dürfen. Auch die schlesischen Bäder, besonders Reinerz, sind der Ausführung ähnlicher Einrichtungen näher getreten.

In den klimatischen Kurorten sind in neuester Zeit mehrfach Einrichtungen getroffen worden, welche dieselben nach Örtels Methode als **Terrainkurorte** bei Kreislaufsstörungen benutzbar machen (vgl. **Fettsucht**). Neben einer eigentümlichen Diät haben die Patienten vom Arzt genau vorgeschriebene kürzere oder längere Spaziergänge auf mehr oder weniger steigendem Terrain auszuführen. Es sind daher die Wege genau reguliert und nach Wegstunden eingeteilt, so daß z. B. alle zehn Minuten eine Marke am Weg angebracht ist. Bedingung für einen Terrainkurort ist die Lage in einem nicht zu breiten Gebirgsthal, welches, von Anhöhen und Bergen umgeben, die Kranken vor Wind und schroffen Temperaturwechseln schützt. Die Wege sind mit Ruhebänken versehen, auch ist für Schutz gegen plötzlich hereinbrechendes Unwetter gesorgt. Örtel unterscheidet ebene Wege, Wege von geringer und solche von starker Steigung

sen klimatischer Kuren bei Lungenkrankheiten (Wien 1876); Brehmer, Die Ätiologie der chronischen Lungenschwindsucht (Berl. 1885); Fromm, Die klimatische Behandlung der Lungenschwindsucht (Braunschw. 1887); Jaeubasch, Lungenschwindsucht und Höhenklima (Stuttg. 1887); Weber, Klimatotherapie (Leipz. 1880); Sigmund, Südliche klimatische Kurorte (3. Aufl., Wien 1875); Biermann, Klimatische Kurorte (Leipz. 1872); Reimer, Klimatische Sommerkurorte (Berl. 1877); Derselbe, Klimatische Winterkurorte (3. Aufl., das. 1881); Peters, Die klimatischen Winterkurorte Zentraleuropas und Italiens (Leipz. 1880); Meyr, Anleitung zur Wahl der klimatischen Kurorte (2. Aufl., Wien 1880); Gsell-Fels, Südfrankreich und die Kurorte der Riviera (Leipz. 1887); Derselbe, Die Bäder und klimatischen Kurorte der Schweiz (Zürich 1880) und Deutschlands (das. 1884); Feierabend, Die klimatischen Kurorte der Schweiz (Wien 1876); Michaelis, Die bayrischen Alpen als klimatische Kurorte (Dresd. 1875); Helfft-Thilenius, Handbuch der Balneotherapie (9. Aufl., Berl. 1882); Braun und Fromm, Systematisches Lehrbuch der Balneotherapie (5. Aufl., Braunschw. 1886; daraus die oben erwähnte Schrift von Fromm besonders abgedruckt); Lehmann, Bäder- und Brunnenlehre (Bonn 1877); Thilenius, Bäder-Almanach (3. Ausg., das. 1886); Örtel, Über Terrainkurorte (Leipz. 1886); Spezialliteratur bei den einzelnen Orten.

Klimatologie (griech.), Lehre von den klimatischen Verhältnissen, s. Klima.

Klimatotherapie (griech.), die Lehre von der Erhaltung der Gesundheit und der Behandlung von Krankheiten durch klimatische Verhältnisse. S. Klimatische Kurorte.

Klimax (griech., »Leiter«), s. Gradation.

Klimme, Pflanzengattung, s. Cissus.

Klimmend (scandens), s. Kletternd.

Klimowa, Flecken im russ. Gouv. Tschernigow, mit (1882) 5430 Einw., sämtlich Raskolniken, die sich mit Gartenbau, Bienenzucht und Fabrikation von Segeltuch, Wachs- und Talglichten ꝛc. beschäftigen. K. wurde im Anfang des 18. Jahrh. von den Raskolniken gegründet und war, nachdem Peter I. die Sekte anerkannt, Sitz der obersten Verwaltung derselben.

Klimowitschi (poln. Klimowicz), Kreisstadt im russ. Gouvernement Mohilew, mit 2 Kirchen, 2 jüdischen Bethäusern und (1880) 3870 Einw.

Klin, Kreisstadt im russ. Gouvernement Moskau, an der Sestra (zur Wolga) und der Eisenbahn St. Petersburg-Moskau, mit 4 Kirchen und (1880) 6800 Einw., kam Ende des 15. Jahrh. an Moskau und ging später als Erbsitz an die Familie Romanow über; seit 1781 Kreisstadt. Der Kreis ist ein sehr industrieller und betreibt namentlich Baumwollspinnerei, Spiegelfabrikation, Lohgerberei ꝛc.

Kling, in den Seestädten Hinterindiens und des Malaiischen Archipels Name der daselbst wohnenden Tamulen (daher klinganesische Sprache, s. v. w. Tamil oder Tamulisch); im weitern Sinn Bezeichnung für Leute aus Vorderindien überhaupt. Der Name geht wohl auf das altindische Reich Kalinga des Plinius zurück, das im Süden der Gangesmündung (in der Gegend des heutigen Orissa?) lag und in lebhafter Handelsverbindung mit den östlichen Vorlesungen. Die Nähe Weimars entschied seine Vorliebe für die schöne Litteratur und das Theater. Seit 1813 widmete er sich ausschließlich der Bühne seiner Vaterstadt, deren Leitung er seit 1818 selbständig führte, und die sich durch ihn bald einen gewissen Ruf unter den Bühnen Deutschlands errang. Mit seiner Gattin, einer gewandten Schauspielerin, unternahm er auch mehrere Kunstreisen in Deutschland, später Erlebnisse er in dem Werke »Kunst und Natur« (Braunschw. 1819, 2 Bde.) schilderte. 1830 zum Generaldirektor des Hoftheaters ernannt, starb er 25. Jan. 1831 in Braunschweig. Als dramatischer Dichter bekundete K. ein entschiedenes theatralisches Geschick für die Wahl der Stoffe und die Anordnung der Szene; Originalität und Phantasie gehen seinen Stücken ab, seine Sprache ist übertrieben derb. Als seine wirkungsvollsten Stücke sind zu bezeichnen: »Heinrich der Löwe«, »Martin Luther«, »Cromwell«, »Deutsche Treue« und »Kolumbus«. Am meisten Aufsehen machte sein oft gegebener »Faust« (1815), der sich als ein Zerrbild der Goetheschen Dichtung darstellt. Klingemanns Dramen erschienen gesammelt unter dem Titel: »Theater« (Stuttg. u. Tübing. 1809—1820, 3 Bde.) und »Dramatische Werke« (Braunschw. 1817–18, 2 Bde.). Äußerlich und flach wie seine Schauspiele waren auch seine einst beliebten Romane.

Klingen, Pflanze, s. Nasturtium.

Klingen (Clingen), Stadt im Fürstentum Schwarzburg-Sondershausen, Unterherrschaft, an der Helbe, hat Tuffsteingruben u. Ornamentenfabriken, 4 Mahl- und 2 Ölmühlen, bedeutenden Zuckerrübensamenbau, eine Käsefabrik und (1885) 1121 evang. Einwohner.

Klingenberg, Stadt. im bayr. Regierungsbezirk Unterfranken, Bezirksamt Obernburg, am Main und an der Linie Aschaffenburg-Amorbach der Bayrischen Staatsbahn, hat ein Amtsgericht, ein Schloß, eine Burgruine mit schöner Aussicht, wichtige Thongruben, Obst- und guten Weinbau (der rote Klingenberger war sonst hoch geschätzt) und (1885) 1013 meist kath. Einwohner.

Klingenthal, Flecken in der sächs. Kreishauptmannschaft Zwickau, Amtshauptmannschaft Auerbach, an der Zwotau und der Linie Zwota-K. der Sächsischen Staatsbahn, 576 m ü. M., hat ein Amtsgericht, eine Musikschule, bedeutende Fabrikation von Musikinstrumenten, Stickereifabriken und (1885) 4431 meist evang. Einwohner.

Klinger, Friedrich Maximilian von, deutscher Dichter der Sturm- und Drangperiode, geboren im Februar 1752 (nicht 1753) zu Frankfurt a. M., Sohn eines Stadtartilleristen, verlor früh seinen Vater, der die Seinigen in den dürftigsten Umständen zurückließ, half sich durch eignen Fleiß und Energie weiter und ging um 1772 nach Gießen, um Jurisprudenz zu studieren. Viel eifriger als mit dieser beschäftigte er sich indes mit schöner Litteratur und gewann damals die Freundschaft Goethes, den er mit den beiden Stolberg 1775 auf der Reise nach Zürich begleitete und später auch in Weimar besuchte. Nachdem er 1776 acht Monate als Theaterdichter und Sekretär bei der Seilerschen Gesellschaft verweilt hatte, lebte er einige Zeit auf Reisen durch Deutschland, machte sodann als österreichischer Leutnant den bayrischen Erbfolgekrieg mit und ging 1780 in russische Dienste

korps in Petersburg, verheiratete sich bald darauf mit einer natürlichen Tochter der Kaiserin Katharina und wurde bei dem Regierungsantritt Pauls 1799 Direktor der Ritterakademie mit Majorsrang. In der Katastrophe, die Alexander I. auf den Thron hob, spielte K. die Rolle des Beobachters. Alexander I. ernannte ihn in der Folge zum Generalleutnant, zum Präsidenten der wichtigsten Departements der Militärverwaltung und zum Oberaufseher des Kadetteninstituts sowie des Fräuleinstifts und des St. Katharinenordensstifts. Auch erhielt er die Rente eines Kronguts in Kurland auf Lebenszeit und wurde 1811 zum Kurator der Universität Dorpat ernannt, welche Stelle er bis 1817 bekleidete. Im J. 1820 suchte er um Enthebung von allen seinen Ämtern nach, zog sich aber erst 1830 ganz zurück und starb 25. Febr. 1831 in Petersburg. Von seinen dramatischen Werken, welche meist in die erste Hälfte seines Lebens fallen, heben wir hervor die Trauerspiele: »Die Zwillinge« und »Konradin«, ersteres eine Dichtung voll übersprudelnder Kraft, Leidenschaftlichkeit und hochtragischer Elemente, letzteres hervorstechend durch energische Charakterzeichnung; ferner das wild verworrene renommistische Schauspiel »Sturm und Drang«, von dem die ganze Epoche, in der es entstand, den Namen empfing, »Simsone Grisaldo«, »Der Günstling«; einige Stücke, welche antike Stoffe behandeln: »Medea in Korinth«, »Medea auf dem Kaukasus«, »Damokles« &c., sowie einige Lustspiele: »Die Spieler«, »Der Schwur«, »Die zwo Freundinnen«. Inhaltreicher und bedeutender als die Dramen Klingers (gesammelt als »Theater«, Leipz. 1786—87, 4 Bde., und »Neues Theater«, das. 1790, 2 Bde.) waren seine von Rousseauschen Anschauungen erfüllten, zu gleicher Zeit derb-realistischen und philosophisch-reflektierenden Romane: »Fausts Leben, Thaten und Höllenfahrt« (Petersb. 1791), »Geschichte Giafars, des Barneciden« (das. 1792), »Geschichte Raphaels de Aquilas« (das. 1793), »Reisen vor der Sündflut« (Riga 1795), »Geschichte eines Deutschen der neuesten Zeit« (Leipz. 1798), »Der Faust der Morgenländer« (Riga 1797), »Der Weltmann und der Dichter«, sein bestes Werk, in der That eine unvergängliche Leistung voll Kraft und psychologischer Feinheit (Leipz. 1798), und »Sahir, Evas Erstgeborner im Paradies« (das. 1798). Eine Sammlung des Besten seiner Werke hat K. selbst veranstaltet (Königsb. 1809—15, 12 Bde.; neue Ausg., Stuttg. 1842, 12 Bde.); eine andre Auswahl erschien in 8 Bänden (Stuttg. 1878—80). Vgl. Erdmann, Über Klingers dramatische Dichtungen (Königsb. 1877); E. Schmidt, Lenz und K., zwei Dichter der Geniezeit (Berl. 1878); M. Rieger, K. in der Sturm- und Drangperiode (Darmst. 1880, mit vielen Briefen).

Klingglas, s. v. w. Bleiglas, s. Glas, S. 384 u. 390.

Klingsor von Ungarland, eine durchaus sagenhafte Persönlichkeit, welche in dem Gedicht vom Wartburgkrieg auftritt und dort die Rolle eines Schiedsrichters spielt. Er stammt aus Wolfram von Eschenbachs »Parzival«, in welchem er als Herzog von Capua in Unteritalien erscheint, der, wegen einer Liebschaft entmannt, sich durch Zauberei an der Menschheit rächte und ein Wunderschloß erbaute, in welches er

Wirkungsart der Arzneimittel zu zeigen. Es gibt dreierlei Arten von klinischen Anstalten: 1) Die eigentliche oder stationäre K. ist ein Hospital, dessen Patienten als Unterrichtsmaterial verwendet, d. h. unter Anleitung und Aufsicht des ärztlichen Vorstands und seiner Assistenzärzte von den Studierenden untersucht und behandelt werden. 2) Bei der Poliklinik (Stadtklinik) dagegen werden die Kranken in ihren Wohnungen in der Stadt von den klinischen Praktikanten unter Aufsicht des Lehrers behandelt, indem der Lehrer den geübten Praktikanten die Kranken zur eignen Behandlung übergibt, jedoch nicht, ohne sich selbst von Zeit zu Zeit von dem Verlauf der Krankheit zu unterrichten, über schwierige Fälle Rücksprache mit den Praktikanten zu nehmen und die Rezepte von Tag zu Tag einer Revision zu unterwerfen. 3) Die ambulatorische K. endlich besteht darin, daß Kranke oder Berichterstatter von bestimmten Krankheitsfällen sich an einem bestimmten Ort versammeln und hier die ärztlichen Verordnungen entgegennehmen. — Kliniker, Lehrer (auch Praktikant) in der K.

Klinker, s. Mauersteine.

Klinkerfues, Ernst Friedrich Wilhelm, Astronom, geb. 29. März 1827 zu Hofgeismar in Kurhessen, wurde nach bestandenem Examen im Vermessungsfach bei Aufstellung der Kataster und später am Bau der Main-Weserbahn beschäftigt, hörte dann 1847 bis 1851 Vorlesungen an der Universität Marburg und widmete sich ausschließlich der Astronomie, ward 1851 Assistent von Gauß, 1855 Observator und später Direktor der Göttinger Sternwarte und starb durch eigne Hand 28. Jan. 1884. Seine Arbeiten, meist auf Berechnungsmethoden sich beziehend, finden sich fast alle in den »Astronomischen Nachrichten« und in den »Nachrichten« und den »Abhandlungen von der königlichen Societät der Wissenschaften zu Göttingen«. Er entdeckte eine Reihe von Kometen, und eine auf eigentümliche Weise nach dem großen Sternschnuppenfall vom 27. Nov. 1872 durch sein Telegramm an die Sternwarte von Madras veranlaßte Kometenentdeckung erregte viel Aufsehen. K. schrieb eine »Theoretische Astronomie« (Braunschw. 1871) und »Die Prinzipien der Spektralanalyse« (Straßb. 1879). Auf technischem Gebiet machte er sich bekannt durch die Konstruktion des Bifilarhygrometers (»Theorie des Bifilarhygrometers«, Götting. 1876) und eines Gaszünders mit der Einrichtung zum Anzünden und Auslöschen der Straßenlaternen von der Gasanstalt aus durch Veränderung des Drucks.

Klino (griech.), in der Zusammensetzung (Klinodoma &c.) Abkürzung für Klinodiagonal, vgl. Klinodiagonale und Kristall.

Klinochlor (Ripidolith), Mineral aus der Ordnung der Silikate (Chloritgruppe), kristallisiert monoklinisch, findet sich aufgewachsen und in Drusen, auch in fächer- und wulstförmigen Gruppen sowie derb in lamellaren Aggregaten. Er ist lauchgrün bis schwärzlichgrün, oft quer auf die Achse rot durchscheinend, glas- oder fettglänzend, in dünnen Lamellen durchsichtig, Härte 2, spezifisches Gewicht 2,65—2,78. Die chemische Zusammensetzung stimmt mit der des Pennins überein und dürfte der Formel

Klinodiagonale, im monoklinen Kristallsystem die zur Hauptachse des Systems schief liegende Diagonale der Basis im Gegensatz zur senkrecht auf der Hauptachse stehenden Orthodiagonale; hiernach benannt: k. und orthodiagonale Pyramiden, Prismen, Domen und Pinakoide. Vgl. Kristall.

Klinoklas, s. Strahlerz.

Klinoklase, s. v. w. trikliner Feldspat (s. d.).

Klinometer (griech.), jede Vorrichtung zur Messung der Neigung einer Fläche, einer Linie, eines Körpers ꝛc. gegen die horizontale Ebene, während Instrumente, welche bloß die Neigung dieser Dinge anzeigen, Klinoskope heißen. Zu letztern gehört die Setzwage der Maurer, Zimmerleute ꝛc.

Klinorhombisches und **klinorhomboidisches Kristallsystem**, s. Kristall.

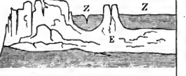
Klinoskop (griech.), s. Klinometer.

Klinzy, Flecken im russ. Gouvernement Tschernigow, an der Turosna, mit (1882) 7390 Einw., fast nur Raskolniken, welche bedeutende Tuchfabriken, Gerbereien, Maschinenfabriken und Töpfereien sowie lebhaften Handel betreiben.

Klio, Muse, s. Kleio.

Klippdachs, s. Klippschliefer.

Klippen, Felsstücke, die teils aus dem Wasser hervorragen, teils bis ganz nahe an die Oberfläche des Wassers reichen (blinde K.). Sie veranlassen Brandungen und Strömungen und sind der Schiffahrt sehr hinderlich und gefährlich, so daß gerade die mit K. versehenen Teile der Meere (westlicher Teil des Kanals, irische Küste) zu den gefährlichsten gehören. Die blinden K. verraten sich oft durch die eigentümliche Strömung; wichtiger sind aber behufs ihrer Vermeidung die Seekarten, auf welchen jede irgend einmal bekannt gewordene Klippe sorgfältig verzeichnet wird. In der Geologie bezeichnet man als K. auch isolierte Felsmassen, welche als ältere Gesteine aus diskordant angelagerten jüngern Schichten emporragen. So ist in Schwaben das Zeta Z des weißen Jura (vgl. Juraformation) oft in kleinen Becken innerhalb eines Klippenkranzes des Epsilons E beckenartig abgelagert (s. Figur). Ein andres Beispiel sind die Juragesteinsklippen, die in den Karpathen aus dem Karpathensandstein emporragen (vgl. Juraformation).



Klippen der Juraformation.

Klippen, eckige Silber- oder Goldmünzen, meist mit der Schere geschnitten, abgewogen und, ohne eigentlich geprägt zu sein, mit kleinen Stempeln in der Mitte und an den Ecken bezeichnet. Es sind entweder Schaumünzen (Jubelklippen) oder Notmünzen (Notklippen), letztere oft aus unedlem Metall. Der Name soll aus dem Schwedischen herrühren, wo klippa s. v. w. schneiden bedeutet. Vgl. Mailliet, Monnaies obsidionales et de nécessité (Brüssel 1868–70).

Klipper (Klipperschiffe), zuerst von den Amerikanern sehr scharf gebaute, schnell segelnde Segelschiffe. Das Verhältnis der Breite zur Länge ist bei diesen Schiffen wie 1:6, ja sogar 1:8. — In der russischen Kriegsmarine werden die den englischen Sloops (s. d.) entsprechenden Kreuzer offiziell K. genannt.

Klippfisch, s. Schellfisch und Seewolf.

Klippschliefer (Platthufer, Lamnungia), Ordnung der Säugetiere, früher entweder zu den Nagetieren oder zu den Dickhäutern gestellt, vereinigt die Charaktere dieser beiden Ordnungen bis zu einem gewissen Grad in sich. Der Körper der K. ist klein, zierlich, mit dichtem Pelz bedeckt, die Schnauze kurz, die Oberlippe gespalten, der Schwanz äußerst kurz. An den Vorderfüßen sind 4, an den Hinterfüßen 3 bis an die Endglieder durch Haut verbundene und mit flachen Hufen bekleidete Zehen; nur die hintere Innenzehe steht frei und hat eine Kralle. Im Gebiß, welches dem der Nagetiere ähnelt, fehlen die Eckzähne; die Zahnformel ist $i\,\frac{1}{1}\,c\,\frac{0}{0}\,p\,\frac{4}{4}\,m\,\frac{3}{3}$. Am Darm ist ein großer Blinddarm vorhanden; eine Gallenblase fehlt. Die Hoden liegen in der Bauchhöhle. Die ganze Ordnung besteht aus der Gattung Schliefer (Daman, Hyrax *Herm.*), kleine Tiere mit gestrecktem, walzigem Leib, verhältnismäßig großem, plumpem Kopf, kleinen Augen und Ohren, kurzem, gedrungenem Hals, kaum bemerkbarem Schwanz, mittelhohen, ziemlich schwachen Beinen, an den Vorderfüßen vier, an den Hinterfüßen drei bis an die Endglieder durch Haut verbundenen Zehen mit platten, hufartigen Nägeln und einem krallenartigen Nagel auf der hintern innern Zehe. Etwa 10–12 Arten finden sich in wilden, steinigen Gegenden (daher Klippschliefer, Klippdachs) am Kap der Guten Hoffnung, an der Ostküste Afrikas bis zum Roten Meer, in Arabien und Syrien. Sie nähren sich von Pflanzen und werden des Fleisches halber gejagt. Der kapische Schliefer (H. capensis *Schreb.*) hat die Größe eines Kaninchens, ist gelblichbraungrau und liefert das Hyraceum (Dachsharn, Dassenpiß), welches als Surrogat des Bibergeils empfohlen worden ist und wahrscheinlich aus dem mit Harn gemischten Kote des Tiers besteht. Die in Syrien lebende Art ist vielleicht der Saphan der Bibel, welches Wort Luther mit Kaninchen übersetzte. In Abessinien verschmähen Christen und Mohammedaner das Fleisch des Klippschliefers, welches nach Moses von den Juden nicht gegessen werden durfte. Die Beduinen des Steinigen Arabien schätzen dagegen das Fleisch sehr hoch. Vgl. Brandt, über die Gattung der K. (St. Petersb. 1869).

Klippspringer, s. Antilopen, S. 639.

Klippwerk, hölzerne Spielwaren und kleines hölzernes Gerät; dann eine früher vielgebrauchte Münzmaschine, bei welcher ein Oberstempel mit seinem Stiel in einer Führung auf- und abging und durch einen Hammer aufgeschlagen wurde.

Klipstein, Phil. Engel von, Forstmann, geb. 2. Juni 1777 auf dem Königstädter Forsthaus bei Darmstadt, wo sein Vater Oberförster war, besuchte die Forstschulen zu Hungen und Dillenburg, wurde 1799 Oberförster, später Forstmeister des Fürsten Solms zu Lich, 1816 großherzoglich hessischer Forstmeister des Oberforstes Lich und 1823 als Direktor der Oberforstdirektion nach Darmstadt berufen, in welcher Stellung er, 1835 geadelt, bis zu seiner Pensionierung (1848) segensreich wirkte. Er starb 3. Nov. 1866 in Darmstadt. K. war rationeller Praktiker. Seine Schriften, unter denen die »Anweisung zur Forstbetriebsregelung« (Gießen 1823) und »Der Waldfeldbau« (Frankf. 1850) hervorzuheben sind,

zeugen von scharfer Urteilskraft und einer hervorragenden praktischen Kenntnis der Waldwirtschaft.

Klirrtöne, s. Schall.

Klischieren (franz., Abklatschen), das von dem aus Nürnberg gebürtigen Formschneider Selzam zu Leipzig um 1780 erfundene Verfahren, Holzschnitte etc. zu vervielfältigen. Man drückt dabei die Holzschnitte mit der Bildfläche in geschmolzenes, jedoch bereits etwas abgekühltes Letternmetall oder in eine ähnliche Legierung, bestreut die auf diese Art erhaltene, das Bild verkehrt wiedergebende Matrize mit pulverisiertem Rötel oder Graphit und befestigt sie dann auf einem mit einem Handgriff versehenen Brettchen, um sie gefahrlos in geschmolzenes Letternmetall drücken oder schlagen zu können. Hierdurch erhält man einen zum Druck geeigneten erhabenen Abklatsch (Klischee), den man nun entweder auf Holzklötzchen befestigt, oder mit so viel Letternmetall hintergießt, daß er die Höhe der Drucklettern erlangt. Bei Anwendung der (von Pfnor in Darmstadt erfundenen) Klischiermaschine wird die Matrize in ein aus stellbaren Eisenwinkeln gebildetes Kästchen gelegt, dieses mit flüssigem Schriftmetall gefüllt, welches sodann durch das plötzliche Niederschlagen einer über dem Kästchen befindlichen, mit Metallgewicht beschwerten und unten mit einem Kolben (Bär) versehenen Stange in die Mater und den für den Fuß der Typen bestimmten Raum scharf hineingetrieben wird. Es kommen diese Maschinen zunächst bei Herstellung mittelgroßer Typen etc. hier und da noch heute zu Verwendung, obwohl man dieselben infolge der Vervollkommnung der Schriftgießmaschine jetzt auch auf dieser zu gießen vermag, während ganz große Typen für Plakate, Klischees von Holzschnitten etc. meist auf dem Weg des Stereotypierens hergestellt werden. Auch Guttapercha und in neuester Zeit das Celluloid werden zu Klischees benutzt. Die mittels der Galvanoplastik erzeugten, für den Buchdruck bestimmten und mit Schriftmetall hintergossenen Klischees nennt man auch Elektros oder Galvanos. Die Papierstereotypie (s. Stereotypie) hat das alte Klischierverfahren jetzt fast ganz verdrängt.

Klisiometer (griech.), Beckenmesser, s. Becken.

Klissura, Stromenge in der Donau (s. d., S. 54).

Klisthenes, s. Kleisthenes.

Kliszow (Klissow), Dorf im russisch-poln. Gouvernement Kjelzy, an der Nida (zur Weichsel), nördlich von Pinczow. Hier 19. Juli 1702 Sieg Karls XII. über die Polen und Sachsen.

Klitomachos, s. Kleitomachos.

Klitometer (griech.), s. Meßinstrumente.

Klitor, Stadt, s. Kleitor.

Klitorie, s. Clitoria.

Klitoris (Clitoris, Kitzler), bei den weiblichen Säugetieren das der Rute des Männchens entsprechende Organ. Sie erhebt sich vor der Mündung der Scheide in die äußere Scham aus der Wand der letztern, ist mit zwei Schwellkörpern (s. Rute) ausgestattet und dadurch fähig, bei Blutzufluß anzuschwellen und sich zu erheben. Gleich der Rute ist

vernement Moskau und hat eine Länge von 630 km. Sie ist von Pokrow für kleine, von Kowrow für größere Fahrzeuge schiffbar. Der Fall ist sehr stark und beträgt stellenweise ½ m auf 1 km. Die K. friert Mitte November zu und geht in der ersten Hälfte des Aprils auf. Sie wurde 1882 von 87 Schiffen und 212 Holzflößen befahren, welche für ca. 1½ Mill. Rubel Waren transportierten. Der frühere Fischreichtum ist stark gesunken.

Kljutschnik (russ., spr. kljutschnik), Beschließer, Schlüsselbewahrer; in alter Zeit eine russische Hofcharge, Titel für die Beamten, welche die Vorräte des Hofs unter sich hatten. Kljucznica, Beschließerin.

Kljutschew, der höchste und größte Vulkan auf der Halbinsel Kamtschatka, 4804 m hoch.

Kloake (lat.), Abzugskanal zum Hinwegschwemmen der Exkremente und Abfälle aller Art aus den Straßen und aus den Städten. Die Kloaken bestehen aus gemauerten unterirdischen Kanälen und bilden in einer Stadt ein zusammenhängendes System mit einem oder einigen Ausgängen zur Entleerung des Inhalts in einen Fluß oder in das Meer (s. Kanalisation). Die ersten und musterhaftesten Werke dieser Art sind die Kloaken Roms, von welchen die sogen. Cloaca maxima (s. Tafel »Baukunst V«, Fig. 5) die berühmteste ist. — In der Zoologie versteht man unter K. diejenige Höhlung im Tierkörper, in welche zugleich mit dem Darm die Harn- und auch die Geschlechtsorgane münden. Sie findet sich bei manchen niedern Tieren und ist allgemein bei den Haifischen, Amphibien, Reptilien und Vögeln verbreitet. Unter den Säugetieren haben nur die Schnabeltiere zeitlebens, alle übrigen aber wenigstens im Embryonalzustand eine K., wie denn auch bei den meisten der Raum zwischen After und Harnröhrenmündung (der sogen. Damm) sehr schmal bleibt. S. Darm. — In der Chirurgie nennt man K. einen unregelmäßigen geschwürigen Gang, welcher den Eiter und die Jauche, die sich bei Knochenkrankheiten, namentlich bei Nekrose der Knochen, bilden, aus der Tiefe wegführt. Diese Kloaken oder Knochenfisteln sind teils blind, d. h. sie endigen in den die Knochen umgebenden Weichteilen, oder offen, d. h. sie durchbohren die äußere Haut und ergießen ihren Inhalt nach außen.

Kloakentiere (Monotremata, hierzu Tafel »Kloakentiere«), die niederste Ordnung der Säugetiere, mit schnabelartig verlängerten Kiefern, haben in manchen Eigentümlichkeiten ihres Baues Ähnlichkeit mit den Vögeln. In der Art ihrer Entwickelung stehen sie den Beuteltieren sehr nahe, auch besitzen sie über den Schambeinen die sogen. Beutelknochen, welche sogar beim Weibchen von Echidna einen Beutel tragen; sie unterscheiden sich aber von ihnen besonders durch das Vorhandensein einer wahren Kloake, indem das erweiterte Ende des Mastdarms, wie bei den Vögeln, die Mündungen der Geschlechts- und Harnwege aufnimmt. Echte Zähne fehlen; das Schnabeltier hat aber jederseits zwei Hornzähne in seinen wie ein Entenschnabel gestalteten Kiefern. Die Füße sind fünfzehig und mit starken Krallen ver-

Kloakentiere.



Ameisenigel (Echidna hystrix). 1/4. (Art. *Ameisenigel.*)



Schnabeltier (Ornithorhynchus paradoxus). 1/3. (Art. *Schnabeltier.*)

Auch werden nicht, wie bei allen übrigen Säugetieren, die Jungen lebend geboren, sondern die K. legen (nach den neuesten Entdeckungen, welche beim Artikel »Ameisenigel« nicht mehr berücksichtigt werden konnten) gleich den Vögeln Eier. Diese haben eine weiche Schale, sind etwa 2 cm lang und werden im Beutel der Mutter aufbewahrt, bis die Jungen auskriechen. Die Milchdrüsen haben keine hervorragende Zitze, so daß die austretende Milch von den Jungen nicht aufgesogen, sondern abgeleckt wird. — Lebend und zwar in Australien und Vandiemensland sind nur die beiden Gattungen Ornithorhynchus, Schnabeltier (s. d.), und Echidna, Ameisenigel (s. d.), mit einer, resp. zwei Arten, vorhanden; versteinert hat sich eine riesige Echidna in den Knochenhöhlen des Diluviums von Australien gefunden.

Kloasma (Chloasma), s. Leberfleck.

Klobauk, 1) (Walachisch-K.) Stadt in der mähr. Bezirkshauptmannschaft Ungarisch-Brod, nahe der ungarischen Grenze, mit Bezirksgericht, Tuch- und Schuhmacherei, Viehzucht, Handel mit Käse und Butter und (1880) 2827 Einw. — 2) Marktflecken in der mähr. Bezirkshauptmannschaft Auspitz, hat ein Bezirksgericht, Schloß, katholische und reform. Kirche, Weinbau, Spiritusbrennerei und (1880) 2444 Einw.

Kloben, ein Gehäuse, worin eine oder mehrere Rollen drehbar sind (auch Flasche oder Schere genannt). Stützkloben ist ein mit Spitze zum Einschlagen in Thürpfosten versehener Bügel mit Dorn, zum Anhängen der Thürbänder; Schienenkloben, s. v. w. Schienennagel. Auch heißt K. eine Vorrichtung zum Vogelfang (s. d.).

Kloeber, Friedrich August von, Maler, geb. 21. Aug. 1793 zu Breslau, besuchte seit 1810 die Berliner Akademie und machte den Freiheitskrieg 1813 als freiwilliger Jäger mit. Nach dem Frieden war er längere Zeit in Wien und malte dort die Bildnisse von Grillparzer und Beethoven. 1818 ging er nach Berlin und ward durch Schinkel zu den Malereien in einigen Räumen des Schauspielhauses herangezogen, fertigte auch zahlreiche Kompositionen für die königliche Porzellanmanufaktur. 1821—28 verweilte er in Italien und kehrte dann nach Berlin zurück, wo er 31. Dez. 1864 starb. Zu seinen besten Gemälden gehören: Pausias mit dem Blumenmädchen (1833); Bacchus, seinen Panther tränkend (1834); Hüon unter den Hirten (1837); Jubal, die Flöte erfindend, und die Pferdeschwemme (1839 und 1840, beide in der Nationalgalerie zu Berlin); Aurora und Luzifer, mit einer Luna als Gegenstück; Amor, den Pfeil schleifend (gestochen von Lüderitz); Amor und Psyche (1854, in der Nationalgalerie); Jaczko, durch die Havel schwimmend (1856); Erziehung des Bacchus (1860, in der Nationalgalerie). Besonders zu dekorativen Malereien befähigt, wurde er im neuen Opernhaus und im Weißen Saal des Schlosses beschäftigt und schmückte die Decke des Viktoriatheaters mit Kindergruppen, die sich auf die Bakchische und Apollinische Musik beziehen. In heitern, idyllischen Kompositionen lag seine Stärke; Frohsinn, Leichtigkeit und Grazie waren seine Vorzüge.

schaftliche Ausbildung vervollständigte. 1807 selbständig geworden, ernährte er sich durch Gravierarbeiten und Kartenstechen, wodurch er sich zugleich einen geachteten Namen als Geograph erwarb. Nachdem er darauf einige Jahre (1814—17) an der Plamannschen Anstalt unterrichtet und nebenbei an der Berliner Universität Theologie studiert hatte, wurde er 1817 Direktor des Schullehrerseminars in Potsdam und 1824 Direktor der neubegründeten Friedrichswerderschen Gewerbeschule in Berlin, welche er bis 1855 leitete. Er starb 9. Jan. 1856. Außer zahlreichen Schriften über Geographie (namentlich die »Grundlinien zu einer neuen Theorie der Erdgestaltung«, Berl. 1824, 2. Aufl. 1829), Geognosie und Geologie, besonders der Mark, veröffentlichte er mehrere historische Werke: »Über die Entstehung, das Alter und die früheste Geschichte der Städte Berlin und Kölln« (das. 1839); »Lebens- und Regierungsgeschichte Friedrich Wilhelms III.« (das. 1840); »Die Quitzows und ihre Zeit« (das. 1836; 2. Aufl. 1846, 4 Bde.); »Diplomatische Geschichte des Markgrafen Waldemar von Brandenburg« (das. 1844–46, 4 Bde.); »Andreas Schlüter« (das. 1855); »Geschichte einer altmärkischen Familie« (v. K., das. 1854) u. a. Klödens Selbstbiographie wurde von Max Jähns, seinem Enkel, herausgegeben (»Jugenderinnerungen Karl Friedrichs v. K.«, Leipz. 1874).

2) Gustav Adolf von, namhafter Geograph, Sohn des vorigen, geb. 24. Juni 1814 zu Potsdam, besuchte 1825—30 die neugegründete Gewerbeschule zu Berlin, studierte dann 1832—36 an der dortigen Universität Mathematik und Naturwissenschaften, machte seit 1836 mit Link wiederholt Reisen nach Südfrankreich, Italien und Griechenland und wurde 1840 als Lehrer der Geographie und des Deutschen an der Berliner Gewerbeschule angestellt, 1855 zum Professor und 1870 zum Mitglied der Ober-Militärexaminationskommission ernannt. Er starb 11. März 1885 in Berlin. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: »Das Stromsystem des obern Nil« (Berl. 1857, mit 5 Karten); »Lehrbuch der Geographie« (4. Aufl., das. 1867); »Handbuch der Erdkunde« (das. 1857—62, 3 Bde.; 4. Aufl. 1882—85, 5 Bde.), eine Geographie in wissenschaftlichem Gewand und von außerordentlichem Reichtum des Inhalts; »Das Areal der Hoch- und Tieflandschaften Europas« (das. 1874); »Leitfaden beim Unterricht in der Geographie« (7. Aufl., das. 1880); »Kleine Schulgeographie« (das. 1874) u. a. Große Verbreitung fanden auch seine »Repetitionskarten« (Berl. 1867, 17 Blatt).

Klodnitz, rechter Nebenfluß der Oder in Schlesien, entspringt zwischen Kattowitz und Zalenze, fließt gegen NW., wird durch den Klodnitzkanal von Gleiwitz aus auf 45 km schiffbar und mündet nach 75 km langem Lauf, Kosel gegenüber. Ihre wichtigsten Zuflüsse, das Beuthener Wasser und die Drama, empfängt sie auf der rechten Seite.

Klön, ein Alpenbach des schweizer. Kantons Glarus, mit dem einen Quellarm (Richisauer K.) vom Pragel, mit dem andern vom Bächistock herabkommend. Im Klönthal bildet er den tiefgrünen, ro-

Winter 1876/77 lieferte sie ca. 150,000 Doppelzentner. An der Uferwand ist dem Idyllendichter Sal. Geßner eine Denktafel gesetzt. Die Sennereien Vorauen und Richisau sind die Halteplätze der Touristen, Richisau (1070 m ü. M.) zugleich Molkenkuranstalt. Hier beginnt der Paßweg zum Pragel (s. d.).

Klonismus (griech.), Krampf, Zuckung; klonisch, zuckend, krampfhaft; s. Krampf.

Klonowicz (spr. -witsch), Sebastian Fabian, mit dem Beinamen Acernus, der bedeutendste polnische Satiriker des 16. Jahrh., geb. 1551 zu Sulmierzyce in Großpolen, erlangte an der Krakauer Universität den Doktorgrad, kam 1576 nach Lemberg und 1580 nach Lublin, wo er Ratsherr und 1600 Bürgermeister wurde. Durch seine rücksichtslose Geradheit zog er sich viele Feinde zu, und wegen seiner Hinneigung zur Reformation wurde er von dem Klerus verfolgt. Er starb 1608 im Hospital. 1862 wurde ihm in Sulmierzyce ein Denkmal errichtet. In seiner großen lateinischen Dichtung »Victoria deorum«, einer »gereimten Philippika gegen den Adel«, entwickelt K. seine politisch-sozialen Begriffe über den wahren Adel; in dem »Judasbeutel« brandmarkt er die verschiedenen Arten gewissenloser Erwerbs, der Heuchelei, der Gewaltthätigkeit der Großen ꝛc. Als Frucht einer Reise nach Danzig erschien die episch-didaktische Dichtung »Flis« (»Floßwesen«). Während seines Aufenthalts in Lemberg besang er in der lateinischen Dichtung »Roxolania« die Naturschönheiten und den Reichtum Rotrußlands. Auf den Tod Kochanowskis dichtete er »Dreizehn Klagelieder«. Gesammelt erschienen die Gedichte K.' in der »Biblioteka polska« (Krakau 1858). Eine gute lateinische Biographie von K. schrieb Mierzyński (Berl. 1857).

Klootschießen, ein Volksspiel in Ostfriesland, bestehend in dem Werfen mit faustgroßen harten Holzkugeln (Klooten), die zum Teil auch mit Blei ausgefüllt sind, so daß sie ein Gewicht von 1—1¼ Pfd. erreichen.

Klopf an, eigentümliche Art gereimter Neujahrswünsche, die in frühern Jahrhunderten in Deutschland gebräuchlich waren und den an die Thür einer Person Klopfenden von innen heraus erteilt wurden. Je nach dem Charakter der anklopfenden Person waren sie freundlich oder ernst und enthielten oft derbe Vermahnungen, die immer mit dem Worte »Klopf an« begannen. Namentlich wird der nürnbergische Meistersinger Hans Folz (s. d.) als Verfasser zahlreicher Gelegenheitsdichtungen dieser Art genannt. Vgl. O. Schade, Klopfan, ein Beitrag zur Geschichte der Neujahrsfeier (Hannov. 1855).

Klopffechter, jemand, der sich für Geld schlägt, auch ein stets zum Streit fertiger Schriftsteller.

Klopfgeister, s. Spiritismus.

Klopfhengst (Klopphengst), ein durch bloßes Schlagen (Kloppen) mit einem hölzernen Hammer auf die Samenstränge zum Wallach gemachter Hengst. Die Hoden unterliegen einer starken Schrumpfung; leben vielfach in Nutzholz (Bauholz, Möbel) und fressen darin unter Schonung der Oberfläche Gänge, aus welchen die Käfer durch ein kreisrundes Loch in der Oberfläche des Holzes herauskriechen. Einige Arten gehen auch auf lebendes Holz über. Von den etwa 60 Arten ist A. pertinax *L.* 4—5 mm lang, pechschwarz, matt, unterhalb seidenartig grau behaart, an den Hinterecken des Thorax rostrot, auf den Flügeldecken flach punktiert gestreift. Er ist überall in Häusern zu finden und als »Totenuhr« dem Aberglauben dienstbar geworden. Die Käfer erzeugen nämlich, um sich gegenseitig zur Begattung anzulocken, indem sie Vorderbeine und Fühler anziehen und, hauptsächlich auf die mittlern Füße gestützt, mit Stirn und Vorderrand des Halsschildes gegen das Holz schlagen, ein rhythmisches, mit geringen Unterbrechungen lange anhaltendes Klopfen, welches dem Ticken einer Uhr ähnlich ist. Die Hartnäckigkeit, mit welcher diese Art sich tot stellt, hat ihr zu dem Namen Trotzkopf verholfen. Die größte Art, der bunte K. (A. tessellatum *F.*, s. Tafel »Käfer«), 8 mm lang, unregelmäßig punktiert, dunkelbraun, mit gelblichen Haarflecken und gewölbtem Halsschild, findet sich häufig an Laubhölzern, vorzüglich an Eichen, aber auch in Balken, Möbeln ꝛc., klopft ebenfalls. Der Brotkäfer (A. paniceum *L.*), 3,5 mm lang, mit flach gewölbtem Halsschild, rötlichbraun, fein und ziemlich dicht behaart, lebt in Brot, Schiffszwieback, Sämereien und richtet oft bedeutenden Schaden an. Der schwarze K. (A. nigrinum *Er.*), 3,5 mm lang, schwarz, fein und dicht punktiert und fein grau behaart, dringt durch die Knospen der Kiefern ins Mark und verdirbt den Kronenast.

Klopfkur, s. Massage.

Klöpfleinsnächte, in Süddeutschland die letzten drei Donnerstage vor Weihnachten, an denen des Abends Arme und Kinder umherziehen und an die Hausthüren und Fensterläden pochend oder mit Erbsen und Linsen an die Fenster werfend unter Hersagen von Reimsprüchen Geschenke heischen, ein alter heidnischer Gebrauch zur Zeit der Wintersonnenwende (die Wahl des Tags, das Hämmern sowie das Werfen mit Erbsen weist auf Donar). Anderweitig nannte man sie auch Anklopferleinstage.

Klopfsteine, s. Mauersteine.

Klopfzeug, mit Glocke oder Hammer verbundene Drahtleitung in Grubenbauen zum Geben von Signalen.

Klopp, Burgruine bei Bingen (s. d.).

Klopp, Onno, Geschichtschreiber, geb. 9. Okt. 1822 zu Leer in Ostfriesland, ward 1845 Lehrer in Osnabrück, später in Hannover, wo er dem König Georg V. bekannt und in dessen Umgebung gezogen, 1861 mit der Herausgabe von Leibniz' Werken (s. unten) beauftragt wurde und 1865 das Referat über die Landesarchive in Hannover erhielt. Schon in seiner im Auftrag der ostfriesischen Stände verfaßten »Geschichte Ostfrieslands« (Hannov. 1854—58, 3 Bde.) war sein

»die kleindeutschen Geschichtsbaumeister« gaben davon Zeugnis. Auch auf den König Georg, der ihn bisweilen zu Rate zog, wirkte er in diesem Sinn ein. 1866 im königlichen Hauptquartier verweilend, ward er mit einer Sendung an den Bundestag und den Prinzen Karl von Bayern betraut und begleitete dann den König nach Hietzing, von wo aus er mehrere Broschüren zur Verteidigung seines Königs und zur Verunglimpfung Preußens veröffentlichte (»Der Erbfeind Deutschlands«, »Der Berliner Hochverratsprozeß wider den Staatsminister Graf Platen«, »Die Hannoveraner vor Eisenach«, »Das preußische Verfahren in der Vermögenssache des Königs von Hannover« u. a.). Auch trat er 1874 zum Katholizismus über, dem er innerlich schon längst angehört hatte. Nach dem Tode des Königs Georg V. gab er eine Biographie desselben heraus (Hamb. 1878). Da ihm die Vollendung der Ausgabe von Leibniz' Werken, von denen bis 1884: 11 Bände erschienen, durch das Verbot, das Archiv in Hannover zu benutzen, unmöglich gemacht war, begann er die Ausarbeitung eines weitschichtig angelegten Werkes: »Der Fall der Stuarts« (Wien 1875—86, Bd. 1—13), worin er dies Ereignis im Zusammenhang der europäischen Geschichte nicht bloß als gerecht, sondern auch als den Wünschen und Interessen der katholischen Kirche entsprechend darzustellen suchte. Ferner schrieb er: »Das Jahr 1683 und der folgende große Türkenkrieg« (Graz 1882).

Klöppeln, die Kunst, aus Zwirn, Seide, Wolle, Gold- oder Silberfäden u. dgl. durch Flechten, Schlingen oder Knöpfen Spitzen, Schnüre, Borten etc. herzustellen; weiteres s. Spitzen.

Klöppelwege, Wege, welche an sumpfigen Stellen dadurch fahrbar gemacht werden, daß man Stangen dicht nebeneinander quer über den Weg legt.

Kloppenburg (Cloppenburg), Amtsstadt im Großherzogtum Oldenburg, an der Soeste und der Linie Oldenburg-Osnabrück der Oldenburgischen Staatsbahn, hat eine schöne kath. Pfarrkirche, eine evang. Kapelle, ein Amtsgericht, Leder- und Bijouteriewarenfabrikation, besuchte Pferdemärkte und (1885) 2027 meist kath. Einwohner. Das Amt K. gehörte bis 1803 zum Bistum Münster.

Klöpper, Albert, protest. Theolog, geb. 20. März 1828 zu Weitenhagen bei Greifswald, studierte 1847 bis 1851 in Greifswald und Berlin, habilitierte sich an der theologischen Fakultät der erstgenannten Universität 1858, wurde 1866 in Königsberg Kustos der Universitätsbibliothek und 1875 außerordentlicher Professor der Theologie. Er schrieb: »Kommentar über das zweite Sendschreiben des Apostels Paulus an die Gemeinde zu Korinth« (Berl. 1874) und »Der Brief an die Kolosser« (das. 1882) u. a.

Kloppheng st, s. Klopfhengst.

Klops, Klößchen oder kotelettförmige Scheiben aus gehacktem Rindfleisch oder aus einer Mischung von Rind-, Kalb- und Schweinefleisch, werden entweder gebraten, oder gedünstet und dann mit einer pikanten weißen Sauce serviert (K. à la Königsberg); in Livland s. v. w. Koteletts.

Klopstock, Friedrich Gottlieb, der früheste unter den klassischen deutschen Dichtern des 18. Jahrh., durch sein poetisches Auftreten bahnbrechend und epochemachend, wurde als das älteste unter 14 Kindern des Kommissionsrats und Advokaten K. 2. Juli 1724 zu Quedlinburg geboren. Die Ausbildung des Dichters, vom Vater früh vorzugsweise auf körperliche Entwickelung gerichtet, fand in dieser Hinsicht besondere Förderung durch den Umstand, daß die Familie um 1735 auf das in Pacht genommene Amtsgut Friedeburg bei Quedlinburg zog. Seit 1737 Schüler des Gymnasiums in letzterer Stadt, verriet K., angeregt durch die Bekanntschaft mit Vergils »Äneide«, die ersten Spuren poetischer Begabung, und seine jugendliche Phantasie faßte den Gedanken einer epischen Verherrlichung des Städtegründers Heinrich I. Seit 1739 Zögling der Schule zu Pforta, machte er sich innig vertraut mit den altklassischen Schriftstellern. Die Notwendigkeit eines nationalen Heldengedichts war herrschender litterarischer Glaubenssatz; der Instinkt des Genius verriet sich bei K. darin, daß er von dem weltlichen Stoff absah und unter dem Eindruck des »Verlornen Paradieses« von Milton den Plan zur Epopöe »Der Messias« faßte. Die religiöse Gesinnung und Empfindung, die gerade damals milder, unkirchlicher, poetischer ward, war die einzige in den bürgerlichen Kreisen Deutschlands allgemein vorhandene Gemütsstimmung, und K. traf mit seiner Stoffwahl durchaus das Rechte. Zu Jena, wohin sich K. 1745 begab, um Theologie zu studieren, entstanden die drei ersten Gesänge der »Messiade« und zwar in Prosa. Die anfängliche Absicht, das Gedicht überhaupt in ungebundener Rede abzufassen, welche besonders in dem Widerwillen des Dichters gegen den hölzernen Modevers, den Alexandriner, wurzelte, wurde erst während Klopstocks Studienzeit in Leipzig (schon nach dem ersten Semester war er mit seinem Vetter Schmidt aus Langensalza dorthin übergesiedelt) aufgegeben. An einem Sommernachmittag 1746 formte K. den Anfang seines Gedichts, zuerst am Erfolg zweifelnd, in Hexameter um, und dieser Übergang zu dem antiken Metrum sollte für die moderne Dichtung höchst bedeutsam werden. In Leipzig trat K. in Verbindung mit dem Kreis junger Poeten, die, von der Gottschedschen Richtung abgefallen, in K. Chr. Gärtner (s. d.) ihren kritischen Führer, in den sogen. »Bremer Beiträgen« ihr litterarisches Organ hatten. Die letztern brachten denn auch (1748 im 4. Band) die drei ersten Gesänge von Klopstocks »Messias« in die Öffentlichkeit. Bodmer erkannte sofort im Sänger des »Messias« den Geistesverwandten Miltons und weissagte ihm in aufrichtiger Begeisterung eine große Zukunft. K., der auch als Lyriker bereits in Leipzig produktiv gewesen war und dort einige seiner schönsten Oden (»Der Lehrling der Griechen«, »Wingolf«, »An Giseke«, »Die künftige Geliebte«) gedichtet hatte, war inzwischen als Hauslehrer in eine angesehene Familie nach Langensalza gegangen. Dort faßte er leidenschaftliche, doch unerwiderte Neigung zu der Schwester des oben genannten Vetters Schmidt, Marie Sophie, in Klopstocks Dichtungen unter dem Namen »Fanny« verewigt. Die Fruchtlosigkeit seiner Bemühungen, die Gegenliebe des Mädchens zu erwerben, bewog neben andern Umständen den Dichter, einer Einladung Bodmers nach Zürich zu folgen. Im Juli 1750 traf er hier ein. Unterdessen war das anfängliche Schweigen über das Messiasfragment in Deutschland dem lauten Lärm eines heftigen litterarischen Streits gewichen. Der Professor der Philosophie, Meier zu Halle, hatte 1749 eine lobpreisende Beurteilung des Gedichts veröffentlicht. Gottsched, anfänglich bemüht, durch die Schilderhebung von Dichterlingen kläglichsten Schlags, wie des Freiherrn v. Schönaich, den neuen »Messias« zu beseitigen, trat endlich selbst in die Schranken, als auch von seiten der eigentlichen Gelehrtenwelt, wie durch den Gothaer Rektor Stuß, die Aufmerksamkeit der Lesewelt auf das verhaßte Phänomen gelenkt wurde. Gottsched bekämpfte energisch, aber völlig

fruchtlos, die Begeisterung für den »Messias«; er isolierte sich durch seinen Widerstand mehr und mehr. In Zürich enttäuschte Klopstocks jugendliches, genußfrohes Auftreten und Verhalten Bodmer und dessen alte Freunde, die einen »heiligen« Dichter erwartet hatten. Bodmer zürnte in unfreundlichster Weise; K. aber ging in seinem überreizten Selbstgefühl einen Schritt zu weit, so daß ein Bruch erfolgte, welcher vor Klopstocks Weggang aus Zürich nur notdürftig geheilt werden konnte. Inzwischen hatte K. 1751 durch Vermittelung des Ministers v. Bernstorff vom König Friedrich V. von Dänemark einen Gnadengehalt von 400 Reichsthaler erhalten, damit er in Kopenhagen die »Messiade« mit guter Muße und »ohne Distraktion« beendigen könne. Auf der Hinreise lernte K. in Hamburg die für sein Gedicht begeisterte Meta Moller kennen, die im Juni 1754 seine Gattin wurde. Die ersten Jahre seiner sehr glücklichen Ehe sahen den Dichter auch auf dem Höhepunkt seines dichterischen Schaffens. 1755 war der »Messias« bis zum zehnten Gesang beendigt und in doppelter Ausgabe erschienen. Um dieselbe Zeit entstanden Klopstocks früheste prosaische Abhandlungen; 1757 machte der Dichter mit dem »Tod Adams« den ersten dramatischen Versuch, und gleichzeitig war er besonders fruchtbar in der Gattung des geistlichen Liedes. 1758 nahm der Tod seine treue Meta (Cidli nannte sie der Dichter in den schönen an sie gerichteten Oden) während eines Besuchs in Hamburg ihm von der Seite, und mit diesem Ereignis schließt Klopstocks glücklichster Lebensabschnitt. In den Jahren 1759—62 verweilte der Dichter in Dänemark, 1762—64 in Quedlinburg und Halberstadt im Familienkreis; 1763 wurde er zum dänischen Legationsrat ernannt. Neben der Fortführung des »Messias« entstand in der nächstfolgenden Zeit das Trauerspiel »Salomo«, etwas später das Bardiet »Die Hermannsschlacht«, von dem angeregt sich das wesenlose, bombastisch-rhetorische Bardenwesen in der deutschen Litteratur des vorigen Jahrhunderts üppig ausbreitete. Die Hoffnungen, welche der Dichter in den letzten 60er Jahren auf den neuen Kaiser, Joseph II., setzte, erfüllten sich in keiner Weise. 1771 veranstaltete K., veranlaßt durch die Sammlung seiner Oden, welche die Landgräfin Karoline von Darmstadt, und die inkorrekte, welche der Dichter Dan. Schubart kurz vorher veröffentlicht hatten, eine selbständige Ausgabe derselben, die bei Bode zu Hamburg erschien. Nach Bernstorffs Tod wohnte K. eine Zeitlang im Haus von dessen Gemahlin zu Hamburg; dann bezog er das Haus eines Herrn v. Winthem daselbst, dessen Witwe später (1791) seine zweite Frau und die treue Pflegerin seines Alters wurde. 1772 ward das Trauerspiel »David« beendigt, 1773 der »Messias« endlich abgeschlossen. In der herrlichen Ode »An den Erlöser« ward des Dichters inniger Dank gegen Gott ausgesprochen, daß er ihm die Vollendung des großen Werkes vergönnt habe. Weit über Deutschlands Grenzen hinaus war der Ruhm des Gedichts erschollen. Übertragungen in die italienische, französische und englische Sprache hatten es dem Ausland zugänglich gemacht. In das Jahr 1773 fällt auch die Beendi-

K. ihr Ideal und unbedingtes Vorbild; bei den Versammlungstagen lagen stets seine Oden, meist bekränzt, auf dem Tisch. K. trat auch in persönliche Beziehung zu den Hainbündlern, und als er 1774 der Einladung, die Markgraf Karl Friedrich von Baden an den »Dichter der Religion und des Vaterlandes« zum dauernden Besuch an seinem Hof hatte ergehen lassen, folgte, verweilte er in Göttingen im Kreis der begeisterten Verehrer. Von des Dichters damaliger Einkehr in Goethes Wohnhaus berichtet »Wahrheit und Dichtung«. Schon im Frühjahr 1775 verließ K., des Hoflebens müde, Karlsruhe und traf nach einer Reise in die Schweiz, die ihn mit Goethe und den Stolbergs zusammenführte, im Juni wieder in Hamburg ein. Das gute Verhältnis zu Goethe verwandelte sich übrigens bald in dauernde Entfremdung, als K. 1776 sich beikommen ließ, durch unberufene und ziemlich unmotivierte Einmischung in das weimarische Treiben den Herzog Karl August und Goethe tief zu verletzen. Die letzten 28 Jahre seines Lebens verbrachte K. in zunehmender Stille und Zurückgezogenheit. Von der Entwickelung, welche die deutsche Poesie vornehmlich seit dem Erscheinen des »Götz von Berlichingen« genommen, sich abwendend, verdrossen durch die kühle Aufnahme der »Gelehrtenrepublik« und seiner seltsamen linguistischen Versuche (»Fragmente über Sprache und Dichtkunst«, 1779 und 1780), spann sich der Dichter immer mehr in seiner Sonderstellung ein. Der Odendichtung blieb er bis wenige Jahre vor seinem Tode treu, doch litt seine spätere Lyrik großenteils an Unverständlichkeit und Schwerfälligkeit des Ausdrucks. Mehr und mehr der deutsch-patriotischen Richtung sich ergebend (die Dramen: »Hermann und die Fürsten« und »Hermanns Tod« sind Zeugnisse hierfür), nahm K. auch lebhaften Teil an den damaligen großen weltgeschichtlichen Vorgängen im Ausland. Schon der nordamerikanische Unabhängigkeitskrieg hatte ihn hoch begeistert, die Einberufung der französischen Reichsstände (1787) feierte er durch eine Ode. Ein Diplom, das ihn zum französischen Bürger ernannte, war die Anerkennung für diese und ähnliche Kundgebungen. Seiner Enttäuschung, welche nicht lange auf sich warten ließ (den Entwickelungsgang der Revolution mißbilligte er in einem Schreiben an den Präsidenten des Konvents sehr nachdrücklich), gab er gleichfalls poetischen Ausdruck (Ode »Mein Irrtum«). Die an äußern Ehren reichen letzten Lebensjahre des Dichters verflossen unter eifriger Beschäftigung mit Ausfeilung seiner Schriften. Im Winter 1801 begann er zu kränkeln, seit Februar 1803 verließ er sein Lager nicht mehr. Er starb, im Geist mit seinem großen Epos beschäftigt, 14. März 1803. Das Leichenbegängnis (22. März) war fürstlich großartig. Zur Ruhestätte hatte sich K. den Friedhof des Dorfs Ottensen bei Altona gewählt, wo seine erste Gattin begraben war. Dort trägt ein weißer Marmorstein die Inschrift: »Saat von Gott gesäet, am Tage der Garben zu reifen. Bei seiner Meta und seinem Kind ruhet Friedrich Gottlieb K.« Am 2. Juli 1824 ward zu Quedlinburg und Altona Klopstocks Säkularfeier begangen und ihm in ersterer Stadt ein Denkmal

scheiden von dem relativen Wert und der Wichtigkeit, welche die Werke des Dichters in der Zeit ihres Erscheinens gehabt haben. K. darf weder zu den mustergültigen Dichtern noch zu denjenigen gerechnet werden, in deren Werken die bleibenden Elemente die zeitlichen überwiegen. Dagegen muß er entschieden als der Anfänger, Begründer, ja als der Schöpfer der zweiten Blütezeit deutscher Poesie bezeichnet und geehrt werden. Man kann ganz kurz den Unterschied der neuen mit K. beginnenden Poesie und der frühern in das Eine Wort »Genialität« fassen. Seit dem Auftreten Klopstocks ist es zum unumstößlichen Erfordernis für den Poeten geworden, daß ihm die dichterische Gabe etwas Angebornes, daß er ein Dichter »von Gottes Gnaden« sei, daß ihm das Schaffen in ursprünglicher Unmittelbarkeit tief aus dem innersten Seelenquell dringen müsse, nicht künstlich heraufgepumpt und durch das Röhrenwerk nüchterner Verstandsreflexion zu Tage geleitet. Erst durch K. ward es mit einem Male an einem überwältigenden Phänomen deutlich, wie nur der Poet die Menschenseele in allen ihren Tiefen zu bewegen und zu ergreifen vermöge, der selbst bis zur innersten Tiefe seiner Seele von seinem Stoff ergriffen, demselben mit seiner ganzen ungeteilten Persönlichkeit hingegeben sei; wie auch die äußere Gestalt, die Form, die Sprache, der Rhythmus, der Vers, wie durch unwiderstehliche Notwendigkeit hervorgetrieben, von innen nach außen herauswachsen müsse. Gegen die hohe Bedeutung dieser von K. hervorgebrachten Wirkung gehalten, schwinden die Wichtigkeit und der Wert seiner dichterischen Leistungen, wenn wir sie vom rein ästhetischen Gesichtspunkt aus beurteilen, unverhältnismäßig zusammen. Der Grundzug der Klopstockschen Dichtung ist der des äußersten Subjektivismus. Das individuellste Gefühl, die persönlichste Empfindung herrscht in sämtlichen Werken des Dichters und in den besten zumeist. Es ergibt sich hiernach von selbst, daß die Begabung Klopstocks in keinem dichterischen Gebiet so rein und glücklich zur Erscheinung kommen konnte wie in der Lyrik. K. war durchaus Lyriker; er war es selbst da, wo er es nicht sein wollte. Weitaus am wertvollsten bleiben darum unter seinen Gedichten die schon ihrer Art nach lyrischen und unter diesen wiederum die Oden. Seine geistlichen Lieder, auch die gelungensten, verlieren entschieden im Vergleich mit den besten unter jenen. Denn die unendliche Gefühlsinnigkeit, die überströmende Empfindung des Dichters mußte dann am freiesten und natürlichsten sich ausnehmen, wenn sie, durch äußerliche Schranken am wenigsten gehemmt, in gewaltigen Rhythmuswogen einherfluten durfte, und das eben vermochte sie am besten in der Hymnen- und Odenform. Klopstocks tiefe Abneigung gegen den Reim, welchen er »den bösen Geist mit plumpem Wörtergepolter« nannte, wurzelte in der Schrankenlosigkeit seines Empfindungslebens, und nicht minder läßt sich seine Vorliebe für die unklaren Nebelgebilde der nordischen Mythologie, die er in

nahm, war sprichwörtlich geworden. Was Klopstocks großes Epos angeht, so leidet es an allen den Mängeln, die eben in der Individualität des Dichters naturnotwendig begründet waren. Sein durchweg in Gefühlsergüssen thätiges schöpferisches Vermögen widerstrebte der Darstellung einer plastisch geschlossenen Gestaltenwelt. Der erzählende, also eigentlich epische Teil der »Messiade« ist daher auch unbedingt der schwächste; der Dichter ist vielmehr auch im »Messias« nur als Lyriker groß, und die »lyrisch-deskriptiven« Partien überwiegen denn auch immer mehr, je weiter das Gedicht fortschreitet. Von den übrigen Werken Klopstocks weiß gegenwärtig nur noch der Litterarhistoriker etwas, und sie gehören auch ganz eigentlich der Gattung der litterarischen Kuriositäten an. Nichts kann begreiflicher sein, als daß eine Natur wie die Klopstocks in der dramatischen Produktion durchweg unglücklich sein mußte, und Klopstocks sogen. Dramen haben denn auch kaum in der Zeit ihres Erscheinens Wohlgefallen erregt. Sie sind arm an Handlung, aller Charakteristik und dramatischen Entwickelung bar, aus lyrisch-sentimentalen Dialogen zusammengesetzt. Die »Deutsche Gelehrtenrepublik« stellt das Litteraturwesen unter dem Bild einer Druidenrepublik dar, die mit Ober- und Unterzünften, mit Meistern und Gesellen, mit wunderlichen Belohnungen und Bestrafungen ausgestattet ist; das seltsame Gemisch von allegorischer Spielerei und patriotischem Ernst läßt auch die guten Gedanken, die darin, wenn auch in dunkelster Sprache ausgedrückt, nicht fehlen, sowenig wie die tüchtige vaterländische Gesinnung zu einer Wirkung kommen, welche den allgemeinen Effekt des Sonderbaren aufhöbe. Endlich gehören auch die sprachwissenschaftlichen Versuche Klopstocks, unter andern seine Bemühungen um die deutsche Rechtschreibung, zu den Schrullen, an denen der große Mann in ungewöhnlichem Maß litt. In der Art, wie er ihnen Geltung zu verschaffen suchte, tritt ein gewisser despotischer Zug des Dichters hervor. Dieser Zug neben viel kleinlicher Eitelkeit, wovon nicht seltene Symptome im Leben Klopstocks anzutreffen sind, macht den wesentlichsten Teil der menschlich-dürftigen Elemente in des Dichters Persönlichkeit aus. Weit überwogen wurden diese aber durch die Reinheit seines Charakters, durch die Festigkeit und mannhaft-mutige Artung seiner Seele, durch die tiefe, wenn auch ebenfalls in subjektivistischer Form erscheinende Frömmigkeit seines Herzens, welche Eigenschaften dem Ruhm des Dichters auch den eines echt deutschen Mannes, eines edlen Menschen für alle Zeit hinzugefügt haben.

Die Hauptausgaben von Klopstocks gesammelten Schriften sind folgende: Werke, Ausgabe in 7 Bänden (Leipz. 1798—1810), Ausgabe in 12 Bänden (das. 1798—1817); Sämtliche Werke in Einem Bande (das. 1839); Stereotypausgabe in 9 Bänden (der letzte enthält den Nachlaß von Meta K., das. 1839) und in 10 Bänden (das. 1844); Ergänzung der Sämtlichen Werke durch 3 Bände Briefwechsel, Lebensgeschichtliches und

laß herausgegeben (Halberst. 1810, 2 Bde.); Döring, Klopstocks Leben (Weim. 1825); Gruber, Biographie Klopstocks, in dessen Ausgabe der Oden (Leipz. 1831); Pfeiffer, Goethe und K. (das. 1842); Mörikofer, K. in Zürich (das. 1851; neue Bearbeitung in »Die schweizerische Litteratur des 18. Jahrhunderts«, das. 1861); Strauß, Klopstocks Jugendgeschichte und K. und der Markgraf Karl Friedrich von Baden (Separatausgabe aus den »Kleinen Schriften«, Bonn 1878); Lappenberg, Briefe von und an K. (Braunschw. 1867); Erich Schmidt, Beiträge zur Kenntnis der Klopstockschen Jugendlyrik (Straßb. 1880); Pawel, Klopstocks Oden (Wien 1880); Muncker, Lessings persönliches u. litterarisches Verhältnis zu K. (Frankf. 1880); Lyon, Goethes Verhältnis zu K. (Leipz. 1882); Düntzer, Erläuterungen zu Klopstocks Oden (2. Aufl., das. 1878). Eine neue umfassende Biographie Klopstocks bearbeitet Fr. Muncker in München, auch eine historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke ist in Aussicht genommen.

Klosett (engl. closet), s. Abtritt.

Kloß, Georg Franz Burkhard, namhafter freimaurerischer Geschichtsforscher, geb. 31. Juli 1787 zu Frankfurt a. M., widmete sich dem Studium der Medizin und lebte als praktischer Arzt in seiner Vaterstadt, wo er mit dem Titel eines altenburgischen Medizinalrats 10 Febr. 1854 starb. Er schrieb, gestützt auf die reichhaltigste und seltenste freimaurerische Bibliothek: »Bibliographie der Freimaurerei« (Frankf. a. M. 1844); »Die Freimaurerei in ihrer wahren Bedeutung« (das. 1846); »Geschichte der Freimaurerei in England und Schottland« (das. 1848); »Geschichte der Freimaurerei in Frankreich« (das. 1852–53, 2 Bde.). Die zuletzt genannten Werke sowie seine »Annalen der Loge zur Einigkeit in Frankfurt«, die Früchte quellenmäßiger Forschung und nüchterner Kritik der Urkunden, wirkten bahnbrechend für die Begründung einer wahren Geschichte der Freimaurerei.

Kloster (v. lat. Claustrum, »nach außen abgeschlossener Ort«, auch Monasterium, Coenobium), die gemeinsame Wohnung einer Anzahl Mönche oder Nonnen, welche nach bestimmten Ordensregeln leben. Von den christlichen Konfessionen haben nur die römisch-katholische, die griechisch-katholische und die armenische Klöster; die protestantische verwirft dieses ganze Institut. Zwar hat jeder Orden seine bestimmten Statuten und Observanzen, aber alle Mönche und Klosterfrauen legen die drei Klostergelübde ab, nämlich die des Gehorsams, der Keuschheit und der Armut. Die katholische Kirche unterscheidet eine hohe, höhere und höchste Armut. Die erste besteht darin, daß ein K. nur so viel liegende Gründe besitzen darf, als zu seiner Erhaltung nötig sind; die zweite, daß es gar keinen Grundbesitz, wohl aber Mobilien &c. besitzen darf; die dritte gestattet keinerlei Eigentum. Die hohe Armut geloben z. B. die Karmeliter und Augustiner, die höhere die Dominikaner, die höchste die Franziskaner, namentlich die Kapuziner. Als ausschließlichen oder doch wenigstens hauptsächlichsten Zweck des Klosterlebens bezeichnen die Ordensregeln ein religiös-kontemplatives Leben, oft aber auch in wesentlicher Verbindung mit Leistungen in den Gebieten der Seelsorge, des Missionswesens, der Erziehung, Armen- und Krankenunterstützung.

Bevor jemand das Klostergelübde wirklich ablegt, muß er als Novize eine Zeitlang, gewöhnlich ein Jahr (Noviziat, Probejahr, Klosterjahr), im K. zubringen, nach dessen Beendigung es ihm freisteht, entweder das K. wieder zu verlassen, oder Profeß zu thun«, d. h. an Eides Statt das Versprechen zu geben, den Regeln, Statuten und Observanzen des Ordens getreu leben zu wollen. Diese Gelübde werden feierliche (votum solenne) genannt, wenn sie auf Lebenszeit, einfache, wenn sie nur auf eine bestimmte Reihe von Jahren oder für unbestimmte Zeit abgelegt werden. Die Klostergenossen hießen früher Brüder (fratres); später nannte man diejenigen, welche die Priesterweihe erhalten hatten, Väter (patres). Mit der Zeit bildeten sich in den Klöstern bestimmte Ämter aus, deren Verwaltung einzelnen Mönchen (Klosteroffizialen) anvertraut wird; diese sind gewöhnlich der Bibliothekar, Lektor, Ökonom, Kellermeister, Pförtner und Circator; letzterer hat die Verpflichtung, als Aufseher die Arbeits- und Schlafsäle regelmäßig zu begehen, die Brüder zum Gebet zu rufen &c. Sämtliche in einem K. lebende Personen stehen unter einem Vorgesetzten, der entweder von dem Kapitel des Klosters gewählt, oder vom Bischof oder auf andre Weise eingesetzt wird. Er führt in größern Klöstern den Titel Abt (Äbtissin), in kleinern Propst (Pröpstin), in noch andern Prior, Superior, Guardian (Priorin, Domina), Rektor. Große Klöster haben bisweilen außer dem Abt noch einen Propst und mehrere Prioren; der General führt die Aufsicht über alle Klöster seines Ordens. Gewöhnlich umschließt eine Mauer den ganzen Klosterraum und bildet die Klausur, welche kein Mönch und keine Nonne ohne besondere Erlaubnis überschreiten darf. Die Klostergebäude selbst bilden ein Viereck und umschließen einen Hof, um welchen ein nach demselben offener Bogengang (Klostergang, Kreuzgang) läuft. Auf einer Seite stößt an dieses Viereck die Klosterkirche, in welcher die Bewohner des Klosters ihren Gottesdienst halten, zu dessen Besorgung ein besonderer Klostergeistlicher angestellt ist. Im untern Stock des Klosters befindet sich meist das Refektorium (Cönakel), der Speisesaal, der gewöhnlich auch den Konventsaal (Kapitel) bildet, wo die Mönche täglich zusammenkommen und ihnen ein Kapitel ihrer Regel vorgelesen wird, und wo die wichtigern Klosterangelegenheiten verhandelt werden. In den obern Stockwerken befinden sich die Zellen der Mönche, die gewöhnlich nur ein Fenster, eine Lagerstätte, einen Tisch und einen Stuhl haben. Nur die Obern haben geräumigere Zimmer. Eins der vorzüglichsten Beispiele der Klosteranlagen des Mittelalters ist diejenige des Klosters zu St. Gallen, dessen Bauriß von Keller (Zürich 1844) beschrieben wurde. Näheres darüber in den Werken über kirchliche Kunst von H. Otte, Lübke u. a.

Dem Mönchswesen Ähnliches findet sich schon in der vorchristlichen Zeit bei den Völkern des Orients, deren Sinn sich von Natur zur Ruhe und Kontemplation neigt. In der christlichen Kirche ging Ägypten mit dem Beispiel voran. In den Niederungen Oberägyptens lebten bereits im 3. Jahrh. einzelne Weltmüde als Einsiedler. Im 4. Jahrh. kündigten sich die Todeszuckungen des römischen Weltreichs in einem allgemein verspürbaren Gefühl an, daß der Weltlauf altere und es sich nicht mehr lohne, zu leben. Man floh die Welt, um in stetiger Todesbereitschaft der reinen Anschauung Gottes teilhaftig zu werden. Als Mittel dazu galt Verzicht auf alle Güter, Ehre und Vermögen, Weib und Kind, selbst die kirchliche Gemeinschaft. Hatte die Kirche doch selbst sich zur Aufstellung eines höchsten Lebensideals verstiegen, welches im Grund nicht in ihr, sondern nur neben ihr zu realisieren war: Negation alles Menschlichen

anstatt sittlich zweckvoller Lebensbethätigung. Vgl. Weingarten, Der Ursprung des Mönchtums (Gotha 1877); Hilgenfeld in der »Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie« (1878); Gaß in der »Zeitschrift für Kirchengeschichte« von Brieger (2. Bd.); Keim, Aus dem Urchristentum (Zürich 1878). Diese Lebensweise erhielt festere Gestalt durch den heil. Antonius (s. d.) und durch Pachomius, welcher zuerst (um 340) für die verschiedenen Geschlechter auf der Nilinsel Tabennä eigentliche Klöster gründete. Seinem Beispiel folgten Hilarion (s. d.), Basilius d. Gr. (s. d.), Ammonius, Macarius u. a. Bald war das Mönchtum Modesache im christlichen Orient geworden. In den von Pachomius eingerichteten Klöstern wohnten die Mönche und Nonnen (denn auch für seine Schwester gründete er ein K.) in besondern, nebeneinander gebauten kleinen Häusern (s. Laura), welche zusammen das Cönobium oder Monasterium bildeten, das von einem Abbas (»Vater«), Hegumenen (»Führer«) oder Mandriten (»Klostervorsteher«) regiert wurde. Dieses Klosterleben erhielt, als sich immer mehr Personen hinzudrängten, durch Basilius bestimmte Regeln (s. Basilianer). Zur Arbeit im Dienste der Kirche oder der Menschheit hat sich dieses griechische Mönchtum nie entschlossen. In träger Beschaulichkeit dahinlebend, beteiligte es sich höchstens an den dogmatischen Lehrstreitigkeiten des 6.–9. Jahrh. mit seiner Phantasie, mit seiner bildermalenden Kunst und zuweilen auch mit seinen Fäusten. Die Mehrzahl der Religiosen bestand aus Leuten aus den niedrigsten Ständen, die mehr den Beruf und seine Arbeit als die Gesellschaft und ihre Laster flohen, den Steuern und Kriegsdiensten entgehen und überdies sich den Nimbus der Heiligkeit erwerben wollten. Auf dem zweiten nicäischen Konzil (787) mußte die Errichtung von beiden Geschlechtern gemeinschaftlichen sogen. Doppelklöstern verboten werden. In diesen Mönchskolonien war bald genug ein Fanatismus erwacht, der sich zu jeglichem Abenteuer verstieg. Den erhitztesten Schwärmern genügte die Strenge der Klosterregel noch nicht, sondern sie widmeten sich in einsamen Zellen, in Höhlen, selbst auf Bäumen und Säulen (s. Styliten) oder unter freiem Himmel maßloser Askese. So trugen die zahlreichen Boskoi oder Pabulatores (grasenden Mönche) ihren Namen davon, daß sie in den Gefilden Mesopotamiens inmitten der Viehherden grasten. An dem Raffinement solcher Entsagungen entzückte sich die lebensmüde Welt, und schon das Ende des 4. Jahrh. erlebte die Anfänge einer Art von Mönchsbelletristik, den sogen. asketischen Roman. Hieronymus (s. d.), der damit voranging, hat recht eigentlich das Mönchtum in das Abendland eingeführt, und was er in Italien, das thaten Augustinus in Afrika, in Südgallien Johannes Cassianus. Benedikt von Nursia (s. Benediktiner) führte zuerst in Monte Cassino die förmliche Verpflichtung der Religiosen auf die drei Klostergelübde ein, und seine Regel blieb Norm auch für die später gegründeten Orden (s. Orden und Benediktiner). Diese Klöster haben im Mittelalter die geistigen Schätze der heidnischen und christlichen Vergangenheit in ihren Bibliotheken aufbewahrt und sich durch Vervielfältigung und Verbreitung von Büchern verdient gemacht. Einen ungemeinen Einfluß erlangten die Mönche dann auch dadurch, daß sie die Erziehung der Jugend in ihre Hände nahmen (s. Klosterschulen). Aber auch praktisch hat das abendländische Mönchtum ganz anders in die Kirchengeschichte eingegriffen als im Orient; im Gegensatz zu letzterm weist es vor allem auch in sich selbst Entwickelung und Fortschritt auf. Seit dem 10. Jahrh. wurde das Mönchtum als ein besonderer geistlicher Stand (ordo der religiosi) betrachtet, der für die weltlichen Geschäfte und niedrigen Dienstleistungen Laien- oder Klosterbrüder (conversi) annahm, welche nur einfache Gelübde ablegten, so daß die großen Benediktinerabteien alle Gewerke für ihre Bedürfnisse, besonders zu Bauten, in sich schlossen. Infolge der Reichtümer, die sich in den Klöstern sammelten, traten bald allenthalben Symptome der Entartung auf; letztere stieg im 10. Jahrh. so hoch, daß eine gründliche Reform unvermeidlich wurde. Die meisten Klöster Frankreichs nahmen die Regel von Cluny (s. d.) an. Nachher erfolgten noch weitere Schärfungen in verschiedenartigen Orden und Kongregationen (s. die einzelnen Orden), welche jedoch dem immer von neuem hereinflutenden Verderben niemals auf die Dauer wehren konnten. Die Hauptschläge aber empfing das Klosterwesen im 16., 18. und 19. Jahrh. Die Reformation hatte Einziehung der Klostergüter zur Folge, welche teils zum fürstlichen Fiskus geschlagen, teils zum Besten von Kirche und Schule, teils zur Versorgung adliger Fräulein verwendet wurden. In den katholisch gebliebenen Ländern trat die Aufklärung gegen die Klöster als Sitze des Aberglaubens und des Müßiggangs in die Schranken, und ihrer 1300 sollen den Maßregeln Josephs II. (s. d.) erlegen sein. Endlich erklärte die Revolution 1789 die Klostergüter für Nationalgüter, und seit 1802 schritt unter Napoleons I. Auspizien auch das Deutsche Reich zur Einziehung derselben vor. Die Restauration brachte allenthalben auch hier den Gegenschlag mit sich. In Frankreich gab es beispielsweise zu Anfang dieses Jahrhunderts keine Nonnen, vor der Julirevolution schon wieder ihrer 22,000, dagegen 1878 fast 128,000. Das cisleithanische Österreich beherbergte 1875 in 451 Niederlassungen 4374 Ordenspriester und 1453 Laienbrüder, in 349 Niederlassungen 6068 Nonnen und Laienschwestern. Zuerst ermannten sich gegen das wieder überhandnehmende Unwesen Portugal, wo 1834, und Spanien, wo 1835 die Klöster wenigstens zeitweilig aufgehoben wurden, mit größerm Erfolg Italien, wo 1866 die gleiche Maßregel getroffen wurde, endlich auch das protestantische Deutschland, das während der Reaktionsjahre seit 1849 den ergiebigsten Boden für das Klosterwesen gebildet hatte. So existierten z. B. in der ganzen Erzdiözese Köln nach 1850 nur 272 Religiosen, 1872 dagegen 3131. Während ferner 1851–53 in den drei Diözesen Breslau, Posen-Gnesen, Kulm nur 236 Mitglieder von Kongregationen existierten, war ihre Zahl 1871–1872 auf 1986 gestiegen. Durch das Gesetz vom 31. Mai 1875 wurden in Preußen alle geistlichen Orden und ordensähnlichen Kongregationen, mit Ausnahme derjenigen, welche sich ausschließlich der Krankenpflege widmen, aufgehoben. Zur Zeit der Aufhebung befand sich in Deutschland, soweit festzustellen war, die ansehnliche Anzahl von 19,434 Ordensmitgliedern, welche sich auf folgende Länder verteilen:

Länder	Im Jahr	Mönche	Nonnen
Preußen	1872/73	1037	8011
Bayern	1873	1094	5054
Sachsen	1875	—	92
Württemberg	1873	—	376
Baden	1873	—	349
Hessen	1874	39	314
Elsaß-Lothringen	1873	418	2650
	Zusammen:	2588	16846

Diese erwähnten Bestimmungen sind aber so gut wie rückgängig gemacht durch das Gesetz vom 19. April 1887, welches alle Orden wieder zuläßt, die sich der Seelsorge oder der Übung christlicher Nächstenliebe oder einem beschaulichen Leben widmen.

Ein ähnlicher Schlag wie in Italien und Deutschland hat die Klöster in Frankreich durch die Dekrete vom 19. März 1880 betroffen; die Zahl der nicht autorisierten, durch die Dekrete verurteilten Anstalten beträgt 384 mit 7444 Mönchen und wieder 602 Anstalten mit 14,003 Nonnen. Vorher gab es etwa 250,000 Mönche und Nonnen in Frankreich. In der Schweiz befanden sich 1882 noch 88 Klöster, 546 Mönche, 2020 Nonnen mit einem Vermögen von 22 Mill. Frank.

Klöster in antikem Stil trifft man im Orient; dort bestehen sie noch, zwar meist leer an Geist und Gesinnung, aber in unveränderten Formen festhaltend an der Gewohnheit des Daseins und wohlthätig wirkend durch Gastfreundschaft und Pflege heiliger Stätten. Die in Europa fast allein unangetastet gebliebenen Athosklöster (s. Athos) sind die merkwürdigste Reliquie dieser Art. Zählt man die verschiedenen Orden und Kongregationen zusammen, so erhält man die Summe von 504, von denen manche allerdings auf wenige Klöster beschränkt geblieben sind, andre dagegen zu einer und derselben Zeit mehrere Tausend Klöster gezählt haben. Vgl. Weber, Die Möncherei oder geschichtliche Darstellung der Klosterwelt (2. Aufl., Stuttg. 1834, 3 Bde.); Biedenfeld, Ursprung sämtlicher Mönchs- und Klosterfrauenorden (Weim. 1837, 2 Bde.; Supplement 1840); Fehr, Geschichte der Mönchsorden (Tübing. 1845); Montalembert, Les moines d'Occident (5. Aufl., Par. 1874—78, 7 Bde.); Hinschius, Die Orden und Kongregationen der katholischen Kirche in Preußen (Berl. 1874); Dürrschmidt, Die klösterlichen Genossenschaften in Bayern (Nördling. 1875); E. Keller, Les congrégations religieuses en France (Par. 1880); Marchand, Moines et nonnes; histoire, constitution, etc.« (das. 1882); A. Harnack, Das Mönchtum, seine Ideale und seine Geschichte (2. Aufl., Gießen 1882).

Klosterbeere, s. Stachelbeere.

Klosterberge, ehemals berühmtes Benediktinerkloster, auf dem heutigen Gebiet der Stadt Magdeburg, dicht bei Buckau, von Kaiser Otto I. 937 gestiftet, ward nach der Reformation (1565) in ein protestantisches Stift mit einer Schule verwandelt, die zu großem Ruf gelangte. 1577 wurde daselbst die Konkordienformel (s. d.) entworfen, die deshalb auch das Bergische Buch heißt. Das Stift wurde 1812 aufgehoben, der Fonds der Universität Halle überwiesen, Gebäude und Umgebung in den Friedrich-Wilhelmsgarten umgewandelt. An der Stelle des Klosters steht gegenwärtig ein Gesellschaftshaus. Vgl. die von Holstein herausgegebenen Quellenwerke: »Gesta abbatum Bergensium 936—1495« (Leipz. 1871) und »Urkundenbuch des Klosters Berge« (Halle 1878); Holstein, Geschichte der ehemaligen Schule zu K. (Leipz. 1886).

Klosterbilder, dünne Bilder von Hausenblase, welche zuerst in Klöstern verfertigt wurden. Zu ihrer Darstellung gießt man eine konzentrierte farblose oder gefärbte Lösung von Hausenblase dünn auf metallene Formen, in welche Bilder gestochen sind. Nach dem Trocknen kann die Hausenblase wie ein Papier abgenommen werden und zeigt die feinsten Züge der Form.

Klosterbrüder, s. v. w. Laienbrüder.

Klosterebrach, Marktflecken, s. Ebrach.

Klosterfrau, s. v. w. Nonne.

Klosterfräulein, ein im Kloster oder in einem Damenstift erzogenes Fräulein, das noch nicht Profeß gethan hat, daher noch in die Welt zurücktreten kann.

Klosterfräulein, Vogel, s. v. w. Bachstelze.

Klostergelübde, s. Kloster.

Klostergrab, Stadt in der böhm. Bezirkshauptmannschaft Teplitz, am Erzgebirge und der Prag-Duxer Bahn (Linie Brüx-Moldau), hat eine Kirche mit schönen Gemälden, eine Glas- und eine Wirkwarenfabrik, Braunkohlengruben und (1880) 1660 Einw.; ist bekannt durch die Zerstörung der protestantischen Kirche im J. 1618 (vgl. Braunau).

Klosterkinder, s. Oblaten.

Klösterle, Stadt in der böhm. Bezirkshauptmannschaft Kaaden, an der Eger und der Prag-Egerer Bahn, mit gräflich Thunschem Schloß und Porzellanfabrik, Spitzenklöppelei und (1880) 1937 Einw.

Klosterleinwand, feine westfäl. Leinwand, welche vor der Revolution besonders aus Wahrendorf in großer Menge nach Frankreich ging.

Klösterli, s. Rigi.

Klostermann, 1) Rudolf, Rechtsgelehrter, geb. 17. Nov. 1828 zu Wengern in Westfalen, studierte 1846—49 zu Halle, Bonn und Berlin, wurde nach verschiedenen Anstellungen 1857 als Hilfsarbeiter in das Handelsministerium und 1866 nach Bonn als Oberbergrat berufen. Er habilitierte sich daselbst, nach seiner 1868 erfolgten Ernennung zum Ehrendoktor, 1869 in der juristischen Fakultät und ward 1871 zum außerordentlichen Professor ernannt. K. war bei der Redaktion des preußischen Berggesetzes sowie bei den Bewegungen um das Reichspatentgesetz besonders thätig. Er starb 10. März 1886. Von seinen Schriften sind zu nennen: »Übersicht der bergrechtlichen Entscheidungen des königlichen Obertribunals« (Berl. 1861—64); »Das allgemeine Berggesetz für die preußischen Staaten« (das. 1866, 4. Aufl. 1885); »Das geistige Eigentum« (das. 1867) und als 2. Band dazu: »Die Patentgesetzgebung aller Länder, nebst den Gesetzen über Musterschutz und Markenschutz« (das. 1869, 2. Aufl. 1876); »Lehrbuch des preußischen Bergrechts« (das. 1871); »Das Urheberrecht an Schrift- und Kunstwerken« (das. 1876); »Das Patentgesetz für das Deutsche Reich vom 25. Mai 1877« (das. 1877); »Das englische Patent-, Muster- u. Markenschutzgesetz vom 25. Aug. 1883« (Jena 1884).

2) August, protest. Theolog, geb. 16. Mai 1837 zu Steinhude (Schaumburg-Lippe), studierte 1855—58 in Erlangen und Berlin, war seit 1859 Lehrer zu Bückeburg, wurde 1864 Repetent, darauf Privatdozent der Theologie zu Göttingen und 1868 ordentlicher Professor in Kiel. Er schrieb: »Das Markus-Evangelium nach seinem Quellenwert für die evangelische Geschichte« (Götting. 1867); »Untersuchungen zur alttestamentlichen Theologie« (Gotha 1868); »Korrekturen zur bisherigen Erklärung des Römerbriefs« (das. 1881); »Probleme im Aposteltext, neu erörtert« (das. 1883).

Klostermeyer, Matthias, bekannt unter dem Namen bayrischer Hiesel, geb. 1738 zu Kissing bei Augsburg, ward, herangewachsen, Wildschütz, später Räuber und endlich Hauptmann einer großen Bande. Nach einer Reihe der gräßlichsten Unthaten wurde er 1771 trotz hartnäckiger Gegenwehr mit einem Teil seiner Bande gefangen genommen und in Dillingen erdrosselt und sodann gerädert. Vgl. »Neuer Pitaval«, neue Serie, Bd. 6 (Leipz. 1871).

Klosterneuburg, Stadt in Niederösterreich, Bezirkshauptmannschaft Hernals, an der Donau, 9 km ober-

halb Wien, und an der Franz-Josephsbahn gelegen, besteht aus der obern und untern Stadt, die durch den Kirlinger Bach getrennt sind, hat (1880) 7365 Einw., welche hauptsächlich Weinbau, außerdem Gewerbe (Farben- und Firnisfabrikation, Bierbrauerei) treiben, ein Bezirksgericht, ein berühmtes Augustinerchorherrenstift, ein Mechitaristenkollegium, eine alte Spitalkirche, eine Wein- und Obstbauschule mit chemisch-physiologischer Versuchsstation, eine Landesirrenanstalt, ein Waisenhaus der Stadt Wien, ein Krankenhaus, eine große Kaserne des Pionierregiments nebst Militärschiffbauhof. Das genannte Chorherrenstift, palastähnlich auf einem gegen den Strom vorspringenden Hügel stehend, wurde 1106 von Leopold III., dem Heiligen, gegründet und ist das älteste und reichste Österreichs; es besitzt einen großen Teil der nächsten Umgebungen Wiens. Besonders sehenswert ist die romanische Kirche aus dem 12. Jahrh. (die Türme sind aus dem 17. Jahrh.) mit frühgotischem Kreuzgang, ferner mit dem Grabmal des Stifters, zu welchem die Wiener am 15. November wallfahrten, und dem sogen. Altar von Verdun, einem meisterhaften Altarvorsatz vom Jahr 1181, bestehend aus 81 vergoldeten Erztafeln. Das Stift besitzt ferner eine Schatz- und Reliquienkammer, welche unter anderm den österreichischen Erzherzogshut aufbewahrt, eine Bibliothek von 30,000 Bänden und gegen 3000 Manuskripten und Inkunabeln, eine Gemäldegalerie, ein Münz- und Naturalienkabinett, eine theologische Hauslehranstalt und bedeutende Keller, in denen über 28,000 hl der vorzüglichsten Weine lagern (darunter ein Faß von 560 hl Inhalt, auf welchem am Leopoldsfest das sogen. Faßrutschen stattfindet). Zu den Zeiten der Römer stand in der Gegend von K. das Kastell Citum, von dem jedoch jede Spur verschwunden ist. Die Stadt selbst wurde von Karl d. Gr. gegründet.

Klosters, Alpengemeinde im schweizer. Kanton Graubünden, Bezirk Oberlanquart, mit (1880) 1499 Einw., im hintern Teil des Prätigau (1209 m ü. M.) gelegen, Luftkurort, auf der weiter nach Davos führenden Poststraße von der Eisenbahnstation Lanquart (Linie Rorschach-Chur) zu erreichen; im Hintergrund des Thals die firnbelastete und vergletscherte Silvrettagruppe. In der Gemeinde das Bad Serneus (s. d.). K., eine vielbesuchte Touristenstation, hat seinen Namen von einem Prämonstratenserkloster, das 1526 eingegangen ist.

Klosterschulen (Scholae monasticae, claustrales), Unterrichtsanstalten in Klöstern, in welchen Mönche und Nonnen den Unterricht erteilten, hatten bei ihrer Entstehung im 5. Jahrh. zunächst nur die Bildung von Klostergeistlichen zum Zweck, wurden aber später erweitert. Sie lehrten die sieben freien Künste oder das Trivium (Grammatik, Rhetorik und Dialektik) und das Quadrivium (Musik, Arithmetik, Geometrie und Astronomie). Die Begründung der K. im Abendland ist auf Benedikt von Nursia, den Ordensstifter und Gründer von Monte Cassino (529), und seinen jüngern Zeitgenossen Cassiodorus zurückzuführen. Wesentlichen Aufschwung nahmen sie innerhalb des fränkischen Reichs unter Karl d. Gr. namentlich durch St. Gallen. In einigen Ländern, die sich der Reformation anschlossen, wurden die Einkünfte mehrerer Klöster und Domstifter zur Stiftung von Gelehrtenschulen verwendet, welche noch jetzt die Namen K., Domschulen, Fürstenschulen (s. d.) führen. In der katholischen Kirche haben die Jesuitenkollegien die alten Lehranstalten der Benediktiner sowie die neuern der Barnabiten und Piaristen bedeutend in den Hintergrund gedrängt. In den letzten Jahrhunderten haben mehrere katholische Nonnenorden zahlreiche Erziehungsanstalten für die Töchter gebildeter Stände gegründet. Dieselben werden in katholischen Ländern besonders von den höhern Gesellschaftskreisen benutzt und üben einen wesentlichen Einfluß auf die Gesinnung derselben gegen die Kirche. S. Knabenseminare.

Klostervogt, in verschiedenen Provinzen Deutschlands, namentlich der sächsischen Oberlausitz, ein ritterschaftliches Amt, bekleidet von einem in der Provinz Grundangesessenen, der die weltlichen Interessen des betreffenden Klosters zu wahren und dasselbe auf den Provinziallandtagen zu vertreten hat.

Klosterwald (Wald), Flecken im preuß. Regierungsbezirk und Oberamt Sigmaringen, hat eine kath. Pfarrkirche, ein Amtsgericht und (1885) 404 meist kath. Einwohner.

Klosterwenzel, s. Grasmücke.

Klosterwesen, s. Kloster.

Kloster-Zeven, s. Zeven.

Klöstitz, deutsche Ansiedelung in der russ. Provinz Bessarabien, mit Kirche und 2163 evang. Einwohnern, ist Sitz des Vorstandes von 6 Kolonien mit zusammen 10,242 Seelen.

Klotho, eine der Parzen oder Mören (s. d.).

Klotz, 1) Christian Adolf, Gelehrter, geb. 13. Nov. 1738 zu Bischofswerda in der Lausitz, gebildet zu Meißen und Görlitz, studierte seit 1758 in Leipzig und Jena, habilitierte sich 1761 in Jena, wurde 1762 außerordentlicher und 1763 ordentlicher Professor der Philosophie in Göttingen, 1765 Professor der Beredsamkeit in Halle, erhielt vom König den Titel eines Geheimrats und starb dort 31. Dez. 1771. In seinen lateinischen Gedichten (gesammelt als »Opuscula poetica«, Altenb. 1766), seinen Ausgaben des Tyrtäos (Brem. 1764; 2. Ausg., Altenb. 1767) und von Vidas »De arte poetica« (das. 1766) sowie in zahlreichen Abhandlungen, von denen die lateinisch geschriebenen, größtenteils in den »Opuscula philologica et oratoria« (Halle 1772) gesammelt, noch heute wegen ihrer Latinität geschätzt sind, erweist er sich als fähigen Philologen. Durch die frühzeitig dafür gefundene Anerkennung zu maßloser Eitelkeit und Überhebung verleitet, geriet er jedoch, besonders nachdem er zur »Allgemeinen deutschen Bibliothek«, an der er länger mitgearbeitet hatte, mit den »Acta literaria« (Altenb. 1764-73, 7 Bde.) in gehässige Opposition getreten war, in Streitigkeiten, denen er sich nicht gewachsen zeigte. Sein gefährlichster Gegner ward Lessing in den »Briefen antiquarischen Inhalts«. Vergebens versuchte er in der »Neuen Hallischen gelehrten Zeitung« (Halle 1767—71), der »Deutschen Bibliothek der schönen Wissenschaften« (das.

logie, ward 1832 außerordentlicher und Ende 1849 an Gottfr. Hermanns Stelle (unter heftigster Opposition seiner Kollegen) ordentlicher Professor. Er starb 10. Aug. 1870 in Kleinzschocher bei Leipzig. Von seinen Schriften zur griechischen Litteratur sind zu nennen: die Textrezensionen von Lukians »Gallus« (Leipz. 1831) und der »Opera omnia« des Clemens von Alexandria (das. 1831—34, 4 Bde.); die kommentierten Ausgaben von Euripides' »Hercules furens«, »Phoenissae«, »Orestes«, »Iphigenia Taurica« und »Iphigenia quae est Aulide« (Gotha 1841 bis 1860; »Hercules furens« und »Phoenissae« in 2. Aufl. von Wecklein, Leipz. 1877—81) als Fortsetzung der von Pflugk begonnenen Gesamtausgabe u. die neuen Auflagen der von diesem bearbeiteten Tragödien; besonders aber die Bearbeitung von Devarius' »Liber de graecae linguae particulis« (das. 1835 bis 1842, 2 Bde.) mit trefflichen Anmerkungen. Auf dem Gebiet der römischen Litteratur hat er sich besonders um Cicero verdient gemacht; er veröffentlichte: »Quaestiones Tullianae« (Leipz. 1830) und gab heraus: »Cato major« (das. 1831), »Laelius« (das. 1833), »Tusculanae quaestiones« (das. 1835; Nachträge und Berichtigungen 1843, 2. Aufl. 1855), sämtliche Reden mit Anmerkungen (das. 1835—39, 3 Bde.), »Orationes selectae XXI« (das. 1869, 2 Bde.; 2. Aufl. 1871), »Scripta omnia« (das. 1851—56, 11 Bde.; 2. Aufl. 1863—72). Außerdem besitzen wir von ihm eine Ausgabe des Terenz (Leipz. 1838—40, 2 Bde.), der noch eine besondere der »Andria« folgte (das. 1865), sowie des Cornelius Nepos (Hannov. 1846); ferner das (unvollendete) »Handbuch der lateinischen Litteraturgeschichte« (Leipz. 1846, Bd. 1), das »Handwörterbuch der lateinischen Sprache« (mit Lübker und Hudemann, Braunschw. 1847—57, 2 Bde.; 5. Abdr. 1874) und das »Handbuch der lateinischen Stilistik« (hrsg. von Rich. Klotz, Leipz. 1874).

3) Gustav, Architekt, geb. 1810 zu Straßburg, studierte unter Baudoyer und Labrouste in Paris und begab sich 1831 nach Rom, wo er mehrere Jahre verweilte. Heimgekehrt, wurde er zum Oberbaumeister des Niederrheins und später zum Dombaumeister in Straßburg ernannt. Er widmete sich fortan ausschließlich der Restaurierung dieses Baues. Ehe K. ans Werk ging, unternahm er eine Reise in den Orient, um die Bauwerke zu studieren, welche Analogien mit den ältesten Teilen des Münsters bieten könnten, restaurierte dann zuerst das Chor und entfernte die störenden Anbauten. Die Zerstörungen durch die Beschießung von Straßburg wurden von ihm in wenigen Jahren ausgebessert. Nachdem die Restaurierung vollendet war, unternahm er die Ausschmückung des Chors und des Triumphbogengiebelfeldes. Sein letztes Werk waren die Bronzethüren des Hauptportals der Fassade. Er starb 24. Jan. 1880.

4) Moritz, Abgeordneter, geb. 6. Aug. 1813 zu Potsdam, besuchte das Gymnasium daselbst, studierte in Berlin die Rechte, trat sodann in den Staatsjustizdienst, ward 1840 Kammergerichtsassessor und 1850 Richter in Berlin, wo er noch jetzt als Amtsgerichtsrat wirkt. Er war 1859—66 und ist wieder seit 1869 Mitglied des Abgeordnetenhauses, in welchem er 1876—79 Vizepräsident war, und seit 1871 auch Mitglied des deutschen Reichstags. In beiden Versammlungen gehört er zur Fortschritts-, jetzt deutschfreisinnigen Partei.

Klotzdruck und **Klotzmaschine**, s. Färberei und Zeugdruckerei.

Klötze, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Gardelegen, an der Purnitz, hat eine evang. Kirche, ein Amtsgericht, eine Oberförsterei und (1885) 2814 Einw.

Klotzsch, auch bloß ***Kl.***, bei botan. Namen für Johann Friedrich Klotzsch, geb. 9. Juni 1805 zu Wittenberg, gest. 5. Nov. 1860 in Berlin als Kustos des königlichen Herbariums (Begoniaceen, Aristolochiaceen).

Klub (engl. Club), eigentlich Keule, Knüttel; dann die Zeche, welche das einzelne Glied einer Gesellschaft zu bezahlen hat; ferner die Gesellschaft selbst und endlich auch das Gesellschaftslokal. Das wahre Vaterland der Klubs ist England, wo alle Klassen und Abstufungen der Gesellschaft dergleichen Vereine mit geselligen oder politischen Zwecken unterhalten. Die meisten dieser Klubs haben ihre eignen Sitzungslokale, welche oft Zierden der Städte sind; so besonders in London das Gebäude des Reformklubs, das von Barey nach dem Muster des Palastes Farnese in Rom erbaut worden ist, das des Army- and Navyklubs im venezianischen Stil u. a. (Vgl. Timbs, Clubs and club-life in London, Lond. 1873; Joey, Clubs of the world, 2. Aufl., das. 1880.) Wo man in andern Ländern das Klubwesen nachahmte, nahm es bald einen andern Charakter an. In Frankreich, wo es schon vor der ersten Revolution politische Klubs gab, die aber 1787 polizeilich verboten wurden, gewannen dieselben nach dem Ausbruch der Revolution einen reißenden Aufschwung und übten, namentlich der der Feuillants und der Jakobiner, einen gewaltigen Einfluß aus. Sie bildeten die Mittelpunkte großer politischer Parteien und waren als solche organisiert und durch weitverzweigte Affiliation verstärkt; so konnte der furchtbare Jakobinerklub zuletzt ganz Frankreich umspannen und beherrschen. Politische Klubs entstanden auch in Deutschland, Italien, Spanien, überhaupt allenthalben, wo revolutionäre Tendenzen Wurzel faßten. In Deutschland wurden sie durch ein Reichsgesetz von 1793 verboten, welches Verbot der bekannte Bundesbeschluß von 1832 auf alle Vereine und Versammlungen politischen Charakters ausdehnte. In Frankreich traten nach dem Erlöschen der revolutionären Bewegungen an die Stelle der Klubs die geheimen politischen Verbindungen. Erst nach der Februarrevolution von 1848 nahm das Klubwesen in allen von den Nachwirkungen derselben berührten Ländern wieder einen lebhaften Aufschwung, aber nur, um ebenso rasch wieder zusammenzusinken. In Deutschland führen jetzt sehr häufig Vereine mit rein geselligen Zwecken den Namen K.

Klüber, Johann Ludwig, hervorragender publizistischer Schriftsteller, geb. 10. Nov. 1762 zu Tann bei Fulda, begann seine Laufbahn 1786 als Professor der Rechte zu Erlangen, folgte 1804 einem Ruf als Geheimer Referendar nach Karlsruhe, wurde bald zum Staats- und Kabinettsrat befördert und erhielt 1807 die Stelle des ersten Professors der Rechte zu Heidelberg. Während der Dauer des Wiener Kongresses lebte er mit Erlaubnis seiner Regierung in Wien und veröffentlichte sodann »Akten des Wiener Kongresses in den Jahren 1814 und 1815« (Erlang. 1815—19, 8 Bde.). Von den beiden wichtigsten Aktenstücken, der »Schlußakte des Wiener Kongresses« und der »Deutschen Bundesakte«, wurde ein besonderer Abdruck (Erlang. 1816, 2. Aufl. 1818) veranstaltet, dessen 3. vermehrte Auflage 1830 unter dem Titel: »Quellensammlung zu dem öffentlichen Rechte des Deutschen Bundes« (Fortsetzung dazu 1833) erschien und durch Nachweisung der Verhandlungen über die einzelnen Bestimmungen der Bundesakte für die Entstehungsgeschichte derselben wichtig ist. Klübers »Über-

sicht der diplomatischen Verhandlungen des Wiener Kongresses« (Frankf. a. M. 1816, 3 Abtlgn.) enthält zugleich mehrere Abhandlungen über einzelne die deutschen Angelegenheiten betreffenden Gegenstände. Seinem »Öffentlichen Rechte des Deutschen Bundes und der Bundesstaaten« (Frankf. 1817; 4. Aufl. von Morstadt, 1840) folgte »Droit des gens moderne de l'Europe« (Stuttg. 1819, 2 Bde.; deutsch, das. 1822; 2. Aufl. von Morstadt, Schaffh. 1851). 1817 ward K. preußischer Geheimer Legationsrat unter dem Staatskanzler v. Hardenberg, mit dem er schon in Erlangen freundschaftliche Beziehungen angeknüpft hatte, führte die schwierigen Unterhandlungen über die Regelung des Rechtszustands der Standesherren, begleitete Hardenberg 1818 auf den Kongreß zu Aachen, wo er die Anerkennung der Succession des badischen Hauses betrieb, und übernahm 1821 die Auseinandersetzung des aufgelösten Großherzogtums Frankfurt. Kaum aber war 1822 die 2. Ausgabe seines »Öffentlichen Rechts des Deutschen Bundes ꝛc.« erschienen, als das Buch und der Verfasser Gegenstand politischer Verketzerungen wurden. Ja, nach Hardenbergs Tod ward sogar eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet, der K. 1822 durch die Forderung seiner Dienstentlassung ein Ende machte. Er lebte seitdem in Frankfurt a. M., wo er 16. Febr. 1837 starb. Von seinen übrigen Schriften heben wir noch hervor: »Das Münzwesen in Deutschland nach seinem jetzigen Zustand« (Stuttg. 1829); »Die Selbständigkeit des Richteramtes und die Unabhängigkeit seiner Urteile im Rechtsprechen« (Frankf. 1832); »Abhandlungen und Beobachtungen für Geschichtskunde, Staats- und Rechtswissenschaft« (das. 1830—34, 2 Bde.).

Kluckhohn, August, Historiker, geb. 6. Juli 1832 zu Bavenhausen im Fürstentum Lippe, studierte in Heidelberg unter Häusser und in Göttingen unter Waitz Geschichte, habilitierte sich 1858 in Heidelberg als Dozent der Geschichte, siedelte aber schon im Herbst d. J. nach München über, um die Redaktion des kritischen Teils der »Historischen Zeitschrift« von v. Sybel zu übernehmen, und trat dann als Mitarbeiter bei der Historischen Kommission ein, erst bei den Reichstagsakten, dann bei der Herausgabe der »Wittelsbachischen Korrespondenz«, von der er die »Briefe Friedrichs des Frommen, Kurfürsten von der Pfalz« (Braunschw. 1868—72, 2 Bde.) herausgegeben hat. Nachdem sich K. 1860 als Dozent der Geschichte an der Universität München habilitiert hatte, ward er 1865 außerordentlicher Professor und ging 1869 als ordentlicher Professor an die technische Hochschule über, während er an der Universität als Honorarprofessor weiter wirkte. Auch wurde er Mitglied der Akademie der Wissenschaften und der Historischen Kommission. 1883 ward er als ordentlicher Professor der Geschichte nach Göttingen berufen. Er schrieb: »Die Geschichte des Gottesfriedens« (Leipz. 1857); »Wilhelm III., Herzog von Bayern-München, der Protektor des Baseler Konzils« (»Forschungen zur deutschen Geschichte«, Bd. 2, Götting. 1861); »Ludwig der Reiche, Herzog von Bayern-Landshut« (Nördling. 1865), eine von der Historischen Kommission gekrönte Preisschrift; »Friedrich der Fromme, ... Gegenwärtig ist er mit der Geschichte Deutschlands von der Reformation bis zum Westfälischen Frieden für die Heeren-Ukertsche Staatengeschichte beschäftigt.

Kluft, im allgemeinen jede Spalte, durch welche ein Gestein zerteilt wird, sei es nun, daß diese durch Kontraktion bei dem Erstarren oder der Austrocknung der Gesteine entstanden oder durch ungleiche Senkung oder Hebung, durch Erdstürze ꝛc. hervorgebracht ist. Setzen sich dergleichen Klüftungen in einer annähernd gleich bleibenden Richtung weithin fort, so werden sie Gangspalten genannt.

Klug, bei naturwissenschaftl. Namen Johann Christoph Friedrich Klug, geb. 5. Mai 1774 zu Berlin, starb daselbst als Direktor der entomologischen Sammlung der Universität 3. Febr. 1856. Schrieb: »Entomologische Monographien« (Berl. 1825); »Jahrbücher der Insektenkunde« (das. 1834).

Klügel, Georg Simon, Mathematiker, geb. 19. Aug. 1739 zu Hamburg, studierte in Göttingen Mathematik, namentlich unter Kästner, redigierte sodann zu Hannover zwei Jahre lang das »Hannöversche Magazin«, ward 1766 Professor der Mathematik in Helmstädt und 1788 in Halle, wo er 4. Aug. 1812 starb. Er schrieb: »Encyklopädie der gemeinnützigsten Kenntnisse« (3. Aufl., Berl. 1782—1806, 6 Bde.; fortgesetzt von Stein, das. 1816, 7 Bde.); »Anfangsgründe der Arithmetik« (das. 1793, 6. Aufl. 1819); »Die gemeinnützigsten Vernunftkenntnisse« (2. Aufl., Leipz. 1791), im Verein mit andern bearbeitet; »Mathematisches Wörterbuch« (das. 1803—1808, 3 Bde.; Bd. 4 von Mollweide, Bd. 5 von Grunert, das. 1823 bis 1831; 2 Supplemente von Grunert, das. 1833—36).

Klughardt, August, Komponist, geb. 30. Nov. 1847 zu Köthen, war nach Absolvierung des Gymnasiums Schüler von Blaßmann und Reichel zu Dresden, begann seine öffentliche Laufbahn mit 20 Jahren als Theaterkapellmeister zu Posen und Lübeck, lebte darauf vier Jahre in Weimar, wo er zum großherzoglichen Musikdirektor ernannt wurde; seit 1873 ist er Hofkapellmeister in Neustrelitz. Der Aufenthalt in Weimar, besonders der Umgang mit Liszt, wirkte befruchtend auf sein Kompositionstalent und zog ihn in die Richtung der »neudeutschen Schule«, wie unter anderm seine »Leonoren-Symphonie« beweist. Außer dieser erschienen: »Im Frühling« (Ouvertüre), »Schilflieder« (für Pianoforte, Oboe und Bratsche) und acht Hefte Lieder. Eine Oper, »Iwein«, ist in Dessau und anderwärts mit Erfolg gegeben worden.

Klugheit unterscheidet sich von Weisheit (s. d.) dadurch, daß sie nicht wie diese auf die Beschaffenheit der Zwecke, sondern auf jene der Mittel gerichtet und daher als Wahl verständiger, d. h. zum Ziel führender, der Thorheit als der Anwendung verkehrter Mittel entgegengesetzt ist.

Klumpfuß (Knollfuß, Dahlfuß, Talipes varus), diejenige Deformität, wobei sich der Fuß so um seine Längenachse dreht, daß sich der innere Fußrand erhebt, der äußere nach unten weicht und die Fläche der Sohle mit dem Rücken des Fußes mehr oder weniger perpendikulär zu stehen kommt. Die Zehen sind stark gebogen, der Rücken des Fußes ist mehr konvex, die Fußsohle mehr konkav, die Ferse in die

lern Teil desselben, wo sich gewöhnlich eine bedeutende Schwiele befindet. Das Übel ist in der Regel angeboren, kann sich aber auch nach der Geburt entwickeln, wenn z. B. der Fuß wegen Geschwüren u. dgl. längere Zeit in einer bestimmten Lage gehalten und dadurch das Gleichgewicht zwischen den Streck- und Beugemuskeln aufgehoben wird. Die Heilanzeigen bestehen in der Wiederherstellung des natürlichen Antagonismus zwischen den betreffenden Muskelgruppen und in der Geraderichtung des Fußes durch mechanische Vorrichtungen, wobei die subkutane Durchschneidung der widerstrebenden Muskeln und Sehnen gewöhnlich vorweg vorgenommen werden muß. Um den Fuß in seiner normalen Stellung zu erhalten oder ihn allmählich in dieselbe zurückzuführen, sind verschiedene Verbände und Maschinen angegeben worden, unter welchen die mit einem festen Schuh versehene Klumpfußmaschine die bekannteste ist.

Klumpp, Friedrich Wilhelm, Pädagog, bekannt als Verteidiger des Realismus im Jugendunterricht, wurde 30. April 1790 im Kloster Reichenbach im Schwarzwald geboren, widmete sich theologischen Studien und ward 1821 als Professor an das Gymnasium zu Stuttgart berufen, wo er bald auch einen Turnplatz eröffnete. Aufsehen erregte seine Schrift: »Die gelehrten Schulen, nach den Grundsätzen des wahren Humanismus und den Anforderungen der Zeit« (Stuttg. 1829—30, 2 Bde.). In ihr verlangt er, daß die erste sprachliche Ausbildung nur in der Muttersprache geschehen soll. Ihr folgt der Unterricht in fremden Sprachen, der vom 10.—14. Lebensjahr für Realisten und Humanisten noch derselbe sein soll. Erst dann, mit der Bestimmung des künftigen Berufs, sollen sich beide voneinander trennen. Nachdem er in dem ihm vom König zur Errichtung einer Erziehungsanstalt eingeräumten Lustschloß Stetten selbst mit seinen Grundsätzen die Probe gemacht, näherte er dieselben allmählich wieder der bestehenden Tradition. In dieser modifizierten Gestalt haben sie wesentlich auf die Einrichtung der gelehrten Schulen (Schulplan von 1845) und der Realschulen (»Über die Errichtung von Realschulen«, Stuttg. 1836) Württembergs eingewirkt, zumal seitdem K. 1849 in die Oberstudienbehörde berufen worden war. In dieser Stellung machte sich K. unter anderm verdient um Einführung des Schulturnunterrichts und Errichtung der Turnlehrerbildungsanstalt. Auch bearbeitete er die 3. Auflage von Guts Muths' Gymnastik (Stuttg. 1847). Er starb 12. Juli 1868.

Klundert, Stadt und ehemalige Festung in der niederländ. Provinz Nordbrabant, nordwestlich von Breda, mit (1883) 3219 Einw., die meist vom Ackerbau leben. Unweit am Hollandsch Diep liegt die Nordschanze. Am 3. März 1793 wurde K. von den Franzosen nach einer sehr heldenmütigen Verteidigung genommen.

Klunzinger, Karl Benjamin, Zoolog und Reisender, geb. 18. Nov. 1834 zu Güglingen, lebte 1863—1869 und nach dreijährigem Aufenthalt in Europa zur Bearbeitung seiner Sammlungen wieder 1872

bingen Theologie und Geschichte, war dann mehrere Jahre Pfarrgehilfe seines Vaters in Großheppach und ward 1841 zum zweiten und 1863 zum ersten Universitätsbibliothekar in Tübingen ernannt. Er veröffentlichte: »Urkunden zur Geschichte des Schwäbischen Bundes« (Litterar. Verein, Stuttg. 1846—1853, 2 Bde.); »Geschichte der Universität Tübingen« (Tübing. 1848); »Die deutschen Einheitsbestrebungen in ihrem geschichtlichen Zusammenhang« (Leipz. 1853); »Geschichte der deutschen Einheitsbestrebungen 1848—71« (Berl. 1872—73, 2 Bde.); »Die Universität Tübingen in ihrer Vergangenheit und Gegenwart dargestellt« (Leipz. 1877) und »Gustav Schwab als Dichter und Schriftsteller« (Stuttg. 1881). Ferner bearbeitete er neu den früher mit G. Schwab herausgegebenen »Wegweiser durch die Litteratur der Deutschen« (4. Aufl., Leipz. 1870, mit 3 Nachträgen bis 1879).

Kluppe, Werkzeug zum Schneiden der Schrauben (s. d.); in der Forsttechnik ein Instrument zum Messen des Durchmessers der Bäume. Dasselbe besteht aus einem in Zentimeter geteilten hölzernen oder metallenen Lineal, an welches zwei Arme rechtwinkelig angesetzt sind. Der eine Arm steht fest, während der andre auf dem Lineal verschiebbar ist (s. Holzmeßkunde).

Kluppet, Stückmaß in Nürnberg, = 4 Stück.

Kluschnik, s. Kljueznik.

Klüsen, die schrägen, langgestreckten Öffnungen seitlich im Bug des Schiffs (zuweilen auch im Heck), welche anderseits auf dem Oberdeck münden, für den Durchgang der Ankerketten.

Klusiaceen, dikotyle, etwa 230 Arten umfassende, in den Tropen einheimische Familie aus der Ordnung der Cistifloren, meist Bäume mit gegenständigen, am Blattstielgrund artikulierten Blättern und regelmäßigen, variabel gebauten, hypogynen Blüten mit zahlreichen, durch Spaltung entstandenen Staubgefäßen. Die K. sind zunächst mit den Hyperikaceen verwandt. Vgl. Baillon, Histoire des plantes, Bd. 6. Die K. gewähren vorzugsweise durch ihren harzigen, balsamischen Milchsaft (Gummigutt, Tacamahaca) Nutzen.

Klusie, s. Clusia.

Kluster, s. v. w. weiße Mistel, s. Viscum.

Klüver (Cluver, lat. Cluverius), Philipp, verdienter deutscher Geograph und Altertumsforscher, geb. 1580 zu Danzig, sollte in Leiden die Rechte studieren, widmete sich aber der Erd- und Altertumskunde, weshalb ihm sein Vater jede Unterstützung entzog. Die Not zwang ihn, zwei Jahre lang österreichische Militärdienste zu nehmen; dann kehrte er nach Leiden zu seinen Studien zurück, machte hierauf eine Reise durch England, Schottland, Frankreich, Deutschland und Italien und ließ sich endlich abermals in Leiden nieder, von den Kuratoren der Hochschule durch einen Jahrgehalt in den Stand gesetzt, seinen litterarischen Bestrebungen sorgenfrei zu leben. Er starb bereits 1623. K. schrieb: »Introductio in universam geographiam tam veterem quam novam« (Leiden 1629 u. öfter; am vollständigsten von Bruzen de la Martinière, Amsterd. 1729; deutsch 1733) her-

Klüverbaum, s. Takelung.

Klymene, in der griech. Mythologie Tochter des Okeanos und der Tethys, Gemahlin des Japetos, Mutter des Atlas, Prometheus, Hellen, Deukalion ꝛc.

Klymenienkalk, s. Devonische Formation.

Klysma (griech.), Klystier.

Klysopompe, s. Klystierspritze.

Klystier (griech. klysma), eine Flüssigkeit, welche in den After eingespritzt und in den Darmkanal hinaufgetrieben wird. Das K. soll entweder nur die im Mastdarm angehäuften Kotmassen erweichen und ausspülen, oder es soll auf die erkrankte Mastdarmschleimhaut direkt einwirken, wie z. B. bei der Ruhr, oder es soll zur Einverleibung in den Körper dienen, wenn wegen irgend welcher Hindernisse die Einführung in den Magen unmöglich ist, wie z. B. bei Verschluß der Speiseröhre, des Mageneinganges, bei operativer Eröffnung des Magens oder bei Geisteskranken, welche hartnäckig die Nahrung verweigern. Im ersten Fall genügt kaltes oder lauwarmes Wasser. Im zweiten bedient man sich einhüllender, schleimiger (Leinsamen, Stärke), schmerzstillender (Opium) oder zusammenziehender (Tannin) Zusatzmittel. Im letzten Fall verordnet man nicht nur Arzneien, sondern auch Nahrungsmittel aus starken, flüssigen Nährstoffen, wie Eigelb, Pepton, tierische Gallerte, frisches Blut, Leim, Milch und die von Leube empfohlenen Fleischklystiere. Hegar und Simon haben durch Eingießungen von 3–4 Lit. Wasser in den Darm bei hartnäckigen Verstopfungen, Darmverschließungen, Schleimflüssen, Wurmkrankheiten ꝛc. gute Resultate erzielt. Bei Darmverschlingungen hat sich auch das Einpumpen von Luft (Luftdouche) bisweilen nützlich erwiesen. Vgl. Ernährung, künstliche, und Klystierspritze.

Klystierkraut, s. Mercurialis.

Klystierspritze (Klysopompe), Instrument zur Einspritzung von Flüssigkeiten in den Mastdarm. Man benutzt eine meistens aus Zinn hergestellte Spritze von ca. 300 ccm Rauminhalt, an welche eine elfenbeinerne oder besser eine aus weichem Gummi verfertigte Spitze angeschraubt oder angesteckt wird. Ferner wirkliche Pumpapparate zum Selbstgebrauch, bei denen die Flüssigkeit in eine kleine Wanne gegossen wird, von wo aus sie die Pumpe durch ein biegsames Rohr, dessen Spitze in den After eingeführt ist, forttreibt. Sehr bequem und dauerhaft, namentlich auch zum Selbstklystieren geeignet, sind Kautschukapparate (englische Ballonspritze), welche aus einem langen Gummischlauch bestehen, in dessen Mitte sich ein Gummiballon befindet. Beide Enden des Schlauches sind mit entsprechenden Ventilen versehen. Man taucht das eine Ende des Schlauches in Wasser, drückt den Ballon zusammen und läßt ihn Wasser ansaugen, bis er völlig gefüllt ist. Dann führt man das andre Ende des Schlauches, welches mit einer Spitze versehen ist, in den After ein und drückt den Inhalt des Ballons in den Darm. Der Ballon füllt sich sofort wieder mit Wasser, und so kann man beliebige Mengen Wasser in den Darm einführen, ohne die Spitze des Instruments aus dem After zu entfernen. Die einfachste K. ist ein Irrigator, bei welchem die Flüssigkeit durch ihre eigne Schwere einläuft.

Klytämnestra, nach griech. Mythus Tochter des Tyndareos und Gemahlin des Agamemnon, den sie im Bund mit ihrem Buhlen Ägisthos ermordete, wofür sie von ihrem Sohn Orestes getötet wurde. Vgl. Agamemnon und Orestes.

Klytia, eine durch Nachbildungen sehr populär gewordene antike weibliche Marmorbüste im Britischen Museum zu London. Weil man den Kranz, aus welchem die Büste herauswächst, aus Blättern der Sonnenblume zusammengesetzt glaubte, erhielt sie den Namen der nach Ovid in eine Sonnenblume verwandelten Geliebten Apollons. Doch ist das Werk eine Porträtbüste aus römischer Zeit.

km, Abkürzung für Kilometer.

Kmet (slaw.), Bauer, insbesondere das Familienhaupt, der Vorstand der Hausgenossenschaft; auch s. v. w. Richter, Schöppe; in Serbien der Älteste und Vornehmste einer Dorfgemeinde.

Kmety, Georg, General im ungar. Revolutionskrieg, geb. 1810 zu Pokoragy im Gömörer Komitat in Ungarn, besuchte das Kollegium zu Eperies und das evangelische Lyceum zu Breslau, um sich zum theologischen Studium vorzubereiten, trat aber in das Militär und war beim Ausbruch der ungarischen Revolution Hauptmann. Er schloß sich derselben an, avancierte bald zum Obersten und nahm als Kommandant einer Division der obern Donauarmee unter Görgei teil an dessen glänzendem Feldzug im Januar und Februar 1849. Ende Juni von der obern Donauarmee abgeschnitten, vereinigte er sich mit der Südarmee Perczels und schlug mit diesem den Banus aufs Haupt. Nach der entscheidenden Niederlage der Ungarn bei Temesvár entkam er auf türkischen Boden und ward, nachdem er zum Islam übergetreten, unter dem Namen Ismail Pascha türkischer General. Im orientalischen Krieg mit der Verteidigung der Festung Kars betraut, schlug er den Sturm des russischen Generals Murawjew auf dieselbe siegreich ab. Erst als die Hungersnot in der Festung den höchsten Grad erreicht hatte, übergab er das Kommando an den englischen Obersten Williams und zog nach Erzerum ab. Seine Verdienste machte er gegen das englische Blaubuch in einer Apologie unter dem Titel: »A narrative of the defence of Kars on the 29. of Sept. 1855, translated from the German of George K.« (Lond. 1856) geltend, welcher ein offener Brief an General Williams folgte (1. Aug. 1855). Er wurde später Generalgouverneur von Kastamuni in Kleinasien und starb 25. April 1865 in London.

Knaack, Wilhelm, Komiker, geb. 13. Febr. 1829 zu Rostock, trat, früh verwaist, schon mit zwölf Jahren bei einem Advokaten als Schreiber ein und ging 1846 in seiner Vaterstadt zur Bühne. Er fand darauf Engagement in Lübeck (1848–49), 1851 in Berlin, wohin er nach achtmonatlichem Engagement in Danzig zurückkehrte. 1856 ging K. nach Prag und wurde 1857 für das Carl-Theater in Wien gewonnen, an dem er bis 1880, wo er sein Engagement aufgab, thätig gewesen ist und noch gegenwärtig wohnt. Seinen Namen haben Gastspiele in allen größern Städten Deutschlands und Österreichs bekannt gemacht. In der Posse von einer tollen Lustigkeit, mit fabelhafter Beweglichkeit der Glieder, verwandelt sich K. im Lustspiel in einen Gentleman mit graziösem Humor. Aber auch gutmütige Alte weiß er trefflich darzustellen. Hauptrollen von ihm sind der Baron im »Pariser Leben«, der Notar in Sardous »Braven Landleuten«, Hans Styx im »Orpheus«, ferner seine Partien in den Bluetten: »Doktor Peschke«, »Monsieur Herkules«, »Madame Potiphar« ꝛc.

Knab, Ferdinand, Maler, geb. 12. Juni 1834 zu Würzburg, war anfangs Schüler Heideloffs in Nürnberg, bei dem er zwei Jahre lang praktisch im Bauwesen beschäftigt ward, und ging 1859 nach München, um sich der Architekturmalerei zu widmen. Er besuchte die Schulen Rambergs und Pilotys und ging 1868 nach Italien. Seit seiner Rückkehr behandelte er mit Vorliebe Motive aus diesem Land und war

dazwischen vielfach mit Arbeiten für den Wintergarten des Königs in München und das Schloß Linderhof beschäftigt. Seine Bilder zeichnen sich durch poetische Auffassung aus; architektonische Motive ordnet er zumeist den landschaftlichen unter und liebt farbenreiche Abendstimmungen, die ihren Zauber über Ruinen und mächtige Baumgruppen ausgießen. Von besonderm Wert sind seine Aquarelle. Die »Münchener Bilderbogen« enthalten eine Reihe prächtiger Schnitte nach Knabs Zeichnungen. Von seinen größern Bildern sind zu nennen: romanische Architektur (verlassener Klosterkirchhof, 1862), römische Fragmente (1866), römisches Grabmal (1866), Schloßruine aus der Renaissancezeit (1866), im Park (1868), Klosterhof mit Brunnen (1868), römische Landschaft (1872), italienischer Schloßgarten (1873), römische Thermen und Ruine in der Campagna.

Knabenhorte, s. Kinderhorte.

Knabenkraut, Pflanzengattung, s. v. w. Orchis.

Knabenliebe, s. Päderastie.

Knabenseminare (Knabenkonvikte), bischöfliche Lehr- und Erziehungsanstalten zur Heranbildung künftiger Geistlichen. Derartige Anstalten bei jeder Kathedrale zu begründen, machte das tridentinische Konzil den katholischen Bischöfen in seiner 23. Sitzung zur Pflicht. Die Zöglinge treten in diese Anstalten mit dem 12. Jahr ein, empfangen sofort geistliche Kleidung, Tonsur ꝛc. und bleiben in denselben unter strenger Abschließung nach außen bis zur Priesterweihe. Die bischöflichen Seminare wurden 1780 in Österreich aufgehoben. Seitdem ist fast beständig in allen größern Staaten Streit über die Oberaufsicht der Seminare gewesen, welche der Staat in Anspruch nimmt, die Kirche dem Staat verweigert. Darüber ist es neuerdings in Deutschland zur Schließung einer ganzen Anzahl dieser Anstalten gekommen. Erst in den letzten Jahren ist eine Reihe derselben (z. B. in Schiltigheim bei Straßburg, in Breslau, in Fulda ꝛc.) nach Verständigung der Bischöfe mit der Staatsgewalt wiederhergestellt worden. Innerhalb der evangelischen Kirche findet sich etwas Analoges fast nur in Württemberg, wo in der Reformationszeit einige Klöster als Schulen zur Vorbildung künftiger Theologen eingerichtet wurden, die seit 1806 amtlich als Seminare bezeichnet werden. Doch ist hier selbstverständlich die Abschließung nicht in der Weise durchgeführt wie in den katholischen Anstalten; auch sind die Seminare zu Maulbronn, Blaubeuren, Schönthal und Urach Staatsanstalten und können sich daher nie dem nationalen Leben in dem Maß wie jene entfremden.

Knabl, 1) Joseph, Bildhauer, geb. 17. Juli 1819 zu Fließ im Oberinnthal (Tirol) als Sohn eines Bauern, kam, nachdem er bei einem Schnitzer zu Imst in der Lehre gewesen, 1837 zu Jos. Otto Entres und dann zu Sickinger in München, wo er an Heiligenfiguren arbeitete, nebenbei aber auch die Antiken studierte. Im J. 1843 selbständig geworden, widmete er sich der Wiederbelebung der alten Holzschnitzkunst. Er schuf darauf die Kolossalgruppe: die Taufe Christi für die Deutschherrenkirche zu Mergentheim in Württemberg (1852); mehrere Heiligenstatuen für einen Altar im Dom zu Augsburg (1854); Christus und eine unbefleckte Empfängnis für die Kirche Marienberg im Vintschgau, eine heil. Anna für den Dom in Eichstätt sowie eine Krönung Mariä für den Bischof Heinrich v. Hofstetter in Passau. Sein Hauptwerk ist die große Gruppe im Schrein des Hochaltars der Münchener Frauenkirche: die Krönung Mariä. Später meißelte er noch die Taufe Christi für den Hochaltar der St. Johanneskirche in der Münchener Vorstadt Haidhausen. K. starb 3. Nov. 1881 in München.

2) Karl, Maler, Sohn des vorigen, geb. 26. Jan. 1850 zu München, war anfangs Bildhauer und Schüler seines Vaters, wandte sich aber dann der Malerei zu und bildete sich unter Piloty zum Genremaler aus. Von seinen Genrebildern, deren Motive meist den niedern Volksklassen entnommen sind, heben wir hervor: den bestohlenen Geizhals (1874), die Schusterwerkstatt (1875), die kleinen Zitherspieler (1878), den Wildschützen, die Herausforderung zum Fingerhackeln (1882) und die Holzfahrt im bayrischen Hochgebirge (1883).

Knackbeere, s. Erdbeere.

Knagge, an Maschinenteilen s. v. w. Daumen.

Knall, s. Schall.

Knallanilin, chromsaures Diazobenzol, entsteht bei Behandlung von Anilin mit salpetriger Säure und Fällen des Produkts mit salzsaurer Lösung von doppeltchromsaurem Kali. Es bildet einen gelben, unlöslichen, sehr explosiven Körper, der als Surrogat des Knallquecksilbers empfohlen wurde.

Knallbriefe, s. Amorces.

Knallbüchsen, s. v. w. Donnerbüchsen, s. Handfeuerwaffen, S. 102.

Knallgas (Hydrooxygengas), ein Gemisch von Sauerstoff mit Wasserstoff, welches, durch den elektrischen Funken oder durch eine Flamme entzündet, unter Explosion zu Wasser verbrennt und am heftigsten dann, wenn beide Gase genau in dem Verhältnis, wie sie Wasser bilden (2 Volumen Wasserstoff, 1 Volumen Sauerstoff), vorhanden sind. Ohne Explosion vereinigen sich die Gase bei Gegenwart von Platin, Gold, Iridium und bei 345°. Man kann K. recht gut in einem starkwandigen Glascylinder von 5 cm Weite und 15 cm Höhe entzünden, ohne daß derselbe zertrümmert wird; entzündet man aber aus einer Flasche durch ein enges Rohr ausströmendes K., so pflanzt sich die Verbrennung nach innen fort, und der Apparat wird unter heftigster Explosion zerschmettert. Viel schwächer als reines K. explodiert ein Gemisch von 2 Volumen Wasserstoff mit 5 Volumen Luft, weil die in letzterer enthaltenen 4 Volumen Stickstoff die Reaktion schwächen. Beim Arbeiten mit K. kann man dasselbe gefahrlos durch lange, sehr enge Metallröhren ausströmen lassen und entzünden, weil durch solche die zur Verbrennung nötige Wärme schnell genug abgeleitet wird, um die Fortpflanzung der Verbrennung in das Gefäß hinein zu verhindern. Besser aber leitet man beide Gase erst im Moment der Verbrennung zusammen, indem man z. B. das Sauerstoffgas in die Wasserstoff- oder Leuchtgasflamme treten läßt. Zur Herstellung eines solchen Knallgasgebläses dient ein weites Rohr, durch welches das brennbare Gas ausströmt, während ein in dem weitern liegendes engeres Rohr den

Platin mit K. in Tiegeln aus Ätzkalk und lötet Platin ohne Anwendung eines Lots, wie die Bleiplatten. Erhitzt man in der Knallgasflamme einen Kegel aus Kreide (oder Zirkonerde), so gerät derselbe in lebhaftestes Glühen und strahlt ein Licht aus, welches hinsichtlich der Weiße und des Glanzes mit Sonnenlicht verglichen werden kann. Dies von Drummond 1826 erfundene Hydrooxygenlicht (Drummondsches Licht, Kalklicht, Siderallicht, Knallgaslicht) wurde zuerst für Leuchttürme, Signale, dann auch für Bauten, in Nebelbilderapparaten, zu mikroskopischen Darstellungen (Hydrooxygengasmikroskop) u. dgl. mit der Laterna magika, besonders in Amerika, zur Beleuchtung von Straßen, Plätzen und Theatern und bei Belagerungen angewandt. In einer Entfernung von 90 m war dabei noch die feinste Schrift lesbar. Genügt eine etwas geringere Lichtintensität, so benutzt man das Oxycalciumlicht, eine an gewöhnlichem Docht brennende Alkoholflamme, welche durch eingeblasenen Sauerstoff gegen einen in nächster Nähe befindlichen Kalkcylinder geblasen wird.

Knallgasmikroskop, s. Mikroskop.

Knallgläser (Knallkugeln), erbsengroße, zugeschmolzene Glaskugeln, welche etwas Wasser oder Alkohol enthalten und beim Erhitzen mit lautem Knall zerspringen; auch größere, luftleer gemachte Glaskugeln, welche unter starkem Knall zerbrechen.

Knallglycerin, s. v. w. Nitroglycerin.

Knallgold, s. Goldoxyd.

Knallkugeln, s. v. w. Knallgläser.

Knallluft, s. v. w. Knallgas.

Knallmannit, s. v. w. Nitromannit, s. Mannit.

Knallpräparate, fulminante Explosivstoffe, welche nur als Zündmittel benutzt werden können (s. Explosivstoffe).

Knallpulver, Gemenge von 1 Teil Schwefelpulver, 3 Teilen Salpeter und 2 Teilen vollkommen trockner Pottasche, explodiert mit heftigem Knall, wenn man es langsam bis zum Schmelzpunkt des Schwefels erhitzt. Howards K., s. Knallsäure.

Knallquecksilber, s. Knallsäure.

Knallsäure (Fulminsäure, Nitroacetonitril, Nitrocyanmethan) $C_2H_2N_2O_2$ ist im freien Zustand nicht bekannt, wohl aber in mehreren Salzen (Knallsäuresalzen, Fulminaten), in welchen der Wasserstoff der Säure durch Metalle vertreten ist. Knallquecksilber (Howards Knallpulver) $C_2HgN_2O_2$ entsteht, wenn man Quecksilber in einem geräumigen Gefäß in kalter Salpetersäure (1,34) löst, Alkohol (80—85 Proz.) zusetzt und die sofort beginnende Reaktion durch weitern Zusatz von Alkohol mäßigt. Endlich scheidet sich sämtliches Quecksilber in Form von kristallisiertem Knallquecksilber ab. Dies bildet grauweiße Kristalle, ist sehr giftig, schwer löslich in Wasser, schmeckt süßlich-metallisch, explodiert mit äußerster Heftigkeit durch mäßigen Schlag, Reibung mit harten Körpern und beim Erhitzen über 150°. Frei liegendes oder in Papier gehülltes Knallquecksilber verpufft bei Annäherung einer Flamme ohne eigentliche Explosion, und wenn man es in Berührung mit frei liegendem Schießpulver entzündet, so wird letzteres beiseite geschleudert, ohne sich zu entzünden. Nur wenn das Schießpulver eingeschlossen und am Ausweichen verhindert ist, wird es durch Knallquecksilber zur Explosion gebracht. Verdünnte Schwefelsäure zersetzt es ohne Explosion, und Feuchtigkeit schwächt die Explosivität sehr stark. Mit 30 Proz. Wasser kann es auf Marmor mit einem hölzernen Stempel ohne Gefahr zerrieben werden. Man benutzt es hauptsächlich zum Füllen von Zündhütchen, die Anwendung als Schieß- und Sprengmaterial ist wegen der gefährlichen Handhabung zu bedenklich; auch verbietet seine enorm zerstörende Wirkung die Verwendung in Feuerwaffen, weil die Zersetzung (in Stickstoff, Kohlenoxyd und Quecksilberdampf) so plötzlich erfolgt, daß in der kurzen Zeit die Trägheit des Geschosses nicht überwunden wird, sondern vielmehr selbst starke Rohrwände zersprengt werden. Nur in den kleinsten Ladungen, welche mit der Kugel im Zündhütchen angebracht werden, ist die Anwendung in den sogen. Zimmerpistolen möglich. Viel explosiver ist das Knallsilber (Brugnatellis oder Howards Knallsilber), welches auf ähnliche Weise, aber unter Anwendung der größten Vorsicht, dargestellt wird, farblose, glänzende Kristalle bildet, in Wasser leichter löslich und höchst giftig ist. Auch die kleinste Menge Knallsilber explodiert selbst im feuchten Zustand frei liegend mit durchdringendem Knall. Man benutzt es zu Knallbonbons, Knallerbsen, Knallfidibus ꝛc.

Knallsilber (Brugnatellis K.), s. Knallsäure; Berthollets K., s. Silberoxyd.

Knallzucker (Vigorit), s. Zucker.

Knapp, 1) Georg Christian, protestant. Theolog, geb. 17 Sept. 1753 zu Glaucha bei Halle, wurde 1777 außerordentlicher, 1782 ordentlicher Professor der Theologie in Halle, 1785 auch Direktor der Franckeschen Stiftungen und starb dort 1825. Außer einer Ausgabe des Neuen Testaments (Halle 1797, 5. Aufl. 1840) veröffentlichte er: »Scripta varii argumenti, maximam partem exegetici atque historici« (2. Aufl., das. 1824, 2 Bde.). Seine »Vorlesungen über die christliche Glaubenslehre« (Halle 1827, 2 Bde.) gab Thilo heraus. Er vertrat den biblischen Supernaturalismus.

2) Johann Michael, Architekt, geb. 1793 zu Stuttgart, ging frühzeitig nach Rom, veröffentlichte zusammen mit dem Architekten Gutensohn das trefflich gezeichnete Werk »Die Basiliken des christlichen Roms« (50 Foliotafeln, Münch. 1843, neue Ausg. 1864; Par. 1873), zu welchem Bunsen den Text schrieb. 1841 kehrte er nach Stuttgart zurück, nachdem er schon 1840 zum Hofbaumeister ernannt worden war, und errichtete daselbst die Jubiläumssäule König Wilhelms (1846). Er schuf ferner die in edlem, an Schinkelsche Architektur erinnerndem Stil entworfene königliche Adjutantur sowie eine Anzahl von Privathäusern. K. starb 1856.

3) Albert, geistlicher Liederdichter, geb. 25. Juli 1798 zu Tübingen, war nach Vollendung seiner theologischen Studien eine Zeitlang Prediger zu Kirchheim unter Teck und kam dann als Stadtpfarrer nach Stuttgart, wo er 18 Juni 1864 starb. K. verbindet in seinen Liedern Geistesklarheit mit der wärmsten Empfindung. Wir erwähnen: »Christliche Gedichte« (Stuttg. 1829, 2 Bde.; 3. Aufl., Basel 1843; Bd 3 u. 4 u. d. T.: »Neuere Gedichte«, Stuttg. 1834); »Gedichte, neueste Folge« (das. 1843); »Herbstblüten« (das. 1859); eine Auswahl seiner Gedichte in 1 Bd. (das. 1854, 2. Aufl. 1868) und »Geistliche Lieder«, Auswahl (das 1864, 2. Aufl. 1886). Viele seiner Dichtungen enthält das von ihm 1833—53 herausgegebene Taschenbuch »Christoterpe«. Außerdem veröffentlichte er: »Evangelischer Liederschatz für Kirche und Haus« (3. Aufl., Stuttg. 1865); »Hohenstaufen«, ein Cyklus von Gedichten (das. 1839), und eine Biographie des Predigers Ludw. Hofacker (5. Aufl., Heidelb. 1883). Nach seinem Tod erschienen seine »Gesammelten prosaischen Schriften« (Stuttg. 1870—

1875, 2 Bde.). Vgl. »Albert K., ein Lebensbild« (eigne Aufzeichnungen, fortgeführt von seinem Sohn Joseph K., Stuttg. 1867); Gerok, Albert K. als schwäbischer Dichter (das. 1879).

4) **Friedrich Ludwig**, Technolog, geb. 22. Febr. 1814 zu Michelstadt, erlernte 1832–35 die Pharmazie, studierte in Gießen und Paris bis 1838, habilitierte sich dann in Gießen, erhielt 1841 die Professur der Technologie daselbst, ging 1853 als Professor der staatswirtschaftlichen Fakultät und Betriebsbeamter der königlichen Porzellanmanufaktur nach München und folgte 1863 einem Ruf als Professor der technischen Chemie am Carolinum in Braunschweig. K. hat mehrere bahnbrechende Untersuchungen auf dem Gebiet der chemischen Technologie, namentlich sehr wichtige Arbeiten über die Lederbereitung, geliefert; seine Hauptleistung aber war das vortreffliche »Lehrbuch der chemischen Technologie« (Braunschw. 1847, 2 Bde.; 3. Aufl. 1865–75), welches in bisher unübertroffener Weise Wissenschaft und Praxis miteinander verknüpfte. K. gab auch »Technologische Wandtafeln« (Münch. 1855–63, 16 Lfgn.) heraus und übersetzte den 1. Teil von Percys Metallurgie (Braunschw. 1862). — Sein Bruder **Ludwig**, geb. 20. Febr. 1821 zu Darmstadt, gest. 8. Nov. 1858 daselbst, eine Zeitlang Dozent der Rechte an der Universität Heidelberg, veröffentlichte außer Gedichten (»Heidenlieder«, Mannh. 1848) ein »System der Rechtsphilosophie« (Erlang. 1857).

5) **Georg Friedrich**, Sohn von K. 4), Statistiker, geb. 7. März 1842 zu Gießen, studierte in München, Berlin und Göttingen Nationalökonomie, wurde 1867 Direktor des Statistischen Büreaus der Stadt Leipzig, als welcher er acht Hefte der »Statistischen Mitteilungen« herausgab, wurde 1869 gleichzeitig Professor der Nationalökonomie und Statistik an der Universität daselbst und 1874 als Professor der gleichen Disziplinen an die Universität Straßburg berufen. Seine Schriften beziehen sich teils auf die Theorie der Bewegung der Bevölkerung, wie: »Über die Ermittelung der Sterblichkeit« (Leipz. 1868), »Die Sterblichkeit in Sachsen« (das. 1869), »Theorie des Bevölkerungswechsels« (Braunschw. 1874), teils auf die durch die Moralstatistik angeregten philosophischen Fragen (Abhandlungen in Hildebrands »Jahrbüchern«).

Knappe (**Schildknappe, Knecht**), im Mittelalter ritterbürtige junge Leute, die bei einem Ritter das Waffenhandwerk erlernten; da sie häufig den Schild (franz. écu) trugen, wurden sie auch Schildträger (écuyers) genannt. Sie begannen ihre Lehrzeit meist schon mit dem 8. Lebensjahr und wurden mit dem 14. unter feierlichem Zeremoniell und Überreichung eines geweihten Schwerts durch Priesterhand vor dem Altar zu Knappen ernannt. Der K. mußte nun seinem Herrn bei Anlegung der Rüstung (s. d.) behilflich sein und ihn auf allen Kriegszügen und zu den Turnieren begleiten, die Instandhaltung der Waffen, Pflege der Pferde überwachen, ihm die Waffen zum Kampf reichen und in jeder Beziehung für ihn sorgen, ihm auch in Kampfesgefahr mit dem Schwert oder der Streitaxt Hilfe leisten, doch durfte er die Lanze nicht führen. Hatte er das 21. Lebensjahr erreicht und sich durch Mut und Treue ausgezeichnet, so empfing er den Ritterschlag. Der Name K. übertrug sich später auch auf Lehrlinge anderer Lebenskreise, so spricht man von Mühlknappen, Bergknappen 2c.

Knappschaft (**Bergknappschaft**), die Gesamtheit der in einem Bergwerk oder in einem Revier beschäftigten Bergleute. Sie bildete früher eine privilegierte Korporation unter gewählten Ältesten (Knappschaftsältesten) und Vorstehern, war befreit vom Soldatendienst, von persönlichen Steuern, genoß einen gefreiten Gerichtsstand 2c. Diese Vorrechte sind ebenso wie die ihnen entsprechenden Beschränkungen der K. heute beseitigt; dagegen haben sich die überlieferten Gebräuche der K., die Abzeichen (Schlägel und Eisen), der Bergmannsgruß (Glück auf!), die eigentümliche Tracht bei festlichen Aufzügen 2c. noch erhalten. Zur gegenseitigen Unterstützung, insbesondere gegen die Gefahren des Berufs, wurden bereits seit alter Zeit eigne **Knappschaftskassen** (**Bruderladen**, so besonders in Österreich genannt, **Gnadengroschenkassen**) gebildet, deren bereits die Kuttenberger Bergordnung von 1300 gedenkt. Ursprünglich war die Bildung derselben der freien Vereinigung der Beteiligten (**Knappschaftsvereine**) überlassen. Die neuere Gesetzgebung (Preußen seit 1854) hat jedoch die Bildung solcher Kassen allgemein (in Sachsen nur für Erzbergbau) vorgeschrieben. Alle Arbeiter müssen beitreten. Neben ihnen sind auch die Werksbesitzer an den Kassen und der Verwaltung beteiligt. Dieselben haben wenigstens die Hälfte der von den Arbeitern gezahlten Beiträge zuzuschießen. Die Verwaltung erfolgt durch einen von den Werksbesitzern und Arbeitern je zur Hälfte gewählten Vorstand unter der Aufsicht der Bergbehörde. Die Kasse soll die Mitglieder versichern auf den Fall der Krankheit (freie Kur, Krankenlohn), der Invalidität (Invalidenpension) und des Todes (Beitrag zu den Begräbniskosten, Witwen- und Waisenpension). Die Höhe der gewährten Pension wächst mit der Dauer der Mitgliedschaft, die der Unterstützungen und der Beiträge wird durch Statut festgestellt. Die minderberechtigten (unständigen) Mitglieder haben auf Pension keinen Anspruch. 1852 bestanden in Preußen 53 Vereine mit 56,462 Mitgliedern, 1885: 81 Vereine mit 334,553 Mitgliedern in 1974 Bergwerken, Hütten und Salinen (180,902 ständige, meistberechtigte und 153,651 minderberechtigte). Die Einnahmen waren 17,12, die Ausgaben 17,48, das Vereinsvermögen 25,91 Mill. Mark bei 28,133 Invaliden, 30,755 Witwen und 56,471 Waisen. Die durchschnittliche Lebensdauer im Ganzinvalidenstand war 14,06 Jahre. — In Österreich bestanden 1884: 354 »Bruderladen« mit 121,641 Mitgliedern, welche 1,550,692 Gulden einzahlten, wogegen von seiten der Werksbesitzer 553,405 Guld. beigetragen wurden. Die Zahl der im Provisionsbezug stehenden ehemaligen Mitglieder, Witwen und Waisen belief sich auf 30,418 Personen, welche an dauernden Unterstützungen 1,208,296 Guld., an Krankengeldern, Kosten für ärztliche Pflege und Medikamente, an Begräbniskosten und zeitlichen Unterstützungen 818,720 Guld. erhielten. Das Bruderladenvermögen betrug 12,017,199 Guld., wovon auf die Salinen 459,441, auf andre ärarische Werke 1,218,944 und auf Privatunternehmungen 10,328,814 Guld. entfielen. Vgl. Salomon, Les caisses de secours et de prévoyance des ouvriers-mineurs en Europe (Par. 1878); Caron, Die Berechnung der Beiträge bei der obligatorischen Altersversicherung (Berl. 1881); Derselbe, Die Reform des Knappschaftswesens (das. 1882).

Knappschaftskassen (**Knappschaftsvereine**), s. Knappschaft.

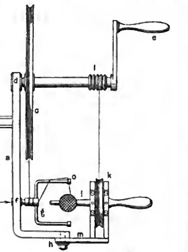
Knaresborough (spr. nährsböro), Stadt im westlichen Yorkshire (England), malerisch am Nidd gelegen, den hier Felsen einengen, und von den großartigen Ruinen eines Schlosses aus der Zeit Eduards III.

überragt, hat Fabrikation von Leinwand und (1881) 5000 Einw. Dabei eine versteinernde Quelle (Dropping Well) und unterhalb die St. Robert's Cave, in welcher Eugen Aram seinen Freund Clarke ermordete, und Ribston Hall, wo eine berühmte Apfelsorte zuerst kultiviert wurde.

Knäs, s. Knjäs.

Knaster, s. Kanaster.

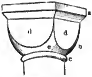
Knäuelwickelmaschine, eine Maschine, mittels deren man Garne, Bindfaden, Schnüre ꝛc. auf mechanischem Weg in die Form eines Knäuels wickeln kann. Die K. ahmt fast genau die Bewegung der ein Knäuel wickelnden Hand nach, ebenso hat auch das entstehende Knäuel mit einem von der Hand hergestellten die größte Ähnlichkeit; nur wird zur Auflösung desselben beim Verbrauch das innere Ende benutzt, welches zu diesem Zweck außerhalb des Knäuels zurückbehalten wird. Das Knäuel wird auf einem Stab von etwa 20 mm Dicke gebildet und erhält daher im



Steins Knäuelwickelmaschine.

Innern ein cylindrisches Loch. Das Aufwickeln erfolgt dadurch, daß der Faden eine Öse passiert, welche, an einer rotierenden Gabel befestigt, den erwähnten Stab umkreist. Letzterer kann gegen die Ebene dieses Kreises beliebig schräg gestellt werden, wodurch das Knäuel länger oder kürzer ausfällt, und er erhält eine langsame Drehung, damit sich die einzelnen Garnlagen nicht auf-, sondern nebeneinander legen und überhaupt eine runde Form entstehen lassen. Die K. von Stein (s. Figur) gestattet, Knäuel von jeder gebräuchlichen Größe und Form zu wickeln. An einem gußeisernen Arm a ist ein Schwungrad c angebracht, welches auf einem Balzen d vermittelst der Kurbel e drehbar ist. Eine kleine, in a eingeschraubte Röhre f trägt den Flügel g, welcher von einer über das Schwungrad laufenden Schnur in Umdrehung versetzt wird und dadurch das durch die Röhre f zugeführte Garn von der Öse a auf die Spindel i wickelt, welche ihrerseits durch den Wirtel k und eine Schnur von dem Wirtel l gedreht wird. Seitlich an a sitzt ferner ein Bügel m, der um einen Zapfen h drehbar ist und die Spindel i trägt. Soll nun ein Knäuel gewickelt werden, so dreht man die Kurbel e, wodurch der Flügel g die Spindel umwickelt, während die langsame Drehung der Spindel i um die Achse und das langsame oder schnellere Heben und Senken des Bügels m die Kreuzung des Fadens und die flache oder längliche Knäuelform hervorbringen.

Knauf (althochd. Chnouf, Nebenform von Knopf), mittelalterliche Bezeichnung der romanischen Säulenkapitäler, insbesondere der sogen. Würfelkapitäler (s. Figur), seltener der kapitälförmigen Tragsteine unter abgesetzten romanischen Wandsäulen. Die Grundform des Knaufs bildet die Vermittelung des parallelepipedischen Gewölbanfanges mit dem cylindrischen Säulenschaft u. besteht aus dem Vermittelungskörper b nebst den beiden Trennungsgliedern a und c des letztern, bez. von dem Gewölbanfang und dem Säulenschaft. Der Vermittelungskörper b selbst entsteht aus der Durchdringung von Würfel und Halbkugel, wobei der erstere sich an die quadratische Trennungsplatte a, die letztere nach Wegfall eines dem Schaftdurchmesser entsprechenden Kugelabschnittes sich an den kreisförmigen Halsring c der Säule geometrisch genau anschließt. Hiernach sind dd die von den Seitenflächen jenes Würfels herrührenden senkrechten, unten durch Kreisbogen begrenzten Teile der Oberfläche des Vermittelungskörpers, während e den von der Halbkugel herrührenden, oben durch jene Kreisbogen, unten durch einen Kreis begrenzten Teil derselben darstellt. Die Oberflächenteile a sind später häufig als etwas hervortretende Platten ausgebildet und diese sowie die Oberflächenteile e mit mehr oder minder reichen geometrischen, vegetabilischen und animalischen Ornamenten ausgestattet worden. Eine reichere Ausbildung des Knaufs s. Tafel »Baukunst IX«, Fig. 1.



Knauf (Würfelkapitäl)

Knaulgras, Pflanzengattung, s. Dactylis.

Knaus, Ludwig, Maler, geb. 5. Okt. 1829 zu Wiesbaden, machte seine Studien 1845–52 in Düsseldorf unter Karl Sohn und Schadow, folgte aber nicht ihrer Richtung, sondern widmete sich frühzeitig der Schilderung des Volkslebens, weshalb schon seine ersten Bilder: der Bauerntanz (1850), die Spieler (1851, in der städtischen Galerie zu Düsseldorf, eine Wiederholung im Museum zu Leipzig), der Bienenvater (1851), Alter schützt vor Thorheit nicht (1851), das Leichenbegängnis im Walde, dem ein Verbrecher begegnet (1852), die Gräfin Helfenstein bittet um Schonung ihres Gatten (1852), der Taschendieb auf dem Jahrmarkt (1852), großen Beifall fanden, wenngleich die Färbung nach der damaligen Düsseldorfer Manier dunkel und schwerfällig ist. 1852 ging er nach Paris, wo er, nur unterbrochen durch einen einjährigen Aufenthalt in Italien (1857—58), bis 1860 thätig war. Hier schuf er die Hauptbilder seiner ersten Periode: die goldene Hochzeit (1858), die Taufe (1859), den Auszug zum Tanz. Ein kleines Genrebild, die Promenade (1855), wurde für das Luxembourg-Museum angekauft. Nachdem er sich ein Jahr in seiner Vaterstadt aufgehalten, siedelte er 1861 nach Berlin über, wo er bis 1866 blieb. Dieser Zeit gehören die Bilder: die Wochenstube, der Taschenspieler, Durchlaucht auf Reisen, der Schusterjunge und der Leiermann an. Von 1866 bis 1874 lebte er in Düsseldorf, und in diese Periode fallen diejenigen Bilder,

welche seinen Ruf als Genremaler am sichersten begründet haben: das Kinderfest (Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen, 1869, Berliner Nationalgalerie), das Leichenbegängnis in einem hessischen Dorf (1871), das Gänsemädchen (1872), in tausend Ängsten (1872), die Geschwister (1872), die Beratung Hauensteiner Bauern (1873). In diesen Gemälden spricht sich eine wahre, naive Empfindung, ein feiner Humor und eine große Mannigfaltigkeit der Charakteristik aus, welche durch ein kräftiges, natürliches Kolorit und eine scharfe, geistvolle Zeichnung unterstützt werden. Im J. 1874 wurde K. zur Leitung eines Meisterateliers an die Kunstakademie nach Berlin berufen. Seine schöpferische Thätigkeit litt unter dem Lehramt nicht. Auch entwickelte sich seine koloristische Virtuosität, namentlich unter dem Studium der Holländer, noch reicher. Doch verloren seine Bilder an Naivität und Unmittelbarkeit der Empfindung, und die Reflexion und das Streben nach witzigen Pointen trat mehr in den Vordergrund. Die bedeutendsten seiner Genrebilder aus dieser Zeit sind: die heilige Familie (1876, eine genreartig behandelte Ruhe auf der Flucht), die Wirtshausszene auf schlechten Wegen (1876), das widerspenstige Modell (1877), Salomonische Weisheit (1878), hinter den Kulissen (1880, Dresdener Galerie), die Bacchantin, das gehetzte Wild, ein Försterheim (1886). K. hat auch Porträte in genrehafter Auffassung, aber mit feinster, geistreicher Charakteristik gemalt, unter denen die von Helmholtz und Mommsen in der Berliner Nationalgalerie hervorzuheben sind, sowie einen Cyklus von Zimmerdekorationen im Watteauschen Stil. Die echt deutsche Richtung seiner Kunstanschauung gipfelt in der Schilderung des Kinderlebens, welches er mit köstlichem Humor darzustellen weiß, und in der tiefen Wahrheit, mit welcher er das Empfindungsleben der Bauern veranschaulicht. Seine Bilder haben durch Stich und Photographie eine große Popularität erlangt. Er ist königlicher Professor und Ritter des Ordens pour le mérite.

Knebel, Karl Ludwig von, ein Genosse des Weimarer Musenhofs, geb. 30. Nov. 1744 auf dem Schloß zu Wallerstein in Franken, studierte auf der Universität zu Halle einige Zeit Jurisprudenz, trat dann in Potsdam in das Regiment des Prinzen von Preußen und avancierte nach wenigen Monaten bereits zum Offizier. Während seines zehnjährigen Militärdienstes machte er die nähere Bekanntschaft Ramlers, Nicolais, Gleims, Moses Mendelssohns u. a. Da sich ihm jedoch keine Aussicht auf weitere Beförderung eröffnete, nahm er seinen Abschied. Auf der Reise in die Heimat ließ er sich in Weimar fesseln, wo er 1774 die Stelle eines Hofmeisters beim Prinzen Konstantin übernahm. Auf einer Reise nach Frankreich, die er mit diesem und dem ältern Bruder noch in demselben Jahr unternahm, besuchte er Goethe in Frankfurt a. M. und vermittelte dessen erste Bekanntschaft mit dem Erbprinzen Karl August. Nach dem frühen Tod seines Zöglings erhielt er eine lebenslängliche Pension mit dem Majorscharakter und lebte nun in enger Verbindung mit jenem Kreis, dem die größten Geister Deutschlands, Goethe, Herder, Schil-

1834 starb. Das wenige, was K. herausgab, trägt das Gepräge der Reife und Gediegenheit. Dahin gehören seine Übersetzung des Alfierischen Trauerspiels »Saul« (Ilmenau 1829), von der jedoch nur wenige Exemplare ins Publikum kamen, die »Elegien des Properz« (zuerst in Schillers »Horen«, dann Leipz. 1798) und vor allem die Übertragung von Lucretius' Lehrgedicht »Von der Natur der Dinge« (das. 1821, 2 Bde.; 2. Aufl. 1831). Seine eignen Poesien (»Hymnen«, »Elegien«, »Lebensblüten in Distichen« ꝛc.) stehen gesammelt im 1. Band seines von Varnhagen v. Ense und Th. Mundt herausgegebenen »Litterarischen Nachlasses und Briefwechsels« (mit Biographie Knebels von Th. Mundt, Leipz. 1835, 3 Bde.). Seinen sehr anziehenden »Briefwechsel mit Goethe« (Leipz. 1851, 2 Bde.) gab Guhrauer, eine Auswahl »Aus Knebels Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette« (Jena 1858) Düntzer heraus. Vgl. Beaulieu-Marconnay, Anna Amalie, Karl August und der Minister v. Fritsch (Weim. 1874).

Knebelit, Mineral aus der Ordnung der Silikate (Olivingruppe), findet sich derb und in Kugeln, ist grau bis grauweiß, auch in Rot, Braun, Schwarz und Grün ziehend, hart, schimmernd bis matt, undurchsichtig, besteht aus kieselsaurem Eisen- und Manganoxydul $(MnFe)_2SiO_4$ mit 35,47 Proz. Eisenoxydul und 35 Proz. Manganoxydul. K. findet sich bei Ilmenau und Dannemora, massenhaft bei Hillång und in Schishyttan in Schweden, gemengt mit Magneteisenerz und Mangangranat. Dies Vorkommen bildet ein Eisenerz mit 42,44 Proz. Eisen und 13,25 Proz. Mangan; doch verhüttet man nur die eisenreichere Partie aus der Mitte des Lagers und gewinnt daraus Spiegeleisen, während man das übrige Erz auf Halden stürzt.

Knecht, dienende Person, früher Name für die Knappen und gemeinen Söldner, z. B. Lands-, Fuß-, Stück-, reisige Knechte. Als Train- und Packknechte blieb dieser Name für die Fahrer und Offiziersburschen bis Anfang dieses Jahrhunderts im Gebrauch.

Knecht Ruprecht, ein Spukgeist, der in zottiger Kleidung, mit einer Rute und einem Sack versehen, vor Weihnachten den Kindern erscheint und den ungehorsamen mit Schlägen droht, den artigen dagegen Nüsse vorwirft. Die Figur hängt mit den heidnischen Gebräuchen zu der betreffenden Zeit als des Festes der Wintersonnenwende (der Zwölften) zusammen und schließt sich dem dann stattfindenden Umzug des Wodan und der Frau Berchta an. In manchen Gegenden gehen statt des K. R. der Pelzmärte, Knecht Nikolas oder Aschen- und Butterklas herum. Als christliches Substitut erscheint so der heil. Joseph im Gefolge des Christkindes.

Knefs (Quenelles), kleine längliche Klöße von Fleisch- oder Fischfarce.

Kneifinstrumente, s. v. w. Harfeninstrumente.

Kneller, Gottfried von (oder Kniller), Maler, geb. 8. Aug. 1646 zu Lübeck, widmete sich in Amsterdam unter dem Rembrandtschüler Ferdinand Bol der Malerei und ging dann nach Rom und Venedig, wo er sich anfangs in der Historienmalerei ausbildete, nachher aber fast ausschließlich dem Porträtfach widmete.

auch Kaiser Joseph I. erhob ihn in den Adelstand. Er starb 27. Okt. 1723 in London und erhielt in der Westminsterabtei ein Denkmal. Seine in England sehr häufigen Porträte, in denen er sich A. van Dyck zum Muster nahm, sind glatt, geleckt, echte Abbilder seiner oberflächlich eleganten Zeit.

Knemis, antiker Name einer 930 m hohen, wohlbewaldeten Gebirgskette in Mittelgriechenland, der Nordwestspitze von Euböa gegenüber, welche den epiknemidischen Lokrern den Namen gegeben hat; jetzt Spartia.

Kneph, s. v. w. Chnum (s. d.).

Kneppelhout (spr. -haut), Johannes, niederländ. Schriftsteller, geb. 8. Jan. 1814 zu Leiden, studierte an der Universität daselbst und erwarb sich durch seine originellen Schilderungen des Universitätslebens: »Studententypen« (1841) und »Studentenleven« (1844), die unter dem Pseudonym Klikspan erschienen, eine erste Stelle unter den jungen Schriftstellern, welche um jene Zeit ein neues Leben in die niederländische Litteratur brachten. Die genannten Werke erlebten wiederholte Auflagen und sind bis heute populär geblieben. Auch seine übrigen Schriften (Reiseerinnerungen, Erzählungen, biographische und litterarische Aufsätze), von denen er eine Gesamtausgabe (Leiden 1861–75, 12 Bde.) veranstaltete, haben ihn als scharfen Beobachter und originellen Denker bekannt gemacht, aber doch den Erwartungen, welche seine Erstlingsschriften erregten, nicht ganz entsprochen.

Kner, Rudolf, Zoolog, geb. 24. Aug. 1810 zu Linz, studierte seit 1828 in Wien Medizin, trat 1836 als Praktikant in die zoologische Abteilung des Hofnaturalienkabinetts und widmete sich besonders der Ichthyologie; 1841 erhielt er die Professur der Naturgeschichte in Lemberg und unternahm ausgedehnte paläontologische Studien, welche, durch mehrfache Reisen unterstützt, lohnende Ausbeute gewährten. 1849 wurde er Professor der Zoologie in Wien. Er bereiste 1852 Istrien und die Quarneroinseln, 1863 und 1867 Norddeutschland, Dänemark und Skandinavien, um Studien über die Kultur der Steinzeit zu machen, und starb 27. Okt. 1869 in Wien. Er schrieb: »Lehrbuch der Zoologie« (Wien 1849, 3. Aufl. 1862); »Leitfaden zum Studium der Geologie« (das. 1851, 2. Aufl. 1855). Den größten Ruhm erwarb er sich als Ichthyolog; er bestimmte die von Natterer in Brasilien gesammelten Siluroiden und Characinen und gab mit Heckel das epochemachende Werk »Die Süßwasserfische der österreichischen Monarchie« (Leipz. 1858) heraus. Von mehreren Museen Deutschlands wurde er mit der Bestimmung von Fischsammlungen betraut; auch bearbeitete er die Fischsammlungen der Novaraexpedition und gelangte zu um so wertvollern allgemeinen Resultaten, als er die gründlichsten Kenntnisse der fossilen Fische bei seinen Untersuchungen verwerten konnte. In dieser Hinsicht ist auch seine Arbeit »Über die Ganoiden als natürliche Ordnung« (Wien 1867) besonders bemerkenswert.

Knes (serb.), s. v. w. Knjäs (s. d.).

Knesebeck, Karl Friedrich von dem, preuß. Generalfeldmarschall, geb. 5. Mai 1768 zu Karwe bei Neuruppin aus einem alten brandenburgischen Geschlecht, trat 1782 in das preußische Regiment Herzog von Braunschweig ein, widmete sich aber in seiner Garnison Halberstadt auch klassischen Studien und wurde Mitglied der dortigen Litterarischen Gesellschaft. Nachdem er in den Feldzügen von 1792 bis 1794 mit Auszeichnung gefochten, ward er 1799 zum Hauptmann, 1802 zum Major befördert und in den Generalstab versetzt. Die Schlacht von Auerstädt 1806 machte er in der unmittelbaren Nähe des Königs mit und bewahrte durch seine Geistesgegenwart am Abend des verhängnisvollen Tags denselben vor drohender Gefangenschaft. Auf dem Rückzug ward er mit Gneisenau vorausgesandt, um den Marsch und die Verpflegung des Heers zu sichern, was beide vor der Kapitulation von Prenzlau rettete. Für den weitern Feldzug war K. dem russischen Hauptquartier attachiert, wo er die Disposition zur Schlacht von Pultusk (26. Dez. 1806) entwarf. Im Mai 1807 zum Oberstleutnant befördert, nahm er nach dem Tilsiter Frieden seinen Abschied und lebte zurückgezogen auf seinem Gut Karwe, bis der Krieg von 1809 zwischen Österreich und Frankreich ihn zu neuer Thätigkeit rief; doch konnte er, von einem Freund aus Unvorsichtigkeit in den Arm geschossen, am Kampf nicht teilnehmen. Nach der Schlacht bei Wagram kehrte er in die Heimat zurück. Hierauf riet er zum Anschluß Preußens an Frankreich und ward, nachdem das Bündnis im Januar 1812 zu stande gekommen, nach Petersburg geschickt, um Kaiser Alexander zur Nachgiebigkeit gegen Napoleon zu bewegen, damit der Friede erhalten bleibe; er suchte dies dadurch zu erreichen, daß er den Kaiser von Rußlands militärischer Schwäche und der Unwahrscheinlichkeit des Siegs, jedoch ohne Erfolg, überzeugen wollte. 1813 wurde K. Generalleutnant und erster Generaladjutant des Königs. Sein Einfluß hier war bedeutend, und er hielt den König mehrmals von der Genehmigung der kühnen Pläne Blüchers und Gneisenaus ab; 21. Mai setzte er es durch, daß die Schlacht bei Bautzen abgebrochen wurde. Während des Waffenstillstandes war er mit Unterhandlungen in Wien betraut. Auch an der Feststellung des Operationsplans für die Fortsetzung des Feldzugs von 1813 und des von 1814 war K. hervorragend beteiligt. Nach dem Frieden ward er Generaladjutant des Königs, 1822 zugleich Chef des reitenden Feldjägerkorps und 1825 General der Infanterie. 1831 war er kommandierender General der gegen Polen aufgestellten Observationsarmee, erhielt bei seiner Entlassung den Charakter eines Generalfeldmarschalls und starb 12. Jan. 1848. K. hat sich auch als Dichter versucht. Ein Lied von ihm: »Lob des Kriegs« (1805), entzündete seiner Zeit im Publikum große Begeisterung. Viele Gedichte Knesebecks sind als poetischer Anhang den Bruchstücken aus seinen hinterlassenen Papieren beigefügt, welche 1850 als Manuskript für seine Freunde gedruckt worden sind. Nach seinem Tod ward eine Schrift von K.: »Erläuterung meiner Sendung 1812 nach Rußland«, im »Militärwochenblatt« veröffentlicht, in der K. sich das Verdienst zuschreibt, den russischen Feldzugsplan von 1812 entworfen zu haben; doch ist dies nicht richtig. Vgl. Duncker, Die Mission des Obersten v. d. K., in den »Abhandlungen zur preußischen Geschichte« (Leipz. 1876); Lehmann, K. und Schön. Ein Beitrag zur Geschichte des Freiheitskriegs (das. 1876); Eugen von dem K., Eine diplomatische Trilogie aus dem Leben Karl Friedrichs v. d. K. (Berl. 1879).

Knetkur (Massage), im Volk seit langer Zeit bei Verstauchungen, Quetschungen 2c. als sogen. Streichen übliches mechanisches Heilmittel, in neuester Zeit durch Metzger in Amsterdam systematisch ausgebildet und wissenschaftlich begründet. Die Resorption der in die Maschen der Gewebe infolge von Entzündungen oder Verletzungen ergossenen Exsudatmassen geschieht teils durch die Lymphgefäße, in welche sie durch die bloße Elastizität der Gewebe,

teils durch die Haargefäße, in welche sie vermöge der Diffusion gelangen. Metzger nahm an, daß es möglich sei, durch von außen einwirkenden Druck sowie durch Erregung von Muskelkontraktionen und dadurch bewirkte lebhafte Steigerung des Blutlaufs und Stoffwechsels diese Resorption in wirksamster Weise zu befördern, und die zahlreichen augenfälligen Heilerfolge, welche durch die K. erreicht worden sind, sprechen für die Richtigkeit dieser Annahme. Metzger unterscheidet verschiedene Arten des Knetens und hat für jede bestimmte Indikationen aufgestellt. a) Effleurage, sanftes zentripetales Streichen mit der flachen Hand, wird angewandt bei akuten Entzündungen der Schleimbeutel, der Gelenke und Weichteile. b) Massage à friction wird kräftiger ausgeübt und setzt sich aus kreisförmigen und zentripetalen Streichungen zusammen, ist indiziert bei chronischen und subakuten Entzündungen der Schleimbeutel und Gelenke, Sehnenscheidenergüssen, chronischen Infiltrationen einzelner Muskeln. c) Pétrissage, eigentliches Kneten, wird bei Muskelschwellungen, die bei chronischem Rheumatismus, Ischias &c. vorkommen, auch gegen Muskelatrophie, Muskellähmungen (durch Bleivergiftung &c.) angewandt. Der Muskel wird dabei möglichst aus seiner Umgebung herausgehoben und zwischen den Händen geknetet sowie mittels der flachen Hand unter gleichzeitigem Drucke gerieben. d) Tapottement besteht in Klopfen und Pochen auf den kranken Teil. Die geschlossene Hand wirkt auf tiefere, die flache auf oberflächliche Gebilde. Es wird angewandt namentlich bei Nervenleiden, teils um stärker zu reizen, teils zur Herabsetzung von Hyperästhesien. Bei Neuralgien, besonders des Gesichts, kann man sich zum Klopfen auch des Perkussionshammers bedienen. Die Knetung wird zweimal, mitunter drei- bis viermal täglich, jedesmal etwa 6—8 Minuten, angewandt. Die akuten Entzündungen, namentlich der Gelenke und Sehnen, sind, falls nicht schon Eiterung besteht, die dankbarsten Objekte für die K.; nur das Hüftgelenk ist seiner tiefen Lage wegen der Knetung zu wenig zugänglich. Gute Erfolge werden auch erzielt bei den sogen. Gelenkneuralgien, bei reiner Ischias, bei chronischen, besonders traumatischen, Muskelaffektionen, mitunter bei Podagra und selbst noch bei manchen Formen von Tumor albus. Bei akutem Gelenkrheumatismus wirkt die K. weniger günstig, doch soll sie denselben im spätern Verlauf abkürzen können. Nicht anwendbar ist die K. bei Gelenkaffektionen, denen Knochenkrankheiten zu Grunde liegen, ebenso nicht bei Nerven- und Muskelleiden, denen eine Gehirn- oder Rückenmarksveränderung zu Grunde liegt. Alle Patienten dürfen sich während der Kur frei umherbewegen, selbst bei akuten Gelenkentzündungen, um auch noch dadurch die Resorption zu befördern. Außer den angegebenen Methoden wendet Metzger passive Bewegungen und den Gipsverband in ausgedehntem Maßstab an. Die K. hat die Aufmerksamkeit der gesamten medizinischen Welt erregt, so daß in neuerer Zeit die Anstalt Metzgers von Ärzten aller Länder zum Studium des Verfahrens besucht wird. Vgl. Busch, Handbuch der Gymnastik, Orthopädie und Massage (Leipz. 1852); Gussenbauer, Erfahrungen über Massage (Prag 1882); Reibmayr, Die Massage und ihre Verwertung (3. Aufl., Wien 1887); Derselbe, Die Massagebehandlung populär dargestellt (das. 1883); Derselbe, Technik der Massage (2. Aufl., das. 1886); Hünerfauth, Handbuch der Massage (Leipz. 1887); Derselbe, Geschichte der Massage (Berl. 1886).

Knetmaschinen, Vorrichtungen zum Bearbeiten teigartiger Massen, finden Verwendung in der Thonwaren- und Kautschukindustrie sowie in der Bäckerei und erhalten je nach der Natur des zu knetenden Materials verschiedene Konstruktion. Vgl. die betreffenden Artikel.

Kniaziewicz (spr. knjasjéwitsch), **Karl**, berühmter poln. General, geb. 4. Mai 1762 in Kurland aus einer altadligen Familie Litauens, trat 1778 in das Artilleriekorps der Republik und gab während des kurzen Kriegs von 1792 glänzende Beweise von Tapferkeit. In der Schlacht bei Dubienka (17. Juli 1792) erwarb er sich das Ritterkreuz »Virtuti militari« und wurde nach den Schlachten von Chelm und Gollow (8. Juni 1794) von Kosciuszko zum Obersten befördert. Während der Belagerung von Warschau durch die Russen und Preußen zum Generalmajor ernannt, befehligte er in der unglücklichen Schlacht von Maciejowice (10. Okt.) den linken Flügel, der am längsten Widerstand leistete, und fiel in Gefangenschaft, aus welcher ihn erst die Thronbesteigung des Kaisers Paul befreite. Hierauf kämpfte er unter Bonaparte gegen den Kirchenstaat, dann gegen Neapel. 1800 sammelte er im Auftrag des Direktoriums am Rhein eine neue polnische Legion von 6000 Mann und trug mit derselben viel zum Sieg von Hohenlinden bei. Nach dem Frieden zu Lüneville nahm er seinen Abschied, wurde in seinem Vaterland Pächter eines Landguts, dessen reiche Erbin ihm ihre Hand reichte, und blieb unthätig bis 1812, wo er in den Generalstab des Königs von Westfalen, sodann aber wieder an die Spitze einer Division trat, die zum Armeekorps des Fürsten Poniatowski gehörte. Zu dem Sieg an der Moskwa trug er viel bei; auch bei Tscherikowe und Woronowo focht er mit Auszeichnung, und sein Rückzug auf letztern Ort galt als ein Meisterstück militärischer Taktik. Nach dem unglücklichen Gefecht bei Wiasma schmetterte seine Artillerie den Feind zu Boden und stellte dadurch die Verbindung mit der großen Armee des Kaisers wieder her, die von den Russen überflügelt worden war. Am unglücklichen Tag an der Beresina durch eine Schußwunde genötigt, die Seinigen zu verlassen, begab er sich zur Wiederherstellung seiner Gesundheit ins Bad nach Swosgowice in Galizien. 1814 ließ er sich in Dresden nieder, wo er den Wissenschaften und Künsten lebte. Bei den polnischen Unruhen von 1822 war er wider sein Wissen von den Verschwornen zu ihrem Oberhaupt erwählt worden. Er ward deshalb verhaftet und auf die Festung Königstein gebracht, durfte aber Ende 1826 nach Dresden zurückkehren. Nach dem Ausbruch des Aufstandes 29. Nov. 1830 eilte K. nach Paris, um Frankreichs Beistand für Polen zu gewinnen, blieb daselbst und starb 9. Mai 1842.

Kniaznin (spr. knjáschnin), **Franz Dionyzy**, poln. Dichter, geb. 4. Okt. 1750 zu Witebsk, trat in den Jesuitenorden, wurde Lehrer am Jesuitenkollegium zu Warschau und nach Auflösung des Ordens Sekretär des Fürsten Adam Czartoryiski. Er machte sich in Warschau 1770 zuerst durch seine Übersetzung des Horaz bekannt. Dann folgten mehrere Dramen, von denen einzelne, wie »Die dreifache Heirat«, »Die Zigeuner« und »Die spartanische Mutter«, mit Beifall aufgeführt wurden, ferner Idylle, Oden, Fabeln und lateinische Gedichte. Er ist als lyrischer Dichter bedeutend, doch wird er in seinen Oden oft schwülstig. Seit 1796 dem Wahnsinn verfallen, starb K. 26. Aug. 1807 in Konskawola bei Pulawy. Eine Sammlung seiner Werke erschien Warschau 1828—29, 7 Bde. (neue Aufl., Leipz. 1835).

Kničanin (spr. knitscha-), **Stephan Petrowitsch**, serb. General, geb. 1809 zu Knić im Kragujewatzer Kreis in Serbien, ward Kaufmann und erwarb sich bald einen bedeutenden Einfluß. 1832 wurde er in die Umgebung des Fürsten Milosch gezogen, 1835 zum Brigadekapitän von Josenitza und 1839 zum Kreischef von Semendria befördert. Nach Milosch' Rücktritt verlor er jedoch seinen Einfluß bei der Regierung, und unter dem Fürsten Michael ward er 1840 des Landes verwiesen. Er ging nach Widdin, wurde aber schon 1842 vom Fürsten Alexander zurückgerufen und zum Senator ernannt. Im Krieg der österreichischen Serben gegen die Ungarn (1848) stellte er sich an die Spitze einer Freischar, die den erstern zu Hilfe zog, ward von den Serben zum Nationalobersten ernannt und vereinigte sich im Lager von Bratzschevgaj im Banat mit Bobalitsch, wurde aber nach mehreren unglücklichen Gefechten gegen Kiß zum Rückzug über die Theiß genötigt. Auf Befehl seiner Regierung kehrte er im Februar 1849 mit seinen Serben in die Heimat zurück, wurde daselbst Senator, Ende 1854 Kriegsminister und Konseilspräsident des Fürsten Alexander und starb 26. Mai 1855 in Belgrad.

Knick, in Norddeutschland Bezeichnung für Hecke, besonders als Wiesenzaun, der alle drei oder vier Jahre gekappt (»geknickt«) wird; auch norddeutsche Bezeichnung für einen Thon, welcher die Unterlage von Torfmooren bildet (s. Torf).

Knickbeere, s. v. w. gemeine Erdbeere.

Knickebein, eine Likörmischung aus Curaſſao und Maraskino, in welche ein rohes Eidotter geschlagen wird.

Knickerbocker (engl., spr. nick-), Spitzname der Einwohner von New York, ursprünglich der Holländer, welche die Kolonie gründeten (Washington Irving schrieb seine humoristische Geschichte von New York unter diesem Namen).

Knickmaschinen, s. Flachs, S. 330.

Knickpyramide, die südlichste der bei Dahschur in Ägypten gelegenen Pyramiden, deren Kanten geknickte Linien bilden, da sich etwa in halber Höhe derselben der Neigungswinkel verändert.

Knidarier, s. Cölenteraten.

Knidia, Beiname der Aphrodite nach der Stadt Knidos in Karien, für welche Praxiteles die berühmte Bildsäule der nackten Göttin verfertigt hatte, von der sich noch Nachbildungen in Rom und München befinden, während das Urbild im 5. Jahrh. n. Chr. zu Konstantinopel bei einem Brand untergegangen sein soll.

Knidos (lat. Gnidus), Hauptstadt des Dorischen Bundes in Kleinasien, beim Vorgebirge Triopion (Kap Krio) in Karien, Hauptsitz des Kultus der Aphrodite, deren von Praxiteles verfertigte Statue sich dort befand (s. Knidia). Auch feierte man daselbst gemeinschaftlich mit Rhodos, Kos und Halikarnassos die Kampfspiele des triopischen Apollon. Die Stadt hatte zwei Häfen und stand lange Zeit in hoher Blüte. Hier 394 v. Chr. die Seeschlacht

schen«) gestattet wegen der es umgebenden Kapsel und der innerhalb und außerhalb derselben liegenden Bänder dem Unterschenkel nur die Beugung und Streckung bis zu etwa 150°, doch ist damit zugleich eine seitliche Bewegung (Rollung) verbunden. Vorn wird das Gelenk von der **Kniescheibe** (patella) überdeckt, welche unmittelbar unter der Haut liegt und nichts als eine Verknöcherung (sogen. Sesambein) der mächtigen Strecksehne für den Unterschenkel vorstellt. Diese (s. Tafel »Muskeln des Menschen«) nimmt nämlich die Fasern der vier Streckmuskeln in sich auf, geht zur Kniescheibe und setzt sich jenseit derselben an das obere Ende des Schienbeins an. Die Kniescheibe gleitet daher bei Streckung des Unterschenkels über das Kniegelenk weg nach oben hin. Durch die Sehnen, welche hinten an der innern und äußern Seite des Knies vom Oberschenkel zum Unterschenkel gehen, entsteht die **Kniekehle** (fossa poplitea), in deren Tiefe wichtige Blutgefäße und Nerven verlaufen. Verletzungen des Knies sind wie die der andern Gelenke zu beurteilen und zu behandeln. Nach Verrenkungen wird das K. selten wieder völlig gebrauchsfähig; Beschädigungen der Kniescheibe heilen bei zweckmäßiger Behandlung ohne bleibenden Nachteil. Entzündungen des Kniegelenks sind gewöhnlich sehr langwierig und gefährlich (s. Gelenkentzündung). In der Gelenkflüssigkeit bilden sich bisweilen Gelenkmäuse (s. d.), und bei Personen, die viel knieen, entsteht eine Wassersucht des Schleimbeutels am Kniescheibenband, welche durch völlige Ruhe des Gelenks, Druckverbände oder durch Operation zu beseitigen ist.

Kniebeugung, seit dem Altertum ein Zeichen der Ehrerbietung vor einem Höhern, namentlich vor Gott. In der katholischen Kirche ist sie besonders dem Altarsakrament gegenüber vorgeschrieben; in der evangelischen Kirche ist sie wohl beim Genuß des Abendmahls, hier und da auch bei der Entgegennahme der Absolution in der Beichte und an Bußtagen üblich, nirgends aber gesetzlich. Eine Verfügung des bayrischen Ministers v. Abel, welcher 1838 auch die protestantischen Soldaten zur K. nötigen wollte, führte zu einem mehrjährigen heftigen Streit, an dem sich unter andern Döllinger, Harleß und Thiersch in Schriften beteiligten.

Kniebis, ein Gebirgsstock des Schwarzwaldes auf der badisch-württemberg. Grenze, mit weit gebreitetem Rücken, der im Roßbühl 965 m Höhe erreicht und eine herrliche Fernsicht über Vogesen und Alpen sowie den größten Teil des Schwarzwaldes und Schwabens bis an die Berge Tirols gewährt. Vier Flüsse, Murg, Acher, Rench (zum Rhein) und Wolf (zur Kinzig), nehmen am K. ihren Ursprung, und mehrere Hochseen liegen in seinem Bereich. Die Hochebenen sind meist kahl und sumpfig oder mit Heidekraut bewachsen, die Abhänge mit Nadelholz, das weiter unten mit Laubholz untermischt ist, bekleidet; die Thalregion enthält kultiviertes Land mit besonders stark betriebenem Obstbau. Über den K., der von jeher ein Hauptbollwerk des südlichen Deutschland gegen feindliche Invasionen von Westen her bildete,

Kniegeige, s. v. w. Gambe (s. Viola); in neuerer Zeit auch s. v. w. Violoncello.

Kniehebel, aus zwei unter einem stumpfen Winkel scharnierartig verbundenen Stangen gebildeter Hebel, findet unter anderm Anwendung bei der Kniehebelpresse (s. Presse).

Kniehöhe, senkrechter Abstand der Schartensohle oder Feuerlinie vom Geschützstand, abhängig von der Feuerhöhe (s. Lafette) der Geschütze.

Knieholz, s. Kiefer, S. 713.

Kniep, Christoph Heinrich, Zeichner, geb. 1748 zu Hildesheim, kam, nachdem er längere Zeit in Hannover, Hamburg, Kassel und Lübeck verweilt, nach Berlin, wo er die Gunst des Fürstbischofs Kraschinski von Ermeland gewann, der ihn auf eine Kunstreise nach Italien sandte. Goethe lernte ihn in Rom kennen und wählte ihn zum Begleiter auf seiner Reise nach Sizilien. Hierauf schloß sich K. an Tischbein und Hackert an und erhob sich vom Vedutenzeichner in kurzer Zeit zu einem Landschaftszeichner von eigentümlicher Bedeutung. Er starb 9. Juli 1825 in Neapel als Professor der Kunstakademie. Anfangs arbeitete K. meist in Sepia; später zeichnete er vorwiegend mit schwarzer Kreide, meist auf weißem Grund.

Kniephänomen (Sehnenphänomen), die Erscheinung, daß bei frei herabhängendem Unterschenkel einer sitzenden Person, deren Fuß den Boden nicht berührt, auf Beklopfen des Kniescheibenbandes eine plötzliche Streckung des Unterschenkels erfolgt, indem die großen Streckmuskeln des Oberschenkels kontrahiert werden. Das Fehlen des Kniephänomens ist ein wichtiges Symptom gewisser Nervenkrankheiten.

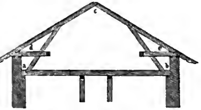
Knierohr, eine knieförmig gebogene Röhre.

Knies, Karl, Nationalökonom, geb. 1821 zu Marburg, studierte 1841—45 und habilitierte sich 1846 an der dortigen Universität. Im Auftrag des Märzministers Eberhard arbeitete er 1849 den Plan zur Gründung eines Polytechnikums in Kassel aus, an welchem er eine Lehrerstelle übernehmen sollte. Doch zerschlug sich seine Beförderung zum Professor, weil er sich weigerte, die Erklärung abzugeben, daß er nichts der Politik des Ministeriums Hassenpflug Nachteiliges vortragen wolle. 1852 übernahm er eine Lehrerstelle an der Kantonschule in Schaffhausen; 1855 wurde er als Professor der Kameralwissenschaften nach Freiburg i. Br. berufen und verfaßte dort 1860, als der Abschluß des badischen Konkordats bevorstand, das »Promemoria der protestantischen Professoren an der badischen Landesuniversität Freiburg«. Nach der Berufung eines liberalen Ministeriums wurde er in die Zweite Kammer gewählt und 1862 zum Direktor des Oberschulrats ernannt. In dieser Stellung arbeitete er die Vorlage für eine Reform des badischen Volksschulwesens und, als die Agitation der katholischen Geistlichkeit den badischen Schulstreit verschärfte, das Spezialgesetz über die Aufsichtsbehörden für die Volksschulen (vom 29. Juli 1864) aus, welches die geistlichen Schulvisitatoren und Ortsinspektionen durch weltliche Schulräte ersetzte. Als zwischen der Regierung und den Ultramontanen ein Kompromiß zu stande kam, trat K. zurück und wurde 1865 zum Professor der Staatswissenschaften in Heidelberg ernannt. K. gehört zu den Vertretern der historischen Richtung in der Volkswirtschaft. Außer zahlreichen Abhandlungen in Zeitschriften schrieb er: »Die Statistik als selbständige Wissenschaft« (Kassel 1850); »Die katholische Hierarchie ꝛc.« (Halle 1852); »Die politische Ökonomie vom Standpunkt der geschichtlichen Methode« (Braunschw. 1853, 2. Aufl. 1883); »Die Eisenbahnen und ihre Wirkungen« (das. 1853); »Der Telegraph als Verkehrsmittel« (Tübing. 1857); »Die Dienstleistung des Soldaten und die Mängel der Konskriptionspraxis« (Freiburg 1860); »Zur Lehre vom volkswirtschaftlichen Güterverkehr« (das. 1862) und »Finanzpolitische Erörterungen« (Heidelb. 1871), zwei Universitätsprogramme; »Geld und Kredit« (Berl. 1873 bis 1876, 3 Bde.; 2. Aufl. 1886 ff.); »Weltgeld und Weltmünze« (das. 1874).

Knieschwamm (Fungus genu, Tumor albus), s. Gelenkentzündung 4).

Kniest, Bergarten, worin kleine Partikeln Kupfer oder Kupfererz enthalten sind; sie werden als Zuschlag beim Kupferschmelzen gebraucht.

Kniestock, ein unten hinter einer senkrechten Umfangswand, oben hinter einer geneigten Dachfläche befindliches Stockwerk, bei welchem also beide Teile



Gebäude mit Kniestock.

ein Knie, d. h. einen Winkel c d a oder c e b (s. Figur), miteinander bilden. Der K. tritt entweder an die Stelle eines gewöhnlichen bewohnbaren Stockwerks und gestattet die Ersparnis eines Teils der Umfangswand, oder bezweckt eine Vergrößerung des Dachraums durch eine Höherlegung der Sparrenfüße d e über dessen Fußboden a b, wobei letztere häufig noch mit Brettern belegt und als Repositorien benutzt werden.

Kniestück, diejenige malerische Darstellung der menschlichen Gestalt, welche dieselbe in der Umrahmung nur bis zum Knie zur Anschauung bringt. Gewöhnlich findet diese Bezeichnung bloß beim Porträt Anwendung; doch werden auch einfachere, aus einer oder doch nur wenigen Figuren bestehende Genre- oder Historienbilder schon in der klassischen Kunst und noch häufiger in der neuern als Kniestücke behandelt.

Knigge, Adolf Franz Friedrich, Freiherr von, Schriftsteller, geb. 16. Okt. 1752 zu Bredenbeck unweit Hannover, studierte in Göttingen die Rechte, ward 1771 vom Landgrafen von Hessen zum Hofjunker und Assessor der Kriegs- und Domänenkammer zu Kassel ernannt, wo er sich aber bald durch amtliche und gesellige Mißhelligkeiten unmöglich machte, und führte dann eine Weile hindurch ein Wanderleben, bis er sich 1777 in Hanau niederließ, wo er, zum weimarischen Kammerherrn ernannt, als gern gesehener Kurzweilmacher viel am dortigen Hofe verkehrte. 1780 siedelte er nach Frankfurt a. M. über, wo er einige Jahre in Zurückgezogenheit lebte, um 1783 in Heidelberg, später in Hannover, 1791 in Bremen seinen Wohnsitz zu nehmen. Hier starb er als Oberhauptmann und Scholarch 6. Mai 1796. Für den Illuminatenorden 1780 gewonnen, hatte er große Anstrengungen gemacht, demselben die Oberhand über die Rosenkreuzer und andre damals florierende Ge-

heimbünde zu verschaffen. Nach Aufhebung des Ordens wegen seiner Teilnahme in Untersuchung gezogen, gab er unter dem Namen Philo eine Schrift über denselben heraus (1788), die großes Aufsehen erregte. K. war als Romanschreiber, Popularphilosoph, dramatischer Dichter, Publizist, Musiker ꝛc. produktiv. Seine bekannteste Schrift ist die »Über den Umgang mit Menschen« (Hannov. 1788, 16. Aufl. 1878), eine einst vielgelesene Sammlung von Lehrsätzen, Lebensregeln und Erfahrungsmaximen, die von großer Weltbeobachtung und Menschenkenntnis zeugt, aber von einer beschränkt-egoistischen Grundansicht ausgeht. Die zahlreichen Romane Knigges (»Der Roman meines Lebens«, 1781—87, 4 Bde.; »Geschichte Peter Clausens«, 1783—85, 3 Bde.; »Geschichte des armen Herrn v. Mildenburg«, 1789—90; »Des seligen Herrn Etatsrats Samuel Konrad v. Schafskopf hinterlassene Papiere«, 1792; »Die Reise nach Braunschweig«, 1792, u. a.) sind im ganzen flüchtige Arbeiten und trotz der überall darin prunkenden Stichworte Humanität und Aufopferung ohne festen sittlichen Kern und Gehalt; am besten hat der Verfasser noch hier und da den niedrig-komischen Ton getroffen. Eine Sammlung von Knigges Schriften erschien in 12 Bänden (Hannov. 1804—1806). Vgl. Gödeke, Adolf Freiherr K. (Hannov. 1844); »Aus einer alten Kiste. Originalbriefe, Handschriften und Dokumente aus dem Nachlaß eines bekannten Mannes« (hrsg. von Klencke, Leipz. 1853). Über Knigges Verhältnis zu den Illuminaten berichtete Kluckhohn in der Augsburger »Allgemeinen Zeitung« 1874, Nr. 174—196.

Knight (engl., spr. neit), in England s. v. w. Ritter, mit dem Prädikat Sir vor dem Taufnamen. Dieser Titel wurde in England von Wilhelm dem Eroberer eingeführt, war ursprünglich an den Besitz eines Ritterguts (Knight's Fee) geknüpft und verpflichtete zum Kriegsdienst. Eduards II. Statute of Knights beweist, daß diese Würde im 14. Jahrh. nicht immer sehr gesucht war, und nach den langen Kriegen zwischen England und Frankreich konnten sich Ritter von der Kriegspflicht loskaufen, bis dieselbe von Karl II. völlig aufgehoben wurde. Seit dem 16. Jahrh. wird der Titel auch an Zivilisten verliehen. Der Titel ist nicht vererblich. Wer nicht Ordensritter (K. of the Garter etc.) ist, wird als K. Bachelor (das chevalier) bezeichnet. K. Banneret (Bannerherr) ist eine Würde, die früher auf dem Schlachtfeld verliehen wurde (zuletzt von Karl I.). Knights of the shire hieß man die von den Freisassen der Grafschaften ins Parlament geschickten Vertreter.

Knight (spr. neit), Charles, engl. Verleger und Schriftsteller, geb. 1791 zu Windsor, Buchhändler in London und seit 1859 Redakteur der amtlichen »London Gazette«, machte sich besonders als Herausgeber der von der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Kenntnisse unternommenen Publikationen verdient, namentlich der »Penny Cyclopaedia« (1830—56, 30 Bde.), des »Penny Magazine« (1832—1845), welche als die Anfänge der populären Litte- (1865, neue Ausg. 1872) und eine Selbstbiographie in »Passages of a working-life« (1863—65, 3 Bde.; neue Ausg. 1873); ferner »Half hours in English history« (neue Ausg. 1884, 4 Bde.). K. starb 9. März 1873.

Knights of labour (spr. neits of lehbör), s. Ritter der Arbeit.

Knickbeere (Knickbeere), s. Erdbeere.

Knille, Otto, Maler, geb. 10. Sept. 1832 zu Osnabrück, bildete sich bis 1856 auf der Düsseldorfer Akademie, namentlich unter K. Sohn, Th. Hildebrandt und W. v. Schadow, darauf ein halbes Jahr unter Couture in Paris und brachte sodann vier Jahre in München, drei in Italien zu. 1865 erhielt er den Auftrag, Schloß Marienburg bei Nordstemmen mit Fresken zu schmücken, welche Szenen aus thüringischen Sagen darstellen. Ferner entstand damals ein Ölbild: Fra Angelico malt im Kloster San Marco zu Florenz. Für die Siegesstraße in Berlin malte er 1871 eins der Velarien: Germania ruft das Volk zu den Waffen, ein Bild, das durch lebendigen Ausdruck und fein gestimmte Farbe viel Beifall fand. Noch stärker offenbarte sich seine romantische Richtung in einem mit glänzender koloristischer Bravour ausgeführten Gemälde: Tannhäuser und Venus (1873, Berliner Nationalgalerie). Im J. 1875 zum Lehrer an die Kunstakademie zu Berlin berufen, begann er gleichzeitig die Ausführung von vier dekorativen Friesgemälden für das Treppenhaus der Berliner Universitätsbibliothek, welche die Jugenderziehung im Altertum (Athen), die scholastische Wissenschaft (Paris), die Humanisten und Reformatoren (Wittenberg) und die Neuklassiker Deutschlands (Weimar) in lebensvollen Gruppen berühmter Männer darstellen. Das umfangreiche, auf gründlichen Studien beruhende und in großem Stil durchgeführte Werk wurde 1884 vollendet und brachte ihm die große goldene Medaille der Berliner Ausstellung ein. 1885 trat er von seinem Lehramt zurück. Er hat sich auch als Illustrator bethätigt und schrieb »Grübeleien eines Malers über seine Kunst« (Berl. 1887).

Knin, Stadt in Dalmatien, an der Krka und der Dalmatiner Staatsbahn, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat eine alte Bergfeste, ein Franziskanerkloster und (1880) 1271 meist griechisch-unierte Einwohner.

Kniphausen (Knyphausen), ehemalige Grafschaft im Großherzogtum Oldenburg, 45 qkm (0,82 QM.) groß, mit drei Kirchspielen (Fedderwarden, Sengwarden und Accum) und 3200 Einw., ist fast rings von der Herrschaft Jever umgeben und besteht ganz aus Marschland. Die Herrschaft gehörte seit dem 16. Jahrh. dem ostfriesischen Geschlecht der Freiherren zu In- und Knyphausen, wurde 1624 an Oldenburg abgetreten und bildete dann mit der Herrschaft Varel ein gräflich oldenburgisches Fideikommiß. Durch Vermählung der Erbtochter des letzten Grafen von Oldenburg 1733 kam es an das reichsgräfliche Haus von Bentinck, 1806 an Holland und 1810 mit diesem an Frankreich. Seit 1825 (durch den sogen. Berliner

an und ward durch den Sieg der Radikalen 1533 Bürgermeister. Er nahm Johann von Leiden bereitwillig auf, verhalf ihm zur Herrschaft und ward dessen Schwertträger, dann Statthalter. Nach der Einnahme der Stadt durch die Bischöflichen ward er im Januar 1536 grausam hingerichtet und sein Leichnam in einem eisernen Käfig ausgestellt.

Kniprode, Winrich von, Hochmeister des Deutschen Ordens, aus einem jetzt erloschenen Geschlecht, das auf K. bei Monheim unterhalb Köln saß, ward 1351 zum Hochmeister gewählt. Er hob die Macht des Ordens nach außen hin, indem er 1370 einen Einfall der Litauer durch den Sieg bei Rudau zurückschlug und der Hansa 1370 zu dem glänzenden Frieden von Stralsund mit Dänemark verhalf. Sein Hauptverdienst ist aber die friedliche Arbeit der Kolonisation, der Begründung einer gerechten, wirksamen Verwaltung, der Förderung von Ackerbau, Gewerbe und Handel, so daß Wohlstand und Bildung einen großen Aufschwung nahmen. Seine Regierung gilt daher mit Recht als die herrlichste und glanzvollste des Ordensstaats. K. starb 24. Juni 1382 und ist in der Marienburg beigesetzt.

Knirk, s. Wacholder.

Knistena (Knistino, franz. Knistinaux), s. Kri.

Knistergold (Knittergold, Rauschgold), die dünnste Sorte Messingblech.

Knistersalz, s. Salz (Steinsalz).

Knittelfeld, Stadt in der steir. Bezirkshauptmannschaft Judenburg, an der Mur und der Staatsbahnlinie St. Michael-Villach gelegen, hat einen großen Marktplatz mit einer Pestsäule, (1880) 3948 Einw., ein Bezirksgericht, ein Krankenhaus und eine Siechenanstalt, eine Eisenbahnwerkstätte, eine Metallwarenfabrik, Sensen- und Drahtstiftfabrik, Dampfsäge, Kunstmühle, Holznägelfabrik.

Knittelverse, s. Knüttelverse.

Knitten, s. Läuse.

Knittergold, s. Knistergold.

Knittlingen, Stadt im württemberg. Neckarkreis, Oberamt Maulbronn, hat bedeutende Fabrikation von Mundharmoniken, Sandsteinbrüche und Steinhauerei, Acker- und Weinbau und (1885) 2100 (als Gemeinde 2559) fast nur evang. Einwohner. K. gilt als der Geburtsort des Doktor Faust.

Knjaginin, Kreis des russ. Gouvernements Nishnij Nowgorod, durch Hausindustrie ausgezeichnet; drei Dörfer machen nur Mützen, zehn flechten Netze, sechs nähen Kornsäcke, andre fertigen Holzarbeiten, Ketten, Nägel, Sicheln. Hauptort ist K. mit (1881) 1817 Einw.

Knjäs (Knäs, russ. Knjas, serb. Knes), ein in wechselnder Bedeutung durch den ganzen slawischen Volksstamm verbreitetes Wort, eigentlich »Herr, Befehlender«. In Rußland bezeichnet K. den hohen Adel, dem deutschen »Fürst« entsprechend. Es gibt drei Klassen von Knjasen: russische, litauische und Knjase tatarischer Abstammung. Die russischen leiten ihren Ursprung von den alten russischen Fürstenfamilien her, welche vor ihrer Unterjochung durch die Großfürsten, besonders durch Iwan III. Wassiljewitsch, die einzelnen Provinzen Rußlands beherrschten und sämtlich zum Haus Rurik (deshalb »Rurikowitschi« genannt) gehörten. Bis auf Peter I. waren dies die einzigen Familien, welche den Titel K. führen durften. Ihre Zahl beträgt gegenwärtig noch ungefähr 20, zu denen die Dolgorukij, Repnin, Wjäsemskij, Schtscherbátow, Lobánow-Rostówskij, Gortschaków, Gagárin u. a. gehören. Die litauischen Knjase stammen von den alten litauischen Großfürsten, insbesondere von Gedimin, dem Begründer des litauischen Staatswesens; sie führen noch heute das litauische Wappen mit einigen Zusätzen. Zu ihnen gehören die Golizin, Trubezkói, Kurákin. Die dritte, sehr zahlreiche Klasse der Knjase bilden teils solche, welche von ehemals wirklich regierenden tatarischen Chanen abstammen, wie die Urussow, Meschtschérskij, Jussúpow u. a., teils solche, deren Vorfahren nur gewöhnliche Adlige (Mursa) waren, von der russischen Regierung aber den Titel K. erhielten. Das Prädikat der russischen Fürsten ist Erlaucht (ssijátelstwo); einigen ist der Titel Durchlaucht (swâtlost) besonders verliehen. Durch Ukas vom 14. Juli 1886 werden zu »Fürsten kaiserlichen Geblüts« die Urenkel des Zaren. Bei den Serben bedeutet **Knes** bald »Fürst«, bald »Graf«, weshalb der Rettore von Ragusa zur Zeit der Republik K. genannt wurde und der Fürst von Montenegro noch jetzt diesen Titel führt. Es bezeichnet aber auch häufig den Ortsrichter oder Schulzen einer Dorfgemeinde, so namentlich in Dalmatien und in der ehemaligen Republik Poglizza, deren Regent sich Veliki Knez (Großgraf) nannte. In der Walachei hießen im 13. Jahrh. die Lehnsherrschaften Knezate und die Herren derselben Kneze.

Knjaschewatz (bis 1859 Gurgusowatz genannt), Kreisstadt im Königreich Serbien, am Fluß Timok, mit Realschule und 3459 Einw. Auf einer Anhöhe die Überreste des 1859 niedergebrannten Turms (Kula), 1842—58 das berüchtigte Gefängnis für politische Verbrecher. Im Krieg 1876 wurde K. durch die Türken eingenommen und fast gänzlich zerstört. Der **Kreis K.** umfaßt 1637 qkm (29,73 QM.) mit 80,050 Einw., meist eingewanderten Bulgaren, welche sich hauptsächlich mit Viehzucht beschäftigen. Der Kreis K. wurde erst 1833 an Serbien abgetreten.

Knjashnin, Jákow Borissowitsch, russ. Dichter, geb. 3. Okt. (a. St.) 1742 zu Pskow, erhielt seine Bildung in Petersburg und machte sich namentlich mit der französischen, deutschen und italienischen Litteratur bekannt. Nach beendigten Studien arbeitete er zuerst im Ministerium des Auswärtigen und auf dem Kontor des Bauwesens, trat darauf in den Militärdienst und nahm später als Major seinen Abschied. 1783 von der Petersburger Akademie zu ihrem Mitglied erwählt, nahm er an der Abfassung des von dieser herausgegebenen Wörterbuchs teil. Zugleich ward er Lehrer der russischen Litteratur in den obern Klassen des Kadettenkorps. Er starb 14. Jan. (a. St.) 1791 als Hofrat in Petersburg. K. schrieb unter anderm die Trauerspiele: »Dido«, »Rossláw«, »Sophonisbe«, »Wladissáu«, die Lustspiele: »Chwastún« (»Der Prahlhans«), »Tschudaki« (»Die Sonderlinge«), mehrere Opern, ein Melodrama und dichtete auch Oden, Fabeln, Lieder und andre kleine Gedichte. Sein letztes Werk war die Tragödie »Wadim Nowgoródskij« (»Wadim von Nowgorod«), welche 1789 beim Ausbruch der französischen Revolution geschrieben war, aber erst nach seinem Tod 1798 im Druck erschien. Sie wurde als Aufruf zur Revolution gedeutet und sollte öffentlich von Henkershand verbrannt werden; doch begnügte man sich damit, alle Exemplare zu kassieren und zu vernichten. Eine vollständige Sammlung seiner Werke erschien zuletzt in 2 Bänden (Petersb. 1847—48).

Knobel, Karl August, protestant. Theolog, geb. 7. Aug. 1807 zu Tzschecheln bei Sorau, ward 1831 Privatdozent und 1835 außerordentlicher Professor der Theologie in Breslau und 1838 ordentlicher Professor zu Gießen. Er starb 25. Mai 1863. Von seinen Werken nennen wir die Kommentare über Koheleth (Leipz. 1836), Jesaias (das., 3. Aufl. 1861), die Ge-

nesis (das., 2. Aufl. 1860), Exodus und Leviticus (das. 1858), Numeri, Deuteronomium und Josua (das. 1861); auch »Die Völkertafel der Genesis« (Gießen 1850).

Knobelsdorff, Georg Wenzeslaus von, Architekt, geb. 17. Febr. 1699 in der Lausitz, trat in preußische Kriegsdienste, nahm aber 1729 als Hauptmann seinen Abschied, um sich der Malerei und Baukunst zu widmen. Nachdem er 1736 Italien bereist hatte, wo er die antike Baukunst kennen lernte, trat er in die Dienste des damaligen Kronprinzen, nachmaligen Königs Friedrich II., und spielte im Rheinsberger Kreis eine bedeutende Rolle. Nach der Thronbesteigung Friedrichs II. machte er auf dessen Kosten 1740 eine Reise nach Frankreich und wurde dann Oberaufseher aller königlichen Gebäude sowie Geheimer Finanzrat. Er erbaute unter anderm das Schloß Sanssouci (in der Gartenfassade nach einer Skizze des Königs), das alte Opernhaus zu Berlin, den neuen Flügel des Schlosses zu Charlottenburg sowie den des Schlosses in Dessau und das Schloß zu Zerbst, verschönerte das Potsdamer Schloß, veränderte den dortigen Lustgarten und legte den Tiergarten zu Berlin an. Er starb 16. Sept. 1753 in Berlin. Als Maler hat er Bildnisse und namentlich Landschaften geliefert. Als Architekt war er der erste in Deutschland, welcher in dem Opernhaus zu den Formen der klassischen Baukunst zurückkehrte, während er in der Innendekoration das Rokoko mit Anmut zu behandeln wußte. Vgl. Friedrichs II. Lobrede auf K. in den »Œuvres de Frédéric le Grand«, Bd. 7; W. v. Knobelsdorff, Georg Wenz. v. K. (Berl. 1862).

Knoblauch, s. Lauch.

Knoblauch, 1) Eduard, Architekt, geb. 25. Sept. 1801 zu Berlin, machte 1828 sein Examen als Baumeister und ging dann mit Stüler auf Reisen. Berlin besitzt, namentlich in den westlichen Vorstadtstraßen, eine Reihe von Häusern, die er gebaut, und in denen sein feiner Geschmack sich offenbart. Die reinste Eleganz, in echt Schinkelschem Geist, zeigt das Haus der russischen Botschaft, Unter den Linden zu Berlin. Aber auch einfache Wohnhäuser, selbst Mietshäuser, verstand er künstlerisch zu gestalten. Knoblauchs Hauptwerk ist die neue Synagoge zu Berlin, vollendet 1866, in maurischem Stil, meisterhaft in der Gestaltung des Innenraums, in welchem die maurischen Formen auf das glücklichste mit der modernen Eisenkonstruktion in Einklang gesetzt sind, und in der kuppelgekrönten Fassade, die in Backsteinbau durchgeführt ist. K. hat außerdem zahlreiche Schlösser auf dem Land gebaut. Er war Begründer des Berliner Architektenvereins und starb als Baurat und Mitglied der Akademie 29. Mai 1865 in Berlin.

2) Karl Hermann, Physiker, geb. 11. April 1820 zu Berlin, trat nach Vollendung seiner Studien 1847 in Berlin als Privatdozent ein, wurde 1849 als außerordentlicher Professor nach Marburg berufen und ging 1854 als ordentlicher Professor nach Halle. Seit 1878 ist K. Präsident der Kaiserlich Leopoldinisch-Karolinischen Akademie deutscher Naturforscher.

1848 in Chartum und drang Ende 1849 auf dem Bahr el Abiad bis 4° 10' nördl. Br. vor. Die Ergebnisse dieser Reise veröffentlichte Klun zum Teil in »Reise auf dem Weißen Nil« (Laib. 1852). Die 1850 zurückgebrachten ethnographischen Sammlungen schenkte K. teils der Stadt Laibach, teils dem Naturalienkabinett in Wien. Er starb 13. April 1858 in Neapel.

Knoch, bei naturwissenschaftl. Namen für August Wilhelm Knoch, geb. 1742 zu Braunschweig, gest. 1818 daselbst als Professor der Physik; schrieb: »Beiträge zur Insektengeschichte« (Leipz. 1781–83, 3 Bde.); »Neue Beiträge zur Insektenkunde« (das. 1801).

Knöchel (Malleoli), bei höhern Wirbeltieren die beiden länglichen Knochenhügel, die am untern Ende des Unterschenkels seitlich hervorragen und einen Knochen des Fußes zu sicherer Einlenkung desselben am Schenkel umfassen (s. Tafel »Bänder des Menschen« und »Skelett des Menschen I«). Sie erschweren die Ausrenkung des Fußes; bricht ein K. ab, so geht der Fuß aus seiner Gelenkverbindung und erfordert sorgsame Behandlung.

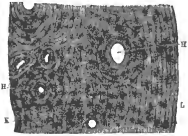
Knöchelspiel, s. Würfel.

Knöchelspielerin, Name einer altgriechischen Marmorfigur, welche ein auf dem Boden sitzendes, mit Knöcheln (astragali, s. Würfel) spielendes Mädchen darstellt. Exemplare dieser wahrscheinlich auf die Zeit des Lysippos zurückgehenden Figur besitzen die Museen von Berlin, Dresden u. a.

Knochen (Beine, Ossa), harte, starre, schwere, gelblichweiße Körper, welche, untereinander zu dem Skelett (s. d.) verbunden, das Gerüst des Körpers der höhern Tiere darstellen. Sie werden ihrer Hauptmasse nach aus einem eigentümlichen Gewebe, dem Knochengewebe, gebildet, sind im gesunden Zustand unempfindlich und widerstehen der Fäulnis sehr lange, enthalten auch von allen Geweben des Körpers das wenigste Wasser und die meisten festen Bestandteile. Für den Chemiker bestehen sie 1) aus einer weichen, biegsamen organischen Substanz, dem sogen. Knochenknorpel, welcher die Grundlage des Knochens abgibt und die Gestalt desselben bedingt (man erhält ihn durch Behandlung des Knochens mit verdünnter Salzsäure; er macht etwa 30–37 Proz. des Knochengewichts aus und gibt beim Kochen den sogen. Knochenleim), und 2) aus der innig damit gemischten Knochenerde, welche den K. ihre Härte, Schwere und Starrheit verleiht (sie besteht hauptsächlich aus phosphorsaurem Kalk [84 Proz.], kohlensaurem Kalk, phosphorsaurer Magnesia, etwas Chlorcalcium und Fluorcalcium). Der Anatom unterscheidet am lebenden K. die Weichteile (Knochenhaut, Mark, Blutgefäße), welche durch Faulenlassen entfernt werden, und die eigentliche harte Knochenmasse; an letzterer wiederum die kompakte oder Rindensubstanz, welche sich an der Oberfläche (namentlich am Mittelstück langer Röhrenknochen) vorfindet, und die schwammige, spongiöse Substanz, welche aus feinen, netzförmig verbundenen Knochenbälkchen besteht und im Innern des Knochens liegt. Jene

zahlreiche mikroskopisch kleine Lücken in ganz regelmäßiger Anordnung und von bestimmter Gestalt:

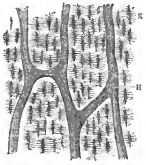
Fig. 1.



Querschliff durch einen Röhrenknochen.
L Lamellensystem, H Haversisches Kanälchen, K Knochenhöhlen.

es sind die sogen. Knochenhöhlen (K Fig. 1—3), welche im lebenden K. die Knochenzellen enthalten.

Fig. 2.



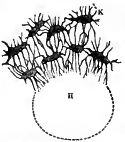
Längsschliff durch einen Röhrenknochen.
H Haversisches Kanälchen, K Knochenhöhlen.

Von ihnen kommen etwa 900 auf ein Quadratmillimeter; sie stehen durch feine hohle Fortsätze miteinander und mit den Haversischen Kanälen in Verbindung und stellen so ein die gesamte Knochensubstanz durchziehendes Röhrennetz her, vermittelst dessen der aus den Blutgefäßen stammende Nahrungssaft auch ins dichteste Knochengewebe eindringt. Die Knochenzellen, welche die Knochenhöhlen vollständig ausfüllen, vereinigen sich gleichfalls unter sich durch zahlreiche feinste Ausläufer zu einem Netz, welches die Ernährung des Knochengewebes vermittelt. In ihnen lagern sich darum auch keine Kalksalze ab. Die Knochen- oder Beinhaut (periosteum) ist eine feste, weißliche, glänzende Faserhaut von wechselnder Dicke, welche den K. überall, mit Ausnahme der überknorpelten Gelenkflächen, überzieht und fest mit ihm zusammenhängt. Mit ihrer äußern Oberfläche verweben sich die Sehnen der Muskeln und die Bänder. Sie ist reich an Blutgefäßen und Nerven, welche beide auch in den K. eindringen. Wird die Knochenhaut auf irgend eine Weise vom K. abgetrennt, so werden letzterm seine Ernährungsquellen abgeschnitten, und er muß, soweit er entblößt ist, absterben (s. **Knochenbrand**). Anderseits besitzt sie die Fähigkeit, Knochensubstanz zu erzeugen, und thut dies sogar, wenn sie aus dem Zusammenhang mit ihrem eignen K. gelöst und an andre Körperstellen, selbst in andre Individuen, verpflanzt wird. **Knochenmark** heißt die weiche Masse, welche die Lücken der schwammigen Knochensubstanz ausfüllt. Es besteht aus gallertartigem Bindegewebe mit vielen Fettzellen, ist außerordentlich reich an Blutgefäßen und enthält auch Lymphgefäße. Soweit es nicht in Fettgewebe umgewandelt ist, scheint es gleich der Milz den Ort für die Entstehung der roten Blutkörperchen aus weißen zu bilden.

Entstehung und Wachstum des Knochens sind noch nicht völlig aufgeklärt. Die allermeisten K. des Körpers gehen aus einer knorpeligen Anlage hervor; eine geringe Anzahl aber, nämlich gewisse Schädelknochen, bilden sich aus einer weichen bindegewebigen Anlage heraus. Die Verknöcherung der knorpeligen oder bindegewebigen Anlage der K. findet von ganz bestimmten Stellen (den sogen. Ossifikationspunkten) aus in radiär fortschreitender Richtung statt. Die Ablagerung der mineralischen Substanz geschieht aber keineswegs direkt in den Zellen des Bindegewebes oder des Knorpels, so daß diese einfach zu den schon oben erwähnten Knochenzellen würden, vielmehr werden jene Gewebe allmählich aufgelöst und durch echtes Knochengewebe ersetzt. Letzteres wird von besondern Zellen (Osteoblasten), welche vielleicht den im Knochenmark enthaltenen weißen Blutkörperchen entstammen und langsam verkalken, gebildet.

Ihrer Gestalt nach teilt man die K. in lange, platte und dicke (kurze) K. Die langen, cylindrisch gestalteten K. oder **Röhrenknochen** kommen nur an den Extremitäten vor, wo lange Hebelarme notwendig sind, um große und schnelle Bewegungen auszuführen. Ihr Mittelstück (diaphysis) besteht fast ganz aus Rindensubstanz und führt in seinem Innern den mit schwammiger Substanz und Knochenmark gefüllten Markkanal; die Enden (apophysis, epiphysis) bestehen fast ganz aus schwammiger Substanz mit einem dünnen Überzug von Rindensubstanz. Sie sind ansehnlich dicker als das Mittelstück und tragen die mit einer dünnen Knorpellage überzogene Gelenkfläche. Solange der K. wächst, sind sie mit dem Mittelstück durch eine dünne Knorpelscheibe verbunden, die aber nach vollendetem Wachstum auch verknöchert, so daß alsdann der Röhrenknochen wirklich nur Ein Stück bildet. **Platte** (breite) K. werden zur Bildung von Höhlen verwendet, z. B. die K. des Schädelgewölbes. Die dünne Lage von spongiöser Substanz, welche zwischen die beiden Rindenplatten eingeschaltet ist, führt hier den Namen **Diploe**. Die **dicken** (kurzen) K., wie sie an der Hand und am Fuß vorkommen, bestehen aus schwammiger Substanz mit einem dünnen Überzug von Rindensubstanz. — Die **Verbindung** der K. untereinander findet bald in beweglicher Weise, durch Gelenke (s. d.), bald in unbeweglicher Weise statt. Im letztern Fall (der sogen. Synar-

Fig. 3.



H Haversisches Kanälchen, K Knochenhöhlen.

throse) ist sie entweder eine unmittelbare (**Knochennaht**, s. d.) oder eine mittelbare, indem eine Lage Knorpel oder auch Bänder zwischen die zu verbindenden Knochenflächen eingeschaltet ist (sogen. Symphyse, Synchondrose, Syndesmose). — Bei den wirbellosen Tieren gibt es keine echten K., obwohl eine Erhärtung ihrer Gewebe durch abgelagerte Kalksalze in mehr oder minder großer Ausdehnung sehr gewöhnlich (z. B. bei Echinodermen, Muscheln, Schnecken etc.) und selbst Knorpel bei einigen unter ihnen verbreitet sind. Über die zum Teil hohlen K. der Vögel s. d.

Die Krankheiten der K. bestehen entweder in einer gewaltsamen Trennung ihres Zusammenhangs (Knochenbrüche, Knochenwunden) oder in einer Veränderung des Gewebes. Im ersten Kindesalter, in welchem die K. blutreicher, saftiger und weicher sind, finden sich besonders häufig skrofulöse und rhachitische Knochenkrankheiten, während in spätern Lebensaltern Syphilis und Tuberkulose zu langwierigen und entstellenden Knochenerkrankungen Veranlassung geben. Alle Knochenerkrankungen verlaufen wegen des langsamer vor sich gehenden Ernährungsprozesses der K. langsamer als Krankheiten andrer Gewebe; sie sind besonders gefährlich, wenn sie in der Nähe der Gelenke ihren Sitz haben, und können durch langwierige Säfteverluste, Eiter- und Jauchevergiftung, durch speckige und amyloide Entartung innerer Organe schweres Siechtum oder den Tod herbeiführen. Über die einzelnen Knochenkrankheiten s. die betreffenden Artikel: Knochenbrand (mit der Phosphornekrose), Knochenfraß (Knochenentzündung), Knochenhautentzündung, Knochenmarkentzündung, Knochenerweichung, Rhachitis (englische Krankheit), Knochenauswuchs (Knochengeschwulst), Knochenbrüche.

[**Technische Verwendung**.] Die K. finden ausgedehnte Anwendung in der Technik. Man verarbeitet Rinder-, Pferde-, Hirschknochen und bezieht die erstern zum Teil aus Südamerika. Durch Auskochen oder Dämpfen unter schwachem Druck werden die K. entfettet, dann an beiden Enden abgesägt, um die Röhren zu gewinnen, worauf man diese bleicht und als Bein an Drechsler, Schnitzer, Knopfmacher abgibt. Man verfertigt aus ihnen Klaviaturen, Stockknöpfe, Schachfiguren, Knöpfe, Messer- und Gabelhefte, Falzbeine, Kämme etc. besonders in Nürnberg, Fürth und Geißlingen (Württemberg). Vergilbte Beinarbeiten werden wie Elfenbein gebleicht, auch färbt man die K. in derselben Weise (s. Elfenbein). Höchst wichtig ist die Benutzung der K. zu Leim (s. d.) und Düngerpräparaten (s. Knochenmehl); bei Luftabschluß geglüht, geben sie die Knochenkohle, bei Luftzutritt geglüht, Knochenasche. Bei der Bereitung der Knochenkohle entsteht auch empyreumatisches Öl und eine ammoniakalische Flüssigkeit. Durch Auskochen, Dämpfen oder Extrahieren gewinnt man aus den K. das Knochenfett. Vgl. Andes, Die Verarbeitung des Horns, der K. etc. (Wien 1885).

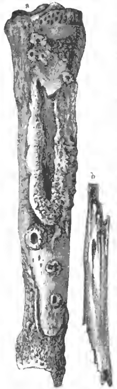
Prähistorische Knochengeräte sind meistens kleiner als die Hirschhorngeräte (s. Hirschhorn) und kamen da zur Verwendung, wo die Festigkeit des Hirschhorns nicht ausreichte, z. B. bei längern Meißeln, Messern, Harpunen, dünnen Pfriemen und Nadeln. Größere Stücke sind die sogen. Schlittknochen, Beinknochen von Pferd und Rind, welche, unter die Füße gebunden, als Schlittschuhe dienten. Auch bei der Weberei fanden die Beinknochen zum Glätten des Gewebes Anwendung.

Knochenasche (Beinasche, weißes Spodium, weiß gebrannte Knochen, weiß gebranntes Elfenbein, präpariertes Hirschhorn) entsteht beim Erhitzen der Knochen an der Luft, wobei die in den Knochen enthaltene organische Substanz vollständig verbrennt und die mineralischen Bestandteile in der Form der Knochen zurückbleiben. Zerrieben bildet die K. ein weißes Pulver, welches aus etwa 73—84 Proz. basisch phosphorsaurem Kalk, 2—3 Proz. phosphorsaurer Magnesia, 9,4—10 Proz. kohlensaurem Kalk und 4 Proz. Fluorcalcium besteht. K. wird namentlich in Südamerika gewonnen, wo man bei der Fleischextraktfabrikation die Knochen der geschlachteten Rinder als Brennmaterial benutzt. Die zurückbleibende K. kommt in ganzen Schiffsladungen nach Europa und dient hier zur Darstellung von Phosphor und Phosphorsäure, Milchglas (Knochenglas) und Glasuren, als Dünger sowohl im unveränderten Zustand als nach der Behandlung mit Schwefelsäure in Form von Superphosphat, ferner zur Herstellung von Treibherden, Muffeln, als Putz- und Poliermittel.

Knochenauswuchs (Knochengeschwulst, Exostose), eine in der Hauptsache aus Knochensubstanz bestehende krankhafte Neubildung, welche sich am äußern Umfang eines Knochens entwickelt. Der K. wird am häufigsten im jugendlichen Alter und zwar am Unterkiefer, an den großen Röhrenknochen der Extremitäten, am Schädeldach, Becken und nicht selten an den Wirbelkörpern beobachtet. In Bezug auf Form und Umfang der Knochenauswüchse kommen die größten Unterschiede vor. Sie können von der Größe einer Linse bis zum Umfang einer Faust und darüber anwachsen, manchmal sind sie glatt, manchmal uneben oder wie Blumenkohl höckerig zerklüftet. Die Ursache der Bildung eines Knochenauswuchses liegt in einem Reiz der knochenbildenden Gewebe, der Beinhaut oder des Gelenkknorpels oder des Knochenmarks. Derselbe ist meist unbekannter Natur, zuweilen liegt eine Verletzung, Stoß oder Fall zu Grunde, zuweilen entsteht der K. auf dem Boden einer allgemeinen Syphilis. Am besten gekannt sind die mitunter am ganzen Skelett zahlreich auftretenden Knochenauswüchse, die Exostoses supracartilagineae, welche nach Virchow ihre Entstehung einer unregelmäßigen Verknöcherung im jugendlichen Alter verdanken, wobei kleine abgesprengte Knorpelinseln zuerst zu Knorpelgeschwülsten auswachsen, die später verknöchern. Der K. ist eine an sich gutartige Neubildung, die nur durch ihren Sitz, z. B. durch Druck auf Nervenstämme, Gelenke etc., lästig, ja sogar gefährlich werden kann. Nur im letztern Fall erfordert ein K. die operative Entfernung.

Knochenbrand (Nekrosis), das Absterben eines Knochens oder Knochenteils, das Aufhören aller Lebens- und Ernährungsvorgänge in demselben, welches durch Verletzungen, Entzündungen des Knochens und der umgebenden Weichteile, durch Embolie, bei Syphilis, Typhus und andern schweren Ernährungsstörungen eintreten kann. Ein solcher nekrotischer Knochenteil, den man auch wohl, wenn er nur ein Stück des ganzen Röhrenknochens ist, einen Sequester (Fig. b, S. 878) nennt, gleicht einem durch Macerieren präparierten und von allen Weichteilen, Beinhaut, Knorpel, Mark und Gefäßen, befreiten, glatten Knochen, wie ihn die anatomischen Sammlungen aufbewahren. Zuerst noch im Zusammenhang mit dem Lebenden, wird der Sequester bald, wie jedes brandige Gewebstück, durch eine »demarkierende« Entzündung, d. h. durch Bildung eines weichen Granulationsgewebes, aus der gesunden Umgebung exfoliiert, d. h. losgetrennt, und liegt dann von etwas Eiter umspült lose in einer Höhle. Ist der ganze Knochen, z. B.

das Schienbein, dem K. verfallen, so wird die Höhlenwand von der übrigbleibenden Beinhaut gebildet; ist nur ein kleines Stück aus der festen Knochenrinde



Totenlade. Sequester.

ausgestoßen, so liegt es mitten in harter Knochensubstanz; in beiden Fällen kann die Beinhaut von außen her neue Knochenmassen an die Höhlenwand anbilden, so daß das lose Stück hierdurch gleichsam eingesargt wird. Diese dicke Knochenschale hat man diesem Bild entsprechend die Totenlade, Knochenlade (capsula sequestralis, Fig. a) genannt. Sie ist selten eine fest geschlossene Kapsel, sondern meist vielfach durchlöchert, so daß man durch die beim K. bestehenden Eiterfisteln der Weichteile mit einer Sonde den beweglichen Sequester durch die Totenlade hindurch fühlen kann. Eine Heilung kann, da der Sequester nicht von selbst verschwindet, nur durch Aufmeißeln der harten Schale und Entfernung des abgestorbenen Splitters erzielt werden. Ist dies geschehen, so erfolgt meist eine Ausfüllung der Höhle mit weichem, später verknöcherndem Gewebe, und wenn auch oft durch Knochenauflagerungen sonderbare groteske Formen des Knochens entstehen, so kehrt doch die Brauchbarkeit wieder, die Haltbarkeit ist sogar noch durch die Neubildung verstärkt. Eine eigentümliche Form des Knochenbrandes ist die sogenannte Phosphornekrose (s. d.).

Knochenbreccie (weil vollständig germanisiert, gewöhnlich brelzie gesprochen, richtiger brettsche; auch Knochenkonglomerat), Trümmergestein, aus Knochen von Wirbeltieren, zertrümmerten Knochenresten, ferner aus einem Bindegestein, meist Mergel oder Kalk, aber auch Thon, Eisenstein oder Kiesel, und in der Regel neben den Knochen auch aus Trümmern von Schaltierresten und Kalkbrocken bestehend. Die verschiedenen Bestandteile sind stets durch das Bindemittel fest verbunden, wenn von einer Breccie die Rede ist. Andernfalls spricht man von losen Knochenlagern u. dgl. Die Knochenbreccien sind verschiedenen Alters, in vielen Fällen diluvial, wie die K. von Raubtieren (Karnivorenbreccie) in den Höhlen oder die Spaltausfüllungen durch Pflanzenfresserreste am Mittelmeer (Herbivorenbreccie). Die ältern Knochenbreccien (im Muschelkalk und an der Grenze zwischen Keuper und Jura) bestehen aus Saurierknochen, Saurierzähnen, Fischzähnen und Koprolithen. Für sie (namentlich für die im Hangenden der Triasformation zur Rätischen Formation [s. Triasformation] gehörigen) sind die Bezeichnungen Knochenlager und Bonebed gebräuchlich.

Knochenbrecher, s. Narthecium.

Knochenbrüche (Fracturae), plötzliche Trennungen des Zusammenhangs eines Knochens, welche fast immer durch eine von außen anbringende Gewalt, seltener durch heftige Muskelkontraktionen oder sonstige im Knochen selbst liegende Umstände bewirkt werden. K. letzterer Art nennt man Spontanfrakturen. Hohes Alter des Individuums, gewisse Konstitutionskrankheiten, wie Syphilis, Krebs, Rhachitis, Skrofeln und Skorbut, und örtliche Krankheiten, wie z. B. Knochengeschwülste, Echinokokken &c., begünstigen die spontanen K. Man unterscheidet rücksichtlich der Anzahl der bestehenden Brüche: die Fractura simplex, wenn nur eine Trennung stattfindet, die F. duplex, wenn ein Knochen zweimal gebrochen ist; nach dem Grade der Trennung: die F. completa s. perfecta, Trennung der ganzen Masse, und die F. incompleta s. imperfecta, eine teilweise Aufhebung des Zusammenhangs, die entweder eine Fissura (Spalte) oder eine Infractio (Einknickung) sein kann; bez. der Richtung der Trennung: den Bruch mit unbestimmter Richtung oder den Splitterbruch und den Bruch mit bestimmter Richtung, der entweder ein Querbruch, oder ein schiefer Bruch, oder ein Längenbruch ist; rücksichtlich der Verschiebung der Bruchstücke: Knochenbruch mit und ohne Dislokation der Bruchenden; in Bezug auf das gleichzeitige Entstehen oder Bestehen andrer Krankheitszustände endlich: die einfache Fraktur, welche eine einfache Trennung des Knochens ohne Zerreißung der Haut darstellt, und die komplizierte Fraktur, wo die Trennung des Knochens mit andern Zufällen, namentlich mit einer Hautwunde und grober Verletzung benachbarter Weichteile, vergesellschaftet ist. Erkannt werden die K. durch die Schmerzhaftigkeit an der gebrochenen Stelle, durch die äußerlich sichtbare Verschiebung der Bruchenden, durch die jedesmal vorhandene, durch Blutaustritt bedingte Schwellung und das Knirschen (Krepitation) beim Bewegen der Bruchenden. Bei Knochenbrüchen der langen Röhrenknochen ist außerdem die Funktion der Muskeln gestört, der Arm kann nicht erhoben, das Bein nicht zum Gehen angesetzt werden. Die Bedeutung der K., die Beschwerden, welche sie mit sich führen &c., sind je nach der Individualität des Falles außerordentlich verschieden. Wirkte die Gewalt, welche den Bruch veranlaßte, mit großer Heftigkeit und in großer Ausdehnung ein, so ist der Verlauf ungünstiger, als wenn die Einwirkung eine vorübergehende und beschränkte war. Brüche in der Nähe der Gelenke sind gefährlicher als andre, weil sie zur Gelenkentzündung führen können. Ein einfacher Querbruch ohne Quetschung und Verschiebung läßt einen weit günstigern Ausgang hoffen als ein Splitterbruch, ein Schiefbruch mit Verwundung der Weichteile, mit Verrenkung des Gelenks u. dgl. Jüngere, robuste, wohlgenährte und aller Bequemlichkeit des Lebens sich erfreuende Patienten können einem schnellern Ausgang entgegensehen als ältere, schwächliche und in Dürftigkeit lebende Kranke.

Die Behandlung der einfachen K. muß je nach dem betroffenen Knochen eine verschiedene sein, doch lassen sich folgende allgemeine Momente aufstellen. Zum Transport der Kranken, der mit möglichster Schonung geschehen muß, hat man Vorrichtungen verschiedener Art, Tragbetten, Tragbahren und Schwungtragen, welche namentlich in der Kriegschirurgie eine

wichtige Rolle spielen. Soll der mit einem Knochenbruch Behaftete weit transportiert werden, so legt man gern einen provisorischen Gipsverband an, um das gebrochene Glied gegen Erschütterung und Verschiebung der Bruchenden möglichst zu bewahren. Eine möglichst schnelle und sichere Heilung des Bruches und Wiederherstellung der Form und Verrichtung des Gliedes erfordert die sorgfältige Erfüllung folgender Indikationen: die Zurückführung der verschobenen Bruchenden in die normale Lage (Reposition), die Erhaltung der Bruchenden in dieser Lage (Retention). Bei der **Reposition** muß man zwei Akte unterscheiden: die Distraktion oder Extraktion, Auseinanderziehung, und die Konformation oder Koaptation, die Aneinanderfügung der Knochenflächen. Der erstere fällt den Gehilfen zu, von denen in der Regel der eine das gebrochene Glied zieht, während der andre den Körper des Kranken festhält und so den Gegenzug bewirkt; die Anpassung dagegen ist die Aufgabe des Arztes, der mit den Händen die getrennten Knochenflächen wieder in ihre alte Lage aufeinander zu schieben hat. Von dem Gelungensein der Konformation überzeugt man sich durch die Wiederherstellung der normalen Länge, Richtung und Gestalt des Gliedes, durch das Verschwundensein der Unebenheiten und das Aufhören des Schmerzes an der Bruchstelle. Bei schwierig einzurichtenden Brüchen, namentlich um die überaus stark gespannte Muskulatur zu erschlaffen, benutzt man Chloroform 2c. Um die Bruchenden in steter gleichmäßiger Berührung miteinander zu erhalten, dienen teils wohleingerichtete Lager, teils feste Verbände, wie der Gipsverband und der Ravothsche Verband mittels Schienen, welche in Baumwolle gewickelt sind, um die noch irgend ein andrer befestigender Apparat angebracht werden kann. Als Zeichen, daß der Verband richtig und zweckmäßig angelegt ist, dienen Schmerzlosigkeit, das Gefühl von Behaglichkeit, Festigkeit und Sicherheit im Gliede, das Bestehen der richtigen Länge des Gliedes und dessen gehörige Richtung im Vergleich zum gesunden sowie später der Mangel an entzündlicher und schmerzhafter Geschwulst. Die Erneuerung des Verbandes muß so selten als möglich geschehen, da dieselbe nie ohne eine gewisse Störung des Heilungsprozesses abgeht. Nur das allmähliche Lockerwerden oder das Eintreten von örtlichen Zufällen, als einer entzündlichen Anschwellung, des Schmerzes, des Gefühls von Einschlafen oder von Krämpfen und Zuckungen, kann Eröffnung oder Erneuerung oder Weglassung des Verbandes nötig machen. Bei schiefen und solchen Knochenbrüchen überhaupt, wo durch Muskelgruppen eine Verschiebung der Bruchenden bewirkt und die Kontraktion auf andre Weise, wie z. B. durch eine gebogene Lage, Einwickelungen 2c., nicht gehoben werden kann, muß während der Heilung die Ausdehnung des Gliedes unterhalten werden. Die Apparate zu diesem Zweck sind ihrer Form und Konstruktion nach sehr verschieden. Die **Heilung** eines Knochenbruchs oder die Wiederherstellung des natürlichen Zusammenhangs des in 30, ein Oberarm in 40, ein Schienbein in 50, ein Oberschenkel in 60 Tagen. Zum völligen Verschwinden jeder Spur eines Callus sind oft Jahre erforderlich; wenn die Richtung der Bruchenden nicht gerade war, so bleibt ein Rest während des ganzen Lebens bestehen (definitiver Callus). Zuweilen geht die Callusbildung nicht in der erforderlichen Weise vor sich, sei es, weil der Entzündungsprozeß an der Bruchstelle zu exzessiv oder zu schwach (bei alten Leuten, herabgekommenen Personen) ist, oder weil der Heilungsvorgang durch äußere Momente gestört wird. Der Callus bleibt dann fibrös, wird nicht starr und knöchern, so daß an der Bruchstelle Beweglichkeit oder selbst ein **falsches Gelenk** (eine **Pseudarthrose**) zurückbleibt, welche namentlich an den untern Extremitäten von den übelsten Folgen ist. Auf die ungestörte Bildung des Callus muß daher der Arzt ein wachsames Auge haben. Die Behandlung komplizierter, mit äußern Wunden verbundener K., Schußfrakturen 2c., erfordert außer der Sorge für die Geradestellung und Streckung des Gliedes die größte Sorgfalt für die Weichteile, da sich bei Entzündung derselben leicht eine lebensgefährliche Entzündung des Knochenmarkes (Osteomyelitis) ausbildet. Die Einzelheiten dieser Behandlung s. Wundheilung.

Die Diät muß der medizinischen Behandlung angemessen sein. Die Speisen seien daher dünnflüssig und nicht zu nahrhaft, um der Verstopfung vorzubeugen, wozu Bruchpatienten so sehr geneigt sind. Später, wenn die Entzündungsperiode vorüber ist, können nahrhafte Speisen, welche leicht verdaulich sind, gereicht werden. Die **Nachkur** hat die Behandlung der infolge des Bruches zurückbleibenden Zufälle zum Gegenstand, welche durch längeres Beharren des Gliedes in einer bestimmten Lage und Richtung, durch Einwickelung mit den Verbandstücken, durch unzweckmäßiges Verhalten des Patienten oder unpassende Behandlung des Bruches hervorgerufen werden können. Stechen, Spannen, Jucken 2c., welche sich bei den ersten Versuchen, das Glied zu gebrauchen, einstellen und häufig durch eine etwas abweichende Lage der Muskeln und Sehnen infolge der Ausdehnung und Lagerung des Gliedes veranlaßt sind, werden gehoben durch den fleißigen Gebrauch des Gliedes, durch Reiben und Streichen der Muskeln und durch Einreibungen von öligen Mitteln. Schwäche des Gliedes und somit unfreier Gebrauch desselben infolge der längern Unthätigkeit wird beseitigt durch allmählich gesteigerte Übung, wozu an den Unterextremitäten Krücken erforderlich werden. Die Steifigkeit eines naheliegenden Gelenks, Verkürzungen des Gliedes, Verkrümmungen 2c. werden durch sachgemäß geleitete Bewegungen und Dehnungen vermieden. Schlecht geheilte, d. h. mit starker Verkrümmung des Gliedes geheilte, K. müssen je nach Umständen künstlich wieder gebrochen und in richtiger Lagerung zusammengeheilt werden. Der alte griechische Name für diese Operation ist Dysmorphosteopalinklasis. Ob Knochenverletzungen der Kinder während der Schwangerschaft und während der

müssen, beschädigt werden könne, so sprechen doch unableugbare Beobachtungen und Erfahrungen für das wirkliche Vorkommen von Knochenverletzungen der Frucht während der Schwangerschaft. Auch sind Knochenverletzungen während der Geburt vorgekommen, ohne daß Instrumente gebraucht wurden.

Knochenentzündung, s. Knochenfraß.

Knochenerde, die mineralischen Bestandteile des Knochens, s. Knochen und Knochenasche.

Knochenerweichung (Osteomalacia), eine höchst merkwürdige, im ganzen nur selten vorkommende Krankheit des Skeletts, die bei Menschen sowohl als auch bei Tieren, namentlich Rindern, vorkommt, welche aber nicht mit der Rhachitis (englischen Krankheit) verwechselt werden darf. Die K. kommt fast nur beim weiblichen Geschlecht vor, wenigstens tritt sie beim männlichen Geschlecht in ungleich geringerer Ausdehnung auf. Sie erscheint vornehmlich bei erschöpften, durch Elend, schlechte Nahrung, ungesunde Wohnung etc. herabgekommenen Personen und wurde fast immer nur als sekundäres Leiden entweder während der Schwangerschaft, was das Gewöhnlichste ist, oder im Verlauf andrer Krankheiten, bei welchen an das der Blutbildung dienende Knochenmark zu hohe Anforderungen gestellt werden, beobachtet. Die eigentliche Ursache der K. ist unbekannt; nur so viel weiß man, daß endemische, namentlich tellurische, Verhältnisse, Beschaffenheit des Bodens, Trinkwassers etc. von Einfluß sind. So ist die Krankheit in gewissen Teilen Mitteleuropas, Hollands, des Rheinlandes relativ häufig, während sie sonst nur sporadisch vorkommt. Bei der K. werden gewöhnlich eine größere Anzahl von Knochen oder auch das ganze Skelett zugleich befallen, doch werden einzelne Knochen immer mehr als andre davon betroffen. Am meisten sind die Knochen des Rumpfes affiziert, sehr beträchtlich gewöhnlich auch die Knochen der Extremitäten, während die des Kopfes im geringsten Grad heimgesucht werden. Die Knochen verlieren bei der K. ihre erdigen Bestandteile, es bleibt nur das organische, weiche und biegsame knorpelartige Substrat der Knochen zurück, welches sich hochgradig porotisch und in den Markräumen mit rötlichem Fett gefüllt zeigt. Die Krankheit beginnt damit, daß sich zuerst leichte reißende Schmerzen in verschiedenen Teilen des Körpers zeigen. Die Schmerzen nehmen bald zu, werden heftig, bohrend und nagend. Die Kranken selbst geben an, daß die Schmerzen von den Knochen ausgehen. Am heftigsten sind die Schmerzen in den Gliedern, im Becken und im Brustbein. Ist die Kranke (wie gesagt, werden fast nur Frauen von der Krankheit befallen) noch nicht bettlägerig, so wird der Gang schwierig, schwankend, unbeholfen und nach und nach unmöglich. Die Knochen verbiegen und knicken sich unter der Last des Körpers oder durch das Gewicht einzelner Glieder, durch die Zusammenziehung der Muskeln wie durch äußere Veranlassungen. In ganz charakteristischer Weise wird das Becken verunstaltet. Dasselbe wird gewissermaßen von rechts nach links zusammengedrückt, so daß die Schambeinverbindung

Ein besonderes geburtshilfliches Interesse gewährt das osteomalacische Becken. Selbst wenn der Raum des kleinen Beckens fast auf Null reduziert ist, können gleichwohl natürliche Geburten in ganz leichter Weise erfolgen. Die austreibende Kraft der Gebärmutter, welche auf den Körper des zu gebärenden Kindes drückt, bringt die aneinander gerückten, abnorm weichen, fast elastischen Beckenknochen leicht in die ihnen normal zukommende Distanz, der Beckenkanal wird bei der Geburt gleichsam wie ein Gummischlauch ausgedehnt und nimmt nach der Geburt sofort wieder seine ursprüngliche fehlerhafte Gestaltung an. Vgl. Litzmann, Die Formen des weiblichen Beckens nebst einem Anhang über Osteomalacie (Berl. 1861); Virchow im »Archiv für pathologische Anatomie«, Bd. 4; Billroth, Allgemeine chirurgische Pathologie u. Therapie (13. Aufl., Berl. 1887); Rindfleisch, Lehrbuch der pathologischen Gewebelehre (6. Aufl., Leipz. 1886).

Knochenfett (Knochenöl), das in den Knochen enthaltene flüssige Fett, wird durch Auskochen mit Wasser oder durch Dämpfen unter erhöhtem Druck, vorteilhafter aber durch kontinuierliche Extraktion mit einem zwischen 60 und 70° siedenden Petroleumbenzin in geschlossenen Apparaten dargestellt. Man gewinnt nach ersterer Methode, welche die Nachbarschaft durch stinkende Abfallwasser belästigt, 2—5 Proz., durch Extrahieren 7,5 Proz. Dabei vermeidet letztere Methode einen Verlust an Knochensubstanz (Leim) von 3 Proz., der durch das Auskochen entsteht, gibt beim Zerkleinern der Knochen 10 Proz. mehr Körnungen und entsprechend weniger Mehl und liefert eine kohlenstoffreichere Knochenkohle. K. aus frischen Knochen ist ein gutes Schmiermaterial, das aus alten Knochen erhaltene dient zur Seifenfabrikation.

Knochenfische, s. Fische, S. 297 f.

Knochenfraß (Caries), eine Eiterung im harten Knochengewebe, also eiterige Knochenentzündung (Ostitis). Sie nimmt ihren Ausgang von den Weichgebilden des Knochens, von der Beinhaut oder dem Markgewebe oder den Gefäßen, da die kompakte harte Knochensubstanz natürlich niemals Eiter liefern, sondern nur als leidender Teil in den Prozeß einbezogen werden kann. Diese zerfällt daher auf dem Weg der langsamen Einschmelzung; ein Stück nach dem andern bricht zusammen (colliquatio), so daß ein derart zerstörter Skelettteil nach dem Macerieren und Trocknen wie zerfressen aussieht, woher der Name K. abgeleitet ist. Jedweder Knochen kann durch eiterige Entzündungen, Geschwürsbildungen in seiner Umgebung, z. B. durch Gelenkentzündungen, dem K. verfallen; allein vorzugsweise leiden daran die mehr weichen, schwammigen Wirbelknochen, die Mittelohrknochen, die kleinern Knochen der Hand- und Fußwurzel. Sehr oft ist das Übel eine Teilerscheinung allgemeiner skrofulöser oder tuberkulöser Dyskrasie, daher auch vielfach mit wirklicher Tuberkelbildung verbunden, wie das Pottsche Übel (s. d.) und die als Tumor albus bekannte fungöse Gelenkentzündung am Knie. Zuweilen gehen durch

Gummigeschwülste; ihr Sitz sind die platten Schädelknochen, namentlich das Stirnbein. Der K. ist nach Dauer und Ausbreitung des Prozesses sehr verschieden in Bezug auf seinen Ausgang; während die Zerstörung einiger Zahnwurzeln oder ihrer Alveolen ein kleines Übel ist, haben umfängliche Eiterungen der Wirbel, des Beckens und der großen Röhrenknochen nicht selten den Tod an Erschöpfung, Speckentartung oder Tuberkulose im Gefolge. Manche Fälle von K. der Wirbel und Kiefer sind in neuerer Zeit auf die Entwickelung der Strahlenpilze zurückgeführt worden (s. Aktinomykose). Die Behandlung richtet sich womöglich gegen die Ursachen, z. B. Gelenkleiden, Fußgeschwüre, Syphilis, Skrofulose ꝛc. Die Ostitis selbst ist zunächst mit absoluter Vermeidung aller Bewegungen und jedweden Druckes auf die kranken Glieder zu behandeln; wo Abfluß des Eiters geschaffen werden kann, ist dies dringend wünschenswert, da er leicht Eiterfieber hervorruft; im übrigen muß für Erhaltung der Kräfte durch gute Nahrung, frische Luft, Chinarinde, Wein oder Lebertran gesorgt werden.

Knochengeräte, prähistorische, s. Knochen, S. 877.

Knochengewächs, s. v. w. Knochenauswuchs.

Knochenglas, s. v. w. Milchglas.

Knochenhautentzündung (Periostitis), eine mit Schwellung, Verdickung und meist auch mit Schmerzhaftigkeit beginnende Ernährungsstörung der Beinhaut, welche entweder neubildend oder zerstörend sein kann. Im ersten Fall entstehen Knochenauftreibungen (Knochenauswuchs, Exostose) oder flache Auflagerungen (Hyperostosen), im zweiten Fall schmilzt die Knochenrinde durch Bildung schwammiger Fleischwärzchen oder durch Eiterung ein, und es entsteht so eine Karies (s. Knochenfraß).

Knochenhöhlen, s. Höhlen, S. 642.

Knochenholz, s. Lonicera.

Knochenknorpel, s. Knochen, S. 875.

Knochenkohle (Beinschwarz, Knochenschwarz, Spodium), bei Abschluß der Luft bis zur vollständigen Verkohlung ihrer organischen Substanz erhitzte Knochen. Die Knochen enthalten neben 68–70 Proz. mineralischen Stoffen (hauptsächlich phosphorsaurem Kalk) in innigster Verbindung mit denselben eine stickstoffreiche, beim Kochen mit Wasser leimbildende Substanz, welche sich beim Erhitzen unter Entwickelung brennbarer Gase, wässeriger ammoniakalischer und teerartiger Flüssigkeit zersetzt und stickstoffhaltige Kohle hinterläßt, die sich durch ihre Mischung mit den mineralischen Substanzen in äußerst feiner Verteilung befindet. Erhitzt man die K. bei Zutritt der Luft, so verbrennt die Kohle, und es bleibt weiße Knochenasche zurück. Zur Darstellung der K. benutzt man Knochenkörnungen, welche bei der Herstellung von Knochenmehl gewonnen werden und aus den härtesten und dichtesten Teilen der Knochen bestehen. Zur Verkohlung der Knochen dienen cylindrische eiserne Töpfe, die man in Reihen aufeinander stellt und so verschmiert, daß einer den andern dicht verschließt, während der oberste einen Deckel erhält. Diese Töpfe werden in einem Flammofen aufgestellt, in welchem die Flamme gleichmäßig zwischen den

Öfen mehr oder weniger vollständig kondensiert; die nicht kondensierbaren Gase und Dämpfe leitet man aber ebenfalls in die Feuerung, um sie zum Heizen zu benutzen und zugleich die üblen Gerüche zu zerstören. Man erhält aus den Knochen etwa 60 Proz. K., deren Menge durch Sortieren, Ausstäuben und besonders durch das Brechen noch in verschiedenem Grad vermindert wird. Sie enthält im Mittel 10 Proz. stickstoff- und wasserstoffhaltige Kohle, 78 Proz. phosphorsauren Kalk, 8 Proz. kohlensauren Kalk, ferner phosphorsaure Magnesia, Gips, lösliche Salze, Schwefelcalcium, Sand ꝛc.; an der Luft nimmt sie 7–10 Proz. Feuchtigkeit auf. Wegen des Gehalts an löslichen Salzen muß die K. für viele Zwecke vor der Benutzung mit heißem Wasser gewaschen werden.

K. zeigt die Struktur der Knochen, ist hart, klingend, intensiv schwarz, haftet an der Zunge und erhitzt sich, wenn sie im frisch ausgeglühten Zustand mit Wasser in Berührung kommt, sehr stark, unter Umständen bis zur Selbstentzündung. Sie ist ausgezeichnet durch ihr Absorptionsvermögen für verschiedene Stoffe und wird namentlich in der Zuckerfabrikation benutzt, um Kalk, Salze und Farbstoffe aus dem Saft zu entfernen. Sie eignet sich dazu besonders gut, weil die Unterlage der Kohle, die mineralische Knochensubstanz, ihr eine große Widerstandsfähigkeit gegen mechanische Einwirkungen verleiht. Man braucht nämlich, um eine erhebliche Reinigung der Säfte zu erzielen, verhältnismäßig sehr bedeutende Mengen von K., und dies ist nur zulässig, weil es gelingt, die gekörnte K. nach dem Gebrauch, wenn ihr Absorptionsvermögen vollständig erschöpft ist, von den aufgenommenen Substanzen zu befreien und von neuem benutzbar zu machen. Mit Kohlenpulver oder sehr weichen Körnern würde dies nicht möglich sein, und man müßte daher die Anwendung der K. sehr beschränken. Bei der Wiederbelebung zieht man zunächst den absorbierten Kalk, der sich unmittelbar nach der Benutzung als Ätzkalk in der K. befindet (aber bald in kohlensauren Kalk übergeht), durch sehr stark verdünnte Salzsäure aus und überläßt dann (auch wohl vor dem Säuern) die K. einem Gärungs- und Fäulnisprozeß (teils auf Haufen, teils in warmem Wasser), wobei sich viele Gase entwickeln und Verbindungen entstehen, die schließlich mit den Salzen durch sorgfältiges Waschen entfernt werden können. Statt die K. gären zu lassen, kann man sie auch mit Ätznatron auskochen, was besonders nötig ist, wenn die Kohle stark mit Gips verunreinigt war. Schließlich dämpft oder kocht man die Kohle, trocknet sie und glüht sie in einem Ofen mit senkrechten, verschließbaren Röhren. Zu allen diesen Reinigungsarbeiten und besonders zum Kochen und Waschen sind besondere Apparate und Maschinen konstruiert worden, welche den Erfolg sichern. Bei längerm Gebrauch verliert aber die Kohle stets am Wert, weil die Reinigung doch niemals ganz vollständig gelingt, u. weil der Kohlenstoff allmählich verbraucht wird und die Oberfläche der Körner sich glättet. Letzterm Übelstand begegnet man durch das Entrinden, wobei die K. vor ihrer jedesmaligen Anwendung in den Filtern durch mühlenartig wirkende Maschinen geht, welche

derer, namentlich vegetabilischer, Kohle besitzt, machte Figuier 1811 aufmerksam. Auf die Empfehlungen von Derosne, Payen und Pluvier wurde sie sehr bald allgemein in der Zuckerfabrikation benutzt; aber erst Dumont benutzte 1828 gekörnte K. in feststehenden metallenen Filtern und entdeckte die Möglichkeit der Wiederbelebung. Anfangs legte man den größten Wert auf das Entfärbungsvermögen, und erst in neuerer Zeit wurde, namentlich durch die Arbeiten von Stammer, auf die viel größere Wichtigkeit des Absorptionsvermögens für Alkalisalze hingewiesen. Vgl. Stammer, Lehrbuch der Zuckerfabrikation (Braunschw. 1874).

Knochenkonglomerat, s. v. w. Knochenbreccie.

Knochenkörnungen, s. Knochenmehl.

Knochenkrankheiten, s. Knochen, S. 877.

Knochenlade, s. Knochenbrand.

Knochenlager, s. Knochenbreccie.

Knochenlehre, s. Osteologie.

Knochenmark, s. Knochen, S. 876.

Knochenmarkentzündung (griech. Osteomyelitis), entweder ein langsam verlaufender Prozeß, welcher neue Knochensubstanz anbildet und die Markhöhle verengert (innere Hyperostose), oder eine akute Eiterung, welche zur Zerstörung des Knochenmarks, oft zum Brande des ganzen Knochens, ja durch heftiges Fieber unter unerträglichen Schmerzen zu Eiterfieber und zum Tod führen kann. Die erste chronische Form kommt bei allen veralteten Knochenleiden, namentlich bei Knochenbrand und Knochenfraß, sowie bei der Syphilis (Osteomyelitis gummosa) vor. Die akute Form ist vorwiegend die Begleiterin von Knochenbrüchen, Schußwunden, Amputationen, wobei eitererregende Bakterien in das weiche Markgewebe gelangen, hier Eiterung und durch Aufnahme ins Blut typhusähnliches Fieber und Tod veranlassen. Als Ursache dieser K. ist neuerdings von Rosenbach eine besondere Art der Spaltpilze aufgefunden worden, welche als Staphylococcus pyogenes aureus bezeichnet wird. Diese Eiterkokken siedeln sich zuweilen in dem Mark der Röhrenknochen an, wodurch eine Krankheit entsteht, welche man, da äußere Ursachen derselben nicht bekannt sind, als spontane oder idiopathische K. bezeichnet. Sie befällt in ihrer leichtern Form besonders Kinder, in der schweren Form Personen, deren Blutbildung sehr mangelhaft ist, entweder wegen unzureichender Bildung der Blutkörper überhaupt (perniziöse Anämie) oder wegen übermäßigen Auftretens farbloser Zellen (Leukämie); diese K. verläuft mit oder ohne Fieber und endet schon wegen des Grundleidens stets tödlich. Die Behandlung der chronischen K. bietet keine Aussicht auf Erfolg. Die akute Entzündung ist mit absoluter Ruhigstellung, Eisbeuteln und Morphium zu bekämpfen; sofern das Fieber beunruhigend wird, ist höchste Gefahr im Verzug und weder Resektion der erkrankten Knochenstücke noch Amputation ganzer Glieder zu scheuen.

Knochenmehl, ein durch Zerkleinerung von Knochen hergestelltes Dungmittel. Die Knochen bieten vermöge ihrer Zähigkeit der Zerkleinerung großen Widerstand und werden deshalb durch vorherige Behandlung mit gespannten Wasserdämpfen mürbe gemacht. Man bringt sie zu diesem Behuf in große cylindrische Kessel aus Eisenblech, in denen sie auf einem falschen Boden ruhen, und leitet gespannten Wasserdampf hinein, oder man behandelt sie bei kleinerm Betrieb in liegenden, eingemauerten Kesseln, in welchen unter dem falschen Boden befindliches Wasser durch direktes Feuer erhitzt wird. Das Dämpfen darf nur etwa vier Stunden fortgesetzt werden, damit sich nicht zu viel organische Substanz in Leim verwandle; auch dürfen die Knochen nicht mit Wasser in Berührung kommen, weil sie durch dieses ausgelaugt werden würden. Bei diesem Verfahren des Dämpfens geht das Knochenfett verloren; will man es gewinnen, so müssen die Knochen vor dem Dämpfen mit Wasser ausgekocht werden, wodurch aber ein Teil des gebildeten Leims ausgezogen wird. Die gedämpften Knochen werden auf einer Darre getrocknet, auf Knochenbrechern zwischen Walzen, deren Oberfläche mit scharfen stählernen pyramidenförmigen Hervorragungen versehen ist, zerbrochen und dann auf einem gewöhnlichen Mahlgang mit französischen Steinen oder auf eisernen Kollermühlen gemahlen und gesiebt. Auch Stampfwerke, Kreis- oder Cylinderraspeln oder massiv gebaute Desintegratoren werden zum Zerkleinern benutzt. Gegenwärtig zerkleinert man die Knochen zunächst auf einem Stampfwerk und gibt die dabei gewonnenen Körnungen (Knochenkörnungen) an die Knochenkohlefabriken ab, welche durch Verkohlung derselben unmittelbar einen Handelsartikel gewinnen und so die Erzeugung eines fast wertlosen Kohlenstaubes vermeiden (vgl. Knochenkohle). Der auf dem Stampfwerk durch das Sortiersieb abgeschiedene Grieß wird auf Steinmühlen zu möglichst feinem K. weiter vermahlen. Da bei der Zerkleinerung der Knochen vorzugsweise die harten, festen Wandungen in die Körnungen eingehen, während die weichern, schwammigen Teile der Knochen vollständig in Pulver verwandelt werden, und da jene vorzugsweise reich an phosphorsaurem Kalk sind, während letztere verhältnismäßig mehr stickstoffhaltige organische Substanz enthalten, so muß ein unter Abscheidung von Körnungen bereitetes K. in seiner Zusammensetzung von dem durch vollständiges Aufmahlen von Knochen erhaltenen abweichen. Dies zeigen folgende Analysen, von denen die ersten zwei sich auf K. der erstern, die andern zwei auf K. der letztern Sorte beziehen:

Feuchtigkeit	6,2	5,1	Proz.	5,8	5,2	Proz.
Organische Substanz [1]	41,6	48,2	"	29,8	33,8	"
Knochenerde [2]	48,8	47,2	"	61,7	59,8	"
Sand	3,4	4,5	"	2,7	1,5	"
[1] Darin Stickstoff	4,1	4,6	Proz.	3,2	3,5	Proz.
[2] Darin Phosphorsäure	20,4	19,7	"	26,2	25,0	"

Man benutzt K. als Dünger (s. d., S. 218) und behandelt es oft mit Schwefelsäure, um den darin enthaltenen unlöslichen basisch phosphorsauren Kalk in löslichen sauren phosphorsauren Kalk zu verwandeln. Auch ist versucht worden, sehr feines K. dem Viehfutter beizumischen, um die Knochenbildung bei jungen Tieren zu begünstigen. In Dalekarlien bereitet man Brot unter Zusatz von K.

Knochenmühlen, die zur Zerkleinerung der Knochen behufs der Darstellung von Knochenmehl (s. d.) benutzten Vorrichtungen.

Knochennaht (Sutura), eine Form der unbeweglichen Knochenverbindung, bei welcher die zackigen Ränder zweier Knochen dicht ineinander greifen. Sie kommt beim Menschen nur zwischen den Kopfknochen vor, wo die einzelnen Nähte besondere Namen tragen (s. Schädel). Bei der sogen. falschen Naht sind die Knochenränder nur rauh und ohne Zacken, so daß die Verbindung eine nicht so feste ist. Die Knochenhaut geht stets über die Naht hinweg und ist enger mit ihr als mit den Flächen der Knochen verbunden. Im hohen Alter verschwinden die meisten Nähte der Knochen, so daß letztere gerabezu miteinander verschmelzen. Wenn hingegen in der Ju-

gend die Nähte zu früh verwachsen, so kann sich der Schädelraum nicht mehr ausdehnen und das Gehirn seine richtige Größe nicht erreichen. — Die künstliche K. (mit Silber- oder Bleidraht) dient zur Verbindung zwischen zwei Stücken eines gebrochenen oder resezierten Knochens.

Knochenöl, eine geringere Sorte des Klauenfetts, welche zur Seifenbereitung verwendet wird; auch s. v. w. Knochenfett oder Tieröl (s. diese Artikel).

Knochensäure, s. v. w. Phosphorsäure.

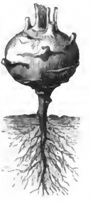
Knochenschlichte, s. Bonesize.

Knochenschwarz, s. v. w. Knochenkohle.

Knochenschwiele, s. v. w. Callus.

Knockholt (spr. nóckhōlt), Dorf in Kent (England), 8 km nordwestlich von Sevenoaks, mit Buchenwäldchen (K. Beeches) und 789 Einw.

Fig. 1.



Kohlrabi.

Fig. 2.



Alpenveilchen.

Fig. 3.



Kartoffel.

Knoll, Konrad, Bildhauer, geb. 9. Sept. 1829 zu Bergzabern in der bayrischen Pfalz, bildete sich seit 1845 in Karlsruhe und Stuttgart, dann in München bei Halbig und besuchte 1848—52 die Akademie daselbst. Seine ersten hervorragenden Werke waren ein Tannhäuserschild (1856) und eine Statue Wolframs von Eschenbach für des Dichters Geburtsstadt in Form eines Brunnens. 1860 schuf er das Modell einer Statue der Sappho, welches er später für König Ludwig II. von Bayern in Marmor ausführte. In den beiden nächsten Jahren entstanden die Kolossalstatuen Heinrichs des Löwen und Ludwigs des Bayern am Alten Rathaus zu München. Unmittelbar nach deren Vollendung begann K. die Arbeiten für den Fischbrunnen vor dem Neuen Rathaus daselbst, nicht nur seine bedeutendste Leistung, sondern auch eins der schönsten öffentlichen Denkmäler der Neuzeit (1865). Es bringt den altherkömmlichen Brunnensprung der Münchener Metzgerlehrlinge in lebendigster Weise zur Darstellung. Dazwischen schuf K. das Modell zum Denkmal J. Ph. Palms in Braunau, das, wie der Fischbrunnen, von Miller in Erz gegossen ward. Aus der Zeit unmittelbar danach datiert eine tief empfundene lebensgroße Gruppe: die heil. Elisabeth, mit ihren drei Kindern aus der Wartburg verstoßen, und 1868 modellierte K. die olossalbüste des Geschichtschreibers Häusser für den Friedhof in Heidelberg. Es folgten eine Kolossalbüste Beethovens, das Denkmal für Melchior Meyr in Nördlingen und eine Büste des deutschen Kaisers. Er ist Professor an der technischen Hochschule zu München.

Knolle (Tuber), in der Botanik im allgemeinen alle fleischig verdickten Stengel- und Wurzelorgane. Von der Zwiebel unterscheidet sich die K. dadurch, daß bei dieser die Verdickung vom Stengel selbst gebildet wird und zwar infolge starker Entwickelung des Parenchyms, Blattorgane aber, wenn sie überhaupt vorkommen, nur als äußere Bedeckung auftreten, während bei jener die Stengelmasse schwach entwickelt ist und der Hauptteil von voluminösen Blattorganen gebildet wird. Eine K., welche von Blattbildungen schalenartig umhüllt ist (Safran, Herbstzeitlose), heißt **Knollenzwiebel** (bulbotuber). Im strengen Sinn bedeutet K. nur ein wirkliches Stengelorgan, während man ein knollenförmig verdicktes Wurzelgebilde **Wurzelknolle** (radix tuberosa) nennt. Die eigentlichen Stengelknollen sind von ihren Blättern umhüllt oder lassen doch auf ihrer Oberfläche die Narben rudimentär ausgebildeter Blätter erkennen, welche den Wurzelknollen stets fehlen; außerdem besitzen sie oft in den Achseln der Blattnarben entwickelungsfähige Knospen (Augen). Gewöhnlich wird die Niederblattregion des Stengels zur K., und darum ist dieselbe meist unterirdisch; nur beim Kohlrabi (Fig. 1) befindet sie sich über der Erde. Die K. kommt meist an perennierenden Kräutern vor, und dann ist entweder das ganze Rhizom als K. ausgebildet (Safran, Herbstzeitlose, Erdkastanie, Corydalis, Alpenveilchen, Fig. 2), oder es besteht aus mehreren knollenförmigen Gliedern (Schwertlilie), oder der Stengel bildet viele dünne Triebe, von denen einzelne Stücke, meist die Enden, zu Knollen werden (Kartoffel, Fig. 3). Alle Stengelknollen, insofern sie entwickelungsfähige Knospen besitzen und Wurzeln zu schlagen vermögen, können zur Vermehrung der Pflanze dienen, besonders wenn diese eine Mehrzahl solcher entwickelt; sogar aus jedem Stück einer zerschnittenen K. läßt sich eine neue Pflanze erziehen, wenn wenigstens ein entwickelungsfähiges Auge an demselben vorhanden ist. Durch eigentliche Wurzelknollen ist dagegen in der Regel

keine Vermehrung möglich, weil diesen die Knospen fehlen. Eigentümlich verhalten sich die sogen. Doppelknollen (tubera geminata) vieler Orchideen, besonders der Gattung Orchis (Beispiel hierzu in Fig. 4, 5). Der Stengel trägt an seinem untern, in der Erde befindlichen Ende zwei gleich gestaltete Knollen nebeneinander. Die ältere gehört dem Stengel an, die andre, mehr seitlich stehende trägt auf ihrer dem Stengelansitzenden Spitze eine Knospe. Diese K. ist eine eigentliche Wurzel, welche unterhalb der am Stengel gebildeten Knospe aus diesem hervorwächst, knollenförmig anschwillt und nach dem Verschwinden des diesjährigen Stengels und seiner K. während des Winters im Boden zurückbleibt; im Frühling erwächst die Knospe zu einem neuen blühenden Stengel, der nun abermals eine neue K. nebst Knospe für das kommende Jahr entwickelt. Die Parenchymzellen der Knollen sind während der Ruheperiode der Vegetation meist reichlich mit Reservenährstoffen (Stärkemehl, Inulin Zucker, Schleim u. dgl.) erfüllt, welche beim Erwachen der Vegetation allmählich wieder aus ihnen verschwinden, indem sie den neugebildeten Teilen, zur ersten Ernährung zugeführt werden. Physiologisch sind daher die Knollen als Organe zur vorübergehenden Aufbewahrung von Reservenährstoffen perennierender Pflanzen zu betrachten.

Fig. 4.

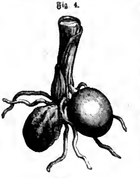


Fig. 5.



Orchisknollen.

Knolle, Ludwig, Kupferstecher, geb. 4. Mai 1807 zu Braunschweig, lernte 1831—38 unter Pietro Anderloni in Mailand, besuchte dann Dresden, London und Paris und trat zuerst mit einem Stich nach Th. Hildebrandts Söhnen Eduards auf, der ihn vorteilhaft bekannt machte. Zu seinen übrigen Hauptblättern in Linienmanier gehören: die Magdalena nach Correggio, Himmelfahrt Mariä nach Murillo, der Zinsgroschen nach Tizian, die heil. Cäcilia und Christus, das Brot brechend, nach Carlo Dolce, die Geburt Christi nach Carlo Maratti (sämtlich in Dresden), der Frühling nach Plockhorst. Er starb 6. Juni 1877 als Professor und Inspektor des Museums zu Braunschweig.

Knollenblätterschwamm, s. Agaricus V.

Knollenkalkschwamm, s. Schwämme.

Knollenkapitäl (Knospenkapitäl), mit Knollen, Knospen oder knospenförmig gewundenen Blättern besetztes Kapitäl des spätromanischen Stils (s. Fig.).



Knollenkapitäl.

Knollenqualle, s. Medusen.

Knollenwicke (Knollwicke), s. Apios.

Knollenwinde, s. v. w. Batate.

Knollenzwiebel (Bulbotuber), s. Knolle.

Knoller, Martin, Maler, geb. 1728 zu Steinach in Tirol, bildete sich in Wien, erhielt 1753 mit dem jungen Tobias, der die Augen seines Vaters heilt, den großen Preis für Historienmalerei und ging 1754 nach Rom, 1756 nach Mailand, wo er Hofmaler wurde. Nach abermaligem Aufenthalt in Rom ward er 1760 als Professor an die Akademie nach Mailand berufen, wo er 1804 starb. Er hat zahlreiche Freskén (im Kloster Ettal in Tirol, im Kloster Gries und im Bürgersaal zu München) und Altarbilder (Himmelfahrt Mariä, Christi Geburt und Einsetzung des Abendmahls in der Kirche zu Meran) gemalt, welche im akademisch-eklektischen Stil der Zeit gehalten sind.

Knollfuß, s. Klumpfuß.

Knollwicke, virginische, s. Apios.

Knop, Wilhelm, Agrikulturchemiker, geb. 28. Juli 1817 zu Altenau am Harz, studierte 1840—44 in Göttingen, war daselbst Assistent bei Wöhler, später bei Gmelin in Heidelberg und bei Erdmann in Leipzig, wo er, 1847—56 zugleich als Lehrer der Naturwissenschaften und Mechanik an der öffentlichen Handelslehranstalt thätig, sich als Privatdozent an der Universität habilitierte, 1863 außerordentlicher und 1880 ordentlicher Professor der Agrikulturchemie wurde, nachdem er 1856—66 die landwirtschaftliche Versuchsstation zu Möckern geleitet und 1879 die Direktion des neuen agrikulturchemischen Laboratoriums übernommen hatte. Er redigierte 1854—62 das »Pharmazeutische«, später »Chemische Zentralblatt« und schrieb: »Handbuch der chemischen Methoden« (Leipz. 1859); »Der Kreislauf des Stoffs. Lehrbuch der Agrikulturchemie« (das. 1868); »Die Bonitierung der Ackererde« (2. Aufl., das. 1872); »Ackererde und Kulturpflanze« (das. 1883) und zahlreiche kleinere Arbeiten.

Knopfbinse, s. Juncus.

Knopfblume, s. Scabiosa.

Knöpfe (Kleiderknöpfe) werden aus den verschiedensten Materialien und in unübersehbarer Mannigfaltigkeit gefertigt. Die Metallknöpfe zerfallen in gegossene und Blechknöpfe, erstere wieder in zinnerne oder solche aus Messing oder strengflüssigen Legierungen. Die Zinnknöpfe mit Öhr, welche in Metallformen in einem Stück gegossen, gehören zu den ältesten; dann kamen die gegossenen K. auf, welche beim Gießen statt des Öhrs 2—4 Löcher erhielten und die aus Knochen gedrehten vorteilhaft ersetzten. K. aus Messing gegossen erhielten angelötete Öhre. Jetzt werden Metallknöpfe fast nur aus Blech durch Ausschneiden von runden Scheiben und Prägen derselben erzeugt. Die Bildung des Öhrs erfolgt dabei gewöhnlich durch Ausprägen eines kleinen Buckels, der quer durchlöchert wird. Sie sind entweder massiv oder hohl, d. h. aus zwei Scheiben (Ober- und Unterboden) gebildet, welche durch Umkrempen vereinigt

und durch eine zwischengelegte Pappscheibe steif gemacht werden. Zahlreiche Erfindungen beschäftigten sich mit einem Ersatz der Öhre, und man hat selbst durch Anwendung von Schrauben oder durch Nietung das Annähen der K. zu ersparen gesucht. Überzogene K. werden jetzt meist auch mit Hilfe von Metall aus mehreren Teilen dargestellt (überzogene Maschinenknöpfe) und die Öhre durch ein aus dem Unterboden hervorragendes Beutelchen ersetzt. Die Arbeitsmittel der Knopffabrikation waren früher sehr einfach; nach dem Vorgang Englands aber wurden mehrfach Maschinen eingeführt, von denen die zur Verfertigung der Öhre aus Draht besonderes Interesse erregen. **Porzellanknöpfe** werden aus sehr fein gepulvertem, durch Digestion mit Salzsäure von Eisenoxyd gereinigtem Feldspat, bisweilen unter Zusatz von Knochenasche, in der Weise gefertigt, daß man die trockne, pulverige Masse in einer Schraubenpresse formt, welche in entsprechenden Vertiefungen einer Metallplatte das Pulver zusammendrückt und zugleich die vier Löcher durchsticht. Mit jedem Niedergang werden ca. 500 K. verfertigt, und dies kann in einer Minute zwei- bis dreimal geschehen. Man brennt dann die K. in Muffeln und verziert sie mit Zeichnungen. Auch Knochen, Horn, Schildpatt, Elfenbein, Perlmutter, Holz, Kokosnußschale, Glas, Achat und andre Steine ꝛc. werden zu Knöpfen verarbeitet, und besondere Wichtigkeit besitzt das vegetabilische Elfenbein, welches vielfach gefärbt und dann durch Behandlung mit konzentrierter Schwefelsäure äußerlich in eine dem Pergamentpapier entsprechende Substanz verwandelt wird, und neuerdings das Celluloid sowie Ölpappe. **Übersponnene K.** werden meist durch Handarbeit hergestellt. Vgl. Isenfee, Knopffabrikation (Weim. 1862).

Knopfflechte, s. Cladonia.

Knopfkraut, Pflanzengattung, s. Scabiosa.

Knopflochmaschine, Nähmaschine zur Herstellung von Knopflöchern.

Knopflochoperation, s. v. w. Boutonnière.

Knopfmacher, ehemals zünftige Handwerker, welche übersponnene Knöpfe (s. d.), Schnuren, Quasten, Portepees, Gürtel u. dgl. verfertigten und gewöhnlich mit den Posamentieren Eine Zunft bildeten. An Stelle der ehemaligen K. ist heute der Fabrikbetrieb getreten.

Knopfmetall, eine zu Knöpfen verarbeitete Legierung aus 80 Zink und 20 Kupfer.

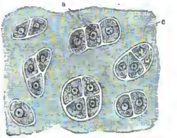
Knopftang, s. Sphaerococcus.

Knopfwurzel, s. Polypodium.

Knoppern, Gallen, welche durch den Stich einer Gallwespe (Cynips calicis *Burgsd.*) in die jungen Eicheln, vorzugsweise an Quercus pedunculata *Ehrh.*, seltener Q. sessiliflora *Sm.*, hervorgebracht werden. Die Gallwespe schiebt das Ei zwischen den Becher und den hervorwachsenden Fruchtknoten, und es entwickelt sich nun eine schließlich 1,5—2,5 cm lange, tiefbraune, stellenweise gelbliche oder schwärzliche Galle mit flügelförmigen Fortsätzen, während die Frucht mehr oder weniger verkümmert. Man sammelt die K. besonders in Ungarn, Dalmatien, der Bukowina und Slawonien und benutzt sie wegen ihres Gehalts an Gerbstoff (30 Proz.) in der Färberei und besonders in Österreich zum Gerben des Sohlleders. Auch kommen Knoppernmehl und Knoppernextrakt, eine dunkel aschgraue, harte, spröde Masse, welche sich völlig in Wasser löst und dreimal soviel Gerbstoff enthält wie die K., in den Handel. Als **levantische K.** (Ackerdoppen, Valonen, Wallonen) bezeichnet man die unveränderten Fruchtbecher mehrerer Eichenarten, besonders von Q. graeca *Kotschy* in Griechenland, Q. oophora *Kotschy*, Q. Vallonea *Kotschy* und Q. Ungeri *Kotschy* in Kleinasien (s. Tafel »Gerbmaterialien liefernde Pflanzen«). Diese Eichen zeichnen sich durch dicke Kelchschuppen aus, welche bei den beiden ersten flach und aufrecht, bei den letzten kantig, nach außen umgebogen sind. Man benutzt die Ackerdoppen besonders in England zum Gerben, in Deutschland zum Färben, z. B. zum Schwarzfärben der Seidenhüte.

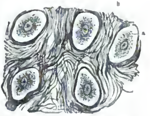
Knorpel (Cartilago), eine Art des Bindegewebes im tierischen Organismus, ist meist fest, leicht zu durchschneiden, auf der Schnittfläche glatt und gleichartig, sehr elastisch und biegsam, von schwach bläulicher oder gelblicher Farbe. Er ist sehr reich an Wasser (66 Proz.), schrumpft beim Trocknen zu einer hornähnlichen Masse ein, quillt im Wasser wieder auf und widersteht der Fäulnis sehr lange. Bei längerm Kochen mit Wasser löst er sich zu einer gallertähnlichen Masse, dem **Knorpelleim** (**Chondrin**, s. d.), auf; seine Asche enthält viel kohlensauren und schwefelsauren Natron und bei weitem weniger Erdsalze. Der feinere Bau der K. ist sehr einfach. Es sind nämlich in ihm gleichmäßig rundliche Zellen (sogen. **Knorpelzellen**) verbreitet und mit einer von ihnen selbst ausgeschiedenen, oft sehr umfangreichen Zwischensubstanz umgeben. Nach dem Verhalten der letztern unterscheidet man mehrere Arten K., zwischen denen jedoch Übergänge vorkommen. Die **hyalinen** K. (Fig. 1) besitzen eine gleichmäßige, glasartige Zwischensubstanz und kommen beim Menschen in großer Ausdehnung vor (die K. des Kehlkopfes, mit Ausnahme des Kehldeckelknorpels, ferner die K. der Luftröhre u. der Bronchien, die Gelenkknorpel, die Rippen- und Nasenknorpel). Die **Faserknorpel** (Fig. 2) sind dadurch charakterisiert, daß ihre Grundsubstanz gefasert ist, u. daß sie beim Kochen nicht Chondrin, sondern gewöhnlichen Leim geben; ihre Farbe ist mehr gelblich oder weißgelb. Beim Menschen bilden sie die Zwischengelenkknorpel (am Knie, zwischen Schlüsselbein und Brustbein ꝛc.),

Fig. 1.



Hyalinknorpel. a Knorpelzellen, c Grundsubstanz.

Fig. 2.



Faserknorpel. a Knorpelzellen, b Fasern.

die Bandscheiben zwischen den Wirbelkörpern und die sehnig-knorpelige Masse der Symphysen und Synchondrosen überhaupt. Die Netzknorpel, auch gelbe oder elastische K. genannt, sind solche, deren Zwischensubstanz aus einem dichten Filz oder Netz feinster, elastischer Fäserchen besteht. Sie haben eine lebhaft gelbe Farbe, sind sehr weich und elastisch und finden sich beim Menschen fast nur in der Ohrmuschel und dem Kehldeckel vor. (Als pathologische Bildung gibt es noch den Gallertknorpel. Derselbe hat die Konsistenz einer festen Gallerte; manchmal ist er viel weicher, fast zerfließend, stark transparent. Er besteht aus Knorpelzellen und einer schleimreichen Grundsubstanz.) — Die Ernährung der K. geschieht von der festen, an Blutgefäßen reichen Faserhaut (dem sogen. Perichondrium) aus, welche sie umgibt; doch befinden sich in ihnen selbst seine Bahnen (Saftbahnen), welche zwar nicht für die Blutkörperchen, aber für die Blutflüssigkeit durchgängig sind. Nerven und Lymphgefäße mangeln dem K. gleichfalls. — Verwendung finden die K. im Körper wegen ihrer Festigkeit als Stützen weicher Organe; auch sind manche Knochen zuerst eine Zeitlang knorpelig. Überhaupt haben die hyalinen K. eine gewisse Tendenz, zu verkalken und zu verknöchern; namentlich tritt diese Umwandlung im Alter und sehr häufig infolge entzündlicher Ernährungsstörungen des Knorpels ein. Wird ein K. durch mechanische Gewalt, durch Eiterung oder Blutergüsse von seiner Knorpelhaut abgetrennt, so stirbt er ab, ähnlich wie beim Knochenbrand (s. d.). Knorpelbrüche und andre Durchtrennungen der echten K. heilen auf die Weise, daß eine faserige (nicht hyaline) Gewebsmasse die Bruchenden 2c. miteinander verbindet. S. auch Knorpelgeschwulst. — Unter den wirbellosen Tieren besitzen nur die Tintenschnecken echten K., welcher in Gestalt einer Kapsel das Gehirn derselben umgibt; knorpelartige Bildungen finden sich außerdem noch bei manchen niedern Tieren.

Knorpelfische, s. Fische, S. 297 f.

Knorpelgeschwulst (Chondroma, Enchondroma), eine aus Knorpelgewebe bestehende krankhafte Neubildung. Die Knorpelgeschwülste haben ein langsames Wachstum, erreichen im Lauf einiger Jahre nicht selten den Umfang einer Faust, selbst eines Kindskopfes und bleiben dann meist stationär. Zuweilen zeigen diese Geschwülste freilich auch ein schnelleres, selbst rapides Wachstum und vergrößern sich, sich selbst überlassen, ins Unbegrenzte. Namentlich die weichern, sogen. Gallertenchondrome zeigen das letztere Verhalten. Die K. kommt bei jugendlichen Individuen häufiger als bei andern vor. Ihr Lieblingssitz sind die Knochen, namentlich die kurzen Röhrenknochen der Finger und der Hand, der Zehen und des Mittelfußes, aber auch die großen Röhrenknochen, seltener die platten, dicken und kurzen Knochen. Die Enchondrome des Knochens blähen den letztern auf, durchbrechen auch die dünne Knochenhülse nicht selten, verschonen aber stets die Gelenkenden der Knochen. bösartigen Verlauf nahmen, wo die Knorpelmasse in die Venen, die Lymphgefäßstämme überging, auf die Lymphdrüsen und selbst auf entfernte Organe, z. B. auf die Lungen, metastatisch sich verbreitete. Daher wird jedes Enchondrom, wenn es erreichbar ist und nicht als stationär angesehen werden kann, auf operativem Weg entfernt; durch medikamentöse Mittel ist es nicht zur Rückbildung zu bringen.

Knorpelleim, s. Chondrin.

Knorpeltang (Knorpelmoos, Chondrus *Lam.*), s. Sphaerococcus.

Knorr, bei naturwissenschaftl. Namen für Georg Wolfgang Knorr, geb. 30. Dez. 1705 zu Nürnberg, gest. 17. Sept. 1761 daselbst als Kupferstecher (Botaniker, Paläontolog).

Knorr, Hugo, Maler, geb. 1834 zu Königsberg, besuchte seit 1852 die dortige Akademie, wo er sich der Landschaftsmalerei widmete, und vollendete seine Studien bei dem Landschaftsmaler Behrendsen. Seine den norwegischen Küsten entlehnten Bilder sind mit der ganzen der dortigen Natur entsprechenden Großartigkeit und Erhabenheit aufgefaßt. Hervorzuheben sind: der Wasserfall in einer norwegischen Hochebene, der Hardangerfjord, norwegische Gletscher, Fjord in der Hochebene, Wrack an der norwegischen Küste, Brandung an der norwegischen Küste. Noch hervorragender als in Ölbildern zeigte sich sein Talent in zehn Kreidezeichnungen zur Frithjofssage (1867) und in dem sinnigen Cyklus (1873) von Kohlezeichnungen: was der Mond bescheint (1873). 1875 ward er Professor am Polytechnikum zu Karlsruhe.

Knorren (Beule), an den Stämmen der Bäume, s. Maserkröpfe.

Knorring, Sofia Margareta, Freifrau von, schwed. Romanschriftstellerin, geb. 29. Sept. 1797, Tochter des schwedischen Hofmarschalls Zelow, vermählte sich 1820 mit dem Obersten v. K. und starb 13. Febr. 1848. Nachdem sie schon in ihrem siebenten Jahr kleine Erzählungen und Novellen geschrieben, veröffentlichte sie 1834 anonym ihren ersten Roman: »Kusinerna«, der ungewöhnliches Aufsehen machte. Später folgten ziemlich rasch aufeinander: »Vännerna« (1835), »Axel« (1836), »Qvinnorna« (1836), »Illusionerna« (1836), »Ståndsparalleler« (1838), »Skizzer« (1841), »Torparen och hans omgifning« (»Der Ansiedler und seine Umgebung«, 1843), »Förhoppningar« (1843), »Nya skizzer« (1845) u. a. Selbst der höhern Gesellschaft angehörend, schilderte sie am liebsten das Leben in diesen Kreisen, leicht und lebendig, auf eine Weise, die von feiner Beobachtung zeugt; doch wußte sie auch dem Volksleben seine charakteristischen Seiten abzugewinnen. Die meisten ihrer Romane sind auch ins Deutsche übertragen.

Knortz, Karl, deutsch-amerikan. Schriftsteller, geb. 28. Aug. 1841 zu Garbenheim bei Wetzlar, wanderte 1863 nach Amerika aus, widmete sich hier dem Lehrerfach, in welchem er 1866—68 zu Detroit in Michigan, darauf bis 1871 zu Oshkosh in Wisconsin, später

(Baltimore 1878); »Aus dem Wigwam. Uralte und neue Märchen und Sagen der nordamerikanischen Indianer« (Leipz. 1880); »Kapital und Arbeit in Amerika« (Zürich 1881); »Aus der transatlantischen Gesellschaft« (Leipz. 1882); »Mythologie und Zivilisation der nordamerikanischen Indianer« (das. 1882); »Shakespeare in Amerika« (Berl. 1882); »Amerikanische Lebensbilder« (Zürich 1884); »Lieder und Romanzen Altenglands« (Köth. 1872); »Schottische Balladen« (Halle 1875); »Neue Gedichte« (Glarus 1884); »Irländische Märchen« (Zürich 1886). Ferner gab er heraus: »Modern American lyrics« (mit Dickmann, Leipz. 1880) und übersetzte »Amerikanische Gedichte der Neuzeit« (das. 1883), Dichtungen von Longfellow u. a.

Knosos (lat. Gnossus), die größte Stadt der Insel Kreta, berühmt als Residenz des Minos, lag unweit der Nordküste am Fluß Káratos, 4 km südlich vom heutigen Kandia. Ruinen bei Makrotichos. Zur Stadt gehörten zwei Häfen: Herakleon und Mation (heute Kandia). Wichtig ist K. als Sitz des Kultus des Zeus, der hier als Naturgott auf orgiastische Weise verehrt ward. Man zeigte in der Nähe die Stelle seiner Geburt, seiner Hochzeit mit Hera, seines Grabes. Der mit diesem Kultus verbundene Dienst der Kureten und Korybanten läßt auf eine sehr frühe, wohl semitische Einwanderung aus Asien schließen, welcher K. seinen Ursprung verdankt. Später erst landeten die Dorier unter Tektamos und verbreiteten ihre Lebensweise und Institutionen über die ganze Insel. In die Nähe von K. verlegte die Sage das Labyrinth, die Behausung des Minotauros.

Knöspchen, s. v. w. Federchen (plumula), ein Teil des Embryos in Pflanzensamen; s. Embryo, S. 597.

Knospe, bei den Tieren dasjenige Stück des elterlichen Körpers, aus welchem auf ungeschlechtlichem Weg ein neues Individuum heranwächst und entweder zeitlebens mit dem elterlichen Tier in Zusammenhang bleibt, oder sich erst später von ihm loslöst. Im Gegensatz zum Ei, welches stets eine einzige Zelle darstellt, besteht die K. aus mehreren Zellen und zwar sowohl aus solchen der Hautschicht (Ektoderm) als auch aus denen der Darmschicht (Entoderm), hat also die wichtigsten Körperschichten (vgl. **Keimblätter**) bereits in sich, während sie im Ei sich erst neu bilden müssen. Die Fortpflanzung durch Knospen, die **Knospung**, ist eine Abart der ungeschlechtlichen Fortpflanzung durch **Teilung** (bei der das Individuum in zwei unter sich gleich große zerfällt) und **Sprossung** (bei der ein kleineres und ein größeres Individuum entstehen). Sie findet sich nur bei niedern Tieren allgemein verbreitet vor, z. B. bei den Schwämmen und Polypen, und führt hier sehr oft zur Bildung von umfangreichen Kolonien (z. B. bei den Korallen); auch braucht nicht immer das Junge dem elterlichen Tier zu gleichen (z. B. festsitzende Hydroidpolypen erzengen durch Knospung freischwimmende Quallen).

In der **Botanik** ist K. (**Auge**, Gemma) der jugendliche Zustand eines Sprosses, in welchem die Stengelglieder desselben noch ganz kurz, die an denselben befindlichen Blätter daher noch dicht zusammengedrängt und in ihrer Entwickelung ebenfalls noch wenig fortgeschritten sind. Jeder in der Fortbildung begriffene Sproß (Stamm oder Zweig) endigt daher in eine K. (**Gipfel-**, **Haupt-**, **End-** oder **Terminalknospe**, G. terminalis, Fig. 1). Bei vielen Pflanzen bilden sich aber auch an der Seite des Stengels und zwar in den Achseln der Blätter regelmäßig Anlagen neuer Sprosse (**Seiten-** oder **Achselknospen**, Gemmae laterales s. axillares, Fig. 2). Ihre Verteilung am Stengel ist lediglich durch die Blattstellung bedingt, und das Blatt, welches die K. in seiner Achsel trägt, heißt ihr **Trag-**, **Stütz-** oder **Mutterblatt**. Meistens steht nur eine einzige K. in der Blattachsel, doch finden sich z. B. bei Lonicera noch eine oder mehrere unmittelbar über derselben; diese nennt man **Neben-** oder **Beiknospen** (Gemmae accessoriae). Die Achselknospen bedingen die normale Verzweigung des Stengels, weil jede zu einem neuen Zweig erwächst; darum ist auch die Stellung der Zweige von der Blattstellung des Muttersprosses abhängig, und darum bleiben Stämme, welche keine Seitenknospen entwickeln, auch unverzweigt (Palmen, Baumfarne). Anderseits schlägt auch bei manchen Pflanzen regelmäßig die Gipfelknospe fehl, und es übernimmt die zunächst darunterstehende Seitenknospe, die dann leicht mit einer wahren Endknospe verwechselt werden kann, die Fortsetzung des Zweigs. Dies kommt besonders bei Holzgewächsen (Linde, Ulme, Hainbuche, Haselnuß) vor; bei Syringa (Fig. 2) endigt der gipfelknospenlose Zweig mit zwei gegenständigen Seitenknospen. Eigentliche Gipfelknospen haben z. B. Eiche, Roßkastanie, Pappel, Ahorn (Fig. 1), die Obstbäume. Je nach der Art des Sprosses, zu welchem sich eine K. entwickelt, unterscheidet man: **Blattknospen** (Gemmae foliiparae), wenn sie zu einem nur mit Blättern versehenen Sproß werden, **Tragknospen** oder **Fruchtaugen** (Gemmae floriparae), wenn sie einen blütentragenden Sproß hervorbringen, endlich **Blütenknospen** (Gemmae florales s. Alabastra), welche die noch unentfaltete Blüte selbst darstellen. Bei allen Seitenknospen entsteht der Vegetationspunkt an der Oberfläche des Muttersprosses und zwar schon in der frühsten Periode, kurz nach oder fast gleichzeitig mit der Anlage des Tragblattes, wenngleich die vollständige Erstarkung der K. in ein

Fig. 1.



Fig. 2.



Fig. 3.



Fig. 1. Gipfelknospen (Ahorn). Fig. 2. Seitenknospen (Syringa). Fig. 3. Inneres der Knospe.

späteres Alter des Sprosses fällt. Die sogen. **zufälligen** oder **Adventlvknospen** (Gemmae adventitiae) bilden sich dagegen immer nur an schon entwickelten, oft ganz alten Pflanzenteilen, sind in ihrer Stellung ganz regellos, indem sie bald mehr zerstreut, bald haufenweise zum Vorschein kommen, wie besonders an ältern Baumstämmen (**Stockausschlag**), und entstehen dann stets im Innern und zwar in der Kambiumschicht, sodaß sie also die Rinde durchbrechen. Sie treten auch an den obersten, horizontal an der Bodenoberfläche hinlaufenden Wurzeln auf und bedingen dann einen Wurzelausschlag (Pappeln, Sauerkirschen und auch bei manchen krautigen Pflanzen,

wie Taraxacum, Sonchus u. a.); sogar auf Blättern entstehen sie bisweilen, besonders wenn dieselben in feuchte Erde gesteckt werden, wie bei den Begonien, den Hyazinthenblättern u. a., oder auch an nicht abgelösten Blättern, wie bei Cardamine. An jeder K. unterscheidet man die Knospenachse, d. h. den noch ganz verkürzten Stengelteil, und die an dieser sitzenden, noch dicht aufeinander liegenden Blattorgane (Fig. 3). Bei den Winterknospen unsrer Holzgewächse sind die letztern meist schuppenförmig, von mehr oder minder lederartiger Beschaffenheit und meist dunkler Farbe. Sie bedecken meist die K. vollständig und gewähren den zartern innern Teilen einen Schutz gegen die Einflüsse der winterlichen Witterung (Knospendecken, Tegumenta; Knospenschuppen, Squamae s. Perulae); nach innen gehen sie in der Gestalt und Ausbildung allmählich in die Laubblätter über, welche in der K. schon angelegt sind. Knospen, welche keine Knospendecken besitzen und nur von den äußersten Laubblättern bedeckt sind, heißen nackte (Gemma nuda), z. B. bei Cornus sanguinea, Viburnum lantana, Rhamnus frangula. Häufig sind die äußern Blattorgane der K. mit einem Überzug bekleidet, durch welchen der Schutz vor äußern Einflüssen erhöht wird. So finden sich Haarbildungen (Gemma pubescens), noch häufiger ein klebriges, aus Harz oder Harz und Gummi bestehendes Sekret, welches die Knospenschuppen miteinander verklebt und sie überzieht (G. glutinosa). Sowohl die Art, wie sich die Blätter der K. gegenseitig decken (Deckung, Foliatio), als auch die Lage des einzelnen Blattes in der K. (Knospenlage, Vernatio) zeigen wichtige Eigentümlichkeiten.

Knospenkapitäl, s. Knollenkapitäl.

Knospenknöllchen (Tuberogemma), Knospen von knollenförmiger Gestalt, welche sich von selbst ablösen und zu neuen Pflänzchen entwickeln, wie die in den Blattachseln des Scharbockkrauts (Ranunculus Ficaria).

Knospenkoralle, s. Korallen.

Knospung, s. Knospe.

Knötchen, Hautkrankheit, s. Papeln.

Knoten, Verschlingung dünner, biegsamer Körper; in der Poetik die Verwickelung der einzelnen Partien der Handlung, welche der Dichter zur Anschauung bringt; in der Astronomie im allgemeinen die Punkte, in welchen sich die Bahnen zweier um einen gemeinschaftlichen Zentralkörper oder einen gemeinsamen Schwerpunkt laufender Himmelskörper für den Beobachter am Himmelsgewölbe schneiden, im engern Sinn die Durchschnittspunkte der Planeten-, Trabanten- und Kometenbahnen mit der Ebene der Erdbahn. Knotenlinie heißt die gerade Linie, in welcher die Ebene der Ekliptik von der Ebene einer Planeten- oder Kometenbahn geschnitten wird. Aufsteigenden K. (☊) nennt man denjenigen Punkt, durch welchen der betreffende Himmelskörper sich über die Ekliptik, d. h. am Himmel gegen N., erhebt, während der andre, durch welchen derselbe unter die Ekliptik, d. h. gegen S., geht, der absteigende K. (☋) heißt. Die Lage der K. ist keine unveränderliche. Diese Erscheinung ist eine Folge der gegenseitigen Anziehung der Himmelskörper. Jeder Planet z. B. strebt, die andern Planeten, also auch die Erde, in seine Bahn zu ziehen, gleichwie die Erde ihrerseits auf die übrigen Planeten eine ähnliche Wirkung ausübt; dadurch wird z. B. ein früheres Erreichen der gemeinschaftlichen Durchschnitts- oder Knotenpunkte veranlaßt. Bei der Mondbahn beträgt diese rückgängige Bewegung der K. jährlich 19°, so daß die K. in 18—19 Jahren oder genauer in 6798 Tagen durch die ganze Ekliptik rücken. Bei den Planeten wird die Längenverringerung der K. erst nach größern Zeiträumen bemerkbar. — In der Anatomie bezeichnet K. eine Anschwellung gewisser Teile, z. B. der Nerven (Nervenknoten), sowie auch eine Verschlingung von Gefäßen (Gefäßknoten); in der Pathologie eine krankhafte Ansammlung flüssiger oder fester Körper, verbunden mit Anschwellung (Gichtknoten, Hämorrhoidalknoten). — In der Botanik heißt K. (nodus) diejenige Stelle des Stengels, an welcher Blätter ansitzen, weil daselbst der Stengel oft eine Anschwellung zeigt und, wenn er im übrigen hohl ist, massiv erscheint (vgl. Stengel). — In der Nautik heißen K. (Logknoten) die an der Logleine befestigten Marken, nach welchen der Fortgang des Schiffs bestimmt wird. Die Knotenlänge beträgt so viel Meridiantertien, wie das Lagglas Zeitsekunden zum Ablauf braucht. 1 Seemeile ist gleich der mittlern Meridianminute = 1852 m, mithin ist 1 Meridiantertie = 0,514 m. Läuft nun das Logglas, wie üblich, in 15 Sekunden ab, so ist 1 K. = 7,716 m. 1 K. : 1 Seemeile = 15 Sekunden : 1 Stunde (d. h. = 1 : 240). Läuft ein Schiff in 15 Sek. 1 K., so läuft es in 1 Stunde 240 K. = 1852 m = 1 Seemeile. — Über Schwingungsknoten s. Schall.

Knotenblume, s. Leucojum.

Knotenerze, s. Sandsteine, Triasformation.

Knotenfänger, s. Papier.

Knotenknüpfen. Wie bei uns der Knoten im Taschentuch als Erinnerungsmittel, so dient bei fast allen Naturvölkern der in bestimmter Weise geschürzte Knoten als Zählungs- und Abrechnungsmittel sowie als Vertreter der Schrift, und bei den alten Peruanern war die Knotenschrift zu einem vollständigen Verständigungsmittel und Dokumentenwesen ausgebildet, sofern durch verschieden geschürzte Knoten in verschieden gefärbten, aber miteinander verbundenen Fäden (s. Quipu) die kompliziertesten Verträge und ganze historische Dokumente niedergelegt wurden. Die nordamerikanischen Indianer ersetzten diese Knotenstränge durch Gürtel mit Knoten und dazwischen aufgereihten Perlen und Muscheln (s. Wampumgürtel), deren kunstgerechte Verfertigung bestimmten Personen oblag. Daran knüpft sich wohl die Auffassung, daß ein geschürzter Knoten ein Heiligtum und ein Rätsel zugleich sei, ein unauflöslicher Kontrakt, weshalb auf den Inseln der Südsee das Tabu (s. d.) stets durch einen in verschiedene Materiale geschürzten Knoten dargestellt wird, und es scheint, daß der »Strohwisch an der Stange«, welcher bei uns den Zugang zu einem Ort verbietet, aus ähnlichen Zeichen entsprungen ist. Auch bei unsern Vorfahren wurde das K. als Symbol eines abgeschlossenen Vertrags angesehen, und selbst diejenigen Zeugen, welche vor Gericht ihre Unterschrift geben konnten, mußten noch als Bekräftigung ihrer Zeugenschaft einen Knoten in einen an dem betreffenden Dokument befestigten Riemen knüpfen. Daher Knotenknüpfer (nodator) in mittelalterlicher Gerichtssprache s. v. w. Zeuge. Mit dieser geheimnisvollen Bedeutung, die man in das K. legte, gewann dasselbe später die Bedeutung einer magischen Handlung, und der Knoten wurde zum Zauberknoten. Man glaubte, daß, wenn man mit Bezugnahme auf eine bestimmte Person und unter bestimmten Zeremonien Knoten in bunte Schnüre und Bänder knüpfe, man jene Person dadurch unauflöslich in bestimmter Beziehung fessele. Namentlich glaubte man dadurch Akte, bei welchen Eröffnen des Leibes die Hauptsache ist, also Em-

pfängnis und Geburt, unmöglich zu machen. So wußte Juno der Mythe nach durch knotenartiges Verschränken der Finger und Arme die Geburt des Herkules sieben Tage hinzuhalten; daher heißen die Zauberknoten bei den Alten auch herkulische Knoten, und die Daktylen galten als deren Knüpfer und Löser. Hierher gehört auch das ehemals sehr gefürchtete Nestelknüpfen (s. d.) und der noch in vielen Gegenden übliche Brauch, in einem Hochzeits- oder Geburtshaus alle Knoten zu lösen. Die Schamanen der Lappen und Finnen geben vor, in dieser Weise den Wind fesseln und entfesseln zu können.

Knotenlinie, s. Knoten.

Knotenmaschine, eine dem Knotenfänger ähnliche Vorrichtung in der Papierfabrikation.

Knotenmoos, s. Bryum.

Knotenpunkt, s. Knoten und Schall.

Knotenschiefer, s. Thonschiefer.

Knotenschrift, s. Knotenknüpfen.

Knotenstengel, s. Dendrobium.

Knotenwurz, s. Scrophularia.

Knöterich, Pflanzengattung, s. Polygonum und Spergula.

Knöterichpflanzen, s. Polygoneen.

Knottenerze, s. Sandsteine u. Triasformation.

Knotz, Alfred, österreich. Abgeordneter, geb. 1845 zu Leitmeritz, studierte in Wien, Prag und Graz die Rechte, trat erst in den Staatsjustizdienst, ließ sich aber, nachdem er als Doktor der Rechte promoviert hatte, 1878 als Rechtsanwalt in Leipa nieder, wo er durch seine Erfolge als Verteidiger großes Ansehen erwarb, mehrere Ehrenämter bekleidete und den Deutschen Nationalverein gründete. 1884 ward er zum Abgeordneten gewählt und lenkte sofort als Vertreter der »schärfern Tonart« durch seine verschiedenen Reden gegen die tschechenfreundliche, deutschfeindliche Regierung die Aufmerksamkeit auf sich. Er ist einer der Gründer und Führer des deutschen Klubs.

Knowledge is power (engl., spr. nóllidsch is pauer, »Wissen ist Macht«), ein vielgebrauchter, von Francis Bacon (in den »Religious meditations«, 1598) herrührender Ausspruch.

Knowles (spr. nohls), James Sheridan, engl. Schauspieler und dramatischer Dichter, geb. 12. Mai 1784 zu Cork, widmete sich frühzeitig in Dublin der Bühne und ward, mehr infolge seines Fleißes als angebornen Talents, ein guter Darsteller, besonders von Charakterrollen. Bekannter ward K. als dramatischer Dichter. Er eröffnete seine Laufbahn als solcher mit den Tragödien: »Caius Gracchus« (1815) und »Virginius« (1820), welch letztere außerordentlichen Beifall fand, und ließ diesen noch zahlreiche dramatische Erzeugnisse (gesammelt, Lond. 1841—1843, 3 Bde.; neue Ausg. in 1 Bd. 1878) folgen, als deren bestes »The love chase« (1838, auch mehrfach ins Deutsche übersetzt) gilt. K. hat sich noch den ältern englischen Dramatikern, besonders nach Massinger, gebildet; doch fehlt ihm das ursprüngliche dichterische Genie. Eine ernste, auf das Moralische gerichtete Sinnesart ist charakteristisches Merkmal bei K. Seine Sprache ist im allgemeinen korrekt, sein Dialog leicht und fließend und seine Charakterzeichnung richtig. 1845 entsagte er der Bühne und wandte sich dem Romanfach zu, doch mit weniger Glück. Früher in Zeitschriften zerstreute Erzählungen und Skizzen sammelte er unter dem Titel: »The elocutionist« (28. Aufl., Lond. 1884). 1852 schloß sich K. der Baptistengemeinde an, für die er auch schriftstellerisch thätig war. Er starb 30. Nov. 1862 zu Torquay in Devonshire.

Knowles* et *Westcott, bei botan. Namen für G. W. Knowles (spr. nohls), engl. Handelsgärtner (botan. Garten von Birmingham 1723). Westcott, s. d.

Knownothings (engl., spr. nōnóththings), Partei, ursprünglich geheime Gesellschaft in den nordamerikan. Freistaaten, besonders in den östlichen Staaten, die in ihrem Eid gelobt, von nichts wissen zu wollen (to know nothing), was sich nicht mit ihren Pflichten gegen das Land verträgt, und besonders die Einwanderung aus Europa zu hemmen, die Naturalisierung der Einwanderer zu erschweren und diese von Staats- und Gemeindeämtern auszuschließen. Die Gesellschaft, 1854 organisiert, ging aus der 1835 gegründeten Native American Association hervor, schien anfangs, mit den Demokraten stimmend, eine bedeutende politische Rolle zu spielen, spaltete sich aber schon bei der Präsidentenwahl 1856 und hat infolge des Bürgerkriegs alle Bedeutung verloren.

Knowsley (spr. nóhslĕ), engl. Dorf, 8 km nordöstlich von Liverpool, mit dem 810 Hektar großen Knowsley Park, Sitz der Grafen von Derby seit 1385.

Knox (spr. nocks), John, Schottlands Reformator, geb. 1505 zu Gifford Gate bei Haddington. Nach seines Freundes, des Reformators Wishart, Hinrichtung (1546), der auf ihn den nachhaltigsten Einfluß ausgeübt, fungierte er als Prediger der sich im Schloß Andrews verteidigenden protestantischen Partei, wurde mit dieser von den Franzosen 1547 gefangen genommen und lag zwei Jahre lang zu Rouen in Eisen auf der Galeere. Nach seiner Befreiung (1549) wurde er in England als Prediger in Berwick, 1551 in Newcastle angestellt. Nach der Thronbesteigung der Königin Maria entfloh er im Januar 1554 nach Genf, wo er sich entschieden zu Calvins Grundsätzen bekannte und, nachdem er inzwischen in Frankfurt a. M. und 1555 wieder in Schottland gewesen war, 1556 ein Predigeramt bei der englischen Gemeinde übernahm. Nun ertt verdammten die englischen Bischöfe den Abwesenden zum Feuertod. K. aber besorgte einstweilen mit einigen Freunden jene englische Bibelübersetzung, die unter dem Namen »Genfer Bibel« bekannt wurde. Zugleich gab er seinen »Zuruf an den Adel und die Reichsstände von Schottland« und seine gegen Maria von England gerichtete Schrift »Erster Trompetenstoß gegen das monströse Weiberregiment« (1558) heraus, welche ihm auch die Feindschaft der Regentin von Schottland und ihrer Tochter, der Maria Stuart, zuzog. Nichtsdestoweniger kehrte er im Mai 1559 nach Schottland zurück. Die Regentin erklärte ihn sofort in die Acht, aber das Volk nahm ihn mit Begeisterung auf, und als nach einer feurigen Predigt, die er zu Perth gegen den Bilderdienst gehalten, ein katholischer Priester sogleich eine Messe las, machte sich der von K. geschürte Fanatismus der Menge in Zerstörung von Altären, Bildern und Reliquien Luft. Der Religionskrieg endete 1560 damit, daß in Rücksicht der Lehre und des Gottesdienstes die schottische Kirche den presbyterianisch-reformierten Typus annahm. Als nach dem Tode der Regentin Maria Stuart in ihr Geburtsland heimkehrte und an ihrem Hof den katholischen Gottesdienst einführte (1561), trat ihr K. in einer Weise entgegen, welche deutlich die Stellung eines Elias gegenüber der Isebel als Vorbild erkennen ließ. Ein deshalb gegen ihn eingeleiteter Hochverratsprozeß endete mit seiner Freisprechung (1563), welcher die Absetzung der Königin im Sommer 1567 folgte. Auch daran war K. wesentlich beteiligt. Marias Anhänger vertrieben ihn zwar 1571 aus Edinburg, doch kehrte er nach Wiederherstellung der Ruhe dahin zurück und

starb 24. Nov. 1572 daselbst. Der Regent Graf Morton sprach bei seiner Beerdigung die charakteristischen Worte: »Hier liegt der Mann, der sich nie vor einem Menschenantlitz fürchtete«. Unter seinen Schriften (zuletzt hrsg. von Laing, Edinb. 1864, 6 Bde.) befindet sich die Quellenschrift »History of the reformation of religion within the realm of Scotland« (Lond. 1586). Vgl. M'Crie, The life of John K. (neue Ausg., Lond. 1874; deutsch im Auszug von Planck, Götting. 1817); Brandes, J. K. (Elberf. 1862); Lorimer, John K. and the church of England (Lond. 1875); Taylor, John K. (das. 1884).

Knoxville (spr. nóckswill), Stadt im O. des nordamerikan. Staats Tennessee, im fruchtbaren Thal des schiffbaren Holston, hat eine Universität (1807 gegründet), eine landwirtschaftliche Schule, ein Irrenhaus, eine Taubstummenanstalt, bedeutende Glasfabrikation und (1880) 9693 Einw. K. wurde 1789 angelegt und war 1794–1817 Hauptstadt des Staats.

Knth., bei botan. Namen Abkürzung für K. S. Kunth (s. d.).

Knüllgebirge, Berggruppe in der preuß. Provinz Hessen-Nassau, zwischen der Fulda und Schwalm, besteht in weitester Ausdehnung aus Buntsandstein, in dem eigentlichen K. aber, bei Schwarzenborn (Knüllköpfchen, 636 m hoch), aus Basalt und ist mit schönen Wäldern, Wiesen und Weiden bedeckt.

Knuphis (Chnuphis), s. Chnum.

Knurrhahn (Trigla *C. V.*), Gattung aus der Ordnung der Stachelflosser und der Familie der Panzerwangen (Cataphracti), kleine oder mittelgroße, kräftig gebaute Fische mit verhältnismäßig sehr großem, fast vierseitigem, in einen rauhen Panzer gehülltem Kopf, zwei getrennten Rückenflossen, drei freien, gegliederten Strahlen vor den großen Brustflossen, Bürstenzähnen und äußerst kleinen Schuppen; sie geben außerhalb des Wassers einen grunzenden oder knurrenden Laut von sich, der durch Aneinanderreiben der Kiemendeckelknochen entsteht, auch will man an einzelnen Arten Phosphoreszenz beobachtet haben. Der gemeine K. (Trigla pini *Bl.*), 50–60 cm lang, auf dem Rücken bräunlich, am Bauch hellrosenrot oder weißlich, mit roten Rücken- u. Schwanzflossen, weißen Bauch- und Afterflossen und schwarzen, innen blau gesäumten Brustflossen, bewohnt das Mittelländische und Atlantische Meer, die Nord- und Ostsee, jagt, vorzugsweise in der Tiefe auf sandigem Grund, Krebstiere, Weichtiere und Quallen, schwimmt sehr anmutig, wobei er die Brustflossen wie Flügel benutzt und kriecht am Grund mit Hilfe der fußartigen drei freien Strahlen der Brustflossen. Man jagt ihn des Fleisches halber, bisweilen mit dem Gewehr, wenn er bei stillem Wetter den Kopf über den Wasserspiegel emporstreckt.

Knut (Knud, Kanut), Name mehrerer dän. Könige, von denen besonders bemerkenswert sind:

1) K. der Große, als König von Dänemark K. II., als König von England K. I., Sohn des Königs Sven Gabelbart, dem er 1014 in Dänemark, wo er der christlichen Religion zum Sieg über das Heidentum verhalf, 1015, nach dem Tod Ethelreds II., auch in England folgte, vollendete die Eroberung dieses Landes, ward aber alleiniger Beherrscher desselben erst durch die Emordung des tapfern Edmund Eisenseite (Ironside, 1016). Er stellte sodann auf einer Reichsversammlung die Gesetze Alfreds d. Gr. wieder her, sicherte Dänen und Engländern gleiche Rechte und gleichen Schutz der Person und des Eigentums zu und machte glückliche Eroberungszüge nach Norwegen, dessen Herrschaft er nach König Olafs Ermordung 1028 erwarb, sowie gegen Malcolm, König von Schottland. Seine frühere Grausamkeit zu sühnen, erbaute er Kirchen und Klöster und machte selbst eine Wallfahrt nach Rom 1026, wo er mit dem deutschen König Konrad II. zusammentraf, die Vermählung seiner Tochter Gunhilde mit dessen Sohn Heinrich verabredete und die Mark Schleswig abgetreten erhielt. Er starb 11. Nov. 1035 in Shaftesbury. Vermählt war er mit Emma, der Witwe Ethelreds. Sein Testament bestimmte seinem ältesten Sohn, Sven, Norwegen, dem zweiten, Harald, England, dem dritten, Hardiknut, Dänemark.

2) K. VI., König von Dänemark, Sohn Waldemars I., d. Gr., geb. 1162, folgte seinem Vater 1182, nachdem er einen Aufstand gegen seine Thronbesteigung, die ohne Wahl durch das Volk erfolgt war, niedergeschlagen, verweigerte Kaiser Friedrich I. die Lehnshuldigung und trat als Schwiegersohn Heinrichs des Löwen auf die Seite der Feinde der Hohenstaufen. Den Lehnsfürsten Friedrichs, den Herzog Bogislaw von Pommern, nötigte er 1185, die dänische Oberlehnshoheit anzuerkennen und Tribut zu zahlen. Auch die Obotritenfürsten zwang er zur Unterwerfung und nannte sich von 1189 ab König der Dänen und Slawen. Adolf von Schauenburg entriß er 1200 Dithmarschen und Rendsburg, eroberte 1201 Lübeck und unterwarf 1202 auch Hamburg. Aber schon 11. Nov. 1202 starb er ohne Erben; ihm folgte sein jüngerer Bruder, Waldemar II., der Sieger.

Knute, die russische, aus Lederriemen geflochtene Peitsche; übertragen die Körperstrafe in Rußland, bei welcher der Verbrecher zwischen zwei Pfählen aufrecht stehend angebunden und auf den entblößten Rücken mit der K. geschlagen wurde; eine Strafe, die bei schweren, aber auch bei politischen Verbrechen zur Anwendung kam. In der Regel standen 100 und mehr Schläge der Todesstrafe gleich. Der dazu Verurteilte starb oft noch vor der Vollendung des Strafaktes; überstand er ihn, so war lebenslängliche Verbannung nach Sibirien sein Los. Unter Nikolaus I. trat eine dreischwänzige Peitsche (Pleti) an die Stelle der K., welche jedoch von Alexander II. ebenfalls abgeschafft worden ist.

Knutsford (spr. nöttsförd), Stadt in Cheshire (England), 18 km von Manchester, hat lebhaften Produktenhandel und (1881) 4290 Einw.

Knüttelverse, Verse, wie man sie aus dem Stegreif, zum Scherz, in Gelegenheitsgedichten macht, mit größtmöglicher Freiheit in Reim und Rhythmus, doch meist mit paarweise folgenden Reimen und vier Hebungen in der Verszeile. Diese K. sind ursprünglich die Versform, welche im 16. Jahrh. die herrschende war und ihrerseits wieder auf der Fortbildung der mittelhochdeutschen kurzen Reimpaare beruhte, seit Opitz' Zeit aber unter eintretender Mißkennung ihrer Gesetze dem Spott und der Verwilderung anheimfiel und nur noch in den Kreisen der volksmäßigen Gelegenheitsdichter fortlebte. Von spätern Dichtern bedienten sich zum Behuf volkstümlich-naiver und anmutiger Ausdrucksweise des Knüttelverses als einer besondern Kunstform: Zachariä (»Fabeln«), Goethe (im Gedicht »Hans Sachs«, in den ältern Teilen des »Faust« 2c.), Wieland (»Titanomachie«), Schiller (»Wallensteins Lager«), Kortum (»Jobsiade«) u. a. Der Name, dessen Ursprung nicht ganz sicher ist, kam erst im 18. Jahrh. auf; vorher findet man in dem gleichen Sinn Knüppelhardus angewendet.

Knutwil, Badeort im schweizer. Kanton Luzern, Bezirk Sursee, im anmutigen Thalgrund der Suren gelegen, mit (1880) 1061 Einw. und einer Mineral-

quelle, die gegen Rheumatismen, Gicht, Bleichsucht, Skrofeln ꝛc. angewendet wird. Eine Molkenkuranstalt ist damit verbunden.

Knutzen, Martin, geb. 1703 zu Königsberg, gest. 1751 daselbst als Professor der Logik und Metaphysik, hat als Anhänger der Wolffschen Schule die Schriften: »Elementa philosophiae rationalis« (Königsb. 1747, neue Aufl. 1771), »Systema causarum efficientium« (Leipz. 1745) und »Von der immateriellen Natur der Seele« (Frankf. 1744), »worin er die Einheit des Selbstbewußtseins zum Beweisgrund der unkörperlichen Natur und Unsterblichkeit der Seele macht«, veröffentlicht. Für die Geschichte der Philosophie hat er nur insofern Bedeutung, als er Kants Lehrer gewesen und dieser durch ihn in der ersten (Wolffschen) Periode seines Philosophierens beeinflußt worden ist. Vgl. B. Erdmann, Martin K. und seine Zeit (Leipz. 1876).

Knyschin, Stadt im russ. Gouvernement Grodno, Kreis Bialystok, an der Eisenbahn von Brest-Litowsk nach Grajewo, hat eine griechisch-katholische und eine römisch-kath. Kirche und (1880) 4247 Einw., die vorzugsweise in Tuchfabriken arbeiten. – K. war ehemals ein Lieblingsaufenthalt des polnischen Königs Siegmund August, der hier Auerochsen jagte, ein Gestüt mit 3000 Zuchtpferden arabischer, türkischer, spanischer und englischer Rasse anlegen ließ und hier 1572 auch starb. In K. hatten die Calvinisten ihre erste Buchdruckerei errichtet, und von hier aus verbreitete sich der Calvinismus über Litauen und Polen. Nach den Schwedenkriegen geriet K. in gänzlichen Verfall.

Ko, Stadt, s. Kos.

Koadamit (neulat.), Zeitgenosse Adams, nach der Lehre derer, welche mehr als ein Stammpaar des Menschengeschlechts annehmen.

Koadjutor (lat., »Gehilfe«), in der katholischen Kirche der einem Pfarrer zeitweilig beigeordnete Geistliche oder der einem Bischof für die Verwaltung gewisser Funktionen beigeordnete Prälat, gewöhnlich auf die Lebenszeit desselben und zwar mit dem Anspruch auf Nachfolge im Bistum ernannt.

Koagulationsnekrose, Tod tierischer Gewebe mit Gerinnung der abgestorbenen Organteile.

Koagulieren (lat., gerinnen) nennt man den Übergang eines Eiweißkörpers aus dem löslichen in den unlöslichen Zustand, wenn sich der Eiweißkörper dabei aus seiner Lösung abscheidet. Eiweißlösungen gerinnen schon beim Erhitzen, Käsestofflösungen (z. B. die Milch) durch eine Säure oder durch Lab. Eine solche, Koagulation bewirkende Substanz nennt man koagulierendes Mittel, den in Flocken ausgeschiedenen Eiweißkörper das Gerinnsel oder Koagulum.

Koaks, s. Koks.

Koala, s. Bär, australischer.

Koalisieren (koaleszieren, lat.), verbinden, sich verbünden; Koalisierte, s. v. w. Alliierte, Verbündete.

Koalition (lat.), Verbindung, Verbündung, namentlich im politischen Leben die Verbindung einzelner Parteien oder einzelner Staaten miteinander zu einem bestimmten Zweck (vgl. Allianz); daher Koalitionsministerium, ein aus verschiedenen Parteien (z. B. in England aus Whigs und Tories) zusammengesetztes Ministerium. Von besonderer Wichtigkeit ist das Koalitionsrecht, d. h. das Recht der freien Vereinigung der Lohnarbeiter zur Besserung ihrer Lage, also auch zur gemeinsamen Regelung der Bedingungen ihrer Arbeitsverträge. Die gesetzliche Anerkennung dieses Rechts kann nach allgemeinen Rechtsgrundsätzen nur für die erwachsenen männlichen Arbeiter in Frage kommen. Für diese ergibt sie sich als ein natürliches Recht schon aus dem Wesen des Rechtsstaats. Aus dem Grundprinzip desselben, der Freiheit und Rechtsgleichheit der Person, folgt, daß der Einzelne seine Kraft benutzen könne, um seine Lage zu verbessern, soweit er nicht erworbene Rechte Dritter verletzt oder das Gesamtwohl schädigt. Wie nun keine Verletzung der Rechte Dritter und keine Schädigung des Gesamtwohls in dem Streben des einzelnen Arbeiters liegt, seinen niedrigen Lohn zu erhöhen, eine inhumane Arbeitszeit, eine gesundheitsschädliche Arbeitsart oder sein Interesse sonst schädigende Bestimmungen des Arbeitsvertrags, resp. der Arbeits- (Fabrik-) Ordnung zu beseitigen, so ist dies ebensowenig an sich der Fall, wenn der Arbeiter sich in diesem Streben mit andern verbindet. Die Gewährung jenes Rechts ist aber in der modernen Volkswirtschaft auch durch sozialpolitische Gründe geboten. Der einzelne Lohnarbeiter steht in ihr dem großen Unternehmer bei der Abrede der Arbeitsbedingungen in einer sehr ungleichen Lage gegenüber. Dieser setzt die Arbeitsbedingungen fest, der einzelne Arbeiter hat meist nur die Wahl, ob er dieselben annehmen will oder nicht, und hat infolge seiner Armut in der Regel nicht einmal die Freiheit der Wahl; die wirtschaftliche Übermacht des Unternehmers bringt ihm eine Reihe von Nachteilen. Erst die Vereinigung mit andern beseitigt für die Arbeiter diese ungünstige Lage und ermöglicht es ihnen, ihre berechtigten Ansprüche dem Arbeitgeber gegenüber durchzusetzen, sie erst macht die rechtliche Freiheit und Gleichberechtigung der Arbeiter beim Abschluß des Arbeitsvertrags auch zu einer wirklichen. Es kommt hinzu, daß die gesetzliche Anerkennung des Koalitionsrechts als Vereins- und Agitationsfreiheit die für eine friedliche soziale Reform unentbehrliche Organisation von Arbeiterverbänden (s. Gewerkvereine) ermöglicht. Die Vereins- und Agitationsfreiheit darf aber keine unbedingte sein. Wird das Koalitionsrecht angewendet zu einer gemeinsamen Arbeitseinstellung (Streik), so darf diese an sich berechtigte Freiheit nicht so weit gehen, daß streikende Arbeiter auf Widerstrebende einen Zwang (durch Drohung, Ehrverletzung, Verrufserklärung, Mißhandlung, Sachbeschädigung ꝛc.), sich ihnen anzuschließen, resp. von der gemeinsamen Verabredung zurückzutreten, ausüben dürfen. Dies muß als widerrechtliche Freiheitsbeschränkung Dritter verboten und bestraft werden. Und ferner darf die K. der Arbeiter nicht den gewaltsamen Umsturz der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung bezwecken, noch in gemeingefährlicher Weise den öffentlichen Frieden stören.

Das Koalitionsrecht ist erst in neuerer Zeit zu einem Rechte des Arbeiterstandes geworden, die vorerwähnten Schranken sind überall gezogen. Früher war in allen Staaten die K. verboten und strafbar. Die Aufhebung der Koalitionsverbote erfolgte zuerst in England (Gesetz vom 21. Juni 1824; Gesetz vom 6. Juli 1825), es wurde aber damals noch aus sicherheitspolizeilichen Rücksichten eine Strafbarkeit der K. beibehalten. Diese Schranke wurde 1859 (Gesetz vom 19. April 1859) beseitigt und das Koalitionsrecht weiter geregelt durch die beiden Gesetze vom 29. Juni 1871 (betreffend die Trades' unions und The criminal law amendment) und durch das Verschwörungs- und Vermögensschutzgesetz vom 15. Aug. 1875. In den andern Staaten wurde das Koalitionsrecht gewährt: in Frankreich 1864 (Gesetz vom 25. Mai 1864; es blieb aber noch das Associationsverbot bestehen, bis das Gesetz vom 21. März 1884 auch dieses aufhob), in Belgien 1866 (Gesetz vom 31. Mai), in

Österreich 1870 (Gesetz vom 7. April), in Deutschland in den meisten Staaten erst mit der Gewerbeordnung von 1869 (§ 152, 153), in einzelnen schon im Anfang der 60er Jahre, in Holland 1872 (Gesetz vom 12. April) ꝛc. In Italien ist, ausgenommen in Toscana, die K. zum Zweck der Lohnerhöhung nach dem Code pénal, Art. 385—389, noch heute strafbar, im übrigen herrscht völlige Associationsfreiheit.

Koaptation (lat.), das Anpassen, die mechanische Vereinigung; s. Knochenbrüche, S. 879.

Koätän (lat.), gleichalterig.

Koba (Kuba), abessin. Flüssigkeitsmaß, = 1,0159 Lit.

Koba, Landschaft an der Küste von Westafrika, zwischen den Flüssen Pongo und Dembia, 660 qkm (12 QM.) groß, wurde nebst dem südlichen, vom Dembia bis zum Dubreca reichenden, 1650 qkm (30 QM.) großen Capitay 1884 durch den Stuttgarter Kaufmann Colin von den einheimischen mohammedanischen Fürsten erworben. Nachdem im Januar 1885 beide Landschaften unter deutschen Schutz gestellt worden waren, gab Deutschland seine Ansprüche auf Reklamation Frankreichs auf, das bereits 3. Sept. 1884 das ganze Bramayagebiet, zu dem die beiden Länder gehören, unter sein Protektorat genommen hatte.

Kobäe, s. Cobaea.

Kobalt Co, Metall, findet sich nicht gediegen, mit Schwefelverbindungen als Kobaltkies Co_3S_4 (mit 11—25,6 Proz. K.), mit Arsen als Tesseralkies $CoAs_3$, mit Nickel, Eisen und Arsen als Speiskobalt $(CoNiFe)As_2$ (mit 3—24 Proz. K.), mit Eisen, Arsen und Schwefel als Kobaltglanz $(CoFe)(AsS)_2$ (mit 30—34 Proz. K.), mit Mangan und Sauerstoff als schwarzes Erdkobalt, mit Arsen und Sauerstoff als rotes Erdkobalt ꝛc. Die Kobalterze finden sich in Begleitung von Nickel-, Wismut-, oft auch von Silber- und Kupfererzen, fast alle Nickelerze enthalten auch K., und sehr häufig ist in den Kobalterzen das K. teilweise durch Eisen, Mangan oder Nickel ersetzt. Ein geringer Kobalt- und Nickelgehalt findet sich im Roheisen und im Meteoreisen. Zur Gewinnung von K. und von Kobaltpräparaten verarbeitet man meist arsenhaltige Kobalterze, welche durch Röstung für sich oder mit Kohlenklein möglichst vollständig von Schwefel und Arsen befreit werden und als Zaffer, Safflor, Kobaltsafflor in den Handel kommen. Dies geröstete Produkt enthält im wesentlichen Kobaltoxydul und Kobaltoxyd, arsensaures und arsenigsaures Kobaltoxydul und wird in der Porzellan-, Fayence- und Glasfabrikation als Farbmaterial, auch zur Darstellung von Schmalte und zum Blaufärben des Glases benutzt. Man unterscheidet ordinären (OS), mittlern (MS) und feinen Zaffer (FS und FFS). Zaffer ist die unreinste Sorte der im Handel vorkommenden Kobaltoxyde. Zur Darstellung reinerer Präparate werden die gerösteten Erze oder Speisen und Leche der Nickelwerke in Salzsäure gelöst und aus der Lösung Arsen, Kupfer, Blei, Wismut durch Schwefelwasserstoff gefällt. Die vom Niederschlag getrennte Flüssigkeit erhitzt man mit Chlorkalk und fällt dann das Eisen durch Kalk. Aus der dünnter Salzsäure und Schwefelsäure, leichter in Salpetersäure; die Lösungen sind rot und enthalten Chlorür oder Oxydulsalz. K. ist zweiwertig; doch enthalten viele Verbindungen Co_2, und diese Atomgruppe ist sechswertig. Mit Sauerstoff bildet es Kobaltoxydul Co, Kobaltoxyd Co_2O_3, Kobaltoxyduloxyd Co_3O_4 und Kobaltsäure. Unter gewöhnlichen Umständen geschmolzen, ist das K. porös, kristallinisch, läßt sich weder hämmern, noch walzen. Durch einen umsichtig geleiteten Garungsprozeß und durch Zusatz von 0,12 Proz. Magnesium wird es aber hämmerbar und dehnbar und nimmt in der Kälte große Härte an. Die Gußstücke zeigen zugleich große Dichtigkeit neben einer dem Gußstahl beinahe gleichkommenden Festigkeit und Zähigkeit. In der Weißglut läßt sich K. mit Stahl und Eisen vollkommen zusammenschweißen. Man benutzt K. zum Überziehen von andern Metallen mit Hilfe der Galvanoplastik, da es sich gegen atmosphärische Einflüsse ebenso widerstandsfähig erweist wie Nickel, aber schönere Farbe und größere Härte und Zähigkeit besitzt, und in Zukunft dürfte auch das Plattieren von Eisen mit K. wichtig werden, da derartige Bleche zu Kochgeschirren, Laboratoriumgefäßen ꝛc. gut verwendbar sein würden. Außerdem werden aus den Kobalterzen viele Farbepräparate dargestellt. Die Kobaltindustrie ist am meisten im Erzgebirge und in Ungarn entwickelt, kleinere Werke gibt es in Hessen-Nassau, an der Nahe, am Harz ꝛc. Norwegen liefert Schmalte und Erze für England, welches letztere auch aus Nordamerika und Chile bezieht. Durch die Konkurrenz des Ultramarins hat die Kobaltindustrie sehr gelitten. Kobalterze fanden im Altertum nur sehr beschränkte und unsichere Anwendung zum Blaufärben von Glas. Schürer entdeckte im 16. Jahrh. im Erzgebirge die Darstellung blauen Kobaltglases, und im Anfang des 17. Jahrh. wurde das Blaufarbenwerk bei Johanngeorgenstadt gegründet. Der Name K. war schon gegen Ende des 15. Jahrh. gebräuchlich und ist wahrscheinlich von Kobold (Berggeist) entnommen, indem die Bergleute jedes Erz, welches beim Schmelzen kein Metall lieferte, als Erzeugnis eines bösen Berggeistes betrachteten. Das Kobaltmetall wurde 1735 von Brandt entdeckt, aber erst in den letzten Jahren begann man es für die Technik zu verwerten, und die Herstellung schmiedbaren Kobalts datiert aus den Jahren 1879 und 1880.

Kobaltbeschlag, s. Kobaltblüte.

Kobaltblau (Kobaltultramarin, Thénards Blau, Königsblau), blaue Farbe, besteht im wesentlichen aus Kobaltoxydul und Thonerde und wird durch Glühen eines innigen Gemisches von phosphorsaurem Kobaltoxydul mit Thonerdehydrat oder von Alaun mit schwefelsaurem Kobaltoxydul erhalten. Mit arsensaurem Kobaltoxydul und Thonerdehydrat dargestelltes K. bildet das Leidener (Leithener), Wiener Blau. K. hat rötlichen Stich, wenn es aber mit Zusatz von etwas Zinkoxyd bereitet wurde, ist es rein blau. Es ist dem Ultramarin ähnlich, aber viel beständiger, sehr feurig, deckt nicht vollkommen und erscheint bei Lampenlicht violett. Es dient zu

pfirsichblütrot, perlmutterglänzend, durchscheinend, Härte 2,5, spez. Gew. 2,9, besteht aus arsensaurem Kobaltoxydul $Co_3As_2O_8+8H_2O$ mit 37,56 Proz. Kobaltoxydul, von welchem jedoch einige Prozente durch Eisenoxydul oder Kalkerde vertreten sind. Die K. findet sich auf Lagerstätten der Kobalterze, besonders mit Speiskobalt, und ist durch Oxydation des letztern und kobalthaltiger Kiese entstanden und ausgeglüht. Der Kobaltbeschlag ist ein Gemenge von K. und arseniger Säure. Fundorte: Biber und Richelsdorf in Hessen, Kamsdorf, Schneeberg, Annaberg, Wittichen im Schwarzwald, Geier in Tirol, Joachimsthal und Platten in Böhmen, Norwegen und Schweden. Wo K. und Kobaltbeschlag in größerer Menge vorkommen, werden sie mit andern Kobalterzen in den Blaufarbenwerken benutzt.

Kobaltbronze, metallglänzendes, violettes, schuppiges Pulver, besteht aus phosphorsaurem Kobaltoxydulammoniak, läßt sich auf der Haut wie Talk verreiben und findet besonders beim Tapeten- und Buntpapierdruck Anwendung.

Kobaltchlorür (Chlorkobalt) $CoCl_2$ entsteht beim Lösen von Kobaltoxyd oder Kobaltoxydul in Salzsäure; die rosenrote Lösung gibt beim Verdampfen dunkelrote Kristalle mit 6 Molekülen Kristallwasser und beim Verdampfen zur Trockne wasserfreies blaues K. Dies sublimiert beim Erhitzen in Chlor in blauen Kristallschuppen, welche auch bei Einwirkung von Chlor auf Kobalt entstehen. Sie ziehen an der Luft langsam Wasser an, werden rot und lösen sich dann leicht in Wasser und Alkohol. Die rote Lösung wird beim Erhitzen und durch konzentrierte Salzsäure blau, beim Erkalten wieder rot. Mit verdünnter Lösung geschriebene Züge sind nach dem Trocknen unsichtbar, treten beim Erwärmen blau hervor, weil das wasserfreie Salz viel intensiver gefärbt ist als das wasserhaltige, und verschwinden wieder beim Erkalten. Hierauf gründet sich die Benutzung von K. zu sympathetischer Tinte und zu den sogen. Barometerblumen (mit K. gefärbte Leinwand), welche in feuchter Luft rot, in trockner blau erscheinen, mit dem Barometer und der Vorhersage des Wetters aber nichts zu thun haben. Enthält das K. etwas Nickelchlorür, so erscheint das wasserfreie Salz grün. K. resultiert sehr allgemein bei der Verarbeitung der Kobalterze und bildet insofern den Ausgangspunkt für die Gewinnung der übrigen Kobaltpräparate.

Kobaltgelb (Indischgelb), gelbe Farbe, besteht aus salpetrigsaurem Kobaltoxydkali $K_6Co_2N_{12}O_{24}$, wird aus einer Lösung von salpetersaurem Kobaltoxydul durch salpetrigsaures Kali als gelber kristallinischer Niederschlag gefällt, ist schwer löslich und, weil es leicht vollkommen rein dargestellt werden kann, für die Erzielung reiner und schöner blauer Nüancen in der Glas- und Porzellanmalerei und für die Emaillierkunst wichtig, auch dient es als gelbe Öl- und Aquarellfarbe

Kobaltglanz, s. Glanzkobalt.

Kobaltglas, s. Schmalte.

Kobaltgrün (Rinmanns Grün), grüne Farbe, wird erhalten, indem man Kobaltchlorür mit Zinkchlorid in Wasser löst, die Lösung mit kohlensaurem Natron fällt, den Niederschlag auswäscht, trocknet von Thonerdehydrat, Chromhydroxyd und kohlensaurem Kobaltoxydul erhalten.

Kobaltin, s. Glanzkobalt.

Kobaltkies (Linnéit), Mineral aus der Ordnung der einfachen Sulfuride, kristallisiert tesseral, findet sich auch derb und eingesprengt, ist glänzend, rötlich silberweiß, häufig gelblich, dabei fast immer rötlich angelaufen, Härte 5,5, spez. Gew. 4,9. K. ist Schwefelkobalt Co_3S_4 mit 58 Proz. Kobalt, enthält aber fast immer mehr oder weniger Nickel, welches das Kobalt, oft mehr als zur Hälfte, ja bis zu 42 Proz., isomorph vertritt (Kobaltnickelkies). Minder häufig und beträchtlich enthält K. Kupfer und Eisen. K. kommt vor zu Riddarhytta in Schweden, bei Müsen (nickelreich), in Missouri.

Kobaltmanganerz (Asbolan, schwarzer Erdkobalt, Kobaltschwärze, Schwarzkobalterz), Mineral aus der Ordnung der Hydroxyde, findet sich nur amorph, trauben- und nierenförmig, stalaktitisch, als Überzug, derb und eingesprengt, ist bläulichschwarz, schimmernd bis matt, undurchsichtig, Härte 1—1,5, spez. Gew. 2,1—2,2, besteht aus Kobaltoxyd und Kupferoxyd mit Mangansuperoxyd und Wasser $(CuCo)O+2MnO_2+4H_2O$, enthält aber auch Eisen, Kupfer, Baryt und Kali. Fundorte: Kamsdorf, Saalfeld, Glücksbrunn, Richelsdorf. K. wird mit andern Kobalterzen zur Blaufarbenfabrikation benutzt.

Kobaltoxyd Co_2O_3 entsteht beim Erhitzen von salpetersaurem Kobaltoxydul als dunkelbraunes Pulver, welches bei hoher Temperatur in Oxydul übergeht, in Salzsäure unter Entwickelung von Chlor, in Schwefelsäure und Salpetersäure unter Entwickelung von Sauerstoff sich löst. Ähnlich verhält sich das braunschwarze Kobalthydroxyd $Co_2H_6O_6$, welches entsteht, wenn man Kobalthydroxydul in Wasser mit Chlor behandelt oder salpetersaures Kobaltoxydul mit Chlorkalklösung fällt. Versetzt man Chlorkalklösung mit einer sehr geringen Menge eines Kobaltoxydulsalzes und kocht, so wird der ganze Sauerstoffgehalt des Chlorkalks gleichmäßig entwickelt. Salpetrigsaures Kali fällt aus Kobaltoxydulsalzlösungen salpetrigsaures Kobaltoxydkali (s. Kobaltgelb).

Kobaltoxyde des Handels, verschiedene Präparate, teils oxydische, teils geröstete arsen- und schwefelhaltige Erze (Zaffer, s. Kobalt), teils auch reinere Präparate, welche meist nach geheim gehaltenem Verfahren dargestellt werden, aber selten mehr als 74—75 Proz. Kobaltoxydul enthalten. Nur das von den sächsischen Blaufarbenwerken gelieferte schwarze Oxyd (RKO) und feinfeine Kobaltoxyd (FFKO) ist ziemlich rein. Außerdem kommen vor: ordinärer, mittlerer, feiner und feinfeiner Safflor (OS, MS, FS und FFS), phosphorsaures Kobaltoxydul oder rotes Oxyd (PKO), arsensaures Kobaltoxydul (AKO) und kohlensaures Kobaltoxydul (KOH), Kobaltoxydul (PO). Über andre Präparate s. die einzelnen Artikel. Die Anwendung der K. als blaue Farbe für Glas, Email, Porzellan, Glasuren beruht auf ihrer Löslichkeit im schmelzenden Glas. Das Hauptmaterial für die Darstellung bilden Speis- und Glanzkobalt, seltener Erdkobalt. Bei dem häufigen Zu-

Kobaltoxydul CoO entsteht bei gelindem Erhitzen von Kobalthydroxydul CoOHO, welches als rosenroter Niederschlag gefällt wird, wenn man gekochte Kobaltoxydulsalzlösung in siedende Kalilauge tröpfelt. K. ist hellbraun oder grünlichbraun, luftbeständig, gibt beim Erhitzen an der Luft Kobaltoxyduloxyd, färbt Glasflüsse schön blau, bildet mit Säuren die Kobaltoxydulsalze (s. d.) und dient zur Darstellung zarter Farben. Erhitzt man Thonerdehydrat mit Kobalthydroxydul, oder Thonerde mit salpetersaurem K., so entsteht Kobaltaluminat $CoAl_2O_4$, das Kobaltblau (s. d.). Eine ähnliche Verbindung mit Zinkoxyd bildet das Kobaltgrün (s. d.).

Kobaltoxydulsalze finden sich zum Teil in der Natur in mehreren Mineralien und werden durch Lösen von Kobaltoxydul und kohlensaurem Kobaltoxydul in Säuren oder, soweit sie unlöslich sind, durch Wechselzersetzung erhalten. Sie sind im wasserfreien Zustand meist blau, im wasserhaltigen rot. Aus der roten Lösung fällt Ammoniak blaues basisches Salz, welches an der Luft grün und blaugrau, beim Erhitzen schmutzig blaßrot wird und sich in überschüssigem Ammoniak mit brauner Farbe löst; diese Lösung wird an der Luft dunkler und endlich schön rot. Schwefelwasserstoff fällt saure Lösungen nicht, Schwefelammonium fällt braunschwarzes Schwefelkobalt, Oxalsäure fällt rosenrotes kristallinisches Oxalat. Schwefelsaures Kobaltoxydul $CoSO_4$ findet sich als Kobaltvitriol oder Bieberit, entsteht beim Lösen von Kobaltoxydul in Schwefelsäure, wird auch bei der Entsilberung nickel- und kobalthaltigen Schwarzkupfers mit Schwefelsäure gewonnen, bildet karmesinrote, luftbeständige Kristalle mit 7 Molekülen Kristallwasser, schmeckt schwach stechend, metallisch, löst sich leicht in Wasser, nicht in Alkohol, dient zur Darstellung andrer Kobaltpräparate und zum Überziehen andrer Metalle mit Kobalt. Salpetersaures Kobaltoxydul $Co(NO_3)_2+6H_2O$ ist zerfließlich, dient zur Darstellung von Kobaltfarben und als Kobaltsolution in der chemischen Analyse. Phosphorsaures Kobaltoxydul $Co_3(PO_4)_2$ wird aus Kobaltoxydulsalzlösungen durch phosphorsaures Natron gefällt, ist rot, wird beim Erhitzen rotviolett bis violettblau. Es bildet das Kobaltrosa (s. d.). Arsensaures Kobaltoxydul $Co_3(AsO_4)_2+8H_2O$ findet sich als Kobaltblüte, wird aus Kobaltoxydulsalzlösungen durch arsensaures Kali rot gefällt, entsteht auch als Chaux métallique, wenn man durch Schmelzen von Kobalterzen mit Quarz und Pottasche eisenfreies Arsenkobalt erzeugt und dies röstet, und dient zur Darstellung von Kobaltfarben. Vgl. Kobaltrosa. Der Zaffer (Kobaltsafflor) ist unreines basisches arsensaures Kobaltoxydul. Kieselsaures Kobaltoxydul findet sich in den mit Kobalt blau gefärbten Gläsern, also besonders in der Schmalte, wird aus Kobaltoxydulsalzlösungen durch kieselsaures Kali gefällt und in der Porzellanmalerei sowie zur Darstellung sehr reiner Schmalte benutzt; man stellt es in Schweden im großen dar.

Kobaltrosa (Kobaltrot, Kobaltviolett), rote Farbe, besteht aus phosphorsaurem Kobaltoxydul $Co_3(PO_4)_2$, wird aus einer Lösung von Kobaltchlorür oder schwefelsaurem Kobaltoxydul durch phosphorsaures Natron gefällt, ist nach dem Trocknen rosa, wird aber beim Erhitzen rotviolett, violett bis blau. Man benutzt es in der Kattun- und Tapetendruckerei, auch als Ölfarbe, das gewöhnliche phosphorsaure Kobaltoxydul des Handels (PKO) aber zum Färben von Glas und in der Porzellanmalerei. Eine Verbindung des Salzes mit Ammoniak bildet die Kobaltbronze. Ein andres K. besteht aus arsensaurem Kobaltoxydul $Co_3(AsO_4)_2$ und wird erhalten, indem man die arsenhaltigen Erze mit Pottasche und etwas Quarzsand schmelzt und das erhaltene Arsenkobalt durch Erhitzen an der Luft oxydiert. Dies Präparat geht im Handel als rotes Kobaltoxyd (AKO) und dient in der Porzellan- und Glasmalerei. In England benutzt man ein ziemlich reines, schön rotes arsensaures Kobaltoxydul unter dem Namen Chaux métallique als Malerfarbe.

Kobaltsafflor, s. Kobaltoxydulsalze.

Kobaltschwärze, s. v. w. Kobaltmanganerz.

Kobaltsolution, s. Kobaltoxydulsalze.

Kobaltultramarin, s. v. w. Kobaltblau.

Kobaltviolett, s. Kobaltrosa.

Kobaltvitriol (Bieberit), Mineral aus der Ordnung der Sulfate, kristallisiert monoklinisch, findet sich meist stalaktitisch, als Effloreszenz, blaß rosenrot, besteht aus schwefelsaurem Kobaltoxydul $CoSO_4+7H_2O$ mit ca. 4 Proz. Magnesia; findet sich bei Bieber und Siegen.

Koban (Kobang, Rio), früher (bis 1871) Goldmünze in Japan, vor Eröffnung der Häfen à 4 Ichibu (Gold : Silber = 4,6 : 1), dann = 14 Ichibu. 1860 wurden neue Kobans, dem allgemeinen Gold- und Silberverhältnis entsprechend, ausgegeben. Die verschiedenen Arten des K. schwankten im Wert zwischen 43,15 und 14,63 Mk.

Kobbe, Theodor Christoph August von, Dichter und Schriftsteller, geb. 8. Juni 1798 zu Glückstadt, studierte in Heidelberg und Kiel, ward 1820 Assessor bei einem holsteinischen Landgericht, später Jagdjunker am Hof in Oldenburg, wo er 22. Febr. 1845 starb. K. besaß ein großes gesellschaftliches Talent, das auch in seinen Schriften zu Tage tritt, war reich an witzigen Einfällen und hatte einen kecken, doch nie verletzenden Humor. Wir erwähnen von seinen meist höchst launigen und ergötzlichen Schriften nur: »Des Burschen Erdenwallen« (Brem. 1820); den Roman »Die Schweden im Kloster zu Ütersen« (das. 1830); »Humoristische Skizzen und Bilder« (das. 1831); »Neue Novellen« (Oldenb. 1833, 2 Bde.); »Humoristische Erinnerungen aus meinem akademischen Leben« (Brem. 1840, 2 Bde.) und »Humoresken aus dem Philisterleben« (das. 1841, 2 Bde.). Vgl. Stahr, Theodor v. K. (Oldenb. 1845).

Kobdo (mongol. Chommo, »Festung«), Hauptstadt des gleichnamigen chines. Gouvernements in der westlichen Mongolei, westlich vom Kara-usu-See, am Bujantufluß, in einem weiten, größtenteils von Lehm- und Salzsteppen bedeckten Thal, besteht wie alle chinesischen Grenzstädte aus einer Soldaten- und einer Handelsstadt. Die viereckige Festung wird von hohen, aber zerfallenden Mauern umgeben, enthält die Wohnung des Gouverneurs, hat eine Besatzung von 500 Mann, eine Menge Höfe und viele kleine Gebäude; ein dichter Baumwald verleiht ihr den Charakter eines großen Gartens. Die Handelsstadt besteht aus zwei Längsstraßen und einer Querstraße, von denen die eine Längsstraße mit Pappeln eingefaßt ist und 60–70 Höfe der großen Kaufhäuser enthält, wogegen in der andern nur Läden sind. An den Enden der Stadt befinden sich drei Tempel. Auch jenseit des Flusses liegt ein großer, von Mauern umgebener, prächtiger Tempel mit Wohnungen zahlreicher Lamas. Die Handelsstadt hat etwa 1100 chines. Einwohner. Um sie herum ziehen sich die Zelte nomadisierender Kalmücken. Rußland unterhält in K. einen Konsul und hat große Anstrengungen gemacht, seine Handelsbeziehungen mit K. zu er-

weitern. Bis zur Grenze (303 km) ist über das Gebirge ein Karrenweg angelegt, der dann in einen Saumpfad übergeht. Als Handelsstadt gewinnt K. immer mehr Bedeutung; es passieren dort sowohl die nach dem westlichen Kansu und der westlichen Mongolei gehenden Waren als die aus den chinesischen Besitzungen herstammenden, zum Transport nach Rußland bestimmten.

Kobe, Stadt in Japan, s. Hiogo.

Kobeljaki, Kreisstadt im russ. Gouvernement Poltawa, an der Worskla und Kobeljätschka und an der Eisenbahn Charkow-Jelissawetgrad, mit 9 Kirchen, einer Synagoge, Fabrikation von Leinwand und Wollwaren und (1881) 13,152 Einw. Im Kreis finden bis 40 Jahrmärkte jährlich statt, darunter einige recht ansehnliche.

Kobell, 1) Ferdinand, Maler und Kupferstecher, geb. 7. Juni 1740 zu Mannheim, studierte anfangs in Heidelberg, bis er durch ein Landschaftsgemälde dem Kurfürsten von Bayern bekannt und durch denselben in den Stand gesetzt wurde, ausschließlich seiner Neigung zur Malerei zu leben. Er begab sich zur weitern Ausbildung nach Paris und ward 1798 Kabinettsmaler und Direktor der Galerie zu Mannheim. Er starb 1. Febr. 1799 in München. Seine Gemälde, meist in Berchems Manier gemalt, zeichnen sich durch effektvolle Beleuchtung, der ein glückliches Naturstudium zu Grunde liegt, wie durch fleißige Ausführung, seine radierten Blätter durch Leichtigkeit der Darstellung aus. Von seinen Radierungen, etwa 300, gab Frauenholz in Nürnberg 1809 eine Sammlung heraus unter dem Titel: »Œuvres complètes de F. K.«, eine solche von 178 Blättern Kugler (Stuttg. 1842). Das Verzeichnis seiner Arbeiten verfaßte S. v. Stengel (Nürnb. 1822).

2) Franz, Maler, Bruder des vorigen, geb. 1749 zu Mannheim, bildete sich erst in Mainz für den Kaufmannsstand aus, kehrte aber nach vier Jahren nach Mannheim zurück, um sich der Kunst zu widmen. Kurfürst Karl Theodor sandte ihn 1776 nach Italien, wo sich K. mit Studien nach der Natur und nach Baudenkmälern bis 1785 beschäftigte; er lebte dann in München, wo er als Hofmaler 1822 starb. Die Zahl seiner Landschaften in Öl ist äußerst gering, die seiner Handzeichnungen aber beläuft sich auf 20,000 Blätter.

3) Hendrik, holländ. Maler, geb. 1751 zu Rotterdam, malte und radierte Marinen, welche sich durch Gewandtheit der Ausführung und Lebendigkeit der Schilderung auszeichnen, und starb nach längerm Aufenthalt in England 1782 in seiner Vaterstadt. — Sein Sohn Jan, geb. 1782 zu Utrecht, bildete sich bei W. R. van der Wall, vornehmlich aber durch Studien nach Paul Potter zum Tier- und Landschaftsmaler aus und starb 14. Sept. 1814 in Amsterdam.

4) Wilhelm von, Maler und Radierer, Sohn von K. 1), geb. 6. April 1766 zu Mannheim, war Schüler seines Vaters, studierte dann die Werke der Mannheimer und Düsseldorfer Galerie, besonders die von Wouwerman, und ward 1808 Professor an der Akademie der Künste zu München, wo er, in den Ruhestand versetzt, 15. Juli 1855 starb. Man hat von ihm Schlachtenbilder, Landschaften, Tierstücke u. a. Im Bankettsaal des Festsaalbaues führte er einen Cyklus von Schlachtenszenen aus. Seine Zeichnung ist sehr gewissenhaft, doch leiden seine größern Bilder an trockner Behandlung. Lebendiger sind seine Radierungen und seine Aquatintablätter nach andern Meistern.

5) Franz, Ritter von, Mineralog und Dichter, Sohn Franz v. Kobells (gest. 1779, gest. 1850 als bayrischer Staatsrat), Enkel von K. 1), geb. 19. Juli 1803 zu München, studierte in Landshut besonders Mineralogie und Chemie, wurde 1823 Adjunkt beim Konservatorium der mineralogischen Staatssammlungen zu München, 1826 Professor der Mineralogie daselbst, 1849 Konservator der mineralogischen Staatssammlungen und starb 11. Nov. 1882 in München. K. ist als einer der vorzüglichsten Vertreter der eigentlich mineralogischen und kristallographischen Zweige der Anorganologie anzusehen; er bereicherte die Mineralogie durch viele Untersuchungen, durch die Erfindung des Stauroskops (1855) und mehrere wichtige neue Methoden. Er schrieb: »Charakteristik der Mineralien« (Nürnb. 1830—31, 2 Bde.); »Tafeln zur Bestimmung der Mineralien mittels chemischer Versuche« (Münch. 1833, 12. Aufl. 1884; in viele fremde Sprachen übersetzt); »Grundzüge der Mineralogie« (Nürnb. 1838); »Die Mineralogie, leichtfaßlich dargestellt« (das. 1847; 5. Aufl., Leipz. 1878); »Skizzen aus dem Steinreich« (Münch. 1850); »Die Mineralogie, populäre Vorträge« (Frankf. 1862); »Die Mineralnamen und die mineralogische Nomenklatur« (Münch. 1853); »Die Galvanographie« (deren Erfinder K. ist; das. 1842, 2. Aufl. 1846); »Über die Bildung galvanischer Kupferplatten« (das. 1851); »Geschichte der Mineralogie« (das. 1864); »Zur Berechnung der Kristallformen« (das. 1867). Als Dichter und namentlich als Volksdichter zeichnet er sich, abgesehen von der Gewandtheit, die er in Behandlung zweier ganz verschiedener Dialekte besitzt, durch Phantasie, Innigkeit, Zartheit, echt komische Kraft und einen ergötzlichen Humor aus. Es gehören hierher seine »Gedichte in hochdeutscher, oberbayrischer und pfälzischer Mundart«, die zuerst (Münch. 1839—1841) zusammen, später getrennt erschienen: »Hochdeutsche Gedichte« (das. 1852), »Gedichte in oberbayrischer Mundart« (9. Aufl., Stuttg. 1882), »Gedichte in pfälzischer Mundart« (6. Aufl., das. 1876); »Schnadahüpfln und Sprüchln« (Münch. 1846); »Oberbayrische Lieder mit ihren Singweisen« (das. 1860); »Pfälzische G'schichte« (das. 1863); »Schnadahüpfln und Geschichtln« (das. 1872); »Der Hansl vo' Finsterwald«, »Der schwarzi Veitl«, »'S Kranzner-Resei« (2. Aufl., das. 1876); »Oberbayrische Volksstücke« (2. Aufl., das. 1879). Noch veröffentlichte er: »Die Urzeit der Erde«, Gedicht (Münch. 1856); »Wildanger, Skizzen aus dem Gebiet der Jagd und ihrer Geschichte« (Stuttg. 1859); »Erinnerungen in Gedichten und Liedern« (Münch. 1882). Vgl. Luise v. Kobell, Franz v. K. (Münch. 1884); Haushofer, F. v. K., eine Denkschrift (das. 1884).

Köben, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Breslau, Kreis Steinau, an der Oder, hat eine evangelische, eine katholische und die Ruinen einer evang. Kirche, in welcher der bekannte Liederdichter Johann Heermann von 1611 bis 1638 predigte, ein altertümliches Schloß, eine bedeutende Dampfziegelei, eine Dampfschneidemühle, Braunkohlengruben und (1885) 1106 meist evang. Einwohner.

Kober, in der Gaunersprache s. o. w. Wirt, Herbergsvater für Diebe.

Koberger (Koburger), Anthoni, Buchdrucker und Buchhändler, wirkte 1470—1513 in Nürnberg und druckte in dieser Zeit ca. 276 Werke, die er auch verlegte und vertrieb. Aus einem Nürnberger Bürgergeschlecht stammend, übertrug er mit Erfolg die großen Verhältnisse des Gewerbes und Handels auf den jungen Buchhandel. Er arbeitete mit 24 Pressen

und 100 Gesellen, Setzern, Korrektoren, Druckern, Buchbindern 2c. in fabrikmäßiger Arbeitsordnung. Druck und Papier seiner Folianten, die er auch auswärts, z. B. in Basel und Lyon, drucken ließ, trotzen den Jahrhunderten; die gotischen Typen bildete er wesentlich aus, auch die deutsche Holzschneidekunst förderte er kräftig, indem er die tüchtigsten Holzschneider für seine Werke heranzog; nächst seiner illustrierten deutschen Bibel (1483) ist als erstmaliges großes weltliches Holzschnittwerk Schedels »Buch der Chroniken« (1493) zu nennen, an dem A. Dürer als Lehrling mit arbeitete. K. starb 3. Okt. 1513. Sein Verlag, der 13 große Bibelausgaben aufweist, war wesentlich der scholastischen Gelehrsamkeit gewidmet. Von Nürnberg als Zentrum umspannte er durch eine großartige Organisation das gesamte Litteraturgebiet der lateinischen Kultursprache: Deutschland, Polen, Ungarn, die Schweiz, Italien, Frankreich und die Niederlande; selbständige Faktoreien (z. B. Paris und Ofen), Kräme und Gewölbe in den namhaftesten Städten, Bücherlager bei Geistlichen und Laien dienten seinem umfassenden Hausierhandel mit eignem und fremdem Verlag zur Grundlage. Die hereinflutende Reformationslitteratur legte unter seinen Nachfolgern den Verlag brach, indem diese Luthers Annäherungsversuche, das große Verlagshaus zu gewinnen, von der Hand wiesen und ihre Thätigkeit auf ein umfassendes humanistisches Büchersortiment beschränkten. Vgl. O. Hase, Die Koberger (2. Aufl., Leipz. 1885).

Röberle, Georg, Schriftsteller und Dramaturg, geb. 21. März 1819 zu Ronnenhorn am Bodensee, kam nach Besuch des Gymnasiums zu Augsburg in das von Jesuiten dirigierte Collegium germanicum zu Rom, aus dem er entfloh, um in München Philosophie und Jura zu studieren. In Leipzig, wohin er sich 1845 wandte, schrieb er die Aufsehen machenden »Aufzeichnungen aus dem deutschen Kolleg in Rom« (Leipz. 1846) und begann 1849 seine Laufbahn als Dramatiker mit dem fünfaktigen Drama »Die Mediceer« (Mannh. 1849), dem zunächst die geschichtliche Tragödie »Heinrich IV. von Frankreich« (Leipz. 1851) folgte, die mit dem Festspiel »Des Künstlers Weihe«, dem Schauspiel »Max Emanuels Brautfahrt«, dem Vorspiel »Zwischen Himmel und Erde«, dem Schauspiel »George Washington« und der Tragödie »Die Heldin von Yorktown« zusammen den Inhalt der »Dramatischen Werke« (Stuttg. 1873, 2 Bde.) ausmacht. Dramatiker von wirklichem Beruf, suchte K. durch eine die Jahre 1853—56 umfassende Direktionsführung in Heidelberg sich auch praktische Erfahrungen anzueignen und wurde infolge seiner Reformschrift »Die Theaterkrisis im neuen Deutschen Reich« (Stuttg. 1872) im Oktober 1872 zum Leiter des Karlsruher Hoftheaters ernannt. Ostern 1873 seiner Stelle wieder verlustig gegangen, siedelte er zunächst nach Mannheim, später nach Wien über, wo er gegenwärtig noch lebt, und veröffentlichte seitdem die Schriften: »Meine Erlebnisse als Hoftheaterdirektor« (2. Aufl., Leipz. 1874); »Berliner Leimruten und deutsche Gimpel« (das. 1875, 4 Hefte);

Koberstein, Karl August, ausgezeichneter Litterarhistoriker, geb. 10. Jan. 1797 zu Rügenwalde in Pommern, besuchte die Kadettenanstalten zu Stolpe und Potsdam, seit 1812 das Friedrich Wilhelms-Gymnasium zu Berlin, studierte seit 1816 an der dortigen Universität Philologie, erhielt 1820 eine Adjunktenstelle in Schulpforta, wo er, seit 1824 als Professor, bis zu seinem Tod (8. März 1870) wirkte. Er begann seine litterarische Laufbahn mit der Abhandlung »Über das wahrscheinliche Alter und die Bedeutung des Gedichts vom Wartburgkrieg« (Naumb. 1823), woran sich mehrere Programme über den österreichischen Dichter Peter Suchenwirt (1828—52, 3 Tle.) reihten. Aus seiner Lehrthätigkeit ging hervor seine »Laut- und Flexionslehre der mittelhochdeutschen und neuhochdeutschen Sprache« (Halle 1862; 4. Aufl. von Schade, 1878). Sein Hauptwerk, der »Grundriß der Geschichte der deutschen Nationallitteratur«, in der ersten Auflage (Leipz. 1827) nur als Leitfaden für den Gymnasialunterricht entworfen, wurde in der vierten Bearbeitung (das. 1847—1866) zu einem umfassenden Handbuch der Geschichte der deutschen Nationallitteratur, welches, objektiv gehalten, die litterarische Entwickelung der deutschen Nation nach allen Richtungen hin darlegt und sowohl von einer außerordentlichen Belesenheit als von seltener Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit der Forschung Zeugnis ablegt. Die 5. Auflage wurde nach Kobersteins Tod von K. Bartsch (Leipz. 1872—75, 5 Bde.) herausgegeben, der auch die Herausgabe der 6. Auflage (1884 ff.) besorgte. Noch sind von K. zu nennen: »Vermischte Aufsätze zur Litteraturgeschichte und Ästhetik« (Leipz. 1858). Außerdem gab er »Heinrich v. Kleists Briefe an seine Schwester Ulrike« (Berl. 1860) und den dritten Band von Löbells »Entwickelung der deutschen Poesie« (Braunschw. 1865) heraus. — Sein Sohn Karl, geb. 15. Febr. 1836 zu Schulpforta, widmete sich 1856 nach vollendeten Gymnasialstudien in Stettin der Bühne und war seit 1862 Mitglied des Hoftheaters in Dresden, bis er 1883 in den Ruhestand trat. Seitdem lebt er in Blasewitz ganz litterarischen Arbeiten. Er hat sich als dramatischer Dichter durch die Trauerspiele: »Florian Geyer« (Dresd. 1863) und »König Erich XIV« (das. 1869) sowie das Lustspiel »Was Gott zusammenfügt, das soll der Mensch nicht scheiden« (das. 1872) einen Namen gemacht. Die beiden letztern Stücke wurden vielfach mit Beifall aufgeführt. Neuerlich veröffentlichte er: »Preußisches Bilderbuch«, geschichtliche Aufsätze (Leipz. 1887).

Kobeyh, Stadt, s. Cobbe.

Koblenz (Coblenz), befestigte Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks der preuß. Rheinprovinz, am Zusammenfluß des Rheins und der Mosel, Knotenpunkt der Linien Kalscheuren-Bingerbrück, Perl-K., K.-Ehrenbreitstein und Oberlahnstein-K. der Preuß. Staatsbahn, 60 m ü. M., liegt, von Hügeln umgeben, in einer der schönsten und anmutigsten, militärstrategisch wichtigsten



breite Straßen und namentlich gegen den Rhein eine imponierende Häuserfronte. Als Plätze sind hier der Klemensplatz mit einem fast 20 m hohen Obelisken, dem von Krahe erbauten Theater, dem Postamt rc. und der Schloßplatz zu bemerken. Unter den kirchlichen Gebäuden sind erwähnenswert: die Liebfrauenkirche, auf dem höchsten Punkte der Stadt gelegen, mit 58 m hohen, im spätromanischen Stil gehaltenen Türmen; das Schiff wurde 1250, das Chor 1404—31 erbaut, das Innere ist freundlich und gefällig; die Kastorkirche, am nördlichen Ende der Rheinzollstraße, nahe der Moselspitze gelegen, mit 4 Türmen, wurde von Ludwig dem Frommen 836 als Kollegiatkirche gegründet und ist somit eine der ältesten christlichen Kirchen der Rheingegend; der gegenwärtige Bau romanischen Stils wurde 1208 vollendet, das Spitzbogengewölbe an Stelle der alten Holzdecke erst 1498 beendet. Im nördlichen Seitenschiff befindet sich das Grabmal der heil. Ritza, einer Tochter (nach andern einer Enkelin) Ludwigs des Frommen. Im Chor stehen die Grabdenkmäler des Trierer Erzbischofs Kuno v. Falkenstein (gest. 1388) und seines Nachfolgers Werner v. Falkenstein (gest. 1418). Das Freskowandgemälde im Chor ist von J. Settegast, einem Koblenzer, 1848—49 ausgeführt worden. Auch die andern Gemälde, in jüngster Zeit entstanden, sind sein Werk. Die Kirche war Schauplatz der Länderverteilung zwischen den Söhnen Ludwigs des Frommen (860) sowie verschiedener Kirchenversammlungen. Die Florinskirche ist dem evangelischen Gottesdienst gewidmet; Türme und Langhaus zeigen den romanischen Stil, während das von 1356 herrührende Chor gotischen Charakter trägt; das Innere ist unter Lasaulx' Leitung sehr schön restauriert. Die St. Johann-, auch Jesuitenkirche, zum anstoßenden Gymnasium gehörig, wurde 1617 erbaut; die Karmeliterkirche, mit einem Freskogemälde von Anschütz, einem Koblenzer, ist gegenwärtig katholische Garnisonkirche. Außer diesen Kirchen hat K. noch mehrere Filialkirchen, Betsäle und eine Synagoge. Unter den weltlichen Gebäuden verdient das Residenzschloß zuerst genannt zu werden. Von 1778 bis 1785 vom letzten Kurfürsten von Trier, Klemens Wenzeslaus, aufgeführt, besteht es aus einem Mittelbau mit dem nach dem Schloßplatz zu gelegenen Portal, vor dem sich acht 13 m hohe und 5,2 m im Umfang haltende Säulen erheben, und zwei Flügeln, die auf der Nord- und Südseite in zwei vorspringenden Pavillons endigen. Das Ganze ist 170 m lang und hat drei Stockwerke. Schöne Anlagen ziehen sich von hier rheinaufwärts, in denselben befindet sich das Denkmal des Dichters Max v. Schenkendorf. In der Nähe der Moselbrücke sind noch zu bemerken die ehemalige kurfürstliche Burg (jetzt Fabrikgebäude) und das Kaufhaus, im 15. Jahrh. erbaut, 1688 zerstört und 1725 wiederhergestellt. Der Bau der 320 m langen Moselbrücke mit 14 Bogen ward 1343 begonnen. Über diese Brücke läuft die vom letzten Kurfürsten angelegte Wasserleitung, welche, beim Dorf Metternich beginnend, mehreren Brunnen der Stadt und dem Schloß gutes Trinkwasser zuführt. Oberhalb dieser Brücke ist die nur für Eisenbahnzwecke erbaute eiserne Gitterbrücke bemerkenswert, die vom Oberingenieur Hartwich projektiert und 1858 vom Baumeister Schwarz vollendet wurde. Über den Rhein führen außer der Schiffbrücke eine 1862—64 von demselben erbaute Eisenbahnbogensachwerkbrücke, die sogen. Pfaffendorfer Brücke, und südlicher eine neue, 1879 fertig gestellte Eisenbahnbrücke in zwei Spannungen, im Zug der Teilstrecke Oberlahnstein-K. der Berlin-Metzer Eisenbahn, die sogen. Horchheimer Brücke.

K. bildet mit dem gegenüber am rechten Rheinufer gelegenen Ehrenbreitstein (s. d.) eine Festung ersten Ranges. Die Neubefestigung wurde von 1816 bis 1828 ausgeführt. Nach der Feldseite ist die Stadt durch einen Montalembertschen Turm und eine kasemattierte Umwallung mit Kavalieren als Außenwerken, gegen Rhein und Mosel aber durch Kavaliere und Mauerbefestigungen geschützt. Vor dieser Umwallung liegt die ehemalige Kartause mit dem Fort Konstantin und auf der dieses beherrschenden Höhe des Hunnenkopfes das starke Fort Alexander mit zwei kleinern detachierten Forts. Jenseit der Mosel auf dem Petersberg erhebt sich das Fort Franz, neben dem drei Montalembertsche Türme stehen. Am Fuß dieses Forts steht das 1795 errichtete, 1885 renovierte Denkmal des französischen Generals Marceau. Ein schönes, von Schaper 1884 ausgeführtes Standbild des Generals v. Goeben befindet sich auf dem kleinen Paradeplatz, ein sinniges Denkmal in weißem Marmor ziert sein Grab auf dem städtischen Friedhof. Die Zahl der Einwohner belief sich 1885 mit der Garnison (Garde-Grenadierregiment Nr. 4, 2 Infanteriebat. Nr. 28 und Nr. 68, 2 Abteil. Feldartillerie Nr. 8, 1 Bat. Fußartillerie Nr. 4, 1 Pionierbat. Nr. 8 und 1 Trainbat. Nr. 8) auf 31,669 Seelen, darunter 23,989 Katholiken, 7106 Evangelische und 515 Juden. An größern industriellen Etablissements hat K. mehrere Pianofortefabriken, eine Kartonagen- und Papierwarenfabrik, Schaumweinfabriken, eine Maschinenfabrik und Schiffbauerei. Der Handel ist besonders bedeutend in Wein, Holz, Berg- und Hüttenprodukten und Kolonialwaren. Mit Gegenständen des täglichen Bedarfs versorgt K. einen großen Teil der Eifel, der Moselgegend, des Hunsrücks, des Westerwaldes, der Lahn und des Mittelrheins. An Bankinstituten besitzt K. eine Reichsbankstelle (Umsatz 1885: 211 Mill. Mk.), die Mittelrheinische Bank und die Koblenzer Volksbank. Lebhaft ist trotz der zahlreichen Eisenbahnverbindungen nach den verschiedensten Gegenden die Schiffahrt. Auf dem Rhein kamen 1885 an: 2542 Schiffe (darunter 2307 Dampfschiffe) mit 84,036 Ton. Ladung; es gingen ab: 2085 Schiffe (darunter 2060 Dampfschiffe) mit 6332 T. Ladung. Auf der Mosel kamen an: 396 Schiffe (darunter 283 Dampfschiffe) mit 2516 T. Ladung; es gingen ab: 360 Schiffe (darunter 299 Dampfschiffe) mit 3822 T. Ladung. Die städtischen Behörden zählen einen Oberbürgermeister und 24 Stadtverordnete, wovon 3 als unbesoldete Beigeordnete zur Vertretung des Oberbürgermeisters befugt sind. Sonst ist K. Sitz des Oberpräsidiums der Rheinprovinz, eines Konsistoriums, eines Provinzial-Schulkollegiums, einer königlichen Regierung, eines Landratsamtes, einer königlichen Polizeidirektion, eines Hauptsteueramtes, eines Landgerichts, einer Oberpostdirektion, zweier Bergreviere, einer Forstinspektion, einer königlichen und einer Gemeindeoberförsterei, des Generalkommandos des 8. Armeekorps, des Kommandos der 30. Infanterie- und der 8. Feldartilleriebrigade und hat ein Gymnasium, eine Oberrealschule, ein Theater (mit einer kleinen Gemäldegalerie) und ein Musikinstitut. An andern Anstalten befinden sich dort: zwei Frauenklöster (Franziskanerinnen und Augustinerinnen) und ein Konvent der Barmherzigen Brüder zur Krankenpflege, eine Privatirrenpflegeanstalt, ein Zuchthaus und eine Korrektionsanstalt, viele Armenanstalten rc. Zum Bezirk des Landgerichts K. gehören die 19 Amtsgerichte zu Adenau, Ahrweiler,

Andernach, Boppard, Kastellaun, Kirchberg am Hunsrück, K., Kochem, Kreuznach, Mayen, Meisenheim, Münstermaifeld, St. Goar, Simmern, Sinzig, Sobernheim, Stromberg, Trarbach und Zell.

Geschichte. Schon um 58 v. Chr. war die Umgegend von K. mit Gallien in dem Besitz der Römer. Julius Cäsar schlug in der Nähe, wahrscheinlich beim jetzigen Ort Engers, eine Schiffbrücke über den Rhein, und unter Drusus ward dieser Punkt (um 9 v. Chr.) zur Anlage eines Kastells benutzt, welches von der Vereinigung der Flüsse Mosel und Rhein den Namen Confluentes erhielt, woraus in der Folge Covelenz (Cobelenz) ward. Mit der Eroberung Galliens durch die Franken kam 486 auch K. unter deren Herrschaft. Den fränkischen Königen diente es später bisweilen zum Aufenthalt, und 860 fand hier eine Versöhnung der Söhne Ludwigs des Frommen statt. Bis hierher erstreckten sich 882 die Verheerungen der Normannen. Kaiser Heinrich II. übergab die Stadt 1018 dem Erzstift Trier, bei welchem sie bis zum Ende des 18. Jahrh. verblieben ist. 1105 veranlaßte hier Heinrich V. eine Zusammenkunft mit seinem kaiserlichen Vater, um diesen in seine Gewalt zu bringen. 1138 wurde Konrad II. in St. Kastor zu K. zum Kaiser gewählt, und 1146 predigte hier Bernhard von Clairvaux den zweiten Kreuzzug. Hier suchte Eduard III. von England Kaiser Ludwig 1338 zum Kriege gegen Frankreich zu bewegen. Während des Dreißigjährigen Kriegs nahm die Stadt 1632 eine kaiserliche Besatzung auf, wurde aber von den Schweden genommen, dann von Franzosen besetzt und 1636 von den Kaiserlichen erstürmt. 1688 belagerten und beschossen die Franzosen unter dem Marschall v. Boufflers die Stadt, vermochten jedoch nur den ältesten Teil derselben zu zerstören. Im Lauf des 18. Jahrh. wurde K. mehrfach erweitert, und noch mehr geschah für die Hebung derselben, als der Kurfürst Klemens Wenzeslaus seine Residenz 1786 von Ehrenbreitstein hierher verlegte. Bald darauf gewann K. an Regsamkeit des Lebens, indem es in seinen Mauern den emigrierten Adel Frankreichs vereinigte. Die nachmaligen Könige Ludwig XVIII. und Karl X. hielten sich am kurfürstlichen Hof und in dem kurfürstlichen Schlosse Schönbornslust auf, und hier wurden die Restaurationspläne vorbereitet; von hier erließ der Herzog von Braunschweig 25. Juli 1792 das unglückliche Koblenzer Manifest. Aber schon 1794 sah sich der Kurfürst genötigt, bei Annäherung der französischen Armee unter Marceau die Stadt zu verlassen, und diese fiel in die Hände der Franzosen. Die Befestigungswerke wurden demoliert und die Klöster aufgehoben, und K. wurde 1798 Hauptstadt des Rhein- und Moseldepartements. Am 1. Jan. 1814 nahmen die Verbündeten die Stadt in Besitz, die im darauf folgenden Jahr unter die Krone Preußens kam, Hauptstadt eines Regierungsbezirks und 1822 Sitz der höchsten Behörden für die Rheinprovinz wurde. Vgl. Günther, Geschichte der Stadt K. (Kobl. 1815); Ch. v. Stramberg, K., die Stadt, historisch und topographisch (das. 1854, 3 Bde.); Wegeler, K. in seiner Mundart und seinen hervorragenden

Kreise	QKilometer	QMeilen	Einwohner 1885	Einw. auf 1 QKil.
Adenau	549	9,98	21515	39
Ahrweiler	371	6,74	37571	101
Altenkirchen	638	11,59	60601	95
Koblenz	274	4,98	86424	315
Kochem	502	9,13	37815	75
Kreuznach	557	10,11	69090	124
Mayen	576	10,46	60687	106
Meisenheim	176	3,19	13607	77
Neuwied	620	11,26	74620	120
St. Goar	465	8,44	38973	84
Simmern	571	10,37	35601	62
Wetzlar	531	9,64	49789	94
Zell	372	6,76	30281	81

Kobold, Benennung der Hausgeister (s. d.), besonders wenn sie den Menschen Streiche spielen, sie necken und schrecken (daher die Redensart: lachen wie ein K.). Je nach dem Geräusch, das sie im Haus verursachen, oder nach der Vermummung, die sie annehmen, führen sie die Namen Poltergeist, Klopfer, Hämmerlein, Popelchen, Mummanz, Heinzelmännchen u. a. Im Neuhochdeutschen ist der Name mehr auf den Begriff des die Bergleute neckenden Grubengeistes beschränkt. Das Wort K. wird gewöhnlich vom griechischen kóbalos (»Schalk«) abgeleitet; mittellateinisch hieß der K. gobelinus, woraus das französische gobelin gebildet ist.

Koboldmaki (Gespensttier, Tarsius spectrum, s. Tafel »Halbaffen«), Halbaffe aus der Familie der Fußwurzeltiere (Tarsidae), 16 cm lang, mit großem, rundem, dicht auf den Schultern sitzendem Kopfe, froschartigem Gesicht, ungemein weiter Mundspalte, sehr großen Augen (1,5 cm Durchmesser), großen Ohren, sehr kurzen Vordergliedern und langen Hintergliedern, an welchen die Fußwurzeln auffallend dünn und ganz schwach behaart sind. In der Handfläche und an den Fingerenden finden sich große, polsterartige Ballen. Der Schwanz ist 24 cm lang, am Ende lang, fast buschig behaart. Der Pelz ist gelbbraungrau, am Kopf und Rücken dunkler, am Bauch weißlich. Er findet sich auf allen malaiischen Inseln, westlich bis Malakka, aber nirgends häufig, lebt einzeln oder paarweise in dichten Wäldern, bewegt sich nach Art des Laubfrosches und ist am Tag, wo er sich meist an dunkeln, feuchten Orten verborgen hält, auffallend wenig scheu. Er nährt sich von Insekten, Eidechsen und andern Tieren und soll auch Früchte fressen. In der Gefangenschaft erwies er sich gefräßig, sehr reinlich und wurde bald ungemein zutraulich. Die auffallende Erscheinung des Tiers gab den Eingebornen Veranlassung zu vielen Fabeleien.

Kobrin (Kobryn), Kreisstadt im russ. Gouvernement Grodno, am Muchawetz und an der Eisenbahn Shabinka-Homel, mit 4 Kirchen, Getreide- und Viehhandel und (1880) 8832 Einw. Hier mußte sich 27. Juli 1812 der sächsische General Klengel nach tapferer Verteidigung der Stadt mit 3000 Mann dem an Kräften ihm überlegenen russischen General Tormassow ergeben.

Koburg, große, auf der Rot breite tief eingeschnittene

Koburg (Coburg), Hauptstadt des Herzogtums Sachsen-Koburg und abwechselnd mit Gotha die Residenz des Herzogs, an der Itz, Knotenpunkt der Linien Eisenach-Lichtenfels und K.-Sonneberg-Lauscha der Werraeisenbahn, 292 m ü. M., liegt in einer der anmutigsten Gegenden Frankens und ist im Innern großenteils alt, aber von schönen Neubauten und Anlagen umgeben. Schön und großartig sind der Markt mit dem altertümlichen Rathaus, dem Regierungsgebäude und der Bronzestatue des Prinzen Albert (seit 1865, von Theed dem jüngern modelliert) und der Schloßplatz mit dem Reithaus, den Arkaden, dem Theater, dem Palais des Herzogs von Edinburg und der ehernen Bildsäule des Herzogs Ernst I. (von Schwanthaler). Unter den sechs Kirchen zeichnen sich die St. Moritzkirche (mit ihrem 85 m hohen Turm und dem Epitaphium des unglücklichen Herzogs Johann Friedrich des Mittlern) sowie die neue katholische Kirche aus. Das Residenzschloß (die »Ehrenburg« genannt, 1549 an der Stelle eines Barfüßerklosters erbaut, 1693 nach einem Brand erneuert) enthält unter anderm einen ornamentenreichen Riesensaal, eine schöne Hofkirche, wertvolle Bildergalerie und einen prächtigen Söller. Im Hofgarten sind das herzogliche Palais und das Mausoleum des Herzogs Franz und seiner Gemahlin Auguste sehenswert. Unter den übrigen Gebäuden sind hervorzuheben: das Zeughaus mit der herzoglichen Bibliothek von 60,000 Bänden, mehrere Schulgebäude, das sogen. Augustenstift, das Theater, der Marstall, das neue Schlachthaus, die große Aktienbierbrauerei, mehrere Villen und Privatgebäude, das neue Landkrankenhaus, die Kaserne vor der Stadt ꝛc. Ein Kriegerdenkmal in frühgotischem Stil steht auf dem Ernstplatz. Auf dem neuen, vortrefflich gepflegten Gottesacker am Glockenberg befindet sich das neue fürstliche Erbbegräbnis in byzantinischem Stil. Die Zahl der Einwohner beträgt (1885) mit der Garnison (1 Füsilierbat. Nr. 95) 16,210, darunter 769 Katholiken und 195 Juden. Die Industrie ist lebhaft. K. hat mechanische Webereien und Spinnereien, Maschinen-, Farben-, Zement-, Porzellan- und Möbelfabrikation, Dampfsägewerke, Marmorschleiferei, Holzschnitzerei, Wagen-, Korbwaren-, Korsett-, Seifen- und Lichtefabriken, Mälzerei ꝛc. Besondere Bedeutung hat die Bierbrauerei, renommiert ist auch die Theaterdekorationsmalerei. Neben dem Kleinhandel hat sich in neuerer Zeit auch ein bedeutender Holz-, Getreide-, Gemüse- und Korbwarenhandel in die Stadt gezogen. Dem Geldverkehr dienen sechs Bankgeschäfte. K. ist Sitz des herzoglichen Staatsministeriums, eines Landratsamtes, eines Amtsgerichts mit Kammer für Handels- und Strafsachen und hat ein Gymnasium, eine Realschule, eine Baugewerkschule, ein Schullehrerseminar, eine Taubstummenanstalt, ein Waisenhaus, Bürgerhospital, Landkrankenhaus ꝛc. Auf der Nordostseite der Stadt und mit dieser durch schöne Anlagen verbunden liegt die alte, geschichtlich denkwürdige Feste K., deren Restauration 1838 begonnen wurde. Sie besteht aus dem alten eigentlichen Schloß, das seit 1782 bis zur Restauration als Zucht- und Arbeitshaus diente, dem sogen. Langen Bau (mit den herzoglichen, besonders an Vögeln sehr reichen Naturaliensammlungen), dem ehemaligen Zeughaus, dem neuen Wirtschaftsgebäude und dem Fürstenbau. Letzterer ist vollständig nach dem Geschmack seiner Entstehungszeit wiederhergestellt und reich an kunstvollen Wandverzierungen, von denen die Freskomalereien von Heinrich Schneider hervorzuheben sind. Sehenswert sind besonders der Waffensaal, geschmackvoll geordnet und nicht arm an historisch wichtigen Stücken (wie Thomas Münzers Schwert ꝛc.), das Lutherzimmer (mit den Bildnissen der berühmtesten Reformatoren und dem der Katharina v. Bora) und die Gewehrkammer; auch enthält der Bau eine reiche Kupferstichsammlung (über 200,000 Blatt), eine Autographen- und eine Münzsammlung. Die sogen. Hohe Bastei auf der Feste gewährt einen umfassenden Rundblick. In der Nähe von K. sind ferner bemerkenswert: die Kapelle und die Platte mit schönen Spaziergängen, der Eckardtsberg, die herzoglichen Lustschlösser Kalkenberg und Rosenau, das Palais des verstorbenen Herzogs Ernst von Württemberg und das Dorf Neuses, der ehemalige Wohnsitz des Dichters Rückert mit dessen Kolossalbüste (von Conrad). — Namen und Ursprung soll die Stadt von der Feste K. haben, die zur Zeit König Heinrichs I. erbaut sein soll; der Stadt K. selbst geschieht erst in einer Urkunde von 1207 Erwähnung. Seit 1245 war sie Sitz einer Linie der Grafen von Henneberg und ging zu Ende des 14. Jahrh. durch Heirat an die Markgrafen von Meißen über. Unter dem Herzog Johann Ernst von Sachsen wurde 1547 die Residenz in die Stadt verlegt, das Bergschloß, auf dem sich Luther während des Reichstags zu Augsburg 1530 aufhielt, zu einer Festung umgewandelt. Militärische Bedeutung hatte dieselbe noch zur Zeit des Dreißigjährigen Kriegs, wo sie 1632 tapfer gegen Aldringer und Wallenstein verteidigt wurde und erst nach viermonatlicher Belagerung sich 1635 dem kaiserlichen General Lamboy übergab. Kurz nach Johann Kasimirs Tod verlor K. die Residenz und erhielt sie erst 1735 für längere Zeit zurück. Durch den Einfluß des Prinzen Friedrich Josias von K. wurde die 1806 von den Franzosen über K. verhängte Plünderung verhindert. Vgl. v. Zehmen, Die Feste K. (kriegsgeschichtlich, Gotha 1856); Genée, Stadt und Feste K. (Kob. 1866); Wittmann, K., Stadt und Feste, nebst Umgegend (das. 1882).


Wappen von Koburg.

Koburger, Anton, s. Koberger.

Koburg-Kohary, s. Kohary.

Kobus, s. v. w. Wasserbock, s. Antilopen, S. 634.

Kobylin, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Posen, Kreis Krotoschin, unweit der Orla, hat 2 katholische und eine evang. Kirche, eine Synagoge, Viehmärkte und (1885) 2275 meist kath. Einwohner.

Koccinellen, s. v. w. Marienkäfer.

Koccionelle, s. v. w. Kochenille.

Koch, bei naturwissenschaftl. Namen für Wilhelm Daniel Joseph Koch (s. d. 4) oder Karl Koch (s. d. 7) oder für C. L. Koch, geb. 22. Sept. 1778 zu Kusel, gest. 23. Aug. 1857 in Nürnberg als Kreisforstrat; schrieb: »Die Pflanzenläuse Aphiden« (Nürnb. 1854—57); »Die Myriapoden« (Halle 1863).

Koch, 1) Heinrich Gottfried, Schauspieler und Theaterunternehmer, geb. 1703 zu Gera, studierte einige Jahre Jurisprudenz in Leipzig, trat 1728 in die Neubersche Gesellschaft daselbst ein, in der er nicht nur als Schauspieler, sondern auch als Theaterdichter und Dekorationsmaler eins der wertvollsten Mitglieder war (auch von Lessing hoch geschätzt), wandte sich 1748 nach Wien und gründete 1749 eine eigne Gesellschaft in Leipzig, die unter anderm 1756 Lessings »Miß Sara Sampson« zum erstenmal zur

Aufführung brachte. Als sich dieselbe 1756 bei Ausbruch des Kriegs auflöste, trat K. an die Spitze der Schauspielertruppe in Hamburg (deren Mitglied Ekhof war), kehrte aber 1766 nach Leipzig zurück, wo er das neuerbaute Schauspielhaus mit E. Schlegels »Hermann« eröffnete. 1768 begab er sich auf Einladung der Herzogin Amalie nach Weimar, 1770 wieder nach Leipzig und von da nach Berlin, wo er 3. Jan. 1775 starb. Kochs ernstes Streben ging dahin, das deutsche Theater zu einer wirklichen Kunstanstalt zu erheben. An die Stelle der bisher beliebten faden Burlesken setzte er sogen. Intermezzos oder Zwischenspiele, kurze musikalisch-dramatische Darstellungen, die sich lange in Gunst erhielten, und führte 1752 in Leipzig die erste komische Operette (»Der Teufel ist los«, von Chr. F. Weiße) zu Gottscheds Leidwesen mit unerhörtem Beifall auf.

2) **Christoph Wilhelm von**, ausgezeichneter Historiker und Publizist, geb. 9. Mai 1737 zu Buchsweiler im Elsaß, studierte zu Straßburg die Rechte und Geschichte, übernahm nach dem Tod Schöpflins die Verwaltung der von demselben hinterlassenen Bibliothek sowie die Leitung der von Schöpflin gegründeten Lehranstalt des Staatsrechts und der damit verwandten Wissenschaften und ward 1779 zum Professor des deutschen Staatsrechts daselbst ernannt sowie 1780 von Joseph II. in den Reichsadelstand erhoben. Nach Ausbruch der Revolution ging er 1789 als Deputierter der Elsässer Protestanten nach Paris und erlangte von der Konstituierenden Versammlung durch das Dekret vom 17. Aug. 1790 die Anerkennung der bürgerlichen und religiösen Rechte des protestantischen Elsaß. In der gesetzgebenden Nationalversammlung, zu deren Mitglied er vom Departement des Niederrheins gewählt war, zeichnete er sich durch standhafte Verteidigung der Grundsätze des Rechts und der Ordnung aus, lebte während der Herrschaft des Konvents in Straßburg, wo er die Jakobiner bekämpfte, und kam dadurch in Haft, aus der ihn erst Robespierres Fall befreite. Seit 1795 hielt er wieder seine Vorlesungen. Durch einen Senatsbeschluß von 1802 ward er zum Mitglied des Tribunats ernannt. 1810 ward er Mitglied des Generalkonsistoriums und Ehrenrektor der Universität. Er starb 25. Okt. 1813 in Straßburg. Von seinen Schriften nennen wir: »Tableau des révolutions de l'Europe dans le moyen-âge« (Laus. 1771; neue Aufl., Par. 1809, 3 Bde.; das. 1813, 4 Bde.), von Schöll bis auf die Restauration der Bourbonen fortgeführt (Straßb. 1790, 3 Bde.); »Sanctio pragmatica Germanorum illustrata« (1789); »Abrégé de l'histoire des traités de paix depuis la paix de Westphalie« (Basel 1797, 4 Bde.); »Tables des traités entre la France et les puissances étrangères, depuis la paix de Westphalie jusqu'à nos jours« (das. 1802, 2 Bde.), ebenfalls von Schöll vervollständigt (Par. 1817–18, 15 Bde.); »Tables généalogiques des maisons souveraines du Nord et de l'Ouest de l'Europe« (Straßb. 1782, Par. 1802).

3) **Joseph Anton**, Maler und Radierer, geb. 27. Juli 1768 zu Obergibeln bei Elbigenalp im Tiroler Lechthal, war erst Hirtenknabe, kam 1785 durch Empfehlung des Bischofs Umgelder auf die Karlsschule zu Stuttgart, entfloh aber 1791 der strengen Zucht und gelangte nach längerm Aufenthalt in Straßburg und der Schweiz 1795 nach Rom, wo er mit Carstens bekannt wurde, an dessen klassizistische Richtung er sich anschloß. In der Landschaft waren außerdem Poussin und Claude Lorrain seine Vorbilder. Da er seine Landschaften mit Figuren aus der Mythologie und der Heldengeschichte staffierte und erstere mit den Figuren in Einklang brachte, wurde er der Schöpfer der neuern heroischen oder historischen Landschaft. In den ersten Jahren seines Aufenthalts in Rom radierte er die Blätter zu Carstens' »Les Argonautes, selon Pindare, Orphée et Apollonius de Rhode« (Rom 1799). Auch radierte er 20 Blätter italienischer Landschaften sowie ein großes Blatt, den Schwur der Franzosen bei Millesimo darstellend, und zeichnete 14 Blätter nach Dante und 36 nach Ossian. Im J. 1805 lieferte er zu einem Teil der Werke A. v. Humboldts die Ansichten, z. B. von Peru, den Kordilleren &c. Dieser Zeit gehören auch die Landschaften mit dem Opfer Noahs (München, Pinakothek), mit Hylas, Polyphem, Nausikaa, Apollon, Diana und Macbeth und den Hexen, der Schmadribachfall und der Tiroler Landsturm an. 1812 trieb ihn Mangel an Verdienst nach Wien, wo er bis 1815 eine ausgedehnte Thätigkeit entfaltete. Hier entstanden die Landschaften: Kloster San Francesco bei Civitella, Olevano und das Tiberthal. Nach Rom zurückgekehrt, malte er dort unter anderm vier Fresken im Dantezimmer der Villa Massimi (1824–29). Er war Jahrzehnte hindurch der Mittelpunkt des deutschen Kunstlebens in Rom und übte durch seine originelle Persönlichkeit einen bedeutenden Einfluß auf die jüngere Generation. Sein derber Humor und seine Kampfeslust spiegeln sich in der satirischen, gegen unberechtigte Kritik und falsche Kunstkennerschaft gerichteten Schrift »Moderne Kunstchronik oder die rumfordische Suppe, gekocht und geschrieben von J. A. K.« (Stuttg. 1834). In seinen letzten Jahren litt er bittere Not. Eine ihm beim Wiener Hof durch Cornelius ausgewirkte Pension konnte er nur kurze Zeit genießen, da er bereits 12. Jan. 1839 in Rom starb. Vgl. Frimmel, Jos. Ant. K. (in Dohmes »Kunst und Künstler des 19. Jahrhunderts«, Leipz. 1884).

4) **Wilhelm Daniel Joseph**, Botaniker und einer der berühmtesten Floristen, geb. 5. März 1771 zu Kusel, studierte in Jena und Marburg Medizin und erhielt 1795 das Physikat zu Trarbach und 1798 das von Kaiserslautern. Daneben beschäftigte er sich eifrig mit Naturgeschichte. Zunächst gab er »Entomologische Hefte« (Frankf. 1803, 2 Lfgn.) heraus, dann schrieb er mit Ziß eine Flora der Pfalz: »Catalogus plantarum florae palatinae« (1814), und besorgte die neue Bearbeitung von Röhlings »Deutschlands Flora«. 1824 ward er als Professor der Medizin und Botanik nach Erlangen berufen, wo er 14. Nov. 1849 starb. Sein Hauptwerk ist die »Synopsis florae germanicae et helveticae« (Frankf. a. M. 1837; 3. Aufl., Leipz. 1857), welche auch im Auszug erschien als »Taschenbuch der deutschen und schweizer. Flora« (8. Aufl. von Hallier, das. 1881).

5) **Christian Friedrich**, juristischer Praktiker, Neubegründer der preußischen Rechtswissenschaft, geb. 9. Febr. 1798 zu Mohrin in der Neumark, studierte die Rechte in Berlin, ward 1825 Kammergerichtsreferendar, 1828 Assessor des Appellationsgerichtshofs zu Köln, 1829 des Oberlandesgerichts zu Marienwerder, 1832 Direktor des Land- und Stadtgerichts zu Kulm, 1834 zu Großglogau, 1835 Oberlandesgerichtsrat zu Breslau, 1840 Direktor des Land- und Stadtgerichts zu Halle a. S. und 1841 des Fürstentumsgerichts zu Neiße. Nach Übernahme des Justizministeriums durch Bornemann (1848) von diesem nach Berlin berufen, um die neue Zivilprozeßordnung zu entwerfen, fungierte er eine Zeitlang als Hilfsarbeiter beim Obertribunal, mußte jedoch bei der Durchführung der Gerichtsorganisation

als Kreisgerichtsdirektor in seine alte Stellung zurückkehren. 1854 in den Ruhestand versetzt, lebte er auf seinem Rittergut Blumenthal bei Neiße und nach dessen Veräußerung in Neiße, wo er 21. Jan. 1872 starb, nachdem er während der Konfliktszeit als Abgeordneter eines schlesischen Wahlkreises und Mitglied der Fortschrittspartei vorübergehend am öffentlichen Leben teilgenommen hatte. Ein Schüler Savignys, hat K. durch zahlreiche Schriften auf Theorie und Praxis des preußischen Rechts einen bestimmenden Einfluß ausgeübt und die preußische Rechtswissenschaft auf historischer Grundlage neu geschaffen. Schon seine Erstlingsarbeit: »Versuch einer systematischen Darstellung der Lehre vom Besitz nach preußischem Recht im Vergleich mit dem gemeinen Recht« (Berl. 1826; 2. Aufl., Bresl. 1839), fand die allgemeinste Anerkennung und begründete seinen Ruf als Reformator der preußischen Rechtslitteratur. Hierauf folgte sein wissenschaftlich bedeutendstes Werk: »Das Recht der Forderungen nach gemeinem und preußischem Recht« (Bresl. 1836—43, 3 Bde.; 2. Aufl., Berl. 1858—59), womit die »Lehre von dem Übergang der Forderungsrechte« (Bresl. 1837) zu verbinden ist. Eine dogmatische Bearbeitung des gesamten preußischen Zivilrechts unternahm K. in dem bahnbrechenden »Lehrbuch des preußischen gemeinen Privatrechts« (Berl. 1845, 2 Bde.; 3. Aufl. 1857—58), dem er später noch »Das preußische Erbrecht, aus dem gemeinen deutschen Recht entwickelt« (das. 1865—67) hinzufügte. Auch die Reform der Gerichtsverfassung und des Prozesses bahnte er durch die Schrift »Preußens Rechtsverfassung, und wie sie zu reformieren sein möchte« (Bresl. 1843, Forts. 1844) sowie durch sein Lehrbuch »Das preußische Zivilprozeßrecht« (Bd. 1, Berl. 1847; 2. Aufl. 1854; Bd. 2, 6. Aufl. 1871) an. Wie er 1838 als Mitbegründer des sogen. »Fünfmännerbuchs« die »Ergänzungen und Erläuterungen der preußischen Rechtsbücher« ins Leben gerufen hatte, so entfaltete er in spätern Jahren eine hervorragende kommentierende Thätigkeit. Die bedeutendsten Arbeiten dieser Art sind: die »Prozeßordnung nach ihrer heutigen Geltung« (Berl. 1851, 6. Aufl. 1871) und das »Allgemeine Landrecht für die preußischen Staaten, mit Kommentar« (das. 1852—55, 4 Bde. mit Register; 8. Aufl. 1883 ff.); »Das Wechselrecht nach den Grundsätzen der allgemeinen deutschen Wechselordnung« (Bresl. 1850); »Die preußische Konkursordnung« (Berl. 1855, 2. Aufl. 1867); »Allgemeine Hypothekenordnung« (das. 1856); »Allgemeines deutsches Handelsgesetzbuch« (das. 1863, 2. Aufl. 1868; Nachtrag 1872); »Allgemeines Berggesetz für die preußischen Staaten« (das. 1870). Eine unmittelbar praktische Richtung verfolgte K. in der »Anleitung zum Referieren« (Marienw. 1832, 2. Aufl. 1836), in dem »Formularbuch für instrumentierende Gerichtspersonen und Notarien« (Bresl. 1844; 8. Aufl., Berl. 1870) und in der »Anleitung zur preußischen Prozeßpraxis« (das. 1860—61, 2 Bde.). Endlich ist zu erwähnen seine »Beurteilung der ersten 10 Bände Entscheidungen des Obertribunals« (Berl. 1847), worin er für größere Unabhängigkeit der Rechtsprechung von der Judikatur des höchsten Gerichtshofs eintrat, und das von ihm gegründete »Schlesische Archiv für die praktische Rechtswissenschaft« (Bresl. 1837—46, 6 Bde.). Vgl. Behrend, Christ. Friedr. K. (Berl. 1872).

6) Eduard Emil, Hymnolog, geb. 30. Jan. 1809 auf dem Lustschloß Solitüde bei Stuttgart, wurde 1837 Pfarrer in Groß-Aspach bei Marbach, 1847 Stadtpfarrer in Heilbronn, 1864 Pfarrer in Erdmannhausen und starb 27. April 1871 in Stuttgart. Er machte sich durch seine »Geschichte des Kirchenliedes und Kirchengesangs der christlichen, insbesondere der deutschen evangelischen, Kirche« (3. Aufl., Stuttg. 1866—76, 8 Bde.) einen Namen.

7) Karl, Botaniker, geb. 6. Juni 1809 auf dem Ettersberg bei Weimar, studierte in Jena und Würzburg, habilitierte sich 1834 in Jena als Privatdozent und unternahm 1836—38 eine Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus, welche er in 2 Bänden (Stuttg. 1842—43) beschrieb. Die Frucht einer zweiten Reise nach Kleinasien, Armenien, Kurdistan, dem östlichen Transkaukasien und der Krim (1843—44) sind die Werke: »Wanderungen im Orient« (Weim. 1846—1847, 3 Bde.); »Die kaukasische Militärstraße, der Kuban und die Halbinsel Taman« (Leipz. 1851, auch ins Englische und Holländische übersetzt); »Der Zug der Zehntausend nach Xenophons Anabasis« (das. 1850). Die botanische Ausbeute seiner Reisen verarbeitete er in den »Beiträgen zu einer Flora des Orients« (Halle u. Berl. 1848—54, 6 Hefte); auch gab er eine Karte von dem kaukasischen Isthmus und von Armenien (Berl. 1850, 4 Blatt) heraus. Er wurde 1836 zum außerordentlichen Professor der Botanik in Jena ernannt, siedelte jedoch 1847 nach Berlin über, habilitierte sich an der dortigen Universität und wurde einige Jahre später zum außerordentlichen Professor ernannt. Zugleich übernahm er das Generalsekretariat bei dem Verein zur Beförderung des Gartenbaues in den königlich preußischen Staaten und gab von 1858 bis 1872 dessen »Wochenschrift für Gärtnerei und Pflanzenkunde« heraus. Nach der Gründung der landwirtschaftlichen Akademie in Berlin (1859) erhielt er an derselben die Professur der Botanik. Er starb 25. Mai 1879 in Berlin. Sein Hauptwerk ist die »Dendrologie« (Erlang. 1869—72, 2 Bde.), welchem sich »Vorlesungen über Dendrologie« (Stuttg. 1875) und »Die deutschen Obstgehölze« (Berl. 1876) anschlossen. K. hat auf die Entwickelung des Gartenbaues großen Einfluß ausgeübt; er stand seit 1848 zu dem Fürsten Pückler-Muskau in innigen Beziehungen und war bei der Anlage des Parks von Branitz mit thätig. Von seinen Schriften sind noch zu nennen: »Hortus dendrologicus« (Berl. 1853—1854, 2 Tle.); »Die Weißdorn- und Mispelarten« (das. 1854); »Bildende Gartenkunst und Pflanzenphysiognomik« (das. 1859); »Die botanischen Gärten« (das. 1860); »Die Bäume und Sträucher des alten Griechenland« (Stuttg. 1879, 2. Aufl. 1884); »Der Kaukasus. Landschafts- und Lebensbilder« (aus dem Nachlaß, Berl. 1882).

8) Karl Friedrich, Sprachforscher, geb. 15. Nov. 1813 zu Berka im Weimarischen, studierte 1832—35 in Jena Theologie, übernahm dann ein Erziehungsinstitut in Eisenach und widmete sich fortan ausschließlich der Pädagogik. Er starb als Professor am Realgymnasium zu Eisenach 5. Sept. 1872. K. wandte sich besonders der grammatischen Seite des Sprachunterrichts zu und suchte die Resultate der historischen Forschungen J. Grimms, soweit sie zum Verständnis der jetzigen Sprachformen nötig sind, in einer für den Schulgebrauch geeigneten Form darzulegen. So entstand seine durch übersichtliche Anordnung des Stoffes ausgezeichnete »Deutsche Grammatik nebst Typen und Figuren« (Jena 1860, 5. Aufl. 1873), welcher die »Deutsche Elementargrammatik« (4. Aufl., das. 1868) nachfolgte. Andre Werke von ihm sind: »Historische Grammatik der englischen Sprache« (Götting. 1863—69, 3 Bde.) und »Linguistische Allotria; Laut-, Ablaut- und Reimbildungen der eng-

lischen Sprache« (aus dem Nachlaß hrsg. von Wilhelm, Eisen. 1874).

9) Robert, Mediziner, geb. 11. Dez. 1843 zu Klausthal, studierte 1862—66 in Göttingen Medizin, wurde dann Assistent am allgemeinen Krankenhaus in Hamburg, ließ sich 1866 als Arzt in Langenhagen bei Hannover, bald darauf zu Rackwitz in der Provinz Posen nieder und wurde 1872 Physikus in Wollstein im Kreis Bomst. Hier stellte er bakterioskopische Untersuchungen über Wundinfektion, Septichämie und Milzbrand an, welche 1880 seine Berufung als ordentliches Mitglied in das Reichsgesundheitsamt zur Folge hatten. Er gab sehr scharfsinnige Verbesserungen der mikroskopischen Technik und der Färbemethoden mikroskopischer Objekte an und gelangte mit diesen neuen Hilfsmitteln 1882 zur Entdeckung der Tuberkelbacillen, die er auch außerhalb des tierischen Körpers züchtete und erfolgreich zur Hervorrufung von Tuberkulose bei Tieren benutzte. 1883 zum Geheimen Regierungsrat ernannt, wurde er als Leiter der deutschen Cholera-Expedition nach Ägypten und Indien entsandt und entdeckte hier den Cholerabacillus (Kommabacillus). Das Deutsche Reich ehrte diese Entdeckung mit einer Dotation von 100,000 Mk. Nachdem K. als Cholerakommissar auch nach Frankreich geschickt worden war, wurde er 1885 zum Professor an der Universität und zum Direktor des neugegründeten hygieinischen Instituts in Berlin ernannt. Er schrieb: »Zur Ätiologie des Milzbrandes« (1876); »Untersuchungen über die Ätiologie der Wundinfektionskrankheiten« (Leipz. 1878, auch ins Englische übersetzt); »Über die Milzbrandimpfung« (Berl. u. Kassel 1882); »Beitrag zur Ätiologie der Tuberkulose« (»Berliner klinische Wochenschrift« 1882) und zahlreiche Abhandlungen in den »Mitteilungen aus dem kaiserlichen Gesundheitsamt«.

Kochan (hebr.), der Geliebte.

Kochanowski, Johann, poln. Dichter, geb. 1532 auf seinem väterlichen Stammgut Sicżyn, erhielt im elterlichen Haus eine sorgfältige Erziehung und studierte dann in Deutschland, Italien (Padua) und in Paris, wo er von Ronsard zum Dichten angeregt wurde. Ins Vaterland zurückgekehrt, fand er am Hof des Krakauer Krongroßkanzlers Padnjewski Aufnahme und wurde durch dessen Vermittelung zum Sekretär des Königs Siegmund August ernannt. Er zog sich jedoch bald auf sein väterliches Gut Czarnolas zurück und lebte hier den Musen, zugleich aber an allen Ereignissen des Vaterlandes den lebhaftesten Anteil nehmend. So wohnte er dem Kongreß von Stenzyca bei, welcher die Entsetzung des Königs Heinrich von Valois aussprach, und erschien sodann auf dem Wahlreichstag, wo er sich für die österreichische Kandidatur erklärte. Nichtsdestoweniger suchte auch der neue König, Stephan Báthori, den berühmten Dichter an seinen Hof zu ziehen, aber vergeblich. Auch schlug K. in seltener Bescheidenheit die ihm von dem Kanzler Zamojski, seinem Jugendfreund, angebotene Würde eines Kastellans aus. Er der Prinzessin Báthori gedichtet, die »Preußische Huldigung«, das satirische Gedicht »Die Eintracht« zeichnen sich durch patriotische Begeisterung aus. In den »Kleinigkeiten«, welche oft an Boccaccios »Decamerone« erinnern, läßt er seiner heitern Laune freiesten Spielraum. Seine durch kernige Einfachheit ausgezeichnete Übersetzung der »Psalmen« (Krak. 1578) hat ihm den Namen des »polnischen Pindar« erworben. In lateinischer Sprache schrieb er: »Elegiae«, »Lyricorum libellus« und zahlreiche Gelegenheitsgedichte. Die polnische Sprache verdankt ihm wesentliche Vervollkommnung, die polnische Poesie große Bereicherung durch Einbürgerung fremder Dichtungsformen, die er stets mit nationalem Geist zu durchdringen verstand. Seine Schriften erschienen Krakau 1584—90 (neuere Ausgaben, Bresl. 1826, Leipz. 1835, Krak. 1859, 3 Bde.). Die vollständigste Biographie Kochanowskis hat v. Przyborowski (Pos. 1857) geliefert. Vgl. Löwenfeld, Joh. K. und seine lateinischen Dichtungen (Pos. 1878). — Sein jüngerer Bruder, Piotr (1566—1620), war Sekretär des Königs Siegmund III. und Malteserritter, nahm an mehreren Zügen seines Ordens teil und verlebte einige Jahre in Italien. Er lieferte eine treffliche polnische Übersetzung von Tassos »Befreitem Jerusalem« im Versmaß des Originals (Krak. 1618 u. öfter) und Ariosts »Rasendem Roland« (das. 1799).

Kochel, Nebenflüßchen des Zacken in Schlesien, kommt vom Hohen Rad und bildet oberhalb Schreiberhau (Kreis Hirschberg) den 13 m hohen Kochelfall.

Kochel, Pfarrdorf im bayr. Regierungsbezirk Oberbayern, Bezirksamt Tölz, 14 km südlich vom Bahnhof Penzberg, 605 m ü. M., mit Pfarrkirche, natronhaltiger Quelle mit Badeanstalt und 350 kath. Einwohnern. Östlich die 1804 m hohe Benediktenwand mit herrlicher Aussicht; südwestlich der im S. von den schroffen Wänden des Jochbergs, Herzogstandes und Heimgartens umgebene, gegen N. in den Rohrsee und das Haselmoos auslaufende Kochelsee. Letzterer ist 4 km lang, 2 km breit und 80 m tief und erhält seinen Hauptzufluß von W. her durch die Loisach.

Köchel, Ludwig, Ritter von, Musikgelehrter und Naturforscher, geb. 14. Jan. 1800 zu Stein in Niederösterreich, studierte zu Wien die Rechte, leitete 1827—42 die Erziehung der österreichischen Erzherzöge Albrecht, Karl Ferdinand, Friedrich und Wilhelm und begleitete dann den Erzherzog Friedrich nach Algier, Spanien, England und Schottland. Mit Vorliebe der Botanik ergeben, machte er 1845, 1847 und 1853 botanische Studienreisen, die ihn nach Italien und Sizilien, Frankreich und der Schweiz wie auch nach Rußland, Norwegen und Schweden führten. Schon 1832 zum kaiserlichen Rat ernannt und 1842 in den Adelstand erhoben, ließ sich K. 1850 in Salzburg nieder, wo er zeitweilig als k. k. Schulrat fungierte, später aber ausschließlich seinen naturwissenschaftlichen und musikalischen Studien lebte. Er starb 3. Juni 1877 in Wien. Mehr als durch seine botanischen Verdienste und ein Werk über die »Mineralien

Kochem (Kochheim), Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Koblenz, an der Mosel und an der Linie Perl-Koblenz der Preußischen Staatsbahn (hier mit einem 4100 m langen Tunnel), hat ein Schloß, ein Amtsgericht, Gerberei, starken Mühlenbetrieb, bedeutenden Weinbau und (1885) 3225 fast nur kath. Einwohner. — K. war zunächst als Reichslehen im Besitz der Pfalzgrafen von Aachen und wurde nach deren Aussterben von König Konrad III. eingezogen. Bis zum Ende des 13. Jahrh. hatten dort Burggrafen ihren Sitz, bis König Adolf 1294 K. an Kurtrier verpfändete. Albrecht I. überließ es 1298 dem Erzstift völlig. Die Franzosen verbrannten 1689 einen großen Teil der Stadt, das jetzt beinahe wieder vollständig hergestellte Schloß sowie die nahen Burgen Winneburg und Beilstein, die heute noch als Ruinen die Umgegend schmücken. Vgl. Pauly, Stadt und Burg K. (Kochem 1883).

Kochemer Loschen (Kochemerloschaun, verderbt Kokumloschen, v. hebr. chacham, klug, und laschon, Sprache), der gaunerklassische Ausdruck für den vollkommenen Begriff der Gaunersprache, d. h. der Sprache des Gauners vom Fach. Gleich klassisch ist der Ausdruck Chessenloschen (v. hebr. chess, klug), auch wohl Chessenkohl (von kol, Stimme, Sprache), davon auch das weniger gebräuchliche Kochemerkohl. Die Ausdrücke: Kochemersprache, Kaloschen- oder Galoschensprache, Jenische Sprache sind keine echten Gaunerausdrücke, sondern von Polizei und Volk gemacht; ebenso Schurersprache (v. zigeunerischen schorr, Dieb), obwohl schuren, schorren (Handel treiben, stehlen) ein gebräuchlicher Gaunerausdruck ist. Plattenkohl (v. hebr. polat, glatt sein, entkommen) war der jetzt veraltete stehende Ausdruck in der Bande des Balthasar Krummfinger in der Mitte des 18. Jahrh. Der Ausdruck Kocheme Waldiwerei, den Bischoff in sein (unzuverlässiges) »Gaunerwörterbuch« (Neust. 1822) aufgenommen hat, ist eine Erfindung des Autors und niemals von wirklichen Gaunern für ihre Kunstsprache verwandt worden. Im Dreißigjährigen Krieg kam der rein deutsche Ausdruck Feldsprach auf, der sich jedoch nicht lange gehalten hat. Für »sprechen« ist in der Gaunersprache üblich: dabbern, dibbern, medabber sein, dawern, diwern (sämtlich v. hebr. dabar, dowor, Wort, reden), schmusen (v. hebr. schmuo, Gerücht, Erzählung) und kochem schmusen sowie kochem dibbern. Die Gaunersprache ist durchaus deutsche Volkssprache, welche ihren Zufluß aus allen deutschen Mundarten und, je nach der mehr oder minder starken Berührung und Vermischung der verschiedenen verbrecherischen Elemente untereinander, aus fremden Sprachtypen empfangen hat. Jedes dieser mundartlichen und fremden Elemente bewahrt mit Hartnäckigkeit eine Menge des eigentümlichen Stoffes, der freilich, im langen, lebhaft bewegten Zug von einer Stelle zur andern geführt, sich oft bis zur Unkenntlichkeit verunstaltet findet. So erscheint die Gaunersprache in ihren Typen als eine konventionelle oder gemachte Sprache, im Gegensatz zu einer naturgemäß gewordenen, und zeichnet sich durchgängig durch Scharfsinn, reiche Phantasie, lebhafte Bilder, poniert), Buckel; thulerisch, lutherisch; Muffert, Nase; Scheinling, Auge; Strohbohrer oder Plattfuß, Gans; Schmalfuß, Katze, rc. Aus dem jüdischdeutschen Dialekt stammen die Ausdrücke: Tolmann, Dollmann, Galgen; Massematten, Handel, Diebstahl; Reb Mausche (Rabbi Moses), das große Brecheisen bei Einbrüchen; Kleseime, Glaseime (v. hebr. kle und emo, Gerät zum Schrecken), Pistole, rc. Der Zigeunersprache sind entnommen die Ausdrücke: Zink, Nase, Geruch; Wink, Zeichen; zinkenen, zu verstehen geben, winken, bezeichnen; davon Zinkfleppe, Paß, Steckbrief, rc. — Die Grammatik der Gaunersprache beschränkt sich nur auf den schon seit langer Zeit gesammelten Wortvorrat, dessen Studium sehr interessant ist, und zu welchem Pott (»Die Zigeuner in Europa und Asien«, Bd. 2, Halle 1845) und Avé-Lallemant (»Deutsches Gaunertum«, Bd. 3 u. 4, Leipz. 1862) die bis jetzt vollständigsten Beiträge geliefert haben. Viel ist zu diesem Vorrat auch aus dem eigentümlichen Sprachvorrat deutscher Volksgruppen hinzugebracht worden, z. B. aus der Studenten-, Bauern-, Jäger-, Schiffer-, Bergmanns-, Handwerker-, Soldaten-, Kellner-, Kutscher-, Spieler-, Schinder- und Freudenmädchensprache, welch letztere besonders vom Klerus des Mittelalters mit meistens latinisierenden Bereicherungen versehen worden ist. Die ersten Spuren eines Vokabulars findet man im Notatenbuch des Kanonikus Dithmar von Meckebach in Breslau um die Mitte des 14. Jahrh. Bemerkenswert ist das Vokabular des Ratsherrn Gerold Edlibach (Zürich 1488) sowie auch das sogar von Luther 1523 herausgegebene »Liber vagatorum«, welches (abgesehen von einzelnen originellen und verdienstvollen Sammlungen, wie z. B. Mejer, Grolmann und Zimmermann) die Grundlage aller spätern »rotwelschen« Vokabulare und Grammatiken geblieben und vielfach von unwissenden Epigonen entstellt worden ist. Das merkwürdigste, weil einzige unmittelbar von einem gefährlichen Gauner herrührende, Wörterbuch ist die »Wahrhafte Entdeckung der Jauner- oder Jenischensprache von dem ehemals berüchtigten Jauner Kostanzer Hanß. Auf Begehren von Ihme selbst aufgesetzt und zum Druck befördert« (Sulz am Neckar 1791), welches sich bei Avé-Lallemant (»Gaunertum«, Bd. 4) vollständig abgedruckt findet. Die namentlich von Thiele aufgestellte besondere »Jüdische Gaunersprache«, welche es ebensowenig gibt wie ein besonderes jüdisches Gaunertum, ist eine nur durch Unwissenheit veranlaßte Verwechselung und Identifizierung des Jüdisch-deutschen Dialekts (s. d.) mit der Gaunersprache. Über die gleichfalls häufig mit der Gaunersprache verwechselte Zigeunersprache s. Zigeuner. Vgl. Zinken und Rotwelsch.

Kochemersprache, s. Kochemer Loschen.

Kochen, s. v. w. Sieden (s. d.); in der Technik und im Haushalt die Behandlung verschiedenartiger Substanzen bei der Siedetemperatur des Wassers unter gewöhnlichem, höherm oder niederm Drucke. Durch das K. werden mancherlei Zwecke verfolgt. Flüssigkeiten kocht man, um in ihnen enthaltene Gärungs- und Fäulniserreger zu töten und sie dadurch halt-

und sehr schnell verdampft (Vakuumapparat in der Zuckerfabrikation 2c.). Hat man alkoholische Lösungen in solcher Weise zu behandeln, so verwandelt sich die Arbeit in eine Destillation, indem man die Dämpfe ableitet und abkühlt, um den Alkohol wiederzugewinnen. Sehr häufig werden feste Körper mit Wasser gekocht, teils um in ihnen enthaltene lösliche Stoffe auszuziehen (Bereitung von Pflanzenauszügen, Fleischbrühe, Salzlösungen), teils um die festen Körper in ihrer Konsistenz oder anderweitigen Beschaffenheit zu verändern (das K. von Gemüsen, Fleisch, Darstellung von Leim). In diesen Fällen, wo Flüssigkeiten auf feste Körper einwirken sollen, wird der Zweck oft sehr viel leichter erreicht, wenn man den Druck und mit ihm die Temperatur steigert (Papinscher Topf, Digestor, Autoklave). Speisen werden beim K. in solchen Apparaten nicht nur sehr viel schneller gar, sondern es werden manche auch weich und zart, die im offenen Topf hart und ungenießbar bleiben. Dabei erleiden viele Nahrungsmittel durch das K. eine solche Veränderung ihrer Beschaffenheit, daß ihre Verdaulichkeit erheblich wächst. Sehr häufig und namentlich im Haushalt kocht man über freiem Feuer und benutzt dazu mehr oder minder kompliziert konstruierte Kochherde für gewöhnliches Brennmaterial, für Grude, auch Gas- und Petroleumkochapparate; im größern Betrieb aber wird das K. mit Dampf vorgezogen. Man erzeugt Wasserdampf in einem besondern Kessel und leitet denselben durch ein Rohr direkt in die zu kochende Flüssigkeit. Anfangs wird der Dampf durch letztere vollständig verdichtet, dabei gibt er aber seine Dampfwärme an die Flüssigkeit ab, und bald beginnt diese zu sieden. Durch den verdichteten Dampf ist ihr Volumen vergrößert worden. Soll dies vermieden werden, so benutzt man Kochgefäße mit doppeltem Boden und leitet den Dampf in den Raum zwischen beiden Böden, oder man legt ein spiralförmig gebogenes Rohr (Dampfschlange) auf den Boden des Kochgefäßes und leitet den Dampf durch das Rohr. In sehr einfacher Weise kocht man z. B. Kartoffeln mit Dampf, indem man an ein siebartig durchlöchertes Blech kurze Füße lötet und dies Tischchen in einen Topf stellt, dessen Durchmesser nicht viel größer als der des Bleches ist. Man gießt so viel Wasser in den Topf, daß dasselbe das Blech noch nicht berührt, und schüttet die Kartoffeln auf das letztere. Der Dampf durchdringt dann die Kartoffeln und macht sie gar, ohne daß das Wasser darauf einwirkt. Statt der Blechscheibe kann man auch einen Cylinder aus gelochtem Blech oder Drahtgewebe anwenden und hat dann den Vorteil, die Kartoffeln leicht aus dem Kochtopf herausnehmen zu können. Ähnliche Vorrichtungen haben sich gut bewährt zum K. der Wäsche, auch hat man für diese einfache Kochapparate konstruiert, in denen das Wasser durch den Druck emporgehoben wird und durch die Wäsche hindurchfließt, um von neuem gehoben zu werden. Die **Kochgefäße** sind sehr verschiedener Art. Am häufigsten findet man metallene (guß- und schmiedeeiserne, kupferne, messingene, zinnerne) Kessel, Kasserollen, Cylinder 2c. Je dünnwandiger das Gefäß ist, um so leichter wird die Wärme übertragen; bisweilen aber wirkt das Metall nachteilig auf die zu kochende Flüssigkeit ein, und in solchem Fall wird Eisen emailliert, Kupfer verzinnt. So werden Pflanzensäfte in eisernem oder verzinntem Geschirr mißfarbig, sie behalten ihre Farbe am schönsten in Kupfer; wenn sie aber sauer sind, so dürfen sie nicht in dem kupfernen Geschirr erkalten, weil sich bei Einwirkung der Luft (die während des Kochens durch den Dampf abgehalten wird) Kupfer löst. In neuerer Zeit ist vernickeltes Küchengeschirr sehr beliebt geworden. Bei irdenem Kochgeschirr kommt die Beschaffenheit der Glasur in Betracht, die bei gewöhnlichen Thonwaren in der Regel bleihaltig ist und dann oft an saure Flüssigkeiten Blei abgibt. Die saubersten Kochgefäße sind die porzellanenen und die gläsernen; ihrer Anwendbarkeit sind leider durch das leichte Springen der erstern und die Zerbrechlichkeit der letztern enge Grenzen gesetzt. Recht empfehlenswert sind die in neuerer Zeit bekannt gewordenen Kochgeschirre aus Weißblech mit doppeltem Boden, die das Anbrennen verhindern und bei gutem Verschluß mindestens ebenso schnell gare Speisen liefern wie die gewöhnlichen Kochtöpfe mit lose aufliegendem Deckel. Vgl. Kochherde und Kochkunst.

Kochenille (spr. koschenilje, Coccus cacti *L.*, s. Tafel »Halbflügler«), Insekt aus der Ordnung der Halbflügler und der Familie der Schildläuse (Coccina). Das karminrote Männchen ist 1,6 mm lang, mit zwei getrübten lichtbraunen Flügeln, zehngliederigen Fühlern und zwei langen Schwanzborsten. Das Weibchen ist 2 mm lang, fast kugelig, weiß bereift, flügellos. Das Tier lebt in Mexiko auf Opuntia coccinellifera (Nopal) und wird dort wie in Westindien, Malaga, Spanien, Algerien, Java u. Teneriffa gezüchtet. Das Weibchen saugt sich an der Mutterpflanze fest, schwillt bedeutend an und legt seine Eier, aus welchen nach acht Tagen die mit langen Borstenhaaren bewachsenen Jungen ausschlüpfen, in die weißen Ausschwitzungen, mit welchen sie die Pflanze stellenweise vollständig überziehen. Die Larven häuten sich in zwei Wochen mehrmals, dann spinnen die männlichen Larven einen Kokon, ruhen darin acht Tage als Puppe, schlüpfen aus, begatten sich und sterben sofort, während die Weibchen noch 14 Tage lang Eier legen und dann von der Pflanze abfallen und gleichfalls sterben. Vor der Regenzeit bringt man die Pflanze mit den Tieren, welche zur Zucht fortleben sollen, in Sicherheit, um sie nach den Regen wieder auszusetzen. Die K. wird sowohl in den Pflanzungen als auch an wild wachsenden Fackeldisteln (wilde K., vielleicht eine andre Art?) kurz vor dem Ausschlüpfen der Brut gesammelt, auf heißen Blechen getrocknet und (seit 1526) in den Handel gebracht. Sie bildet halbrunde Körperchen von der Größe einer kleinen halben Erbse mit runzeliger Oberfläche, ist schwarzbraun, mehr oder weniger weiß bestäubt, innen dunkel purpurrot, schmeckt bitterlich, etwas zusammenziehend und färbt den Speichel rot. Die gezüchtete K. ist größer und reicher an Farbstoff als die wilde oder Waldkochenille (Grana silvestra oder Caspesiana). Die erste Ernte im Jahr liefert ein wertvolleres Produkt (Zakkadille) als die folgende, und von allen Sorten ist die aus Honduras (Grana fina oder Mestica von Mesteque) die beste, dann folgt die mexikanische. Auch Teneriffa liefert gute Ware, demnächst Spanien. Die geringste Sorte kommt aus Java. Nach der Zubereitung unterscheidet man Renegrida, in heißem Wasser getötete und dadurch des weißen Überzugs beraubte; Jaspeada, in Öfen getötete, mit weißem Überzug; Negra, durch zu starke Hitze schwärzlich gewordene, und Granilla, Ausschuß. Der Farbstoff der K. ist Karminsäure. Man benutzt die K. zur Bereitung des Karmins (s. d.) und in der Färberei zur Darstellung von Rot, Violett 2c. auf Wolle, Seide und Baumwolle; seit Einführung der Anilinfarben hat sie aber an Bedeutung sehr verloren. Für die Färberei bereitet man aus der K. durch Behandlung mit Ammoniak die Cochenille ammoniacale, die in Teig-

form oder in Täfelchen in den Handel kommt und Violett, Amarantrot und Malvenfarbe liefert. Früher wurde sie auch medizinisch benutzt. Die K. wurde schon vor Entdeckung Amerikas von den Mexikanern gezüchtet, Lopez de Gomara gab 1525 die erste Beschreibung der K.; aber man hielt die Drogue trotzdem für vegetabilischen Ursprungs, bis der Streit durch die Erkundigungen des Holländers Ruysscher 1725 entschieden wurde. Als Mexiko noch allein K. erzeugte, wurden jährlich 440,000 kg im Wert von nahezu 7,5 Mill. holländ. Gulden nach Europa ausgeführt. Von 1 Hektar Nopalpflanzung erntete man ca. 300 kg K., und auf 1 kg kommen etwa 140,000 Tierchen. In frühern Zeiten sammelte man namentlich in Polen um Johannis eine rote Schildlaus, Porphyrophora polonica *L.* (polnische K., Johannisblut), welche an den Wurzeln mehrerer Pflanzen, namentlich des Scleranthus perennis, in Nordostdeutschland, Polen, Rußland, Schweden, Ungarn lebt. Das Insekt bildete einen nicht unwichtigen Handelsartikel, ist aber durch die viel ausgiebigere mexikanische K. längst verdrängt.

Kochenilleflechte, s. Cladonia.

Kocher, Fluß in Württemberg, entspringt südlich von Aalen in einem Thal zwischen dem Härdtfeld und Aalbuch in 501 m Höhe aus zwei Quellbächen: dem Roten und Schwarzen K., fließt, der Jagst auffallend parallel, in einem großen Bogen nach NW. durch flaches Hügelland und mündet nach 180 km langem Lauf unweit Kochendorf, 4 km oberhalb der Jagstmündung, rechts in den Neckar. Nebenflüsse sind links die Lein bei Abtsgemünd, die Bretach bei Neuenstadt, rechts die Bühler.

Köcher, Behältnis für die Pfeile der Bogenschützen (vgl. Bogen, mit Abbildung).

Köcherjungfern (Frühlingsfliegen, schmetterlingshafte Wassermotten, Phryganeodea *Burm.*), Familie aus der Ordnung der Netzflügler, Insekten mit kleinem, quer senkrecht gestelltem Kopf, langen, borstenförmigen Fühlern mit dickem Basalglied, halbkugeligen Augen, zuweilen undeutlichen Nebenaugen, behaarten oder beschuppten, nicht gegitterten Flügeln, von denen sich die breitern Hinterflügel fächerartig falten, um von den meist bunt gefärbten vordern bedeckt werden zu können. Die Mundteile sind verkümmert, und besonders sind die Kinnbacken häutig. Die langen Beine haben an der Spitze und meist auch in der Mitte gespornte Schienen, die Tarsen zwei seitliche und einen größern mittlern Haftlappen. Das letzte Hinterleibssegment des Männchens mit zangen- oder griffelförmigen Reifen. Die über die ganze Erde verbreiteten Arten sind zum Teil lichtscheu, finden sich meist im Frühjahr oft massenhaft an Holz und Gesträuch in der Nähe des Wassers, fliegen in der Dämmerung und setzen die Eier in Form eines von einer gallertartigen Masse umhüllten Klumpens an Pflanzen, Steine etc. ab. Die Larven (Kärder, Sprocke, Hülsenwürmer), welche manchen Schmetterlingsraupen ähneln, zeigen nur am Kopf und Thorax und an den sechs Beinen feste, mehr hornige Konsistenz und sind am dünnhäutigen Hinterleib meist mit zahlreichen Kiemenfäden versehen. Sie vereinigen mit Hilfe eines auf der Unterlippe mündenden Spinnorgans Pflanzenteile, kleine Schneckengehäuse, Sandkörnchen etc. zu einem meist länglichen, röhrenförmigen, stets charakteristisch geformten, bisweilen schneckenhausähnlichen Gehäuse, welches ihnen als schützende Hülle dienen soll und entweder von dem Tier herumgeschleppt, oder am Grunde des Wassers festgesponnen wird. Sie nähren sich meist von vegetabilischer, aber auch von animalischer Kost und verpuppen sich in dem verschlossenen Gehäuse. Gewöhnlich überwintert die Larve. Die rautenfleckige Köcherjungfer (Limnophilus rhombicus *L.*), 15 mm lang, mit zwei Fensterflecken auf jedem der gelbbraunen Vorderflügel und mit milchweißen Hinterflügeln mit gelber Spitze; ihre grünliche, vorn dunklere Larve lebt in der Nähe von Schilf in freiem, aus Halmstückchen, Holz- und Rindenspänen gefertigtem Gehäuse. S. Tafel »Netzflügler«. Vgl. Mc. Lachlan, A monographic revision and synopsis of the Trichoptera of the European fauna (Lond. 1876).

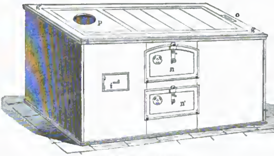
Kochflasche, s. Kolben.

Kochgerste, s. Graupen.

Kochheim, s. Kochem.

Kochherde und **Kochmaschinen** für die Küche werden in sehr verschiedener Konstruktion ausgeführt

Fig. 1.

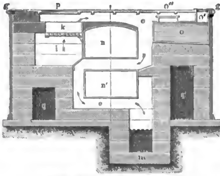


Kochmaschine von Adler.

und sind in neuerer Zeit wesentlich vervollkommt worden. Früher benutzte man einfache Herde, auf welchen das Feuer unter einem Dreifuß oder in einem Mauerloch unter eisernen Stangen, auf welche die Töpfe gesetzt wurden, brannte. Diese Einrichtung ist ebenso kostspielig wie unbequem und daher immer mehr durch Kochmaschinen mit geschlossener Feuerung verdrängt worden. Die Figuren 1—3 zeigen bewährte Maschinen von Adler in Berlin. In einem Falz der kupfernen, 13 cm breiten Einfassung g g (Fig. 1) liegt die mit einer Ringöffnung versehene, aus mehreren Teilen bestehende gußeiserne Kochplatte, unter derselben das große eiserne Bratrohr n, unter diesem das eiserne Wärmrohr n' und zur Seite der kupferne Wasserkasten o. Das Brennmaterial (hartes Holz oder Kohle) wird durch die Ringöffnung p auf den Rost k gebracht, unter welchen durch eine Thür im Aschenfall i (Fig. 2) die zur Verbrennung nötige Luft tritt. Die Verbrennungsgase verbreiten sich nun unter der ganzen Kochplatte, erhitzen das Bratrohr von oben, gehen dann abwärts und horizontal in den Zügen e e, umspielen die frei liegende Seite des Brat- und Wärmrohrs und ziehen durch den unterirdischen Kanal m in einen seitlich gelegenen Schornstein. Die Maschine ist aus Ziegelstein in Lehmmörtel erbaut,

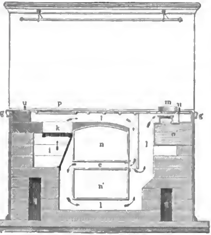
wobei die Stellen q q' leer bleiben; der Brennraum aber ist aus Schamotte hergestellt, auch wird das Bratrohr mit einer dünnen Schamottelage bestrichen. Zum Reinigen der Maschine lassen sich die einzelnen Teile der Kochplatte abheben, und die Böden des Brat- und Wärmrohrs sind zum teilweisen Herausnehmen in Schieberform konstruiert. Der Wasserkasten besitzt zum Ausschöpfen den Hals o' und zum

Fig. 2.



Kochmaschine von Adler, Durchschnitt.

Fig. 3.



Wandkochmaschine.

Reinigen die Öffnung o''. Diese Maschine leistet sehr viel; die Kochplatte wird vom Brennraum bis zum Wasserkasten so heiß, daß die Speisen an jeder Stelle in Sud kommen. Im Bratofen geht das Braten gleichmäßig und langsam von statten. In Mitteldeutschland sind Kochmaschinen gebräuchlich, bei denen die Kochplatte überbaut ist, so daß die Wärme gut zusammengehalten wird. Zur Bekleidung der Maschinen wählt man gewöhnlich Kacheln; doch sind Marmorplatten, Schiefer-, Serpentinplatten, Solnhofener Steine oder gegossene Glasplatten, denen man mit Leichtigkeit jede Färbung verleihen kann, weit vorzuziehen. Fig. 3 zeigt eine an der Wand stehende Maschine; g g ist der Falz, i der Aschenfall, k der Rost, l Züge, m Rauchrohr, n Bratrohr, n' Wärmrohr, o Wasserkasten, p Ringöffnung, q hohler Raum. Durch zwei eingelegte Klappen kann man beliebig das Brat- und Wärmrohr außer Betrieb setzen; u u sind Stifthaken, auf welchen die Wandbekleidung ruht, damit die Wand nicht von der Hitze leide. Absperrvorrichtungen sind namentlich auch für große Maschinen empfehlenswert, wenn vier oder sechs Bratröhren durch eine Feuerung geheizt werden; bei solchen Maschinen legt man auch aus Eisen konstruierte, mit glasierten Steinen ummauerte Wärm- oder Trockenspinde an. In Mitteldeutschland benutzt man Kochmaschinen, bei welchen der Kochraum überbaut ist und einer großen Bratröhre gleicht, während man in Norddeutschland viel häufiger Maschinen mit Ringöffnungen findet, um die Töpfe in den Feuerraum einhängen zu können, so daß sie direkt von der Flamme bespült (aber auch berußt) werden. Die erstere Konstruktion ist sehr viel sauberer und bei gleichzeitiger Anwendung einer großen Wärmröhre zum Anwärmen auch ebenso ökonomisch wie die letztere. Von den **Dampfkochherden** benutzen die von Becker und Ulmann in Berlin, welche für Familienbedarf und größten Betrieb eingerichtet sind, viereckige Wasserbäder, welche einzeln durch Dampfzuleitung geheizt werden. In jedem Wasserbad hängt ein viereckiger Kochtopf, den ein in das Wasser tauchender Deckel verschließt, während ein zweiter Deckel, der ebenfalls in Wasser eintaucht, das Wasserbad verschließt. Das Braten geschieht im Luftbad, indem man das Fleisch in besondern Pfannen in die Kochgefäße hängt. Falls nicht bereits ein Dampfentwickler vorhanden, wird ein solcher für den Kochherd aufgestellt und kann bei kleinem Betrieb mit Gas geheizt werden. Besondere Vorrichtungen regeln den Wasserstand, auch enthält jedes Wasserbad ein Thermometer. Diese Apparate gewähren große Brennmaterialersparnis und leisten Garantie für rationelle und schmackhafte Zubereitung der Speisen. Im Strafgefängnis zu Plötzensee bei Berlin steht ein derartiger Kochherd für 2000 Menageteilnehmer im Betrieb. Beim Kochherd von Senking in Hildesheim sind gewissermaßen zwei Dampfkochtöpfe ineinander geschachtelt. Der innere enthält die Speisen, der äußere das Wasser, welches bei hermetischem Verschluß über 100° erhitzt werden kann. Hier hat jeder Apparat eigne Feuerung. Um nicht der Konzessionierung zu unterliegen, besitzen die Apparate als Sicherheitsapparat ein offenes Standrohr, welches in Windungen geführt ist und deshalb nur geringe Höhe erfordert. Von Thüringen aus haben sich in neuerer Zeit die mit Grude (s. d.) zu heizenden **Sparherde** verbreitet, welche vor der gewöhnlichen Kochmaschine, bei der stets der größere Teil der erzeugten Wärme ungenützt verloren geht, erhebliche Vorteile darbieten. Sehr bequem sind endlich die **Gaskochherde**, welche mit Bunsenschen, also nicht rußenden, Brennern versehen, im einzelnen aber sehr verschieden konstruiert sind. Sie gewähren alle Vorteile der Gasheizung und arbeiten bei nicht zu hohen Gaspreisen unter allen Umständen bedeutend billiger als die gewöhnlichen Kochmaschinen mit offener Feuerung, die auch bei bester Konstruktion infolge der fast regelmäßig sehr großen Mangelhaftigkeit der Bedienung nur einen sehr geringen Teil der erzeugten Wärme ausnutzen.

Kochin, Kochinchina, s. Kotschin, Kotschinchina.

Kochkunst, die Kunst, alle Arten von Speisen und Getränken schmackhaft zu bereiten. Die zweckmäßige Zubereitung der Speisen erfordert in oft unterschätztem Grad eine Berücksichtigung des chemischen Verhaltens der Nahrungsmittel beim Kochen und eine Kenntnis der Bedeutung der einzelnen Nahrungsstoffe für den Ernährungsprozeß. Das ungleiche Verhalten des Fleisches beim Aufsetzen mit kaltem oder heißem Wasser, die Unbrauchbarkeit harten Wassers zum Kochen der Hülsenfrüchte sind naheliegende Beispiele. Die neuere Zeit hat daher auch vielfache Bestrebungen aufzuweisen, die Chemie für die K. nutzbar zu machen und zu diesem Zweck chemische Kenntnis in der Frauenwelt zu verbreiten. Dies erscheint um so notwendiger, als jetzt auch neue Präparate, wie Fleischextrakt, Gewürzextrakte ꝛc., in die Küche eindringen, manche Chemikalien häufiger benutzt werden und mannigfache, sehr empfehlenswerte Maschinen und Apparate (z. B. der Dampfkochtopf) die alten einfachen Geräte mehr und mehr verdrängen. Der Wert der K. ist nicht zu unterschätzen, denn eine gute Küche befördert drei große Angelegenheiten: 1) die Volkswirtschaft durch Sparsamkeit bei der Zubereitung der Speisen, indem die wahre Kunst darin besteht, nicht aus dem Vollen zu schöpfen, sondern mit möglichst geringen Mitteln möglichst viel zu erreichen; 2) die öffentliche Gesundheit, weil schlechte Küche den Magen verdirbt, während eine gute Zubereitung die Speisen gesünder und nahrhafter macht, und 3) den ästhetischen Sinn, den gesellschaftlichen Verkehr und die Gastfreundschaft. Vgl. Küche.

Geschichtliches. Schon im Altertum finden wir die K. bis zu einem hohen Grad ausgebildet und zwar zuerst in den asiatischen Ländern, von wo aus sie sich über die Inseln Chios und Sizilien, über Griechenland und später über Italien verbreitete. Obwohl die Griechen im allgemeinen mehr einer einfachen Lebensweise huldigten, so riß doch auch bei ihnen, vorzüglich in Athen, mit dem überhandnehmenden Luxus zugleich der Aufwand bei den Tafelfreuden ein, und wie sehr zur Befriedigung derselben die K. selbst beitragen mußte, erhellt aus der ziemlich vollständigen Aufzählung der ausgewählten Gerichte und der mannigfachen Küchengeräte, die uns Athenäos in seinen »Deipnosophisten« geliefert hat, sowie aus dem Umstand, daß man in Prosa und Poesie die Gegenstände einer feinen Tafel und die Regeln der K. abhandelte, wie dies von Archestratos von Gela (494 v. Chr.), dessen Werk von Quintus Ennius ins Lateinische übersetzt wurde, und andern geschah. Noch höher wurde der Luxus in dieser Beziehung in Rom getrieben. Noch während des zweiten Punischen Kriegs gab es Köche, die in den Städten auf dem Markt öffentlich ausstanden und sich dingen ließen. Besonders berühmt waren die sizilischen Köche. Viele Freigelassene verdankten der K. ihr Glück, und während früher der Kochsklave den niedrigsten Rang eingenommen hatte, rückte derselbe nach und nach in die erste Stelle vor. Seit der Bekanntschaft mit der asiatischen und Tiberius, gab es förmliche Schulen und Lehrer der K., an deren Spitze **Apicius** stand. Der Kaiser Vitellius soll einmal in einer einzigen großen Schüssel, welche über eine Million Sesterzien kostete, das Gehirn von Fasanen und Pfauen, die Zungen von Flamingos, die Milz und Leber der kostbarsten Seefische haben auftragen lassen.

Die Wiege unsrer modernen K. ist Italien. Dieses Land nahm im 16. Jahrh. auch in der K. unbestritten die erste Stelle unter den Ländern Europas ein; dieselbe wurde künstlerisch-wissenschaftlich betrieben. Katharina von Medici, die Mutter Karls IX., führte diese Kunst in Frankreich ein. Aber erst unter Ludwig XIV. gelangte sie auf den Gipfel der Vollkommenheit, und von dieser Zeit an blieb Frankreich dasjenige Land, welches in Sachen der K. als allein maßgebend anerkannt wurde. Die Regentschaft und die Regierungszeit Ludwigs XV. übten auf die Entwickelung dieser Kunst den günstigsten Einfluß aus, während unter Ludwig XVI., der in der Hauptsache mehr ein Vielesser als ein Feinschmecker war, Stillstand eintrat. Dagegen führte die Revolution einen ganz enormen Rückschlag herbei; erst unter dem ersten Kaiserreich war ein Wiederaufblühen zu bemerken, aber unter ganz wesentlich veränderten Verhältnissen. Es wurde teilweise mit den alten Traditionen der Überfeinerung gebrochen. Im Mittelalter waren die Leistungen der K. nicht sehr erhebliche: Das Hauptgewicht wurde nicht auf gute Zubereitung, sondern auf Masse und Nahrhaftigkeit gelegt. Außer den Erträgnissen der Jagd und des Fischfanges, Hülsenfrüchten, eingesalzenen Fischen, gepökeltem und geräuchertem Fleisch aß man in der Hauptsache Rindfleisch und Rindsbraten, und frisches Fleisch wurde überhaupt nur bei besondern Gelegenheiten auf den Tisch gebracht. Selbst für die Herren im Gefolge der Fürsten galt es als ein Leckerbissen. Wir lesen z. B. über die Seltenheit des Genusses von frischem Fleisch in England zu dieser Zeit, daß Anna Boleyn zum Frühstück ein Pfund Speck und eine Kanne Bier verzehrte und die Hofdamen der Königin Elisabeth zur gleichen Mahlzeit Pökelfleisch, Brot und Bier erhielten. Später trat allerdings eine Zeit der Überfeinerung ein; durch die Zubereitung, den starken Zusatz von Würzen aller Art, die Hinzufügung wohlschmeckender Saucen ꝛc. gelangte man dahin, daß die Nebendinge zur Hauptsache wurden, so daß Goethe in einem Brief (1779) mit Recht tadeln konnte, daß die Köche bei den Speisen einen Hautgout von allerlei anbringen, darüber Fisch wie Fleisch und das Gesottene wie das Gebratene schmeckt. Aber auch davon ist man in der Neuzeit wieder zurückgekommen. Es gilt jetzt in der K. der Grundsatz: jedes Fleischgericht muß sein eignes, natürliches Aroma, jedes Gemüse seinen natürlichen Geschmack, seine eigne, natürliche Färbung haben.

An dieser Entwickelung der K. haben nicht nur die Köche und Köchinnen gearbeitet, sondern es haben auch an sich schon berühmte Männer auf diesem scheinbar so heterogenen Gebiet eine zweite Berühmtheit

ein Buch über die Wissenschaft des Essens (»Science de la gueule«) zu schreiben. Papst Pius V. ließ durch seinen Leibkoch Bartolommeo Scuppi ein Kochbuch des Papstes publizieren (1570), und Ludwig XIII. legte ganz besondern Wert auf seinen Ruhm als Verfertiger feinerer Konfitüren. Unter Ludwig XIV. erfand der Sieger von Rocroi, Condé, die berühmte, nach ihm benannte Bohnensuppe, und der Minister Colbert fügte seinem Ruhm als Staatsmann den als Erfinder der vortrefflichen Sauce Colbert hinzu. Ebenso führte der Haushofmeister des Königs, Herr v. Béchamel, Marquis von Nointal, die weitgehendsten Verbesserungen in der Zubereitung der Speisen, namentlich der Fische, ein, erfand die heute noch als unübertroffen geltende sauce à la Béchamel und das vol-au-vent, um schließlich die Summe seiner Erfahrungen unter dem Pseudonym Le Bas in dem Buch »Sur l'art du cuisinier« niederzulegen. Ein 1655 in Paris erschienenes Buch: »Le pâtissier Elzepries«, ist heute noch von praktischem Wert und wurde 1867 in einer Auktion mit 1050 Frank bezahlt. So hoch wurde damals der durch die Küche erworbene Ruhm gestellt, daß ein namhafter Mißerfolg den Leibkoch des Königs, Vatel, zum Selbstmord treiben konnte (1671). Auch in Deutschland erschienen zu dieser Zeit die ersten nennenswerten Werke über die K., z. B. 1643 in Hamburg der Jugendspiegel von Christ. Actatius Hagerius Francommont Missn. (»Über die Art zu essen«) und 1655 das »New köstliche und nützliche Kochbuch der Fraw Anna Wecker«; endlich in Nürnberg 1702 »Der aus Parnasse ehemals entlaufenen vortrefflichen Köchin Gemerkzettel, woraus zu erlernen, wie man 1928 Speisen wohlschmeckend zubereiten solle«. Unter Ludwig XV. förderte namentlich der Sieur de la Varenne, Küchenmeister des Marquis d'Uzelles, die Weiterentwickelung dieser Kunst durch sein epochemachendes Werk »L'école des ragoûts« (1730). Gleichzeitig erschien in Nürnberg (1734) »Die in ihrer Kunst vortrefflich geübte Köchin, oder auserlesenes und vollständig vermehrtes Nürnbergisches Kochbuch«. Selbst Friedrich d. Gr. wendete der Prüfung und Korrektur der täglichen Speisezettel eine ganz besondere Aufmerksamkeit zu, und sein Koch Noël, genannt der Saucenkünstler, war eine einflußreiche Person. Montier, der Leibkoch Ludwigs XV., hatte, um sich in seiner Kunst zu vervollkommnen, Medizin und Chemie studiert. Der Prinz von Soubise hat durch die Hammelkoteletten mehr Ruhm erworben als durch seine Feldherrnthaten; wer Truthahn à la Régence oder pains à la d'Orléans ißt, denkt milder über den Regenten, ebenso über die Frau, wer filets à la Pompadour genießt. Zur Regierungszeit Ludwigs XVI. glänzen als Sterne erster Größe am Firmament der Küche die Marschälle von Richelieu und Duras, der Herzog von Lavallière, der Marquis von Brancas und Graf Tessé. Kaum waren die Schrecken der Revolution vorüber, so begann in Frankreich die eigentliche Blütezeit der K.; sie wurde sogar eine politische Macht. Der Anfang des Jahrhunderts brachte zunächst einen Dichterkoch, Barchoux, welcher ein didaktisches Gedicht: »La gastronomie«, in der Hauptsache eine Übersetzung der Hauptstücke des Werkes von Quintus Ennius (s. oben), herausgab. Es entstanden damals zwei sich scharf bekämpfende Richtungen, die romantische und die klassische Schule. Als Vertreter der erstern gilt Beauvillers' »L'art de la cuisine« (grundlegendes Werk), der letztern M. A. Carême (s. d.), der, wie auch Montmireil, als der historische Koch des Wiener Kongresses zu nennen ist. Der Herzog-Kanzler Cambacérès, von der Ansicht ausgehend, daß man zum großen Teil durch die Tafel regiere, und daß also ein Staatsmann, der keinen guten Tisch führe, überhaupt keine diplomatischen Erfolge erringen könne, beherrschte mit seinem Küchenchef Benaud einen Teil Europas. Auf gleichen Bahnen wandelte Talleyrand mit seiner berühmten Küchenbrigade (Véry 2c.). Über den Parteien aber thronte als allseitig anerkannte Autorität Alexander Balthasar Laurent (s. Grimod de la Reynière). Diese gute Zeit hielt auch nach der Restauration an, denn Ludwig XVIII. war zugleich Feinschmecker und Vielesser (vgl. Bard, Le cuisinier royal, 1815). In Deutschland war man in dieser Zeit auch in Bezug auf die Küche ganz unter französischer Herrschaft, obgleich Kant zu den Gourmands gehörte und sich eingehend über das Essen und dessen Zubereitung zu unterhalten pflegte. Erst Königs »Geist der K.« (neue Ausg. von Rumor, 1822; 2. Aufl., Stuttg. 1832) brachte den deutschen Namen auf diesem Gebiet wieder zu Ehren. Freilich wurde dieser bald wieder verdunkelt durch Brillat-Savarins weltberühmtes, bisher unerreichtes Buch »La physiologie du goût« (1825; deutsch von K. Vogt, 4. Aufl., Braunschw. 1878). Hiermit gelangte die Entwickelung der K. zu einem vorläufigen Abschluß. Die spätern Werke, unter denen die »Gastrosophie« des Barons Vaerst (Leipz. 1851) und »Das Menü« von E. v. Malortie (2. Aufl., Hannov. 1883) besonders hervorzuheben sind, bauen sich in der Hauptsache auf den Resultaten der klassischen Periode auf. Ganz originell ist das »Grand dictionnaire de cuisine« von Alex. Dumas dem ältern (Par. 1873). — Von **Kochbüchern** im eigentlichen Sinn des Wortes sind zu erwähnen: die von Henriette Davidis, Wilhelmine v. Sydow, Graf Münster (»Gute Küche«, nach Lady St. Clairs »Dainty dishes«; 3. Aufl., Berl. 1877), Scheibler, Buckmaster (»Cookery lectures«); das »Universallexikon der K.« (3. Aufl., Leipz. 1887, 2 Bde.). Vgl. auch Kudriaffsky, Die historische Küche (Wien 1878); Eckardt, Wörterbuch der Küche und Tafel (das. 1886). Ein Verzeichnis der neuern Litteratur gibt Malorties »Menü«, Bd. 1, S. 273 ff.

[**Kochkunst in prähistorischer Zeit.**] Zahlreiche Funde von Kohlenstücken in den ältesten menschlichen Niederlassungen, in den Höhlen Deutschlands, Frankreichs und Englands, im Löß des Rheinthals u. a. O. neben den Gebeinen der Hyänen und des Mammuts weisen darauf hin, daß der Mensch in ältester Vorzeit bereits angefangen habe, Feuer zu erzeugen und für seine Zwecke zu verwenden, zu einer Zeit schon, wo er noch nicht einmal verstand, ein Thongeschirr anzufertigen, eine Kunst, welche sich bis in die Renntierzeit hinein verfolgen läßt. Es ist demnach sicher anzunehmen, daß man damals trotz des Fehlens irdener Geschirre auch schon Methoden des Kochens gehabt. Über letztere geben die noch jetzt bei vielen auf primitiver Kulturstufe stehenden Völkerschaften gebräuchlichen Arten des Kochens Aufschluß. Man kann nämlich zwei Methoden unterscheiden, einmal das Kochen über hellem Feuer, sodann das Kochen durch glühend heiße Steine, die sogen. Steinkocherei. Dazu kommt, daß man kleineres Wildbret und Fische, auf einen Stock gespießt, direkt über dem Feuer braten kann. Einige Indianerstämme Brasiliens braten in dieser Weise kleinere Affen, Stücke von Schlangen und die ungarischen Fischer manchmal auch Fische. Aber auch größere Tiere kann man über hellem Feuer in ihrer eignen Haut gar machen, wie Herodot z. B. von den Skythen erzählte, daß sie die

Knochen der Tiere als Brennmaterial benutzten und die Tiere in ihrer eignen Haut mit Wasser kochten. Statt der Haut des Tiers wird von manchen Völkern Baumrinde als Umhüllung oder Kochbehälter angewendet. Bei der Steinkocherei werden bis zum Glühen erhitzte Steine in die zu kochende Substanz oder in das zum Kochen zu benutzende Wasser gethan (so beschreibt Musters die Zubereitung eines frisch erlegten Straußes bei den Patagoniern durch erhitzte Steine); doch läßt sie sich natürlich auch in Gefäßen von Holz, Baumrinde und Fruchtschalen (Kürbissen) anwenden, wie dies bei nordamerikanischen und nordasiatischen Stämmen der Fall ist. Man kann die glühenden Steine aber auch in einfache mit Thon ausgeschmierte Gruben legen, wie dies in Südaustralien vorkommen soll. An letzteres erinnern uns auch die Befunde in unsern Gegenden. Nicht selten findet man in und neben den Gräberfeldern, z. B. bei Giebichenstein bei Halle, bei Schmöckwitz und bei Selchow in der Nähe Berlins, mit Steinen ausgesetzte Gruben, welche mit Kohlen und Asche gefüllt sind, und in denen sich Tierknochen, allerdings aber auch Scherben von Thongefäßen befinden. Obwohl man verstand, Thongefäße anzufertigen, behielt man doch die Sitte, in Gruben zu kochen, bei; denn wahrscheinlich waren doch diese Gruben nicht außerhalb, sondern innerhalb der Wohnung belegen und die Anlage der Grube nicht durch die Rücksicht auf Wind und Zugluft geboten, wie dies sonst beim Kochen im Freien der Fall ist.

Köchlin, Fabrikantenfamilie im Elsaß, welcher dasselbe zum großen Teil seinen industriellen Aufschwung verdankt. Samuel K., geb. 1719 zu Mülhausen, errichtete daselbst 1746 mit mehreren andern die erste Fabrik für bunte Baumwollzeuge und starb 1771. Sein Sohn Johann (1746—1828) begründete mit zwei Brüdern ebenfalls eine Fabrik für Baumwollgewebe, trat aber aus, errichtete in Mülhausen eine höhere Lehranstalt für Kaufleute und war seit 1802 Associé seines Sohns Nikolaus (1781—1852), dessen in Mülhausen unter der Firma Köchlin Frères errichtetes Geschäft er bald zu einem der großartigsten Etablissements für Baumwollindustrie erweiterte. Nikolaus K. wurde 1826 zum Deputierten gewählt, schloß sich der äußersten Linken an, legte aber 1841 sein Mandat nieder und widmete sich dem Bau der Eisenbahnen Mülhausen-Thann und Straßburg-Basel und des neuen Viertels in Mülhausen. Sein Bruder Jakob K., geb. 1776 zu Mülhausen, wurde 1813 Maire seiner Vaterstadt, 1814 durch die eindringenden Feinde dieser Stelle entsetzt. Während der Verwaltung des Herzogs von Decazes erhielt er sie wieder, verlor sie aber 1820, als das neue Wahlgesetz in Paris durchging, von neuem. Dafür wählten ihn 1822 seine Mitbürger zum Deputierten in die französische Kammer. 1826 zog er sich ins Privatleben zurück und starb 16. Nov. 1834 in Mülhausen. In dem von ihm daselbst gegründeten Waisenhaus ist ihm ein Denkmal errichtet. Daniel K. (1785—1871) trat früh in das väterliche Geschäft, leitete dasselbe seit 1836 und erwarb sich um das Aufblühen desselben große Verdienste. Ein Vetter, Andreas K. (1789—1875), war 1818—30 Leiter des Etablissements Dollfus, Mieg u. Komp. und begründete dann eine großartige Maschinenfabrik in Mülhausen, mit welcher er 1872 die Maschinenfabrik von Grafenstaden bei Straßburg verband. Er war 1830—48 Maire von Mülhausen und erwarb sich als solcher Verdienste um den öffentlichen Unterricht. Von 1832 bis 1834 saß er als Abgeordneter des Arrondissements Altkirch in der Kammer, wo er lebhaft das Ministerium Périer unterstützte; 1841 trat er als Deputierter von Mülhausen an die Stelle seines Bruders Nikolaus, zog sich aber nach der Februarrevolution 1848 ins Privatleben zurück. Ebenfalls ein Enkel Samuels war Joseph K.-Schlumberger (1796—1868), der in seiner Vaterstadt eine blühende Spinnerei und Kattundruckerei anlegte, die Société industrielle mit begründete und sich auch als Geolog einen Namen gemacht hat. Er war unter dem zweiten Kaiserreich Maire von Mülhausen.

Köchly, Hermann, verdienter Philolog, geb. 5. Aug. 1815 zu Leipzig, gebildet in Grimma, studierte seit 1832 in Leipzig, ward 1837 Lehrer am Progymnasium zu Saalfeld, 1840 an der Kreuzschule zu Dresden, wurde im Februar 1849 in die sächsische Zweite Kammer gewählt, floh, nachdem er am Maikampf thätigen Anteil genommen hatte, nach Brüssel, wurde Ostern 1851 Professor der klassischen Philologie in Zürich, 1864 in Heidelberg und starb auf der Rückkehr von einer Reise nach Griechenland infolge eines Sturzes vom Pferde 3. Dez. 1876 in Triest. Infolge seiner Thätigkeit für die Reorganisation des Schulwesens, der auch die Schriften: »Über das Prinzip des Gymnasialunterrichts der Gegenwart« (Dresd. 1845), »Zur Gymnasialreform« (das. 1846), »Vermischte Blätter zur Gymnasialreform« (das. 1847) entsprungen waren, wurde er im Dezember 1848 nebst vier andern mit Ausarbeitung eines Entwurfs zu einem allgemeinen Schulgesetz für das Königreich Sachsen beauftragt, den er später (Leipz. 1850) veröffentlichte. 1871—73 war er Mitglied des deutschen Reichstags, wo er sich der Fortschrittspartei anschloß. Auf dem Gebiet der Philologie hat er sich besonders um die griechischen Epiker und die alten Militärschriftsteller verdient gemacht. In ersterer Beziehung lieferte er kritische Ausgaben des Quintus Smyrnäus (Leipz. 1850; Textausg., das. 1853) und Hesiod (mit Kinkel, das. 1870; Textausg., das. 1870), eine Ausgabe von »Aratus, Manethonis, Maximi et aliorum astrologica« mit lateinischer Übersetzung (Par. 1851), Textausgaben der »Apotelesmata« des Pseudo-Manetho (Leipz. 1858) und der »Dionysiaca« des Nonnos (das. 1858, 2 Bde.); endlich: »De Iliadis carminibus dissertationes VII« (Zürich 1850—59), denen sich eine Ausgabe von »Iliadis carmina XVI« (Leipz. 1861) anschloß, »De diversis Hesiodeae Theogoniae partibus« (Zür. 1860), »De Odysseae carminibus dissertationes tres« (das. 1862—63), »Opuscula epica IV« (das. 1864) u. a. Nach der zweiten Richtung veröffentlichte er: »Geschichte des griechischen Kriegswesens« (Aarau 1852), »Griechische Kriegsschriftsteller, griechisch und deutsch mit kritischen und erklärenden Anmerkungen« (Leipz. 1853—55, 2 Bde.), »Einleitung in Cäsars Kommentarien über den Gallischen Krieg« (Gotha 1857), sämtlich mit W. Rüstow. Außerdem besitzen wir von ihm eine Ausgabe von Euripides' »Iphigenia in Taurien« mit deutschen Anmerkungen (Berl. 1858, 3. Aufl. 1872), treffliche Übersetzungen, besonders von Cäsar (zusammen mit Rüstow), zuletzt von Äschylos' »Persern« (ursprünglich zu der Musik des Erbprinzen von Meiningen als Manuskript gedruckt; später hrsg. von K. Bartsch, das. 1880), und eine Biographie seines Lehrers G. Hermann (das. 1874). Ein Teil seiner kleinern Schriften ist gesammelt in »Opuscula academica« (Leipz. 1853—56, 2 Bde.) und in »Akademische Vorträge und Reden« (Zürich 1856; neue Folge, hrsg. von Bartsch, Heidelb. 1882). Eine Sammlung seiner kleinen philologischen Schriften besorgten

Kinkel und Böckel: »Opuscula philologica« (Leipz. 1881–82, 2 Bde.). Vgl. Hug, Heinrich K. (Basel 1878).

Kochmaschinen, s. Kochherde.

Kochowski (Nieczuja-K. von Kochow), Hieronymus Vespasian, poln. Dichter, geboren zwischen 1630 und 1633 in der Landschaft Sandomir, studierte auf der Akademie zu Krakau, vertauschte aber, ohne den Kursus vollendet zu habén, die Feder mit dem Säbel und nahm als Soldat 1651–63 an allen Kosaken- und Schwedenkriegen teil. Auch war K. in der Folge Augenzeuge der Befreiung Wiens durch Sobieski, die er in einer besondern Dichtung (Krakau 1684) besang. Er starb 1699. K. ist der allseitige und charakteristische Vertreter der polnischen Poesie des 17. Jahrh. Seine Dichtungen bestehen zunächst in kühnen und frischen, immer fröhlichen, oft auch ausgelassenen Liedern, die er zur Erheiterung des Lagerlebens dichtete, in kleinen Satiren, Oden und Epigrammen (gesammelt, Krakau 1674); später verfaßte er besonders religiöse Dichtungen, darunter ein 5000 Verse umfassendes Epos: »Der leidende Christus« (das. 1681). Besondere Erwähnung verdient noch die aus seinen letzten Lebensjahren stammende »Polnische Psalmodie« (Krakau 1693), worin er in biblischem Ton mystische Prophezeiungen über die Zukunft Polens aussprach und so den Grund zum polnischen Messianismus legte, der sich im 19. Jahrh. zu einer religiös-philosophischen Theorie entwickelte. Auch mehrere historische Werke, z. B. »Annalium Poloniae ab obitu Vladislai IV. climacteres tres« (Krakau 1698), hat K. hinterlassen. Seine Biographie schrieb Rzazewski (poln., Warsch. 1871).

Kochpunkt, s. Sieden.

Kochsalz, s. Salz.

Kochsalzquellen, s. Mineralwasser.

Kochsalzsäure, s. v. w. Chlorwasserstoffsäure oder Salzsäure (s. Chlorwasserstoff).

Kochstedt, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Aschersleben, hat eine Zuckerfabrik und (1885) 2244 meist evang. Einwohner.

Koch-Sternfeld, Joseph Ernst, Ritter von, Geschichtsforscher, geb. 1778 zu Mittersill im Oberpinzgau, studierte zu Salzburg und Göttingen und ward, nachdem er die Preisschrift »Versuch über Nahrung und Unterhaltung in zivilisierten Staaten« (Münch. 1805) veröffentlicht, bei der neuen kurfürstlichen Regierung zu Salzburg als Assessor angestellt. Im Sommer 1815 an die Spitze des Statistischen Büreaus zu München mit dem Charakter eines Legationsrats berufen, gab er die »Zeitschrift für Geschichte, Geographie und Topographie von Bayern« (Münch. 1816–17, 8 Bde.) heraus und wirkte 1816 bis 1842 als Kommissar bei der Grenzregulierung mit Österreich. Seit 1830 lebte er fast ausschließlich litterarischen Arbeiten, in den letzten Jahren zu Tittmoning, wo er 29. Juni 1866 starb. Von seinen zahlreichen Schriften sind noch zu erwähnen: »Salzburg und Berchtesgaden« (Salzb. 1810, 2 Bde.); »Geschichte des Fürstentums Berchtesgaden« (Münch. 1815); »Historisch-geographisches Repertorium der Staatsverwaltung Bayerns« (das. 1815, 4 Bde.); »Die deutschen, insbesondere die bayrischen und österreichischen, Salzwerke« (das. 1836); »Das Reich der Langobarden in Italien« (das. 1839); »Kulturhistorische Forschungen über die Alpen« (das. 1851–52, 2 Bde.); »Rückblick auf die Vorgeschichte von Bayern« (das. 1853); »Die altgefeierte Dynastie des Babo von Abensberg« (Regensb. 1857); »Das nordwestliche Bayern in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts« (Münch. 1860); »Bayern und Tirol in kulturhistorischen Skizzen« (das. 1861); »Die Gründung und die wichtigern geschichtlichen Momente des ehemaligen fürstlichen Reichsstifts und heutigen Fürstentums Berchtesgaden« (das. 1861) u. a.

Kock, Charles Paul de, franz. Romanschriftsteller und Dramatiker, geb. 21. Mai 1794 zu Passy bei Paris, stand zuerst in einem Bankgeschäft in der Lehre, widmete sich aber seit seinem 17. Jahr ausschließlich der Schriftstellerei und wurde bei seiner pikanten, oft leichtfertigen und schlüpfrigen Darstellung der Sitten und Gebrechen der Pariser Gesellschaft bald der Liebling des französischen Leihbibliothekenpublikums. Die Gesamtausgabe seiner Werke (Par. 1844–45) umfaßt 56 Bände; seine Romane, von denen er einen Teil auch zu Vaudevilles verarbeitet hat, wurden meist auch ins Deutsche übersetzt. K. starb 29. Aug. 1871 in Paris. — Auch sein Sohn Henri de K., geb. 25. April 1821, machte sich durch viele Romane und einige Theaterstücke bekannt. Er gilt auch als der Verfasser der »Souvenirs et notes intimes de Napoléon III à Wilhelmshœhe« (1871).

Kockelskörner, s. Anamirta.

Köcken, s. Koppen der Pferde.

Koddia, Stückmaß auf Java, = 20 Stück.

Kodeïn (Methylmorphin) $C_{18}H_{21}NO_3 + H_2O$, Alkaloid, findet sich im Opium (0,1–0,5 Proz.), bildet farb- und geruchlose Kristalle, schmeckt schwach bitter, löst sich leicht in heißem Wasser, Alkohol und Äther, schmilzt bei 155°, ist nicht flüchtig, bildet meist kristallisierbare, sehr bittere, in Wasser lösliche Salze und gibt mit Salzsäure bei 150° Methylchlorür und Apomorphin. Es soll in geringen Dosen ziemlich schnell erquickenden, ruhigen Schlaf ohne üble Nachwirkungen herbeiführen.

Kodex (lat. codex), eigentlich ein Stück Holz, von dem die Rinde abgezogen worden, Holzklotz, Holztafel. Da man in alten Zeiten auf dergleichen Tafeln, die mit Wachs überzogen waren, schrieb, so erhielt K. die Bedeutung von Buch, das in der Regel aus mehreren solchen Wachstafeln zusammengesetzt war, und der Name ging später auch auf die aus Pergament und Papier bestehenden Bücher über. Seit Erfindung der Buchdruckerkunst ist K. s. v. w. Handschrift, z. B. Codex argenteus, die zu Upsala aufbewahrte Handschrift der gotischen Bibelübersetzung des Ulfilas (s. Handschrift, S. 115); C. sinaiticus, eine auf dem Sinai aufgefundene Bibelhandschrift (s. Bibel, S. 882). Daher auch C. rescriptus, s. v. w. Palimpsest (s. d.); C. diplomaticus, Titel für Sammlungen alter Urkunden und Urkundenauszüge, unter denen besonders die von Gudenus, Erath, Schöpflin, Dreyer, Gerken, Schulleß rc. berühmt sind. Im Rechtswesen versteht man unter K. eine Sammlung von Gesetzen (s. Code); gewöhnlich fügt man zu diesem Titel noch den Namen des Regenten, der die Gesetze gegeben hatte oder sammeln ließ (z. B. C. Theodosianus, C. Justinianeus), oder des Landes, zuweilen auch des Gegenstandes, welchen sie betrafen (s. Römisches Recht und Kanonisches Recht).

Kodifizieren (lat.), Gesetze zu einem Kodex, einer abgeschlossenen Gesetzsammlung, vereinigen; Kodifikation, Vereinigung zu einer Gesetzsammlung.

Kodille, s. v. w. Werg.

Kodizill (lat. codicillus, Diminutiv von codex), ursprünglich bei den Römern die für Briefe und kleinere Aufsätze bestimmte Wachstafel; dann der einem Testament nachträglich beigefügte Zusatz, vom Testament selbst dadurch unterschieden, daß er nicht, wie dieses, die Einsetzung eines Erben, sondern nur die Ernennung eines Vermächtnisnehmers (Lega-

tars, Fideikommissars) enthält. In dieser Bedeutung ist der Ausdruck noch jetzt gebräuchlich. Die Kodizillarklausel (clausula codicillaris) ist die ausdrückliche Erklärung des Testators, daß, falls sein Testament als solches rechtlich nicht gelten könne, dasselbe als K. aufrecht erhalten werden solle. Das Testament gilt dann, wenn wenigstens die zum K. nötigen Förmlichkeiten beobachtet sind, als K., und alle Verfügungen bleiben, bis auf die Ernennung des Erben, gültig; an des letztern Stelle tritt der Intestaterbe.

Kodöl, s. v. w. rektifiziertes Harzöl (s. d.).

Kodros, letzter König von Athen, Sohn des Neliden Melanthos. Nach der sagenhaften Überlieferung erklärte bei einem Einfall der Dorier (1068 v. Chr.) das Orakel, die Athener würden nur dann siegen, wenn ihr König von den Feinden getötet werde. K. begab sich als Bauer verkleidet ins feindliche Lager, fing dort Streit an und ward erschlagen, worauf die Dorier, nachdem sie von dem Orakelspruch Kunde erhalten, wirklich abzogen. Unter dem Vorwand, es sei niemand würdig, K. als König zu folgen, benutzten die Eupatriden den Thronstreit seiner Söhne zur Aufhebung des Königtums. Von K.' Söhnen ward Medon erster lebenslänglicher Archon, Neleus und Androklos führten Kolonien nach Kleinasien.

Kodschabalkan (Chodschabalkan), s. Balkan.

Kodyma, 160 km langer Grenzfluß zwischen den russ. Gouvernements Cherson und Podolien, ergießt sich bei Konezpol in den südlichen Bug. An seinem Ufer besiegte Münnich 1739 das türkische Heer.

Koëffizient (lat.), in der Mathematik eine Zahl, die mit der Hauptgröße eines Gliedes in einer Formel multipliziert ist; ist kein K. angegeben, so ist die Einheit als solcher anzusehen. Da man in einer Gleichung die Potenzen der Unbekannten als Hauptgrößen betrachtet, so sind in $x^3+6x^2-5x+7=0$ die bekannten Zahlen 1, 6, −5, 7 die Koeffizienten von x^3, x^2, x, x^0. In Formeln mit veränderlichen Größen betrachtet man diese als Hauptgrößen, und es sind daher in der Formel

$$\sqrt{1+x}=1+\frac{1}{2}x-\frac{1}{8}x^2+\frac{1}{16}x^3-\frac{5}{128}x^4-\dots$$

die unveränderlichen Zahlen 1, $\frac{1}{2}$, $-\frac{1}{8}$, $\frac{1}{16}$, $-\frac{5}{128}$... die Koeffizienten.

Koekkoek (spr. kukkuk), Barend Cornelis, holländ. Maler, geb. 11. Okt. 1803 zu Middelburg in Holland, Sohn des Marinemalers Johann Hermann K. (geb. 1778 zu Veere, gest. 12. Jan. 1851 in Amsterdam), bildete sich in Amsterdam besonders unter Schelfhout und van Oos. Seine Landschaften zeichnen sich durch sorgfältiges Naturstudium, schlichte, aber gediegene Ausführung und poetische Auffassung aus. Seit 1841 lebte K. in Kleve, wo er eine Zeichenakademie gründete und 5. April 1862 starb.

Koëmtion (lat.), im alten Rom eine Form der Eingehung der Ehe, wobei die Frau infolge eines Scheinkaufs in die Gewalt des Mannes kam.

Koërzibel (lat., »bezwingbar«), zur Flüssigkeit zusammendrückbar, von Gasen; vgl. Inkoerzibel.

Koërzitivkraft, s. Magnetismus.

Coesfeld (Coesfeld, spr. kós-), Kreisstadt im gericht, mechanische Halbleinen- und Buntwebereien, Druckereien und Färbereien, Saffian- und Lederfabrikation, ein Kupferhammer- und Walzwerk, eine Dampfmühle, 2 Dampfsägewerke und (1885) 4839 meist kath. Einwohner. Dabei die Landgemeinde K. mit 2679 Einw. und das Schloß Varlar, Residenz des Fürsten von Salm-Horstmar.

Koevorden (Coevorden, Koeverden, spr. kū-), Stadt in der niederländ. Provinz Drenthe, an der Kleinen Vechte, nahe der hannöverschen Grenze, mit (1883) 3012 Einw., welche Ackerbau, Viehzucht und Torfgräberei treiben. — 1579 ward die Stadt von den Generalstaaten erobert und als der Schlüssel zu Groningen und Friesland befestigt. 1672 wurde sie vom Bischof Bernhard von Münster erobert, doch bald von den Holländern durch List wiedergewonnen.

Koëxistieren (lat.), nebeneinander, zugleich existieren; Koexistenz, das gleichzeitige Vorhandensein mehrerer Dinge, das »Mitdasein«.

Kofel, 1) s. v. w. Kogel (s. d.). — 2) Befestigter Paß an der italienisch-tiroler Grenze, s. Covolo.

Kofent, s. Kovent.

Koffeaceen, s. Rubiaceen.

Koffeïn, s. v. w. Kaffeïn.

Koffer (franz. coffre), kastenartiges Behältnis aus Holz oder Leder (Reisekoffer). Im Festungsbau ist K. ein durch eine Erdbrustwehr nach einer oder beiden (doppelter K.) Seiten gegen Einsehen und Feuer gedeckter Verbindungsweg quer über einen trocknen Graben vom Hauptwall nach einem Außenwerk. Der K. ist heute wenig mehr im Gebrauch. In Österreich werden auch die Kaponnieren K. genannt.

Kofferkessel, s. Dampfkessel, S. 449.

Köflach, Marktflecken in der steir. Bezirkshauptmannschaft Graz, an der Graz-Köflacher Bahn, mit (1880) 2397 Einw., bedeutendem Braunkohlenbergbau und Glasfabrik.

Kogel (Kofel), Berg, Bezeichnung für Bergspitze in den Alpen.

Kögel, Rudolf, Theolog und Kanzelredner, geb. 18. Febr. 1829 zu Birnbaum in der Provinz Posen, studierte 1847—52 zu Halle und Berlin Theologie und Philologie und begleitete während seiner Studienzeit seinen Lehrer Tholuck auf einer Reise nach Frankreich und Spanien und v. Kleist-Retzow nach Österreich, der Schweiz und Italien, war 1852—54 als Religionslehrer am Vitzthumschen Gymnasium in Dresden, dann als Lehrer am Seminar für Stadtschulen in Berlin thätig, war 1854—57 Pfarrer in Nakel bei Bromberg und 1857—63 Prediger der deutsch-evangelischen Gemeinde im Haag. Von hier ward er als Hof- und Domprediger nach Berlin berufen und zugleich zum Mitglied des Konsistoriums der Mark Brandenburg und zum vortragenden Rat im Kultusministerium ernannt. 1873 erhielt er außerdem das Amt des Ephorus des Domkandidatenstifts. Die kirchliche Politik Falks und Herrmanns bekämpfte K. durch seinen Einfluß beim Kaiser mit wachsendem Erfolg. Falk bewirkte Kögels Austritt aus dem Unterrichtsministerium; dafür erreichte K. 1878 seine Ernennung zum Mitglied des Oberkirchenrats und wurde 1880 zum Generalsuperintendenten

der Bergpredigt« (das. 1887). Ferner veröffentlichte er mehrere kleinere Schriften über die soziale Frage und gibt seit 1880 mit W. Baur und E. Frommel die »Neue Christoterpe« heraus.

Kogilnik (Kagalnik, Kunduk), ein 160 km langer Fluß im russ. Gouvernement Bessarabien, ergießt sich auf türkischem Gebiet in den Salzsee Sasyk. Seine Ufer sind stark bevölkert, namentlich durch deutsche Kolonisten.

Kogitieren (lat.), denken, erwägen; kogitabel, denkbar; Kogitation, Nachdenken, Erwägung.

Kognak (spr. konnjack), s. Franzbranntwein.

Kognaköl (Kognakäther, Kognakessenz), zur Darstellung von künstlichem Kognak bestimmte Präparate, teils s. v. w. Drusenöl (s. d.), teils Pelargonsäureäthyläther aus ätherischem Rautenöl, teils sogen. Kocinsäureäthyläther, d. h. ein zusammengesetzter Äther, welchen man aus dem aus Kokosseife abgeschiedenen Gemenge von Fettsäuren erhält. Dies Fettsäuregemenge wurde früher für eine eigentümliche Säure (Kocinsäure) gehalten, besteht aber aus Laurin-, Myristin- und Palmitinsäure, Kapryl-, Kaprin- und Kapronsäure; löst man es in Alkohol und leitet Chlorwasserstoff in die Lösung, so scheidet sich nach dem Verdünnen mit Wasser ein gelbliches, nach Reinetten riechendes Öl, der sogen. Kocinsäureäthyläther, aus, welcher sich zur Nachahmung des Kognakaromas recht gut eignet.

Kognaten (lat.), Blutsverwandte; Kognation, s. v. w. Blutsverwandtschaft, s. Verwandtschaft.

Kognition (lat.), Erkenntnis, Untersuchung, besonders gerichtliche (s. Cognitio); kognoszieren, erkennen, gerichtlich untersuchen.

Kohärieren (lat.), zusammenhaften, »hängen, Kohäsion (s. d.) zeigen; Kohärenz, Zusammenhang; kohäsio, Zusammenhang bewirkend oder zeigend.

Kohary, eins der reichsten ungar. Magnatengeschlechter, hat seinen Namen vom Schloß Kohár in der Szalader Gespanschaft, welches nach der Familiensage Konrad, Graf von Ungarisch-Altenburg, 1061 vom König Salomon erhalten haben soll, und nach dem sich das Geschlecht seit 1111 nannte. Bedeutend wird das Geschlecht erst seit Emmerich K. in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. Es wurde 1616 in den Freiherren-, unter Wolfgang K. (gest. 1704) in den Grafen- und 1815 in den Fürstenstand erhoben, erlosch aber schon 27. Juni 1826 mit dem Fürsten Franz Joseph, k. k. Kämmerer und Hofkanzler in Ungarn, in männlicher Linie. Dessen einzige Tochter, Antonie (geb. 2. Juli 1797, gest. 25. Sept. 1862), übertrug Namen und Güter auf ihren Gemahl, den Herzog Ferdinand Georg von Sachsen-Koburg-Gotha (geb. 28. März 1785), seitdem Koburg-K., welcher 27. Aug. 1851 als österreichischer General der Kavallerie starb. Die Kinder aus dieser Ehe waren: Ferdinand, geb. 29. Okt. 1816, Gemahl der 1853 verstorbenen Königin Maria II. da Gloria von Portugal (gest. 17. Dez. 1885); August, geb. 13. Juni 1818, österreichischer Generalmajor und königlich sächsischer Generalleutnant, Gemahl der Prinzessin Klementine von Orléans, gest. 26. Juli 1881 mit Hinterlassung von drei Söhnen, von denen der jüngste, Prinz Ferdinand (geb. 26. Febr. 1861), 1887 zum Fürsten von Bulgarien gewählt wurde; Viktoria, durch eine äußere Kraft voneinander zu entfernen sucht, die Trennung derselben zu verhindern strebt. Die Festigkeit (s. d.), d. h. der Widerstand, welchen ein Körper gegen das Zerreißen, Zerbrechen, Zermalmen, Zerdrehen leistet, ist demnach eine Äußerung der K.; ebenso die Härte (s. d.), d. h. der Widerstand, welchen ein Körper dem Ritzen seiner Oberfläche entgegensetzt. Je nach der Art, wie die Trennung der Teilchen erfolgt, wird das Verhalten der Körper hinsichtlich ihrer K. verschieden bezeichnet; wird der Zusammenhang nicht sogleich völlig gelöst, sondern geht dem Zerreißen eine beträchtliche und bleibende Gestaltsänderung vorher, so heißt der Körper geschmeidig; die Geschmeidigkeit selbst wird wieder je nach der besondern Art der Einwirkung Dehnbarkeit oder Streckbarkeit, Hämmerbarkeit, Schweißbarkeit, Knetbarkeit, Biegsamkeit, Zähigkeit genannt. Erfolgt die Trennung plötzlich und ohne vorangegangene merkliche Formänderung, so heißt der Körper spröde. Harte Körper sind in der Regel spröde, weiche dagegen geschmeidig. Die Teile geschmeidiger Körper lassen sich durch bloßes Zusammenpressen wieder zu einem Ganzen vereinigen; so werden z. B. Platingeräte durch Zusammenpressen des Platinschwammes hergestellt und zwei glühende Eisenstücke durch Zusammenschweißen miteinander zu einem Stück vereinigt. Alle diese Eigenschaften scheinen weniger durch die stoffliche Beschaffenheit der Teilchen als vielmehr durch das Gefüge, d. h. die gegenseitige Anordnung der Teilchen, bedingt zu sein; dafür spricht, daß dieselben oft durch geringe Beimengungen einer andern Substanz sowie durch Temperaturwechsel beträchtlich geändert werden. Am bekanntesten ist in dieser Beziehung das Eisen, welches durch eine geringe Vermehrung seines Kohlenstoffgehalts zu Stahl wird. Kupfer gewinnt durch Zusatz von etwas Zinn an Härte. Der erhitzte Stahl wird durch rasches Abkühlen gehärtet, die Kupferzinnlegierung dagegen wird durch dasselbe Verfahren weniger hart. Beim Abkühlen eines erhitzten Stahlstücks wird zuerst die Oberfläche kalt und zieht sich zusammen, während das Innere noch heiß und ausgedehnt bleibt; erkaltet nachher auch der Kern, so findet er in der wie ein Gewölbe widerstehenden Hülle ein Hindernis gegen die natürliche Zusammenziehung. So geraten die äußern Teilchen in einen Zustand gewaltsamer Pressung, die innern aber in einen Zustand gewaltsamer Spannung, der sich als Sprödigkeit offenbart. Dasselbe gilt von rasch abgekühltem Glas (vgl. Glasthränen und Bologneser Flasche). Die flüssigen Körper besitzen nur geringe K.; über die Kohäsionserscheinungen der Flüssigkeiten s. Kapillarität. Die luftförmigen Körper haben gar keine K.

Kohäsionsöl, Schmieröl, aus Rüböl, Harzöl und Harz bestehend.

Kohéleth (hebr.), der Prediger Salomos (s. d.).

Kohen (hebr., Mehrzahl Kohanim), s. v. w. Priester.

Kohi Baba, s. Kuhi Baba.

Kohibieren (lat.), zurückhalten, mäßigen; Kohibition, Verbot, Einhalt.

Kohinur, s. Diamant, S. 932.

Kohistan (Kuhistan, »Bergland«), Name verschiedener Berglandschaften in Asien, so in Persien, Afghanistan, Belutschistan, Turkistan u. a.

nächsten steht, mit stielrundem, aufrechtem, hohem Stengel und flachen, mehr oder weniger zerschlitzten oder krausen Blättern, welche sich nicht zum Kopf schließen. Hierher gehören: a) ewiger K., Blattkohl, Baum- oder Kuhkohl (B. vulgaris *Dec.*), welcher 1,5—2 m hoch wird und viele flache, buchtig fiederspaltige, grüne oder rötliche Blätter treibt, die man namentlich von unten herauf zur Fütterung abbricht; b) Grünkohl (B. quercifolia *Dec.*), mit gespitzten, flachen, nicht oder nur schwach welligen Blättern; c) Braunkohl (B. crispa *Garcke*), mit krausen, fiederspaltigen, grünen oder bräunlichen Blättern mit länglich eingeschnittenen Lappen, verträgt viel Kälte und wird erst nach einem Spätherbstfrost speiserecht. Manche Varietäten desselben pflanzt man auch zur Zierde an. 2) Rosenkohl (B. gemmifera *Dec.*), mit aufrechtem, 30—60 cm hohem Stengel, halbgeschlossener großer Endknospe, vielen kleinen, völlig kopfig geschlossenen Seitenknospen und blasigen Blättern, die im Oktober ein feines Gemüse geben. Man legt die Stengel mit Wurzelballen in das Mistbeet und bedeckt sie mit Laub, damit sie bleicher und zarter werden. 3) Wirsing (B. sabauda *L.*) wird besonders in zwei Hauptarten, als gewöhnlicher Wirsing (Herzkohl, Börsch, welscher K.), mit blasigen Blättern und geschlossenen Köpfen, und als Savoyerkohl, mit kleinblasigen, am Rand fein krausen Blättern und offenen Köpfen, und in mehreren Varietäten in Gärten und auf Feldern gebaut. Die Kultur gleicht der des Kopfkohls (B. capitata *L.*). Dieser (auch Kappes, Kabis, Kraut) hat einen stielrunden, kurzen Stengel, konkave, meist völlig glatte Blätter, welche einen geschlossenen Kopf bilden. Man unterscheidet gemeines Kraut, mit rundlichen, Yorker oder Filderkraut, mit spitz zulaufenden, und Rotkraut, mit rundlichen, weinroten Köpfen. Diese Abarten werden in vielen Varietäten und Sorten (Ochsenherz, Butterkraut, Zentnerkraut ꝛc.) gebaut, und man unterscheidet Früh- und Spätkraut, von denen ersteres nur dem Garten angehört und entweder im Herbst gesäet und unter Stroh- und Laubdecke überwintert (Winterkraut), oder erst im Frühjahr gesäet wird. 4) Beim Kohlrabi (Oberkohlrabi, B. gongylodes *L.*) erweitert sich der anfangs dünne Strunk zum fleischigen, grünweißen oder rotvioletten Knollen, aus welchem die Blätter kommen. Den frühsten Kohlrabi erhält man vom Winterkohlrabi, den man im August säet und überwintert; doch ist derselbe weniger zart als der im Frühjahr gesäete, den man recht früh verstopfen muß. 5) Blumenkohl (Käsekohl, Karviol, B. botrytis *L.*) hat lange, glatte, flache, weißrippige Blätter, in deren Herzpunkt sich ein monströser fleischiger Stengel bildet, der an der Spitze seiner zahlreichen kurzen Äste weiße, fleischige Massen verwachsener Blüten trägt. Man unterscheidet Spargelkohl oder Broccoli, mit ausgebreiteten, rispenartig gestellten, fleischigen Sprossen, und den häufigern Karviol, mit gedrängt stehenden Ästen und dicht aneinander liegenden Blumen, von welchem wieder viele Varietäten vorkommen. Dieser K. wird meist in Gärten gebaut, erfordert die größte Sorgfalt und kräftigste Düngung. Alle Kohlarten verlangen tief und sorgfältig, völlig gartenartig zugerichtetes Land und starke Düngung; man säet sie auf Pflanzbeete in geschützter, aber dem Durchzug der Luft geöffneter Lage (bei Gartenkultur in halbwarme Mistbeete) und vermeidet sorgfältig dicht gedrängten Stand (besonders bei Kohlrabi und Blumenkohl), damit die Pflanzen nicht spindelig werden. Die Verpflanzung geschieht gewöhnlich mittels des Pflugs; die größern Sorten müssen am besten 60 cm weit voneinander zu stehen kommen, und man darf die Pflanzen nicht tiefer setzen, als sie im Beet standen. Die weitere Behandlung gleicht der bei der Runkelrübenkultur gebräuchlichen. Zur Samenkultur werden die schönsten Exemplare im Keller oder Garten überwintert und im Frühjahr auf ein recht kräftiges, sonniges Beet verpflanzt. Beim Kopfkohl muß man den Kopf an der Spitze mit einem flachen Kreuzschnitt anschneiden, damit der Blütenstiel durchbrechen kann. Der K. hat viele Feinde, welche an der Wurzel, im Stengel und von den Blättern leben, dadurch junge Pflanzen häufig ganz vernichten, ältere stark beschädigen. Am schädlichsten sind die Raupen der Weißlinge, der Kohleule, des Kohlzünslers sowie Ackerschnecken, Erdflöhe und Engertinge. Die Kohlarten enthalten:

	Eiweißartige Körper	Fett	Zucker	Sonstige stickstofffreie Substanzen	Cellulose	Asche	Wasser
Blumenkohl	2,666	0,808	1,816	3,666	0,685	0,763	90,600
Grünkohl . .	2,686	0,768	1,173	11,667	1,615	1,408	80,670
Savoyerkohl	3,510	0,726	1,357	5,266	1,664	1,616	86,480
Rotkohl: . .	1,866	0,190	1,741	4,166	1,667	0,766	90,064
Weißkohl . .	1,304	0,166	2,00	2,547	1,052	0,868	92,508
Kohlrabi . .	2,658	0,118	Spur	4,411	1,266	1,093	90,430

Für den Winterbedarf muß der K. frostfrei und vor Austrocknung geschützt aufbewahrt werden. Dies geschieht am besten in Gruben unter Stroh-, Laub- oder Moosdecke. Man trocknet den K. auch oder setzt ihn in Gläser oder Büchsen ein, während der Weißkohl in großer Menge gehobelt und mit Salz (und Gewürzen) in Fässern eingemacht wird. Er erleidet dabei eine saure Gärung und hält sich bis über das nächste Frühjahr hinaus (Sauerkraut, Sauerkohl, Scharfkohl, Zettelkraut). K. bildet das wichtigste Gemüse, wird in manchen Sorten auf weite Strecken versandt (afrikanischer Blumenkohl nach Norddeutschland) und im landwirtschaftlichen Betrieb auch als Viehfutter angebaut.

Kohl, römischer, s. Beta.

Kohl, Johann Georg, ausgezeichneter Reiseschriftsteller, geb. 28. April 1808 zu Bremen, studierte in Göttingen, Heidelberg und München die Rechte, war dann Hauslehrer in Kurland, bereiste später Livland und Rußland, namentlich Südrußland, und ließ sich 1838 in Dresden nieder. Der Beifall, den seine Schriften: »Petersburg in Bildern und Skizzen«, »Reisen im Innern von Rußland und Polen«, »Reisen in Südrußland« und »Die deutsch-russischen Ostseeprovinzen«, fanden, bestimmte ihn, sich ganz dem Fach der Reisebeschreibung zu widmen, und so veröffentlichte er seit 1842 eine Reihe interessanter Werke voll fesselnder Schilderungen über die meisten Länder Europas (über Österreich-Ungarn, Steiermark und Bayern 1842, über England, Schottland und Irland 1843 und 1844, über Dänemark und Schleswig-Holstein, über die Niederlande, Dalmatien und Montenegro ꝛc.). 1854 begab sich K. nach Nordamerika, wo er vier Jahre lang neben seinen Reisen auch historischen und geographischen Studien sich widmete. Als Früchte seiner dortigen Thätigkeit sind hervorzuheben: »Reisen in Kanada, New York und Pennsylvanien« (New York 1857); »Reisen im Nordwesten der Vereinigten Staaten« (St. Louis 1859); »Kitschi-Gami, oder Erzählungen vom Obern See« (Bremen 1859). Andre Werke von ihm sind: »Der Verkehr und die Ansiedelungen der Menschen

in ihrer Abhängigkeit von der Gestaltung der Erdoberfläche« (Dresd. 1841); »Der Rhein« (Leipz. 1851, 2 Bde.); »Skizzen aus Natur- und Völkerleben« (Dresd. 1851, 2 Bde.); »Aus meinen Hütten« (Leipz. 1850, 3 Bde.); »Geschichte der Entdeckung Amerikas« (Brem. 1861) und »Die beiden ältesten Karten von Amerika, 1527 und 1529« (Weim. 1860). Während seines Aufenthalts in Nordamerika (seit 1854) verfaßte K. im Auftrag des Büreaus der Küstenvermessung auch eine »Entdeckungsgeschichte der Küsten der Vereinigten Staaten«, der sich später eine »Geschichte des Golfstroms und seiner Erforschung« (Brem. 1868) anschloß. Seit 1858 wieder in Bremen, wurde er daselbst zum Stadtbibliothekar ernannt und starb 28. Okt. 1878. Er veröffentlichte noch: »Nordwestdeutsche Skizzen« (Brem. 1864, 2. Aufl. 1873); »Deutsche Volksbilder und Naturansichten aus dem Harz« (Hannov. 1866); »Am Wege. Blicke in Gemüt und Welt« (Brem. 1866, neue Folge 1873); »History of the discovery of Maine« (mit 22 Karten, Portland 1869); »Die Völker Europas« (2. Aufl., Hamb. 1872); »Die geographische Lage der Hauptstädte Europas« (Leipz. 1874); »Kleine Essays« (Wien 1875); »Geschichte der Entdeckungsreisen und Schiffahrten zur Magellansstraße« (Berl. 1877) und »Die natürlichen Lockmittel des Völkerverkehrs« (Bremen 1878). Gemeinschaftlich mit seiner Schwester *Ida* K., geb. 1814, seit 1846 Gattin des Grafen Hermann v. Baudissin, schrieb er: »Englische Skizzen« (Leipz. 1845, 3 Bde.); letztere allein gab noch heraus: »Paris und die Franzosen« (das. 1845, 3 Bde.).

Kohlamsel, s. *Drossel*.

Kohldistel, s. Cirsium.

Kohle, das Produkt der Erhitzung pflanzlicher und tierischer Stoffe bei Luftabschluß. Alle pflanzlichen und tierischen Stoffe bestehen aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff, und viele enthalten auch Stickstoff. Erhitzt man sie bei Abschluß der Luft, so zersetzen sie sich unter Bildung flüchtiger Verbindungen, durch welche der größte Teil des Wasserstoffs, Sauerstoffs, event. auch des Stickstoffs in Form von Kohlenstoffverbindungen fortgeführt wird, und es bleibt, oft unter Erhaltung der Struktur, ein schwarzer Rest, die K., welche überwiegend aus Kohlenstoff besteht und je nach der Temperatur, der sie ausgesetzt war, mehr oder weniger Wasser- und Sauerstoff, event. auch Stickstoff enthält. Ähnlichen Zersetzungen unterliegt die organische Substanz bei jenem Prozeß, dessen erste Produkte Torf und Braunkohle und dessen Endglieder Steinkohle und Anthracit (vielleicht auch Graphit) sind. Auch hier wird ein kohlenstoffreiches, wasser- und sauerstoffarmes Produkt, die *fossile* K., gebildet; aber der Prozeß schreitet nicht so weit fort, daß nicht durch Erhitzung noch flüchtige wasserstoffhaltige Verbindungen ausgetrieben werden könnten. Der kohlenstoffreichere Rückstand solcher Operation sind die *Koks* (s. d.). Die bei jedem Verkohlungsprozeß sich entwickelnden flüchtigen Zersetzungsprodukte, welche hauptsächlich aus Kohlenstoff und Wasserstoff bestehen, sind zum Teil wieder bei höherer als ihrer Entstehungstemperatur zersetzbar, wobei sie einen Teil ihres Kohlenstoffs abscheiden. Eine derartige Abscheidung ist die *Gaskohle* (*Retortengraphit*), welche sich an den heißesten Stellen der Retorten, in denen das Leuchtgas dargestellt wird, ablagert, sowie auch der *Ruß*, welcher sich bei unvollständiger Verbrennung der die Flamme bildenden Gase ausscheidet. Werden Körper verkohlt, welche bei der Verkohlungstemperatur schmelzen (Zucker, Stärkemehl, Leim), so entsteht eine glänzende, blasige, sehr leicht zerreibliche Masse (*Glanzkohle*), während die K. nicht schmelzender Substanzen oft noch deren Struktur zeigt, wie die Holzkohle. Die aus Gasen abgeschiedene K. (Gaskohle) und die durch Verkohlung reiner chemischer Verbindungen (z. B. Zucker) erhaltene K. enthalten nur Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff, während stickstoffhaltige Substanzen eine stickstoffhaltige K. und gewöhnliche Pflanzen- und Tierstoffe eine K. liefern, welche auch mehr oder weniger mineralische Stoffe enthält. Diese bleiben als Asche zurück, wenn man die K. bei Luftzutritt erhitzt, bis der Kohlenstoff vollständig verbrannt ist. Sehr aschen- und stickstoffreich ist die *Knochenkohle* (s. d.), welche bei der Verbrennung ihres Kohlenstoffgehalts an der Luft ihre Struktur unverändert behält. *Holzkohle* wird durch Erhitzen von Holz bei Luftabschluß dargestellt. Die älteste Methode der Holzkohlengewinnung (*Kohlenbrennerei*) ist der aus dem Altertum stammende *Meilerbetrieb* (Köhlerei), bei welchem das Holz in annähernd halbkugel- oder kegelförmigen Haufen (*Meilern*) in großen Scheiten regelmäßig (und zwar stehend oder liegend) um drei in der Mitte errichtete Pfähle (Quandel) aufgesetzt und mit einer Decke von Rasen, Erde und Kohlenklein bedeckt wird. Unter dieser Decke leitet man die Verbrennung bei sorgsam geregeltem Luftzutritt in der Weise, daß womöglich nicht mehr Holz verbrennt, als durchaus erforderlich ist, um die gesamte Holzmasse auf die Verkohlungstemperatur zu erhitzen. Im wesentlichen sollen nur die aus dem erhitzten Holze sich entwickelnden Gase oder Dämpfe verbrennen. Ist die Verkohlung vollendet, was man an der Farbe des entweichenden Rauchs erkennt, so läßt man den Meiler abkühlen und nimmt ihn auseinander (*Kohlenziehen*, *Kohlenlangen*). In *Haufen* oder *liegenden Werken* verkohlt man das Holz besonders in Süddeutschland, Rußland und Schweden. Auch hierbei wird das Holz in Haufen geschichtet; aber die Verkohlung erfolgt nur allmählich von einem Ende des länglichen Haufens zum andern, und die verkohlten Stücke werden sogleich gezogen. Ganz ähnlich wie in Meilern oder Haufen verläuft die Verkohlung in runden oder eckigen gemauerten *Meileröfen*, welche eine leichtere, vollständigere Gewinnung der Nebenprodukte (Teer, Holzessig, die beim Meilerbetrieb in der Regel verloren gehen) gestatten, aber eine geringere Ausbeute und weniger gute K. liefern. Bei diesen Öfen tritt, wie bei Meilern und Haufen, Luft zu dem zu verkohlenden Holz, und ein Teil desselben erzeugt durch seine Verbrennung die nötige Temperatur. Man hat aber den Verkohlungsprozeß viel mehr in der Gewalt und kann ihn besser leiten, wenn man das Holz in Gefäßen, die von außen geheizt werden, also ohne Luftzutritt, verkohlt. Dies geschieht in Retorten, Röhren oder Cylindern zuweilen mit erhitzter Luft, mit Gichtgasen der Hochöfen, mit überhitzten Wasserdämpfen oder mit Anwendung von Gebläseluft. Eine solche sorgfältige Verkohlung ist besonders zur Gewinnung von K. für die Schießpulverfabrikation erforderlich. In Spandau benutzt man große eiserne Cylinder, welche außerhalb des Ofens gefüllt, mit einem Deckel verschlossen und in den Ofen geschoben werden. Ein großer beweglicher Deckel schließt den Raum, in welchem der Cylinder sich befindet. Die aus dem Holze sich entwickelnden Gase leitet man in die Feuerung. Die Temperatur wird mittels eines Pyrometers bestimmt. Rotkohle für Jagdpulver wird mit überhitztem Wasserdampf dargestellt. Als Nebenprodukt erhält man Holzkohle

bei der Darstellung von Leuchtgas aus Holz, bei der Darstellung von Holzessig und bei der Teerschwelerei. Holz gibt beim Erhitzen bis 150° nur hygroskopisches Wasser ab; dann entwickeln sich saure Dämpfe, von 300° ab immer dichter werdender gelber oder gelbbrauner Dampf und Gase. Beim Abkühlen der entweichenden Produkte erhält man Teer und Holzessig (welcher auch Methylalkohol enthält). Die Ausbeute an K. ist um so geringer, je höher die Temperatur gesteigert wurde, und zugleich wird die K. beständig reicher an Kohlenstoff und Asche und entsprechend ärmer an Wasserstoff und Sauerstoff. Die fortschreitende Zersetzung zeigt folgende Tabelle:

Temperatur	Gewicht des Rückstandes	Zusammensetzung des Rückstandes in 100 Teilen			
		Kohlenstoff	Wasserstoff	Sauerstoff u. Stickstoff	Asche
150°	—	47,5	6,1	46,3	0,08
200	77,1	51,8	4,0	44,0	0,6
250	49,7	65,8	4,8	29,0	0,6
300	33,6	73,2	4,6	21,6	0,6
350	29,7	76,6	4,1	18,4	0,6
432	18,9	81,6	2,0	15,6	1,6
1023	18,7	82,0	2,3	14,1	1,6
1500	17,3	94,6	0,7	3,6	1,7

Das zwischen 270 und 300° erhaltene Produkt ist braunschwarz (Rotkohle, Röstkohle), hat bei einer um die Hälfte größern Ausbeute fast denselben Wirkungswert wie die über 340° erhaltene Schwarzkohle und wird deshalb zu metallurgischen Zwecken und wegen gewisser Eigenschaften zur Schießpulverfabrikation vielfach dargestellt. Mit dem Steigen der Verkohlungstemperatur wächst die Dichtigkeit und die Leitungsfähigkeit der K. für Wärme und Elektrizität; zugleich aber sinkt die Entzündlichkeit der K. und ihre Neigung, Feuchtigkeit anzuziehen.

Vergleicht man das scheinbare Volumen (ohne Abzug der Zwischenräume) des Holzes mit dem der K., so liefern Eichenholz 71,8—74,3, Rotbuchenholz 73, Birkenholz 68,5, Hainbuchenholz 57,3, Föhrenholz 63,6 Proz. K. Dem wirklichen Volumen nach beträgt die Kohlenausbeute im Durchschnitt 47,6 Proz. Wird das Holz bei 150° getrocknet und bei 300° verkohlt, so erhält man Gewichtsprozente K.: aus Eichenholz 46, aus Fichtenholz 40,75, Rüster 34,7, Hainbuche 34,6, Birke 34,17, Faulbaum 33,6, Esche 33,3, Linde 31,85, Pappel 31,1, Roßkastanie 30,9. Harzfreies, nicht saftreiches Holz gibt glanzlose, höchst poröse K.; bei aus harzigem, saftreichem Holz erhaltene K. enthält im Innern der Zellen die aus den Saftbestandteilen gebildete Glanzkohle. Stets ist Holzkohle leicht zerreiblich, aber nur infolge ihrer Struktur; die Kohlensubstanz ist hart und ein gutes Poliermittel für Metall. Bei gewöhnlicher Temperatur ist sie höchst beständig und liegt jahrhundertelang im Boden, ohne sich zu verändern; an der Luft absorbiert sie begierig Gase und Dämpfe (s. Absorption) und aus Flüssigkeiten gelöste Stoffe. Die Gewichtszunahme frischer K. beim Liegen an der Luft beträgt in 24 Stunden bei Eichen- und Birkenkohle 4—5 Proz., Fichten-, Buchen-, Erlenkohle 5—8 Proz., Kiefern-, Weiden-, Pappelkohle 8—9 Proz., Tannenkohle 16 Proz. Im allgemeinen absorbiert bei niedriger Temperatur dargestellte K. am stärksten. Der von der K. absorbierte Sauerstoff wirkt kräftig oxydierend, er verwandelt z. B. Schwefelwasserstoff in Schwefelsäure und Wasser, Ammoniak in salpetersaures Ammoniak, Schwefelammonium in schwefelsaures Ammoniak; auch Fäulnisprodukte werden energisch zerstört, und mit K. umgebenes Fleisch zersetzt sich erst nach längerer Zeit und ohne Fäulniserscheinungen. K. wirkt geruchlos machend, indem sie riechende Stoffe absorbiert; übelriechendes, fauliges Wasser wird durch frisch ausgeglühte Holzkohle gereinigt, Weingeist vom Fuselöl befreit. Aber die K. wirkt nicht auf die im Wasser enthaltenen mikroskopischen Organismen (Bakterien rc.), und beim Filtrieren des Wassers durch K. gehen dieselben durch das Filter; das Wasser wird also geruchlos, aber nicht von den Krankheiten übertragenden Organismen befreit. K. absorbiert auch Farbstoffe, insbesondere wirkt die stickstoffhaltige K. (Knochenkohle in erster Reihe) stark entfärbend. Neben den Farbstoffen werden auch Salze von der K. absorbiert, und darauf beruht zum großen Teil der Wert der Knochenkohle für die Zuckerfabrikation. K. entzieht dem Kalkwasser den Kalk, fällt Metalloxyde, besonders die der schweren Metalle, aus den wässerigen Lösungen ihrer Salze oder absorbiert letztere unverändert; Silber- und Kupfersalze werden durch K. reduziert. Bitterstoffe, Glykoside, Kohlehydrate, besonders Alkaloide, werden ebenfalls absorbiert. Bei längerm Liegen an der Luft verliert die K. ihr Absorptionsvermögen, erlangt es aber wieder durch Ausglühen; auch können der K. die aus Flüssigkeiten aufgenommenen Substanzen wieder entzogen werden (Wiederbelebung), so daß sie namentlich nach darauf folgendem Ausglühen von neuem benutzbar ist.

Man benutzt Holzkohle zur Erzeugung intensiver Hitze besonders überall da, wo Rauch- und Flammenbildung vermieden werden muß, z. B. im Schmiedefeuer, beim Glühendmachen von Plättstählen, bei chemischen Operationen, beim Erhitzen von Gegenständen im Zimmer rc. Da sie Metalloxyde reduziert, dient sie zur Gewinnung von Metallen aus den Erzen. Bei dem hohen Preis der Holzkohle sucht man diese aber soviel wie möglich durch Steinkohle oder Koks zu ersetzen. Holzkohle dient ferner zur Darstellung von Schießpulver und Stahl, zum Entfuseln des Branntweins, zum Klären und Entfärben von Flüssigkeiten, zum Filtrieren des Wassers, zum Konservieren fäulnisfähiger Substanzen, zum Desinfizieren, zum Reinigen von Kohlensäure (für Mineralwässer), Wasserstoff, ranzigen Fetten und dumpfigem Getreide, als Zahnpulver, als Poliermittel für Metalle, zur Füllung von Aspiratoren für die Benutzung in Räumen, in welchen schädliche Gase befindlich sind. Wasser in Fässern, die inwendig verkohlt sind, bleibt sehr lange frisch. Als Dünger macht Holzkohle den Boden locker und wirkt außerdem durch ihre Absorptionsfähigkeit für Ammoniak und Kohlensäure. Zierpflanzen mit faulenden Wurzeln können geheilt werden, wenn sie in mit K. gemischte Erde gebracht werden. Große Wunden an Saftgewächsen heilen leicht, wenn man sie mit Kohlenpulver bestreut, auch kann man solche Gewächse, Knollen und Samen für langen Transport gut in K. verpacken. Retortengraphit und nach besonderm Verfahren bereitete Koks werden zu galvanischen Batterien und zu den Polspitzen beim elektrischen Licht benutzt. Tierische K. dient namentlich zum Entfärben von Flüssigkeiten. Manche Kohlensorten dienen als schwarze Farbe (Frankfurter Schwarz, Beinschwarz, chinesische Tusche rc.), und Linden- und Weidenkohle werden zum Zeichnen benutzt.

Kohlehydrate, eine Gruppe meist vegetabilischer Substanzen, welche neben 6 oder 12 Atomen Kohlenstoff Sauerstoff und Wasserstoff in dem Verhältnis enthalten, in welchem diese Elemente Wasser

bilden. Man könnte diese Körper also betrachten als Verbindungen von Kohlenstoff mit verschiedenen Mengen Wasser, als Hydrate des Kohlenstoffs, und dieser Anschauung verdanken sie ihren Namen. Die K. gehören zu den wichtigsten Bestandteilen des Pflanzenkörpers; Cellulose bildet z. B. die Wandungen der vegetabilischen Zellen, während Stärkemehl, Inulin, Zucker oft in großer Menge in verschiedenen Teilen der Pflanzen (Stämme, Knollen, Wurzeln, Samen) als Reservestoffe aufgespeichert sind. Im Tierreich findet man K. besonders in der Milch und im Blut. Sie entstehen ganz allgemein in den Pflanzen, im tierischen Körper aber wohl nur als Zersetzungsprodukte komplizierterer Substanzen, dagegen werden in den Pflanzen wie in den Tieren häufig verschiedene K. ineinander übergeführt. Man hat mehrere K. auch künstlich dargestellt, aber gerade von den in der Natur verbreitetsten ist die Synthese bisher noch nicht gelungen. Alle K. sind starre Körper, teils kristallisiert, teils amorph oder organisiert, nicht flüchtig, meist in Wasser löslich und stets von neutraler Reaktion. Die chemischen Beziehungen der K. sind noch nicht erforscht; jedenfalls sind sie nicht als einfache Hydrate des Kohlenstoffs zu betrachten, ebensowenig wie Essig- und Milchsäure, welche gleichfalls Sauerstoff und Wasserstoff in dem Verhältnis enthalten, in welchem die Elemente Wasser bilden. Manche Reaktionen stellen die K. den Alkoholen sehr nahe; namentlich geben sie mit Säuren Verbindungen, welche den zusammengesetzten Äthern vergleichbar sind. Bei der trocknen Destillation geben die K. brennbare und nicht brennbare Gase, Teer, saure Produkte und Kohle, bei der Oxydation Oxalsäure, oft erst nach vorhergehender Bildung von Zucker- und Schleimsäure; mit konzentrierter Salpetersäure bilden sie zum Teil explosive Nitroprodukte. Unter sich stehen die K. jedenfalls in innigem Zusammenhang, und beim Kochen mit verdünnter Schwefelsäure verwandeln sich die meisten in gärungsfähigen Zucker. Alle K. unterliegen dem Einfluß von Fermenten. Die meisten zeigen charakteristisches Verhalten gegen polarisiertes Licht. Nach ihrer Zusammensetzung kann man drei Gruppen unterscheiden, die wahren Zuckerarten $C_{12}H_{22}O_{11}$: Rohrzucker, Milchzucker, Melitose, Melizitose, Mykose; die Glykosen $C_6H_{12}O_6$: Traubenzucker, Fruchtzucker, Galaktose, Sorbin, Eukalin, Inosit, und eine dritte Gruppe, entsprechend der allgemeinen Formel $C_6H_{10}O_5$: Stärkemehl, Glykogen, Dextrin, Inulin, Gummi, Cellulose, Tunicin. Die K. zeigen wichtige Beziehungen zu mehreren andern Gruppen, so zu den Säuren, von denen viele aus Kohlehydraten entstehen, zu den Humuskörpern, welche sich ganz allgemein aus Kohlehydraten bilden, zu den Pektinkörpern, Fetten, Alkoholen, zu den sogen. Pseudozuckern und zu sehr vielen komplizierten Stoffen, in welchen sich ein Kohlehydrat, namentlich oft Zucker, als Paarling findet (vgl. Glykoside). Die K. spielen im Pflanzen- und Tierleben die wichtigste Rolle. Sie sind in der Pflanze neben Proteinkörpern das hauptsächlichste organisationsfähige Material und werden in der Zeit der höchsten Assimilationsthätigkeit weit über den augenblicklichen Bedarf hinaus gebildet und als Reservestoffe abgelagert. Beim neuen Erwachen der Vegetation und noch vor Ausbildung verbrannt. In der Technik finden viele K. ausgedehnte Verwendung, besonders die Cellulose, Zucker, Stärkemehl; sämtlicher Alkohol wird aus Kohlehydraten dargestellt. Vgl. Sachsse, Die Chemie und Physiologie der Farbstoffe, K. und Proteinsubstanzen (Leipz. 1876).

Kohlenblende, s. v. w. Anthracit.

Kohlenbrennerei, s. Kohle.

Kohlenbunker, auf Dampfschiffen die der maschinellen Abteilung in der Regel nahe gelegenen Kohlenräume für den zum Maschinenbetrieb notwendigen Brennstoff, welche besonders auf ozeanischen Dampfern sehr beträchtlichen Raum (bis 1200 Ton.) beanspruchen und in Kriegsschiffen, wenn irgend thunlich, so angeordnet werden, daß sie Maschinen und Kessel gegen feindliche Geschosse decken.

Kohlendioxyd, s. v. w. Kohlensäureanhydrid, gewöhnlich Kohlensäure genannt.

Kohlendisulfid, s. v. w. Schwefelkohlenstoff.

Kohlendunst, s. Kohlenoxyd.

Kohleneisen (Kohlenstoffeisen), durch wiederholtes Schmelzen von Eisen mit Kohle erhaltenes kohlenstoffreiches Eisen.

Kohleneisenstein (Blackband), Gestein, Gemenge von Eisenstein mit Thon und 12—40 Proz. Kohle; wichtiges Eisenerz, das in Flözen, welche der Steinkohlenformation eingelagert sind, besonders in Schottland und Westfalen, vorkommt.

Kohlenfeld, **Kohlenflöz**, s. Steinkohle.

Kohlenformation, s. Steinkohlenformation.

Kohlengas, aus Steinkohle bereitetes Leuchtgas.

Kohlengebirge, im allgemeinen alle Ablagerungen, welche Flöze von Anthracit, Stein- oder Braunkohle führen. Im engern Sinn rechnet man aber hauptsächlich die zu der Steinkohlenformation (s. d.) gehörenden, Kohlenflöze einschließenden Schichten hierzu und im engsten Sinne nur den obern Teil derselben, das sogen. produktive K. (engl. Coalmeasures). Minder verbreitet sind die K. andrer Formationen, am wichtigsten noch diejenigen der Tertiärformation (s. d.), ferner sind hervorzuheben die der Wealdenformation (s. d.) in Norddeutschland, die des Sandsteins an der obern Grenze der Trias in Schonen u. a. O., die der Lettenkohle oder des Unterkeupers, die der Dyas, d. h. ihres untern, dem produktiven K. direkt auflagernden Teils (des Rotliegenden), welcher sozusagen eine kontinuierliche Fortsetzung von jenem bildet, und endlich die anthracitführenden, devonischen Schichten (besonders in Nordamerika).

Kohlenkalk, s. Steinkohlenformation.

Kohlenkalkspat, s. Anthrakonit.

Kohlenkeuper, s. Triasformation.

Kohlenklein, die kleinen bei der Steinkohlengewinnung fallenden Stückchen; auch der beim Transport oder beim Ausstürzen der Kohlenwagen und längern Liegen entstehende Abfall von kleinen Stückchen oder Staub (Lösche, Krümpfe, Stübbe). Holzkohlenklein oder Koksklein im Gemenge mit Thon dient unter dem Namen Gestübbe zum Auskleiden des Herdraums von Schmelzöfen.

Kohlenlager, s. v. w. Kohlenflöz, s. Steinkohle.

Kohlenlicht, s. v. w. elektrisches Licht.

Kohlenmonoxyd, s. v. w. Kohlenoxyd.

wenn man Metalloxyde, wie Eisenoxyd, Zinkoxyd, Bleioxyd, mit Kohle glüht, entsteht K. Leitet man Wasserdampf über glühende Kohlen, so entstehen in wechselnden Verhältnissen K., Kohlensäure, Kohlenwasserstoff und Wasserstoff. Ameisensäure und Ameisensäuresalze geben mit konzentrierter Schwefelsäure K., indem die Ameisensäure (CH_2O_2) in CO und H_2O zerfällt. Oxalsäure ($C_2H_2O_4$) zerfällt beim Erhitzen in K., Kohlensäure und Wasser; erhitzt man aber ein Oxalsäuresalz, so erhält man nur K. und Wasser, weil die Kohlensäure, an die Base des Salzes gebunden, zurückbleibt. Man **bereitet** K. durch Erhitzen von Oxalsäure mit konzentrierter Schwefelsäure, muß aber das Gas, um die Kohlensäure zu entfernen, durch Kalkmilch oder Barytwasser leiten. Auch beim Erhitzen von gelbem Blutlaugensalz mit konzentrierter Schwefelsäure erhält man sehr reines K. Dies ist ein farb-, geruch- und geschmackloses Gas, vom spez. Gew. 0,968, läßt sich sehr schwer zu einer Flüssigkeit verdichten, löst sich wenig in Wasser, leicht in einer ammoniakalischen Kupferchlorürlösung, läßt sich leicht entzünden und verbrennt mit blaßblauer Flamme zu Kohlensäure. Es reagiert neutral, reduziert beim Erhitzen viele Metalloxyde und Sauerstoffsalze, wird durch Eisen bei Rotglut zerlegt, indem Kohlenstoff und Kohlensäure entstehen, und gibt, mit feuchtem Ätzkali erhitzt, Ameisensäure. Halbfeuchte Streifen Baumwollzeug, mit konzentrierter säurefreier Chlorplatinlösung getränkt, färben sich durch K. Es spielt in der Metallurgie eine große Rolle, indem man mittels desselben den Erzen ihren Sauerstoff entzieht. Überall, wo Kohle an der Luft verbrennt, entsteht Kohlensäure; wenn diese aber mit glühender Kohle in weitere Berührung kommt, so wird sie, wie angegeben, zu K. reduziert, und dies verbrennt an der Oberfläche der aufgeschichteten Kohlen mit blauer Flamme. Letztere beobachtet man an jedem Windofen und in den Zimmeröfen, wenn darin nur noch ausgeglühtes, nicht mehr mit leuchtender Flamme brennendes Heizmaterial enthalten ist. Wird in letzterm Fall die Klappe des Ofens geschlossen, so findet das K. nicht mehr hinreichenden Sauerstoff zur Verbrennung und entweicht in das Zimmer. Häufig sind diesem **Kohlendunst** noch Spuren von empyreumatischen Stoffen beigemengt, und man entdeckt ihn daher bald durch den Geruch; war aber die Kohle sehr vollkommen ausgeglüht, so ist das entweichende Gas fast geruchlos, und es kann sich in ziemlich großer Menge der Zimmerluft beimengen, ohne bemerkt zu werden. Hierauf beruht die Gefährlichkeit der Ofenklappen, welche viel rationeller durch luftdicht schließende Ofenthüren ersetzt werden. K. ist sehr giftig, da es sich mit dem Hämoglobin der Blutkörperchen verbindet und diese unfähig macht, in den Lungen Sauerstoff aufzunehmen. Beim Einatmen von K. entstehen Angstgefühl, Schwindel, Kopfschmerzen, Ohnmacht, und in dieser erfolgt der Tod. Die Leichen widerstehen auffallend lange der Verwesung, zeigen auf der Haut hellrote Flecke, Muskeln, Nieren, Leber, Magendrüsen zeigen hochgradige, fettige Entartung, und das Blut ist meist charakteristisch kirschrot. Bei Vergiftungen mit K. muß man sofort für frische Luft sorgen, künstliche Atmung einleiten und durch Bespritzen mit kaltem Wasser, Hautreize, Nies- und Hustenreizmittel auf die peripheren Nerven zu wirken suchen. Im Notfall ist Transfusion vorzunehmen. K. wurde 1776 von Lassone entdeckt und seine Zusammensetzung 1800 von Cruikshank nachgewiesen. Auf die schädliche Wirkung des Kohlendunstes hatte aber schon Hofmann 1716 aufmerksam gemacht. Vgl. **Jäderholm**, Gerichtlich-medizinische Diagnose der Kohlenoxydvergiftung (deutsch, Berl. 1876); **Friedberg**, Vergiftung durch Kohlendunst (das. 1866); **Hofmann**, Über Kohlenoxydvergiftung (Wien 1879); **Maschka**, Über Vergiftung mit K. (Prag 1880).

Kohlenoxydvergiftung, s. **Kohlenoxyd**.

Kohlenpapier, ein Papier, welches in seiner Masse gut gereinigte Kohle enthält, wirkt beim Filtrieren etwas entfärbend und soll darin eingewickelte, leicht faulende Stoffe vor Fäulnis schützen.

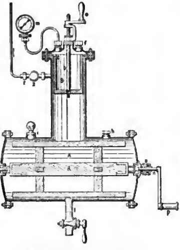
Kohlensack, dunkle Stelle von etwa 8° Länge und 5° Breite in der Polarregion des südlichen Himmels, mit einem einzigen, dem bloßen Auge erkennbaren Sternchen siebenter Größe u. auch nur wenigen teleskopischen Sternen. Die Dunkelheit wird dem Kontrast der Sternleere mit dem Glanz der benachbarten Stellen der Milchstraße und der hellen Sterne des Kreuzes, an dessen Ostseite der K. liegt, zugeschrieben. Zwei andre dunkle Stellen in der Karlseiche, die ältere Reisende auch als Kohlensäcke bezeichnen, sind an Dunkelheit und Schärfe der Begrenzung nicht mit dem K. beim Kreuz vergleichbar.

Kohlensäure (Kohlensäureanhydrid, Kohlendioxyd) CO_2 findet sich zu etwa 0,04 Proz. in der Atmosphäre, entströmt in großen Massen thätigen Vulkanen und an vielen Orten aus Rissen und Spalten des Erdbodens (Brohl, Hundsgrotte bei Neapel, Dunsthöhle bei Pyrmont, Thal des Todes auf Java, Mofetten in Italien). Quellwasser verdankt gelöster K. seinen erfrischenden Geschmack, und die sogen. Säuerlinge sind sehr reich an K. Kohlensäuresalze bilden einen Hauptbestandteil der Erdrinde, namentlich der kohlensaure Kalk (Kalkstein) setzt ganze Gebirge zusammen. Aus diesen kohlensauren Salzen entwickelt sich K. gasförmig, wenn man sie mit einer stärkern Säure übergießt, und so wird die K. in der Natur frei, wenn Kalkstein durch kieselsäurehaltige Lösungen in Kieselgestein verwandelt wird. K. entsteht aber auch ganz allgemein bei Oxydation kohlenstoffhaltiger Verbindungen, z. B. beim Verbrennen von Holz und andern Pflanzenstoffen und bei Behandlung derselben mit oxydierend wirkenden Chemikalien. Erhitzt man z. B. Stärkemehl, Zucker oder andre Stoffe, welche aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff bestehen, mit Kupferoxyd oder chromsaurem Bleioxyd, so werden sie von diesem vollständig zu K. und Wasser oxydiert. Dasselbe geschieht, wenn abgestorbene Pflanzen- oder Tierstoffe an feuchter Luft liegen: es tritt Verwesung ein, und das Endprodukt derselben ist K. und Wasser. Gärungs- und Fäulnisprozesse liefern ebenfalls K. (Zuckerlösungen gären auf Zusatz von Hefe, wobei der Zucker in Alkohol und K. zerfällt), und wenn man organische Substanz bei Abschluß der Luft erhitzt (trockne Destillation), so entwickelt sich neben andern (entzündlichen) Gasen auch K. Die K. ist also ganz allgemein Zersetzungsprodukt pflanzlicher und tierischer Stoffe, und da solche im Boden fast niemals fehlen, so bildet sich auch in demselben beständig K., und so ist es erklärlich, daß diese in keinem Quellwasser fehlt. Wo aber organische Stoffe im Boden massenhaft angehäuft sind, wie in den Steinkohlenflözen, tritt auch K. reichlich auf (schwere Wetter, Schwaden der Bergleute) und entweicht oft aus dem Boden in Strömen. In die Atmosphäre gelangt auch viel K. durch den Atmungsprozeß der Menschen und Tiere; der eingeatmete Sauerstoff wird im Körper zur Oxydation organischer Stoffe verbraucht, und das Oxydationsprodukt, die K., verläßt den Körper mit der ausgeatmeten Luft.

Zur **Darstellung** von K. übergießt man kohlen-

sauren Kalk (Marmor, Kalkstein, Kreide) mit Salzsäure, wobei der Rückstand aus Chlorcalcium besteht, oder, wie in Mineralwosseranstalten, kohlensaure Magnesia (Magnesit) mit Schwefelsäure, wobei schwefelsaure Magnesia (Bittersalz) als Nebenprodukt erhalten wird. Um die entwickelte K. zu reinigen, leitet mon sie durch Waschgefäße, welche Lösungen von

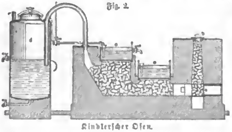
Fig. 1.



Kohlensäureentwickelungsapparat.

schwefelsaurem Eisenoxydul, kohlensaurem Natron, neutralem Eisenchlorid und übermangansaurem Kali enthalten. Vorteilhoft kann man auch die K. in kalte Lösung von kohlensaurem Notron (Soda) von etwa 9° B. leiten und die dabei entstehende Lösung von doppeltkohlensaurem Natron erhitzen. Sie gibt dann

Fig. 2.



Kindlerscher Ofen.

die absorbierte K. wieder ab und hinterläßt eine Lösung von kohlensaurem Natron, welche von neuem benutzt werden konn. Man benutzt zur Darstellung von K. auf diese Weise im kleinen gewöhnlich Gasentwickelungsapparate, aus Glosflasche, Trichterrohr zum Eingießen der Säure und Gasableitungsrohr bestehend, bei fabrikmäßigem Betrieb aber cylindrische kupferne Kessel mit Rührapparat, einem Säuregefäß, aus welchem beliebig Söure in dos Entwickelungsgefäß abgelassen werden kann, Gosableitungsrohr ꝛc. Bei dem Apparat Fig. 1 geht durch den Deckel eines kupfernen, innen mit Blei ausgekleideten Kessels A, durch die Stopfbüchsen o o gedichtet, eine Welle n, welche durch die Kurbel p gedreht wird und den Rührapparat R trägt. Der auf dem Kessel stehende Cylinder enthält das Säuregefäß B, dessen Bodenöffnung a durch das Stangenventil b mittels der Kurbel e geöffnet und geschlossen wird. Die Öffnung c dient zur Druckausgleichung, die Verschraubung f zum Einfüllen der Säure, m ist ein Manometer, i ein Sicherheitsventil, h dient zum Einfüllen des kohlensauren Salzes, l zum Ablassen der Lösung nach vollendeter Entwickelung. Die K. entweicht durch das mit Hahn z versehene Rohr r. Im großen bereitet man auch K. durch Verbrennen von Koks oder Holzkohle und benutzt dazu den Kindlerschen Ofen (Fig. 2), dessen schachtförmiger Raum ab mit dem Brennmaterial gefüllt und oben dicht geschlossen ist. In dem horizontalen Kanal a werden die Kohlen durch zwei senkrecht stehende Roste zusommengehalten, und der Zug wird durch eine mit dem Rohr r in Verbindung stehende Pumpe hervorgebracht. Die Verbrennungsgase dringen durch die ungebrannten Kalksteine nach c, werden auf diesem Weg von schwefliger Säure, die aus einem Schwefelgehalt der Koks stammt, und von Flugasche befreit und durch das beständig fließende Wasser in den Kasten ee abgekühlt. Aus c strömt das Gas in den Waschapparat d, wird hier durch das Wasser weiter gereinigt und gelongt dann durch das Rohr r an den Bestimmungsort. Es kann, da es stets mit Stickstoff gemischt ist, nie mehr als 21 Proz. K. enthalten; doch wird man sich in der Praxis mit einem Kohlensäuregehalt von 15—16 Proz. als höchstem Resultat begnügen müssen. Man hat auch versucht, die Verbrennungsgose von Dampfkesselfeuerungen anzusaugen und zu reinigen, doch leidet darunter gewöhnlich der Betrieb des Kessels zu sehr. Gasfeuerungen scheinen bei Anwendung gewisser Brennmaterialien eine sehr reine K. zu liefern, und ebenso ist die gelegentliche Benutzung der K. von Gärungsräumen nur unter bestimmten Verhältnissen vorteilhaft ausführbar. Man kann aber im Gärungsraum Behälter mit teilweise entwässertem kohlensauren Natron aufstellen, welches sich dann bald in doppeltkohlensaures Natron verwandelt; in monchen Fällen ist auch die aus gärenden Substonzen sich entwickelnde K. direkt verwertbar (Bleiweißfabrikation). Häufig bereitet man K. durch Brennen von Kalk und benutzt dazu Öfen mit ununterbrochenem Betrieb, die sich von gewöhnlichen Kalköfen wesentlich nur dadurch unterscheiden, daß sie in ihrem obern Teil verengert u. hier durch einen Deckel verschlossen sind, während ein seitliches Rohr zur Ableitung der Gase dient. Als Feuerungsmaterial benutzt man Koks oder gute Braunkohle. Eine sehr kräftige Saugpumpe bewirkt den Luftzug durch die Feuerungen und führt die Verbrennungsgase und die aus dem Kalk entwickelte K. durch die Reinigungsapparate. Das erhaltene Gas besitzt einen Kohlensäuregehalt von 23 Proz.

Reine K. ist ein farbloses Gas, riecht und schmeckt säuerlich prickelnd, rötet feuchtes blaues Lackmuspopier, doch verschwindet die Rötung allmählich wieder an der Luft. Sie ist nicht brennbar, und brennende Körper erlöschen in K.; ebensowenig kann K. die Atmung unterhalten, doch ist die K. nicht giftig. Eine Kerze erlischt in Luft, welche 0,2 Volumen K. enthält. Das spezifische Gewicht der K. ist 1,524, und wegen dieses hohen Gewichts sammelt sich K., welche sich in abgeschlossenen Räumen entwickelt, am Boden

derselben und kann in Kellern, Brunnen und Höhlungen Erstickungen herbeiführen. Ist die angesammelte Schicht niedrig, so stirbt ein Hund, welcher den Raum betritt, während ein aufrecht gehender Mensch ungefährdet bleibt (daher der Name der »Hundsgrotte« [s. d.] in Unteritalien). 1 Vol. Wasser absorbiert bei 0°: 1,797 Vol. K., bei 5°: 1,450 Vol., bei 10°: 1,185 Vol., bei 15°: 1 Vol., bei 20°: 0,9 Vol.; Alkohol absorbiert bei 0°: 4,33 Vol., bei 20°: 3 Vol.; auch in Äther ist K. leicht löslich. Bis zu einem Druck von 3 Atmosphären bleibt das bei 15° vom Wasser absorbierbare Volumen K. annähernd dasselbe, bei 7 Atmosphären nimmt Wasser aber nur 5 Vol. K. auf. Wenn man K. stark abkühlt und zugleich auf ein kleines Volumen zusammenpreßt, indem man sie mit Hilfe einer starken Druckpumpe in ein sehr festes, gut abgekühltes eisernes Gefäß treibt, so wird sie zu einer Flüssigkeit verdichtet (bei 0° unter einem Druck von 36 Atmosphären). Flüssige K. findet sich in mikroskopisch kleinen Bläschen in vielen Mineralien (Quarz, Topas, Saphir, Labradorit und in Augit, Olivin, Feldspat von Basalt und Basaltlava). Sie ist farblos, durchsichtig, leicht beweglich, vom spez. Gew. 0,947, dehnt sich beim Erwärmen sehr stark aus, ist wenig löslich in Wasser, mischbar mit Alkohol, Äther, Terpentinöl, siedet bei —78°, verdampft an der Luft äußerst schnell und entwickelt dabei so bedeutende Kälte, daß der noch flüssige Teil bald zu einer lockern weißen Masse erstarrt. Diese verdunstet viel weniger schnell als die flüssige K., gleitet bei leichter Berührung mit dem Finger infolge starker Gasbildung ab, erzeugt, auf die Haut gedrückt, eine Brandblase und Wunde, schmilzt bei —65°. Durch Verdunstung der starren K. an der Luft entsteht eine Temperatur von —78°; rascher verdampft ein Brei von starrer K. und Äther, und einen solchen, in welchem die Temperatur unter der Luftpumpe auf —110° sinkt, benutzt man als sehr kräftig wirkende Kältemischung. Flüssige K. erstarrt darin zu einer eisähnlichen Masse.

K. wird von kohlensauren, stärker von ätzenden Alkalien und Ätzkalk, Ätzbaryt ꝛc., sehr lebhaft von einer lockern Mischung aus gleichen Teilen Ätzkalk und gepulvertem schwefelsauren Natron absorbiert; mit Kalium oder Magnesium erhitzt, wird sie unter Abscheidung von Kohlenstoff zersetzt; mit Kohle geglüht, gibt sie Kohlenoxyd; auch glühendes Eisen entzieht ihr Sauerstoff; leitet man sie über erhitztes Natrium, so entsteht oxalsaures Natron; mit Kalium gibt feuchte K. ameisensaures Kali. Gasförmige und in Wasser gelöste K. gibt mit Kalkwasser einen Niederschlag von kohlensaurem Kalk; ein großer Überschuß von K. löst aber diesen Niederschlag wieder zu doppeltkohlensaurem Kalk, und wenn man diese Lösung an der Luft stehen läßt oder erhitzt, so entweicht die Hälfte der K., und kohlensaurer Kalk scheidet sich aus. Das Gas, welches man gewöhnlich K. nennt, ist Kohlensäureanhydrid. Die eigentliche K. H_2CO_3 ist nicht bekannt, sie ist in der wässerigen Lösung des Kohlensäureanhydrids enthalten, aber so leicht zersetzbar, daß sie nicht isoliert werden kann.

Die K. spielt in der Natur eine große Rolle. Sie wird von den Pflanzen aufgenommen und unter dem Einfluß des Lichts in den chlorophyllhaltigen Zellen gleichzeitig mit Wasser unter Abscheidung von Sauerstoff in organische Substanz verwandelt. Denkt man sich ein Kohlehydrat als erstes Produkt dieses Prozesses, so erhellt dessen Bildung aus folgender Gleichung:

$$\underset{\text{Kohlensäure}}{6CO_2} + \underset{\text{Wasser}}{6H_2O} = \underset{\text{Zucker}}{C_6H_{12}O_6} + \underset{\text{Sauerstoff.}}{12O}$$

Die Pflanzen atmen also K. ein und Sauerstoff aus, die Tiere dagegen atmen umgekehrt Sauerstoff ein und K. aus, und alle von den Pflanzen erzeugte organische Substanz wird durch den Stoffwechsel der Tiere, durch Verbrennung, Fäulnis und Verwesung, wieder in K. und Wasser verwandelt. Der tierische Körper sucht sich der in seiner Blutbahn gebildeten K. möglichst schnell zu entledigen; häuft sich die K. im Blut an, so entsteht sofort Gefahr, und wenn nicht schnell Hilfe geschafft werden kann, erfolgt der Tod. In bestimmter Konzentration eingeatmet, erzeugt K. Stimmritzenkrampf, daher die sofort eintretende Unmöglichkeit, in reiner K. weiter zu atmen. Beim Trinken von kohlensäurereichem Wasser scheint der Appetit angeregt zu werden, die Verdauung wird befördert, die Harnabscheidung gesteigert. Bei Einwirkung von K. auf die äußere Haut tritt Gefühl von Wärme und Behaglichkeit auf, Schweiß bricht aus, und es zeigen sich dieselben Erscheinungen wie beim Einatmen verdünnter K. (Schwindel, Kopfschmerz, Brechneigung, Dyspnoe); bei starker lokaler Einwirkung erfolgt zuletzt Anästhesie. Man benutzt kohlensäurereiches Wasser (Säuerlinge, künstliche Mineralwässer, Sodawasser) als kühlendes, durstlöschendes Mittel, bei verschiedenen Affektionen des Magens und der Respirationsorgane, äußerlich in Form von Bädern, Douchen gegen Rheumatismus, Lähmungen ꝛc. Das Gas wird gegen chronische Katarrhe eingeatmet und äußerlich bei Krankheiten der weiblichen Geschlechtsorgane, bei alten Geschwüren ꝛc. benutzt; auch ist es als anästhetisches Mittel empfohlen worden. In der Technik dient K. zur Darstellung von Bleiweiß, Soda und doppeltkohlensaurem Natron, zum Saturieren der Runkelrübensäfte in der Zuckerfabrikation, zur Darstellung künstlicher Mineralwässer, als Feuerlöschmittel ꝛc. Flüssige K., welche in schmiedeeisernen Flaschen in den Handel gebracht wird, dient zum Betrieb von Bierdruckapparaten und Dampffeuerspritzen, zur Darstellung künstlicher Mineralwässer und zur Verdichtung von Stahl- und Neusilberguß. K. wurde zuerst durch van Helmont von der gewöhnlichen Luft unterschieden. Black zeigte, daß sie von den Alkalien gebunden, fixiert, wird, und nannte sie fixe Luft; Bergman gab 1774 eine vollständige Geschichte der Luftsäure, aber erst Lavoisier erkannte ihre chemische Natur. Vgl. Luhmann, Die K. (Wien 1885).

Kohlensäuresalze (Carbonate) finden sich zum Teil weitverbreitet in der Natur, und namentlich der kohlensaure Kalk bildet als Kalkstein, Marmor, Kreide, zum Teil in Verbindung mit kohlensaurer Magnesia (Dolomit), ganze Gebirge; bei niedern Tieren, Mollusken, Stachelhäutern, Krebstieren, bildet er das äußere Skelett. Die Kohlensäure H_2CO_3 bildet normale oder neutrale Salze, in welchen ein Metall (M) sämtlichen Wasserstoff (H) der Säure ersetzt (M_2CO_3), und saure Salze, in welchen nur die Hälfte des Wasserstoffs durch Metall vertreten ist ($HMCO_3$), außerdem zahlreiche basische Salze von verschiedener Zusammensetzung. Von den normalen Salzen sind nur die der Alkalien in Wasser löslich; die sauren sind sämtlich löslich, aber man kennt nur die der Alkalien in fester Form. Die normalen Alkalisalze reagieren stark alkalisch und werden wie alle übrigen K. durch starke Säuren zersetzt, wobei die Kohlensäure unter Aufbrausen entweicht. Sie widerstehen hohen Temperaturen, während alle übrigen K. durch Erhitzen zersetzt werden (Kalkbrennen); die sauren verlieren äußerst leicht, selbst schon in Lösung, die Hälfte der Kohlensäure, und es scheidet sich dann das unlösliche normale Salz ab (Bildung von Süßwasserkalk). Die K.

entstehen direkt aus der betreffenden Base und Kohlensäure, die unlöslichen werden aus löslichen Salzen des betreffenden Metalls durch Alkalicarbonat gefällt; doch entstehen hierbei sehr häufig basische K., indem ein Teil der Kohlensäure unter Ausbrausen entweicht und Wasser ihre Stelle einnimmt. Sehr allgemein entstehen K. beim Erhitzen der Salze organischer Säure (weinsaures Kali gibt beim Erhitzen kohlensaures Kali). Kohlensaures Ammoniak wird erhalten, indem man schwefelsaures Ammoniak oder Chlorammonium mit Kreide (kohlensaurem Kalk) in eisernen Retorten erhitzt und die Dämpfe des sich verflüchtigenden kohlensauren Ammoniaks in zwei geräumigen Bleikammern verdichtet. Um ein ganz farbloses Sublimat zu erhalten, vermischt man die Beschickung der Retorte mit etwas Kohle oder unterwirft das zuerst gewonnene Sublimat einer zweiten Sublimation aus eisernen Töpfen mit aufgesetzten Bleicylindern. Beim Erhitzen von Knochen (Hirschhorn, Hufen ꝛc.) unter Abschluß der Luft, also als Nebenprodukt bei der Darstellung von Knochenkohle, erhält man kohlensaures Ammoniak (daher Hirschhornsalz), welches mit empyreumatischen Stoffen stark verunreinigt ist und zur Reinigung wiederholter Sublimation mit Kohle bedarf. Das sublimierte kohlensaure Ammoniak bildet eine weiße kristallinische, spröde, durchscheinende Masse, riecht und schmeckt stark ammoniakalisch und löst sich in 3–4 Teilen Wasser. Dies bereits den Alchimisten bekannte Präparat ist ein Gemisch von karbaminsaurem mit doppeltkohlensaurem Ammoniak $H(NH_4)CO_3 + NH_2(NH_4)CO_2$ und verwandelt sich beim Liegen an der Luft in doppeltkohlensaures Ammoniak $H(NH_4)CO_3$, ein farbloses, nicht ammoniakalisch riechendes, kühlend salzig schmeckendes, in 8 Teilen Wasser, nicht in Alkohol lösliches Pulver, welches auch im Guano vorkommt. Das normale kohlensaure Ammoniak entsteht bei Behandlung des Hirschhornsalzes mit starkem Ammoniak. Man benutzt das Hirschhornsalz zur Bereitung von Flechtenfarbstoffen, als Surrogat der Hefe beim Backen, da es sich in der Hitze des Backofens verflüchtigt und dabei den Teig lockert. Es dient auch in Lösung als Fleckwasser, als Arzneimittel und, mit Ätzkalk gemischt und parfümiert, als Riechsalz. Aus gesättigter Kochsalzlösung fällt doppeltkohlensaures Ammoniak doppeltkohlensaures Natron, und hierauf beruht das unter dem Namen Ammoniaksodaprozeß bekannte Verfahren der direkten Darstellung von Soda aus Kochsalz. Kohlensaurer Baryt $BaCO_3$ findet sich in der Natur als Witherit, wird aus Schwefel- oder Chlorbaryumlösung durch kohlensaures Natron gefällt, ist farblos, kaum in Wasser löslich und wird in der chemischen Analyse und als Rattengift benutzt. Kohlensaures Bleioxyd $PbCO_3$ findet sich in der Natur als Weißbleierz, mit Chlorblei als Bleihornerz, mit schwefelsaurem Bleioxyd als Lanarkit und Leadhillit und wird aus einer verdünnten Lösung von essigsaurem Bleioxyd durch Kohlensäure als farbloses, in Wasser unlösliches Pulver gefällt. Basische Salze bilden das Bleiweiß (s. d.). Kohlensaures Eisenoxydul $FeCO_3$ findet sich als Spateisenstein, im Thon- und Kohleneisenstein, wird aus Eisenvitriol- oder Eisenchlorürlösung durch kohlensaure Alkalien als farbloses, in Wasser unlösliches Pulver gefällt, oxydiert sich aber sehr schnell, selbst unter Wasser, wird dabei erst grün, dann schwarz, zuletzt braun, indem es sich schließlich in Eisenhydroxyd verwandelt. Etwas haltbarer wird es beim Vermischen mit Zucker, und eine solche Mischung ist offizinell. Das doppeltkohlensaure Eisenoxydul findet sich gelöst in den Stahlwässern, zersetzt sich aber unter Verlust von Kohlensäure ebenfalls sehr leicht, und eisenhaltiges Quellwasser bildet daher an der Luft einen braunen Absatz von Eisenoxydhydrat. Kohlensaures Kali K_2CO_3 entsteht bei Einwirkung von Luft auf Ätzkali und bei starkem Erhitzen der Alkalisalze organischer Säuren und ist daher ein Bestandteil der Pflanzenasche, da sich Salze der genannten Art stets im Pflanzensaft finden. Aus der Holzasche wird es mit andern Salzen durch Wasser ausgezogen, und die zur Trockne verdampfte Lösung bildet die Pottasche (s. d.). Kohlensaurer Kalk, s. Kalk. Kohlensaures Kupferoxyd ist nicht bekannt; basische Salze finden sich als Malachit $CuCO_3 + Cu(OH)_2$ und Kupferlasur $2CuCO_3 + Cu(OH)_2$. Ein basisches Salz von der Zusammensetzung des Malachits entsteht auf Kupfer oder Bronze in feuchter Luft und in feuchter Erde und bildet den edlen Grünspan oder die Patina. Das aus Kupfervitriollösung durch kohlensaures Kali gefällte basische Salz ist mattgrün, in Wasser unlöslich und wird schon durch Erhitzen mit Wasser zersetzt, es dient als Berggrün in der Wasser- und Ölmalerei. Kohlensaure Magnesia, s. Magnesia. Kohlensaures Natron, s. Soda. Kohlensaurer Strontian $SrCO_3$ findet sich in der Natur als Strontianit, wird wie das Barytsalz erhalten, ist farblos, kaum löslich in Wasser, leichter in kohlensäurehaltigem und findet sich daher in einigen Mineralwässern. Kohlensaures Zinkoxyd $ZnCO_3$ findet sich als Zinkspat und Galmei; aus Zinkvitriollösung fällen kohlensaure Alkalien basische Salze, und ein solches kommt als Zinkblüte $Zn_3CO_5 + 2H_2O$ in der Natur vor. Das kohlensaure Zinkoxyd ist farblos, unlöslich in Wasser und zerfällt beim Erhitzen in Zinkoxyd und Kohlensäure.

Kohlensaures Wasser, s. Mineralwässer.

Kohlenschiefer, s. Schieferthon.

Kohlensteine, s. Brikette.

Kohlenstickstoffsäure, s. v. w. Pikrinsäure.

Kohlenstoff (Carboneum) C, chemisch einfacher Körper, tritt in drei Modifikationen auf: tesseral kristallisiert als Diamant, monoklinisch kristallisiert als Graphit und amorph als Kohle. Die erste Modifikation findet sich nur als Diamant und kann künstlich erhalten werden, wenn man Paraffinöl (Kohlenwasserstoff) nebst Knochenöl, welches stickstoffhaltige Basen enthält, und einem Alkalimetall in einem starkwandigen verschlossenen Gefäß erhitzt. Hierbei bildet sich Cyanmetall, und K. scheidet sich in der Kristallform des Diamanten aus. Graphitartiger K. findet sich als Graphit, auch im Roheisen, in Blasenräumen der Eisenschlacken, in Höhlen der Gestellsteine der Hochöfen; auch entsteht er bei Zersetzung von Cyanverbindungen. Amorpher K. scheidet sich mehr oder weniger rein beim Erhitzen organischer Verbindungen unter Abschluß der Luft aus und bildet die Kohle, welche meist noch Wasserstoff und Sauerstoff, oft auch Stickstoff und mineralische Stoffe enthält. Hierher gehören Koks, Gaskohle (Retortengraphit), Ruß, Holzkohle, Knochenkohle ꝛc. Der K. ist in allen drei Modifikationen geruch- und geschmacklos, das spezifische Gewicht des Diamanten ist 3,5, das des Graphits 2,1–2,3. Er ist in allen Lösungsmitteln unlöslich, unschmelzbar, bei Abschluß der Luft feuerbeständig, während er, an der Luft erhitzt, bei gewöhnlicher Temperatur völlig indifferent und an der Luft unveränderlich, zu Kohlensäure verbrennt, am schwersten der Diamant, am leichtesten der amorphe K. Auch durch Oxydationsmittel kann der K. zu Kohlensäure oxydiert werden, mit Übermangansäure gibt er

Mellithsäure und Oxalsäure; er verbindet sich in hoher Temperatur mit Schwefel zu Schwefelkohlenstoff, mit Stickstoff aber nur, wenn ein Körper zugegen ist, mit welchem sich das entstehende Cyan vereinigen kann. Vielen Sauerstoffverbindungen entzieht der K. Sauerstoff; er reduziert z. B. Metalloxyde, gibt mit Schwefelsäure schweflige Säure, mit Phosphorsäure Phosphor 2c. Das Atomgewicht des Kohlenstoffs ist 11,97, er ist vierwertig, und seine Oxydationsstufen sind Kohlenoxyd CO und Kohlensäure CO_2. Der reine K. spielt in der Natur nur eine untergeordnete Rolle, dagegen sind seine Verbindungen die Grundlage alles organischen Lebens. Alle Pflanzen und Tiere bestehen aus Verbindungen des Kohlenstoffs mit Sauerstoff, Wasserstoff und Stickstoff, während ihr Gehalt an mineralischen Substanzen untergeordnet ist. Gehen die Organismen zu Grunde, so werden ihre Bestandteile in der Regel durch Fäulnis- und Verwesungsprozesse zersetzt, und es entstehen einfachste Verbindungen: Kohlensäure, Wasser und Ammoniak. Diese Verbindungen sind aber neben gewissen mineralischen Stoffen die einzigen Nahrungsmittel der Pflanzen, welche in den chlorophyllhaltigen Zellen unter dem Einfluß des Lichts alle organische Substanz aus Kohlensäure und Wasser bilden. Die Pflanzensubstanz gelangt zum Teil als Nahrung in den tierischen Organismus und wird hier mannigfach modifiziert, in Blut und Fleisch verwandelt, schließlich durch den Atmungsprozeß und durch die Fäulnis der Exkremente wieder in Kohlensäure und Wasser verwandelt. Große Mengen K. entziehen sich zeitweise diesem Kreislauf, indem sie als fossile Kohle abgelagert oder an Kalk gebunden werden und als kohlensaurer Kalk (Kalkstein, Marmor) weitverbreitete Gesteine bilden. Aber auch die fossile Kohle wird schließlich wieder oxydiert (in Kohlensäure verwandelt), und die Kohlensäure des Kalksteins wird in Freiheit gesetzt, wenn der letztere unter der Einwirkung von Kieselsäure sich in Kieselgestein verwandelt. Diamant galt lange Zeit für eine reine Art Bergkristall, Averami und Targioni zeigten aber seine Verbrennlichkeit im Brennpunkt eines kräftigen Brennspiegels, und Lavoisier wies 1773 die Bildung von Kohlensäure bei der Verbrennung des Diamanten nach. Mackenzie fand 1800, daß Diamant ebensoviel Kohlensäure gibt wie dasselbe Gewicht Kohle oder Graphit, welch letzterer früher mit Molybdänglanz verwechselt wurde, bis Scheele 1779 seine wahre Natur erkannte. Die künstliche Darstellung des Diamanten gelang zuerst 1880 Ballantyne Hannay in Glasgow. Vgl. Baeyer, Über den Kreislauf des Kohlenstoffs (Berl. 1869).

Kohlenstoffchloride, Verbindungen des Kohlenstoffs mit Chlor, entstehen nicht direkt aus den Elementen, sondern nur bei Einwirkung von Chlor auf andre Kohlenstoffverbindungen. So liefert Sumpfgas (Methan CH_4) bei Einwirkung von Chlor im Sonnenlicht Kohlenstoffsuperchlorid (Zweifachchlorkohlenstoff, Tetrachlormethan) CCl_4, eine farblose, aromatisch chloroformartig riechende Flüssigkeit, welche bei 77° siedet. Derselbe Körper flüchtig, schmilzt bei 160°, siedet bei 182°. Man hat es als Arzneimittel und anästhetisches Mittel empfohlen. Im glühenden Rohr zerfällt das Sesquichlorid in Chlor und Kohlenstoffchlorid (Tetrachloräthylen) C_2Cl_4, eine farblose, ätherisch riechende Flüssigkeit, deren Dämpfe bei heller Rotglut Kohlenstoffchlorür (Perchlorbenzol) C_6Cl_6 als farb- und geschmacklose, dem Walrat ähnlich riechende Nadeln liefern.

Kohlenstoffeisen, s. v. w. Kohleneisen.

Kohlensucht, s. Staubeinatmungskrankheiten.

Kohlensulfid, s. Schwefelkohlenstoff.

Kohlenteer, s. Teer.

Kohlentiegel, s. Schmelztiegel.

Kohlenwasserstoffe, chemische Verbindungen von Kohlenstoff mit Wasserstoff. Beide Elemente vereinigen sich nicht direkt miteinander; aber sie bilden sehr zahlreiche Verbindungen, welche zum Teil gasförmig, meist aber flüssig oder fest sind, sämtlich sich bei hoher Temperatur verflüchtigen und mit stark leuchtender, rußender Flamme verbrennen; nur das Sumpfgas hat eine wenig leuchtende Flamme. Die K. finden sich teils in der Natur, teils werden sie aus pflanzlichen oder tierischen Stoffen, auch durch Synthese aus den Elementen künstlich dargestellt, und alle bilden den Ausgangspunkt für die Entstehung sehr zahlreicher chemischer Verbindungen. Die K. lassen sich in homologe Reihen ordnen, von denen jede durch eine allgemeine Formel ausgedrückt werden kann, z. B.:

C_nH_{2n+2}		C_nH_{2n}		C_nH_{2n-2}	
CH_4	Methan				
C_2H_6	Äthan	C_2H_4	Äthylen	C_2H_2	Acetylen
C_3H_8	Propan	C_3H_6	Propylen	C_3H_4	Allylen
C_4H_{10}	Butan	C_4H_8	Butylen	C_4H_6	Krotonylen
C_5H_{12}	Pentan	C_5H_{10}	Amylen	C_5H_8	Valerylen
C_6H_{14}	Hexan	C_6H_{12}	Hexylen	C_6H_{10}	Hexoylen
2c.		2c.		2c.	

Die ersten Glieder solcher Reihen sind gasförmig, die mittlern flüssig mit steigendem Siedepunkt, die höchsten fest mit steigendem Schmelzpunkt. Das erste Glied der ersten Reihe, das Methan, entwickelt sich bei der Fäulnis von Pflanzensubstanz unter Wasser (Sumpfgas), die übrigen Glieder finden sich im Erdöl, und Gemische der höchsten Glieder bilden das Paraffin; viele K., wie Methan, Äthylen 2c., entstehen bei trockner Destillation organischer Substanz und finden sich daher im Leuchtgas und im Teer. Zu der Reihe C_nH_{2n-4} gehören die Kamphene (Terpene) $C_{10}H_{16}$, welche in zahlreichen Isomerien die Mehrzahl der ätherischen Öle bilden. Der Reihe C_nH_{2n-6} gehören vor allen die aromatischen K. an, deren einfachster das Benzol C_6H_6 ist. Aus den Kohlenwasserstoffen entstehen zahlreiche Verbindungen, indem an die Stelle von Wasserstoffatomen andre Elemente oder Atomgruppen treten. So wird aus dem Kohlenwasserstoff C_2H_6, wenn an die Stelle von 1 Atom Wasserstoff 1 Atom Chlor tritt, Äthylchlorür C_2H_5Cl oder durch Eintritt von OH Äthylalkohol C_2H_5OH 2c.

erhielt den Professortitel. Er starb 30. Jan. 1861 in Montpellier. Seine Bilder zeichnen sich durch treffliche Komposition und Formenschönheit aus; auch als Kolorist nimmt er einen hohen Rang ein. Von seinen meist durch Kupferstich und Lithographie vervielfältigten Bildern sind die bedeutendsten: Rebekka am Brunnen, die Findung Moses', der Lobgesang der Mirjam, der Triumph Davids, die Braut, Semiramis, Hagar und Ismael, Susanna im Bad, Julie dem entschwundenen Romeo nachsehend, Mignon, die Aussetzung Moses', Germanias Erwachen (1849), Gretchen am Spinnrad u. a. Auch als Porträtmaler leistete K. Rühmliches, namentlich in Damenbildnissen.

2) Ludwig, Dichter und Novellist, geb. 6. März 1819 zu Meiningen, studierte seit 1840 in Jena und Leipzig schöne Wissenschaften und veröffentlichte damals das Gedicht »Der neue Ahasver« (Jena 1841) und den Roman »Akademische Welt« (das. 1843, 2 Bde.). In die burschenschaftlichen Untersuchungen verwickelt, mußte er 1843 Leipzig verlassen, lebte anfangs in Meiningen und siedelte 1844 nach Hildburghausen über, wo er für das Bibliographische Institut litterarisch thätig war und 4. Aug. 1862 starb. Unter seinen spätern Werken sind die Romane: »Thomas Münzer« (Leipz. 1845, 3 Bde.) und »Johannes Huß« (das. 1846, 3 Bde.), »Der Prinz aus dem Morgenland« (Berl. 1847, 3 Bde.), »Fürstenschloß und Bauernhütte« (das. 1847), »Jürgen Wullenweber« (Leipz. 1856, 3 Bde.) und »Vom Frühling zum Herbst« (das. 1856, 3 Bde.), die Novellensammlung »Primavera« (Jena 1846, 2 Bde.) und »Freie Lieder« (das. 1847, 2. Aufl. 1849), worin sich K. der sozialen Richtung zuneigte, die hervorragendsten. In seinen letzten Jahren hatte sich K. dem Drama zugewandt und nicht ohne Glück mit den Schauspielen: »Bürger und Edelmann«, »König Mammon« und »Die Dithmarsen« debütiert.

3) Louis, Klavierspieler, Komponist und Musikschriftsteller, geb. 5. Sept. 1820 zu Braunschweig, bildete sich als Musiker in Wien aus und lebte seit 1847 in Königsberg, wo er eine von ihm gegründete Musikschule für Klavierspiel und Komposition leitete und 16. Febr. 1886 starb. Von seinen zum Teil höchst wertvollen litterarischen Arbeiten sind zu erwähnen: »Die Melodie der Sprache« (Leipz. 1853); »Systematische Lehrmethode für Klavierspiel und Musik« (das. 1856–58, 2 Bde.; 2. Aufl. 1872–83); »Führer durch die Klavierunterrichtslitteratur« (das. 1859, 7. Aufl. 1882); »Der Klavierunterricht« (das. 1860, 5. Aufl. 1886); »Harmonie- und Generalbaßlehre« (3. Aufl., Berl. 1880); »Der Klavierfingersatz« (Leipz. 1862); »Der Gesangsführer« (das. 1863); »Die neue Richtung in der Musik« (das. 1864); »Der Klavierpedalzug« (Berl. 1882) und »Allgemeine Musiklehre« (Leipz. 1883). Seine Kompositionen bestehen in Opern, Instrumental-, Klavier- und Gesangstücken; unter ihnen sichern besonders die trefflichen »Etüden« und Unterrichtswerke dem Autor einen dauernden Ruf.

4) Reinhold, Litterarhistoriker, geb. 24. Juni 1830 zu Weimar, studierte in Jena, Leipzig und Bonn Philologie und ist seit 1857 Bibliothekar an der großherzoglichen Bibliothek in Weimar. Er schrieb außer zahlreichen Aufsätzen in wissenschaftlichen Zeitschriften: »Über die Dionysiaka des Nonnus von Panopolis« (Halle 1853); »Dantes Göttliche Komödie und ihre deutschen Übersetzungen« (Weim. 1865); »Herders Cid und seine französische Quelle« (Leipz. 1867); ferner gab er heraus: »Alte Bergmannslieder« (Weim. 1858); »Vier Dialoge von H. Sachs« (das. 1858); »Kunst über alle Künste, ein bös Weib gut zu machen« (eine deutsche Bearbeitung von Shakespeares »Taming of the shrew« von 1672, Berl. 1864); Schillers »Ästhetische Schriften« (Bd. 10 der historisch-kritischen Ausgabe, Stuttg. 1871) u. a.

5) August, protest. Theolog, geb. 8. Febr. 1835 zu Schmalenberg (Rheinpfalz), studierte seit 1851 in Bonn, Utrecht, Erlangen, habilitierte sich, nachdem er eine wissenschaftliche Reise nach Holland unternommen, 1857 an der theologischen Fakultät der letztgenannten Universität, wurde daselbst 1862 zum außerordentlichen, 1864 in Jena zum ordentlichen Professor der Theologie ernannt, ging 1866 in gleicher Eigenschaft nach Bonn und 1868 nach Erlangen. Unter seinen Schriften sind zu nennen: »Die niederländische reformierte Kirche« (Erlang. 1856); »Die nachexilischen Propheten« (das. 1860–65, 4 Abtlgn.); »Lehrbuch der biblischen Geschichte des Alten Testaments« (das. 1875–85, 2 Bde.).

6) Ulrich, Altertumsforscher, geb. 6. Nov. 1838 zu Klein-Neuhausen im Großherzogtum Weimar, studierte 1858–61 in Jena und Göttingen, lebte dann in Italien, wurde 1865 der preußischen Gesandtschaft in Athen als Sekretär attachiert, ging 1872 als ordentlicher Professor für Altertumskunde nach Straßburg, kehrte 1875 nach Athen zurück, um die Leitung des neubegründeten archäologischen Instituts daselbst zu übernehmen, und ward 1886 ordentlicher Professor in Berlin. Er veröffentlichte: »Urkunden und Untersuchungen zur Geschichte des delisch-attischen Bundes« (Berl. 1870) und viele Beiträge in Zeitschriften, besonders über Epigraphik. Von seinem Hauptwerk, dem zweiten Bande des »Corpus inscriptionum atticarum«, der die Inschriften vom Archon Eukleides bis auf Augustus enthalten soll, sind bis jetzt 2 Teile (Berl. 1877–83) erschienen.

Köhlerglaube, ein lediglich auf der Aussage anderer beruhender, unbedingter oder blinder Glaube. Nach der Legende rührt die Bezeichnung davon her, daß ein Köhler einem Theologen auf die Frage, was er glaube, antwortete: »Was die Kirche glaubt«, und auf die weitere Frage, was denn die Kirche glaube, zur Antwort gab: »Was ich glaube«.

Köhlermütze, ein aus Leder gefertigtes Verbandstück, welches bei Halswunden benutzt und wegen der Sicherheit und Festigkeit, die es gewährt, sehr häufig gebraucht wird.

Kohlfliege, s. Blumenfliege.

Kohlfurt, Dorf im preuß. Regierungsbezirk Liegnitz, Kreis Görlitz, Knotenpunkt der Linien Sommerfeld-Liegnitz, K.-Sorgau, K.-Görlitz und K.-Falkenberg der Preußischen Staatsbahn, hat eine Glasfabrik und (1885) 1166 evang. Einwohner. Der Bezirk des Zentralbahnhofs zählt etwa 800 Einw.

Kohlgallenrüßler, s. Verborgenrüßler.

Kohlgrub, Dorf, Bade- und klimatischer Höhenkurort im bayr. Regierungsbezirk Oberbayern, Bezirksamt Murnau, am Fuß der Alpen, 820 m ü. M., hat kräftige Stahlquellen, deren Wasser zu Trink- und Badekuren verwendet wird, Eisenmoorbäder, ein gleichmäßiges gesundes Klima und (1885) 400 Einw.

Kohlhaas, s. Kohlhase.

Kohlhase (unrichtig Kohlhaas), Hans, der Held der Kleistschen Novelle »Michael Kohlhaas«, ein Berliner Produktenhändler, geriet auf der Reise nach der Leipziger Messe 1. Okt. 1532 im Dorf Wellaune mit Leuten des Junkers Günther v. Zaschwitz in Streit, mußte aber mit Zurücklassung seiner Pferde der Übermacht weichen, und diese wurden in den Stall des Ortsrichters gebracht. K. mußte in Leipzig seine

Waren mit Verlust losschlagen und kehrte nun nach Wellaune zurück, um vom Junker seine Pferde zurückzuverlangen. Dieser erklärte sich zur Herausgabe bereit, wenn K. das Futtergeld im Betrag von 5—6 Groschen erstatte, wozu sich K. aber nicht verstand. K., der infolge der Vernachlässigung seines Geschäfts in Vermögensverfall geriet, nahm nun dem Junker gegenüber, den er als den Urheber seines Unglücks ansah, die Hilfe seines Landesherrn, des Kurfürsten von Brandenburg, in Anspruch, indem er Erstattung des doppelten Wertes seiner Pferde und 150 Gulden für den Schaden, den er durch verspätetes Eintreffen auf der Leipziger Messe erlitten haben wollte, beanspruchte. Zaschwitz dagegen wies nicht nur diese Ansprüche als ungerechtfertigt zurück, sondern verlangte noch ein Futtergeld von 12 Gulden. Schließlich nahm K. die abgetriebenen und dem Tod nahen Tiere, von denen eins auch bald starb, gegen Zahlung von 12 Gulden unter Vorbehalt seiner weitern Forderungen zurück. Nachdem nun nochmalige Vergleichsverhandlungen erfolglos gewesen waren, erließ K., welcher keinen Rechtsschutz fand, einen Fehdebrief, der in Sachsen große Unruhe erregte. Mehrere Feuersbrünste in Wittenberg und umliegenden Dörfern wurden K. schuld gegeben. Auf einem Rechtstag in Jüterbog reinigte sich K. aber durch einen Eid von jenem Verdacht und versprach, die Fehde einzustellen, wenn ihm die Familie des inzwischen verstorbenen Junkers v. Zaschwitz 600 Gulden als Entschädigung zahle. Wiewohl die Familie v. Zaschwitz sich hiermit einverstanden erklärte, so erhob doch der Kurfürst Johann Friedrich der Großmütige von Sachsen gegen den Vertrag nicht nur Einspruch, sondern ließ auch auf K. fahnden und setzte einen Preis von 100 Thlr. auf dessen Einbringung. Nun begann K. 1535 wirklich die angedrohte Fehde mit einem Einbruch in die Mühle zu Gommig und fing, nachdem nochmals wiederholt, aber vergeblich, gütliche Erledigung der obschwebenden Händel versucht worden war, Wegelagerei an. So kam es denn zu einem förmlichen Kampf zwischen K. und seinen Genossen und Sachsen, dem man auf seiten Brandenburgs unthätig zuschaute, wenn man nicht K. insgeheim begünstigte. Dieser überfiel und plünderte Marzahna, erpreßte bedeutende Summen und gedachte selbst Baruth in Asche zu legen. Für jede Exekution, die an einem seiner Genossen vollzogen ward, nahm er blutige Rache. Erst 2. Jan. 1539 erließ der Kurfürst Joachim II. von Brandenburg eine Aufforderung an seine Behörden, den Sachsen zur Habhaftwerdung Kohlhases behilflich zu sein. Doch niemand wollte sich dazu verstehen. Da jeder Mord und Brand ihm zugeschoben wurde, so stieg die Furcht vor ihm ins Maßlose, und ganz Kursachsen war in Verzweiflung. Ein Versuch, durch Luther einen Vergleich mit Kursachsen herbeizuführen, mißlang. K. war inzwischen immer mehr verwildert und erwählte sich seine Helfershelfer aus dem verworfensten Gesindel. Auf Anraten eines gewissen Georg Nagelschmidt beschloß er zuletzt, seinen eignen Landesherrn zu befehden, um denselben dadurch zu nötigen, mit Sachsen zu brechen. Wirklich glückte es ihm, einen Transport Silber, der aus den mansfeldischen Bergwerken nach Berlin ging, bei dem danach sogen. Kohlhasenbrück bei Potsdam wegzunehmen; er wurde aber nun auf Befehl Joachims II. 8. März 1540 ergriffen und 22. März d. J. vor dem Georgenthor zu Berlin aufs Rad geflochten. Denselben Tod starb sein Genosse Nagelschmidt. Vgl. Burkhardt, Der historische K. und H. v. Kleists Michael Kohlhaas (Leipz. 1864).

Kohlhernie (Kohlkropf), eine in ganz Europa allverbreitete, aber auch in Amerika auftretende ansteckende Krankheit, welche Kopf-, Blumen-, Braun-, Wirsingkohl, Kohlrabi und alle Kohlrübenarten, den Raps sowie einige andre Kruciferen befällt und dieselben oft in hohem Grad schädigt. Die Krankheit äußert sich in unregelmäßigen, meist unförmlichen Wurzelauswüchsen, infolge deren die Kohlköpfe entweder gar nicht oder nur mangelhaft zur Ausbildung gelangen. Diese Krankheit wird nach Woronin hervorgerufen durch einen Schleimpilz, Plasmodiophora Brassicae *Wor.* Er besteht aus kleinen amöbenartigen Zellchen, welche in die Wurzeln hineinkriechen und in deren Zellen zu kleinen Schleimklümpchen zusammentreten. Diese zerfallen später in eine Summe von winzigen Kugeln (Sporen), deren jede wieder eine Amöbe erzeugt. Die Zellen der Wirtspflanze werden ausgesogen, und das Zellgewebe geht bald in Fäulnis über. Caspary und Frank vermochten den Pilz in den wurzelkranken Kohlpflanzen nicht aufzufinden. Als Mittel zur Vernichtung des Pilzes werden empfohlen: das Verbrennen der alten Kohlstrünke nebst deren Wurzeln; sorgfältige Auswahl der zum Auspflanzen bestimmten Keimlinge; die Einführung einer strengen, rationellen Wechselwirtschaft.

Kohlkropf, s. v. w. Kohlhernie.

Kohlmalve, s. Malva.

Kohlpalme, Pflanzengattung, s. Euterpe und Oreodoxa.

Kohlpappel, s. Malva.

Kohlrabi, s. Kohl.

Kohlraps, s. Raps.

Kohlrausch, 1) Friedrich, Schulmann und historischer Schriftsteller, geb. 15. Nov. 1780 zu Landolfshausen bei Göttingen, studierte in Göttingen Theologie und besuchte sodann als Erzieher des jungen Grafen Wolf Baudissin noch die Universitäten Berlin, Kiel und Heidelberg. 1810 ward er Vorsteher einer Erziehungsanstalt zu Barmen, 1814 Lehrer am Gymnasium zu Düsseldorf, 1818 Konsistorial- und Provinzialschulrat in Münster, 1830 aber als Oberschulrat und Generalinspektor aller gelehrten Schulen des Königreichs nach Hannover berufen, wo er, 1864 zum Generalschuldirektor ernannt, 29. Jan. 1867 starb. Sein bekanntestes Werk ist die »Deutsche Geschichte für Schulen« (Elberf. 1816; 16. Aufl., bearbeitet von W. Kentzler, Hannov. 1875, 2 Bde.), daneben der »Chronologische Abriß der Weltgeschichte« (15. Aufl., Leipz. 1861). Auch schrieb er: »Erinnerungen aus meinem Leben« (Hannov. 1863).

2) Rudolf Hermann Arndt, Physiker, geb. 6. Nov. 1809 zu Göttingen, war folgeweise Lehrer der Mathematik und Physik an der Ritterakademie zu Lüneburg, am Gymnasium in Rinteln, an der polytechnischen Schule zu Kassel, am Gymnasium in Marburg und außerordentlicher Professor an der Universität daselbst, bis er 1857 Professor der Physik an der Universität Erlangen ward. Er machte sich um die Lehre vom Galvanismus hochverdient, indem er namentlich das Voltasche Spannungsgesetz durch exakte Messungen an dem von ihm konstruierten Kondensator bestätigte. Gemeinschaftlich mit W. Weber führte er die ersten Messungen der elektrischen Ströme in mechanischem Maß aus, welche einen Teil der Grundlage des neuerdings allgemein eingeführten absoluten elektrischen Maßsystems bilden. Er starb 9. März 1858 in Erlangen.

3) Friedrich, Physiker, Sohn des vorigen, geb. 14. Okt. 1840 zu Rinteln, studierte in Erlangen und Göttingen, wurde 1864 Dozent des Physikalischen

Vereins zu Frankfurt a. M. und 1867 außerordentlicher Professor der Physik in Göttingen. 1870 folgte er einem Ruf an das Polytechnikum in Zürich, 1871 an das Darmstädter Polytechnikum, und 1875 erhielt er die Professur der Physik in Würzburg. Seine Arbeiten erstrecken sich vorzugsweise auf das Gebiet der elektrischen Ströme, die Leitungswiderstände, die Konstanten der galvanischen Ströme, die Elastizität fester Körper und speziell die elastische Nachwirkung. In seinem »Leitfaden der praktischen Physik« (5. Aufl., Leipz. 1884) gab er eine kurze Darlegung der wichtigsten Messungsmethoden der Physik.

Kohlrübe, **Kohlsaat**, s. Raps.

Kohlschein, Joseph, Kupferstecher, geb. 1841 zu Warburg in Westfalen, besuchte 1856—70 die Akademie zu Düsseldorf, wo er Schüler Kellers war, und machte dann Reisen durch Österreich, Frankreich und Italien. Seine Hauptblätter sind: heilige Familie in einer Landschaft, nach Ittenbach; Christus am Kreuz, nach Lauenstein; Hochzeit zu Kana, nach Paolo Veronese; die heil. Cäcilia (1880 in Düsseldorf mit der goldenen Medaille gekrönt) und La vierge au linge, nach Raffael.

Kohlvögelchen, s. Wiesenschmätzer.

Kohlweißling, s. Weißling.

Kohn, Salomon, Schriftsteller, geb. 8. März 1825 zu Prag, Sohn eines israelitischen Kaufmanns, studierte 1844—46 auf der dortigen Universität besonders mathematische Wissenschaften und trat dann als Teilnehmer in das väterliche Geschäft ein, das er 1863 allein übernahm. K. ist Verfasser des Romans »Gabriel« (2. Aufl., Jena 1875, 2 Bde.), der zuerst anonym in dem Sammelwerk »Sippurim« (Prag 1852) erschien, dann in den verschiedensten Übersetzungen nur die ganze zivilisierte Welt durchlief und seltsamerweise in Deutschland nur in der englischen Ausgabe gelesen wurde, ohne daß man den Verfasser kannte, der erst 20 Jahre später sein Autorrecht geltend machte. K. schrieb außerdem Novellen und Erzählungen, meist in Zeitschriften (»Dichterhonorar«, »Der Retter«, »Bilder aus dem alten Prager Ghetto«, »Die Starken« 2c.); die Romane: »Ein Spiegel der Gegenwart« (Jena 1875, 3 Bde.) und »Die silberne Hochzeit« (Leipz. 1882); »Prager Ghettobilder« (das. 1884); »Neue Ghettobilder« (2. Aufl., das. 1886); »Des Stadtschreibers Gast. Gerettete Ehre«, zwei Erzählungen (das. 1886).

Koehne, Bernhard, Freiherr von, Numismatiker und Heraldiker, geb. 4. Juli 1817 zu Berlin, studierte hier und in Leipzig und begann als Privatdozent in Berlin 1844 die Herausgabe der »Zeitschrift für Münz-, Siegel- und Wappenkunde«, der sich später, als er 1845 an die kaiserliche Eremitage in Petersburg berufen wurde, die »Mémoires de la Société d'archéologie et de numismatique de St-Pétersbourg« (1847—52) und »Berliner Blätter für Münz-, Siegel- und Wappenkunde« (1862—73) anschlossen, in welchen er eine große Anzahl wert-

Kohortation (lat.), Ermahnung.

Kohorte (lat.), ursprünglich das Kontingent, welches jede einzelne Völkerschaft Italiens zu dem großen Truppenkontingent der Bundesgenossen den Römern zu stellen hatte, und welches dann auch im Heer als nationales Ganze unter einer Fahne und einheimischen Offizieren zusammenblieb. Sie bildete den zehnten Teil einer Ala (s. d.). Marius führte die Kohorteneinteilung auch in die römische Legion ein, indem er aus den 30 Manipeln derselben 10 Kohorten bildete, deren jede 600 Mann zählte. Die Effektivstärke der K. war später bedeutend geringer und richtete sich nach der der Legion (s. d.). Jede K. zerfiel in sechs Centurien; die Kommandeure der K. waren wahrscheinlich die erste Klasse der Centurionen, primi ordines genannt. Die Bildung besonderer, nicht im Legionsverband stehender Kohorten ward mit dem Ausgang der republikanischen Zeit und unter den Kaisern immer gewöhnlicher. Solche selbständige Bataillone waren: Cohortes civium romanorum, in Italien gebildete Kohorten, in denen vorzugsweise römische Bürger dienten; Cohortes auxiliariae, in den Provinzen ausgehobene Kohorten von Nichtrömern, die in Cohortes quingenariae zu 500 Mann und Cohortes miliariae zu 1000 Mann zerfielen und, je nachdem ihnen noch 6 oder 10 Turmen von Reitern zugeteilt waren oder nicht, den weitern Zusatz equitatae oder peditatae führten; Cohortes urbanae, in Stärke von 1000 Mann unter dem Befehl des Praefectus urbi; Cohortes vigilum, eine Schutzmannschaft für die 14 Regionen (Stadtteile) Roms, und Cohortes praetoriae, die Leibwache der Kaiser (s. Prätorianer).

Kohrasch, Zählmaß, s. Gorge.

Kohren (ehedem Chorun, »Gerichtsstätte«), Stadt in der sächs. Kreishauptmannschaft Leipzig, Amtshauptmannschaft Borna, hat eine neue Kirche, eine Burgruine, Töpferei u. (1885) 980 evang. Einwohner.

Koilanaglyph (griech., Hohlrelief), eine der ägyptischen Bildhauerkunst eigentümliche Art des Flachreliefs, bei welcher die Konturen eingeschnitten und der Grund 1—2 cm vertieft ist, so daß die Fläche der Figuren in derjenigen des Steins liegt. Diese Technik bezweckt, das Bildwerk vor Beschädigung und Verwitterung zu sichern. Man findet sie meist bei Granit- und Basaltsarkophagen, seltener bei Kalkplatten angewendet. Bei letztern wurde das K. auch bemalt.

Koimbatur (Coimbatore), Distrikt in der britisch-ind. Präsidentschaft Madras, zwischen den Nilgiribergen im N. und dem Kawerifluß im O., 20,310 qkm (369 QM.) groß mit (1881) 1,657,690 Einwohnern (97 Proz. Hindu, 2 Proz. Mohammedaner, 13,326 Christen). Das Land ist sanft gegen O. geneigt und erhält reichlichen Regen durch den Nordostmonsun (Oktober bis Dezember); doch verursachen Dürren häufig Mangel. Hauptkulturen sind: Hirse, Reis, Baumwolle, Tabak; von Industrie ist nur die Weberei zu nennen; auch der Elefantenfang ist wichtig. Der

Koipu, s. Sumpfbiber und Nutriafelle.

Koir, s. Kokosfaser.

Koïsche Gewänder, im Altertum feine, durchsichtige und häufig golddurchwirkte Seidengewänder, vorzugsweise auf der Insel Kos (s. d.) angefertigt.

Koisu (»Schafwasser«), Name der vier wilden Quellflüsse des Sulakflusses in Daghestan (vielgenannt in den russischen Kämpfen zur Bewältigung der unter Schamyls Führung geeinigten Völker Daghestans). Am Kumuchischen K. liegt Gunib (s. d.), die letzte Zuflucht Schamyls.

Koj (Köi, türk.), Dorf, kommt in geographischen Namen häufig vor (Kilissekjöj, Hassanköj, Kadiköj).

Kojang (Coyang), Reismaß und Handelsgewicht in Hinterindien und auf einigen ostindischen Inseln. 1 K. in Benkulen = 800 Kulahs = 33,03 hl; in Natal = 80 Többs à 66,02 Lit.; in Padang = 50 Maaten = 1845,03 kg; in Atschin = 10 Gönntschas = 800 Bambus = ca. $13^{1}/_{3}$ hl.

Koje, die Schlafstätte auf Handelsschiffen sowohl für die Mannschaft als für die Reisenden aller Klassen. Man unterscheidet Längskojen und Querkojen, je nachdem die Kojen längsschiffs oder querschiffs eingebaut sind. Erstere verdienen mit Rücksicht auf die Seekrankheit den Vorzug.

Kojetein, Stadt in der mähr. Bezirkshauptmannschaft Prerau, in der Landschaft Hanna, an der Mährisch-Schlesischen Nordbahn, mit (1880) 4888 Einw., Zuckerfabrik, Bierbrauerei und einem Bezirksgericht.

Koj-jili (türk., »Hammeljahr«), nach der alturanischen Zeitrechnung der fünfte von den zwölf Cyklen.

Kokain (Methylbenzoylekgonin) $C_{17}H_{21}NO_4$, Alkaloid der Kokablätter (0,016—0,2 Proz.), wird erhalten, indem man den heißen wässerigen Auszug der Blätter mit Bleizucker fällt, das entbleite Filtrat mit Äther ausschüttelt, den Verdampfungsrückstand des Äthers in Salzsäure löst, die Lösung diffundiert und das Diffusat mit kohlensaurem Natron fällt. K. bildet farb- und geruchlose Prismen, schmeckt bitterlich, die Zungennerven vorübergehend betäubend, ist weniger in Wasser, leichter in Alkohol, sehr leicht in Äther löslich, schmilzt bei 98°, ist nicht flüchtig, reagiert stark alkalisch und bildet meist kristallisierbare, in Wasser und Alkohol, nicht in Äther lösliche Salze. K. erhöht auf kurze Zeit die Leistungsfähigkeit des Körpers in ungefährlicher Weise, auf Schleimhäuten erzeugt es Gefühllosigkeit und dient daher als lokales anästhetisches Mittel bei Operationen im Kehlkopf, bei Entfernung von Fremdkörpern aus dem Auge, bei Staroperationen, Iridektomie und bei Zahnoperationen. Es wirkt als Aphrodisiakum, paralysiert bei Morphiumsucht den Morphiumhunger und wurde auch gegen Trunksucht empfohlen.

Kokalos, nach griech. Sage König von Kameikos in Sizilien, nahm den flüchtigen Dädalos (s. d.) auf und schützte ihn vor dem verfolgenden Minos.

Kokan, Chanat, s. Chokand.

Kokarde (franz.), Bandschleife in Form einer Rosette, welche am Hut oder an der Mütze getragen wird; kam zuerst als Erkennungszeichen politischer Parteien in Frankreich auf und wurde später Nationalabzeichen. Von Frankreich aus verbreitete sich der Gebrauch der K. über das ganze christliche Europa und über Amerika. Seit 1813 wurde die K. in Deutschland allgemein getragen, später und gegenwärtig nur vom Militär und von uniformierten Beamten. Doch ist jeder Bürger, dem nicht durch gerichtliches Verfahren die Befugnis aberkannt worden ist, berechtigt, die Nationalkokarde zu tragen. Auch Soldaten wird bei gewissen Vergehen das Tragen der K. aberkannt. Die Farben derselben (Nationalfarben) sind gewöhnlich dem Landeswappen entnommen, z. B. Deutsches Reich: schwarz-weiß-rot, Preußen: schwarz-weiß, Sachsen (Königreich und Herzogtümer): grün-weiß, Württemberg: schwarz-rot, Baden und Lippe-Detmold: rot-gelb, Großherzogtum Sachsen: schwarz-grün-gelb, Mecklenburg: rot-gelb-blau, Oldenburg: blau-rot, Braunschweig: hellblau-gelb, Lippe-Bückeburg: rot-blau-weiß, Anhalt: dunkelgrün, Waldeck und Reuß: schwarz-rot-gelb, Hansestädte: rot-weiß, Elsaß-Lothringen: schwarz-weiß-rot. Die Truppen derjenigen Bundesstaaten, welche mit Preußen speziell Militärkonventionen abgeschlossen haben, tragen außer ihrer Landeskokarde auch die preußische K. Die Marine trägt die deutsche K. Österreich: gelb-schwarz, Ungarn: rot-weiß-grün, Bayern und Schwarzburg: blau-weiß, Rußland: gelb-schwarz-weiß, Italien: grün-weiß-rot, Frankreich: blau-weiß-rot (die ursprüngliche Farbe der französischen K. war weiß; im Beginn der französischen Revolution 1789 traten die Farben der Stadt Paris, blau und rot, hinzu).

Kokardenstruktur (Ringelerz), s. Gang, S. 891 (mit Tafel »Gangbildungen«, Fig. 9).

Kokastrauch, s. Erythroxylon.

Kokel (Großer und Kleiner K., ungar. Küküllö), zwei Flüsse in Siebenbürgen, entspringen in einer Höhe von 950 m in den Karpathen, im ungarischen Komitat Udvarhely, fließen gegen W., vereinigen sich bei Blasendorf und münden nach einem Laufe von 190, bez. 145 km in die Maros.

Kokelburg, 1) Groß-K. (ungar. Nagy-Küküllö, spr. nadj-), ungar. Komitat in Siebenbürgen, grenzt an Unterweißenburg, Klein-Kokelburg, Udvarhely, Kronstadt, Fogaras und Hermannstadt, umfaßt 3116 qkm (56,6 QM.), ist durchaus bergig, wird im N. vom Großen Kokel (Küküllö), im S. von der Aluta bewässert, hat ein mildes Klima, (1881) 132,454 sächsische, rumänische und ungar. Einwohner und ist besonders im NW. sehr fruchtbar. Getreidebau, Viehzucht und Handel sind lebhaft. Komitatssitz ist Schäßburg. — 2) Klein-K. (Kis-Küküllö, spr. kisch-), ungar. Komitat (Siebenbürgen), liegt nördlich von Groß-K., wird von Unterweißenburg, Torda-Aranyos, Maros-Torda und Udvarhely begrenzt und ist 1645 qkm (29,9 QM.) groß. Durch die Mitte des sehr fruchtbaren Komitats fließt der Kleine und an der Südgrenze der Große Kokel (Küküllö); die Zahl der Einwohner (meist Rumänen, daneben Ungarn und Sachsen) beträgt (1881) 92,214, die meist der griechisch-orientalischen und griechisch-katholischen Kirche angehören. Hauptort ist Elisabethstadt.

Kokett (franz. coquet), gefallsüchtig; Kokette, gefallsüchtige Frau; Koketterie, Gefallsucht; kokettieren, sich gefallsüchtig benehmen.

Kokkelskörner, s. Anamirta.

Kokkulin (Kokkulin), s. v. w. Pikrotoxin.

Kokkolith, s. Augit.

Kokkolithen, **Kokkosphären**, s. Bathybius.

Kokkusrot, s. Karminsäure.

Kokon (franz., spr. -ong), Gehäuse, welches die Larven verschiedener Insekten, besonders die Raupen der Schmetterlinge, anfertigen, um sich darin zu verpuppen. Sie verwenden dazu einen Saft, welcher aus den Spinndrüsen als Flüssigkeit austritt, an der Luft aber sehr schnell zu Fäden erstarrt, die von der Larve versponnen werden. Die Kokons der Seidenraupen liefern die Seide. Auch gewisse Käfer, Spinnen und Würmer verfertigen einen K. zur sichern Unterbringung ihrer Eier.

Kokonor, See, s. *Kuku-Nor*.

Kokos, doppelter, s. Lodoicea.

Kokosbutter, s. v. w. Kokosöl.

Kokoschütz, Dorf im preuß. Regierungsbezirk Oppeln, Kreis Rybnik, hat ein Schloß und (1885) 647 meist kath. Einwohner. Dabei das *Wilhelmsbad* mit eisenhaltiger Schwefelquelle.

Kokosfaser (*Kokosbast, Koir*), der braune, faserige Stoff, mit welchem die harte Schale der Kokosnüsse äußerlich umhüllt ist, und den man durch mehrmonatliches Einweichen in Wasser und darauf folgendes Klopfen, Wolfen oder Hecheln in grobe Fasern zerteilt. Die rohe K. hat eine Länge von 15—33 cm und eine maximale Dicke oon 0,05—0,30 mm. Sie ist außerordentlich fest, widerstandsfähig im Wasser und schwimmt, selbst in dicke Taue gedreht, mit Leichtigkeit. Lufttrocken enthält sie 11,28, mit Wasserdampf gesättigt 18 Proz. Wasser. Völlig getrocknet liefert sie 1,49 Proz. Asche. Sie zählt zu den wichtigsten Pflanzenfasern, welche die europäische Industrie aus den wormen Ländern bezieht. Man benutzt sie zu Schnüren, Seilen, Schiffstauen, Teppichen, Bürsten, groben Pinseln, plüschartig gewebt zu Fußdecken, in neuester Zeit auch zu Maschinentreibriemen.

Kokosinseln, s. *Keelingsinseln*.

Kokosnuß, s. Cocos.

Kokosnüsse, Lissaboner, s. Attalea.

Kokosöl (*Kokosnußöl, Kokosbutter, Kokostalg*), aus den Früchten verschiedener Palmen, besonders der Kokospalme, gewonnenes Fett. Die Früchte enthalten daoon 68 Proz., und zur Gewinnung desselben werden die Fruchtkerne aus der Schale herausgenommen, an der Sonne getrocknet oder in Wasser gekocht und dann gepreßt. Ein Teil der getrockneten Fruchtkerne (*Kopra, Kopperah*) wird auch zur weitern Verarbeitung nach Europa gebracht. Das K. ist weißlich, von Salbenkonsistenz, riecht eigentümlich noch flüchtigen, fetten Säuren, schmeckt mild, schmilzt bei 20—25° und erstarrt langsam bei 18°. War es einige Zeit auf 240° erhitzt, so bleibt es tagelong flüssig. Durch kalte Pressung gewinnt man übrigens ein schon bei 10° flüssiges Fett, welches in den Heimatsländern der Kokospalme als Genußmittel dient, aber nicht in den Handel kommt. K. löst sich in siedendem Alkohol, in Äther, flüchtigen und fetten Ölen, wird an der Luft leicht ranzig und läßt sich leicht verseifen; es besteht im wesentlichen aus den Glyeeriden der Koeinsäure (wahrscheinlich ein Gemenge von Laurinsäure und Myristinsäure), Palmitinsäure und Kaprylsäure. Das K. wurde früher nur auf Ceylon, auf den Sundainseln, in Kotschinchina gewonnen, während es gegenwärtig zum größten Teil in Europa aus Kernen gepreßt wird, die aus Brasilien, Sydney, Bengalen, Ceylon, Siam zu uns kommen. In Indien benutzt man es seit alten Zeiten als Nahrungs- und Heilmittel, bei uns seit den letzten Dezennien zur Seifenfabrikation und zur Gewinnung fester, fetter Säuren für die Kerzenfabrikation (Stearinkerzen). Auch führt man das Gemisch der fetten Säuren in Äther über und erhält so eine Kognakessenz.

Kokospalme, Pflanzengattung, s. Cocos.

Kokospflaume, s. Chrysobalanus.

Kokotte (franz., in der Kindersprache »Hühnchen«, in der ursprünglichen Bedeutung eine Art Kasserolle), französische Bezeichnung für eine elegante Buhlerin, in demselben Sinn wie Lorette (s. d.).

Koks (engl. Cokes, unrichtig Coaks, vielleicht v. lat. coquere, durch Feuer zubereiten, reif machen), aus Steinkohlen, seltener aus Braunkohlen dargestelltes, nicht flammendes Brennmaterial, welches ähnlich wie Holzkohle gewonnen wird, indem man die fossile Kohle bei Abschluß der Luft erhitzt. Hierbei entweichen (wie bei der Leuchtgasfabrikation) brennbare Gase und Dämpfe, und wenn die Steinkohlen Schwefelkies enthalten, so wird auch ein Teil des Schwefels ausgetrieben. Man erhält daher durch die Verkokung gleichmäßigeres Produkt von höherm Wärmeeffekt und größerer Reinheit (namentlich von Schwefel), welches bei der Verbrennung nicht erweicht, sich nicht aufbläht und ohne Entwickelung von Rauch und übelriechenden Dämpfen verbrennt. Aber man erreicht dies nur unter großem Verlust an Brennstoff (welcher z. B. für den Cleoelanddistrikt auf den Wert von 1 Mill. Ton. Kohlen pro Jahr geschätzt wird), und es bleiben doch etwa 33 Proz. des Schwefels der Steinkohlen (als niedere Schwefelungsstufe des Eisens, als Schwefelealeium 2c.) in den K. zurück, selbst wenn, wie dies allgemein geschieht, die K. mit Wasser abgelöscht werden, wobei Schwefeloerbindungen entweichen. Die zahlreichen Bemühungen, diesen Schwefelgehalt auf irgend eine Weise zu beseitigen, haben noch kein allgemein befriedigendes Resultat gegeben. Im allgemeinen entweichen beim Verkoken 30—32 Proz. flüssige Substanzen mit 19—22 Proz. brennbaren Gasen und Dämpfen.

Die Steinkohlen liefern, je nach ihrem Verhalten im Feuer, K. von verschiedener Beschaffenheit. Die Sandkohlen, welche beim Verbrennen zerfallen, hinterlossen K. in losen Stücken, während Sinterkohlen ein wenig zusammenhängendes und nur Backkohlen ein vollkommen zusammengeschmolzenes Produkt liefern. Man verkokt deshalb am häufigsten fette Back- und Sinterkohle, besonders Kohlenklein, welches zu Kesselfeuerungen wenig geeignet ist. In neuerer Zeit benutzt man auch magere Kohle, welche, passend zerkleinert, aufbereitet und mit backenden Beimengungen (fette Kohle, Pech) gemischt, unter hohem Druck in den passend konstruierten Koksöfen bei gesteigerter Boden- und Seitenerhitzung derselben 2c. brauchbare K. (*Mischkoks*) liefert. Von großem Einfluß ist der Gehalt der Kohle an minerolischen Stoffen, welche sich in den K. konzentrieren, die Heizkraft herabstimmen, die Verkokung beeinträchtigen und den Rost verschlacken. Man oerwendet nur Kohlen mit 5—8 Proz. mineralischen Bestandteilen direkt zur Koksbereitung; wenn aber die mineralischen Substanzen nicht einen wesentlichen Bestandteil der Kohlen bilden, sondern ihnen nur beigemengt sind (Schieferthon, Schwefelkies), sucht man sie durch Aufbereiten (Sortieren des Kohlenkleins mit direkter Verarbeitung auf Setzmaschinen oder nach vorheriger Zerkleinerung, oder Verwaschen auf Herden) möglichst zu entfernen. Enthielt die Kohle 12—24 Proz. Asche, so kann dieser Gehalt durch die Aufbereitung auf 5—8 Proz. herabgemindert werden. Der Aschengehalt der K. ist aber auch abhängig von der Leitung des Verkokungsprozesses, besonders von der Menge der dabei durch Luftzutritt vollständig verbrennenden Kohle. Dieser Luftzutritt beeinflußt auch wesentlich das Ausbringen, welches außerdem davon abhängig ist, ob noch Gase oder Dämpfe über schon gebildete glühende K. streichen. Diese entziehen nämlich den K. Kohlenstoff, während umgekehrt kohlenstoffreiche Gase und Dämpfe bei Berührung mit glühenden K. sich zersetzen und einen Teil ihres Kohlenstoffs auf die K. ablagern.

Von den *Verkokungsapparaten* zeichnet sich der *Meiler* durch seine Einfachheit, leichten Betrieb und Billigkeit aus; er wird wie der Holzkohlenmeiler erbaut, erhält aber in der Mitte eine gemauerte, durch

einen Deckel verschließbare Esse mit Zuglöchern und wird mit Kokslein bedeckt. Das Anzünden findet von außen oder durch glühende Kohlen von der Esse aus statt. Unter der Decke verläuft eine unvollständige Verbrennung, und durch die dabei entwickelte Wärme werden die Kohlen verkokt. Zeigt sich nur noch dünner Rauch, so wird die Esse verdeckt und der Meiler mit nasser Lösche beschlagen. Vor dem Ziehen löscht man die K. mit Wasser, um sie dadurch schwefelärmer zu machen. Man kann im Meiler meist nur stückreiche Sinterkohlen anwenden, welche sonst meist direkten Absatz finden; Backkohlen geben porösere K. als in Öfen, die Ausbeute beträgt 60—65 Proz. reine, aber nicht sehr gleichmäßige K. Bisweilen leitet man die flüchtigen Produkte von der Esse aus durch einen im Boden verlaufenden horizontalen Kanal ab. Gleichförmigere K. erhält man in **Haufen** von 20—25 m Länge, 1—1,5 m Höhe und 3—4 m Breite, welche mit mehreren untereinander verbundenen Essen oder ohne solche erbaut oder durch eingestellte und später wieder herausgezogene Pfähle mit Zugkanälen versehen und mit Kokslein bedeckt werden. Das Anzünden geschieht durch gleichzeitiges Einwerfen glühender Kohlen in die Schächte. An der Stelle, wo die Flamme nachläßt, gibt man sofort eine Löschdecke, bis endlich der ganze Haufe eine Decke erhalten hat. Das Ausbringen ist bei Haufen geringer als bei Meilern; aber man kann mäßig backendes Kohlenklein verwerten, indem man bei der Konstruktion der Haufen eine temporäre Einfassung von Brettern benutzt. Von den Haufen unterscheiden sich die **Meiler- oder Schaumburger Öfen** wesentlich durch die unbeweglichen Seitenwände. Sie bilden gemauerte Räume von 14—19 m Länge, 2,5 m Breite und 1,5 m Höhe, sind an einer oder beiden schmalen Seiten offen und werden unter Bildung geeigneter Kanäle, welche in den Wänden ihre Fortsetzung finden, mit angefeuchtetem Kohlenklein vollgestampft, worauf letzteres eine Decke von Lösche oder Lehm erhält. Diese Öfen zeichnen sich durch Billigkeit, bequeme Arbeit u. große Leistungsfähigkeit aus, geben aber kein gleichmäßiges Produkt. Der steigende Bedarf an guten K. und die Notwendigkeit, Kleinkohle zu benutzen und ein höheres Ausbringen zu erzielen, führte zur Konstruktion der **geschlossenen Öfen**, welche auch die Verwertung magerer Kohle gestatten, wenn man die Ofenbreite gehörig vermindert und die Verkokungstemperatur durch rasches Erwärmen der Ofenwände mittels der Koksofengase steigert. Die einfachern Öfen sind backofenförmig, viereckig oder oval, und oft liegen zum Zusammenhalten der Wärme deren mehrere nebeneinander. Ist eine Charge abgetrieben, so werden die K. möglichst bald aus dem Ofen genommen und, solange dieser noch rotglühend ist, die neue Beschickung zu solcher Höhe eingetragen, daß noch Raum zum Aufblähen der Kohlen bleibt. Man schließt dann die Thür, und alsbald wird die Verkokung durch die Hitze der Ofenwände eingeleitet; durch besondere Kanäle eindringende Luft entzündet die Kohle und die Destillationsprodukte, und durch die dabei entwickelte Wärme wird der Verkokungsprozeß vollendet. Läßt die Flamme nach, so verschließt man die Züge und die Esse, zieht die K. aus und löscht sie mit Wasser ab. Um die qualmigen Gase für die Umgebung unschädlich zu machen, leitet man sie in einen gemeinschaftlichen Kanal, verbrennt sie darin und läßt die Verbrennungsprodukte in eine hohe Esse treten. Häufiger benutzt man sie zum Heizen von Dampfkesseln und Winderhitzungsapparaten, zum Rösten von Erzen, in Puddel- und Schweißöfen 2c.; bisweilen werden die Destillationsprodukte unter der verschlossenen Gicht abgeleitet, um daraus durch Abkühlung Teer und Ammoniakwasser zu gewinnen. Größere Vorteile aber lassen sich erzielen, wenn man die Gichtgase zum Heizen der Sohle und der Wände der Öfen selbst benutzt. Man gibt in diesem Fall den Öfen behufs gleichmäßigerer Erhitzung kleinere Dimensionen und verbindet mehrere derselben zu einem System. Hierbei steigt das Ausbringen, welches in den gewöhnlichen Öfen meist nicht über 52 Proz. beträgt, bis auf 68 Proz.; man erhält ein gleichmäßigeres und wegen der höhern Temperatur schwefelärmeres Produkt, die Verkokung wird beschleunigt, man kann schwer backende Kohle verarbeiten und weniger Abfall liefernde Zieh- und Löschvorrichtungen anwenden. Wegen dieser Vorteile finden die neuern Öfen,

Fig. 1. Fig. 2. Fig. 3.

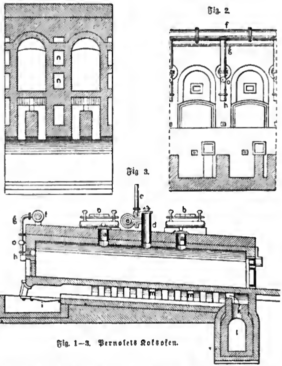
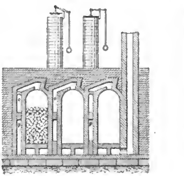


Fig. 1—3. Pernolets Koksofen.

obwohl in der Anlage und Unterhaltung teurer, immer größere Verbreitung; es gibt viele verschiedene Konstruktionen, deren Wert mehr oder weniger von lokalen Verhältnissen abhängig ist.

Bei den sogen. Retortenöfen, zu denen der stehende Appoltsche Ofen gehört, tritt die Luft nicht in den Verkokungsraum, sondern nur zu den Gichtgasen in den Kanälen zwischen den Ofenwänden, und bisweilen werden aus den Gichtgasen Teer und ammoniakhaltiges Wasser durch Abkühlung abgeschieden. Zu letztern Öfen gehört der von Pernolet (Fig. 1—3). Derselbe wird mit Hilfe einer Bahn bb durch die Füllöffnungen aa mit 50 hl Steinkohlen beschickt. cd dient zur Ableitung der Gase in das Hauptgasleitungsrohr e, welches längs einer Batterie von 36 Öfen läuft. Die gereinigten Gase, deren Zutritt durch den Hahn o geregelt wird, treten aus f durch die Röhren g und h in die horizontalen Seitenkanäle n, welche sie nacheinander durchstreichen, um dann unter die Sohle zu fallen, wo sie sich mit den direkt vom Rost i kommenden Verbrennungsgasen vereinigen und durch k in

Fig. 4.



Smetscher Ofen.

den Essenkanal l gelangen; m sind die Pfeiler, durch welche die Ofensohle gestützt wird. Ist die Verkokung beendet, so wird das Ventil zum Gasleitungsrohr geschlossen, die Thüren und Chargieröffnungen werden geöffnet und die K. mit Hilfe einer Maschine herausgedrückt, wobei das Feuer auf dem Rost beständig unterhalten wird, um den Ofen sogleich wieder beschicken zu können. Diese Öfen gewähren das höchste Ausbringen, sind aber in andrer Hinsicht mit manchen Nachteilen behaftet, und man benutzt daher häufiger Öfen, bei denen Luft in den Verkokungsraum tritt, so daß hier die Destillationsprodukte verbrennen, worauf die heißen Verbrennungsgase Boden und Wände des Ofens erhitzen, und zwar werden entweder die Öfen durch ihre eignen Gase geheizt, oder, was weniger zweckmäßig erscheint, die Gase aus dem einen Ofen erhitzen durch Eintritt in dessen Umhüllung jedesmal den daneben befindlichen Ofen. Von den hierher gehörigen Öfen hat namentlich der Smetsche allgemeine Anwendung gefunden. Bei demselben (Fig. 4) treten die Gase durch eine Öffnung im Gewölbe in den Längskanal o, ziehen in demselben hin, in dem Kanal p wieder zurück und gelangen aus diesem unter die Sohle und auf Schlangenwegen in die Esse, wobei eine sehr vollständige Verbrennung stattfindet. Das Ausbringen an K. beträgt nach neuern Erfahrungen im allgemeinen bei Sandkohlen 55—65, bei Sinterkohlen 60—70, bei Backkohlen 60—80 Proz.; letztere geben aber meist nur bei annähernd gleichem Kohlenstoffgehalt mehr K. als Sand- und Sinterkohlen. Die K. sind je nach der Qualität der Kohle und der angewandten Verkokungsmethode großblasig bis dicht, bald weich und mürbe, bald hart und klingend, fest, bald tief dunkelgrau, matt, bald silbergrau, metallglänzend. Gute Backkoks sind porös, eisengrau, seidenglänzend, vom spez. Gew. 0,35—0,50, sie enthalten bis 93 Proz. Kohlenstoff, 0,3—0,5 Wasserstoff, 2—2,5 Sauerstoff und Stickstoff, 5—10 Proz. hygroskopische Feuchtigkeit. Der Aschengehalt schwankt zwischen 1 und 30 Proz., und K. mit mehr als 10—12 Proz. Asche gehören schon zu den schlechtern. Im Regen kann sich der Wassergehalt der K. auf 18—20 Proz. steigern; unter Wasser aufbewahrt, nehmen sie 25 Proz. Wasser auf. Als Nebenprodukt erhält man K. bei der Leuchtgasbereitung (Gaskoks); doch sind dieselben, gewöhnlich aus wasserstoffreichen Backkohlen in schnell erhitzten Retorten gewonnen, aufgebläht, mehr oder weniger löcherig, auch reich an Wasserstoff und Sauerstoff, weil sie zur Vermeidung eines zu großen Brennstoffaufwandes bei der Gaserzeugung nicht zu lange erhitzt werden. Gute K. klingen, färben nicht ab und bedürfen starker Glut zu ihrer Entzündung und lebhaften Zugs zu ihrer Verbrennung. Bei der Benutzung zu metallurgischen Zwecken kommt auch die Festigkeit der K. in Betracht, weil sie in den Schmelzöfen durch die über ihnen lagernde hohe Schicht von Erzen ꝛc. nicht zerdrückt werden dürfen. Von Braunkohlen eignen sich meist nur Lignite und manche Pech- und Glanzkohlen zur Verkokung; die Braunkohlenkoks gleichen aber mehr den Holzkohlen und werden, wie die Steinkohlenkoks, zum Eisenhochofenbetrieb, außerdem als Filtrierkohle, schwarze Farbe, Pulverkohle oder Material für Brikette benutzt. An sich nicht verkokbare Braunkohle hat man vorteilhaft mit fetten Steinkohlen zusammen verkokt. Man wendet zur Verkokung der Braunkohle Meiler, Haufen, kleine eiserne Kasten oder Retorten an. Man erhält aus Lignit in Meilern 15,5 Gewichts- oder 32 Volumprozent K.; der Schwefel wird nur unvollständig ausgetrieben. Auch Braunkohlenkoks werden als Nebenprodukt gewonnen und zwar in der Mineralöl- und Paraffinindustrie, wo sie als pulverige Masse nach Abtreibung des Teers in den Retorten zurückbleiben. Diese K. kommen als Grude (s. d.) in den Handel.

Der Zeitpunkt, in welchem die Benutzung der K. als Brennmaterial begann, ist nicht auszumitteln. Von 1620 datiert das erste englische Patent auf Verkokung der Steinkohlen, welchem bald andre folgten; doch ist von praktischen Erfolgen nichts bekannt. In der Mitte des 17. Jahrh. sollen K. in Derbyshire bei Schmelzprozessen benutzt worden sein, und jedenfalls war in England 1769 die Verkokung in Meilern und geschlossenen Öfen üblich. In der Folge trugen die K. außerordentlich zur Hebung des Hüttenwesens bei, indem man durch das Verkoken erst für viele Fälle die Möglichkeit gewann, Steinkohle zu benutzen. Auch die Lokomotiven wurden lange fast ausschließlich mit K. geheizt.

Koksklein, s. Cinders.

Kokssteine, s. Mauersteine.

Kokstürme, technische Apparate, bestehen aus hohen cylindrischen Behältern, die meist aus in Teer gekochtem Sandstein errichtet und mit Koks gefüllt sind, über welche Wasser oder eine andre Flüssigkeit in feiner Verteilung herabrinnt. Sie dienen zu verschiedenen Arbeiten mit Gasen, indem man diese am

Boden des Turms eintreten und der herabrieselnden Flüssigkeit entgegen emporsteigen läßt. Gas und Flüssigkeit kommen dadurch in einer Weise miteinander in innige Berührung, daß die gegenseitige Einwirkung ungemein begünstigt wird; man kann z. B. das Gas oder einen Bestandteil eines Gasgemisches leicht zur Absorption bringen und erreicht damit in manchen Fällen eine Reinigung des Gases, in andern eine beabsichtigte Veränderung der Flüssigkeit.

Koku, Gewicht in Japan, = 1250 Kättys = 756,1 kg; auch Hohlmaß daselbst, = 100 Schoo = 1,815 hl.

Kokumbutter, s. Garcinia.

Kokytos (lat. Cocytus, jetzt Vuvós), im Altertum Fluß in Thesprotien, der sich in den Acheron ergießt. Denselben Namen führte ein Fluß der Unterwelt, über dessen schlammige Gewässer Charon seinen Kahn trieb, um die Seelen der Verstorbenen in den Tartaros überzusetzen.

Kol, Name eines Urvolkes in Vorderindien, das wahrscheinlich einst das Gangesthal bewohnte, vielleicht auch im südlichen Indien sich angesiedelt hatte und in der Bezeichnung Kolaria, die noch jetzt in verschiedenen Teilen Indiens bekannt (nach andern Kolåntscha), Namen gebend für ganz Indien wurde, wie auch das Weltwort Kuli (s. d.), als Bezeichnung eines Tagelöhners, von K. abgeleitet ist. Die K. wohnen jetzt in Bengalen (1881: 871,666) und in den Zentralprovinzen (78,000). Sie zeigen sprachlich große Ähnlichkeit mit den Schan-Stämmen Hinterindiens, zerfallen in zahlreiche Stämme, beschäftigen sich wenig mit Ackerbau; in den Bergen gewinnen sie Eisen, aus den Flüssen Gold, am meisten lieben sie aber die Jagd und ein wanderndes Leben und sind unter abergläubischen Gebräuchen dem Dienst böser Geister (s. Bhuta) ergeben. Missionäre haben sich mit einigem Erfolg unter ihnen niedergelassen. Die Gesamtzahl der unter dem Namen Kolarier zusammenzufassenden Stämme kann zu 1 Mill. angenommen werden. Vgl. Dalton, Descriptive ethnology of Bengal (Kalk. 1872).

Köl., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Jos. Gottl. Kölreuter (s. d.).

Kola, russ. Halbinsel zwischen dem Weißen Meer und dem Eismeer, 99,000 qkm (1798 QM.), ein Bergland, auf dem verschiedene Bergketten und kuppelförmige Erhöhungen sich verteilen. Das Hochplateau steigt bis zu 300 m, einzelne Berghöhen bis zu 1000 m auf. Wälder finden sich auf dem untern Teil der Berge in einer Höhe bis zu 400 m, und in diese Wälder eingesprengt sind viele große Seen. Der größte derselben ist der Imandra, 852 qkm (15,5 QM.). In die Seen ergießen sich Gebirgsbäche; aus ihnen entfließen größere Flüsse ins Meer aber in andre niedere Seen. S. Karte »Rußland«.

Kola, Stadt im russ. Gouvernement Archangel, auf der Halbinsel K., am Zusammenfluß der Tuloma und des Flusses K., ist die nördlichste Stadt des europäischen Rußland und Hauptort des russischen Lappland, mit einem Hafen und 770 Einw., die von Fischfang und Jagd leben. K. wird schon 1264 erwähnt. Im 16. Jahrh. wurde hier eine Festung angelegt, die als Verbannungsort diente, aber von Paul I. wieder geschleift wurde. Am 23. Aug. 1854 ward K. von der englischen Fregatte Miranda beschossen und teilweise verbrannt.

Kolakréten (griech., »Schinkensammler«), bei den alten Athenern Beamte, welche von den bei gewissen Gelegenheiten geschlachteten Opfertieren die Schinken als Naturallieferung erhielten, zum Lohn für die von ihnen zu besorgenden Prüfungen. Ihre Hauptaufgabe war die Einziehung und Verwaltung der Staatsgelder, welche sich jedoch seit der Einsetzung der Apodekten durch Kleisthenes auf die Gerichtsgelder beschränkten.

Kolåntscha, s. Kol.

Kolanuß, s. Cola.

Koláptik (griech.), technische, jetzt nicht mehr übliche Bezeichnung für Meißelarbeit in Stein.

Kolár, Joseph Georg, böhm. Dramatiker, geb. 9. Febr. 1812 zu Prag, studierte daselbst Philosophie, war darauf Hauslehrer in Pest und wendete sich später dem Theater zu. Er war seit 1839 Mitglied des Prager landständischen Theaters, in welchem damals neben den deutschen böhmische Sonntagsvorstellungen gegeben wurden, wurde 1869 Direktor des böhmischen Theaters und lebt gegenwärtig als Schriftsteller in Prag. Unter seinen zahlreichen Dramen sind zu nennen: »Monika« (1847), im Stil der Schicksalstragödien; »Žižkova smet« (»Žiskas Tod«, 1850); »Magelona« (1851), historisches Trauerspiel aus den Zeiten Rudolfs II.; »Pražkižid« (1872); »Smirìcti« (1881), aus den Zeiten des Dreißigjährigen Kriegs; »Primator« (1883) xc. K. war ein hervorragender Charakterdarsteller auf der Bühne und weiß auch in seinen Dramen interessante Typen zu schaffen. Er hat überdies vortreffliche Übersetzungen Goethescher (»Faust«, »Egmont«) und Schillerscher (»Kabale und Liebe«, »Wallenstein« xc.) Dramen geliefert und sich als geistreicher Kunstkritiker bewährt.

Kolaria, s. Kol.

Koläsin, Stadt, s. v. w. Kaljasin.

Kolatorium, Seihetuch aus Leinwand aber Flanell zum Durchgießen einer Flüssigkeit. Kolatur, die durchgeseihte Flüssigkeit.

Kolatschen (tschech.), kleine runde Kuchen aus mürbem Teig, mit Korinthen, mitunter auch mit Früchten und Obstmarmelade belegt.

Kolb, Stier, der erst im zweiten oder dritten Jahr geschnitten wird.

Kolb, Georg Friedrich, Statistiker und Publizist, geb. 14 Sept. 1808 zu Speier, ward als Bürgermeister seiner Vaterstadt 1848 in das deutsche Parlament gewählt, war noch Mitglied des Rumpfparlaments und trat 1849 in den bayrischen Landtag. Nachdem er 1849 sein Bürgermeisteramt niedergelegt hatte, gab er die »Neue Speierer Zeitung« heraus, welche 1853 unterdrückt wurde. Von 1853 bis 1860 lebte er in Zürich und seitdem in Frankfurt. Er trat 1863 von neuem in den bayrischen Landtag ein, wo er seine föderalistisch-demokratischen Ideen verfocht und der bundesstaatlichen Einigung Deutschlands sich hartnäckig widersetzte, und wurde auch in das Zollparlament gewählt. Sein bekanntestes Werk ist das »Handbuch der vergleichenden Statistik« (Zürich 1857; 8. Aufl., Leipz. 1879), zu dem die »Statistik der Neuzeit« (das. 1888) eine Ergänzung bildet; daneben das kleinere »Statistische Handbüchlein der Völkerzustands- und Staatenkunde« (5. Aufl., das. 1875). Außerdem schrieb er: »Geschichte der Menschheit und der Kultur« (Pforzh. 1843, 2 Bde.); »Die wichtigsten ältern Staatsprozesse in England« (Leipz. 1861, 2 Bde.); »Die Nachteile des stehenden Heerwesens« (das. 1862); »Kulturgeschichte der Menschheit« (3. Aufl., das. 1884, 2 Bde.); »Abriß der Kulturgeschichte« (das. 1880). Unter dem Pseudonym Broch schrieb er: »Italien und die jetzige politische Lage des übrigen Europa« (Zürich 1859) und ein Werk über Kaspar Hauser (das. 1859) und hielt an der darin verfochtenen Prinzentumstheorie auch in seiner spätern Schrift (»Kaspar Hauser. Ältere und neuere Beiträge«, Regensb.

1883) noch hartnäckig fest. Er starb 16. Mai 1884 in München.

Kolbach, Bach unfern des am Abhang der Hohen Tátra (im ungar. Komitat Zips) gelegenen Bades Schmeks, berühmt durch seine Kaskaden (Kolbachfälle), die an Schönheit mit den Gletscherabflüssen der Alpen wetteifern.

Kolbe (Kolbenschnitt), männliche Haartracht im Reformationszeitalter, die sich seit ca. 1520—60 erhielt und für die deutsche Renaissance charakteristisch ist. Das Haar wurde rings vom Scheitel herabgekämmt und über der Stirn von Schläfe zu Schläfe und im Nacken von Ohr zu Ohr in gerader Linie abgeschnitten.

Kolbe, 1) Karl Wilhelm, Radierer und Schriftsteller, geb. 20. Nov. 1757 zu Berlin, wurde Lehrer am Philanthropin in Dessau, dann Forstsekretär und Bibliothekar des Ministers v. Schulenburg-Kahnert zu Berlin, kehrte aber bald nach Dessau in die alten Verhältnisse zurück, besuchte seit 1793 noch die Akademie der Künste zu Berlin, deren ordentliches Mitglied er 1795 wurde, und widmete sich sodann zu Dessau künstlerischen und litterarischen Arbeiten. Er starb 18. Jan. 1835 daselbst. Seine landschaftlichen Radierungen zeigen lebendige Auffassung der Natur und leichte, sichere Behandlung der Nadel. Er bewegte sich in der Nachahmung A. Waterloos und S. Geßners, nach dessen Zeichnungen er eine Folge von 25 Blättern ätzte (Zürich 1806—11). Er schrieb: »Über den Wortreichtum der deutschen und französischen Sprache und beider Anlagen zur Poesie« (Berl. 1804, 2 Bde.; 2. Aufl. 1818—20, 3 Bde.), als Anhang dazu: »Über Wortmengerei« (das. 1809, 3. Aufl. 1823). Vgl. seine Selbstbiographie: »Mein Lebenslauf und mein Wirken im Fach der Sprache und Kunst« (Berl. 1825).

2) Karl Wilhelm, Maler, Neffe des vorigen, geb. 7. März 1781 zu Berlin, studierte auf der Akademie seiner Vaterstadt, besonders unter Chodowiecki. Seine erste große historische Komposition: Frobens Tod in der Schlacht bei Fehrbellin, eine Kreidezeichnung, gewann 1796 den ersten Preis der Akademie. In der Ölmalerei bildete er sich nach den niederländischen Malern. Sein großes Gemälde: Albrecht Achilles erobert bei Nürnberg eine Fahne (1806) ward von der Stadt Berlin als Geschenk für die Prinzessin Luise von Preußen bei ihrer Abreise nach Holland gekauft. Am meisten zeichnete sich K. bei seiner gefälligen Gruppierung, seiner schönen und klaren Farbe und feiner saubern Ausführung in dem romantischen Idyll aus (altdeutsche Straße, in der Berliner Nationalgalerie). Von seinen historischen Darstellungen sind noch zu erwähnen: die Himmelfahrt Christi (1816), für die Schloßkirche zu Potsdam, Ottos d. Gr. Schlacht gegen die Ungarn, Karl V. auf der Flucht und Barbarossas Leiche bei Antiochia (Berliner Nationalgalerie). Zu den zehn Glasfenstern im Schlosse zu Marienburg hat K. sowohl die Kartons als die Farbenskizzen (zwei in der Nationalgalerie zu Berlin) geliefert. Sie stellen die Kämpfe und Siege des Deutschen Ordens dar. K. starb 8. April 1853 in Berlin.

3) Hermann, Chemiker, geb. 27. Sept. 1818 zu Elliehausen bei Göttingen, studierte seit 1838 in Göttingen Naturwissenschaft, speziell Chemie, ward 1842 Assistent Bunsens in Marburg, promovierte dort 1843, ging 1845 als Assistent Playfairs nach London, kehrte 1847 nach Marburg zurück, um dort mit Frankland eine in London begonnene Arbeit über die Nitrile fortzusetzen, siedelte aber noch in demselben Jahr nach Braunschweig über und redigierte dort das »Handwörterbuch der Chemie« von Liebig und Wöhler. 1852 folgte er einem Ruf als Professor der Chemie nach Marburg und 1865 nach Leipzig, wo 1867 unter seiner Leitung das neue chemische Laboratorium erbaut wurde. Er starb 25. Nov. 1884 daselbst. Kolbes Arbeiten gehören wesentlich der organischen Chemie an, zu deren glücklichsten Förderern er gerechnet werden muß. Besonders wichtig waren seine Untersuchungen über die Einwirkung von Chlor auf Schwefelkohlenstoff, über die Zersetzung der organischen Säuren durch den elektrischen Strom, über die Darstellung von Säuren mit höherm Kohlenstoffgehalt aus Cyanverbindungen von Alkoholradikalen, über die Zusammensetzung des Kakodyls. Von der Lehre von den gepaarten Radikalen ausgehend, suchte K. die theoretische Chemie in eigentümlicher Weise auszubilden und trat mehrfach in Opposition gegen die herrschenden Richtungen. 1861 entdeckte er die Bildung des Korallins aus Phenol, 1873 eine einfache Methode zur Darstellung von Salicylsäure aus Phenol und Kohlensäure, und im folgenden Jahr erkannte er die antiseptischen Eigenschaften dieser Verbindung. Er schrieb: »Ausführliches Lehrbuch der organischen Chemie« (Bd. 1 u. 2, Braunschw. 1855—64; 2. Aufl. von E. v. Meyer, 1880—84; Bd. 3 von E. v. Meyer und Weddige, 1868—78); »Kurzes Lehrbuch der anorganischen Chemie« (das. 1878, 2. Aufl. 1884); »Kurzes Lehrbuch der organischen Chemie« (das. 1883); »Das chemische Laboratorium der Universität Marburg« (das. 1866); »Das chemische Laboratorium der Universität Leipzig« (das. 1872); »Zur Entwickelungsgeschichte der theoretischen Chemie« (Leipz. 1881). Seit 1870 gab er das »Journal für praktische Chemie« heraus.

4) Johann Kasimir, Graf von Wartenberg, s. Wartenberg.

Kolben, s. v. w. Streitkolben (s. d.); am Schafte der Handfeuerwaffen der hintere, nach unten gerichtete, zum bequemern Anschlag verstärkte Teil, bei Pistolen 2c. als Handgriff dienend; in der Botanik (spadix) Form des ährenartigen Blütenstandes (s. d.), bei welchem die dicht stehenden Blüten in der verdickten Spindel mehr oder weniger eingesenkt sind; in der Zoologie das noch mit Haut (Bast) bedeckte Geweih des Hirsches (s. Geweih). In der chemischen Technik heißt K. ein kugelförmiges Glasgefäß mit langem, nach dem Ende hin sich erweiterndem Hals, dient bei Destillationen zur Aufnahme des Destillats (s. Abbildung bei Destillation, S. 717), auch zum Erhitzen von Flüssigkeiten, als Sublimiergefäß, zur Entwickelung von Gasen 2c. Bisweilen sind die K. auf der Kugel tubuliert, d. h. mit einer zweiten Öffnung versehen, auf welcher ein ganz kurzes Rohr sitzt, welches rechtwinkelig zu dem langen Hals verläuft. Stehkolben (Kochflaschen) haben einen abgeplatteten Boden, so daß sie mit aufwärts gerichtetem Halse stehen. In der Metallurgie s. v. w. Gänze (s. d.).

Kolben, im Maschinenbau Körper, welche sich in einem Hohlraum (Cylinder, Stiefel), dicht anschließend, hin und her bewegen und dazu dienen, entweder von Flüssigkeiten (tropfbaren oder gasförmigen) Bewegung zu empfangen, oder auf dieselben Bewegungen zu übertragen. Das geschieht in der Weise, daß man für den ersten Fall die Flüssigkeit mit Druck hinter den K. treten läßt, wobei er im Cylinder vorwärts geschoben wird (die Weiterübertragung der Bewegung erfolgt durch eine aus dem Cylinder herausragende Stange, Kolbenstange), während man im zweiten Fall den K. an der Stange bewegt und da-

durch die Flüssigkeit in Bewegung setzt. Der Form nach unterscheidet man zwei Hauptarten von K.: Scheibenkolben, die aus einer verhältnismäßig dünnen, an den Rändern mit irgend einer Liderung (s. d.) versehenen Scheibe bestehen, und Taucherkolben (Mönchskolben, Plungerkolben), welch letztere man als Kolbenstangen ohne besondern Kolbenkörper ansehen kann, welche durch eine Stopfbüchse des Cylinders abgedichtet werden. Man unterscheidet ferner massive und durchbrochene (oder Ventil-) K. S. auch Dampfmaschine, Pumpe &c.

Kolbenblütler, s. Araceen und Spadicifloren.

Kolbengras, s. Alopecurus.

Kolbenhirse, s. Setaria.

Kolbenrad, Maschine zur Aufnahme von Wasserkraft, besteht aus einem Rad, einer um dasselbe liegenden Kette ohne Ende, welche in regelmäßigen Abständen mit Kolben versehen ist, und aus einer senkrecht stehenden Röhre, durch welche die Kette so hindurchgeht, daß die Kolben den Querschnitt der Röhre ziemlich genau ausfüllen. Indem nun das Wasser oben in die Röhre einfließt, drückt es die Kolben nieder und setzt dadurch die Kette in Bewegung, welche wieder das Rad treibt, da die Kolben in entsprechende Einschnitte des Radkranzes eingreifen. An das Rad wird die zu treibende Maschine angeschlossen.

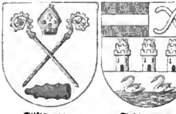
Kolbenschimmel, s. Aspergillus.

Kolbenschoffer, s. Balanophoreen.

Kolbenstange, s. Kolben (Maschinenbau).

Kolbensteuerung, Vorrichtung zum Öffnen und Verschließen von Zu- und Abführungskanälen durch Kolben, z. B. an Wassersäulenmaschinen.

Kolberg (Colberg), Stadt im preuß. Regierungsbezirk Köslin, ehemalige Hauptstadt des Herzogtums Kassuben, an der Persante, 3 km vor deren Mündung



Stiftswappen. Stadtwappen.

Wappen von Kolberg.

in die Ostsee, Knotenpunkt der Linie Belgard-K. der Preußischen Staatsbahn und der Eisenbahn Altdamm-K., hat 4 Vorstädte, darunter Kolbergermünde oder Münde an der Mündung der Persante, 6 Kirchen (darunter die schöne fünfschiffige Marienkirche, ein Backsteinbau des 14. und 15. Jahrh., und die 1871—76 erbaute Nikolaikirche in der Vorstadt Münde), eine Synagoge, ein gotisches Rathaus, ein Erzstandbild Friedrich Wilhelms III. von Drake auf dem Markt (hier auch Nettelbecks Haus [s. unten] und Ramlers Geburtshaus), einen durch Molen geschützten Hafen mit Leuchtfeuer an der Mündung der Persante, ein besuchtes See-, Sol- und Moorbad (Zahl der Kurgäste 1885: 6781), hübsche Anlagen, Gas- u. Wasserleitung (letztere mit imposantem Turm), Kanalisation und (1885) mit der Garnison (2 Infanteriebat. Nr. 54 und eine Abteil. Feldartillerie Nr. 17) 16,557 meist evang.

zählt 24 Seeschiffe zu 3801 Registertons. 1885 kamen an mit Ladung: 144 Schiffe zu 13,868 Registertons, in Ballast oder leer: 53 Schiffe zu 3351 Registertons, es gingen ab mit Ladung: 114 Schiffe zu 8590 Registertons, in Ballast oder leer: 82 Schiffe zu 8380 Registertons. K. ist Sitz eines Landratsamtes (für den Kreis K.-Körlin), eines Amtsgerichts, eines Hauptsteueramtes und hat ein Gymnasium mit Realgymnasium, eine höhere Töchterschule mit Lehrerinnenseminar, ein adliges Fräuleinstift, ein Theater, eine Rettungsstation für Schiffbrüchige und ein Zucht- und Arbeitshaus. Die Festungswerke sind seit 1873 eingegangen, jedoch bleiben die Werke an der See (vier Schanzen und das Fort Münde) bestehen. Ein beliebter Vergnügungsort ist die Maikuhle, ein herrlicher Buchen-, Eichen- und Fichtenwald. — Die Stadt K. (poln. Brzegu), einer der ältesten Orte Pommerns, verdankt ihren Ursprung einer dort vorhanden gewesenen slawischen Feste, die 1065 in ein Domstift verwandelt wurde. Bald war K. ein mit Mauern und Gräben verwahrter Ort und wurde 1102 vom Herzog Bogislaw III. von Polen acht Tage lang vergeblich bestürmt. 1255 erhielt es von Herzog Barnim I. Stadtrecht, kam 1276 unter die Herrschaft des Stifts Kammin und wurde 1284 in den Hansabund aufgenommen. Seit 1530 fand die Reformation in K. Eingang. Im Dreißigjährigen Krieg kam es 1627 in die Gewalt der Kaiserlichen, wurde aber 1631 von den Schweden erobert, die sich bis 1653 im Besitz behaupteten und die Schöpfer der spätern Festung waren. 1653 wurde die Stadt an den Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg übergeben, welcher die Befestigungen durch Sparr verstärken ließ, hier eine Ritterakademie stiftete, die 1705 nach Berlin verlegt wurde und als das Kadettenhaus in Lichterfelde noch besteht. Im Siebenjährigen Krieg unternahmen die Russen, 10,000 Mann stark, zuerst 1758 eine Belagerung der nur von 700 Mann besetzten Stadt. Doch ihre Angriffe scheiterten an der Tapferkeit des Kommandanten Major v. Heyden, seiner Garnison und der Bürgerschaft, die an der Verteidigung teilnahm, und nach 19tägiger Belagerung zogen die Russen unverrichteter Sache ab. Denselben Ausgang hatte eine zweite Belagerung durch die Russen 26. Aug. bis 18. Sept. 1760; eine dritte (1761) endete dagegen damit, daß Kommandant Heyden, nach langer Verteidigung durch Hunger gezwungen, die Festung den Russen übergeben mußte, die jedoch 1762 nach Peters III. Thronbesteigung von ihnen wieder geräumt wurde. Noch rühmlicher zeichnete sich K. aus bei der sechsmonatlichen Belagerung der Feste durch die Franzosen 1806 und 1807. Hierher hatte sich der schwer verwundete Schill gerettet, und er und der Bürger Nettelbeck (s. d.) erhielten den Mut der Besatzung und der Bürger wach, bis diese durch das Eintreffen Gneisenaus mit neuem Eifer beseelt wurden. Am 10. Juni 1807 waren die Laufgräben so nahe gerückt, daß Breschbatterien angelegt werden konnten, und 1. Juli nahm der Feind auch die Maikuhle mit Sturm. Die Botschaft des Friedens von Tilsit (9. Juli 1807) hob endlich die Belagerung auf und erhielt die wichtige Festung dem König, welcher der Stadt ihren Beitrag zur Kriegskontribution erließ. Vgl. v. Held, Geschichte der drei Belagerungen Kolbergs im Siebenjährigen Krieg (Berl. 1847); Rie-

ten Ende, welcher durch Glühen und Hämmern zu feinem Stahl (Brescianer Stahl) verarbeitet wird.

Kölbing, Eugen, Philolog, geb. 21. Sept. 1846 zu Herrnhut, studierte in Leipzig und habilitierte sich, nachdem er 1870—72 als Gymnasiallehrer in Dresden und Chemnitz, darauf als Bibliotheksbeamter in Straßburg thätig gewesen war, 1873 an der Universität Breslau, wo er 1880 außerordentlicher, 1886 ordentlicher Professor für englische Sprache und Litteratur wurde. Er schrieb: »Untersuchungen über den Ausfall des Relativ-Pronomens in den germanischen Sprachen« (Straßb. 1872), »Beiträge zur vergleichenden Geschichte der romantischen Poesie und Prosa des Mittelalters« (Bresl. 1876) und lieferte eine Reihe von verdienstlichen Ausgaben alter Litteraturwerke, so: »Riddarasögur, Parzevals Saga etc.« (Straßb. 1872); »Chanson de Roland« (nach der Venezianer Handschrift IV, Heilbr. 1877); »Elis Saga ok Rosamundu« (mit Übersetzung, das. 1881); »Die nordische und englische Version der Tristansage« (mit Übersetzung, das. 1878—82, 2 Bde.); »Amis und Amiloun« (das. 1884), letzteres als zweiten Band der von ihm geleiteten »Altenglischen Bibliothek«; »The romance of Sir Beues of Hamtoun« (Bd. 1, Lond. 1885, in den Schriften der Early Text Society). Seit 1877 gibt er die Zeitschrift »Englische Studien« heraus.

Kolbuszow (spr. -schow), Stadt in Galizien, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat Schloßruinen und (1880) 3262, mit den anliegenden Dörfern Ober- und Unter-K. 6139 Einw., welche insbesondere Tischlerei betreiben.

Kolchikaceen (Colchicaceae), s. Melanthaceen.

Kolchis, bei den Alten Name eines Landes an der Ostküste des Schwarzen Meers (Pontus Euxinus), den Uferlandschaften des heutigen Imerethi und Mingrelien entsprechend. K., im frühsten Altertum berühmt als die sagenhafte Heimat der Medea und als das Ziel der Argonauten (s. d.), war von den Kolchiern bewohnt, welche Herodot wegen körperlicher Eigenschaften und gewisser Sitten für Abkömmlinge der Ägypter erklärte. Vielleicht, daß die Assyrer um 680 hier ägyptische Kriegsgefangene angesiedelt hatten. Ihre Verbindung mit dem persischen Reich war äußerst locker und bestand nur in einer Tributzahlung von schönen Sklavinnen. Mithridates unterwarf sich das Volk und beherrschte es durch Präfekten. Die Römer, mit K. seit dem Ende des Mithridatischen Kriegs in Berührung stehend, hatten in der Kaiserzeit an der Küste des Landes nur einzelne Niederlassungen und Kastelle und begnügten sich mit den Tributen der kolchischen Fürsten. Damals war die alte Kultur des Landes verschwunden und ebenso der dunkelfarbige, kraushaarige Schlag der Kolchier; an seine Stelle waren die Lazi (jetzt Lasen) getreten. Das Land war fruchtbar; Wein und Früchte aller Art gediehen trefflich. Auch lieferte es Schiffbauholz, Flachs und Goldsand; vorzüglich berühmt war die kolchische Leinwand. An der sumpfigen Mündung des wasserreichen Phasis (Rion) lebten die Einwohner auf Pfahlbauten. An der Küste hatten ionische Griechen Handelsniederlassungen, so namentlich Pityos, Dioskurios, Neapolis und Phasis.

Kölcsey (spr. költsche-i), Franz, ungar. Schriftsteller, geb. 8. Aug. 1790 zu Szödemeter in Siebenbürgen, studierte zu Debreczin und kam 1809 als Jurat der königlichen Tafel nach Pest. Hier veröffentlichte er 1813 seine ersten poetischen Versuche und begründete 1826 die Zeitschrift »Elet és irodalom« (»Leben und Litteratur«), für die er eine große Anzahl philosophischer, kunstgeschichtlicher und kritischer Aufsätze schrieb. Auf dem Landtag von 1832 bis 1836 erschien er als Deputierter des Szathmárer Komitats und war der gewandteste Sprecher der liberalen Partei. Er starb 24. Aug. 1838 in Szathmár. Die ungarische Akademie hatte ihn schon bei ihrer Gründung zum Mitglied ernannt. Seine »Gesammelten Werke« (2. Aufl., Pest 1863, 8 Bde.) wurden von P. Szemere herausgegeben. Sein historisch interessantes »Tagebuch« vom Landtag von 1832 bis 1836 erschien in Pest 1848 (neue Ausg. 1874).

Kolde, Theodor, Kirchenhistoriker, geb. 6. Mai 1850 zu Friedland (Oberschlesien), studierte 1869—72 in Breslau und Leipzig, wurde 1876 Privatdozent zu Marburg, 1879 außerordentlicher Professor daselbst und 1881 als ordentlicher Professor nach Erlangen berufen. Unter seinen Schriften sind zu erwähnen: »Luthers Stellung zu Konzil und Kirche bis zum Wormser Reichstag« (Gütersl. 1876); »Die deutsche Augustinerkongregation und Johann v. Staupitz« (Gotha 1879); »Friedrich der Weise und die Anfänge der Reformation« (Erlang. 1881); »Analecta Lutherana« (Gotha 1883); »Luther und der Reichstag zu Worms« (Halle 1883); »Martin Luther. Eine Biographie« (Gotha 1883 ff.); »Die Heilsarmee« (das. 1885).

Koldewey, Karl, Nordpolfahrer, geb. 26. Okt. 1837 zu Bücken (Hannover), trat 1853 in den Marinedienst, machte bis 1866, größtenteils auf Bremer Schiffen, in verschiedenen Stellungen, zuletzt als Obersteuermann, eine Reihe von Seereisen mit, besuchte dann, um sich auch wissenschaftlich für sein Fach auszubilden, das Polytechnikum zu Hannover und 1867 die Universität zu Göttingen, wo er namentlich Mathematik, Astronomie und Physik studierte, und übernahm im Frühjahr 1868, von A. Petermann dazu aufgefordert, das Kommando der ersten deutschen Nordpolfahrt nach Spitzbergen und dem Grönländischen Meer, von der er im Herbste d. J. zurückkehrte. Der Bericht über seine Reise, den er in Göttingen, wo er seine unterbrochenen Studien vollendete, abfaßte, erschien unter dem Titel: »Die erste deutsche Nordpolarexpedition 1868« als Ergänzungsheft zu »Petermanns Mitteilungen« (Gotha 1871). K. übernahm 1869 auch das Kommando der zweiten deutschen Nordpolfahrt, die nach Ostgrönland ging und bis zum 77. Breitengrad vordrang. Nach seiner Rückkehr (Herbst 1870) wurde er im April 1871 zum ersten Assistenten, 1875 zum Vorsteher der jetzigen Reichsseewarte zu Hamburg ernannt, in deren Auftrag er 1871—72 zu Berlin unter Anleitung Doves die meteorologischen und hydrographischen Resultate der Nordpolfahrt bearbeitete. Der Bericht der zweiten Expedition, von den Mitgliedern derselben abgefaßt, erschien in 2 Bänden (Leipz. 1873—74; Volksausgabe in 1 Bd., das. 1875).

Kolding, alte dän. Stadt auf der Ostküste von Jütland, Amt Veile, am Koldingfjord, einer langen Bucht des Kleinen Belts, und an der Eisenbahn Vamdrup-Frederikshavn, Sitz eines deutschen Konsulats, mit (1880) 7141 Einw. Nordwestlich dabei die schönen Ruinen des 1808 abgebrannten Schlosses Koldinghus, welches, im 13. Jahrh. erbaut, häufig Residenz der dänischen Könige war. Hier 23. April 1849 siegreiches Gefecht der schleswig-holsteinischen Armee unter Bonin gegen die Dänen unter Bülow.

Kolditz (Colditz), Stadt in der sächs. Kreishauptmannschaft Leipzig, Amtshauptmannschaft Grimma, an der Linie Glauchau-Wurzen der Sächsischen Staatsbahn, hat 2 Kirchen, ein Schloß (darin eine Heil- und Versorgungsanstalt für männliche Geistes-



1 Adlerschnabel (Eutoxeres aquila) — 2 Chimborazovogel (Oreotrochilus Chimborazo) — 3 Topaskolibri (Topaza cornutus) — 7 Flaggensylphe (Steganurus Underwoodi) — 8 Sapphokolibri (Sparganura Sappho) — 9



ella). — 4. Blumenküsser (Heliothrix aurita). — 5. Schmuckelfe (Lophornis ornata). — 6. Schweifelfe (Heliactinus
Riesenkolibri (Hypermetra gigas). — 10. Schwertschnabel (Docimastes ensifer). — 11. Mellisuga minima.

franke), ein altertümliches Rathaus, ein Amtsgericht, Steingut-, Schamottewaren-, Strickgarn- und Nähfaden-, Strumpfwaren- und Zigarrenfabrikation, Thon- und Braunkohlengruben in der Nähe und (1885) 4302 evang. Einw. — K. gehörte zu Anfang des 12. Jahrh. zur Herrschaft Groitzsch, wurde von Friedrich Barbarossa erworben, der damit ein edles Geschlecht, die Herren von K., belehnte. Diese, die erst 1488 ausstarben, verkauften 1404 Stadt und Burg K. an die Markgrafen von Meißen. Durch die Hussiten 1430 verwüstet, wurde K. 1464 vom Kurfürsten Ernst wieder erbaut und diente lange Zeit als Witwensitz der Kurfürstinnen. Vgl. Bellger, Historische Beschreibung der Stadt K. (Leipz. 1832).

Kolea, Stadt in Algerien, Provinz Algier, auf einem Plateau, welches das Thal des Mazafran beherrscht, mit (1884) 4992 Einw. (davon 2228 Eingeborne), hat eine Garnison, ein Militärhospital (in der frühern berühmten Moschee des Sidi Embarek), schöne Gärten und Weinberge. — K. wurde 1550 von vertriebenen spanischen Mauren gegründet, stand lange im Ruf einer heiligen Stadt und wurde 1825 durch ein Erdbeben zerstört.

Koleda, die alte slaw. Benennung des Wintersonnenwendefestes, welche sich in Weiß- und Kleinrußland bis auf den heutigen Tag für Weihnachten erhalten hat. Bei den Südslawen heißt so das Neujahrsgeschenk und bei den Tschechen sowohl dieses als auch der Umzug der Kinder am Stephanstag (26. Dez.).

Kolemine, Alexandrine von, geb. 18. Nov. 1853 als eine Gräfin Hutten-Czapska, heiratete 1873 einen russischen Diplomaten K. und, nachdem die Ehe mit demselben gelöst worden war, im April 1884 den Großherzog Ludwig IV. von Hessen, der sie zur Gräfin Romrod ernannte; doch wurde diese Ehe sofort gerichtlich wieder gelöst.

Koleochäteen, Ordnung der Algen (s. d.).

Koleochym (griech.), Scheidengewebe, in der Pflanzenanatomie ein Gewebe, das die Gefäßbündel umgibt und vor Druck von außen schützt.

Koleopteren (griech.), Insektenordnung, s. Käfer.

Kölesyrien (Coelesyria, »hohles Syrien«), seit der makedonischen Zeit Name für das Tiefland (520 m ü. M.) zwischen dem Libanon und Antilibanon (jetzt El Bekaa). Es ward durchströmt vom Orontes (jetzt El Asi). In römischer Zeit wurde der Name über den Antilibanon östlich hinaus bis an den Euphrat ausgedehnt. Vgl. Syrien.

Kolettis, Joannis, hervorragender Held im griech. Befreiungskampf, geb. 1788 zu Syrakos bei Janina, von walachischer Abkunft, trat, 17 Jahre alt, in die 1797 vom Dichter Rhigas gegründete poetische Hetärie ein und studierte zu Pisa, Mailand, Pavia und Bologna Medizin. 1810 als Leibarzt des Sohns Ali Paschas von Janina angestellt, trat er mit den bedeutendsten Männern Albaniens in Verbindung und erhob 1821 in seiner Vaterstadt zuerst die Fahne des Aufstandes gegen die türkische Herrschaft. Als dieser unterdrückt war, begab sich K. in den Peloponnes, war 1821—22 Abgeordneter beim Kongreß von Epidauros und wurde sodann Minister des Innern, aber von dem ihm als Anhänger der französischen Partei feindlich gesinnten Maurokordatos 1827 nach Attika und Euböa gesandt, um dort den Einfall der Türken zu verhindern. K. entledigte sich seiner Sendung mit Glück und trug bei Karystos über die Türken einen der glänzendsten Siege davon. In demselben Jahr wirkte er zur Wahl Kapo d'Istrias' (s. d.) zum Präsidenten Griechenlands mit und ward hierauf von diesem zum Mitglied des Panhellenions ernannt. Während der letzten Zeit der Kapo d'Istriasschen Verwaltung gehörte er als Senator zur Opposition. Nach dem Tode des Präsidenten (9. Okt. 1831) ward er Mitglied der provisorischen Regierung, trat aber zur Partei der Syntagmatiker über und stürzte Augustin Kapo d'Istrias 1832, worauf er Mitglied der Siebenerkommission wurde, die bis zur Ankunft Ottos die Regierung führte. Klug und gewandt, wußte er sich auch unter der Regentschaft zu behaupten, ward 1833 Marineminister, 1834 Minister des Innern und Präsident des Ministerrats und 1835 Gesandter in Paris, von wo ihn erst die Septemberrevolution 1843 abrief, um ihn an die Spitze des 18. Aug. 1844 ernannten Ministeriums zu stellen. Er starb 12. Sept. 1847 in Athen.

Kolguew, Insel, s. Kalgujew.

Kolibak (russ.), Art geweihtes Gebäck; bei den heutigen Griechen das geweihte Totenmahl, aus gesottenem Korn, Honigbrot und Früchten bestehend.

Kolibris (Honigvögel, Blumennymphen, Blumensauger, Trochilidae *Less.*, hierzu Tafel »Kolibris«), Familie aus der Ordnung der Segler (auch wohl als eigne Ordnung: Schwirrvögel, Stridores, aufgefaßt), die kleinsten aller Vögel, mit oft sehr langem, dünnem, geradem oder sanft gebogenem, zugespitztem Schnabel, welcher durch die überragenden Ränder des Oberschnabels ein Rohr bildet, aus dem die bis zur Wurzel gespaltene, lange Zunge, wie bei den Spechten, vorgeschnellt werden kann. Die Flügel sind lang, schmal und spitz; der Schwanz ist sehr verschieden gestaltet, oft gegabelt, bisweilen mit sehr stark verlängerten Außenfedern, deren Fahnen dann verkümmert zu sein pflegen, an der Spitze aber eine rundliche Scheibe bilden; die Füße sind auffallend klein, dünn und schwach, die Krallen ungemein spitzig, bisweilen länger als die Zehen. Die Größe dieser Vögel übertrifft bisweilen nur wenig die der Hummeln, doch wird z. B. der Riesenkolibri (Patagona gigas *Gray*) 20 cm lang. Die Geschlechtsunterschiede sind so erheblich, daß Männchen und Weibchen derselben Art bisweilen verschiedenen Unterfamilien zugewiesen worden sind. Das bunte, metallglänzende, oft prachtvoll schillernde, an sehr verschiedenen Stellen verlängerte Gefieder, die Zierlichkeit des Körperbaues und der eigentümliche schnelle und schwirrende Flug hat diesen Vögeln die Bewunderung aller Reisenden gewonnen. Sie finden sich in Amerika von Patagonien bis Labrador, hauptsächlich in den Tropen; die in den gemäßigten Regionen vorkommenden wandern oder streichen weit umher; einige brüten noch in Höhen bis zu 5000 m. Dabei sind die einzelnen Arten oft an einzelne Berge und Thäler, ja noch viel beschränktere Örtlichkeiten gebunden. Die größte Artenzahl findet sich in den Gebirgen Süd- und Mittelamerikas, wo gleichzeitig die Blütenpflanzen ihre höchste Mannigfaltigkeit erreichen. Die K. leben vom Blütenhonig und von Insekten, welche sie zum Teil fliegend fangen, auf Blättern und in Spinngeweben suchen, hauptsächlich aber aus den Blüten herauslesen, indem sie vor denselben schwirrend schweben und die lange Zunge hineinsenken. Dabei sind die einzelnen Arten oft an bestimmte Pflanzen gebunden, wenn auch einige minder wählerisch erscheinen. Die Entwickelung der Blüten nötigt sie zum Herumstreifen, und so zeigen sich manche Arten an einem und demselben Ort nur zu gewissen Jahreszeiten. Ihr Kommen und Gehen ist überraschend, denn das schärfste Auge verliert den fliegenden Kolibri, der plötzlich vor einer Blüte erscheint, um blitzschnell wieder zu verschwinden. Im allge-

meinen gleicht der Flug dem der Insekten, so daß sie mitunter leicht mit Schmetterlingen (Schwärmern) verwechselt werden. Nach längerm Flug ruhen sie auf dünnen Zweigen, auf welchen sie auch, bisweilen nach Art der Papageien mit dem Kopf nach unten, schlafen. Auf dem Boden sind sie unbehilflich. Ihre Sinne sind hoch entwickelt, im Verhältnis zu ihrer Größe sind sie äußerst heftig, kampflustig; sie stoßen wütend auf kleine Eulen und große Falken und wissen diesen, weil er ihnen bei ihrem schnellen Flug nicht mit den Augen zu folgen vermag, so sehr zu verwirren, daß er die Flucht ergreift. Sie sind ebenso neugierig wie dreist, untersuchen einen Blumenstrauß, den man in der Hand hält, dringen, durch Blumen angelockt, in Wohnzimmer ein und nisten sogar in solchen. Nur einige singen. Fast alle K. sind echte Tagvögel; sie fliegen naschend von einer Blüte zur andern, und an einem blütenreichen Baum sammelt sich bisweilen ein ganzer Schwarm. Besonders erregt. sind sie in der Nistzeit. Ob die Paare das ganze Jah r hindurch zusammenhalten, ist noch unentschieden Sie bauen aus baumwollähnlichem Stoff, gemischt mit Baumflechten &c., zierliche Nester auf Zweigen, zwischen Grashalmen &c. und legen stets zwei weiße, verhältnismäßig große Eier, welche das Weibchen in 16 Tagen ausbrütet. In der Gefangenschaft erscheinen sie ungemein zutraulich, und mit frischen Blumen und Zucker sind sie einige Zeit frei fliegend im Zimmer zu erhalten; sie sterben aber, sobald sie keine Insekten erhalten. Einige Male ist es gelungen, K. lebend nach Europa zu bringen, aber niemals, sie längere Zeit zu erhalten. Man kennt etwa 400 Arten, von denen unsre Tafel 11 Vertreter (Docimastes, Eutoxeres, Heliactinus, Heliothrix, Hypermetra, Lophornis, Mellisuga, Oreotrochilus, Sparganura, Steganurus, Topaza) zeigt. Vgl. Lesson, Histoire naturelle des oiseaux-mouches (Par. 1829—33); Gould, Monograph of the Trochilidae (Lond. 1849—1860, 5 Bde.; Supplemente 1880—87); Mulsant und Verreaux, Essai d'une classification méthodique des Trochilidés (Par. 1866); Dieselben, Histoire naturelle des oiseaux-mouches (das. 1875—1876, 2 Bde.); Cabanis u. Heine, Museum Heineanum, 3. Teil (Halberst. 1860).

Kolieren (lat.), eine Flüssigkeit durch ein leinenes oder wollenes Gewebe (Kolatorium) gießen, um die Flüssigkeit von ungelösten größern Beimengungen zu befreien. Man koliert besonders Abkochungen vegetabilischer Substanzen und Sirupe, welche wegen ihrer Dickflüssigkeit nicht filtriert werden können.

Kolik (Leibschmerz, Bauchgrimmen, Enteralgie, Colica), im weitern Sinn jeder heftigere Bauchschmerz, im engern Sinn aber nur derjenige Schmerz, wobei eigentliche anatomische Veränderungen, z. B. entzündliche u. dgl. der Darmwandungen, nicht vorhanden sind, wo vielmehr der Schmerz nur mehr ein Nervenschmerz, ein Krampf ist, der anfallsweise auftritt, und wobei die Gedärme hörbar und fühlbar sich heftig bewegen. Ursprünglich bezeichnete man mit K. nur Schmerzen, die im Dickdarm (colon) ihren Sitz haben. Die Ursachen der K. sind sehr mannigfaltig, und daher kommt es, daß man früher so vielerlei Koliken unterschied. Am häufigsten veranlaßt sie der Darminhalt, namentlich zu große Mengen oder ungeeignete Beschaffenheit der Speisen, saure, gärende, unreife Früchte, unverdauliche Substanzen (endemische K.), oder Gasansammlungen in den Gedärmen, oder Ansammlung von Kotmassen oder fremden Körpern in den Därmen, wie Fruchtkerne, Würmer, Kot oder Gifte und Medikamente, z. B. Bleivergiftung (C. saturnina) und Kupfervergiftung (C. cuprica). Eine besondere anfallsweise auftretende K. begleitet den Durchgang größerer Gallensteine (s. d.) durch den engen Gallengang in den Zwölffingerdarm. Andre Ursachen liegen in Störungen des Nervensystems, wie dies bei Hysterischen und bei Hypochondern nach Gemütsbewegungen häufig beobachtet wird, oder die K. entsteht durch Fortpflanzung eines Reizes auf die Därme, z. B. vom Uterus, von der Leber, den Nieren, Hoden &c. aus, oder aber nach Erkältungen der Füße &c. als rheumatische K. Das Hauptsymptom der K. ist der Schmerz, dessen Heftigkeit und Ausdehnung sehr verschieden sind. Als sein Hauptsitz wird gewöhnlich die Nabelgegend bezeichnet, er verbreitet sich aber auch oft um dieselbe herum und geht nach Mastdarm und Blase. Druck auf den Bauch lindert den eigentlichen Kolikschmerz in der Regel, und die Kranken pressen sich sogar selbst die Faust auf den zusammengekrümmten Leib im Gegensatz zu Leibschmerz aus andern Ursachen, z. B. Darmkatarrh, Bauchfellentzündung. Ein weiteres Symptom bilden die heftigen Zusammenziehungen der Gedärme, die man oft sehen oder wenigstens fühlen kann. Der Stuhl ist in der Regel angehalten, doch kommt auch Diarrhöe vor, und gleichzeitig ist dann auch nicht selten Erbrechen vorhanden. Mehr oder weniger gesellen sich andre Schmerzen, des Magens, des Rückens, der Arme und Beine &c., hinzu; Unruhe, Angst, kalte Schweiße, kalte Hände und Füße, unregelmäßiger Puls, Krämpfe, Ohnmachten begleiten die heftigern Anfälle meistenteils. Lassen die Anfälle nach, so bemerkt man heftiges Ausstoßen oder Abgang von Blähungen, die dann sehr erleichternd wirken, mitunter auch Stuhlentleerung. Die Erkennung der K. ist in den meisten Fällen nicht schwer, schwieriger schon ist die Entscheidung über die derselben zu Grunde liegende Ursache. Bei heftigen Koliken muß man immer auch Verdacht auf Vergiftung hegen. Ist die Ursache entfernt, so schwindet auch die K., und da man bei der einfachen Form derselben jene meist entfernen kann, so ist auch die Voraussage in der Regel günstig. Je nach der Ursache ist aber die Behandlung etwas verschieden. Nur wo man jene nicht herauszufinden im stande ist, reicht man schmerzstillende Mittel, besonders Morphium. Oft wirkt Asa foetida oder Bibergeil und Baldrian, verbunden mit warmen Umschlägen auf den Bauch und spirituösen Einreibungen, erleichternd. Sind Ansammlungen schädlicher Substanzen vorhanden, so reicht man ein Brechmittel, wenn Kamillenthee &c. nicht Linderung verschafft, gibt Klystiere, Kindern säuretilgende Mittel, Magnesia u. dgl. oder auch abführende Mittel bei Verdacht auf Kotanhäufung. Die durch Gasansammlungen veranlaßte K., welche eine der heftigsten ist, bedarf vorzugsweise der Klystiere, verbunden mit blähungtreibenden Mitteln, Kamillen-, Pfefferminzthee und leichten Abführmitteln (Rhabarber mit Magnesia), zwischendurch aber auch oft mit entsprechenden Gaben von Opium. Die K. von Erkältung behandelt man mit warmem Verhalten, warmem Thee, Erwärmen mit Tüchern und Bettflaschen, warmen Klystieren und Opium. Auch bei der Blei- und Kupferkolik sind Opiumpräparate, verbunden mit Castoreum, Baldrian u. dgl., von bester Wirkung, und selbst Chloroform kürzt die Anfälle sehr rasch ab. Auch die Einspritzungen von starken Morphiumlösungen unter die Haut haben sich sehr wirksam erwiesen, indem sie oft geradezu momentan die Anfälle abschnitten. Nieren- und Gallensteinkolik sind heftige Schmerzanfälle beim Durch-

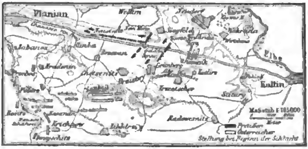
tritt von Steinen durch die Harn- oder Gallenwege; Menstrualkolik besteht in Schmerzanfall vor und bei Eintritt der Menstruation.

K. kommt auch bei allen Haustieren vor; am wichtigsten ist die K. der Pferde, deren häufigste innere Erkrankung sie darstellt. Sie beruht auf schmerzhaften Zuständen der Verdauungsorgane und ist in der Regel, wenigstens im weitern Verlauf, mit verzögertem Mistabsatz, nicht selten mit völliger Darmverstopfung verbunden. Die kolikkranken Pferde geben Schmerzen im Hinterleib zu erkennen: durch Hin- und Hertreten, Scharren und Kratzen mit den Vorderfüßen, öfteres Umsehen nach dem Bauch, Schlagen nach demselben mit den Hinterfüßen, Niederlegen und Wiederaufstehen, bei heftigern Schmerzen durch rücksichtsloses Niederwerfen und Wälzen, Annahme und Verharren in der Rückenlage ꝛc. Diese Erscheinungen zeigen die Tiere bald anfallsweise, bald mehr oder weniger anhaltend. Dazu treten: Aufhören der Futter- und Getränkaufnahme, beschleunigtes Atmen, Schweißausbruch, frequenter, kleiner Puls. Ursachen der K. sind Erkältungen (rheumatische, Krampfkolik), Anomalien des Darminhalts: Anschoppungen von Futtermassen, Ansammlungen von Gasen (Überfütterungs- und Windkolik), Reizungen der Darmwand durch Darmsteine, Sand ꝛc., welche auch die Weiterbeförderung des Darminhalts verhindern können, endlich auch Würmer (Wurmkolik). Entzündliche Erkrankungen der Darmhäute und des Bauchfelles sowie Lageveränderungen im Darmkanal äußern sich bei Pferden unter dem Bilde der K. wenigstens zunächst. Von Bollinger (»Die K. der Pferde und das Wurmaneurysma der Eingeweidearterien«, Münch. 1870) ist zuerst nachgewiesen, daß zuweilen von dem Wurmaneurysma der vordern Gekrösarterie kleine Stückchen des Trombus sich loslösen, die Blutgefäße des Dickdarms verlegen und hierdurch Lageveränderungen der Därme sowie Lähmung einzelner Abschnitte des Darmrohrs und somit lebensgefährliche Koliken herbeiführen. Entzündungen und Zerreißungen eines Darmteils sind häufig die Folgen der K., wie sie als deren Ursache auftreten, und führen nicht selten den Tod der Tiere herbei; daher wird die K. als eine der gefürchtetsten Pferdekrankheiten angesehen. Da im wesentlichen der Name »K.« ein Sammelname für eine Anzahl sehr verschiedener Darmaffektionen ist, so muß auch die Behandlung in den einzelnen Fällen sich verschieden gestalten. Im allgemeinen bewährt sich am meisten eine die Darmentleerung begünstigende, in andern Fällen eine die Schmerzlinderung erstrebende Heilmethode. Die Pferde sind in geräumige Stallungen u. auf reichliche Streu zu stellen. Der Leib ist mit warmen Decken zu umhüllen und mit reizenden Flüssigkeiten (Spiritus, Terpentinöl, Salmiakgeist) einzureiben. Gleich nach der Einreibung wird das an K. leidende Pferd im Schritt umhergeführt. Innerlich wird als Hausmittel am besten eine große Gabe von Glaubersalz und, wenn die Krankheit länger als zehn Stunden dauert, zweistündlich eine Flasche Leinöl verabreicht. Das Ein-

Kolima, Küstenfluß in Ostsibirien, entspringt auf dem Stanowoigebirge, durchfließt den nordöstlichen Teil des Gouvernements Jakutsk und mündet nach 1600 km langem Lauf in drei Armen in das Eismeer. Der Fluß ist nur 79 Tage im Jahr eisfrei und dann für ganz kleine Fahrzeuge schiffbar, aber sehr fischreich, und seine Ufer bieten stellenweise gute Sommerweide. An seinen Ufern sitzen im Oberlauf Tungusen, im Unterlauf Jukagiren. Russische Ansiedelungen an seinen Ufern sind Werchne-, Sredne- (mit 520 Einw.) und Nischne-Kolimsk (mit 192 Einw.).

Kolin (Neukolin, auch Kollin), Stadt im östlichen Böhmen, links an der Elbe, über welche zwei eiserne Brücken führen, und an der Kreuzung der Österreichisch-Ungarischen Staatseisenbahn und der Nordwestbahn gelegen, mit vier Vorstädten, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat eine schöne St. Bartholomäuskirche aus dem 13. Jahrh. mit einem in reichem gotischen Stil von Peter Arler 1360—78 erbauten Chor und frei stehendem Glockenturm, ein Schloß, ein Realgymnasium, eine gewerbliche Fortbildungsschule, eine Kreditbank und (1880) 11,636 Einw. K. bildet einen Zentralpunkt der böhmischen Zuckerfabrikation und hat außerdem Fabriken für Chemikalien, Öl, Spiritus, Metallwaren, ferner Bierbrauereien, Kunstmühlen und eine Gasanstalt. Auch wird in K. lebhafter Handel und in der Umgebung Obst- und Gemüsebau betrieben.

Hier 1278 Vertrag zwischen Kaiser Rudolf und Ottokar sowie 18. Juni 1757 Schlacht zwischen den Preußen unter Friedrich II. und den Österreichern unter Daun. Durch den Sieg der Preußen bei Prag 6. Mai war die österreichische Hauptarmee zum Teil



Kärtchen zur Schlacht bei Kolin (18. Juni 1757).

zersprengt; 44,000 Mann derselben unter dem Prinzen von Lothringen wurden in der Hauptstadt Böhmens belagert, das Heer Launs, welches 30,000 Mann stark am Tag der Schlacht bis 40 km vor Prag vorgedrungen, war vor dem Bevernschen Korps bis Goltsch-Jenikau zurückgewichen, hatte sich aber auf diesem Rückzug bis auf 54,000 Mann verstärkt. Auf direkten Befehl aus Wien, zum Entsatz von Prag eine Schlacht zu wagen, ging Daun 12. Juni wieder vor, und Bevern, der nur 20,000 Mann hatte, zog sich vor ihm auf der großen Kaiserstraße bis Planian zurück. Da verließ der König mit 13,000 Mann von dem Einschließungsheer Prag, vereinigte sich mit dem Herzog von Bevern und beschloß, mit Einem Schlag

Friedrich, der Dauns und seines Heers Tüchtigkeit weit unterschätzte, befahl seinem Heer, den Marsch auf der Kaiserstraße nach K. so lange fortzusetzen, bis seine Spitzen den rechten österreichischen Flügel umfassen könnten. Dann sollte Zieten die Reiterei auf diesem Flügel werfen, Hülsen mit dem Fußvolk der Avantgarde Kretschor nehmen und, wenn dies geschehen, Prinz Moritz von Dessau mit dem linken Flügel angreifen, der rechte Flügel aber nördlich der Kaiserstraße für weitere Verwendung stehen bleiben. Um 2 Uhr begann die Schlacht. Zieten schlug die feindliche Reiterei unter Nadasdy, Hülsen eroberte Kretschor und die dortigen Batterien; da er aber versäumte, den etwas weiter links liegenden Eichbusch zu nehmen, kam das Gefecht hier zum Stehen, die erschöpften Bataillone gerieten durch Angriffe der Österreicher in Bedrängnis und bedurften dringend der Hilfe durch das Eingreifen des Prinzen Moritz. Dieser wandte sich jedoch infolge eines Mißverständnisses zu weit rechts gegen Dauns Hauptfronte, so daß Friedrich, um die Lücke zwischen Moritz und Hülsen auszufüllen, die Reserve des zweiten Treffens heranziehen mußte. Gleichzeitig begann General Manstein auf dem rechten Flügel bei Chotzenitz gegen die Kroaten, welche ihn belästigten, wider den strengen Befehl des Königs ein Gefecht, in welches schließlich seine ganze Infanterie verwickelt wurde. Daun war bereits im Begriff gewesen, die Schlacht abzubrechen, und hatte die Zurückführung des schweren Geschützes und den Abmarsch einiger Regimenter nach Suchdol befohlen, als er in anbetracht seiner numerischen Überlegenheit doch auszuharren beschloß. In der That war es den Preußen, die kein frisches Bataillon mehr hatten, nicht möglich, in dem furchtbaren Geschützfeuer des Feindes die errungenen Vorteile zu behaupten. Überdies versäumte Zieten, mit der Reiterei rechtzeitig der Infanterie zu Hilfe zu kommen. Um 4 Uhr nachmittags machte zuerst Oberstleutnant v. Benkendorf mit einem sächsischen Dragonerregiment einen Angriff auf das erschütterte preußische Fußvolk. Er gelang, und seinem Beispiel folgten noch zwei sächsische sowie mehrere österreichische Reiterregimenter. Sie umfaßten die Bataillone Hülsens und des Prinzen Moritz von allen Seiten und zerschmetterten sie Stoß auf Stoß. Der König sammelte von den Flüchtigen 400 Mann und führte sie gegen eine Batterie, aber auch sie verließen sich. Als er sich allein sah, kehrte er um und befahl den Rückzug, der unter Zietens Schutz unbelästigt vollführt wurde. Aber nur 6000 Mann waren noch beisammen, 14,000 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen, 29 Fahnen, 43 Geschütze waren verloren; der Verlust der Österreicher betrug 8000 Mann. Die Aufhebung der Belagerung von Prag und die Räumung Böhmens war die nächste Folge dieses ersten Siegs Dauns. Maria Theresia datierte die Stiftung des nach ihr benannten Ordens von diesem denkwürdigen 18. Juni. Friedrich verlor an diesem Tag den bisher genossenen Ruf der Unüberwindlichkeit. Vgl. Kutzen, Über die vermeintliche Schuld Friedrichs nier 1867 und seinen frühern (unentschiedenen) großen Wettkampf mit Louis Paulsen.

Kolitis (griech.), Dickdarmkatarrh.

Kolitz, Louis, Maler, geb. 5. April 1845 zu Tilsit, studierte anfangs auf der Berliner Akademie, dann in Düsseldorf, wo er von 1864 an Schüler von Oswald Achenbach war. Er machte den Krieg von 1866 mit und trat dann mit Bildern auf, die, Landschaft mit Architektur und Staffage vereinigend, von guter Beleuchtung und Färbung waren. Nachdem er auch am Feldzug gegen Frankreich als Landwehroffizier teilgenommen und namentlich die Kämpfe um Metz und bei Orléans mitgemacht, wurde er mehr zum landschaftlichen Militärgenre hingeführt, worin seine Zeichnung zwar nicht immer korrekt, aber die Gestalten sehr naturwahr, die Landschaft von trefflicher Stimmung und das Kolorit von glänzender Wirkung sind. Seine besten Bilder dieser Art sind: nach dem Friedensschluß in Tours, Eroberung einer französischen Batterie, Ulanenvedette, aus der Schlacht bei Mars la Tour, eine Szene aus der Schlacht bei Gravelotte (1875), französische Infanteriekolonne vor Metz u. a. Weniger glücklich ist er im Bildnis. Seit 1878 ist er Direktor der Kunstakademie zu Kassel.

Koliutschinbai, tief eindringende Bai der Nordostspitze Sibiriens, unter dem Polarkreis und etwa 175° westl. L. v. Gr. Sie trennt, indem sie nach der Metschigmebai hinüberzieht, den östlichsten Teil der Tschuktschenhalbinsel von dem Hauptkörper derselben. Ihr vorgelagert ist die Insel Koliutschin. Das Nordende der K. wurde von Wrangell während seiner Reise (1821—23) erreicht; vorher hatten Billings und Gilew Teile der Bai berührt. Hier befand sich vom 28. Sept. 1878 bis 18. Juli 1879 bei dem Tschuktschendorf Pitlekai das Winterquartier der schwedischen Vega-Expedition.

Koljno, Kreisstadt im russisch-poln. Gouvernement Lomsha, mit (1880) 5000 Einw.

Koljuschen, Volk, s. Koloschen.

Kolkothar, s. Caput mortuum.

Kolkrabe, s. Rabe.

Kollaboration (lat.), das Zusammenarbeiten.

Kollaborator (lat., »Mitarbeiter«), früher Titel für Hilfsgeistliche und Hilfslehrer an höhern Schulen; Kollaboratur, das Amt eines Kollaborators.

Kollagene, s. Leimgebende Materien.

Kollaps (lat. collapsus, das »Zusammenfallen«), Verfall. Man gebraucht in der Medizin den Ausdruck K. einmal vom Zusammenfallen elastischer Teile, z. B. der Lungen, wenn diese durch Eindringen von Luft in den Brustraum aus ihrer Spannung gelöst werden; zweitens, um das plötzliche »Zusammenklappen«, den plötzlichen Kräfteverfall, z. B. nach großen Blutverlusten, schweren Fiebern, bei der Cholera 2c., zu bezeichnen. Der K. äußert sich dadurch, daß die Kranken eingefallen und bleich aussehen, daß ihre Gesichtszüge entstellt, ihre Augen tief liegend, ausdruckslos, fast wie gebrochen sind. Die Haut ist dabei bald trocken, bald mit starkem, [illegible] Schweiß

vollständig erhalten, bald getrübt. Die Dauer eines solchen Kollapses beträgt bald nur einige Minuten bis wenige Stunden, bald mehrere Tage. Im allgemeinen ist der K. eine gefürchtete Erscheinung, häufig geht er allerdings spurlos wieder vorüber, in andern Fällen ist er der unmittelbare Vorläufer des Todes. Die Behandlung des Kollapses besteht in der Darreichung von Reizmitteln, wozu sich innerlich kräftiger Wein, starker Kaffee, Kampfer, Moschus, Ätherein-spritzungen unter die Haut am besten eignen, während äußerlich Senfteige und Einreibungen mit Senfspiritus am Platze sind.

Kollār (lat. collare), Halseisen, -Band, -Kragen.

Kollár, Jan, slaw. Dichter und Altertumsforscher, geb. 29. Juli 1793 zu Mossocz im ungarischen Komitat Thurócz, studierte auf dem Lyceum zu Preßburg und seit 1817 in Jena Theologie und wurde 1819 slowakischer Prediger der neubegründeten evangelischen Gemeinde in Pest. Als Dichter trat er zuerst auf mit einer Sammlung kleinerer Gedichte, »Básně« (Prag 1821), welche später teilweise umgearbeitet unter dem Titel: »Slávy-Dcera« (»Tochter der Slawa«, 3. Aufl., Pest 1832, 2 Bde.; Prag 1862) erschienen, und worin er seinem Schmerz über das Verdrängtwerden seines Stammes durch die deutsche Kultur Ausdruck gab. Dann folgte die verdienstvolle Sammlung slowakischer Volkslieder: »Narodnie Zpiewanky« (2. Aufl., Ofen 1832—33). Von seinen übrigen Werken nennen wir die Schrift über die Vorzüge des slawischen Volkes: »Dobré vlastnosti národu slovanského« (Pest 1822), das gleichfalls in slowakischer Sprache abgefaßte Werk »Über die Namen und Altertümer des slowakischen Volkes ꝛc.« (Ofen 1830), sein »Slowakisches Lesebuch« (Pest 1830), namentlich aber sein deutsch geschriebenes Werk »Über die litterarische Wechselseitigkeit zwischen den Stämmen und Mundarten der slawischen Nation« (das. 1831; 2. Aufl., das. 1844). Als darauf die Sprachenkämpfe in Ungarn begannen, scharte sich die ganze slowakische Jugend um den berühmten Dichter und Schriftsteller, obschon dieser selbst sich gegen jegliche panslawistische Tendenz verwahrte. 1849 zum ordentlichen Professor der Archäologie an der Universität zu Wien ernannt, starb er daselbst 24. Jan. 1852. Nach seinem Tod erschien noch das archäologische Werk »Staro-Italia slavjanská« (»Das slawische Altitalien«, Wien 1853; neue Aufl., Prag 1868). Seine gesammelten Werke (mit der Autobiographie des Dichters) erschienen in 4 Bänden (2. Aufl., Prag 1868).

Kollas, s. Kühlkrüge.

Kollaterāl (lat.), seitlich.

Kollateralen (lat.), s. v. w. Kollateralverwandte.

Kollaterālgefäße, Arterien und Venen, die zu beiden Seiten des Oberarms verlaufen.

Kollaterālgeld, die Abgabe, welche die Erben eines Seitenverwandten von dessen Nachlaß an die Staats- oder Gemeindekasse zu entrichten haben.

Kollaterālkreislauf (Seitenkreislauf), der nach Unterbindung und Verstopfung (durch geronnenes Blut) einer größern Arterie sich entwickelnde Blutkreislauf, auf welchem das Blut durch die Seitenäste

Gegensatz zu den Verwandten in auf- und absteigender Linie (s. Verwandtschaft). Kollaterallinie (Cognationis linea obliqua) ist die Linie der Seitenverwandten.

Kollaterālwerke, im Festungskrieg (s. d.) die zu den Seiten der Angriffsfront liegenden Festungswerke, welche an der Bekämpfung des Angriffs noch teilnehmen können.

Kollation (lat., »Zusammentragung«), die Verleihung niederer Pfründen durch den Bischof oder (in der evangelischen Kirche) durch den Landesherrn; in Klöstern das mäßige Abendessen an Fasttagen, welche Bezeichnung dadurch entstanden sein soll, daß in den Abendversammlungen vor dem Essen ein Kapitel aus den »Collationes patrum Sceticorum« des Johannes Cassianus vorgelesen werden mußte; danach überhaupt ein außer der bestimmten Essenszeit genossenes einfacheres Mahl. Auch s. v. w. Vergleichung einer Abschrift mit dem Original. — In der Rechtssprache (collatio bonorum) die »Einwerfung« der Güter gewisser Erben in die zu teilende Erbmasse. Zweck dieser Kollationsverbindlichkeit, im französischen Recht »rapport«, im preußischen Landrecht »Ausgleichung« genannt, ist die Aufhebung einer Ungleichheit unter den Erben, welche dadurch entstanden ist, daß einzelne Erben schon bei Lebzeiten des Erblassers etwas aus dessen Vermögen vorweg erhalten haben. Zur K. verpflichtet sind aber nur die Deszendenten des Erblassers, welche miteinander zur Erbfolge berufen werden, wofern nicht etwa der Erblasser in einem Testament die K. erlassen hat. Auch darf dadurch der Pflichtteil der Erben nicht verletzt werden. Namentlich ist die Mitgift und das zur Begründung eines selbständigen Haushalts oder Berufsgeschäfts Gegebene zu »konferieren«. Vgl. Preußisches Landrecht, II, 2, § 287 ff., 303 ff.; Fein, Das Recht der K. (Heidelb. 1842); Leist, Drei erbrechtliche Lehren (Erlang. 1875).

Kollationieren (lat.), vergleichen, die Richtigkeit einer Reinschrift oder Abschrift durch Vergleichung mit dem Konzept, resp. Original feststellen.

Kollātor (lat.), derjenige, welchem die Befugnis der Besetzung einer geistlichen oder Schulstelle zusteht. Das Recht der Besetzung selbst ist das Patronatsrecht oder die Kollatur (s. Patron).

Kollaudation (lat., Kollaudierung), Lobeserhebung, Belobigung; in Österreich und in der Schweiz die amtliche Prüfung eines Baues, insbesondere die Feststellung, ob der Bauunternehmer die übernommenen Verpflichtungen erfüllt hat.

Kölle, s. Satureja.

Kölleda, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Eckartsberga, an der Saal-Unstrutbahn, hat 2 ev. Kirchen, ein Amtsgericht, Anbau von offizinellen Kräutern und (1885) 3595 Einw.

Kollegatār (lat.), Mitlegatar, Miterbe.

Kollēge (lat. collega), Amtsgenosse, Titel, den sich Amts- und Berufsgenossen einander geben. Daher kollegialisch, s. v. w. amtsbrüderlich.

Kollegiālrecht, das von manchen Kirchenrechtslehrern für die protestantische Kirche in Anspruch genommene Recht, sich selbst zu konstituieren, welches

nisation der Gerichtsbehörden, daher denn auch für die wichtigern Sachen und namentlich für die Entscheidung von Rechtssachen in höherer Instanz **Kollegialgerichte** (Landgerichte, Oberlandesgerichte, Schwurgerichte, Schöffengerichte, Reichsgericht) eingerichtet sind im Gegensatz zu den Einzelrichtern (Amtsgericht). Für die Verwaltung dagegen empfiehlt sich der Einheitlichkeit der Exekutive wegen das sogen. büreaukratische System, wenn auch Verwaltungsrechtsstreitigkeiten stets von Kollegialbehörden entschieden werden sollten. Im evangelischen Kirchenrecht ist K. gegenüber dem Episkopal- und dem Territorialsystem dasjenige System, wonach die Kirche eine vom Staat verschiedene, durch Vertrag gebildete, selbständige Vereinigung sein soll, welche die Ausübung der ihr ursprünglich selbst zustehenden Gewalt dem Landesherrn übertragen habe. Die kirchlichen Rechte des Landesherrn würden hiernach teils aus dem übertragenen Kirchenregiment herzuleiten sein, so das Recht, die innern Angelegenheiten (Lehre, Kultus, Disziplin) zu ordnen (jura in sacra); teils wären sie (sogen. jura circa sacra) als Ausfluß der oberaufsehenden Gewalt des Staats aufzufassen, so das Recht der Aufsicht (jus inspectionis) und das des Schutzes (jus advocatiae). Das K. wurde von den französischen Reformierten und englischen Presbyterianern aufgestellt und fand eifrige Verfechter in Holland an Gisbert Voet und seiner Schule, in Deutschland an Chr. M. Pfaff in Tübingen. Es ist jedoch nur wenig zur praktischen Verwirklichung gelangt, vielmehr ist die Presbyterial- und Synodalverfassung (s. d.) die herrschende geworden.

Kollegianten, s. Arminianer.

Kollegiäten (lat.), Stiftsgenossen.

Kollegiatstifter, s. Stift.

Kollegiaturen (lat.), Gebäude, in welchen im Mittelalter unter Aufsicht eines oder mehrerer bursarum magistri, die gewöhnlich Kleriker waren, Studierende wohnten, gemeinschaftlich aßen und Unterstützung an Geld erhielten.

Kollegium (Kolleg, lat.), Gesamtheit mehrerer Personen von gleichem Amt und Beruf (Kollegen, collegae), besonders im Staatsleben, im alten Rom auch von gewissen Korporationen, Zünften rc. gebräuchlich. Im modernen Staatswesen heißt K. jede aus einer Mehrheit von Personen bestehende Behörde, deren Mitglieder gleiches Stimmrecht haben. Insbesondere spricht man von einem Richterkollegium und von Kollegialgerichten, wenn zur Beratung und Beschlußfassung der vor dieselben gehörigen Rechtssachen eine Mehrheit von Gerichtspersonen erforderlich ist (s. Kollegialsystem). Vorzugsweise üblich ist das Wort auch als Bezeichnung für die Lehrer einer mehrklassigen Lehranstalt, sofern sie als einheitlicher Körper auftreten (Lehrerkollegium). Auf Universitäten werden die Vorträge der Lehrer, zu welchen die Studierenden sich versammeln, dann auch die Räume, in welchen jene gehalten werden, Kollegien genannt. Man unterscheidet collegia publica (unentgeltliche Vorlesungen), privata (gegen Honorar) und collegia von Auszügen, Bemerkungen rc. aus verschiedenen Schriftstellern, ähnlich wie Analekten (s. d.).

Kollekte (lat.), Einsammlung freiwilliger Gaben zur Unterstützung Armer oder Verunglückter, oder auch zur Unterhaltung öffentlicher wohltätiger Anstalten. Das Kollektieren ist von der polizeilichen Erlaubnis abhängig gemacht, und die Kollektanten stehen unter obrigkeitlicher Kontrolle. K. heißt auch in der katholischen und lutherischen Kirche ein Gebet, das vor der Schriftverlesung am Altar abgesungen wird.

Kollekteur (franz., spr. -ör), Sammler, besonders von Teilnehmern an einer Lotterie; Geschäftsmann, der die Lose vertreibt, die Einsatzgelder annimmt und an die Lotteriedirektion abliefert; s. Lotterie.

Kollektieren (lat.), (freiwillige Gaben) sammeln, eine Kollekte (s. d.) veranstalten.

Kollektion (lat.), Sammlung, besonders Zusammenstellung mehrerer Schriftsteller in einem größern Werk.

Kollektiv (lat.), gemeinschaftlich (z. B. Kollektiveigentum); zusammenfassend, unter einem Begriff und einer Bezeichnung vereinigend.

Kollektivgarantie, die von mehreren Mächten gemeinschaftlich übernommene Garantie, z. B. für die Neutralität eines Staats, wie für diejenige des Großherzogtums Luxemburg, des Congostaats rc.

Kollektivgesellschaft (Société en nom collectif), nach französischem Rechte die Vereinigung mehrerer zum Betrieb von Handelsgeschäften unter gemeinsamer Firma, entsprechend unsrer offenen Handelsgesellschaft (s. d.).

Kollektivglas (Sammelglas), die dem Objektiv zugewendete Linse des Campanischen Okulars (s. Mikroskop); auch überhaupt jede Sammellinse.

Kollektivismus, eine besonders in Frankreich übliche, jedoch nicht unbedingt feststehende Bezeichnung für diejenige sozialistische Richtung, welche es auf Herstellung von Kollektiveigentum (gemeinschaftliches Eigentum der Gesellschaft) an Produktionsmitteln einschließlich des Grund und Bodens absieht. Dies Ziel erstrebt freilich auch der deutsche Sozialismus, er wäre insofern auch K. Doch wird auch von Anhängern des K. (Kollektivisten) als ein Unterscheidungsmerkmal für den K. angegeben, daß derselbe eine auf freier genossenschaftlicher Einigung beruhende Produktionsordnung ohne Staatsgewalt herstellen wolle. Damit würde der K. zur Anarchie (Staatenlosigkeit) in dem bei Sozialisten üblichen Sinn des Wortes. Vom radikalen Kommunismus unterscheidet sich der K. dadurch, daß er Sondereigentum an für die persönliche Bedürfnisbefriedigung bestimmten Gütern (Gütern des Verbrauchs und Gebrauchs) zuläßt. Der Anteil an demselben würde sich nach Maßgabe der Arbeitsleistungen richten, ohne daß jedoch die Auffassungen über die Art der Bemessung und über die wirkliche Durchführung des K. übereinstimmen. Vgl. P. Leroy-Beaulieu, Le collectivisme, examen critique du nouveau socialisme (Par. 1884).

Kollektivkonten, in der Buchführung solche Konten, welche das Endergebnis einer Gruppe von Einzel-

Kollektivvertrag, ein von mehreren Staaten untereinander und miteinander vereinbarter völkerrechtlicher Vertrag.

Kollenchym (griech.), in der Pflanzenanatomie ein Gewebe, das aus Zellen mit stark verdickten, in Wasser quellbaren Kanten, aber sonst mit zarter Wandung besteht. Es gehört zu den mechanisch bedeutsamen Elementen des Pflanzenkörpers.

Koller (Goller), ein vorn mit Knöpfen oder Nesteln verschließbarer Kragen, der vom Ende des 15. Jahrh. an von den Frauen über dem ausgeschnittenen Kleid um Schultern, Brust und Rücken getragen wurde und später in ein enges, ärmelloses Überziehjäckchen überging; im 17. Jahrh. ein lederner Harnisch der Reiterei und des Fußvolkes, daher jetzt s. v. w. lederne Reitjacke, Wams, Kollett.

Koller, in der ältern Tierarzneikunde jede mit Verringerung des Bewußtseins oder mit tobsüchtigem Benehmen verbundene Gehirnkrankheit der Pferde, namentlich die akute Hirnhöhlenwassersucht und der Dummkoller. Gegenwärtig wird die Bezeichnung K. nur noch als synonym mit Dummkoller angewandt. Die in der frühern Zeit unterschiedenen Formen des Kollers (rasender K., Springkoller, Schlafkoller, Lauschkoller, Schiebekoller, Magenkoller, Samenkoller, Mutterkoller) läßt die neuere Wissenschaft fallen.

Koller, Alexander, Freiherr von, österreich. General der Kavallerie, geb. 3. Juni 1813 zu Prag, Sohn des Unterstaatssekretärs August v. K., trat in ein Husarenregiment, ward 1848 Rittmeister, 1849 Major, 1851 Oberst, 1859 Generalmajor und machte den italienischen Feldzug mit. Seit 1866 Feldmarschallleutnant, befehligte er die 9. Division in Prag, dann die 14. in Preßburg. 1871 ward er zum kommandierenden General in Prag und Statthalter von Böhmen ernannt und verwaltete seine Ämter mit Thatkraft und Umsicht im Sinn des Zentralismus. 1874—76 war er Reichskriegsminister. Seitdem ist er Mitglied des Herrenhauses, in welchem er sich der Verfassungspartei anschloß.

Köller, Georg von, Präsident des preuß. Abgeordnetenhauses, geb. 17. Febr. 1823 zu Jasenitz bei Stettin, studierte 1841—44 zu Heidelberg und Berlin die Rechte, trat 1844 als Auskultator in den Staatsjustizdienst, ward 1846 Referendar beim Oberlandesgericht in Halberstadt, 1848 interimistischer und 1850 definitiv angestellter Landrat des Kreises Kammin, von welchem Amt er 1868 zurücktrat, um sich ganz der Bewirtschaftung seines Ritterguts Kantreck bei Pribbernow zu widmen. 1866 ward er in den Landtag gewählt, in welchem er sich der strengkonservativen Partei anschloß und während mehrerer Sessionen das Amt eines Vizepräsidenten bekleidete. Am 30. Okt. 1879 ward er von der konservativ-klerikalen Majorität zum ersten Präsidenten (an Bennigsens Stelle) erwählt und verwaltete dies Amt mit Geschick und Unparteilichkeit. 1884 ward er zum Mitglied des Staatsrats ernannt. — Sein jüngerer Bruder, Ernst Matthias von K., geb. 8. Juli 1841 zu Kantreck, seit 1868 Landrat in Kammin, ist seit 1881 Mitglied des Reichstags und ein gewandter und schlagfertiger Redner der konservativen Partei.

Kolleráder, bei Pferden die Ader zwischen den Ohren, beim Menschen die im Zorn auf der Stirn erscheinende Hautvene.

Kollerbüsche, s. v. w. Hexenbesen (s. d.).

Kollergang, Mahlwerk, bei welchem zwei aufrecht stehende, aus Gußeisen oder Stein bestehende, den Mühlsteinen ähnliche Scheiben (Läufer) auf einer Bodenplatte aus Eisen oder Stein um ihre eigne Achse und um eine gemeinschaftliche Mittelachse rotieren. Die Steine sind in ungleichen Abständen von letzterer auf einer horizontalen Achse befestigt und erhalten den Antrieb von der Mittelachse aus. Das zu zerkleinernde Material wird durch einen Trichter aufgegeben und durch eine Öffnung im Bodenstein entfernt. Bisweilen versetzt man auch den Bodenstein in Rotation, wobei sich dann die Läufer nur um ihre horizontale Achse drehen.

Kollerhahn, s. v. w. Kampfläufer.

Kollesis, s. Damaszener Stahl.

Kolleteren (Leimzotten), in der Pflanzenanatomie die absondernden Haarbildungen besonders auf Knospenschuppen, erzeugen auf diesen einen Überzug von Harz, Gummischleim oder Leim und schützen die zarten Innenteile der Knospe als schlechte Wärmeleiter vor den Wirkungen der Kälte.

Kollett (franz.), Reitjacke, Koller (s. d.).

Kolli (ital.), Mehrzahl von Kollo (s. d.).

Kollidieren (lat.), zusammenstoßen; in feindliche Berührung kommen (vgl. Kollision).

Kölliker, Albert, Anatom, geb. 6. Juli 1817 zu Zürich, studierte seit 1836 Naturwissenschaft in Zürich, Bonn und Berlin, ward 1842 Assistent Henles, habilitierte sich 1843 als Privatdozent in Zürich, ward 1845 Professor der Physiologie und vergleichenden Anatomie daselbst und ging 1847 in gleicher Stellung nach Würzburg. Köllikers Ruf als höchste Autorität in der normalen mikroskopischen Anatomie ist seit dem ersten Erscheinen seines »Handbuchs der Gewebelehre« (5. Aufl., Leipz. 1867) nicht nur in Deutschland bis heute anerkannt, derselbe hat ihm auch Schüler aus fast allen Weltteilen zugeführt. Seine entwickelungsgeschichtlichen Untersuchungen können denen der besten Forscher an die Seite gestellt werden. Auch ist er ein ausgezeichneter Zoolog und hat namentlich über die Mollusken und Würmer bahnbrechende Arbeiten geliefert. Von seinen übrigen Werken sind noch hervorzuheben: »Über die Pacinischen Körperchen« (mit Henle, Zürich 1843); »Mikroskopische Anatomie« (Leipz. 1850—54, 2 Bde.); »Entwickelungsgeschichte des Menschen« (das. 1861, 2. Aufl. 1876); »Icones histologicae« (das. 1863—65, 2 Tle.); ferner: »Entwickelungsgeschichte der Cephalopoden« (Zürich 1844); »Die Schwimmpolypen von Messina« (Leipz. 1853); »Über das Ende der Wirbelsäule der Ganoiden und einiger Teleostier« (das. 1860); »Weitere Beobachtungen über die Wirbel der Selachier« (Frankf. 1863); »Anatomisch-systematische Beschreibung der Alcyonarien« (das. 1870—72, Bd. 1); »Morphologie und Entwickelungsgeschichte des Pennatulidenstammes nebst allgemeinen Betrachtungen zur Descendenzlehre« (das. 1872); »Die normale Resorption des Knochengewebes« (Leipz. 1873); »Grundriß der Entwickelungsgeschichte« (das. 1880, 2. Aufl. 1884). Seit 1849 redigiert er mit v. Siebold die »Zeitschrift für wissenschaftliche Zoologie«.

Kollimation (lat.), eigentlich das Zusammenfallen zweier Linien, bei einem Winkelmeßinstrument die Übereinstimmung der Ablesung mit der wirklichen Größe des gemessenen Winkels. Unter Kollimationslinie versteht man die Linie, in welcher visiert wird, also z. B. bei einem Fernrohr die Linie, welche das Objekt mit dem Kreuzungspunkt des Fadenkreuzes verbindet. Dieselbe soll parallel sein zum Radius des Teilkreises, der nach dem Punkte der Ablesung geht; die Abweichung hiervon ist der Kollimationsfehler. Die bessern Instrumente besitzen mechanische Einrichtungen (Kollimationsschrauben) zur Beseitigung des Kollimationsfehlers.

Kollin, Stadt in Böhmen, s. Kolin.

Kollineation (lat., auch Homagraphie, griech.), in der Geometrie diejenige Verwandtschaft zweier Figuren, bei welcher einem Punkte der einen stets ein Punkt der andern und einer Geraden stets eine Gerade entspricht. Ähnlichkeit und Kongruenz sind besandere Fälle der K. Vgl. Möbius, Der barycentrische Kalkül (Leipz. 1827); auch in »Gesammelte Werke«, Bd. 1 (das. 1885).

Kollinsie, s. Collinsia.

Kolliquation (lat., »Zerfließen«), die unter Einfluß chemischer Prozesse entstehende Auflösung, aufgehobene Bindung der flüssigen und festen Teile organisierter Körper. Sie ist der Anfang der Fäulnis und wird daher bei Faulfiebern, Skorbut und allen Krankheiten, welche diesen Charakter annehmen, gefunden. So kann bei allen Fiebern, auch bei chronischen Krankheiten und bei zunehmender Lebensschwäche ein Stadium colliquativum eintreten, z. B. bei der Abzehrung, Wassersucht. Die dadurch erzeugten Ausleerungen werden kolliquative genannt.

Kollision (lat.), eigentlich das »Zusammentreffen« zweier harter Körper im Stoß; daher der (störende, verletzende) Zusammenstoß, z. B. von Schiffen (s. unten), die Quetschung (Kontusion); dann das Zusammentreffen entgegengesetzter Dinge oder Interessen in Einem Punkt. In diesem Sinn spricht man von einer K. der Pflichten, auch wohl von einem sittlichen Konflikt in solchen Fällen, wo an eine Person eine Mehrheit sittlicher Anforderungen herantritt, welchen gleichmäßig zu genügen nicht möglich ist (Kollisionsfälle; vgl. Kasuistik).

Von K. der Gesetze wird in doppelter Beziehung gesprochen. Einerseits bezeichnet man damit Widersprüche in einer und derselben Gesetzgebung, anderseits den Widerstreit der Gesetze verschiedener Staaten, welche auf einen Rechtsfall Anwendung finden können (K. der Statuten). In erster Beziehung ist es zunächst Aufgabe der Gesetzesauslegung, den Widerspruch (Antinamie) zu entfernen. Zu dem Ende ist zu untersuchen, ob nicht etwa die eine Bestimmung als neueres Gesetz das ältere aufhebe (lex posterior derogat priori), oder ob die eine als Regel, die andre als Ausnahme oder die eine als allgemeiner Grundsatz, die andre als nähere Ausführung anzusehen sei, aber ob etwa beide Bestimmungen verschiedenartige Gegenstände und Geltungsgebiete haben. Führt dies nicht zum Ziel, sa würde der Ausspruch, welcher den Fragefall zu entscheiden bestimmt ist, einem andern, welcher ihn nur gelegentlich berührt, oder derjenige, welcher dem Sinn und Geist der ganzen Gesetzgebung entspricht, vorzuziehen sein; wäre auch hiernach eine Entscheidung nicht möglich, so heben die widersprechenden Bestimmungen sich gegenseitig auf, gleich als ob ein Gesetz über den betreffenden Gegenstand gar nicht vorhanden wäre. Zu beachten ist aber, daß das frühere gemeine deutsche Recht einen subsidiären Charakter hatte, d. h. nur dann zur Anwendung kam und kommt, wenn und soweit die Partikularrechte nichts Anderweites bestimmen (Stadtrecht bricht Landrecht, Landrecht bricht gemeines Recht). Dagegen besteht heutzutage in Ansehung des Reichsrechts und der Einzelgesetzgebungen der deutschen Staaten gerade das umgekehrte Verhältnis: die Reichsgesetze gehen den Landesgesetzen vor (Reichsverfassung, Art. 2). In zweiter Beziehung ist es eine Folge des internationalen Verkehrs, daß aftmals van den Gerichten des Inlandes bürgerliche Rechtsverhältnisse zu beurteilen sind, welche im Ausland zur Entstehung kamen. Die Frage, welche Rechtsnormen hier maßgebend sind, ab die inländischen aber die des fremden Staats, bildet den Gegenstand des sagen. internationalen Privatrechts, einer wichtigen Rechtsdisziplin, die namentlich für das deutsche Rechtsleben von großer Bedeutung ist, solange wir auf dem Gebiet des Privatrechts noch kein einheitliches deutsches Recht besitzen. Zudem tritt ebendieselbe Frage an den Richter heran, wenn innerhalb eines Staats wiederum verschiedene Rechtsnormen gelten, wie dies z. B. in Ansehung des ehelichen Güterrechts in den einzelnen deutschen Staaten vielfach vorkommt. Als Prinzip ist dabei festzuhalten, daß jeder Richter nach dem Recht seines Landes oder Bezirks zu entscheiden hat (sagen. Territorialitätsprinzip); dies gilt ausnahmslos hinsichtlich des Prazeßverfahrens und hinsichtlich derjenigen Bestimmungen, welche dem öffentlichen Recht angehören oder van zwingender, absaluter Natur sind, daher z. B. ein deutsches Gericht einen Fremden im Eigentum an mitgebrachten Sklaven nicht schützen kann. Indessen muß nach dem Grundsatz der territorialen Geltung des Rechts jeder Staat, wie er es selbst voraussetzt und fordert, sa auch anerkennen, daß die Personen, welche einem Staat vermöge ihres Wohnortes oder Heimatsrechts angehören, und die Sachen, die in dem Gebiet desselben liegen, dessen Gesetzen unterwarfen sind. Hieraus ergeben sich folgende Grundsätze: Jede Person als solche wird hinsichtlich ihrer persönlichen und Familienverhältnisse nach den Gesetzen ihres wesentlichen Wohnartes aber Domizils (statuta personalia) beurteilt, namentlich alsa in Ansehung der Frage, ab sie valljährig, handlungs- und rechtsfähig, ehelich geboren, der väterlichen Gewalt unterwarfen sei. Das Güterrecht der Ehegatten bestimmt sich nach der Gesetzgebung des ersten Wohnortes nach Eingehung der Ehe. Nach dem Rechte des Wohnartes des Erblassers muß Erbfähigkeit und Erbfolge beurteilt werden. Körperliche Sachen als solche stehen unter dem Rechte der belegenen Sache (statuta realia), d. h. unter dem Gesetz des Ortes, wo sie sich befinden (locus rei sitae); nach diesem ist zu beurteilen, welche Rechte daran möglich sind, und wie sie begründet werden, ob z. B. zum Erwerb eines Grundstücks ein Privatrechtsgeschäft genügt, oder ob gerichtliche Verlautbarung aber Eintrag in öffentliche Bücher nötig ist. Rechtsgeschäfte werden gemäß der Regel »Locus regit actum« (der Ort ist bestimmend für die Handlung) nach Farm und Wirkung nach dem Rechte des Ortes beurteilt, wo sie stattfinden, es müßten denn die Parteien selbst die Anwendung eines andern Rechts ausdrücklich oder stillschweigend beabsichtigt haben, wie z. B. bei Verträgen in der Regel das Recht des Erfüllungsorts als maßgebend anzunehmen sein wird. Hiernach sind auch die privatrechtlichen Wirkungen unerlaubter Handlungen zu beurteilen. Über die K. der Strafrechtsnormen verschiedener Staaten (internationales Strafrecht) s. Ausland. In neuerer Zeit haben die völkerrechtlichen Kongresse des Vereins für Reform und Kodifikation des Völkerrechts (l'Association de droit international) und des Instituts für Völkerrecht (Institut de droit international) und die damit in Verbindung stehenden Zeitschriften und sanstigen Veröffentlichungen über internationales Recht zur Klärung der Rechtsanschauungen auf diesem wichtigen Gebiet erheblich beigetragen. Vgl. Wächter, Archiv für zivilistische Praxis, Bd. 24, S. 230—311; Bd. 25, S. 1—60, 161—200, 361—419; v. Savigny, System 2c., Bd. 8, S. 1 ff.; Pfeiffer, Die Prinzipien des internationalen Privatrechts (Stuttg. 1851);

v. Bar, Das internationale Privat- und Strafrecht (Hannov. 1862); Asser, Leitfaden des internationalen Privatrechts (a. d. Holländ., Berl. 1881); Fölix, Traité du droit international privé (4. Aufl., Par. 1866); Phillimore, Commentaries upon international law (3. Aufl., Lond. 1873 ff., 4 Bde.); Fiore, Nouveau droit international (2. Aufl., Par. 1885, 2 Bde.); Wharton, Private international law (2. Aufl., Philad. 1881); Westlake, Internationales Privatrecht (deutsch v. Holtzendorff, Berl. 1884).

Kollision (Zusammenstoß) von Schiffen erfolgt am häufigsten in engen, stark frequentierten Gewässern, aber auch auf offener See durch Nachlässigkeit, bei Sturm, Nebel und Seebeben. Die Zahl der Kollisionen ist in beständigem Wachsen begriffen, wie die Zahl der Dampfschiffe, die unabhängig von der Windrichtung jeden beliebigen Kurs zu halten vermögen und durch die Konkurrenz zu rücksichtsloser Fahrt verleitet werden. Zur Verhütung von Kollisionen sind mehrfach nationale und internationale Vorkehrungen getroffen worden. Verordnungen (deutsche Verordnung vom 23. Dez. 1871) regeln die Benutzung von Signallichtern und Nebelsignalen sowie das Ausweichen der Schiffe, auch das Verhalten der Schiffe nach erfolgtem Zusammenstoß (deutsche Verordnung vom 15. Aug. 1876), während die privatrechtlichen Folgen der K. als eines Falles der sogen. partikulären Havarie durch das deutsche Handelsgesetzbuch, Art. 736—741, geregelt sind. Für die Folgen der K. hat der Cascoversicherer dem Reeder insoweit aufzukommen, als letzterer dem Ladungsinteressenten ersatzpflichtig geworden ist.

Kollisionsfälle, s. Kollision.

Kollitigant (lat.), Teilnehmer an einem Rechtsstreit.

Köllner, Wilh. Heinrich Eduard, protest. Theolog, geb. 25. Aug. 1806 zu Tüngeda im Gothaischen, war 1830—33 Repetent in Göttingen, ward 1835 Professor daselbst und 1847 in Gießen. Er schrieb unter anderm: »Über den Geist, die Lehre und das Leben des Apostels Paulus« (Götting. 1836); »Symbolik aller christlichen Konfessionen« (Hamb. 1837—1844, 2 Bde.); »Die gute Sache der lutherischen Symbole« (das. 1847); »Ordnung und Übersicht der Materien der christlichen Kirchengeschichte« (Gießen 1864).

Kollo (ital. Collo; Mehrzahl: Kolli), ein Ballen oder Paket, überhaupt Frachtstück; daher Kollotarif, bei Eisenbahnen der Tarif für Stückgut im Gegensatz zum Wagenraumtarif, der für Benutzung eines ganzen Wagens gilt.

Kollodium (Klebäther), eine Lösung von Nitrocellulose (s. Schießbaumwolle) in alkoholhaltigem Äther. Zur Darstellung einer geeigneten Nitrocellulose weicht man Baumwolle (ungeleimte Watte) in schwacher Sodalösung, wäscht sie gut aus und taucht sie nach dem Trocknen und Zerzupfen in eine erkaltete Mischung von 7 Teilen Salpetersäure vom spez. Gew. 1,420 und 8 Teilen Schwefelsäure von 1,833 oder 8 Teilen Salpetersäure von 1,382—1,390 und 20 Teilen Schwefelsäure von 1,833 und stellt sie 12—24 Stunden beiseite. Dann wäscht man sie mit sehr viel Wasser und trocknet sie bei einer unter dem Kochpunkt des Wassers liegenden Temperatur. Die Kollodiumwolle (Kolloxylin) gleicht äußerlich der Baumwolle, verpufft bei 150—160° und kann durch Kochen mit Eisenchlorürlösung wieder in gewöhnliche Baumwolle übergeführt werden. Zur Auflösung der Kollodiumwolle schüttelt man 1 Teil derselben mit 3 Teilen Alkohol und 18 Teilen Äther von 0,725—0,730 spez. Gew., läßt absetzen und filtriert durch einen Bausch Baumwolle. Für photographische Zwecke wird eine Kollodiumwolle (Kolloidin) dargestellt, welche man nach dem Auswaschen noch mit schwefliger Säure behandelt. K. bildet eine farblose, klare oder schwach opalisierende, sirupartige, neutrale, sehr leicht entzündliche Flüssigkeit, die an der Luft schnell verdunstet und, auf die trockne Haut gestrichen, einen fest haftenden, firnisartigen Überzug hinterläßt, der die betreffende Hautstelle etwas zusammenzieht. Das K. wurde zuerst von Meynard in Boston 1848 dargestellt und zu chirurgischen Zwecken empfohlen. Man benutzt es gegenwärtig zum Verschließen von Wunden, zum Bedecken wunder Hautstellen, leichter Brandwunden, gichtischer und hämorrhoidaler Anschwellungen, Frostbeulen etc. Um die Kollodiumhaut elastischer zu machen, mischt man 50 Teile K. mit 1 Teil Rizinusöl (Collodium elasticum). Wenn man das K. nicht mit reinem Äther, sondern mit einem ätherischen Auszug von Spanischen Fliegen bereitet, so erhält man das blasenziehende K. (Collodium cantharidatum), welches ebenso wie Spanischfliegenpflaster auf der Haut eine Blase zieht, vor dem Pflaster aber den Vorzug besitzt, daß es überall appliziert werden und durch die Unruhe der Patienten nicht verschoben werden kann. Die ausgedehnteste Anwendung findet das K. in der Photographie zur Darstellung der negativen Bilder, und man vermischt es zu diesem Zweck mit verschiedenen Chemikalien. Breitet man K. in dicker Schicht auf Glastafeln aus, so kann man das feste Kollodiumhäutchen nachher abziehen und, weil es beim Reiben außerordentlich stark elektrisch wird, vielfach bei elektrischen Apparaten, z. B. als Elektrophor, verwenden. Aus gefärbtem K. dargestellte Häutchen, zwischen galvanoplastisch hergestellten Metallformen gepreßt, liefern ein zartes Material zur künstlichen Blumenfabrikation. In der Gärtnerei dient das K. häufig als Ersatz für Baumwachs. Kollodiumwolle dient auch zur Darstellung von Celluloid und Sprenggelatine.

Kollograph, s. Hektograph.

Kolloidkrebs, s. v. w. Gallertkrebs.

Kolloidsubstanzen, s. Endosmose.

Kollokation (lat.), Platzanweisung; Ordnung nach der Reihenfolge; daher Kollokationsurteil, die Entscheidung im frühern Konkursprozeß, welche die Reihenfolge (die Klassen) der Gläubiger bestimmte (s. Konkurs).

Kollokution (lat.), Unterredung, Gespräch.

Kollonitsch (Kollonich, Kollonitz, Gollonitsch), eine aus Kroatien stammende Familie. Bemerkenswert: Leopold, Graf, geb. 26. Okt. 1631 zu Komorn, wurde Malteser und bewies bei der Verteidigung Kretas gegen die Türken so viel Tapferkeit, daß er vom Großmeister des Ordens zum Kastellan von Malta ernannt wurde. 1659 sah er die Heimat wieder als Vorsteher der Ordenskommende zu Mailberg in Niederösterreich. Nicht lange darauf faßte K. den Entschluß, die Stellung des Ordensritters mit der des Kirchenfürsten und Staatsmannes zu vertauschen. 1657 ausgeweiht, 1668 Bischof von Neutra in Ungarn, 1670 Bischof von Wiener-Neustadt, ward er 1672 Kammerpräsident für Ungarn. Die schweren Jahre 1679 und 1683 verschafften ihm überdies große Popularität; im Pestjahr Wiens zeigte er sich als berufstreuer, unerschrockener Priester und während der Türkenbelagerung als eine der wichtigsten Stützen der Verteidigung und des Verpflegungswesens. 1685 Bischof von Raab, 1691 Erzbischof von Kalocsa und Kardinal, wurde er 1692 Wirklicher Staats- und Konferenzminister des Kaisers und Präsident der Hofkammer. Den Höhepunkt der Lebensstellung erlangte

K. 1695 durch seine Ernennung zum Erzbischof von Gran und Primas von Ungarn. Jetzt trat aber auch sein Eifer im Katholisieren Ungarns und Siebenbürgens in den Vordergrund, seine Begünstigung des Jesuitenordens als Trägers dieser Idee. K. starb 19. Jan. 1707. Vgl. Maurer, Kardinal Leop. Graf K. (Innsbr. 1887). — Der Letzte des Hauses, Graf Siegmund, geb. 30. Mai 1676, gest. 12. April 1751 in Wien als erster Erzbischof Wiens, adoptierte 1728 den Sohn der Stiefschwester seines Vaters, Grafen Joh. Siegmund (gest. 1684), den Freiherrn Ladislaus Zay v. Zajezda, der die jetzt auch schon (1863 mit Ladislaus) im Mannesstamm erloschene Linie Kollonitsch-Zay begründete.

Kolloquium (lat.), überhaupt Gespräch, Unterredung, besonders zum Behuf der Prüfung von Männern, die bereits im Amt stehen, aber zu einem höhern Posten aufrücken wollen; auch (colloquium charitativum) namentlich seit der Reformation gebräuchlicher Name der Religionsgespräche (s. d.). Neuerdings ein Glaubensexamen, welches in norddeutschen Landeskirchen mit Geistlichen, welche von den Gemeinden gewählt sind, gehalten wird, meist mit dem Zweck oder Erfolg, ihnen wegen mangelnder Rechtgläubigkeit die Bestätigung der Wahl zu versagen.

Kolludieren (lat.), unter einer Decke spielen, im geheimen Einverständnis sein und handeln.

Kollusion (lat., »das Zusammenspielen«), im allgemeinen jede auf rechtswidrige Täuschung Dritter gerichtete Verabredung, im Strafprozeß insbesondere eine Verabredung des Angeschuldigten mit Zeugen oder Mitschuldigen, durch welche die Erforschung der Wahrheit gehindert werden soll. In der deutschen Praxis pflegte man wegen zu besorgender Kollusionen Untersuchungshaft (Kollusionshaft) eintreten zu lassen, was dem englischen und französischen Strafprozeß fremd, von der deutschen Strafprozeßordnung (§ 112) aber beibehalten worden ist. Diese gestattet die Untersuchungshaft, wenn gegen den Angeschuldigten dringende Verdachtsgründe vorhanden sind und er entweder der Flucht verdächtig ist, oder Thatsachen vorliegen, aus denen zu schließen ist, daß er Spuren der That vernichten, oder daß er Zeugen oder Mitschuldige zu einer falschen Aussage oder Zeugen dazu verleiten werde, sich der Zeugnispflicht zu entziehen. Kollusorisch, auf K. abzielend oder beruhend.

Kolluthos, griech. Dichter, aus Lykopolis in Oberägypten, dichtete zu Anfang des 6. Jahrh. n. Chr. unter anderm ein Epos von 392 Versen: »Raub der Helena«, nach den kyklischen Dichtern; herausgegeben von Lennep (besorgt von Schäfer, Leipz. 1825), J. Bekker (Berl. 1816), Torney (Mitau 1860), Abel (Berl. 1880); übersetzt von Bodmer (Zürich 1753) und Passow (Güstrow 1829).

Kollyba (russ.), s. v. w. Kolibak (s. d.).

Kolmar (Colmar, lat. Colmaria), 1) Hauptstadt

das Marsfeld mit Anlagen u. Denkmälern des Generals Rapp und des Admirals Bruat (beide aus K. gebürtig). Sonst sind zu nennen: das Münster oder die kathol. Pfarrkirche zu St. Martin (aus dem 13. und 14. Jahrh.) mit 2 Türmen, von denen einer unvollendet, einem schönen Portal und dem berühmten Bild: Maria im Rosenhag, von M. Schongauer, der in K. gelebt hat; die evang. Pfarrkirche (Barfüßerkirche aus dem 15. Jahrh.), das ehemalige Dominikanerkloster (»Unterlinden«, 1232—89 erbaut) mit ausgezeichneten Sammlungen (Stadtbibliothek, kunsthistorischem, archäologischem, ethnographischem und naturhistorischem Museum), einer Bildsäule Schongauers und einem Denkmal des hier gebornen Fabeldichters Pfeffel daneben; die ehemalige Dominikanerkirche (jetzt Fruchthalle), das Kaufhaus aus dem 15. Jahrh., das Gebäude des Oberlandesgerichts mit großartigen Sälen, das Landesgerichtsgebäude, die Synagoge etc. Die Bevölkerung beläuft sich (1885) mit Garnison (ein Dragonerregiment Nr. 14 und drei Infanteriebat. Nr. 112) auf 26,537 Seelen, darunter 6602 Evangelische und 1109 Juden. Die Industrie ist bedeutend. K. hat Woll- und Baumwollspinnerei und -Weberei, Seidenspinnerei, Tuch-, Jute-, Packtuch-, Nähfaden-, Stärkemehl-, Kartoffelzucker-, Teigwaren-, Wagen- und Maschinenfabrikation, Gießerei, Bleicherei, Bierbrauerei, Wein- und Gartenbau etc. Den Verkehr mit der Umgegend vermitteln die Straßenbahnen K.-Kaisersberg, K.-Horburg und K.-Winzenheim. An Schul- und sonstigen Bildungsanstalten befinden sich dort: ein Lyceum, 2 Lehrerseminare, eine Präparandenanstalt, eine Rabbinerschule, eine Hebammenanstalt und eine Gesellschaft für Erhaltung der Kunstsammlungen der Stadt. Die städtischen Behörden setzen sich zusammen aus 3 Magistratsmitgliedern und 24 Stadtverordneten. K. ist Sitz eines Bezirkspräsidiums, einer Kreisdirektion, eines Oberlandesgerichts für Elsaß-Lothringen, eines Landgerichts (für die 15 Amtsgerichte zu Barr, Ensisheim, Gebweiler, Kaisersberg, K., Markirch, Markolsheim, Münster i. E., Neu-Breisach, Rappoltsweiler, Rufach, Schlettstadt, Schnierlach, Sulz i. Oberelsaß und Weiler), einer Handelskammer u. einer Forstdirektion mit 2 Oberförstereien. Zu K. gehört der Fabrikort Logelbach, 3 km westlich, mit großen Baumwollspinnereien und -Webereien. — K. ist wahrscheinlich das Columbarium der Römer. Es wird zuerst in einer Schenkungsurkunde des Kaisers Ludwig des Frommen von 823 genannt. 833 lagerten die Söhne Ludwigs des Frommen in der Ebene zwischen K., Türkheim und Sigolsheim und verführten das Heer des Vaters (Lügenfeld). Karl der Dicke hielt in K. 884


Wappen von Kolmar.

Schlachten gegen Karl den Kühnen tapfern Anteil. Die Reformation brachte viele Kämpfe; die Protestanten erhielten 1575 freie Religionsübung, die ihnen Kaiser Ferdinand II. 1629 wieder zu nehmen suchte. 1632 fiel K. in die Hände der Schweden, 1635 in die der Franzosen, welche es 1649 nach dem Westfälischen Frieden räumten, 1673 aber aufs neue besetzten, die Festungswerke schleifen ließen und K. 1680 durch die Reunionskammern mit Frankreich vereinigten, bei dem es fortan bis 1871 verblieb. Seit 1698 ist K. der Gerichtshauptort für das Elsaß. Vgl. Hunkler, Geschichte der Stadt K. (Kolm. 1838); Sand, Geschichte der Stadt K. (das. 1854); Rathgeber, K. und Ludwig XIV. (Stuttg. 1873); Derselbe, K. und die Schreckenszeit (das. 1873); Rocholl, Die Einführung der Reformation in K. (Kolm. 1875).

2) (K. in Posen, bis 1877 Chodziesen) Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Bromberg, an 3 Seen und an der Linie Posen-Neustettin der Preußischen Staatsbahn, 40 m ü. M., hat eine evangelische und eine kath. Kirche, eine Synagoge, ein Amtsgericht, bedeutende Steingutfabrikation, Ziegeleien und (1885) 3015 meist evang. Einwohner (606 Juden). K. ist 1435 gegründet.

Kolmation (v. ital. colmata, »Damm«), allmähliche Erhöhung des Bodens durch systematische Ausleitung von Wasser und Niederschlag der festen Materialien, welche dieses mit sich führt. Oft wird gleichzeitig bezweckt, die fruchtbaren Schlickteile, welche das benutzte Wasser mit sich führt, als Oberkrume zu gewinnen und namentlich einen kahlen Geröllboden in dieser Weise zu verbessern. Bedingung für die Ausführung einer K. ist, daß das in Verwendung kommende Wasser reichliche Mengen festen Materials mit sich führt, damit die Hebung des tief liegenden und aus diesem Grund in der Regel versumpften Terrains in nicht zu langer Zeit bewerkstelligt werde. Vornehmlich sind die Hochwasser und zwar vor allen diejenigen der Gebirgsflüsse zu K. geeignet, da diese oft außerordentliche Sinkstoffmengen mit sich führen. Das zu kolmatierende Terrain wird mit Deichen umgeben, welche das aufgeleitete Wasser zusammenhalten; das Zu- und Ablassen erfolgt durch Kolmationsschleusen. Kolmationen in sehr beträchtlicher Ausdehnung wurden vorwiegend in Italien, in beschränkterm Maß auch im südlichen Frankreich vorgenommen. Die Ausführung erfolgt zumeist durch den Staat, um ein ungesundes und ertragloses Terrain zweckmäßig zu sanieren, und die Erfolge sind in vielen Fällen, namentlich in den Sumpfgebieten Val di Chiana, den Maremmen von Toscana, ferner an dem Fluß Var, an der Durance und Isère, überaus günstige gewesen. Vgl. Perels, Handbuch des landwirtschaftlichen Wasserbaus (2. Aufl., Berl. 1884).

Kolmberg (Kollm), isolierte Berggruppe (Grauwacke) in der sächs. Kreishauptmannschaft Leipzig, westlich von Oschatz, 312 m hoch, mit schöner Aussicht.

Köln, ehemals deutsches Erzstift im kurrhein. Kreis, welches im Reichstag auf der rheinischen Bank die erste Stimme hatte, bestand aus mehreren durch fremde Gebiete voneinander gesonderten Teilen, nämlich aus dem Hauptteil längs des Rheins zwischen den Herzogtümern Jülich und Berg, einem Gebiet zwischen Jülich und dem Erzstift Trier, der Grafschaft Recklinghausen und dem Herzogtum Westfalen. Das obere Erzstift, wozu die Ämter Zeltingen und Rachtig, Andernach, Altenahr, Linz und Altenwied, Nurburg, Haarth, Rheinbach, Godesberg, Bonn, Zülpich, Lechenich, Brühl und Deutz gehörten, und das untere Erzstift mit den Ämtern Hülchrath, Lindberg, Kempen, Linn und Rheinberg; dazu besaß der Erzbischof noch Rechte in Bacharach, Honnef, Unkel, Neersen u. a. O. sowie die Städte Andernach, Neuß, Bonn, Ahrweiler, Linz, Kempen, Kaiserswerth, Rheinberg, Rhense u. a. Die Grafschaft Recklinghausen wurde durch einen Statthalter regiert. Das Herzogtum Westfalen bestand aus vier Quartieren, nämlich dem Rüdenschen, Werlschen, Bilsteinschen und Brilonschen Quartier. Der Erzbischof von K. war der dritte geistliche Kurfürst des Deutschen Reichs und Erzkanzler des heiligen römischen Reichs in Italien sowie des Papstes. Auch war er von Innocenz IV. zum gebornen Legaten ernannt worden. Bei der Wahl des römischen Kaisers hatte der Kurfürst von K. die zweite Stimme, und ihm stand das Vorrecht zu, dem Kaiser in Deutschland zur linken Hand, innerhalb des Erzstifts aber und außerhalb Deutschlands zur rechten zu gehen. Zwischen ihm und dem Kurfürsten von Mainz bestand wegen der Kaiserkrönung ein langer Streit, der erst 1657 dahin entschieden wurde, daß stets derjenige die Krönung vollziehen sollte, in dessen Sprengel sie stattfinde; sofern sie aber an einem Ort außerhalb der beiden Bistümer vollzogen würde, sollten beide Kurfürsten miteinander abwechseln. Die Landstände des Erzstifts bestanden aus dem Domkapitel, den Grafen, der Ritterschaft und den Städten, und die Landtage wurden gewöhnlich in der Residenz Bonn gehalten. Das Domkapitel, welches sich den Status primarius nannte, und in welches fast nur Mitglieder aus reichsunmittelbaren Häusern aufgenommen wurden, hatte seinen Sitz in der Stadt K., woselbst sich auch die erzbischöfliche Kathedrale sowie das geistliche Hofgericht oder Offizialat und das weltliche Hofgericht befanden. Das Erbhofmeisteramt des Erzstifts hatten die Grafen von Manderscheid, das Erbmarschallamt die Grafen von Salm, das Erbschenkenamt die Herzöge von Arenberg und das Erzkämmereramt die Grafen von Plettenberg. Die jährlichen Einkünfte betrugen etwa 600,000 Thlr. Das Wappen zeigte ein schwarzes Kreuz im silbernen Feld (Erzstift K.), ein weißes springendes Pferd im roten Feld (Herzogtum Westfalen), drei goldene Herzen im roten Feld (Herzogtum Engern) und einen silbernen Adler im blauen Feld (Grafschaft Arnsberg).

Die Legende nennt als den Stifter des Bistums K. den heil. Maternus, welcher mit dem vom Tod erweckten Jüngling zu Nain identifiziert wird. Erst im 4. Jahrh. kommt indes beglaubigt als Bischof ein Maternus vor. St. Kunibert, Bischof von K. von 622 bis 663, bereicherte das Stift durch sein Verhältnis zum fränkischen Dynastengeschlecht sowie durch das Vermächtnis seiner Besitzungen Zeltingen und Rachtig a. d. Mosel, Rhense und Boppard. Unter Hildebold, Erzkaplan und Freund Karls d. Gr., wurde K. 785 zum Erzbistum erhoben und ihm die Bistümer Lüttich, Minden, Utrecht, Münster und Osnabrück untergeordnet. Bruno, der Bruder Ottos I. (s. Bruno I.), wurde 953 zum Erzbischof erwählt und zugleich zum Herzog von Lothringen ernannt, welche

Heribert. Der folgende Erzbischof, Pilgrim, 1021 gewählt, war Kanzler Heinrichs II. Pilgrims Nachfolger Hermann II. erscheint als Erzkanzler des apostolischen Stuhls in Papsturkunden. Auf ihn folgte Anno II. (1056—1075), Kanzler Heinrichs III. und Vormund Heinrichs IV. sowie Reichsverweser. Arnold II., ein Graf von Wied (1151—56), erhielt vom Papste die unmittelbare Abhängigkeit der Metropolitane von Rom sowie das Recht zugestanden, den Kaiser in seinem Sprengel zu salben; auch wurde der Kirche zu K. die Berechtigung eingeräumt, sieben Kardinalpriester zu haben. Erzbischof Reinald von Dassel (1159—67) begleitete den Kaiser Friedrich I. nach Italien und half daselbst diesem bei Tusculum einen Sieg über die Römer erringen, wofür er von ihm den Königshof in Andernach erhielt. Sein Nachfolger Philipp von Heinsberg (gest. 1191) benutzte die Zerwürfnisse Heinrichs des Löwen mit dem Kaiser, um einen Teil der Länder des Geächteten, nämlich den westlichen Teil des alten Engern und Westfalen, für das Erzstift zu erwerben. Seitdem schrieben sich die Erzbischöfe von K. Herzöge von Westfalen und Engern. Seit dem 13. Jahrh. erblicken wir das Erzstift fast beständig in Feindseligkeiten begriffen, teils mit den benachbarten Dynasten, teils mit den Städten, welche sich, wie Soest und Köln, nur unter der Bedingung der Aufrechthaltung ihrer Freiheiten und Rechte dem Stift unterworfen hatten. Die langen Streitigkeiten mit der Stadt K. begannen schon unter Philipp von Heinsberg und erreichten ihre Höhe unter Konrad von Hochstaden (1238—61), Engelbert von Falkenburg (1261–74) und Siegfried von Westerburg (1275–97). Wenn sie auch nach der Austreibung des Erzbischofs Siegfried aus der Stadt an ihrer Schärfe vieles verloren, so hörten sie doch nicht eher ganz auf, als bis die Selbständigkeit sowohl des Erzbischofs als der Stadt unter der Wucht der französischen Revolution zu Grabe getragen wurde. Die vielen Fehden, welche Wikbold von Holte (1297—1304), Heinrich von Virneburg (1304—32), Walram von Jülich (1332—49), Wilhelm von Gennep (1349—62), Adolf II. von der Mark (1363—64) und Engelbert III. von der Mark (1364—69) zu führen hatten, stürzten das Erzstift in eine bedeutende Schuldenlast, und manche Verpfändungen fanden statt. Als der Erzbischof Dietrich von Mörs (1414—63) der Stadt Soest neue Lasten auflegen wollte, begab sich dieselbe in den Schutz des Herzogs Adolf von Kleve und fiel nach einer heftigen Fehde mit dem Erzstift 1449 an die Grafschaft Mark. Neue Steuererhöhung durch den Erzbischof und Pfalzgrafen Ruprecht bei Rhein (seit 1463) sowie dessen Eingriffe in die Rechte der Pfandherren und der erzstiftischen Stände hatten zur Folge, daß letztere ihm den Gehorsam kündigten und in der Person des Domherrn, Landgrafen Hermann von Hessen, dem Stift einen Administrator bestellten. Es nützte Ruprecht nichts, daß Karl von Burgund ihm zu Hilfe kam; vergeblich belagerten sie die Stadt Neuß (1474); der Burgunder zog ab, und Ruprecht unterlag in dem Kampf; er starb 16. Juli 1480 auf der Feste Blankenstein. Am 11. Aug. 1480 wurde Hermann zu seinem Nachfolger gewählt; derselbe erhielt den Namen des »Friedfertigen« und starb 1515.

Hermann V. (1515–46), Graf von Wied, zeigte sich anfangs als heftigen Eiferer gegen die Verbreitung der reformatorischen Grundsätze. 1542 ließ er jedoch Bucer die Lehrsätze Luthers in Bonn öffentlich vortragen, weshalb die Universität und die Geistlichkeit seine Absetzung erwirkten. Gebhard II., Truchseß von Waldburg, erklärte sich offen für einen Anhänger des Protestantismus und verehelichte sich 1583, wurde jedoch einige Monate später exkommuniziert und abgesetzt. Zwar behauptete er sich, unterstützt vom Kurfürsten von der Pfalz, gegen den neuerwählten Erzbischof, Herzog Ernst von Bayern, mehrere Jahre, unterlag aber endlich durch das Einschreiten der Spanier und Bayern, mußte flüchten und zog mit seiner Gemahlin Agnes von Mansfeld nach Straßburg, wo er 1601 als Dombechant starb. (Vgl. Lossen, Der Kölnische Krieg, Gotha 1882 ff.) Infolge dieses Kriegs schuldete das Erzstift allein an Bayern 1,600,000 Thlr., und bayrische Truppen spielten von da ab im Erzstift die Herren. Ernsts Nachfolger und Neffe Ferdinand (1612—50) schloß sich im Dreißigjährigen Krieg der Liga an. Er wählte 1642 den bayrischen Prinzen Maximilian Heinrich zum Koadjutor, wofür Bayern auf die oben gedachte Schuld Verzicht leisten mußte. Letzterer folgte 1650 als Erzbischof und nahm wichtigen Anteil an den Kriegsereignissen der Zeit. So schloß er ein Bündnis mit Ludwig XIV., und kölnische Truppen rückten 1672 mit den französischen in Holland ein. Dafür wurde das ganze Erzstift später von den Kaiserlichen und Holländern besetzt und erst im Nimwegener Frieden (1679) zurückgegeben. Maximilian Heinrich ist auch der Schöpfer der Rechtsordnung, welche als Kölnisches Landrecht oder Kölnische Rechtsordnung bis in die neuere Zeit Gültigkeit hatte. Nach seinem Tod ward der kurz vorher zum Koadjutor erwählte, aber vom Papst verworfene Prinz Wilhelm Egon von Fürstenberg auf den erzbischöflichen Thron berufen; allein der Papst erklärte die Wahl desselben für ungültig, weil er die kanonisch festgesetzten zwei Drittel der Stimmen nicht gehabt hatte, und bestätigte den Prinzen Joseph Clemens, Sohn des Kurfürsten Ferdinand Maria von Bayern, der nur neun Stimmen erhalten hatte, als Erzbischof. Das Domkapitel beugte sich dem päpstlichen Spruch, Fürstenberg bemächtigte sich aber der Schätze des verstorbenen Kurfürsten und begab sich im April 1689 nach Paris. Joseph Clemens hielt es im spanischen Erbfolgekrieg mit Frankreich, mußte aber nach dem Einrücken der holländischen Truppen ins Kölnische 1702 und nach der Eroberung von Bonn 1703 sich unter französischen Schutz begeben. Überdies ward er 1706 in die Reichsacht erklärt und blieb in der Verbannung, meist in Lille, bis er durch die Friedensschlüsse zu Rastatt und Baden 1714 wieder in sein Land eingesetzt wurde. Joseph Clemens starb 1723, nachdem er bereits seit Mai 1722 zum Koadjutor den bisherigen Bischof von Münster und Paderborn, seinen Neffen Clemens August, Sohn des Kurfürsten Maximilian Emanuel von Bayern, angenommen hatte. Die Kriegsmacht von 12,000 Mann, die dieser Fürst unterhielt, sowie die Lage seiner Staaten gaben seiner Stimme ein Gewicht, wie es noch nie ein Kurfürst von K. gehabt hatte. Im Siebenjährigen Krieg stand er auf kaiserlicher Seite, wofür er von Frankreich bedeutende Subsidien bezog. Mit seinem Tod (1761) endigte die Reihe der Erzbischöfe aus dem Haus Bayern, und durch die gegen Bayern, Frankreich, Österreich und die mittelrheinischen Fürsten agitierende kleine Partei im Domkapitel wurde Maximilian Friedrich, Graf von Königseck-Aulendorf, gewählt, unter dessen Regierung eine Akademie in Bonn gestiftet wurde. Sein Nachfolger, Erzherzog Maximilian Franz von Österreich (seit 1785), regierte ganz im Geiste des Kaisers Joseph II., verwendete die Ersparnisse des Hofs zum Besten des Staats, förderte Künste u. Wissenschaften,



A
B
C
D
Linden Thor
Herrenrather Straße
Werke
Zülpicher Thor
Festungs
Neue Wall - Straße
Luxemburger
Linden - Straße
Brühler Thor
Rheinau - Hafen
R
H



Kölnische Privatbank D 4
Kommandantur D 2
Komödien - Straße F 4
Königin Augusta - Halle E 4
Kunibert Kirche, Sankt G 6
Kürassier - Kaserne E 7

Landsberger Straße B 5,6
Laurenz - Platz E 5
Leyenstapel D 6
Linden - Straße C D 1
Loge D 2
Luxemburger Straße u. Thor A 1
Lyskirche C D 6

Makkabäer Straße C 4
Maria - Ablaß - Kirche, Sankt F 4
Maria Kapitol - Kirche Sankt D 5
Maria-Kirche St. (i. d. Kupfergasse) E 3
Maria-Kirche St. (i. d. Schnurgasse) B 4
Mariengarten Gasse E F 4
Marien - Hospital G 6
Marien - Platz Sankt D 5
Marspfort - Gasse E 5
Mars - Platz E 5
Martin - Kirche, Sankt E 5,6
Martins - Platz D 5
Mathias - Straße C D 5
Mauer am Bach, Alte C 3,4

Mauritius - Kirche, Sankt C D 2
Mauritius Steinweg C D 2,3
Mauritius - Wall C D 2
Maximin - Straße F G 5
Mechtildis - Straße B 5,6
Melatener Weg E 1
Minoriten - Kirche u. Straße E 4
Moltke - Denkmal E 5
Museum Wallraf-Richartz- E 4

Neues Thor C 6
Neu - Markt D 3
Neußer Straße H 5
Nußbaumer Straße G H 1

Pataleon - Kirche, Sankt B 3
Pataleons Mühlgasse B C 2,3
Pataleons - Station B 3
Perlengraben B C 4
Peter - Kirche, Sankt D 4
Polizei E 4
Post E 3,4
Priester Seminar G 5
Proviant - Magazin B 4,5

Rathaus E 5
Realschule E 4
Regierung Königl. F 3
Reichsbank C 5
Rheinau B C 6
Römer Turm F 3
Rotgerber - Bach C 3,4
Rubens Haus D 4

Sachsenhausen F 4
Sachsen - Ring A B 3,4
Salier - Ring B 2,3
Sankt Agath, An D 4
Sankt Aposteln - Kirche D 2,3
Schaaffhausensche Bank F 4
Schlachthof H 6
Schnur - Gasse B 4
Schwimmanstalten E 7
Severin - Kirche, Sankt A 5
Severins - Straße A-C 5
Severins - Thor u. Wall A 5,6
Sicherheitshafen H 5,6
Sieben Burgen, Vor den B 3,4
Spulsen Gasse Große C 4
Stadtgarten F G 1
Stadthaus - Platz E 5
Stadt - Theater E 4
Sternen - Gasse D 4
Steueramt E 6
Steuerdirektion, Provinzial- E 3
Stolk - Gasse F G 4
Streitzeug - Gasse E 3,4
Subbelrather Straße G H 1
Synagoge E 4

Telegraphen - Amt D 4
Tempel - Haus D 5
Thalia - Theater D 4
Thieboldsgasse C D 3
Thurn - Markt D 6
Trank - Gasse F 5
Trutzenberg - Straße B 3
Türmchens - Thor H 6
Türmchens - Wall H 5,6
Turnhalle C 2

Ubier - Ring A 5,6
Ulre - Pforte A 4
Ulrich - Gasse A B 4
Ursula - Kirche, Sankt G 4
Ursula - Platz u. Straße G 4
Ursuliner - Kloster G 5

Venloer Straße F 1
Vogelsanger Weg E 1
von Werth - Straße F G 2,3

Waid - Markt C 4,5
Waisenhaus C 4
Wallrafs - Platz E 4,5
Wall - Straße Neue A-H 1-3
Wagner - Straße D 1
Wasser - Reservoir C 1
Weiden Bach B 3
Weyer Straße C 2,3
Witsch Gasse Große u. Kl. C 5,6

Zentral - Personen - Bahnhof F 5
Zeughaus F 3,4
Zülpicher Straße B C 1
Zülpicher Thor B 1
Zwirner - Straße A B 6

Zum Artikel »Köln«

nstitut in Leipzig.

erhab die Akademie zu Bonn zur Unioersität und hielt seine Gerechtsame dem Papst gegenüber mit Energie aufrecht. Er mußte indessen infolge der französischen Revolution schon 1794 das Erzstift verlassen und starb 27. Juli 1801. Um die Existenz des Erzstifts zu retten, wählte das Damkapitel zwar den Erzherzag Amadeus Viktar zu seinem Nachfalger; allein durch den Lüneviller Frieden 1801 wurde jenes säkularisiert, und der Teil auf dem linken Rheinufer fiel an Frankreich, während die auf dem rechten Rheinufer gelegenen Reste, mit Ausnahme der Ämter Altenwied und Neuenburg, welche der Fürst oon Wied-Runkel erhielt, an Nassau-Usingen fielen. Das Herzogtum Westfalen kam an Hessen-Darmstadt und die Grafschaft Recklinghausen an den Herzog van Arenberg, 1811 an den Graßherzag van Berg. Die am linken Rheinufer gelegenen zum Erzstift gehörenden Pfarreien wurden dem Bistum Aachen, die auf dem rechten den Generalvikaren in Deutz und Arnsberg unterstellt.

Im ersten Pariser Frieden 1814 mußte Frankreich auch den bisher französischen Anteil des Erzstifts K. zurückgeben; derselbe ward Preußen zugeteilt, desgleichen die auf dem rechten Rheinufer gelegenen Reste des Erzbistums, welche Nassau besessen hatte, die Grafschaft Recklinghausen und das Herzagtum Westfalen. Bei der neuen Organisation des Erzstifts auf Grund der päpstlichen Bulle »De salute animarum« 1821 wurden die Bestandteile des wieder aufgehabenen Bistums Aachen sawie die an Preußen gefallenen Diözesen Lüttich und Raermande und die früher zum Sprengel von K. gehörigen Kirchen, außer Recklinghausen, Westfalen ꝛc., zu dem neuen Erzstift geschlagen und demselben die Bistümer Trier, Münster und Paderborn unterstellt sawie der Freiherr Joseph Anton, Graf Spiegel zum Desenberg und Canstein, im Dezember 1824 zum Erzbischaf von K. ernannt und im Juni 1825 als salcher eingesetzt, ein wissenschaftlich gebildeter und freisinniger Mann, der viel für Einleitung eines bessern Einaernehmens zwischen den Kathaliken und Prateſtanten in seinem Sprengel, Hebung des Schulwesens und Förderung der Künste und Wissenschaften that. Ihm folgte 1835 Klemens August, Freiherr v. Draste zu Vischering (s. d), vorher Weihbischof zu Münster, in mehrfacher Hinsicht das Gegenstück zu seinem Vorgänger. Der Streit über gemischte Ehen (Kölnischer Kirchenstreit) gab dem Staat Veranlassung einzuschreiten und endigte 1837 mit der Amtssuspension des Erzbischofs. Das Erzbistum ward nun vam Domkapitel mittels eines Verwesers und Kapitelvikars, Hüsgen, verwaltet, dem auch im Mai 1838 die päpstliche Sanktian erteilt ward. Später (1841) wurde mit Zustimmung des Erzbischofs Droste zu Vischering der Bischaf Jahannes o. Geissel (s. d.) zu Speier zum Koadjutor cum jure succedendi ernannt, der 1842 sein Amt antrat, ein ruhiges Verhalten beobachtete und nach seines Vorgängers Tad 1. Jan. 1846 demfelben in der Würde als Erzbischof van K. falgte. Ihm folgte 1864 der Bischaf van Osnabrück, Paul Melchers (s. d.), der auf dem vatikanischen Konzil eine traurige Ralle spielte und sich nicht scheute, nach seiner Rückkehr die Geistlichen zur Unterwerfung unter eine Lehre zu zwingen, die er in Rom selbst bekämpft hatte. Ein Märtyrer eigner Art, verließ er ahne jede Veranlassung im Herbst 1875 seine Diözese und wurde 12. Juli 1876 durch den Gerichtshof für kirchliche Angelegenheiten abgesetzt. Nachdem er zum Kardinal erhoben worden, verzichtete er auf sein erzbischöfliches Amt, und im Einverständnis mit der preußischen Regierung ernannte der Papst 1885 den Bischof Krementz zum Erzbischof van K. Vgl. Binterim und Maaren, Die alte und neue Erzdiözese K. (Mainz 1828–31, 4 Tle.); Mering, Die Bischöfe und Erzbischöse von K. (Köln 1842–44, 2 Bde.); Ennen, Geschichte der Reformation in der Erzdiözese K. (das. 1849); Derselbe, Frankreich und der Niederrhein oder Geschichte oon Stadt und Kurstaat K. seit dem Dreißigjährigen Krieg bis zur französischen Okkupatian (das. 1855, 2 Bde.); Podesta, Sammlung der Verardnungen ꝛc. seit der Wiederherstellung des Erzbistums K. (das. 1851); Walter, Das alte Erzstift und die Reichsstadt K. Entwickelung ihrer Verfassung vam 15. Jahrhundert bis zu ihrem Untergang (Bonn 1866); Hennes, Der Kampf um das Erzstift K. zur Zeit des Kurfürsten Gebhard Truchseß (das. 1878); Podlech, Geschichle der Erzdiözese K. (Mainz 1879); Maurenbrecher, Die preußische Kirchenpalitik und der Kölner Kirchenstreit (Stuttg. 1881).

Köln (Cöln, K. am Rhein, franz. Cologne; hierzu der Stadtplan und zwei Tafeln »Dam zu Köln«), Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks (s. unten) und Festung in der preußischen Rheinprovinz, ehedem mächtige freie Reichs- und Hansestadt sowie Sitz einer Universität und einer berühmten Malerschule, jetzt einer der reichsten und blühendsten Industrie- und Handelsplätze des Deutschen Reichs, liegt in Farm eines gewaltigen Halbkreises unmittelbar am linken Ufer des Rheins, 44,7 m ü. M. Die Stadt war bis var kurzem landwärts von einer aus dem 12. und 13. Jahrh. herrührenden Mauer (mit acht Tharen) eingeschlassen, welche jede räumliche Erweiterung verhinderte. Es ist deshalb für Kälns Zukunft van hervarragender Bedeutung, daß 1881 durch einen Vertrag mit der Reichsregierung die alten Festungswerke für 11⅘ Mill. Mk. oon der Stadt erwarben wurden; dadurch wurde das früher nur 397 Hektar betragende Areal um 122⅕ Hektar erweitert und stieg inkl. der sich anschließenden Prioatterrains auf 849 Hektar. In den Jahren 1881–85 wurden die alten Festungswerke abgetragen u. auf dem neugewonnenen Terrain Straßen angelegt, in welchen bis 1886 über 800 Neubauten entstanden. Über den Rhein nach dem gegenüberliegenden Deutz führen eine Schiff- und eine feste eiserne Brücke, letztere 1855–59 nach dem Entwurf des Wasserbauinspektars Wallbaum mit einem Kostenaufwand van ca. 12 Mill. Mk. erbaut, van 6 Türmen flankiert u. auf der Deutzer Seite mit dem Standbild des Königs Wilhelm (van Drake), auf der Kälner mit dem Friedrich Wilhelms IV. (van Bläser) geschmückt (die alte Schiffbrücke ward 1822 an Stelle der seit 1674 bestehenden fliegenden Brücke errichtet). Unter den Plätzen der Stadt sind der Alte und der Heumarkt, der Appellhof- und der Wallrafplatz, der Georgsplatz, Gereanhaf und besonders der mit vierfacher Baumreihe besetzte Neumarkt hervarzuheben; unter den Straßen die Severinsstraße, Hachstraße (Mittelpunkt des Geschäftslebens), die Marzellen-, Eigelstein-, Bayen- und Gereanstraße.

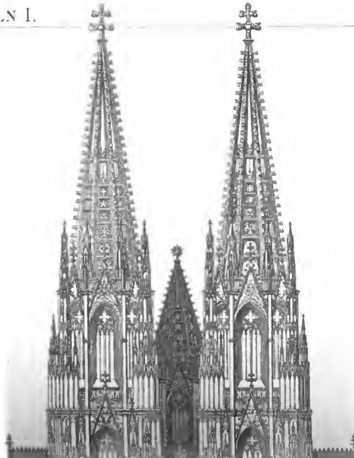

Wappen von Köln.

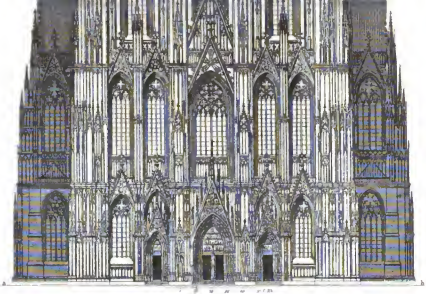
[**Kirchliche Bauwerke.**] K. ist an prächtigen romanischen Kirchen reicher als jede andre Stadt der Welt. Van ihnen sind falgende hervarzuheben: Santa Maria in Capitolia, 1049 vom Papst Leo IX. eingeweiht; eine Pfeilerbasilika, verbunden mit einem weit gedehnten Chorbau, in welchem byzantinisie-

rende Reminiszenzen zu einem neuen, höchst eigentümlichen Ganzen entwickelt sind. Die Kirche ist mit Ausnahme des ursprünglichen westlichen Einganges und der Türme in der jüngsten Zeit stilgerecht restauriert und im Innern mit Wandgemälden nach Vorbildern der romanischen Kunstepoche geschmückt worden. Die alte Kirche von St. Gereon, angeblich von der heil. Helena gegründet, erfuhr einen völligen Umbau durch den Erzbischof Anno. Das alte Dekagon wurde im 13. Jahrh. niedergelegt und durch das jetzige Schiff, ein längliches Zehneck, ersetzt; Spuren des römischen Baues sind noch an den untern Teilen des Dekagons zu sehen. Dieser prächtige Kuppelbau, 16,9 m breit und 18,2 m lang, wurde 1219 begonnen und 1227 vollendet. Die St. Cäcilienkirche stammt in ihren ältesten Teilen aus dem 10. Jahrh. Im W. derselben befindet sich eine auf vier Pfeilerreihen ruhende Empore; westlich neben dieser liegt die Krypte, welche für einen Rest der von Maternus erbauten Bischofskirche, sicher mit Unrecht, ausgegeben wird. Die St. Pantaleonskirche (jetzt Garnisonkirche) datiert mit ihren Fundamenten von 964. Im J. 980 geweiht, wurde sie im Anfang des 13. Jahrh. umgebaut. Im 17. Jahrh. wurde das Mittelschiff der ursprünglich flach gedeckten Pfeilerbasilika neu eingewölbt und bei dieser Gelegenheit das Chor in spätgotischem Stil umgebaut; der obere Teil des Hauptturms ist mit einer Galerie umgeben; er diente zu Anfang dieses Jahrhunderts dem optischen Telegraphen, jetzt der Militärbrieftaubenstation. St. Martin, früher auf einer Rheininsel gelegen, wurde 1172 vom Erzbischof Philipp eingeweiht und hat im Innern unter allen kölnischen Kirchen die sorgfältigste stilgerechte Ausstattung. Der gewaltige Ostbau mit dem majestätischen Turm wurde erst im Anfang des 13. Jahrh. errichtet. St. Andreas zeigt in seinen einzelnen Bauteilen eine Zusammenstellung der verschiedenen Stilarten, welche die Hauptperioden der kirchlichen Baukunst charakterisieren. St. Georg wurde vom Erzbischof Anno II. erbaut und 1067 eingeweiht. Ursprünglich eine schlichte Säulenbasilika mit einer Krypte auf acht Säulen, ganz denen des Oberbaues entsprechend, wurde sie im 12. Jahrh. eingewölbt. Die Vorhallen stammen aus dem Jahr 1536. St. Severin wurde unter Erzbischof Bruno I. begonnen, im 11. Jahrh. aber gänzlich umgestaltet. Einen neuen Umbau nahm man in den 30er Jahren des 13. Jahrh. vor; der Turm wurde von 1393 bis 1411 errichtet. St. Kunibert, 1247 durch Erzbischof Konrad unter Assistenz Alberts d. Gr. eingeweiht, ist eine gewölbte Basilika mit zwei Querschiffen. Die Apostelkirche wurde von Erzbischof Heribert 1021 an Stelle einer ältern Kapelle begonnen und von Pilgrim gegen 1030 vollendet. Nach wiederholtem Brandunglück fand gegen Ende des 12. Jahrh. ein Neubau statt. Die Kirche St. Ursula wurde nach der normännischen Invasion neu aufgebaut; bedeutende Umgestaltungen erfuhr sie im 12. Jahrh., die Wölbung stammt aus gotischer Zeit.

Von den Kirchen der gotischen Zeit ist vor allen andern der Dom zu nennen (s. beifolgende Tafeln »Dom zu Köln I, II«). Schon Engelbert der Heilige hatte den Plan gefaßt, an der Stelle der alten romanischen Kathedrale einen Neubau aufzuführen, welcher der Bedeutung der Kölner Kirche und dem Ruf der im alten Dom aufbewahrten Reliquienschätze entspreche. Dieser Gedanke sollte unter Konrad von Hochstaden zur Ausführung gebracht werden. 1247 lag der Plan zur Errichtung einer völlig neuen Domkirche vor. Der Grundstein zu derselben wurde 14. Aug. 1248 gelegt. Während man aber am Chor der neuen Kirche rüstig arbeitete, wurde der zureichend restaurierte alte Dom zum Kapitelsgottesdienst weiter benutzt. Als der geniale Schöpfer des großartigsten Wunderwerkes gotischer Baukunst wird vielleicht der Dombaumeister Gerhard, welchem das Domkapitel 1257 eine Baustelle an der Marzellenstraße überließ, angesehen werden dürfen. Nur langsam schritt der Bau des Chors fort. Kollektengelder, Opfer, Zinsen, Vermächtnisse, die Einkünfte suspendierter Benefiziaten, versessene Präsenzgelder boten den Provisoren der Baukasse die Mittel, die ungeheuren Kosten des gewaltigen Werkes zu bestreiten. Die Bausteine wurden vom Drachenfels bezogen. Schon 1297 konnte Gottesdienst in den Kapellen um das Hochchor gehalten werden, während man noch mit dem Bau des Chors selbst beschäftigt war. Nach W. erhielt das Chor durch eine starke, bis in die höchste Spitze reichende Mauer einen provisorischen Abschluß. 1322 waren die Seitenkapellen vollendet, die feierliche Einweihung fand 27. Sept. durch den Erzbischof Heinrich von Virneburg statt. Die Baumeister, die beim Dombau thätig gewesen, sind: Gerhard von Rile (auch von Ketwich genannt), Meister Arnold, dann dessen Sohn Johann, welcher 1330 starb, nach diesem Meister Rütger, nach ihm Meister Michael; darauf Meister Andreas von Everdingen, der noch 1412 als »Werkmeister in dem Doyme« erscheint, Nikolaus von Büren (gest. 1446), Meister Konrad Kuyn, endlich Johann von Frankenberg. Gleich nach der Einweihung des Chors schritt man zur Fundamentierung des nördlichen Kreuzschiffs, 1325 zu der des südlichen. Die alte Kirche wurde in ihren einzelnen Teilen nach Maßgabe des Fortschreitens des Neubaues niedergelegt. 1447 war der südliche Turm so hoch aufgeführt, daß er die Glocken, von denen die größte 125 Doppelzentner wog, aufnehmen konnte. Neben diesen alten Glocken ist neuerlich die aus eroberten französischen Kanonen gegossene neue »Kaiserglocke« im Gewicht von 250 Doppelzentnern aufgehängt, jedoch erst 30. Juni 1887 kirchlich geweiht worden. Vom Hauptbau des eigentlichen Kirchenschiffs war 1388 ein Teil so weit vorgeschritten, daß derselbe mit Altären versehen und für den Gottesdienst eingerichtet werden konnte; der Fortbau wurde aber mit immer schwächern Kräften betrieben. Am Ende des 15. Jahrh. gab man jede Hoffnung auf, die Kirche nach dem ursprünglichen Plan vollenden zu können; Langschiff und Seitenhallen wurden durch ein provisorisches Dach geschlossen. Die vier ersten Kompartimente des nördlichen Seitenschiffs wurden 1508 eingewölbt, um die für dieses Schiff bestimmten großen Glasgemälde aufnehmen zu können. 1796 ward der Dom von den Franzosen zu einem Frucht- und Fouragemagazin erniedrigt, dann 1801 zur Pfarrkirche für denjenigen Stadtbezirk erklärt, der früher größtenteils zu St. Paulus, St. Maria im Pesch, St. Johann und St. Lorenz gehört hatte. Das Gebäude geriet immer mehr in Verfall und drohte völligen Einsturz, wenn nicht auf eine gründliche Reparatur Bedacht genommen wurde. Da gelang es Sulpice Boisserée und Joseph v. Görres, den Kronprinzen von Preußen und das deutsche Volk für den Plan einer Restauration des Doms zu begeistern. Auf Betreiben des Kronprinzen beauftragte Friedrich Wilhelm III. den Oberbaurat Schinkel, den baulichen Zustand des Doms an Ort und Stelle zu untersuchen, und auf Grund von dessen Gutachten und Vorstellungen befahl der König, daß »das Vorhandene erhalten wer-

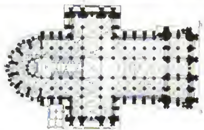
DOM ZU KÖLN I. WESTFASSADE.







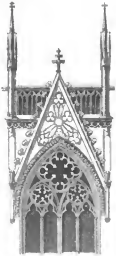
Konsole



Grundrifs



Kapital

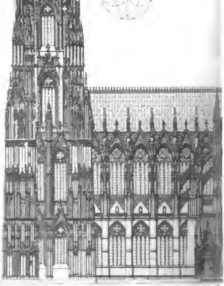


5
W...



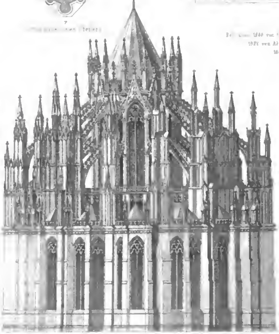
7
... Pfeilers



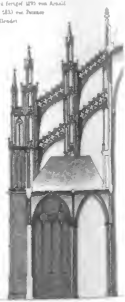


Südliche La

Be... 1248 von Gerhard fortgef 1295 von Arnold
1322 von Arlert u. 1833 von Zwirner
1880 vollendet



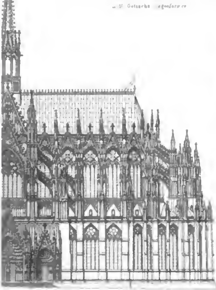
Aussere Ansicht des Chors



Senkrechter Querschn



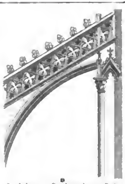
..11. Gotische ..ogenformen



...ansicht



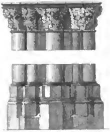
9
Krabbe



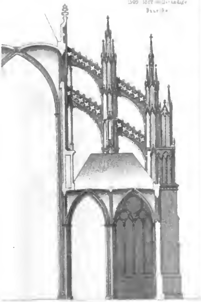
8
Strebebogen u Strebepfeiler mit Fiale



10
Kreuzblume



6
Pfeiler



4
Ansicht der Strebepfeiler u Strebebogen



3
Innenansicht

den solle«. Aber erst 1823 wurden die Restaurationsarbeiten unter Leitung des Bauinspektors Ahlert begonnen, anfangs schwach, seit 1825 mit erhöhter Kraft. Nach Ahlerts Tod wurde 1833 der Landbaumeister Zwirner mit der Leitung der Dombarbeiten betraut. Es gelang ihm, eine Bauhütte zu gründen, die sich bald des besten Rufs erfreute, und in der Kräfte gebildet wurden, welche, wie V. Statz, Fr. Schmidt und Fr. Schmitz, zu den gefeiertsten Meistern der gotischen Baukunst gehören. Zwirner schwang sich zuerst zu dem Gedanken auf, den Dom ganz auszubauen. Nach seinem Anschlag sollten sich die Kosten auf 1,200,000 Thlr. belaufen; sein Plan ließ aber allen ornamentalen Schmuck und die Gewölbe außer Rücksicht. In K. wurde 1840 der Gedanke angeregt, durch Gründung eines Dombauvereins der allgemeinen Begeisterung für die große Sache einen kräftigen Halt zu geben, und 8. Dez. 1841 wurde das Statut dieses Vereins von Friedrich Wilhelm IV. genehmigt. Am 4. Sept. 1842 wurde der Grundstein zum Fortbau gelegt und nun jährlich eine Summe von etwa 300,000 Mk. auf denselben verwandt. Reichlichere Mittel verschaffte seit 1863 die wiederholt erneuerte Dombaulotterie, und 15. Okt. 1880 konnte endlich in Gegenwart des Kaisers Wilhelm und vieler deutscher Fürsten die Vollendung des großen Werkes mit großer Pracht begangen werden. Die Grundform des Doms ist die des Kreuzes. Die Langkirche hat fünf Schiffe, das Querhaus drei. Von den Schiffen des Langhauses finden die beiden äußersten beim Beginn des Chorhauptes ihr Ende; statt ihrer Fortsetzung zieht sich um dieses Chorhaupt ein Kranz von sieben polygonalen Kapellen, während die beiden mittlern Seitenschiffe sich als Umgang um das Hauptchor fortsetzen. Die Hauptfronte wird durch die beiden westlich sich an die Seitenschiffe anlehnenden kolossalen viereckigen, vom vierten Stockwerk an achteckigen Türme mit dem zwischen ihnen sich entwickelnden Hauptportal und dem darüber aufsteigenden Mittelfenster gebildet. Das südliche Turmportal ist schon seit dem 15. Jahrh. mit einem Teil seiner Skulpturen versehen. Diese Figuren, in edlem Stil gehalten, verraten, was Gedanken wie Ausführung betrifft, eine hohe künstlerische Bildung ihres Meisters; wahrscheinlich sind sie ein Werk des Meisters Konrad Kuyn. Vgl. Boisserée, Geschichte und Beschreibung des Doms zu K. (2. Aufl., Stuttg. 1842); Schmitz, Der Dom zu K., seine Konstruktion und Ausstattung (150 Tafeln, mit historischem Text von Ennen, Köln 1868—1877); Bock, Der Kunst- und Reliquienschatz des Kölner Doms (das. 1870); Wiethase, Der Dom zu K. (40 Lichtdrucktafeln mit Text, Frankf. 1884 ff.).

Ein andrer hervorragender gotischer Bau ist die Minoritenkirche, eine Basilika mit schmalen Seitenschiffen und einem einschiffigen Chor ohne Querschiffe, neuerdings durch die Freigebigkeit des Kaufmanns J. H. Richartz restauriert. Erwähnung verdienen auch die Ratskapelle, ein kleiner gotischer Bau von 1426, mit einem äußerst zierlichen, bleigedeckten Dachreiter und einer 1474 angebauten, durch das frei stehend gearbeitete Maßwerk ihres schönen Gewölbes ausgezeichneten Sakristei, und die prächtige neue Mauritiuskirche, die 1861—65 nach dem Plan von V. Statz aufgeführt ward und mächtigen Säulen machen einen überwältigenden Eindruck. Die Evangelischen besitzen zwei Kirchen, die eine war ehemals Klosterkirche der Antoniter, die andre ist die 1857—59 neuerbaute Trinitatiskirche. Endlich verdient noch die Synagoge in der Glockengasse, ein von Zwirner aufgeführter Bau in maurischem Stil, erwähnt zu werden. Fast alle Kölner Kirchen sind, obgleich in den Stürmen der Revolutionszeit vieles verloren gegangen ist, noch jetzt außerordentlich reich an Kunstschätzen. Der Dom birgt die romanische Prachttumba der heiligen drei Könige, ein Meisterwerk kölnischer Goldschmiedearbeit des 12. Jahrh., den Sarkophag des heil. Engelbert, prächtige Vortragekreuze und Monstranzen. Beachtenswert sind dort auch die Bischofsgräber im Chor. Sehr reich ist die Schatzkammer von St. Ursula. In St. Maria in der Schnurgasse, einer ehemaligen Karmeliterinnenkirche, befinden sich die Reliquien der Heiligen Albinus und Maurinus. Vieles aus untergegangenen Kirchen ist in das Museum Wallraf-Richartz und in das erzbischöfliche Museum gerettet worden.

[Profanbauten.] Von hervorragenden alten Profanbauten sind zu nennen: Das Tempelhaus, der Familiensitz der Overstolzen in der Rheingasse, ein prächtiger romanischer Bau aus dem 12. oder 13. Jahrh., der im Erdgeschoß rundbogige, im zweiten Geschoß kleebogige, im dritten rundbogige Fenster, im Staffelgiebel teils rundbogig, teils staffelförmig überdeckte Blenden hat. 1836 wurde dasselbe von der Stadt erworben und restauriert. Romanische Baureste finden sich noch an einem Haus in der Georgstraße sowie an Gebäuden auf dem Alten Markt, im Filzengraben, auf dem Gereonsdriesch, am Einfahrtsthor zum Haus Wolkenburg, am alten Kamperhof, am Eingangsthor des alten Waisenhauses. Von den gotischen Profanbauten nimmt den ersten Platz das Rathaus ein. Sein ältester Teil, der hinter dem Portal gelegene Mittelbau mit dem schön restaurierten Hansasaal, stammt aus dem Anfang des 15. Jahrh. Der nördlich vom Hansasaal liegende prächtige fünfstöckige Turm wurde 1407—14 erbaut; 1540 wurde der südöstlich an den Turm anstoßende Löwenhof vom Steinmetzmeister Lorenz in dem eben aus Italien nach Deutschland gekommenen Stil der Renaissance »auf antik« ausgeführt. Der nach dem Alten Markt hin gelegene Teil wurde 1549—50 erbaut. Der Hauptteil dieses Marktbaues, der unter dem Namen »Muschel« bekannte Saal, ist ein Werk von 1761. Die Gobelins, womit derselbe geschmückt ist, sind nach Zeichnungen von Wouwerman durch D. Vos ausgeführt und wurden vom Rat aus dem Nachlaß des Kurfürsten Clemens August angekauft. Die Fassade des Marktbaues wurde 1591 vollständig umgebaut und in der Weise aufgeführt, wie sich dieselbe bis zu ihrer Abtragung 1870 erhalten hat. Die neue, im Stil der Alten gehaltene Fassade ist von Jul. Raschdorff entworfen. Der zierlichste Bauteil des Rathauses ist das in der edelsten Renaissance ausgeführte Portal, die prachtvollste von allen derartigen Rathauslauben der Renaissancezeit (durch den Bildhauer Wilhelm Vernickel 1569—71 aufgeführt). Dem Rathausturm gegenüber liegt der 1887 wiederhergestellte sogen. Spanische Bau, ein Werk des 17. Jahrh., mit schöner Halle und kühnem

allmählich in Verfall, und erst in neuerer Zeit wurde er seiner ursprünglichen Bestimmung zurückgegeben. In den Jahren 1855–57 baute ihn Jul. Raschdorff völlig um. Der Hauptsaal hat 54,61 m Länge und 23,85 m Breite und ist auf der nördlichen Langwand geschmückt mit Darstellungen aus dem historischen Festzug bei Vollendung des Doms. Das unter dem Hauptsaal liegende Lagerhaus wurde 1875 vom Stadtbaumeister Weyer zu einer prachtvollen Börsenhalle umgebaut. Das an der Wollküche gelegene alte Patrizierhaus **Wolkenburg** stammt aus dem 15. Jahrh. und zeichnet sich durch seine schöne Gotik aus; es wurde 1874 stilgerecht restauriert und ist jetzt Eigentum des weithin bekannten Kölner Männergesangvereins. Zu diesen hervorragenden Gebäuden aus älterer Zeit gesellt sich eine Reihe erst in unsern Tagen entstandener palastähnlicher Wohn- und Geschäftshäuser, von denen wir folgende anführen: das Haus des Freiherrn Ed. v. Oppenheim, das Geschäftshaus der Colonia und der Schaaffhausensche Bankverein unter Sachsenhausen, das Scheebensche Haus gegenüber dem Domportal, das Waltersche Haus an der Stockaassenecke, das Deichmannsche Haus in der Trankgasse, die Häuser der Herren Mevissen und Königs in der Zeughausstraße, das v. Mummsche Haus und das Haus von Statz auf der Apernstraße, das Mülhenssche und das Liebmannsche Haus in der Glockengasse, das Steinmannsche Haus auf dem Neumarkt, das Erbensche Haus in der Landsberger Straße, die Gewerbebank am Theater u. a. Von **öffentlichen Bauten** sind neben einer Reihe von geräumigen, luftigen Elementarschulhäusern entstanden: das Regierungsgebäude, das neue Justizgebäude an Stelle des Appellhofs, das Arresthaus, die ehemalige Jesuitenbibliothek, die Stadtbibliothek, das Apostelgymnasium, die höhere Töchterschule, die Realschule, die Provinzialgewerbeschule, das Kaiser Wilhelms-Gymnasium, der Rathausbau am Alten Markt; ferner verdienen Erwähnung das Bürgerhospital, das Gebärhaus, das Museum, der Bahnhof, die Verwaltungsgebäude der ehemaligen Rheinischen u. K.-Mindener Eisenbahn, das Stadttheater (1870–1872 erbaut, Eigentum einer Aktiengesellschaft), verschiedene Militärverwaltungsgebäude, das Schlachthaus und das 1885 eröffnete Hohenstaufenbad. Von **öffentlichen Denkmälern** sind zu nennen: das Denkmal König Friedrich Wilhelms III. auf dem Heumarkt, aus freiwilligen Beiträgen der Rheinländer 1865–78 errichtet, die Bismarckstatue auf dem Augustinerplatz (1. April 1879 enthüllt), die Moltkestatue auf dem Laurenzplatz (seit 1881) und der Jan v. Werth-Brunnen (seit 1884, vom Kölner Verschönerungsverein angelegt.)

[**Bevölkerung.**] K., dessen Einwohnerzahl in dem Zeitraum 1754–1817 von 44,512 auf 49,145 Seelen angewachsen war, besaß 1885 eine Bevölkerung von 161,401 Seelen (davon 5754 Mann Militär). Neben 130,721 Katholiken waren 25,115 Evangelische und schinen, Zinkgußgegenständen, Brücken- und Dezimalwagen, Telegraphendrähten, Draht- und Hanfseilen, Pumpen, Spritzen, hydraulischen Pressen, Blechwaren, Marmorwaren 2c. Dazu kommen die bedeutenden Fabrikanlagen in den Nachbarorten Ehrenfeld, Lind, Bayenthal, Nippes, Riehl und Kalk zur Herstellung von Maschinen, Dampfkesseln, chemischem Dünger, Pferde- und Eisenbahnwagen, Glas, Porzellan, Steingut, Tapeten 2c. Der Kölner **Handel** hat einen gewaltigen Aufschwung genommen seit der Einführung der Dampfschiffahrt auf dem Rhein, der Gründung des Zollvereins und der Eröffnung mehrerer Schienenwege nach allen Richtungen. Von K., bez. der auf der rechten Rheinseite belegenen Stadt Deutz aus erstrecken sich die Linien der nunmehr verstaatlichten Rheinischen, K.-Mindener und Bergisch-Märkischen Eisenbahn-Gesellschaften und zwar von K (Zentral-Personenbahnhof unweit des Doms) nach Aachen, Bingerbrück, Zevenaar und Trier, von Deutz nach Minden, Elberfeld und Gießen. Die Artikel, welche hauptsächlich dem Kölner Handel seine Bedeutung geben, sind: Getreide, Kaffee, Rohtabak, Häute, Schiefer, Kohlen, Metalle, Baumaterialien, Farb- und Materialwaren, deutsche und ausländische Arzneien, Parfümerien, Leinen, Weißwaren, Plüsche, Seidenstoffe, Bänder und Spitzen. Im J. 1886 sind im Kölner Hafen beladene Schiffe angekommen:

zu Berg	1505	mit	2,359,302	metr. Ztr.
" Thal	3354	"	2,297,259	" "
zusammen	4859	mit	4,656,561	metr. Ztr.

Aus dem Hafen fuhren beladene Schiffe ab:

zu Berg	2015	mit	1,304,160	metr. Ztr.
" Thal	1175	"	1,322,681	" "
zusammen	3190	mit	2,626,841	metr. Ztr.

Außerdem wurden an Flößen zu Thal angebracht 138,742 metr. Ztr. Der Güterverkehr betrug 1885/86 auf den Kölner Stationen der Linksrheinischen (früher Rheinischen) Eisenbahn 954,728 Ton., auf den Stationen K. und Deutz der Rechtsrheinischen Eisenbahn 301,301 T., auf der Station Deutz der Bergisch-Märkischen Eisenbahn 112,272 T. **Aktiengesellschaften**, welche dem Handel u. der Industrie, sei es zur Fabrikation oder zum Transport oder zur Versicherung, dienen, gibt es in K. im ganzen 40, deren Betriebskapital sich auf mehrere Hundert Millionen Mark stellt. Die Stadt ist Sitz einer Reichsbankhauptstelle (für Rheinpreußen); die andern bedeutendsten **Geldinstitute** sind: der Schaaffhausensche Bankverein, die Bank für Rheinland u. Westfalen, die Kölnische Wechsler- und Kommissionsbank, die Kölner Gewerbebank, die Rheinisch-Westfälische Genossenschaftsbank, die Rheinische Volksbank, die städtische Sparkasse, das städtische Leihhaus. Von den **Versicherungsanstalten** sind zu nennen: Concordia (Lebensversicherung), Colonia (Feuerversicherung), Agrippina (Transportversicherung), Rhenaria (Transport- und Unfallversicherung), Kölnische Unfallversicherungs-, Kölnische

schule und eine höhere Bürgerschule. Auch die zur Vorbildung junger Techniker bestimmte gewerbliche Fachschule nebst Fortbildungsschule ist eine städtische Anstalt, ebenso die Zeichenschule für Kunsthandwerker und eine höhere Töchterschule; dagegen ist die Taubstummen-Lehranstalt ein Privatunternehmen. Für das Elementarschulwesen sorgt die Stadt in einer großen Zahl meist in der Neuzeit hergestellter stattlicher Neubauten und liefert zu den Gesamtkosten (1887—88: 820,542 Mk.) einen Zuschuß von 711,573 Mk. In K. erscheinen ca. 50 Zeitungen und Zeitschriften, darunter die »Kölnische Zeitung« (im Verlag von DuMont-Schauberg) und die ultramontane »Kölnische Volkszeitung«. Ausschließlich der Kunst gewidmet ist das Museum Wallraf-Richartz in der Nähe des Doms. Dasselbe enthält eine äußerst reichhaltige Sammlung von Bildern (über 400) aus der altkölnischen Schule, ferner Kupferstiche, Münzen, Waffen 2c., meist herrührend aus dem Vermächtnis des Kanonikus F. Wallraf (gest. 1824). Im obern Kreuzgang befindet sich eine von den Gebrüdern Boisserée geschenkte Sammlung kostbarer Glasgemälde. Der Kölnische Kunstverein veranstaltet seine Ausstellung moderner Gemälde in einem Flügel des obern Stockwerkes. Das Treppenhaus des Museums ist von Ed. Steinle mit Freskogemälden, Begebenheiten aus der Geschichte Kölns darstellend, geschmückt. Auch des erzbischöflichen Diözesanmuseums am Domhof, das hauptsächlich kirchliche Kunstgegenstände enthält, ist hier zu gedenken. Bemerkenswert sind der 1860 eröffnete zoologische Garten, einer der größten in Deutschland, in dessen Nähe die großartigen Anlagen der Aktien-Gartenbaugesellschaft Flora, nach Lennés Plänen 1863 angelegt, und der etwa 4 km von der Stadt entfernt gelegene, 1810 eröffnete Friedhof Melaten, der allmählich bis zu mehr als 34 Hektar erweitert worden ist und eine große Zahl künstlerisch ausgeführter Denkmäler aufweist. Für gesellige Unterhaltung bestehen die Gesellschaften: Kasino, Erholung, Wolkenburg-Kasinogesellschaft, Bürgergesellschaft, Lesegesellschaft u. a. m. Wohltätigkeitszwecken dienen nachgenannte Anstalten: das städtische Bürgerhospital, das städtische Invalidenhaus, die städtische Irrenanstalt Lindenburg, das Versorgungshaus für Invaliden (Stiftung de Noël), das städtische Waisenhaus, das Kinderhospital (Stiftung der Freifrau Abraham v. Oppenheim), das Marienhospital für Unheilbare (aus freiwilligen Zuwendungen gestiftet und unterhalten), das Asyl für arme Mädchen, das Klara-Elisenhospital (gestiftet von den Eheleuten Karl Joest), das israelitische Asyl für Kranke und Altersschwache, die Augenheilanstalt für Arme, die spezialärztliche Poliklinik, der Kölner Wohltätigkeitsverein und der Verein Meisterschaft, dessen Zweck ist, zurückgegangene Familien durch zinsfreie Darlehen vor der Verarmung zu bewahren.

[Behörden 2c.] Staatliche Behörden sind in K.: die königliche Regierung, die königliche Provinzial-Steuerverwaltung steht das Bürgermeisteramt, dem eine Anzahl von Deputationen zur Verwaltung der Gas- und Wasserwerke, des Schulwesens, der Stadterweiterung und des Armenwesens unterstellt sind. Der Gesamtetat der Kommunalverwaltung für 1887/88 schließt ab auf 6,185,400 Mk. Zum Oberlandesgericht K. gehören die neun Landgerichte: Aachen, Bonn, Düsseldorf, Elberfeld, Kleve, Koblenz, K., Saarlouis, Trier; zum Landgericht K. die neun Amtsgerichte: Bensberg, Bergheim, Gummersbach, Kerpen, K., Lindlar, Mülheim a. Rh., Wiehl und Wipperfürth. Die Festungswerke Kölns bestehen aus einer neuen Umwallung und vielen detachierten größern und kleinern Forts und Lünetten, die in ihrer Kehle von kreisförmigen Reduits geschlossen werden; sie sind meist 7—8 km vom Dom gelegen. Das Wappen der Stadt K. (s. Abbildung, S. 945) zeigt einen zweigeteilten Schild, oben rot und unten weiß; im obern Feld befinden sich drei goldene Kronen, im untern 11 schwarze Flocken oder Flammen. Als Schildhalter hat das Wappen jetzt einen Löwen und einen Greif. S. auch das Kärtchen der Umgebungen Kölns auf der Karte »Rheinprovinz«.

Geschichte der Stadt Köln.

Die Geschichte der Stadt K. reicht hinauf bis in die vorrömische Zeit. Die von der rechten auf die linke Rheinseite hinübergeführten Ubier hatten hier schon eine Ansiedelung, als die Römer in den niederrheinischen Gebieten festen Fuß faßten. Bei der Ara Ubiorum hatten zwei römische Legionen ihre Standquartiere; 50 n. Chr. siedelte Agrippina, die Gemahlin des Kaisers Claudius, eine römische Veteranenkolonie hier an und versah den etwa 70 Hektar umfassenden Ort mit einer starken Mauer und festen Thoren. Reste dieser Festungswerke stehen jetzt noch an einzelnen Stellen zu Tage. Zuerst 355 nahmen die Franken von der Colonia Agrippinensis für wenige Jahre, dann 462 dauernd Besitz. Unter ihrem Andrang stürzten die römischen Tempel, Paläste und Staatsgebäude größtenteils in Trümmer; nur die römischen Festungswerke scheinen von dieser Zerstörung wenig betroffen worden zu sein. Die ripuarischen Könige nahmen in der alten römischen Kolonie ihren Sitz. Christentum und fränkisches Heidentum bestanden in K. friedlich nebeneinander, bis unter König Theuderich (511—534) der heil. Gallus die Altäre des heidnischen Kultus zerstörte. K. war Hauptstadt von Ripuarien, aber nicht mehr Sitz der Könige von Austrasien. Im 7. Jahrh. kam es in besondern Ruf durch den Einfluß, welchen der Kölner Bischof Kunibert im austrasischen Reich besaß. Im 8. Jahrh. bot es der Witwe Pippins von Herstal, Plektrudis, Schutz und Sicherheit. Nach seinem Sieg über die Neustrier zwang Karl Martell seine Stiefmutter, ihm die Thore der Stadt K. zu öffnen. Der erste Erzbischof, der kaiserliche Erzkaplan Hildebold, erbaute die älteste Domkirche und stattete dieselbe mit der jetzt noch vorhandenen kostbaren Hildeboldschen Bibliothek aus. Das fränkische K. wurde im

wieder unter den westfränkischen König gekommen war, brachte 923 König Heinrich I. Lothringen und mit demselben die Stadt K. zum Deutschen Reich zurück.

K. war in der karolingischen Zeit der Hauptort des Kölngaues und der Sitz der Kölner Gaugrafen. Mit Hilfe der ihnen vom Kaiser erteilten nutzbaren Rechte und andrer Privilegien gaben die Erzbischöfe sich Mühe, die Oberherrlichkeit über die Stadt an sich zu reißen; doch diejenigen Einwohner, welche hauptsächlich durch den Handel zu großem Reichtum gelangt waren, machten dem Erzbischof seine Oberherrlichkeit mit Erfolg streitig. Die Elemente, in welchen das Leben der Stadt pulsierte, waren Kaufleute, Hofbesitzer, Gewerbtreibende, Ackerbauer, bischöfliche Ministerialen, Stifts-, Kloster- und Weltgeistliche. Aus den Kaufleuten und Hofbesitzern entwickelte sich bald ein mächtiges, herrschsüchtiges Patriziat, welches unter der Bezeichnung »Geschlechter« in der Kölner Geschichte eine hervorragende Rolle spielte. Zuerst kam es zwischen Anno und der Bürgerschaft bezüglich des Stadtregiments 1074 zu blutigem Zusammenstoß. Anno unterlag anfänglich und mußte zur Rettung seines Lebens heimlich aus der Stadt flüchten. Wenn er auch später wieder das Übergewicht gewann, so blieb er doch von seinem Ziel, der unbedingten Oberherrlichkeit über die Stadt, weit entfernt. Nicht minder harte Kämpfe hatte die Bürgerschaft gegen die Erzbischöfe Philipp von Heinsberg, Konrad von Hochstaden, Engelbert von Falkenburg und Siegfried von Westerburg zu bestehen. Vielfach schwankte die Entscheidung; endlich entschied die Schlacht bei Worringen (5. Juli 1288) den langen Kampf zu gunsten der städtischen Unabhängigkeit, und Siegfried sah sich gezwungen, seine Residenz von K. zuerst nach Brühl, später nach Bonn zu verlegen. Vergebens suchten dann einzelne Erzbischöfe, wie schon Konrad und Engelbert gethan, die innern Streitigkeiten zwischen dem Patriziat und den Zünften auszubeuten, um durch Unterstützung der einen Partei die andre zu unterdrücken und so die Mittel zur Unterjochung der ganzen Stadt zu erhalten. Aber auch der Stadt glückte es nicht, den Erzbischof aus sämtlichen nutzbaren und Hoheitsrechten innerhalb des städtischen Bereichs zu verdrängen. Sie mußte ihn im Besitz der höchsten Gerichtsbarkeit sowie einer Reihe von Nutzungen, die ihm aus kaiserlicher Verleihung zustanden, lassen. Scheinbar war die Stadt in ihrem Kampf gegen die Erzbischöfe unterlegen, denn beim Eintritt eines jeden neuen Erzbischofs mußte sie den Huldigungseid leisten; bei dieser Huldigung schwur sie ihm aber nur »so lange treu zu sein, als er sie in Recht, in Ehren und in ihren alten guten Gewohnheiten, die ihr von ihren Vorfahren überbracht seien, halten werde«. Zu solchen Rechten rechnete sie vor allen ihre **Reichsfreiheit**, die auf den Privilegien von 1207 und 1212 beruhte, durch welche Philipp von Schwaben der Stadt die Anlage von Festungswerken und Otto IV. auch die Erhebung eines Brau- und Mahlpfennigs erlaubte. 1231 war die Stadt K. bereits auf dem Reichstag zu Worms vertreten; 1274 erteilte ihr König Rudolf ausdrücklich das Recht, die Reichstage zu beschicken. Bei der Kreiseinteilung wurde die Stadt K. dem westfälischen, das Kurfürstentum K. dem rheinischen Kreis zugewiesen. Blutiger noch als die Kämpfe gegen die Erzbischöfe waren die zwischen den Parteien in der Stadt selbst: zwischen den Geschlechtern untereinander sowie zwischen den Zünften und Geschlechtern kamen die Waffen nicht zur Ruhe, bis 1396 in einem blutigen Aufstand die Zünfte einen vollständigen Sieg errangen und alle ihre Gegner aus der Stadt vertrieben. Der prächtige Rathausturm, der aus den von den unterlegenen Patriziern eingezogenen Strafgeldern 1406—13 erbaut wurde, sollte allen kommenden Geschlechtern den Sieg verkünden, welchen die volkstümlichen Elemente über die städtische Aristokratie davongetragen. Die infolge dieses Aufstandes vereinbarte demokratische Verfassung blieb aber nicht ohne Anfechtung. Neue Revolutionen sah die Stadt in den Jahren 1482, 1513, 1608, 1681. Trotz aller Kämpfe und Wirren stieg der Reichtum der Bürgerschaft, und der Handel erreichte eine nie gekannte Blüte.

Mit verschiedenen Städten brachte die Kölner Verwaltung günstige Schutz- und Handelsverträge zum Abschluß. 1367 trat K. bei der gegen Waldemar von Dänemark abgeschlossenen hansischen Konföderation ganz besonders in den Vordergrund. Seit dieser Zeit blieb es eins der maßgebenden Glieder des hansischen Städtebundes. Die vielen noch jetzt die Bewunderung der Kunstkenner und Kunstfreunde erregenden Erzeugnisse der Kölner Malerschule geben von der Höhe, welche die Kölner Kunst im 14. und 15. Jahrh. erreicht hat, glänzendes Zeugnis. Die Kölner Profan- und Kirchenbauten, so namentlich die 1200—1260 von der Bürgerschaft errichteten Mauern und Thorburgen, der Rathausturm, der Gürzenich, der Dom und eine Reihe der prächtigsten Kirchen romanischen wie gotischen Stils, gereichen K. noch jetzt zur höchsten Zier. Die Stadt setzte ihren Stolz darein, stets als eine treue Tochter der römischen Kirche angesehen zu werden, und bewährte dies auch den Reformationsversuchen des Erzbischofs Hermann von Wied (1515 bis 1546) gegenüber. Auf ihrem Siegel führte sie den heil. Petrus und um dasselbe die Legende: »Sancta Colonia sanctae Romanae Ecclesiae fidelis filia«. Wie sie 1425 die Juden für immer aus ihren Mauern verjagt hatte, so wollte sie auch lange Zeit keinem Lutheraner, Calvinisten oder Wiedertäufer den Aufenthalt auf ihrem Boden gestatten. Durch die auf Grund der Bulle des Papstes Urban VI. vom 21. Mai 1388 errichtete und 8. Jan. 1389 eröffnete Universität wurde sie in dieser Unduldsamkeit dauernd bestärkt. Als sie sich später gezwungen sah, den Protestanten den Aufenthalt in der Stadt zu gestatten, konnte sie sich doch nicht entschließen, denselben gleiche Rechte mit den andern Bürgern einzuräumen. Der Erzbischof Maximilian Franz, duldsamer als der städtische Rat, stellte 1788 den Protestanten ein vor den Mauern der Stadt ankerndes Schiff zur Abhaltung ihres Gottesdienstes zur Verfügung. Erst als die französische Republik jeder Religion freie Übung ihres Kultus gestattete, erhielten die Protestanten das volle Bürgerrecht, und auch den Juden wurde damals die Niederlassung in der Stadt zugestanden.

Im 15. Jahrh. stand K. noch auf einer hohen Stufe von Glanz, Reichtum und Macht, obwohl die Einwohnerzahl, die zu Anfang des 14. Jahrh. auf 120,000 Menschen geschätzt werden darf, zu sinken begann. Zur Zeit Karls V. gehörte K. noch zu den größten Städten Europas und stand nur Gent und Paris an Umfang nach. Es kam im 16. Jahrh. ein zeitweiliger Stillstand, dann, nachdem der hansische Handel seine frühere Bedeutung verloren hatte, ein erst langsamer, dann rascherer Rückgang. Die niederländischen Wirren, der Truchsessische, der Dreißigjährige Krieg, die französischen Raubzüge, der spanische, dann der österreichische Erbfolgekrieg, der Siebenjährige Krieg ließen nachhaltige, traurige Spuren in K. zurück. Um 1780 hatte K. nur 6000 selbständige Bürger, 8000 Häuser,

aber nur 40,000 Einw., unter denen 2500 der Geistlichkeit angehörten. Beim Ausbruch der französischen Revolution war in K. der Boden für eine revolutionäre Erhebung hinreichend bereitet. Mit Jubel wurden die Jakobiner als die glückverheißenden Retter aus aller Not begrüßt. Die alte Verfassung wurde über den Haufen geworfen, und ratlos wurde hin und her experimentiert, bis der Anschluß erst an die Cisrhenanische, dann an die französische Republik erfolgte. Damit war die Selbständigkeit Kölns vernichtet, das städtische Eigentum Nationalgut geworden. Das Aussehen der Stadt hatte sich geändert, indem ein großer Teil der vermögendern Einwohner weltlichen und geistlichen Standes aus der Stadt geflohen, die Universität geschlossen war und die Klöster aufgehoben wurden. Erst als die Fremdherrschaft 1815 gebrochen und K. dem preußischen Staat zugeteilt worden war, begann die Stadt allmählich bürgerlich, geistig und materiell aufzuleben. Bald spürte sie den Segen, einem großen, mächtigen Staatswesen anzugehören. Bei der Reorganisation der Rheinlande wurde sie zwar nicht Sitz der obersten Behörden, wie ihr als erster Stadt der Provinz gebührt hätte. Dagegen hat sie sich bald zum Mittelpunkt des rheinischen Großhandels emporgeschwungen. Von den alten für Wissenschaft, Wohltätigkeit und soziales Leben bestimmten Instituten haben sich nur einige Konvente und die Klöster der Lungenbrüder und Barmherzigen Schwestern bis ins letzte Jahrzehnt erhalten. Die Stiftshäuser und Klöster sind mit einer Reihe von Kirchen und Kapellen (nicht weniger als 112) entweder abgebrochen oder umgebaut und zu Fabriken, Magazinen und Privathäusern eingerichtet worden. Einer der glänzendsten Momente in Kölns Geschichte ist der 15. Okt. 1880, an welchem die Vollendung des Doms in Gegenwart Kaiser Wilhelms festlich begangen wurde. Vgl. Ennen, Geschichte der Stadt K. (Köln 1863–79, 5 Bde.; Auszug in 1 Bd., 1880); Derselbe, Zeitbilder aus der neuern Geschichte der Stadt K. (das. 1857); »Quellen zur Geschichte der Stadt K.« (hrsg. von Ennen u. Eckertz, das. 1860–79, Bd. 1–6); »Chroniken deutscher Städte«, Bd. 12–14: Köln (Leipz. 1875–77); Höhlbaum, Mitteilungen aus dem Stadtarchiv von K. (das. 1883 ff.); Beith, Das römische K. (Bonn 1886); »Das Buch Weinsberg, Kölner Denkwürdigkeiten aus dem 16. Jahrhundert« (bearbeitet von Höhlbaum, Leipz. 1887); Ennen, Führer durch die Stadt K. (Köln 1877); Helmken, K. und seine Denkwürdigkeiten (3. Aufl., das. 1883).

Der **Regierungsbezirk K.** (s. Karte »Rheinprovinz«) umfaßt 3975,9 qkm (72,19 QM.) mit (1885) 754,228 Einw. (1880: 702,934 Einw.), darunter 115,058 Evangelische, 626,925 Katholiken und 11,082 Juden, und besteht aus den elf Kreisen:

Kreise	QKilometer	QMeilen	Einwohner 1885	Einw. auf 1 QKilom.
Bergheim . . .	364	6,61	41 559	114
Bonn	304	5,52	89 081	293
Euskirchen . . .	366	6,65	41 089	112
Gummersbach . .	325	5,90	32 538	100
Köln (Stadt)	8	0,14	161 401	—

Kölner Schwarz, s. v. w. gereinigte Knochenkohle, s. Elfenbeinschwarz.

Kol nidre (chald., »alle Gelöbnisse ...«), Anfang einer den jüd. Versöhnungstag eröffnenden Formel, welche bezwecken soll, alle in Übereilung oder leidenschaftlicher Erregung sich selbst auferlegten Gelöbnisse und Entsagungen des Israeliten für nichtig zu erklären. Von Auflösung der andern gegenüber übernommenen Verpflichtungen oder der Richtigkeitserklärung von Eiden ist dabei keine Rede. Nur die orthodoxe Richtung im Judentum hält an dieser Formel, die zur Zeit der Geonim (s. Jüdische Litteratur, S. 296) entstanden ist, meistens jetzt noch fest, während freisinnige Gemeinden sie durch ein hebräisches Gebet oder deutsches Lied ersetzt haben; dagegen ist die alte, erhabene Melodie des K. fast überall beibehalten.

Kölnische Erde, weißer Thon aus der Kölner Gegend, dient zu Wasserfarben rc.; auch s. v. w. Umbra.

Kölnischer Essig, s. Essige, aromatische.

Kölnischer Kirchenstreit, s. Köln, Erzbistum.

Kölnische Schule, eine lokale Malerschule, welche in Köln und am Niederrhein vom Ende des 14. bis zum Anfang des 16. Jahrh. blühte und in den Meistern Wilhelm und Stephan Lochener gipfelte.

Kölnisches Wasser, s. v. w. Eau de Cologne.

Kolo (slaw., »Rad«), im ehemaligen Königreich Polen Name der Landtage (sejmski) der einzelnen Woiwodschaften, daher Koloplatz, Platz bei Warschau, wo einst die Könige von Polen gewählt wurden; auch ein serbischer Volkstanz, daher Kololieder, die Lieder, die bei demselben gesungen werden.

Kolo, Kreisstadt im russisch-poln. Gouvernement Kalisch, auf einer von der Warthe gebildeten Insel, mit Benediktinerkirche, 3 Fayence- und 2 Baumwollfabriken und (1880) 9712 Einw. Im Kreis befinden sich bedeutende Ziegeleien.

Kolobom (Coloboma), die angeborne Spaltung des obern Augenlides, gewöhnlich in der Mitte desselben und zwar in meist perpendikulärer Richtung bei verschiedener Länge und Weite, verursacht immer nicht nur auffallende Entstellung der Gesichtsbildung, sondern beraubt auch das Auge seines nötigen Schutzes gegen äußere Einflüsse, zumal gegen das Licht. Die Operation des Koloboms geschieht, wie bei der Hasenscharte, von welcher das K. nur dem Sitz nach verschieden ist, durch Wundmachen und Vereinigung der Ränder. Weit häufiger als das angeborne K. kommt Spaltung der Augenlider durch Verwundung vor, welche nur dann vollkommen zu beseitigen ist, wenn wenig oder gar kein Substanzverlust stattgefunden hat. K. der Regenbogenhaut (Spaltung der Iris, Coloboma iridis) kommt als Bildungsfehler entweder nur auf einem Auge und zwar häufiger auf dem linken, oder auf beiden zugleich vor, erstreckt sich vom Pupillarrand bis zum Ciliarrand und hat gewöhnlich das Ansehen, als wäre die Iris vom Pupillarrand aus zerrissen. Nicht selten sind ähnliche Spaltbildungen gleichzeitig in der Chorioidea vorhanden. Fast immer erscheint nur die Hälfte der Iris und zwar meist die untere auf diese

Kolokol (russ., »Glocke«), Titel einer Zeitschrift von Alex. Herzen (s. d.).

Kolokolnik (russ.), »Glockenturm«, der in Rußland immer von der Kirche abgesondert steht.

Kolokotrónis, Theodor, Heerführer und Parteihaupt im griechischen Befreiungskampf, geb. 3. April 1770 zu Karytena in Arkadien, Sohn des tapfern Klephthenführers Konstantin K., trat 1802 in ein auf den Ionischen Inseln errichtetes Regiment, 1814 auf Zakynthos als Subalternoffizier in das vom General Church gebildete griechische leichte Infanterieregiment, eilte beim Ausbruch der griechischen Revolution 1821 in die Heimat zurück und leitete den Aufstand in Arkadien. Von athletischer Gestalt und ausdrucksvollen Zügen, kühn, schlau und unermüdlich, war er ein ausgezeichneter Führer der Klephthenscharen. Dabei war er freilich auch ehrgeizig, leidenschaftlich, trotzig und habsüchtig. Er nahm an den Belagerungen von Tripolizza, Nauplia und Akrokorinth hervorragenden Anteil und fiel in Livadien ein. Auch im nächsten Feldzug zeichnete er sich aus und erfocht zwei Siege über die Türken bei Kleones und in Phlius. Mit dem Waffenglück wuchsen jedoch auch K.' Übermut und Selbstsucht. So machte er sich aus eigner Machtvollkommenheit zum Gouverneur von Nauplia und erhob gegen den Nationalkonvent, der sich 1823 daselbst versammelte, drohende Forderungen. Nur durch das Versprechen, daß man ihn zum Oberfeldherrn ernennen und Pietro Mauromichalis an Macht und Würde gleichstellen werde, ließ er sich zur Auslieferung der Schlüssel von Nauplia bewegen, und durch neue Drohungen zwang er die Regierung, ihn auch zum Vizepräsidenten des Verwaltungsrats zu ernennen. Dadurch nicht befriedigt, erhob er die Fahne des Aufruhrs, ward aber nach mehreren unglücklichen Gefechten gegen die Regierungstruppen unter Guras zum Rückzug nach Karytena genötigt, hier gefangen genommen und als Staatsgefangener in ein Kloster auf Hydra abgeführt (Februar 1825). Da jedoch kurz darauf die Kriegsoperationen eine für die Griechen ungünstige Wendung nahmen, vertraute ihm die Regierung zu Nauplia im Mai ein Armeekorps von 10,000 Moreoten an. K. war aber im Kampf gegen Ibrahim Pascha nicht glücklich. Auch unter der Regierung des Grafen Kapo d'Istrias behielt K. den militärischen Oberbefehl im Peloponnes und wußte denselben teils zur Erreichung seiner eignen Zwecke, teils zur Befestigung des Gewaltsystems des Präsidenten zu benutzen. Nach dem Tode des letztern (9. Okt. 1831) zum Mitglied der provisorischen Regierungskommission erwählt, zeigte sich K. als einen hartnäckigen Verteidiger der Regierungsgrundsätze des russisch gesinnten Kabinetts von Nauplia, und selbst nach dem Sieg der liberalen Partei (April 1832) blieb er fortwährend der erbittertste Gegner der neuen Ordnung der Dinge. Ja, er bekämpfte die neue Regierungskommission mit Waffengewalt, und nur eine Niederlage, die er im Januar 1833 erlitt, konnte ihn an der Großkreuz des Erlöserordens und eine Stelle im Staatsrat verliehen. Seitdem lebte er zu Athen, wo er 15. März 1843 starb. Sein Leben beschrieb Konstantin K. (Athen 1851). — Sein Sohn Gennaios starb als Generalleutnant und Chef des Militärwesens zu Athen 4. Juni 1868 und wurde im Tode durch die seltene Auszeichnung einer dreitägigen Landestrauer geehrt. Seine Denkwürdigkeiten gab Philadelpheus 1856 heraus.

Koloman (Kalmany, der »Bücherkundige, Bücherfreund«, Kunyves, Könyves Kálmán), König von Ungarn 1095–1114, Sohn Geisas, war, wenn auch körperlich mißgestaltet, ein Mann von Geist und Energie. Er unterwarf Kroatien und das Gebiet am Adriatischen Meer, wies 1096 die zuchtlosen Scharen der Kreuzfahrer unter Emiko von Leiningen von seinen Grenzen zurück und verteidigte 1108 die Unabhängigkeit seines Reichs erfolgreich gegen den deutschen Kaiser Heinrich V., der Kolomans Bruder Almus auf den Thron erheben wollte. Von großer Bedeutung ist seine gesetzgeberische Thätigkeit: er ordnete die Rechtspflege, indem er das Reich in zwölf Gerichtskreise teilte, in welchen zweimal im Jahr von den Geistlichen und Amtleuten Gericht gehalten wurde, regelte die königlichen Einkünfte und die Steuer- und Finanzordnung sowie die Heeresfolge und die Rechte des Adels. Die Kirche begünstigte er sehr und führte das kanonische Recht ein, erließ Kirchengebote über Sonn- und Festtage, Eheschließung, Sakramente rc., beschränkte Juden und Ismaeliten im bürgerlichen Verkehr und untersagte aufs strengste alle heidnischen Gebräuche. Nur eine gesetzliche Ordnung der Thronfolge erreichte er nicht. Er starb 1114, und ihm folgte sein Sohn Stephan II.

Kolombine, Charaktermaske, s. Colombina.

Kolombinlack, s. v. w. Florentiner Lack.

Kolombo (Kola-ambu), die Hauptstadt der Insel Ceylon, auf der Südwestküste derselben gelegen, durch Eisenbahn mit Kandi im Innern und mit Kalutotta im S. verbunden, besteht aus der europäischen Stadt und der Stadt der Eingebornen, einer Ansammlung von Hütten, welche sich im N. der erstern an den Ufern des Flüßchens Kailani hinziehen. Zwischen ihnen erhebt sich auf einer vorspringenden Spitze die große von den Holländern erbaute Citadelle. Die europäische Stadt wird durch zwei Hauptstraßen in vier Viertel geteilt und enthält das Haus des Gouverneurs, ein Museum, hallenreiches Zollhaus, ein paar Standbilder früherer Gouverneure, einen massiven Glockenturm, Kirchen und Tempel der verschiedenen Bekenntnisse, in welche sich die fast 112,000 Seelen starke, aus Singhalesen, Parsen, Juden, Mauren, Malaien, Tamulen, Kaffern, degenerierten Nachkommen von Portugiesen und Mischlingen von Engländern und Holländern und eingebornen Frauen bestehende Bevölkerung scheidet. Der von Natur sehr schlechte Hafen ist durch Anlage eines großen Hafendammes verbessert worden, und seit 1882 laufen die Dampfer der Peninsular and Oriental Company

Synagoge, ein Rathaus, ein Oberrealgymnasium, eine Lehrwerkstätte für Töpferei und (1880) 23,109 Einw. (darunter 12,773 Juden), welche Petroleumraffinerie, Paraffinkerzenfabrikation, Weberei und Töpferei sowie ansehnlichen Handel mit Rohprodukten treiben. K. ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, eines Kreisgerichts und einer Finanzbezirksdirektion. Eine Lokalbahn führt von K. zu den reichen Petroleumgruben der Umgegend (Peczenizyn, Sloboda Rungurska). — K. soll aus einer römischen Kolonie entstanden sein (daher der Name), war einst Hauptstadt von Pokutien, litt aber im 15. und 16. Jahrh. viel durch die Einfälle der Moldauer und Tataren. Die kleine Vorstadt Mariahilf ist eine schwäbische Ansiedelung aus der Zeit Josephs II.

Kolómna, Kreisstadt im russ. Gouvernement Moskau, am Einfluß der Kolomenka in die Moskwa, an der Rjäsan-Moskauer Eisenbahn, hat einen alten Kreml, 18 Kirchen, ein Mönchs- und ein Nonnenkloster, eine Kapelle der Raskolniken, ein Progymnasium, ein Theater, eine Bank, 16 Fabriken (für Seide, Tabak, Seife, Stärke, Leder, Pastillen, Nanking, Leinwand, Maschinen), bedeutenden Handel, namentlich mit Korn, Vieh, Salz, Metall, Holz, Hanf, Öl und Heu, und (1884) 28,323 Einw. — K. wird urkundlich schon 1177 erwähnt. Hier schlugen 1237 die Mongolen unter Batu die russischen Großfürsten. Der Kreis K. ist, abgesehen vom Moskauer Kreis, der bevölkertste des Gouvernements (61 Einw. auf 1 qkm).

Kōlon (griech.), s. v. w. Glied oder Absatz, so in der grammatischen Periode (Satzglied), in der Baukunst, in der Metrik ꝛc.; dann Interpunktionszeichen (:), das man setzt, wenn die Worte eines andern, eine Schriftstelle, der Titel eines Buches ꝛc. angeführt werden, manchmal auch, um in einer Periode den aus mehreren Sätzen bestehenden Vordersatz von seinem Nachsatz übersichtlich zu trennen (vgl. Interpunktion). Die griechische Sprache kannte das K. als Interpunktionszeichen in dieser Bedeutung nicht, sondern gebrauchte es im Sinn unsers Semikolons und setzte als Zeichen dafür einen Punkt oberhalb des letzten Wortes des Satzteils. In der Anatomie ist K. (colon) s. v. w. Grimmdarm (s. Darm).

Kolonāt (lat., »Bebauungsrecht«, Kolonatrecht, Erbpachtrecht, Erbleihe, Leihe, Erbbestandrecht, Erbfestenrecht, Meierrecht, Erbzinsrecht), allgemeine Bezeichnung für die (regelmäßig erblichen) Besitz- und Nutzungsrechte an Bauerngütern; Kolone (Kolonist), der Inhaber derartiger bäuerlicher Gutsrechte. Während nämlich heutzutage die Bauerngüter in der Regel im vollen Eigentum des Besitzers stehen, war dies im Mittelalter und bis in die neuere Zeit keineswegs der Fall (s. Erbpacht). Dieselben waren vielfach den Bauern von den Gutsherren unter Anwendung lehnrechtlicher Grundsätze verliehen und die Rechte der Besitzer alsdann nach Lehnrecht zu beurteilen; hier und da hatte auch das römischrechtliche Institut der Emphyteuse (s. d.), bez. Grafschaft Hoya, die Erbpachtgüter in Sachsen, Thüringen und Österreich, die Festegüter in Schleswig-Holstein, die nicht erblichen Fallgüter oder Schupflehen in Schwaben, die Todbestände in Baden, die Leibrechtsgüter in Bayern und Österreich (die beiden letztern ebenfalls nicht erblich), die Landsiedelleihen in Oberhessen (nicht erblich im Solmsischen), die Laßgüter in der Mittelmark (nicht erblich in Sachsen) und die sogen. Herrengunst in Bayern; letzteres die Bezeichnung für Güter, die auf freien Widerruf des Gutsherrn verliehen waren. Das Rechtsverhältnis zwischen Gutsherren und Kolonen bestimmte sich bei allen diesen Gütern im einzelnen nach den bei der Verleihung etwa aufgenommenen Urkunden (Leihbrief, Meierbrief) sowie nach den im vorigen Jahrhundert hierüber ergangenen Ordnungen (Meier-, Erbpachtsordnungen), endlich nach lokalem und partikulärem Gewohnheitsrecht. Die Grundzüge des Rechtsinstituts sind im großen und ganzen überall dieselben: ein sogen. Obereigentum (Dominium directum) des Gutsherrn, ein nutzbares Eigentum des Kolonen (Dominium utile); der Kolone hatte die auf dem Gut ruhenden Lasten zu tragen; Veräußerungen ohne Zustimmung des Gutsherrn waren nichtig; das Gut haftete nicht ohne weiteres für die Schulden des Kolonen; dieser war zu sorgfältiger Bewirtschaftung des Gutes verpflichtet und konnte im entgegengesetzten Fall »abgemeiert« werden (s. Abmeierung). Gewöhnlich hatte der Kolone beim Antritt der Erbleihe eine Abgabe (Handlohn, Laudemium, Weinkauf, Ehrschatz) an die Gutsherrschaft zu entrichten; zuweilen war auch eine sogen. Baulebung (s. d.) üblich; ebenso war hier die sogen. Interimswirtschaft (s. d.) gebräuchlich. Die moderne Gesetzgebung hat jedoch mit der ehemaligen Rechtsanschauung vom sogen. geteilten Eigentum gebrochen und an die Stelle der bäuerlichen Nutzungsrechte das volle Eigentumsrecht des Besitzers gesetzt (s. Ablösung). Vgl. Koken, Die rechtlichen Grundideen des deutschen Kolonats (Holzmind. 1844); Pfeiffer, Deutsches Meierrecht (Kass. 1848); Busch, Beiträge zum Meierrecht (Hildesheim 1855).

Kolōne (lat. colonus), s. Kolonat.

Koloniālhandel, der Handelsverkehr des Mutterlandes mit den Kolonien.

Kolonialpulver, ein in seiner quantitativen Zusammensetzung vom Schießpulver etwas abweichendes Sprengmittel, enthält Nitroglycerin aufgesaugt.

Kolonialrat, s. Kolonialrecht.

Kolonialrecht, im allgemeinen der Inbegriff der Rechtsnormen, welche die Rechtsverhältnisse der Kolonien regeln. Im einzelnen ist jedoch folgende Unterscheidung zu machen: 1) K. wird das Recht genannt, welches in den Kolonien jeweilig gilt, also für die Rechtsverhältnisse der Einwohner in den betreffenden Territorien maßgebend ist. Je nach den Verhältnissen, auf welche sich diese Rechtsnormen beziehen, gehören dieselben dem öffentlichen oder dem

standteil des Hauptstaats sind, wie z. B. Algerien staatsrechtlich zu Frankreich gehört, ohne deshalb seinen kolonialen Charakter verloren zu haben. Andre Kolonien stehen doch wenigstens unter der Souveränität der Regierung des Mutterlandes, während in noch andern Ländern die Regierung des Mutterlandes nur eine Schutzherrschaft ausübt und lediglich eine Schutzgewalt über ihre Staatsangehörigen in Anspruch nimmt, die sich in dem fremden Land aufhalten. Doch kann diese Schutzherrschaft eine so weitgehende sein, daß die Schutzgebiete in der That als Kolonien aufzufassen sind. 3) K. werden auch die Rechtsgrundsätze genannt, nach welcher sich die Beziehungen der verschiedenen Mächte untereinander in Ansehung ihres Kolonialbesitzes bestimmen. Diese sind völkerrechtlicher Natur (internationales K.). Soll der Kolonialbesitz des einen von der Regierung des andern Landes respektiert werden, so genügt es nicht, daß die Besitzergreifung eines herrenlosen, d. h. von einer der internationalen Rechtsgemeinschaft nicht angehörigen, unzivilisierten Völkerschaft bewohnten, Landes lediglich formell, z. B. durch Flaggenheißen, erfolgt; es ist vielmehr eine thatsächliche Herrschaftsausübung über das zu okkupierende Territorium erforderlich. In diesem Sinn hat auch die Congoakte vom 26. Febr. 1885 (Art. 34 f.) die Verpflichtung der Signatarmächte anerkannt, in den von ihnen an den Küsten des afrikanischen Kontinents besetzten Gebieten das Vorhandensein einer Obrigkeit zu sichern, welche hinreicht, um erworbene Rechte zu schützen. Außerdem wird in dieser für künftige koloniale Erwerbungen maßgebenden Akte die Verpflichtung anerkannt, bei Übernahme einer neuen Schutzherrschaft oder bei neuen Besitzergreifungen den Signatarmächten davon Anzeige zu machen, um dieselben in den Stand zu setzen, gegebenen Falls ihre Reklamationen geltend zu machen.

Das K. ist infolge der deutschen kolonialpolitischen Bestrebungen in neuerer Zeit nicht nur mehrfach zum Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen gemacht, sondern auch gesetzgeberisch in Deutschland behandelt worden. Die deutsche Reichsverfassung (Art. 4, Abs. 1) weist nämlich die Bestimmungen über Kolonisation der Gesetzgebung und der Beaufsichtigung des Reichs zu. In den west- und südwestafrikanischen Schutzgebieten ist auch bereits der Anfang einer staatlichen Organisation gemacht, während in Ostafrika und Neuguinea der Deutschen Ostafrikanischen Gesellschaft, resp. der Neuguineakompanie die Verwaltungseinrichtung überlassen ist. Nach dem deutschen Reichsgesetz vom 17. April 1886, betreffend die Rechtsverhältnisse der deutschen Schutzgebiete, übt der Kaiser in den letztern die Schutzgewalt im Namen des Reichs aus. Kolonialminister ist der Reichskanzler. Ein Syndikat von Hamburger Firmen fungiert als Kolonialrat. Nach dem angezogenen Gesetz sollen sich das für die deutschen Kolonien maßgebende bürgerliche Recht, Strafrecht, Gerichtsverfahren und Gerichtsverfassung nach dem Reichsgesetz vom 10. Juli 1879 über die Konsulargerichtsbarkeit bestimmen (s. Konsul). An die Stelle des Konsuls tritt der vom Reichskanzler zur Ausübung der Gerichtsbarkeit ermächtigte Beamte. Kaiserliche Verordnungen können indessen Abweichungen von jenem Gesetz über die Konsulargerichtsbarkeit begründen. Das Reichsgesetz vom 4. Mai 1870, betreffend die Eheschließung und Personenstandsbeurkundung von Reichsangehörigen im Ausland, kann durch kaiserliche Verordnung auch auf Nichtreichsangehörige ausgedehnt werden, wie dies für die Schutzgebiete von Camerun und Togo durch Verordnung vom 21. April 1886 geschah. Eine weitere Verordnung vom 5. Juni 1886 regelt die Rechtsverhältnisse in dem Schutzgebiet der Neuguineakompanie, während eine Verordnung vom 13. Sept. 1886 die Rechtsverhältnisse in dem Schutzgebiet der Marshall-, Brown- und Providenceinseln zum Gegenstand hat. Vgl. Stengel, Die staats- und völkerrechtliche Stellung der deutschen Kolonien (Berl. 1886); Lentner, Das internationale K. (Wien 1886); Bann, Das Recht der deutschen Schutzherrlichkeit (das. 1887); Joel, Das Gesetz, betreffend die Rechtsverhältnisse der deutschen Schutzgebiete (in Hirths »Annalen des Deutschen Reichs«, Münch. 1887, S. 191 ff.); Bornhak, Die Anfänge des deutschen Kolonialstaatsrechts (im »Archiv für öffentliches Recht«, Bd. 2, S. 1 ff., Freiburg 1887).

Kolonialsystem, s. Kolonien, S. 956.

Kolonialvereine, s. Kolonien, S. 958.

Kolonialwaren, die rohen Produkte der wärmern Länder, namentlich Kaffee, Zucker, Thee, Reis, Gewürze, Farb- und Möbelhölzer, Arzneimittel und Baumwolle.

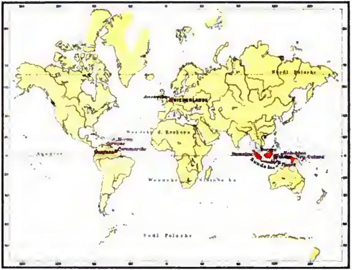
Kolonien (hierzu zwei Karten: »Vergleichende Darstellung des Kolonialbesitzes der europäischen Staaten« und »Übersicht der deutschen K.«), im allgemeinen zusammenhängende Ansiedelungen, besonders solche, deren Angehörige (Kolonisten, v. lat. colonus, »Feldbauer, Ansiedler«), sei es auf Grund staatlichen Schutzes durch das Mutterland oder sei es durch eigne freie Bethätigung ihrer sozialen Lebenskraft, ihre Stammeseigentümlichkeiten, Sitten, Gebräuche rc. bewahren. Hierdurch unterscheidet sich die Koloniengründung von der Auswanderung (s. d.); die letztere kann mit der erstern verbunden sein, indem die Auswandernden in fremden Ländern K. gründen und durch ihren Zustrom kräftigen, doch können auch die Auswanderer unabhängig voneinander in fremde Staatsgemeinschaft eintreten und hier, wie z. B. viele Deutsche in Rußland, Ungarn, Amerika, ihre nationalen Eigentümlichkeiten oder doch aus Mangel an festem Zusammenhalten die Kraft, dieselben geltend zu machen, vollständig einbüßen (vgl. auch den Abschnitt über Auswanderung im Art. »Deutschland«, S. 810, und die Ergänzung dazu im »Korrespondenzblatt« zum 6. Band). Dagegen ist es nicht gerade notwendig, daß die K. in festen Beziehungen zum Mutterland oder gar unter dessen Leitung bleiben. So bildeten die Hugenotten K. in Deutschland, die Salzburger in Preußen, man hat ferner deutsche K. in Rußland und andern Ländern. Die Kolonisten traten vollständig in den Verband des fremden Staats ein, in welchen sie einwanderten, ja oft auf Grund der Anregung und Förderung durch diesen Staat selbst.

[**Innere Kolonisation.**] Eine Auswanderung kommt gar nicht vor bei der innern Kolonisation, bei welcher sich Einheimische auf noch nicht bebautem, wüstem oder zu rodendem Boden im Inland niederlassen und hier neue Gemeinden bilden (Wald-, Moorkolonien). Dieses Ziel hatte die frühere Politik vorzüglich im Auge, indem sie zur Besiedelung des Landes Fremde zur Einwanderung anreizte. Die heutige Politik ist, gestützt auf sozialpolitische und politische Beweggründe, mehr darauf gerichtet, große Güter in mittlere und kleine Besitzungen zu zerlegen. Auf Grund mehrfacher Verhandlungen im Abgeordnetenhaus und im Landesökonomiekollegium wurden auch in Preußen einige Domänen zerschlagen und verkauft, ohne daß jedoch der erhoffte Erfolg erzielt wurde. Ähnlicher Art sind die Bestrebungen der 1887 in Berlin gegründeten »Gesellschaft für innere Kolonisation«,

BRITISCHE KOLONIEN



NIEDERLÄNDISCHE KOLONIEN



FRANZÖSISCHE KOLONIEN



SPANISCHE KOLONIEN







PORTUGIESISCHE KOLONIEN



DÄNISCHE KOLONIEN



Der Kolonialbesitz der europäischen Staaten.

I. Allgemeine Übersichten.

Anteil der kolonisierenden Nationen an dem Areal der einzelnen Erdteile.

	Gesamtareal QKilom.	Britisch QKilom.	Französisch QKilom.	Niederländisch QKilom.	Portugiesisch QKilom.	Spanisch QKilom.	Deutsch QKilom.	Dänisch QKilom.	Italienisch QKilom.
Europa	9885423	314956	528572	33000	91260	497244	540599	144420	286588
Asien	44572250	4476218	525608	1664606	19666	296182	—	—	—
Afrika	29909444	1235656	2239906	—	1806365	9508	?	—	632
Amerika	38389210	9225233	124506	120451	—	128148	—	88450	—
Australien . . .	8953727	8237373	23704	382140	—	2590	251350	—	—
Summa:	131710054	23489436	3442268	2200197	1917291	933672	?	232879	287220

Anteil der kolonisierenden Nationen an der Bevölkerung der einzelnen Erdteile.

	Gesamtbevölk.	Britisch	Französisch	Niederländisch	Spanisch	Portugiesisch	Deutsch	Dänisch	Italienisch
Europa . . .	337354000	35418539	37672048	4336012	16961742	4575955	46844926	1969039	29699785
Asien	800000000	263945968	18568194	27682912	5820116	849553	—	—	—
Afrika	206000000	3632705	9457228	—	385152	4134432	?	—	1303
Amerika . .	101000000	6356443	383132	120451	2275997	—	—	43544	—
Australien .	5000000	3880849	79109	250000	44665	—	398000	—	—
Total:	1449354000	313234505	66963211	32384901	25487672	9559940	?	2012583	29701088

Das Verhältnis des Mutterlandes zu den Kolonien.

	Areal in Quadratkilom. Mutterland	Areal in Quadratkilom. Kolonien	Verhältnis des Mutterlandes zur Kolonie	Bevölkerung Mutterland	Bevölkerung Kolonien	Verhältnis des Mutterlandes zur Kolonie
England	314956	23174480	1 : 73	35418539	277815966	10 : 79
Niederlande .	33000	2167197	1 : 65	4336012	28048889	10 : 65
Frankreich . .	528572	2913696	2 : 11	37672048	29291163	13 : 10
Portugal . . .	91260	1826031	1 : 20	4575955	4983985	10 : 11
Spanien	497244	436428	8 : 7	16961742	8525930	2 : 1
Dänemark . . .	144420	88459	7 : 3	1969039	43544	46 : 1
Italien	286588	632	453 : 1	29699785	1303	22846 : 1

Deutschland läßt sich bei der noch ganz unbestimmten Ausdehnung seiner afrikanischen Gebiete nicht zum Vergleich heranziehen. Dieselben sind indes von so bedeutender Größe und, was namentlich den östlichen Teil derselben anlangt, so stark bevölkert, daß ihm nach beiden Richtungen hin eine hohe Stelle unter den kolonisierenden Staaten Europas gebühren müßte.

II. Die Kolonien und Schutzgebiete europäischer Staaten.

I. Kolonien:	QKilom.	QMeilen	Bevölk.	Jahr
Großbritannien.				
Cypern	9601	174	186173	1881
Britisch-Indien . .	2260665	41056	198700079	1881
Ober-Birma	492000	8935	4000000	—
Ceylon	63976	1162	2781618	1883
Andamanen	6497	118	20628	1881
Nikobaren	1772	32	5500	—
Aden	171	3,1	34711	1881
Perim	11,0	0,2	149	1881
Moscha	1,1	0,02	?	—
Kamaran	165	3	?	—
Keelingsinseln . . .	22	0,4	400	—
Straits Settlements	3742	68	598000	1885
Hongkong	83	1,5	190594	1885
Nordborneo	57000	1035	150000	—
Labuan	78	1,4	6298	1881
Kuria Muria-Inseln	55	1	—	—
Asien:	2895840	52591,6	206654184	—
Gambia	179	3,2	14150	1881
Sierra Leone	2650	47	60546	1881
Goldküste	48648	883	651000	1884
Lagos	2768	50	87165	1883
St. Helena	122	2,2	5085	1883
Ascension	88	1,6	300	1881
Tristan da Cunha .	116	2,1	94	1886
Kapkolonie	593483	10778	1252347	1885
Walfischbai	1250	23	800	1885
Natal	48580	882	413639	1885
Mauritius	2655	48	361404	1885
Neu-Amsterdam u. St.-Paul	73	1,3	—	—
Afrika:	700542	12722,4	2870530	—

I. Kolonien:	QKilom.	QMeilen	Bevölk.	Jahr
Dominion of Canada:				
Ontario u. Quebec	875268	15895,9	3491860	1885
Neubraunschweig	70762	1285,1	336702	1885
Neuschottland . .	56280	1022,1	463640	1885
Manitoba	190927	3467,4	65954	1881
Prinz Edward-Ins.	5524	100,3	115476	1885
Brit.-Columbia u. Vancouver-Insel	1010970	18360	49459	1881
Nordwestterritor.	6612877	120100	56446	1881
Neufundland	110070	2000	197332	1884
Bermudas	50	0,9	15086	1885
Honduras	19585	355,7	27452	1881
Bahamainseln . . .	13960	253,7	43521	1881
Turksinseln	25	0,45	4732	1881
Caicosinseln	550	10	48	1881
Jamaica	10859	197	596383	1885
Caymansinsel	584	10,6	2400	1871
Windward Islands:				
Santa Lucia . . .	614	11,1	41381	1885
St. Vincent . . .	381	6,9	43039	—
Barbados	430	7,8	171860	1881
Grenada	430	7,3	46424	1885
Tobago	295	5,3	19363	—
Leeward Islands:				
Virgininseln . . .	165	3	5287	1881
St. Christopher .	176	3,2	41001	1884
Nevis	118	2,1		
Anguilla	91	1,6	3219	1881
Antigua u. Barbuda	440	8	34964	1881
Montserrat	83	1,5	11097	1885
Dominica	754	13,7	28840	1884
Trinidad	4544	82,5	171914	1885
Britisch-Guayana .	221243	4018	270042	1885
Falklandinseln . . .	12532	227,6	1553	1881
Südgeorgia	4066	73,8	—	—
Amerika:	9225233	167540	6358443	—

I. Kolonien:	QKilom.	QMeilen	Bevölk.	Jahr
Neusüdwales	800730	14542	1030762	1886
Victoria	227610	5950	1033052	1886
Queensland	1730630	31430	343768	1886
Südaustralien	2339775	42492	312439	1886
Westaustralien	2527530	45903	40084	1886
Tasmania	68309	1241	137211	1886
Neuseeland	270392	4911	630798	1886
Norfolkinsel	44	0,8	662	1884
Aucklandinseln	50½	9	—	—
Lord Howe-Insel	8,3	0,15	65	1880
Kermadecinseln	55	1	—	—
Karolineninseln	5,5	0,1	—	—
Fidschi	20807	378	127279	1885
Rotumah	36	0,6		
Starbuck	3	0,05	—	—
Malden	89	1,6	79	1878
Fanning	40	0,7	150	1858
Australien:	7986573	145044	3656349	—
Kolonien:	20808188	377898	219543506	—
II. Schutzstaaten:				
Einheim. Staaten in Indien	1526478	27723	56997784	1881
Perak, Salangor, Sungei Ujong, Negri Sembilan und Dschohor	53900	979	294000	—
Asien:	1580378	28702	57291784	—
Basutoland	26665	484	128176	1875
Betschuanenland	477835	8678	478000	—
Pondoland	9324	169	150000	—
Zulureserve	21290	387	?	—
Afrika:	535114	9718	756176	—
Neuguinea	229100	4161	137500	—
Salomoninseln	21700	394,1	87000	—
Australien:	250800	4555,1	224500	—
Schutzstaaten:	2366292	42975	58272460	—
Britische Kolonien u. Schutzstaaten:	23174480	470873	277815966	—

Hierbei sind die Nigerdistrikte nicht inbegriffen, welche das ganze Mündungsgebiet von der Ostgrenze von Lagos bis zur Westgrenze der deutschen Kolonie Camerun sowie die Uferlandschaften des Niger aufwärts bis Sa und die des Binuë bis Jola umfassen. Die Konferenz zu Berlin sicherte England, das durch die National African Company den ganzen dortigen Handel beherrscht, dieses große Gebiet. Doch ist allen Nationen wie beim Congo Schiffahrts- und Handelsfreiheit auf diesem untern Teil des Niger zugesichert; eine gleiche Verpflichtung übernahm Frankreich für den obern Fluß, soweit derselbe bereits unter seinem Protektorat steht oder in Zukunft etwa stehen sollte.

Frankreich.

I. Kolonien:	QKilom.	QMeilen	Bevölk.	Jahr
Indien	508	9	275261	1885
Kotschinchina	59800	1086	1702983	1885
Tongking	90000	1635	9000000	—
Asien:	150308	2730	11018194	—
Algerien	667000	12113	3360000	1881
Senegal	290000	5267	138391	1885
Südliche Flüsse			44846	1885
Gold- und Sklavenküste	24000	436	630000	—
Gabun	540000	9807		
Réunion	2512	46	179639	1885
Mayotte	366	6,6	10019	1885
Nossi Bé	293	5,7	11299	1885
Ste.-Marie de Madagascar	165	3	7674	1885
Obok	6000	109	22370	1884
Afrika:	1530336	27793,6	4404228	—
St.-Pierre et Miquelon	235	4	6300	1885
Guadeloupe	1870	34	181098	1885
Martinique	988	18	169232	1885
Guayana	121413	2205	26502	1885
Amerika:	124506	2261	383132	1885
Neukaledonien	19950	362	56463	1885
Uea (Wallis)	96	1,7	3500	—
Tahiti und Dependenzen	3658	66	22646	1885
Oceanien:	23704	429,7	82609	—
Kolonien:	1828854	33212	16738163	—
II. Schutzstaaten:				
Kambodscha	100000	1816	1500000	—
Anam	275300	5000	6000000	—
Asien:	375300	6816	7500000	—
Tunis	116000	2107	1500000	—
Madagaskar	591964	10750	3500000	—
Komoren	1606	29	53000	—
Afrika:	709570	12886	5053000	—
Schutzstaaten:	1084870	19702	12553000	—
Franz. Kolonien u. Schutzstaaten:	2913696	52916	29291163	—

Niederlande.

Kolonien:	QKilom.	QMeilen	Bevölk.	Jahr
Java u. Madura	132713	2410,6	21467445	1885
Sumatra	406706	7386,6	2729418	1885
Riau	45448	825,6	94905	1885
Bangka	13059	237	73799	1885
Billiton	6552	113	34079	1885
Borneo	516143	9373,7	917869	1885
Celebes	188155	3417,1	607148	1885
Amboina	49017	890,2	253234	1885
Ternate	238956	4339,7	109947	1885
Timor	57409	1042,6	34471	1885
Bali und Lombok	10462	190	1360577	1885
Asien:	1664606	30231,1	27682912	1885
Guayana	119321	2167	72533	1884
Curassao	1130	20,5	43444	1884
Amerika:	120451	2187,5	115977	—
Westhälfte von Neuguinea	382140	6940	250000	—
Australien:	382140	6940	250000	—
Niederl. Kolonien:	2167197	39358,6	28048889	—

Portugal.

Kolonien:	QKilom.	QMeilen	Bevölk.	Jahr
Goa und Zubehör	3270	59	419993	1881
Daman und Gebiet	80	1,4	48838	1881
Insel Diu u. Gogola	5	0,1	12636	1881
Macao und Zubehör	11,7	0,6	68086	1878
Timor und Cambing	16300	296	300000	—
Asien:	19666	356,7	849553	—
Madeira	815	15	133955	1882
Kapverdische Inseln	3851	70	107026	1883
Guinea	69	1,3	6518	1882
St. Thomas	929	17	18266	1878
Principe	151	2,7	2622	1878
Angola	809400	14700	2000000	—
Mosambik	991150	18000	2000000	—
Afrika:	1806365	32805,9	4134432	—
Portug. Kolonien:	1826031	33162,6	4983985	—

Außerdem hat Portugal das Protektorat übernommen über den zwischen den französischen Gebieten Grand Povo und Porto Novo gelegenen Küstenstrich an der Sklavenküste und damit zugleich über das Königreich Dahomé, das Hinterland dieser Küste. Weder Areal noch Bevölkerung dieses Protektorats lassen sich angeben.

Spanien.

Kolonien:	QKil.	QMeil.	Bevölk.	Jahr
Philippinen	293726	5334	5745116	1879
Suluinseln	2456	44,6	75000	—
Asien:	296182	5378,6	5820116	—
Presidios in Marokko	35	0,6	12170	1884
Kanarische Inseln	7273	132	304326	1884
Fernando Po, Aonobom, Corisco, Eloby und das Territorium von San Juan	2200	40	68656	1885
Afrika:	9508	172,6	385152	—
Cuba	118833	2158	1521684	1880
Puerto Rico	9315	169	754313	1880
Amerika:	128148	2327	2275997	—
Marianen	1140	20,7	8665	1877
Karolinen	700	12,7	22000	—
Palau	750	13,6	14000	—
Australien:	2590	47	44665	—
Spanische Kolonien:	436428	7925,2	8525930	—

Außerdem gehört Spanien noch an der Südwestküste von Marokko der Hafen Ifni oder Santa Cruz de Mar Pequena, den es bereits 1507—27 besessen, und dessen Besitz ihm der mit Marokko 1860 geschlossene Friede abermals zugesichert hatte. Es hat davon aber erst kürzlich Besitz ergriffen, ebenso wie von der Westküste der Sahara zwischen Kap Bojador im N. und Kap Blanco im S., wo einige Fischereistationen von Spaniern seit längerer Zeit bestehen.

Dänemark.

Kolonien:	QKil.	QMeil.	Bevölk.	Jahr
Grönland	88100	1600	9781	1883
Ste.-Croix	218,3	4	18430	1880
St. Thomas	86,2	1,6	14389	1880
St. John	54,4	1	944	1880
Summa:	88459	1606,6	43544	—

Italien.

Assabbai	632	5,5	1303	1881

Das Gebiet von Assab steht unter der vollen Souveränität Italiens. Außerdem beansprucht Italien den ganzen Küstenstrich am Roten Meer von Massaua bis zur Straße Bab el Mandeb, wo es an die französische Kolonie Obok stößt, mit den Hafenplätzen Edd, Hamfilah und der Gruppe der Dahlakinseln. Militärisch besetzt sind seit 1885 Beilul, Arafali, Makalille, Arkiko, ferner Massaua und eine Anzahl Posten in der Umgebung und auf der Straße nach Abessinien. Das Sultanat Raheita südlich von Assab steht unter italienischem Protektorat, ebenso Hauakil, Mader, Edd.

Deutschland.

Die in den Jahren 1884—1886 unter deutschen Reichsschutz gestellten Gebiete in Afrika und Ozeanien werden teils unmittelbar durch einen Gouverneur und durch Reichskommissare regiert, teils durch Beamte der betreffenden Gesellschaften. Zu der ersten Kategorie gehören sämtliche deutsche Erwerbungen an der westafrikanischen Küste, zu der zweiten Ostafrika und die Nordostküste Neuguineas nebst dem Bismarck- (Neubritannia-) Archipel und die nördlichen Salomoninseln.

I. Kronschutzgebiete.

Togo, an der Sklavenküste von Westafrika (s. Karte bei ‚Guinea‘) zwischen 1° 10′ (New Sierra Leone) und 1° 30′ östl. L. v. Gr. (Gum Kofti), im S. vom Golf von Guinea bespült, im N. noch nicht abgegrenzt, mißt ca. 1300 qkm (23,8 QM.) und hat etwa 40,000 Einw., durchweg Neger, die an der Küste ausschließlich Handel treiben, im Innern kunstreiche Gefäße, Leder und Zeuge fertigen. Auf dem schmalen Küstenstreifen am Meer liegen die Handelsplätze Lome, Bagida und Porto Seguro, an der sich dahinter ausbreitenden großen Lagune die **Hauptstadt** Togo mit 3000 und das heilige Be mit 2000 Einw. Das Gebiet wurde Ende 1884 unter deutschen Schutz gestellt, der deutsche Reichskommissar hat seinen Sitz in Bagida.

Camerun oder das **Guineagebiet** (s. das Textkärtchen, Bd. III, S. 758) wurde 14. Juli 1884 unter deutschen Schutz gestellt; es erstreckt sich an der Bai von Benin vom Rio del Rey im N. bis zum Campofluß im S. Nach dem Innern zu ist die Grenze des Gebiets nur insoweit bestimmt, daß dieselbe im N. vom Rio del Rey ziemlich nördlich zum Altcalabar läuft und ihn gerade da trifft, wo er aufhört, schiffbar zu sein, und sich dann in nordwestlicher Richtung zum Binnë bei Jola fortsetzt. Im S. bildet zuerst der Campofluß, dann der 2.° 5′ nördl. Br. die Grenze. Über das Gesamtareal lassen sich keine Angaben machen, da die Ausdehnung des Gebiets nach O. nicht bestimmt ist. Der Sitz des Gouverneurs ist am Camerunfluß, an dem verschiedene Ortschaften liegen (vgl. *Camerun*), und in welchem sich der ganze Verkehr konzentriert. Die Mündung des Flusses wird regelmäßig von zwei Dampferlinien angelaufen. Bisher ist noch wenig mehr als die Küste bekannt, doch wird das Gebiet gegenwärtig von Reichs wegen durch Dr. Zintgraff und die Leutnants Kund und Tappenbeck erforscht. Die *Handels- und Plantagengesellschaft* (Wörmann) sucht das Gebiet wirtschaftlich auszubeuten.

Deutsch-Südwestafrika (s. Karte »Südafrika«, beim Artikel ‚Kapland‘), zwischen dem Cunene und dem 17.° 40′ südl. Br., dann dem Okovango im N. und dem Oranjefluß im S., wird im O. begrenzt vom 20.° östl. L. v. Gr. bis dahin, wo derselbe den 22.° südl. Br. schneidet. Weiterhin ist die Ostgrenze unbestimmt. Es umfaßt Groß-Namaqualand, Damaland und Ovampoland, im O. das große Gebiet des Omaheke oder Sandfeldes, eines ebenen Hochlandes, das mit Gras, auch mit Büschen und Bäumen bewachsen ist und in der Regenzeit viele Teiche aufweist. Zu diesem Gebiet gehören außer dem Besitztum der Südwestafrikanischen Kolonialgesellschaft, dem Lüderitzland, noch die Burenansiedelung von Grootfontain (früher Upingtonia) im N., Hereroland mit der Hauptwerft Okahandja, dem Sitz Mahareros, die Bastards auf Rehoboth, die Rote Nation auf Hoachanas, die Nama von Berseba und die Nama von Bethanien, ein Gesamtareal von 600,000 qkm (19,897 QM.), dessen Bevölkerung aber nur auf 300,000 Seelen geschätzt

wird. Der Küstenstrich ist wasserlos und wüst, das Hinterland ist aber sehr geeignet für Viehzucht, und die Eingebornen besitzen große Herden von Rindern und fettschwänzigen Schafen. Es hat sich daher in Berlin die *Deutsch-Westafrikanische Gesellschaft* gebildet, diesen Viehreichtum auszubeuten, indem sie Schlächtereien, Konserven- und Pökelanstalten einrichtet. Andre hier arbeitende Vereine sind die bereits genannte *Südwestafrikanische Kolonialgesellschaft* und die *Deutsche Südwestafrikanische Kompanie*. Leider liegen die Bewohner (Hottentoten, Herero, Bergdamara) fortwährend in blutigen Fehden. Der beste Hafen, die Walfischbai, mit 1250 qkm Küstenland, sowie die zahlreichen Guanoinseln an der Küste gehören den Engländern. Im Hinterland befinden sich seit vielen Jahren die Stationen deutscher (rheinischer) Missionäre. Das Gebiet wurde 24. April u. 7. Aug. 1884 unter deutschen Schutz gestellt. Ein deutscher Reichskommissar verwaltet dies Gebiet.

II. Gesellschaftsschutzgebiete.

Deutsch-Ostafrika (s. Karte bei ‚Congo'), die der *Deutschen Ostafrikanischen Gesellschaft* gehörigen Gebiete der Herrscher von Usagara, Nguru, Useguha und Ukami, die 25. Febr. 1885 unter deutschen Reichsschutz gestellt wurden, während das ganze Gebiet, welches im S. vom Rovumafluß gegen portugiesisches Gebiet, im N. durch eine vom Umbafluß nordwestlich zum Ukerewe laufende Linie begrenzt wird, die jedoch nach NO. ausbiegt, um das Massiv des Kilima Ndscharo einzuschließen, in den Bereich der deutschen Interessensphäre fällt. Dieselbe reicht somit bis an die Grenzen des Congostaats und umfaßt das ganze etwa 1,000,000 qkm (20,000 QM.) große Plateau von Zentralostafrika. Das jenseit der genannten Linie bis zum Tana reichende Gebiet gehört dagegen der englischen Interessensphäre an. Bis vor kurzem war das deutsche wie das englische Gebiet durch einen schmalen, dem Sultan von Sansibar schiedsrichterlich zugesprochenen Landstreifen vom Meer abgesperrt; doch hat sich nun der Sultan bereit gefunden, gegen eine Jahreszahlung seine Ansprüche auf den afrikanischen Kontinent ganz aufzugeben, nachdem er schon gleich im Anfang die Häfen Dar es Salam und Pangani der Gesellschaft überlassen hatte. Nach W. findet die deutsche Interessensphäre ihre äußerste Grenze in der des Congostaats. Der Hauptsitz der oben genannten Gesellschaft mit Dr. Peters als Leiter ist gegenwärtig in Sansibar. In Usagara besitzt sie die Stationen Simaberg und Kiora, in

Gesellschaft an der Somaliküste von Warscheck im S. bis Ras Filuk im N. sind noch nicht unter deutschen Reichsschutz gestellt. Außer der genannten arbeitet hier noch die *Deutsch-Ostafrikanische Plantagengesellschaft*.

Das kleine **Witugebiet** an der Mandabucht und im Mündungsbereich des 400 km weit ins Innere schiffbaren Tana wurde 27. Mai 1885 unter deutschen Schutz gestellt und später durch die vom Deutschen Kolonialverein gebildete *Witugesellschaft* von den Gebrüdern Denhardt, denen der Sultan von Witu das Land abgetreten hatte, erworben. Es hat eine Küstenlänge von 70 km, einen vorzüglichen Hafen, ist sehr fruchtbar und eignet sich vortrefflich für Viehzucht.

Kaiser Wilhelms-Land, der Bismarck-Archipel und die nördlichen **Salomoninseln** (s. Karte ‚Neuguinea etc.') stehen sämtlich unter Verwaltung der *Neuguineagesellschaft* in Berlin, welche 17. Mai 1885 einen kaiserlichen Schutzbrief erhielt, nachdem schon im November 1884 auf den beiden ersten Gebieten, 6. April 1885 auch auf der Salomongruppe, die deutsche Flagge geheißt worden war. Kaiser Wilhelms-Land, der nordöstliche Teil der Insel Neuguinea, mißt 181,650 qkm (3299 QM.) und hat 109,000 Einw., der Bismarck-Archipel, bisher Neubritannia-Archipel genannt, hat 47,100 qkm (855 QM.) mit 188,000 Einw., von den Salomoninseln sind bei der Teilung mit England an Deutschland 22,200 qkm (403 QM.) mit 80,000 Einw. gefallen, so daß das ganze der genannten Gesellschaft unterstellte Gebiet 250,950 qkm (4557 QM.) mit 377,000 Einw. mißt. Der Sitz des Landeshauptmanns ist in Finschhafen; andre Stationen sind Port Konstantin, Hatzfeldthafen und Matupi im Bismarck-Archipel. Es sind Pflanzungen von Reis und Mais angelegt und Pferde, Rinder, Schweine, Schafe etc. eingeführt worden. Auf dem Bismarck-Archipel ist Ackerbau erst an einer einzigen Stelle und zwar durch einen Amerikaner mit 150 Arbeitern versucht worden. Sonst wird nur Handel getrieben. Die Deutsche Handels- und Plantagengesellschaft hat eine Hauptstation auf Mioko und 8 Zweigstationen auf den Duke of York-Inseln und in Neubritannien. Hernsheim u. Komp. haben eine Hauptstation auf Matupi in der Blanchebai mit 6 Stationen in Neubritannien, 4 in Neuirland und einer auf den Hermitinseln. Die amerikanische Firma Farrel hat eine Hauptstation in Kalum auf der Gazellenhalbinsel, wo auch obige Pflanzung mit 5 Stationen in Neubritannien und 7 Faktoreien auf Neuirland u. den östlich davon liegenden Inseln.

von welcher sich zur praktischen Ausführung ihrer Absichten (Begründung von Kleinbaueransiedelungen in Norddeutschland ꝛc.) eine engere Erwerbsgesellschaft (»Gesellschaft für Kolonisation im Inland«) abgezweigt hat (vgl. Schön, Innere Kolonisation, Leipz. 1887; v. Henneberg, Die Gesellschaft für innere Kolonisation, das. 1887). In der neuesten Zeit hat Preußen begonnen, das deutsche Element in Westpreußen und Posen dem Polentum gegenüber dadurch zu stärken, daß man sich bestrebt, größere polnische Besitzungen allmählich in die Hände von Deutschen zu bringen. Durch Gesetz vom 26. April 1886 wurden zu dem Ende der Regierung 100 Mill. Mk. für den Ankauf von Grundstücken in den genannten Provinzen zur Verfügung gestellt. Diese Grundstücke werden in geeignetem Umfang an deutsche Ansiedler in Zeitpacht ausgegeben, meist aber verkauft und zwar gegen Übernahme einer festen Geldrente (daher *Rentengüter* genannt), welche, abweichend von den Bestimmungen des Ablösungsgesetzes vom 2. März 1850, nur mit Zustimmung beider Teile abgelöst werden kann. Auch können den Käufern vertragsmäßig verschiedene Beschränkungen im Interesse der Erhaltung der wirtschaftlichen Selbständigkeit des jeweiligen Besitzers (z. B. Teilungsbeschränkung) auferlegt werden. An Stelle des Verkaufs kann auch die Zeitpacht treten. Vgl. »Zur innern Kolonisation in Deutschland« (in den Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Bd. 32, Leipz. 1886). In einem weitern Sinn wird der Begriff Kolonie aufgefaßt, wenn von *Arbeiterkolonien*, gemischten Arbeits- und Strafkolonien (wie z. B. die Dépôts de mendicité in Belgien) die Rede ist. Die Arbeiterkolonien sind nicht immer K. in dem Sinn, daß hier beschäftigungslosen Arbeitern eine bleibende Stätte geboten werden soll, wenn ja auch ein solches Ziel durch dieselben erstrebt und verwirklicht werden kann; vielmehr haben sie in der Regel (wie z. B. die von Pastor Bodelschwingh 1882 gegründete Kolonie Wilhelmsdorf, s. *Armenkolonien*) den Zweck, arbeitslosen Männern so lange Beschäftigung zu geben, bis es möglich ist, ihnen anderweit lohnende Arbeit zu beschaffen (vgl. Berthold, Entwickelung der deutschen Arbeiterkolonien, Leipz. 1887). Dagegen haben die auf Anregung von van den Bosch gegründeten niederländischen *Landbaukolonien* Frederiksoord, Wilhelmsoord und Wilhelminaoord den Zweck, Arbeiterfamilien fest anzusiedeln. Vagabunden- und Bettlerkolonien (wie die niederländischen Strafanstalten Ommerschans und Veenhuizen) nehmen überführte Bettler zur Strafverbüßung auf; man bezeichnet sie im Gegensatz zu den Zwangsarbeitshäusern als K., weil sie auf der ihnen zugehörigen landwirtschaftlich benutzten Bodenfläche eine Art Gemeinde bilden.

[**Überseeische Kolonien.**] Im engsten Sinn des Wortes versteht man unter K. zusammenhängende Ansiedelungen von Zugehörigen einer Nationalität in fernen, insbesondere in überseeischen, Ländern. Solche Ansiedelungen können sich allmählich durch freien Zuzug auf bereits bewohnten oder auf noch nicht in Besitz genommenen, bez. schwach bevölkerten Ländereien bilden; sie können aber ebenso aus der staatlichen Initiative erwachsen und zwar sowohl infolge einer Eroberung (Besiegung der Eingebornen oder andrer K. besitzender Staaten) als auch infolge freien Vertrags (Verträge mit einheimischen Häuptlingen) und der einfachen staatlichen Förderung und Beschützung. K., welche zum Mutterland auch politisch in Beziehung stehen, brauchen nicht gerade staatliche Bestandteile desselben zu sein. So kann das Mutterland die Kolonisten und deren Eigentum unter seinen besondern Schutz stellen; einer thatsächlichen Einverleibung dagegen ist es gleich zu achten, wenn das Mutterland das ganze Kolonialgebiet unter sein Protektorat nimmt (Vorgehen Deutschlands in Afrika, Neuguinea ꝛc.; s. *Kolonialrecht*). Wie verschieden die K. in politischer Beziehung gestellt sein können, zeigen diejenigen Englands. Dieselben sind teils *Kronkolonien*, das heißt K., in welchen die englische Regierung nicht allein die gesetzgebende Gewalt in der Hand hat, sondern auch die Beamten ernennt, teils K. mit politischer Selbständigkeit, parlamentarischer Verfassung und verantwortlichem Ministerium, in welchen die englische Krone nur den Gouverneur ernennt und ein Vetorecht in Sachen der Gesetzgebung hat, zum kleinen Teil endlich K., welche zwar Vertretungskörper haben, in denen aber der Krone das Recht des Vetos und der Beamtenernennung zusteht. (Vgl. *Großbritannien*, S. 785.) Über die neuen deutschen Erwerbungen s. unten.

Nach der Art der Kolonisation sind zu unterscheiden: 1) *Ackerbaukolonien*, wie Kanada, Botanybai, die Kapkolonie, Australien ꝛc., nämlich K., in welchen die Ansiedler sich vorwiegend mit Landbau beschäftigen. Die Europäer, welche sich in jenen Ländern niederlassen, werden Landeigentümer und kehren selten in ihr Vaterland zurück. Die Bande der Verwandtschaft und alle sonstigen Verhältnisse, welche die Kolonisten an ihr Mutterland knüpften, werden immer lockerer; die Erinnerungen erlöschen, und schon nach einigen Generationen können sie zu einer eignen, dem Vaterland entfremdeten Nation erwachsen, welche nach Selbständigkeit und Unabhängigkeit strebt und nicht selten dieselbe zu erkämpfen weiß, wie dies in Nordamerika der Fall war; 2) *Bergwerkskolonien*, in denen zunächst der Gewinn von Gold, Silber, Edelsteinen ꝛc. beabsichtigt wird (z. B. die Niederlassungen der Spanier und Portugiesen in Westindien und Südamerika), gehen gewöhnlich und zwar, je mehr die Bergwerke ausgebeutet werden, in Ackerbaukolonien über und machen sich, wie letztere, nach und nach, wenngleich langsamer, selbständig. 3) *Pflanzungskolonien* (Plantagenkolonien), deren Zweck die Erzeugung gewisser in der Regel nur unter einem heißen Himmelsstrich gedeihender Pflanzen ist, wie die K. Westindiens, das südliche Nordamerika, Brasilien und teilweise auch die ehemaligen spanischen Provinzen in Südamerika, können am wenigsten des Schutzes und der Unterstützung von seiten des Mutterstaats entbehren und wachsen daher weniger leicht zu einer selbständigen Nation heran; die Pflanzer oder freien Grundeigentümer werden selten einheimisch, da sie wegen ungesunden Klimas und Unannehmlichkeiten des Lebens entweder ihre Pflanzungen durch Aufseher verwalten lassen und deren Ertrag in Europa verzehren, oder doch, nachdem sie sich ein Vermögen gesammelt, in ihr Vaterland zurückkehren. Die Plantagenarbeit wurde in diesen K. früher von eingeführten Sklaven besorgt, heute liegen ihr ebenfalls vorwiegend schwarze, bez. einheimische Arbeiter ob. 4) *Handelskolonien*, welche den Vertrieb der Natur- und Kunsterzeugnisse des Landes zum Zweck haben, erwuchsen aus einzelnen Faktoreien oder Handelsstapelplätzen, die nach und nach durch List oder Gewalt, Kauf oder Vertrag die Mittelpunkte großer Reiche wurden, wobei aber der Handel immer die Hauptsache blieb, der Besitz von Grund und Boden nur Mittel zum Zweck war. Der Handel in diesen K. erstreckt sich namentlich auf Kolonialwaren, so in den K. aller westindischen Inseln,

den Küstenplätzen des amerikanischen Kontinents, den ostindischen K., ferner auf Pelzwaren, wie in den englischen und russischen K. Nordamerikas, endlich auf Sklaven, welchen Handel insgeheim immer noch mehrere K. in Westindien, besonders aber Brasilien und spanische Besitzungen treiben. Die Europäer sind in K. dieser Art selten Landeigentümer, sondern in der Regel nur Soldaten, Beamte und Kaufleute, während die eingeborne Bevölkerung ihnen politisch unterworfen ist. Daher bildet sich hier auch nicht leicht eine Nation, indem die hier befindlichen Europäer größtenteils nur Bereicherung suchen und, wenn sie diese erlangt haben, in ihr Vaterland zurückkehren. Solche Handelskolonien werden sich da bilden, wo Europäer wegen der Ungunst des Klimas keinen dauernden Aufenthalt nehmen können. 5) Die freien Negerkolonien hatten ursprünglich den Zweck, amerikanische oder den Sklavenschiffen abgenommene Neger anzusiedeln und zu bilden, wie die von der Amerikanischen Kolonisationsgesellschaft für freie Neger (gegründet 1816 in Washington) ins Leben gerufene Republik Liberia, dann die 1787 von der Afrikanischen Gesellschaft in London gegründete, später unter englische Herrschaft gestellte Kolonie Sierra Leone. 6) Strafkolonien, wie Neukaledonien für Frankreich, sind K., nach welchen die zur Deportation verurteilten Verbrecher verbracht werden (vgl. Deportation). 7) Sogen. Relaiskolonien, Militär- und Flottenstationen, welche seefahrenden Völkern zur Ausbesserung und Verproviantierung der Schiffe dienen.

Geschichtliches.

Schon in der ältesten geschichtlich bekannten Zeit haben diejenigen Völker, welche eine ausgebreitetere Handelsthätigkeit entwickelten, zur Sicherung ihres Handels K. angelegt, so das älteste größere Handelsvolk, die Phöniker, welche an den Küsten des Mittelländischen Meers eine größere Zahl von Niederlassungen gründeten, aus denen später blühende Städte erwuchsen. Die mächtigste der phönikischen Pflanzstädte, Karthago, löste später das Mutterland ab und beherrschte, gestützt auf seine kluge Eroberungs- und Kolonialpolitik, bald das ganze Mittelländische Meer. Ein vorzügliches kolonisatorisches Talent entwickelten die Griechen, welchen die K. Unterkunftsstätten für die wachsende überschüssige Bevölkerung abgaben. In Kleinasien, an den Küsten des Schwarzen Meers, in Unteritalien (»Großgriechenland« genannt) und in dem südlichen Teil von Gallien und Spanien entstanden eine große Zahl von griechischen Niederlassungen, welche überall griechische Kultur verbreiteten. Die Griechen unterschieden zwischen K., welche von der Staatsgewalt des Mutterlandes selbst gegründet wurden und mehr oder weniger unmittelbar unter der Leitung derselben blieben (Kleruchien), und solchen, welche aus den freien Bestrebungen der Bürger hervorgingen und Apoikien genannt wurden. Meist bildeten die griechischen K. unabhängige eigne Staaten, welche als Töchter des Mutterstaats mit diesem eine Art Schutz- und Trutzbündnis eingingen. Die römische Politik war dagegen mehr eine Eroberungspolitik, die echte kolonisatorische Thätigkeit war ihr fremd. (Über die K. der Alten Welt vgl. die Artikel »Griechenland«, »Karthago«, »Rom«, dann auch »Handel«.) Nach dem Zerfall der römischen Weltherrschaft, zur Zeit der Völkerwanderung, bildeten sich wohl neue Staaten, doch konnte an Anlegung von Niederlassungen erst gedacht werden, als der internationale Verkehr sich größerer Ruhe und Sicherheit erfreute. Im Mittelalter waren es vorzüglich die Hanseaten, welche im Norden Europas Faktoreien und Handelsniederlassungen gründeten, dann sind die Erwerbungen des Deutschen Ordens in Preußen sowie die Einwanderungen von Westfalen und Niederländern in Schlesien und Polen zu erwähnen. Im Süden von Europa bot sich weniger Gelegenheit für Gründung von Faktoreien und K. Die nördlichen Gestade des Mittelländischen Meers waren bereits in festen Händen von Kulturvölkern, die südlichen wurden von den den Europäern feindseligen Mohammedanern beherrscht. Die Ausschließung der Neuen Welt gab dem Kolonialwesen eine völlig veränderte Gestalt, da jetzt den Kulturvölkern der Alten Welt fast unbeschränkte Territorien zur Verfügung gestellt wurden. Nunmehr waren fast alle europäischen Staaten eifrigst bestrebt, möglichst ausgedehnte K. zu erwerben, und es entwickelte sich bald die besonders im 17. Jahrh. zur Blüte gelangte monopolistische Handels- und Kolonialpolitik, welche als Kolonialsystem bezeichnet zu werden pflegt. Dasselbe gipfelte darin, die K. möglichst zu gunsten des Mutterlandes auszubeuten. Man sperrte dieselben gegen Fremde ab, anfänglich um ihren Besitz sicherzustellen, später, als das Merkantilsystem (s. d.) sich mehr entfaltete, im Interesse der Handelspolitik. Das Streben ging vorzüglich dahin, durch entsprechende Gestaltung von Schiffahrts- und Zollpolitik ausschließlich dem Mutterland den Verkehr mit den K. zu sichern. Letztere sollten für ersteres eine dauernde Bezugsquelle von Rohstoffen und Kolonialwaren, dann ein vorteilhaftes Absatzgebiet für die eignen Industrieerzeugnisse abgeben. Den Schiffahrtsverkehr mit den K. behielt man ausschließlich der nationalen Flagge vor, indem von fremden Schiffen ein besonderer Flaggenzoll (s. d.) erhoben oder, wie 1664 in England und 1670 in Frankreich, denselben der Besuch der K. geradezu untersagt wurde. Bestimmte Häfen des Mutterlandes wurden zu Stapelplätzen erklärt, wichtigere Produkte der K. sollten nur hierher, nicht direkt nach dem Ausland verbracht werden, die Einfuhr nach den K. sollte nur über das Mutterland stattfinden. Auch wurde die Einfuhr vieler fremder Industrieerzeugnisse durch Auflegung hoher Zölle erschwert oder verboten. In den K. selbst aber wollte man eine eigne Industrie, welche mit dem Mutterland konkurrieren könnte, nicht aufkommen lassen. Deswegen wurde die Ausfuhr von Fabrikaten aus denselben durch Zölle belastet oder überhaupt untersagt, oder es wurden bestimmte industrielle Unternehmungen in den K. nicht zugelassen. Allerdings räumte man dagegen auch den K. wieder verschiedene Vorteile im Verkehr mit dem Mutterland ein, insbesondere dadurch, daß die Erzeugnisse fremder K. auf dem Markte desselben mit höhern Einfuhrzöllen belastet oder auch für die Einfuhr von Erzeugnissen der eignen K. Prämien entrichtet wurden. Weil so Mutterland und Kolonie einander gegenseitig Begünstigungen zugestanden, wurde das Kolonialsystem auch oft Kolonialvertrag (pacte colonial) genannt, ein Vertrag, der freilich mehr einseitig bestimmt und eine Art Löwenvertrag war. Das Kolonialsystem wurde, wenn auch nicht überall in der gleichen Weise, von allen Kolonialmächten durchgeführt. England bildete es besonders mit der 1651 erlassenen, 1660 und 1664 erweiterten Navigationsakte aus, Frankreich führte mit dem Reglement von 1670 eine vollständige Abschließung ein, während Spanien und Portugal schon früher einer echt monopolistischen Handelspolitik gehuldigt hatten. Eine Umgestaltung trat erst mit dem 19. Jahrh. ein. Das Verbot wurde mehr und mehr durch

Unterscheidungs- oder Differentialzölle (s. Zölle) verdrängt, man ließ fremde Schiffe gegen das gleiche Zugeständnis von der andern Seite (Reciprozität) zu ꝛc. So begann man in England 1822 mit umfassendern Reformen: der Verkehr mit amerikanischen K. wird 1825 freigegeben, die Häfen von Ostindien werden mit Ausnahme der Küstenschiffahrt gegen Zoll- und Flaggenzuschläge geöffnet, 1848 werden diese Zuschläge aufgegeben, 1849 werden die letzten Reste der Navigationsakte beseitigt, und 1850 wird auch die Küstenschiffahrt freigegeben. Länger behielt Frankreich das Absperrungssystem bei; dasselbe wurde, nachdem noch 1835 die Schiffahrt zwischen Algerien und Frankreich der französischen Flagge vorbehalten worden war, erst 1861 aufgegeben. Allerdings wurden nicht alle Zollbegünstigungen beseitigt, wie denn auch Spanien und Holland an Unterscheidungszöllen und Flaggenzuschlägen bis in die neueste Zeit festgehalten haben.

Unter allen Völkern besaßen die **Spanier** einst die größten und reichsten Besitzungen. Dieselben wurden in echt büreaukratisch-merkantilistischem Geist von eignen Vizekönigen und Generalkapitänen verwaltet. Religiöse Unduldsamkeit, Bevorzugung der Spanier vor Einheimischen und Kreolen sowie die Sucht, die K. bei strengem Absperrungssystem in einseitiger Weise für Spanien auszubeuten, hatten zur Folge, daß die Länder des amerikanischen Festlandes, welche unter spanischer Herrschaft standen, die letztere Anfang des 19. Jahrh. abschüttelten.

Portugal war einst eine Kolonialmacht allerersten Ranges. Beherrschte es doch die Küsten von Marokko bis China mit seinen Flotten, und in Südamerika besaß es Ländereien von über 2 Mill. qkm Flächengehalt. Doch wurde Brasilien 1822 vom Mutterland losgelöst, nachdem schon früher wichtige K. von den Spaniern, Niederländern und Engländern weggenommen worden waren.

Die **Niederlande** nehmen heute als Kolonialstaat unbestritten die zweite Stelle ein, und doch haben sie von ihrem frühern ausgedehnten Besitz viel eingebüßt. Vor dem Ende des 17. Jahrh. zählte Holland zu seinen Besitzungen: New York und Nordbrasilien, Ceylon, das Kapland, Guayana, mehrere Antillen, fünf verschiedene Regentschaften unter einer Handelsgesellschaft im Indischen Archipel, Faktoreien an den Küsten von Koromandel und Malabar, in China und Japan. Hatten die Niederländer früher viele ihrer K. den Portugiesen und Spaniern abgenommen, so gingen sie später eines großen Teils derselben im Kampf gegen England verlustig. Doch ist ihnen immerhin noch ein bedeutender Besitz verblieben. Als besonders bemerkenswert ist das 1830 durch den Generalgouverneur van den Bosch auf Java eingeführte »Kulturstelsel« zu erwähnen. Grund und Boden wird als Eigentum des Herrschers betrachtet und zwangsweise bewirtschaftet. Die Javaner haben außer den ihnen zum Hauptunterhalt gewährten Reisfeldern eine gewisse Anzahl Kronländereien mit Kolonialpflanzen: Kaffee, Zucker, Indigo, Gewürzen, nach Vorschrift zu bebauen und den Ertrag gegen ein bestimmtes Entgelt an die Regierung abzuliefern. Dieser Kulturzwang hat, trotzdem er einen großen Aufwand für Verwaltung und bewaffnete Macht erweil die sich selbst überlassenen Eingebornen ihre Thätigkeit sehr bald auf die Deckung des notwendigsten Lebensbedarfs beschränken würden.

Als tüchtiges Kolonialvolk haben sich die **Engländer** erwiesen. Sie hatten frühzeitig erkannt, daß dem fruchtbaren Boden weit wichtigere Reichtümer abzugewinnen sind als den Gold- und Silberminen, welchen Spanier und Portugiesen nachjagten. Allerdings war die englische Kolonialpolitik im 17. Jahrh. eine ebenso monopolistisch-engherzige wie die der übrigen Kolonialstaaten, und war derselben auch im wesentlichen der Abfall der nordamerikanischen Freistaaten zu verdanken; doch hat England diese Politik am frühsten aufgegeben. Für den Verlust von Nordamerika fand es Ersatz im Süden von Afrika, von Asien und in Australien. Die heutigen britischen K. und Besitzungen in allen fünf Erdteilen lassen sich in drei Gruppen unterbringen. Zu der ersten gehören die eigentlichen K. (Ackerbaukolonien), deren Gedeihen auf europäischer Einwanderung, auf Ackerbau, Viehzucht, Bergbau, den Anfängen der Industrie beruht, und die mit dem Mutterland einen lebhaften Austausch von Produkten betreiben. Solche K. sind: Britisch-Amerika, Australien und Neuseeland, die Kapkolonie mit Natal und die Südafrikanische Republik (Transvaal). Die zweite Gruppe bilden die K. (Plantagenkolonien), in denen unter der Leitung von Europäern und durch die Arbeit untergeordneter, an das Klima besser angepaßter Rassen tropische Kulturen, wie Zucker- und Kaffeebau, betrieben werden. Dahin müssen gerechnet werden: Indien, Ceylon, Mauritius, die meisten westindischen Inseln, die Besitzungen in Zentral- und Südamerika, die Fidschigruppe. In dritter Linie folgen die rein militärischen oder maritimen Stationen, welche teils den lokalen Handel, teils die großen Welthandelsstraßen sichern sollten, um eine Verbindung zwischen Mutterland und K. stets offen zu halten. Solche Stationen sind: die Bermudasinseln, Gibraltar, Malta, Cypern, Perim und Aden, Pinang und Singapur, Hongkong, Ascension und St. Helena, die Besitzungen an der westafrikanischen Küste, die Falklandinseln und Helgoland. Zur Hebung und teilweisen Reorganisation der britischen K., besonders hinsichtlich ihrer Verwaltung, ihrer Stellung zum Mutterland und zu fremden Mächten ꝛc., trat im April 1887 eine Kolonialkonferenz in London zusammen. Vgl. **Vogel**, Das britische Kolonialreich, geographisch, geschichtlich und statistisch beschrieben (Berl. 1886); **Bonwick**, The British colonies and their resources (Lond. 1886), und den offiziellen »Statistical abstract for the several colonial and other possessions of the United Kingdom« (zuletzt 1886).

Auch die **Franzosen** besaßen im 17. Jahrh. in Asien und Amerika bedeutende Besitzungen, und die von ihnen gegründeten Städte, wie Quebec, New Orleans und St. Louis, bekunden noch jetzt, daß die Annahme, den Franzosen gehe jedes Kolonisationstalent ab, eine übertriebene ist. Besonders zur Zeit Ludwigs XIV. waren sie eifrig bestrebt, ihren Kolonialbesitz immer weiter auszudehnen. Später verloren sie infolge politischer und kriegerischer Verwickelungen in Europa (Revolution, Kaiserreich)

das. 1887); Lanessan, L'expansion coloniale de la France (das. 1886), und die jährlich erscheinenden offiziellen »Statistiques coloniales«.

Dänemark verlor den größten Teil seines unbedeutenden Kolonialbesitzes in den Kriegen Napoleons I. an England, es verkaufte 1845 Trankebar und Serampur an die Ostindische Kompanie, 1849 die Besitzungen an der Goldküste an England, 1848 gab es die Nikobaren auf. Von seinen Nebenländern ist Island kaum zur Hälfte (42,068 qkm) bewohnbar und von Grönland nur der gletscherlose Teil, von den Färöern sind 17 Inseln bewohnbar.

Italien hatte 1881 die Assabbai am Roten Meer (632 qkm, wovon 579 auf das Festland, 53 auf die Inseln entfallen) mit 1300 Einw. erworben. Schweden hatte nur eine kleine Kolonie, die Insel St.-Barthélemy, welche 1877 an Frankreich abgetreten wurde. Gegenwärtig beträgt der auf beifolgender Karte vergleichend dargestellte Kolonialbesitz der europäischen Staaten mit Ausschluß von Deutschland:

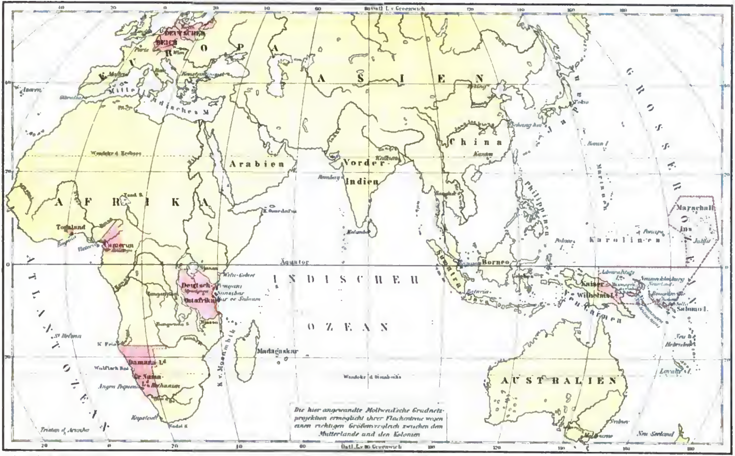
Staaten	Fläche QKilom.	Jetzige Bevölkerung	Besitz vor 60 Jahren mit einer Bevölkerung von
Großbritannien	19820918	214086856	125000000
Niederlande . .	1980184	28601924	6643300
Frankreich . .	1331325	9632534	460000
Spanien . . .	436396	8105932	22500000
Portugal . . .	1828456	3737045	6800000
Dänemark . .	194577	127100	80000
Italien . . .	632	1300	—
Zusammen:	25592489	264292691	161483300

Eine ausführlichere Zusammenstellung der K. dieser Länder gibt die statistische Übersicht zu unsrer Karte.

Die Kolonialbestrebungen in Deutschland.

Deutschland besaß bis zur neuesten Zeit gar keine K. Zwar hatte der Große Kurfürst von Brandenburg an der Goldküste in Afrika einen Kolonisationsversuch angestellt, doch wurde derselbe bald wieder aufgegeben (s. Guinea, S. 916). Trotzdem, daß Deutschland alljährlich viele Tausende von Auswanderern übers Meer ziehen ließ, gestattete ihm die Gestaltung der politischen Verhältnisse nicht, K. anzulegen und zu behaupten. Man beschränkte sich im wesentlichen darauf, den Auswanderern staatliche und private Fürsorge angedeihen zu lassen. Eine erhebliche Änderung trat in dieser Beziehung nach dem französischen Krieg ein, als das Deutsche Reich nach außen hin eine größere Macht entfaltete. Zwar gab es in Deutschland schon früher unter den Auswanderungsvereinen (s. Auswanderung, S. 159) auch Kolonisationsgesellschaften, d. h. Vereine, welche sich nicht auf die Fürsorge für den einzelnen Auswanderer beschränkten, sondern welche daneben auch die Kolonisation ins Auge faßten und deswegen sich bestrebten, den Auswandererstrom nach bestimmten Gebieten hinzulenken, so schon 1683 eine Gesellschaft in Frankfurt a. M., welche die erste deutsche größere Auswanderung unter der Leitung von Pistorius nach Pennsylvanien lenkte, dann mehrere in den 40er Jahren gegründete Gesellschaften. Diese Vereine, von denen nur noch der 1849 in Hamburg gegründete Kolonisationsverein für Südbrasilien besteht, trugen meist einen gemeinnützigen, philanthropischen Charakter, sie wollten Armen und Arbeitslosen ein Unterkommen verschaffen, während eine Kolonie Intelligenz, Thatkraft und auch Kapital verlangt. Teils infolge dieses Umstandes, teils auch weil keine politische Macht im Hintergrund der Vereine stand, war die Wirksamkeit derselben meist erfolglos. Nach 1870 machte sich mehr das Bestreben geltend, Kraft und Kapital der Auswanderer dahin zu lenken, wo sie dem Mutterland dauernd ersprießliche Dienste leisten könnten. Die deutschen Ansiedelungen sollten, auch wenn sie nicht gerade Deutschland politisch einverleibt würden, doch möglichst als geschlossenes Ganze erhalten werden, welches seine nationalen Eigentümlichkeiten bewahre, die dann eine sichere Grundlage eines dauernden wirtschaftlichen Verkehrs mit dem Heimatsland bilden würden. Vorerst sollten auf privatem Weg Faktoreien und Ansiedelungen gegründet und diese unter deutsche Schutzherrschaft gestellt werden. Diese Ideen fanden insbesondere Vertretung bei dem 1882 in Frankfurt a. M. gegründeten Deutschen Kolonialverein; Sitz desselben ist Berlin. Der Verein, welcher 1887: 114 Zweigvereine zählte, stellt sich die Aufgabe, das Verständnis der Notwendigkeit, die nationale Arbeit der Kolonisation zuzuwenden, in immer weitere Kreise zu tragen, für die darauf gerichteten Bestrebungen einen Mittelpunkt zu bilden und eine praktische Lösung der Kolonisationsfrage anzubahnen. Organ desselben ist seit 1884 die »Deutsche Kolonialzeitung«. Um praktische Kolonisation zu treiben, wurde Anfang 1884 die Gesellschaft für deutsche Kolonisation (Sitz in Berlin) begründet. Dieselbe bezweckt: Begründung von deutsch-nationalen K., Unterstützung deutscher Kolonisationsunternehmungen (vornehmlich Deutsch-Ostafrikas, welches die Gesellschaft erwarb), Hinlenkung der deutschen Auswanderung in geeignete Gebiete und Förderung deutsch-nationaler Interessen. Sie veranlaßte Mitte September 1886 den in Berlin abgehaltenen allgemeinen deutschen Kongreß. Die Gesellschaft besitzt zahlreiche Abteilungen in Deutschland; ihr Organ ist die »Kolonialpolitische Korrespondenz«. Ähnliche Aufgaben haben sich gesetzt: der 1878 in Berlin gegründete Zentralverein für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Ausland, dessen Organ, der »Export«, sich insbesondere die Hebung des deutschen Handels zur Aufgabe gestellt hat, der Westdeutsche Verein für Kolonisation und Export zu Düsseldorf, jetzt Zweigverein des Deutschen Kolonialvereins, die im Februar 1887 einer Neubildung unterworfene »Deutsche Ostafrikanische Gesellschaft« (s. d.) mit dem Sitz in Berlin, die Deutsch-Westafrikanische Kompanie, ebenfalls in Berlin, die Südwestafrikanische Gesellschaft, die Deutsche Südwestafrikanische Kompanie, der Verein zur Förderung deutscher Interessen in Südafrika, die Südamerikanische Kolonisationsgesellschaft in Leipzig, der Leipziger Verein für Handelsgeographie ꝛc. Die deutsche Reichsregierung entschloß sich, nachdem der Reichstag 1880 die Samoavorlage abgelehnt hatte, erst 1884 dazu, die Unternehmungen hanseatischer Kaufhäuser und von Kolonialvereinen unter ihren Schutz zu nehmen und deren Erwerbungen gegen fremde, besonders britische, Anfechtungen zu verteidigen. Dies geschah zuerst bei der Handelsniederlassung des Bremer Hauses Lüderitz in Angra Pequena, dann in Camerun und Togoland, 1885 in Neuguinea und Ostafrika. Dem Geschick des Reichskanzlers gelang die friedliche Verständigung mit England und Frankreich über die Abgrenzung der deutschen Gebiete, während der Sultan von Sansibar durch eine Flottendemonstration zum Verzicht auf seinen Einspruch veranlaßt wurde. Die neuen deutschen K. sind teils Kronschutzgebiete, welche unmittelbar durch Beamte des Kaisers (Reichskommissare) auf Kosten des Reichs regiert werden (Togoland

DEUTSCHE KOLONIEN.



Meyers Konv.-Lexikon, 4. Aufl.

Bibliographisches Institut in Leipzig

Zum Artikel »Kolonien«

und Camerun an der Guineaküste, der Küstenstrich von Kap Frio bis zum Oranjefluß in Südwestafrika, die Gebiete der Marshall-, Brown- und Providenceinseln in Polynesien), teils Gesellschaftsschutzgebiete, so das Gebiet der Deutschen Ostafrikanischen Gesellschaft und das der Neuguineakompanie (die Inselgruppen Neubritannien und Neuirland, genannt Bismarck-Archipel, und das Kaiser Wilhelms-Land auf Neuguinea), über welche Schutzbriefe des deutschen Kaisers die Landeshoheit verliehen haben (vgl. Kolonialrecht). Näheres über die deutschen K. enthält das Textblatt zu den beifolgenden Übersichtskarten der K.

Die Anschauungen über die Bedeutung und die Vorteile der K. sind geteilt, wenn auch in neuerer Zeit sich in Deutschland ein Umschwung zu gunsten der Gründung von K. vollzogen hat. Die Gegner der K. weisen darauf hin, daß dieselben dem Mutterland oft mehr Opfer an Geld und Blut gekostet haben, als sie ihm eintrugen. Außerdem machte man geltend, daß, nachdem das Kolonialsystem aufgegeben worden sei, Deutschland mit fremden K. unter den gleichen Bedingungen Verkehr pflegen könne wie das Mutterland. Aufgabe eines jeden Staats sei es, seine innern Verhältnisse möglichst befriedigend zu ordnen und nach außen nur Frieden und einen ungehemmten Verkehr zu suchen. Diese Ansichten fanden freilich in der praktischen Kolonialpolitik bis jetzt wenig Anerkennung. Länder, welche durch wirtschaftliche und politische Verhältnisse in die Lage versetzt waren, K. zu gründen und zu erhalten, haben sich hiervon nicht abschrecken lassen, und in der neuesten Zeit wetteifern europäische Länder miteinander, auswärtige Besitzungen zu erwerben. Hierbei spielen freilich nationaler Wetteifer und Nationalstolz auch eine Rolle, im wesentlichen aber ist der treibende Gedanke echt wirtschaftlicher Natur. Die Auswanderer finden in einer Kolonie unter Landsleuten leichter einen förderlichen Boden für ihre Bestrebungen als unter Fremden. Und wenn die Kolonie ihren Charakter bewahrt, so sind die Bedingungen für einen dauernden Verkehr mit dem Mutterland jedenfalls günstiger als unter sonst gleichen Umständen für einen Verkehr mit fremden Völkern, unter denen die frühern Angehörigen des Landes und deren Abkömmlinge zerstreut wohnen und allmählich ihre Nationalität vollständig abstreifen. Sind wirtschaftlicher Sinn und Unternehmungsgeist vorhanden, so können, wie dies gerade zahlreiche Unternehmungen deutscher Handelshäuser beweisen, auch vorteilhafte Handelsverbindungen mit Fremden unterhalten werden, ohne daß Kolonialpolitik getrieben wird. Eine noch festere Stütze aber erhält der Handel, wenn der Europäer in überseeischen Ländern der gewohnten Sprache, heimischen Gebräuchen und Sitten in Konsumtion und Lebensweise begegnet. Von diesem Gesichtspunkt aus hat man denn auch vorgeschlagen, wenn keine Gebiete mehr zu erwerben seien, die unter die Oberhoheit des Deutschen Reichs gestellt werden könnten, möglichst dahin zu streben, daß ein großer Teil der vielen

Moldenhauer, Erörterungen über Kolonial- und Auswanderungswesen (Frankf. a. M. 1878); Fabri, Bedarf Deutschland der K.? (Gotha 1879); E. v. Weber, Die Erweiterung des deutschen Wirtschaftsgebiets (Leipz. 1879); Hübbe-Schleiden, Äthiopien. Studien über Westafrika (Hamb. 1879); Derselbe, Überseeische Politik (das. 1881); Jung, Deutsche K., (2. Ausg., Leipz. 1885); H. Wagner, Über Gründung deutscher K. (Heidelb. 1881); Deckert, Die Kolonialreiche und Kolonisationsobjekte der Gegenwart (Leipz. 1884); Charpentier, Entwickelungsgeschichte der Kolonialpolitik des Deutschen Reichs (Berl. 1886); Baumgarten, Die deutschen K. und die nationalen Interessen (das. 1887); Ring, Deutsche Kolonialgesellschaften (das. 1887); Koschitzky, Deutsche Kolonialgeschichte (Leipz. 1887), und die bei Kolonialrecht angeführten Schriften. Von Zeitschriften sind außer den bereits erwähnten Vereinsorganen noch anzuführen: »Revue coloniale internationale« (hrsg. von Kan u. a., Amsterdam 1885 ff.); »Deutsche Weltpost« (seit 1883, Berl.); »Deutsche Konsulatszeitung« (seit 1882, das.); »Jahrbuch der deutschen Kolonialpolitik« (das. 1887).

Kolonisation (franz.), Gründung einer Kolonie, Bevölkerung einer Gegend durch Ansiedler; kolonisieren, einen Landstrich durch Ansiedelung bevölkern, eine Kolonie gründen.

Kolonisation, innere, s. Kolonien, S. 954 f.

Kolonisationsgesellschaften, Gesellschaften, welche sich die Aufgabe stellen, Kolonien zu gründen. Sie sind echte Erwerbsgesellschaften, wenn sie, wie viele ältere Handelskompanien und auch einige Gesellschaften der neuern Zeit, in fremden Gebieten durch Kauf oder Gewalt Ländereien erwerben oder auch solche, die noch herrenlos sind, in Besitz nehmen und in kleinern Teilen an Ansiedler verkaufen; die meisten jedoch sind gemeinnützige Gesellschaften, welche ohne Rücksicht auf Gewinn aus philanthropischem oder patriotischem Antrieb sich mit der Frage der Auswanderung (s. d., S. 159) und der Kolonisation befassen (s. Kolonien, S. 958).

Kolonist (v. lat. colonus, »Bauer«), der Ansiedler auf bisher noch unbebauten Landstrecken (s. Kolonien); auch s. v. w. Kolone, d. h. der Bauer, welcher an seinem Gut nur Nutzungsrecht hat (s. Kolonat).

Kolonnade (franz.), Säulenhalle, welche aus Säulenreihen, die mit einem leichten Gebälk bedeckt und horizontal überdacht sind, besteht und in warmen Klimaten bei Tempeln, Marktplätzen, Bädern, Palästen ꝛc. häufig, doch auch im Norden, angelegt wurden.

Kolonnäs, Kap, s. Sunion.

Kolonne (franz. colonne, v. lat. columna), eigentlich »Säule«, militärisch Heersäule. Wo also vom Einrücken in Feindesland oder vom Anmarsch zur Schlacht in mehreren Kolonnen die Rede ist, versteht man unter K. alle Truppen, die unter gemeinschaftlichem Befehl auf einer Straße vorrücken. Für den einzelnen Truppenkörper ist K. diejenige Formation, mehr tief als breit, bei welcher die Unterabteilungen (Rotten, Sektionen, Züge ꝛc.) hintereinander

übersehen, nach allen Seiten zu bewegen, rasch zur Linie zu entwickeln und wieder zusammenzuziehen sein und bilden Rechtecke der verschiedensten Formen. Kolonnenlinie nennt man die Formation, bei welcher eine Anzahl Truppenkörper in K. in einer Reihe nebeneinander stehen. Die Anwendung der K. ist bei allen Waffen der leichten Führung und des Zusammenhaltens der Kräfte wegen sehr mannigfach und allgemein. Man bleibt in K. womöglich so lange, bis man zur unmittelbaren Waffenthätigkeit gegen den Feind übergeht. Ein Beibehalten der K. während des Kampfes selbst, wie früher, kommt heutigen Waffen gegenüber nur ausnahmsweise vor, wo Raum und Zeit nichts andres gestatten, oder wenn die Ausbildung und Beschaffenheit der Truppe eine lockere Formation nicht zuläßt (vgl. Fechtart). Im Train der Heere nennt man K. eine Anzahl Fahrzeuge, deren Begleitmannschaft und Bespannung zu einem Truppenkörper verbunden ist. Je nach Beladung der Fahrzeuge bezeichnet man sie als Proviant-, Munitions-, Ponton-, Lazarett- ꝛc. Kolonne. Eine Anzahl solcher Kolonnen unter gemeinschaftlichem Befehl bildet eine Kolonnenabteilung.

Kolonnenjäger, die von Friedrich II. im ersten Schlesischen Krieg zu Rekognoszierungs- und Kurierdiensten errichteten reitenden Feldjäger, welche häufig als Führer der Kolonnen auf Märschen in nicht bekannten Gegenden verwendet wurden.

Kolonnenwege, diejenigen Wege, auf denen die verschiedenen Kolonnen eines Heers gegen den Feind oder von einem Lager ins andre ziehen, namentlich soweit sie von den gebahnten Wegen abweichen. Sie werden da besonders häufig vorkommen, wo es gilt, viel Truppen vom Lagerplatz ohne Umweg und ohne Kreuzung schnell in die von ihnen zu verteidigende Stellung zu führen, z. B. bei Zernierungen, oder bei Flußübergängen von den Straßen an die zum Brückenschlag ausersehene Stelle ꝛc.

Kolōnos (K. Hippios), Demos im alten Attika, nördlich bei Athen, mit einem Tempel des Poseidon und andern Heiligtümern, berühmt als Geburtsort des Sophokles und durch dessen Tragödie »Ödipus auf K.« Jetzt eine kleine kahle Anhöhe, auf der sich die Grabmäler der Archäologen Otfr. Müller und Ch. Lenormant befinden.

Kolontaj, Hugo, poln. Staatsmann und Schriftsteller, geb. 1. April 1750 in der Woiwodschaft Sandomir, studierte in Krakau und trat dann in den geistlichen Stand. Er beteiligte sich eifrig an der Reorganisation und Reform des Schulwesens, wurde 1782 Rektor der Krakauer Universität, nahm als Kronkanzler eifrigen Anteil an den Arbeiten des Reichstags von 1788—91, begab sich nach der zweiten Teilung Polens nach Dresden, von wo er mit Gleichgesinnten die nationale Erhebung in Polen vorbereitete, kehrte 1794 mit Kosciuszko in sein Vaterland zurück, geriet nach der Bewältigung des Aufstandes in österreichische Gefangenschaft, wurde in Olmütz interniert, jedoch 1803 ausgelöst und lebte dann abwechselnd in Krakau und Warschau, wo er 28. Febr. 1812 starb. K. war ein Führer der fortschrittlichen Partei in Polen und wurde von seinen Gegnern mit arger Übertreibung der »polnische Robespierre« genannt. Die wichtigsten seiner meist

An dem großen, in deutscher (1793) und französischer Sprache veröffentlichten Werk: »Von dem Ursprung und dem Fall der Verfassung vom 3. Mai 1791« war er in hervorragendem Maß beteiligt.

Kolophōn (griech.), Gipfel, Ende, Abschluß; in mittelalterlichen Handschriften und alten Druckwerken der am Schluß angebrachte Nachweis über den Verfasser, den Schreiber oder Drucker sowie Ort und Zeit der Abfassung (Druckort und Druckjahr).

Kolophōn, altgriech. Stadt in Lydien, unfern der Küste, eine der bedeutendern des Ionischen Bundes, glänzte in ihrer Blütezeit durch ihre Seemacht sowie durch ihre Reiterei. Ihr Hafen hieß Notion. In der Nähe war das berühmte Orakel des Apollon Klarios. K., das mit um die Ehre stritt, Vaterstadt des Homer zu sein, wurde mehrmals erobert, so von Gyges, König von Lydien, von den Persern während des Peloponnesischen Kriegs, von Lysimachos, welcher die Bewohner nach Ephesos verpflanzte, und von kilikischen Seeräubern. Nach K. benannt ist das Kolophonium (s. d.). Die ausgedehnten Ruinen der Stadt sind erst zu Anfang 1887 nach Andeutungen H. Kieperts, der wiederholt vergeblich danach gesucht hatte, von Schuchardt und Wolters südlich von Smyrna zwischen den heutigen Dörfern Delrmenderessi und Tratscha aufgefunden worden.

Kolophonit, s. Granat.

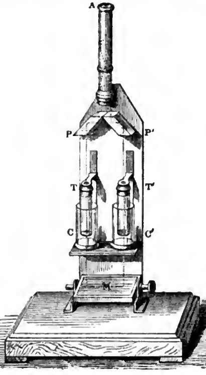
Kolophonium (nach der Stadt Kolophon, Geigenharz), der Rückstand von der Gewinnung des Terpentinöls aus Terpentin. Man schmelzt diesen Rückstand in offenen Kesseln bis zum vollständigen Verdunsten des Wassers, läßt die Unreinigkeiten sich absetzen und schöpft das klare Harz aus. Man gewinnt K. in deutschen Waldgegenden und in Österreich, in größern Quantitäten in Frankreich und besonders in Nordamerika. Das K. ist gelb (französisches und amerikanisches) oder braun (deutsches), glasartig durchsichtig oder durchscheinend, leicht zerreiblich, in der Kälte geruchlos oder von schwachem terpentinartigen Geschmack, spez. Gew. 1,07, löslich in 8 Teilen Alkohol von 71 Proz., auch in Äther, fetten und flüchtigen Ölen, nur teilweise in Erdöl, schmilzt bei 130—135°, besteht im wesentlichen aus Abietinsäureanhydrid, gibt mit ätzenden Alkalien Harzseifen, bei trockner Destillation brennbare Gase, eine ölige Flüssigkeit, aus welcher Harzessenz und Harzöl abgeschieden werden können, und eine saure wässerige Flüssigkeit. Es dient zum Bestreichen der Violinbogen und glatter Maschinenteile, an denen man eine starke Reibung bezweckt, als Pulver in der Veterinärpraxis, in viel größerer Menge zur Darstellung von Harzseifen, Harzöl, zum Auspichen der Fässer, zu Siegellack, Firnis, Kitten, Pflastern, zum Löten, zum Leimen des Papiers, auf den Theatern zu Blitzpulvern ꝛc. Colophonium succini, Bernsteinkolophonium.

Koloquinten, s. Citrullus.

Koloradokäfer, s. Kartoffelkäfer.

Koloratūr (v. lat. color, Farbe), in der Solovokalmusik, namentlich in der Arie, eine Verzierung oder Figurierung der Melodie, die in laufenden und rollenden Tonreihen besteht und darauf berechnet ist, die Kehlfertigkeit des Sängers (Koloratursänger) zu zeigen. Die Heimat des Koloraturgesangs ist Italien; speziell war es die neapolitanische Schule, welche

von Farbstoffen, dann aber auch zur quantitativen Bestimmung aller Körper, welche gefärbte Lösungen liefern. Bei allen Kolorimetern vergleicht man die Färbung der zu untersuchenden Flüssigkeit mit der einer andern Lösung (Normallösung) oder mit der eines farbigen Glases und zwar in der Weise, daß man die zu prüfende gefärbte Flüssigkeit so lange mit Wasser oder Weingeist verdünnt, bis ihre Färbung jener der Normallösung oder des Normalglases gleichkommt, oder in der Weise, daß man so lange die Dicke der Schicht der zu untersuchenden Flüssigkeit ändert, bis das gleiche Resultat erzielt ist. Auf dem ersten Prinzip beruhen die K. von Houton-Labillardière und Salleron, auf dem zweiten die von Collardeau und Reineck, während bei Müllers Komplementärkolorimeter die Tiefe der Färbung ermittelt wird durch Messung der Schicht einer färbenden Flüssigkeit, welche erforderlich ist, mit einem komplementärfarbigen Normalglas Weiß zu geben. Bei Dubosqs K. (s. Figur)



Kolorimeter von Dubosq.

wird die Flüssigkeit, deren Farbe zu bestimmen ist, in den Glascylinder C gegossen, die Vergleichsnormallösung in C'. In beide Cylinder tauchen die am untern Ende mit einer Glasscheibe verschließbaren Cylinder T und T', welche in senkrechter Richtung verschiebbar sind. Die jedesmalige Entfernung zwischen den Scheiben und den Böden der Cylinder C C' kann an einem Nonius abgelesen werden. Der Spiegel M sendet Licht durch CC' auf zwei Fresnelsche Parallelepipede PP', in welchen es durch totale Reflexion so gebrochen und reflektiert wird, daß ein bei

stimmung des Färbungsgrades von Zuckersäften etc. hat Stammer ein auch für andre Zwecke geeignetes Chromoskop konstruiert, bei welchem die Lösung mit einem gefärbten Glas verglichen wird. Die Dekolorimeter von Payen, Bentzke und Greiner sind ebenfalls für die Zuckerfabrikation konstruiert, durch Stammers Apparat aber mehr oder weniger verdrängt worden. Vgl. Analyse, S. 528.

Kolorin, s. Krapp.

Kolorisation (franz.), Färbung, Farbendarstellung; Kolorist, Bilderausmaler, dann auch Maler, der sich im Kolorit (s. d.) auszeichnet oder dasselbe im Gegensatz zur Zeichnung betont; koloristisch, die Kunst der Farbengebung, des Kolorits betreffend.

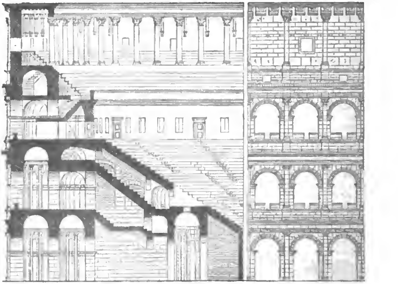
Kolorit (lat.), in der Malerei die farbige Wirkung eines Bildes. Das K. ist nächst Komposition, Zeichnung und Charakteristik ein wesentlicher Bestandteil der Malerei, durch das K. wird erst die Zeichnung zum Gemälde. In den ältesten Malerschulen Italiens, Deutschlands und Flanderns beschränkte sich das K. auf die Nebeneinanderstellung von Lokalfarben ohne harmonische Zusammenstimmung. Die Venezianer begannen zuerst auf einen einheitlichen Grundton Gewicht zu legen, den dann Rembrandt vollendete, welcher nebst Rubens das ganze 18. Jahrh. beherrschte. Im Anfang unsers Jahrhunderts kehrte man wieder zu der Härte und Sprödigkeit des Kolorits der ältern Schulen zurück, bis die belgischen Maler Gallait und de Bièfve um 1840 einen Umschwung zu gunsten einer einheitlichen Gesamtstimmung bei größter Leuchtkraft der Farben herbeiführten. In München setzte Piloty ihre Bestrebungen fort, und gegenwärtig ist die Ton- und Stimmungsmalerei in Frankreich, Italien, Spanien und Deutschland zur Herrschaft gelangt, während die Engländer mehr an der isolierten Behandlung der Lokalfarben festhalten.

Kolos (spr. kólosch), Stadt im ungar. Komitat Klausenburg (Siebenbürgen), an der Ungarischen Staatsbahn, mit 5 Kirchen, (1881) 3150 ungarischen und rumän. Einwohnern, Bezirksgericht, Salz- und Kohlenlagern.

Koloschen (Koljuschen, Kaljuschen oder, wie sie sich selbst nennen, Thlinkit, Klinkits, »Menschen«), die Urbewohner des Küstenstrichs von Alaska, welcher sich vom Eliasberg südostwärts bis zum Dixonsund erstreckt, sowie der vorliegenden Küsteninseln, namentlich des Alexander-Archipels. Sie zerfallen in zwei Stämme: die Stilhin-Kwan, am Stilhinfluß, und die Sitkin-Kwan, an der Sitkabai bei Neuarchangel und auf den benachbarten Inseln. Ihre Gesamtzahl gibt der Zensus von 1880 auf 6757 Seelen an. Die K. bilden den Übergang zu den Nutkaindianern auf der Vancouverinsel, sprechen aber Dialekte, die von denen ihrer Nachbarn bedeutend abweichen. Sie sind in ihrem Äußern (s. Tafel »Amerikanische Völker«, Fig. 2), namentlich ihrer gelbbraunen Farbe, einigermaßen verschieden von den übrigen Indianern Nordamerikas, durchschnittlich klein, aber wohlgebaut und kräftig, führen meist ein seßhaftes Leben in Rindenhütten oder Blockhäusern und zeigten, ehe sie durch Branntwein u. a. herunterkamen, große Geschicklichkeit in Anfertigung von Haarschmuck aus Walroß- und Haifischzähnen, Klappern, Waffen, Götzenbildern, Kriegermasken, Schnitzereien etc. Auch

die K. noch immer dasselbe, kühne und schlaue Volk wie vor 100 Jahren, das den Fremden bei der Jagd auf Seehunde, Seelöwen und Pelztiere unentbehrliche Dienste leistet. Ihre Pirogen, die oft 50—60 Menschen fassen können, bestehen aus ausgehöhlten Baumstämmen oder aus Holzgestellen, die mit Seehundsfellen überzogen werden. Wasser, Regen, Wälder, Bären, Fische etc. fassen sie als feindliche Mächte auf, deren Gunst man sich um jeden Preis erwerben muß, und an deren Spitze ein namenloses Wesen steht, der Inbegriff des Todes, der Zerstörung und alles Unglücks. Von großem Einfluß sind immer noch die sogen. Medizinmänner, die als Lehrer, Priester, Propheten und Dichter in Einer Person fungieren. Der Unsterblichkeitsglaube ist bei den K. vorhanden, doch beruht er auf sehr materiellen Anschauungen. Es besteht eine Adelsklasse und der Gebrauch des Totem; die Kriegsgefangenen werden zu Sklaven gemacht, bei Leichenbegängnissen auch geopfert. Vgl. Pinart, Notes sur les Koloches (im »Bulletin« der Pariser Anthropologischen Gesellschaft 1872); Pfizmaier, Aufklärungen über die Sprache der K. (Wien 1884); Friedr. Müller, Bemerkungen über das Verbum der koloschischen Sprache (das. 1884); Krause, Die Tlinkitindianer (Jena 1885).

Koloß (lat. colossus), Bildsäule von mehr als Lebensgröße. Im Altertum beherrschte der Sinn für kolossale Verhältnisse die Kunst durchaus; in Ägypten und Assyrien schufen Architektur und Bildhauerei mit Vorliebe in den mächtigsten Dimensionen, und auch die griechische Kunst proklamierte den Grundsatz, daß nur das Große schön sei (Aristoteles). Besonders für Tempelbilder von Göttern und Heroen, die man sich in übermenschlicher Größe vorstellte, war Kolossalität Bedingung. Die Zahl der litterarisch bekannten Kolossalbilder aus griechischer Zeit ist außerordentlich groß. Der höchste K. war die Erzstatue des Sonnengottes (K. von Rhodos) von Chares in Rhodos (s. d.), welche 70 Ellen hoch war. Nach ihm kam das eherne Zeusbild des Lysippos (49 Ellen hoch) in Tarent. Berühmt war auch desselben Meisters K. des Herakles, ebenfalls in Tarent, vor allem aber der Zeus des Phidias in Olympia und dessen Athene Parthenos in Athen. Einen 30 Ellen hohen Apollonkoloß brachte Lucullus aus Apollonia in Pontus nach Rom. Seine eigne Kolossalstatue, von Zenodoros gefertigt, stellte Nero vor seinem Palast auf, während Vespasian sie nach der Via sacra, neben das Kolosseum, versetzte, Commodus der Statue den Kopf abnehmen und seinen eignen dafür aufsetzen ließ. In der Plastik des Mittelalters fast gar nicht vorkommend, wurden solche Kolossalstatuen erst wieder in der Renaissancezeit und namentlich in der Kunst der Neuzeit geschaffen, z. B. die Statue des Carlo Borromeo in Arona von 1697 (Erz und Kupfer), die Bavaria bei München (Bronze), das Hermannsdenkmal bei Detmold (getriebenes Kupfer, s. Bandel), die Freiheitsstatue in New York, Schillings Germania (s. d.) des Nationaldenkmals auf dem Niederwald etc. Vgl. Lesbazeilles, Les colosses anciens et modernes (Par. 1876).



Durchschnitt und Teil vom Aufriß des Kolosseums in Rom.

Kolossä, im Altertum Stadt in Phrygien, am Lykos (Nebenfluß des Mäandros), deren Bewohner sich durch Fabrikation und Färben von Wolle auszeichneten. Unvergeßlich ward der Name der Stadt durch des Apostels Paulus Brief an die dortige Christengemeinde, eine der ersten in Kleinasien. Im Mittelalter trat das nahe Chonä an Kolossäs Stelle, und diesen Namen (Chonas) führt noch heute ein Dorf unweit der Ruinen Kolossäs.

Kolossal (franz., kolossalisch), überlebensgroß (s. Koloß); dann überhaupt sehr groß, riesig.

Kolosser, Brief an die, einer der im Neuen Testament befindlichen Briefe des Apostels Paulus, an die

Gemeinde zu Kolossä zu dem Zwecke gerichtet, einer daselbst aufkommenden judaistischen Spekulation und Askese zu begegnen. Die Echtheit des Briefs ist der neuern Kritik zweifelhaft geworden. Vgl. Holtzmann, Kritik der Epheser- und Kolosserbriefe (Leipz. 1872); Klöpper, Der Brief an die K. (Berl. 1882).

Kolosseum (jetzt Coliseo), das berühmte, von Vespasian begonnene und von Titus 80 n. Chr. vollendete Flavische Amphitheater in Rom, welches bei einer Achsenlänge von 185 m, einer Achsenbreite von 156 m und einer Höhe von 48½ m in der ursprünglichen, jetzt teilweise durch Abbruch verringerten Ausdehnung eine Ellipse von 524 m umschloß und 85,000 Zuschauer faßte. Auf einem mächtigen Unterbau, der die Behälter der wilden Tiere und die Maschinerien für szenische Veränderungen aller Art enthielt und jetzt zur Hälfte wieder ausgegraben ist, ruhte die Arena, welche bedeutend kleiner als gegenwärtig war (die beiden Achsen 77:46⅓ m). Von hier ab erhoben sich terrassenförmig die Sitzreihen, deren oberste von einer stattlichen Säulenstellung umgeben war. Der oben offene Raum wurde zum Schutz gegen Sonne und Regen mit mächtigen, an riesigen Mastbäumen befestigten prachtvollen Teppichen überspannt. Über den drei untern Stockwerken der Außenseite, welche innen die Um- und Zugänge zu den Sitzreihen, außen die mit Rundbogen geschlossenen, mit Statuen ausgestatteten Fensteröffnungen enthielten (vgl. nebenstehenden Durchschnitt und Aufriß), befand sich das dem erwähnten Säulengang entsprechende, undurchbrochene vierte Stockwerk mit den zur Aufnahme jener Mastbäume bestimmten Konsolen. Um dem Äußern eine noch lebendigere Gliederung zu geben, waren die beiden untern Stockwerke mit dorischen und ionischen, die beiden obern Geschosse mit korinthischen Halbsäulen geschmückt; alle äußern und konstruktiv wichtigern Teile sind aus Travertinquadern, die übrigen Teile aus Backsteinen hergestellt. Die Arena diente sowohl zu Gladiatorengefechten als zu Seeschlachten und Tierkämpfen. Die erstern erhielten sich bis in das 5. Jahrh., die Tierkämpfe noch länger. Im Mittelalter wurde das K. eine befestigte Burg der Frangipani, seit dem Beginn der Renaissance aber der große Steinbruch für Neubauten, wie die Cancellaria, die Palazzi di Venezia und Farnese. Erst Benedikt XIV. sicherte den noch jetzt erhaltenen Rest, Pius VII. restaurierte die Ostseite, Leo XII. die Westseite, Pius IX. die Treppen. Am Anfang unsers Jahrhunderts wurden unter Napoleonischer Herrschaft die Substruktionen der Arena bloßgelegt, dann wieder verschüttet, neuerdings aber nochmals ausgegraben (s. Rom und Amphitheater). Vgl. Platner und Bunsen, Beschreibung der Stadt Rom, Bd. 3 (Stuttg. 1837); Reber, Die Ruinen Roms (2. Aufl., Leipz. 1879).

Kolotomie (griech.), operative Eröffnung eines Teils des Dickdarms (colon) zum Zweck der Kotentleerung bei Verschluß eines tiefer, weiter unten gelegenen Teils; künstliche Afterbildung.

Kolotyphus (griech.), ein Abdominaltyphus, bei

Teinitzl, teilte, von denen nur noch die mittlere, deren Haupt Graf Philipp ist, blüht. Der letzte Vertreter der ältesten, 1660 in den Reichsgrafenstand erhobenen Linie, K.-Liebsteinsky, war Franz Anton, geb. 31. Jan. 1778 zu Prag. Derselbe trat in den österreichischen Staatsdienst, ward 1807 zum Stadthauptmann von Prag, sodann 1810 an Stelle des Grafen Wallis zum Oberstburggrafen von Böhmen wie zum Präsidenten der böhmischen Stände ernannt und zeichnete sich in dieser Stellung durch Besonnenheit, Charakterfestigkeit und Milde aus, während seine Arbeitskraft nicht hoch geschätzt wurde und er meist andre für sich arbeiten ließ. Besondere Verdienste erwarb er sich um die Belebung des Nationalgefühls der Böhmen durch Förderung des Studiums der böhmischen Sprache und Geschichte sowie durch Sammlung von historischen und ethnographischen Denkmälern, welchen Bestrebungen er in der Gründung des vaterländischen Museums einen Mittelpunkt gab. Gleiche Pflege wie der Wissenschaft und Kunst ließ er Wohlthätigkeitsanstalten angedeihen, wie denn das reorganisierte Armeninstitut, die Sparkasse ꝛc. ihm ihre Entstehung verdanken. Nicht minder faßte er die materiellen Interessen des Landes ins Auge und erstrebte unter anderm Handelsfreiheit, allmähliches Aufhören des intellektuellen wie des merkantilischen Prohibitivsystems, Reduktion des stehenden Heers und Wiederbelebung der längst verkommenen historischen Provinzialstände, wenigstens als Kreditanstalt. 1825 ward er von Kaiser Franz gleichsam als Gegengewicht gegen Metternich in das Staatsministerium nach Wien berufen und machte, namentlich seit Ferdinands Regierungsantritt (1835), seinen Einfluß zu gunsten einer versöhnlichen Politik geltend. Infolge der Ereignisse vom März 1848 trat K., nachdem er 21. März bis 4. April an der Spitze eines neuen Ministeriums gestanden, aus dem öffentlichen Dienst zurück und starb, eine humane, den Künsten und Wissenschaften stets befreundet gebliebene Persönlichkeit, 4. April 1861 in Wien kinderlos.

Kolowratshöhle, s. Untersberg.

Kolozsvár, ungar. Name für Klausenburg.

Kolpak, die gerade emporsteigende Pelzmütze der ungarischen Husaren (vgl. Kalpak). Bei den Husaren der deutschen Armee ist der K. der tuchene Zipfel oben in der Bärenmütze, dessen Farbe mit als Regimentsabzeichen dient.

Kolpeurynter (griech.), Instrument zur Tamponade der Scheide, besteht aus einer mittels eines Messinghahns verschließbaren Kautschukblase. Der K. wird zusammengefaltet in die Scheide eingeführt und nun mit Wasser aufgespritzt, worauf der Hahn geschlossen wird. Man benutzt den K. bei Blutungen aus der Gebärmutter, ferner wenn bei schon eingeleiteter Geburt die Wehen wieder nachlassen und man sowohl eine Verstärkung der Wehen als auch einen Gegendruck gegen die springfertige Blase wünscht.

Kölpiner See, einer der Eldeseen in Mecklenburg-Schwerin, zwischen dem Müritz- und Fleesensee gelegen, 4 km breit, sendet nach N. einen Zweig bis

sozialem Gebiet s. Gesellenvereine. Er schrieb: »Der Gesellenverein« (Köln 1848); »Ein katholisches Volksbuch« (Münster 1855, 2 Bde.); »Lebensbilder« (Köln 1860); »Erzählungen« (4. Aufl., Münster 1879 ff., 4 Bde.) und andre Volksschriften. Vgl. Schäffer, Adolf K., der Gesellenvater (Münst. 1880).

Kolpino, Kirchdorf im russ. Gouvernement St. Petersburg, an der Ishora und der Eisenbahn St. Petersburg-Moskau, mit den sogen. Ishoraschen Admiralitätsfabriken, welche, 1705 angelegt, jetzt gegen 2000 Arbeiter beschäftigen. Sie liefern alles, was zum Schiffbau aus Metall gebraucht wird.

Kolporrhaphie (griech., Elytrorrhaphie), künstliche Verengerung der Scheide durch Ausschneiden von Stücken der Schleimhaut und Vernähen der Wundränder zur Heilung von Gebärmutter- und Scheidenvorfall.

Kolportieren (franz.), hausieren, von Haus zu Haus tragen, auch im übertragenen Sinn: Nachrichten durch Weitererzählen verbreiten; Kolporteur (spr. -ör), Hausierer, Tabulettträger; bei uns besonders eine Person, welche meist im Auftrag von Buchhändlern, Antiquaren 2c. Bücher, Zeitungen u. dgl. zum Verkauf herumträgt oder Subskribenten 2c. sammelt; daher Kolportageschriften (Kolportageromane 2c.), Druckwerke, namentlich lieferungsweise erscheinende Drucksachen, welche hauptsächlich auf den Vertrieb durch Kolporteure berechnet sind. Neben einer geringwertigen Litteratur finden durch den Kolportagebetrieb in neuerer Zeit auch wertvolle und für die Volksbildung hochwichtige litterarische Unternehmungen (encyklopädische, populär-wissenschaftliche Werke) eine erhebliche Unterstützung. Schriften und Bildwerke, welche in sittlicher oder religiöser Beziehung Ärgernis zu geben geeignet sind, oder welche mittels Zusicherung von Prämien oder Gewinnen vertrieben werden, sind nach der Gewerbenovelle vom 1. Juli 1883 von der Kolportage ausgeschlossen. Außerdem hat derjenige, welcher Schrift- und Bildwerke im Umherziehen feilbieten will, ein Verzeichnis derselben der zuständigen Verwaltungsbehörde seines Wohnortes zur Genehmigung vorzulegen, welche nur dann zu versagen ist, wenn das Verzeichnis Druck- oder Bildwerke solcher Art enthält, wie sie vom Kolportagevertrieb ausgeschlossen sind. Nur die in dem genehmigten Verzeichnis aufgeführten Schriften und Bildwerke darf der Kolporteur während der Ausübung seines Gewerbebetriebs bei sich führen. Im übrigen bedarf derselbe, wie jeder Hausierer, eines Wandergewerbescheins und ist überhaupt den Bestimmungen für den Gewerbebetrieb im Umherziehen unterworfen. Dagegen wird der Buchhandlungsreisende, der nur Muster und Probeexemplare mit sich führt und Bestellungen darauf entgegennimmt, als Handlungsreisender (s. d.) ange-

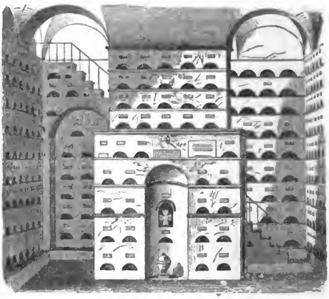
Geschlecht der Pflanzen betreffenden Versuche« (Leipz. 1761–66).

Kolsum, s. Hund, S. 797.

Kolter, s. Pflug.

Kolubrine (franz.), s. v. w. Feldschlange (s. d.).

Kolumbarium (lat.), Taubenhaus; dann wegen der Ähnlichkeit Bezeichnung für altrömische Grabkammern mit reihenweise übereinander angebrachten Nischen zur Aufnahme der Aschenurnen. Gräber solcher Art finden sich nur in Rom und dessen nächster Umgebung und stammen fast sämtlich aus dem 1. Jahrh. n. Chr. Sie hatten die Bestimmung, bei möglichst sparsamer Anlage und Ausschmückung doch für die Asche möglichst vieler Verstorbenen Raum zu gewähren; sie waren halb oder ganz unterirdisch und die thönernen Aschentöpfe (ollae) in die Mauer selbst so eingebaut, daß über der Mündung die kleine (ca. ½ m breite) Nische sich öffnete, um die Beisetzung der Asche (die Leichenverbrennung ist dabei als allgemein



Kolumbarium (Rom).

üblich vorausgesetzt) zu ermöglichen. Über den Nischen angebrachte Marmortäfelchen gaben die Namen der Beigesetzten an (vgl. Abbildung). In der Regel wurden solche Kolumbarien von reichen Leuten angelegt, deren Sklaven und Freigelassene zu zahlreich waren, um in dem Familienbegräbnis Platz zu finden, und namentlich auch die Kaiser und deren Gemahlinnen ließen dergleichen Massenbegräbnisse erbauen. Erhalten sind deren mehrere, unter andern ein von der Livia, der Gemahlin des Augustus, für ihre Freigelassenen an der Appischen Straße in Rom errichtetes K., das 1726 aufgefunden wurde. Auch für arme Leute, die zur Erwerbung eines eignen Grabes nicht die Mittel hatten, legten Spekulanten in Rom gemeinsame Begräbnisse an, in denen man einen Platz erwerben konnte. Nach gewöhnlicher wurden Kolum-

Zeit hat man den Namen K. auch auf die Halle übertragen, in welcher die Urnen mit der Asche der in den modernen Feuerbestattungsöfen (Gotha) verbronnten Leichen beigesetzt werden.

Kolumbiaden, glatte gußeiserne Geschütze großen Kalibers (bis 20 Zoll) der Vereinigten Staaten Nordamerikas, von Rodman konstruiert, jetzt veraltet.

Kolumbien (Republica de Colombia, vormals Neugranada, s. Karte »Peru ꝛc.« und »Westindien«), eine Republik im nordwestlichen Teil des südamerikan. Kontinents, erstreckt sich (mit Einschluß des politisch dazu gehörigen Departements Panama) von 12° 30' nördl. bis 2° 40' südl. Br. u. 67° 30'—83° westl. L. v. Gr., grenzt nördlich an den zentralamerikanischen Staat Costarica und das Karibische Meer, östlich an Venezuela und an Brasilien, südlich an Peru und Ecuador, westlich an den Stillen Ozean und hat im oben bezeichneten Umfang (der jedoch von den Nachbarstaaten nicht überall anerkannt wird) einen Flächeninhalt von 857,945 qkm (15,582,2 QM.). Die Weltlage Kolumbiens, zwischen zwei Weltmeeren, ist äußerst günstig und auch die Küstenbildung des Landes, wenigstens im N., eine sehr vorteilhafte. Am Karibischen Meer sind an der Westseite der Halbinsel von Goojira die Bahia Honda, Bahia Portete, die Bai oder Lagune von Santa Marta, welche die östlichen Mündungsarme des Rio Magdalena empfängt, und weiter westlich der herrliche Hafen von Cartagena zu bemerken. Der Golf von Uraba (Darien) zieht sich tief ins Land hinein und bietet auf seiner Ost- und Südseite bis zur Bai von Candelaria mehrere sichere Ankerplätze dar. Dann folgt die eigentlich schon zu Zentralamerika gehörige wichtige Landenge von Panama, an deren Nordsüdseite der große Golf von Panamo liegt. Die weitere Küste Kolumbiens am Stillen Ozean ist ziemlich einförmig. Hier liegen die Baien von Cupica und San Francisco Solano, die kleine Bai von Polmar an der Südseite des hohen Kaps Corrientes, die Bai von Choco oder Buenaventura, der beste Hafen an der Westküste, und die Ensenada de Tumaco. Unter den zu K. gehörigen Inseln sind der aus zehn Inseln bestehende Perlenarchipel im Golf von Panama und die 518 qkm große Insel Coiba die bedeutendsten; die übrigen sind meist unbewohnte Eilande. Die Bodenbeschaffenheit des Landes ist sehr mannigfaltig. Dasselbe wird von drei zu der Andeskette gehörigen Gebirgszügen durchschnitten, die vom Gebirgsknoten von Pasto ausgehen, fast parallel nach N. streichen und durch die Längenthäler des Cáuca und Magdalenenstroms geschieden werden. Auf der mittlern Kette, der Kordillere von Sumopaz oder Quindiu, liegen die höchsten Berge des Landes, unter ihnen der Pan de Azucar (4870 m) und die Vulkane von Puraee (4700 m) und Tolima (5584 m), wahrscheinlich der höchste Gipfel Südamerikas nördlich vom Äquator. Die östliche Kette durchstreicht das Plateau von Cundinamarca (Bogotá) und hat beim Übertritt nach Venezuela noch einen Gipfel von 3910 m Höhe. Die westliche oder Küstenkordillere endlich hat eine Kammhöhe von kaum 1500 m. Ihr höchster Gipfel ist der Cerro Munchique (3012 m). Sie sendet unter 5° nördl. Br. einen Arm nach der Küste, der den wasserreichen Atrato vom Stillen Ozean trennt und beim Übertritt auf die Landenge von Panama zur Hügelkette herabsinkt. Abgesondert von den genannten Ketten liegt im nördlichen Teil des Gebiets noch die Sierra de Santa Marta (5100 m). In K. sind die kristallinischen Massengesteine fast überall unter jüngern Schichten versteckt. Die thätigen Vulkane liegen auf der mittlern Kette und gruppieren sich um den Cumbal (4790 m), den Pasto (2544 m) und den Tolima; auch Erdbeben sind nicht selten, doch treten sie in der Regel nicht so zerstörend auf wie in Zentralamerika. Der ganze östliche Teil der Republik ist Tiefland, wo sich die Becken der großen Zuflüsse des Amazonenstroms und des Orinoko: des Putumayo, Caqueta, Rio dos Baupes, Guayabero und Meta, ausbreiten. Überhaupt ist die Bewässerung des Landes sehr reich. Die eigentliche Pulsader desselben bildet der Rio Magdalena, welcher, nach N. strömend, viele und wasserreiche Zuflüsse empfängt (darunter den ihm parallel laufenden, fast gleich großen Rio Cáuca) und sich unterhalb Barranquilla in das Karibische Meer ergießt. Nächst ihm ist der teilweise für Dampfer schiffbare Rio Atrato (zum Golf von Darien fließend) zu erwähnen, während der Rio San Juan und Rio Patia, die beide in den Stillen Ozean münden, für den Verkehr von keiner Bedeutung sind. Das Klima ist infolge der verschiedenen Bodenbeschaffenheit der einzelnen Gegenden im höchsten Grad wechselvoll; man kann im Lauf eines Tags alle Klimate der Erde und alle Jahreszeiten durchwandern. In die Region des ewigen Schnees, dessen untere Grenzlinie am Tolima in 4687 m Höhe liegt, ragen nur die höchsten Spitzen des Gebirges. Ihr zunächst folgt die Region der Páramos (rauhe und windige, unbewohnte Bergeinöden); hier beträgt die mittlere Temperatur nicht unter 10° C., Nebel sind häufig, und nicht selten fällt auch Schnee. Die dritte Region, die Tierro fria (1500 bis 3000 m), nimmt einen großen Teil des Hochlandes ein, und eine noch größere Ausdehnung hat die mildere Tierra templada (zwischen 500 und 1500 m Höhe), zu der außer den untern Stufen der Kordilleren und deren niedrigern Ausläufern die Thäler des Magdalenenstroms und des Cáuca gehören. Der bei weitem größte Flächenraum gehört aber der Tierra caliente an, die sich über die Küstenebenen, die untern Thäler des Cáuca und Magdalena und das ungeheure Tiefland im O. erstreckt. Die mittlere Jahrestemperatur an den Küsten beträgt etwa 29° C., in der Tierra templada 22—25° C., in der Tierra fria 12 bis 20° C. (z. B. in Bogotá, 2611 m ü. M., 14,4° C., und dort herrscht bei den nie aufhörenden Regen ein beständiger April). In den Tiefebenen im O. der Andes unterscheidet man zwei tropische Jahreszeiten zu je 6 Monaten, an den Küsten des Stillen Ozeans dagegen regnet es das ganze Jahr hindurch. Auf den Hochebenen sind April und November die regenreichsten Monate, in den Páramos dagegen Juli und Februar. Im allgemeinen kann man das Land als gesund bezeichnen; wirklich der Gesundheit verderblich sind nur die sumpfigen, feuchten Küstenniederungen mit ihrem übermäßig heißen Klima. Die Fauna Kolumbiens gleicht ungefähr der von Zentralamerika, sowohl in Beziehung auf die nützlichen Tiere (Hirsche, Tapire, Armadille, Taubenarten ꝛc.) als auf die schädlichen und lästigen (Jaguare, Schlangen, Moskitos, Niguas, Flöhe ꝛc.), welch letztere auch in den gemäßigten Teilen des Innern vielerorts eine Art Landplage bilden. Außerdem gesellen sich hierzu noch mehrere Arten von Termiten und periodisch (alle 6—10 Jahre) Zugheuschrecken. In den zum Teil mit üppigem Graswuchs bedeckten Ebenen (Llanos) des Ostens finden sich große Herden wilden Rindviehs und in den Strömen zahlreiche Alligatoren. Die Flora des Landes ist den geschilderten klimatischen Verhältnissen gemäß eine sehr mannigfache und infolge der günstigen Bodenbeschaffenheit fast überall eine ungemein üppige. Ausgedehntere Strecken sterilen Landes kommen gar

nicht vor; nur die Páramos sind kahl und einige Berggegenden, z. B. die von Antioquia, wenig fruchtbar. Ein großer Teil des Landes ist noch mit Urwald bedeckt, so besonders die Ebene von Choco, die der atlantischen Küste im Becken des Rio Magdalena, dessen wärmere Teile durch die herrliche Königspalme (Palma real, Oreodoxa regia) ausgezeichnet sind, und andre im O. der Kordilleren. Auch in den obern Thälern der Flüsse Cáuca und Magdalena finden sich noch herrliche Urwälder, hier meist mit Savannen abwechselnd. Im allgemeinen liegt die Baumgrenze in K. in 3606 m, die der Vegetation überhaupt in 4220 m Höhe; die Palmen steigen bis zu 1200 m empor. Besonders zwei Arten derselben sind für das Land charakteristisch: die Wachspalme (Ceroxylon) und der Palmito oder die Mostpalme (Oreodoxa frigida). Sehr schöne Bäume sind die Encinas, welche mit den Cedrelaceen prächtig kontrastieren. Auch die Cinchonen finden sich in verschiedenen Spezies fast in allen Teilen des Landes, am wertvollsten in der Höhe zwischen 2600 und 3000 m (der Nebelregion der Andeskette, mit einer mittlern Temperatur von 12–13° C.), und namentlich an den Abhängen des Plateaus von Bogotá nach dem Magdalenenstrom hin. Der Kautschukbaum kommt in drei Arten vor. Auch treffliches Bauholz liefert der Urwald, namentlich eine für Schiffbau vorzüglich geeignete Zedernart und auch Mahagoni, ferner Brasilholz und Dividivi (Caesalpinia coriaca), welche einen wichtigen Ausfuhrartikel bilden, Steinnüsse (Tagua, Ivory nuts, von einer Pandanusart), während die in Zentralamerika so wichtigen Mahagonischlägereien in K. nicht vorkommen. Endlich finden sich auch wohlriechende Harz- und Gummiarten sowie Balsamarten (namentlich peruvianischer) reichlich. Einen durchaus andern Charakter als der Wald im W. hat der auf den Abhängen der Sumapaz, weil auf andrer Formation stehend, und die Palmen (darunter eine mit glänzend weißem Stamm) zeigen nicht die mindeste Ähnlichkeit mit denen des Quindiugebirges. Vanille wächst vielfach wild, wird aber nicht zur Ausfuhr gesammelt.

[**Areal und Bevölkerung.**] Die Republik von K. umfaßt die unten aufgeführten 9 Departements nebst 7 Territorien, welche zeitweise von den Departements, innerhalb deren Gebiet sie liegen, der Zentralregierung überlassen werden, die sie durch Präfekten verwalten läßt, wobei Hauptzweck deren Entwickelung oder die Heranbildung wilder Indianerstämme ist.

Departements und Territorien	QKilometer	QMeilen	Bevölkerung 1870	Auf das QKilom
1) Antioquia	59025	1072,0	365974	6,2
2) Bolivar	69800	1267,6	241704	3,5
Territorium San Andres y Providencia	200	3,6	3520	0,1
3) Boyaca	33300	604,8	482874	14,6
Territorium Casanare	53000	962,5	26066	0,5
4) Cáuca	141600	2571,6	[illegible]	3,0

Zu dieser Einwohnerzahl würden noch etwa 50,000 nicht zivilisierte Indianer (Indios bravos) zu rechnen sein. Im J. 1880 schätzte man die Bevölkerung auf 4 Mill. Seelen, einschließlich von 220,000 Indios Bravos. Auf 1000 Männer kamen 1870: 1058 Weiber. Von der Gesamtbevölkerung sollen sein 1,600,000 Weiße und Mestizen mit vorwiegend europäischem Blut, 500,000 Ladinos (Mischlinge von Weißen und Indianern, mit vorwiegend indianischem Blut) und 500,000 Sambos (Mischlinge von Indianern und Negern). Neger sind nicht gerade zahlreich. Die Bewohner zeichnen sich im allgemeinen durch Geschicklichkeit, Heiterkeit und Gastfreiheit, die Kreolen Antioquias (die »Neuengländer von K.«) insbesondere durch Handelsthätigkeit aus. Sinn für Wissenschaft und Litteratur findet man bei den Gebildetern mehr als bei andern Südamerikanern.

Staatsreligion war bis 1886 die römisch-katholische. Früher überaus reich und mächtig, ist die Kirche seit Losreißung des Landes von Spanien an Besitz und Ansehen gesunken. Es bestehen zur Zeit noch ein Erzbistum (in Bogotá) und acht Bistümer. Anhänger andrer Glaubensbekenntnisse erfreuen sich vollkommener Duldung. Von höhern Unterrichtsanstalten gibt es eine Universität zu Bogotá, die freilich wenig besagen will, und eine ziemliche Anzahl von Colegios und Priesterseminaren. Für das Volksschulwesen ist seit den 70er Jahren viel geschehen.

[**Bodenkultur, Erwerbszweige.**] Die Bodenkultur steht noch auf sehr niedriger Stufe. Obschon die Kulturpflanzen aller Zonen vorzüglich gedeihen, wird davon doch kaum genug für den eignen Bedarf gebaut und selbst dies mit sehr geringer Sorgfalt. Als Hauptnahrungsmittel dienen Mais, Maniok und Bananen, welch letztere fast ohne alle Kultur wachsen. Reis wird wenig (im Cáucathal), Weizen nur in der Tierra fria gebaut; auch der Anbau von Kakao ist für den starken Verbrauch nicht ausreichend. Die einzigen Kulturpflanzen, welche ansehnliche Exportartikel bilden und bei einer weniger indolenten Bevölkerung noch ganz andre Resultate liefern könnten, sind Kaffee, der in der Tierra fria vortrefflich gedeiht, und besonders Tabak, dessen Anbau seit Abschaffung des Tabaksmonopols (1849) durch die Betriebsamkeit deutscher Unternehmer eine beträchtliche Ausdehnung gewonnen hat. Die besten Sorten sind die von Ambalema, Chiron und El Carmen im Magdalenenthal, Palmira im Cáucathal. Auch Indigo und Baumwolle gedeihen vortrefflich; eine Agavefaser (figne) wird zu Säcken, Tauwerk 2c. verwendet. Zucker wird ziemlich viel in den tiefern Thälern gebaut, bildet aber keinen Ausfuhrartikel. Viehzucht bildet in einigen Landesteilen die Hauptbeschäftigung der Einwohner, kann sich aber infolge der häufigen Bürgerkriege nicht entwickeln. Unter den Mineralien des Landes nimmt Gold, welches in ausgedehnten Lagern fast in allen Departements (am reichsten in Antioquia) vorhanden ist, den obersten Rang ein; die Ausbeute beträgt trotz des unvoll-

Smaragde bei Muzo, schöner Bernstein (in Stücken bis 6 kg Schwere) unweit Honda. Dazu liefern die Küsten Perlen (sogen. Saatperlen, wovon jährlich für mehr als 120,000 Pesos ausgeführt werden), Muscheln, Perlmutter, Schildkrot und Korallen. In Beziehung auf industrielle Thätigkeit verdient nur das Flechten der sogen. Panamahüte, die Anfertigung von Hängematten, Alpargatas (Sandalen), Säcken, Tauwerk und das Weben von groben Hosen-, Hemden- und Kleiderstoffen und Ponchos Beachtung. Die Branntweinbrennerei (aus Zucker) ist Monopol und meist an Ausländer verpachtet. Seitdem die Dampfschiffahrt auf dem Magdalenenstrom freigegeben worden ist, wird auch Schiffbau betrieben. Wie der Industrie, so steht auch dem Aufschwung des Handels vor allem die Schwierigkeit des Verkehrs zwischen dem Innern und den Seehäfen hindernd im Weg; daher ist es kein Wunder, wenn er trotz der ziemlich freisinnigen Handelspolitik, welche die Regierung seit längerer Zeit befolgt, noch in keinem Verhältnis zu dem erstaunlichen Produktenreichtum und der günstigen Weltlage der Republik steht. Fahrstraßen gibt es nur auf den Hochebenen von Bogotá; Eisenbahnen bestehen sieben in einer Gesamtlänge von 243 km: die Bahn über die Landenge von Panama (Panama-Colon, 75 km), eine Bahn vom Julia (Zufluß der Lagune von Maracaibo) nach Cucuta (54 km), die von einer deutschen Gesellschaft gebaute vom Hafen Sabanilla an der Mündung des Magdalenenstroms, welche wegen vorgelagerter Sandbänke für größere Schiffe nicht passierbar ist, nach dem 28 km entfernten aufblühenden Barranquilla, von wo Dampfer den Fluß bis nach Neiva befahren, und vier vom Magdalenenstrom ausgehende Bahnen, darunter die nach Bogotá und Medellin noch im Bau. Das Innere durchkreuzen Maultierpfade in allen Richtungen, und an den Hauptverkehrsstraßen sind auch Brücken gebaut worden. Die Einfuhr belief sich 1883—84 auf 9,926,486, die Ausfuhr auf 13,501,178 Pesos. Die Einfuhr besteht wesentlich aus Baumwollen-, Wollen- und Leinenstoffen, Metallwaren, Nahrungsmitteln und geistigen Getränken; die Ausfuhr aus Kaffee, Fieberrinde, Edelmetallen, Tabak und Häuten, Tolubalsam, Steinnüssen, Farbhölzern und Strohhüten. Dazu kommt noch der Transithandel im Betrag von über 50 Mill. Pesos über die Landenge von Panama. Beim Handel beteiligt sich nächst den Vereinigten Staaten und England namentlich Deutschland. Im J. 1885 liefen 1892 Schiffe von 1,051,300 Ton. Gehalt ein (ohne die in den Freihäfen Colon und Panama). K. selbst besitzt etwa 100 kleine Schiffe von 16,000 T. Gehalt. Die Post beförderte 1883—84: 1,200,000 Briefe, die Telegraphen (3771 km) 306,813 Depeschen. Maße und Gewichte sind seit 1857 die französischen; der Peso wird in 10 Reales eingeteilt und hat einen Nominalwert von 4 Mk. Das Pesopapiergeld gilt indes nur 1 Mk. 40 Pf.

[Staatsverfassung.] Die Konstitution der Republik datiert vom 5. Aug. 1886. Ihr zufolge besteht eine auf Volkssouveränität begründete repräsentative Volksregierung. Dieselbe besteht aus drei Gewalten: der gesetzgebenden, der vollziehenden und der rechtsprechenden. Die gesetzgebende Gewalt (Kongreß) ruht bei dem Senat und der Repräsentantenkammer. Jener besteht aus 33 Mitgliedern (je drei von einem Departement und sechs vom Präsidenten auf sechs Jahre ernannt), das Repräsentantenhaus gegenwärtig aus 66 Abgeordneten (je einer für 50,000 Einw. und einer mehr für einen Rest von wenigstens 20,000). Die vollziehende Gewalt besteht aus einem Präsidenten, der auf je sechs Jahre gewählt wird, und dessen Amtsantritt mit 7. Aug. erfolgt, und 5 Staatssekretären (Ministern). Ihm zur Seite steht ein Staatsrat, dessen Entscheidungen bei Kompetenzstreitigkeiten endgültig sind. Die rechtsprechende Gewalt beruht auf dem Obergericht zu Bogotá, bestehend aus 7 Mitgliedern, welche der Präsident auf Lebenslänge ernennt, einem Sekretär und dem Generalstaatsanwalt. Die Departements stehen unter Gouverneuren, welche der Präsident ernennt. Die Finanzen befinden sich in ganz erbärmlichem Zustand. Die Einnahmen beliefen sich 1883—84 auf 6,733,750 Pesos (davon 3,593,604 Pesos aus Zöllen), die Ausgaben auf 7,117,571 Pesos. Die Staatsschuld belief sich 1885 auf 2,279,000 Pfd. Sterl. äußere und 10,499,927 Pesos innere Schuld. Auf die äußere Schuld wurden 1879—86 keine Zinsen bezahlt. Das Heer zählt in Friedenszeiten 3000 Mann; im Kriegsfall hat jedes Departement ein Kontingent von 1 Proz. der Bevölkerung zu stellen. Hauptstadt ist Bogotá im Departement Cundinamarca. Die Flagge s. Tafel »Flaggen I«. Vgl. Powles, New Granada, its internal resources (Lond. 1863); Mosquera, Compendio de geografia de los Estados unidos de Colombia (das. 1866); F. Hall, Columbia (Philad. 1871); Esguerra, Diccionario geográfico de los Estados unidos de Colombia (Bogotá 1879); Pereira, Les États unis de Colombie (Par. 1883); Perez, Geografia general, fisica y politica de los Estados unidos de Colombia (Bogotá 1883); Karsten, Géologie de l'ancienne Colombie, etc. (Berl. 1886); Sievers, Reise in der Sierra Nevada de Santa Marta (Leipz. 1887); Etienne, Nouvelle Grenade etc. (Genf 1887).

Geschichte.

Die Küste von K. oder Neugranada wurde zuerst 1499 von dem Spanier Hojeda und dem Florentiner Amerigo Vespucci entdeckt, welche auf ihrer Fahrt an der Nordküste von Südamerika westlich bis zum Cabo de la Vela vordrangen. Rodrigo de Bastidas und Juan de la Cosa fuhren 1500 an der ganzen Küste von diesem Kap bis zum Golf von Darien entlang, worauf mehrere spanische Expeditionen des Menschenraubs wegen Landungen versuchten. Die Eroberung dieser Lande vollendete 1536 von Santa Marta aus Gonzalo Jimenez de Quesada, der auch Santa Fé de Bogotá gründete und das Land nach seiner Heimat Neugranada benannte; gleichzeitig drang auch ein Beamter des augsburgischen Bankhauses Welser, Nikolaus Federmann, bis Bogotá vor. Neugranada gehörte anfangs zum Vizekönigreich Peru, ward jedoch 1547 zu einer besondern Generalkapitanie erhoben, deren Teile aber nur in lockerer Verbindung standen. 1718 wurde es ein Vizekönigreich, dessen Hauptstadt bald Cartagena, bald Bogotá war. Schon 1781 begannen unter dem Eindruck des nordamerikanischen Unabhängigkeitskriegs freiheitliche Regungen und Versuche einer Selbstregierung, welche allerdings durch die ungeheure Ausdehnung des unter der spanischen Herrschaft wenig entwickelten und schwach bevölkerten Landes sowie durch den wandelbaren Charakter und die geringe Bildung der Einwohner sehr beeinträchtigt wurden. Infolge der Ereignisse in Europa, der erzwungenen Abdankung Ferdinands VII. von Spanien und der Einsetzung des Napoleonischen Königs Joseph, brach im Mai 1810 die Empörung aus, indem das Volk einen Regierungsausschuß verlangte, der während Ferdinands Gefangenhaltung das Land verwaltete; dieser trat

im Juli ins Leben unter dem Präsidium des Vizekönigs Amar, der jedoch bereits im August wegen seiner Napoleonischen Gesinnung vertrieben wurde. An eine Losreißung vom Mutterland dachte man damals noch keineswegs. Da über die Form der Vereinigung der verschiedenen Provinzen Streit entstand, so trat im Dezember 1810 zu Bogotá ein Kongreß zusammen, der sich für den Depositar der Nationalsouveränität erklärte, sich aber nur zwei Monate gegen den Widerstand der Provinzialjunten behauptete. Die Junta von Bogotá proklamierte 5. April 1811 die Bildung eines neuen Staats, Cundinamarca, der unter Nariños Leitung sich im April 1812 auch von Ferdinand VII. lossagte und sich für eine Republik erklärte, während die übrigen Provinzen 17. Nov. 1811 einen Föderativstaat gründeten, der sich erst 1813 von Spanien trennte. 1814 wurde Cundinamarca durch Bolivar zum Beitritt zu dem Bunde der Vereinigten Provinzen von Neugranada gezwungen und 23. Sept. 1814 vom Kongreß Camilo Torres zum Präsidenten mit diktatorischer Gewalt erwählt. Jedoch unterwarf 1815—16 General Pablo Morillo an der Spitze einer überlegenen Kriegsmacht Neugranada wieder der spanischen Herrschaft und züchtigte es mit den entsetzlichsten Bedrückungen und zahlreichen Hinrichtungen. Erst 1819 begann Bolivar, nachdem er in Venezuela die Spanier besiegt hatte, nach seinem berühmten Zug über die Andes mit seinem Sieg bei der Brücke des Boyaca 7. Aug. die Wiederbefreiung des Landes, das er durch die Verfassung vom 17. Dez. 1819 mit Venezuela und Quito zu der Republik K. vereinigte; das bisherige Neugranada bildete in derselben das Departement Cundinamarca. Bolivars Unternehmen war anfangs von Erfolg begleitet. Im November 1821 räumten die Spanier Neugranada, und auch Panama schloß sich dem neuen Staat an. Im Mai trat der konstituierende Kongreß desselben zu San Rosario de Cucuta an der Grenze von Venezuela und Neugranada zusammen, der nach dem Muster der nordamerikanischen Verfassung ein ausführliches Grundgesetz ausarbeitete und 1. Okt. 1821 Bolivar zum Präsidenten, Santander zum Vizepräsidenten erwählte; doch ließ sich Bolivar auf die Zeit des Kriegs für das Heerwesen diktatorische Gewalt erteilen und hinderte die Befestigung des neuen Staatswesens dadurch, daß er sofort K. verließ, um auch Peru den Spaniern zu entreißen, sowie die Bildung einer großen Andeskonföderation plante, der auch Peru und Bolivia angehören, und die unter seiner Leitung stehen sollte. Während seiner Abwesenheit entstanden neue Parteiungen und heftige Streitigkeiten zwischen den Anhängern Bolivars und den Liberalen unter Santander, die 1828 auf dem zur Reform der Verfassung berufenen Kongreß zu Ocaña zu dem Austritt der erstern und 1830 zum Abfall von Venezuela und Quito führten. Die mittlern Provinzen Kolumbiens konstituierten sich 1831 unter dem Präsidium Joaquin Mosqueras als ein eigner Staat, Neugranada, streng föderalistischen Verfassung wieder Unruhen aus, infolge deren sich 1857 die Republik in acht nur locker verbundene Staaten auflöste (Panama, Antioquia, Santander, Cáuca, Cundinamarca, Boyaca, Bolivar, Magdalena) und den Namen »Granadische Konföderation« annahm; Präsident wurde Ospina. Bereits 1860 brach der Bürgerkrieg wieder aus, da man sich über die Grundlagen des neuen Systems nicht einigen konnte. Mosquera, an der Spitze der Liberalen, riß den Staat Cáuca, dessen Diktator er wurde, vom Bund los, gründete mit dem Staat Bolivar die »Vereinigten Staaten von Neugranada« und errang die Oberhand über Ospinas Nachfolger Arboleda. Am 18. Juli 1861 zog er in Bogotá ein und berief dorthin einen außerordentlichen Konvent, den zunächst sieben Staaten (darunter der neue Staat Tolima) beschickten, und der für den neuen Staat den Namen »Vereinigte Staaten von K.« wählte. Panama schloß sich freiwillig an, nachdem es sich seine fast vollständige Unabhängigkeit ausbedungen; der letzte Staat, Antioquia, wurde 1862 mit Gewalt unterworfen. Der Krieg mit Ecuador, dessen Präsident Moreno Arboleda Hilfe geleistet hatte, wurde durch den Sieg Mosqueras bei Cuaspad (6. Dez. 1863) beendet. Der Kongreß von Rio Negro brachte 8. Mai 1863 eine neue Verfassung zu stande, die sich als einen Bund der neun souveränen Staaten »zur Bildung einer freien, souveränen und unabhängigen Nation behufs äußerer Sicherheit und gegenseitiger Hilfe« darstellte. Die Generalregierung erhielt ziemlich ausgedehnte Befugnisse; jedoch wurde das Verhältnis derselben zu den einzelnen Staaten nicht bestimmt geregelt und den letztern sogar die Befugnis eingeräumt, sich der Zentralgewalt zu widersetzen. So fehlte es nicht an Handhaben für ehrgeizige Staatsmänner und an Anlässen zu Zwistigkeiten. Trotzdem blieb K. im ganzen von Unruhen verschont; der Versuch des Präsidenten Mosquera 1867, gegenüber dem Kongreß eine militärische Diktatur zu errichten, wurde unterdrückt und Mosquera verbannt. Anderseits wurde eine Empörung, welche, angereizt durch den Zwiespalt der Liberalen, bei der Präsidentenwahl 1876 die Klerikalen (Godos) in den Staaten Antioquia und Tolima versuchten, von General Trujillo 1877 durch den Sieg bei Los Chaucos unterdrückt. Nach 19jähriger Herrschaft der Liberalen, welche trotz Einziehung der Kirchengüter und Kassierung der Staatsschuldverschreibungen die Finanzen doch nicht gebessert hatten, gelangten 1879 die Independientes, eine Abzweigung der Liberalen, unter dem Präsidenten Nuñez zur Regierung, welche der katholischen Geistlichkeit großen Einfluß einräumten, aber nach Unterdrückung einiger Aufstandsversuche dauernde Zustände zu begründen vermochten. 1886 berief Nuñez einen Nationalrat, aus 18 Bevollmächtigten der Provinzen bestehend, der die Einführung einer neuen zentralistischen Verfassung beschloß. Durch dieselbe, welche 5. Aug. 1886 verkündet wurde, ist K. in einen Einheitsstaat, der in neun Departements, die frühern

(1882); Schumacher, Geschichte der Verfassung der Vereinigten Staaten von K. (in Sybels »Historischer Zeitschrift« 1875, Heft 2); Cadena, Anales diplomáticos de Colombia (Bogotá 1878); Peralta, Costa Rica y Colombia de 1573 á 1881 (Par. 1886).

Kolumbowurzel, s. Jateorrhiza.

Kolumbus, Christoph (ital. Cristoforo Colombo, span. Christobal Colon, wie er selbst seinen Namen zeichnete), der Entdecker der Neuen Welt. Auf die Ehre, seine Geburtsstätte gewesen zu sein, haben zehn Städte Italiens Anspruch erhoben: Albisola, Bogliasco, Chiavara, Cogoleto, Nervi, Oneglia, Pradello, Quinto, Savona und Genua; aber K. bezeugt in seinem Testament zweimal, daß er in der letztern Stadt geboren sei. Nach einem alten Stammbaum soll er der Sohn eines Edelmanns, Domenico Colombo (gest. 1457), nach genuesischen Zeitgenossen und Annalisten aber eines Tuchwebers gewesen sein. Über sein Geburtsjahr ist viel gestritten worden. Nach der Aussage eines zeitgenössischen Geschichtschreibers soll er 1436, nach einer andern, von Peschel vertretenen Ansicht 1456 geboren sein; doch hat S. Ruge mit viel größerer Wahrscheinlichkeit 1446 als das Geburtsjahr des K. nachgewiesen. Es scheint, daß er anfangs das Handwerk seines Vaters, die Wollweberei, betrieb, daneben aber auch kleinere Seereisen unternahm. Da er bereits mit dem 14. Jahr auf die See ging, kann er nicht wohl die Universität Pavia besucht haben, wie einige annehmen. Seine ersten Reisen führten ihn nach der Levante, später ging er nach England; den Ozean scheint er erst 1477 kennen gelernt zu haben auf einer Reise, die ihn von Bristol aus 100 spanische Meilen über Thule (die Färöer) hinaus führte. Von England ging er nach Portugal, machte 1482 eine Fahrt nach Guinea (San Jorge de la Mina), verheiratete sich in Lissabon mit der Donna Felipa Muñiz-Perestrello, der Tochter eines edlen Italieners, der sich ebenfalls als Seemann ausgezeichnet hatte, und zog mit ihr nach der Insel Porto Santo, nordöstlich von Madeira, auf das Besitztum ihres Vaters, wo er dessen auf das Seewesen bezügliche Karten und hinterlassene Papiere kennen lernte und aus ihnen die ersten dunkeln Nachrichten von Inseln und Ländern im westlichen Meer empfing. Hier erfuhr K. von solchen Seeleuten, welche häufig die Meere jenseit Madeira und der Azoren befahren hatten, mancherlei über die Nähe der westlichen Gestade. Ein geschnitztes Holz, Stämme fremdartiger Fichten, mächtiges Schilfrohr, zwei Leichen einer unbekannten Menschenrasse waren von Westen her angeschwemmt worden. Alles das unterstützte die Ansichten des Aristoteles, Seneca und Plinius, welche behaupteten, man könne von Cadiz aus in wenigen Tagen nach Indien reisen, und die Berichte Marco Polos und Mandevilles, welche die von Ptolemäos als die östlichsten bezeichneten Regionen weit überschritten hatten. So reifte in K. der Gedanke an die Möglichkeit, einen andern Weg als den um die Südspitze Afrikas nach Japan (Zipangu) und China, den fabelhaften Ländern des Ostens, aufzufinden, ein Gedanke, den freilich schon andre vor ihm, insbesondere der Italiener Toscanelli, gehegt und befürwortet hatten. Wahrscheinlich im J. 1483 trat fand, stimmte demselben bei. Als kurz darauf die Gemahlin des K. starb, verließ dieser 1484 Portugal für immer und begab sich nach Spanien, wo er anfangs keinen günstigen Boden fand. Erst nachdem er 20. Jan. 1486 eine Audienz bei der Königin Isabella erlangt hatte und in das königliche Gefolge aufgenommen worden war, wurde sein Projekt der Universität zu Salamanca zur Prüfung überwiesen. Dort fand sich aber nur einer, der sich des kühnen Plans annahm, und K. wurde auf eine günstigere Zeit nach Beendigung des Kriegs gegen Granada vertröstet. Im J. 1491 entschloß sich K. endlich, das Land zu verlassen, das ihn seit 7 Jahren in peinlicher Muße hingehalten hatte, und Frankreich aufzusuchen. Auf seinem Weg nach Huelva, wo er sich einschiffen wollte, kam K. mit seinem Sohn Diego an der Hand zum Kloster La Rabida am Meer, wo er, von Kummer gebeugt und von Hunger erschöpft, für sich und seinen Knaben Brot und Wasser erbat. Der Mönch Juan Perez de Marchena, Beichtvater der Königin, im Verein mit dem Arzt Garcia Hernandez hören die Pläne des K., halten ihn zurück, und der Pater bewirkt bei der Königin, daß K. drei Schiffe erhalten solle und an den Hof zurückberufen wird. Mit der Eroberung von Granada im Januar 1492 fiel nun auch die letzte maurische Stadt, und der Weg für K. schien geebnet. Aber neue Schwierigkeiten entstanden durch die ungemein hohen Forderungen, welche K. für den Fall des Gelingens seines Unternehmens für sich und seine Nachkommen stellte, nämlich: Erhebung in den Adelstand; die Würde eines atlantischen Admirals mit dem Genuß aller Vorrechte der Almiranten von Kastilien, welche im Rang nur den Kronfeldherren (Condestables) nachstanden; Macht und Titel eines Vizekönigs in den entdeckten Ländern, mit dem Recht, für alle Ämter der künftigen Herrschaften drei Bewerber vorzuschlagen; den Zehnten der Kroneinkünfte aus den Entdeckungen; endlich nach Belieben ein Achtelsanteil an dem Kronbetrieb der etwanigen Handelsmonopole. Da man hierauf nicht einging, so griff K. wieder zum Wanderstab, um über Cordova nach Frankreich zu gehen, wo, wie er behauptete, man ihm glänzende, sichere Versprechungen gemacht hatte. Aber durch den Kardinal Mendoza und den Schatzmeister Sant Angel überredet, entsandte die Königin einen Eilboten, der K. noch vor Santa Fé einholte. Die Kapitulation mit der Krone ward 17. April unterzeichnet, und schon 23. Mai befand sich K. in Palos. Hier wurden binnen zehn Tagen zwei Karavellen ausgerüstet; ein drittes kleines Fahrzeug mußte gemietet werden. Hier warb auch K. seine Begleiter, unter denen namentlich die drei Brüder Martin Alonso, Vicente Yañez und Francisco Martin Pinzon, aus einer der reichsten Familien zu Palos, zu nennen sind. Am 3. Aug. 1492 segelte K. von Palos ab. Das größte, mit einem Verdeck versehene der drei Schiffe, Santa Maria, wurde das Admiralschiff; die beiden andern, Pinta und Niña, hatten nur am Vorder- und Hinterteil erhöhte Verdecke und wurden von den Brüdern Pinzon befehligt. Es befanden sich im ganzen 120 Personen auf den Schiffen, die königlichen Beamten, welche die Fahrt begleiten mußten, eingeschlossen. K. nahm seinen Lauf in südwestlicher Richtung

würdiger Zeitpunkt in den Jahrbüchern der nautischen Astronomie. Die Mannschaft aber wurde, je weiter man kam, desto verzagter; doch sind alle Erzählungen von einer Empörung derselben in das Bereich der Fabel zu verweisen, da das erhaltene Schiffstagebuch des K. nichts hiervon berichtet. Indes trug er in dasselbe, das jedermann zugänglich war, um die Mannschaft nicht durch die Größe der zurückgelegten Meilenzahl zu erschrecken, kleinere Ziffern ein und wich, um nicht Zweifel an der Festigkeit seiner Überzeugung aufkommen zu lassen, auf der ganzen Fahrt von dem einmal genommenen Kurs nicht ab, und erst am 7. Okt., als verschiedene Anzeichen auf die Nähe von Land schließen ließen, befahl er, eine etwas südwestliche Richtung einzuschlagen. Am 11. Okt., abends 10 Uhr, sah K. in der Ferne zeitweise ein Licht auftauchen und wieder verschwinden, und gegen 2 Uhr nachts gab ein Kanonenschuß von der Pinta das verabredete Zeichen von entdecktem Land, das von einem Matrosen Rodrigo von Triana zuerst gesehen wurde. Als die Sonne des 12. Okt. 1492 über das Meer flammte, stand K. im Angesicht der Neuen Welt. Es war die Insel Guanahani, heute Watlingsinsel genannt und nicht Cat Island, wie Humboldt, oder Mayaguana, wie Varnhagen annimmt.

K. nahm von der Insel, die er San Salvadore nannte, im Namen der spanischen Monarchen feierlich Besitz und ließ sich hierauf als Admiral und Vizekönig den Eid des Gehorsams leisten. Die braunen Insulaner scharten sich harmlos um die fremden Männer, K. teilte Geschenke unter sie aus, und bald eröffnete sich ein gewinnbringender Tauschhandel, da man hier und da goldenen Nasenschmuck gewahrte. Auf die Frage, woher dies Gold stamme, wiesen die Indianer nach Südosten, wo ein unermeßlich reicher König wohne. Auf der weitern Fahrt nach diesem Goldland entdeckte K. außer mehreren kleinen Inseln Cuba und Haïti, welch letzteres er, da die Tier- und Pflanzenwelt lebhaft an Südspanien erinnerte, Hispaniola nannte. An der Küste hinsegelnd, geriet das Admiralschiff auf eine Sandbank; das zweite kleine Schiff vermochte die ganze Mannschaft nicht zu fassen, und so errichtete denn K., da nach dem Bericht des Kaziken sich in den Bergen das ersehnte Gold in großer Menge fand, aus dem Wrack das Fort La Navidad, in dem er 39 seiner tüchtigsten Leute zurückließ. Darauf trat K. 4. Jan. 1493 die Rückfahrt nach Europa an, suchte diesmal aber eine höhere Breite, die der Azoren, zu gewinnen. Zwei Tage nach seiner Abfahrt traf er wieder mit der Pinta zusammen, die sich 21. Nov. 1492 unter Martin Alonso von ihm getrennt und viel Gold eingetauscht hatte. Die Rückfahrt war mit mancherlei Gefahren verknüpft. Am 12. Febr. erhob sich ein furchtbarer Sturm, der mit solchem Ungestüm wütete, daß die Pinta verschlagen wurde. K. suchte den Himmel durch Gelübde zu versöhnen und ließ den auf Pergament geschriebenen Bericht seiner Reise, in einem wasserdichten Kistchen verwahrt, über Bord werfen. Endlich legte sich allmählich der Sturm; am 15. Febr. erreichte K. die Azoren, 4. März den Hafen von Lissabon, wo er vom König Johann II. empfangen wurde, und 15. März lief er wieder im Hafen von Palos ein.

gleich traf man Vorbereitungen zu einer zweiten Expedition. Eine große Flotte von 14 Karavellen und 3 Lastschiffen wurde ausgerüstet, welche 1200 Bewaffnete und Reiter an Bord nahm. Die europäischen Haustiere sowie Getreide, Gemüse und Weinreben sollten nach Westindien verpflanzt werden. Es war nicht mehr ein bloßes Entdeckungsgeschwader, sondern eine Flotte mit Auswanderern; denn K. beabsichtigte auch Kolonien zu gründen. Viele Adlige schlossen sich diesem Zug an, der glänzenden Gewinn wie mannigfache Abenteuer in Aussicht stellte. Ein von Rom aus ernannter apostolischer Vikar der neuen Länder, der Benediktiner Bernardo Boil, begleitete mit elf andern Geistlichen die Expedition, der eine Anzahl Beamte der Krone mitgegeben wurde. Die Leitung der indischen Angelegenheiten erhielt Rodriguez de Fonseca, der noch vor der Abfahrt in Zwistigkeiten mit K. geriet, wodurch der Grund zur tödlichen Feindschaft zwischen beiden gelegt wurde. Immer noch aber meinte K., Asien auf dem westlichen Weg gefunden zu haben, er ahnte keineswegs, daß eine neue Welt entdeckt worden sei. Am 25. Sept. 1493 stach die Flotte aus der Bucht von Cadiz in See, steuerte zuerst nach den Kanarischen Inseln und erreichte von dort, den Ozean auf einem südlichen Weg in 20 Tagen durchschneidend, die Insel Dominica. Dann entdeckte er Marie Galante, Guadalupe, Monserrat, Puerto Rico u. a. und langte 27. Nov. in La Navidad an, wo man das Fort zerstört fand; die Besatzung war erschlagen. K. segelte darauf weiter und legte 10 Leguas östlich ein neues Fort, Isabella, an; zugleich wurde der Plan einer Stadt entworfen. Die Gegend schien reich an wertvollen Produkten, und eine Expedition unter Alonso Hojeda mit 15 Begleitern fand 7 Tagereisen im Innern Gold in den Bächen. Nun entsandte K. 12 Schiffe nach Spanien mit den zahlreichen Kranken (das Klima der Ansiedelung war ein sehr ungesundes), er selbst aber brach mit einer größern Schar nach dem Goldland auf und legte dort ein festes Haus an, in welchem er eine Besatzung von 56 Mann zurückließ. In der Überzeugung, das Ophir Salomos gefunden zu haben, schickte sich nun K. an, den Weg nach Kathai (China) zu vollenden. In der Niederlassung ließ er seinen Bruder Diego als Statthalter zurück und segelte 24. April mit drei Schiffen ab, um zunächst nach Cuba zu segeln. Die Eingebornen erwiesen sich freundlich, und als sie nach Gold gefragt wurden, zeigten sie nach Süden. K. steuerte dieser Richtung nach und fand 4. Mai 1494 die Insel Jamaica. Die Indianer widersetzten sich hier anfangs der Landung der Spanier, wurden aber leicht durch einige Schüsse und durch Bluthunde vertrieben. Sie nahmen darauf eine veränderte Haltung an, und ein lebhafter Tauschhandel begann; aber Gold war nirgends zu finden. Daher steuerte K. wieder nach Cuba zurück und drang vom Kap Santa Cruz in das Gewirr von Klippen und kleinen Inseln ein, welche die Südküste Cubas besäumen, und die er »Garten der Königin« nannte. Er hielt sie für jenen Archipel von 7000 Inseln, der nach Marco Polo östlich von China liegen sollte. Überzeugt, in Cuba bereits das Festland von Asien erreicht zu haben, verzichtete er indes darauf, die Küste

untersuchen, und kehrte dann, unter übermenschlichen Anstrengungen zusammenbrechend, in den Hafen Isabella zurück. Inzwischen langte sein Bruder Bartalamé mit den erbetenen Lebensmitteln aus Spanien an. K. erhab ihn, da er in ihm eine kräftige Stütze für die Zukunft erblickte, zum Adelantado oder Vizegouverneur, warin jedoch König Ferdinand einen Eingriff in seine Autarität erblickte. Unterdes hatte aber der Kammandant des Hafens Isabella durch Ausschweifungen und Habsucht den Haß der Indianer auf sich geladen; er bildete aus den aristakratischen Elementen der Kalanie eine Partei gegen K. und seine Familie, der sich auch der Pater Bail und Margarit, der Anführer der Truppen, zugesellten. Mit einem Trupp Mißvergnügter bemächtigte er sich einiger Schiffe und ging nach Spanien unter Segel. Caonaba, der unternehmendste und feindseligste Häuptling der Insel, wagte hierauf, die Festung St. Thomas mit 10,000 Kriegern zu belagern, wurde aber van deren Kammandanten Hajeda zum Abzug gezwungen und bald darauf gefangen genommen. Die Insel wurde dann, nachdem ein allgemeiner Aufstand der Bewohner niedergeschlagen war, in kurzer Zeit unterjocht und den Eingebornen ein schwerer Tribut van Galdstaub auferlegt.

Die Feinde des K. waren unterdessen in Spanien thätig gewesen, sein Ansehen zu untergraben; sie schilderten Hispaniala als ein unergiebiges Land und beklagten sich über die tyrannische Verwaltung des Admirals und seiner gleich ihm beneideten und als Fremdlinge gehaßten Brüder. K. beschloß daher, zu seiner Verteidigung selbst nach Spanien zurückzukehren, und lief 11. Juni 1496 mit zwei Schiffen, 225 Spaniern, zumeist unnützen, bisher auf Staatskosten erhaltenen Kalanisten, und 30 Indianern im Hafen van Cadiz ein. Wiederum zog K. mit prunkendem Gefolge durch Spanien an den Königshaf. Die Manarchen empfingen ihn mit dem größten Wahlwallen, aber in einflußreichen Kreisen machte sich bereits eine affen zu Tage tretende Mißgunst gegen seine kastspieligen Unternehmungen gettend.

Erst am 30. Mai 1498 kannte K. zur *dritten Entdeckungsreise* mit sechs Schiffen aus dem Hafen von San Lucar de Barrameda auslaufen. Da sich nach den übeln Erfahrungen eine genügende Anzahl freiwilliger Auswanderer nicht fand, sa hatte man zu dem Plan gegriffen, alle mit Verbannung zu bestrafenden Verbrecher in die neue Kolonie zu verweisen. Mit salcher Mannschaft segelte K. zu den Kapverdischen Inseln, um das Meer diesmal in südlicherer Richtung zu kreuzen, da er in der heißen Zane die wertvallsten Produkte zu finden haffte. Die Mannschaft litt furchtbar van Hitze und Mangel an Wasser und Lebensmitteln. Am 31. Juli, in der höchsten Nat, entdeckte man Land, dem K. einem Gelübde gemäß den Namen Trinidad gab. Während er 1. Aug. die Ufer der Insel beschiffte, erblickte er Land im S., das sich auf mehr denn 20 Meilen erstreckte, segelte aber, abwahl aus der Mächtigkeit des Orinakawassers zu schließen war, daß man hier die Küste eines geräumigen Festlandes var sich hatte, nachdem er die perlenreichen Inseln Margarita und Cubagua entdeckt, nach Hispaniala, wa er vieles verändert fand. Während seiner Abwesenheit hatte sein Bruder Bartalomé ats Statthalter die Häuptlinge zur Anerkennung der spanischen Oberhoheit gebracht; der ihnen auferlegte Tribut bestand in Gold oder andern Landeserzeugnissen. Auch hatte das Bekehrungswerk unter den Eingebornen begannen. Die Spanier aber gehorchten dem strenge Mannszucht farbernden gennesischen Statthalter nur mit Widerwillen. Und als in der Stadt Isabella während der Abwesenheit des Statthalters ein Aufstand ausbrach, stellte sich der Oberrichter Roldan, den K. selbst empargehoben, an die Spitze der Unzufriedenen. Zwar wurde der Aufstand unterdrückt, dennoch wuchs die Partei Raldans, und als K. endlich selber eintraf, ließ er sich zu den schimpflichsten Versprechungen bestimmen. In Spanien hatten inzwischen die Klagen gegen K. nicht aufgehärt, der auch schließlich den Schutz der Königin verlor, als er, statt der in Aussicht gestellten Schätze van edlem Metall und Gewürzen, Frachten van Sklaven nach Spanien sandte. Ferdinand und Isabella glaubten von der Unfähigkeit des K. zum Befehlen und Regieren hinlänglich überzeugt zu sein. Als daher auf den Wunsch des Vizekönigs, welcher um einen tüchtigen Richter bat, Franeisca de Babadilla abgeordnet wurde, übertrug man diesem auch die ganze Verwaltung und die militärische Gewalt auf der Insel. Bobadilla kam 23. Aug. 1499 in San Damingo an und ließ sagleich K. und seine Brüder Diega und Bartalomé in Fesseln legen und nach Spanien abführen. Man wollte K. auf dem Schiff die Ketten abnehmen, aber er lehnte es ab; Spanien sollte die Schmach sehen, die ihm als Lahn für seine hahen Verdienste angethan war. Durch die Amme des Prinzen aber wußte er eine Darstellung der Verhältnisse an das Königspaar gelangen zu lassen, noch ehe Babadillas feindlicher Bericht varlag. Daß der Entdecker der Neuen Welt in Ketten nach Spanien zurückbefördert wurde, mußte das höchste Aufsehen erregen, und die Monarchen, fühlend, daß diese Schmach ihren Schatten auch auf sie werfe, gaben sasart Befehl, K. mit der höchsten Auszeichnung zu behandeln. Zu gleicher Zeit ließen sie ihm die Summe von 2000 Dukaten zustellen, damit er seinem Range gemäß bei Haf erscheinen känne. Am 17. Dez. wurde er mit zahlreichem Gefolge empfangen, mußte aber gleichwohl seinen Wunsch, in seine Hoheitsrechte über die Neue Welt wieder eingesetzt zu werden, unerfüllt sehen. Dach wurde an Stelle Babadillas der gerechte, unparteiische Ovando ernannt, der das von Babadilla kanfiszierte Vermögen des Statthalters zurückfordern und die dem Vizekönig zustehenden Einkünfte diesem ungeschmälert überweisen sallte. Ovanda segelte 13. Febr. 1502 mit 30 Schiffen und 2500 Personen von San Lucar de Barrameda ab und erreichte 15. April sein Ziel. Als aber K., der vier kleine Karavellen ausgerüstet und mit 150 Leuten bemannt hatte, um eine neue *vierte Entdeckungsfahrt* gen W. zu unternehmen, 9. Mai 1502 van Cadiz absegelte und 29. Juni var San Daminga erschien, gestattete ihm Ovanda nicht, das Land zu betreten, mißachtete auch des K. Warnung und ließ die zur Rückkehr nach Spanien bereite Flatte auslaufen, so daß der Sturm 20 Schiffe, mit Bobadilla und Raldan an Bord, verschlang und nur ein Fahrzeug mit dem ausgelieferten Vermögen des K. an Bord Spanien erreichte. K. aber segelte 14. Juli von Haïti ab. Er hatte aus Beobachtungen auf seiner frühern Reise die Ansicht gewonnen, daß das Karibische Meer durch eine Meerenge mit dem Indischen Meer in Verbindung stehe; diese aufzufinden, stellte er sich zur Aufgabe. Er erreichte zuerst die Insel Guanaja im Galf van Handuras, die er nach dem prächtigen Fichtenwald Isla de Pinas nannte, und landete dann auf dem Festland bei Kap Honduras, erreichte später das östlichste Vargebirge von Handuras, das er Gracias á Dias nannte, suchte aber, bis in die Nähe der Landenge van Panama hinsahrend, vergeblich nach einer

Durchfahrt und mußte hier umkehren. Nachdem der Versuch der Gründung einer Niederlassung in dem goldreichen Veragua an der Feindseligkeit der Indianer gescheitert war, wobei Bartolomé in die äußerste Gefahr kam, sah sich K. genötigt, seine sinkenden Schiffe an der Küste von Jamaica in der Christovalsbucht auf den Strand laufen zu lassen. Hier geriet K. in große Not, welche durch die Rebellion eines Teils der Mannschaft noch gesteigert wurde, bis er nach Jahresfrist durch den Mut und die Ausdauer eines seiner Leute, der in einem Indianerboot nach San Domingo fuhr und Hilfe herbeischaffte, gerettet wurde. Am 12. Sept. trat K. seine Heimreise an und erreichte nach einer stürmischen Überfahrt Anfang November den spanischen Boden in Cadiz.

Niemand kümmerte sich um die Heimkehr des armen Schiffbrüchigen. Der Jubel, der ihn sonst empfangen, war verstummt, und mit dem bald nach seiner Rückkehr (26. Nov. 1504) erfolgten Tode der Königin Isabella verlor er seine treueste Freundin. Seinen Wohnsitz in Sevilla nehmend, wartete er vergebens auf eine Wiedereinsetzung in seine Rechte und Würden wie auf die Auszahlung der versprochenen Einkünfte und des Anteils an den Erträgnissen der Kolonie. Seine Briefe an den König blieben unbeachtet, und als er 1505 sich selbst an den Hof von Segovia begab, machte man ihm den Vorschlag, seine Rechte auf das Königtum gegen Besitzungen und Titel in Kastilien zu vertauschen. K. wies dies Ansinnen zurück, erklärte sich aber bereit, zu gunsten seines Sohns Diego auf seine indischen Würden zu verzichten. Man ging darauf nicht ein. Auch die Ankunft des neuen Königspaars, Philipp und Johanna, 28. April 1506 brachte keine Änderung, und so starb K., gebrochen an Geist und Körper, 21. Mai 1506 in Valladolid, ohne die Erfüllung seiner Hoffnung gesehen zu haben. Zuerst im Franziskanerkloster seines Sterbeorts beigesetzt, wurde seine Leiche 1513 nach Sevilla ins Kloster Santa Maria de las Cuevas übergeführt, und vermutlich erst hier erhielt der Sarg die Inschrift: »A Castilla y á Leon Nuevo Mundo dió Colon« (»Für Kastilien und Leon entdeckte Colon die Neue Welt«), welche sich auch im Wappen des Vizekönigs befand. K. hatte gewünscht, in San Domingo auf Haiti beigesetzt zu werden. Dorthin wurden seine sterblichen Überreste auch zwischen 1540 und 1559 gebracht und in dem Dom bestattet, in welchem später sein Sohn Diego, sein Bruder Bartolomé und seine Enkel Don Luis und Cristoval ihre Ruhestätte fanden. Als 1795 Domingo an Frankreich abgetreten wurde, führte man die Überreste des großen Entdeckers nach Havana über und setzte sie 19. Jan. 1795 feierlich im dortigen Dom bei. Statuen wurden ihm errichtet in Genua (von M. Canzio), Mexiko (von Cordier) und zu Cardenas auf Cuba (von Piquer).

Vor der welthistorischen Größe des K. stehen wir mit geteilten Gefühlen. Wir bewundern die Kühnheit, die aus der felsenfesten Überzeugung von der Richtigkeit seiner Theorien und Kombinationen entsprang, wir fühlen uns vielseitig angeregt durch seine treffenden Naturbeobachtungen, in denen wir geborenen trägt. Er starb, ohne die Tragweite seiner Entdeckung kennen gelernt zu haben; er meinte, daß durch ihn nur eine neue Handelsstraße zu alten Ländern geöffnet sei. Das Tagebuch der ersten Reise, von K. selbst geschrieben, veröffentlichte Navarrete in seinen »Viajes de los Españoles« (Madr. 1825—1826, 2 Bde.; franz. mit Anmerkungen von Rémusat, Balbi, Cuvier u. a., Par. 1828, 3 Bde.). Eine »Raccolta completa« der Schriften des K. lieferte Torre (Lyon 1864). Vgl. außer den ältern Biographien von Bossi (Mail. 1818), Spotorno (deutsch, Leipz. 1825), W. Irving (deutsch von Meyer, 2. Aufl., Frankf. 1832) u. a.: Humboldt, Examen critique de l'histoire de la géographie, etc. (Par. 1834–35; deutsch von Ideler, neue Ausg., Berl. 1852, 3 Bde.); Canale, La vita ed i viaggi di Cristoforo Colombo (Flor. 1863); Helps, The life of Columbus (Lond. 1869); Ortega y Frias, Vida y viajes de Cristoval Colombo (Madr. 1874, 4 Bde.); Roselly de Lorgues, Christophe Colomb, histoire de sa vie et de ses voyages (4. Aufl., Par. 1878, 2 Bde.); Derselbe, Histoire posthume de Chr. Colomb (3. Aufl., das. 1886); Schott, K. und seine Weltanschauung (Berl. 1878); Harrisse, Christophe Colomb, son origine, sa vie, ses voyages, sa famille et ses descendants (Par. 1884, 2 Bde.); Duro, Colon y la historia postuma (Madr. 1885); Tarducci, Vita di C. Colombo (Mail. 1885 ff., 2 Bde.); Peschel, Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen (2. Aufl., Stuttg. 1877); S. Ruge, Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen (Berl. 1881). K.' Leben gab vielfach Stoff zu poetischen Darstellungen; dramatisch bearbeitet wurde es unter andern von Fr. Rückert (1845), K. Werder (1858), K. Kösting (1863), H. v. Schmid (1875).

Der ältere Bruder des Entdeckers, **Bartolomé**, ebenfalls Seemann, verließ noch vor jenem sein Vaterland und erlangte in Lissabon als Kosmograph und Seekartenzeichner einen gewissen Ruf. Im Begriff, nach England zu reisen, um Heinrich VII. für des Bruders Unternehmen zu gewinnen, fiel er Seeräubern in die Hände, erhielt erst nach einigen Jahren seine Freiheit wieder und kam fast als Bettler in England an. Seine Bemühungen am englischen Hof blieben aber fruchtlos; auf seiner Rückreise nach Spanien erfuhr er von den von seinem Bruder bereits gemachten Entdeckungen. In Spanien geadelt, folgte er dem Admiral, der seine zweite Reise eben angetreten, nach Westindien und traf mit ihm auf Hispaniola zusammen. Nach seines Bruders Abreise zu dessen Stellvertreter (Adelantado) ernannt, gründete er die Stadt San Domingo, machte sich jedoch durch energische Aufrechthaltung der Disziplin bei den zügellosen Spaniern verhaßt. Auch er ward in Ketten nach Spanien zurückgebracht, hier aber befreit und war auch ferner eine bedeutende Stütze des Admirals. Sein Lohn seitens des spanischen Hofs war die kleine Insel Mona zwischen Haiti und Puerto Rico und die Direktion der Bergwerke auf Cuba. Auch er war ein vollendeter Seemann, kräftig und durchdringend von Verstand, wie der Admiral, doch weniger Enthusiast. Er starb auf Hispaniola 12. Aug.

grafen von Jamaica, nebst der Grandeza. Er starb 23. Febr. 1526 in Montalban. — Don Fernando, ein unehelicher Sohn Cristoforos von der Beatrix Enriquez aus Cordova, geb. 27. Sept. 1488, begleitete den Vater auf seiner letzten Reise, trat dann in den geistlichen Stand, bereiste Europa, um Bibliotheken zu sammeln, und starb 12. Juli 1539 auf seinem Landsitz bei Sevilla. Seine gegen 12,000 Bände starke Bibliothek (Biblioteca Colombina) hinterließ er der Domkirche zu Sevilla. Er galt lange als Verfasser der Lebensgeschichte seines Vaters, der »Vida del Almirante« (ital. von Alf. Ulloa, Vened. 1571, neue Aufl. 1614; franz. von Cotolendi, Par. 1681); doch enthält dieselbe so viel legendenhaften Stoff, daß sie unmöglich seiner Feder entstammen kann. — Don Luis, Marquese Colon, Herzog von Veragua, Sohn Diegos, geb. 1520, erhielt statt des Herzogtums Veragua die Stadt La Vega auf Jamaica mit einem weitläufigen Gebiet als Herzogtum und jährlich 10,000 Golddublonen statt des K. versprochenen Zehntels aller Erzeugnisse Indiens. Er starb 1572. Mit seinem Neffen und Erben Diego starb 1576 die männliche Linie der Familie K.' aus. Vgl. Harrisse, Les Colombo de France et d'Italie, fameux marins du XV. siècle (Par. 1874).

Kolumne (lat., »Säule«), senkrechte Reihe, z. B. von Ziffern in Tabellen rc., auch Kolonne genannt; in der Buchdruckerei s. v. w. Seite, Druckseite eines Werkes; Kolumnentitel, die über die Kolumnen gesetzten Seitenzahlen oder Überschriften; bestehen dieselben nur aus erstern, so heißen sie tote; lebende aber werden sie genannt, wenn in ihnen der Inhalt der Seiten kurz angedeutet wird.

Kolumniferen, im natürlichen Pflanzensystem Ordnung der Dikotyledonen, charakterisiert durch 5 Kelchblätter mit klappiger Knospenlage, 5 freie oder am Grund verwachsene Blumenblätter mit gedrehter Knospenlage, zahlreiche durch Spaltung aus 5 oder 10 Staubblattanlagen hervorgegangene mono- oder polyadelphische Staubgefäße, mehrfächerigen Fruchtknoten und einen Keimling mit runzeligen oder gefalteten, oft gelappten Kotyledonen und spärlichem Endosperm; begreift die Familien der Sterkuliaceen, Büttneriaceen, Tiliaceen, Malvaceen und Bombaceen.

Koluren (griech.), die zwei größten Kreise (Meridiane) der Himmelskugel, von welchen der eine durch die Äquinoktialpunkte, der andre durch die Solstitialpunkte geht. Den erstern nennt man den Kolur der Äquinoktien, den andern den Kolur der Solstitien. Der Name stammt vom griechischen kóluros (»mit verstümmeltem Schwanz«) und rührt wohl daher, daß beide Kreise zum Teil unter dem Horizont liegen.

Kolwa, 1) Fluß im russ. Gouvernement Perm, rechter Nebenfluß der Wischera, welche in die Kama fällt; 400 km lang. Seine hohen Ufer bergen viele Versteinerungen der permischen und der Steinkohlenformation sowie Stalaktitenhöhlen; auch hat man hier viele sogen. Gorodischtsche (alte bulgarische Erdstädte) gefunden. Wasserfälle, Stromschnellen und Felsen erlauben die Schiffahrt nur auf 116 km von der Mündung. — 2) Fluß im Gouvernement Archangel, rechter Nebenfluß der Ussa, welche in die Petschora fällt; 320 km lang. An seinem Ufer liegt

sogen. Kolywanschen Erzgebirge, 368 m ü. M., hat ein großes kaiserliches Steinschleifwerk, aus welchem prachtvolle Arbeiten aus Porphyr, Jaspis, Marmor rc. (Säulen, Vasen, Gesimse rc.) hervorgehen. Es ist ein sehr freundlicher und netter Ort mit 6309 Einw., die zum Teil in der Fabrik und den Steinbrüchen arbeiten oder von Ackerbau und Bienenzucht leben. Der Altaihonig ist wegen seines feinen Aromas mit Recht berühmt und bildet einen bedeutenden Handelsartikel.

Kolzów, Alexei Wassiljewitsch, russ. Volksdichter, geb. 2. Okt. (a. St.) 1809 zu Woronesh, betrieb in seiner Jugend das väterliche Geschäft des Viehhandels, bildete sich daneben als Autodidakt, namentlich durch das Lesen der Werke Lomonossows, Dershawins, Shukowskijs, Puschkins u. a., und begann sich nun selbst im Dichten zu üben. Durch Geschäfte 1831 nach Moskau geführt, fand er Gelegenheit, seine Poesien zu veröffentlichen, und erwarb sich durch dieselben hohe Gönner. Er war eben im Begriff, sein Handelsgeschäft aufzugeben und nach Petersburg überzusiedeln, als er 19. Okt. (a. St.) 1842 an der Schwindsucht starb. Eine Ausgabe seiner Gedichte mit einer von Belinskij verfaßten Biographie erschien zu Petersburg 1846 (7. Aufl. 1880); ins Deutsche wurden sie von Fiedler (Leipz. 1885) übersetzt. Unter diesen Gedichten sind es vornehmlich die »Russischen Lieder«, welche von Kolzows Talent Zeugnis ablegen. Er war der erste, der das russische Volkslied wahrhaft künstlerisch verarbeitete.

Koma (griech., lat. Coma), s. Schlafsucht; Coma diabeticum, s. Harnruhr 1).

Komána, 1) (Comana Pontica) im Altertum Stadt in Pontos Polemoniakos, am Iris, Mittelpunkt des Handels nach Armenien, mit einem berühmten Tempel der Ma (Artemis), dessen Oberpriester dem Rang nach der zweite Mann im Land war und über die Güter und Unterthanen des Tempels (zur Zeit des Strabon 6000 Hierodulen) fast unumschränkt verfügen konnte. Lucullus vergrößerte das heilige Gebiet. Ruinen bei Gümenek unweit Tokat. — 2) (C. Chryse) Stadt im alten Kappadokien, am Saros, ebenfalls berühmt durch einen Tempel der Ma (Artemis) mit 6000 Priestern und großem Landbesitz; Ruinen bei Schar.

Komanen, Volk, s. Kumanen.

Komantschen (Comanches oder, wie sie sich selbst nennen, Nimenim, d. h. Volk der Völker), Indianerstamm in Nordamerika, dessen Wohnsitze ehemals vom Quellgebiet des Colorado, Rio Grande del Norte und Arkansas im N. bis an das Quellgebiet des Nueces im S. reichten. Auch die Yamparica im O. des Großen Salzsees gehören zu ihnen. Ihre Zahl hat seit der Besitznahme Neumexikos durch die nordamerikanische Union sehr abgenommen; sie wurde von Catlin auf 40,000 angegeben; 1847 schätzte man sie auf 10—12,000 mit 2500 waffenfähigen Männern, 1883 befanden sich nur 1561 auf einer Reservation im Indianerterritorium zwischen dem Washitafluß im N. und dem Red River im S. Früher wurden die K. von den Ansiedlern sehr gefürchtet. Ihre Waffen waren Bogen, vergiftete Pfeile, Lanze und Schild; gegenwärtig führen sie Hinterlader und Revolver. Sie sind vortreffliche Reiter und besitzen zahlreiche

europäische ersetzt worden, nur Lederbeinkleider und Mokassins sind noch im Gebrauch. Die Stellung der Frau ist eine sehr gute, und wenn vor der Verheiratung die Weiber auch ziemlich freie Sitten haben, so wird die Ehe doch sehr streng gehalten. Die Würde der Häuptlinge, deren jeder kleine Stamm einen hat, beruht auf Wahl. Die Sprache der K. gehört zur Numafamilie und ist in den Ebenen des Westens sehr verbreitet. Ihre Spiele und Tänze sind sehr zahlreich; ihre Religion ist eine Art Sabäismus, sie beten die Sonne als die Schöpferin alles Bestehenden an und glauben an ein zukünftiges Leben auch für ihre Tiere. Für mehrere Sternbilder und Sterne haben sie besondere Namen, unterscheiden vier Jahreszeiten und gewisse Phasen in denselben, haben aber nicht, wie behauptet, den mexikanischen Kalender. Vgl. Ten Kate (im »Ausland« 1885); Marcy, Exploration of the Red River (Washingt. 1854); Fisher (im »Journal of the Ethnological Society of London«, Bd. 1).

Komarno, Stadt in Galizien, Bezirkshauptmannschaft Rudki, hat ein Monument zum Andenken an die 1524 und 1695 über die Türken erfochtenen Siege, (1880) 5079 Einw., ein Bezirksgericht u. fischreiche Teiche.

Komarow, Alexander Wissarionowitsch, russ. General, geb. 1832, ward im Kadettenkorps zu Petersburg erzogen, trat 1849 in das Regiment der Gardejäger, machte den Feldzug in Ungarn mit, ward 1856 in den Kaukasus versetzt und seit 1859 meist in der Verwaltung Kaukasiens und Transkaspiens verwendet. 1882 wurde er zum Oberkommandeur des Transkaspigebiets ernannt, brachte 1884 Merw unter russ. Botmäßigkeit und befehligte 1885 die russischen Truppen an der Grenze von Afghanistan, wo er 30. März durch die energische Zurückweisung der Afghanen, die er auf ihr Gebiet verfolgte, Verwickelungen zwischen Rußland und England heraufbeschwor.

Komätho, im griech. Mythus Tochter des Pterelaos, Königs der Teleboer, zog ihrem Vater aus Liebe zum Amphitryon (s. d.) das goldene Haar aus, an dessen Besitz die ihm von Poseidon verliehene Unsterblichkeit geknüpft war, wurde aber für den Verrat von Amphitryon getötet.

Kombäbus, nach Lukians Erzählung ein Syrer, der, vom König Antiochos Soter zum Begleiter seiner Gemahlin auf ihren Reisen erwählt, sich vorher entmannt und die Zeichen dieser That dem König in einem verschlossenen Behälter übergeben haben soll. Als ihn nun seine Feinde gleichwohl sträflichen Umganges mit der Königin beschuldigten und er bereits zum Tod verurteilt war, rettete ihn die Öffnung dieses Kästchens. Wieland behandelte die Sage in der Erzählung »K.« Daher kombabusieren oder kombabisieren, s. v. w. kastrieren.

Kombattanten (franz.), alle Personen eines Heers, welche an dem Gefecht unmittelbar teilnehmen. Zu den K. zählen die Offiziere, Unteroffiziere, Spielleute und Gemeinen aller Waffen; zu den Nichtkombattanten das Personal für Krankendienst, Verwaltung, Feldpost, Feldtelegraphie 2c., aber auch die Ärzte, obwohl viele, namentlich die bei der Truppe selbst befindlichen, gleich dieser ins Feuer kommen.

Kombination (lat.), im allgemeinen die berechnende »Verbindung« mehrerer Begriffe samt den daraus sich ergebenden Folgen und Schlüssen (in welchem Sinn man von scharfsinnigen, geistreichen und glücklichen oder seltsamen, verfehlten 2c. Kombinationen spricht); in der Mathematik eine Verbindung einiger Dinge (Elemente) unter mehreren gegebenen, ohne Rücksicht auf deren Reihenfolge oder Ordnung (vgl. Kombinationslehre); in der Logik die Verbindung mehrerer Urteile und Schlüsse zur Erforschung der Wahrheit; die Fertigkeit des Verstandes, auf einem derartigen Weg der Wahrheit nahezukommen oder sie zu erreichen, nennt man das Kombinationsvermögen.

Kombinationslehre, derjenige Teil der Arithmetik, welcher gegebene Elemente (Objekte) in Gruppen von bestimmter Anordnung, Anzahl oder andern Eigenschaften ordnen lehrt. Jede solche Gruppe heißt eine Komplexion (complexio). Die drei Hauptteile der K. sind: die Lehre von den Permutationen, von den Kombinationen im engern Sinn und von den Variationen. Unter Kombinationen im engern Sinn versteht man die Komplexionen von je einem, je zwei, drei, vier 2c. Elementen aus einer größern Anzahl, ohne Rücksicht auf die Ordnung der Elemente in jeder Komplexion. Aus den fünf Elementen a, b, c, d, e lassen sich z. B. folgende zehn Komplexionen zu je zwei Elementen oder Kombinationen zweiter Klasse bilden: ab, ac, ad, ae, bc, bd, be, cd, ce, de. In der Kristallographie nennt man Kombinationen diejenigen Kristallgestalten, die sich auf gleichzeitige Entwickelung mehrerer Einzelformen zurückführen lassen. Je nach der Zahl der beteiligten Einzelformen unterscheidet man zwei-, drei- 2c. allgemein mehrzählige Kombinationen; vgl. Kristall.

Kombinationspedal, eine sinnreiche Erfindung des Pariser Orgelbaumeisters Cavaillé-Col, welche es ermöglicht, die Register einer Orgel vermittelst Pedaltritte gruppenweise in Aktivität zu setzen, anstatt sie einzeln anzuziehen.

Kombinationston, ein Ton, der durch das gleichzeitige Erklingen zweier kräftiger Töne entsteht, deren Tonhöhen nicht zu nahe beisammenliegen. Die Schwingungszahl des Kombinationstons ist gleich dem Unterschied der Schwingungszahlen der beiden erzeugenden Töne. So hört man z. B. beim Zusammenklingen eines Grundtons und seiner Quinte, da die Schwingungszahlen dieser Töne sich wie 2:3 verhalten, als K. die nächsttiefere Oktave des erstern, deren Schwingungszahl $= 3 - 2 = 1$ ist. Bedingung für die Entstehung starker Kombinationstöne ist, daß eine und dieselbe Luftmasse durch beide zusammenwirkende Töne in heftige Erschütterung versetzt wird; dies ist z. B. bei der Doveschen mehrstimmigen Sirene (s. Schall) oder bei Orgelpfeifen auf gemeinschaftlichem Windkasten der Fall. Sind dagegen die Erregungsstellen der beiden Töne ganz voneinander getrennt, werden dieselben z. B. durch zwei Singstimmen oder zwei Violinen hervorgebracht, so ist der K. äußerst schwach. Die Kombinationstöne wurden 1740 von Sorge entdeckt und sind später durch Tartini, nach welchem sie auch Tartinische Töne genannt werden, allgemeiner bekannt geworden. Thomas Young suchte die Entstehung der Kombinationstöne durch Schwebungen (s. Schall) zu erklären, deren Anzahl pro Sekunde ja in der That mit der Schwingungszahl des Kombinationstons übereinstimmt. Helmholtz hat aber gezeigt, daß diese Erklärung nicht haltbar ist, und daß außer dem besprochenen K., den er Differenzton nennt, weil seine Schwingungszahl gleich der Differenz der Schwingungszahlen der zusammenwirkenden Töne ist, auch noch Summationstöne auftreten, deren Schwingungszahl der Summe der Schwingungszahlen entspricht.

Kombinieren (lat.), zusammenpaaren, verbinden, zusammenfassend vereinigen, um ein Ergebnis daraus zu gewinnen; vgl. Kombination.



Fig. 8. Komet von 1819.



Fig

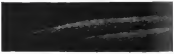


Fig. 4. I



Fig. 5. Komet von 1744.

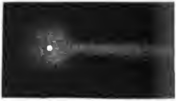


Fig. 9. Winnec

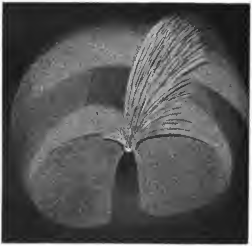


Fig. 10. Kopf des Kometen vom 30. Juni 1861.

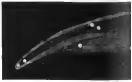


Fig. 7. Donatis K

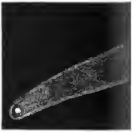


Fig. 2. K

ieten.



Komet von 18:3.

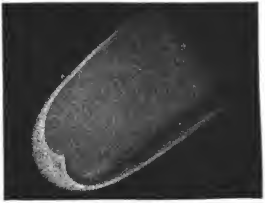
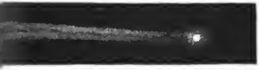


Fig. 6. Halleys Komet von 1835.



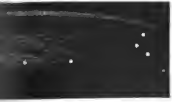
et vom 3. Juli 1861.



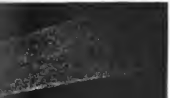
Fig. 3. Komet von 1807.

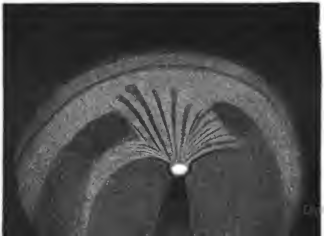


Komet am 13. Juni 1869.



am 5. Oktober 1858.





Kombretaceen, dikotyle, etwa 240 Arten umfassende, in den Tropen einheimische Familie aus der Ordnung der Myrtifloren, Holzpflanzen mit einfachen, lederartigen Blättern und regelmäßigen, zwitterigen oder vielehig-zweihäusigen Blüten. Sie unterscheiden sich von den übrigen Myrtifloren hauptsächlich durch den ungefächerten Fruchtknoten sowie die vom Scheitel desselben herabhängenden Samenknospen und schließen sich in verwandtschaftlicher Beziehung zunächst an die Onagraceen und Rhizophoraceen an. Vgl. Baillon, Histoire des plantes, Bd. 6.

Komburg, königl. Schloß im württemberg. Jagstkreis, auf einem Bergvorsprung im Kocherthal, südlich bei Hall (s. d. 3), 1078 als Benediktinerkloster gegründet, 1488—1802 ein weltliches Ritterstift, jetzt Sitz des württembergischen Ehreninvalidenkorps. Interessant ist die alte viertürmige Kirche (1075—1115 erbaut, 1707—15 im Rokokostil restauriert) mit mancherlei Sehenswürdigkeiten. Vgl. Mejer, Beiträge zur Geschichte von K. (Hall 1867).

Kombüse (franz. cambuse), die Schiffsküche, auf kleinen Schiffen meist an Deck, auf größern, z. B. Ozeandampfern, auf dem Hauptdeck, auf Kriegsschiffen im Zwischendeck oder in der Batterie eingebaut.

Kombustibel (lat.), verbrennbar; Kombustibilien, brennbare Stoffe, Heizmaterialien.

Kombustion (lat.), Verbrennung, Brandwunde.

Komedonen (lat.), s. Mitesser.

Komers, Anton Emanuel von, Landwirt, geb. 13. Juni 1814 zu Humpoletz in Böhmen, widmete sich 1829 der Landwirtschaft, wurde 1835 in gräflich Thunschen Diensten Zentraldirektionssekretär in Tetschen, studierte zwei Jahre in Hohenheim, erhielt 1840 die Direktion der Thunschen Herrschaft Peruc, wurde 1844 Zentraldirektor, später Domänenrat und fungierte bis 1874 als Generalbevollmächtigter des Grafen Thun. In allen diesen Stellungen schuf er zeitgemäße und bedeutungsvolle Reformen im Betrieb der Landwirtschaft und steigerte die Erträge auf eine früher nie geahnte Höhe. 1856—73 übernahm er auch mit großem Erfolg für viele andre Großgrundbesitzer die Neuorganisation des landwirtschaftlichen Betriebs, führte denselben aber überall nur kurze Zeit durch. K. leitete 1855—66 die nach seinen Plänen errichtete erste Ackerbauschule in Tetschen-Liebwerda, seit 1856 auch die landwirtschaftliche Mittelschule daselbst und wurde nach Umwandlung der erstern in eine höhere landwirtschaftliche Lehranstalt Mitkurator und Oberdirektor derselben. Er beteiligte sich vielfach an Bestrebungen landwirtschaftlicher Vereine und Korporationen und war unter anderm Präsident der Patriotischen ökonomischen Gesellschaft für Böhmen und der nach seinen Plänen gegründeten Landwirtschaftlichen Kreditbank, Präsident des Landwirtschaftlichen Klubs für Böhmen, des Komitees für naturwissenschaftliche Durchforschung Böhmens und des Landeskulturrats, bis ihn seit 1872 zunehmende Kränklichkeit zwang, von seinen zahlreichen Ämtern zurückzutreten. Er lebt gegenwärtig in Iglau. 1879 wurde ihm der erbliche Ritterstand verliehen. 1861 bis 1866 gab er das von ihm begründete »Jahrbuch ... »Lage und Hilfskräfte der Landwirtschaft in der österreichisch-ungarischen Monarchie« (das. 1876).

Komestibel (franz.), eßbar; Komestibilien, Eßwaren, Lebensmittel; Delikatessen.

Kometen (griech., Irrsterne, Haarsterne, Schweif- oder Schwanzsterne, Stellae crinitae, hierzu Tafel »Kometen«), Weltkörper, welche durch die weniger scharf abgegrenzten Umrisse ihrer Gestalt, einen wenigstens bei den größern vorhandenen Lichtschweif, die geringe Dichtigkeit ihrer Massen und die eigentümlichen Verhältnisse ihrer Bahnen charakterisiert werden. K. sind in allen Jahrhunderten beobachtet worden, besonders zahlreich aber im gegenwärtigen, wo von vielen Seiten mit Ausdauer nach ihnen gesucht wird. Ihre Anzahl betrug:

612—500	v. Chr.	3	700— 799	n. Chr.	13
499—400	" "	6	800— 899	" "	31
399—300	" "	7	900— 999	" "	20
299—200	" "	5	1000—1099	" "	28
199—100	" "	18	1100—1199	" "	22
99—1	" "	14	1200—1299	" "	25
1—99	n. Chr.	21	1300—1399	" "	31
100—199	" "	18	1400—1499	" "	35
200—299	" "	35	1500—1599	" "	38
300—399	" "	21	1600—1699	" "	27
400—499	" "	19	1700—1799	" "	96
500—599	" "	24	1800—1880	" "	207
600—699	" "	21			

Von den K. dieses Jahrhunderts waren aber bloß einige 20 dem unbewaffneten Auge sichtbar, die meisten nur teleskopisch. Ein Schluß aus diesen Sichtbarkeitsverhältnissen auf die wirkliche Größe eines K. ist jedoch im allgemeinen nicht statthaft, weil Helligkeit und scheinbare Ausdehnung bestimmt werden durch die Entfernung des K. von Sonne und Erde.

Die Bewegungen der K. sind scheinbar ganz unregelmäßig; einige bewegen sich rechtläufig (direkt), d. h. in derselben Richtung wie die Planeten, andre dagegen rückläufig (retrograd), d. h. in entgegengesetzter Richtung. Sie durchstreifen alle Teile des Himmels, ohne, wie die Planeten, auf gewisse Gegenden desselben beschränkt zu sein, indem ihre Bahnen unter allen möglichen Winkeln schneiden; manche sind nur kurze Zeit, kaum einige Tage, andre mehrere Monate lang sichtbar. A. Borelli war der erste, der bei dem K. vom Dezember 1664 die Ansicht aussprach, derselbe bewege sich in einer parabolischen Bahn; schärfer bestimmte diese Hevel in seiner »Kometographie«, und Dörfel wies 1681 bei dem großen K. von 1680 nach, daß derselbe eine parabolische Bahn um die Sonne als Brennpunkt beschrieb. Eine vollständige Bahnberechnung versuchte um dieselbe Zeit Newton und mit mehr Erfolg 1705 Halley; Olbers 1797, später Bessel, Gauß und v. Oppolzer lösten das Problem der Bahnbestimmung eines K. mit aller wissenschaftlich erforderlichen Schärfe. Die meisten Kometenbahnen sind parabolisch, Ellipsen kommen nur wenig vor, noch weniger Hyperbeln, die überhaupt zweifelhaft sind; doch sind möglicherweise auch viele der berechneten parabolischen Bahnen in Wahrheit sehr lang gestreckte Ellipsen. Was die Verteilung der bekannten Kometenbahnen im Raum anlangt,

Für den Anblick mit bloßem Auge charakterisieren sich die K. durch die Nebelhülle oder den Kopf und den schwächer leuchtenden, mehr oder minder langen Schweif, welcher sich bisweilen, wie bei dem K. von 1843 (s. Tafel, Fig. 1), über einen bedeutenden Teil des Himmelsgewölbes hinzieht und bald mehr, bald weniger gekrümmt ist (Fig. 2). Derselbe fehlt bei den teleskopischen K. entweder ganz, oder ist nur von geringer Ausdehnung. Seine Entwickelung erfolgt in dem Maß, wie sich der Komet der Sonne nähert, und bei der zunehmenden Entfernung des K. von der Sonne verschwindet er allmählich wieder. In der Regel ist der Schweif von der Sonne abgewendet in der Verlängerung der Linie, welche die Sonne mit dem Kopf des K. verbindet. Gegen das Ende hin breiten sich die Schweife gewöhnlich aus und verschwinden auf dem Himmelsgrund, was eine Verteilung der Schweifmaterie in großer Entfernung vom K. andeutet. Die scheinbare Ausdehnung eines Kometenschweifs gestattet keinen Schluß auf dessen wirkliche Größe. Der 90° lange Schweif des K. von 1680 hatte eine lineare Länge von 20 Mill. Meilen; der 130° lange Schweif des K. von 1769 erstreckte sich 11. Sept. nur auf 8 Mill. Meilen. Die Feinheit der Schweifmaterie ist außerordentlich, indem man durch mehr als 20,000 Meilen Dicke die kleinsten Sterne ohne Lichtverlust durchschimmern sieht. Nach Bessels und Struves Messungen wird hierbei auch keine Ablenkung des Lichtstrahls beobachtet. Eine geringe Anzahl K. haben mehrere Schweife gehabt, z. B. die von 1807 und 1861 zwei (Fig. 3 u. 4). Das merkwürdigste Beispiel bot der Komet von 1744 (Fig. 5), der in der Nacht vom 7. zum 8. März sechs fächerartig ausgebreitete Schweife zeigte, von denen jeder 4° breit und 30—44° lang war. Die Nebelhülle, der Kopf oder die Koma fehlt bei keinem K.; sie hat im allgemeinen eine parabolische Gestalt und umschließt meist einen heller leuchtenden Punkt, den Kern. Die wahren Größen der kometarischen Nebelhüllen nehmen mit der Annäherung an die Sonne ab, wie schon Hevel gefunden und später Valz, besonders aber J. Schmidt überzeugend nachgewiesen haben. Newton nahm zur Erklärung dieser Erscheinung an, daß die Kometenköpfe das Material für die Schweife liefern, daß die Sonne eine abstoßende Kraft auf die Materie der K. ausübe, welche mit zunehmender Entfernung rasch abnehme. Zu demselben Ergebnis kam auch Olbers durch Untersuchung der Erscheinungen, die der große Komet von 1811 zeigte (Fig. 2). Er fand, daß der Kern des letztern mit der ihn einhüllenden eigentümlichen Atmosphäre in einen hohlen, fast leeren parabolischen Dunstkegel eingeschlossen war, dessen Wände keine beträchtliche Dicke hatten und allenthalben weit von ihm abstanden. Da, wo man gegen die Achse zu senkrecht oder fast senkrecht durch die Wände sah, mußte nur eine geringe Helligkeit zu bemerken sein, die gegen den Rand schnell zunahm. Später wurden die Dunstwände im Verhältnis zum Halbmesser der innern Höhlung immer dicker, und Olbers folgerte, daß die von dem K. und seiner eigentümlichen Atmosphäre entwickelten Dämpfe sowohl von diesem als von der

men hat. Einen bedeutenden Fortschritt bezeichnen Bessels Untersuchungen des Halleyschen K. (Fig. 6) im Herbst 1835. Bessel bemerkte helle, sektorartige Ausströmungen aus dem Kern, welche ihre Lage änderten, indem sie sich von der Richtung zur Sonne rechts und links beträchtlich entfernten, und bestimmte die Dauer jeder Schwingung zu 4,6 Tagen. Die gewöhnliche Anziehungskraft der Sonne reicht zur Erklärung einer so schnellen Schwingung nicht aus, und Bessel nahm daher eine Polarkraft an, welche einen Halbmesser des K. der Sonne zuzuwenden, den andern von ihr abzuwenden strebe. Auch die Existenz langgestreckter, von der Sonne abgewandter Schweife beweist nach Bessels Untersuchungen die Thatsache einer von der gewöhnlichen Anziehung verschiedenen Kraft. Pape hat sie 1858 auf die Erscheinungen beim Donatischen K. (Fig. 7) angewandt und gezeigt, daß dessen Kern nach und nach verschiedenartige Teile ausgestoßen habe, die einer ganz verschiedenen Wirkung der Sonne unterlagen. Sehr nahe gleichzeitig mit dem Beginn der stärker hervortretenden Ausströmungen und der eigentümlichen Lichtanhäufung im Schweif zeigte der Kern des Donatischen K. eine plötzliche Verkleinerung des Durchmessers. Die Strömungserscheinungen des K. von 1861 zeigen Fig. 10 u. 11, welche den mit dem Fernrohr beobachteten Kopf an zwei aufeinander folgenden Abenden darstellen. Der große Komet von 1862 zeigte Schwankungen der Helligkeit des Kerns, die sich periodisch wiederholten. Der Durchmesser dieses Kerns war höchstens 7 Meilen, und die Reaktion der ausströmenden Massen erteilte ihm stets eine entsprechende Drehung. Scharfe Kerne kommen sehr selten vor und sind in der Regel sehr klein; manchmal fehlt der Kern ganz, wie bei dem K. von 1819 (Fig. 8). Nach Bessels Meinung sind die Kerne der K. keine eigentlich festen Körper, wie Erde, Mond und Planeten, sondern müssen leicht in den Zustand der Verflüchtigung übergehen können. Dies harmoniert vollständig mit den geringen Maßen der K., die zu unbedeutend sind, um sich durch Störungen der Planeten bemerkbar zu machen. Die K. sind selbstleuchtend, wie sich schon aus dem Umstand ergibt, daß die Änderungen ihrer Lichtintensität sich nicht allein aus dem Wechsel der Entfernung von der Sonne erklären lassen, und wie auch die Spektralanalyse gezeigt hat. Donati beobachtete zuerst das Spektrum des K. von 1864 und fand es bestehend aus drei hellen, im Gelbgrün, Grün und Violett gelegenen Linien, von denen die mittelste am hellsten ist. Später haben Huggins, Secchi, Vogel und d'Arrest an andern K. dieselben Linien beobachtet und deren Lage bestimmt, und Secchi hat zuerst an dem Spektrum des K. II. von 1868 die Übereinstimmung dieser Linien mit denjenigen erkannt, die man im Spektrum von Kohlenwasserstoffgas beobachtet, wenn ein elektrischer Funkenstrom durchgeleitet wird. Es sind daher wahrscheinlich glühende Kohlenwasserstoffe, welche gewöhnlich das Selbstleuchten der K. verursachen. Außer diesem Linienspektrum wird aber auch noch im Lichte des Kometenkerns ein schwaches kontinuierliches Spektrum wahrgenommen, in welchem auch einzelne dunkle Linien erkannt worden sind;

der Sonne sichtbar war, daß die drei Kohlenwasserstofflinien in seinem Spektrum mit der Annäherung an die Sonne mehr und mehr verschwanden und an deren Stelle eine gelbe, dem Natrium angehörige Linie trat. Dieselbe Linie wurde auch in dem Spektrum des am 8. Sept. von Finlay am Kap der Guten Hoffnung entdeckten und 19. Sept. am hellen Tag mit bloßem Auge dicht bei der Sonne sichtbaren K. beobachtet; zugleich aber konnte bei diesem auch das allmähliche Verschwinden der Natriumlinie und das Wiedererscheinen der Kohlenwasserstofflinien in dem Maß, wie der Komet sich wieder von der Sonne entfernte, konstatiert werden. Es ist aber die hier nachgewiesene Entwickelung von Natriumdämpfen in dem K. nicht bloß eine Folge der starken Erhitzung; diese erklärt nämlich nicht, weshalb die Kohlenwasserstofflinien in der Sonnennähe verschwinden, denn wenn Natrium in die Flamme von Kohlenwasserstoffgas gebracht wird, so treten die Linien der letztern zugleich mit der Natriumlinie auf. Durch Versuche von Wiedemann und von Hasselberg ist aber nachgewiesen, daß die Gaslinien verschwinden, wenn in Kohlenwasserstoffgas, durch welches ein elektrischer Funkenstrom geht, Natrium verdampft, dessen Doppellinie dann im Spektrum erscheint. Die Beobachtung dieser beiden K. hat so einen direkten Nachweis geliefert für die wichtige Rolle, welche die Elektrizität auf diesen Weltkörpern spielt.

Neuere Untersuchungen Schiaparellis haben eine innige Beziehung der K. zu den Sternschnuppen ergeben. Als derselbe nämlich die Bahnen der Sternschnuppen des Augusts u. Novembers genauer berechnete, ergab sich, daß diese Bahnen identisch sind mit denjenigen der K. III von 1862 und I von 1866. Diese beiden K. sind indessen nicht mit jenen Sternschnuppenströmen identisch, indem sich letztere an andern Punkten der Bahn befinden als erstere, und Weiß machte 1867 darauf aufmerksam, daß manche periodische Sternschnuppenfälle mit der gleichzeitigen Annäherung der Erde an die Bahnen mehrerer K. zusammentreffen. Über das eigentliche Wesen der K. ist man trotz aller bisherigen Entdeckungen noch sehr im Dunkeln. Nach Zöllner sollen die K. flüssige Massen sein, deren zentrale Kerne in der Nähe der Sonne von mächtigen Dunsthüllen umgeben sind. Die Repulsivkraft der Sonne identifiziert Zöllner mit der Elektrizität. Unter Annahme der Gleichartigkeit der Sonnen- und Kometenelektrizität läßt sich die Entwickelung der Schweife in der von der Sonne abgewandten Richtung erklären. Zur Erklärung der schwingenden Bewegung derselben Sektoren am Kopf gewisser K. weist Zöllner auf die Reaktion des ausströmenden Dampfes auf die flüssige Masse des Kerns hin. Der Zusammenhang zwischen Kometen- und Sternschnuppenbahnen deutet nach Zöllner auf eine Gleichheit des Ursprunges beider Himmelskörper derart hin, daß die K. die flüssigen, die Sternschnuppen die festen Bruchstücke eines größern Weltkörpers seien (vgl. Zöllner, Über die Natur der K., 2. Aufl., Leipz. 1872). Die K. gelangen aus den Sternenräumen in unser Sonnensystem, und wahrscheinlich gehen uns, worauf zuerst Hoek hingewiesen, bisweilen ganze Systeme von K. aus dem Weltraum 1770 statt, der vor 1767 der Sonne nie näher als 60 Mill. Meilen kam und elf Jahre Umlaufsdauer besaß, damals aber durch den Planeten Jupiter in eine Bahn von $5^1/_2$ Jahren Umlaufszeit geworfen ward, in der er bis 1779 verblieb, wo er durch denselben Planeten wiederum in eine größere Bahn abgelenkt wurde, in welcher er uns nie mehr sichtbar sein wird.

Periodische Kometen.

K. von kurzer Umlaufszeit, die nachweislich wiederholt zur Sonne zurückkehrten, sind folgende: 1) Der Halleysche Komet (Fig. 6), ist bis jetzt in 17 Erscheinungen bekannt, von denen die frühste im Jahr 12 v. Chr. stattfand. Die Umlaufsdauer variiert infolge der planetarischen Störungen zwischen 77 Jahren 7 Monaten und 74 Jahren 11 Monaten. Die letzte Erscheinung dieses K. war 1835, und die nächste wird 1910 stattfinden. 2) Der Enckesche Komet, nach seinem ersten Berechner benannt. Encke wies zuerst 1819 die Identität des K. mit dem 1786, 1796 und 1805 erschienenen nach. Mit unbewaffnetem Auge kaum sichtbar, stellt er sich gewöhnlich als eine Nebelkugel mit undeutlichem Kern und von sehr veränderlichem Durchmesser dar. Nur zuweilen zeigt er in seinem Perihel einen sehr kurzen, von der Sonne nicht abgewandten, sondern seitlich gerichteten Schweif. Sein mittlerer Abstand von der Sonne beträgt nur 2,2 Erdbahnradien. Die Exzentrizität der Bahn ist = 0,85; im Perihel nähert er sich der Sonne auf 0,33, während er sich im Aphel wieder bis auf 4,07 Erdbahnradien entfernt. Gegen die Ekliptik ist seine Bahn 13° 8′ geneigt. Seine Umlaufszeit beträgt 3 Jahre 115 Tage. Merkwürdigerweise hat sich seine Umlaufszeit bei jedem folgenden Umlauf um ca. 6 Stunden verkürzt, was Encke aus dem Widerstand zu erklären suchte, welchen der Komet an dem den Weltenraum füllenden Äther finde. 3) De Vicos Komet, ebenfalls nur mit bewaffnetem Auge sichtbar, ward 1844 von de Vico entdeckt und als ein Komet von sehr kurzer Umlaufszeit erkannt. Seine mittlere Entfernung von der Sonne beträgt 3,1 Erdbahnhalbmesser, die Exzentrizität seiner Bahn ist = 0,6176, ihre Neigung gegen die Erdbahn 2° 55′. Seine Umlaufszeit ist $5^1/_2$ Jahre. Er ist bis jetzt nicht wieder gesehen worden; doch hat Leverrier bewiesen, daß er identisch ist mit dem von Lahire 1678 entdeckten K. 4) Brorsens Komet, 26. Febr. 1846 in Kiel entdeckt, hat einen mittlern Abstand von der Sonne von 3,2 Erdbahnradien; die Exzentrizität seiner Bahn ist 0,7959, die Neigung derselben zur Ekliptik 30° 59′. Er vollendet seinen Umlauf in 5,7 Jahren und ist 1857, 1868, 1873 und 1879 wieder gesehen worden. 5) D'Arrests Komet, 27. Juni 1851 von d'Arrest entdeckt, hat eine mittlere Entfernung von der Sonne von 3,5 Erdbahnhalbmessern; die Exzentrizität seiner Bahn ist 0,6608, die Neigung derselben 13° 56′, seine Umlaufszeit beträgt 6,4 Jahre. Er ward 1857, 1870 und 1877 beobachtet. 6) Bielas Komet ward 27. Febr. 1826 von dem österreichischen Hauptmann v. Biela entdeckt, nachdem er schon 1772 und 1805 gesehen, aber nicht sicher als periodisch erkannt worden war. Er zeigte äußerlich viel Ähnlichkeit mit dem Enckeschen K. und hat einen mittlern Abstand von 3,5 Erd-

29. Dez. 1845 in Amerika und Mitte Januar 1846 in Europa bemerkt ward. Der neue kleinere Komet ging in nördlicher Richtung dem größern voran. Der Abstand zwischen beiden war bis März 40,000 Meilen. Die Lichtstärke wechselte, so daß der allmählich wachsende Nebenkomet einige Zeit den Hauptkometen an Helligkeit übertraf. Die die Kerne umgebende Nebelhülle war nicht bestimmt umgrenzt. Am 24. März war der kleinere Komet infolge abnehmender Lichtstärke kaum noch zu erkennen, und bis 20. April verschwand auch der größere. 1852 erschien der Bielasche Komet wieder und zwar, wie 1846, doppelt. Die Entfernung zwischen beiden K. war auf 350,000 Meilen gestiegen. 1859 konnte das Doppelgestirn wegen der Lage seiner Bahn nicht sichtbar werden, wohl aber beim Perihelburchgang 1866; alles Suchens ungeachtet wurde es aber nicht gefunden, und gegenwärtig gilt es als gewiß, daß der Bielasche Komet als Komet überhaupt nicht mehr sichtbar ist. Dagegen haben wir seine Überreste zweimal in Gestalt äußerst glänzender Sternschnuppenregen zu Gesicht bekommen, nämlich in den Nächten vom 27. zum 28. Nov. 1872 und 1885. Damals kam nämlich die Erde dem niedersteigenden Knoten der Kometenbahn sehr nahe, den der Komet im ersten Fall etwa 80 Tage vorher passiert hatte, im letztern 60 Tage nachher passierte. Wir sahen daher einmal den Vortrab, das andre Mal die Nachzügler des kosmischen Meteoritenschwarms, der von dem K. übriggeblieben ist. 1872 hatte man allerdings noch Hoffnung, den Bielaschen K. selbst zu sehen, und auf eine gleich nach dem Sternschnuppenfall von Klinkerfues in Göttingen an Pogson zu Madras gerichtete telegraphische Aufforderung zu Nachforschungen im Kentauren entdeckte Pogson auch wirklich dort einen kleinen K., der aber, wie jetzt feststeht, mit dem Bielaschen nichts zu thun hat. Übrigens hat man auch bei dem großen zweiten K. von 1882 eine Teilung des Kerns und Absonderung nebeliger Materie am Kopf beobachtet. 7) Fayes Komet, nur durch Fernrohre sichtbar, mit Kern und kleinem Schweif, ward 22. Nov. 1843 zuerst beobachtet. Sein mittlerer Abstand von der Sonne ist 3,8 Erdbahnhalbmesser, die Exzentrizität der Bahn beträgt 0,56, ihre Neigung 11° 23′, die Umlaufszeit 7 Jahre 5½ Monate. Da er in seinem Aphel dem Jupiter sehr nahe kommen kann, was 1839 der Fall war, so übt dieser einen großen Einfluß auf seinen Umlauf aus. Dieser Komet ist in den Jahren 1851, 1858, 1865, 1873 und 1881 der Rechnung entsprechend zurückgekehrt. 8) Winneckes Komet (Fig. 9) ward von Winnecke 8. März 1858 entdeckt und ist identisch mit dem K. III von 1819. Seine Umlaufszeit beträgt 5,6 Jahre. Er wurde 1869 und 1875 wieder beobachtet. 9) Tuttles Komet, 4. Jan. 1858 entdeckt und von Bruhns als periodisch mit 13¾ Jahren Umlaufszeit erkannt, identisch mit dem K. II von 1790, ist 1871 und 1885 wieder beobachtet worden. 10) Tempels Komet, 1867 entdeckt, hat 5,7 Jahre Umlaufszeit und ward 1873 und 1879 wieder gesehen. Seine Bahn unterliegt beträchtlichen Störungen von seiten des Planeten Jupiter. 11) Der Tempel-Swiftsche Komet, 1869 von Tempel, bei seiner Wiederkehr 1880 von Swift entdeckt, hat 5,11 Jahre Umlaufszeit. 12) Der Pons-Brooksche Komet, 1812 von Pons entdeckt, von Encke 1816 als periodisch mit einer Umlaufszeit von etwa 71 Jahren erkannt, ward bei seiner Wiederkehr 1883 von Brooks wieder aufgefunden.

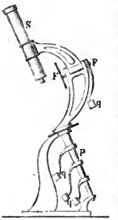
Unter den K. von mittlerer Umlaufsdauer, die aber bis jetzt nur einmal beobachtet worden sind, sind noch anzuführen: Der Olberssche Komet, von Olbers 6. März 1815 entdeckt und von ihm fast ein halbes Jahr lang beobachtet, dessen Umlaufszeit 72—76 Jahre beträgt. Ein ausgezeichneter Komet war der erste von 1811, der im März d. J. erschien und über ein halbes Jahr hindurch beobachtet ward. Am 12. Sept. ging er in einer Entfernung von 1,035 Erdbahnradius durch sein Perihel; aber noch in einem Abstand von 80 Mill. Meilen von der Sonne und mehr als 60 Mill. Meilen von der Erde konnte er, wenn auch ohne Schweif, gesehen werden. Letzterer erreichte eine Länge von 12—15 Mill. Meilen, breitete sich von der Sonne abgewandt aus und glich einem Beutel, in dem der Kern, einer feurigen Kugel ähnlich, nicht ganz bis zum Boden hinabreichte. Merkwürdig war ein dem K. vorangehender glänzender Bogen, der durch einen dunklern Raum von dem Kern getrennt war, und durch den noch Sterne 8. bis 9. Größe mit geschwächtem Licht hindurchschienen. Der Komet von 1680 gehörte insofern mit zu den merkwürdigsten aller bisher erschienenen, als er sich nicht nur durch die außerordentliche Länge seines Schweifs, die 80° betrug, sondern auch dadurch vor andern K. auszeichnete, daß er sich von der Sonne 17,700 Mill. Meilen entfernte, während in seiner Sonnennähe 17. Dez. sein Abstand von der Oberfläche der Sonne nur 32,000 Meilen betrug. Einer der größten K. des 19. Jahrh. ist der am 2. Juni 1858 von Donati zu Florenz entdeckte, welcher 10. Sept. dem unbewaffneten Auge sichtbar und nach seinem Entdecker benannt wurde (Fig. 7). Die größte Lichtstärke zeigten Kopf und Schweif in den letzten Tagen des Septembers und in den ersten des Oktobers. Der Schweif hatte 6., 7. und 8. Okt. seine größte Länge und war stets von der Sonne abgewandt. Nach der Berechnung v. Astens besitzt dieser Komet eine Umlaufszeit von 1879 Jahren. Vgl. Valentiner, Die K. und Meteore in allgemein faßlicher Form dargestellt (Leipz. 1884). Verzeichnisse aller berechneten K. geben: Olbers, Abhandlungen über die leichteste und bequemste Methode, die Bahn eines K. zu berechnen (3. Ausg. von Encke und Galle, Leipz. 1864; Nachträge dazu von Galle in den »Astronomischen Nachrichten«, Bd. 112 u. 113); Carl, Repertorium der Kometenastronomie (Münch. 1864); Weiß im »Astronomischen Kalender« für 1887, S. 123 (Wien).

Kometenformen, s. Echinodermen, S. 290.

Kometenspiel (gelber Zwerg), Kartenspiel, welches unter 3—8 Personen mit Whistkarte gespielt wird. Bei dreien erhält jeder 15, bei vieren 12, bei fünfen 9, bei sechsen 8, bei sieben 7 und bei achten 6 Blätter, der Rest bleibt stets als unbenutzter Talon. Fünf Blätter (die sogen. »schönen Blätter«) sind bevorzugt und müssen entweder auf eine Tafel gemalt oder, aus einem andern Spiel Karten entnommen, in die Mitte des Tisches gelegt werden. Dies sind die Karo-Sieben (der gelbe Zwerg), der Coeur-König, die Pik-Dame, der Treff-Bube und die Karo-Zehn. Auf diese Blätter setzt jeder vor Beginn des Spiels in der Reihe, wie sie aufgezählt wurden, 5, 4, 3, 2 und 1 Marke. Der König ist die höchste Karte, das As die niedrigste. Jedes Bild gilt 10, jede andre Karte nach Zahl ihrer Augen. Der Gang des Spiels ist einfach: auf jedes Blatt wird das nächst höhere gelegt, gleichviel von welcher Farbe, und jeder Spieler fährt mit dem Ablegen der Karte so lange fort, als er kann. Fehlt ihm ein Blatt, so kommt der Folgende an die Reihe. Wer alle Blätter zuerst los ist, hat gewonnen, und die andern zahlen ihm alle Augen, die sie noch in der Hand haben. Liegt ein zur Fortsetzung der Reihe nötiges Blatt im Talon, so kon-

stattiert sich dies durch Passen aller Spieler, und das Blatt wird übersprungen. Wer ein »schönes Blatt« hat und es im Spiel anbringt, zieht ein, was darauf steht; wer aber ein schönes Blatt behalten muß, setzt den darauf stehenden Betrag bete. Wer alle seine Karten mit einemmal los wird, macht »Opera« oder »volle Hand«: er zieht alles, was auf der Tafel gesetzt ist, und erhält außerdem die Augen oder, nach Abmachung, Kartenzahl der andern vergütet. — K. hieß auch ein älteres, dem Bostonähnliches Kartenspiel.

Kometensucher, ein zur Aufsuchung von Kometen dienendes Fernrohr, welches möglichst lichtstark sein und bei geringer Vergrößerung ein großes Gesichtsfeld besitzen muß. In früherer Zeit waren die zu dem genannten Zweck verwendeten Instrumente sehr einfach; der berühmte Kometenentdecker Messier bediente sich z. B. eines Fernrohrs von nur 2 Fuß Länge und 2½ Zoll Öffnung, das bloß fünfmal vergrößerte, aber ein Gesichtsfeld von 4° besaß. Die neuern Instrumente sind größer; Merz hat K. bis zu 6 Pariser Zoll Öffnung konstruiert, Secrétan sogar einen von 7 Zoll Öffnung für die Sternwarte zu Marseille hergestellt. Vielfach sind sie altazimutal, öfters aber auch parallaktisch montiert. Da solche Instrumente selten fest aufgestellt, sondern meist im Freien benutzt werden, so müssen sie bequem transportabel und schnell aufstellbar sein; auch ist darauf zu sehen, daß der Beobachter beim Durchmustern einer größern Region des Himmels die Lage seines Kopfes nicht sehr zu ändern braucht. Es wird deshalb bei altazimutaler Montierung das Okularende des Fernrohrs so kurz wie möglich gemacht, oder man wendet auch ein gebrochenes Fernrohr, wie bei kleinen Universalinstrumenten, an (vgl. Altazimut). Für parallaktische Montierung hat Villarceau eine Anordnung gegeben, bei welcher das Auge des Beobachters immer an derselben Stelle bleibt, und es ist von Schneider in Währing für die Wiener Sternwarte ein K. von 6 Zoll Öffnung und 4½ Fuß Brennweite in dieser Weise montiert worden; vgl. beistehende Skizze. Viertelkreisförmige Rahmen verbinden die Deklinationsachse FF mit der Polarachse P sowie mit dem Fernrohr S derart, daß das Okularende des letztern stets im Schnittpunkt beider Achsenverlängerungen bleibt; qq sind Gegengewichte. Vgl. Bahnsucher.



Kometensucher.

Komfort (engl. comfort, spr. kömmfört), eigentlich Stärkung, Trost, Bequemlichkeit; in weiterm Sinn gebraucht für den Inbegriff leiblichen und seelischen Wohlbefindens, insbesondere für häusliche Behaglichkeit, insofern sie durch praktische und geschmackvolle Einrichtung erzeugt wird. Komfortabel (engl.

genehmer (durch das Bewußtsein eignen Besserwissens und dem Thoren überlegener Klugheit), infolge der letztern kein unangenehmer (da das Unschädliche uns weder ein Mitgefühl, sei es nun Mitleid oder Schadenfreude, noch Furcht für uns selbst einflößt). Dasselbe ist wesentlich Verstandes-, keineswegs, wie das Erhabene (s. d.), Vernunft- oder, wie das Tragische (s. d.) oder Tragikomische (s. d.), Gemütssache. Lebhafter Sinn für das Komische muß daher weder mit gleicher Ehrfurcht vor dem Erhabenen noch mit warmem Gefühl für das Unglück verbunden sein; religiösen und gefühlvollen Menschen kann es um seiner (wenigstens scheinbaren) Herz- und Gefühllosigkeit willen frivol erscheinen. Grundlage desselben ist jederzeit ein Kontrast zwischen der Thorheit, die k., und der Klugheit, welcher sie k. erscheint (Sancho Pansa, der einen seichten Graben für einen Abgrund hält und zitternd über demselben an einem Ast schwebt, ist für den ruhigen Zuschauer k.); da aber beide nur verschiedene Grade der Einsicht sind, so folgt, daß das Einsichtslose (die leblose Natur, das Tier, das unmündige Kind, der Geisteskranke) nur insofern k. erscheinen kann, als ihm die mangelnde Einsicht von dem lachenden Zuschauer untergeschoben (das Leblose beseelt, das Person- und Verstandlose persönlich und mit Verstandesfähigkeit ausgerüstet gedacht) wird. Unverschuldete Thorheit (Unwissenheit) ist daher ebensowenig k. wie körperliche Gebrechlichkeit (unverschuldetes Ungeschick). Da das Komische wesentlich Persönlichkeit voraussetzt, so leuchtet ein, daß es von denjenigen Künsten, welche, wie die Musik und die Baukunst, die Darstellung des Persönlichen ausschließen, selbst ausgeschlossen, dagegen in der Plastik, Malerei (komisches Genrestück) und Poesie (komisches Lied, komisches Epos, komischer Roman, komisches Drama oder Komödie) am Platz ist. Je nachdem die beiden Glieder des Kontrastes (Klugheit und Thorheit) an verschiedene Personen (Kluge und Dumme) verteilt oder in einer und derselben Person vereinigt sind, wird das Naiv- oder Objektiv-Komische und das Bewußt- oder Subjektiv-Komische unterschieden; bei jenem erscheint die komische Person andern, bei diesem sich selbst k., ergötzt sich an ihrer eignen Thorheit, um welcher Verwandtschaft mit dem (guten) Humor (s. d.) willen letztere Art des Komischen das Humoristisch-Komische heißt. Je nachdem der zur Einsicht in die Thorheit des Belachten erforderliche Grad von Einsicht ein höherer oder niedrigerer ist (»der Engel lacht über den Menschen, der Erzengel über den Engel und Gott über alle«, Jean Paul), wird das Fein- oder Hochkomische und das Grob- oder Niedrigkomische unterschieden. Unterarten des Feinkomischen sind das Lächerliche und die humoristische Posse, des Niedrigkomischen das Burleske und der possenhafte Humor; jene beiden belächeln, diese beiden belachen wir. Die Auflösung des Komischen erfolgt, wie die des Tragischen (s. d.), durch Aufhebung des Kontrastes, indem das anscheinend Thörichte als verständig, die anscheinende Thorheit als Spielmaske der Klugheit (Hamlets verstellter Wahnsinn) erkannt wird. Vgl. Jean Paul, Vor-

Komität (v. lat. comes, Graf), Grafschaft oder Gespanschaft (eigentlich Ispanschaft, von ispan, Graf), Name der Bezirke in der politischen Einteilung Ungarns (s. d.). Seit 1876 bestehen in Ungarn 65 und in Kroatien-Slawonien 8 Komitate. Die Komitate zerfallen in Bezirke, an deren Spitze Stuhlrichter stehen. An der Spitze des Komitats selbst steht als oberste Verwaltungsbehörde ein meist von der Regierung ernannter Obergespan; doch ist diese Würde auch zuweilen bei einzelnen Geschlechtern erblich, wie z. B. die Stelle des Preßburger Obergespans seit 1599 bei den Grafen Pálffy, und einige dieser Stellen sind gesetzlich mit den höchsten Reichswürden und mit gewissen Bischofssitzen verbunden. — K. (lat. comitatus) bedeutet auch s. v. w. Gefolge, Begleitung, Geleit.

Komitee (franz. comité, engl. committee, spr. kommitti), ein im Namen einer größern Vereinigung handelnder und durch deren Wahl zusammenberufener oder freiwillig zusammengetretener Ausschuß. Comité secret nannte man in Frankreich jede Kammersitzung, die bei verschlossenen Thüren gehalten wurde; zur Zeit des Konvents spielten das Comité du salut public (Wohlfahrtsausschuß) und das Comité de la sûreté générale (Sicherheitsausschuß) eine große Rolle. Das dermalen in Frankreich bestehende Comité consultatif des arts et manufactures ist ein Ausschuß von Fachmännern, welcher von dem Handelsminister und von dem Minister des Ackerbaues in wichtigern Fragen gehört wird. Für die öffentliche Gesundheitspflege besteht ein Comité consultatif d'hygiène publique. Committee general wird in England das Ober- oder Unterhaus genannt, wenn für die Diskussion über die einzelnen Artikel eines Gesetzentwurfs die Versammlung die gewöhnliche Geschäftsform aufgibt und zu einer freiern Erörterung schreitet. Der Sprecher tritt alsdann den Vorsitz an einen andern ab. Die Verhandlung entspricht mehr einer kommissarischen Vorbesprechung und Vorberatung, im Gegensatz zur Plenarberatung.

Komitialgesandter, ehedem Bezeichnung für die Gesandten beim Reichstag zu Regensburg.

Komitien (lat. comitia), die röm. Volksversammlungen, nach Comitium, dem in Rom zwischen dem Forum und der Kurie gelegenen, für Volksversammlungen bestimmten Ort, benannt. Es gab Kuriat-, Centuriat- und Tributkomitien; über Art und Bedeutung derselben s. Rom, das alte (Verfassung).

Komitive (lat. Comitiva), im Verfassungsrecht des frühern Deutschen Reichs die Befugnis, gewisse Hoheits- und Reservatrechte des Kaisers auszuüben. Diese Rechte, wie insbesondere das Recht, uneheliche Kinder zu legitimieren, minderjährige für großjährig zu erklären, Notare zu ernennen, Wappen und Lehnsfähigkeit zu erteilen, wurden besondern Beamten verliehen, welche Hofpfalzgrafen hießen. Man unterschied dabei je nach der Bedeutung der verliehenen Rechte zwischen niederer und höherer K. (Comitiva minor und major). Übrigens wurde die K. auch Landesherren und gewissen Korporationen, z. B. Universitäten, verliehen.

Komlós (spr. -lōsch), 1) Banat-K., Markt im ungar. Komitat Torontál, mit (1881) 5073 rumänischen und deutschen Einwohnern. — 2) Tót-K., Dorf im ungar. Komitat Békés, mit (1881) 8416 ungar. Einwohnern und viel Gewerbfleiß.

gezogene Sätze, eingeschobene Anreden, Vokative rc. getrennt werden (vgl. Interpunktion); in der mathematischen Klanglehre die Differenz, welche sich bei Vergleichung und Berechnung der kleinsten Intervallverhältnisse ergibt.

Kommabacillus, s. Cholera, S. 64.

Kommagene, nordöstlichste Provinz des alten Syrien, zwischen dem Euphrat und dem Amanosgebirge gelegen, ein kleines, vom Weltverkehr abgelegenes, aber fruchtbares Land, das in der spätern Zeit Roms häufig durch Einfälle der Parther litt. Hauptstadt war Samosata am Euphrat (jetzt Samsat), später Hierapolis. Nach dem Sturz der Seleukidenherrschaft in Syrien hielt sich hier bis 73 n. Chr. (eine römische Besetzung von 17 bis 38 n. Chr. ausgenommen) eine Dynastie von seleukidischem Stamm.

Kommandánt (franz.), in Deutschland der militärische Befehlshaber einer Festung, eines Kriegsschiffs, in andern Heeren auch Befehlshaber eines Truppenteils (s. Kommandeur); in Frankreich bei der Infanterie Chargenbezeichnung, s. v. w. Major. Kommandantur, Amtsgebäude des Kommandanten; auch Name der Behörde, bestehend aus dem Kommandanten und seinem Stab. Vgl. Festung, S. 187, und Garnison.

Kommandement (franz., spr. kommangd'mäng, »Beherrschung«), die Überhöhung eines Festungswerks über das umliegende Gelände, insbesondere über die vorliegenden Werke, um über dieselben hinwegfeuern zu können.

Kommandeur (franz., spr. -dör), im deutschen Heer der Befehlshaber einer Truppenabteilung, gleichbedeutend mit Kommandant (s. d.) in andern Heeren (z. B. Bataillons-, Regimentskommandeur); im Ordenswesen Inhaber von Orden, deren Abzeichen meist um den Hals getragen werden, s. v. w. Komtur.

Kommandieren (franz.), befehligen, beim Militär allgemein s. v. w. den Befehl über eine Truppe führen; speziell: Kommandos abgeben, d. h. der Truppe mit der Stimme Befehle zurufen.

Kommandirski, Inseln, s. Beringsinsel.

Kommandit-Aktiengesellschaft, s. Kommanditgesellschaft.

Kommanditär, s. Kommanditgesellschaft.

Kommandite (franz.), Filialgeschäft, Zweigetablissement, Zweigniederlassung einer kaufmännischen Firma. Die K. muß nach dem deutschen Handelsgesetzbuch sowohl bei dem Gericht der Hauptniederlassung als bei dem der Zweigniederlassung zum Eintrag ins Handelsregister angemeldet werden, und zwar setzt der Eintrag der K. den der Hauptniederlassung voraus, gleichviel ob es sich um eine Einzelfirma oder um eine Handelsgesellschaft handelt. K. bedeutet auch s. v. w. Kommanditgesellschaft (s. d.).

Kommanditgesellschaft (Kommandite, franz. Société en commandite, ital. Società in accomandita), Handelsgesellschaft, bei welcher von den unter gemeinsamer Firma Verbundenen einer oder einige für die Gesellschaftsschulden mit ihrem ganzen Vermögen haften, während die übrigen nur mit einer bestimmten Vermögenseinlage an Gewinn und Verlust sich beteiligen. Erstere werden Kommanditierte (Komplementäre, benannte oder persönlich haftende Gesellschafter, franz. Gérants), letztere Kommanditisten (franz. Commanditaires, Komman-

schon im Mittelalter vor, indem sie dazu dienten, das Zinsverbot zu umgehen; doch hat erst in neuerer Zeit die Handelssitte zur Ausbildung und gesetzlichen Regelung der K. als einer besondern Art von Handelsgesellschaften (s. d.) geführt. Das deutsche Handelsgesetzbuch hält die Begriffe K. und stille Gesellschaft streng geschieden. Bei der letztern geht die Vermögenseinlage in das Vermögen des Komplementärs über, und die Gläubiger des Geschäfts können sich nur an diesen halten; sie stehen zu dem stillen Socius in keinerlei Beziehung. Die K. dagegen stellt sich auch dritten Personen gegenüber als wirkliche Handelsgesellschaft mit eignem, für die Geschäftsschulden haftendem Kapital dar; die Einlage des Kommanditisten kann von den Gläubigern der Gesellschaft, nicht aber auch für die Privatschulden des Komplementärs in Anspruch genommen werden. Die K. führt ihre eigne Firma (s. d.), in welche jedoch der Name von Kommanditisten nicht aufgenommen werden darf, während bei der stillen Gesellschaft der Inhaber des Handelsgewerbes dies lediglich unter seiner Firma betreibt und eine das Verhältnis einer Handelsgesellschaft andeutende Firma gar nicht führen darf. Für die stille Gesellschaft gilt denn auch nicht die für die K. bestehende Vorschrift, daß Firma und Errichtung der Gesellschaft, Name, Stand und Wohnort der Komplementäre und der Kommanditisten, der Betrag der Vermögenseinlagen der letztern zum Eintrag in das Handelsregister anzumelden sind, ebenso wie die Auflösung der K. oder das Ausscheiden eines Kommanditisten mit seiner ganzen Einlage oder mit einem Teil derselben. Dagegen haften der Kommanditist wie der stille Gesellschafter für die Verbindlichkeiten der Gesellschaft nur bis zum Betrag der Einlage, während bei der offenen Handelsgesellschaft sämtliche Gesellschafter mit ihrem ganzen Vermögen für die Gesellschaftsschulden solidarisch einzustehen haben und bei der Aktiengesellschaft sämtliche Gesellschafter lediglich mit Einlagen beteiligt sind und keiner persönlich haftet. Da ferner die Kommanditisten nicht persönlich, wie bei der offenen Handelsgesellschaft, Träger und Vertreter des Geschäfts sind, so wird auch durch den Tod eines Kommanditisten oder dessen rechtliche Unfähigkeit zur Vermögensverwaltung die K. nicht aufgelöst. Die Vertretung und Geschäftsführung erfolgt bei der K. lediglich durch die persönlich haftenden Komplementäre, die Kommanditisten dagegen sind zur Führung der Geschäfte der Gesellschaft ebensowenig berechtigt wie verpflichtet; sie können nicht einmal gegen die Art und Weise der Geschäftsführung Widerspruch erheben, nur die abschriftliche Mitteilung der jährlichen Bilanz und die Prüfung derselben unter Einsicht der Bücher und Papiere kann von ihnen verlangt werden.

Wegen der Rechte, die dem einzelnen Kommanditisten zustehen, ist die einfache K. für große Unternehmungen mit vielen Beteiligten weniger geeignet; dies führte zur Schaffung der **Kommandit-Aktiengesellschaft** oder **K. auf Aktien**. Eine solche ist dann vorhanden, wenn das Kapital der Kommanditisten in Aktien zerlegt ist. Durch die Übertragbarkeit dieser Aktien wird die Beteiligung

sammlung der Kommanditisten ausgeübt. Zur Überwachung der Geschäftsführung wird ein eigner Aufsichtsrat gebildet, welchem die persönlich haftenden Gesellschafter in den ersten sechs Monaten jedes Geschäftsjahrs eine Bilanz des verflossenen vorzulegen haben, und welchem die Ausführung der Beschlüsse der Generalversammlung über die Führung der Geschäfte, die Einsicht und Prüfung der Bilanz, die Bestimmung der Gewinnverteilung, die Auflösung oder Kündigung der Gesellschaft und die Befugnis obliegt, das Ausscheiden eines persönlich haftenden Gesellschafters zu verlangen. Um etwanigem Mißbrauch vorzubeugen, verlangte das deutsche Handelsgesetzbuch staatliche Genehmigung zur Errichtung einer K. auf Aktien; die Aktien sollten auf den Namen lauten und nur durch Indossament begeben werden können, der Übergang einer Aktie auf einen andern war bei der Gesellschaft anzumelden und im Aktienbuch vorzumerken. Das Reichsgesetz vom 11. Juni 1870 beseitigte das Erfordernis staatlicher Genehmigung, bedrohte dagegen mit Gefängnisstrafe die persönlich haftenden Mitglieder und die Mitglieder des Aufsichtsrats, wenn sie behufs der Eintragung des Gesellschaftsvertrags in das Handelsregister vorsätzlich falsche Angaben über die Zeichnung oder Einzahlung des Kapitals der Kommanditisten machen, oder wenn durch ihre Schuld länger als drei Monate die Gesellschaft ohne Aufsichtsrat geblieben ist, oder wenn in dem letztern die zur Beschlußfähigkeit erforderliche Zahl von drei Mitgliedern gefehlt hat, oder wenn sie in ihren Darstellungen, in ihren Übersichten über den Vermögensstand der Gesellschaft oder in den in der Generalversammlung gehaltenen Vorträgen wissentlich den Stand der Gesellschaftsverhältnisse unwahr darstellen oder verschleiern. Übrigens gilt nach diesem Gesetz eine K. auf Aktien als Handelsgesellschaft, auch wenn der Gegenstand des Unternehmens nicht in Handelsgeschäften besteht. Das Handelsgesetzbuch hatte nur auf Namen ausgestellte Aktien im Mindestbetrag von 600 Mk. zugelassen; das Gesetz vom 11. Juni 1870 setzte diesen Betrag auf 150 Mk. herab; seit 1884 (Gesetz vom 18. Juli 1884, betreffend die Kommanditgesellschaften auf Aktien und die Aktiengesellschaften) ist auch die Ausgabe von Inhaberaktien gestattet, dagegen wurde der Mindestbetrag einer Aktie auf 1000 Mk. erhöht. Doch sind Namenaktien auch von geringerm Betrag, jedoch nicht unter 200 Mk., zulässig, einmal für gemeinnützige Unternehmungen, dann, wenn ein bestimmter Ertrag der Unternehmung durch Staat, Gemeinde ꝛc. oder eine öffentliche Korporation gewährleistet ist, ferner, wenn die Übertragung der Aktien an Dritte an die Einwilligung der Gesellschaft gebunden wird. Eine weitere 1884 eingeführte Neuerung besteht darin, daß die persönlich haftenden Gesellschafter sich mit einem gewissen Mindestbetrag beteiligen müssen. Sie haben zusammen wenigstens den zehnten Teil des Gesamtkapitals der Kommanditisten und, wenn dieses 3 Mill. Mk. übersteigt, für den übersteigenden Betrag wenigstens 1/50 einzulegen. Mit dieser Bestimmung will das Gesetz das Interesse der voll haftbaren und verantwortlichen Gesellschafter enger an das Unternehmen ketten und dem Übel-

schärfer faßte, Bestimmungen über das bei der Gründung (s. d.) zu beachtende Verfahren traf ꝛc. Im übrigen gelten die Bestimmungen über Aktiengesellschaften (s. d., S. 262 ff.) auch für die K. auf Aktien. Vgl. Endemann, Das Recht der Kommanditgesellschaften auf Aktien (Heidelb. 1873); Renaud, Das Recht der K. (Leipz. 1881); ferner die unter Aktie, S. 268, angegebene Litteratur.

Kommanditist, s. Kommanditgesellschaft.

Kommando (ital. u. span. comándo), kurzer, accentuiert ausgesprochener militärischer Befehl beim Exerzieren, auch ein dienstlicher Auftrag eines Offiziers oder Soldaten außerhalb seines Truppenteils, z. B. K. zu Schulen, als Adjutant ꝛc.; endlich kleine Truppenabteilung, die zur Ausführung eines besondern Auftrags abgeschickt wird, z. B. Requisitionskommando, Wachtkommando, Streifkommando ꝛc. Die Mannschaften desselben heißen Kommandierte. Besteht ein K. aus verschiedenen Truppenteilen oder Waffen, so heißt es ein gemischtes K.

Kommandoaxt, Zier- oder Prunkwaffe eines Anführers in prähistorischer Zeit (s. Steinzeit und Metallzeit). Daß dieselbe, wie man mit der Benennung Schwertpfahl andeuten wollte, mit den altgermanischen Schwertträgern oder mit der Verehrung eines besondern Schwertgottes oder des Gottes Ziu in Verbindung gestanden habe, ist mindestens durchaus unerwiesen.

Kommandobrücke, s. Schiff.

Kommandostab, als Zeichen der Würde hoher militärischer Befehlshaber schon im Altertum gebräuchlich. Die Lanze, die Hauptwaffe, wurde als Sinnbild der Macht auch Vorbild für den K. und das Zepter, das Zeichen königlicher Macht. Bei den Römern war die hasta pura, auch die vitis, der Stab der Centurionen, eine Art K. Später wurde er auf die höchste militärische Würde, die des Marschalls, beschränkt. In Frankreich führte der Marschall ursprünglich die Streitaxt, seit dem 18. Jahrh. den samtüberzogenen bâton fleurdelisé, etwa 50 cm lang, 4 cm dick, reich bestickt, in dem einen der goldenen Endringe die Devise: »Terror belli decus pacis«, in dem andern den Namen des Inhabers eingraviert. Der Marschallsstab der preußischen Generalfeldmarschälle zeigt auf himmelblauem Samt abwechselnd goldene Königskronen und heraldische Adler, an den Endflächen schwarze Adler auf weißem Grund und goldene Endringe. Auch in den Höhlenfunden aus der Steinzeit finden sich eigentümlich bearbeitete, zum Teil verzierte Geweihstücke, die als Kommandostäbe gedeutet worden sind.

Kommassation (lat.), in Österreich die Zusammenlegung der in einer Flur zerstreut umherliegenden Grundstücke in größere zusammenhängende Pläne. Vgl. Flurregelung.

Kommelinaceen, monokotyle Familie aus der Ordnung der Enantioblasten, etwa 350 Arten umfassende, vorzugsweise in den Tropen einheimische Kräuter oder Stauden mit scheidigen Blättern und meist in Wickeln stehenden regelmäßigen oder zygomorphen Blüten, die sich aus dreigliederigen Kreisen zusammensetzen. Von den typischen sechs Staubblättern entwickeln sich bisweilen einige als Staminodien oder werden ganz unterdrückt. Die Samen haben einen eingedrückten Nabel, ihr Endosperm bildet dem Nabel gegenüber eine Grube, in welcher der kleine Keimling innerhalb einer äußerlich hervortretenden Papille des Samens liegt. Bekannte Zierpflanzen unter den K. sind einige Tradescantia- und Commelina-Arten.

Kommeline, s. Commelina.

Kommemoration (lat.), überhaupt jedes Andenken, bei den Katholiken Andenken an Verstorbene, für welche besondere Messen bestimmt sind; dann Erwähnung eines Heiligen beim Gebet oder bei der Messe und Ablesung der Namen der Heiligen beim öffentlichen Gottesdienst.

Kommendation (lat., »Empfehlung, Lob«), im Mittelalter die Handlung, durch welche sich jemand der Schutzgewalt eines andern als Vasall unterstellte und ihm sein Grundvermögen übergab, um es von jenem als Lehen zurückzuempfangen.

Kommende (mittellat. commenda, v. lat. commendare, »anvertrauen«; franz. Commanderie, Komturei), der Bezug und Genuß der Einkünfte eines Kirchenamtes ohne den wirklichen Besitz des letztern. Es gibt zweierlei Arten der Kommenden, von denen die erste darin ihren Ursprung hat, daß erledigte Kirchenämter bis zu ihrer Wiederbesetzung bereits angestellten, meist benachbarten Geistlichen zur einstweiligen Verwaltung (custodia, commenda) übertragen wurden, während eine zweite Art von Kommenden in der karolingischen Zeit entstand, indem sich die Könige das Recht beilegten, vermöge ihrer lehnsherrlichen Gewalt über die Kirchengüter und Klöster die Einkünfte derselben auch Laien (Kommendaturäbten, Abbates commendatarii) zu übertragen, unter deren Schutz sie damit gestellt wurden. Dieser Verweltlichung des Kirchenvermögens traten die Päpste zwar meist mit Energie entgegen; zuweilen aber beuteten sie es auch zu gunsten ihrer Nepoten und Anhänger rücksichtslos aus, so besonders während des Exils in Avignon. Die gewöhnlichste Art der K. war die Verleihung von Klöstern an Weltgeistliche. Das tridentinische Konzil suchte den Mißbräuchen, die mit der K. getrieben wurden, zu steuern; doch hat sich das Institut in vereinzelten Fällen bis auf die neueste Zeit erhalten. Von den Kommenden sind die Präbendenwahl zu unterscheiden, indem sich letztere nur auf die Perzeption bestimmter Teile der gemeinschaftlichen Einkünfte der Stifter und Klöster beziehen und namentlich alle mit einer Domherrnstelle verbundenen Einkünfte eine Präbende genannt zu werden pflegen. Bei Ritterorden trug man den Namen K. oder Komturei auf die Gebiete über, welche einzelnen Ordensrittern (Komturen, Commendatores) zur Verwaltung und Nutznießung übergeben worden waren.

Kommendenbrief, die Urkunde, in welcher die Übertragung eines Kirchenamtes an einen katholischen Geistlichen verbrieft ist. Die dafür zu entrichtende Taxe heißt Kommendengeld.

Kommensalismus, s. Schmarotzer.

Kommensurabel (lat.) heißen Größen, die ein gemeinsames Maß haben, im Gegensatz zu den inkommensurabeln (s. Inkommensurabel). K. sind z. B. alle ganzen Zahlen, weil sie die Einheit als gemeinschaftliches Maß haben.

Komment (spr. -mang, franz. comment, »wie?«) bezeichnet in der Burschensprache den Inbegriff der überlieferten Formen des studentischen Verkehrs. Man spricht demgemäß von einem Pauk-, Bier-, Trinkkomment ꝛc. Die Bedeutung des Komments geht keineswegs in der Festsetzung gewisser burschikoser Ausdrücke und Redewendungen auf. Derselbe dient vielmehr zur Erhaltung der guten Zucht und Ordnung im Studentenleben. Da die Sitten an verschiedenen Universitäten und bei den verschiedenen Arten studentischer Verbindungen sich verschieden entwickelt haben, unterscheidet man ebenfalls:

Leipziger, Jenaer, Göttinger rc. Komments und wiederum Korpskomment (auch S. C.-K., weil er von dem Seniorenkonvent der deutschen Korps in Kösen [s. Landsmannschaften] festgestellt wird), burschenschaftliche Komments rc. Schon früh wurden derartige Komments auch schriftlich aufgezeichnet und gedruckt. Vgl. Raumer, Geschichte der Pädagogik, Bd. 4, S. 222 ff. (4. Aufl., Gütersl. 1874), interessante geschichtliche Proben aus landsmannschaftlichen, burschenschaftlichen rc. Komments enthaltend; Grässe, Bierstudien (Dresd. 1872), wo ein »Saufkomment« von 1685 mitgeteilt wird.

Kommentar (lat.), Erläuterung oder Auslegung einer Schrift durch fortlaufende Bemerkungen meist sprachlichen Inhalts oder aus dem Gebiet der entsprechenden Hilfswissenschaften. Kommentarien, tagebuchartige Berichte über irgend welche Ereignisse (z. B. Cäsars klassische Kommentarien über den Gallischen Krieg); auch s. v. w. Denkwürdigkeiten, Memoiren. Kommentation, Sammlung von gelehrten Schriften, besonders von solchen kritischen Inhalts; Kommentator, Erklärer, Ausleger; kommentieren, mit einem K. versehen oder auslegen.

Kommerage (franz., spr. -ahsch'), Klatscherei.

Kommers (Kommersch, vom lat. commercium, »Verkehr«), Name der feierlichen Studentengelage, welche bei keiner akademischen Festlichkeit fehlen und außerdem zu Anfang und Schluß jedes Semesters (zu Ehren der Ankommenden und Abgehenden: Fuchs- und Abschiedskommers) stattfinden. Kommersieren, einen K. halten oder mitmachen.

Kommersbuch, Sammlung der Lieder, welche bei studentischen Kommersen gesungen werden. In den Kommersbüchern findet sich neben den edelsten Blüten deutscher Wanderlust-, Liebes- und Vaterlandsdichtung die muntere und witzige, aber manchmal auch ins Rohe und Alberne überschlagende Burschenlyrik, eine der deutschen Litteratur eigne, geschichtlich interessante Erscheinung. Die verbreitetsten derselben sind: das sogen. Leipziger (»Kommersbuch für deutsche Studenten«), das Lahrer (redigiert von Silcher und Erk), das »Kommersbuch der Tübinger Hochschule« und das von Müller von der Werra herausgegebene »Reichskommersbuch für deutsche Studenten«.

Kommerz (lat., franz. commerce), veralteter Ausdruck für Handel, Handelsverkehr, Umgang mit jemand, Unterredung. Vgl. Commercium.

Kommerzdeputation, s. Kaufmannschaft.

Kommerzgewicht, s. v. w. Handelsgewicht (s. d.).

Kommerzialstatistik, s. v. w. Statistik des Warenverkehrs.

Kommerziell (franz.), auf den Handel bezüglich.

Kommerzienrat (Handelsrat), Titel, welcher an angesehene Kaufleute oder Fabrikanten verliehen wird. Auch der höhere Titel »Geheimer K.« wird verliehen.

Kommerzkammern, s. v. w. Handelskammern (s. d.).

Kommerzkollegium, s. Kaufmannschaft.

Kommerzlast, die Einheit bei Bestimmung der Tragfähigkeit, Erhebung des Tonnengeldes und Festsetzung der Seefrachten, war bis 1871 in Bremen

Kommination (lat.), Bedrohung, besonders Androhung göttlicher Strafen, geschieht in der anglikanischen Kirche an jedem Aschermittwoch.

Kommis (franz., spr. -mi), Handlungsgehilfe (s. d.).

Kommiß (v. lat. committere, »übertragen«), nur in Zusammensetzungen üblich, besonders beim Militär, von Gegenständen, deren Anfertigung und Lieferung in Menge übertragen (in Kommission gegeben) werden, z. B. Kommißbrot, Kommißschuhe rc.

Kommissär (lat., Kommissär, franz.), ein von einem Auftraggeber, namentlich von Staats wegen, mit etwas Beauftragter, oft als Titel (Bezirks-, Distrikts-, Zivil-, Polizei-, Regierungskommissar rc.). In der österreichischen Armee u. Marine s. v. w. Zahlmeister. Commissaires-priseurs heißen in Frankreich die Personen, welche außer den Notaren, Gerichtsvollziehern und eingeschriebenen Warenmaklern zum Abhalten von Auktionen berechtigt sind. Ihre Stellen sind verkäuflich.

Kommissariat (lat.), Stellung, Amt eines Kommissars, auch s. v. w. Kommission. Im Militärwesen hieß früher K. (Verpflegungskommissariat) ein sicherer Ort im Rücken der Armee, wo die Mundvorräte aufbewahrt und von dort der Armee nachgeführt wurden; jetzt bezeichnet man mit K. die Verwaltungsbehörde für die Verpflegung, Unterkunft, bisweilen auch für die Bekleidung der Truppen; daher ist K. gleichbedeutend mit Intendantur der deutschen Armee.

Kommission (lat.), Bevollmächtigung, Auftrag zur Besorgung eines Geschäfts, namentlich in öffentlichen Angelegenheiten; auch die Mehrheit und Gesamtheit der also Beauftragten, während der einzelne Beauftragte Kommissar genannt wird. Bei der Besorgung von Aufträgen vermögensrechtlicher Art und namentlich, wenn dieselbe gewerbsmäßig geschieht, ist die Bezeichnung Kommissionär die übliche. Der schriftliche Auftrag, die Vollmacht, welche der Kommissar erhält, wird Kommissoriale oder Kommissorium genannt. Ständige Kommissionen, welche den Charakter von Behörden haben, heißen auch Kommissariate; auch kommt die Bezeichnung Kommissar als Amtstitel (Polizei-, Hof-, Bezirks-, Kriegskommissar rc.) vor. Kommissionen werden im Staats- und Gemeindeleben vielfach bestellt. So werden z. B. Gerichtskommissionen zur Aufnahme von Testamenten abgeordnet und für die Bearbeitung der Gnaden-, Subhastations-, Konkurs-, Kassensachen rc. ständig eingesetzt. Außerdem kommen Prüfungs-, Steuereinschätzungs-, Militärersatz-, Oberersatz-, Untersuchungskommissionen u. dgl. vor. Kommissionen werden zur Regulierung von Grenzen, zur Ordnung der Schiffahrtsverhältnisse, zu sonstigen völkerrechtlichen Abmachungen und staatsrechtlichen Akten niedergesetzt. In den Sitzungen der Volksvertretung nehmen Regierungskommissionen an den Verhandlungen teil, um die Ansicht und die Anträge der Staatsregierung zu vertreten, so z. B. im deutschen Reichstag die Kommissare des Bundesrats. Die Kammern selbst wählen aus ihrer Mitte bestimmte Kommissionen oder Ausschüsse (committees), welche gewisse Angelegenheiten in Vorberatung nehmen und dem Plenum durch ihre Referenten Bericht darüber

Schul-, Steuerkommissionen ꝛc.) ernannt. Hohe K. (High commission) hieß einer der beiden von den Stuarts in England eingeführten Gerichtshöfe (Sternkammer und Hohe K.), die sich wegen ihrer Willkür allgemein verhaßt machten. Vom Unterhaus 1641 abgeschafft, wurde die Hohe K. von Cromwell wiederhergestellt. Über K. im Handelsf. Kommissionsgeschäft.

Kommissionär (franz., »Beauftragter«, engl. Factor, Agent), derjenige, welcher gewerbsmäßig im eignen Namen für Rechnung eines Auftraggebers Handelsgeschäfte abschließt (s. Kommissionsgeschäft). Im gewöhnlichen Leben wird K. auch ein Geschäftsmann genannt, der überhaupt fremde Geschäfte, gleichviel ob Handelsgeschäfte oder nicht, vermittelt und besorgt.

Kommissionsbuch (»Bestellungsbuch«), s. Buchhaltung, S. 564.

Kommissionsgeschäft (Kommission, Kommissionsvertrag), die gewerbsmäßige Übernahme des Abschlusses von Handelsgeschäften im eignen Namen, aber für fremde Rechnung. Derjenige, welcher so für seinen Auftraggeber Handelsgeschäfte abschließt, wird Kommissionär (franz. Commissionnaire, engl. Factor, Agent), der Auftraggeber Kommittent genannt. Zuweilen bezeichnet man allerdings mit K. auch die Erteilung des Auftrags selbst oder das vom Kommissionär mit einem Dritten abgeschlossene Handelsgeschäft. K. wird ferner nicht bloß ein einzelnes derartiges Rechtsgeschäft, sondern auch der ganze Geschäftszweig, welcher sich im modernen Verkehrsleben durch solche gewerbsmäßige Übernahme des Abschlusses von Handelsgeschäften für fremde Rechnung ausgebildet hat (sogen. Kommissionshandel im Gegensatz zum Eigenhandel), genannt. Gegenstand des Kommissionsgeschäfts können die verschiedenartigsten Handelsgeschäfte sein, z. B. der Ein- und Verkauf von Waren, Wechseln und Wertpapieren, ferner Assekuranz- oder Inkassogeschäfte, Frachtverträge u. dgl. Über die Transportkommission gelten besondere Grundsätze (s. Spedition). Die häufigste Anwendung findet das K. bei Kaufgeschäften (Warenkommission), sei es als Einkaufs- oder als Verkaufskommission. Letztere wird auch Konsignation genannt; namentlich bezeichnet man so die überseeische Verkaufskommission. Häufig wird dabei vom Kommittenten ein sogen. Limito (s. d.), d. h. ein Preis, festgesetzt, über welchen der Einkaufskommissionär nicht gehen, oder unter welchem der Verkaufskommissionär die Ware nicht weggeben soll. Verkauft der Kommissionär gleichwohl billiger, so muß er nach dem deutschen Handelsgesetzbuch (Art. 363) dem Kommittenten die Preisdifferenz vergüten, wofern er nicht beweisen kann, daß ein Verkauf zu dem limitierten Preis nicht ausführbar war, und daß die Vornahme des Verkaufs von dem Kommittenten Schaden abgewendet hat. Wurde dagegen der für den Einkauf gesetzte Preis überschritten, so kann der Kommittent die Annahme der Ware verweigern, es sei denn, daß sich der Kommissionär zur Deckung des Preisunterschieds erbietet (Art. 364). Auf der andern Seite berechtigt die Festsetzung eines Limitopreises den Kommissionär für den Fall eines billigern Einkaufs oder eines günstigern Verkaufs keineswegs dazu, dem Kommittenten den Limitopreis in Ansatz zu bringen und den erzielten Vorteil für sich zu behalten, da er die Verpflichtung hat, das Interesse des Kommittenten allenthalben möglichst zu wahren (Art. 372). Der letztere steht zu dem Dritten, mit welchem der Kommissionär abschließt, in keinerlei Rechtsverhältnis, da dieser im eignen Namen handelt.

Die Frage, ob der Kommissionär als Selbstkontrahent eintreten, d. h. die Ware selbst liefern, resp. kaufen dürfe, wird noch englischem und amerikanischem Recht verneint, noch französischem bejaht; doch wird hier Anzeige an den Kommittenten verlangt. Das deutsche Handelsgesetzbuch (Art. 376) gestattet dies bei der Kommission zum Einkauf oder zum Verkauf von Waren, Wechseln und Wertpapieren, welche einen Börsen- oder Marktpreis haben, wofern der Kommittent nicht ein andres bestimmt hat; auch ist der Kommissionär alsdann befugt, die ihm gebührende Vergütung (Provision, Kommission) gleichwohl zu berechnen. Die Höhe der letztern bestimmt sich bei mangelnder ausdrücklicher Vereinbarung in der Regel nach dem Ortsgebrauch und noch Prozenten vom Betrag des Geschäfts. Im Warenhandel z. B. beträgt sie gewöhnlich zwischen $1\frac{1}{2}$ und 5 Proz., im Wechselgeschäft $\frac{1}{3}$ Proz. Nicht selten übergibt ein Kommittent dem Kommissionär ein Fabrikat oder ein Produkt zum fortwährenden Verkauf, indem er bei ihm ein ständiges Lager (Kommissionslager) unterhält. In diesem Fall stellt sich die Provision erheblich höher. Auf eine weitere Vergütung (sogen. Delkredereprovision) hat der Kommissionär dann Anspruch, wenn er dem Kommittenten für die Zahlung des Kaufpreises oder überhaupt für die Erfüllung der Verbindlichkeit seines Kontrahenten einsteht (s. Delkredere). Der Kommissionär hat wegen seiner Unkosten u. der Provision ein Retentionsrecht an den Waren oder an deren Erlös, welches nach dem deutschen Handelsgesetzbuch die Natur eines Pfandrechts hat. Dagegen ist der Kommissionär verpflichtet, den Auftrag mit der Sorgfalt eines ordentlichen Kaufmanns auszuführen, den Kommittenten von der Ausführung rechtzeitig zu benachrichtigen, Rechenschaft abzulegen und abzugewähren, was der Kommittent zu erhalten hat. Er hat für gehörige Aufbewahrung des Kommissionsguts zu sorgen und ist dem Kommittenten für allen Schaden, welcher diesem durch seine Nachlässigkeit erwachsen sollte, verantwortlich.

Die Streitfrage, ob der Kommittent bei der Einkaufskommission sofort Besitz und Eigentum an den vom Kommissionär für Rechnung des erstern eingekauften Waren erhalte, oder ob dieselben nicht vielmehr Eigentum des Kommissionärs werden, ist im Handelsgesetzbuch nicht entschieden. Die herrschende Ansicht und die Praxis der Gerichte, insbesondere des frühern Reichsoberhandelsgerichts, nehmen das letztere an. Hiernach erwirbt der Kommissionär die Waren zunächst für sich; der Kommittent hat, bevor sie ihm von jenem überwiesen worden sind, nur einen persönlichen Anspruch an den Kommissionär auf Lieferung der Ware gegen Zahlung der Provision und Erstattung der Auslagen. Dies gilt nach der Entscheidung des vormaligen Reichsoberhandelsgerichts namentlich für den kommissionsweisen Ankauf von Wertpapieren und ist gerade hier bei den Schwankungen des Kurswertes von großer Bedeutung. Die französische Doktrin nimmt dagegen an, daß das Kommissionsgut sofort Eigentum des Kommittenten werde, so daß dieser es im Konkurs des Kommissionärs als sein Eigentum in Anspruch nehmen (vindizieren) kann. In England wird das Gegenteil angenommen. Eine besondere Anwendung findet das K. im Buchhandel bei dem sogen. Sortimentsgeschäft, welches aber mit dem buchhändlerischen K. und mit dem sogen. Kommissionsverlag nicht zu verwechseln ist (s. Buchhandel, S. 574). Vgl. Allgemeines deutsches Handelsgesetzbuch, Art. 360—378, 69, 272, 290, 306, 411; Code de com-

merce, Art. 91—95, und französisches Gesetz vom 23. Mai 1863; Hiersemenzel, Zur Lehre vom kaufmännischen K. (Leipz. 1859); Delamarre und Lepoitevin, Traité du contrat de commission (2. Aufl., Par. 1861, 6 Bde.); Grünhut, Recht des Kommissionshandels (Wien 1879); Lepa, Lehre vom Selbsteintritt des Kommissionärs in Einkaufs- und Verkaufsaufträgen (Stuttg. 1883).

Kommissionshandel, s. Kommissionsgeschäft.

Kommissionsrat, Titel, welcher verdienten Geschäftsleuten verliehen wird.

Kommissionssystem (Tantiemesystem), eine Form der Lohnzahlung, bei welcher der Arbeiter neben dem festen Lohn (Zeit- oder Stücklohn) noch einen Anteil am Gewinn des Geschäfts (Tantieme) erhält, ohne jedoch an letzterm selbst beteiligt zu sein. Bei demselben hört das Recht auf Gewinnbeteiligung auf, sobald das Arbeitsverhältnis gelöst wird. Vgl. Arbeitslohn, S. 759.

Kommissionstratte (Wechsel auf fremde Rechnung), ein gezogener Wechsel (s. d.), bei welchem dem Bezogenen die Deckung nicht von dem Trassanten, sondern von einem Dritten geleistet werden soll. Es wird dies regelmäßig in dem Wechsel durch die Wendung ausgedrückt: »Und stellen den Betrag auf Rechnung des Herrn N. N.« Dieser Dritte (Kommittent) oder auch der Trassant selbst teilt dann regelmäßig dem Bezogenen in einem besondern Avisbrief mit, daß der Trassant von dem Kommittenten zum Ziehen auf den Trassaten kommittiert sei. Wird diese Erklärung von dem Kommittenten selbst oder doch mit dessen Willen gegeben, so entsteht für ihn dadurch die Verpflichtung, für Deckung zu sorgen.

Kommissionswarenbuch, s. Buchhaltung, S. 564.

Kommissorium (lat.), s. Kommission.

Kommissuralnarben, in der Botanik Bezeichnung für Narben, welche den Rändern oder Nähten des zugehörigen Fruchtblattes entsprechen.

Kommissuren, s. Ganglien.

Kommiszibel (lat.), mischbar.

Kommittent (lat.), s. Kommissionsgeschäft.

Kommittieren (lat.), beauftragen, bevollmächtigen; Kommittiv, schriftliche Vollmacht.

Kommōd (franz.), bequem, genehm; Kommode, bekanntes Hausgerät mit Schubfächern; Kommodität, Bequemlichkeit, auch euphemistisch (wie franz. commodités) s. v. w. Abtritt.

Kommodāt, s. Leihvertrag.

Kommodore (engl., spr. -dohr), derjenige Seeoffizier, welcher mit der Vollmacht, aber ohne den Rang eines Admirals ein selbständiges, einen besondern Zweck verfolgendes Geschwader ohne höhern Oberbefehl kommandiert. Während der Dauer der Expedition führt der K., wie der Admiral am Topp (Spitze) des Mastes seines Schiffs als Unterscheidungs- oder Ehrenzeichen eine viereckige (Kommando-) Flagge geheißt hat, einen Breitwimpel oder Stander (eine lange, dreieckige oder Zungenflagge). In der deutschen Marine wird von einem Kapitän zur See als »Geschwaderchef« der Kommodorestander im Großtopp geführt, wenn er zwei oder mehrere Panzerschiffe unter seinem Kommando vereinigt; im Vortopp dagegen, wenn nur Schiffe und Fahrzeuge von geringerer Leistungsfähigkeit, wie im Krieg Flottillen, unter seinem Kommando vereinigt sind (s. Tafel »Flaggen II«, mit Text).

Kommodoreinseln, s. Beringsinsel.

Kommoriénten (lat., »die zusammen Sterbenden«), Bezeichnung für mehrere gleichzeitig verstorbene Personen. Nicht selten ist es im Rechtsleben von Wichtigkeit, wer von zwei Verstorbenen zuerst mit Tod abgegangen; z. B. A. hat den B. zum Erben eingesetzt, und ich spreche den Nachlaß des A. an, weil sowohl A. als B. verstorben und letzterer von mir beerbt worden sei, seine Ansprüche auf den Nachlaß des A. also auf mich übergegangen seien. Hier muß ich beweisen, daß A. vor dem B. gestorben ist, weil er ja sonst von B. nicht beerbt worden wäre. Dieser »Beweis der Priorität des Todes« ist nun dann unmöglich, wenn die K. in einer gemeinsamen Gefahr, z. B. bei einem Schiffbruch, ums Leben gekommen sind. Hier muß im Zweifel angenommen werden, daß keiner vor dem andern, daß sie also gleichzeitig gestorben seien. So gilt z. B. bei einer Schenkung auf den Todesfall der Grundsatz, daß eine solche zusammenfällt, wenn der Beschenkte vor dem Schenker stirbt. Sterben nun beide gleichzeitig, und es läßt sich nicht konstatieren, in welcher Reihenfolge, so bleibt die Schenkung in Kraft; denn es ist nicht erwiesen, daß der Beschenkte vor dem Schenker verstorben sei. Eine Ausnahme von dieser Regel des gemeinen Rechts gilt jedoch dann, wenn Aszendenten und Deszendenten in gemeinsamer Lebensgefahr umkommen. Hier wird im Zweifel angenommen, daß der unmündige Deszendent vor dem Aszendenten verstorben sei, während rücksichtlich des mündigen Deszendenten angenommen wird, daß er dem Tod länger getrotzt habe und erst nach dem Aszendenten verstorben sei.

Kommos (griech.), ein Klagegesang in der altgriechischen Tragödie, der abwechselnd von einem Schauspieler und dem Chor vorgetragen wurde.

Kommotion (lat.), s. Erschütterung und Gehirnerschütterung.

Kommūn (lat.), gemeinschaftlich; gemein.

Kommunāl (lat.), einer Gemeinde (Kommune) gehörig oder eine Gemeinde betreffend, daher Kommunalamt, Kommunalbeamte, s. v. w. Gemeindeamt, Gemeindebeamte; Kommunallasten, Kommunalabgaben, s. v. w. Gemeindelasten, Gemeindeumlagen; Kommunalverfassung, s. v. w. Gemeindeverfassung; Kommunalverbände, die Vereinigung der Gemeinden eines Bezirks zu kommunalen Zwecken, namentlich da, wo die Kreisverfassung eingeführt ist (s. Kreis); Kommunallandtage, die Organe solcher Verbände, namentlich Bezeichnung für Provinziallandtage (s. Provinzialordnung). S. die betreffenden Zusammensetzungen bei Gemeinde...

Kommunālgarde, früher, namentlich in Sachsen, s. v. w. Bürgerwehr.

Kommunālhaushalt, s. Gemeindehaushalt.

Kommunālschule (Gemeindeschule), im weitern Sinn jede von der bürgerlichen Gemeinde zu unterhaltende Schule im Unterschied von Stifts-, Societäts-, Parochialschulen u. a.; im engern Sinn diejenige Volksschule, welche im Gegensatz zur Konfessionsschule die Kinder einer politischen Gemeinde ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit des Religionsbekenntnisses in sich vereinigt und zwar so, daß entweder für konfessionellen Religionsunterricht durch besondere Veranstaltungen der Schule gesorgt wird (z. B. Baden, Hessen, Nassau, bayrische Pfalz rc.), oder daß derselbe ganz den Kirchengemeinschaften überlassen bleibt (z. B. Nordamerika, England, Frankreich, Holland). Über Wert oder Unwert der K. sind die Ansichten je nach der Parteistellung sehr verschieden. Die pädagogische Überlegung, welche hier allein entscheidend sein kann, muß jegliche Vergewaltigung der religiösen Interessen verwerfen. Dagegen kann

sie die Vereinigung von Kindern verschiedener Bekenntnisse, wo sie mit Achtung der einmal vorhandenen religiösen Verschiedenheit ins Leben geführt wird, nicht verwerfen. Die Abschleifung konfessioneller Vorurteile, die sich bei dem gemeinsamen Unterricht unmerklich vollzieht, ist für eine wahrhaft menschliche Ausbildung nur förderlich. Auch können, wo sich die Bevölkerung in verschiedene Bekenntnisse spaltet, die einzelnen Kultusgemeinden oft nur dürftig ausgestattete Lehranstalten erhalten, während deren Vereinigung eine reichere Gliederung und bessere Pflege ermöglicht. Die K. im engern Sinn heißt auch **paritätische** oder, minder richtig, **Simultanschule**, wenn in ihr gewisse Bekenntnisse als gleichberechtigt berücksichtigt werden. In Frankreich, Belgien ꝛc. nennt man sie École laïque, **Laienschule**, weil sie unabhängig von der Geistlichkeit ist.

Kommunarden (franz. communards), verächtliche Bezeichnung für die Aufständischen der Pariser Kommune 1870—71.

Kommüne (franz. commune), s. v. w. Gemeinde.

Kommune von Paris (**Pariser Kommune**), Bezeichnung für die revolutionären Gegenregierungen in Paris zur Zeit der großen Revolution und besonders am Ausgang des deutsch-französischen Kriegs 1870/71. Indessen war die Kommune von 1792 nicht das erste Beispiel, daß die Pariser Stadtverwaltung eine revolutionäre Stellung im Staat einnahm. Wir müssen wenigstens andeutungsweise den Aufstand des Etienne Marcel im J. 1358 erwähnen, bei welchem für die Pariser Gemeinde der Bauplatz für das 1533 aufgerichtete Hôtel de Ville erworben wurde, welches in den beiden Zeiten der Kommune eine so große Wichtigkeit erhalten sollte. Mittels der organisierten und bewaffneten Pariser Kommune übte Marcel einen Einfluß auf die Gesamtvertretung des Reichs und somit auf ganz Frankreich aus. Ähnlich war die Stellung des Metzgers Caboche und der Cabochiens 1411. Die Pariser Kommune von 1792 war eine ungeregelte Schreckensherrschaft, mit welcher der Pariser Gemeinderat auf die Gesetzgebende Versammlung und namentlich auf den Konvent drückte. Die revolutionäre Kommune begann mit dem Aufstand vom 10. Aug. 1792 und war fortan das Organ, durch welches jede revolutionäre Regung zum Ausdruck gebracht wurde. Gesetzlich war die Stellung der Pariser Munizipalität keine andre als die jeder andern französischen Gemeinde; thatsächlich aber übte sie einen immer steigenden Einfluß aus, den sie dazu verwandte, einerseits mittels Anleihen, die sie aufnehmen ließ, billige Nahrungsmittel zu verteilen, anderseits die ihr feindlich gesinnten Girondisten aus dem Konvent zu verdrängen. Als ihr 2. Juni 1793 dies gelungen war, stand sie auf dem Höhepunkt ihrer Macht, die nach dem gewaltsamen Tod von Marat, Hébert und Chaumette allmählich zurückging, aber erst mit Robespierres Sturz (9. Thermidor, 27. Juli 1794) völlig gebrochen wurde.

An diese Zustände knüpfte die Kommune von 1871 geistig an. Ein Bündnis der großen Städte Frankreichs sollte die Grundgestalt des politischen Daseins bilden, um so die Unterdrückung der städtischen Elemente durch das platte Land unmöglich zu machen. Paris wollte sich so ziemlich als selbständigen Staat konstituieren und nur in den unumgänglich gemeinsamen Angelegenheiten föderative Verbindungen eingehen. Ihm sollte eine eigne Militär-, Gerichts- und Finanzhoheit zustehen. An die Stelle des stehenden Heers sollte die Bewaffnung der ganzen Bürgerschaft treten. Dies waren die leitenden Gesichtspunkte der **Kommunalisten**, die sich aus den gebildetern Klassen rekrutierten. Ihnen standen die Proletarier als **Kommunisten** gegenüber, welche ihr Augenmerk auf die Umwälzung der Eigentumsverhältnisse richteten. Der innere Kampf zwischen den Kommunalisten und Kommunisten bildet die verworrene Geschichte der Pariser Kommune (s. **Paris**), die 18. März 1871 mit der Erhebung der Nationalgarde und der Ermordung der Generale Thomas und Lecomte begann und Ende Mai nach heftigen, blutigen Kämpfen unterdrückt wurde; 6500 **Kommunarden** wurden 20.—30. Mai getötet, 38,578 verhaftet. Vgl. **Blos**, Zur Geschichte der K. von Paris (Braunschw. 1873); **B. Becker**, Geschichte der revolutionären Pariser K. 1789—94 (das. 1875); **Derselbe**, Geschichte und Theorie der Pariser revolutionären K. des Jahrs 1871 (Leipz. 1879); **du Camp**, Les convulsions de Paris (Par. 1875—79, 4 Bde.); **Morin**, Histoire critique de la Commune (das. 1871); **Lauser**, Unter der Pariser K. (Leipz. 1879); **Meerheimb**, Die Pariser K. (Berl. 1880).

Kommunität (lat.), schriftliche Mitteilung einer Behörde an eine andre gleichstehende.

Kommunikation (lat.), Mitteilung; auch s. v. w. Verbindung, Verkehr.

Kommunikationen (lat.), Verbindungs- oder Verkehrswege aller Art zu Land, zu Wasser oder durch die Luft, besonders im militärischen Sinn, z. B. K. operierender Armeen mit dem Heimatsland (s. **Etappenwesen**). Bei Belagerungen bilden die Laufgräben, Sappen ꝛc., in Festungen Sorties, Brücken, Thore, Rampen, Treppen ꝛc. die K. **Gedeckte K.** sind der Sicht und dem Feuer des Feindes entzogen.

Kommunikativdekret (lat., **notifizierendes Dekret**, **Notifikation**), richterliches Dekret (s. d.), welches den Parteien bloß Kenntnis von einem prozessualischen Ereignis gibt, z. B. der einen Partei eine Eingabe des Gegners mitteilt, ohne sie dabei präjudiziell zu einer Prozeßhandlung aufzufordern.

Kommunion (lat., »Gemeinschaft«), in der Kirchensprache zunächst die kirchliche Gemeinschaft, in welcher Gemeinden miteinander oder der Einzelne mit der Gemeinde steht, gewöhnlich aber (nach 1. Kor. 10,16) die Feier des Abendmahls (s. d.); daher **Kommunikanten**, die Teilnehmer am Abendmahl; **Kommunionbuch**, ein Buch, welches Gebete und Betrachtungen für die Vorbereitung zum würdigen Genuß des Abendmahls enthält.

Kommunionharz, s. Harz, S. 194.

Kommunismus (lat.), in einer besondern Bedeutung des Wortes nach dem allgemein üblichen wissenschaftlichen Sprachgebrauch ursprünglich ein bestimmtes Grundprinzip der ökonomischen und sozialen Ordnung einer menschlichen Gemeinschaft, nämlich das der Gütergemeinschaft mit ökonomischer und sozialer Gleichheit der Individuen und völligem Aufgeben der individuellen ökonomischen Selbständigkeit. Dann wurde das Wort der Ausdruck für alle auf diesem Prinzip beruhenden Theorien und Systeme menschlicher Gemeinwirtschaften und deren geschichtliche Erscheinung. In einem engern Sinn bezeichnet es von diesen Theorien und Systemen nur diejenigen, welche jenes Prinzip zum Grundprinzip eines Staatswesens und einer Volkswirtschaft machen (**Staatskommunismus**). Im folgenden ist von dem K. in diesem engern Sinn die Rede. Bei dieser Begriffsbestimmung wird der K. auch streng geschieden von dem Sozialismus (s. d.). Der K. in diesem Sinn und der Sozialismus haben freilich manche Verwandt-

schaft. Beide sind Systeme einer nach der Meinung der Kommunisten und Sozialisten bessern Staats- und Gesellschaftsordnung, als die bestehende ist, und sind ursprünglich aus einem humanen Bestreben hervorgegangen: die Not und das Elend im Volksleben zu beseitigen. Sie wollen die Armut, das Proletoriat, die Unmoralität verbannen und die Unterschiede in den wirtschaftlichen, moralischen und soziolen Verhältnissen der Menschen ausgleichen oder aufheben, sie wollen allen eine glückliche materielle und moralische Existenz sichern und deshalb das Stoots- und Wirtschaftsleben auf neuen Grundlagen errichten. Beide beruhen auf dem Glouben an die unbedingte Lösung der soziolen Frage, indem sie die Ursachen aller beklogten Übelstönde lediglich in unrichtigen wirtschaftlichen, sozialen, rechtlichen und politischen Einrichtungen erblicken. Beide wollen deshalb eine vollstöndige Um- und Neugestaltung der Rechts- und Gesellschaftsordnung. Für diese neue Ordnung stellen sie als Grundprinzip hin, daß die wirtschoftliche Freiheit des Einzelnen eingeschränkt werden und die Gesamtheit die Sorge und Verantwortlichkeit für die Lage der Einzelnen übernehmen müsse. Auf dieser Grundloge erfinden sie für das ökonomische Gebiet neue Organisationen der wirtschoftlichen Thätigkeit, der Produktion und der Verteilung der Güter, welche die Forderungen einer angeblichen Gerechtigkeit verwirklichen sollen. Im übrigen gehen beide Richtungen in den Zielpunkten wie in den praktischen Vorschlägen für die Neugestaltung der bestehenden Zustände weit auseinonder. Auch unter den einzelnen Kommunisten bestehen in dieser Beziehung erhebliche Unterschiede. Mon spricht deshalb von verschiedenen kommunistischen Systemen. Aber gewisse Grundonschauungen finden sich doch bei allen, und diese sind es, welche das Wesen des K. an sich charakterisieren und ihn von dem Sozialismus unterscheiden. Es sind hauptsächlich folgende: Der K. sieht die Wurzel aller Übelstände in der Institution des privaten Eigentums. Diese moche erst die Menschen zu Egoisten und losse den an sich berechtigten und nützlichen Trieb zur Selbsterhaltung und Förderung der eignen Interessen ausorten in die unberechtigte und schödliche Selbstsucht. Die Folge sei bei der bisherigen Rechtsordnung unter der Herrschoft der persönlichen Freiheit die Ausbeutung des einen durch den andern, die wirtschaftliche und damit auch die soziale und politische Ungleichheit. An diese Wurzel müsse vor allem die Axt gelegt werden. Charokteristisch für den K. ist ferner, daß er Menschenglück und gerechte, normale Zustände in der Gesellschaft nur da sieht, wo unbedingte Gleichheit der Einzelnen besteht. Es soll doher kein ökonomischer, sozioler, politischer Unterschied irgend welcher Art bestehen und Gleichheit der Arbeitslost, des Einkommens und des Genusses herbeigeführt werden. Zu diesem Zweck wird eine Orgonisation der wirtschaftlichen Thätigkeit der Einzelnen von Gesellschofts wegen gefordert. Dieselbe soll auf der Gütergemeinschaft beruhen; alle Produktionsmittel, alle Genußmittel sind Eigentum der Gesomtheit. Es besteht kein Privateigentum, also auch kein Erbrecht. Die Gesamtheit regelt die Herstellung, Verteilung, Konsumtion der materiellen Güter noch dem Grundsatz der Gleichheit. Für alle Arbeitsfähigen besteht Arbeitszwang. Die Ernährung und Ausbildung der Jugend ist eine gleiche und erfolgt auf gemeinsame Kosten. In diesem Ideenkreis bewegen sich alle Kommunisten. Im einzelnen und in der Art, wie sie ihre Ideen zu verwirklichen dachten, weichen sie voneinander ab.

Kommunistische Ideen und Lehren existieren nicht erst seit der großen französischen Revolution. Schon im Altertum hat Platon in seiner »Republik« eine Art von kommunistischem Staat als sein Staatsideal hingestellt. In diesem Idealstaat, der die ideale Verwirklichung der griechischen Staatsidee sein soll, besteht nicht die volle, sondern nur eine teilweise Gütergemeinschaft, noch weniger die volle Gleichheit der Menschen. Seit dem 16. Jahrh. hat fast jedes Jahrhundert hervorragende Vertreter des kommunistischen Gedankens aufzuweisen. Die erste umfongreichste und bedeutendste Entwickelung und Verteidigung des K. und das erste Bild eines wirklich kommunistischen Staots lieferte Thomas Morus in einem Jugendwerk: »De optimo reipublicae statu deque nova insula Utopia libri duo« (1516, deutsch von H. Kothe in Reclams »Universalbibliothek«), dessen Ideen freilich der spätere Stoatsmann und Kanzler Heinrichs VIII. von England nicht mehr vertrat. Das Werk erregte wegen der scharfen und freimütigen Kritik des damaligen, auf der privilegierten Ausbeutung beruhenden Klassen- und Ständestoats großes Aufsehen. Aus ihm schöpften später vielfach Kommunisten ihre Ideen und ihre Gründe. Unter diesen sind als Erfinder neuer kommunistischer Staatsordnungen bis zur französischen Revolution besonders hervorzuheben der kalabresische Dominikanermönch und Philosoph Thomos Campanella, 1568—1659, der das phantastische Bild eines kommunistischen Stoots in seinem Werk über den Sonnenstaat (»Civitas Solis«, 1620) entwarf, ferner der fronzösische Rechtsgelehrte Vairasse, aus dessen kommunistischem Werk »Histoire des Sevarambes« (1677) später namentlich der Sozialist Charles Fourier und der Kommunist Cabet einzelne Ideen entnahmen, endlich der Franzose Morelly (»Naufrages des îles flottantes, ou la Basiliade de Bilpai«, Messina 1753; »Code de la nature«, 1755). »Staatsromane« nennt Robert v. Mohl mit Recht diese Werke in seiner historisch-kritischen Darstellung derselben (»Geschichte und Litteratur der Stootswissenschaft«, Bd. 1, S. 167 ff.).

Diese Kommunisten waren reine Theoretiker des K. Sie waren nicht bestrebt, ihre kommunistischen Ideen zu verwirklichen. Dorin unterscheiden sie sich von den modernen Kommunisten. Diese letztern haben keine neuen kommunistischen Grundgedanken erfunden, sondern bewegen sich bezüglich derselben in den Ideen, die schon Morus, Camponella, Vairasse, Morelly u. a. ausgesprochen hotten. Wenn trotzdem von verschiedenen Systemen derselben gesprochen wird, so hot das nur insofern einen Grund, als sie jenen Kommunisten gegenüber und unter sich in der Art der Durchführung des kommunistischen Gedonkens, in der Organisotion des von ihnen erstrebten kommunistischen Heilstoots differieren. Die einen (Cabet, Weitling) wollen den K. in einem großen zentralisierten Staot verwirklichen, in welchem die Zentralbehörde die Thätigkeit aller Einzelnen wie die Marionetten auf einem Puppentheater dirigiert; die andern (Babeuf, R. Owen) wollen die Auflösung des Staots in kommunistisch organisierte, selbständige ländliche Gemeinden ohne Städte. Die einen (Cabet, Weitling) träumen von einem hohen Genuß- und Kulturleben aller, wie es heute nur die Wohlhabenden und Reichen genießen können; die andern (Babeuf, R. Owen) erkannten, daß die kommunistische Gesellschoft den Einzelnen nur eine sehr bescheidene materielle Existenz und ein niedriges geistiges Leben verschaffen könne. Die einen erstreben die Gleichheit

lediglich in den materiellen Verhältnissen, die andern wollen auch die Gleichheit der Bildung und die Aufhebung der Ehe und der Familie. Die einen endlich wollen Einführung des K. auf dem Weg friedlicher Agitation, die andern auf dem Weg der gewaltsamen Revolution.

Die erste kommunistische Agitation hat François Noël Babeuf 1795 und 1796 in Paris ins Leben gerufen. Es war eine wesentlich politische Bewegung. Sie ging von einem politischen Fanatiker aus, der zu der radikalsten Schattierung der Bergpartei gehörte und nach dem Sturz von Robespierre und Saint-Just die Herrschaft in Frankreich für die radikale Partei wiedererlangen wollte. Dies konnte nur mit Hilfe des Pariser Pöbels erreicht werden. Babeuf glaubte denselben nur gewinnen zu können, indem er ihm als das Endziel der Revolution den kommunistischen Staat hinstellte. Ende 1795 begann die offene Agitation mit der Gründung der Gesellschaft der »Gleichen«, öffentlich die Gesellschaft des »Panthéon« genannt, in deren öffentlichen Versammlungen zunächst Vorträge und Besprechungen über das wahre Wesen der bürgerlichen Gesellschaft und des Staats, über die Gleichheitsideen ec. veranstaltet wurden. Gleichzeitig gründete Babeuf, der sich den Namen Gracchus beilegte, das Blatt »Tribun du peuple« und entwickelte in diesem seine revolutionären und kommunistischen Ideen. Als die Agitation dem Direktorium einen gefährlichen Charakter anzunehmen schien, wurde die Gesellschaft des Panthéon verboten, die Agitation wurde nun eine geheime. Es gelang Babeuf, eine kommunistische, zur Revolution bereite Partei zu organisieren und für die Revolution einen Teil der alten radikalen Republikaner zu gewinnen. Diese waren keineswegs kommunistisch gesinnt, ihr Gleichheits- und Freiheitsideal war in der Verfassung von 1793 verwirklicht. Aber ebendeshalb wollten auch sie den Sturz der Direktorialverfassung von 1795 und die Wiederherstellung der Verfassung von 1793. Zu Anfang Mai 1796 war alles für die Revolution vorbereitet, am 12. sollte sie vorgenommen werden und mit der Ermordung der Mitglieder des Direktoriums beginnen; man hoffte sich dann durch einen Handstreich der Gewalt in Paris zu bemächtigen. Babeuf verfügte über eine verhältnismäßig große Zahl von Personen. 17,000 Männer, fast alle in den Waffen geübt, teils Soldaten der allgemeinen Armee, teils der frühern Pariser Revolutionsarmee, folgten seinem Wink. Auch mehrere Bataillone der militärisch organisierten Pariser Polizei hatte er gewonnen. Die Organisation war eine vortreffliche. Bei der geringen Zahl von Truppen, über welche das Direktorium in Paris verfügte, konnte der Sieg der Verschwornen kaum zweifelhaft sein. Indes war der Plan schon in den ersten Tagen des Mai durch einen der Verschwornen, Georges Grisel, dem Direktorium verraten. Am 10. Mai 1796 wurden die Führer verhaftet und die Verbindung selbst dadurch haupt- und ratlos gemacht. Der Schrecken war bei den übrigen Verschwornen so groß, daß niemand sich öffentlich zu rühren wagte. Die Regierung aber begnügte sich klugerweise, nur den Führern den Prozeß zu machen. Derselbe wurde in Vendôme geführt und endete nach langen Verhandlungen 26. Mai 1797. Von den 65 Angeklagten wurden Babeuf und Darthé zum Tod, Buonarrati, Germain, Moray, Cazin, Blandeau, Bouin, Meuessier zur Deportation, Vadier zu Gefängnis verurteilt, die übrigen freigesprochen. Die Hinrichtung von Babeuf und Darthé erfolgte gleich darauf.

Weil für Babeuf die kommunistische Lehre und Agitation nur das Mittel war, die untern Klassen von Paris zu einer Revolution gegen die bestehende Staatsgewalt zu gewinnen, so ist es erklärlich, daß der Plan des neuen kommunistischen Staats, den er durch die Revolution erringen wollte, weder näher entworfen, noch begründet wurde. Das kommunistische Programm Babeufs, wenn man von einem solchen sprechen will, umfaßte im wesentlichen nur die oben erwähnten allgemeinen kommunistischen Forderungen; seine Besonderheit besteht in folgenden Punkten: 1) der Staat soll wesentlich ein Ackerbaustaat sein, der Betrieb von Gewerben nur stattfinden, soweit er notwendig ist zur Herstellung einfacher Genußmittel und unentbehrlicher Werkzeuge und Maschinen; 2) verschwinden sollen die Städte — als Krankheitserscheinungen des öffentlichen Lebens; 3) die gleiche Bedürfnisbefriedigung soll eine ganz einfache sein; 4) die Gleichheit soll zugleich eine Gleichheit der Bildung und des geistigen Lebens sein und, um dies herbeizuführen, der für alle gleiche Unterricht sich nur auf einen elementaren im Lesen, Schreiben, Rechnen, in der Geschichte, den Gesetzen, der Geographie und der Statistik der Republik beschränken, jedes Streben aber, durch Wort oder Schrift ein höheres Wissen zu verbreiten, mit den härtesten Strafen belegt werden.

Nach dem Tod Babeufs löste sich die Partei der Babeuvisten auf. Neue kommunistische Bewegungen zeigten sich zuerst wieder in Frankreich unter der Julimonarchie. Die erste ging aus von Männern, welche sich zur Lehre Babeufs bekannten und sich nach ihm Babeuvisten nannten. Einer der Mitverschwornen Babeufs, Ph. Buonarroti, hatte über Babeuf ein Buch geschrieben (die Hauptquelle für die Geschichte der Babeufschen Verschwörung: »Conspiration de légalité dite de Babeuf, suivie du procès auquel elle donna lieu et des pièces à l'appui«, Brüssel 1828, 2 Bde.), das in den 30er Jahren eine Anzahl radikaler Republikaner zu Kommunisten im Sinn Babeufs gemacht hatte, und diese bildeten 1837 in Paris eine revolutionäre Partei zur Verwirklichung des K. An der Spitze standen Louis Blanqui, Barbès und Martin Bernard. Ihre Ideen vertraten sie für den Pariser Pöbel in der leidenschaftlichsten und cynischsten Weise in ihren Blättern: »Le Moniteur républicain« und »L'Homme libre«; gleich Babeuf wollten auch sie den K. durch die gewaltsame Revolution herbeiführen. Ihre Verbindung hieß die Société des saisons. Am 12. Mai 1839 versuchten sie durch einen Aufstand sich der Stadt Paris zu bemächtigen. Der Aufstand wurde indes unterdrückt, die gerichtliche Untersuchung ergab, daß die eigentliche Verbindung nur einige Hundert Personen umfaßte. Man schickte die Führer der Bewegung ins Gefängnis. Aber noch jahrelang wucherte die Lehre Babeufs in den geheimen Klubs der Travailleurs égalitaires, die in Paris und an andern Orten entstanden und den K. Babeufs teils dahin erweiterten, daß sie auch die Aufhebung der Ehe und der einzelnen Familie zur vollen Verwirklichung der persönlichen Gleichheit forderten, teils durch die Forderung von öffentlichen nationalen Werkstätten modifizierten. An die Öffentlichkeit sind diese Klubs bis 1848 weniger getreten, aber im geheimen verbreiteten sie doch die Ideen jenes K. in Proletarierkreisen, und als 1848 nach der Februarrevolution Blanqui und Barbès das Gefängnis verließen, fanden sie eine kommunistische Partei ihrer Richtung vor, mit der sie sofort öffentlich zu agitieren begonnen. Die Junischlacht machte ihren Agitationen ein Ende.

Gleichzeitig entwickelte sich in Frankreich ein religiöser K., der, von den Grundgedanken des Christentums ausgehend, die Worte der Bibel anwendete, um mit ihnen die Grundlagen der bestehenden Gesellschaft, Privateigentum und Familie, anzugreifen und im Namen Christi die Gemeinschaft der Güter, die Erhebung der niedern Klassen auf den »Ruinen des Privateigentums«, die Gleichheit des materiellen Lebens unter »dem Panier des Evangeliums« zu fordern, der aber zugleich betonte, daß alle privaten Umgestaltungen, wie notwendig auch immer, nicht durch Gewalt und anarchische Störungen, sondern allein durch die Liebe und Verwirklichung des Gedankens der Brüderlichkeit vor sich gehen dürften. Diesem K., der im ganzen wesentlich negativer und theoretischer Art war und der sich völlig unklar blieb über die positive neue Gestalt der kommunistischen Gesellschaft, brach der Priester de Lamennais, vorzüglich durch seine ihrer Zeit ein ungeheures Aufsehen erregenden Schriften: »Paroles d'un croyant« (1834) und »Le livre du peuple« (1837), Bahn. Ihn bildeten weiter aus unter andern der Abbé Constant (»Bible de la liberté«, 1840), Alph. Esquiros (»L'évangile du peuple«, 1840; »Évangile du peuple défendu«, 1841) und besonders C. Pecqueur, beeinflußt von den Lehren Saint-Simons und Fouriers (s. Sozialismus), durch sein Hauptwerk: »De la république de Dieu. Union religieuse pour la politique immédiate de l'égalité et de la fraternité universelle« (1844). Es kam aber nicht zu einer kommunistischen Partei dieser Richtung.

Eine größere kommunistische Partei in Frankreich zu organisieren, gelang in den 40er Jahren dem Kommunisten Et. Cabet (s. d.). Ursprünglich ein radikaler Republikaner, der in der reinen demokratischen Republik sein Staatsideal verwirklicht sah, war Cabet als Flüchtling in England Ende der 30er Jahre durch das Studium kommunistischer Schriften zum Kommunisten, aber einem friedlichen Kommunisten geworden. Er veröffentlichte 1840 die »Voyage en Icarie, roman philosophique et social«, ein harmloses Buch, in welchem in einer amüsanten Weise die Zustände einer großen kommunistischen demokratischen Republik, Ikarien, geschildert werden. Das Buch ist eine Reisebeschreibung in der Form eines Romans. Die Phantasie Cabets entwarf ein verführerisches Bild von den glücklichen Zuständen des ikarischen Volkes, welche dieses der Durchführung der kommunistischen Ideen verdankt. Dort gibt es keine Armut, keine Verbrechen, keine Unmoralität. Alle führen ein hohes Genußleben, alle erfreuen sich des glücklichsten Familienlebens, es blühen Wissenschaft und Kunst, das Problem der Menschheit ist dort gelöst. Das verführerische Bild sollte die Franzosen für die kommunistischen Ideen gewinnen (s. die Darstellung der ikarischen Zustände bei Stein und Marlo). Ähnliche Zustände glaubte Cabet auch in einem kommunistischen Frankreich nach einem Übergangsstadium, das er auf 50 Jahre annahm, herbeiführen zu können. Während desselben sollte noch das Privateigentum bestehen bleiben, aber der kommunistische Staat durch folgende Maßregeln angebahnt werden: 1) Abschaffung des Intestaterbrechts der Seitenverwandten und des testamentorischen Erbrechts sowie der Schenkungen unter Lebenden. Der Staat ist der Erbe dieser Güter. 2) Staatliche Fürsorge für eine bessere materielle Existenz der untern Volksklassen durch gesetzliche Regelung des Arbeitslohns, durch jährliche Verwendung einer halben Milliarde zur Beschäftigung Arbeitsloser mit dem Bau neuer Wohnungen und Werkstätten, durch Überlassung der Staatsgüter zur Bewirtschaftung an Arme und durch Verringerung der Armee. 3) Reform des Steuerwesens durch starke Luxussteuern und progressive Vermögensbesteuerung. 4) Kommunistische Erziehung der Kinder. Die dritte Generation würde, von der Richtigkeit des K. überzeugt, ihn friedlich einführen. Das der Inhalt jenes Werkes, welches, ohne jeden wissenschaftlichen Wert, nirgends eine wissenschaftliche Begründung, resp. Rechtfertigung der kommunistischen Forderungen auch nur versucht. Nach Abfassung dieses Werkes kehrte Cabet nach Frankreich zurück, agitierte dort in Schrift und Wort für die friedliche Verwirklichung des K. und fand zahlreiche Anhänger. Aber zu einer politischen Bedeutung gelangte die Bewegung und die Partei der »Ikaristen« nicht. Die einzige That derselben war ein verunglücktes Experiment mit einer ikarischen Kolonie in Amerika, die Cabet 1848, als die Revolution seine Erwartungen nicht erfüllte, in Nauvoo gründete.

Robert Owen (s. d.) ist der einzige, welcher eine wissenschaftliche Begründung des K. versuchte, namentlich in seinen beiden Hauptwerken: »New views of society« (1812), »Book of the new world« (1820). Eine breit ausgeführte selbständige Psychologie ist die Grundlage seiner kommunistischen Ideen. Der Grundgedanke derselben ist, daß, da der Charakter der Menschen, welcher ihre Handlungen bestimme, ein Produkt der angebornen Anlagen und der äußern Verhältnisse, unter denen die Anlagen ausgebildet werden und die Menschen leben, sei, der einzelne Mensch aber weder den einen noch den andern Faktor bestimmen könne, niemand für seinen Charakter und seine Handlungen verantwortlich sei. Die Erziehung und die äußern Verhältnisse seien in der heutigen Gesellschaft durch eine falsche Organisation des wirtschaftlichen und sozialen Lebens derart, daß der Charakter der meisten Menschen ein schlechter werden müsse; daher die schlechten Zustände. Das Problem, für alle Menschen günstige äußere Verhältnisse herzustellen, so daß alle, auch die mit schlechten Anlagen, gute Charaktere würden und gut handelten, sei nur durch eine kommunistische Gesellschaftsordnung zu lösen, bei welcher aber der kleine Teil, der heute ein höheres Kulturleben führe, auf dasselbe verzichten müsse; das für alle gleiche materielle Genußleben müsse ein ganz einfaches sein, sich auf eine sehr mäßige Befriedigung der natürlichen Bedürfnisse beschränken, und das geistige Genußleben müsse auf ein niedriges Maß reduziert werden, wie es in den Urzuständen war, ehe Wissenschaft und Kunst existierten. Das Mittel zur Herstellung jener günstigen äußern Bedingungen findet Owen in der Bildung von kleinen wirtschaftlich selbständigen kommunistischen Gemeinden (von 500—2000 Mitgliedern), die, was sie zum Leben gebrauchen, wesentlich selbst produzieren und nur solche Produkte, die sie notwendig gebrauchen, aber auf ihrem Boden nicht selbst erzeugen können, von andern Gemeinden erwerben sollen. Die Gemeinde ist die Eigentümerin des Bodens und aller andern Güter. Der Gemeinderat, bestehend aus den 30—40 Jahre alten Gemeindegliedern, ordnet und leitet die materielle Produktion und Konsumtion und die für alle gleiche Erziehung und Ausbildung. Er weist den Einzelnen die Arbeit und die materiellen Bedürfnisbefriedigungsmittel zu. Die einzelnen Arbeiten werden auf die verschiedenen Altersklassen, als welche acht unterschieden werden, verteilt, so daß jeder im Lauf des Lebens nacheinander die verschiedenen Arbeiten und gleichwie jeder andre zu verrich-

ten hat. Die Erziehung und Ausbildung der Kinder ist eine gemeinsame, der Unterricht erstreckt sich nur auf die elementaren Fächer, der Hauptpunkt in der Erziehung ist die Ausbildung der Nächstenliebe. Ein radikaler Gegner aller positiven Religionen, verwirft Owen alle kirchlichen Gebräuche und jede Art von Gottesverehrung. Die Ehe soll ein freier Vertrag und jederzeit einseitig auflöslich sein. Owens kommunistische Gesellschaftsordnung bietet ein wenig verlockendes Bild, und es ist daher begreiflich, daß er dafür trotz seiner unermüdlichen, auf die friedliche allmähliche Herbeiführung derselben gerichteten Agitation keine Anhänger gewann. Einige Versuche, die er in Amerika und England mit der Durchführung solcher kommunistischer Gemeinden machte, scheiterten vollständig. Als Kommunist und kommunistischer Agitator hat Owen nichts erreicht. Wenn Owens Name noch heute in England mit Ehren genannt wird, so verdankt er das dem epochemachenden Beispiel, das er vorher als humaner Fabrikherr in der sittlichen wie materiellen Hebung seiner Arbeiter gegeben, und der Einwirkung, die er auf die Anfänge des englischen Genossenschaftswesens und der englischen Fabrikgesetzgebung ausgeübt hat.

Auch dem Schneidergesellen Wilh. Weitling (geb. 1808 zu Magdeburg, seit 1849 in Amerika, gest. 1871 in New York), dem Verfasser der Schriften: »Die Menschheit, wie sie ist und sein soll« (1839) und »Garantien der Harmonie und Freiheit« (1842), der Anfang der 40er Jahre in der Schweiz (Zürich, Lausanne, Neuenburg) eine auf kleine Kreise beschränkt gebliebene kommunistische Agitation betrieb, hat man die Ehre erwiesen, der Autor eines selbständigen kommunistischen Systems zu sein. Allerdings hat er ein neues Bild von einem kommunistischen Staat gezeichnet (s. dessen Darstellung z. B. bei Hildebrand); aber die unreifen Anschauungen ohne irgend eine selbständige Begründung der kommunistischen Ideen und der Ausführbarkeit seiner Phantasieprodukte (für welche z. B. charakteristisch ist, daß an der Spitze des großen zentralisierten kommunistischen Staats als die die gesamte Produktion, Verteilung u. Konsumtion dirigierende Obrigkeit ein Trio von drei Philosophen stehen soll, welche durch Preisarbeiten zu dieser Stellung gelangen sollen) dürften jene Ehre doch kaum rechtfertigen. Eine neue Art von radikalem, revolutionärem K. ist die des Russen Bakunin (s. d.) und der russischen Nihilisten, die, soweit sie sich erkennen läßt, zusammenhängend mit spezifisch russischen Verhältnissen, auf die völlige Selbständigkeit der kommunistischen Gemeinden gegenüber dem Staat, auf die Abschaffung jeder Religion, Auflösung der Familie und vollständige politische wie soziale Emanzipation des weiblichen Geschlechts ausgeht.

Nicht alle Kommunisten sind nach den Anschauungen eines Bakunin und Babeuf zu beurteilen, und manche landläufige Vorstellungen über K. und Kommunisten treffen nur für einzelne, nicht für alle zu, so z. B. daß die Kommunisten stets irreligiös oder unchristlich, daß sie rohe Materialisten seien, die nur teilen und dem Einzelnen ein hohes Genußleben ohne Arbeit bereiten wollten, daß alle die Ehe und die Familie aufheben wollten ꝛc. Aber alle trifft mit Recht der Vorwurf, daß sie unklare Phantasten sind. Ihnen fehlt die klare Einsicht in die menschliche Natur und in die allein möglichen Grundlagen einer gesunden Volkswirtschaft und friedlichen Kulturgemeinschaft, ihnen mangelt das Verständnis der wirklichen Triebkräfte menschlicher Handlungen und derjenigen organischen Gestaltung der Volkswirtschaft, welche das Kulturleben der Völker und den Kulturfortschritt der Menschheit bedingt. In vollständiger Verkennung dieser Verhältnisse kommen sie zu dem Grundirrtum: der Forderung der radikalen Verwirklichung der Idee der Gleichheit. Sie verkennen die große Bedeutung, welche für die individuelle Zufriedenheit wie für das materielle Wohl und den geistigen Fortschritt der Einzelnen und der Gesamtheit die individuelle Bewegungsfreiheit und das Bewußtsein der Verantwortlichkeit für die eigne Lage haben; sie verkennen den segensreichen Einfluß der Institutionen des privaten Eigentums und des Erbrechts auf die Erhöhung der individuellen Ausbildung, auf die Steigerung des Arbeitsfleißes und des Sparsinns, auf die Sicherung des steten Fortschritts im Wirtschaftsleben. In dem Kommunistenstaat ist die Hauptschranke gegen eine Übervölkerung niedergerissen, diese unvermeidlich. Wohl läßt sich eine materielle Gleichheit aller durchführen, aber, wie Owen das richtig erkannt hat, nur auf der niedrigsten Stufe menschlichen Genußlebens. Die Durchführung des K. wäre die Nivellierung aller zu Proletariern, die Beseitigung des Kulturlebens und des Kulturfortschritts für die Völker.

Litteratur: L. Stein, Der Sozialismus und K. des heutigen Frankreich (Leipz. 1842); Derselbe, Geschichte der sozialen Bewegung in Frankreich (das. 1850, 3 Bde.); Sudre, Histoire du communisme (5. Aufl., Par. 1856; deutsch, Berl. 1886); Hildebrand, Die Nationalökonomie der Gegenwart und Zukunft (Frankf. 1848); Marlo (Winkelblech), Untersuchungen über die Organisation der Arbeit (Kassel 1850—59, 3 Bde.; 2. Aufl., Tübing. 1886); Schäffle, Kapitalismus und Sozialismus (Tübing. 1870); R. Meyer, Der Emanzipationskampf des vierten Standes (Berl. 1874—75, 2 Bde.); Woolsey, Communism and socialism in their history and theory (Lond. 1880); Leroy-Beaulieu, Le collectivisme (Par. 1884).

Kommunität (lat.), Gemeinschaft, Gemeingut, z. B. die einer Dorfschaft gemeinschaftlich gehörende Weide; auf Universitäten und Schulen ehedem ein Lokal, in welchem Studierende gemeinsame Wohnung und Beköstigung erhielten.

Kommunizieren (lat.), mitteilen, besonders etwas Schriftliches; in Verbindung stehen, verkehren; auch das Abendmahl (die Kommunion) empfangen.

Kommunizierende Gefäße, s. Hydrostatik, S. 841.

Kommutation (lat.), Veränderung, Vertauschung; in der Rhetorik s. v. w. Antimetabole (s. d.); im Rechtswesen Verwandlung einer Strafe in eine andre; in der Astronomie der Winkel, welchen die Linie von der Erde aus zur Sonne mit einer andern von der Sonne zu einem Planeten bildet (ist dieser Winkel = 0, so steht der Planet zur Sonne in der Opposition, ist er = 180°, in Konjunktion).

Kommutator (lat.), s. Stromwender.

Komnēnos, Name einer griech. Herrscherfamilie, die (mitgerechnet die Kaiser aus den verwandten Familien der Dukas und Angelos) von 1057 bis 1204 in Konstantinopel, von 1204 bis 1461 in Trapezunt herrschte. Über ihre Regierung s. Oströmisches Reich und Trapezunt. Einige Glieder dieser Familie zeichneten sich durch eine besondere Liebe zur Wissenschaft aus. Unter Alexios I. (s. d.), der selbst die Wissenschaft begünstigte, verfaßte sein Schwiegersohn Nikephoros Bryennios die »Historischen Materialien«, d. h. historische Notizen über die ersten Komnenen, und dessen Gattin Anna Komnena schrieb später das Leben ihres Vaters, jenes Alexios; s. Anna 6). Auch Manuel K., Enkel des Alexios,

erwarb sich durch seine ausgebreiteten theologischen, philosophischen und medizinischen Kenntnisse einen Namen. Die letzten Kaiser aus diesem Haus in Konstantinopel, Isaak und Alexios IV., fanden 1204 während der Belagerung der Stadt durch die Kreuzfahrer ihren Tod. Der letzte Kaiser von Trapezunt, David K., wurde auf Befehl Mohammeds II. 1462 hingerichtet. Unerwiesen ist die Behauptung eines spätern Geschichtschreibers, daß aus diesem Geschlecht die Familie Bonaparte abstamme, indem sich ein Glied von jenem, Georg Nikephoros, nach Maina in Lakonien gerettet und einer seiner Nachkommen, Konstantin K., 1675 sich auf Corsica angebaut haben soll. Zwar wurde ein gewisser Demetrios K., geb. 1750 in Corsica, als Nachkomme des David K. von König Ludwig XVI. 1782 anerkannt; aber dies geschah bloß in der Absicht, den Anspruch der legitimen Erbfolge in Konstantinopel, dessen Fall man damals nahe glaubte, einem in Frankreich lebenden Sprößling jenes Namens zu sichern. Demetrios K., anfangs Royalist, erhielt später von Napoleon I. und von Ludwig XVIII. eine Pension und starb 8. Sept. 1821 kinderlos.

Komödiant, Schauspieler, gewöhnlich in verächtlichem Sinn.

Komödie (griech.), s. v. w. komisches Drama oder dramatische Darstellung des Komischen (s. d.), d. h. der Thorheit und ihrer (für den Thoren unschädlichen) Folgen (Lustspiel). Die K. steht durch den Umstand, daß das Dargestellte ein Komisches, der Tragödie (s. d.), durch den Umstand, daß die Folgen der Thorheit für den Thoren nur unschädlich, keineswegs positiv vorteilhaft sind, der Posse (s. d.) gegenüber. Doch wird, weil der Vorteil in der Regel erträumt, der Gewinn des Thoren ein scheinbarer ist, auch die letztere meist als K. bezeichnet. Als Untergattung des Dramas (s. d.) gilt von der K. alles, was von diesem als solchem gilt. Als komisches Drama entlehnt die K. ihre Gesetze und Einteilung vom Komischen. Da nun die Thorheit am stärksten wirkt, wenn sie vorher als Klugheit gegolten hat, so geht das vornehmste Streben der K. dahin, den Thoren als klug, den Klugen als thöricht so lange erscheinen zu lassen, bis das Luftschloß der Thorheit in sich selbst zusammenbricht (»Der entlarvte Poltron«, »Die K. der Irrungen«, »Der eingebildete Kranke« 2c.). Die Einteilung der K. erfolgt nach den Gattungen des Komischen in die niedere, welche das Grob-, und die höhere K., welche das Feinkomische darstellt. Jene umfaßt die Burleske (als deren Repräsentant Hanswurst oder Arlecchino mit der züchtigenden Pritsche) und die Humoreske (als deren Repräsentant der sich selbst humoristisch bespiegelnde Eulenspiegel erscheint), diese das satirische und humoristische Lustspiel. Als Drama betrachtet, läßt sich der Form nach die Charakterkomödie, bei welcher die komischen Charaktere, und die Intrigenkomödie, bei welcher die komischen Situationen die Hauptrolle spielen, dem Stoff nach die ideale, der Phantasiewelt, und die reale, der wirklichen Welt, entweder der Vergangenheit (historische K.) oder der Gegenwart (Konversationsstück), entlehnte K. unterscheiden.

Die Anfänge der K. fallen mit jenen des Dramas zusammen. Chinesen und Inder haben Komödien aufzuweisen; letztere kennen ein höheres und niederes moi) üblich, aus deren Liedern (ōdai) Aristoteles den Ursprung der K. herleitet. Dieselbe entwickelte sich unter den Doriern und in Athen. Ihrer derben und anzüglichen Späße wegen waren vor allen dorischen Völkerschaften die Megarer bekannt. Durch Susarion und Mäson wurde die K. aus Megaris nach Attika verpflanzt, wo sie sich als attische K. entwickelte. Gleichfalls von Megara her eingeführt, entstand die sizilische K., als deren Schöpfer Epicharmos (540 v. Chr.) zu betrachten ist. In Athen gewann die K. erst eine Kunstgestalt, nachdem die Tragödie ihre Ausbildung erhalten hatte. Nach Aristoteles galt als ihr Schöpfer Krates (um 460), der zuerst seine Süjets künstlerisch durchführte und einen eigentlichen Dialog zu stande brachte. Unter der Herrschaft der Demokratie übte daselbst die K. die »politische Zensur«. Kratinos, Aristophanes und Eupolis galten als deren vorzüglichste Dichter. Zwischen dem erstern und dem letztern hielt Aristophanes (444—388) die Mitte, indem er »die Herbe des Kratinos mit der Süßigkeit des Eupolis mischte«. Dieser »ungezogene Liebling der Grazien«, in der Politik und Religion sich auf die konservative Seite stellend, überschüttete die Fortschrittsmänner und Aufklärer seiner Zeit mit wahrhaft vernichtender Salzlauge des Witzes. In dieser alten attischen K. sehen wir in der edlen Form der Tragödie den häßlichen, unsaubern Geist der Zeit sich bewegen. Noch bestanden die alten Formen, in denen das öffentliche Wesen während der Blütezeit von Hellas zur Erscheinung gekommen war; aber der Geist, der sie gebildet und gestaltet hatte, war gewichen, und so stellte sich die K., indem sie äußerlich die Tragödie kopierte, charakteristisch als treues Spiegelbild der griechischen Wirklichkeit dar. Die Metra des Dialogs, namentlich der iambische Trimeter, waren in der K. leichter gebaut; der anapästische Tetrameter, der sogen. Aristophanische Vers und der katalektische iambische Tetrameter gehörten ihr eigentümlich. Chorgesänge waren in der K. wie in der Tragödie üblich. Das bei jener gebräuchliche Kostüm entsprach mehr der Tracht des gemeinen Lebens; doch zeichnete phantastische Kleidung den Chor aus, wenn er, wie bei Aristophanes, in der Rolle der Wolken, Wespen, Vögel u. dgl. auftrat. Der den hohen Kothurn der Tragödie vertretende niedrige Soccus und die komische Maske, die in der alten K. wirkliche Personen karikierte, später aber die Charakterrolle, gewöhnlich stark übertrieben, darstellte, waren Eigentümlichkeiten der K. Als die hervorstechendste unter letztern erscheint die Parabase, eine Einschaltung in das Stück, mittels welcher, die Handlung unterbrechend, der Dichter durch den Chor zu den Zuschauern redete. Sie bestand aus melischen, vom Gesamtchor oder von Halbchören gesungenen, und monologischen, vom Chorführer (Chorēgos) gesprochenen, Teilen; während die Parabase vorgetragen wurde, pflegte der Chor einen von seinem gewöhnlichen Standort entfernten Platz einzunehmen. Den Tanz des Chors durfte kein Athener nüchtern und unmaskiert tanzen, ohne sich in den Ruf der größten Frechheit zu bringen. Als die Demokratie nach der Übergabe Athens an Lysandros gestürzt wurde, trat eine strenge Zensur gegen die Komödiendichter ein, und nach Wiedereinführung der Volksherrschaft

Charakter und übte nur noch Zensur in Bezug auf ästhetische und moralische Dinge, wobei die kunstvollern orchestrischen Chorgesänge und die Parabasen wegfielen. Koryphäen der neuen Gattung waren Antiphanes (seit 386) und Alexis (seit 384), von denen der letztgenannte nicht weniger als 245, der erstere gar 260 Stücke verfaßt haben soll. Ihnen boten Homer und die Tragiker den Hauptwitzstoff; der rationalistische Spott übte sich an den einst heilig gehaltenen Poesien. Von der Schlacht bei Chäroneia (338) datiert die sogen. neue attische K., welche Tragödie und K. zugleich ersetzen mußte. Nun gab an Stelle des Religiösen und Politischen das Familienleben den Stoff zur dramatischen Dichtung her. Die Formen blieben die der alten Tragödie und K., nur daß statt des Chors in die Zwischenakte Gesänge und Lieder eingeschoben wurden, die zu dem Dargestellten in loser Beziehung standen. Als Meister der neuen K. wurden Menandros aus Athen (gest. 290) und Philemon aus Syrakus gepriesen. Fast gleichzeitig entstand als besondere Abart der K. in Unteritalien (in dem dorischen Tarent) die Hilarotragödie oder Tragikomödie, in welcher die lustigen Personen der neuern K. in den ernsten Götter- und Heldenkreis eingeführt und damit die Mythen selbst travestiert erschienen. Während der alexandrinischen Zeit artete die neuere K. mehr u. mehr in die Posse aus.

Die K. der Römer war Nachahmung der griechischen. In Rom belustigte sich die Jugend bei öffentlichen Festen mit komischen Parodien der etruskischen Tänze, in ländlichem Kostüm, in zottigem Gewand, blumenbekränzt, mit struppigem Haupthaar. Als (um 240) durch Livius Andronicus das ernste griechische Drama nach Italien verpflanzt war, wurden den Tragödien heitere Nachspiele (Exodien) angefügt, an deren Stelle die Atellane (s. d.), die oskische Posse, trat, eine Art von extemporiertem Maskenlustspiel, in welchem, wie in der heutigen italienischen Commedia dell' arte, die stereotypen komischen Personen in der Rolle der Väter und der Bedienten sich überall wiederholten. Da die Szenen regelmäßig auf das Land und in kleine Provinzialstädte verlegt wurden, so bildete diese Gattung den Gegensatz zur sogen. Fabula togata, die in Rom selbst spielte, und zur Fabula palliata, die hinsichtlich des Süjets, der Sitten und des Kostüms sowie in der Szene griechisch war. Am genialsten wurde die letztere behandelt von Plautus, der das burleske Charakterstück mit dem in Athen heimischen feinern Intrigenlustspiel zu einem originellen römischen Volksdrama zu verschmelzen verstand. Dem Plautus in Bezug auf Formvollendung überlegen war Terentius. Seine Komödien sind Erzeugnisse einer wahrhaft kunstgerechten Poesie, in sprachlicher Beziehung der Ausdruck der vollendeten römischen Urbanität und dem Stoff nach sämtlich dem Kreis des häuslichen Lebens entnommen. Die Auflösung der Handlung, gewöhnlich in einer Heirat bestehend, pflegt dem unordentlichen Leben eines Sohns das Ziel zu setzen und ihm den erbitterten Vater zu versöhnen; bis-

schaffen und den Alten betrügen helfen; der Schmeichler und Schmarotzer, der für eine gute Mahlzeit alles thut und sich alles gefallen läßt; der bramarbasierende Soldat, der hinter prahlerischer Aufschneiderei seine Feigheit zu verbergen trachtet; die Kupplerin und der Sklavenhändler, welche die Leidenschaften der jungen Leute schlau ausbeuten. In der römische Stoffe und römische Sitten behandelnden Fabula togata galt Afranius als Meister, dessen Blütezeit um 100 v. Chr. fiel, von dem jedoch nur Fragmente und etwa 14 Titel von Stücken erhalten sind. Als die fortschreitende Bildung sich in Rom nicht mehr mit den derben Späßen der oskischen Masken vertrug, schuf Laberius (gest. 43 v. Chr.) eine eigne, die letzte Gestalt des römischen Lustspiels, den Mimus, in welchem die frühere Fabula togata und die Atellane zusammenschmolzen, dramatische Genrebilder aus dem römischen und italischen Leben, die hauptsächlich durch treue Darstellung des wirklichen Lebens und seiner heitern Seiten, weniger dagegen durch kunstvolle Anlage und spannende Verwickelungen zu wirken suchten. Letztere erhielten sich nach dem Aussterben der klassischen Kultur durch das ganze Mittelalter hindurch und gingen in Italien in die Commedia dell' arte, die Stegreifkomödie mit stehenden Figuren, in den übrigen christlichen Ländern in die sogen. Mummereien und Fastnachtsschwänke über.

Eine regelmäßige K. begründete in Frankreich zuerst Molière, der »Vater der französischen K.« als unübertroffener Meister des Charakterlustspiels, ja als der eigentliche Schöpfer dieser Gattung, während in Spanien (durch Lope und dessen Nachfolger, unter denen Moreto der ausgezeichnetste ist) das Intrigenlustspiel ausgebildet wurde. Letzteres wurde durch Beaumarchais und seine Nachahmer, unter welchen Scribe, der Erfinder des historischen Lustspiels, der fruchtbarste war, in Frankreich, das Charakterlustspiel dagegen durch den »italienischen Molière«, Goldoni, in Italien eingebürgert. Die einheimische K., die Commedia dell' arte mit den Masken des Pantalone, Arlecchino, Scaramuzzo und der Colombina, wurde daselbst der sogen. Commedia erudita, in welcher sich unter andern Machiavelli hervorthat, entgegengesetzt und durch Carlo Gozzi als Märchenlustspiel erneuert. In England zeichnete sich Shakespeare vorzüglich im phantastischen, nach ihm vornehmlich Sheridan im Molière nachgeahmten Charakterlustspiel aus. In Dänemark thaten sich Holberg und Öhlenschläger als Komödiendichter, ersterer namentlich im possenhaften Genre, hervor. In Deutschland, wo die K. aus dem Fastnachtsspiel und Karnevalsschwank entsprang, stehen Hans Sachs und Andreas Gryphius in der Burleske obenan, während Lessing der Schöpfer und Kotzebue, der deutsche Scribe, der fruchtbarste Förderer des deutschen Lustspiels wurden. Ersterer hat als Charakterkomödiendichter in H. v. Kleist, dieser als Meister der Intrigenkomödie und des Konversationsstücks in Bauernfeld, Benedix, Holtei, Schall, Feldmann, Töpfer u. a. Nachfolger gefunden. Die phan-

und Kalisch' Wiener und Berliner Volkspossen anzusehen sind, s. Posse. Vgl. Bohtz, Über das Komische und die K. (Götting. 1844); Gottschall, Poetik (5. Aufl., Bresl. 1883), sowie die Werke über Ästhetik von Vischer, Carriere, Zimmermann u. a.

Komoren, s. Comoroinseln.

Komorn (ungar. Komárom, lat. Comaromium), Komitat in Ungarn, liegt an beiden Donauufern, wird von Neutra, Bars, Gran, Pest, Weißenburg, Veszprim, Raab und Preßburg umschlossen, umfaßt 2944 qkm (53,4 QM.), ist mit Ausnahme des südlichen Teils, den das Vérteser Gebirge begrenzt, eben und teilweise sumpfig und wird von der Donau durchzogen, die hier die Waag mit der Neutra aufnimmt. Die (1881) 151,699 Einwohner, meist Ungarn und Katholiken, betreiben Ackerbau, Viehzucht, Fischerei und Schiffahrt. Das Komitat liefert auch vortrefflichen Wein (in Neszmély) und Tabak. — Die königliche Freistadt und Festung K., Sitz des Komitats, liegt links an der Donau, an der Vereinigung der sogen. Waagdonau mit der Donau, hat 4 katholische, eine griechische, eine reformierte und luther. Kirche, 3 Klöster, mehrere wohlthätige Anstalten, Weinbau, ansehnlichen Handel mit Getreide und Holz, Fischerei, (1881) 13,042 Einw., einen Gerichtshof und ein Untergymnasium. Die berühmte Festung, eine der stärksten in Europa, liegt gegen 200 Schritt von der Stadt auf der Südostspitze der Insel Schütt und wurde ursprünglich von Matthias Corvinus angelegt; die stärksten Werke rühren aus der neuern Zeit (1808) her. Die äußerste Linie der Festungswerke wird durch die beiden Brückenköpfe auf dem linken Waagdonau- und rechten Donauufer und durch den auf dem letztern befindlichen Sandberg gebildet; das wichtigste Außenwerk aber ist die von der Donau bis an den nördlichen Donauarm reichende Palatinallinie (ca. 5 km lange Befestigungen), welche die Stadt mit den großen Magazinen außerhalb derselben umschließt. Jeder Angriff auf diese Linie wird durch die Beschaffenheit des Bodens erschwert, der meistenteils überschwemmt ist. Die Festung, auf der Spitze der Landzunge, ist mit Erdwällen und Enveloppen umringt, sodann, durch einen mit Gräben versehenen Raum geschieden, mit einer zweiten Reihe der Werke, der sogen. alten Festung, umgeben, deren Geschütze die Erdwälle und Enveloppen beherrschen; auf diese folgt wieder ein freier Raum, und dann erst beginnt die neue Festung, aus der man über Wälle und Gräben in die Stadt K. gelangt. Zwei Brücken, darunter eine große Schiffbrücke, führen über die Kleine und Große Donau nach dem gegenüber am befestigten rechten Donauufer liegenden Markt Uj-Szöny, dem Stationsplatz der Österreichisch-Ungarischen Staats- und Südbahn. — K. erscheint unter König Bela IV. als ein 1263 gefreiter Ansiedlerort, der 1265 dem königlichen Kammergrafen Walther, einem Deutschen, geschenkt wurde; den Ansiedlern wurde Stadtfreiheit nach Art Ofens verliehen. 1277 gehörte K. dem Banus Thomas, 1307 dem Palatin Matthäus Chák; 1331 findet sich wieder ein königliches Stadtprivilegium vor. Bei den Ungarn gilt K. für eine noch jungfräuliche Festung; doch ward dieselbe erwiesenermaßen bereits zweimal erobert, das erste Mal zu Anfang des 14. Jahrh. von dem König Karl Robert von Neapel, das zweite Mal 1527 von dem deutschen König Ferdinand I. Die Türken belagerten K. 1594 und 1663 vergebens. Von 1848 bis 1849 bildete K. den Hauptstützpunkt der Insurrektion, und die Umgegend war daher der Schauplatz häufiger Gefechte. Die Festung wurde von den Österreichern vergeblich belagert (s. Klapka) und kam erst durch die Kapitulation vom 27. Sept. 1849 an Österreich zurück. Vgl. Szillányi, K. im Jahr 1849 (Leipz. 1851).

Komos (lat. Comus), niederer, bei den Alten selten genannter Gott der Gelage, wird als weinseliger Satyr im Schwarm der ausgelassenen Gesellen des Dionysos auf Vasenbildern mit aufgeführt; bei den Spätern schlechthin der Gott des Schwärmens und der Festscherze.

Komotau, Stadt im nordwestlichen Böhmen, am Fuß des Erzgebirges und am Kreuzungspunkt mehrerer Eisenbahnen (Buschtiehrader, Aussig-Teplitzer und Dux-Bodenbacher Bahn), hat ein großes Rathaus, 4 katholische und eine protest. Kirche, eine Synagoge, ein Gerichtsgebäude, (1880) 10,111 Einw., ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, eines Revierbergamtes und Hauptzollamtes, hat ein Obergymnasium, eine Lehrerbildungsanstalt und eine maschinengewerbliche Fachschule, eine Sparkasse, ein Armen-, Waisen- und Krankenhaus. Die Stadt besitzt außerdem hübsche Anlagen, eine eisenhaltige Mineralquelle und einen Alaunsee. An industriellen Etablissements sind vorhanden: eine Werkstätte der Buschtiehrader Bahn, eine Papierfabrik, Baumwollspinnerei, Färberei, Appretur, Tuchfabrik, Emailgeschirrfabrik, Glockengießerei, Dampfmühle, Spiritusbrennerei, Kaffeesurrogat-, Zündhölzchenfabrik u. Bierbrauerei; außerdem werden Bergbau (namentlich auf Braunkohlen), lebhafter Handel, Obst- (auch Kastanien-) und Gemüsebau betrieben. — K. war im 13. und 14. Jahrh. im Besitz des Deutschen Ritterordens, ward 1421 von den Hussiten erobert und zerstört, 1605 zur königlichen Stadt erhoben.

Kompaciszieren (lat.), einen Vertrag (Pakt), namentlich Frieden, schließen.

Kompagnon (franz., spr. -panjóng, »Genoß«, in Frankreich Associé), im Handlungswesen Teilnehmer an einem Kompaniegeschäft, Socius. Vgl. Handelsgesellschaft.

Kompakt (lat.), derb, gedrungen, fest und dicht.

Kompaktät (lat.), s. v. w. Pakt, Vertrag. Bekannt sind die Prager oder Böhmischen Kompaktaten (Compactata religionis), jener Vergleich, welcher auf Grundlage der allerdings wesentlich modifizierten Prager Artikel von 1420 von den böhmischen Ständen 30. Nov. 1433 mit dem Baseler Konzil geschlossen wurde, und nach welchem den Kalixtinern der Genuß des Kelchs beim Abendmahl, ihren Priestern die freie Verkündigung des Wortes Gottes, ihren Klerikern die Verwaltung des Kirchenguts 2c. zugestanden ward; 1448 wollte Kardinal Caravajal die der Kurie unbequemen Kompaktaten entführen. Papst Pius II. verwarf sie ausdrücklich und bestand auf der kirchlichen Wiedervereinigung Böhmens; sie wurden 1567 wieder aufgehoben. Vgl. Hussiten.

Kompanie (franz. Compagnie), Gesellschaft, Genossenschaft; insbesondere Bezeichnung für Handelsgesellschaft, die in Firmen häufig gebraucht wird (X. u. Komp.). Im militärischen Sinn bezeichnet K. eine Truppenabteilung und zwar die kleinste Verwaltungseinheit der Fußtruppen (bei der Reiterei Eskadron, bei der Feldartillerie Batterie). Die K. zählt jetzt einen Hauptmann (Kompaniechef), in Behinderungsfällen vertreten durch Kompanieführer, 2—4 Leutnants (Kompanieoffiziere), 10—20 Unteroffiziere, 2—4 Spielleute und 80—200 Gefreite und Gemeine, in Summa 100—250 Köpfe; 4—10 Kompanien bilden ein Bataillon (s. d.). In Deutschland ist die K. bei der Infanterie in 3, bei den Jägern, der Fuß-

artillerie und Pionieren, die in zwei Gliedern rangieren, wie in andern Heeren in 4 Züge geteilt. Für den innern Dienst erfolgt eine Einteilung in Korporalschaften. Die Bezeichnung K. trat Ende des 17. Jahrh. an Stelle des Wortes Fähnlein. Vgl. Müller, Der Kompaniedienst (4. Aufl., Berl. 1886).

Kompaniechirurg, s. Feldscher.

Kompaniekolonne, Gefechtsformation der Kompanie, seit 1812 in drei (in Österreich vier) zweigliederigen Zügen hintereinander, von denen der dritte als Schützenzug ausschwärmt. In dieser Formation wird die Kompanie seit 1870/71 als Kampfeinheit verwendet (Kompaniekolonnentaktik); vgl. Fechtart.

Kompanie-Rupie, s. Rupie.

Kompanieschule, früher eine Schule, in der befähigte Soldaten einer Kompanie Unterricht im Schreiben ꝛc. erhielten; jetzt durch die Kapitulantenschulen (s. d.) ersetzt. Auch heißt K. die Summe elementar-taktischer Bewegungen, Aufstellungsformen und Griffe, in denen die Kompanie sicher ausgebildet sein muß, um kriegerisch verwendbar zu sein.

Komparābel (lat.), vergleichbar; Komparabilität, Vergleichbarkeit.

Komparation (lat.), Vergleichung; in der Grammatik die auf Vergleichung beruhende Steigerung der Adjektiva und Adverbien, bisweilen auch der Partizipien, durch angehängte Silben oder besondere Wörter. Die Grundform eines Adjektivums, der Positiv, gibt die Eigenschaft schlechthin an, z. B. glücklich, klug; die zweite, der Komparativ oder der erste Steigerungsgrad, legt eine Eigenschaft einem Ding in einem höhern Grad bei, als dieselbe einem zweiten Ding eigen ist, z. B. glücklicher, klüger (als ein andrer); die dritte, der Superlativ oder der zweite Steigerungsgrad, legt dieselbe einem dritten Ding im höchsten Grad bei, z. B. der glücklichste. Wie das Deutsche, gebrauchen die meisten germanischen Sprachen zur Bezeichnung des Komparativs und Superlativs mit wenigen Ausnahmen Endsilben (z. B. schön-er, am schön-sten, engl. great-er, great-est, schwed. rik-are, rik-ast), die romanischen Sprachen meist besondere Wörter (franz. plus, le plus, ital. più, il più, span. mas, el mas ꝛc.). Auch die semitischen Sprachen bedienen sich der Umschreibung. Mangelhafte (defektive) oder unregelmäßige K. nennt man es, wenn zu einem Komparativ oder Superlativ der entsprechende Positiv fehlt und durch ein Wort von ähnlicher Bedeutung ersetzt werden muß (z. B. besser, am besten, gut), oder wenn der Komparativ oder Superlativ unregelmäßig gebildet werden (z. B. mehr, meist).

Komparativ (lat.), vergleichend; als Substantiv der erste Steigerungsgrad der Adjektiva ꝛc. (s. Komparation).

Komparātor (lat.), Instrument zur genauesten Vergleichung von Längenmaßen; Lenoirs K. (1792) bestand im wesentlichen aus einem Lineal mit Nonius, später mit Fühlhebeln und gab $^{1}/_{2000}$ Linie an. In der Folge sind, z. B. von Troughton, derartige Instrumente konstruiert worden, bei welchen zwei Mikroskope, an den Enden des Lineals verschiebbar, Messungen bis zu $^{1}/_{10000}$ Zoll gestatteten. Schwerd und Bessel wandten zum Vergleichen der Meßstangen für Basismessungen (vgl. Triangulation) einen K. an, welcher zwei in gut fundierten Steinpfeilern befestigte Stahlprismen besaß, deren Abstand zwischen den sich zugekehrten und senkrecht zu einander stehenden scharfen Kanten (Schneiden) etwas mehr als die Länge des Maßstabes betrug. Zwischen diese wurden die zu vergleichenden Maßstäbe genau wagerecht auf Walzen gelegt, worauf man durch Zwischenschieben von Meßkeilen ihr Maß bestimmte.

Komparént (lat.), ein vor Gericht Erschienener; Komparénz, Komparition, das Erscheinen oder die Stellung vor Gericht.

Komparieren (lat. comparāre), vergleichen (s. Komparation); dann (lat. comparēre) erscheinen, sich vor Gericht oder einer sonstigen Behörde stellen.

Komparse (ital.), im Bühnenwesen s. v. w. stumme Person, Figurant, Statist; Komparserie, das Arrangement und Auftreten der Komparsen (bei Schlachten, Aufläufen, Triumphzügen ꝛc.).

Kompartiment (mittellat.), abgeteilter Raum, Fach.

Kompaß (franz. compas, ital. compasso), ein für den Gebrauch der Seefahrer, Feldmesser ꝛc. bestimmtes Instrument, enthält eine auf einem Stift frei schwingende Magnetnadel, die sich stets der magnetischen Nordsüdrichtung parallel stellt, und dient zu Winkelmessungen, d. h. zur Bestimmung der Richtungslinie von Gegenständen mit Bezug auf die Nordsüdrichtung der Magnetnadel. Dieses Bestimmen der Richtungslinie nennt der Seemann peilen, und der Winkel, welchen die Kiellinie eines Schiffs mit der durch die Achse der Magnetnadel (Kompaßmeridian) gelegten Vertikalebene bildet, heißt der Kurs des Schiffs. Der Schiffskompaß enthält oberhalb der Magnetnadel und in fester Verbindung mit ihr eine aus Marienglas oder Papier gefertigte kreisrunde Scheibe (Windrose), deren Peripherie, vom Nordpol der Nadel beginnend, in 32 Teile (Kompaßstriche) geteilt ist, welche den Himmelsrichtungen entsprechende Namen besitzen. Norden, Süden, Osten, Westen, die vier Kardinalpunkte der Windrose, teilen dieselbe in 4 Quadranten à 8 Striche. Diese Einteilung genügt für die Steuerkompasse, während Instrumente zu genauern Peilungen (Peilazimut) außerdem noch eine Gradeinteilung und Meßinstrumente (Diopter) erhalten. Auf dem Schiff steht der Steuerkompaß unmittelbar vor dem Steuerrad, der Peilkompaß erhöht auf einem Stativ, so daß er den ganzen Horizont beherrscht. Die Windrose mit der Magnetnadel dreht sich auf einer Stahlspitze (Pinne), die zentral in einem cylinderförmigen Gehäuse aus Messingblech befestigt ist, und letzteres ist wieder in dem Kompaßhäuschen mit großer Sorgfalt dergestalt angebracht, daß 2 oder 4 in der Innenwand des Gehäuses in der Höhe der Windrose befindliche Striche (Steuerstriche) genau parallel mit der Vertikalebene des Schiffskiels stehen, resp. mit derselben zusammenfallen. Das Gehäuse hängt in Cardanischen Ringen und erhält sich daher auch bei nicht zu starkem Schwanken des Schiffs stets in horizontaler Lage. Bei schwerem Sturm wendet man indes auch schwerere, stabilere Windrosen (Sturmrosen) und bei sehr heftigem Schwanken sowie bei Booten Fluidkompasse an, deren Rose in Glycerin schwimmt. Die Güte eines Kompasses hängt hauptsächlich von der Fehlerlosigkeit und Stärke der Magnetnadel ab; stimmt bei dieser die magnetische Achse nicht mit der geometrischen überein (Kollimationsfehler), so muß man vor dem Gebrauch des Kompasses eine Korrektur anwenden; die Empfindlichkeit der Nadel darf weder zu groß noch zu klein sein; beim Azimutkompaß soll die aus ihrer Ruhelage gebrachte Nadel 12, beim Steuerkompaß 6—8 Doppelschwingungen machen.

Die Chinesen sollen den K. schon 121 n. Chr. benutzt haben. Die früheste Kunde von der Nordweisung treffen wir bei Alex. Neckam, dem Milchbruder von Richard Löwenherz, und etwas später bei Guiot von Provins, und es ist nicht sicher, ob die Nadel aus China

unmittelbar oder durch die Hände der Araber nach Europa gelangt ist. Flavio Gioja hat wahrscheinlich das Verdienst, einen nadelförmigen Magnet zuerst in eine Büchse eingeschlossen zu haben (1302—20). Erst zu Anfang dieses Jahrhunderts wurde man auf einen Fehler in den Angaben des Kompasses aufmerksam (Flinders, Reise nach Australien, 1801), welcher dadurch entsteht, daß das im Schiffe verbaute Eisen, durch die Einwirkung des Erdmagnetismus magnetisiert, seine Anziehungskraft auf die Kompaßnadel ausübt und sie von ihrer dem magnetischen Meridian parallelen Richtung ablenkt. Von höchster Bedeutung für die Schiffahrt wurde dieser Fehler bei der Einführung des Eisenschiffbaues und der Panzer, und man wendet ihm jetzt die größte Aufmerksamkeit zu. Die Wirkung, welche das magnetische Eisen eines Schiffs auf die Magnetnadel ausübt, ändert sich mit dem Winkel, in welchem dasselbe zu ihr steht, und folglich mit dem Kurs, welchen das Schiff nach dem K. verfolgt. Überdies ändert sich die Polarität weichen Eisens mit der Stellung desselben zum magnetischen Meridian und ist im allgemeinen am größten, wenn das Eisen in seiner größten Längenausdehnung dem magnetischen Meridian parallel steht. Um nun die Deviation, d. h. den Winkel, welchen die Kompaßnadel unter dem Einfluß des Eisens im Schiff mit der magnetischen Nordsüdlinie bildet, zu bestimmen, schwingt man das Schiff, sobald die vollständige Ausrüstung am Bord ist, vor seinem Anker, resp. an einer besondern Deviationsboje durch alle 32 Kompaßstriche und vergleicht die Angabe des Schiffskompasses, die man beim Peilen irgend eines entfernten Objekts erhält, mit denen eines andern Kompasses, welchen man in derselben Peilungslinie außerhalb der die Deviation hervorrufenden Ursachen aufgestellt hat. Auf See bestimmt man die Deviation durch astronomische Beobachtungen. Die erhaltenen Resultate legt man in einer Deviationstabelle nieder, so daß man die Korrektur für jeden Strich sofort ablesen kann; sind die Fehler aber sehr groß (eiserne Schiffe, Panzer), so bringt man zur Korrektur permanente Magnete (Airysche Magnete) oder weiches Eisen an. Die Deviation eines Kompasses ändert sich aber bei jeder Ortsveränderung des Schiffs in der Breite, weil damit die Intensität des Erdmagnetismus und folglich auch der durch ihn induzierte Magnetismus des weichen Eisens zu- oder abnimmt, und man muß daher die Deviationsbestimmungen stets von neuem wiederholen, sobald man viel in der Breite verändert hat. Je nach den Ursachen, aus welchen die Deviation entsteht, unterscheidet man quadrantale (so genannt, weil sie in jedem Quadranten des Kompasses einmal am größten ist und einmal verschwindet), hervorgerufen durch den Induktionsmagnetismus des horizontal liegenden Eisens, und semizirkuläre Deviation, so genannt, weil sie nur an zwei gegenüberliegenden Punkten der Windrose nicht vorhanden ist, nämlich an denjenigen, in welchen die Nadel direkt auf den Pol des dieselbe verursachenden Magnets hinweist; sie verdankt zum Teil dem Induktionsmagnetismus vertikaler Eisenmassen ihre Entstehung, bei eisernen Schiffen aber wird sie hauptsächlich durch den permanenten Magnetismus erzeugt, welchen diese Schiffe annehmen, weil sie, beim Bau in unveränderter Richtung zum magnetischen Meridian liegend, heftigen Erschütterungen durch Hämmern ꝛc. ausgesetzt sind. Beide Faktoren kombinieren sich nun zu einem einzigen Magnet, dessen Pole irgendwo im Schiff liegen und von dort auf den K. wirken. Die Verbindungslinie dieser Pole, die magnetische Achse des Schiffs, ist in ihrer Lage unabhängig von der Lage des Schiffs beim Bau und der Inklination des Bauortes analog. Der permanente Magnetismus der Eisenschiffe ist in seinem Zusammenwirken mit dem veränderlichen induzierten Magnetismus eine fast unberechenbare Fehlerquelle, und besonders kompliziert werden die Verhältnisse beim Arbeiten des Schiffs, wo ein Teil des nicht mehr horizontalen Eisens semizirkuläre, ein Teil des nicht mehr vertikalen Eisens quadrantale Deviation hervorruft und beim Überholen des Schiffs dies alles sich vielleicht umkehrt. Aber auch der permanente Magnetismus ist nicht unwandelbar, ein bedeutender (aber unberechenbarer) Teil (der subpermanente Magnetismus) geht verloren, wenn das neue Schiff zum erstenmal dem Spiel der Wogen ausgesetzt ist, und erst, wenn das Schiff ein Jahr Dienste gethan und ziemlich viel schlechtes Wetter gehabt hat, ist der jedem Schiff eigentümliche magnetische Charakter stabil geworden. Auf Holz- und besonders auf Segelschiffen beträgt die Deviation ca. 3°, auf eisernen Schiffen oft 4—6°. Der permanente Magnetismus wird bei ihnen am größten, wenn das Schiff beim Bau mit dem Steven Nord oder Süd gelegen hat, am kleinsten, wenn es zur Hälfte in einer entgegengesetzten Richtung vollendet werden kann. Hierauf wird beim Panzern des vom Stapel gelaufenen Schiffs Rücksicht genommen. Bei der Aufstellung des Kompasses an Bord ist zu beachten, daß kein Eisen in unmittelbarer (2 m) Nähe sich befindet, größere Eisenmassen aber mindestens 4—5 m entfernt sind. In großem Umfang werden an der deutschen Seewarte zu Hamburg Kompaßbeobachtungen und »Regulierungen betrieben. Speziell ist eine Sektion mit Regulierung und Aufstellung der Kompasse auf den Schiffen der Handelsmarine beauftragt. Neumayer hat einen sehr sinnreichen Apparat zur Belehrung auch wissenschaftlich weniger vorgebildeter Seeleute über die Deviation des Kompasses auf eisernen Schiffen konstruiert. Vgl. Bussole.

Kompaßberg, s. Canna.

Kompaßbrief (Litterae mutui compassus), im alten Prozeßstil Schreiben einer Behörde an eine andre, worin sie dieselbe gegen Zusicherung gleicher Gefälligkeit um Rechtshilfe ersuchte.

Kompassion (lat.), Mitleid, Mitgefühl.

Kompaßpflanzen, Gewächse, welche ihre Blätter in der Meridianebene ausbreiten, so daß die Ränder derselben nach Norden oder nach Süden gekehrt sind. Diese Eigenschaft wurde zuerst an dem nordamerikanischen Silphium laciniatum beobachtet, kann aber ebenso ausgeprägt bei der heimischen Lactuca scariola beobachtet werden. Die Blätter dieser Pflanze sind vertikal gestellt, der eine Seitenrand nach oben, der andre nach unten gerichtet. Dabei zeigen bei frei stehenden Pflanzen die vertikalen Blattspreiten deutlich die Neigung, sich alle in parallele Vertikalebenen zu ordnen. Dies tritt am deutlichsten bei magern Pflanzen hervor, welche auf dürrem Boden an sonnigen Standorten wachsen, und hier fällt dann in der That die Orientierung der Blätter ziemlich genau mit der Meridianebene zusammen. Ein Teil der Blätter kehrt die Spitze nach Süden, ein andrer nach Norden; nach Osten und Westen stehen keine Blätter ab. Die auf der Nord- oder Südseite des Stengels inserierten Blätter haben durch eine ca. 90° betragende, dicht über der Basis erfolgte Torsion ihre Spreiten in die Meridianebene gebracht, während die an der Ost- und Westseite des Stengels inserierten Blätter ohne derartige Torsion nur steil aufgerichtet

sind. Nach Stahls Untersuchungen steht diese Blattstellung mit dem Erdmagnetismus in gar keiner Beziehung, sie ist vielmehr nur ein besonderer Fall von Heliotropismus, wie er bei der großen Mehrzahl der Laubblätter beobachtet wird; die Blätter des wilden Lattichs unterscheiden sich von denen andrer Pflanzen nur durch ihre größere Empfindlichkeit gegenüber intensivem Licht. Wiesner hat gezeigt, daß die fixe Lichtlage der Blätter im allgemeinen nicht durch das direkte Sonnenlicht, sondern durch das zerstreute Licht bestimmt wird. Gerade in diesem Punkt macht der wilde Lattich eine Ausnahme. Pflanzen, die nur in den Morgenstunden von der Sonne beschienen werden, stellen ihre Blätter senkrecht auf die Strahlen der Morgensonne; dasselbe gilt in analoger Weise für Stöcke, die nur in den Nachmittagsstunden das Sonnenlicht genießen. Bei vollständig frei stehenden und den ganzen Tag über besonnten Pflanzen ist die Oberseite der einen Blätter nach Osten, die der andern nach Westen gekehrt. Diese Erscheinung ist an der Hand der bekannten Wachstumsgesetze leicht zu erklären. Das Licht der aufgehenden Sonne fällt bei einem Teil der in Entstehung begriffenen Blätter auf die Rückseite, bei einem andern unter mehr oder weniger spitzem Winkel auf die Vorderseite. Diese letztern Blätter werden die notwendigen Krümmungen, resp. Torsionen ausführen, bis sie mit ihrer Oberseite senkrecht zum Sonnenlicht stehen. Bald nimmt aber infolge der starken Beleuchtung und der gesteigerten Transpiration die Wachstumsintensität und mit ihr die Fähigkeit, heliotropische Bewegungen auszuführen, ab; die Blätter verharren in der eingenommenen Stellung. Gegen Abend, wo die Wachstumsbedingungen wieder günstiger werden, nehmen dann die schon in der Knospenlage nach Westen schauenden Blätter die Senkrechtstellung zum Lichte der untergehenden Sonne ein. Offenbar erwachsen der Pflanze durch diese Blattstellung gewisse Vorteile: geringerer Wasserverlust durch Transpiration und Milderung des zu intensiven Sonnenlichts. Damit stimmt überein, daß die Meridianstellung am schärfsten hervortritt bei Exemplaren, die an trocknen Standorten vegetieren. Bei diesen letztern sind auch die Borsten, welche die Mittelrippe auf der Blattunterseite bedecken, am stärksten entwickelt und bilden nebst den etwas schwächern Randborsten der Blätter ein allseitig abstehendes Borstensystem, durch welches die zartern Blattspreiten gegen Berührung gesichert sind. Silphium laciniatum (Komposite) ist in Nordamerika von Michigan und Wisconsin westlich bis zum Felsengebirge, südlich bis Texas und Alabama eine sehr verbreitete Präriepflanze, deren Eigenschaft, ihre Blattränder nach Norden und Süden zu kehren, den Jägern, welche die Prärien durchstreifen, schon lange bekannt gewesen zu sein scheint. General Alvord berichtete darüber 1842, doch wurden seine Angaben mehrfach bezweifelt, da es nicht gelang, sie an den in botanischen Gärten kultivierten Exemplaren zu verifizieren. In der That müssen die Silphien an freiem, sonnigem Standort kultiviert werden, wenn die Meridianstellung der Blätter deutlich hervortreten soll. Außer diesen beiden Pflanzen zeigen die Meridianstellung, wenn auch zum Teil viel we-

Kompaternität (lat.), Gevatterschaft.

Kompatibilität (neulat. Compatibilitas, franz. Compatibilité), Vereinbarkeit, Verträglichkeit, im Gegensatz zu **Inkompatibilität**, womit man den Zustand der Unverträglichkeit zweier Dinge miteinander bezeichnet. Namentlich wird es im öffentlichen Leben als Inkompatibilität hingestellt, wenn gewisse öffentliche Funktionen gleichzeitig von einer und derselben Person nicht ausgeübt werden können. So ist z. B. die Ausübung des Reichstagswahlrechts inkompatibel mit der Angehörigkeit zu dem stehenden Heer, während die K. eines Reichstagsmandats mit ebendieser Angehörigkeit nicht ausgeschlossen, ein Offizier also wählbar ist. Dagegen ist die Stellung des Bundesratsmitglieds mit derjenigen eines Reichstagsabgeordneten inkompatibel; in Frankreich kann der Avoué (Sachwalter, Parteivertreter) nicht gleichzeitig Avocat (Rechtsbeistand) sein 2c. Im Kirchenrecht versteht man unter Inkompatibilität die Unzulässigkeit der gleichzeitigen Übertragung gewisser Kirchenämter, während bei andern Pfründen und kirchlichen Benefizien K. besteht.

Kompatieren (lat.), Mitgefühl haben; womit vereinbar sein, wozu passen; **kompatibel**, verträglich, vereinbar (s. **Kompatibilität**).

Kompatriot (franz.), Landsmann.

Kömpel, August, Violinspieler, geb. 15. Aug. 1831 zu Brückenau, erhielt den ersten Unterricht von seinem Vater, seine weitere Ausbildung auf der Musikschule in Würzburg, und vollendete sein Studium unter Spohrs und Ferdinand Davids Leitung. Mitte der 50er Jahre wurde er als erster Violinist an der Hofkapelle zu Kassel angestellt, kam später in gleicher Eigenschaft nach Hannover und folgte 1867, nachdem er inzwischen auf verschiedenen Konzertreisen, namentlich in Paris, großen Beifall geerntet, einem Ruf als Konzertmeister nach Weimar.

Kompellieren (lat.), antreiben, zwingen.

Kompendium (lat.), kurzer Inbegriff, Handbuch oder Leitfaden, auch ein Auszug des Hauptinhalts einer Wissenschaft; daher **kompendiarisch** oder **kompendiös**, kurzgefaßt, zusammengedrängt, nach Art eines Kompendiums.

Kompensabel (lat.), ersetzbar, ausgleichbar.

Kompensation (lat.), die wechselseitige Aufhebung und Ausgleichung der Wirkungen zweier einander gegenüberstehender Ursachen oder ursachlicher Thatsachen, z. B. in der Physik die Ausgleichung der Wirkung einer Kraft, welche ohne K. störend eingreifen würde. So verändern Temperaturschwankungen die Länge des Pendels, und man benutzt in sinnreicher Weise die ungleiche Ausdehnung verschiedener Metalle, um diese Schwankungen auszugleichen (s. **Ausdehnung**, S. 109). Ebenso wird bei Chronometern die Abhängigkeit der Unruhe von der Temperatur ausgeglichen. In der Medizin versteht man unter K. die Ausgleichung einer vorhandenen Störung durch eine andre Anomalie, z. B. eines Herzfehlers durch allmählich sich ausbildende Herzhypertrophie. — Besonders gebräuchlich ist der Ausdruck K. (**Aufrechnung**, **Wettschlagung**) im Rechtswesen. Man spricht z. B. von K. gegenseitiger Injurien, indem das deutsche Strafgesetzbuch (§ 199, 233) den Richter ermächtigt,

Kostenpunktes miteinander aufheben, so daß jeder Teil die auf seiner Seite erwachsenen Kosten trägt. Dies pflegt namentlich bei dem teilweisen Unterliegen und dem teilweisen Obsiegen einer Partei sowie bei Vergleichen zu geschehen, während sonst dem unterliegenden Teil die sämtlichen Prozeßkosten zur Last fallen. Nach der deutschen Zivilprozeßordnung (§ 93) gelten die Kosten bei einem Vergleich als kompensiert, wofern die Parteien ein andres nicht vereinbart haben. Im engern und eigentlichen Sinn aber versteht man unter K. die wechselseitige Aufhebung zweier einander gegenüberstehender Forderungen. Es hat z. B. A. von B. 100 Mk., B. von A. 60 Mk. zu fordern; hier kann B. mit seiner Gegenforderung kompensieren, so daß er dem A. nur 40 Mk. zu bezahlen braucht. Derartige Gegenforderungen sind, wenn es zum Prozeß kommt, einredeweise (Kompensationseinrede, Exceptio compensationis) geltend zu machen. Nach der deutschen Zivilprozeßordnung (§ 136) kann jedoch die Kompensationseinrede vom Gericht zur getrennten Verhandlung verwiesen werden, wenn die einredeweise geltend gemachte Forderung mit der eingeklagten nicht in rechtlichem Zusammenhang steht. Eine Forderung ist ferner nur dann kompensabel, wenn sie fällig und mit der eingeklagten Forderung kongruent ist, d. h. beide Forderungen müssen auf eine gleichartige Leistung, z. B. auf die Zahlung von Geldsummen, gerichtet sein. Die Forderungen müssen einander aber auch direkt gegenüberstehen, Schuldner und Gläubiger müssen dieselben Personen sein. Hieraus rechtfertigt sich die wichtige Bestimmung des deutschen Handelsgesetzbuchs (Art. 121), daß bei Handelsgesellschaften eine K. zwischen Forderungen der Gesellschaft und Privatforderungen des Gesellschaftsschuldners gegen einen einzelnen Gesellschafter während der Dauer der Gesellschaft gar nicht und nach deren Auflösung nur insoweit stattfindet, als die Gesellschaftsforderung dem betreffenden Gesellschafter bei der Auseinandersetzung überwiesen worden ist. Im Konkurs kann ein Einzelschuldner des Gemeinschuldners der Konkursmasse gegenüber nur unter bestimmten Voraussetzungen (deutsche Konkursordnung, § 46 ff.) mit einer Forderung an den Gemeinschuldner kompensieren (s. Konkurs). Eine Modifikation der Regel, daß Gläubiger und Schuldner identisch sein müssen, daß also der Schuldner der Hauptforderung Gläubiger in Ansehung der Kompensationsforderung und umgekehrt der Gläubiger der Hauptforderung Schuldner der Kompensationsforderung sein muß, findet insofern statt, als der Bürge mit Forderungen des Hauptschuldners und der Zessionar mit der ihm zedierten Forderung kompensieren kann; ebenso kann aber auch der Debitor cessus dem Zessionar gegenüber mit einer Forderung kompensieren, welche ihm gegen den Zedenten zusteht (s. Zession); auch kann bei einer Korrealverbindlichkeit (s. d.) der eine Korrealschuldner eine Gegenforderung eines andern Korrealschuldners in Aufrechnung bringen. Dadurch, daß man das Rechtsinstitut der K. mit dem der Delegation (s. d.) [illegible]

ser seiner Gegenforderung, und so werden alle drei Forderungen getilgt; s. Abrechnung. Vgl. Brinz, Die Lehre von der K. (Leipz. 1849); Dernburg, Theorie der K. (2. Aufl., Heidelb. 1868); Eisele, Die K. nach römischem und gemeinem Recht (Berl. 1876); Schollmeyer, Die Kompensationseinrede (das. 1884).

Kompensationskurs, s. Börse, S. 237.

Kompensationsmaßstäbe, s. Meßinstrumente.

Kompensationspendel, s. Ausdehnung, S. 109.

Kompensieren (lat.), gegeneinander ausgleichen und aufheben, s. Kompensation.

Kompert, Leopold, Schriftsteller, geb. 15. Mai 1822 zu Münchengrätz in Böhmen, aus jüdischer Familie stammend, besuchte die Universität Prag, ging als Erzieher der Kinder des Grafen Andrássy nach Preßburg, nahm 1847 in Wien seine Universitätsstudien wieder auf, ward aber durch die Ereignisse des Jahrs 1848 ganz in die politisch-journalistische Thätigkeit gezogen und war bis 1852 Redakteur des »Österreichischen Lloyd«. 1852 übernahm er in Pest abermals eine Stelle als Erzieher, kehrte aber 1857 nach Wien zurück, wo er sich ganz der schriftstellerischen Thätigkeit widmete und 23. Nov. 1886 starb. Komperts dichterische Produktion begann, abgesehen von mannigfachen Jugendversuchen, mit den »Geschichten aus dem Ghetto« (Leipz. 1848, 3. Aufl. 1886). Das Stoffgebiet, welches sich K. damit erschlossen hatte, nämlich das Leben der Juden in ihrer Abgeschlossenheit, verließ er auch in seinen spätern Werken: »Böhmische Juden« (Wien 1851), »Am Pflug« (das. 1855), »Neue Geschichten aus dem Ghetto« (das. 1860, 2 Bde.), »Novellen« (das. 1860), »Geschichten einer Gasse« (Berl. 1865, 2 Bde.), den Romanen: »Zwischen Ruinen« (das. 1875, 3 Bde.) und »Franzi und Heini« (das. 1880) und den »Verstreuten Geschichten« (das. 1883), nicht wieder. Der Beschränktheit dieses Stoffes wußte er aber eine Fülle wahrhaft poetischen Lebens, origineller Charakteristik und feinster Detaillierung abzugewinnen. Einzelne seiner Erzählungen, wie »Christian und Lea«, gehören geradezu zu den tiefsten und eigentümlichsten Schöpfungen der modernen deutschen Poesie. Seine »Gesammelten Schriften« erschienen in 8 Bänden (Berl. 1882).

Kompetént (lat.), zuständig, befugt; als Substantiv s. v. w. Mitbewerber.

Kompeténz (lat.), Zuständigkeit, Befugnis; der gesetzliche Wirkungskreis einer öffentlichen Stelle, namentlich einer Behörde (s. Zuständigkeit); auch das jemand von Rechts wegen Zukommende, das ihm nicht entzogen werden darf; der Ertrag einer Stelle; daher Kompetenzbuch, das Aktenstück, in welchem die Bestandteile einer Pfarrbesoldung verzeichnet sind. Über die Rechtswohlthat der K. s. Beneficium competentiae.

Kompetenzkonflikt, die zwischen verschiedenen Behörden in einem gegebenen Fall bestehende Differenz über die Frage, vor welche Behörde die betreffende Sache gehöre. Behauptet in einem solchen Fall jede der verschiedenen Behörden ihre Zuständigkeit, so liegt ein positiver K. vor, während man von einem

Komplanation (lat., »Ebenung«), ursprünglich die Ermittelung einer ebenen Fläche, welche einer gegebenen gekrümmten Fläche an Größe gleichkommt; gewöhnlich s. v. w. Berechnung der Größe einer krummen Fläche, wozu die Integralrechnung dient.

Komplektieren (lat.), umfassen, in sich schließen.

Komplement (lat.), Ergänzung, Ergänzungsstück; insbesondere in der Geometrie die Ergänzung eines Winkels oder Bogens zu 90°. Über K. eines Logarithmus s. d.

Komplementär (franz.), ergänzend, als Komplement dienend; als Substantiv s. v. w. Vollgesellschafter in der Kommandit- und der sogen. stillen Gesellschaft der diese nach außen vertretende und die Geschäfte leitende Gesellschafter (s. Kommanditgesellschaft).

Komplementärfarben (Ergänzungsfarben), s. Farben und Farbenzerstreuung.

Kompleter, ein in Graubünden wachsender herber, aber aromareicher schwerer Weißwein, der im Mittelalter in den Klöstern zum Schluß des Mahls: ad complendam coenam, also gleichsam als Magenschluß kredenzt wurde.

Komplett (komplet, franz.), vollständig. Komplettieren, vervollständigen.

Komplettmaschine, s. Schnellpresse u. Schriftgießerei.

Komplex (lat.), Umfang, Inbegriff, Vereinigung, Gesamtmasse (z. B. Häuserkomplex).

Komplexe Größen, in der Arithmetik früher s. v. w. mehrgliederige Zahlen, z. B. $a \pm b$, $a + b \pm c$ etc., im Gegensatz zu den eingliederigen. Gegenwärtig wird diese veraltete Bezeichnung nicht mehr angewandt; man versteht vielmehr unter komplexen Größen solche, welche aus einem reellen und einem rein imaginären Glied bestehen, also die Form $a + b\sqrt{-1}$ haben, wo a und b reelle Zahlen bedeuten. Zwei k. G., die sich nur durch das Vorzeichen des imaginären Gliedes unterscheiden, wie $a + b\sqrt{-1}$ und $a - b\sqrt{-1}$, heißen konjugierte k. G. Auf solche Zahlen kommt man in der Algebra zuerst bei der Auflösung quadratischer Gleichungen (s. Gleichung); es zeigt sich aber, daß auch jede Lösung (Wurzel) einer algebraischen Gleichung höhern Grades sich unter der allgemeinen Form $a \pm b\sqrt{-1}$ darstellen läßt, und zwar kommen stets zwei konjugierte komplexe Lösungen zusammen vor. Während es Verhältnisse des alltäglichen Lebens gibt, die dem Gegensatz zwischen positiven und negativen Größen entsprechen, wie Vermögen und Schulden, findet man scheinbar hier nichts, was an den Gegensatz zwischen reellen und imaginären oder komplexen Größen erinnert. Dies ist auch die Ursache der Benennung »imaginäre« oder gar »unmögliche« Zahlen. Es sind aber diese Zahlen genau nach demselben Prinzip in die Arithmetik eingeführt worden wie die negativen und gebrochenen: sie sollen die Lösung der gestellten Aufgabe (Ausziehen der Quadratwurzel) in allen Fällen möglich machen. Auch sind die imaginären und komplexen Zahlen unter gewissen konventionellen Voraussetzungen einer geometrischen Deutung fähig. Es hat nämlich zuerst Wallis in seiner »Algebra« (1693) darauf aufmerksam gemacht, diesen Gedanken zuerst Argand in seinem »Essai sur une manière de représenter les quantités imaginaires« (1806), zum Allgemeingut der Mathematiker ist er aber erst durch Gauß gemacht worden. Auf dem gleichen Gedanken beruht Bellavitis' Methode der Äquipollenzen. — Die Algebra führt auf keine andern als auf der reellen Einheit 1 und der imaginären $\sqrt{-1} = i$ zusammengesetzte; wenn man aber die Gültigkeit einzelner arithmetischer Regeln opfert, so kann man k. G. andrer Art als die oben besprochenen erhalten. Das bemerkenswerteste Beispiel hierfür bilden die 1843 von Hamilton erfundenen Quaternionen, Zahlen, welche aus vier Einheiten, der reellen Einheit $+1$ und den drei andern Einheiten i, j, k zusammengesetzt sind. Letztere sind durch die Gleichungen $ii = -1$, $jj = -1$, $kk = -1$, $ij = k$ definiert, aus denen $jk = i$ und $ki = j$, aber auch $ik = -j$, $ji = -k$ und $kj = -i$ folgt, so daß also $ij = -ji$, $jk = -kj$ und $ki = -ik$ ist, welche drei Gleichungen einer Hauptregel der Arithmetik widersprechen. Die ersten drei Definitionsgleichungen scheinen allerdings den Schluß zu rechtfertigen, daß $i = j = k = \pm\sqrt{-1}$ ist; da indessen die reelle Zahl a, welche durch einen Punkt in der Abscissenachse repräsentiert wird, durch Multiplikation mit $\sqrt{-1}$ imaginär wird und nun einen ebensoweit vom Koordinatenanfang abstehenden Punkt der Ordinatenachse als Repräsentanten hat, so kann man diese Multiplikation als eine Drehung um 90° auffassen, und unter den Einheiten i, j, k kann man sich ebensolche Drehungen um je eine der drei rechtwinkeligen Koordinatenachsen im Raum denken. Auf solche Weise ergibt sich nicht bloß die Zulässigkeit der Definitionen, sondern auch die übrigen Gleichungen erhalten eine anschauliche Bedeutung. Über den Quaternionenkalkül, der namentlich von britischen Mathematikern vielfach angewandt wird, vgl. Hamilton, Elemente der Quaternionen (deutsch von Glan, Leipz. 1882—85, 2 Bde.); Tait, Elementares Handbuch der Quaternionen (deutsch, das. 1880); Odstrčil, Kurze Anleitung zum Rechnen mit den Quaternionen (Halle 1879); Graefe, Vorlesungen über die Theorie der Quaternionen (Leipz. 1883). Die gemeinsame Quelle der gewöhnlichen komplexen Größen und Quaternionen weist nach Lipschütz, Untersuchungen über die Summen von Quadraten (Leipz. 1886).

Komplexion (lat.), Zusammenfassung; dann auch die aus Mischung der verschiedenen Elemente hervorgehende und den Gesundheitszustand bedingende Leibesbeschaffenheit eines Menschen; in der ältern Sprache auch s. v. w. Temperament.

Komplicen (franz., spr. kongplißn), Mitschuldige.

Komplikation (lat.), s. Komplizieren.

Kompliment (franz. compliment, spr. kongplimāng), eine gewisse Form der Ausdrucksweise in Rede oder Schrift, mit der man jemand seine Achtung, Verehrung oder Teilnahme zu erkennen geben oder überhaupt etwas Schmeichelhaftes und Angenehmes sagen will. Die Komplimente sind je nach der Nation verschieden, auch mit der Zeit wechselnd; seit Ludwig XIV. hat darin besonders Frankreich in dem größern Teil von Europa den Ton angegeben. In Deutschland wur-

an den Höfen, wo sie förmlich in das Zeremoniell aufgenommen worden sind.

Komplizieren (lat.), zusammenfalten, verwickeln (gewöhnlich im Partizip: kompliziert, gebraucht); Komplikation, Zusammenfaltung, Verwickelung; in der Medizin Verbindung mehrerer Krankheiten, entgegengesetzt dem Morbus simplex. Unter »kompliziertem Knochenbruch« oder Komminutivbruch versteht man einen solchen, bei dem die bedeckende Haut an der Bruchstelle zerrissen ist.

Komplott (franz.), Vereinigung zu einem verbrecherischen Zweck (s. Teilnahme am Verbrechen).

Komplutensische Bibel, s. Polyglotte.

Komponenten (lat.), Seitenkräfte, s. Parallele Kräfte.

Komponieren (lat.), zusammensetzen; auch etwas ausgleichend beilegen; in der Malerei technischer Ausdruck für das erste Entwerfen eines Bildes (s. Komposition); in der Musik Bezeichnung für die gesamte Thätigkeit des schaffenden Tonkünstlers, die Ausarbeitung eines Tonstückes (vgl. Kompositionslehre).

Komponist, s. v. w. Tonsetzer, Tondichter.

Komposita (lat.), in grammatischem Sinn, s. Zusammensetzung.

Kompositen (Zusammengesetztblütige, Vereintblütler, Korbblütler, Synanthereen), dikotyle Familie aus der Ordnung der Aggregaten, die größte im Pflanzenreich, meist ausdauernde, weniger einjährige Kräuter, auch Halbsträucher, aber nur sehr wenige baum- und strauchartige Pflanzen mit wechsel- oder gegen-, bei einigen auch quirlständigen Blättern; Nebenblätter fehlen. Der Blütenstand ist immer ein Köpfchen (Fig. 1), welches von einer Hülle (involucrum, Außenkelch, calyx communis) umgeben ist, die aus einer Anzahl von Hochblättern, sogen. Schuppen (squamae), gebildet wird. Dieser ganze Blütenstand der K. wird auch Blütenkörbchen (calathium) genannt. Der Blütenboden desselben (receptaculum) ist bald scheibenförmig flach, bald mehr oder weniger stark konisch (Fig. 2) und immer von den meist zahlreichen Blüten dicht besetzt. Die krautartigen oder trocknen Schuppen stehen bald in einer einfachen, bald in vielen Reihen und liegen dann dachziegelartig aufeinander; seltener sind sie unter sich verwachsen. Sie endigen bisweilen in einen Dorn oder tragen ein eigentümliches Anhängsel. Auf dem Receptaculum stehen die Blüten nackt, oder jede von einem meist trockenhäutigen, nicht grünen, schuppenartigen Deckblatt (Spreublatt, palea) gestützt. Bei wenigen K. sind wenig- oder sogar einblütige Köpfchen zu einem größern

Fig. 1.



Blütenköpfchen.

Fig. 2.



Blütenboden.

stehen abwechselnd mit den Saumabschnitten der Blumenkrone, ihre Fäden sind im Rohr der Blume befestigt, meist untereinander frei; die Antheren hängen aber als eine Röhre zusammen, durch welche der fadenförmige Griffel hindurchgeht. Letzterer steht auf dem Scheitel des Fruchtknotens im Grunde der Blume und ist daselbst von einem ringförmigen Diskus umgeben, an seinem Ende geht er in zwei verschieden gebildete Narbenschenkel über. Der Fruchtknoten ist einfächerig und enthält eine einzige grundständige Samenknospe. Ein eigentlicher Kelch am Grund außerhalb der Blumenkrone fehlt; dafür entwickelt sich bei vielen Gattungen an dieser Stelle eine sogen. Federkrone (pappus), welche erst zur Fruchtzeit ihre vollkommene Ausbildung erreicht. Bisweilen ist dieselbe nur ein kleiner, kronenförmiger Rand, oder sie besteht aus kleinen, trocknen Schüppchen

Fig. 5.

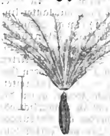


Fig. 4.



Fig. 3.



Formen der Federkrone.

(Fig. 3) oder bildet dornige Zähnchen (Fig. 4); in vielen Fällen aber erscheint sie in Form von Haaren oder Borsten von bedeutender Länge, die entweder einfache Strahlen oder federartig geteilt sind (Fig. 5). Solche eigentliche Haar- und Federkronen versehen an den Früchten häufig den Dienst eines Flugapparats und sind ein Mittel zur weiten Verbreitung derselben durch den Wind; die mit Widerhäkchen, Stacheln u. dgl. versehenen Früchte werden leicht durch pelztragende Tiere verschleppt. Die Frucht ist eine Achene, deren einziger Same bisweilen mit der Fruchtwand zusammenhängt und einen geraden Embryo mit flachen Kotyledonen, nach unten gekehrtem Würzelchen und ohne Endosperm enthält. Die Blüten eines Köpfchens sind entweder sämtlich Zwitterblüten und haben auch gleichgestaltete Blumen (sämtlich Zungenblüten, d. h. die Blumenröhre ist einseitig, gegen den Umfang des Köpfchens, mit ihrem Saum band- oder zungenförmig verlängert), oder sie sind alle lippenförmig, indem der Saum derart ungleich ist, daß er eine zweilippige Bildung annimmt. Zweitens können die am Rand eines jeden Köpfchens stehenden Blüten von den in der Mitte desselben befindlichen verschieden sein; jene heißen dann Strahlblüten (Fig. 6), diese Scheibenblüten (Fig. 7). Die letztern sind immer sogen. Röhrenblüten, d. h. ihre Blumenkrone ist röhrenförmig mit trichter-

Fig. 6.



Strahlblüte.

Fig. 7.



Scheibenblüte.

fruchtbar. Bisweilen werden die Scheibenblüten getrennt-geschlechtig, indem sie in den einen Köpfchen nur die weiblichen, in andern nur die männlichen Organe entwickeln; die weiblichen und die männlichen Köpfchen können dann ein- oder zweihäufig sein. Bei einigen wenigen K. (z. B. Calendula) sind die Strahlblüten fruchtbar und die Scheibenblüten unfruchtbar. Man teilt die K. nach der Form der Blumenkrone in folgende Unterfamilien: 1) Röhrenblütige (Tubuliflorae), welche Röhrenblüten und häufig außerdem zungenförmige Strahlblüten besitzen. Diese bringt man wieder in zwei Abteilungen: Cynarocephalen oder Cynareen, bei denen der Griffel unter den Narben knotig verdickt und pinselförmig behaart ist, und Korymbiferen, bei denen der Griffel gleichförmig ist. 2) Zungenblütige (Liguliflorae oder Cichoriaceen), welche lauter Zungenblüten besitzen und häufig auch mit Milchsaftgefäßen in den vegetativen Teilen versehen sind. 3) Lippenblütige (Labiatiflorae), mit lauter lippenförmigen Blumen. Vgl. Lessing, Synopsis generum Compositarum (Berl. 1832); Bentham, On the classification, history and geograph. distrib. of Compositae (Lond. 1873). Die ca. 10,000 Arten der K. machen fast den zehnten Teil der höhern Gewächse aus und sind über die ganze Erde verbreitet, am zahlreichsten in den warmen Zonen, gegen die Pole wie gegen den Äquator hin in allmählich abnehmender Häufigkeit. Viele werden als Nahrungs- und Genußmittel, als Arznei-, Zier- und Farbepflanzen benutzt; noch andre liefern fette u. ätherische Öle.

Kompositenkapitäl (zusammengesetztes Kapitäl), Kapitäl, welches die röm. Architektur aus Teilen des ionischen und korinthischen Kapitäls derart zusammensetzte, daß das Laubwerk des korinthischen mit den Voluten des ionischen Kapitäls in reicher, aber unorganischer und unlogischer Weise zusammengesetzt wurde. Beispiele dieser Mischform geben unter andern die Kapitäle vom Triumphbogen des Titus und des Septimius Severus. Bei dem in der Figur dargestellten K. vom erstern ist die



Kompositenkapitäl (vom Titusbogen in Rom).

Grundform des obern Teils des Kapitäls dem ionischen, der untere Teil desselben dem korinthischen Stil entlehnt; beide Teile aber, besonders auch die Voluten des erstern Teils, sind mit einem reichen Blätterschmuck ausgestattet.

Komposition (lat., »Zusammensetzung«), die Vereinigung von Besonderheiten und Einzelheiten zu einem Ganzen; in der Kunst die Anordnung des durch den Gedanken in der Erscheinung Darzustellenden. Der Charakter der K. hängt von der individuellen Richtung des Künstlers und vom Gegenstand ab. Man unterscheidet demnach idealistische und realistische K. Die malerische K. insbesondere besteht in der Darstellung einer bestimmten Situation und deren Motive durch Gruppierung verschiedener Gestalten oder Gegenstände der Natur zu einem in sich abgeschlossenen Ganzen. Je mehr der Maler darauf hingewiesen ist, zur Darstellung jenen Augenblick zu wählen, in welchem das Vorhergehende und Nachfolgende in einem Houptakt sich zusammendrängen, um so sorgfältiger muß er in der K. aller Teile sein, der Gruppen wie der einzelnen Figuren, der Stellungen wie der Gewänder etc., um diesen Einen Augenblick zu wirkungsvollstem Ausdruck zu bringen. Über den Platz, den die Hauptgruppe oder die Hauptfigur einnehmen soll, kann man keinen allgemein gültigen Grundsatz aufstellen; aber alles muß gegen diese Figur hinstreben, alles sich auf sie beziehen. Dieser Grundsatz der Einheit des Stoffes und des Interesses ist das einzige streng verbindliche Gesetz der malerischen K. Die neuern noturalistischen Strömungen der Kunst hoben den alten philosophisch-ästhetischen Begriff der K. wesentlich umgestaltet. In der neuern Kunst steht die K. nicht mehr in erster Linie, sondern bildet im Organismus eines Kunstwerkes nur ein Moment, welcher allen übrigen gleich geordnet ist. Die Vertreter des äußersten Naturalismus legen auf K. überhaupt keinen Wert mehr. Im allgemeinen bedeutet K. s. v. w. künstlerische Erfindung. Ein Gleiches gilt auch von Skulpturwerken. — In der Musik, wo dieser Ausdruck vorzugsweise gebraucht wird, ist K. s. v. w. Tonsetzkunst, die Erfindung und Ausarbeitung eines Musikstückes, auch dieses Musikstück selbst. Die Erfindung ist angebornes Vermögen; über die bei der Ausgestaltung des Tonstückes zu befolgenden Kunstgesetze gibt die Kompositionslehre (s. d.) Auskunft. — Endlich ist K. s. v. w. Legierung (s. auch Zinnchlorid).

Kompositionslehre, die Lehre von der musikalischen Komposition (s. d.); sofern man K von der Harmonielehre und dem Kontropunkt unterscheidet, versteht mon darunter die Lehre von den musikalischen Formen, d. h. vom Ausbau der Themata, der Gegenüberstellung verschiedener Themata und Durchführung derselben, von den speziellen Bestimmungen, welche sich in dieser Beziehung für die einzelnen Gattungen von Musikstücken historisch herausgebildet haben, ferner von den verschiedenen Stilarten und der Konstruktion der großen Formen. Keine Kunst kann der Form entbehren, die nichts andres ist als der Zusammenschluß der Teile des Kunstwerkes zum einheitlichen Ganzen; dieser Zusammenschluß ist aber nur möglich, wenn die verschiedenen Elemente in innerer Beziehung zu einander stehen, andernfalls ist das Resultat nur eine äußere Vereinigung, ein Aneinanderreihen. Die oberste Forderung für alle Formgebung, auch die musikalische, ist daher Einheit; diese kommt aber erst zur vollen Entfaltung ihrer ästhetischen Wirkung am Gegensätzlichen, als Kontrast und als Widerspruch (Konflikt). Die Einheit in der speziellen musikalischen Gestaltung tritt uns entgegen im konsonanten Akkord, in der Ausprägung einer Tonart, dem Festhalten einer Toktart, eines Rhythmus, in der Wiederkehr rhythmisch-melodischer Motive, der Bildung und Wiederkehr abgerundeter Themata; der Kontrast und Konflikt im Harmoniewechsel, der Dissonanz, Modulation, dem Wechsel verschiedener Rhythmen und Motive, der Gegenüberstellung im Charakter gegensätzlicher Themata. Der Kontrast muß in einer höhern Einheit aufgehoben, der Konflikt gelöst wer-

den, d. h. die Akkordfolge muß eine Tonalität (Tonart) ausprägen, die Modulation muß sich um die Haupttonart bewegen und zu ihr zurückführen, die Dissonanz muß sich auflösen, aus den Wirren der Durchführungsteile müssen die Themata wieder heraustreten ꝛc. So ergeben sich die Gesetze für die spezifisch musikalische Gestaltung aus allgemeinen ästhetischen Gesetzen. Innerhalb der dadurch vorgeschriebenen Normen sind jedoch vielfache Bildungen möglich. Mehrsätzige (cyklische) Werke werden in ähnlicher Weise aus Sätzen verschiedenen Charakters, verschiedener Tonart und Taktart zusammengesetzt.

Durch die Anwendung der einsätzigen und cyklischen abstrakten Formen auf die nach Zahl und Art der zusammenwirkenden Instrumente, nach Zweck und Stilart, Zusammenwirken mit andern Künsten ꝛc. verschiedenen Musikgattungen entstehen nun viele konkrete Formen, deren Name schon eine bestimmte Vorstellung erweckt; nämlich A. für die reine Instrumentalmusik: Etüde, Präludium (Phantasiestück, Lied ohne Worte ꝛc.), Tanzstücke (Allemande, Bourree, Branle, Chaconne, Tschardas, Gavotte, Galopp, Gigue, Hornpipe, Loure, Mazurka, Menuett, Passacaglio, Passamezzo, Pavane, Polka, Polonäse, Rigaudon, Sarabande, Walzer ꝛc.), Marsch (Trauermarsch ꝛc.), Fuge, Toccata, Suite, Partite, Sonate, Phantasie, Duo, Trio, Quatuor (Quartett), Quintuor (Quintett), Sextuor (Sextett), Septuor (Septett), Oktett, Nonett, Divertissement, Serenade, Kassation, Konzert, Ouvertüre, Symphonie. B. für Vokalmusik: Lied, Chorlied, Kanzone (Chanson), Duett, Terzett, Quartett ꝛc., Antiphonie, Psalmodie, Sequenz, Hymne, Choral, Motette, Madrigal, Ode, Messe, Requiem ꝛc. C. für begleitete Vokalmusik ohne und mit Szene: Recitativ, Arioso, Kavatine, Arie, Konzert, Kantate, Oratorium, Oper, Passion, Romanze, Ballade, Legende ꝛc. Über die einzelnen Formen vgl. die gleichnamigen Artikel. Die theoretische Erklärung geht bei der K. in der Regel Hand in Hand mit den praktischen Übungen, so daß die K. absolviert haben so viel heißt wie die praktische Komposition erlernt haben. Von Handbüchern der K. sind zu empfehlen: Reicha, Traité de haute composition musicale (Par. 1824—26, 2 Bde.; deutsch von Czerny, Wien 1834); Marx, Die Lehre von der musikalischen Komposition (Leipz. 1837—45, 4 Bde.; vielfach aufgelegt, 1. Bd. neu bearbeitet von Riemann, 1887); Sechter, Grundsätze der musikalischen Komposition (das. 1853—54, 3 Bde.); Lobe, Lehrbuch der musikalischen Komposition (4 Bde., das. 1858—67 und öfter; neu bearbeitet von Kretzschmar, 1884 ff.).

Kompositionsmetall, s. Zinnlegierungen.

Kompóst (v. lat. compositum), s. Dünger, S. 222.

Kompott (franz. compote), eingemachte Früchte als Zukost zu Braten oder Mehlspeisen.

Komprehendieren (lat.), zusammenfassen; begreifen, verstehen; komprehensibel, begreiflich; Komprehension, Fassungsvermögen.

Kompreß (lat.), dicht gedrängt, eng, besonders in der Buchdruckerei vom Satz (Gegenteil: splendid).

Kompresse (franz., Bausche), mehrfach zusammengelegte Stücke weicher Leinwand, die man als Verbandmittel benutzt, um einen Druck auf einen bestimmten Körperteil auszuüben, ungleiche Oberflächen auszufüllen, vor äußerm Druck zu sichern, Flüssigkeiten, in welche die Kompressen getaucht werden, auf eine Stelle des Körpers wirken zu lassen ꝛc. Die graduierte K. besteht aus mehreren übereinander gelegten Kompressen von stufenweise zunehmender Größe, eine lange, schmale K. heißt Longuette.

Kompressibilität, s. Zusammendrückbarkeit.

Kompression (lat.), Zusammendrückung, Verdichtung (z. B. der Dämpfe und Gase); in der Medizin die Anwendung eines mehr oder minder starken, anhaltenden Druckes auf kranke Körperteile behufs der Blutstillung oder zur Beförderung der Aufsaugung krankhafter Ausschwitzungen ꝛc.

Kompressionsapparat, Örstedscher, s. v. w. Piëzometer; Natterers K., s. Gase, S. 930.

Kompressionsmaschine (Kompressor), Vorrichtung zum Verdichten von Gasen, z. B. Piëzometer, Gebläse, namentlich die Gebläsemaschinen, welche komprimierte Luft für Hochöfen, Bessemerbirnen ꝛc. liefern, dann speziell die Kompressionspumpen.

Kompressionspumpe (Kompressionsmaschine, Kompressor), mechanische Vorrichtung zum Verdichten (Komprimieren) von gasförmigen Körpern, besteht aus einem am einen Ende geschlossenen Cylinder, in welchem sich ein luftdicht schließender Kolben bewegen läßt. Das geschlossene Ende des Cylinders enthält zwei Ventile, deren eins (Saugventil) die zu komprimierende Luft ansaugt, also mit dem Reservoir des noch nicht komprimierten Gases durch Röhrenleitung in Verbindung stehen muß (bei Kompressionspumpen für atmosphärische Luft braucht dies Ventil nur mit der Atmosphäre zu kommunizieren), deren zweites (Druckventil) die komprimierte Luft in ein Kompressionsreservoir entläßt. Das erste Ventil öffnet sich selbstthätig nach dem Innern des Cylinders, wenn der Kolben aufgezogen wird, die Luft wird angesaugt und darauf durch den niedergehenden Kolben komprimiert, während sich durch den entstehenden Überdruck zunächst das Saugventil schließt und, sobald der Druck im Cylinder größer wird als im Kompressionsreservoir, das Druckventil nach außen hin aufklappt, um die verdichtete Luft zu entlassen. Die K. ist also in ihrer ganzen Einrichtung einer gewöhnlichen Druckpumpe für Flüssigkeiten sehr ähnlich (s. Pumpe). In dieser einfachsten Form wird die K. z. B. zum Laden der Windbüchsen gebraucht, bei welchen der hohle Gewehrkolben als Rezipient dient. Dabei wird der Lauf abgeschraubt und an seiner Stelle eine K. angeschraubt. Ist der Kolben gehörig mit Luft gefüllt, so schraubt man ihn wieder los, bringt den Lauf an und kann nun verschiedene Kugeln durch ruckweises Entlassen der komprimierten Luft vermittels eines Drückers abschießen. Kompressionspumpen benutzt man in der Technik zur Luftversorgung bei unterirdischen und unterseeischen Arbeiten und zur Ermöglichung eines Aufenthalts in Räumen, die mit unatembaren Gasen gefüllt sind, ferner zur Beförderung von Briefen in einem Rohrnetz (Rohrpost), zum Transport und zum Mischen von Flüssigkeiten, zur Herstellung flüssiger Kohlensäure und andrer verflüssigter Gase, namentlich aber an Stelle des Dampfes zum Betrieb von Maschinen, speziell der Bohrmaschinen beim Tunnel- und Bergbau. Beim St. Gotthardtunnel waren auf der italienischen Seite zwölf zu je drei gekuppelte Kompressionspumpen vorhanden. Eine dieser Gruppen sog pro Minute 32,21 cbm Luft an und komprimierte dieselbe unter einem Überdruck von 7 Atmosphären auf 4,526 cbm.

Kompressoren, s. v. w. Kompressionsmaschinen.

Kompressorien (lat.), chirurgische Druckwerkzeuge, s. Turniquet.

Komprimieren (lat.), zusammenpressen.

Komprimierte Gemüse, s. Gemüse, S. 78.

Komprimierte Luft findet als Triebkraft, zur Ventilation von Bergwerken, Tunnels und unterseeischen

Bauten (s. Kompressionspumpe) Anwendung, und bei Brücken- und Hafenbauten, bei welchen durch Verdrängung des Wassers mittels komprimierter Luft ein Arbeitsraum unter dem Wasserspiegel hergestellt wird, müssen die Arbeiter längere Zeit unter dem erhöhten Luftdruck (auf je 10 m Tiefe 1 Atmosphäre Überdruck) arbeiten. Dieser Druck erreicht eine Höhe von 4,5 Atmosphären und erzeugt häufig Ohrenleiden, Brustbeklemmung, Verlangsamung der Atmung und des Blutumlaufs, Herzklopfen, Schwindel, Erbrechen, Abmagerung. Die Arbeit in komprimierter Luft strengt ungemein an und verursacht heftige Schmerzen in Armen und Beinen. Beim Austritt aus der komprimierten Luft tritt sehr leicht Erkältung ein, plötzlicher Wechsel kann die übelsten Folgen haben, und namentlich können aus dem Blut sich entwickelnde Gase plötzlichen Tod herbeiführen. Daher sind die Arbeiter vor dem Zulassen zu der Arbeit in komprimierter Luft ärztlich zu untersuchen, sie müssen die Diät sorgfältig regulieren (Ausschluß blähender Speisen und alkoholischer Getränke) und durch geeignete Kleidung sich vor Erkältung schützen. Der Apparat muß langsamen Übergang aus der gewöhnlichen in die k. L. und umgekehrt gestatten (bei 2,5 Atmosphären 30, bei 3 Atmosphären 40 Minuten), und die k. L. muß hinreichend stark abgekühlt werden. Endlich darf die Arbeit in komprimierter Luft nur auf kurze Zeiträume bemessen werden (bei 2 Atmosphären höchsten 6, bei 3 Atmosphären 3 Stunden), und ein höherer Druck als 3,5 Atmosphären sollte niemals angewandt werden. Über die Anwendung komprimierter Luft zu Heilzwecken s. Pneumatische Kuren.

Kompromiß (lat.), im allgemeinen jede Übereinkunft zum Behuf der Beilegung eines Streits, im Rechtswesen namentlich diejenige Vereinbarung, nach welcher die Parteien die Entscheidung ihres Rechtsstreits einem oder mehreren Schiedsrichtern (Kompromissarien, Arbitri) übertragen (Schiedsvertrag). Das schiedsrichterliche Verfahren ist durch die deutsche Zivilprozeßordnung (§ 851 ff.) in eingehender Weise geregelt (s. Schiedsrichter). Im parlamentarischen Leben bezeichnet man als K. zwischen Regierung und Ständen eine Verständigung derselben, welche dadurch herbeigeführt wird, daß beide Teile ihre Forderungen teilweise fallen lassen; ebenso kommen zwischen politischen Parteien und zwischen den Fraktionen einer parlamentarischen Körperschaft Kompromisse vor. Auch heißt K. bei Bischofs- und Prälatenwahlen das Verfahren, wobei die Wählenden ihr Wahlrecht für einen einzelnen Fall auf einen oder mehrere (compromissarii) übertragen, die dann statt der übrigen die Wahl vollziehen. Über die als K. bezeichnete Verbindung des niederländischen Adels s. Niederlande (Geschichte).

Kompromittieren (lat.), bloßstellen, in Gefahr setzen; auch ein Kompromiß (s. d.) eingehen.

Komptabel (franz.), zur Rechnungslegung verpflichtet; für die Richtigkeit einer Rechnung verantwortlich, wie dies bei dem Rechnungsführer, er sei vertragsmäßig bestellt oder obrigkeitlich verpflichtet, der Fall ist. In der französischen Armee entsprechen die Officiers comptables unsern Zahlmeistern.

Kompulsion (Kompulsation, lat.), Antreibung, Nötigung, Zwang; Kompulsorium, Mahnschreiben einer höhern Behörde an eine niedere zu Beschleunigung einer Angelegenheit.

Kompunktion (neulat.), Herzenszerknirschung.

Komputabel (neulat.), be-, zurechenbar; dasjenige, was jemand in Anrechnung zu bringen, aber auch dasjenige, wofür man verantwortlich zu machen ist.

Komputation (lat.), Berechnung, Berechnungsweise. So spricht man insbesondere bei der Berechnung der Verwandtschaftsgrade von ziviler und kanonischer K., je nachdem dabei die Regeln des römischen oder diejenigen des kanonischen Rechts zur Anwendung kommen (s. Verwandtschaft).

Komputieren (lat.), berechnen, anrechnen, zur Schuld zurechnen.

Komrat, bulgar. Kolonie im russischen Gouvernement Bessarabien, Kreis Bender, an der Jalpucha, mit Färbereien, Tuchfabriken, Töpfereien und 6186 Einw., Sitz der Oberverwaltung aller bulgarischen Kolonien.

Komtur (Kommentur, lat. Commendator), bei den geistlichen Ritterorden Benennung derjenigen Ritter, welchen die Güter des Ordens für Rechnung desselben zur Verwaltung anvertraut (commendare) waren und zwar so, daß die einzelnen Mitglieder wie andre Regularen daraus ihren Unterhalt erhielten und nichts Eignes besitzen durften. Obgleich in den Statuten den Komturen nur gestattet wurde, für sich aus den Einkünften so viel zu verwenden, wie zum standesmäßigen Unterhalt notwendig war, so kannte doch die spätere Observanz keine Rechnungsablage mehr. Bei dem Deutschen Orden fiel zwar der Nachlaß eines Komturs an den Orden zurück; allein auch das konnte umgangen werden, wenn ihm der Ordensmeister ein Testament zu machen erlaubte und ihm nach der Größe des Vermögens eine mäßige Abgabe auferlegte. Durch Aufnahme in den Orden traten die Ritter nur in ein dem der Domicellaren bei den Stiftern ähnliches Verhältnis und rückten nach dem Alter in die Kommenden ein. Mehrere Kommenden bildeten eine Provinz (Ballei), welcher ein Landkomtur (commendator provincialis) vorgesetzt war. Bei den jetzigen Ritterorden bezeichnet K. den Rang oder die Klasse nach den Großkreuzen; sie tragen das Ordenszeichen meist um den Hals.

Komunduros, s. Kumunduros.

Kön., bei botan. Namen Abkürzung: 1) für Johann Gerhard König, dän. Arzt in Trankebar, geb. 29. Nov. 1728 zu Ungernhof in Livland, bereiste Island, Kap, starb als Missionsarzt auf Trankebar 31. Juli 1785 (malabarische Flora); 2) für Karl König (Charles Konig), geb. 1774 zu Braunschweig, starb als Kustos am Britischen Museum zu London 1851 (Vögel, Krustentiere, Echinodermen).

Konak (türk., »Haus«), in der Türkei s. v. w. Wohnung der hohen Staatsbeamten und der reichen Leute und, da im Orient die Amtslokalität von der Privatwohnung nur selten getrennt ist, Sitz der Lokalbehörden selbst. Auf dem Land ist der K. meist ein Komplex mehrerer Bauten, in den Städten ausschließlich die Wohnung der höchsten Beamten. Auch ist K.

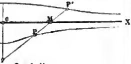
längerm Aufenthalt in Rom, Frankreich und Deutschland 1730 am Warschauer Piaristenkollegium als Professor der Geschichte und Rhetorik angestellt und machte sich durch seine Reformbestrebungen auf pädagogischem Gebiet in weiten Kreisen bekannt und allgemein verehrt. Er starb 3. Aug. 1773, nachdem er den Fall seiner erbitterten Gegner, der Jesuiten, erlebt hatte. K. legte durch seine Schrift »De emendandis eloquentiae vitiis« (1741) und durch seinen persönlichen Einfluß in dem von ihm begründeten Collegium nobilium (1743) den Grund zu einer umfassenden Regeneration der polnischen Sprache und Litteratur. Der polnischen Verfassungsgeschichte diente das von ihm geleitete Sammelwerk »Volumina legum« (1733—82). Vergeblich erstrebte er durch sein Werk »O skutecznym rad sposobie« (»Über die ersprießliche Art der Beratungen«, 1760—1763, 4 Bde.) die Abschaffung des Liberum veto auf den polnischen Reichstagen. Vgl. Sarg, Die Piaristenschulen im ehemaligen Polen und ihre Reform durch K. (Meseritz 1865).

Konāt (lat. conatus, »Versuch«), s. Versuch eines Verbrechens.

Konc..., Artikel, die man hier vermißt, s. unter Konk... oder Konz...

Konche (lat., »Muschel«), im Mittelalter der Teil der Kirche, wo der Hochaltar steht, weil oft daselbst halbcylinderförmige, oben in eine Muschel sich endigende Nischen angebracht waren. Konchiform, muschelförmig.

Konchoide (griech., Muschellinie), vom griech. Geometer Nikomedes (um 150 v. Chr.) erfundene ebene Linie vierter Ordnung, die von den beiden Endpunkten einer begrenzten Geraden PP' beschrieben wird, wenn der Halbierungspunkt M derselben sich auf einer festen Geraden OX bewegt, während sie (oder ihre Verlängerung) sich gleichzeitig um einen



Konchoide.

festen Punkt A dreht. Wie die Figur zeigt, nähern sich beide Zweige der Kurve, der ober- und der unterhalb OX gelegene, asymptotisch dieser Geraden. Die Figur zeigt übrigens die Form der Kurve für den Fall, daß MP kleiner ist als der Abstand AO des Punktes A von der Linie OX; ist MP = AO, so bildet der untere Zweig eine Spitze in A, und wenn MP größer ist als AO, so geht der untere Zweig durch A und bildet unterhalb dieses Punktes eine Schleife. Nikomedes bediente sich der K. zur Dreiteilung des Winkels und zur Konstruktion von zwei mittlern Proportionalen zwischen zwei gegebenen Geraden; Newton wandte sie zur graphischen Lösung von Gleichungen des dritten und vierten Grades an, Vignola zur Verjüngung der Säulenschäfte.

Konchylien (griech.), die mit einem Gehäuse bedeckten Mollusken (Schnecken und Muscheln) oder auch nur deren Gehäuse.

Konchyliologie (griech.), die Kenntnis und Lehre von den Konchylien (s. d.).

Kondemnation (lat.), Verurteilung; im Seekriegswesen die Entscheidung, daß ein Schiff als gute Prise, d. h. als nach völkerrechtlichen Grundsätzen mit Recht erbeutet, anzusehen sei (s. Prise). Außerdem spricht man im Seehandelsrecht und namentlich im Seeversicherungswesen von der K. eines Schiffs dann, wenn dieses amtlich für reparaturunfähig oder reparaturunwürdig erklärt worden ist. Nach dem deutschen Handelsgesetzbuch (Art. 444) gilt ein seeuntüchtig gewordenes Schiff als reparaturunfähig, wenn die Reparatur desselben überhaupt nicht möglich ist oder an dem Ort, wo das Schiff sich befindet, nicht bewerkstelligt, dasselbe auch nicht nach dem Hafen, wo die Reparatur auszuführen wäre, gebracht werden kann. Dagegen ist ein Schiff reparaturunwürdig, wenn die Kosten der Reparatur ohne Abzug für den Unterschied zwischen alt und neu mehr betragen würden als drei Viertel seines frühern Wertes. Beides muß durch das Ortsgericht nach Anhörung von Sachverständigen und mit Zuziehung eines Landeskonsuls, wo ein solcher vorhanden, festgestellt werden. Ist keine Behörde am Ort vorhanden, so erfolgt die K. lediglich durch Sachverständige (Art. 499). Die K. berechtigt den Versicherten dem Versicherer gegenüber, das Schiff oder das Wrack zum öffentlichen Verkauf zu bringen. Der Schaden, für welchen der Versicherer haftet, besteht alsdann in dem Unterschied zwischen dem Reinerlös und dem Versicherungswert (Art. 877). Die K. und der daraufhin erfolgende Verkauf beendigen den Heuervertrag gegenüber dem Schiffsvolk. Vgl. Deutsche Seemannsordnung, § 56.

Kondemnieren (lat.), verurteilen; im Seewesen s. v. w. ein seeuntüchtig gewordenes Schiff von der Seefahrt ausschließen; ein im Seekrieg genommenes feindliches Schiff als gute Prise (s. d.) erklären. Vgl. Kondemnation.

Kondensation (lat.), Verdichtung, die Zusammendrängung einer Materie auf ein kleineres Volumen; insbesondere die Verdichtung von Gasen und Dämpfen zu Flüssigkeit durch Druck oder Abkühlung (s. Gase und Dampf); auch die Verdichtung der Elektrizität durch die Leidener Flasche (Kondensationsflasche) und den Kondensator (s. Leidener Flasche).

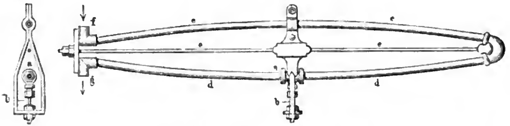
Kondensationsmaschinen, Dampfmaschinen mit Kondensator.

Kondensationstopf (Kondensiertopf), s. v. w. Kondensationswasserableiter.

Kondensationswasserableiter (Kondensationstopf, Dampftopf, Dampfsparer, Automat), Apparat zur selbstthätigen Ableitung des durch Abkühlung des Dampfes sich bildenden Kondensationswassers aus Dampfröhren, Scheidepfannen, Vakuumapparaten, Verdampf-, Koch- und Trockenapparaten und zwar derart, daß dabei kein Dampfverlust entsteht. Jeder K. besteht in einem mit der tiefsten Stelle der Dampfrohrleitung ꝛc. kommunizierenden, das Kondensationswasser aufnehmenden Sammelgefäß und einem darin eingeschlossenen Auslaßapparat, welcher in Thätigkeit tritt, sobald die angesammelte Wassermenge ein bestimmtes Quantum überschreitet. Als bewegende Kraft für den Auslaßapparat dient entweder die Ausdehnung, resp. Zusammenziehung fester Körper durch Temperaturveränderungen oder der Auftrieb, bez. das Gewicht des sich ansammelnden Kondensationswassers. Als Repräsentant der Temperaturveränderungen benutzenden K. soll derjenige von Kusenberg (Fig. 1 u. 2) beschrieben werden. Derselbe besteht aus dem als Sammelraum für das Kondensationswasser dienenden elastischen Messingröhren cc, dd und dem durch dieselben Röhren, die Stange ee, ein bei a befindliches Ventil und den Bügel b gebildeten Auslaßapparat. Die Wirkungsweise ist folgende: Wenn der bei f an die Dampfleitung angeschlossene Apparat mit Dampf gefüllt

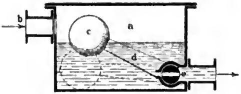
ist, so verlängern sich die Röhren cc, dd infolge der Erwärmung und biegen sich dabei, da ihre Enden durch die von der Erwärmung und Verlängerung ausgeschlossene Stange ee festgehalten werden, so stark nach außen durch, daß das Ventil a mit Hilfe des Bügels b geschlossen wird. Füllt sich jedoch der Apparat mit Kondensationswasser, so sinkt die Temperatur des Röhrensystems. Die hierdurch entstehende Zusammenziehung hat eine beträchtliche Verminderung der Durchbiegung zur Folge, so daß das Ventil a

Fig. 1. Fig. 2.



Kufenbergs Kondensationswasserableiter.

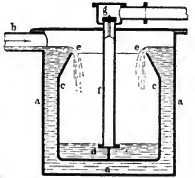
Fig. 3.



Kondensationswasserableiter.

geöffnet und das Wasser durch den Dampfdruck bei g ausgetrieben wird, worauf durch den eintretenden Dampf der Apparat wieder erwärmt und das Ventil geschlossen wird 2c. Zu derselben Kategorie gehören die K. von Vaughan, Schnitzlein, Kuntze, Winkel, Meyer. Das Prinzip der durch den Auftrieb eines

Fig. 4.



Kondensationswasserableiter.

verwendet. Von den hierher gehörigen, sehr mannigfaltigen Konstruktionen sind diejenigen von Blondel, Tulpin, Egerle, Dehne, Reuter, Lancaster, Zander, Meyer, Proskowetz, Edwards u. a. zu nennen. Bei den Kondensationswasserableitern mit sogen. offenem Schwimmtopf wird der Auftrieb, umgekehrt wie bei den vorigen, zum Verschließen des Apparats benutzt (Fig. 4). Das bei b in das Sammelgefäß aa eintretende Kondensationswasser drückt den Schwimmtopf cc aufwärts, so daß das Ventil d geschlossen gehalten wird, bis bei ee genügend Wasser übergeflossen ist, um den Schwimmtopf zum Sinken zu bringen. Alsdann wird das Wasser von dem Dampfdruck durch das Ventil d, das Rohr f und das Rückschlagventil g hinausbefördert. Wenn dann der Schwimmtopf so weit erleichtert ist, daß er aufsteigt, so wird dadurch das Ventil d wieder geschlossen. Der Schluß des Ventils muß jedenfalls früher erfolgen, als die untere Öffnung des Rohrs f aus dem Wasser auftaucht, weil im andern Fall Dampfverluste eintreten würden. Hierher gehören die K. von Kirchweger, Racke, Gülcher u. a. Vgl. »Dinglers polytechnisches Journal«, Bd. 192, S. 7; Bd. 245, S. 147, 199; Bd. 247, S. 197.

Kondensator (lat.), Vorrichtung zum Ansammeln von Elektrizität, insbesondere zur Nachweisung und Messung derselben. Der gewöhnliche K. besteht aus zwei kreisrunden Metallplatten (s. Figur), deren eine, die **Kollektorplatte**, mit einem Elektroskop oder Elektrometer in leitender Verbindung steht, z. B. wie in der Figur unmittelbar auf ein Goldblattelektroskop aufgeschraubt ist, während die andre mittels eines isolierenden Glasstiels auf sie aufgesetzt werden kann. Auf den einander zugekehrten Flächen sind die Platten gefirnißt und sonach durch eine dünne isolierende Harzschicht voneinander getrennt. Bringt man die untere (Kollektor-) Platte mit einem schwach elektrischen Körper, der für sich auf das Elektroskop nicht merklich ein-



kleinen Bruchteil der gebundenen ausmacht, die auf dem elektrischen Körper herrschende Spannung erreicht hat. Die auf der Kollektorplatte angesammelte Elektrizität besitzt sonach eine viel größere Dichte als die Elektrizität auf dem zu prüfenden Körper (der Vorgang der Verdichtung ist derselbe wie bei der Franklinschen Tafel, s. *Leidener Flasche*). Ist der K. auf diese Weise geladen, so unterbricht man die Verbindung mit dem elektrischen Körper, zieht den Finger weg und hebt die obere Platte ab. Dadurch wird die bis dahin gebundene Elektrizität der untern Platte frei und verrät sich durch das Auseinanderfahren der Goldblättchen, welches der zu prüfende Körper unmittelbar nicht zu bewirken im stande war. Größere Genauigkeit für quantitative Untersuchungen gewährt der K. von *Kohlrausch*, bei welchem die nicht gefirnißten Metallplatten in vertikaler Stellung an kleinen Holzsäulen befestigt sind, durch besondere Vorrichtungen genau parallel gestellt und auf einem horizontalen Stahlprisma gegeneinander verschoben werden können. Bei *Stöhrers* K. für Elektrizität von äußerst geringer Spannung ist ein großes Stück gefirnißter Wachstaft auf beiden Seiten in entsprechender Weise mit Stanniol belegt und vielfach in der Art zusammengefaltet, daß sich zwischen je zwei Lagen ein dünnes Brettchen von trocknem Tannenholz befindet. Das Ganze ruht in einem Kasten, und mit den beiden Belegungen sind federnde Kupferstreifen verbunden. Für etwas stärkere Spannungen belegt man dünne Glimmerplatten beiderseitig mit Stanniol und verbindet, um eine große Oberfläche zu erhalten, mehrere solcher Platten zu einer Batterie. Die *Blätterkondensatoren*, welche in der Kabeltelegraphie Verwendung finden, bestehen aus Stanniolblättern mit Zwischenlagen von paraffiniertem Papier. Der Strom der Batterie wird nämlich nicht unmittelbar durch das Kabel geschickt, weil der von dem leitenden Meerwasser durch seine isolierende Hülle getrennte Leitungsdraht wie eine Leidener Flasche (s. d.) wirkt und dadurch, da er zu seiner Ladung Zeit braucht, die Signale verzögern würde. Das Ende des Kabels wird vielmehr mit der einen Belegung eines solchen Kondensators verbunden, während die andre Belegung durch das als Zeichenempfänger dienende Galvanometer zur Erde abgeleitet ist; indem Kabel und K. sich laden, strömt die von der zweiten Belegung entweichende Elektrizität, welche mit der des wirksamen Batteriepols gleichnamig ist, durch das Galvanometer und bewirkt dessen Ablenkung. Über den K. bei Dampfmaschinen s. d. — Über den K. der Gasanstalten s. *Leuchtgas*.

Kondensieren (lat.), komprimierend verdichten, verdicken, verstärken.

Kondeszénz (neulat.), Herablassung, Willfährigkeit.

Kondiktion (lat.), s. Condictio.

Kondimént (lat.), Würze, Gewürz.

Kondiszipel (lat.), Mitschüler.

Kondition (lat.), Bedingung (s. Conditio); das dienstliche Verhältnis, in welchem Hauslehrer, Handlungsdiener u. dgl. zu ihrem Prinzipal stehen; daher s. v. w. Stelle oder Dienst überhaupt; auch allgemein s. v. w. Lage, Beschaffenheit, Zustand. Von Warensendungen à condition (*Konditionskauf*) spricht man, wenn ein Kaufmann einem andern Waren unter der Bedingung sendet, daß dieser so viel davon absetze, wie Ort, Zeit und Umstände gestatten, und das Unverkaufte wieder zurücksende; besonders im Buchhandel üblich. Vgl. Weidling, Das buchhändlerische Konditionsgeschäft (Berl. 1885). — In der Turfsprache heißt K. der Zustand des Pferdes mit Rücksicht auf die beim Trainieren gemachte Arbeit.

Konditionál (lat.), bedingt, bedingend.

Konditionalsätze, subordinierte Sätze, von denen der eine einen angenommenen Fall aufstellt, der andere die Folge angibt; vgl. Satz.

Konditionieranstalten (Bureaux publics de conditionnement et titrage), Anstalten, die den Zweck haben, den Feuchtigkeitsgehalt von Fasern, insbesondere auch von Garnen aus diesen Fasern (Seide, Wolle rc.), festzustellen, um Streitigkeiten beim Verkauf zu umgehen. Da die Feuchtigkeitsbestimmung namentlich im Seidenhandel von Wichtigkeit ist, so gab die Seide die erste Veranlassung zur Einrichtung der K. In Turin wandte man diesem Gegenstand schon seit 1750 Aufmerksamkeit zu; 1831 erfand der Franzose Talabot ein später von Persoz vervollkommtes Verfahren, durch welches die Kondition der Seide schnell und sicher ermittelt wird. Dieses Verfahren wurde 1852 zuerst in Reims auf Wolle ausgedehnt, und seine Anwendung auf alle andern Gespinste unterliegt keinen Schwierigkeiten. In Frankreich stehen die K. meist unter der Aufsicht von Handelskammern (Lyon, Paris) oder Munizipalräten (Reims, Roubaix). In Deutschland hat man dieselben der Privatindustrie überlassen. Eines guten Rufs erfreut sich die auf Aktien gegründete Konditionieranstalt für Seide in Krefeld. Die Methode des Konditionierens besteht nun gewöhnlich darin, daß man eine Probe Seide von bekanntem Gewicht in einem durch Dampf geheizten Apparat $2\frac{1}{2}$—4 Stunden der Temperatur von 110° C. aussetzt, bis sie nicht mehr an Gewicht verliert, und dann in dieser heißen Luft selbst wägt (weil sie in gewöhnlicher Luft sofort wieder Feuchtigkeit anziehen und das Gewicht verändern würde). Am zweckmäßigsten findet die Gewichtsbestimmung vor und nach dem Trocknen im Trockenschrank selbst statt und zwar dadurch, daß man auf letztern eine Wage stellt, an deren einem Arm ein Draht hängt, der in den Trockenschrank reicht und hier die Probe trägt. Nach der Gewichtsdifferenz berechnet man dann das Gewicht der ganzen Partie, welcher die Probe entnommen war, für den Zustand der vollkommenen Trockenheit, und dieses gilt nach einem Zuschlag von 10 Proz. als das gesetzmäßige, verbindliche Handelsgewicht.

Konditionieren (lat.), in Stellung oder Kondition (s. d.) sein; den Feuchtigkeitsgehalt der Seide rc. durch ein besonderes Verfahren ermitteln (s. *Konditionieranstalten*); *konditioniert*, bedingt, beschaffen, in einem Zustand seiend.

Konditor (vom lat. condire, »einmachen«; franz. Confiseur, engl. Confectioner), Gewerbsmann, welcher nicht nur eßbare *Konditorwaren*, Zuckerbäckereien (Konfekt), Zuckergelees, Marmeladen, eingemachte oder mit Zucker überzogene Früchte, Gefrornes rc. liefert, sondern auch Dekorationsstücke als Tafelaufsätze anfertigt. Verfertigt ein K. vorzugsweise feine und künstliche Ware, so nennt man ihn wohl auch *Schweizerbäcker*, weil früher vorzüglich geschickte Konditoren aus der Schweiz kamen. Schon im Mittelalter gab es Konditoren. Von den italienischen Höfen kamen sie als eigne Hofoffizianten (Hofkonditoren) auch an die übrigen europäischen Höfe. In Deutschland waren sie nicht zünftig. *Konditorei*, das Gewerbe sowie das Geschäfts- und Verkaufslokal des Konditors. Vgl. *Eupel*, Illustrierter K. (11. Aufl., Weim. 1886); *Hennersdorf*, Handbuch der Konditorei (Halle 1882—83); *Krackhart*, Neues illustriertes Konditorbuch (4. Aufl.,

Münch. 1886). Im übrigen vgl. die einzelnen Artikel (Bonbons, Dragée, Einmachen 2c.).

Kondolenz (lat.), Beileid, Beileidsbezeigung; kondolieren, sein Beileid bezeigen.

Kondominalretrakt (lat., Kondominialrecht, Ganerbenrecht), das Näherrecht (s. d.), welches im Miteigentum seinen Grund hat.

Kondominat (lat.), die Gesamtherrschaft mehrerer Gebieter über einen Landesteil, eine Stadt 2c. So bestand z. B. bis 1867 ein K. Hamburgs und Lübecks über Bergedorf, das jetzt Hamburg allein gehört.

Kondor (span. condór, Sarcoramphus *Dum.*), Gattung aus der Ordnung der Raubvögel und der Familie der Kondore (Cathartidae), große Vögel mit verhältnismäßig gestrecktem Leib, langen, ziemlich schmalen, zugespitzten Flügeln, langem Schwanz, hohen, langzehigen Füßen, mittellangem Hals, kleinem, langem Kopf und langem, rundlichem, seitlich zusammengedrücktem, starkhakigem, an der Wurzel mit weicher Wachshaut bedecktem Schnabel, welcher beim Männchen an der Wurzel mit einem Kamm, in der Kinngegend mit einem Hautlappen verziert ist. Kopf und Oberhals sind nackt. Der K (S. condor *Less.*), 1 m lang, 2,75 m breit (Männchen), ist schwarz, die äußersten Deckfedern und die aus haarigwolligen Federn bestehende Krause sind weiß, die Armschwingen weiß gesäumt, die Schulterfedern weiß; Hinterkopf, Gesicht und Kehle sind schwärzlichgrau, der Hautlappen an der Kehle, die Hautfalten an den Halsseiten lebhaft rot, der Hals fleischrot, das Auge rot, der Schnabel schwarz, an den Seiten und an der Spitze gelb, der Fuß dunkelbraun. Er bewohnt die Andes Südamerikas von Quito bis 45° südl. Br., findet sich besonders zwischen 3—5000 m ü. M., erreicht im Flug aber Höhen von 7000 m und stürzt sich aus denselben in wenigen Minuten bis zum Meer herab. Im äußersten Süden findet er sich auf den Klippen an der Küste. Er lebt in Gesellschaften von 40—50 Stück, nährt sich hauptsächlich von Aas, raubt auch junge Ziegen und Lämmer, stürzt Vicunnas, Huanakos und andre Tiere in Abgründe und besitzt wenig Scheu vor dem Menschen. In seiner Lebensweise zeigt er sich als echter Geier. Er brütet einsam auf unzugänglichem Felsen und legt zwei große, weiße Eier, oft auf den nackten Boden. Die Indianer fangen den K. lebend, um ihn auf alle Weise zu peinigen, und benutzen das Herz und die Schleimhaut des Magens medizinisch. Bei den alten Peruanern spielte der K. in Glaubenssachen eine große Rolle. In der Gefangenschaft, die er gut erträgt, wird er bisweilen sehr zahm. In den Urwäldern und den bewaldeten Ebenen vom 32.° südl. Br. bis Mexiko und Texas, im Gebirge nur bis 1500 m lebt der Königsgeier (S. papa *Dum.*), welcher 90 cm lang und 1,8 m breit wird, am Vorderrücken und den obern Flügeldeckfedern lebhaft rötlichweiß, am Bauch und den Unterflügeldeckfedern weiß, an den Fittichen und dem Schwanz schwarz ist; die Halskrause ist grau. Scheiling von 9° C., der sehr viel versendet wird. Der Besuch von Gästen ist gering.

Kondrüsen (Condrusii), german. Volksstamm, zu Cäsars Zeit Schutzverwandte der Treverer, wohnten zwischen diesen und den Eburonen am rechten Ufer der mittlern Maas im Ardennengebirge.

Konduite (franz.), Aufführung, Betragen; Lebensart, feine Sitte; auch s. v. w. Führungs-, Sittenzeugnis.

Konduitenliste (Führungsliste), Übersicht über den Lebensgang, die moralischen und Berufseigenschaften, das Verhalten, die Befähigung zu weiterm Aufrücken 2c. von Offizieren und Beamten, welche, von den Vorgesetzten auf Ehre und Pflicht aufgestellt, an die höhern Behörden zu bestimmten Terminen eingesandt zu werden pflegten. Für Offiziere sind die Personal- u. Qualifikationsberichte (s. d.) an Stelle der geheimen K. getreten.

Kondukt (lat., »Begleitung«), Geleit, vorzüglich bei feierlichen Leichenbegängnissen (Leichenkondukt).

Kondukten (lat.), in der Orgel die Windführungen von der Windlade zu den auf besondere Pfeifenbänder gestellten größten Pfeifen, die auf der Lade nicht Platz haben. Die K. sind gewöhnlich zinnerne Röhren von geringem Durchmesser.

Kondukteur (franz., spr. -tör), Führer, Aufseher, der Schaffner bei Eisenbahnzügen, Omnibuswagen 2c., auch Aufseher über Vermessungen, Bauten (Baukondukteur).

Konduktion (lat.), Leitung, Mietung, Pachtung.

Konduktor (lat., »Leiter«), in der Physik Hauptleiter der Elektrisiermaschine (s. d.); in der Chirurgie ein Instrument, das bei einer chirurgischen Operation andre Werkzeuge leitet (z. B. die Hohlsonde).

Konduriotis, 1) Lazaros, ein um die Befreiung seines Vaterlandes verdienter Grieche, war geboren um 1768 auf der Insel Hydra, wo er als einer der angesehensten und reichsten Schiffsreeder lebte. Als 1821 der griechische Unabhängigkeitskampf begann, brachten die Brüder K. der Befreiung des Vaterlandes so bedeutende Opfer an Geld, daß sie selbst verarmten. Daneben förderte K. als Präsident des Senats seiner Insel die Sache Griechenlands durch seinen Rat und seinen großen Einfluß auf seine Landsleute. Seine Verdienste wurden ihm jedoch unter Kapo d'Istrias und später vielfach mit Undank vergolten und erst nach seinem 17. Juni 1852 auf Hydra erfolgten Tod öffentlich anerkannt.

2) Georg, Bruder des vorigen, ebenfalls Schiffsreeder zu Hydra, stand 1824 und 1825 als Präsident an der Spitze des griechischen Vollziehungsrats und trat in den folgenden Jahren nebst seinem Bruder mit Erfolg an die Spitze der Opposition gegen die englische Partei in Griechenland sowie später gegen die Präsidentschaft Kapo d'Istrias'. 1843 war K. Präsident des Staatsrats; er starb 1858.

Kondylome, s. Feigwarzen.

Köne, Johann Rotger, Philolog, geb. 14. Aug

fessor ernannt, 1867 Mitglied der ungarischen Akademie und starb Anfang August 1882 in Balaton-Füred. Seine namhaftern, ungarisch geschriebenen Werke sind: »Theorie der Statistik« (Raab 1847); »Handbuch der Kirchenrechtslehre mit besonderer Rücksicht auf die Länder der ungarischen Krone« (2. Aufl., Pest 1867); »Handbuch der Statistik der österreichisch-ungarischen Monarchie« (2. Aufl., das. 1868).

Könen, Adolf von, Geolog und Paläontolog, geb. 21. März 1837 zu Potsdam, widmete sich zuerst dem Bergfach, studierte später in Berlin, habilitierte sich nach mehrfachen Studienreisen durch Belgien, England und Frankreich 1867 in Marburg, wurde 1873 zum außerordentlichen, 1878 zum ordentlichen Professor ernannt und ging 1881 als Professor der Geologie nach Göttingen. Er schrieb: »Fauna der unteroligocänen Tertiärschichten von Helmstädt« (Berl. 1865); »Über Conorbis und Cryptoconus« (Marb. 1867); »Beiträge zur Kenntnis der Molluskenfauna des norddeutschen Tertiärgebirges« (Kassel 1867); »Das marine Mitteloligocän Norddeutschlands und seine Molluskenfauna« (das. 1867–68); »Über die unteroligocäne Tertiärfauna von Arolsen« (Mosk. 1868); »Das Miocän Norddeutschlands und seine Molluskenfauna« (Kassel 1872); »Kulmfauna von Herborn« (Stuttg. 1879); »Über eine paläocäne Fauna von Kopenhagen« (Götting. 1885) u. a.

Koneopside, s. Lupe.

Konewka, Paul, s. Ausschneidekunst.

Konfabulieren (lat.), vertraulich plaudern.

Konfederátka, die polnische, unten mit Pelz verbrämte hohe Mütze mit viereckigem Deckel, meist mit einer Quaste; die niedrigere heißt Krakuska.

Konfékt (lat., »Zubereitetes«), in Deutschland Zuckerbäckerware, in Frankreich (confitures) außerdem auch eingemachte Früchte. Die Confiserie, d. h. die Darstellung von K., bildet in Frankreich einen sehr bedeutenden Industriezweig, welcher besonders in Paris und Bordeaux schwunghaft betrieben wird. Auch Berlin, Wien, Leipzig und London liefern viel K. Vgl. Confetti.

Konfektion (lat., »Anfertigung«), Bezeichnung für gebrauchsfertige Bekleidungsgegenstände und das Geschäft mit solchen Artikeln.

Konferenz (lat., »Besprechung, Beratschlagung«), Versammlung, in welcher Berechtigte, Beteiligte oder Bevollmächtigte über gemeinsame Angelegenheiten beraten. Die Bezeichnung ist besonders in der diplomatischen Sprache üblich, doch wird für größere und wichtigere Zusammenkünfte der Vertreter verschiedener Staaten zumeist die Bezeichnung Kongreß (s. d.) gebraucht, namentlich dann, wenn bei einer solchen Zusammenkunft nicht bloß beraten, sondern auch beschlossen wird. Indessen ist der Sprachgebrauch in dieser Hinsicht kein feststehender, wie z. B. die 1884 in Berlin unter dem Vorsitz des Fürsten Bismarck zusammengetretene Congokonferenz mehr den Charakter eines Kongresses hatte. Im pädagogischen Sprachgebrauch ist K. vorzugsweise die Bezeichnung für die amtlichen, meist regelmäßig wiederkehrenden, vom Direktor geleiteten Besprechungen eines Lehrerkollegiums über den Lehrplan, den Unterrichtsbetrieb und die Behandlung einzelner Schüler. Davon unterscheidet man freie Konferenzen, in welchen Lehrer verschiedener Anstalten sich zur Besprechung von wissenschaftlichen und Schulfragen vereinigen. Vgl. Lehrerversammlungen.

Konferieren (lat.), gemeinschaftlich beraten (s. Konferenz); gegeneinander halten, vergleichen; einem etwas übertragen, z. B. ein Amt.

Konfervaceen, Familie der Algen aus der Ordnung der Oogonieen, s. Algen, S. 344.

Konserve, s. Conserva.

Konfeß (lat.), Bekenntnis, insbesondere die Erklärung, wodurch man einem geistlichen Orden als Mitglied beitritt (K. thun).

Konfession (lat.), im subjektiven Sinn s. v. w. Bekenntnis überhaupt, im objektiven das Bekenntnis des Glaubens kirchlicher Hauptparteien, in welchem Sinn man von Christen römisch-katholischer, griechisch-katholischer, evangelischer und reformierter K. spricht; im engsten Sinn eine Schrift, in welcher die Mitglieder einer dieser Konfessionen den Inhalt ihres Glaubensbewußtseins offiziell darlegen (s. Glaubensbekenntnis). Konfessionell (konfessional), auf Glaubensbekenntnisse sich beziehend, begründet, haltend; Konfessionalismus, diejenige theologische Richtung, welche das Festhalten an einem bestimmten Glaubensbekenntnis als unumgängliches Erfordernis des kirchlich-religiösen Lebens geltend macht. Über Konfessionswechsel s. Konvertiten. — Konfessionslos sind in Preußen, bez. in Deutschland, diejenigen, welche infolge der durch den preußischen Kulturkampf herbeigeführten Aufhebung des Taufzwanges die staatsbürgerlichen Rechte genießen, ohne einer religiösen Gemeinschaft anzugehören; auch die nach dem Gesetz vom 14. Mai 1873 ihren Austritt aus einer Kirche erklären, ohne einer andern beizutreten. Ihre Zahl ist seit 1877 in stetigem Rückgang begriffen.

Konfessionisten (lat., Konfessionsverwandte), s. v. w. Augsburgische Konfessionsverwandte (s. d.).

Konfessoren, s. Confessor.

Konfident (lat.), Vertrauter; konfidentiell, vertraulich, auf Konfidenz (s. d.) gegründet.

Konfidénz (lat. confidentia), Vertrauen, vertrauliche Mitteilung; insbesondere das Kirchenverbrechen, dessen sich derjenige schuldig macht, der einem andern eine geistliche Pfründe unter der Bedingung verschafft, daß letzterer dieselbe ihm abtrete oder ihm einen Teil der Einkünfte überlasse. Confidentiarius, derjenige, welcher dieses Verbrechen begeht.

Konfigieren (lat.), zusammenheften.

Konfiguration (lat.), Bildung, Gestaltung, Gestalt; auch s. v. w. Konstellation, daher K. der Planeten, s. v. w. Aspekten. Konfigurieren, gestalten.

Konfiktion (lat.), Erdichtung.

Konfination (mittellat., Verstrickung), im mittelalterlichen Strafensystem eine Freiheitsstrafe, wodurch dem Sträfling ohne eigentliche Gefangenhaltung untersagt ward, einen bestimmten Ort oder Bezirk zu verlassen. Etwas Ähnliches ist heutzutage die Polizeiaufsicht (s. d.). In dem Reichsgesetz vom 4. Mai 1874, betreffend die Verhinderung der unbefugten Ausübung der Kirchenämter, findet sich die an die ehemalige K. erinnernde Bestimmung (§ 1), daß einem durch gerichtliches Erkenntnis aus dem Amt entlassenen Religionsdiener, welcher thatsächlich die Fortdauer des ihm entzogenen Amtes beansprucht, durch Verfügung der Landespolizeibehörde der Aufenthalt in bestimmten Bezirken oder Orten versagt oder angewiesen werden kann.

Konfinien (lat.), Grenzstriche; in Österreich ehemals Bezeichnung des Grenzlandes an der slawonischen Militärgrenze sowie der südlichsten Kreise Tirols (welsche K., Trient und Roveredo umfassend).

Konfinieren (lat.), angrenzen; transitiv s. v. w. jemand eingrenzen, auf ein nicht zu überschreitendes Gebiet einschließen (vgl. Konfination).

Konfirmation (lat.), Bestätigung, z. B. eines Rechtsgeschäfts durch das Gericht; in den evangelischen Konfessionen die kirchliche Handlung, durch welche die jungen Christen (Konfirmanden), nachdem sie von dem Geistlichen im Christentum unterwiesen worden sind (Konfirmationsunterricht), öffentlich Rechenschaft von ihrem christlichen Glauben ablegen, sich zu ihrem Taufbund bekennen und sodann unter Gebet und Handauflegung (daher Einsegnung) in die mündige Gemeinde aufgenommen, daher auch zum Abendmahl zugelassen werden. Die Konfirmierten erhalten als Bestätigung einen vom Pfarramt ausgestellten Konfirmationsschein. Die Handlung kam statt der von den Reformatoren gemißbilligten Weihe mit dem heiligen Salböl (Chrisma), der sogen. Firmung (s. d.), auf, ist aber erst infolge der Wirksamkeit Speners in der deutschen lutherischen Kirche ganz durchgedrungen. Das Alter der Konfirmanden ist in den meisten Staaten 13—15 Jahre. In der katholischen Kirche versteht man unter K. insbesondere das Recht der Päpste, die Bischofswahlen zu bestätigen. Erst durch die K. erlangt der zum Bischof Erwählte die bischöfliche Jurisdiktion.

Konfirmativ (konfirmatorisch, lat.), bekräftigend, bestätigend; konfirmatorisches Urteil, ein Erkenntnis höherer Instanz, welches den Richterspruch eines Untergerichts bestätigt, im Gegensatz zu einem reformatorischen Urteil, welches die Entscheidung des Vorderrichters ganz oder teilweise aufhebt.

Konfirmieren (lat.), bestätigen, bekräftigen; Kinder durch die Konfirmation (s. d.) in die christliche Kirche einführen.

Konfiskation (lat., von fiscus, der Fiskus [s. d.], Einziehung), die polizeiliche oder strafweise Hinwegnahme gewisser Vermögensobjekte, namentlich von Verbrechensgegenständen, welche infolge einer strafbaren Handlung verfügt wird. Während nämlich das römische Recht bei allen Kapitalstrafen regelmäßig auch die Einziehung des gesamten Vermögens des Verurteilten eintreten ließ, entwickelte sich die K. in Deutschland aus dem Institut der Friedlosigkeit, welche ebenfalls die Einziehung des gesamten Vermögens zur Folge hatte. Erst die neuere Zeit beseitigte die K. des gesamten Vermögens vollständig, nachdem dieselbe zuletzt nur noch bei gewissen Verbrechen, z. B. Hochverrat und Desertion, statuiert gewesen war. Die K. des ganzen Vermögens ist namentlich um deswillen verwerflich, weil sie weniger den Verurteilten als vielmehr unschuldige dritte Personen trifft. Zudem ist der Mißbrauch einer solchen Strafmaßregel nur zu leicht möglich. Das moderne Strafrecht und so auch das deutsche Reichsstrafgesetzbuch kennt nur eine K. einzelner Gegenstände. Letzteres bestimmt nämlich im allgemeinen, daß die durch ein vorsätzliches Verbrechen oder Vergehen hervorgebrachten oder zur Begehung eines solchen gebrauchten oder bestimmten Gegenstände eingezogen werden können, sofern sie dem Thäter oder einem Teilnehmer gehören. Ausnahmsweise sollen in einzelnen Fällen (und zwar selbst die dem Verurteilten nicht zugehörigen) Verbrechensgegenstände konfisziert werden, nämlich die bei dem unberechtigten Jagen hergestellten Abdrücke; die in der Form oder Verzierung dem Papiergeld nachgeahmten Warenempfehlungskarten, Ankündigungen und sonstigen Drucksachen; die bei öffentlichen Glücksspielen auf dem Spieltisch oder in der Bank befindlichen Gelder; ferner die öffentlich feilgehaltenen verfälschten oder verdorbenen Eßwaren und Getränke; die ohne polizeiliche Erlaubnis gelegten Selbstgeschosse, Schlageisen oder Fußangeln und endlich die gesetzlichem Verbot zuwider geführten Waffen, wie Stockdegen u. dgl. Außer den im vorstehenden angedeuteten Fällen soll nach dem Reichsstrafgesetzbuch auch auf K. des nachgemachten oder verfälschten Geldes und der dazu dienenden Werkzeuge erkannt werden; ebenso auf Einziehung ungeeichter Maße, Gewichte und Wagen, welche bei einem Gewerbtreibenden vorgefunden werden. Ausnahmsweise ist in Ansehung der einem Beamten in Beziehung auf dessen Dienstgeschäfte gegebenen Geschenke oder der zur Bestechung eines solchen gegebenen Gegenstände bestimmt, daß an Stelle des Empfangenen auch der Wert desselben für dem Staat verfallen erklärt werden kann. Die K. erfolgt, wie schon der Name besagt, in der Regel zu gunsten des Fiskus. Handelt es sich jedoch um den strafbaren Inhalt einer Schrift, Abbildung oder Darstellung, so sind die konfiszierten Exemplare sowie die zur Herstellung bestimmten Platten und Formen unbrauchbar zu machen, eine Vorschrift, welche sich jedoch nur auf die im Besitz des Verfassers, Druckers, Herausgebers oder Buchhändlers befindlichen sowie auf die öffentlich ausgelegten oder angebotenen Exemplare bezieht. Bei nur teilweiser Strafbarkeit der Schrift oder Darstellung soll, wenn thunlich, auch nur ein teilweises Unbrauchbarmachen stattfinden. Die K. ist als eine Nebenstrafe in dem Urteil mit auszusprechen; ist jedoch die Verfolgung oder Verurteilung einer bestimmten Person nicht ausführbar, so kann auch selbständig auf K. erkannt werden. Außerdem kommt die K. als polizeiliche Maßregel vielfach im Zollwesen vor, indem die Konterbande (s. d.) regelmäßig einzuziehen ist. Auch bei der Erhebung sonstiger indirekter Steuern kann K. von Waren eintreten. Vgl. außer den Bundes- (Reichs-) Gesetzen über die Besteuerung von Salz, Branntwein, Brandmalz und Zucker das Deutsche Vereinszollgesetz vom 1. Juli 1869, § 134; Deutsches Strafgesetzbuch, § 40—42, 152, 295, 335, 360, 367 und 369; Strafprozeßordnung, § 477.

Konfiszieren (lat.), gerichtlich für den Fiskus einziehen, in Beschlag nehmen (s. Konfiskation); konfisziert auch s. v. w. von verdächtigem Aussehen, spitzbübisch (z. B. ein konfisziertes Gesicht).

Konfitent (lat.), Beichtender, Beichtkind.

Konfitüren (franz.), in Zucker Eingemachtes, Zuckerwerk, Konfekt (s. d.).

Konflagration (lat.), Verbrennung, Brand; Untergang oder Zerstörung durch Feuer.

Konflikt (lat.), Zusammenstoß, Zusammentreffen, Streit, z. B. der Staatsregierung mit der Volksvertretung, wie in Preußen wegen der Armeereorganisation zu Anfang der 60er Jahre (Konfliktszeit, Konfliktsperiode); sittlicher K., das Zusammen-

Konföderierte (lat.), Verbündete, Alliierte; im amerikanischen Bürgerkrieg die südlichen Sklavenstaaten und die Vorkämpfer des südstaatlichen Sonderbundes, im Gegensatz zu den Föderalisten (s. d.), den Anhängern der Union.

Konform (lat.), gleichförmig; übereinstimmend; Konformation, Form, Gestaltung; Gleichförmigkeit; Konformität, Gleichförmigkeit, Übereinstimmung.

Konformisten (lat.), s. Conformers und Presbyterianer.

Konfraternität (lat.), s. Erbverbrüderung.

Konfrontation (lat., von frons, Stirn), im Strafverfahren die »Gegenüberstellung« mehrerer Angeschuldigten oder Zeugen zum Zweck der Rekognition oder zur Aufklärung von Widersprüchen. Diejenige Person, deren Widerspruch gebrochen und beseitigt werden soll, wird Konfrontat, die ihr zu diesem Zweck gegenübergestellte Konfrontant genannt. Die deutsche Strafprozeßordnung (§ 58) will die K. vornehmlich in der Hauptverhandlung zur Anwendung gebracht wissen, im Vorverfahren nur dann, wenn sie ohne Nachteil für die Sache nicht bis zur Hauptverhandlung ausgesetzt bleiben kann.

Konfundieren (lat.), vermengen, verwirren.

Konfus (lat.), verwirrt, wirr im Kopf.

Konfusion (lat.), Verwirrung, Bestürzung, Verlegenheit. In der Rechtswissenschaft ist K. das Zusammentreffen eines Rechts und der ihm gegenüberstehenden Verbindlichkeit in Einer Person, wodurch beides erlischt; z. B. wenn jemand seinen Gläubiger beerbt oder das ihm verpfändete Grundstück kauft. Treffen Eigentum und Nießbrauch in Einer Person zusammen, so spricht man von Konsolidation.

Konfutation (lat.), Widerlegung; Konfutationsbuch, eine durch den Theologen Flacius (s. d.) veranlaßte Protestation gegen alle Abweichungen von Luthers Lehre (vgl. Synergismus).

Konfutieren (lat.), widerlegen.

Konfutse (richtiger Khungfutse, lat. Confucius), chines. Weiser und Stifter des in China jetzt allein als orthodox geltenden Religionssystems, stammte aus der Familie Khung, die ihren Stammbaum bis 1121 v. Chr. zurückführt, und wurde 551 v. Chr. in der Stadt Kiufu in der heutigen Provinz Schantung als Sohn eines Soldaten geboren. Im dritten Jahr bereits verlor K. seinen Vater, und die Familie hatte seitdem mit großer Dürftigkeit zu kämpfen. Mit 19 Jahren heiratete er und bekleidete in der nächsten Zeit das Amt eines Aufsehers der öffentlichen Getreidespeicher; mit 22 Jahren trat er als öffentlicher Lehrer auf, mit 30 Jahren »stand er fest«, wie er selbst sagte, und schwankte nicht mehr in seinen Ansichten. Es hatten sich bereits vornehme Jünger um ihn geschart; der Ruf des Meisters wuchs, und an jedem Fürstenhof wurde er mit den höchsten Ehren empfangen. Im J. 500 finden wir ihn im Staate des Fürsten von Lu als Bürgermeister, wo er bis zur Kost herab alles von oben regelte und durch seine Erfolge in Herstellung öffentlicher Ruhe zum Minister, zuerst für öffentliche Arbeiten, dann für Kriminaljustiz, berufen wurde. Mätressenwirtschaft rechtigkeit geleitet, und unbedingten, aber kindlichen Gehorsam der Untergebenen. Seine Lehren sind durchaus weltliche, durch Nüchternheit, scharfen Verstand und weltmännische Klugheit ausgezeichnet und enthalten nur die eine Verheißung, daß, wenn ein jeder oder nur die Mächtigen durch ihr wirksames Beispiel die Sittenlehren befolgen, das Dasein der (chinesischen) Menschheit wohl gebessert, ja bis zu den Grenzen der erreichbaren Vollkommenheit erhoben werden könnte. K. vermied den Namen Gott, wie es scheint, weil eine persönliche Bezeichnung leicht zu grob sinnlichen Vorstellungen führt. Eine Unsterblichkeit der Seele nahm er nicht an; er fand aber den Glauben an eine Fortdauer nach dem Tod vor und wußte den günstigen sittlichen Einfluß des Unsterblichkeitsglaubens zu schätzen. Er lehrt Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit, übte sie aber selbst nicht streng. Den Frauen weist K. eine nach unsern Begriffen erniedrigende Stellung als Dienerinnen des Mannes an. Eigentliche Dogmen hat K. nicht verfaßt, sondern nur in Sittensprüchen, die oft orakelhaft dunkel sind, seine Lehren verkündet. Seine Sittenlehre hat ein stark ausgesprochenes chinesisches Gepräge; seinem Moralgebäude geht jedes ideale Streben ab. Anspielungen auf die Schöpfung oder den Schöpfer, auf eine sittliche Weltordnung, auf irgend eine Vergeltung für gerechte oder ungerechte Handlungen werden vermißt. Dagegen betont K. in Bezug auf den Staat, daß die höchste Glückseligkeit allein durch gutes Beispiel von oben zu erreichen sei; dieses reiche hin, um den Niedern wieder auf den rechten Weg zu bringen, wenn er durch äußere Einflüsse auf Irrwege geraten war. Zu Lebzeiten Konfutses nahmen die Großen des zersplitterten Reichs seine Lehren nicht an, und K. verschied enttäuscht und ohne Hoffnung, daß bessere Zeiten kommen würden. Doch schon gleich nach seinem Tod begann der Kultus seiner Person. Bis 194 hatten sich die Verhältnisse so geändert, daß der Stifter der Han-Dynastie an seinem Grab in Lu einen Stier opferte; im J. 1 n. Chr. wurde er nachträglich in den Herzogsstand erhoben. Seit 54 n. Chr. sind für ihn Opferfeste eingesetzt, und man begann, ihm Tempel zu errichten. Jetzt hat jeder größere Ort seinen K.-Tempel; zu den berühmtesten derselben finden große Wallfahrten statt, und nur des K. Lehre gilt den chinesischen Gelehrten als »der rechte Weg«. Vgl. Legge, Life and teachings of Confucius (4. Aufl., Lond. 1875); Plath, Confucius' und seiner Schüler Lehren (Münch. 1866—74, 4 Tle.); Faber, Lehrbegriff des Confucius 2c. (Lond. 1873); »Confucius. Ta Hio. Die erhabene Wissenschaft« und »Tchong-Yong. Der unwandelbare Seelengrund«, übersetzt von Pländner (Leipz. 1875 u. 1878).

Kong (»Berge«), das noch unerforschte Gebirge, welches nördlich von der Küste von Oberguinea auf einer Strecke von 800—1000 km zwischen dem 7. u. 9. Breitengrad bis zum 1.° westl. L. v. Gr. sich hinzieht. Es bildet vermutlich nur den südlichen Abfall der großen Ebenen des Gebiets des Niger und zugleich die Wasserscheide zwischen diesem und den zum Atlantischen Ozean abfließenden Küstenflüssen. Eine bedeutende

Kongelf (Kungelf), Stadt im schwed. Län Gotenburg und Bohus, rechts am nördlichen Arm des Götaelf, mit (1883) 988 Einw. Dabei die Ruinen der alten Feste Bohus (s. d.).

Kongeniāl (lat.), geistesverwandt.

Kongestion (lat.), Blutandrang (s. d.); kongestiv, K. erzeugend, davon herrührend.

Kongestionsfiguren, durch Blutandrang nach dem Kopf hervorgebrachte Gesichtstäuschungen.

Konglomerāt (lat.), Gesteine, aus verkitteten Geröllen, also aus abgerundeten Gesteinsbruchstücken bestehend und dadurch von den aus eckigen Fragmenten zusammengesetzten Breccien zwar unterschieden, doch durch den Grad der Abrundung in dieselben übergehend. Vgl. Tafel »Mineralien und Gesteine«, Fig. 20 u. 21. Die Größe der Gerölle ist äußerst verschieden, sie geht von einem Durchmesser von mehreren Metern bis zu weniger als Haselnußgröße herab; durch weitere Verkleinerung des Korns der Gesteinsstücke bilden sich Übergänge in Sandstein. Die Rollstücke sind bald vorherrschend aus den Trümmern Eines Gesteins entstanden, nach welchem man dann das K. meist benennt (Granit-, Quarz-, Porphyr-, Trachyt-, Basalt-, Kalkkonglomerat u. a.), bald bestehen sie aus den verschiedenartigsten zusammengefluteten Gesteinstrümmern (polygene Konglomerate). Das Verkittungsmaterial (Bindemittel, Zement) wird bald aus verkleinertem Schutt, mit dem Material der Rollstücke übereinstimmend, bald aus mineralogisch davon verschiedener Substanz gebildet; die festeste Verkittung bildet Kieselerde, namentlich wenn auch die Gerölle aus Quarz bestehen; sehr häufig ist das Bindemittel kieselig-thonig, oft eisenschüssig, oft Eisenoxyd, das durch Überzug der Geschiebe das ganze K. rot färbt (so bei den Konglomeraten des Rotliegenden). Kalkkonglomerate besitzen meist kohlensauren Kalk als Zement, der auch wohl die Hohlräume als Kalkspat auskleidet. Auch Aragonit, wie im Basaltkonglomerat, kommt ähnlich vor. Bei Trachyt-, Basalt-, Porphyrkonglomerat bilden nicht selten die feinerdigen Tuffe dieser Gesteine das Bindemittel. Besondere Erscheinungen, hinsichtlich ihrer Entstehungsweise nur mangelhaft bekannt, bilden die Konglomerate mit hohlen Geröllen, diejenigen, bei denen die Gerölle zersprengt und in gegeneinander verschobener Lage wieder verkittet sind, diejenigen, deren Gerölle Eindrücke tragen, und diejenigen mit oberflächlich angeätzten Geröllen; bei letztern ist übrigens diese Anätzung mitunter nur eine scheinbare und besteht vielmehr aus einem kristallinischen Überzug von Kalkspat oder Quarz. Die Konglomerate sind im allgemeinen arm an Mineralien und Versteinerungen; fossile Hölzer, insbesondere Kieselhölzer, kommen noch am häufigsten vor. Die Konglomerate erscheinen bald massig, grob geschichtet, mit unregelmäßig durcheinander liegenden Geschieben, bald deutlich geschichtet, sei es durch die regelmäßige Anordnung der Geschiebe oder durch den Wechsel der konglomeratischen Bänke mit Sandsteinen und the- standteile ist hinsichtlich der Altersbestimmung der Konglomerate wichtig, hinsichtlich der Entstehung der Konglomerate selbst aber ist es offenbar gleichgültig, ob die einzelnen Fragmente vulkanischen oder sedimentären Ursprungs sind: das Konglomeratgestein ist stets sedimentär und wenn marinen Ursprungs, jedenfalls in nicht zu großer Entfernung vom Strand abgelagert.

Konglomerieren (lat.), zusammenballen, -häufen.

Konglutination (lat.), Zusammenklebung; Konglutinat, s. v. w. Konglomerat.

Kongo, Fluß und Staat, s. Congo.

Kongregation (lat., v. grex, Herde, Schar), im allgemeinen jede Vereinigung, Versammlung, Verbrüderung; seit dem 4. Jahrh. der bezeichnende Ausdruck für die Vereinigung mehrerer Klöster zur Beobachtung derselben Regeln und Statuten. Über diese fast nur im Abendland lebenskräftig gewordene Organisation s. Kloster und Orden. Kongregationen heißen auch die Ausschüsse der Kardinäle zu Rom, welche vom Papst zur Leitung gewisser besonderer Geschäfte eingesetzt werden. Hierher gehören z. B.: 1) die Congregatio cardinalium Concilii Tridentini interpretum, zur Vollstreckung und Auslegung der Beschlüsse der Tridentiner Kirchenversammlung wie auch zur Erkennung über Dekrete der Provinzialsynoden errichtet; 2) die C. indulgentiarum et sacrarum reliquiarum, für die Ablaßgesuche und Reliquienangelegenheiten; 3) die C. de propaganda fide (s. Propaganda); 4) die C. super negotiis episcoporum et regularium, für Untersuchung der Streitigkeiten der Bischöfe und Ordensgeistlichen; 5) die C. indicis librorum prohibitorum, mit der Revision, Zensur der Bücher und dem Index der verbotenen Bücher beauftragt (s. Index librorum prohibitorum); 6) die C. sancti officii (inquisitionis), für Untersuchung von Ketzereien und Irrlehren, aus zwölf Kardinälen und mehreren Beisitzern bestehend, 1542 von Paul III. eingerichtet (s. Inquisition); 7) die C. super statu regularium, für Prüfung des Zustandes der Klöster und geistlichen Stiftungen; 8) die C. sacrorum rituum, von Sixtus V. zur Ordnung und Hebung des Kultus eingerichtet; 9) die C. jurisdictionis et immunitatis ecclesiasticae, zum Schutz der kirchlichen Immunität (s. d.) gestiftet von Urban VI. 1626; 10) die C. super disciplina regulari hat Vorschläge zur Hebung des gesamten Klosterwesens zu machen; 11) die C. consistorialis bereitet alle in dem Konsistorium der Kardinäle stattfindenden Verhandlungen vor, sie steht unter dem Papst selbst; 12) die C. super negotiis ecclesiasticis extraordinariis, gegründet von Pius VII. 1814, hat die wichtige Aufgabe, über Abfassung, Abschließung, Aufhebung und Interpretation der Konkordate zu beraten. Außerdem gab es noch Kongregationen für das Gebiet der Stadt Rom sowie für den Kirchenstaat. In Frankreich heißen Kongregationen Verbrüderungen der ultramontanen Partei, die sich schon unter Napoleon I. zu geistlichen Genossenschaften ausgebildet hatten, und deren

Zentralamerika und mehrerer südamerikanischer Republiken; auch Bezeichnung für die zu gemeinsamer Beratung zusammentretenden parlamentarischen Körperschaften in Frankreich, den Senat und die Deputiertenkammer; auch Versammlung von Bevollmächtigten oder von Häuptern mehrerer unabhängiger Staaten zur Verhandlung und Beschlußfassung über gemeinsame Interessen. Von einer Konferenz (s. d.) wird ein K. meist insofern unterschieden, als auf ersterer nur Beratungen ohne Beschlußfassung stattfinden; doch ist der Sprachgebrauch in dieser Hinsicht kein feststehender. Nehmen die Fürsten selbst an den Verhandlungen eines Kongresses teil (Monarchenkongresse), so werden durch die unmittelbare Verständigung der Staatsoberhäupter untereinander, besonders durch Wegfall der Instruktionseinholung, oft schnelle Resultate erzielt. Wichtig ist die Wahl des Ortes, der bequem liegen muß und keinem Mitglied ein Übergewicht geben darf. Man wählt daher gern neutrale Gebiete oder erklärt den Ort des Kongresses für die Zeit der Verhandlungen für neutral (wie 1807 Tilsit). Durch den sogen. Präliminarkongreß werden die Vorfragen über die Geschäftsform, das Präsidium u. dgl. erledigt, nachdem die Prüfung der Vollmachten vorgenommen worden ist. Die Rangfolge der Gesandten und der ihnen beigegebenen Geschäftsmänner richtet sich nach der bestehenden diplomatischen Ordnung. Früher entstanden über diese Frage vielfache Streitigkeiten, seit 1815 hat man über die Reihenfolge bei Unterschriften u. dgl. unbeschadet des Ranges das Alphabet entscheiden lassen. Da der K. möglichst rasche Verständigung durch mündliche Verhandlungen zum Zweck hat, eine Entscheidung durch Stimmenmehrheit aber dem Wesen unabhängiger Staaten widerstreitet, so finden vor der entscheidenden Beratung in der Plenarsitzung vorbereitende vertrauliche Besprechungen und schriftliche Erörterungen statt, welche durch gegenseitige Zugeständnisse und Verzichtleistungen die wünschenswerte Einigung in nähere Aussicht stellen. Sind die den K. beschäftigenden Angelegenheiten sehr ausgedehnt, so bildet er verschiedene Ausschüsse, welche über die ihnen zugeteilten Gegenstände vorbereitende Beratungen (Kommissionssitzungen) halten. Die endlichen Beschlüsse werden in einer Haupturkunde (Kongreßakte, Schlußakte) zusammengestellt und von den Hauptbevollmächtigten unterzeichnet. Wenn man von dem Namen und von der modernen Form der Kongresse, wie sie sich seit dem Westfälischen Frieden ausgebildet hat, absieht, so hat es schon in den ältesten Zeiten Kongresse gegeben. Die Geschichte Griechenlands kennt viele derartige Versammlungen, weniger die römische. Im Mittelalter waren die Kirchenversammlungen ungefähr das, was allmählich die Kongresse wurden; stark mit weltlichen Elementen vermischt war namentlich die Kirchenversammlung zu Konstanz (1414—18), auf welcher der Kaiser selbst mit 26 Fürsten und 180 Grafen erschien. Den ersten rein diplomatischen K. finden wir in dem zu Cambrai 1508, beschickt von dem Kaiser Maximilian I., dem französischen König Ludwig XII., dem König von Spanien, Ferdinand von Aragonien, und dem Papst Julius II., zum Bündnis gegen die Republik Venedig. Einer der wichtigsten ist der zu Münster und Osnabrück (1644—48), der zum Abschluß des Westfälischen Friedens führte. Den Krieg zwischen Frankreich und Spanien beendigte der Pyrenäische K. (1659). In die Periode Ludwigs XIV. gehören die Kongresse zu Oliva (1660), die nordischen Verhältnisse betreffend, zu Breda (1667), durch welchen der Krieg zwischen England und Holland (1664—67) beendigt wurde, zu Aachen (1668), zu Köln und Nimwegen (1674 und 1676—79), zu Ryswyk (1697), zu Utrecht (1712—1713), zu Rastatt und Baden (1713—14), zu Antwerpen (1715), auf welchem der Barrieretraktat (s. d.) zu stande kam, zu Passarowitz (1718), auf Aaland, zu Stockholm und Nystad (1718—21). Der K. von Aachen (1748) beendigte den achtjährigen österreichischen Erbfolgekrieg, der zu Hubertusburg (1763) den Siebenjährigen Krieg. Den Gegensatz zwischen Österreich und Preußen betraf auch der K. zu Teschen (1779). Der amerikanische Unabhängigkeitskrieg veranlaßte den K. zu Paris (1782), die niederländische Insurrektion den K. zu Reichenbach und Sistova (1790—1791); den französischen Revolutionskriegen gehören an die Kongresse zu Pillnitz (1791), Rastatt (1797—1799), Amiens 1801—1802) und Erfurt (1808), letzterer der erste Monarchenkongreß. In die neuere Zeit fallen die Kongresse zu Wien (1814—15), Paris (1815), Aachen (1818), Karlsbad (1819), Wien (1819 bis 1820), Troppau (1820), Laibach (1821), Verona (1822) sowie die uneigentlich Konferenzen genannten Kongresse zu Dresden (1851), Paris (1856), Zürich (1859), London (1864) und der Frankfurter Fürstentag (1863). Aus der neuesten Zeit ist der Berliner K. (vom 13. Juni bis 13. Juli 1878) behufs Regelung der orientalischen Angelegenheiten von besonderer Wichtigkeit. Auch die Congokonferenz in Berlin (1884/85) hatte mehr den Charakter eines Kongresses.

Kongresse als frei gebildete Wanderversammlungen von Berufsgenossen, von Gelehrten und Dilettanten irgend einer Disziplin, zur gegenseitigen Belehrung oder zur Agitation zu gunsten der Durchführung gemeinsamer Interessen oder gesetzgeberischer Forderungen, sind eine Einrichtung, die namentlich in Deutschland tiefe Wurzeln geschlagen hat. Theologen der verschiedensten Richtungen, Juristen, Ärzte, Spezialisten für medizinische Fächer, Naturforscher, Anthropologen, Geographen, Schriftsteller, Numismatiker, Forstmänner, Elektriker, Orientalisten, Friedensfreunde, Armenpfleger, Volkswirte verschiedener Richtungen, Philologen, Germanisten, Journalisten, Landwirte, Bierbrauer, Handwerker etc., sie alle haben ihre Kongresse, Wanderversammlungen, »Tage« und Verbände. In jüngster Zeit hat man sogar Skat- und Kegelspielerkongresse abgehalten. Auf einigen Kongressen werden nur Vorträge gehalten, auf andern schließen sich an die Vorträge Diskussion und Resolution. Die Resultate dieser Versammlungen für das öffentliche Leben werden allerdings oftmals überschätzt; indessen ist diese Sitte namentlich um deswillen von Wichtigkeit, weil sie das Interesse an derartigen Angelegenheiten in Kreise hinausträgt, die sich denselben sonst verschließen.

Kongruénz (lat.), in der Geometrie s. v. w. Gleichheit und Ähnlichkeit oder Übereinstimmung in Größe und Gestalt. Das Zeichen für die K. ($\cong$) ist zusammengesetzt aus dem für die Gleichheit ($=$) und dem für die Ähnlichkeit ($\sim$). In der Arithmetik besteht nach der von Gauß (»Disquisitiones arithmeticae«) eingeführten Bezeichnungsweise die K. zweier Zahlen darin, daß diese Zahlen bei der Division mit einer gewissen dritten Zahl, welche der Modul heißt, gleiche Reste geben. Das Zeichen für diese K. ist $\equiv$. Weil also z. B. 17 und 9 bei der Division mit 4 denselben Rest 1 geben, so ist $17 \equiv 9$ (mod. 4) und auch $17 \equiv 1$ (mod. 4), $9 \equiv 1$ (mod. 4).

Kongruieren (lat., kongruent sein), übereinstimmen, zusammenpassen; sich decken, gleich und ähnlich sein.

Kongsberg, Bergstadt im norweg. Amt Buskerud, am Laagen und an der Eisenbahn Hougsund-K., Sitz des norwegischen Bergamtes und der königlichen Münze, hat ein wichtiges Silberbergwerk (1885 mit 350 Arbeitern), eine Waffenfabrik und (1876) 4358 Einw. Die Silbergruben wurden 1623 von einem Hirtenknaben entdeckt, waren 1805—16 wegen stets verminderter Ausbeute ganz aufgegeben, haben aber neuerdings wieder einen leidlichen Ertrag geliefert, nachdem die Regierung sich 1827—30 vergebens bemüht hat, das Bergwerk zu veräußern. Der Ertrag, welcher in den Jahren 1623—1804 im Durchschnitt jährlich 3068 kg reines Silber betrug, stieg 1836—1840 auf jährlich 7096 kg, ist 1871—75 auf 3624 kg gesunken und erreichte im Betriebsjahr 1884/85 wieder 7200 kg. Der Überschuß betrug im letzten Jahr 437,000 Kronen. K. ist Sitz eines deutschen Konsulats.

Kongsvinger, Stadt im norweg. Amt Hedemarken, am Glommen und an der von Christiania nach Schweden führenden Eisenbahn, früher mit einer Bergfestung, die jetzt aufgehoben ist, hat 930 Einw.

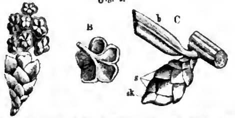
Konia, Hauptstadt des türk. Wilajets K. oder Karaman in Kleinasien, das alte Ikonion (Iconium), die römische Hauptstadt Lykaoniens, später der glänzende Sitz seldschukkischer Sultane, jetzt eine verkommene Stadt mit großen Trümmermassen von Moscheen, Medressen etc., doch als Kreuzungspunkt wichtiger Straßen immer noch ein Hauptstapelplatz für die inländischen Produkte. K. hat 20—30,000 Einw., viele Heiligengräber, zu denen stark gewallfahrtet wird, Fabrikation von Strümpfen und Handschuhen und das erste Kloster der Mevlevi-Derwische im Reich. In der Schlacht bei Ikonion 18. Mai 1190 verrichtete Friedrich Barbarossa seine letzte glänzende Waffenthat. Später ward K. wiederholt erobert, so von Bajesid I. 1392, von Mohammed II. 1460, von Achmed, Sohn Bajesids II., 1511. Hier 30. Mai 1559 Sieg Solimans über seinen Bruder Bajesid, 21. Sept. 1832 Niederlage des türkischen Heers durch die Ägypter.

Konidien, s. Sporen und Pilze.

Koniferen (Zapfenbäume, Zapfenträger, Nadelhölzer, Coniferae, Acerosae), Ordnung der Gymnospermen, Sträucher und Bäume mit gegen- oder wechselständigen, einfachen, ungeteilten, bald höckerförmig kleinschuppigen, bald nadelartig langen und schmalen, bald mehr blattartigen und auch dann meist linealischen, seltener breitern, meist immergrünen Blättern (sogen. Nadeln) ohne Nebenblätter, meist mit stark entwickeltem, herablaufendem Blattkissen. Manche haben keinen Wechsel von Laub- und Niederblättern, sie besitzen nackte Knospen; andre dagegen erzeugen am Schluß jeder Vegetationsperiode wirkliche Knospenschuppen von nicht grüner, sondern trockner, häutiger Beschaffenheit, welche die Knospen bedecken. Bei einigen sitzen die Nadeln nicht unmittelbar am Zweig, sondern dieser ist mit lauter nicht grünen, schuppigen Niederblättern besetzt, in deren Achseln kurze Zweiglein stehen, welche am Grund von häutigen Schuppen umgeben sind, an ihrer Spitze sich nicht weiter bilden, sondern zwei oder mehrere auf gleicher Höhe büschelig stehende Nadeln tragen. Viele K. haben eine ununterbrochen fortwachsende Hauptachse; sie bilden einen gerade aufrechten, nach der Spitze zu dünner werdenden Stamm, von welchem die Äste meist sehr schief oder wagerecht abgehen und dann häufig quirlständig in Absätzen übereinander stehen. Es bilden sich nämlich jedes Jahr unterhalb der Endknospe Seitenknospen, die nahezu auf gleicher Höhe stehen und im nächsten Jahr zu Ästen auswachsen, so daß sich aus der Zahl der Astquirle das Alter einer Stammstelle bestimmen läßt, wie z. B. bei Tannen, Fichten und Kiefern. Bei manchen Arten ist aber dieser eigentümliche regelmäßige Wuchs minder ausgeprägt. Der Stamm der K. besitzt anfangs immer einen Kreis von Fibrovasalsträngen, welche als Blattspuren meist einzeln in je ein Blatt austreten. Sie verbinden sich im Stamm durch einen geschlossenen Kambiumring, welcher das dauernde Dickewachstum, wie bei den dikotylen Bäumen, vermittelt. Der Holzkörper, der hierdurch erzeugt wird, besteht aber nur in der Markscheide aus engen Spiralgefäßen, im übrigen lediglich aus einander gleichen Zellen (Tracheiden), welche auf den gegen die Markstrahlen gekehrten Wänden große, behöfte Tüpfel zeigen; außerdem findet sich bisweilen Holzparenchym, dessen Zellen den gleichen Durchmesser wie die Holzzellen haben. Schmale Markstrahlen durchziehen den Holzkörper in radialer Richtung; die Jahresringe sind scharf abgegrenzt. Die Gefäße aber fehlen, und so erscheint das Nadelholz auf dem Querschnitt homogen, während alles Laubholz entweder schon dem bloßen oder dem mit der Lupe bewaffneten Auge in seiner Masse größere Poren erkennen läßt, die von den weiten Gefäßen, die es besitzt, herrühren. Sehr verbreitet unter den K. sind öl- und harzführende Intercellularkanäle, welche sich bald in der Rinde und im Parenchym der Blätter, bald im Bast, bald auch im Holz finden; massenhafte Harzproduktion, die bei den K. auch häufig vorkommt, hat aber ihren Grund in einer krankhaften Desorganisation ganzer Gewebe, zumal im Holz und Bast, wobei die festen Bestandteile derselben verschwinden und Harz an ihre Stelle tritt, welches dann auch oft an der Oberfläche der Stämme zum Erguß kommt. Die Blüten setzen sich aus einer meist großen Anzahl gleichartiger Blattorgane zusammen, welche in der Regel in spiraliger Anordnung auf einer Achse befestigt sind. Es gibt nämlich allgemein diklinische Blüten und zwar meistens einhäusige, bei mehreren Arten aber auch zweihäusige. Die männlichen Blüten treten als besondere Knospen in den Achseln der Blätter auf, sie haben am Grund mehrere Knospenschuppen, und auf diese folgen unmittelbar in mehr oder minder großer Anzahl und in dichter Stellung Blätter, die sämtlich als Staubgefäße ausgebildet sind, ein kleines Köpfchen, Ährchen oder Träubchen nachahmend. Form der Staubgefäße und Anzahl ihrer Antherenfächer ist nach den Familien und Gattungen verschieden. Die weiblichen Blüten sind ebenfalls besondere Seitenknospen und stellen meistens einen Zapfen (conus) dar. Dieser besteht aus flachen, schuppenartigen Blättern, den sogen. Fruchtschuppen (squamae), welche an einer Achse in dichter, spiraliger Anordnung stehen, jede in der Regel von einem Deckblättchen (bractea) am Grund gestützt. Auf diesen Fruchtschuppen sitzen unmittelbar die Samenknospen, und zwar nehmen dieselben den Grund derselben ein, so daß entweder dort eine größere Anzahl oder nur je eine rechts und links vorhanden sind. Die Samenknospen sind gerade und haben ein einfaches Integument; über die Eigentümlichkeiten ihres innern Baues und ihrer Befruchtung vgl. Gymnospermen. Seine volle Ausbildung erreicht der Zapfen gegen die Zeit der Samenreife. Achse und Fruchtschuppen vergrößern sich beträchtlich und werden holzig, seltener beerenartig weich; im letztern Fall bildet der reife Zapfen einen beerenähnlichen Körper. Der reife Same besitzt eine holzige Schale, die oft einen langen, hautartigen Flügel trägt, und enthält ein mit fettem Öl erfülltes En-

dosperm, in dessen Achse der gerade Keimling mit zwei oder mehreren quirlständigen Kotyledonen und nach oben gekehrtem Würzelchen liegt. Die K. zerfallen in folgende Familien: 1) Die Eibengewächse

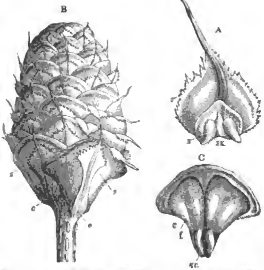
Fig. 1.



Eibe. A männliche Blüte, B Staubgefäß, C weibliche Blüte. b Nadel, s Knospenschuppe, sk Samenknospe.

(Taxineae, Fig. 1) haben wechselständige, bisweilen in zwei Zeilen gewendete, meist mehr oder weniger nadelartige, bisweilen auch blattartige Blätter oder auch Zweige, die mit ihren Blättern zu fiederförmigen Phyllodien verschmolzen sind, werden aber hauptsächlich charakterisiert durch die weibliche Blüte, welche, abweichend von allen übrigen K., keinen Zapfen bildet, sondern eine einzige Samenknospe darstellt, welche auf der Spitze eines kleinen Stiels steht, der, am Grund von Knospenschuppen umgeben, als Seitenknospe in der Achsel eines grünen Blattes erscheint. Während die Samenknospe zum Samen sich ausbildet, wird sie ummachsen von einer becherartigen Wucherung des Stiels, die sich von ihrem Grund aus erhebt und später eine oben offene, saftig beerenartige, gefärbte Hülle um den Samen bildet. Die in kleine Kätzchen vereinigten Staubgefäße sind entweder fast sitzende Schuppen mit zwei Antherenfächern und verschieden gestaltetem Konnektivfortsatz oder schildförmig gestielte Schüppchen mit 3—8 Antherenfächern auf der Unterseite. Die Taxineen sind in den gemäßigten Zonen und in den höhern Regionen der wärmern Zonen beider Halbkugeln einheimisch. Europa besitzt nur die Eibe (Taxus baccata *L.*). 2) Die cypressenartigen Gewächse (Cupressineae) haben gegen- oder quirlständige, meist kleine, kurz nadelförmige oder schuppen- oder höckerförmige, seltener wechselständige, nadelartige Blätter. Die Staubgefäße, welche kleine, runde Kätzchen bilden, sind schildförmig gestielte Schuppen, die auf der Unterseite am untern Rand zwei bis zahlreiche Antherenfächer tragen. Die Samenknospen sitzen auf Fruchtschuppen, welche, meist quirlständig geordnet, einen kurzen Zapfen bilden, und zwar am Grund jeder Schuppe zu zwei bis vielen, mit dem Knospenmund der Spitze der Fruchtschuppe zugekehrt. Der Zapfen wird holzig oder auch beerenartig; die Schuppen öffnen sich zur Reifezeit, um die Samen auszustreuen. Letztere enthalten einen geraden Keimling mit zwei oder mehreren Kotyledonen. Die Kupressineen kommen in den gemäßigten Zonen des mittlern und südlichen Europa, Südasiens, Nordamerikas, Neuhollands und am Kap mig, haben meist zwei mit Längs-, seltener mit Querspalten aufgehende, bisweilen auch mehrere Antherenfächer und sind an der Spitze in einen geraden oder zurückgebogenen Konnektivfortsatz verlängert. Die weiblichen Blüten bilden Zapfen aus zahlreichen spiralig angeordneten, hinter besondern Deckblättern stehenden Fruchtschuppen mit meist zwei am Grunde der letztern sitzenden Samenknospen, die jedoch mit dem Knospenmund grundwärts gekehrt sind. Die Schuppen des Fruchtzapfens sind holzig, bald glatt, bald an der Spitze in verschiedenem Grad verdickt und genabelt und spreizen zur Reifezeit auseinander oder fallen ab und entlassen auf diese Weise die meist geflügelten Samen, deren gerader Keimling meist drei bis zahlreiche lineallische Kotyledonen hat (Fig. 2). Die wichtigste Gattung dieser Familie ist Pinus *L.*, welche auf der südlichen Halbkugel durch Araucaria *Juss.* vertreten wird. Die früher zu den K. gestellten Gnetaceen (Gnetaceae) werden gegenwärtig als besondere Familie betrachtet (s. Gnetaceen).

Fig. 2.



Edeltanne. A Deckblatt, B Stück des reifen Zapfens, C reife, samentragende Schuppe. c Deckblatt, s Schuppe, sk Samenknospe, sa Same, f Anhang desselben.

Die K. machen einen Hauptbestandteil der fossilen Flora aus, von der Steinkohlenformation an bis in die jüngsten Schichten. Man findet am häufigsten und in großen Massen das Holz in mehr oder minder umgewandeltem Zustand, aber noch durch die oben angegebenen Merkmale erkennbar. Außerdem kommen auch versteinerte ganze Stämme sowie beblätterte Zweige und Zapfen im fossilen Zustand vor. Der Bernstein ist das ausgeflossene erhärtete Harz vorweltlicher K. Aus der Familie der Taxineen sind als fossile Gattungen bemerkenswert: Taxoxylon *Unger*, von welchem Stämme in der Braunkohle und

Bernstein eingeschlossen und wohlerhalten gefunden werden, und Cupressoxylon *Kraus*, deren Stämme in der Kreide anzutreffen sind. Die Familie der Abietineen ist vertreten durch Abies *Tourn.*, Pinus *Lk.*, Larix *Lk.*, Cedrus *Lk.*, Abietites *Dunk.* und Pinites *Lindl.* et *Hutt.*, welche in zahlreichen Arten in Überresten, zumal in oft wohlerhaltenen und manchmal sehr umfangreichen Stämmen, minder häufig in Blättern und Zapfen in den tertiären, zum Teil auch schon in sekundären Schichten vorkommen; Araucarites *Sternb.*, in Form von Blättern und Zapfen, in der Kreide und in Tertiärschichten vorkommend; auch schon in Steinkohlenschichten finden sich Koniferenstämme mit dem Bau von Araukarien (Araucarioxylon *Kraus*). Die Gattungen Walchia *Sternb.* und Voltzia *Brongn.* (s. Tafel »Triasformation II«) treten bereits in der Dyasformation auf. Zu den Gnetaceen endlich gehört die fossile Gattung Ephedrites *Göpp.*, von welcher sich Reste im Bernstein eingeschlossen finden. Vgl. **Endlicher**, Synopsis coniferarum (St. Gallen 1847); **Henkel** und **Hochstetter**, Synopsis der Nadelhölzer (Stuttg. 1865); **Parlatore**, Coniferae (in De Candolles »Prodromus«, Bd. 16); **Strasburger**, Die K. und die Gnetaceen (Jena 1872); **Gordon**, Pinetum, a synopsis of all the coniferous plants (neue Ausg., Lond. 1879).

König (griech. basileus, lat. rex, franz. roi, altdeutsch chunig, kuning, angelsächs. cyning, cyng, engl. king, v. got. chuni, »Geschlecht«; tschech. král, poln. król, russ. korólj, ungar. király, letztere Ausdrücke v. lat. Carolus, d. h. Karl d. Gr.), in ältester Zeit Titel des Stammesoberhaupts bei den meisten Völkern. Die königliche Macht war damals unbeschränkt und umfaßte das Amt des obersten Priesters, Richters und Feldherrn. Im Orient entwickelte sich daraus die unbedingte Verfügung über Eigentum und Leben der Unterthanen (der asiatische Despotismus), während bei andern Völkern, wie z. B. bei den Griechen, das Recht des Königs auf der Achtung beruhte, die er sich zu erwerben wußte, und mild und väterlich ausgeübt wurde (patriarchalisches Königtum). Ursprünglich beschränkte sich die Herrschaft des Königs auf einen Stamm, eine Nation, und in diesem Sinn werden auch die Beherrscher von Völkerstämmen in Asien und Afrika Könige genannt. In Europa führen jetzt den Königstitel die Beherrscher größerer, unabhängiger Monarchien. Im Mittelalter übte der deutsche Kaiser, später der Papst das Recht aus, Könige zu ernennen, wie denn namentlich die Herzöge von Böhmen und Polen diesen Titel erhielten. Erst Friedrich III., Kurfürst von Brandenburg und Herzog von Preußen, ernannte sich selbst aus eigner Machtvollkommenheit 18. Jan. 1701 zum K. von Preußen. Auch Napoleon I., der in allem das von Karl d. Gr. gestiftete römische Reich nachzuahmen suchte, hat neue Königreiche geschaffen. So entstand 1801 ein Königreich Etrurien aus dem vormaligen Großherzogtum Toscana; 1805 ernannte sich Napoleon I. selbst zum K. von Italien und 1806 seine Brüder Joseph und Ludwig zu Königen von Neapel und Holland. In demselben Jahr entstanden die Königreiche Bayern und Württemberg und im folgenden die Königreiche Sachsen und Westfalen. Auch die alte Sitte der deutschen Kaiser, noch bei Lebzeiten ihre Nachfolger zu römischen Königen zu ernennen, erneuerte Napoleon I. Etrurien und Holland wurden zwar bald von Frankreich verschlungen, Westfalen durch Deutschlands Erhebung als Königreich vernichtet. Dagegen entstanden nach Napoleons I. Sturz das Königreich der Niederlande und das Königreich Hannover; an die Stelle des Königreichs Italien trat, unter österreichischer Oberherrschaft, das Lombardisch-Venezianische Königreich, das 1866 mit Italien vereinigt wurde, und das Königreich Illyrien, welches aus den illyrischen Provinzen gebildet wurde. In neuerer Zeit entstanden die Königreiche Belgien, Griechenland und Italien; neuerdings haben die Fürsten von Rumänien (14./26. März 1881) und von Serbien (6. März 1882) den Königstitel angenommen. So führen nun in Europa diesen Titel die Monarchen von folgenden Staaten: der Kaiser von Österreich als Titularkönig von Jerusalem, ferner als wirklicher (apostolischer) K. von Ungarn, Böhmen, Dalmatien, Kroatien, Slawonien, Galizien, Lodomerien und Illyrien; der Kaiser von Rußland als K. von Moskau, Kasan, Astrachan, Polen, Sibirien und des taurischen Chersones; der K. von Portugal, zugleich als K. von Algarve, diesseit und jenseit des Meers in Afrika; der K. von Spanien mit dem Titel eines Königs von Kastilien, Leon, Aragonien, beider Sizilien, Jerusalem, Navarra, Granada, Toledo, Valencia, Galicien, Mallorca, Sevilla, Sardinien, Cordova, Corsica, Murcia, Jaen, Algarve, Algeciras, Gibraltar, der Kanarischen Inseln, des westlichen und östlichen Indien, der Inseln und des festen Landes jenseit des Weltmeers; der K. der Niederlande; der K. von Italien mit den Nebentiteln K. von Cypern und Jerusalem; der K. von Württemberg; der K. von Bayern; der K. von Sachsen; der K. von Preußen; der K. (die Königin) von England mit dem Titel K. (Königin) des vereinigten Königreichs Großbritannien (England und Schottland) und Irland und seiner Kolonien und Dependenzen in Europa, Asien, Afrika, Amerika und Australien, Kaiser (Kaiserin) von Indien; der K. von Dänemark mit dem Beititel eines Königs der Wenden und Goten; der K. von Schweden und Norwegen mit demselben Nebentitel; der K. von Griechenland (K. der Hellenen); der K. der Belgier; der K. von Rumänien und der K. von Serbien. Die Könige führen den Titel »Majestät« und genießen gewisse das Zeremoniell betreffende Vorrechte, welche die Diplomatik unter dem Namen der königlichen Ehren (honores regii, honneurs royaux) befaßt, so insbesondere das Recht, eine Königskrone im Wappen zu führen. Seit der Aufhebung des Wahlkönigtums in Deutschland und in Polen ist die Würde des Königs eine erbliche. Früher wurden die Könige bei ihrer Thronbesteigung gesalbt, jetzt ist an die Stelle dieser Weihe eine feierliche Krönung (s. d.) getreten oder jede äußere Zeremonie weggefallen. Vgl. v. **Sybel**, Die Entstehung des deutschen Königtums (2. Aufl., Frankf. 1881); **Wittmann**, Das altgermanische Königtum (Münch. 1854); R. **Köpke**, Die Anfänge des Königtums bei den Goten (Berl. 1859); **Dahn**, Die Könige der Germanen (Würzb. 1861–71, 6 Tle.); **Schulze**, Hausverfassung und Hausgesetze des preußischen Königshauses (Jena 1883). — K. heißt auch die Hauptfigur im Schachspiel, ein Bild der Spielkarten etc.

König (**Metallkönig**, Regulus), das beim Probieren der Erze erfolgende Metall, auch der beim Schmelzen von Metallverbindungen mit reduzierenden Körpern im Tiegel erhaltene Metallklumpen. Der beim Verschmelzen geschwefelter Kupfererze im Flammofen erzeugte Rohstein führt wohl den Namen **Regulusmetall** (s. Kupfer).

König, 1) **Friedrich**, der Erfinder der Schnellpresse, geb. 17. April 1774 zu Eisleben, erlernte in der Breitkopf u. Härtelschen Offizin zu Leipzig 1790 bis 1794 die Buchdruckerkunst, hörte daselbst aber

auch Platens Vorlesungen über Philosophie und beschäftigte sich mit wissenschaftlichen Studien. Schon 1803—1805 war er, zunächst in Meiningen und Suhl, mit Verbesserungen der Buchdruckpresse beschäftigt, suchte auch, wiewohl vergeblich, bei seinem Mangel an materiellen Mitteln um Unterstützung bei der sächsischen und der österreichischen Regierung nach, begab sich 1806 nach Petersburg, wo er seine Pläne, zu denen auch die Konstruktion einer Stereotypenschlagmaschine gehörte, zu verwirklichen hoffte, segelte jedoch, abermals enttäuscht, schon im Spätherbst d. J. nach London. Hier schloß er 1807 mit dem Buchdrucker Bensley ein Übereinkommen behufs Ausführung seiner Pläne zur Erbauung einer Buchdruckmaschine und vereinigte sich 1809 mit dem aus Stuttgart gebürtigen Optiker und Mechaniker Andreas Friedrich Bauer (s. Bauer 2), und eine 1810 patentierte Tiegeldruckmaschine war das erste Ergebnis ihrer Thätigkeit. Bald wurde jedoch das Prinzip des Flachdrucks durch den Cylinderdruck ersetzt, und die folgenden, 1811, 1813 und 1814 genommenen Patente haben sämtlich Druckmaschinen mit cylindrischem Druck zum Gegenstand. Bensleys Eigennutz und Unredlichkeit führten indes jetzt zum Bruch, und 1817 kehrte K., 1818 Bauer nach Deutschland zurück, wo sie in dem schon vorher für K. angekauften ehemaligen Prämonstratenserkloster Oberzell bei Würzburg eine Maschinenfabrik gründeten, vereint weiterführten und zu verhältnismäßig bedeutender Entwickelung gebracht hatten, als die französische Julirevolution eine allgemeine Geschäftsstockung hervorrief, die von der Maschinenfabrik zu Oberzell doppelt schwer empfunden ward, da die gegen die Maschinen erbitterten Drucker diese an vielen Orten zerschlugen. Seit 1828 hatten K. u. Bauer, in Verbindung mit Cotta zu Stuttgart, auch eine Maschinenpapierfabrik nach englischen Vorbildern zu Schwarzach unweit Würzburg eingerichtet, die nach dem Rücktritt Cottas 1831 von ihnen gemeinschaftlich weitergeführt ward. K. starb 17. Jan. 1833, ehe noch der Schnellpressenbau wieder in Aufschwung kam. Unter der Leitung seiner Söhne **Wilhelm** (geb. 9. Dez. 1826) und **Friedrich** (geb. 29. Juni 1829) gelangte die Fabrik zur höchsten Blüte. Vgl. Goebel, Fr. K. und die Erfindung der Schnellpresse (Stuttg. 1883).

2) **Gottlob**, Forstmann, geb. 18. Juli 1776 zu Hardisleben im Weimarischen, trat nach bestandener Forstlehre (1794—96 bei H. Cotta in Zillbach) in das weimarische Jägerkorps, wurde Forstgehilfe und erhielt 1805 eine Revierförsterstelle in Ruhla. Hier errichtete er in demselben Jahr eine Privatforstschule, die bald von In- und Ausländern aufgesucht wurde. 1819 wurde er zum Forstrat ernannt, 1821 an die Spitze der weimarischen Forsttaxationskommission gestellt, 1830 nach Eisenach berufen, 1837 zum Oberforstrat befördert. Seine Privatforstschule in Ruhla wurde 1830 nach Eisenach verlegt und hier zur landesherrlichen Forstschule erhoben, an welcher er bis zu seinem Tod 22. Okt. 1849 überaus segensreich wirkte. Durch seine »Waldpflege« (Gotha 1849; 3. Aufl., umgearbeitet von Grebe, 1875) eröffnete er der Forstwirtschaft neue Bahnen, indem er darauf hinwies, daß dieselbe vor allem die Bodenkraft zu pflegen habe. Endlich hat er die mathematischen Grundlagen der Forstwirtschaftslehre auf eine hohe Stufe der Durchbildung gebracht und in dieser Richtung der Gegenwart eine Fülle befruchtender Gedanken hinterlassen. Er schrieb noch: »Anleitung zur Holztaxation« (Gotha 1813); »Holztaxationstafeln« (zuerst Abdruck aus der »Anleitung zur Holztaxation«, 1813; neubearbeitet in der »Forstmathematik« und separat unter dem Titel: »Forsttafeln«, Gotha 1842); »Die Forstmathematik« (das. 1835; 5. Aufl. von Grebe, 1864); »Grundzüge der Buchenerziehung« (1846); »Die Forstbenutzung« (aus dem Nachlaß hrsg. von Grebe, Eisen. 1851; 3. Aufl., Wien 1882).

3) **Heinrich Joseph**, Schriftsteller, geb. 19. März 1790 zu Fulda, besuchte das Gymnasium, dann das Lyceum daselbst, ward zur Zeit des Großherzogtums Frankfurt Schreiber bei dem Maire der Stadt und fand sodann eine Anstellung bei der Accisenverwaltung. Um diese Zeit schon versuchte er sich in dramatischen Arbeiten, z. B. dem Festspiel »Die Erfüllung« und dem Schauspiel »Wyatt«. 1817 ward er zum Finanzsekretär bei der Regierung in Fulda ernannt und 1819 in gleicher Eigenschaft nach Hanau versetzt, von wo er 1840 nach seiner Vaterstadt zurückkehrte. Durch seine unter dem Titel: »Rosenkranz eines Katholiken« (Frankf. a. M. 1829) veröffentlichten, namentlich gegen das hierarchische Wesen des Katholizismus gerichteten Abhandlungen geriet er in Konflikt mit dem Klerus und ward hierdurch veranlaßt, in seiner Schrift »Der Christbaum des Lebens« (das. 1831) seine religiösen und kirchlichen Ansichten weiter auszuführen; aber infolgedessen vom Bischof exkommuniziert, schloß er sich der reformierten Gemeinde an. An den Bestrebungen für politische Freiheit beteiligte er sich durch seine Schrift »Leibwacht und Verfassungswacht, oder über die Bedeutung der Bürgergarden« (Hanau 1831). Als Mitglied des ersten Landtags 1832 und 1833 trat er in schroffe Opposition zum Ministerium Hassenpflug; dafür wurde ihm für den folgenden Landtag als Staatsbeamten der Urlaub verweigert. Nachdem K. 1847 seinen Abschied genommen, zog er wiederum nach Hanau und von hier 1860 nach Wiesbaden, wo er 23. Sept. 1869 starb. Von Königs dramatischen Arbeiten ist das Trauerspiel »Die Bußfahrt« (Leipz. 1836) hervorzuheben. Seine übrigen Werke, mehr Kombinationen einer geistig angeregten, durch mancherlei Studien und Anschauungen bereicherten reflektierenden Natur als eigentlich dichterische Schöpfungen, sind teils geschichtliche Romane, teils leichtere, spielend hingeworfene Erzählungen, in denen der Autor oft in Breite oder Trivialität verfällt. Wir nennen davon: »Die hohe Braut« (Leipz. 1833; 4. Aufl. 1875, 2 Bde.); »Die Waldenser« (das. 1836, 2 Bde.; 2. Aufl. u. d. T.: »Hedwig die Waldenserin«, 1856; 3. Aufl. 1875); »William Shakespeare« (5. Aufl., das. 1875, 2 Bde.; eine Umarbeitung des 1839 erschienenen Romans »Williams Dichten und Trachten«); »Deutsches Leben in deutschen Novellen« (Bd. 1: »Regina«, das. 1842, 3. Aufl. 1875; Bd. 2: »Veronika, eine Zeitgeschichte«, das. 1844); »Täuschungen« (Wiesb. 1858); »Marianne« (das. 1858); »Die Klubisten in Mainz«, historischer Roman (Leipz. 1847, 3 Bde.; 3. Aufl. 1875); »König Jérômes Karneval« (das. 1855, 3 Bde.; 2. Aufl. 1875); »Seltsame Geschichten« (Frankf. 1856); »Von Saalfeld bis Aspern« (Wiesb. 1864, 3 Bde.). Zerstreute Novellen sammelte er in »Deutsche Familien« (Wiesb. 1862, 2 Bde.). Unter seinen sonstigen Arbeiten sind hervorzuheben: »Georg Forsters Leben in Haus und Welt« (Leipz. 1844, 2. Aufl. 1858); die autobiographischen Schriften: »Auch eine Jugend« (das. 1852, 2. Aufl. 1861) und »Ein Stillleben« (das. 1861, 2 Bde.); ferner: »Eine Fahrt nach Ostende« (Frankf. 1845); »Litterarische Bilder aus Rußland« (Stuttg. 1837), nach mündlichen Mitteilungen des Russen Melgunow; »Was ist die Wahrheit von Jesu?«

(Leipz. 1867) und »Eine Pyrmonter Nachkur« (das. 1869, 2. Aufl. 1876). Seine größern Romane erschienen gesammelt in 20 Bänden (Leipz. 1854—69), eine Auswahl in 15 Bänden (das. 1875).

4) Gustav, Maler, geb. 21. April 1808 zu Koburg, kam 1826 in die Schmidtsche Porzellanmalerei daselbst, übte sich nebenbei im Zeichnen und komponierte besonders viel nach Uhlands Gedichten. Von 1830 bis 1832 besuchte K. die Nürnberger Kunstschule, 1833 trat er an der Münchener Akademie ein, und kurz darauf malte er für den Herzog Ernst von Koburg einen Cyklus von sieben Bildern aus der sächsischen Geschichte. So ward er auf das Studium der Reformationsgeschichte hingewiesen, der er später so viele Stoffe entnahm, daß er danach der »Luther-König« genannt wurde. Er veröffentlichte in 25 Kompositionen auf 48 Blättern Szenen aus Luthers Leben. Dann folgten 29 Initialen zu Luthers geistlichen Liedern (von König Friedrich Wilhelm IV. erworben) und ein Ölbild für den König der Belgier: Johann Friedrich der Großmütige hört beim Schachspiel die Ankündigung seines Todesurteils. Weiter zeichnete K.: Bonifacius den Deutschen das Christentum predigend, das gülden ABC (gestochen von Jul. Thaeter) und die Psalmen Davids (gestochen von Thaeter und Merz) in 48 Darstellungen. 1861 entstand: Nathan und David (Neue Pinakothek zu München) und 1862: Luther und Zwingli zu Marburg 1529, worauf 12 Kompositionen aus dem Leben Davids folgten. K. starb 30. April 1869 in Erlangen. Vgl. Ebrard, Gustav K., sein Leben und seine Kunst (Erlang. 1871).

5) Herbert, Zeichner und Illustrator, geb. 1820 zu Dresden, war eine Zeitlang Schauspieler, kam 1848 nach München, wo er mit seinen humoristischen Skizzen in den »Fliegenden Blättern« zuerst in die Öffentlichkeit trat. Später bereiste er Österreich, Ungarn, Belgien und Holland. Im J. 1852 ging er nach Leipzig und stand hier in näherer Beziehung zur »Gartenlaube« und »Illustrierten Zeitung«, bis er für eine Zeitschrift nach Berlin berufen wurde. Nach fünfjährigem Aufenthalt daselbst kehrte er in seine Vaterstadt zurück, in deren Nähe, in Niederlößnitz, er sich niederließ. Er starb 13. Juni 1876 daselbst. Königs zahlreiche Zeichnungen behandeln die mannigfachsten Seiten des Lebens; namentlich war K. bemüht, seine Zeit in ihren frappantesten Figuren wie insbesondere in ihren Modethorheiten zu schildern. Er that dies mit Geist und Laune und mit geschmackvoller Eleganz in der Zeichnung, die nur leider nicht durch ein ernsthaftes Naturstudium unterstützt wurde.

6) Robert, Pädagog und Schriftsteller, geb. 15. Nov. 1828 zu Danzig, studierte in Berlin, Edinburg, Bonn und Halle Philologie und Theologie, wurde 1854 Rektor der höhern Töchterschule in Oldenburg, 1858 Inspektor der Gouvernantenanstalt in Droyßig bei Zeitz, lebte 1860—63 in Lausanne und ist seit 1864 Redakteur des Familienblattes »Daheim« in Leipzig. Außer einigen Schulbüchern und Schriften über die Frauenfrage, z. B.: »Ein Blick auf den gegenwärtigen Stand der Litteratur über weibliche Pädagogik« (Oldenb. 1856), »Zur Charakteristik der Frauenfrage« (Bielef. 1870) 2c., veröffentlichte er eine Reihe Volks- und Jugendschriften, wie: »Der große Krieg von 1870« (2. Aufl., Leipz. 1875), »Der alte Nettelbeck« (das. 1874), »Meister Schott. Aus der Belagerung von Straßburg« (2. Aufl., das. 1877), und übersetzte einige Romane W. Scotts (das. 1875). Sehr verbreitet ist seine illustrierte »Deutsche Litteraturgeschichte« (13. Aufl., Leipz. 1883).

7) Franz, Chirurg, geb. 16. Febr. 1832 zu Rotenburg an der Fulda, studierte in Marburg und Berlin, ließ sich als Arzt in Hamburg nieder, ging aber bald als Gerichtsarzt und Chirurg am Krankenhaus nach Hanau. 1869 folgte er einem Ruf als Professor der Chirurgie nach Rostock und 1875 nach Göttingen. Er schrieb: »Lehrbuch der speziellen Chirurgie« (4. Aufl., Berl. 1885, 2 Bde.); »Lehrbuch der allgemeinen Chirurgie« (das. 1883—85); »Die entzündlichen Prozesse am Hals« (mit Riedel, in Billroths »Deutscher Chirurgie«, Stuttg. 1882) und »Die Tuberkulose der Knochen und Gelenke« (Berl. 1884), worüber er auch in der »Sammlung klinischer Vorträge« (Leipz. 1883) berichtete.

8) Rudolf, Akustiker, geb. 26. Nov. 1832 zu Königsberg i. Pr., Lehrling von Vuillaume, dem Fabrikanten musikalischer Saiteninstrumente in Paris, errichtete 1858 eine Werkstätte für akustische Apparate u. zeichnete sich bald durch vortreffliche Leistungen aus. Er bildete die Anwendung der graphischen Methode auf die Akustik aus, arbeitete über die Bestimmung der Schallgeschwindigkeit, Klangfiguren, Tonveränderung bewegter Schallquellen, manometrische Flammen 2c. Er schrieb: »Quelques expériences d'acoustique« (Par. 1882); »Catalogue des appareils d'acoustique« (1859 u. öfter). Vgl. Pisko, Die neuern Apparate der Akustik (Wien 1865).

9) Ewald August, Romanschriftsteller, geb. 22. Aug. 1833 zu Barmen, besuchte das Friedrich Wilhelms-Gymnasium in Köln und widmete sich dann, von den Verhältnissen genötigt, dem Kaufmannsstand. Nachdem er von 1854 an drei Jahre lang im Heer gedient hatte, nahm er eine Buchhalterstelle in Elberfeld an, entsagte dieser aber 1868, um sich ganz der litterarischen Thätigkeit zu widmen, und ließ sich 1871 in Neuwied wieder, von wo er 1882 nach Köln übersiedelte. Seine schriftstellerische Laufbahn begann er mit humoristischen Skizzen, besonders aus dem Soldatenleben, denen Novellen und schließlich eine lange Reihe größerer Romane nachfolgten. Wir nennen davon: »Humoresken« (3. Aufl. 1873); »Lust und Leid im bunten Rock« (1864); »Bei der Infanterie« (1865, 2 Bdchn.); »Abenteuer und Fahrten des Commis-Voyageur Plügge« (1866); die Romane: »Der Deserteur« (unter dem Namen Ernst Kaiser, 1867), worin der Krieg von 1866 den Hintergrund bildet; »Die Geheimnisse einer großen Stadt« (1870, 3 Bde.); »Durch Kampf zum Frieden« (1871, 4 Bde.), womit K. einen New Yorker Preis gewann; »Das große Los« (1872, 3 Bde.); »Die Tochter des Franctireurs« (1873, 3 Bde.); »Unter den Frommen« (1875, 4 Bde.); »Auf der Bahn des Verbrechens« (1876, 4 Bde.); »Die Wege zum Glück« (1878, 4 Bde.), »Schuldig?« (1878, 4 Bde.); »Dunkle Wege« (1880, 4 Bde.); »Verlassen!« (1881, 3 Bde.); »Nikodemus Fugger u. Komp.« (1883, 2 Bde.); »Um Glück und Dasein« (1885, 2 Bde.) 2c. K. ist Humorist und Realist und weiß in manchen Szenen ohne poetische Prätension ganz ergötzlich zu erzählen.

10) Otto, Bildhauer, geb. 1838 zu Meißen, war in Dresden Schüler von Hähnel und wurde später Professor an der Kunstgewerbeschule des Österreichischen Museums in Wien. Besonders in der Kleingruppe, sowohl in der ideal durchgeistigten als in der realen, ist er ein viel schaffender, vortrefflicher Künstler, dessen anmutige Gestalten von geistvoller Erfindung und feiner Durchbildung sind. Unter seinen größern Bildwerken sind hervorzuheben: das Grabdenkmal für seine Gattin mit drei Kindern (1874), eine trauernde Viktoria für das von den Marine-

offizieren in Pola gestiftete Denkmal des Kaisers Maximilian von Mexiko, vier Gipsreliefs, die vier Teile der Symphonie darstellend, das Liebesgeheimnis (1884, Marmorgruppe) und dekorative Reliefs für die Hofmuseen und das Burgtheater in Wien. Noch umfangreicher sind seine Entwürfe für Brunnendekorationen und das Kunstgewerbe, von denen die beiden allegorischen Gruppen: Wasser und Wein eines großen Tafelaufsatzes für den Kaiser, Amor als Briefträger, Venus und Amor, Pan mit dem Bacchusknaben, Euterpe, die einen Knaben im Flötenspiel unterrichtet, die Erziehung des Amor in acht Gruppen, Viktoria auf einer Weltkugel, Austria u. der Friede für einen Tafelaufsatz die bedeutendsten sind.

11) Franz Joseph, Agrikulturchemiker, geb. 15. Nov. 1843 zu Lavesum in Westfalen, studierte seit 1864 zu München Mathematik und Naturwissenschaft, dann in Göttingen hauptsächlich Chemie, ging Ende 1867 als Assistent an die agrikulturchemische Versuchsstation zu Altmorschen und übernahm 1870 die Leitung der neu zu gründenden Versuchsstation zu Münster in Westfalen. 1881 wurde er zum Professor ernannt. K. hat sich namentlich um die Lehre von den Nahrungsmitteln große Verdienste erworben, und seine »Chemie der menschlichen Nahrungs- und Genußmittel« (3. Aufl. 1887, 2 Bde.) gilt als Hauptwerk auf diesem Gebiet. Außerdem schrieb er: »Zusammensetzung und Verdaulichkeit der Futtermittel« (mit Th. Dietrich, 2. Aufl., Berl. 1887); »Die Verunreinigung der Flüsse« (preisgekrönt von der ersten allgemeinen deutschen Ausstellung für Hygieine und Rettungswesen); ferner: »Der Kreislauf des Stickstoffs und seine Bedeutung für die Landwirtschaft« (preisgekrönt von dem Landwirtschaftlichen Zentralverein für die Mark Brandenburg) und »Bestand und Einrichtungen der Untersuchungsämter für Nahrungs- und Genußmittel« (das. 1882).

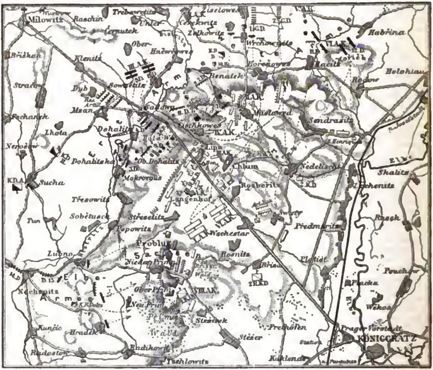
12) Eva, die Gattin von Gotth. Ephr. Lessing (s. d.).

Könige, Bücher der, bildeten im hebräischen Kanon ein Ganzes, erscheinen aber in der Septuaginta und Vulgata in zwei Teile zerlegt. Die B. d. K. enthalten die Geschichte des Volkes Israel von Davids letztem Lebensjahr an und sind auf Grundlage der Reichsannalen und andrer Quellen nach den Forderungen eines bestimmt hervortretenden religiösen Geschichtspragmatismus wahrscheinlich gegen Ende des Exils, bis in dessen Mitte ihr Bericht reicht, abgefaßt. Kommentare lieferten Keil (2. Aufl., Leipz. 1876), Thenius (2. Aufl., das. 1873) und Bähr (Bielef. 1868).

Königgrätz (tschech. Hradec Králové, »Königinburg«), Stadt im östlichen Böhmen, an der Mündung der Adler in die Elbe, an der Österreichischen Nordwest-, der Pardubitz-Reichenberger und der Lokalbahn K.-Wostromierz gelegen, hat eine gotische Kathedrale, eine bischöfliche Residenz, ein Rathaus mit städtischem Museum, ein Theater, ein Schulgebäude, hübsche Promenaden und (1880) mit der Garnison 8166 Einw. Von industriellen Etablissements befinden sich in der Stadt selbst eine vorteilhaft bekannte Metallmusikinstrumentenfabrik, eine Klavier-, eine Harmoniumfabrik und eine Bierbrauerei, in der nächsten Umgebung eine Zucker- und eine Maschinenfabrik. K. ist Sitz eines Bischofs, eines Domkapitels und bischöflichen Konsistoriums, einer Bezirkshauptmannschaft, eines Kreisgerichts, eines Hauptsteueramtes, hat ein Staatsobergymnasium, eine Lehrerbildungsanstalt, eine städtische Oberrealschule, eine Fachschule für Kunstschlosserei, ein theologische Diözesanlehranstalt, eine Bibliothek und ein Taubstummeninstitut; es besitzt ferner eine Gasanstalt, eine Wasserleitung und eine Sparkasse. Die Stadt war bis vor wenigen Jahren Festung. Als Vorstädte von K. gelten: Kuklena (3794 Einw.), Neu-Königgrätz (2266 Einw.), Pauchow (870 Einw.), Schlesische Vorstadt (619 Einw.). — K. war schon um 1062 befestigt und wurde 1362 der Königin Elisabeth als Witwensitz zugeteilt, von welcher Zeit an der Ort den Namen K. statt des bisherigen Hradec (Grätz) erhielt. K. litt viel im Hussitenkrieg (1424 wurde Ziska hier begraben) sowie auch im Dreißigjährigen und Siebenjährigen Krieg. Die jetzigen Festungswerke stammen aus den Jahren 1780—89.

Nach K. wird in der preußischen Kriegsgeschichte die entscheidende Schlacht des Preußisch-deutschen Kriegs (s. d.) 3. Juli 1866 benannt, welche vielfach auch als die von Sadowa bezeichnet wird, mit Unrecht, da bei diesem Dorf weder das Hauptquartier des Siegers war, noch die Entscheidung fiel. Eher könnte Chlum Anspruch darauf erheben, die Schlacht mit seinem Namen zu bezeichnen. Von Anfang an war es die Absicht des österreichischen Hauptquartiers gewesen, die Armee an der obern Elbe auf dem Plateau von Dubenetz zur Entscheidungsschlacht zu konzentrieren, und als die Preußen, ehe diese Bewegung vollendet war, über die Grenzpässe in Böhmen eindrangen, waren ihnen zur Deckung der Konzentrierung nur einzelne Armeekorps entgegengeworfen worden, welche in den glänzenden Gefechten der letzten Junitage besiegt, teilweise aufgerieben wurden. Benedek mußte daher die Armee, welche bereits geschwächt, erschüttert und zur Initiative unfähig war, 1. Juli weiter rückwärts in eine Stellung bei K. führen, welche für die Verteidigung gut gewählt war. Zwischen dem rechten Ufer der Elbe und der Bistritz zu beiden Seiten der Straße von Horsitz nach K. erhebt sich das Terrain stufenförmig in zahlreichen Hügeln, welche durch flache, mit Gehölz und Dörfern besetzte Mulden getrennt werden und bei Chlum, von wo die ganze Gegend übersehen werden kann, ihre höchste Höhe erreichen. Die Artillerie hatte vortreffliche Positionen (überdies waren die Distanzen genau bezeichnet worden), die Infanterie gute Deckungen, welche noch durch Verhaue gesichert waren. Doch war die Aufstellung der Österreicher von Sadowa auf beiden Flügeln bis zur Elbe bei Trotina und Kuklena so weit zurückgebogen, daß sie eine feindliche Umfassung der Flanken erleichterte; auch war es ein Nachteil, daß die Elbe im Rücken war. Im Zentrum bei Lipa standen das 3. und 10., in der Reserve das 1. und 6. Korps; die zurückgebogenen Flügel bildeten rechts das 4. und 2., links die Sachsen und das 8. Korps; im ganzen 220,000 Mann mit 500 Geschützen. So erwartete Benedek vom 1. Juli ab den feindlichen Angriff, obwohl er so sehr alles Vertrauen zu sich und der Armee verloren hatte, daß er am 2. den Kaiser telegraphisch bat, noch vor der unvermeidlichen Katastrophe um jeden Preis Frieden zu schließen. Auf preußischer Seite standen die erste Armee (2., 3., 4. Korps) in Horsitz, die Elbarmee (7. und 8. Korps) bei Smidar, die zweite (Garde, 1., 5. und 6. Korps) bei Königinhof, im ganzen 240,000 Mann. Man erwartete, den Feind, wenn überhaupt, erst jenseit der Elbe zu einer Entscheidungsschlacht bereit zu finden. König Wilhelm, welcher 2. Juli in Gitschin eingetroffen war und den Oberbefehl übernommen hatte, befahl deshalb nach einer Unterredung mit dem Prinzen Friedrich Karl, daß den stark angestrengten Truppen ein paar Ruhetage gegönnt würden, und beschloß, sich selbst für den 3. Juli nach Königinhof zum Kronprinzen zu begeben. Als aber im Lauf

und am Abend des 2. von den Vorposten der ersten Armee Meldungen einliefen, daß an und jenseit der Bistritz starke feindliche Truppenmassen aufgestellt seien, befahl der König nach einem Kriegsrat den Angriff auf dieselben: die erste und die Elbarmee sollten mit Tagesanbruch angreifen, die sofort benachrichtigte zweite Armee von Königinhof aufbrechen und sobald wie möglich von Norden her dem Feind in die rechte Flanke fallen. Prinz Friedrich Mokrowous, das Zentrum (4. und 8. Div.) Sadowa und das Sadowagehölz; der linke Flügel (7. Div.) drang über Benatek in den Swiebwald vor, die Elbarmee eroberte Nechanitz. Schon um 10 Uhr waren diese Erfolge errungen. Aber alle weitern Angriffe auf die Höhen von Lipa und Problus scheiterten. Die österreichischen Stellungen waren zur Verteidigung vortrefflich eingerichtet, die Stärke des Feindes viel beträchtlicher, als man geglaubt; vor allem war seine



Maßstab 1:140000 Kilometer

Preußen: Infanterie Kavallerie Artillerie Österreicher: Infanterie Kavall. Artillerie Sachsen: Infanterie Kavall. Artillerie

AK.- Armeekorps, D.- Division, B.- Brigade, GD.- Gardedivision, KD.- Kavalleriedivision, KDA.- Kav. Div. Alvensleben, KDH.- Kav. Div. Hann, RKD.- Reserve Kav. Div., KBB.- Kavallerie Brigade Bismarck, Ben.- Benedeks Standpunkt.

----> Marschlinien einzelner Truppenkörper im Verlauf der Schlacht.

Karte zur Schlacht bei Königgrätz (3. Juli 1866).

Karl, im Glauben, nur drei österreichische Korps und die Sachsen vor sich zu haben, beschloß, bei Sadowa die Bistritz zu forcieren, die Höhe von Lipa zu erstürmen und das feindliche Zentrum zu durchbrechen, während die Elbarmee von Nechanitz aus einen Stoß auf den feindlichen linken Flügel ausführen sollte. Obwohl das Eingreifen des Kronprinzen der Sicherheit halber befohlen war, schien es doch nicht notwendig. Am 3. Juli gegen 8 Uhr früh begann der Angriff, den der König selbst von der Höhe von Dub leitete, und verlief anfangs ganz der Erwartung gemäß. Die erste Armee, in drei Kolonnen vorgehend (das 3. Korps blieb in Reserve), forcierte die Bistritz; der rechte Flügel (3. Division) besetzte Dohalitzka und Artillerie überlegen. Gegen die 200 gezogenen Geschütze der Österreicher, welche nach und nach um Lipa auffuhren und die vorher abgemessenen Ziele mit einem wütenden Schnellfeuer beschossen, konnte die preußische Artillerie, welche diesseit der Bistritz in ungedeckter Stellung auffuhr, zum Teil noch aus glatten Geschützen bestand und bei dem trüben, regnerischen Wetter die Position und Distanz der feindlichen Batterien nur schwer unterscheiden konnte, nicht aufkommen und sie auch nicht hindern, die preußische Infanterie mit einem Hagel von Granaten zu überschütten. Namentlich die 7. Division unter General v. Fransecky im Swiebwald geriet in eine gefährliche Lage. Ähnlich ging es der Elbarmee, welche die von

den Sachsen besetzten Dörfer Problus und Prim ebenfalls nicht im ersten Ansturm nehmen konnte, obwohl sie Offensivstöße der Sachsen zurückwies. Die Bedrängnis der ersten Armee, deren letzte Reserve, das 3. Korps, der Befehlshaber vorzuschicken zögerte, wurde von den Österreichern bemerkt, welche vor allem den in der Luft schwebenden linken feindlichen Flügel, die 7. Division im Swiepwald, zu vernichten beschlossen, um dem Zentrum in die Flanke zu kommen. In ihrem Siegeseifer verwendeten sie dazu fast ihren ganzen rechten Flügel, das 4. und 2. Korps. Die 7. Division geriet durch die unaufhörlich wiederholten Angriffe und das furchtbare Artilleriefeuer in die größte Gefahr und erlitt bedeutende Verluste; indes sie behauptete sich im Wald, und im Moment der höchsten Not, als sie mit den letzten, fast erschöpften Kräften einem neuen allgemeinen Angriff entgegenzutreten sich anschickte, kam die ersehnte Hilfe durch das Eingreifen der Armee des Kronprinzen, welche rechtzeitig den Befehl des Königs erhalten, sogleich den Marsch angetreten und mit ihren Spitzen, das Gardekorps in der Mitte, das 6. links, das 1. rechts, das 5. in der Reserve, bereits um 11 Uhr die nördliche Grenze des Schlachtfeldes erreicht hatte. Schon um 1 Uhr waren die vordersten Stellungen des Feindes genommen, und während das 6. Korps die Elbe abwärts bis Nedelist und Lochenitz vordrang, nahm die 1. Gardedivision gegen 3 Uhr im ersten Anlauf das durch den Angriff der Österreicher auf den Swiepwald fast ganz entblößte Chlum, den Schlüsselpunkt der Stellung, sowie das noch weiter rückwärts gelegene Rosberitz, die 2. Gardedivision Lipa und Langenhof. Während das 2. österreichische Korps an die Elbe zurückwich, das 4. bereits fast aufgerieben war, machten die Reservekorps, das 6. und 1., Versuche, die verlornen Positionen wiederzuerobern. Aus Rosberitz wurden auch die Preußen herausgeworfen, Chlum indes behauptete die Garde und eroberte auch Rosberitz wieder mit Hilfe des 6. und 1. Korps. Zu gleicher Zeit befahl der König ein Vorgehen auf der ganzen Linie, vor dem die Infanterie der Österreicher, durch das Zündnadelgewehrfeuer furchtbar dezimiert, teilweise in völliger Auflösung an und über die Elbe zurückwich. Nur die Artillerie behauptete überall mit aufopfernder Tapferkeit ihre Stellungen bis zum letzten Augenblick und gab ihre Geschütze preis, um den Rückzug zu decken. Auch die Reiterei lieferte der preußischen bei Langenhof glänzende Gefechte, welche freilich das Schicksal des Tags nur kurze Zeit aufhalten konnten. Der Rückzug der österreichischen Armee artete schließlich in völlige Panik aus; und wenn die gesamte preußische Reiterei zur Verfolgung bereit gewesen wäre, würde eine Sammlung der Trümmer ganz unmöglich gemacht worden sein. Indes von Verfolgung außer durch die folgende Artillerie war keine Rede; die Elbarmee, welche sie ausführen sollte, war dazu zu schwach. Der Rückzug der Österreicher auf Pardubitz blieb also unbehelligt. Die preußischen Truppen bezogen auf dem Schlachtfeld Biwak. Die Verluste der siegreichen Armee beliefen sich auf 359 Offiziere, 8794 Mann an Toten und Verwundeten; die Österreicher

Königin, Gemahlin oder Witwe eines Königs, auch die selbständige Regentin eines Königreichs, wofern die Thronfolge, wie in England und Spanien, auch dem weiblichen Geschlecht offen steht (vgl. Thronfolge); eine Figur im Schachspiel.

Königin Charlotte-Inseln, 1) Inselgruppe an der Küste von Britisch-Columbia, von dem die Vancouverstraße sie trennt, aus der Graham- und Moresbyinsel und den kleinern Nord- und Prevostinseln bestehend, die durch enge Meeresstraßen getrennt werden und zusammen 13,215 qkm groß sind. Einige ihrer Gipfel tragen ewigen Schnee. Die Berghänge sind mit dichtem Wald von riesigen Thujas, Zedern und Cypressen oder mit Torfmoos bedeckt. Das Klima ist mild, aber so regnerisch, daß Ackerbau nur an besonders günstigen Lagen möglich ist. Steinkohlen sind im Skidegate Inlet entdeckt worden. Die Inseln werden von etwa 2000 Haidaindianern bewohnt, die Fischfang treiben. — 2) Austral. Inselgruppe, s. Santa Cruz.

Königin Charlotten-Sund, Meeresstraße, die den Norden der britisch-amerikan. Insel Vancouver vom Festland trennt und durch die enge Johnstonestraße mit dem Georgiasund in Verbindung steht.

Königin der Nacht, Kaktee, s. Cereus.

Königinhof (tschech. Dvůr Králové), Stadt im nordöstlichen Böhmen, an der Elbe und der Pardubitz-Reichenberger Eisenbahn, mit einer Dekanei- und einer alten Kreuzkirche, (1880) 6813 Einw., ansehnlicher mechanischer und Handweberei in Baumwolle in der Stadt und Umgebung, Färberei, Flachsgarnspinnerei und Bierbrauerei, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts. In dem Turm der Dekaneikirche wurde 1817 von Hanka die sogen. Königinhofer Handschrift (s. d.) aufgefunden, zu deren Andenken 1857 auf dem Marktplatz ein Zabojdenkmal aufgestellt wurde. Hier fand 29. Juni 1866 ein Gefecht zwischen Preußen und Österreichern statt, in welchem die 1. Gardedivision das vom Regiment Coronini tapfer verteidigte K. erstürmte.

Königinhofer Handschrift (Rukopis Kralodvorský), das älteste Denkmal der tschechischen Litteratur, von Hanka (s. d.) 1817 im Gewölbe des Kirchturms zu Königinhof aufgefunden, besteht aus zwölf zierlich mit kleiner Schrift beschriebenen Blättern und zwei Bruchstücken, welche zusammen 14 Gedichte und Gedichtfragmente epischer und lyrischer Form enthalten, und stammt nach den letzten Untersuchungen der Brüder Jireček aus dem 13. Jahrh. Die erste Ausgabe (der Urtext mit Übersetzung in neuböhmischer Sprache von Hanka und deutscher Übertragung von Swoboda, Prag 1819) erregte alsbald allgemeines Aufsehen; Goethe, Grimm, Chateaubriand, Cantù u. a. bekundeten freudiges Erstaunen. Eine deutsche Ausgabe besorgte Graf M. Thun („Gedichte aus Böhmens Vorzeit“, mit Einleitung von Schafarik und Anmerkungen von Fr. Palacky, Prag 1845). 1852 gab Hanka eine Polyglotte der K. H. mit Übersetzungen in fast alle europäischen Sprachen heraus; 1862 erschien ein photographisches Faksimile mit einer gründlichen Abhandlung von Vrtatko, 1873 eine illustrierte Ausgabe von Korschinek, 1879 eine neue Ausgabe

Der Mongoleneinfall 1241; dagegen Schwammel, Über die angebliche Mongolenniederlage bei Olmütz, in »Sitzungsberichte der königlichen Akademie der Wissenschaften« 1860, Bd. 33). Das vierte Gedicht schildert den Sieg über Vlaslaw, von welchem der Chronist Kosmas berichtet, das fünfte ein altböhmisches Turnier; das sechste feiert den Sieg der heidnischen Häuptlinge Zaboj und Slavoj über einen christlichen Feldherrn Lüdek (Ludwig?) angeblich 805. Der Rest besteht aus kleinern Liedern im Volkston ohne besondere Aufschriften. Die Echtheit der K. H. ist ebenso eifrig angefochten wie verteidigt worden. Unter den slawischen Linguisten äußerte zuerst Kopitar vielfache Bedenken; in neuerer Zeit haben Feifalik (»Die K. H.«, Wien 1860), Büdinger (in Sybels »Historischer Zeitschrift« 1859 und »Die K. H. und ihre neuesten Verteidiger«, Leipz. 1859), Wattenbach (in genannter Zeitschrift 1863), Vašek (1879), Schembera (Wien 1882 u. 1886) sowie die Professoren der böhmischen Universität Gebauer, Masaryk und Goll (in der Prager Zeitschrift »Ateneum«) gegen ihre Echtheit gewichtige und begründete Anklagen erhoben. Umständliche Verteidigungen lieferten außer Palacky (s. oben) Nebesky (»Rukopis Kralodvorsky«, Prag 1853), die Gebrüder Jireček (1862 u. 1878), Hattala (1871), Brandl (1879, 1880) u. a.

Königin Maria-Hütte, s. Kainsdorf.

Königinmetall, s. Britanniametall.

Königin Pelés Haar, fadenförmige Obsidiangebilde.

König Karls-Land, s. Gillisland.

Königlich Schmelz, Dorf im preuß. Regierungsbezirk Königsberg, Kreis Memel, an der Mündung der Schmelz und des König Wilhelms-Kanals in das Kurische Haff, hat Sägemühlen, Holzhandel, Schifffahrt, Neunaugenfang und (1885) 3885 meist evang. Einwohner, wovon etwa die Hälfte Litauer sind.

Königlobus, s. Globus, S. 436.

König Oskar-Land, s. Franz Joseph-Land.

König Otto-Bad, s. Wiesau.

Königreich, das von einem König (s. d.) beherrschte Staatsgebiet.

Königs-Au (dän. Kongs-Aa), Fluß auf der Grenze zwischen Schleswig-Holstein und Jütland, fließt von NO. nach SW. und mündet nach 75 km langem Lauf in die Nordsee.

Königsbann, ehedem Bezeichnung für die königliche Regierungsgewalt überhaupt, namentlich für die königliche oder die vom König übertragene höhere Gerichtsbarkeit. S. Bann.

Königsberg, 1) K. in Preußen (poln. Krolewiec, lat. Regiomontum; hierzu der Stadtplan), befestigte Hauptstadt der preuß. Provinz Ostpreußen u. des Regierungsbezirks gleichen Namens, Krönungs- und dritte Residenzstadt der Monarchie, liegt unter 54° 42′ nördl. Br. und 20° 29′ östl. L. v. Gr., 4,8 m ü. M., zu beiden Seiten des Pregels, 7,5 km vor seiner Mündung in das Frische Haff und im Knotenpunkt der Linien Seepothen-Eydtkuhnen, K.-Kranz und K.-Labiau der Preußischen Staats-



Wappen von Königs

im N.: Steindamm, altes Fischerdorf, wo die älteste Kirche, St. Niklas, steht, und Tragheim; auf dem Südufer: St. Anton oder Vordere Vorstadt, St. Georg oder Hintere Vorstadt, Haberberg ec.), welche seit der Vereinigung jener drei Städte (1724) zum Weichbild gezogen wurden. Das Ganze hat jetzt einen Umfang von etwa 15 km. Der Pregel durchströmt die Stadt von O. nach W. in zwei Armen (Alter und Neuer Pregel), welche unterhalb der Grünen Brücke sich vereinigen. Wo er in die Stadt eintritt, liegt der sogen. Litauer, wo er aus derselben austritt, der sogen. Holländer Baum, die ehemaligen städtischen Zollgrenzen. Seine größte Breite innerhalb der Stadt beträgt 82–85 m. Die Stadt trägt einen modernen Charakter. Das Mittelalterliche ist bis auf einen Flügel des Schlosses, einen Fortifikationsturm der Altstadt und die Kathedrale der ehemaligen Bischöfe des Samlandes gänzlich geschwunden. Unter den Distrikten, in welche das heutige K. geteilt ist, sind die auf dem rechten Pregelufer die vornehmsten. Sie bestehen aus den ältesten Stadtteilen, welche mit den auf dem linken Flußufer gelegenen und mit der Kneiphofinsel durch sieben Fahrbrücken und die neue Eisenbahnbrücke (eiserne Gitterbrücke) verbunden sind. Die Altstadt zeigt trotz der engen Bauart eine regelmäßige Anlage: eine Langgasse mit ihren Parallelen, von Querstraßen durchschnitten. Geräumiger und stattlicher zeigt sich in gleicher Anlage der Kneiphof, dessen Langgasse sich bis vor kurzem noch als Sitz des einstigen Großbürgertums oder der reichen Kauf- und Handelsherren der vorigen Jahrhunderte darstellte. Die Löbenichtsche Langgasse, einst Sitz der reichen Großbürger der Malzbräuerzunft, besteht jetzt fast nur aus Wohngebäuden. Das einstige Rathaus am Altstädtischen Markt ist noch als ein der Stadt gehöriges Gebäude vorhanden und wird zu verschiedenen öffentlichen und privaten Zwecken benutzt. Das früher Löbenichtsche Rathaus ist schon längst in Privatbesitz übergegangen und umgebaut. Das Kneiphofsche Rathaus in der Brotbänkenstraße (1695 umgebaut), ist jetzt Amtslokal des Magistrats, in dem danebenliegenden Kneiphöfschen Junkerhof befindet sich der Sitzungssaal der Stadtverordneten. Der Altstädtische Junkerhof wurde 1875 zu Läden umgebaut. Von den mittelalterlichen »Artushöfen« hat sich keine Spur erhalten. Unter den sieben Marktplätzen hat einzig der Markt der Altstadt noch altertümliches Aussehen.

Das hervorragendste Gebäude der Altstadt ist das königliche Schloß, ein längliches Viereck, 104 m lang und 66,8 m breit, 1255 im Bau begonnen (s. unten, Geschichte), später Sitz der Hochmeister des Deutschen Ordens und seit 1525 Residenz der Herzöge von Preußen. Die Nordseite rührt noch aus der Ordenszeit her, das übrige ist im 16. und 18. Jahrh. angebaut. Auf dem Westflügel befinden sich die Schloßkirche (1592 erbaut), in welcher sich Friedrich I. 1701 und König Wilhelm I. (18. Okt. 1861) die Königskrone aufsetzten, und der mächtige, zu allen großen Festen benutzte sogen. Moskowitersaal (83 m lang, 17,9 m breit und 6 m hoch), auf den dieser Name wahrscheinlich von einem Gemach übertragen ist, in welchem die moskowitischen Gesandten aufgenommen wurden, die sich 1516 hier befanden, als der Hoch-

KÖNIG



Alt-Roßgärtsche Kirche F 2
Alte Graben-Straße AB 3,4
Alte Reiferbahn F 3
Altstädter Stift B 3
Altstädtische Kirche C 3
Altstädt. Lang-Gasse CD 3,4
Anatomie B 3
Anatomische Anstalt BC 3
Artillerie-Gasse C 6
Ausfall-Thor-Gasse A 3

Bad E 1
Baptisten-Kirche E 1
Bellevue DE 3
Berg-Gasse, Ober- DE 3
Berg-Platz D 3
Berg-Straße D 3
Bessel-Straße B 2,3
Bibliothek, Königliche EF 3
Bismarck-Straße D 6
Blinden-Institut B 6
Bohlwerks-Gasse BC 4
Borcherts-Gasse B 5
Börse C 4
Börsen-Garten D 2
Botanischer Garten B 3
Brandenburger Straße B 6
Brandenburger Thor A 6
Brotbänken-Gasse CD 4
Burg-Straße D 2
Butterberg-Gasse AB 3

Chemisches Laboratorium C 3
Chirurgische Klinik BC 3
Cranzer Bahnhof B 1

Damm-Straße C 5
Dampfschiff-Platz B 4
Der Kai C 4
Deutsch-reform. Kirche D 3
Deutsch-reform. Kirchhof E 3
Dom D 4
Dom-Platz D 4
Drei Kronen-Loge D 2
Drumm-Straße C 3

Eisenbahn-Thor der Ostbahn A 6
Eisenbahn-Thor der Südbahn A 6
Evangel. Vereinshaus E 3
Exerzierhaus F 1 u. G 2

Feld-Artillerie-Kaserne B 6
Fisch-Markt D 4
Fleischbänken-Gasse CD 4
Fleisch-Markt D 4
Französ.-reform. Kirche E 3
Französische Straße D 3
Frei-Gasse C 5
Friedrich-Kollegium DE 3
Friedrichs I. Denkmal D 3
Friedr. Wilhelms III. Denkm. D 2
Friedrichs-Burg A 4,5
Friedrich-Straße F 2

Garnison-Lazarett E 2 u. F 3
Garten-Gasse CD 2
Garten-Straße, Alte B 6
Gas-Anstalt C 5
General-Kommando B 2

Haberberg-Kirche BC 6
Haberberg, Oberer CD 6
Haberberg, Unterer CD 6
Herzogs-Acker F 1,2
Heu-Markt C 2
Hinter-Lomse DE 4
Hinterer Roßgarten E 1,2
Hintere Tragheim-Str. DE 1,2

Immanuel-Loge E 1,2
Jägerhof-Straße E 2,3
Jahrmarkts-Platz C 5
Juden-Kirchhof D 1
Judenkirchhofs-Straße CD 1
Junker-Straße CD 3

Kalthöfsche Straße EF 2

Kneiphöfsche ... Straße BC 5,6
Kommandantur E 2
König-Wilhelms-Gymnas. E 1
Königs-Straße EF 3
Königs-Thor G 2
Kopernikus-Straße BC 2
Kottel-Brücke C 4

SBERG.



...ak-Straße, Obere	B 3
...ak-Straße Untere	C 3
...ndgericht	D 2
...ndes-Haus	F 3
...ndhofmeister Straße	E 3
...ndwirtschaftl. Akademie	C 1
...nge Reihe	B 2,3
...stadien-Gasse	BC 4
...nweber-Gasse	B 2
...ent-Graben-Gasse	B 3,4
...den-Straße	D 4
...auer Wall-Straße	FG 1-3
...beck-Straße	E 2,3
...benichtsche Lang-G.	DE 3,4
...isen-Straße	B 2
...ther-Denkmal	C 3

Militar-Schwimm-Anstalt	E 6
Mittel-Tragheim-Straße	D 1,2
Monken-Gasse	C 3
Monken-Quergasse, Erste	C 3
Muhlen-Gasse	C 1,2
Muns-Platz	D 3
Muns-Straße	D 3
Museum, Stadtisches	E 3
Nachtigallen-Steg	E 1
Neue Gasse, Haberberger	C 6
Neue Gasse, Roßgärter	F 1
Neuer Markt	E 4
Neuroßgarter Kirche	B 3
Neuroßgärtsche Kirchen-G.	BC 3
Neuroßgärtscher Kirchhof	AB 2

Ober-Berg-Gasse	DE 3
Ober-Rollberg	C 3
Ost-Bahnhof	B 5
Palais des kommandierenden Generals	E 2
Packhof	B 4
Parade-Platz (Konigs-G.)	CD 2,3
Physikalisches-Institut	C 1
Plantage	E 4
Pillauer Bahnhof	B 3,4
Polizei	D 3
Polnische Kirche	C 3
Polnischer Kirchhof	AB 2
Ponton-Brücke	D 5
Post-Straße	C 3

Post und Telegraph	C 3
Prediger-Straße	EF 1,2
Prinzen-Straße	F 3
Proviant-Amt-, Konigl.	A 3,4
Pulver-Straße	CD 1,2
Rathaus	C 4
Reiterbahn	B 3
Reifschlager Gasse	C 3
Regierung, Konigliche	D 1,2
Rippen-Gasse	F 2,3
Rosen-Gasse	C 3
Roßgärter Thor	EF 1
Roßgärtscher Markt	E 3
Sackheimer Hinter-Gasse	EG 4
Sackheimer Kirche	E 3
Sackheimer Mittel-Gasse	FG 3,4
Sackheimer Rechte Straße	FG 3
Sackheimer Thor	G 3
Sankt Georgen-Hospital	C 5
Sattler-Gasse	C 4,5
Schleusen-Straße	B 5
Schiffbau-Gasse	B 4
Schloß, Königliches	CD 3
Schloß-Platz	D 3
Schloßteich-Brucke	D 2,3
Schloßteich-Gasse	D 2,3
Schmiede-Brucke	D 4
Schmerlings Grabengasse	C 4,5
von Schön-Denkmal	E 3
Schutzenhaus	D 1
Speicher-Gasse	C 3,4 E 3
Stall-Gasse	C 3
Steile-Gasse	F 3
Steindammer Thor	B 1
Steindamm-Lawendel-Str.	B 2,3
Steindamm-Rechte Str.	BC 2,3
Steindamm-Wallstraße	B 2
Sternwarte	A 3
Stritzel-Gasse	C 3
Süd-Bahnhof	AB 5,6
Synagoge	C 5
Theater	D 2
Theater-Straße	D 3
Toten-Gasse	C 3
Totenkopf-Loge	DE 2
Tragheimer Kirche	C 2
Tragheim Kirchen-Straße	C 1,2
Tragheim. Kirchhof u. Thor	C 1
Tränk-Gasse	BC 4
Turnhalle, u. Turner Str.	C 5
Union-Gießerei	AB 3
Universität	CD 2
Vieh-Markt	DE 6
Vogel-Gasse	BC 3,4
Volks-Garten	A 3
Vorderhufen	AB 1
Vorder-Lomse	D 4
Vorderer Roßgarten	E 2,3
Vordere Vorstadt	C 4,5
Waisenhaus	G 3,4
Wall-Gasse 1te, 2te u. 3te	G 3
Wasser-Gasse	CD 3,4
Weiden-Damm	D 5
Weißgerber-Straße	DE 3
Wilhelms-Gasse	F 2,3
Wolf-Markt	C 4
Wrangel-Straße	C-E 1
Zeughaus	A 4,5
Zoologisches Museum	B 2
Zuggraben	D 5

...titut in Leipzig.

Zum Artikel »Königsberg«.

Schloßthor, und am Ende der Südseite erhebt sich der 84,5 m hohe Schloßturm, von dessen Galerie man die ganze Stadt und Umgegend und das Frische Haff übersieht. Außer dem Dom und der neuen, in gotischem Ziegelbau errichteten **Altstädtischen Kirche** mit einem von massenhaften Pfeilern getragenen Schiff wird unter den 15 Kirchen der Stadt ein architektonisch interessantes oder altes Gebäude vergebens gesucht. Der **Dom**, jetzt die Kneiphofsche Stadtkirche, wurde 1333 vom Hochmeister Luderus von Braunschweig im gotischen Stil gegründet und 1856 einer durchgreifenden Restauration unterworfen. Er ist 92,3 m lang und 25,7 m breit. Der schlanke, 50 m hohe Turm und die schönen drei Schiffe machen einen majestätischen Eindruck; letztere enthalten einen figurenreichen Altar und manche interessante Grabdenkmäler, darunter das des Markgrafen Georg Friedrich und das prächtige Marmormonument des Kanzlers von Kospoth. An der Nordseite des Doms befindet sich ein offener Bogengang, die sogen. **Stoa Kantiana**, und daran ein dem Andenken Kants gewidmeter und mit dessen Büste geschmückter kapellenartiger Raum, unter dessen Steinboden die Gebeine des großen Philosophen ruhen. Ein Denkmal Kants (Nachbildung der am Denkmal Friedrichs II. in Berlin befindlichen Statue von Rauch) wurde 1864 in der Nähe des Schlosses errichtet, sein mit einer Marmortafel geziertes kleines ehemaliges Wohnhaus befindet sich wenige Schritte davon in der Prinzessinstraße. Auf die genannten ältesten Stadtteile beschränkt sich noch heute der Handel, daher die Handels- und Verkehrsanstalten meistens hier zu finden sind. Die neue **Börse**, nach dem Plan H. Müllers in Bremen im italienischen Renaissancestil mit einem Aufwand von 1¾ Mill. Mk. erbaut und 1875 vollendet, das imposanteste Gebäude der Neuzeit und zugleich Sitz des Vorsteheramtes der Kaufmannschaft, steht auf dem südlichen Pregelufer. In der Nähe liegen die Bahnhöfe. Die **neuesten Stadtteile** sind die nördlich vom Schloß gelegenen, die, in der herzoglichen Zeit gar nicht oder spärlich bebaut, den meisten Raum für die Erweiterung bei zunehmender Bevölkerung darboten. Hinter dem Schloß bis an den Steindamm und die Vorstadt Tragheim dehnte sich der fürstliche Tiergarten, jetzt Paradeplatz, aus; nach O. erstreckt sich, 9,35 Hektar groß, der **Schloßteich**, dessen Ufer mit reichem Baumwuchs in wohlgepflegten Gärten bestanden sind. Eine durchgreifende Änderung in der Bauart ging von der Königsstraße (ehedem »Neue Sorge«) aus, besonders seit Friedrich Wilhelm I. sich 1731 hier ein Palais erbaut hatte. Letzteres ist seit 1810 der Universitätsbibliothek eingeräumt und der ebenfalls in der Königsstraße gelegene Jägerhof 1843 der durch Theodor v. Schöns Einfluß gestifteten Malerakademie gewichen. Das moderne K. zeigt fortgesetzt das Bestreben, diese höher gelegenen und darum gesündern Stadtteile immer dichter zu bebauen. Das schöne, durch einen 1885 begonnenen Umbau erheblich erweiterte Bussesche Postgebäude, die oben erwähnte neue Kirche der Altstadt, das neue **Universitätspalais**, zu dem 1844 beim 300jährigen Jubelfest der Universität der Grund gelegt wurde (nach Stülers Plänen 1865 vollendet), das Stadttheater (von Val. Müller), die drei neuen Gerichtsgebäude auf dem Theaterplatz, die Halle des Börsengartens am Schloßteich gehören zu den nennenswertesten Bauten des heutigen K. Sie liegen alle in der Nähe des größten und schönsten Platzes der Stadt, des Parade- oder Universitätsplatzes, den seit 1852 das 5 m hohe bronzene Reiterstandbild Friedrich Wilhelms III. (von Kiß) schmückt, und als dessen Avenue die elegante Tragheimer Pulvergasse angesehen werden kann. In der Mitteltragheimer Straße ist in den letzten Jahren ein neues Regierungsgebäude, zugleich als Sitz des Oberpräsidiums für Ostpreußen, entstanden, während das stattliche Landeshaus der Provinzialverwaltung in der Königsstraße errichtet ist. Die frühern schönen Spaziergänge der Königsberger: der Philosophendamm, wo Kant einst lustwandelte, und das bepflanzte Glacis zwischen dem Roßgärter und dem Königsthor werden kaum mehr benutzt, seitdem die erstere zum Eisenbahnviertel gezogen und vor das genannte Thor die Mehrzahl der Kirchhöfe verlegt ist. Zur Zeit bilden die **Hufen** vor dem Steindammer Thor den Hauptvergnügungsplatz für das Königsberger Publikum.

Der Bau der Festungswerke, welche die Stadt jetzt einschließen, begann erst 1843 unter Friedrich Wilhelm IV. Sie stehen in Verbindung mit einer großen Kette von Außenwerken, welche die nächste, ehedem so ländlich angenehme Umgebung der Stadt gänzlich verändert haben, und eine Linie von detachierten Forts, die zum größten Teil jetzt schon vollendet sind, trägt solche Veränderungen noch auf Meilenweite hinaus. Den zum Teil geschmackvoll ausgeführten neuen Festungsthoren, unter denen neben dem Königs- und dem Friedländer Thor das Steindammer Thor am beachtenswertesten ist, haben sämtliche Stadtthore der frühern Enceinte weichen müssen, wie die alten innern Stadtthore dem immer weiter sich ausdehnenden Straßenverkehr. Die riesigen Werke der Ostseite dienen der Garnison als Kasernen; eine Kavalleriekaserne samt Reitplatz ist auf der Nordseite neben den Festungswerken geschaffen worden.

Die Zahl der **Einwohner** belief sich 1885 mit der Garnison (ein Grenadierreg. Nr. 1, 2 Füsilierbat. Nr. 33, ein Infanteriebat. Nr. 41, 2 Infanteriebat. Nr. 43, ein Kürassierreg. Nr. 3, ein Feldartilleriereg. Nr. 1, ein Fußartilleriereg. Nr. 1 und ein Trainbat. Nr. 1) auf 151,151 Seelen gegen 112,123 im J. 1871. Darunter befanden sich 139,795 Evangelische, 6174 Katholiken und 4155 Juden. **Industrie** und Handel sind sehr bedeutend. Als besonders hervorragend kann namentlich die Eisenindustrie (Guß und Maschinenbau) bezeichnet werden. Sonstige Erwerbszweige sind: Garn- und Zwirnspinnerei, Fabrikation von Manufakturwaren, Tuch, Konfektionsgegenständen, Leinwand, Shoddy, Tabak und Zigarren, Dachpappe, Tapeten, Chemikalien, Knochenmehl, Mineralwasser, Essig, Spiritus, Pianinos, Marzipan &c., Dampf- und Ölmüllerei, Bierbrauerei, Weißgerberei, Kalkbrennerei, Buchdruckerei. Eigentümlich ist für K. neben Danzig die Bernsteinindustrie. Für Gewinnung des Materials waren 1885 im ganzen 1650 Personen thätig. Der Ertrag stellte sich durch Dampfbaggerei (Schwarzort) auf 670, durch Bergwerksbetrieb (Palmnicken und Kraxtepellen) auf 1030, durch Taucherei, Stechen, Schöpfen und Lesen auf 85 Doppelzentner. Der Handel, begünstigt durch Eisenbahnverbindungen, namentlich aber durch die Lage Königsbergs an einem schiffbaren Fluß, dessen Mündung durch das Frische Haff vor den Meeresfluten gesichert ist, hat der Stadt eine bedeutende Stelle unter den Handelsplätzen des Nordens verschafft. Der äußere Hafen von K. befindet sich in Pillau. Viele Schiffe müssen hier leichtern, da das Haff nur durch Baggerungen Tiefgang erhält, viele werden in Pillau selbst umgeladen. Eine Besserung dieser den Verkehr erschwerenden Kalamität steht durch Anlage

einer 6 m tiefen Haffrinne in Aussicht. Es sind nicht allein die Erzeugnisse des Landes: Getreide, Hülsenfrüchte, Flachs, Hanf, Holz, Holzwaren, Pferde, Vieh, Chemikalien, Artikel der Textilindustrie 2c., sondern auch eingeführte Produkte, die eine in stetem Steigen begriffene Handelsprosperität nachweisen. Namentlich ist K. Hauptstapelplatz des gesamten kontinentalen Theehandels. Für den Handel mit Getreide zählt es zu den größten Exportplätzen. Es betrug der Wert der Einfuhr 1886: 179 Mill. Mk., darunter an über See bezogenen Waren 69,5 Mill. Mk. Der Wert der Ausfuhr betrug 150,5 Mill. Mk., davon für über See ausgeführte Artikel 62,8 Mill. Mk. 1885 belief sich der gesamte Seeverkehr auf 3412 Schiffe. Es kamen an: mit Ladung 1180 Schiffe zu 300,764 Registertons, in Ballast oder leer 485 Schiffe zu 115,357 Registertons. Es gingen ab: mit Ladung 1709 Schiffe zu 427,453 Registertons, in Ballast oder leer 38 Schiffe zu 13,490 Registertons. An Handels- und Verkehrsanstalten besitzt K. eine Hauptstelle der Reichsbank (Umsatz 1886: 1014 Mill. Mk.), die Königsberger Vereinsbank (Umsatz 1886: 512 Mill. Mk.), eine Ostpreußische landschaftliche Darlehnskasse (Umsatz 1886: 327 Mill. Mk.), eine Ländliche Genossenschaftsbank, eine Genossenschaftliche Grundkreditbank, eine Rentenbank, eine Provinzialfeuersocietät 2c., ein Vorsteheramt der Kaufmannschaft, eine Börse, einen Gewerberat, eine Reedereigesellschaft, eine Dampfschiffahrtsgesellschaft und eine Schiffswerfte. Den Verkehr in der Stadt vermittelt eine Pferdeeisenbahn.

Unter den Bildungsanstalten nimmt die Universität (Collegium Albertinum) die erste Stelle ein. Dieselbe wurde vom Herzog Albrecht I. von Preußen als eine »echt lutherische« 1544 gegründet und erfreut sich mit den Anstalten, die zu ihr gehören, der 1811 von Bessel errichteten Sternwarte, dem 1819 von Karl v. Baer gegründeten zoologischen Museum und dem 1809 von Schweigger angelegten botanischen Garten, 9 Kliniken, die jetzt als Muster dastehen, Laboratorien und Seminaren sowie zum Teil bedeutenden Sammlungen, besonders der über 220,000 Bände zählenden Bibliothek (neben welcher die Stadtbibliothek nur für Spezialitäten in Betracht kommt), einer immer gediegener sich gestaltenden Ausstattung. In der Aula befinden sich Fresken von Rosenfelder, Gräf, Piotrowski u. a. Die Zahl der Studierenden betrug im Wintersemester 1886/87: 815. (Vgl. Witt, Die dritte Jubelfeier der Albertus-Universität zu K., Königsb. 1844.) An andern Schulanstalten hat K. 4 Gymnasien, ein Progymnasium, 2 Realgymnasien, eine höhere Bürgerschule, 2 Taubstummen- und eine Blindenanstalt. Hierzu kommen für besondere Bildungszwecke eine Anzahl von Instituten, darunter die Handelsschule, die Provinzialkunstschule und die Malerakademie mit dem Stadtmuseum (etwa 270 Gemälde der neuern und neuesten Zeit enthaltend), eine Musikschule, die archäologische Sammlung der Prussia, die geologischen der Physikalisch-Ökonomischen Gesellschaft 2c. An Wohlthätigkeitsanstalten sind besonders zu nennen: das große städtische Krankenhaus, das von einem Verein vinzialarchivs, der Provinzialsteuerdirektion, einer Oberpostdirektion, der Landesdirektion für Ostpreußen, eines Oberlandes- und eines Landgerichts, einer Regierung, eines Landratsamtes, verschiedener Konsulate 2c. Von militärischen Behörden befinden sich hier: das Kommando und der Stab des 1. Armeekorps, der 1. Infanterie- und 1. Kavalleriedivision, der 1. und 2. Infanterie-, 1. Kavallerie- und 1. Feldartilleriebrigade. Die drei hier erscheinenden Zeitungen sind die »Hartungsche Zeitung«, die »Ostpreußische Zeitung« und die »Königsberger Allgemeine Zeitung«. Zum Landgerichtsbezirk K. zählen die acht Amtsgerichte zu Allenburg, Fischhausen, K., Labiau, Mehlauken, Pillau, Tapiau und Wehlau.

[Geschichte.] K. (Altstadt), dessen Burg vom Deutschen Orden 1255 zum Schutz gegen die heidnischen Samländer und zwar auf den Rat des böhmischen Königs Ottokar erbaut ist, wurde 1256 in der Gegend des heutigen Steindammes angelegt, nach der Zerstörung durch die Preußen 1263 in dem Thal unterhalb des Schloßbergs bis an den Pregel wieder aufgebaut und erhielt 1286 Stadtrecht. Der Stadtteil Löbenicht wurde 1300, die Insel Kneiphof 1327 mit Stadtrecht begabt. Von 1457 an war K. die Residenz der Hochmeister, 1525—1618 der Herzöge Preußens; deshalb führt es auch noch den Titel »Haupt- und Residenzstadt«. Von 1626 datiert die Befestigung der Stadt durch Wälle und Gräben; seit 1843 ist K. zu einer Festung ersten Ranges umgeschaffen (s. oben). In K. wurde 16. Jan. 1656 ein Vertrag zwischen Schweden und Brandenburg geschlossen, durch welchen dieses für Preußen die schwedische Lehnshoheit statt der polnischen anerkannte und Ermeland zu Lehen erhielt. 1758 ward K. von den Russen, 1807 von den Franzosen besetzt. König Friedrich Wilhelm I. vereinigte 1724 die drei Städte zu Einer, fortan gab es nur Einen Magistrat und Ein Stadtgericht. Vgl. Faber, Die Haupt- und Residenzstadt K. in Preußen (Königsb. 1840); Rosenkranz, Königsberger Skizzen (das. 1842); Schubert, Zur 600jährigen Jubelfeier Königsbergs (das. 1855); Frischbier, Die Zünfte der Königsberger Junker und Bürger im Kneiphof (das. 1880).

Der Regierungsbezirk K. (s. Karte »Ost- und Westpreußen«) hat einen Flächeninhalt von 21,107 qkm (383,31 QM.) mit (1885) 1,171,116 Einw. (1880: 1,155,545 Einw.), darunter 910,235 Evangelische, 243,153 Katholiken und 10,586 Juden, und besteht aus 20 Kreisen:

Kreise	QKilometer	QMeilen	Einwohner 1885	Auf 1 QKil.
Allenstein	1357	24,65	68973	51
Braunsberg	946	17,18	53469	55
Preußisch-Eylau	1232	22,38	55828	45
Fischhausen	1061	19,27	52243	49
Friedland	880	15,98	45553	52
Gerdauen	848	15,40	37298	44
Heiligenbeil	908	16,49	46332	51
Heilsberg	1096	19,91	55495	51
Preußisch-Holland	859	15,60	44142	51
Königsberg (Stadt)	20	0,36	151151	—
Königsberg (Land)	1051	19,09	53979	51

2) K. in der Neumark, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Frankfurt, ehemals Hauptort der Neumark, an der Röhrike und der Linie Breslau-Stettin der Preußischen Staatsbahn, 19 m ü. M., hat eine gotische Kirche aus dem 13. Jahrh., ein gotisches Rathaus, ein Gymnasium, ein Schullehrerseminar, eine Präparandenanstalt, 2 Hospitäler, ein Amtsgericht, ein Warendepot der Reichsbank, Filzwaren- und Peitschenfabrikation und (1885) 5958 meist evang. Einwohner. — 3) K. in Franken, Stadt im Herzogtum Koburg (Exklave im bayr. Regierungsbezirk Unterfranken), hat 2 Kirchen, eine Burgruine mit schöner Aussicht, ein Amtsgericht, eine Maskenfabrik, Wein- und vortrefflichen Obstbau und (1885) 924 evang. Einwohner. K. ist Geburtsort des Astronomen Johann Müller, genannt Regiomontanus, dem daselbst ein Denkmal gesetzt ist. — 4) Stadt in der böhm. Bezirkshauptmannschaft Falkenau, an der Eger und der Prag-Egerer Eisenbahn, hat eine schöne Pfarrkirche, Reste einer 1634 von den Schweden zerstörten Burg, Baumwollweberei, Alizarinfabrikation, Kunsttischlerei, Braunkohlenbergbau, Viehmärkte, eine Tischlerschule und (1880) 4041 Einw. Nahe dabei die Baumwollspinnerei und -Weberei Liebauthal. — 5) (tschech. Klimkovice) Stadt in Österreichisch-Schlesien, Bezirkshauptmannschaft Troppau, mit Schloß, (1880) 1366 Einw., Samtband- und Likörfabrikation und Bezirksgericht. — 6) (ungar. Ujbánya) Bergstadt im ungar. Komitat Bars, zwischen kahlen Bergen, unweit der Gran, mit 2 kath. Kirchen, (1881) 4190 Einw. (Slawen und Ungarn), ehemals ergiebigem Bergbau auf Gold, Silber und Kupfer, einer Mühlstein- und Glasfabrik und einer Gewerbeschule.

Königsblau, jede hochblaue Farbe, besonders ein in Rot fallendes Blau, auch gewisse Sorten Schmalte, Kobaltblau und Berliner Blau. Die Bezeichnung rührt von den blauen Uniformen und Livreen her, welche die Leibgardisten und Hofbeamten der französischen Könige seit Ludwig XIV. trugen.

Königsboden (Fundus regius) in Siebenbürgen, Bezeichnung für das siebenbürgische Sachsenland, welches bis zum Jahr 1876 eine autonome Stellung einnahm, dieselbe jedoch infolge der Vereinigung des Landes mit Ungarn und durch die neue politische Einteilung in Komitate verlor.

Königsborn, Ort mit großer Saline im preuß. Regierungsbezirk Arnsberg, Kreis Hamm, bei Unna und an der Linie Welver-Dortmund der Preußischen Staatsbahn, hat ein Steinkohlen- und Salzsolbergwerk mit Tiefbauanlage, 6 Gradierhäusern und 69 Pfannen (jährliche Ausbeute 60,000 Doppelzentner Salz) und (1885) 468 Einw. Mit der Saline sind ein Solbad und eine Kinderheilanstalt verbunden. Vgl. Liese, K. als Kurort (Arnsb. 1874).

Königsbrief, Urkunde über eine königliche Verleihung, Dispenserteilung, Standeserhöhung u. dgl. Vgl. Bohnenfest.

Königsbronn, Pfarrdorf im württemberg. Jagstkreis, Oberamt Heidenheim, am Ursprung der Brenz und an der Linie Aalen-Ulm der Württembergischen

der sächs. Kreishauptmannschaft Bautzen, Amtshauptmannschaft Kamenz, im romantischen Pulsnitzthal und an der Linie Klotzsche-K. der Sächsischen Staatsbahn, 180 m ü. M., hat eine evang. Kirche, ein Schloß mit schönem Park, ein Kurhaus mit Bad, ein Amtsgericht, bedeutende Töpferei, ein großes Emaillierwerk, Granitsteinindustrie und (1885) 2114 meist evang. Einwohner. Im 13. Jahrh. war K. Sitz der Grafen von Dohna. In der Nähe der Keulenberg (Augustusberg) mit einem Obelisken zum Andenken an den König Friedrich August II.

Königschina, s. Chinarinden.

Königsdorf-Jastrzemb, Bade- und Luftkurort, zum Dorf Ober-Jastrzemb im preuß. Regierungsbezirk Oppeln, Kreis Rybnik, gehörig, 12 km südöstlich von Loslau, an der Linie Ratibor-Leobschütz der Preußischen Staatsbahn, hat jod- und bromhaltige Kochsalzquellen und gute Badeeinrichtungen. Vgl. Faupel, Die jod- und bromhaltige Kochsalzwasserquelle in K. (Bresl. 1867); Weissenberg, Das jod- und bromhaltige Solbad K. (Berl. 1879).

Königseck (tschech. Kumžák), Stadt in der böhm. Bezirkshauptmannschaft Neuhaus, mit (1880) 2415 Einwohnern.

Königsee, 1) Stadt im Fürstentum Schwarzburg-Rudolstadt (Oberherrschaft), an der Rinne und am Fuß des Thüringer Waldes, 348 m ü. M., hat eine schöne Kirche im gotischen Stil, ein Landratsamt, ein Amtsgericht, eine Superintendentur, Porzellanerdegruben, eine große Kunstfärberei, Bleiweiß-, Schlauch-, Feuereimer-, Strohhut-, Gips- und Maschinenfabrikation, bedeutende Schuhmacherei, Gerberei, eine Dampfschneidemühle, Brauerei und (1885) 2827 evang. Einwohner. Der Bergbau auf Kupfer und Kobalt hat aufgehört, ebenso der Handel mit den als »Königseer Waren« bekannten Medikamenten (Balsam, Tropfen 2c.). — 2) See, s. Königssee.

Königsegg, Standesherrschaft der gräflichen Familie gleichen Namens in den Oberämtern Biberach, Saulgau und Waldsee des württemberg. Donaukreises, mit dem Hauptort Aulendorf, einem Dorf, Knotenpunkt der Linien Bretten-Friedrichshafen und Herbertingen-Isny der Württembergischen Staatsbahn, mit prächtigem Schloß und (1885) 1642 meist kath. Einwohnern.

Königsfarn, s. Osmunda.

Königsfelden, ehemalige Abtei im schweizer. Kanton Aargau, wurde 1310 von der Königin Elisabeth an der Stelle erbaut, wo König Albrecht I. ermordet worden, 1528 jedoch durch die Berner Regierung aufgehoben und dient jetzt, durch Neubauten wesentlich erweitert, als Kantonal-Irrenheilanstalt sowie als Asyl für Gemütskranke und gebrechliche Leute. Die Kirche ist namentlich durch die unvergleichlichen Glasgemälde ihrer elf schlanken Fenster (um 1360 ausgeführt) berühmt. Vgl. Liebenau, Geschichte des Klosters K. (Luzern 1868); Derselbe und Lübke in den »Denkmälern des Hauses Habsburg in der Schweiz« (Zürich 1867–71); Brunner, Königsfeldens Schicksale, aus seinem Urkundenschatz (Aarau 1875).

Königsfischer, s. v. w. Eisvogel.

Verzeichnis der Illustrationen im IX. Band.

Beilagen.

Abbildungen im Text.

Korrespondenzblatt zum neunten Band.

Ausgegeben am 8. Dezember 1887.

Karl Wagner in Augsburg. Die Neuguinea-Kompanie ist aus einer durch den Geheimen Kommerzienrat Adolf v. Hansemann in Berlin ins Leben gerufenen Gesellschaft hervorgegangen, welche im J. 1884 eine Expedition unter Leitung von Dr. Otto Finsch ausrüstete, um in Neuguinea und dem Archipel von Neubritannien Forschungen auszuführen u. Land zu erwerben. Auf Grund des günstigen Ergebnisses dieser Expedition und nach einer Verständigung zwischen der deutschen und der großbritannischen Regierung über die Abgrenzung des Herrschaftsbereichs im westlichen Stillen Ozean wurde der Gesellschaft unter dem Namen »Neuguinea-Kompanie« vom Kaiser Wilhelm unterm 17. Mai 1885 ein Schutzbrief erteilt, durch welchen ihr gegen die Verpflichtung, die von ihr übernommenen staatlichen Einrichtungen zu treffen und zu erhalten, die Rechte der Landeshoheit zugleich mit dem ausschließlichen Recht, in dem Schutzgebiet herrenloses Land in Besitz zu nehmen und Verträge mit den Eingebornen über Land und über Grundberechtigungen abzuschließen, unter Vorbehalt der Oberaufsicht der Regierung übertragen wurden.

Das Schutzgebiet umfaßt den unter deutsche Oberhoheit gestellten, Kaiser Wilhelms-Land genannten nördlichen und nordöstlichen Teil der Insel Neuguinea, den Bismarck-Archipel genannten Archipel von Neubritannien und alle Inseln, welche zwischen dem Äquator und dem 8.° südl. Br. und zwischen dem 141. und 154.° östl. L. liegen.

Durch kaiserlichen Schutzbrief vom 13. Dez. 1886 wurde der Neuguinea-Kompanie unter gleichen Bedingungen auch die Herrschaft über die nördlichen Inseln der Salomongruppe, deren wichtigste die Inseln Bougainville, Choiseul und Ysabel sind, verliehen. Die Neuguinea-Kompanie ordnet ihre rechtliche Verfassung durch ein unterm 29. März 1886 beschlossenes Statut und erhielt unterm 12. Mai 1886 die Rechte einer juristischen Person.

Als ihren Zweck bezeichnet das Statut außer der Erfüllung der in der Landeshoheit liegenden Aufgaben und der Nutzbarmachung des Rechts auf Grund und Boden, daß sie der Ansiedelung im Schutzgebiet den Weg bahnen und Bodenanbau, Handel und Gewerbe auf eigne Rechnung betreiben solle, letzteres jedoch nur so weit, wie dies zur Entwickelung des Unternehmens oder zur Anregung und Förderung privater Unternehmungen dienlich erachtet werde.

Der Sitz der in ihrer zeitlichen Dauer nicht beschränkten Kompanie ist Berlin. Die Mitgliedschaft ist an den Besitz von beitragspflichtigen oder von Freianteilen an der Kompanie und an die deutsche Reichsangehörigkeit gebunden. Die Zahl der beitragspflichtigen Anteile ist zur Zeit auf 800 festgesetzt; an Freianteilen sind 20 bisher bewilligt; sie dürfen den 25. Teil der beitragspflichtigen nicht über-

Die Organe der Kompanie sind die Direktion, die Generalversammlung und die Revisoren. Die Direktion, welche aus zehn Mitgliedern besteht, führt die Geschäfte durch dazu gewählte Mitglieder; über wichtige Angelegenheiten wird in Plenarversammlungen beschlossen. Die Vertretung im Schutzgebiet liegt dem Landeshauptmann ob, welcher als oberster Beamter die Verwaltung daselbst zu leiten hat.

Außer in Finschhafen, wo die Zentralverwaltung ihren Sitz hat, sind Hauptstationen begründet in Hatzfeldhafen und Konstantinhafen. Die Anlegung von Hauptstationen an der Mündung des Kaiserin Augusta-Flusses in Kaiser Wilhelms-Land und zu Mantupi im Bismarck-Archipel ist in der Vorbereitung.

Die Rechtsverhältnisse im Schutzgebiet sind durch das Reichsgesetz vom 17. April 1886 und die kaiserliche Verordnung vom 5. Juni 1886 vorläufig geordnet. Zur Ausübung der Gerichtsbarkeit ist der Landeshauptmann und neben ihm ein dem preußischen Richterstand angehöriger Beamter ermächtigt; für Finschhafen, Konstantinhafen und Hatzfeldhafen sind Standesbeamte ernannt.

Die Aufsicht über die Kompanie wird von dem Reichskanzler geführt.

Verordnungen der Reichsbehörden sowie der Direktion der Kompanie und des Landeshauptmanns gelangen durch ein in Berlin von der Direktion herausgegebenes Verordnungsblatt zur Veröffentlichung. Außerdem gibt die Direktion eine nach Bedürfnis erscheinende Zeitschrift unter dem Titel: »Nachrichten über Kaiser Wilhelms-Land und den Bismarck-Archipel« heraus, in welcher Mitteilungen über alle Vorgänge im Schutzgebiet und bei der Kompanie, welche von allgemeinem Interesse sind, bekannt gemacht werden.

Im Anfang des Jahrs 1887 hat die Kompanie 3 Dampfschiffe und 3 Segelschiffe in Besitz, von denen die erstern den regelmäßigen Verkehr zwischen den Stationen und dem australischen Festland unterhalten. Abgesehen von der Schiffsmannschaft (74), beträgt die Zahl der Beamten und sonstigen Angestellten im Schutzgebiet um dieselbe Zeit 50. Eine besondere Expedition, bestehend aus einem Geographen, einem Botaniker und einem Geologen, ist thätig, um die noch unbekannten Teile des Landes wissenschaftlich zu erforschen.

Der Flächeninhalt des Schutzgebiets ist auf rund 253,000 qkm geschätzt, wovon etwa 179,000 auf Kaiser Wilhelms-Land, 52,000 auf den Bismarck-Archipel und 21,000 auf die Salononinseln entfallen.

Dr. W. in Göttingen. Die Angabe Richard Weltrichs in der »Allgemeinen Zeitung« 1880, Nr. 347, wonach Goethe und seine Erben von der Cottaschen

Goethe:	Gulden 233 969	= 401 090	Mark
Goethes Erben:	„ 270 944	= 464 474	„
Gesamthonorar:	Gulden 504 913	= 865 564	Mark.

Nach Weltrichs Angaben betrug die Summe nur 456,000 Mk. Der Irrtum ist veranlaßt durch den dem Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta beigefügten Auszug des Goetheschen Honorarkontos, welches mit dem Todesjahr des Dichters abschließt. Soviel uns bekannt wurde, ist die Summe, welche Goethes Erben als Honorar für die Werke Goethes empfingen, noch nie zur öffentlichen Kenntnis gekommen, und es wird deshalb diese Notiz in litterarischen Kreisen Interesse erregen.

E. v. Bülow in B. Die Sache ist keineswegs übersehen, da über die sogen. Arbeiterkolonien im Artikel »Armenkolonien« zutreffende Mitteilungen gemacht worden sind. Nachdem Pastor v. Bodelschwingh, wie dort erwähnt, in Wilhelmsdorf die erste derartige Kolonie gegründet hatte, entstanden 1883 die Kolonien Kästorf bei Gifhorn, Rickling bei Kiel, Friedrichswille in der Provinz Brandenburg, Dornahof in Württemberg und Seyda bei Jahna. Das nächste Jahr brachte fünf andre: Dauelsberg bei Delmenhorst, Wunscha bei Rothenburg, Meierei in Pommern, Karlshof bei Rastenburg und Berlin N., 1885 Ankenbuck in Baden und Neu-Ulrichstein in Oberhessen, 1886 Lülerheim bei Wesel, Schneckengrün in Sachsen, Düring bei Bremerhaven (Cronemayers »Heimat-Kolonie«) und die katholische Elkenroth, Kreis Altenkirchen. In Aussicht stehen für Bayern 2 Kolonien, 4 andre für Posen, Westpreußen, Mecklenburg und Thüringen. Natürlich reichen diese am Ende vorigen Jahrs gleichzeitig etwa 2300 Arbeitslose und Bettler beherbergenden und beschäftigenden Anstalten noch lange nicht aus, und es ist erst von der Zukunft, wenn das Netz der Kolonien sowohl als der mit ihnen in Verbindung stehenden und sie ergänzenden Verpflegungsstationen allerwärts vollständig ist, durchgreifendere Hilfe zu erwarten. Solche Verpflegungsstationen bestehen in Westfalen 118 (davon 20 in Herbergen), in Hannover 36 (14 Herbergen), Schleswig-Holstein 32 (19), Brandenburg 150 (27), Schlesien 79 (20), Pommern 77 (12), Provinz Sachsen 139 (24), Ostpreußen 72 (3), Westpreußen 9 (4), Rheinprovinz 97 (19), Posen 18 (3), Hessen-Nassau 4, Freie Städte, Mecklenburg, Oldenburg, Braunschweig, Lippe, Waldeck 5 Stationen (und 24 Herbergen), Thüringen und Anhalt 91 (14), Königreich Sachsen 60 (34), Bayern, Hessen, Baden, Württemberg und Reichslande Stationen? (21 Herbergen). Genauere Angaben finden Sie in der vor kurzem bei Duncker u. Humblot in Leipzig erschienenen Schrift von Dr. Berthold: »Die Entwickelung der deutschen Arbeiterkolonien«, herausgegeben vom Deutschen Verein für Armenpflege und Wohlthätigkeit, und in der vom Zentralvorstand der deutschen Arbeiterkolonien in Wustrau herausgegebenen Zeitschrift »Die Arbeiterkolonie, Korrespondenzblatt für die Interessen der deutschen Arbeiterkolonien und Naturalverpflegungsstationen, zugleich Organ des Deutschen Herbergsvereins«. — Über die sogen. innere Kolonisation verweisen wir Sie auf den Artikel »Kolonien«.

Dr. **R.** in Mecklenburg. Durch die Änderung des Statuts für das Kaiserlich Deutsche Archäologische Institut vom 9. April 1887 hat die ganze Anstalt eine straffere und festere Organisation als bisher erhalten. Es bestehen wie bisher eigentlich zwei Institute, eins in Rom und eins in Athen, deren Leitung je zwei Sekretären obliegt, die ihren dauernden Aufenthalt in Rom, bez. in Athen haben. Während aber früher das römische Institut als das ältere (seit 1829 bestehend) und reicher dotierte einen gewissen Vorrang vor dem jüngern in Athen (vom Jahr 1874) behauptete, sind jetzt beide koordiniert worden. Man kann auch in der That zweifeln, ob der junge Altertumsforscher besser in Athen oder in Rom seine Studien vollendet. Während Griechenland und Kleinasien, für deren Funde Athen das Zentrum ist, in den letzten Dezennien die wichtigsten und großartigsten Schätze an Bildwerken und Inschriften geliefert haben (Olympia, Pergamon, Ilios, Mykenä, Tanagra, die Inseln, Athen selbst), so wird Rom doch immer Rom bleiben und durch die Fülle der dort aufgestapelten Denkmäler großes Interesse und eine gewaltige bildende Kraft sich bewahren. Die Leitung beider Institute, die bisher im Ehren- und Nebenamt von dem Vorsitzenden der Zentraldirektion des Archäologischen Instituts wahrgenommen wurde, übernimmt unter Teilnahme der Zentraldirektion der Generalsekretär des Archäologischen Instituts, der seinen dauernden Wohnsitz in Berlin haben muß, und dessen Geschäfte nicht allein durch die Erweiterung der Funde, sondern auch durch die teilweise Verlegung der Instituts-Publikationen im J. 1886 von Rom nach Berlin erheblich vermehrt worden sind. Die Dotation des Instituts ist erhöht worden, namentlich sind für archäologische Reisen sowohl der Sekretäre als auch der Stipendiaten größere Mittel ausgesetzt worden. Generalsekretär wird der bisherige Vorsitzende der Zentraldirektion, Professor Conze in Berlin, Sekretäre in Rom Professor Petersen und Dr. Hülsen, in Athen Architekt Dörpfeld und Dr. Wolters. Die periodischen Schriften des Instituts behalten die Neugestaltung von 1886: Die »Monumenti inediti« und »Annali« sowie die »Archäologische Zeitung« gehen ein. In Berlin erscheinen fortan im Verlag von Georg Reimer: 1) »Antike Denkmäler«, herausgegeben vom Kaiserlich Deutschen Archäologischen Institut durch Dr. M. Fränkel (am Ende eines jeden Jahrs ein Heft in Folioformat, mit 12 Tafeln); 2) »Jahrbuch des Kaiserlich Deutschen Archäologischen Instituts«, herausgegeben von Max Fränkel (vierteljährlich eine Lieferung in Großoktav, mit Textillustrationen und Tafeln); für umfangreichere Abhandlungen ist die Beigabe von Supplementen in Aussicht genommen; 3) die »Ephemeris epigraphica« erscheint in bisheriger Weise weiter. In Rom erscheinen bei Löscher u. Komp.: 4) »Mitteilungen des Kaiserlich Deutschen Archäologischen Instituts. Römische Abteilung« (vierteljährlich ein Heft in deutscher, italienischer, lateinischer oder französischer Sprache). In Athen erscheinen bei Karl Wilberg: 5) »Mitteilungen des Kaiserlich Deutschen Archäologischen Instituts. Athenische Abteilung« (vierteljährlich ein Heft in deutscher oder griechischer Sprache).

Abonnent W. E. in Wien. Sie erfahren Zuverlässiges wohl am besten vom Vorstand der Handelshochschule in Triest. Auf dergleichen Einzelheiten können sich unsre Artikel unmöglich einlassen.

E. Metzner in Frankfurt a. M. Die Eröffnung des Seminars für orientalische Sprachen in Berlin fand im Oktober 1887 statt. Die Direktion desselben ist dem Professor Karl Eduard Sachau übertragen, an welchen auch die Meldungen zum Eintritt zu richten sind. Mitglieder des Seminars können sowohl künftige Aspiranten für den Dolmetschdienst des Auswärtigen Amtes als auch Angehörige sonstiger Berufsstände werden, sofern sie den erforderlichen Grad geistiger und sittlicher Reife besitzen. Der Unterricht umfaßt folgende Spra-

chen: Chinesisch, Japanisch, Hindustani, Arabisch, Persisch, Türkisch und Suaheli. In Verbindung mit dem sprachlichen Unterricht werden auch zur Vermittelung des Verständnisses für Land und Leute die Realien der betreffenden Sprachgebiete, insbesondere Religion, Sitten und Gebräuche, Geographie, Statistik und neuere Geschichte, behandelt. Für jede Sprache wird ein besonderer Lehrkursus eingerichtet, welcher den theoretischen Unterricht mit praktischen Übungen in der Art verbindet, daß regelmäßig der erstere durch deutsche Lehrer, die letztern durch eingeborne Lektoren erteilt werden. Der Kursus dauert 6—8 Semester für das Chinesische, 6 Semester für das Japanische, je 4 Semester für Hindustani, Arabisch, Persisch und Türkisch, 2 Semester für Suaheli. Mit Beginn jedes Wintersemesters wird für jede Sprache, sofern ein Bedürfnis vorliegt, ein neuer Kursus eröffnet. Die Zahl der Teilnehmer an einem Kursus darf in der Regel nicht mehr als 12 betragen. Die Kurse sind für unbemittelte deutsche Teilnehmer unentgeltlich. Zu den Prüfungen am Schluß der einzelnen Kurse werden nicht nur die Mitglieder des Seminars, sondern in gleicher Weise auch solche Kandidaten zugelassen, welche ihre Studien an andern deutschen Universitäten gemacht haben. Künftige Aspiranten für den Dolmetschdienst des Auswärtigen Amtes, welche eine solche Prüfung bestanden, haben Aussicht, bei eintretenden Vakanzen vor andern Aspiranten berücksichtigt zu werden.

Dr. R. K. Der Polarforscher Leutnant Greeley findet gebührende Erwähnung in unserm Artikel »Nordpolarexpeditionen«. Einen besondern Artikel haben wir ihm nicht geben können, da wir auch eine große Reihe andrer Männer so hätten bedenken müssen, deren Thätigkeit ausführliche Würdigung unter den Stichwörtern findet, welche die Gebiete eingehend behandeln, auf denen sie sich ausschließlich bewegen.

S. Sch. in München. Die Sachen, die Sie in Ihrem Brief aufzählen, gehören in die Diätetik oder in die Arzneimittellehre; es liegt kein Grund vor, sie unter einem besondern Stichwort zusammenzufassen, es sei denn, man wolle damit medizinische Sektiererei treiben, was nicht unsre Sache ist. Ihr Citat aus Moleschott zielt auf die Physiologie und ist gewiß nicht geeignet, unter dem usurpierten wissenschaftlichen, aber wenig benutzten Stichwort eine neue Disziplin für Geheimmittelkrämer und Phantasten zu schaffen.

F. Koch in Düsseldorf. Durch die Errichtung geographischer Lehrstühle an englischen Universitäten ist ein bedeutsamer Fortschritt in der Hebung des geographischen Unterrichts in England zu verzeichnen. Die Universität Oxford hat im Juni d. J. einen solchen Lehrstuhl errichtet, und Cambridge wird im nächsten Jahr diesem Beispiel folgen; in letzterm Fall wird die R. Geogr. Society einen beträchtlichen Zuschuß zu den Kosten leisten. Auch in Rußland steht die Errichtung geographischer Lehrstühle bevor; die erste Professur für Geographie sollte noch 1887 in St. Petersburg gegründet werden.

Abonnent in Prag. Die von Dr. Otto Finsch ge-

M. Streckfuß in Berlin. Sie haben recht. An der betreffenden Stelle hat der unvermeidliche Schreib- und Druckfehlerteufel, der selbst der größten Sorgfalt gegenüber seinen Tribut begehrt, sein Wesen getrieben. Es muß Bd. II, S. 854 heißen:

Mit Einschluß der Totgebornen kamen im Durchschnitt von 1872 bis 1877 auf 1000 Einw. Geburten:

in Österreich	40,1	im Deutschen Reich	41,7
» England	37,3	in Belgien	34,0
» Italien	38,1	» der Schweiz	32,4
» Frankreich	27,3	» Schweden	31,6

Mithin kam eine Geburt

	Einw.		Einw.
in Österreich auf	24,9	im Deutschen Reich auf	24,0
» England auf	26,8	in Belgien auf	29,4
» Italien auf	26,2	» der Schweiz auf	30,9
» Frankreich auf	36,6	» Schweden auf	31,6

Diese Zahlen stimmen mit den Ausführungen überein, welche a. a. O. gebracht werden. Die Zeit von 1872 bis 1877 wurde deswegen gewählt, weil für dieselbe aus allen genannten Ländern vergleichbare Angaben vorlagen.

H. Wagner in Posen. Der Austausch der Ratifikationen des internationalen Vertrags zum gegenseitigen Schutz des Urheberrechts an Werken der Litteratur und Kunst ist am 5. September d. J. in Bern vollzogen worden. Die vertragschließenden Teile sind: Deutschland, Belgien, Frankreich, Großbritannien und Irland, Italien, Spanien, die Schweiz, Haiti, Liberia, Tunis. Die Übereinkunft wird drei Monate nach dem nunmehr erfolgten Austausch der Ratifikationen in Kraft treten.

Z. in Stuttgart. Die Öffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen kann schon jetzt durch Gerichtsbeschluß ausgeschlossen werden, wenn sie eine Gefährdung der öffentlichen Ordnung oder der Sittlichkeit besorgen läßt (deutsches Gerichtsverfassungsgesetz, § 170 ff.). Der Gesetzentwurf, welcher in der Reichstagssession von 1887 vorgelegt und in der Kommission durchberaten wurde, bezog sich auf solche Fälle, in denen die Öffentlichkeit der Verhandlung durch Gerichtsbeschluß ausgeschlossen ist. Die Erfahrungen, welche man bei dem bekannten Prozeß gegen den Maler Gräf in Berlin und in einigen Landesverratsprozessen machte, führten zu diesem Gesetzvorschlag, welcher folgendes bezweckte: 1) Nach bestehender Gesetzesvorschrift muß auch in denjenigen Fällen, in welchen die Öffentlichkeit ausgeschlossen ist, die Verkündung des Urteils öffentlich erfolgen. Nach dem Gesetzentwurf sollte nur die Urteilsformel (der sogen. Tenor des Urteils) künftighin öffentlich verkündet werden müssen, während dies bezüglich der Urteilsgründe nicht mehr der Fall sein würde. 2) Es sollten in der Folgezeit über Gerichtsverhandlungen, die unter Ausschluß der Öffentlichkeit stattgefunden haben, Berichte durch die Presse nicht mehr veröffentlicht werden dürfen. 3) Gegenwärtig kann der Vorsitzende zu nichtöffentlichen Verhandlungen einzelnen Personen den Zutritt gestatten. Diese Bestimmung sollte künftighin wegfallen, unbeschadet des aus der Dienstaufsicht fließenden Rechts der Justiz-

tung des Gesetzentwurfs eingesetzte Kommission hatte sich im wesentlichen für denselben entschieden. Im Plenum gelangte der Kommissionsbericht jedoch nicht mehr zur Beratung; doch wird die Sache voraussichtlich von der Reichsregierung wieder aufgenommen werden.

Albert S. in Elberfeld. Sie haben recht; auf das Steuerwesen können wir ganz vorzüglich die Worte eines bekannten griechischen Philosophen anwenden, nach welchem sich alles in beständigem Fluß befindet. Die preußische Klassensteuer hat seit 1820 mehrfache Wandlungen durchgemacht. Anfänglich wurde die ganze steuerpflichtige Bevölkerung durch die Klassensteuer getroffen; erst seit 1851 hat man zwischen einer klassifizierten Einkommensteuer (Einkommen von 3000 Mk. und mehr) und einer Klassensteuer, welche von geringern Einkommen erhoben wurde, unterschieden. Ursprünglich war die Steuer sehr ungleichmäßig, und man sah sich deshalb veranlaßt, schon 1821 eine größere Zahl von Abstufungen zu bilden, nämlich vier Klassen mit je drei Stufen. In die erste Klasse wurden die besonders wohlhabenden und reichen Einwohner eingereiht mit den Steuersätzen von 144, 96 und 48 Thlr., in die zweite Klasse die wohlhabendern mit 24, 18 und 12 Thlr., in die dritte der geringere Bürger- und Bauernstand mit 8, 6 und 4 Thlr., in die vierte gehörten alle übrigen steuerpflichtigen Bewohner, nämlich: gewöhnliche Lohnarbeiter, gemeines Gesinde und Tagelöhner, ganz kleine Grundbesitzer und Gewerbtreibende, die hauptsächlich vom Tagelohn leben, mit 3, 2, 1½ und ½ Thlr. Die Steuer wurde von jeder Haushaltung erhoben; selbständige Personen (alle über 14 Jahre alte, seit 1827 alle über 16 Jahre alte) zahlten die Hälfte, jedoch mit der Beschränkung, daß in der untersten Stufe höchstens drei solcher Personen auf einen Haushalt gerechnet werden durften. 1851 wurde, wie erwähnt, zwischen Klassen- und Einkommensteuer unterschieden. Für erstere behielt man die Zahl von drei Klassen mit je vier Stufen bei und zwar mit den Steuersätzen in der ersten von ½, 1, 2, 3, in der zweiten von 4, 6, 8, 10, in der dritten von 12, 16, 20, 24 Thlr. Die Veranlagung sollte nach äußern Merkmalen der Wohlhabenheit und Leistungsfähigkeit ohne spezielles Eindringen in die Vermögensverhältnisse erfolgen. Dabei sollte die »Notorietät« die Stelle der speziellen Abschätzung vertreten. Durch Gesetz vom 25. Mai 1873 wurde die Klassensteuer in der Art umgestaltet, daß sie mehr den Charakter der Einkommensteuer annahm. Es wurden jetzt zwölf Einkommenklassen gebildet für die Einkommen von weniger als 3000 Mk., das geringste steuerpflichtige Einkommen wurde auf 420 Mk. bemessen, die Steuersätze stuften sich ab von 3—72 Mk. Die Veranlagung sollte jetzt nach Maßgabe der Schätzung des jährlichen Einkommens erfolgen, so daß in dieser Beziehung auch formell kein Unterschied mehr zwischen der Klassen- und der klassifizierten Einkommensteuer bestand. Ferner wurde den, zum Erlaß eines entsprechenden Teils an Klassen- und Einkommensteuer zu verwenden seien, insoweit darüber nicht zur Deckung des Staatsbedarfs oder zum Zweck der Überweisung eines Teils der Grund- und Gebäudesteuer an die Kommunalverbände verfügt werde. Nach dem Gesetz vom 10. März 1881 sollten in Zukunft drei Monatsraten der Klassensteuer und der fünf untersten Stufen der Einkommensteuer (also bis 6000 Mk.) »außer Hebung« gesetzt werden. 1882 forderte die Regierung die Aufhebung der vier untersten Stufen der Klassensteuer, also eine Steuerbefreiung für alle Einkommen von 420—1200 Mk., und zwar mit der Begründung, daß die Einbringung bei kleinen Leuten besonders in Städten mit großen Schwierigkeiten verbunden sei und viele Pfändungen im Gefolge habe. Die Befreiung erfolgte jedoch nach dem Gesetz vom 26. März 1883 nur für die zwei untersten Klassen (420—660 Mk. und 660—900 Mk.). Dagegen wurde jetzt der 1881 eingeführte Steuererlaß auf die Klassensteuer und auf die zwei untersten Stufen der Einkommensteuer in der Art beschränkt, daß ein Viertel der Klassensteuer, von den Einkommen von 3600—4200 aber ein Sechstel mit 15 Mk. und von denjenigen von 4200—4800 Mk. ein Zwölftel mit 9 Mk. erlassen bleiben sollte. Die 1873 angeordnete Kontingentierung auf 42 Mill. Mk. wurde jetzt aufgehoben. 1883 forderte die Regierung abermals eine Steuerbefreiung auch für die Einkommen von 900—1050 Mk. und 1050—1200 Mk. mit den normalen Steuersätzen von 9 und 12 und den wirklichen von 6¾ und 9 Mk. und dem normalen Gesamtsteuerbetrag von etwa 6,1 Mill. Mk. (wirklicher Eingang etwa 4,8 Mill. Mk.); doch ist sie mit dieser Absicht nicht durchgedrungen.

H. Schütz in Dresden. Unter Leberkraut versteht man Marchantia polymorpha, auch wohl Parnassia palustris; doch wird gegenwärtig namentlich das Kraut des Leberblümchens, Hepatica triloba, als Leberkraut gesammelt. Tausende armer Bewohner Thüringens und der Rhön erwerben sich einen schönen Verdienst durch Sammeln der von den Droguisten teuer bezahlten Blätter der Hepatica, welche in ganz kolossalen Quantitäten nach Nordamerika exportiert und daselbst angeblich zur Bereitung eines Geheimmittels benutzt werden.

R. Kaplowski in Berlin. Die fabrikmäßige Herstellung des Buntpapiers datiert erst aus dem Anfang unsers Jahrhunderts, und ihre Entwickelung ging langsam von statten. Erst vor etwa 30 Jahren nahm sie einen Aufschwung, und dieser steigerte sich in den letzten 10 Jahren so bedeutend, daß gegenwärtig in Deutschland, welches die Führung in diesem Industriezweig stets besessen hat und auch jetzt noch behauptet, etwa 60 Fabriken bestehen, die einen sehr großen Teil ihrer Erzeugnisse exportieren. Die Handarbeit ist so ziemlich der Maschinenarbeit gewichen, wenn es auch immerhin noch zahlreiche Buntpapiersorten gibt, welche nur durch geschickte Handarbeit herzustellen sind. Jedes Jahr bringt Neuheiten und